Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte Auflage.

Zwölfter Band.

Mauria bis Nordsee.

Meyers
Konversations-Lexikon.

Ein

Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit mehr als 10,500 Abbildungen im Text und auf 1088 Bildertafeln, Karten und Plänen.

Zwölfter Band.

Mauria bis Nordsee.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1897.

M.

Mauria *Kunth.*, Gattung der Anakardiaceen, Bäume mit einfachen oder gefiederten Blättern, end- oder achselständigen Rispen und zusammengedrückter Steinfrucht. Sieben Arten in Chile bis Neugranada. M. simplicifolia *H.* et *K.* (Llithi), in Chile, übertrifft an Giftigkeit den Giftsumach.

Mauriac (spr. moriăd), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Cantal, am Abhang eines vulkanischen Hügels an der Orléansbahn, hat eine romanische Wallfahrtskirche (12. Jahrh.), Reste einer Benediktinerabtei, ein Collège, eine Bibliothek (22,000 Bände), eine Ackerbaukammer, Viehhandel und (1891) 2634 (als Gemeinde 3631) Einw.

Maurice, 1) (spr. moriß') Charles, genannt Chéri, Bühnenleiter, geb. 29. Mai 1805 zu Agen in Frankreich, spielte schon in der Jugend mit Glück auf einem Liebhabertheater, siedelte 1824 mit seinem Vater nach Hamburg über und übernahm hier 1831 die Leitung einer Bühne, aus der nach dem großen Brand von 1842 das jetzige Thaliatheater hervorging (1843). 1847 übernahm M. die Direktion des Stadttheaters, die er erst mit Beison, dann mit Wurda bis 1854 führte, worauf er seine ganze Kraft wieder dem Thaliatheater widmete. Letzteres nahm besonders seit 1856, nach Aufhebung gewisser Einschränkungen, einen großen Aufschwung und hat sich durch sein treffliches Ensemble zu einer von allen Talenten gesuchten Musteranstalt herausgebildet. Von hier gingen die Goßmann, Seebach, Wolter und Dawison ans Wiener Burgtheater. Im Mai 1885 trat M. von der Öffentlichkeit zurück, die Leitung der Bühne seinem Sohn und bisherigen Mitdirektor Gustav (geb. 1836, gest. 23. Okt. 1893) überlassend. Nach dessen Tode führte er sie wieder bis 1. Juni 1894. Vgl. Ortmann, Fünfzig Jahre eines deutschen Theaterdirektors (Hamb. 1881).

2) (spr. mōriß) Frederick Denison, engl. Geistlicher, Sozialreformer und Schriftsteller, geb. 29. Aug. 1805 in Normanston (Suffolk), gest. 1. April 1882 in Cambridge, Sohn eines unitarischen Predigers, bezog die Universität Cambridge, wo er die Ansichten des Philosophen Coleridge vertrat, konnte aber zufolge der damaligen Gesetze keinen Universitätsgrad erlangen, wurde Redakteur des 1827 neugegründeten »Athenaeum«, studierte später in Oxford Theologie und erhielt 1835 eine Kaplanstelle. Daneben wurde er 1840 Professor der neuern Geschichte und englischen Litteratur am King's College in London, 1846 Professor der Kirchengeschichte, wurde jedoch, als er mit seinen freisinnigen »Theological essays« (1835, 5. Aufl. 1891) Anstoß erregt hatte, genötigt, seine Entlassung zu nehmen, während die Rechtsgelehrten ihn in seiner Kaplanstelle in Lincoln's Inn festhielten. Der Fall machte ungeheures Aufsehen und wurde zu einem der Ausgangspunkte der freiern religiösen Bewegung in England. M. beteiligte sich an der Begründung von Arbeitergesellschaften und ward das Haupt der »christlichen Sozialisten«; er stiftete 1854 das noch blühende Working Men's College und war unausgesetzt für die Förderung der Volksbildung, der höhern Frauenerziehung, der Ausdehnung des Wahlrechts etc. thätig. Mit Charles Kingsley (s. d.) ist er als Haupt der sogen. Broad Church-Partei zu betrachten, zu welcher auch der spätere Dechant von Westminster, A. Stanley (s. d.), gehörte. 1860 erhielt M. durch den persönlichen Einfluß der Königin die Pfarre von Vere-Street, wo er nun die gebildetsten Freisinnig-Religiösen versammelte. Die Universität Cambridge, welcher er einst den Rücken wenden mußte, ernannte ihn 1866 zum Professor der Moralphilosophie. Von seinen zahlreichen Werken seien noch erwähnt: »History of moral and metaphysical philosophy« (1850—60); »The religions of the world« (5. Aufl. 1877); »Lectures on the ecclesiastical history of the I. and II. centuries« (1854); »The patriarchs and lawgivers of Old Testament« (4. Ausg. 1892); »The religion of Rome« (1855); »The conscience« (1868); »Social morality« (1869). Auch eine Novelle: »Eustace Conway«, hat M. verfaßt. Vgl. die von seinem Sohn, Major Frederick M., veröffentlichte Biographie: »Life of F. D. M.« (4. Aufl. 1885, 2 Bde.; deutsch von Sell, Darmst. 1885).

Maurienne (spr. moriänn'), franz. Landschaft im Depart. Savoyen, umfaßt das Arcthal mit der Hauptstadt Saint-Jean-de-M.

Maurik, Justus van, niederländ. Humorist und Lustspieldichter, geb. 16. Aug. 1846 in Amsterdam, wo er als Fabrikbesitzer lebt. Zu seinen gelungensten Lustspielen gehören: »Een bittere pil« (»Emanzipation«, 1874), »Janus Tulp« (»Reichgewordene Bürgersleute«, 1879), »S of Z« (»Judenhaß«, 1881), »Fijne beschuiten« (»Heuchelei«, 1883), »Men zegt« (»Klatscherei«, 1885), »Françoise's Opstel« (1887)

und »Anarchisten« (1895). Seine zahlreichen Novellensammlungen sind in vielen Auflagen, größtenteils auch illustriert, zum Teil auch, wie seine Lustspiele, in deutscher Übersetzung erschienen. Es sind meistens Skizzen aus der niedern Gesellschaft in Amsterdam, mit Stindes Berliner Studien zu vergleichen. Das Amsterdamer Platt unsrer Zeit ist darin der Nachwelt getreu überliefert. M., der dieses meisterhaft wiederzugeben versteht, hat sich deshalb auch als Vorleser seiner Novellen einen großen Namen erworben.

Maurikios, Kaiser des oström. Reiches, geb. 539 zu Arabissos in Kappadokien, diente im Heer und rückte bis zum Befehlshaber der Leibgarde auf. Nach einem glücklichen Kriege gegen Persien um 580 vom Kaiser Tiberius zu seinem Schwiegersohn erwählt, bestieg er nach dessen Tod 582 den Thron und regierte mit Kraft und Einsicht; er führte glückliche Kriege gegen die Avaren und Perser, erhob in Persien 591 Chosru II. zum König und schloß mit demselben einen vorteilhaften Frieden. Aber 603 während eines Feldzuges gegen die Avaren empörte sich das über die ihm zugemuteten Strapazen und die Kargheit des Kaisers unzufriedene Heer gegen ihn, und er mußte fliehen. Von Chalcedon aus sandte er seinen ältesten Sohn, Theodosius, nach Persien an Chosru, um dessen Hilfe zu erbitten; aber der von den Empörern zum Kaiser ausgerufene Phokas ließ ihn nach Konstantinopel bringen und zuerst seine fünf Söhne vor seinen Augen und zuletzt ihn selbst töten (28. Nov. 603). M. gilt für den Verfasser eines Werkes über Kriegskunst in 12 Büchern (hrsg. von J. Scheffer, Upsala 1664). Seine Geschichte hat der Zeitgenosse Theophylaktos Simokatta in seinem Geschichtswerk beschrieben (hrsg. von Bekker, Bonn 1834; von de Boor, Leipz. 1887).

Maurine, linksseitiger Nebenfluß der Stepenitz in Mecklenburg-Strelitz, kommt aus dem Mechower See, fließt nordwärts u. ist von Schönberg ab bei einer mittlern Tiefe von 1,30 m auf 6 km Länge schiffbar.

Mauriner, Benediktiner der Kongregation von St. Maurus, s. Benediktiner.

Maurische Baukunst, soviel wie arabische (mohammedanische) Baukunst, s. Architektur, S. 829.

Mauri Thalassa, neugriech. Name des Schwarzen Meeres.

Mauritia *L. fil.* (Mauritiuspalme, Weinpalme), Gattung aus der Familie der Palmen, große Bäume mit säulenförmigen Stämmen und dichter Krone von Fächerblättern, aus deren Achseln die großen Blütenkolben herabhängen. Die Frucht hat Walnuß- bis Eigröße. 9 Arten im tropischen Südamerika und Westindien; M. flexuosa *L. fil.* (Miriti, Moriti, Moriche, Itapalma), eine der ausgezeichnetsten Palmen, 25—45 m hoch, mit 1,5 m im Durchmesser haltenden Blättern auf 3 m langen Blattstielen und mit 2—3 m langen Fruchtkolben, bildet Wälder auf Trinidad, in Brasilien, Guayana und Venezuela an feuchten Stellen. Das Mark des Baumes liefert Sago (Ipuruma). Aus den Blättern lassen sich starke Fäden drehen und Hängematten flechten. Der gegorne Saft liefert Palmwein. Die einem Tannenzapfen gleichende Frucht ist wohlschmeckend, und die Indianer bereiten daraus ein Getränk. Der Baum gewährt ihnen alles, was sie brauchen, und sie errichten sogar auf Matten, welche sie zwischen den Stämmen hoch über dem Boden befestigen und mit Erde bedecken, ihre Wohnungen. M. vinifera *Mart.* (Buriti, s. Tafel »Palmen II«), in Brasilien, namentlich in der Provinz Goyaz, in Menge wachsend, wird 30—45 m hoch und hat Blätter von 3—4,5 m Durchmesser auf 3 m langen Blattstielen. Die eigroßen, roten Früchte enthalten einen kastanienartigen Kern und gelbes, säuerlich-süßes Fleisch, woraus man eine Emulsion (Piauhi) bereitet, welche, mit Zucker gemischt, ein schmackhaftes Getränk (Sajette) gibt. Sie liefert auch Palmwein, Sago und Material zu Geflechten.

Mauritius (früher Isle-de-France), englische, zu den Maskarenen (s. d.) gehörende Insel im Indischen Ozean, 880 km östlich von Madagaskar, zwischen 19° 58'—20° 32' südl. Br. und 57° 17'—57° 46' östl. L. v. Gr., 1914 qkm (34,7 QM.) groß, wird mit Ausnahme von zwei bis drei Stellen mit senkrechtem Küstenabfall von einem Saumriff umgeben, das sich jedem Fluß gegenüber ziemlich weit öffnet. Die stark zerschnittenen Küsten bilden zwei gute Häfen: an der Westküste Port Louis, an der Ostküste Port Bourbon. Die vielen Inselchen und Riffe machen eine Annäherung an die Küste gefährlich, und die dadurch bedingte Verteidigungsfähigkeit der Insel ist durch errichtete Werke noch erhöht worden. Unfern der Küste steigen die Berge schroff empor und bilden ein das ganze Innere bedeckendes, 500 m hohes, bewaldetes Plateau, über welches mehrere Berge emporragen: Pouce (807 m), Pieter Botte (815 m), mit dem 30 m hohen, abgerundeten Block auf dem halsähnlich verjüngten Bergkegel eine weithin den Schiffern sichtbare Landmarke, und Montagne de la Rivière Noire (815 m). Die Insel ist durchaus vulkanisch, basaltische Laven, Tuffe und Aschen wechseln miteinander, und der größte See, das 667 m ü. M. gelegene Grand Bassin, ist wahrscheinlich eine alte Kraterfüllung. Ihm entströmen nach allen Seiten abstürzende Bäche, doch sind die Wasserläufe der Insel seit ihrer Entwaldung bald trockne Rinnsale, bald gewaltige Sturzbäche. Die meist schroff abfallende Küste besteht aus Korallenkalk; auch umsäumen Korallenbänke in einiger Entfernung die Insel. Das Klima ist auf den Hochebenen, wo das Thermometer nicht über 27° zeigt, gesund; die Küstenebenen sind intermittierenden und galligen Fiebern ausgesetzt. Die Cholera vernichtete 1854 an 17,000, die Malaria 1867 an 30,000 Personen. Jahrestemperatur 25,1°, absolute Extreme (7 Jahre) 32,2° und 17,1°. Regenzeit Dezember bis März, am trockensten sind September und Oktober. Gewittertage 26, unter 100 Tagen sind durchschnittlich 35 Regentage (Februar 59, Oktober 2 Proz.), sie gehören dem südhemisphärischen Sommer an und verlaufen sehr regelmäßig, von ONO. kommend, biegen sie beim Wendekreis allmählich nach SO. um. Furchtbare Orkane richten zuweilen großen Schaden auf den Zuckerplantagen und unter den Schiffen an. Die Pflanzenwelt zeigt in dem durch den Anbau gelichteten Hochwald, der ursprünglich M. völlig bedeckte, nunmehr aber auf die Berge zurückgedrängt ist, alle Reize einer anmutigen Tropenlandschaft. Allein er ist zugänglicher als anderswo, weil die tiefe Beschattung das Unterholz nicht aufkommen läßt. Der Florencharakter zeigt eine ausgesprochene Verwandtschaft mit dem benachbarten Madagaskar. Daran erinnern z. B. die Pandanusarten, ferner die geringe Mannigfaltigkeit der Palmen. Unter den Holzgewächsen sind die Rubiaceen besonders reich vertreten, neben denen Euphorbiaceen, Konvolvulaceen, Malvaceen, Büttneriaceen, Sapindaceen und vor allem Farne in die Augen fallen, während die Gräser zurücktreten. Bei 1600 m Höhe beginnt auf den Bergen eine Region niederer Gesträuche, von dem krummholzähnlichen Pandanus montanus begleitet und zahlreichen

Farnen, deren Zweige, selbst in Höhen von 2000 m, mit tropischen Epiphyten, Orchideen, Loranthaceen und Piperaceen, geziert sind. Hier wächst eine Reihe von Eriken, die denen Madagaskars nahe verwandt sind, und unter den Kompositen vertreten das festländische Afrika die Gattungen Gnaphalium und Seriphium (S. passerinoides). Eine merkwürdige Erscheinung ist endlich, als der größte Baum dieser Region, die Acacia heterophylla, welche die leicht abfallenden Fiederblätter durch die Blattstiele ersetzt und ganz an australische Typen erinnert. Haupterzeugnis der Kultur ist das Zuckerrohr. In seiner Tierwelt gehört M. zur madagassischen Subregion der äthiopischen Region. Die Säugetiere waren ursprünglich auf Fledermäuse beschränkt, durch den Menschen sind wahrscheinlich auch die vorkommenden Lemuriden sowie sicher die Nager, Rinder, Zebu, Schweine, Schafe, Ziegen etc. eingeführt worden. Die Vögel sind zum Teil der Insel eigen, einige erst in historischer Zeit ausgestorben, so die berühmte Dronte, die bis zu Ende des 17. Jahrh. lebte, und von der noch Abbildungen nach der Natur vorhanden sind. Von Reptilien sind die Eidechsen ziemlich gut vertreten. Unter den Insekten sind als nützlich hervorzuheben die Kochenillelaus u. die Seidenraupe. Die Bevölkerung (1893: 371,798 ohne das Militär) ist eine sehr gemischte und hat sich trotz wiederholter verheerender Epidemien außerordentlich schnell vermehrt, vornehmlich durch die Einführung von Indiern, deren man 1891: 254,465 zählte, die ebenso wie die meisten der 3399 Chinesen ursprünglich als Arbeiter eingeführt wurden. Von Franzosen gibt es 2500, von Briten 560, außerdem Neger, Madagassen, Parsi, Singhalesen, Malaien und viele Mischlinge. Das männliche Geschlecht überwiegt so bedeutend, daß 1893: 204,557 männlichen 167,241 weibliche gegenüberstanden. Die französische Sprache ist die herrschende; das Englische wird nur in den Bekanntmachungen der Regierung sowie vor Gericht und in den englischen Familien gebraucht. Für Volksbildung sorgen ein gutes Gymnasium (Collège Royal), Volksschulen, auch für die Kulis durch die englische Kirchenmission, die 29 Schulen mit 1470 Schülern besitzt; 1892 hatte die Insel 186 Schulen mit 16,457 Schülern. Es bestehen auch mehrere Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften, Zeitungen, Theater. Der Religion nach waren von der Bevölkerung 77,1 Proz. Katholiken, 2,9 Proz. Anglikaner, 1,8 Proz. andre Protestanten, 6 Proz. Mohammedaner, 13,8 Proz. Hindu u. a. In der Hauptstadt residieren ein anglikanischer und ein kath. Bischof, letzterer zugleich Erzbischof von Nisibis. Die englische Kirchenmission zählt auf 6 Stationen mit 3 Missionaren 2088 Christen.

Hauptkultur ist das Zuckerrohr, zu dessen Anbau man große Strecken Waldes niedergeschlagen hat, so daß die Insel gegenwärtig bereits fast ganz entblößt erscheint, und große ausgesaugte Striche an der Küste werden jetzt von der Aloe in Besitz genommen, deren Faser von mehreren Gesellschaften verarbeitet wird. Die seit 1878 zurückgegangene Produktion von Zucker hebt sich neuerdings wieder. Früher war Kaffee die Hauptkultur, jetzt baut man noch Weizen, Mais, Reis, doch in ungenügender Menge, ebenso Baumwolle, Pfeffer, Zimt, Indigo, alle Früchte der Tropen gedeihen vortrefflich. In neuester Zeit wird auch unter Förderung der Regierung Thee gebaut. Viehzucht wird nicht getrieben, man führt Pferde und Schafe aus der Kapkolonie und Birma, Rindvieh aus Madagaskar ein. Seidenraupenzucht wird seit 1815 mit Erfolg betrieben. Die Küstengewässer sind ziemlich fischreich, Eisenerz wurde früher ausgebeutet, jetzt sind die Gruben verlassen. Der Handel hat sich in jüngster Zeit sehr gehoben; 1893 betrug die Einfuhr 3,398,597, die früher weit stärkere Ausfuhr 2,817,917 Pfd. Sterl. Eingeführt wurden vornehmlich Geld, Reis, Weizenmehl, Baumwollwaren, Kohlen, Wein, ausgeführt namentlich Zucker, dann Rum, Aloefaser, Kokosöl, Vanille. Der überseeische Verkehr ist bedeutend, 1893 betrug der gesamte Schiffsverkehr 587,032 Ton. Den Postdienst über Kolombo vermittelt die British India Steam Navigation Company, den über die Seschellen und Aden und über Madagaskar und Sansibar die Messageries maritimes, den über Kapland die Castle Packets Company. Eisenbahnen (148 km) verbinden Port Louis mit Mahébourg und mit Moka, die Telegraphenlinien haben eine Länge von 306 km, ein Kabel führt seit 1894 über die Seschellen nach Sansibar. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur mit einem ausführenden Rat und ein zum Teil gewählter Gesetzgebender Körper von 20 Mitgliedern. Zu Verwaltungszwecken ist die Insel eingeteilt in neun Distrikte. Nach dem Budget für 1893 betrugen die Einnahmen 810,392, die Ausgaben 787,210, die Kolonialschuld 1,372,150 Pfd. Sterl.

Alle amtlichen Rechnungen werden in indischen Rupien und Annas vollzogen. Aber es laufen außer englischen Münzen noch viel Kurantpiaster aus französischer Zeit mit 4,015 Mark (Gold zu Silber = 15½:1) innerm Werte um, und nach diesen pflegt der Kleinhandel die altspanischen Piaster von 4,399 Mark in Silberwert, die ihnen gleichgestellten neapolitanischen Silberscudos etc. zu bestimmen, wobei die Rupie 48 Cents gilt. Am 1. Mai 1878 wurde das metrische System eingeführt; jedoch wendet man oft altfranzösische Maße an, welche zu den englischen in ein einfaches Verhältnis gebracht werden, so den Quintal = 108 Pfund avdp. oder 48,988 kg. Das auf M. stationierte Militär zählte 1893: 875 Mann, davon 440 Mann Infanterie, 130 Artillerie, 32 Genie und 243 Kolonialtruppen. Hauptstadt ist Port Louis (s. d. 2), nächstbedeutend Mahébourg (s. d.) auf der Südostküste. Unter dem Gouverneur von M. stehen außerdem die Inseln Rodriguez, 110 qkm mit (1891) 2068 Einw., Cargados Garajos, 174 qkm mit (1871) 415 Einw., Seschellen, 264 qkm mit (1891) 16,440 Einw., Amiranten, 83 qkm mit (1871) 97 Einw., Aldabrainsel u. a., 157 qkm, unbewohnt, und der Chagosarchipel mit den Ölinseln, 110 qkm mit (1871) 689 Einw., zusammen 898 qkm mit 19,709 Einw.

Die Insel M. wurde wahrscheinlich 1507 mit Bourbon u. Rodriguez von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt; 1598 von dem Admiral van Nek für Holland in Besitz genommen und M. benannt, aber erst 1640 kolonisiert und schon 1710 wieder aufgegeben. 1712 nahmen die Franzosen von Bourbon aus Besitz, 1810 aber mußte die Insel nach tapferer Verteidigung sich den Briten ergeben. Vgl. Anderson, Descriptive account of M. (Mauritius 1858); Flemyng, M. or the Isle of France (Lond. 1862); Decotter, Géographie de M. et de ses dépendances (Mauritius 1891); »The Mauritius-Almanac« (das.).

Mauritiushanf, soviel wie Aloehanf.

Mauritiusorkane, die Wirbelstürme, welche besonders im Februar und März von den Sundainseln nach Mauritius ziehen, hier umbiegen und sich in südöstlicher Richtung weiter bewegen.

Mauritiuspalme, s. Mauritia.

Mauritius- und Lazarusorden, italienischer Verdienstorden, ursprünglich ein 1434 von Amadeus VIII. von Savoyen gestifteter geistlicher Orden, wurde 1802 unterdrückt, 1816 von Viktor Emanuel von Sardinien erneuert, 1868 von Viktor Emanuel II. von Italien mit neuen Statuten versehen. Der Orden hat jetzt fünf Klassen: Großkreuze, Großoffiziere, Kommandeure, Offiziere und Ritter. Die Dekoration ist ein weißes Kreuz mit in Lilienform ausgehenden Armen, zwischen denen wieder ein Kreuz mit grün emaillierten Armen, darüber eine Krone (s. Tafel »Orden II«, Fig. 10). Die Großkreuze tragen ein großes gekröntes Kreuz und einen achtstrahligen Silberstern mit dem Kreuz darauf, die Großoffiziere das Kreuz mit vierstrahligem Silberstern, die Kommandeure das Kreuz allein um den Hals, die Offiziere das Kreuz auf der linken Brust, die Ritter das Kreuz ohne Krone. Das Band ist grün.

Maurokordatos, griech. Fanariotenfamilie, die von Alexander M. (1636—1709), berühmtem griechischen Gelehrten, der von der Pforte wiederholt zu wichtigen Gesandtschaften ernannt wurde, abstammt und der Moldau und Walachei (s. d., Geschichte) mehrere Hospodare gegeben hat. Der namhafteste Sprößling des Geschlechts ist Alexander, Fürst von M. Geb. 11. Febr. 1791 in Konstantinopel, gest. 18. Aug. 1865 in Ägina, begleitete er 1817 seinen Oheim Karadja, der Hospodar der Walachei geworden, nach Bukarest, trat hier in die Hetärie und betrieb, seit 1821 in Griechenland, um die Bildung eines geordneten Staates nach europäischem Muster zu erreichen, die Einsetzung einer regelmäßigen Regierung sowie die Bildung eines allgemeinen griechischen Kongresses und die Organisation des Heerwesens. Er führte den Vorsitz in der ersten griechischen Nationalversammlung zu Epidauros (Januar 1822). Dann wandte er sich als Stratarch nach Westgriechenland, ward 16. Juli bei Peta geschlagen, rettete aber den Peloponnes durch die Verteidigung Missolunghis von November 1822 bis Januar 1823. Wiewohl als Anhänger Englands von Kolokotronis und Demetrios Ypsilanti mehrfach angefeindet, bewirkte er doch eine augenblickliche Versöhnung der Faktionen, namentlich indem er die ihm angetragene Präsidentschaft ablehnte und sie dem P. Mauromichalis zuwandte, während er sich mit dem Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten begnügte. Neue Zwistigkeiten mit Kolokotronis veranlaßten ihn jedoch, sich nach Hydra zurückzuziehen. Am 7. Febr. 1825 übernahm er wieder die Stelle des Staatssekretärs, kehrte jedoch nach der Ankunft der ägyptischen Truppen unter Ibrahim Pascha zur Armee zurück. Als 9. Mai 1825 die Insel Sphagia von Ibrahim im Sturm genommen wurde, rettete sich M. schwimmend nach Navarino. Nach dem Fall Missolunghis (22. April 1826) zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück. Von dem Präsidenten Kapo d'Istrias wurde er zwar wieder zum Staatsdienst berufen; doch legte er, unzufrieden mit den Maßregeln der Regierung, schon 1828 seine Stelle als Mitglied der Kommission für die Verwaltung der Kriegsvorräte nieder. Nach Kapo d'Istrias' Ermordung (9. Okt. 1831) und der Abdankung seines Bruders Augustin Kapo d'Istrias (13. April 1832) ernannte die provisorische Regierungskommission M. zum Sekretär der Finanzen. Bei Eröffnung der Nationalversammlung zu Argos (27. Juli 1832) wurde er zum Vizepräsidenten erwählt und unter König Otto zum Minister der Finanzen und 1833 zum Präsidenten des Ministeriums ernannt. Seit 1834 bekleidete er nacheinander den griechischen Gesandtschaftsposten in München, Berlin und London. Nachdem er 1841 wieder eine kurze Zeit Ministerpräsident gewesen war, ging er als Gesandter nach Konstantinopel. Nach der Septemberrevolution von 1843 nach Griechenland zurückgekehrt, trat er als Minister ohne Portefeuille in das Kabinett Metaxas ein, bildete sodann 11. April 1844, nach dem Sturz der russischen Partei, als Ministerpräsident ein neues Ministerium, mußte aber schon im August d. J. abtreten und machte nun in der Kammer dem Ministerium, namentlich Kolettis, die heftigste Opposition. 1854—55 war er wieder auf kurze Zeit Ministerpräsident.

Mauromichalis, Mainotenfamilie, die den fürstlichen beigezählt zu werden pflegt. Georg M. leitete hauptsächlich die Empörung der Mainoten 1770. Petrus M., gewöhnlich Petro Bei genannt, geb. 1775, gest. 29. Jan. 1848, erhielt 1816 das Beilik Maina, schloß sich der Hetärie an und erhob im April 1821 im Peloponnes die Fahne des Aufstandes. 1821 wurde er Mitglied des moreotischen Senats, 1822 Präsident auf dem Kongreß zu Astros und 1824 Chef der exekutiven Gewalt. Da er gegen Kolokotronis und Kapo d'Istrias wegen deren Abhängigkeit von russischen Einflüssen in Opposition trat, ließ ihn Kapo d'Istrias im Februar 1831 zu Nauplia verhaften und in den Kerker werfen, ward aber dafür von Petros Sohn Georg, welcher sich 1822 bei dem Entsatz von Missolunghi sehr ausgezeichnet hatte, und seinem Bruder Konstantin, der bis 1817 bei der Pforte Dolmetsch gewesen war und sich im Freiheitskampf ebenfalls hervorgethan hatte, 9. Okt. 1831 ermordet. Konstantin ward sogleich nach der That vom Gefolge Kapo d'Istrias' niedergehauen, Georg 22. Okt. kriegsrechtlich erschossen. Petro wurde von dem neuen Kabinett in Freiheit gesetzt und 1836 vom König Otto, als dessen treuesten Anhänger er sich dann bewies, zu einem der Vizepräsidenten des Staatsrats ernannt.

Maurowlachen, s. Zinzaren.

Maurs (spr. mōr), Stadt im franz. Depart. Cantal, Arrond. Aurillac, an der Rance und der Orléansbahn, mit Resten einer alten Benediktinerabtei, Schweinezucht, Handel mit Schinken und (1891) 1844 (als Gemeinde 2998) Einw.

Maursmünster (franz. Marmoutier), Stadt und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern, am Fuß der Vogesen und an der Eisenbahn Schlettstadt-Zabern, hat eine alte kath. Pfarr- (ehemalige Benediktiner-) Kirche, Socken- und Sandalenfabrikation, Steinbrüche und (1890) 1915 Einw., davon 40 Evangelische und 223 Juden. Über dem Orte die beiden Bergschlösser Groß- und Klein-Geroldseck. — M. verdankt seinen Ursprung dem ältesten Kloster des Elsaß, das unter Childebert II. im 6. Jahrh. gegründet und 1789 aufgehoben wurde.

Maurus, Hrabanus, s. Hrabanus.

Maury, 1) (spr. morī) Jean Siffrein, ausgezeichneter franz. Redner, geb. 26. Juni 1746 zu Valréas in der Grafschaft Venaissin, gest. 11. Mai 1817, Sohn eines Schuhmachers, trat in den geistlichen Stand und kam in seinem 20. Jahre nach Paris, wo er als Lehrer wirkte und als Kanzelredner sowie besonders durch seine Lobreden (»Éloge funèbre du Dauphin«, »Éloge de Stanislas« [1766] und »Éloge de Charles V« u. a.) Ansehen und Gunst gewann. Der König ernannte ihn zum Abt von Frénade und Prior von Lions. 1785 ward er auch Mitglied der Akademie, und 1789

sandte ihn der Klerus von Lions in die Nationalversammlung. Mit seltenen Kenntnissen ausgerüstet, ein kecker und geistvoller Redner, freilich auch durchaus frivol und sittenlos, wurde er hier der Führer der monarchisch-feudalen Rechten und ein nicht unebenbürtiger Gegner seines Landsmanns Mirabeau. 1791 zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und ging nach Auflösung der Konstituierenden Versammlung nach Rom, wo er vom Papste zum Erzbischof von Nicäa in partibus und zum Nunzius bei der Krönung Franz' II. sowie 1794 zum Kardinal ernannt wurde. Bei dem Einzug der Franzosen 1798 verließ er Rom und begab sich nach Rußland. 1799 wurde er von Ludwig XVIII. zu seinem Gesandten am römischen Hof ernannt. So entschieden er sich anfangs gegen Napoleons I. Usurpation des französischen Throns erklärt hatte, verleitete ihn doch der Wunsch, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, 1804 einen so schmeichlerischen Brief an den Kaiser zu richten, daß ihn dieser zurückrief und zum Großalmosenier bei seinem Bruder Jérôme und 1810 zum Erzbischof von Paris ernannte. Da der Papst letztere Ernennung nicht bestätigt hatte, mußte M. nach der Restauration seinen Sitz aufgeben. Er begab sich nach Rom, wurde aber hier gefangen genommen und erhielt seine Freilassung sechs Monate später nur gegen die Verzichtleistung auf seine geistlichen Würden. Sein Hauptwerk ist der »Essai sur l'éloquence de la chaire« (Par. 1810, 2 Bde.; neue Ausg. 1842, 2 Bde., u. 1850 in 1 Bd.). Seine »Œuvres choisies« (Par. 1827, 5 Bde.) enthalten auch seine Reden in der Nationalversammlung. Sein Leben beschrieben sein Neffe L. S. Maury (Par. 1827), Poujoulat (2. Aufl., das. 1859), Hergenröther (Würzb. 1879) und Ricard (Par. 1887). Letzterer gab auch die »Correspondance diplomatique et mémoires inédits du cardinal M.« heraus (Lille 1891, 2 Bde.).

2) Juan Maria, span. Dichter und Kritiker, in Malaga geboren, gest. 2. Okt. 1845 in Paris, erhielt seine Bildung in Frankreich und England, besuchte Italien und ließ sich zuletzt in Paris nieder. Er veröffentlichte ein episches Gedicht: »La agresion británica« (Madr. 1806); das romantische Rittergedicht »Esvero y Almedora« (Par. 1840); »Poesías castellanas« (Valencia 1845, 3 Bde.), kleinere Gedichte und Aufsätze enthaltend, und »Espagne poétique« (Par. 1826—27, 2 Bde.), eine Blütenlese der spanischen Lyrik mit beigegebener französischer Übersetzung und wertvollen Bemerkungen. Eine Auswahl seiner kleinern Gedichte ist im 67. Bande der »Biblioteca de autores españoles« enthalten.

3) Mathew Fontaine, Hydrograph, geb. 14. Jan. 1806 in der Grafschaft Spottsylvania in Virginia, gest. 1. Feb. 1873, trat 1824 als Kadett in die Marine, wurde 1836 zum Leutnant befördert, mußte sich aber 1839, durch einen Sturz gelähmt, aus dem aktiven Dienst zurückziehen und wurde 1842 Direktor des Archivs der Seekarten und 1844 des Nautischen Observatoriums in Washington. 1853 wirkte er auf dem Kongreß der Seemächte in Brüssel für die Annahme eines gleichmäßigen Systems der Beobachtungen zur See. 1855 zum Commander ernannt, quittierte er 1861 beim Ausbruch des Krieges den Dienst und schloß sich den Südstaaten an. Nach Beendigung des Krieges begleitete er den Kaiser Maximilian nach Mexiko und unterstützte ihn namentlich beim Anpflanzen der Chinarindenbäume. Später errichtete er in London eine Torpedoschule, und 1868 ließ er sich zu Lexington in Virginia nieder, wo er bis zu seinem Tode die Stelle eines Professors am College bekleidete. Seine bedeutendsten Leistungen sind: »Wind- and current-charts« (1845, 8. Aufl. 1859), »Sailings directions« und »The physical geography of the sea« (New York 1856, über 20 Auflagen; deutsch von Böttger, 2. Aufl., Leipz. 1859) nebst den »Nautical monographs« (Washingt. 1859—61), Werke, worin die physische Geographie des Meeres, die Wind- und Meeresströmungen zuerst genauer erforscht erscheinen und ihre Kenntnis zu einer Wissenschaft erhoben ist, welcher man seitdem das regste Studium zugewendet hat. Außerdem veröffentlichte er: »Letters on the Amazon and the Atlantic slopes of South America«, »Relation between navigation and the circulation of the atmosphere«, »Astronomical observations« (1853) u. a. Maurys Biographie schrieb seine Tochter (hrsg. von Markham, Lond. 1887).

4) Louis Ferdinand Alfred, Altertumsforscher und Kulturhistoriker, geb. 23. März 1817 in Meaux, gest. 12. Febr. 1892 in Paris, erhielt 1840 eine Anstellung an der königlichen Bibliothek in Paris, ward 1844 Unterbibliothekar des Instituts, 1857 selbst Mitglied desselben, 1860 Bibliothekar der Tuilerien, 1862 Professor der Geschichte und Moral am Collège de France und 1868 Generaldirektor der Archive. Er schrieb: »Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge« (1843); »Les fées du moyen-âge« (1843); »Histoire des grandes forêts de la Gaule« (1850); »La terre et l'homme« (1856, 5. Aufl. 1891); »La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen-âge« (1860, 4. Aufl. 1877); »Histoire des religions de la Grèce antique« (1857—60, 3 Bde.); »Le sommeil et les rêves« (1861, 4. Aufl. 1877); »Croyances et légendes de l'antiquité« (1862, 2. Aufl. 1865); »Les forêts de la Gaule et de l'ancienne France« (1867); »Rapport sur les progrès de l'archéologie en France« (1867). Auch setzte er das »Musée de sculpture« von Clarac fort und beteiligte sich an den »Religions de l'antiquité« von Guigniaut und andern Sammelwerken.

Maus (Mus *L.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der Mäuse (Muridae), kleine Tiere mit schlankem Kopf, spitzer, behaarter Schnauze, schuppig geringeltem, fast nacktem Schwanz von Körperlänge und darüber, fünfzehigen Hinter- und vierzehigen, mit einer Daumenwarze versehenen Vorderfüßen. Die Gattung umfaßt über 100 Arten, welche fast über die ganze Erde verbreitet sind und sich besonders von Vegetabilien nähren, aber auch animalische Stoffe nicht verschmähen. Man teilt sie in zwei Gruppen: Ratten, erwachsen über 30 cm lang, mit plumpen Füßen, Schwanz mit 200—260 Schuppenringen; Mäuse, nur bis 24 cm lang, mit schlanken, zierlichen Füßen, Schwanz mit 120—180 Schuppenringen. Die Hausmaus (Mus musculus *L.*, s. Tafel »Nagetiere III«, Fig. 4) ist 9 cm lang, mit ebenso langem Schwanz, grauschwarz mit gelblichem Anflug, unten heller; Füße und Zehen sind gelblichgrau, die Sohlen ganz nackt; die Ohren bedecken angedrückt die Augen. Sie ist in Europa heimisch, findet sich aber gegenwärtig auf der ganzen bewohnten Erde in den Wohnungen der Menschen, im Sommer auch in Gärten und Feldern, gräbt Röhren und Löcher, ist sehr munter und flink, springt weit, klettert trefflich, schwimmt aber nur mit Anstrengung eine kurze Strecke. Sie wirft jährlich drei- bis fünfmal, 22—24 Tage nach der Paarung, 4—8 nackte, blinde Junge, so daß

die unmittelbare Nachkommenschaft eines Jahres mindestens aus 30 Stück besteht. Diese wachsen sehr schnell heran und sind bald fortpflanzungsfähig. Die Hausmaus wird durch ihre Naschhaftigkeit, mehr aber noch dadurch lästig, daß sie wertvolle Gegenstände, namentlich Bücher, Naturalien ꝛc., benagt. Sie frißt jede Art tierischer und vegetabilischer Nahrung. Mehrfach ist berichtet worden, daß die M. ihr bekanntes Gezwitscher (»Pfeifen«) in einer Weise ertönen lassen kann, welche an den leisen Gesang eines Vogels erinnert. In China soll man singende Mäuse in Käfigen halten. Die weißen Mäuse sind Kakerlaken oder Albinos und werden oft als zahme Zimmertiere gehalten. Die Waldmaus (M. sylvaticus *L.*) ist 20 cm lang, mit 11,5 cm langem Schwanz, an der Oberseite rot gelblichgrau, auf dem Rücken fast rostbraun, an der scharf abgesetzten Unterseite weiß; auch die Füße und Zehen sind weiß. Die Ohren sind ebenso gestaltet wie bei der Hausmaus. Die Waldmaus ist in ganz Europa und Mittelasien verbreitet, geht im Gebirge bis 2000 m, lebt besonders an Waldrändern und in Gärten, nährt sich von Obst, Nüssen, kleinen Tieren, selbst Vögeln, und zeichnet sich besonders durch ihre Gewandtheit im Laufen, Springen und Klettern aus. Sie legt einen kleinen Wintervorrat an, hält aber keinen Winterschlaf. Sie wirft jährlich zwei- bis dreimal 4—6 nackte Junge und richtet auf Feldern, in Gärten und Wäldern (durch Benagen junger Bäume) Schaden an, der aber im ganzen nicht beträchtlich ist. Im Winter kommt sie in die Häuser. Die Brandmaus (Acker- oder Erbsenmaus, M. agrarius *Pall.*) ist 18 cm lang, mit 8 cm langem Schwanz, oberseits rostbraun, meist mit schwarzem Rückenstreifen, unten scharf abgesetzt weiß; die Ohren bedecken angedrückt nicht das Auge. Sie findet sich in Mitteleuropa, vom Rhein bis zum westlichen Sibirien, auf Feldern und an Waldrändern, im Winter in Scheunen und Ställen und lebt in Erdlöchern. Sie nährt sich von Getreide, Knollen, Insekten, Würmern und trägt Vorräte für den Winter ein. Sie wirft im Sommer drei- bis viermal 4—8 Junge. Die Zwergmaus (M. minutus *Pall.*) ist 6,5 cm lang, mit fast ebenso langem Schwanz, an der Oberseite gelblich braunrot, an der scharf abgesetzten Unterseite und an den Füßen weiß; doch kommen auch dunklere und hellere, rötlichere und bräunlichere ꝛc. Abänderungen vor. Die Ohren reichen angedrückt nicht bis ans Auge. Sie findet sich in ganz Mitteleuropa und Sibirien auf Feldern, im Schilf und Rohr, soll jährlich zwei- bis dreimal 5—9 Junge werfen, überwintert in Scheuern, in welche sie mit der Frucht eingeführt wird, auch im freien Felde unter Feimen, größtenteils schlafend, aber ohne daß sie in Erstarrung verfällt. Sie lebt von Getreidekörnern, Sämereien aller Art und Kerbtieren, klettert gewandt an den Ästen der Gebüsche und selbst an schwachen Grashalmen empor, wobei ihr der Schwanz als Wickelschwanz sehr förderlich ist, und baut 0,5—1 m über der Erde ein zierliches, kugelrundes, faustgroßes Nest mit seitlicher Öffnung aus an der Spitze zerschlissenen und miteinander verflochtenen Riedgrasblättern oder frei an den Zweigen eines Busches, an einem Schilfstengel u. dgl. (s. Tafel »Tierwohnungen I«, Fig. 4) u. benutzt dasselbe zu ihrem Wochenbett. Vgl. Altum, Unsre Mäuse in ihrer forstlichen Bedeutung (Berl. 1880).

Maus, fliegende, s. Flugbeutler.

Mauschel (abgeleitet vom hebr. Mausche, »Moses«, oder Mauschel, »Herrscher«), Spottname für Jude; mauscheln, im jüdisch-deutschen Jargon reden.

Mäuschen, die Stelle am Ellbogen, wo der Ellbogennerv nahe der Haut über das Gelenk läuft. Ein Stoß auf dieser Stelle erregt Schmerz und ein eigentümliches kribbelndes Gefühl in der Haut der Hand und des vierten und kleinen Fingers, wo die Empfindungsfasern des Ellbogennervs endigen. Da der Nerv gewöhnlich von dieser Stelle aus gereizt wird, so verlegen wir an dieselbe auch jeden Reiz, der ihn oberhalb jener Stelle trifft.

Mäusebussard, s. Bussarde.

Mäusedarm, s. Stellaria.

Mäusedorn, s. Ruscus.

Mäusegerste, s. Gerste.

Mäuseholz, s. Dirca und Solanum.

Mauseohr, Pflanzengattung, s. Myosotis.

Mauser (Mauserung), bei höhern Tieren der Zustand, wenn die Haare oder Federn ausfallen und durch neue ersetzt werden. Dies geschieht in der Regel einmal im Jahr. Im engern Sinne wird M. nur von den Vögeln gebraucht (wie von den Säugetieren Haarwechsel), aber man bezeichnet anderseits als M. auch wohl die Häutung der Schlangen, das Abwerfen der Geweihe bei den Hirschen ꝛc. Vgl. Häutung.

Mauser, Raubvogel, s. Bussarde.

Mauser, Wilhelm, Techniker, geb. 2. Mai 1834 in Oberndorf am Neckar, gest. 13. Jan. 1882, erlernte die Schlosserei und wurde durch den Betrieb der Gewehrfabrik in seinem Heimatsort frühzeitig zu Versuchen angeregt, neue Hinterladungssysteme zu erfinden. Mit seinem Bruder Paul konstruierte er 1863 und 1864 neue Zündnadelgewehre, 1865 aber ein Gewehr, welches statt der Nadel mit einem starken Schlagstift versehen war und sehr bald in Bezug auf Treffähigkeit, Feuergeschwindigkeit und Abschluß der Gase recht befriedigende Resultate lieferte. Nach Beendigung des Krieges von 1866 wurde das Zündnadelgewehr in Württemberg eingeführt und damit den Gebrüdern M. die Aussicht auf Annahme ihres neuen Gewehrsystems geraubt. Sie wandten sich nach Lüttich, kehrten aber 1869 nach Oberndorf zurück und traten in Beziehungen zu Spandau zunächst durch die Umänderung des Zündnadelgewehrs für Metallpatronen. 1871 wurde M. nach Berlin berufen, um den behufs Einführung eines neuen Infanteriegewehrs angeordneten Schießversuchen beizuwohnen. Das von ihm vorgelegte Modell bewährte sich hierbei nach jeder Richtung, und so wurde noch in demselben Jahr das Gewehr als deutsche Reichswaffe gutgeheißen und seine Einführung befohlen. Um bei der massenhaften Herstellung dieses Gewehrs mitzuwirken, erwarben die Gebrüder M. 1874 die früher königliche Fabrik zu Oberndorf, in welcher bald 500 Arbeiter thätig waren. In der Folge verbesserten sie den Schloßmechanismus des Infanteriegewehrs und konstruierten eine Pistole, einen Revolver und ein Repetiergewehr, von denen der Revolver im deutschen Offizierkorps bald beliebt wurde. 1881 schloß die serbische Regierung mit M. einen Vertrag zur Lieferung von 120,000 Gewehren des modifizierten Systems M.-Milanovic ab, und infolgedessen wurde das rege Leben der Oberndorfer Fabrik noch vermehrt. Das Verdienst der Gebrüder M. um die Verbesserung der deutschen Infanteriebewaffnung fand durch eine Reichsdotation Anerkennung.

Mauser-Gewehr, s. Handfeuerwaffen, S. 318 ff.

Mauserung, s. Mauser.

Mäuseturm. An zahlreiche, meist im Wasser stehende Türme knüpfen sich in verschiedenen europäischen Ländern Lokalsagen, nach denen in Zeiten der

Hungersnot hartherzige Könige (Popiel in Polen, Snio in Dänemark), Bischöfe (Hatto in Bingen) und sonstige Gewalthaber, von Mäusen (Vertreter der Seelen verhungerter Menschen?) verfolgt, sich auf einen hohen, vom Wasser isolierten Turm geflüchtet hätten, aber auch dort erreicht und gefressen worden seien. Die jetzt bekannteste Form der Sage vom Bischof Hatto (s. d.) im M. bei Bingen (s. d.) stammt erst aus dem 14. Jahrh., während sie zwei Jahrhunderte früher bereits vom König Popiel in Polen erzählt wurde. In einer der ältesten, von Giraldus Cambrensis (gest. 1220) erzählten Version muß sich der von unzähligen Fröschen verfolgte Mann auf einen kahlen Baum flüchten, wo er verhungert, und daraus schließt Liebrecht (»Zur Volkskunde«, Heilbr. 1879), daß diese weitverbreiteten Sagen vielleicht alle von einem alten, schon von Ammianus Marcellinus bei den Burgundern und in der Ynglinga-Saga von den Skandinaviern bezeugten Volksgebrauch, Hungersnöte durch Aufhängen der Vornehmsten an einem kahlen Baum (Galgen) als Opfer zu beschwichtigen, entstammen möchten. Eine andre Deutung, worin die Mäuse als rächende Boten der Gottheit aufgefaßt werden, hat Grohmann (»Apollo Smintheus«, Prag 1862) versucht. Vgl. Beheim-Schwarzbach, Die Mäuseturmsage von Popiel und Hatto, kritisch beleuchtet (Posen 1888).

Mäusetyphusbacillen, von Löffler entdeckte Stäbchenbakterien, welche bei Feldmäusen eine Seuche erzeugen und zur Vertilgung der Mäuse benutzt worden sind. Vgl. Wühlmaus.

Mausoléum (griech.), ursprünglich das Grabmal, welches dem König Mausolos (inschriftlich Maussollos) von Karien seine Gemahlin Artemisia zu Halikarnassos errichten ließ. Es bestand aus einem hohen viereckigen Unterbau, der einen Umfang von 129 m hatte und ein von 36 Säulen umstelltes tempelartiges Grabmal (Heroon) trug. Über diesem Heroon erhob sich ein Aufsatz, welcher sich in 24 Stufen zu einer Pyramide zuspitzte, auf deren Spitze eine Quadriga aus Marmor mit den Kolossalbildern des Mausolos und seiner Gemahlin stand; das Ganze war 44 m hoch. Die Architekten waren Satyros und Pythis, die Bildhauer Skopas, Bryaxis, Timotheos, Leochares und Pythis, von denen die vier erstern je eine Seite des Monuments zur Ausschmückung, letzterer die Ausführung der Porträtgruppe übernahmen. Dem Zusammenwirken dieser Künstler hatte das M. den Ruhm zu verdanken, daß es unter die sieben Wunderwerke der Alten Welt gezählt wurde. Noch im 12. Jahrh. erwähnt es der byzantinische Bischof Eustathios als wohlerhalten; in dem folgenden Jahrhundert ging der Oberbau fast ganz zu Grunde, und 1522 benutzten es die Johanniter als Kalk- und Steinbruch. Erst 1857 entdeckte Newton die Stätte wieder. Man fand noch ziemlich viele Skulpturen, so die ca. 3 m hohen Statuen des Königs Mausolos und der Artemisia, mehrere Reliefplatten von dem den Unterbau umgebenden Fries (mit Darstellung eines Amazonenkampfes) und Reste andrer Figuren, die alle nach London ins Britische Museum kamen. Vgl. Newton, Discovering at Halicarnassus etc. (Lond. 1862); Petersen, Das M. (Hamb. 1867). — Nach diesem Prachtbau wurden später ähnliche über einem Grab errichtete Bauwerke Mausoleen genannt, z. B. das in drei Stockwerken pyramidal sich erhebende M. in St.-Remy, wohl aus der letzten Zeit der römischen Republik, das des Hadrian in Rom (s. »Engelsburg« und Tafel »Architektur V«, Fig. 8 u. 9), aus neuerer Zeit die gemeinsame Grabstätte König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta in Charlottenburg, das M. Kaiser Friedrichs III. bei der Friedenskirche in Potsdam, das M. der Großherzogin Alice von Hessen auf der Rosenhöhe bei Darmstadt.

Maut, in Süddeutschland und Österreich soviel wie Zoll (s. d.); daher Mautamt soviel wie Zollamt, Mautbrief soviel wie Zollerklärung. S. Weggeld.

Mautern, Stadt in Niederösterreich, Bezirksh. Krems, am rechten Ufer der Donau, mit Stein durch eine eiserne Brücke (1895) verbunden, hat ein Bezirksgericht, eine Kirche mit altem Turm, ein Schloß des Grafen Schönborn-Buchheim, Weinbau und (1890) 862 (als Gemeinde 1054) Einw. — M. ist das römische Mutinum und im Nibelungenlied als Mutaren erwähnt; es war bereits 898 eine Stadt. Hier 1484 Sieg des Königs Matthias von Ungarn über die Österreicher. Südlich von M. erhebt sich die berühmte Abtei Göttweih (s. d.).

Mauthausen, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirksh. Perg, am linken Ufer der Donau, über welche eine Eisenbahn- und eine fliegende Brücke führt, an der Staatsbahnlinie St. Valentin-Budweis, Sitz eines Bezirksgerichts, mit einem Schloß (Pragstein), bedeutenden Granitbrüchen, Pferdemärkten, Getreidehandel und (1890) 1902 Einw.

Mauthner, Fritz, Schriftsteller, geb. 22. Nov. 1849 zu Horitz bei Königgrätz in Böhmen, studierte in Prag Rechtswissenschaft, trat mit einem Sonettencyklus: »Die große Revolution« (1871), der ihm beinahe eine Anklage auf Hochverrat eingetragen hätte, zuerst litterarisch auf und ließ einige kleinere Lustspiele folgen, die auch mit Beifall aufgeführt wurden. Seitdem widmete er sich ausschließlich dem litterarischen Beruf, zunächst als Mitarbeiter der deutschen Blätter Prags, und ließ sich 1876 in Berlin dauernd nieder. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte er mit einer Reihe satirischer Studien, die den Stil der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart parodierten: »Nach berühmten Mustern« (Stuttg. 1879, 28. Aufl. 1895; neue Folge 1880, ebenfalls in zahlreichen Auflagen). Weitere Sammlungen von kritischen Feuilletons sind: »Kleiner Krieg« (Leipz. 1878), »Einsame Fahrten. Plaudereien und Skizzen« (das. 1879, 3. Aufl. 1890), »Credo«, gesammelte Aufsätze (Berl. 1886), »Von Keller zu Zola«, kritische Aufsätze (das. 1887), »Schmock, oder die litterarische Karrière der Gegenwart«, Satire (das. 1888), »Tote Symbole« (Kiel 1891). M. veröffentlichte ferner: die originelle Erzählung »Vom armen Franischko« (Bern 1880; 7. Aufl., Dresd. 1886), »Die Sonntage der Baronin«, Novellen (1880; 3. Aufl., das. 1884), »Der neue Ahasver«, Roman (das. 1881), »Dilettanten-Spiegel. Travestie nach Horazens Ars poetica« (das. 1883), »Xantippe« (das. 1884, 6. Aufl. 1894), »Berlin W«, drei Romane (I.: »Quartett«, das. 1886; II.: »Die Fanfare«, 1888; III.: »Der Villenhof«, 1890, mehrfach aufgelegt), »Aturenbriefe«, Satiren (2. Aufl., das. 1885), »Der letzte Deutsche von Blatna« (Berl. 1886, 5. Aufl. 1890), »Der Pegasus, eine tragikomische Geschichte« (Dresd. 1889, 3. Aufl. 1894), »Bekenntnisse einer Spiritistin (Hildegard Nilson)« (Berl. 1891), »Zehn Geschichten« (das. 1891), »Hypatia«, Roman (Stuttg. 1892), »Der Geisterseher«, humoristischer Roman (Berl. 1894), »Kraft«, Roman (Dresd. 1894, 2 Bde.), »Lügenohr«, Fabeln und Gedichte in Prosa (Stuttg. 1892).

Mautner, Eduard, Dichter, geb. 13. Nov. 1824 in Pest, gest. 2. Juli 1889 in Baden bei Wien, studierte in Wien und Prag und nahm dann seinen Wohnsitz in Leipzig, wo er sich dem vormärzlichen litterarischen Kreis anschloß und einen Band »Gedichte« (Leipz. 1847) veröffentlichte. 1848 nach Wien zurückgekehrt, errang er 1851 mit dem Gelegenheitsstück »Das Preislustspiel« einen vom Hofburgtheater ausgesetzten Preis, war 1855—64 Beamter der Staatsbahngesellschaft, wurde 1865 Hilfsarbeiter bei der kaiserlichen Bibliothek in Wien und war schließlich im litterarischen Büreau des Ministeriums des Äußern thätig. Von ihm erschienen noch: »Gräfin Aurora« (Wien 1852); »Kleine Erzählungen« (das. 1858); »In Catilinam, ein Kranz geharnischter Sonette« (gegen Napoleon, das. 1859); das Lustspiel »Während der Börse« (Berl. 1863); die Schauspiele: »Eglantine« (Wien 1863), das einen bedeutenden Erfolg errang, und »Die Sanduhr« (das. 1871); ferner: »Eine Kriegslist«, Lustspiel (1878); das Festspiel »Von der Aar zur Donau« (1881) und »Ausgewählte Gedichte« (Wien 1889).

Mauvais (franz., spr. mowä), schlecht. M.-plaisant, fader Spaßmacher; m. sujet, schlechtes Subjekt, liederlicher Kerl.

Mauveïn (Anilinviolett, Chromviolett, Rosolan, Anileïn, Indisin) $(C_{27}H_{25}N_4)_2SO_4$, von Perkin 1856 entdeckter Farbstoff, welcher aus toluidinhaltigem Anilin bei Behandlung mit Chromsäure entsteht. Das Sulfat der Base kommt als rotviolette Pasta oder in Kristallen in den Handel und dient zum Weißnüancieren von Seide und bei der Herstellung der englischen Briefmarken.

Mauvillon (spr. mowiljóng), Jakob, deutscher Schriftsteller, geb. 8. März 1743 in Leipzig, gest. 11. Jan. 1794 in Braunschweig, studierte die Rechte, daneben Sprachen und Mathematik, stand während des Siebenjährigen Krieges 1759—65 in hannöverschen Kriegsdiensten, ward 1766 Kollaborator am Pädagogium zu Ilfeld und 1771 Lehrer der Kriegsbaukunst zu Kassel. Nachdem er 1785 als Major in braunschweigische Dienste getreten, avancierte er später zum Oberstleutnant bei dem Ingenieurkorps und war zugleich als Lehrer am Carolinum thätig. Von Mirabeau, der sich damals in Berlin aufhielt, veranlaßt und mit dem nötigen Material versehen, verfaßte er die von diesem sodann unter eignem Namen zu Paris veröffentlichte Schrift über Preußen, die M. später in seiner »Schilderung des preußischen Staats unter Friedrich II.« (Leipz. 1793—95, 4 Bde.) neu bearbeitete. Er schrieb noch: »Physiokratische Briefe an Dohm« (Braunschw. 1780); »Einleitung in die militärischen Wissenschaften« (das. 1783); »Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig« (das. 1794, 2 Bde.).

Maviti (Mafiti, Mafitu), Sulustamm auf der Hochebene westlich des Nyassasees bis zum Ruaha, einem Nebenfluß des Rufidschi, der dort das ackerbauende Volk, die Manganja oder Maravi, in Unterwürfigkeit hält und stammverwandt ist mit den Yao an beiden Ufern des Rovuma, den Waluta in Ugombo und den Wahehe im Quellgebiet des Ruaha und Urango (des obern Rufidschi). Als M. werden auch bezeichnet die Mahindsche (Mahenge) oder Wagwangara, ein Stamm, der zum größten Teil aus den Trümmern nördlicher Völker besteht, die sich um einen Kern echter M. gesammelt haben. Nicht stammverwandt mit den M. sind die Mahindsche im Rovumathal und die Walungu in Ulungu, die beide die Tracht, Waffen, Gesänge, Tänze sowie das ganze kriegerische Gebaren jener nachgeäfft haben, um sich bei ihren friedlichen Nachbarn gefürchtet zu machen. Die M. und ihre Stammesverwandten haben feinere Gesichtszüge als die übrigen Bantustämme, kaffeebraune Hautfarbe, tättowieren sich und üben die Beschneidung. Die geringe Bekleidung besteht aus einem Lendenschurz von Rindenstoff oder Affenfellen, auf Kriegszügen tragen sie ein Leopardenfell um die Schultern, auf dem Kopf einen mächtigen Federkranz, auch wird das Gesicht mit grellen Farben bemalt. Die Frauen tragen Armbänder aus Messingdraht. Als Waffen haben sie Lanzen, Wurfspeere mit Widerhaken, große ovale Schilde von roher Rindshaut; durch die Sklavenhändler, denen sie bis in die neueste Zeit als thätigste Agenten dienten, sind sie auch mit Flinten versehen. Ihre runden oder viereckigen Hütten mit kegelförmigem Strohdach halten sie sehr sauber. Die M. wanderten in der Mitte der 20er Jahre von ihren südlichern Wohnsitzen über den Sambesi und unterwarfen sich die dortigen Völkerschaften bis über den Rufidschi hinaus, die Watuta drangen sogar bis zum Victoria Nyanza vor. Auch die deutschen Stationen in Usaramo, Khutu und Usagara wurden von ihnen bedroht, und nachdem Gravenreuth sie im Oktober 1889 zweimal bei Bagamoyo geschlagen hatte, vernichteten sie im August 1891 die Expedition Zelewskis bei Mdawaro in Uhehe und im Oktober 1892 die Brünings bei Kilosa in Usagara. Erst Oberstleutnant v. Schele konnte 30. Okt. 1894 die Wahehe züchtigen, indem er ihre feste Stadt Kuirenga eroberte und gänzlich zerstörte. Dennoch war der Mut der Wahehe nicht gebrochen, die noch auf die zurückmarschierende Truppe einen Angriff machten.

Mävius, s. Bavius.

Mavors, röm. Gottheit, soviel wie Mars; mavortisch, kriegerisch.

Mavrodin, Städtchen in Rumänien, Kreis Teleorman, mit 800 Einw., wichtig durch seinen am 17. Mai stattfindenden sehr besuchten Jahrmarkt.

Mavroneron, Fluß, s. Kephisos.

Mavron Oros (»schwarzer Berg«), heutiger Name des antiken Chelydorea, an der Grenze von Achaia und Arkadien, 1759 m hoch.

Max, 1) Joseph, Bildhauer, geb. 8. Jan. 1803 zu Bürgstein in Böhmen, gest. 18. Juni 1854 in Prag, war seit 1821 Schüler der Akademie in Prag und erwarb sich später einen geachteten Namen durch eine Reihe von dekorativen Werken, von welchen die 25 allegorischen und geschichtlichen Figuren an dem Franzensmonument, die vier Regentenbilder des neuen Rathauses zu Prag und die Figuren am Piedestal des Radetzkydenkmals zu nennen sind.

2) Gabriel, Maler, Sohn des vorigen, geb. 23. Aug. 1840 in Prag, erhielt seine erste Unterweisung in der Kunst von seinem Vater, war von 1854—58 Schüler der Prager Akademie, besuchte dann drei Jahre lang die Akademie zu Wien und eignete sich dort auch eine umfassende litterarische Bildung an. Nachdem er 1861 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, veröffentlichte er in Photographien eine Reihe von zwölf leicht kolorierten Zeichnungen zu Kompositionen von Beethoven, Mendelssohn, Liszt u. a., in welchen sich bereits die Anfänge der mystischen Richtung offenbarten, die sein späteres Schaffen beherrschen sollte. 1863 siedelte er nach München über und besuchte bis 1869 die Schule Pilotys. Hier entstand 1865 sein erstes Märtyrerbild: die erwürgte heil. Ludmilla, welcher 1867 die Märtyrerin am Kreuz folgte, vor welcher ein

von einem Zechgelage heimkehrender junger Römer andächtig seinen Kranz niederlegt. Damit beginnt die lange Reihe seiner Bilder aus dem Leben der Märtyrer der Religions-, Welt- und Kulturgeschichte, welche sein Schaffen charakterisieren. In allen herrscht eine starke Neigung für das Tragische u. Mitleiderregende vor, wobei M. das Sentimentale mit dem Grauenhaften und Nervenerregenden geschickt zu mischen versteht. Er liebt das Absonderliche und Bizarre, zeigt ein lebhaftes Interesse für den Spiritismus u. nimmt gern zu den humanitären Fragen der Gegenwart Stellung. In dieser Absicht hinderte ihn die Rücksicht auf seine Kunst nicht, über ihre Grenzen hinauszugehen und an die krankhafte Neigung der Gegenwart für das Sensationelle zu appellieren. Gleichgestimmte Naturen weiß er schon durch den Inhalt seiner meist geistvoll erdachten Gemälde zu fesseln, durch die feine und zarte Modellierung der Figuren, durch die duftige, meist licht gehaltene Behandlung des Kolorits aber auch gesund organisierte Naturen zu gewinnen, welchen die Motive seiner Bilder unsympathisch sind. Unter der großen Zahl seiner Werke bezeichnen die folgenden den Umfang und die Richtung seiner Thätigkeit: die Nonne im Klostergarten (1869, in der Kunsthalle zu Hamburg); der Anatom vor der Leiche eines Mädchens (1869); die blinde Märtyrerin in den Katakomben (1872); Frühlingsmärchen (1873); Herbstreigen (1875); Gretchen in der Walpurgisnacht; Julia Capulet als Scheintote (1873); Venus u. Tannhäuser; der letzte Gruß, eine christliche Märtyrerin unter Löwen im Zirkus; Christuskopf auf dem Schweißtuch der heil. Veronika mit geschlossenen und geöffneten Augen (1874, radiert von Woernle); die Löwenbraut, nach Chamisso; Ahasver an der Leiche eines Kindes (1875); die Kindesmörderin (1877, in der Kunsthalle zu Hamburg); die Auferweckung von Jairi Töchterlein (1877); Maria Magdalena; Judas Ischariot; der Geistesgruß (1879, eine Dame am Klavier, die von einer Geisterhand berührt wird); Anna Katharina Emmerich (1880, in der Neuen Pinakothek zu München); die Jungfrau von Orléans auf dem Scheiterhaufen (1882); Es ist vollbracht (1883, Christus am Kreuz und unten die gerungenen Hände der um Erlösung flehenden Menschheit, radiert von Woernle); der Vivisektor (1883); Christus heilt ein Kind (1885, Berliner Nationalgalerie); Astarte, nach Lord Byron, und Ein Vaterunser (1887, in der Dresdener Galerie). M. hat auch mehrere Madonnen mit dem Kind gemalt und Illustrationen zu Uhlands Gedichten (1865), zu Wielands »Oberon« (1867), zu Schillers und Lenaus Gedichten (1867) und zu Goethes »Faust« (1868) gezeichnet. In neuester Zeit hat er sich noch mehr in die Geheimnisse der Hellseherei, des Spiritismus u. des Hypnotismus, aber zugleich auch in die der Darwinschen Lehre vertieft. Die Hauptfrüchte dieser Studien sind: die Seherin von Prevorst (im Rudolphinum zu Prag), Seelenkämpfe, Visionen, die Braut von Korinth; die Affenbilder: die Philosophen »jenseits von Gut und Böse«, Kunstkritiker, drei Weise und Pithecantrophus alalus (eine Rekonstruktion des Darwinschen Affenmenschen, Haeckel gewidmet). Vgl. Klemt, G. M. und seine Werke (Wien 1887); Mann, Gabriel M. (2. Aufl., Leipz. 1890).

Max., Maxim., bei botan. Namen Abkürzung für K. J. Maximowicz (s. d.).

Maxau, Weiler, zur Gemeinde Knielingen, im bad. Kreis und Amt Karlsruhe, am Rhein, Knotenpunkt der Linien Karlsruhe-M. der Badischen Staatsbahn und Winden-Maximiliansau der Pfälzischen Maximiliansbahn, 106 m ü. M., hat eine Eisenbahnschiffbrücke (s. Tafel »Brücken III«, Fig. 10), einen Hafen für Ruhrkohlenschiffe, eine Rheinbadeanstalt, eine Cellulosefabrik und 226 Einw.

Maxburg, Schloß, s. Hambach.

Maxcanu (spr. machkanu), Hauptstadt des Distrikts Camino Real im mexikan. Staat Yucatan, 60 km südwestlich von Merida, mit berühmten altindianischen Ruinen (Cueva de M.), einer für heilig gehaltenen Grotte (Salun Sat, »Labyrinth«) und 6090 Einw.

Maxd'or, frühere Goldmünze in Bayern, seit 1752 zu 2 Goldgulden, auf $7\frac{1}{3}$ rheinische Gulden Wert gesetzt, 6,4962 g schwer mit $18\frac{1}{2}$ Karat Gold und $2\frac{2}{3}$ Lot Silber in der rauhen Mark = 14,1652 Mk.; doppelte entsprechend.

Max-Ehrler, Luise, Malerin, geb. 1850 in Florenz als Tochter des österreichischen Oberstleutnants Ehrler von Erlenburg, lebte bis zu ihrem 14. Jahre in Italien und nahm dann ihren Wohnsitz in Prag, wo sie von Professor Lauffer den ersten Unterricht in der Kunst erhielt. Dann bildete sie sich in München bei Joseph Flüggen weiter und nach ihrer 1877 erfolgten Vermählung mit Professor Max in Wien bei Makart, dessen Einfluß sich jedoch nur in ihren Stillleben offenbarte. Ihre tief empfundenen Genrebilder aus dem Familienleben (bange Stunden, der Sparpfennig, die Fächermalerin), denen sich 1888 und 1889 auch zwei religiöse: das Rosenwunder der heil. Elisabeth und eine Madonna mit dem Kind, anreihten, sind durch ein zartes, fein abgetöntes, an G. Max erinnerndes Kolorit ausgezeichnet. In neuerer Zeit hat sie zwei Genrebilder aus dem Frauenleben: ein Telegramm, dessen Empfängerin Vorbereitungen zum Selbstmord trifft, u. Vorbei! gemalt, die durch ihre novellistische Erfindung starkes Interesse erregt haben.

Maxen, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Pirna, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, Steinbrüche, (1890) 796 Einw. und ist historisch bekannt durch das Treffen vom 21. Nov. 1759 zwischen den Preußen und Österreichern, infolgedessen die erstern unter dem General Finck (s. d.) das Gewehr streckten.

Maxentius, M. Aurelius, röm. Kaiser, Sohn des Maximianus 1), aber wegen seiner geistigen Unfähigkeit bei der Abdankung seines Vaters und des Diokletian (305) nicht unter die Cäsaren aufgenommen, wurde im folgenden Jahr in Rom von den Prätorianern, welche auch in der alten Hauptstadt einen Kaiser haben wollten, zum Augustus erhoben und von dem Volk und Senat anerkannt. Er lud seinen Vater zur Teilnahme an der Herrschaft ein und wies mit ihm die Angriffe des Severus und auch des Galerius zurück; doch trat zwischen Vater und Sohn bald Zwiespalt ein, und M. führte, so sehr er sich auch durch Grausamkeit und Ausschweifungen verhaßt machte, die Herrschaft allein fort bis 312, wo er von seinem Mitkaiser Konstantin d. Gr., den er zum Kriege gereizt hatte, an der Milvischen Brücke 27. Okt. geschlagen wurde und auf der Flucht im Tiber ertrank.

Maxhütte (Maximilianshütte), Eisenwerk im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Burglengenfeld, bei Rosenfeld (Station der Linie Schnelldorf-Nürnberg-Furth i. W. der Bayrischen Staatsbahn), das größte Etablissement seiner Art in Süddeutschland, wurde 1833 gegründet, um die alte, ehedem bedeutende Eisenindustrie der Oberpfalz wieder zu beleben. Die sämtlichen Werke umfassen in Bayern (bei Sulzbach u. Auerbach) und Thüringen (bei Kamsdorf u. Schmiede-

feld) große Grubenreviere, in M. selbst Hochöfen und bedeutende Eisen- und Stahlwerke und ein 1892 neu erbautes Walzwerk für Schienen und große Profileisen, ferner ein Stabeisen- und Blechwalzwerk bei Haidhof, eine Eisengießerei in Fronberg bei Schwandorf und in Unterwellenborn bei Saalfeld 2 Hochöfen nebst Stahl- und Blockwalzwerk. Die Förderung der Gruben betrug 1894: 820,000 hl Erze, die Hochöfen erbliesen 74,600 Ton. Roheisen, während die Walzwerke in Rosenberg, M. und Haidhof eine Produktion von 56,500 T. erzielten. Die Gießerei lieferte 1520 T. Handels- und Maschinenguß.

Maxilla (lat., Maxille, Kiefer), bei den Wirbeltieren der Oberkiefer, bei den Gliedertieren der Unter- oder Mittelkiefer.

Maxim, Hiram, Ingenieur, geb. 5. Febr. 1840 in Sangersville (Maine), war Wagenbauer, dann Maschinenbauer, nahm 1867 Patente auf Gasbereitungsmaschinen, beschäftigte sich später mit dem elektrischen Licht und konstruierte eine Glühlampe. 1883 konstruierte er in London ein Schnellfeuergeschütz und eine pneumatische Dynamitkanone, auch erfand er ein rauchloses Pulver und beschäftigte sich mit der Verbesserung der lenkbaren Luftschiffe.

Maxima (⊟), die »größte« Notengattung der ältern Mensuralmusik, galt je nach der Taktvorzeichnung (Mensur) 2 oder 3 Breves (Doppeltaktnoten).

Maximāl (lat.) bezeichnet in Zusammensetzungen das Größte, Höchste (z. B. Maximalpreis) im Gegensatz zu minimal, dem Kleinsten, Niedrigsten.

Maximalarbeitstag, soviel wie Normalarbeitstag.

Maximāldosis, s. Arzneimittel.

Maxime (franz., v. lat. maxima, sc. regula), Grundsatz, den man sich nach eigner freier Überzeugung als Norm für sein Thun und Lassen aufstellt, unbekümmert darum, ob einem solchen Grundsatz bloß eine subjektive oder zugleich auch eine objektive allgemeine Gültigkeit innewohne. In den Maximen, nach welchen ein Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (s. d.). — »Maximes«, abgekürzter Titel eines berühmten Werkes von Larochefoucauld (s. d. 1).

Maximiānus, 1) Aurelius Valerius M. Herculius, röm. Kaiser, in der Gegend von Sirmium 250 n. Chr. in niederm Stand geboren, wurde wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit 285 von Kaiser Diocletianus zum Cäsar ernannt und 286 zum Augustus erhoben mit der Bestimmung, daß er im Westen des Reiches die Herrschaft führen und in Mailand residieren sollte. Er war ein tüchtiger Feldherr und leistete als solcher dem Diokletian die besten Dienste, indem er unter anderm den Aufstand der Bagauden in Gallien unterdrückte, an der Rheingrenze die Einfälle der Feinde abwehrte und 297 einen Einfall der vereinigten maurischen Völkerschaften in die römischen Provinzen Nordafrikas siegreich zurückschlug; in der innern Politik ordnete er sich seinem Mitregenten völlig unter und dankte auch auf seine Veranlassung 1. Mai 305 zugleich mit ihm ab. Die natürliche Herrschsucht des völlig ungebildeten Mannes trat erst hervor, als 306 Maxentius (s. d.), sein Sohn und des Galerius Schwiegersohn, zum Augustus ausgerufen und er von diesem zur Teilnahme an der Herrschaft eingeladen wurde; denn nur kurze Zeit konnte er sich mit ihm vertragen; er verließ Rom, nachdem er seinen Sohn in der Zurückweisung der Angriffe des Severus und Galerius unterstützt hatte, begab sich nach Gallien zu Konstantin, dem er seine Tochter Fausta vermählte, versuchte von da aus erst den Sohn zu stürzen und erhob sich dann, als dies mißlungen, gegen Konstantin; indes wurde er von seinen Soldaten ausgeliefert und gezwungen, 310 sich in Massilia das Leben zu nehmen.

2) C. Galerius Valerius M., s. Galerius.

Maximiānus, lat. Dichter, um 550 n. Chr., aus Etrurien, ist Verfasser von sechs lebensfrischen Elegien nach dem Muster der klassischen Dichter, aus denen er vieles entlehnte (hrsg. von Bährens in den »Poetae latini minores«, Bd. 5, Leipz. 1883, und von Petschenig, Berl. 1890).

Maximilian, männl. Vorname, zusammengezogen aus Maximus Aemilianus. Bemerkenswerte Fürsten dieses Namens sind:

[Deutsche Kaiser.] 1) M. I., Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrichs III., geb. 22. März 1459 in Wiener-Neustadt, gest. 12. Jan. 1519, zeigte sich sehr begabt und machte in Künsten und Wissenschaften sowie in allen körperlichen Übungen ausgezeichnete Fortschritte. Durch seine Vermählung mit Maria, der Erbin Karls des Kühnen von Burgund (18. Aug. 1477), erwarb er seinem Haus die burgundischen Besitzungen. Als König Ludwig XI. von Frankreich einen Teil des Erbes Marias an sich riß, zog M. gegen ihn und zwang ihn zur Herausgabe der eroberten Provinzen. Doch mußte er nach dem frühen Tode seiner Gemahlin (27 März 1482), von der er zwei Kinder, Philipp und Margarete, hatte, im Frieden zu Arras Artois und das Herzogtum Burgund an Frankreich abtreten. Obwohl 1486 zum römischen König gewählt, verweilte er die meiste Zeit in den Niederlanden, wo er den Krieg gegen Frankreich mit wechselndem Glück fortsetzte und in unaufhörlichen Kämpfen mit seinen aufrührerischen Unterthanen lebte. Die Bürger von Brügge lockten ihn 1488 sogar mit List in ihre Stadt und hielten ihn drei Monate lang gefangen, bis er durch einen Heereszug seines Vaters und der deutschen Fürsten befreit wurde. 1489 nach Deutschland zurückgekehrt, vertrieb er, nachdem König Matthias von Ungarn gestorben war, die Ungarn 1490 aus Österreich. In demselben Jahr nahm ihn der Herzog Siegmund von Tirol an Kindes Statt an und übertrug ihm die Regierung dieses Landes, das er später (1496) erbte. Die in Krain, Kärnten und Steiermark eingefallenen Türken schlug er 1492 bei Villach und warf sie nach Bosnien zurück. Ein Krieg gegen Karl VIII. von Frankreich, der ihm seine Braut Anna von Bretagne abwendig gemacht, dagegen seine ihm verlobte Tochter Margarete zurückgesendet hatte, wurde durch den Frieden von Senlis 23. Mai 1493 verhindert, in welchem M. wenigstens Artois und die Franche-Comté zurückerhielt. Nachdem er nach dem Tode Friedrichs III. 19. Aug. 1493 auf den kaiserlichen Thron gelangt war, vermählte er sich mit Bianca Sforza, der Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm 300,000 Dukaten Heiratsgut mitbrachte. Diese Heirat veranlaßte den kühnen, thatenlustigen und ehrgeizigen Fürsten, wie Burgund und Tirol, so auch Italien seinem Haus erwerben zu wollen, und um die Hilfe des Reiches zu erlangen, beschloß er, demselben eine feste, oligarchische Verfassung zu geben. Er steuerte auf dem glänzenden Reichstag von Worms 1495 dem Fehdewesen durch den Ewigen Landfrieden und verbesserte das Rechtswesen durch Einsetzung des Reichskammergerichts und die Einführung des gemeinen Pfennigs, um die Kosten desselben zu decken. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 bewilligte er sogar die Einsetzung eines Reichsregiments. Indes trug er selbst dazu bei, daß die politische Reform-

bewegung in Deutschland scheiterte, als die Reichsstände sich nicht willig zeigten, durch reichliche Hilfe und Errichtung einer kräftigen Reichskriegsverfassung seine kriegerischen Pläne zu unterstützen, die infolge der Unzulänglichkeit seiner eignen Mittel stets mißlangen. Der Krieg gegen die Schweizer 1499 endete im Frieden von Basel mit deren völliger Unabhängigkeit. Namentlich aber verfolgte ihn das Mißgeschick bei seinen italienischen Feldzügen. Ein 1496 zum Schutz der Herrschaft des Hauses Sforza in Mailand unternommener Zug hatte ebensowenig Erfolg wie ein Einfall in Burgund und in die Champagne 1498, und 1500 mußte M. Ludwig XII. von Frankreich mit Mailand belehnen. Bei einem zweiten Einfall, 1508 auf Bitten Papst Julius' II. für das Versprechen der Kaiserkrönung unternommen, versperrten ihm die Venezianer das Etschthal und hinderten ihn am Vordringen über Trient; damals war es, wo er den Titel »Erwählter römischer Kaiser« annahm. Um sich an Venedig zu rächen, schloß er mit Frankreich, dem Papst und Spanien 1508 die Liga von Cambrai und eroberte auch Verona, Vicenza und Triest; aber die Belagerung Paduas 1509 mißglückte. Er hielt noch eine Zeitlang zu Frankreich gegen die Heilige Liga, trat ihr aber dann bei und erklärte Frankreich den Krieg; jedoch mußte er 1515 im Frieden zu Brüssel dem König Franz I. von Frankreich Mailand und den Venezianern Verona abtreten. Zwar gelang es ihm nicht, seinen Enkel Karl von Spanien 1518 auf dem Augsburger Reichstag zu seinem Nachfolger wählen zu lassen; doch erwarb er seinem Hause neben der Krone Spaniens durch die Verlobung seines Enkels Ferdinand mit Anna von Ungarn und Böhmen auch im Osten die glänzendsten Aussichten. Mitten unter Plänen und Entwürfen starb M. zu Wels in Oberösterreich und wurde in Wiener-Neustadt begraben. In der Hofkirche zu Innsbruck wurde ihm später ein prachtvolles Grabmal errichtet. M. war von ansehnlicher Statur, in allen Leibesübungen geübt, rasch und feurig, von großem Unternehmungsgeist, tapfer, der erste Ritter seiner Zeit, dabei die geistigen Strebungen der Nation mit Aufmerksamkeit verfolgend. Ein leidenschaftlicher Jäger, hatte er sich einst an der steilen Martinswand in Tirol so hoch verstiegen, daß es erst am dritten Tage einem kühnen Bergknappen mit Mühe gelang, ihn zu retten. Den französischen Ritter Claude de Barré, der auf dem Reichstag zu Worms 1495 die ganze deutsche Ritterschaft herausforderte, warf er unerkannt im Zweikampf nieder. An den Festlichkeiten der Städte nahm er gern Anteil, und bei ihren Schießübungen that er nicht selten den besten Schuß mit der Armbrust. In seinen Erblanden saß er oft noch in Person zu Gericht. Wir besitzen in der deutschen Litteratur zwei Werke von Bedeutung, an deren Entstehung M. nicht geringen Anteil hat, den »Theuerdank« (s. d.), dessen Held er ist, und den »Weißkunig« (s. d.), eine romanhafte Beschreibung seines Lebens, die er in die Feder diktierte. Von ihm selbst rühren einige kleinere Schriften her, meist auf die Geschichte seines Hauses bezüglich: »Ehrenporten«, »Triumphwagen«, »Der weisen Könige Stammbaum«, oder Gewerbe und Künste betreffend, wie: »Das Stahlbuch«, »Die Baumeisterei«, »Die Gärtnerei«. Auch führte er ein Memoirenbuch über seine Pläne und deren Ausführung. Überhaupt hat M. an den Wissenschaften und Künsten regen Anteil genommen. Er sprach das Lateinische, Deutsche, Französische, Italienische, Englische und Böhmische mit gleicher Geläufigkeit, beschäftigte sich viel mit Mathematik und Geschichte und übte die Malerei, Musik, Poesie und Baukunst. Die Nation sah in ihm das Ideal eines Kaisers verwirklicht und hoffte von ihm die Durchführung der großen Ideen, von welchen die öffentliche Meinung getragen war. Wenn M. gleichwohl die von ihm gehegten Erwartungen nur zum geringsten Teil erfüllte, so liegt der Grund davon teilweise in den Zeitverhältnissen, teilweise aber auch in Maximilians Charakter: er war eine sanguinische Natur und entbehrte der Energie zur Durchführung des Begonnenen, wurde auch durch die Reichhaltigkeit seines Geistes in zu vielerlei Unternehmungen zu gleicher Zeit gezogen; er war unermüdlich im Entwerfen neuer Pläne; hat er doch, als die gewaltsame Eroberung Italiens nicht glückte, Papst werden wollen, um das Land auf friedliche Weise unter seine Herrschaft zu bringen. Von seiner zweiten Gemahlin hatte er keine Kinder, dagegen 14 außereheliche. Sein Nachfolger war sein Enkel Karl V. Vgl. Chmel, Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I. (Stuttg. 1845); Klüpfel, Kaiser M. I. (Berl. 1864); Ulmann, Kaiser M. I. (Stuttg. 1884—91, 2 Bde.); Busson, Die Sage von M. auf der Martinswand und ihre Entstehung (Wien 1888); Adler, Die Organisation der Zentralverwaltung unter Kaiser M. I. (das. 1886). Eine dichterische Darstellung des Lebens Maximilians gab A. Grün in seinem Romanzencyklus »Der letzte Ritter« (1829).

2) M. II., der Sohn Kaiser Ferdinands I. und der Anna von Ungarn, geb. 31. Juli 1527 in Wien, gest. 12. Okt. 1576, wurde in Spanien mit seinem Vetter Philipp unter Karls V. Aufsicht erzogen, focht 1544 gegen die Franzosen und 1547 im Schmalkaldischen Krieg, war 1548—50 Vizekönig von Spanien und vermählte sich 1548 mit einer Tochter Karls V., Maria. Doch führte der Plan Karls, die Kaiserkrone seinem Sohne Philipp zuzuwenden, eine Entfremdung herbei, die durch die Nichterfüllung andrer ehrgeiziger Wünsche Maximilians verschärft wurde. Er knüpfte mit protestantischen Fürsten an und nahm unter dem Einfluß seines Hofpredigers Pfauser die lutherische Lehre innerlich an; von dem äußern Übertritt hielten ihn die von seinem Vater ihm angedrohten politischen Folgen ab. Nachdem er im November 1562 in Frankfurt zum römischen König gewählt und gekrönt und auch als König von Böhmen, 1563 als König von Ungarn gekrönt worden war, bestieg er nach seines Vaters Ferdinand I. Tod (25. Juli 1564) den Thron. Auch jetzt übte er Toleranz, gewährte den österreichischen Ständen die Erlaubnis zu freier Religionsübung, verwilligte den evangelischen Ständen ein eignes Kirchenregiment in der Religionsdeputation und hob in Böhmen 1567 die Prager Kompaktaten auf. Aber weiter als bis zur Toleranz ging M., obwohl selbst dem Augsburgischen Bekenntnis geneigt, nicht, trotzdem der Papst die von ihm gewünschten Zugeständnisse (Laienkelch und Priesterehe) ablehnte. Die gehässigen Streitigkeiten zwischen den Protestanten selbst hielten ihn vom offenen Übertritt ab, und seitdem der Tod des Don Carlos in Spanien seinen Söhnen Aussicht auf den spanischen Thron eröffnet und er 1569 seine Tochter Anna mit Philipp II. vermählt hatte, kämpfte in ihm der Gedanke, an die Spitze der religiösen Reform zu treten, mit der Rücksicht auf die habsburgisch-spanische Hauspolitik. Er hielt sich äußerlich wieder zur katholischen Kirche und besuchte die Messe. Deutschland genoß unter seiner Regierung

die Grumbachschen Händel ausgenommen, einen dauernden Frieden. In dem Türkenkrieg, für welchen ihm 1566 zu Augsburg eine bedeutende Streitmacht zur Verfügung gestellt wurde, entwickelte M. eine von ihm nicht erwartete Thatkraft. Als Soliman II., vom Fürsten Johann Siegmund von Siebenbürgen zu Hilfe gerufen, sich selbst an die Spitze des Heeres stellte, sammelte M. bei Raab eine Streitmacht von 80,000 Mann, hielt sich aber in kluger Defensive. Solimans Nachfolger Selim II. schloß endlich 1568 einen achtjährigen Waffenstillstand ab, kraft dessen jeder Teil in dem Besitz seiner Eroberungen blieb, und den M. benutzte, um die Festungen Ungarns in einen bessern Verteidigungszustand zu setzen. Seine Gemahlin hatte ihm neun Söhne und sechs Töchter geboren. Sein ältester Sohn, Rudolf, folgte ihm in der Kaiserwürde. Vgl. v. Miller, Epistolae Ferdinandi I. et Maximiliani II. (Pest 1808); Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II. (Leipz. 1857—61, 2 Bde.); L. v. Ranke, Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. (in »Sämtliche Werke«, Bd. 7); Hopfen, Kaiser M. II. und der Kompromißkatholizismus (Münch. 1895); Schwarz, Briefe und Akten zur Geschichte Maximilians II. (Bd. 1 u. 2, Paderb. 1889—91; Bd. 1 enthält den Briefwechsel Maximilians mit dem Papst Pius V.).

[Bayern.] 3) M. I., Kurfürst von Bayern, Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Bayern, geb. 17. April 1573 in München, gest. 27. Sept. 1651 in Ingolstadt, erhielt seine Erziehung durch die Jesuiten und ward von ihnen mit tiefem Haß gegen den Protestantismus erfüllt. In Ingolstadt, wo er seit 1587 studierte, schloß er innige Freundschaft mit dem nachherigen Kaiser Ferdinand II. Als ihm sein Vater 1597 die Regierung abtrat, brachte er ein regeres Leben in den Gang der Staatsgeschäfte, zog aber bei seinen Reformen die Landstände zu Hilfe und schritt überhaupt vorsichtig vor. Er schuf 1616 eine neue Landrecht-, Polizei-, Gerichts- und Malefizordnung und gab dem Kriegswesen eine gänzliche Umgestaltung. 1607 hatte er die von Kaiser Rudolf II. über Donauwörth ausgesprochene Acht zu vollziehen, welche Stadt er hierauf, trotz aller Einsprachen der evangelischen Stände, im Besitz behielt. Der hierdurch hervorgerufenen protestantischen Union gegenüber stellte er sich 1609 an die Spitze der katholischen Liga. Das habsburgische Haus wollte er von der Liga eigentlich ausgeschlossen wissen und widersetzte sich auch der Einmischung in den jülichschen Erbstreit und die Wirren in den österreichischen Erblanden; doch ließ er 1610 die Aufnahme des Erzherzogs Ferdinand zu und unterstützte dessen Wahl zum Kaiser. Bei dem Ausbruch des böhmischen Krieges schloß er im Namen der Liga 8. Okt. 1619 in München einen Vertrag mit Ferdinand II., sandte ihm eine Armee von 30,000 Mann zu Hilfe, eroberte das im Abfall begriffene Oberösterreich, welches ihm der Kaiser für seine Unkosten verschrieben hatte, siegte 8. Nov. 1620 auf dem Weißen Berg bei Prag und nahm sodann ohne große Anstrengung die Oberpfalz. Hierfür erhielt er 1623 die der Pfalz genommene Kurwürde und zur Vergütung für die Kriegskosten von den Landen Friedrichs V. die Oberpfalz. Als aber Ferdinand II. neben der Ausrottung des Protestantismus auch die Herstellung eines absoluten Kaisertums mit Hilfe des Wallensteinschen Heeres erstrebte, widersetzte sich M. diesem Streben und bewirkte 1630 auf dem Kurfürstentag zu Regensburg Wallensteins Absetzung, der daher sein erbittertster Feind war. Nach Tillys Niederlage am Lech 1632 mußte er vor Gustav Adolf aus München flüchten, war auch nachher den schwedischen Angriffen preisgegeben, da Wallenstein ihm nie zu Hilfe kam, und nahm erst nach dessen Tod und dem Sieg bei Nördlingen 1634 wieder erfolgreich am Kriege teil. Namentlich in den letzten Jahren des Krieges zeichneten sich seine Truppen unter tüchtigen Generalen (Mercy und Werth) im Kampfe gegen die Franzosen aus. Aber sein Land litt durch die Verwüstungen der Schweden und Franzosen sehr. M. wünschte daher sehnlichst den Frieden und schloß 1647 mit Frankreich und Schweden den Ulmer Waffenstillstand; doch versöhnte er sich bald mit dem Kaiser. Im Westfälischen Frieden behielt er die Oberpfalz und die Kurwürde nebst dem Erbtruchseßamt. Gegen das Ende seines Lebens, nachdem er die Wunden seines Landes zu heilen gesucht hatte, widmete er sich fast ausschließlich frommen Übungen. Seine erste Ehe mit Elisabeth von Lothringen war kinderlos geblieben; aus seiner zweiten mit Ferdinands II. Tochter Maria Anna erhielt er zwei Söhne, Ferdinand Maria, seinen Nachfolger, und Maximilian Philipp. Die von ihm für erstern aufgesetzte »Anleitung zur Regierungskunst« gab Aretin (Würzb. 1822) lateinisch und deutsch heraus. König Ludwig I. errichtete ihm 1839 auf dem Wittelsbacher Platz in München ein prächtiges Reiterstandbild nach Thorwaldsens Entwurf. Vgl. Wolf, Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit (fortgesetzt von Breyer, Münch. 1807—11, 4 Bde.); Aretin, Geschichte des bayrischen Herzogs und Kurfürsten M. I. (Bd. 1, Passau 1842); v. Schaching, M. I., der Große (Freib. i. Br. 1876); Stieve, Das kirchliche Polizeiregiment unter M. I. 1595—1651 (das. 1876); Derselbe, Kurfürst M. I. von Bayern (das. 1882).

4) M. II. Emanuel, Kurfürst von Bayern, Enkel des vorigen, Sohn Ferdinand Marias und der Henriette Adelheid von Savoyen, geb. 11. Juli 1662, gest. 26. Febr. 1726, folgte seinem Vater 1679 in der Regierung und trat in ein inniges Verhältnis zu Leopold I. 1683 eilte er zum Entsatz von Wien herbei und focht darauf auch in Ungarn für das Haus Österreich; er entsetzte Gran, eroberte Ofen, half den Sieg bei Mohács erringen und wurde 1688 bei der Erstürmung von Belgrad durch einen Pfeil verwundet. Der Kaiser, der ihm schon 1685 seine Tochter Maria Antonia vermählt hatte, ernannte ihn hierauf zum Generalissimus. 1691 führte M. seine Truppen nach Italien und wohnte der Belagerung von Carmagnola bei. 1692 zum spanischen Statthalter der Niederlande ernannt, focht er gegen Frankreich, doch ohne Erfolg. Als mit dem Tode seines zum Erben Karls II. bestimmten Sohnes Joseph Ferdinand seine Aussichten auf den spanischen Thron schwanden, gab er seine kostspielige Statthalterschaft in den Niederlanden auf. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges trat er auf Frankreichs Seite, welches ihn bei der Begründung eines Königreichs in Schwaben u. Württemberg zu unterstützen versprach, bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg, mußte aber nach den verlornen Schlachten am Schellenberg und bei Höchstädt 1704 sein Land verlassen und wurde 1706 in die Acht erklärt, jedoch durch den Frieden von Baden 1714 wieder restituiert. 1717 sandte er den Österreichern ein Hilfskorps unter dem Kommando des Kurprinzen gegen die Türken und erhielt auch die Kurstimme zurück. Bei seinem Tode hinterließ M. die Kur seinem Sohne Karl Albrecht, der als Karl VII.

die deutsche Kaiserwürde erhielt. In zweiter Ehe war M. seit 1694 mit einer Tochter des Polenkönigs Johann III. Sobieski vermählt. König Ludwig I. errichtete ihm, dem Erstürmer von Belgrad, in München ein Standbild. Vgl. Ruith, Kurfürst Max Emanuel von Bayern und die Donaustädte (Ingolst. 1889).

5) M. III. Joseph, Kurfürst von Bayern, der Sohn Kaiser Karls VII., geb. 28. März 1727, gest. 30. Dez. 1777, wurde von seinem sterbenden Vater für mündig erklärt (Januar 1745) und schloß sofort mit Österreich den Frieden zu Füssen (April 1745). Er erwarb sich um sein Land namhafte Verdienste durch Verbesserung der Rechtspflege, Verringerung des Heeres und Hofstaats, Aufhebung vieler Klöster, Beförderung des Ackerbaues, Hebung der Gewerbe und Förderung der Wissenschaften und Künste; so besetzte er die Universität in Ingolstadt mit neuen Lehrern und stiftete in München 1759 die Akademie. Die Ordnung der Finanzen wollte ihm jedoch nicht gelingen. An dem Siebenjährigen Krieg nahm er nur durch Stellung des Reichskontingents teil. Streng katholisch, hob er doch den Jesuitenorden in seinem Lande auf und gestattete den Protestanten auch in München die Ausübung ihres Gottesdienstes. Mit seinem Tode erlosch, da seine Ehe mit Marie Anna Sophie, einer Tochter des Königs August III. von Polen, kinderlos geblieben war, die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach. Vgl. Lipowski, Leben und Thaten M. Josephs III. (Münch. 1833).

6) M. Joseph, erster König von Bayern, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld, geb. 27. Mai 1756 in Mannheim, gest. 13. Okt. 1825 in Nymphenburg, wurde unter der Aufsicht seines Oheims, des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, sorgfältig erzogen, trat 1777 als Oberst in ein französisches Regiment und stieg bald bis zum Generalmajor. Von 1782—89 stand er in Straßburg. Beim Ausbruch der Revolution schied er aus dem französischen Dienst und kehrte nach Mannheim zurück. Bald darauf trat er in österreichische Dienste und wohnte den ersten Feldzügen des Revolutionskrieges bei. Am 1. April 1795 folgte er seinem Bruder, dem Herzog Karl II. von Zweibrücken, in der Regierung dieses Landes und 16. Febr. 1799 dem Kurfürsten Karl Theodor, mit dem die sulzbachische Linie erlosch, in Bayern. Seine erste Regierungsmaßregel hier war die Begründung eines selbständigen Ministeriums, in dem Montgelas den herrschenden Einfluß besaß. M. förderte die Landwirtschaft und den Verkehr, verbesserte den Rechtszustand, schuf eine neue Kriminalordnung, führte eine gleichmäßigere Verteilung der Steuern und Abgaben ohne Rücksicht auf Privilegien ein, hob viele Klöster auf und verwandte das durch die Säkularisation gewonnene Kirchenvermögen zur Hebung der Kultur des Bodens wie zur Förderung der geistigen Bildung des Volkes. Seine auswärtige Politik hingegen war eine durchaus antinationale und nur auf die Vergrößerung seiner Hausmacht berechnet. Durch seinen entschiedenen Anschluß an Napoleon I., der durch die Verheiratung von Maximilians Tochter an Eugen Beauharnais noch mehr befestigt wurde, erhielt er im Frieden zu Preßburg (26. Dez. 1805) die königliche Würde zugesprochen, die er 1. Jan. 1806 annahm, sowie bedeutende Besitzungen in Schwaben und Franken, welche sein Königreich zu einem geschlossenen Ganzen abrundeten, und wurde so der bedeutendste Fürst des Rheinbundes. Nur Tirol konnte M. nicht dauernd behaupten. Durch den Vertrag zu Ried 8. Okt. 1813 trat er den Alliierten bei und sicherte sich die Integrität seiner Staaten und die Souveränität. Auf dem Wiener Kongreß bekämpfte er hartnäckig die Beschränkung der Souveränität der deutschen Staaten zu gunsten eines deutschen Reiches. Um die verschiedenen Teile Bayerns mehr zu verschmelzen und dem Staate eine festere Einheit zu geben, verlieh er die Konstitution vom 26. Mai 1818. Gemildert wurde das feste und entschiedene Wesen Maximilians im Privatverkehr durch natürliches Wohlwollen, anspruchslose Einfachheit u. Reinheit der Sitten. Vermählt war er seit 1785 mit Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt und seit 1797 mit Karoline Friederike Wilhelmine von Baden. Von seinem Sohne und Nachfolger Ludwig wurde ihm 1835 zu München ein Denkmal (von Rauch) auf dem Max Josephs-Platz gesetzt. Vgl. Söltl, M. Joseph, König von Bayern (Stuttg. 1837); v. Lerchenfeld, Geschichte Bayerns unter M. Joseph (Berl. 1854).

7) M. II. Joseph, König von Bayern, Sohn des Königs Ludwig I. u. Thereses von Sachsen-Hildburghausen, geb. 28. Nov. 1811, gest. 10. März 1864, studierte seit 1829 in Göttingen und seit 1831 in Berlin, bereiste dann Deutschland, Italien und Griechenland, ward 1836 von seinem Vater in den Staatsrat eingeführt, besuchte 1837—40 von neuem Italien und Griechenland und wählte dann das reizende Schloß Hohenschwangau bei Füssen, das er sehr geschmackvoll neu aufbauen ließ, zu seinem Lieblingsaufenthalt, wo er im ungezwungenen Umgang mit Gelehrten und Künstlern sich wissenschaftlichen, namentlich historischen, Studien und litterarischer Beschäftigung widmete. Noch 1842—45 machte er unter der Leitung des Professors Dönniges einen vollständigen staatswissenschaftlichen Kursus durch. Die Abdankung König Ludwigs I. 20. März 1848 berief ihn unerwartet auf den Thron. M. umgab sich zwar mit freisinnigen Räten, setzte aber der Unionspolitik entschiedenen Widerstand entgegen, verweigerte die Anerkennung der Reichsverfassung, näherte sich dagegen Österreich und beteiligte sich an den Schritten, die zur Wiederherstellung des Bundestags und zur Exekution in Hessen und Holstein führten. In der innern Politik folgte Bayern seit 1850 zwar der absolutistischen Richtung; dagegen fand die kirchliche Reaktion bei König M. keine Unterstützung, vielmehr rief er zum Mißvergnügen der ultramontanen Partei ohne Rücksicht auf Konfession eine Reihe wissenschaftlicher Berühmtheiten, namentlich Liebig und Sybel, nach München, zog die Dichter E. Geibel, Bodenstedt u. a. in seine Umgebung und verwandte beträchtliche Summen auf Belohnung ausgezeichneter litterarischer Leistungen. Kränklichkeit verhinderte ihn oft, sich an den Staatsgeschäften zu beteiligen, veranlaßte ihn häufig zu Reisen und ländlichem Aufenthalt und gab seinem Wesen etwas Zurückhaltendes und Schweigsames. 1859 machte er der Reaktionspolitik des Ministeriums v. d. Pfordten mit den schönen Worten: »Ich will Frieden haben mit meinem Volk« ein Ende und beförderte eine wohlwollende, den Wünschen des Volkes entsprechende Regierung des Landes, wie er denn auch darauf bedacht war, die konfessionellen Gegensätze zu mildern. In Bezug auf die brennende deutsche Frage war sein Ziel Aufrechterhaltung der Einheit Deutschlands und seiner Fürsten, was er am besten durch die Schöpfung eines engern Bundes der Mittel- und Kleinstaaten neben den beiden Großmächten, der sogen. Trias, zu erreichen hoffte. Doch frei von allem Ehrgeiz und dem

Streben nach höherer Macht, schloß er sich auch 1863 mit vollem Herzen dem österreichischen Bundesreformprojekt an, da er bei Österreich ebenso reine Absichten wie bei sich voraussetzte. Um so schmerzlicher berührte ihn Österreichs schleswig-holsteinische Politik und sein Verhalten gegen den Bund. Von einer Reise nach Rom durch Ausbruch des dänischen Krieges zurückgerufen, starb er plötzlich in München. Vermählt war er seit 1842 mit der Prinzessin Maria Hedwig, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, die ihm zwei Söhne, Ludwig, seinen Nachfolger, und Otto, gebar, die beide in Geisteskrankheit verfielen. Nach dem Entwurf von Zumbusch ist ihm in München ein prächtiges Denkmal errichtet (s. Tafel »Bildhauerkunst XIV«, Fig. 7); andre Standbilder von M. stehen in Lindau (von Halbig) u. Bayreuth (von Brugger). Vgl. Söltl, Max II. (2. Aufl., Augsb. 1867); Bodenstedt, Eines Königs Reise. Erinnerungsblätter an König Max (Leipz. 1879). Seinen Briefwechsel mit Schelling gaben Trost u. Leist heraus (Stuttg. 1890).

8) M. Joseph, Herzog in Bayern, geb. 4. Dez. 1808 in Bamberg, gest. 15. Nov. 1888 in München, Sohn des am 3. Aug. 1837 verstorbenen Herzogs Pius August aus der Linie Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, wurde unter der Leitung seines Großvaters, des Herzogs Wilhelm, erzogen und bezog 1826 die Universität München. 1838 besuchte er Athen, Konstantinopel, Ägypten und Nubien, wo er bis zum zweiten Katarakt des Nils vordrang, und traf, von Kairo aus über Palästina zurückkehrend, nach einer Abwesenheit von acht Monaten wieder in München ein. Er beschrieb diese Reise in der »Wanderung nach dem Orient 1838« (Münch. 1839, 2. Aufl. 1840). 1831 verlieh ihm König Ludwig I. das 3. Chevaulegers-Regiment, das gegenwärtig seinen Namen führt, und 1837 wurde er Generalmajor, 1848 Generalleutnant, später General der Kavallerie. Unter dem Namen Phantasus ließ er mehrere dramatische und novellistische Arbeiten erscheinen, die eine leichte Erzählungsgabe und eine heitere Lebensanschauung bekunden. Vermählt war er seit 9. Sept. 1828 mit der Prinzessin Ludovika (gest. 26. Jan. 1892), der jüngsten Tochter des Königs Maximilian I. Joseph, die ihm acht Kinder, darunter die Kaiserin Elisabeth von Österreich und das jetzige Haupt der herzoglich bayrischen Linie, Karl Theodor (s. Karl 11), gebar.

[Köln.] 9) M. Heinrich von Bayern, Erzbischof und Kurfürst von Köln, geb. 8. Okt. 1621, gest. 3. Juni 1688, Sohn des Herzogs Albrecht VI. von Bayern, wurde 1650 Kurfürst von Köln und Bischof von Lüttich und Hildesheim. Unter dem Einfluß des Grafen von Fürstenberg schloß er sich ganz an Frankreich an und trat 1671 mit Ludwig XIV. in ein Bündnis, das ihn 1672 in einen Krieg mit den Niederlanden, dem Kaiser und Spanien verwickelte. Er fiel zugleich mit den Franzosen in die Niederlande ein, räumte französischen Truppen Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein, eroberte Deventer und begann die Belagerung von Groningen. Die Eroberung Bonns durch die verbündeten Gegner 1673 machte ihn jedoch zu Unterhandlungen geneigt, und so kam 11. Mai 1674 der Friede zu stande. 1683 wurde M. auch zum Bischof von Münster gewählt; allein vom Papst nicht bestätigt, konnte er nur die weltlichen Angelegenheiten daselbst leiten.

10) M. Franz Xaver Joseph von Österreich, letzter Kurfürst von Köln, geb. 8. Dez. 1756, gest. 27. Juli 1801, der jüngste Sohn Maria Theresias und Franz' I., wurde früh für den geistlichen Stand bestimmt, bereiste unter der Führung des Grafen Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien und machte unter seinem Bruder Joseph II. den Bayrischen Erbfolgekrieg mit. 1769 wurde er Koadjutor seines Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Karl von Lothringen, und 1780 des Kurfürsten von Köln und Bischofs zu Münster, Grafen Maximilian Friedrich von Königseck. Am 23. Okt. ward er zum Hoch- und Deutschmeister ernannt. Seit 1784 Kurfürst von Köln und Bischof von Münster, regierte er sein Land trefflich und ordnete dessen Finanzen, das Justizwesen und die Polizei. Er behauptete ebenso fest den Anmaßungen der römischen Kurie gegenüber seine Rechte, als er sich vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Reichskrieg mit Klugheit neutral zu halten wußte. Als im Herbst 1794 Bonn von den Franzosen besetzt wurde, verweilte er erst in Münster, dann in Mergentheim und Ellingen, seit Frühjahr 1800 zu Wien u. Hetzendorf. Vgl. Seida, M. Franz, letzter Kurfürst zu Köln (Nürnb. 1803).

[Österreich-Mexiko.] 11) Ferdinand M. Joseph, Erzherzog von Österreich, Kaiser von Mexiko, geb. 6. Juli 1832, gest. 19. Juni 1867 in Queretaro, zweiter Sohn des Erzherzogs Franz Karl u. der Erzherzogin Sophie, Bruder des Kaisers Franz Joseph, wurde unter Leitung des Grafen Heinrich Bombelles erzogen und frühzeitig für die Marine bestimmt. 1850 unternahm er größere Reisen, zunächst nach Griechenland und Kleinasien, alsdann nach Spanien, Portugal, Madeira, Tanger, Algier &c. 1853 wurde er Korvettenkapitän, 1854 Marineoberkommandant und machte mit einem Geschwader von 17 Kriegsschiffen eine Fahrt nach Griechenland, Kandia, Beirût, an die Küsten von Palästina und Ägypten. 1856 und 1857 verbrachte er meist auf Reisen durch die verschiedensten Teile des europäischen Kontinents. Am 27. Juli 1857 vermählte er sich mit der Prinzessin Charlotte von Belgien (geb. 7. Juni 1840), Tochter König Leopolds I., mit der er 1858—59 Sizilien, Südspanien, Madeira, Brasilien &c. besuchte. Ein 4 Bände starkes, als Manuskript gedrucktes Werk: »Reiseskizzen«, bot in anziehender Darstellung die Eindrücke und Beobachtungen des Erzherzogs dar. 1857—59 war er Generalgouverneur des Lombardisch-Venezianischen Königreichs. Seitdem lebte er meist in Zurückgezogenheit auf seinem herrlichen Schloß Miramar bei Triest. Die französische Expedition nach Mexiko wurde die Veranlassung, daß M. sich von Napoleon III. überreden ließ, die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen. Nachdem er durch einen Familienpakt vom 9. April 1864 allen agnatischen Rechten als Erzherzog von Österreich für sich und seine Nachkommen entsagt hatte, empfing er am folgenden Tage aus den Händen der Führer der klerikalen Partei in Mexiko, Almonte, de Estrada und Labastida, die Krone. Am 14. April verließ er Triest, um in Rom den Segen des Papstes einzuholen, kam Ende Mai in Veracruz an und zog 12. Juni feierlich in die Hauptstadt Mexiko ein. Allein ohne staatsmännische Begabung, unentschlossen und vor jeder energischen Thätigkeit zurückschreckend, in der Mitte stehend zwischen der liberalen und ultramontanen Partei, abhängig von dem französischen General Bazaine, der seine eignen Pläne verfolgte, schließlich von Napoleon III. im Stiche gelassen, konnte er den Kampf gegen seinen Gegner, den Präsidenten Juarez, nicht durchführen, aber sich auch nicht zur Rückkehr nach Europa entschließen, fiel

15. Mai 1867 durch Verrat zu Queretaro in die Gewalt des republikanischen Generals Escobedo, wurde durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt und nebst den Generalen Miramon und Mejia in Queretaro erschossen. Seine Leiche wurde durch den österreichischen Admiral Tegetthoff abgeholt und 18. Jan. 1868 in der Kaisergruft der Kapuzinerkirche in Wien beigesetzt. 1861 erschienen von ihm, als Manuskript gedruckt, »Aphorismen« und nach seinem Tode das Werk: »Aus meinem Leben« (Leipz. 1867, 7 Bde.) und »Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland« (das. 1868). Seine in unheilbaren Wahnsinn verfallene Gemahlin (s. Charlotte 4) lebt noch auf Schloß Bouchoute bei Brüssel. In Hietzing bei Wien, in Triest und in Pola sind M. Standbilder errichtet. Vgl. Lefèvre, Documents officiels recueillis dans la secrétairerie privée de Maximilien (Brüss. 1869, 2 Bde.); Montlong, Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexiko (Stuttg. 1868); Fr. v. Hellwald, M. I., Kaiser von Mexiko; sein Leben, Wirken und sein Tod (Wien 1869); Felix, Prinz zu Salm-Salm (Adjutant des Kaisers, s. Salm), Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexiko (2. Abdr., Stuttg. 1869, 2 Bde.) u. Prinzessin Felix zu Salm-Salm, Zehn Jahre aus meinem Leben (das. 1875, 3 Bde.); Basch (Leibarzt Maximilians), Erinnerungen aus Mexiko (Leipz. 1868); Schroeder, The fall of Maximilian's empire (New York 1887). Dramatisch wurde das Schicksal des Kaisers von G. Fischer in der Tragödie »Kaiser M. von Mexiko« (1868) behandelt.

Maximiliāna *Mart.*, Gattung aus der Familie der Palmen, große Bäume des nordöstlichen Südamerika mit unbewehrtem Stamm, sehr großen, endständigen, gefiederten Blättern, linienförmigen Fiederblättchen, großen, holzigen Blütenscheiden, monözischen Blüten und eiförmigen, einsamigen braunen Früchten. Von den drei Arten wird M. regia *Mart.* (s. Tafel »Palmen III«), in Brasilien 30 m hoch, hat 15 m lange Blätter und liefert Palmkohl und eßbare Früchte. Eine andre Art von großer Schönheit ist die Jaguapalme im Orinokogebiet; sie besitzt nur 7—8 fast senkrecht aufwärts gerichtete, 12 m lange Blätter mit mehr als je 400 Segmenten und trägt an einem einzigen Kolben über 100 Früchte.

Maximilianische (Maximilians-) Türme, gemauerte, zur Verteidigung eingerichtete, einzeln liegende Werke, benannt nach ihrem Erfinder, Erzherzog Maximilian von Este (geb. 14. Juli 1782, gest. 1. Juni 1863). Der Turm besteht aus einem Erdgeschoß, zwei Etagen und einer Plattform von zusammen 11 m Höhe. Die Plattform ist mit einer kreisrunden Brustwehr versehen. Die oben aufgestellten Geschütze sind so lafettiert, daß zehn derselben gleichzeitig auf einen Punkt wirken können. Die beiden Etagen sind ebenfalls zur Aufnahme von Geschützen eingerichtet; in der untern befindet sich die Besatzung. Außen ist der Turm mit Graben und Erdbrustwehr umgeben. Linz ist mit solchen Türmen befestigt. Gezogenen Geschützen gegenüber haben sie ihre frühere Bedeutung eingebüßt.

Maximilianshütte, s. Maxhütte.

Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, königlich bayr. Orden, gestiftet von König Maximilian II. 28. Nov. 1853, vorzugsweise für deutsche Gelehrte und Künstler bestimmt und in Einer Klasse bestehend, mit zwei Abteilungen, eine für Wissenschaft und eine für Kunst. Das Ordenszeichen ist ein dunkelblau emailliertes gotisches gekröntes Kreuz mit weißem Rand und vier Strahlen in den Winkeln, umgeben von einem goldenen Kranz von Lorbeer und Eichenlaub; in der Mitte befindet sich ein gekrönter Schild, dessen eine Seite das Bildnis des Stifters, die andre für die Abteilung der Wissenschaft eine Eule mit einer Rolle, für die der Künste den Pegasus mit der Hippokrene und die Umschrift: »Für Wissenschaft und Kunst« zeigt. Auf den Armen des Ordenszeichens steht der Stiftungstag. Der Orden wird an blauem, mit weißen, blau durchzogenen Lisieren eingefaßtem Band um den Hals getragen. Nach der Statutenänderung von 1886 ernennt der Großmeister (König) die neuen Mitglieder nach seinem Ermessen; jedoch ist ihm vorbehalten, ein aus 12 Mitgliedern bestehendes Kapitel, welches auf 5 Jahre gewählt wird, zur Abgabe von Gutachten zu ernennen. Die Gesamtzahl der Ordensglieder soll sich höchstens auf 100 belaufen. 1856 wurde mit dem Orden eine Maximiliansmedaille verknüpft. S. Tafel »Orden I«, Fig. 29.

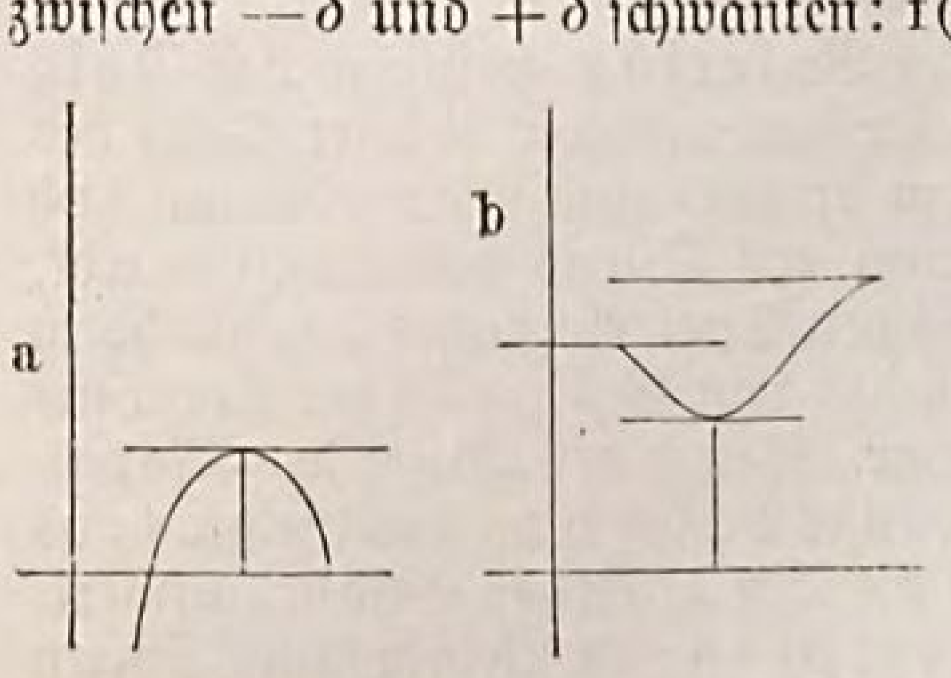
Maximīnus, 1) C. Julius Verus, mit dem Beinamen der Thraker (Thrax), da er in Thrakien geboren war, der erste Soldatenkaiser und »Barbar« auf dem römischen Kaiserthron, eines Bauern Sohn, wurde wegen seiner außerordentlichen Größe und Stärke vom Kaiser Severus unter die Garde aufgenommen, stieg in Rom zum Senator und Anführer einer Legion empor, kämpfte gegen die Perser und Alemannen und wurde nach des Kaisers Alexander Severus Ermordung 235 n. Chr. vom Heer bei Mainz zum Kaiser ausgerufen. Er führte während seiner dreijährigen Regierung glückliche Kriege gegen die Germanen, Sarmaten und Daker, durch welche die Grenzen des Reiches am Rhein und an der Donau gesichert wurden, erregte aber durch seine Mißachtung des Senats, Habgier in der Provinzialverwaltung und Grausamkeit in der Beseitigung seiner Gegner vielfache Unzufriedenheit, so daß erst in Afrika die beiden Gordiane und, nachdem diese durch den Statthalter von Mauretanien, Capellianus, den Tod gefunden, in Rom vom Senat Maximus (s. d. 1) und Balbinus zu Gegenkaisern ernannt wurden. Auf die Nachricht hiervon eilte M., auf weitere Eroberungspläne verzichtend, an der Spitze seines Heeres im Frühjahr 238 nach Italien, wurde aber vor dem tapfer verteidigten Aquileja aufgehalten und von den Soldaten, die durch die Beschwerden und Entbehrungen der Belagerung gereizt waren, nebst seinem Sohn Julius Verus Maximus, den er zum Cäsar ernannt hatte, erschlagen.

2) C. Galerius Valerius, ursprünglich Daia genannt, ein Illyrier von niederer Geburt, Neffe des Galerius, von dem er 305 zum Cäsar ernannt und mit der Verwaltung des Ostens beauftragt wurde, legte sich 307 selbst den Titel Augustus bei, nachdem sein Mitcäsar Licinius von Galerius zum Augustus ernannt worden war. Durch den Sturz des Maxentius und durch die enge Verbindung des Licinius und Constantinus auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam gemacht, brach er 313 gegen Licinius aus Syrien auf und nahm Byzanz, Herallea und Perinth, wurde aber von Licinius trotz seiner Übermacht bei Adrianopel geschlagen und starb plötzlich auf der Flucht zu Tarsos. Seine Kinder wurden von Licinius ermordet. Als Anhänger des Heidentums ist er von der christlichen Überlieferung härter beurteilt worden, als er es verdient.

Maximowicz (spr. -mówitsch), Karl Johann, Botaniker, geb. im November 1827 in Tula, gest.

16. Febr. 1891 in Petersburg, studierte in Dorpat 1845—49 Botanik, wurde 1850 Direktorialgehilfe am dortigen botanischen Garten, machte 1852 mit Bunge, Girgensohn und Schmidt eine botanische Reise durch Livland und ward 1852 als Konservator am Herbarium des botanischen Gartens in Petersburg angestellt. Er begleitete Ruprecht auf einer botanischen Reise durch Ingermanland, wurde 1853 als Reisender des botanischen Gartens der Fregatte Diana zukommandiert und gelangte 1854 nach der Bai De Castries im Amurland. Hier verließ er die Fregatte und widmete sich der Erforschung der Flora des Armurlandes. 1856 kehrte M. über Sibirien zurück, ging aber 1859 über Irkutsk zum Amur und widmete den Sommer der weitern Erforschung dieses Stromes und seiner Nebenflüsse, des Sungari und Ussuri. 1860 ging er über das Waldgebirge Sichota-alin nach dem Olgahafen, schiffte sich dort nach dem Hafen Possiet an der Grenze von Korea ein und untersuchte die Umgegend der Viktoriabai bis September 1860. Nun ging er nach Japan und widmete sich bis 1864 der Erforschung der Flora dieses Landes. Mit großen Sammlungen kehrte M. über London nach Petersburg zurück und wurde 1864 erster Konservator am botanischen Garten, 1870 bei der Akademie Ordinarius und Direktor des botanischen Museums. Als Resultat seiner ersten Reise erschien »Primitiae florae Amurensis« (1859). Nach der zweiten Reise begannen Vorarbeiten zu einer »Flora Mandschuriae rossicae« und einer »Flora japonica«. Seit 1874 begann er die Bearbeitung der zentralasiatischen Sammlungen von Prschewalskij, Potanin u. a. mit der Absicht, eine »Flora tangutica« und »Enumeratio plantarum Mongoliae hucusque cognitarum« zusammenzustellen. Diese Sammlungen ergaben auch die meisten Novitäten seiner »Diagnoses plantarum novarum asiaticarum« (Bd. 1—5).

Maximum und **Minimum** (lat., »das Größte« und »das Kleinste«), der größte, bez. der kleinste Wert unter einer Mannigfaltigkeit von Werten. In der Mathematik ist Maximum, bez. Minimum einer Funktion ein Wert derselben, welcher größer (>), bez. kleiner (<) als seine Nachbarn ist. Nach dem Gesetz der Sparsamkeit der Natur kommen diesen Werten fast immer auch noch sonst ausgezeichnete Eigenschaften zu. Die Definition lautet strenger: Die Funktion f(x) der reellen Variabeln x hat für $x = x_0$ ein Maximum, bez. Minimum, wenn es eine Zahl δ gibt, so daß für alle Änderungen h des x_0, welche zwischen $-\delta$ und $+\delta$ schwanken: $f(x_0 + h) < f(x_0)$, bez. $> f(x_0)$ ist. M. u. M. heißen gemeinsam Extrem. Ist die Funktion graphisch darstellbar, so steigt ihre Kurve vor dem Maximum u. fällt nachher, beim Minimum umgekehrt (s. Fig. a u. b).



Im Extrem ist also die Tangente der Abscissenachse parallel. Dadurch ist die Bestimmung der Extreme zu einer der Eingangspforten in die Differentialrechnung geworden, da im Extrem die erste Ableitung f'(x) verschwindet (gleich 0 wird). Die Lehre von den quadratischen Gleichungen führt durch die Determination von selbst auf elementarem Wege zu Maximumsaufgaben; schon in den Elementen des Euklid findet sich Buch 6, Nr. 27, das erste Maximum, das der Funktion $x(2a - x)$, bez. der Satz: Unter allen Rechtecken mit gegebenem Umfang hat das Quadrat den größten Inhalt. Sei J der Inhalt, 4a der Umfang, x die eine Seite, also $(2a - x)$ die andre, so ist $J = x(2a - x)$, woraus (s. Gleichung) $x = a \pm \sqrt{a^2 - J}$. Da es nun aus negativen Zahlen keine reellen Quadratwurzeln gibt, so kann J höchstens a^2 sein, wo dann $x = a$ (und $2a - x$ auch $= a$). Auch bei Archimedes finden sich ähnliche Betrachtungen, besonders aber bei Apollonius, der zuerst die Bestimmung der Extreme als selbständige Aufgabe faßte, so daß nach ihm Zenodorus die isoperimetrischen Probleme einführte, deren allgemeine Behandlung auf Variationsrechnung (s. d.) führt. Den entscheidenden Fortschritt vollzog Fermat, für den die Franzosen daher mit Recht die Miterfindung der Differentialrechnung beanspruchen. Seine Methode mache das Beispiel klar: Unter allen Kegeln, deren Scheitel im Zentrum einer gegebenen Kugel, deren Grundkreis auf der Kugel liegt, den größten zu finden. Sei V das Volumen, ϱ der Radius des Grundkreises, x die Höhe des Kegels, r der Radius der Kugel, so ist $V = \frac{1}{3}\pi\varrho^2 x$, und da nach dem Pythagoras $r^2 = \varrho^2 + x^2$ ist, $V = \frac{1}{3}\pi x(r^2 - x^2) = f(x)$. V ist als Funktion von x definiert für x zwischen 0 und r, an beiden Stellen ist $V = 0$, also muß, während x von 0 bis r wächst, V bis zu einem Maximum x_0 wachsen und dann wieder abnehmen, V, heißt dies, muß vor $f(x_0)$ an dieselben Werte, nur in umgekehrter Reihe, durchlaufen; zu jedem Werte u des x vor x_0 gehört ein andrer, v, nach x_0, so daß V für $x = u$ und $x = v$ denselben Wert hat; zwei solche Werte des x heißen entsprechend, x_0 entspricht sich selbst. Zwischen jedem u und v besteht die Gleichung $f(u) = f(v)$, also hier $\frac{1}{3}\pi(r^2 - u^2)\,u = \frac{1}{3}\pi(r^2 - v^2)\,v$, oder vereinfacht $r^2(u - v) = u^3 - v^3$. Da nun $u - v$ im allgemeinen ausdrücklich von 0 verschieden ist, so folgt hieraus durch Division mit $(u - v)$: $r^2 = u^2 + uv + v^2$. Je mehr sich nun u dem Maximalwert x_0 nähert, um so mehr nähert sich ihm auch v, um dort einander gleich zu werden; folglich $r^2 = x_0^2 + x_0 x_0 + x_0^2$; $r^2 = 3x_0^2$; $x_0 = r : \sqrt{3}$. Damit ist also das Maximum der Funktion als $f(x_0)$, also hier $V = \frac{1}{3}\pi . \frac{2}{3} r^2 . \frac{r}{\sqrt{3}} = \frac{2}{27}\sqrt{3}.\pi r^3$ gefunden. Außerdem ist die Höhe dieses Kegels Kante eines Würfels, der Radius des Grundkreises Flächendiagonale desselben Würfels und der Radius der Kugel die Hauptdiagonale. Man sieht, Fermat wandte das Prinzip der Kontinuität, das Leibniz für seine größte Entdeckung hielt, bereits an, ohne es zu formulieren. Die Fermatsche Methode ist für die Schule noch immer die zweckmäßigste (vgl. Duhamel, Mémoire sur la méthode des maxima et minima de Fermat, Par. 1864). Nach Erfindung der Taylorschen Reihe (s. d.) wurde die Bestimmung der Extreme zu einer einfachen Anwendung der Reihe. Sehr wesentlich wurde die Unterscheidung von Maximum, bez. Minimum und oberer, bez. unterer Grenze, gemeinsam Grenzwerte genannt, durch Bolzano. Grenzwert einer veränderlichen Zahl z ist eine feste Zahl g, wenn z sich entweder beständig wachsend oder beständig fallend der Zahl g beliebig nähern kann, ohne sie je zu erreichen. Die Begriffe M. und M.

lassen sich auf Funktionen beliebig vieler Variabeln ohne Schwierigkeit ausdehnen, die Rechnung zur Bestimmung der Maximalwerte der Variabeln und damit der Funktion ist im allgemeinen sehr mühsam; in jüngster Zeit ist sie, wenn die Variabeln voneinander unabhängig, durch Scheeffer und O. Stolz und v. Dantscher ausgebildet worden. Vgl. O. Stolz, Grundzüge der Differential- und Integralrechnung, Teil 1 (Leipz. 1893) und andre Lehrbücher der Differentialrechnung; Dölp, Aufgaben zur Differential- und Integralrechnung (6. Aufl., Gieß. 1895). Für die Schule sind passende Aufgaben und Methoden in der »Zeitschrift für mathematischen ꝛc. Unterricht«, in vielen Programmen (besonders von Heis, Aachen 1838) angegeben, außerdem in Schellbach, Mathematische Lehrstunden (Berl. 1860), Heilermann, Eine elementare Methode zur Bestimmung von größten und kleinsten Werten (Leipz. 1871), und in der Aufgabensammlung von Martus (9. Aufl., Dresd. 1895).

Maximum, barometrisches, s. Wetter.

Maximumthermometer, s. Thermometer.

Maximus, 1) M. Clodius Pupienus, röm. Kaiser (von den Griechen meist M., von den Römern Pupienus genannt), hatte sich, obwohl von niederer Herkunft, durch kriegerische Tüchtigkeit die Würde eines Senators, die Prätur und das Konsulat erworben und mehrere Provinzen verwaltet. Als daher der Krieg mit Maximinus Thrax drohte, ernannte ihn der Senat Anfang 238 zum Gegenkaiser mit dem hochadligen D. Cälius Balbinus. Doch war Maximinus von seinen eignen Truppen bereits bei Aquileja ermordet, als M. vor Ravenna ankam. In Rom wurde er auch dieses Erfolgs wegen hoch gefeiert, nur die Prätorianer waren mit den vom Senat gewählten Kaisern unzufrieden und ermordeten sie Mitte 238.

2) Magnus, ein geborner Spanier, Landsmann und Kriegsgenosse des Theodosius, wurde 383 von den aufständischen Legionen in Britannien zum Kaiser ausgerufen, machte dann mit denselben einen Einfall in Gallien, wo die daselbst stehenden Truppen zu ihm übergingen, und ließ den flüchtigen Kaiser Gratian in Lyon ermorden. Durch geschickte Unterhandlungen wußte er die Anerkennung von dem durch andres in Anspruch genommenen Theodosius zu erreichen, begnügte sich jedoch nicht, die Herrschaft über Britannien, Gallien und Spanien zu behaupten, sondern überschritt 387 die Alpen und vertrieb, angeblich im Dienste der katholischen Kirche, den arianisch gesinnten Kaiser Valentinian II. aus Italien. Nun aber rückte 388 Theodosius herbei, schlug das Heer des M. bei Siscia an der Save und bei Pötovio, nahm ihn selbst in Aquileja gefangen und ließ ihn hinrichten. Sein in Gallien als Augustus zurückgelassener Sohn Victor wurde bald darauf in des Theodosius Auftrag von dem Franken Arbogast getötet.

3) Petronius, vornehmer Römer, ließ den Kaiser Valentinian III. 16. März 455 ermorden, um die Entehrung seiner Frau zu rächen, nahm den Kaisertitel an und heiratete die kaiserliche Witwe Eudoxia, wurde aber nach der Landung des von ihr herbeigerufenen Geiserich bei Ostia 12. Juni vom Volk ermordet, als er feig die Flucht ergriff.

Maximus Confessor, gleich hervorragend als theologischer Gelehrter wie als Mann standhafter Überzeugung, geb. 580, war kaiserlicher Sekretär zu Konstantinopel und dann Abt des benachbarten Klosters Chrysopolis. Später vorzugsweise als Bestreiter der Monophysiten und Monotheleten in Nordafrika und Rom thätig, starb er 662 in der Verbannung, nachdem er im Kampfe für die Orthodoxie zur Geißelung und zum Verlust der Zunge und einer Hand verurteilt worden war. Trotz seiner an Aristoteles herangebildeten Dialektik war er wesentlich Mystiker, ja der letzte Neuplatoniker in den Reihen der griechischen Väter. Seine Werke hat Migne (Bd. 90 u. 91 seiner »Patrologie«) herausgegeben.

Maximus von Tyrus, Philosoph, lehrte um 155 n. Chr. in Rom als Eklektiker, indem er in seinen noch übrigen 41 Dissertationen (hrsg. von Reiske, Leipz. 1774—75, 2 Bde.; Dübner in »Theophrasti characteres«, das. 1840; deutsch von Damm, Berl. 1764) das Dasein von Dämonen daraus zu beweisen suchte, daß die Dinge in der Welt eine Stufenleiter bilden und daher, wie zwischen den Pflanzen und den Menschen die Tiere, so zwischen den Menschen und der Gottheit die Dämonen eingeschoben werden müßten. Vgl. Rohdich, De Maximo Tyrio theologo (Beuthen 1879).

Max Joseph-Orden, bayr. Militärverdienstorden, von König Maximilian Joseph von Bayern 1. Jan. 1806 gestiftet u. mit Einkünften verknüpft, zerfällt in drei Klassen: Großkreuze, Kommandeure und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein einfaches goldenes, weiß emailliertes Kreuz, darüber eine goldene Krone. Der hellblaue, runde Mittelschild zeigt den Namenszug des Stifters: »M. J. K.« (Max Joseph, König), auf der Kehrseite in einem Halbkreis mit goldnen Buchstaben die Worte: »Virtuti pro patria« (»Der Tapferkeit fürs Vaterland«). Der Orden wird an schwarzem, weiß und blau gerändertem Band in üblicher Weise getragen. Die Großkreuze haben außer dem Kreuz mit Goldstrahlen in den Winkeln einen Silberstern mit dem Kreuz darauf und eine Goldkette statt des Bandes bei festlichen Gelegenheiten. Das Ordenskapitel macht die Vorschläge für den Orden, um den man sich mit Belegen der tapfern That bewerben kann. Er verleiht den persönlichen Adel und, wenn Vater und Großvater ihn ebenfalls hatten, den erblichen Adel, sowie 6 Großkreuzen Pensionen von je 1500, 8 Kommandeuren von je 500 und 50 Rittern von je 300 Gulden. S. Tafel »Orden I«, Fig. 31.

Maxwell, James Clerk, Physiker, geb. 1831 in Edinburg, gest. 26. Nov. 1879, studierte an der dortigen Universität und in Cambridge, ward 1856 Professor der Physik in Aberdeen, 1860 am King's College in London, zog sich 1865 auf sein Gut in Schottland zurück und wurde 1871 Professor der Experimentalphysik in Cambridge. M. war neben Thomson der bedeutendste mathematische Physiker in England. Seine zahlreichen und bedeutsamen Arbeiten erstrecken sich hauptsächlich auf die mechanische Wärmetheorie, speziell auf die neuere Gastheorie, zu deren Ausbau er wesentlich beigetragen, und auf die Elektrizitätslehre, zu deren theoretischer Behandlung er ganz neue Wege eingeschlagen hat. Der Ausgangspunkt derselben ist die Faradaysche Anschauung, daß die Elektrizität nicht direkt in die Ferne wirke, sondern daß diese Wirkung durch die sogen. dielektrische Polarisation von Teilchen zu Teilchen in den nichtleitenden Körpern, wozu auch der den leeren Raum erfüllende Äther gehört, sich fortpflanze. Es sind dadurch eine Menge neuer Ideen angeregt, deren Verfolgung M. durch seinen frühen Tod nicht vergönnt war. Er schrieb: »A treatise on electricity and magnetism« (Oxf. 1873, 2 Bde.; 3. Aufl. 1892; deutsch, Berl. 1883); »Essay on the stability of the motion

of Saturn's rings« (1859); »Theory of heat« (1871, 10. Aufl. 1892; deutsch, Braunschw. 1878); »Matter and motion« (1876; deutsch, das. 1881); »Elementary treatise on electricity« (hrsg. von Garnett, 1881; deutsch, Braunschw. 1883). Seine »Scientific Papers« gab Niven heraus (Cambridge 1890, 2 Bde.). Vgl. Campbell und Garnett, Life, correspondence and occasional writings of J. C. M. (2. Aufl., Lond. 1884); Boltzmann, Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektrizität und des Lichtes (Leipz. 1891—93, 2 Tle.).

May, Robert, Militärschriftsteller, geb. 27. Juni 1836 in Kassel, gefallen in der Schlacht bei Amiens 27. Nov. 1870, trat 1853 in die preußische Armee, besuchte die Kriegsakademie und nahm mit großer Auszeichnung an allen Schlachten und Gefechten des Infanterieregiments Nr. 44 in den Kriegen von 1866 und 1870, in letzterm Jahre als Kompaniechef teil. Er schrieb (anonym) während seines Kommandos zum Generalstab die geistreichen »Taktischen Rückblicke auf 1866« (3. Aufl., Berl. 1869), welche großes Aufsehen erregten und in mehrere Sprachen übersetzt wurden, sowie als Kompaniechef in Danzig die vielgelesene Schrift »Über die preußische Infanterie von 1869« (Berl. 1870), welche nicht ohne Einfluß auf die deutsche Fechtweise im französischen Kriege blieb.

May (spr. mē), Sir Thomas Erskine, Lord Farnborough, engl. Geschichtschreiber, geb. 1815, gest. 17. Mai 1886, ward in der Bedford School erzogen, trat 1831 beim Unterhaus als Bibliotheksassistent ein und avancierte im Dienste desselben allmählich bis zum Clerk (obersten Beamten des Hauses), welche Stelle er 1871 erhielt, nachdem er für seine litterarischen Verdienste 1866 zum Ritter ernannt worden war. Im April 1886 trat er in den Ruhestand, ward 10. Mai zum Peer und Lord Farnborough ernannt, starb aber schon eine Woche später. Er schrieb: »A treatise on the law, privileges, proceedings and usage of Parliament« (1844; 10. Aufl. von R. Palgrave u. Bonham-Carter, 1893; deutsch bearbeitet von Oppenheim, 3. Aufl., Leipz. 1888); »Remarks and suggestions with a view to facilitate the dispatch of public business in Parliament« (1849); »Rules, orders and forms of proceeding of the House of Commons« (in dessen Auftrag gedruckt, 1854); »Democracy in Europe« (1877, 2 Bde.) und sein Hauptwerk: »Constitutional history of England since the accession of Georg III. 1760—1860« (1861—63, 2 Bde.; 3. Aufl. 1871, 3 Bde.; deutsch von Oppenheim, Leipz. 1862—64, 2 Bde.).

Māyā, ind. Gottheit, s. Mâjâ.

Maya (Mehrzahl Mayab), großer Indianerstamm in Zentralamerika, der wahrscheinlich vor der toltekisch-aztekischen Einwanderung die ganze Küste von Tabasco bis Tamaulipas innehatte, jetzt Teile der mexikanischen Staaten Chiapas und Tabasco, die Halbinsel Yucatan, den größten Teil von Guatemala sowie Teile von Salvador und Honduras bewohnt und nach Stoll in drei Hauptabteilungen zerfällt: die M. von Guatemala mit drei Gruppen, der Mamgruppe (Ixil, Mama, Aguateca), der Quichegruppe (Cakchiquel, Tzutuhil, Quiche, Urpanteca) und der Pokonchigruppe (Quekchi, Pokonchi, Pokomam, Chorti), die M. von Yucatan, Tabasco und Chiapas mit zwei Gruppen, der Tzentalgruppe (Tzental, Chontal, Tzotzil, Chanab, Chol) und den eigentlichen M., wozu noch die Bewohner von Peten, die wilden Lacandones und die ausgestorbenen Mopan gehören, endlich als letzte Hauptabteilung die Huaxteca (s. d.). Das Hauptvolk sind die eigentlichen M. in Yucatan und einigen angrenzenden Teilen von Tabasco und Guatemala, die hier auf dem Lande ausschließlich, in den Städten wenigstens in der Mehrzahl wohnen. Die M. waren ursprünglich unter viele kleine Reiche verteilt, unter denen die von der Dynastie Cocom beherrschte Stadt Mayapan, 33 km südlich von Merida, den ersten Rang behauptete. Sie tättowierten den Oberkörper, den sie nicht bedeckten, die Männer trugen nur eine Binde um die Hüften, die Frauen um dieselben ein Tuch, die Nasenscheidewand wurde durchbohrt, die Zähne feilte man spitz. Dem Kopf der Kinder suchte man eine lange, abgeplattete Gestalt zu geben, indem man ihn zwischen zwei Bretter preßte. Die Dörfer bestanden aus luftigen, mit Stroh oder Palmblättern gedeckten Hütten, doch verließen während der Kriege mit den Spaniern die M. dieselben und flüchteten sich in die Wälder. Wie bedeutend aber die Architektur ihrer Städte die der Mexikaner überragte, mit denen sonst ihre Lebenshaltung übereinstimmte, zeigen die Ruinen von Palenque und Ococingo im mexikanischen Staat Chiapas, von Uxmal, Kabah, Ake, Chichenitza, Izamal u. a., in Guatemala Naxchalan, in Honduras Copan (vgl. Amerikanische Altertümer, S. 509). Die Mayasprache ist noch heute sehr weit verbreitet, sie gehört zur huaxtekischen Sprachfamilie und zerfällt in fünf Dialekte: das Lacandon (Guatemala, Chiapas), Peten (Guatemala), Karibeh (Guatemala, Tabasco), Chaniabal (Chiapas) und Punctuna (Umgegend von Palenque), welche sich wie andre amerikanische Sprachen durch ein sehr reich gegliedertes Verbum auszeichnen. Vgl. Orozco y Berra, Geografia de las lenguas de Mexico (Mexiko 1864); Le Plongeon, Vestiges of the Mayas (New York 1882); Stoll: Zur Ethnographie der Republik Guatemala (Zürich 1884), Die Sprache der Ixilindianer (Leipz. 1887), Die Mayasprachen der Pokomgruppe (Wien 1888); Seler, Konjugationssystem der Mayasprachen (Berl. 1887). — Über die Bilderschrift der Mayavölker s. Maya-Hieroglyphen.

Mayaguez (spr. majágwes), Hafenstadt an der Westküste der spanisch-westind. Insel Puerto Rico, an der Mündung des goldführenden Flusses gleichen Namens, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls, Dampferstation (Hamburger), hat lebhaften Handel mit Kaffee und Tabak und (1887) 27,901 Einw.

Maya-Hieroglyphen. Die Mayastämme von Yucatan und der angrenzenden Teile von Tabasco, Chiapas, Guatemala und Honduras besaßen, gleich den alten Mexikanern, eine Bilderschrift (vgl. Mexikanische Hieroglyphen). Durch die Gewohnheit aber, ihre Hieroglyphen einzeln und in ganzen Inschriften ornamental zu verwenden, und besonders infolge der Sitte, gewisse Zeitabschnitte durch die Errichtung von Monumenten zu bezeichnen, auf denen dieser Zeitabschnitt und gewisse Dinge, die in demselben geschehen oder zu erwarten waren, in Bilderschrift eingegraben wurden, haben sich die M. insbes. nach der Richtung hin entwickelt, daß 1) auf die Farbengebung zur Unterscheidung verzichtet wurde, 2) die oft sehr zahlreichen Elemente kombinierter Bilder in einen Raum einheitlicher Größe und viereckiger Form zusammengedrängt wurden (»kalkuliforme Hieroglyphen«), 3) die ursprünglichen Abbilder der Gegenstände in weit ausgedehnterm Maße zu konventionellen Zeichen, zu Lettern abbreviiert wurden. Daher kommt es, daß über die Bedeutung der M. noch sehr wenig bekannt ist.

Freilich hat schon der Bischof Landa ein vollständiges M.-Alphabet aufgestellt. Aber mit diesem Alphabet sind weder die Handschriften noch die Steininschriften zu lesen, und sicher kennt man bis heute nur die Hieroglyphen der 20 Tageszeichen, die der 18 sogen. Monate (d. h. Zeiträume von 20 Tagen) und einiger größerer Zeiträume, die Hieroglyphen einiger Farben und die der vier Himmelsrichtungen. Die Hieroglyphen der Tageszeichen und der sogen. Monate hat uns Bischof Landa mit ihren Namen erhalten. Die



Maya-Hieroglyphen.

erstern (vgl. Fig. 1—20) sind ganz konventionell gewordene Zeichen. So ist Fig. 6 die Hieroglyphe für cimi, »Tod«, und als solche erkennbar durch das geschlossene Auge und den fleischlosen Unterkiefer. Fig. 14 ist Hieroglyphe für ix oder hix, d. h. den Zauberer, den Werwolf, der sich in einen Jaguar verwandelt. Sie zeigt die Flecke und den haarigen Rand des Jaguarfells. Fig. 18, e'tznab, bezeichnet den Feuerstein, die zackig verlaufenden Bruchlinien des zerschlagenen Steines müssen das in der Hieroglyphe zum Ausdruck bringen. Die Hieroglyphen der sogen. Monate sind in Fig. 21—38 wiedergegeben. Hier sind Fig. 24 (zo'tz, die Fledermaus) und 35 (moan, ein mythischer Vogel) allenfalls als Bilder dieser Tiere erkennbar. Aber Fig. 32 (ceh, der Hirsch) ist nur durch zwei Symbole zum Ausdruck gelangt, von denen das eine, wie es scheint, »rot« bedeutet. Von einer phonetischen Konstituierung der Hieroglyphen, wie sie das Landasche Alphabet an die Hand geben würde, ist nicht die Rede. Fig. 27 z. B. ist die Hieroglyphe für yax-kin, d. h. »grüne oder neue Sonne«. Hier kann man in dem untern Element in der That ein Bild oder Symbol der Sonnenscheibe (kin) erkennen. Aber in Fig. 34, wo wir dasselbe Element erwarten müßten, denn diese Hieroglyphe gibt den Namen kan-kin (»gelbe oder reife Sonne«) wieder, haben wir auf einmal ein ganz andres Zeichen, ein Element, das in der Hieroglyphe des Hundes wiederkehrt und, wie es scheint, einen skelettierten Rumpf, Wirbelsäule und Rippenkorb zum Ausdruck bringen soll. Durch Bemühungen verschiedener Gelehrten ist einerseits das arithmetische System, das in den Handschriften und auf den Inschriften befolgt ist, klar gelegt worden und anderseits eine Anzahl Hieroglyphen und hieroglyphischer Elemente ihrer Bedeutung, wenn auch nicht ihrem Lautwert nach, festgestellt worden. Eine Entzifferung ganzer zusammenhängender Stellen ist aber noch nirgends gelungen. Von der Form der Hieroglyphen in den Handschriften geben Fig. 39 und 40 ein Bild (der Dresdener Handschrift und dem Codex Tro entnommen), von der in den Inschriften die Fig. 41, die von einer Skulptur in Copan stammt. Vgl. de Rosny, Essai sur le déchiffrement de l'écriture hiératique de l'Amérique centrale (Par. 1876); Förstemann, Die Maya-Handschrift der königlichen Bibliothek in Dresden (2. Aufl., Dresd. 1892); Derselbe, Entzifferung der Maya-Handschriften (Heft 1—5, das. 1887—95); die Arbeiten von Cyrus Thomas, Valentini, Pousse, Schellhas, Seler u. a. in den ethnologischen Fachzeitschriften.

Mayakaceen, kleine, auf Amerika beschränkte, nur 7 Arten umfassende monokotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Farinosen, sumpfbewohnende Kräuter mit kurzen, linealen Blättern, einzelnen oder doldig gehäuften, dreigliederigen Blüten und dreiklappigen Kapselfrüchten, deren Samenleisten auf der Mitte der Klappen stehen; der linsenförmige Embryo liegt an der Spitze des Samens.

Mayapān, Ruinenstätte im mexikan. Staat Yucatan, 35 km südlich von Merida, beim Dorf Telchaquillo, mit Ruinen der alten Hauptstadt des Mayareichs, umgeben von einer ziemlich wohlerhaltenen Mauer, 18 m hoch und 30 m an der Basis.

Mayavölker, s. Maya.

Maybach, Albert von, preuß. Minister, geb. 29. Nov. 1822 zu Werne in Westfalen, trat 1845 in den preußischen Justizdienst, ging 1854 in den Eisenbahnverwaltungsdienst über, wurde 1857 Vorsitzender des Direktoriums der Oberschlesischen Eisenbahn, 1858 vortragender Rat im Handelsministerium, übernahm 1863 die Leitung der Ostbahn und 1867 diejenige der hannöverschen Staatsbahnen. 1874 wurde er als Ministerialdirektor in das Handelsministerium zurückberufen, übernahm aber schon wenige Monate später das Präsidium des neubegründeten Reichseisenbahnamtes, um das Reichseisenbahnprojekt Bismarcks durchzuführen. Indes der Erwerb der Haupteisenbahnlinien für das Reich scheiterte an dem Widerspruch der Mittelstaaten; ebenso fand der 1875 von M. dem Bundesrat vorgelegte Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes in demselben keine Annahme. M. legte daher seine Stelle als Präsident des machtlosen Reichseisenbahnamtes 1876 nieder und ward zum Unterstaatssekretär im preußischen Handelsministerium

ernannt. Nach Achenbachs Rücktritt trat er 30. März 1878 selbst an die Spitze desselben und betrieb nun mit Eifer die Verstaatlichung der wichtigsten Eisenbahnlinien in Norddeutschland durch Ankauf für den preußischen Staat. 1879 ward er nach Abtrennung von Handel und Gewerbe von seinem Ressort zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt und ihm auch die Verwaltung der Reichseisenbahnen übertragen. Nachdem er 1888 vom Kaiser Friedrich III. durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens in den Adelstand erhoben worden, nahm er 20. Juni 1891 seine Entlassung als Minister.

Maybole (spr. mébol), Marktstadt in Ayrshire (Schottland), Hauptort der Landschaft Carrick, hat ein altes Schloß, ein Rathaus, Reste einer Kollegiatkirche aus dem 14. Jahrh., bedeutende Schuhmacherei, Fabrikation von Ackergeräten und (1891) 5470 Einw.

Mayen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Koblenz, an der Nette und der Linie Andernach-M.-Gerolstein der Preußischen Staatsbahn, 230 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine ehemalige, zum Teil noch erhaltene kurfürstliche Burg, eine höhere Stadtschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Basaltlava- und Schieferbrüche, Hut- und Tuchfabrikation, Gerberei, Seifensiederei, Mahl- und Ölmühlen, bedeutende Frucht- und Viehmärkte und (1890) 9599 Einw., davon 240 Evangelische und 309 Juden. M. war ehemals eine römische Niederlassung und erhielt 1291 Stadtrechte.

Mayenne (spr. majenn', lat. Meduana), Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt im Walde von Multonne (417 m) im Depart. Orne, hat im allgemeinen einen südlich gerichteten, 185 km langen Lauf, wird bei der Stadt M. schiffbar und bildet durch Vereinigung mit der Sarthe oberhalb Angers die Maine (s. d.), nachdem er das gleichnamige Departement und den nördlichen Teil des Depart. Maine-et-Loire durchflossen hat. Wichtigere Nebenflüsse sind Oudon (rechts) und Jouanne (links).

Das **Departement Mayenne**, aus dem westlichen Teil der vormaligen Provinz Maine und dem nördlichen Teil von Anjou gebildet, grenzt im N. an die Departements Manche und Orne, im O. an Sarthe, im S. an Maine-et-Loire, im W. an Ille-et-Vilaine und umfaßt 5146 qkm (93,5 QM.). Das Land ist hügelig und hat im N. Erhebungen bis zu 417 m. Die Flußthäler, das der M., der Sarthe und Vilaine, sind flach und breit, der Boden ist meist fruchtbar, das Klima mild. Von dem gesamten Areal kommen auf Äcker 3762, Wiesen 726, Weinberge 5, Wälder 288, Heideland 128 qkm. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 332,387 Seelen (65 auf 1 qkm) und hat seit 1881 um 12,494 abgenommen. Der Ackerbau ist bei weitem der wichtigste Nahrungszweig der Bewohner; außer Getreide, insbes. Weizen (1893: 1,717,872 hl) und Gerste (659,596 hl), werden Kartoffeln, Rüben, Hanf, Klee, auch viel Obst zur Ciderbereitung gebaut. Nächstdem spielt Viehzucht eine große Rolle. 1893 wurden 72,464 Pferde, 256,639 Stück Rindvieh, 62,153 Schafe und 66,776 Schweine gezählt. Von Bedeutung ist auch die Geflügel- und Bienenzucht. Die Bergwerke liefern Steinkohle (1894: 56,373 Ton.), auch werden Bausteine und Schiefer gewonnen. Von den Industriezweigen ist am hervorragendsten die Baumwollspinnerei und -Weberei (33,000 Spindeln und 250 Kraftstühle), nächstdem die Eisengießerei, Gerberei ꝛc. vertreten. Das Departement zerfällt in drei Arrondissements: Château-Gontier, Laval und M. Hauptstadt ist Laval. Vgl. Maître, Dictionnaire topographique du département de la M. (Par. 1878).

Mayenne, Arrondissementshauptstadt im gleichnamigen franz. Departement, an der Mayenne, Knotenpunkt der Westbahn, hat eine Kirche (12. Jahrh.), ein altes Schloß (jetzt Gefängnis), ein Handelsgericht, eine landwirtschaftliche Schule, ein Seminar, eine Gewerbekammer, ein Irrenhaus, Baumwollspinnerei und -Weberei (insbes. Taschentücher), die 8000 Menschen in der Stadt und Umgegend beschäftigen, lebhaften Vieh- und Getreidehandel und (1891) 9369 (als Gemeinde 10,428) Einw. Es ist Geburtsort des Kardinals Cheverus, gest. 1836 als Erzbischof von Bordeaux, dem hier ein Denkmal (von David d'Angers) gesetzt wurde. — M. wurde 1424 von den Engländern erobert, später für Claude I. von Guise zum Marquisat, 1573 von Karl IX. zu gunsten Karls von Guise, Herzogs von M. (s. Guise 6), zum Herzogtum erhoben. Mazarin kaufte es 1661 und verlieh es dem Gemahl seiner Nichte Hortensia Mancini, Charles de La Meilleraie.

Mayenne, Herzog von, s. Guise 6).

Mayen-Reuß (auch Meien-Reuß), ein linksseitiger Zufluß der Reuß im schweizer. Kanton Uri, entspringt in den Bergwildnissen des Sustenhorns und der Spannörter und rauscht durch das enge Mayenthal zur Vereinigung mit dem Hauptfluß, den sie, dreimal in imposanter Weise überbrückt, bei Wasen, einer Station der Gotthardbahn, erreicht. Das Thal, zum Sustenpaß ansteigend, ist durch einige Alpenhüttenkolonien belebt.

Mayenwand (Maienwand, im Volksdialekt Meyenwang), steiler, mit Alpenrosen reich besetzter Bergabhang im schweizer. Kanton Wallis, über welchen sich die 1894 vollendete Kunststraße von Gletsch am Rhônegletscher (1753 m) über die Hauseck zum Grimselhospiz (2165 m) hinaufwindet.

Mayer, 1) Christian, Astronom, geb. 20. Aug. 1719 zu Mederitz in Mähren, gest. 16. April 1783 in Mannheim, trat in den Jesuitenorden und wurde später Professor der Mathematik in Heidelberg und kurpfälzischer Hofastronom in Schwetzingen und dann in Mannheim. In seiner Schrift »Gründliche Verteidigung neuer Beobachtungen von Fixsterntrabanten« (Mannh. 1778) spricht er zuerst die Ansicht aus, daß die Mehrzahl der Doppelsterne physische Systeme bildeten.

2) Johann Tobias, Astronom, geb. 17. Febr. 1723 zu Marbach in Württemberg, gest. 20. Febr. 1762, bildete sich in Eßlingen als Autodidakt zu einem ausgezeichneten Mathematiker, trat 1746 in das Homannsche Landkarteninstitut zu Nürnberg, wo er sich um die Verbesserung der Landkarten verdient machte, und ward 1751 als Professor der Mathematik nach Göttingen berufen. M. war einer der tüchtigsten Astronomen des 18. Jahrh.; seine Mondtafeln (1752–53) und seine Methode der Längenbestimmung zur See haben ihm dauernden Ruhm gesichert, auch lieferte er eine zwar kleine, aber auf Koordinatenmessungen beruhende vorzügliche Mondkarte und erwarb sich ferner Verdienste durch Verbesserung der Winkelinstrumente, Einführung des Multiplikationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refraktion und der Finsternisse und durch seine Fixsternbeobachtungen, die zu den genauesten ihrer Zeit gehören und, von Auwers neu reduziert, kürzlich als »Tobias Mayers Sternverzeichnis, nach den Beobachtungen auf der Göttinger Sternwarte in den Jahren 1756—1760« (Leipz.

1894) herausgegeben wurden. Nach Mayers Tode veröffentlichte die britische Admiralität noch seine »Theoria lunae juxta systema Newtonianum« (Lond. 1767) und »Tabulae motuum solis et lunae novae et correctae, quibus accedit methodus longitudinum promota« (das. 1770). Eine Anzahl nachgelassener Schriften Mayers gab Lichtenberg als »Opera inedita« (Götting. 1775) heraus, die seine berühmte Mondkarte sowie die »Observationes astronomiae quadrante murali habitae in observatorio Goettingensi« enthalten; eine neue Auflage der letztern erschien 1826 in London.

3) Karl, Dichter, geb. 22. März 1786 zu Neckarbischofsheim in Württemberg, gest. 25. Febr. 1870 in Tübingen, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde 1824 Oberjustizrat und Oberamtsrichter zu Waiblingen, 1833 Mitglied der Zweiten Kammer, wo er mit Schott, Uhland und Pfizer zur liberalen Opposition gehörte, 1843 Oberjustizrat bei dem Zivilsenat des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis in Tübingen. Als Dichter zur sogen. schwäbischen Schule gehörig, machte er sich bekannt durch zahlreiche, unter dem Titel: »Lieder« (Stuttg. 1833, in 3. Ausg. als »Gedichte« 1864) gesammelte lyrische Gedichte, sinnige Naturbilder von echt poetischer Wahrheit und seltenem Wohllaut der Sprache. Außerdem veröffentlichte er: »Lenaus Briefe an einen Freund« (2. Aufl., Stuttg. 1853), die Biographie Uhlands im »Album schwäbischer Dichter« (1. Heft, Tübing. 1861) sowie das umfassendere Werk »Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen« (Stuttg. 1867, 2 Bde.). Seine Selbstbiographie erschien im 3. Hefte des genannten »Albums« (1864).

4) Julius Robert von, Naturforscher, geb. 24. Nov. 1814 in Heilbronn, gest. daselbst 20. März 1878, studierte 1832—37 in Tübingen Medizin, ging zu weiterer Ausbildung nach München und Paris, dann 1840 als Schiffsarzt nach Batavia und ließ sich 1841 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. 1867 erhielt er den persönlichen Adel. Er stellte in seiner Abhandlung »Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur« (Liebigs »Annalen«, Bd. 42, 1842) das Prinzip von der Erhaltung der Kraft oder genauer der Energie in voller Allgemeinheit auf und folgerte aus demselben die Äquivalenz von Wärme und Arbeit und berechnete das mechanische Äquivalent der Wärme. Den Ausgangspunkt seiner genialen Schlüsse hatte die Beobachtung gebildet, daß das aus der Armvene entnommene Blut bei Aderlässen in Batavia eine weit hellere Röte zeigte als das Venenblut in unserm kältern Klima. Reich an originellen Gedanken, verfolgte er in seinen spätern Schriften (»Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel«, Heilbr. 1845; »Beiträge zur Dynamik des Himmels«, das. 1848; »Bemerkungen über das mechanische Äquivalent der Wärme«, das. 1851; »Über das Fieber«, 1862; »Naturwissenschaftliche Vorträge«, Stuttg. 1871; »Die Torricellische Leere und über Auslösung«, das. 1876) das aufgestellte Prinzip in der organischen wie anorganischen Natur mit Kühnheit und Scharfsinn bis in seine äußersten Konsequenzen. Seine gesammelten Schriften gab er unter dem Titel: »Die Mechanik der Wärme« heraus (Stuttg. 1867, 3. ergänzte und mit historisch-litterarischen Mitteilungen versehene Auflage von Weyrauch, 1893). Außerdem erschien: »Kleinere Schriften und Briefe von R. M. nebst Mitteilungen aus seinem Leben« (hrsg. von Weyrauch, Stuttg. 1893); »Robert v. M. über die Erhaltung der Energie«, Briefwechsel mit W. Griesinger (hrsg. von Preyer, Berl. 1889). Vgl. Dühring, Robert M., der Galilei des 19. Jahrhunderts (Chemnitz 1879; 2. Teil, Leipz. 1895); Weyrauch, Robert M. (Stuttg. 1890). Ein Denkmal (Marmorbüste von Kopp) wurde ihm vor dem Polytechnikum in Stuttgart 1889, ein andres (von Rümann) in seiner Vaterstadt errichtet.

5) Friedrich Karl, Maler, geb. 3. Jan. 1824 in Tölz, besuchte 1844—48 die Kunstakademie in München und ließ sich nach einer längern Studienreise in Nürnberg nieder, wo er 1855 Professor für Ornamentzeichnen an der Kunstgewerbeschule wurde. Zu seinen Architekturgemälden, meist Innenräumen bei seiner Beleuchtung durch Sonnenlicht, nahm er die Motive gewöhnlich aus Nürnberg und Augsburg. Seine Hauptwerke sind: das Sakramentshaus der Lorenzkirche zu Nürnberg, das Sebaldusgrab, das Rathaus zu Braunschweig, das Chor des Augsburger Doms, Partie aus dem Dom zu Magdeburg, das Brautthor der Sebalduskirche in Nürnberg, aus dem Münster in Ulm, Aufgang zum Rathaus in Görlitz, aus dem Dom zu Halberstadt und Inneres der Frauenkirche zu München. M. hat auch Entwürfe für kunstgewerbliche Gegenstände geliefert.

6) Adolf, Agrikulturchemiker, geb. 9. Aug. 1843 in Oldenburg, studierte in Karlsruhe, Heidelberg, Gent und Halle, war 1866 Assistent am Universitätslaboratorium in Halle, 1867 an der agrikulturchemischen Versuchsstation zu Karlsruhe, wurde 1868 Privatdozent und 1875 Professor an der Universität zu Heidelberg. 1876 wurde er zur Begründung des Versuchswesens und als Lehrer an die Rykslandbouwschool zu Wageningen in Holland berufen. M. lieferte seit 1867 verschiedene Arbeiten über Gärung, Assimilation, Pflanzenatmung und schrieb: »Lehrbuch der Agrikulturchemie« (Heidelb. 1870—71; 4. Aufl. 1895, 2 Tle.); »Lehrbuch der Gärungschemie« (das. 1874, 3. Ausg. mit Nachtrag 1879); »Die Lehre von den chemischen Fermenten oder Enzymologie« (das. 1882); »Die Quellen der wirtschaftlichen Arbeit in der Natur« (2. Ausg., das. 1884); »Die Kunstbutter« (das. 1884) u. a.

Mayerling, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Baden, zur Gemeinde Alland gehörig, im Wiener Wald an der Schwechat schön gelegen, hat ein Kloster der Karmeliterinnen (ehemaliges Jagdhaus, in welchem Kronprinz Rudolf von Österreich 30. Jan. 1889 starb) mit schöner Kirche, ein Asyl für erwerbsunfähige Forstleute und (1890) 114 Einw.

Mayfair (spr. mēfār), ein Stadtteil Londons, im O. des Hyde Park, einer der Hauptsitze des fashionabeln Lebens, verdankt seinen Namen einem früher an der Stelle abgehaltenen »Maimarkt«.

Mayfield (spr. mēfīld), Dorf in der engl. Grafschaft Sussex, 12 km südlich von Tunbridge Wells, mit einem Nonnenkloster (1864 aus dem Palast des Erzbischofs von Canterbury entstanden) und (1891) 3217 Einw.

Maynooth (spr. menūth), Dorf in der irischen Grafschaft Kildare, am Royalkanal, bekannt durch das dortige katholische Priesterseminar St. Patricks (1795 gegründet), das bedeutendste Irlands, welches 1845 das Ministerium Peel zur Einbringung der Maynoothbill veranlaßte. Die jetzigen Gebäude wurden vom Architekten Pugin errichtet. Die Anstalt erfreute sich früher eines Staatszuschusses von 30,000 Pfd. Sterl., welcher ihr 1872 bei Aufhebung der Staatskirche in Irland gegen Zahlung einer Entschädigung entzogen wurde. Dabei Schloß Carton, Sitz des Herzogs von Leinster, mit wertvoller Gemäldesammlung.

Mayo (spr. mē-ō), die nordwestlichste Grafschaft der irischen Provinz Connaught, wird im W. und N. von dem Atlantischen Ozean bespült, außerdem von den Grafschaften Galway, Roscommon und Sligo begrenzt und umfaßt 5506 qkm (100 QM.) mit (1891) 219,034 (1861: 254,450) Einw., davon 97,6 Proz. katholisch. Über die Hälfte der Bevölkerung spricht noch ersisch, die Mehrzahl daneben aber auch englisch. Die Küste ist teilweise steil mit tief einschneidenden Baien; im N. liegen die Killalabai und die Bai Broadhaven. Letztere wird von der Blacksodbai getrennt durch die kaum 500 m breite Landenge, welche die anmutige Halbinsel *Mullet* mit dem Festland verbindet; südlich davon liegt die zerklüftete *Achill-* oder *Adlerinsel*, im Croaghan bis zu 677 m ansteigend, und die seichte Clewbai mit 170 begrasten Inselchen. Der Gebirgsbezirk von Murrisk (mit dem 817 m hohen Muilrea) trennt die Clewbai von dem fjordartig ins Land eindringenden Killeryhafen, der die Grafschaft im S. begrenzt, und jenseit dessen sich die Hochlande von Connemara (s. d.) erheben. Das Land östlich der Clewbai und fast der ganze Süden der Grafschaft bestehen aus einer Ebene, hier und da mit einzelnen Hügelketten, unter welchen der Slieve Carnon (261 m hoch) am bedeutendsten ist. Im Thal des Moy setzt sich diese Ebene bis zur Killalabai fort. Der Nordosten der Grafschaft ist gebirgig; hier steigt der Mount Nephin zu 806 m empor. Der Hauptfluß ist der Moy, welcher links den Abfluß der Seen Cullin und Conn empfängt. Lough Mask liegt auf der Südgrenze. Von der Oberfläche sind (1890) 12,1 Proz. Ackerland, 41,2 Proz. Weiden, 0,8 Proz. Wald, 4,1 Proz. Wasser; der Rest besteht aus Morast und wüstem Lande. Der Viehstand beträgt (1890) 17,982 Pferde, 26,591 Esel und Maultiere, 177,621 Rinder, 346,136 Schafe und 67,814 Schweine. Metallerze kommen vor, werden aber nicht bebaut; an der Küste herrscht rege Fischerei. Hauptort ist Castlebar.

Mayo (spr. mē-ō), *Richard Southwell Bourke*, *Graf*, engl. Staatsmann, geb. 21. Febr. 1822 in Dublin, gest. 8. Febr. 1872, studierte in Dublin und trat 1847 ins Unterhaus, wo er sich der konservativen Partei anschloß. 1852 ward er erster Sekretär für Irland, 1859 erhielt er dieselbe Stelle wieder, 1866 ward er dazu Kabinettsmitglied; jedesmal erfolgte seine Ernennung unter Lord Derbys Verwaltung. 1867, nach dem Tode seines Vaters, erbte er den Titel Graf M., trat aber nicht ins Oberhaus, da er irischer, nicht britischer Peer war. 1868 folgte er Lord Lawrence in dem wichtigen Amt eines Vizekönigs von Indien und erwarb sich namentlich um die Reform der Finanzen Verdienste, ward aber 8. Febr. 1872 von einem Sträfling, einem fanatischen Mohammedaner, bei Gelegenheit der Inspektion der Strafanstalt zu Port Blair ermordet. Vgl. *Hunter*, Life of the Earl of M. (Lond. 1875, 2 Bde.), und dessen kürzere Biographie in den »Rulers of India« (das. 1891).

Mayonnaise (franz., spr. majonnäse), eine kalte, dickflüssige Sauce, bereitet aus Eigelb, Salz, feinem Olivenöl mit einem kleinen Zusatz von Kräuteressig oder Zitronensaft, wird zu Fisch, Hummer, kaltem Geflügel, kaltem Fleisch und Fleischsalaten gegeben.

Mayor (engl., spr. mä'r), in England, Irland und den Vereinigten Staaten der Bürgermeister einer Stadt, welcher aus den Mitgliedern des Stadtrats mit Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt wird und zugleich die polizeiliche Gewalt ausübt. In London, Dublin und York führt der M. den Titel *Lord-Mayor*. Der M. ist lediglich Gemeindebeamter, nicht, wie der französische Maire, zugleich Regierungsbeamter.

Mayotta (bei den Eingebornen *Mahori*), französische, zu den Komoren gehörige Insel im Indischen Ozean, zwischen 12° 39'—12° 59' südl. Br. und 45° 8'—45° 24' östl. L. v. Gr., 40 km lang, an manchen Stellen nur 8 km breit und 366 qkm (6,6 QM.) groß mit (1890) 8708 Einw., darunter 6000 eingeborne Mahori, 2400 aus Ostafrika eingeführte Arbeiter, dann Madagassen, Hindu und nur 197 Franzosen. Die von einem Korallenriff umschlossene Insel hat sehr zerrissene Küsten, wird von vulkanischen Bergen (Mawegani 660 m) durchzogen und hat ein warmes, doch für Europäer erträgliches Klima (Maximum 32°, Minimum 20°, Mitteltemperatur 25,5°), doch sind Sumpffieber häufig. M. hat schöne Waldungen von Nutzhölzern, treffliche Weiden und erzeugt namentlich Zuckerrohr (auf 1550 Hektar), Vanille, Kaffee, dann Ricinus, Aloe, Kakao, Baumwolle. Die eingebornen *Mahori* oder *Antalot* sind Mischlinge von Semiten und Negern, große braune Menschen, sanft, friedlich, aber argwöhnisch, sehr träge und sämtlich Mohammedaner. Sie bauen zum eignen Verbrauch Reis, Mais, Maniok, Bataten. Der Handel ist ganz in den Händen der Hindu u. richtet sich vorwiegend nach dem Ausland. Die Einfuhr betrug 1890: 561,600, die Ausfuhr 1,563,006 Fr. (Zucker 1,391,419, Vanille 99,455, Rum 27,990 Fr.). Es liefen 32 Schiffe von 31,151 Ton. ein. M. ist durch monatlichen Postdienst mit Réunion, durch Kabel mit Sansibar und Madagaskar verbunden. Haupthandelsplatz ist *Msapere*, doch residiert der Gouverneur in *Dsaudse* (mit guter Reede). Die Einnahmen von M. betrugen 1890: 232,150, die Ausgaben 155,062 Fr. — Die Insel wurde 15. April 1841 von ihrem Sultan gegen eine Jahresrente von 5000 Fr. an Frankreich abgetreten.

Mayr, 1) *Simon*, Komponist, geb. 14. Juni 1763 in Mendorf bei Ingolstadt, gest. 2. Dez. 1845 in Bergamo, studierte in Ingolstadt einige Zeit die Rechte, kam dann als Begleiter eines reichen Musikliebhabers nach Bergamo und begann hier sich mit Ernst der Musik zuzuwenden. Nachdem er seine Ausbildung in Venedig unter Bertonis Leitung vollendet hatte, trat er 1791 mit dem Oratorium »Jacob a Labano fugiens« daselbst in die Öffentlichkeit, wurde jedoch bald darauf durch Piccini bestimmt, sich der Oper zu widmen, und schrieb infolgedessen die Oper »Saffo«, welche bei ihrer ersten Aufführung in Venedig 1794 solchen Beifall fand, daß sein Ruf sich bald über ganz Italien verbreitete. Von nun an bis 1814 brachte er nicht weniger als 77 Opern auf allen Bühnen der Halbinsel zur Aufführung und galt während dieses Zeitraums nicht nur dem Publikum, sondern selbst einem Rossini als unübertreffliches Muster eines dramatischen Komponisten. Mittlerweile hatte er (1802) die Kapellmeisterstelle an der Kirche Santa Maria Maggiore in Bergamo und 1805 die Direktion der dortigen Musikschule übernommen, und ungeachtet glänzender Engagements nach London, Lissabon, Dresden und Mailand blieb er auf dem genannten Posten bis zu seinem Tode. Mayrs Ruhm in Italien erlosch mit dem Auftreten Rossinis, und seine äußerlich durchaus italienischen, jedoch mit deutschem Fleiß gearbeiteten Opern sind gegenwärtig völlig vergessen. Nachdem er sich von der Bühne verdrängt sah, widmete er sich mit Eifer dem Unterricht und bildete zahlreiche Schüler, darunter Donizetti.

2) *Georg von*, Statistiker und Volkswirt, geb.

12. Febr. 1841 in Würzburg als Sohn des dortigen Professors Aloys M., studierte in München, habilitierte sich 1866 an der Universität daselbst, ward 1868 außerordentlicher Professor, 1869 Hermanns Nachfolger in der Leitung des Statistischen Büreaus, 1872 Ministerialrat im Staatsministerium des Innern. 1869 gründete er die »Zeitschrift des bayrischen Statistischen Büreaus«, in der er wie in den »Beiträgen zur Statistik des Königreichs Bayern« zahlreiche, meist statistische Arbeiten veröffentlichte. In jener Zeit schrieb er außer mehreren auf die Organisation der amtlichen Statistik bezüglichen Schriften: »Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben« (Münch. 1877), eine populäre Darstellung der Statistik; »Das Deutsche Reich und das Tabaksmonopol« (Stuttg. 1878). Im September 1879 wurde er als kaiserlicher Unterstaatssekretär in das elsässische Ministerium nach Straßburg berufen. 1887 zur Disposition gestellt, gründete er, einige Zeit in München lebend, das »Allgemeine Statistische Archiv« und trat 1891 als Privatdozent in die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Straßburg ein; 1895 wurde er zum Honorarprofessor ernannt. Er veröffentlichte seitdem: »Zur Reichsfinanzreform« (Stuttg. 1894); »Statistik und Gesellschaftslehre«, 1. Bd.: Theoretische Statistik (Freiburg 1895).

Mayrhofer, Johann, Dichter, geb. 3. Nov. 1787 zu Steyr in Niederösterreich, gest. 5. Febr. 1836 in Wien als Beamter. Von seinen »Gedichten« (Wien 1824) sind viele von seinem Freund Franz Schubert komponiert und dadurch weit verbreitet worden. Eine neue Sammlung wurde von Feuchtersleben herausgegeben (Wien 1843).

Mayseder, Joseph, Violinspieler, geb. 26. Okt. 1789 in Wien, gest. daselbst 21. Nov. 1863, erhielt seine Ausbildung durch Schuppanzigh und war nacheinander Kammervirtuose, Direktor der Hofkapellmusik und Solospieler im Hofoperntheater in Wien. M. war als Solo- und Quartettspieler, Lehrer und Komponist für sein Instrument gleich ausgezeichnet; an seinem Spiel, von dem sogar Paganini mit großer Achtung sprach, wurde namentlich die Reinheit der Intonation und die Durchsichtigkeit des Tones gerühmt. Seine sehr beliebten Kompositionen, etwa 70 Nummern, bestehen in Violinkonzerten, Variationen, Streichquartetten, Duos, Etüden rc.

Maysville (spr. mēswill), Hauptstadt der Grafschaft Mason im nordamerikan. Staat Kentucky, am Ohio, Aberdeen gegenüber, mit Fabriken von Pflügen, Wagen rc., großen Hanfmärkten und (1890) 5358 Einw.

Mazade (spr. -sād'), Charles de, franz. Publizist, geb. 19. März 1820 in Castel Sarrazin (Tarn-et-Garonne), gest. 27. April 1893 in Paris, begab sich nach Paris, wo er seit 1843 für die »Presse« schrieb. Seit 1846 war er ständiger Mitarbeiter der »Revue des Deux Mondes«, für welche er bis 1858 und dann wieder seit 1868 nach Forcades Tode die politische Chronik in gemäßigtem Sinn redigierte. M. gehörte zu den geschmackvollsten Prosaisten Frankreichs. Von seinen historischen und litterargeschichtlichen Werken, besonders zur Zeitgeschichte, nennen wir: »L'Espagne contemporaine« (1855); »L'Italie moderne, récits des guerres etc.« (1860); »La Pologne contemporaine« (1863); »L'Italie et les Italiens« (1864); »Deux femmes de la Révolution« (Marie Antoinette und Mad. Roland, 1866); »Les révolutions de l'Espagne contemporaine« (1868); »Lamartine, sa vie littéraire et politique« (1872); »La guerre de France« (1875, 2 Bde.); »Portraits d'histoire morale et politique du temps« (1875); »Le comte de Cavour« (1877); »Le comte de Serre« (1879); »M. Thiers; cinquante années d'histoire contemporaine« (1884); »Un chancelier d'ancien régime. Le règne diplomatique de M. de Metternich« (1889); »L'Europe et les neutralités« (1893); »L'opposition royaliste. Berryer, de Villèle, de Falloux« (1894). Auch gab er die Korrespondenz des Marschalls Davout (1885, 4 Bde.) heraus.

Mazaka, Stadt, s. Cäsarea 1).

Mazamahirsch (Axis), s. Hirsch.

Mazamet (spr. -samä), Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrond. Castres, nordwestlich von der Montagne Noire (1210 m), an der Arnette und der Südbahn, hat ein protestantisches Konsistorium, eine Gewerbekammer, bedeutende Wollspinnerei u. -Weberei, Gerberei und (1891) 10,588 (als Gemeinde 14,361) Einw. Südlich die Ruinen des Schlosses Hautpoul.

Mazapil, Distriktshauptort im mexikan. Staat Zacatecas, 2500 m ü. M., in wasserloser Gegend, mit Gold-, Silber- u. Kupfergrube und (1890) 5859 Einw. im Munizipium.

Mazarin (spr. -sarāng), Jules (Giulio Mazarini), berühmter franz. Minister, geb. 14. Juli 1602 zu Pescina in den Abruzzen, gest. 9. März 1661 in Vincennes, Sohn eines sizilischen Edelmanns, studierte Philosophie, Theologie und kanonisches Recht, trat aber zu Rom in den päpstlichen Militärdienst und stand 1625 als Hauptmann im Veltlin. Nach Rom zurückgekehrt, nahm er seine Studien wieder auf, begleitete aber beim Ausbruch des mantuanischen Krieges 1630 den Kardinal Pancirola als Sekretär zu den Verhandlungen, die 1631 zu dem Frieden von Cherasco zwischen Frankreich und Spanien führten. Hierbei zeichnete er sich durch seine diplomatische Geschicklichkeit aus. Nachdem er 1632 den Waffenrock mit dem geistlichen Kleid vertauscht hatte, ohne die Weihen zu empfangen, erhielt er durch Richelieus Verwendung 1634 die Vizelegation zu Avignon und wurde bald darauf päpstlicher Gesandter in Paris. 1640 zog ihn Richelieu endlich ganz aus dem päpstlichen in den französischen Dienst und übertrug ihm mehrere schwierige Missionen. 1641 verschaffte ihm sein hoher Gönner den Kardinalshut, und sterbend bezeichnete er ihn dem König als denjenigen, der ihn zu ersetzen am meisten befähigt sei. Weniger genial und gewaltig als Richelieu, ohne dessen schöpferische Ideen, war er doch gewandter, vorsichtiger und listiger. Mit eisernem Fleiß, scharfblickender Menschenkenntnis und zäher Ausdauer überwand er alle Schwierigkeiten seiner Stellung. Als die Königin Anna nach Ludwigs Tod (14. Mai 1643) den Regentschaftsrat beseitigte und allein die Herrschaft übernahm, ernannte sie M. zu ihrem ersten Minister. Er erwarb sich bald die Gunst und das unbeschränkte Vertrauen, ja sogar die Liebe der Königin, die ihn im geheimen heiratete, zog sich jedoch den Haß der Prinzen und des hohen Adels zu, der, durch Mazarins Schlauheit und Nachgiebigkeit zwar von Zeit zu Zeit besänftigt, immer wieder von neuem aufflammte. Als die Importants (Wichtigthuer), die Partei des Adels, sogar eine Verschwörung gegen Mazarins Leben anzettelten, wurden sie im September 1643 vom Hofe verbannt. Indes hörten seine Feinde nicht auf, gegen ihn zu intrigieren, und der Adelspartei, an deren Spitze der Prinz von Condé, der Kardinal Retz und selbst der Herzog von Orléans standen, schloß sich das Pariser Parlament (Fronde) an, welches sich den Finanz- und Steuerediften des Kardinals energisch widersetzte und die

Entlassung des Finanzkontrolleurs d'Emeri, eines Günstlings Mazarins, ertrotzte. Als dieser darauf 26. Aug. 1648 einige Mitglieder desselben verhaften ließ, geriet ganz Paris in Aufruhr, und M. sah sich genötigt, jene wieder freizugeben und 20 Mill. an Steuern aufzuopfern. Hierdurch nicht befriedigt, begann das Parlament den Kampf gegen den Minister von neuem, und Anfang 1649 mußte M. mit dem König und der Regierung Paris verlassen. Er wurde 8. Jan. vom Parlament als Störer der öffentlichen Ruhe und Feind des Vaterlandes geächtet, und der offene Kampf brach aus. Zwar kehrte M. nach dem Abschluß des Friedens von Rueil (1. April) mit dem König nach Paris zurück und wagte sogar 18. Jan. 1650, die Prinzen Condé und Conti und den Herzog von Longueville verhaften zu lassen. Diese schroffen Maßregeln erregten aber neue Bewegungen, selbst in den Provinzen, und M. sah sich abermals zur Flucht genötigt. Er begab sich zunächst nach Lüttich, dann nach Brühl bei Köln, leitete jedoch, obwohl das Parlament 9. Febr. gegen ihn und seine ganze Familie die Verbannung ausgesprochen, auch aus der Ferne die Angelegenheiten Frankreichs. Ende 1651 kehrte er an der Spitze von 7000 Mann selbstgeworbener Truppen nach Frankreich zurück; da das Parlament aber einen Preis von 50,000 Thlr. auf seinen Kopf setzte, eine Flut von Pamphleten u. Satiren (Mazarinaden, s. unten, Litteratur) gegen ihn losgelassen wurde und seine Gegner sofort den Kampf gegen ihn begannen, mußte der König in die abermalige Entfernung seines Ministers willigen, der sich im August 1652 nach Bouillon im Lüttichschen begab. Erst nachdem die Parteien Frieden geschlossen und Condé nach den Niederlanden zurückgedrängt worden war, hielt M. 3. Febr. 1653 einen glänzenden Einzug in Paris. Er regierte von nun an unumschränkter als je, nahm alle im Drang der Not gemachten Zugeständnisse zurück und führte das Werk seines Vorgängers Richelieu, die Befestigung des absoluten Königtums u. die Vergrößerung Frankreichs, fort. In der innern Verwaltung zeigte er zwar Interesse für die Künste und Wissenschaften, begründete die Bibliothèque Mazarine, das Collège des quatre nations, die Kunstakademie und führte die italienische Oper ein; aber für die volkswirtschaftliche Entwickelung des Landes, die Förderung von Handel und Gewerbe that er nichts und begnügte sich, durch allerlei Finanzkünste und harte Steuern die Gelder für den Glanz des Hofes und die auswärtigen Kriege herbeizuschaffen, während er sich selbst rücksichtslos bereicherte und ein ungeheures Vermögen (50 Mill. Livres) ansammelte. Sein Ruhm beruht auf seiner auswärtigen Politik, welche zwei große Erfolge aufzuweisen hat: den Westfälischen Frieden, der Frankreich mit dem Elsaß die Rheingrenze und den herrschenden Einfluß in Westdeutschland verschaffte, den der 1659 abgeschlossene Rheinbund befestigte, und den Pyrenäischen Frieden (7. Nov. 1659), in dem M. Ludwig XIV. durch dessen Vermählung mit der Infantin Maria Theresia die Aussicht auf die Erwerbung Spaniens eröffnete. Er that dies gegen den Willen des Königs selbst, welcher lieber Mazarins Nichte Maria Mancini geheiratet hätte. Vor seinem Ende hatte er Ludwig XIV. geraten, selbständig und ohne Premierminister zu regieren. Den Namen M. nahm der Marquis de la Meilleraie an, der Gemahl einer Nichte Mazarins, Hortensia Mancini (s. d.), und der Erbe seines Vermögens. Von seinen Briefen wurden veröffentlicht: »Lettres où l'on voit les négociations de la paix des Pyrénées« (Par. 1745, 2 Bde., u. ö.); »Lettres à la reine Anne« (das. 1836); »Lettres relatives à la Fronde« (hrsg. von Tamizey, das. 1861); »Lettres du cardinal M. pendant son ministère« (Bd. 1—6 hrsg. von Chéruel, das. 1879—91; Bd. 7 u. 8 von d'Avenel, 1893—95). Vgl. Bazin, Histoire de France sous le ministère du cardinal M. (Par. 1842, 2 Bde.); Chéruel, Histoire de France sous le ministère M. (das. 1883, 3 Bde.); V. Cousin, La jeunesse de M. (das. 1865); Masson, M. (in der »Home Library«, Lond. 1886); de Cosnac, M. et Colbert (Par. 1892). — Die Mazarinaden (d. h. Satiren auf M., s. oben) wurden von Moreau in der »Bibliographie des Mazarinades« (Par. 1850—1851, 3 Bde.) verzeichnet und in »Choix des Mazarinades« (das. 1853, 2 Bde.) gesammelt.

Mazarin (franz., spr. masaräng, auch Mazarine), Pariser Bezeichnung für eine Art Mandelkuchen. — Bibliothèque Mazarine, die von Mazarin (s. d.) gestiftete Bibliothek im Institut de France.

Mazarinade, s. Mazarin.

Mazarrón (früher Almazarron), Stadt in der span. Provinz Murcia, unfern des Mittelmeers gelegen, mit Eisen- und Bleibergbau und (1887) 16,445 Einw. 5 km südöstlich liegt der Hafen von M., aus welchem 1892: 550 Schiffe von 91,700 Ton., hauptsächlich mit Ladung von Eisenerz und silberhaltigem Blei, ausgelaufen sind.

Mazas (spr. -sás), Zellengefängnis in Paris (12. Arrond. Reuilly), nach dem Abbé M., der unter Ludwig Philipp den Plan dazu entwarf, benannt.

Mazatenango, Stadt im mittelamerikan. Staat Guatemala, am Fuß des pazifischen Abfalls der Kordillere, am Fluß Tualate, hat Anbau von Kakao und Baumwolle und (1885) 3820 Einw.

Mazatlan, Stadt im mexikan. Staat Sinaloa, am Eingang des Golfs von Kalifornien, unter 23° 11' nördl. Br., auf einer Halbinsel an einem seichten Hafen, der durch ein 460 m ü. M. gelegenes Fort verteidigt wird, ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat meist nur einstöckige Häuser, eine neue prächtige Kathedrale, ein Zollhaus, ein Rathaus, eine Kaserne, öffentliche Bäder, 2 Gießereien, eine Baumwollfabrik und (1889) 16,000 Einw. Ausgeführt werden Rotholz (1892: 2000 Ton.), Edelmetalle (5 Mill. Pesos) u. a.

Mazdeismus (pers.), im Gegensatz zum reinen Monotheismus ein solches dualistisches Religionssystem, welches wie das persische der guten Gottheit (Ormuzd oder Ahuramazda) eine fast nicht weniger mächtige böse Macht (Ahriman) gegenüberstellt und beide in einem dauernden und schwankenden Kampf um die Weltherrschaft u. die Menschenseelen begriffen auffaßt. Anhänger solcher Religionssysteme halten es oft (wie die Teufelsanbeter auf Ceylon) nur für erforderlich, die böse Macht durch Gebete und Opfer zu versöhnen, da die andre schon vermöge ihrer Natur einzig wohlwollend gedacht werden kann.

Mazeau (spr. masō), Charles Jean Jacques, franz. Politiker, geb. 1. Sept. 1825 in Dijon, studierte daselbst die Rechte, erwarb 1848 den Doktorgrad und ward 1856 Staatsanwalt am Kassationshof und beim Staatsrat. 1871 ward er bei den Nachwahlen in die Nationalversammlung gewählt und schloß sich der republikanischen Linken an. Seit 1876 Senator, übernahm er im Mai 1887 das Portefeuille der Justiz im Kabinett Rouvier, mit dem er im Dezember 1887 wieder zurücktrat. 1890 wurde er zum Präsidenten des Kassationshofs ernannt.

Mazenderan, Provinz Persiens, an der Südküste des Kaspischen Meeres, zwischen Talikan im W. und Astrabad im O., am Nordabfall des Elburzgebirges, etwa 260 km von W. nach O. lang und 100 km von N. nach S. breit. Das Land ist gebirgig (mit dem schneebedeckten Demawend), überaus waldreich, flacht sich nach der Küste hin, die aber keinen sichern Hafen darbietet, allmählich ab und ist wohlbewässert von zahlreichen kleinen Flüssen. Der Winter bringt Regen und nur auf den Gebirgen bedeutendere Kälte; der Sommer ist regnerisch und sehr ungesund, das Wetter oft sehr rasch veränderlich. Der Boden, der oft nur 15—20 km breit zwischen Meer und Gebirge sich ausdehnt (am breitesten bei Amol und Barfe- rusch), ist teilweise sehr fruchtbar. Die Einwohner treiben Ackerbau (Weizen, Gerste, Hirse, Hanf, besonders auch Reis und Baumwolle), Obstbaumzucht, Weinbau, Seidenraupen- und beträchtliche Viehzucht auf Nomadenart (Pferde, Maultiere, Kamele), Jagd, Fischerei (reichlicher Fang von einer eigentümlichen Art Heringe), Handel, aber wenig Industrie. Dieselben gehören zu den Stämmen der Kadschar, Kodschawend, Kurden. Der hier gesprochene Dialekt gilt unter den persischen für den am stärksten entarteten. Hauptstadt ist Sari; Barferusch (s. d.) ist die Hauptstation des russischen Handels. Von Firdusi als das Land der Helden, aber auch als das Land des ewigen Frühlings gepriesen und noch heute bei den Persern der »Garten Irans« genannt, blühte M. ganz besonders unter Schah Abbas d. Gr. (um 1600) auf, der hier Gärten und Lustschlösser anlegte, deren großartige Überreste noch heute bewundert werden, wie zu Barferusch, Aschref, Suffiabad, Furrahabad ꝛc. Für den Weltverkehr hatte M. nie Bedeutung.

Mazeppa, Iwan Stephanowitsch, Kosakenhetman, geb. um 1640 in Mazepintzi (Gouv. Kiew), gest. 22. Sept. 1709 in Bender, kam als Page an den Hof des Königs Johann Kasimir von Polen nach Warschau. In vertrautem Umgang mit der Gattin eines Magnaten überrascht, ward er von letzterm 1663 nackt auf den Rücken seines eignen Pferdes gebunden und von diesem, dem man die Freiheit gab, übel zugerichtet nach der Ukraine gebracht, wo er in die Reihen der Kosaken eintrat und bald zum Sekretär und Adjutanten des Hetmans Iwan Samoilowitsch und, als dieser im Juli 1687 seiner Stelle entsetzt worden war, durch einhellige Wahl des Volkes zum Hetman ernannt wurde. Mit Geschick befestigte er seine Macht und schützte die Grenzen gegen die Anfälle der Türken und Tataren. Als Peter d. Gr. gegen die Türken zog, leistete ihm M. wichtige Dienste. Wiederholt wurde er einer rebellischen Gesinnung gegen Rußland beschuldigt, aber Peter hatte, ohne Grund, unbegrenztes Zutrauen zu M. Bald aber kam in M. der Gedanke auf, sich unabhängig zu machen. Zwar zog er noch 1704 und 1705 gegen die Schweden und Leszczynskis Anhänger; nach dem Frieden von Altranstädt aber erbot er sich dem König Karl XII. von Schweden, zur polnischen Partei überzutreten, wenn ihm schwedischer Schutz zugesagt würde. Als er jedoch sein Heer den Schweden zuführen wollte, brachte er kaum 7000 Mann zusammen (Oktober 1708). Peter ließ Mazeppas Bildnis am Galgen aufhängen; Menschikow erstürmte seine bisherige Residenz Baturin und machte dieselbe der Erde gleich. Karl näherte sich indessen Poltawa und zog durch Mazeppas Geschicklichkeit im Unterhandeln die Saporogischen Kosaken in sein Interesse. Allein die Schlacht bei Poltawa vernichtete Mazeppas letzte Hoffnungen, und er entfloh mit dem König nach Bender. Lord Byron hat ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte, Bulgarin zum Helden eines Romans, Gottschall zu dem eines Dramas gemacht, Horace Vernet ihn durch zwei Gemälde verherrlicht.

Mazocha (Macocha, »Stiefmutter«), Abgrund in Mähren, beim Dorf Willimowitz, in der Bezirksh. Boskowitz, bildet einen Felsenkessel von 95 m Länge, 60 m Breite und 137 m Tiefe, mit schroffen Kalksteinwänden und einem Teiche am Grunde. In den Abgrund führt auch eine seitliche röhrenförmige Öffnung (der »Rauchfang«) 32 m tief hinab. Die M. war offenbar früher ein Kalkplateau, welches von trichterförmigen Vertiefungen unterminiert war und infolge der auflösenden Wirkung des Wassers eingestürzt ist. Vgl. Trampler, Die M. (Wien 1891).

Mazowiec, s. Masowiecki.

Mažuranić (spr. maschuránitsch), Ivan, kroat. Dichter und Staatsmann, geb. 11. Aug. 1813 zu Novi in Kroatien, gest. 3. Aug. 1890 in Budapest, studierte in Fiume, Steinamanger und Agram und ließ sich dann als Advokat in Karlstadt nieder. 1848 veröffentlichte er anonym die bemerkenswerte Flugschrift »Hrvati Magjarom« (»Die Kroaten an die Magyaren«, Karlst. 1848), die das Programm seiner spätern politischen Thätigkeit bildet, und nahm an den Ereignissen lebhaften thätigen Anteil. Nach Bewältigung der ungarischen Revolution nahm er in Wien teil an den Beratungen über die politische Organisation von Kroatien und Slawonien und trat 1850 als Generalprokurator-Stellvertreter für diese Länder in den Staatsdienst. 1854 wurde er Oberstaatsanwalt in Agram, 1860 Präsident des kroatisch-slawonischen Hofdikasteriums, 1861 Hofkanzler, 1865 jedoch, unter dem Ministerium Belcredi-Larisch, dieser Stelle enthoben. Der kroatischen Nationalpartei angehörend, wirkte er nun in derselben als mäßigendes Element und wurde, nachdem 1872 die Versöhnung zwischen der nationalen und unionistischen (ungarnfreundlichen) Partei, nicht zum wenigsten durch sein Verdienst, zu stande gekommen war, 1873 zum Banus von Kroatien ernannt, welche Stellung er bis 1880 behauptete. Als Dichter gehört M. der illyrischen Gruppe an, welche in der Zeit 1830 bis 1850 die Serben, Slowenen und Kroaten zu einigen trachtete und zur Wiedergeburt der südslawischen Litteratur wesentlich beigetragen hat. Seine ersten Gedichte erschienen in der »Danica ilirska« (»Illyrischer Morgenstern«) von 1835. Sein Hauptwerk aber ist die national-epische Dichtung »Smrt Smail Age Cengića« (»Tod des Smail Aga Cengić«, zuerst im Almanach »Iskra«, 1846, dann Agram 1857), eins der populärsten Erzeugnisse der serbisch-kroatischen Litteratur, das auch in russischer, polnischer und tschechischer Übersetzung erschien (deutsch von Kienberger, Brünn 1874). Nicht minder geschätzt ist seine Nachdichtung der fehlenden zwei Gesänge des Epos »Osman« von Gundulić (s. d.). M. leistete auch Treffliches in der südslawischen Sprach- und Geschichtsforschung und gab schon 1842 in Agram mit Jak. Užarević ein deutsch-illyrisches Wörterbuch heraus.

Mazurka (Masurek, Masurisch), ein aus der Woiwodschaft Masovien stammender und danach benannter polnischer Nationaltanz im 3/4-Takt, von originellem, leidenschaftlich-wildem Charakter, kam unter August III. (1733—63) in Aufnahme und hat sich dann überallhin verbreitet, aber als Salontanz seine fesselnde Leidenschaftlichkeit u. Anmut verloren. Die M. als Musikstück liebt scharfe rhythmische Einschnitte

(besonders Accentuierung des zweiten Taktteiles), Synkopen etc. und wurde besonders von Chopin meisterhaft behandelt.

Mazza (hebr., Mehrz. mazzôth, »ungesäuertes Brot«), der dünne, nur aus Wasser und Mehl zubereitete Kuchen, welchen die Israeliten nach Vorschrift des mosaischen Gesetzes während des Passahfestes zu essen verpflichtet sind. Vgl. Azyma.

Mazzára del Vallo, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Trapani (Sizilien), an der Mündung des Flüßchens M. ins Mittelmeer und an der Eisenbahn Palermo-Trapani gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat Ringmauern mit Türmen, ein Kastell und eine Kathedrale (11. Jahrh.), ein Seminar, ein Lyceum und Gymnasium, eine technische Schule, lebhaften Handel mit Öl, Wein, Sardellen etc., einen Hafen, in welchen 1894: 874 Schiffe von 83,901 Ton. eingelaufen sind, und (1881) 13,074 Einw. — M. war schon im Altertum ein bedeutender Handelsplatz und wurde im ersten Punischen Kriege von den Römern zerstört. Hier 956 Sieg der Griechen und 1075 der Normannen unter Roger über die Sarazenen.

Mazzarīno, Stadt in der ital. Provinz Caltanissetta (Sizilien), Kreis Terranova, hat ein altes Kastell, Weinbau, Schwefelquellen und (1881) 12,964 Einw.

Mazzīni, Giuseppe, ital. Agitator, geb. 22. Juni 1805 in Genua, gest. 10. März 1872 in Pisa, widmete sich dem Rechtsstudium, praktizierte sodann als Advokat in Genua und arbeitete daneben für den »Indicatore Genovese« und nach dessen Unterdrückung 1829 für den »Indicatore Livornese«, der bald dasselbe Schicksal hatte. Als Karbonaro verraten, saß M. 1830 mehrere Monate im Kerker zu Savona. Freigelassen, aber exiliert, begab er sich nach Marseille, forderte den König Karl Albert von Sardinien in einem berühmten Brief zur Befreiung Italiens auf und gründete den Bund des Jungen Italien sowie die Zeitung »La giovine Italia«, welche für die geeinigte Republik Italien und für Freiheit und Gleichheit durch die Presse und durch Verschwörungen wirken sollten (vgl. Junges Europa). Nachdem zwei Verschwörungen, in Genua und in Savoyen, welch letztere M. 1834 von Genf aus leitete, mißglückt waren, wurde er in Sardinien in contumaciam zum Tode verurteilt und 1836 auch aus der Schweiz verwiesen. Nach langem Umherirren ließ er sich 1842 in London nieder, gab dort eine Zeitung unter dem Namen »L'Apostolato popolare« heraus und unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit italienischen Unzufriedenen. Als Papst Pius IX. die liberale Bahn zu betreten schien, forderte M. ihn 8. Sept. 1847 in einem Sendschreiben auf, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen und der Schöpfer der Einheit Italiens zu werden. Nach dem Aufstand in Mailand im März 1848 begab sich M. dahin und gründete daselbst ein Journal, »L'Italia del popolo«, und einen politischen Klub, den »Circolo nazionale«; doch wurde er von den Gemäßigten in den Hintergrund gedrängt. Nach der Kapitulation Mailands im August 1848 trat M. in die Garibaldische Legion ein, mußte aber bald auf Schweizer Gebiet flüchten. Sobald er hier von der Flucht des Großherzogs von Toscana gehört hatte, begab er sich nach Florenz, wurde in Livorno zum Abgeordneten gewählt und von der provisorischen Regierung nach Rom geschickt, um mit der dortigen Republik Verbindungen anzuknüpfen. Hier ward er im März 1849 mit Armellini und Saffi zum Triumvir ernannt und entwickelte eine ungemeine Thätigkeit in der Verteidigung der Republik gegen die Franzosen. Nach dem Fall Roms (3. Juli) ging er nach der Schweiz und später nach London, wo er mit Kossuth, Ledru-Rollin und Ruge das »Comitato europeo« gründete, das die Gründung einer europäischen Republik zum Ziel hatte. Auch betrieb er die Negoziierung einer Anleihe (Mazzinische Anleihe) unter den Radikalen aller Länder, um hierdurch die Mittel zu einer neuen Schilderhebung in Italien zu erlangen. Der unbesonnene Mailänder Insurrektionsversuch vom 6. Febr. 1853 sowie die Bewegungen in Genua 29. und 30. Juni 1857 waren sein Werk. Beim Beginn des italienischen Krieges 1859 erklärte er sich auf das leidenschaftlichste gegen das Bündnis Sardiniens mit Frankreich. Dagegen unterstützte er Garibaldis Expedition nach Sizilien und feuerte denselben an, auch Rom und Venedig durch einen Handstreich zu befreien. Nach Garibaldis Gefangennahme bei Aspromonte (August 1861) erklärte er den Pakt seiner Partei mit der Monarchie für immer gebrochen. 1866 wurde er in Messina zum Abgeordneten in das italienische Parlament gewählt; die Wahl wurde zweimal für ungültig erklärt und erst, als sie zum drittenmal wiederholt war, anerkannt, von M. aber 7. Febr. 1867 mit Rücksicht auf seine republikanischen Überzeugungen abgelehnt. Erst kurze Zeit vor seinem Tode kehrte M. nach Italien zurück. Nach seinem Tode feierte die italienische Presse seine Verdienste um Italien in schwungvollen Worten, und die italienische Kammer sprach offiziell ihren Schmerz über sein Ableben aus. Sein Begräbnis zu Genua, wohin sein Leichnam gebracht worden, und wo ihm 1882 ein Denkmal errichtet wurde, war feierlich. M. war ein Verschwörer und lange Zeit der Schrecken der Polizei; er war ein schwärmerischer Idealist, der mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung und Ausdauer, wenn auch oft mit den bedenklichsten und nicht zu rechtfertigenden Mitteln, für seine Ziele wirkte. Eine Ausgabe seiner »Scritti editi ed inediti« erschien in Mailand, später in Rom (1861—91, 18 Bde.), in Auswahl deutsch von L. Assing (Hamb. 1868, 2 Bde.) und englisch (»Life and writings of Jos. M.«, Lond. 1870—91, 6 Bde.). Briefe Mazzinis gaben Giurati (Turin 1887) und Meleagari (Par. 1895) heraus. Vgl. Simoni, M., histoire des conspirations mazziniennes (Par. 1870); Nardi, Guiseppe M., la vita, gli scritti e le dottrine (Mail. 1872); Mario, M. nella sua vita e nel suo Apostolato (das. 1885); A. Boullier, Victor Emmanuel e M. (Par. 1885); Graf v. Schack, Joseph M. und die italienische Einheit (Stuttg. 1891); Linton, Recollections of M. and his friends (Lond. 1892). — Sein Vetter Andrea M., der als politischer Flüchtling längere Zeit in Paris lebte und 1849 in Marseille starb, hat sich unter anderm durch das Werk »De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne« (Par. 1847, 2 Bde.) bekannt gemacht.

Mazzo, im Handel zu Konstantinopel 50 Stück.

Mazzocchio (ital., spr. -óckjo), eine im 15. und 16. Jahrh. in Mittelitalien gebräuchliche Kopfbedeckung mit wulstigem Rand, von der auf der einen Seite des Gesichts die Sendelbinde, auf der andern ein offener Beutel herabhing (s. Tafel »Kostüme II«, Fig. 1).

Mazzola (Mazzuoli), Francesco, Maler, s. Parmeggianino.

Mazzolīni, Lodovico, ital. Maler, geb. um 1479—81 in Ferrara, lernte bei L. Costa, nach andern bei Domenico Panetti, war in Bologna und

Ferrara thätig, wo er 1528 starb. M. hat die Prinzipien der ferraresischen Schule, Energie der Charakteristik und Reichtum der Komposition, bis zum Häßlichen übertrieben. Doch hat er zugleich das Kolorit zu tiefer Farbenglut gesteigert, den Gesamteindruck aber durch zu reichliche Anbringung von Goldreliefs beeinträchtigt. Seine Hauptwerke sind: ein Flügelaltar mit der thronenden Madonna in der Mitte und Antonius dem Einsiedler und Maria Magdalena auf den Flügeln (1509, Museum zu Berlin), eine heilige Familie (1516, Pinakothek zu München), Christus als zwölfjähriger Knabe im Tempel lehrend (1524, Berliner Museum), Christus und die Pharisäer (Berlin, Sammlung Raczynski), die Beschneidung Christi (1526, kaiserliche Galerie zu Wien), die Ausstellung Christi (Dresdener Galerie).

Mazzuōli, Maler, s. Mazzola.

M. B. oder ***M. v. B.***, bei botan. Namen Abkürzung für F. A. Marschall v. Bieberstein (s. d.).

Mbambwa, Station in der deutsch-ostafrikan. Landschaft Usagara (s. d.).

M'Boma, s. Boma.

Mbomu, rechtsseitiger Nebenfluß des Uëlle (s. d.).

Mbongo, Zwergvolk in Afrika, s. Obongo.

Mbuju, der Affenbrotbaum, s. Adansonia.

Mc, Abkürzung für Mac (s. d.); die betreffenden Namen s. unter Mac (»Mac Carthy« 2c.).

Mc Cr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für John Mac Crady, engl. Zoolog.

Mchx., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für A. Michaux, s. *Mich.*

Mc Keesport (spr. mäck kīspōrt), Stadt in der Grafschaft Allegheny des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, am Zusammenfluß des Youghiogheny mit dem Monongahela, hat mehrere höhere Schulen, lebhafte Industrie, die 1890 in 118 gewerblichen Anstalten mit 6292 Arbeitern Waren im Werte von 17,432,721 Doll. herstellte, wovon auf drei Eisen- u. Stahlwerke mit 5665 Arbeitern 16,235,177 Doll. entfallen, und (1890) 20,741 Einw. gegen 8212 im Jahre 1880.

Md., Abkürzung für Maryland (Staat).

Mē, Gewichtsstufe in Atschin zu $^1/_{16}$ Tehl = 4 Kopang oder 6 g; als Goldmünze von 1600 Käsch Rechnungswert = 1,2 M. In Japan (Monmē) Gewicht zu $^1/_{10}$ Rio = 10 Fung oder Pun = 3,78 g oder bei Berechnung von 270 M. zu 1 kg = 3,704 g; im dortigen Edelmetallgewicht = 3,757 g; bis 1878 Rechnungsstufe = 0,66 Mk.

Me., Abkürzung für Maine (Staat).

Mea culpa (lat.), meine Schuld, durch meine Schuld.

Meade (spr. mīd), George Gordon, nordamerikan. General, geb. 31. Dez. 1815 in Cadiz, wo sein Vater Konsul war, gest. 6. Nov. 1872 in Philadelphia, trat 1831 in die Militärschule zu West Point, 1835 als Artillerieleutnant in die Armee und zeichnete sich im Kriege gegen Mexiko aus. Er wurde 1856 Kapitän, 1860 Major, befehligte nach Ausbruch des Bürgerkrieges 1861 zunächst eine Freiwilligenbrigade in Virginia, bekam 1862 nach Hookers Verwundung den Oberbefehl des 9. Korps, ward nach der Schlacht bei Fredericksburg (13. Dez.) zum Generalmajor befördert und erhielt das 5. Korps. Nachdem ihm im Juni 1863 das Oberkommando übertragen worden, schlug er Lee bei Gettysburg (1.—3. Juli), benutzte aber den Sieg aus Vorsicht nicht so, wie man wünschte, und wurde daher im März 1864 durch Grant ersetzt, unter dem er weiter am Kampfe teilnahm.

Meadville (spr. mīdwill), Hauptstadt der Grafschaft Crawford im nordamerikan. Staate Pennsylvanien, inmitten der Ölregion, 50 km südlich von Erie, ist Sitz des Allegheny College (16 Dozenten, 254 Studierende), eines theologischen Seminars, hat Fabriken für Maschinen, Papier und Wollwaren, bedeutenden Handel mit Petroleum und (1890) 9520 Einw.

Mearim, Fluß im brasil. Staate Maranhão, entspringt auf der Sierra do Negro, vereinigt sich mit dem von der Sierra da Cinta kommenden Guajahu und mündet oberhalb San Luis de Maranhão in die São Marcosbai. Er wird 800 km weit, bis Flores, von Dampfern befahren.

Mearns (spr. merns), s. Kincardineshire.

Meaſhow (spr. mäſcho), s. Pomona (Insel).

Meat (engl., spr. mīt), Fleisch als Speise; minced m., gehacktes Fleisch; roast m., Braten; sweet m., Eingemachtes; m. pie, Fleischpastete; m. biscuit, Fleischzwieback; preserved m., Fleischkonserve.

Meath (spr. mīdh), Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, an der Irischen See, hat 2347 qkm (42,6 QM.) Flächengehalt mit (1891) 76,987 Einw. (1861: 110,609), davon 93,2 Proz. katholisch. Das Land ist eine Fortsetzung der Ebene von Zentralirland und stellenweise hügelig; doch erreicht die höchste Erhebung, Slieve na Calliagh an der Westgrenze, nur 276 m Höhe. Der wichtigste Fluß ist der in die Bai von Drogheda mündende Boyne. Vom Areal sind 21,7 Proz. Ackerland, 70,5 Proz. Weiden und 1,9 Proz. Wald. An Vieh zählte man 1890: 16,676 Pferde, 3540 Maultiere und Esel, 187,806 Rinder, 204,219 Schafe und 18,910 Schweine. In industrieller Hinsicht sind eine Flachs- und 4 unbedeutende Wollspinnereien zu erwähnen. Hauptort ist Trim.

Meātus auditorius (lat.), Gehörgang, s. Ohr.

Meaux (spr. mō), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, an der Marne, am Ourcqkanal und an der Ostbahn, Bischofsitz, hat eine schöne, aber unvollendete gotische Kathedrale (12.—16. Jahrh., mit dem Grabmal Bossuets, 1681—1704 Bischof von M.), eine reformierte Konsistorialkirche, einen bischöflichen Palast mit von Lenôtre angelegtem Garten, schöne Promenaden, ein Handelsgericht, Collège, Seminar, eine Bibliothek (18,000 Bände), ein Theater, Steinbrüche, zahlreiche Getreidemühlen, eine Filiale der Bank von Frankreich, Eisengießerei, Handel mit Getreide, Käse (Brie) und (1891) 12,833 Einw. — M. ist das alte Meldä, die Hauptstadt der Meldi im belgischen Gallien, wurde in der Folge Hauptort der Landschaft Brie und stand in Abhängigkeit von den Grafen der Champagne, bis es durch Philipp den Schönen mit der Krone vereinigt wurde. In M. wurden zuerst in Frankreich die Grundsätze des Protestantismus verkündigt, weshalb die Stadt in den Hugenottenkriegen viel zu leiden hatte. Im letzten deutsch-französischen Kriege war die Stadt vom 15.—19. Sept. 1870 Hauptquartier des Königs von Preußen. Vgl. Carro, Histoire de M. et du pays meldois (Meaux 1865).

Méchain (spr. -ſchäng), Pierre François André, Astronom, geb. 16. Aug. 1744 in Laon, gest. 20. Sept. 1804 in Castellon de la Plana bei Valencia, widmete sich dem Baufach, daneben mathematischen und astronomischen Studien, wurde 1772 hydrographischer Astronom beim Land- und Seekartenarchiv zu Versailles, Mitglied des Längenbüreaus und Astronom an der Sternwarte zu Paris, wo er elf Kometen entdeckte. 1786—96 gab er die »Connaissances des

temps« heraus. Als auf Befehl der Konstituierenden Versammlung ein neues, auf die Länge des Erdmeridianquadranten gestütztes Maßsystem geschaffen werden sollte, erhielt er den Auftrag, den Meridianbogen zwischen Rodez und Barcelona zu messen, hatte aber mit vielen ihm von der spanischen Regierung in den Weg gelegten Hindernissen zu kämpfen, wurde sogar eine Zeitlang gefangen gehalten und konnte erst 1803 seine Arbeiten wieder aufnehmen und dieselben bis zu den Balearischen Inseln fortsetzen. Die Resultate seiner Gradmessung finden sich in seiner von Delambre herausgegebenen »Base du système métrique décimale ou Mesure de l'arc du méridien compris entre les parallèles de Dunkerque et de Barcelona, etc.« (Par. 1806—10, 3 Bde.).

Mechanicsburg (spr. mikännıks-), Stadt in der Grafschaft Cumberland des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, mit einem College für Damen, dem Cumberland Valley Institut, Fabriken für Holzwaren, großen Lagerhäusern und (1890) 3691 Einw.

Mechānik (griech., von mēchanē, »Werkzeug, Maschine«), die Wissenschaft von den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung der Körper. Sie zerfällt in die *Statik* oder die Lehre vom Gleichgewicht und in die *Dynamik* oder die Lehre von der Bewegung der Körper. Die rein mathematische Bewegungslehre wird auch *Kinematik* oder *Phoronomie* genannt. Über den Inhalt der Statik, Dynamik und Kinematik s. d. Die wissenschaftliche M. beruht auf wenigen einfachen, auf Erfahrung begründeten Grundgesetzen, welche als »Prinzipien der M.« bezeichnet werden und zuerst von Galilei erkannt und von Newton in seinem berühmten Werke »Philosophiae naturalis principia mathematica« mit voller Schärfe ausgesprochen und als Grundlage der systematischen Entwickelung der M. hingestellt wurden. Die Gesetze sind, mit Newtons eignen Worten, die folgenden drei: 1) *Das Gesetz der Trägheit oder des Beharrungsvermögens*: »Jeder Körper verharrt in seinem Zustand der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in geradliniger Bahn, solange er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, diesen Zustand zu ändern.« 2) »Die Änderung der Bewegung ist der einwirkenden Kraft proportional und findet in der Richtung der Geraden statt, in welcher die Kraft einwirkt.« Aus diesem Gesetz ergibt sich als Folgerung der Satz vom »Parallelogramm der Kräfte«, nach welchem zwei Kräfte (Komponenten), die an einem Punkt angreifen, durch eine einzige Kraft (Resultante) ersetzt werden können, welche der Größe und Richtung nach der Diagonale des aus den Komponenten konstruierten Parallelogramms gleich ist. 3) *Gesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung*: »Bei jeder Wirkung ist immer eine gleiche und entgegengesetzte Gegenwirkung vorhanden, oder die Wirkungen, welche irgend zwei Körper aufeinander ausüben, sind immer gleich und entgegengesetzt gerichtet.« Zu diesen drei Newtonschen Prinzipien kommt noch 4) das Prinzip der Erhaltung der Energie (s. Kraft), welches zwar auch schon von Newton geahnt, aber erst in neuerer Zeit nach Entdeckung der Äquivalenz von Arbeit und Wärme (Robert Mayer) in seiner vollen Tragweite erkannt wurde. Aus diesen Prinzipien läßt sich das ganze Lehrgebäude der M. durch bloße Denkprozesse, mit Hilfe der höhern mathematischen Analyse (Differential- und Integralrechnung) entwickeln. In dieser besonders sachgemäßen und allein erschöpfenden mathematischen Darstellung heißt die M. »analytische M.«, zum Unterschied von der »elementaren« und von der »angewandten M.«

Die ersten geschichtlichen Anfänge der M. entsprangen jedenfalls dem praktischen Bedürfnis. Daß schon die Ägypter und andre Nationen des Altertums beträchtliche Kenntnisse in der praktischen M. besessen haben müssen, beweist der Bau der Pyramiden, die Errichtung der Obelisken u. andrer Bauwerke, welche die Hebung und Fortbewegung großer Lasten durch kleine Kräfte nötig machten. Die theoretische M. aber entwickelte sich zuerst bei den Griechen, unter welchen *Archimedes* (gest. 212 v. Chr.) als ihr Begründer anzusehen ist; er entdeckte das Hebelgesetz, den Auftrieb der Flüssigkeiten und ist der Urheber der Idee vom Schwerpunkt. Von seinen praktischen Erfindungen sind besonders der Flaschenzug (Polyspast), die Schraube ohne Ende und das Aräometer hervorzuheben. Unter den alexandrinischen Gelehrten haben sich namentlich Ktesibios und sein Schüler Heron um die M. verdient gemacht; der letztere führte alle mechanischen Vorrichtungen auf die Theorie des Hebels zurück, konstruierte verschiedene aus Hebeln und Zahnrädern zusammengesetzte Maschinen und erfand mehrere noch heute nach ihm benannte Apparate (Heronsball, Heronsbrunnen, Äolipile). In spätern Zeiten haben sich Isidorus von Milet, Anthemius und der jüngere Heron durch Erfindung von Kriegsmaschinen hervorgethan. Im Mittelalter scheinen die mechanischen Wissenschaften gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein; man findet weder bei den Arabern noch im Abendland Spuren von mechanischen Kenntnissen. Selbst im 16. Jahrh. waren die Fortschritte der theoretischen M. noch unbedeutend. Doch ward die Statik von Guido Ubaldi und Marchese del Monte mit ziemlichem Glück bearbeitet und ganz auf das Gesetz des Hebels zurückgeführt; auch fand Tartalea einige richtige Sätze der Lehre von den geworfenen Körpern. Simon Stevinus entdeckte das Gesetz des Gleichgewichts auf der schiefen Ebene, erfand die sinnreiche Methode, die Größe der Kräfte durch gerade, ihrer Richtung parallel laufende Linien auszudrücken, und kam dadurch auf den Satz des Gleichgewichtes zwischen drei Kräften (Parallelogramm der Kräfte). Die glänzende Epoche der M. aber beginnt mit *Galilei*, der durch die Entdeckung der Fallgesetze den Grund zur höhern oder analytischen M. legte, von der er schon selbst einige Lehren, z. B. vom parabolischen Wege geworfener Körper, von der Bewegung der Pendel, vom Widerstand fester Körper, entwickelte. In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. wurde die höhere M. durch Torricelli, Baliani, Borelli in Italien sowie durch Roberval und Descartes in Frankreich weiter ausgebildet. Huygens wandte zuerst das Pendel an, um den Gang der Uhren gleichförmig zu machen, entdeckte die merkwürdigen Eigenschaften, welche der Cykloide hierbei zukommen, erweiterte und berichtigte die Theorien vom Mittelpunkt des Schwunges und des Stoßes und entdeckte die Gesetze über die Zentralbewegung. Endlich vollendete *Newton* durch seine Entdeckungen das Gebäude der höhern M. Er behandelte die Lehre von den krummlinigen Zentralbewegungen in der größten Allgemeinheit und entwarf zuerst eine vollständige Theorie der Bewegungen in widerstehenden Mitteln. Er unterschied zuerst die höhere M. ausdrücklich von der gemeinen oder der Maschinenlehre, und seitdem hat man den Unterschied genau zu beobachten fortgefahren. Von nun an ward die höhere M. mit Hilfe der Rechnung des Unend-

lichen immer ansehnlicher erweitert. Man pflegte sich damals Aufgaben vorzulegen, an deren Auflösung die Mathematiker ihre Methoden prüfen konnten. Dahin gehören die mechanischen Probleme von den isochronischen Kurven, der Kettenlinie, der elastischen Kurve, der Linie des kürzesten Falles, der Figur des kleinsten Widerstandes etc., woran Huygens, Leibniz, Jakob und Johann Bernoulli, L'Hôpital, Fatio de Duillier, Saurin u. a. ihre Kräfte übten. Hermann trug die Lehren der höhern M. synthetisch, Euler hingegen analytisch vor. D'Alembert prüfte die Fundamente, auf welchen das ganze Gebäude der M. beruht, und suchte dieselben strenger zu begründen. Lagrange leitet in seiner »Mécanique analytique« die ganze Statik und Dynamik aus einer einzigen Grundformel ab; Laplace wendete in seiner »Mécanique céleste« die Bewegungsgesetze auf das Planetensystem an. Die analytische M. wurde ferner noch durch Poisson und Poinsot, durch Hamilton, Green und Maxwell, durch Gauß, Jacobi und Kirchhoff wesentlich gefördert. Auch die Maschinenlehre hat seit Newton eine neue Gestalt gewonnen. In England zeichneten sich in der angewandten M. D. Hook und Desaguliers, in Frankreich Hautefeuille, Varignon, de la Hire, Amontons, Parent, Camus u. a., in Deutschland Eytelwein, Redtenbacher und Reuleaux aus.

Vgl. die angegebenen Werke von Laplace (s. d.) und Lagrange (s. d.); die »Mechanica sc. Motus scientia« von Leonh. Euler (s. d. 1); Poisson, Traité de mécanique (das. 1819, 2. Aufl. 1833); Duhamel, Lehrbuch der analytischen M. (bearbeitet von Schlömilch, 2. Aufl., Leipz. 1861, 2 Bde.); Decher, Handbuch der rationellen M. (Augsb. 1851—61, 4 Bde.); H. Klein, Die Prinzipien der M. (Leipz. 1872); Redtenbacher, Die geistige Bedeutung der M. (Münch. 1879); Salcher, Elemente der theoretischen M. (Wien 1881); Schell, Theorie der Bewegung und der Kräfte (2. Aufl., Leipz. 1879—80, 2 Bde.); Jacobi, Vorlesungen über Dynamik (hrsg. von Clebsch, 2. Ausg., Berl. 1884); Kirchhoff, Vorlesungen über mathematische Physik: M. (3. Aufl., Leipz. 1883); Streintz, Die physikalischen Grundlagen der M. (das. 1883); Fuhrmann, Aufgaben aus der analytischen M. (2. Aufl., das. 1879—82, 2 Bde.); Ritter, Lehrbuch der analytischen M. (2. Aufl., das. 1883); Helm, Die Elemente der M. (das. 1884); Kraft, Sammlung von Problemen der analytischen M. (Stuttg. 1885, 2 Bde.); Schellen, Die Schule der Elementarmechanik (4. Aufl., Braunschw. 1878); Hertz, Die Prinzipien der M. in neuem Zusammenhange dargestellt (Leipz. 1894); Mach, Die M. in ihrer Entwickelung (das. 1883); Dühring, Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der M. (3. Aufl., das. 1887).

Mechānik (engl. Action), bei Musikinstrumenten die mehr oder minder komplizierte innere Einrichtung, besonders der Klaviere, Orgeln, Orchestrions etc. Über die M. der ältern Arten der Klaviere (Klavichord, Klavicimbal) sowie über die Unterschiede der englischen (Silbermannschen, Cristoforischen) und deutschen (Wiener, Steinschen) M., über Erards Repetitionsmechanik etc. s. Klavier.

Mechanik des Himmels, die Lehre von der Bewegung der Himmelskörper (s. Planeten u. Störungen).

Mechaniker, Kenner der Mechanik (s. d.), Handkünstler, insbes. Verfertiger mathematischer und physikalischer Instrumente (Mechanikus).

Mechanisch, auf Mechanik bezüglich; maschinenmäßig, ohne geistige Selbstthätigkeit; so heißt m. jedes (subjektive) Verfahren oder (objektive) Geschehen, welches nach feststehender Regel (Schablone) oder nach einem allgemeinen Gesetz in immer gleicher, also im voraus zu bestimmender Weise ohne Rücksicht auf die Nebenumstände des einzelnen Falles und die nähern oder fernern Wirkungen (also unter Ausschluß jedes Zweckgedankens) erfolgt. Ein mechanisches Verfahren ist daher soviel wie ein gedanken- u. verständnisloses, und das mechanische Geschehen steht im Gegensatz zu der einem Ziele zustrebenden planmäßigen Entwickelung. Über die mechanische Auffassung der Lebenserscheinungen s. Lebenskraft.

Mechanische Niederschläge, alle nach dem Gesetz der Schwere erfolgenden Niederschläge oder Sedimente von solchen Bestandteilen, die nur mechanisch im Wasser suspendiert und mit ihm fortgeführt worden waren. Durch solche m. N. bilden sich die meisten Schichtgesteine. Vgl. Gesteine, S. 476.

Mechanische Pflanzenzellen, s. Skelettgewebe.

Mechanische Potenzen, die einfachen Maschinen: Hebel, Rolle, Rad an der Welle, Schraube, Keil.

Mechanisches Äquivalent der Wärme, s. Wärme.

Mechanisches Äquivalent des Lichts. Die Energie einer jeden Strahlung, die von einem Körper vollständig absorbiert wird, verwandelt sich in Wärme oder in andre Energieformen, jedoch so, daß nach dem Prinzip der Erhaltung der Energie die Summe aller Energieteile der ursprünglichen Strahlungsenergie gleichbleibt. Einer durch Absorption von Strahlen entstandenen Wärmeeinheit ist eine mechanische Arbeit von 425 Meterkilogramm äquivalent Dabei ist es gleichgültig, ob die absorbierten Strahlen für unser Auge wahrnehmbar (Licht), oder ob sie unsichtbare ultrarote oder ultraviolette oder elektrische Strahlen sind. Die Bezeichnung m. Ä. d. L. ist daher überflüssig.

Mechanisches Moment, s. Bewegungsmoment.

Mechanische Technologie, s. Technologie.

Mechanische Wärmetheorie, s. Wärme.

Mechanismus (griech.), eigentlich das Getriebe oder die innere Einrichtung einer Maschine, mittels welcher die Kraft in derselben ihre Wirkung hervorbringt, z. B. M. einer Uhr, eines Mühlwerks u. dgl.; im weitern Sinne die Einrichtung, mit welcher eine Kraft eine Bewegung hervorbringt und fortpflanzt. Im naturphilosophischen Sinne heißt M. die Form des Geschehens, bei welcher alle Veränderungen lediglich auf der Mitteilung von Bewegung von einem Stoffteilchen an das andre beruhen, also keinerlei der Materie innewohnende Kräfte ins Spiel kommen. Vgl. Dynamismus.

Mechanistische Weltanschauung, die Ansicht, daß die Gesamtheit alles Geschehens aus dem äußeren, zwar gesetzmäßigen, aber blinden (vernunftlosen) Zusammenwirken einer Vielheit von Elementen hervorgeht; dieselbe leugnet also nicht nur die Realität innerer Triebkräfte und Entwickelungsanlagen, sondern überhaupt jede die Gestaltung des einzelnen beherrschende Planmäßigkeit in der Welt. Ursprünglich aus der Betrachtung der Bewegungserscheinungen geschöpft, ist die mechanische Auffassung zunächst auf die übrigen Vorgänge der unorganischen Natur, weiterhin (im Zusammenhange mit dem Aufkommen der Darwinschen Theorie) auf das organische Leben, endlich von gewissen Richtungen in der Psychologie und Soziologie auch auf das seelische und geschichtliche Leben des Menschen ausgedehnt worden.

Mechanotherapie, s. Heilgymnastik.

Méchant (franz., spr. -schang), boshaft, schändlich.

Mechanurgie (griech.), Lehre von den unblutigen Operationen; s. Chirurgie.

Mecheln (vläm. Mechelen, franz. Malines), Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Antwerpen, in fruchtbarer Ebene an der Dyle und einem von Löwen nach Antwerpen führenden Kanal gelegen, steht mit Antwerpen, Löwen, Brüssel, Gent und Terneuzen durch Eisenbahnlinien in Verbindung, hat eine fast kreisrunde Form, breite, regelmäßige Straßen und ansehnliche öffentliche Plätze, darunter der sogen. Große Platz mit dem Denkmal Margaretes von Österreich (seit 1849, von Tuerlinckx). Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswert: die kolossale gotische Kathedrale des heil. Romuald (gegenwärtig restauriert), mit einem 99 m hohen, aber noch unvollendeten Turm (im 13.—15. Jahrh. erbaut) und wertvollen Gemälden (Altarblatt von van Dyck); die Liebfrauenkirche (aus dem 16. Jahrh.), mit Rubens' berühmtem Fischzug; die Johanniskirche, als Gebäude unbedeutend, doch mit einigen wertvollen Gemälden von Rubens; ferner das Stadthaus, der »Beyar« genannt (aus dem 15. Jahrh.); der erzbischöfliche Palast, das Tribunal (einst Palast der Margarete von Österreich), das Museum (das sogen. Schöffenhaus), die sogen. Hallen (von 1340) mit Türmchen und das Beghinenhaus. Die Zahl der Einwohner betrug 1890: 51,014 (1893 auf 52,693 berechnet). Die ansehnliche Industrie besteht in Flachs- und Hanfspinnerei, Fabrikation von wollenen Decken, Spitzen (bekannt unter dem Namen points de Malines), Leinwand, Leder, Teppichen, Hüten, Stärke, Nadeln etc. Auch bestehen daselbst bedeutende Brauereien, eine Kupferschmelze und große Werkstätten der Staatseisenbahnen sowie eine Stückgießerei. Der Handel ist gegen früher sehr gesunken. M. hat ein Athenäum, eine Staats-Knabenmittelschule, ein erzbischöfliches Seminar und ein Lehrerseminar, einen botanischen Garten (mit der Büste des 1517 hier gebornen Botanikers Dodonäus), ein Museum (Sammlung städtischer Altertümer), eine Malerakademie, mehrere gelehrte Gesellschaften und ist Sitz des Kardinalerzbischofs und eines Tribunals. — M. (Malinae) fiel bei der Teilung des fränkischen Reiches zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen an Lothringen, wurde aber 915 von Karl dem Einfältigen den Bischöfen von Lüttich geschenkt, kam 1336 durch Kauf an die Herzöge von Brabant, 1383 durch Heirat an Philipp den Kühnen von Burgund, endlich 1477 durch Verheiratung Marias, der Erbtochter Karls des Kühnen, mit Maximilian I. an das Haus Österreich. 1490 wurde M. von Kaiser Friedrich III. zu einer edlen Herrschaft erhoben und bildete als solche die 17. der niederländischen Provinzen. Nach dem Abfall der sieben vereinigten Provinzen wurde es wieder zu Brabant gezogen und zum Sitz des höchsten Gerichtshofs für die gesamten habsburgischen Niederlande bestimmt. 1572 richtete Alba hier eine seiner grausamsten Schlächtereien an. Vgl. David, Geschiedenis van M. (Löwen 1854); Matthieu, Histoire du grand conseil de Malines (Brüssel 1874); Coninckx, Malines sous la République française (Mecheln 1894).

Mecherino (spr. mete-), ital. Maler, s. Beccafumi.

Mechernich, Dorf im preuß. Regbez. Aachen, Kreis Schleiden, Knotenpunkt der Linie Köln-Hillesheim der Preußischen Staatsbahn und der Mechernicher Bergwerksbahn, 300 m ü. M., hat eine alte romanische und eine neue gotische kath. Kirche, bedeutende Bleierzgruben, eine Bleihütte (2500 Arbeiter, Produktion 1893: 20,232 Ton. Handelsblei und 14,666 kg Silber) und (1890) 4069 meist kath. Einw.

Mechitaristen, Kongregation armenischer Christen, 1701 in Konstantinopel von dem Armenier Mechitar (»Tröster«) da Petro, geb. 7. Febr. 1676 in Sebaste, zur geistlichen und geistigen Regeneration seiner Landsleute gestiftet. In Konstantinopel dem armenischen Patriarchen wegen Hinneigung zur lateinischen Kirche verdächtig geworden, siedelte Mechitar nach Morea über und erhielt 1703 von der venezianischen Regierung die Erlaubnis, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Nach ihrem Übertritt zu den mit der katholischen Kirche unierten Armeniern erhielt die Kongregation 1712 von Papst Clemens XI. die Bestätigung und eine dem Benediktinerorden entlehnte Regel. Der 1714 zwischen den Venezianern und den Türken ausgebrochene Krieg nötigte sie zur Übersiedelung nach Venedig, wo sie 1717 vom Senat die Insel San Lazzaro geschenkt erhielt, auf der sich bald ein stattliches Kloster mit Kirche erhob. Mechitar starb daselbst 27. April 1749. Die M. daselbst behielten ihren eignen Ritus und die armenische Sprache beim Kultus bei und widmeten sich namentlich seit 1789, wo die erste Druckerei auf San Lazzaro entstand, ganz der Herausgabe klassischer Werke in armenischer Sprache. Seit 1810 besitzen sie in Wien ein großes Kloster, das Mechitaristenkollegium, und eine eigne Druckerei und Buchhandlung. Ein Zweigverein besteht in München. Ihre Bibliothek in San Lazzaro aber gehört in Bezug auf Reichtum an orientalischen Handschriften zu den bedeutendsten Europas. 1816 nahm die Kongregation den Titel Akademie an und ernannte sogar Nichtkatholiken zu Ehrenmitgliedern. Vgl. Langlois, Notice sur le couvent arménien de l'île Saint-Lazare de Venise (Par. 1863).

Mechow, Alexander von, Afrikareisender, geb. 9. Dez. 1831 in Lauban (Schlesien), machte als preußischer Offizier die Feldzüge von 1866 und 1870 mit und wurde bei Wörth schwer verwundet. 1874 als Major verabschiedet, nahm er an der zweiten Loango-Expedition unter Güßfeld teil und leitete 1878—81 mit Unterstützung der deutschen Reichsregierung eine Expedition zur Erforschung des Kuango, den er von Loanda aus unterhalb des Kaiser Wilhelm-Falls erreichte und in einem mitgebrachten zerlegbaren Boote bis zur Steinbarre von Kingunschi hinabfuhr. Als Ergebnis seiner Reise veröffentlichte M. »Karte der Kuango-Expedition« (26 Blätter, Berl. 1884).

Mechrenga (Migrenka), Fluß im nördlichen Rußland, entspringt aus dem See Sharowyi im Gouv. Olonez, durchströmt die ungeheuern Waldungen des Gouv. Archangel und ergießt sich rechts in die Emza (System der Dwina); 255 km lang.

Mechthild (Mechthildis, alte Form für Mathilde), Name von Nonnen: 1) M. von Magdeburg, seit 1235 Beghine in Magdeburg, trat in das Cistercienserkloster Helfta bei Eisleben und verfaßte hier um 1270—80 eine apokalyptisch-mystische Schrift »Das fließende Licht der Gottheit« (hrsg. von Gall Morel: »Offenbarung der Schwester M.«, Regensb. 1869). Neuere Forscher identifizieren sie mit der Matelda Dantes (»Purgatorio«, Gesang 28 u. 33), der ihre Offenbarungen benutzt haben soll. Vgl. Preger, Dantes Matelda (Münch. 1873). — 2) M. von Hackeborn gehörte wie ihre jüngere Schwester, Gertrud


MECKLENBURG
-SCHWERIN UND-STRELITZ.
Maßstab 1:850 000.
Kilometer 111,3 - 1° d. Äqu.
Die Regierungssitze sind doppelt, Kreis- oder Amtssitze einfach unterstrichen.
11
11°30
12 Östl. L. v. Gre
54
53 30
O S T - S E E
I. Fehmarn
Fehmarnscher Sund
Hohwachter Bucht
Neustädter oder Lübecker Bucht
Wismar-B.
I. Poel
Oldenburg
Heiligenhafen
Lütjenburg
Eutin
Neustadt
Grömitz
Travemünde
Schwartau
LÜBECK
Schönberg
Ratzeburg
Mölln
Grevesmühlen
WISMAR
Neubukow
Kröpelin
Doberan
ROSTOCK
Warnemünde
Schwaan
Bützow
Warin
Brüel
Sternberg
Gadebusch
Rehna
SCHWERIN
Crivitz
Goldberg
Wittenburg
Hagenow
Zarrentin
Boizenburg
Lauenburg
Parchim
Lübz
Neustadt
Ludwigslust
Grabow
Lübtheen
Dömitz
Eldena
Neuhaus
Bleckede
Dahlenburg
Hitzacker
Lenzen
Perleberg
Wittenberge
Wilsnak
Putlitz
Pritzwalk
Schnackenburg
Elbe
Die Göhrde
Die Silge



…es Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Mecklenburg«.

(s. d. 2), dem Kloster Helfta an, wo sie 1299 starb. Ihre Visionen zeichneten ihre Freundinnen auf unter dem Namen: »Liber specialis gratiae« (mit dem obigen herausgegeben Poitiers 1877). Auch in ihr wollte man Dantes Matelda finden. Vgl. Strauch, Kleine Beiträge zur Geschichte der deutschen Mystik (in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 27). — 3) Gräfin von Andechs, Äbtissin des Klosters Dießen in Bayern, reformierte auf bischöflichen Befehl das Kloster Edelstetten und starb 1160.

Mechulle (hebr.), Wort der Gaunersprache, etwa soviel wie fertig, ruiniert, bankrott.

Meckel, 1) Johann Friedrich, der jüngere, Mediziner, geb. 17. Okt. 1781 in Halle, gest. daselbst 31. Okt. 1833, der Sohn von Philipp Friedrich Theodor M. (geb. 30. April 1756, gest. 28. März 1803 als Professor der Chirurgie und Entbindungskunst in Halle) und der Enkel von Johann Friedrich M. (geb. 31. Juli 1714, gest. 18. Sept. 1774 in Berlin, schrieb: »De quinto pare nervorum cerebri«, Götting. 1748), studierte in Halle, Göttingen, Würzburg und Wien, ging dann nach Italien und Paris, wurde 1806 in Halle Professor der Chirurgie, bald aber der Anatomie und Physiologie. Zur Vervollständigung des von seinem Großvater ererbten anatomischen Museums bereiste er mehrfach die Schweiz, Frankreich und England. Er lieferte mit Froriep eine Übersetzung von Cuviers »Vergleichender Anatomie« (Leipz. 1809—10, 4 Bde.) mit sehr wichtigen Bemerkungen und schrieb: »De conditionibus cordis abnormibus« (Halle 1802); »Beiträge zur vergleichenden Anatomie« (Leipz. 1809—13, 2 Bde.); »Handbuch der pathologischen Anatomie« (das. 1812—18, 3 Bde.); »Handbuch der menschlichen Anatomie« (Halle 1815—20, 4 Bde.); »System der vergleichenden Anatomie« (das. 1821—33, 6 Bde.); »Tabulae anatomico-pathologicae« (Leipz. 1817—26, 4 Hefte); »Descriptio monstrorum nonnullorum« (das. 1826).

2) Klemens Wilhelm Jakob, Militärschriftsteller, geb. 28. März 1842 in Köln, trat 1860 in die preußische Armee, machte den Feldzug 1866 als Sekondleutnant mit, besuchte die Kriegsakademie und erhielt für hervorragende Leistungen einen Ehrendegen. Bei Wörth verwundet, wurde er nach dem Kriege 1870/71 Lehrer an der Kriegsschule in Hannover, 1873 Hauptmann und 1876 in den Großen Generalstab versetzt, 1881 zum Major ernannt. 1882 wurde er Generalstabsoffizier der 16. Division, 1883 beim Generalkommando des 11. Armeekorps. 1885—1888 war er in Japan als militärischer Ratgeber und gab der japanischen Armee ihre heutige (1895) Organisation und Kriegsbereitschaft. 1889 stand er als Oberstleutnant in Wesel. 1890 wurde er Oberst in Mainz und ist jetzt als Generalmajor Oberquartiermeister im Großen Generalstab und Lehrer an der Kriegsakademie. Er schrieb neben einigen Studien über das Kriegsspiel: »Lehrbuch der Taktik« (zugleich als 6. Aufl. der »Taktik« von Perizonius, Berl. 1874—76, 2 Tle.), dessen 1. Teil: »Allgemeine Lehre von der Truppenführung im Felde« 1890 in dritter Auflage erschien; »Grundriß der Taktik« (3. Aufl., das. 1894). Auch gab er einen »Übungsplan für den Unterricht in der Taktik« (das. 1874) sowie die 3. Auflage von Bronsart v. Schellendorffs Werk »Der Dienst des Generalstabs« (das. 1893) heraus.

Meckenen, Israel van, Goldschmied u. Kupferstecher, geboren in Bocholt, war dort 1482 für die Stadt thätig und starb daselbst 15. März 1503. M. hat eine große Anzahl Stiche, gegen 270, geliefert. Es sind teils Kopien nach Schongauer, Dürer und dem Meister E. S., teils derb aufgefaßte Genrebilder und spätgotische Ornamente, welche, ohne künstlerischen Wert, nur für die Geschichte der Kupferstecherkunst und die Kulturgeschichte von Interesse sind.

Mecklenburg (hierzu Karte »Mecklenburg«), richtiger nach Etymologie und Aussprache Meklenburg, deutsches Territorium im ehemaligen niedersächs. Kreis, an der Ostsee, im übrigen von den preußischen Provinzen Pommern, Brandenburg, Hannover, Schleswig-Holstein (Lauenburg) und dem Gebiet von Lübeck umschlossen, zerfällt in die beiden Großherzogtümer M.-Schwerin und M.-Strelitz, von denen ersteres ein abgeschlossenes Ganze bildet, letzteres aber aus zwei voneinander getrennten Teilen, nämlich dem Herzogtum Strelitz oder dem Stargardschen Kreis, östlich, und dem Fürstentum Ratzeburg, nordwestlich von M.-Schwerin, besteht. Das Großherzogtum M.-Schwerin (siebenter Staat im Deutschen Reich) erstreckt sich von 53° 4′—54° 22′ nördl. Br. und von 10° 36′—13° 11′ östl. L. v. Gr. Zwei Parzellen, Rossow und Netzeband-Schönberg, liegen in der preußischen Provinz Brandenburg und eine Enklave, Ahrensberg, im Strelitzschen. Das Großherzogtum besteht aus dem Herzogtum Schwerin oder dem Mecklenburgischen Kreis, dem Herzogtum Güstrow oder dem Wendischen Kreis, dem Rostocker Distrikt, dem Fürstentum Schwerin und der Herrschaft Wismar und hat einen Flächeninhalt von 13,161,62 qkm (239,06 QM.). Von den beiden Bestandteilen des Großherzogtums M.-Strelitz (des neunten Staates im Deutschen Reich) erstreckt sich das Herzogtum Strelitz von 53° 9′—53° 47′ nördl. Br. und von 12° 40′—13° 57′ östl. L., das Fürstentum Ratzeburg von 53° 40′—54° 54′ nördl. Br. und 10° 45′—11° 5′ östl. L. Der Flächeninhalt beträgt 2929,50 qkm (53,2 QM.).

[**Physische Beschaffenheit.**] Der natürlichen Beschaffenheit des Landes nach bildet M. einen Teil der norddeutschen Tiefebene und ist daher Flachland, das aber in der Richtung von SO. nach NW. von einem breiten, niedrigen, einzelne Seitenverzweigungen aussendenden Landrücken durchzogen wird, der die Wasserscheide zwischen den nordwärts zur Ostsee und südwärts zur Elbe abfließenden Gewässern bildet und wegen seiner zahlreichen Seen (s. unten) Mecklenburgische Seenplatte genannt wird. Die höchsten Punkte sind: in M.-Schwerin die Hoheburg im Schlemminer Wald unweit Bützow (144 m), der Kühlungsberg bei Diedrichshagen (128 m) und der Ruhner Berg bei Marnitz (178 m); in M.-Strelitz der Helpter Berg unweit Woldegk (179 m). Der Boden besteht zum größern Teil aus fruchtbaren Strecken mit schwerem Lehmboden und aus Heiden und Waldungen, zum kleinern Teil aus sandigen Strecken und Torfmooren; am ergiebigsten ist der nordwestliche Teil des Landes, zwischen der Ostsee, Wismar und dem Dassower Binnensee. Die mecklenburgische Ostseeküste ist 228,39 km lang, in der Luftlinie 133,5 km. Nachdem die Ostsee den Dassower Binnensee gebildet hat, geht sie in sanfter Rundung um den Klützer-Ort, mit seinen namentlich bei Kalthorst und Klütz ziemlich hohen Ufern, bricht im O. des Klützer-Orts tief in das Land bis Wismar hinein, bildet die tiefe Wohlenberger Wiek, den trefflichen Hafen von Wismar, die Große Wiek nordöstlich von Poel, das Salzhaff zwischen dem festen Land und der Halbinsel des Gutes Wustrow, bei dem eine Bucht, die Kroy, und eine

Halbinsel, der Kieler-Ort, zu bemerken, bis die Küstenbildung von den höhern Ufern von Alt-Gaarz an wieder regelmäßiger wird. Von Alt-Gaarz an verfolgt die Küste bis zur Bukspitze, unweit Arendsee, eine nordöstliche Richtung (vor Errichtung des Bastorfer Leuchtturms kamen in dieser Gegend sehr häufig Schiffsstrandungen vor), geht dann von Brunshaupten mit einem weiten flachen Bogen, den beim Doberaner Seebade der Heilige Damm (s. Doberan) mit seinen glatt geschliffenen Geröllsteinen schützt, ein wenig ins Land hinein bis zur Stoltera, einer mit steilen Lehmufern vorspringenden Uferecke, dann weiter ostwärts nach Warnemünde und von da nordöstlich hinauf bis zum Fischlande, welches mit dem preußischen Darß eine Halbinsel mit großen Binnenseen hinter sich bildet. Die Flüsse des Landes ergießen sich entweder in die Ostsee oder durch die Elbe in die Nordsee. Zur Ostsee fließen ab: die Trave an der Grenze von Ratzeburg, mit der Stepenitz, welche sich durch die Radegast und Maurin verstärkt; die Warnow, welche die Mildenitz und die schiffbare Nebel aufnimmt und bei Warnemünde den Breitlingsee bildet; die Recknitz, welche in den Ribnitzer Binnensee mündet; die Peene, welche den Malchiner und den Kummerower See durchfließt und die Trebel aufnimmt. Die Elbe berührt nur auf kurze Strecken, bei Dömitz und Boizenburg (20 km), das m.-schwerinsche Gebiet, nimmt aber aus demselben folgende Flüsse auf: die Stecknitz (Delvenau), Grenzfluß gegen Lauenburg; die Boize; die Sude, aus dem Dümmerschen See abfließend; die Schmarr; die Schaale, einen Abfluß des Schaalsees mit der Schilde; die schiffbare Elde, den Müritz- und Plauer See durchfließend und bei Dömitz mündend, nachdem sie die Stör, den Abfluß des Schweriner Sees, und die Löcknitz aufgenommen; endlich die Havel. Von Kanälen sind zu bemerken: der Neue Kanal, aus der Elde unterhalb Garwitz geleitet, mit dem die Stör aufnehmenden Störkanal zusammentreffend und durch die Kreuzschleuse mit dem bis Ludwigslust zum Holzflößen benutzten Ludwigsluster Kanal in Verbindung stehend; der Friedrich Franz-Kanal, in Verbindung mit dem Neuen Kanal diesen und den Störkanal mit der Elde verbindend; der Fahrenhorster Kanal, eine Krümmung der Elde umgehend; der Müritz-Havelkanal, mittels mehrerer Seen die Havel mit dem Müritzsee vereinigend; die sogen. Neue Elde, von Eldena abwärts bis Dömitz die Krümmung des Eldeflusses (Alte Elde) abschneidend. Man zählt in M.-Schwerin 329, in M.-Strelitz 132 Landseen (wobei die kleineren, unter 750 m Länge, nicht mitgerechnet sind), deren Gesamtareal auf über 770 qkm (14 QM.), wovon 710 qkm auf M.-Schwerin kommen, angeschlagen wird, und von denen die Mehrzahl auf der Mulde des oben genannten Höhenzugs liegt. Die bedeutendsten Seen sind der Schweriner, Sternberger, Krakower, Goldberger, Altschweriner und Müritzsee, durch die Elde mit dem Kölpiner, Fleesen-, Malchower und Petersdorfer See in Verbindung stehend; der Plauer, Specker, Zierker und Luzinsee, mit dem Zanzen-, Karwitzer und Dretzsee verbunden; der Galenbecker und Tollensesee, mit dem Lieps- und dem Wanzkaer See zusammenhängend; der Malchiner, Kummerower, Teterower, Dümmersche und Schaalsee (zum Teil); ferner der Dassower Binnensee, durch die Mündungen der Trave und der Stepenitz gebildet; der Breitling, durch die Mündung der Warnow gebildet, und der Ribnitzer Binnensee, mittels des Saaler Boddens mit der Ostsee verbunden. Von Mineralquellen sind zu nennen: die Eisenquellen bei Doberan, Goldberg und Parchim, die Bittersalz- und Schwefelquelle am Heiligen Damm bei Doberan, die Kochsalzquellen zwischen Bokup und Konow, bei Sülten und Sülze, von denen aber nur die letztere benutzt wird. Besuchte Seebäder sind auf dem Heiligen Damm bei Doberan, zu Warnemünde und Boltenhagen.

Das Klima ist gemäßigt; der Unterschied zwischen der mittlern Temperatur des wärmsten und des kältesten Monats betrug in Schwerin während des Zeitraums 1853—94: 16,8°, in Wustrow auf dem Fischland 16,5°. Während desselben Zeitraums war die Temperatur in Graden nach Celsius:

	im Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahr
in Schwerin	0,0	7,0	16,7	8,5	8,1
in Wustrow	0,1	6,1	16,5	9,0	7,8

Der Frühling ist im Vergleich zu dem nordwestlichen Deutschland kalt, im April und Mai herrschen oft rauhe Nordostwinde; die Sommerhitze wird durch die Nähe der Ostsee gemäßigt, im Herbst aber übt diese einen erwärmenden Einfluß aus. Die jährliche Regenmenge vermindert sich nach der Ostsee hin in auffallender Weise und betrug in Wustrow 1880—94: 49,2, in Schwerin 61,7, in Marnitz 63,9 cm.

[Bevölkerung. Bildungsanstalten.] Die Volkszählung von 1890 ergab in M.-Schwerin eine Bevölkerung von 578,342 Einw., während dieselbe 1885: 575,152 betrug, mithin gegen die letzte Zählung eine Zunahme von 3190 oder 0,55 Proz. Bei dieser Vermehrung waren nur die Städte mit 10,138 beteiligt, während das Domanium eine Verminderung von 531, die ritterschaftlichen Güter eine von 6106 und die Klostergüter eine von 311 Seelen aufweisen. Das Land zählte 1894: 42 Städte, 3 domaniale Flecken (Dargun, Lübtheen, Zarrentin), 1 städtischen (Warnemünde) und 2 ritterschaftliche Flecken (Klütz, Dassow); 1021 ritterschaftliche Hauptgüter, darunter 444½ Lehngüter und 500½ Allodien, in Händen von 647 Gutsbesitzern, 2 dem Ministerium des Innern gehörig und 74 Kammer-, bez. Haushaltsgüter; ferner 413 Domanial-, Kloster- und städtische Höfe. Die herrschende Religion ist die evangelisch-lutherische. Andersgläubige sind 492 Reformierte (eine kirchliche Gemeinde ist nur in Bützow mit 124 Seelen), 5085 Katholiken, 2182 Israeliten u. 383 Angehörige andrer Glaubensbekenntnisse. M.-Schwerin u. das Fürstentum Ratzeburg sind von Niedersachsen bewohnt, die im 12. Jahrh. in harten Kämpfen die alte slawische Bevölkerung verdrängten. Die Herrschaft Stargard (Strelitz) ist von Brandenburg aus germanisiert. Die Mundart des Volkes ist das Plattdeutsche, das in unsrer Zeit durch Fr. Reuters Dichtungen auch in die Litteratur eingeführt ist. Die kleinern Städte sind mit ihrem umfangreichen Ackerbau oft halbe Dörfer, die Dörfer dagegen, auch wo sie Jahrmarktsgerechtigkeit haben, niemals halbe Städte. Die Bauart der ältern Häuser ist die altsächsische, wie in Holstein und Südschleswig, hin und wieder noch mit den Pferdeköpfen (Mulagen) an den Giebelenden. Ganz eigentümlich sind die Verhältnisse des Grundbesitzes in M. Da hier das mittelalterliche Feudalwesen sich forterhalten hat, so ist nur der kleinste Teil des Landes unmittelbar der Staatsgewalt unterworfen; ein großer Teil steht unter der Grundherrschaft der Ritterschaft. In M.-Schwerin kommen auf das landesherrliche Domanium 5456 qkm, auf die Klostergüter 426 qkm, auf die ritterschaftlichen Güter 5945 qkm und auf die Stadtgebiete u. Kämmereigüter 1477 qkm. In M.-Strelitz

nehmen die Kabinetts- und die Domänenbesitzungen 1652 qkm, die ritterschaftlichen Güter 640 qkm ein, und 296 qkm kommen auf die städtischen Besitzungen. Die Zahl der Volksschulen auf dem Lande, mit denen größtenteils Industrieschulen verbunden sind, beläuft sich (1890) auf 1126; die Zahl der Bürger- und andern öffentlichen Stadtschulen auf 55, der höhern Bürgerschulen auf 6, und hierzu kommen noch 45 Gewerbeschulen für Lehrlinge und Gesellen, deren Errichtung durch Verordnung vom 26. April 1836 vorgeschrieben ist. Zur Bildung von Lehrern bestehen ein großherzogliches Landschullehrerseminar zu Neukloster für die großherzoglichen Domänen und das Seminar für ritterschaftliche Schullehrer zu Lübtheen. Ferner bestehen bei Schwerin eine Idioten-, zu Neukloster eine Blinden-, zu Ludwigslust eine Taubstummenanstalt. Der höhern Bildung dienen 7 Gymnasien, 6 selbständige Realgymnasien, 2 Realprogymnasien; endlich 5 höhere Töchterschulen. Navigationsschulen sind in Wustrow und Rostock, Navigations-Vorbereitungsschulen zu Dändorf und Dierhagen; Ackerbauschulen befinden sich zu Dargun und Zarrentin. Landesuniversität ist Rostock, 1419 gestiftet, mit vier Fakultäten. Eine Irrenheilanstalt ist zu Sachsenberg bei Schwerin, eine zweite Irrenheilanstalt ist in Gehlstorf bei Rostock im Bau, eine Heil- und Pfleganstalt zu Rostock.

In M.-Strelitz ergab die Volkszählung von 1890: 97,978 Seelen (1885: 98,371 Einw.), mithin gegen die vorige Zählung eine Abnahme der Bevölkerung von 393 Seelen. M.-Strelitz zählte 9 Städte, 2 Marktflecken, 218 Landgüter oder Höfe (darunter 83 ritterschaftliche Hauptgüter) und etwa 220 Dörfer und Gehöfte. Die herrschende Religion ist ebenfalls die evangelisch-lutherische; Andersgläubige sind wenige Reformierte, 654 Katholiken und 489 Israeliten. An Lehranstalten bestehen: 216 Landschulen, 12 Bürger- und Stadtschulen, ein Landschullehrerseminar zu Mirow, 2 höhere Töchterschulen, 3 Gymnasien und 2 Realschulen.

[Landwirtschaft.] Hauptbeschäftigung der Einwohner bildet die Landwirtschaft. Von dem gesamten Areal sind in M.-Schwerin (1893) nur 10,8, in M.-Strelitz 20,8 Proz. nicht bebaut oder sonst landwirtschaftlich benutzt; das Acker- und Gartenland umfaßt in M.-Schwerin 57,7 Proz., die Wiesen 8,7, die Weiden 5,0 und die Waldungen 17,8 Proz. des Areals; in M.-Strelitz resp. 48,1, 7,1, 3,1 und 20,8 Proz. Der Ackerbau liefert Getreide weit über den Bedarf und eine beträchtliche Quantität zur Ausfuhr. Die Hauptfrucht ist Roggen, doch wird in neuerer Zeit auch immer mehr Weizen gebaut; jener gibt auf den besten Äckern 10-, dieser 10—14-, Gerste 8—12-, Hafer 5—10fältigen Ertrag. Mais wird nur hier und da, Buchweizen aber häufig auf sandigem Boden, oft bis zu 20fältigem Ertrag und darüber, gebaut. In dem Zeitraum von 1883—92 wurden jährlich durchschnittlich vom Hektar in Tonnen (zu 1000 kg) geerntet:

	M.-Schwerin	M.-Strelitz
Winterweizen . . .	2,09	1,81
Sommerweizen . . .	1,68	1,54
Winterroggen . . .	1,57	1,26
Sommerroggen . .	1,07	0,89
Wintergerste . . .	2,06	2,07
Sommergerste . . .	1,86	1,54
Hafer	1,61	1,50
Kartoffeln	12,40	12,62

Andre Produkte des Ackerbaues sind: Runkelrüben und Zuckerrüben, Raps und Rübsen (fast auf allen Gütern mit geeignetem Boden), Flachs und Hanf (in geringer Menge), Tabak (1893—94: 245,8 Ton. Tabaksblätter). Der Gartenbau blüht in den Städten und in den ihnen benachbarten wohlhabendern Dörfern. An mehreren Orten sind Maulbeerbäume angepflanzt. Zur Hebung der Landwirtschaft und mittelbar der Gewerbe bestehen der Verein kleinerer Landwirte und der Mecklenburgische Patriotische Verein, die sich in Zweigvereinen über das ganze Land verteilen, landwirtschaftliche und gewerbliche Ausstellungen veranstalten, Unterstützungen zur Förderung ihres Zwecks verleihen u. dgl. m. Was den Viehstand betrifft, so zählte man 1. Dez. 1892 in beiden Großherzogtümern:

	M.-Schwerin	M.-Strelitz	Zusammen
Pferde . . .	96046	18768	114814
Rinder . . .	301751	46630	348381
Schafe. . . .	732177	161957	894134
Ziegen . . .	26645	8707	35352
Schweine. . .	318659	53694	372353
Bienenstöcke . .	46705	9388	56093

Die Pferde gehören zu den kräftigsten Deutschlands; ein Landgestüt ist zu Redefin. Die Rindviehzucht hebt sich immer mehr; Butter wird in bedeutender Menge ausgeführt. Die Schafzucht ist seit 1883 erheblich zurückgegangen, doch steht M. in der Züchtung reichwolliger und kräftiger Merinoschafe allen andern deutschen Staaten voran. Die Wollproduktion ist bedeutend; der Umsatz auf den inländischen Wollmärkten des Großherzogtums M.-Schwerin betrug 1894: 655,500 kg. Dagegen hat die Schweinezucht an Ausdehnung sehr gewonnen. Federviehzucht wird allgemein, Bienenzucht nur in einzelnen Gegenden betrieben. Die Fischerei ist der vielen Gewässer wegen ein sehr bedeutender Erwerbszweig. Wild kommt in den ausgedehntern Waldungen noch in Menge vor, besonders Hoch- und Schwarzwild. Was die Forstkultur anlangt, so entfielen 1893 in M.-Schwerin etwa 46,4 Proz., in M.-Strelitz 68,9 Proz. der gesamten Waldfläche auf die Kronforsten. Bergbau wird nur auf Braunkohlen bei Malliß in M.-Schwerin betrieben; hier gewinnt man auch Kochsalz zu Sülze. Torf kommt in großer Quantität vor; ein Gipsbruch ist zu Lübtheen in Betrieb. Der Raseneisenstein, welcher sich in den feuchten Niederungen, in Sümpfen der Heidegegenden bildet, wird nur als Baustein benutzt. Im östlichen Teil von M.-Schwerin tritt mehrfach Kreide zu Tage, die gewöhnlich zu Kalk verbrannt wird; Wiesenkalk, Mergel, Ziegel- und Töpferthon sowie Walkererde kommen fast überall vor. Bernstein liefern die Ostsee und der Müritzsee sowie die nahe der Ostsee gelegenen Torfmoore.

[Industrie und Handel.] Die gewerbliche Thätigkeit ist von geringer Bedeutung. Nach der Berufszählung vom 5. Jan. 1882 waren in M.-Schwerin nur 23,2, in M.-Strelitz 24,6 Proz. (die Angehörigen inbegriffen) der Bevölkerung in der Industrie, 7,76, resp. 7,92 Proz. in Handel und Verkehr thätig, während auf Land- und Forstwirtschaft, Tierzucht und Fischerei 51, resp. 49,47 Proz. entfielen. Die Industrie beschäftigte insgesamt in M.-Schwerin 55,614 Personen (darunter 24,094 Selbständige für eigne Rechnung), in M.-Strelitz 9794 Personen (darunter 4453 Selbständige). Es gibt Eisengießereien u. Bauanstalten für landwirtschaftliche Maschinen, Wagenfabriken, Ziegeleien, Rübenzuckerfabriken (1893—94 Produktion 48,057 Ton. Rohzucker), Branntweinbrennereien (43,180 hl Alkohol), Bierbrauereien (438,972 hl Bier); Tabaks- und

Zigarren-, Strohhut-, Papier-, Wollwarenfabriken, Lohgerbereien ꝛc. Der **Handel** ist lebhaft, besonders in M.-Schwerin, dessen Lage zwischen der Ostsee und der Elbe, die durch eine nach Hamburg und Berlin führende Eisenbahn verbunden sind, den Verkehr ausnehmend begünstigt. Die wichtigsten Plätze für den auswärtigen Handel sind Rostock mit Warnemünde und Wismar. Bedeutende Wollmärkte werden zu Güstrow, Wismar, Neubrandenburg und Rostock, besuchte Pferdemärkte zu Altstrelitz, Rostock und Neubrandenburg abgehalten. Die Einfuhr geschieht größtenteils zur See, die Ausfuhr mit der Eisenbahn. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind: Getreide, Mehl, Butter, Mastvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Fische, Kartoffeln, Spiritus, Holz, Lein- und Rübsamen, Wolle ꝛc.; Haupteinfuhrartikel: Steinkohlen, Bau- und Nutzholz, Kochsalz, Eisen, Bausteine, Zucker, Kaffee, Wein, Bier, Heringe, Käse, Tabak, Manufaktur- und Industrieerzeugnisse. In M.-Strelitz besteht die Ausfuhr ebenfalls größtenteils in Natur- und landwirtschaftlichen Produkten. M.-Schwerin besitzt gegenwärtig 1600, M.-Strelitz 321 km Chausseen. In ersterm haben die **Eisenbahnen** eine Länge von 971 km, in letzterm von 85 km. M.-Schwerin hat eine sehr ansehnliche **Reederei**. Nach amtlichen Angaben besaß Rostock Ende 1894: 136 Seeschiffe (darunter 27 Dampfer) von 64,832 Reg.-Ton. und Wismar 14 Seeschiffe von 3187 Reg.-Ton. 1893 sind in den mecklenburgischen Häfen angekommen und abgegangen 4295 Schiffe von 790,673 Reg.-Ton., davon 2421 Dampfer von 665,018 Reg.-Ton.; auf den Verkehr mit deutschen Häfen entfielen 92,405 Reg.-Ton., auf den mit dem übrigen Europa 696,817, auf andre Erdteile 1451 Reg.-Ton. Als Förderungsmittel für Handel und Verkehr sind zu nennen: die Bank zu Rostock, die Lebensversicherungs- und Sparbank, die Bodenkreditbank zu Schwerin, welche Geldgeschäfte aller Art vermitteln, aber keine Noten ausgeben. Sparkassen gab es Ende 1894 in M.-Schwerin 38, in M.-Strelitz 9, zusammen mit einer Geldeinlage von über 45 Mill. Mk.

[Verfassung und Verwaltung.] Beide Großherzogtümer haben gemeinschaftliche Landstände. Das Grundgesetz ist der Erbvergleich vom 18. April 1755, vereinbart zwischen dem Herzog von M.-Schwerin und seinen Ständen, dem M.-Strelitz durch die Agnitionsakte vom 30. Sept. d. J. beitrat. In M.-Schwerin ist gegenwärtig Regent Großherzog **Friedrich Franz** III. (seit 15. April 1883), in M.-Strelitz Großherzog **Friedrich Wilhelm** (seit 6. Sept. 1860). In beiden Ländern ist der Thron nach dem Rechte der Erstgeburt und nach der Linealerbfolge im Mannesstamm erblich. Beide großherzogliche Häuser sind durch Hausverträge von 1701 und 1755 verbunden, und es succediert im Fall des Aussterbens der einen Linie die andre. Beim Erlöschen beider Häuser geht die Thronfolge auf Preußen über. Nach dem Hausgesetz vom 23. Juni 1821 tritt die Volljährigkeit des Großherzogs in beiden Ländern mit vollendetem 19. Lebensjahr ein. Beide Großherzöge bekennen sich zur evangelisch-lutherischen Kirche. Obwohl alle Staatsbürger vor dem Gesetz gleich und allen die Staatsämter auf gleiche Weise zugänglich sind, so haben doch die Rittergutsbesitzer, adlige und bürgerliche, große Real- und Personalvorrechte. Sie besitzen das Landstandsrecht, die Jagdgerechtigkeit und oft auch das Patronatsrecht. Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit sind 1820 aufgehoben worden. Die **Landstände** beider Großherzogtümer bilden seit 1523 eine gemeinschaftliche Körperschaft, die »Landesunion«, und bestehen aus der **Ritterschaft**, zu der alle Besitzer ritterschaftlicher Hauptgüter in dem Mecklenburgischen, Wendischen und Stargardschen Kreis gehören, und der **Landschaft**, welche 48 landtagsfähige Städte umfaßt. Von der Ritterschaft werden zugleich die Bauern und Hintersassen, von der Landschaft die Bürger der Städte repräsentiert. Beide Stände, Ritter und Landschaft, gliedern sich nach den Kreisen, dem Mecklenburgischen, Wendischen und Stargardschen. Außerhalb der ständischen Verfassung stehen das Fürstentum Ratzeburg und die Städte Wismar und Neustrelitz, welche daher nicht auf dem Landtag vertreten sind. Die Zahl der Gutsherren, welche gegenwärtig Mitglieder der Ritterschaft sind, beträgt im Mecklenburgischen und Wendischen Kreis 647, worunter 306 bürgerliche, im Stargardschen Kreis 49, worunter 17 bürgerliche. An der Spitze der Ritterschaft stehen 3 Erblandmarschälle, je einer für jeden Kreis. Zur Landschaft gehören die Stadt Rostock, 20 Städte im Mecklenburgischen, 20 im Wendischen und 7 im Stargardschen Kreis. Die Ausübung des landstandschaftlichen Rechts geschieht hier durch die Magistrate und zwar durch die Bürgermeister. Jeder Gutsbesitzer hat dasselbe Stimmrecht wie jede einzelne Stadt, doch kann die Landschaft sich zu besonderer Beschlußfassung vereinigen (itio in partes). Das Direktorium der Landschaft führen die drei Vorderstädte, Parchim für den Mecklenburgischen, Güstrow für den Wendischen und Neubrandenburg für den Stargardschen Kreis, dasjenige der Ritterschaft die 3 Landmarschälle und 8 Landräte. Die Landtage werden alljährlich im Spätherbst abwechselnd in den Städten Sternberg und Malchin auf Berufung von seiten der beiderseitigen Landesherren abgehalten. Außerhalb des Landtags vertritt ein engerer Ausschuß von 9 Mitgliedern, nämlich aus 2 Landräten, 4 landschaftlichen und 3 ritterschaftlichen Deputierten bestehend, als ein die gesamte Ritter- und Landschaft vorstellendes, permanentes Kollegium, welches zu Rostock seinen Sitz hat, die gesamten Stände, solange diese nicht versammelt sind. Als repräsentatives Kollegium für private ritterschaftliche Angelegenheiten besteht noch ein engerer Ausschuß der Ritterschaft, ebenfalls zu Rostock. Von den Landtagen verschieden sind die sogen. **Konvokations-** und **Deputationstage**: jene sind ad hoc berufene Versammlungen der Stände eines oder des andern der beiden Staaten zur Verhandlung wichtiger u. eiliger Sonderangelegenheiten; diese werden aus von den Ständen zu Landeskonventen und gemeinsamen Angelegenheiten Deputierten gebildet, welche nach Bedürfnis zu nicht von der Landesherrschaft ausgeschriebenen Zusammenkünften, und zwar zu allgemeinen Landeskonventen und zu besondern Kreis- u. Amtskonventen, zusammentreten. Was die **Gemeindeverfassung** betrifft, so gibt es außer in den Städten nur noch in dem landesherrlichen Domanium Gemeinden, von denen letztere nur für innere Gemeindeangelegenheiten bestimmt sind; sonst bestehen ländliche Gemeinden bloß in kirchlicher Beziehung. In den Städten ist die Gemeindeverfassung sehr verschieden, namentlich genießen Rostock und Wismar bedeutende Vorrechte. In den Landstädten stehen 1—2 Bürgermeister und das Ratskollegium (Magistrat) an der Spitze der Verwaltung, in den Domanialgemeinden Schulzen, Schöffen und Beiräte. Zur Vertretung der Bürgerschaft wird ein Bürgerausschuß durch Wahl aus der Mitte der Bürger gebildet. Die obersten Behörden der evangelisch-lutherischen Staatskirche sind

der Oberkirchenrat für M.-Schwerin und das Konsistorium für M.-Strelitz.

Die oberste Leitung der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung haben im Großherzogtum M.-Schwerin vier Ministerien (für die auswärtigen Angelegenheiten, für das Innere [gegenwärtig beide in einer Hand vereinigt], für die Justiz, welches zugleich die geistlichen, Schul- und Medizinalangelegenheiten umfaßt, und für die Finanzen, wozu auch die Verwaltung der Domänen und Forsten gehört), deren Vorstände das Staatsministerium bilden. Die großherzogliche Militärverwaltung gehört in das Ressort des Militärdepartements, welches unmittelbar unter dem Großherzog steht. Im Großherzogtum M.-Strelitz ist das Staatsministerium zu Neustrelitz die höchste Behörde, repräsentiert durch einen Staatsminister.

Rechtspflege. M.-Schwerin besitzt ein Oberlandesgericht zu Rostock, 3 Landgerichte zu Güstrow, Rostock und Schwerin, 43 Amtsgerichte, eine Landesstrafanstalt zu Dreibergen, ein Zentralgefängnis zu Bützow; M.-Strelitz besitzt ein Landgericht zu Neustrelitz und 10 Amtsgerichte, ein Landarbeits- und Zuchthaus in Strelitz. Das Oberlandesgericht zu Rostock ist beiden Großherzogtümern gemeinsam, ebenso die Schwurgerichtssitzungen zu Güstrow.

Über die Finanzen gelangt in beiden Großherzogtümern nichts an die Öffentlichkeit, und es besteht auch kein allgemeines Staatsbudget. Nach dem Gothaer »Statistischen Jahrbuch« sind in M.-Schwerin drei Systeme des Finanzwesens zu unterscheiden: die landesherrliche Verwaltung mit einem (1894/95) auf 17,4 Mill. Mk. geschätzten Etat, dessen Einnahmen aus den Erträgnissen der Domänen, aus der ordentlichen Kontribution und aus mit den Ständen zu besondern Zwecken vereinbarten bestimmten Zuschüssen bestehen (aus diesen Einnahmen ist die landesherrliche Verwaltung verpflichtet, den eigentlichen Regierungsaufwand, einschließlich der Matrikularbeiträge zur Reichskasse, zu bestreiten); dann der ordentliche Etat der gemeinsamen oder landesherrlich-ständischen Finanzverwaltung mit Einnahmen und Ausgaben von (1894/95) 4,150,000 Mk. (inkl. 312,000 Mk. für Schuldentilgung) und die rein ständische Finanzverwaltung, die über verhältnismäßig nur kleine Mittel zu gebieten hat. Die Schulden des Großherzogtums M.-Schwerin betrugen 1894 für den landesherrlichen Etat 31,690,500 Mk., für die landesherrlich-ständischen Kassen 71,381,200 Mk. (darunter 38,5 Mill. Mk. für Ankauf der mecklenburgischen Eisenbahnen), im ganzen 103 Mill. Mk. Diesen Passiven standen jedoch der Dominialkapitalfonds mit 26,724 Mill., der Elbzollfonds mit 3 Mill. und die Kapitalien der Renterei mit 2 Mill., zusammen 31,724 Mill. Mk., an Aktiven gegenüber. Die Matrikularbeiträge von M.-Schwerin sind (1894/95) auf 4,520,473 Mk., von M.-Strelitz auf 765,819 Mk. veranschlagt. — Zum deutschen Reichsheer stellen beide Großherzogtümer das Grenadierregiment Nr. 89, das Füsilierregiment Nr. 90, das Jägerbataillon Nr. 14, die Dragonerregimenter Nr. 17 und 18 u. die 1. Abteilung des holsteinischen Feldartillerieregiments Nr. 24. Auf M.-Strelitz speziell entfallen davon: das 2. Bataillon des Grenadierregiments Nr. 89 sowie die 9. Batterie des holsteinischen Feldartillerieregiments Nr. 24. Infanterie und Kavallerie gehören der 17. Division und mit der Artillerie dem 9., das Jägerbataillon dem 14. deutschen Armeekorps an. Die Militärkonvention mit Preußen datiert bei beiden Staaten seit Dezember 1872. Über die 6 Reichstagswahlkreise von M.-Schwerin und den einen von M.-Strelitz s. die Karte »Reichstagswahlen«.

[Wappen, Orden.] Das mecklenburgische Wappen enthält sechs Felder und einen Mittelschild; die erstern zeigen die Wappen von M. (schwarzer, gekrönter Stierkopf mit silbernen Hörnern im goldenen Felde, s. Tafel »Wappen I«, Fig. 3), Rostock, Fürstentum Schwerin, Ratzeburg, Stargard, Wenden; der Mittelschild, von Rot über Gold quer geteilt, zeigt das Wappen der Grafschaft Schwerin. Das Wappen wird von einem Stier und einem Greif gehalten und von der Königskrone bedeckt. Die Landesfarben sind Blau, Gelb, Rot; die Seeflagge zeigt Blau, Weiß und Rot, wagerecht geteilt (s. Tafel »Deutsche Flaggen«, Bd. 4). Als Ritterorden ward 1864 der großherzogliche Hausorden der Wendischen Krone von beiden Großherzögen und 1884 vom Großherzog von M.-Schwerin der Greifenorden gestiftet, von denen jeder Großkreuze (mit der Krone in Erz oder in Gold), Großkomture, Komture und Ritter umfaßt (s. Tafel »Orden I«, Fig. 6). Als Ehrenzeichen werden verliehen in M.-Schwerin eine Medaille in Gold u. Silber, eine Verdienstmedaille in Gold, Silber u. Bronze (gestiftet 28. Febr. 1859), ein goldenes Militärdienstkreuz für Offiziere nach 25jähriger Dienstzeit, ein Dienstkreuz für Soldaten nach 10—25jähriger Dienstzeit, ein Militärverdienstkreuz für Auszeichnung im Krieg (1848 gestiftet), eine Landwehrdienstauszeichnung (1874 gestiftet); in M.-Strelitz dieselben Militärdienstkreuze. Die Residenzen des Großherzogs von M.-Schwerin sind Schwerin und Ludwigslust, neben denen es noch sechs fürstliche Schlösser gibt; der Großherzog von M.-Strelitz residiert in Neustrelitz und besitzt außerdem noch fünf Schlösser.

[Geographisch-statistische Litteratur.] Raabe, Mecklenburgische Vaterlandskunde (2. Aufl., Wismar 1892—95, 3 Bde.); Boll, Abriß der mecklenburgischen Landeskunde (das. 1862); Geinitz: Übersicht über die Geologie Mecklenburgs (Güstrow 1884), Die Seen, Moore und Flußläufe Mecklenburgs (das. 1886), Der Boden Mecklenburgs (Stuttg. 1885); Krause, Mecklenburgische Flora (Rost. 1893); Böhlau, Fiskus, landesherrliches und Landesvermögen in M.-Schwerin (das. 1877); Balck, Finanzverhältnisse in M.-Schwerin (Schwer. 1877—78, 2 Bde.); Derselbe, Landschulwesen in M.-Schwerin (Wism. 1880); Büsing, Staatsrecht der Großherzogtümer M. (in Marquardsens »Handbuch des öffentlichen Rechts«, Bd. 3, Stuttg. 1884); Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus M. (Wien 1880, 2 Bde.); die offiziellen »Staatskalender« und die Veröffentlichungen des Statistischen Büreaus zu Schwerin (»Beiträge zur Statistik Mecklenburgs«).

Geschichte.

Zur Zeit des Tacitus wohnten im heutigen M. Germanen, von denen eine Völkerschaft die Warner (vielleicht von der Warnow) hieß. Als zur Zeit der Völkerwanderung die Germanen M. verlassen hatten, besetzten es im 6. Jahrh. slawische Völker: den Westen die Obotriten (ihr Hauptort war Michilenburg, dessen Wallreste beim Dorfe Mecklenburg südlich von Wismar zu sehen sind), den Osten Leutitier (auch Wilzen genannt), den Süden Redarier. Karl d. Gr., von dem Obotritenfürsten Witzin gegen die Wilzen zu Hilfe gerufen, zwang diese 789 zur Unterwerfung. Doch fielen die Wilzen sowohl als die Obotriten im 9. Jahrh. wieder vom fränkischen Reiche ab und ließen sich nicht zum Christentum bekehren. Erst Heinrich I., der 928—931 die Slawen Mecklenburgs von neuem unter-

warf, verschaffte dem Christentum Eingang, und Otto I. befestigte es durch die Stiftung der Bistümer Havelberg (946) und Oldenburg (948), denen M. zugeteilt ward. 983 bewog der Obotrite Mistiwoi die Slawen zur Empörung und zum Abfall vom Christentum; der Obotritenfürst Gottschalk stellte dieses zwar 1046 wieder her, wurde aber 1066 ermordet, worauf sein Volk sich den alten Göttern wieder zuwandte. Sein Sohn Heinrich erkannte zwar um 1093 die Lehnshoheit der sächsischen Herzöge an, zwang aber, obwohl selbst Christ, der Bevölkerung den christlichen Glauben nicht auf. Kaiser Lothar verlieh 1125 das Land an den Herzog Knut Laward von Schleswig, nach dessen Ermordung 1131 sich Pribislaw Wagrien, Niklot das Obotritenland aneignete. Erst nach langwierigen Kriegen gelang es 1160 dem Herzog Heinrich dem Löwen, M. vollständig zu unterwerfen und durch Einwanderung deutscher Kolonisten, durch Errichtung eines Bistums in Schwerin und durch Stiftung von Cistercienserklöstern, wie Doberan (1170), der deutschen Herrschaft zu sichern. Doch gab er 1167 das Obotritenland dem Sohne des im Kampf erschlagenen Fürsten Niklot, Pribislaw, zurück und vermählte dessen Sohn Heinrich Borwin mit seiner Tochter Mechthilde; 1170 erhielt Pribislaw von Kaiser Friedrich I. die Reichsfürstenwürde. Schwerin mit seiner Umgebung wurde als Grafschaft dem tapfern Ritter Guncelin von Hagen verliehen. Sehr bald aber verfiel M. dem dänischen Einfluß, und Friedrich II. trat es 1214 an König Waldemar II. ab, dessen Oberherrschaft aber 1227 durch die Schlacht bei Bornhövede wieder gestürzt wurde.

Die erste Teilung Mecklenburgs, das aber nur ein Drittel des jetzigen Gebiets umfaßte, fand 1229 unter Heinrich Borwins vier Enkel statt; damals entstanden die vier Linien Parchim, Rostock, Güstrow und M. Die erste, von Pribislaw II. gestiftet, erlosch 1315; die zweite, gegründet von Heinrich Borwin III., 1314; die dritte zerfiel 1282 in die Linien Werle-Güstrow und Werle-Parchim. Beide wurden 1292 von Nikolaus II. von Parchim wieder vereinigt; 1316 teilten sie sich von neuem in Güstrow und Goldberg (Parchim), von der erstern sonderte sich 1337 die Linie Waren ab. Der Zweig in Goldberg erlosch 1354, der in Waren 1426 und die Linie Güstrow 1436. So blieb dann als einzige Linie die von Mecklenburg übrig, die Johann (gest. 1264) stiftete. Dessen Sohn Heinrich I. der Pilger unternahm 1271 eine Fahrt nach dem Gelobten Lande, geriet in die Gefangenschaft der Sarazenen und schmachtete darin 26 Jahre. Inzwischen regierte in M. sein Sohn Heinrich II. der Löwe, der beim Tode des Vaters 1302 folgte. Er erwarb durch den Wittmannsdorfer Vertrag 1304 das Land Stargard als brandenburgisches Lehen und 1314 im Einverständnis mit Dänemark die Stadt Rostock, konnte sich aber im Besitz der Priegnitz und Ukermark, die ihn nach dem Erlöschen der Askanier in der Mark 1319 als Herrn anerkannten, nicht behaupten. Dagegen erhielt er 1323 das Land Rostock als erbliches Lehen von Dänemark. Kaiser Karl IV. verlieh Albrecht II. von M. (1329—79) die Herrschaft Stargard 1347 als Reichslehen und erhob 1348 M. zum Herzogtum. Albrechts jüngerer Bruder, Johann, begründete 1352 die Nebenlinie Stargard, deren Gebiet nach ihrem Erlöschen 1471 wieder an M. fiel. Albrecht II. erwarb 1359 die Grafschaft Schwerin. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes, Heinrich III. (1384), und dessen Sohnes Albrecht IV. (1388) folgte der 2. Sohn Albrecht III., der seit 1363 König von Schweden war, aber bis 1395 von der Königin Margarete von Dänemark in Gefangenschaft gehalten wurde. Nach seiner Befreiung regierte er bis 1412 und dann sein Sohn Albrecht V. gemeinschaftlich mit Johann IV., dem Sohne von Albrechts III. jüngstem Bruder Magnus. Johann IV. (gest. 1422) und Albrecht V. (gest. 1423) stifteten 1418 die Universität Rostock. Von Johanns IV. Söhnen starb Johann V. 1442, so daß Heinrich IV. über ganz M. herrschte, das 1436 durch den Rückfall Werles und 1471 durch den Stargards vergrößert wurde. Im Vertrag von Wittstock 12. April 1442 leistete Heinrich IV. für sich und seine Nachkommen die Erbhuldigung an Brandenburg. Abgesehen von einer vorübergehenden Abtrennung des Fürstentums Wenden (der frühern Werleschen Besitzungen 1480—83) regierten die Söhne Heinrichs IV., Magnus II. und Balthasar (1480—1507), und dann des erstern Söhne Heinrich V. und Albrecht VII. gemeinschaftlich. Die Einheit der mecklenburgischen Lande wurde noch durch die Union befestigt, welche die Prälaten, Ritter und Städte 1523 schlossen. Beide Herzöge traten 1526 dem Torgauer Bunde bei und führten die Reformation in M. ein. Wenn auch Albrecht VII. 1530 zur katholischen Kirche zurücktrat, so behauptete sich doch die lutherische Lehre mit Erfolg im Lande und wurde 1549 von den Ständen als Landesreligion anerkannt. Albrecht VII. hinterließ 1547 fünf Söhne, von denen nach Heinrichs V. Tode (1552) Johann Albrecht I. die Regierung über ganz M. antrat. Als aber sein Bruder Ulrich Anspruch auf Mitregentschaft machte, kam 1555 mit Bewilligung der Stände wieder eine Teilung zu stande, in der Ulrich den Westen mit Schwerin, Johann Albrecht den Osten mit Güstrow erhielt. Beide Fürsten gaben dem Lande eine neue Kirchen- und Schulverfassung; auch wurden die Klöster (mit Ausnahme der oben erwähnten Landesklöster) und geistlichen Stiftungen eingezogen und größtenteils zu den Domänen geschlagen. Johann Albrecht setzte für M.-Güstrow die Erbfolge nach der Erstgeburt fest. Nach seinem Tode (1576) regierte Johann VII. zuerst unter Vormundschaft seines Oheims Ulrich, seit 1585 selbständig, endete jedoch schon 1592 durch Selbstmord, worauf ihm seine Söhne Adolf Friedrich I. und Johann Albrecht II. folgten unter Vormundschaft zunächst des Herzogs Ulrich, dann des Herzogs Karl von M.-Schwerin. Als letzterer 1610 starb, fiel sein Land an M.-Güstrow, und 1621 teilten die Brüder so, daß Adolf Friedrich I. M.-Schwerin, Johann Albrecht II. M.-Güstrow erhielt; doch blieben die Landtage gemeinschaftlich und wurden abwechselnd in Sternberg und Malchin gehalten. Die Stadt Rostock, die Universität, das Konsistorium und Hofgericht waren von der Teilung ausgenommen.

Obwohl beide Herzöge sich gleich nach der Schlacht bei Lutter 1626 vom Dänenkönig Christian IV. losgesagt hatten, verpfändete der Kaiser Ferdinand II. 19. Jan. 1628 M. an Wallenstein, der, nachdem er die Stände zur Huldigung 24. März gezwungen hatte, die Herzöge vertrieb und 16. Juni 1629 förmlich mit M. belehnt wurde. Die sich beschwerenden Herzöge verwies der Kaiser auf den Rechtsweg. Doch setzte sie Gustav Adolf 1631 wieder ein, und im Frieden von Prag (1635) erkannte sie auch der Kaiser an. Im Westfälischen Frieden 1648 mußten sie die Stadt Wismar nebst den Ämtern Poel und Neukloster an Schweden abtreten; dafür wurde die Schwerinsche Linie durch die Bistümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniterkomturei Mirow, die Güstrowsche durch

die Komturei Nemerow entschädigt. Die Wunden des Krieges bedurften längerer Zeit zur Heilung; namentlich der Bauernstand hatte sehr gelitten und zum größten Teil seine Freiheit verloren. Die Güstrowsche Linie erlosch 1695 mit Johann Albrechts II. (gest. 1635) Sohn Gustav Adolf. In der Linie M.-Schwerin regierte Adolf Friedrich I., ein eigensinniger Herr, der mit den Ständen und allen Mitgliedern seiner Familie fortwährend in Zwist lag, bis 1658. Sein Sohn und Nachfolger Christian Ludwig lebte meist in Paris, wo er 1663 zur katholischen Kirche übertrat, während sein Land für des Herzogs Anhänglichkeit an Ludwig XIV. dadurch büßen mußte, daß es im Kriege gegen Schweden 1675—79 von Brandenburgern und Dänen feindlich überzogen wurde. Als er 1692 starb, folgte ihm sein Neffe Friedrich Wilhelm in der Regierung. Hiergegen erhob der einzige noch lebende Bruder Christian Ludwigs, Adolf Friedrich II. von Strelitz, entschiedenen Einspruch, und noch heftiger entbrannte der Streit zwischen beiden nach dem Erlöschen der Linie Güstrow 1695. Nach langen Verhandlungen kam 8. März 1701 der Hamburger Teilungsvertrag zu stande, in welchem Adolf Friedrich II. das Fürstentum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard, die Komtureien Mirow und Teterow und jährlich 9000 Thaler aus dem Boitzenburger Elbzoll nebst Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen, Friedrich Wilhelm aber das übrige weit größere Gebiet erhielt. Seine Linie hatte allein das Recht, Landtage zu berufen und zu schließen; der andern sollte es nur freistehen, ihre Angelegenheiten auf dem Landtag ebenfalls abzumachen. Das Recht der Erstgeburtserbfolge nach Linien ward für immer festgesetzt. Da Friedrich Wilhelm seinen Wohnsitz zu Schwerin, Adolf Friedrich den seinigen zu Strelitz nahm, so nannten sich fortan die beiden Linien M.-Schwerin und M.-Strelitz.

Friedrich Wilhelm zu M.-Schwerin geriet mit der Ritter- und Landschaft über die Regelung der Steuern in Streit und rief gegen die widerspenstigen Ritter selbst preußisches Militär herbei, doch ohne Erfolg. Sein Bruder und Nachfolger (seit 1713), Karl Leopold, nahm als Verwandter des russischen Hofes für Rußland und Dänemark gegen Schweden am Nordischen Kriege teil und stürzte sein Land dadurch in bedeutende Schulden. Darüber kam es 1715 zu neuen Konflikten mit den Ständen, in welchen die Russen dem Herzog beistanden. Als nach deren Abzug 1717 der Streit wieder ausbrach, ließ Kaiser Karl VI. 1719 durch hannöversche und braunschweigische Truppen die Reichsexekution vollstrecken, und da Karl Leopold sich den Verordnungen der zu Rostock eingesetzten kaiserlichen Kommission hartnäckig widersetzte, übertrug der Kaiser 1728 seinem Bruder Christian Ludwig als kaiserlichem Kommissarius die Regierung. Ein Aufstand der Bürger und Bauern (1733), die Einmischung Preußens zu gunsten Karl Leopolds blieben erfolglos. Als nach seinem Tode (1747) Christian Ludwig die Regierung definitiv übernahm, machte er den bisherigen Wirren durch den Rostocker Erbvergleich (18. April 1755) ein Ende; in demselben wurde die Art der Steuererhebung genau bestimmt und festgesetzt, daß die Rittergüter für die ordentliche Landeskontribution mit der Hälfte ihres Areals steuerpflichtig sein und zu den Reichs-, Kreis- und Prinzessinnensteuern den dritten Teil beitragen sollten. Christian Ludwigs Sohn Friedrich der Gütige (1756—85) veranlaßte zwar durch seine feindselige Haltung gegen Preußen im Siebenjährigen Krieg Einfälle der preußischen Truppen, traf aber zahlreiche zeitgemäße Reformen, ordnete das Finanzwesen und erhielt im Teschener Frieden 1779 das Privilegium de non appellando. Nach seinem kinderlosen Tode folgte ihm sein Neffe Friedrich Franz I. (1785—1837), welcher 1803 sein Land um Wismar vergrößerte. Er mußte 1808 dem Rheinbund beitreten, beteiligte sich 1813—15 an den Kriegen gegen Frankreich und Dänemark, nahm 1815 den Titel Großherzog an und trat dem Deutschen Bunde bei. Auf dem Landtag zu Sternberg wurde 1819 die Aufhebung der Leibeigenschaft beschlossen, 1822 die Separation der Bauerndörfer im Domanium angeordnet; jede separierte Bauernhufe sollte womöglich in Erbpacht gegeben werden. Auf Friedrich Franz folgte 1. Febr. 1837 sein Enkel Paul Friedrich, der aber schon 7. März 1842 starb, worauf ihm sein Sohn Friedrich Franz II. (1842—83) folgte.

In M.-Strelitz herrschten inzwischen Adolf Friedrich II. (1701—1708), Adolf Friedrich III. (1708—52, Erbauer des Schlosses und Begründer der Residenzstadt Neustrelitz 1726) und dessen Neffe Adolf Friedrich IV. (1752—94), der durch die Agnitionsakte vom 30. Sept. 1755 dem Rostocker Erbvergleich beitrat, ein harmloser, gutmütiger Mann, doch von etwas absonderlichen Gewohnheiten, die Fr. Reuter in seinem »Dorchläuchting« schildert. Ihm folgte sein Bruder Karl (1794—1816), der Vater der Königin Luise. Nach 1806 hatte sein Land schwer von französischen Kontributionen zu leiden. Nachdem der Herzog 1808 dem Rheinbund hatte beitreten müssen, ließ er 1813—15 seine Truppen beim schlesischen Heer am Kampfe gegen Frankreich teilnehmen, nahm 17. Juni 1815 den Titel Großherzog an und erhielt auf dem Wiener Kongreß einen Distrikt im Saardepartement mit 10,000 Seelen, den sein Nachfolger Georg (1816—60) 1819 für 1 Mill. Thlr. an Preußen verkaufte. Seit 6. Sept. 1860 herrscht der Großherzog Friedrich Wilhelm.

Die Bewegung von 1848 richtete sich in M. vor allem gegen die alte ständische Verfassung. Unter tumultuarischen Auftritten in verschiedenen Städten forderte das Volk die Berufung eines außerordentlichen Landtags zur Beratung eines volkstümlichen Wahlgesetzes und einer Verfassungsreform. Diese wurde 18. März vom Großherzog bewilligt und 23. März noch weitere Reformen, Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung und Umgestaltung der Rechtspflege, versprochen. Auf dem am 26. April eröffneten außerordentlichen Landtag wurde ein auf allgemeinem Wahlrecht beruhendes Wahlgesetz vereinbart und die Forderung erhoben, daß die neue Vertretung mindestens dieselben Rechte haben solle wie früher Ritterschaft und Landschaft. Nachdem der Landtag 16. Mai geschlossen und das neue Wahlgesetz 15. Juli verkündet worden, fanden die Wahlen für den verfassunggebenden Landtag statt, bei welchen sich die demokratische und die konstitutionelle, d. h. streng konservative, Partei entgegentraten und die erstere von den 103 Abgeordnetenmandaten (85 für M.-Schwerin und 18 für M.-Strelitz) zwei Drittel eroberte. Als die Sitzung des Landtags 31. Okt. 1848 eröffnet wurde, löste sich von der demokratischen Partei ein linkes Zentrum ab, welches der Regierung namhafte Zugeständnisse machte. Dennoch wurden die deutschen Grundrechte, Bestimmungen über das Domanium und der Grundsatz des Suspensivvetos in die Verfassung aufgenommen, welche

3. Aug. 1849 von der Kammer beschlossen wurde. Auch wurde die Auflösung der landständischen Union beider Großherzogtümer verlangt, zumal Strelitz 13. Aug. einseitig die Kammer auflöste, während Schwerin 23. Aug. das vereinbarte Staatsgrundgesetz genehmigte. Außer der Regierung von Strelitz protestierten die Agnaten beider mecklenburgischen Linien, darunter der König von Preußen auf Grund des Vertrages von 1442, und die adlige Ritterschaft gegen die neue Verfassung und wendeten sich mit einer Klage an den Bund. Das von diesem eingesetzte Bundesschiedsgericht (v. Langenn, v. Scheele, Götze) erklärte 11. Sept. 1850 die neue Verfassung und das Gesetz über die Aufhebung der landständischen Union für nichtig, und der Großherzog von Schwerin wurde angehalten, für 1850 einen Landtag nach dem Erbvergleich von 1755 zu berufen. Damit war die alte landständische Verfassung hergestellt; nur die kirchliche Union wurde aufgehoben, indem für Schwerin ein Oberkirchenrat, für Strelitz ein Konsistorium errichtet wurde. Die deutschen Grundrechte wurden 9. Okt. aufgehoben, 27. Jan. 1851 alle Versammlungen zu politischen Zwecken verboten; 1852 wurde die Prügelstrafe wieder eingeführt. Auf dem gemeinsamen Landtag zu Malchin, der am 15. Febr. 1851 zusammentrat, hatte die adlige Ritterschaft wieder das Übergewicht. Die allgemeine Reaktion u. die drückende Lage der Bauern und Tagelöhner hatten 1852—57 eine zahlreiche Auswanderung (6000 Seelen jährlich) zur Folge, so daß sich die Bevölkerung verminderte.

Während der Großherzog von M.-Strelitz beim Ausbruch des Krieges von 1866 so zögernd auf Preußens Seite trat, daß sein Kontingent gar nicht mehr am Kampfe teilnahm, schloß der Großherzog von M.-Schwerin 30. Juni mit Preußen ein Bündnis und führte sein Kontingent mit preußischen Truppen vereint nach Bayern, wo er bis Nürnberg vordrang. Beide Länder traten dem Norddeutschen Bunde, dessen Verfassung der Landtag, wenn auch ungern, 4. Juni 1867 annahm, und dem Zollverein (11. Aug. 1867) bei; der Abschluß einer Militärkonvention mit Preußen verzögerte sich bis 23. Dez. 1872. Nach dem deutsch-französischen Kriege, an welchem die mecklenburgischen Truppen im Verband der 17. Division und unter dem Oberbefehl des Großherzogs Friedrich Franz ruhmreichen Anteil nahmen, und nach der Begründung des Deutschen Reiches regte sich das Streben nach einer konstitutionellen Verfassung von neuem. Im Juli 1871 beschlossen die Delegierten von 16 Stadtmagistraten und 19. Okt. der landschaftliche Konvent, in einer Eingabe an beide Landesherren die Notwendigkeit einer Verfassungsreform darzulegen. Im Reichstag beantragte der mecklenburgische Abgeordnete Büsing den Zusatz zu Artikel 3 der Reichsverfassung: »In jedem Bundesstaat muß eine aus den Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetz und bei Feststellung des Staatshaushalts erforderlich ist.« Dieser Antrag wurde 1871 und nochmals 1873 mit großer Mehrheit angenommen. Daher forderten beide Großherzöge 7. Dez. 1871 den Landtag auf, Vertreter zu kommissarisch-deputatischen Verhandlungen über Veränderung der bestehenden Verfassung zu erwählen. Dieselben begannen 19. Okt. 1872, doch lehnten die landschaftlichen Vertreter die Regierungsvorlage als völlig ungenügend ab. Als nun die Regierungen 1. Febr. 1874 einem außerordentlichen Landtag einen neuen Entwurf vorlegten, wonach der für beide M. gemeinsame Landtag aus Vertretern des Grundbesitzes, der Städte und der Landgemeinden bestehen, die Einkünfte des Domaniums dem Landesherrn vorbehalten bleiben, die Voranschläge der übrigen Einnahmen und Ausgaben dem Landtag jährlich als Staatshaushaltsetat vorgelegt werden sollten, lehnten die Vertreter der Ritterschaft, obwohl das ständische Prinzip gewahrt und das Wahlrecht der Bauern sehr beschränkt war, doch den Entwurf ab und erklärten, daß die Ritterschaft niemals auf ihr Virilstimmrecht verzichten werde. Alle Bemühungen des wohlwollenden Großherzogs Friedrich Franz II., eine Verständigung herbeizuführen, blieben erfolglos, und nach seinem Tode (15. April 1883) setzte sein Nachfolger **Friedrich Franz III.** sie nicht fort. Die Ritterschaft stellte dafür allen Gesetzvorlagen und Geldforderungen der Regierung an den Landtag keine Schwierigkeiten entgegen.

[**Geschichtslitteratur.**] v. Lützow, Versuch einer pragmatischen Geschichte von M. (Berl. 1827—35, 3 Bde.); J. Wiggers, Kirchengeschichte Mecklenburgs (Parch. 1840); Boll, Geschichte Mecklenburgs (Neubrand. 1855—56, 2 Tle.); Pentz, Geschichte Mecklenburgs (Wism. 1872); Mayer, Geschichte des Großherzogtums M.-Strelitz von 1816—1890 (Neustrel. 1890); Wigger, Mecklenburgische Annalen bis 1066 (Schwer. 1860); Ernst, Kolonisation Mecklenburgs im 12. und 13. Jahrhundert (Rostock 1875); Lehsten, Der Adel Mecklenburgs seit dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich (das. 1864); M. Wiggers, Der Vernichtungskampf wider die Bauern in M. (Leipz. 1864); Derselbe, Der mecklenburgische Patrimonialstaat (anonym, Magdeb. 1865); Voß, Geschichte der Volksschule M.-Schwerins (Schwer. 1893); für die ältere Geschichte wichtig: Lisch, Mecklenburgische Urkunden (das. 1837—41, 3 Bde.); »Mecklenburgisches Urkundenbuch« (das. 1873—94, Bd. 1—16); »Jahrbücher des Vereins für die Geschichte Mecklenburgs« (das. 1836 ff., jetzt hrsg. von Grotefend); Bibliographie: Bachmann, Die landeskundliche Litteratur über die Großherzogtümer M. (Güstrow 1890).

Mecklenburgische Schweiz, s. Malchin.

Mecodonta, Molche mit längsgeordneten Gaumenzähnen, wie der Feuersalamander und unsre Wassermolche.

Meconium, soviel wie Opium; auch Kindspech.

Mecsekgebirge (spr. métschek-), dem niederungarischen Bergland angehörende waldreiche Berggruppe bei Fünfkirchen, im ungar. Komitat Baranya, im Mecsek 671 m hoch.

Med., bei botan. Namen Abkürzung für Friedrich Kasimir Medicus, geb. 1736 in Grumbach, gest. 15. Juli 1808 als Gartendirektor von Schwetzingen und Mannheim. Schrieb unter anderm: »Über einige künstliche Geschlechter aus der Malvenfamilie« (Mannheim 1787), »Über nordamerikanische Bäume und Sträucher« (das. 1792).

Medaille (spr. -dallje, Denk- oder Schaumünze; hierzu Tafel »Medaillen I u. II«), ein nicht für den Verkehr bestimmtes Metallstück in Form einer Münze, das zur Erinnerung an eine bestimmte Begebenheit, eine Person etc. verfertigt ist. Dem griechischen Altertum war der Begriff der Denkmünzen oder Medaillen fremd. Wenn sich auch hin und wieder auf griechischen Münzen Andeutungen eines bestimmten historischen Faktums finden, wenn auch bisweilen bei besonders wichtigen Ereignissen Münzen von ungewöhnlicher Form und besonderm Gepräge geschlagen wurden, so sind dies doch immer nur kursierende Geldstücke,

Medaillen I.



1. Medaille der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften in München.



2. Medaille (Plakette) auf Helmholtz, von J. Tautenhayn (Wien).



3. Medaille der Geographischen Gesellschaft in Paris, von O. Roty.

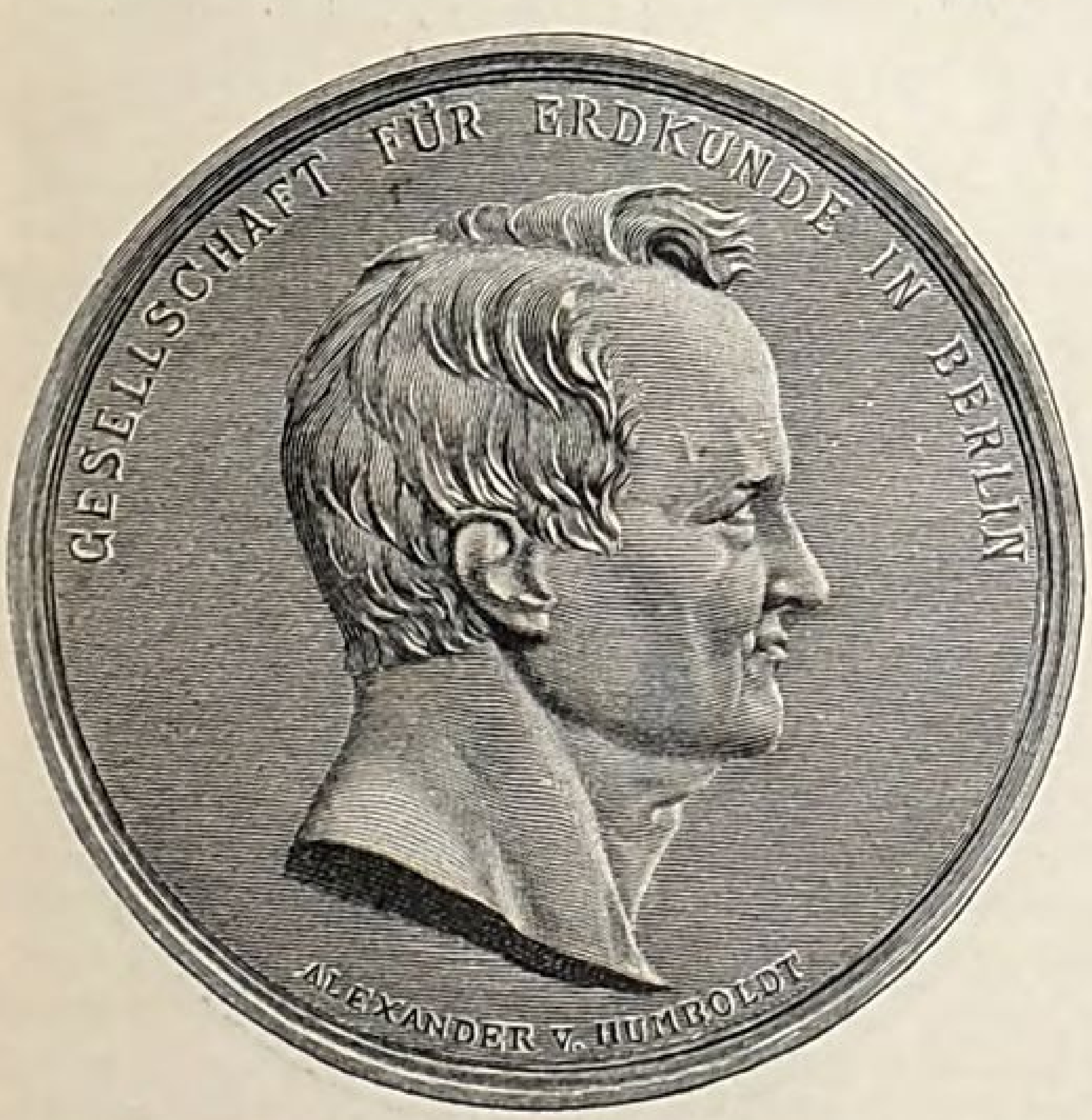


4. Vorderseite.



5. Rückseite.

4 u. 5. Medaille auf Gottfried Keller nach einem Entwurfe A. Böcklins, von A. Scharff (Wien).



6. Vorderseite.



7. Rückseite.

6 u. 7. Humboldt-Medaille der Geographischen Gesellschaft in Berlin, von K. Schwenzer (Stuttgart).

Medaillen II.



1. Nordenskjöld-Medaille der Geographischen Gesellschaften, von K. Schwenzer.



2. Preismedaille der Fischereiausstellung in Berlin 1880, von K. Schwenzer.



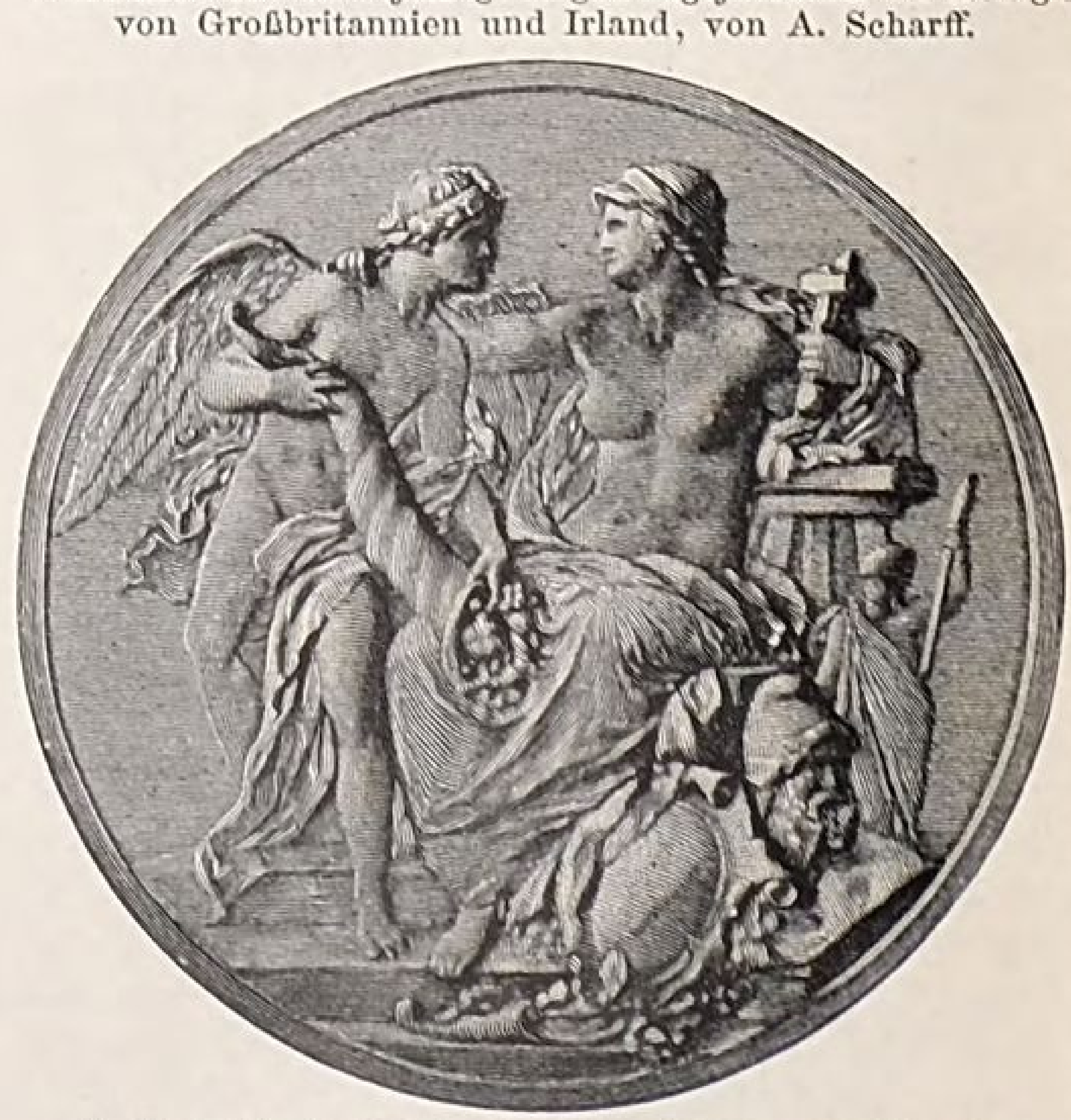
3. Medaille auf die Enthüllung des Maria Theresia-Denkmals in Wien, von A. Scharff.



4. Medaille auf das 50jährige Regierungsjubiläum der Königin von Großbritannien und Irland, von A. Scharff.



5. Medaille auf das 500jährige Jubiläum der Universität Heidelberg, von K. Schwenzer.



6. Medaille des Klubs der Plastiker in der Künstlergenossenschaft zu Wien, von J. Tautenhayn.

nicht, wie in späterer Zeit, Erinnerungs- oder Schaustücke. So werden z. B. auf sizilischen Münzen häufig die Siege in den Spielen dargestellt. Auch finden sich seit 400 v. Chr. bisweilen die Namen der Stempelschneider auf den Münzen genannt. Die Geldstücke der römischen Republik zeigen häufig Ahnenbilder oder historische Ereignisse aus der Geschichte der Vorfahren der Münzbeamten. In der römischen Kaiserzeit treten große, oft mit einem breiten verzierten Rand umgebene Bronzestücke von schönem Gepräge auf, welche wohl nicht kursierendes Geld waren, sondern vielleicht geschenkweise verteilt wurden (näheres s. Kaisermünzen). In der byzantinischen Zeit verschwinden diese Stücke; auch das übrige frühere Mittelalter kennt keine Denkmünzen in unserm Sinne.

Erst zu Ende des 14. Jahrh. treten in Italien wirkliche Erinnerungsmedaillen auf; es sind die in Kupfer u. Silber geprägten Stücke des Franz Carrara auf die Eroberung von Padua. Im Anfang des 15. Jahrh. sind die bereits 1393 beginnenden rechenpfennigartigen Erzeugnisse venezianischer Münzmeister bemerkenswert. Vor 1450 finden wir bereits die Medaillenkunst in ihrer höchsten Blüte: der Maler Vittore Pisano aus dem Veronesischen arbeitete um 1440 eine Anzahl großer Porträtmedaillons in Bronze, nach einem Modell gegossen und, wenn der Guß nicht ganz scharf war, ziseliert oder wohl richtiger erst modelliert, dann in Blei abgegossen und ziseliert und von diesen (in einigen Exemplaren erhaltenen) Bleimodellen in Bronze abgegossen und wiederum zuweilen ziseliert. Diese großartigen, alle spätern Werke weit übertreffenden Stücke des Pisano zeigen ein Porträt auf der Vorderseite, auf der Rückseite meist eine sinnige Allegorie. Bewunderungswürdig ist die großartige Naturwahrheit edler Tiere (Löwe, Pferd, Adler), welche Pisano für die Rückseiten seiner Medaillen sorgfältig nach der Natur zeichnete, wie seine erhaltenen Studienblätter beweisen. Besonders schön sind die Medaillons auf Lionello von Este, Alfons, König von Neapel, und auf Piccinino. Keiner seiner Zeitgenossen und Nachfolger hat Pisano erreicht; doch verdienen Erwähnung die ihm an Großartigkeit der Auffassung am nächsten stehenden Marescotti und Matteo de Pastis, der im Porträt vorzügliche Sperandio, Boldu, Guazzaloti oder Guacialoti u. a. In späterer Zeit, besonders aber im 16. Jahrh., zeichnen sich die oft gegossenen italienischen Medaillen durch freie und geistreiche Arbeit aus. Interessant sind die guten, aber vom Künstler selbst überschätzten geprägten Stücke des Benvenuto Cellini, die Arbeiten von Leone Leoni, Alessandro Cesari, Giovanni Paolo Poggi u. a.; doch weisen auch das 17., sogar noch das 18. Jahrh. manche gute Leistung in Italien auf. Gute französische Gußmedaillen des 16. Jahrh. sind selten.

In Deutschland begann diese Kunst etwas später als in Italien. Einer der ersten, der sie betrieben hat, scheint Albrecht Dürer gewesen zu sein, dem man sicher zwei gegossene einseitige Stücke zuschreiben kann: einen weiblichen Kopf von vorn, von 1508, und seinen Vater (gest. 1502), von 1514. Die übrigen deutschen Medaillen (meist Bildnismedaillen, von den Dargestellten zur Verteilung an Freunde bestimmt) sind zuerst ebenfalls gegossen und oft ziseliert, meist zweiseitig und namentlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. oft von außerordentlicher Schönheit und Sorgfalt der Arbeit, besonders die Nürnberger, Augsburger, auch die Schweizer. Unter letztern sind die von Jakob Stampfer die ausgezeichnetsten. Gut und kräftig sind die Arbeiten des schon zu seiner Zeit sehr geschätzten Augsburgers Hans Schwarz, meist 1518 und 1519. Sonst sind noch Konstantin Müller in Augsburg, Matthias Karl und Valentin Maler in Nürnberg, Tobias Wolf, Heinrich Reitz in Leipzig und der Schweizer Hedlinger zu nennen. Von der Mitte des 16. Jahrh. an begann die Kunst zu sinken; geprägte, weniger kunstvolle Medaillen werden häufiger, doch erhält sich in Deutschland wie auch in Frankreich und den Niederlanden (Paulus van Vianen, Konrad Bloc u. a.) bis ins 17. Jahrh. hinein eine vortreffliche Technik. Abgesehen von den künstlerisch interessanten Stücken, sind im 16. und besonders im 17. Jahrh. eine große Masse von historisch merkwürdigen und von satirischen Schaustücken erwähnenswert. In späterer Zeit, namentlich im 18. Jahrh., finden wir eine große Vorliebe für sogen. restituierte Medaillen, d. h. ganze Suiten von Bildnissen berühmter Männer oder Königsreihen. Je größer im 17. und 18. Jahrh. die Masse der (fast immer geprägten) Medaillen wird, desto weniger bieten sie künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse; nur die dargestellten Personen verleihen ihnen einigen Reiz. Zu erwähnen sind die oft noch vorzüglichen deutschen Medaillen Gustav Adolfs, die des Großen Kurfürsten (zum Teil von dem vortrefflichen, auch als Eisenschneider berühmten Gottfried Leygebe), die des ersten preußischen Königs, die Ludwigs XIV. Wenig Erfreuliches bieten die meist schlecht ausgeführten Medaillen Friedrichs d. Gr. Besseres beginnt die Medaillenkunst wieder zu leisten unter Napoleon I., dessen schöne Medaillen, mit trefflichen Köpfen und geistreich gedachten Rückseiten meist von Andrieu herrühren. Im weitern Verlaufe des 19. Jahrh. haben sich besonders Barre der ältere, welcher ein Meisterstück der Prägekunst im Renaissancestil mit den Köpfen der Familie Ludwig Philipps verfertigte, Galle und Michaut in Paris, Wyon in London, L. Wiener in Brüssel, Loos und Brandt in Berlin u. Voigt in München (zuletzt in Rom) ausgezeichnet. Einen Aufschwung zu neuer Blüte nahm die Medaillenkunst seit der Mitte der 60er Jahre, zuerst in Paris im Anschluß an die Vorbilder der italienischen Renaissance. Chaplin und in neuester Zeit besonders O. Roty pflegen sie in ausgedehntem Maße, indem sie sowohl Porträtmedaillen als Medaillen auf denkwürdige Ereignisse und Ehrenmedaillen für wissenschaftliche Gesellschaften, Ausstellungen 2c. anfertigten (Tafel I, Fig. 3). Künstlerisch nicht minder hervorragend sind die Arbeiten von J. Tautenhayn (Tafel I, Fig. 2, u. Tafel II, Fig. 6) und A. Scharff (s. d.) in Wien (Tafel I, Fig. 4 u. 5, und Tafel II, Fig. 3 u. 4) und K. Schwenzer (s. d.) in Stuttgart (Tafel I, Fig. 6 u. 7, u. Tafel II, Fig. 1, 2 u. 5). Die Helmholtzmedaille von Tautenhayn (Taf. I, Fig. 2) hat die Form der sogen. Plaketten (s. d.), die in neuester Zeit, ebenfalls unter dem Einfluß der italienischen Renaissance zahlreich von Medailleuren und Vertretern der Kleinplastik ausgeführt werden. Hervorragende deutsche Präganstalten sind die von L. Ostermann (vormals G. Loos) in Berlin und von L. Chr. Lauer in Nürnberg.

Den Übergang der Medaillen zu den Münzen bilden die auf besondere Ereignisse geprägten Geldstücke, die erst in neuerer Zeit wieder häufiger geprägt wurden, z. B. die Krönungsthaler, Siegesthaler, auch die früher sehr beliebten Geldstücke mit Allegorien, Bibelsprüchen (Spruchgroschen) 2c. Eine andre Art der Denkmünzen sind die als Ehrenzeichen verteilten Metallstücke, deren Vorbild die erwähnten Goldmedaillons der rö-

mischen Kaiserzeit sind. Näheres darüber s. »Verdienstmedaillen« (mit Tafeln). Die Medaillenkunde hat eine zahlreiche Litteratur. Wichtige Sammelwerke sind: die Tafeln des Heräus (neuer Abdruck, Wien 1828) und die betreffenden Teile des »Trésor de numismatique« (Par. 1834—50); Bergmann, Medaillen auf berühmte ꝛc. Männer des österreichischen Kaiserstaats (Wien 1844—57); J. Friedländer, Münzen u. Medaillen des B. Cellini; Andrea Guacialoti; welche sind die ältesten Medaillen? (Berl. 1855); Derselbe, Die italienischen Schaumünzen des 15. Jahrhunderts (1430—1530) mit Abbildungen (das. 1880—82); Armand, Les médailleurs italiens (Par. 1879—87, 3 Bde.); Grüber, Roman medallons in the British Museum (Lond. 1874, mit 66 Tafeln); Heiß, Les médailleurs de la Renaissance (Par. 1881—92, Bd. 1—9); Erman, Deutsche Medailleure des 16. u. 17. Jahrhunderts (Berl. 1884).

Medaillenbronze, s. Bronze, S. 524.

Medailleur (spr. -daljör), Verfertiger von Medaillen, Stempelschneider (s. Medaille); Medailleurkunst, soviel wie Stempelschneidekunst.

Medaillon (franz., spr. -daljóng), große Denkmünze; auch kleines rundes, plattes Behältnis für ein Bild, eine Locke ꝛc.; en m., in einen Rundrahmen eingefaßt; in Gestalt einer Schaumünze. In der Architektur und im Kunstgewerbe nennt man M. ein von einer runden Einfassung umgebenes Relief oder eine Malerei, die zur plastischen oder malerischen Dekoration einer Fassade, eines Innenraums, eines Möbels oder Geräts bestimmt ist. Solche Medaillons erscheinen sowohl vereinzelt als auch in größern Reihen und in Friese eingelassen. In der Renaissancezeit waren Medaillons mit Köpfen römischer Kaiser besonders beliebt. Sie sind auf die von den Numismatikern ebenfalls Medaillons genannten Schaumünzen der römischen Kaiser zurückzuführen (s. Medaille). Gegenwärtig ist das M. ein wesentlicher Bestandteil der Dekoration.

Medan, Hauptort der niederländisch-ind. Residentschaft Ostküste von Sumatra, südwestlich von Deli, mit (1891) 11,238 Einw., darunter 362 Europäer und 5994 Chinesen.

Medane, abessin. Flüssigkeitsmaß, zu 8 Koba (Kuba) = 8,127 Lit., wiegt für Butter 7,465 kg.

Médanos, wandernde Dünen in Argentinien, die mit Sandwüsten (Travesias, s. d.) die unwirtlichen Salzwüsten und Lagunen unterbrechen, von denen die Sierra de Cordoba umlagert ist.

Medardustag, s. Lostage.

Meddāh (arab., »Lobredner«), bei den Mohammedanern Märchen- oder Geschichtenerzähler, Deklamator und Improvisator, der meist in Kaffeehäusern und an andern öffentlichen Orten Vorträge hält und von den freiwilligen Beiträgen seiner Zuhörer lebt.

Meddel, s. Agrostis.

Mede, Stadt in der ital. Provinz Pavia, Kreis Mortara, an der Eisenbahnlinie Pavia-Alessandria, hat Seidenspinnereien, Käserei und (1881) 5111 (als Gemeinde 6783) Einw.

Medea, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements in der alger. Provinz Algier, unter 36° 16' nördl. Br., 927 m ü. M., auf einem die Metidschaebene beherrschenden Plateau mit ganz europäischer Vegetation, an der Eisenbahn Algier-Berruagia, hat ein Collège, eine Kaserne, ein Militärhospital und (1891) 15,563 Einw., darunter 1787 Franzosen, 523 Juden und 10,992 Eingeborne, welche bedeutenden Wein- u. Getreidebau betreiben. M. war ehemals Residenz des Beis von Tittery, ist mit den Materialien einer alten römischen Stadt erbaut und wurde 1830, 1836, zuletzt 1840 von den Franzosen erobert.

Medēa, Zauberin des Altertums, s. Medeia.

Medeba (das heutige Mādeba), alte Stadt der moabitischen Hochebene, schon im 4. Buche Mosis als Eroberung des Amoriterkönigs Sihon genannt und später im Besitz des Stammes Ruben. Im 5. nachchristlichen Jahrhundert war es Bischofsitz, was seine Ruinen bestätigen. Diese byzantinische Stadt, von welcher namentlich eine Kathedrale, ein großes Reservoir, ein Thor, eine Säulenstraße ꝛc. sich teilweise erhalten haben, scheint aus dem Material einer ältern römischen gebaut zu sein. Seit 1881 haben sich dort Katholiken angesiedelt, welche die Ruinen zerstören und das Material verbauen.

Medebach, Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Brilon, 411 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht und (1890) 2061 Einw., davon 83 Evangelische und 51 Juden. M., das 1180 nach dem Sturze Heinrichs des Löwen an Kurköln fiel, trat später der Hansa bei.

Medeia (Medēa), eine mit der Argonautensage eng verwobene mächtige Zauberin des Altertums, Tochter des kolchischen Königs Äetes und der Okeanide Idyia, oder der Hekate, oder der Neära, oder der Eurylyte, verhalf dem Jason (s. d.) zum Goldenen Vlies und entfloh mit ihm in Begleitung ihres Bruders Absyrtos, den sie aber unterwegs tötete und, in Stücke zerschnitten, ins Meer warf, um ihren sie verfolgenden Vater Äetes aufzuhalten. Während dieser die einzelnen Stücke sammelte, entkamen M. und Jason nach Jolkos, nachdem sie sich auf der Insel der Phäaken vermählt hatten. Da Pelias (s. d.) seinem Neffen Jason das väterliche Reich nicht abtreten wollte, wurde er von M. mit Hilfe der Töchter des Pelias, denen sie vorspiegelte, ihn in ihrem Zauberkessel zu verjüngen, aus dem Wege geschafft. Dann von Pelias' Sohn Akastos vertrieben, ging Jason mit M. nach Korinth, verstieß sie aber nach zehnjähriger Ehe, um sich mit der Glauke oder Kreusa, der Tochter des Königs Kreon, zu vermählen. Aus Rache sandte M. der Braut ein vergiftetes Gewand u. Diadem zum Hochzeitsgeschenk, und jene ward, als sie es angelegt, von Flammen verzehrt. Auf Kreons Palast ließ sie dann Feuer regnen, ermordete ihre beiden Kinder Mermeros und Pheres, die sie dem Jason geboren hatte, und entfloh auf ihrem Drachenwagen, einem Geschenk des Helios, nach Athen zum König Ägeus, dessen Gattin sie wurde, und dem sie den Medos gebar. Da sie ihren neuen Gemahl aber beinahe zur Ermordung seines Sohnes Theseus verleitet hätte, mußte sie auch aus Athen fliehen und begab sich mit ihrem Sohn Medos wieder in ihre väterliche Heimat, wo sie ihren Oheim Perses, der seinen Bruder vom Thron gestürzt hatte, ermordete und ihren Vater wieder in seine Herrschaft einsetzte. Zuletzt unsterblich, genoß sie in Korinth, Korkyra und anderswo göttliche Verehrung und wurde in den Elysischen Gefilden Gemahlin des Achilleus (vgl. Argonauten). Die Sagen von M. sind oft von antiken und modernen Tragikern behandelt worden. Die Tragödien des Euripides und Seneca sind uns erhalten, die des Äschylos, Ennius u. a. verloren gegangen. Aus neuerer Zeit sind besonders die Dramen von Corneille und Grillparzer, das Melodram von Benda (Text von Gotter) und die Oper »Medea« von Cherubini zu erwähnen. Über antike Darstellungen der M., unter denen namentlich das Gemälde des

Timomachos (M. im Begriff ihre Kinder zu töten) berühmt war, vgl. Dilthey in den »Annali dell' Instituto« (1869, S. 1 ff.) u. Conze in den »Historisch-philologischen Aufsätzen für E. Curtius« (Berl. 1884).

Medellin, 1) Stadt in der span. Provinz Badajoz, am linken Ufer des Guadiana, über welchen eine Brücke (von 1636) führt, an der Eisenbahn Madrid-Badajoz, hat ein Kastell aus dem 14. Jahrh. und (1887) 1524 Einw.; Geburtsort des Fernando Cortez. — 2) Hauptstadt des Depart. Antioquia in Kolumbien, im Thale des obern Porcé, 1480 m ü. M., ist Sitz eines deutschen Konsuls, hat eine neue Kathedrale, eine Universität, eine Gewerbeschule, 4 Druckereien, Theater, Münze, Hospital, Fabrikation von Porzellan- und Töpferwaren, Ausfuhr von Gold und Silber und 50,000 Einw.

Medelpad, eine an Naturschönheiten reiche Küstenlandschaft in Schweden, bildet den südlichen Teil des Läns Westernorrland (s. d.).

Medels, Val, das bei Disentis (1048 m) abzweigende rechtsseitige Nebenthal des Graubündner Vorderrheins. Sein großer Thalbach, der Medelser Rhein, beginnt im Lago Scuro (2453 m), einem Gletschersee des Val Cadlimo, und bricht mit einem Wasserfall in das Hauptthal hinaus. Bei Santa Maria (1842 m), der obersten Häusergruppe des Thals, zweigt sich der Weg zum Lukmanier ab. In die wilde Hochgebirgswelt zwischen Scopi (3200 m) und Camotsch steigt Val Cristallina an, das an Bergkristallen reiche rechtsseitige Nebenthal, das in seiner Oberstufe zum düster-wilden Ufiern übergeht. Die Bevölkerung des ganzen Thals, (1888) 528 Köpfe stark, ist rätoromanischer Abkunft und katholisch und betreibt Alpenwirtschaft.

Medem, der Hauptfluß des Landes Hadeln im preuß. Regbez. Stade, entfließt dem See von Bederkesa, mündet unterhalb Otterndorf in die Elbmündung und ist bei einem mittlern Wasserstande von 1,21 m Tiefe auf eine Entfernung von 17 km bis Ihlienworth schiffbar.

Medemblik, Hafenstadt in der niederländ. Provinz Nordholland, an dem Zuidersee und der Sekundärbahn Hoorn-M., mit Ruinen eines alten Kastells, berühmten Käsemärkten und (1889) 2894 Einw. Das früher hier befindliche Marineinstitut wurde nach Nieuwe-Diep verlegt.

Mēdén ágan (griech. *μηδὲν ἄγαν*, lat. ne quid nimis, »nichts zu sehr«, d. h. halte Maß), einer der Wahlsprüche der sieben Weisen, wird gewöhnlich dem Solon zugeschrieben.

Meder, Volk, s. Medien.

Medesimo tempo (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: »im gleichen Tempo«, d. h. wie im vorhergehenden Satz.

Medevi (Medwi), Dorf und Badeort im schwed. Län Ostgotland, am Wettersee, mit kalten eisenhaltigen Mineralquellen und Mineralschlammbädern.

Medford, Gemeinde in der Grafschaft Middlesex des nordamerikan. Staates Massachusetts, am schiffbaren Mystic River, nördlich von Boston, mit Schiffbau, dem Tuft's College, Rumbrennerei und (1890) 11,079 Einw.

Medgyes, s. Mediasch.

Medhurst (spr. méddhörst), Walter Henry, gelehrter Missionar, geb. 1796 in London, gest. daselbst 24. Jan. 1857, ward 1816 von der Londoner Missionsgesellschaft nach dem östlichen Asien ausgesandt, wirkte zuerst zu Malakka, ließ sich 1822 in Batavia nieder, wo er unter anderm die malaiische Übersetzung des Neuen Testaments revidierte, besuchte 1825—26 Ostjava, sodann Borneo und Bali, 1835 die Küsten Chinas und ließ sich nach einem kurzen Besuch in Europa 1836 wieder in Batavia und 1843 in Schanghai nieder. Krankheitshalber nach Europa zurückgekehrt, starb er zwei Tage nach seiner Ankunft. Von seinen Werken sind sein »Chinese and English dictionary« (Batav. 1842—43, 2 Bde.) nebst dem »English and Chinese dictionary« (Schanghai 1847—48, 2 Bde.) und sein japanisches Wörterbuch (Batav. 1830) hervorzuheben.

Media (lat., »Mittellaut«), alte Bezeichnung der drei tönenden Laute g, d, b, als in der Mitte zwischen den drei Tenues k, t, p und den drei Aspiraten kh, th, ph stehend. Vgl. Lautlehre.

Media gratiae (media salūtis, lat.), soviel wie Gnadenmittel.

Mediāl (lat.), in der Mitte befindlich.

Mediān (lat.), mittelgroß, besonders als Bezeichnung von Papierformaten üblich.

Mediane, s. Mittellinie.

Mediānebene, s. Bilateral.

Mediānschnitt, soviel wie Durchschnitt.

Mediante (Mittelton), in der ältern Harmonielehre soviel wie Terz der Tonika, in C dur also e; Submediante ist der unter der M. gelegene Ton (d, vgl. Dominante).

Mediasch (ungar. Medgyes, spr. médjesch), königl. Freistadt im ungar. Komitat Groß-Kokelburg (Siebenbürgen), am Großen Kokel, Station der Staatsbahnlinie Klausenburg-Kronstadt, mit schöner, großer, evang. Pfarrkirche aus dem 15. Jahrh., vier andern Kirchen und (1890) 6766 deutschen, rumänischen und magyarischen (evangelischen, griechisch-orientalischen u. römisch-kath.) Einwohnern, die Handel, Gewerbe und besonders berühmten Weinbau treiben. M. hat eine Dampfmühle, ein evang. Obergymnasium, eine Ackerbauschule und ein Bezirksgericht. Es erhielt 1552 von Ferdinand I. Stadtrechte und war zur Zeit der siebenbürgischen Fürsten häufig der Sitz des Landtags. In der Nähe das Bad Baaßen (s. d.). Vgl. Gräser, Geschichte der Stadt M. (Hermannst. 1862).

Mediastīnum (lat.), Mittelfell, s. Brustfell.

Mediāt (spätlat., »mittelbar«) hießen im alten Deutschen Reich im Gegensatz zu immediat (s. d.) solche Herrschaften oder Besitzungen, welche nicht unmittelbar unter dem Reiche standen, sondern einem Reichsstand untergeben waren. S. Mediatisieren.

Mediateur (franz., spr. -tör, »Vermittler«), in der Politik und im Völkerrecht Bezeichnung derjenigen Macht, welche zwischen andern Mächten obwaltende Streitigkeiten auf dem Wege der Unterhandlung beizulegen sucht. So wurde z. B. 1866 von Österreich im Kriege gegen Preußen und Italien die Vermittelung Frankreichs in Anspruch genommen. Eine solche Vermittelung (Mediation) ist wesentlich verschieden von der schiedsrichterlichen Entscheidung, insofern bei jener die untereinander uneinigen Mächte zwar darin einverstanden sind, daß von einer dritten oder mehreren vermittelnden Mächten Vergleichsvorschläge gemacht werden möchten, aber darum sich doch nicht verpflichten, dieselben auch anzunehmen, während bei dieser die beteiligten Staaten gehalten sind, sich dem schiedsrichterlichen Ausspruch der vermittelnden Macht zu unterwerfen. Die Mediation kann auch ohne Aufforderung seitens eines der streitenden Staaten oder beider erfolgen; sie wird zur Intervention (s. d.),

wenn sie ihren Vorschlägen durch Zwangsmittel Geltung zu verschaffen sucht.

Mediation (lat.), Vermittelung, s. Mediateur; Mediationsakte, s. Schweiz, Geschichte.

Mediatisieren (lat., »mittelbar machen«), einen bisher selbständigen Staat der Landeshoheit des Souveräns eines andern Staatswesens unterwerfen. Der Ausdruck hängt mit der Reichsunmittelbarkeit zur Zeit des frühern Deutschen Reiches zusammen. Damals unterschied man zwischen reichsunmittelbaren und mittelbaren Reichsangehörigen, je nachdem dieselben, wie die reichsfreien Städte, die geistlichen und weltlichen Kurfürsten und sonstige Fürsten, Grafen und Herren, direkt unter dem Kaiser standen, also dem Reich »ohne Mittel« unterstellt, oder je nachdem sie außer Kaiser und Reich noch einem Territorialherrn unterworfen waren. Nach Artikel VII des Lüneviller Friedens (1801), durch welchen das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten wurde, sollten die erblichen Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Verluste erlitten hatten, eine Entschädigung im Schoße des Reiches erhalten. Diese Entschädigung bewirkte man im Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 dadurch, daß die geistlichen Territorien fast sämtlich weltlichen Staaten einverleibt (»säkularisiert«) und daß 45 freie Reichsstädte Territorialherren unterworfen (»mediatisiert«) wurden, wodurch die Zahl der freien Reichsstädte auf 6 herabsank. — Durch die Rheinbundsakte vom 12. Juli 1806 erfolgte eine weitere Mediatisierung, indem die reichsritterschaftlichen Gebiete, die Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt, die Besitzungen des deutschen und Johanniterordens und die Lande von 72 reichsständischen Fürsten und Grafen den einzelnen Bundesgliedern zugeteilt wurden. Die hierdurch Betroffenen werden vorzugsweise als die »Mediatisierten« bezeichnet. Andre Fürsten verloren noch während der Rheinbundszeit und während der Befreiungskriege ihre Selbständigkeit. Auch diese Fürsten werden Mediatisierte genannt, obwohl die Reichszentralgewalt damals bereits hinweggefallen und damit der Unterschied zwischen Reichsunmittelbaren und Reichsmittelbaren eigentlich gegenstandslos geworden war. Ebenso hat man es, obwohl sprachlich unrichtig, als Mediatisierung bezeichnet, als zur Zeit des Deutschen Bundes die Fürsten von Hohenzollern ihre Souveränitätsrechte an Preußen abtraten und die hohenzollernschen Lande der preußischen Monarchie einverleibt wurden. Jetzt ist für die Mitglieder derjenigen fürstlichen und gräflichen Häuser, welche vormals ein reichsunmittelbares Territorium mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten, die Bezeichnung »Standesherren« die üblichere (s. Standesherren).

Mediator (lat.), Mittelsperson; mediatorisch (mediativ), vermittelnd.

Mediäval (spätlat.), mittelalterlich; Mediävalschrift, eine Art lateinischer Druckschrift (Antiqua), mit kräftigen Linien (s. Schriftarten); Mediävist, eine dem Mittelalter angehörende Persönlichkeit, z. B. Schriftsteller.

Medicago *L.* (Luzerne, Spargelklee, Schnecken-, Sichelklee), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, ein- oder mehrjährige Kräuter, seltener Halbsträucher oder baumartige Sträucher mit gefiederten Blättern, drei, meist gezähnelten Blättchen und dem Blattstiel angewachsenen Nebenblättern, gelben oder violetten, meist kleinen Blüten in achselständigen Köpfchen oder Trauben und geraden, nieren- oder sichelförmigen oder spiralig oder schneckenförmig gewundenen, ein- bis vielsamigen Hülsen, deren Rückennaht häufig dornig oder höckerig ist. Etwa 50 Arten, meist in den Mittelmeerländern, auch in Mittelasien und am Kap. M. sativa *L.* (gewöhnliche Luzerne, blauer Klee, ewiger Klee, Schnecken-, Spargel-, Monats-, Dauerklee, Sinfin, s. Tafel »Futterpflanzen II«, Fig. 4), ausdauernd, mit aufrechtem, bis 1 m hohem, ziemlich kahlem Stengel, zerstreut behaarten, vorn stachelspitzig gezahnten, abgerundeten oder gestutzten Blättchen, ganzrandigen, pfriemenförmigen Nebenblättern, violetten oder bläulichweißen Blüten in länglichen, vielblütigen Trauben und angedrückt behaarten Hülsen mit 2—3 Windungen, stammt aus Südeuropa, ist bei uns verwildert und wird viel als ausdauernde Futterpflanze gebaut. Sie verlangt warm gelegenen, sehr tiefgrundigen, kräftigen Boden, gedeiht am besten in gutem Kalkmergelboden und bleibt bei uns 4—10, in Südfrankreich aber 10—15 Jahre stehen und gibt 3—4 Schnitte. Vermöge ihrer bis 2,5 m eindringenden Wurzel trotzt sie der größten Dürre, während sie in kalten, nassen Jahren minder gut gedeiht. Sie ist besonders wertvoll für wiesenarme Gegenden, da sie eine bedeutende Masse Kleeheu für den Winter gewährt. Man säet sie am besten nach reiner Brache oder nach Hackfrüchten und benutzt als Schutzfrucht Leindotter oder grün abzubringenden Hafer oder Gerste, auch Buchweizen. Nach dem zweiten und dritten Nutzjahr muß man die zwischen der Luzerne angesiedelten Gräser mit der Egge entfernen und auch wohl Kompost streuen; gipsen fördert hier wie beim Klee. M. media *Pers.* (Sandluzerne) ist der vorigen sehr ähnlich; die Blüten sind meist erst gelblich, dann grün, zuletzt bläulich, oft gelblich- oder bläulichweiß oder bräunlich; die Hülsen machen nur 3/4—2 Windungen. Sie ist im Kalkland sehr gemein, gedeiht gut in leichtem, warmem Boden und verträgt niedrigere Bodenqualitäten als die vorige; sie hält 5—6 Jahre aus, gibt aber jährlich nur 2 Schnitte und Weide; ihr Heu ist ebenso nahrhaft wie das der gewöhnlichen Luzerne. M. falcata *L.* (schwedische Luzerne), mit ästigem, niederliegendem oder aufsteigendem Stengel, gelben Blüten in kurzen Trauben und sichelförmigen Hülsen. Die schwedische Luzerne liebt leichtes, kalk- oder sandmergeliges Erdreich und macht an Klima, Lage und Untergrund weniger Ansprüche, gibt aber auch nur einen guten Schnitt nahrhaften Futters. M. lupulina *L.* (gelber Klee, Wolfsklee, Steinklee, Hopfenklee, Hopfenluzerne, s. Tafel »Futterpflanzen II«, Fig. 6), ein- und zweijährig, mit niederliegendem oder aufsteigendem Stengel, verkehrt-eiförmigen, ausgerandeten, vorn gezahnten Blättchen, gelben Blüten in ährigkopfigen Trauben und nierenförmigen, eingerollten, gedunsenen Hülsen, findet sich auf Wiesen- und Wegrändern in ganz Europa mit Ausnahme der arktischen Gebiete, in Mittelasien und Nordafrika, eignet sich zur Kultur auf thonmergeligen Feldern niederer Qualität, auf Bergebenen, selbst mit nassem Untergrund, auch auf kaltmergeligen Bergfeldern und in sandreichen Ebenen im Gemenge mit weißem Klee, gibt einen schönen Schnitt und dann gute Weide. Der Samenbau der M. sativa und M. media wird vorzugsweise in Südfrankreich, der Provence und Italien betrieben, während M. lupulina fast ausschließlich von Mittel- und Niederschlesien bezogen wird. — Der Luzernebau wurde durch die Perserkriege den Griechen bekannt, kam zwischen 150 und 50 v. Chr. nach Italien und

100 Jahre später nach Spanien. Die Römer nannten die Pflanze nach ihrer ursprünglichen Heimat Medica und priesen sie als treffliches Futtergewächs. Von Spanien gelangte die Luzerne etwa im 15. Jahrh. nach Frankreich und 1565 nach Belgien. Die Provenzalen erhielten dieselbe aber aus Italien und nannten sie nach einem italienischen Ort Clauserne, woraus unser Luzerne geworden ist; letzterer Name stammt indes erst aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da die Luzerne früher burgundisches Heu oder welscher Klee genannt wurde. Um 1570 hatte die Luzerne bereits in Deutschland Eingang gefunden, machte aber im 17. Jahrh. kaum Fortschritte und taucht um 1730 plötzlich bei Erfurt wieder auf, wohin sie wahrscheinlich von Mainz aus gelangt war, und von wo sie sich nun bald weiter verbreitete. M. arborea *L.* (baumartiger Schneckenklee) von den Kanarischen Inseln und Algerien, durch Südeuropa und Kleinasien verbreitet, wird im Süden als Zierstrauch angepflanzt. Mehrere Arten mit dornigen Hülsen sind berüchtigte Wollkletten.

Medicamenta (lat.), Arzneimittel.

Mediceergräber, s. Florenz (Cappella dei Depositi).

Mediceische Venus, s. Aphrodite.

Medici (spr. méditschi, Mediceer), das berühmteste Geschlecht des florentinischen Staates, welches, aus dem Mugello, dem Hügelland nördlich von Florenz, gebürtig, schon im 13. Jahrh. durch glückliche Handelsunternehmungen zu Reichtum und Macht gelangt war. Die M. gehörten zu den angesehenen Popolanenfamilien, welche die Herrschaft der Grandi bekämpften. Nach dem Wappen der M., den palle (rote Kugeln), hießen ihre Anhänger Palleschi. Zuerst 1291 erscheint ein Ardingo de' M. unter den Prioren der Zünfte von Florenz. 1314 war Averardo de' M. Gonfaloniere der Stadt, 1348 Francesco, Ardingos Sohn, der 1343 nach der Vertreibung Walters von Brienne einer der zur Neuordnung der Verfassung bestimmten Bürger war. In den Streitigkeiten zwischen den Ricci und Albizzi schlossen sich die M. den erstern an. Bartolomeo de' M. versuchte 1360 vergeblich eine Erhebung gegen die herrschende Guelfenoligarchie. Sein Bruder Salvestro de' M., 1378 Gonfaloniere di Giustizia, unternahm eine Änderung der oligarchisch-aristokratischen Verfassung im populären Sinn und gab dadurch Veranlassung zu der Bewegung, welche in dem Aufstand der Ciompi gipfelte; nach dessen Niederwerfung wurde er 1382 aus der Stadt verbannt. Bedeutendes Ansehen genoß sein Verwandter Vieri de' M., der es 1393 ablehnte, sich an die Spitze einer Erhebung gegen die Albizzi und die Aristokraten zu stellen, und 1395 starb. Eine noch größere Stellung nahm zu Anfang des 15. Jahrh., als das eigentliche Haupt der Volkspartei, Giovanni di Bicci de' M. ein, Averardos Sohn (geb. 1360), der durch glückliche Handelsgeschäfte ein außerordentlich großes Vermögen erworben und auch als Diplomat seiner Vaterstadt große Dienste geleistet hatte; er schuf eine neue Ordnung des Steuerkatasters, war dreimal Prior und 1421 Gonfaloniere. Nach seinem Tode (20. Febr. 1429) trat sein Sohn **Cosimo de' M.**, geb. 1389 (vgl. Fabroni, Cosmi Medicei vita, Pisa 1780), an die Spitze der Volkspartei und verschaffte sich durch Freigebigkeit einen starken Anhang. Kaum hatte jedoch 1433 Rinaldo, das Haupt der Albizzi, die Leitung der Regierung erlangt, als derselbe Cosimo verhaften und auf 10 Jahre aus der Republik verbannen ließ; zugleich wurden alle M., mit Ausnahme der Söhne Vieris, zu Magnaten erklärt und dadurch von den Staatsämtern ausgeschlossen. Schon nach einem Jahre setzten jedoch Cosimos Freunde seine Rückberufung und Rinaldos Verbannung durch, und jener behauptete sich im Besitz außerordentlicher Befugnisse fortan ohne Waffengewalt, gestützt auf seine großen Reichtümer, die er mit der edelsten Freigebigkeit zum Besten der Einzelnen und des Vaterlandes verwendete, als das Haupt der Republik, deren Formen er bestehen ließ, die er aber durch eine Neuordnung des Wahlverfahrens beherrschte. Seine Staatsverwaltung war ebenso glücklich wie glänzend, und Florenz erkannte ihm nach seinem Tode den Beinamen »Vater des Vaterlandes« zu. Cosimo war zugleich ein Mann von Geschmack, den er namentlich in prachtvollen Bauten bekundete, sowie von großer Gelehrsamkeit und der thätigste Beförderer der Wissenschaften und Künste. In den letzten Jahren zog er sich mehr von den Geschäften zurück und überließ die Regierung einer habsüchtigen Oligarchie, welche nach seinem Tode (1. Aug. 1464) unter Luca Pittis Führung sogar Cosimos kränklichen Sohn Piero (geb. 1416) von der Herrschaft zu verdrängen suchte. Indes die Anhänglichkeit des Volkes an die M. vereitelte ihr Unternehmen. Piero, der seinem Vater an Geist und politischem Scharfsinn weit nachstand, ihn aber an Herzensgüte und Rechtsgefühl übertraf, regierte nun in Frieden bis zu seinem Tode (3. Dez. 1469).

An seine Stelle traten seine beiden jungen Söhne **Lorenzo** (geb. 1. Jan. 1449), mit dem Beinamen il Magnifico (der Prächtige), und **Giuliano** I. Beide Brüder waren von den ersten Gelehrten ihrer Zeit unterrichtet worden, und namentlich zeichnete sich Lorenzo als Dichter und Redner aus. 1466 besuchte er die verschiedenen italienischen Höfe, vermählte sich 1469 mit Clarissa Orsini und übernahm in demselben Jahr mit seinem Bruder die Regierung des florentinischen Staates. Den hohen Ruhm, den er erlangt hat, verdankt er seiner Klugheit und Gewandtheit, der Liebenswürdigkeit seines Charakters, der Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Bildung und seinem feinen Sinn für Kunst und Wissenschaft. Er machte Florenz immer mehr zum Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern, unter denen Demetrios Chalkondylas, Angelo Poliziano, Christoforo Landini, Pico von Mirandola, Granacci, Teragiani und Michelangelo, sein täglicher Tischgenosse, hervorzuheben sind, verschönerte die Stadt durch öffentliche Gebäude und andre Anlagen, stiftete eine Schule der zeichnenden Künste und stattete sie mit Kunst- und litterarischen Schätzen aus; namentlich bereicherte er auch die von Cosimo gestiftete Mediceische Bibliothek. Gleichwohl zettelten die Pazzi, eins der ersten Geschlechter in Florenz, im Einverständnis mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, eine Verschwörung gegen die Brüder an, und Giuliano fiel als Opfer derselben 26. April 1478 im Dom. Das Volk nahm aber blutige Rache an allen Verschwornen und erklärten Feinden der M. Der Erzbischof selbst wurde an einem Fenster des Signorienpalastes aufgehängt. Sixtus IV. that hierauf die Florentiner in den Bann und bot in Gemeinschaft mit Ferdinand I. von Neapel ein Heer gegen sie auf. Aber Lorenzo gewann durch eine heimliche Reise nach Neapel den König für sich, worauf sich auch der Papst (1480) mit der Republik aussöhnte. Die Wiederherstellung des Friedens in Italien befestigte Lorenzos Ansehen ungemein, und seine Ansprüche auf fürstliche Gewalt traten jetzt offener

hervor. Er wußte es durchzusetzen, daß einer permanenten Behörde von 70 Bürgern die Leitung bei der Besetzung der öffentlichen Ämter und die höchste Entscheidung aller Angelegenheiten übergeben ward. In seinen Bankiergeschäften, die er über der Leitung des Staates vernachlässigte, war Lorenzo wenig glücklich; der fürstliche Aufwand, den er machte, überstieg infolgedessen seine Mittel, so daß er oft in die Lage kam, sich der öffentlichen Gelder zu bedienen. Er starb 8. April 1492. Von seinen Werken, 1826 zu Florenz in einer Prachtausgabe auf Kosten des Großherzogs Leopold II. in 4 Bänden erschienen, sind hervorzuheben: »Stanze bellissime« (»Le selve d'amore«, Pesaro 1513); »Poesie volgari« (Vened. 1554); »Rime sacre« (Flor. 1680, Bergamo 1763; in Auswahl, Lond. 1801). Sein Leben beschrieben Fabroni (Pisa 1784, 2 Bde.), Roscoe (Lond. 1796; deutsch, Leipz. 1861) und namentlich v. Reumont (»Lorenzo de' M. und seine Zeit«, das. 1874, 2 Bde.). Vgl. auch Buser, Lorenzo de' M. als italienischer Staatsmann (Leipz. 1879).

Lorenzos jüngerer Sohn, Giovanni, bestieg 1513 als Leo X. (s. d.) den päpstlichen Stuhl. Der ältere, Piero II., geb. 15. Febr. 1471, trat nach seines Vaters Tode 1492 an die Spitze der florentinischen Republik, vermochte jedoch das Ansehen seines Vorgängers nicht zu behaupten, machte sich durch seine Gelüste nach der Fürstenwürde bald verhaßt und ward, als er 1494 dem in Italien einfallenden König Karl VIII. von Frankreich mehrere wichtige Plätze einräumte, samt seinen Brüdern gestürzt und verbannt. Mehrere Versuche, mit gewaffneter Hand sich die Rückkehr zu erzwingen, mißlangen, und Piero begab sich endlich zu den französischen Truppen in Neapel. Als diese 28. Dez. 1503 am Ufer des Garigliano von Gonsalvo de Cordova überfallen wurden, ertrank Piero bei der Flucht in dem Fluß. Der dritte Bruder, Giuliano II. de' M., erlangte unter dem Schutz spanischer Truppen im September 1512 wieder Aufnahme in Florenz und brachte die Regierung von neuem in seine Hände, entsagte jedoch 1513 derselben, zog sich nach Rom zurück, erhielt von Franz I. von Frankreich den Titel eines Herzogs von Nemours und starb 17. März 1516. Der Sohn Pieros II., Lorenzo II. de' M., geb. 13. Sept. 1492, ward von seinem Oheim, Papst Leo X., 1516 zum Herzog von Urbino ernannt, vermählte sich 1518 mit einer französischen Prinzessin, starb aber schon 4. Mai 1519. Seine Tochter war die nachherige Königin von Frankreich, Katharina von M. (s. Katharina 6). Nach dem Tode Lorenzos war der einzige rechtmäßige Nachkomme des von Cosimo dem ältern abstammenden Zweiges der Mediceischen Familie der Papst Leo X.; doch existierten noch einige uneheliche Sprößlinge dieser Linie. Einem von diesen, Giulio, Sohn des 1478 ermordeten Giuliano I., übertrug nach dem Tode Lorenzos Leo X. die Regierung in Florenz; er wurde 1523 unter dem Namen Clemens VII. Papst. Ein unehelicher Sohn Giulianos II. war Ippolito de' M. (geb. 1511), der von Clemens VII. zum Kardinal ernannt, aber von seinem Vetter Alessandro, einem etwas jüngern unehelichen Sohn Lorenzos II., 1535 vergiftet wurde. Dieser Alessandro leitete den Staat, der noch immer den Namen Republik trug, bereits seit 1523 mit fürstlicher Gewalt; 1527 vertrieben, ward er 1530 von Kaiser Karl V. zurückgeführt und zum Herzog von Florenz ernannt. Alessandro führte ein strenges Regiment, umgab sich mit einer Leibwache, legte eine Citadelle in Florenz an und ließ die Bürger entwaffnen, wurde aber 6. Jan. 1537 von seinem Vetter Lorenzino, der in vierter Generation von Cosimos des ältern Bruder Lorenzo (gest. 1440) abstammte, und den 1548 zu Venedig das gleiche Schicksal traf (vgl. Ferrai, Lorenzino de' M., Mail. 1891), ermordet. Von demselben Bruder Cosimos stammte Giovanni de' M., »dalle bande nere« (von den von ihm befehligten Söldnerhaufen), der sich als Feldherr einen gefürchteten Namen erwarb und 1526 an einer im Kampfe gegen die Kaiserlichen erhaltenen Wunde starb.

Sein Sohn Cosimo I., geb. 11. Juni 1519, wurde nach der Ermordung Alessandros als Herzog von Florenz ausgerufen und vom Kaiser bestätigt, schlug einen Versuch der ausgewanderten großen Familien, unter Führung der Strozzi die Regierung umzustürzen, nieder, regierte nun ganz unumschränkt und eroberte 1555 Siena. Zum Schutz des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er den Orden von St. Stephan. Selbst von bedeutenden Kenntnissen, besonders auf dem Gebiet der Chemie, umgab er sich mit den wissenschaftlichen und künstlerischen Größen seiner Zeit, gründete die Akademie zu Florenz, erneuerte die Universität zu Pisa, sammelte Altertümer und Gemälde, erweiterte die Statuensammlung Lorenzos des Prächtigen, begründete die Sammlung von Bildnissen berühmter Männer und versuchte sich auch als Schriftsteller in dem Werk »Viaggio per l'alta Italia, descritto da Fil. Pizzichi« (mit Erläuterungen, neu hrsg. von Moreni, Flor. 1828). 1569 ernannte ihn der Papst Pius V. zum Großherzog; doch wurde dieser Titel erst 1575 vom Kaiser Maximilian II. für eine große Geldsumme dem Nachfolger Cosimos bestätigt. Dieser starb 21. April 1574 (vgl. Cantini, Vita di Cosimo M. granduca di Toscana, Flor. 1805) und hinterließ die Regierung seinem ältesten Sohn, Francesco I., geb. 25. März 1541. Dieser vermählte sich mit Johanna, Schwester Kaiser Maximilians II. (gest. 1578), in zweiter Ehe mit der berühmten Venezianerin Bianca Cappello (s. d.), mit der er an Einem Tag (19. Okt. 1587) an Gift starb. Seine Tochter Maria wurde die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Ihm folgte 1587—1609 sein Bruder Ferdinand I. (s. Ferdinand 35). Ein Stiefbruder desselben, Don Pedro, der meist am Hofe König Philipps II. von Spanien lebte und von diesem zum General der in Italien dienenden Truppen ernannt war, beanspruchte vergeblich, mit dem Großherzog Ferdinand die Erbschaft seines Vaters zu teilen; er starb 25. April 1604. Auf Ferdinand I. folgte 1609 sein Sohn Cosimo II., geb. 12. Mai 1590, in der Regierung. Dieser verstärkte seine Flotte und verschaffte der toscanischen Flagge im ganzen Mittelmeer Achtung. Die Drusen im Libanon unterstützte er in ihrem Kampfe gegen die Türken. Er starb 28. Febr. 1621. Ihm folgte sein ältester Sohn, Ferdinand II., 1621—70 (s. Ferdinand 36), und diesem sein mönchisch erzogener Sohn Cosimo III., geb. 14. Aug. 1642, ein Mann von geringen Fähigkeiten, aber großem Stolz. Unter ihm schritt der schon begonnene Verfall von Toscanas Wohlstand unaufhaltsam fort, und die Quellen des Nationalwohlstandes versiegten immer mehr. Er starb 31. Okt. 1723 und hatte seinen zweiten Sohn, Giovanni Gasto, geb. 24. Mai 1671, zum Nachfolger. Dieser, durch Ausschweifungen an Geist und Körper geschwächt, bewies zwar guten Willen und beseitigte manche Mißbräuche, ermangelte aber der Kraft zu durchgreifenden Reformen. Mit ihm er-

losch 9. Juli 1737 das Geschlecht der M. Zufolge der Bestimmung des Wiener Friedens von 1735 fiel das Großherzogtum an den Herzog Franz Stephan von Lothringen. Vgl. Bianchini, Dei granduchi della casa de' M. (Vened. 1741); Reumont, Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats, Bd. 1: Die M. 1530—1737 (Gotha 1876); Buser, Die Beziehungen der Mediceer zu Frankreich während der Jahre 1434—94 (Leipz. 1879).

Von einem jüngern Zweig der M., der 1567 das Fürstentum Ottajano in der Terra di Lavoro erworben hatte, stammte Don Luigi M., gewöhnlich Cavaliere von M. genannt, Herzog von Sarto, geb. 1760, gest. 25. Jan. 1830, der sich als Actons Nachfolger seit 1805 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen zu Neapel durch verschiedene Verbesserungen der Finanzverwaltung verdient machte. Während der französischen Herrschaft in Neapel hielt er sich in England auf; nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen 1815 wurde er Polizeiminister und 1818 Finanzminister. Infolge der Militärrevolution zu Nola 2. Juli 1820 nahm er seine Entlassung und begab sich nach Rom, kehrte aber 1822 in seine frühere Stellung zurück.

Medici (spr. mēditschi), Giacomo, Marchese del Vascello, ital. General, geb. im Januar 1817 in Mailand, gest. 9. März 1882, nahm 1836—40 in Spanien als Freiwilliger im Regierungsheer am Karlistenkrieg teil und ging dann nach Amerika, wo er die Bekanntschaft Garibaldis machte; derselbe betraute ihn mit der Leitung der italienischen Expedition, die 1848 in Montevideo organisiert wurde. Im Juni 1848 ward er in der von Garibaldi in der Lombardei errichteten Legion zum Kommandeur der Avantgarde ernannt, trat im Mai 1849 in die Dienste der römischen Republik und zeichnete sich durch die Verteidigung der Vascello genannten Verschanzung gegen die Franzosen besonders aus. 1859 erhielt er die Führung des 2. Regiments im Alpenjägerkorps Garibaldis, that sich bei Varese und Como rühmlich hervor und ward in die sardinische Armee als Brigadekommandeur aufgenommen. Doch trat er 1860 wieder in die Freischaren Garibaldis ein, um die sizilische Expedition mitzumachen, befehligte mit Geschick und Glück die 4. Division bei Milazzo und Messina, die 17. am Volturno und ward 1862 zum Generalleutnant in der italienischen Armee ernannt. 1866 befehligte er die 15. Division, wurde im Oktober Flügeladjutant des Königs, im Dezember Generalkommandeur der Truppen in Sizilien und 1868 auch Präfekt von Palermo. Es gelang ihm, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten und das Wohl des Landes sehr zu fördern. Der König ernannte ihn 1875 zum ersten Flügeladjutanten u. 1876 zum Marchese del Vascello. Vorher wiederholt Deputierter, war M. seit 1870 Senator.

Medici, Villa, eine auf dem Monte Pincio in Rom gelegene, 1560 von Annibale Lippi für den Kardinal Ricci da Montepulciano erbaute Villa, welche später in den Besitz des Kardinals Ferdinand von Medici überging, von dem sie ihren Namen erhielt. 1801 wurde sie vom französischen Staate angekauft, welcher sie zum Sitze der 1666 von Ludwig XIV. gegründeten Académie de France à Rome machte, zu der jährlich vier mit dem sogen. römischen Preis ausgezeichnete Künstler und Musiker aus Paris geschickt werden, die freien Unterricht auf vier Jahre erhalten. An ihrer Spitze steht ein Direktor, der sechs Jahre im Amte bleibt.

Medicīna forénsis (lat.), gerichtliche Medizin. M. politico-forensis oder M. publica, Staatsarzneikunde.

Medicine Hat (spr. méddßin hätt), Ortschaft in dem kanadischen Distrikt Assiniboia, am »Ellbogen« des schiffbaren südlichen Saskatchewan und an der kanadischen Pacificbahn, mit Kohlengruben.

Medici-Porzellan, ein unter Großherzog Francesco Maria von Toscana (1574—87) bei dem Versuch, echtes Porzellan zu fabrizieren, hergestelltes Steingut, welches aus Quarz und Glasfritte besteht und bei mangelhafter Technik oft grau oder gelb aussieht. Das meist blau dekorierte, teils mit F (Florenz), teils mit den Kugeln des Mediceischen Wappens bezeichnete M. ist sehr selten.

Medĭcus (lat.), Arzt.

Medida, früheres Flüssigkeitsmaß in Brasilien, zu 4 Quartilhos von 4 Martelinhos, meist = 2,776 Lit.

Medien, Mehrzahl von Medium (s. d.).

Medien (Media), im Altertum Name einer Landschaft Vorderasiens, zwischen dem Kaspischen Meere, Armenien, Assyrien, Susiana, Persis, Parthien und Hyrkanien gelegen und den Nordwesten des heutigen Persien umfassend. Nach dem Ende des assyrischen Reiches reichte es westlich bis zum Tigris. Es ist vorwiegend Gebirgsland, reich an fruchtbaren Thälern. Nur um den salzigen Matianus Lacus (See von Urmia) und im Zentrum und O. des Landes finden sich große Ebenen, während im N. das heutige Elburzgebirge im Jasonius Mons (Demawend) zu 5500 m ansteigt und im ganzen Westen u. Süden langgestreckte hohe Kalkzüge M. von den Ebenen des Tigris scheiden. Dort erhebt sich über Ekbatana der Orontes (heute Elwend), weiterhin der Zagros, der Choathras ꝛc. Der Hauptfluß hieß Amardos (Sefid Rud). Berühmt waren die trefflichen Pferde Mediens; im Nisäischen Gefilde befanden sich die großen königlichen Stutereien. Die Einwohner des Landes (Meder), indogermanischen Stammes und der Lehre Zoroasters zugethan, hießen nach Herodot ursprünglich Arier; sie fanden bei ihrem Eindringen schon ein fremdes Volk vor, dem wahrscheinlich die spätern Kasten der Parätakä, Struchates und Busä angehörten, während die Arizantoi (Adligen), die Mager (Priester) und Budioi (Landbauer) arischen Stammes waren. Sie waren in früherer Zeit tapfere Krieger, besonders gute Bogenschützen, arteten aber bei zunehmender Kultur aus und gaben sich großer Weichlichkeit und Üppigkeit hin. Das Land zerfiel wahrscheinlich schon unter den Achämeniden in zwei Provinzen, das südliche oder eigentliche M., gewöhnlich Großmedien genannt (mit dem Gebiet der Sagartier und den Landschaften Kambadene, Parätatene, Choarene und Komisene), und den nördlichen Teil, Atropatene (mit den Gebieten der Kadusier am Kaspischen Meere, der Anariaker, Geler, Marder, Margasier u. Matianer). Die bedeutendsten Orte in Großmedien waren: Ekbatana (jetzt Hamadan), Rhagä, die frühere Hauptstadt, Aspadana (Ispahan) und das durch seine große Dareios-Inschrift berühmte Bagistane; in Atropatene: Gazaka, Phraaspa oder Vera. In römischer Zeit war der Name M. auf Atropatene allein beschränkt, Großmedien war damals eine Provinz des Partherreichs. — Die Meder wurden nach hartnäckigen Kämpfen von den assyrischen Königen Salmanassar II. (859—823 v. Chr.) und Binnirar III. (810—781), dauernd aber erst von Tiglathpileser II. (745—727) unterworfen. Um 700 wurde ein Aufstand der Meder unter Da-

jauku (Dejokes) von Sargon unterdrückt, Dajauku gefangen weggeführt; die Erzählung des Herodot von der Befreiung Mediens von der assyrischen Herrschaft, seiner Vereinigung durch Dejokes und der Erbauung Ekbatanas als Königsitz ist also Sage. Um 630 vereinigte Phraortes die Stämme der Meder und begann von neuem den Kampf gegen das Joch der Assyrer, unterlag aber dem König Assurbanipal und fand seinen Tod. Erst seinem Sohne Kyaxares gelang es, nachdem er sich von den in Asien eingefallenen Skythen befreit, die durch diese erschütterte Macht des assyrischen Reiches zu brechen und im Bunde mit Babylonien 606 Ninive zu erobern. Er begründete das medische Reich, das die Völker von Iran, Armenien, Assyrien und Elam (Susiana) umfaßte. Ihm folgte 584 sein Sohn Astyages, welcher 550 von den Persern unter Kyros gestürzt wurde; M. gehörte fortan zum persischen Reiche, in welchem die Meder stets eine hervorragende Rolle spielten, so daß die Griechen die Perser selbst vielfach Meder nennen. Alexander d. Gr. eroberte diese persische Provinz 330 und gab sie Parmenion zur Verwaltung, nach dessen Tode sie Python erhielt. Durch Seleukos I. Nikator wurde M. ein Teil des syrischen Reiches der Seleukiden, und Antiochos III. fügte nach 220 auch Atropatene seiner Herrschaft hinzu. Durch den Arsakiden Mithridates I. wurde M. dem syrischen König Demetrios Soter 152 entrissen und gehörte nun zu den Ländern der Parther. Seitdem verschwand der Name der Meder als Volksname. Vgl. Lenormant, Sur la monarchie des Mèdes (Par. 1871); Oppert, Le peuple et la langue des Mèdes (das. 1879); Prášek, M. und das Haus der Kyaxares (Berl. 1890).

Medikamént (lat.), Arzneimittel.

Medikaster, Quacksalber, medizinischer Pfuscher; Medikasterei, s. Medizinalpfuscherei.

Medikation (lat.), Heilmethode, Heilverfahren.

Medikomechanische Heilmethode, s. Heilgymnastik.

Medimaremeter, s. Flutmesser.

Medimnos (griech.), bei den alten Griechen das größte Hohlmaß für trockne Gegenstände, = 52,53 Lit., = 6 altrömische Modii.

Medīna (Medinet), arab. Name für Stadt, daher vielfach in Ortsnamen vorkommend.

Medīna (Medinet en Nebi, »Stadt des Propheten«), Hauptort eines Liwa der türk. Provinz Hidschaz in Arabien, Sitz eines türkischen Paschas, liegt etwa 900 m hoch auf der vulkanischen Hochebene Zentralarabiens und ist für die Bekenner des Islam als Wallfahrtsort von großer Bedeutung. Die Stadt besteht aus drei Abteilungen: dem Fort, der eigentlichen Stadt und den noch größern Vorstädten im W. und S. Die eigentliche Stadt ist mit Mauern umgeben und hat 40 Türme u. 4 Thore; die Straßen sind düster und eng und nur an einigen Stellen gepflastert, die Häuser aber gut gebaut und meist zwei Stockwerke hoch. Medinas Ruhm ist die Moschee, welche angeblich das Grab des Propheten birgt. Dieselbe heißt Mesdschid en Nebi oder El Haram (die »Unverletzliche«), und ihr Besuch gilt für die Mekkapilger zwar nicht als religiöse Pflicht, aber als verdienstlich. Jeder Pilger ist verpflichtet, solange er in M. verweilt, in der Moschee des Propheten täglich fünfmal zu beten und sich religiösen Betrachtungen hinzugeben. Die Moschee ist ungefähr 136 m lang und 110 m breit, hat einen großen, von Galerien umschlossenen Hofraum, viele Säulengänge und 5 Minarets. Nahe der südöstlichen Ecke befindet sich das Grab Mohammeds, eingeschlossen von einem eisernen, grün angestrichenen Filigrangitter, das mit Inschriften von gelber Bronze durchflochten ist. Rings um das eigentliche Grabmal zieht sich ein Vorhang von reichem Seidenstoff, zwischen welchem und dem Gitter ein schmaler Raum zum Herumgehen bleibt. Der Vorhang soll ein viereckiges Mauerwerk von schwarzen Steinen verhüllen, welches von zwei Säulen getragen wird und in seinem Innern angeblich den weißen Marmorsarg mit Mohammeds Leichnam enthält. Das Ganze ist mit einer schönen, hohen Kuppel überdeckt, welche weit über die andern Kuppeln der Moschee hinausragt. Nahe beim Vorhang, noch innerhalb des Gitters, befindet sich das angebliche Grab der Fatime, der Tochter Mohammeds und Gattin Alis; ferner die Gräber Abu Bekrs und Omars, der ersten Nachfolger Mohammeds, und ein leeres Grab für Isa ebn Mirjam (»Jesus, Sohn der Maria«). Eine hölzerne Scheidewand, $2\frac{1}{2}$ m hoch und reich mit Arabesken bemalt, läuft von der westlichen Seite des Gitterwerks quer durch die Moschee bis zu dem Thore derselben, Bab el Salam, so daß zwischen ihr und der südlichen Mauer ein Raum von etwa 8 m Breite bleibt. Diese Scheidewand ist dazu bestimmt, die heiligste Stelle der Moschee, El Rodha (»Garten«), den Teil der südlichen Kolonnade nördlich von der Scheidewand und zunächst der Grabeseinfassung, dem Zutritt der Pilger zu verschließen. An dem Bau dieser Moschee soll Mohammed selbst mit gearbeitet haben, aber seitdem ist sie fünfmal erneuert worden. Das gegenwärtige Gebäude wurde mit Ausnahme der Anbaue und Ausbesserungen 1487 n. Chr. aufgeführt. Außer dieser Hauptmoschee hat M. noch 14 andre. In der Nähe der Stadt ist die Moschee von Kubo, die älteste des Islam, von Mohammed selbst gegründet. Vom Friedhof El Bakia erstreckt sich nach S. hin ein langer Saum von Palmen, die in der Welt des Islam als »Bäume von M.« berühmt sind. Die Einwohner, deren Zahl man auf 16,000 schätzt, treiben Ackerbau und Handel (auch zur See, durch den Hafen Janbo el Bahr); das Haupteinkommen aber bilden die Moscheen und der Fremdenverkehr. Die Stadt darf bei Lebensstrafe nicht von Christen und Juden betreten werden, doch haben sie einzelne kühne Reisende (der Schweizer Burckhardt und der Engländer R. Burton) in der Verkleidung mohammedanischer Pilger besucht. Nach M. mußte Mohammed 622 vor seinen Feinden von Mekka aus fliehen, von welcher Flucht (Hedschra) die Mohammedaner ihre Zeitrechnung beginnen. Die Stadt, in vorislamischer Zeit Jathrib, wechselte oft ihre Gebieter; sie fiel in die Gewalt der Chalifen, kam dann in den Besitz der Scherife von Mekka, der Sultane von Konstantinopel, der Wahabiten und der Ägypter. Jetzt steht sie wieder unter der Hoheit des türkischen Großherrn. Vgl. Burton, Narrative of a pilgrimage to El-Medinah and Meccah (3. Aufl., Lond. 1879); Wüstenfeld, Das Gebiet von M. (Götting. 1873); Saleh Soubhy, Pélerinage à la Mecque et la Médine (Wien 1894).

Medina, Dorf in der Grafschaft Orleans des nordamerikan. Staates New York, hat zwei höhere Schulen, mehrere Fabriken und (1890) 4492 Einw.

Medinaceli, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Soria, 1191 m ü. M., am Nordfuße der Sierra Ministra, am Jalon und an der Eisenbahn Madrid-Saragossa gelegen, hat ein altertümliches Schloß der gleichnamigen Herzöge, Reste alter Mauern und (1887) 1183 Einw.

Medina del Campo, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valladolid, in getreidereicher Ebene, am Zapardiel u. an den Eisenbahnlinien Madrid-Irun, M.-Villalba, M.-Zamora und M.-Salamanca gelegen, hat alte Mauern, Reste eines ehemals festen, königlichen Schlosses (La Mota) und (1887) 5581 Einw.

Medina de Rioseco, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valladolid, auf zwei Hügeln in fruchtbarer Gegend, am Sequillo (Rioseco) gelegen, Endpunkt des Kanals de Campos, hat eine gotische Kirche mit schönem Hochaltar, alte Ringmauern, ein Kastell, ehemals sehr besuchte Jahrmärkte und (1887) 4776 Einw. — Hier 14. Juli 1808 Niederlage der Spanier unter Blake und de la Cuesta durch die Franzosen unter Bessières.

Medina-Sidonia, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cadiz, am Abhang eines die weite Ebene beherrschenden Hügels gelegen, mit den Ruinen des Stammschlosses der Herzöge gleichen Namens, eisen- und schwefelhaltigen Mineralquellen, Fabrikation von Töpferwaren und (1887) 11,705 Einw.

Medinawurm, s. Filariaden.

Medinazement, s. Zement.

Medinet el Fayûm (Medine), Hauptstadt der ägypt. Provinz (Mudirieh) Fayûm, am Bahr Jusuf und einem Zweige der Nileisenbahn, 18 m ü. M., hat eine verfallene Moschee mit antiken Säulen, eine amerikanische Mission, einen großen Bazar u. (1882) 25,799 Einw., darunter 296 Ausländer, welche Wollweberei (als Hausgewerbe) und lebhaften Handel mit Getreide, Baumwolle, Mais, Früchten und Rosen, aus denen viel Rosenöl bereitet wird, besonders nach Kairo, treiben. In der Nähe Trümmer von Arsinoe (s. d.).

Medinet Habu, Dorf in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Keneh, am linken Nilufer, Karnak gegenüber, im Gebiet der alten Stadt Theben, von Christen bewohnt und ganz hineingebaut in die seit 1858 durch Mariette offengelegten großartigen altägyptischen Ruinen: einen Tempel aus der 18. Dynastie (17. Jahrh. v. Chr.) und das Memnonium Ramses' III. (Rhampsinits). Der Tempel, dessen ältester Teil aus der Zeit Amenhoteps I. und Hatasus stammt, und den die Ptolemäer und römischen Kaiser mit einem großen Vorbau versahen, besteht aus einer von Pfeilern und Säulen getragenen Halle mit dem frei stehenden Sanktuarium und aus sechs nach rückwärts sich anschließenden Zellen. Daran lehnt sich westlich das Memnonium, von den Franzosen »Pavillon« genannt, das, früher irrtümlich für einen Palast Ramses' III. angesehen, gleichfalls religiösen Zwecken diente, ein mächtiger zweistöckiger Bau, aus einem Mittelgebäude und zwei vorspringenden Flügeln mit leicht zur Pylonenform geneigten Wänden bestehend. Auf den Außenwänden der Flügel sind die Kriegsthaten des Königs gegen die Libyer und die Bewohner der Inseln des Mittelmeers dargestellt. Im ersten Stockwerk prangen die Wandgemälde teilweise noch in frischen Farben. Von dem Pavillon gelangt man durch mächtige Pylonen in zwei hintereinander liegende, mit farbigen Reliefs geschmückte Höfe und von da in den eigentlichen Tempel, auf dessen nördlicher Außenwand die Thaten Ramses' III. dargestellt sind. Nicht weit von M. die berühmten Memnonssäulen (s. Memnon).

Medingen (Kloster-M.), s. Bevensen.

Medino, in Ägypten Nebenbezeichnung des Para, im Werte von $^1/_{30}$—$^1/_{80}$ Piaster. Der alte Gersch von Kairo teilte sich in 80 Kurantaspér oder 33 M., dieser = 0,632 Pfennig (Gold zu Silber = $15^1/_2$:1) in 6 Forli oder 8 Barbi. In Tripolis $^1/_{30}$ Gersch = 3 Aspér oder 1,085 Pfennig.

Medio (ital.), kaufmännisch soviel wie Mitte des Monats; daher Mediowechsel, Wechsel, welcher auf die Mitte eines Monats gestellt ist und am 15. Tag des Monats verfällt.

Medio (weibl. Media), im spanischen Münzwesen das Halbstück; in Argentinien für Flüssigkeiten $^1/_2$ Frasco = 4 Octavos oder 1,188 Lit.; in Mittelamerika ein Maß = 7—8 Libras Kakao, je nach der Güte = rund 3,45 kg, und für Mais ≙ 6,9 kg.

Mediokrität (lat.), Mittelmäßigkeit.

Mediolānum (oder Mediolanium), Hauptstadt der keltischen Insubrer in Gallia transpadana, nach Zerstörung des etruskischen Melpum 396 v. Chr. von ihrem Häuptling Bellovesus gegründet, 222 von den Römern belagert und erobert, dann zu einem stark befestigten Munizipium, unter Hadrian zu einer Kolonie gemacht und als solche ein blühender Sitz der Künste und Wissenschaften. Unter den spätern Kaisern galt M. als eine der wichtigsten Städte des Reiches und ward 303 unter Maximianus kaiserliche Residenz, bis es 452 durch die Hunnen unter Attila verwüstet und die Residenz nach dem festern Ravenna verlegt wurde. Auch nach dem Untergang des weströmischen Kaisertums blieb M. Sitz eines Erzbischofs, übertraf unter Theoderich d. Gr. sogar Rom an Wohlstand und Volkszahl und erholte sich auch von der Zerstörung durch die Burgunder und Ostgoten unter Vitiges (539) wieder. Jetzt Mailand (s. d.). — M. Aulercorum, antike Stadt westlich von Paris, jetzt Évreux; M. Santonum, antike Stadt in Aquitanien, jetzt Saintes.

Mediomatriker (Mediomatrici), kelt. Volk im belgischen Gallien, das mittlere Moselgebiet westlich bis zur Maas, östlich bis an das Rheingebiet bewohnend, mit der Hauptstadt Divodurum (Matrici, jetzt Metz).

Medio tutissĭmus ibis (lat.), »in der Mitte wirst du am sichersten gehen«, d. h. der Mittelweg ist der beste, Citat aus Ovid (»Metam.«, 2, 137).

Medisance (franz., spr. -sāngß'), üble Nachrede.

Medische Mauer, eine 20 Parasangen (110 km) lange, 32 (?) m hohe und 6 m dicke Mauer, welche vom Euphrat nach dem Tigris herüber aufgeführt war (etwa 37 km nördlich von Bagdad) und Babylonien gegen die Einfälle der Meder schützte. Strabon nennt sie die »Mauer der Semiramis«. Der Engländer Lynch hat sie 1837 wieder aufgefunden.

Medisieren (v. franz. médire), Übles nachreden, lästern.

Meditation (lat.), Nachdenken, sinnende Betrachtung, Andacht.

Mediterrān (lat.), mittelländisch, z. B. Mediterranflora, s. Mittelmeerflora.

Mediterrāne Triasprovinz, s. Juvavische Triasprovinz.

Mediterranĕum Mare (lat.), das Mittelländische Meer.

Mediterrānstufe, ältere Schichten des Miocäns im Wiener Becken, so benannt, weil viele Arten der charakteristischen Leitfossilien noch heute im Mittelmeer leben, s. Tertiärformation.

Medium (lat.), Mitte, Mittel, etwas Vermittelndes; in der griech. Sprache ein eignes Genus des Verbums (s. d.); in der spiritistischen Weltanschauung jemand, der den Verkehr mit der Geisterwelt vermittelt (s. Spiritismus).

Medium tenuēre beāti, lat. Sprichwort: »Die Glücklichen hielten die Mittelstraße«, d. h. der Mittelweg ist der beste.

Medizīn (lat. Medicina, *Heilkunde* und *Heilkunst*), die Wissenschaft vom Menschen im gesunden und kranken Zustand und die Kunst, die Gesundheit zu erhalten, der Krankheit vorzubeugen und die Heilung zu fördern. Die M., in ihrer weitesten Bedeutung aufgefaßt, zerfällt in eine Anzahl von Fächern, die sich wiederum in zwei Gruppen sammeln, von denen die eine den gesunden, die andre den kranken menschlichen Körper zum Gegenstand hat. Zu der ersten Gruppe gehören die Anatomie mit der Histologie, die Physiologie, die Hygiene mit der Diätetik und Eubiotik sowie die Prophylaxis. Die zweite Gruppe umfaßt die Pathologie mit Nosologie, Pathogenie und pathologische Ätiologie, die Anamnestik, Symptomatologie, Semiotik, Diagnostik und Prognostik, auch die Toxikologie und namentlich die pathologische Anatomie.

Die Lehre von der Heilung der Krankheiten, von den dabei stattfindenden Lebensprozessen, ihren Zeichen, ursachlichen Momenten und der Wahl der dazu erforderlichen Mittel wird *Therapie* genannt. Sie zerfällt in die *allgemeine* und *spezielle* Therapie, von welchen sich die letztere mit der Heilung der einzelnen Krankheitsspezies befaßt. An die Therapie schließen sich die *Pharmakologie* oder Materia medica, die *Pharmakodynamik* und die *Pharmazie* mit der *Rezeptierkunst* an, welch letztere die Regeln zu angemessenen Vorschriften und Zusammensetzungen der einzelnen Arzneikörper enthält. Als einzelne Zweige der Pathologie und Therapie stellt man gewöhnlich auf: die Chirurgie oder Wundarzneikunst, die sogen. innere M. (welche sich mit den Krankheiten und der Heilung innerer Organe befaßt), die Geburtshilfelehre, die Seelenheilkunde, Augen- und Ohrenheilkunde &c. Die *Chirurgie* handelt von der Kunst, mechanische Hilfsmittel zur Beförderung der Heilung in Gebrauch zu ziehen, beschäftigt sich aber zugleich mit den einzelnen Krankheiten, welche vorzüglich durch mechanische Heilmittel kuriert werden, auf der äußern Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben und durch äußere, besonders mechanisch wirkende Ursachen entstanden sind. Die *Geburtshilfelehre*, in welcher alles abgehandelt zu werden pflegt, was sich auf das Geburtsgeschäft bezieht, ist ein Teil der *Gynäkologie*. Letztere beschäftigt sich mit allen denjenigen anatomischen, physiologischen, pathologischen und therapeutischen Verhältnissen, welche sich auf den weiblichen Organismus beziehen. Augen- und Ohrenheilkunde sind nur Unterabteilungen der Chirurgie. Die *Seelenheilkunde* (Psychiatrie) handelt von den Störungen des psychischen Lebens und von der Kunst, auf die Seele des Menschen zum Behuf der Heilung einzuwirken, die *gerichtliche* M. von den Untersuchungen an lebenden Personen sowie an Leichen zum Zweck der Beantwortung von Rechtsfragen. Schon diese Übersicht der Wissenschaften, aus denen sich die eigentliche M. aufbauen muß, lehrt, daß sie nur eine Tochter der Zeit ist und sein kann. Sie mußte jahrtausendelang voll Irrtümer bleiben und eine Unzahl zusammenhangsloser Einzelerfahrungen und Einzelregeln darstellen, bis die Grundwissenschaften, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie, sich zu dem Rang wirklich exakter Naturwissenschaften erhoben, worauf auch die M. angefangen hat, sich auf diese Stufe zu erheben. Man nennt diese die »neuere M.«, weniger richtig die »neuere Schule«, indem hier von keiner dogmatischen Schule, sondern nur von der Gesamtheit der echt naturwissenschaftlich denkenden und forschenden Ärzte die Rede sein kann.

Geschichte der Medizin.

Rein empirische Bestrebungen zur Heilung von Krankheiten haben zu allen Zeiten unter dem Volk existiert, während die eigentliche M. als Beruf immer von einem bestimmten Stand gepflegt und weitergebildet wurde. Im Altertum stand die Heilkunst wesentlich mit dem religiösen Kultus im Zusammenhang, sie galt für eine den Priestern von der Gottheit gemachte Offenbarung, welche sich durch Tradition weiter fortpflanzte. Die Agur-Weda von Susrutas ist das für die M. wichtigste Sanskritwerk. Bei den Griechen konzentrierte sich der Inbegriff alles ärztlichen Wissens auf *Asklepios* (*Äskulap*), einen Sohn des Apollon, und seine Tempel (Asklepien) waren lange Zeit die einzigen Orte, wo Kranke Genesung suchten. Die Heilmittel wurden den Kranken durch Träume offenbart, welche die Priester auslegten. Die tiefere Entwickelung der Heilkunde ging von *Hippokrates* (460 v. Chr.) aus, bei welchem die Beobachtung in voller Reinheit und Konsequenz auftritt. Seine Schüler begründeten die *dogmatische Schule*, welche zwar philosophische Theoreme und Spitzfindigkeiten in die M. hineintrug, aber auch neue Entdeckungen machte; Dogmatiker unternahmen zuerst größere Operationen. Seit 280 trat dem Dogmatismus die *empirische Schule* entgegen, welche die Hauptquelle ärztlicher Erkenntnis in der Beobachtung und Erfahrung suchte. Bei den Römern erhielt die Richtung des Asklepiades ihre theoretische Begründung durch die Schule der *Methodiker*. *Themison* von Laodikea (63) suchte die Krankheiten auf wenige Typen zurückzuführen und für jeden Typus eine einfache Heilindikation zu finden. Aul. Cornelius *Celsus* (30 v. Chr. bis 38 n. Chr.) lieferte eine im allgemeinen verständige Zusammenstellung und Kritik gleichzeitiger und früherer Lehren. *Athenäos* aus Kilikien (69) begründete die dynamische Lehre der *Pneumatiker*, die das Pneuma, das luftartige Prinzip, von dem alle Thätigkeit im Körper, Krankheit und Gesundheit, ausgehe, in den Vordergrund stellte. Sein Schüler *Agatinos* aus Sparta wich von der einseitigen Richtung des Meisters ab und schuf 90 die *eklektische Schule*, die letzte unter den ärztlichen Schulen des Altertums.

Am Ausgang der römischen Periode steht *Galenos*, der noch einmal das ganze medizinische Wissen des Altertums zusammenfaßte und sich besonders um die Theorie einzelner Krankheiten verdient machte. Noch für die Heilkunde des Mittelalters dienten seine Schriften als Grundlage und Ausgangspunkt. Von den Griechen gelangte die M. über Persien und Ägypten zu den Arabern. Der gelehrte *Abu Jusuf Jakub ben Ishak el Kindi* (*Alkindus*) behandelte die Grade und Qualitäten der Arzneien nach mathematischen Prinzipien und nach den Gesetzen der musikalischen Harmonie. Die Koryphäen der arabischen M., welche im Orient noch heute als solche angesehen werden, waren im 10. und 11. Jahrh. *Rhazes*, *Haly Abbas* und *Avicenna*. Der »Kanon« des letztern galt bis ins 16. Jahrh. herab als das umfassendste und beste Lehrgebäude der M. Im Mittelalter geriet die M. in die Hände der Mönche, welche wenig Förderliches geleistet haben. Erst die *salernitanische Schule* begann die M. von der hierarchischen Bevormundung u. Klausur frei zu machen; die Mönche verwandelten sich nach und nach in Laienärzte, unter denen häufig auch Juden, namentlich als Leibärzte von Fürsten erscheinen. Damals entstanden die ersten *Medizinalgesetze*, unter denen die des Kaisers

Friedrich II. (1238) die wichtigsten sind. Mondini de Luzzi (Mundinus) zergliederte um diese Zeit zum erstenmal öffentlich zwei Leichname und führte damit die Anatomie in die Reihe der Universitätsstudien ein. Die Wiederbelebung, man kann fast sagen die Wiederentdeckung, und die rastlos fortschreitende Ausbildung der Anatomie trug wesentlich dazu bei, die Naturbeobachtung in ihr Recht zu setzen und sie von den Fesseln der Scholastik, wenn auch langsam und allmählich, zu befreien. Sylvius, Vesalius, Fallopio (gest. 1562), Eustachio (gest. 1579). Auch die Geburtshilfe blühte zu dieser Zeit auf; 1513 schrieb Rößlein »Der schwangern Frauen Rosengarten«, ein aus ältern Schriften kompiliertes, aber mit deutscher Sinnigkeit verfaßtes Hebammenbuch, das lange Zeit im Gebrauch blieb. In dieser Zeit kam auch zuerst die gerichtliche M. auf, die aber erst später weitere Ausbildung fand.

Der skeptisch-kritische Ton wurde dem forschenden galenischen und arabischen System gegenüber besonders durch Paracelsus zu Hohenheim (gest. 1554) angeschlagen, welcher der Heilkunde eine ideale Richtung erteilte und die längst wankenden Pfeiler der Herrschaft Galenos' niederriß. Er suchte die Lebensvorgänge auf chemischem Wege zu erklären und wollte die Krankheiten auch auf chemischem Wege heilen. Die Krankheit war ihm ein parasitisches Wesen mit selbständigem Lebensprozeß im Schoße eines höhern Wesens. Dieser phantastische Zug begünstigte die Ausbildung einer mystischen M., welche besonders durch die Rosenkreuzer vertreten wurde. Dagegen trat besonders Libavius in Halle auf, durch dessen Arbeiten die spagirischen Mittel der Paracelsisten ihrer geheimnisvollen Hüllen mehr und mehr beraubt wurden und die Chemie immer größern Einfluß auf die Heilkunde gewann. Unter den großen Philosophen des 17. Jahrh. haben vornehmlich Bacon von Verulam und Descartes, die beiden Hauptwortführer der Erfahrung und Spekulation, den entschiedensten Einfluß auf die Heilkunde ausgeübt. Namentlich bot letzterer durch seine Korpuskularlehre den dogmatischen Bestrebungen der Ärzte willkommenen Stoff dar, während der Einfluß des erstern erst später die starre Einseitigkeit der Schule überwinden half. Ehe dies aber geschah, führte der Dogmatismus in der M. noch das Zepter, indem er sich in zwei Schulen, die chemiatrische und iatromathematische, teilte. Die chemiatrische wollte die Chemie nicht nur zur Bereitung der Arzneien, sondern auch zur Erklärung des Lebens heranziehen, und zu Anfang des 17. Jahrh. wurden auf den Universitäten Lehrstühle der Chymiatria errichtet. Eine spiritualistische Gestaltung erhielt die Chemiatrie durch van Helmont (gest. 1644), der die Beseelung der ganzen Natur durch geistige Schöpfungskräfte lehrte. An der Spitze dieser Kräfte stand ihm das schaffende Prinzip der Natur, der Archeus und seine Therapie zielte auf Beruhigung und Zurechtleitung des erzürnten oder verirrten Archeus hin, wozu er geistige Einwirkungen und Arkana, aber auch Wein, Opium, Antimon- u. Quecksilbermittel benutzte. Die iatromathematische oder iatromechanische Schule suchte das Leben aus den Gesetzen der Statik und Hydraulik zu begreifen und wollte die M. als einen Teil der angewandten Mathematik und mechanischen Physik angesehen und behandelt wissen. Um diese Zeit entdeckte Harvey (1578—1657) den Kreislauf des Blutes, verkündete das omne vivum ex ovo und wurde dadurch der Schöpfer der neuern Physiologie. Die Anatomie wurde durch die Anwendung des Mikroskops gefördert (Malpighi, Leeuwenhoek). Der größere Verkehr mit entfernten Weltteilen vermehrte die Erfahrungen über den klimatischen Unterschied der Krankheiten, und auch der Beobachtung der Epidemien und der epidemischen Konstitution wurde größere Aufmerksamkeit zugewendet nach dem Vorgang von Sydenham (1624—89), der, die Idee des Lebens in ihrer ganzen Reinheit fassend, die dem Leben entfremdete Heilkunde wieder auf den Weg der Natur leitete.

Die Heilkunde des beginnenden 18. Jahrh. fand ihre beiden Koryphäen in Halle vereinigt. Stahl (1660—1734) fand den immateriellen Grund des Lebens in einer Seele, die den Körper nur als Werkzeug benutzt und durch ihre Energie Empfindung und Ernährung bewirkt. Hoffmann (1660—1742) suchte in der M. alles physisch und mechanisch zu erklären. Neben diesen beiden gewann Boerhaave (1668—1738) großen Einfluß, indem er alle Resultate der Naturwissenschaften für die M. zu verwerten suchte, dabei namentlich auf die mechanischen Entdeckungen großen Wert legte und in der »Faser« den allgemeinen Organbestandteil fand, der durch seine Spannung und Erschlaffung die meisten Krankheitszustände verursacht. Albrecht v. Haller (1708—77), der sich um Anatomie und Physiologie große Verdienste erwarb, stellte die Lehre von der Irritabilität auf und verschaffte dadurch der von Glisson begründeten Solidartheorie einen mächtigen Vorsprung. Diese Theorie sah der humoralen und mechanischen gegenüber das Leben und dessen Erscheinungen vorzugsweise in den festen Teilen, namentlich den Muskeln und Nerven begründet. Haller bezeichnete die Irritabilität als Grundkraft und Lebensthätigkeit der Muskeln und unterschied von ihr eine besondere Nervenkraft, die dann bald als alleiniger Inhaber und Beherrscher alles Lebens im Organismus angesehen wurde, eine Ansicht, die besonders Cullens (1710—1790) vertrat. Die Humoralpathologie, durch van Swieten gestiftet, erreichte ihren Höhepunkt in Stoll, der den Sitz krankhafter Thätigkeit vorzugsweise im Unterleib erblickte, dessen entartete Säfte und Unreinigkeiten durch Brechmittel zu beseitigen seien. Kämpfs schuf fast gleichzeitig die Lehre von den Infarkten und kämpfte gegen angebliche Konkremente im Darmkanal, deren Entstehung auf Verdickung des trägen Blutes in den Unterleibsvenen zurückgeführt wurde, oft jahrelang mit auflösenden Visceralklystieren. Eine neue Epoche begründete John Brown (1735—88), der alle Lebenserscheinungen als Produkte der Außendinge oder Reize betrachtete und nur Krankheiten der Sthenie und Asthenie unterschied; er ermittelte den Grad derselben und bestimmte hiernach das Maß der Reize, durch welches die Erregung vermindert oder vermehrt werden sollte. Gegenüber solchen Verirrungen hielten Männer wie Frank (1745—1821) in seinen »Epitome de curandis hominum morbis« und Reil (1758—1813) in seinem gefeierten Werke »Über die Erkenntnis und Kur des Fiebers« an der Natur fest, und Hufeland (1762—1836) bekämpfte die Lehre Browns mit unermüdlicher Geduld. 1796 vollzog Jenner die erste Schutzimpfung gegen Pocken.

In den ersten drei Dezennien des 19. Jahrh. hat sich die M. unverkennbar in ein harmonischeres Verhältnis zu den Naturwissenschaften gesetzt, aber in kaum geringerm Grade machte sich die Einwirkung philosophischer Anschauungen und Systeme noch auf

die M. geltend. Einen großen Einfluß gewann Schellings Naturphilosophie. Man lehrte, daß den drei Dimensionen der Materie drei Grundkräfte der Natur: Magnetismus, Elektrizität und chemischer Prozeß, entsprechen, welche im menschlichen Organismus als Sensibilität, Irritabilität und Reproduktion sich darstellen und auf deren normaler Synthesis die Gesundheit beruhe. Hierbei wurden Sensibilität und Irritabilität (organische Rezeptivität und Spontaneität) als die Faktoren der Erregung und die Reproduktion, Plastik oder Metamorphose als die objektive Seite des Organismus, beide aber in stetiger Durchdringung aufgefaßt und die Krankheit als einseitiges Hervortreten einer dieser Dimensionen, namentlich der beiden ersten, anerkannt. An diese Naturphilosophie knüpften sich mehrere Theorien der Heilkunde, meist Ausgeburten der Lehre Browns und der Erregungstheorie, vor allem auch die Homöopathie, deren Begründer Hahnemann (1755—1843) den Dynamismus auf die Spitze trieb. Zwei andre dieser Epoche entsprungene Verirrungen sind der von Mesmer gelehrte tierische Magnetismus und die Gallsche Kranioskopie (Phrenologie). Eine radikale Umwälzung der M. ging von Frankreich aus. Hier begründete Bichat (1771—1802) die allgemeine (mikroskopische) Anatomie, welche alsbald in allen Ländern Europas mit Erfolg bearbeitet wurde und sich zu einer der einflußreichsten und bedeutungsvollsten Wissenschaften gestaltete. Corvisart (1755—1821) und Laënnec (1781—1826) begründeten die physikalische Diagnostik, indem ersterer die von Auenbrugger in Wien 1761 erfundene, aber vollständig in Vergessenheit geratene Perkussion zum Gemeingut der Ärzte machte und Laennec die Auskultation erfand. Cruveilhier, Chomel, Andral und Louis errichteten sodann die pathologisch-anatomische Schule, welche die Hauptaufgabe des Arztes in die Aufsuchung der pathologisch-anatomischen Veränderungen und in die Erforschung der lokalen Krankheitsprodukte verlegte und einen außerordentlichen Einfluß auf die Umgestaltung der wissenschaftlichen Methoden und der Anschauungen in der Heilkunde ausübte. Rokitansky verpflanzte die pathologisch-anatomische Richtung nach Wien und brachte mit Virchow, dem Begründer der Cellularpathologie, die pathologische Anatomie auf ihre heutige Höhe. Die Physiologie war inzwischen mit Hilfe des Mikroskops, der chemischen Analyse und des Experiments zu wichtigen Entdeckungen gelangt. Wurde sie beschuldigt, zum Teil allzu materiell geworden zu sein, so fehlte es doch nicht an Bemühungen, z. B. von seiten Burdachs, sie wieder auf den Standpunkt zu versetzen, wo sich Körper- u. Seelenleben an Einem Gedanken aufbauen, und wo der Körper als das Resultat der in ihm wohnenden Seele erscheint. Eine neue Richtung entwickelte sich in der Pathologie durch die naturhistorische Schule, an deren Spitze Schönlein (1793—1864) stand. Auf die schon seit Platon wiederholt ausgesprochene Ansicht, daß die Krankheit eine eigentümliche, niedere Lebensform, ein im Organismus parasitisch wurzelnder Lebensprozeß sei, gründete Schönlein ein nosologisches System, welches analog dem Linnéschen Pflanzensystem die Krankheiten gruppierte, ihre anatomischen und physiologischen Charaktere in möglichster Vollständigkeit berücksichtigte, auch ihre geographische Verbreitung &c. ins Auge faßte. Durch die experimentellen Arbeiten von Orfila, Magendie u. a. erhielt auch die Toxikologie eine neue Bedeutung, während Diätetik und Hygiene nur spärlich ausgebaut wurden. Auch die Therapie hat sich in den ersten Dezennien des 19. Jahrh. nur selten in einer Achtung und Vertrauen einflößenden wissenschaftlichen Richtung gezeigt. Dagegen trat um jene Zeit eine neue medizinische Doktrin, die Seelenheilkunde, in die Geschichte ein und gelangte bald zu einer imponierenden Selbständigkeit.

Werfen wir zuletzt einen Blick auf die letzten 30 Jahre, so muß man gestehen, daß die Leistungen, welche die Jünger der M. in den verschiedenen Doktrinen derselben während dieser Zeit zu stande gebracht haben, von größerm Umfang und größerer Tragweite sind als alles, was die beiden vorhergehenden Jahrtausende ans Licht befördert haben. Die M. unsrer Tage unterscheidet sich von der aller vergangenen Zeiten vornehmlich dadurch, daß die aprioristische philosophische Spekulation gänzlich aus derselben verbannt ist, und daß man sich nur noch an dasjenige hält, was die gesunden fünf Sinne und eine nüchterne Reflexion an die Hand geben, und es ist zweifellos, daß sämtliche philosophische Richtungen, welche sich der M. jemals bemächtigt haben, zusammengenommen noch lange nicht so viel geleistet haben wie die wenigen großen und klaren Geister der Neuzeit, welche sich allein auf die unbefangene und vorurteilsfreie Beobachtung der Natur gestützt haben. Den Vorwurf der Philosophiescheu, der Nüchternheit, des Materialismus mag die neuere M. gern hinnehmen, denn der sichere Grund der positiven Thatsachen gewährt für weitere Fortschritte noch mehr Reiz, als spekulative Urgebilde jemals gewähren können. Die innige Verbindung, welche die Naturwissenschaften mit der M. eingegangen sind, hat reiche Früchte für die letztere getragen, und ihr Einfluß war stark genug, um der M. selbst zu einer exaktern, naturwissenschaftlichen Richtung zu verhelfen. Die Anatomie hat mit Hilfe vervollkommter Mikroskope, nachdem die Entdeckung der Pflanzenzelle durch Schleiden von Schwann für den Tierkörper als gleichfalls richtig nachgewiesen und damit der Forschung mit einem Schlage ein ungeheures Gebiet eröffnet worden war, die Struktur der feinsten Körperteilchen in das rechte Licht gesetzt; die Physiologie hat sich dieser Forschungen bemächtigt, und in Verbindung mit der gleichfalls enorm fortgeschrittenen Chemie, von der sich die physiologische Chemie als eine fast selbständige Wissenschaft abgezweigt hat (Gorup-Besanez, Hoppe-Seyler u. a.), sowie mit Hilfe der physikalischen Wissenschaften ist sie dahin gelangt, die Lebensvorgänge vielfach schon auf exakte chemische und physikalische Gesetze zurückzuführen, und das geheimnisvolle Agens, was man früher Lebenskraft nannte, ist ganz aus der Wissenschaft verschwunden. Die Pathologie ist seit allgemeiner Einführung der Perkussions- und Auskultationskunst und ebenfalls der chemischen Untersuchungsmethode um höchst wertvolle Untersuchungsmittel bereichert worden, so daß wiederum auch dadurch eine wesentliche Erweiterung unsers Gesichtskreises eingetreten ist. Die Augenheilkunde hat seit Entdeckung des Augenspiegels durch Helmholtz geradezu wunderbare Fortschritte gemacht, die Ohrenheilkunde hat sich ebenfalls zu einer vollberechtigten Spezialwissenschaft erhoben, während durch den Kehlkopfspiegel auf dem Gebiet der Kehlkopfkrankheiten ebenfalls Vorzügliches geleistet wird. Die auf Rokitanskys Schultern ruhende und durch Virchow ausgebaute pathologische Anatomie hat auch den innern Arzt vom Standpunkte des Empirikers losgelöst und ihn auf

eine wissenschaftliche, breite, feste Basis gestellt. Welchen Umschwung brachte allein schon die Entdeckung des Tuberkels durch Virchow hervor! Aber alle Fortschritte, so großartig wie sie immer waren, sie werden in den Schatten gestellt durch die Arbeiten von Pasteur, Lister, Koch. Pasteur wies nach, daß in der Luft Keime enthalten seien, Lister operierte darauf in desinfizierter Luft, er lehrte uns die **Antiseptik**, d. h. die wirkliche, man kann sagen wissenschaftliche Reinlichkeit, in deren Vernachlässigung man unbewußt ungeheuerlich gesündigt hat. Lister zeigte, daß man sogar Amputationswunden per primam reunionem zu heilen vermöge. Nachdem sich, in weiterer Erkenntnis der Ursachen der Eiterung, aus der Antiseptik die Aseptik (v. **Bergmann**) entwickelt hatte, welche folgerichtig nicht die verunreinigte Wunde wieder reinigen, sondern die Wunde von vornherein vor jeder Verunreinigung, d. h. auch Infektion, schützen will, feiert die Chirurgie Triumphe, welche man thatsächlich noch vor 25 Jahren für völlig unmöglich gehalten haben würde. Während Dieffenbach noch erklärte, daß der Arzt, welcher eine Ovariotomie vornehme, auf die Anklagebank gehöre, und Langenbeck wegen der steten Mißerfolge bei Erwachsenen eine Kniegelenkresektion zu machen widerriet, werden heute hunderte von Ovariotomien ohne einen Todesfall, ja sogar Uterusexstirpationen in großer Anzahl ohne Todesfälle ausgeführt, Kniegelenkresektionen mit vorzüglichstem Erfolg gemacht, ja man dringt bei Gehirnverwundung in das Gehirn ein, entfernt Fremdkörper und heilt die Verletzten. Die Pasteur-Listerschen Arbeiten ergänzte nun Robert Koch in der glücklichsten Weise. Durch sein Verfahren, die Mikrobien auf Platten, in festem Nährboden zu züchten, und durch die Entdeckung, daß gewisse Bakterien die einmal angenommenen Anilinfarben nicht wieder abgeben, während man sonst das tierische Gewebe färben und entfärben kann, gelang es, die einzelnen Bakterien in »Reinkulturen« zu isolieren, sie zu studieren. So fand Koch den Tuberkelbacillus, den Cholerabacillus und gab dadurch die Mittel an die Hand, die Choleraepidemien fernzuhalten und die Tuberkulose zunächst wenigstens einzuschränken. Durch die Bakteriologie ist die innere M. vor ganz neue Aufgaben gestellt, die sie mit dem größten Eifer und Glück in Angriff genommen hat. Als Koch sah, daß die pathogenen Bakterien Stoffe absondern, in denen sie selbst untergehen müssen, faßte er den Gedanken, mit dem von dem Tuberkelbacillus produzierten Gift die Tuberkulose zu heilen. Wenn auch die Versuche schließlich mißglückten, so hatten sie doch gezeigt, daß der eingeschlagene Weg der richtige sei. Auf Kochs Versuchen basierend, ist es **Behring** gelungen, gegen Diphtherie ein Heilmittel zu finden, indem er als solches das Blutserum von Tieren verwendet, welche er gegen das Diphtheriegift unempfänglich gemacht hat. Die Sterblichkeit an Diphtherie ist bei Behandlung mit diesem Mittel gut um die Hälfte heruntergegangen, und dieser Erfolg erweckt eine Perspektive erfreulichster Art. Zum großen Teil auf der Basis der Bakteriologie wurde die öffentliche **Hygiene**, die Lehre von der Volksgesundheit, eine Wissenschaft, wenn auch außer der Bakteriologie noch eine Reihe andrer Faktoren dazu beigetragen hat. Durch die großen Fortschritte der Chemie wurde die Therapie mächtig gefördert; wir erwähnen nur das Chloralhydrat, die Salicylsäure, das Antipyrin, das Cocaïn, das Lanolin 2c., von denen einige nicht zufällig entdeckt, sondern infolge scharfsinniger Kombinationen hergestellt wurden.

[**Litteratur.**] **Sprengel**, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde (3. Aufl., Halle 1821—28, 5 Bde.); **Hecker**, Geschichte der Heilkunde (Berl. 1822—29, 2 Bde.); **Häser**, Lehrbuch der Geschichte der M. und der epidemischen Krankheiten (3. Aufl., Jena 1875—82, 3 Bde.); Derselbe, Grundriß der Geschichte der M. (das. 1884); **Baas**, Geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes und der medizinischen Wissenschaften (Berl. 1895); **Rohlfs**, Geschichte der deutschen M. (Stuttg. u. Leipz. 1875—1883, 4 Tle.); **Petersen**, Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medizinischen Therapie (Kopenh. 1877); A. **Hirsch**, Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland (Münch. 1893); **Puschmann**, Geschichte des medizinischen Unterrichts (Leipz. 1889); **Bartels**, M. der Naturvölker (das. 1893); **Canstatt**, Jahresbericht über die Leistungen u. Fortschritte in der gesamten M. (Würzb. 1851—65, fortgesetzt von Virchow u. Hirsch). Von neuern **encyklopädischen** Werken sind zu erwähnen: **Littré**, Dictionnaire de médecine, etc. (17. Aufl., Par. 1892); »Nouveau dictionnaire de médecine et de chirurgie pratiques« (hrsg. von **Jaccoud**, das. 1864—86, 40 Bde.); »Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales« (hrsg. von **Dechambre**, 1864—89, 100 Bde.); **Eulenburgs** »Realencyklopädie der gesamten Heilkunde« (2. Aufl., Wien 1885—90, 22 Bde.), zu welcher das »Biographische Lexikon der hervorragendsten Ärzte« (hrsg. von Gurlt und A. Hirsch, das. 1884—88, 6 Bde.) und Eulenburgs »Encyklopädische Jahrbücher der gesamten Heilkunde« (das. 1891 ff.) eine Ergänzung bilden; **Villaret**, Handwörterbuch der gesamten M. (Stuttg. 1887—91, 2 Bde.). **Zeitschriften**: »Archiv für Anatomie und Physiologie« (His, Braune, du Bois-Reymond); Virchows »Archiv für pathologische Anatomie«; Langenbecks »Archiv für klinische Chirurgie«; »Archiv für Psychiatrie« (Westphal); »Deutsches Archiv für klinische M.« (Ziemssen, Zenker); »Zeitschrift für klinische M.« (Leyden, Gerhardt, Nothnagel); »Archiv für Augenheilkunde« (Knapp, Schweigger); die Prager »Vierteljahrsschrift«; »Deutsche medizinische Wochenschrift« (Berlin); »Berliner klinische Wochenschrift«; »Wiener medizinische Presse«; »Wiener medizinische Wochenschrift«; »Archives générales« (Paris); »L'Union médicale«; »La Presse médicale Belge«; »Transactions of the Royal Medical Society« (London); »The Lancet«; »British medical Times«; »New York medical Times and medical Record«; »Il Morgagni«; »Archivo per le scienze mediche«.

Medizinalbeamte, **Medizinalbehörden**, s. Medizinalwesen.

Medizinalgewicht, soviel wie Apothekergewicht.

Medizinalkollegium, **Medizinalkommission**, **Medizinalordnung**, s. Medizinalwesen.

Medizinalpersonen (**Heilpersonal**), die zur Mitwirkung bei der Gesundheitspflege berufenen Personen. Dazu gehören zunächst die Ärzte. Für diese ist die Praxis nach der deutschen Gewerbeordnung zwar freigegeben; doch bedürfen sie der staatlichen Approbation, wenn sie sich als Ärzte (Augenärzte, Geburtshelfer, Wund-, Zahnärzte) oder mit gleichbedeutenden Titeln bezeichnen wollen (s. Arzt). Dasselbe gilt von den Tierärzten (s. Veterinärwesen). Auch das ärztliche Hilfspersonal wird zu den M. gerechnet, auf dieses bezieht sich jedoch die Reichsgewerbeordnung nicht. Landesrechtlich kommt die Einrichtung einer

Prüfung für dasselbe vor (geprüfte Heildiener, Bader). Die Militärlazarettgehilfen stehen den geprüften Heildienern gleich. In den Krankenhäusern wird die Krankenpflege regelmäßig durch geschulte Krankenwärter und -Wärterinnen, Diakonissinnen und (katholische) Barmherzige Brüder und Schwestern ausgeübt. Für Apotheker ist nicht nur die staatliche Approbation, sondern auch die Konzessionierung der Apotheke (s. d.) erforderlich. Endlich gehören auch die Hebammen zu den M. (s. Hebamme). Neuerdings sind zwischen dem Deutschen Reich und verschiedenen Nachbarstaaten Staatsverträge über die gegenseitige Zulassung der an der Grenze wohnhaften M. zur Ausübung der Praxis abgeschlossen worden, so mit Österreich-Ungarn (30. Sept. 1882), mit Luxemburg (4. Juni 1883) und mit der Schweiz (29. Febr. 1884).

Medizinalpflanzen, die als Arzneimittel benutzten Pflanzen, s. Arzneipflanzen.

Medizinalpfund, das Pfund des Apothekergewichts (s. d.).

Medizinalpfuscherei (Kurpfuscherei, Medikasterei, Quacksalberei), Ausübung ärztlicher Funktionen ohne staatliche Genehmigung. Dieselbe war in Deutschland bis in die neueste Zeit mit Strafe bedroht und ist es nach dem österreichischen Strafgesetzbuch (§ 343 f.), wofern sie gewerbsmäßig betrieben wird, noch jetzt. Für das Deutsche Reich dagegen ist durch die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 die Gewerbefreiheit auch auf die ärztliche Praxis ausgedehnt, und nur diejenigen Medizinalpersonen, welche sich als Ärzte oder mit gleichbedeutenden Titeln (Wundarzt, Augenarzt, Geburtshelfer, Zahnarzt, Tierarzt) bezeichnen, oder welche seitens des Staates oder einer Gemeinde als solche anerkannt oder mit amtlichen Funktionen betraut werden sollen, bedürfen einer staatlichen Approbation. Das deutsche Strafgesetzbuch kennt daher ein Vergehen der M. nicht, doch ist nach demselben (§ 360, Nr. 8) das unbefugte Führen eines ärztlichen Titels strafbar.

Medizinalpolizei, s. Gesundheitspflege.

Medizinalrat, Ehrentitel für Ärzte (auch Ober-, Geheimer M.); Amtstitel gewisser Medizinalbeamten, insbes. in Preußen derjenigen Mediziner, welche technische Referenten der Bezirksregierungen sind.

Medizinalstatistik, eine Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, möglichst viele, als genügend wertvoll erkannte Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Gesamtgebiet der Heilwissenschaft und Krankheitslehre zu sammeln, zu zählen und nach bestimmten Gesichtspunkten für wissenschaftliche Zwecke zusammenzustellen. Auf jedem Gebiet der Heilkunde benutzt man die statistische Methode, wenn man über die relative Häufigkeit einer Erkrankungsform, über ihre Heilbarkeit oder über den Wert einer Heilmethode Aufschluß erlangen will und zu dem Zweck mehrere beobachtete Einzelfälle unter gemeinsamem Gesichtspunkt zusammenstellt. Das Gebiet der M. berührt sich einerseits mit demjenigen der allgemeinen Bevölkerungsstatistik, deren Ergebnisse für die wissenschaftliche M. nicht zu entbehren sind, anderseits mit demjenigen der medizinischen Geographie und Klimatologie, welch letztere Disziplinen wesentlich auf medizinalstatistischen Erhebungen beruhen. Die M. im engern Sinne hat die Verbreitung aller wichtigern Krankheiten und Todesursachen sowohl nach Altersklassen, Geschlechts-, Berufs- und Rassenverhältnissen wie auch nach den jeweiligen örtlichen Verhältnissen möglichst genau festzustellen und damit die Grundlagen für eine exakte Krankheitsgeographie zu liefern. Die M. ist oft von unerfahrenen Bearbeitern diskreditiert worden, indem sie ungenügendes oder unzuverlässiges Material von zweifelhaftem Wert zu einschneidenden Folgerungen oder wissenschaftlichen Hypothesen benutzten. Je größer die Zahl der genau beobachteten Einzelfälle ist, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, in dem berechneten Zahlenverhältnis den wirklichen Ausdruck der Thatsachen gefunden zu haben, und je sorgfältiger und kritischer man bei Aufstellung der Zahlenreihen verfährt, um so größer ist der Nutzen, der aus ihrer Verwertung der Wissenschaft und der Praxis erwächst. So verdanken wir der M. genaue Nachweise über die Sterbefälle an Pocken vor und nach Einführung der Impfung, Vergleiche zwischen der Erkrankungsziffer verschiedener Länder zu einer und derselben Zeit und den Nachweis, wie viele der Erkrankten gestorben, wie viele geheilt sind; aus diesen Ziffern ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit der heilsame Einfluß der Schutzimpfung. Die M. lehrt ferner den außerordentlichen Nutzen, den zahlreiche Städte in Bezug auf die Sterblichkeitsziffer durch Anlegung einer Wasserleitung gewonnen haben. Sie hat so dringlich auf die Kindersterblichkeit in großen Städten hingewiesen, daß seitdem zahlreiche Veranstaltungen ins Leben getreten sind, um bessere Verhältnisse herbeizuführen. Die M. lehrt, welcherlei Lazarette, welche Verbandstoffe, welcherlei Reinigungsverfahren im Krieg und Frieden die meisten Heilungen erzielen; sie zeigt, daß gewisse alpine Höhen fast gar keine Sterbefälle von Schwindsucht aufweisen, und gibt hiermit die Anregung für bedrohte Personen, solche Plätze aufzusuchen. Seit die M. festgestellt hat, wie viele Menschen blind werden, weil bei ihnen in den ersten Lebenstagen eine an sich unbedeutende Augenentzündung vernachlässigt worden ist, seitdem werden die Hebammen von den Behörden mit strenger Strafe bedroht, wenn sie Fälle dieser Art nicht sofort einer ärztlichen Behandlung zuführen, welche wiederum erfahrungsgemäß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle erfolgreich ist. Auch aus der M. der Taubstummenanstalten hat sich ergeben, daß die meisten Kinder erst später taubstumm werden, wenn sie nach Scharlach oder Masern einen Katarrh des mittlern Ohres zurückbehalten, welcher ungenügend oder gar nicht behandelt wird. Vgl. Oesterlen, Handbuch der medizinischen Statistik (Tübingen 1864); Martius, Die numerische Methode mit Berücksichtigung ihrer Anwendung auf die Medizin (Virchows »Archiv«, Bd. 83, 1881).

Medizinaltaxe (lat.), gesetzliche Bestimmung, wonach das ärztliche Honorar zu berechnen und nötigen Falls festzustellen ist; auch soviel wie Apothekertaxe (s. d.).

Medizinalwein, als Arznei zu benutzender Wein, besonders Süßwein aus Ungarn (Ruster Ausbruch, Tokayer ꝛc.), Spanien und Portugal (Malaga, Sherry, Portwein), dann auch jeder mittelschwere bis schwere Wein und der Wein, welcher zur Bereitung gewisser pharmazeutischer Präparate, wie Pepsin-, Condurangowein, weiniger Rhabarbertinktur, vorgeschrieben ist (nach dem deutschen Arzneibuch Sherry).

Medizinalwesen (Sanitätswesen, Medizinalordnung), der Inbegriff aller Einrichtungen zur Förderung der Gesundheit der Staatsangehörigen. Anfänge staatlicher Organisation des öffentlichen Gesundheitswesens finden sich schon im Altertum: in Rom überwachten archiatri populares die Medizinalverwaltung. Später legten Roger I. von Sizilien und

Kaiser Friedrich II. den Grund zu einer geläuterten Medizinalverfassung. In Preußen begann die Regelung des Medizinalwesens unter Kurfürst Johann Georg 1573, der Große Kurfürst schuf 1685 ein Collegium medicum als Zentralmedizinalbehörde, und 1808 trat die Wissenschaftliche Deputation für das M. in Preußen ins Leben. Gegenwärtig ruht die Leitung der verschiedenen Zweige des Staatsmedizinalwesens in den Händen zentraler Behörden, denen fast in allen Kulturstaaten auch das Recht u. die Pflicht der Legislative zufällt. Für das Deutsche Reich ist als beratendes und begutachtendes Organ das dem Reichskanzleramt unterstellte kaiserliche Gesundheitsamt (s. d.) geschaffen worden. Für Preußen ist die oberste Medizinalbehörde durch die Kabinettsorder vom 22. Juni 1849 das Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, nur das Militärsanitätswesen ressortiert vom Kriegsministerium u. das Veterinärwesen laut Order vom 27. April 1872 vom Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Die Medizinalabteilung des Kultusministeriums besteht aus einem Direktor und teils technischen, teils für die Verwaltung qualifizierten vortragenden Räten. Der Geschäftskreis dieser Zentralbehörde umfaßt: a) Die oberste Leitung der gesamten Medizinal- und Sanitätspolizei mit Ausnahme des dem landwirtschaftlichen Ministerium unterstellten Veterinärwesens. b) Die Aufsicht über die Qualifikation des Medizinalpersonals, die Verwendung desselben im Staatsdienst und die Handhabung der Disziplinargewalt. c) Die Oberaufsicht über alle öffentlichen und Privatkrankenanstalten. Unmittelbar unter dem Minister stehen folgende Behörden: 1) Die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen in Berlin, deren Geschäftskreis, durch Instruktion vom 22. Sept. 1888 bestimmt, wesentlich in Begutachtung medizinisch wichtiger Fragen auf dem Gebiet der Rechtspflege oder der Verwaltung oder des Prüfungswesens besteht. Die Deputation ist aus einem Direktor, aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern zusammengesetzt und ist oberste Instanz über alle durch die technischen Provinzialbehörden oder durch nicht beamtete Ärzte abgegebenen Gutachten. 2) Die für Prüfung der Medizinalpersonen an den Universitäten bestehenden Examinationskommissionen. 3) Die technische Kommission für pharmazeutische Angelegenheiten. Jeder Bezirksregierung ist ein Regierungs- und Medizinalrat überwiesen, welcher alle in die Medizinal- und Gesundheitspolizei einschlagenden Sachen zu bearbeiten, die wichtigen Medizinalanstalten zu revidieren hat und alle Rechte, Pflichten und Verantwortlichkeiten der übrigen Departementsräte besitzt. Für jeden Kreis ist ein Physikus angestellt, welcher promovierter Arzt sein und ein Physikatsexamen vor der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen abgelegt haben muß. Seine Obliegenheiten sind gerichtsärztlicher, sanitätspolizeilicher und medizinalpolizeilicher Art. Den Gerichten gegenüber sind die Physici Sachverständige, welche in allen Kriminal- und Zivilrechtsfällen zunächst zur Abgabe eines sachverständigen medizinischen Gutachtens aufzufordern sind und die gerichtlichen Obduktionen auszuführen haben. Als Verwaltungsbeamte führen die Physici Listen über das Medizinalpersonal des Kreises, sie überwachen die Aufrechterhaltung der Vorschriften über Privatkliniken ꝛc., des Verbotes des Selbstdispensierens und gegen die Medizinalpfuscherei, sie beaufsichtigen und revidieren die Apotheken, prüfen die Apothekerlehrlinge, beaufsichtigen die Drogenhandlungen, sie erstatten Bericht über die Bäder und Gesundbrunnen des Kreises, prüfen die Heildiener und beaufsichtigen die Hebammen. Leider aber fehlt den Physici jede Initiative. Als Lokalbehörden kommen noch die Sanitätskommissionen in Betracht. In Bayern fungiert unter dem Ministerium des Innern als beratende und begutachtende Behörde (auch für Pharmazie und Veterinärwesen) der Obermedizinalausschuß, bestehend aus dem Medizinalreferenten des Ministeriums (Obermedizinalrat) und einer unbestimmten Zahl von Professoren, Apothekern und Tierarzneischulprofessoren. Der Behörde steht die Anwendung der jeweiligen wissenschaftlichen Grundsätze auf die praktische Medizinalverwaltung und die Stellung von Anträgen auf sanitäre Verbesserungen aus eigner Initiative zu. Sachsen besitzt ein Landesmedizinalkollegium, bestehend aus zwölf ordentlichen, vom König ernannten und acht seitens der Bezirksvereine zu wählenden außerordentlichen Mitgliedern. Aufgaben der Behörde sind: Abgaben von Gutachten in Verwaltungs-, bez. Obergutachten in Rechtssachen, staatsärztliche Prüfungen und Prüfungen der Hebammen. In Württemberg steht unmittelbar unter dem Ministerium das Medizinalkollegium (ordentliche, administrative und technische Mitglieder und außerordentliche, auf vier Jahre einberufene Mitglieder) als beratende, verwaltende, Aufsicht führende und verfügende Behörde. Eine aus dem Vorstand und mindestens vier vom Ministerium berufenen Mitgliedern bestehende Abteilung bearbeitet die die Staatskrankenanstalten, die Landeshebammenschule und das Irrenwesen betreffenden Geschäfte. In Baden besorgt das Ministerium des Innern die obere Leitung des Medizinalwesens, für welche ihm vier technische Medizinalreferenten (ein Tierarzt) beigegeben sind. Ihm sind direkt die Bezirksärzte der Amtsbezirke unterstellt. Der Landesgesundheitsrat zur Begutachtung von Gesetzentwürfen besteht aus den vier Medizinalreferenten, zwei Professoren, dem Obmann des Ärzteausschusses und einer Anzahl vom Minister ernannter Mitglieder. In Elsaß-Lothringen leitet die obere Verwaltung des Medizinalwesens der Unterstaatssekretär der innern Abteilung im Ministerium, dem ein Ministerialrat als Referent beigegeben ist. Beim Bezirkspräsidium des Oberelsaß fungiert als Referent ein Medizinalrat. Die Kreisgesundheitsräte, die ihr Amt als unbesoldetes Ehrenamt verwalten, sollen aus der Zahl angesehener Ärzte, Schulinspektoren, Kreisbaumeister, Fabrikanten ꝛc. genommen werden.

In Österreich ist für jede Regierung ein Landessanitätsrat vorgesehen. Derselbe besteht aus dem Landessanitätsreferenten, 3–6 ordentlichen und andern ad hoc vom Landeschef berufenen Mitgliedern, die unentgeltlich funktionieren. Die Funktionen bestehen in der technischen Begutachtung aller von der Landesstelle vorgelegten Sanitätsangelegenheiten. Er ist anzuhören bei Besetzung von Stellen im öffentlichen Sanitätsdienst des Landes, er prüft das gesamte statistische Material, publiziert es in einem Jahresbericht und stellt Anträge auf Verbesserung der sanitären Verhältnisse und Durchführung der bezüglichen Maßnahmen. Dieselben Verpflichtungen und Befugnisse hat für das ganze im Reichstag vertretene Österreich der Oberste Sanitätsrat, welcher aus dem Medizinalreferenten bei der Staatsverwaltung, mindestens sechs ordentlichen Mitgliedern und aus außerordentlichen Mitgliedern in unbestimmter Zahl besteht. — In England regelt

die Local Government Act (1871) die öffentliche Gesundheitspflege und die Public Health Act (1872) die Organisation der staatlichen Sanitäts- und Medizinalbehörden. Während die öffentliche Gesundheitspflege innerhalb der Sanitätsbezirke ausschließlich und völlig obligatorisch den Local Boards of Health anvertraut ist, steht die Aufsicht und Kontrolle über das beteiligte Medizinalpersonal einer einzigen staatlichen Behörde zu, dem Local Government Board, in welchem auch das Zentralarmenamt seit 1871 ganz aufgegangen ist. Diese Behörde besteht aus einem Präsidenten, dem Staatsratspräses, dem Lord-Siegelbewahrer, dem Lord-Schatzkanzler und sämtlichen Ministern, sie gliedert sich in neun Abteilungen u. erläßt Vorschriften über Qualifikation, Ernennung, Entlassung und die Pflichten der bei einer Gesundheitsbehörde anzustellenden Medical officers, Inspectors of nuisance, Distriktsarmenärzte, chemischen Sachverständigen 2c. Ihre Informationen bezieht die oberste Gesundheitsbehörde aus den Berichten des Registrar general, aus den Rapporten ihrer eignen Inspektoren und aus den obligatorischen Berichten jener ärztlichen Medizinalbeamten, welche Teile ihres Gehalts aus Staatsmitteln beziehen. Nach diesen Berichten stellt das Local Government Board den allgemeinen und besondern Gesundheitszustand fest, prüft es die Ortsregulative und begrenzt es die Pflichten des Sanitätspersonals, zunächst allerdings nur, um den Ortsgesundheitsbehörden belehrend und ratend an die Hand zu gehen. Nur wenn letztere ihre Pflicht nicht thun, schreitet das Medizinalamt direkt ein. In Rußland ist dem Staatsministerium der oberste Gesundheitsrat als konsultative Behörde beigegeben. Den Gouvernementsverwaltungen ist je ein Medizinalinspektor und ein Adjunkt beigegeben, ebenso den Kreisverwaltungen ein Kreis-, den Bezirksverwaltungen ein Bezirksarzt. In jeder größern Stadt soll ein Gesundheitsrat gebildet werden. Das 1894 begründete landschaftliche Institut hat als Organ der Selbstverwaltung schnell Bedeutung erlangt. In Italien besteht eine vollkommen einheitliche Zentralverwaltung, selbst das Gesundheitswesen des Heeres und der Marine ressortieren vom Minister des Innern, dem als beratende und begutachtende Behörde das Consiglio superiore di sanità zur Seite steht. Es setzt sich zusammen aus einem Präsidenten, dem Generalprokurator des Appellhofes Roms, einem höhern Militär-, einem Marinearzt, mehreren Ärzten, Juristen oder Verwaltungsbeamten, einem Tierarzt 2c. Die Medizinalabteilung des Ministeriums besteht aus ärztlichen Mitgliedern und einem ärztlichen Direktor. Die Provinzial- und Bezirksgesundheitsräte werden vom Minister des Innern ernannt. In Frankreich ist eine zentrale Unterstellung der Medizinalpersonen und ihrer Thätigkeit unter Einen Minister nicht vorgesehen. Die verschiedenen Ministerien verfügen (wie in den nachgeordneten Instanzen die Präfekten und Maires) für die in ihrem Ressort sich ereignenden Medizinal- und Sanitätsangelegenheiten aus eigner Entschließung. Begutachtend steht dem Minister des Innern das Comité consultatif d'hygiène de France zur Seite; für einzelne besonders wichtige und dringliche Wirkungskreise bestehen spezielle Kommissionen. In den großen Städten entfalten oft die Commissions de santé eine selbständige, fruchtbringende Thätigkeit. Vgl. Eulenberg, Das M. in Preußen (Berl. 1874); Stein, Die innere Verwaltung, 2. Teil (2. Aufl., Stuttg. 1882); Wiener, Handbuch der Medizinalgesetzgebung des Deutschen Reichs und seiner Einzelstaaten (das. 1883–87, 2 Bde. in 4 Tln.); Wernich, Zusammenstellung der gültigen Medizinalgesetze Preußens 2c. (3. Aufl., Berl. 1894); Guttstadt u. Schill, Das deutsche M. (Leipz. 1887); Liebau, Das Medizinalprüfungswesen im Deutschen Reich (das. 1890).

Medizinieren (lat.), Arznei gebrauchen.

Medizinisch-chirurgisches Friedrich Wilhelms-Institut, bis 1828 Pépinière (»Pflanzschule«) genannte militärärztliche Bildungsanstalt, die auf Anregung des Generalchirurgen Görcke (gest. 1822) 1795 begründet u. in der Folge mit der medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär verbunden wurde. Die Anstalt hat jetzt den Zweck, einen geeigneten Ersatz für das Sanitätsoffizierkorps heranzubilden; sie gewährt auf Staatskosten vollständiges Studium der Medizin teils an eignen wiederum zum Teil mit der Universität Berlin verschmolzenen Instituten (Anatomie), teils an letzterer selbst, außerdem die speziell für den Militärsanitätsdienst erforderliche Ausbildung (Kriegschirurgie, Instruktion über militärärztliche Verhältnisse, Rekrutierung, Invalidisierung, Militärhygiene, Reiten) 2c. Nach vierjähriger Studienzeit werden die Studierenden als Unterärzte in der Armee oder im Charitékrankenhaus mit den etatmäßigen Kompetenzen angestellt. Die Zöglinge der Akademie müssen ebenso lange, die des Instituts doppelt so lange, als sie der Anstalt angehörten, als Militärärzte dienen, während welcher Zeit sie im Sanitätskorps avancieren. Die Dienstzeit als Unterarzt in der Charité wird als solche angerechnet. Seit 2. Dez. 1895 (dem Tage des 100jährigen Bestehens) führen die vereinigten Anstalten laut kaiserlicher Kabinettsorder den Namen Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. Vgl. die »Festschrift« (Berl. 1895); Schickert, Die militärärztlichen Bildungsanstalten (Festschrift, das. 1895).

Medizinische Bäder, s. Bad, S. 312.

Medizinische Vereine, s. Ärztliche Vereine.

Médoc, Landschaft im franz. Depart. Gironde, das Arrond. Lesparre umfassend, bildet eine sandige, bewaldete Ebene am linken Ufer der Gironde, bringt aber gute Weine, die sogen. Médocweine (s. Bordeauxweine), hervor. Hauptort ist das Städtchen Lesparre (s. d.). 40 km unterhalb Bordeaux, links an der Gironde, liegt das Fort M. (s. Blaye-et-Sainte-Luce).

Medola (Meldolla), Maler, s. Schiavone.

Medon, Name zahlreicher Personen der griech. Heldensage, wie eines Sohnes des Oileus, des Pylades und der Elektra, eines Herolds des Odysseus u. a.

Medrese (arab., von ders, »Unterricht«, Ort des Unterrichts), Bezeichnung für die Hochschulen der islamischen Welt, in welchen Theologie, Rechtswissenschaft, arabische Grammatik u. ethische Wissenschaften vorgetragen werden. Jetzt ausschließlich der Sitz der auf dem Koran begründeten theologischen und juristischen Gelehrsamkeit, waren die Medresen ehedem auch Lehranstalten für exakte Wissenschaften, namentlich Medizin, Astronomie und Mathematik, also Universitäten im modernen Sinne, deren Glanz im Mittelalter das damals in Unwissenheit gehüllte Abendland weit überstrahlte. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß auch Christen aus diesen Quellen der Wissenschaft schöpften. Mit dem Sinken der muslimischen Weltherrschaft verfielen auch die Medresen allmählich. Die Hochschulen von Cordoba, Toledo, Syrakus, Bagdad u. Damaskus machten den Anfang, und die der östlichen Islamwelt folgten ihnen bald nach. Ihrem Ursprung

Medusen I.



1. **Schirmqualle** (Aurelia phosphorea). — 2. **Wurzelqualle** (Rhizostoma pulmo). — 3. **Knollenqualle** (Pelagia noctiluca). $^1/_4$.

nach waren die Medresen zumeist fromme Stiftungen, in denen für Kost, Quartier, Kleider und Bücher der Hörer reichlich gesorgt war. Die Professoren (Mu-derris) waren glänzend besoldet, und die berühmtern Anstalten dieser Art zählten Tausende von Hörern. Heute erfreuen sich nur die Azharije in Kairo, die von Kairwan in Tunis, die Ahmedije, Nur-i-Osmanije und Aja Sofia in Konstantinopel, nach diesen die von Medina, Ispahan und Bochara eines gewissen Ansehens im Orient. Die Lokalitäten der M., aus einzelnen Zellen, Hörsälen, Hallen und Höfen bestehend, befinden sich meist in der Nähe einer Moschee, auch in der Moschee selber.

Medscherda, Fluß in Nordafrika, entspringt in der alger. Provinz Konstantine, tritt nach Tunis über und mündet nach 365 km langem Lauf, nur Fischerbooten zugänglich, bei Porto Farina ins Mittelländische Meer. Die M. ist der Bagradas der Römer.

Medschīdije, türk. Goldmünze, Vertreter der türkischen Goldwährung, s. Jüslik und Jirmilik. Jetzt gewöhnlich die Silbermedschidije zu 20 Piaster.

Medschīdije (Medjidia), Stadt in der rumän. Dobrudscha, Kreis Constanza, an der Eisenbahn von Tschernawoda nach Constanza im Thal des Karasu gelegen, wurde 1855 von Tataren gegründet, welche nach dem Krimkriege und besonders 1859 die Krim und die Kubansteppe verließen, um sich auf türkischem Gebiet anzusiedeln. Die schon bis auf 25,000 Einw. gestiegene Bevölkerung sank seit 1875 infolge verheerender Krankheiten bis auf (1889) 1942.

Medschīdije-Orden, türk. Orden, vom Sultan Abd ul Medschid 1852 zur Belohnung für der kaiserlichen Regierung geleistete Dienste gestiftet. Der Orden hat fünf Klassen. Die Dekoration besteht in einer Sonne von sieben Silberstrahlen, mit Halbmonden zwischen diesen und dem kaiserlichen Wappen; im Mittelschild befinden sich der Name des Sultans und die Worte: »Eifer, Ergebenheit, Treue« in goldenen Buchstaben auf Purpuremail, das Ganze von rotem Halbmond mit Stern überragt. Das Band ist purpurrot mit grünen Randstreifen. Die erste Klasse trägt die Dekoration am Hals und einen Stern dazu, die zweite Klasse beides kleiner, die dritte Klasse die Dekoration allein am Hals, die vierte und fünfte Klasse auf der Brust. S. Tafel »Orden II«, Fig. 30.

Medschlis (arab., eigentlich Ort des Sitzens, Sitzung, von dschels, »sitzen«), im Türkischen gewöhnlich Versammlung, Kollegium, Ratsversammlung, Gerichtshof, Konferenz, Abgeordnetenversammlung. M.-i-idare, Verwaltungsrat, heißen in der Türkei die den Provinzialgouverneuren zur Seite stehenden, aus Beamten und Notabeln des Ortes zusammengesetzten Kollegien mit teils beratender, teils beschließender Befugnis. M.-i-beledi, Munizipalrat, Stadtverordnetenversammlung, deren Vorsitzender der Bürgermeister (reïs-i-beledije) ist. M.-i-vukelā, der Ministerrat, in welchem der Großwesir den Vorsitz führt.

Medschūsi (vom griech. magos, »Magier, Feueranbeter«), im Koran (Sure 22, 17) Bezeichnung der Götzendiener; ursprünglich sind darunter die persischen Feueranbeter zu verstehen, deren Kult von Zoroaster reformiert wurde, und welche jetzt in Persien als Gebern, in Indien als Parsi bekannt sind.

Meduana, Fluß, s. Mayenne.

Medulla (lat.), das Mark (s. d.); M. oblongata (»das verlängerte Mark«), der Abschnitt des Gehirns, welchem sich das Rückenmark anschließt (s. Gehirn); M. spinalis, Rückenmark (s. d.).

Medullār (lat.), zum Rückenmark gehörig; Medullarkrebs (Medullarschwamm), eine weiche, zellenreiche Form des Krebses; Medullarrohr, die früheste Anlage des Zentralnervensystems, s. Embryo.

Medus, Sohn der Medea (s. d.) und des Jason oder des Ägeus, nach welchem die Meder benannt sein sollten.

Medūsa, eine der Gorgonen (s. d.).

Medusen (Schirmquallen, hierzu Tafel »Medusen I u. II«), Abteilung der Cölenteraten (s. d.), Meeresbewohner, welche meist an der Oberfläche des Wassers oft in großen Scharen beisammen schwimmen. Ihr Körper ist außerordentlich weich und besteht bei manchen Arten aus so wenig fester Substanz, daß er beim Trocknen kaum einen Rückstand hinterläßt. Sie haben die Gestalt einer Scheibe oder Glocke, von deren Unterfläche wie ein Klöppel in der Mitte ein hohler Stiel mit einer Öffnung am Ende (dem Mund) herabhängt. Dieser Mundstiel führt in den geräumigen Magen, welcher die einzige Höhle im Körper ist und sich nach allen Richtungen in Kanäle fortsetzt. In letztern zirkuliert die bei der Verdauung gewonnene Nährflüssigkeit und verbreitet sich so durch die ganze Meduse. Durch abwechselnde Zusammenziehung und Ausdehnung der Glocke wird das Wasser in ihr ausgestoßen und neues aufgenommen; der so hervorgebrachte Stoß treibt die Meduse vorwärts. Diese Bewegungen geschehen meist langsam und regelmäßig, bringen aber im Notfall die Meduse rasch von der Stelle. Sie erfolgen durch die Thätigkeit von Muskelfasern auf der Unterseite der Glocke. Das Nervensystem besteht entweder aus gewöhnlich 4 (oder 8) am Rande der Scheibe regelmäßig verteilten, unter sich aber durch Nerven verbundenen Ganglien oder aus zwei völligen Ringen, die ebenfalls am Rande verlaufen. Von diesen Zentralorganen aus werden die Tentakeln (Fangfäden), welche gleichmäßig am Rande verteilt sind (s. »Hydromedusen«, Fig. 2), sowie die ihnen benachbarten Sinneswerkzeuge innerviert. Letztere sind entweder Seh- oder Hörorgane von meist ziemlich einfachem Bau. Die Geschlechtsstoffe werden im Innern der M., und zwar meist in der Wandung der vom Magen ausgehenden Kanäle erzeugt, gelangen bei ihrer Reife in die letztern hinein und dann durch den Mund ins Wasser. Gewöhnlich sind die M. getrennten Geschlechts; die Eier bilden sich nur selten im Innern des Muttertieres zu Larven aus.

Man zerlegt die M. in zwei große, scharf getrennte Gruppen: in die Hydroidquallen und die Akalephen. 1) Die Hydroidquallen gehören zu den Hydromedusen (s. d.). Meist sind es kleine M., die sich von den Polypenstöckchen ablösen und dann erst, indem sie noch eine Zeitlang im Meere umherschwimmen, Eier oder Samen entwickeln. Wegen des vom Rande ihrer Glocke nach innen zu gerichteten häutigen Saumes heißen sie saumtragende (kraspedote) M. Von den Sinneskörpern sind bei einer u. derselben Art fast immer entweder nur Augen oder nur Gehörbläschen vorhanden (s. Tafel II: Cormarina, Lizzia, Olindias, Tima). Bemerkenswert ist noch, daß sich die Kraspedoten mitunter auch durch Knospung oder Teilung fortpflanzen, ja daß sogar, wie beim Süßwasserpolypen (s. d.), Stücke einer Meduse sich binnen einigen Tagen wieder zu vollständigen Tieren ergänzen können. Übrigens wird bei einer Gruppe, den Trachymedusae, kein Polypenstöckchen mehr gebildet; vielmehr entwickelt sich aus dem Ei die Larve und aus dieser gleich die Meduse. 2) Die Scyphomedusen

oder Akalephen (Tafel I u. II). Diese entbehren fast alle des Randsaumes (sogen. Akraspeden), sind meist von bedeutender Größe und werden darum, wenn man von Quallen (s. d.) redet, vorzugsweise ins Auge gefaßt. Bei ihnen hängen vom Mundstiel in der Regel noch besondere Arme herab, die bei einer Gruppe, den Rhizostomidae, miteinander verschmelzen und nur kleine Öffnungen zwischen sich lassen, so daß die Nahrung nur durch Saugen aufgenommen werden kann. Infolge der eigentümlichen Anordnung des Nervensystems (s. oben) sind die einzelnen Teile des Körpers, welche von den vier oder acht Ganglien aus innerviert werden, vergleichsweise unabhängig voneinander und können sich, wenn man sie von der Meduse abschneidet, noch tagelang bewegen. Die Sinneskörper sind, wie es scheint, bei dieser Gruppe allgemein Auge und Ohr zugleich. Die Entwickelung geschieht bei einigen Arten ganz direkt, bei den meisten jedoch auf einem kleinen Umweg, der an die ehemalige Polypennatur der M. erinnert. Aus dem Ei entsteht nämlich eine Larve, die sich festsetzt und einem kleinen Korallpolypen sehr ähnlich ist, auch gleich diesem Tentakeln erhält. Später kerbt sich die Larve (das sogen. Scyphistoma) der Quere nach mehrere Male ein und wird so einem Tannenzapfen (strobila) ähnlich, noch später sieht sie aus wie eine Reihe aufeinander gestellter Teller. Alsdann lösen sich letztere von oben nach unten ab und schwimmen als junge M. (sogen. Ephyrae) fort. Letztere haben oft noch viele Veränderungen zu erleiden, bis sie groß sind. Im erwachsenen Zustande sind die Akalephen gefräßige Tiere, welche trotz ihrer Zartheit mit Fischen und Krebsen, die oft größer sind als sie selbst, fertig werden, sie mit ihren Nesselorganen lähmen und allmählich verdauen. Einige Arten nesseln so stark, daß sie auch dem Menschen gefährlich werden und auf dem nackten Körper starke Anschwellungen hervorrufen. Auch die Fähigkeit, bei Nacht zu leuchten, ist allgemein vertreten. Fossil sind im Solnhofener Schiefer einige ziemlich deutliche Abdrücke gefunden worden. Man teilt die Akalephen in die Scheibenquallen (Discophora) oder Akraspeden, zu denen Aurelia (Ohrenqualle, Tafel I) der Ostsee, Pelagia (Knollenqualle, Tafel I) des Mittelmeeres, Cotylorhiza (Tafel II), Rhizostoma (Wurzelqualle oder Meerlunge, Tafel I sowie Tafel »Aquarium«, Fig. 11) ɔc. gehören, ferner in die Peromedusen, in die Beutelquallen oder Kubomedusen (diese haben einen Randsaum; hierher Charybdaea) und in die Becherquallen (Calycozoa) ein; letztere sind dadurch interessant, daß die meisten von ihnen nicht frei umherschwimmen, sondern mit einem Stiel festgewachsen sind. Die auf Tafel II abgebildeten Fig. 6—8 sind Hydromedusen, Fig. 9—11 Rippenquallen. Vgl. E. Forbes, Monograph of the British naked-eyed Medusae (Lond. 1848); Agassiz, North American Acalephae (Cambridge 1865); Hertwig, Nervensystem und Sinnesorgane der M. (Leipz. 1878); Haeckels Arbeiten über fossile M. (1865, 1869, 1874); Claus, Studien über Polypen und Quallen der Adria (Wien 1877); Derselbe, Organisation und Entwickelung der M. (Prag u. Leipz. 1883); Eimer, Die M., physiologisch und morphologisch auf ihr Nervensystem untersucht (Tübing. 1879); Haeckel, Monographie der M. (Jena 1879—81, 2 Tle.); Götte, Entwickelungsgeschichte der Aurelia ɔc. (Hamb. 1886); Metschnikow, Embryologische Studien an M. (Wien 1886); Brooks, Life-history of the Hydromedusae (Boston 1886).

Medusenhaupt, s. Gorgoneion.

Medusenhaupt, Krankheit, s. Cirsomphalus.

Medusenstern, s. Haarsterne.

M. Edw., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Henri Milne-Edwards (s. d.).

Medway (spr. méddwē), wichtigster Nebenfluß der Themse, entsteht oberhalb Tunbridge (64 km von seiner Mündung) durch den Zusammenfluß des Eden und Tun und erweitert sich bei Rochester und Chatham zu einem der prächtigsten Häfen, der durch die bei Sheerneß (an der Mündung desselben) und gegenüber angelegten Werke verteidigt wird. Der holländische Admiral Ruyter segelte 1667 bis nach Chatham hinauf, wo er mehrere englische Kriegsschiffe teils zerstörte, teils wegnahm.

Medwi, Ort, s. Medewi.

Medwjediza, Fluß im russ. Gouv. Saratow, entsteht aus dem Zusammenfluß der Großen und Kleinen M. und ergießt sich nach 530 km langem Lauf links in den Don. Auf 425 km ist er flößbar.

Medyn, Kreisstadt im russ. Gouv. Kaluga, an der Medynka, mit 3 Kirchen, Zündhölzer-, Kaliko- und Ziegelfabrikation und (1889) 8139 Einw. Hier 14. Okt. 1812 Sieg der Russen über die Avantgarde der Franzosen.

Medzibor, Stadt, s. Neumittelwalde.

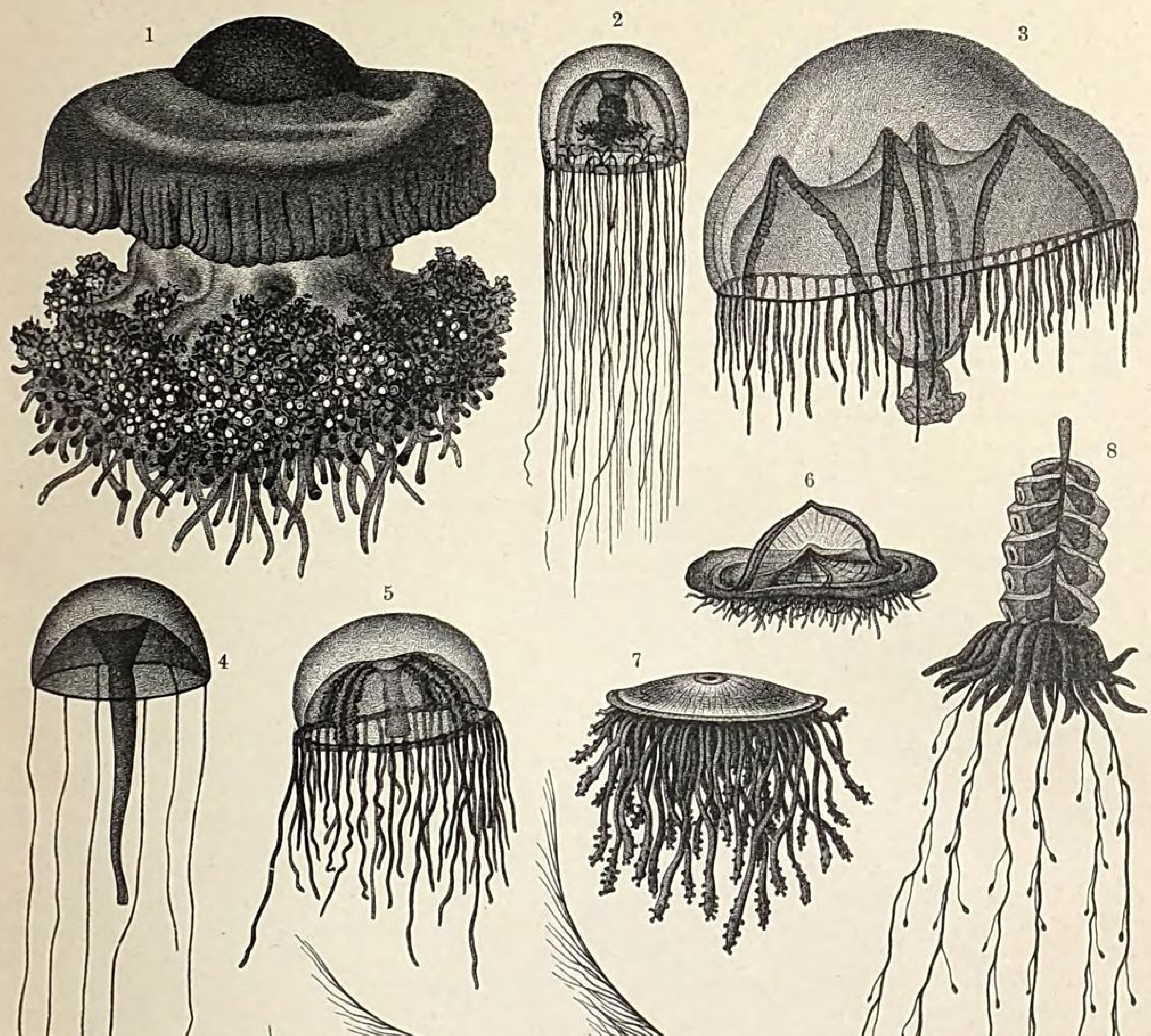
Meedeland, das alte, leichtere (d. h. etwas sandigere, weniger fette), an die Geest angrenzende Marschland.

Meenen, Stadt, s. Menin.

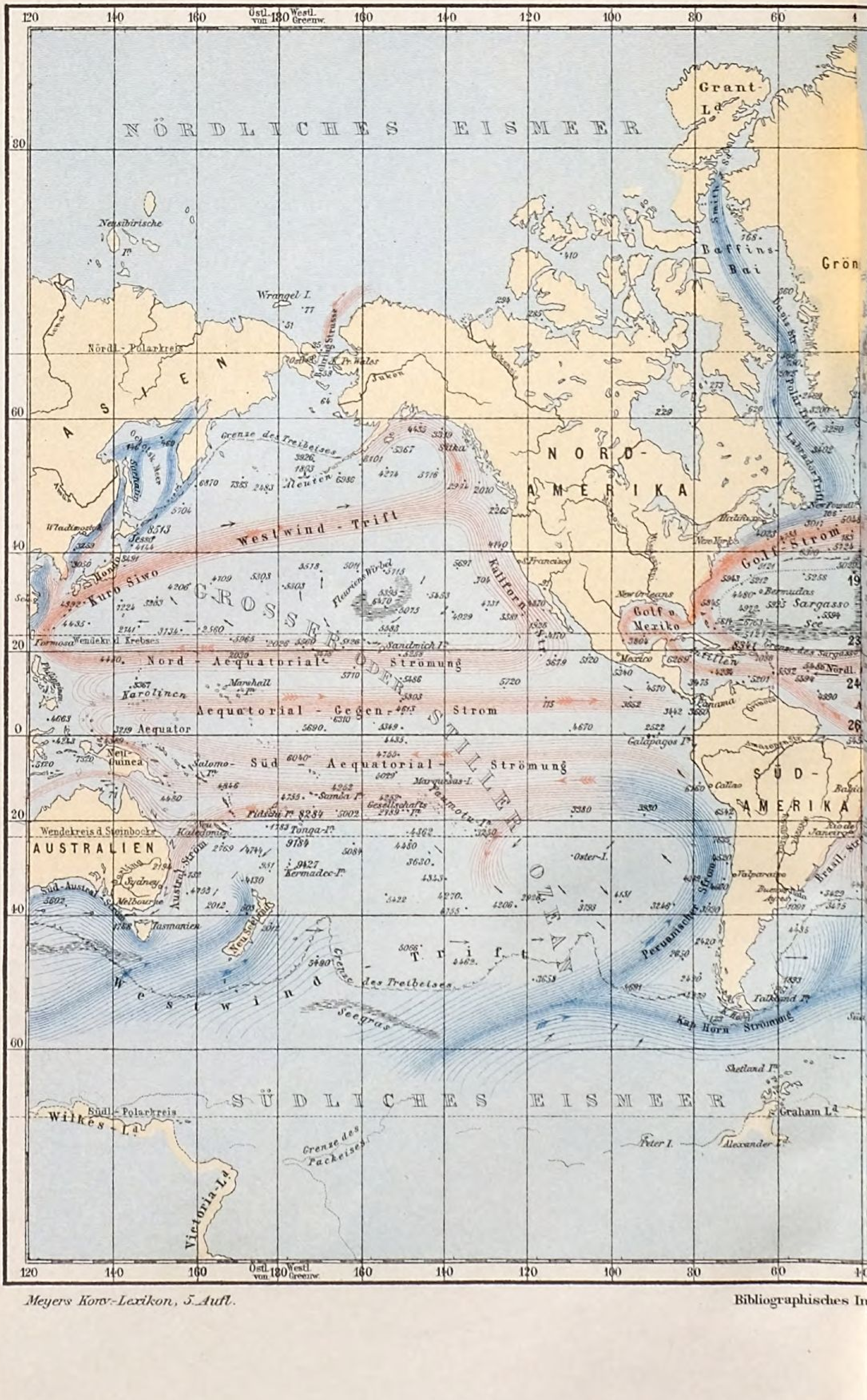
Meer (Weltmeer, Ozean, hierzu die Karte »Meeresströmungen ɔc.«), die ganze zusammenhängende Wassermasse, welche den größten Teil der Erdoberfläche bedeckt. Man teilt dasselbe ein in fünf Ozeane, nämlich: 1) das Südliche Eismeer südlich vom südlichen Polarkreis, 2) das Nördliche Eismeer nördlich vom nördlichen Polarkreis, 3) den Atlantischen Ozean zwischen dem Meridian des Kap der Guten Hoffnung und dem des Kap Horn, 4) den Stillen Ozean zwischen dem Meridian des Kap Horn und dem des Kap Leeuwin, 5) den Indischen Ozean zwischen den Meridianen von Kap Leeuwin und Kap der Guten Hoffnung. Nach vorläufigen Berechnungen kann das Areal der Meeresfläche zu 374,057,912 qkm = 6,793,000 QM. angenommen werden. Da das Gesamtareal der Erdoberfläche 509,950,714 qkm = 9,261,000 QM. beträgt, so ist das Flächenverhältnis von M. zu Land etwa 2,76:1. Während die größte Tiefe des Meeres 8960 m der größten Höhe des Festlandes 8840 m nahezu gleichkommt, beträgt die mittlere Tiefe 3797 m, die mittlere Höhe 686 m. So ungenau die beiden letztern Zahlen auch noch sind, so geben sie doch ein anschauliches Bild für die Gegensätze in den räumlichen Verhältnissen des Meeres und der Kontinente. Dieselben Kräfte, welche durch Abschwemmung die Umrisse der höchsten Erhebungen schärfer und rauher gestalten, ebnen die Meerestiefen immer mehr und gestalten das Becken des Weltmeeres zur Tiefebene, aus welcher die Kontinente als gewaltige Plateaugebirge emporsteigen. Das gesamte Volumen der Meere beträgt 1349,26 Mill. Kubikkilometer, das der Festländer über dem Meeresspiegel 97,7 Mill., so daß das Verhältnis beider 13,8:1 ist. Bei Abtragung der Kontinente in die Meere würde die ganze Erdoberfläche von einem Ozean von 2650 m Tiefe bedeckt werden.

Die Meerestiefen wurden erst zum Gegenstand ausgedehnter Forschungen gemacht, als das praktische Bedürfnis sich geltend machte und für Legung trans-

Medusen II.



Quallen: 1. Cotylorhiza tuberculata. 1/3. — 2. Lizzia Koellikerii. Natürl. Größe. — 3. Tima flavilabris. 1/2. — 4. Carmarina hastata. 1/3. — 5. Olindias Müllerii. 1/2.
Siphonophoren: 6. Velella spirans. 1/2. — 7. Porpita mediterranea. Nat. Gr. — 8. Physophora hydrostatica. 1/2.
Rippenquallen: 9. Eucharis multicornis. 1/2. — 10. Callianira bialata. Nat. Gr. — 11. Beroë Forskalii. 1/2.



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches In



es Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Meer«.

ozeanischer Telegraphenleitungen die Untersuchung des Meeresgrundes erforderlich wurde. Über die Tiefenverhältnisse findet man bei den einzelnen Ozeanen Spezielleres angeführt. Die größten Tiefen, welche man bis 1887 zuverlässig festgestellt hat, enthält folgende Tabelle:

Übersicht der größten Meerestiefen.

Meeresteil	Ort der Lotung		Größte Tiefe	Gefunden	
	Breite	Länge	Meter	von	im Jahr
Nordatlantischer Ozean	19° 39′ Nord	66° 26′ West	8341	Brownson .	1883
Südatlantischer Ozean	0° 11′ Süd	18,5° West	7370	Martial . .	1882
Nordsee	bei Nörstrand (Norwegen)		687	Hoffmann . .	1872
Ostsee	nordwestlich von Gotland		325	Hoffmann . .	1871
Mittelländisches Meer	35° 45′ Nord	21° 46′ Ost	4400	Luksch . . .	1891
Golf von Mexiko	25° 8′ Nord	87° 18′ West	3875	Sigsbee . .	1878
Karibisches Meer	20 Seemeilen südl. von Grand Cayman		6270	Bartlett . .	1880
Nördlicher Stiller Ozean	44° 55′ Nord	152° 26′ Ost	**8513**	Belknap . .	1874
Südlicher Stiller Ozean	17° 4′ Süd	172° 14′ West	8285	Aldrich . . .	1888
Südlicher Stiller Ozean	23° 40′ Süd	175° 10′ West	**8961***	Balfour . .	1895
Chinasee	17° 54′ Nord	117° 14′ Ost	3840	Thomson . .	1875
Zwischen Japan und Admiralitätsinseln	11° 24′ Nord	143° 16′ Ost	8367	Thomson . .	1875
Sulu- oder Mindorosee	8° 32′ Nord	121° 55′ Ost	4663	Nares . . .	1874
Celebessee	5° 42′ Nord	123° 34′ Ost	4755	Nares . . .	1874
Bandasee	5° 24′ Süd	130° 37′ Ost	5120	Nares . . .	1874
Melanesien oder Korallensee	16° 47′ Süd	165° 20′ Ost	4850	Nares . . .	1874
Indischer Ozean	9° 18′ Süd	105° 28′ Ost	5852	Aldrich . . .	1888
Nördliches Polarmeer	78° 5′ Nord	2° 30′ West	4846	v. Otter . .	1868

* Bei dieser Tiefe brach die Lotleine.

[Der Meeresboden.] Auf dem Grunde des Meeres bilden sich kontinentale (oder Küsten-) und pelagische (oder Tiefsee-) Ablagerungen. Die erstern bestehen aus den Detritusprodukten der Küsten und den von den Flüssen ins M. geführten Bestandteilen und dehnen sich bis zu 150 Seemeilen von der Küste aus. Die Tiefseeablagerungen setzen sich aus den Resten kleinster Organismen und aus vulkanischem Detritus zusammen. Am weitesten über alle Meere verbreitet und den Boden des größten Teils des Nordatlantischen Ozeans bedeckend ist der Globigerinenschlamm, welcher aus den Resten kalkschaliger Foraminiferen (Wurzelfüßer) besteht, unter denen die Globigerinen die zahlreichsten sind. Die Foraminiferen leben in der Nähe der Meeresoberfläche in großer Menge, ihre zarten Reste sinken nach dem Absterben äußerst langsam in die Tiefe hinab. Auf dem Wege dahin wird der kohlensaure Kalk durch die freie Kohlensäure im M. mehr und mehr aufgelöst, so daß in größern Tiefen immer weniger Kalkschlamm zum Niederschlag gelangt u. derselbe in Tiefen über 5000 m aufhört, einen wesentlichen Bestandteil des Tiefseeschlammes zu bilden. In größern Tiefen herrschen roter und grauer Thon und vulkanischer Detritus vor, ersterer vermutlich aus unlöslichem Rückstand der organischen Reste und feinstem unorganischen Staub herrührend, letzterer das Produkt von Eruptionen (in der Nähe der Küste od. unterseeisch). Außerdem findet sich auf beschränktern Gebieten des Meeresgrundes Diatomeen- oder Radiolarienschlamm, der aus den Kieselschalen genannter Organismen besteht.

[Das Meerwasser] ist eine Lösung sehr verschiedenartiger Salze in reinem Wasser, der salzig-bittere Geschmack und der eigentümliche Geruch desselben rührt von gelösten Salzen und in Verwesung begriffenen organischen Substanzen her. An chemischen Grundstoffen sind im Meerwasser 32 nachgewiesen worden.

Die Hauptbestandteile des Seesalzes bilden Chlor, Schwefelsäure, Kalk, Magnesia und Natron, welche untereinander und zum Gesamtsalzgehalt überall im Weltmeer in merkwürdig gleichbleibendem Mischungsverhältnis angetroffen sind. Es genügt, den Chlorgehalt des Meerwassers maßanalytisch zu bestimmen, und man erhält mit Hilfe des sehr konstanten Koeffizienten $\frac{\text{Salzgehalt}}{\text{Chlorgehalt}}$ (1,81) ohne weiteres den Salzgehalt. Man kann aber auch das spezifische Gewicht des Seewassers mittels eines Aräometers bestimmen und dasselbe auf eine konventionelle Temperatur (gewöhnlich 17,5°) reduzieren. Der Salzgehalt läßt sich dann leicht berechnen. Folgende Tabelle enthält für verschiedene Meeresgebiete den Salzgehalt für 1000 Teile Seewasser und das Mischungsverhältnis der Hauptbestandteile auf Chlor = 100 berechnet sowie den sich daraus ergebenden Chlorkoeffizienten und das spez. Gewicht reduziert auf 17,5° (nach Forchhammer):

	Salzgehalt	Schwefelsäure	Kalk	Magnesia	Chlorkoeffizient	Spezifisches Gewicht
1) Atlantischer Ozean, 0—30° nördl. Br. . . .	36,253	11,75	2,98	11,11	1,810	1,0277
2) 30° nördl. Br. bis Nordspitz-Schottland-Neufundland	35,932	12,05	3,07	11,10	1,812	1,0274
3) Nördlich davon	35,391	11,80	2,97	11,03	1,808	1,0270
4) Baffinbai und Davisstraße	33,281	12,01	2,77	11,23	1,811	1,0254
5) Nordsee und Skagerrak	32,823	12,09	2,86	11,25	1,816	1,0258
6) Kattegat und Sund	16,230	11,94	3,29	10,86	1,814	1,0124
7) Ostsee	4,931	12,73	3,64	11,94	1,835	1,0038
8) Schwarzes Meer	18,146	11,71	4,22	12,64	1,821	1,0138
9) Mittelmeer (Kreta)	37,936	11,82	3,08	10,90	1,816	1,0289
10) Straße von Gibraltar	36,391	11,42	2,82	10,12	1,805	1,0278
11) Atlantischer Ozean, 0—30° südl. Br.	36,553	12,03	2,91	10,96	1,814	1,0279
12) 30° südl. Br. bis Kap Horn u. Kap der Guten Hoffnung	35,038	11,94	2,87	10,15	1,809	1,0267
13) Indischer Ozean	33,868	12,04	2,98	11,01	1,814	1,0259
14) Nördlicher Stiller Ozean	35,219	11,67	2,93	11,06	1,807	1,0269
15) Südpolarregion	28,565	11,65	3,16	10,99	1,814	1,0218

Der Salzgehalt des Meerwassers wird vermehrt durch Verdunstung und Eisbildung, vermindert durch Niederschläge und Eisschmelze und lokal durch Süßwasserzuflüsse. Infolgedessen ist die horizontale Verteilung des Salzgehalts am Boden sehr gleichmäßig, an der Oberfläche schwankend. Im allgemeinen findet sich die größte Salzmenge an der Oberfläche, abnehmend bis 1500—1800 m, dann sehr langsam nach untenhin zunehmend, aber am Boden nicht den Betrag der Oberfläche erreichend. Abgesehen von den abgeschlossenen Meeresteilen, findet sich das salzigste Oberflächenwasser in den Gebieten trockner Winde, den Passaten, im Gegensatz zu den Regionen der äquatorialen Regen und der feuchten Monsune; der Salzgehalt nimmt ferner im allgemeinen von den höhern Breiten bis in die Passatzonen und von den Küsten nach der offenen See hin zu. An Gasen enthält das Meerwasser Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, während aber die atmosphärische Luft 20,9 Sauerstoff und 79,1 Stickstoff enthält, finden sich im Seewasser 34,9 Sauerstoff und 65,1 Stickstoff. Erfahrungsmäßig ist das Seewasser mit Stickstoff sehr vollständig gesättigt, dagegen zeigt sich namentlich in der Tiefe Mangel an Sauerstoff, welcher durch Oxydation und Tierleben beständig verbraucht wird. Das Meerwasser ist viel reicher an Kohlensäure als süßes Wasser (1 Lit. Nordseewasser enthält 50 ccm Kohlensäure), und der Kohlensäuregehalt ist keinen großen Schwankungen unterworfen.

Gefrierpunkt u. Dichtigkeitsmaximum des Meerwassers weichen von denen des reinen Wassers ab.

Wasser, dessen Salzgehalt beträgt	gefriert bei	erreicht sein Dichtigkeitsmaximum bei
0 Proz.	0°	+4°
1 =	−0,7°	+1,6°
2 =	−1,4°	−0,8°
3 =	−2,1°	−3,5°
4 =	−2,6°	−6,1°

Die größte Dichtigkeit des Seewassers liegt also im allgemeinen immer unter dem Gefrierpunkt. Während daher ein Süßwassersee, sobald er bis zum Grund auf +4° abgekühlt ist, bei einer Lufttemperatur unter Null sehr bald an der Oberfläche gefrieren kann, dauert der vertikale Wasseraustausch des sich abkühlenden Seewassers unter dem Einfluß der Winterkälte so lange fort, bis die ganze Wassermasse auf den tief herabgedrückten Gefrierpunkt abgekühlt ist. Erst dann bildet sich unter Abscheidung des Salzes eine Eisdecke (s. Polareis). Die Polarmeere bilden daher unter der Eisdecke mächtige Ansammlungen eiskalten, bis auf —2° und darunter abgekühlten Wassers, ein Umstand, der für die Wasserzirkulation über das ganze Weltmeer entscheidend wirkt.

[Meerestemperatur.] Die Meerestemperatur an der Oberfläche folgt der Temperatur der Luft unter beträchtlicher Abstumpfung der Extreme. In den mittlern Breiten beträgt die jährliche Schwankung im Atlantischen Ozean durchschnittlich 5°, in abgeschlossenen Meeresteilen meist viel mehr, z. B. im Skagerrak 17°. Die höchste Meerestemperatur wurde bei Aden zu 34,5° beobachtet. In den Tropen, wo die Strömungen von O. nach W. setzen, verbreitert sich das Gebiet tropisch warmen Wassers (über 24°) ganz außerordentlich nach W. Entsprechend den in gemäßigten Breiten herrschenden östlichen Strömungen, finden sich die Ansammlungen von Wasser mit Temperaturen von 12—20° an den Ostseiten der Ozeane. Es beträgt die Breite der Fläche mit einer Oberflächentemperatur von 12—24° im

	Stillen Ozean		Atlantischen Ozean	
	Westseite	Ostseite	Westseite	Ostseite
August . .	16°	65°	15°	60°
Februar . .	12°	45°	8°	50°

Die Folge hiervon ist, daß die Wasserflächen mit einer Temperatur über 12° sehr viel breiter in den Osthälften sind als in den Westhälften. Zwei Fünftel der gesamten Meeresoberfläche sind im Jahresdurchschnitt tropisch und mehr als die Hälfte über 20° erwärmt. Dabei ist die nördliche Halbkugel in Bezug auf die ozeanische Wärmeverteilung in hohem Maße begünstigt. Die Flächen hoher Temperatur verschieben sich mit dem Sonnenstand, so daß im Sommer der Nordhemisphäre der größere Teil der erstern nördlich, im Winter aber südlich vom Äquator liegt.

Durch die horizontale Wasserbewegung wird gleichzeitig auch eine vertikale Zirkulation erzeugt. Ein anhaltend gegen das Ufer wehender Wind bewirkt hier eine Aufstauung des Wassers, welche ihrerseits einen Unterstrom am Meeresboden in einer dem Winde entgegengesetzten Richtung veranlaßt. So wird eine vertikale Zirkulation eingeleitet mit einer absteigenden Bewegung des Wassers an den Leeküsten und einer aufsteigenden an den Luvküsten. Entschiedene Luvküsten sind in der Passatzone die Westküsten der Kontinente, die Ostküsten dagegen Leeküsten. In den Gebieten, welche außerhalb der Passatzone liegen, muß nun infolge der vorherrschenden Westwinde eine Zirkulation in entgegengesetzter Richtung stattfinden. Die »kalte Mauer«, jenes Kaltwassergebiet, das die amerikanische Küste von dem warmen Wasser des Golfstroms trennt, rührt nur zum Teil von dem Labradorstrom her, zum Teil ist der Auftrieb an der Luvküste die Ursache.

Die Temperaturverhältnisse am Grunde lassen folgende Zusammenstellung der in den verschiedenen Meeresteilen gefundenen niedrigsten Bodentemperaturen erkennen:

	Östlicher Teil:		Mittlerer Teil:		Westlicher Teil:	
	niedrigste Temperatur °C.	Tiefe Meter	niedrigste Temperatur °C.	Tiefe Meter	niedrigste Temperatur °C.	Tiefe Meter
Nördlicher Atlantischer Ozean . .	1,6 *	4526	0,9 **	4160	0,8	3482
Südlicher Atlantischer Ozean . .	0,5	4252	0,4 ***	5170	−0,6	4892
Nördlicher Stiller Ozean . . .	0,3 †	3948	0,3	4636	−0,4	3509
Südlicher Stiller Ozean	0,7	4151	0,5 ††	5303	0,6	4755
Indischer Ozean.	−0,6	3566	0,7	4618	1,4	3475

* In 2° 52′ nördl. Br. ** In 0° 9′ nördl. Br. *** In 2° 42′ südl. Br. † In 26° 22′ nördl. Br. †† In 25° 5′ südl. Br.

Für die Temperaturmessungen der Meerestiefen sind besonders konstruierte, gegen hohen Druck geschützte Thermometer erforderlich (s. Tiefseethermometer). Als Resultat der Temperaturbeobachtungen in der Tiefe ergibt sich allgemein das Vorhandensein einer außerordentlich mächtigen Kaltwasserschicht, deren Temperatur dem Gefrierpunkt naheliegt. Im Atlantischen Ozean nimmt die Temperatur von der Oberfläche bis zum Grunde zuerst sehr schnell, dann langsam und immer langsamer ab. Im Stillen Ozean, wo

die Begrenzungsflächen der Wasserschichten gleicher Temperatur zwischen 35° nördl. und 35° südl. Br. sehr gleichmäßig verlaufen, liegt die Fläche von 2,5° in etwa 1550 m Tiefe, und die mittlere Tiefe zwischen diesen Breiten beträgt etwa 3500 m. Eine Wasserschicht von 2000 m Mächtigkeit ist also durchweg kälter als 2,5°. Nimmt man aber die Fläche von 5° als obere Grenzfläche des kalten Wassers an, so erhält man für dasselbe Gebiet eine kalte Schicht von nahezu 2700 m Mächtigkeit. Im nördlichen Teil des Stillen Ozeans findet sich schon in 100 m Tiefe Wasser von einer Temperatur unter 1°. Im Atlantischen Ozean zeigt die Grenzfläche der kalten Schicht eine deutliche Neigung von S. nach N.

Nicht minder auffallend wie die Temperaturen der Kaltwasserschicht ist die Verbreitung der darüber liegenden wärmern Wasserbedeckung. Im Atlantischen Ozean findet man in unmittelbarer Nähe und nördlich vom Äquator erstaunliche Temperaturabnahmen in den obern 100—200 m. Im nördlichen Atlantischen Ozean zwischen 30 und 40° nördl. Br. dagegen ist die größte Ansammlung warmen Wassers vorhanden, welche überhaupt im offenen Ozean angetroffen wird. Bis zu 600 m Tiefe findet man hier noch warmes Wasser von 15° und darüber. Dieses Reservoir warmen Wassers bildet die so überaus wirksame Wärmequelle für das gemäßigte Klima Westeuropas bis nach Spitzbergen hinauf und wird von warmen Oberflächenströmen gespeist. Die geschilderte vertikale Temperaturverteilung in den Ozeanen kommt in der Weise zu stande, daß das von obenher abgekühlte Wasser stets in die Tiefe sinkt, während das von obenher erwärmte Wasser sich an der Oberfläche ausdehnt. Von der Annahme kalter Strömungen von meßbarer Geschwindigkeit in der Tiefe ist ganz abzusehen. Dagegen findet sich ein äußerst langsames Zudrängen polaren Wassers nach dem Äquator hin, und überall werden die kältesten Bodentemperaturen angetroffen, wo in der Tiefe freie Kommunikation mit den Eismeeren vorhanden ist.

Den polaren Ursprung der niedrigen Bodentemperatur beweist auch die Temperaturverteilung in Binnenmeeren, welche bis zu einer gewissen Tiefe gegen den offenen Ozean abgesperrt sind. Hier übersteigt die Temperaturerniedrigung in keinem Fall diejenige, welche der Tiefenschicht auf der absperrenden Bodenerhebung zukommt. Nur wenn die Winterkälte des Ortes niedriger ist als die Temperatur dieser Schicht, kann die Temperatur noch um diese Differenz erniedrigt werden. Im Mittelmeer, welches nur bis 350 m Tiefe mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung steht, welcher Tiefe eine Temperatur von 14° zukommt, entspricht die Temperatur in den größten Tiefen der Wintertemperatur der Luft (12,8—13,6°). Im Karibischen M. und im Mexikanischen Meerbusen sinkt ebenso die Bodentemperatur nirgends unter 4,4°, entsprechend der Tiefe auf dem absperrenden submarinen Rücken von 1500 m etc.

[Meeresströmungen.] Vgl. beifolgende Karte. Die allgemeine ozeanische Zirkulation entsteht nach der Gravitationstheorie durch die starke Erwärmung des Meereswassers unter dem Äquator, wodurch das leichtere Oberflächenwasser polwärts abfließt und durch eine Rückströmung kalten und dichten Polarwassers in der Tiefe ersetzt wird; die Windtheorie erklärt dagegen richtiger die Meeresströmungen durch die Passatwinde und die vorherrschenden Winde an der Meeresfläche. Temperaturschwankungen, Dichteunterschiede, Verdunstung, Rotation der Erde und Druck der an der Oberfläche lagernden Wassermassen kommen als sekundäre Faktoren in Betracht. In allen Ozeanen (vgl. die Karte) beobachtet man eine äquatoriale Strömung in der Richtung von O. nach W., welche sich im W., der Konfiguration der Küsten entsprechend, nach N. oder S. weiter verfolgen läßt (Nordatlantischer Ozean: Golfstrom, Südatlantischer Ozean: Brasilischer Strom, Stiller Ozean: Kurosiwo, Indischer Ozean: Agulhasstrom). Die beständig nach dem Äquator zu gerichteten und nach W. abgelenkten Passatwinde treiben die zu Wellen aufgeregte Oberflächenschicht in westlicher Richtung fort, und vermöge der innern Reibung der Flüssigkeit teilt sich dieser Bewegungsimpuls der Tiefe mit. Dies geschieht zwar sehr langsam, allein die einmal erzeugte Bewegung hört auch ebenso langsam wieder auf. Zeitweilige Windänderung beeinflußt nur die oberste Schicht, und die mittlere Windrichtung bestimmt die allgemeine Wasserbewegung in dem betreffenden Meeresgebiet. So finden wir im Bereich der Passatwinde die regelmäßigsten Strömungen nach W. gerichtet, im Bereich der vorherrschenden Westwinde schwächere Oftströmungen (man bezeichnet Strömungen allgemein nach der Richtung, nach der sie hinströmen). Im Bereich der Monsune, also der halbjährlich ihre Richtung wechselnden Winde, aber beobachtet man alternierende Strömungen. Wo die Strömungen die Küste treffen, verzweigen sie sich, dem Lauf der Küste folgend, und wo zwei einander entgegengerichtete Küstenströme sich treffen, vereinigen sie sich zu einem von der Küste fortfließenden Strom. Der Einfluß der Erdrotation auf die Strömungen äußert sich dabei in einer Ablenkung derselben nach rechts auf der nördlichen, nach links auf der südlichen Halbkugel, sobald die direkte Erregungsursache zurücktritt. In hohen Breiten nimmt der Einfluß der Erdrotation zu, und Strömungen, welche das Land zur Rechten (auf der nördlichen Halbkugel) haben, lehnen sich hier an die Küste dicht an, während umgekehrt diejenigen, welche das Land zur Linken haben, von demselben abschwenken. Dem entsprechend findet man in hohen Breiten (über ca. 40°) an den Westküsten warme, an den Ostküsten kalte Strömungen, während in niedern Breiten unter dem Einfluß der Passate und der Westwinde und dem Gesetz der Stromverzweigung entsprechend an den Westküsten kalte, dagegen an den Ostküsten warme Strömungen angetroffen werden. Diese Verhältnisse machen die Meeresströmungen zu einem wichtigen Faktor bei den klimatischen Verhältnissen der Kontinente.

Während so der große Kreislauf der ozeanischen Strömungen sich auf gemeinsame Ursachen zurückführen läßt, spielen in begrenzten Meeresbecken die oben als sekundäre Faktoren bezeichneten Einflüsse eine größere Rolle. Der Unterschied im spezifischen Gewicht erzeugt einen lebhaften Wasseraustausch zwischen dem Ozean und den Binnenmeeren. Über einem Unterstrom dichtern Wassers findet sich dann ein entgegengerichteter Oberstrom leichtern Wassers von geringerm Salzgehalt. So fließt das stark verdünnte Ostseewasser an der Oberfläche aus über einem eingehenden salzhaltigern Unterstrom. Beim Mittelmeer dagegen wird ein starker eingehender Oberflächenstrom in der Straße von Gibraltar und ein salzhaltigerer Unterstrom von entgegengesetzter Richtung beobachtet.

Die Geschwindigkeit der Meeresströmungen im offenen Ozean übersteigt kaum jemals 80 Seemeilen in 24 Stunden (1,7 m in der Sekunde), erreicht also nicht die mittlere Geschwindigkeit des Rheins bei

Koblenz (1,9 m in der Sekunde). In Meerengen und namentlich da, wo Ebbe und Flut oder große Flüsse mitwirken, sind allerdings vereinzelt Stromgeschwindigkeiten von 145—190 Seemeilen in 24 Stunden (3—4 m in der Sekunde) beobachtet. Die großen äquatorialen Meeresströmungen weisen eine mittlere Geschwindigkeit von 10—20 Seemeilen in 24 Stunden auf.

[Meereswellen.] Die Meereswellen, welche vom Wind erregt werden, erlangen im offenen Ozean, wo die Wassertiefe ihre freie Entwickelung nicht hemmt, sehr bedeutende Dimensionen. Die Wellenbewegung teilt sich mit bis in Tiefen vom 350fachen der Wellenhöhe. Eine 10 m hohe Welle (vom höchsten Punkte des Wellenbergs zum niedrigsten Punkte des Wellenthals gemessen) würde also in flacherm als 3500 m tiefem Wasser schon durch Reibung am Grund beeinträchtigt werden. Die gewöhnlichen Sturmwellen im offenen Ozean haben eine Höhe von 5—7 m und eine Länge von 70—140 m. Die höchsten Wellen (bis 12,2 m) sind auf hohen südlichen Breiten im Gebiete der stetigen Westwinde gemessen worden. Im Atlantischen Ozean sind Höhen über 8 m, in der Nordsee über 4 m nicht gemessen worden. Über die Länge (von Kamm zu Kamm gemessen) gehen die Angaben stark auseinander, unter dem direkten Einfluß eines Orkans erreichen die Wellen eine beträchtliche Steilheit; das 10fache der Höhe wird wahrscheinlich stets überschritten. Man hat Wellenlängen von 400 m in der Bucht von Biscaya, von über 800 m am Äquator gemessen.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen ist unabhängig von der Höhe, nimmt aber mit der Wellenlänge zu. So fand sich die Geschwindigkeit in der Bucht von Biscaya zu 21 m. Nach Leutnant Paris liegt die Geschwindigkeit im Mittel zwischen 11 und 12,5 m, also größer als die der schnellsten Dampfer.

Am regelmäßigsten bilden sich die Wellen aus, wenn der Wind nicht mehr direkt einwirkt, also in der sich weit fortpflanzenden und lange anhaltenden Wellenbewegung, die man als Dünung bezeichnet. Eine solche Dünung ist im offenen Ozean bei Windstille fast die Regel und macht sich auf außerordentlich weite Entfernungen bemerklich. Im Atlantischen Ozean findet man nicht selten im ganzen Gebiet des Nordostpassats und noch südlich vom Äquator hohe Nordwestdünung, welche aus den nördlichen Breiten stammt. Die merkwürdige Erscheinung der Roller an den Inseln des Südatlantischen Ozeans und den Antillen, welche auch an der Westküste Afrikas unter der Bezeichnung Kaléma bekannt ist, muß als von den Stürmen in höhern Breiten herrührend erklärt werden. Diese Roller sind hohe Wellenzüge, welche, zeitweise auf die Küste zulaufend, eine hohe Brandung erregen, jeden Verkehr der Schiffe mit dem Lande unterbrechen und auf flachem Wasser ankernden Schiffen gefährlich werden.

[Farbe des Meerwassers.] Während das Seewasser, in kleinen Mengen geschöpft, vollkommen klar und farblos erscheint, zeigt es im offenen Ozean eine blaue Farbe. In einzelnen Meeresteilen, besonders solchen von geringer Tiefe und in der Nähe der Küste und Flußmündungen, zeigt sich eine grüne Färbung, wie z. B. in der Ostsee. Das Meerwasser reflektiert von den in dasselbe gelangenden Lichtstrahlen die blauen, während die roten und gelben absorbiert werden. Die verschiedenen Nüancierungen von Dunkelblau bis zum Grün sind zum großen Teil auf die Verschiedenheiten des Salzgehalts und der Temperatur zurückzuführen; je größer beide, desto intensiver blau ist das Wasser gefärbt; mit der Abnahme derselben erblaßt das Blau und nähert sich dem Grün. Oft sieht man nebeneinander lagernde Wasserschichten von verschiedener Temperatur und Dichtigkeit, welche sich lebhaft durch ihre Farbe voneinander abheben. Weiter hat die Tiefe und bei flachem Wasser auch der Grund einen wesentlichen Einfluß auf die Färbung, und so wird die grüne Farbe außer bei kaltem und salzarmem Wasser namentlich auch in flachen Gewässern, besonders bei hellsandigem oder kalkigem Grund angetroffen. Sehr häufig rührt die grüne Färbung von organischen Beimengungen, z. B. von grünen Salpen her. Ebenso verdankt das Rote Meer seinen Namen oft massenhaft im südlichen Teil desselben auftretenden roten Mikroorganismen. Die schmutzig gelbe oder braune Farbe an Küsten und vor Flußmündungen rührt her von mechanischen Verunreinigungen und Beimengungen zum Teil der auf flachem Wasser aufgewühlten Meeresbodenbestandteile, zum Teil der durch die Flüsse dem M. zugeführten Massen.

Zur Messung der Durchsichtigkeit des Meerwassers werden Teller oder Scheiben von weißer Farbe versenkt und dabei beobachtet, bis zu welcher Tiefe dieselben dem Auge sichtbar bleiben. Man fand in dieser Weise im tropischen Teil des Stillen Ozeans 49 m als Grenze der Sichtbarkeit, in andern Teilen 40 m, im Mittelmeer 45 und 54 m, im Atlantischen Ozean 50 m, in den antarktischen Gewässern 20 m. Die Durchsichtigkeit nimmt also wie die Intensität der blauen Farbe mit der Temperatur und dem Salzgehalte des Wassers zu. Photographisch präparierte und versenkte Platten ergaben bei Nizza eine Lichtwirkung bis zu 400 m Tiefe, in größerer Entfernung von der Küste bei der Insel Capri bis 550 m.

[Das Meerleuchten] ist eine in dunkeln Nächten auf allen Meeren, am schönsten und großartigsten im Tropengebiet auftretende Erscheinung, die in einem phosphoreszierenden Aufleuchten und Glitzern weiter Flächen oder in einem funkenartigen Aufblitzen der Wellen besteht. Feuergarben gleich sprühend und funkelnd gewähren die mächtigen Wellenkämme dem Beschauer einen prachtvollen Anblick; hoch das Bugwasser vor sich herspritzend, furcht das Schiff wie durch Flammen eines silbernen Feuermeeres dahin, und als breiter leuchtender Streifen kennzeichnet das Kielwasser hinter dem Schiff den zurückgelegten Weg desselben. Hell genug wird das Schiff oft durch diesen Feuerschein erleuchtet, um in dunkler Nacht alle Gegenstände unterscheiden, ja sogar in der Nähe des leuchtenden Wassers ohne Mühe lesen zu können. Dies Leuchten wird durch Seetiere, zum Teil von mikroskopischer Kleinheit (beispielsweise Noctiluca, s. Meerleuchten), hervorgebracht. Die meisten dieser Tiere leben während des Tages in größern Tiefen und kommen erst nach Sonnenuntergang an die Oberfläche, wo ein äußerer Reiz die Leuchterscheinungen hervorruft oder sie doch erhöht, daher die schönsten und großartigsten Erscheinungen bei bewegtem Wasser. Über die Eisverhältnisse der Meere s. Eis u. Polareis.

[Das Meeresniveau] bildete bisher die Grundlage für alle Höhenmessungen auf dem festen Lande, weil man annahm, daß das M. ein mittleres Durchschnittsniveau bilde, das sich stets gleichbleibe. Die Vergleichung der an den Pegeln von 13 Küstenpunkten der Ostsee gewonnenen Wasserstände von 1846—75, bezogen auf den Pegel von Neufahrwasser, hat aber ergeben, daß der Spiegel der Ostsee von der Ostküste Holsteins bis Memel ansteigt, so daß eine Stauung

des Wassers nach O. hin stattfindet, deren wahrscheinliche Ursache in den in der Ostsee vorherrschenden Westwinden zu suchen ist. Auch die Normalpegel verschiedener Meere weisen eine Höhendifferenz auf. Sieht man von der erwähnten Eigentümlichkeit des Spiegels der Ostsee ab, so ergeben sich folgende Niveaudifferenzen: 1) Die Ostsee liegt über dem Mittelmeer bei Marseille 0,664 m. 2) Der Nullpunkt des Amsterdamer Pegels liegt über der Ostsee 0,242 m. 3) Das Mittelwasser der Nordsee liegt über demjenigen der Ostsee 0,093 m. 4) Das Mittelwasser bei Ostende liegt über demjenigen der Ostsee 0,066 m. 5) In der Bucht von Biscaya steht das normale Niveau um 0,663 m höher als das des Mittelländischen Meeres bei Alicante. Außer auf die vorherrschenden Windrichtungen sind solche Niveauschwankungen in einzelnen Meeresteilen und Niveauunterschiede der durch Länder voneinander getrennten Meere auf Strömungen, spezifische Gewichtsdifferenzen, das Verhältnis der Wasserzufuhr zur Verdunstung und die durch Temperaturwechsel bedingten Luftdruckschwankungen zurückzuführen. Eine weitere Störung der normalen Meeresniveaufläche tritt durch Hebungen und Senkungen der Erdrinde sowie durch Ablagerung von Sedimentmassen, wie sie die Flüsse mit sich führen, ein. Sieht man von diesen Unregelmäßigkeiten ab, so müßte die Oberfläche der Ozeane eine Niveaufläche sein, d. h. eine Fläche, welche für alle in ihr liegenden Punkte durch ihre Normalen (die Senkrechten auf den Tangentialebenen des betreffenden Punktes) die Richtung der an dieser Stelle wirkenden Kraft anzeigt. Bei gleichmäßiger Bedeckung der ganzen Erdkugel durch eine tiefe Wasserschicht würde die Meeresoberfläche einem abgeplatteten Ellipsoid entsprechen. Durch die ungleichmäßige Verteilung der Land- und Wassermassen und die verschiedene Dichte von Festland und Ozean erleidet jedoch das Lot eine Ablenkung von der Vertikalen, wodurch die Senkrechte zur Lotlinie ebenfalls in ihrer Lage gestört wird. Da nun die freie Oberfläche einer Flüssigkeit stets auf der Richtung der Schwere senkrecht steht, so muß auch die Oberfläche der Ozeane gegen die Küsten der spezifisch dichtern Festländer ansteigen und eine Ausbiegung gegen die regelmäßige Sphäroidfläche bilden. Pendelbeobachtungen über die Schwereverteilung ergaben, daß auf den ozeanischen Inseln die Schwere größer und auf den Kontinenten kleiner ist, als sie auf einem idealen Ellipsoid betragen würde. Aus der Differenz der Schwingungszahl eines Sekundenpendels auf einer ozeanischen Station und derjenigen, welche der normalen Intensität der Schwere auf dem Ellipsoid auf demselben Kreis entspricht, berechnete man die Abweichungen des Meeresniveaus vom zugehörigen Rotationsellipsoid. Auf diese Weise wurde bei den Boninінseln im nördlichen Stillen Ozean eine Depression von 1300 m unter dem Niveau des normalen Ellipsoids gefunden, dagegen an den Küsten eine Erhöhung, beispielsweise bei London von 120 m, bei Madras im Bengalischen Meerbusen von 450 m und an der Mündung des Amazonenstromes von 570 m. Der so von der regelmäßigen Gestalt des Ellipsoids nicht unbeträchtlich abweichende Erdkörper ist Geoïd genannt worden.

[Geognostisches, Nutzen ꝛc.] Die Gebirgsformationen, welche in der Nähe des Strandes anstehen, setzen sich in ganz analoger Weise unter dem M. hin fort. Die oben erwähnten Schlammmassen am Meeresgrunde sind die Anfänge neu sich bildender Gesteinsmassen und zeigen deutlich, welchen großen Anteil an dieser Bildung die niedern Organismen haben. Das auf dem Festland niederfallende und in den Boden einsinkende Regenwasser nimmt aus dem Gestein, welches es durchsickert, Salze auf und führt diese den Quellen, Flüssen und endlich dem M. zu. In dieser Weise gelangt der Kalk stets als schwefelsaurer Kalk ins M. und wird hier durch die Organismen zersetzt; sie nehmen ihn auf und wandeln ihn durch ihren Stoffwechsel in kohlensauren Kalk um, welchen sie zum Aufbau ihrer Gehäuse gebrauchen. Diese Gehäuse sinken nach dem Absterben der Tiere zu Boden und bilden den Schlamm, der einst als Kalkstein auftauchen wird. Auch Muscheln und Korallen beteiligen sich an dieser Kalksteinbildung in ausgedehntem Maße, und große Ablagerungen von kohlensaurem Kalk bestehen fast ausschließlich aus Muschelschalen. Neben diesen kolossalen Neubildungen spielen solche aus dem Schlamm, welchen die Ströme dem M. zuführen, oder aus dem mächtigen Anprall der Wogen gegen die Küsten eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle, und noch geringer ist die Bedeutung der Eisberge, welche den Moränenschutt im M. verbreiten. Über das Pflanzen- und Tierleben des Meeres s. Meeresfauna und Meeresflora.

Das M. liefert zahlreiche Produkte und nährt und beschäftigt ganze Völker. In seiner teils als Wellenschlag, teils als Ebbe und Flut auftretenden Bewegung repräsentiert das M. einen ungeheuern Vorrat an lebendiger Kraft, den man von mehreren Seiten nutzbar zu machen gesucht hat. Vielfach wird an den Küsten durch Verdampfen des Meerwassers Kochsalz und aus der Mutterlauge andre Salze und zuletzt Brom gewonnen. Aus der Asche von Tangen (Kelp, Varech) werden Jod und Kalisalze gewonnen. Andre Tangarten dienen der Küstenbevölkerung als Nahrungsmittel, als Viehfutter und Dünger, und manche sind geschätzte Heilmittel und für die Technik wichtig. Auch der Bernstein und das als Polstermaterial benutzte Seegras verdienen Erwähnung. Die Jagd auf die Waltiere beschäftigt viele Flotten und liefert Fischbein und Thran als hauptsächlichste Produkte. Die Großfischerei versorgt selbst noch das Binnenland mit beliebten Nahrungsmitteln und wird besonders durch den Schellfisch- und Heringsfang nationalökonomisch wichtig. Schildkröten, Krustentiere (Hummern, Languste, Garneelen), die Mollusken (Austern, Miesmuschel, Kammmuschel ꝛc.), die Kopffüßer, Seeigel und Holothurien spielen eine untergeordnetere Rolle. Seehunde liefern Leder, mehrere Seesäugetiere geben eine Art Elfenbein, der Pottwal das Walrat und die Ambra; wichtiger sind die Perlen, die Edelkorallen, Perlmutter und Badeschwämme. Massenhaft am Strande aufzulesende Muscheln und hier und da Korallen werden wie Kalkstein gebrannt.

[Litteratur.] Maury, Physische Geographie des Meers (deutsch von Böttger, 2. Aufl., Leipz. 1859); Schleiden, Das M. (3. Aufl. von Voges, Braunschw. 1886); Krümmel, Versuch einer vergleichenden Morphologie der Meeresräume (Leipz. 1879); Derselbe, Der Ozean (das. 1886); v. Boguslawski u. Krümmel, Handbuch der Ozeanographie (Stuttg. 1884; Bd. 2, von Krümmel, 1887); »Handbuch der Ozeanographie und maritimen Meteorologie«, im Auftrag des k. k. Reichskriegsministeriums verfaßt von den Professoren der k. k. Marineakademie (Wien 1883, 2 Bde.); P. Hoffmann, Zur Mechanik der Meeresströmungen (Berl. 1884); Thoulet, Océanographie (Par. 1890); Süß, Das Antlitz der Erde, Bd. 2: Das M. (Prag 1888); Natterer, Zur Chemie des Meeres

(Wien 1892); Krümmel, Geophysikalische Beobachtungen der Plankton-Expedition (Kiel 1893); Walther, Bionomie des Meeres (Jena 1893); Derselbe, Allgemeine Meereskunde (Leipz. 1893); die fortlaufenden Berichte im »Geographischen Jahrbuch«; »Justus Perthes' See-Atlas« von H. Habenicht (Gotha 1894); weitere Litteratur bei den Artikeln »Meeresfauna« und »Meeresflora«.

Meer, 1) Jan van der (Vermeer van Haarlem), holländ. Maler, geb. im Oktober 1628 in Haarlem, gest. daselbst im August 1691, war schon mit zehn Jahren Schüler des Jakob de Wet und wurde 1654 Mitglied der St. Lukasgilde. Seine Flach- und Dünenlandschaften, meist der Umgegend von Haarlem entnommen, denen von J. van Ruisdael verwandt, zeichnen sich durch meisterhafte Luft- und Lichtstimmung aus. Bilder in Berlin, Dresden, München, Meiningen, Oldenburg u. a. O.

2) Jan van der (Vermeer), holländ. Maler, geb. im Oktober 1632 in Delft, war Schüler von K. Fabritius und bildete sich dann nach Rembrandt weiter. Er trat 29. Dez. 1653 in die St. Lukasgilde zu Delft, in deren Vorstand er 1662, 1663, 1670 und 1671 thätig war, und starb im Dezember 1675 daselbst. M. malte, wie P. de Hooch, Schilderungen aus dem Leben des Hauses oder Straßenprospekte, meist mit wenig Figuren und dem Reiz einer gewählten Licht- und Farbenstimmung. In früherer Zeit neigt er mehr zu gesättigter Färbung, zu schlagender Lichtwirkung; später herrscht ein bläulichweißer Ton von größter Zartheit der Behandlung vor. Er gehört zu den namhaftesten Genremalern der holländischen Schule. Seine bedeutendsten Werke sind: die Briefleserin (Amsterdam, Reichsmuseum), das Milchmädchen und die Straße von Delft (ebenda, Sammlung Six), Ansicht von Delft (Museum des Haag), die Dame mit dem Perlenhalsband (Berlin, Museum), das Maleratelier (Wien, Galerie Czernin), bei der Kupplerin und die Briefleserin (Dresden, Galerie), der Spaziergang (Wien, Akademie), die Kokette (Braunschweig, Galerie) und ein weibliches Porträt (Brüssel, beim Herzog von Arenberg). Vgl. Havard, Van der Meer, de Delft (Par. 1888).

3) Jan van der, der jüngere, Maler, Sohn von M. 1), geb. im November 1656 in Haarlem, war Schüler seines Vaters und N. Berchems und starb 28. Mai 1705 in Haarlem. Er malte Landschaften mit Tieren, besonders Kühen u. Schafen, von schöner Zeichnung, aber etwas trübem Kolorit. Man kennt auch von ihm sechs meisterhafte Radierungen.

Meeraal (Conger *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der Aale (Muraenidae), den Flußaalen sehr ähnliche, schuppenlose Fische, mit fast die ganze Oberseite einnehmender, bis nahe an den Hinterkopf reichender Rückenflosse, sehr lang gestrecktem, zugespitztem Schwanz und verlängertem Oberkiefer. Der gemeine M. (C. vulgaris *Cuv.*; s. Tafel »Aquarium«, Fig. 4), über 3 m lang und über 50 kg schwer, ist oben gleichmäßig blaßbraun, an den Seiten heller, unten schmutzig weiß, mit weißlichen, dunkel gesäumten Rücken- und Afterflossen und heller Seitenlinie, lebt in allen gemäßigten und tropischen Gebieten der Meere, hält sich in Felsenlöchern oder im Sande verborgen, nährt sich hauptsächlich von Fischen und laicht im Dezember und Januar. Die Jungen scheinen eine Metamorphose durchzumachen oder bisweilen auf einer niedern Stufe zu verharren. Man glaubt nämlich in dem Glasaal (Leptocephalus *Gron.*), der als eigne Gattung beschrieben worden ist, die Jungen des Meeraals zu erkennen. Die zu letztern gehörige Art (L. Morrisii *Gron.*) ist etwa 10 cm lang, bandartig, vorn und hinten fast gleichmäßig zugespitzt, mit kleinen Brustflossen und weit hinten beginnender Rücken- und Afterflosse und höchst durchsichtig. Das Fleisch des Meeraals ist wenig schmackhaft.

Meeradler, Fisch, s. Rochen.

Meeraloë, Pflanzengattung, s. Stratiotes.

Meerane, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Glauchau, an der Linie Gößnitz-Glauchau der Sächsischen Staatsbahn, 252 m ü. M., ist ein rasch aufblühender Fabrikort, hat eine alte, in neuerer Zeit umgebaute und vergrößerte evang. Kirche, einen Schlacht- und Viehhof und (1890) 22,446 Einw., davon 216 Katholiken und 25 Juden. Die bedeutende Industrie beschäftigt sich mit der Fabrikation von wollenen und halbwollenen Damenkleiderstoffen (10 mechanische Webereien mit 1843 Arbeitern), mit Kammgarnspinnerei (eine Fabrik mit 500 Arbeitern), Färberei, Appretur, Maschinen-, Dampfkessel- und Schuhfabrikation. Der Handel, unterstützt durch eine Reichsbanknebenstelle und eine Filiale der Sächsischen Bank zu Dresden, hat Verbindung mit allen Ländern Europas, Amerika und dem Orient. Dem Verkehr in der Stadt u. mit den meisten Städten des sächsisch-thüringischen Industriebezirks dient eine Telephonanlage. M. hat eine Real-, eine Web- und eine Handelsschule und ist Sitz eines Amtsgerichts. Die städtischen Behörden zählen 10 Magistratsmitglieder und 30 Stadtverordnete. Vgl. Leopold, Chronik und Beschreibung der Fabrik- und Handelsstadt M. (Meerane 1863).



Wappen von Meerane.

Meeranemonen, s. Seeanemonen.

Meeräsche (Mugil *Art.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Harder (Mugilidae), langgestreckte Fische mit platt gedrücktem Kopf, ziemlich großen Schuppen, kleiner Mundspalte, sehr schwacher Bezahnung, zwei durch eine weite Lücke getrennten Rückenflossen und kurz hinter den Brustflossen stehenden Bauchflossen. Die gemeine M. (Mugel, Harder, Goldharder, M. cephalus *Cuv.*) ist 30—60 cm lang, anstatt der Zähne mit steifen Borsten, welche die Mundhöhle wie ein Sieb schließen, silberglänzend, oben bräunlichgrau mit goldglänzenden und himmelblauen Längsstreifen, an den Seiten silberglänzend mit dunklern Längslinien; die Flossen sind bräunlichgrau. Die M. findet sich vorzugsweise im Mittelmeer, auch bei Madeira und Westafrika, stets nahe am Strande, erscheint im Frühsommer in großen Scharen in Meeresbuchten und an Flußmündungen, steigt mit der Flut in den Flüssen empor und geht auch in Küstenteiche. Sie nährt sich von faulenden tierischen Stoffen und durchschnattert mit dem Maul den Schlamm am Boden der Gewässer. Angeblich gedeiht sie auch in Süßwasserteichen. Sie wurde schon von den Alten als Leckerbissen geschätzt. Ihr Fleisch ist ungemein zart und fett und wird auch eingesalzen. Aus dem Rogen bereitet man, besonders in der Provence, eine Art Kaviar. Ramado (Grauäsche, M. capito *Cuv.*), 40—50 cm lang, auf dem Rücken dunkel blaugrau, an den Seiten

TIEFSEEFAUNA.



silberweiß, überall mit schwarzen Längsstreifen, findet sich im Mittelländischen und Atlantischen Meer, auch in der Nordsee, bisweilen selbst in der Ostsee, und wird an den Küsten von Cornwall u. Devonshire in großer Menge gefangen.

Meeraugen, Gebirgsseen in den Karpathen (s. d.).

Meerbälle, s. Zostera.

Meerbarbe, soviel wie Seebarbe; Familie der Meerbarben (Mullidae), s. Fische.

Meerbarsch, s. Seebarsch.

Meerbohne, der Same von Entada Pursaetha.

Meerbrachsen (Sparidae), s. Fische.

Meerbrackdistel, s. Eryngium.

Meerbrasse, soviel wie Goldbrasse (s. d.).

Meerbusen (Golf), weit ins Land hineinreichende Einbiegung des Meeres; vgl. Bai. Ist die Verbindung mit dem offenen Meere nur schmal, so entsteht ein Binnenmeer (s. d.).

Meerdrache (Pegasus *L.*), Gattung der Stachelflosser und der Familie der Flügelroßfische (Pegasidae), sehr auffallend gestaltete Fische, deren Körper ganz mit knöchernen Platten bedeckt ist, welche nur am Schwanze beweglich sind. Die Brustflossen sind groß und flügelartig ausgebreitet, die Bauchflossen klein; auch sind eine Rücken- und Afterflosse und vier blätterige Kiemen vorhanden. P. draco *L.*, mit dickem Rumpf und abgesetztem Schwanze, unterständigem Mund an der weit vorspringenden Schnauze, zwei gezähnelten Leisten auf dem Kopfe und rankenförmigen Bauchflossen, ist 8—12 cm lang, bläulich und bewohnt die ostindischen Meere. — M. (oder Meeradler) heißt auch ein Fisch aus der Familie der Rochen (s. d.).

Meereber, Fisch, s. Drachenköpfe.

Meerechse (Amblyrhynchus cristatus *Bell.*, s. Tafel »Eidechsen II«, Fig. 7), Eidechse aus der Familie der Leguane, 85 cm lang, mit 53 cm langem Schwanz und bis 12 kg schwer, kräftig gebaut, auf Hals, Nacken, Rücken und Schwanz mit starkem Kamm, auf dem Rücken und besonders auf dem Kopfe mit kegelförmig sich erhebenden Schuppen, weicht in der Färbung je nach dem Alter bedeutend ab, ist im allgemeinen dunkelgrau, gefleckt und punktiert, auf der Unterseite schmutzig gelbbraun, an der Kehle schwarz, am Rückenkamm gelb oder grau und schwarz gebändert. Die M. lebt in großer Zahl auf den Galapagosinseln, stets aber in unmittelbarer Nähe der Küste, schwimmt vortrefflich und nährt sich von Algen. Über ihre Fortpflanzung ist trotz ihrer großen Häufigkeit nichts bekannt.

Meereiche, s. Fucus.

Meereichel (Seepocke, Balanus *Lister*), Krebstiere aus der Ordnung der Rankenfüßer (s. d.). Sie sitzen mit ihrem Gehäuse, das aus sechs Kalkplatten besteht und meist die Form eines abgestutzten Kegels hat, auf den verschiedensten Gegenständen fest. Am freien Ende ist die Öffnung, aus welcher die eigentümlich geformten Beine hervorgestreckt werden (s. Tafel »Entwickelungsgeschichte«, Fig. 3a). Zu erwähnen ist von den etwa 50 lebenden Arten die Seetulpe (Seeglocke, B. tintinnabulum), mit rötlichen, blauen oder schwärzlichen Platten, 5—8 cm hoch, findet sich in den Meeren von Madeira bis zum Kap, von Kalifornien bis Peru und siedelt sich oft in großer Menge an Schiffsböden an. Andre Arten Meereicheln kommen auch in größern Tiefen vor, und die verwandten Gattungen gehen sogar bis zu 6000 m tief hinab. Einige hingegen (z. B. Chelonobia) sitzen auf Schildkröten, andre (z. B. Coronula) auf oder in der Haut von Walen; dabei kommt jeder Art der Waltiere eine bestimmte Art der Meereicheln zu, und diese nehmen auch ziemlich bestimmte Stellen des Körpers ein.

Meerenge (Straße), schmaler Meeresteil, welcher zwei größere Meere miteinander verbindet.

Meerengel, s. Haifische.

Meeresbeben (Seebeben), s. Erdbeben.

Meeresfauna (hierzu Tafel »Tiefseefauna« mit Erklärungsblatt). Die Tierwelt des Meeres zeichnet sich gegenüber der Tierwelt des Festlandes und süßen Wassers durch großen Reichtum an Arten wie an Individuen aus; und zugleich finden sich im Meer die größten aller lebenden Tiere (Wal). Es fehlen der Meeresfauna nur Amphibien und Tausendfüßer, während sie umgekehrt mehrere Klassen enthält, die im Süßwasser gar nicht (Sternwürmer, Seewalzen, Seeigel, Seesterne, Haarsterne, Korallen) oder nur sehr spärlich (Quallen, Medusen, Schwämme) vertreten sind. Von nationalökonomischer Bedeutung sind hauptsächlich die Seesäuger (Wale, Robben), Fische, Korallen und Perlmuscheln; geologisch wichtig sind die ein Kalkskelett besitzenden Foraminiferen (Kreidetierchen) und die Kieselschalen absondernden Radiolarien (Strahlinge), deren zu Boden sinkende Skelette am Meeresboden mächtige Ablagerungen bilden. Für die Verbreitung der M. ist von Bedeutung hauptsächlich die Temperatur; so sind die riffbauenden Korallen beschränkt auf einen Meeresgürtel, innerhalb dessen die Wassertemperatur nicht unter 20° sinkt; so entwickelt sich auf und an den Korallenriffen zugleich ein ungemein artenreiches tierisches Leben. In kältern Zonen ist der Artenreichtum geringer, dagegen treten hier oft einzelne Arten (Fische, kleine Krebse) in ungeheurer Individuenzahl auf. Ein Heruntergehen des Salzgehalts des Meerwassers unter ein gewisses Minimum bedeutet für die meisten Tiere den Tod, während ein höherer Salzgehalt, wie er sich in bestimmten Meeren findet, keinen wesentlichen Einfluß ausübt. Eine Anzahl Meerestiere jedoch können auch im Süßwasser leben; viele Fische (z. B. Lachs) wandern jährlich zur Laichablage vom Meer in die Flüsse, während andre (Aal) hierzu von den Flüssen in das Meer hinabgehen; manche Arten Meerestiere haben sich auch allmählich dem Süßwasser angepaßt und sich daselbst im Laufe der Zeit zu Varietäten und neuen Arten umgewandelt (s. Reliktenfauna). Viele Meerestiere besitzen die Fähigkeit zu leuchten, besonders Urtiere, Hohltiere, Manteltiere, Krebse, Würmer, Fische. Das hauptsächlich in den tropischen Meeren prachtvolle Phänomen des Meerleuchtens verdankt seine Entstehung hauptsächlich dem Leuchttierchen (Noctiluca), den Feuerwalzen (Pyrosoma) und verschiedenen Krebsen. In der Verteilung der Meerestiere lassen sich fünf Zonen unterscheiden, die arktische und antarktische Zone, nördliche gemäßigte und südliche gemäßigte Zone und die dazwischen liegende tropische Zone; innerhalb dieser großen Reiche rufen dann Strömungsverhältnisse und die Trennung der Meere durch Kontinente oder ihre Verbindung durch Archipele eine Verschiedenheit der Fauna hervor. Im Nördlichen Eismeer (Nordpolarregion, s. Kärtchen, S. 65) zeigt sich ein Vorherrschen der Seesäugetiere und Flohkrebse, welch letztere den erstern zur Nahrung dienen. Unter diesen sind der grönländische Bartenwal, der Finnfisch, Narwal und das Walroß charakteristisch. Der Nordatlantische Ozean (nordatlantische Region) ist das Reich der Schellfische und Heringe; im Mittelmeer sind häufig Delphine und Robben; unter den Fischen herrschen

Lippfische vor, sonst sind noch Barsche, Schollen, Thunfische, Sardinen und Sardellen aus der reichen Fischfauna hervorzuheben; außerdem finden sich zahlreiche Kopffüßer, Schnecken, Muscheln, Polypen (Edelkoralle), Badeschwämme. Im tropischen Teil des Atlantischen Ozeans (atlantische Region) findet man neben Pottfischen und Delphinen pflanzenfressende Sirenen, in der Nähe der westindischen Inseln kommen die großen Seeschildkröten vor. Zahlreiche Mollusken, darunter Pteropoden, ferner Kruster, Medusen und Salpen locken fliegende Fische und diese wieder die Boniten an. Bei den Bahamainseln und Antillen gibt es auch riffbildende Polypen. Der Indische Ozean ist das Reich der Hydriden (Seeschlangen) und Kegelschnecken; von Säugetieren ist der Dugong am bezeichnendsten. Riesenschildkröten und die giftigen Schlangen repräsentieren die Reptilien. Eine reiche Fischfauna, besonders aber zahlreiche Mollusken (Nautilus, Perlmuschel, Riesenmuschel), Strahltiere und Korallentiere sind weitere Eigentümlichkeiten dieses Meeres, welches mit dem tropischen Stillen Ozean einigermaßen übereinstimmt (indopacifische Region), vom Atlantischen Ozean jedoch bedeutend abweicht (daher der große Unterschied der Fauna des Roten und des Mittelmeers). Im nördlichen Stillen Ozean herrschen unter den Fischen die Panzerwangen vor; im nördlichsten Teil sind einige Robben sowie Seelöwen und Seebären bemerkenswert. Der tropische Stille Ozean ist das eigentliche Reich der Korallen und Holothurien; Robben und Sirenen fehlen fast ganz, nur Pottfische und antarktische Wale werden bisweilen angetroffen. Zahlreiche Fische, darunter Flugfische, Doraden, große Haifische, ferner mannigfache Mollusken sind charakteristisch. An die indopacifische Region schließen sich die schmale westamerikanische Region, die japanische und die australische Region an. Der südliche Teil des Ozeans ist bedeutend ärmer an Tieren als der nördliche; aber selbst im hohen Meere werden hier Schwärme von Quallen, Pteropoden und kleinen Krustern angetroffen. In der Nähe der Küsten leben große Robben und Wale, darunter der kosmopolitische Pottfisch, ferner zahlreiche Mollusken und Kopffüßer; die Fische sind durchweg von denen der nordischen Meere verschieden. Im antarktischen Meer (Südpolarregion) herrschen wieder Wale und Robben vor; doch sind auch zahlreiche Fische vorhanden, welche wieder eine übergroße Menge niederer Geschöpfe voraussetzen. Zu allen diesen Tieren gesellen sich endlich noch in allen Meeren die Vögel, welche wohl den größten Teil ihres Lebens über dem Wasser verbringen und sich von Seetieren nähren, aber durch das Fortpflanzungsgeschäft stets an das Land gefesselt sind. Die mannigfachen eigenartigen Existenzbedingungen, unter welchen die Meerestiere leben, führen zur Unterscheidung dreier großer Gruppen in der M.: Küstenfauna, Tiefseefauna und pelagische Fauna.

Die Küstenfauna besteht zum großen Teil aus festsitzenden oder kriechenden Formen, wie Schwämmen, Aktinien, Polypenstöckchen, Echinodermen, Würmern, Muscheln, Nacktschnecken und beschalten Schnecken, Moostierchen und Seescheiden; hierzu kommen frei schwimmende Fische, höhere Krebse, Tintenfische und Quallen sowie Urtiere. Zur Küstenfauna gehören auch die riesigen Bänke der Austern, Miesmuscheln, Herzmuscheln sowie die Korallenbänke mit der ganzen reichen, ihnen eigentümlichen Tierwelt. Die Küstentiere sind im allgemeinen kräftig gebaut und durch große Widerstandsfähigkeit gegen die Unbilden der Witterung und der Gewalt der Wogen ausgezeichnet. Da die Verbreitung der Küstentiere nach der Tiefe zu eine sehr verschiedene ist, wird die Küstenfauna in mehrere Zonen zerlegt. Die Litoralzone liegt innerhalb des Ebbegebiets; der Laminarienzone, so genannt nach einer für sie charakteristischen, in großer Masse auftretenden Alge und das Gebiet von 10—20 Faden umfassend, gehören die Muschel- und Korallenbänke an. Mit der ebenfalls nach Algen benannten Korallinenzone schließt in der ungefähren Tiefe von 50 Faden die Küstenfauna ab. In den kältern Zonen beginnt hier die Tiefenfauna, und es tritt eine teilweise Vermischung ein, während in den wärmern Meeren die Tiefenfauna erst in größerer Tiefe beginnt, so daß zwischen den Grenzen beider Gruppen eine ziemlich tierarme Zone liegt. Die vertikale Verbreitung der Küstenfauna ist von dem Eindringen des Lichts abhängig, dessen Strahlen bei zunehmender Tiefe rasch absorbiert werden. Da auch die horizontale Verbreitung der Küstentiere viele Verschiedenheiten zeigt, unterscheidet man nach Analogie der zoogeographischen Distrikte ozeano- oder thalassographische Distrikte. Für die horizontale Verbreitung der Küstenfauna fällt die erste Rolle den Meeresströmungen zu; während nämlich die Küstentiere als erwachsene Tiere nicht im stande sind, über tiefe Meeresstrecken hinzuwandern, besitzen sie frei schwimmende Larvenformen, welche, von den Strömungen erfaßt, an andre Küsten geführt werden. Dauert diese Seereise zu lang, so daß während derselben die Verwandlung der Larven beginnt, so sinken sie zu Boden und gehen zu Grunde. Je größer daher der Reichtum eines Meeres an Inseln ist, um so günstiger sind die Chancen für eine weite Verbreitung einer gleichartigen Küstenfauna. Vgl. nebenstehendes Textkärtchen.

Die Tiefenfauna oder Tiefseefauna besteht überwiegend aus festsitzenden oder kriechenden Formen der verschiedensten großen Abteilungen des Tierreichs; zu ihnen mögen noch solche Tiere, wie etwa Fische, gerechnet werden, welche die nächste über dem Meeresboden gelagerte Wasserschicht schwimmend bevölkern, allein es ist nicht bekannt, ob diese gerade an diese Schicht gebunden sind und nicht auch höhere Wasserschichten durchstreifen. Die beifolgende Tafel »Tiefseefauna« zeigt einige charakteristische Tiefentiere; von Fischen die Gattungen Stomias, Molocosteus, Saccapharynx, Eustomias, unter den Krebsen Lithodes und Pentocheles, von Echinodermen Seesterne (Archaster, Hymenaster), Schlangensterne (Brisinga), Seeigel (Echinocyamus), Holothurien (Peniagone, Oneirophanto, Benthodytes), Seelilien (Pentacrinus), verschiedenartige Hohltiere, wie Mopsea, Chitonoctis, Epizoonthus, Umbellula, und Glasschwämme (Euplectella). Bei der in der Tiefe herrschenden Ruhe besitzen die Schnecken und Muscheln im Gegensatz zu ihren Verwandten an der Küste zerbrechliche und dünne Schalen, und Formen mit langem, dünnem, zerbrechlichem Leib und Gliedmaßen, wie die Asselspinnen, erreichen eine ungewöhnliche Größe. Bei dem Mangel des Lichts in der Tiefe zeigt sich eine Reduktion des Sehorgans bis zum vollständigen Schwund der Augen. Dafür gelangen Tastorgane, wie Borsten, Haare u. dgl., zur Ausbildung. Viele Tiefentiere, besonders Fische, besitzen auffallend große Augen, allein denselben kommt zugleich Leuchtvermögen zu (Tafel, Fig. 3, 4, 6); außer den Tiefenfischen leuchten hauptsächlich noch Hohltiere. Infolge des Lichtmangels sind die Tiefseetiere teils

bleich, wie die Höhlentiere, teils zwar lebhaft, aber in bestimmten Farben gefärbt. Es dominiert das Rot, welches als Komplementärfarbe der in größern Tiefen höchstens noch wirksamen Lichtstrahlen daselbst eine Schutzfarbe ist, während andre Farben, besonders Blau, völlig fehlen. Die Tiefentiere sind Räuber, die kleinsten derselben finden ihre Nahrung, da die Diatomeen, diese Urnahrung der Meerestiere, fehlen, wahrscheinlich in zu Boden sinkenden, abgestorbenen Oberflächentieren oder in Sporen derselben, die ebenfalls zeitweilig auf den Grund sinken. Die große Gleichförmigkeit, die überall in der Tiefe herrscht, bedingt eine allgemeine horizontale Verbreitung der Tiefseetiere, ohne daß sich, wie bei der Küstenfauna, einzelne Distrikte unterscheiden ließen. Selbstverständlich sind aber nicht alle Tiefseetiere überall Verschwinden des gröbern Detritus auch viele Tiere verschwinden, die sich auf diesem ansiedeln. Dies gilt besonders von Korallen und Brachiopoden, die nebst den Seelilien für die erste Tiefenzone charakteristisch sind; in der zweiten spielen Stachelhäuter, besonders die merkwürdige Familie der Tiefseeholothurien, eine Hauptrolle. Im Gegensatz zu dieser charakteristischen Entwickelung in bestimmter Tiefe haben andre Tiergruppen, wie Muscheln, Schnecken, Moostiere, Würmer, eine große bathymetrische Energie, indem sie von der Küste aus bis in große Tiefen hinab sich finden. Sehr selten nur hat jedoch eine und dieselbe Art eine ausgedehnte bathymetrische Verbreitung; wie mit dem Aufhören der Küstenfauna und dem Beginn der Tiefenfauna andre Arten erscheinen, so wechseln auch mit zunehmender Tiefe die Arten, Gattungen und häufig



Kärtchen der tiergeographischen Meeresregionen (Küstenfauna).

gleichmäßig verbreitet. Häufig findet sich eine Art auf kleinem Gebiet in größter Individuenzahl, alle andern Tierformen überwiegend. Besser als in der horizontalen Verbreitung lassen sich in der vertikalen Ausdehnung der Tiefseefauna bestimmte Grenzen nachweisen; zwar scheint die Tiefe kein absolutes Hindernis für tierisches Leben zu sein, denn auch aus den tiefsten Becken der Weltmeere wurden noch Tiere heraufgeholt, allein eine größere Zahl von Arten wird daselbst nicht gefunden. Bei einer Tiefe von etwa 2500 Faden, wo der Globigerinenschlamm seiner allmählichen Auflösung verfällt, beginnt die Tiefseefauna zu verschwinden; die obere Grenze der Tiefseefauna, ihr Beginn, wurde schon oben erwähnt. Innerhalb dieser weiten bathymetrischen Region von 50 oder 90 Faden bis 2500 Faden läßt sich eine weitere Grenze bei 500 Faden nachweisen, indem ein Teil charakteristischer Tiefentiere bis zu dieser Tiefe ihre Hauptentwickelung erreicht, während andre Abteilungen erst jenseit der 500-Fadenkurve eine Rolle spielen. Die unterhalb 500 Faden liegende Region der Tiefseetiere wird auch Abyssus- oder Abyssalzone genannt. Auch für die vertikale Verbreitung der Tiefentiere ist die Bodenbeschaffenheit vielfach maßgebend, indem mit dem selbst die Familien. Die Formen größerer Tiefe zeigen häufig in ihrer Organisation embryologische Charaktere und dokumentieren sich dadurch als entwickelungsgeschichtlich ältere Glieder des Stammes, wie sich auch in größern Tiefen Arten u. Gattung finden, die sich eng an ausgestorbene Formen anschließen und in der heutigen Lebewelt keine Verwandten besitzen.

Die pelagische Fauna (v. griech. pelagos, »das hohe Meer«) setzt sich aus frei schwimmenden Organismen zusammen und umfaßt Angehörige verschiedenster Abteilungen. Infusorien, besonders die den Vorticellen verwandten Tintinnen, Dinoflagellaten, Noktiluka, Radiolarien und Foraminiferen, vertreten die Urtiere; von den Hohltieren sind die prachtvollen Quallen pelagisch, durch zahlreiche Familien, besonders Spaltfüßer, sind die Krebse repräsentiert; ein bescheideneres Kontingent stellen die Würmer, während die Mollusken über eine ganze Ordnung, die Flossenfüßer, ausschließlich pelagischer Arten verfügen, denen sich noch Tintenfische u. a. anschließen; von den Manteltieren sind die kettenbildenden Salpen und die Kolonien der Feuerwalzen pelagisch, und endlich zählen zu dieser Gruppe die meisten Fische: die Delphine, der Narwal, die Pottfische und die Bartenwale.

Nur die Wirbeltiere und bestimmte zu Scharen vereinigte Krebse vermögen eine beliebige Richtung beim Schwimmen einzuhalten; die andre Masse der pelagischen Fauna wird als ein Spiel des Windes und der Wellen umhergetrieben und deshalb zusammen mit der ebenfalls pelagisch treibenden Pflanzenfamilie der Diatomeen als »Plankton« (s. d.) bezeichnet. Zu den pelagischen Tieren, die zeit ihres Lebens frei schwimmen, gesellen sich zu gewissen Zeiten des Jahres noch die frei schwimmenden Larven festsitzender oder kriechender Küstenformen, der Schwämme, Korallen, Echinodermen, Muscheln, Schnecken, Moostiere, und die verschiedenartigen Larvenformen höherer Krebse; sie werden als hemi- oder subpelagische Formen oder als temporäres Plankton zusammengefaßt. Die pelagischen Tiere sind aufs beste zum Schwimmen befähigt; sie besitzen häufig ein geringes spezifisches Gewicht. Den pelagischen Mollusken fehlen die schweren Kalkgehäuse ihrer Verwandten, oder sie sind auf ein Minimum reduziert; ebenso ist die Sohle, die den küstenbewohnenden Schnecken als Kriechorgan dient, bei deren pelagischen Verwandten bald zu Flossen, bald zu einem scharfen Kiel umgestaltet. Bei den Krebsen haben die Fühler den Dienst von Ruderorganen übernommen. Ein großer Teil der pelagischen Tierwelt ist durchsichtig und auf diese Weise im Wasser unsichtbar; andre sind, der Gesamtfarbe des Wassers entsprechend, blau, die Fische oben stahlblau, unten silberweiß. Die Formen, die bei Tag in größere Tiefen einsinken, um erst des Nachts an die Meeresoberfläche zu kommen, sind rot; sie teilen die rote Färbung mit den Tiefenorganismen, mit denen sie auch weiterhin die Fähigkeit des Leuchtens gemeinsam haben. Die einzelnen Arten u. Gattungen treten in ganz ungeheuern Massen auf, die man erst neuerdings nach Maß u. Zahl zu schätzen angefangen hat. Sie bilden schließlich die Urnahrung aller marinen Tierwelt, und ihr massenhaftes Auftreten hat durch die zu Boden sinkenden Schalen abgestorbener Tiere eine geologische Bedeutung. Bei der horizontalen Verteilung der pelagischen Fauna spielt die Hauptrolle die Temperatur, u. daher gilt besonders für sie die Unterscheidung der oben erwähnten fünf großen Verbreitungsbezirke. Über die vertikale Verbreitung frei schwimmender Organismen ist noch sehr wenig Positives bekannt. Sicher nachgewiesen ist bis jetzt die Existenz einer reichen pelagischen Fauna in allen Tiefen nur für das Mittelmeer. Viele Tiere, die im Winter an der Oberfläche pelagisch leben, sinken in den heißen Sommermonaten in die kühlere Tiefe und verbreiten sich bis zum Grund; zu ihnen kommen zahlreiche pelagische Formen, die in ihrem Vorkommen auf größere Tiefen beschränkt sind und nicht an die Oberfläche gelangen. Da aber im Mittelmeer wegen des Abschlusses des kalten atlantischen Bodenwassers durch die Schwelle von Gibraltar die Temperatur nicht wie in den Weltmeeren mit der Tiefe konstant abnimmt, so läßt sich diese Entdeckung nicht auf den Ozean verallgemeinern. Doch ist anzunehmen, daß sich auch hier neben einer oberflächlichen, superfizial pelagischen Fauna frei schwimmende Tiere finden, die für bestimmte Tiefen charakteristisch sind (zonar pelagische Fauna). Je nach den Jahreszeiten mag auch der Aufenthaltsort der pelagischen Tiere in verschiedenen Tiefen liegen, und vielfach werden sie wie von horizontalen Strömungen, so auch von vertikalen erfaßt und gelangen so passiv in verschiedene Tiefen. Vgl. Hartwig, Leben des Meeres (5. Aufl., Glogau 1862); Haeckel, Das Leben in den größten Meerestiefen (Berl. 1870); Möbius, Das Tierleben am Boden der deutschen Ost- und Nordsee (das. 1871); Marshall, Die Tiefsee und ihr Leben (Leipz. 1888); Keller, Das Leben des Meeres (das. 1895); Hickson, The fauna in the deep sea (Lond. 1894); Ortmann, Grundzüge der maritimen Tiergeographie (Jena 1895).

Meeresflora. Die Meerespflanzen bilden eine von der des festen Landes wesentlich abweichende Vegetation, die auch mit der Flora des süßen Wassers wenig Übereinstimmendes hat. Sie bestehen fast ausschließlich aus Seetangen (s. Tafel »Algen«) und einigen zu den Familien der Hydrocharitaceen und Potamogetonaceen gehörigen Seegräsern; besonders bedingen die Fukaceen und Florideen den eigenartigen Charakter der marinen Flora. Die Tange mit ihrem auf Klippen und dem Meeresgrund festgewachsenen, an verzweigte und beblätterte Stämme der höhern Pflanzen erinnernden, äußerst mannigfaltig gestalteten, ansehnlichen Thallus sind zur Bildung einer formenreichen Vegetation besonders geeignet. Zu den stets dunkel olivenbraun gefärbten Fukaceen gehören die größern und kräftigern Pflanzen und die Riesen des Meeres. So bildet der Blasentang (Fucus vesiculosus) ausgedehnte buschige Rasen in den Meeren der gemäßigten und kältern Zone. Ebendaselbst finden sich die Laminarien mit holzigem Stiel und riesenhaftem, lederartigem Blatt. Lessonia fuscescens *Bory* bildet unterseeische Wälder an der Küste von Chile und in der Südsee. Ebenfalls in der Südsee findet sich die gigantische Macrocystis pyrifera *Ag.*, deren bis 300 m langer, federkieldicker Thallus bis 1,25 m lange Blätter trägt und durch Luftblasen sich schwimmend erhält. Das Sargassokraut (Sargassum), ein vielfach verästeltes Gewächs mit kleinen, gezahnten Blättern und zahlreichen, luftgefüllten, großen, roten Blasen, treibt massenhaft im Atlantischen Ozean, von Strömungen und Winden abhängig, auf einem großen, aber immerhin begrenzten Terrain und hat Veranlassung gegeben zu den Berichten über ein Sargassomeer oder die Fucusbank, welche seit Jahrhunderten Ort und Grenze nicht verändert haben und Schiffe in ihrem Lauf zu hemmen vermögen sollte. Diese Vorstellungen sind durch neue Beobachtungen wesentlich modifiziert worden. Anhäufungen von solcher Massenhaftigkeit gibt es nicht, und von einem konstanten Areal eines Sargassomeers ist nicht zu reden. Das Maximum des Vorkommens liegt nach den Ergebnissen der Planktonexpedition südlich von 35° nördl. Br. u. westlich von 35° westl. L. Die Pflanzen werden von den westindischen Küsten losgerissen und scheinen sich einige Jahre, langsam wachsend, erhalten zu können. Die Florideen schmücken als kleinere, zartere Gewächse von rosenroter Farbe die Klippen und Tiefen des Meeres. Plocamium coccineum *Lyngb.*, Porphyra vulgaris *Ag.*, Chondrus crispus *Lyngb.*, Delesseria alata *Lamour.* u. a. bilden hauptsächlich diese Vegetation. Außerdem ist aber das Meer auch reich an kleinern Algen, welche ähnlich wie in unsern süßen Gewässern größere Pflanzen, Fels ꝛc. wie Flocken oder Filz überziehen. Auch dies sind meist Fukaceen und Florideen, zum Teil auch grüne Konfervaceen und Siphoneen. Von den mikroskopisch kleinen, einzelligen Algen finden sich besonders Diatomeen in Menge und in einer großen Anzahl von Arten, welche teils Gattungen, die auch Süßwasserarten enthalten, teils rein marinen Gattungen angehören. Von dem massenhaften Auftreten gewisser

Protokokkaceen und Oscillarien rühren die periodischen Rotfärbungen der Meeresoberfläche her. So gab Trichodesmium erythraeum *Ehrb.*, eine aus geraden, rötlichen Fäden bestehende Oscillarie, dem Roten Meer den Namen. Sie erfüllt das Wasser desselben in den obern Schichten, und die Wellen führen sie als blutrote, schleimige Masse ans Ufer, welche zur Ebbezeit einen breiten roten Saum erzeugt. Protococcus atlanticus *Mont.* färbt bisweilen die Oberfläche des Meeres an der Westküste von Portugal auf mehrere Quadratmeilen rot. Das Leuchten des Meeres wird außer durch leuchtende Tiere u. a. besonders durch Bakterien (Photobacterium luminosum *Beyer.*) bedingt. Außerdem leben im Meeresschlamm sowie im Meerwasser verschiedener Tiefe eine größere Anzahl von Bakterien (Bacillus limosus *Russ.*, B. granulosus *Russ.*, Cladothrix intricata *Russ.* u. a.) und Spaltpilzen (Beggiatoa), die z. B. den Schlamm des weißen oder toten Grundes in der Kieler Bucht überziehen. Auch auf Meerestieren, wie Krustaceen, Daphniden u. a., schmarotzende Pilze sind mehrfach beschrieben worden. Von Phanerogamen kommen nur 27 Arten vor, welche den monokotylen Pflanzenfamilien der Potameen und Hydrocharitaceen angehören. Man faßt sie als Seegräser zusammen, weil sie meist aus schlankem, kriechendem Stämmchen schmale, grasartige, mit langen Scheiden versehene Blätter entsenden. Sie leben meist gesellig und überziehen in dichtem Rasen wiesenartig oft weite Strecken des Meeresgrundes. Am bekanntesten ist das Seegras der Nord- und Ostsee (Zostera marina). Von der grasähnlichen Blattbildung weichen nur Cymodocea isoëtifolia und C. manatorum durch binsenähnliche sowie die Halophila-Arten durch rundliche oder eiförmige Blätter ab. Sie bewohnen die untere Litoralregion der Festlands- und Inselküsten und hören in der Regel bei 10 m Tiefe auf. Die Gattungen Cymodocea und Halodule sind auf die tropische und subtropische Zone nördlich bis zum Mittelmeer beschränkt, die Gattungen Zostera, Posidonia und Althenia leben an den Küsten der beiden gemäßigten Zonen. In der Verbreitung der Arten ist auffallend, daß die nächsten Verwandten oft räumlich weit getrennt auftreten, was dafür spricht, daß die Seegräser aus einer geologischen Epoche mit andrer Verteilung von Land und Meer herstammen als der gegenwärtigen. Wie die Flora des Landes, zeigen die Algen die größte Artenzahl und die größte Entwickelung unter den Tropen; doch nähren auch die Meere in höhern Breiten oft eine reiche Vegetation, und die großen submarinen Wälder sind besonders im nördlichen Stillen Ozean und im südlichen Atlantischen Ozean bei den Falklandinseln beobachtet worden. In den arktischen Meeren wurden von Kjellmann etwa 260 Arten von Tangen beobachtet. Trotz der niedern Meerestemperatur zeigte sich bei den meisten Algen in der Umgebung von Spitzbergen während des Winters keine wesentliche Änderung ihres Zustandes; manche Arten, wie die meisten Phäosporeen, entwickelten ihre Fortpflanzungsorgane sogar nur während der Polarnacht von Ende November bis zum März. Das Schwinden des Lichtes in den tiefern Wasserschichten beschränkt das Algenleben auf eine Tiefe von etwa 400 m. Im übrigen lassen sich nach dem Einflusse des Lichtes drei Höhenregionen des Meeres unterscheiden, die eine ungleiche Algenvegetation beherbergen, nämlich: 1) die obere Litoralregion zwischen der Ebbe- und Flutmarke; 2) die untere Litoralregion von der Höhe der tiefsten Ebbe bis 20—30 m Tiefe; 3) die Tiefenregion von der Grenze der vorigen bis etwa 100—160 m Tiefe, wo die Tangvegetation ihr normales Ende erreicht. Nach den Ergebnissen der Planktonexpedition wurden auch in großen Meerestiefen frei schwimmende, kleine, einzellige Algen angetroffen, deren Region man als lichtlose bezeichnen kann. Nur in den oberflächlichen Wasserschichten erscheinen die Meeresalgen vorherrschend grün gefärbt, nach der Tiefe zu nehmen die braunen, karmin- und purpurroten Formen mehr und mehr zu. Da Wasserschichten von einiger Dicke vorzugsweise nur die stärker brechbaren grünen, blauen und violetten Lichtstrahlen hindurchlassen, die für die Assimilationsarbeit der chlorophyllhaltigen Pflanzenzellen wirkungslos sind, so besteht möglicherweise die physiologische Aufgabe des stark fluoreszierenden roten Farbstoffs (Phykoerythrin) der Florideen darin, die blauen Lichtstrahlen in solche umzusetzen, die für die Assimilation wirksam sind. Der horizontalen Verbreitung nach zerfällt die Algenvegetation des Meeres in ein boreales, in Europa bis zu den Küsten Frankreichs und Spaniens reichendes Gebiet mit reichlicher Entwickelung von Fucus, Alaria, Laminaria u. a., ferner ein tropisches, über die Wendekreise übergreifendes und auch noch das Mittelmeer einschließendes Gebiet mit überwiegenden Florideen, und ein australes, die Südküsten Afrikas, Australiens, Neuseelands und des antarktischen Amerika umfassendes Gebiet mit riesigen Formen von Macrocystis, Durvillaea u. a. Den seßhaften Tangformationen des Meeres steht die besonders aus frei schwimmenden Diatomeen gebildete Planktonformation gegenüber, von deren Bedeutung erst neuere Untersuchungen nähere Aufschlüsse gegeben haben (s. Plankton). Vgl. über das Pflanzenleben des Meeres die Schriften von Kny (Berl. 1875), Schmitz (Bonn 1883) u. Vogel (Leipz. 1886), auch die Litteratur bei Art. »Meer« und »Meeresfauna«.

Meereskokos, s. Lodoicea.

Meeresleuchten, s. Meer, S. 60.

Meeresmolasse, s. Tertiärformation.

Meeressand, der vom Meer abgesetzte u. daher Reste von Meerestieren führende Sand, s. Tertiärformation.

Meeresströmungen, s. Meer, S. 60; die Stromsysteme der einzelnen Ozeane finden sich bei diesen beschrieben.

Meerfenchel, s. Critmum.

Meerforelle, s. Forelle.

Meergans, soviel wie Pelikan, auch Ringelgans, s. Gänse.

Meergeusen, s. Geusen.

Meergötter, göttliche Wesen, welche die Phantasie der Griechen nach den verschiedenen Erscheinungen, die das Meer darbietet, ausbildete, waren sämtlich dem Poseidon (Neptun) untergeordnet. Hierher gehören: Okeanos und seine Gattin Tethys mit deren weiblichen Nachkommen (Okeaniden); Nereus, dessen Gattin Doris und ihre 50 Töchter (Nereïden); Triton, Poseidons Sohn, und die Tritonen; einzelne Meerdämonen, wie Proteus, Glaukos, Leukothea und Melikertes, Skylla, die Sirenen, endlich die Flußgötter, die männlichen Nachkommen des Okeanos (vgl. die einzelnen Artikel). Im Mythus kommt den Meergöttern meist die Gabe der Weissagung und der Verwandlung zu. In der bildenden Kunst sind zur Verdeutlichung der wechselnden, bald furchtbaren, bald heitern Natur des Meeres allerlei Mischgestalten eingeführt worden, fischschwänzige Tritonen, Hippokampen, Widder, Böcke und Stiere, die in Fischbildung auslaufen, ausnahmsweise selbst Seepanther und

Seegreife (vgl. Abbildung). Um die Öde des »unfruchtbaren«, »unwirtlichen« Meeres anzudeuten, pflegt die antike Kunst den Meergöttern den Ausdruck unbefriedigt schmerzlicher Empfindung in das Gesicht zu legen. Über die künstlerische Darstellung der M. vgl. K. O. Müller, Handbuch der Archäologie der Kunst (3. Aufl., § 402 u. 403, S. 655); Brunn, Griechische Götterideale, S. 68 ff. (Münch. 1893); Langl, Griechische Götter- und Heldengestalten, S. 36 ff. (Wien 1886).



Meergötter. (Sarkophagrelief der Galleria Corsini in Rom.)

Meergras, s. Armeria.

Meergrundel (Schwarzgrundel), s. Grundel; Meergrundeln (Gobiidae), s. Fische, S. 477.

Meerhäher, soviel wie Mandelkrähe.

Meerhecht, s. Schellfisch.

Meerholz, Flecken im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Gelnhausen, an der Kinzig u. der Linie Frankfurt a. M.-Bebra-Göttingen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Pfarrkirche, ein Schloß des Grafen von Isenburg-M., ein Amtsgericht, Sandsteinbrüche, Weinbau und 824 meist evang. Einwohner.

Meerkalb, soviel wie Seehund.

Meerkatze (Cercopithecus *Cuv.*), Gattung aus der Familie der Schmalnasen (Catarrhini) und der Unterfamilie der Hundsaffen, schlank gebaute Tiere mit feinen, kurzen Händen und langem Daumen, langem Schwanz ohne Endquaste, weiten Backentaschen und großen Gesäßschwielen. Die Meerkatzen, welche diesen Namen schon im 16. Jahrh. erhielten, weil sie entfernte Ähnlichkeit mit der Katze haben und über das Meer nach Europa gebracht wurden, sind Bewohner der tropischen Gegenden Afrikas von der Ost- bis zur Westküste und hausen in großer Menge in den dortigen Urwäldern fast ausschließlich auf den Bäumen. Sie gehören zu den geselligsten, beweglichsten, muntersten und gutmütigsten aller Affen. Die sehr zahlreichen Arten leben in größern Gesellschaften zusammen und richten in Gärten und auf Mais- und Durrafeldern oft große Verwüstungen an. Die Fortpflanzung scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein, bei jeder Herde finden sich gleichzeitig Säuglinge und Halberwachsene. In der Gefangenschaft pflanzen sich die meisten Arten ohne Umstände fort. Seit den ältesten Zeiten bekannt ist die grüne M. (Grünaffe, C. sabaeus *Cuv.*), in Ostafrika und Abessinien bis zu den westlichen Zuflüssen des Nils sehr gemein, auch auf den Inseln des Grünen Vorgebirges; sie ist 50 cm lang, mit ebenso langem Schwanz, oberseits dunkel graugrün, an den Extremitäten grau; Ohren und Hände sind schwarz, unten weißlich. Das Gesicht ist hellbraun. Sie wurde schon von den alten Ägyptern im Haus gehalten. Die rote M. (Patas, Kallitriche des Plinius, Husarenaffe, C. ruber *Cuv.*) ist 60—70 cm lang, mit ebenso langem Schwanz. Der Pelz ist an der Oberseite goldigrot, an der Unterseite weiß; auch der Backenbart ist weiß; Gesicht, Ohren und Hände sind schwarz, und um die Augen zieht sich ein fleischroter Ring. Dieser Affe findet sich von Westafrika bis Abessinien, aber spärlicher als der vorige und mehr in Steppenwaldungen. Er ist mürrisch und reizbar, das gerade Gegenteil des vorigen. Man findet sein Bildnis auf den ägyptischen Denkmälern und ihn selbst einbalsamiert in den Pyramiden. Die rußfarbene M. (Mohrenaffe, C. fuliginosus *Geoffr.*, s. Tafel »Affen III«, Fig. 2) ist 60 cm groß, mit ebenso langem Schwanz. Der Pelz ist auf der Oberseite braunschwarz, auf der Unterseite grau, das Gesicht ist schwarz, das obere Augenlid fast rein weiß. Dieser Affe lebt an der Küste von Guinea und kommt wie die beiden ersten häufig nach Europa. Er ist munter, gelehrig, dabei gutmütig.

Meerkohl, Pflanzengattung, s. Crambe.

Meerkohlwinde, s. Convolvulus.

Meerkokos, s. Lodoicea.

Meerkraut, s. Salicornia.

Meerkultus, s. Seekultus.

Meerlattich, s. Ulva.

Meerleuchten (Leuchttierchen, Noctiluca, s. Tafel »Protozoen«), eine Gattung der Geißelträger (s. Protozoen), sind rundliche Tierchen von etwa 1 mm Durchmesser. Sie bestehen aus einer einzigen Zelle mit Kern und zahlreichen von ihm ausgehenden und zur Haut der Zelle verlaufenden Protoplasmafäden. An einer Stelle ist die Haut durchbrochen, und durch diese Art von Mund wird die Nahrung (Diatomeen) aufgenommen und zugleich das Unverdaute wieder ausgestoßen. Die bekannteste Art, N. miliaris, ist in der Nordsee und im Atlantischen Ozean sehr verbreitet. Eine verwandte Art ist Leptodiscus medusoides *Hertw.* aus dem Meer bei Messina; sie sieht wie eine Schirmqualle aus und bewegt sich ähnlich wie diese. Weiteres über das Leuchten des Meeres s. Meer.

Meerlinse, s. Lemna und Salvinia.

Meerlinsigkeit, s. Tuberkulose des Rindes.

Meerlunge, s. Medusen.

Meermelde, s. Atriplex.

Meermond, s. Mondfisch.

Meermühlen, s. Argostoli.

Meernabel, s. Kreiselschnecken.

Meernagel (Onyx), Deckel der Stachelschnecken (Murex, s. Schnecken), dient in ganz Indien als Ingrediens angeblich heilkräftiger Räuchermittel.

Meernelke, soviel wie Meergras, s. Armeria.

Meernesseln, soviel wie Quallen.

Meerohr (Seeohr, Haliotis *L.*), Gattung aus der Gruppe der Vorderkiemer (Prosobranchia, s. Schnecken), mit ohrförmigem, flachem Gehäuse, von welchem die letzte Windung den bei weitem größten Teil bildet und die Öffnung sehr groß ist. Die Schale am linken Rande hat eine Reihe Löcher, durch welche das Tier faden-

förmige Anhänge des Fußes steckt und das Wasser zu den Kiemen eintreten läßt. Sie ist außen oft gerunzelt, schillert (irisiert) aber innen in den schönsten Farben (daher Irismuschel); auch das Tier ist mit farbigen Anhängen geschmückt. Man kennt mehr als 70 Arten in den Meeren der heißen und gemäßigten Zone, nördlich bis zum Kanal; sie leben in der Strandzone, besonders an felsigen Küsten, halten sich am Tage verborgen und weiden nachts die Tange ab. Die Schale wird als Perlmutter verarbeitet (s. Perlmutter).

Meerotter, soviel wie Seeotter.

Meerportulak, s. Atriplex.

Meerqualstern, s. Rhizopoden.

Meerrettich, s. Cochlearia.

Meerrohr, soviel wie Spanisches Rohr.

Meersaline, s. Salz.

Meersburg (Mörsburg), Stadt im bad. Kreis Konstanz, Amt Überlingen, in schöner Lage am Bodensee, 446 m ü. M., hat eine evangelische und eine neue kath. Kirche, ein altes (angeblich von dem fränkischen König Dagobert erbautes) und ein neues Schloß (bis 1750 Residenz der Bischöfe von Konstanz, jetzt Taubstummenanstalt), ein ehemaliges Dominikanerkloster, ein kath. Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, ein Nebenzollamt I, Baumwollweberei, Kalkfabrikation, Bierbrauerei, Kunsttischlerei, bedeutenden Weinbau (der beste Wein am Bodensee), einen Hafen, Handel, Schiffahrt, Fischerei und (1890) 1861 Einw., davon 106 Evangelische und 7 Juden. Auf dem Friedhof die sehenswerten Denkmäler des Magnetiseurs Mesmer (gest. 1815), des Freiherrn v. Laßberg (gest. 1855) und der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff (gest. 1848). M. gehörte bis 1802 zum Bistum Konstanz.

Meersburger, s. Badische Weine.

Meersch, Jan Andreas van der, Anführer der brabantischen Patrioten 1789, geb. 10. Febr. 1734 zu Meenen in Westflandern, gest. daselbst 14. Sept. 1792, trat zuerst in französische Kriegsdienste, in welchen er den Siebenjährigen Krieg mit Auszeichnung mitmachte, dann 1778 in österreichische, aus denen er 1779 mit dem Charakter eines Obersten schied. 1789 schloß er sich den mit der österreichischen Verwaltung unzufriedenen Belgiern an, übernahm das Kommando der Insurgentenarmee und besiegte die Österreicher bei Turnhout (26. Okt.), eroberte Gent und Brüssel und wurde hierauf von den Belgiern zum Obergeneral der sämtlichen Truppen ernannt. Infolge von Verdächtigungen seitens der Klerikalen ward er im März 1790 jedoch verhaftet und in der Citadelle von Antwerpen gefangen gesetzt und erhielt erst durch die vordringenden Österreicher seine Freiheit wieder. Er schrieb Memoiren, die von einem seiner Offiziere herausgegeben wurden (»Mémoires historiques et pièces justificatives pour Mr. van der M.«, Lille 1791, 3 Bde.). Vgl. van den Bussche, Biographie du général van der M. (Menin 1863).

Meerschaf, soviel wie Kapschaf, s. Albatros.

Meerschaum, Mineral aus der Ordnung der Silikate (Talkgruppe), findet sich derb und in Knollen, auch in Pseudomorphosen nach Kalkspat, ist weiß, gelblich- oder gräulichweiß, matt, undurchsichtig, mit flachmuscheligem und feinerdigem Bruch, fühlt sich etwas fettig an, haftet stark an der Zunge, schwimmt, weil er viel Luft einschließt, auf dem Wasser, spez. Gew. 2, Härte 2—2,5, besteht aus wasserhaltiger kieselsaurer Magnesia $Mg_2Si_3O_8 + 4H_2O$, enthält stets auch etwas Kohlensäure und bis gegen 14 Proz. hygroskopisches Wasser. Er ist wohl aus Serpentin hervorgegangen. Der M. findet sich lose oder eingesprengt (besonders in Kalk oder Serpentin), in größter Menge und von schönster Beschaffenheit in der Ebene Eski Schehr in Anatolien, bei Brussa, Kiltschik, von wo er gegenwärtig fast ausschließlich in den Handel kommt, außerdem auf Samos, unweit Thiwa in Livadien, zu Valecas bei Madrid, bei Pinheiro in Portugal, Hrubschitz und Neudorf in Mähren, im Lyubicer Gebirge in Bosnien, in der Krim, bei Negroponte, Theben etc. Der in Anatolien gewonnene M. bildet einzelne Knollen oder nierenförmige Stücke, die, frisch gegraben, weich wie Wachs sind und sehr vorsichtig getrocknet werden müssen, wenn sie nicht rissig werden sollen. Man befreit ihn dann von der bräunlichgelben Rinde und allen Verunreinigungen und bringt ihn nach Brussa, wo er sortiert und besonders nach Wien, Leipzig, Paris und Nordamerika versandt wird. Im spezifischen Gewicht, in der Weichheit und Gleichmäßigkeit der Masse und in der Farbe zeigt der M. große Verschiedenheiten, und namentlich enthält er oft Einschlüsse von opalartiger Masse, welche die Verarbeitung sehr erschweren. Man benutzt ihn fast ausschließlich zu Pfeifenköpfen und Zigarrenspitzen, während die Römer wahrscheinlich kostbare Gefäße daraus geschnitten haben. In Europa entstanden die ersten Fabriken zur Verarbeitung von M. im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zu Lemgo und etwa um dieselbe Zeit in Ruhla, wo schon 1800 in 27 Fabriken 150 Personen beschäftigt waren. Hier wurden auch zuerst die Abfälle zu einer schneidbaren Masse verarbeitet und so der künstliche M. (Masse) gewonnen, der gegenwärtig in großer Menge verarbeitet wird. Auch Nürnberg und Paris liefern Meerschaumwaren; Hauptsitz der Industrie ist aber Wien, wo jährlich etwa 100,000 Meerschaumpfeifen gefertigt werden. Zur Darstellung des künstlichen Meerschaums werden die Abfälle gewaschen und mit Wasser in einen höchst zarten Schlamm verwandelt. Man mischt diesen dann mit Kaolin oder besser mit kieselsaurer Thonerde (aus Alaun und Wasserglas erhalten), kocht die Mischung und füllt sie in Kistchen mit Leinwandböden, in welchen sie das Wasser verliert und so viel Konsistenz gewinnt, daß sie bald in die Trockenkammern gebracht werden kann. Einen andern künstlichen M. erhält man durch Fällen der gemischten Lösungen von Alaun und Bittersalz mit Wasserglas und Natronlauge oder durch Imprägnieren von kohlensaurer Magnesia mit Wasserglas. Die besten Imitationen sind dem natürlichen M. ungemein ähnlich, und nur der Kenner vermag sie von diesem zu unterscheiden; an Dauerhaftigkeit und Anrauchfähigkeit stehen sie ihm aber weit nach. Der echte wie der künstliche M. werden im feuchten Zustand verarbeitet, dann getrocknet, in geschmolzenen Talg oder Walrat gelegt, bis sie an den Rändern durchscheinend geworden sind, abgeschliffen, poliert, getrocknet und in geschmolzenes Wachs gebracht. Durch diese Behandlung mit Fett wird der M. fester, dauerhafter, politurfähiger, und vor allem raucht er sich dann gleichmäßiger an. Die sogen. Öltöpfe oder Ruhlaer Köpfe, welche beim Rauchen eine marmorartige, bunte Farbe annehmen, werden aus unreinem, wolkigem, geädertem M. hergestellt, indem man sie nach dem Eintauchen in Talg und dem Polieren mit dünnflüssigem Leinölfirnis tränkt, bei 50° trocknet, wieder mit Firnis behandelt und von neuem trocknet; bisweilen gibt man ihnen auch gleich die braune Farbe, indem man sie in einer eisernen Bratröhre genügend

stark erhitzt. Schwarz gefärbte Meerschaumköpfe sind gegenwärtig nicht mehr beliebt. Vgl. Raufer, Meerschaum- und Bernsteinwarenfabrikation (Wien 1877); Tomasek, Pfeifenindustrie (Weim. 1878); Ziegler, Geschichte des Meerschaums (2. Aufl., Dresd. 1883).

Meerscheidt-Hüllessem, Oskar, Freiherr von, preuß. General, geb. 15. Okt. 1825 in Berlin, gest. 26. Dez. 1895 daselbst, trat 1843 beim 21. Infanterieregiment ein, focht 1848 gegen die aufständischen Polen, ward 1859 Hauptmann und in das 24., dann in das 64. Infanterieregiment versetzt, mit dem er den Krieg von 1864 mitmachte. 1866 focht er als Bataillonskommandeur im 5. Grenadierregiment mit dem 1. Armeekorps in Böhmen. Bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 ward er mit der Führung des 41. Regiments beauftragt und 18. Jan. 1871 zum Obersten ernannt. An der Spitze desselben nahm er am Feldzug der ersten Armee vor Metz und im nördlichen Frankreich teil. 1872 als Kommandeur des 3. Gardegrenadierregiments Königin Elisabeth in das Gardekorps versetzt, erhielt er 1874 das Kommando der 11. Infanteriebrigade (Berlin), trat, inzwischen zum Generalmajor befördert, im Oktober 1875 als Brigadekommandeur wiederum zur Garde über, war 1880 einige Zeit Kommandant von Berlin, ward noch in demselben Jahre mit der Führung der 30. und 1882, nachdem er 1881 Generalleutnant geworden war, mit dem Kommando der 28. Division betraut, 1886 an die Spitze des 5. Armeekorps gestellt, 1888 zum kommandierenden General des Gardekorps ernannt. 1893 nahm er seinen Abschied.

Meerschlangen (Hydrophidae), s. Seeschlangen.

Meerschwein, s. Delphine.

Meerschweinchen (Cavia *Klein*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der M. (Caviidae), gedrungen gebaute Tiere mit kurzen Ohren und Füßen, an den vordern vier, an den hintern drei Zehen, großen, oben gekielten, hufähnlichen Nägeln, ohne Schwanz. Das gemeine M. (Cavia cobaya *Schreb.*, s. Tafel »Nagetiere I«, Fig. 1), 20—24 cm lang, in bunter Mischung schwarz, rot, gelb und weiß gezeichnet, stammt aus Peru, wo das Tier zur Zeit der Eroberung durch Pizarro neben Lama, Alpako und Hund als Haustier gezüchtet wurde. Das M. war das hauptsächlichste Schlachttier des gemeinen Mannes, ohne dessen Besitz er nur selten Fleischnahrung erlangt haben würde. Das Tier wurde aber auch zu Opfern benutzt, man schlachtete es mit dem Daumennagel, und die Zauberer prophezeiten aus dem fließenden Blut. 1551 und 1554 kamen M. nach Paris und Augsburg und von dort nach Zürich an Konrad Gesner. Sie erregten anfangs großes Aufsehen und fanden viele Liebhaber. Ihre Haltung und Züchtung war eine Zeitlang geradezu Modesache. Jetzt ist das M. ein weitverbreitetes, überall beliebtes Haustier, sehr zahm und vollkommen harmlos, mit jedermann befreundet, aber nicht sehr anhänglich. Dabei läßt es sich leicht erhalten, frißt allerlei Pflanzenstoffe und wirft zwei- bis dreimal im Jahr 2—5, in heißen Ländern bis 7 Junge, welche nach 6—7 Monaten fortpflanzungsfähig sind. Das M. zeigt sich ziemlich gewandt, läuft nicht eben rasch, hält sich paarweise zusammen und ist sehr reinlich. Gegen Kälte und nasse Witterung ist es sehr empfindlich. Seiner grunzenden Stimme verdankt es den Namen. Die Aperea (C. aperĕa *Wagn.*), irrtümlich für den Stammvater des Meerschweinchens gehalten, ist 26 cm lang, 9 cm hoch, auf der Oberseite braungelb, auf der Unterseite gelblichgrau, an den Füßen bräunlichweiß, im Sommer heller gefärbt. Sie bewohnt Paraguay, die Pampas von Buenos Aires und Brasilien, lebt gesellig im Gras und Gebüsch der Felder, hält sich am Tag verborgen, fällt leicht allen Raubtieren zur Beute, richtet in Gärten Schaden an und wirft nur einmal im Jahr zwei Junge. In der Gefangenschaft wird sie sehr zahm und pflanzt sich auch leicht fort. Der Pelz ist wertlos, das Fleisch wird von Indianern gegessen.

Meersenf, s. Cakile.

Meerspiele, Konkretionen (s. d.) des Mergels.

Meerspinnen (Majidae), s. Krabben.

Meerssen (Mersen), Marktflecken in der niederländ. Provinz Limburg, unweit Maastricht, an der Eisenbahn Aachen-Antwerpen, mit (1889) 3919 Einw., bekannt durch den Vertrag (9. Aug. 870) zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, durch welchen das Elsaß, ein Teil von Burgund, Friesland und Lothringen an Ludwig fielen.

Meerstinz, s. Skink.

Meerstrandsgrasnelke, s. Armeria.

Meerstrandsmannstreu, s. Eryngium.

Meerstrandswinde, s. Convolvulus.

Meerstrauch, s. Halimodendron.

Meertaufe (Matrosentaufe), Zeremonie der Seefahrer, welcher sich vornehmlich diejenigen unterziehen müssen, welche die Linie oder auch den Wendekreis des Krebses, die Meerenge von Gibraltar, das Vorgebirge der Guten Hoffnung, das Kap Horn und andre dergleichen merkwürdige Orte zum erstenmal passieren. Einer von den Matrosen stellt den Neptun vor, andre seine Untergebenen; sie erbitten sich die Erlaubnis zur Taufe vom Kapitän und schreiten alsdann zur Ausführung der Tauffeierlichkeit, die je nach den vorhandenen Mitteln mehr oder weniger feierlich ausfällt.

Meerteufel, s. Rochen.

Meerträubchen, s. Ephedra.

Meertrauben, die den Beeren der Weintrauben ähnlich angeordneten Eier der Sepie (s. d.).

Meerut, ind. Bezirk, s. Mirat.

Meerwanzen, s. Wanzen.

Meerweibchen, mythisches Geschöpf von der Gestalt eines Weibes mit meergrünen Haaren und nach unten in einen Fisch endigend, besonders in den Sagen des südlichen und westlichen Europa auftretend. Als heraldisches Zeichen ist das M. (Melusine) orientalischen Ursprungs, häufig bekrönt, mit oder ohne Arme, ein- oder doppelschwänzig (s. Abbildung).



Meerweibchen (Wappen von Warschau).

Meerwermut, s. Santolina.

Meerwurzel, s. Eryngium.

Meerzeisig, s. Hänfling.

Meerzwiebel, s. Scilla und Urginea.

Meeting (engl., spr. miting), in England und Nordamerika eine öffentliche Versammlung zur Beratung über einen Gegenstand von allgemeinem Interesse; auch die gottesdienstlichen Zusammenkünfte der Dissenters, deren Bethäuser daher Meeting-houses heißen.

Mefitis, s. Mephitis.

Mega... (griech.), in Zusammensetzungen soviel wie groß.

Megabromit, s. Embolit.

Megacĕros, der Riesenhirsch, s. Hirsch.

Megachīle, die Tapezierbiene.

Megalaemidae, s. Klettervögel.

Megalesien (Megalesia, Megalensia), ein in Rom zu Ehren der Magna mater (s. Rhea) seit dem Jahre 204 v. Chr. (wo der heilige Stein, unter dem man die Göttin in Asien [Pessinus] verehrte, nach Rom gebracht wurde) alljährlich vom 4.—12. April mit Festaufzug und Zirkusspielen gefeiertes Fest.

Megali Dilos, jetz. Name von Rheneia, s. Delos.

Megalithische Denkmäler (megalithische Bauten), prähistorische Grabdenkmäler oder als Kultstätten, vielleicht auch als Erinnerungszeichen an denkwürdige Ereignisse aufzufassende, aus einer oder mehreren großen Steinplatten oder Felsstücken bestehende Bauten, bez. Denkmäler, unter denen man Dolmen, Menhirs und Cromlechs (s. d.) unterscheidet. Dergleichen m. D. finden sich in Skandinavien, Norddeutschland, Holland, in der Krim, in Algerien, Palästina, Indien ꝛc. Vgl. auch Bautasteine u. Gräber, prähistorische.

Megalodontidae, Familie der Mollusken (Lamellibranchiata, Heterodonta), dickschalige, herzförmige, häufig etwas ungleichklappige Muscheln mit starkem Wirbel, breiter Schloßplatte und bogig gekrümmten, meist geteilten Hauptzähnen ohne Seitenzähne. Die Familie reichte vom Devon bis in den Jura und umfaßt nur wenige Gattungen. Megalodon *Sow.* (Großzahn), mit außerordentlich breiter Schloßplatte u. zwei häufig geteilten, wulstigen Hauptzähnen in jeder Klappe, reicht vom Devon bis Lias und ist sehr häufig in der alpinen Trias.

Megalokastron (griech.), Stadt, s. Candia 2).

Megalonyx, s. Megatherium.

Megalopŏlis (griech. Megale-Polis), die spätere, wohlbefestigte Bundesstadt Arkadiens, nach der Schlacht bei Leuktra von Epameinondas durch Vereinigung der Bewohner von 40 kleinen Flecken Arkadiens zum Schutz gegen die Spartaner gegründet und 368 v. Chr. vollendet, lag in einer Thalmulde am Fluß Helisson und hatte mit ihrem ganzen Gebiet 60—70,000 Einw. Nach Alexanders d. Gr. Tode traten in M. Tyrannen auf, deren letzter, Lydiades, freiwillig seiner Herrschaft entsagte und die Stadt dem Achäischen Bunde zuführte. Sie ward deshalb vom König Kleomenes III. von Sparta 222 erobert, geplündert und größtenteils zerstört. Jetzt liegen dort die Felder des Dorfs Sinano, in welchen seit 1890 die englische archäologische Schule in Athen südlich des Helisson das Theater, nördlich des Helisson die Stoa des Königs Philippos an der Nordseite des Marktes, das den Sitzungsräumen der modernen Parlamente ähnliche Thersileion und den Tempel und Bezirk des Zeus Soter aus dem Ende des 4. Jahrh. aufgegraben hat. M. ist Geburtsort des Feldherrn Philopömen und des Geschichtschreibers Polybios.

Megalopsie (griech.), soviel wie Makropsie (s. d.).

Megaloptĕra (Großflügler), Gruppe aus der Ordnung der Netzflügler (s. d.).

Megalosaurus *Buckl.*, ein Dinosaurier aus dem Oolith von Stonesfield und auch sonst aus dem Jura und der Kreide Europas und Nordamerikas, dürfte eine Länge von 16 m erreicht haben.

Megalūrus, s. Fische, S. 478.

Megănder (gräzisiert für Großmann), Kaspar, schweizer. Reformator, geb. 1495 in Zürich, ward hier 1518 Kaplan, dann Leutpriester, schloß sich früh an Zwingli an, beteiligte sich an den Berner Disputationen und ward 1528 Professor in Bern, aber 1537 infolge seiner Opposition gegen die Vermittelungsversuche Bucers seines Amtes entsetzt. Er fand in Zürich Aufnahme, woselbst er 1545 als Archidiakon starb.

Megapelia, s. Kronentaube.

Megapenthes, Sohn des Menelaos von einer Sklavin.

Megaphōn (griech.), von Edison 1878 angegebenes Instrument zum Fernverkehr, besteht aus zwei Schalltrichtern von 2 m Länge und 0,67 m Grundflächendurchmesser und einem zwischen diesen Hörrohren liegenden 2 m langen Sprachrohr.

Megapodius, s. Wallnister; Megapodiidae (Wallnister, Großfußhühner), eine Familie der Hühnervögel (s. d.).

Megaptēra, Buckelwal, s. Finnfisch.

Megăra, 1) uralte, von Karern gegründete Hauptstadt der altgriech. Landschaft Megaris, der Insel Salamis gegenüber, bestand aus drei Teilen: der alten pelasgischen Burg Karia, der neuern, westlich davon gelegenen, von Alkathoos erbauten u. nach ihm benannten Burg u. der am südlichen Fuß beider gelegenen Stadt, wozu noch die Hafenstadt Nisäa mit der davorliegenden befestigten (jetzt aber landfesten) Insel Minoa kam, zu welcher seit 455 lange Mauern hinabführten. Die Burg Karia enthielt den berühmten Tempel der Demeter, das Megaron; in der eigentlichen Stadt befanden sich Tempel des olympischen Zeus, des Dionysos und der Aphrodite, ein Gymnasium, das Heroon des Alkathoos ꝛc. In M. hatte die Philosophenschule des Eukleides ihren Sitz. Stark befestigt und bis auf den Peloponnesischen Krieg mächtig, sank M. später infolge der unaufhörlichen Überfälle der Athener mehr und mehr und wird in der Geschichte nur noch selten erwähnt, um im 5. Jahrh. n. Chr. ganz zu verschwinden. Das neue M. ist Hauptstadt einer Eparchie im Nomos Attika und Böotien mit (1889) 6249 Einw. — 2) M., mit dem Zunamen Hybläa, auch Hybla Geleatis genannt, Stadt auf der Ostküste von Sizilien, nördlich von Syrakus, um 725 v. Chr. von Doriern aus Megara gegründet, berühmt durch ihren Honig (der des nahen Melilli gilt noch heute für den besten Siziliens). Um 480 durch Gelon unterworfen, sank sie zur syrakusischen Landstadt herab. Mauerreste zwischen den Flüssen S. Gusmano und Cantara.

Megăra, Tochter des Kreon, Gemahlin des Herakles (s. d.).

Megăra, eine der Erinnyen (s. d.); danach allgemein Megäre, soviel wie furienhaftes Weib.

Megăris, kleine, von Bergen und Meer rings umschlossene Landschaft zwischen dem Korinthischen Isthmus und Attika im alten Griechenland, ward von Attika durch das Ikarion, einen südöstlich gerichteten Zweig des Kithäron, und den Unterlauf des Baches Iapis, von Korinth durch das Geraneiagebirge (1370 m, heute Makryplagi) geschieden, welches im SO. bis hart an den Saronischen Busen herantritt. Dort erheben sich die berühmten Skironischen Felsen, über welche jener der attischen Sage nach vom Räuber Skiron unsicher gemachte schmale, von Hadrian aber durch großartige Unterbauten verbreiterte, gefährliche Weg (jetzt Kaki-Skala, »schlimmer Paß«) aus Megara nach Korinth führte. Die Megarer trieben bedeutende Schafzucht und verfertigten aus der Wolle grobe Mäntel. Getreide brachte das Land wenig hervor, dagegen viel Gemüse, Knoblauch, Zwiebeln und Feigen. Die Produkte aus dem Mineralreich waren feiner weißer Thon, woraus berühmte Töpferarbeiten verfertigt wurden, weißer Muschelmarmor und Seesalz. Die Megarer, zu den besten Seeleuten Griechenlands gehörig, trieben frühzeitig bedeutende Schiffahrt und Handel und gründeten viele Kolonien

wie Megara (Hybläa) in Sizilien, Herakleia am Pontos, Chalkedon, Byzanz ꝛc. Durch die Dorisierung des vorher ionischen und zu Attika gehörigen Ländchens wurde der Zwiespalt mit Athen hervorgerufen, welch letzteres M. im Peloponnesischen Krieg arg mitnahm. Die Megarer standen bei den ihnen feindlich gesinnten Athenern im Rufe der Plumpheit und Sittenlosigkeit. Hauptstadt der Landschaft war Megara (s. d. 1).

Megarische Schule, griech. Philosophenschule, gestiftet von Eukleides von Megara. Unter dessen Nachfolgern sind die bekanntesten Eubulides aus Milet, Diodoros mit dem Beinamen Kronos und Stilpon aus Megara. Über die Lehren der Schule s. Eukleides 2).

Megăron (griech.), einer der beiden Hauptteile des altgriechischen Hauses, der große Männersaal, später Andronitis genannt. Vgl. Gynaikeion.

Megaskop (griech., Wunderkammer), eine Laterna magica, welche von undurchsichtigen Gegenständen, Holzschnitten, Photographien, Naturobjekten vergrößerte Bilder entwirft. Die Gegenstände werden wie bei der gewöhnlichen Laterna magica den Linsen gegenübergestellt und durch eine seitlich angebrachte Vorrichtung an der vordern Seite sehr stark beleuchtet. Vgl. Stöhrer, Die Projektion physikalischer Experimente (Leipz. 1877).

Megaspiläon (»große Höhle«), das größte und angesehenste Kloster in Griechenland mit (1889) 109 Bewohnern, wenige Meilen vom Korinthischen Meerbusen im Nomos Achaia und Elis (Eparchie Kalavryta, 8 km nordöstlich von dieser Stadt) romantisch an und unter einer Felswand gelegen. Die drei untersten Stockwerke erfüllen den Raum einer 30 m tiefen, 60 m breiten Höhle, die beiden obersten sind darüber wie Schwalbennester an die noch ca. 190 m ansteigende Felswand geklebt. In der im zweiten Stock befindlichen Kirche wird ein Marienbild des Apostels Lukas gezeigt, und diesem verdankt das Kloster seinen Ruf als Wallfahrtsort. Das jetzt etwas verfallene Kloster soll im 4. Jahrh. gegründet sein und stammt in seiner heutigen Gestalt aus dem Jahre 1640.

Megasse (Bagasse), s. Zucker.

Megasthĕnes, griech. Geschichtschreiber, um 300 v. Chr. Gesandter des Seleukos Nikator bei dem indischen König Sandrokottos, verfaßte auf Grund des dort gesammelten Materials vier Bücher »Indica«, ein Werk, das den Höhepunkt der Kenntnis des Altertums über Indien bildete, die Quelle für die Berichte von Diodor, Strabon und Arrian. Sammlung der Fragmente in Müllers »Fragmenta historicorum graecorum«, Bd. 2 (Par. 1848).

Megatherium (Riesenfaultier), ausgestorbene Gattung der Zahnlücker (einer Ordnung der Säugetiere), verbindet mehrere Charaktere der Faultiere mit denen der Ameisenfresser. Der Kopf war kurz, die Füße äußerst stark, gedrungen, die vordern vier- oder fünfzehig, die hintern drei- oder vierzehig, die äußern Zehen mit kurzen Nägeln, die mittlern mit starken Grabkrallen. Der Schwanz war mittellang, breit, stark. Alle Arten sind amerikanisch. M. Cuvieri (s. Tafel »Diluvium I«, Fig. 3) war ein Tier von Elefantengröße, dem Faultier am nächsten verwandt, konnte aber sicherlich nicht klettern. Die mit ihm gefundenen Tierreste gehören zum Teil einem Gliede derselben Gruppe, Mylodon robustus (s. Tafel »Diluvium I«, Fig. 12), an. Dies war bis 4 m lang, vielleicht ein Klettertier. Zu derselben Gruppe gehört auch Megalonyx Jeffersoni aus Virginien, mit Vorderfüßen, die weit kürzer als die hintern waren, von Ochsengröße, konnte vielleicht klettern.

Megdova, s. Acheloos und Aspropotamos.

Megerle, 1) Ulrich, eigentlicher Name des Abraham a Santa Clara (s. d.). — 2) Eugen, österreich. Staatsmann, s. Mühlfeld. — 3) Naturforscher, s. *Mgl.*

Meghadûta, s. Kâlidâsa.

Megye (auch Vármegye, ungar., spr. wármedje), soviel wie Komitat (s. d.).

Mehadia (das römische Ad medias), Markt im ungar. Komitat Krassó-Szörény, in einem wildromantischen Thal an der in die Cserna mündenden Bjela Rjeka und Station der Bahnlinie Temesvár-Orsova, mit 2 Kirchen, Ruinen eines alten Schlosses und (1890) 2480 meist rumän. (griechisch-oriental.) Einwohnern; 4 km südöstl. liegt der Badeort Herkulesbad (s. d.).

Mehallet el Kobra (M. el Kebir), Hauptort des Distrikts Samanud in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, im Nildelta, 6 km vom linken Ufer des Damiettearms, an der Bahn Tanta-Damiette, inmitten ausgedehnter Baumwollpflanzungen, hat große Egreniermaschinen, Fabriken von Baumwollenzeug und Ammoniumsalz, lebhaften Handel und (1882) 27,823 Einw.

Mehallet Marhum, Ort im Distrikt Mehallet Menuf der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, mit (1882) 7222 Einw.

Mehallet Menuf, Distriktshauptort der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, 11 km nordwestlich von Tanta, mit (1882) 3640 Einw.

Mehedia, tunes. Ort, s. Mahedia.

Mehedintzi, rumän. Kreis in der westlichen (Kleinen) Walachei, an der Donau; Hauptstadt Turnu-Severin.

Mehemed Ali, Vizekönig von Ägypten, geb. 1769 zu Kavala in Makedonien, gest. 2. Aug. 1849, erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters eine so mangelhafte Erziehung, daß er selbst lesen und schreiben erst in spätern Jahren lernte. Als 1783 in Kavala ein Aufstand ausbrach, trug der 14jährige M. durch sein kluges, energisches Auftreten das meiste zur Herstellung der Ruhe bei. Zur Belohnung dafür wurde er 1787 zum Offizier in der irregulären Miliz ernannt, doch betrieb er auch längere Zeit einen Tabakshandel. 1798 bei dem Einbruch der Franzosen in Ägypten dem Truppenkontingent seiner Vaterstadt beigegeben, bekundete er mehrfach, namentlich in dem Gefecht von Rahmanieh, solche Klugheit und Tapferkeit, daß er zum Befehlshaber des Arnautenkorps in Ägypten ernannt wurde, und erwarb sich in den langen Kämpfen, die sich nach dem Abzug der Franzosen zwischen den Mameluden und den türkischen Herrschern entspannen, eine fast unabhängige Stellung. Als er festen Fuß gefaßt hatte, ließ er sich von den Arnauten zum Vizekönig ausrufen und erreichte es auch, daß er 1805 von der Pforte als Statthalter Ägyptens bestätigt wurde. Er stellte das Ansehen der Pforte daselbst wieder her, indem er die Mameluckenbeis zur Unterwerfung zwang und sie dann (März 1811) samt ihrem Gefolge (gegen 500 Personen) bei einem Feste treulos ermorden ließ, und begann energisch die Verwaltung des Landes zu organisieren. Eben hierdurch aber der Pforte verdächtig geworden, ward er von derselben mit dem gefährlichen Kriege gegen die Wahabiten in Arabien beauftragt. Sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha focht jedoch 1816—18 so glücklich, daß M. in diesen Kämpfen seine Herrschaft über einen großen Teil Arabiens ausdehnte, sowie er sich durch

die Expedition gegen die Mameluden in Nubien auch dieses ganze Land und selbst Kordofan unterwarf. Um die Mittel für eine europäisch organisierte Land- und Seemacht zu gewinnen, erklärte sich M. 1814 selbst zum alleinigen Eigentümer aller Grundstücke, für welche Pacht bezahlt und deren Erzeugnisse zu festgesetzten Preisen abgeliefert werden mußten, und machte auch alle Industrie zum Monopol. Die erste große Unternehmung, welche M. mit seiner neugebildeten Land- und Seemacht begann, war der Zug seines Sohns Ibrahim nach Griechenland, mit dessen Unterwerfung ihn Sultan Mahmud beauftragt hatte. Für seine ungeheuern Verluste dabei, namentlich die Zerstörung seiner Flotte bei Navarino 1827, verlangte er das Paschalik von Damaskus für Ibrahim, erhielt aber nur das von Kreta. Entrüstet begann er 1831 den Krieg gegen die Pforte und ließ ein Heer in Syrien einrücken, das nach Eroberung der wichtigsten Städte die Türken 29. Juli 1832 bei Bylon und 20. Dez. bei Konia schlug. Erst als Rußland dem Sultan seine Hilfe anbot, gab M. dem Drängen der europäischen Großmächte nach und willigte in den Frieden von Konia (14. Mai 1833), durch welchen er in seinen seitherigen Besitzungen bestätigt wurde, außerdem aber Syrien und für seinen Sohn Ibrahim die Würde eines Scheich el Haram von Mekka, den Bezirk Dschidda in Arabien und den von Adana in Syrien erhielt. Der Friede war nicht von langer Dauer, da M. die Erblichkeit seiner Herrschaft nicht erlangte, der Sultan aber seine Demütigung nicht verschmerzen konnte. Bereits 1838 brach der Krieg wieder aus. Das türkische Landheer wurde jedoch bei Nisibis 24. Juni 1839 gänzlich geschlagen, und die ganze Flotte ging zu M. über. Dieser forderte jetzt die erbliche Herrschaft über Ägypten mit seinen Dependenzen, über Syrien mit Adana und über Kreta, mußte sich aber dem Beschluß der Großmächte fügen, als diese eine Flotte nach Alexandria schickten, und 27. Nov. 1840 sich verpflichten, Syrien zu räumen und die türkische Flotte herauszugeben. Am 13. Febr. 1841 bestätigte ihn ein großherrlicher Hattischerif als erblichen Statthalter Ägyptens gegen einen jährlichen Tribut. Übermäßige sinnliche Genüsse führten einen raschen Verfall seiner geistigen und körperlichen Kraft herbei. Zuletzt verfiel er gänzlich in Stumpfsinn. Vgl. Mouriez, Histoire de M. (Par. 1855—58, 4 Bde.); v. Prokesch-Osten, M., Vizekönig von Ägypten. Aus meinem Tagebuch 1826—41 (Wien 1876).

Mehemed Ali Pascha, türk. Feldherr, eigentlich Karl Detroit, geb. 18. Nov. 1827 in Magdeburg, gest. 6. Sept. 1878, Sohn eines Hoboisten aus einer hugenottischen Familie, besuchte die Klosterschule in Magdeburg und ging 1843 als Schiffsjunge an Bord einer mecklenburgischen Brigg, von der er im Hafen von Konstantinopel entfloh. Er fand Aufnahme bei Aali Efendi (dem spätern Großwesir Aali Pascha), trat zum Islam über, ward auf der Kriegsschule erzogen u. 1853 zum Offizier ernannt, erlangte im Krimkrieg die Gunst Omer Paschas, der ihn zu seinem Ordonnanzoffizier ernannte und ihn rasch zum Oberstleutnant beförderte, und diente auch im Kriege gegen Montenegro 1861—62 im Stab Omers. 1865 wurde er Brigadegeneral, ward nach seines Gönners Aali Pascha Tode (1871) nach der griechischen Grenze versetzt, wo er das Räuberunwesen mit Energie unterdrückte, befehligte 1875—76 ein Korps in Bosnien, mit dem er aber weder gegen Serbien noch gegen Montenegro besondere Erfolge errang, und ward 18. Juli 1877 nach Abd ul Kerims Absetzung zum Muschir und Oberbefehlshaber der türkischen Armee in Bulgarien ernannt. Hier befehligte er im Festungsviereck und behauptete die Linie des Lom in einer Reihe siegreicher Gefechte, konnte aber, da Suleiman Pascha sich nicht mit ihm vereinigte, nichts Entscheidendes ausrichten und ward Ende September wegen eines Streites mit Hassan Pascha, dem Kommandeur der ägyptischen Truppen, abberufen und mit dem Oberbefehl in Sofia betraut. 1878 nach Konstantinopel zurückgekehrt, erhielt er das Kommando eines der zum Schutz Konstantinopels neugebildeten Korps. Im Juni 1878 wurde er zum zweiten Bevollmächtigten beim Berliner Kongreß, nach Schluß desselben zum Oberbefehlshaber in Albanien ernannt, aber im September d. J. in Jakowa von Aufständischen erschlagen.

Mehemed Pascha Kübrisli, türk. Staatsmann, geb. 1810 auf Cypern (daher sein Beiname »der Cypriot«), gest. 6. Sept. 1871 in Konstantinopel, bildete sich im französischen Heer zu Paris und Metz in der Kriegswissenschaft aus, ward nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel 1842 General und Direktor der Militärschule, 1846 Gouverneur von Jerusalem, 1848 von Belgrad, darauf Botschafter in London. Als Generalgouverneur zu Aleppo setzte er die Pazifikation des aufständischen Hauran ins Werk (1851—53), ward bei Beginn des Krimkrieges Gouverneur von Adrianopel, 1854 Marineminister und kurz darauf Großwesir, mußte aber, da er nicht bloß der Strohmann seines Gönners Reschid Pascha sein wollte, im November d. J. von diesem Posten zurücktreten. Er vertrat 1856 die Pforte bei der Krönung Alexanders II. in Moskau. 1859 wurde er wieder Großwesir und unternahm 1860 eine Inspektionsreise nach Rumelien und Bulgarien, um die Beschwerden über die türkischen Beamten zu prüfen, die er streng bestrafte. Unter Abd ul Asis 1861 wurde er aber wegen seiner Hinneigung zu Rußland auf Betrieb seiner entschiedenen Gegner, der jungtürkischen Staatsmänner Aali und Fuad Pascha, gestürzt und als Generalgouverneur nach Adrianopel verbannt. Er war entschiedener Anhänger einer gründlichen Reform der Türkei, aber von innen heraus, nicht bloß durch Nachahmung der europäischen Institutionen. — Seine Frau Melek Hanum schrieb ihre Selbstbiographie unter dem Titel: »Dreißig Jahre im Harem« (deutsch, Jena 1873, 2 Bde.).

Mehemed Rüschdi Pascha Müterdschim (»der Übersetzer«), türk. Staatsmann, geb. 1809 in Sinope, gest. 26. März 1882, trat 1825 als gemeiner Soldat in die Armee und vervollständigte während seiner Dienstzeit seine Bildung durch rastlose Arbeit; von seiner Übersetzung mehrerer militärischer Werke aus dem Französischen erhielt er seinen Beinamen. 1839 bereits Oberst, ward er 1846 Marschall der Kaisergarde und 1850 Kriegsminister, organisierte 1853 die Reservetruppen und ward wieder Kriegsminister, welches Amt er, nachdem er auch 1866 und 1872 kurze Zeit Großwesir gewesen, wiederholt bekleidete. Im Mai 1876 wurde er nach dem Sturze Mahmud Paschas wieder Großwesir und behauptete sich mit Unterstützung Midhat Paschas in dieser Würde auch nach der Absetzung von Abd ul Asis und Murad V., bis er 22. Dez. d. J. Midhat Pascha weichen mußte, da er dessen durchgreifenden Reformen nicht zustimmte. Nachdem er im Juni 1878 wieder kurze Zeit Großwesir gewesen, wurde er nach Magnesia bei Smyrna verbannt und 1881 in den Prozeß wegen der Ermordung Abd ul Asis' verwickelt, aber nicht verurteilt.

Mehemed Rüschdi Pascha Schirwani Zade, türk. Großwesir, geb. 1825 zu Schirwan in Transkaukasien, gest. 23. Sept. 1874 in Taif, wurde in Konstantinopel erzogen, trat in die Körperschaft der Ulemas ein und rückte bald zum Mufti auf. Durch Fuad Pascha, der ihn 1860 auf seiner Mission nach Damaskus zur Untersuchung der dortigen Christenmetzeleien als Rechtskundigen mitnahm, wurde er 1862 zum Generalgouverneur von Syrien und in demselben Jahre zum Minister des Wakuf (der Kirchengüter), bald darauf auch der Finanzen ernannt. Kurze Zeit war er auch Minister des Innern. Nach dem Tode Aali Paschas wurde er 1871 von dem neuen Großwesir, Mahmud Nedim Pascha, nach Amasia verbannt, aber 1872 als Minister wieder zurückberufen und 1873 Großwesir. Er verschaffte dem Chedive von Ägypten einen neuen Ferman mit außerordentlichen Zugeständnissen, ward aber im Januar 1874 eines Etikettenfehlers wegen wieder gestürzt und zum Gouverneur von Hidschas ernannt.

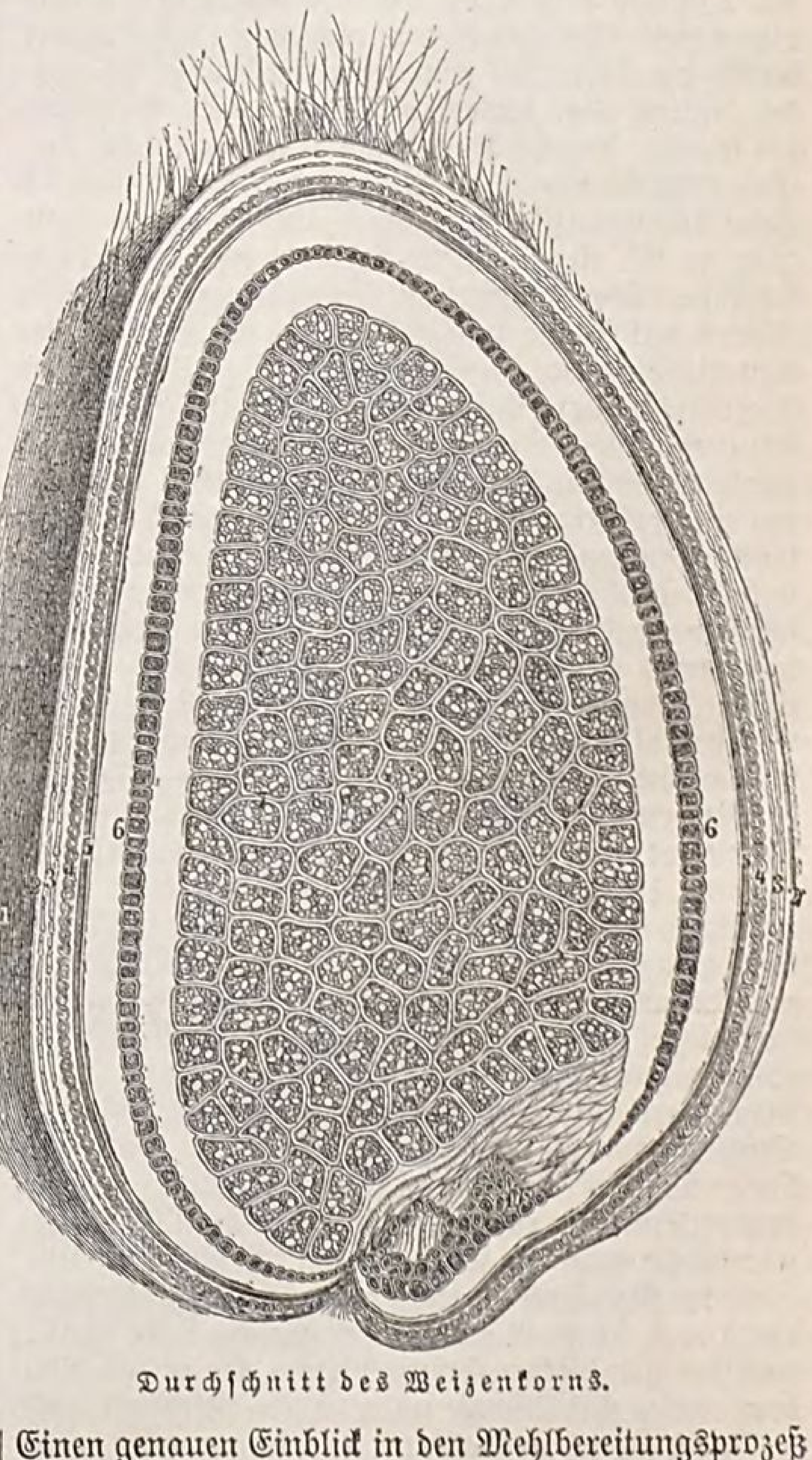
Mehkeme (arab., von hakam, »richten«), in der Türkei und den übrigen islamischen Staaten soviel wie Gericht; insbes. werden in der Türkei darunter die vom Kadi präsidierten geistlichen Gerichte (die sogen. Scher'i-Gerichte) verstanden, die nach mohammedanischem Recht entscheiden, und an die sich in den zum Erb- und Familienrecht gehörigen Streitigkeiten auch Christen wenden können.

Mehl, das Pulver der Getreidearten, welches auf den Mühlen (s. d.) gewonnen wird und bei gleicher Abstammung verschiedene Zusammensetzung zeigt, je nachdem beim Mahlprozeß eine mehr oder weniger vollständige Trennung der stickstoff-(kleber-)reichern, äußern Schichten von dem innern, stärkemehlreichern Kern des Samens stattgefunden hat. Das Weizenkorn zeigt, ähnlich wie die übrigen Getreidearten, im vielfach vergrößerten Durchschnitt (s. Abbildung) die Fruchthülle (Perikarp), welche aus der äußern farblosen Fruchthaut (Epikarp, 1 u. 2), der gelben Fleischhaut (Sarkokarp, 3) und der innern Fruchthaut (Endokarp, 4) besteht. Diese Hüllen, welche vorzugsweise aus Holzfaser gebildet sind, keine Nahrungsstoffe enthalten und völlig unverdaulich sind, umschließen den Kern, an welchem sich nochmals mehrere Schichten unterscheiden lassen. Er ist zunächst von der äußern Samenhaut (Testa, 5) umgeben, die je nach der Varietät des Weizens mehr oder weniger gelb gefärbt ist, und auf diese folgt nach innen die Embryomembran (Eiweißschicht, Perisperm, 6), welche aus großen, von Stärkemehl freien Zellen gebildet wird und hauptsächlich stickstoffhaltige Substanzen enthält. Innerhalb der Embryomembran liegen der Mehlkern 7, 8, 9 und der fettreiche Embryo 10. Der innerste Teil des Kerns 9 ist am weichsten und liefert beim Mahlen das weißeste M., welches die geringste Menge eiweißartiger Substanzen enthält und mithin am wenigsten nahrhaft ist. Die Schicht 8 ist viel härter und liefert beim ersten Beuteln des Mehls die weiße Grütze, die aber wieder vermahlen wird und mit dem ersten Produkt das Brotmehl liefert. Die Schicht 7 ist noch härter, wird als graue Grütze abgesondert und gibt, da man sie stets mit Teilen der äußern Schichten, die im wesentlichen die Kleie bilden, gemischt erhält, beim Backen ein schwarzes Brot. In allen Mehlsorten des Handels findet man mehr Wasser und weniger Stickstoff als im Getreide. Die Verminderung des Stickstoffgehalts wird durch Abscheidung der äußern Hüllen der Getreidesamen (Kleie) veranlaßt. Das M. ist um so »feiner«, je weniger Kleie es enthält; aber aus der Zusammensetzung des Getreides folgt auch, daß das feinste M. am ärmsten an Nahrungsstoff ist. Da die Kleie gefärbt ist, so ist das feinste M. auch das weißeste. Zusammensetzung der wichtigsten Mehlsorten:

	Weizenmehl		Roggenmehl	Gerstenmehl	Hafermehl	Maismehl
	feinstes	gröberes				
Wasser . . .	13,37	12,81	13,71	14,83	9,65	14,21
Stickstoffsubstanz	10,21	12,06	11,57	11,38	13,44	9,65
Fett	0,94	1,36	2,08	1,53	5,92	3,80
Kohlehydrate .	74,71	71,83	69,61	71,22	67,01	69,55
Holzfaser . . .	0,29	0,98	1,59	0,45	1,86	1,46
Asche	0,48	0,96	1,44	0,59	2,12	1,33

Die Kohlehydrate verteilen sich z. B. beim Weizenmehl in einem bestimmten Fall folgendermaßen: 69,34 Stärke, 3,06 Dextrin, 2,35 Zucker. Die Stickstoffsubstanz in drei Fällen:

Reines Eiweiß		8,94	7,68	7,63
Nichteiweiß		2,99	2,02	1,24
Unverdaulich	mit künstlichem	10,99	9,22	8,43
Verdaulich	Magensaft	0,44	0,44	0,44



Durchschnitt des Weizenkorns.

Einen genauen Einblick in den Mehlbereitungsprozeß liefern folgende Angaben. Ein Weizen, welcher enthielt: 10,5 Wasser, 1,5 Asche, 14,4 Kleber, 65,4 Stärke, 8,2

Fett und Holzfaser, lieferte: 18,72 Grieß- und Auszugsmehl, 32,68 Semmelmehl, 22,22 Brotmehl, 2,58 Schwarzmehl, 18,52 Kleie, 1,29 Abfall (Koppstaub), 3,99 Verlust, und es enthielten:

	Wasser	Asche	Kleber	Stärke
Grieß- u. Auszugsmehl	10,6	0,41	11,7	70,0
Semmelmehl	10,5	0,60	13,3	67,2
Brotmehl	10,7	0,96	15,4	63,5
Schwarzmehl	9,5	1,55	14,9	61,0
Kleie	10,7	5,46	14,3	43,6
Abfall	9,2	2,65	15,2	0

Ein aus dem ganzen Korn bei Abscheidung von 13 Proz. Kleie dargestelltes Weizenmehl enthielt 10,5 Wasser, 14,4 Kleber, 65,6 Stärke, 1,0 Asche. Der Müller hat für den Handel Mehle von bestimmter Beschaffenheit zu liefern (Mehlmarken) und zur Erzielung derselben verschiedene vorher untersuchte Getreidesorten zu mischen. Beim Roggen wird das Gewicht des Hektoliters ermittelt (Effektivgewicht), beim Weizen außerdem der Klebergehalt und die Beschaffenheit des Klebers. Da das M. reich ist an den leicht zersetzbaren Kleberstoffen, so muß es recht trocken sein und an einem trocknen Ort gelagert werden. Im feuchten M. entstehen Milchsäure, Buttersäure 2c.; der Kleber verdirbt und verursacht einen widrigen, mulstrigen Geruch und Geschmack; zugleich entwickeln sich Pilze, Infusorien und Milben.

Getreidemehl wird bisweilen mit Gips, Schwerspat, Kreide, Thon, Magnesia, Infusorienerde verfälscht, häufiger sind pflanzliche und tierische Verunreinigungen, die mit dem Mikroskop erkannt werden: Brand-, Rost-, Schimmelpilze, Mutterkorn, Bakterien, Milben, Aaltierchen, Unkrautsame (Wachtelweizen, Wicken, Raden). Mutterkornhaltiges M. entwickelt beim Erwärmen mit Kalilauge einen Geruch nach Heringslake. Schüttelt und erwärmt man 2 g M. mit 10 ccm einer Mischung von 95 Teilen verdünntem Alkohol und 5 Teilen Salzsäure, so färbt sich die Flüssigkeit bei Gegenwart von Mutterkorn rötlich. Auch zur Unterscheidung der verschiedenen Getreidemehle benutzt man hauptsächlich das Mikroskop. Gutes Weizenmehl muß beim Kneten mit Wasser mehr als ein Drittel seines Gewichts aufnehmen und eine gleichmäßige, elastische, nicht stark klebende, aber in Stränge dehnbare Masse bilden. Je weniger ausziehbar der Teig ist, desto geringer ist die Mehlsorte. Schüttet man eine kleine Menge M. auf schwarzes, mattes Papier, legt ein Stück recht glattes Papier darauf und drückt das M. mit einem flachen Holz glatt, so lassen sich mit der Lupe gelbliche Kleieteilchen und schwarze Radeschalen leicht entdecken; legt man mehrere derartig hergerichtete Proben nebeneinander, so lassen sich die feinsten Farbenunterschiede erkennen. Beim Pekarisieren wird ein Brettchen mit derartigen Proben in Wasser getaucht, wobei die Farbenunterschiede deutlicher hervortreten. Zur Prüfung des Klebers macht man aus 50 g Weizenmehl und 20—25 g Wasser einen Teig, schlägt diesen in ein Tuch und knetet ihn unter einem Wasserstrahl, bis das Wasser klar abläuft. Sammelt man das Wasser in einem Gefäß, so setzt sich darin das Stärkemehl ab und kann gewogen werden. Guter Kleber ist blaßgelb und läßt sich zu dünnen Strängen ausziehen, ohne zu zerreißen; schlechter Kleber ist dunkler, bröckelig oder schleimig. Das Gewicht des feuchten Klebers beträgt 25—30 Proz. Zur Bestimmung der Backfähigkeit dient das Aleurometer (s. d.). Gutes Weizenmehl enthält 10—12, höchstens 15 Proz. Wasser, durch Austrocknen einer gewogenen Probe läßt sich der Wassergehalt leicht bestimmen. Schüttelt man eine Messerspitze voll M. im Reagenzglas mit Chloroform, so fallen Mineralstoffe zu Boden, während das M. im Chloroform schwimmt (einen geringen Bodensatz gibt auch reines M.). Zur genauern Untersuchung auf mineralische Verunreinigungen werden 10 g M. im Platintiegel eingeäschert. Weizenmehl enthält 0,5—0,9 Proz. Asche, Roggenmehl bis 2 Proz. und kleiereiches M. nicht über 2,5 Proz. Bisweilen ist M. auch mit Alaun oder Kupfervitriol verfälscht worden, häufiger mit andern Mehlen, die man mikroskopisch nachzuweisen hat. Erwärmt man 1 g M. und 50 g Wasser auf 60—61°, höchstens 62,5° und untersucht dann unter dem Mikroskop, so zeigen sich die Roggenstärkekörner mit Ausnahme der kleinsten gequollen, meist geplatzt, während die Weizenstärkekörner unverändert sind. Die oben erwähnte Mischung von Alkohol mit Salzsäure färbt sich mit Roggenmehl nicht, wird aber mit Gersten- und Hafermehl gelb und bei Mischungen deutlich blaßgelb. Um Buchweizenmehl zu erkennen, resp. zu entdecken, verkleistert man das M. mit konzentrierter Kalilauge und Wasser und setzt Salzsäure zu. Der durch die Kalilauge gelblich gewordene Kleister des Reis- (und des Roggen-) Mehls erscheint nach Zusatz der Salzsäure weiß, der Kleister des Buchweizens wird durch Kalilauge dunkelgrün oder schmutzig braungrün und dann durch Salzsäure rot. Die Kleie, aus den äußern Hüllen des Getreides gebildet, aber stets mit mehr oder weniger von den Bestandteilen des Mehls gemischt, enthält:

	Weizenkleie	Roggenkleie
Wasser	12,70	15,32
Eiweißartige Stoffe	17,93	18,18
Zucker	4,32	1,86
Gummi	8,85	10,40
Fett	3,79	4,72
Holzfaser	30,65	28,53
Stärke	21,76	21,09

Der Nährwert der Kleie erscheint nach ihrem hohen Stickstoffgehalt sehr bedeutend; aber der große Gehalt an Holzfaser mindert ihren Wert erheblich, und da es selbst durch Säuren und Alkalien nicht gelingt, die eiweißartigen Substanzen völlig von der Holzfaser zu trennen, so muß ein Teil dieser letztern gewiß als völlig unverdaulich gelten (vgl. Brot, S. 532). Man benutzt die Kleie als Viehfutter, in der Färberei zur Bereitung der warmen Indigküpe, in der Zeugdruckerei zur Reinigung des weißen Grundes bedruckter Gewebe und zur Befreiung der bedruckten Stelle von nur mechanisch anhaftendem Farbstoff, endlich auch in der Gerberei. Litteratur s. bei »Mühlen«.

Mehlauken, Gut und Vorwerk (Adlig- und Fiskalisch-M.) im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Labiau, an der Elxne und an der Linie Königsberg-Tilsit der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Präparandenanstalt und (1890) 516 Einw.

Mehlbatzen (Mehlkalk), Lokalbezeichnung für den Schaumkalk, s. Triasformation.

Mehlbaum (Mehlbeerbaum), s. Sorbus und Crataegus.

Mehlbirn, s. Sorbus.

Mehlbrust, Bastardnachtigall, s. Gartensänger.

Mehlcylinder (Mehlmaschine), s. Mühlen.

Mehldorn (Mehlfäßchen), soviel wie Mehlbeerbaum, s. Crataegus.

Mehle, präparierte, einfache oder gemischte Mehle verschiedener Art, welche durch Dämpfen unter

hohem Druck, durch Behandeln mit Diastase, durch Zusatz von kohlensaurem Kali ꝛc. aufgeschlossen, verdaulicher gemacht, auch mit allerlei Zusätzen, Gewürzen ꝛc. gemischt sind. Derartige Präparate kommen bisweilen unter hochtrabenden Namen, wie »Kraft und Stoff«, »Kraftsuppenmehl«, »Revalescière« ꝛc., in den Handel. Mehlextrakte sind zum Teil nur sehr feine Mehle (vgl. Grünkorn) oder Malzextrakte, indem man Mehl mit Malz behandelt und die dextrin- und zuckerhaltige Masse im Vakuum verdampft. Die folgende Tabelle zeigt die Zusammensetzung derartiger Präparate, welche als Konserven, zur schnellen Bereitung von Mahlzeiten, für bestimmte diätetische Verhältnisse ꝛc. von Wichtigkeit sind.

	Wasser	Stickstoffsubstanz	Fett	Kohlehydrate	Holzfaser	Asche
Präpariertes Hafermehl	9,34	11,29	6,67	70,30	0,91	1,49
Hafermaltose, lösliches Hafermehl	11,00	11,33	5,44	69,72	0,99	1,52
Gerstenschleimmehl	10,94	7,97	1,38	77,51	0,79	1,41
Grünkornextrakt	11,09	8,93	1,85	76,28	0,57	1,28
Leguminose Maggi (Schweiz)	12,76	19,42	1,51	63,69		2,60
	12,00	28,60	14,60	39,58		5,22
				Stickstofffreie Extraktstoffe		
				löslich	unlöslich	
Maltoleguminose Starker u. Pobuda	8,01	21,93	1,72	5,44	49,84	3,06
Lösliche Leguminose Timpe	14,96	21,18	1,87	14,55	44,21	3,33
Revalescière	10,56	23,56	1,55	9,80	52,22	2,31
Leguminose Hartenstein I	10,63	23,58	2,17	6,25	55,05	2,32
" " II	11,92	22,26	1,72	10,93	51,37	1,80
" " III	12,47	17,13	1,38	10,97	56,48	1,57
Gerstenmehlextrakt	2,02	7,02	0,22	88,02	0,42	1,64
Weizenmehlextrakt	4,06	6,35	0,20	85,12	0,61	2,10
Leguminosenextrakt	1,95	13,45	0,30	75,13	2,00	5,30

Mehlfrüchte, s. Cerealien.

Mehlführung, s. Aufbereitung.

Mehlis, Stadt (seit 1894) im Herzogtum Sachsen-Gotha, im Thüringer Wald und an der Linie Zella St. Blasii-Wernshausen der Preußischen Staatsbahn, 468 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Fabrikation von Schießwaffen (jährlich gegen 250,000 Stück), Stahl- und Eisenwaren, Werkzeugen ꝛc., Fabriken für Tisch-, Thür- und Fahrradglocken, Sägewerke, Handel mit Holz und Brettern und (1890) 3625 evang. Einwohner.

Mehlkäfer (Müller, Tenebrio molitor *L.*), Käfer aus der Familie der Tenebrionen (Melasoma), 15 mm lang, langgestreckt, wenig gewölbt, mit quer stehenden, durch die Backen eingeschnittenen Augen, ziemlich kurzen, schnurförmigen Fühlern und schlanken Beinen, pechbraun, etwas glänzend, unten rotbraun, mit länglichen, schwach punktiert gestreiften Flügeldecken, findet sich häufig in den Häusern der Bäcker, Müller, Mehlhändler, auf Böden, unter Mehlkisten ꝛc., wo sich auch die bräunlichgelbe, sehr glatte Larve mit kleinem, augenlosem Kopf, kurzen Fühlern, sechs Beinen und am letzten Leibesring mit zwei schwarzen, nach oben gerichteten Hornspitzchen (der Mehlwurm) entwickelt, welche von Mehl, Kleie, Brot ꝛc. lebt. Die Larve kann bei bedeutender Vermehrung sehr lästig und schädlich werden, wird aber als treffliches Futter für die meisten Stubenvögel und Reptilien in Töpfen, die man mit Kleie, Brot, alten Lappen ꝛc. füllt, und in welche man ab und zu eine tote Maus oder einen toten Vogel legt, gezüchtet. Die Puppe entwickelt sich Ende Juli, und nach einigen Wochen schlüpft der Käfer aus. Die ganze Entwickelung nimmt etwa ein Jahr in Anspruch.

Mehlkalk, s. Mehlbatzen.

Mehlkreide, s. Bergmilch.

Mehlmilbe, s. Milben.

Mehlmotte (Ephestia Kuehniella *Zeller*), Kleinschmetterling aus der Familie der Pyraliden, ist auf den Vorderflügeln glänzend bleigrau, gelb oder fast braun, mit zierlicher dunkler Fleckenzeichnung. Die Raupe des erst in den letzten Jahren aus seiner Heimat, wahrscheinlich Indien, nach Europa und speziell nach Holland und Deutschland eingeschleppten Schmetterlings ist der der gewöhnlichen M. (Mehlzünsler, s. Zünsler) ähnlich und tritt schädlich in Dampfmühlen auf; indem sie hier alles verspinnt, was sie erreichen kann, vermag sie besonders an dem kostbaren Beuteltuch schweren Schaden anzurichten. Die fortwährend hohe Temperatur in Dampfmühlen begünstigt in hohem Grade die Entwickelung des Schädlings; mit Vorliebe spinnen die Raupen sich auch in den Röhren ein, die das Mehl von den untern nach den obern Räumlichkeiten führen, und können dieselben so vollständig verspinnen, daß die Mühle zur Reinigung der Röhren sowie auch der Beutelkisten und anderweitiger Geräte zeitweilig außer Betrieb gesetzt werden muß. Ein sicheres Mittel gegen die M. ist nicht bekannt, empfehlenswert ist das Wegfangen der Schmetterlinge bei Licht, durch welches dieselben angelockt werden.

Mehlpulver, zerriebenes Schießpulver, wird in der Feuerwerkerei benutzt.

Mehlsack, Stadt im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Braunsberg, an der Walsch, Knotenpunkt der Linien Göttkendorf-Kobbelbude und Braunsberg-M. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein altes Schloß, ein Amtsgericht, Mahl- und Schneidemühlen, Eisengießerei u. Maschinenbau, Ziegeleien, Flachsbau und (1890) 3937 Einw., davon 346 Evangelische u. 70 Juden.

Mehlsand, sehr feiner Sand, s. d.

Mehlschlichte, s. Weben.

Mehlschmergel, s. Chenopodium.

Mehlschraube (Mehlschnecke), s. Horizontaltransport.

Mehlschwalbe, s. Schwalbe.

Mehltau, s. Meltau.

Mehlwurm, s. Mehlkäfer.

Mehlzünsler, s. Zünsler.

Mehmed, türk. Name, soviel wie Mohammed.

Mehren (abmehren), eigentlich soviel wie losbinden (ein Schiff), figürlich soviel wie abfinden, den Stiefkindern ihren Teil hinausgeben; daher abgemehrte Kinder, abgefundene Kinder, die statt ihres einstigen Erbes eine Summe voraus bekommen haben.

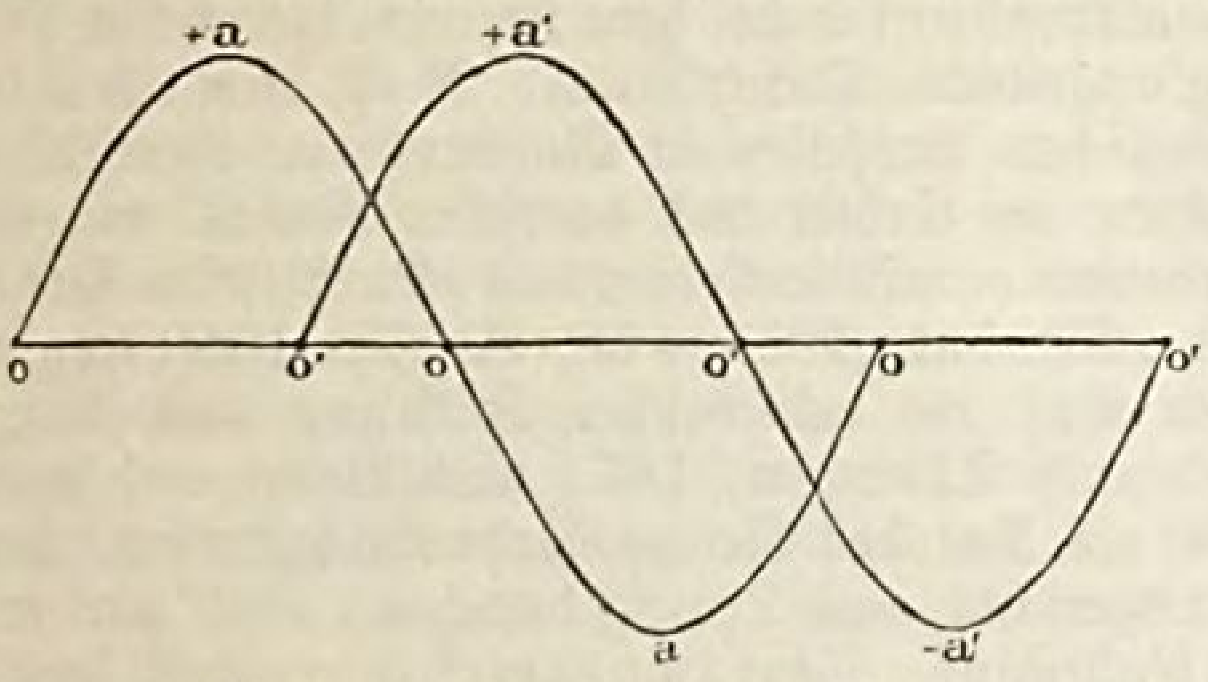
Mehrerau, Dorf bei Bregenz (s. d.).

Mehrheit der Welten, s. Welt.

Mehrlader, soviel wie Repetiergewehr, s. Handfeuerwaffen.

Mehrn, Badeort in Tirol, s. Brixlegg.

Mehrphasenstrom (Drehstrom), eine Verbindung mehrerer elektrischer Wechselströme, deren Verlauf zeitlich gegeneinander verschoben ist. Der gewöhnliche Wechselstrom steigt von Null an, gelangt nach einer gewissen Zeit zu einem positiven Maximum, nimmt dann allmählich wieder bis Null ab, fällt weiter bis zu einem negativen Maximum und beginnt, wieder zu Null ansteigend, das gleiche Wechselspiel von neuem. Die oben stehende Sinuslinie gibt den Verlauf eines Wechselstroms. Bei o, o, o sind die Punkte, wo die Intensität Null ist, bei + a, — a jene Punkte, wo sie ihr positives, bez. negatives Maximum erreicht. Erzeugt man einen zweiten Wechselstrom von demselben Verlauf, jedoch so, daß seine Null- und Maximapunkte o', o', o' nicht gleichzeitig mit den zuerst betrachteten auftreten, sondern zeitlich gegen sie verschoben sind, so haben wir das Schema eines Mehrphasenstromverlaufs. Selbstverständlich kann man sich



eine ganze Reihe solcher einzelnen Wechselströme, die alle zwar den gleichen Verlauf (die gleiche Periode) besitzen, jedoch sämtlich »in ihrer Phase«, wie man sagt, gegeneinander verschoben sind, zur Bildung des Mehrphasenstroms herangezogen denken. Der M. hat gegenüber dem gewöhnlichen einphasigen Wechselstrom den Vorzug, daß er weit besser zur Leistung motorischer Arbeit verwendet werden kann. Während man mit dem gewöhnlichen Wechselstrom nur schwer und nur unter gewissen Beschränkungen mechanische Arbeit leisten kann, erzeugt der M. drehende Bewegung direkt, aus welchem Grunde man ihn auch »Drehstrom« zu nennen liebt (s. Elektromotoren). Zur Erzeugung des Mehrphasenstroms dienen die Mehrphasenstrommaschinen, als welche jede gewöhnliche Gleichstrommaschine benutzt werden kann, wenn man die Stromabnahme etwas verändert.

Mehrphasenstrommaschine, s. Elektrische Maschinen, S. 633.

Mehrphasenstrommotoren, s. Elektromotoren.

Mehrsitzig, s. Ventil.

Mehrstufig heißt die Expansion bei Dampfmaschinen und andern durch gespannte Dämpfe oder Gase betriebenen Kraftmaschinen, wenn sie nicht in Einem Raum, sondern hintereinander in mehreren Räumen von wachsender Größe verläuft. Ebenso wird m. eine nacheinander in mehreren Räumen von abnehmender Größe vor sich gehende Kompression von Dämpfen oder Gasen genannt, wie sie z. B. bei den Verbundluftverdichtern vorkommt.

Mehrwert, eine sozialistische Bezeichnung, nach Marx der Unterschied zwischen dem Wert der Arbeitsleistung und dem Arbeitslohn. Der Wert der Waren soll nach Marx durch die Arbeitszeit bemessen werden, welche nach Maßgabe der gegebenen gesamten wirtschaftlichen Bedingungen notwendig sei, um dieselben herzustellen. Der Arbeiter brauche zur Herstellung dessen, was er mit Hilfe seines erzielten Lohnes erlangt, eine bestimmte (die notwendige) Arbeitszeit. Thatsächlich aber werde er eine längere Zeit (wirkliche Arbeitszeit) hindurch beschäftigt. Der Unterschied zwischen der wirklichen und der notwendigen Arbeitszeit sei ebenfalls gleich dem M., welcher dem Kapitalisten als unverdiente Frucht in den Schoß falle. Doch steckt in der Marxschen Darstellung ein logischer Fehler. Marx selbst gibt zu, daß die kapitalistische Verfassung der Gesellschaft eine unentbehrliche Entwickelungsstufe für die Kultur sei. Wollte man diese Verfassung, solange sie eben wirklich unentbehrlich ist, beseitigen, so würde leicht die notwendige Arbeitszeit länger als die heutige wirkliche sein. Die heute thatsächlich notwendige Arbeitszeit verhält sich darum zur wirklichen keineswegs wie die Gesamtsumme der Löhne zum gesamten Volkseinkommen.

Mehrzahl (Pluralis), s. Numerus.

Mehs (engl. Mace), europ. Bezeichnung des kleinen chinesischen Gewichts Tsién von 1/10 Liang oder Tehl, = 10 Fen (Huhn) oder 3,78 g; auf den Suluinseln (Ammas, chines. Tschih) 1/16 Tehl = 10 Ulanbong oder Tsutsuk von 10 Muhuk (Käsch) = 3,78 g; in Bandschermassing auf Borneo zu 6 Tihas (engl. Teeas) von 3 Malaburong = 2,485 g; auf Celebes für Edelmetalle = 2,486 g. Vgl. Maas.

Méhul (spr. me-ül), Etienne Nicolas, Komponist, geb. 22. Juni 1763 in Givet (Ardennen), gest. 18. Okt. 1817 in Paris, zeigte sehr früh ein außerordentliches Talent zur Musik und machte trotz mangelhafter Unterweisung solche Fortschritte, daß er im elften Jahre die Organistenstelle an der Franziskanerkirche zu Givet und darauf eine Alumnenstelle in der Abtei Lavaldieu erhielt. Dort hatte er zeitweilig die Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, gab dieselbe jedoch auf, als sich ihm Gelegenheit bot, behufs weiterer künstlerischer Ausbildung nach Paris zu gehen. Hier machte ihn die Bekanntschaft mit der Gluckschen Opernmusik zu deren begeistertem Verehrer und gab seinem Schaffen die entsprechende Richtung; zugleich trat er dem Meister persönlich nahe, der ihn mit seinen Ratschlägen unterstützte, und unter dessen Leitung M. drei Opern: »Psyché«, »Anacréon« und »Lausus et Lydie«, komponierte. Die erste Oper Méhuls, welche (1790) zur Aufführung gelangte, war »Euphrosine et Corradin«; sie machte seinen Namen rasch bekannt. Indessen fanden die nachfolgenden Werke (»Adrien«, 1793; »La caverne«, 1795 u. a.) nur geringen Beifall, und seine 1797 aufgeführte Oper »La chasse du jeune Henri« wurde, nachdem die Ouvertüre mit Begeisterung aufgenommen war, sogar erbarmungslos ausgepfiffen, weil man eine der Republik feindliche politische Gesinnung in ihr zu entdecken glaubte. Auch in den folgenden Jahren gelang es ihm nicht, die Aufmerksamkeit des Pariser Publikums auf sich zu lenken, weil dasselbe, Napoleon I. an der Spitze, der neapolitanischen Oper der Paesiello, Zingarelli ꝛc. einseitig ergeben war. M. rächte sich dafür durch eine Mystifikation, indem er seine im italienischen Stil gehaltene Oper »L'Irato« für das Werk eines Neapolitaners ausgab und in Szene gehen ließ, das nun den allgemeinsten Beifall erhielt. Es folgten dann die Opern: »Une folie« (1801, in Deutschland bekannt u. d. T.: »Je toller, je besser«), »Les aveugles de Tolède« (1806) u. a., die warme Teilnahme fanden. Seine bedeutendste Schöpfung ist die 1807 vollendete Oper »Joseph«, die seinen Ruhm auch für die Nachwelt begründete, indessen anfangs mehr in der Provinz und in Deutschland (u. d. T.: »Joseph in Ägyp-

ten«) als in Paris gewürdigt wurde. Außer den Symphonien, welche M. für die Konzerte des Konservatoriums schrieb, ist noch seiner musikalischen Thätigkeit auf politischem Gebiet zu gedenken. Er war recht eigentlich der Komponist der Revolution. Auf ihn ist die Melodie des »Chant du départ« von Chénier zurückzuführen, welcher neben der Marseillaise die Soldaten der Revolutionsarmee zur Schlacht begeisterte. Auch der »Chant de victoire«, »Chant de retour« und »Chanson de Roland« errangen Popularität, und die Gelegenheitskompositionen zu den großen republikanischen Festen, z. B. »Le pont de Lodi«, die Musik für zwei Chöre und zwei Orchester zur Feier der Schlacht bei Marengo, die Musik zu Chéniers »Timoléon«, sowie andre Werke dieser Art fanden enthusiastische Aufnahme. Daneben widmete sich M. mit Eifer dem Unterricht und beteiligte sich namentlich als einer der vier Inspektoren des Konservatoriums an der Reorganisation dieser Anstalt von 1795 (dem Jahr ihrer Eröffnung) bis 1810, wo er, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und mit einem lebenslänglichen Jahresgehalt von 2000 Frank, den man dem Meister auch nach dem Sturze Napoleons nicht entzog, in den Ruhestand trat. M. war Mitglied der französischen Akademie und hochgeehrt als Künstler sowie als Mann von energischem Charakter, unwandelbarer Redlichkeit und großer Herzensgüte. Gründlichkeit, Tiefe, Charakteristik und Wahrheit waren die Vorzüge seines Genius. Seine als Manuskript hinterlassene Oper »Valentine de Milan« vermochte keinen nachhaltigen Eindruck zu machen. Vgl. Pougin, M., sa vie, son génie, son caractère« (2. Aufl., Par. 1892).

Mehun-sur-Yèvre (spr. möng-ßür-jäwr'), Stadt im franz. Depart. Cher, Arrond. Bourges, am Yèvre, am Kanal von Berry und an der Orléansbahn, hat eine Kirche aus dem 11. Jahrh., Ruinen des Schlosses, wo Karl VII. 1461 starb, Steinbrüche, Porzellanfabriken und (1891) 5461 (als Gemeinde 6572) Einw.

Meia Ponte, Stadt des brasil. Staates Goyaz, in fruchtbarer Gegend, wo Weizen und Wein gedeihen, mit Baumwoll- und Wollweberei, Töpferei, bedeutendem Viehhandel und 2500 Einw.

Meias, s. Orang-Utan.

Meibom (Meibaum), deutsche Gelehrtenfamilie, von deren Gliedern hervorzuheben sind:

1) Heinrich, der ältere, geb. 4. Dez. 1555 in Lemgo, gest. 20. Sept. 1625, seit 1583 Professor der Geschichte und der Poesie an der Universität Helmstedt, schrieb: »Opuscula historica rerum germanicarum« (Helmst. 1660).

2) Markus, Musikgelehrter, Verwandter des vorigen, geb. 1630 zu Tönning im Herzogtum Schleswig, gest. 1711 in Amsterdam, hielt sich längere Zeit in Amsterdam auf, wo er 1652 sein Werk »Antiquae musicae scriptores septem« (2 Bde.) veröffentlichte, sodann am Hofe der Königin Christine von Schweden, ward hierauf nacheinander Lehrer am Gymnasium in Soröe in Dänemark, Präsident des Zollamtes zu Helsingör, endlich Professor der schönen Wissenschaften in Amsterdam. Durch die Herausgabe des oben genannten Werkes, enthaltend die musikalischen Schriften des Aristoxenos, Eukleides, Nikomachos, Alypios, Gaudentios, Bakchios und Aristides Quintilianus nebst Übersetzung und Kommentar in lateinischer Sprache, hat er der Musikwissenschaft einen wichtigen Dienst geleistet.

3) Heinrich, der jüngere, Sohn des Mediziners Joh. Heinr. M. (geb. 1590 in Helmstedt, gest. 1655 in Lübeck), geb. 29. Juni 1638 in Lübeck, gest. 26. März 1700 in Helmstedt, studierte in Helmstedt, machte große Reisen und wurde 1664 Professor der Medizin, 1678 zugleich der Geschichte und der Poesie zu Helmstedt. In der Anatomie erhält sich sein Andenken durch die nach ihm genannten Meibomschen Drüsen (s. d.), durch seine Untersuchungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in betreff des Kreislaufes und des Thränenganges sowie durch die Entdeckung des blinden Loches in der Zunge (Meiboms Loch) und der benachbarten Warzen. Geschätzt ist seine Ausgabe der »Scriptores rerum germanicarum« (Helmst. 1688).

4) Viktor von, ausgezeichneter Germanist, geb. 1. Sept. 1821 in Kassel, gest. daselbst 27. Dez. 1892, studierte 1839—42 die Rechte in Marburg unter v. Vangerow und A. L. Richter, in Berlin unter v. Savigny und Homeyer und wurde zuerst als Assessor bei dem Obergericht in Rotenburg, dann als Unterstaatsprokurator bei dem Kriminalgericht in Marburg angestellt. Durch Paul v. Roth, damals außerordentlichen Professor in Marburg, zu theoretischen Studien im Gebiet des deutschen Rechts angeregt, bearbeitete er mit demselben das »Kurhessische Privatrecht«, Marburg 1856—58 (Bd. 1). 1858 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Rostock, 1866 nach Tübingen, 1873 nach Bonn und wurde 1875 als Rat des Reichsoberhandelsgerichts, dann Reichsgerichts nach Leipzig berufen. 1887 trat er in den Ruhestand. Sein Hauptwerk ist: »Das deutsche Pfandrecht« (Marb. 1867). In Verbindung mit anderen gab er heraus: »Deutsches Hypothekenrecht« (Leipz. 1871—91, 9 Bde.), eine Sammlung von Monographien der Partikularrechte, worin er selbst als 2. Band »Das mecklenburgische Hypothekenrecht« (1871; Nachtrag von Kühlewein, 1889) darstellte. Außerdem schrieb er: »Der Immobiliararrest im Geltungsgebiet der deutschen Zivilprozeßordnung« (Freiburg 1888).

Meibomsche Drüsen (Glandulae Meibomianae), die Drüsen zur Absonderung der Augenbutter (s. Tafel »Auge«, Fig. 9). Sie liegen in den Lidern und öffnen sich mittels langer Ausführungsgänge an den Lidrändern nach außen. Manchmal häuft sich die Augenbutter in den Drüsengängen krankhaft an und bildet feste Geschwülste bis zur Größe etwa einer halben Linse, die sogen. Hagelkörner, welche durch Ablagerung von Kalksalzen darin steinhart werden können.

Meiderich, Stadt (seit 1894) im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Ruhrort, zwischen Emscher und Ruhr und nahe deren Mündung in den Rhein, Knotenpunkt der Linien Oberhausen-Ruhrort und Ruhrort-Holzwickede der Preußischen Staatsbahn, 29 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Realschule, ein Solbad (»Heil«), eine Pferdebahn, Telephonverbindung in der Stadt und mit dem Rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die Rheinischen Stahlwerke (mit 3 Hochöfen, Puddel- und Walzwerk, 2200 Arbeitern und einer jährlichen Produktion von 158 Mill. kg Bessemer-, Thomas- und Martinstahl im Werte von 13 Mill. Mark), ein Stahl- und Preßwerk der Hütte Phönix (794 Arbeiter), eine Eisengießerei, Maschinenfabrik und Eisenkonstruktionswerkstätte (200 Arbeiter), Thomasphosphatmahlwerke, Holzsägewerke, Teppichfabrikation, Ziegeleien, Steinkohlenbergbau (Zeche »Westende« mit 750 Arbeitern und einer jährlichen Förderung von ca.

200,000 Ton. Kohlen) und (1890) 20,417 Einw., davon 7678 Katholiken und 41 Juden. M. wird zuerst 874 erwähnt; der Kohlenbergbau datiert hier seit 1855. Vgl. Graeber, Tausendjährige Geschichte von M. (2. Aufl., Mörs 1893).

Meidinger, Johannes Valentin, Lehrer der französischen Sprache, geb. 1756 in Frankfurt a. M., gest. daselbst 1822, bekannt durch seine »Praktische Grammatik der französischen Sprache« (1783, 37. Aufl. 1857), die sich lange im französischen Unterricht behauptet hat. Das Lehrbuch selbst ist durch andre verdrängt; dagegen lebt der Ruf der Anekdotensammlung, die M. seiner Grammatik als Stoff zu Übersetzungen einverleibt hatte, mit seinem Namen fort; daher M. scherzhafte Bezeichnung einer altbackenen Anekdote.

Meidingeröfen, s. Zimmeröfen.

Meidingersches Element, s. Galvanische Batterie.

Meidling (Ober- und Unter-M.), früher selbständige Vorortsgemeinden von Wien, welche seit 1891 mit mehreren angrenzenden Orten den 12. Wiener Bezirk M. bilden, an der Südbahnlinie Wien-Triest, der Staatsbahnlinie Wien-Praterstern-Hütteldorf, der Eisenbahn Wien-Pottendorf-Wiener Neustadt und der Dampfstraßenbahn Wien-Guntramsdorf gelegen, westlich an den Schönbrunner Park angrenzend, mit Obergymnasium, besuchten Badeanstalten und zahlreichen industriellen Etablissements. Die Bevölkerung von Ober- und Unter-M. betrug (1890) 41,767, die des jetzigen Gemeindebezirks M. 60,866 Einw.

Meien-Reuß, s. Mayen-Reuß.

Meier und **Meiergut,** s. Maier.

Meier, 1) Eduard, Philolog, geb. 1. Jan. 1796 in Glogau, gest. 5. Dez. 1855 in Halle, studierte 1813—16 in Breslau und Berlin, habilitierte sich 1819 in Halle und wurde 1820 außerordentlicher Professor der klassischen Philologie in Greifswald, 1825 ordentlicher Professor und Direktor des philologischen Seminars zu Halle, später auch Professor der Beredsamkeit. Er hat sich besonders um die attischen Altertümer und die attischen Redner verdient gemacht. Sein Hauptwerk ist »Der attische Prozeß« (mit Schömann, Halle 1824; neue Ausgabe von Lipsius, Berl. 1883—87, 2 Bde.); sonst nennen wir noch seine Ausgabe von Demosthenes' »Oratio in Midiam« (Halle 1832). Seit 1828 war er Mitredakteur der »Allgemeinen Litteraturzeitung«. Auch redigierte er seit 1830 mit Kämtz, seit 1842 allein die 3. und seit 1852 auch die 1. Sektion der Ersch und Gruberschen »Allgemeinen Encyklopädie«. Seine »Opuscula academica« wurden von Eckstein und Haase (Halle 1861—63, 2 Bde.) herausgegeben.

2) Hermann Henrich, Großkaufmann und Politiker, geb. 16. Okt. 1809 in Bremen, bereitete sich in der Schweiz, England und Amerika für den Kaufmannsstand vor und kehrte dann nach Bremen zurück, wo er ein Geschäft begründete, zugleich aber sich den öffentlichen Angelegenheiten widmete. Er wurde Mitglied der Bremer Bürgerschaft und 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt. Er entfaltete sodann als Mitbegründer und Präsident des Bremer Lloyd und der Bremer Bank eine unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit. Auch die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger half er begründen und übernahm ihr Präsidium. Als Mitglied der Bremer Handelskammer und des deutschen Handelstags, welchem er wiederholt präsidierte, vertrat er mit Geschick und Erfolg seine freihändlerischen Anschauungen, obwohl er, nicht bloß Reeder, sondern auch Bergwerks- und Hüttenbesitzer, mit den Bedürfnissen der Industrie ebenfalls wohl vertraut war. 1867—87 gehörte er dem Reichstag an, in dem er sich der nationalliberalen Partei anschloß.

3) Ernst Heinrich, Orientalist, geb. 17. Mai 1813 zu Rusbendt in Schaumburg-Lippe, ward 1841 Privatdozent und 1848 Professor der semitischen Sprachen und Litteraturen zu Tübingen; starb 2. März 1866 daselbst. Seine Hauptwerke, der Erforschung des Hebräischen und Phönikischen gewidmet, sind: »Hebräisches Wurzelwörterbuch« (Mannh. 1845); »Die Form der hebräischen Poesie« (Tübing. 1853); »Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Hebräer« (Leipz. 1856); »Erklärung phönikischer Sprachdenkmäler« (das. 1860) und Kommentare zu Joel, Jesaias und dem Hohenlied. Außerdem veröffentlichte er: »Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben« (Stuttg. 1852), »Deutsche Volksmärchen aus Schwaben« (3. Aufl., das. 1864) u. a. Seiner Wohlthäterin, der 1846 verstorbenen Prinzessin Karoline von Schaumburg-Lippe, setzte er ein biographisches Denkmal: »Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe« (Gotha 1865). Auch gab er unter dem Namen E. Minneburg eine Sammlung eigner »Gedichte« (Tübing. 1852) heraus und lieferte verschiedene Übertragungen aus dem Sanskrit: »Nal und Damajanti« (Stuttg. 1849), »Indisches Liederbuch« (das. 1854), »Sakuntala« (das. 1854; metrisch, Hildburgh. 1867) u. eine »Morgenländische Anthologie« (das. 1868).

4) Ludw. Arn. Ernst von, Jurist, geb. 12. Okt. 1832 in Braunschweig, studierte in Heidelberg und Berlin, habilitierte sich 1857 in Göttingen, 1866 in Berlin, ward, nachdem er seit 1867 im preußischen Staatsdienst thätig gewesen war, 1868 außerordentlicher und 1871 ordentlicher Professor in Halle, 1886 Kurator der Universität Marburg, 1888—94 der Universität Göttingen. Er wurde 1888 geadelt. M. schrieb: »Jus quod de forma matrimonii ineundi valet quomodo ex pristina juris condicione profectum sit« (Berl. 1856); »Die Rechtsbildung in Staat und Kirche« (das. 1861); »Über das Verhältnis von Justiz und Verwaltung in England« (in Ägidis »Zeitschrift für deutsches Staatsrecht«, das. 1866); »Über den Abschluß von Staatsverträgen« (Leipz. 1874); »Robert v. Mohl« (in der »Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft«, Tübing. 1878); »Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg« (Leipz. 1881). Auch bearbeitete er das Verwaltungsrecht in der 5. Auflage von Holtzendorffs »Encyklopädie der Rechtswissenschaft« (Leipz. 1890).

Meierding, soviel wie Bauernsprachen, s. Bauerngerichte.

Meierdingsgut (Meiergut), s. Bauerngut.

Meierei, soviel wie Holländerei.

Meier Helmbrecht, s. Wernher der Gartener.

Meierrecht, s. Kolonat.

Meigen, Johann Wilhelm, Entomolog, geb. 3. Mai 1764 in Meigen bei Solingen, gest. 11. Juli 1845, widmete sich dem Lehrfach, lebte seit 1784 in Aachen, dann in Solingen, seit 1792 in Burtscheid und seit 1795 in Stolberg. Später wurde er Sekretär des Handlungsausschusses und der Handelskammer. Er schrieb: »Klassifikation und Beschreibung der europäischen zweiflügeligen Insekten« (Braunschw. 1804, unvollendet) und »Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten« (Hamm 1818—38, 7 Bde. mit 74 Tafeln; Bd. 1

u. 2, 2. Aufl., Halle 1851); »Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge« (Aach. 1827—32, 3 Bde. mit 125 Tafeln); »Deutschlands Flora« (Essen 1836—42, 3 Bde. mit 144 Tafeln).

Meigs (spr. meggs), **Montgomery Cunningham**, nordamerikan. General, geb. 3. Mai 1816 zu Augusta in Georgia, gest. 2. Jan. 1892 in Washington, besuchte die Kriegsschule in Westpoint, baute die Forts Delaware, Wayne, Porter, Niagara, Ontario, Montgomery, Madison, ferner das neue Kriegsministerium, das Nationalmuseum und das 1887 vollendete Pensionsbüreau in Washington. Während des Bürgerkriegs leitete er als Generalquartiermeister der Nordstaaten die Ausrüstung und Verproviantierung der im Felde befindlichen Armee, nahm jedoch auch an einigen Gefechten thätigen Anteil. Nach dem Kriege besichtigte er die Festungs- und Bahnbauten im W. und SW. der Republik, besuchte 1875—76 Europa, um die Heereseinrichtungen der dortigen Staaten kennen zu lernen, wurde am Berliner Hofe auf das zuvorkommendste aufgenommen und informiert, organisierte darauf die Vereinigte Staaten-Armee und nahm 1882 nach 50jährigem aktiven Dienste seinen Abschied. M. war einer der »Regenten« der Smithsonian Institution.

Meije, La (spr. mäsch'), Bergkette der Pelvouxgruppe der Kottischen Alpen, an der Grenze der französischen Departements Oberalpen und Isère, von mächtigen Gletschern umgeben, mit drei Gipfeln: Pic Occidental (Grand Pic de la M.) 3987 m, Pic Central 3970 m und Pic Oriental 3911 m. Dieselben werden von La Grave im Romanchethal (von N.) oder von La Bérarde im Vénéonthal (im S.) erstiegen und gehören zu den schwierigsten Gipfeln der Alpen.

Meiji (»erleuchtete Periode«) ist der Name der Periode (Nengo), nach der die offizielle japanische Chronologie die Jahre zählt. Die japanische Chronologie zählt nach willkürlich begrenzten Perioden, die in der Regel (jetzt stets) von dem Regierungsantritt eines Kaisers, aber auch von bedeutenden Ereignissen her datierten. Die jetzige Periode ward 1868 eingerichtet; das Jahr 1895 ist mithin das 28. Jahr Meiji.

Meil, Johann Wilhelm, Zeichner und Kupferstecher, geb. 23. Okt. 1733 in Altenburg, gest. 2. Febr. 1805 in Berlin, trieb erst wissenschaftliche Studien und besuchte die Universitäten Leipzig und Berlin, widmete sich aber seit 1752 der Radierkunst, indem er meist Bücherillustrationen und Vignetten mit großer Zierlichkeit ausführte. Hervorzuheben sind seine physiognomischen Darstellungen zu Engels »Mimik«, »Sebaldus Nothanker« und Gellerts »Fabeln«.

Meile, Wegmaß, bei den alten Römern (millia passuum, viel später milliarium) = 1000 Schritt zu 5 römischen Fuß = 1477,5 m, von den römischen Schriftstellern = 8 Stadien gerechnet. Im Abendland kam neben diesem in verschiedenen Ländern mannigfach schwankenden Wegmaß noch die größere altgallische Leuca (leuga, span. und provenzal. legua, portug. legoa, ital. lega, franz. lieue, engl. league) auf, welche in England, Frankreich, Spanien und Portugal = 3 Meilen gerechnet wurde. Man unterscheidet geographische Meilen und Landesmeilen. Jene sind von der Länge des Äquators abgeleitete Entfernungsmaße, vorzugsweise das $^1/_{15}$ des Äquatorgrades bedeutende, auch deutsche Meile genannt, = 4 Seemeilen. Sie mißt nach Bessels Elementen 7420,439 m, ihr Quadrat 5506,291 Hektar und ihr Würfel 408,591 Kubikkilometer; als

Frühere oder noch bestehende Landes-Wegmaße außer Kilo- und Myriameter.

Länder	Bezeichnung und Bemessung	Meter lang
a) Deutsches Reich.		
1) Preußen, Mecklenburg 2c.	Preuß. und Hamb. Meile = 2000 Ruten	7532,48
2) Hannover	Meile = $1537\frac{1}{2}$ Ruten	7419,21
3) Oldenburg	" = $1\frac{1}{3}$ deutsche Meile	9893,92
4) Braunschweig	" = 1625 Ruten	7419,42
5) Sachsen	Postmeile (später Norddeutsche)	7500
6) Sachs.-Altenburg	Meile = 1600 Ruten	9081,55
7) Sachsen-Weimar	" = 1632 "	7363,13
8) Kurhessen	" = 26,000 alte Fuß	7407,79
9) Hessen-Darmstadt	" = 3000 Klafter	7500
10) Bayern	Deutsche geographische Meile	7420,44
11) Württemberg	Meile = 2600 Ruten	7448,75
12) Baden	" zu 2 Wegstunden	8888,89
b) Andre Länder Europas.		
1) Österr.-Ungarn	Postmeile = 4000 Wiener Klaft.	7585,94
	Merföld in Ungarn bis 1854	8353,6
2) Rußland	Werst = 500 Ssashen	1066,78
Polen	Mila = 8 Werst	8534,25
Finnland	Mil = 10 Werst zu 1800 Alnar	10688
3) Schweden	Mil = 6000 Famnar	10688,44
4) Norwegen	" = 6000 Favn	11295,48
5) Dänemark	Miil = 2400 Rode	7532,48
6) Großbritannien	Statute Mile (British M.), $\frac{1}{3}$ League = 1760 Yards	1609,31
	London Mile (auch English M.), $\frac{1}{3}$ League = 5000 Feet	1523,97
7) Niederlande	Mijl = 20,000 rijnl. Voet	6278,93
8) Schweiz	Wegstunde (Lieue itinéraire) = 16,000 Fuß	4800
9) Frankreich	Lieue de poste = 2000 Toises	3898,07
10) Spanien	Legua nueva = 2000 Estadales	6687,24
	" regular antigua = 4000 Pasos	5572,70
11) Portugal	Legoa von 1835 = 3 Milhas von 8 Estadios	6196,96
12) Venetien	Miglio = 1000 Passi	1738,67
Lombardei	" = 3000 Braccii	1784,81
13) Piemont	" = 800 Trabucchi	2466,08
14) Toscana	" = $2833\frac{1}{3}$ Braccii	1653,67
15) Kirchenstaat	" = 1000 Passi	1487,93
16) Neapel	" = 1000 " (Seemeile)	1855,11
Sizilien	" = 45 Corde	1486,66
17) Griechenland	Stadion	184,184
18) Türkei	Agatsch (Farsang) zu 3 Berri	5000,43
c) Asien.		
1) Persien	Fersach (Farsang) zu 3 Mil = 4000 Zera jid	6210
2) Niederl. Indien	Paal von Java = 400 rijnl. Roeden	1506,94
	Paal von Sumatra = $\frac{1}{3}$ Uurgaans	1883,68
3) Siam	Reneng zu $\frac{1}{4}$ Juta (Jocn jot) = 100 Sen	3961,12
4) China	Li = 18 Yin zu 180 Tschang	444,48
5) Japan	Ri von 36 Ti jö = 2160 Ken	3930,35
d) Amerika.		
1) Verein. Staaten	American Mile = 1760 Yards	1609,41
2) Mexiko, Mittelam.	Legua zu 3 Millas = 2500 Toesas	4190
3) Venezuela, Kolumbien, Ecuador	Legua = 4000 Pasos	5573,33
4) Peru, Bolivia	" = 3000 "	4237,29
5) Chile	" = 5400 Varas	4576,27
6) Argentinien, Paraguay	" = 6000 "	5196
7) Uruguay	" lineal = 60 Cuadras	5154
8) Brasilien	Legoa do Brazil zu 3 Milhas = 3000 Braças	6600

Grundlage der Landesvermessung wurde sie aber in England um 96 mm länger, meistens (z. B. in Preußen um 535 u. in Frankreich um 1015 mm) kürzer angenommen. Ferner gehören hierher: die englische Sea league, die alte französische Lieue marine (oder Lieue de 20 au degré) und die frühere spanische Legua maritima (oder Legua legal) von 3 Seemeilen = 5565,329 m und im Quadrat = 3097,289 Hektar; die altfranzösische Lieue de 25 au degré = 4452,263 m und im Quadrat = 1982,265 Hektar; die chinesische Lī, wovon früher 192½ und jetzt nach den Berechnungen der europäischen Mathematiker in Peking 250 auf den Tu oder Äquatorgrad gerechnet werden, 1 Lī zu 360 Pu = 445,226 m und im Quadrat = 19,823 Hektar. Die **Landesmeilen** (vgl. die Tabelle, S. 80) wurden entweder der von Reisenden in einer Zeiteinheit, meistens einer Stunde, durchschnittlich zurückzulegenden Strecke angepaßt oder als ein die Landesmaße ergänzendes Großmaß willkürlich durch Vervielfachung der Rute rc. gewonnen; in Mittel- und Südeuropa wie in Mittel- und Südamerika haben sie fast sämtlich dem Kilometer Platz gemacht.

Meilen, Dorf und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Zürich, am Nordostufer des Züricher Sees, Horgen gegenüber, mit schöner Kirche am See, Weinbau, Seidenindustrie und (1888) 2859 Einw. 4 km nordöstlich der **Pfannenstiel**, 737 m ü. M. Südöstlich von M. wurden im Winter 1853/54 in der Nähe des Sees Überreste von Pfahlbauten entdeckt.

Meiler, Vorrichtung zur Verkohlung des Holzes (s. Kohle), zum Verkoken der Steinkohle (s. Koks) und zum Rösten von Erzen.

Meilhac (spr. mäjack), **Henri**, franz. Bühnendichter, geb. 23. Febr. 1831 in Paris, besuchte das Lycée Louis le Grand, beschäftigte sich dann mehrere Jahre mit Zeichnen (als Mitarbeiter des »Journal pour rire«) und brachte 1855 seine ersten zwei Stücke auf die Bühne, die zwar keinen äußern Erfolg hatten, aber doch von den Kritikern als Proben eines nicht unbedeutenden Erfindungstalents anerkannt wurden, das sich denn auch bald Bahn brach. Von seinen zahlreichen anfangs allein, später in Gemeinschaft mit andern, namentlich mit Halévy und nach der Trennung von diesem abermals allein verfaßten Stücken seien nur erwähnt: »L'autographe« (1858); »Le petit-fils de Mascarille« (1859); »Ce qui plaît aux hommes« (mit Halévy, 1860); »La vertu de Célimène« und »L'attaché d'ambassade« (1861); ferner: »Les moulins à vent« (1862), »La belle Hélène« (von Offenbach komponiert, 1864), »Barbe-bleue« und »La vie parisienne« (1866), »La grande-duchesse de Gérolstein« (durch Offenbachs Musik allbekannt geworden, 1867), sämtlich mit Halévy; »Le château à Toto«, »La Périchole«, »Le bouquet« (1868); die graziöse Dichtung »Suzanne et les deux vieillards« (1868); »Froufrou« (1869); »Les brigands« (mit Halévy, 1869); »Tricoche et Cacolet« (1872); »La boule« (1875); »Le mari de la débutante« (1879); »La Roussotte« (1881); »Décoré« (1888); »Margot« (1890); »Leurs gigolettes« (1893). M. ist unter den französischen Theaterdichtern der spezifisch pariserische, der eigentliche Sittenmaler der Boulevards, daher seine Werke in der Übertragung oft viel verlieren. Er gehört seit 1888 der französischen Akademie an.

Meilichios (»Milder«), Beiname mehrerer griechischer Götter, besonders des Zeus und des Dionysos.

Meinardus, **Ludwig Siegfried**, Komponist, geb. 17. Sept. 1827 zu Hooksiel im Oldenburgischen, besuchte das Gymnasium zu Jever, dann von 1846 an das Konservatorium zu Leipzig, setzte seine Studien in Weimar und Berlin (unter Marx) fort, übernahm 1853 die Leitung der Konzerte in Glogau und wurde 1865 Lehrer am Konservatorium zu Dresden. 1874—85 wirkte er in Hamburg als musikalischer Kritiker des dortigen »Korrespondenten« und lebt seitdem in Bielefeld. M. hat sich mit Beruf und Vorliebe besonders der geistlichen Musik zugewendet, und seine Werke zeichnen sich insgesamt durch edles, echt künstlerisches Streben aus. Es sind die Oratorien: »Simon Petrus«, »Gideon«, »König Salomo«, »Luther in Worms«, »Odrun«, »Emmaus«; »Deutsche Meßgesänge«, »Passionslied« (für Chor u. Orchester), »Biblische Gesänge« und »Balladen« (ebenfalls mit Orchester), »Die Nonne« (für Soli, Chor und Orchester); außerdem Kammermusikwerke, Klaviersachen (Novellen, Suiten, Inventionen rc.), eine Oper: »Die Odalisken«, zwei Symphonien, Lieder rc. Seine Selbstbiographie erschien unter dem Titel: »Ein Jugendleben« (Gotha 1874, 2 Bde.); außerdem veröffentlichte er: »Kulturgeschichtliche Briefe über deutsche Tonkunst« (Oldenb. 1873); »Rückblicke auf die Anfänge der deutschen Oper in Hamburg« (Hamb. 1878); »Johann Mattheson« (Leipz. 1879); »Mozart, ein Künstlerleben« (Berl. 1883); »Die Musik im sozialen Leben des deutschen Volkes« (Mind. 1887); »Die deutsche Tonkunst im 18. und 19. Jahrhundert« (Leipz. 1887); »Eigne Wege, eine Geschichte« (Brem. 1895).

Meinau, Insel, s. Mainau.

Meinberg, Dorf und Badeort im Fürstentum Lippe, 8 km von Detmold, am Abhang des Teutoburger Waldes, 206 m ü. M., in einem gegen Nord- und Nordostwinde geschützten Thal gelegen, hat eine evang. Kirche, eine höhere Privatknabenschule, eine Kaltwasserheilanstalt und (1890) 1015 evang. Einwohner. Die **Heilquellen** von M. bestehen in drei Schwefelquellen (Neubrunnen, Quelle im Stern, Schwefelquelle) von 4—16°, die zu Trinkkuren, Bädern und Inhalationen verwendet werden. Außerdem werden salinische Schwefelschlammbäder, Gasdampfbäder, Gasdouchen verabreicht und eine vierte, an Kohlensäure ungemein reiche Quelle, der Altbrunnen, zu sogen. Sprudelbädern sowie eine von Schieder aus nach M. geleitete gipshaltige kohlensaure Kochsalzquelle zu Trinkkuren benutzt. Die Zahl der Badegäste beträgt jährlich ca. 1000. Vgl. **Holtz**, M., seine Heilmittel und Kurobjekte (Detm. 1883); **Coesfeld**, Das Moorbad M. (2. Aufl., das. 1893).

Meinders, **Franz von**, brandenburg. Minister, geb. 1630 im Ravensbergischen, gest. 1695, ward 1655 Sekretär des Grafen von Waldeck, dann des Großen Kurfürsten, 1672 Geheimrat und zu wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet; er schloß den Frieden von Vossem (1673) und den von St.-Germain (1679) mit Frankreich ab und gehörte mit Paul v. Fuchs (s. d.) zu den einflußreichsten Räten des Kurfürsten in dessen letzter Lebenszeit. Auch unter Friedrich III. behauptete er seine Stellung und leitete die Wiederabtretung des Schwiebuser Kreises (1694). Um das Heerwesen machte er sich besonders verdient. Vgl. **Strecker**, Franz von M. (Leipz. 1892).

Meineid (vom mittelhochd. »mein«, d. h. falsch, **Falscheid**, lat. Perjurium), eine falsche Aussage oder Versicherung, zu welcher man die Anrufung Gottes mißbraucht. Das kanonische Recht und das ältere deutsche Recht, namentlich die sogen. Carolina, welche (Art. 107 u. 108) den M. mit Abhauen der

Schwurfinger bestrafte, ja sogar noch das sächsische und thüringische Strafgesetzbuch behandelten die That als Religionsverbrechen, während das moderne Strafrecht den M. als Verbrechen gegen öffentliche Treue u. Glauben auffaßt, so namentlich auch das deutsche Reichsstrafgesetzbuch, welches den M. im Abschnitt 9 als besonderes Verbrechen abhandelt. Es begreift unter M. im allgemeinen den vorsätzlich falschen Parteieid im Zivilprozeß (M. im engern Sinne, Strafe Zuchthaus von 1—10 Jahren, § 153) und das vorsätzlich falsche beschworne Zeugnis und Gutachten (gleiche Strafe, bei schwerem Erfolg noch erhöht, § 154). Wissentlich falsche Versicherung an Eides Statt, d. h. falsches Handgelübde u. dgl., ist mit Gefängnis von 1—3 Jahren bedroht (§ 156). Während andre Gesetzgebungen immer Vorsätzlichkeit und Wissentlichkeit voraussetzen, kennt das Reichsstrafgesetzbuch auch den fahrlässigen Falscheid (§ 163, Gefängnis von einem Tag bis zu einem Jahr). Wohl zu scheiden von »Versicherung an Eides Statt« ist es, wenn gewisse Religionsgesetze die Ablegung eines Eides verbieten und die Gesetze den Religionsgenossen statt des Eides eine feierliche Beteurungsformel gestatten. Diese Beteurungen gelten dem Eid gleich, und ihre Falschheit wird als M. oder fahrlässiger Falscheid bestraft (§ 155). Das Reichsstrafgesetzbuch hat aber auch die unternommene Verleitung zum M. (§ 159) sowie die Verleitung zum Falscheid, bei dem der Schwörende in gutem Glauben eine unwahre Thatsache eidlich erhärtet (§ 160), als besondere Vergehen behandelt; die letztere dieser beiden Strafdrohungen unterliegt (nach v. Liszt u. a.) erheblichen Bedenken. Rechtzeitiger Widerruf bewirkt Strafermäßigung beim vorsätzlichen M. (§ 158), Strafaufhebung beim fahrlässigen Falscheid (§ 163). Andre Strafermäßigungsgründe stellt § 157 auf. Als eigentümliche Nebenstrafe beim M. findet sich (§ 161) die dauernde Unfähigkeit, als Zeuge oder Sachverständiger eidlich vernommen zu werden. Das österreichische Strafgesetzbuch (§ 199a, 204) behandelt den M. als eine Art Betrug und bestraft denselben unter besonderer Berücksichtigung der rechtlichen Interessen, die durch den M. geschädigt wurden. Die oft behauptete Zunahme der Meineide (Meineidspest) wird durch die Zahlen der Kriminalstatistik nicht bestätigt. Die Zahl der Verurteilungen betrug von 1882—93 im Deutschen Reich: 1011, 871, 923, 940, 827, 867, 797, 754, 759, 798, 771, 847, ist also gesunken. Dabei ist jedoch zu beachten, daß gerade die Verfolgung des Meineids, wegen der ausschlaggebenden Bedeutung des subjektiven Moments, mit besondern Schwierigkeiten verknüpft, die Zahl der geschwornen Meineide daher zweifellos viel größer ist als die der Verurteilungen. Das beste Mittel, dem M. entgegenzutreten, ist die sparsamere Anwendung des Eides in eigner und fremder Sache. Vgl. Liszt, M. und falsches Zeugnis (Wien 1876); Derselbe, Die falsche Aussage vor Gericht oder öffentlicher Behörde (Graz 1877); Lauterbach, Die Eidesverbrechen (Bern 1876).

Meineke, August, Philolog, geb. 8. Dez. 1790 in Soest, gest. 12. Dez. 1870 in Berlin, vorgebildet zu Schulpforta, studierte seit 1810 in Leipzig, besonders unter Hermann, wurde 1811 Lehrer am Conradinum zu Jenkau (bei Danzig), 1815 Professor am Danziger Gymnasium, 1817 Rektor desselben, 1826 Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, 1830 Mitglied der Akademie und trat 1857 mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrats in den Ruhestand. M. war Meister der Konjekturalkritik. Sein Hauptwerk sind die »Poëtarum comicorum graecorum fragmenta« (Berl. 1839—57, 5 Bde.; kleinere Ausg., das. 1847, 2 Bde.), vorbereitet durch »Menandri et Philemonis reliquiae« (das. 1823), »Quaestiones scenicae« (das. 1826—30, 3 Tle.) u. a.; damit verbindet sich die Textrezension des Aristophanes (Leipz. 1860, 2 Bde.; dazu »Vindiciae Aristophaneae«, das. 1865). Sodann hat M. hervorragende Verdienste um die alexandrinischen Dichter. Hierher gehören: »Analecta alexandrina« mit den Fragmenten des Euphorion, Rhianos, Alexandros Ätolos, Parthenios (Berl. 1843) und die Ausgabe des Kallimachos (das. 1861); auch veröffentlichte er: »Delectus poëtarum anthologiae graecae« (das. 1842) und »Choliambica poësis Graecorum« (hinter dem Babrios von Lachmann, das. 1845). Sonst edierte er von Geographen »Scymni Chii et Dionysii descriptio Graeciae« (Berl. 1846), Stephanos von Byzanz (das. 1850, Bd. 1) und Strabon (Leipz. 1852—53, 3 Bde., 2. Aufl. 1866; dazu »Vindiciae Strabonianae«, Berl. 1852); von spätern Prosaikern noch Alkiphron (Leipz. 1853), Stobäos (das. 1855—63, 6 Bde.), Athenäos (das. 1858—67, 4 Bde.; dazu »Exercitationes in Athenaei Deipnosophistas«, Berl. 1843—46, 2 Tle.); von griechischen Dichtern Theokrit, Bion und Moschos (das. 1825; 3. Aufl. 1856), des Äschylos »Perser« (das. 1853) und »Prometheus« (das. 1853), des Sophokles »Antigone« (das. 1861) und »Ödipus Koloneus« (das. 1863); von Lateinern den Horaz (das. 1834; neue Bearb. 1854). Vgl. F. Ranke, Aug. M. (Leipz. 1871); Sauppe, Zur Erinnerung an M. und Bekker (Götting. 1872).

Meinersen, Dorf im preuß. Regbez. Lüneburg, Kreis Gifhorn, an der Oker und der Linie Spandau-Lehrte der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Ackerbauschule, ein Amtsgericht, ein großes Mühlwerk und (1890) 790 Einw.

Meinerzhagen, Flecken im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Altena, an der Volme und der Linie Brügge-Dieringhausen der Preußischen Staatsbahn, 400 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Gelbgießerei, Papier-, Eisen- und Stahlwarenfabrikation, Drahtzieherei, Branntweinbrennerei, Viehzucht und (1890) 2988 meist evang. Einwohner.

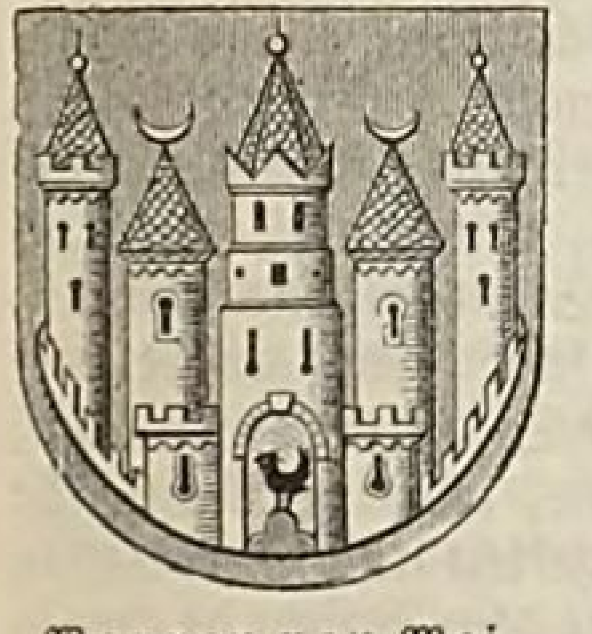
Meine Tante, deine Tante, Hasardspiel mit Karte, unterscheidet sich vom Landsknecht oder Kümmelblättchen (s. d.) nur dadurch, daß der Bankier nicht Ein in die Mitte zu legendes Blatt abzieht, sondern zwei, wovon eins auf seine, eins auf die Karte der Pointeurs zu liegen kommt. Der Teil gewinnt, dessen Blatt zuerst erscheint. Fallen beide gleichzeitig, so ist das Spiel nach Abmachung unentschieden oder für die Bank gewonnen.

Meinhold, Johann Wilhelm, Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1797 in Netzelkow auf der Insel Usedom, gest. 30. Nov. 1851 in Charlottenburg, studierte in Greifswald, ward 1820 Rektor in Usedom, im folgenden Jahr Pfarrer in Koserow auf Usedom, 1828 zu Krummin bei Wolgast, 1844 zu Rehwinkel bei Stargard. M. trat 1824 mit »Vermischten Gedichten« auf (2. Aufl., Leipz. 1835), die von kräftiger Gesinnung zeugen; später zeigte er eine Hinneigung zum Katholizismus, die schon aus seinem Epos »Otto, Bischof von Bamberg« (Greifsw. 1826) ersichtlich ward. Am bekanntesten machte er sich durch den angeblich aus alten Kirchenbüchern entnommenen, in Wirklichkeit aber von ihm erfundenen

und mit künstlichem Archaismus in der Sprache des 17. Jahrh. gehaltenen Roman »Maria Schweidler, die Bernsteinhexe« (Leipz. 1843, 3. Aufl. 1872), dessen Stoff H. Laube dramatisch bearbeitete. Das Gegenstück dazu: »Sidonia von Bork, die Klosterhexe« (Leipz. 1847, 3 Bde.) fand weniger Beifall. Die Bewegung von 1848 veranlaßte M. zu der sehr konservativen Schrift »Die babylonische Sprachen- und Ideenverwirrung der modernen Presse« (Leipz. 1848). Seine »Gesammelten Schriften« (Leipz. 1846—47, 7 Bde.) enthalten auch einige Schauspiele und die »Humoristischen Reisebilder von Usedom«. Als Band 8 und 9 erschien der von seinem 1852 zum Katholizismus übergetretenen Sohn Aurel Emanuel (gestorben als Pfarrer zu Hochkirch 14. Jan. 1873) vollendete Roman »Der getreue Ritter oder Sigismund Hager und die Reformation« (Regensb. 1858) und als Supplement eine Ausgabe der Lehninschen Weissagung (Leipz. 1849) mit Übersetzung und wunderlicher Erklärung.

Meinicke, Karl Eduard, Geograph, geb. 31. Aug. 1803 in Brandenburg, gest. 26. Aug. 1876 in Dresden, wirkte seit 1825 am Gymnasium zu Prenzlau, dessen Direktorium er 1846 provisorisch, 1852 definitiv übertragen bekam, und lebte seit 1869, in Ruhestand versetzt, in Dresden. M. war einer der gründlichsten Kenner der polynesischen Inselwelt. Seine Hauptwerke sind: »Versuch einer Geschichte der europäischen Kolonien in Westindien« (Weim. 1831); »Beiträge zur Ethnographie Asiens« (Prenzl. 1837); »Das Festland Australien« (das. 1837, 2 Bde.); »Die Südseevölker und das Christentum« (das. 1844) und das grundlegende Werk: »Die Inseln des Stillen Ozeans« (Leipz. 1875—76, 2 Bde.; 2. Ausg. 1888).

Meiningen, Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Sachsen-Meiningen, liegt größtenteils am rechten Ufer der Werra, in einem engen, aber anmutigen Thal, 298 m ü. M. Der ältere Teil der Stadt, 5. Sept. 1874 zum großen Teil niedergebrannt, ist gegenwärtig in einen durch breite Straßenzüge und geschmackvoll erbaute Häuser sich vorteilhaft auszeichnenden, vollständig neuen Stadtteil umgewandelt. Die schon früher neu angelegten Stadtteile (Bernhards-, Marien- und Charlottenstraße) machen einen großstädtischen Eindruck. Erwähnenswert ist zunächst die alte, jetzt restaurierte Stadtkirche mit ihren beiden Türmen, deren Erbauung mit Kaiser Heinrich II. in Verbindung zu bringen ist, daher die Statue dieses Kaisers auf dem schönen Marktbrunnen. An gottesdienstlichen Bauwerken besitzt M. noch eine kath. Kirche und eine Synagoge. Das hervorragendste Gebäude der Stadt ist das herzogliche Schloß Elisabethenburg mit einem Rundbau, welcher die Lokalitäten des herzoglichen Staatsministeriums und verschiedener Archive, namentlich des hennebergischen Archivs, enthält. Im Residenzschloß selbst befinden sich die Schloßkirche, die Gemäldegalerie, das Münzkabinett, die herzogliche Privat- und öffentliche Bibliothek (44,000 Bände) ꝛc. Erwähnenswert sind ferner das Theater (dessen Personal durch seine vorzüglichen Leistungen bekannt ist), zwei herzogliche Palais und das neue Rathaus (am Marktplatz). Außer ihnen bilden der Englische Garten mit seinen schönen Baumgruppen, Bowlinggreens (auf einem derselben eine Büste Jean Pauls, der hier an seinem »Titan« schrieb) und der Fürstengruftkapelle sowie der kleine Palais- und Schloßgarten eine vorzügliche Zierde der Stadt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (2½ Bat. Infanterie Nr. 32) auf 12,029 Seelen, davon 477 Katholiken und 433 Juden. Die Industrie ist unbedeutend, doch sind Bierbrauerei, Woll- u. Baumwollweberei und Buchdruckerei bemerkenswert. An Geldinstituten befinden sich hier die Mitteldeutsche Kreditbank, die Deutsche Hypothekenbank und die Landeskreditanstalt. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Linien Schweinfurt-M. der Bayrischen und Eisenach-Lichtenfels der Preußischen Staatsbahn. M. ist Sitz des herzoglichen Staatsministeriums, eines Landratsamtes, eines Landgerichts, eines Oberkirchenrats ꝛc. An höhern Schulen und andern öffentlichen Anstalten sind hier: ein Gymnasium, ein Realgymnasium, mehrere Privatinstitute, ein Krankenhaus (Georgenkrankenhaus), ein Schlachthaus ꝛc., ferner der Hennebergische Altertumsforschende, der Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde, ein Pomologischer Verein ꝛc. In unmittelbarer Nähe der Stadt liegt der durch anmutige Promenadenwege mit ihr verbundene bewaldete Herrenberg, von welchem man durch die Haßfurth, eine liebliche Waldpartie, zu der neuerbauten Burg Landsberg gelangt. — Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die 21 Amtsgerichtsbezirke zu: Brotterode, Eisfeld, Heldburg, Hildburghausen, Koburg, Königsberg i. Fr., M., Neustadt a. Haide, Rodach im Herzogtum Koburg, Römhild, Salzungen, Schalkau, Schleusingen, Schmalkalden, Sonneberg, Sonnefeld, Steinach in Sachsen-Meiningen, Steinbach-Hallenberg, Suhl, Themar und Wasungen. — M. stand im 9. Jahrh. unter der Aufsicht fränkischer Gaugrafen, wurde aber 1008 vom Kaiser an das Stift Würzburg verliehen. 1542 ward zwischen Würzburg und Henneberg ein Tauschvertrag abgeschlossen, der Stadt und Amt M. gegen das hennebergische Schloß und Amt Mainberg bei Schweinfurt und eine beträchtliche Kaufsumme an Henneberg brachte. 1543 und 1544 wurde in M. wie im Lande Henneberg die Reformation eingeführt. Nach dem Tode des letzten Grafen von Henneberg, Georg Ernst (1583), fielen Stadt und Land M. an die Ernestinischen Herzöge von Sachsen. 1592 fand die Barchentmanufaktur Eingang und brachte Wohlstand in die Stadt; aber der Dreißigjährige Krieg verminderte die Bevölkerung der Stadt von 6000 Einw. auf 1360. Bei der Teilung von 1660 fiel M. an Sachsen-Altenburg und, als diese Linie ausstarb, an Sachsen-Gotha unter Herzog Ernst dem Frommen. 1680 kam es auf den Anteil Herzog Bernhards I., der nun die Residenz von Ichtershausen nach M. verlegte und die Elisabethenburg erbaute. Vgl. Hegewald, M., die Pforte der Franken (Meining. 1886).



Wappen von Meiningen.

Meininger, vulgäre Bezeichnung der durch ihre zahlreichen Gastspiele im In- und Auslande rühmlichst bekannt gewordenen Hoftheatergesellschaft des regierenden Herzogs von Meiningen. Sie verdankt ihre Bedeutung für das deutsche Theater dem lebhaften Interesse Herzog Georgs, der die Oper seiner Residenz auflöste, um alle zu Gebote stehenden Mittel auf die Hebung des Schauspiels zu verwenden, und auch hier wiederum nur das Bedeutende und Dauernde zur Darstellung brachte. Die Vorzüge der Aufführungen der M., wie sie sich unter der Leitung des

Herzogs und seines Mitarbeiters Chronegk, zum Teil nach englischen Vorbildern, gestalteten, bestehen im wesentlichen einerseits darin, daß die äußere Ausstattung der Stücke bis ins kleinste stilvoll und echt ist, d. h. dem betreffenden Stück nach Zeit und Art vollständig entspricht, anderseits in der harmonischen Gesamtwirkung der Darstellungen, bewirkt dadurch, daß sich alle Spieler als Teile des Ganzen betrachten und diesem unterordnen, so daß ein unbefugtes virtuoses Hervordrängen Einzelner ganz ausgeschlossen bleibt. Das erste Gastspiel der M. fand 1. Mai 1874 in Berlin am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mit einer Aufführung von »Julius Cäsar« statt; seitdem hat die Gesellschaft in 18 deutschen und in 18 fremden Städten (Amsterdam, London, Petersburg, Odessa u. a.) 2591 Vorstellungen gegeben, bei denen 41 Schauspiele aufgeführt wurden. 1890 wurden die Gastspiele eingestellt, nachdem ihr Zweck, die deutschen Bühnenleiter für die gleichen Grundsätze geschichtlich treuer Ausstattung und Kostümierung sowie eines einheitlichen lebendigen Zusammenspiels zu gewinnen, erreicht worden war. Die von den Meiningern aufgeführten Stücke wurden unter dem Titel: »Repertoire des herzoglich meiningenschen Hoftheaters, offizielle Ausgabe« veröffentlicht. Vgl. R. Prölß, Das herzoglich meining. Hoftheater und die Bühnenreform (2. Aufl., Erfurt 1882); Derselbe, Führer durch das Repertoire der M. (Leipz. 1887); H. Herrig, Die M. (2. Aufl., Dresd. 1879); Richard, Chronik sämtlicher Gastspiele des herzoglich sachsen-meiningenschen Hoftheaters 1874—90 (Leipz. 1890).

Meinungskonsumtion, s. Konsumtion.

Meio (weibl. Meia), ein Halb in portug. Münzen und Maßen.

Meiranbutter, soviel wie Majoransalbe, s. Salben.

Meiringen, Flecken im schweizer. Kanton Bern, Hauptort des Bezirks Oberhasle, rings von hohen Bergen umgeben, 595 m ü. M., war bis zu den großen Bränden von 1879 und 1891 der Typus eines echten Berner Oberländerdorfs mit engen Straßen, altersbraunen Holzhäusern mit vorn weit vorspringenden Dächern. M., massiv wieder aufgebaut, ist Mittelpunkt eines lebhaften Fremdenverkehrs und Kreuzungspunkt vieler Verkehrswege, unter denen die Straße und Eisenbahn über den Brünig, die Straße nach der Grimsel und der Weg nach der Großen Scheidegg besonders besucht sind, und hat bedeutende Holzschnitzerei (darin 600 Personen thätig), eine Schnitzerschule, Alpenwirtschaft, Viehzucht und (1888) 2853 meist reformierte Einwohner. In der Nähe die Reichenbachfälle und die großartige Aareschlucht.

Meirionydd, s. Merionethshire.

Meis (im Altertum Megiste), türk. Insel an der Küste Lykiens, zum Sandschak Rhodus des Insel-Wilajets gehörig, mit 8000 fast nur griech. Bewohnern. Haupthafen ist Kastelorydzo (s. d.).

Meise (Parus *L.*), Vogelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Meisen (Paridae), kleine, gedrungen gebaute Vögel mit kurzem, kegelförmigem, geradem Schnabel, mittellangen Flügeln, meist kurzem und dann gerade abgeschnittenem oder nur wenig ausgeschweiftem, zuweilen auch langem und dann stark abgestuftem Schwanz, starken Füßen, mittellangen, kräftigen Zehen und großen, stark gekrümmten Nägeln. Sie finden sich weitverbreitet in der Alten Welt, besonders im Norden, und streichen zu gewissen Zeiten und in großer Anzahl durch das Land, ohne eigentliche Zugvögel zu sein. Sie leben gesellig, auch mit andern Vögeln, besonders im Wald, sind ungemein lebendig und beweglich, klettern und schlüpfen sehr geschickt, fliegen aber nur selten weit. Sie nähren sich von Insekten, besonders deren Larven und Eiern, viele fressen aber auch Sämereien. Infolge der fortschreitenden Kultur vermindert sich die Zahl der Meisen sehr erheblich, namentlich die Kohlmeise ist bei weitem nicht mehr so häufig wie früher. Es liegt daher im Interesse der Land- und Gartenwirtschaft, die Meisen durch Anbringen von Nistkasten zu schützen. Sie brüten meist zweimal im Jahr und legen jedesmal 4—12 Eier, welche von beiden Eltern ausgebrütet werden. Im Käfig gewöhnen sie sich bald ein, werden aber niemals eigentlich zahm und verfolgen im Gesellschaftskäfig selbst größere Vögel mit Mordlust. Die Beutelmeise (P. [Aegithalus] pendulinus *Vig.*), 12 cm lang, 18 cm breit, mit pfriemenförmigem, an der Spitze kaum abwärts gebogenem Schnabel, kurzen, stumpfen Flügeln, mittellangem, schwach ausgeschnittenem Schwanz, an Stirn und Zügel schwarz, Vorderkopf weißlich, Hinterhals schmutzig grau, Mantel und Schultern gelbbraun, Bürzel rostbräunlich, Kinn und Kehle weiß, an der übrigen Unterseite gelblichweiß, Schwingen und Steuerfedern braunschwarz, weiß gesäumt. Sie bewohnt Osteuropa, Südfrankreich, Kleinasien, ist in Deutschland selten, erscheint auf ihren Wanderungen ziemlich regelmäßig an manchen Seen Nord- und Ostdeutschlands, baut sich ein sehr künstliches, frei über dem Wasser an der Zweigspitze einer Weide hängendes Nest (s. Tafel »Nester II«, Fig. 1) und legt sieben weiße Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 15). Das Nest gilt bei den Mongolen, auch in Polen für heilkräftig. Die Bartmeise (Rohr-, Schilfmeise, Bartmännchen, P. [Panurus] biarmicus *Koch*), 16 cm lang, 19 cm breit, mit gestrecktem, auf der Firste gebogenem, an den Schneiden etwas eingezogenem und gekrümmtem Schnabel, kräftigen Füßen, mittellangen Flügeln und langem, sehr stark abgestuftem Schwanz, hell zimtbraun, unten blaß rosenrot, an der Kehle weißlich, in der Steuergegend schwarz, mit weißer Flügelbinde und schwarzem Knebelbart unter den Zügeln. Sie bewohnt Südeuropa, Holland, England, Ungarn, Mittelasien, lebt im Rohr sehr verborgen, nährt sich von Insekten und Sämereien, baut im Rohr, unmittelbar über dem Boden in Grasbüschen ein sehr künstliches, länglich-eiförmiges Nest und legt zweimal im Jahr 4—6 weiße, rötlich gestrichelte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 16). In der Gefangenschaft läßt sie sich nur paarweise erhalten. Die Schwanzmeise (Mehl-, Rohr-, Schleier-, Schnee-, Bergmeise, Weinzapfer, Teufelsbolzen, Teufelspelzchen, Pfannenstiel, Sengestert, P. [Acredula] caudata *Koch.*), 14,5 cm lang, 18,3 cm breit, sehr gedrungen gebaut, mit sehr kurzem, gewölbtem Schnabel, mittellangen Flügeln und langem, stark abgestuftem Schwanz, auf dem Oberkopf und der Unterseite weiß, in den Weichen rosenrotbraun, auf der Oberseite schwarz, Schultern rotbraun, die hintern Armschwingen außen breit weiß gerandet, die äußern Schwanzfedern außen und am Ende weiß; sie bewohnt Nord- und Mitteleuropa und Mittelasien, streicht bei uns im Herbst und Frühjahr, doch bleiben einzelne auch den Winter hindurch. Sie bevorzugt Obstwaldungen und baumreiche Auen, nährt sich ausschließlich von Insekten, nistet Mitte April bis Juni, baut ein großes, eiförmiges, nicht hängendes Nest (s. Tafel »Nester I«, Fig. 3) und legt 9—15

weiße, blaßrot punktierte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 14). Eingewöhnt, hält sie sich in der Gefangenschaft sehr gut. Die Haubenmeise (Kupp-, Kobel-, Toll-, Schopf-, Heidenmeise, Meisenkönig, Schlosserhahn, P. [Lophophanes] cristatus *Kaup*), 13 cm lang, 21 cm breit, mit kurzem, konischem Schnabel, runden Flügeln, mittellangem, gerundetem Schwanz und stufenweise verlängerten Haubenfedern, oben mausgrau, unten grauweiß; Haubenfedern, Zügelstreifen, Kehle u. Nackenband sind schwarz, die erstern weiß gekantet, Schwingen und Steuerfedern sind dunkel graubraun. Sie bewohnt in Europa Nadelwaldungen, ist bei uns Standvogel, streift im Winter in größern Gesellschaften umher, nährt sich von Eiern und Larven von Insekten, höchstens im Winter von Sämereien, nistet April bis Juni in Baumlöchern u. legt 8—10 weiße, bräunlichgrau punktierte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 44), im Käfig hält sie sich schwer. Die Kohlmeise (Fink-, Spiegel-, Speck-, Talg-, Pickmeise, P. major *L.*, s. Tafel »Heimische Stubenvögel«, Fig. 14), 16 cm lang, 25 cm breit, mit kräftigem, kegelförmigem, seitlich zusammengedrücktem, vorn spitzem Schnabel, starken Füßen mit großen Nägeln, kurzen, breiten Flügeln und mittellangem Schwanz, oben olivengrün, unten blaßgelb, Oberkopf, Kehle, ein über die ganze Unterseite und ein von der Gurgel zum Hinterkopf verlaufender Streifen schwarz, Schwingen und Steuerfedern blaugrau, mit weißen Kopfseiten und weißem Flügelstreif. Sie bewohnt Europa, Mittelasien, Nordwestafrika und die Kanarischen Inseln, lebt im Mischwald und in größern Gärten und erscheint am häufigsten im Frühjahr und Herbst, wenn die nördlicher wohnenden bei uns durchstreichen. Sie nährt sich von Kerbtieren, Fleisch, Baumfrüchten und Sämereien, ist sehr gesellig, feig, überfällt aber mordgierig alle schwächern Vögel, um deren Gehirn zu fressen, und plündert die Bienenstöcke. Sie nistet vom Mai bis Juli, in guten Sommern zweimal, hoch oder niedrig über dem Boden in Baumhöhlen oder Mauerlöchern und legt 8—14 weiße, rostfarben punktierte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 17). An die Gefangenschaft gewöhnt sie sich sehr schnell. Die Blaumeise (Ringel-, Mehl-, Morl-, Pumpel-, Himmelsmeise, Blaumüller, P. [Cyanistes] coeruleus *Kaup*, s. die Tafel »Stubenvögel I«, Fig. 15), 12 cm lang, 19,5 cm breit, oben blaugrün, auf dem Kopf, den Flügeln, dem Schwanz blau, auf der Unterseite gelb, mit weißem Band von der Stirn zum Hinterkopf, dunklem Scheitel, blauschwarzem Flügelstreif, weißer Wange, bläulichem Halsband und schieferblauen Steuerfedern; die Schwingen sind grauschwarz, die hintern himmelblau, weiß gesäumt. Sie bewohnt ganz Europa u. Westasien, vorzugsweise Laubwälder, Baumpflanzungen, Obstgärten, streicht weit herum, geht auch wohl bis Südeuropa, lebt wie die Kohlmeise, nährt sich hauptsächlich von Kerbtiereiern, nistet im Mai bis Juli zweimal im Jahr ziemlich hoch über dem Boden in Baumlöchern u. legt 8—10 rötlichweiße, rostfarben punktierte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 19). Diese Art wird am häufigsten auf den Meisenhütten für die Küche gefangen. In der Gefangenschaft hält sie sich gut und wird sehr zahm. In Rußland und in Nordasien bis zum Amurland begleitet oder ersetzt sie die Lasurmeise (P. [C.] cyanus *Pall.*). Diese ist erheblich größer, am Kopf und unterseits weiß, oberseits hellblau, auf den Flügeln lasurblau mit weißem Querband und weißen Schwingenspitzen. Sie erscheint bisweilen auch in Deutschland. Die Tannenmeise (Holz-, Harz-, Kreuz-, Pech-, Zirbel-, Sparmeise, P. [Poecile] ater *L.*), 11 cm lang, 18 cm breit, an Kopf, Hals, Kinn und Kehle schwarz, Backen, Halsseiten u. ein Streifen am Hinterhals weiß, die übrige Oberseite aschgrau, Schwingen und Schwanzfedern braunschwarz, aschgrau gesäumt, Unterseiten grauweiß, Seiten bräunlich. Sie bewohnt ganz Europa und Nordasien bis zum Amur, lebt in Nadelwäldern, streicht vom Oktober bis März in Gemeinschaft mit andern Vögeln umher, nährt sich fast ausschließlich von Insekten und nistet im Mai bis Juli zweimal im Jahr in Baumlöchern, Felsenritzen, meist aber in Mauslöchern. Sie legt 6—8 weiße, rostfarben gefleckte Eier; durch die geregeltere Forstkultur und den dadurch herbeigeführten Mangel an Wohnungen ist sie stark zurückgedrängt worden. Die Sumpfmeise (P. fruticeti *Wallgr.*), 12 cm lang, 21 cm breit, an Oberkopf und Nacken schwarz, an Kinn und Kehle grauschwarz, an der Oberseite fahl erdbraun, unterseits schmutzig weiß, seitlich bräunlich, bewohnt besonders in Laubwäldern die Nähe von Gewässern, ist ungemein lebhaft, nistet am liebsten auf alten Weidenköpfen, auch in Erdlöchern, legt im Mai 8—12 grünlichweiße, rostrot punktierte und getüpfelte Eier (s. Tafel »Eier I«) und brütet im Juli zum zweitenmal. In Nordskandinavien und Nordrußland vertritt sie die nordische Sumpfmeise (P. palustris *L.*), die bisweilen in Ostpreußen erscheint.

Meisenbachsches Verfahren, s. Autotypie.

Meisenheim, Flecken u. Kreishauptort im preuß. Regbez. Koblenz, in reizender Lage an der Glan, hat 2 evang. Kirchen (davon eine im gotischen Stil mit der Gruft der ehemaligen Herzöge von Zweibrücken), eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Schloß, eine Lateinschule, ein Amtsgericht, Bierbrauerei, Mälzerei, Gerberei, Weinbau, Landesprodukten- u. Viehhandel u. (1890) 1803 meist evang. Einwohner. — Der Kreis (früher Oberamt) M. gehörte ehedem zu Hessen-Homburg und fiel 1866 nach dem Tode des letzten Landgrafen an das Großherzogtum Hessen, infolge des Friedensschlusses vom 3. Sept. 1866 aber an Preußen.

Meisenkasten, s. Vogelfang.

Meisenkönig, soviel wie Zaunkönig (s. d.) und Haubenmeise (s. Meise).

Meisennüsse, s. Walnußbaum.

Meisje (holländ.), Mädchen.

Meisl, Karl, österreich. Dramatiker, geb. 30. Juni 1775 in Laibach, gest. 8. Okt. 1853 in Wien, gehörte seit 1802 als Possen- u. Travestiendichter der Wiener Volksbühne, welche in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts alle deutschen beherrschte, mit Bäuerle und Gleich dem tonangebenden Triumvirat an. Er hat mit ihnen das Verdienst, die Volksstücke nach der Hanswurst- u. Kasperlzeit dramatisch auf eine höhere Stufe gestellt zu haben, und leistete für seine Zeit Achtungswertes. Seine Possen und Parodien: »Die schwarze Frau« (worin der Klapperl eine Hauptrolle des Schauspielers W. Scholz), »Julerl, die Putzmacherin«, »Das Gespenst auf der Bastei«, »Othellerl, der Mohr von Wien«, »Die Fee aus Frankreich«, »Der Kirchtag in Petersdorf« ꝛc. gehörten jahrzehntelang zu dem Hausrat der Wiener Posse. Später wurde M. durch Raimund verdunkelt und verdrängt. M. war Beamter und schließlich kaiserlicher Rechnungsrat.

Meisner, bei botan. Namen für Karl Friedrich Meisner, geb. 1800, gest. 1874 als Professor der Botanik in Basel. Er bearbeitete die Polygonaceen, Proteaceen, Thymeläaceen, Lauraceen, Konvolvula-

ceen, Erikaceen und schrieb: »Monographiae generis Polygoni prodromus« (Genf 1826), »Plantarum vascularium genera« (Leipz. 1836—43).

Meisol, s. Misol.

Meißel, Werkzeug von keilförmiger Gestalt, mit scharfer Schneide von Stahl, bestimmt, mittels Hammerschläge in das Arbeitsstück eingetrieben zu werden und dieses zu zerteilen oder durch Abtrennen kleiner Teile (Späne) zu bearbeiten. M. zur Bearbeitung der Metalle heißen Kalt- oder Bankmeißel, wenn sie mit der Hand gehalten werden, und Stielmeißel, wenn sie zum Anfassen einen langen Stiel erhalten. Schrotmeißel haben eine runde, Schlichtmeißel eine breite, gerade, Kreuzmeißel eine schmale, gerade, Halbmondmeißel eine bogenförmige Schneide. Abschrot ist ein M., der mit einer Angel auf der Amboßbahn mit der Schneide nach oben gekehrt steht. Ganz kleine M. heißen Stichel und dienen zum Gravieren und Stechen entweder vermittelst kleiner Hämmer oder Handdruckes. Man gibt dem M. gewöhnlich einen Zuschärfungswinkel von 45—70°, während die Seiten unter 15—30° zusammentreten. Besondern Zwecken dienen die Drehmeißel, Hobelmeißel (Drehstahl, Hobelstahl). Holzmeißel, s. Stemm- und Stechzeug.

Meißelpflug, Pflug, bei welchem die Schar durch einen stählernen Meißel verstärkt wird.

Meißen, ehemalige deutsche Markgrafschaft, entstand durch die Zerteilung der großen Sorbenmark an der Mittelelbe nach Markgraf Geros Tod 965, umfaßte ursprünglich die beiden Gaue Daleminzi und Nisani. Als erster Markgraf von M. erscheint urkundlich Wigbert, gest. vor 978, diesem folgten Thietmar, gest. 978, Günther bis 982 und Rikdag bis 985. Nach dessen Tod verlieh Kaiser Otto III. die Mark einem treuen Anhänger seines Vaters, dem Sohne Günthers, Ekkehard I. Dieser, der schon in Thüringen durch Wahl der Großen die herzogliche Gewalt besaß, strebte 1002 sogar nach der deutschen Krone, fand aber wenig Anhang und wurde noch in demselben Jahre in Pöhlde erschlagen. Nachdem sein Geschlecht mit seinem Sohne Ekkehard II. 1046 erloschen, folgten die Markgrafen Wilhelm und Otto aus dem weimarischen Hause bis 1067 und diesen die Brunonen (Braunschweiger) Ekbert I. u. Ekbert II. Letzterer wurde, da er als Gegenkönig gegen Heinrich IV. auftrat, geächtet und fand 1088 einen gewaltsamen Tod, mit der Mark M. belehnte Heinrich IV. den Sohn des Markgrafen Dedo von der Ostmark, Heinrich I. von Eilenburg. Als dessen nachgeborner Sohn Heinrich II., 1123 ohne Nachkommen starb, bemächtigte sich sein Vetter, Graf Konrad von Wettin (s. Konrad 7), der Mark u. behauptete sich auch mit Unterstützung Herzog Lothars von Sachsen in ihrem Besitz gegen den von Kaiser Heinrich V. belehnten Wiprecht von Groitzsch. Seitdem blieben die Wettiner erbliche Markgrafen von M., welches in Verbindung mit dem reichen Familiengut und den übrigen Besitzungen dieses Hauses erhöhte Bedeutung erhielt. Otto der Reiche (s. d.), Markgraf 1156—90; Albrecht der Stolze 1190—95; Dietrich der Bedrängte 1195—1221. Dessen Sohn Heinrich der Erlauchte, 1221—88 (s. Heinrich 39), brachte das Pleißnerland und Thüringen (s. d.) bis zur Wartburg an sein Haus. Seitdem besaßen die wettinischen Markgrafen von M. ein zusammenhängendes Gebiet, das von der Oder bis zur Werra, vom Erzgebirge bis zum Harz reichte; doch die in diesem Hause besonders häufigen Teilungen erzeugten Zerwürfnisse, welche die Macht desselben schwächten. Heinrich trat noch bei Lebzeiten seinem ältesten Sohne, Albrecht (dem Entarteten), Thüringen, dem zweiten, Dietrich, Landsberg, dem jüngsten, Friedrich dem Kleinen (gest. 1316), Dresden ab. Bei Heinrichs Tode 1288 fiel die Mark M. an Dietrichs Sohn Friedrich Tutta von Landsberg, und nach dessen Tode nahmen Albrechts Söhne, Friedrich der Freidige und Diezmann, sie in Besitz. Allein König Adolf von Nassau, dem Albrecht bereits Thüringen verkauft hatte, sah die Mark M. als ein durch Friedrich Tuttas Tod erledigtes Reichslehen an und bemächtigte sich beider Länder mit Gewalt. Auch Adolfs Nachfolger, König Albrecht I., hielt den Anspruch auf dieselben aufrecht; jedoch das glückliche Gefecht bei Lucka (31. März 1307) und des Königs Ermordung retteten den wettinischen Brüdern den Besitz ihrer Erblande, deren Herrschaft Friedrich nach dem Tode Diezmanns (1307) und Albrechts des Entarteten (1314) allein antrat; nur die Niederlausitz war 1304 an Brandenburg verkauft worden. Friedrichs des Freidigen Sohn, Friedrich der Ernsthafte (1324—47), war der letzte Alleinbesitzer der wettinischen Lande. Ihm folgten seine drei Söhne, Friedrich der Strenge, Balthasar und Wilhelm I., die gemeinschaftlich regierten. Nach Friedrichs Tode jedoch (1381) teilten dessen Söhne Friedrich der Streitbare, Wilhelm II. (gest. 1425) und Georg (gest. 1402) mit ihren beiden Oheimen die Lande 13. Nov. 1382 so, daß jene das Osterland und Landsberg, Wilhelm I. Meißen und Balthasar Thüringen erhielten. Nach Wilhelms I. kinderlosem Tode (1407) wurde M. zwischen der thüringischen und der osterländischen Linie geteilt. (Für die folgende Zeit s. Thüringen und Sachsen, Geschichte.) Bei der Einteilung des Deutschen Reiches in die zehn Reichskreise wurde M. zum obersächsischen Kreis geschlagen.

Das Burggraftum M., zu dem außer einem Teile des Meißener Schlosses die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg u. eine Menge andrer zerstreuter Besitzungen gehörten, wurde vom Kaiser Heinrich IV. begründet; doch erst um 1143 ist ein Burggraf Hermann bekannt. Um 1200 erwarb Meinher I. von Hartenstein die Burggrafschaft, und sein Geschlecht blieb in deren Besitz bis zu seinem Erlöschen bei Heinrichs II. Tod 1426. Damals kam die Burggrafschaft, jedoch ohne die markgräflichen Lehen, welche Kurfürst Friedrich der Streitbare innebehielt, an die Reußen zu Plauen, mit denen Kurfürst Moritz 1546 einen Vertrag schloß, infolgedessen, als Heinrich der jüngere von Plauen 1572 ohne männliche Erben starb, das Burggraftum aufhörte.

Das Bistum M. ward 967 von Kaiser Otto I. gegründet. Die Bischöfe waren Reichsfürsten und erstritten ihre Exemtion von der Gerichtsbarkeit der Erzbischöfe von Magdeburg und Prag; unter ihnen ist Benno (1066—1106), der Widersacher Heinrichs IV., der bekannteste. Der letzte Bischof, Johann von Haugwitz, mußte die Einführung der Reformation gestatten, zog sich aus seiner Residenz Stolpen nach Wurzen zurück u. verzichtete 1581 völlig auf das Bistum. Der Administrator des Stiftes wurde fortan stets aus dem kursächsischen Hause gewählt. Diesem verlieh 1666 das Domkapitel ein erbliches Recht an der Administration, was der Einverleibung in Sachsen gleichkam. Vgl. Tittmann, Geschichte Heinrichs des Erlauchten (Dresd. 1845, 2 Bde.); v. Posern-Klett, Zur Geschichte der Verfassung der Mark M. im 13. Jahrh.

(Leipz. 1863); Gersdorf, Urkundenbuch des Hochstifts M. (das. 1864—67, 3 Bde.); Posse, Die Markgrafen von M. und das Haus Wettin (das. 1881); Märcker, Das Burggraftum M. (das. 1842); Machatschek, Geschichte der Bischöfe des Hochstiftes M. (Dresd. 1884).

Meißen, Amtshauptstadt in der sächs. Kreish. Dresden, an der Mündung der Triebisch in die Elbe, über die hier zwei Brücken führen, und an der Linie Leipzig-Döbeln-Dresden der Sächsischen Staatsbahn, 108 m ü. M., ist eine der schönstgelegenen Städte Deutschlands, in ihrem Innern reich an altertümlichen Bauwerken; nur der neue Stadtteil im Triebischthal trägt ganz modernen Charakter.



Wappen von Meißen.

Zu Meißens berühmtesten Bauten gehört der Dom, ein Meisterstück gotischer Baukunst, mit einer 78 m hohen Turmpyramide von sehr zierlich durchbrochener Arbeit; die beiden Haupttürme sind 1547 durch Blitz zerstört worden. Der erste Gründer des Domes ist Kaiser Otto I., nachdem aber das ursprüngliche Gebäude zu Anfang des 13. Jahrh. durch Feuer zerstört worden, ward das gegenwärtige von 1260—1450 erbaut. Das schöne, figurenreiche Hauptportal wird leider durch die von Kurfürst Friedrich dem Streitbaren als Erbbegräbnis seines Stammes erbaute Fürstengruft verdeckt; dieselbe enthält mehrere aus P. Vischers Werkstatt stammende Grabplatten. Einen zweiten Anbau bildet die Grabkapelle Herzog Georgs des Bärtigen und seiner Gemahlin Barbara, mit einer Kreuzabnahme von Lukas Cranach dem ältern. Rechts vom Südportal liegt die Johanneskapelle mit der Jahreszahl 1292, eine entzückende Komposition im edelsten Geiste der Frühgotik. Aus derselben Zeit stammen die hier und zum Teil im hohen Chor aufgestellten Bildsäulen König Ottos, seiner Gemahlin Adelheid, des heil. Donatus, der beiden Johannes und der Jungfrau Maria. Im hohen Chor befinden sich alte Glasmalereien und ein Flügelaltarbild (Anbetung der heil. drei Könige), ein Meisterwerk ersten Ranges, 1890 restauriert. Unter den übrigen acht Kirchen Meißens sind die neuerdings renovierte Stadt- oder Frauenkirche, die uralte, schon von Thietmar von Merseburg erwähnte Nikolaikirche, in welcher noch Fresken von hohem Alter sichtbar sind, die St. Afrakirche, die nicht mehr benutzte Franziskanerkirche am Heinrichsplatz (auf welchem ein Standbild Heinrichs I. aufgestellt ist), deren Kreuzgang 1892 restauriert und mit schönen Wandgemälden versehen ist, u. in welcher die ältesten Grabsteine Meißener Familien und einiger Adelsgeschlechter Aufstellung gefunden haben, und die 1887 vollendete katholische Kirche nennenswert. Das neben der Domkirche stehende Schloß, eins der edelsten und großartigsten Profanbauwerke spätgotischen Stils, ist 1471—83 unter Kurfürst Ernst u. Herzog Albrecht durch Meister Arnold von Westfalen erbaut, unter Johann Georg II. im 17. Jahrh. restauriert und Albrechtsburg genannt, 1710 der Porzellanmanufaktur eingeräumt, seit deren Verlegung in das Triebischthal 1860 aber in würdiger Weise restauriert und in seinen Haupträumen mit Wandmalereien geschmückt. Im Hofe des Schlosses steht das Standbild Herzogs Albrecht von Hultzsch (vgl. Puttrich, Das Schloß und der Dom zu M., Leipz. 1845; Gurlitt, Das Schloß zu M., Dresd. 1881; Bilderwerk von Wanckel und Gurlitt, 18 Tafeln, das. 1895). Das von 1479 an erbaute Rathaus ist 1875 restauriert worden. Die Fürsten- und Landesschule zu St. Afra, auf dem durch einen einzigen Bogen von 13 m Spannweite mit dem Schloßberg verbundenen Afraberg, seit 1879 in neuem Gebäude, die Bildungsstätte Gellerts und Lessings, ist 1543 von Herzog Moritz gestiftet, der ihr die Gebäude des aufgehobenen (1205 gegründeten) Afraklosters überwies (vgl. Flathe, St. Afra, Geschichte der Fürstenschule, Leipz. 1879); die schöne Aula enthält Wandgemälde von Große und Pauwels. Die Stadt zählt (1890) 17,875 Einw., davon 1025 Katholiken und 32 Juden. Unter ihren industriellen Anstalten steht die königliche Porzellanmanufaktur obenan, 1710 von J. Fr. Böttger (s. d.) gegründet, dem 1891 in der Neugasse ein Denkmal errichtet wurde. Sie ist die älteste in Europa und beschäftigt 700 Personen; ihr durch die ganze Welt berühmtes Fabrikat pflegt mit Vorliebe den Rokokostil (vgl. Böhmert, Geschichte der Meißener Porzellanmanufaktur, in der »Zeitschrift des königlich sächsischen statistischen Büreaus«, 1880, Heft 1 u. 2). Außerdem hat die Stadt noch eine große Porzellan- und Ofenfabrik (490 Arbeiter) und 5 größere Fabriken in der Nähe der Stadt. Sonst befinden sich hier noch die Meißener Eisengießerei und Maschinenbauanstalt (400 Arbeiter), eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik u. Kesselschmiede (100 Arbeiter), eine Nähmaschinenfabrik (250 Arbeiter), eine bedeutende Jutespinnerei u. -Weberei (1100 Arbeiter), eine Pianofortefabrik (114 Arbeiter), Stock-, Möbel-, Blechwaren-, Zigarren- und Sicherheitszünderfabrikation, Bierbrauerei, Thongruben, Granit- und Porphyrbrüche, Schiffahrt etc. Der Handel ist nur nennenswert in den dortigen Erzeugnissen, in Thon und Wein. Dem Verkehr in der Stadt und mit den Nachbarstädten Dresden, Riesa und Großenhain dient eine Telephonanlage. M. hat ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt, außer der bereits genannten Landesschule St. Afra eine Realschule mit Progymnasium, eine Handels- und eine landwirtschaftliche Schule. — Gegenüber der Stadt, auf dem rechten Elbufer, liegt das Dorf Kölln (s. d.). In der schönen, ansehnlichen Obst- und Weinbau treibenden Umgebung sind zu bemerken: die Ruinen des 1570 aufgehobenen Cistercienserinnenklosters zum Heiligen Kreuz, das v. Miltitzsche Schloß Siebeneichen mit großem Park, das alte Schloß Scharfenberg, an dessen Fuß Silberbergbau getrieben wird, und die moderne Huttenburg im Triebischthal. — M. (ursprünglich Misni, von unsicherer Etymologie) wurde von König Heinrich I. um 928 als Zwingburg gegen die Daleminzier erbaut und blühte als Sitz des Markgrafen, des Burggrafen und des Bischofs empor. Im 15. Jahrh. litt es durch die Hussiten. 1548 fanden hier Beratungen über das Interim statt. Im Schmalkaldischen Kriege (1547) wurde M. von den Kaiserlichen besetzt, im Dreißigjährigen 1637 von Banérs Schweden überrumpelt und zum großen Teil verbrannt, 1645 von denselben unter Königsmark das Schloß erobert. Auch im Siebenjährigen Kriege erlitt die Stadt mehrfache Drangsale. Am 13. März 1813 ließ der französische Marschall Davout die Elbbrücke abbrennen; am 15. Juni 1866 wurde dieselbe beim Einmarsch der Preußen von den Sachsen gesprengt. Vgl. Reinhard, Die Stadt M., ihre Merkwürdigkeiten etc. (Meiß. 1829); Rüling, Geschichte der Reformation zu M. etc. (das. 1839); Gersdorf, Urkundenbuch der Stadt M. (Leipz. 1873); »Mitteilun-

gen des Vereins für die Geschichte der Stadt M.« (1882—93, 3 Bde.); Loose, Altmeißen in Bildern (Meiß. 1889).

Meißner, isolierte Bergmasse (»Hessens höchster Fels«) im nordöstlichen Teile des preuß. Regbez. Kassel, südöstlich von Großalmerode. Sein weithin sichtbarer, 749 m hoher, 4 km langer und 2 km breiter Gipfel, der eine 450 Hektar große Wiesenfläche bildet, auf welcher sich an der östlichen Seite der Frau Holle-Teich befindet, besteht im O. aus Buntsandstein, im W. aus von Basalt durchbrochenem Muschelkalk (s. Tafel »Gangbildungen«, Fig. 1). Am nordöstlichen Fuße liegt ein Streifen der Zechstein- und Kohlenformation zu Tage. Vgl. Amelung, Meißnerführer (Eschwege 1886).

Meißner, 1) August Gottlieb, Schriftsteller, geb. 3. Nov. 1753 in Bautzen, gest. 18. Febr. 1807 in Fulda, studierte in Leipzig und Wittenberg und wirkte sodann seit 1785 als Professor der schönen Wissenschaften zu Prag und seit 1805 als Konsistorialrat und Direktor der höhern Lehranstalten zu Fulda. Meißners Schriften waren Nachklänge der gräzisierenden und halb frivolen Unterhaltungslitteratur, welche Wielands Beispiel ins Leben gerufen hatte. Wir erwähnen davon die historischen Romane: »Alcibiades« (Leipz. 1781—88), »Bianca Capello« (das. 1785), »Epaminondas« (das. 1798) ꝛc. und seine einst sehr beliebten »Skizzen« (das. 1778—96, 14 Sammlungen), novellenartige Schilderungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts (in Auswahl, Lindau 1876). Meißners sämtliche Werke wurden von Kuffner (Wien 1813—14, 36 Bde.) herausgegeben. Vgl. Fürst, Aug. Gottl. M. (Stuttg. 1894).

2) Alfred, Dichter, geb. 15. Okt. 1822 in Teplitz, gest. 29. Mai 1885 in Bregenz, Enkel des vorigen, studierte in Prag Medizin, widmete sich aber schon in jugendlichem Alter ausschließlich der Litteratur, ohne die ärztliche Praxis auszuüben. Nach wechselndem Aufenthalt zu Leipzig, Paris und Frankfurt a. M. kehrte M. 1850 nach Prag zurück, unternahm zahlreiche Reisen und ließ sich endlich (1869), nach erfolgter Verheiratung, dauernd in Bregenz nieder. Meißners erstes Auftreten fiel in die Zeit der höchsten politischen Gärung; neben der spezifisch politischen Poesie hatten Lenau, Byron und die neuern französischen Dichter einen bedeutenden Einfluß auf ihn. Mit dem Epos »Ziska« (Leipz. 1846, 12. Aufl. 1881) errang er einen raschen Erfolg; die lebendige, farbenreiche Schilderung und die energische Kraft einzelner Gesänge und Bilder halfen über den Mangel künstlerischer Einheit und tieferer Charakteristik hinüber. In seinen »Gedichten« (Leipz. 1845, 12. Aufl. 1881) fanden sich einzelne wahrhaft empfundene Stimmungen und schwungvolle Lieder, daneben freilich auch viel hohle Rhetorik und unklare Zerrissenheit. 1848—49 publizierte M. das komische Epos »Der Sohn des Atta Troll« (Leipz. 1850), in dem er sich an Heines Vorbild anlehnte, sowie die nicht uninteressanten »Revolutionären Studien aus Paris« (Frankf. 1849, 2 Bde.). Mit den Tragödien: »Das Weib des Urias« (Leipz. 1850), »Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes« (das. 1853) und »Der Prätendent von York« (das. 1857) gewann M. zwar keine entscheidenden Bühnenerfolge, erwies aber so viel echte, wenn schon etwas herbe Gestaltungskraft, daß sein Wiederabwenden von der dramatischen Dichtung um so beklagenswerter erschien, als seine nachfolgenden Romane dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums und der modernen Schnellproduktion mehr als billig Konzessionen machten. Fehlte den ersten derselben: »Die Sansara« (Leipz. 1858, 4 Bde.; 3. Aufl. 1861), »Der Pfarrer von Grafenried« (Hamb. 1855; 2. Aufl. u. d. T.: »Zwischen Fürst und Volk«, Leipz. 1861, 3 Bde.), eine tiefere poetische Idee und manche glänzende Einzelausführung nicht, und erhoben sich auch die spätern: »Zur Ehre Gottes«, eine Jesuitengeschichte (das. 1860, 2 Bde.), »Neuer Adel« (das. 1861, 3 Bde.), »Schwarzgelb«, eine Darstellung der österreichischen Reaktionsepoche nach 1850 (Berl. 1862—64, 8 Bde.), »Lemberger und Sohn« (das. 1865), »Babel«, Roman aus Österreichs neuester Geschichte (das. 1867), »Sacro Catino« (das. 1868), »Die Kinder Roms« (das. 1870), »Oriola« (das. 1874), »Feindliche Pole« (das. 1878), »Auf und nieder« (das. 1879), »Norbert Norson« (das. 1883) u. a., über die geist- und inhaltlose Tagesbelletristik: so ließen sie doch die eigentlich dichterische Vollendung vermissen. Höher standen einzelne Stücke der »Charaktermasken« (Leipz. 1862, 3 Bde.); der »Novellen« (das. 1865, 2 Bde.), der »Rokokobilder« (Gumbinnen 1871) sowie das Gedicht »Werinherus« (Leipz. 1872) und »Der Bildhauer von Worms« (Berl. 1874, 2 Bde.). Außerdem erschienen von M. noch: »Heinrich Heine; Erinnerungen« (Hamb. 1856); »Durch Sardinien« (Leipz. 1859); »Unterwegs«, Reisebilder (das. 1867); »Kleine Memoiren« (das. 1868); »Zeitklänge«, Gedichte (Berl. 1870), und »Historien«, geschichtliche und litterargeschichtliche Skizzen (das. 1875). Seine »Gesammelten Schriften« (Leipz. 1871—73, 18 Bde.) vereinigen den größern Teil der poetischen Schöpfungen Meißners. Eine Nachlese dazu erschien unter dem Titel: »Mosaik« (Berl. 1886, 2 Bde.), eine Sammlung seiner »Dichtungen« in 4 Bänden (das. 1884). Sein Leben (bis 1856) beschrieb er selbst in der »Geschichte meines Lebens« (Teschen 1884, 2 Bde.). Gegen die nach seinem Tode von Franz Hedrich erfolgten Angriffe auf die Autorschaft seiner Romane hat ihn R. v. Bayer (Rob. Byr) mit der Broschüre: »Die Antwort A. Meißners« (Münch. 1889) verteidigt. Vgl. Wehl, Alfred M., Erinnerungen (Leipz. 1892).

Meißnersche Körperchen, s. Haut, S. 467.

Meißner Weiß, s. Griffiths Weiß.

Meissonier (spr. mäßonjē), Jean Louis Ernest, franz. Maler, geb. 21. Febr. 1815 in Lyon, gest. 31. Jan. 1891 in Paris, kam jung nach Paris und bildete sich im Atelier Cogniets und nach den niederländischen Gemälden im Louvre. Er war anfangs genötigt, sich mit Illustrationen zur Bibel, zu Bossuets Weltgeschichte, zum »Rasenden Roland«, zu B. de Saint-Pierres Erzählungen: »Paul und Virginie« und »Die indische Hütte« seinen Unterhalt zu erwerben. Die ersten nach seinen Mustern ausgeführten Genrebilder: der kleine Bote und der Schachspieler, erschienen im Salon von 1836. Es folgten: Mönch, einen Kranken tröstend (1838), der englische Doktor (1839), der Leser (1840), die Schachpartie (1841), die seinen Namen zuerst bekannt machte und ihm eine Medaille einbrachte. Mit Vorliebe stellte er Personen aus der Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. dar. Seine folgenden, sehr zahlreichen, aber stets mit äußerster Gewissenhaftigkeit durchgeführten Bilder bewegen sich meist in der gleichen Richtung: einer scharfen, aber kühlen Charakteristik und einer eleganten Stoffmalerei. Gelegentlich griff er auch in das Gebiet der neuern Geschichte, in die Feldzüge Napoleons I. und Napoleons III. hinüber, erzielte aber nur dann größere Wirkungen, wenn er sich auf wenige Figuren in kleinem Maßstab be-

schränkte. Für figurenreichere Kompositionen (z. B. die Kürassiere von 1805) sowie für Bildnisse größern Formats reichte Meissoniers Ausdrucksfähigkeit nicht aus. Seine Hauptwerke sind in chronologischer Reihenfolge: der Maler in seinem Atelier (1843), die Leibwache, junger Mann, Zeichnungen betrachtend, die Pikettpartie (1845), die Kegelspieler, die Soldaten (1848), die Bravi (1852), der Hufschmied, Maler, Musiker (1861), Napoleon I. mit seinem Stab 1814 und Napoleon III. zu Solferino (1864), Folgen eines Streits beim Spiel (1865). Auf der Pariser Weltausstellung von 1867 sah man: Vorlesung bei Diderot, der Kapitän, Kavaliere vor einem Wirtshaus, General Desaix bei der Rheinarmee, die Ordonnanz. Im Salon von 1874 erschien die Wache, 1875 Napoleon I. in der Schlacht von Friedland (New York, Metropolitanmuseum), »1807« betitelt. Auf der Weltausstellung von 1878 war er mit 16 Bildern (darunter das Porträt Alexander Dumas' d. j., der Schildermaler, das Porträt des Sergeanten, die Kegelspieler, Moreau und sein Generalstabschef Dessoles vor Hohenlinden, Vedette, Ansicht von Antibes), auf der Weltausstellung von 1889 mit 10 Bildern vertreten (darunter der Guide von der Rhein- und Moselarmee 1797, die Herberge beim Pont de Poissy, der heimkehrende Postillon). In den letzten Jahren seines Lebens hat er auch venezianische Ansichten und Architekturstücke (z. B. die Ruinen der Tuilerien) gemalt. In Deutschland befinden sich nur wenige Bilder von ihm. Der Fürst von Liechtenstein in Wien besitzt drei (der Bücherfreund, Reisegesellschaft und In der Stubierstube). Meissoniers Bilder pflegten sehr hohe Preise zu erzielen (so wurde »1807« für 300,000 Frank verkauft). Nicht auf gleicher Höhe mit seiner scharfen Zeichnung und pikanten Malerei steht das geistige Element in seinen Bildern; seine Figuren zeigen keineswegs den Ausdruck tiefer, seelenvoller Empfindung, der den bessern Holländern eigen zu sein pflegt. M. malte fast nur männliche Figuren; das weibliche Element tritt ganz zurück. Er hat auch meisterhafte Aquarelle, Radierungen und Lithographien geliefert. In den letzten Jahren seines Lebens war er Präsident der Pariser Société nationale des beaux-arts. 1895 wurde ihm in Paris im Infantengarten auf dem Louvrekai ein Denkmal von Mercié errichtet. Von seinen Schülern sind sein Sohn Jean Charles M. (geb. 1848 in Paris), welcher ganz in der Weise seines Vaters malt, und E. Detaille zu nennen. Vgl. Claretie, M. (Par. 1881); Larroumet, M. (das. 1893).

Meistbegünstigungsklausel, s. Handelsverträge.

Meister, früher jemand, der ein Handwerk zunftmäßig betrieb (Handwerksmeister); um M. zu werden, mußte der Nachweis der Befähigung durch Anfertigung einer Probearbeit (Meisterstück) geliefert werden. Die deutsche Gewerbeordnung hat den von der ehemaligen Zunft ausgeübten Prüfungszwang beseitigt. Eine solche Prüfung ist nur in bestimmten Ausnahmefällen (vgl. Gewerbegesetzgebung, S. 520) im öffentlichen Interesse vorgeschrieben. Zwar können die neuen Innungen (s. d.) durch Statut die Meisterprüfung unter ihre Aufnahmebedingungen stellen. Doch ist diese Prüfung keine allgemein obligatorische, da der Eintritt in eine Innung nicht Bedingung für die Befugnis zum Gewerbebetrieb ist. Über die neuern Bestrebungen zur Einführung solcher Prüfungen s. Befähigungsnachweis. Vgl. auch Handwerk und Zunft. — In der Kunstgeschichte gebraucht man das Wort M. in verschiedenem Sinne. Einmal bezeichnet man damit Künstler der ältesten Zeit, von denen man nur den Vornamen weiß (M. Wilhelm). Dann braucht man es von Künstlern, deren Namen entweder unbekannt oder nur in einem Monogramm erhalten sind (Monogrammisten), und die man nach ihren Hauptwerken bezeichnet, so: der M. der Lyversbergschen Passion, kölnischer Maler um 1463—80, der M. vom Tode Mariä (angeblich Joos van Cleve), der M. der Hirscherschen Sammlung (jetzt als Bernhard Strigel [s. d.] ermittelt); von den Kupferstechern: der M. E. S. von 1466, der M. mit den Bandrollen, der M. mit dem Würfel (jetzt als Benedetto Verini ermittelt), der M. des Amsterdamer Kabinetts, der M. der Spielkarten ꝛc. Vgl. Nagler u. Andresen, Die Monogrammisten (Münch. 1857—79, 5 Bde.). Im weitern Sinne nennt man M. jeden Künstler, welcher es zu hervorragender Bedeutung gebracht hat. S. auch Kleinmeister. — Aus dem lat. magister entstanden, bezeichnet das Wort ursprünglich ein Schulhaupt (z. B. Meister Eckart) oder überhaupt den Lehrer; so ist im biblischen Sprachgebrauch Jesus M. im Gegensatz zu seinen Jüngern, d. h. Schülern.

Meisterdieb, der Held eines über ganz Europa und darüber hinaus verbreiteten, aber besonders in den germanischen Ländern heimischen Märchens von einem überaus geschickten Diebe. Der karolingische Sagenkreis erwähnt diesen M. unter dem Namen Allegast (Elben- oder Alpgeist) oder Malegis öfter, besonders in dem Gedicht »Karl und Elegast«, in welchem Karl d. Gr. in seinem Schlosse zu Ingelheim (in dessen Nähe eine Ortschaft Algesheim, früher urkundlich Allegastesheim, liegt) von einem Engel aufgefordert wird, nächtlich mit dem Allegast stehlen zu gehen, und dadurch sein Leben rettet. Daß dieser Allegast, Elbegast, Alberich, Oberon, mit dem M. der Märchen zusammenhängt, geht daraus hervor, daß schon der jüngere Titurel berichtet, wie Elbegast dem Vogel die Eier »aus der Brut« stiehlt, während der Sänger Frauenlob noch ein lustigeres Stückchen (Kreuzvertauschung zweier Liebespaare) von Alegast erzählt. Die betreffenden Erzählungen sind aus den Mythen entwickelt, nach denen die obersten Gottheiten der Arier (Odin, Thor, Indra ꝛc.) die den Göttern von den Menschen entwendeten Himmelsgaben (Göttertrank, Sonne, Blitz u. Donner, Wolkenkühe und Wolkenrosse) mit List zurückstahlen. Die Übertragung auf Karl d. Gr. erklärt sich durch sein häufiges Eintreten für Wotan und werden durch die in dem angelsächsischen Gedicht »Salomon und Saturn« ausführlich wiedergegebenen Klagen der Heidenapostel, daß die nordischen Heiden den M. Merkur zu ihrem höchsten Gott erwählt hätten und Odin nennten, erläutert.

Meistergesang, die aus dem mittelalterlichen Minnegesang in Deutschland hervorgegangene Lyrik, welche im 14., 15. und 16. Jahrh. und zwar fast ausschließlich in den Kreisen des Handwerkerstandes eifrig gepflegt wurde. Die immer höher gesteigerte Künstlichkeit der Minnepoesie machte ein förmliches Erlernen ihrer formellen Regeln notwendig, und als die höfischen und ritterlichen Kreise die Übung der Dichtkunst aufgaben und diese mehr und mehr in der bürgerlichen Sphäre heimisch wurde, ward hier die handwerksmäßige Behandlung der Poesie, die regelrechte Verskünstelei, in noch bei weitem höherm Maß herrschend als bei den letzten Vertretern der höfischen Minnedichtung. Anfangs bestand zwischen den Lehrenden und Lernenden eine Art freien Verhältnisses,

die einzelnen Meister des Gesanges bildeten einzelne Schüler. Dann entstanden (wie z. B. um 1450 in Augsburg) geschlossene Gesellschaften, in denen die Dichtkunst in zünftiger Gesetzmäßigkeit geübt wurde, wenn auch nicht gerade erwiesen ist, daß die Meistersinger streng geschlossene Zünfte gebildet haben. Die Heimat des Meistergesangs ist die Gegend des Oberrheins. Es ging unter den Meistersingern die Sage von der Stiftung ihrer Genossenschaften durch Kaiser Otto d. Gr. Auf zwölf Dichter des 13. Jahrh. führten sie ihre Kunst zurück, unter denen wir Wolfram von Eschenbach, Konrad von Würzburg, Reinmar von Zweter, Klingsor, Ofterdingen und Heinrich Frauenlob genannt finden. Historisch scheint, daß der Letztgenannte im Anfang des 14. Jahrh. zu Mainz eine Dichtergenossenschaft gegründet hat, wie denn der Mainzer Schmied Bartel Regenbogen, der Zeitgenosse Frauenlobs, schon als eigentlicher Meistersinger auftritt und uns in seinen auf fliegenden Blättern gedruckten Liedern die ältesten Denkmäler des handwerksmäßigen Meistergesangs hinterlassen hat. Im 14. Jahrh. stand dieser in reichstem Flor zu Mainz, Straßburg, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag; im 15. zu Augsburg und Nürnberg, das bei Lebzeiten des Hans Sachs über 250 Meistersinger aufzuweisen hatte; im 16. zu Kolmar, Regensburg, Ulm, München, in Steiermark und Mähren. Ausläufer des genossenschaftlichen Verbandes waren in Mitteldeutschland bis Magdeburg und ins Hessische, im Nordosten bis Danzig anzutreffen.

Die Vereinigungen der »Liebhaber des deutschen Meistergesangs«, wie sich die Genossen nannten, bildeten in sich fest gegliederte Körperschaften, die in aufsteigender Linie die Stufen der Schüler, Schulfreunde, Sänger, Dichter und Meister umfaßten. Strengen Regeln unterlag die Kunst des Gesanges; eine Art Gesetzbuch, worin dieselben aufgestellt waren, hieß die **Tabulatur**. Das Lied selbst führte den Namen **Bar** oder **Gesetz**, die Melodie wurde **Ton** oder **Weise** genannt. Zu den überlieferten Tönen älterer Sänger wurden fortwährend neue erfunden, und nur wer eine neue Weise erfunden und fehlerfrei vorgetragen hatte, erfreute sich der Ernennung zum Meister. Alle Meisterlieder wurden singend, jedoch ohne Musikbegleitung vorgetragen, daher die ältern Formen des Leichs und Spruchs allmählich vor den sangbareren des Liedes schwanden. Die Übungen hießen das »Schulesingen«, sie fanden auf dem Rathaus, an Sonntagen in der Kirche statt; drei große »Festschulen« wurden zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten abgehalten, hierbei aber nur biblische Stoffe gewählt, während bei minder feierlichen Gelegenheiten auch Gegenstände weltlicher Art, wohl auch in ehrbar scherzhafter Weise, hier und da in Dichterwettkämpfen, behandelt werden durften. Den Vorsitz der Schule hatte das sogen. **Gemerk**, bestehend aus dem Büchsenmeister (Kassierer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister und Kronmeister. In den festlich geschmückten Kirchen oder Rathaussälen begann vor zahlreicher Zuhörerschaft das Schulesingen. Die Meister bestiegen der Reihe nach den Singestuhl; drei **Merker** paßten den Singenden scharf auf, ob sie sich kein »Versingen«, d. h. keinen Verstoß gegen die Regeln der Tabulatur, zu schulden kommen ließen. Solche Fehler konnten begangen werden durch Abweichungen von der strengen Verslehre, durch sprachliche Inkorrektheiten (wobei die Bibelübersetzung Luthers maßgebendes Vorbild war), durch Verstöße gegen die hergebrachte Sitte &c. Wer »versungen« hatte, mußte den Stuhl verlassen, während derjenige, der »in der Kunst glatt« war, von dem Kronmeister gekrönt wurde, wobei der erste Preis, der sogen. Davidsgewinner, in einem silbernen Gehänge mit einer Schaumünze, auf der König David, die Harfe spielend, abgebildet war, der zweite Preis in einem Kranz von seidenen Blumen bestand. Beide Auszeichnungen wurden jedoch nur für den einen Tag des Schulesingens verteilt. Zahllos waren die aus dreiteiligen Strophen gebildeten Töne, die zum Teil nach ihren Erfindern, zum Teil aber auch mit frei gewählten, unglaublich wundersamen und meist überaus lächerlichen Namen bezeichnet wurden. So gab es einen Marners Hofton, einen Hofton des Tannhäuser, den roten Ton Peter Zwingers, den Blütenton Frauenlobs, den abgeschiedenen Ton Lienhard Nunnenbecks, eine Hans Sachsens Spruchweis &c., daneben eine Gestreiftsafranblümleinweis, eine Fettdachsweis, Vielfraßweis, Cliusposaunenweis, Offenehelmweis, geblümte Paradiesweis, Schwarztintenweis u. a. Es versteht sich von selbst, daß der M. seiner ganzen Entstehung und Übung nach nicht dazu angethan war, wirkliche Poesie ins Leben zu rufen. Schon daß die Erfindung neuer Töne, und was damit zusammenhing, neuer Strophenformen eine Hauptsache bei der Kunst des Meistersingens war, brachte Überkünstelung, mühseliges Reimezusammenschweißen, gänzliches Vorwalten formeller Handwerksmäßigkeit mit sich. Durchgängig ist den Meisterliedern lehrhaft hausbackenes Wesen eigentümlich, Fabeln und Gleichnisse bieten sich als beliebteste Stoffe. Um neue Verse zu bilden, häufte man Vers auf Vers zu abenteuerlicher Unförmlichkeit der Strophengebäude; der absolute ästhetische Wert ist meist sehr unbedeutend. Um so erfreulicher ist die kulturhistorische Seite dieser merkwürdigen Erscheinung der deutschen Geistesgeschichte. Ein Kind des kräftig aufblühenden Städtewesens, trägt der M. in seinen Übungen und Erzeugnissen durchweg die Merkmale ehrsam bürgerlicher Tüchtigkeit, Sittenstrenge und frommer Anhänglichkeit an das von den Vätern Überlieferte. Mitten in einem sittlich versunkenen Zeitalter erhebt sich in ihm ein zwar poesieloses, künstlerisch dürftiges, aber von wackerstem, treuherzig biederm Sinn erfülltes Streben nach edlem geistigen Thun. Es ist dabei charakteristisch, daß die Pfleger des Meistersingens zumeist der neuen reformatorischen Kirchenlehre zugethan waren. Das geistige Leben des Meistergesangs hat sogar das Reformationszeitalter nicht überdauert, wenn auch einzelne Schulen ihre Thätigkeit still und treu bis tief ins 18. Jahrh. und später fortgesetzt haben, wie denn z. B. in Ulm noch 1830 zwölf alte Singmeister vorhanden waren, von denen 21. Okt. 1839 die vier zuletzt Übriggebliebenen den alten M. feierlich beschlossen und ihr Inventar dem Ulmer Liederkranz vermacht haben. Unter den ältern Meistersingern galten für besonders kunstfertig: Heinrich von Müglin, Muskatblüt, Michael Behaim, Hans Rosenplüt, Hans Folz, Hans Sachs und Adam Puschmann. Von den in Handschriften überaus zahlreich vorhandenen Meistergesängen sind ihres geringen poetischen Wertes wegen nur wenige durch den Druck veröffentlicht. Proben derselben enthalten: **Görres**, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder (aus der Heidelberger Handschrift, Frankf. 1817), und **Bartsch**, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift (Stuttg., Litterar. Verein, 1862). Von den ältern Schriften und Berichten über den M. sind hervorzuheben: **Adam Pusch-**

mann, Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs zusamt der Tabulatur ꝛc. (Görlitz 1571; wieder abgedruckt in Braunes »Neudrucken deutscher Litteraturwerke«, Nr. 73, Halle 1888), und Wagenseil, Buch von der Meistersinger holdseliger Kunst (Altdorf 1697). Vgl. J. Grimm, Über den altdeutschen M. (Götting. 1811); Schnorr v. Carolsfeld, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs (Berl. 1872); Liliencron, Über den Inhalt der allgemeinen Bildung in der Zeit der Scholastik (Münch. 1876); Jacobsthal, Die musikalische Bildung der Meistersinger (in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 20); Lyon, Minne- und Meistergesang (Leipz. 1882); Mey, Der M. in Geschichte und Kunst (Karlsr. 1892). Eine künstlerische Darstellung erfuhr der M. durch R. Wagner in seinem Musikdrama »Die Meistersinger zu Nürnberg« (1868).

Meisterlauge (Kalilauge), s. Kaliumhydroxyd.

Meisterprüfung, s. Meister.

Meisterrecht, das Recht zum selbständigen Gewerbebetrieb. Vgl. Meister und Zunft.

Meistersänger, s. Grasmücke.

Meistersinger (Meistersänger), s. Meistergesang.

Meister vom Stuhl (Logenmeister), s. Freimaurerei, S. 852.

Meisterwurzel, s. Imperatoria; schwarze M., s. Astrantia.

Meisterzeichen, soviel wie Fabrikzeichen (s. d.).

Meistre (spr. mäßtr'), soviel wie Mistral.

Meitzen, August, Statistiker und Nationalökonom, geb. 16. Dez. 1822 in Breslau, verfolgte die Verwaltungslaufbahn in Berlin, Münster und Breslau, doktorierte 1848 mit einer Darstellung der Uhrenindustrie des Schwarzwaldes, war 1853—56 Bürgermeister von Hirschberg im Riesengebirge und 1856—65 Spezialkommissar für gutsherrlich-bäuerliche Auseinandersetzungen in Breslau. Dabei widmete er sich agrarhistorischen Studien auf dem dortigen Staatsarchiv unter Wattenbach u. a., die er auf zahlreichen Reisen in den Hauptländern Europas fortsetzte. Daraus gingen verschiedene Arbeiten hervor: »Urkunden schlesischer Dörfer« im »Codex diplomaticus Silesiae«, Bd. 4 (Bresl. 1863); »Die Kulturzustände der Slawen vor der deutschen Kolonisation« (das. 1864); »Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slawengebiete« (Jena 1879). 1865 zur Bearbeitung der Ergebnisse der Grundsteuerveranlagung nach Berlin berufen, veröffentlichte er: »Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staats« (Berl. 1868—73, 4 Bde., mit Atlas; Bd. 5, nach dem Gebietsumfang der Gegenwart, das. 1895). 1867—72 war er Mitglied des königlich preußischen Statistischen Büreaus, 1872—82 Geheimer Regierungsrat am kaiserlichen Statistischen Amte des Deutschen Reichs und namentlich an den landwirtschaftlichen, gewerblichen und hydrographischen Veröffentlichungen dieser Anstalten beteiligt. 1875 wurde er außerordentlicher Professor der Statistik und Nationalökonomie, 1892 Honorarprofessor an der Universität Berlin. Andre Schriften Meitzens sind: »Topographische Erwägungen über den Bau von Kanälen in Deutschland« (Berl. 1870); »Die internationale land- und forstwirtschaftliche Statistik« (das. 1873); »Die Frage des Kanalbaues in Preußen« (Leipz. 1885); »Die Mitverantwortlichkeit der Gebildeten für das Wohl der arbeitenden Klassen« (Berl. 1876); »Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen« (das. 1882); »Geschichte, Theorie und Technik der Statistik« (das. 1886); »Volkshufe und Königshufe in ihren alten Maßverhältnissen« (Tübing. 1889); »Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen« (Bd. 1—3, mit Atlas, Berl. 1895).

Mej (Mey), Lew Alexándrowitsch, russ. Dichter, geb. 25. (13.) Febr. 1822 in Moskau, gest. 28. (16.) Mai 1862 in Petersburg, erhielt seine Ausbildung im adligen Institut seiner Vaterstadt und dann, 1835—41, im Lyceum von Zarskoje Selo, war darauf in Moskau im Staatsdienst thätig, nahm aber 1851 seinen Abschied und siedelte nach Petersburg über. Außer durch zahlreiche Originaldichtungen, Dramen (»Die Zarenbraut«, 1849; »Die Pskowiterin«, 1860), Volkslieder, Bylinen, antike und biblische Gedichte (»Judith«) ꝛc. hat M. die russische Litteratur durch eine sehr große Menge von zum Teil trefflichen Übertragungen aus Milton, Byron, Schiller (»Wallensteins Lager« und »Demetrius«), Goethe, Heine, Béranger, V. Hugo, Mickiewicz, Theokrit, Anakreon u. a. bereichert.

Mejer, Otto Georg Alexander, hervorragender protestant. Kirchenrechtslehrer, geb. 27. Mai 1818 in Zellerfeld, gest. 24. Dez. 1892, Sohn des Obergerichtsrats Johann Wilhelm M. (gest. 1871), welcher sich besonders durch seine Fortsetzung von Albr. Schweppes »Römischem Privatrecht« (Götting. 1831—33, Bd. 3—5) bekannt gemacht hat, studierte 1837—41 in Göttingen, Berlin, Jena und habilitierte sich 1842 an der Universität Göttingen. Seine »Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechts« (Götting. 1845; 3. Aufl. u. d. T.: »Lehrbuch des deutschen Kirchenrechts«, das. 1869) waren die Veranlassung, daß er von der hannöverschen Regierung ein Reisestipendium erhielt, um 1845—46 kanonistischen Studien in Rom, Florenz, München, Koblenz, Brüssel obzuliegen. Ostern 1847 zum außerordentlichen Professor befördert, folgte er im Herbst d. J. einem Ruf als ordentlicher Professor der Rechte nach Königsberg. An der politischen Bewegung von 1848 und 1849 nahm er lebhaften Anteil und veröffentlichte gegen das Auftreten der Ultramontanen die umfangreiche Flugschrift »Die deutsche Kirchenfreiheit und die künftige katholische Partei« (Leipz. 1848), worin er die heutigen Kämpfe zwischen Staat und Kirche voraussagte. 1850 folgte er einem Ruf nach Greifswald, 1851 nach Rostock, wo er zugleich als Universitätsbibliothekar fungierte. In dem Buch »Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht« (Götting. 1852—53, 2 Bde.) erschloß er eine bis dahin fast unbekannte Seite des Lebens der katholischen Kirche. Mit Kliefoth gründete er 1854 die »Kirchliche Zeitschrift«, von der er sich jedoch 1859 trennte infolge abweichender Anschauungen bezüglich der Kirchenregimentslehre, die er auch in der Schrift »Die Grundlagen des lutherischen Kirchenregiments« (Rostock 1864) vertrat. 1874 wurde er als Geheimer Justizrat und Professor des Staats- und Kirchenrechts nach Göttingen berufen, 1885 zum Präsidenten des Landeskonsistoriums in Hannover ernannt. Sein bedeutendstes Werk ist eine aktenmäßige Geschichte der deutschen Konkordatsverhandlungen seit 1815, der Basis des heutigen Staatskirchenrechts gegenüber der katholischen Kirche, unter dem Titel: »Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage« (Rost. 1871—74 u. Freib. i. Br. 1885, 3 Tle.). Von seinen übrigen Arbeiten sind noch hervorzuheben: »Die Konkordatsverhandlungen Württembergs vom Jahr 1807« (Stuttg. 1859); »Einleitung in das deutsche Staatsrecht« (Rost. 1861; 2. Aufl., Freib. i. Br. 1884); »Eine

Erinnerung an B. G. Niebuhr« (Rost. 1867); »Um was streiten wir mit den Ultramontanen?« (Hamb. 1875); »Febronius. Weihbischof J. N. v. Hontheim und sein Widerruf« (Tübing. 1880; 2. Ausg., Freib. i. Br. 1885); »Zur Naturgeschichte des Zentrums« (das. 1882); »Biographisches«, gesammelte Aufsätze (das. 1886); »Wolf Göthe, ein Gedenkblatt« (Weimar 1889); »Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen« (Hannov. 1889); »Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen« (das. 1889); »Zum Kirchenrecht des Reformationsjahrhunderts. Drei Abhandlungen« (das. 1891).

Mejillones (spr. mechiljōnes), Hafenort in der chilen. Provinz Antofagasta, an der Bai von M., nahe dem 807 m hohen Morro de M., an dem man mittelmäßigen Guano gewinnt, der nebst etwas Kupfer ausgeführt wird, in öder, wasserarmer Gegend, mit früher 3000 Einw., jetzt verfallen.

Mekerif, El, Ort, s. Berber, S. 784.

Mekha, Quellfluß des Irawadi (s. d.).

Mekhong (Meïkong, Mekiang, »Mutter der Gewässer«, früher auch Kambodscha genannt), der größte Fluß der indochines. Halbinsel, entsteht aus dem am Tanglagebirge in Tibet unter 33 und 34° nördl. Br. entspringenden Quellen Soktschu (Sertschu) und Gergu, fließt unter den Namen Tschiandotschu und Lantsankiang in langem, engem, tief eingeschnittenem Thal zuerst zwischen Jantsekiang und Salwen durch Jünnan, durchzieht das östliche Birma und bildet sodann die Grenze zwischen Siam und den französischen Besitzungen Tongking und Anam, durchfließt Kambodscha und Niederkotschin und fällt nach 4500 km langem Lauf in zahlreichen Armen ins Südchinesische Meer. Bis 22° nördl. Br. verläuft der Fluß südlich, bricht dann in zwei rechtwinkeligen Knieen durch gebirgiges Terrain hindurch, in denen sein Bett teilweise mit ungeheuern Steinmassen erfüllt ist, und setzt erst 5 Längengrade östlich den Südlauf wieder fort. Die Hauptschwierigkeit für die Schiffahrt bietet hier die reißende Strömung während der Monate des Hochwassers u. in der trocknen Jahreszeit eine Menge Klippen. Bei der Stadt Pnompenh spaltet sich der M. in zwei Hauptarme, den östlichen Tiengiang, welcher sich wiederum in mehrere Arme teilt, und den westlichen Hangiang, der mit zahlreichen Nebenarmen die durch die Anschwemmungen des Stromes entstandene Halbinsel bis zum Kap Kambodscha durchzieht. Das ganze französische Kotschinchina ist mit Ausnahme der nordöstlichen Hügel und einiger inselartiger Kuppen eine Schöpfung des M. Am Beginn des Delta unterhält der Fluß eine eigentümliche Verbindung mit dem Großen See oder Tonlesap, welcher sich zur Zeit des Hochwassers füllt und beim Fallen des Flusses sein Wasser wieder an diesen zurückgibt. Derselbe ist sehr fischreich; an 30,000 Fischer versammeln sich jährlich an seinen Ufern, um die reiche Ernte einzuheimsen. Die Hoffnung, in dem Strom einen Zugang zu China zu finden, hat sich nicht erfüllt. Seit der Forschungsreise von Lagrée u. Garnier wußte man, daß der M. von seiner Mündung bis Luang-Prabang (20° nördl. Br.) in drei Hauptabschnitte zerfällt, die durch für unüberwindlich gehaltene Hindernisse geschieden wurden. Doch gelangte Mitte 1894 Le Bay über die Stromschnellen bis Nongkhai. Auf dem Oberlauf trägt der M. nur Fischerbarken.

Mekiang, Fluß, s. Mekhong.

Mekines (span. Mequinez, arab. Miknâs), Stadt in Marokko, 52 km südwestlich von Fes, 500 m ü. M., unter 33° 59′ nördl. Br., die Sommerresidenz des Sultans, am Abhang eines Berges inmitten von Olivenhainen, wird von einer hohen, jetzt aber verfallenen Mauer umgeben und besteht aus der Kasba, einem Konglomerat von großen, mit hohen Mauern umgebenen Gärten und Höfen, in denen teils nicht vollendete, teils ruinenhafte Paläste, ein Gestüt von 300—400 edlen Berberpferden, ein Turm, eine der drei Niederlagen der Schätze des Sultans und eine gewaltige Zisterne, welche die Stadt mit Wasser versorgt, liegen, dann aus der eigentlichen Stadt mit vielen Moscheen und Bazaren und dem hier weit und luftig gebauten Judenviertel. M. ist mit Fes durch die beste Straße des Reiches verbunden. Die Einwohner, deren Zahl Lenz auf 25,000, Conring (1880) auf 30,000 berechnet, sind äußerst fanatisch; in M. entstand die Sekte der Sauijah, und alle sieben Jahre machen diese eine Wallfahrt hierher. Die besonders heilige Moschee Mulei Ismails gilt als geweihte Zufluchtsstätte. Im 10. Jahrh. von dem Berberstamm der Miknasa erbaut, wurde M. unter Sultan Mulei Ismail zu einer der vier Residenzen des Reiches sowie zur Begräbnisstätte der Dynastie bestimmt.

Mekka (arab. Mäkke), Hauptstadt der türk. Provinz Hidschaz in Arabien, in einer nordsüdlich verlaufenden, überschwemmungen ausgesetzten öden, baumlosen Thalschlucht zwischen kahlen Bergen, etwa 95 km von der Küste des Roten Meeres entfernt, mit ca. 50—60,000 Einw. Sie ist die religiöse Hauptstadt der ganzen mohammedanischen Welt und daher das Ziel regelmäßiger Pilgerzüge aus allen Teilen des Orients, durch die sie zuzeiten einen Zuwachs von über 100,000 Menschen (1875: 150,000) erhält. M., welches sich seit Jahrhunderten fast gar nicht verändert hat (nur südöstlich vom Haram hat sich der Stadtteil El Dschijâd vergrößert; dort liegen das geschmackvolle neue Serai, die Hauptwache und drei Kasernen, welche das Haram beherrschen), hat breitere (aber ungepflasterte) Straßen als die meisten Städte des Orients, steinerne, öfters drei Stockwerke hohe und hauptsächlich für den Aufenthalt der Pilger eingerichtete Häuser und im SO. eine Feste mit dicken Mauern und Türmen. Gutes Trinkwasser führt seit der Zeit Harun al Raschids eine 50 km lange Leitung herbei. Der Ruhm von M. und das Hauptziel der mohammedanischen Pilgerscharen ist die große Moschee, Beit-Allah (»Haus Gottes«), auch Mesdschid el Haram (»Heilige Moschee«) genannt. Sie ist ein 257 Schritt langer, 216 Schritt breiter und 2—3 m unter der durch die überschwemmungen erhöhten Oberfläche von M. gelegener Hof. Die nördliche Seite besteht aus einer vierfachen, die übrigen aus dreifachen Säulenreihen, welche oben durch Bogengewölbe verbunden sind, von denen je vier eine kleine Kuppel tragen. Das Gebäude hat 152 solcher Kuppeln, 19 Thore und 7 hohe Minarets. Die meisten der 6½ m hohen Säulen sind von gewöhnlichen Steinen, nur einige von Marmor, Granit oder Porphyr. übrigens ist diese Moschee im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört, beschädigt, wieder aufgebaut und ausgebessert worden, daß man keine Spuren frühern Altertums mehr daran wahrnehmen kann. Von den Säulengängen ringsum führen sieben gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Ganzen stehenden Kaaba (s. d.), dem alten Nationalheiligtum der Araber. Sonstige Denkwürdigkeiten sind: das Grab Hagars und Ismaels; die vier Gebetshäuser der rechtgläubigen mohammedanischen Sekten (Schafiiten, Hanifiten, Malikiten, Han-

balīten), welche um die Kaaba herumstehen; unter demjenigen der Schafiiten der heilige und für heilkräftig geltende, bitterlich schmeckende Brunnen Semsem, der Sage nach derselbe, den Jehovah auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ; der Makam Ibrahim oder die Stätte Abrahams mit seinen Fußstapfen und die Kobbateins oder die Bibliotheksräume. Hauptgegenstand des Besuchs aller nach M. kommenden Pilger ist der Berg Arafât (s. d.), östlich von M. Die Bewohner von M. sind größtenteils Fremde oder doch Nachkommen von Fremden. Der alte Stamm Koreïsch, dessen elende Zelte vor der Stadt stehen, ist beinahe erloschen. Ein Zweig der alten Araber, der in M. übriggeblieben, sind die eingebornen Scherife, die ihren Stammbaum von der Tochter Mohammeds, Fatima, ableiten und eine große Klasse bilden, die über viele Teile Arabiens verbreitet ist. Die Einwohner leben fast ausschließlich von dem Gewinn, den sie von den Pilgern ziehen; man berechnet den jährlichen Geldzufluß durch die letztern auf 50 Mill. Mk. Einige Töpfereien und Färbereien und die Fabrikation von Rosenkränzen ausgenommen, gibt es in M. keine Manufakturen. Der Handel aber ist beträchtlich, besonders während der Wallfahrtszeit, und zwar ist er in den Händen reicher Pilger, welche ihre Waren, Produkte fast aller mohammedanischen Länder, untereinander austauschen oder von den Kaufleuten Mekkas indische und arabische Waren dagegen eintauschen. Zu dieser Zeit wird M. einer der größten Märkte des Orients. Die Stadt steht unter einem eignen Großscherif, neben welchem der türkische Pascha erst seit 1882 größern Einfluß gewonnen hat. — M. wird schon von Ptolemäos unter dem Namen Makoraba erwähnt. Seine Bevölkerung, die sich allmählich aus sehr verschiedenen Stammteilen zusammengesetzt hat, trug in der Zeit Mohammeds den Namen der Koreïsch. Hier wurde Mohammed um 570 geboren; nach seinem Tode bildete die Stadt mit dem umliegenden heiligen Gebiet einen Bestandteil des Chalifats (s. Chalifen); später übten die thatsächliche Herrschaft Zweige der Aliden (Scherife, s. Arabien, S. 761). 930 fiel die Stadt vorübergehend in die Gewalt der Karmaten (s. d.). Seit 1517 nahmen die osmanischen Sultane den Titel als Beschützer der heiligen Städte M. und Medina an und ernannten den Großscherif aus der Mitte der Scherife, doch war ihr Einfluß immer sehr beschränkt. Die Stadt wurde 1803 von den Wahabiten, 1813 von Mehemed Ali von Ägypten erobert. 1840 wurde die türkische Herrschaft hergestellt. Vgl. Burton, Personal narrative of a pilgrimage of El-Medinah and Meccah (3. Aufl., Lond. 1879); v. Maltzan, Meine Wallfahrt nach M. (Leipz. 1865, 2 Bde.); Wüstenfeld, Geschichte der Stadt M. (das. 1861); Derselbe, Die Scherife von M. im 11. (17.) Jahrhundert (Götting. 1885); Snouck Hurgronje, Mekka (Haag 1888—89, 2 Bde., mit Bilderatlas); Saleh Soubhy, Pélerinage à la Mecque et la Médine (Wien 1894).

Mekkabalsam (Balsam von Gilead, Opobalsamum verum, Balsamum de Mecca s. Gileadense), Balsam, welcher von Balsamodendron gileadense *Kth.*, einer in Arabien und Ägypten einheimischen Burseracee, gewonnen wird und im Altertum und Mittelalter sehr geschätzt war. Der freiwillig oder aus Einschnitten ausfließende dünnflüssige, trübe, blaßgelbe, wohlriechende Balsam kommt nicht in den europäischen Handel. Dagegen wird der durch Auskochen der Zweige (Balsamholz) mit Wasser gewonnene dickflüssige, gelbliche, trübe, minder angenehm riechende Balsam, der sich allmählich verharzt, häufiger ausgeführt. Er enthält 10 Proz. farbloses ätherisches Öl, wirkt ähnlich wie Kopaivabalsam, wird jetzt aber nur in der Parfümerie benutzt.

Mekographie (griech.), graphische Darstellung der gesetzmäßigen Entwickelung der Größe und des Gewichtes des Menschen.

Mekonin $C_{10}H_{10}O_4$, das Lakton der Mekoninsäure $C_6H_2(OCH_3)_2 . COOH . CH_2OH$, findet sich im Opium und entsteht bei Behandlung des Narkotins mit Salpetersäure; es bildet farblose Kristalle, schmeckt scharf, löst sich leicht in heißem Wasser und Alkohol, schmilzt bei 102° u. bildet mit Alkalien Mekoninsäure $C_{10}H_{12}O_5$. Es wirkt auf den Menschen sehr wenig.

Mekonium, soviel wie Opium; auch Kindspech.

Mekonsäure $C_7H_4O_7$ findet sich an Morphium gebunden im Opium, bildet farblose Kristalle, löst sich leicht in heißem Wasser und Alkohol und wird durch Eisenoxydsalze blutrot gefärbt. Das Silbersalz gibt beim Erwärmen mit Salpeter Cyansilber und oxalsaures Silber.

Mekran, Küstenlandschaft am Arabischen Meer, zwischen 60 u. 65° östl. L. v. Gr., bis Anfang der 60er Jahre eine Provinz Belutschistans, jetzt geteilt zwischen diesem und Persien, ist ein nur längs der Flußthäler dichter bevölkertes und hier sehr fruchtbares Gebiet, das die schönsten Datteln hervorbringt, sonst ein infolge mangelnder Bewässerung ausgedörrtes Plateauland. Die Bevölkerung besteht aus Belutschen und Brahui; sie ist in zahlreiche Stämme zersplittert. Wegen der wichtigen indoeuropäischen Telegraphenleitung, deren Kabel hier bei Gwater ans Land kommt, hat England seit 1863 mit mehreren Häuptlingen von M. Verträge geschlossen.

Mekteb (arab.-türk.), Schule. M.-i-Harbije (oder Harbije Mektebi), die Militärakademie in Konstantinopel; M.-i-Tibbije, die Medizinschule ebendaselbst; Millije M., höhere Verwaltungsschule; Hukuk M., Rechtsschule, 2c.

Mektubdschi (arab.-türk., vom arab. mektub, »Brief«), Sekretär, Korrespondenzführer, Generalsekretär. Diesen Titel führen in der Türkei die Büreauchefs, welchen in den Ministerien und in den verschiedenen Verwaltungen die Aufsicht über die gesamte amtliche Korrespondenz obliegt. Bei den Provinzialregierungen ist der M. nach dem Wali (Regierungsoberpräsident) und dem Defterdar (Oberfinanzrat) der nächsthöhe Beamte.

Mel (lat.), Honig; M. aëris, Honigtau; M. depuratum, gereinigter Honig; M. rosatum, Rosenhonig.

Mela, Pomponius, röm. Geograph, aus Tingentera in Spanien, verfaßte 40 oder 44 n. Chr. unter dem Titel »De chorographia« einen nach guten Quellen sorgfältig zusammengestellten Abriß der Erdkunde in drei Büchern. Er beschreibt in der Weise einer Küstenfahrt in gedrängtem Stil, mit Einmischung ausführlicherer Notizen und von Sittenschilderungen von Nordafrika ausgehend, die Länder der damals bekannten Welt. Ausgaben von Tzschucke (Leipz. 1807), Parthey (Berl. 1867), Frick (Leipz. 1880). Vgl. Fink, M. und seine Geographie (Rosenheim 1881).

Mélac (spr. -lack), Graf von, franz. General, trat früh in Militärdienste und wurde 1689 Maréchal de Camp. Von Ludwig XIV. mit der Verwüstung der Pfalz beauftragt, ließ er Mannheim, Heidelberg und viele andre Städte niederbrennen. Als Kommandant von Landau verteidigte er diese Festung zwar tapfer

gegen den Markgrafen von Baden, mußte sie aber endlich doch 1702 übergeben. Zum Grafen und Generalleutnant ernannt, fiel er 12. Sept. 1709 in der Schlacht bei Malplaquet.

Melaleuca *L.* (Kajeputbaum), Gattung aus der Familie der Myrtaceen, große Sträucher und Bäume, mit zerstreut stehenden, selten gegenständigen, meist kleinen oder schmalen, starren Blättern, einzeln oder in zuweilen köpfchenförmigen Ähren stehenden Blüten, zu einem Laubsproß weiter wachsender Blütenstandsachse und dreifächerigen Kapseln mit zahlreichen eckigen Samen. Etwa 100 australische Arten. M. Leucadendron *L.* (Weißbaum) ist ein schöner, bis 27 m hoher Baum, mit unten schwarzem, oben weißem Stamm, oft schwammiger, in dünne Lagen abblätternder Rinde, elliptischen bis lanzettlichen Blättern, 4—12 cm langen Blütenähren, weißen Blüten, langen, weißlichen bis purpurnen Staubgefäßen und kugeliger bis halbkugeliger Frucht (Ballong), wächst in Hinterindien, auf den Malaiischen Inseln, in Australien und Neukaledonien. Diese Art variiert ungemein stark, und auf den Malaiischen Inseln, besonders auf Buru, kommt eine Form mit fast kugeligen Blütenständen und seidig behaarten Blüten vor. Alle Teile, besonders Frucht und Blätter, riechen stark aromatisch, schmecken harzig adstringierend und werden in der Heimat vielfach arzneilich benutzt. Namentlich bereitet man aus den Blättern das ätherische Kajeputöl. Aus dem Bast gewinnt man einen wergartigen Faserstoff zum Kalfatern der Schiffe. M. genistaefolia *Sm.* (weißer Theebaum) ist ein Baum in Neusüdwales, wo der Absud der Blätter statt des chinesischen Thees getrunken wird. Alle Arten der Gattung zeichnen sich durch ihren schönen, gefälligen Wuchs aus und sind eine Zierde der Gewächshäuser.

Melampodiden, s. Melampus.

Melampsora, s. Rostpilze.

Melampūs (»Schwarzfuß«), im griech. Mythus Sohn des Amythaon und der Eidomene oder Aglaïa oder Dorippe oder Rhodope, Bruder des Bias, war als Seher und Arzt in Pylos berühmt. Ein paar Schlangen, welche er aufgezogen, leckten ihm einst, während er schlief, die Ohren, und infolgedessen verstand er fortan die Stimmen der Tiere, die ihm Zukünftiges vorhersagten. Als sein Bruder Bias die Pero, Tochter des Neleus, nur dann zur Gattin bekommen sollte, wenn er die Rinder des Phylakos als Brautgabe bringe, versuchte M. für ihn die Rinder zu rauben, wurde aber ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Hier erfuhr er durch die Würmer im Holze des Daches, daß das Haus bald einstürzen werde, und verlangte deshalb, schnell in ein andres Gemach gebracht zu werden, worauf jenes zusammenstürzte. So von seiner Sehergabe überzeugt, verspricht ihm Phylakos, die Rinder zu geben, wenn er seinen Sohn Iphiklos (s. d.) von einer Krankheit, an der er von Jugend auf litt, heile. Durch einen Geier erfährt M., daß Iphiklos' Leiden herrühre vom Schreck über ein blutiges Messer, mit dem sein Vater einst Böcke verschnitten und dann den Sohn bedroht hatte, worauf er es in einen Baum gestoßen, wo es inzwischen verwachsen sei; nehme Iphiklos den abgeschabten Rost desselben ein, so werde er Heilung finden. M. findet das Messer auf, heilt den Kranken und gewinnt so dem Bruder die Braut. Später zieht er nach Argos, wo er die vom Wahnsinn befallenen Töchter des Königs Prötos heilt und dafür eine derselben, die Iphianassa, zur Gemahlin sowie ein Drittel des Königreichs zum Lohn erhält. M. wurde der Stammvater eines ganzen Geschlechts von Sehern (Melampodiden) und war nach Herodot auch Gründer des Dionysosdienstes in Griechenland. Zu Ägosthene in Megara hatte er einen Tempel. Das Kraut Melampodion soll nach ihm genannt sein.

Melampygos, Beiname des Herakles (s. Kerkopen).

Melampyrīn, s. Dulcit.

Melaena (Morbus niger Hippocratis), durch Blutung bedingte Abgänge schwarzer Massen aus dem After bei gleichzeitigem Blutbrechen. M. neonatorum vera (echte M.) beruht auf Blutungen aus Magenschleimhautrissen, welche durch zu langen und zu starken Druck auf den Kindskörper beim Durchgang durch die Geburtswege entstanden, oder aus den Kapillargefäßen des Magens und Darmes infolge Verletzung der vasomotorischen Zentren, ebenfalls durch Druck bei der Geburt erzeugt. Die M. neonatorum spuria (falsche M.) beruht auf Entleerung von Blut, welches das Kind entweder aus eignen Lippen-, Nasen-, Mundschleimhautwänden, oder von wunden Brustwarzen, oder während der Geburt bei Mutterkuchenblutung verschluckte.

Melanämie (griech., schwarzes Blut), eigentümlicher Krankheitszustand, bei welchem schwarze Farbstoffkörperchen in größerer oder geringerer Menge im Innern der Blutgefäße vorkommen. Da die M. stets nur nach vorausgegangenen schweren Wechselfiebern auftritt, so hält man die Plasmodien, welche die Ursache des Wechselfiebers sind, auch für die Ursache der M. Am häufigsten hat man sie bei den perniziösen Intermittensformen der Tropen gesehen, doch findet sie sich auch in unsern Breitengraden. Die Pigmentkörnchen, welche aus dem Blutfarbstoff hervorgegangen sind, sind mikroskopisch klein, rundlich oder eckig, schwarz, seltener braun oder rötlich. Sie liegen entweder einzeln, oder mehrere derselben bilden, von einer fibrinähnlichen Substanz umgeben, größere Klumpen und Schollen. Neben ihnen kommen auch pigmentierte Zellen vor, welche teils farblosen Blutkörperchen, teils den Epithelzellen der feinsten Milzvenen gleichen. Außer im Blut findet sich das schwarze Pigment vorzugsweise noch in der Milz und Leber im Knochenmark, in den Lymphdrüsen, in der grauen Gehirnsubstanz, in den Nieren und Lungen. Es bewirkt eine eigentümliche schwarze Färbung dieser Organe sowie ein fast aschgraues Aussehen der Haut. Die Hauptbildungsstätten des Farbstoffs sind in schweren Fällen von M. die Haargefäße des Gehirns und Rückenmarks, in leichtern nur jene der Leber und Milz. Sehr viele Fälle von M. veranlassen keine nachweisbare Störung in den Funktionen der mit Pigment überladenen Organe. Es sterben aber auch Kranke oft schnell unter schweren Gehirnsymptomen, und man findet bei der Sektion die Zeichen der M., namentlich eine Anhäufung von Pigment in den Gehirngefäßen oder gleichzeitig kleine Blutextravasate im Gehirn. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß die Verstopfung der Gehirngefäße mit Pigment, und zwar mit oder ohne Zerreißung der Kapillargefäßwände, den Gehirnsymptomen bei schweren Malaria-Erkrankungen zu Grunde liegt. Diese Gehirnsymptome bestehen teils in heftigen Kopfschmerzen und Schwindel, teils in Delirien, Konvulsionen, hauptsächlich aber in vollständiger Bewußtlosigkeit. Man hat bei M. auch Unterdrückung der Harnsekretion, Eiweißharnen oder Blutharnen, erschöpfende Darmblutungen, sehr reichliche Diarrhöe, akute Bauchwassersucht und kleine

Blutextravasate unter dem Bauchfell beobachtet, ohne daß man diese Symptome zu deuten weiß. Die M. ist an sich nicht zu kurieren; man muß ihr vorzubeugen suchen, indem man das Individuum vor schweren Wechselfiebern schützt oder letztere entsprechend behandelt. In frischen Fällen von M. ist die Darreichung von Eisenpräparaten und eine kräftigende Diät nötig, weil der massenhafte Untergang von roten Blutkörperchen eine bleichsüchtige Beschaffenheit des Blutes bewirkt. Da viele Symptome der M. intermittierend auftreten, so hat man dagegen Chinin gegeben und häufig Besserung beobachtet.

Melancholie (griech. melancholia, »schwarze Galle«, soviel wie Schwermut, Tiefsinn) bedeutete in der Heilkunde früher mancherlei Krankheiten, Ernährungsstörungen, bösartige, schwarzpigmentierte Geschwülste ꝛc., deren Entstehung man dem vierten der damals angenommenen Kardinalsäfte des Körpers, der schwarzen Galle, zuschrieb. Heute bezeichnet M. eine ganz bestimmte, der Manie (s. d.) direkt entgegengesetzte, funktionelle (d. h. ohne nachweisbare anatomische Veränderungen im Gehirn einhergehende) Form der Geisteskrankheit (s. d.), deren wesentliches Symptom in einer traurigen, niedergedrückten Gemütsstimmung besteht und nur in ihren stärkern Graden begleitet ist von Sinnestäuschungen und Wahnideen. Als Ursachen gelten vor allem erbliche Anlage, anhaltende niederdrückende Seelenstimmungen, überhaupt Gemütsbewegungen, die nicht freudiger Art sind, erschöpfende schwere Krankheiten und ebenso auch Erschöpfung durch andauernde übermäßige Anstrengung mit geistiger Arbeit ꝛc. Die Symptome der M. sind äußerst auffällig. Blick und Mienen des Melancholischen sind traurig, leidend, ängstlich, kläglich, scheu oder verdrießlich, mürrisch und finster. Alle körperlichen Bewegungen geschehen langsam, stockend und haben den Charakter der Zaghaftigkeit, Niedergeschlagenheit und Unentschlossenheit. Der Kranke ist geneigt, stunden- und tagelang vor sich hinbrütend zu beharren, ist stets mehr oder weniger eigensinnig, störrisch und hartnäckig und widerstrebt jeder Aufforderung, aus sich herauszugehen und sich mit andern als den eignen Gefühlen und Ideen zu beschäftigen. Das Wesentliche dieser krankhaften Gemütszustände besteht in krankhafter Herabstimmung des Selbstgefühls und Mangel an Selbstvertrauen. Die Kranken häufen gegen sich die schwersten Anklagen, sie glauben verhungern zu müssen, suchen aus ihrer Vergangenheit unbedeutende Ereignisse hervor, denen sie den Wert schwerer Missethaten beilegen, sie halten sich für unwürdig ihrer Familien, glauben diesen zur Last zu sein und quälen sich unablässig mit Selbstvorwürfen. Dabei fehlt der Schlaf; die Kranken werden blaß, ihr Blick ist matt, die Gesichtszüge schlaff und verfallen. Am auffallendsten offenbart sich die allgemeine Passivität des Melancholischen durch seine Unthätigkeit, Arbeitsunfähigkeit und Abneigung gegen jede ernste Beschäftigung. Bei allem, was er thun will oder soll, erblickt er unüberwindliche Schwierigkeiten, und die kleinsten Hindernisse erscheinen ihm als unübersteigliche Schranken. Dies kann so weit gehen, daß der Kranke sich nicht zu den unbedeutendsten Dingen entschließen kann, zum Aufstehen, Ankleiden, Ausgehen, Essen ꝛc. Höhere Grade der M. sind zuweilen mit völliger Unthätigkeit, die sich bis zu gänzlicher Starrheit und Unbeweglichkeit steigern kann, und mit der hartnäckigsten Nahrungsverweigerung verbunden. In vielen Fällen wird das regungslose Hinbrüten der Kranken durch mehr oder weniger stürmische Anfälle von Angst unterbrochen, bei denen die Irren von einem unbeschreiblichen quälenden Angstgefühl gepeinigt werden, dessen Sitz sie bald in die Herzgrube (Präkordialangst), bald in den Unterleib verlegen, das auch als Zusammenschnüren des Halses geschildert wird; sie gehen unruhig auf und ab, zupfen an ihren Kleidern, reißen sich die Haut von den Fingern, beißen sich wund, ziehen sich Haare aus und geraten zuweilen in wirkliche Raserei (furor oder raptus melancholicus). Die große Gefahr der M. beruht in allen Stadien der Krankheit darin, daß die Irren sich ihren Leiden durch Selbstmord zu entziehen suchen. Die M. ist in etwa 60 Proz. der Fälle heilbar. Alsdann lassen nach einiger Zeit die traurigen Gemütsstimmungen nach, die Kranken verlangen nach Arbeit, der Schlaf bessert sich, und langsam weichen die düstern Vorstellungen zurück. Bleibt die Besserung aus, so dauern die Symptome fort, oder sie gehen in Geistesschwäche und völligen Zerfall der psychischen Thätigkeit über. Auch kommt es vor, daß die Kranken bei fortdauernder Nahrungsverweigerung infolge von Erschöpfung, oder bei gewaltsam durchgeführter künstlicher Ernährung, wie beobachtet, an Schluckpneumonie zu Grunde gehen. Die Behandlung bietet keine Aussicht auf Erfolg, solange man den Kranken bloß zu zerstreuen oder seine trüben Gedanken ihm auszureden sucht. Ruhe und Abgeschlossenheit, aufmerksame Bewachung und Behandlung mit Bädern ꝛc., wie sie eine gute Irrenanstalt bietet, ist das allein Richtige und allein Mögliche, da die Neigung zum Selbstmord den Angehörigen ein hohes Maß von Verantwortlichkeit auferlegt. Vgl. Pohl, Die M. nach dem neuesten Standpunkt der Physiologie (Prag 1852); Krafft-Ebing, Die M., eine klinische Studie (Erlang. 1874); Derselbe, Lehrbuch der Psychiatrie (5. Aufl., Stuttg. 1893).

Melancholiker, Mensch mit melancholischem Temperament (s. Temperament).

Melanchthon (Melanthon, gräzisierter Name für Schwarzerd), Philipp, Luthers Kampfgenosse, der »Lehrer Deutschlands« (praeceptor Germaniae), geb. 16. Febr. 1497 zu Bretten in der damaligen Pfalz, gest. 19. April 1560 in Wittenberg. Sein Vater Georg M. war ein tüchtiger Waffenschmied. Sein Großvater mütterlicherseits, der Amtmann Johannes Reuther, ließ dem Knaben den ersten Unterricht im Lateinischen erteilen. 1507 verlor M. in einer Woche Großvater und Vater und kam nun nach Pforzheim in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester Reuchlins, der an dem begabten Knaben großes Gefallen fand. Im Alter von zwölf Jahren bezog er die Universität Heidelberg und erwarb sich nach zwei Jahren das Bakkalaureat. Aus dem Unterricht, den er den Söhnen des Grafen von Löwenstein erteilte, gingen schon damals die Grundlinien seiner griechischen Grammatik hervor. Da man ihm aber wegen seiner Jugend die Magisterwürde vorenthielt, siedelte er 1512 nach Tübingen über, wurde hier 1514 Magister und wandte sich immer entschiedener dem Humanismus zu, hielt Vorlesungen über Terenz, Cicero und die griechische Grammatik. Daneben aber beschäftigte er sich auch mit Theologie, Jurisprudenz, Medizin. Zum eingehenden Studium der Bibel veranlaßte ihn erst die Erasmische Ausgabe des Neuen Testaments. Reuchlin vermittelte seine Übersiedelung als Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg. Seine Antrittsrede 29. Aug. 1518 (»De corrigendis adolescentiae

studiis«) machte Epoche in der Geschichte des deutschen Schulwesens und fand vor allem den Beifall Luthers. Enger und inniger wurde der Anschluß beider aneinander durch die Disputation zu Leipzig; wiewohl hier M. nur die Rolle eines bescheidenen Ratgebers spielte, so ward er doch in den Kampf mit Eck hineingezogen, als er in einem Brief an Öcolampadius den Verlauf des Gesprächs geschildert; in seiner Entgegnung auf Ecks nun erfolgenden Angriff entwickelte er zum erstenmal die Grundsätze gesunder protestantischer Exegese. Am 18. Aug. 1520 verehelichte sich M. mit Katharina Krapp, Tochter des Bürgermeisters von Wittenberg. »Magister Philipp« war damals schon auch in die theologische Fakultät eingetreten; die erste Frucht seiner biblischen Vorlesungen waren die berühmten »Loci communes rerum theologicarum« (1521), die erste protestantische Dogmatik. Während der bilderstürmerischen Bewegung zeigte sich M. den Zwickauer Schwärmern gegenüber ratlos. Hier wie sonst bewährte er sich allerdings neben Luther als den kleinern Geist, als das wissenschaftliche Talent neben dem religiösen Genie. Gleichwohl hat die besonnene Mäßigung, das durch geschichtliche Studien und klassische Bildung gereifte Urteil, die große Klarheit seiner Darstellungsgabe zum Fortgang der Reformation neben Luthers glaubensvoller Thatkraft zweifellos das allermeiste beigetragen. Namentlich ist aus seiner gewandten Feder in der Folgezeit eine ganze Reihe von politisch-theologischen Schriften geflossen, welche tief in den Gang der deutschen Reformation eingegriffen haben, so die »Epitome doctrinae christianae« (1524), wodurch Philipp von Hessen gewonnen ward; sein auf Wunsch des Kurfürsten von der Pfalz über die zwölf Artikel der Bauern 1525 abgegebenes Urteil, welches die Forderungen derselben zurückwies; sein »Unterricht der Visitatoren und Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen« (1528), die erste, auch für andre Länder vorbildlich gewordene sächsische Kirchen- und Schulordnung; vornehmlich aber die Augsburgische Konfession samt der Apologie derselben (1530); der Traktat »De potestate papae«, den er 1537 im Auftrag des Schmalkaldener Fürstenkongresses schrieb, und die »Repetitio confessionis Augustanae saxonica« (1551).

Schon zu Luthers Lebzeiten fand keine wichtige Verhandlung der evangelischen Stände statt, wozu M. nicht zugezogen worden wäre. So nahm er teil am Marburger Gespräch 1529, bei welchem er sich mit Zwingli unterredete, während Luther mit Öcolampadius disputierte, an den Reichstagen zu Speyer 1529, mit dessen Protest er nicht einverstanden war, und zu Augsburg 1530, woselbst seine Nachgiebigkeit gegen die katholische Lehre in dem an den Reichstag sich knüpfenden Religionsgespräch so weit ging, daß Landgraf Philipp von Hessen seinem Gesandten den Auftrag erteilte, »dem weltweisen, vernünftigen, verzagten Philippo in die Würfel zu greifen«, und die Nürnberger sogar den Verdacht schöpften, M. sei bestochen; er nahm ferner teil an dem Konvent zu Schmalkalden 1537, an den Religionsgesprächen mit den Oberländern zu Kassel 1535 und Wittenberg 1536 sowie mit den Katholiken zu Hagenau 1540, Worms und Regensburg 1541 (s. Religionsgespräche); 1545 verfaßte er die »Wittenberger Reformation«, welche den Katholiken große Zugeständnisse in Bezug auf die bischöfliche Verfassung der Kirche machte. Nicht minder war er persönlich beteiligt bei der Einführung der Reformation im Herzogtum Sachsen und Meißen und im Kurfürstentum Köln unter Hermann von Wied; in Kirchen- und Schulsachen wurde er nach Nürnberg, Leipzig, Jena, Tübingen, Heidelberg, Frankfurt berufen, ohne daß er sich je hätte entschließen können, Wittenberg dauernd zu verlassen. Auch Frankreich und England suchten ihn vergeblich zu gewinnen. Leider haben die unaufhörlichen Vermittelungsversuche und Ausgleichsvorschläge, welche M. in dieser vielgespaltenen Thätigkeit als theologischer und philologischer Professor, als Kirchen- und Schulmann, als Publizist und Diplomat produzierte, ihm je länger, je heftigere Vorwürfe eingetragen, und die von den strengen Anhängern Luthers ausgestreute Saat der Verdächtigung reifte schon bei dessen Lebzeiten zu bedenklicher Höhe. Als namentlich allmählich bekannt wurde, daß M. im Gegensatz zu seiner noch in der Augsburgischen Konfession niedergelegten Überzeugung sich im Punkte des Abendmahls den Schweizern nähere, trübte sich das Verhältnis zwischen ihm und Luther merkbar. Aber als M. 1540 in Weimar aus Kummer über die Doppelehe des Landgrafen von Hessen, zu der er selbst in Form eines Beichtrates gemeinsam mit Luther seine Zustimmung gegeben, schwer erkrankt war, da war es Luther, der, herbeigeeilt, ihn durch sein Gebet aus tiefer Melancholie herausriß. Im Februar 1546 hielt M. dem dahingeschiedenen Freunde die Leichenrede, beklagte sich jedoch in einem Briefe vom 28. April 1548 an Christoph v. Carlowitz über die »unziemliche Knechtschaft«, die er ertragen, »als Luther öfter seinem Temperament folgte, in welchem eine nicht geringe Streitlust lag«. Allerdings war es vornehmlich Melanchthons Verdienst gewesen, daß der Friede zwischen beiden erhalten blieb.

Wie Luther es früher gewünscht, trat er dessen Erbe an. Das Ansehen, das Luther genossen, ging fast ganz auf ihn über; aber es war nicht ausreichend, um den Haß der Eiferer für Luthers Ruhm und Namen im Zaum zu halten. Bis zu seinem Tode verfolgte ihn die steigende Wut der Theologen (»rabies theologorum«, klagte er). Sein äußeres Leben wurde dadurch ein sehr bewegtes. Der Krieg trieb ihn 1547 aus Wittenberg weg. Dann, als seine Weigerung, das Interim zu unterzeichnen, den Zorn des Kaisers erweckte, kehrte er, in die Dienste des Kurfürsten Moritz getreten, nach Wittenberg zurück, leitete die Wiederherstellung der Universität und arbeitete das Leipziger Interim (s. d.) aus, wodurch er sich maßlose Angriffe von Flacius zuzog, sich einen Verräter gescholten u. in den Adiaphoristischen Streit (s. Adiaphora) verwickelt sah. Allerdings ist M. damals und früher schon bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen; er wollte alle Härten im Ausdruck der Bekenntnisschriften wegschleifen, um dadurch die Grundlage für die Unterhandlungen auf dem Konzil zu Trient zu gewinnen, wohin er schon 1552 abgereist war, als der Umschlag in der Politik des Kurfürsten ihn zurückrief. Bald darauf brach der Streit über das Abendmahl von neuem und heftiger als je aus. M. galt auf diesem Punkt bereits als verkappter Calvinist (s. Kryptocalvinisten), während er gleichzeitig durch Zugeständnisse, die er dem freien Willen in der Bekehrung machte, zu katholisieren schien und als Synergist verrufen ward. Auf dem Religionsgespräch zu Worms 1557 zeigte es sich, daß der Haß der Jenenser Lutheraner gegen M. so groß war, daß selbst die Gegenwart der katholischen Abgeordneten seine Ausbrüche nicht zu hindern vermochte. Krank und angegriffen kam er

von der Reise nach Worms in sein vereinsamtes Haus zurück. Während seiner Abwesenheit war ihm seine Frau gestorben, und dieser war seine ihm am meisten ähnliche Tochter Anna, deren Ehe mit dem leichtsinnigen Sabinus ihm schweren Kummer bereitet hatte, schon 1547 vorangegangen. Im Frankfurter Rezeß (s. d.) von 1558 kam noch einmal unter den protestantischen Fürsten seine vermittelnde Richtung zur Geltung. Von Gram, Kränkungen und Mißerfolg gebeugt, starb M. 19. April 1560. Seine Leiche wurde neben der Luthers beigesetzt. Es überlebten ihn zwei Kinder, ein Sohn, Philipp, der 1603 als Konsistorialsekretär starb, von des Vaters großen Gaben aber nur seine Milde geerbt hatte, und eine Tochter, Magdalena, die Gemahlin Peucers, gest. 1576. Lange verhinderte die vorwiegend orthodox kirchliche Richtung eine gerechte Würdigung der Stellung Melanchthons zu dem Reformationswerk. Anerkannt und unangefochten blieb aber seine Wirksamkeit als Gelehrter, und seine verschiedenen Lehrbücher über Rhetorik, Philosophie ꝛc. wurden nur sehr allmählich aus den Schulen verdrängt. 1865 wurde ihm in Wittenberg ein Denkmal (von Drake), 1883 ein solches, mit Luther zusammen, in Leipzig (von Schilling) errichtet. Seine Werke erschienen am vollständigsten im »Corpus Reformatorum« von Bretschneider und Bindseil (Halle u. Braunschw. 1834—60, 28 Bde.), dazu die »Epistolae, judicia, consilia etc.« (hrsg. von Bindseil, Halle 1874, 2 Bde.), »Melanchthoniana paedagogica« (hrsg. von Hartfelder, Leipz. 1892). Die 300jährige Gedächtnisfeier seines Todes 1860 veranlaßte eine Reihe volkstümlicher Darstellungen von Heppe, A. Planck, Wohlfarth ꝛc. Das Beste leistete Schmidt, Philipp M., Leben und ausgewählte Schriften (Elberf. 1861). Vgl. auch Meurer, Melanchthons Leben (2. Aufl., Leipz. 1869); Herrlinger, Die Theologie Melanchthons (Gotha 1878); Westhoff, Magister Ph. M. (Amsterd. 1888); Hartfelder, Phil. M. als Präzeptor Germaniä (Bd. 7 der »Monumenta Germaniae paedagogica«, Berl. 1889); Lösche, Analecta Lutherana et Melanthoniana (Gotha 1892); Schäfer, Ph. Melanchthons Leben (Gütersl. 1894).

Melander, Peter, s. Holzappel.

Melanesien, Bezeichnung des Binnengürtels der australischen Inselflur, so benannt nach der schwarzen Farbe seiner Bewohner, der Melanesier (s. d.). Vgl. Ozeanien und Papua.

Melanesier, die Bewohner der melanesischen Inseln, also Neuguineas, des Bismarck-Archipels, der Salomon- und Santa Cruz-Inseln, Neukaledoniens, der Neuen Hebriden und der Fidschiinseln, die aber sowohl nach O. hin zahlreiche Spuren hinterlassen haben (nach Virchow selbst in Samoa), als auch nach W. bis in das Innere Indiens und Ceylons hinein wohnen. Im Malaiischen Archipel erstreckt sich die Rasse von O. her bis Timor. Eine besondere Gruppe, die Negrito (s. d.), war einst wahrscheinlich viel weiter nach N. und O. verbreitet als heute. Peschel schied die M. in australische und asiatische Papua, wobei er unter den letztern die Negrito versteht, während andre als Papua vornehmlich die Bewohner von Neuguinea verstehen, wo die Rasse ihre Merkmale am reinsten bewahrt hat. Von den Polynesiern unterscheiden sich die M. (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 5—12, und Tafel »Ozeanisch-australische Kultur I—III«) körperlich sehr bedeutend, wie die polynesischen Kolonien, welche sich auf melanesischem Gebiet auf Inseln des Fidschi-Archipels, der Neuen Hebriden, auf Malaita (Salomoninseln), an der Südspitze von Neuguinea und am Flyfluß sowie auf Mortlock und Nukuwor (Karolinen) befinden, ganz deutlich beweisen. Westwärts findet sich der melanesische Typus wieder bei den Negrito auf zahlreichen Inseln des Sunda-Archipels sowie auf dem asiatischen Festland, im S. schließt sich Australien mit seiner papuanisch-malaiischen Mischrasse an; auf den Inseln Mikronesiens ist eine Zumischung papuanischen Blutes zur malaio-polynesischen Bewohnerschaft unverkennbar. Mit den Polynesiern besteht ein geistiger Zusammenhang, wie eine genauere Kenntnis ihrer Sprachen sowie ihrer politischen und religiösen Ansichten beweist. Wie unter den polynesischen Völkern, so bestehen unter den melanesischen sehr große Unterschiede, nur sind diese Unterschiede hier noch bedeutender. Was ihre körperliche Bildung anlangt, so erscheinen sie von mittlerer Größe, ohne aber die Durchschnittshöhe des Europäers zu erreichen. Nach der Form des Schädels gehören die M. zu den dolichokephalen Stämmen, doch sind die Bewohner einiger Inseln auch brachykephal, das Gesicht ist mäßig prognath, die Nase breit und etwas gebogen, die Stirn schmal, oft fast viereckig und beinahe abgeplattet, die Augen sind dunkel und tiefliegend, die Backenknochen stehen hervor, der Mund ist breit und groß, die Lippen sind dick, die obere Kinnlade ragt manchmal über die untere vor. Die Haare sind schwarz und kraus, aber gleichmäßig und nicht, wie man früher annahm, büschelförmig über den Schädel verteilt. Die Hautfarbe ist gewöhnlich ein schmutziges Dunkelkupferbraun, doch kommen auch hellere Farbentöne vor. Die bemerkenswertesten Züge ihres Charakters sind leichte Erregbarkeit nach der guten und bösen Seite hin, geringe Zurückhaltung, ein Selbstbewußtsein, das mehr in Prunk und Pracht sein Genüge sucht als im Streben nach dauernder Übermacht. Rachsucht, wobei sie aber ihre Gefühle vortrefflich zu verbergen wissen, die zu wilder Grausamkeit verführt, und der wahrscheinlich der Kannibalismus der meisten M. zuzuschreiben ist, wird besonders hervorgehoben. Auf den Fidschiinseln bediente man sich bei den Kannibalenmahlzeiten besonderer Gabeln. Diebstahl üben sie meist nur an Fremden. Von vielen Lastern, die den Polynesiern anhaften, sind sie aber verhältnismäßig frei. Ihre geistigen Fähigkeiten sind weit höher, als man früher anzunehmen geneigt war, namentlich zeichnen sich in dieser Beziehung die Fidschiinsulaner aus. Findigkeit und Geschick zu mechanischen Arbeiten flößen Bewunderung ein, dagegen haben sie eine entschiedene Abneigung gegen alles abstrakte Denken. Poetisch begabt sind sie in nicht geringem Grade; insbes. die Fidschianer, die allein epische und lyrische, auch mit Tanz verbundene Gesänge besitzen, während die geringen Anfänge der andern vorwiegend einen didaktischen Charakter tragen. Die bildende Kunst verliert sich in phantastischer Ornamentik oder fratzenhaften Formen. Auch in Bezug auf Zeitrechnung und Himmelsbeobachtung verfügen die M. über dieselben Kenntnisse wie die Polynesier. Die Bekleidung ist sehr dürftig und ziemlich kunstlos. Baumrinde, Gras und Blätter bilden überall die Hauptbestandteile, der Unterschied zwischen den einzelnen Gebieten besteht nur in der mehr oder weniger geschickten Zubereitung. Am reichsten ist die Bekleidung in Fidschi (Tapa), oft gehen die Männer völlig nackt. Dagegen ist der Schmuck sehr reich. Er besteht vornehmlich in weißen Muscheln, die man an der Stirn trägt, in schweren

Muschel- und Schildpattringen, durch welche die Ohrlappen weit ausgedehnt werden; noch mehr entstellt das Durchbohren der Nasenwand, in der man Holz, Steine und Zähne trägt. Um Hals, Arme und Beine legt man Bänder mit den verschiedensten Gegenständen daran. Während das Körperhaar sorgfältig ausgerissen wird, behandelt man das Haupthaar mit Ätzkalk und Kohle, so daß es den Kopf bald als turbanähnlicher Wulst umgibt, bald in Form zahlreicher dünner Stränge und Büschel lang herabhängt. Auch kommen Perücken und Kopfbedeckungen verschiedener Gattung vor. Die Tättowierung schließt sich mehr dem australischen Typus der Hautnarben als dem polynesischen der Punktierung an; auch wird die Haut mit schwarzer, roter und weißer Farbe bemalt (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 9 u. 10).

Die Wohnungen der M. sind meist langgestreckte viereckige Hütten mit tief herabhängendem, großem Dach aus Palmblättern oder Stroh, das auf niedrigen Pfeilern ruht, und hohem, am Augustafluß in Neuguinea außerordentlich hohem First. Doch kommen auch kegelförmige Hütten vor. Die Häuser stehen am Boden oder auf Pfählen, im Trocknen oder im Wasser. Pfahlbauten scheinen auf Neuguinea ihre größte Entwickelung zu haben. Allgemein sind große und sorgfältiger gebaute Gemeindehäuser, die auch als Tempel dienen und wie die Häuser der Häuptlinge nicht selten mit Schnitzwerk und Menschenschädeln geschmückt sind. In Neuguinea und in Isabella (Salomoninseln) findet man auch Baumdörfer, die man zur Sicherheit gegen feindliche Überfälle in den Wipfeln hoher Stämme angelegt hat. Landbau treiben alle melanesischen Völker, einige mit viel Sorgfalt und in ausgedehntem Maß, andre dagegen nur sehr wenig. Unter den Kulturpflanzen, die aber nicht überall dieselben sind, erscheinen Taro, Bananen, Zuckerrohr in erster Linie, Fruchtbäume, Kokos-, Areka-, Sagopalme, der Brotfruchtbaum. Von Haustieren finden wir außer dem Hunde, der auf Neuguinea als Schlachttier gehalten wird, nur das Schwein und das Huhn. Die Jagd liefert manchen Stämmen einen beträchtlichen Teil ihres Unterhalts. Fischerei wird in bedeutendem Umfang mit Speeren, Netzen und Handreusen, auf den Salomoninseln auch mit Angeln betrieben. Die Hauptnahrung besteht aus Pflanzenkost, im Osten liefert dieselbe die Tarowurzel, im W., insbes. in Neuguinea, der Sago; Schweine, Hühner, Fische, Schildkröten liefern die Fleischkost. Die Zubereitung der Speisen ist oft sehr mannigfaltig und geschickt. Im größten Teile Melanesiens versteht man aus der Kawawurzel denselben berauschenden Trank zu bereiten, der bei den Polynesiern allgemein verbreitet ist, dagegen scheinen in den westlichen Gebieten geistige Getränke ganz zu fehlen, wo Tabak und Betel (s. Tafel »Ozeanisch-australische Kultur III«, Fig. 19—21) an ihre Stelle treten. In der Familie nimmt die Frau eine sehr untergeordnete Stellung ein; durch Kauf erworben, hat sie ein hartes Los, fast alle Arbeiten liegen ihr ob. Polygamie herrscht fast überall, doch steht die geschlechtliche Sittlichkeit durchschnittlich auf einer höhern Stufe als in Polynesien. Die Eheschließungen sind durch das Wewa- oder Weitasystem hier ganz in derselben Weise beschränkt wie in Australien durch das Kobongsystem, wonach die Angehörigen der Gruppen, in die ein jeder Stamm zerfällt, nur Personen aus ganz bestimmten andern Gruppen heiraten dürfen. Wappentiere als Stammeszeichen fehlen ebenfalls nicht. Die religiösen Vorstellungen der M. zeigen eine Verwandtschaft mit denen der Polynesier, doch stehen sie auf niedrigerer Stufe. Verehrung wird nicht sowohl den von allen Mitgliedern eines Stammes anerkannten obern Göttern zu teil, als vielmehr den aus den Seelen Verstorbener hervorgegangenen Göttern, welche durch Bilder, aber auch durch Tiere, Steine u. a. repräsentiert werden. Tempel gibt es überall. Priester, welche auch als Zauberer auftreten, bringen die Opfer dar, die in Speisen, auch in Menschen bestehen. Auf den südlichen Inselgruppen gilt auch das Tabu. Die Leichenfeierlichkeiten sind bei Vornehmen groß, die Bestattung ist überall sorgfältig und der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode allgemein. Ihre Kunstfertigkeit steht nur in einigen Punkten hinter der der Polynesier zurück, sie allein unter allen Völkern des Großen Ozeans verstehen Thongefäße herzustellen. Neben undurchbohrten Steingeräten sind oder waren allerlei Werkzeuge aus Muscheln oder Zähnen im Gebrauch; die Felder werden mit spitzen Stöcken bearbeitet. Das Hausgerät besteht aus Matten, Kopfschemeln, Körben, Flaschen, Holzschüsseln, Kochtöpfen, Löffeln &c. Am besten gearbeitet sind die Waffen (s. Tafeln »Ozeanisch-australische Kultur I«, Fig. 1 u. 12; II, Fig. 6—10; III, Fig. 18), unter denen Speer und Keule am beliebtesten sind. Die geschmackvoll verzierten Speere bestehen meist aus hartem Holz, seltener haben sie, wie auf den Admiralitätsinseln, Spitzen aus Knochen oder Stein. Sehr kunstvoll gearbeitet sind die Keulen, unter den verschiedenen Formen ist die Ruderform die häufigste. Die undurchbohrten Steinklingen der Äxte werden durch Umschnürung an den Stiel befestigt. Bogen und Pfeil, Schleuder und Wurfpfeil sind lückenhaft verbreitet, auch der Schild fehlt in einem großen Teil Melanesiens. Als Seefahrer stehen sie hinter den Polynesiern zurück. Doch sind die Fahrzeuge reich verziert und namentlich auf den Fidschiinseln von bedeutender Größe (bis 36 m lang, 8 m breit, mit 21 m hohen Masten). Ausleger und Doppelkähne mit verbindender Brücke finden sich auch hier. Die politischen Institutionen sind auf den Fidschiinseln durch polynesische Einflüsse gestaltet worden; im übrigen ist die Gliederung des Volkes wenig entwickelt, in manchen Gruppen herrscht vollständige Demokratie, auf andern genießen die Häuptlinge bestimmte und nicht geringe Vorrechte. Meist steht eine Adelsklasse dem übrigen Volk gegenüber, bei welchem nur die Beschäftigung hier und da Unterschiede schafft, wie in Fidschi besondere Dörfer bestehen für Krieger, Fischer, Zimmerleute, Töpfer &c. Sklaverei ist überall anzutreffen, Geheimbünde, wie der des Duk Duk auf Neulauenburg, bestehen an mehreren Stellen. Zu einer größern Einheit sind die M. niemals zusammengetreten, am größten ist die Zersplitterung auf Neuguinea. Vgl. Codrington, The Melanesians (Lond. 1891). Über die Sprachen der M. s. Malaiisch-polynesische Sprachen.

Der erste Verkehr der M. mit Europäern begann im Anfang dieses Jahrhunderts und zwar auf den südlichsten Inselgruppen, welche von europäischen und australischen Händlern, um das dort wachsende wertvolle Sandelholz zu holen, besucht wurden. Dieser Verkehr wurde leider für die Eingebornen im höchsten Grade unheilvoll. Später kamen englische protestantische und französische katholische Missionare, deren Einfluß ein sehr günstiger gewesen ist, und der sich gegenwärtig bereits über mehrere Inselgruppen erstreckt. Die Besitzergreifungen ganzer Inselgruppen

durch europäische Mächte (Neuguineas durch Holland, Deutschland und England, des Bismarck-Archipels und der nördlichen Salomonen durch Deutschland, der übrigen Salomonen und der Fidschiinseln durch England, Neukaledoniens durch Frankreich) haben auf diesen wenigstens einen lebhaften Verkehr zwischen Europäern und Eingebornen entstehen lassen, der auch durch die Anwerbungen von Arbeitern für die Pflanzer von Queensland, Samoa, Neukaledonien u. a. befördert worden ist, allerdings sehr wenig zum Vorteil der Eingebornen selber, die häufig genug nur durch gewaltsamen Raub in den Dienst ihrer weißen Herren gebracht werden konnten.

Melangānapfel, s. Solanum.

Mélange (franz., spr. -längsch'), Mischung; Mélanges, Schriften vermischten Inhalts, Miszellen.

Melānglanz, s. Sprödglaserz.

Melanienkalk, Süßwasserkalkstein mit Resten der Schneckengattung Melania, besonders in der Tertiärformation (bei Ulm, Brunnstadt im Elsaß rc.) verbreitet.

Melanier (griech.), schwarzhäutige Völker, s. Menschenrassen.

Melanin, schwarzer Farbstoff, welcher vielfach im tierischen Körper, z. B. in der Netzhaut des Auges (Augenschwarz), in der Haut des Negers, in den Pigmentierungen der Lungen und Bronchialdrüsen Erwachsener, im Bauchfell vieler Fische, bei Amphibien, in der Tinte der Sepien, in den melanotischen Geschwülsten und Ablagerungen, in den Schleimhäuten nach Katarrhen rc. sich findet. Wahrscheinlich sind nicht alle diese Pigmente identisch, doch ist hierüber nichts bekannt. Gewöhnlich tritt das M. in Form kleiner Körnchen, bisweilen aber auch in Kristallen auf, es ist meist unlöslich in den gewöhnlichen Lösungsmitteln, widersteht Säuren u. Alkalien, wird auch durch Chlor nicht gebleicht und gibt eine eisenoxydreiche Asche. Es entsteht wahrscheinlich aus dem roten Blutfarbstoff.

Melanippe, Name zahlreicher Personen der griech. Mythologie, wie der Mutter des Äolos und Böotos, einer Tochter des Cheiron, einer Tochter des Ares, Schwester der Hippolyte und Königin der Amazonen, einer Tochter des Öneus und Schwester des Meleager.

Melanismus (griech., »Schwarzfärbung«), im Gegensatz zu Albinismus die Neigung vieler Lebewesen, gelegentlich eine dunklere Färbung als gewöhnlich anzunehmen. M. wird sehr häufig bei Schmetterlingen (z. B. dem Kaisermantel und vielen Augenfaltern) sowie auch bei Vögeln (z. B. Sperlingen), Fischen rc. bemerkt; bei den Schmetterlingen soll feuchtes Klima (z. B. im Gebirge) der Anlaß sein; Finken und Lerchen werden nach Blumenbach schwarz, wenn sie bloß Hanfsamen fressen. Beim Menschen gehört dahin die Neigung zu übermäßig brünetter Hautfärbung, auch Sommersprossenbildung und die Neigung der schwangern Frauen zu gesteigerter Hautpigmentbildung. Pathologisch tritt M. bei der Addisonschen Krankheit, die danach auch Bronzekrankheit genannt wird, auf. Auch der innerliche Gebrauch von Silbersalzen erzeugt Schwarzfärbung der Haut, wenn die Patienten die Vorsicht vernachlässigen, während der Kur den Sonnenschein zu meiden.

Melanīt, s. Granat, S. 857.

Melanochlōr, s. Grüneisenstein.

Melanochrōen (griech.), Schwarzfarbige (aber nur von den brünetten Indogermanen gebraucht), s. Menschenrassen.

Melanodérma (Melasma, griech.; lat. Nigrities cutis), das Auftreten schwärzlicher, bald mehr, bald weniger ausgedehnter Hautfärbung, welche überall da auftritt, wo längere Zeit eine Blutüberfüllung der Haut bestand, und sich durch Ablagerung von Blutfarbstoff in die Haut erklärt. Man findet das M. also z. B. bei Leuten, die lange Läuse oder Krätze hatten, an den Unterschenkeln infolge von wiederholter Entzündung der Haut durch Ödem rc., besonders an den untern Extremitäten und im Gesicht alter und schwächlicher Leute.

Melanōma (griech., Pigmentgeschwulst), eine Art von Geschwülsten, welche den Sarkomen nahestehen, aber ausschließlich aus Zellen zusammengesetzt sind, die mit braunem bis tiefschwarzem Pigment ganz und gar erfüllt sind. Die Melanome kommen bei Menschen selten und in kleinen Formen, bei Pferden, namentlich Schimmeln, dagegen häufig und in manchmal kolossaler Größe vor. Sie entstehen oft im Anschluß an vorhandene Pigmentflecke, wie z. B. an sogen. Leberflecke der Haut oder pigmentierte Hautwarzen, und sind sehr bösartig.

Melanōse (Melanōsis, griech.), abnorme schwarze Färbung gewisser Organe und Gewebe im menschlichen Körper, z. B. des Blutes bei chronischen Malariafiebern (Melanämie) oder kohlenhaltiger Lungen (Anthrakosis) oder schwarzer Geschwülste (melanotische Sarkome oder Krebse).

Melanoskōp (griech.), s. Erythroskop.

Melanosomāta (Melasoma), Tenebrionen, Schwarzkäfer.

Melanthioideen, monokotyle, etwa 100 Arten umfassende Pflanzengruppe der gemäßigten und warmen Zone, eine Unterfamilie der Liliaceen bildend, meist Zwiebel- oder Knollengewächse oder durch Rhizome ausdauernde Stauden, die sich von den verwandten Unterfamilien durch extrorse Staubbeutel und wand- oder fachspaltige Kapselfrüchte unterscheiden. Die M. sind zum Teil scharfe Giftpflanzen (Giftlilien) und enthalten besonders in den Wurzeln, Knollen und Samen eigentümliche Alkaloide; daher sind auch einige Arten aus den Gattungen Colchicum *L.*, Veratrum *L.* und Schoenocaulon *A. Gr.* Arzneipflanzen.

Melanurīe (Chromaturie, griech.), das Erscheinen eines zuerst normal gefärbten Harns, der aber an der Luft in kurzer Zeit, und wenn man oxydierende Substanzen hinzufügt, wie beispielsweise Salpetersäure, verdünnte Schwefelsäure oder Chromsäure, sofort schwärzlich wird, ohne an Durchsichtigkeit zu verlieren. Die M. ist ein häufiges Symptom von Pigmentkrebs im Organismus.

Melanylkerzen, s. Kerzen.

Melaphyr (Basaltit, schwarzer Porphyr, Trapp und Trappporphyr zum Teil), decken- und lagerartig ausgebreitetes Eruptivgestein, meist feinkörnig bis dicht (Aphanit), mitunter porphyrisch durch große Augitkristalle (Augitporphyr) oder braune Glimmerblättchen (Glimmermelaphyr), sehr häufig mit Mandelsteinstruktur versehen. Als Bestandteile erkennt man im frischen M., oft erst mit Hilfe des Mikroskops, Plagioklas und Augit, letztern sehr gewöhnlich in Chlorit rc. zersetzt, häufig auch Olivin (oft serpentinisiert), Magneteisen, Apatit und in wechselnder Menge eine glasführende Grundmasse, durch welche sich der M. besonders von dem Diabas (s. d.) unterscheidet. Als accessorische Bestandteile kommen zuweilen Glimmer (Rubellan), Quarz, Enstatit, Eisenkies und mitunter Eisenglanz vor. Das Ausfüllungsmaterial der von Punktgröße bis zum Um-

fang von mehr als 1 m bekannten Mandeln des Melaphyrs (Mandelsteine, vgl. Tafel »Mineralien«, Fig. 18) ist häufig Achat, Amethyst und andrer Quarz, zuweilen auch Kalkspat, Braunspat, Chlorit (Delessit), seltener ein Zeolith. Pauschanalysen des Melaphyrs ergeben im Mittel: 52 Proz. Kieselsäureanhydrid, 18 Thonerde, 11 Eisenoxyd und Eisenoxydul, 7 Kalkerde, 4 Magnesia, 2 Kali, 3 Proz. Natron, außerdem Titansäure, Phosphorsäure und fast immer, als Zeichen einer beginnenden Zersetzung, 1—2 Proz. Wasser und Kohlensäure. Der M. verwittert auffallend leicht; das im frischen Zustand schwarze Gestein erhält dann durch ausgeschiedenes Brauneisen rötliche und braune Farben, wird weich, zerreiblich und braust mit Säuren; schließlich zerfällt es in einen braunen Lehm. M. bildet mächtige Lager und auch Gänge, besonders in den paläozoischen Formationen, vor allem im Rotliegenden sowie in der Steinkohlenformation. Er tritt an der Nahe, in Thüringen, Sachsen, im Harz, in Südtirol, Südafrika etc. auf; am Lake Superior finden sich kambrische M.-Mandelsteine, die durch reichen Gehalt an gediegenem Kupfer und Silber besonders wichtig sind. Vom M. hat man den Palatinit und den Tholeiit der Nahegegend getrennt; beide sind grobkörnig ausgebildete, zwischen Schichten der Steinkohlenformation eingeschaltete (intrusive) Melaphyre vom Alter des Rotliegenden; der Palatinit enthält keine, der Tholeiit nur sehr wenig glasige Grundmasse.

Melas (jetzt Mavropotamo), Fluß in Böotien, entspringt am Nordfuße des Stadthügels von Orchomenos und verliert sich in der sumpfigen Ebene des Kopaïssees.

Melas, Michael Friedrich Benedikt, Baron von, österreich. General, geb. 12. Mai 1729 in Radeln bei Schäßburg in Siebenbürgen, gest. 31. Mai 1806 zu Elbeteinitz in Böhmen, trat 1746 als Kadett in ein Infanterieregiment, nahm als Adjutant des Feldmarschalls Daun am Siebenjährigen Kriege teil, wurde 1781 Oberst und 1789 Generalmajor, befehligte 1793 an der Sambre eine Brigade, 1794 als Feldmarschallleutnant am Niederrhein, 1795 am Mittelrhein und 1797 in Italien, wo er nach Beaulieus Abgang eine Zeitlang den Oberbefehl führte. An der Spitze der Österreicher focht er 1799 gemeinschaftlich mit Suworow und siegte bei Cassano, an der Trebbia und bei Novi. Nachdem Suworow gegen Masséna in die Schweiz abgezogen war, schlug M. 4. Nov. an der Spitze von 40,000 Österreichern Championnet bei Genolo und bemächtigte sich Cuneos. 1800 drang er bis zum Var vor und rüstete sich eben zu einem Einfall in die Provence, als Bonaparte in seinem Rücken über die Alpen vordrang und M. von der Kommunikation mit Österreich abschnitt. Zwar versuchte dieser 14. Juni bei Marengo durchzubrechen, errang auch zuerst den Sieg, verließ aber zu früh das Schlachtfeld, worauf sich der anfängliche Sieg in eine völlige Niederlage verwandelte, und schloß in völliger Mutlosigkeit die Konvention von Alessandria, wonach er Italien räumen und sich hinter den Mincio zurückziehen mußte. Bald darauf wurde er kommandierender General in Böhmen und zog sich 1803 in den Ruhestand zurück.

Melasma (griech.), s. Melanoderma.

Melasōma, s. Melanosomata.

Melasse, das letzte Produkt der Zuckerfabrikation, ein brauner, sehr dickflüssiger, übelriechender Sirup, enthält viel Zucker, der durch schleimige Substanzen und Salze am Kristallisieren gehindert wird. M. dient als Viehfutter und wird auf Zucker und Spiritus (Zuckerrohrmelasse auf Rum) verarbeitet. Die bei der Spiritusfabrikation zurückbleibende Schlempe gibt beim Verkohlen Ammoniak und Methylverbindungen, beim Kalcinieren Pottasche.

Melastomaceen, dikotyle, ca. 1800 Arten umfassende, in der Tropenzone besonders Brasiliens einheimische Familie aus der Ordnung der Myrtifloren, meist Holzpflanzen mit immergrünen, gegenständigen, einfachen, meist gedreitnervigen Blättern und regelmäßigen, peri- oder epigynen, drei- bis vielgliederigen Blüten, deren Antheren durch Anhängsel am Grunde ausgezeichnet sind und sich mit Löchern am Scheitel öffnen. Das freie oder mit der Kelchröhre verwachsene gefächerte Ovar wächst zu einer Beere oder Kapsel heran. Vgl. Humboldt u. Bonpland, Monographie des Melastomacées (Par. 1816—23); Triana, Les Melastomacées (Lond. 1871). — Fossil kommen einige zweifelhafte Arten der Gattung Melastomites *Ung.* in Tertiärschichten vor.

Melati van Java, Pseudonym, s. Sloot.

Melawi el Arisch (Mallawi), Distriktshauptstadt in der ägypt. Provinz Siut, am linken Nilufer und an der Eisenbahn Kairo-Siut, mit sehr schönen Gräbern der 6. und 12. Dynastie und (1882) 10,777 Einwohnern.

Melber, in Süddeutschland soviel wie Mehlhändler.

Melbourne (spr. mellbörn), 1) Hauptstadt der britisch-austral. Kolonie Victoria, liegt 30 m ü. M. an beiden



Lageplan von Melbourne.

Ufern des bis zur Stadt für kleine Dampfer fahrbaren und von mehreren schönen Brücken überspannten Yarra Yarra, 4 km von dessen Mündung in die Hobsonbai, unter 37° 50' südl. Br. u. 144° 59' östl. L. v. Gr., mit einer Durchschnittstemperatur von 14°. Die ganz regelmäßig angelegte Stadt besitzt eine große

Anzahl schöner öffentlicher Bauten, darunter das Schatzamt, Parlamentsgebäude mit Bibliothek von 52,000 Bänden, den großartigen Justizpalast, die öffentliche Bibliothek (300,000 Bände), Universität mit Museum, die prächtige Wilson Hall und drei Colleges, Palast des Gouverneurs mit 48 m hohem Turm, Generalpostamt, Rathaus mit großartiger Orgel, zahlreiche Kirchen, darunter die prot. St. Paulskathedrale und die kath. St. Patrickskirche, großartige Bankgebäude und Hotels und mehrere Denkmäler. Sein Trinkwasser erhält M. aus einem durch Abdämmung gebildeten, 31 km nördlich belegenen See, dem Yan Yean-Reservoir. Von den 11 öffentlichen Parken sind der botanische Garten, die Fitzroy und die Carlton Gardens hervorzuheben. Die Stadt, 1836 noch ein elendes Dorf, zählt (Ende 1893) 65,203, mit den in weitem Umkreise um die innere Stadt gelagerten Vorstädten Brighton (9550), Brunswick (21,000), Collingwood (29,888), Fitzroy (38,270), Flemington (mit schönem Rennplatz) und Kensington (9734), Hawthorn (18,473), Kew 7980), Northcote (6947), North M. (20,743), Port M. (11,962), Prahran (36,652), Richmond (31,712), St. Kilda (19,000), South M. (33,850), Essendon (13,155), Footscray (16,620), Williamstown (15,038) und den übrigen innerhalb des Amtsbezirks der städtischen Bauverwaltung gelegenen Orten aber 444,832 Einw., darunter mehrere tausend Deutsche und Chinesen. Die unter hohen Schutzzöllen sich entwickelnde Industrie erzeugt namentlich Mehl, Bier, Branntwein, Wollwaren, Ziegelsteine, Thonwaren, Seife und Lichte, Tabak und Zigarren, landwirtschaftliche Maschinen und Ackergeräte, Wagen u. a. Viel bedeutender ist der Handel, da fast der gesamte Verkehr der Kolonie sowie der eines großen Teils des Hinterlandes über M. seinen Weg nimmt. Sein Hafen ist Port M. (nebst Williamstown) an der Hobsonbai, 4 km von M. und mit diesem durch Eisenbahn verbunden, mit großen Hafendämmen, Werften, gutem Ankergrund und Raum für 800 Schiffe. Es verkehren hier regelmäßig 19 Dampferlinien, darunter der Norddeutsche Lloyd, die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Peninsular and Oriental Company, Orientlinie, Messageries Maritimes. Zum Hafen gehören 154 Dampfer von 47,620 T. und 274 Segelschiffe von 45,220 T. Es liefen 1893 ein 1604 Schiffe von 1,921,677 T. Dem Handel der Stadt, der 1893 bei der Einfuhr 10,438,901, bei der Ausfuhr 11,550,209 Pfd. Sterl. betrug und damit 78 Proz. der Einfuhr und 87 Proz. der Ausfuhr der ganzen Kolonie beansprucht, dienen eine Handelskammer, 23 Banken, zahlreiche Versicherungsgesellschaften, 5 geräumige Markthallen, ein großes Ausstellungsgebäude, großartige Warenhäuser, prachtvolle Läden; Eisenbahnen gehen nach 12 verschiedenen Richtungen, Trambahnen mit Dampf- und Elektrizitätsbetrieb vermitteln den Verkehr innerhalb des Stadtbezirks. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen: 5 Hospitäler, Irrenhaus, Blindeninstitut, Waisenhaus, Unterkunftshäuser für Einwanderer, Matrosen u. a. M. besitzt seit 1854 eine Universität mit (1894) 685 Studierenden, 4 Realschulen, eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften, Nationalgalerie, große öffentliche Bibliotheken (s. oben), Handwerkerinstitut, 7 Klubs, darunter ein deutscher, 5 Theater, 25 Zeitungen und und Zeitschriften. M. ist Residenz des Gouverneurs, Sitz der Regierung, des Parlaments, eines obersten Gerichtshofs, katholischen Erzbischofs und anglikanischen Bischofs, zahlreicher Konsuln (20, darunter ein deutscher), der Münze, des Stabes und des ständigen Korps der Kolonialarmee sowie Station für die 14 der Kolonie gehörigen Kriegsschiffe. Die Einfahrt in die Port Phillip-Bai ist durch Errichtung von Forts gesichert worden. Die Stadt wurde 1835 gegründet, zählte 1841 erst 4440 Einw., wuchs aber nach Entdeckung der Goldfelder ungemein schnell.

2) Dorf in Derbyshire (England), 12 km südöstlich von Derby, mit der schönen St. Michaelskirche im normännischen Stil (restauriert von Scott) aus dem 12. Jahrh. und (1891) 3369 Einw. Dabei M. Hall, ehemals Landsitz des Lords Melbourne, mit großem Park.

Melbourne (spr. mellbörn), William Lamb, Viscount, brit. Staatsmann, geb. 15. März 1779, gest. 24. Nov. 1848, trat 1806 in das Unterhaus, wo er sich den gemäßigten Whigs anschloß. Nachdem er unter Canning vom Mai 1827 bis April 1828 das Staatssekretariat von Irland bekleidet und 1828 von seinem Vater die Peerswürde geerbt hatte, übernahm er 1830 im Ministerium Grey die Verwaltung des Innern. Nach Greys Rücktritt im Juli 1834 bildete M. ein neues Kabinett, welches aber dem König nicht genehm war und schon 14. Nov. d. J. wieder aufgelöst wurde. Das neue Ministerium Peel hielt sich jedoch nur bis April 1835, worauf M. wieder ein Whigkabinett bildete, dessen Präsident er ward. Er behielt die Leitung der Geschäfte auch nach der Thronbesteigung der Königin Viktoria, der er als treuer Freund und Berater sehr nahe stand, wurde aber 1841 durch ein von Peel beantragtes Mißtrauensvotum zum Rücktritt genötigt. Vgl. »Lord Melbourne's Papers« (hrsg. von Sanders, Lond. 1889); Torrens, Memoirs of the Right Honourable William, second Viscount of M. (das. 1877, 2 Bde.); Dunckley, Lord M. (das. 1890). — Seine Gemahlin war die durch ihre Beziehungen zu Lord Byron bekannte Schriftstellerin Lady Caroline Lamb (s. d.). — Melbournes Bruder Frederick James Lamb, dritter Viscount M., geb. 17. April 1782, gest. 29. Jan. 1853, trat in den diplomatischen Dienst und war zuletzt, Mai 1831 bis November 1841, Gesandter in Wien. Während die Peerswürde mit ihm erlosch, gingen die bedeutenden Güter des Hauses auf seine Schwester Emily Mary, Gemahlin Lord Palmerstons, gest. 11. Sept. 1869, über.

Melbye, Daniel Hermann Anton, dän. Maler, geb. 13. Febr. 1818 in Kopenhagen, gest. 10. Jan. 1875 in Paris, war Schüler von Eckersberg, besuchte Marokko, siedelte 1847 von Kopenhagen nach Paris über und ging 1853 mit der französischen Gesandtschaft nach der Türkei. 1858 kam er noch einmal nach Dänemark, kehrte jedoch bald wieder nach Paris zurück. M. hat viele Seestücke gemalt, welche ein tiefes Naturstudium zeigen.

Melchers, Paulus, Kardinal, geb. 6. Jan. 1813 in Münster, gest. 14. Dez. 1895 in Rom, studierte zuerst Rechtswissenschaft, dann Theologie, ward 1841 Kaplan zu Haltern, später durch den Einfluß seines Oheims, des Weihbischofs M., Subregens am Priesterseminar zu Münster und 1851 Generalvikar daselbst. 1857 wurde er auf den Bischofsstuhl von Osnabrück berufen und im Januar 1866 auf Antrag der preußischen Regierung vom Papst zum Erzbischof von Köln ernannt. Auf dem vatikanischen Konzil hatte seine Schwäche sehr viel Teil an der Dreistigkeit, mit welcher die jesuitische Partei ihr Programm durchführte. Während er sich dem Infallibilitätsdogma bereitwilligst

unterwarf, nahm er an dem Widerstand gegen die Maigesetze hervorragenden Anteil, wurde 1874 zu mehrmonatigem Gefängnis verurteilt und 28. Juni 1876 vom Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten abgesetzt. M. begab sich darauf nach der holländischen Provinz Limburg, von wo er seine Amtsthätigkeit durch einen Geheimdelegierten fortzusetzen suchte. Nach Beendigung des Kulturkampfes ernannte der Papst Leo XIII. M. 1885 zum Kardinalpriester, worauf er auf den Kölner Erzbischofsstuhl verzichtete und sich nach Rom begab. Seine Gebeine wurden im Dom zu Köln beigesetzt. M. schrieb: »Eine Unterweisung über das Gebet«, »über das heilige Meßopfer«, »über das heilige Altarssakrament«; »Die katholische Lehre von der Kirche« (4. Aufl. 1881) u. a.

Melchiormetall, Neusilber, s. Maillechort.

Melchisedek (»König der Gerechtigkeit«, 1. Mos. 14, 18), Priesterkönig von Salem (Jerusalem), welcher als Verehrer des höchsten Gottes einsam im damaligen Kanaan dasteht und den aus dem Kampf mit Kedor Laomer zurückkehrenden Erzvater Abraham, der ihm den Zehnten bringt, mit Speise und Trank erquickte. Er galt, von jeher als bedeutsam erkannt, dem Verfasser des Hebräerbriefs (nach Psalm 110, 4) als Vorbild Christi, den sogen. Melchisedekiten, einer Sekte um 200, als himmlischer Erlöser, welchen sie über den irdischen Erlöser stellten.

Melchiten (Melikiten, syrisch Malkaji, »Königliche«, vom syr. melik, »König«, so genannt, weil sie, dem Edikt des Kaisers Marcian von 452 Folge leistend, die Beschlüsse des Konzils von Chalcedon annahmen und die monophysitische Lehre verwarfen), Name der griechisch-katholischen (unierten griechischen) Kirche in Syrien und Ägypten, die aus der orthodoxen griechischen Kirche hervorgegangen und unter einem in Damaskus residierenden Patriarchen (der den Titel »Patriarch von Antiochia, Jerusalem und Alexandria« führt) steht. Die M. sind aber nicht griechischen, sondern syrischen Ursprungs. Zum Unterschied von den orthodoxen Griechen (Rûm) nennen sich die M. »Katholiken« (Katlûki, Kuttâli, Mehrz. Kwâtile), sie zählen zu den reichsten und vornehmsten Christen im Orient und beschäftigen sich viel mit Handel. Ihre Gesamtzahl wird auf ungefähr 120,000 angegeben. Obgleich sie die Suprematie des römischen Papstes anerkennen, so weichen sie in ihren kirchlichen Gebräuchen und Einrichtungen doch ziemlich stark von der römischen Kirche ab: so haben sie noch den griechischen Ritus und die griechische Liturgie des heil. Basilius und heil. Chrysostomus, aber in arabischer Sprache, ferner den julianischen Kalender, die Priesterehe und nehmen das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Die Taufe wird bei ihnen, ebenso wie bei den Griechen, durch vollständiges Untertauchen, nicht bloß durch Begießung, vollzogen. Die Priestertracht ist die gleiche wie bei den orthodoxen (oder, wie die M. sagen, schismatischen) Griechen. Der berühmte Orden des heil. Basilius, 1687 von Euthemius, Erzbischof von Tyrus und Sidon, gegründet, hat viel zur Ausbreitung und zum Ansehen der M. beigetragen. Die Basilianer haben acht Klöster in verschiedenen Teilen Syriens.

Melchthal, Gebirgsthal im schweizer. Kanton Unterwalden ob dem Wald, von der aus dem Melchsee kommenden Melchaa durchflossen, die unterhalb Sarnen in die Sarner Aa mündet. Das im Thale zerstreut liegende Dorf M. (894 m) mit (1888) 224 Einw. gehört zu den Gemeinden Sachseln und Kerns (hierhin Fahrstraße); die Storegg (1740 m) und der Jochlipaß (2176 m) führen ins Engelberger Thal. Am Melchsee liegt der Höhenkurort Frutt (1894 m). Nach der Sage wohnte im M. Arnold von Melchthal (s. d.).

Melchthal, Arnold von, bei Spätern (Leu, J. v. Müller) Arnold an der Halden, einer der sagenhaften Gründer des Bundes der schweizerischen Waldstätte im Rütli, ein Landmann in Unterwalden, schlug einem Diener des österreichischen Vogts Landenberg zu Sarnen, der seinem Vater Heinrich ein Paar Ochsen wegnehmen sollte, einen Finger entzwei und floh, worauf der Vogt den Vater blenden ließ. Über das Verhältnis der Sage zur Geschichte s. Tell.

Melcombe-Regis (spr. méllköm-rīdschis), s. Weymouth und Portland.

Meldahl, Ferdinand, dän. Architekt, geb. 16. März 1827 in Kopenhagen, machte seine Studien auf der dortigen Kunstakademie und bildete sich auf Reisen im Ausland von 1854—56 weiter. 1858 ernannte ihn die Akademie zu ihrem Mitglied, und 1860 wurden ihm die Wiederherstellungsarbeiten an dem abgebrannten Schloß Frederiksborg bei Hilleroed übertragen, welche er 1885 beendigte. Von seinen eignen Bauten sind die hervorragendsten: das Rathaus in Fredericia, die Stiftsbibliothek in Roeskilde, das Blindeninstitut und die Navigationsschule in Kopenhagen. M. ist Direktor der Kunstakademie in Kopenhagen und königlicher Etatsrat. Er schrieb den Text zu Neckelmanns »Denkmälern der Renaissance in Dänemark« (Berl. 1888).

Melde, s. Atriplex und Chenopodium.

Meldeamt (Meldebüreau), s. Bezirk u. Kontrolle.

Meldedienst, im Kriege Beförderung von Meldungen und Befehlen durch Offiziere der Stäbe, Ordonnanzoffiziere, berittene Ordonnanzen oder durch Meldereiter (s. d.) und bei längern Strecken und fehlendem Feldtelegraphen unter Umständen durch Herstellen einer Relaislinie oder durch Radfahrer. Wichtigere Mitteilungen werden schriftlich aufgesetzt oder bei mündlicher Weitergabe vom Überbringer wiederholt. Besonders wichtige Meldungen befördert man auf verschiedenen Wegen, durch zwei oder mehr Reiter; bei größern Entfernungen oder bei Nacht empfiehlt es sich, Offiziere in Begleitung einiger Infanteristen auf Wagen zu entsenden.

Meldekarten, im deutschen Heere bei Friedensübungen und im Kriege bei schriftlichen Meldungen gebräuchliche Karten von starkem Papier. Sie sind mit Vordruck versehen und werden in einen Umschlag von leichtem Papier gelegt. In Ermangelung von M. können Feldpostkarten &c. verwendet werden.

Meldepflicht (Meldezwang), eine Pflicht zur Anmeldung von Personen oder Sachen, der Vornahme von Handlungen, Transporten und andern Ereignissen (Geburten, Sterbefällen &c.) bei den hierfür bestimmten Stellen, wird bald im Interesse der Verwaltung, bald zu Zwecken der Besteuerung in solchen Fällen auferlegt, in welchen ohne M. die nötige Kenntnisnahme der Behörden in vollem Umfange nicht oder nur mit großen Schwierigkeiten, Belästigungen und Kosten zu erreichen wäre. Eine solche M. besteht in Deutschland für die Militärpflichtigen rücksichtlich der Anmeldung zur Stammrolle (s. Ersatzwesen) und, während der Dauer der Angehörigkeit zum Militärverband, rücksichtlich der An- und Abmeldung bei Aufenthaltswechsel. Ferner kann (Reichsgesetz vom 12. Okt. 1867) eine M. hinsichtlich der Anmeldung Fremder, die sich vorübergehend an einem Orte auf-

halten, bei der Ortspolizeibehörde, durch die Landesgesetze statuiert werden. Auch bei der deutschen Krankenversicherungsgesetzgebung kommt M. und im Zusammenhang damit die Errichtung besonderer Meldestellen vor. Ferner sind im Interesse der Statistik des Warenverkehrs nach deutschem Reichsgesetz vom 20. Juli 1879 (und ähnlich in Österreich nach Gesetz vom 1. Jan. 1891) die die Grenze des Zollvereins passierenden Waren den sogen. Anmeldestellen (s. d.) nach Gattung, Menge, Herkunfts- und Bestimmungsland anzumelden. Im Zoll- u. Steuerwesen versteht man unter M. die Pflicht, steuerpflichtige Gegenstände (Waren, Einkommen ꝛc.) bei der Behörde anzumelden (zu deklarieren, s. Deklaration), im Gegensatz zur Ermittelung durch die Behörde.

Meldereiter, im deutschen Heere von der Kavallerie abkommandierte Reiter, welche bei Truppenverbänden während der Märsche, Vorposten und Gefechte vorzugsweise den Meldedienst zu versehen haben. In Zukunft wird die Infanterie mit eignen Meldereitern ausgestattet. Nach der Dienstordnung vom 11. Mai 1895 hat jedes Armeekorps ein M.-Detachement von 1 Rittmeister, als Detachementsführer, 3 Leutnants und 120 Meldereitern erhalten. Das Detachement ist einem Kavallerieregiment des Armeekorps zur Ausbildung überwiesen, wird aber zu den Sommerübungen an die Infanterieregimenter verteilt. Zu Meldereitern werden gewandte und zuverlässige Leute ausgesucht. Sie dienen 3 Jahre.

Meldeschein, Bescheinigung, deren deutsche Militärpflichtige, welche freiwillig in einen Truppenteil oder eine Unteroffizierschule eintreten wollen, bedürfen. Der M. wird vom Zivilvorsitzenden der Ersatzkommission ausgestellt. Dazu hat der Militärpflichtige die Einwilligung des Vaters oder Vormundes, die obrigkeitliche Bescheinigung, daß er durch Zivilverhältnisse nicht gebunden ist, die Familie seine Hilfe entbehren kann, er sich untadelhaft geführt hat oder über etwa erlittene Strafen, beizubringen. Der M. gilt nur bis zum nächsten 1. April.

Meldŏla, Flecken in der ital. Provinz Forli, am Ronco und an der Dampfstraßenbahn Forli-M., hat ein Gymnasium, eine Seidenfilande, Viehzucht und Käsebereitung, eine Mineralquelle und (1881) 3399 (als Gemeinde 6281) Einw.

Meldolas Blau (Neublau, Echtblau, Naphthylenblau) $C_{18}H_{15}N_2OCl$, Teerfarbstoff, der aus einer Lösung von βNaphthol in Eisessig bei Einwirkung von salzsaurem Nitrosodimethylanilin erhalten wird. Der Farbstoff (Chlorhydrat oder Chlorzinkdoppelsalz) bildet bronzeglänzende Kristalle, deren Staub die Schleimhäute heftig reizt, löst sich leicht in Wasser u. Alkohol und dient zum Blaufärben von Baumwolle, die mit Tannin und Brechweinstein gebeizt wurde (daher Baumwollblau), auch zu allerlei Mischfarben.

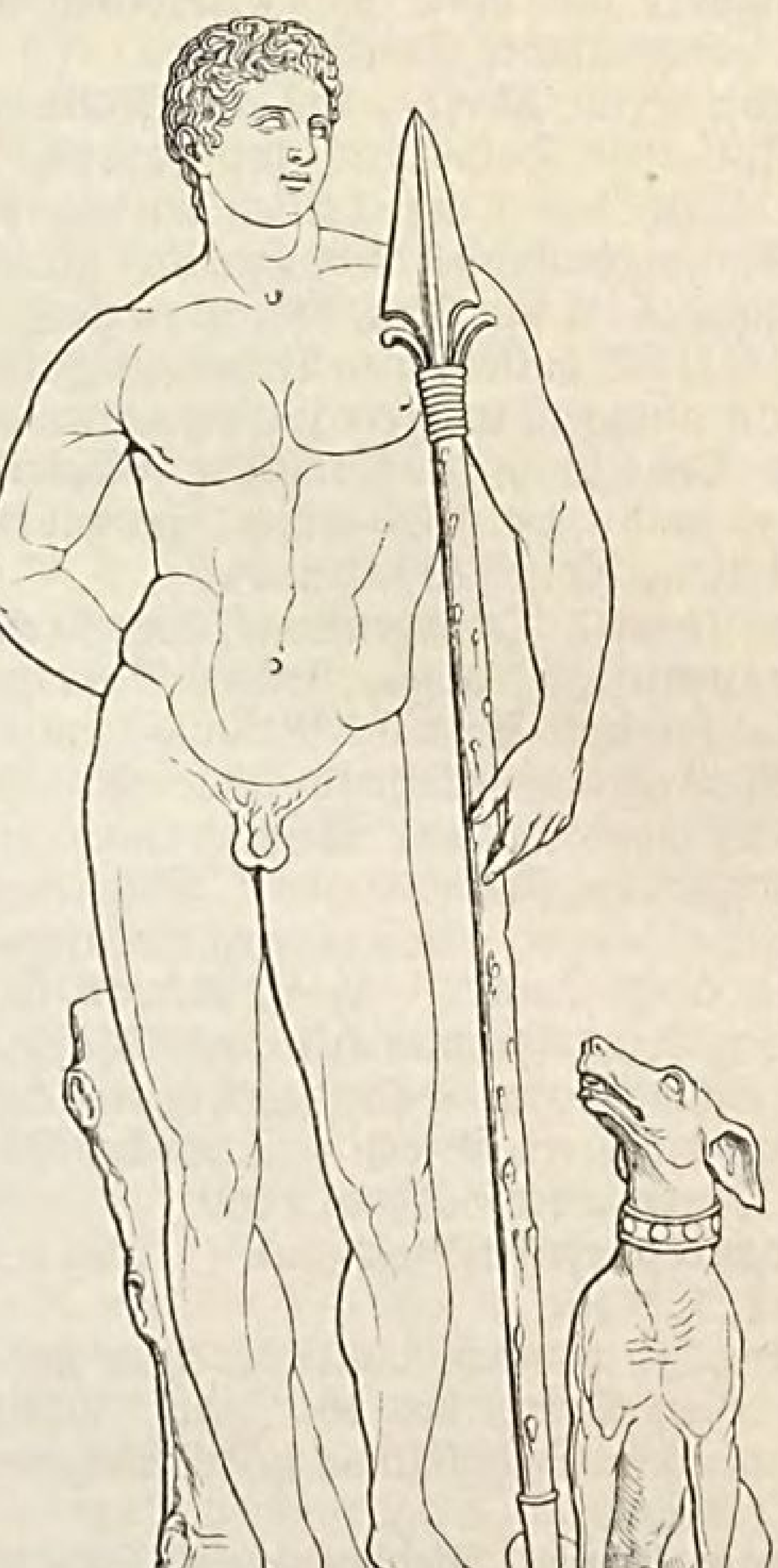
Meldolla (Mebolla), Maler, s. Schiavone.

Meldorf, Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Süderdithmarschen, an der Miele und der Linie Elmshorn-Heide-Hoidding der Preußischen Staatsbahn, hat eine alte, jetzt restaurierte Pfarrkirche, ein neues Rathaus, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Amtsgericht, ein Landratsamt für den Kreis Süderdithmarschen, ein Museum dithmarsischer Altertümer, Wagen- und Zigarrenfabrikation, Lohgerberei, Bierbrauerei, bedeutende Viehmärkte und (1890) 3368 fast nur evang. Einwohner. Der Hafen, nur für kleine Schiffe zugänglich, liegt 4 km westlich an der Mündung der Miele in die Nordsee. — M. war im Mittelalter die Hauptstadt von ganz Dithmarschen, verlor nach der Eroberung durch die Dänen 1559 seine Stadtrechte und erhielt dieselben erst 1870 wieder.

Meleagrīna, s. Perlmuscheln.

Meleăgris, Truthuhn und Perlhuhn.

Meleăgros (Meleager), 1) im griech. Mythus Sohn des Königs Oneus von Kalydon und der Althäa, nahm in seiner Jugend teil am Argonautenzug und machte sich als Jäger berühmt, insbes. durch die Erlegung des kalydonischen Ebers (s. Kalydon). Nach einem Orakelspruch sollte M. so lange leben, als ein bei seiner Geburt auf dem Herd liegendes Scheit Holz vom Feuer nicht verzehrt werden würde. Althäa



Meleagros (Statue im Berliner Museum).

löschte das schon brennende Holz aus und verbarg es in einer Kiste; als aber M., um seiner Geliebten Atalante den Preis des Tages jener kalydonischen Jagd zuzuwenden, Althäas drei Brüder getötet hatte, warf es diese aus Rache wieder in die Flamme und veranlaßte dadurch M.' Tod. Nach andern ward er von Apollon erschossen. M. ist von alten und neuen Tragikern öfters zum Helden gewählt worden (Euripides, P. Heyse u. a.). Darstellungen der Eberjagd und seines Todes waren auf römischen Sarkophagen beliebt. Auch statuarische Behandlungen finden sich; die schönste ist die 1838 bei Marinella gefundene Meleagerstatue des Berliner Museums (s. Abbildung). Die kalydonische Eberjagd allein ist häufig auf griechischen Vasenbildern dargestellt. Vgl. Kekule, De fabula Meleagrea (Berl. 1861); Surber, Die Meleagersage (Zürich 1880).

2) Griech. Kyniker und Dichter aus Gadara in Palästina, um 80 v. Chr., legte mit seiner »Stephanos«

(»Kranz«) betitelten Sammlung eigner und fremder Epigramme den ersten Grund zu der griechischen Anthologie (s. d.). Von seinen eignen Gedichten sind in dieser 128 erhalten, welche mit geistreichem Witz erotische Stoffe behandeln. Vgl. Ouvré, Méléagre de Gadara (Par. 1894); Radinger, M. (Innsbr. 1896).

Melecitose (Lärchenzucker, Lärchenzucker) $C_{12}H_{22}O_{11} + H_2O$, eine Zuckerart in der Manna von Briançon und in der persischen Manna von Alhagi Maurorum, bildet kleine, glänzende Kristalle, schmeckt weniger süß als Rohrzucker, löst sich leicht in Wasser, wenig in Alkohol, wird bei 100° wasserfrei und schmilzt dann bei 148°, er polarisiert stärker nach rechts als Rohrzucker und bildet bei Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure Traubenzucker.

Melĕda (slaw. Mljet, das alte Melita), Insel an der Küste von Dalmatien, zur Bezirksh. Ragusa gehörig, durch den 9 km breiten Kanal von M. vom Festland (Halbinsel Sabbioncello) getrennt, ist 38 km lang, 2—4 km breit, 99,2 qkm groß, erreicht 514 m Höhe, hat vulkanischen Boden, im Innern mit vielen Einsenkungen, mehrere Hafenbuchten, darunter den Porto Palazzo an der Nordküste, Fischerei, Wein- und Ölbau und (1890) 1623 Einw. Hauptort ist der Flecken Babino Polje (799 Einw.).

Mêlée (franz.), Handgemenge, Wortstreit.

Melegnano (spr. -lenjāno, früher Marignano), Flecken in der ital. Provinz Mailand, am Lambro, an der Eisenbahnlinie Mailand-Piacenza und an den Dampfstraßenbahnen von Mailand nach Lodi und Sant' Angelo, hat Flachsspinnerei, Wirkerei, Seidenfilande, Reisschälerei, Käsebereitung, lebhaften Handel und (1881) 5438 Einw. — M. ist bekannt durch den Sieg Franz' I. von Frankreich 13. und 14. Sept. 1515 über die Schweizer im Solde des Herzogs von Mailand sowie durch ein Gefecht zwischen den Franzosen und den Österreichern 8. Juni 1859.

Meleguettapfeffer (spr. -gétta-), s. Amomum.

Melek, s. Malek.

Melem, Hans von, Maler der kölnischen Schule, war im ersten Drittel des 16. Jahrh. thätig. Von ihm ist nur sein Selbstbildnis in der Münchener Pinakothek bekannt.

Melĕna, Elpis, Pseudonym der Schriftstellerin Esperance von Schwartz (s. d.).

Melence (spr. -ze), Markt im ungar. Komitat Torontál, an der Bahnlinie Groß-Kikinda-Groß-Becskerek), mit (1890) 8691 serb. (griechisch-oriental.) Einwohnern. In der Nähe (1 km weit) liegt an dem 166½ Hektar großen Sodasee Russanda das M.-Russandaseebad, das gegen skrofulose, gichtische, rheumatische und Hautkrankheiten benutzt wird.

Meléndez Valdéz, Don Juan, span. Dichter, geb. 11. März 1754 zu Ribera del Fresno in der Provinz Estremadura, gest. 24. Mai 1817 in Montpellier, studierte in Madrid Philosophie, später in Salamanca die Rechte. Hier trat der etwas charakterlose, doch talentvolle Jüngling in einen Kreis strebsamer junger Männer, welche die spanische Dichtkunst von den französischen Fesseln zu befreien und wieder auf den nationalen Weg zurückzuführen bestrebt waren, und schloß sich besonders an den Führer derselben, Cadahalso (s. d.), an. Nachdem schon 1780 seine Ekloge »Batilo« von der Akademie gekrönt worden war, ging er nach Madrid, wo Jovellanos großen Einfluß auf ihn gewann und ihm zu einer Professur in Salamanca verhalf. Der erste Band seiner Gedichte, welcher 1786 erschien, wurde mit Beifall aufgenommen. Einen Verwaltungsposten, den ihm Jovellanos während seines Ministeriums verschaffte, verlor er bei dessen Sturz und wurde aus der Hauptstadt verbannt. Nach dem Einzug der Franzosen schloß er sich an die neue Regierung an, zog sich aber dadurch eine Reihe schwerer Verfolgungen zu und entging einmal nur mit genauer Not dem Tode. Nach der Vertreibung der Franzosen mußte auch er nach Frankreich flüchten. M. ist epochemachend in der Geschichte der spanischen Dichtkunst: das bukolische und anakreontische Genre glückten ihm am besten. Mit ihm kehrte dieselbe, nach längerer Herrschaft des französischen Geschmacks, wieder auf den alten nationalen Weg zurück. Der Name »Restaurador del Parnaso«, den man ihm gegeben, gebührt ihm mit vollem Recht. Eine erste Gesamtausgabe seiner Gedichte erschien in 3 Bänden (Vallad. 1797); die vollständigste, von ihm selbst vorbereitet, nach seinem Tode (Madr. 1820, 4 Bde., u. ö.). »Poesias inéditas« gab R. Foulché-Delbosc heraus (Par. 1894). Eine Auswahl erotischer enthalten Wolfs »Floresta de rimas modernas castellanas« (Par. 1837) und die »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 63); Miniaturausgabe, Madrid 1877. Seine Biographie schrieb Quintana, eine kritische Studie über ihn E. Mérimée (Par. 1894). Vgl. auch Cueto-Valmar, Historia critica de la poesia castellana en el siglo XVIII (Madr. 1893).

Melenki, Kreisstadt im russ. Gouv. Wladimir, am Zusammenfluß der Melenka und der Unsha, mit bedeutender Fabrikation in Leinwand, Filz, Talg, Öl, Terpentin, Teer, blühendem Lein- und Getreidehandel und (1889) 5993 Einw. Der sehr industrielle Kreis liefert außerdem Eisenwaren, Bastgeflechte, Baumwollenstoffe, Kristall- und Glaswaren; namentlich zeichnet sich das Kirchdorf Gusj durch seine große Baumwollmanufaktur (jährlicher Produktionswert über 1 Mill. Rubel) und Kristallfabrik aus.

Meles, der Dachs.

Meles, Gott des gleichnamigen Flüßchens bei Smyrna, bei spätern griech. Schriftstellern (Plutarch) Vater des Homer genannt.

Mélesville, Pseudonym, s. Duveyrier 1).

Meletĭdes (Melitĭdes), ein Athener, wegen seiner Dummheit sprichwörtlich geworden.

Melezza, ein Nebenfluß der Maggia (s. d.).

Melfi, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Potenza, auf einem Lavakegel am Nordabhang des Monte Vulture, an der Eisenbahnlinie Foggia-Potenza gelegen, Bischofsitz, hat Reste eines von Robert Guiscard erbauten Kastells, eine aus dem 12. Jahrh. stammende, nach dem furchtbaren Erdbeben 1851 wiederhergestellte Kathedrale, ein Gymnasium, ein technisches Institut und eine technische Schule, Wein- und Ölbau, Käserei, Fabrikation von Thonwaren, Ziegeln und Teigwaren und (1881) 11,765 Einw. — M. war einer der wichtigsten festen Plätze der Normannen in Apulien. Karl V. schenkte es der Familie Doria. 1528 ward es vom Marschall Lautrec genommen, wobei 18,000 Einwohner niedergemetzelt wurden.

Meli, Giovanni, gefeierter sizil. Dichter, geb. 4. März 1740 in Palermo, gest. daselbst 20. Dez. 1815, studierte in Palermo Medizin, machte sich auch mit der Wolffschen Philosophie bekannt, wandte sich sodann dem Studium der italienischen Klassiker zu, von denen Ariost ihn am meisten fesselte, und lehrte später Chemie in seiner Vaterstadt. Seine ersten poetischen Versuche schrieb er in italienischer Sprache, die spätern in der Volkssprache Siziliens, die hauptsäch-

lich ihm ihre Ausbildung zur Schriftsprache verdankt. Melis Poesie wurzelt in der Natur und der Sitte des Landes, und die beiden großen Kulturhälften, in welche Sizilien zerfällt, die griechische und italienische, erscheinen in ihm in einer nationalen Einheit. In seinen bukolischen Gesängen kommt unter dem Gewande der alten Mythen das volle Leben der Wirklichkeit in allen seinen frischen Zügen zur Erscheinung; seine Burleske »Li Palermitani in festa« erinnert an Theokrits Syrakusanerinnen beim Adonisfest. Ein höchst ergötzliches Gedicht unter dem Titel: »Ditirammu« macht ganz besonders den Reichtum des sizilischen Dialekts anschaulich. In den Oden und Kanzonen erreicht M., was Anmut und Wohllaut anlangt, fast Petrarca. Weniger glücklich war er im Sonett und in der Elegie. Seine »Capituli«, »Satiri« und »Favuli morali« sind witzig, geistreich und von lebendiger Eigenart. Auch als Epiker versuchte er sich in den bernesken Gedichten »La fata galanti«, in acht Gesängen, »L'origini di lu munnu« und »Don Chisciotti e Sanciu Panza«, in zwölf Gesängen. Melis Lieder leben noch heute im Munde des sizilischen Volkes. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 8 Bänden (Palermo 1830—39, 4. Aufl. 1857). Unzählige Drucke der sizilischen Gedichte sind vorhanden. Eine vorzügliche deutsche Übersetzung ausgewählter »Lieder« gab Gregorovius (2. Aufl., Leipz. 1886); Gazzino übertrug die Gedichte ins Italienische (Tur. 1858, 2 Bde.), Adamo die »Fabeln« (Rom 1889). Vgl. Natoli, Giovanni M. (Palermo 1884); Lanza, G. M. nella poesia e nella vita (das. 1887); Portal, Appunti letterarî (das. 1890).

Melia *L.*, Gattung aus der Familie der Meliaceen, Bäume mit gefiederten Blättern, weißen oder rötlichen Blüten in großen Rispen und fleischigen Steinfrüchten. Wenige Arten im tropischen Asien und Australien. Paternosterbaum (Chinesischer Holunder, M. Azedarach *L.*) in Südasien, Nord- und Ostaustralien, wird auch in Nordamerika und Südeuropa als Alleenbaum kultiviert. Die Wurzelrinde dient als Wurmmittel, und aus den Samen wird Brennöl gewonnen. Das Holz eignet sich zu musikalischen Instrumenten, und aus den Steinen der Früchte macht man Rosenkränze. Andre Arten, wie M. indica *Brand.*, enthalten in der Rinde ein in Indien als Arzneimittel benutztes Alkaloid.

Melia, Tochter des Okeanos, von Apollon Mutter des Ismenios und Teneros, in Theben verehrt, oder von Inachos Mutter des Phoroneus. In der Mehrzahl sind Meliai Nymphen, die aus den Blutstropfen entstanden, welche Gäa vom Uranos auffing.

Meliaceen, dikotyle, etwa 300 Arten umfassende, der warmen Zone angehörige Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Geranialen. Holzpflanzen mit hartem Holz, meist gefiederten Blättern und zu Rispen vereinigten, regelmäßigen, meist fünfzähligen, zwitterigen Blüten, deren Staubblätter zu einer langen Röhre verwachsen und durch Stipularanhängsel ausgezeichnet sind. Die Früchte bilden Kapseln, Beeren oder Steinfrüchte. Als Fiebermittel wird die Rinde der südasiatischen Cedrela febrifuga verwendet. Aus dem Holz von Cedrela odorata *L.* verfertigt man die Zigarrenkisten. Der auf den Antillen einheimische Mahagonibaum (Swietenia Mahagoni) liefert das nach ihm benannte Holz.

Melianthaceen, kleine, nur 10 afrikanische Arten umfassende, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Sapindalen, Holzpflanzen mit abwechselnden, unpaarig gefiederten Blättern und schönen, zu Trauben vereinigten, in Kelch und Krone fünfgliederigen Blüten, deren vier Staubgefäße ungleich oder teilweise vereinigt sind. Die Früchte sind fachspaltige Kapseln, die Samen besitzen Nährgewebe und bisweilen auch einen Arillus.

Melibiose, s. Raffinose.

Meliböa, Name zahlreicher Personen der griech. Mythologie, wie der Gemahlin des Pelasgus und Mutter des Lykaon, und der Gemahlin des Magnes, nach welcher die Stadt M. in der thessalischen Landschaft Magnesia benannt sein sollte.

Melibokus (Malchen), einer der bemerkenswertesten Gipfel an der hessischen Bergstraße, am nordwestlichen Rande des Odenwaldes, östlich von Zwingenberg, 515 m hoch, mit einem 26 m hohen Turm, und seiner schönen Aussicht wegen viel besucht. Letztere beherrscht eine weite Strecke der Rheinebene mit zahlreichen Städten und wird gegen N. vom Taunus und Donnersberg, gegen W. und SW. von der Hardt und den Vogesen, gegen O. von den Hügeln und Bergen des Odenwaldes begrenzt. Bei Ptolemäos bezeichnet Melibokon oros den Harz.

Melica *L.* (Perlgras), Gattung aus der Familie der Gramineen, Gräser mit armblütigen Ährchen, die meist in schmalen oder ährenförmigen Rispen angeordnet sind. Über 30 Arten in den gemäßigten Zonen aller Erdteile, ausgenommen Australien. M. nutans *L.* (nickendes Perlgras), 30—60 cm hoch, mit schmaler Rispe, nickenden, kahlen Ährchen, wächst in Wäldern Mitteleuropas, M. ciliata *L.* (gewimpertes Perlgras), 0,6—1,20 m hoch, mit walzenförmiger Scheinähre und langgewimperten Deckspelzen, wächst auf sonnigen Hügeln in Europa und wird wie das vorige und M. altissima *L.* in Nordosteuropa und Mittelasien sowie dessen Varietät mit dunkelbraunen Blüten (var. atropurpurea) und M. macra *L.* (s. Tafel »Gräser V«, Fig. 9) als Ziergras kultiviert, auch getrocknet zu Makartbouketts benutzt. Mehrere Arten sind auch gute Futtergräser.

Melicēris (Kolloidbalg), eine Balggeschwulst mit dickflüssigem, honigartigem Inhalt (s. Grützbeutel).

Melieren (franz.), mischen; meliert, besonders von Farben: gesprenkelt, sprenkelig.

Melierte Gewebe, aus verschiedenfarbigem Garn hergestellte, besonders tuchartige Gewebe.

Meligēthes, der Rapskäfer.

Melikértes, im griech. Mythus Sohn des Athamas und der Ino, welche sich, von dem rasenden Athamas verfolgt, mit dem Sohn ins Meer stürzte, worauf Ino als Leukothea (s. d.) und M. als Palämon (s. d.) in hilfreiche Meergottheiten verwandelt und weit und breit verehrt wurden. Auf dem Isthmus von Korinth setzte man M. und Poseidon zu Ehren die Isthmischen Spiele (s. d.) ein. Der Name M. ist phönikischen Ursprungs (s. Melkart).

Melikiten, s. Melchiten.

Melikow, s. Loris-Melikow.

Melilith (Humboldtilith, Sommervillit), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Skapolithgruppe), kristallisiert tetragonal, meist in dicken Tafeln oder kurzen Säulen, findet sich einzeln aufgewachsen, auch in strahligen Aggregaten, ist gelblichweiß bis gelblichbraun, mit Glas- bis Fettglanz, meist nur in Kanten durchscheinend, Härte 5—5,5, spez. Gew. 2,90—2,95, besteht aus einem Silikat von Thonerde, Kalk, Magnesia, Natron mit Gehalt an Eisenoxyd, ent-

sprechend der Formel $(CaMgNa_2)_{12}(Al_2Fe_2)_2Si_9O_{36}$. M. findet sich in Lavablöcken des Vesuvs, in der Lava vom Capo di Bove bei Rom und am Herchenberg im Brohlthal, mikroskopisch in Basalten der Schwäbischen Alb, des Erzgebirges, Hessens, in Eifeler Laven, von Alnö im Bottnischen Meerbusen, von den Sandwichinseln rc.

Melilithbasalt, Melilith führender Nephelinbasalt, Gestein aus der Gruppe der Basalte.

Melilla (Mlila), span. Stadt (Presidio) an der mittelländischen Küste von Marokko, 15 km südöstlich vom Kap Tres Forcas (Ras ed Deier), auf einer schmalen Halbinsel, mit einer Citadelle, die von mehreren Forts umgeben ist und den Hafen beherrscht, und 2000 spanischen Bewohnern, worunter viele Deportierte, nebst 1000 Mann Besatzung. Der Ort ist sehr ungesund, daher Gouverneur und Besatzung häufig wechseln. — Es wurde 1496 vom Herzog von Medina Sidonia für Spanien erobert und gegen alle Angriffe der Marokkaner gehalten. In der Nähe plünderten 1852 Rifioten die preußische Brigg Flora; eine deshalb 7. Aug. 1856 vom Prinzen Adalbert unternommene Rekognoszierung verlief sehr unglücklich. 1893 griffen die Rifioten das spanische Gebiet an und wurden erst durch Aufgebot bedeutender Streitkräfte zurückgewiesen. M. ist wahrscheinlich das Rusadir der Römer (bei Ptolemäos Ryssadiron) und war im 5. Jahrh. Bischofsitz.

Melilōtenklee, s. Melilotus.

Melilōtenpflaster, s. Pflaster.

Melilōtus *Tournef.* (Melilotenklee, Melote, Steinklee, Honigklee), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, ein- oder zweijährige Kräuter mit gefiederten Blättern, drei meist gezähnelten Blättchen, dem Blattstiel angewachsenen Nebenblättern, achselständigen, gestielten, vielblütigen, oft ährenartigen Blütentrauben und kugeligen oder länglichen, unvollkommen aufspringenden, ein- bis dreisamigen Hülsen. Gegen 20 Arten in den gemäßigten und subtropischen Klimaten der nördlichen Hälfte der Alten Welt. M. alba *Desr.* (M. vulgaris *Willd.*, Hanfklee, weißer Pferde- oder Steinklee, Kabul- oder Bocharasteinklee, Riesenklee, weißes Mottenkraut), zweijährig, 1—2,5 m hoch, mit weißen Blüten in langen, lockern Trauben, in Europa, Mittelasien und Nordafrika, eignet sich zur Kultur auf dürren, kiesigen Äckern, die noch einige Kraft besitzen und für Kleebau bestimmt werden sollen, auch ist der weiße Steinklee eine vorzügliche Bienenpflanze. Er riecht wie die meisten übrigen Arten, besonders nach dem Trocknen, stark aromatisch infolge eines Gehalts an Cumarin, welches in der Pflanze an Melilotsäure $C_9H_{10}O_3$ gebunden ist. Letztere entsteht bei Reduktion von Cumarin. Eine Varietät, M. leucantha *Koch* (Riesenklee, Bocharaklee), wurde als Futterkraut an Stelle der Luzerne für magern Boden empfohlen, hat aber den Erwartungen nicht entsprochen. M. coerulea *Desr.* (Käseklee, blauer Steinklee, Siebenstundenkraut), ein Sommergewächs, 30—60 cm hoch, mit weißlichblauen Blüten in kopfigen Trauben, stammt wahrscheinlich aus Nordafrika, findet sich aber in einem großen Teile von Süd- und Mitteleuropa verwildert, wird in der Schweiz auch kultiviert und zur Bereitung des grünen Kräuterkäses oder Schabziegerkäses benutzt. M. macrorhiza *Pers.* (M. officinalis *Willd.*, Melilotenklee, Bisamklee, Bärenklee), mit gelben Blüten in ziemlich schlaffen, später verlängerten Trauben, zweijährig, findet sich häufig durch ganz Europa, Nordafrika u. Mittelasien, ist nach Nordamerika verschleppt. Das blühende Kraut riecht stark honigartig süßlich, schmeckt bitterlich schleimig und ist arzneilich. Es dient zur Bereitung des Melilotenpflasters und wird auch zur Abhaltung der Motten (Mottenkraut) in Kleiderschränke gelegt.

Melīna (Dachse), eine Unterfamilie der Marder (s. Raubtiere).

Melinde (Malindi), Hafenplatz in Britisch-Ostafrika, unter 3° 13′ südl. Br., südlich von der Sabakimündung, besteht meist aus Hütten inmitten der Ruinen der alten, von Persern gegründeten und von Arabern zu großer Blüte erhobenen Stadt und hat 5000 Einw., worunter viele Sklaven. M. war der erste von Vasco da Gama berührte Punkt Ostafrikas.

Méline, Félix Jules, franz. Politiker, geb. 20. Mai 1838 in Remiremont, wurde Advokat in Paris. Während der Belagerung von Paris 1870/71 war er Adjunkt der Mairie des ersten Arrondissements und wurde als Mitglied der radikalen Partei im März 1871 zum Mitglied der Pariser Kommune gewählt, nahm aber die Wahl nicht an. Durch eine Nachwahl gelangte er im Oktober 1872 in die Nationalversammlung, wo er sich dem Republikanischen Verein anschloß, und ist seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer. Als Gambettist erhielt er 21. Febr. 1883 von Ferry in dessen neuem Kabinett das Ackerbauministerium übertragen, das er bis zu Ferrys Sturz (30. März 1885) verwaltete. Im April 1888 wurde er an Floquets Stelle Präsident der Deputiertenkammer und behielt dieses Amt bis zu deren Auflösung 1889. In der neuen Kammer sowie in der 1893 gewählten wurde M. der Führer der schutzzöllnerischen Partei und der Vorsitzende der Zollkommission.

Mélingue (spr. meläṅgh'), Lucien, franz. Maler, geb. 18. Dez. 1841 in Paris, Schüler von Cogniet und Gérôme, malte bis 1863 einige Landschaften und schuf dann eine Reihe von geistvollen, trefflich individualisierten historischen Kompositionen von ansprechendem Kolorit, von denen hervorzuheben sind: der 24. August 1572 (1873), die Herren vom dritten Stand vor der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 (1874), der Morgen des 10. Thermidor des Jahres II (1877), die Aufhebung der Belagerung von Metz durch Karl V. 1533 (1878, Museum in Dijon), Stephan Marcel bringt 1358 in den Palast des Dauphins (1879, Museum des Luxembourg), Besitznahme von Belfort durch den Marschall de la Ferté 1654 (Museum in Belfort), der General Daumesnil in Vincennes 1815 (1882), General Hoche im Jahre 1789 (1889), Episode aus der Belagerung von Lille 1792 und die Jungfrau von Orléans und der Kapitän Baudricourt (1894).

Melinīt, Mineral, s. Gelberde.

Melinīt, Sprengmittel für Granaten, Torpedos rc., besteht aus geschmolzener Pikrinsäure, welche in die Granaten eingegossen wird. Zur Zündung ist ein starkes Sprenghütchen und etwas gepulverte Pikrinsäure zwischen letzterm und der Sprengladung erforderlich. Das Sprenghütchen wird durch einen gewöhnlichen Zünder entzündet. Der von Turpin angegebene M. wurde 1886 bei der französischen Armee eingeführt und durch Berthelot und Sarrau derart abgeändert, daß er etwas größere Sicherheit gegen unbeabsichtigte Explosionen bietet.

Melinno, griech. Dichterin, s. Erinna.

Melioration (lat.), Verbesserung, insbes. eines Grundstücks (s. Bodenmelioration).

Meliorationsbaumeister, s. Kulturtechnik.

Meliorationsgenossenschaften sind Vereinigungen von Landwirten zur Durchführung und Erhaltung größerer und kostspieligerer, meist auf Ent- und Bewässerungen sich beziehender Unternehmungen. Die hauptsächlichsten sind: Entwässerung einer Gemeindemarkung, bez. größerer Teile derselben durch Drainanlagen, Abzugskanäle und Kanäle, die regelmäßige Bewässerung von größern Wiesenkomplexen, die Kultivierung von Hochmooren, die Entwässerung sumpfiger Ländereien oder Ableitung von Seen, die Anlagen zum Schutz einer größern Zahl von Ufergrundstücken gegen Überschwemmungen etc. Die Gründung solcher Genossenschaften ist aber, wenn sie dem freien Übereinkommen aller Beteiligten überlassen wird, sehr schwierig, in vielen Fällen geradezu unmöglich. Denn schon die Zustimmung aller Interessenten wird sich, da in der Regel eine größere Zahl bäuerlicher Besitzer in Frage kommt, nur selten erreichen lassen. Dazu kommt, daß es diesen Personen häufig an der Initiative für solche Unternehmungen, an der technischen Fähigkeit, oft auch an den Mitteln fehlt, sie durchzuführen. Deshalb sind viele M. als staatliche Genossenschaften, ausgestattet mit Staats- und Provinzialmitteln, organisiert. So z. B. die großen Siel-, d. h. Be- und Entwässerungsgenossenschaften der weit ausgedehnten Marschgebiete an der Nord- und Ostsee, die Wiesenbaugenossenschaften nach Vincentschem System in Oldenburg, die Waldbaugenossenschaften in Hannover. Namentlich aber hat in neuerer Zeit die Gesetzgebung die Bildung solcher M. ermöglicht und erleichtert durch die Gewährung der Möglichkeit einer zwangsweisen Bildung von M., namentlich von Ent- und Bewässerungsgenossenschaften. Eine Voraussetzung für den Zwang ist dabei überall das Vorhandensein einer Mehrheit (sei es nach der Fläche oder nach der Kopfzahl oder nach Fläche und Kopfzahl, mit oder ohne Berücksichtigung des Wertes der Grundstücke, sei es der absoluten oder einer Dreifünftel-, Zweidrittel-, Dreiviertel- etc. Majorität). Im allgemeinen wird man sagen können, daß die Bildung der Majorität nicht zu schwierig sein soll. Unter Umständen ist eine obrigkeitliche Genehmigung des Planes erforderlich. Diesen Zwangsgenossenschaften muß die Gesetzgebung ferner das Recht der juristischen Persönlichkeit gewähren, das Vorverfahren zur Begründung, die Wahl des Vorstandes, die Kostenverteilung, die Einziehung der Beiträge, Auflösung, allenfalls den Umfang der staatlichen Aufsicht regeln. Durch Anregungen seitens der Verwaltungsbeamten, durch Aufstellung von Kulturtechnikern (Kulturingenieuren und -Inspektoren), welche die Pläne entwerfen und die Ausführung leiten (s. Kulturtechnik), durch Zuschüsse aus öffentlichen Fonds, namentlich aber durch Gewährung niedrig verzinslicher und amortisierbarer Vorschüsse seitens staatlicher Landeskulturrentenbanken (s. d.) können M. sehr gefördert werden. (Gesetze bezüglich der Wassergenossenschaften: Preußen vom 1. April 1879; Bayern vom 28. Mai 1852 und 15. April 1875; Baden vom 25. Aug. 1876; Hessen vom 30. Juli 1887.) In jüngster Zeit haben sich die M. in Deutschland stark ausgebreitet, in Süddeutschland vorwiegend als Bewässerungs-, in Norddeutschland als Drainagegenossenschaften. In Frankreich, England, Belgien besteht kein Zwang zur Bildung von M., wohl aber in Österreich auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. Mai 1869 (s. Bodenmelioration und Wasserrecht). Vgl. Buchenberger, Agrarwesen und Agrarpolitik, Bd. 1, S. 359 ff. (Leipz. 1892); v. Mendel-Steinfels, Landwirtschaftliches Genossenschaftswesen (im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4, Jena 1892).

Meliorieren (lat.), verbessern.

Meliphagidae, s. Honigfresser.

Melipulli, früherer Name von Puerto Montt (s. d.).

Melis, s. Zucker.

Melisch (griech.), gesangartig, sangbar; melische Dichtkunst, soviel wie lyrische oder Liederdichtung.

Melisma (griech.), soviel wie melodische Verzierung, Koloratur.

Melissa, 1) eine Nymphe, welche die Bereitung und Verwendung des Honigs (griech. méli) lehrte. — 2) Eine Frau am Isthmus, welche von Demeter in ihre Mysterien eingeweiht wurde, aus deren Leichnam die Bienen entstanden, und nach welcher die Priesterinnen der Demeter Melissai genannt sein sollten.

Melissa *L.* (Melisse), Gattung aus der Familie der Labiaten, Kräuter mit gekerbten oder kerbig gesägten Blättern und weißen oder gelben Blüten in lockern Wirteln. 3—4 Arten in Europa, West- und Mittelasien. M. officinalis *L.* (Gartenmelisse, Zitronenmelisse, Zitronenkraut, Mutterkraut), ein ausdauerndes bis 1,25 m hohes Kraut, meist ästig, mehr oder weniger zottig behaart, mit ziemlich lang gestielten, eiförmigen, wenig behaarten Blättern und weißen oder rötlichen Blüten, wächst in Südeuropa und im südwestlichen Asien, wird im mittlern Europa häufig kultiviert und gedeiht noch einjährig im südlichen Norwegen. Die wilde Pflanze riecht schwach, wenig angenehm, die kultivierte, besonders nach dem Trocknen, sehr lieblich, entfernt an Zitronen erinnernd; der Geschmack ist sehr unbedeutend, gewürzig bitter. Seit den ältesten Zeiten als Arzneimittel gebräuchlich, wird die Melisse noch jetzt als Hausmittel benutzt. Die frischen Blätter verwendet man bisweilen zur Bereitung des Maitranks. Man stellt auch ein ätherisches Öl und ein Melissenwasser durch Destillation des Krautes mit Wasser dar. Bisweilen dient als Surrogat der Melisse die gemeine Katzenminze (Nepeta catária *L.*). Über kanarische und türkische Melisse s. Dracocephalum; virginische Melisse, s. Monarda.

Melissenwasser, s. Karmelitergeist.

Melissinsäure $C_{30}H_{60}O_2$ entsteht beim Erhitzen von Melissylalkohol mit Natronkalk, bildet einen wachsartigen Körper, löst sich leicht in warmem Alkohol, schmilzt bei 88° u. ist vielleicht ein Gemenge von zwei Körpern.

Melissos, griech. Philosoph aus Samos, vielleicht derselbe, der mit der Flotte der Samier über die Athener einen Sieg erfocht, blühte um 440 v. Chr. und gehörte als Schüler des Parmenides der eleatischen Schule an. Über seine Lehre gibt der erste Abschnitt der pseudoaristotelischen Schrift »De Melisso, Xenophane et Gorgia« Aufschluß; auch haben sich einige Bruchstücke seiner prosaischen Schrift »Über die Natur« bei Simplicius erhalten. Sein philosophisches System wich von dem des Parmenides hauptsächlich dadurch ab, daß er das Sein für unbegrenzt und unendlich erklärte und daraus erst die Einheit dessen, was ist, ableitete. Die sinnlichen Wahrnehmungen waren auch ihm nur ein Schein, dem Begriff des Seins nicht entsprechend. Vgl. Pabst, De Melissi Samii fragmentis (Bonn 1889).

Melissylalkohol (Myricylalkohol) $C_{30}H_{62}O$ findet sich als Palmitinsäureester im Bienenwachs und im Carnaubawachs, bildet farblose Kristalle, schmilzt bei 85°.

Melita, Insel, s. Meleda.

Melitämie, soviel wie Meliturie, s. Harnruhr.

Melite, Tochter des Myrmex oder Dios, Heroine des gleichnamigen attischen Gaues, Geliebte des Herakles, der hier angeblich in die kleinen Mysterien eingeweiht wurde.

Melitēne, alte Stadt im östlichen Kappadokien, an einem Nebenfluß des Euphrat, ward durch Trajan zu einer der ansehnlichsten Städte Kleinasiens erhoben. Seit Titus war sie das Standquartier der berühmten Legio XII. fulminata, später Hauptstadt von Armenia secunda. In der Nähe kreuzte die große assyrisch-persische Königsstraße den Euphrat und erfochten die Römer 577 n. Chr. einen Sieg über den Perserkönig Chosroes I. Jetzt Malatia (s. d.).

Melĭto, Bischof von Sardes, wirkte um 150—170. Er ist Verfasser einer Apologie der christlichen Religion, von welcher man Fragmente in der Kirchengeschichte des Eusebios (4, 26) findet. Das übrige sowie exegetische, dogmatische u. philosophische Schriften, die ihm zugeschrieben wurden, sind verloren gegangen; Unechtes dagegen hat sich syrisch und griechisch erhalten. Vgl. Thomas, M. von Sardes (Osnabrück 1893).

Melitophilen, s. Blatthornkäfer.

Melitópol, Kreisstadt im russ. Gouv. Taurien, an der Molotschna und an der Eisenbahn Losowo-Sebastopol, hat eine griechisch-katholische und eine armenisch-gregorian. Kirche, 2 Synagogen und eine Moschee, ein Realgymnasium, 3 große Jahrmärkte, Handel mit Vieh, Wolle und Getreide, den Produkten der naheliegenden Mennonitenkolonien, und (1889) 8707 Einw. M. wurde erst im Anfang des 19. Jahrh. gegründet.

Melitose (Melitriose), s. Raffinose.

Meliturĭe, s. Harnruhr.

Melk (Mölk), Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. St. Pölten, am rechten Ufer der Donau, welche in der Nähe die Flüsse M. und Pielach aufnimmt, an der Staatsbahnlinie Wien-Salzburg gelegen, mit Bezirksgericht, Drahtstift- und Seilerwarenfabrik und (1890) 1953 Einw. über dem Marktflecken erhebt sich malerisch auf einem 60 m gegen die Donau steil abfallenden Granitfelsen die berühmte, 1089 gegründete, 1701—38 neuerbaute Benediktinerabtei M. mit einer prachtvoll ausgestatteten, auch wegen ihrer Orgel berühmten Kirche, einer Hauskapelle (mit dem in Gold getriebenen, mit Edelsteinen geschmückten »Melker Kreuz« von 1363), einem Obergymnasium mit Konvikt, einer Bibliothek (30,000 Bände nebst Inkunabeln und Handschriften), Gemäldesammlung und einem Park. — Der Ort kommt unter dem Namen Medelike schon im Nibelungenlied vor. Später stand hier ein Schloß der Markgrafen von Babenberg, das von Leopold II. 1089 in ein Kloster umgewandelt wurde. Dasselbe ist auch wiederholt belagert worden, so namentlich 1683 von den Türken, und zeigt noch Reste der ehemaligen Befestigungswerke. Vgl. Keiblinger, Geschichte des Benediktinerstifts M. (Wien 1851—69, 3 Bde.); Linde, Chronik des Marktes M. (Melk 1890).



Wappen von Melk.

Melkart (»Stadtkönig«), der Stadtgott von Tyros und zugleich der phönikische Nationalgott, der Sonnengott Baal (s. d.). Herodot (2, 44) nennt ebendeshalb den Tempel des M. in Tyros mit Recht einen Tempel des Herakles. Er ist der Schutzgott der Seefahrt und der Kolonien im Westen; die Bezähmung der wilden Stämme an fernen Küsten, die Gründung der phönikischen Pflanzstädte, die Einführung von Ordnung und Gesetz wird ihm zugeschrieben. Auch allerhand Fahrten werden von ihm erzählt. Astarte (s. d.) war bei Neumond im Westen in der Finsternis verschwunden, aber M. folgt der Entwichenen suchend nach, bis er sie im fernen Westen findet, worauf sie sich beide vermählen. Zur Lage des berühmten Melkarttempels vgl. F. Jeremias, Tyrus bis zur Zeit Nebukadnezars (Leipz. 1891).

Melkfehler, s. Milchfehler.

Melkmaschine und **Melkröhrchen,** s. Milch.

Melksham (spr. -schäm), Stadt in der engl. Grafschaft Wilts, am Avon und dem Wilts- und Berkskanal, mit schöner Kirche (teilweise aus dem 12. Jahrh.), Fabrikation feiner Tuche, bedeutenden Viehmärkten, warmen und kalten Mineralquellen und (1891) 2073 Einw. In der Nähe das Dorf Bromham mit gotischer Kirche u. dem Grabe des Dichters Thomas Moore.

Mella, Nebenfluß des Oglio (s. d.).

Mellarōsa, s. Citrus, S. 193.

Mellau, Dorf im Bregenzer Wald (s. d.).

Melle, Kreisstadt im preuß. Regbez. Osnabrück, an der Else und der Linie Löhne-Rheine der Preußischen Staatsbahn, 81 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Präparandenanstalt, ein Amtsgericht, Fleischwaren-, Kork-, Wichse- und Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei, Kunstbleicherei, zwei Solbäder und (1890) 2414 Einw., davon 603 Katholiken und 14 Juden.

Melle (spr. mäll'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Deux-Sèvres, an der Béronne und der Staatsbahnlinie Niort-Ruffec, hat 2 romanische Kirchen (12. Jahrh.), ein Collège, eine Ackerbaukammer, Handel mit Vieh, insbes. mit Maultieren, und (1891) 2532 Einw. — M. (Metallum) hatte ehemals Silberbergwerke und war später Münzstätte.

Mellenbach, Dorf im schwarzburg-rudolst. Landratsamt Königsee, im Thüringer Wald, in malerischer Lage an der Schwarza, 375 m ü. M., hat eine neue evang. Kirche, Thermometer- und Kistenfabrikation, Glasbläserei, Mahl- und Sägemühlen und (1890) 969 Einw.

Melli (Melle), altes Negerreich, s. Mandinka.

Mellifĕrisch (lat.), Honig tragend oder erzeugend; Mellifikation, Honigbereitung.

Mellīgo, s. Honigtau.

Mellin, Gustaf Henrik, schwed. Schriftsteller, geb. 23. April 1803 zu Revolax in Finnland, gest. 2. Aug. 1876 zu Norra Wram in Schonen, studierte seit 1821 Theologie in Upsala und ward 1829 als Geistlicher in Stockholm ordiniert. 1851 wurde er zum Pastor zu Norra Wram ernannt. Da seine historische Novelle »Blomman på Kinnekulle« (1829; deutsch: »Die Blume auf dem Kinnekulle«, Stuttg. 1845) Beifall fand, so ließ er eine Menge ähnlicher nachfolgen, welche als »Svenska historiska noveller« gesammelt (5. Aufl. 1883, 3 Bde.) erschienen. Auch zahlreiche andre Romane hat M. verfaßt, von denen verschiedene auch ins Deutsche übersetzt wurden. Sammlungen seiner Gedichte erschienen 1852 und 1864.

Mellin de Saint-Gelais (spr. melläng d'ßäng sch'lä), franz. Schriftsteller, s. Französische Litteratur, S. 787.

Mellith (Honigstein), Mineral aus der Ordnung der Salze mit organischen Säuren, kristallisiert tetra-

gonal, findet sich eingewachsen, in kleinen Gruppen oder Drusen, auch derb in körnigen Massen, ist wachsgelb, fettglänzend, halb durchsichtig bis durchscheinend, Härte 2—2,5, spez. Gew. 1,5—1,6, besteht aus mellithsaurer Thonerde $C_{12}Al_2O_{12}+18H_2O$ und findet sich in Braunkohle, seltener in Steinkohle und Sandstein, bei Artern in Thüringen, Luschitz in Böhmen, Walchow in Mähren. Die Mellithsäure $C_{12}H_6O_{12}$ oder $C_6(COOH)_6$ kann aus dem M. abgeschieden und auch durch Behandlung von Braunkohle mit übermangansaurem Kali in alkalischer Lösung dargestellt werden; sie entsteht ferner, wenn man bei der Elektrolyse verdünnter Säuren oder Alkalien Kohle als positive Elektrode anwendet. Mellithsäure bildet farblose Nadeln, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, schmeckt und reagiert stark sauer und zerfällt beim Erhitzen mit überschüssigem Ätzkalk in Kohlensäure und Pyromellithsäure, beim Glühen mit Natronkalk in Kohlensäure und Benzol.

Mellithsäure, s. Mellith.

Mellivōra, der Honigdachs.

Mellōca, s. Basella.

Mellōni, Macedonio, Physiker, geb. 11. April 1798 in Parma, gest. 11. Aug. 1854 in Portici, wirkte seit 1824 als Professor der Physik zu Parma, floh 1831 wegen Teilnahme an politischen Umtrieben nach Paris, wurde 1839 Direktor des Konservatoriums der Künste und Gewerbe in Neapel und leitete hier bis 1848 auch ein meteorologisches Observatorium auf dem Vesuv. Er hat sich besonders durch seine Untersuchungen über die strahlende Wärme bekannt gemacht und wies auch zuerst die Wärme im Mondlicht nach. Er schrieb: »La thermochrose, ou la coloration calorifique« (Neapel 1850).

Mellrichstadt, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, an der Streu und der Linie Schweinfurt-Meiningen der Bayrischen Staatsbahn, 259 m ü. M., hat 5 kath. Kirchen, einen evang. Betsaal, eine Synagoge, ein Handelsinstitut, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Malzfabrikation, Glockengießerei und Maschinenbau, Baumschulen, Vieh-, Schaf- und Getreidemärkte und (1890) 2177 Einw., davon 172 Evangelische und 161 Juden. — In der Nähe, am sogen. Blutgraben, schlug 7. Aug. 1078 Otto von Nordheim das Heer Heinrichs IV.

Melnik, 1) (tschech. Mělník) Stadt in Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, welche gegenüber M. die Moldau aufnimmt und von hier an schiffbar ist, an der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Dekanatkirche (12. Jahrh.), ein fürstlich Lobkowitzsches Schloß, das ehemals mehreren Königinnen Böhmens als Witwensitz diente (daher die Bezeichnung »königliche Leibgedingstadt«), ein altes Rathaus, eine Korbflecht-, Wein- und Obstbauschule, Rüböl- und Zuckerfabrik, Bierbrauerei, Obst- und Weinbau und (1890) 2336 (als Gemeinde 4413) tschech. Einwohner. Der Weinbau, welcher unter Karl IV. durch Anpflanzung von Burgunder Reben wesentlich gehoben wurde, liefert den guten, roten Melniker Wein (s. Böhmische Weine). — 2) Stadt im türk. Wilajet Saloniki, Liwa Seres, an einem östlichen Zufluß der Struma, 370 m ü. M., mit 5500 meist griechischen oder gräcisierten Einwohnern, Sitz eines griechischen Erzbischofs u. eines türkischen Kaimakams.

Melniker, s. Böhmische Weine.

Mělnikow, Páwel Iwánowitsch, russ. Romanschriftsteller, geb. 3. Nov. (22. Okt.) 1819 in Nishnij Nowgorod, gest. daselbst 13. (1.) Febr. 1883, studierte 1834—37 in Kasan Philologie, war dann Lehrer am Gymnasium zu Schadrinsk (Gouv. Perm) und 1839—46 an dem seiner Vaterstadt, worauf er in den administrativen Dienst überging. Außer seinen historischen Arbeiten, namentlich über die Schismatiker der griechisch-russischen Kirche (Raskolniki), veröffentlichte er unter dem Namen Andrej Petscherskij eine Anzahl bemerkenswerter Novellen, z. B. »Alte Jahre« (1857), »Der Bärenwinkel« (1858) u. a.; seine Hauptwerke aber sind die beiden Romane »In den Wäldern« (1872—73; deutsch, Berl. 1878) und »Auf den Bergen« (1875—80), in welchen die Sitten der zu den Raskolniki sich zählenden russischen Kaufleute sowie der Bauern an der Wolga geschildert sind.

Melo (eigentlich Mello), Don Francisco Manuel de, span. Geschichtschreiber und Dichter, geb. 23. Nov. 1611 in Lissabon, gest. daselbst 13. Okt. 1665, trat in die spanische Armee und diente mit Auszeichnung in Flandern, wo er bald zum Obersten eines Regiments ernannt wurde. Später wurde dasselbe zur Dämpfung des gegen Philipp IV. in Katalonien ausgebrochenen Aufstandes verwendet und er selbst beauftragt, die Geschichte dieses Krieges zu schreiben. Von einem mächtigen Feinde des Mordes an Francisco Cardoso angeklagt, ward er trotz seiner Unschuld verurteilt, neun Jahre lang eingekerkert und schließlich nach Brasilien verbannt. Durch die Verwendung des französischen Hofes zurückgerufen, lebte er fortan in Lissabon ausschließlich litterarisch beschäftigt. Aus seinen historische, politische, moralische und poetische Gegenstände behandelnden, etwa 100 Bände füllenden Werken, die teils spanisch, teils portugiesisch geschrieben sind, ist hervorzuheben die ebensowohl durch Genauigkeit wie durch Eleganz der Darstellung und klassische Sprache ausgezeichnete »Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV«, die zuerst 1645 zu Lissabon unter dem Namen Clemente Libertino erschien (am besten hrsg. von Ferrer, Par. 1826—32, 2 Bde.; auch in den »Historiadores de sucesos particulares«, Madr. 1851). In seinen unter dem Titel: »Las tres musas de Melodino« (Lissab. 1649 u. Lyon 1665) veröffentlichten Gedichten, meist satirischen und komischen Inhalts, scheint M. sich seinen Freund Quevedo zum Muster genommen zu haben.

Melocáctus *Salm Dyck* (Melonenkaktus, Schopffackeldistel), Gattung aus der Familie der Kakteen, kugelrunde oder plattgedrückte Formen mit erhabenen Längsrippen und sternförmig gruppierten, oft sehr starken Stacheln. Die kleinen, kurzröhrigen, meist roten Blüten entwickeln sich in der Regel aus einem zottigen Schopf auf dem Scheitel; die Beerenfrucht ist glatt, länglich, rot und vielsamig. Der erwähnte Schopf, aus länglichen, dünnen, mit Wolle und langen Borsten besetzten Warzen bestehend, hebt sich mit zunehmendem Alter der Pflanze mehr und mehr empor und nimmt eine cylindrische oder stumpfkonische Form an. M. communis *Dec.*, in Westindien und im tropischen Südamerika, ist kugelig oder eiförmig, von der Größe eines Menschenkopfes, dunkelgrün, mit breiten Furchen und 13—14 tiefen, ziemlich geschärften Kanten. In der Heimat gewährt sein Saftreichtum besonders den Last- und Reittieren eine Erquickung in den wasserarmen Gebieten. Mehrere Arten werden bei uns wie die übrigen Kakteen kultiviert. Die süßen Früchte genießt man als Obst. S. Tafel »Kakteen«, Fig. 12.

Melodie (griech.), die Folge gegeneinander verständlicher Töne, wie Harmonie der Zusammenklang solcher Töne ist. Das letzte Prinzip des Melodischen ist die Veränderung der Tonhöhe nach oben oder unten (Steigen und Fallen), und zwar muß man sich dieselbe dann nicht als eine sprungweise, sondern als eine stetige und allmähliche denken; erst im Bann der Harmonik wird die Tonhöhenveränderung zu einer stufenweisen. Eine mehr naturalistische Melodiebildung bevorzugt daher chromatische Stimmschritte, welche der stetigen Tonhöhenveränderung am nächsten kommen, und es haben diejenigen Stimmschritte, welche innerhalb eines guten harmonischen Satzes die kleinsten sind (die Halb- und Ganztonschritte), als die eigentlich melodischen zu gelten, während man die größern (Terzen, Quarten, Quinten ꝛc.) gewöhnlich als harmonische bezeichnet. Das Steigen der Tonhöhe ist als gesteigerte Lebendigkeit eine Steigerung, das Fallen als verminderte Lebendigkeit eine Abspannung; die Bewegung einer M. gleicht daher den Bewegungen der Seele in Affekten; die positive Bewegung (Steigung) entspricht dem Sehnen, Begehren, Streben, Wollen, Anstürmen ꝛc., die negative (Fall) dem Entsagen, Verzagen, der Einkehr in sich selbst, Beruhigung. Diese elementaren Wirkungen haften aber, wie gesagt, an der nackten Tonhöhenveränderung; die M. als wohlgeordnete Reihe harmonisch gegeneinander verständlicher (abgestufter) Töne hat einen Teil jener elementaren Wirkung eingebüßt gegen die ästhetisch freilich viel höher anzuschlagenden Verstrickungen der harmonischen Beziehungen (das Melodische ist stilisiert). Ein Kursus »Melodielehre«, der die Materie vom Prinzip aus systematisch entwickelte, existiert zur Zeit an den Musikschulen und in den Lehrbüchern nicht, sondern (und gewiß nicht ganz ohne Grund) die Elemente der Melodielehre werden in der Harmonielehre, die höhern Stufen in der Kompositionslehre abgehandelt.

Melōdik (griech.), die Lehre von der Melodie; melodiös, voll Melodie, melodienreich; melodisch, melodiemäßig, sangbar; melodische Intervalle, speziell der Halbton- und Ganztonschritt.

Melodion (griech.), ein von Dietz in Emmerich 1806 erfundenes Klaviaturinstrument, auf welchem der Ton durch Reibung metallener Stäbe, die in perpendikulärer Richtung nebeneinander fortlaufen, vermittelst eines Cylinders hervorgebracht wird, den der Spieler mit den Füßen bewegt.

Melodium (Melodiumorgel), soviel wie Harmonium.

Melodrāma (griech.), früher ein Drama mit Musik, d. h. Oper; jetzt eine Deklamation mit Instrumentalbegleitung, sei es innerhalb eines Bühnenstückes, wie in Goethes »Egmont«, sei es als selbständiges Kunstwerk, wie z. B. die Balladen für Deklamation mit Klavierbegleitung. Das M. ist im allgemeinen eine ästhetisch verwerfliche Zwittergattung, da nicht einzusehen ist, warum nicht die Rede bis zum Recitativ und weiter gesteigert wird, wo einmal die Stimmung durch die illustrierende Musik gehoben ist. Da auch die Sprache sich des Stimmorgans bedient und die Sprechtöne eine definierbare Tonhöhe haben, so muß entweder der Vortragende sich möglichst der Tonart, den Harmonien der Begleitung akkommodieren, oder es ist ein Widerspruch zwischen den Sprechtönen und der Musik unvermeidlich. In einzelnen Fällen ist indes das M. doch zu rechtfertigen, wie im »Fidelio« (in der Kerkerszene), wo es als Steigerung gegenüber dem Gesang erscheint. Das M. als selbständiges Bühnenstück brachten zuerst J. J. Rousseau (»Pygmalion«) und Georg Benda (»Ariadne« u. a.) zu Ehren. — In Frankreich u. auch in England ist M. Bezeichnung für ein Volksstück mit Musikeinlagen (Schauer- u. Spektakelstück).

Melodūnum, lat. Name von Melun.

Meloë, der Maiwurm.

Melograph (griech., auch Pianograph, Eidomusikon, Notograph, Phantasiermaschine[!]), eine Vorrichtung an Pianofortes, welche alles, was auf denselben gespielt wird, in einer mehr oder minder genau entzifferbaren Notierung zu Papier bringt, so daß die Improvisationen, die man so oft festzuhalten wünscht, damit thatsächlich fixiert werden. Versuche, einen brauchbaren Melographen herzustellen, sind in großer Zahl gemacht worden, jedoch hat bisher keiner einen bemerkenswerten Erfolg gehabt.

Melolontha, der Maikäfer.

Melōne (Cucumis Melo *L.*, Melonengurke), aus der Gattung Gurke (Cucumis *L.*), eine einjährige Pflanze mit liegendem, verzweigtem, kantigem, rauhhaarigem, zuletzt rundlichem und kahlem Stengel, fünfeckigen oder buchtig drei- bis siebenlappigen, am Grunde breit herzförmigen, weich- oder schwachsteifhaarigen, gezahnten Blättern, kurzgestielten, gebüschelten, gelben Blüten und kugeligen oder ovalen, glatten, knotigen, netzigen oder rippigen Früchten, stammt aus Asien, wird aber in allen Weltteilen kultiviert. Man baut sie in Deutschland gewöhnlich als Mistbeetpflanze, doch kennt man mehrere Sorten, welche in sehr günstiger Lage, z. B. an weißen, nach S. gelegenen Wänden, auch im freien Lande reife Früchte tragen. Man unterscheidet: Kantalupen, platt gedrückt, breit gerippt, runzelig, selbst warzig, mit häufig orangerotem, bisweilen grünem, schmelzendem, sehr zuckerreichem, gewürzhaftem Fleisch (gelbe, Viktoria-, Silber-, Konsul Schiller-, Orangen-Kantalupen, Preskott, 3—4 kg schwer, s. Tafel »Gemüsepflanzen IV«, Fig. 8), Netzmelonen (s. Tafel »Gemüsepflanzen IV«, Fig. 9) mit dünner, netzförmiger Schale (Berliner, Sarepta, Pariser, Zuckermelone von Tours, Honfleur), Malteser M., meist länglich, glatt oder mehr oder weniger deutlich gerippt, auch netzartig, dünnschalig, meist mit weißem oder grünlichem Fleisch (grünfleischige Ananasmelonen, rotfleischige Moscatello). Zur Kultur legt man im Februar ein warmes Mistbeet an, bedeckt es 20 cm hoch mit Erde, welche verrotteten Kuhmist enthält, säet, wenn die Temperatur auf 25° gestiegen ist (am besten einige Jahre alten Samen), pikiert die jungen Pflanzen und bringt sie später auf ein andres Beet zu 1—2 in der Mitte jedes Fensters. Ist das vierte Blatt gebildet, so schneidet man auf 2 Augen, die sich bildenden Zweige wieder auf 2 Augen und die nun sich bildenden Zweige auf 4 Augen. Die weiblichen Blüten muß man mit einem Pinsel befruchten. Entwickeln sich nun die Früchte, so schneidet man den Zweig über der letzten Frucht auf 3 Blätter weg und läßt später an jedem Stock nur 3—5 Früchte. Die schwellenden Früchte legt man auf ein Brettchen oder einen Dachziegel. Melonen werden ihres saftigen, wohlschmeckenden, kühlenden Fleisches wegen häufig als Dessertfrucht mit Zucker, auch eingemacht, genossen. Ein übermäßiger Genuß bewirkt jedoch leicht Magendrücken, Kolik und Durchfall. Sie enthalten 1,0 Stickstoffsubstanz, 0,32 Fett, 2,13 Zucker, 4,40 stickstofffreie Extraktstoffe, 1,09 Holzfaser, 0,68 Mineralstoffe, 90,38 Wasser. Den gewonnenen Samen läßt man einige Zeit im Fruchtschleim liegen und trocknet

ihn dann. Er bleibt 7—8 Jahre keimfähig. Die Wassermelone (Angurie, Arbuse, Zitrullengurke, C. Citrullus *Sering.*), mit eingeschnittenen, fünflappigen Blättern, trägt 10—15 kg schwere Früchte, welche ein sehr saftiges Fleisch und rote oder schwarze Samen besitzen. Sie ist in Afrika und Ostindien heimisch, wird aber jetzt häufig in Unteritalien, Südfrankreich, Ungarn, Südrußland, Nordamerika, Ägypten angebaut. Die Frucht ist hart, glatt, schwarzgrün, mit blaßgrünen und weißlichen Flecken gezeichnet. Es ist eine der köstlichsten Früchte des ganzen Orients. Das äußere Fleisch ist härtlich, weiß und ungenießbar, das innere weich, rot und saftig, süß und sehr schmackhaft. Die weißen Wassermelonen werden roh gegessen, die härtern gekocht, auch mit Mehl vermischt und als Brot genossen. Bei uns gelangt die Wassermelone selten zu ihrer Vollkommenheit. Vgl. Weise-Hartwig, Melonen-, Gurken- u. Champignongärtner (6. Aufl., Weim. 1895).

Melonenbaum, s. Carica.

Melonenkaktus, s. Melocactus.

Melonenkürbis (Riesenkürbis), s. Kürbis.

Melonenzitrone (Pompelmus), s. Citrus.

Melophăgus, s. Lausfliegen.

Melophōn (griech.), soviel wie Harmonium, auch Ziehharmonika.

Meloplástik (griech.), künstliche Wangenbildung; s. Plastische Operationen.

Melopsittăcus, s. Papageien.

Meloria, Sandinsel mit Leuchtturm im Ligurischen Meer, 6 km vor dem Hafen von Livorno, bekannt durch die Seeschlacht, in welcher hier die Flotte der Pisaner von den Genuesen 1284 vernichtet wurde.

Melos, Insel, s. Milo.

Melosa, s. Madia.

Melote, Pflanzengattung, soviel wie Melilotus.

Melozzo da Forli, eigentlich M. degli Ambrosi, ital. Maler, geb. 1438 in Forli, gest. daselbst 8. Nov. 1494, bildete sich unter dem Einfluß Pieros della Francesca und war vorzugsweise als Freskomaler in Forli, Rom (unter Sixtus IV.) und Urbino thätig. Sein Fresko: die Übergabe der vatikanischen Bibliothek durch Sixtus IV. an Platina, zwischen 1477 und 1480 gemalt (jetzt auf Leinwand übertragen in der vatikanischen Bibliothek), ist in der Art des Piero della Francesca behandelt. 1472 schmückte M. die Tribüne von Santi Apostoli in Rom mit der Himmelfahrt Christi aus (jetzt zerstückelt im Quirinal und in der Sakristei von St. Peter, wo sich drei Apostelköpfe und elf Halbfiguren musizierender Engel, seine schönsten Werke, befinden). Um 1474 malte er sieben Bilder mit Allegorien der Wissenschaften und Künste für den vom Herzog Federigo Montefeltre erbauten Palast zu Urbino, von denen zwei (Pflege der Wissenschaft am Hofe zu Urbino) in das Berliner Museum, zwei andre (Musik und Rhetorik) in die National Gallery in London gekommen sind. M. war mit dem Grafen Girolamo Riario eng befreundet. Als der Graf zum Statthalter von Forli ernannt wurde (nach 1480), kehrte M. wahrscheinlich mit ihm dahin zurück. Seine Bedeutung liegt in der kühnen Anwendung der perspektivischen Verkürzungen beim Blick von unten nach oben, worin er seiner Zeit weit vorangeschritten war. Er war auch ein tüchtiger Kolorist, und seine Formen sind voll Würde, rein in der Zeichnung und von freier Bewegung. Vgl. Schmarsow, M. d. F. (Stuttg. 1886).

Melpomĕnē (»die Singende«), eine der neun Musen (s. d.), Vertreterin der Tragödie, dargestellt mit der tragischen Maske in der Hand oder auf dem Schemel, dazu eine Keule, wohl auch einen Kranz von Weinlaub haltend, vereinzelt selbst geharnischt. Vgl. die Abbildung beim Art. »Musen«.

Melrose (spr. mellrōs'), 1) Dorf in der schott. Grafschaft Roxburgh, nordöstlich von Selkirk, am Tweed, mit (1891) 1432 Einw. Dabei die Ruine der gleichnamigen, von König David I. 1136 gegründeten Abtei, welche das schönste und reichste Stift in Schottland war und noch jetzt dessen schönste gotische Kirchenruine bildet; am besten erhalten ist das spätgotische Chor aus dem 15. Jahrh. Unter dem Hochaltar der Abteikirche fand Graf James Douglas, welcher in der Schlacht bei Otterburne (15. Aug. 1388) fiel, seine Ruhestätte. Nahe dabei Abbotsford (s. d.). Vgl. Wade, History of St. Mary's Abbey M. (Edinb. 1861). — 2) Stadt in der Grafschaft Middlesex des nordamerikan. Staates Massachusetts, mit höherer Schule, Bibliothek, Fabriken für Schuhzeug, Nähmaschinen, Nadeln ꝛc. und (1890) 8519 Einw.

Melsungen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Kassel, an der Fulda und der Linie Kassel-Bebra der Preußischen Staatsbahn, 206 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, ein Schloß, ein öffentliches Schlachthaus, 2 höhere Privat-Knabenerziehungsanstalten, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Tuch- und Leinenfabrikation, eine Dampfbierbrauerei und (1890) 3663 Einw., davon 44 Katholiken und 119 Juden. Westlich der Heiligenberg (392 m) mit schöner Aussicht.

Meltau (Mehltau), Pflanzenkrankheit an Kräutern und Bäumen, zeigt sich nur an den krautartigen Teilen, besonders auf den Blättern, als ein weißlicher, nicht abwischbarer, mehlartiger Überzug, bei dessen Anwesenheit die befallenen Blätter kränkeln und vorzeitig absterben. Der M. wird durch epiphyte Schmarotzerpilze aus der Familie der Erysipheen (Meltaupilze) hervorgebracht (s. Erysiphe); am bekanntesten ist der in mattweißen Staubflecken auf den Blättern der Rosen auftretende Rosenschimmel (Sphaerotheca pannosa *Lév.*), ferner der Hopfenmeltau (S. Castagnei *Lév.*), der häufig die weiblichen Blütenstände der Hopfenpflanze befällt und ganze Plantagen vernichtet; der M. der Obstbäume (Podosphaera tridactyla *Wallr.* und P. Oxyacanthae *DC.*), der Weizenmeltau (Erysiphe graminis *DC.*), der auch auf Rasenflächen in Parkanlagen schädigend auftritt, u. a. Auch der Pilz der Traubenkrankheit (s. d.) gehört in die Verwandtschaftsreihe der Meltaupilze. Nasse und warme Witterung und feuchte Lagen, wo die Luft keinen freien Zutritt hat, begünstigen den M. Durch Entwässerung des Bodens und Beförderung des Luftzugs kann dem Übel vorgebeugt werden; auch muß das durch den M. getötete Stroh und Laub verbrannt werden, um die Perithecien mit ihren Sporen zu vernichten. Eins der besten Gegenmittel besteht in dem Bestreuen der von M. befallenen Pflanzenteile mit Schwefelblumen. Als M. bezeichnet man auch mehlartige Überzüge, welche aus den leeren Bälgen von Blattläusen bestehen. — Falscher M., s. Peronospora viticola.

Meltham (spr. mellthäm), Fabrikstadt bei Huddersfield (s. d.).

Melton Constable (spr. mell't'n könnstĕbl), s. Holt.

Melton-Mowbray (spr. mell't'n-möbrĕ), Stadt in Leicestershire (England), am Wreak, 20 km nordöstlich von Leicester, inmitten eines der beliebtesten Jagdreviere Englands, mit Stallungen für 800 Jagdpferde. M. hat (1891) 6392 Einw., es ist außerdem bekannt durch seine tonnenweise in den Handel gebrachten

Pork Pies (Schweinefleischpasteten) und den Handel mit Stiltonkäse (s. Stilton).

Meltzer, Jurist, s. Haloander.

Melun (spr. mölöng), Hauptstadt des franz. Depart. Seine-et-Marne, an der Seine und an der Paris-Lyoner Eisenbahn gelegen, hat 2 Kirchen (aus dem 11. und 15. Jahrh.), ein Stadthaus mit dem Denkmal des in M. gebornen Schriftstellers Amyot, einen Gerichts- und Assisenhof, ein Handelsgericht, ein Collège, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Kunst- und Antiquitätensammlung, Bibliothek (20,000 Bände), mehrere wissenschaftliche Gesellschaften, eine Ackerbaukammer, ein Zentralgefängnis, Fabrikation von Ackergeräten, Zement, Brettern, Handel mit Vieh, Käse ꝛc. und (1891) 12,792 Einw. Es ist das alte Melodunum. Vgl. Leroy, Histoire de M. (1888).

Melusine, nach französischer Sage eine Meernixe, halb Weib, halb Fisch, erscheint dem Grafen Raimund von Poitiers, der sie (mit ihren Schätzen) heimführt. Sie baute das Schloß Lusignan, verschwand aber, als sie Raimund in ihrer Doppelgestalt einmal im Bad überrascht hatte, und ließ sich nur noch auf einem hohen Turm des Schlosses in Trauerkleidern sehen, wenn einer aus diesem Geschlecht sterben sollte. Diese Sage lieferte 1387 Jean d'Arras den Stoff zu einem französischen Roman (gedruckt 1478 und 1854), den Couldrette 1401 in französische Verse brachte und Thüring von Ringoltingen aus Bern 1456 in deutsche Prosa übersetzte und in dieser Form eins der beliebtesten Volksbücher schuf (zuerst gedruckt Straßburg um 1474 und Augsburg 1474, dann öfter). Bildlich hat die Melusinensage am schönsten Moritz v. Schwind dargestellt; Opern von K. v. Perfall (»Raimondin«) und K. Grammann. Vgl. Marie Nowack, Die Melusinensage (Zürich 1886); H. Frölicher, Thürings von Ringoltingen M. (Solothurn 1889); J. Kohler, Der Ursprung der Melusinensage (Leipz. 1895).

Melville (spr. mellwill), 1) Insel an der Nordküste des zur Kolonie Südaustralien gehörigen Nordterritoriums, 370 km im Umfang, hügelig, mit schöner Vegetation bedeckt, wird durch die Apsleystraße von der Bathurstinsel, durch die Clarencestraße vom Festland, durch die Dundasstraße von der Koburghalbinsel getrennt, mit einigen Häfen. An die hier 1824 von Neusüdwales errichtete, bald wieder aufgegebene Militärstation erinnern heute nur einige Büffelherden. — 2) Wichtigste Insel des nordamerikanisch-arktischen Archipels, unter 75° nördl. Br. u. 110° westl. L. v. Gr., im N. des Melvillesunds und von der im NW. gelegenen Prinz Patrick-Insel durch die Fitzwilliamstraße getrennt, 61,900 qkm (1125 QM.) groß. Sie ist begünstigt in Bezug auf Fauna und Flora, gehört geologisch der subkarbonischen Formation an und wurde 1819 von Parry entdeckt, der im Winterhafen (an der Südküste) überwinterte. — 3) Hauptort der kapländ. Division Knysna (s. d.).

Melville (spr. méllwill), 1) Henry Dundas, Viscount, brit. Staatsmann, geb. 28. April 1742 in Edinburg, gest. 28. Mai 1811, studierte die Rechte in seiner Vaterstadt, wirkte nacheinander als Assessor des Edinburger Magistrats, Generaladvokat in Edinburg, Lordadvokat in Schottland (1775—83) und ward von seiner Vaterstadt 1774 ins Unterhaus gewählt. Hier gehörte er anfangs zur Opposition, näherte sich aber bald dem Ministerium North, ward nach Norths Rücktritt 1782 in den Geheimen Rat berufen u. unter Shelburne zum Schatzmeister der Marine ernannt. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben; erhielt sie aber, als Pitt an die Spitze der Verwaltung trat, zurück und leitete auch das Indische Kontrollamt. Beim Ausbruch der Geisteskrankheit Georgs III. suchte er die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern und ward hierfür 1791 zum Staatssekretär des Innern ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssekretariat des Krieges vertauschte. Als vertrauter Freund Pitts legte er 1801 bei dessen Entlassung seine Ämter nieder, ward aber 1802 zum Baron Dunira und Viscount M. erhoben und 1804 bei Pitts Rückkehr ins Ministerium zum ersten Lord der Admiralität ernannt. Schon früher mehrmals ungerechter Begünstigungen seines Geburtslandes und der Bestechung bei den Parlamentswahlen beschuldigt, ward er 1805 im Unterhaus der unrechtmäßigen Verwendung öffentlicher Gelder förmlich angeklagt und mußte infolgedessen zurücktreten. Sein Prozeß kam vor dem Oberhaus zur Verhandlung, aber 12. Juni 1806 erfolgte seine Freisprechung. 1807 wurde M. wieder in den Geheimen Rat berufen, hat aber kein Staatsamt mehr angenommen.

2) Robert Saunders Dundas, Viscount, Sohn des vorigen, geb. 14. März 1771, gest. 10. Juni 1851, studierte in Edinburg, trat 1794 ins Unterhaus, ward 1808 Präsident des indischen Amtes, 1809 Obersekretär für Irland, im November d. J. aber aufs neue ins Indische Amt berufen. Nach dem Tode seines Vaters trat er ins Oberhaus ein, ward unter dem Ministerium Liverpool 1812 erster Lord der Admiralität, Geheimsiegelbewahrer von Schottland und Kanzler der Universität Edinburg, legte aber, als im April 1827 Canning an die Spitze der Verwaltung trat, seine Ämter nieder. Im Januar 1828 betraute ihn Wellington abermals mit der Leitung des Seewesens, bis der Eintritt des Whigministeriums im November 1830 seiner politischen Thätigkeit ein Ziel setzte. — Sein ältester Sohn, Henry Dundas, dritter Viscount M., geb. 25. Febr. 1801, gest. 1. Febr. 1876, zeichnete sich als Oberst in den indischen Feldzügen aus und avancierte 1868 zum General.

Melvillebai, großes, langgestrecktes Becken an der Nordostküste von Labrador, in das die Flüsse Nascopee, Grand River und Kenamou münden, und das durch das Hamilton Inlet mit dem Atlantischen Ozean zusammenhängt.

Melvillebusen, ein von Treibeis erfüllter Busen der Baffinbai an der Westküste von Grönland zwischen Upernivik und Kap York.

Melvillehalbinsel, nordöstlichster Teil des amerikan. Festlandes, mit dem er durch den Rae-Isthmus zusammenhängt, zwischen dem Polarkreis und dem 70.° nördl. Br., durch die Fury- und Heclastraße von Baffinland getrennt. An der Westseite die Committeebai, an der Ostseite der Foxkanal.

Melvilleinsel, s. Melville.

Melvillesund, Seebecken im arktischen Archipel Nordamerikas, eingeschlossen von der Melvilleinsel, Banks-, Prinz Albert- und Prinz Wales-Land und den Inseln Cornwall und Bathurst. Nach O. führt die Barrowstraße, nach W. die Banksstraße, nach N. der Byam Martin-Kanal, nach SW. die Prinz Wales-Straße, nach SO. der M'Clintockkanal. Entdeckt wurde der Sund 1819 von Parry. S. Karte »Nordpolarländer«.

Melzi, Francesco, ital. Maler, geb. um 1492 in Mailand aus vornehmer Familie, war Schüler und Freund Leonardo da Vincis, den er nach Rom und Frankreich begleitete. Er scheint die Malerei nur

als Dilettant betrieben zu haben, da sich nur Zeichnungen, nicht beglaubigte Gemälde von seiner Hand erhalten haben. Man schreibt ihm ein mythologisches Bild des Berliner Museums, Vertumnus und Pomona, und ein Colombine genanntes Bild in der Eremitage zu Petersburg zu. Er war noch 1566 in Mailand am Leben.

Melzi d'Eril, Francesco, Herzog von Lodi, ital. Staatsmann, geb. 6. März 1753 in Mailand, gest. daselbst 1816, wurde 1776 Kammerherr der Kaiserin Maria Theresia, 1782 Grande von Spanien und unternahm darauf größere Reisen. Nach Begründung der cisalpinischen Republik vertrat er dieselbe auf dem Rastatter Kongreß und schloß sich nach 1800 Napoleon an. Er wurde 1802 zum Vizepräsidenten der italienischen Republik und nach Errichtung des Königreichs Italien 1805 zum Großkanzler und Siegelbewahrer des Königreichs, 1807 zum Herzog von Lodi und 1809 zum Präsidenten des Ministerrats ernannt. 1810—1815 erbaute er die schöne, mit herrlichen Kunstschätzen geschmückte Villa M. in Bellagio am Comersee. 1814 zog er sich ins Privatleben zurück.

Mem, Handelsort bei Söderköping im schwed. Län Ostgotland, an der Mündung des Götakanals in die Ostseebucht Slätbaken, hat einen Hafen, Zoll- und Lotsenstation, Handel mit Getreide und Holzwaren.

Member of Parliament (engl., spr. pärrliment, abgekürzt M. P.), Parlamentsmitglied.

Membracidae (Buckelzirpen), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Cikaden.

Membrān (lat.), soviel wie Haut, besonders ein zartes Häutchen; auch soviel wie Pergament und eine Handschrift auf Pergament. Membrana decidua, die hinfällige Haut (s. Decidua); M. mucosa, Schleimhaut; M. nictitans, Nickhaut; M. reticularis, Netzhaut; M. serosa, seröse Haut; M. synovialis, Gelenkschleimhaut; M. tympani, Trommelfell.

Membranacidae (Hautwanzen), Familie aus der Ordnung der Halbflügler, s. Wanzen.

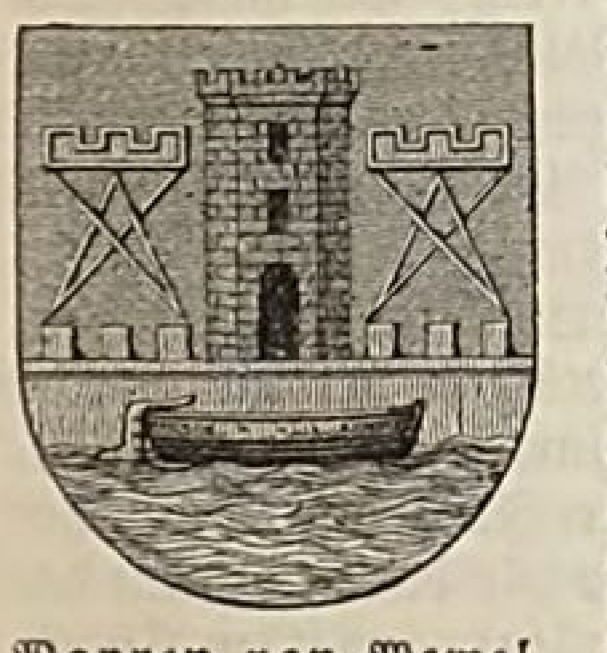
Membrānpumpe, s. Pumpen.

Membre de l'Institut (franz., spr. mängbr' dö längstitü), Mitglied des französischen Instituts (s. Akademie, S. 254 u. 255).

Membrum (lat.), Glied, Mitglied; M. genitale, Zeugungsglied; M. virile, männliches Glied; M. honorarium, Ehrenmitglied.

Memel, Fluß, s. Niemen.

Memel, Kreisstadt im preuß. Regbez. Königsberg, die nördlichste Stadt des Deutschen Reiches, an der Mündung der schiffbaren Dange in das Memeler Tief, welches das Kurische Haff mit der Ostsee verbindet, Knotenpunkt der Linien Insterburg-M. und M.-Bajohren der Preußischen Staatsbahn, hat 3 evangelische, eine englische und eine kath. Kirche, 3 Synagogen und (1890) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie Nr. 41) 19,282 Einw., davon 723 Katholiken und 861 Juden. An gewerblichen Etablissements bestehen eine Fabrik zur Herstellung chemischer Produkte (400 Arbeiter), 3 Schiffswerften, ferner Eisengießereien, Maschinenfabriken, eine Seifenfabrik, 2 Bierbrauereien und eine Branntweinbrennerei. Der Handel wird durch ein Vorsteheramt der Kaufmannschaft, durch 16 Konsulate fremder Länder und eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 134,45 Mill. Mk.) unterstützt und ist bedeutend in Holz, Leinsaat, Flachs, Hanf, Steinkohlen, Dungmitteln und Fischen (besonders Heringen), weniger bedeutend in Getreide, Spiritus, Häuten, Lumpen, Zement und Petroleum. Die Reederei zählte 1893: 33 Seeschiffe zu 10,334 Registerton., davon 13 Dampfer zu 2659 Registerton. Raumgehalt. In den geräumigen, durch Molen geschützten und mit einem Leuchtturm versehenen Hafen liefen 1893 ein: 801 Seeschiffe zu 229,550 Ton., davon 464 Dampfer zu 176,336 Ton., es gingen ab: 824 Schiffe zu 234,195 Ton., davon 465 Dampfer zu 176,474 Ton. Dem Verkehr in der Stadt dient eine Telephonanlage, welche auch Verbindung mit Tilsit, Insterburg, Elbing, Danzig, Bromberg, Posen, Berlin rc. herstellt. M. ist Sitz eines Landgerichts, eines Hauptzollamts, einer Prüfungskommission für Lotsen und Seefahrer, eines Lotsenkommandos und einer Rettungsstation für Schiffbrüchige und hat ein Gymnasium, eine Navigationshauptschule und ein Waisenhaus. Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die 4 Amtsgerichte zu: Heydekrug, M., Prökuls u. Ruß. In der Nähe die großen Dörfer Bommelsvitte und Königlich Schmelz (s. d.) und das Forsthaus Försterei mit Seebad. — M. wurde 1252 unter den Mauern der Deutschordensburg Memelburg gegründet und sollte anfangs den Namen Neudortmund und dortmundsches Stadtrecht erhalten, wurde aber Memelburg genannt und bekam lübisches Recht. Ein Drittel der Stadt gehörte dem Bischof von Kurland, zwei Drittel besaß der livländische Schwertorden. Letzterer übertrug 1326 seinen Anteil dem Deutschen Orden, der 1328 die ganze Stadt erhielt und sie 1404 aufs neue befestigte. In den Kriegen mit den Litauern und Polen im 13.—15. Jahrh. hatte die Stadt viel zu leiden, brannte wiederholt ab, war eine Zeitlang im Besitz der Schweden und wurde 1757 von den Russen besetzt. Nach der Schlacht bei Jena (1806) weilten zu Anfang 1807 König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise daselbst, und am 28. Jan. d. J. wurde hier der Friede zwischen Preußen und England abgeschlossen. Am 27. Dez. 1812 wurde M. infolge der Kapitulation zwischen Trabenfeld u. Paulucci von den Russen besetzt. 1854 brannte ein großer Teil der Stadt mit reichen Warenvorräten nieder. M. ist Geburtsort des Dichters Simon Dach (1605).


Wappen von Memel.

Meménto (lat., »gedenke«), Mahnruf, Denkzettel; auch ein Teil der katholischen Messe.

Meménto mori (lat., »gedenke des Todes«), Wahlspruch einiger Mönchsorden, z. B. der Kamaldulenser.

Meminisse juvābit, häufige Verkürzung des Verses: »Forsan et haec olim meminisse juvabit« (»vielleicht wird auch dies einmal eine Erinnerungsfreude«), in Vergils »Äneide«, I, 203.

Memleben, Dorf im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Eckartsberga, an der Unstrut, hat eine evang. Kirche und (1890) 638 Einw., merkwürdig wegen des daselbst im 10. Jahrh. von Otto II. gegründeten Benediktinerklosters, welches jedoch schon 1015 als Propstei dem Kloster Hersfeld unterstellt wurde und bis 1552 bestand. Die Vogtei ward 1346 von den Grafen von Orlamünde an Thüringen abgetreten. Heinrich I. und Otto I. starben daselbst. Von der Klosterkirche, einem ausgezeichneten Bauwerk aus der Übergangsperiode des byzantinischen Stils in den gotischen, sind noch bedeutende Ruinen mit Wandmale-

reien vorhanden, deren weiterm Verfall König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch geschmackvolle Restaurationen vorbeugte. Am besten erhalten ist die auf schön gearbeiteten Säulen ruhende, gleichfalls restaurierte Krypte. In der Nähe die Ruine Wendelstein. Vgl. Wilhelm, Geschichte des Klosters M. (Naumb. 1827); Puttrich, Die Kirchen zu M., Schrapslau und Treben (Leipz. 1837, 8 Tafeln).

Memling (Memlinc, fälschlich Hemling), Hans, niederländ. Maler, geb. um 1430 in Mainz, gest. 11. Aug. 1495 in Brügge, wird zuerst 1478 urkundlich in Brügge erwähnt, wo er jedoch schon längere Zeit thätig gewesen, und blieb dort bis zu seinem Tode ansässig. Alle übrigen Mitteilungen aus seinem Leben sind sagenhaft. Aus seinen Werken geht hervor, daß er sich unter oder nach Roger van der Weyden gebildet hat. Er milderte jedoch dessen Herbheit und gab seinen Figuren weniger gestreckte Formen. Trotz mancher Eckigkeiten und Magerkeiten zeigen sie anmutige Bewegung, und ihr zarter Seelenausdruck, ihre tiefe und wahre Empfindung fesseln den Beschauer mit großer Macht. Die naive Liebenswürdigkeit seines Erzählens, seine vollendete Meisterschaft in der Farbe und Modellierung, seine zarte Sorgfalt in der Behandlung stehen in seiner Zeit einzig da, weshalb ihn auch die Italiener besonders bevorzugten. Die Hauptwerke des Künstlers besitzt das Johannishospital zu Brügge: Vermählung der heil. Katharina (Flügelaltarbild, 1479), Anbetung der drei Könige (ebenfalls mit Flügeln, 1479), Bildnis der Maria Moreel, als Sibylla persica dargestellt (1480), Madonna mit dem Donator Martin van Nieuwenhoven (1487) und vor allen den St. Ursulakasten mit 14 Darstellungen aus der Legende von den 11,000 Jungfrauen (1489). In der Akademie zu Brügge befindet sich ein Triptychon: in der Mitte die Heiligen Christoph, Maurus, Ägidius, auf den Flügeln der Stifter Bürgermeister Moreel mit seiner Familie. In der königlichen Galerie zu Turin befindet sich eine Tafel, die in verschiedenen kleinen Gruppen die Passion Christi (die sieben Schmerzen Mariä) vorstellt; in der Pinakothek zu München ein ähnliches Werk mit den sieben Freuden Mariä. In der Greveradenkapelle im Dom zu Lübeck sieht man ein Flügelaltarbild von M., in der Mitte mit der Kreuzigung Christi (1491; beschrieben von Gaedertz, Leipz. 1883). Nach dem Vorgang Hothos schreibt man jetzt auch das Jüngste Gericht (1467) in der Marienkirche zu Danzig M. zu. Vgl. Weale, Hans M., zijn leven en zijne schilderwerken (Brügge 1871); Michiels, Memlinc, sa vie et ses ouvrages (Verviers 1883); Wauters, Sept études pour servir à l'histoire de Hans M. (Brüssel 1894).

Memlos, Weiler im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Gersfeld, 10 km südöstlich von Fulda, an der Lütter, hat zwei Sauerbrunnen und 100 Einw.

Memmingen, unmittelbare Stadt im bayr. Reg.-Bez. Schwaben, an der Aach, Knotenpunkt der Linien Kempten-Ulm und Buchloe-Buxheim der Bayrischen Staatsbahn, 610 m ü. M., hat 3 evang. Kirchen (darunter die gotische Martinskirche mit 67 in spätgotischem Stil ausgeführten Chorstühlen und die gleichfalls gotische Frauenkirche mit neuerdings wieder entdeckten sehenswerten Wandmalereien), eine kath. Kirche mit schönen Altargemälden, ein Rathaus im Renaissancestil aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., mehrere interessante Patrizierhäuser (darunter der Fuggerbau, in welchem Wallenstein 1630 die Urkunde seiner Absetzung erhielt), mehrere altertümliche Stadtthore, ein Denkmal des hier gebornen Chronisten Burkhard Zingg, ein Kriegerdenkmal für 1870/71 und (1890) 9600 Einw., davon 2969 Katholiken und 203 Juden. Die Industrie erstreckt sich auf mechanische Flachsspinnerei und Leinweberei, Fabrikation von Jacquarddecken, Zeug und Tuch, Bindfaden, Feuerlöschmaschinen, landwirtschaftlichen Maschinen und Maschinen für Seilereibetrieb, Seife und Leder, auf Eisen- und Glockengießerei und Brückenbau. Der Handel, unterstützt durch ein Bezirksgremium, eine Reichsbanknebenstelle und eine Agentur der bayrischen Notenbank, ist besonders ansehnlich in Hopfen, Getreide, Käse, Wolle, Leder und Vieh. M. ist Sitz eines Bezirksamts, eines Landgerichts und eines Hauptsteueramts und hat ein Progymnasium, eine Realschule, ein Lehrerinnenseminar, eine Präparandenanstalt, ein Theater, eine Stadtbibliothek, ein Museum und ein für die Stadtgeschichte wichtiges Archiv. Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die 11 Amtsgerichte zu Babenhausen, Buchloe, Günzburg, Illertissen, Krumbach, M., Mindelheim, Neuulm, Ottobeuren, Türkheim und Weißenhorn. In der Nähe das Dorf Buxheim mit Schloß des Grafen von Waldbott-Bassenheim und ehemaligem Kartäuserkloster und das Bergschloß Eisenburg mit großartiger Fernsicht auf die Alpen. — Urkundlich kommt M. erst 1010 vor; es gehörte den Welfen, von 1191 an den Hohenstaufen, kam nach deren Aussterben an das Reich und wurde unter Rudolf von Habsburg (1286) und Adolf, der ihm 1296 die Rechte von Ulm erteilte, freie Reichsstadt. Ihr Gebiet betrug später 110 qkm (2 QM.). 1331 schloß sich M. dem schwäbischen Städtebund an. In Gemeinschaft mit Straßburg, Konstanz und Lindau übergab die Stadt 1530 zu Augsburg die Confessio tetrapolitana, trat später zum Schmalkaldischen Bund über, mußte sich aber 1546 dem Kaiser unterwerfen und 1548 das Augsburger Interim annehmen. Im Dreißigjährigen Krieg war M. 1631 abwechselnd im Besitz der Kaiserlichen und Schweden, wurde von letztern 1647 den Bayern übergeben, die es 1648 wieder räumten, und war 1702—1704 von Bayern und Franzosen wieder gemeinschaftlich besetzt. Am 9. und 10. Mai 1800 erfochten hier die Franzosen unter Moreau einen Sieg über die Österreicher unter Kray. 1802 kam die Stadt an Bayern. Vgl. Kaner, Memminger Chronik (1805); Rohling, Die Reichsstadt M. in der Zeit der evangelischen Volksbewegung (Münch. 1864); Dobel, M. im Reformationszeitalter (Augsb. 1877—78, 5 Tle.); Clauß, Memminger Chronik, 1826—1882 (Memming. 1894).



Wappen von Memmingen.

Memmius, C., röm. Volkstribun 111 v. Chr., deckte die Käuflichkeit und Verräterei der Optimaten bei den Verhandlungen mit Jugurtha auf und bewirkte dadurch die Kriegserklärung an Jugurtha. Von der gemäßigten Partei als Kandidat für das Konsulat des Jahres 99 aufgestellt, wurde er 100 von einem Pöbelhaufen unter Führung seines Mitbewerbers Saturninus mit Knütteln erschlagen.

Memnon, im griech. Mythus der Sohn der Eos und des Tithonos, König der Äthiopier, eilte nach der nachhomerischen Dichtung dem König Priamos von Troja zu Hilfe, erlegte den Antilochos, ward aber von Achilleus getötet und erhielt von Zeus auf das

Flehen seiner Mutter, die den Leichnam klagend in die ferne Heimat trug, die Unsterblichkeit. Während beide kämpften, hatte Zeus ihre Seelen gewogen (daher Psychostasie), und die des M. war gesunken. Der Mythus ist von den Tragikern wie von der bildenden Kunst mehrfach behandelt worden. In späterer Zeit suchte man M. mehr und mehr als historische Person aufzufassen. Danach war er der Erbauer der Königsburg in Susa (Memnonia) und wurde von dem assyrischen König Teutamos seinem Vasallen Priamos mit einer Schar Äthiopier und Susianer zu Hilfe geschickt; auch unterjochte er alle Völker zwischen Susa und Troja. Doch fuhren auch die Dichtung und der Volksglaube fort, den Mythus von M. auszuschmücken. Der Tau des frühen Morgens, dichtete man, sei die Thräne der Eos, womit sie jeden Morgen den Verlust des geliebten Sohnes beweine, und seine trauernden Gefährten in Troas wurden in Vögel (Memnoniden) verwandelt, die jährlich zu seinem Grabhügel (der übrigens an verschiedenen Orten gezeigt wurde) kamen und sich, gleichsam Leichenspiele feiernd, unter Wehklagen zerfleischten. In Ägypten aber ward der Mythus von den Griechen mit einem kolossalen Steinbild bei Theben, das den König Amenophis darstellte, in Verbindung gebracht. Dieses Amenophion (dann Memnonion oder Memnonssäule genannt), das noch vorhanden ist, stellt eine sitzende Statue mit aneinander geschlossenen Beinen aus dunklem Gestein vor u. hatte urspünglich wohl an 22 m Höhe, war aber durch ein Erdbeben, wahrscheinlich 27 v. Chr., zertrümmert worden, so daß der Oberteil des Kolosses herabstürzte. Seitdem fand die merkwürdige Erscheinung statt, daß das Steinbild, von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen, einen Ton, ähnlich dem Klang einer zerspringenden Saite, von sich gab, was die Sage von dem »Tönen der Memnonssäule« veranlaßte, wodurch M. beim Aufgang der Sonne den Gruß seiner Mutter Eos erwidere. Dies Phänomen, dessen Strabon zuerst gedenkt, ohne jedoch den Koloß Memnonion zu nennen (so daß also die Übertragung des Memnonsmythus wohl erst in der nächstfolgenden Zeit stattfand), hatte seinen Grund wahrscheinlich in einem Durchzug der Luft durch die Poren u. Risse des durch Erdbeben zerklüfteten Steines (eines sehr harten und spröden Kieselkonglomerats), der besonders beim Wechsel der Temperatur zur Zeit des Sonnenaufgangs stattfand. Vgl. Letronne, La statue vocale de M. (Par. 1833); Lepsius, Briefe aus Ägypten (Berl. 1852).

Memnonium, s. Abydos 2).

Mémoire (franz., spr. -mŭär'), eigentlich Gedächtnis, dann, was zur Erinnerung an eine Sache dienen soll: Schrift, Aufsatz, verfaßt und veröffentlicht, um die Erörterung einer Frage ꝛc. anzuregen; daher besonders eine Staatsschrift über eine staats- oder völkerrechtliche Angelegenheit (Denkschrift).

Memoiren (franz., spr. -mŭāren, »Denkwürdigkeiten«), Darstellungen historischer Thatsachen, welche der Verfasser selbst erlebt und schriftlich aufgezeichnet hat. Sie unterscheiden sich von den gleichzeitigen Chroniken dadurch, daß der Erzählende sich in den Mittelpunkt des von ihm Erzählten stellt oder doch vorzugsweise das berichtet, woran er selbst, handelnd oder leidend, Anteil genommen hat. Die M. bieten dem Geschichtsforscher ergiebige Quellen dar, die jedoch mit Behutsamkeit und besonnener Kritik gebraucht werden müssen. Das klassische Altertum hat nur zwei Schriftsteller aufzuweisen, welche in dieser Gattung Musterhaftes hinterlassen haben: Xenophon und Cäsar. Im Mittelalter gehören zu den M. die Aufzeichnungen des Marco Polo und, um auch aus Deutschland ein Beispiel anzuführen, die M. des Eberhard Windecke über König Siegmund. Unter den modernen Litteraturen sind die englische und französische am reichsten an M., und insbes. ist Frankreich als das eigentliche Vaterland der Memoirenlitteratur zu betrachten. Die ersten Produkte dieses Genres finden sich im 13. Jahrh. Geoffroy de Villehardouins Geschichtswerk über das lateinische Kaisertum steht zwischen Chronik und M. noch in der Mitte; zu den eigentlichen historischen M. aber gehört Joinvilles »Histoire de saint Louis«, und auch Froissarts die Jahre von 1322—1400 behandelndes Geschichtswerk trägt zumeist einen memoirenhaften Charakter. Sehr bedeutend ist dann zur Zeit Ludwigs XI. und Karls VIII. Philippe de Comines, dessen M. zu den Meisterwerken im Gebiet praktisch-politischer Schriftstellerei gehören. Von großer Wichtigkeit sind auch die M. aus den spätern Jahrzehnten des 16. Jahrh., die den Leser unmittelbar in die religiösen und politischen Konflikte dieser Zeit einführen. Vor allen sind hier zu nennen: die M. von Blaise de Monduc (1521—72), Gaspard de Saulx-Tavannes (1530—73), Michel de Castelnau und Margarete von Valois, Heinrichs IV. erster Gemahlin, deren Denkwürdigkeiten ausschließlich das Hofleben zum Gegenstand haben, sowie die »Memoriae nostrae libri VI« von Guillaume Paradin und das ebenfalls in lateinischer Sprache geschriebene Geschichtswerk von de Thou (Thuanus, 1544—1607). Von protestantischem Standpunkt aus schrieben: Lanoue, Duplessis-Mornay (1572—1623) und Jean Mergey. Außerdem verdienen noch Villeroi (1567—1604), der Herzog von Nevers (1574—1610), der Herzog von Bouillon (1560—86) und der Prinz Ludwig von Condé (1559—66) Beachtung. Brantômes M. zeichnen sich durch eine ins Obscöne hinüberstreifende Frivolität aus, aber Sullys »Économies royales« geben ein schönes Bild von dem trefflichen Charakter ihres Verfassers. Für die Regierungszeit Ludwigs XIII. lieferten der Graf von Pontchartrain (1610—20), der Herzog von Orléans, der Herzog von Rohan (1610—29), Vaucienнes, der Marquis von Beauveau, Estrées (1610—17), Bassompierre, Montrésor, Aubery und Richelieu reiche und wichtige Beiträge, und für das Zeitalter Ludwigs XIV. sind vornehmlich die M. von Larochefoucauld, dem Kardinal Retz, dem Grafen Jacques Saulx-Tavanne, Puységur, Brienne, Motteville, Rabutin, Estrades, Grammont, Dangeau, Saint-Simon, de Lafare, Luxembourg, Catinat, Noailles u. a. zu nennen. Die Zeiten der Regentschaft und Ludwigs XV. behandeln die M. von Duclos, die des Abbé Monthyon, des Herzogs von Choiseul und Chalotais'. Für die Periode der Revolution sind solche Massen von M. vorhanden, daß wir uns mit der Angabe der bedeutendsten Namen, der von Necker, Besenval, Ferrière, Alexandre Lameth, Lafayette, Montlosier, der Madame de Staël, Campan, Barbaroux, Billaud-Varennes, Dumouriez, der Madame Roland, Mirabeau, Mounier, Barère und Camille Desmoulins, begnügen müssen. Selbst Henker, wie der bekannte Scharfrichter Samson von Paris, schrieben damals M. Nicht alle diese M. sind aber echt; manche tragen einen berühmten Namen an der Stirn, sind aber offenbar untergeschoben, wie denn überhaupt in neuerer Zeit die Memoirenfabrikation auf wahrhaft schwunghafte Weise betrieben wird. Einer der bedeutendsten

Autoren dieser Art war Soulavie, dessen Sammlungen neuerlich durch die »Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution française« (Par. 1822—28, 30 Bde.) und andre Sammelwerke mit Recht verdrängt worden sind. Noch reichhaltiger ist die Memoirenlitteratur der Napoleonischen Zeit. Von wirklicher Bedeutung sind indes nur die von Bignon, Las Cases, O'Meara, Constant, Lavalette, Savary, von der Herzogin von Abrantes, Marmier, Eugen Beauharnais und Frau v. Rémusat. Unter den neuesten M. sind wahrhaft gehaltreich die von Chateaubriand, Carnot, George Sand und Broglie. Die zahlreichen Kriegstagebücher der letzten Jahre haben meist keine höhere litterarische Bedeutung. In England beginnt die Memoirenlitteratur erst seit der Regierung der Königin Elisabeth wichtiger zu werden. Erhebliche Quellen für diese Zeit sind die M. von James Melville, welche bis auf Jakobs I. Zeit herabreichen, und von Th. Birch, sowie für die schottischen Verhältnisse die von Dav. Crawford of Drumsey interessante Ausbeute gewähren. Für die religiös-politischen Bewegungen und Konflikte des 17. Jahrh. sind erwähnenswert: Rushwort, Ludlow, Clarendon, Whitelock und Will. Temple. Die wichtigsten hierher gehörigen M. sind zusammengestellt in Guizots »Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre« (Par. 1823, 33 Bde.). Eine lebendige Charakteristik des Protektors Cromwell gibt Peck, und den Fall der Stuarts behandeln John Dalrymple und Pepys, an welche sich Burnet und Marlborough anschließen. Die Denkwürdigkeiten Bolingbrokes, Walpoles, John Kers of Kersland u. a. beziehen sich auf Georgs I. Zeit. Wie in Frankreich, so schwillt auch in England in der neuern Zeit die Memoirenlitteratur zu nicht zu bewältigenden Massen an. In Deutschland machte man im Zeitalter der Reformation einen vielversprechenden Anfang in der Gattung der politischen M. Karl V. schrieb M. seines Lebens, welche uns aber nur in einer französischen Bearbeitung einer portugiesischen Übersetzung des verlornen spanischen Originals erhalten sind. Dem Zeitalter der Reformation gehören an die Denkwürdigkeiten des Götz von Berlichingen, das Tagebuch des Schmalkaldischen Krieges von Viglius van Zwichem, die M. des Sebastian Schärtlin von Burtenbach, des Grafen Wolrad von Waldeck, des Stralsunders Barth. Sastrow, der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die M. des L. Geizlkofer und des Ritters H. von Schweinichen, dem Dreißigjährigen Krieg unter andern die Tagebücher des Grafen Christian von Anhalt. Aus der preußischen Geschichte sind zu nennen: die französisch geschriebenen, mit großer Vorsicht zu benutzenden M. der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth und des Barons Pöllnitz sowie die M. Friedrichs d. Gr. über seine Kriege und die des Prinzen Karl von Hessen. Besondere Erwähnung verdienen noch die gehaltvollen »Denkwürdigkeiten« v. Dohms, das Fragment von M. des Grafen von Haugwitz und in neuerer Zeit die M. von Gentz, dem Herzog Eugen von Württemberg, Müffling, der Gräfin von Voß, Varnhagen v. Ense, von Gagern, Arndt, dem Ritter von Lang, Hormayr, Metternich, Beust, Herzog Ernst von Koburg-Gotha, Bernhardi, Unruh u. a. Für das litterarische Leben des 18. und 19. Jahrh. sind von höchster Bedeutung die M. von Chr. Wolff, J. J. Moser, K. und Fr. v. Raumer und vor allen Goethes unübertreffliches Werk »Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit«.

Memorābel (lat.), merk-, denkwürdig; Memorabilien, Denkwürdigkeiten, Memoiren (s. d.).

Memorándum (lat.), etwas zu Notierendes, eine Denkschrift; ein dazu bestimmtes Buch (Memorandenbuch, Memorial); insbes. auch die in Seeversicherungspolicen enthaltene Aufzählung der Gefahren, gegen welche der Versicherer keine Garantie übernimmt.

Memorĭa (lat.), das Gedächtnis; in memoriam, zur Erinnerung, Mahnung.

Memoriāl (lat., Memoriale, Promemoria), schriftliche Eingabe, welche bei einer hochstehenden Person, einer Behörde, einem Vorgesetzten etwas in Anregung bringen soll; öffentliche Anzeige, mittels welcher man die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Gegenstand hinlenken will; in der Buchhaltung eins der Hauptbücher (s. Buchhaltung, S. 617).

Memoriale Unterrichtsmethode, s. Gedächtnispflege im Unterricht.

Memorieren (lat.), auswendig lernen; memorisieren, zur Erinnerung aufzeichnen.

Memorĭter (lat.), aus dem Gedächtnis, auswendig.

Memphis (in der Bibel Noph oder Moph), die älteste Hauptstadt von Unterägypten, auf dem westlichen Nilufer, bei den heutigen Dörfern Mitrahine und Sakkâra, 18 km südlich von Kairo. Die Gründung von M. wird auf Menes (vgl. Ägypten, S. 232), den ersten König der 1. Dynastie, zurückgeführt. Menes ließ den Nil, welcher am Felsenrande der Libyschen Wüste hinfloß, nach O. hin in sein jetziges Bett leiten und erbaute auf dem so gewonnenen Platz die Stadt Men Nefer (»Stätte des Guten«), deren Name von den Griechen in M. umgewandelt wurde. Menes gründete hier auch den berühmten Tempel des Weltenschöpfers Ptah, nach welchem sie die heiligen Namen Pu-Ptha oder Ha-Ptha (»Stadt des Ptha«) führte, und umgab sie mit einer kolossalen Mauer. Eine noch vorhandene Porträtstatue Ramses' II. bezeichnet die Stätte des Tempels. Menes' Sohn Atothis erbaute die Königsburg, die sogen. Weiße Mauer, und erhob M. zur Reichshauptstadt. Als solche blühte es Jahrhunderte hindurch auch durch Handel und Wissenschaft, selbst als nach Vertreibung der Hyksos die Residenz nach Theben verlegt wurde. Sie war eine der volkreichsten wie der ausgedehntesten Städte des Altertums. 525 erstürmte Kambyses die Stadt, welche drei Jahrhunderte später durch die Gründung Alexandrias den Todesstoß erhielt. Die Bevölkerung schwand, nur die Gebäude blieben übrig, und selbst Diodor und Strabon konnten noch die Ausdehnung und Pracht von M. bewundern. Der Araber Abd ul Latif, welcher sie im 12. Jahrh. besuchte, fand ihre Überreste noch »ungeheuer«. Die Ruinen dienten als Steinbruch für die Bauten Kairos. Jetzt ist die alte Stadt bis auf unförmliche Schutthügel, einzelne kolossale Skulpturreste und Spuren der erdbedeckten Umwallungen gänzlich verschwunden; nur die Pyramiden, die 1851 aufgefundenen Apiskatakomben (vgl. Mariette, Le Sérapéum de M., Par. 1882) und zahllose Privatgräber am Saum der Libyschen Wüste zeugen noch von der alten Pracht und Bedeutung von M. (s. Tafel »Architektur I«, Fig. 1). Vgl. Dümichen, Karte des Stadtgebietes von M. (Leipz. 1895).

Memphis, Hauptstadt der Grafschaft Shelby des nordamerikan. Staates Tennessee, am Mississippi, über den eine 721 m lange Eisenbahnbrücke mit 5 Bogen führt, malerisch auf den Chickasaw Bluffs gelegen, hat eine ausgedehnte Esplanade am Fluß, eine Börse,

Baumwollbörse, Zollhaus, mehrere Klubhäuser, höhere Schulen, die Cossett-Bibliothek, mehrere Plätze, ein Denkmal Jacksons, 4 Theater u. (1890) 64,495 Einw., darunter 5400 im Ausland (1620 in Deutschland) Geborne u. 28,729 Farbige; 1895 betrug die Bevölkerung bereits 75,000, 1880 erst 33,593. Die Industrie ist in schnellem Aufschwung; 1890 wurden in 302 gewerblichen Anstalten mit 5569 Arbeitern Waren im Wert von 11,800,455 Doll. hergestellt; am wichtigsten sind die Gießereien u. Maschinenwerkstätten, Getreidemühlen und Wagenbauanstalten, die Baumwollsamenölfabriken und die Baumwollpressen. Weit bedeutender ist der Handel mit Baumwolle (jährlich 800,000 Ballen), Spezereiwaren (25 Mill. Doll.), Holz, Getreide, Schuhzeug, Steingut ꝛc. Eine elektrische Bahn führt zum Nationalfriedhof mit den Gräbern von 14,000 Soldaten und dem besuchten Ausflugsort Raleigh. Dampfer fahren auf dem White, St. Francis und Arkansas nach Fort Smith in Arkansas.

Mén., s. Ménet.

Mena, Juan de, span. Dichter, geb. 1411 in Cordoba, gest. 1456 in Torrelaguna, wo der Markgraf von Santillana ihm einen Denkstein stiftete, studierte in Salamanca, machte sich sodann in Rom noch mit der altklassischen Litteratur vertraut, ward nach seiner Rückkehr lateinischer Sekretär und Historiograph des Königs Johann II. sowie Mitglied des Rates der Vierundzwanzig seiner Vaterstadt. M. gilt für den Vater der spanischen Dichtkunst und wird als solcher wohl der »spanische Ennius« genannt. Er nahm sich die Alten und die Italiener zum Muster und bemühte sich, durch Einführung dichterischer lateinischer Ausdrücke die Muttersprache zu bereichern. Er ist der Chorführer der italienisierenden Schule. Sein Hauptwerk ist das didaktische Gedicht »El Labyrinto« (Sevilla 1496; mit Kommentar von Fernan Nuñez, das. 1499; von Sanchez de las Brozas, Salam. 1582 u. ö.), nach der Zahl der Strophen auch »Las Trescientas« genannt, ein allegorisches Gemälde der Wandlungen des Glücks und eine offenbare Nachahmung der »Divina Commedia« Dantes. Der poetische Wert des Werkes ist trotz mancher schönen Einzelheiten im ganzen gering; von den Zeitgenossen aber wurde es sehr bewundert und in Spanien sowie in Portugal mehrfach nachgeahmt. Menas übrige poetische Arbeiten sind: »La Coronacion« (1492), ein Gedicht zur Feier der Dichterkrönung des Marquis von Santillana; das allegorisch-asketische Poem »Contra los siete pecados mortales« (Salam. 1500) und mehrere kleinere Stücke im höfischen Stil, die zum Teil im »Cancionero general« stehen. Außerdem übersetzte er die Ilias in spanische Prosa. Seine poetischen Werke erschienen oft gesammelt (Sevilla 1528, Madr. 1804 u. 1840). Ein bisher unbekanntes Gedicht von M.: »Dezir sobre la justicia etc.«, wurde neuerdings veröffentlicht (Madr. 1876), leider in unzugänglicher Ausgabe.

Menabrea, Luigi Federigo, Marquis von Valdora, Graf, ital. Staatsmann, geb. 4. Sept. 1809 in Chambéry, erzogen auf der Militärakademie in Turin, wurde erst Ingenieuroffizier, später Professor der Mechanik an der Militärakademie und der Universität zu Turin und 1848 Mitglied der Kammer, wo er zum rechten Zentrum gehörte. Den Krieg von 1859 machte er als Generalmajor und Chef des Genies mit, optierte nach der Abtretung seiner Heimat Savoyen für Italien, befestigte Bologna, Piacenza, Pavia ꝛc., leitete die Belagerungsarbeiten von Ancona, Capua und Gaeta und ward zum Mitglied des Senats und zum Generalleutnant ernannt. 1861—62 war er Marineminister unter Ricasoli, vom Dezember 1862 bis März 1864 Minister der öffentlichen Arbeiten unter Farini und Minghetti. 1866 unterzeichnete er als italienischer Bevollmächtigter den Prager Frieden. Als Rattazzi nach der französischen Intervention im Kirchenstaat im Oktober 1867 abtrat, übernahm M. als Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen die undankbare Aufgabe, gegen die Garibaldiner einzuschreiten und die demütigenden Verhandlungen mit Frankreich zu führen. Vergeblich war er in Gemeinschaft mit Cambray-Digny bemüht, die Finanzen zu ordnen und einen Modus vivendi mit der Kurie sowie die Räumung des Kirchenstaates durch die Franzosen zu erlangen. Nach den Wahlen von 1869 mußte sein konservatives Ministerium einem liberalen (Lanza) im November Platz machen. Als Generaladjutant des Königs, Präsident des Komitees für Artillerie ꝛc. und Mitglied des Senats entfaltete er hierauf eine eifrige und fruchtbare Thätigkeit. 1876 wurde er zum Botschafter in London, 1882 in Paris ernannt; im Januar 1892 nahm er seinen Abschied.

Menaccanit, s. Titaneisenerz.

Menächmen (griech.), in dem gleichnamigen Lustspiel des Plautus Name zweier zum Verwechseln ähnlichen Brüder, daher im übertragenen Sinne soviel wie Zwillinge, Ebenbilder.

Menächmos, griech. Bildhauer des 5. Jahrh. v. Chr., von welchem eine Statue der Artemis aus Gold und Elfenbein erwähnt wird. Ein andrer M. späterer Zeit, aus Sikyon stammend, vorzugsweise als Erzbildner thätig, schrieb ein Werk über Plastik.

Menacieren (franz., spr. -ßī-), drohen, bedrohen.

Menādo, Hauptstadt der gleichnamigen niederländ. Residentschaft auf der Insel Celebes (s. d., S. 946), auf der nordöstlichen Halbinsel derselben, mit prächtigem Hintergrund vulkanischer Piks, schönen Gärten, Kasernen, Magazinen, geschützt durch das Fort Amsterdam, welches auch die Reede beherrscht, und (1891) 8662 Einw., darunter 504 Europäer und 2160 Chinesen, die namentlich vorzüglichen Kaffee sowie Schildpatt, Trepang und eßbare Vogelnester ausführen.

Menado-hemp, s. Manilahanf.

Ménage (franz., spr. -āsch'), Haushaltung, Wirtschaft, Wirtlichkeit; insbes. beim Militär die Vereinigung von Unteroffizieren und Mannschaften zu gemeinschaftlicher Beköstigung unter Zahlung eines Beitrags zur Menagekasse; endlich eine aus mehreren Einsatzschüsseln bestehende Vorrichtung zum Transport von Speisen.

Ménage (spr. -āsch'), Gilles (Ägidius Menagius), franz. Gelehrter, geb. 15. Aug. 1613 in Angers, gest. 23. Juli 1692 in Paris, wurde nach vollendeten Studien königlicher Sachwalter, trat aber dann in den geistlichen Stand, wurde Prior von Montdidier und stiftete aus Opposition gegen die Akademie, die ihm ihre Pforten nicht öffnete, eine gelehrte Gesellschaft (Mercuriales), die gegen 40 Jahre bestand. M. war einer der Koryphäen des Hôtel de Rambouillet und stand mit Balzac, Pélisson, Scudéry, Chapelain ꝛc. in enger Verbindung. Molière, dem er entgegen war, brachte ihn in den »Femmes savantes« in der lächerlichen Rolle des Vadius auf die Bühne. Als Hauptwerke Ménages sind zu nennen: »Dictionnaire étymologique« (Par. 1650; 3. Ausg. von Jault, das. 1750, 2 Bde.) und »Origini della lingua italiana« (Genf 1669 u. 1685), die viele etymologische Künsteleien, aber auch viel bleibend Wertvolles enthalten;

ferner: »Observations sur la langue française« (1672—76, 2 Bde.). Seine Poesien sind ziemlich wertlos. Nach seinem Tode erschienen »Menagiana« (1693), welche wiederholt aufgelegt wurden. Vgl. Baret, M., sa vie et ses écrits (Par. 1859).

Menagerie (franz., spr. -sch'rī'), ursprünglich etwa gleichbedeutend mit dem, was man jetzt einen zoologischen Garten nennt; gegenwärtig eine von Ort zu Ort geführte und für Geld zur Schau gestellte Sammlung von lebenden, besonders ausländischen Tieren. Manche Besitzer größerer Menagerien machen, wie z. B. der Hamburger Hagenbeck (s. d.), eigens Reisen nach Innerafrika und verkaufen ihre Ware meist an die zoologischen Gärten. Gewöhnlich verlegt sich eine M. auf große und seltene, ausnahmsweise auch auf dressierte Tiere (Löwen, Tiger ꝛc.). Die Preise einiger wilder Tiere stellen sich im Großhandel etwa wie folgt: Löwen und Tiger 1000—1600 Mk., Panther 600—3000, Jaguar 600—1000, Hyäne 240—600, Wolf 100—200, Schimpanse und Orang-Utan wenigstens 2000, Bär 200—500, Rhinozeros 8—20,000, Elefant, afrikanischer 1200, indischer 3—6000, Lama, das Paar 600—800, Känguruh, das Paar 200—1200 Mk. Über die ältern Menagerien s. Zoologische Gärten.

Menagieren (franz., spr. -schi-), sparsam mit etwas umgehen; sich m., sich mäßigen.

Menahem (Menachem), König von Israel, aus Gilead gebürtig, tötete 748 Sallum, den Mörder Sacharjas, und schwang sich auf den Thron. Er herrschte grausam, vermochte aber weder Ordnung im Innern noch Sicherheit nach außen herzustellen und mußte sich die Freundschaft und den Schutz des assyrischen Königs Tiglathpileser II. durch ein Geschenk von 1000 Talenten Silbers und das Versprechen eines jährlichen Tributs erkaufen. Er starb 738.

Menaistraße (spr. ménnē- oder ménnai-), Meerenge zwischen der Insel Anglesey und dem Festland von Wales (Großbritannien), an ihrer engsten Stelle 160 m breit, 5 m tief und am Südende durch eine Sandbank versperrt. Eine Kettenbrücke (1819—26 erbaut) und die berühmte Britanniabrücke (s. d.) überspannen sie. Am Nordende der Kettenbrücke liegt auf Anglesey das Dorf Menai Bridge (spr. briddsch) mit (1891) 1675 Einw.

Menakerz, s. Titanit.

Menam (siames., »Mutter der Gewässer«), Hauptstrom des Königreichs Siam, entspringt unter 19° 30' nördl. Br., fließt in südlicher Richtung, vereinigt sich unter 15° 40' bei Muang Nakonsowan mit dem bedeutendern Mehping, der in Birma auf dem Tanentaungyi entspringt, entsendet dann wiederholt Arme, die sich mit andern Flüssen verbinden, und mündet nach 1500 km langem Lauf 63 km unterhalb Bangkok in den Golf von Siam. Schon bei seinem Eintritt in den Schanstaat Xiengmai trägt der M. Boote und ist im ganzen eigentlichen Siam für kleinere Schiffe, im untern auch für Dampfer befahrbar. Die Einfahrt in den Fluß wird durch die Batterien des Vorhafens Paknam beherrscht.

Menameh, Stadt, s. Bahreininseln.

Menandros (Menander), 1) der bedeutendste Dichter der neuen attischen Komödie, geb. 342 v. Chr. in Athen, gest. 290, führte im behaglichen Genuß seines Vermögens und im Umgang mit Männern wie Epikur, seinem Jugendfreund, und Theophrast in seiner Vaterstadt ein allein der Kunst gewidmetes Leben. Er ertrank auf der Höhe seines Schaffens beim Baden. Von seinem Oheim Alexis vorgebildet, gewann er schon 321 den ersten dramatischen Sieg. Mit der größten Leichtigkeit arbeitend, dichtete er über 100 Stücke, gewann aber nur achtmal den Preis gegen seinen beliebtern Nebenbuhler Philemon. Um so größere Bewunderung zollte ihm die Nachwelt, die in ihrem Lob über die Lebenswahrheit der Charakteristik, die Kunst der Anlage, den feinen, geistreichen Witz, die elegante, anmutige Sprache, die praktische Lebensweisheit in seinen Komödien einstimmig ist. Leider hat sich von denselben keine einzige im Original erhalten; doch besitzen wir außer einer größern Anzahl von Fragmenten (bei Kock, »Comicorum atticorum fragmenta«, Bd. 3, Leipz. 1888) lateinische Nachbildungen mehrerer Stücke von Plautus (»Bacchides«, »Stichus«, »Poenulus«) und Terenz (»Andria«, »Eunuchus«, »Heautontimorumenos«, »Adelphi«). Eine treffliche antike Statue des Dichters befindet sich im Vatikan in Rom. Vgl. Guill. Guizot, Ménandre (Par. 1855); Horkel, Lebensweisheit des Komikers Menander (Königsb. 1857).

2) Griech. Rhetor der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr., aus Laodikeia, nach der Überlieferung Verfasser zweier für die sophistische Beredsamkeit wichtiger Abhandlungen »Über Prunkreden« (»De encomiis«, beste Ausg. von Bursian, s. unten), von denen ihm jedoch nur die eine anzugehören scheint. Aus seiner »Zergliederung« der Demosthenischen Reden stammt der Grundstock der Scholien zu Demosthenes. Vgl. Bursian, Der Rhetor M. und seine Schriften (Münch. 1882); Nitsche, Der Rhetor M. und die Scholien zu Demosthenes (Berl. 1883).

Menangkabau (Manang-Kabau), malaiisches Reich auf Sumatra, s. Malaien.

Menant (spr. -näng), Joachim, franz. Orientalist, geb. 16. April 1820 in Cherbourg, lebte als Richter an verschiedenen Orten, bis er zum Appellationsrat in Rouen ernannt wurde, und hat sich besonders als Assyriolog einen Namen gemacht. Seit 1887 lebt er in Paris als Mitglied des Institut de France. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Zoroastre« (1844, 2. Aufl. 1857); »Recueil d'alphabets des écritures cunéiformes« (1860); »Les écritures cunéiformes« (2. Aufl. 1864); »Inscriptions assyriennes des briques de Babylone« (1860); »Inscriptions de Hammourabi« (1863); »Exposé des éléments de la grammaire assyrienne« (1868); »Le syllabaire assyrien« (1869 u. 1873, 2 Bde.); »Les Achéménides et les inscriptions de la Perse« (1872); »Leçons d'épigraphie assyrienne« (1873); »Annales des rois d'Assyrie« (1874); »Babylone et la Chaldée« (1875); »La bibliothèque du palais de Ninive« (1880); »Manuel de la langue assyrienne« (1880); »Les pierres gravées de la Haute Asie« (1883—86, 2 Bde.); »Les langues perdues de la Perse et de l'Assyrie« (1885—86, 2 Bde.); »Ninive et Babylone« (1887); »Les fausses antiquités de l'Assyrie et de la Chaldée« (1888); »Les Yezidis« (1893) u. a. Für die im Verein mit Oppert herausgegebenen Werke s. Oppert.

Menantes, Pseudonym, s. Hunold (Chr. Friedr.).

Menäon, Ritualbuch der griech. Kirche für die einzelnen Tage und Feste, gedruckt in Venedig, zuerst 1596—1607, 12 Bde., dann 1843 und 1873.

Menapia, s. Saint Davids.

Menasha, Stadt in der Grafschaft Winnebago des nordamerikan. Staates Wisconsin, am Norduser des Winnebagosees, am Ausfluß des Fox River aus demselben, Bahnknotenpunkt und Dampferstation (nach Fond du Lac), hat mehrere Fabriken und (1890) 4581 Einwohner.

Menasse ben Israel (Manasse b. J.), jüd. Schriftsteller, geb. 1604 in Lissabon, gest. 1657 in Middelburg, wurde in Amsterdam erzogen u. im 18. Jahr bereits zum Rabbiner der Amsterdamer Gemeinde berufen. Mit zehn Sprachen vertraut, legte er Beweise seines umfassenden Wissens in zahlreichen theologisch-philosophischen, theologisch-hermeneutischen und historischen Schriften nieder, von denen der »Conciliador«, Versuch eines Ausgleiches der scheinbar sich widersprechenden Bibelstellen (Amsterd. 1632—51, 4 Tle.), seinen Ruf begründete. Christliche Gelehrte, wie Gerhard und Isaak Vossius, der ihn mit der gelehrten Königin Christine von Schweden bekannt machte, Hugo Grotius, Kaspar Barläus u. a., standen mit ihm in Verkehr. Zur Aufbesserung seiner Verhältnisse gründete er in Amsterdam die erste jüdische Buchdruckerei, und für die Wiederaufnahme der Juden in England war er schriftlich und auch persönlich (1655) beim Parlament und bei Cromwell thätig. Den Angriffen der altenglischen und Papistenpartei setzte er seine Schrift »Vindiciae Judaeorum« (deutsch von Mendelssohn, Berl. 1782) entgegen. Vgl. M. Kayserling, Menasse ben Israel (Berl. 1861).

Menche (spr. mentsche), Ruinenstätte in Mexiko, s. Lorillard.

Mencius, s. Mengtse.

Mencke (Mencken), deutsche Gelehrtenfamilie. Bemerkenswert sind: 1) Otto, geb. 22. März 1644 in Oldenburg, gest. 18. Jan. 1707 als Professor der Moral in Leipzig, begründete 1682 mit Carpzov, Leibniz u. a. durch die »Acta Eruditorum« (s. d.) die erste gelehrte Zeitschrift in Deutschland.

2) Johann Burkhard, Sohn des vorigen, geb. 8. April 1674, gest. 1. April 1732 in Leipzig, wurde 1699 daselbst Professor der Geschichte und 1708 kursächsischer Historiograph. Er machte sich durch Herausgabe der »Scriptores rerum germanicarum praecipue saxonicarum« (Leipz. 1728—30, 3 Bde.) und die satirischen »Orationes duae de charlataneria eruditorum« (das. 1715 u. öfter) bekannt. Nach seines Vaters Tod setzte er die »Acta Eruditorum« fort; auch begründete er 1715 die »Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen«. Unter dem Namen Philander von der Linde war er Vorsteher der »Deutschübenden poetischen Gesellschaft« zu Leipzig. Seine Gedichte erschienen daselbst 1705 in 4 Bänden. Vgl. R. Treitschke, Burkh. M. (Leipz. 1842).

3) Anastasius Ludwig, geb. 2. Aug. 1752 in Helmstedt, gest. 5. Aug. 1801 in Potsdam, trat 1776 in den preußischen Staatsdienst, ward 1782 Kabinettssekretär Friedrichs d. Gr. und 1786 Kabinettsrat. Liberal gesinnt, verfocht er vergeblich Reformen. Seine 24. Febr. 1790 geborne Tochter Wilhelmine Mencken ward 1806 Gemahlin des Rittmeisters a. D. Ferdinand v. Bismarck und 1815 Mutter des Reichskanzlers Fürsten Bismarck. Vgl. Hüffer, A. L. Mencken, der Großvater des Fürsten Bismarck, und die Kabinettsregierung in Preußen (Bonn 1890).

Mendañainseln (spr. mendánja-), s. Marquesas.

Mende (spr. mängd'), Hauptstadt des Depart. Lozère, am Fuße der Causse de M. (1092 m), am Lot und an der Südbahn, ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichts- u. Assisenhofs, hat eine Kathedrale (14. Jahrh.) mit zwei schönen Türmen, eine Statue Urbans V., ein Präfekturgebäude, ein großes u. kleines Seminar, eine Lehrer- u. Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Collège, eine Bibliothek, ein Antiquitätenmuseum, eine Gewerbekammer, ansehnliche Wollspinnerei und -Weberei, Erzeugung von Holzschuhen und (1891) 7000 (als Gemeinde 7878) Einw. Oberhalb der Stadt liegt die Einsiedelei St.-Privat. M. ward im 16. Jahrh. von den Hugenotten erobert und zerstört.

Mendelejew, Demitrij Iwanowitsch, Chemiker, geb. 7. Febr. 1834 in Tobolsk, studierte seit 1850 Naturwissenschaft in Petersburg, war während des Krimkrieges Gymnasiallehrer in Odessa, wurde 1856 Privatdozent an der Universität in Petersburg, studierte 1859—61 in Heidelberg, wurde 1863 Professor am polytechnischen Institut und 1866 an der Universität in Petersburg, wo er auch noch jetzt als emeritierter Professor Vorlesungen hält. Mendelejews Arbeiten gehören dem Gebiet der physikalischen Chemie an, und seine bedeutendste Leistung ist die Aufstellung des periodischen Systems der Elemente, welches ihm gestattete, die Existenz und die Eigenschaften noch nicht bekannter Elemente anzugeben, die denn auch bald entdeckt wurden und seine Angaben rechtfertigten. Er schrieb: »Grundlagen der Chemie« (Petersb. 1869 u. öfter; deutsch, das. 1891).

Mendelgebirge (ital. Mendōla), Gebirgszug der Nonsberger Alpen in Tirol, streicht zwischen dem Nonsberg- und dem Etschthal von N. nach S., hängt durch den Gampenpaß (1567 m) mit dem nördlichen Zuge der Nonsberger Alpen zusammen und erreicht im Gantkofel 1866 m, im Penegal 1738 m und im südlichen Abschnitt im Monte Roen 2115 m (schöne Aussichtspunkte). Über den in der Mitte des Gebirgszuges gelegenen Mendelpaß (1360 m, besuchte Sommerfrische) führt seit 1885 eine schöne Straße von Bozen nach Fondo.

Mendeligebirge, s. Pentelikon.

Mendelpaß, s. Mendelgebirge.

Mendelssohn, Moses, Popularphilosoph, geb. 6. Sept. 1729 in Dessau von armen jüdischen Eltern, gest. 4. Jan. 1786 in Berlin, wurde schon zeitig außer vom Talmud und der Bibel durch das Hauptwerk des Maimonides: »More Nebochim«, angezogen. Nach Berlin ausgewandert und in großer Armut lebend, lernte er mühsam die deutsche Schriftsprache und Latein, letzteres, um Lockes Buch »De intellectu hominis« lesen zu können. Seine materielle Not hatte ein Ende, als ihn ein reicher jüdischer Seidenfabrikant in Berlin, Bernhard, 1750 zum Erzieher seiner Kinder, später zum Buchhalter und endlich testamentarisch zu seinem Geschäftsteilnehmer machte, was M. bis zu seinem Tode blieb. Nachhaltige Wirkung auf sein geistiges Leben übte besonders das Studium Lockes, Shaftesburys, Wolffs, die ihn anzogen, und Spinozas, der ihn abstieß. Infolge seiner 1754 für das Leben geschlossenen Freundschaft mit Lessing wurde er in die Litteratur eingeführt, indem Lessing ein ihm zur Durchsicht übergebenes Manuskript, die 1755 erschienenen »Philosophischen Gespräche«, in denen M. versuchte, Leibniz' optimistische Weltanschauung gegen Voltaire zu verteidigen, heimlich zum Druck beförderte. Mit Lessing gemeinschaftlich verfaßte er die Schrift »Pope, ein Metaphysiker!« (Danz. 1755), in der er sich gegen eine von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe wandte. Es folgten 1755 seine Briefe »Über die Empfindungen«, in denen gegen die einseitige Auffassung der sinnlichen Anschauungen und Empfindungen, als nur den untern Seelenkräften angehörig, polemisiert wird, ferner für Nicolais »Bibliothek der schönen Wissenschaften« und die »Allgemeine deutsche Bibliothek« die »Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften« (1757), »Betrachtungen über das Erhabene und

Naive« (1758) und die »Rhapsodie über die Empfindungen«. Diese Schriften enthalten seine wesentlich von der Moral beeinflußten ästhetischen Ansichten. Als Religionsphilosoph trat er auf in der von der Berliner Akademie 1763 gekrönten »Abhandlung über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften«, im »Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen« (Berl. 1767; neu hrsg. von Bodek, Leipz. 1869) und in den »Morgenstunden« (Berl. 1785), deren zweite (die berühmteste und gelesenste seiner Schriften) die Unsterblichkeit und deren dritte (aus dem Unterricht seiner Söhne entsprungen) im Anschluß an Wolffs Metaphysik das persönliche Dasein Gottes zu beweisen sucht. Durch die Vereinigung warmer Überzeugung mit klarem Gedankengang und einer leichtverständlichen Sprache hat M. für die Verbreitung des Deismus bedeutend gewirkt. Neben verschiedenen Übersetzungsarbeiten, durch welche (z. B. die Übersetzung des Pentateuchs und der Psalmen ins Deutsche) er den Juden die deutsche Sprache und damit auch die deutsche Bildung nahebrachte, ist ferner der Abfassung der Schrift »Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judentum« (1783) zu gedenken, in welcher M. freieste Welt- und Religionsbetrachtung zeigt. Persönlich hielt er für sich und die Seinen am konfessionellen Judentum fest und wies den taktlosen Bekehrungsversuch Lavaters in entschiedener Weise zurück. Der in der jüdischen Religion ausgeprägte Monotheismus war ihm Herzenssache und sein Widerwille gegen Pantheismus und (wahren oder vermeintlichen) Atheismus so stark, daß er ihm das Leben kostete. Als die an ihn gerichtete Schrift F. H. Jacobis: »Über die Lehre des Spinoza« Lessing des Spinozismus beschuldigte, ward er durch dieselbe so tief erregt, daß er eine Schrift abfaßte, um die nach seiner Meinung verletzte Ehre des Freundes zu retten: »Moses M. an die Freunde Lessings«. Die Aufregung zog ihm den Tod zu; den Druck dieser Schrift erlebte er nicht mehr. Als Mensch und Schriftsteller achtungswert, ist M. als Philosoph von seinen Zeit- und Glaubensgenossen weit überschätzt worden. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften (Leipz. 1843—45, 7 Bde., mit einer Biographie Mendelssohns von dessen Sohn Joseph und einer Einleitung in die philosophischen Schriften von Brandis) besorgte sein Enkel Georg Benj. M. (s. unten); seine »Schriften zur Philosophie, Ästhetik und Apologetik« gab Brasch heraus (das. 1880, 2 Bde.), der auch »Lichtstrahlen« aus Mendelsohns Schriften (das. 1875) veröffentlicht hat. Vgl. Kayserling, M. Mendelssohns Leben und Wirken (2. Aufl., Leipz. 1887); Derselbe, Moses M., Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn (das. 1882); Goldhammer, Die Psychologie Mendelssohns (Wien 1886); Ritter, M. und Lessing (2. Aufl., Berl. 1886).

Mendelssohns ältester Sohn, Joseph, geb. 11. Aug. 1770, gest. 24. Nov. 1848, trat durch die beiden Schriften: »Bericht über Rosettis Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante« (Berl. 1846) und »Über Zettelbanken« (das. 1846) litterarisch auf und gründete mit seinem Bruder Abraham (geb. 10. Dez. 1776, gest. 19. Nov. 1835), dem Vater von Felix M.-Bartholdy, das noch gegenwärtig von den Enkeln der Begründer geleitete Berliner Bankierhaus »Mendelssohn u. Komp.« Der dritte und jüngste Sohn Mendelssohns, Karl Theodor Nathan, geb. 8. Dez. 1782, gest. 8. Jan. 1852, bildete sich in England und Frankreich zu einem vorzüglichen Mechaniker und war seit 1835 Revisor der Hauptstempel- und Formularverwaltung in Berlin. Von den Töchtern war die älteste, die geistreiche Dorothea, zuerst an den Kaufmann Veit, welchem sie zwei Söhne, die Maler Johann und Philipp Veit (s. d.), gebar, dann an Friedrich Schlegel (s. d.) verheiratet, mit dem sie zum Katholizismus übertrat; eine jüngere, Henriette, blieb unvermählt und ward die Erzieherin der Tochter des Generals Sébastiani, der nachmaligen Herzogin von Praslin. Der Herausgeber von Moses Mendelssohns Schriften, Georg Benjamin M., Sohn von Joseph M., geb. 16. Nov. 1794, Professor an der Universität Bonn, gest. 24. Aug. 1874 in Horchheim bei Koblenz, schrieb außerdem: »Das germanische Europa« (Berl. 1836) und »Die ständische Institution im monarchischen Staat« (Bonn 1846). Vgl. S. Hensel, Die Familie M. 1729—1847 (8. Aufl., Berl. 1895).

Mendelssohn-Bartholdy, 1) Felix, Komponist, geb. 3. Febr. 1809 in Hamburg, gest. 4. Nov. 1847 in Leipzig, Sohn des Bankiers Abraham Mendelssohn und Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn, verriet schon in frühester Jugend seine eminente musikalische Begabung. In Berlin, wohin die Familie einige Jahre nach seiner Geburt übersiedelte, erhielt er Unterricht von Louis Berger im Klavierspiel und von Zelter in der Komposition und machte so schnelle Fortschritte, daß er bereits im neunten Jahr als Virtuose auftrat und ihn drei Jahre später Zelter für seinen besten Schüler erklären konnte. Als solchen stellte er ihn seinem Freund Goethe in Weimar vor, dessen Interesse die Leistungen des Wunderknaben mächtig erregten (vgl. Karl M. [sein Sohn], Goethe und Felix M., Leipz. 1871). Auch zu J. Moscheles (s. d.) trat die Familie in enge Beziehung, als derselbe 1824 in Berlin konzertierte und während seines dortigen Aufenthalts M. unterrichtete. Nachdem endlich auch Cherubini in Paris, dem M. 1825 zur Prüfung vorgeführt ward, in befriedigendster Weise seine Urteil über ihn abgegeben, stellte der Vater dem Vorhaben des Sohnes, die Musik als Beruf zu wählen, kein Hindernis mehr entgegen. M. widmete sich demselben nun mit regstem Eifer, ohne dabei die schon früher betriebenen wissenschaftlichen Studien zu vernachlässigen. Mit den alten Sprachen machte er sich so vertraut, daß er beispielsweise eine deutsche Bearbeitung der »Andria« des Terenz veröffentlichen konnte, welche die Anerkennung selbst der Gelehrten fand. Desgleichen eignete er sich eine bedeutende Fertigkeit in den neuern Sprachen an. Mit dem Zeugnis der Reife bezog er 1827 die Berliner Universität, wo er zwei Jahre hindurch eifrig Philosophie studierte. Nach dieser Zeit, von 1829 an, trat aber die Neigung zum Komponieren derart in den Vordergrund, daß er beschloß, nun öffentlich als Fachmusiker aufzutreten. Bis 1829 hatte er schon vier Opern geschrieben, von welchen die »Hochzeit des Gamacho« 1827 in Berlin nicht ohne Erfolg zur Aufführung gelangte; ferner drei Quartette für Klavier und Streichinstrumente, ein Streichquartett, Symphonien und Sonaten, Lieder, kürzere Klavierstücke sowie die beiden Ouvertüren zum »Sommernachtstraum« und »Meeresstille und glückliche Fahrt«, ohne der vielen Arbeiten aus jener Zeit zu gedenken, welche erst in spätern Jahren durch den Druck an die Öffentlichkeit gelangten. Anfang 1829 vollbrachte er in Berlin noch ein verdienstvolles Werk, indem er die »Matthäuspassion« von Seb. Bach, welche fast 70 Jahre im Staub der Vergessenheit geschlummert hatte, trotz des Abratens seines Lehrers Zelter zur Aufführung brachte und dadurch die Teilnahme aller Musik-

kreise Deutschlands dem Altmeister wieder zuwendete. Dann begab er sich nach London, wo ihn Moscheles sogleich in die Philharmonische Gesellschaft einführte und die 8. Mai 1829 erfolgte Aufführung der Sommernachtstraum-Ouvertüre vorbereitete. Der Erfolg war sehr groß und steigerte sich bei der Wiederholung des Werkes in einem Konzert der Sängerin Henriette Sontag 13. Juli 1829 zu einem wahren Triumph für den Komponisten. Auf einer danach unternommenen Reise durch Schottland konzipierte M. die »Hebriden-Ouvertüre«, nachdem er bereits drei Phantasien oder Kapricen für Klavier (Op. 16), die Phantasie über »The last rose« (Op. 15), die schottische Sonate oder Phantasie (Op. 28) und das Singspiel »Die Heimkehr aus der Fremde« teilweise komponiert hatte.

Nach Berlin zurückgekehrt, beendigte er die begonnenen Arbeiten und schickte sich dann zu einer Reise nach Italien an, welche er im Mai 1830 über Weimar und München antrat. Am längsten verweilte er in Rom, wo er nicht nur die Kunstschätze mit regstem Interesse studierte, sondern auch die »Walpurgisnacht«, das erste Heft der »Lieder ohne Worte«, drei Motetten für die Nonnen auf Trinità de' Monti u. den 115. Psalm entwarf. Zugleich fand er in Giuseppe Baini (s. d.), dem Kapellmeister der Sixtinischen Kapelle, einen äußerst unterrichteten und gefälligen Kollegen, welcher ebenso wie Abbate Santini dem jungen Meister die Schätze altitalienischer Musik in den reichen Bibliotheken zum Studium überließ. Nachdem M. noch Neapel besucht hatte, trat er die Rückreise an, welche ihn wiederum nach München führte, wo er sein Klavierkonzert in G moll bei Hof spielte und den Auftrag erhielt, eine Oper für München zu schreiben. Infolgedessen ging er nach Düsseldorf, um dort mit Immermann wegen eines Textes zu konferieren. Doch blieben diese Verhandlungen erfolglos, ebenso wie seine spätern Versuche in Paris, wo er vom Dezember 1831 bis April 1832 verweilte, einen passenden Text zu finden, obgleich er mit den französischen Dichtercelebritäten viel verkehrte. Im Mai 1832, nachdem er kurz vorher in London mit seiner Hebriden-Ouvertüre und seinem G moll-Konzert wieder die größten Triumphe gefeiert hatte, bewarb er sich in Berlin um die durch Zelters Tod erledigte Dirigentenstelle der Singakademie, sah sich aber durch Rungenhagen verdrängt. Mißmutig kehrte er Berlin den Rücken, unternahm 1833 seine dritte Reise nach London und dirigierte hier seine A dur-Symphonie. Zur Direktion des Düsseldorfer Musikfestes eingeladen (1833), leitete er die Aufführungen desselben und nahm dann, nachdem er zum viertenmal in einem philharmonischen Konzert zu London mit eignen Werken aufgetreten war, ein dreijähriges Engagement als städtischer Musikdirektor zu Düsseldorf an, wo er den Gesangverein und die Kirchenmusiken in den katholischen Kirchen zu dirigieren hatte. Mit Immermann im engen Bündnis, veranstaltete er mit diesem im dortigen Theater Musteraufführungen der Opern »Don Juan«, »Wasserträger« &c.; auch komponierte er die Musik zu Calderons »Standhaftem Prinzen«. Dennoch gingen die Theatergeschäfte schlecht und veranlaßten M., von der ihm übertragenen Intendantur für die Oper abzusehen und die Theaterdirigentenstelle seinem Freund J. Rietz zu übertragen. Er vollendete hierauf den größten Teil seines »Paulus«, schrieb zahlreiche »Lieder ohne Worte« und die Musik zu den drei Heineschen Volksliedern (für gemischten Chor). Im Frühjahr 1835 dirigierte er noch das Musikfest in Köln, folgte jedoch dann einer Einladung nach Leipzig zur Leitung der Gewandhauskonzerte. Seine Aufnahme im ersten derselben 4. Okt. 1835 war eine enthusiastische, und sein ferneres Wirken in Leipzig darf als eine ununterbrochene Kette von Triumphen angesehen werden, welche er als Komponist, Virtuose, Dirigent und geistreicher, allgemein geliebter Mensch feierte. Er schuf in Leipzig ein neues musikalisches Leben, gewann für dasselbe seinen Freund Rietz, den Theoretiker Hauptmann und den Konzertmeister David und legte durch seine Thätigkeit, namentlich auch als Mitgründer des Konservatoriums (1843) und eifriger Lehrer an demselben, den Grund zu Leipzigs Weltbedeutung in der Tonkunst. 1836 wurde er Ehrendoktor der Leipziger Universität; 1837 verheiratete er sich mit Cäcilie Jeanrenaud, der Tochter eines reformierten Predigers in Frankfurt a. M.; 1841 erhielt er vom König von Sachsen den Kapellmeistertitel. Neben seiner Direktionsthätigkeit entfaltete er eine außerordentliche Produktionskraft, so daß er bis zum letztgenannten Jahr unter anderm das Klavierkonzert in D moll, den 42. und 114. Psalm, das Streichquartett in E moll, Serenade und Allegro giojoso, die Ouvertüre zu »Ruy Blas«, das Klaviertrio in D moll und den »Lobgesang« vollendet hatte. Ebenfalls 1841 erhielt er von Friedrich Wilhelm IV. den Auftrag, die Musik zu Sophokleischen Tragödien zu schreiben, und brachte infolgedessen in Potsdam seine Komposition der »Antigone« zur Aufführung. Die ihm bei dieser Gelegenheit gemachten Anträge, nach Berlin überzusiedeln, vermochten indessen nicht, ihn mit dieser Stadt auszusöhnen, sowenig wie seine 1843 erfolgte Ernennung zum preußischen Generalmusikdirektor. Er fuhr vielmehr fort, seine Thätigkeit auf Leipzig zu konzentrieren, daneben wiederholte Besuche in England und bei den rheinischen Musikfesten abstattend. Das letzte Mal, daß das englische Publikum seinen Liebling festlich begrüßen konnte, war 1846 beim Musikfest in Birmingham, wo M. sein soeben beendetes Oratorium »Elias« mit unbeschreiblichem Erfolg zur Aufführung brachte. Seit seiner Rückkehr nach Leipzig litt er an nervöser Reizbarkeit, und bald traf ihn überdies durch die Nachricht vom plötzlichen Tode seiner Schwester Fanny (s. Hensel 2) ein fast vernichtender Schlag, von dem er sich nur einigermaßen zu Interlaken erholte, wo er durch den Genuß der Alpenluft zu neuer Thätigkeit erfrischt wurde. Das Oratorium »Christus«, die Fragmente der Oper »Lorelei« (Text von Geibel) stammen aus jener Zeit. Aber ein Besuch in Berlin rief die nervöse Reizbarkeit von neuem hervor, welche er auch in Leipzig nicht mehr verlor. Nachdem er schon 28. Okt. 1847 von einem heftigen Nervenschlag befallen worden, starb er 4. Nov. Eine würdige Totenfeier fand am 7. Nov. statt, worauf die Leiche nach Berlin übergeführt wurde.

M. war durch seine Beanlagung vorwiegend auf das Gebiet der Lyrik gewiesen; wenn auch seine außerordentliche formale Gestaltungskraft sowie die Fülle und der Adel seiner Erfindung ihn befähigten, auch die größern Vokal- und Instrumentalformen mit souveräner Meisterschaft zu beherrschen, so sind doch seine ein- und mehrstimmigen Lieder und die unter dem Namen »Lieder ohne Worte« durch ihn eingeführte Gattung von Klavierstücken kleiner Form als der reinste Ausfluß seiner Künstlerpersönlichkeit zu bezeichnen. Ein heilsames Gegengewicht des hier zu Tage tretenden und ihn überhaupt beherrschenden Subjektivismus fand er in dem Studium der Werke alter Meister, namentlich Bachs und Händels, deren Vorbilder ihn zu seinen

größten und vollendetsten Werken, den Oratorien: »Paulus« (1835) und »Elias« (1846), begeisterten. In dieser aus lyrischen, epischen und dramatischen Elementen gemischten Kunstgattung vermochte er sich zu einer bedeutenden Höhe aufzuschwingen, wogegen für das rein Dramatische seine Kräfte nicht ausreichten; und diese Lücke in seiner musikalischen Organisation war es auch, die ihm den Zugang zur Bühne verschloß, nicht etwa der Mangel an einem geeigneten Operntext, wie unter anderm die Thatsache beweist, daß der für ihn von Eduard Devrient gedichtete Text zu »Hans Heiling«, dessen Brauchbarkeit und Kunstwert sich später durch Marschners Musik glänzend bewährte, von ihm als zur Komposition ungeeignet zurückgewiesen wurde. — Mit seinen großen geistlichen Chorwerken auf gleicher Höhe stehen die weltlichen, meist romantischen Inhalts, darunter obenan die Musik zum »Sommernachtstraum«, zu welcher er die Ouvertüre als 14jähriger Knabe geschrieben, und die während seines Aufenthalts in Rom entstandene Goethesche »Walpurgisnacht«. In diesen Arbeiten hat er noch einen Schritt über die Romantik Webers und Marschners hinaus gethan, indem er die Geisterwelt von einer ganz neuen, der neckischen und humoristischen, Seite zur sinnlichen Erscheinung bringt und zwar hauptsächlich mit Hilfe der Orchesterinstrumente, deren individuelle Leistungsfähigkeit er in noch weit ausgedehnterm Maße zu verwerten wußte als seine genannten Vorgänger. Diese Seite seiner Begabung tritt auch in seinen Orchesterwerken, den Symphonien in A moll und A dur, sowie in seinen gleichsam der Natur abgelauschten Ouvertüren: »Die Hebriden«, »Meeresstille und glückliche Fahrt« glänzend zu Tage, und die verhältnismäßige Dürftigkeit der Erfindung in seinen Streichquartetten ist vornehmlich dem Umstand zuzuschreiben, daß ihm hier die Mannigfaltigkeit des instrumentalen Klanges nicht zu Gebote stand. In seinen Kompositionen für Klavier und Orgel, auf welchen beiden Instrumenten er Virtuose war, ist dieser Mangel freilich nicht zu spüren: seine Trios in D und C moll und seine Klavierkonzerte in G und D moll, endlich seine zahlreichen Präludien, Fugen und Sonaten für Orgel sind auch hinsichtlich der Klangfülle und Klangschönheit zu seinen Meisterwerken zu rechnen; und hierher gehört auch sein Violinkonzert, vielleicht sein genialstes Werk, insofern er damit, ohne selbst Violinspieler zu sein, ein dem Charakter und der Technik des Instruments bis ins kleinste entsprechendes Kunstwerk geschaffen hat. Ein wesentliches Merkmal aller dieser Werke ist der Zug geistiger Vornehmheit, welche M. als Mensch wie als Künstler auszeichnete; diese sichert ihm die Dauer seiner außerordentlichen Popularität, welche in erster Linie auf die ihm wie wenigen verliehene Begabung für das Melodische zurückzuführen ist. Eine Gesamtausgabe seiner Werke, von Rietz redigiert, erschien 1871—77 im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig. Einen wertvollen Beitrag zur Kunde seines künstlerischen Strebens wie der Liebenswürdigkeit und Reinheit seines Charakters liefern die von seinem Bruder Paul M. herausgegebenen Briefe (Bd. 1: »Reisebriefe 1830—32«, Leipz. 1861; Bd. 2: »Briefe 1833—47«, das. 1863; letzte Ausg. in einem Band, 1888). Mendelssohns »Briefe an Ignaz und Charlotte Moscheles« wurden von Felix Moscheles (Leipz. 1888) herausgegeben, der »Briefwechsel zwischen Felix M. und Julius Schubring« erschien daselbst 1891. Vgl. Reißmann, M., sein Leben und seine Werke (3. Aufl., Berl. 1892); Ed. Devrient, Meine Erinnerungen an Felix M. und seine Briefe an mich (3. Aufl., Leipz. 1891); Hiller, Felix M., Briefe und Erinnerungen (2. Aufl., Köln 1878); Lampadius, Felix M., ein Gesamtbild seines Lebens u. Wirkens (Leipz. 1886); S. Hensel, Die Familie M. in Briefen und Tagebüchern (8. Aufl., Berl. 1895). — Aus dem Erträgnis einer Aufführung von Mendelssohns »Elias« unter Leitung von J. Benedict wurde 1848 in London unter dem Namen Mendelssohn-Scholarship ein Fonds begründet, dessen Zinsen als Stipendium an talentvolle junge englische Komponisten vergeben werden. Der erste Mendelssohn Scholar war Arthur Sullivan (1856—60). Auch Berlin besitzt eine Mendelssohn-Stiftung, bestehend in einem Stipendium von 1500 Mk. für junge deutsche Komponisten und ausübende Tonkünstler, die mindestens ein halbes Jahr an einem vom Staat subventionierten Musikinstitut studiert haben.

2) Karl, Historiker, Sohn des vorigen, geb. 7. Febr. 1838 in Leipzig, gest. 23. Febr. 1897 in Brugg (Schweiz), bereiste 1863 Griechenland, habilitierte sich 1864 als Privatdozent der Geschichte in Heidelberg und ward 1867 Professor in Freiburg i. Br. Er schrieb: »Graf Johann Kapodistrias« (Berl. 1864), »Friedrich v. Gentz« (Leipz. 1867), »Der Rastatter Gesandtenmord« (Heidelb. 1869), »Geschichte Griechenlands von 1453 bis auf unsre Tage« (Leipz. 1870—74, 2 Bde.), »Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy« (das. 1871) und gab den Briefwechsel Gentz' mit Pilat (das. 1868, 2 Bde.), die »Briefe an einen Staatsbeamten« des Generalpostmeisters K. F. v. Nagler (das. 1869, 2 Bde.) und des preußischen Generals u. Gesandten v. Rochow (Frankf. 1874), die beiden letztern in Gemeinschaft mit E. Kelchner, heraus.

Menden, Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Iserlohn, an der Hönne u. der Linie Letmathe-Fröndenberg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, ein Puddel- und Walzwerk, Fabriken für Messing- und Neusilberwaren, Reit- und Fahrgeschirre, Reiseeffekten, Ketten, Draht 2c., eine Dampfmahl- und Sägemühle, Vieh- und Getreidemärkte und (1890) 6654 Einw., davon 1063 Evangelische und 53 Juden.

Menderez, Fluß, s. Mäander und Skamandros.

Mendes, im Altertum Stadt im Delta Ägyptens, berühmt durch den Kultus des Gottes M., der in Gestalt eines Bockes verehrt wurde. M. verfiel schon vor Beginn unsrer Zeitrechnung. Ruinen Tmaï el Amdid.

Mendès (spr. mändeß), Catulle, franz. Schriftsteller, geb. 22. Mai 1841 von jüdischen Eltern in Bordeaux, gründete mit 18 Jahren in Paris die »Revue fantaisiste« und wurde für ein darin veröffentlichtes Versdrama: »Le roman d'une nuit«, wegen Unsittlichkeit zu einem Monat Haft und 500 Frank Buße verurteilt. Mit einem leichten, glänzenden Formtalent für Poesie und Prosa begabt, aber zur Schlüpfrigkeit neigend, hat M. sich in lyrischer Poesie, im Drama, im Roman und in der Novelle versucht. Seine »Poésies« erschienen 1872 (letzte Aufl. 1892, 2 Bde.). Unter seinen Romanen sind hervorzuheben: »Le roi vierge«, worin Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner (als Hans Hammer) vorkommen (1880), »Méphistophéla« (1890), »La maison de la vieille« (1894). Die wichtigsten Dramen sind: »Les mères ennemies« (1882) und »La femme de Tabarin« (Théâtre Libre 1887, Comédie-Française 1894), die zu einem Prozeß mit Leoncavallo, dem Verfasser und Komponisten der »Pagliacci«, führte, den M. des Plagiats beschuldigte. M. ist einer der ältesten Wagner-

freunde Frankreichs; als solcher schrieb er ein Buch »Richard Wagner« (1886).

Mendes Leal, José da Silva, portug. Dichter und Staatsmann, geb. 18. Okt. 1818 in Lissabon, gest. daselbst im August 1886, debütierte als Schriftsteller mit Artikeln im »Diario« der Deputiertenkammer, wurde 1846 Sekretär des Herzogs von Terceira und erlangte 1851 einen Sitz im Parlament. Bald darauf wurde er Minister des Auswärtigen, dann Direktor der Nationalbibliothek zu Lissabon, 1874 Ministerbevollmächtigter in Paris, endlich 1882 Botschafter in Madrid. Seine Gedichte (gesammelt u. d. T.: »Canticos«, Lissab. 1858) atmen einen hochpoetischen Geist; seine Dramen (»Os dous renegados«, 1839, »Egas Moniz«, »A pobre das ruinas«, »O tributo das cem donzellas«, »As tres cidras do amor«, »Pedro«, »A escala social«, »Os homens de marmore«, 1854, »Os homens de vidro« ꝛc.) sowie seine Lustspiele (»O tio André que vem do Brazil«, »O caçador« u. a.) haben großen Erfolg auf der Bühne gehabt. Auch mehrere seiner Romane (»A flor do mar«, »Os mosqueteiros da Africa«, »A menina de Val-de-Mil«) werden gern gelesen. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen, die ihm schon 1845 einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften eintrugen, ist besonders »Relações de Portugal com a curia romana« (5 Bde.) als Fortsetzung des »Corpo diplomatico portuguez« zu erwähnen. Vgl. P. Brito Aranha, Memorias de M. L. (Lissab. 1887).

Mendi, s. Lawsonia.

Mendikanten (lat., »Bettelnde«), Bettelmönche.

Mendip Hills, eine 40 km lange Hügelkette im nördlichen Teil der engl. Grafschaft Somerset, steigt im Black Down bis zu 325 m an und besteht großenteils aus Heideland. Blei- und Galmeigruben werden hier seit undenklichen Zeiten ausgebeutet. Eine bereits 1660 beschriebene Stalaktitenhöhle bei Harptree wurde 1881 wieder entdeckt.

Mendola-Dolomit, ein im Mendelgebirge (daher der Name) besonders verbreitetes Dolomitgestein der alpinen Triasformation (s. d.).

Mendota, Stadt in der Grafschaft La Salle des nordamerikan. Staates Illinois, inmitten eines fruchtbaren Ackerbaugebiets und in der Nähe von Kohlengruben, hat ein College, ein Seminar der Wesleyaner, Fabriken von Orgeln, Gußwaren, Wagen ꝛc. und (1890) 3542 Einw.

Mendoza (früher Cuyo), Provinz Argentiniens, am Ostfuß der Kordilleren, wird nördlich von San Juan, östlich von San Luis, südlich von den Gouvernements Pampa und Neuquen, westlich von Chile begrenzt und umfaßt 160,813 qkm (2920,6 QM.) mit (1892) 150,000 Einw. Die Provinz ist in ihrem Ostteil flach und unfruchtbar, der westliche Teil aber von den Anden, welche an der Grenze gegen Chile ihre größte Erhebung erreichen (Vulkan Maipo 5416, Tupungato 6178, Aconcagua 6970 m), und deren Ausläufern erfüllt. Über die Anden führen die Pässe von Uspallata, den bald die Transandinische Bahn überschreiten wird, von Cruz de Piedra, Portillo und Planchon. An der Ostgrenze fließt der Desagaduero, später Salado, hin, dem der Rio M., Tunuyan, Diamante und Atuel zuziehen. Wälder sind selten; es gibt fast nur niedriges Buschwerk. Das Klima ist gesund und namentlich im nördlichen Teil sehr trocken. Mitteltemperatur in der Stadt M. (s. unten) 13,7° (Maximum 30°, Minimum —2,7°). Der Mineralreichtum (Kupfer, Silber, Gold, Eisen, Kalk, Gips, Salz, Steinkohle, bituminöser Schiefer) ist bedeutend; Mineralquellen (bis 36,5°) sind zahlreich. Der Bergbau ist aber unbedeutend. Die Bewohner, überwiegend Mestizen, treiben vornehmlich Ackerbau und Viehzucht. Von den (1888) 88,526 Hektar unter Kultur beansprucht Luzerne 69,496 Hektar, den Rest Weizen, Mais, Wein (6740 Hektar). Der Viehstand betrug 44,764 Pferde, 179,983 Rinder, 122,298 Schafe, 50,847 Ziegen, 1152 Strauße. Jährlich gehen 50,000 fette Rinder nach Chile. Von Industrie sind nur die Wein- und Branntweinfabrikation und die Müllerei nennenswert. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 235, die Telegraphen von 455 km mit 1154 km Drähten. Die 83 Elementarschulen wurden von 5662 Schülern besucht. Die Provinz zerfällt in 17 Departements, ihre Einkünfte betrugen 1893: 540,000, ihre Ausgaben 665,120 Pesos. Die Verfassung datiert vom 14. Dez. 1854. Der Gouverneur wird auf drei Jahre gewählt, die gesetzgebende Gewalt übt eine Deputiertenkammer von 25 Mitgliedern aus. — Die Hauptstadt M., am Fuß der Kordilleren, unter 32° 53′ südl. Br. und 68° 49′ westl. L. v. Gr., 805 m ü. M., an einem aus dem Rio M. abgeleiteten Kanal und an der Transandinischen Bahn, auch mit San Juan durch Bahn verbunden, ist Sitz der Provinzialbehörden, eines Bischofs und eines deutschen Vizekonsuls, hat ein Nationalkolleg, eine Ackerbauschule, Lehrer- und Lehrerinnenseminar, 4 Zeitungen, lebhaften Handel und (1890) 20,000 Einw. Die Stadt wurde 1560 durch Pedro Castillo gegründet, 20. März 1861 durch ein Erdbeben zerstört, das über 10,000 Menschen das Leben kostete, u. danach weiter westlich neu aufgebaut.

Mendoza, 1) Diego Hurtado de, span. Humanist, Dichter, Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 1503 in der Alhambra, gest. 1575 in Valladolid, Sohn des Iñigo Lopez de M. und Urenkel des gleichnamigen Markgrafen von Santillana, lernte die klassischen Sprachen von Petrus Martyr und das Arabische in direktem Umgang mit maurischen Lehrern, studierte in Salamanca Philosophie und Staatswissenschaften, bereiste Italien als lernbegieriger Humanist und als junger Krieger, focht bei Pavia und ward von Kaiser Karl V. mit diplomatischen Missionen betraut: er fungierte von 1532—47 als Gesandter in Venedig, ging 1537 nach England, 1542 nach Trient und weilte von 1547—51 in Rom. Unter Philipps II. Regierung blieb er mehrere Jahre als Botschafter in Lissabon und zeitweise am Madrider Hof. Ein Streit zog ihm 1568 einige Jahre Verbannung zu. Diese verbrachte er auf seinen Besitzungen in Granada, mit seinen litterarischen Arbeiten beschäftigt, die ihm während seines ganzen Lebens am Herzen gelegen hatten. M. hinterließ drei epochemachende Werke: einen Schelmenroman, lyrische Dichtungen und ein Geschichtswerk, neben vielen andern kleinern gedruckten und ungedruckten Schriften. Den Schelmenroman vom »Kleinen Lazarus am Tormes-Flüßchen« schrieb er als Student, doch wurde er erst später gedruckt als »Vida de Lazarillo de Tormes« (Antwerpen 1553, und seitdem sehr oft; auch im 3. Bde. der »Biblioteca de autores españoles«). Die köstliche Lebendigkeit und Naivität des Stiles verschafft dieser (oft fortgesetzten und nachgeahmten) Jugendarbeit immer neue Bewunderer (letzte Ausg. 1882; deutsch von Keil, Gotha 1810; in Reclams Universalbibliothek Nr. 1389). Seine poetischen Werke enthalten Sonette, Kanzonen, Eklogen und ausgezeichnete Episteln im italienischen Geschmack, zu dessen Hauptförderern M. gehörte, doch

auch sehr gewandte und tief empfundne Gedichte nach alter volkstümlicher Weise. Sie erschienen als »Obras poeticas« ed. Hidalgo, Madrid 1610; wieder abgedruckt im 32. Bande der »Biblioteca de autores españoles«. Eine neue, bedeutend vermehrte Ausgabe besorgte W. Knapp (Madr. 1877). Die satirischen und humoristischen Stücke erschienen auch getrennt Madrid 1876. Das spät gedruckte Geschichtswerk: »Guerra de Granada« behandelt den letzten Aufstand der Moriskos (1568) mit wahrhaft klassischer Größe und verschaffte M. den Namen des spanischen Sallust (Lissab. 1627, verstümmelt; Madr. 1674, vollständig 1720 u. 1776 zu Valencia, und seitdem sehr oft, auch in Bd. 21 der erwähnten Bibliothek). Vgl. darüber R. Foulché-Delbosc in der »Revue Hispanique« (1894). Andre Prosawerke (»Dialogo de Caronte y Farnesio« und »Carta a Salazar«) enthalten die »Obras en prosa« (Madr. 1881). Vgl. J. Fesenmair, Don Diego Hurtado de M. (Münch. 1883–84), und E. Señany Alonso, Apuntes biograficos (Xerez 1886). Mendozas reiche Klassikerbibliothek ist seit 1576 eine der Zierden des Escorial. Ein großer Brand zerstörte freilich 1671 mehr als die Hälfte der handschriftlichen Schätze. — Sein Bruder Don Antonio Hurtado de M. war Vizekönig von Neuspanien und veröffentlichte das naturhistorische Werk »De las cosas naturales y maravillosas de Nueva España«. — Ein andrer, Don Antonio de M., geb. 1590 in Burgos, gest. 1644, war Kommandeur des Calatravaordens, Geheimer Sekretär König Philipps IV. und Mitglied des Inquisitionsgerichts. Er hinterließ mehrere Komödien (abgedruckt in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 45) und lyrische Gedichte (Lissab. 1696; neueste Ausg., Madr. 1849; im Auszug auch im 16. u. 42. Band der genannten »Biblioteca«) sowie einige prosaische Schriften.

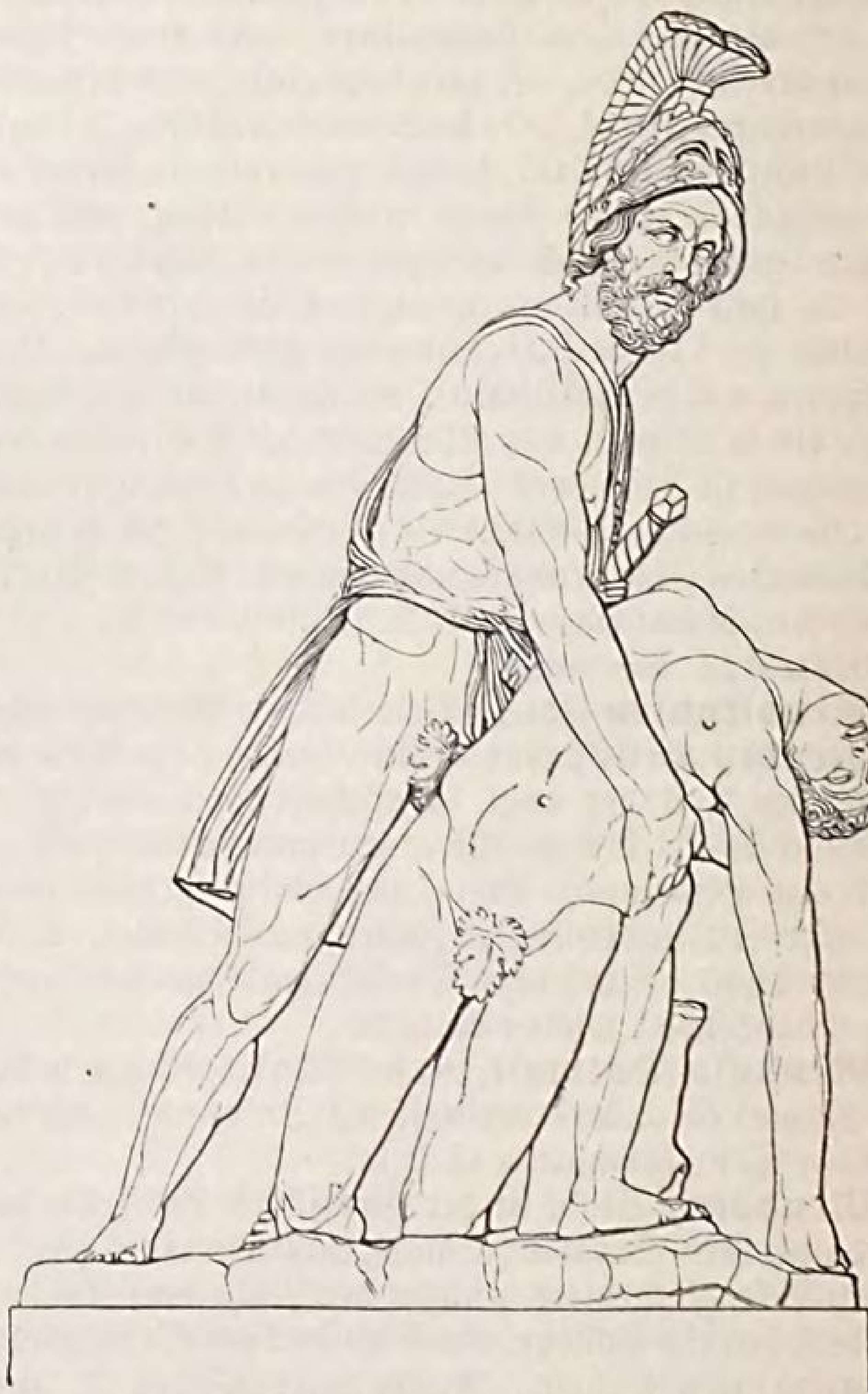
2) Inigo Lopez de, s. Santillana.

Mendrisio (deutsch Mendris), Flecken und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Tessin, 370 m ü. M., an der Linie Lugano-Chiasso der Gotthardbahn, in sehr fruchtbarer Gegend, mit Seidenraupenzucht, Seidenspinnerei, Tabaksfabrikation, Weinbau und (1888) 2872 meist kath. Einwohnern. Von hier aus wird der Monte Generoso (s. d.) bestiegen.

Menedēmos, Stifter einer philosophischen Schule, welche nach seiner Vaterstadt Eretria die eretrische heißt und eine Fortsetzung der elischen bildet, lebte etwa von 350–275 v. Chr. und war ein Schüler von Platon oder von Platonikern, dann vom Megariker Stilpon. Er bekleidete mehrere Ämter in seiner Vaterstadt, mußte aber endlich, des Verrats an seiner Vaterstadt zu gunsten des Antigonos von Makedonien verdächtig, fliehen und starb am makedonischen Hof.

Menegoz, Eugène, protest. Theolog, geb. 25. Sept. 1838 in Algolsheim (Elsaß), studierte in Straßburg, Erlangen, Berlin, Halle und Marburg, wurde 1866 Pfarrer der deutschen Gemeinde der Billettes-kirche und 1877 zum außerordentlichen, 1882 zum ordentlichen Professor an der neugegründeten evangelisch-theolog. Fakultät zu Paris ernannt. Er schrieb: »Étude dogmatique sur l'idée de l'Église« (Straßb. 1862); »Réflexions sur l'évangile du salut« (Par. 1879); »Le péché et la rédemption d'après saint Paul« (1882); »La notion du catéchisme« (1882); »Quid de catechismo sentiendum sit« (1882); »Luther considéré comme théologien« (1883); »La prédestination dans la théologie paulinienne« (1885); »L'autorité de Dieu« (1892); »La théologie de l'épitre aux Hébreux« (1894). Ein wesentlich konservativer Theolog, hat er doch durch seinen Vortrag »La notion biblique du miracle« (deutsch von A. Baur: »Der biblische Wunderbegriff«, Freiburg 1895) einen Sturm der protestantischen Orthodoxen gegen sich hervorgerufen.

Menelāos, 1) im griech. Mythus König von Sparta, Sohn des Atreus (oder Pleisthenes), floh nach der Ermordung seines Vaters durch Ägisthos mit seinem jüngern Bruder, Agamemnon, aus Mykenä nach Sparta, wo er sich mit Tyndareos' Tochter Helena vermählte und durch sie Herrscher dieses Staates wurde. Als Paris die Helena entführt hatte, begab sich M. mit Odysseus nach Troja, um die Zurückgabe



Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos (Florenz).

der Geraubten zu bewirken, und bot dann die befreundeten Fürsten zum Zuge gegen Troja auf. Er selbst stellte zu dem Kriege 60 Schiffe und war unter dem Schutze der Hera und Athene einer der eifrigsten Berater und tapfersten Kämpfer. Er besiegte Paris im Zweikampf, schirmte den Leichnam des Patroklos und trug ihn aus der Schlacht; auch befand er sich mit in dem hölzernen Pferde. Nach Trojas Fall segelte er sogleich mit Helena ab, ward aber in der Gegend des Vorgebirges Malea durch einen Sturm mit fünf Schiffen nach Ägypten verschlagen und kehrte erst, nachdem er acht Jahre lang bei den Völkern im Osten herumgeirrt war, mit Helena in die Heimat zurück, wo eben seine von ihrem Sohn Orestes erschlagene Schwägerin Klytämnestra mit ihrem Buhlen Ägisthos bestattet wurde. Man zeigte sein und der Helena Grab zu Therapnä, wo er auch ein Heiligtum hatte. Antike Kopien einer herrlichen Marmorgruppe aus guter griechischer Zeit, M. und den toten Patroklos (nach andern: Aias mit dem Leichnam Achills) darstellend, in der

Loggia de' Lanzi in Florenz (s. Abbildung), im Vatikan zu Rom und anderwärts (vgl. auch Pasquino).

2) Bildhauer in Rom, dem Zeitalter des Augustus angehörig, Schüler des Stephanos. Sein Werk ist die herrliche, von O. Jahn auf Merope und Äpytos, von Winckelmann als Orest und Elektra, von Flasch als Orest und Iphigenia gedeutete Marmorgruppe in der Villa Ludovisi zu Rom. Vgl. Kekule, Die Gruppe des Künstlers M. (Leipz. 1870).

3) Mathematiker aus Alexandria, lebte um 98 n. Chr. in Rom. Von ihm sind drei Bücher »Sphaerica« (über Kugelgeometrie) in arabischer und hebräischer Übersetzung erhalten (in lateinischer Übersetzung hrsg. von Halley, Oxf. 1758).

Menendez y Pelayo, Marcelino, span. Gelehrter, geb. 1855 in Santander, studierte Philosophie, erwarb sich 1875 den Doktorgrad mit seiner Dissertation über den Roman bei den Lateinern (»La novela entre los Latinos«) und ist seitdem Professor an der Madrider Hochschule. Seine Hauptwerke sind: »Horacio en España« (2 Bde.), »Historia de las ideas esteticas en España« (1890—91, 6 Bde.), »La Ciencia española« (3 Bde.) und »Historia de los Heterodoxos en España« (1880, 3 Bde.). Außerdem veröffentlichte er einen Band: »Odas, epistolas y tragedias«, Studien über Calderon; eine gute Blütenlese spanischer Lyrik: »Antologia« (1894, 5 Bde.), und eine andre spanisch-amerikanischer Dichter (3 Bde.) sowie eine Reihe gediegener litterarhistorischer Studien und philosophischer Abhandlungen.

Menenius Agrippa, röm. Patrizier, wurde, nachdem er 503 v. Chr. das Konsulat bekleidet hatte, bei der ersten Sezession der Plebejer auf den Heiligen Berg (494) vom Senat an das Volk gesandt, um dieses zur Rückkehr zu bewegen, und erreichte diesen Zweck durch die Parabel von den Gliedern des Leibes, die sich gegen den Magen, als müßigen Verzehrer der Nahrung, empörten, aber dadurch sich selbst den größten Schaden zufügten. Er starb 493.

Ménes (spr. ménesch), Dorf im ungar. Komitat Arad, mit Winzerfachschule, (1890) 1246 meist rumän. (griechisch-orientalischen) Einwohnern und berühmtem Weinbau in M. sowie in den benachbarten Orten Gyorok, Paulis 2c. Vor der Vernichtung der Weingärten durch die Reblaus betrug der jährliche Ertrag der Weinlese in M. 60—70,000 hl Wein.

Menes (Mena), nach der ägyptischen Sage der älteste König von Ägypten, der auf die Dynastie der Halbgötter folgte, um 3200 v. Chr., vereinigte das Südland (Oberägypten) und das Nordland (Unterägypten) und erbaute Memphis als Hauptstadt des Reiches.

Menestrels (v. lat. ministeriales), Benennung der Spielleute oder Jongleure (s. d.), besonders solcher, die im festen Dienste eines Herrn standen, Dichter und vor allem geschulte Musiker waren. Daher das englische minstrel, das französische ménétrier.

Ménet. oder *Mén.*, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für E. Ménétriès, gest. 1861 als Konservator am kaiserlichen Museum in Petersburg (Entomolog).

Mene Tekel (vollständig: Mene Mene Tekel Upharsin), im Buch Daniel die von Geisterhand an die Wand geschriebenen, den nahen Sturz des Königs Belsazar (s. d.) verkündenden Worte; daher soviel wie Warnungsruf.

Ménétriers (spr. -trié), in Frankreich die Spielleute und Fiedler, bildeten im Mittelalter eine Zunft, die ihre eignen Gesetze, ihre Versammlungstage und ihr Oberhaupt (roi des ménétriers) hatte.

Menfi, Stadt in der ital. Provinz Girgenti (Sizilien), Kreis Sciacca, mit Ölbau und (1881) 10,062 Einw. Südwestlich der kleine Hafenort Porto Palo.

Mengedünger, Kompost, s. Dünger, S. 282.

Mengekorn (Gemengkorn), s. Roggen.

Mengel, soviel wie Mineralgelb, s. Bleichlorid.

Mengel, niederländ. Flüssigkeitsmaß, bis 1816 zu 2 Pintjes: für Wein und Öl = 1,2127 Lit., für Branntwein = 1,25 L. und für Bier 1,2285 L.; in Bremen früher (Mingel) = ¼ Quartier oder 0,2013 L.

Mengen, Stadt im württemberg. Donaukreis, Oberamtsbezirk Saulgau, Knotenpunkt der Linien Radolfzell-M. der Badischen und Ulm-Immendingen der Württembergischen Staatsbahn, 560 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen, eine evang. Kapelle, ein ehemaliges Benediktinerkloster (jetzt Schulhaus), bedeutende Waldungen, Wollwaren- und Kunstdüngerfabrikation, eine Fabrik für elektrische Drähte, Mühl- und Sägewerke, Hopfenbau, bedeutende Rindviehzucht, Getreidehandel und (1890) 2514 Einw., davon 102 Evangelische. M. wird bereits 819 genannt und kam 1805 von Österreich an Württemberg.

Menger, 1) Max, österreich. Politiker, geb. 10. Sept. 1838 zu Neusandec in Galizien, studierte an der Wiener Universität die Rechte und wurde 1871 Advokat in Wien, wo er den Deutschen Verein gründete. Seit 1870 Mitglied des schlesischen Landtags, seit 1871 für die Stadt Jägerndorf des österreichischen Abgeordnetenhauses, war er stets ein eifriger Vorkämpfer des Deutschtums. Er ist Mitglied des Klubs der Vereinigten deutschen Linken und schrieb: »Über Vorschußvereine« (Wien 1870), »Die Wahlreform in Österreich« (das. 1873), »Der böhmische Ausgleich« (Stuttg. 1891), »Die Reform der direkten Steuern in Österreich« (Wien 1895) u. a.

2) Karl, Volkswirt, Bruder des vorigen, geb. 23. Febr. 1840 zu Neusandec in Galizien, studierte in Wien und Prag Rechts- und Staatswissenschaften, habilitierte sich 1872 in Wien für Nationalökonomie, wurde im nämlichen Jahre Ministerialsekretär und 1873 Professor der politischen Ökonomie an der Universität zu Wien. 1876 wurde er Lehrer des Kronprinzen Rudolf für politische Ökonomie und Statistik und begleitete denselben 1877 und 1878 auf einer Studienreise durch die Schweiz, England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland und nahm im Sommer 1878 seine Lehrthätigkeit an der Wiener Universität wieder auf. Er schrieb: »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre« (Wien 1871); »Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften« (Leipz. 1883); »Die Irrtümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie« (Wien 1884); »Zur Kritik der politischen Ökonomie« (das. 1887); »Beiträge zur Währungsfrage in Österreich-Ungarn« (Jena 1892); »Der Übergang zur Goldwährung« (Wien 1892). In diesen Schriften vertritt M. die analytische u. abstrakt theoretische Methode in der Volkswirtschaftslehre, die er namentlich auf dem Gebiet der Wertlehre bereicherte, stellt sich aber in entschiedenen Gegensatz zu der in Deutschland vorherrschenden historisch-realistischen Richtung.

3) Anton, Jurist und Sozialpolitiker, Bruder des vorigen, geb. 12. Sept. 1841, Professor der Rechte an der Wiener Universität, schrieb: »Die Zulässigkeit neuen thatsächlichen Vorbringens in den höhern Instanzen« (Wien 1873); »System des österreichischen Zivilprozeßrechts« (das. 1876, Bd. 1); »Das Recht

auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung« (Stuttg. 1886, 2. Aufl. 1891); »Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Klassen, eine Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich« (im »Archiv für soziale Gesetzgebung«; separat, Tübing. 1890).

Mengeringhausen, Stadt im Fürstentum Waldeck, Kreis der Twiste, an der Linie Arolsen-Korbach der Preußischen Staatsbahn, 290 m ü. M., hat eine gotische evang. Kirche mit der Gruft von mehreren Mitgliedern des Waldeckschen Fürstenhauses, ein fürstliches Palais, eine landwirtschaftliche Winterschule, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1890) 1377 Einw., davon 47 Katholiken und 23 Juden. Dabei das Hospital Leiborn, die Domäne Kappel und der Braunser Hammer mit Holzspulenfabrikation.

Mengfutter (Gemenge), s. Gemengsaat.

Mengit, s. Monazit.

Mengo, Hauptstadt des Reiches Uganda in Äquatorialafrika unter 0° 30′ nördl. Br., auf einem Hügel, unfern der Murchisonbai des Victoria Nyanza, 2½ km südöstlich von Rubaga, der alten Hauptstadt, welche, historisch denkwürdig geworden durch den Aufenthalt Spekes, Grants, Stanleys, nur noch ein nackter Hügel ist, seitdem Mwanga, der Nachfolger des Königs Mtesa, seine Residenz 1885 nach M. verlegte. Dabei eine englische protestantische und eine französische katholische Mission.

Mengōni, Giuseppe, ital. Architekt, geb. 1827, hat sich besonders durch den imposanten, aber in den Details barocken Bau der Galleria Vittorio Emmanuele in Mailand bekannt gemacht. Kurz vor ihrer Vollendung fand er 30. Dez. 1877 bei Besichtigung des Baues durch einen Sturz vom Gerüst den Tod.

Mengs, Anton Raphael, Maler, geb. 12. März 1728 zu Aussig in Böhmen, gest. 29. Juni 1779 in Rom, hatte schon in früher Kindheit seinen Vater, den Miniaturmaler Ismael M. (geb. 1688 in Kopenhagen, gest. 26. Dez. 1764 in Dresden), zum Lehrer und ging 1741 mit ihm nach Rom, wo er die Antike, Michelangelo und Raffael studierte. Dies Studium sowie seine ganze frühere Übung in der Kunst war aber mehr ein ihm auferlegter Zwang als frei gewählte Beschäftigung, denn sein Vater hatte ihn bei seiner Geburt zum Maler bestimmt und ihn mit großer Strenge zu ausschließlich künstlerischer Thätigkeit angehalten. 1744 nach Dresden zurückgekehrt, ward er von August III. zum Hofmaler ernannt mit der Erlaubnis, wieder nach Rom zurückzukehren. Hier besuchte er die Akademie und fertigte zuerst 1748 einige eigne größere Kompositionen, darunter eine heilige Familie, bei der ihm ein schönes Bauernmädchen, Margareta Guazzi, seine nachherige Gattin, welcher zu Gefallen er zur katholischen Kirche übertrat, zum Modell diente. Nach Dresden zurückgekehrt, erhielt er bei der Einweihung der katholischen Hofkirche daselbst (1751) den Auftrag, das Gemälde für den Hochaltar, die Himmelfahrt Christi, zu verfertigen, und die Erlaubnis, es in Rom auszuführen. 1754 übernahm er die Direktion der neuerrichteten Malerakademie auf dem Kapitol, malte dann für die Cölestinermönche die Decke in Sant' Eusebio, für den Kardinal Albani in dessen Villa als Deckengemälde den Parnaß und für andre Privatpersonen mehrere Ölgemälde, wie eine Kleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalena. Ein junger Engländer, Webb, dem M. seine Ideen über Kunst mitteilte, gab diese als seine eignen unter dem Titel: »Untersuchungen über die Schönheit« (Zürich 1771; deutsch von Schnorr, 2. Aufl., Leipz. 1818) heraus und machte sich durch dieses Plagiat einen Namen. 1761 folgte M. einem Ruf des Königs Karl III. nach Spanien und malte daselbst unter anderm eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme, vollendete dort auch das Altargemälde für Dresden. Intrigen veranlaßten ihn, 1769 nach Italien zurückzukehren, wo er zunächst acht Monate in Florenz verweilte und darauf in Rom für den Papst ein großes allegorisches Deckengemälde in der vatikanischen Bibliothek ausführte. 1772 ging er zwar wieder nach Spanien, um den Plafond im Speisesaal des Königs, welcher die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstellt, zu malen; aber schon 1775 finden wir ihn wieder in Rom, wo er bis zu seinem Tode (1779) blieb. Der Ritter d'Azara ließ ihm ein Denkmal neben dem Raffaels setzen und die Kaiserin Katharina II. von Rußland in der Peterskirche, wo er beigesetzt wurde, ein prachtvolles Grabmal errichten. Seine bedeutenden Einnahmen von etwa 10,000 Scudi jährlich verwandte M. teils zur Unterstützung unbemittelter Künstler, teils zu dem Ankauf von Handzeichnungen berühmter Meister, von Vasen, Gipsabgüssen (von denen er eine Sammlung der königlichen Akademie in Madrid schenkte, eine andre sich in Dresden befindet), Kupferstichen und andern Kunstgegenständen. Der Grundzug in M.' Kunst ist ein strenges Studium schöner Formen, und wenn seinen Werken auch die freie, lebendige Originalität des Genies fehlt, so sind sie doch durch edle Komposition, korrekte Zeichnung und schönes, kräftiges Kolorit hervorragende Schöpfungen. M. war Eklektiker, der die Schönheiten der Antike, Raffaels, Tizians und Correggios zu verschmelzen suchte. Auch durch seine theoretischen Schriften über die Kunst hat er sie wesentlich gefördert. Die italienische Ausgabe seiner Werke (Parma 1780, 2 Bde.) ist vom Ritter d'Azara, die deutsche (Halle 1786, 3 Bde.) von Prange besorgt worden. An der letztern hat sich auch Winckelmann, mit welchem M. in Rom in freundschaftlichem Verkehr lebte, beteiligt. Die Dresdener Galerie besitzt unter anderm das Ölgemälde einer büßenden Magdalena, zwei Selbstbildnisse des Künstlers, einen den Pfeil schleifenden Amor in Pastell und mehrere Miniaturen, die Münchener Pinakothek das Bildnis eines Kapuziners und das eigne Bildnis des Künstlers, die kaiserliche Galerie zu Wien eine Madonna zwischen Engeln, den Traum Josephs, den heil. Petrus mit der Flamme auf dem Haupte, die Bildnisse der Infantin Maria Theresia von Neapel und der Infantin Maria Ludovika von Spanien, Großherzogin von Toscana. Viele Bilder von M. besitzen die Galerien zu Madrid und Petersburg. Vgl. Woermann, Ismael und Raphael M. (in der »Zeitschrift für bildende Kunst«, neue Folge, Bd. 5, 1893).

Mengsaat, s. Gemengsaat.

Mengtse (»Lehrer Meng«, latinisiert Mencius), chines. Sittenlehrer, der confucianischen Schule angehörig, geb. 372 v. Chr. in der heutigen Provinz Schantung, gest. daselbst um 289, bekleidete mehrere Jahre lang das Amt eines Ratgebers am Hof des Fürsten Siuen in Tse, dann ähnliche Stellungen in andern Staaten, zog sich endlich in seine Heimat zurück, um sein System auszubilden und sich Schüler heranzuziehen. Mengtses Lehren befassen sich vorwiegend mit zwei großen Gegenständen: dem Verhältnis des Regenten zu den Regierten und der moralischen Natur des Menschen. In ersterer Beziehung stellt er als obersten Grundsatz auf: das Volk ist das

wichtigste Element in einer Nation; erst nach dem Volke kommt das Reich und erst in dritter und letzter Reihe der Fürst. In ethischer Hinsicht nimmt M. eine ursprünglich gute Beschaffenheit der menschlichen Natur an und tritt ebenso der Philosophie des Egmoisus, welche Jangtschu lehrte, entgegen wie der von Mihtse gepredigten allgemeinen und gleichmäßigen Menschenliebe, welche ihm unverträglich schien mit der besondern Liebe, die man den Eltern schulde. Mengtses Lehren wurden von seinen Anhängern in der Form von Dialogen im »Buch des M.«, dem vierten der sogen. »Sseschu« (»Vier Bücher«), aufgezeichnet; es ist öfters, unter anderm ins Lateinische von Julien (Par. 1824, 2 Bde.), ins Englische von Collin (Malakka 1828) und von Legge (»Life and works of Mencius«, Lond. 1875) und ins Französische von Pauthier (Par. 1841), übersetzt worden. Vgl. Faber, Lehrbegriff des Philosophen Mencius (Elberf. 1877).

Menhaden (Bunker, Alosa tyrannus *Latr.*), ein der Alse nahe verwandter und sehr ähnlicher Fisch, wird an den atlantischen Küsten Nordamerikas jährlich zu Millionen gefangen und zu Thran und Fischguano verarbeitet. Der Wert der jährlichen Ausbeute beträgt ca. 10 Mill. Mk. Vgl. Goode und Atwater, History of the M. (New York 1880).

Menhirs, große, aus einem Stück bestehende oder aus mehreren Blöcken zusammengesetzte vorgeschichtliche Steinsäulen, die als Erinnerungszeichen an denkwürdige Ereignisse oder als Grabdenkmäler aufzufassen sind oder auch Kultstätten bezeichneten. Sie stehen einzeln oder zu mehreren in einer Reihe; in Skandinavien, besonders im südlichen Schweden, sind sie sehr zahlreich. Vgl. Bautasteine.

Menidi, Dorf im griech. Nomos Attika und Böotien, 11 km nördlich von Athen (1889: 2550 Einw.), berühmt durch das dort 1879 aufgedeckte prähistorische Kuppelgrab von ähnlicher Anlage wie diejenigen in der Unterstadt von Mykenä. Die Grabfunde weisen auf orientalische, vielleicht syrische Beziehungen hin.

Menier (spr. menjē), Emile Justin, franz. Industrieller und Volkswirt, geb. 18. Mai 1826 in Paris, gest. 17. Febr. 1881 in Noisiel-sur-Marne, schwang sich durch Fleiß und Tüchtigkeit zum mehrfachen Millionär empor. In seiner Fabrik zu Noisiel führte er die Schokoladenfabrikation ein, gründete in St.-Denis eine zweite Fabrik chemischer Produkte, errichtete eine weitere Fabrik in London, die große Zuckerfabrik in Roye, die größte französische Kautschukfabrik und eine eigne Kakaokulturkolonie in Nicaragua. Nach dem deutsch-französischen Krieg ward er zum Generalrat seines Depart. Seine-et-Marne und 1876 zum Abgeordneten gewählt. Eifriger Republikaner und entschiedener Freihändler, gründete er die beiden Pariser Tagesblätter »Le Bien Public« und »Le Voltaire« sowie die freihändlerische Revue »La Réforme Économique«. M. schrieb: »Des indemnités aux victimes de la guerre avec l'impôt simplifié« (1871); »Les travaux de Paris par l'impôt sur le capital« (1873); »La réforme fiscale« (1873); »Théorie et application de l'impôt sur le capital« (1874); »Économie rurale. Mémoire sur la pulvérisation des engrais« (1875); »L'avenir économique« (1875—79, 2 Bde.) u. a. Auch gab er einen »Atlas de la production de la richesse« (1878, 20 Tafeln) heraus.

Menièresche Krankheit, eine von dem franz. Arzt Menière 1861 zuerst beschriebene Krankheit, die nach seiner Ansicht in einer Affektion des innern Ohres, und zwar des Labyrinths, bestehen sollte; sie äußert sich in Ohrensausen, Schwindel, Erbrechen und Bewußtlosigkeit, unsicherm Gange und Schwerhörigkeit bis zur Taubheit. Es scheint indes, als ob diese Krankheit lediglich auf reflektorische, vom Hörnerv oder von den sensibeln Nerven der Paukenhöhle ausgehende Vorgänge zurückzuführen ist.

Menilit, Gestein, benannt nach dem Vorkommen von Ménilmontant bei Paris, wo es opalartige Konkretionen in dem Klebschiefer bildet, besteht wesentlich aus opalartiger Kieselsäure. Es findet sich auch in dünnen Lagen von matter, erdiger Beschaffenheit in dem Klebschiefer der Karpathen, in Mähren etc.

Ménilmontant (spr. -mongtāng), ehedem Vorstadt von Paris, jetzt das 20. Arrondissement.

Menin (spr. m'nāng, Meenen), Stadt in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Courtrai, links an der Lys, Knotenpunkt der Eisenbahnen Courtrai-Hazebrouck und M.-Roulers, mit schöner Kirche (Liebfrauenkirche), Spitzenfabrikation, Baumwollspinnerei, Weberei, altberühmter Bierbrauerei, Saline, bischöflichem Collège, Staats-Knabenmittelschule und (1890) 13,710 Einw. Die ehemalige, von Vauban sehr verstärkte Festung, bei deren Verteidigung gegen die Franzosen 1794 Scharnhorst seine ersten Lorbeeren verdiente, ist neuerlich geschleift worden.

Meningitis (grch.), Gehirnhautentzündung (s. d.). M. spinalis, Rückenmarkshautentzündung.

Meningocele (griech.), Gehirnbruch (s. d.).

Meninx (griech.), die Hirnhaut (s. Gehirn, S. 211).

Meninx, alte Stadt, s. Dscherba.

Menippe, Tochter des Orion (s. d.), starb mit ihrer Schwester Metioche freiwillig, als bei einer Pest in Böotien das Opfer zweier Jungfrauen vom Orakel gefordert wurde.

Menippos, griech. Kyniker und Satiriker, um 270 v. Chr., aus Gadara in Phönikien, war anfangs Sklave in Sinope, erwarb sich dann durch Wucher ein bedeutendes Vermögen, so daß er sich in Theben das Bürgerrecht kaufen konnte, und soll sich aus Gram über den Verlust desselben erdrosselt haben. In seinen 13 Schriften, einer Mischung von Prosa und parodierenden Versen, behandelte er unter verschiedener Einkleidung Fragen der praktischen Philosophie mit satirischen Ausfällen auf die andern Philosophenschulen, namentlich die Epikureer. Er war für die (nach ihm benannten) Menippeischen Satiren des Römers Terentius Varro (s. d.) das Vorbild, ebenso für Lukian. Vgl. Wildenow, De Menippo Cynico (Halle 1881); Wachsmuth, Sillographorum graecorum reliquiae (Leipz. 1885). — Auch eine berühmte französische Spottschrift des 16. Jahrh. hat nach M. den Namen »Satire Ménippée« (s. Französische Litteratur); dieselbe wurde herausgegeben von Nodier (Par. 1824), Labitte (das. 1842 u. ö.), Frank (Oppeln 1884) u. a.

Meniskus (griech., »Möndchen«), die gekrümmte Oberfläche der Flüssigkeit in einer engen Röhre (s. Kapillarität); eine konkavkonvexe Linse. Dann ein scheiben- oder blumenförmiger Metallschirm, welchen Griechen und Römer mittels eines Stiftes über dem Kopf ihrer Statuen als Schutz anbrachten; nach einigen Vorbild der altchristlichen Heiligenscheine.

Menispermaceen (Mondsamengewächse), dikotyle, etwa 250 Arten umfassende, vorwiegend in den Tropen einheimische, aber auch in Nordamerika und Japan vertretene Familie aus der Ordnung der Ranalen, meist schlingende Holzpflanzen mit ungeteilten oder gelappten, handnervigen Blättern und kleinen, in achselständigen Trauben stehenden, zwei- bis drei-

gliederigen, diözischen Blüten. Die Gattung Mac Clintockia *Heer* kommt in einigen zweifelhaften Arten fossil im Tertiär von Gelinden und der Kreide Grönlands vor. Arzneiliche Verwendung finden die Wurzeln des südamerikanischen Chondrodendron tomentosum *K.* et *P.* (echte Pareirawurzel), der tropischen Cissampelos Pareira *L.* (falsche Pareirawurzel), die bei den Eingebornen Ostafrikas in hohem Ansehen stehende Jateorhiza palmata *Miers.* (Kalumba- oder Kolumbowurzel) u. a. Die Kockelskörner (der südasiatischen Anamirta Cocculus *W.* et *A.*), die das giftige Pikrotoxin enthalten, benutzt man bisweilen zum Betäuben der Fische.

Menispermin, s. Anamirta.

Menispermum *Tourn.*, Gattung aus der Familie der Menispermaceen, Schlingsträucher mit schild- oder herzförmigen, eckig bis spießförmig gelappten Blättern, in zusammengesetzten Trauben stehenden Blüten und nierenförmiger Frucht mit drei Längsleisten am Rücken. Drei Arten, von denen M. canadense *L.*, in Wäldern des atlantischen Nordamerika, bei uns als Schlingpflanze kultiviert wird.

Menitarees, Indianerstamm, s. Hidatsa.

Menius, Justus (Jodokus Menig), Reformator Thüringens, geb. 1499 in Fulda, gest. 11. Aug. 1558 in Leipzig, ging 1519 nach Wittenberg, ward 1525 Pfarrer in Erfurt, 1529 Superintendent in Eisenach, von wo aus er sich 1536 an der Wittenberger Konkordie, 1537 am Konvent zu Schmalkalden, 1540 am Wormser Religionsgespräch, 1542—44 an der kirchlichen Reorganisation in der Stadt Mühlhausen beteiligte. Infolge der Osiandrischen und Majoristischen Streitigkeiten mußte er 1556 sein Amt niederlegen und verbrachte seine beiden letzten Lebensjahre als Pfarrer in Leipzig. Vgl. G. L. Schmidt, Justus M., der Reformator Thüringens (Gotha 1867, 2 Bde.).

Menk, s. Nörz.

Menkar, der Stern α (2, 3. Größe) im Sternbild des Walfisches.

Menkaure (Menkera, bei den Griechen Mykerinos), König von Ägypten, Erbauer der drittgrößten und am besten erhaltenen Pyramide, in welcher man seinen Sarg und seine Mumie mit einer Inschrift fand (s. Tafel »Architektur I«, Fig. 3).

Menken, Gottfried, evang. Theolog, geb. 29. Mai 1768 in Bremen, gest. daselbst 1. Juni 1831, nachdem er in Üdem bei Kleve, in Frankfurt, Wetzlar und seit 1802 in Bremen Pfarrer gewesen war. Zeitlebens ein Feind aller Neologie, hat er durch zahlreiche Predigten und Beiträge zum Schriftverständnis der Restaurationstheologie Bahn brechen helfen, aber nicht ohne im Punkte der Versöhnungslehre selbst zum Ketzer zu werden. Seine Schriften erschienen Bremen 1858—65, 7 Bde. (neue Ausg. 1894).

Mennelstein, Berg, s. Vogesen.

Mennige (rotes Bleioxyd, Minium) Pb_3O_4 findet sich bisweilen auf Bleierzlagerstätten, aber vielleicht nur durch künstliche Erhitzung aus andern Bleierzen entstanden; man erhält M. durch Erhitzen von Bleioxyd oder kohlensaurem Blei (Bleiweiß) an der Luft und beim Erhitzen von schwefelsaurem Blei mit Chilisalpeter und Soda und Auslaugen der erhitzten Masse mit Wasser. Im großen stellt man M. dar, indem man ungeschmolzenes Bleioxyd auf der gemauerten Sohle eines Flammofens vorsichtig unter Luftzutritt und Umrühren erhitzt; man kann an der heißesten Stelle des Ofens metallisches Blei in Oxyd und dieses an den weniger heißen Stellen in M. verwandeln. Die schönste und lockerste M. (Orangemennige, Bleirot, Mineralorange, Saturnzinnober, Goldsatinober, Pariser Rot) erhält man bei sehr niedriger Temperatur aus Bleiweiß. M. ist ein gelblichrotes Pulver, wird beim Erhitzen dunkler, beim Erkalten wieder heller, zerfällt leicht in Bleioxyd und Sauerstoff und gibt beim Behandeln mit Salpetersäure salpetersaures Blei u. Bleisuperoxyd. Man benutzt M. zur Darstellung von Bleiglas, Fayenceglasur, Porzellanfarben, Kitt, Wasser- und Ölfarbe, Pflastern, Bleisuperoxyd und in der Zündwarenfabrikation. In der letztern ist ein Präparat als oxydierte oder abgelöschte M. gebräuchlich, welches durch Übergießen von M. mit Salpetersäure und Eintrocknen des Gemisches erhalten wird.

Mennighüffen, Dorf im preuß. Regbez. Minden, Kreis Herford, hat eine evang. Kirche, Tabaks- und Zigarrenfabrikation und (1890) 2704 Einw.

Mennigpflaster (Hamburger Pflaster), s. Bleipflaster.

Menno, Simons, Stifter der Mennoniten (s. d.), geb. 1492 zu Witmarsum in Friesland, gest. 13. Jan. 1559 in Oldesloe, trat 1516 in den geistlichen Stand, schied aber, schon seit 1531 infolge des Eindrucks, den der Märtyrermut eines Taufgesinnten zu Leeuwarden auf ihn gemacht, zu den Ansichten der Wiedertäufer hinneigend, 1536 aus der katholischen Kirche, ließ sich nochmals taufen und wirkte nun, aller fanatischen Schwärmerei entgegentretend, als Reiseprediger der Wiedertäufer (s. d.) für die Gründung von anabaptistischen Gemeinden im nördlichen Deutschland, besonders in Friesland und längs der Küste der Nordsee, zuletzt in Oldesloe im Holsteinschen. In Witmarsum wurde ihm 1879 ein Denkmal errichtet. Seine holländisch abgefaßten Schriften erschienen am vollständigsten 1681; sein Lehrbegriff ist dargelegt in dem »Fundamentbuch von dem rechten christlichen Glauben« (1556). Sein Leben beschrieben Cramer (Amsterd. 1837), Roosen (Leipz. 1848), Hingst (Apeldoorn 1892) und Fleischer (Amsterd. 1892).

Mennoniten (Taufgesinnte, niederländ. Doopsgezinden), nach ihrem Stifter Simons Menno (s. d.) benannte protestantische Sekte. Die Normalschrift derselben ist Mennos »Fundamentbuch von dem rechten christlichen Glauben« (1556). Sie sucht ohne mystischen Beisatz eine rein evangelische Ansicht und Behandlung des Christentums festzuhalten, verwirft den Eid, den Krieg und jede Art von Rache, ebenso die Ehescheidung außer im Falle des Ehebruchs und die Übernahme obrigkeitlicher Ämter; die Obrigkeit gilt als eine zwar jetzt noch notwendige, aber dem Reiche Christi fremde Einrichtung, die Kirche als eine Gemeinde der Heiligen, die durch strenge Kirchenzucht in der Reinheit erhalten werden müsse. Ihre Ältesten und Lehrer dienen unentgeltlich. Die Kinder erhalten den Namen bei der Geburt; die Taufe aber wird in den Bethäusern vollzogen. Der Grad der bei der Kirchenzucht anzuwendenden Strenge veranlaßte schon 1554 eine Spaltung und schuf die Parteien der groben Wiedertäufer (auch Waterländer genannt, weil sie im Waterland am Pampus in Nordholland und bei Franeker ihren Sitz hatten) und der meist außerhalb Hollands zu findenden feinen Wiedertäufer, auch Gröninger, Danziger oder Flaminger genannt. Unter den letztern traten wieder kleinere Parteien auf, wie die Ukewallisten, Anhänger eines Bauern, Uke Walles aus Groningen (gest. 1653), welcher die Kirchenzucht besonders streng übte, auch

Dompelers, d. h. die Untertaucher, genannt, weil sie die Taufe mit dreimaligem Untertauchen vollzogen, und die Janjakobschristen, genannt nach Johann Jakob, welcher die Strenge der Kirchenzucht noch gesteigert sehen wollte. Unter dem Einfluß des Arminianismus zerfielen die groben Wiedertäufer seit 1664 wieder in zwei Parteien, deren eine, die altgläubige, nach ihrem Parteihaupt Samuel Apostool (gest. 1644 in Amsterdam) Apostoolen, auch mennonitische Taufgesinnte und Sonnisten (vom Zeichen der Sonne am Giebel ihrer Kirche) genannt, Mennos Lehre von der Prädestination beibehielt, während die andre, nach ihrem Haupte Galenus Abraham de Haen (gest. 1706) Galenisten genannt, die arminianischen Grundsätze annahm. 1801 vereinigten sich beide wieder, und seit 1811 sind alle Gemeinden durch die Errichtung der Allgemeinen Taufgesinnten Societät in Amsterdam enger verbunden. Gegenwärtig offenbart sich das mennonitische Prinzip bei den meisten nur noch im Festhalten an der eigentümlichen Auffassung der Taufe und des Eides. Auf praktisch-philantropischem und selbst auf wissenschaftlichem Gebiet ist ihr Einfluß in der letzten Zeit bedeutend gewesen; ein Missionsverein, aber auch Teylers theologische Gesellschaft zu Haarlem und andre Stiftungen sind ihr Werk. In den Niederlanden, wo sie gegenwärtig etwa 40,000 Anhänger (in über 120 Gemeinden) zählen, genießen sie längst Religionsfreiheit. In Deutschland zählte man schon seit 25 Jahren nicht mehr als ungefähr 20,000 M.; davon kommen auf Preußen etwa 14,650, über 10,000 allein auf die Provinz Westpreußen. Hier erlangten die Taufgesinnten seit 1802 die Befreiung vom Soldateneid, seit 1827 auch vom Amts- und Zeugeneid; doch ist ihre Militärbefreiung durch die norddeutsche Bundesverfassung 1867 aufgehoben. Dieser Umstand, dazu die Praxis, alle Mitglieder auszuschließen, welche sich mit Personen andern Bekenntnisses verheiraten, endlich die zuzeiten sehr starke Auswanderung nach Rußland dienen zur Erklärung des auffälligen statistischen Resultats. Neuerdings wandern sie aus Furcht vor Aufhebung ihrer Privilegien auch aus Rußland wieder aus, um Nordamerika u. Brasilien aufzusuchen. Hier und überall, wo sie heimisch sind, haben sie sich als stille, fleißige Unterthanen bewährt. Völlig verschieden von ihnen sind die die Kindertaufe gleichfalls verwerfenden Baptisten (s. d.). Vgl. Reiswitz und Wadzeck, Beiträge zur Kenntnis der Mennonitengemeinden (Berl. 1824); Hunzinger, Das Religions-, Kirchen- und Schulwesen der M. (Speier 1830); Blaupot ten Cate, Geschiedenis der doopsgezinden (Amsterd. 1839—47, 5 Bde.); Frau A. Brons, Ursprung, Entwickelung und Schicksale der altevangelischen Taufgesinnten (Norden 1884); M. Schön, Das Mennonitentum in Westpreußen (Berl. 1886); J. P. Müller, Die M. in Ostfriesland vom 16. bis 18. Jahrhundert (Emden 1887); Horsch, Geschichte der Mennonitengemeinden (Elkhart 1890); »Mennonitische Blätter« (begründet 1854 von Mannhardt, jetzt hrsg. von M. v. d. Smissen, Altona); »Doopsgezinde Bijdragen« (hrsg. von de Hoop-Scheffer, Leiden, seit 1864).

Meno (ital.), weniger (Gegensatz più).

Menökeus, im griech. Mythus Sohn des Königs Kreon von Theben. Als bei der Belagerung dieser Stadt durch die Sieben der Seher Teiresias den Thebanern den Sieg weissagte, wenn den Zorn des Ares über die Erlegung des Drachen durch Kadmos ein Nachkomme der aus den Drachenzähnen entsprossenen Sparten durch freiwilligen Tod versöhne, erstach sich M., einer der letzten des Spartengeschlechts, trotz des Verbots seines Vaters auf der Zinne der Burg und stürzte hinunter in die Kluft, wo einst der Drache als Hüter der Quelle Dirke gehaust hatte.

Menologium (griech.), Monatsregister; auch soviel wie Martyrologium (s. d.).

Menominee (spr. minómmini), 1) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Michigan, an der Mündung des Menominee River in die Green Bay des Michigansees, Marinette gegenüber, hat Eisengruben und Marmorbrüche, bedeutenden Holzhandel nach Chicago und den östlichen Märkten und (1890) 10,630 Einw. — 2) Stadt in der Grafschaft Dunn des nordamerikan. Staates Wisconsin, wichtiges Depot des Pelzhandels, mit (1890) 5491 Einw.

Menomoni, Indianerstamm der westlichen Algonkin in Nordamerika, zwischen dem Obern und dem Michigansee. 1890 lebten 1311 M. in der Reservation an der Green Bay des Michigansees in Wisconsin.

Menopause (griech.), das Aufhören der Menstruation in den sogen. klimakterischen Jahren.

Menorca (Balearis minor), Insel der span. Gruppe der Balearen (s. d.), ist 760 qkm (13,8 QM.) groß und bildet ein felsiges Plateau mit Erhebungen bis 350 m. Die Küsten sind namentlich im N. und NO. schwer zugänglich. Der Boden ist meist steinig und daher wenig produktiv, das Klima ist angenehm, jedoch heftigen Nordwinden ausgesetzt und im Frühling sowie Herbst sehr regnerisch (mittlere Jahrestemperatur 17,5°, jährliche Niederschlagsmenge 690 mm). Die Bewohner (1887: 39,041) beschäftigen sich mit dem Bau von Getreide, Hülsenfrüchten, Südfrüchten und Wein, mit Viehzucht, mit der Gewinnung von Steinen, Fischfang, Schiffahrt u. Schuhwarenfabrikation. Bemerkenswert sind die Tropfsteinhöhlen und die Überreste keltischer Bauwerke, Steinpyramiden bis zu 15 m Höhe, häufig von kreisrunden kyklopischen Mauern umgeben. Hauptstadt und wichtigster Hafen ist Mahon (s. d., auch wegen Geschichte).

Menorrhagie (grch.), allzu starke Menstruation.

Menorrhöa (griech., »Monatsfluß«), soviel wie Menstruation, besonders eine zu lang anhaltende und zu oft wiederkehrende.

Menostäse (griech.), das Ausbleiben oder die Unterdrückung der Menstruation (Amenorrhöe, Dysmenorrhöe).

Menötios, Vater des Patroklos (s. d.), der nach ihm der Menötiade heißt.

Menotti, Ciro, ital. Patriot, geb. 23. Jan. 1798 in Miglierina bei Carpi, gest. 26. Mai 1831, war ein reicher Fabrikant in Modena, als 1831 die Revolution in Italien ausbrach. Er suchte mit mehreren Genossen dem Herzog Franz IV. von Modena die italienische Königskrone zu verschaffen. Da der verkehrte Plan scheiterte und der Herzog die Verschwornen verleugnete, wurde M. zum Tode verurteilt und gehenkt. Seit 1879 steht sein Standbild vor dem ehemaligen herzoglichen Palast in Modena. Vgl. Grandi, Ciro M. e i suoi compagni (Mail. 1880); Guaitoli, Di Ciro M. e della rivoluzione di Modena del 1831 (Carpi 1890).

Menou (spr. m'nu), Jacques François, Baron de, franz. General, geb. 1750 zu Boussay in Touraine, gest. 13. Aug. 1810 in Venedig, trat jung in die Armee und war beim Ausbruch der Revolution bereits Maréchal de Camp. 1789 als Repräsentant

des Adels seiner Provinz gewählt, schloß er sich dem dritten Stande an. Er blieb dabei im aktiven Dienst in der Armee, befehligte 1792 die Truppen im Lager bei Paris und focht 1793 gegen die Chouans in der Vendée. Von Larochejacquelein entscheidend geschlagen, ward er von Robespierre vor dem Konvent angeklagt, aber von diesem infolge der glänzenden Verteidigung Barères freigesprochen und, nachdem er im Mai 1795 den Aufruhr der Vorstadt St.-Antoine gegen den Konvent gedämpft, zum Obergeneral der Armee des Innern ernannt. Da er bei dem Aufstand im Oktober (13. Vendémiaire) die Nationalgarden nicht nur nicht angriff, vielmehr mit ihnen in Unterhandlung trat, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt, aber auf Bonapartes Verwenden freigesprochen. Diesen begleitete er als Divisionsgeneral nach Ägypten, wo er zum Islam übertrat und eine Mohammedanerin heiratete, und erhielt nach der Ermordung Klébers (1800) den Oberbefehl, ward aber 21. Mai 1801 bei Alexandria vom englischen General Abercromby gänzlich geschlagen und mußte eine Kapitulation unterzeichnen, in deren Folge er mit den Trümmern des französischen Heeres Ägypten räumte. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Gouverneur von Piemont, später von Venedig ernannt.

Menouve (spr. m'nūw'), Alpenpaß, s. Dronaz.

Mens, bei den Römern die Personifikation des »Verstandes« und der Besonnenheit. Ihr wurde 217 v. Chr. nach der durch Unverstand verlornen Schlacht am Trasimenischen See auf dem Kapitol ein Tempel errichtet, dessen Stiftungsfest alljährlich am 8. Juni gefeiert wurde.

Mensa (lat.), Tisch; m. Domini, Tisch des Herrn; m. episcopalis, Tafelgüter eines Bischofs; m. gratuita, Freitisch; m. ambulatoria, Wandeltisch, wechselnder Freitisch für arme Schüler etc.

Mensa, Hochland im nordwestlichen Abessinien, westlich von Massaua, 1597 qkm (29 QM.) groß, mit 17,400 Einw., die ebenso wie ihre Nachbarn, die Morea (18,000 Seelen), früher Christen waren, jetzt aber Mohammedaner sind. Beide sind arabischen Ursprungs und haben die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Tigré, vollständig unterjocht. Mitten durch das Land zieht sich in westöstlicher Richtung der 56 km lange Chor von M., ein breiter, wildromantischer Felsenspalt mit sehr mannigfacher Tropenflora und großem Tierreichtum.

Mens agitat molem (lat.), »der Verstand (die Klugheit) bewegt die Masse«, d. h. Verstand regiert die Welt, Citat aus Vergils »Äneide« (VI, 727).

Mensaleh, größter Strandsee Ägyptens, zwischen Damiette und Port Saïd, nur durch eine schmale sandige Nehrung vom Mittelländischen Meere getrennt und vom Suezkanal in schnurgerader Linie durchschnitten, wodurch der östlich von ihm gelegene Teil ganz trocken gelegt ist, hat nur während der Überschwemmungen des Nils süßes, sonst brackiges Wasser und bedeckt zur Zeit der Nilschwelle 2500—2600 qkm. Er enthält viele Inseln, deren Zahl nebst Sandbänken bei Niedrigwasser so anwächst, daß die Schiffahrt für die in Dörfern teils am Ufer, teils auf den Inseln wohnenden Fischer schwierig wird. Der Fischreichtum ist ein so ungeheurer, daß die Regierung aus der Verpachtung der Fischerei $1\frac{1}{2}$ Mill. Frank jährlich löst. Auch ist der See von Scharen von Pelikanen und Silberreihern bevölkert, Flamingos nisten hier, einzelne Büffelherden kommen an den Ufern vor. Im Altertum war dieser Landstrich eine der fruchtbarsten Gegenden Ägyptens und wurde von drei der bedeutendsten Nilarme, dem pelusinischen, tanitischen und mendesischen, durchströmt, deren Mündungen jetzt noch Öffnungen in der Nehrung anzeigen. Hier lagen zahlreiche Ortschaften, darunter Acharis (später ersetzt durch Pelusium), Tanis und Temus. Jetzt hat man die Austrocknung des Sees, besonders am Kanal entlang, wieder in die Hand genommen.

Mensaleh, el (M. el Hayit), Hauptort des Distrikts Dekernes in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Dakalieh, am Süduser des Sees, an der Mündung des Bahr es Sugh in denselben, Dampferstation, mit (1882) 8447 Einw., die vornehmlich Fischerei sowie Handel mit Fischen und Reis betreiben. M. ist das alte Panephysis.

Mensalgüter (lat. Bona mensae oder de mensa, »Tafelgüter«), ehedem Bezeichnung für Güter, deren Einkünfte zur Bestreitung der fürstlichen Hofhaltung dienten; im Kirchenrecht die kirchlichen Güter, deren Einkünfte zum Unterhalt der Erzbischöfe und Bischöfe bestimmt sind.

Mensch (Homo sapiens *L.*), das höchst entwickelte irdische Wesen, welches alle verwandten Lebewesen in geistiger Beziehung weit überragt, ohne von ihnen durch tiefer gehende körperliche Unterschiede getrennt zu sein. In der That besitzt der menschliche Körper keinerlei Organe, die nicht auch bei den höhern Tieren mit sehr ähnlichem Bau wiederkehrten, auch dieselben Knochen und Muskeln sind vorhanden, obwohl die Formen derselben vielfach wechseln und in der Zahl (z. B. bei den Rippen und Wirbeln) Abweichungen vorkommen. Ebensowenig bestehen fundamentale Unterschiede der äußern Gestaltung zwischen ihm und den ihm zunächst stehenden sogen. anthropoiden (d. h. menschenähnlichen) Affen, dem Gorilla, Schimpanse u. Orang-Utan. Mit Recht reiht man daher den Menschen dem Tierreich ein, nur in betreff seiner Abgrenzung von den nächstverwandten Tieren bestehen Meinungsverschiedenheiten. Cuvier, Owen u. a. stellten für den Menschen eine besondere Ordnung der Säugetiere, die Zweihänder (Bimana), den fälschlich sogen. Vierhändern (Quadrumana) oder Affen gegenüber auf, während Huxley, Haeckel, Darwin u. a., wie bereits Linné, den Menschen mit den Affen zu der Ordnung der Primates, der »Hochtiere« (Brehm) vereinigen, in welcher er vom zoologischen Standpunkt nur eine besondere Familie bilden soll. Der M. teilt mit den schmalnasigen Affen der Alten Welt (Simiae catarrhinae) die wichtigsten Merkmale: Zahl und Art der Zähne, die schon bei letztern häufige Schwanzlosigkeit, die Ausbildung der hintern Gliedmaßen als echter Füße. Ebenso ist der Grundplan des Gehirns der gleiche. Die hervortretendsten Unterschiede zwischen M. und Affe liegen zunächst in der Formung des Gesichts- und Hirnschädels, in dem Überwiegen des letztern über erstern beim Menschen, wodurch das Gesicht nicht schräge vor, wie bei den Affen, sondern fast senkrecht unter die geräumige Schädelkapsel zu liegen kommt. Eine Annäherung an die tierische Schnauzenbildung findet sich indessen als Prognathie (d. h. Vorspringen des Kieferteils des Gesichts) bei manchen niedern Menschenrassen. Bedingt wird jenes Überwiegen des Schädels beim Menschen durch die mächtige Entwickelung des den Schädel vollständig ausfüllenden Gehirns, namentlich des Großhirns in seinen Vorder- und Hinterlappen. Die Hirnwindungen und -Furchen sind zwar im allgemeinen dieselben wie bei den Anthropoiden, auch die

sogen. *Affenspalte* (s. d.) läßt sich beim Menschen noch erkennen, aber die Windungen sind viel reicher ausgebildet und bewirken so eine bedeutende Oberflächenvergrößerung des Organs (besonders die als Sitz des Sprachsinns beim Menschen angesehene dritte Stirnwindung der linken Seite, Brocasche Windung), welche bei Affen und Mikrokephalen nur rudimentär ist. In der Gesichtsbildung ist es außer der fehlenden Schnauzenbildung, die durch die Kürze des Kieferapparats bedingt wird, besonders die Form der Nase und Nasenöffnungen sowie das Hervorragen des untern Teiles des Unterkiefers als *Kinnhöcker*, wodurch die Zunge mehr Raum erhält, während das Affenkinn nach unten zurückweicht, also einen andern *Kinnwinkel* beschreibt, ferner die geschlossene, nicht durch Lücken unterbrochene Zahnreihe, welche den Menschen von den nächstverwandten Affen unterscheiden. Dazu kommt noch die besondere Ausbildung des Kehlkopfes, die den Menschen zu seinen sprachlichen und gesanglichen Leistungen befähigt. Beim Affen ist der Arm immer länger als das Bein (namentlich Vorderarm und Hand); beim Menschen überwiegt die mächtige Entwickelung der Beine als säulenartiger Träger des lediglich von ihnen gestützten, aufrecht erhobenen Körpers. Mit diesem aufrechten Gange, der selbst von den höchstgestellten Affen nur vorübergehend ausgeführt werden kann, steht eine ganze Reihe von Abänderungen des Baues und der Entwickelung von Knochen und Muskeln, so namentlich die schaufelförmige Bildung des Beckens, die mehrfache Krümmung der Wirbelsäule, die stark entwickelte Gesäß- und Wadenmuskulatur des Menschen, im unmittelbaren Zusammenhang. Der Fuß des Menschen ist nach demselben Plane wie der Affenfuß gebaut, nur kann die Innenzehe beim Menschen nicht daumenartig wie bei den Affen den übrigen Zehen entgegengestellt werden, die Fußwurzel- und Mittelfußknochen sind zu einem Gewölbe verbunden, und die Sohle ist dem Boden horizontal zugewendet; die einzelnen Knochen und Muskeln sind aber im übrigen bei beiden dieselben. Auch in der Hand finden sich Unterschiede, die in der bedeutend geringern Ausbildung des Daumens bei den Affen ihren Gipfel erreichen. Der Affendaumen ist nämlich auffallend klein, schwach und kurz. Ebensowenig wie im gröbern Körperbau unterscheidet sich der M. fundamental von den Tieren in der mikroskopischen Struktur der feinen Körper aufbauenden Gewebe und in den Leistungen seiner verschiedenen Organe, also in physiologischer Beziehung. Es kommt somit wesentlich darauf an, ob die geistige Entwickelung des Menschen, der Besitz der Vernunft, der moralischen und religiösen Begriffe sowie die artikulierte Sprache genügen, um ihn als außerhalb des Tierreichs stehend anzusehen. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt muß diese Frage verneint werden.

Die Naturauffassung Darwins und seiner Anhänger erblickt in folgerichtiger Durchführung des Entwickelungsprinzips in dem Menschen nur das Endglied einer unendlichen Reihe niedriger stehender Ahnen und erkennt in den sogen. anthropoiden (menschenähnlichen) Affen seine nächsten Verwandten in der gegenwärtigen Lebewelt, ohne indessen in ihnen etwas andres als Seitenverwandte (Vettern), Nachkommen eines gemeinsamen Urtypus zu suchen. Als unmittelbaren Vorfahren des Menschen nimmt Haeckel einen noch sprachlosen *Urmenschen* (Alalus) oder einen Affenmenschen (Pithecanthropus, s. d.) an, der noch mehr Affenmerkmale dargeboten haben müßte als die niedersten heute lebenden Menschenrassen. Eigentliche Zwischenstufen, das sogen. fehlende Glied (missing link) zwischen Menschen und Tier, sind bisher weder lebend noch fossil aufgefunden worden, und was man dafür ausgegeben hat, wie das Haarmädchen Krao, oder Mikrokephalen waren lediglich pathologische Erscheinungen. Daher ist auch die Frage nach der Heimat des Urmenschen, welche die ältern Forscher in den warmen, Moritz Wagner in den kalten Regionen des Erdballes suchte, noch ungelöst. Als Stütze der naturwissenschaftlichen Auffassung wird angesehen, daß ausnahmsweise im Bau des Menschen Abweichungen auftreten, die man als Überreste oder als ein Wiederauftauchen affenartiger Bildungen und somit als *pithekoide* bezeichnen muß. Dahin gehört z. B. der sogen. *Stirnfortsatz der Schläfenschuppe*, eine abnorme Verbindung, welche das Stirn- und Schläfenbein durch Bildung eines Fortsatzes eingehen, während sonst beim Menschen beide Knochen getrennt erscheinen. Dieselbe bedingt, ebenso wie die abnorme Schmalheit der normalen Nahtverbindung zwischen Keil- und Scheitelbein an dieser Stelle, eine Verkümmerung der Stirngegend (*Schläfenenge, Stenokrotaphie* nach Virchow). Die anthropoiden Affen Gorilla und Schimpanse besitzen ausnahmslos diesen Fortsatz, während er beim Orang-Utan wenigstens bisweilen vorkommt. Diese tierartige Bildung (Theromorphie) findet sich häufiger bei mehreren niedrig stehenden Menschenrassen. Andre hierher gehörige Bildungen sind: das *Darwinsche Ohrknötchen*, eine öfter vorkommende Spitze des obern umgeschlagenen Ohrrandes, welche, wie Schwalbe entwickelungsgeschichtlich verfolgt hat, der Spitze des tierischen Ohres entspricht, und welche manchmal noch freier (bei Neugebornen) hervortritt und dann als *Macacus-Ohr* bezeichnet wird; ferner die eigentümliche Gestaltung der Nasenöffnung (apertura pyriformis), deren unterer Saum nicht, wie sonst, scharfrandig erscheint und so scharf den Nasenboden von der Oberkieferaußenfläche absetzt. Es findet vielmehr ein allmählicher Übergang beider statt, indem statt des Saumes eine schiefe Ebene mit grubenartiger Einsenkung besteht (fossae praenasales). Die niedrige, eingesattelte, breite, affenartige Nase mit sehr stumpfem und wenig sich erhebendem Rücken ist bei niedern Rassen besonders häufig anzutreffen. Auch die Verkümmerung der Nasenbeine gehört hierher, die an die Bildung der katarrhinen Affen streift (daher von Virchow *Katarrhinie* genannt). Die mächtige Entwickelung der Augenbrauenbogen gemahnt, in Verbindung mit einer starken Hebung des mittlern, die Sagittalnaht tragenden Teiles des Scheitels, an die Kammbildung bei anthropoiden Affen. Dahin gehört auch die *Hinterhauptsquerwulst* (torus occipitalis transversus Schaaffhausen, Ecker, Joseph, Waldeyer), eine im Bereich der Nackenlinien der Hinterhauptschuppe auftretende, bei niedern Rassen häufige pithekoide Bildung, das *Inkabein* (s. d.) u. a. Am übrigen Gerüst gelten die größere Länge des Vorderarmes, die Durchbohrung des Oberarmknochens unmittelbar über dem Ellbogengelenk sowie das Vorhandensein eines dritten Knochenvorsprungs (trochanter tertius) am Oberschenkelbein als pithekoide Merkmale. Dagegen wird die Säbelscheidenform (*Platyknemie*, s. d.) des Schien- und Wadenbeins, die man früher für eins der wichtigsten pithekoiden Merkmale hielt, und für dessen genaue Bezeichnung man einen eignen *knemischen Index* aufgestellt hatte, heute in Frage gestellt, denn dieses Merkmal

niederer Menschenrassen findet sich bei anthropoiden Affen nicht in gleichem Maße. Neben ihm kehren oft ganze Gruppen echt pithekoider Kennzeichen bei einzelnen niedern Menschenrassen, namentlich bei den Wedda, in einem viel höhern Prozentsatz wieder als bei Kulturmenschen, und viele von ihnen, wie z. B. die niedere Nase, die längern Vorderarme, sind überdem für das kindliche Alter auch der höhern Rassen typisch, wie denn überhaupt das Kind nach dem »biogenetischen Grundgesetz« den Ahnenformen viel näher steht und sie größtenteils vor der Geburt durchläuft. Um eine gemeinsame Ausgangsform zu erkennen, müssen daher die kindlichen Formen der beiden zu vergleichenden Typen nebeneinander gestellt werden. Man hat in dieser Beziehung auch mit Recht auf die Nachahmungssucht der Kinder, auf ihren Greiffuß und die große Kraft hingewiesen, mit der sie sich wenige Stunden nach der Geburt mit ihren Händen schwebend erhalten, also ihr Gewicht tragen können (Robinson). Die im Muskelsystem erkennbaren, vielfach weit über die Affenstufe rückwärts deutenden Erinnerungen (Muskeln zum Bewegen des Ohres und des in der Embryonalzeit verschwindenden Schwanzes, sogar Beuteltiermuskeln), überzählige Brustwarzen (Polymastie) sind besonders von Wiedersheim untersucht worden.

Die bisher gefundenen Reste des fossilen Menschen zeigen eine entschiedene Häufung pithekoider Merkmale. Das niedrige Schädeldach des Neanderthalmenschen konnte, solange es allein stand, von Virchow für krankhaft erklärt werden, seitdem sind in den Höhlen von Spy in Belgien und anderswo, neuestens auf Java ähnlich niedrige und noch flachere Schädeldecken gefunden worden, so daß eine derartige Argumentation heute nicht mehr möglich ist. Der fossile, fälschlich einem Mittelgliede (Pithecanthropus, s. d.) zugeschriebene menschliche Schädel von Java gleicht dem eines heutigen Mikrokephalen, und dasselbe gilt von weitverbreiteten fossilen Rassen, wie der Neanderthalrasse, die nebenher auch die starken Augenbrauenbogen und andre pithekoide Merkmale darboten. Von den heute lebenden Rassen scheinen die Ureinwohner Ceylons und Indiens, die Wedda, in ihrem Körperbau die meisten pithekoiden Merkmale zu vereinigen, obwohl sie gleich andern niedern Rassen fast orthognath, durchaus nicht prognath sind. Es ist versucht worden, solche Zwergrassen, wie Wedda, Andamanesen &c., als Kümmerformen hinzustellen, allein, wenn zugegeben werden müßte, daß Verkümmerung pithekoide Charaktere erzeugen kann, so wäre das genau ebenso beweisend für die Entwickelungslehre wie das Verschwinden derselben bei höhern Rassen. Der Orthognatismus einzelner niederer Rassen muß mit der Thatsache verglichen werden, daß es auch nahezu orthognathe Anthropoiden gibt, z. B. den fossilen Dryopithecus Fontani.

Das Alter des Menschengeschlechts reicht vielleicht bis zur Tertiärzeit zurück, obwohl tertiäre Menschen mit Sicherheit bisher noch nicht nachgewiesen sind. Die Berechnungen des Alters prähistorischer Funde gründen sich meist auf die Dicke von Anschwemmungsschichten, unter denen man Spuren menschlicher Thätigkeit (Topfscherben, Steinwaffen &c.) fand, unter Zugrundelegung einer bestimmten Ablagerungsdauer derselben, und sind daher höchst unsicher und schwankend. Ebenso unbestimmt lautet die Antwort nach der Abstammung von einem oder mehreren Menschenpaaren (Mono- oder Polyphylie). Während Agassiz u. a. die einheitliche Schöpfung des Menschen bestritten, weil der M. an bestimmte Faunen- und Florengebiete gebunden sei, hielten andre für wahrscheinlich, daß der M. nur von einem einzigen Schöpfungsherd aus die Erde bevölkert hat. Sein Zusammenleben mit dem wollhaarigen Nashorn, Mammut und zahlreichen Tieren der mitteleuropäischen Eiszeit darf für Europa als erwiesen gelten.

Das Leben der Urmenschen kann nur ein höchst kümmerliches gewesen sein, denn wohl jahrtausendelang vermochte er sich lediglich aus Stein, Knochen und Horn ganz rohe Werkzeuge herzustellen. Erst allmählich schritt er zur Fabrikation besserer, d. h. feiner behauener und polierter Steinwerkzeuge fort (s. Steinzeit). Auch diese Periode, aus welcher die Kjökkenmöddinger (s. d.), die Hünengräber (s. d.), die Pfahlbauten (s. d.) &c. stammen, war eine ungemein lange; als dann der M. mit der Verarbeitung der Metalle, insbes. der Bronze und des Eisens, bekannt wurde (s. Metallzeit), schritt er zu einer höhern Kulturstufe empor. Diese Entwickelung ist zweifellos von örtlichen Verhältnissen abhängig gewesen und hat sich demgemäß an verschiedenen Gebieten des Erdballes zeitlich sehr verschieden vollzogen. Noch jetzt finden sich bei gewissen Naturvölkern vielfach Zustände, die denen der rohen Urzeit des europäischen Menschen entsprechen. Auch eine wenigstens örtliche rückläufige Entwickelung, ein Zurückverfallen in tiefere Barbarei aus verhältnismäßig höhern Kulturstufen, ist nicht ausgeschlossen, ohne daß jedesmal an eine Verdrängung eines höhern Kulturträgers durch ein kräftigeres, roheres Volk zu denken wäre.

Unsre Vorfahren lebten offenbar in einem ähnlich rohen Zustand wie die jetzigen Urbewohner Australiens, Polynesiens und Amerikas. Allein wie diese, verstanden sie gewiß schon so manche einfache Künste, durch welche sie sich ihren Lebensunterhalt verschafften und gegen Klima und Witterung schützten; sie lernten das Hüttenbauen sowie das Feueranmachen durch Reiben zweier Hölzer aneinander; sie fertigten sich Waffen, Geschirre und Kleidung und machten Jagd auf Tiere. Allmählich erlernten sie primitiven Ackerbau, züchteten Haustiere, trieben Weberei &c.; über die primitive Stufe des unsteten Jäger- und Fischervolkes erhoben sich vielleicht zuerst die Hirten- und Steppenvölker u. dann die seßhaften Ackerbauer. Diese traten in geregelten Handelsverkehr mit Nachbarvölkern. Aus dem einfachen patriarchalischen Familienleben schritten sie durch die Stammesgenossenschaften zur Staatenbildung vor; aus dem ursprünglichen Naturdienst bildeten sich mythologische Anschauungen. Wie noch jetzt bei Urvölkern mochten Medizinmänner bei ihnen als Zauberer gegolten haben; doch später gelangte die Führerschaft zu höherm Ansehen und gründete, das Religionsbedürfnis in Rechnung stellend, meist hierarchische Verfassungen. Für die Hebung der gewerblichen Leistungen wurde die Teilung der Arbeit, bessere Erkenntnis der Eigenschaften des Materials und die Handelsverbindungen mit immer fernern Erdteilen von größtem Einfluß. Mit dem Aufblühen der Wissenschaft und Kunst tritt die menschliche Gesellschaft in eine weitere Kultursphäre ein. Für die vergleichende Völkerpsychologie (s. d.), die sich auf umfassende Studien über physische und kulturhistorische Zustände jetzt lebender Urvölker stützt, war vor allen das Werk von Waitz: »Anthropologie der Naturvölker« (Leipz. 1859–71, 6 Bde., Bd. 5 u. 6 von Gerland) epochemachend. Vgl. Kulturgeschichte.

Zu einem ganz besondern Gegenstand der Forschung

wurde in neuerer Zeit die Sprache des Menschen erhoben, indem teils die Frage der Lautbildung mittels der Sprachwerkzeuge, teils die Frage, wie sich die Sprache aus Urlauten entwickelt habe, teils die Frage über Verschiedenheit und Verwandtschaft der Sprachen der Völker in den Vordergrund trat. Man gruppierte die Sprachen je nach ihrer Verwandtschaft und nach der vermuteten Ableitung von gemeinschaftlichen Sprachstämmen; allein die Sprache eines Volkes darf man keineswegs als führendes Merkmal bei der Rasseneinteilung benutzen, denn viele Völker haben ihre ursprüngliche Sprache mit einer andern vertauscht. Dagegen machte die Sprachwissenschaft die Erklärung einer Menge alter Ausdrücke und dunkler Gebräuche sowie mythologischer Vorstellungen möglich. Auch kann man aus gewissen einer Sprache eigentümlichen Benennungen und Bezeichnungen von Gegenständen schließen, inwieweit das betreffende Volk mit diesen Gegenständen schon in der Urheimat bekannt war oder erst später mit denselben durch andre Völker bekannt wurde. So eröffnet die Sprachwissenschaft weite Fernblicke in die Urgeschichte der Menschheit. Schließlich begründet sich durch sie eine Gesetzlichkeit in der Entwickelung von Dialekten und neuen Sprachformen (Lautverschiebungsgesetz); man hat auch in dieser Hinsicht auf eine Analogie mit der Evolutionstheorie Darwins hingewiesen (s. Sprache und Menschenrassen). — An die Geschichte, Entwickelung und Verbreitung der Sprache schließt sich die Erfindung und der Gebrauch der Schrift (s. d.) eng an, denn sie ist ein wesentliches Moment für den geistigen Fortschritt der Menschheit. Durch Mythe und Sage äußert sich ein wichtiger Teil im Geistesleben der Menschheit. Schon bei unentwickelten Völkern kommen religiöse Regungen zu Tage in einem Kultus der Naturmächte, in der Verehrung des Wassers u. der Sonne, im Stein-, Baum- und Tierdienst, im Fetischkultus, vor allem aber in einem durch die sorgsamen Begräbnisse bis zur Steinzeit rückwärts bezeugten Manendienst (s. d.) und Unsterblichkeitsglauben, aus dem auch der Heroenkultus hervorging.

Die Einteilung des Menschengeschlechts durch eine systematische Gruppierung geschieht nach verschiedenen Gesichtspunkten, je nachdem man die körperliche Beschaffenheit, die geistige Begabung oder die Kulturzustände in den Vordergrund stellt. Die Forschungen nach dieser Richtung hin sind besonders Aufgabe der Ethnologie oder Ethnographie (s. d.). Die Betrachtung u. Untersuchung der durch körperliche Übereinstimmung verbundenen Völkergruppen, die als Menschenrassen, manchmal auch als Menschenarten bezeichnet wurden, gehört der Anthropologie (s. d.) zu. Wenn nun auch die ethnologischen Grenzen vielfach mit den geographischen zusammenfallen, so zeigen sich doch überall große Schwierigkeiten bei Bestimmung der Verwandtschaftsgrade und der Zusammengehörigkeit der Völker nach Rassen. Denn einesteils kamen in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit ausgedehnte Wanderungen u. Übersiedelungen der Völker vor, so daß verwandte Völker und Stämme nunmehr weit entfernt voneinander wohnen; anderenteils schwanden körperliche Merkmale durch Vermischung, Kreuzung und Einfluß des Klimas; schließlich änderten sich Sitten und Sprachen durch fremde Eindringlinge und Nachbarvölker. Unter diesen Verhältnissen bleiben immerhin die körperlichen Charaktere der verschiedenen Völker und Stämme die sichersten und oft einzigen Anhaltspunkte für die Bestimmung der Rassengemeinschaft. Deshalb haben Skelett- u. Schädelbau (Kopfformen wie Brachy- und Dolichokephalie, Ausdehnung des Gesichtsteils: Kurz- und Langgesichter), die Proportion der Gliedmaßen, die Farbe und Beschaffenheit der Haut, der Haare und der Regenbogenhaut der Augen das höchste Interesse für die Rassenlehre. Vgl. Menschenrassen.

Die Verbreitung des Menschen über die Erde ist sehr ausgedehnt. Das Gedeihen gewisser Rassen ist allerdings von einem bestimmten Klima abhängig; allein bis zu einem gewissen Grade ist es dem Menschen möglich, sich verschiedenen Himmelsstrichen anzupassen (vgl. Akklimatisation und Bevölkerung). Die Bevölkerungszahl der Erde schätzt man auf 1480 Mill., davon kommen auf die einzelnen Erdteile:

	Bewohner	auf 1 qkm
Europa	358 Mill.	36
Asien	826 "	18
Afrika	167 "	5,6
Australien und Ozeanien	5,5 "	0,63
Amerika	122 "	2,9
Zusammen rund:	1480 Mill.	11

Ausführlicheres darüber s. unter »Bevölkerung« (mit Karten und Tabellen). Die Statistik ermittelte ferner die Durchschnittszahlen der Dimensionen, welche die einzelnen Teile des menschlichen Körpers zeigen. Die genaue Ausmessung der sämtlichen Körperteile ist Aufgabe der Anthropometrie (s. d.), welche die Grundlage für die Rassen- und Völkerkunde bildet. Die Körperlänge wurde von Weisbach am größten bei Patagoniern (1,793 m) gefunden und beträgt im Mittel für Kaffern 1,753, Norweger 1,727, Schweden 1,700, Dänen 1,690, Deutsche 1,680, Kongoneger 1,676, Franzosen 1,667, Japaner 1,569, Lappen 1,541, Papua 1,537, Wedda 1,530, Buschmänner 1,444, Eskimo 1,300 und Hottentoten 1,286 m. Bei den Weibern ist der Durchschnitt bis zu 100 mm geringer als bei den Männern. Die Zwergvölker, zu denen außer verschiedenen arktischen Stämmen Wedda, Andamanesen, Akka, Buschmänner und Hottentoten gehören, werden von neuern Anthropologen vielfach als Kümmerformen aufgefaßt, während vereinzelt auftretender Riesenwuchs wiederholt als krankhaft nachgewiesen wurde. Die Körperlänge erreicht nach Quételet ihr Maximum erst im 25.—30. Jahr und nimmt vom 50. Jahr an wieder ab. Ebenso wie die einzelnen Lebensabschnitte (s. Alter), haben auch das männliche und das weibliche Geschlecht verschiedene Wachstums- und Proportionsverhältnisse. Das Körpergewicht des Neugebornen beträgt meistens 3—3½ kg, das mittlere des Mannes 63—75 kg, das des Weibes 55—65 kg; im höhern Alter gehen 6—7 kg durchschnittlich wieder verloren. Klima, Lebensweise ꝛc. beeinflussen die Lebensdauer (s. Sterblichkeit); der Tod an Altersschwäche tritt in der Regel zwischen dem 60. und 80. Jahr ein.

Vgl. die Litteratur der Artikel: »Anthropologie, Ehe, Familie, Gemeinschaftsehe, Höhlen, Metallzeit, Steinzeit, Prähistorie, Menschenrassen«, ferner über Körperbau, Ursprung und Alter des Menschen: Wiedersheim, Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit (2. Aufl., Freiburg 1893); Kuhl, Die Anfänge des Menschengeschlechts (Mainz 1876, 2 Bde.); E. Schmidt, Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika (Hamb. 1887); über Ur- und Zwergrassen des Menschen: P. und F. Sarasin, Die Wedda von Ceylon (Wiesb. 1893); Quételet: Über den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten

(deutsch von Riecke, Stuttg. 1838), Physique sociale, Bd. 2 (Brüss. 1869) und L'anthropométrie (das. 1870); Weisbach, Körpermessungen verschiedener Menschenrassen (in der »Novara-Reise«, Wien 1868, und in der »Zeitschrift für Ethnologie«, Berl. 1878); Gould, Investigations in the military and anthropological statistics of American soldiers (New York 1869); Ammon, Die Körpergröße der Wehrpflichtigen in Baden (in den »Beiträgen zur Statistik des Großherzogtums Baden«, Heft 51, Karlsr. 1894); Derselbe, Die natürliche Auslese beim Menschen (Jena 1893).

Die Gestalt des Menschen in der Natur und Kunst.
(Hierzu die Tafel »Gestalt des Menschen I—III«.)

Bevor die Photographie hilfreich eingriff, war es an erster Stelle Sache der bildenden Kunst, die Menschen über ihre Körperform aufzuklären, und sie hat dies auch bis zu einer gewissen Grenze gethan, welche sich aber mit den naturwissenschaftlichen Anforderungen in keiner Weise deckt. Indem der Künstler, seinem Ideal nachgehend, danach strebte, sein Werk von den natürlichen Fesseln frei zu machen, wurde er durch Laune und Geschmack auf erstaunlich abweichende Bahnen geführt. Kann man einer klassischen, griechischen Statue gegenüber zweifelhaft sein, ob der lebenswahr dargestellte Körper wirklich gerade so existiert habe, so ist man wohl gelegentlich ebenso zweifelhaft, ob der Darsteller, z. B. ein mexikanischer Künstler aus früherer Zeit, bei seinen Figuren wirklich die menschliche Gestalt als Modell im Sinne gehabt habe. Die ganze Gestalt ist gleichsam in Manier aufgegangen, und so können die beiden Darstellungen Tafel III, Fig. 1 u. 2, etwa die Grenzen bezeichnen, zwischen denen sich die Wiedergabe der menschlichen Gestalt in der Kunst bewegt.

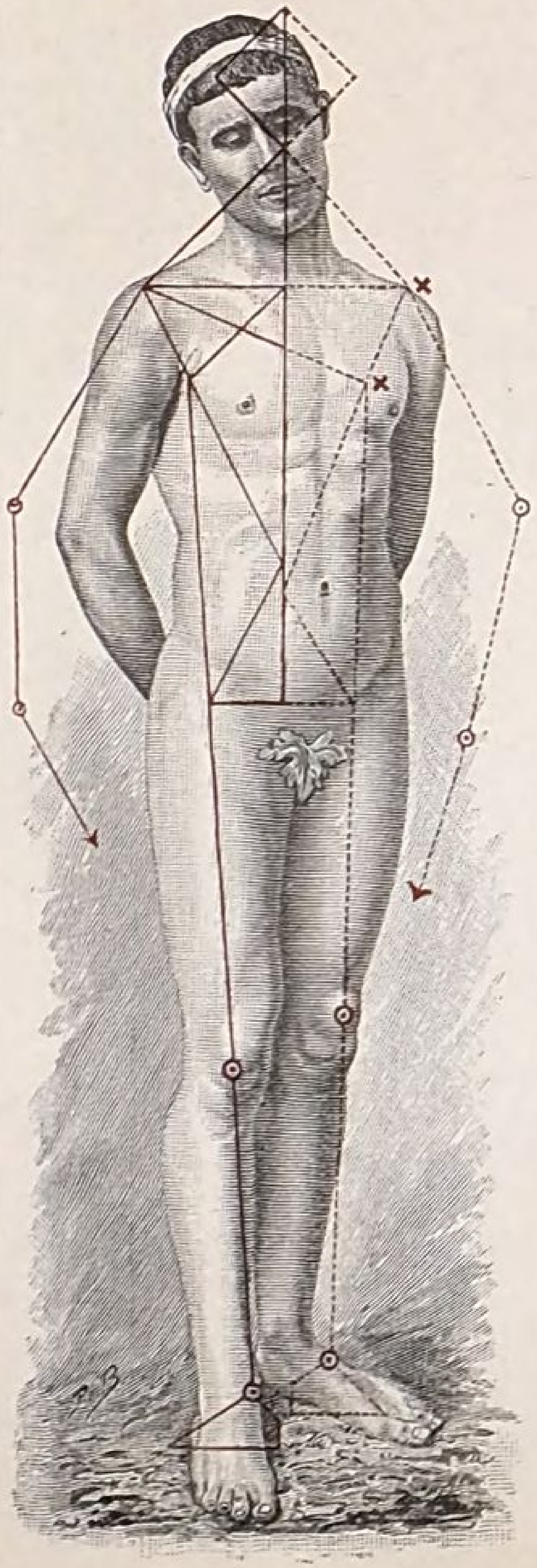
Es würde zu weit führen, an dieser Stelle eine vergleichende Studie über die wechselvolle Auffassung und Wiedergabe des Menschen in den Darstellungen der verschiedenen Völker zu geben, sondern es muß genügen, bei den Kunstleistungen derjenigen Völker stehen zu bleiben, welche man als mittelländische Rasse zusammenfaßt, da bei ihnen auch im idealsten Fluge der Phantasie doch die Anlehnung an die Natur, deren Kenntnis wir fördern wollen, niemals ganz verloren gegangen ist. Auch in den Fällen, wo ein offenbar beabsichtigtes Verlassen der realen Verhältnisse in auffallender Weise hervortritt, ging man doch von der Natur aus, schematisierte oder »stilisierte« dieselbe aber, sei es aus technischen Gründen, sei es aus einseitig entwickelter Geschmacksrichtung, sehr häufig auch aus Bequemlichkeit und Gewohnheit. So waren in Ägypten figürliche Darstellungen des alten Reiches, z. B. die berühmte Holzfigur des sogen. Schech el beled (Fig. 3), von einer erstaunlichen Natürlichkeit, häufig von einer bewunderungswürdigen Feinheit der Ausführung, z. B. die Königin Ameniritis (Fig. 4), während die spätere Kunst daselbst sich in das Handwerksmäßige verlor und zugleich der Bequemlichkeit halber einen schematischen Kanon der menschlichen Gestalt schuf, welcher vieltausendfach mechanisch abgeklatscht wurde. Selbst in Griechenland sind die archaischen Figuren, z. B. die ältesten Darstellungen der Athene und andrer weiblichen Gestalten (Priesterinnen?) in dem Museum der Akropolis zu Athen, noch offenbar unter dem schematisierenden, ägyptischen Einfluß entstanden, bis sich die Kunst dort von dem erstarrenden Hauch losrang und unter Männern wie Pheidias und Praxiteles die menschliche Gestalt in nie wieder erreichter Vollendung zur Darstellung gelangte.

Die römische Kunst stand fast gänzlich auf den Schultern der griechischen, so daß ihre Figuren häufig genug den Eindruck mehr oder weniger glücklicher Übertragungen griechischer Originale machen. Beim Wiederaufleben der Kunst im Mittelalter wurde doch eine in gleicher Weise freie, natürliche Darstellungsweise der menschlichen Gestalt, wie sie der Blütezeit griechischer Kunst eigen war, nicht wieder erreicht; die »Schule«, d. h. die vielfach sklavische Nachahmung der Manier und Geschmacksrichtung bestimmter berühmter Meister als Gründer derselben, machte sich in mehr oder weniger aufdringlicher Weise bemerkbar. Während Meister wie Raffael, Michelangelo (Fig. 5), Leonardo da Vinci, Tizian, Correggio und selbst schon in sehr früher Zeit der als bahnbrechender Vorläufer der Renaissance anerkannte Masaccio (ca. 1420, Fig. 6), obgleich ihre Werke in dem Studium der Antike wurzelten, häufig doch eine bemerkenswerte Naturwahrheit zur Anschauung bringen, geht dieselbe bei den Schülern meist auffallend schnell verloren, und es erscheinen sowohl in der Früh- als in der Hochrenaissance oft überschlanke, gedrechselte Körperformen, welche auf Naturwahrheit wenig Anspruch mehr haben.

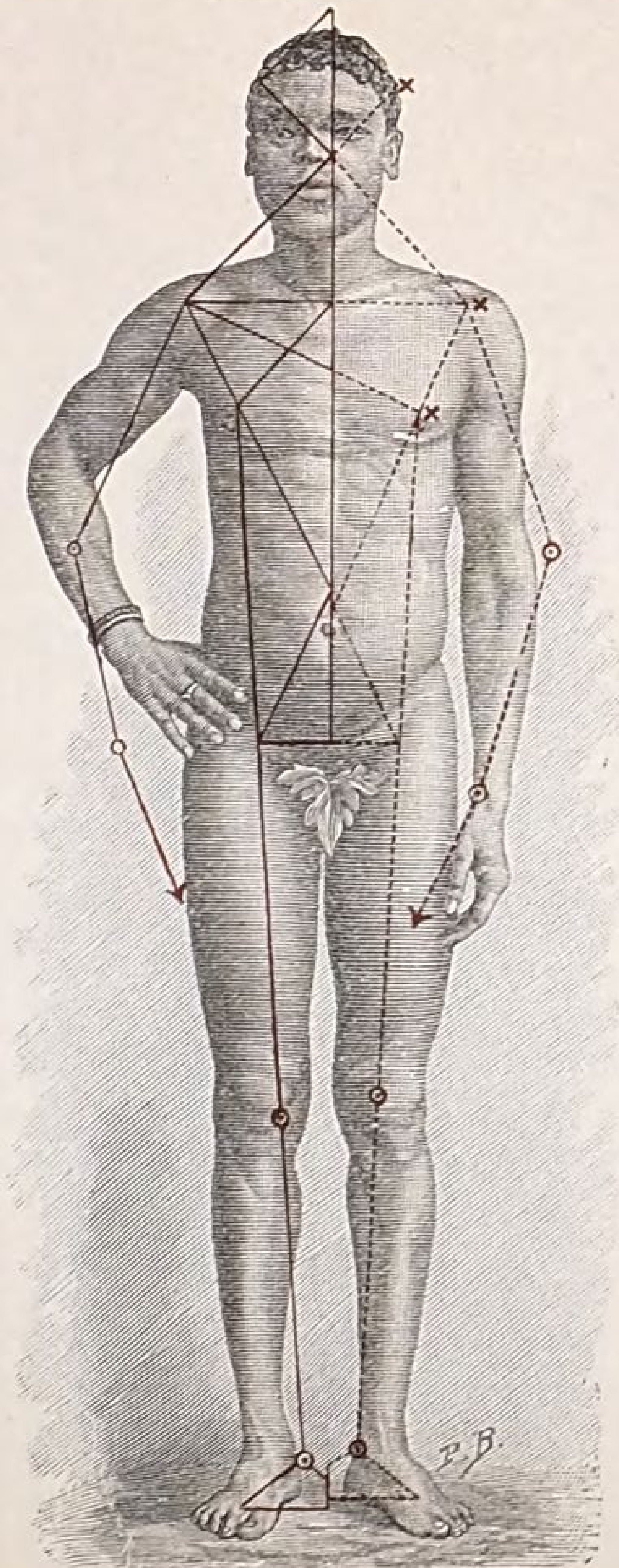
Auch in den andern europäischen Ländern gelangte die Kunst dieser Zeit trotz des bedeutenden Aufschwunges und anerkannt großartiger Leistungen nicht dazu, die menschliche Gestalt so darzustellen, daß man versucht wäre, den »normal-idealen« Menschen in den Bildwerken zu erkennen. Zeichneten sich die niederländischen Schulen (Hub. van Eyck, Rubens, Rembrandt, van Dyck) durch eine gewisse Überschwenglichkeit der Formen aus, in denen klassische Idealität zuweilen vollständig unterging, so waren die menschlichen Figuren der altdeutschen Kunst (Herrman und Peter Vischer, Adam Kraft, Holbein, Albrecht Dürer) bald eigentümlich kurz, gedrungen angelegt (P. Kraft), bald in die Länge gezogen (Albrecht Dürer) oder in andern Fällen eckig und hölzern (Lukas Cranach).

Unter den Deutschen hat gerade unser Altmeister Dürer die Proportionsverhältnisse des menschlichen Körpers einem sorgfältigen Studium unterworfen und Regeln darüber für den Gebrauch des bildenden Künstlers aufgestellt, ohne indessen den Versuch zu machen, einen tiefern Zusammenhang derselben zu erforschen und eine ganz befriedigende Lösung zu finden. Die neuern Schulen haben den in der Renaissancezeit gewonnenen Anschluß an die klassische Kunst nicht wieder aufgegeben und mit wechselndem Glück neben der vollendeten Form und Lebendigkeit der Blütezeit Innigkeit des Ausdrucks zu erreichen verstanden, wobei der Natur der Sache nach die Plastik am erfolgreichsten den Meisterwerken der Alten nacheiferte; man hat daher Künstler wie Thorwaldsen, Canova vom kunstkritischen Standpunkt wohl als »nachgeborne Hellenen« bezeichnet. Erst der allerneuesten Zeit war es vorbehalten, zu sehen, daß sich ein Teil der Kunst mit einem gewissen Trotz vom Idealismus der Antike abwandte und eine exakte Formgebung wenigstens in der Malerei als ein durchaus minderwertiges Moment betrachtet, durch formlose, polychrome Bildwerke selbst in das Gebiet der ruhmreich weiterstrebenden Plastik übergreifend (Fig. 9 als glänzendes Beispiel einer »modernen«, an die Natur sich anlehnenden Idealgestalt). Es ist für den vorliegenden Zweck nicht ohne Interesse, zu sehen, wie Künstler verschiedener Epochen dasselbe Motiv zur Darstellung brachten, z. B. die Eva als Mutter der Menschheit. Dabei ergibt sich die befremdliche Thatsache, daß die mo-

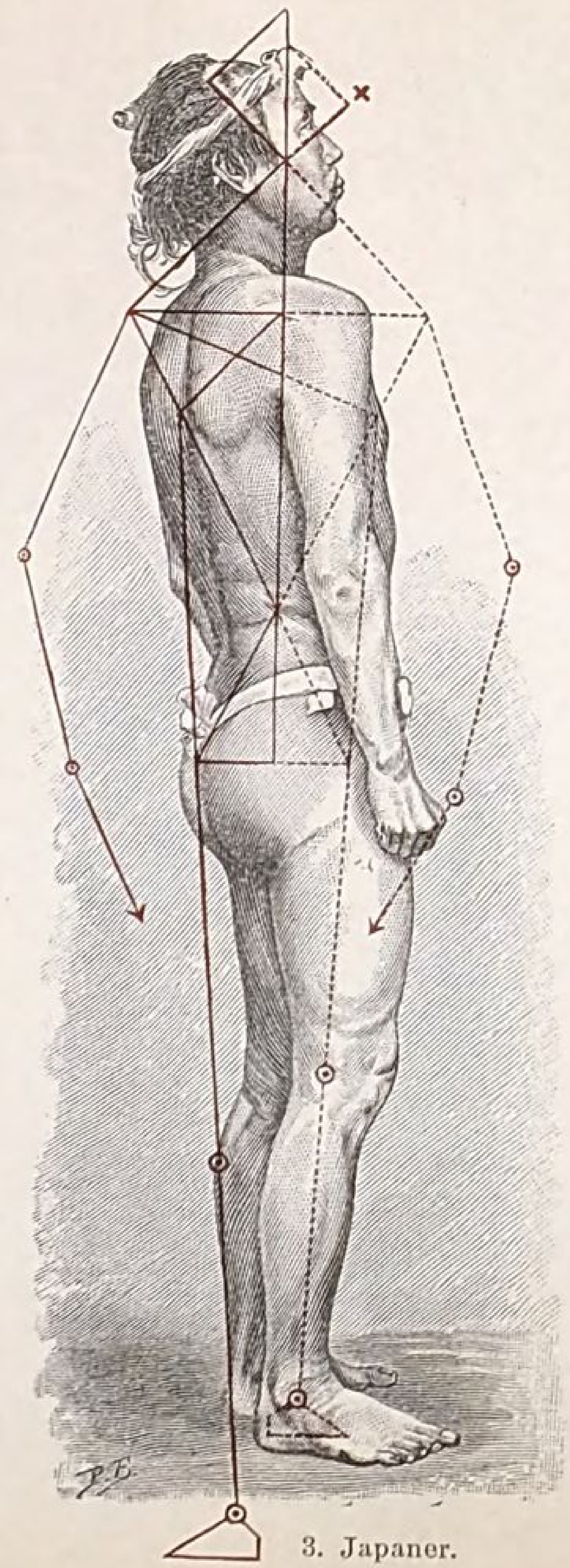
Die Gestalt des Menschen I.



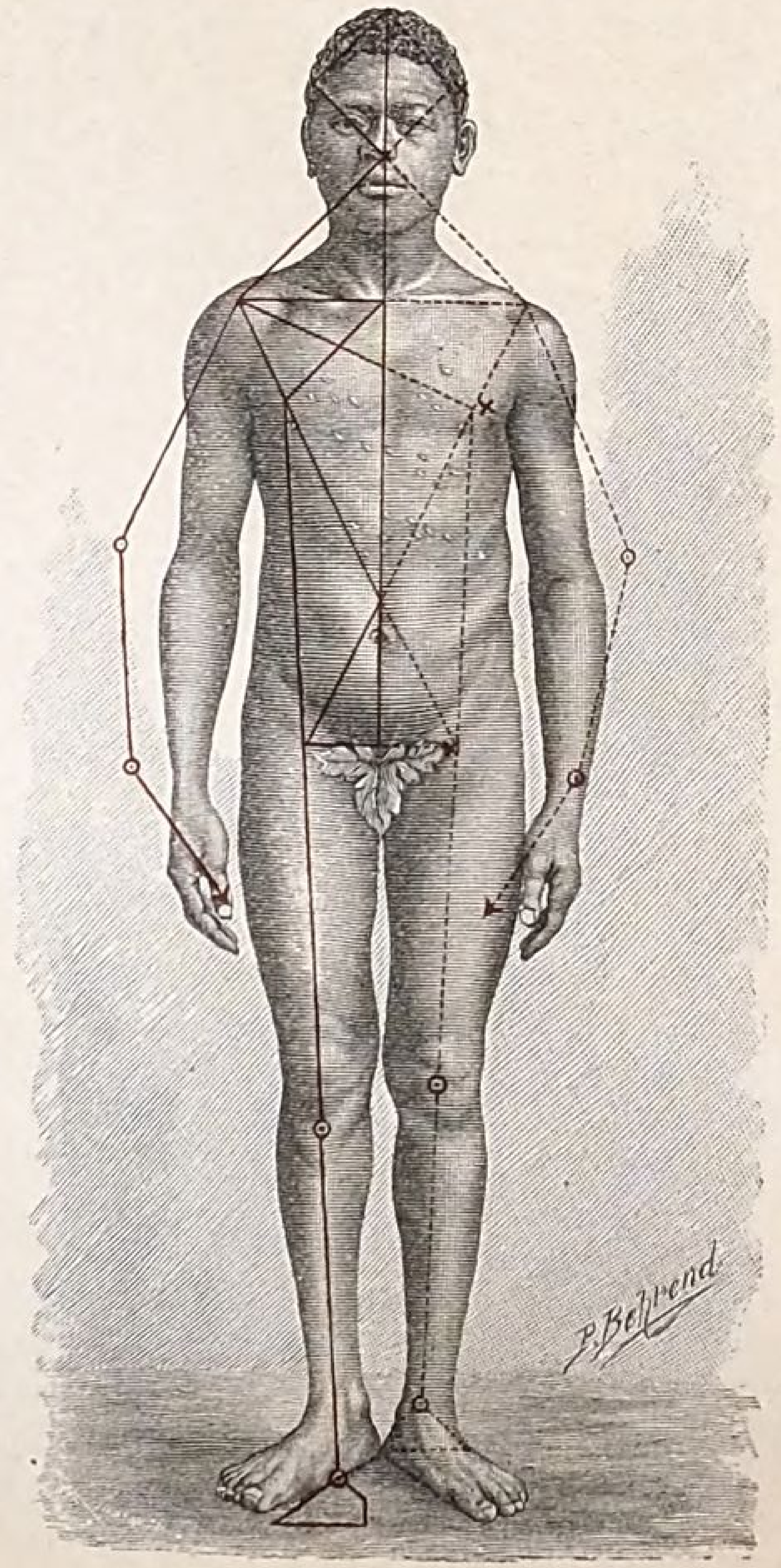
1. Sizilianer.



2. Sulu aus Natal.



3. Japaner.



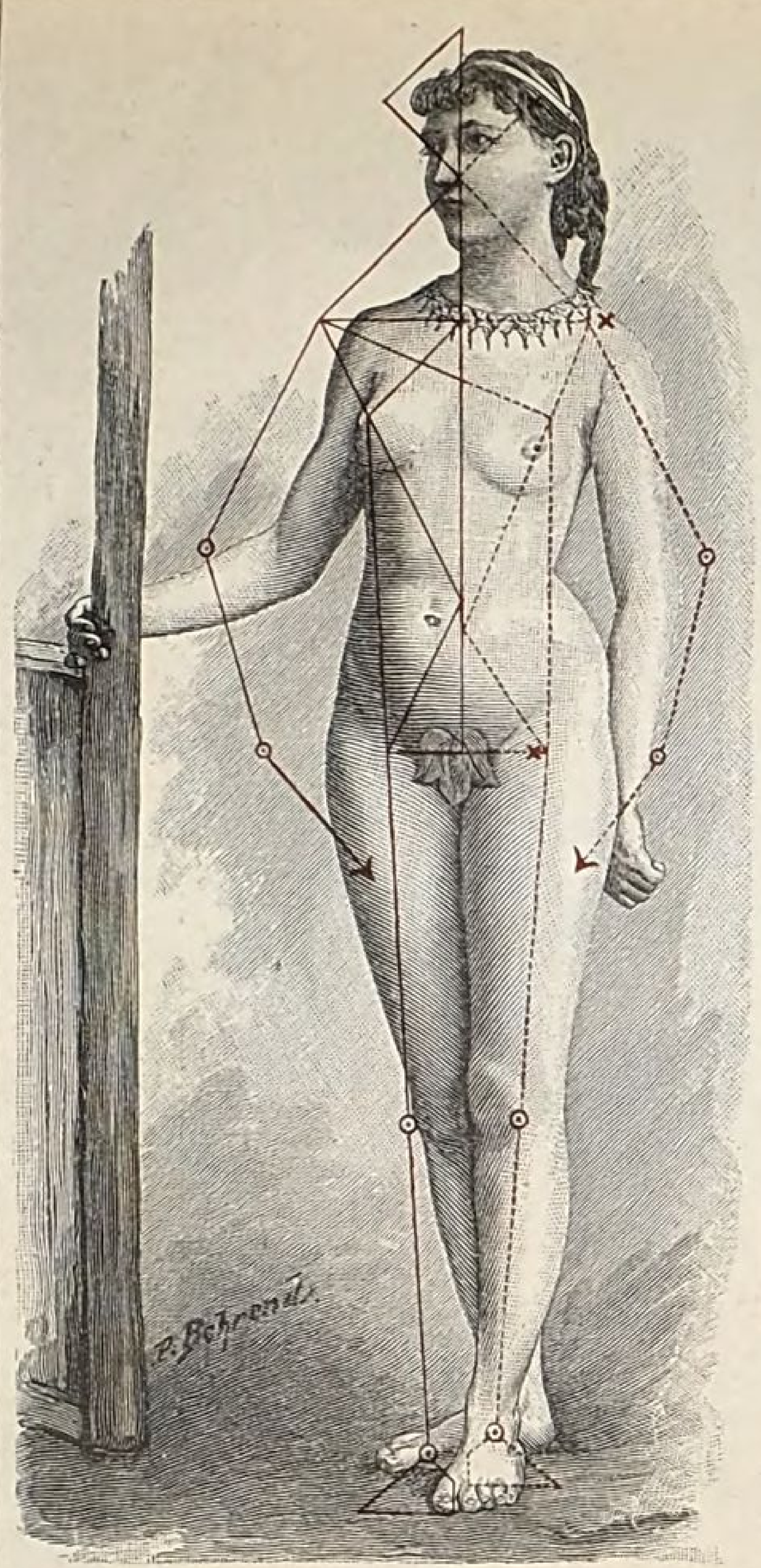
4. Jugendlicher Papua (Neuguinea).

Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

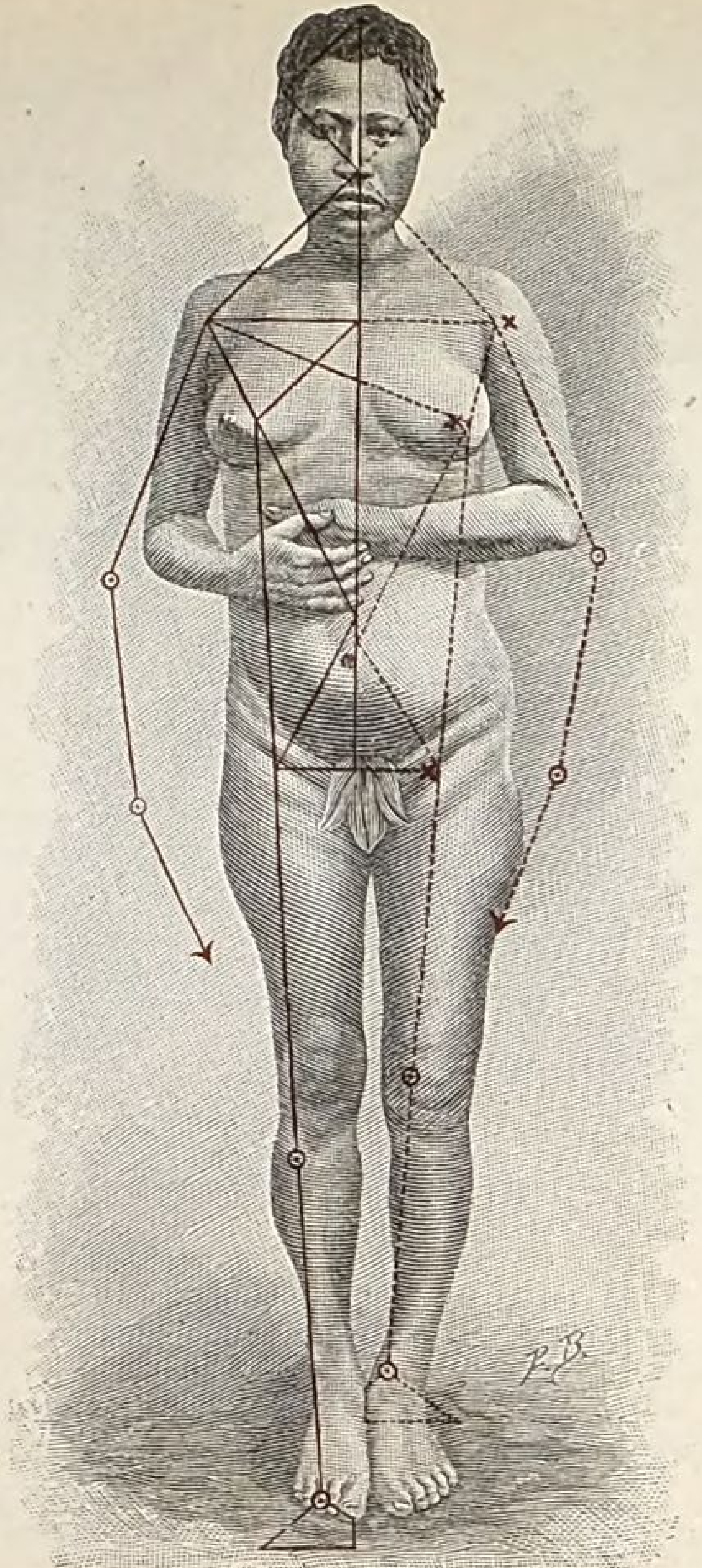
Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Mensch«.

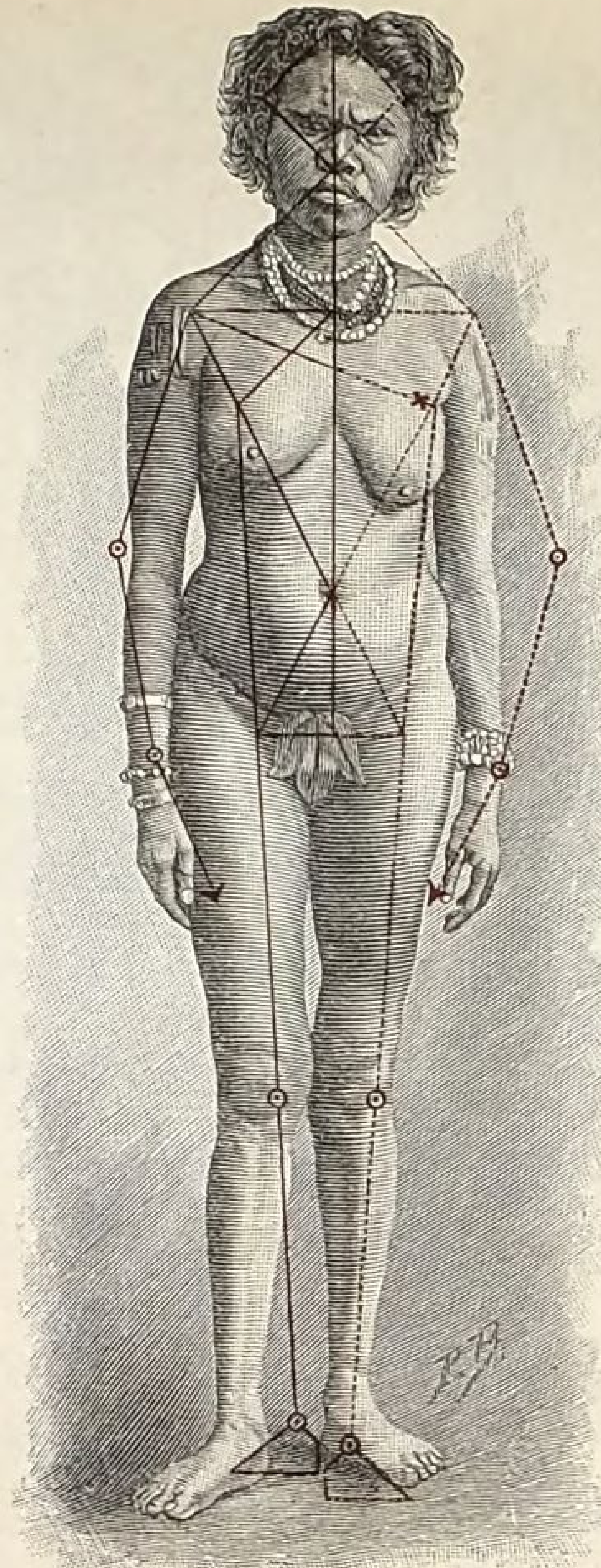
Die Gestalt des Menschen II.



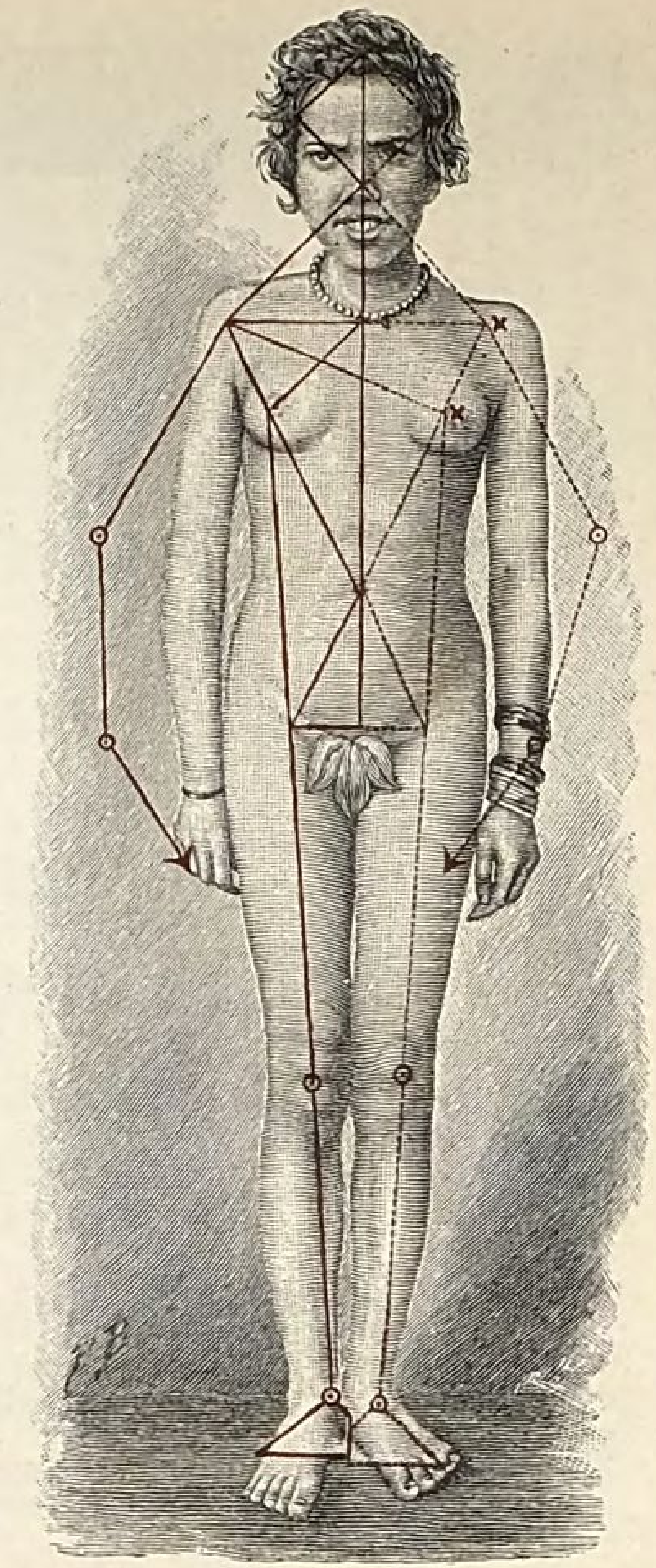
5. Deutsches Mädchen.



6. Miranha-Indianerin.



7. Australierin.



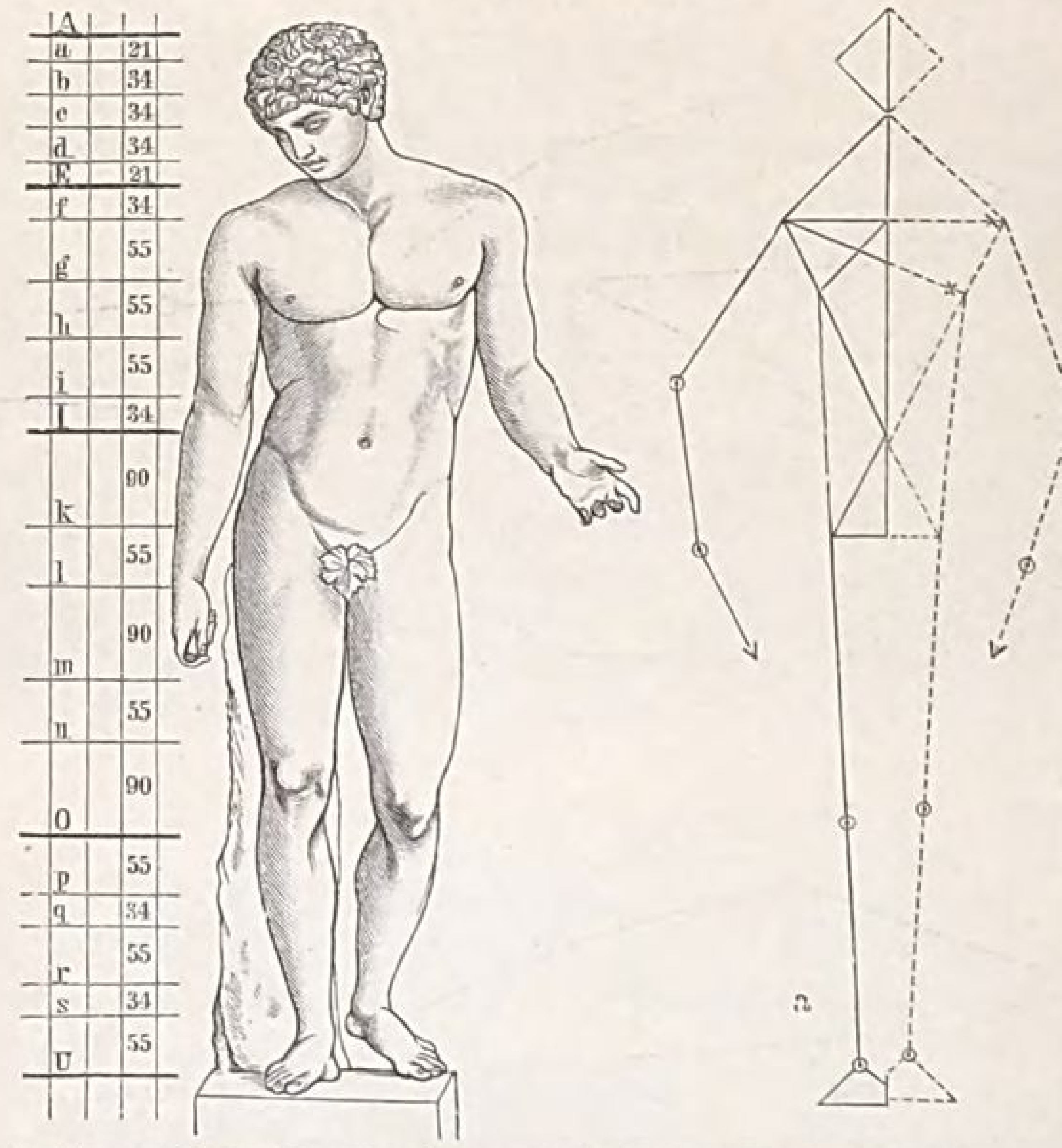
8. Arabisches Mädchen aus Alexandria.

Die Gestalt des Menschen III.

Die Gestalt des Menschen in der bildenden Kunst.



3. Schech-el-bêled aus Sakara. (Holzfigur.)



1. Antinous, links die Einteilung nach dem Goldenen Schnitt, von Zeising. a Das zugehörige Schema nach Schmidt.



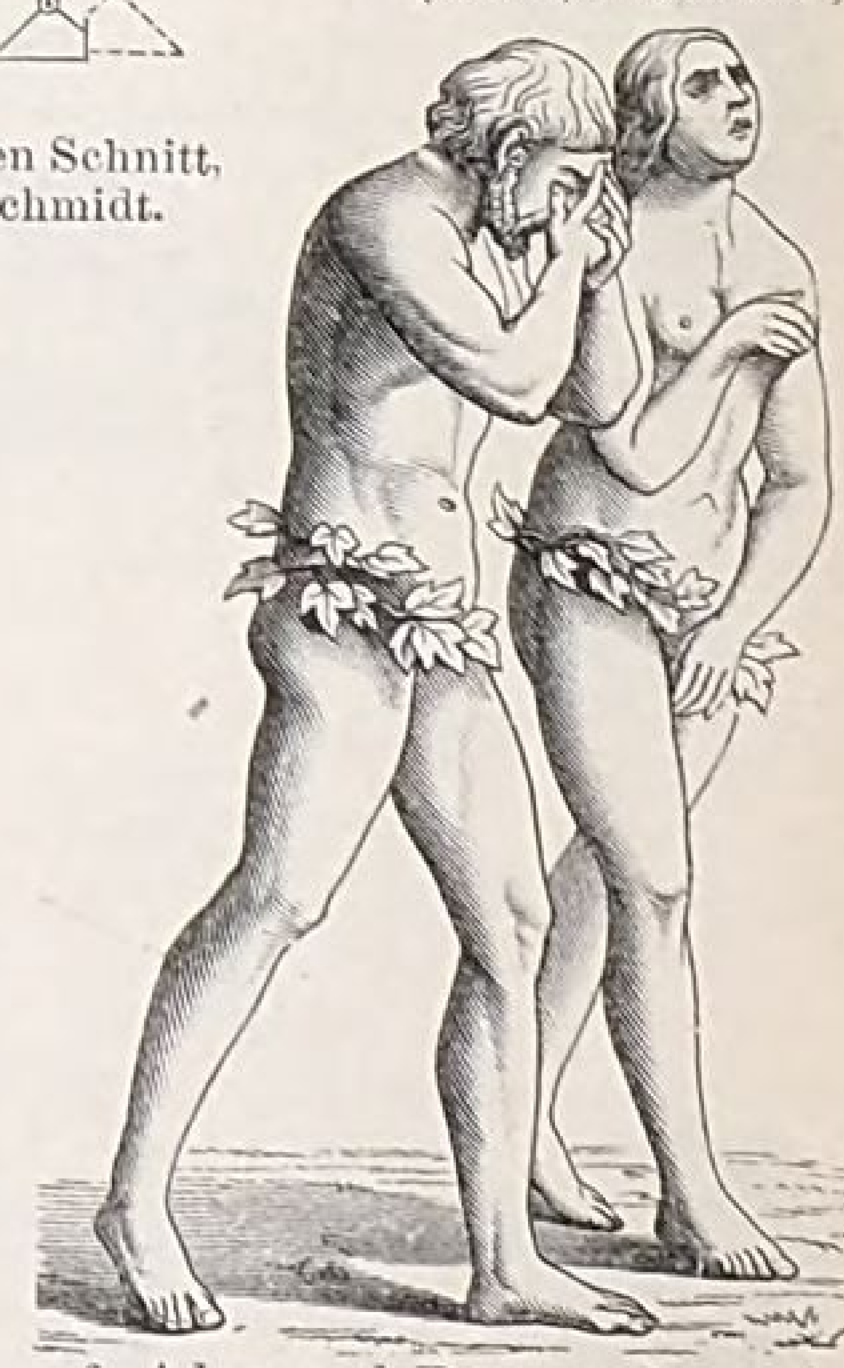
4. Königin Ameniritis. (Gizeh, Alabaster.)



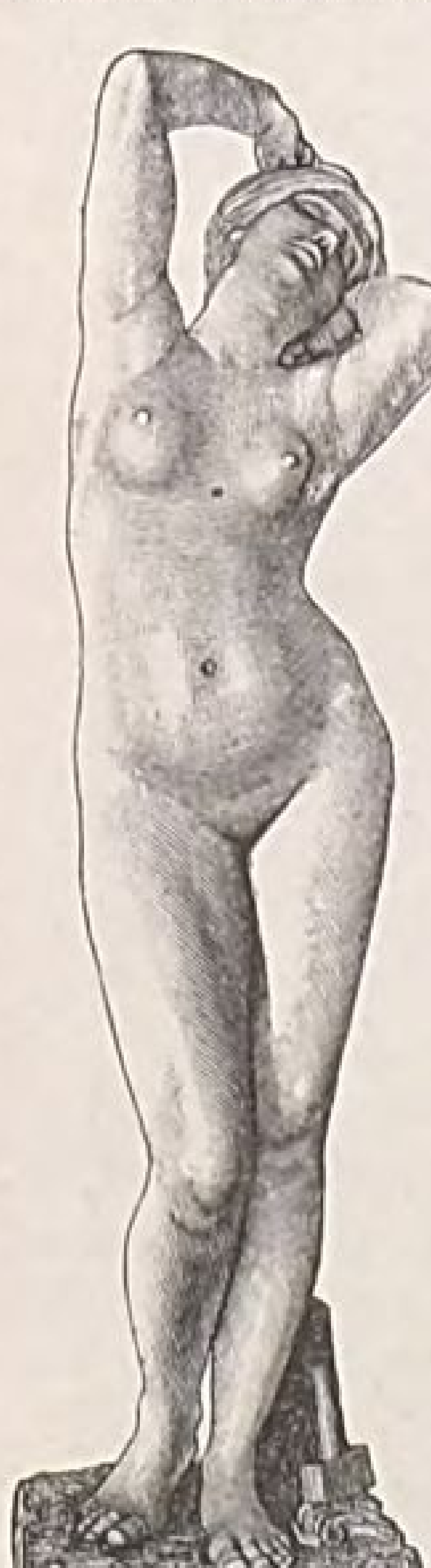
5. Bacchus von Michelangelo.



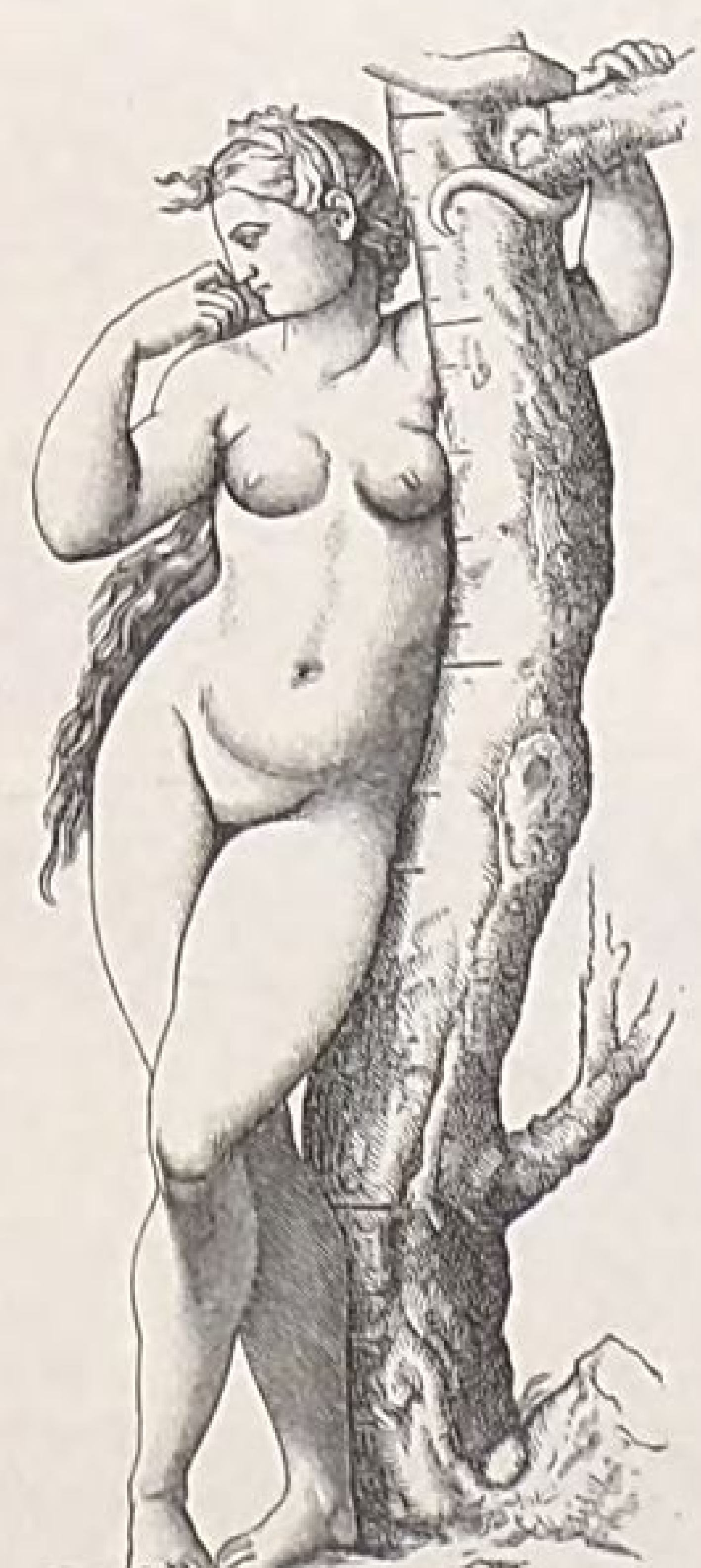
2. Der mexikanische Wettergott Tlaloc.



6. Adam und Eva von Masaccio.



9. Galathea von Marquesto.



7. Eva von Raffael, nach Zeising.



8. Eva aus F. Stucks Versuchung.

dernste darunter von der Naturwahrheit am weitesten entfernt ist, und somit das Aufgeben der Idealität noch keineswegs mit Notwendigkeit einen Gewinn an Naturwahrheit bedeutet (Fig. 6, 7 u. 8).

Solange der Schönheitsbegriff Leitstern des bildenden Künstlers war, mußte man auch seine Souveränität in der Formgebung anerkennen; es genügte, wenn er, wie Leonardo da Vinci sagte, »den Zirkel im Auge hatte«; tritt das Streben nach äußerster Naturwahrheit an die Stelle des Ringens nach dem Schönheitsideal, so gewinnt die exakte Kenntnis der natürlichen Formen eine erhöhte Bedeutung, und kein Künstler wird sich der Beurteilung seiner Werke von seiten der Naturkenner in dieser Hinsicht entziehen können. Dazu kommt, daß der moderne Künstler konsequenterweise den durch die natürlichen Bildungsgesetze bedingten Verschiedenheiten des menschlichen Körpers in erhöhtem Maße Rechnung tragen sollte. Lamarcks Gesetz der Anpassung übt seinen mächtigen, umgestaltenden Einfluß auch auf das Menschengeschlecht aus, und die Körperverhältnisse wechseln daher durch den Einfluß der Abstammung (Rasse), der Lebensgewohnheiten und Umgebung in bemerkenswerter Weise. Sollen diese Abweichungen zu bestimmtem Zweck zur Darstellung gebracht werden, so müssen sie eben gekannt sein; es genügt nicht, beispielsweise einen Europäer schwarz anzustreichen, um einen Neger aus ihm zu machen. So sollte sich die Aufmerksamkeit auch wieder den Methoden zuwenden, welche die Möglichkeit eines vergleichenden Studiums der Körperformen darbieten, um unsre darin noch so dürftigen Kenntnisse zu erweitern.

Offenbar hatten schon die alten Ägypter sehr bestimmte, allerdings unter hieratischem Einfluß einseitig ausgebildete, strenge Proportionslehren des menschlichen Körpers, wie vereinzelte Funde unfertiger, schematisch angelegter Figuren direkt beweisen; später hat dann der berühmte griechische Bildhauer Polyklet (um 450 v. Chr.) eine solche aufgestellt, die aber ebenso wie die fast 2000 Jahre später von Leonardo da Vinci entworfene nicht auf unsre Zeit gekommen ist. Aber auch die uns überlieferten Proportionslehren des Mittelalters, z. B. von Albrecht Dürer, oder die der neuern Zeit angehörenden Messungssysteme von Schadow (Polyklet), von dem Engländer Hay u. von Zeising, von letztern die Teilung nach dem sogen. goldenen Schnitt (Zerlegung eines Ganzen in zwei ungleiche Hälften im ungefähren Verhältnis von 8 : 5), haben keine nennenswerte allgemeinere Verbreitung gefunden; das Gleiche gilt von einer modernen, durch Liharzek aufgestellten Konstruktion. Die Geringschätzung von seiten der Künstler war durchaus begreiflich, da das Schema sie einengte und besonders beim Entwerfen von Verkürzungen der »Zirkel im Auge« selbst doch am meisten Vertrauen verdiente und auch fand.

Ein Schema, das eine erweiterte Anwendung beanspruchen durfte, mußte nicht auf philosophischer Spekulation, sondern auf organischen Bildungsgesetzen aufgebaut sein, den speziellen Anpassungen verschieden gestalteter Körper vergleichend folgen können und leicht zu handhaben sein. Stellte es sich als thatsächlich heraus, daß gerade die Längen der Gliedmaßen stark durch Anpassung beeinflußt und daher in ihrem Verhältnis zum Rumpf schwankend wurden, so hatte man von dem im Embryo zuerst angelegten Rumpf auszugehen und diesen als Grundlage weiterer Abmessungen zu benutzen. Waren die Gliedmaßen als Werkzeuge, je nach den Zwecken, denen sie dienten, umbildungsfähig, so mußte sie auch das Schema als solche respektieren und sie nach ihren Anfügungen und Bewegungspunkten messen.

Auf diese naturwissenschaftliche Unterlage bauen sich zwei Proportionslehren auf, nämlich die von C. Carus (»Symbolik der menschlichen Gestalt«), welche die »freie« Wirbelsäule (Hals-, Brust- und Lendenwirbelsäule) als drei gleichwertige Teile (je ein Modulus, etwa = 18 cm beim erwachsenen Mann) für die Vergleichung sämtlicher Verhältnisse als Ausgang nahm, und die zu wenig beachtete des Malers Karl Schmidt (»Proportionsschlüssel«, 1849), der durch die naturgemäße Hinzunahme des Beckenabschnittes unten und des Kopfabschnittes oben auf fünf gleichwertige Teile des Stammes kam. Trägt man bei der zweiten, der Schulterhöhe entsprechenden Teilung links und rechts je einen Teil senkrecht auf die Achse an, am untern Ende aber ebenso je einen halben Teil, so kann man durch Verbindung der gewonnenen Punkte in der auf Tafel I u. II. (mittels Aufdrucks der Schemata) und in Fig. 1a der Tafel III vermerkten Weise das Gerüst des ganzen Körpers in den Dimensionen erhalten, welche annähernd der Vorstellung vom »normal-idealen« Menschen unsrer Rasse entsprechen.

Der innere Wert der Methode macht sich nämlich hauptsächlich dadurch kenntlich, daß in dem so entworfenen Gerüst des Rumpfes auch mittlere Gliedmaßenlängen abgelesen werden können, sobald man nur von der Schulterhöhe eine Parallele zu der Linie zieht, welche nach oben zum Nasenpunkt aufsteigt, während die Parallele selbst unten beim Zusammentreffen mit der absteigenden Verbindungslinie von der Schulter durch den Nabel zum Hüftgelenk gleichzeitig die Stellung der Brustwarze kennzeichnet (Warzenpunkt — Schulterpunkt der andern Seite = Oberarm, Warzenpunkt — Nabelpunkt = Unterarm, Nabelpunkt — Hüftpunkt = Hand). Erscheinen die Abmessungen der Gliedmaßenlängen auch zufällig u. willkürlich, so darf man doch nicht vergessen, daß schon im Mutterleibe die allmählich auswachsenden Glieder sich dem früher angelegten Rumpf in ihrer Ausbildung durch die Raumverhältnisse gezwungen anzupassen haben. Jedenfalls stimmen die drei Abschnitte der Vorderextremität meist in überraschender Weise mit dem Schema überein. Eigentümlich ist aber, daß auch K. Schmidt sich über die so vielfach falsch aufgefaßte Länge der hintern Extremität täuschte, und daß es daher nötig ist, die Maße für Ober- und Unterschenkel gerade zu tauschen, um zu befriedigenden Resultaten zu gelangen, weil der Oberschenkel, im Schmidtschen Sinne gemessen, stets länger ist als der Unterschenkel. In den schematischen Abmessungen der beifolgenden Tafeln ist daher stets der Abstand von der Brustwarze einer Seite zum Hüftgelenk der andern für den Oberschenkel, der Abstand gerade abwärts zum Gelenk derselben Seite für den Unterschenkel eingetragen. Im übrigen wurde so verfahren, daß die eine Seite der Figuren durch ausgezogene Linien die durch das Schema verlangten Verhältnisse, die andre, durch punktierte Linien angedeutet, die wirklich gemessenen Längen der Figuren markiert. Frei auslaufende, symmetrische Punkte der entgegengesetzten Seite wurden durch freie Kreuze bezeichnet. So ergeben die Linierungen in leichtem Überblick das Soll und Haben der darunter befindlichen menschlichen Figuren und lehren, wie erstaunlich verschieden sich die Gliedmaßenlängen zum Rumpf verhalten, während die Statue des Antinous (Tafel III, Fig. 1 u. 1a) mit den erwarteten Verhältnissen des normal-idealen Menschen stimmt.

Die europäische Lebensweise der Jetztzeit ist offenbar für die Entwickelung der untern Gliedmaßen nicht günstig; unsre Stammesgenossen bekommen das Normalmaß der Beinlänge, wie es die Antike noch vielfach zeigt, meist nicht mehr (Tafel I, Fig. 1, junger Mann aus Sizilien), wogegen die steppenbewohnenden Völker Afrikas und Australiens, wie es scheint, allein den Vorrang genießen, dasselbe zu erreichen (Fig. 2, Sulu aus Natal) oder sogar noch übertreffen (Tafel II, Fig. 7, Australierin; Fig. 8, arabisches Mädchen aus Alexandria); sehr annähernd erreicht wird es aber z. B. auch von der schönen Wienerin (Tafel II, Fig. 5) und dem jungen Papua aus Neuguinea (Tafel I, Fig. 4). Im Vergleich damit bleiben die untern Gliedmaßen auffallend zurück bei den Japanern (Tafel I, Fig. 3, wo die Verkürzung hauptsächlich den Oberschenkel betrifft), noch mehr aber bei den waldbewohnenden Stämmen Südamerikas (Tafel II, Fig. 6, Miranha-Indianerin). Die obere Extremität korrespondiert keineswegs immer mit der untern in den Längenverhältnissen, auch nicht im entgegengesetzten Sinne; so sind die erstaunlich langen Arme des jungen Papua neben normal langen Beinen vorhanden; häufig erscheinen bei den Kulturvölkern normal lange Arme neben den, wie erwähnt, vielfach zu kurzen Beinen.

Vgl. K. Schmidt, Proportionsschlüssel. Neues System der Verhältnisse des menschlichen Körpers (Stuttg. 1849); Zeising, Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers (Leipz. 1854); Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt (2. Aufl., das. 1858); Liharzik, Das Gesetz des Wachstums und der Bau des Menschen (Wien 1862); Hay, The geometric beauty of the human figure defined (Edinb. 1851); Schadow, Polyklet oder Von den Maßen des Menschen 2c. (Berl. 1834); Brücke, Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt (Wien 1891); Langer, Anatomie der äußern Formen des menschlichen Körpers (das. 1884); Kollmann, Plastische Anatomie des menschlichen Körpers (Leipz. 1886); Harleß, Lehrbuch der plastischen Anatomie (2. Aufl., Stuttg. 1876); Froriep, Anatomie für Künstler (2. Aufl., Leipz. 1890); Roth, Plastisch-anatomischer Atlas zum Studium des Modells und der Antike (Stuttg. 1872); Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte (11. Aufl., das. 1891); Fritsch, Die graphischen Methoden zur Darstellung der Körperverhältnisse des Menschen (in der »Zeitschrift für Ethnologie«, 1895).

Menschenähnliche Affen (Anthropoiden), s. Affen, S. 153.

Menschenalter, als Zeitmaß nicht das dem Menschen erreichbare Alter, sondern der Zeitraum, welcher von einer bestimmten Altersstufe der Männer (am besten dem 30. Lebensjahre) bis zur Erreichung derselben Altersstufe durch die Söhne verstreicht. Bei diesem der Generation (s. d.) nahe verwandten Begriffe bleibt der kürzere Zeitraum zwischen gleichen Altersstufen der Mütter und Töchter außer Betracht, wie er sich auch von der statistisch wichtigern Lebensdauer (der durchschnittlichen und der mittlern) unterscheidet. Anstatt der von einer Generation zur andern mit den Lebensbedingungen wechselnden Zwischenzeit nimmt man als M. in der Geschichte eines Volkes das Mittel einer Mehrzahl aufeinander gefolgter Generationen desselben an, in der Geschichte der Menschheit aber das bei den jeweils führenden Völkern und Geschlechtern beobachtete, rund ein Dritteljahrhundert.

Menschenfresserei, s. Anthropophagie.

Menschenfreund, s. Philanthrop.

Menschenhai, s. Haifische.

Menschenhaut ist mehrfach zur Herstellung von Leder benutzt worden. In der Zittauer Ratsbibliothek befindet sich eine vollständige gegerbte M., die von einem Räuber stammt. Sie ist weiß und fühlt sich wie derbes Handschuhleder an. Ein Graf von Erbach in Hessen ließ sich einst aus der Haut eines Wildschützen Hosen machen, und ebenso wurden früher in Hessen vielfach Leibriemen und Hirschfängerscheiden aus M. vom gräflichen Forstpersonal getragen. Im bayrischen Armeemuseum befindet sich eine Janitscharentrommel, welche mit M. bespannt ist, und Ziska soll angeordnet haben, daß nach seinem Tode seine Haut auf eine Trommel gezogen werde, um mit deren wildem Klang seine Scharen zu begeistern. Am ausgiebigsten hat die französische Revolution Gebrauch von M. gemacht. Ein Rapport vom 20. Sept. 1794 berichtet von einem Fabrikanten in Meudon, der die Haut Guillotinierter zu Leder verarbeitete, und der Nationalkonvent unterstützte diese Industrie mit 45,000 Fr. Der Citoyen Egalité soll Hosen nur noch aus solchem Leder getragen haben. Nach Hyrtl (»Anatomie«) besaß Granier de Cassagnac ein in M. gebundenes Exemplar der Konstitution von 1793. Auf der Göttinger Bibliothek befindet sich ein Exemplar des Hippokrates, in M. gebunden.

Menschenopfer, in vielen ältern Kulten gebräuchliche Opfer lebender Menschen, die namentlich den sogen. unterirdischen Gottheiten dargebracht wurden, mitunter mit dem ausgesprochenen Wunsch, dafür das eigne Leben des Opferers verlängert zu erhalten, oder auch um bei Seuchen, Mißwachs, Landeskalamitäten 2c. den Zorn der Götter zu besänftigen. In Ägypten wurden z. B. dem Gott oder König Busiris (s. d.) rothaarige Menschen geopfert, in verschiedenen semitischen Kulten dem Moloch (Melkart) die menschliche Erstgeburt dargebracht, und selbst den alten indischen, griechischen und italienischen Kulten fehlte dieser grausame Gebrauch nicht. Mit dem Fortschreiten der Gesittung wurden diese Opfer gemildert oder abgeschafft, so z. B. zunächst statt der Eingebornen Kriegsgefangene, Verbrecher und Sklaven, dann stellvertretende Tiere und zuletzt nur noch Puppen u. dgl. (s. Argeer) geopfert. Auch wurden statt der früher bei gewissen Veranlassungen dem Tode geweihten Menschen später Teile von ihrem Körper, z. B. die Vorhaut bei den Semiten, Haar und auch wohl ein einzelner Finger oder eine Portion Blut, als Lösungsmittel für das Leben für ausreichend angesehen. Der Akt der Ablösung wurde in besondern Mythen (Iphigenia) verherrlicht und bestimmten Wohlthätern der Menschheit (z. B. dem Herkules, Perseus und Numa) als Verdienst angerechnet. Während das M. (namentlich das eines Kindes) als das Teuerste galt, was man den Göttern darbringen konnte und im Tempelkult immer den Sinn des Opfers beibehielt, gehören die ehemals sehr verbreiteten M. am Grabe Verstorbener (s. Manendienst, Trauerverstümmelung und Totenbestattung) einem andern Ideenkreis an, obwohl sie einer ähnlichen Ablösung unterlagen. M. fanden in prähistorischer Zeit auch in gallischen und germanischen Ländern statt, worüber ja von vielen alten Schriftstellern berichtet wird, z. B. nach Tacitus beim Herthadienst. Doch hat Löher (Schriften der Münchener Akademie, 1882) die Beweiskraft und Glaubwürdigkeit aller Nachrichten über M. bei den Germanen in Zweifel gezogen. Jedenfalls könnten das freiwillige

Besteigen des Scheiterhaufens seitens der Witwen, welches bei Germanen und Slawen ebenso üblich war wie in Indien, die Tötung von Kriegsgefangenen, um sie einem Kriegsgott zu opfern oder aus ihrem Blut zu weissagen, die Einmauerung (s. d.) und ähnliche abergläubische Zeremonien, die über die ganze Welt verbreitet waren, nicht mit dem öffentlich unter vollem Gepränge der Priesterschaft und Staatsgewalt vollzogenen M. verglichen werden, wie es in Ägypten, Babylon, Syrien und Karthago, bei der griechischen Artemisfeier und den römischen Bundesfesten und Kompitalien, in spätern Zeiten in Mexiko und bis vor kurzem in Dahomé stattfand. Vgl. Krause, Die Ablösung der M. (im »Kosmos«, Bd. 3, 1878).

Menschenpocken, s. Pocken.

Menschenrassen, die verschiedenen, durch besondere typische Eigenschaften (Rassencharaktere) gekennzeichneten Gruppen, in die das Menschengeschlecht zerfällt. Diese in ihrer Heimat sich gleichbleibenden Charaktere sind vorwiegend auf den körperlichen Bau begründet, wenn auch andre das Gemüt und die Geistesanlagen betreffende Eigentümlichkeiten, die sich in den Sprachen, Sitten, Religionsgebräuchen ꝛc. ausprägen, nicht außer acht gelassen werden dürfen. Ob man die so gebildeten Gruppen im zoologischen Sinn als ebensoviele verschiedene Arten (Spezies) oder eben als Rassen, d. h. als beständig gewordene Varietäten einer einzigen Spezies, anzusehen hat, eine Frage, die in einem gewissen Zusammenhang mit dem Problem von der Abstammung der ganzen Menschheit von einem oder mehreren Elternpaaren steht (Monogenesis, Polygenesis; Mono-, Polygenisten die Anhänger dieser Theorien), ist wesentlich von der Auffassung der Art- und Rassenbegriffe abhängig und daher verschieden beantwortet worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß innerhalb der einzelnen Pflanzen- und Tierart sich Varietäten von viel größerer Verschiedenheit entwickeln können (z. B. Kohl-, Hundearten), als dies bei den einzelnen M. der Fall ist, während gleichzeitig die Möglichkeit einer scheinbar unbegrenzten fruchtbaren geschlechtlichen Vermischung zwischen letztern gegen die Annahme verschiedener Menschenspezies spricht. Allerdings kennen wir aber bis jetzt keinen einzigen Fall einer Umwandlung der einen Menschenrasse in die andre, da die nachweisbaren Veränderungen, welche man bei gewissen Rassen unter dem Einfluß eines fremden Klimas und veränderter Lebensbedingungen beobachtet haben will, doch in der kurzen hier in Betracht kommenden Beobachtungszeit noch nie zur Bildung wirklich neuer Rassen geführt haben. Auch die Bildung von Mischrassen, wie wir sie ja in Südamerika und anderwärts vor uns sehen, gibt darüber kein Licht, da wir fruchtbare Tierrassen aus unzweifelhaft der Art nach geschiedenen Eltern in verschiedenen Haustieren annehmen.

Anderseits sprechen die allmählichen Übergänge, welche von einer Rasse zur andern stattfinden, und die großen, nicht bloß körperlichen, sondern auch geistigen Ähnlichkeiten der scheinbar verschiedensten Rassen gegen die Annahme wirklich verschiedener Menschenarten, wie sie einige Anthropologen aufstellten, indem sie auf die Heimatsgemeinschaft der brachykephalen Mongolen mit den brachykephalen Anthropoiden (Orang-Utans) und der dolichokephalen Neger mit den Schimpansen hinwiesen, während andre wenigstens die aktiven u. passiven, d. h. hellhäutigen und dunkeln Rassen als artlich verschieden ansehen wollten. Die Entwickelungslehre bietet aber genügende Anhaltspunkte für das Verständnis der Frage, wie sich die verschiedenen M. von einem einzigen Stamm abgezweigt haben können, zunächst wenig voneinander verschieden, allmählich aber mit der räumlichen Ausbreitung und Absonderung immer weiter divergierend und ihre charakteristischen Abweichungen ausbildend. Trotzdem lassen sich diese Merkmale nicht alle durch die Besonderheit der Lebensbedingungen und klimatischen Einflüsse, ebensowenig durch die bevorzugte Ausbildung bestimmter Körperteile und Organsysteme infolge fortgesetzten Gebrauchs im Sinne des Lamarckismus erklären; das Problem ist dazu auch viel zu kompliziert, und wir müssen froh sein, hier und da eine Einzelheit zu begreifen, wie die Dunkelfärbung der Haut in Himmelsstrichen mit starker Sonnenstrahlung, die sich als Schutzeinrichtung erklärt, und bei Tieren ganz ebenso eintritt wie beim Menschen. Die natürliche Auslese, die in Indien die hellhäutigen Haustierrassen eingehen läßt, klimatische Krankheiten, gegen die nur die heimischen Rassen immun sind, und ähnliche Verhältnisse erklären genügend die Reinzucht alter Rassen, deren Bestand durch die Vermehrung der Kulturwege in Frage gestellt wird.

Die unterscheidenden körperlichen (somatischen) Rassenmerkmale beruhen teils in der Verschiedenheit des Knochen-, insonderheit des Schädelbaues, teils in der Färbung der Haut und der Augen (Iris), in der Form und Farbe der Behaarung und in der verschiedenen Ausbildung gewisser Organe, wie z. B. des Gesichts und des Gehirns. Die verschiedene Hautfarbe wurde von jeher dem Einteilungsprinzip zu Grunde gelegt; sie setzt sich aus der Farbe des in der Haut kreisenden Blutes und eines in den Zellen der tiefern Schichten der Oberhaut (dem sogen. rete Malpighii) in Form feinster brauner Körner abgelagerten Farbstoffes (Pigments) zusammen, und je nach der Massenhaftigkeit dieser Ablagerung erscheint die Haut entweder schwarz, braun, rot oder gelb und endlich weißrot, indem in letzterm Fall die natürliche Farbe des Blutes, welche bei dunklerer Färbung durch das Hautpigment mehr oder weniger verdeckt wird, durch die fast völlig pigmentfreie Haut hindurchschimmert. Zur Feststellung der verschiedenen Rassenfarben bedient man sich sogen. Farbentafeln und direkt auf die Haut auflegbarer Farbenstreifen, welche eine große Anzahl von mit Nummern versehenen Farbentönen zum Vergleich und zur sichern Bezeichnung der zu untersuchenden Hautfarbe enthalten. Auch der Drüsen- und Fettreichtum der Haut ist für die Erscheinung (Hautglanz) und Rassenkunde von Bedeutung. So besitzen die Weiber gewisser Völker (Hottentoten u. a.) höchst merkwürdige örtliche Fettanhäufungen in der Gegend der Hinterbacken (Steatopygie). Auch die Gestalt der weiblichen Brüste und Brustwarzen gibt wichtige Rassenmerkmale.

Sehr wichtig für die Bestimmung der Rassen sind ferner die Haare. Hier kommen Farbe, Wuchs und Gestaltung, Dicke, Querschnitt (ob kreisförmig, oval, bohnenförmig ꝛc.), Verbreitung über den Körper (Bartwuchs) in Frage. Dabei zeigen mancherlei Wechselbeziehungen, daß es sich hierbei nicht um bloß äußerliche, sondern um tiefer in die Konstitution eindringende Merkmale handelt. Blondes Haar findet sich fast nur bei hellhäutigen, schwarzes dagegen bei hell- und dunkelhäutigen Rassen. Die Querschnittsform steht mit den Krümmungsverhältnissen (straff, schlicht, wellig, lockig, kraus) in enger Beziehung. Je mehr kreisrund der Querschnitt (z. B. bei Japanern), um so

weniger neigt das Haar zur Kräuselung, während der Querschnitt bei stark gekräuseltem, sogen. Wollhaar oval bis bohnenförmig wird, so daß sich das Haar der Bandform nähert. Je nach dem »Haarstand« ergibt sich spärliches, dichtes, nicht gruppiertes oder gruppiertes Haar. Im letztern Fall bilden die Haare Büschel, welche durch mehr oder weniger große Zwischenräume getrennt sind.

In enger Beziehung zu der Farbe der Haut und Haare steht die der Augen (blau, grau, braun, gelb, grünlichgelb). Genaue Erhebungen über Haar- und Augenfarben der Schulkinder haben ergeben, daß der blonde, blauäugige Typus sehr schnell nach Süden hin dem brünetten Typus mit hell- bis dunkelbraunen Augen Platz macht. Je mehr das dunkle Pigment im Haare zunimmt, um so mehr erfüllt es auch die obern Schichten der Regenbogenhaut. Daher die Seltenheit blauer Augen bei dunkelhaarigen Rassen. Eine eigentümliche Mittelstellung nimmt das besonders in der Schweiz stark verbreitete graue Auge ein, welches eine vollständige Durchdringung der blonden und dunkeln mittelländischen oder indoeuropäischen Rasse andeutet. Schwarze Augen gibt es nicht.

Die Verschiedenheit des Knochenbaues drückt sich in erster Linie in der Statur aus. Dieselbe schwankt innerhalb bedeutender Grenzen: den riesigen Patagoniern von einer Durchschnittsgröße von 1,803—1,85 m und einer Maximalgröße von 1,93—1,95 m stehen die zwerghaften Buschmänner mit einer mittlern Körpergröße von nur 1,37—1,44 m und andre afrikanische Zwergvölker (Akka ꝛc.) gegenüber (vgl. Mensch, S. 133). Weitere Rassenunterschiede liegen in der Länge und Form der Extremitäten, in der Gestaltung des Fußes, insbes. der Ferse, in der Ausbildung des Beckens, welches bei gewissen niedern Völkern die Geschlechtsverschiedenheiten weniger typisch entwickelt zeigt, ꝛc. Namentlich aber zeigen sich wesentliche Verschiedenheiten in der Schädel- und Gesichtsbildung. Das Augenmerk der Anthropologen richtet sich daher in erster Linie auf die Feststellung der Größen- und Gestaltverhältnisse des knöchernen Schädels (Kraniologie, Schädellehre), wozu neben der Beschreibung und bildlichen Darstellung die Messung der Hauptdimensionen dient. Der schwedische Anatom Retzius stellte dafür zuerst feste Grundsätze auf, indem er das gegenseitige Verhältnis der beiden wichtigsten Schädeldurchmesser, des größten Längen- und des größten Breitendurchmessers, zu Grunde legte. Beim Überwiegen des erstern entsteht eine mehr länglich-ovale, bei dem des letztern eine mehr rundlich-kurze Schädelform. Die Völker der ersten Gruppe bezeichnete er als Dolichokephalen (Langschädel), die der zweiten als Brachykephalen (Kurzschädel). Zu erstern rechnet er Schädel, bei denen der Längsdurchmesser den Querdurchmesser bedeutend überwiegt (Länge : Breite = 100 : 65 im Extrem), zu den Brachykephalen dagegen die, deren Längs- und Querdurchmesser sich mehr nähern (Länge : Breite = 100 : 85). Jede dieser Hauptklassen schied er wieder je nach dem stärkern oder geringern Vorspringen der Kiefer und Zähne über das Gesichtsprofil in schiefzähnige (prognathe) und geradzähnige (orthognathe) Völker. In die so entstehenden vier Hauptgruppen brachte Retzius die verschiedensten Völker unter, aber es zeigte sich, daß diese kraniologischen Merkmale allein auch nicht ausreichen, eine Rasseneinteilung zu begründen, weil auf diese Weise Völker zusammengeworfen werden, die im übrigen so verschiedenartig wie möglich sind. Trotzdem bleibt das Verdienst Retzius', zuerst diese Einteilung aufgestellt zu haben, bestehen, und die Kraniologie hat auf diesen Fundamenten weitergebaut. Der Schädelindex, d. h. das Verhältnis zweier Hauptmaße desselben zu einander, das größere Maß = 100 gesetzt, ist eins der wichtigsten Kennzeichen bei der Schädelmessung geblieben.

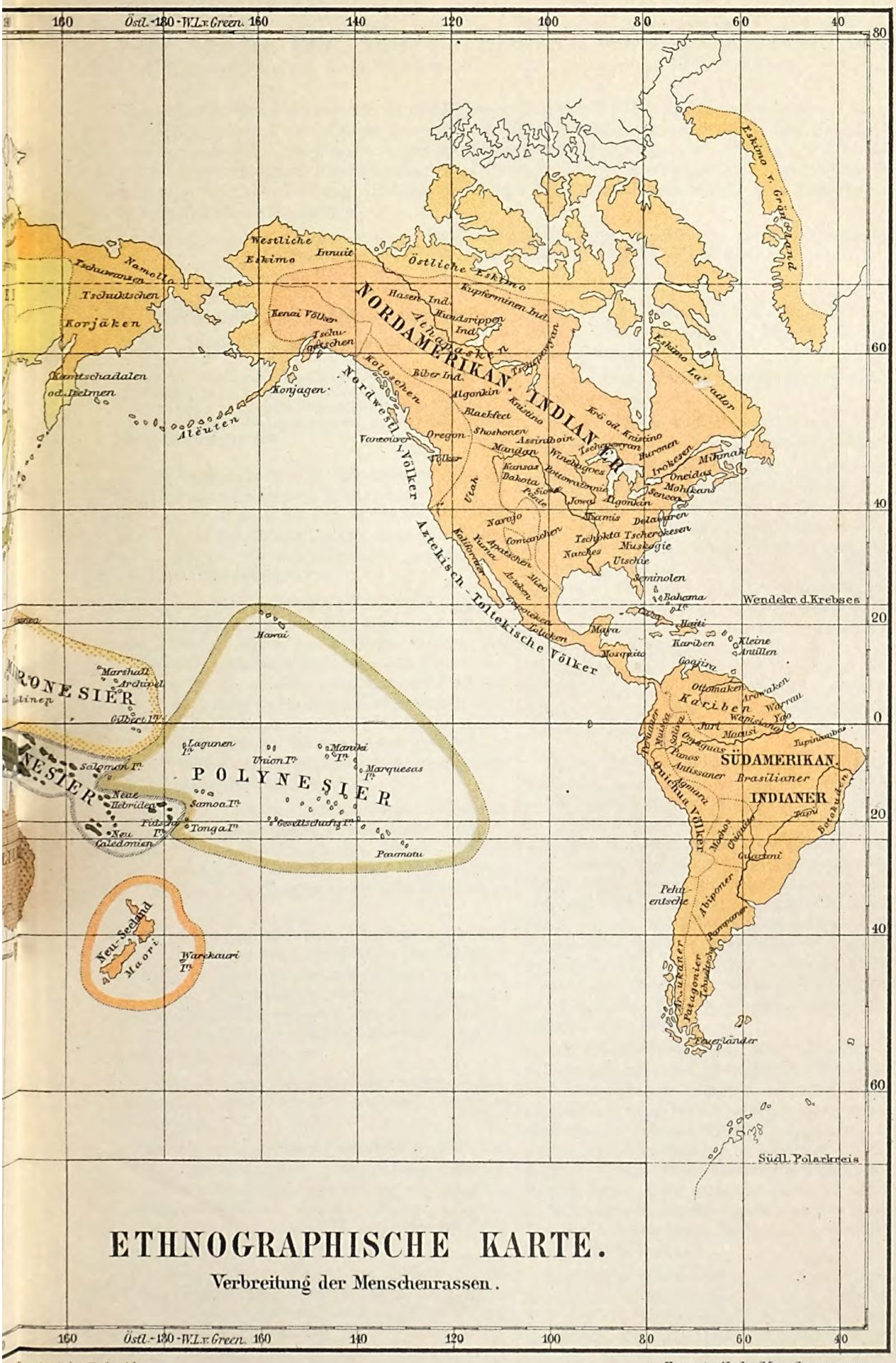
Bedeutungsvoll erscheint nächstdem die Gesichtsbildung und der derselben zu Grunde liegende Knochenbau. Hier steht das gegenseitige Verhältnis der Gesichtsbreite und Gesichtslänge obenan, und man unterscheidet niedere (brachy-chamäprosope), hohe (leptoprosope) Gesichter (Breitgesichter, Schmalgesichter). Das Hervorspringen der Jochbogen und Jochbeine (Backenknochen), die Abflachung des ganzen Gesichts, die Bildung der Stirn (breit, schmal, hoch, niedrig, fliehend, gerade), das Hervortreten der Augenbrauenbogen und des Nasenwulstes stehen ferner in engstem Zusammenhang mit der Physiognomie der Rassenmenschen. Dazu kommt die Form, Stellung, Weite und Entfernung der Augenhöhlungen, wobei die Höhe der Augenhöhlung = 100 gesetzt und die Augenweite danach gemessen wird, der Nasenöffnungen, die Gestalt des Gaumens, welche z. B. bei den Lappenschädeln den Gaumenwulst (torus palatinus) darbietet, und der sogen. Gesichtswinkel. Ein einheitliches Meßverfahren ist zwar noch nicht vereinbart, doch wurde für Deutschland wenigstens eine Verständigung über ein gemeinsames kraniometrisches Verfahren (»Frankfurter Verständigung«) erzielt. Daran schließt sich eine internationale Vereinigung über Gruppeneinteilung u. Bezeichnung der Schädelindexe, welche, vom anthropologischen Institut von Großbritannien und Irland ausgegangen, jetzt bereits von zahlreichen Anthropologen angenommen ist (vgl. »Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie ꝛc.«, März 1886).

An dem von den Weichteilen bekleideten Gesicht und Schädel kommen weitere Merkmale in Betracht: die Art des Haaransatzes, die Gestalt der Nase (gerade, Adler-, Stumpf- ꝛc., breite, flache, platte Nase, verschiedene Typen der Nasenöffnungen), die Stellung und Form der Augenspalte (weit offen, enggeschlitzt, horizontal, nach außen ansteigend), die Entwickelung des sogen. dritten Augenlides (plica semilunaris), die Form des Ohres (Ohrläppchen), die Mund- und Lippenbildung (ob gewulstet und breit, ob schmal). Von den innern Organen ist bisher am eingehendsten durch die Volumbestimmung (Kubierung) des umschließenden Schädelraumes das Gehirn untersucht worden. Die »Schädelkapazität«, d. h. der in Kubikzentimetern ausgedrückte Rauminhalt des Schädels, wird durch Einschütten von mehr oder weniger feinkörnigen Massen (Sand, Schrot, Hirse) gemessen und kann in sehr bedeutenden Grenzen schwanken (nach Topinard bei verschiedenen Rassen um 300 ccm und mehr). Sie schwankt ferner je nach dem Geschlecht, der Individualität und der Intelligenz des Gemessenen. Nach J. Ranke scheint das Maximum des Schädelinhalts bei normalen Europäern unter 2000 ccm zu liegen und nach Topinard im Mittel etwa 1410 ccm zu betragen; 1000 ccm dürften das zulässige Mindestmaß für den bei allen Rassen, auch den unkultivierten, dem Männerschädel an Inhalt nachstehenden weiblichen Normalschädel sein.

Auch gewisse physiologische Rassencharaktere sind von Bedeutung, wie das zeitliche Auftreten der Pubertät, die Dauer des Säugens der Kinder, ferner die



I. Kaukasische Rasse (blauer Farbton):
(Mittelländische Rasse nach Peschel)
Arier
Hamiten
Semiten
II. Mongolische Rasse (gelb-roter Farbton):
Nordmongolen (Mongol.-altaische Gruppe)
Chinesen u. Indochinesen
Japaner u. Koreaner
Tibetaner
Malayen
Polynesier
Südmongol. Gruppe
Maori
Mikronesier
Eskimo (Beringsvölker)
Amerikaner
III. Negroide Rasse (braun-schwarzer Farbton):
Afrikanische Neger
Hottentotten, Doko u. Akka ?
Melanesier (Papua)
Negrito
Australier
Unsichere Stellung:
Drawida u. Singhalesen
W. 0 Ö. L. v. Greenw.
Nördl. Polarkreis
Wendekr. d. Steinbocks
SAMOJEDEN
TUNGUSEN
JAKUTEN
FINNISCHE VÖLKER
TATAREN
MONGOLEN
EUROP. ARIER
SEMITISCHE VÖLKER
HAMITEN
SUDAN-NEGER
BANTU-NEGER
HOTTENTOTTEN
INDO-ARIER
CHINESEN
MALAYEN
AUSTRALIER
Lappen
Finnen
Skandinarier
Germanen
Slawen
Madagaskar
Tasmania



Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Menschenrassen«.

Übersicht der Menschenrassen und Völkerschaften.

Die folgende Übersicht soll ein Bild der geographischen Verbreitung der verschiedenen Rassen über den Erdball geben und hält sich an die in dem Artikel »Menschenrassen« gegebene Einteilung. Als Zeitmoment ist die neuere Zeit gedacht, wobei für diejenigen Länder, welche, wie Amerika, erst im Laufe der letzten Jahrhunderte durch Einwanderung fremdbürtiger Rassen eine wesentliche Veränderung, bez. eine Verdrängung der Urbevölkerung erfahren haben, der Einfachheit wegen nur die Urbevölkerung und ihre Stämme Berücksichtigung fanden.

Die Tafeln: *Afrikanische, Amerikanische, Asiatische* und *Ozeanische Völker*, auf welche in nachstehendem verwiesen ist, befinden sich bei den Artikeln: *Afrika, Amerika, Asien* und *Ozeanien.*

I. Äthiopische oder negroide Rasse (Melanier).

Gelbbraun bis braungrau und tiefschwarz gefärbte Haut, schwarzes, sehr krauses, steifes, hartes, meist wollartiges Haar, wenig Bart, hervorspringender Kieferrand (prognath), dicke, wulstige Lippen, große Zähne, breite, flache Nase (platyrrhin).

A. ***Afrikanischer*** oder ***typischer Neger.*** Bewohner des afrikanischen Kontinents vom Atlantischen Meer im Westen bis zum Indischen im Osten, im Norden von der Sahara bis zur Höhe des Oranjeflusses im Süden, mit den mehr oder weniger ausgesprochenen Rassemerkmalen.

α) Nigritier (R. Hartmann), edler gebildete, in der Gesichtsbildung und Körpergestalt mehr der mittelländischen Rasse sich nähernde Völker, von hellerer Hautfarbe, schärferm, nicht platt-negerhaftem Profil, spiralig gerolltem, aber oft längerm und daher in Strähnen flechtbarem Haupthaar und dünnem Barthaar; vielleicht durch verschieden starke Mischung mit asiatischem, hamitischem und semitischem Blut modifizierte Mischneger (Sudân-Neger).

1) Die Stämme im Nordosten Afrikas: *Tibbu* oder *Teda, Fulan, Somal* (Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 29 u. 30), *Galla* oder *Oroma, Massai, Suaheli* (Fig. 28), *Fundsch.* Einzelne dieser Völker bilden einen Übergang zu der Gruppe 3) der mittelländischen Rasse.

2) Die Stämme südlich von der Sahara im Binnenland und Westen des Kontinents, zwischen Tsadsee und Niger: *Niger-Binuëstämme* (Fig. 8), *Haussa, Bornu, Fulbe, Mandinka, Bambara, Wolof,* ebenfalls mit allmählichen Übergängen in die Gruppe III, 3). — Auch die am Uëlle wohnenden *Monbuttu* (Fig. 16) scheinen hierher zu gehören.

β) Typische Neger mit mehr oder weniger plattstumpfen Gesichtszügen, kurzem, wolligem Haar etc.

3) *Schilluk, Dinka* (Senaar und Weißer Nil), mit meist noch entwickelterer Nasenbildung, *Nurver, Bari, Kanuri* (in Bornu), Bewohner von Bagirmi und Wadai, *Bidduma, Bulala, Musgu, Dschur, Dor (Bongo), Golo, Niam-Niam* (oder Sandeh, Fig. 17), mit platter, eingesattelter Nase.

4) Die *Kongo-Neger,* Stämme am obern und mittlern Kongo: *Warua, Manjuëma* etc., sowie die Stämme östlich vom Tanganjika scheinen Übergänge zu den Bantustämmen zu bilden (Fig. 13).

5) Die Stämme der Guineaküste, südlich vom Senegal herab bis zum Kunene: *Aschanti, Dahomeer, Benin, Fan* (oder Oscheba, Fig. 9), *Loango-, Angola-, Benguella-Neger.*

6) Die zentralafrikanischen Stämme südlich vom Kongo: *Balonda* etc.

7) Die Stämme südlich vom Tanganjika bis zum Sambesi: *Marimba, Batonga, Manganja, Marutse* u. a.

8) Die *Bantustämme (Kaffern),* durch eine eigentümliche, präfix-pronominale Sprache (Bleek) mit vielsilbigen Wörtern ausgezeichnet (Bantudialekt). Sie nehmen eine besondere Stellung in der Gruppe der Neger ein und zeigen in ihrer physischen Erscheinung vielfach Anklänge an die Stämme der Gruppe a) (Massai). Als eine erobernde, energische Rasse scheinen sie vom östlichen Zentralafrika südwärts gedrungen zu sein. Dunkelbraune bis schwärzliche Haut, kräftige, ebenmäßige Körper, geringere Prognathie, weniger typische Negerzüge. Im Süden Afrikas vom Kunene und Sambesi abwärts: *Amakosa, Ama-sulu* (Fig. 14), *Betschuanen* (Fig. 23), *Herero* (oder *Damara*), *Ovampo.*

B. Die ***Hottentoten*** (*Koi-Koin,* Fig. 21 u. 22) sind viel lichter von Hautfarbe (hell lederbraun), mit faltenreicher Haut, haben ebenfalls gekräuseltes, in Büscheln wachsendes Haar, kleinern, weniger kräftigen Körper mit zierlichen Händen und Füßen; ihre Nase ist sehr platt, die Lippen sind aufgeworfen, die Jochbeine breit, die Stirn klein, gewölbt, vorstehend; die Frauen haben umfangreiche Gesäßbacken (Steatopygie). Sie bewohnen Südafrika bis über den Oranjefluß hinaus und zerfallen in: *Korana,* ein nomadisierender Stamm im Gebiet des Oranje- und Vaalflusses; *Namaqua,* nördlich vom Oranjefluß an der Westküste; *Griqua,* ein Bastardstamm mit europäischer Beimischung.

Die *Buschmänner* (Sân, Fig. 25 u. 26) sind den Hottentoten verwandt und reden eine ähnliche Sprache (mit Schnalzlauten); tragen die Rassenmerkmale der Hottentoten noch reiner als diese an sich; sehr klein und von oft abschreckender Magerkeit, die hellbraune Haut faltenreich und trocken. Das Skelett zeigt die Geschlechtsunterschiede wenig ausgeprägt, ist gedrungen, aber zart, die Füße namentlich ganz auffallend kurz, der Schädel wie bei den Hottentoten. Vielleicht degenerierte Hottentoten, vielleicht Reste einer Urbevölkerung.

Die Zwergvölker Afrikas, die *Obongo* (Du Chaillus) am Ogowe in Westafrika, die *Akka* (Schweinfurths, Fig. 24) in Zentralafrika zwischen dem 1. und 2.° nördl. Br., die *Doko* (Krapfs), die *Tiki-Tiki* (Mianis) unweit des Sees Albert Nyanza, sind nur

$1\frac{1}{2}$ m groß und wahrscheinlich Verwandte der Buschmänner.

C. **Melanesier** *(Ozeanische Neger),* vorherrschend schokolade- oder dunkel rotbraune Hautfarbe, jedoch schwankend zwischen hell kupferfarbig bis rußschwarz; flockiges, nicht in Gruppen wachsendes Haupthaar findet sich reichlich entwickelt und bildet eine oft mächtige, vom Kopf abstehende Perücke, öfters auch starker Bart; doch gibt es mannigfache Varietäten. Form des Schädels sehr schmal und hoch (hypsisthenokephal). Gesichtsbildung sehr verschieden, bald malaien-, bald negerartig und selbst europäisch (jüdisch). Form der Nase wechselnd, teils flach, stumpf abgerundet, mit breiten Flügeln und frontal gestellten Nasenlöchern, oft sehr starkem Nasenwulst, teils gerade und adlerartig. Stirn schmal, nach hinten fliehend, mit meist mächtig entwickelten Augenbrauenbogen und tief einspringender Nasenwurzel; Mund groß, mit vollen Lippen; prognather, doch nicht schnauzenartig (wie beim Neger) hervorspringender Kieferbau.

Bewohner der Salomon- und Fidschiinseln (Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 7 u. 10), des Bismarck-Archipels (Fig. 5, 12, 13), der Neuen Hebriden (Fig. 8), die *Papua* auf Neuguinea (Fig. 9) und die Neukaledonier (Fig. 6).

D. **Negrito.** Kraushaarige Neger von kleiner Gestalt, ausgesprochen kurzköpfig (brachykephal), prognath, plattnasig, aber scharf von den Melanesiern und afrikanischen Negern unterschieden. Bewohnen als *Aëta* (Aïta, Ajeta) das Innere Luzons und andrer Inseln der Philippinen, auch Borneo, Timor, als *Mincopies* die Andamanen, als *Semang* das Innere Malakkas; die Nikobaren gehören vielleicht auch dazu. — Wahrscheinlich die durch Malaien und andre Völker verdrängte und stark zusammengeschmolzene Urrasse jener Inseln.

E. **Australier** (und Bewohner von Tasmania), mittlerer Wuchs, schlank, lange Extremitäten, Stirn schmal, bisweilen zurücklaufend, oft mit vorspringenden Augenbrauenwülsten, Schädel dolichokephal, Nase oben eingedrückt, kurz, unten sehr breit, Mund groß, Lippen dick, Haar mäßig lang, schlicht, weich, wellig (nie wollartig), schwarz oder tiefbraun, Bartwuchs mäßig, oft auch stark, Augenbrauen entwickelt, Hautfarbe dunkel schokoladebraun bis rötlichschwarz. Prognathie mäßig. — Vielleicht eine Mischrasse zwischen Melanesiern und drawidaartigen Völkern. Die jetzt ausgestorbenen *Tasmanier* scheinen den Melanesiern näher gestanden zu haben (Fig. 1—4).

II. Mongolische oder gelbe Rasse.

Farbe der Haut hell mit Stich ins Gelbe oder Bräunliche, in südlichen Gegenden sogar ins Schwärzliche, Haupthaar schlicht, grob, schwarz glänzend, Bart und Körperhaar schwach, Augen klein, schwarz, Lidspalte schmal, oft nach außen ansteigend (Schlitzaugen), innerer Augenwinkel oft durch eine Hautfalte gedeckt, Backenknochen hervorstehend, Nase meist (cf. E) klein, kurz und breit aufsitzend, platt, Kinn kurz, Gesicht in den obern Teilen breit.

A. **Typische Mongolen** (Tafel »Asiatische Völker«).

a) *Nordmongolen* (mongolisch-altaische Gruppe).

1) **Mongolen.** Kalmücken (Fig. 10), Pojoten, Burăten (Fig. 9), *Tungusen* (Fig. 11), Mandschu, Lamuten, *Samojeden* (Fig. 5), Juraken, Tawgi, Kotten, Tschapogiren, Kamassinzen, Jenissei-Ostjaken, Karagassen, *Tataren* (Fig. 7), Tschuwanzen, Uiguren, Osmanen, Karakalpaken, Uzbeken, Bucharen, Seldschuken, Baschkiren, Kirgisen (Fig. 8), Nogaier, Tentjaren, Ölöt. Vambéry teilt die *Turkvölker* auf der Strecke von Osten gegen Westen in folgende Zweige: 1) Buruten, schwarze oder echte Kirgisen; 2) Kirgisen, eigentlich Kasak; 3) Karakalpaken; 4) Turkmenen; 5) Uzbeken (Özbegen).

2) **Finnische Völker** *(Ugro-Finnen).* Sie haben meist starken Körper, doch kleine Statur; Augen oft grau, die Nase kurz, flach, der Mund vortretend, breit, das Haar nicht bloß schwarz, sondern auch braun, rot, ja hell- (flachs-) blond (Finnen), die Gesichtsfarbe bräunlich bis hellfarben. Man teilt sie in folgende Familien: a) die *ugrische* Familie: Ostjaken (Fig. 6), Wogulen; b) die *bulgarische:* Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen; c) die *permische:* Permier, Sirjänen, Wotjaken; d) die *finnische* im engern Sinn: Baschkiren, Meschtscherjäken etc. mit ihren Stammgenossen in Europa, den Suomi, Quänen, Esthen, Liven, Kuren, Lappen, Magyaren (Ungarn).

Unter den finnischen Völkern nähern sich manche in Haar-, Augen- und Hautfarbe (hellblond, graublauäugig) den hellsten Stämmen der Arier; andre, wie die Magyaren, haben durch jahrhundertelange Mischung mit den Türken und mit der mittelländischen Rasse ihre Rassenmerkmale eingebüßt.

Hierhin gehören auch die einst nach Westen vorgedrungenen Hunnen, Avaren, Chasaren, Petschenegen und Kumanen, die sämtlich nun untergegangen oder assimiliert sind, und die slawisierten Donau-Bulgaren.

b) *Südmongolen.*

3) **Chinesen** (Fig. 17). Singpho, Moï.

4) **Kotschinchinesen.** Siamesen oder Thai, Lao (Fig. 16), Birmanen, Naga, Peguer, Ahom oder Anamiten. Die Miaotse gelten als Urrasse.

5) **Tibeter und Himalajavölker** (?). Zu den *Tibetern* gehören die Bothijah oder Boddschi, Horpa, Drokpa, Sokpa und Sifan; zu den *Himalajavölkern* die Leptscha, Kampa, Rong, Kiranti und Limbu.

6) **Japaner** (Fig. 13, 14), mesokephal; mehrsilbige Sprache, scheinen mit andern Elementen (Malaien? Aino?) gemischt zu sein und stehen durch ihre Sprache den Nordmongolen näher. Liukiuinsulaner.

7) **Koreaner** (Fig. 15).

8) Die **Aino** (Fig. 3) auf den nördlichen japanischen Inseln (Sachalin, Jeso etc.). Dolichokephaler Schädel mit breiten Jochbogen und Jochbeinen (eurygnath). Körperhaar und Bart stark entwickelt.

B. **Eskimo** (*Beringvölker* Peschels), ein wahrscheinlich durch die Isolierung im äußersten Norden umgewandelter Zweig der nordasiatischen Mongolen (Polarmenschen), bewohnen das nördlichste Amerika und Asien an den Ufern der Beringstraße, ferner Grönland. Sie bilden den Übergang von den Mongolen Sibiriens zu den Eingebornen Amerikas. Bräunliche oder rötliche Hautfarbe, straffes, walzenförmiges Haar, sehr geringer, fast fehlender Bart- und Körperhaarwuchs, schmal geschlitzte, schief gestellte, stets dunkle Augen, kleine Gestalt mit sehr kurzen

Beinen, Schädel dolichokephal, mäßig hoch, schmal, nach unten breiter, sehr mächtige Entfaltung der Gesichtsknochen. *Kamtschadalen* (Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 2), *Korjaken, Tschuktschen* (Fig. 1), *Namollo, Eskimo* (Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 3 und 4, Innuit), *Aleuten* (Fig. 1), *Labrador, Grönländer.*

C. ***Malaien,*** mit hellbrauner, doch oft auch dunklerer, meist brauner Haut, untersetztem Körper, Kopf brachykephal (die Igorroten sind dolichokephal), Hinterhaupt viereckig abgeflacht, Nase klein, niedrig, platt, wenig Bart, Kopfhaar hart und straff, mäßige Prognathie, stark hervorspringende Jochbogen.

Bewohner der Halbinsel Malakka, die Atschinesen, Batta (Tafel »Asiatische Völker, Fig. 22), Baro, Redschang und Lampong auf Sumatra, die Javaner und Sundanesen auf Java (Fig. 19—21), die Dajak (Fig. 23) und Alfuren auf Borneo, die Tagalen, Bissayer, Picol und Igorroten auf den Philippinen, die Bugi und Alfuren auf Celebes (Fig. 24), die Bewohner der Molukken, der Inseln Amboina, Buro etc. und der Insel Madagaskar (Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 27, Hova und Malegassen). Letztere stehen nach Finsch den Polynesiern indes näher als die Malaien und enthalten viel Negerblut.

D. ***Polynesier,*** mit hellern Abstufungen einer braunen Hautfarbe (olivenbräunlich), Haar schlicht bis lockig, meist ziemlich kräftiger, wohlgebildeter, selbst großer Körperbau, große, ausdrucksvolle Augen, braun bis dunkel, mäßig breite Gesichter, flache Nase mit breiten Flügeln, großer, voller Mund. Brachykephalie vorherrschend.

1) **Mikronesier**, olivenbraune, doch auch kupferbraune Haut; sie nehmen in ihrer Erscheinung eine vermittelnde Stellung zwischen den Malaien und den übrigen Ozeaniern ein.

Bewohner der Palau- (Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 17 u. 18), Marianen-, Karolinen- (Fig. 14, 15, 19, 20), Marshall- (Fig. 21) und Gilbertinseln (Fig. 16).

2) **Polynesier** im engern Sinn, über mittelgroß, kräftig, Hautfarbe zwischen hell- und dunkelbraun mit Stich ins Gelbe oder Olivengrüne, schwarzes Haar meist geneigt zum Welligen, Krausen, ausnahmsweise auch bräunliches, namentlich nach den Spitzen zu. Bart dünn, Augen schwarz.

Bewohner der Tonga- (Fig. 22), Samoa- (Fig. 29 u. 30), Gesellschafts- (Fig. 26 u. 27), Markesasinseln (Fig. 25), auf Tuamotu, Hawai etc. (Fig. 28).

3) **Maori** auf Neuseeland, stehen den Polynesiern sehr nahe. Nur bei wenigen ist das Haar rötlichbraun, bald fein wellig, bald gekräuselt, meist ist es schwarz, lang und straff; Backenknochen oft hervorspringend (Fig. 24).

E. ***Amerikaner.*** Kräftiger, gedrungener Körper, Schädelform sehr wechselnd, selbst langköpfig (Patagonier), Stirn niedrig, nach oben schmal, Augen tiefliegend, klein, schwarz, große Breite des Gesichts infolge stark entwickelter, hervorstehender Backenknochen, starke Kieferbildung, Augen oft mongolenartig geschlitzt und mit dem äußern Winkel nach oben gezogen, Nase, im Gegensatz zu den Mongolen, oft mit hohem Rücken, groß (Adlernase), bei andern breiter und flacher, Haar stets straff, schlicht, schwarz, Bart sehr schwach, Hautfarbe gelb, zimtbraun, kupferrot, meist ein helles Braun.

1) **Nordwestamerikanische Stämme** zwischen den Eskimo und Kalifornien, dem Kaskadengebirge und dem Stillen Ozean (Nutka-Kolumbianer). Tlinkit od. Koloschen (Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 2), Haida, Tsimschian, Selisch, Kwakiutl (Fig. 5) etc. (Übergang nach II. B.)

2) **Die Jägerstämme des nördlichen Festlandes,** untereinander sprachverwandt.

a) *Athabasken.* Loocheux, Kenai, Nehaunie, Tacullie, Hupa, Navajos, Apatschen (Fig. 15) etc.

b) *Algonkin.* Kri, Odschibwä (Fig. 8), Blackfeet (Fig. 7), Abenaki, Delawaren, Schawnie etc.

c) *Irokesen.* Seneca, Cajuga, Onondaga, Oneida, Mohawk, Huronen.

d) *Dakota* oder *Sioux* (Fig. 12). Assiniboine, Winebago, Iowa, Omaha, Osagen, Kansas, Krähenindianer (Fig. 6).

3) Die **Kulturvölker Nordamerikas** (sonorische Sprachen; aztekisch-toltekische Völker). Die Stämme Oregons, Kaliforniens, Neumexikos und Mexikos, Yuma, Utah, Pa-Utah (Fig. 9 u. 10), Schoschonen (Fig. 11, 16, 17), Zapoteken, Mixo, Tolteken, Totonaken, Maya, Mosquito.

4) Die **südamerikanischen Jägerstämme** (sehr zersplitterte Sprachen) in Brasilien (Fig. 19), dem Guayanagebiet, Venezuela etc.: Kariben, Tupi, Gês, Botokuden (Fig. 20 u. 21), Guarani, Coroados, Manoas, Maipures (Fig. 18), Mojos (Fig. 29), Miranhas (Fig. 24), Tikunas (Fig. 22 u. 23).

5) **Südamerikanische Kulturvölker**, auf die Hochebene zwischen Kordilleren und dem Stillen Meer beschränkt: Quichuastämme in Quito und Peru (Fig. 25—27), Colla (am Titicacasee), Yungastämme (an den Küstenflüssen am Westabhang der Anden).

6) **Pampavölker**: Puelchen, Tehuelchen (Fig. 30), Patagonier (Fig. 31), Abiponen (Fig. 28), Mbaya, Guaycuru etc.; Chiquito.

7) **Araukanische Völker**: Araukaner (Fig. 32), Pehuenche.

8) **Feuerländer** oder *Pescheräh* (Fig. 33). Irrtümlich für besonders niedrig stehend angesehen.

III. Kaukasische oder Mittelländische Rasse.

Nach Peschel; **Kaukasier** Blumenbachs; **Indoeuropäer** (mit Einschluß vieler arabisch-afrikanischer Völker) Gerlands. In Südasien, Europa und Nordafrika heimisch. Kopf oval oder rundlich, Backenknochen nicht oder nur mäßig vorspringend, Zähne senkrecht stehend (orthognath), Haar lang, manchmal kraus, nie wollig, Hautfarbe weiß, gelblichbraun, rotbraun bis schwarzbraun.

1) **Indogermanen** (oder *Japhetiten*), Arier, Wohnsitze: Südasien und Europa. Gemeinschaftlicher Sprachstamm. Kopf oval mit freier Stirn, vorspringender Nase, Haar blond, braun, schwarz, Bart stark entwickelt, Augen gerade liegend, oft blau, Wangen gerötet.

a) *Germanen* oder teutonische Völker, ursprünglich dolichokephal, jetzt als Deutsche namentlich in Süd- und Mitteldeutschland durch allmähliche Mischung mit allophylen Elementen mittel- bis kurzköpfig. Norddeutsche, Holländer,

Vlämen, Skandinavier (in Dänemark, Schweden und Norwegen), Angelsachsen, meso- bis dolichokephal.

b) *Slawen*, jetzt Brachykephale, in der Osthälfte Europas Russen (Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 35), Polen, Tschechen, Wenden, Serben.

c) *Letten*, Altpreußen, Litauer.

d) *Kelten* (Gallier, Iren oder Ersen, Gälen, Wallonen).

e) *Gräkoitaliker*, jetzt Grundstock der Mischvölker der Neugriechen (mit Slawen gemischt), Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, mit Elementen von d) und a). Die heutigen Rumänen sind romanisierte Thraker.

f) *Albanesen* (Skipetaren).

g) *Iranier* (Eranier) in Vorderasien (die alten Meder und Perser): die jetzigen Perser oder Tadschik, die Osseten, Georgier, Armenier, Kurden, Afghanen (Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 25, 26, 27, 33, 34).

h) Die *Hindu* in der vorderindischen Halbinsel; sie haben durch Vermischung mit den Drawida die Reinheit der Rasse verloren (Fig. 32).

Eine Anzahl älterer Völker Europas ist in ihrer Stellung zu dieser Gruppe zweifelhaft und gehört wahrscheinlich einem andern Grundstamm an, so: die Illyrier, Ligurier, Iberer, Etrusker, Rätier, letztere noch in der Bevölkerung Graubündens und gewisser Teile Tirols fortlebend, erstere in den heutigen Italienern, Portugiesen und Spaniern aufgegangen. Auch die Stellung der Basken (Eskualdun) mit ganz isoliert stehender Sprache (Euscara) im nordöstlichen Spanien und Südwesten Frankreichs ist unsicher (hamitische Beziehungen?).

2) **Semiten** in Vorderasien und auf der Nord- und Westküste Afrikas. Hautfarbe zwischen lichtem und dunklem Braun, Nase meist gebogen, schmale Lippen, scharf gezeichnete Brauen, Schädel meist mesokephal oder dolichokephal.

a) *Aramäer* (Syrer und Chaldäer).

b) *Araber*, Himjariten, Joktaniden oder Nedschdi, Beduinen (Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 4, und Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 28).

c) *Hebräer*, Juden, überallhin zerstreut (Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 29). Die russisch-polnischen Juden sind vielleicht von den Juden des Mittelmeers ethnisch verschieden und gehören nicht zu den Semiten, sondern sind stark mit Iraniern und selbst Mongolen (Chasaren) gemischt.

d) Die *Assyrer* und

e) die *Phöniker* des Altertums.

3) **Hamiten** oder **Berbervölker**, auch nach Hartmann Mazigh, Imosagh (Imoscharh) genannt, in Nordafrika (nilotische Familie). Hautfarbe dunkelbraun, auch gelblich- und rotbraun, Haar kurz, Bart spärlich, Schädelgestalt zwischen Dolichokephalie und Mesokephalie, die Kiefer treten ein wenig vor, Habitus negerähnlich. Sie werden oft »Äthiopier« genannt. Manche hierhin gehörende Völker sind durch Vermischung mit Semiten entstanden, in vielen scheint nigritisches Blut (s. oben) stark vertreten. — Hierher gehören auch die Altägypter (Retu), deren reinste Nachkommen noch in den heutigen Kopten fortleben.

a) *Berbervölker* (nach R. Hartmann), bräunlich gefärbt, vom matt gelblichbraunen Inkarnat des Südeuropäers bis zum dunkeln Schwarzbraun; sie haben schlichtes oder gekräuseltes Haar. Im Osten: Fulbe, Kopten (Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 6 u. 7), Berâbra, Nubier (Fig. 12), Dankala (Dongolawi), Gonga etc.; im Westen: West-Libyer, die sogen. Mauren oder Kabylen, Tuareg, Berber (Fig. 10), Amazirghen (Mazigh, Imoscharh, Marokkaner; Fig. 3) und die nunmehr ausgestorbenen Guanchen auf den Kanarischen Inseln.

b) *Bedschavölker* (nach R. Hartmann), braune, bald in Schwärzlich, bald in Gelblich und häufig in Rötlich übergehende Hautfarbe und meist schlichteres, nur wenig gekräuseltes Haar. Zu ihnen gehören die eigentlichen Abessinier (Fig. 19, 20), die Soho, Danakil, Bedscha, d. h. Ababde, Bessarin und die von Reisenden als Hidschaz-Araber, im Volk als Arab, Urban oder Beduan bezeichneten Nomaden in Nubien, Senaar und in einem Teil von Zentralafrika, nämlich die Bakara, Hamar und Suah. Alle diese lehnen sich in manchen Beziehungen teils an einige Völkerschaften Arabiens, teils an nigritische Stämme näher an.

Anhang:

Völker unbestimmter Rasse.

1) **Drawidavölker**, die Urbevölkerung Indiens vor dem Eindringen der brahmanischen Arier, jetzt mit diesen in verschiedenster Proportion verschmolzen und rein nur in gewissen Stämmen erhalten: Mundavölker (Kolh, Santal, Kuli, Ramusi, Warali, Katkari, Bhilla, Mera und Mina) und die eigentlichen Drawida (Brahui in Belutschistan, Tamil oder Tamul, Telinga oder Telugu, Kanaresen, Malajâlam oder Malajâlma, Tulu oder Tuluwa, Toda, Kota, Gond, Radschmahal-Kol). Sehr dunkle, ja schwarze Haut, langes, schwarzes, lockiges, nie wolliges oder büschelförmiges Haar, starkes Körper- und Barthaar. Vielfach edlere Gesichtszüge, fehlende Prognathie. Die Drawidavölker werden von Flower der kaukasischen Rasse zugerechnet. Huxley vereinigt sie mit den Bewohnern Australiens (und den alten Ägyptern) zu einer »australoiden« Rasse.

2) **Singhalesen und Wedda**, die Bewohner Ceylons (Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 30 u. 31), von denen die erstern wahrscheinlich die gemischten Nachkommen von Einwanderern, die letztern die Urrasse darstellen. Sie sind dunkelbraun, klein von Wuchs, nicht oder nur mäßig prognath.

mittlere Lebensdauer. Endlich muß man selbst die Anlage und Neigung zu bestimmten Krankheiten und die Immunität gegen andre zu den Rassenmerkmalen rechnen. So neigen die nordischen Völker in viel höherm Grade zu Melancholie u. Selbstmord als die südlichen Kelten u. Ibero-Ligurier, bei denen sich vielmehr Neigung zu Manie u. Tobsucht findet. Bei den Semiten (Juden, Ägyptern, Arabern) war seit ältester Zeit das Vorkommen von Geistes- und Nervenkrankheiten, in neuerer Zeit von Zuckerkrankheit groß; die Skandinavier zeigen starke Unempfindlichkeit gegen Scharlach, Diphtherie, Trachom, dagegen Neigung zu Abdominaltyphus, Hysterie und Tropenkrankheiten (Malaria, Gelbfieber), während letztere Disposition bei Südeuropäern und Juden abnimmt, bei den Schwarzen ebenso wie diejenige für Krebs, Wundinfektion, Geisteskrankheiten sehr gering ist; sie neigen dafür stark zu Lungenleiden, Pocken und Darmkrankheiten. Vgl. Buschan, Einfluß der Rasse auf die Form und Häufigkeit pathologischer Veränderungen, im »Globus«, Bd. 67 (Braunschw. 1895).

Unter den psychischen Rassenmerkmalen steht die Sprache obenan, nächstdem kommen die Kultur- und Gesellschaftsform, die religiösen Anschauungen, Überlieferungen etc. in Betracht. Die Sprache ist jedoch nichts weniger als ein sicheres Rassenmerkmal, weil durch Eroberung, Wanderungen etc. selbst den Eroberern oft eine fremde Sprache aufgedrängt wird. Trotzdem geben oft geringe Reste eines fremden Sprachstammes, die einer andern Sprache z. B. in Gestalt von Wurzelwörtern beigemischt sind, wichtige Fingerzeige über die Zusammensetzung des Volkes, und in einzelnen Fällen, wie bei den Basken, ermöglicht die eigentümliche Sprache allein den Schluß auf die ethnische Sonderstellung des Volksstammes. Man unterscheidet in der Regel einsilbige Sprachen (Chinesisch, Siamesisch etc.), dann Agglutinations- (oder polysynthetische) Sprachen (Amerikanisch, Australisch, Drawidisch etc.) und schließlich Flexionssprachen (Sanskrit und die demselben verwandten Idiome). Eine vor allem den formalen Bau der Sprachen berücksichtigende, für die Rassenlehre besonders verwertbare Übersicht der Sprachen hat Steinthal aufgestellt. Vgl. die Litteratur bei Art. »Sprache« (mit Sprachenkarte der Erde und Übersicht der wichtigen Sprachstämme), besonders die Werke von Pott, Steinthal, Schleicher, Fr. Müller.

Brauch und Sitte der Völker haben eine mehr untergeordnete Bedeutung für die Rassenlehre. Die Wiederkehr einzelner charakteristischer Züge bei verschiedenen Völkern (z. B. die Stellung der Weiber im Familienleben, die Art der Leichenbestattung, die Zeremonien bei der Geburt eines Kindes, bei der Eheschließung, Feste beim Mannbarwerden, religiöse und abergläubische Handlungen etc.) kann oft auf gegenseitigen Austausch hindeuten; doch wird man noch häufiger wahrnehmen, daß unter gleichen Umständen und Verhältnissen die verschiedensten Völker zu gleichen Vorstellungen und Sitten gelangen. Die Übereinstimmung der Sitten mag, wie Tylor hervorhob, der gleichen Thätigkeit des menschlichen Geistes unter gleichen Bedingungen zuzuschreiben sein, bisweilen ist sie ein Beweis der Blutsverwandtschaft oder des Verkehrs zwischen den Rassen, unter denen sie gefunden wird. Sagen, Überlieferungen und an Ort und Stelle unverständliche mythologische Anschauungen und Volksbräuche (s. Folklore) gestatten endlich, unter Umständen den verborgenen Beziehungen zwischen scheinbar weit getrennten Völkern nachzugehen, ihre Wanderungen zu verfolgen und die Gemeinschaft der Abstammung zu erkennen.

Einteilung der Menschenrassen.

(Hierzu die »Ethnographische Karte«, mit Textblatt: Übersicht der Menschenrassen und Völkerschaften.)

Der Versuch einer natürlichen Rasseneinteilung des Menschengeschlechts stößt auf mannigfache Schwierigkeiten. Dieselben liegen darin, daß überall die verschiedenen Rassentypen durch allmähliche Übergänge miteinander verbunden sind, und daß somit nur die extremen Formen sich scharf abheben. Man würde hier von den fossilen M. auszugehen haben, von denen man schon früher wohl ausgeprägte Gruppen (Kannstattrasse, Neanderthalrasse, und neuerdings eine hottentotenähnliche anaglyptische Rasse in Frankreich sowie eine schweizerische Zwergrasse) aufgestellt hat, wenn die Funde nicht allzu lückenhaft wären. Mit dem Hinweis darauf, daß viele Säugetiere mit zwerghaften Formen begonnen haben, hat man diese in Afrika und Asien noch lebenden Zwergrassen, namentlich die körperlich tief stehenden Weddas, als Urrassen ansehen wollen. Unsre heutigen Hauptrassen treten bereits sehr erkennbar auf altägyptischen Wandmalereien hervor. Die mannigfachen Versuche einer Klassifikation seit Linné, Blumenbach, Cuvier u. a., die zum größten Teil nur noch ein geschichtliches Interesse haben, beweisen die Schwierigkeit einer einfachen Anordnung. Die Zahl der aufgestellten Gruppen schwankt zwischen 2 und 60, obgleich sich immer die Neigung geltend macht, zu den vier von Linné angenommenen Urtypen: dem Europäer, Asiaten, Afrikaner und Amerikaner, zurückzukehren. Blumenbach fügte diesen noch den Malaien hinzu, während Cuvier nur drei Rassen annahm: die weiße (kaukasische), die gelbe (mongolische) und die schwarze (äthiopische). Neuere Versuche (von Äby und Kollmann), die M. rein nach den Schädelformen einzuteilen, wobei ersterer die zwei Hauptgruppen von Schmalschädeln (Stenokephalen) und Breitschädeln (Eurykephalen) aufstellte, leiden wie alle Voranstellungen eines einzelnen Merkmales und alle darauf begründeten künstlichen Systeme an dem Übermaß der Ausnahmen und gewaltsamen Unterbringungen. Wie aber gleichwohl das künstliche Linnésche Pflanzensystem seiner leichten Handhabung wegen von allen Anfängern dem natürlichen System vorgezogen wird, so hat ein nach ältern Anläufen von Friedrich Müller aufgestelltes u. von Haeckel erweitertes, auf die Verschiedenheiten des Haarwuchses begründetes Rassenschema infolge der Auffälligkeit und leichten Kontrollierbarkeit seines Einteilungscharakters trotz aller Anfechtungen große Verbreitung gefunden und soll daher hier in übersichtlicher Form wiedergegeben werden:

Einteilung der Menschenrassen nach dem Haupthaar.

I. **Wollhaarige** (Ulotriches): Haare wollähnlich; Querschnitt längsoval. Vier niedere Rassen:

- A. Büschelhaarige (Lophocomi): Kopfhaar in ungleichmäßiger Verteilung in kleinen Büscheln wachsend. — 1) Hottentoten, 2) Papua.
- B. Vlieshaarige (Eriocomi): Haare gleichmäßig über den Kopf verteilt. — 3) Neger, 4) Kaffern.

II. **Schlichthaarige** (Lissotriches oder Leiotriches): Haare nicht wollähnlich; Querschnitt dem kreisrunden sich nähernd. Acht höhere Rassen:

- C. Straffhaarige (Euthycomi): Kopfhaar ganz glatt und straff; nicht gekräuselt. — 5) Australier, 6) Hyperboreer (Arktiker), 7) Amerikaner, 8) Malaien, 9) Mongolen.
- D. Lockenhaarige (Euplocomi oder Cymotriches): Kopfhaar mehr oder weniger lockig; Bart entwickelter. — 10) Drawida, 11) Nubier, 12) Mittelländer.

Nach Flower, der darin wieder auf das Cuviersche Schema zurückgriff, genügt es, drei Hauptzweige anzunehmen, in die sich der Urstamm des Menschengeschlechts im Laufe der Zeiten gespalten hat, nämlich die Kaukasier in Europa, die Mongolen in Asien und die Äthiopier in Afrika; alle andern Stämme lassen sich nach seiner Meinung unter diese drei Gruppen bringen und sind entweder das Ergebnis von Kreuzungen, oder direktere, noch wenig veränderte Nachkommen des Grundstammes, bevor sich dieser noch in die drei scharf geschiedenen Zweige getrennt hatte. In folgender Übersicht schließen wir uns im wesentlichen an die Einteilung Flowers, mit Berücksichtigung einiger von Huxley gemachter Abänderungsvorschläge, an:

1) Äthiopische oder negroide Rasse (Neger, Negroide, Nigritier, Melanier, Schwarze): schwarze oder schwärzliche Hautfarbe, die manchmal ziemlich hell und bräunlich werden kann, schwarzes, krauses, uneigentlich wollig genanntes Haar (jedes Haar ist dicht in sich aufgerollt und immer von flachem oder elliptischem Querschnitt); mäßig oder dürftig entwickelter Bart, fast ausnahmslos dolichokephaler Schädel (?), kleine und mäßig zurückweichende Wangenbeine (mesopisch), sehr breite, flache Nase, am Skelett mit breitem Eingang (platyrrhin), mäßige oder niedere Augenhöhlen, hervorstehende Augen, dicke, aufgeworfene Lippen, meist hervorstehende (prognathe) Kiefer, große Zähne (makrodont), enges Becken, langer Vorderarm und noch weitere weniger sichergestellte Unterschiede.

2) Mongolische oder gelbe Rasse (Xanthoi, mit Einschluß der Malaien und Amerikaner): gelbe oder bräunliche Hautfarbe, grobes, straffes Haar ohne jede Neigung zur Lockenbildung, fast rund im Querschnitt, nur am Kopf reichlich, sonst spärlich. Schädel von wechselnder Gestalt, meist meso- oder brachykephal; breites, flaches Gesicht mit hervorstehenden, nach vorn ragenden Backenknochen (platyopisch), kleine, schmale (meso- oder leptorrhine) Nase, hohe, runde Augenhöhlen, sehr geringe Entwickelung der Stirnglatze (glabella) und der Augenbrauenbogen (arcus superciliares), tief liegende Augen mit enger Lidspalte, im typischen Fall mit einer senkrechten, die Thränendrüse verdeckenden Hautfalte (Mongolenfalte), welche den innern Winkel der an sich etwas schräg stehenden Augenlider scheinbar noch tiefer herabzieht (Mongolenauge). Kiefer mesognath, Zähne mittelgroß (mesodont). Der Gesichtsausdruck typischer Mongolen hat, mit dem der Europäer verglichen, etwas Kindliches, und die männlichen Züge des Gesichts unterscheiden sich wenig von denen des weiblichen.

3) Kaukasische oder mittelländische Rasse: hellfarbene Haut, obgleich dieselbe bei einzelnen Abarten so dunkel wie bei manchen Negroiden sein kann, das Haar hell oder dunkel, weich, schlicht oder wellig, mit einem Querschnitt, der die Mitte zwischen dem runden und flachen hält, entwickelter Bart. Schädelform wechselnd, meist mesokephal, Wangenbeine zurückweichend, schmales, in der Mittellinie hervorspringendes (prosopisches) Gesicht, mäßig große Augenhöhlen, schmale, hervorstehende Nase (leptorrhin), senkrechte Kiefer (orthognath), kleine Zähne (mikrodont), breites Becken, kurzer Vorderarm. Peschels »mittelländische Rasse« umfaßt sämtliche Europäer, soweit sie nicht mongolenartig sind, alle Nordafrikaner, alle Vorderasiaten und die Hindu, letztere schon als Mischvölker. Der Begriff deckt sich nicht ganz mit dem von Flower, da letzterer noch andre Völkerstämme, z. B. die Drawida (s. unten), den Kaukasiern zurechnet. Zur weitern Einteilung in kleinere Gruppen dienen dann neben den bisher ausschließlich benutzten anatomischen Merkmalen auch andre, unter denen die geographische Verteilung und die Sprache obenan stehen, obwohl ihre Anwendung infolge der Wanderungen, Mischungen und Übernahmen große Vorsicht erfordert.

I. Äthiopischer Typus.

A. Afrikanische oder typische Neger. Sie bewohnen den zentralen Teil Afrikas von der Ost- zur Westküste, sind aber überall im Norden stark mit hamitischen und semitischen Melanochrooi (s. unten) gemischt (Sudânstämme). Danach wechselt die Hautfarbe sehr stark ins Braune und Bronzefarbene, namentlich in den Grenzgebieten, und das Haar verliert seinen wolligen Charakter, so daß es sich in jede Frisur bringen läßt. Die Neugebornen sind viel heller, europäischen Kindern nicht so sehr unähnlich in der Farbe, die erst nachdunkelt, und ebenso ist ihr Haar weniger gekräuselt. Rein schwarze Hautfarbe gilt indessen als Zeichen von Rassenreinheit und Gesundheit. Ein Zweig der Neger sind die Bantuvölker, die sich hauptsächlich durch ihren Sprachbau unterscheiden. Die südlichen Bantu (Kaffern) sind hellfarbener, weniger prognath, mit größerer Schädelkapazität und kleinern Zähnen (Mischungen mit Hottentoten?). Auch die wulstigen Lippen verlieren sich bei den Grenzrassen und den negroiden Typen Südafrikas u. Madagaskars.

B. Hottentoten und Buschmänner. Sie bewohnten früher ein bedeutend größeres Gebiet, ehe sie nördlich von den Bantustämmen, südlich von den Holländern und Briten verdrängt wurden. Die Hottentoten haben durch Mischung viel von ihren charakteristischen Zügen eingebüßt. Wenn rein, besitzen sie eine mittlere Gestalt, eine gelbbraune Hautfarbe, sehr krauses Haar, weniger reichlich als beim Neger und scheinbar in Büscheln wachsend. Schmale Stirn und Kinn, breite Backenknochen, sehr flache Nase, hervorragende Lippen. Die Buschmänner gleichen in den meisten Zügen den Hottentoten; sie sind äußerst plattnasig (platyrrhin), während der Prognathismus, nach Flower, fast fehlt (Fritsch, Hahn u. a. fanden starken Prognathismus). Ihre Körpergröße ist sehr gering, kleiner als die der Hottentoten, weshalb sie Virchow als Kümmerformen der letztern ansieht. Die Hände und Füße sind sehr zierlich und klein. Vielleicht gehören Hamys Negrillo, gewisse zwerghafte Völker Zentral- und Westäquatorialafrikas und die Akka Schweinfurths auch hierher.

C. Ozeanische Neger oder Melanesier. Sie umfassen die Papua (vom malaiischen papuwah, »kraushaarig«) auf Neuguinea und die Mehrzahl der Bewohner der westlichen Inseln des Stillen Meeres (Fidschi, Bismarck-Archipel, Salomoninseln, Neue Hebriden, Neukaledonien), haben sich aber durch Mischungen weit über ihren jetzigen Wohnbezirk verbreitet. Der Körperbau ist kräftig, von mittlerer Größe. In ihren reinen Formen sind sie extrem dolichokephal und hypsistenokephal, d. h. am langen Schädel überwiegt die Höhe die Breite. Hauptsächlich unterscheiden sie sich vom afrikanischen Neger durch die gute (bei den Bismarckinsulanern u. a. sogar sehr starke) Entwickelung der glabella und der Augenbrauenbogen beim männlichen Geschlecht. Die Nasenwurzel erscheint stark eingesenkt, so daß ein mehr oder weniger mächtiger Stirnwulst entsteht. Die Form der Nase scheint sehr zu wechseln, man findet nicht selten gerade oder adlerartig gebogene, hervorspringende Nasen mit überhängender Spitze, die dem Gesicht einen mehr euro-

päischen, unter Umständen jüdischen Ausdruck verleihen, während anderseits eine flache, am Ende stumpf abgerundete Nase mit breiten, stark gewölbten Flügeln und großen Nüstern beobachtet wird (Finsch). Der Mund ist groß, mit aufgeworfenen Lippen, der Kieferbau prognath, doch nicht schnauzenartig wie beim Neger. Starke Bärte sind nicht selten. Das Haar, gleichmäßig auf dem Haarboden verteilt, dreht sich in korkzieherartigen Spiralen und bildet einen mächtigen, perückenartigen Pelz; doch ist es nicht wollig, wie beim Neger. Oft starke Körperbehaarung. Vielfach finden sich Mischungen mit Negrito, Malaien u. Polynesiern.

Eigentümlich ist die Auffassung Flowers über die Australier, die ebenfalls in diese Gruppe gehören. Dieselben unterscheiden sich durch ihr schlichtes Haar von den Melanesiern, tragen aber sonst in Farbe, Zügen und Gestalt die Kennzeichen der Negroiden an sich. Er hält dieselben für eine Mischrasse, entstanden aus der Verbindung von Melanesiern mit einem schlichthaarigen, niedern Stamm kaukasischer Melanochrooi, wie sie noch den Süden Indiens bewohnen. Huxley hingegen will in den Australiern eine der am besten charakterisierten Hauptrassen der Menschheit erkennen, mit pentagonalem, ausnahmslos stark dolichokephalem Schädel, guter, wenn auch dünnbeiniger Statur, breiter Nase, prognathem Gebiß, feinem, langem, welligem (durchaus nicht welligem) Haar und wohl entwickeltem Bart.

D. Die Negrito, negerartige Völker, welche, als Aeta bezeichnet, die Philippinen, als Minkopie die Andamanen und Nikobaren(?) bewohnen, kurz alle jene asiatischen »Neger«, die sich nördlich vom Äquator finden. Sie sind von kleiner, schmächtiger Gestalt, ausgesprochen kurzköpfig, höchst prognath, mit kleinen, platten Nasen und kurzem, wolligem Haar. Sie bildeten die Urbevölkerung vieler Inseln des Indomalaiischen Archipels und wurden von den Malaien verdrängt und aufgesogen. Vielleicht finden sie sich auch, mit den Papua vermischt, in Neuguinea vor. Diesen kurzköpfigen Negrito, denen man wohl eine von Hinterindien ausgegangene Beimischung von malaiischem Blute zuschreiben möchte, sind aber vielfach langköpfige Rassen eingesprengt, wie die auf Luzon lebenden Igorroten.

II. Mongolischer Typus.

A. Die Hyperboreer oder Arktiker, zu denen man Jukagiren, Tschuktschen, Kamtschadalen und Kurilier (Aino?), Ostjaken und Eskimo rechnet, und von denen die letztern infolge ihrer Isolierung im hohen Norden die typischen Eigenschaften der Rasse am meisten ausgeprägt haben. Sie bewohnen beide Ufer der Beringstraße und Grönland und besitzen eine kleine, breitschulterige Gestalt mit kleinen Händen und Füßen, lange, schmale, große Schädel, straffes, tiefschwarzes, langes Haar und sehr spärlichen Bart; die Hautfarbe ist an den bedeckten Teilen dunkelgrau, im Gesicht dunkelbraun, mit einem Stich ins Rötliche.

B. Die typischen Mongolen. Sie bewohnen Nord- und Südasien und zerfallen demnach: a) in die mongolisch-altaische Gruppe und b) in die Südmongolen. Erstere, deren Wiege auf den großen Hochebenen Mittelasiens stand, und die durch Sprachverwandtschaft verbunden sind, haben sich als Hunnen, Magyaren, Türken wiederholt über das östliche Europa ergossen und stellenweise daselbst niedergelassen, wobei sie durch Mischung mit andern Rassen wesentliche Veränderungen ihrer Charaktere erfuhren. Selbst die im Norden Europas wohnenden, ihnen wahrscheinlich zuzurechnenden Lappen zeigen derartige Wandlungen. Die Japaner sind wohl auch hierher zu rechnen, doch tragen auch sie das Gepräge einer aus mindestens noch zwei andern Elementen (Aino, Malaien) zusammengesetzten Mischrasse. Die südmongolische Gruppe, von ersterer hauptsächlich durch die Sprache und Lebensweise geschieden, umfaßt den größern Teil Chinas, Tibets, Birmas und Siams. Peschel bezeichnet die Hinterindien bewohnenden Völker dieser Gruppe als Malaiochinesen, eine jedenfalls dem Ausdruck Indochinesen vorzuziehende Benennung.

C. Die Malaien. Sie bilden einen Hauptbestandteil der Bevölkerung auf den Philippinen, der Halbinsel Malakka, Sumatra, Java, den Sundainseln, Celebes und Borneo; nach Formosa, Ceylon u. Madagaskar versprengt. In ihren Charakteren schließen sie sich durchaus den mongolischen Stämmen an und unterscheiden sich hauptsächlich durch das weniger straffe, selbst manchmal zur Lockenbildung neigende Haar.

D. Die (braunen) Polynesier (Malaiopolynesier, Maori Neuseelands, Kanaken), d. h. alle jene Völker, welche die Inselgruppen des Stillen Ozeans bewohnen, soweit sie nicht von Melanesiern eingenommen sind. Sie haben sich augenscheinlich frühzeitig vom malaiischen Hauptstamm geschieden und mehr oder weniger mit melanesischem Blut gemischt. Die typischen mongolischen Charaktere dieser oft schönen Rasse treten sehr zurück; stellenweise nähern sie sich in ihrer Erscheinung den Kaukasiern, obgleich eine Vermischung mit den letztern nicht nachweisbar ist.

E. Die ursprüngliche amerikanische Rasse. Sie bewohnte ganz Amerika mit Ausnahme des von den Eskimo eingenommenen nordöstlichen Teils und zeichnet sich, trotz der verschiedensten klimatischen Lebensverhältnisse, durch eine merkwürdige Übereinstimmung der somatischen Charaktere aus. Ebenso haben die zahllosen Sprachen Amerikas (man hat bis 1200 derselben unterschieden) sämtlich eine nur ihnen zukommende Eigentümlichkeit: sie sind polysynthetisch (einverleibende, W. v. Humboldt), d. h. es läßt sich ein verwickelter Gedanke in ein einziges Wort zusammenfassen. Von der typischen mongolischen Rasse weichen gewisse amerikanische Stämme freilich bedeutend ab, namentlich durch die Nasenbildung (Adlernase), die fliehende Stirn und die entwickelten Augenbrauenbogen, während bei andern die große Ähnlichkeit mit den Mongolen in den wichtigsten Merkmalen äußerst schlagend hervortritt. Somit erscheint es kaum gerechtfertigt, einen besondern amerikanischen Typus aufzustellen. Der Name »Rothäute« wurde ihnen überdies mehr wegen ihrer Vorliebe für rote Gesichtsbemalung als wegen des roten Grundtons der Hautfarbe beigelegt.

III. Der kaukasische oder mittelländische Typus.

Derselbe umfaßt zwei getrennte Gruppen, welche Huxley als Xanthochrooi (Hellfarbene, bez. Blonde) und Melanochrooi (Schwarzfarbene, bez. Brünette) zu unterscheiden vorschlägt. Trotz der großen Verschiedenheit ihrer Hautfarbe, der Haare und Augen stimmen alle hierher gehörigen Völker so außerordentlich überein, daß man sie zu einem Typus rechnen muß. Beide Gruppen haben sich vielfach innig gemischt, und aus dem wechselnden Mischungsverhältnis unter sich und mit fremdstämmigen Elementen (Mongolen, Äthiopiern) erklären sich die großen Unterschiede der Völker dieses Kreises.

A. Xanthochrooi (von xánthos, »blond«, chrós, »Hautfarbe«), die blondhaarige Rasse mit hellem

Haar, blauen Augen, heller Hautfarbe, hohem Wuchs, bewohnt hauptsächlich Nordeuropa, Skandinavien, Schottland, Norddeutschland, breitete sich aber, namentlich im Altertum, wo selbst in Griechenland die blonde Rasse in den vornehmen Ständen vorherrschte, und auch in Palästina (Amoriter) auftrat, vielfach gemischt mit dem zweiten, über das übrige Europa bis nach Nordafrika und Afghanistan aus. Im ganzen würde sich also diese Gruppe mit der der Germanen (und Slawen?) decken. Aus Mischungen mit Mongoloiden entstanden die Lappen, Finnen und deren Abkömmlinge. Die **rothaarigen** Kelten, Juden ꝛc. entstammen zumeist einer Mischung des blonden und schwarzen Typus.

B. **Melanochrooi** (mélas, »schwarz, dunkel«), der schwarzhaarige, dunkeläugige Typus mit einer Hautfarbe, die fast alle Schattierungen bis zum wirklichen Schwarz aufweisen kann. Sie umfassen die Mehrzahl der Bewohner Südeuropas, Nordafrikas, Südwestasiens und zerfallen in drei Familien: 1) **Hamiten**, nordafrikanische Völker, wie Berber (mit den Guanchen, d. h. den Ureinwohnern der Kanarischen Inseln), Altägypter (mit ihren Nachkommen, den Kopten und Fellahs, d. h. der Bauernbevölkerung am untern Nil), Ostafrikaner (Bedschavölker, Galla, Somal, mit meist starker äthiopischer Beimischung). 2) **Semiten**, in Vorderasien und Teilen Ostafrikas. Dazu gehörten die alten Chaldäer, Hebräer, Kanaaniter (Phöniker), Assyrer und Babylonier. Eine südliche Gruppe bilden die Ismaeliten (Araber) und die Abessinier (?). Viele nubische Stämme, die jetzt arabisch reden, schreiben sich deshalb fälschlich, statt einer hamitischen, eine semitische Abstammung zu. 3) **Arier** (im engern Sinn), d. h. die Inder, die alten Eranier, die Meder, Perser, Afghanen, Belutschen, Kurden, Armenier, Osseten. Man kann diese Völker auch als den asiatischen Stamm der sogen. Indogermanen bezeichnen, deren Urheimat (ob asiatisch oder europäisch?) Gegenstand eines noch unentschiedenen Streites ist. Die Arier sind zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. vom Nordwesten her in Indien eingewandert und haben die drawidische Urbevölkerung zurückgedrängt und unterjocht. Die heutigen Inder sind ein Produkt der Rassenmischung mit diesen Elementen. Flower rechnet, abweichend von den meisten übrigen Ethnologen, auch die Drawida, d. h. die schwarzhäutigen, sonst aber vielfach in Gesichtsbildung, Behaarungsform ꝛc. den Kaukasiern ähnelnden Urstämme Vorderindiens, zu den Melanochrooi, ebenso die Wedda auf Ceylon, wahrscheinlich die Aino Japans u. a. In Südindien sollen die Drawida sich mit den Negrito gemischt und auch den Australiern ihren von den Melanesiern abweichenden Typus verliehen haben, eine bisher nicht beweisbare Hypothese. Die Wedda, welche sich durch Kleinheit der Gestalt und des orthognathen dolichokephalen Schädels sowie durch eine Reihe von primitiven (pithekoiden) Merkmalen auszeichnen, werden von F. und P. Sarasin als eine der Urrasse des Menschengeschlechts näher stehende Rasse, nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als Hunger- oder Kümmerform angesehen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese scharfe Sonderung der Flowerschen Kaukasier in Hell- und Dunkelhäutige die große indogermanische Familie auseinander reißt, trotzdem ihre Sprache auf gemeinsamen Ursprung hinweist. Die von Peschel gegebene Einteilung der Indoeuropäer, als der dritten Gruppe der »mittelländischen Rasse« neben den Hamiten und Semiten, in asiatische (Eranier, Inder ꝛc.) und europäische Arier würde bequemer erscheinen und letztere dann wieder in Nordeuropäer (Germanen, Lettoslawen, Kelten [?]) und Südeuropäer (Altgriechen, Italiker, Thrakoillyrier mit ihren Nachkommen, den heutigen Albanesen ꝛc.) zu teilen sein. Auch dann bleibt immerhin noch die Stellung einzelner Völker, wie die der alten Iberer, deren Reste die heutigen Basken sind, der alten Etrusker und Rätier, der Ligurer, von denen manche auf afrikanischen Ursprung hinüberzuweisen scheinen, unbegrenzt. Daß aber ein blonder und ein brünetter Stamm, in wechselnder Menge gemischt, die heutigen Völker Europas zusammensetzt, ist sicher, wenn auch vorerst nur für einen Teil Mitteleuropas bewiesen. Die in Deutschland durchgeführte statistische Erhebung der Haar-, Augen- und Hautfarbe von 6,758,827 Schulkindern ergab, daß die rein Blonden in ganz Norddeutschland am stärksten vertreten sind (43,35—33,56 Proz.), während sie nach S. und W. progressiv abnehmen (Mitteldeutschland 32,50—25,29 Proz., Süddeutschland 24,46—18,44 Proz.). Der brünette Typus ist in Norddeutschland mit 6,95—11,17 Proz., in Mitteldeutschland mit 12,6—14,74, in Süddeutschland mit 15,37—25,21 Proz. vertreten. Entsprechende Erhebungen haben in der Schweiz, in Belgien und Österreich stattgefunden. Auch die Slawen mögen, gleich den Germanen, ursprünglich blond gewesen und erst durch Aufnahme fremder Volkselemente gebräunt worden sein, falls nicht umgekehrt, wie bei den blonden Finnen, die Berührung mit den Germanen als Ursache anzunehmen, den Thatsachen besser entspricht. Nehmen wir dazu, daß die alten Kelten in somatischer Beziehung den blonden Germanen als durchaus ähnlich beschrieben werden, während die jetzigen als Kelten bezeichneten Völker überwiegend brünett sind, so würde die Annahme berechtigt sein, daß Urgermanen, Urslawen und Urkelten sämtlich dem blonden, also im Sinne Huxleys dem xanthochroen Typus angehörten und bei ihrer Südwanderung auf fremde, brünette Rassen stießen. Durch Mischung mit denselben hätte sich dann der blonde Typus mehr oder weniger verwischt und wäre aufgesogen worden.

[Litteratur.] Virey, Histoire naturelle du genre humain (2. Ausg., Brüssel 1834); Prichard, Researches into the physical history of mankind (3. Aufl., Lond. 1851, 5 Bde.; deutsch von R. Wagner u. Will, Leipz. 1840—48, 4 Bde.); Kriegk, Die Völkerstämme und ihre Zweige (5. Aufl., Frankf. 1882); Knox, The races of men (2. Aufl., Lond. 1862); Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker ꝛc. (Leipz. 1859—72, 6 Bde.); Perty, Grundzüge der Ethnographie (das. 1859); Derselbe, Die Anthropologie ꝛc., Bd. 2 (das. 1874); Bastian, Das Beständige in den M. (Berl. 1868); Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie (2. Aufl., Wien 1879); Peschel, Völkerkunde (6. Aufl., Leipz. 1885); v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas (das. 1867); H. Bancroft, The native races of the Pacific States of North America (New York 1875, 5 Bde.); Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas (Bresl. 1873); Hartmann, Die Nigritier (Berl. 1876, Bd. 1); Topinard, Éléments d'anthropologie générale (Par. 1885); Derselbe, L'anthropologie (1876; deutsch, Leipz. 1886); Flower, Address delivered at the anniversary meeting etc., January 27. 1885 (»On the classification of the varieties of the human species«); Quatrefages, L'espèce humaine (Par. 1877; deutsch, Leipz. 1878, 2 Bde.); Derselbe, Histoire générale des races humaines (1886—89, 2 Tle.) und

Les Pygmées (Par. 1887); Ratzel, Völkerkunde (2. Aufl., Leipz. 1894—95, 2 Bde.); F. u. P. Sarasin, Die Weddas von Ceylon (Wiesb. 1893), und die im Artikel »Anthropologie« angeführten Zeitschriften.

Menschenraub (Plagium), das Verbrechen desjenigen, welcher sich eines Menschen durch List, Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in eine hilflose Lage zu versetzen und darin preiszugeben, oder um ihn in Sklaverei, Leibeigenschaft oder in auswärtige Kriegs- oder Schiffsdienste zu bringen. Das Verbrechen ist mit dem Bemächtigungsakt, d. h. damit vollendet, daß der Thäter den andern unter die eigne Macht unterwirft, so daß jenem die freie Selbstbestimmung entzogen wird. Die Strafe ist nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch (§ 234) Zuchthaus von 1 bis zu 15 Jahren. Das Strafgesetzbuch (§ 235) stellt aber mit dem M. noch das Vergehen desjenigen zusammen, welcher eine minderjährige Person durch List, Drohung oder Gewalt ihren Eltern oder Vormund widerrechtlich entzieht (Kinderdiebstahl, Kinderraub), obwohl hier das strafbare Moment nicht sowohl in der Freiheitsentziehung als vielmehr in der Vereitelung des Erziehungs- und Aufsichtsrechts der Eltern oder deren Stellvertreter liegt, so daß die That strafbar bleibt, auch wenn sie mit Einwilligung des Minderjährigen geschah. Auf eine Benachteiligung des Minderjährigen braucht dabei die Absicht nicht gerichtet zu sein. Die Strafe ist in diesem Falle Gefängnis von einem Tag bis zu 5 Jahren und, wenn die Handlung in der Absicht geschieht, um die minderjährige Person zum Betteln oder zu gewinnsüchtigen oder unsittlichen Zwecken oder Beschäftigungen zu gebrauchen, Zuchthaus bis zu 10 Jahren. Das österreichische Strafgesetzbuch (§ 90 f.) bedroht den M. mit schwerer Kerkerstrafe von 5—10 und in schweren Fällen bis zu 20 Jahren; die Entführung (s. d.) bildet jedoch ein besonderes Verbrechen (§ 96 f.). Dagegen fällt eine bloße widerrechtliche Entziehung der Freiheit nicht unter den Begriff des Menschenraubes (s. Gefangenhaltung). S. auch Freiheitsverbrechen.

Menschenrechte (franz. Droits de l'homme), die Gesamtheit derjenigen idealen Ansprüche, welche der Mensch als solcher an den Staat erhebt, und deren Gewährleistung er vom Staat verlangt. Über Inhalt und Umfang dieser sogen. M. (»der dem Menschen angebornen und unveräußerlichen Rechte«) besteht in der Wissenschaft viel Streit und auch im Volk selbst keineswegs Einstimmigkeit. In Frankreich stellte man während der Revolutionsperiode die »Freiheit« als obersten Grundsatz auf. Kant erklärte als solchen die Unabhängigkeit von fremder, nötigender Willkür. Fichte erblickte in dem Nebeneinanderbestehen des Rechtes aller Menschen und der dadurch gebotenen Möglichkeit, gegenseitig durch Verträge miteinander in rechtliche Verhältnisse treten zu können, das Grundprinzip der M. Andre wollen ein »Recht der Persönlichkeit« zu Grunde legen, wieder andre ein »Recht der Selbsterhaltung«, andre endlich ein »Recht der Vervollkommnung«. Noch größer ist die Mannigfaltigkeit der Anschauungen, wenn es sich darum handelt, aus dem Grundsatze die einzelnen M. zu entwickeln. Dies zeigt sich namentlich in der Art und Weise, wie die Gesetzgebung der einzelnen Völker diese Aufgabe zu lösen suchte. Hierin ist England mit seiner Bill of rights von 1689 ein Muster. Der Gedanke, einen vollständigen und in sich abgeschlossenen Kodex der M. zu schaffen, ist zuerst in Nordamerika aufgetaucht, nämlich gleichzeitig mit der Erklärung des nordamerikanischen Kongresses vom 4. Juli 1776, wodurch die Lossagung der Kolonien vom Mutterland verkündet wurde (sogen. Unabhängigkeitserklärung). Zur Aufstellung eines solchen Kodex der M. wurde jedoch erst in der französischen Revolution geschritten. Der erste Antragsteller bei der Nationalversammlung 1789 war Lafayette. Einzelne, wie Mirabeau, sahen sofort die Gefahr einer solchen Gesetzgebung ein, die streng genommen nichts als Versprechungen enthielt, welche die künftige Gesetzgebung erst zu verwirklichen hätte. Siehès, der Verfasser der Schrift »Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen« (Par. 1789), beantragte vermittelnd; allein nach hartem Kampf ging gleichwohl der Lafayettesche Antrag, wenn auch in etwas gemäßigter Fassung, durch. An die Spitze dieser M. (Art. 1) war der Satz gestellt: »Der Mensch wird frei und gleich an Rechten geboren und bleibt es«, und Art. 2 erklärte: »Das Ziel aller politischen Gesellschaften ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit und das Recht des Widerstandes gegen willkürliche Bedrückung.« Diese berühmte »Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers« (»Déclaration des droits de l'homme et du citoyen«) wurde dann der Verfassung vom 3. Sept. 1791 einverleibt, und der nachmalige Konvent suchte die revolutionäre Leidenschaft durch Wiederholung jener Erklärung (29. Mai 1793) in verstärkter Auflage noch zu steigern. Nachdem die Schreckensherrschaft Robespierres ihr Ende erreicht hatte, erließ der Konvent unter dem Direktorium mit der Konstitutionsakte vom 5. Fructidor III (22. Aug. 1795) eine »allerneueste«, gemäßigtere Erklärung der M. Zudem waren nun neben Rechten auch Pflichten des Menschen und Bürgers anerkannt, wie z. B. folgende: »Thue nur das, von dem du wünschest, daß dir es auch andre thun«; »Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist«. Unter den Rechten waren außer Gleichheit, Freiheit, Sicherheit der Person und des Eigentums namentlich auch noch die Freiheit des Gewissens, der Meinungsäußerung, besonders in der Presse, und endlich das Recht des Bürgers auf Unterstützung und Arbeit ausdrücklich sanktioniert. Auch in Deutschland wurde 1848 von der Frankfurter Nationalversammlung ein gesetzgeberischer Versuch mit den »Grundrechten des deutschen Volkes« gemacht, die durch den Bundestag aber wieder außer Kraft gesetzt wurden (s. Grundrechte). Vgl. K. Richter, Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution, Bd. 1 (Berl. 1865); Pelletan, Die M. (deutsch, Bremen 1870); Acollas, Philosophie de la science politique et commentaire de la Déclaration des droits de l'homme de 1793 (Par. 1877); Derselbe, La déclaration des droits de l'homme commentée (das. 1885); Ferneuil, Les principes de 1789 et la science sociale (das. 1889); G. Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte (Leipz. 1895).

Menschensohn, Selbstbezeichnung Jesu, wurzelnd in Dan. 7, 13, wo der M. im Gegensatz zu den die Weltreiche darstellenden Tiergestalten Symbol des diese Weltreiche zuletzt ablösenden (messianischen) Reiches der »Heiligen des Höchsten«, d. h. der jüdischen Weltherrschaft, ist; erst in der Apokalypse des Henoch (d. h. den sogen. Bilderreden, Hen. 37—71) erscheint er geradezu als Messias, welcher infolgedessen ein über der Menschheit schwebendes Dasein führt, vor-

weltlicher Natur ist und mit seinem Reich aus dem Himmel zur Erde kommt. Möglich bleibt es daher immerhin, daß der Ausdruck bereits zu Jesu Zeiten eine wenngleich nicht populäre und gangbare Bezeichnung des Messias bildete. Thatsache ist jedenfalls, daß Jesus sich damit als Messias bezeichnen will, und daß er unter den mancherlei zu Gebote stehenden Messiastiteln gerade diesen wählt, weil mit ihm die Idee eines nationalen Königtums, die er abweisen will, am wenigsten, mit den andern dagegen unvermeidlich verknüpft war. S. Jesus Christus.

Menschikow, 1) Alexander Danilowitsch, Fürst, russ. Staatsminister, geb. 16. Nov. 1672 bei Moskau aus niederm Stand, gest. 2. Nov. 1729, war in jungen Jahren Spielgenosse Peters d. Gr. Als Sergeant im Garderegiment Preobraschensk machte er 1696 den Feldzug gegen Asow mit und begleitete dann den Zaren auf seiner Reise nach Holland und England. Im Ausland benutzte er die Zeit zu fleißiger Arbeit und tüchtigen Studien. Immer höher in der Gunst des Zaren steigend, übernahm er die Oberaufsicht der Erziehung von dessen Sohn Alexis. Im Nordischen Krieg zeichnete er sich mehrfach, namentlich 1702 vor Schlüsselburg aus, zu dessen Kommandanten er nach der Eroberung ernannt wurde. Bei der Einnahme von Marienburg 1702 kam er in den Besitz jenes Mädchens, welches später als Kaiserin Katharina I. den Urheber ihres Glückes nie vergaß. M. ward vom Kaiser Leopold I. 1702 zum Grafen, 1706 zum deutschen Reichsfürsten und, nachdem er 30. Okt. 1706 die Schweden bei Kalisch geschlagen, von Peter zum russischen Fürsten und Herzog von Ingermanland erhoben. Nach der Schlacht bei Poltawa 1709 zwang er bei Perewolotschna den größten Teil der schwedischen Armee unter Löwenhaupt zur Kapitulation und erhielt noch auf dem Schlachtfeld die Feldmarschallswürde. 1710 nahm er Riga, rückte dann in Pommern und Holstein ein und eroberte 1713 Stettin. 1714, 1719 und 1723 wurde er der ärgsten Bestechungen und Veruntreuungen angeklagt und erlangte nur durch die Gunst Katharinas die Gnade des mißtrauisch gewordenen Zaren wieder. Als nach Peters Tod 1725 Katharina durch Menschikows Mitwirkung den Thron bestieg, erreichte dessen Macht den höchsten Gipfel. M. veranlaßte die Kaiserin, Peter II. als Nachfolger einzusetzen, indem er während der Regierung des minderjährigen Kaisers noch lange zu herrschen hoffte. Auch bewirkte er die Verlobung seiner Tochter mit Peter II. Diese ehrgeizigen Pläne erregten jedoch den Neid von Menschikows Feinden, und da Peter überdies des Zwanges überdrüssig war, ward M. plötzlich 21. Sept. 1727 des Hochverrats, der Teilnahme am Tode des Prinzen Alexis, der Absicht auf die Krone, vielfacher Bestechungen ꝛc. angeklagt und nebst seiner Familie nach Beresow in Sibirien verwiesen, während sein unermeßliches Vermögen der Krone verfiel. Seine Kinder wurden von der Kaiserin Anna aus der Verbannung zurückgerufen. Die Tochter Alexandra vermählte sich mit dem General Grafen Gustav Biron, Bruder des Herzogs von Kurland, und starb 24. Okt. 1736 in Petersburg. Der Sohn, Fürst Alexander Alexandrowitsch, geb. 1713, gest. 8. Dez. 1764, ward Gardeoffizier, erhielt die väterlichen Güter zurück u. zeichnete sich in den türkischen und schwedischen Kriegen aus.

2) Alexander Sergejewitsch, Fürst, russ. Staatsmann, Enkel des Fürsten Alexander Alexandrowitsch, geb. 11. Sept. 1787, gest. 2. Mai 1869, trat 1805 in die Armee ein, widmete sich aber bald der diplomatischen Laufbahn und ward Attaché bei der Gesandtschaft in Wien. Die Feldzüge von 1812—15 machte er als Flügeladjutant des Zaren mit und rückte bis zum General auf, nahm aber 1823 mit Kapo d'Istrias, Stroganow u. a. seine Entlassung, weil die von ihnen gewünschte Intervention zu gunsten Griechenlands nicht stattfand. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus 1825 ward M. nach Persien gesandt, um dem Schah ein Bündnis mit Rußland gegen die Türkei anzubieten; doch scheiterte das Projekt teils an Menschikows Schroffheit, teils an des Schahs Übermut. An dem alsbald ausbrechenden persisch-russischen Krieg nahm M. im Generalstab teil. Im Kriege von 1828 erhielt er das Kommando der Expedition nach Anapa, welche Festung sich ihm nach kurzer Belagerung im Juni ergab. Dann mit der Belagerung von Warna beauftragt, wurde er bei einem Ausfall der Garnison schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung trat er als Vizeadmiral und Chef des Marinegeneralstabs an die Spitze des russischen Seewesens, welches ihm hauptsächlich sein Aufblühen verdankte. Seit 1831 auch Generalgouverneur von Finnland, wurde M. 1834 zum Admiral befördert und 1836 Marineminister, trat aber später wieder in seine Stelle als Statthalter von Finnland zurück und beschäftigte sich daneben mit der Organisation der Ostseeflotte und der Verstärkung der russischen Seefestungen im Finnischen Meerbusen. Im März 1853 sandte ihn Kaiser Nikolaus als außerordentlichen Botschafter nach Konstantinopel; hier forderte er die ablehnende Antwort der Pforte durch seine Verletzung aller Formen des Hofes heraus, indem er im Paletot vor dem Diwan erschien. Nach Ausbruch des Krimkrieges übernahm er den Befehl über die Streitkräfte zu Lande, lieferte den Alliierten im September 1854 die Schlacht an der Alma sowie 5. Nov. die unglückliche Schlacht bei Inkerman und leitete dann die Verteidigung von Sebastopol, erkrankte aber im Februar 1855 so ernstlich, daß er Anfang März von seinem Kommando abtreten mußte. Am 20. Dez. 1855 ward er zum Gouverneur von Kronstadt ernannt, im April 1856 aber von diesem Posten wieder abberufen. Als witzig und zu beißendem Spott geneigt, spielte M. in den höhern Kreisen der russischen Gesellschaft eine große Rolle. Es wird eine Unzahl von anekdotischen Zügen von ihm erzählt.

Mensch (der) ist, was er ißt, in einer Rezension des Moleschottschen Buches: »Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk« (1850) von Ludwig Feuerbach gebrauchter Ausdruck; Wahlspruch des krassen Materialismus.

Menschwerdung, eine in der Geschichte des religiösen Geistes bedeutsame Idee, sofern schon der Begriff der Religion an sich eine Wechselbeziehung des unendlichen und des endlichen Geistes in sich schließt. Dieser Prozeß der gegenseitigen Beziehung Gottes auf den Menschen und des Menschen auf Gott wird da auf dem Gipfel stehen, wo entweder Gott Mensch oder der Mensch Gott wird. Der zwischen der asiatischen und der europäischen Menschheit stattfindende Gegensatz der Denkweise bringt es mit sich, daß dort mehr von M. Gottes, hier mehr von Gottwerdung des Menschen die Rede ist (s. Apotheose). Die klassische Heimat der Idee einer Inkarnation (Fleischwerdung) oder Inkorporation (Verkörperung) Gottes ist das alte Indien, wo die höchste Weisheit und Liebe in Buddha (s. d.) Menschengestalt annimmt und den

Menschen zu Hilfe kommt. Erst seither fand der Begriff auch Eingang in die brahmanische Religion, wo übrigens nicht Brahma (s. d.), sondern Wischnu das Subjekt der Inkarnationen ist. Auf ganz neue Weise vereinigt das Christentum, in allem eine eigentümliche Synthese orientalischer und occidentalischer Denkweise, M. und Gottwerdung in dem griechischen Kirchenlehrern geläufigen Satz: Gott sei Mensch geworden (in Christus, nach Joh. 1, 14), damit die Menschen vergottet, göttlicher Natur teilhaftig würden. Die Kirchenlehre hat vorzugsweise die erste Hälfte dieses Wechselverhältnisses kultiviert, ohne darüber die andre ganz vernachlässigt zu haben (die sogen. unio mystica cum Deo). In der Geschichte der neuern Theologie ist das Dogma von der M. besonders durch die an Schelling und Hegel sich anschließende spekulative Schule kultiviert worden, indem man dabei über die historische Frage, ob die Realisation der Idee sich ohne weiteres mit dem christlichen Dogma decke, so lange ziemlich leichtfertig hinwegsah, bis Strauß die Frage entschieden verneinte und eine M. Gottes nicht in dem Individuum, sondern in der Gattung behauptete. S. Christologie.

Mensdorff-Pouilly (spr. -pujī), Alexander, Graf, österreich. Staatsmann, geb. 4. Aug. 1813 in Koburg, gest. 14. Febr. 1871, stammte aus einem ursprünglich lothringischen, 1818 in den österreichischen Grafenstand erhobenen Geschlecht, das ursprünglich nur Pouilly von einer gleichnamigen Besitzung an der Saône hieß, während der Revolution emigrierte und den Namen M. annahm, Sohn des Generals Grafen Emanuel (1777—1852) und der Herzogin Sophie von Sachsen-Koburg (gest. 1835), trat 1829 in die Armee, ward 1836 Rittmeister, 1844 Major, focht 1848—49 in Italien und Ungarn mit Auszeichnung, wurde 1849 Oberst und 1850 Generalmajor. Anfang 1851 ging er als österreichischer Kommissar nach Schleswig-Holstein und 1852 als österreichischer Gesandter nach Petersburg. Schon 1853 von dort wieder abberufen, lebte er eine Zeitlang in England und ward hierauf zum Brigadier des 7. Armeekorps, 1858 zum Feldmarschallleutnant ernannt. Während des polnischen Aufstandes (1863) Generalgouverneur von Galizien, zeichnete er sich durch Energie und Humanität in gleichem Maße aus. Am 27. Okt. 1864 ward er an Graf Rechbergs Stelle zum Minister des Auswärtigen berufen. Er war der treugehorsame Diener seines Kaisers und machte alle Wandlungen der österreichischen Politik bis zur Sistierung der Verfassung durch Belcredi und dem Krieg mit Preußen 1866 mit, nicht ohne offen von einem Doppelkriege abgeraten und eine vorgängige Versöhnung mit Italien, selbst um den Preis Venetiens, empfohlen zu haben. Er wurde durch den Einfluß Graf Moritz Eszterházys und des Barons Biegeleben, die in der Abtretung Venedigs ohne Krieg ein Aufgeben der traditionellen österreichischen Politik zu gunsten des Papstes erblickten, besiegt. Im November 1866 legte er sein Amt nieder und wurde 1870 zum kommandierenden General in Agram, dann in Prag ernannt. Als Gemahl der Gräfin Alexandrine von Dietrichstein (geb. 29. Febr. 1824), der Erbin des Fürsten Joseph von Dietrichstein, erhielt M. nach dessen Tode durch kaiserliches Diplom vom 20. März 1869 den Titel eines Fürsten Dietrichstein zu Nikolsburg übertragen. Sein Erbe war sein Sohn Fürst Hugo Dietrichstein zu Nikolsburg, geb. 19. Dez. 1858, gegenwärtig Hauptmann im österreichischen Generalstab.

Mense, Berg, s. Hohe Mense.

Mensel, soviel wie Meßtisch.

Menselinsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Ufa, an der Mensela, unfern ihrer Mündung in den Ik (Nebenfluß der Kama), mit 3 Kirchen und (1889) 6562 Einw., ist bemerkenswert durch den wichtigen Jahrmarkt vom 26. Dez. bis 12. Jan., dessen Hauptartikel Baumwollwaren, Seide, Felle und Leder, Thee, Zucker und Drogeriewaren, namentlich Indigo, außerdem Wollenstoffe und Pferde sind (Umsatz 2—3 Mill. Rubel). — M. wurde 1584 als Grenzfestung angelegt und berühmt durch die im 17. u. 18. Jahrh. wiederholt tapfer zurückgeschlagenen Belagerungen der Nogaier, Kalmücken, Baschkiren, Kirgisen u. zuletzt Pugatschews.

Menses (lat.), Monate; Menstruation. M. apostolici oder papales, die apostolischen oder päpstlichen Monate, das vom Kaiser Friedrich III. im Wiener Konkordat dem Papst zugestandene Recht, die in bestimmten Monaten (Januar, März, Mai, Juli, September und November) zur Erledigung gekommenen geistlichen Pfründen in Deutschland zu vergeben; M. capitulares oder episcopales, Kapitel- oder Bischofsmonate, die übrigen 6 Monate, in welchen die Besetzung der vakanten Stellen den Bischöfen oder weltlichen Fürsten zukam. Durch die spätere Landesgesetzgebung sind übrigens jene päpstlichen Reservationen vielfach beseitigt worden.

Mensing, Karl Adolf Alexander, Hydrograph, geb. 27. Mai 1845 in Bückeburg, trat mit 15 Jahren in die preußische Marine, wurde 1879 Lehrer an der Marineakademie, später Marinebevollmächtigter bei der deutschen Gesandtschaft in Washington und 1883 Dezernent für Küstenvermessung, Kartographie und Leuchtfeuerwesen in der Admiralität. Hier erwarb er sich große Verdienste um die Verbesserung nautischer Instrumente und gab die Anregung zur Herstellung von Leuchtfeuerapparaten und Nebelsirenen in Deutschland. 1886 wurde M. Kapitän zur See, 1889 ging er als Delegierter der deutschen Kriegsmarine zur Marinekonferenz nach Washington, und die Beschlüsse der Lichterkonferenz sind seiner Anregung zu danken. 1893 trat er in den Ruhestand. Seit Gründung der physikalisch-technischen Reichsanstalt gehört er dem Kuratorium derselben an.

Mens sana in corpŏre sano (lat.), »in einem gesunden Körper (wohnt) eine gesunde Seele«, Citat aus Juvenal (Sat. 10, 356).

Menstrŭation (lat., monatliche Reinigung, Regel, Periode, griech. Katamenien), der mit regelmäßiger Periodizität stattfindende Abgang von Blut aus den weiblichen Genitalien, steht zu dem Geschlechtsleben des Weibes in der innigsten Beziehung. Sie tritt in unsern Klimaten durchschnittlich mit dem 14. Lebensjahre ein und dauert, wenn nicht besondere Verhältnisse dazwischentreten, bis etwa zum 45. Jahre an. Der Eintritt der M. bekundet die geschlechtliche Reife und die Fortpflanzungsfähigkeit des weiblichen Organismus, ihr Erlöschen kennzeichnet das Aufhören dieser Fähigkeit. In südlichen Klimaten tritt die M. schon bei Mädchen von 8—12 Jahren ein, erlischt dafür auch um so früher; in nördlichen Gegenden dagegen fällt der Eintritt der M. erst in das 18.—20. Jahr. Die physiologische Bedeutung der M. beruht in der jedesmal dabei stattfindenden Abstoßung eines reifen, befruchtungsfähigen Eies aus dem Eierstock, welches in den Eileiter und durch diesen in die Gebärmutter übertritt. Dabei wird die Schleimhaut der Gebärmutter sehr blutreich und schwillt be-

deutend an, die oberflächliche Schicht der Schleimhaut wird abgestoßen, so daß Bestandteile derselben im Menstrualblut sich vorfinden. Die Schleimabsonderung in der Scheide, in geringerm Grade auch in der Gebärmutter, nimmt zu, die äußern Genitalien werden blutreicher und wärmer; viele Kapillargefäße der Gebärmutterschleimhaut zerreißen infolge ihrer übermäßigen Anfüllung mit Blut, und das vergossene Blut läuft als Menstrualblut ab. Bei gesunden weiblichen Individuen dauert die Menstrualblutung 2—5 Tage; die Menge des vergossenen Blutes wechselt zwischen 0,1 und 0,2 kg. Die M. verläuft unter Symptomen, welche sonst nur pathologischen Prozessen zukommen. Der Blutandrang zu den Beckenorganen, vorzugsweise die Veränderungen an der Gebärmutter, wodurch sich letztere gleichsam zur Aufnahme des Eies vorbereitet, veranlassen das Gefühl von Zerren und erhöhter Wärme in der Beckengegend; auch die Brüste, welche anschwellen, sind öfters der Sitz leichter Schmerzempfindungen. Die Zahl der Pulsschläge ist vermehrt, der Puls manchmal unregelmäßig, der Herzstoß kräftiger, die Atemzüge etwas beschleunigt, die Hautausdünstung häufig von ganz eigentümlichem Geruch. Der Appetit ist unregelmäßig. Schmerzen in der Kreuzgegend und im Rücken, Ziehen in den Oberschenkeln sowie flüchtige, kolikartige Schmerzen stellen sich manchmal ein. Die Haut ist blässer, etwas gedunsen, die Stimme rauher, die Schilddrüse etwas angeschwollen. Die Leistungsfähigkeit der Muskeln ist während der M. geringer, die Gesichtszüge sind schlaffer, das Auge ist weniger lebhaft. Übrigens besteht eine größere Empfindlichkeit der Sinnesorgane gegen äußere Eindrücke. Das Schlafbedürfnis ist größer; Hitzegefühl abwechselnd mit Frösteln, Eingenommenheit des Kopfes, Unlust zu geistigen Anstrengungen und eine gewisse Reizbarkeit des Gemütes sind gewöhnliche Erscheinungen bei der M. Während der Schwangerschaft u. der Säugungsperiode setzt die M. aus; doch findet in seltenen Fällen eine Menstrualblutung auch während der ersten Monate der Schwangerschaft statt. Sehr selten kehrt die Menstrualblutung bis zu Ende der Schwangerschaft ganz in der nämlichen Weise wie außer derselben regelmäßig wieder. Die subjektiven Beschwerden, mit welchen die M. gewöhnlich einhergeht, erheischen nur ein geregeltes diätetisches Verhalten: Vermeidung von Erkältung und Diätfehlern; körperliche Ruhe, wenn möglich vollkommene, mindestens am zweiten Tage, ist bei jungen Mädchen das sicherste Mittel, sich gegen spätere Unregelmäßigkeiten der M. zu schützen. Frauen, die in den ersten Tagen der M., mindestens aber am zweiten, vollkommen körperlich ruhen, konservieren sich in auffallender Weise. Das vorzeitige Altern der Frauen der arbeitenden Klasse, der Dorfbewohner, bei denen eine 40jährige Frau noch älter aussieht, wie eine 60jährige der wohlhabenden Stände, beruht nur auf der gänzlichen Außerachtlassung der Rücksichtnahme auf den Körper während der M. (und freilich auch noch im Wochenbett). In den höhern Töchterschulen entsteht Gefahr für die jungen Mädchen, wenn sie in den ersten beiden Tagen der M. die Schule besuchen. Kommt das Mädchen z. B. im Winter mit kalten Füßen in der Schule an und sitzt dann stundenlang mit zusammengedrücktem Unterleib auf der Schulbank, während die Gebärmutter strotzend mit Blut gefüllt ist, so muß die Funktion dieses Organs gestört werden. Die **Menstruationsstörungen** und **Menstruationsanomalien** gehören zu den häufigsten pathologischen Vorkommnissen während der Zeit der Fortpflanzungsfähigkeit des weiblichen Organismus. Ein **zu früher Eintritt der M.** (Menstruatio praecox) kommt nicht häufig vor. Wenn in unserm Klima die M. nicht im 14.—16., sondern schon im 12.—14. Jahre eintritt, so ist dies nur dann eine krankhafte Erscheinung, wenn der Körper noch verhältnismäßig unentwickelt ist. Man beobachtet aber auch bei scheinbar völlig unentwickelten elf- bis zwölfjährigen Mädchen zuweilen regelmäßig wiederkehrende und von allen Symptomen der M. begleitete Blutungen aus den Genitalien, und die Erfahrung lehrt, daß fast alle solche Mädchen später an hartnäckiger Bleichsucht erkranken. Wenn bei jungen Mädchen die jedesmalige, sei es anfangs rechtzeitig oder nicht rechtzeitig eingetretene M. mit starkem oder überstarkem Blutverlust einhergeht, so ist dies nur äußerst selten ein Zeichen von Vollblütigkeit. In der Regel, immer aber bei zarten, blassen Mädchen, bekundet es eine Schwäche des blutenden Organs, welches sich nicht genügend kontrahiert. Da muß sofort der Arzt gefragt werden, sonst kann der zarte Körper den großen Blutverlust von 4 zu 4 Wochen nicht ersetzen, es bleibt jedesmal ein Minus, welches mit jeder M. größer wird, mit einem Wort, es tritt eine chronische Verblutung ein, der beizeiten vorzubeugen ernste Pflicht ist. Unter **vikarierender M.** versteht man Blutungen aus Schleimhäuten, aus Wunden in Gefäßgeschwülsten, welche statt der ausbleibenden Blutung aus den Genitalien oder neben einem geringfügigen Blutverlust aus denselben stattfinden. Allzu reichliche menstruale Blutungen nennt man **Menorrhagien**. Sie erfordern eine umsichtige ärztliche Behandlung. In gerichtsärztlicher Praxis kommt es zuweilen vor, zu entscheiden, ob Flecken menschlichen Blutes von der M. herrühren oder andern Ursprungs sind. In der Beziehung zeigt die Erfahrung, daß von der M. herrührende Blutflecke in der Wäsche stets von einem hellen Saum umgeben sind, weil der mit dem Blut sich zugleich ergießende Schleim sich weiter in die Wäsche hineinsaugt als das Blut. Über **erschwerte M.** s. Dysmenorrhöe, über Ausbleiben der M. s. Amenorrhöe.

Menstrūum (lat.), das Monatliche, besonders in der Mehrzahl (Menstrua) soviel wie Menstruation; in der chemischen Technik jede als Auflösungs- oder Extraktionsmittel dienende Flüssigkeit (so genannt nach dem Glauben der Alchemisten, daß eine vollkommene Auflösung einen »philosophischen« Monat oder 40 Tage Zeit erfordere).

Mensuāl (lat.), monatlich.

Mensūr (lat., »Maß«), in der Musik 1) das Verhältnis der Weite einer Orgelpfeife zu ihrer Länge, wobei man eine **weite** (z. B. Hohlflöte), **mittlere** (Prinzipal-) und **enge** (Gamben-) M. unterscheidet. Die M. differiert etwa zwischen 1 : 10 und 1 : 24 Weite M. gibt einen weichen, enge einen scharfen, streichenden Ton. Überhaupt heißen M. bei Musikinstrumenten allerlei Maßverhältnisse, z. B. bei Flöten die Bestimmung der Stellen für die Tonlöcher, bei Saiteninstrumenten die Länge der Saiten ꝛc. — 2) Ein heute veralteter, aber historisch sehr wichtiger Begriff, die Bestimmung der verschiedenen Geltung der Notenwerte je nach den Taktvorzeichen in der sogen. Mensuralmusik (s. d.). In der Hauptsache unterschied man **dreiteilige** und **zweiteilige** M., nannte jene die vollkommene (mensura perfecta, im Hinblick auf die göttliche Trinität), diese die unvollkommene (mensura imperfecta). Bei perfekter M. galt

eine Note drei der nächst kleinern Wertgattung, bei imperfekter nur zwei; es gab aber auch eine Anzahl Kombinationen von dreiteiliger und zweiteiliger M., z. B. wenn die Longa drei Breves galt (modus perfectus), die Brevis aber nur zwei Semibreves (tempus imperfectum). Die dreiteilige Geltung der Brevis wurde durch einen Kreis ○, die zweiteilige durch einen Halbkreis (angedeutet, welch letzterer sich noch bis heute als Zeichen des 4/4-Taktes erhalten hat.

In der Technik ist M. Bezeichnung für cylinder- oder krugförmige Glasgefäße, die an der Außenseite eine Einteilungsskala nach Kubikzentimetern tragen, für Wasser und gleich schwere Flüssigkeiten auch für das Gewicht in Grammen bei 15°.

In der Fechtkunst ist M. oder Fechterabstand der Abstand zwischen den Gegnern, der im Laufe des Gefechtes beibehalten werden soll. Man unterscheidet eine feste M., bei welcher die Fechter ihren Standpunkt nicht verlassen dürfen (Schlägermensur), und eine freie M., bei welcher das Vor- und Zurückgehen gestattet ist (Säbel und Degen). In der Studentensprache bedeutet M. den vereinbarten Zweikampf entweder infolge einer gefallenen Forderung (»Kontrahage«) oder die Ausfechtung einer Bestimmungsmensur (s. d.), zu der die Mitglieder aller Verbindungen mit unbedingter Satisfaktion verpflichtet sind. Die heutige Studentenmensur, in erster Linie eine Kraft- und Mutprobe, ist von einem Duell wohl zu unterscheiden. Die gewöhnliche Forderung und die »Bestimmung« lautet auf 15 Minuten Fechtzeit; ist in dieser Zeit keine »Abfuhr«, d. h. eine Verletzung, vorgekommen, die den einen Fechter (Paukanten) kampfunfähig macht, so ist die M. »ex«. Bei Kontrahage bis zur »Abfuhr« wird die Fechtzeit auf 30 Minuten ausgedehnt. Bei jeder M. sind den Fechtern Pausen gestattet, die aber eine gewisse Dauer je nach dem »Paukkomment« nicht überschreiten dürfen. Lebensgefährliche Verletzungen sind durch den »Paukwichs« ausgeschlossen, der Hals, Arm, Achselhöhle, Augen und Unterkörper deckt, dem feindlichen Schläger also nur Kopf und Gesicht frei läßt. Auf der Mehrzahl der Hochschulen ist der Korbschläger Kommentwaffe, auf einigen der Glockenschläger; die Auslage, die in vergangenen Jahrzehnten sehr verschieden war, ist jetzt überall die gleiche, ja selbst der Anhieb ist bei S. C. (Verband der Korps) und L. C. (Verband der Landsmannschaften) vorgeschrieben. Der »Unparteiische« entscheidet in allen strittigen Fällen, überwacht den Hergang der M. und verkündet zum Schluß das Resultat. Die »Sekundanten« stehen zur Linken ihrer Paukanten mit gesenktem »Sekundierprügel«, um nötigen Falls sofort »einspringen« zu können, während die »Testanten« die Arme der Fechter in den Pausen stützen. Der »Paukdoktor« sorgt für ärztliche Behandlung der »Schmisse«. Vgl. »Offizieller Paukkomment für die deutschen Universitäten« (Leipz. 1890); Schmied und Kufahl, Fechtbüchlein (das. 1894).

Mensurābel (lat.), meßbar.

Mensurālmusik (Musica mensurabilis), eigentlich jede mit bestimmten Zeichen für die Dauer der Töne aufgezeichnete Musik, im besondern versteht man darunter die Notierungen aus der Zeit seit Erfindung der Mensuralnote (12. Jahrh.) bis zur Einführung des Taktstrichs und zum Verschwinden der Ligaturen (17. Jahrh.), weil bei diesen dieselben Noten je nach der durch das Taktvorzeichen bestimmten Mensur (s. d.) verschiedene relative Werte haben konnten. Die Glanzzeit der M. ist die Zeit imitierender a capella-Vokalmusik (von Dufay bis Palestrina). Besondere Verdienste um die Geschichtschreibung der M. haben Fétis (»Biographie universelle«) und A. W. Ambros (»Geschichte der Musik«). Das Studium ihrer Theorie und ältern Praxis ist wesentlich erleichtert worden durch die Arbeiten und Sammelwerke Gerberts von Hornau und E. de Coussemakers, in denen die Schriften der berühmtesten Mensuralisten (Franco, de Vitry, de Muris, Tinctoris etc.) abgedruckt sind.

Mensurālnotenschrift, die ungefähr zu Anfang des 12. Jahrh. erfundenen Noten von bestimmbarer Zeitdauer (mensurabilis = meßbar) im Gegensatz zu den Noten der musica plana (s. Choralnote). Die M. wurde nötig, als der anfänglich durch feste Regeln vom Cantus firmus (Tenor) abhängige Discantus anfing, sich freier zu bewegen und man vom zweistimmigen zum drei- und vierstimmigen Satze fortschritt. Die bis Ende des 13. Jahrh. allein zur Anwendung kommenden Notenwerte der M. waren: die Longa 𝆷, Brevis 𝆸 und Semibrevis ◆ sowie die Duplex Longa oder Maxima 𝆶. Erst gegen 1300 kamen die kleinern Werte der Minima 𝆺𝅥 und Semiminima 𝆺𝅥𝅯 auf. Zu Anfang des 15. Jahrh. führte man statt dieser schwarzen die weißen Noten ein und behielt die Schwärzung nur für noch kleinere Notenwerte, für die größern aber nur zur Anzeige besonderer Mensuralverhältnisse bei. Die Zeichen erhielten daher nun die Gestalt: Maxima 𝆶, Longa 𝆷, Brevis 𝆸, Semibrevis (unsre ganze Taktnote) ◇, Minima (die Halbe) 𝆹𝅥, Semiminima (das Viertel) 𝆹𝅥𝅮 oder 𝆺𝅥, Fusa (das Achtel) 𝆹𝅥𝅯 oder 𝆺𝅥𝅯, Semifusa (das Sechzehntel) 𝆹𝅥𝅯 oder 𝆺𝅥𝅯. Wie die Notenzeichen von der Semiminima an, waren auch die Pausezeichen von der Fusa abwärts eine Zeitlang schwankend, nämlich 𝄾 oder 𝄾 (Achtel), 𝄿 oder 𝄿 (Sechzehntel), bis endlich hier wie dort die in zweiter Linie gegebenen Zeichen alleinherrschend wurden. Vgl. Art. Notenschrift (mit Tafel, Fig. 6 u. 7). Die heute übliche Rundung der Notenzeichen war in der gewöhnlichen Schrift schon im 16. Jahrh. üblich (nur nicht bei den Kalligraphen), wurde aber, abgesehen von dem vereinzelten Versuch des Carpentras (1532), im Druck erst gegen 1700 eingeführt. Vgl. H. Bellermann, Die Mensuralnoten u. Taktzeichen des 15. und 16. Jahrhunderts (Berl. 1858); Jacobsthal, Die Mensuralnotenschrift des 12. und 13. Jahrhunderts (das. 1871); Riemann, Studien zur Geschichte der Notenschrift (Leipz. 1878).

Mentāgra (lat.-griech.), soviel wie Bartfinne.

Mentāl (lat.), auf den Geist (mens) bezüglich, geistig; besonders: nur in Gedanken (nicht mit Worten) ausgesprochen; daher Mentalrestriktion oder -Reservation, soviel wie Gedankenvorbehalt (reservatio mentalis). S. Eid.

Mentāna (im Altertum Nomentum), Dorf in der ital. Provinz Rom, 22 km nordöstlich von Rom, mit Kastell und (1881) 966 Einw., in der neuesten Zeit berühmt geworden durch die Niederlage, welche Garibaldi 3. Nov. 1867 daselbst erlitt. Nachdem dieser sein Unternehmen gegen Rom auf die Kunde von der Landung der Franzosen in Civitavecchia und dem Überschreiten der Grenze des Kirchenstaates durch die italienische Armee aufgegeben hatte, wurde er, 4000 Mann stark, auf dem Rückzug bei M. von den päpstlichen Truppen, 3000 Mann unter General Kanzler, welchen die französische Brigade Polhés als Reserve

folgte, 3. Nov. angegriffen. Die Garibaldiner hielten tapfer stand, und es entwickelte sich ein hartnäckiges, blutiges Gefecht. Aber als selbst die päpstlichen Zuaven die feindliche Stellung nicht erstürmen konnten, griffen nach 2½stündigem Kampf die Franzosen ein und warfen die Freischaren, welche am andern Morgen auch M. übergaben. 1000 Freischärler waren gefallen, 1400 wurden gefangen genommen, der Rest auf dem weitern Rückzug von den Italienern entwaffnet. 1877 ward zu Ehren der Garibaldiner ein großes Denkmal bei M. enthüllt.

Mente captus (lat.), beschränkten Verstandes; stumpf-, blödsinnig.

Mentel (Mentelin), Johann, erster Buchdrucker in Straßburg bis 1478, ward durch seinen Schwiegersohn Martin Schott als Erfinder der Buchdruckerkunst ausgegeben und auch lange Zeit dafür gehalten. S. Buchdruckerkunst.

Menter, Sophie, Klavierspielerin, geb. 29. Juli 1848 in München, Tochter des ausgezeichneten Cellisten Joseph M. (gest. 18. April 1856), besuchte das dortige Konservatorium, genoß dann noch Unterricht bei Niest in München und wurde später Liszts Schülerin. Schon mit dem 15. Jahre machte sie Kunstreisen nach Stuttgart und der Schweiz; 1867 spielte sie mit Beifall in einem Gewandhauskonzert in Leipzig, worauf sie in Berlin, Wien und in Ungarn mit gleichem günstigen Erfolg konzertierte. Ihre Glanzleistungen sind Chopins und besonders Liszts Klavierkompositionen. 1872 verheiratete sie sich mit dem Violoncellisten Popper, von dem sie sich aber 1886 wieder trennte. Anfang der 80er Jahre übernahm sie eine Professur am Petersburger Konservatorium, gab dieselbe jedoch 1887 wieder auf und lebt seitdem auf ihrer Villa Itter bei Innsbruck.

Mentes, in der Odyssee ein König der Taphier.

Mentha *L.* (Münze, Minze), Gattung aus der Familie der Labiaten, ausdauernde, aromatische Kräuter mit kriechender Wurzel, gegenständigen, meist gesägten Blättern und kleinen, in meist vielblütigen Scheinwirteln bald unterbrochene Ähren mit laubigen Tragblättern, bald dichte Ähren mit kleinen Hochblätter bildenden Blüten. Die etwa 25 Arten dieser vorzüglich gemäßigte Klimate bewohnenden Gattung sind schwer zu umgrenzen und bilden auch leicht Bastarde. Die Pfefferminze (M. piperita *L.*), mit krautartigen, 50—100 cm hohen Stengeln, kurz gestielten, spitz-eiförmigen, bis 7 cm langen, besonders gegen die Spitze hin scharf gesägten, kahlen Blättern, endständigem, an der Basis unterbrochenem Blütenschwanz und bläulichlila gefärbten Blüten, wächst in England, vielleicht auch in Süddeutschland wild und wird vielfach kultiviert, besonders bei Mitcham in Surrey, in Frankreich bei Grasse, Cannes und auf der Ebene von Gennevilliers, in Michigan, Ohio und New York, in Japan und in geringerm Maßstab auch in Italien, Spanien, Deutschland (Ringleben und Kölleda in Thüringen). Die Blätter riechen stark eigentümlich, flüchtig balsamisch, schmecken angenehm gewürzhaft, anfangs erwärmend, dann auffallend kühlend; sie enthalten als wesentlichen Bestandteil ätherisches Pfefferminzöl (s. d.) und werden besonders als Theeaufguß bei Kardialgie und Kolik, äußerlich zu aromatischen Kräutern, Umschlägen u. Bädern benutzt (vgl. Roze, La Menthe poivrée, sa culture, ses produits, etc., Par. 1868). Die Mentha-Arten, von denen viele bei uns wild vorkommen, zeigen sich in Behaarung, Blattform und Blütenstand, besonders im kultivierten Zustand, höchst veränderlich, und bei einigen werden die Blätter in der Kultur blasig, runzelig, am Rande wellig. So entsteht die Krauseminze (M. crispa), deren Geschmack minder angenehm, nicht kühlend ist. Die Krauseminze, welche arzneilich und zur Gewinnung von Krauseminzöl benutzt wird, treibt einjährige, krautige Stengel, hat kurzgestielte oder sitzende, rundlich-eiförmige, spitze, gesägte Blätter, auf den Blattnerven, am Stengel Gliederhaare und zu endständigen Köpfen vereinigte Blütenquirle mit violetten Blüten. Sie wird besonders in der Schweiz, in Norddeutschland und Skandinavien kultiviert, wurde schon im 16. Jahrh. benutzt, ist aber seit Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Pfefferminze stark zurückgedrängt worden. In Süddeutschland findet sich als Krauseminze mehr eine Varietät von M. silvestris *L.*, in den mittel- und niederrheinischen Ländern, auch in England, eine Varietät von M. viridis *L.* Welche Art die Griechen unter Minthe, die Römer unter Menta oder M. verstanden, läßt sich nicht ermitteln. M. Pulegium *L.* (Polei) mit eiförmigen, sparsam gezahnten, durchscheinend punktierten Blättern und voneinander getrennten Scheinquirlen, wächst an feuchten Orten und wird ebenfalls zur Gewinnung von ätherischem Öl kultiviert.

Menthol (Menthylalkohol, Menthakampfer, Pfefferminzölkampfer) $C_{10}H_{20}O$, Hauptbestandteil des Pfefferminzöls, namentlich des japanischen, scheidet sich beim Abkühlen des Öls aus und besonders, wenn man von dem Öl etwa die Hälfte abdestilliert und den Rückstand abkühlt (Ausbeute etwa 50 Proz.). M. ist Oxyhexahydroparacymol $CH_3.C_6H_9.OH.C_3H_7$. Durch Abpressen und Umkristallisieren gereinigt, bildet M. lange, farblose, nadelförmige Kristalle, riecht intensiv nach Pfefferminze, ist in Wasser wenig, in Alkohol und Äther leicht löslich, schmilzt bei 42° und siedet bei 212°. Es bildet mit Säuren Ester, gibt bei Oxydation Menthon $C_{10}H_{18}O$ (ein Keton) und mit Phosphorsäureanhydrid Menthen $C_{10}H_{18}$. M. findet in der Form der sogen. Migränestifte (Mentholstifte) und des Nervenkristalls Anwendung gegen Kopfschmerz, Zahnschmerz ꝛc. Auch gegen Nasendiphtherie wird es angewendet. Innerlich gibt man es als Hustenstillungsmittel, gegen Kopfschmerz, Erbrechen Schwangerer, als Antiseptikum bei Durchfall ꝛc.

Mentholin, ein Schnupfpulver gegen Schnupfen, Nasendiphtherie ꝛc., besteht aus Milchzucker, gebranntem Kaffee, Menthol und enthält bisweilen auch Borsäure und Kokaïn.

Mentmore, Schloß, s. Leighton-Buzzard.

Mentone (franz. Menton, spr. mangtóng), Stadt im franz. Depart. Seealpen, Arrond. Nizza, 2,5 km von der italienischen Grenze, am Mittelländischen Meer und an der Eisenbahn von Marseille nach Genua gelegen, erhebt sich amphitheatralisch an zwei Buchten, welche gegen N. durch einen Höhenzug (1200—1600 m) der Seealpen geschützt sind, besteht aus der alten Stadt mit engen Gassen und dem neuen Stadtteil an der Küste mit breiten Straßen, schönen Villen und Gärten, hat ein Stadthaus mit kleinem Museum, zahlreiche Hotels, zwei Kasinos, schöne Promenaden, ein Handelsgericht, mehrere auswärtige Konsulate, ein Collège, eine Bibliothek, ein Theater, Fabrikation von Parfümeriewaren, eingelegten Holzarbeiten, Fleisch- und Teigwaren, Fischerei, Handel mit Südfrüchten (namentlich Zitronen), Öl und Blumen, einen Hafen, in welchen 1894: 172 beladene Schiffe von 21,196 Ton. einliefen, und (1891) 8319 (als Gemeinde 9059) Einw.

M. ist ein sehr besuchter klimatischer Kurort, welcher besonders bei chronischen Katarrhen der Atmungsorgane, beginnender Lungentuberkulose, Rheumatismus und Gicht empfohlen wird. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 16,3°, die des Winters 9,6°. Der Gang der Wärme ist im allgemeinen sehr regelmäßig (Differenz zwischen 9 Uhr morgens und 1 Uhr mittags 1—4°), die Luftfeuchtigkeit unterliegt größern Schwankungen, ist jedoch im ganzen mäßig. Vom 1. Nov. bis Ende April gibt es 40 Regentage; Schnee fällt sehr selten, Nebel fehlt ganz. Südwestlich das bewaldete Kap Martin (68 m ü. M.) mit Leuchtturm, Klosterruine und Hotel, gleichfalls Winterstation. — M. gehörte seit dem Mittelalter zu Monaco und wurde 1861 gegen eine Entschädigung von 4 Mill. Fr. an Frankreich abgetreten. Vgl. Gsell Fels, Reisehandbuch für Südfrankreich (4. Aufl., Leipz. 1896); Stiege, M. und sein Klima (Berl. 1868); Francken, Menton, station climatologique d'hiver (Par. 1894).

Mentor, im griech. Mythus Sohn des Alkimos, Freund des Odysseus, von diesem bei seiner Abreise von Ithaka nach Troja mit der Sorge für sein Hauswesen und der Erziehung seines Sohnes Telemach betraut; daher soviel wie Erzieher oder Berater.

Mentschikow, s. Menschikow.

Mentum (lat.), das Kinn (s. d.).

Mentzel, Oswald, Landwirt, geb. 1801 zu Waldenburg in Schlesien, gest. 22. Febr. 1874 in Berlin, studierte seit 1818 in Möglin und Breslau, wurde dann Privatsekretär Thaers in Möglin und Beamter der Schäferei, erhielt 1824 die Administration des Remontedepots auf der Domäne Friedrichsaue im Oderbruch, übernahm 1829 die interimistische Direktion der Depots diesseit der Weichsel, ward 1835 Direktor derselben und vortragender Rat im Kriegsministerium, auch Direktor der jenseit der Weichsel gelegenen Remontedepots. Er schrieb: »Über die Vollblutfrage« (Berl. 1833); »Die Remontierung der preußischen Armee in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Gestaltung« (das. 1845; 2. Teil 1871); »Handbuch der rationellen Schafzucht«, gekrönte Preisschrift (das. 1859, 2. Aufl. 1861); auch gründete er mit A. v. Lengerke den noch jetzt erscheinenden »Landwirtschaftlichen Hilfs- und Schreibkalender« (seit 1847).

Mentzer, Johann, geistlicher Liederdichter, geb. 1658 in Jahmen bei Niesky in der Oberlausitz, bekleidete Pfarreien in Merzdorf, Hauswalde und zuletzt (seit 1696) in Kemnitz bei Löbau, wo er 1734 starb. Von ihm rühren die Lieder: »O, daß ich tausend Zungen hätt'« und »O Jesu, einig wahres Haupt« her.

Menü (frz.), Speiseliste, Tischkarte; vgl. Gastmahl.

Menuétt (franz. menuet, ital. minuetto), ursprünglich nationaler französischer, aus Poitou stammender graziöser Tanz zwischen zwei Personen, der sich nur in gravitätischem Tempo bewegte und daher vornehmlich eine schöne gerade Haltung des Körpers und zierliche Bewegung der Füße und Arme erforderte. Unter dem Namen »menuet de la cour« soll er durch den Tänzer Pécour (1674—1729) in eine neue Form gebracht worden sein, die am französischen Hofe Eingang fand. Die Pas wurden dabei auf der Figur des Buchstaben Z ausgeführt. Er war der Lieblingstanz im Zeitalter Ludwigs XIV. (daher häufig in Lullys Opern und Balletten) und kam in Frankreich erst durch die Revolution außer Gebrauch. Die M., die in vielfachster Weise variiert wurde, gut zu tanzen, gehörte lange Zeit zur feinern Bildung, und in der That gibt es keinen Tanz, in dem die Schönheit der Körperbewegung mit mehr Grazie und würdevollem Anstand zum Ausdruck kommt, als die M. Die Musik bewegt sich dabei in einem mäßig geschwinden Tripeltakt und hat zwei Reprisen, von denen jede acht Takte enthält und in dem vierten Takt immer einen sehr merklichen Absatz macht. Um dem ganzen Tanz und der Musik mehr Mannigfaltigkeit zu geben, hat man mit der Hauptmelodie noch eine zweite Melodie (Trio) von der nämlichen rhythmischen Einrichtung verbunden. Ein Musterstück der ältern M. ist die bekannte in Mozarts »Don Juan«. Corelli bringt einige Menuette als Teile seiner Concerti grossi, und die Lauten- und Klavierkomponisten um 1700 führten ebenfalls die M. in die Suite ein; Haydn nahm sie zuerst in die Symphonie auf, gab ihr jedoch eine etwas schnellere Bewegung, einen lustigern, launigern Charakter, während Mozart mehr Anmut u. Zartheit hineinlegte; Beethoven steigerte die Haydnsche M. weiter zum Scherzo (s. d.) und versteht unter tempo di minuetto wieder eine etwas gemäßigtere Bewegung. Über eine neue Form der M. vgl. Frenz, Menuet à la reine, getanzt am Hofe des Kaisers Wilhelm II. (Rostock 1893).

Menuf, Distriktshauptstadt in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Menufieh, 60 km nordwestlich von Kairo, zwischen den beiden Hauptarmen des Nils an einem früher schiffbaren Kanal, mit (1882) 16,293 Einw. M. ist das alte Momemphis, wo Psammetich seine elf Mitbewerber um die Herrschaft besiegte.

Menufieh, ägypt. Provinz (Mudirieh), östlich vom Rosettearm des Nils, im S. der Provinz Gharbieh, bis zur Südspitze des Deltas reichend, mit einer Kulturfläche von 1654,8 qkm (30 QM.) und (1882) 646,013 Einw. (319,643 männlich, 326,370 weiblich), darunter 892 Ausländer und 2079 nomadisierende Beduinen. Einteilung in fünf Distrikte. Hauptort ist Schibin-el-Kom.

Menuiserie (franz.), Tischler-, Schreinerarbeit.

Menūra, der Leierschwanz (s. d.); Menuridae, Leierschwänze, eine Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Menus plaisirs (franz., spr. m'nü pläsir), »kleine Vergnügungen« und die Ausgaben dafür; ehedem in Frankreich auch die Hofbelustigungen und die für diese bestehende Kasse und Intendanz.

Menyanthes *Tourn.* (Zottenblume, Fieber-, Sumpf-, Bitterklee, Dreiblatt), Gattung aus der Familie der Gentianeen, mit der einzigen Art M. trifoliata *L.* (Biberklee, Wiesenmangold). Diese in Sümpfen Mittel- und Nordeuropas, Mittelasiens bis Japan u. Nordamerikas vorkommende ausdauernde Pflanze hat einen kriechenden, geringelten Wurzelstock, abwechselnde, langgestielte, dreiteilige Blätter mit rundlich-eiförmigen, ganzrandigen, kahlen Blättchen. Der 30 cm hohe, blattlose Blütenschaft trägt eine Traube zarter, weiß und rosenrot gefärbter Blüten. Die kugelige Kapsel enthält nur wenige Samen. Die Blätter schmecken stark und rein bitter, enthalten farbloses, amorphes, höchst bitteres Menyanthin und werden als Bittermittel bei Verdauungsschwäche gegeben. Als Fiebermittel sind sie ganz unwirksam. In Nordeuropa wird das Kraut von Brauern bisweilen als Surrogat des Hopfens benutzt.

Menzale, Flecken in Ägypten, s. Diospolis 1).

Menzel, 1) Friedrich Wilhelm, Kanzlist im königlich sächsischen Kabinett, geb. 1726 in Dresden, gest. im Mai 1796, ließ sich 1753 durch Bestechung bewegen, dem preußischen Gesandten Abschriften der geheimen Korrespondenz zwischen Sachsen, Österreich

und Rußland über die gegen Preußen gerichteten Verhandlungen zu liefern, die er sich durch Nachschlüssel aus dem Staatsarchiv verschaffte. Als der Verrat entdeckt wurde, ergriff M. die Flucht, wurde aber in Prag festgenommen und büßte denselben, nachdem ihm 1757 in Warschau der Prozeß gemacht worden, durch lebenslange strenge Haft auf dem Königstein.

2) **Karl Adolf**, Geschichtschreiber, geb. 7. Dez. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, gest. daselbst 19. Aug. 1855, studierte in Halle erst Theologie, sodann Philosophie, Philologie u. namentlich Geschichte, wurde 1809 Professor, 1814 Prorektor am Elisabethanum zu Breslau sowie Bibliothekar der Rhedigerschen Bibliothek und 1824 Konsistorial- und Schulrat. Im April 1855 zog er sich nach Grünberg zurück. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Geschichte der Deutschen« (Bresl. 1811—23, 8 Bde.); »Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte« (das. 1826—48, 12 Bde.; 2. Aufl., das. 1854—55, 6 Bde.), ein Werk, das besonders die kirchlich-politischen Zustände des deutschen Volkslebens behandelt; »Topographische Chronik von Breslau« (das. 1805—1807, 2 Bde.); »Geschichte Schlesiens« (das. 1807—10, 3 Bde.); »Geschichte Friedrichs II.« (Berl. 1824—25, 2 Bde.), als Fortsetzung zu Beckers »Weltgeschichte«, für die er auch die Jahre 1815—37 behandelte; »Zwanzig Jahre preußischer Geschichte, 1786—1806« (das. 1849). Aus seinem Nachlaß gab H. Wuttke heraus: »Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit« (Leipz. 1872).

3) **Wolfgang**, Kritiker und Litterarhistoriker, geb. 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, gest. 23. April 1873 in Stuttgart, bezog 1814 das Elisabethanum zu Breslau, folgte 1818 als ein begeisterter Turner Jahn nach Berlin und studierte dann in Jena, wo er der Burschenschaft beitrat, seit 1819 in Bonn Philosophie und Geschichte. Nachdem er hierauf 1820—24 als erster Lehrer an der Stadtschule in Aarau gewirkt, begab er sich 1825 nach Heidelberg, darauf nach Stuttgart, wo er von 1826—48 (dann wieder kurze Zeit seit 1852) das Litteraturblatt zum »Morgenblatt« redigierte. Selbständig erschien sein »Litteraturblatt« bis 1869. Seit 1830 wiederholt in die württembergische Ständeversammlung gewählt, stand er mit Uhland, Schott u. Pfizer auf der Seite der Opposition, mit welcher er auch, da sie all ihre Bemühungen erfolglos sah, 1838 austrat, um seine Thätigkeit ganz der Litteratur zuzuwenden. M. machte sich auf dem litterarischen Gebiet zuerst durch seine »Streckverse« (Heidelb. 1823) bekannt, welche sich durch witzige Originalität auszeichnen. In den »Europäischen Blättern« (Zürich 1824—25), die er mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich herausgab, sowie in seinem Werk »Die deutsche Litteratur« (Stuttg. 1827, 2 Bde.; 2. Aufl. 1836, 4 Bde.) griff er Goethe und dessen Einfluß, in spätern Artikeln das Junge Deutschland heftig an und veranlaßte dadurch das Verbot aller jungdeutschen Schriften durch den Bundestag, was M. bei vielen in den Ruf eines Denunzianten brachte. Er erfuhr infolgedessen die heftigsten Angriffe von D. F. Strauß, Heine, Börne, Wienbarg u. a. Seine »Geschichte der Deutschen« (Zür. 1824—25, 3 Bde.; 6. Ausg., Stuttg. 1872—73) ist für das größere Publikum u. für Schüler geschrieben. Die Julirevolution hatte ihn zum entschiedenen Gegner der Franzosen u. der sich zu ihnen hinneigenden deutschen Schriftsteller gemacht. Die »Geschichte Europas«, von 1789—1815 (Stuttg. 1853, 2 Bde.; 2. Aufl. 1866), u. »Geschichte der letzten 40 Jahre« (das. 1857, 2 Bde.; 3. Aufl. 1865) bekunden seine Vorliebe für streng monarchische Grundsätze, die in der Folge immer stärker hervortrat, zugleich aber seine echt nationale Gesinnung. Diese bewährte er, namentlich seit die Frage der deutschen Einigung 1859 brennend geworden war, in den Schriften: »Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte 1740—1860« (Stuttg. 1860, 6 Bde.); »Allgemeine Weltgeschichte« (das. 1862—63, 12 Bde.; in 4 weitern Bänden bis 1870 fortgeführt); »Preußen und Österreich im Jahr 1866« (das. 1866); »Der deutsche Krieg im Jahr 1866« (das. 1867, 2 Bde.); »Unsre Grenzen« (das. 1868); »Was hat Preußen für Deutschland geleistet?« (das. 1870); »Geschichte des französischen Kriegs von 1870« (das. 1871, 2 Bde.); »Roms Unrecht« (das. 1871); »Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland« (das. 1873); »Geschichte der Neuzeit«, 1789—1871 (eine Zusammenfassung seiner letzten Werke, das. 1877, 13 Bde.). Als Dichter hat er sich besonders in den dramatischen Märchen: »Rübezahl« (Stuttg. 1829) und »Narcissus« (das. 1830) und in dem Roman aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs: »Furore« (Leipz. 1851, 2 Bde.) versucht. Außerdem veröffentlichte er: »Mythologische Forschungen und Sammlungen« (Stuttg. 1842); »Die Gesänge der Völker«, lyrische Mustersammlung (Leipz. 1850); »Christliche Symbolik« (Regensb. 1854, 2 Bde.); »Zur deutschen Mythologie: Odin« (Stuttg. 1855); »Die Naturkunde, in christlichem Geist aufgefaßt« (das. 1856, 3 Bde.); »Die deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit« (das. 1858—59, 3 Bde.; 2. Aufl. 1875); »Kritik des modernen Zeitbewußtseins« (Frankf. 1869, 2. Aufl. 1873); »Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre« (Leipz. 1869, 2 Bde.). Aus seinem Nachlaß erschienen »Denkwürdigkeiten« (Bielef. 1876).

4) **Adolf**, Maler, Radierer, Lithograph und Zeichner, geb. 8. Dez. 1815 in Breslau, kam 1830 nach Berlin, besuchte dort kurze Zeit die Akademie, verließ sie aber bald, da er auf eignen Erwerb durch Anfertigung von Lithographien angewiesen war. Schon 1833 trat er mit sechs lithographischen Blättern von geistvoller Erfindung und eigenartiger, realistischer Formengebung unter dem Titel: »Künstlers Erdenwallen« hervor. 1837 erschien von ihm lithographiert ein Cyklus von zwölf Blättern aus der brandenburgischen Geschichte. 1836 führte er sein erstes Ölgemälde: die Schachspieler, aus, dem 1837 die Rechtskonsultation, die Toilette und ein Weltgeistlicher und ein Mönch folgten. 1839 brachte er es bereits zu einem figurenreichen Gemälde dramatisch bewegten Inhalts, dem Gerichtstag. Das eigentliche Feld seiner Thätigkeit fand er aber erst mit den 400 Illustrationen, welche er 1839—42 zu Kuglers »Geschichte Friedrichs d. Gr.« lieferte. Diese Zeichnungen fesseln durch Reichtum an Originalität und Humor, und gleich bewundernswert ist das dramatische Leben und die frappierende Wahrheit der Gestalten wie die historische Treue, die sich in der genauesten Beobachtung der Kostüme ausspricht. Durch die Ausführung der Zeichnungen in Holzschnitt, welche unter seiner Überwachung und unter seinem Einfluß erfolgte, übte M. zugleich eine entscheidende Einwirkung auf die Hebung der Holzschneidekunst. Unmittelbar daran schlossen sich 200 Illustrationen zu einer von Friedrich Wilhelm IV. veranstalteten, nur zu Geschenken an hohe Personen bestimmten Prachtausgabe der Werke Friedrichs d. Gr. (1843—49), welche von A. und O. Vogel, Unzelmann und H. Müller in Holz geschnitten wurden (neue Ausg., Berl. 1886, 2 Bde.). In diesen Meisterwerken erschöpfte

M. den ganzen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalt des 18. Jahrh. Er war fortan der berufene Maler Friedrichs d. Gr., welcher in trüber Zeit durch unablässige Schilderungen des Helden und seiner Feldherren viel zur Stärkung des preußischen Volksbewußtseins beitrug. Unter seinen andre Stoffe behandelnden Bildern nehmen neben dem großen, den Einzug Heinrichs des Kindes und seiner Mutter in Marburg 1247 darstellenden Karton die drei Kompositionen den ersten Rang ein, die M. als Transparentbilder für die Weihnachtsausstellungen im Berliner Akademiegebäude malte; es sind: Christus unter den Schriftgelehrten (1851, existiert auch als Lithographie, von M. selbst in Schabmanier auf Stein gezeichnet); Christus, die Wechsler aus dem Tempel treibend (1853), und Adam und Eva (1857). Eine Frucht 15jähriger Studien war das große Bilderwerk »Die Armee Friedrichs d. Gr. in ihrer Uniformierung« (1857), aus 600 kolorierten Lithographien in 3 Bänden bestehend. Nur 30 Exemplare, jedes zu 530 Thlr., sind davon abgezogen worden. Ihm ging der Holzschnittcyklus »Aus König Friedrichs Zeit« (Berl. 1854—56, 12 Blatt, geschnitten von Kretzschmar in Leipzig; neue Ausg., Berl. 1886) voraus. Den Gipfelpunkt der Friedrich d. Gr. gewidmeten Werke bezeichnen die Ölgemälde: Tafelrunde Friedrichs II. in Sanssouci (1850), Flötenkonzert in Sanssouci (1852, beide in der Nationalgalerie zu Berlin), Friedrich d. Gr. auf Reisen (1854, in der Ravenéschen Galerie), die Huldigung der schlesischen Stände (1855, schlesisches Museum in Breslau), Friedrich d. Gr. und die Seinen bei Hochkirch (1856, königliches Schloß zu Berlin), Begegnung in Neiße zwischen Friedrich d. Gr. und Joseph II. (1857), lauter Bilder, in denen sich Lebenswahrheit, poetische Konzeption, vielseitige Beleuchtung und dramatischer Effekt zu einer mächtigen Gesamtwirkung vereinigen. In dieselbe Zeit fallen die Kartons zu zwei Gestalten von Hochmeistern für das Schloß zu Marienburg (1855), das Gemälde: Blücher und Wellington bei Waterloo (1855, Berlin, kronprinzliches Palais), ein Album von zwölf Gouachemalereien zur Erinnerung an ein Turnier von 1829, das Fest der weißen Rose (1854, im Besitz des Kaisers von Rußland), Gouachemalereien für ein »Kinderbuch« (in der Berliner Nationalgalerie) u. a. m. Eine zweite Gruppe unter Menzels Werken bilden die Gemälde aus der Zeit Kaiser Wilhelms I., zunächst das große Bild der Krönung in Königsberg (1861—1865, Berlin, königliches Schloß; Ölskizze und Album mit Porträtstudien in der Nationalgalerie), eins seiner Hauptwerke; die Abreise König Wilhelms zur Armee (1871, Berliner Nationalgalerie), das Ballsouper (1878) und Kaiser Wilhelm Cercle haltend (1879). In den drei letztern Bildern zeigt sich bereits ein Umschwung in Menzels Stil, der durch einen Aufenthalt in Paris (1867) veranlaßt worden ist. Er strebte fortan nach voller Tonwirkung bei pikanter Beleuchtung, wobei er die schwierigsten Probleme zu lösen versuchte, und bei mehr skizzenhafter Behandlung der Form. Diese neue Richtung wird besonders durch folgende Ölgemälde charakterisiert: Sonntag im Tuileriengarten (1867), ein Restaurant der Pariser Weltausstellung (1867), Gottesdienst in der Buchenhalle bei Kösen (1868), Eisenwalzwerk (1875, Berliner Nationalgalerie, Hauptwerk), Prozession in Hofgastein (1881), Gemüsemarkt in Verona (1884). In der Zwischenzeit entstanden noch die Illustrationen zu H. v. Kleists »Zerbrochenem Krug« (1877) und eine lange Reihe von Gouachen und Aquarellen, Landschaften, Architekturen, Interieurs, Figuren- u. Tierstudien, Adressen, Vorlagen zur Dekoration eines Porzellanservice für den deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm u. a. In neuerer Zeit hat er sich ausschließlich der Gouachemalerei gewidmet und trotz seines hohen Alters eine Reihe von Meisterwerken geschaffen, die auf kleinem Raum eine Fülle von höchst charakteristischen, ungemein scharf beobachteten Figuren vereinigen. Die hervorragendsten davon sind: der Faschingsmorgen, Szenen aus der japanischen Ausstellung in Berlin, auf der Brunnenpromenade und Biergarten in Kissingen, eine Fahrt durch schöne Natur (Eisenbahnkoupéstudie), am Kirchenportal. Daneben hat er auf seinen Reisen unablässig seine Architektur-, Landschafts- und Figurenstudien in zahlreichen Bleistift- und Tuschzeichnungen fortgesetzt. M. ist der universellste deutsche Maler des 19. Jahrh., ein Virtuose in jeglicher malerischer und zeichnerischer Technik, mit Ausnahme der Wandmalerei, und ein Meister energievoller Charakteristik, welche sich ebensosehr auf das vorige Jahrhundert wie auf das Leben der Gegenwart erstreckt. Er ist königlicher Professor und Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages wurde eine Stiftung von jährlich 800 Mk. für Schüler der Berliner Akademie errichtet, und bei seinem 80. Geburtstag wurde er zum Wirkl. Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz u. zum Ehrenbürger der Stadt Berlin ernannt. Vgl. Wessely, A. M., sein Leben und seine Werke (Leipz. 1873); F. Dumas, A. M.; étude (Par. 1885); Jordan u. Dohme, Das Werk A. Menzels (Münch. 1890, 3 Bde.; Nachtrag 1895); Jordan, Das Werk A. Menzels. Eine Festgabe (das. 1895); Sondermann, Adolf M. (Magdeb. 1895).

5) Karl, Geschichtsforscher, geb. 3. Nov. 1835 in Speyer, studierte in München Geschichte unter v. Sybel, erwarb durch die gekrönte Preisschrift »Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz« (Münch. 1861) die philosophische Doktorwürde, ward sodann Mitarbeiter an der Herausgabe der Reichstagsakten durch die Historische Kommission in München, für welche er archivalische Studien in Deutschland, Elsaß und der Schweiz unternahm, wurde 1866 Sekretär am Staatsarchiv zu Weimar und 1873 Professor der Geschichte in Bonn. Er schrieb: »Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz« (Erlang. 1868), gab Th. Knochenhauers »Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses« mit Anmerkungen heraus (Gotha 1871) und setzte Schliephakes »Geschichte von Nassau« (von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Wiesbad. 1879—89, 3 Bde.) fort.

Menzenschwand, Gemeinde (aus Hinter-M. und Vorder-M. bestehend) im bad. Kreis Waldshut, Amt St. Blasien, in einem großartigen Thale des Schwarzwaldes, an der Alb und am Fuße des Feldberges, 884 m ü. M., hat eine kathol. Kirche, Verfertigung grober Holzwaren (Schneflerei) und (1890) 474 Einw. M. wird als Luftkurort stark besucht. Es ist Geburtsort des Malers Winterhalter.

Menzer, s. Fischart.

Menzikow, s. Menschikow.

Meo voto (lat.), »nach meiner Stimme« oder meinem Wunsch, meines Erachtens.

Mephistopheles (Mephisto), der Name, den mit verschiedenen kleinen Variationen der teuflische Begleiter des Doktor Faust zuerst im alten Volksbuch von 1587 und seitdem in fast allen Erzeugnissen der Faust-Litteratur führt. Die gegenwärtig gangbare Form des Namens hat sich unter dem Einfluß von Goethes

Dichtung eingebürgert. Das Volksbuch schreibt Mephostophiles, und an diese Form müssen die Erklärungsversuche des Worts anknüpfen, die indes bis jetzt zu keinem völlig befriedigenden Ergebnis geführt haben. Man dachte schon an Me-photo-philes (griech., »kein Freund des Lichts«) oder Me-fosto-philes (griech., »kein Freund des Faustus«).

Mephitis, das Stinktier.

Mephitis (griech.), »verdorbene«, zum Atmen untaugliche Luftart, wie die Luft über Sümpfen, Kloakengas, Kanal- und Schleusengas, dann auch jede nicht atembare Luftart, wie Schwefelwasserstoff ꝛc.

Mephitis (Mefitis), alte italische Göttin der schädlichen, pestilenzialischen Dünste, wurde an Orten, wo dergleichen der Erde entstiegen (am Ampsanctischen See bei Äclanum, bei Cumä am Averner See, in Tibur, zu Benevent, zu Rom auf dem Esquilin ꝛc.), verehrt und als Schützerin dagegen angerufen.

Mephitisch heißt jede (stinkende) Luftart, in der kein Licht brennt und kein Tier atmen kann (vgl. Mephitis).

Mephrian heißt bei den heutigen Jakobiten (s. d.) der höchste Bischof nach dem Patriarchen.

Meppel, Stadt in der niederländ. Provinz Drenthe, am Meppeler Diep, Knotenpunkt der Eisenbahnen Zutphen-Leeuwarden und M.-Groningen, mit einer höhern Bürgerschule, beträchtlichem Handel (besonders in Butter), Schiffahrt, Leinwand-, Segeltuch-, Kattun- und Tabaksfabriken, Färberei, Bleicherei, Schiffbau und (1889) 8866 Einw.

Meppeler Diep, bedeutender schiffbarer Strom in den niederländ. Provinzen Drenthe und Overyssel. Er entsteht aus der Vereinigung von Havelther-Aa, Reest, Wold-Aa und Echtinger Strom, welch letzterer Name jetzt in Hoogeveensche Vaart verwandelt ist. Bei Zwartsluis mündet das M. in das Zwarte Water. Es wurde 1894 von 18,741 Flußschiffen mit 1,135,000 cbm Gehalt befahren.

Meppen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Osnabrück, zum mediatisierten Herzogtum Arenberg-M. gehörig, an der Mündung der Hase in die Ems und an der Linie Münster-Emden der Preußischen Staatsbahn, 13 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein Schloß, ein Denkmal Ludwig Windthorsts (seit 1895), ein kath. Gymnasium, ein bischöfliches Knabenkonvikt, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, einen Generalsuperintendenten, ein Eisenhüttenwerk, Dampfmühlen, Schiffahrt und (1890) 3526 Einw., davon 355 Evangelische und 86 Juden. In der Nähe befindet sich ein 16,8 km langer Schießplatz zum Probieren der Kruppschen Geschütze. — M., zuerst ein königliches Kammergut, wurde 855 dem Kloster Korvei geschenkt, erhielt im 14. Jahrh. Stadtrecht und kam dann an das Hochstift Münster. Die Stadt, welche mittlerweile stark befestigt war, hatte im Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriege viel zu leiden. 1762 wurden die Festungswerke geschleift. Bei der Säkularisation des Hochstifts Münster 1802 fiel M. an den Herzog von Arenberg und kam 1815 unter hannöversche, 1866 unter preußische Herrschaft. Vgl. J. B. Diepenbrock, Geschichte des vormaligen münsterschen Amtes M. (2. Aufl., Lingen 1886).

Meprisabel (franz.), verächtlich.

Mer (spr. mär), Stadt im franz. Depart. Loir-et-Cher, Arrond. Blois, nahe dem rechten Ufer der Loire, an der Orléansbahn, hat Steinbrüche, Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und (1891) 3562 Einw.

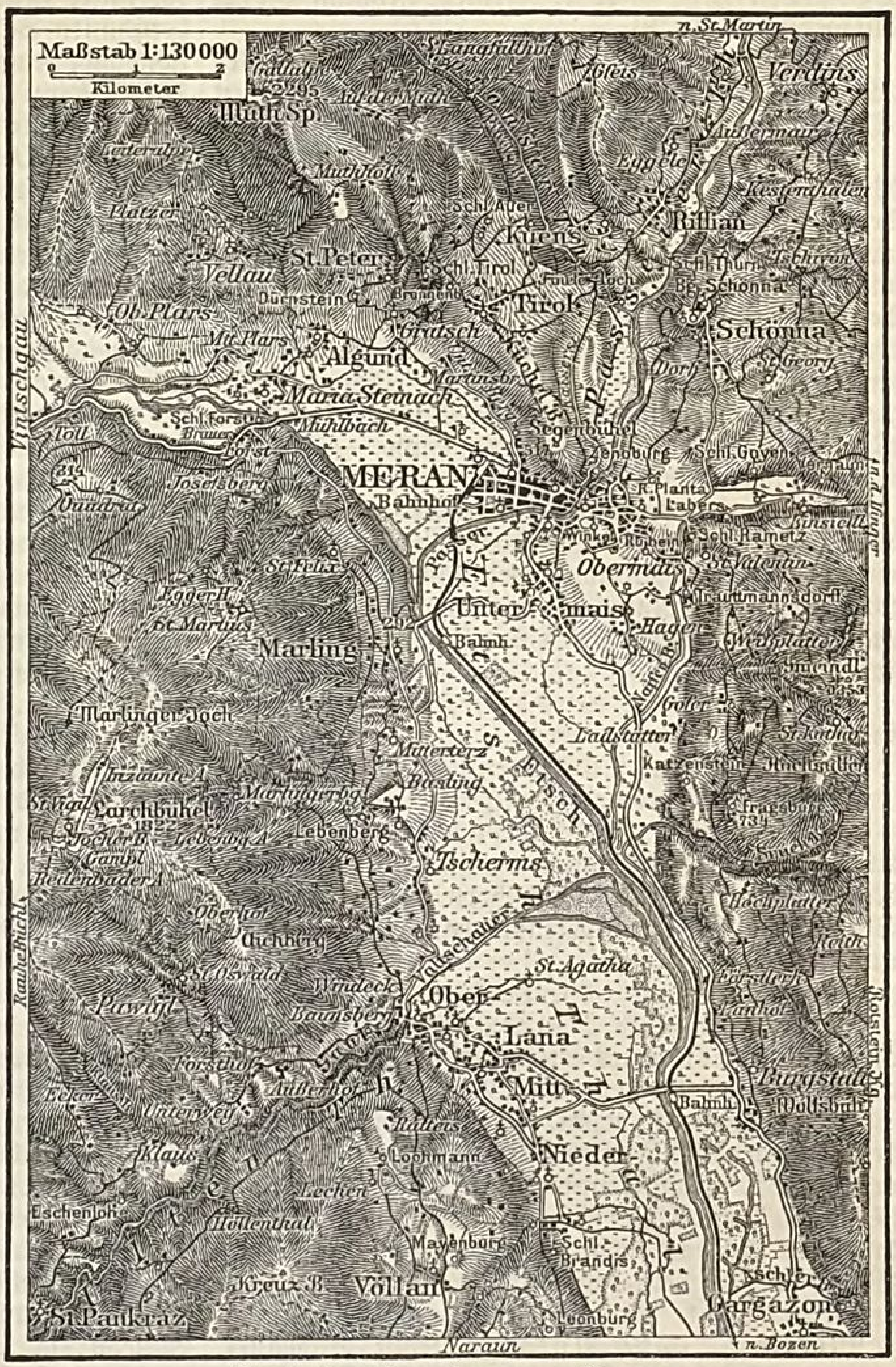
Mera (Maira), Fluß im schweizer. Kanton Graubünden und in der italienischen Provinz Sondrio, entspringt in mehreren Armen am Septimer und Murettopaß, durchfließt die Thalstufen des Val Bregaglia (s. Bergell), nimmt unterhalb Chiavenna den Liro auf, bildet den See von Mezzola (s. d.) und erreicht nach 67 km langem Lauf im Comersee das Becken der Adda, seines Hauptflusses.

Merān, berühmter Kurort in Tirol, in reizender Lage 320 m ü. M., am Fuße des Küchelbergs, an der Passer, unweit ihrer Mündung in die Etsch, und an der Bozen-Meraner Bahn, besteht aus der Altstadt mit engen Gassen und den charakteristischen Bogengängen (»Lauben«) und dem neuen, regelmäßigen Stadtteil gegen den Bahnhof zu, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium der Benediktiner mit Konvikt, ein Mädcheninstitut der Englischen Fräulein, Handel mit Wein und Obst und (1890) 7176, mit den angrenzenden, zum Kurbezirk gehörigen Ortschaften Obermais (2443 Einw.) und Untermais (3582 Einw.) 13,201 Einw. Sehenswerte Gebäude sind die alte, neuerlich restaurierte landesfürstliche Burg aus dem 15. Jahrh., darin eine Hauskapelle mit Fresken, welche die Trauung der Margarete Maultasch mit Ludwig von Brandenburg darstellen; die gotische Stadtpfarrkirche (14. Jahrh.) mit hohem Turm; die ebenfalls gotische Spitalkirche mit schönem Portal und die neue evang. Christuskirche. Die Stadt besitzt ferner ein neues Kurhaus, zahlreiche Hotels und Pensionen, schöne Villen und prachtvolle Promenaden zu beiden Seiten der Passer, darunter die neue Gilfanlage und der am Küchelberg emporführende Tappeinerweg (mit Denkmal des Stifters Dr. Tappeiner). Als klimatischer Kurort genießt M. einen Weltruf, welcher in der reizenden, hohen, gegen N. geschützten Lage am Südabhang der Alpen und in dem milden, gleichmäßigen, auch im Winter heitern und windstillen Klima (mittlere Jahrestemperatur 12°) seine Begründung hat. Die Zahl der Regen- und Schneetage ist sehr gering, die Luft ist etwas trockner als an der Riviera, u. wenn auch im Winter die Temperatur bisweilen auf —9° fällt, so sind die Temperaturverhältnisse doch sehr günstig. Man gebraucht im Frühling die Molken-, im Herbst die Traubenkur; auch besitzt M. mehrere Kaltwasserheilanstalten, eine pneumatische und Inhalationsanstalt und ein Schwimmbad. Die Saison erstreckt sich vom Beginn des Herbstes bis zum Ende des Frühlings, die Frequenz belief sich 1893 auf 18,532 Fremde, darunter etwa 9500 Kurgäste; insbes. wird M. von Brustkranken, Nervenleidenden und Rekonvaleszenten als Winteraufenthalt aufgesucht. Seit 1887 ist die Stadt mit einer neuen Wasserleitung versehen. Auch befindet sich hier ein Theater für Volksschauspiele (Darstellungen aus der Geschichte der Freiheitskämpfe in Tirol). Von den zahlreichen alten Schlössern der Umgebung sind zu erwähnen: Rottenstein (Besitz des Erzherzogs Karl Ludwig), Trauttmansdorff, Labers (am Ausgang des Naifthales), die Zenoburg, Schönna (587 m, mit Mausoleum des Erzherzogs Johann), Tirol (639 m, schon unter den Römern eine Feste Namens Teriolis, im Mittel-


Wappen von Meran.

alter Sitz der Grafen von Tirol, gegenwärtig Staatseigentum, mit prachtvoller Aussicht vom Kaisersaal), Forst, Lebenberg, Katzenstein, Fragsburg u. a. Nordöstlich erhebt sich der Hirzer (2785 m, s. d.). — Die Stadt M., in der Nähe des »alten M.« oder Majas erbaut, das nach der Sage von einem Erdsturz begraben wurde, also auf rätoromanischem Boden gelegen, erscheint zuerst in einer Urkunde von 857 als Mairania, um dann erst wieder urkundlich 1234 als »Marktfleck (Forum) M.« aufzutauchen, und gehörte den Gaugrafen im Vintschgau, als welche dann im 12. Jahrh. die Grafen von Tirol, d. h. Schloß Tirol bei M., erscheinen. Unter den Görzer Landesfürsten entwickelte sich M. zur landesfürstlichen Stadt. Hier ward Margarete Maultasch 10. Febr. 1342 mit dem Sohne Kaiser Ludwigs des Bayern in zweiter Ehe vermählt. Seit Max I. und Ferdinand I. zeigte sich jedoch M. von Innsbruck immer mehr in Schatten gestellt. Vgl. die Führer durch M. und Umgegend von Knoblauch (9. Aufl., Meran 1892) und Plant (5. Aufl., das. 1892); Pircher, M. als klimatischer Kurort (4. Aufl., Wien 1884); Ortel, Über Terrainkurorte (mit Beziehung auf M., Leipz. 1886); v. Reinsberg-Düringsfeld, Kulturhistorische Studien aus M. (Leipz. 1871); Schönherr, Geschichte und Beschreibung der alten landesfürstlichen Burg in M. (2. Aufl., Meran 1892); Edlinger, Aus deutschem Süden. Schilderungen aus M. (2. Aufl., das. 1891, illustriert); Stampfer, Chronik (2. Aufl., Innsbruck 1867) u. Geschichte von M. (das. 1889).

Merān, Franz, Graf von, geb. 11. März 1839, gest. 27. März 1891 in Abbazia, einziger Sohn des Erzherzogs Johann (s. d. 14) aus seiner Ehe mit der Tochter des Aussееr Postmeisters, Anna Plochel, die nach der Vermählung zur Gräfin von M. erhoben wurde, diente als Offizier in der österreichischen Armee, wurde 1861 erbliches Mitglied des Herrenhauses, später Geheimrat. Im Majorat folgte ihm sein ältester Sohn, Johann, geb. 26. Jan. 1867.



Karte der Umgebung von Meran.

Meratwi, Ruinenstätte, s. Napata.

Mercadánte, Saverio, Opernkomponist, geb. 26. Juni 1797 in Neapel, gest. daselbst 17. Dez. 1870, erhielt seine künstlerische Ausbildung in der königlichen Musikschule San Sebastiano zu Neapel unter Zingarelli und errang 1818 mit der Kantate »L'unione delle belle arti« einen glänzenden Erfolg. In den nächsten fünf Jahren schrieb er dann nicht weniger als 21 Opern, von denen jedoch nur eine, »Elisa e Claudio«, Anspruch auf höhern künstlerischen Wert erheben kann. Von 1827—30 war er in Madrid und andern Städten Spaniens als Komponist u. Dirigent der italienischen Operntheater thätig. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1833 zum Domkapellmeister zu Novara, 1839 als ebensolcher zu Lucano und 1840 zum Direktor des königlichen Konservatoriums in Neapel ernannt. 1861 steigerte sich ein Augenleiden zur völligen Erblindung. 1876 wurde ihm in Neapel ein Denkmal errichtet. Von seinen zahlreichen (59) Opern haben nur wenige, wie »L'apoteosi d'Ercole«, »Anacreonte«, »Didone« und namentlich »Il giuramento« (1837), nachhaltigen Erfolg gehabt, da ihnen Originalität, melodischer Reiz und schwunghafter dramatischer Ausdruck in höherm Maße abgehen.

Mercātor (Latinisierung des Namens Kremers), Gerhard, berühmter Mathematiker und Geograph des 16. Jahrh., geb. 5. März 1512 zu Rupelmonde in Flandern, aber deutscher Abkunft, gest. 2. Dez. 1594 in Duisburg, studierte in Löwen, erlernte den Kupferstich und die Herstellung wissenschaftlicher Instrumente, siedelte 1552 von Löwen nach Duisburg über und wurde Kosmograph des Herzogs von Jülich. Seine Hauptwerke sind der große, von ihm selbst in Kupfer gestochene Atlas: »Atlas sive cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura« (Duisburg 1585 ff.), der seit 1604 vom Buchhändler Hondius in Amsterdam neu aufgelegt und allmählich verändert wurde; dann die »Tabulae geographicae ad mentem Ptolemaei restitutae« (Köln

1578) und eine erst 1889 wieder aufgefundene Karte von Europa (vgl. »Drei Karten: Europa, Britische Inseln und Weltkarte«, in Faksimiledruck hrsg. von der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, 1891, 41 Blätter). Von M. rührt das nach ihm benannte Projektionssystem (Mercators Projektion) her, zuerst 1569 in seiner großen Weltkarte und seitdem besonders auf Seekarten angewendet (s. Landkarten, S. 1012). Vgl. Breusing, Gerhard Kremer, genannt M. (2. Ausg. Duisb. 1878).

Mercedario (Ligua), Berg in den Anden, unter 32° südl. Br., 6798 m hoch, auf der Grenze zwischen Chile und Argentinien.

Mercedes, 1) Distriktshauptstadt in der argentin. Provinz Buenos Aires, 98 km westlich von der Bundeshauptstadt, am Rio Lujan und an der Bahn Buenos Aires-Villa M., inmitten von Pfirsichgärten, mit schönem Rathaus, Hospital, starkem Ackerbau in der Umgegend und (1890) 12,000 Einw. — 2) Departementshauptort in der argentin. Provinz Corrientes, inmitten großer Ebenen, an der projektierten Bahn von Corrientes zum Uruguay, Mittelpunkt großer Rindviehstationen, mit (1890) 3000 Einw. — 3) Stadt in Uruguay, s. Soriano.

Mercedonius, ein von Numa Pompilius im altrömischen Kalender alle zwei Jahre nach dem 23. Febr. eingeschobener Schaltmonat von abwechselnd 22 und 23 Tagen. Der Name M. wurde wenig gebraucht, man nannte meistens diesen Schaltmonat nur mensis intercalaris.

Mercerie (franz., spr. merß'rī), Kram, Kramware; insbes. Kurz-, Schnittwaren.

Mercerisieren, s. Cellulose.

Mercers Liquor, s. Ferricyankalium.

Merchweiler, Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis Ottweiler, Knotenpunkt der Linien Saarbrücken-Neunkirchen und M.-Göttelborn der Preußischen Staatsbahn, hat Steinkohlenbergbau, eine Glashütte und (1890) 2995 Einw.

Merci (franz., spr. -ßī), Dank.

Mercia (spr. mérßja, Merce), das Land der Mercier (Myrcas), eines Stammes der Angelsachsen, als dessen erster König die Sage Creoda (Cridda), einen Sprößling Wodans, nennt. Es reichte vom Meer auf beiden Seiten des Flusses Trent bis an die Gebirge von Wales, erlangte unter den Königen Aethelbald (716—757) und Offa (758—796) seine höchste Macht, kam aber 829 nach Besiegung des mercischen Königs Wiglaf durch Egbert, den König der Westsachsen, unter dessen Herrschaft.

Mercié (spr. merßjé), Antonin, franz. Bildhauer, geb. 30. Okt. 1845 in Toulouse, bildete sich in Paris bei Jouffroy und Falguière, erhielt 1868 den großen römischen Preis und studierte in Italien besonders die Meisterwerke der Renaissance, wovon seine ersten Werke, Delila, David (1872) und David vor dem Kampf, Zeugnis ablegten. Seine ersten großen Erfolge errang er 1874 mit der Gruppe Gloria victis, einer Ruhmesgöttin, die einen gefallenen Jüngling aus der Schlacht trägt, und mit dem Genius der Künste, einem Jüngling auf dem Pegasus, dem die Siegesgöttin voranschwebt (an der Seineseite des neuen Louvre). Es folgten das Denkmal Aragos für Perpignan, das des Naturforschers Michelet, die sitzende Figur Thiers' für St.-Germain-en-Laye, die Marmorfigur der Malerei (1890), das Standbild Wilhelm Tells für Lausanne (1892), das Grabmal für Thiers auf dem Père Lachaise (1893), das Denkmal des Malers Meissonier (1895, im Vorgarten der frühern Tuilerien in Paris) und die Jungfrau von Orléans. M. ist Mitglied der Akademie und besitzt die Ehrenmedaillen des Salons von 1874 und der Weltausstellung von 1878.

Mercier (spr. merßjē, Mercerius), 1) Josias M. des Bordes, Philolog, geb. um 1560 in Uzès im Languedoc, gest. 5. Dez. 1626 in Paris, wurde Staatsrat unter Heinrich IV. und war Schwiegervater des berühmten Salmasius (1623). Von großer Divinationsgabe zeugt seine Ausgabe des Nonius (Par. 1583, 1614; Leipz. 1826); sonst nennen wir die Ausgaben des Aristänetos (Par. 1595, zuletzt 1639) und von Apulejus' »De deo Socratis« (das. 1625).

2) Sébastien, franz. Schriftsteller, geb. 6. Juni 1740 in Paris, gest. daselbst 25. April 1814, war Professor der Rhetorik in Bordeaux, schrieb dann in Paris Romane und Übersetzungen, wurde aber erst durch seine dem Deutschen und Englischen nachgeahmten Dramen bekannt. Als das Théâtre-Français die Aufführung eines derselben verweigerte, suchte er Hilfe bei den Gerichten und wurde selbst Advokat, um seinen Prozeß besser zu verfechten. Die heftige Sprache seines »Tableau de Paris« zwang ihn zur Flucht nach der Schweiz und nach Deutschland; erst mit dem Beginn der Revolution kehrte er zurück und begründete mit Carra die »Annales patriotiques« und die »Chronique du mois«. Als Konventsdeputierter stimmte er für lebenslängliche Gefangenschaft Ludwigs XVI., wurde darauf eingekerkert und erst durch den 9. Thermidor befreit. Dann wurde er in den Rat der Fünfhundert gewählt, erhielt eine Geschichtsprofessur an der Zentralschule und wurde Mitglied des Instituts. Geistvoll und originell, aber so sehr das Paradoxe liebend, daß man ihn Rousseaus Affen genannt hat, vereinigte M. auch in seinem Stil Eleganz und glänzende Beredsamkeit mit Schwulst und Streben nach dem Absonderlichen und vermischte in seinem Urteil Richtiges und Absurdes. Das beweist am besten sein »Tableau de Paris« (1781—89, 12 Bde.), eine Schilderung nicht der Sitten, sondern des Lasters. Aber der Erfolg war, besonders in Deutschland, ein ungeheurer. Auszüge daraus veröffentlichten Desnoiresterres (s. unten) und Lacour (1862, 2 Bde.). Die Fortsetzung desselben: »Le nouveau Paris« (Braunschw. 1800, 6 Bde.), eine Schilderung der Revolutionszeit, ist womöglich noch maßloser. Charakteristisch sind noch die Werke: »L'essai sur l'art dramatique« (Amsterd. 1773), in welchem die Angriffe gegen den Klassizismus systematisch zusammengefaßt und Racine und Boileau, ja sogar Molière aufs äußerste bekämpft werden, und »L'an 2440« (das. 1770; 1793, 3 Bde.), eine Phantasie über die Verwirklichung der revolutionärsten Gedanken über Umgestaltung des sozialen und politischen Lebens. Seine seinen Theorien entsprechenden Dramen sind vereinigt im »Théâtre de M.« (Amsterd. 1778—84, 4 Bde.). M. besorgte auch eine Ausgabe von J. J. Rousseaus Werken (mit Anmerkungen, 1788—93, 38 Bde.) und gab die erste Übersetzung von Schillers »Jungfrau von Orléans« (1802) heraus. Vgl. Desnoiresterres, Tableau de Paris, études sur la vie et les ouvrages de M. (Par. 1852).

Merck, Johann Heinrich, Schriftsteller, geb. 11. April 1741 in Darmstadt, gest. daselbst 27. Juni 1791, bezog 1757 die Universität Gießen, begleitete dann einen Herrn v. Bibra auf Reisen u. wurde 1767 in seiner Vaterstadt als Sekretär der Geheimkanzlei, im

folgenden Jahr als Kriegskassierer mit dem Titel eines Kriegsrats angestellt. Seine eigne schriftstellerische Wirksamkeit, die er schon im 21. Jahr durch anonyme Veröffentlichung von Übersetzungen englischer Werke begann, hatte weniger Bedeutung als der von ihm kritisch geübte Einfluß auf die Produktivität hervorragender Zeitgenossen. Goethes Genius ist von keinem Menschen so früh erkannt u. in den ersten Schaffensjahren so günstig geleitet worden als von M. Aber auch zahlreiche andre ausgezeichnete Männer empfingen von ihm unmittelbar und mittelbar geistige Förderung u. Beratung. Außer mit Goethe stand M. mit Herder, G. Schlosser, Boie, Wieland, Nicolai, den Brüdern Jacobi, Claudius, Lavater, G. Forster, Lichtenberg u. a. in eifrigem Briefwechsel. Er war eine Zeitlang die Seele der auf seine Anregung 1772 gegründeten »Frankfurter gelehrten Anzeigen« und gehörte später zu den wichtigsten Mitarbeitern des Wielandschen »Merkur« und der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« Nicolais. Als litterarischer Kritiker hat er die Lichtseiten wie die Schattenseiten der Sturm- und Drangperiode unbefangen gewürdigt. In seinen Aufsätzen zur Kunstkritik betrat er ein Gebiet, das bis dahin in den deutschen Zeitschriften sehr vernachlässigt worden war. Unter seinen dichterischen Versuchen verdient die Romanze »Pätus und Arria« (1775) Erwähnung, in der er Goethes »Werther« in Schutz nimmt. Fürstliche Personen suchten den Verkehr mit ihm; die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt wählte ihn 1773 zum Begleiter auf ihrer Reise nach Petersburg; der Herzog Karl August von Weimar, der ihn wochenlang auf der Wartburg bei sich hielt, ließ sich von ihm nicht nur in Kunst-, sondern auch in Staatsangelegenheiten gern beraten. Neben so vielfacher Thätigkeit, zu welcher seit 1782 eifrig betriebene paläontologische Studien kamen, befaßte sich M. auch mit mancherlei industriellen Unternehmungen. Hier schien ihm aber alles zu mißlingen. Fehlgeschlagene Versuche auf diesem Gebiet trübten zuletzt die Klarheit seines Geistes. Dazu kam noch häusliches Mißgeschick; seine Frau, die er in der französischen Schweiz kennen gelernt hatte, vermochte sich nicht in Deutschland einzuleben, und von sechs Kindern sind ihm vier früh gestorben. Die Verdüsterung seiner Seele, die sich auf einer Reise nach Paris 1790 nur vorübergehend lichtete, äußerte sich zuletzt in der völlig ungegründeten Sorge, Verwirrung in seinen Kassengeschäften werde ihn in Schmach und Armut stürzen. Er endete selbst sein Leben durch einen Pistolenschuß. Mercks zahlreiche Korrespondenz wurde gesammelt von Wagner in: »Briefe an Joh. Heinr. M. von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen« (Darmst. 1835), »Briefe an und von J. H. M.« (das. 1838), »Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und M.« (Leipz. 1847). Ungedruckte Briefe Mercks an Wieland wurden veröffentlicht in der Zeitschrift »Im neuen Reich«, 1877. Seine »Ausgewählten Schriften zur schönen Litteratur und Kunst« gab Stahr heraus (Oldenb. 1840). Vgl. Zimmermann, Johann Heinrich M., seine Umgebung und Zeit (Frankf. 1871).

Mercredi (franz.), Mittwoch.

Mercurialia (sc. remedia, lat.), pharmazeutische Präparate, welche Quecksilber enthalten; s. Quecksilberpräparate.

Mercuriālis *Tourn.* (Bingelkraut), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, selten Halbsträucher mit gegenständigen, gestielten, meist kerbig gesägten Blättern, diöcischen, axillaren Blüten, die männlichen in unterbrochen knäueligen Ähren, die weiblichen in meist sehr verkürzten Blütenständen. Sieben Arten, vorzugsweise im Mittelmeergebiet, eine in Ostasien. M. annua *L.* (Speckmelde, Klystier-, Mercurius- oder Merkurialkraut, Hundskohl), einjährig, auf Feldern und in Gärten in Europa, vielfach verschleppt, riecht unangenehm, ist scharf und wurde früher häufig als abführendes Mittel angewendet. M. perennis *L.* (Waldbingelkraut), ausdauernd in Europa in schattigen Bergwäldern, wirkt kräftiger abführend und brechenerregend, ist aber in bedeutendem Grade scharf giftig. Beide Arten, besonders die letztere, werden beim Trocknen infolge der Bildung von Indigo dunkelblau.

Mercurius, s. Merkur.

Mercurographie, von dem Franzosen A. M. Villon erfundenes Verfahren, um mit Hilfe von quecksilberhaltigen Tinten oder Stiften Zeichnungen auf polierten Zinkplatten herzustellen und diese dann entweder tief oder hoch zu ätzen für Kupfer- oder Buchdruck. Die damit erzielten Resultate stehen jedoch zurück gegen die Zinkätzung und die der sogen. photomechanischen Reproduktionsverfahren.

Mercury-Expedition, 1870—71 u. 1872—73, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen, S. 946.

Mercy (spr. -ßi), 1) Franz, Freiherr von, General im Dreißigjährigen Kriege, geboren zu Longwy in Lothringen, gest. 3. Aug. 1645, trat früh in bayrische, dann in kaiserliche Dienste und focht bei Leipzig (1631) als Oberstwachtmeister unter Piccolomini mit Auszeichnung. 1633 bereits zum Obersten aufgerückt, fiel er bei einem Ausfall aus Breisach in französische Gefangenschaft, wurde jedoch bald ausgewechselt und verteidigte 1634 Rheinfelden einige Monate mit Glück gegen den Herzog von Weimar. Von 1635—37 wohnte er als Generalwachtmeister der Belagerung von Kolmar, dem Entsatz von Dôle und dem Treffen von Gray bei, befehligte 1641 ein bayrisches Korps in der Unterpfalz gegen den Herzog von Longueville, vertrieb 1642 Banér von Regensburg, nahm den Obersten Schlange, welcher den Rückzug der Schweden nach Sachsen decken sollte, bei Waldneuburg gefangen, vernichtete 24. Nov. 1643 das Korps des Generals Rantzau bei Tuttlingen und wurde hierauf zum Feldmarschall ernannt und ihm der Befehl über das vereinigte kaiserliche und bayrische Heer übertragen. Mit diesem eroberte er 1644 Freiburg und bestand im Lager bei dieser Stadt 3.—5. Aug. einen hartnäckigen Kampf gegen die vereinigten Kräfte des Herzogs von Enghien und des Marschalls Turenne. Obgleich er bei Mergentheim 5. Mai 1645 Turenne geschlagen hatte, mußte er doch, da Condé herbeieilte, gegen Nördlingen zurückweichen und fand 3. Aug. in der Schlacht bei Allerheim auf dem von ihm verteidigten Friedhof den Tod. Sein Leichnam wurde auf dem Schlachtfeld beerdigt, und die Franzosen selbst setzten ihm einen Denkstein mit der Inschrift: »Sta viator, heroem calcas«. Sein Bruder Kaspar von M., bayrischer Generalwachtmeister, fiel bei Freiburg.

2) Claudius Florimund, Graf von, kaiserl. Feldherr, Enkel des vorigen, geb. 1666 in Lothringen, gest. 29. Juni 1734, trat 1682 als Volontär bei der Armee ein, erwarb sich bei dem Entsatz von Wien (1683) den Leutnantsgrad und wohnte den Feldzügen in Ungarn (1684—90) mit Auszeichnung bei. 1701 als Oberstleutnant in Italien fechtend,

schlug er bei Borgoforte mit 300 Reitern sechs feindliche Eskadrons zurück, geriet mehrere Male in Gefangenschaft, wurde aber immer wieder ausgewechselt. Hierauf befehligte er am Rhein ein Kürassierregiment und erwarb sich bei Friedlingen hohen Ruhm. 1705 drängte er, inzwischen zum Generalmajor befördert, die Franzosen aus ihren Linien bei Pfaffenhofen bis unter die Kanonen von Straßburg zurück. Er versah (1706) Landau mit der nötigen Zufuhr und zersprengte bei Orlenberg (1707) das fliegende Korps des Marquis de Vivans. Zum Feldmarschallleutnant erhoben, deckte er die Gegend von Landau. Im Feldzug von 1709 führte er sechs Regimenter nach Mantua, ging nach seiner Rückkehr über den Rhein und nahm eine Stellung bei Neuburg. Von Dubourg bei Rumersheim geschlagen, mußte er sich zwar nach Rheinfelden zurückziehen, deckte jedoch den Schwarzwald und die Waldstädte. Im Kriege gegen die Türken (1716) trug er bei Peterwardein viel zum Sieg bei, deckte die Belagerung von Temesvár und nahm an letzterer 1717 mit Auszeichnung teil. 1718 befehligte er im Kriege mit Spanien in Sizilien mit wachsendem Erfolg. Seit 1720 Gouverneur von Temesvár, machte er sich durch unermüdliche segensreiche Thätigkeit um die Kultur des Banats sehr verdient. Als Generalfeldmarschall übernahm er 1733 den Oberbefehl in Italien. Er fiel 1734 beim Angriff auf das feste Schloß Crocetta bei Parma. — Da er keine Kinder hinterließ, erbten sein Lehen mit dem Grafentitel, den er 1720 erhalten hatte, seine Adoptivsöhne Antoine M. d'Argenteau, der 1767 als Generalgouverneur in Essek starb, und Florimund M. d'Argenteau, der, zufolge seiner vorzüglichen Begabung ein Günstling des Grafen Kaunitz, in den diplomatischen Dienst trat, unter Peter III. und Katharina den Botschafterposten in Rußland bekleidete und 1786 Gesandter in Paris ward. Als Vertrauter Maria Theresias und als Ratgeber der Königin Marie Antoinette spielte er im Anfang der Revolution eine wichtige, aber undankbare Rolle, verließ im September 1790 den französischen Hof und ging als Gesandter nach London, wo er 25. Aug. 1794 starb. Viele seiner Briefe an die unglückliche Königin sind in den neuern Publikationen über Marie Antoinette enthalten (s. Maria 11). Die Briefe an den Grafen Louis Starhemberg aus den Jahren 1791—94 gab Graf Thürheim heraus (Innsbr. 1884). Mercys Berichte an Maria Theresia und Joseph II. über den französischen Hof sind von Arneth (s. d. 3) mit Geffroy und Flammermont (Par. 1875 u. 1889—91) herausgegeben worden. Vgl. Th. Juste, Le comte de M.-Argenteau (Brüssel 1863).

Mer de Glace (spr. mär dö glăß', »Eismeer«), Gletscher an der Nordseite der Montblancgruppe, setzt sich aus drei Armen zusammen, dem Glacier du Géant (oder du Tacul), welcher unmittelbar östlich vom Montblanc entspringt, dem kürzern Glacier du Lechaud, der seinen Ursprung am Fuße der Grandes Jorasses hat, und dem Glacier du Talèfre, der aus einem von Felszinnen eingeschlossenen Becken kommt, in dessen Mitte sich der vielbesuchte Jardin (2787 m), ein im August mit Alpenflora bekleideter Felsen, erhebt. Das im ganzen 14 km lange M. stürzt sich oberhalb des Dorfes Chamonix (s. d.) kaskadenähnlich (hier Glacier des Bois genannt) ins Thal. Aus dem Gletscherthor fließt der Arveyron in die Arve.

Mere (spr. mīr), Marktstadt in Wiltshire (England), 6 km nordöstlich von Gillingham, mit gotischer Kirche, Fabrikation von Baumwollwaren u. (1891) 2749 Einw.

Mere und Gyügy (spr. djüdj), zwei kleine Dörfer im ungar. Komitat Hont, nördlich von Ipolyság, zwischen denen zahlreiche kraterförmige Kalktuffhügel liegen, aus welchen Quellen sprudeln. Eine derselben ist ein Säuerling mit beträchtlichem Glaubersalzgehalt.

Mereau (spr. merō), Sophie, s. Brentano 1).

Meredith (spr. mérrebith), 1) George, engl. Novellist, geb. 1828 in Hampshire, wurde zum Teil in Deutschland erzogen und trat 1851 mit einem Band Gedichte (»Poems«) auf, dem das burleske Gedicht in Prosa: »The shaving of Shagpat« (1856, 3. Aufl. 1871) und »Farina«, die Bearbeitung einer genial-unsinnigen Kölner Sage, folgte. Von seinen zahlreichen Romanen sind zu nennen: »The ordeal of Richard Feverel« (1859), Erziehungsfragen behandelnd; »Mary Bertrand« (1860); »Evan Harrington« (1861); »Emilia in England« (1864); »Rhoda Fleming« (1865); »Vittoria« (1867); »The adventures of Harry Richmond« (1871); »Beauchamp's career« (1875); »The Egoist« (1879) und »Diana of the crossways« (1885, 3 Bde.); »Lord Ormont and his Aminta« (1894); »The amazing marriage« (1895). Außerdem veröffentlichte er: »Modern love and poems of the English roadside« (1862) und »The tragic comedians« (1881; neue Ausg. 1891, eine geistvolle Bearbeitung einer interessanten Episode aus der Lebensgeschichte Lassalles); ferner: »Poems and lyrics of the joy of earth« (1883, 3. Aufl. 1894); »Ballads and poems of tragic life« (1887, 2. Aufl. 1894); »One of our conquerors« (1891); »The empty purse, with odes of the Comic Spirit, etc.« (1892); M. ist unstreitig der bedeutendste englische Novellist der Gegenwart; seine Schöpfungen zeichnen sich besonders durch genialen Witz und tiefsinnige Psychologie aus. Vgl. Le Gallienne, George M., some characteristics (3. Aufl., Lond. 1893); H. Lynch, G. M., a study (das. 1891).

2) Owen, Schriftstellername des zweiten Lords Lytton (s. Lytton 2).

Merenchym (griech.), ein dünnwandiges, lockeres Pflanzengewebe mit rundlichen oder elliptischen Zellen.

Meretrīces (lat.), bei den Römern Name der Buhldirnen, die sich schon durch die Tracht von ehrbaren Frauen unterschieden und gewöhnlich Freigelassene oder Fremde waren. Auch freigeborne Frauen gingen zuweilen zu ihrer Lebensart über, indem sie sich bei dem Ädil meldeten und auf ihre dignitas matronalis verzichteten. Nach Art der griechischen Hetären (s. d.) waren sie Männern und Jünglingen gefällig, dabei durch allerlei Künste das Niedrige ihrer Lebensweise verdeckend. In ihren Kreisen sind die gefeierten Geliebten der römischen Dichter, eine Delia, Lesbia, Cynthia, zu suchen. Sie dünkten sich hoch erhaben über die gewöhnlichen Buhldirnen (scortum, lupa), die meist Sklavinnen im Besitz eines leno waren und gemeinschaftlich in Bordellen wohnten. Durch die Menge solcher Spelunken war namentlich die Straße Subura (s. d.) berüchtigt. Die M. durften nicht die Stola und an der Tunika nicht die Falbel (instita) tragen, sondern nur eine kürzere Tunika und die Toga. Auch waren sie mit Infamie belegt und konnten weder Legate noch Erbschaften erwerben.

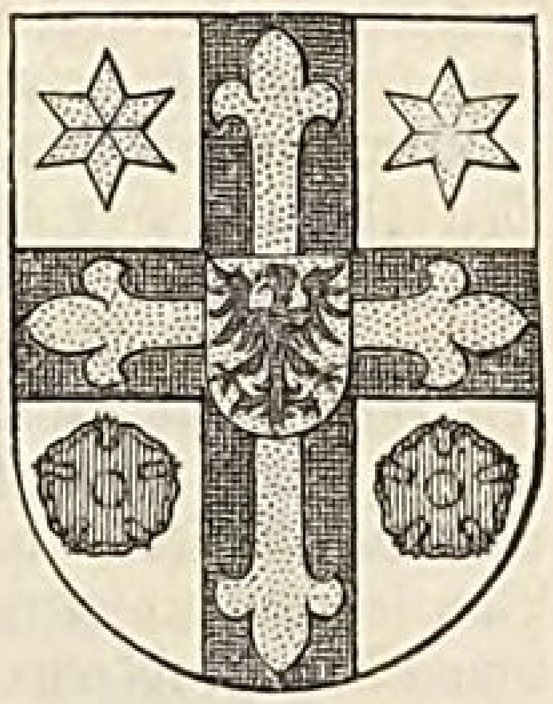
Mereweather (spr. mirrwebher), Stadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, bei Newcastle, mit bedeutenden Kohlengruben und (1891) 4339 Einw.

Mergel (franz. Marne), Gestein, semiklastisches Gemenge von Calciumkarbonat oder Calciummagnesiumkarbonat (dolomitischer M.) mit Thon, der bei Behandlung mit Salzsäure als Thonschlamm un-

gelöst zurückbleibt. Kalkige M. brausen mit Säure stark, dolomitische M. nur schwach; beim Anhauchen empfindet man Thongeruch. Je nach dem Thongehalt, der zwischen 15 und 60 Proz. schwankt, unterscheidet man die thonärmern Kalkmergel und die thonreichern Thonmergel; die erstern zeigen oft Übergänge in Kalkstein, die letztern in Thon (Schieferthon). Durch reichliche Beimengung von Quarzkörnern entsteht der Sandmergel. Nicht selten wird der M. dunkelgrau bis tiefschwarz durch beigemengte organische Substanzen (bituminöser oder Stinkmergel, Brandschiefer, Ölschiefer). Auch in Konsistenz, im Anfühlen, das meist mager, im Ansehen, das meist matt, und in der von Weißlich bis Dunkelgrau wechselnden, oft infolge eines Eisengehalts ins Rötliche oder Grünliche abändernden Farbe zeigt der M. große Verschiedenheiten. Er findet sich erdig als Mergelerde, dicht mit erdigem Bruch als gemeiner oder verhärteter M., dicht mit unebenem bis muscheligem Bruch, und dann oft mit kieseligem Bindemittel, als fester Steinmergel. Die verschiedenartigen M. erscheinen oft schieferig bis dünnschieferig, mitunter reich an kleinen Glimmerblättchen (Glimmermergel, Schiefermergel), die festern als Mergelschiefer. Die dunkeln, bituminösen, schieferigen M. enthalten oft fein verteilt oder in Form von Konkretionen Eisenkies und Markasit, ausnahmsweise auch Kupfer-, Blei- und Silbererze (Kupferschiefer). Die M. finden sich gewöhnlich in ganzen Schichtkomplexen; verhärtete und Steinmergel kommen aber auch in Form von knolligen, oft wunderbar gestalteten Konkretionen (Mergelnieren, Ingwersteine, Lößkindel, s. Konkretionen und Adlersteine) in vielen thonigen oder mergeligen Gesteinen vor. Beim Verwittern blättert sich der M. auf oder zerfällt in kleine, eckige Stücke. Schließlich liefert er einen fruchtbaren, lehmigen, kalk- und thonhaltigen, kurzweg als Mergelboden bezeichneten Boden, der verschieden nach der chemischen Zusammensetzung, durch einen wenn auch kleinen Gehalt an fixen Alkalien, durch Reichtum an alkalischen Erden und an löslicher Kieselerde, oft auch durch Gehalt an Phosphorsäure- und Chlorverbindungen zu den ergiebigsten Bodenarten gehört, die wir kennen. Er verbindet die wasserhaltende Kraft des Thones mit der raschen Erwärmung und Auflockerung des Kalkbodens. Sandiger Kalkmergelboden ist das Ideal der Zusammensetzung eines Ackerbodens. Die M. sind in allen sedimentären Formationen verbreitet. Besonders reich an mannigfach gefärbten Mergeln ist der Keuper (daher bunte M., marnes irisées); sie schließen oft Gips in dünnen Lagen und Adern ein (Gipsmergel). Von dunkeln Streifen u. Flammen durchzogene graue M. (Flammenmergel) sowie mit Glaukonitkörnern gemengte M. (Glaukonitmergel, Grünsandmergel, auch wohl chloritische M. genannt, Pläner) kommen in der Kreide u. in der Tertiärformation vielfach vor. Oolithische M., d. h. Kalkoolithe mit thonig-mergeligem Bindemittel, sogen. Rogensteine, treten bankartig im Buntsandstein am Harze auf. Auch im Diluvium und in den jüngsten Ablagerungen des Meeres und der süßen Wasser findet sich M., oft reich an Muschel- und Schneckenschalen (Muschelmergel). Man benutzt die M. als Düngmittel auf kalkarmem Boden, besonders auf Torf- und Sandboden (Mergeln), die Glaukonitmergel auch wegen ihres Gehalts an Kalium; viele M. sind zur Herstellung von hydraulischem Mörtel (Zement) vorzüglich geeignet (Zementsteine).

Mergelschiefer, schieferige Mergel (s. d.).

Mergentheim (Mergenthal, ursprünglich Marienthal), Oberamtsstadt im württemberg. Jagstkreis, früher mit den Umgebungen die bedeutendste der elf Balleien des Deutschen Ordens, die 550 qkm (10 QM.) mit 32,000 Einw. umfaßte, liegt anmutig im Tauberthal im Knotenpunkt der Linien Lauda-M. der Badischen und Krailsheim-M. der Württembergischen Staatsbahn, 208 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein großartiges Schloß mit naturhistorischen Sammlungen und dem Archiv des Deutschen Ordens (jetzt zugleich Kaserne), ein Latein- und Reallyceum, ein Amtsgericht, ein Kameral- u. ein Forstamt, Gerberei, Parkettbodenfabrikation, eine Kunstmühle, vortrefflichen Weinbau (Tauberwein) und (1890) mit der Garnison (ein Inf.-Bataillon Nr. 122) 4937 Einw., davon 1535 Evangelische und 256 Juden. Die hier aus Muschelkalk und Gips entspringende Heilquelle (»Karlsbad«), erst seit 1826 benutzt, ist eine kochsalz- und glaubersalzhaltige Bitterquelle von 11° mit wenig Kohlensäure und kohlensaurem Eisenoxydul. Die Zahl der jährlichen Kurgäste beträgt 800—1000. — M. (Mariae domus) erscheint schon 1058 als Hauptort einer Grafschaft und gehörte den spätern Grafen von Hohenlohe. Seit 1219 wurde von diesen ein großer Teil ihrer Besitzungen in M. und Umgegend dem Deutschen Orden übertragen, woraus dann das Meistertum M. erwuchs. M. gehörte zur Ballei Franken, und schon im 14. Jahrh. wurden mehrere der Deutschmeister dort beigesetzt. 1387 wurde hier zwischen den schwäbischen Ständen der große Heidelberger Bund verlängert. 1443 schloß hier Markgraf Albrecht von Brandenburg mit dem Kurfürsten von Mainz u. dem Bischof von Würzburg einen Bund gegen die Reichsstädte, dem bald andre süddeutsche Fürsten, wie die von Bayern, Baden und Württemberg, beitraten. Nach der Säkularisation des Deutschen Ordens in Preußen (1525) wurde es ständiger Sitz des Deutschmeisters und blieb es bis zur Aufhebung des Ordens (1809). Auch der Johanniterorden hatte in M. eine Kommende. 1631 wurde die Stadt durch die Schweden unter Horn eingenommen. Am 5. Mai 1645 hier und bei dem nahen Dorf Herbsthausen Sieg der Bayern unter Mercy über Turenne. Vgl. Höring, Das Karlsbad bei M. (Mergentheim 1887); Schmitt, Garnisongeschichte der Stadt M. (Stuttg. 1895).


Wappen von Mergentheim.

Mergui (birman. Myo), Distriktshauptort der Division Tenasserim in der britisch-ind. Provinz Birma, auf einer Insel in der Einfahrt des Hauptarms des Flusses Tenasserim, mit gutem Hafen und (1891) 10,137 Einw. (8409 Buddhisten, 1191 Mohammedaner, 255 Christen), welche Küstenhandel mit Reis und Früchten treiben. Weiter aufwärts an den Flußufern große Kohlenlager. Der Küste vorgelagert ist der Mergui-Archipel mit bis 1000 m hohen, granitischen, bewaldeten Inseln, aber meist fluktuierender Bevölkerung, welche, von Insel zu Insel fahrend, Trepang, Schildkröten, eßbare Vogelnester sammelt.

Mergus, der Säger; Merginae (Säger), eine Unterfamilie der Zahnschnäbler (s. Schwimmvögel).

Merheim, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Mülheim am Rhein, hat eine kath. Kirche und (1890) 11,206 Einw.

Meriah, Name der Opfermenschen, welche früher von den im Waldgebirge wohnenden Gond (s. d.) in der britisch-indischen Provinz Orissa (Bengalen) aus den benachbarten Ebenen geraubt wurden, um der Gottheit der Erde dargebracht zu werden. Man drückte ihr Gesicht in eine mit dem Blut eines geschlachteten Schweins gefüllte Grube nieder, bis sie erstickten. Ihr von den Knochen gelöstes Fleisch wurde dann unter dem Dorfgötzen und in den Äckern vergraben. Die Engländer schritten seit 1836 energisch gegen die barbarische Sitte ein.

Merian, Name einer schweizer. Künstlerfamilie. Matthäus, der ältere, geb. 1593 in Basel, gest. 19. Juni 1650 in Schwalbach, hatte den Kupferstecher Dietrich Meyer von Zürich zum Lehrer, arbeitete sodann zu Nancy, Paris, in den Niederlanden, in Frankfurt, wo er sich mit Johann Theodor de Bry verband, Basel u. a. O., später meist zu Frankfurt. Von seinen Kupferstichen ist hervorzuheben eine Reihe von »Topographien« verschiedener Länder, die er mit M. Zeiller (Frankf., seit 1640) herausgab, und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden und bis 1688: 30 Bände (mit über 2000 Kupfern) zählten. Auch das bekannte »Theatrum europaeum«, ein großes zeitgeschichtliches Werk, enthält viele Blätter von ihm. Die von M. nach der Natur aufgenommenen Ansichten von Städten sind in der Perspektive meisterhaft. Vgl. Eckardt, Matthäus M. (Basel 1887). Sein Sohn Matthäus, der jüngere, geb. 1621, gest. 1687, widmete sich namentlich der Porträtmalerei, in welcher er sich A. van Dyck zum Muster genommen hatte, und ließ sich in Frankfurt a. M. nieder. Sein Bruder Kaspar (geb. 1627) betrieb die Ätzkunst. Beider Schwester Maria Sibylla, verehelichte Graff, Tochter des ältern Matthäus M., geb. 2. April 1647 in Frankfurt a. M., gest. 13. Jan. 1717 in Amsterdam, erwarb sich einen großen Ruf durch die Treue und den Geschmack, womit sie Blumen und Insekten in selbst aus Pflanzen bereiteten Wasserfarben malte, und stach die Kupfer zu vielen von ihr verfaßten Schriften, unter denen »Erucarum ortus, alimentum et paradoxa metamorphosis« (Nürnb. 1679 u. 1683, 2 Bde.) und »Metamorphosis insectorum surinamensium« (Amsterd. 1705), die Frucht einer 1699 nach Surinam unternommenen Reise, hervorzuheben sind. Nach einem 14jährigen Aufenthalt in Nürnberg begab sie sich nach Frankfurt zurück und von dort nach Holland. Sie war Mitglied der Kunstakademie in Petersburg. Vgl. Guhl, Die Frauen in der Kunstgeschichte (Berl. 1858). Hans Bernhard, dem Baseler Zweig derselben Familie angehörend, geb. 28. Sept. 1723 zu Liestal im Kanton Basel, gest. 12. Febr. 1807 in Berlin, wirkte erst als Professor zu Basel, ging sodann nach Berlin, wo er sich als Gegner der Wolffschen Philosophie bekannt machte und, von Friedrich II. sehr geschätzt, 1770 Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften bei der Akademie ward. Seine Lebensbeschreibung erschien Berlin 1810.

Merian, Peter, Geolog, geb. 20. Dez. 1795, gest. 8. Febr. 1883, studierte in Genf, Göttingen und Paris, war 1820–28 Professor der Physik und Chemie, seit 1835 Professor für Zoologie und Paläontologie in Basel, 1847–65 Präsident des Erziehungskollegiums und der Universitätskuratel. Er schrieb: »Übersicht der Beschaffenheit der Gebirgsbildungen in der Umgebung von Basel« (Basel 1821), »Geognostischer Durchschnitt durch das Juragebirge« (das. 1829); »Geognostische Übersicht des südlichen Schwarzwaldes« (das. 1832). Ihm zu Ehren wurde eine Merian-Stiftung begründet. Vgl. L. Rütimeyer, Ratsherr Peter M. (Basel 1883).

Mericarpium (Teilfrüchtchen), s. Frucht.

Merida, 1) Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Badajoz, am rechten Ufer des Guadiana, Knotenpunkt der Eisenbahnen Madrid-Badajoz, M.-Sevilla und M.-Caceres, mit Schloß und (1887) 10,063 Einw. M. ist das römische Augusta Emerita und war zur Kaiserzeit Hauptstadt der Provinz Lusitania. Von einem Amphitheater, einem Theater, einem Aquädukt, mehreren Tempeln und Triumphbogen (darunter der Trajansbogen mitten in der Stadt) sind noch Reste vorhanden. Das besterhaltene Denkmal aus der Römerzeit ist aber die 780 m lange Brücke mit 81 Granitbogen über den Guadiana. Die Stadt wurde 713 von den Mauren zerstört und blieb in deren Besitz bis 1230. — 2) (Santiago de los Caballeros de M.) Hauptstadt des Staates Los Andes in Venezuela, 1649 m ü. M., am Fuß der mit Schnee bedeckten Sierra Nevada de Merida, auf fruchtbarem Terrassenlande, am rechten Ufer des Chama. M. ist Bischofsitz, hat ein geistliches Seminar, eine theologische Schule, die sich Universität nennt, Fabrikation von Teppichen, wollenen und baumwollenen Zeugen, berühmten eingemachten Früchten (Dulces), Handel mit dem in der Umgegend gewonnenen Kaffee und Baumwollenstoffen und (1889) 22,018 Einw. — 3) (M. de Yucatan) Hauptstadt des mexikan. Staates Yucatan, unter 20° 58′ nördl. Br. und 89° 40′ westl. L. v. Gr., 40 km von seinem Hafen Progreso am Golf von Mexiko, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, Ausgangspunkt von drei andern Bahnen, auf einer weiten, nur 8 m ü. M. gelegenen Ebene, hat breite Straßen, einen großen, schöngeschmückten Platz mit Springbrunnen, woran der bischöfliche Palast, das Stadthaus und die prachtvolle Kathedrale liegen, 13 andre Kirchen, ein altes Franziskanerkloster auf einer Anhöhe, ein Nonnenkloster, einen Regierungspalast, einen Gerichtshof, ein Theater, ist Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls, hat ein litterarisches Institut mit theologischer, juristischer und medizinischer Fakultät, ein Seminar, eine höhere Töchterschule, ein Konservatorium der Musik, Altertümermuseum, eine öffentliche Bibliothek, ein Hospital, ein Armen- und ein Findelhaus und (1889) 53,000 Einw. (überwiegend Maya), welche Baumwollenstoffe, Zigarren, Panamahüte, Seife, Leder etc. herstellen und Ausfuhr von Sisalhanf (1893: 353,884 Ballen), vornehmlich nach New York und Boston, sowie von Blauholz (800,000 kg), Reh- und Ochsenfellen, Zucker, Branntwein und Salz betreiben. M. wurde 1542 an der Stelle der indianischen Stadt Tehu angelegt, einer der größten yucatekischen Städte.

Meriden, in der Grafschaft Newhaven des nordamerikan. Staates Connecticut, in malerischer Lage, hat eine Besserungsanstalt für Knaben, eine höhere Schule, die größte Fabrik von Britanniametallwaren in der Union, große Wand- u. Standuhrenfabriken etc. und (1890) 21,652 Einw. Im ganzen stellten 1890 in 238 gewerblichen Anstalten 7670 Arbeiter Waren im Wert von 11,962,170 Doll. her.

Meridian (Mittagskreis) eines Ortes der Erde heißt derjenige größte Halbkreis auf der Erdkugel, welcher durch beide Pole und durch den betreffenden

Erläuterung zur Tafel ‚Meridiankreis'.

Die Tafel zeigt den großen *Meridiankreis der Straßburger Sternwarte,* welcher von den Gebrüdern Repsold in Hamburg erbaut ist. Das *Objektiv* desselben hat eine freie Öffnung von 162 mm und eine Brennweite von 1,9 m. Auf zwei sehr fest fundierten und ganz unabhängig vom umgebenden Mauerwerk aufgeführten *Steinpfeilern,* die auch vollkommen getrennt sind vom Fußboden, damit keinerlei Erschütterungen desselben sich auf die Pfeiler übertragen, sind zwei mit ihren Mittellinien von W. nach O. gerichtete durchbrochene eiserne Cylinder A, A' gelagert, die an ihren innern Endflächen in der Mitte zwei nach oben offene, Y-förmige Lager tragen. In diesen Lagern ruhen die Enden der *Achse des Fernrohrs,* welche aus möglichst genau kreisrunden Stahlcylindern von 9 cm Dicke bestehen. Das Mittelstück der Drehungsachse besteht aus einem würfelförmigen Hohlkörper B, der durch zwei angeschraubte Hohlkegel C, C' mit den beiden Stahlzapfen verbunden ist. An diesen Würfel sind rechtwinkelig zur Drehungsachse ein Paar andre schwach kegelförmige Röhren D, D' angesetzt, welche den *Körper des Fernrohrs* bilden; am Ende der einen Röhre befindet sich das Objektiv O, am andern der Okulareinsatz O', welcher im gemeinschaftlichen Brennpunkt beider ein vollständiges *Fadenmikrometer* hat. Man beobachtet nun die Zeiten, zu welchen der Stern, dessen Ort bestimmt werden soll, die vertikalen Spinnfäden passiert, und notiert dieselben entweder nach den Schlägen einer Uhr oder registriert dieselben mittels eines elektrischen Stromes auf einem Chronographen. Um das Fernrohr auch genau auf die Höhe des Sterns einstellen zu können, werden die vertikalen Fäden noch durch zwei nahe bei einander liegende horizontale Fäden gekreuzt, zwischen denen man den Stern hinlaufen läßt. Der Kreis K, welcher zur *Ablesung der Kulminationshöhe* der Sterne dient, besteht aus Messing; in denselben ist ein Silberstreifen eingelegt, welcher eine bis zu 2 Minuten gehende Kreiseinteilung enthält. Zur Ablesung dienen vier Mikroskope M, die an den Seitenwänden des eisernen Cylinders A in Abständen von je 90° angebracht sind. Um auch Bogensekunden und deren Zehntel ablesen zu können, sind die Mikroskope mit Fadenmikrometern (vgl. *Mikrometer*) versehen. Auf der andern Seite des Fernrohrs ist noch ein zweiter Kreis K' angebracht, welcher nur in ganze Grade geteilt ist und bloß an vier um 90° voneinander entfernten Stellen je einen Grad bis zu 2 Minuten geteilt enthält, welcher hauptsächlich bei sogen. *Zonenbeobachtungen* Verwendung findet. Bei Beginn jeder Beobachtung hat man dann diesen auf der Achse drehbaren Kreis mittels eines Triebwerks so zu stellen, daß die erwähnten kleinen Bogen unter den Beobachtungsmikroskopen erscheinen, die auf dem benachbarten Pfeiler angebracht sind, wenn das Fernrohr auf die Höhe der zu beobachtenden Zone eingestellt ist.

Den *Kreisen* gab man früher, um feinere Teilungen anbringen zu können, einen sehr großen Durchmesser, wodurch sie indessen der Durchbiegung durch die Schwere und der Verspannung durch ungleiche Erwärmung sehr ausgesetzt wurden, weshalb man die Durchmesser jetzt kleiner nimmt, dabei aber stärker vergrößernde Mikroskope anwendet; bei dem Straßburger Meridiankreis beträgt der Durchmesser der Kreise nur 65 cm, und die angewandte Vergrößerung der Mikroskope ist eine 40fache. Um aber die Höhe eines Sterns bestimmen zu können, muß man den Punkt des fest mit der Achse verbundenen Kreises K kennen, welcher der vertikalen oder horizontalen Lage des Fernrohrs entspricht. Um den der erstern Lage entsprechenden Punkt, den *Nadirpunkt,* zu finden, ist unter der Mitte der horizontalen Achse ein Gefäß mit Quecksilber, ein sogen. *Quecksilberhorizont,* aufgestellt, auf welches man das Fernrohr richtet; bei genau vertikaler Lage des letztern muß dann, wenn man das Licht einer Lampe durch das Okular auf das Fadenkreuz fallen läßt, dieses letztere mit seinem Spiegelbild zusammenfallen. Man dreht das Fernrohr nun so weit, bis die Bilder der beiden horizontalen Fäden des Fadennetzes mit ihren Spiegelbildern zusammenfallen, alsdann befindet sich die durch die Achse und durch die Absehenslinie des Fernrohrs bestimmte Ebene genau senkrecht auf die Horizontalebene, und die Ablesung des Kreises K entspricht dem Nadirpunkt. Für die vertikalen Fäden wird bei dieser Stellung das Spiegelbild gewöhnlich nicht mit dem Faden zusammenfallen, was anzeigt, daß die Absehenslinie des Fernrohrs nicht vollständig mit der Lotlinie zusammenfällt. Mittels des beweglichen Fadens des Fadenmikrometers kann man die Größe dieser Abweichung, die sich, wie gleich ersichtlich sein wird, aus zwei Fehlern des Instruments, der *Neigung* und der *Kollimation,* zusammensetzt, messen. Wie schon erwähnt, muß die Achse des Instruments genau horizontal sein, und ferner das Fernrohr oder genauer die Absehenslinie desselben genau senkrecht auf der Achse stehen. In Wirklichkeit sind diese Bedingungen jedoch nie erfüllt, vielmehr sind immer kleine Fehler vorhanden, die auch infolge von Temperaturveränderungen und Verschiebungen des Erdbodens und der Pfeiler durchaus nicht konstant sind, und daher vor jeder Beobachtung bestimmt werden müssen, um später in Rechnung gezogen zu werden. Die Abweichung der Umdrehungsachse gegen die horizontale Lage, die sogen. *Neigung* des Instruments, wird mittels des Niveaus (Wasserwage) P, welches mit zwei Armen auf die Zapfen gehängt wird, ermittelt. Dasselbe ist in der Abbildung sichtbar und scheint die freie Drehung des Fernrohrs zu beeinträchtigen, jedoch wird die Bestimmung der Neigung nur vor und nach einer Beobachtungsreihe vorgenommen, während der Beobachtung selbst verbleibt das Niveau an seinem Aufbewahrungsorte. Die Abweichung der Neigung der Absehenslinie gegen die Umdrehungsachse von 90°, der sogen. *Kollimationsfehler,* setzt sich aber mit dem Neigungsfehler der Achse zusammen zu dem Fehler der Absehenslinie gegen die vertikale Richtung, den man, wie bereits erwähnt, mittels des Quecksilberhorizonts bestimmt. Hat man also die Neigung ermittelt, so ist alsdann auch der Kollimationsfehler bestimmt. Dieser Fehler läßt sich auch noch auf andre Weise bestimmen, und es dienen dafür verschiedene Hilfseinrichtungen, welche jedem Meridiankreise beigegeben werden. Zunächst kann man mittels eines auf Schienen im Fußboden fahrbaren *Umlegebocks* das ganze Instrument

aus seinen Lagern herausheben, aus den Pfeilern herausfahren, um die vertikale Achse des Bockes um 180° drehen und dann wieder in seine Lager hineinlegen, so daß das zuerst im Osten befindliche Achsenende des Fernrohrs nunmehr im Westen liegt, und zwar wird dann das Fernrohr, wenn es nicht genau senkrecht zur Umdrehungsachse steht, um den doppelten Betrag des Fehlers nach der entgegengesetzten Seite zeigen. Stellt man daher das Fernrohr in beiden Lagen auf eine feste terrestrische Marke ein und mißt mittels des beweglichen Fadens den Abstand derselben gegen den Mittelfaden, so wird die halbe Differenz der Einstellungen in beiden Lagen den Kollimationsfehler ergeben. Für eine weitere Bestimmung des Kollimationsfehlers dienen die sogen. *Kollimatoren,* zwei südlich und nördlich vom Meridiankreise in gleicher Höhe mit der Achse des Meridiankreises in der Richtung des Meridians aufgestellte Fernrohre, die sich mit Hilfe von Niveaus genau horizontal stellen lassen und ihre Objektive dem Meridiankreise zukehren. Der Würfel B des Meridiankreises hat nun an den nicht mit Ansatzstücken versehenen Seiten mit Deckeln verschließbare Öffnungen, durch welche hindurch bei senkrechter Stellung des Fernrohrs die Kollimatoren aufeinander gerichtet werden können. Die Kreuzungspunkte ihrer Fadennetze bilden eine feste gerade Linie, welche ebenfalls die Ermittelung des Kollimationsfehlers des Meridiankreises gestattet. Man richtet nämlich das Fernrohr nacheinander auf beide Kollimatoren und mißt jedesmal die Entfernung des Mittelfadens des Meridiankreises vom Mittelfaden des Kollimators, die halbe Differenz der beiden Messungen ergibt dann den Kollimationsfehler. Man kann die Kollimatoren auch benutzen, um den Punkt des Kreises K zu ermitteln, der der horizontalen Stellung des Fernrohrs entspricht, den sogen. *Horizontpunkt,* indem man das Fernrohr so lange dreht, bis die Horizontalfäden des Kollimators und des Meridiankreises zusammenfallen, die zugehörige Ablesung des Kreises K gibt dann den Horizontpunkt. Derselbe würde genau 90° vom Nadirpunkt abstehen, wenn das Fernrohr bei horizontaler Lage nicht infolge der Schwere eine kleine Durchbiegung erlitte. Man richtet deshalb das Fernrohr auch auf den andern Kollimator, und da die Wirkung der Schwere jetzt den entgegengesetzten Sinn hat, so ist das Mittel aus beiden Ablesungen von dem Einfluß der Schwere frei, während die halbe Differenz beider die Größe der Durchbiegung für die horizontale Lage des Fernrohrs gibt; daraus läßt sich dann die kleine Veränderung berechnen, welche die optische Achse des Fernrohrs bei beliebiger Neigung durch die Schwere erleidet.

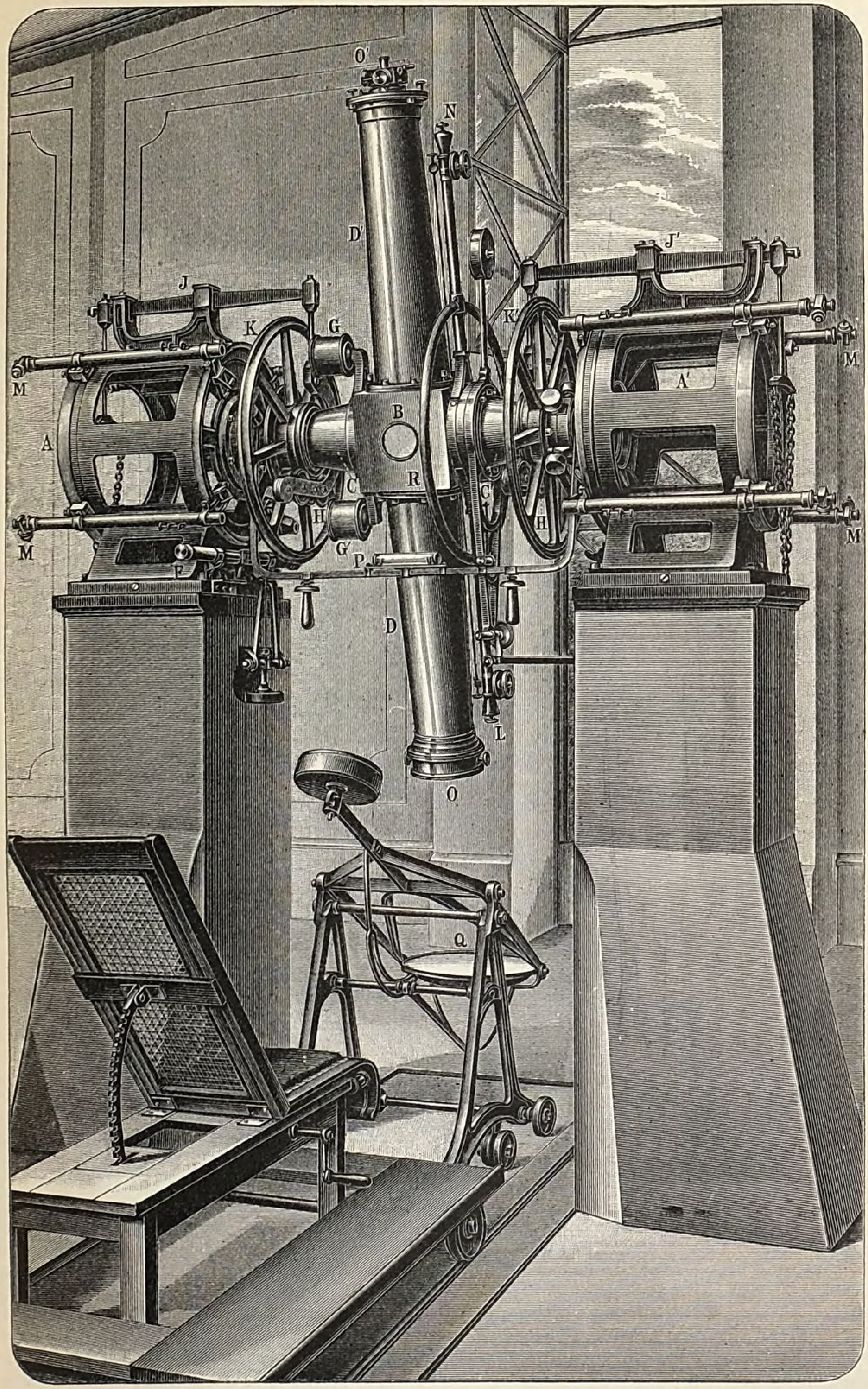
Eine weitere Bestimmung des Horizontpunktes des Kreises wird ermöglicht unter Benutzung des Quecksilberhorizontes Q, der auf einem in der Richtung des Meridians fahrbaren Wagen aufgestellt ist. Das Spiegelbild eines hellen, den Meridian passierenden Gestirns erscheint bei Beobachtung im Fernrohr um denselben Winkel unter dem Horizont, um welchen das direkte Bild im Fernrohr über demselben erscheint. Die halbe Summe der Angaben des Kreises für die Beobachtung des reflektierten und des direkten Bildes des Sterns ergibt daher den Horizontpunkt, die halbe Differenz die Höhe des Sterns über dem Horizont. Wie ersichtlich, lassen sich die Fehler des Meridiankreises auf verschiedene Weise bestimmen, es ist dies aber auch bei dem Hauptpräzisions-Instrument der praktischen Astronomie, mit dem die fundamentalsten Beobachtungen gemacht werden, für die Genauigkeit derselben unbedingt nötig.

Von größter Wichtigkeit für die Genauigkeit der Beobachtungen ist ferner die vollkommen *kreisrunde Form der Zapfen* der horizontalen Umdrehungsachse des Fernrohrs. Um sie prüfen zu können, enthält die Achse im Innern ein Fernrohr, und zwar befindet sich an dem einen Ende der Achse das Objektivglas und im Brennpunkt desselben am andern Ende eine auf eine Glasplatte photographierte kleine Scheibe. Beobachtet man nun dieses Scheibchen, während man das Fernrohr um seine Achse dreht, in einem in der Verlängerung dieser Achse aufgestellten Kollimatorfernrohr, so wird dasselbe entweder ruhend erscheinen, oder einen Kreis beschreiben, wenn die Zapfen genau kreisrund sind; im entgegengesetzten Fall muß man aus den zickzackförmigen Abweichungen den Einfluß auf die Messung berechnen.

Die Abweichung der Absehenslinie des Meridiankreises von der Meridianebene, der *Azimutfehler,* wird durch Beobachtung von Polsternen in oberer und unterer Kulmination bestimmt. Um aber etwaige kleine Veränderungen dieses Fehlers zu erkennen, sind in 145 m Entfernung von der Sternwarte *Meridianzeichen* oder *Miren* aufgestellt, bestehend in einer Metallplatte mit feiner Durchbohrung, hinter welcher ein Spiegel steht, der beleuchtet wird. Die Lage des so sichtbaren Lichtpünktchens gegen die Fäden im Fernrohr wird mittels einer Mikrometerschraube gemessen. Um einer raschen Abnutzung der Zapfen der horizontalen Achse vorzubeugen, liegen dieselben nicht mit dem vollen Gewicht des Instruments in den Lagern, sondern es wird die Achse durch die mit Rollen versehenen Haken H, H unterstützt, welche mit den Hebeln J, J′ verbunden sind, an deren andern Enden Ketten, welche Gewichte tragen, aufgehängt sind. Der Ring R dient als Handhabe bei der Drehung des Fernrohrs; L, N sind Klemmvorrichtungen zur Feststellung und Feinbewegung des Fernrohrs, G, G′ Gegengewichte zu dem Ring R und den Klemmvorrichtungen; F ist ein Fernrohr mit schwacher Vergrößerung *(Sucher)* zur ersten Einstellung des Meridiankreises.

Um die Teilstriche des Kreises sowie die Fäden des Fadennetzes im Fernrohr bei Nacht sichtbar zu machen, wird durch ein System von Prismen und Spiegeln das Licht zweier Lampen auf die unter den Mikroskopen sichtbaren Stellen des Kreises sowie in das Innere des Fernrohrs geworfen, und zwar kann man hier beliebig das Fadennetz beleuchten, so daß dieses hell im dunkeln Gesichtsfeld erscheint, oder es läßt sich auch das Gesichtsfeld beleuchten, von dem sich dann das Fadennetz dunkel abhebt. Auch kann man bei Beobachtung lichtschwacher Sterne durch ein im Würfel befindliches Drahtnetz die Beleuchtung im Fernrohr abschwächen. Die größten Meridiankreise befinden sich auf den Sternwarten zu Paris (236 mm Öffnung), Washington (216 mm) und Nizza (200 mm).

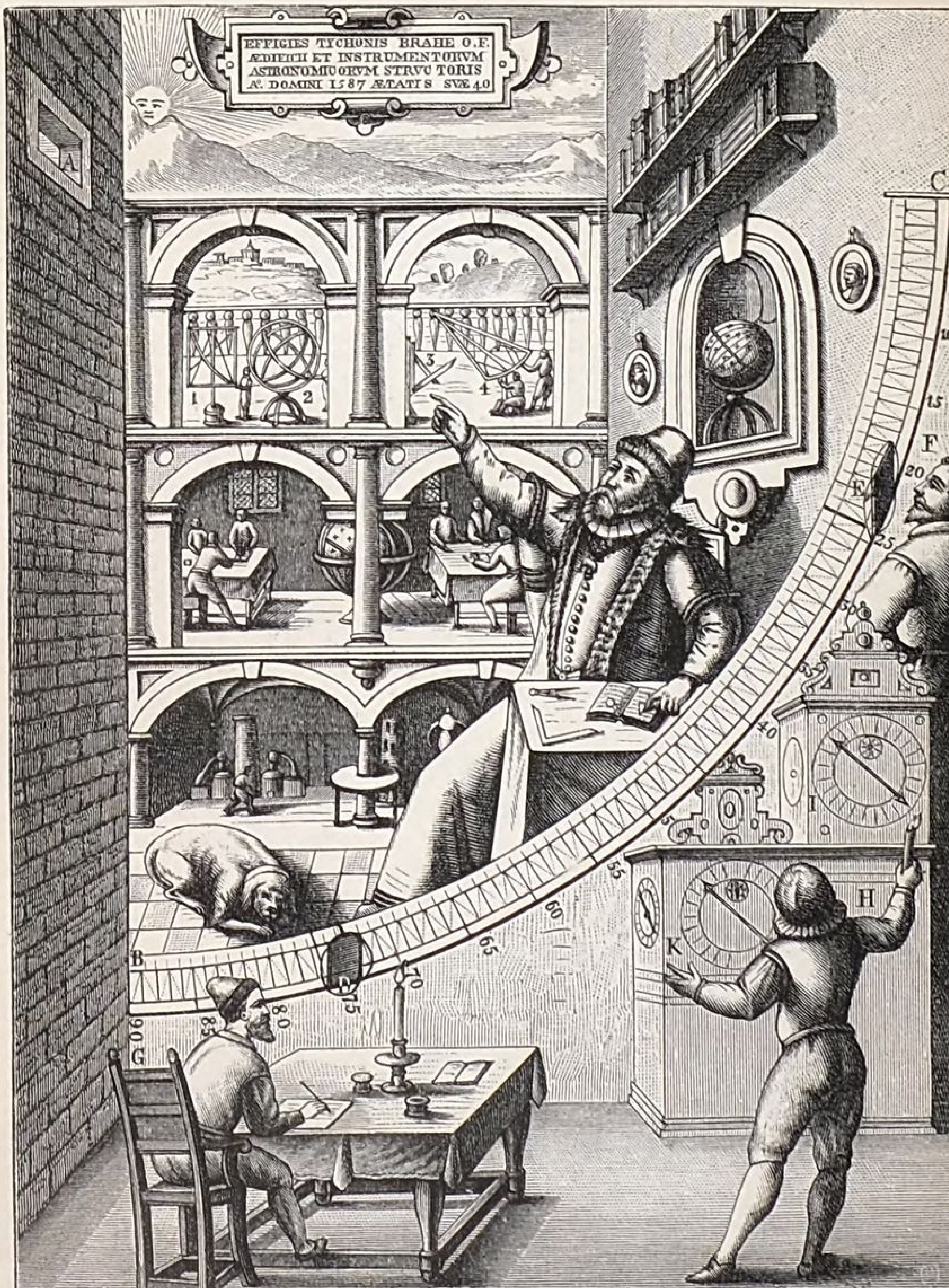
Meridiankreis.



Meridiankreis der Sternwarte zu Straßburg.

Mauerquadrant von Tycho Brahe.

Die Abbildung zeigt Tycho Brahe (1546–1601) bei der Beobachtung an seinem großen **Mauerquadranten,** dem »Quadrans muralis sive Tichonicus«, dem größten Instrument seiner auf der Insel Hveen errichteten Sternwarte Uranienburg. BC ist der aus Messing gefertigte, 5 Zoll breite Quadrant von ungefähr 3 m Radius, der von Grad zu Grad geteilt war, aber mit



Hilfe von Transversalen bis auf Sechstelminuten ablesbar war. Dieser Quadrant ist an einer Mauer befestigt, so daß die Ebene seiner Teilung mit der Meridianebene genau zusammenfällt. Auf der Teilung sind zwei mit einem Index versehene Diopter D und E verschiebbar, und im Mittelpunkt des Quadranten befindet sich in einer zur Quadrantenmauer senkrechten Mauer das feste Diopter A. Zur Bedienung des Instruments gehörten drei Personen: Der Gehilfe F, der eigentliche Beobachter, verschiebt das Okulardiopter E so weit, bis der zu beobachtende Stern in der Richtung EA erscheint und liest die Angabe des Index an der Teilung ab, im Moment des Durchganges des Sternes gibt er ein Signal, dessen Zeit der zweite Gehilfe H an den Zifferblättern I und K abliest, der dritte Gehilfe G endlich trägt die von beiden gemachten Angaben in das Beobachtungsbuch ein. Tycho selbst leitet die Beobachtungen. Im Hintergrunde sieht man verschiedene Räume der Sternwarte mit andern Apparaten abgebildet: 1 ist ein transportabler Quadrant, 2 eine Armillarsphäre, 3 ein parallaktisches Lineal, 4 ein Sextant; im mittlern Teil sind die Rechenzimmer der Gehilfen sowie ein großer Globus dargestellt, und im untern Teil findet sich das chemische Laboratorium Tychos. Wie fast alle Instrumente Tychos, wurde auch der Mauerquadrant nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) in Prag, wohin ihn Tycho mitgenommen hatte, zerstört. Die Abbildung ist Tychos Werk »Astronomiae instauratae mechanica« (Wandsbek 1598) entnommen.

Ort gelegt ist. Der M. am Himmelsgewölbe ist derjenige größte Halbkreis der scheinbaren Himmelskugel, dessen Ebene durch die beiden Pole und durch den Zenith und Nadir des Beobachters geht. Die Ebenen beider Meridiane fallen zusammen und stehen auf dem Horizont des Beobachtungsorts und auf dem Äquator senkrecht. Die Durchschnittslinie der Meridianebene mit der des Horizonts heißt **Mittagslinie**. Über den ersten M. (auf der Erde) vgl. Länge, außerdem Himmel. Über magnetische Meridiane s. Magnetismus.

Meridian (spr. meridbjön), Hauptstadt der Grafschaft Lauderdale im nordamerikan. Staat Mississippi, im östlichen Teil desselben, Knotenpunkt von fünf Bahnen, hat zwei Colleges für Damen, eine Irrenanstalt, Fabrikation von Baumwollöl, Fensterläden, Eis, Handel mit Baumwolle und (1890) 10,624 Einw.

Meridiankreis (hierzu Tafel »Meridiankreis« und »Mauerquadrant«), das von Olaf Römer erfundene, aber erst Anfang dieses Jahrhunderts durch Reichenbach und Repsold in die Praxis eingeführte Hauptinstrument der praktischen Astronomie, mit welchem man unter Zuhilfenahme einer Uhr die Kulminationszeiten und damit die Rektaszensionsdifferenzen sowie gleichzeitig die genauen Kulminationshöhen der Sterne beobachten kann, aus welch letztern man durch Subtraktion der Äquatorhöhe die Deklinationen findet. Dasselbe besteht aus einem nur in der Ebene des Meridians beweglichen Fernrohr, welches mit einer horizonalen, genau von O. nach W. gerichteten Achse fest verbunden ist, und dessen Neigung gegen den Horizont durch Ablesung an einem senkrecht zur Achse befestigten Kreis gefunden wird. Zur Lagerung der Zapfen der horizontalen Achse sind im Beobachtungsraum (Meridianzimmer) zwei Steinpfeiler aufgemauert, die durch den Fußboden hindurchgehen und mit keinem Teil des Gebäudes in Verbindung stehen. Abbildung und Beschreibung des Repsoldschen Meridiankreises der Straßburger Sternwarte s. beifolgende Tafel, mit Textblatt.

Meridianmessung, s. Gradmessungen.

Meridianphotometer, s. Astrophotometrie.

Meridianzeichen, s. Meridiankreis.

Meridies (lat.), Mittag, Süden; **meridional**, mittägig, südlich; auf den Meridian bezüglich.

Mérimée, **Prosper**, ausgezeichneter franz. Dichter und Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1803 in Paris, gest. 23. Sept. 1870 in Cannes, Sohn eines nicht unbedeutenden Malers und einer gewandten Malerin, die ihn ungetauft heranwachsen ließen, ergriff die Advokatenlaufbahn, widmete sich aber mehr der politischen Journalistik, der Poesie und dem Studium der bildenden Künste. Er wurde 1831 Kabinettssekretär des Ministers Grafen d'Argout und Inspektor der historischen Denkmäler, dann Sekretär im Handelsministerium, 1834 Büreauchef im Ministerium des Seewesens, 1853 Senator u. 1858 Präsident der Kommission für die Reorganisation der kaiserlichen Bibliothek. Seit 1844 war er Mitglied der Akademie und seit 1866 Großoffizier der Ehrenlegion. Ein langjähriger intimer Freund der Gräfin Montijo, der Mutter der Kaiserin Eugenie, war er während der Dauer des Kaiserreichs Hausfreund der Tuilerien, und der Sturz Napoleons III. soll denn auch seinen Tod beschleunigt haben. Seinen Dichterruf begründete er mit zwei das Publikum mystifizierenden Veröffentlichungen: »Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole« (1825, neue Ausg. 1874), einer Sammlung von ihm selbst verfaßter Stücke, deren Hauptverdienst in der Zeichnung des wirklichen Lebens liegt, und der Gedichtsammlung »La Guzla« (1827), angeblich einer Übersetzung serbischer Gesänge von Hyacinth Maglanowitsch, in der That aber ebenfalls von ihm verfaßt. Dem genannten »Théâtre«, wodurch M. den Sieg der romantischen Schule beschleunigte, folgten: »La Jacquerie, scènes féodales« (1828) und später das Lustspiel »Don Quichotte, ou les deux héritiers« (1850), worin der Gegensatz eines einfachen und natürlichen Charakters zu der Sittenverderbnis unsrer großen Hauptstädte zur Anschauung gebracht wird. Von Mérimées historischen Arbeiten sind die »Chronique du règne de Charles IX« (1829; neue Ausg. 1889, die Quelle der Oper »Die Hugenotten«), die »Histoire de don Pèdre I, roi de Castille« (1848, neue Ausg. 1865; deutsch, Leipz. 1852), die »Études sur l'histoire romaine« (1844, 2 Bde.; 3. Aufl. 1870) und »Les faux Démétrius« (1852; deutsch, Leipz. 1853), von seinen kunsthistorischen die »Monuments historiques« (1843) hervorzuheben. Auch beschrieb er seine Reisen (»Dans le midi de la France«, 1835; »Dans l'ouest«, 1836; »En Auvergne et Limousin«, 1838; »En Corse«, 1840, ꝛc.) und veröffentlichte: »Mélanges historiques et littéraires« (1855, 2. Aufl. 1869) u. »Les Cosaques d'autrefois« (1865). Seine Novellen »Colomba« (1841, oft aufgelegt; deutsch von Laun, Hildburgh. 1872), »Mateo Falcone«, »Carmen« (1847, Quelle der Oper Bizets), »La dame de pique«, wahre Muster ihrer Gattung, von klassischer Schönheit u. marmorner Kälte, erschienen in mehreren Sammlungen: »Mosaïque« (1833), »Contes et nouvelles« (1846) und »Nouvelles« (1852). Aus seinem Nachlaß erschienen: »Dernières nouvelles« (1873), die »Lettres à une inconnue« (mit Einleitung hrsg. von Taine, 1.—8. Aufl. 1873), letztere, wie der »Soir« enthüllte, an die Gräfin Lise Przebrzerska, Schwester der Marquise von Noailles, gerichtet, und die »Lettres à une autre inconnue« (1875) sowie seine Briefe an Panizzi (hrsg. von Fagan 1881, 2 Bde.). Vgl. **Tamisier**, Prosper M., l'écrivain et l'homme (Mars. 1875); **Tourneux**, P. M., ses portraits, ses dessins, etc. (Par. 1879); **Haussonville**, Prosper M., Hugh Elliot, études biographiques (das. 1888); **Filon**, M. et ses amis (das. 1894).

Mering, Flecken im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Friedberg, an der Paar u. der Linie Ulm-München-Simbach der Bayrischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, ein Schloß, mechanische Schuhfabrikation, Kunstmühlen, Bierbrauerei u. (1890) 2220 Einw.

Meriniden, Gruppe barbarischer Stämme in Marokko, deren Häuptlinge 1269 das Chalifat der Almohaden (s. Almoraviden) vernichteten und eine neue Dynastie gründeten, die seit 1519 allmählich von den Sa'aditen verdrängt wurde, bis diese 1552 das ganze Reich von Fez und Marokko in Händen hatten.

Merino (span.), feiner Kammgarnstoff aus drei- oder vierfädigem Köper, der auf beiden Seiten recht ist, verschieden gefärbt, mit Glanz appretiert, kam ursprünglich aus England, wurde dann auch in Deutschland u. Frankreich nachgeahmt und war lange zu Kleidern und Umschlagtüchern sehr beliebt. M. ohne Glanzappretur und daher weicher heißt **Tibet**. **Halbmerino** (**halbwollener M.**) hat einen Einschuß von Kammwollgarn und eine Kette von Baumwolle. Hierher gehört noch Kaschmir aus Kammgarn von tibetanischem Ziegenhaar.

Merino, **Don Geronimo**, span. Parteigänger, geb. 30. Sept. 1770 zu Villoviado in Altkastilien,

gest. in Montpellier 1847, hütete in seiner Jugend die Ziegen seines Dorfes, ward, obwohl ohne alle geistige Bildung, Pfarrer daselbst, trat aber beim Ausbruch des spanischen Befreiungskampfes gegen die Franzosen im Mai 1808, durch erlittene Mißhandlung gereizt, unter die Guerillas und erwarb sich durch Schlauheit, Tapferkeit und Grausamkeit bald einen gefürchteten Namen. Bei Beendigung des Krieges Kommandant von Burgos, wurde er von Ferdinand VII. zum Kanonikus in Valencia ernannt; die Ausbrüche seiner Roheit machten aber sein Bleiben dort unmöglich, und er kehrte mit Genuß seiner Pfründe in seine Heimat zurück. Nach Herstellung der Konstitution von 1820 erklärte er sich sogleich gegen dieselbe und bildete wieder eine eigne Guerilla. Dieselbe wurde aber zersprengt, und M. flüchtete sich in ein Nonnenkloster. Bei der Invasion der Franzosen 1823 erhob er sich wieder und erhielt das Kommando in Segovia. 1833, nach Ferdinands VII. Tod, erklärte er sich für Don Karlos, sammelte 11,000 Mann und drang bis in die Nähe von Madrid vor, sein Korps wurde aber gänzlich zersprengt und er zur Flucht nach Portugal genötigt. Im März 1834 erschien er wieder in Altkastilien und nahm bis 1838 als Guerillaführer am Karlistenkrieg teil. Er flüchtete darauf nach Frankreich.

Merinogarn, Garn aus Merinowolle; auch halbwollenes Strickgarn.

Merinos, s. Schaf.

Merinowolle, die Wolle am Merinoschaf, s. Wolle.

Meriones, ein Kreter, Freund des Idomeneus, mit dem er als Heros auf Kreta verehrt wurde.

Merionethshire (welsch Meirionydd), Grafschaft im engl. Fürstentum Wales, wird von den Grafschaften Carnarvon, Denbigh, Montgomery und der Bai von Cardigan umschlossen und umfaßt 1731 qkm (31,4 QM.) mit (1891) 49,212 Einw. M. ist die gebirgigste Grafschaft von Wales, wenn auch seine Gipfelpunkte denen Carnarvons an Höhe nachstehen. Der höchste Punkt ist der Aren Mowddwy (933 m), wenig niedriger der Cader Idris (888 m), in der Nähe der Küste; die Berwynberge im NO. erreichen eine Höhe von 828 m. Die Flüsse bilden an ihren Mündungen breite, aber versandete Ästuarien. Man gewinnt Manganerz, Golderz (1894 Ertrag: 131,7 kg Gold), etwas Kupfererz, besonders aber Schiefer (146,944 Ton.). Von der Oberfläche sind (1890) 8,5 Proz. Ackerland, 33,4 Proz. Wiesen und Weiden, 4,1 Proz. Wald. An Schafen zählte man 1890: 412,878 Stück. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf Verarbeitung von Wolle. Hauptort ist Dolgelly.

Meristem (griech., Teilungsgewebe, Bildungsgewebe), in der Pflanzenanatomie ein Verband von Zellen, die in Teilung begriffen sind und sich durch zarte Membranen und lebensfähigen Plasmakörper auszeichnen. Urmeristem, ein Teilungsgewebe, das die erste Anlage eines Pflanzengliedes, z. B. eine Stamm- oder eine Wurzelspitze, bildet. Folgemeristem, ein Teilungsgewebe, das sich aus schon bestehendem Zellgewebe in spätern Stadien bildet. Den Gegensatz zu M. bildet das Dauergewebe, teilungsunfähig gewordene Zellen.

Mérite (franz., spr. -rit'), das Verdienst. Der preuß. Militär- und Zivilverdienstorden »pour le m.« entstand aus dem 1667 vom Prinzen Friedrich gestifteten Orden pour la générosité, der die Verpflichtung auferlegte, sich der Generosität zu befleißigen, und dessen Dekoration ein kleines goldenes Kreuz mit einem Edelstein in der Mitte war. Friedrich II. verwandelte den Orden nach seinem Regierungsantritt 1740 in den Orden pour le m., seine Bestimmung einzig durch die Devise aussprechend, ohne ihm Statuten zu geben, indem er ihn anfangs an Militär- und Zivilpersonen, später nur an letztere verlieh. Die Dekoration bestand aus einem Kreuz aus blauem Schmelz mit dem Wort: »Générosité« (»Für Edelmut«) der Länge und Quere nach, später mit goldenen Adlern zwischen den Kreuzarmen und seit 1740 mit der Inschrift: »Pour le m.« (»Für das Verdienst«). Die Erweiterungsurkunde vom 18. Jan. 1810 bestimmte den Orden ausdrücklich für das Verdienst im Kampfe mit dem Feinde. Am 31. Mai 1842 errichtete Friedrich Wilhelm IV. eine besondere Klasse des Ordens für Wissenschaften und Künste für 30 Deutsche und eine unbestimmte, diese nicht überschreitende Zahl Ausländer, von welchen erstere durch die Ritter, letztere durch die beiden Akademien vorgeschlagen werden, wenn ein Ritter stirbt. Die Militärdekoration, welche in vier Arten: mit oder ohne Krone, mit oder ohne Eichenlaub, verliehen wird, besteht in einem achtspitzigen goldenen, blau emaillierten Kreuz, in dessen oberm Balken F mit der Königskrone, in den drei andern Pour le Mérite steht, während in den Winkeln goldene Adler ihre Flügel ausbreiten; die Zivildekoration besteht aus dem doppelten gekrönten Namenszug Friedrichs II., viermal wiederholt in Kreuzesform, einem runden goldenen Mittelschild mit dem preußischen Adler, während die Devise auf blauem Grunde, die Namenszüge mit den Kronen verbindend, das Ganze umgibt. Die beiden Orden werden an schwarzem Bande mit silbernen Streifen am Rande getragen. Für den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl wurde 1871 ein Großkreuz der Militärdekoration, bestehend in einem Kreuz von doppelter Größe und einem viereckigen Goldstern mit dem Bilde des Königs, geschaffen. Vgl. Tafel »Orden I«, Fig. 4 u. 21.

Meritorisch (lat.), nach Verdienst, verdienstlich; in der österreich. Amtssprache: sachlich, inhaltlich, im Gegensatz zum Formellen, Äußerlichen.

Meritum (lat.), Verdienst; in der Theologie besonders vom Verdienst des Menschen vor Gott verstanden, welches die römische Kirche innerhalb gewisser Schranken zuläßt, die evangelischen Kirchen aber durchaus verwerfen. Über den Begriff des M. erhob sich im 5. Jahrh. ein heftiger Streit zwischen den Pelagianern (s. d.) und Augustinus (s. d. 1). Zur Versöhnung dieser Gegensätze unterscheiden die Scholastiker seit Thomas zwischen einem M. de condigno (Verdienst im strengen Sinne), bei welchem die göttliche Gnade wirkt, der menschliche Wille aber freithätig mitwirkt (eigentlich nur bei Christus vorhanden gewesen), und M. de congruo (Verdienst im weitern Sinne), welches sich die Menschen erwerben können, das aber um des Mißverhältnisses zwischen Schöpfer und Geschöpf willen nur von der göttlichen Gnade (s. d.) für vollgültig angesehen wird.

Merivale (spr. mérriwēl), 1) Hermann, geb. 8. Nov. 1806, gest. 8. Febr. 1874, seit 1837 Professor der Nationalökonomie in Oxford, seit 1848 Unterstaatssekretär für die Kolonien u. 1859 für Indien, schrieb: »Lectures on colonizations and the colonies« (1860, 2. Aufl. 1861); »Historical studies« (1865); »Memoirs of Sir Ph. Francis« (1867); »Life of Sir H. Lawrence« (Bd. 2, 1872, Bd. 1 von Edwards). — Sein Sohn Hermann Charles, geb. 27. Jan. 1839 in London, 1870—78 Herausgeber des »Annual Register«, schrieb eine Anzahl Bühnenstücke, ferner

»The white pilgrim, and other poems« (1883), den Roman »Faucit of Balliol« (1882, 3 Bde.), die Erzählung »Binko's Blues« (1884) u. a.

2) Charles, engl. Geschichtschreiber, Bruder des vorigen, geb. 8. März 1808, gest. 27. Dez. 1893 in London, studierte in Cambridge, graduierte daselbst und wurde 1869 Dekan von Ely. Er schrieb: »Fall of the Roman republic« (1853), »History of the Romans under the empire« (1859—62, 7 Bde.; 3. Aufl. 1890, 8 Bde.; deutsch, Leipz. 1866—74, 4 Bde.), »General history of Rome« (1874), »The Roman triumvirates« (1876), »Four lectures on epochs of early Church-history« (1879) und übersetzte Homers Ilias in gereimten Versen (1869, 2 Bde.).

Merjanen (Merja), ehemaliges finnisches Volk, von dem heute nur noch Spuren in den Hügelgräbern (Kurganen) sowie in Orts- und Flußnamen vorhanden sind, welches früher die jetzigen Gouvernements Wladimir und Jaroslaw sowie Teile von Wologda, Kostroma, Nishnij Nowgorod, Rjasan und Moskau bewohnte, aber in den seit dem 11. und 12. Jahrh. eindringenden Russen unterging.

Merjelensee, s. Aletschgletscher.

Merk, s. Sium.

Merka, Hafenplatz an der Somaliküste von Nordostafrika, in der italienischen Interessensphäre, unter 1° 42' nördl. Br., mit schlechter, durch eine Barre fast geschlossener Reede, hat meist Hütten, einige steinerne, verfallene Häuser, ein Dutzend Moscheen und nach Kinzelbach, der die Stadt 1867 besuchte, 6500 Einw. (800 Araber, 700 Somal, 5000 befreite Sklaven) nebst zahlreichen Sklaven.

Merkantilisch (lat.), den Handel betreffend, kaufmännisch; Merkantilist, Anhänger des Merkantilsystems (s. d.).

Merkantilsystem (Merkantilismus, Handelssystem, auch Colbertismus genannt, weil Colberts Verwaltung auf merkantilistischen Grundlagen ruhte), der zusammenfassende Name für diejenigen volkswirtschaftlichen Anschauungen und Bestrebungen, welche vom 16. bis Mitte des 18. Jahrh. in Theorie und Praxis die herrschenden waren. Der Grundgedanke des Merkantilsystems ist der, daß der Reichtum eines Landes ausschließlich oder vorwiegend auf dem Besitz baren Geldes beruht. Einen Beleg für diesen Satz bot den Merkantilisten die Thatsache, daß seefahrende Nationen und Handelsstädte zu Macht und Wohlstand gelangt waren. Als Maßregeln zur Erreichung des Zieles wurden von den Merkantilisten hauptsächlich empfohlen: 1) Ausnutzung der vorhandenen Edelminen, 2) Vermehrung der produzierenden Kräfte, 3) richtige Regelung und Hebung des Handels und der heimischen Produktion. Ein Staat, der seinen wahren Vorteil versteht, meinte ein Merkantilist, soll Gold- und Silberbergwerke bauen, auch wenn sie nur eine geringe Ausbeute geben, ja die sogar mit Verlust gebaut werden müssen. Auch sollen die Unterthanen durch allerlei Freiheiten und Unterstützungen zum Bergbau aufgemuntert und angereizt werden; die Regierung soll armen Werken auf alle Art zu Hilfe kommen &c. Da aber die europäischen Bergwerke keine hohe Ausbeute an edlem Metall versprachen und letzteres bei ungünstigem Stande des internationalen Handels leicht in das Ausland abfließen konnte, so sollte für eine richtige Regelung der Handelsbilanz (s. d.), d. h. dafür gesorgt werden, daß die Einfuhr an Waren kleiner werde als die Ausfuhr, mithin das Inland einen Überschuß an Geld empfange. Durch staatliche Handels- und Zollpolitik sollte die Einfuhr von fertigen Produkten möglichst beschränkt werden, zumal wenn dieselben im Inland selbst erzeugt werden könnten. Insbesondere bekämpfen viele deutsche Schriftsteller in patriotischem Eifer die Einfuhr von französischen und welschen Waren, namentlich von Modewaren. Dagegen wird die Einfuhr von Rohstoffen, zumal wenn die daraus hergestellten fertigen Produkte wieder außer Landes gebracht werden, begünstigt. Lieber aber ist es dem Merkantilisten, wenn auch die Rohstoffe im Inland erzeugt werden, weil letzteres von andern Staaten dann nicht »dependiere«. Während die Ausfuhr von solchen Rohstoffen möglichst beschränkt werden soll, will man die von fertigen Produkten durch mancherlei Mittel befördert wissen, wie durch Gewährung von Privilegien, Steuerfreiheit, Rückzöllen und Ausfuhrprämien, Ermäßigung der Herstellungskosten (billiges Holz aus Staatswäldern, staatliche Festsetzung einer höchsten Grenze für die Preise von Lebensmitteln, für Arbeitslöhne &c.). Ein Hauptaugenmerk wird deshalb, namentlich von Colbert, den Exportindustrien zu teil. Für Hebung der Industrie soll durch Ausbildung tüchtiger Arbeitskräfte sowie auch durch Heranziehung fremder gesorgt werden, die aber dann dauernd im Lande festgehalten werden sollen, um nicht das erworbene Geld wieder außer Landes zu bringen. Im Interesse von Industrie und Handel soll eine mitunter sehr ins einzelne gehende und beengende Kontrolle über Manufaktur und Fabrikation ausgeübt werden. Man empfiehlt ferner Gewährung von Handelserleichterungen, einer prompten, billigen Justiz, Anlegung und Förderung von Messen, Märkten, Verkaufsmagazinen und Verkehrsmitteln, Sicherung von gutem Geld, richtigem Maß und Gewicht u. dgl. Zur Erweiterung des Absatzgebiets für die heimische Produktion und zur Sicherung eines billigen Bezugs unentbehrlicher fremder Waren sollen die Abschließung günstiger Handelsverträge, Gründung von Handelskompanien, Anlegung von Kolonien und Beförderung der nationalen Schiffahrt durch Bevorzugung der Schiffe des eignen Landes dienen. Fast allen Merkantilisten war auch eine Überschätzung der Bedeutung der Volkszahl eigen. Ein Land, meinte man, könne »nie zu viel Einwohner« haben. Denn die Bevölkerung enthalte »alle Mittel, den gemeinschaftlichen Wohlstand zu fördern«. Deshalb sollen sich »alle Maßregeln u. Anstalten des Regenten darauf zuspitzen, die Volksmenge zu erhalten und zu mehren«. Als solche werden angeführt: 1) Maßregeln zur Förderung des ehelichen Lebens (z. B. Hagestolzensteuer, Belohnung des Kinderreichtums, Unterstützung Neuverheirateter), 2) Sorge für eine gesicherte Existenz (Förderung von Gewerbe und Landeskultur, Anstalten zur Sicherung des Lebens &c.), 3) Beeinflussung von Aus- u. Einwanderung, insbes. Anziehung von reichen Fremden durch Gewährung von Titeln und Würden, Freiheiten u. dgl. Diese Überschätzung war zum Teil in den damaligen politischen und wirtschaftlichen Zuständen begründet. Die Bevölkerung war in mehreren Ländern unter anderm durch lang dauernde Kriege stark zusammengeschrumpft, während das System der stehenden Heere eine Zunahme als sehr wünschenswert erscheinen ließ.

Ein Hauptfehler der Merkantilisten war, daß sie die Gesetze der Verteilung verkannten, indem sie sich meist auf den einseitigen Standpunkt eines einzelnen Industriezweigs stellten, daß sie die Produktionskosten unrichtig berechneten, indem sie die anderweite Ver-

wendbarkeit nutzbarer Kapital- u. Arbeitskräfte außer acht ließen und dadurch einen falschen Maßstab zur Beurteilung der Wirtschaftlichkeit sich bildeten. Der Merkantilismus hat als Wirtschaftspolitik der geklärten Monarchie sicher viel für die Hebung des nationalen Wohlstandes geleistet, aber manche wohlgemeinte Anordnung hat durch ein Übermaß von Bevormundung statt förderlich, auf die Industrie lähmend eingewirkt, wie denn das bekannte Reglement Colberts von 1666 in vielen Beziehungen allzu beschränkend war. Zu den merkantilistisch gesinnten Staatsmännern gehörte neben Colbert besonders Cromwell, als Merkantilist bekannt durch seine Navigationsakte (s. d.), zu den Schriftstellern zählen in Italien Serra, Genovesi, in Frankreich Melon, Forbonnais, in England Mun, Child, Stewart, in Deutschland Klock, Becher, auch Justi und Sonnenfels. Das M., gegen dessen extreme Vertreter sich schon einige gemäßigtere Merkantilisten selbst gewendet hatten, wurde mit Erfolg von den Physiokraten und A. Smith und der von ihnen angebahnten nationalökonomischen Richtung bekämpft. In der Praxis waren es vorzüglich die französische Revolution, die Dampfkraft und die Verbesserung der Verkehrsmittel, welchen viele merkantilistische Einrichtungen und Ideen weichen mußten. Vgl. Schmoller, Der Merkantilismus in seiner historischen Bedeutung (im »Jahrbuch für Gesetzgebung«, Leipz. 1884); Leser, Merkantilsystem (im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4, Jena 1892).

Merkaptān (Äthylsulfhydrat, Schwefel-, Thioalkohol) C_2H_6S oder $C_2H_5.SH$ entsteht bei der Destillation von äthylschwefelsaurem Kali mit Kaliumsulfhydrat und bildet eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,831, welche höchst penetrant stinkt, lauchartig schmeckt, bei 36° siedet, äußerst lebhaft verdunstet, in Wasser wenig, in Alkohol und Äther sich leicht löst, leicht entzündlich ist, sich in starker Kalilauge löst und Metallverbindungen bildet, z. B. mit Quecksilber eine farblose kristallinische Verbindung, Quecksilbermerkaptid $(C_2H_5S)_2Hg$. Von dieser besonders leicht sich bildenden Verbindung hat M. den Namen (corpus mercurio aptum). Ähnliche Merkaptide bilden auch die übrigen Merkaptane, z. B. das Methylmerkaptan, welches beim Schmelzen von Eiweiß mit Kalihydrat entsteht. Äthylmerkaptan dient zur Darstellung von Sulfonal.

Merkaptōl, s. Sulfonal.

Merkara, Hauptstadt der britisch-ind. Provinz Kurg (s. d.).

Merkbänder, farbige seidene Bänder oder Streifen aus Papier, die in Bücher als Merkzeichen der Stelle, an welcher der Leser stehen geblieben ist, eingeheftet oder eingelegt werden. Die Papierstreifen werden oft, namentlich bei Andachtsbüchern, mit Bildern und Stickereien verziert oder mit Bildern und Sprüchen bedruckt.

Merkel, 1) Garlieb, Schriftsteller, geb. 31. Okt. 1769 auf dem Pastorat Loddiger in Livland, gest. 9. Mai 1850 in der Nähe von Riga, bildete sich meist autodidaktisch, kam 1792 nach Riga, trieb dann anfangs medizinische, später staats- und schönwissenschaftliche Studien in Leipzig und Jena und ließ sich 1797 in Weimar nieder, wo er viel in Herders Haus verkehrte. Nach vorübergehender Stellung als Sekretär des Ministers Schimmelmann in Kopenhagen wandte er sich 1799 nach Berlin, wo er 1803 die Wochenschrift »Ernst und Scherz« gründete, die, bald darauf mit Kotzebues »Freimütigem« vereinigt, bis Oktober 1806 erschien und in heftigster Weise gegen Napoleon und die Rheinbündler polemisierte. Beim Einbruch der Franzosen flüchtete er in seine Heimat, kehrte zwar 1816 nach Berlin zurück, wandte sich aber nach kurzem Aufenthalt abermals nach Livland, wo er noch viele Jahre hindurch publizistisch thätig war. M. hat sich besonders als erbitterter Gegner Goethes und der Romantiker bekannt gemacht und dieser Gesinnung in seinen Schriften, namentlich in den »Briefen an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Litteratur in Deutschland« (Berl. 1800—1803, 26 Hefte) sowie im »Freimütigen« und in andern Zeitschriften, in oft niedriger und gehässiger Weise Ausdruck gegeben. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: »Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts« (1796), worin er die Aufhebung der Leibeigenschaft verlangte; »Erzählende Schriften« (Riga 1807—1808, 2 Bde.); »über Deutschland, wie ich es nach meiner zehnjährigen Entfernung wiederfand« (das. 1818); »Die freien Letten und Esthen« (Leipz. 1820); »Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben« (Riga 1839—40, 2 Bde.). Neuerdings erschien: »Garlieb M. über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit« (hrsg. von J. Eckardt, Berl. 1887).

2) Paul Johannes, verdienter Rechtshistoriker, geb. 1. Aug. 1819 in Nürnberg, gest. 19. Dez. 1861 in Halle, studierte in München und Erlangen, unternahm 1845—47 eine wissenschaftliche Reise nach Italien, habilitierte sich 1848 in der Berliner juristischen Fakultät und ward 1851 in Königsberg außerordentlicher, 1852 ordentlicher Professor der Rechte in Halle. M. hat sich um die Quellenkritik der germanischen Volksrechte, teils durch seine Handausgaben der »Lex Salica« (Berl. 1850), »Lex Angliorum et Werinorum« (das. 1852), »Lex Saxonum« (das. 1853), teils durch die größern Ausgaben der »Lex Alamannorum« und der »Lex Bajuvariorum« in den »Monumenta Germaniae« (Legum Tom. III, 1851 u. 1863) Verdienste erworben. Als Vorläufer der »Lex Alamannorum« erschien Merkels Abhandlung »De republica Alamannorum« (Berl. 1849), welche in Wirklichkeit eine schwäbische Rechts- und Verfassungsgeschichte ist. Ein ganz neues Gebiet der rechtshistorischen Forschung erschloß seine »Geschichte des Langobardenrechts« (Berl. 1850; sehr vermehrt in der italienischen Übersetzung von Bollati, Tur. 1857). Besonders wertvoll sind seine Zusätze zur 2. Ausgabe v. Savignys »Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter« (Bd. 4—7, Heidelb. 1850—51). In der »Zeitschrift für Rechtsgeschichte«, deren Mitbegründer er war, lieferte er eine Reihe gehaltreicher Aufsätze. — Sein Sohn Johannes, geb. 30. Dez. 1852 in Halle, wo er sich 1877 habilitierte, gegenwärtig ordentlicher Professor des römischen Rechts in Göttingen, schrieb: »Die Lehre von der successio graduum unter Intestaterben« (Tübing. 1876); »Über den Konkurs der Aktionen« (Halle 1877); »Über Arrest und einstweilige Verfügungen« (das. 1880); »Abhandlungen aus dem römischen Recht« (das. 1881—88, 3 Hefte); »Über Sepulkralmulten« (in der Festgabe der Göttinger Juristenfakultät für Rud. v. Jhering, Leipz. 1892).

3) Adolf, Kriminalist, geb. 11. Jan. 1836 in Mainz, studierte in Gießen und Heidelberg Rechtswissenschaft, habilitierte sich 1858 in Gießen, wurde daselbst 1868 außerordentlicher, in demselben Jahre ordentlicher Professor in Graz, 1872 in Wien und 1874 in Straßburg. Er schrieb außer Abhandlungen

in zahlreichen Zeitschriften: »Zur Lehre vom fortgesetzten Verbrechen« (Gießen 1862); »Kriminalistische Abhandlungen« (Leipz. 1867, 2 Bde.); »Juristische Encyklopädie« (Berl. 1885); »Lehrbuch des deutschen Strafrechts« (Stuttg. 1889); »Vergeltungsidee und Zweckgedanke im Strafrecht« (Straßb. 1892). Auch bearbeitete er Teile in Holtzendorffs »Handbuch des deutschen Strafrechts«, dessen »Encyklopädie der Rechtswissenschaft« (5. Aufl., Leipz. 1890) u. »Rechtslexikon« ꝛc.

Merken, Dorf mit Papierfabrik, s. Düren.

Merkendorf, Stadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Gunzenhausen, hat eine schöne evang. Kirche und (1890) 825 Einw.

Merkes, Wilhelm, Philolog und Stenograph, geb. 27. Mai 1860 in Rheydt, studierte in Bonn und London, lebt jetzt als Gymnasiallehrer in Amsterdam. Er beschäftigte sich frühzeitig mit Stenographie und erlernte eine große Anzahl deutscher u. fremdsprachiger Systeme. 1878 arbeitete er den Entwurf eines eignen Systems, besonders auf Grundlage des Stolzeschen aus und veröffentlichte es 1880, in etwas veränderter Gestalt 1883 (Schriftprobe auf der Tafel »Stenographie«). Sein System zeichnet sich durch Zeilenmäßigkeit und große Gedrungenheit aus. Verbreitung hat die Stenographie von M. hauptsächlich in West- und Norddeutschland gefunden. Ein »Merkesscher Stenographenbund« (Vorsitz in Vorbeck) mit 9 Gauverbänden wirkt für das System und gibt das Fachblatt »Merkesia« (seit 1885) heraus. Es bestehen etwa 45 Vereine mit 1100 Mitgliedern. Die Zahl der jährlich Unterrichteten beträgt etwa 1200. Vgl. W. Merkes, Lehrbuch der Stenographie (2. Aufl., Mülh. a. Rh. 1883); K. Th. Merkes, Praktischer Lehrgang der Stenographie (5. Aufl., Leipz. 1893); R. v. Lohr, Handbuch der Debattenschrift nach M.' System (Arnsberg 1892); E. Wild, Die Merkessche Kurzschrift (Wülfrath 1890).

Merkl, Rudolf, Freiherr von, österreich. General, geb. 8. März 1831 in Wien, nahm nach Absolvierung der Kriegsschule als Hauptmann an der Schlacht bei Solferino teil, in der er sich auszeichnete und verwundet wurde. Den Feldzug 1866 machte er als Major im Generalstab mit, diente dann im Kriegsministerium und ward 1875 Oberst. Im folgenden Jahre wurde er dem neuformierten Generalstabskorps zugeteilt und beteiligte sich besonders an den Mobilisierungsarbeiten des Jahres 1878. 1882 erhielt er den Posten eines Sektionschefs im Kriegsministerium, als welcher er 1885 zum Feldmarschallleutnant, 1893 zum Feldzeugmeister befördert wurde. Nach des Kriegsministers v. Bauer plötzlichem Tode im August 1893 leitete er bis zur Ernennung Krieghammers (s. d.) das Kriegsministerium.

Merkmal (im logischen Sinne), s. Begriff.

Merknüsse, s. Anacardium.

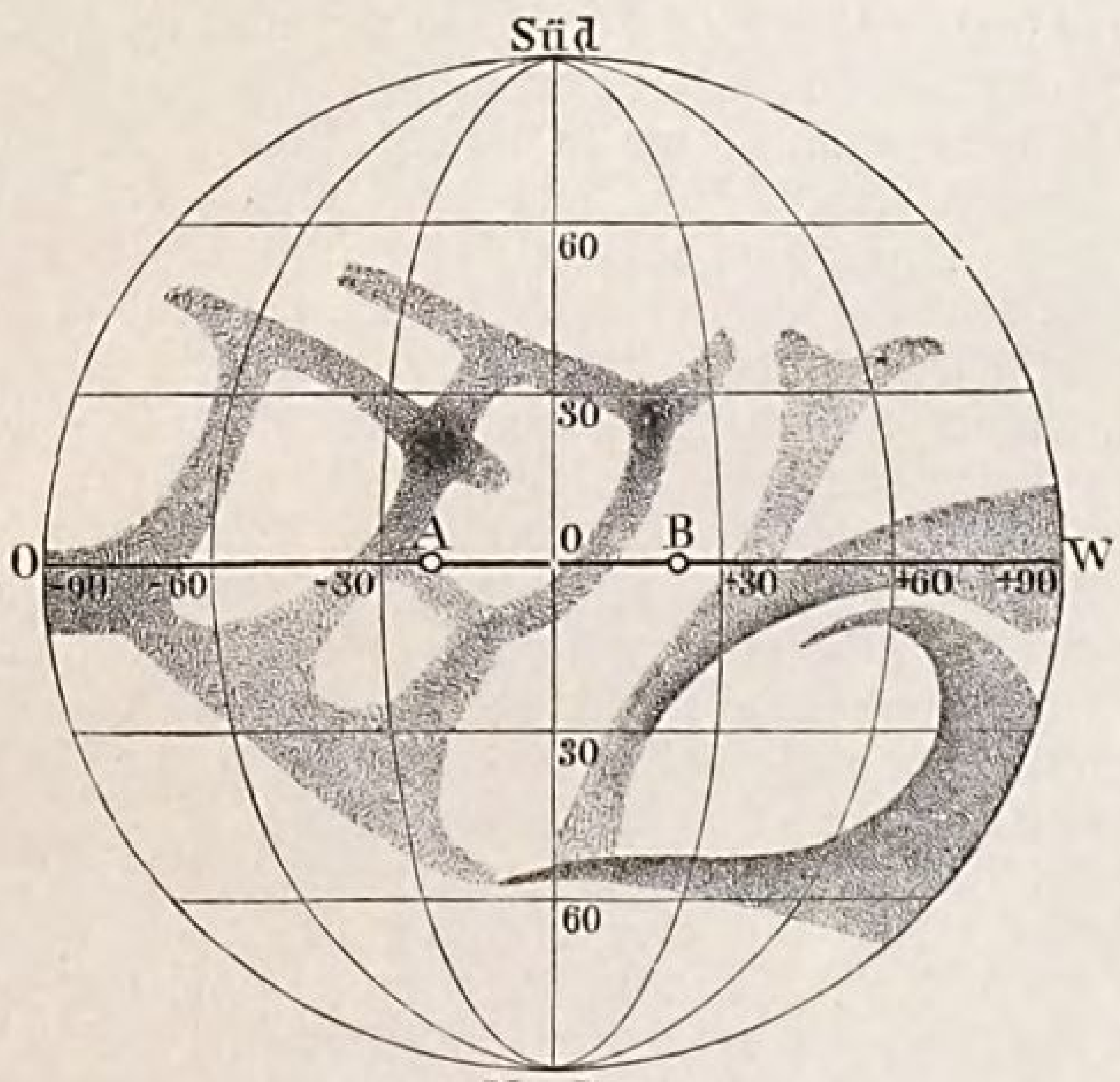
Merkpfahl, s. Eichpfahl und Mühlenrecht.

Merkstein, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Aachen, unweit der Würm, hat eine kath. Kirche, Steinbrüche und (1890) 2090 Einw.

Merkur (lat. Mercurius), der italische Handelsgott, als solcher mit dem griech. Hermes (s. d.) identifiziert, dessen Abkunft und übrige Eigenschaften dann auf ihn übertragen wurden. In Rom wurde ihm als Beschützer des für diese Stadt so wichtigen Kornhandels, namentlich mit Sizilien, ein öffentlicher Kultus zuerst 495 durch Einweihung eines Tempels am Südende des Circus maximus eingerichtet gleichzeitig mit der Stiftung einer eignen Zunft der Kaufleute, die als Mitglieder derselben mercuriales hießen. Am Stiftungstag des Tempels u. der Zunft, 15. Mai, opferten die Kaufleute dem Gott nebst seiner Mutter Maja und besprengten aus einer ihm geweihten Quelle an der Porta Capena Haupt und Waren mit Wasser. Mit dem römischen Handel verbreitete sich später der Merkurdienst weit nach dem Westen und Norden, wovon zahlreiche kleine Bronzen, welche den Gott mit Schlangenstab und Säckel darstellen, Zeugnis ablegen (s. Abbildung 3 bei Art. »Hermes«). Bei den Etruskern hieß M. Turms. — Die Alchemisten bezeichneten mit dem Namen M. alles Flüchtige, z. B. Mercurius communis, Quecksilber, M. vegetabilis, Weingeist, ꝛc. Gegenwärtig versteht man unter M. oder M. vivus ausschließlich das Quecksilber und in Zusammensetzungen Quecksilberpräparate, z. B. M. dulcis, Kalomel; M. praecipitatus per se, rotes Quecksilberoxyd, ꝛc.

Merkur, derjenige Planet, welcher unter den bis jetzt bekannten der Sonne am nächsten steht und nur selten mit unbewaffnetem Auge wahrgenommen wird, da er kurz vor der Sonne auf- und kurz nach ihr untergeht und deshalb stets in der Nähe des Horizonts gesucht werden muß, wo in unsern Breiten die dort lagernden Nebel häufig sein sonst glänzendes Licht trüben. Daher kam es, daß Kopernikus trotz eifrigen Bemühens ihn nie beobachten konnte, während er sich in südlichern Ländern, wo der Horizont meist heiterer ist, leichter auffinden läßt und bei den alten Griechen den Beinamen des »stark Funkelnden« führte. In der That erreicht er nach Müller im Maximum die Helligkeit des Sirius und gleicht im Minimum an Glanz dem Aldebaran; mit einem guten Fernrohr kann er selbst um Mittag in geringer Entfernung von der Sonne leicht aufgefunden werden; seine größte scheinbare Entfernung von der Sonne beträgt 23°. Seine Bahn ist sehr elliptisch, die Exzentrizität derselben beträgt 0,2056 und ihre Neigung gegen die Ekliptik 7° 0′ 7,7″. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 0,38710 Erdbahnhalbmesser oder 57,5 Mill. km; im Perihel ist er 45,7, im Aphel 69,4 Mill. km von der Sonne entfernt. Seine siderische Umlaufszeit ist 87,96926 Tage = 87 Tage 23 Stunden 15 Minuten 44 Sekunden, und dabei legt er in der Sekunde durchschnittlich 47,56 km zurück. Zu Erde und Sonne nimmt er erst nach einem synodischen Umlauf von 115 Tagen 21 Stunden wieder dieselbe Stellung ein. Während dieser Zeit zeigt der M. einen regelmäßigen Phasenwechsel wie Venus; hierüber sowie über seine scheinbare Bewegung vgl. Planeten. Infolge der Lage der Merkurbahn innerhalb der Erdbahn muß auch die Entfernung des Planeten von der Erde sehr wechselnd sein. Zur Zeit seiner untern Konjunktion kann er sich der Erde bis auf 79 Mill. km nähern, zur Zeit seiner obern Konjunktion sich aber auch bis 218 Mill. km von ihr entfernen, daher auch sein scheinbarer Durchmesser zwischen 4,5 u. 12,5″ schwankt. Sein wahrer Durchmesser beträgt 0,375 Erddurchmesser oder 4786 km; das Volumen beträgt daher 0,054 von dem der Erde. Die Masse des M. hat zuerst Encke aus den Störungen des nach ihm benannten Kometen $= \frac{1}{4865751}$ der Sonnenmasse gefunden; v. Asten hat auf gleiche Weise später den noch viel kleinern Wert $\frac{1}{7636440}$ berechnet, und Backlund hat vor kurzem unter Benutzung aller Erscheinungen des Enckeschen Kometen bis 1891 den noch kleinern Wert $\frac{1}{9700000}$ gefunden.

Danach ist die mittlere Dichte des M. 0,67 der mittlern Erddichte oder 3,7 von derjenigen des Wassers, und die Schwere an der Oberfläche des M. ist nur = 0,243 von der der Erde. Über die physische Beschaffenheit des M. und über seine Rotation war bis in die neueste Zeit unsre Kenntnis nur sehr gering. Im Anfang dieses Jahrhunderts nahm Schröter zur Zeit, wenn sich der M. in Form einer Sichel zeigte, regelmäßig eine Abstumpfung des südlichen Horns wahr, die er der Beschattung durch Berge auf dem M. zuschrieb, und schloß aus der regelmäßigen Wiederkehr dieser Abstumpfung auf eine Rotationszeit des Planeten von 24 Stunden 5 Minuten; auch das Vorhandensein einer Atmosphäre vermutete Schröter aus dem Erscheinen und Verschwinden dunkler Flecke und Streifen, die sich oft schnell verändern und auch von spätern Beobachtern wahrgenommen wurden. Erst die Beobachtungen Schiaparellis, welcher 1882—89 den M. während aller Phasen seines synodischen Umlaufs beobachtete, haben eine



Merkur. (Nach Schiaparelli.)

genauere Kenntnis der Rotation des M. ergeben; aus denselben folgt, daß der M. in derselben Weise um die Sonne läuft wie unser Mond um die Erde und der äußerste Saturnmond (Japetus) um den Saturn, daß er ihr also beständig wesentlich dieselbe Seite zukehrt, und daß die Dauer einer Rotation um die Achse mit der Dauer eines siderischen Umlaufs um die Sonne, d. h. 87,96926 Tagen, zusammenfällt. Doch ist es möglich, daß beide Perioden etwa um den tausendsten Teil verschieden sind, wiewohl Schiaparelli eine genaue Übereinstimmung für wahrscheinlich hält. Die Lage der Drehungsachse hat sich zwar nicht ganz sicher feststellen lassen, den Beobachtungen wird aber genügt durch die Annahme, daß dieselbe rechtwinkelig zur Bahnebene steht; sicher erreicht der Winkel zwischen letzterer und dem Äquator des M. nicht, wie Schröter vermutet hatte, 23 oder 25° wie bei Erde oder Mars. Die Beobachtungen deuten auf eine ganz gleichförmige Rotation; da aber die Bewegung des M. um die Sonne infolge der bedeutenden Exzentrizität der Bahn sehr ungleichförmig ist, so ergibt sich eine starke Libration (scheinbare Schwankung) des M., d. h. der Punkt seiner Oberfläche, welcher, von der Sonne aus gesehen, in der Mitte der Planetenscheibe erscheint, rückt während eines siderischen Umlaufs um 47 1/3° nach der einen und wieder nach der entgegengesetzten Richtung. In der Abbildung sind A u. B die beiden äußersten Punkte, welche in der Mitte der Scheibe erscheinen können; die Bewegung des Mittelpunktes von A bis B dauert 51,19 Tage, die von B nach A nur 36,78 Tage. Infolge davon wird auch nicht bloß die Hälfte der Merkuroberfläche von der Sonne beleuchtet und dadurch für uns sichtbar, sondern der für uns nach und nach sichtbare Teil der Oberfläche beträgt ungefähr 0,63. Doch sind die nur zeitweilig sichtbaren Randregionen zu schwach beleuchtet, als daß man auf ihnen mit Deutlichkeit Flecke wahrnehmen könnte. Deshalb sind sie auch von Schiaparelli beim Entwurf seiner Karte der Merkuroberfläche, nach der die nebenstehende Abbildung hergestellt ist, nicht berücksichtigt worden. Die dunkeln Flecke, welche man dort angegeben findet, sind nur mit großer Mühe und bei größter Aufmerksamkeit zu erkennen. Sie erscheinen in Gestalt ganz leichter Schattenstreifen, zeigen sich unter günstigen Umständen bräunlichrot und heben sich nur wenig von der allgemeinen Farbe des Planeten ab, die gewöhnlich rosenfarben, ins Kupferrote gehend, ist.

Merkwürdig sind die sogen. Durchgänge des M. durch die Sonnenscheibe, d. h. seine Vorübergänge vor der Sonne, bei denen er wegen seiner Kleinheit bloß im Fernrohr als schwarzer Fleck erscheint. Läge die Bahn des M. mit der der Erde in derselben Ebene, so müßten diese Durchgänge sich bei jeder Konjunktion ereignen. Da aber beide Bahnen in einem Winkel von 7° 0′ 7,7″ gegeneinander geneigt sind, so können sie nur dann eintreten, wenn der M. bei seiner untern Konjunktion in einem seiner Knoten oder wenigstens nicht über 3° 28′ von demselben entfernt steht. Bei der dermaligen Lage der Knoten können diese Durchgänge nur im Mai und November erfolgen; sie kehren in Perioden von 46 Jahren wieder, und zwar jedesmal vier im November und zwei im Mai. Ihre Dauer beträgt fünf Stunden, wenn der M. durch die Mitte der Sonnenscheibe geht. Der nächste Durchgang findet 14. Nov. 1907 statt.

Merkūrblende, soviel wie Zinnober.

Merkuriālien, pharmazeutische Präparate, die Quecksilber enthalten; s. Quecksilberpräparate.

Merkurialismus (Merkurialkrankheit), s. Quecksilbervergiftung.

Merkuriālkraut, s. Mercurialis.

Merkuriālmittel, soviel wie Merkurialien.

Merkurichlorid, soviel wie Quecksilberchlorid.

Merkurinitrāt, salpetersaures Quecksilberoxyd.

Merkurisulfāt, schwefelsaures Quecksilberoxyd.

Merkuriusberg (Großer Staufen, auch Hohenstaufen), Berg bei Baden-Baden, 672 m hoch, mit 23 m hohem Turm, schöner Fernsicht auf den nördlichen Teil des Schwarzwaldes sowie in das Murgthal und auf den Rhein.

Merkuriverbindungen, Quecksilberoxydverbindungen.

Merkūrlebererz, s. Zinnober.

Merkurochlorid, Quecksilberchlorür.

Merkurochromāt, chromsaures Quecksilberoxydul.

Merkuronitrāt, salpetersaures Quecksilberoxydul.

Merkurosulfāt, schwefelsaures Quecksilberoxydul.

Merkuroverbindungen, Quecksilberoxydulverbindungen.

Merkūrsilber, s. Amalgamsilber.

Merkūrstab (Hermesstab), s. Caduceus.

Merlan, s. Schellfisch.

Merle, s. Drossel.

Merle d'Aubigné (spr. merl' dobinjé), Jean Henri, franz. Theolog, geb. 16. Aug. 1794 bei Genf, gest.

21. Okt. 1872, wurde 1818 Prediger der französischen Gemeinde zu Hamburg, 1823 Prediger an der dem französisch-reformierten Kultus eröffneten Hofkapelle zu Brüssel; 1830 kehrte er nach Genf zurück und wirkte seit 1831 als Professor der historischen Theologie an der von der Evangelischen Gesellschaft gestifteten Lehranstalt. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Histoire de la réformation au XVI. siècle« (Par. 1835—53, 5 Bde.; 3. Ausg. 1877—78, 4 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Stuttg. 1861—62, 5 Bde.); »Histoire de la réformation en Europe aux temps de Calvin« (Par. 1862—78, 8 Bde.; deutsch, Elberf. 1864—66, Bd. 1—4); »Le protecteur, ou la république d'Angleterre aux jours de Cromwell« (1848; deutsch, Weimar 1858) und »Trois siècles de luttes en Écosse« (1850; deutsch, Leipz. 1851). Vgl. J. Bonnet, Notice sur la vie et les écrits de M. (Par. 1874).

Merlette, in der Heraldik französische Bezeichnung für einen gestümmelten (des Schnabels und der Füße beraubten) amsel- oder entenartigen Vogel, häufig auf französischen und niederrheinischen Wappen.

Merlin, s. Falken.

Merlin (walisisch Merddin, Myrdhin), der Zauberer, eine der hervorragendsten Gestalten in dem altbritischen Sagenkreis. Die ältesten Nachrichten über ihn, dessen Geburt und Leben in mystisches Dunkel gehüllt sind, finden sich in Nennius' »Historia Britonum« (8.—9. Jahrh.). Hiernach stammte M., mit dem Zunamen Ambrosius (Merddin Embrys), aus Caermarthen in Wales (dem Maridunum des Ptolemäos) und besaß schon als Knabe prophetische Gabe. Er wurde um 480 vor den Britenkönig Vortigern als das endlich gefundene »Kind ohne Vater« gebracht, das derselbe auf Geheiß seiner Zauberer suchen ließ, damit auf dem mit seinem Blut getränkten Boden der bisher vergeblich versuchte Bau einer Burg gelänge, worauf ihm M. die Geheimnisse des Bodens enthüllte und den Sieg der Briten über die Sachsen prophezeite. In gleicher Weise, aber schon romantisch ausgesponnen, berichtet über ihn die Chronik (»Historia regum Britanniae«, um 1135) des Galfried von Monmouth, der M. aus der Vermischung eines Inkubus mit einer Nonne aus königlichem Geblüt hervorgehen läßt. Der Knabe ergeht sich in einer ausführlichen Weissagung, wird zugleich als Zauberer eingeführt, indem er das Stonehenge aus Irland durch seine übernatürliche Kraft in die Ebene von Salisbury versetzt, und tritt weiter als Sterndeuter und Berater in den Schlachten auf. Nachdem König Uter-Pendragon zur Herrschaft gelangt ist, benutzt er seine magische Kunst zur Begünstigung eines verbotenen Umgangs desselben mit der schönen Iguerne, welchem Arthur seine Entstehung verdankt, an dessen Hof M. in der Folge eine gleich wichtige Rolle spielt (s. Arthur). Mit diesem M. verschmolzen oder wahrscheinlich identisch erscheint ein zweiter M. mit dem Zunamen Silvester oder Caledonius, von dem Giraldus Cambrensis (um 1180) zuerst berichtet: der Barde Merddin ab Morvryn, der unter König Arthur gegen die Sachsen focht, aber nach der Schlacht beim Wald von Celidon, vom Wahnsinn ergriffen, in diesen floh und daselbst prophezeiend bis an seinen Tod verweilte. Ihm werden einige Gedichte, namentlich »Avallenau« (»Der Apfelgarten«) und »Hoianau« (»Die Horchenden«), zugeschrieben, die sich auf jene Kämpfe beziehen sollen und in der »Myvyrian archaiology of Wales« (Lond. 1801) abgedruckt sind; indessen sind dieselben, nach neuern Untersuchungen, untergeschoben und als politisch-tendenziöse Dichtungen des 12. Jahrh. zu betrachten. Die volkstümliche Bedeutung Merlins und sein europäischer Ruf, den er durch fünf Jahrhunderte behauptete, datiert überhaupt erst vom 12. Jahrh., und hieran hatten vorzugsweise drei Werke Anteil: 1) die »Prophetia Merlini« des Galfried von Monmouth (hrsg. mit dem Kommentar des Alanus ab Insulis, Frankf. 1603 u. ö.), eine um 1132 in lateinischer Sprache verfaßte, später seiner Chronik einverleibte Bearbeitung der zahlreich umlaufenden wundersamen Weissagungen des Zauberers über die Geschicke Englands, die das ganze Mittelalter hindurch in kanonischem Ansehen stand; 2) die von demselben verfaßte »Vita Merlini« in lateinischen Hexametern (hrsg. von Michel und Wright, Par. 1837), die im wesentlichen der Tradition vom kaledonischen M. folgt, aber den Stoff etwas frei behandelt; 3) der weitschichtige, in französischer Sprache geschriebene »Roman de M.« des (am Hof Heinrichs II. lebenden) Anglonormannen Robert de Borron, der auf Galfried von Monmouth fußt, die Sagen vom Gral, von Joseph von Arimathia und der Tafelrunde mit hereinzieht und sich wohl ebensosehr im Reiche der Phantasie wie auf dem Gebiet der schriftlichen und mündlichen Tradition bewegt. Von dem Gedicht Roberts ist nur der Anfang erhalten, doch liegt das ganze in einer Prosa-Auflösung vor (erster Druck, Par. 1498, 4 Bde.; hrsg. von G. Paris, das. 1888, 2 Bde., und von O. Sommer, Lond. 1894; schon im 14.—15. Jahrh. ins Italienische, Spanische, Englische und Deutsche übersetzt; in neuerer Zeit bearbeitet von Friedr. v. Schlegel: »Geschichte des Zauberers M.«, Leipz. 1804). Hier wird M. von einem Teufel mit einer reinen Jungfrau erzeugt, um durch seine Hilfe wiederzugewinnen, was Christus der Hölle entrissen, und er endet schließlich als das Opfer seiner eignen Magie, indem er von seiner Geliebten Viviana, die ihm seine Zauberkunst abgelernt, im Wald Brecilian in einen Hagedornbusch gebannt wird, aus dem fortan nur noch seine Stimme erklingt. Die zahlreichen Auflagen dieses wie noch andrer Romane, die Merlins Namen tragen und fast alle auch die »Prophetia« Galfrieds mit aufnehmen, sowie viele politische Weissagungen, die ihm von tendenziösen Volksbethörern zugeschrieben wurden (von Shakespeare mehrfach erwähnt), beweisen das bis ins 17. Jahrh. hinein rege Interesse für den Gegenstand. Auch in Dichtungen andrer Art findet sich die Figur des Zauberers mehrfach verwendet. Immermann machte M. zum Helden eines dramatischen Gedichts (»M., eine Mythe«, 1832); in neuester Zeit (1886) wurde der Stoff zweimal als Oper behandelt, von Lipiner (Musik von Goldmark) und Hoffmann (Musik von Rüfer). Dagegen hat Gottschalls Dichtung »Merlins Wanderungen« (Bresl. 1887) mit der alten Sage nur den Namen gemein. Vgl. Heywood, The life of M., his prophecies and predictions (Lond. 1641, neue Ausg. 1813); San Marte, Die Sagen von M. (Halle 1853), worin auch die »Prophetia« Galfrieds und die »Vita Merlini« sowie die beiden oben erwähnten Gedichte mitgeteilt und erläutert sind; de la Villemarqué, Myrdhinn ou l'enchanteur M. (Par. 1861); Sommers Einleitung zur Ausgabe von Malorys »Morte Arthur« (das. 1889—92).

Merlin de Douai (spr. -läng dö duä), Philippe Antoine, Graf, franz. Rechtsgelehrter, geb. 30. Okt. 1754 in Arleux bei Douai, gest. 26. Dez. 1838 in Paris, wurde 1782 königlicher Sekretär beim Parlament von Flandern und erwarb sich durch seine Ar-

beiten am »Répertoire universel et raisonné de jurisprudence« (1775 ff.), das er später neu herausgab (3. Aufl., Par. 1807—1809, 13 Bde.; 5. Aufl. 1827—1828, 18 Bde.), sowie als Sachwalter einen Namen. Nach dem Ausbruch der Revolution trat er als Abgeordneter der Stadt Douai in die Nationalversammlung und beteiligte sich hier lebhaft an der Gesetzgebung. In seine Heimat als Präsident des Kriminaltribunals zurückberufen, bekleidete er diese Stelle, bis er 1793 als Deputierter in den Nationalkonvent gesandt wurde, als dessen Präsident er viel zum Umsturz der Pariser Munizipalität und 1795 zur Schließung des Jakobinerklubs beitrug. Im Auftrag des Direktoriums redigierte er den neuen Strafkodex vom 3. Brumaire des Jahres IV, der bis 1811 in Geltung blieb, und vom September 1797 bis Juni 1799 saß er selbst im Direktorium. Nach der Revolution vom 18. Brumaire ward er Generalprokurator beim Kassationshof. Napoleon I. erhob ihn zum Staatsrat und zum Grafen. Bei der ersten Restauration verlor er seine Ämter, und bei der zweiten floh er, da er während der Hundert Tage dieselben wieder übernommen hatte, nach Haarlem. Nach der Julirevolution kehrte er nach Paris zurück. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: »Recueil alphabétique des questions de droit« (Par. 1804—1806, 9 Bde., u. ö.).

Merlin de Thionville (spr. ‑läng dö tiongwil'), Antoine Christophe, hervorragende Persönlichkeit der französischen Revolution, geb. 13. Sept. 1762 in Diedenhofen (Thionville), gest. 14. Sept. 1833 in Paris, war beim Ausbruch der Revolution, deren Grundsätzen er mit Enthusiasmus huldigte, Huissier in seiner Vaterstadt und ward 1791 Deputierter des Moseldepartements in der Gesetzgebenden Versammlung, wo er sich zur äußersten Linken hielt. Er beantragte die Konfiskation der Emigrantengüter u. die Deportation der eidweigernden Priester und hatte an den Ereignissen des 10. Aug. 1792 einen hervorragenden Anteil. Von der Stadt Paris in den Nationalkonvent gewählt, schloß er sich der Partei Dantons an. Am 9. Thermidor 1794 unterstützte er die Angriffe gegen die Partei Robespierres und wurde bei dem Sturz der Schreckensregierung einer der zehn Konventskommissare. Zum Präsidenten des Konvents gewählt, verfolgte er jetzt ebenso die Jakobiner wie früher die Feuillants. Er förderte den Frieden mit Preußen (1795) und wollte sogar auf die Rheinlinie verzichten. Bei Einführung der Konstitution vom Jahr III in den Rat der Fünfhundert gewählt, hielt er sich zur gemäßigten Partei. Nach Niederlegung seines Mandats als Abgeordneter wurde er Generaladministrator der Posten. Da er gegen das lebenslängliche Konsulat Napoleons I. votierte, mußte er seine Stelle niederlegen und zog sich auf ein Landgut in der Picardie zurück. Vgl. Reynaud, Vie et correspondance de M. (Par. 1860).

Merlino Coccajo, Pseudonym, s. Folengo.

Merliton, aus dem Gilkenkraut (s. Calendula) dargestelltes Butterfärbemittel.

Merluccius, s. Schellfisch.

Merluschka (russ.), feines Lammfell.

Mermillod (spr. ‑mijó), Kaspar, Kardinal, geb. 22. Sept. 1824 in Carouge, Kanton Genf, gest. 23. Febr. 1892 in Rom, studierte im Jesuitenkollegium zu Freiburg i. d. Schweiz und empfing 1847 in Annecy die Priesterweihe. Zum Vikar des Genfer Pfarrers Dunoyer ernannt, machte er sich früh als vorzüglicher Kanzelredner geltend und gründete zur Förderung der katholischen Interessen ein politisches Blatt: »L'Observateur catholique«, sowie eine gelehrte Zeitschrift: »Annales catholiques«. Im Juni 1864 zum Stadtpfarrer und Generalvikar in Genf ernannt, ließ er sich im September d. J. bei einem Besuch in Rom zum Bischof von Hebron weihen, und Bischof Marilley von Lausanne-Genf delegierte ihm auf höhere Weisung die volle bischöfliche Gewalt über Genf. Der Genfer Staatsrat erklärte jedoch 6. Nov., daß er eine mit dem legalen Bestand der Diözesanverhältnisse im Widerspruch stehende besondere Mission Mermillods nicht anerkenne, untersagte M. alle bischöflichen Funktionen und entsetzte ihn, als er sich weigerte, dem Verbot Folge zu leisten, seiner Pfarrstelle (20. Sept. 1872). Am 16. Jan. 1873 erfolgte als Antwort der Kurie die förmliche Ernennung Mermillods zum apostolischen Vikar von Genf, worauf der schweizerische Bundesrat dessen Ausweisung verfügte, bis er auf die ihm rechtswidrig übertragenen Funktionen verzichte. Im März 1883 wurde er zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs Cosandey von Lausanne ernannt, womit nach der ausdrücklichen Erklärung des päpstlichen Staatssekretärs Jacobini das apostolische Vikariat in Genf wegfiel. Infolgedessen hob der Bundesrat auf Ansuchen Mermillods sein Verbannungsdekret auf und gestattete ihm die Rückkehr in die Schweiz. 1890 wurde er als Kardinal nach Rom berufen. Die »Œuvres du cardinal M.« erschienen gesammelt Paris u. Lyon 1893, 2 Bde. Seine Biographie schrieben Belloc (Freiburg in d. Schweiz 1892) und Lesur u. Bournand (Abbeville 1895).

Mermithiden, s. Fadenwürmer.

Mermnaden, altes lydisches Königsgeschlecht, welches, von den Sandoniden vertrieben, mit karischer Hilfe diese stürzte und mit Gyges 689 v. Chr. den lydischen Königsthron bestieg. Es machte nach Vertreibung der Kimmerier die Lydier zum mächtigsten Volk Kleinasiens und eroberte diese ganze Halbinsel. Der letzte Mermnade, Krösos, wurde von dem Perserkönig Kyros 546 besiegt und seiner Herrschaft beraubt.

Merneptah, König von Ägypten, Sohn Ramses' II., herrschte 1230—10 v. Chr. Unter ihm fand der Auszug der Israeliten aus Ägypten statt.

Merobaudes, lat. Rhetor und Dichter, aus Spanien, wegen seiner Verdienste als Redner und auch Krieger 435 n. Chr. in Rom durch eine Statue ausgezeichnet, deren Inschrift noch erhalten ist. Außer einem kurzen Gedicht auf Christus (»Laus Christi«) besitzen wir von ihm Bruchstücke von fünf Gedichten geschichtlichen Inhalts (hrsg. von Niebuhr, Bonn 1824, und J. Bekker, das. 1836), das längste von einem Panegyrikus auf Aëtius mit einem prosaischen Vorwort, in korrekter Darstellung, aber nüchtern und rhetorisch übertreibend.

Merodach (Marduk), eine Hauptgottheit der Babylonier, der Stadtgott der Hauptstadt Babylon. Er ist der Gott der Frühsonne und zugleich der Frühjahrssonne. Der Planet Jupiter ist ihm geheiligt. Er heißt der »große Herr«, der »Herr der Herren«, der »Herr der Götter«, Bel (»der Herr«, griech. Belos) schlechtweg; so in der Keilschriftlitteratur und Jes. 46, 1; Jer. 51, 44. In Assyrien war seine Verehrung ungleich geringer. Der unzertrennliche Begleiter Merodachs ist der Gott von Babylons Schwesterstadt Borsippe, Merodachs Sohn Nebo (s. d.).

Merode, Grafen von, eins der ältesten und angesehensten belgischen, ursprünglich im Bistum Lüttich angesessenen Adelsgeschlechter. Gegenwärtiges Haupt der Familie ist Karl Anton Ghislain, Graf von M., geb. 1. Aug. 1824; derselbe führt den Titel Reichs-

graf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempré und Grimberghe und ist Mitglied des belgischen Senats. Vgl. Richardson, Geschichte der Familie M. (Prag 1877—81, 2 Bde.). Bemerkenswerte Mitglieder des Geschlechts:

1) Johann, Graf von, kaiserlicher General, geb. um 1589, gest. 8. Juli 1633, trat erst in spanische, dann in kaiserliche Kriegsdienste, kämpfte seit 1619 in Böhmen, ward 1622 Reichsgraf und 1623 Oberst und befehligte unter Wallenstein wiederholt selbständige Unternehmungen, besonders in der Schweiz und in Italien, mit großem Geschick, entsetzte, seit 1631 General, 1632 Wolfenbüttel und eroberte Hildesheim, wofür er zum Feldzeugmeister ernannt wurde, fiel aber in der Schlacht bei Hessisch-Oldendorf. Vgl. Hallwich, Johann M. (Leipz. 1885).

2) Johann Philipp Eugen, Graf von, Marquis von Westerloo, kaiserlicher Feldmarschall, geb. 1674 in Brüssel, gest. 12. Sept. 1732 auf dem Schlosse M., kämpfte 1692—1704 im spanischen Heer in den Niederlanden gegen die Franzosen, trat 1705 in kaiserliche Dienste und ward 1717 Feldmarschall. Seine »Mémoires« gab sein Enkel Graf M.-Westerloo heraus (Brüssel 1840, 2 Bde.).

3) Philipp Felix Balthasar Otto Ghislain, Graf von, geb. 13. April 1791, gest. 7. Febr. 1857, nahm gleichfalls an dem belgischen Aufstand thätigen Anteil, war Mitglied der provisorischen Regierung u. unterstützte die Wahl des Prinzen Leopold zum König. Am 12. Nov. 1831 wurde er zum Minister ohne Portefeuille ernannt, und vom 15. März bis 20. Mai 1832 bekleidete er die Stelle eines interimistischen Kriegsministers, zog sich aber 1839 ins Privatleben zurück. Vgl. Thonissen, Vie du comte Félix de M. (Löwen 1861); Juste, Le comte Félix de M. (Brüssel 1872).

4) Ludwig Friedrich Ghislain, Graf von, Bruder des vorigen, geb. 9. Juni 1792, gest. 4. Nov. 1830 in Mecheln, kämpfte im September 1830 mit für die Unabhängigkeit Belgiens und ward 25. Okt. bei Berchem vor Antwerpen tödlich verwundet. In der Kathedrale von Brüssel wurde ihm ein prächtiges Monument errichtet.

5) Friedrich Xaver, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 26. März 1820 in Brüssel, gest. 11. Juli 1874, trat in die belgische Armee, machte 1846 zwei Feldzüge in Algerien unter Bugeaud mit und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. 1847 begab er sich nach Rom, studierte Theologie und erhielt die Priesterweihe. 1849 ernannte ihn Pius IX. zum Kämmerer und 1860 zum Waffenminister. M. veranlaßte Lamoricière, 1861 das Kommando über die päpstliche Armee zu übernehmen. 1865 legte er seine Stelle nieder und ward zum Erzbischof von Mytilene in partibus und Großalmosenier erhoben. Trotz seiner Verdienste um den päpstlichen Stuhl wurde er nicht Kardinal wegen seines hochfahrenden u. barschen Wesens, das die Kurie in Konflikte mit Frankreich verwickelte. Auch mit der Proklamation der Infallibilität war er nicht einverstanden. Vgl. Besson, Fréderic Xavier de M. (Par. 1886).

Merodebrüder, s. Marode.

Meroë, altäthiop. Reich, welches sich von der großen Nilkrümmung in Nubien bis an die abessinischen Berge erstreckte. Die Stadt M., deren Trümmer (Tempelreste und zwei Pyramidengruppen) man noch bei Begerawie in Dar Schendi sieht, war der Hauptsitz dieses mächtigen, über zahlreiche Negerstämme herrschenden Priester- und Handelsstaates, dessen berühmteste Zierde ein Tempel des Ammon mit Orakel war. Die einst so große und reiche Stadt lag schon zu Neros Zeit in Trümmern. M. hatte eine theokratische Verfassung; an der Spitze stand ein von den Priestern ägyptischen Ursprungs aus ihrer Mitte gewählter und daher vom ganzen Priesterkollegium abhängiger König. Die Kultur Meroës war von Ägypten erborgt und nicht umgekehrt, wie man fälschlich angenommen hat. Die dortigen Pyramiden, in drei Gruppen 80 an der Zahl und von 4—50 m Höhe wechselnd, die Sphinxalleen und ägyptischen Götterstatuen beweisen durch ihren entarteten Stil ihren Ursprung aus der letzten Zeit ägyptischer Kunstübung. Inschriften, welche über die Zeit der Erbauung Aufschluß geben könnten, sind nicht vorhanden. Die Bewohner waren Chamiten und Neger, zu denen sich Ägypter als Kulturträger gesellten. Seiner überwiegenden Kultur, dem Einfluß seiner Priesterschaft und seinem weitverzweigten Karawanenhandel mit Ägypten, Arabien 2c. verdankte der Staat von M. eine solche Größe und Macht, daß er lange Zeit hindurch die Herrschaft über das ganze nördliche Äthiopien behauptete, bis endlich die Priesterherrschaft zur Zeit des Ptolemäos Philadelphos (285—247) vom einheimischen Häuptling Ergamenes vernichtet wurde.

Meroëdrie (griech.), soviel wie Hemiëdrie, Tetartoëdrie, s. Kristall, S. 747.

Mero jure (lat.), nach lauterm, reinem Recht.

Merom (Mê-Merôm, »oberes Wasser«), eine Örtlichkeit des alten Palästina, gewöhnlich für den Bahr el Huleh gehalten, jenen 5—6 km langen, bis 5 km breiten und 3—5 m tiefen Sumpfsee, welcher 16 km nördlich vom See von Tiberias liegt und vom Jordan durchflossen wird. An dem »Wasser von M.« schlug Josua den König Jabin (Josua 11, 5 ff.). Daß damit der Bahr el Huleh gemeint sei, ist aber nicht zu beweisen; vielleicht ist darunter die starke Quelle beim Dorf Meron (Meiron), 4 km westlich von Safed, zu verstehen. Aus dem Altertum ist für den Hulehsee sonst nur der Name Samachonitis durch Josephus überliefert.

Meröpe, 1) im griech. Mythus die Tochter des Kypselos und Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messenien, wurde durch ihren Schwager Polyphontes, der sich der Herrschaft bemächtigte und sie zur Ehe zwang, ihrer Kinder beraubt, mit Ausnahme des entflohenen jüngsten Sohnes, Äpytos. Herangewachsen, ermordete derselbe den Polyphontes am Altar. Euripides verarbeitete den Mythus zum Trauerspiel »Kresphontes«; unter den Neuern benutzten ihn Voltaire, Maffei u. a.

2) Tochter des Atlas, eine der Plejaden (s. d.), Gemahlin des Sisyphos, Mutter des Glaukos.

Meropidae, Familie der Klettervögel, s. Bienenfresser.

Merops, der Bienenfresser.

Merops, Sohn des Triopas, Gemahl der Echemeia, Vater der Kos, König der Meroper auf Kos, wurde in einen Adler verwandelt und unter die Gestirne versetzt.

Merostomāta, s. Pfeilschwänze.

Merowech (Merovig, Merwig, Merovĕus), Sohn des Chlogio oder der Sage nach eines Meergottes, König der westlichen (salischen) Franken von 448—457, Stammvater der Dynastie der Merowinger, welche 481—751 das Frankenreich (s. d.) beherrschten und im ersten Jahrhundert ihrer Herrschaft die Macht desselben weit ausbreiteten; dann aber bekämpften sich die Könige aus dieser Familie, welche sich leidenschaftlich, roh und grausam zeigten, unter-

einander, schwächten dadurch ihre Macht und verloren alle Gewalt an den Majordomus; ihrem Schattenkönigtum ward durch den Karolinger Pippin den Kurzen ein Ende gemacht. Vgl. Havet, Questions mérovingiennes (Par. 1885—90, 6 Hefte); Dahn, Die Könige der Germanen, Bd. 7 (Leipz. 1894—95, 3 Tle.).

Merowinger, s. Merowech.

Merowingermünzen, die von den fränkischen Königen aus dem Merowingergeschlecht geprägten Münzen, deren Typen und Währung (Gold) anfangs den in Gallien üblichen römischen, besonders Kaisermünzen, nachgebildet, später aber von jenen durch die Monogramme und die Namen der fränkischen Könige, auch durch die der Münzstätten und Münzmeister unterschieden wurden. Auch das Gepräge ist roher als das der römischen Münzen.

Meroxēn, s. Glimmer.

Merr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Blasius Merrem, geb. 4. Febr. 1761 in Bremen, gest. 23. Febr. 1824 als Professor in Marburg. Er schrieb: »Versuch einer allgemeinen Geschichte der Vögel« (Leipz. 1787—88, 2 Bde.); »Beiträge zur Geschichte der Amphibien« (das. 1790); »Versuch eines Systems der Amphibien« (Marb. 1820).

Merrekül, Seebad im russ. Gouv. Esthland, in der Nähe von Narwa, am Finnischen Meerbusen, wird jährlich von ca. 3000 Badegästen besucht.

Merrick, Mount, s. Kirkcudbrightshire.

Merril, Hauptstadt der Grafschaft Lincoln im nordamerikan. Staat Wisconsin, am rechten Ufer des Wisconsin River, hat eine starke Holzindustrie und (1890) 6809 Einw.

Merrimack, Fluß der nordamerikan. Union, entsteht in New Hampshire in den Weißen Bergen, durchströmt Massachusetts, bildet mehrere Fälle, treibt die Mühlräder der zahlreichen Fabriken von Nashua, Manchester, Lowell und Lawrence, wird bei Haverhill auf 29 km schiffbar; seine Mündung in den Atlantischen Ozean bei Newburyport wird indes durch eine Barre verstopft.

Merscheid, früher selbständige Stadtgemeinde, seit 1891 mit Ohligs (s. d.) vereinigt.

Mersea Island (spr. mörßi ailänd), engl. Insel an der Küste von Essex (England), an der Mündung des Colne, gegenüber Brightlingsea, 7 km lang und 3 km breit, mit römischen Altertümern.

Merseburg, im Mittelalter eine Markgrafschaft zwischen Saale und Mulde zu beiden Seiten der untern Weißen Elster, gehörte ursprünglich zur thüringischen Mark, die Karl d. Gr. anlegte, der Sachsenherzog Otto um 900 bis zur Elbe erweiterte. Zu Merseburg hatte Graf Erwin, der Schwiegervater Heinrichs I., seinen Sitz. Die thüringische Mark, von Gero 940 neu geordnet, wurde bei seinem Tode 965 in drei Marken geteilt; doch das Gebiet um Merseburg (660 qkm) fiel an das neue Bistum, das Otto I. 968 zum Gedächtnis der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld und dem heil. Laurentius zu Ehren stiftete und dem Erzbistum Magdeburg unterordnete. Der erste Bischof, Boso (gest. 970), wirkte sehr thätig für die Bekehrung der Wenden in der Gegend von Zeitz. Als sein Nachfolger Giseler 981 Erzbischof von Magdeburg geworden war, wurde das Bistum M. aufgehoben und unter die Diözesen Magdeburg, Halberstadt, Meißen und Zeitz geteilt. König Heinrich II. stellte jedoch 1004 das Bistum wieder her. Ursprünglich stand die Schutzgerechtigkeit dem Kaiser zu, der auch in der ersten Zeit die Bischöfe ernannte. Nachher aber suchten sich die Markgrafen von Meißen die Oberherrschaft über das Bistum zuzueignen, und obwohl 1288 Markgraf Friedrich darauf verzichtete und noch Kaiser Karl V. 1541 dem Bischof Siegmund die Reichsunmittelbarkeit bestätigte, beanspruchten jene und später die Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg hartnäckig die Lehnshoheit über M. Von den Bischöfen von M. ist der berühmteste Thietmar (1009—19), der Verfasser einer Chronik, die für die Zeiten Ottos III. und Heinrichs II. unschätzbare Mitteilungen enthält. Unter Herzog August von Sachsen (1544—48), Administrator des Stifts, wurde die Reformation eingeführt. Bald darauf (1561) kam infolge einer Kapitulation die Administration des Stifts definitiv an Kursachsen, dem sie auch im Westfälischen Frieden zugesprochen wurde. Christian I., Sohn des Kurfürsten Johann Georg und seit 1650 Administrator des Stifts, erhielt durch testamentarische Verfügung seines Vaters 1657 auch die Niederlausitz, die Herrschaften Dobrilugk und Finsterwalde nebst den Ämtern Delitzsch, Bitterfeld und Zörbig und wurde so der Stifter der Linie Sachsen-M., einer Nebenlinie des Kurhauses Sachsen, die aber 1738 mit Herzog Heinrich erlosch. Seit dieser Zeit war das Bistum M. ein Teil von Kursachsen, bis es durch den Wiener Kongreß 1815 etwa zu drei Vierteln an Preußen kam und seitdem den Kreis M. bildet. Der kleinere Teil blieb bei Sachsen und ist zum Leipziger Kreis geschlagen. Das Domkapitel besteht noch gegenwärtig. Vgl. Schmekel, Historisch-topographische Beschreibung des Hochstifts M. (Halle 1858).

Merseburg, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Sachsen und Kreisstadt, an der Saale und den Linien Weißenfels-Halle und M.-Mücheln der Preußischen Staatsbahn, 99 m ü. M., besteht aus der eigentlichen Stadt, der Domfreiheit, den Vorstädten Altenburg u. Neumarkt und einem neuen Stadtteil, hat im Innern ein altertümliches Ansehen und besitzt 5 evangelische und eine kath. Kirche, unter erstern die ausgezeichnete viertürmige Domkirche, die nach Plänen von Adler und v. Dehn-Rothfelser 1884—86 würdig restauriert ist.



Wappen von Merseburg.

Dieselbe gehört drei verschiedenen Bauperioden an: das Chor, die Krypte und die beiden Rundtürme (1042 geweiht) der rein romanischen, das Querschiff (um 1274) der spitzbogig-romanischen Periode, das Schiff mit einem barock gotisch dekorierten Portal dem 16. Jahrh. Im Innern sind das Grabmal Rudolfs von Schwaben (des Gegenkönigs Heinrichs IV.), das Grabmal des Bischofs Siegmund von Lindenau (von Hans Vischer), die reichgeschnitzte spätgotische Kanzel und die große Orgel (1666 eingeweiht) bemerkenswert (vgl. Puttrich, Die Kirche zu M., Leipz. 1836). Das Schloß, im gotischen Stil mit drei Türmen, ehedem Residenz der Bischöfe, dient jetzt als Regierungsgebäude; in dem daran stoßenden Garten steht ein Denkmal des Kaisers Wilhelm I. und das gußeiserne Denkmal des Feldmarschalls Kleist v. Nollendorf. Noch sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Kapitelhaus, das Rathaus, die alte Kirche St. Thomä in der Vorstadt Neumarkt, die Dompropstei und das neue, stilvolle Ständehaus. Auf dem Schulplatz steht das schöne

Bronzestandbild Kaiser Friedrichs III. Die Zahl der Einwohner beträgt (1890) mit der Garnison (3 Eskadrons Husaren Nr. 12) 17,669 Seelen, davon 307 Katholiken und 29 Juden. Die Industrie erstreckt sich auf Eisengießerei, Armatur-, Maschinen-, Cellulose- und Papierfabrikation, Fabriken in Leim und Zigarren, Gerberei, Färberei und Bierbrauerei. Dem Verkehr in der Stadt dient eine Telephonanlage, welche M. zugleich mit Halle, Berlin, Leipzig, Magdeburg &c. verbindet. M. ist Sitz einer königlichen Regierung, der Provinzialverwaltung, der Generalkommission u. der Städte- und Landfeuersocietät für die Provinz Sachsen, hat ein Amtsgericht, ein Domkapitel, ein Gymnasium, ein Waisenhaus und vortreffliche Armenanstalten. — Die Stadt M. stammt schon aus der Karolingerzeit und wurde von König Heinrich I., der hier ein Asyl eröffnete, erweitert und befestigt. Sie ward Residenz der Markgrafen von M., von 968 an Sitz der Bischöfe und im 10. und 11. Jahrh., nachdem sie Otto I. zur kaiserlichen Pfalz erhoben hatte, auch Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser. Von 973—1302 wurden hier 15 Reichstage gehalten. Die Stadt hatte im Bauernkrieg 1525, namentlich aber im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden; 1631 wurde sie von Pappenheim genommen, 1632 nochmals an die Kaiserlichen übergeben, 1636 von den Schweden gebrandschatzt und 1640 von denselben geplündert. Von 1657—1738 war sie Residenz der Herzöge von Sachsen-M. Die frühere Annahme, daß der Ort der Ungarnschlacht von 933 hier zu suchen sei, ist hinfällig. Bei M. lieferten 29. April 1813 preußische Truppen unter Lobethal gegen Teile des französischen Korps Macdonald ein siegreiches Gefecht. Chroniken von M. schrieben Brotuff (1557) und Vulpius (1700).

Der **Regierungsbezirk Merseburg** (s. Karte »Provinz Sachsen«) umfaßt 10,209 qkm (185,41 QM.), zählt (1890) 1,075,569 Einw. (105 auf 1 qkm), davon 1,043,233 Evangelische, 29,418 Katholiken und 1743 Juden, und besteht aus den 17 Kreisen:

Kreise	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Einw. auf 1 QKilom.
Bitterfeld	696	12,64	57145	82
Delitzsch	757	13,75	62612	83
Eckartsberga	562	10,21	39403	70
Halle (Stadtkreis)	25	0,45	101401	—
Liebenwerda	794	14,42	48799	61
Mansfeld (Gebirgskr.)	497	9,03	63003	127
Mansfeld (Seekreis)	587	10,66	92551	158
Merseburg	575	10,46	76051	132
Naumburg	162	2,94	33214	205
Querfurt	684	12,42	59202	87
Saalkreis	513	9,32	82835	161
Sangerhausen	773	14,04	70916	92
Schweinitz	1012	18,38	40921	40
Torgau	986	17,91	55218	56
Weißenfels	496	9,01	87560	177
Wittenberg	824	14,97	54846	67
Zeitz	266	4,83	49892	187

Über die 8 Reichstagswahlkreise des Regbez. M. s. Karte »Reichstagswahlen«.

Merseburger Zaubersprüche (Merseburger Gedichte), nach ihrem Fundort genannte allitterierende Zaubersprüche über die Fesseln eines Kriegsgefangenen u. den verrenkten Fuß eines Pferdes, die im 10. Jahrh. aufgezeichnet wurden, aber spätestens aus dem 8. Jahrh. stammen. Vgl. Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa (3. Aufl., Berl. 1892).

Mers el Kebir, Seehafen in der alger. Provinz Oran, mit wohlgeschütztem, großem, durch ein Fort verteidigtem Hafen, der auch Hafen für das 7 km entfernte Oran ist, mit dem die Stadt Eisenbahnverbindung hat, mit (1891) 2956 Einw., meist Franzosen.

Mersen, s. Meerssen.

Mersey (spr. mörsi), Fluß in England, entsteht östlich von Stockport durch den Zusammenfluß des Tame und Goyt, bildet dann, westlich fließend, die Grenze zwischen Cheshire und Lancashire und mündet nach 137 km langem Lauf in die Irische See. Sein Flußgebiet hat ein Areal von 4460 qkm (81 QM.). Vor seiner Mündung erweitert er sich zu einer seeartigen Bucht, an deren Ausgang Liverpool und das in neuerer Zeit entstandene Birkenhead liegen, die beide durch den 1886 eröffneten Merseytunnel verbunden sind. Auf seinem Nebenfluß Irwell gehen Barken bis Manchester, und Kanäle verbinden den Fluß und die reichen ihn umgebenden Fabrikbezirke mit der Ouse, dem Trent, der Themse, dem Severn &c. Von Eastham, wo der M. 13 km Breite erreicht, führt nach Manchester der Manchester-Schiffskanal (s. d.).

Mersina, Seestadt mit sicherer Reede im türk. Wilajet Adana, an der Südküste Kleinasiens, 65 km westsüdwestlich von Adana, wohin eine Eisenbahn führt, mit 9000 Einw. (viel Griechen, mit 2 Schulen), bedeutender Getreide- und Baumwollausfuhr und regelmäßiger Dampferverbindung mit Smyrna, Konstantinopel, den syrischen und ägyptischen Plätzen (Ausfuhr 1890: 15,2 Mill. Fr.). Leider ist das Klima im Sommer sehr ungesund. In der Nähe die Ruinen von Soli oder Pompejopolis. M. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Mersiwan (Mersifun), Stadt im türk. Wilajet Siwas in Kleinasien, unweit des Tersachan (Zufluß des Jeschil Irmak), mit einem amerikanischen Kollegium, viel Weinbau, etwas Baumwollweberei und 15—20,000 Einw. (davon 13,000 Mohammedaner, der Rest meist Armenier), das antike Phazemon. M. ist das Zentrum der protestantischen Propaganda in jener Gegend.

Mersljakow, Alexej Fjódorowitsch, russ. Dichter und Ästhetiker, geb. 1778 zu Dalmatow im Gouv. Perm, gest. 7. Aug. (26. Juli) 1830 in Sokolniki bei Moskau, studierte in Moskau und wurde 1804 daselbst Professor der Ästhetik und Poesie. Ein guter Kenner der alten und mehrerer neuern Sprachen, übersetzte er außer aus den griechischen und römischen Klassikern namentlich viel aus Tasso (»Befreites Jerusalem«, Mosk. 1828, 2 Tle.), Metastasio und Alfieri. Von seinen theoretischen Werken, in denen er als strenger Klassiker gegen die Romantiker zu Felde zieht, sind besonders die »Rede über den Geist der alten Poesie und deren Einfluß auf die Bildung der Völker« und der nach dem »Entwurf &c.« Eschenburgs (s. d.) gemachte »Kurze Abriß der Theorie der schönen Litteratur« (Mosk. 1821—22, 2 Bde.) hervorzuheben. Seine Dichtungen gab 1867 die Moskauer Gesellschaft der Liebhaber der russischen Litteratur heraus. Von seinen im Volkston gedichteten Liedern und Romanzen erschien 1830 eine Sammlung in Moskau und 1880 eine Ausgabe von Suworin in Petersburg (zusammen mit Liedern von Zyganow, 3. Aufl. 1886).

Merson (spr. -ßóng), Luc Olivier, franz. Maler, geb. 21. Mai 1846 in Paris, Schüler von G. Chassevent und Pils sowie der École des beaux-arts, stellte bereits 1867 ein Gemälde: Leukothea und Anaxan-

dros, im Salon aus. 1869 erhielt er den großen Preis von Rom für das Gemälde: der Soldat von Marathon. Das Museum von Castres besitzt aus demselben Jahr Apoll den Zerstörer nach Homer und das Museum von Troyes das Märtyrertum Edmunds des Heiligen von England, von 1872. Seitdem wendete er sich mit Vorliebe Darstellungen aus der Heiligenlegende und der Mythologie zu. Seine Hauptwerke dieser Richtung sind: die Vision, eine Legende aus dem 14. Jahrhundert (1873), das Opfer für das Vaterland (1874), der heil. Michael (1875), der heil. Franz und der Wolf von Agubbio (1878), der heil. Isidorus (1879, Triptychon), die Flucht nach Ägypten, Amor beim Parisurteil (1884), der Mensch und das Glück (1892). In der Galerie St.-Louis im Justizpalast zu Paris hat er Wandmalereien mit Szenen aus dem Leben Ludwigs IX. ausgeführt.

Merswin, Rulmann, Mystiker, geb. 1308, lebte als Kaufmann in Straßburg und entwickelte seit der Mitte des Jahrhunderts eine große, wenn auch zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmte litterarische Thätigkeit; starb 1382 in dem von ihm 1364 gegründeten Johanniterhaus auf dem Grünen Wörth. M. war der Erfinder der Figur des »Gottesfreundes im Oberland« (s. Gottesfreunde) und hinterließ als Hauptwerk »Das Buch von den neun Felsen« (hrsg. von K. Schmidt, Leipz. 1859), das in der Anlage an Dantes »Divina Commedia« erinnert. Vgl. Jundt, Rulman M. et l'ami de dieu de l'Oberland (Par. 1890); Preger, Geschichte der deutschen Mystik, Bd. 3 (Leipz. 1893).

Mertens, Franz, Mathematiker, geb. 20. März 1840 in Schroda, studierte in Berlin, wurde auf Grund seiner Dissertation »De functione potentiali duarum ellipsoidium homogenearum« 1865 außerordentlicher Professor in Krakau, 1869 ordentlicher Professor daselbst, 1884 Professor an der technischen Hochschule in Graz und 1894 an der Universität Wien. Seine Arbeiten streifen die gesamte Analysis, erstrecken sich aber vorzugsweise auf bestimmte Integrale, als deren bester Kenner M. zur Zeit gilt, und auf Formenlehre. An der Herausgabe der Werke Jacobis durch die Berliner Akademie hat M. wesentlichen Anteil gehabt.

Mertensia *Willd.*, Farngattung aus der Familie der Gleicheniaceen, mit kriechendem Wurzelstock, meist dichotom verzweigten Wedeln und zu beiden Seiten von der Mittelrippe der länglichen bis linealen Segmente liegenden Sporenhäufchen. Sie finden sich besonders in den Tropengegenden, und in einigen Ländern dient ihr stärkemehlreiches Rhizom als Nahrungsmittel. M. dichotoma *Hook.* und einige andre finden sich auch in Gewächshäusern.

Merthyr-Tydfil (Merthyr Tydvil), Stadt in Glamorganshire (Wales), am obern Taff, war vor 100 Jahren noch ein Dorf, zählte aber 1891 infolge des Reichtums der Gegend an Kohlen, Eisen und Kalk 58,080 Einw. M. ist Hauptsitz der Stahl- und Eisenindustrie Glamorganshires, und die weltberühmten Werke von Dowlais und Cyfarthfa liegen innerhalb seiner Grenzen. 1891 waren in den Kohlengruben 9157, in Eisen- und Stahlwerken 2470 Arbeiter beschäftigt. M. ist übrigens schmutzig, ohne ansehnliche öffentliche Gebäude u. fast nur von Arbeitern bewohnt.

Mertola, Stadt im portug. Distrikt Beja (Provinz Alemtejo), auf einem Felsen am rechten Ufer des Guadiana, welcher hier den Oeiras aufnimmt, mit Resten eines maurischen Kastells, einer Mineralquelle und (1878) 3289 Einw. M. ist das alte Myrtilis Julia, wovon sich noch Baureste vorfinden.

Mertwyi Kultuk (»toter Golf«), großer Meerbusen des Kaspischen Meeres, welcher den nordöstlichsten Teil desselben bildet, so benannt wegen der geringen Tiefe seiner Gewässer, die seine Benutzung durch Schiffe nicht zuläßt, zwischen der Halbinsel Busatsch im S. und der kleinen Insel Prorva im NO. An seinem Südostende entsendet er einen langen Arm ins Land zwischen der Halbinsel Busatsch und dem Plateau Ust-Urt, die Bai von Kaidak oder Tiukkarasu, deren Eingang zwischen Kap Blik im W. und dem Jaman-Airaklyberg im O. liegt.

Meru, nach brahmanischer u. buddhistischer Weltanschauung der Mittelpunkt unsrer Welt; von seinen vier Seitenflächen besteht die eine aus Gold, die zweite aus Kristall, die dritte aus Silber, die vierte aus Saphir. Er hat vier Absätze, von denen die drei untern von Dämonen bewohnt sind; der vierte ist der unterste Götterhimmel. Oben thront Indra mit den 33 Wedagöttern; über dem Himmel des Indra erheben sich weitere Stockwerke von Himmeln.

Meru, See, s. Moerosee.

Meru (in der Massaisprache Dönjo Erok, »dunkler Berg«), Berg im Massailand in Deutsch-Ostafrika, 65 km westsüdwestlich vom Kilima Ndscharo, erhebt sich unvermittelt aus der 1200 m hohen, fruchtbaren Ebene in zwei durch einen Sattel verbundenen Gipfeln zu 4453, bez. 3700 m und ist anscheinend (er wurde noch nicht bestiegen) vulkanischer Natur.

Méru (spr. -rü), Stadt im franz. Depart. Oise, Arrond. Beauvais, an der Nordbahn, mit Fabrikation von Zucker, Knöpfen, Fächern etc. und (1891) 4464 Einw.

Merula, die Amsel.

Merulius *Hall.* (Aderschwamm, Faltenschwamm), Pilzgattung aus der Ordnung der Hymenomyceten; die Fruchtkörper (Hüte) sind halbiert hutförmig oder ausgebreitet, unbestimmt gestaltet, oft krustenförmig angewachsen, von weicher, meist schimmelartiger Beschaffenheit; das auf der Unterseite derselben befindliche Hymenium besteht aus aderähnlich verzweigten und netzartig verbundenen, oft gezähnelten, mit dem Hut verwachsenen Falten. In Deutschland finden sich ungefähr zwölf Arten, ziemlich große, nicht genießbare Pilze, welche auf faulendem Holz oder an alten Baumstämmen, bisweilen auch auf nacktem Boden in Wäldern wachsen; die wichtigste hierher gehörige Art ist der Hausschwamm (s. d.).

Merveille (franz., spr. -wäj'), Wunder; à m., zum Verwundern, trefflich.

Merveilleuse, la (franz., spr. -wäjös', »die Wunderbare«), Bezeichnung für eine französische Frauentracht zur Zeit des Direktoriums (um 1796), das weibliche Seitenstück zum Incroyable (s. d.). Dieses Kostüm schloß sich an die altgriechische Tracht an und erregte besonders durch die Frechheit der Entblößung, dann durch die Übertreibung der Hüte und Frisuren Aufsehen. Die Merveilleuses trugen meist nur eine hoch gegürtete, aber mit einer Taille versehene Tunika nach antikem Schnitte, die sie hoch emporhoben, um Schuhe, Füße und Beine zu zeigen, welche bisweilen mit Trikot versehen, oft aber auch entblößt waren. Große Hüte mit Federn und wirr herabfallendes Haar vervollständigten die Tracht. Dieselbe erhielt sich bis zu Anfang des Kaiserreichs (s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 14).

Merville (spr. märwil'), Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Hazebrouck, an der Lys, dem Bourre-

kanal und der Nordbahn, mit Fabrikation von Tischzeug, Stickereien, Bürsten 2c., Schiffbau und (1891) 3687 (als Gemeinde 7573) Einw.

Merw (Merv), Oase in der russisch-zentralasiat. Transkaspischen Provinz, zwischen 37° 15'—38° nördl. Br. und 61° 25'—62° 15' östl. L. v. Gr., am Südrande der Sandwüste Karakum, eine nach N. gerichtete Einbuchtung in dieselbe, gebildet durch vielfache Verzweigungen des sich hier im Sande verlierenden Murghab, 4900 qkm (89 QM.) groß, wovon etwa 900 qkm Sumpf und Sand sind, der Rest aber, durch ein mit vielem Fleiß angelegtes System von Kanälen bewässert, reiche Ernten von Weizen und Zuckerhirse liefert. Auch Baumwoll- und Seidenkultur werden getrieben. Das Klima ist heiß und trocken; im Sommer steigt die Temperatur bis 36°, fällt im Winter bis —7°, im Dezember u. Januar fällt nachts Schnee an etwa 20 Tagen. Die Sümpfe des Murghab sind Brutstätten gefährlicher Fieber. Die sehr verschieden (110,000, 125,000, 240,000) geschätzte Bevölkerung besteht meist aus jetzt verarmten Tekke-Turkmenen, die allein Recht am Grund und Boden, ebenso wie am Wasser haben. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau (Weizen, Sorghum, Melonen, dann Gerste, Reis, Baumwolle) und Viehzucht; 1886 zählte man 17,000 Pferde, 22,000 Esel und Maulesel, 44,000 Rinder, 700,000 Schafe und 150,000 Kamele. Die Oase bildet einen Kreis der Transkaspischen Provinz. Ihr Hauptort M., bei den Eingebornen Kouschütchankala, an einem Hauptarm des Murghab und an der Transkaspischen Bahn, von breiten und hohen Wällen umgeben, welche einen Umfang von 4 km haben und Felder und Gemüsegärten einschließen, besteht meist aus verstreuten Hütten und Kibitken, ist Garnison eines Regiments Kubankosaken, mit zwei Batterien, welches eine an der Südmauer errichtete Festung besetzt hält, hat einen schlechten Bazar und (1890) 11,070 Einw., davon 1500 Armenier, Bocharen und Chiwanen, die sich seit der russischen Okkupation hier niedergelassen haben. Neben Ackerbau wird auch einige Hausindustrie (Teppiche, grobe Seidenzeuge, Silberarbeiten) und Handel, meist durch Armenier (Jahresumsatz 1½ Mill. Rubel), betrieben. Ehemals war diese Gegend viel dichter bevölkert. Überreste von Türmen, Bädern, Palästen und Grabmälern in der Umgebung zeugen von der ehemaligen Pracht dieser Residenz früherer Herrscher. Von M. gehen Wege gegen N. nach Chiwa, gegen NO. nach Bochara, Tschardschui und Narasim am Amu Darja, gegen W. nach Achal Teke und gegen S. nach Persien und Herat. Der letzte ist von besonderer politischer Wichtigkeit. Bereits Alexander d. Gr. soll in der Oase eine prächtige Stadt erbaut haben; die Turkmenen nennen daher ein verfallenes Erdwerk noch heute Fort Iskanders, d. h. Alexanders, doch ist der große Makedonier nie in dieser Gegend gewesen. Antiochos Nikator machte die Oase durch eine Umwallung zu einem Bollwerk gegen nördliche Barbaren und nannte sie Antiochia Margiana. Zur Zeit der Ausbreitung des Islam fiel M. in die Hände der Araber, bei denen es blieb, bis es im 11. Jahrh. den anstürmenden Seldschuken unterlag. Dann wurde M. eine Beute der Mongolen, der Uzbeken und Perser, aus deren Händen es 1834 wieder in die der heutigen Tekke-Turkmenen überging. Ein Feldzug, den Persien unternahm, um den wiederholten räuberischen Einfällen in sein Gebiet ein Ende zu machen, endete für dieses mit einer vollkommenen Niederlage. Seitdem waren die Tekke-Turkmenen der Schrecken aller angrenzenden Landschaften, insonderheit Persiens. Nachdem aber Gök-Tepe von den Russen genommen war, beschlossen die Chane von M., sich Rußland zu unterwerfen, und diese Unterwerfung wurde 31. Jan. 1883 angenommen. Vgl. O'Donovan, The Merv Oasis (Lond. 1882, 2 Bde.); Marvin, Die russische Annexion von M. (deutsch, Odessa 1885).

Merwan, Name zweier Chalifen aus der Dynastie der Omajjaden: 1) M. I., geb. 623 in Mekka, Sohn Alhakams, war Schreiber und Günstling Osmans, bei dessen verräterischer Ermordung er nach tapferer Verteidigung des Chalifen entkam, wurde nach Muawijas II. Tod 684 auf den Thron erhoben, um bis zur Großjährigkeit von Jezids I. Sohn Chalid zu regieren, besiegte auch den Feldherrn seines in Mekka zum Chalifen ausgerufenen Rivalen Abdallah ben Zobeir und wurde in Syrien, Ägypten und Mesopotamien anerkannt, aber, als er seinen Sohn Abd Almalik zum Nachfolger bestimmte, 685 von Chalids Mutter erstickt.

2) M. II., geb. 688 in Damaskus, gest. 5. Aug. 750, Enkel des vorigen, war zuerst Statthalter von Armenien, empörte sich 745 als Rächer Welids II. gegen Ibrahim, Jezids III. Nachfolger, ließ sich zum Chalifen ausrufen und schlug seinen Sitz in Haran auf. Nachdem er durch seine kriegerische Tüchtigkeit mehrere Rivalen besiegt, reizte er 748 durch Ermordung des Abbassiden Ibrahim dieses Geschlecht zum Aufstand. 750 bei Arbela am Zab von Abul Abbas besiegt, flüchtete er nach Ägypten, wo er in Bussir von einem koptischen Christen ermordet wurde. Mit ihm endete das Chalifat der Omajjaden in Asien.

Merwára, Bezirk der britisch-ind. Provinz Adschmir-M., zwischen 25° 24'—26° 12' nördl. Br. und 73° 48'—74° 31' östl. L. v. Gr., 1680 qkm (30,5 QM.) groß, mit (1891) 119,999 Einw. (95,288 Hindu, 17,042 Mohammedaner, 7252 Dschaina, 360 Christen), zerfällt in Britisch-M., Mewár-M. und Marwar-M., die alle drei unter britischer Verwaltung stehen; etwaige Überschüsse von Mewár-M. erhält der Maharadscha von Udaipur, solche von Marwar-M. der Maharadscha von Dschodhpur. Die Hauptstadt Beawar, 1835 von den Engländern gegründet, hat schöne gerade, mit Bäumen bepflanzte Straßen, Fabriken von Eisenwaren und Opium, Färberei, bedeutenden Baumwollhandel und (1891) 20,978 Einw.

Merwede, Merwedekanal, s. Maas.

Merx, Adalbert, protest. Theolog und Orientalist, geb. 2. Nov. 1838 in Bleicherode bei Nordhausen, studierte in Marburg, Halle und Berlin, habilitierte sich 1865 bei der theologischen Fakultät zu Jena, wurde daselbst 1869 außerordentlicher Professor, folgte aber in demselben Jahre einem Ruf nach Tübingen als ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät. 1873 siedelte er als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen, 1875 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg über. Unter seinen die Philologie und Exegese betreffenden Schriften sind zu nennen: »Bardesanes von Edessa« (Halle 1863); »Grammatica syriaca« (das. 1867—70); »Vocabulary of the Tigré language« (das. 1868); »Das Gedicht vom Hiob« (Jena 1871); »Neusyrisches Lesebuch« (Bresl. 1874); »Türkische Sprichwörter ins Deutsche übersetzt« (Venedig-San Lazzaro 1877); »Die Prophetie des Joel und ihre Ausleger« (Halle 1879); »Eine Rede vom Auslegen, insbes. des Alten Testaments« (das. 1879); »Die Saadjanische Übersetzung des Hohenliedes ins Arabische« (Heidelberg 1882);

»Chrestomathia targumica« (Berl. 1888); »Historia artis grammaticae apud Syros« (Leipz. 1889); »Ein samaritanisches Fragment« (Leiden 1893); »Ideen und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik« (Heidelb. 1893).

Merxem, Flecken in der belg. Provinz Antwerpen, 4 km nordöstlich von Antwerpen, an den Vizinalbahnen Antwerpen-Schooten und Antwerpen-Bergen op Zoom, mit Woll- und Baumwollweberei, Färberei, Sägemühlen, Ölfabriken, Gerbereien und (1890) 8453 Einw.

Merxhausen, Landeshospital im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Wolfhagen, hat eine Irrenpfleganstalt für unheilbare Geisteskranke u. Gebrechliche weiblichen Geschlechts im ehemaligen Augustinermönchskloster.

Merxleben, Dorf im preuß. Regbez. Erfurt, Kreis Langensalza, an der Unstrut, 3 km nordöstlich von Langensalza, mit (1890) 530 Einw., war der Mittelpunkt der Aufstellung der Hannoveraner im Treffen bei Langensalza 27. Juni 1866.

Méry, Joseph, franz. Dichter, geb. 21. Jan. 1798 in Aigalades bei Marseille, gest. 17. Juni 1866 in Paris, kam 1824 nach Paris, wo er mit A. Barthélemy (s. d.) die berühmten politischen Satiren herausgab, arbeitete 1831 an dem satirischen Wochenblatt »Némésis« und machte hierauf Reisen nach Italien und England. Ein äußerst geistvoller Mann, mit feuriger Phantasie und umfassender Belesenheit, war M. eine der Hauptzierden der feinen Zirkel. Von seinen eignen Gedichten sind zu erwähnen: »Mélodies poétiques« (1853), »Napoléon en Italie« (1849) und viele Gelegenheitsgedichte. Seine Romane haben einen großen Leserkreis gefunden; die bekanntesten sind: »Scènes de la vie italienne« (1837); »Les nuits de Londres« (1840, 2 Bde.); »Un amour dans l'avenir« (1841, 2 Bde.); »Héva« (1843); die Sammlung »Nouvelles nouvelles« (1853) u. a. Von seinen Theaterstücken sind hervorzuheben die Komödien: »L'univers et la maison« (1846), »Le vrai club des femmes« (1848), »Une veuve inconsolable« (1850), »L'essai du mariage« (1855); verschiedene Schauspiele (»Le chariot d'enfant«, »Gusman le Brave« ꝛc.), Librettos (»L'imagier de Harlem«, »Herculanum«, »Jeanne d'Arc« ꝛc.) und zwei Bände Salonstücke (»Théâtre de salon«, 1861 und 1865). Vgl. Claudin, M., sa vie intime, etc. (Par. 1868).

Merz, 1) Georg, Optiker, geb. 26. Jan. 1793 in Bichl bei Benediktbeuern, gest. 12. Jan. 1867 in München, trat 1808, als Joseph v. Utzschneider die Kunstglasschleiferei und das mechanisch-optische Institut in Benediktbeuern anlegte, als Arbeiter daselbst ein, studierte aber, namentlich durch einen der Patres des aufgehobenen Klosters, Rauch, gefördert, in seinen Mußestunden Mathematik und Optik und wurde 1818 unter Fraunhofer Werkführer und nach dessen Tode 1826 Dirigent der optischen Abteilung. 1830 wurde er mit Mahler Teilhaber an dem Institut, 1839 kauften es beide zusammen, und nach Mahlers Tode 1845 führte M. in Verbindung mit seinen beiden Söhnen Siegmund (geb. 6. Jan. 1824) und Ludwig dasselbe weiter, verlegte es aber 1859 nach München. Aus dem Merzschen Institut ist eine Reihe der größten astronomischen Instrumente hervorgegangen. — Ludwig M., geb. 31. März 1817 in Benediktbeuern, seit 1842 Dozent an der Universität München, gest. 16. März 1858, schrieb: »Über Analogie von Licht und Wärme« (Münch. 1842); »Optik, besonders für Augenärzte« (das. 1845).

2) Kaspar Heinrich, Kupferstecher, geb. 17. Mai 1806 in St. Gallen, gest. 28. Juli 1875, bildete sich zuerst bei dem Kupferstecher Jakob Lips in Zürich, 1826 und 1827 an der Münchener Akademie und von 1829 an wieder daselbst unter S. Amsler. Seine bedeutendsten Blätter sind: Madonna, nach H. Heß in der Allerheiligenkirche zu München; das Narrenhaus, nach W. Kaulbach; Egmond und Klärchen, nach demselben; die Nacht, nach Cornelius; das Jüngste Gericht, nach demselben; die Geburt und Kreuzigung Christi, nach demselben in der Ludwigskirche zu München; die Zerstörung Jerusalems, nach Kaulbach; aus dem Leben einer Hexe und aus dem Leben eines Künstlers, nach Genelli; die Zerstörung Trojas, nach Cornelius; die Kompositionen von Cornelius für die Pinakothekloggien ꝛc. M. verunglückte bei einem Ausflug auf das Kaisergebirge. Er war im Kontur- wie im Farben- und Kartonstich gleich trefflich.

Merzig, Kreisstadt im preuß. Regbez. Trier, an der Saar und der Linie Saarbrücken-Konz der Preußischen Staatsbahn, 174 m ü. M., hat eine evangelische und eine schöne romanische kath. Kirche, eine Synagoge, eine Realschule, eine Irrenanstalt, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, bedeutende Terrakotta- und Thonwarenfabrikation, Tabaks-, Seifen- und Düngerfabriken, Wollspinnerei, Bierbrauerei, Schiffahrt, etwas Weinbau und (1890) 5392 Einw., davon 337 Evangelische und 246 Juden. In der Nähe die Trümmer des Schlosses Montclair.

Merzvieh (Brackvieh), zur Zucht oder zu Nutzungszwecken nicht mehr verwendbares, »ausgebracktes« Vieh, welches an den Fleischer verkauft wird.

Mesa (span., »Tisch, Tafel«), Tafelländer (und Tafelberge) in Amerika, entstanden durch das Einschneiden der Flüsse in den Boden; sie stellen das ursprüngliche Niveau der Ebenen dar. Der Boden besteht aus Breccien, Schutt, Geröll, Sand und Kies, Lehm und Thon, die namentlich am Abhang der Mesas zu den Flußthälern gut aufgeschlossen sind. Gewöhnlich sind die Oberflächen der Mesas trocknere Stellen, die hinter den tiefer gelegenen Flußrinnen an Feuchtigkeit und daher Fruchtbarkeit zurückbleiben. Diese Tafelländer, welche wir sowohl in Nord- als in Südamerika finden, werden gewöhnlich von steilen Abhängen eingefaßt, erscheinen aber auch als stufenweise ansteigende Terrassen. Die letztere Bildung ist namentlich in den nordamerikanischen Staaten New Mexico und Arizona entwickelt, wo die horizontal gebetteten Schichten von vulkanischem Gestein bedeckt sind, das sie vor der Verwitterung schützt.

Mesa (La M. de Juan de Dios), Stadt Kolumbiens, im Staat Cundinamarca, 55 km westlich von Bogotá, 1258 m ü. M., mit schönem Rathaus, Hospital und (1870) 8032 Einw., die Handel mit Kakao, Salz, Honig, Mais, Strohhüten ꝛc. treiben. In der Umgegend große Zucker- und Kaffeeplantagen.

Mesa, König der Moabiter, dessen um 850 v. Chr. in Dibon (jetzt Dhibân, östlich vom Toten Meer) errichteter Denkstein (der vielbesprochene Mesastein, das älteste erhaltene Denkmal in hebräischer Sprache und Schrift) 1869 aufgefunden wurde und sich im Louvre befindet. Der Stein ist dem Gott Kemosch geweiht, und die Inschrift berichtet von einem Siege über König Omri von Israel. Sie wurde erklärt und herausgegeben von Nöldeke (Kiel 1870) und von Smend und Socin (Freiburg 1886).

Mésalliance (franz., spr. -länghß'), s. Mißheirat.

Mesambria (Mesembria), alte Hafenstadt in

Thrakien, an der Küste des Pontus, Kolonie der Megarer, 493 von Byzanz aus dorisiert; jetzt Misiwria (s. d.).

Mescha, linker Nebenfluß der Düna in den russ. Gouvernements Smolensk u. Witebsk, 212 km lang, ist von der Mündung der Obscha an auf 127 km schiffbar. Die Schiffahrt dauert im Sommer nur kurze Zeit.

Meschant (franz. méchant), schändlich, boshaft.

Meschede, Kreisstadt im preuß. Regbez. Arnsberg, am Einfluß der Henne in die Ruhr und an der Linie Schwerte-Kassel der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Spinnerei, Weberei, Kunstwoll-, Jacken-, Leisten-, Brikett- und Zigarrenfabrikation, Schieferbergbau, Handel mit Schinken und (1890) 2940 Einw., davon 177 Evangelische und 49 Juden. In der Nähe der Vogelsang mit Aussichtsturm.

Meschhed (»Ort der Märtyrer«), Hauptstadt der pers. Provinz Chorasan, unweit des Kaschaf Rud, eines linken Zuflusses des Heri Rud, in 930 m Höhe, in wohlbewässerter Gegend am Fuße des Binalud Kuh, mit 60—70,000 Einw., ist der wichtigste Ort des ganzen nordöstlichen Persien, da hier mehrere Handelsstraßen zusammentreffen und jährlich 50—60,000 und mehr Pilger anlangen. Die Stadt gewährt aus der Ferne einen überraschenden Anblick; über die 7 km langen Mauern ragen die vergoldete Kuppel der Moschee und die schönen Minarets, welche das Grab des Imâms Riza, eines Jüngers des Ali, umschließen. Dasselbe ist ein berühmter Wallfahrtsort und für die Sekte der Schiiten fast von derselben Wichtigkeit wie Mekka für die Sunniten. Die Hauptindustrieprodukte sind Metallwaren, namentlich Waffen, Gold- und Edelsteinarbeiten, Seidensamt und besonders schöne Teppiche. Nordwestlich von M. liegen die Überreste von Tûs, dem Geburtsort des Firdosi.

Meschhed-Ali, Stadt, s. Nedschef.

Meschinleder, s. Saffian.

Meschtscherjäken, ein ursprünglich finnisches, jetzt fast vollständig tatarisiertes Volk, welches schon bei Nestor erwähnt wird, wohnte im 15. Jahrh. an der untern Oka u. zog dann an die Ufa ins Land der Baschkiren. Sie wohnen, 136,500 Köpfe stark, in den russischen Gouvernements Kasan, Orenburg, Pensa, Saratow, Tambow und Ufa. Während die im W. lebenden M. unter die Herrschaft der Russen kamen und von diesen Religion, Sprache und Sitten annahmen, wurden die im O. von den Tataren unterjocht und vermischten sich mit denselben. Die russischen M., gegen 30,000, leben im Gouv. Pensa (Kreis Kerensk und Tschembar) und unterscheiden sich von den Russen eigentlich nur durch den Namen (an dem sie festhalten) und die Aussprache einiger Laute. Die tatarischen M., etwa 100,000 an Zahl, bekennen sich zum Islam, sprechen baschkirisch und leben in den Gouvernements Perm und Orenburg. Dieselben bildeten 1786—1864 mit den Baschkiren das baschkiro-meschtscherjäkische irreguläre Heer und wurden 1864 dem Bauernstand zugeschrieben. Sie unterscheiden sich wenig von den Baschkiren, treiben aber etwas Ackerbau.

Meschtschérskij, Wladimir Petrówitsch, Fürst, russ. Schriftsteller, geb. 1845, stand in jüngern Jahren mit dem damaligen russischen Thronfolger, dem spätern Kaiser Alexander III., in regem Verkehr, der aber später ganz abgebrochen wurde. M. hat sich durch eine Reihe von Romanen und Schilderungen aus der vornehmen Welt bekannt gemacht, von denen ins Deutsche übersetzt wurden: »Die Realisten der großen Welt« (Bresl. 1885); »Die Frauen der Petersburger Gesellschaft« (das. 1885—87, 3 Tle.); »Einer von unsern Bismarcks« (2. Aufl., Berl. 1886); »Olga Nikolajewnas Tagebuch« (das. 1887); »Die Kursistin oder: Weibliche Studenten« (Bresl. 1888); »Petja Skuratow« (Leipz. 1888); »Die Nihilisten« (das. 1889); »Geheimnisse von St. Petersburg« (das. 1889); »Einer von unsern Moltkes« (Bresl. 1891); »Tag für Tag« (Leipz. 1891); »Fürst Noni« (Bresl. 1892). Auch schrieb M. ein Lustspiel: »Herzenskrankheiten«. Die Erfindung der Romane Meschtscherskijs ist oft toll und abenteuerlich, und viele seiner Schilderungen sind in hohem Grade anstößig. Seit 1872 gibt er in Petersburg die ultrakonservative Wochenschrift »Grashdanin« (»Der Bürger«) heraus.

Meschtschowsk (auch Meschtschersk), Kreisstadt im russ. Gouv. Kaluga, an der Tureja, hat 5 Kirchen, ein Theater und (1889) 5129 Einw., welche Handel mit Hanf, Hanfsamen, Schweineborsten, Leder und Getreide treiben; hier finden zwei bedeutende Jahrmärkte, besonders für Baumwollen-, Wollen- und Seidenstoffe, Galanteriewaren, Pferde und Vieh, statt.

Mesdag, Hendrik Willem, holländ. Maler, geb. 23. Febr. 1831 in Groningen, bildete sich bei Alma-Tadema und Roelofs in Brüssel und ließ sich dann im Haag nieder, wo er meist Strandbilder und Marinen mit flüssiger Technik und treuer Naturbeobachtung bei realistischer Auffassung malt, die sich allmählich zu einer skizzenhaften, naturalistischen Behandlung entwickelt hat. Von seinen überaus zahlreichen Bildern sind hervorzuheben: Fischerboote bei Scheveningen (1871), Abfahrt des Rettungsboots bei Scheveningen, Rückkehr des Rettungsboots, heimkehrende Fischerboote (1875, Museum des Haag), Strand bei Scheveningen im Winter, Sonnenuntergang an der holländischen Küste (Rotterdam, Museum Boymans), Die Anker gelichtet!, Fischmarkt zu Groningen, Ankunft der Heringsschiffe, An der Maasmündung bei Rotterdam, Garneelenfang, Nacht am Meeresstrande in Scheveningen, Dämmerung, Winternachmittag bei Scheveningen.

Mesdschid (arab., »Bethaus«), s. Moschee.

Mesellerie (franz.), mittelalterliche Bezeichnung für Aussatz; Meselleries wurden auch die Aussatzspitäler genannt (s. Aussatz).

Mesembria, s. Mesambria.

Mesembryanthemeen (Eispflanzen), dikotyle, etwa 320 Arten umfassende, fast ausschließlich im Kapland einheimische Pflanzengruppe, eine Unterfamilie der Aizoaceen bildend und in verwandtschaftlicher Beziehung eine Mittelstellung zwischen Karyophyllaceen, Portulakaceen und Phytolakkaceen einnehmend, sukkulente Gewächse mit flachen, runden oder kantigen Blättern und meist lebhaft gefärbten Blüten, die sich durch zahlreiche Blumenblätter auszeichnen und viele in zu je drei oder vier Kreisen angeordnete Staubblätter besitzen. Auch blumenblattlose und mit vier einzelnen oder in Gruppen zu vier stehenden Staubgefäßen versehene Formen kommen vor. Die Gruppe begreift nur die Gattungen Mesembryanthemum *L.* (s. d.) und Tetragonia. Die M. sind beliebte Sukkulenten in Ziergärten. Vgl. Salm-Reifferscheid-Dyck, Monographia generum Aloës et Mesembryanthemi (Bonn 1836—63).

Mesembryanthĕmum *L.* (Zaserblume, Mittags-, Nachmittagsblume), Gattung aus

der Familie der Aizoaceen, Kräuter und Halbsträucher mit meist gegenständigen, fleischig-saftigen, sehr verschieden gestalteten Blättern, achsel- oder endständigen, oft sehr ansehnlichen Blüten in cymöser, bisweilen rispiger Anordnung und holzigen, gerippten, vielsamigen Kapseln, welche sich bei Befeuchtung öffnen, indem die Klappen von der Mitte aus sternförmig auseinanderweichen, beim Trocknen sich wieder schließen. Etwa 300 Arten, besonders in Südafrika, einzelne im Mittelmeergebiet, auf Bourbon, in Arabien, auf den Kanaren und, wohl durch das Meer verbreitet, an den Küsten von Kalifornien, Chile, Australien, Polynesien. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultiviert. M. emardicum *Thbg.*, ein Strauch mit flachen, eirunden, paarweise zusammengewachsenen Blättern u. weißen, meist zu dreien zusammenstehenden Blumen, wird von den Hottentoten wie Tabak gekaut und soll eine leichte Narkose hervorbringen. M. crystallinum *L.* (Eiskraut, Eisblume), ein- bis zweijähriges Gewächs auf dem Kap, den Kanarischen Inseln, in Griechenland, ist mit großen, glashellen Zellen besetzt, welche im Sonnenschein wie Eistropfen glänzen, hat flache, große, abwechselnde, eirunde, wellenförmige, fleischige Blätter und kleine weiße Blumen und wird als Zierpflanze und Gemüse kultiviert. Auf den Kanarischen Inseln gewinnt man durch Verbrennung dieser Pflanze Soda. Von M. edule *L.* (Feigenmittagsblume, Feigeneisblume), einem Strauch mit fingerdicken, glänzenden, dreiseitigen, langen, spitzen Blättern und großen, glänzend gelben Blumen, werden die großen Früchte im Kapland als Hottentottenfeigen genossen, die Blätter in Essig eingemacht. M. geniculiflorum *L.*, Strauch auf dem Kap, in Ägypten und Arabien, liefert eine sodahaltige Asche, während die mehlreichen Samen von den Beduinen zur Bereitung eines nahrhaften Brotes benutzt werden. Von M. Tripolium *L.* wurden früher die großen, schneeweißen Kapseln, welche sich im Wasser öffnen und beim Trocknen wieder schließen, von Naturalienhändlern unter dem Namen Rosen von Kandia verkauft und zu abergläubischen Zwecken verwendet. M. cordifolium variegatum *hort.* mit niederliegenden Stengeln und herzförmigen, gelb und weiß gezeichneten Blättern wird als Teppich- und Ampelpflanze benutzt. S. Tafel »Kakteen«, Fig. 4.

Mesen, schiffbarer Fluß im nördlichen Rußland, entspringt auf der sumpfigen, die Wasserscheide zwischen M. und Petschora bildenden Hochebene des gleichnamigen Kreises, fließt darauf eine Strecke durch das Gouv. Wologda und ergießt sich nach etwa 799 km langem Lauf in das Weiße Meer, wo er die Mesenbucht bildet. Die Schiffahrt auf dem M. ist wegen der reißenden Strömung sehr beschwerlich. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind: rechts Pesa, links Waschka und Schtschelja (Koshuga).

Mesen, der größte Kreis des europäischen Rußland, im Gouv. Archangel, hat ohne die Inseln Nowaja Semlja, Kalgujew und Waigatsch ein Areal von 408,913 qkm (7426,3 QM.) und 42,000 Einw. (davon gegen 12,000 Syrjänen und 5400 Samojeden), welche von Jagd, Fischerei, Vieh- und Renntierzucht leben. Die gleichnamige Hauptstadt am Fluß M. hat Holzhandel und (1889) 1731 Einw.

Mesencephălon, das Mittelgehirn.

Mesenteriāldrüsen (Gekrösdrüsen, Glandulae mesentericae), die im Gekröse (s. d.) eingeschlossenen und von lockerm, mehr oder weniger fettreichem Zellgewebe umgebenen Lymphdrüsen (s. d.). Beim Menschen sind sie 100—200 an Zahl und hängen durch Lymphgefäße, welche aus der Wand des Dünn- und Dickdarms hervorgehen (die sogen. Milchgefäße, vasa lactea), miteinander zusammen. Bei einigen Säugetieren (z. B. dem Hunde) sind sie zu dem sogen. Pancreas Aselli verschmolzen. Während der Verdauung passiert durch sie Chylus, sonst Lymphe und wasserreiche, aus den Exkrementen im Dickdarm aufgenommene Flüssigkeit. Bei Erkrankungen des Darmes geraten die M. in entzündliche Schwellung, z. B. beim Ileotyphus und der Tuberkulose des Darmes (s. Darmschwindsucht).

Mesenteriālfalten, s. Korallpolypen.

Mesentĕrium (lat.), das Gekröse.

Meseritsch, s. Groß-Meseritsch und Wallachisch-Meseritsch.

Meseritz (poln. Miedzyrzecz), Kreisstadt im preuß. Regbez. Posen, an der Mündung der Pachlitz in die Obra, Knotenpunkt der Linien Bentschen-M., Reppen-M. und M.-Rokietnice der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische, eine altlutherische und eine kathol. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Präparandenanstalt, 3 Hospitäler, ein Landgericht, ein Hauptsteueramt, 2 Maschinenbauanstalten, Ziegeleien, Braunkohlenbergbau und (1890) 5167 Einw., davon 1490 Katholiken und 260 Juden. Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die 8 Amtsgerichte zu Bentschen, Birnbaum, Grätz, M., Neutomischel, Schwerin, Unruhstadt und Wollstein. Vgl. Kade, Gründung und Namen von M. (Meseritz 1893).

Meshiretschje (poln. Miendzyrzecz), Stadt im russisch-poln. Gouv. Sjedlez, Kreis Radyn, an der Krzna und der Eisenbahn Warschau-Terespol, hat ein altes Schloß, mehrere Kirchen und (1890) 9858 Einw., meist Juden.

Mesitylēn (Trimethylbenzol) C_9H_{12} oder $C_6H_3(CH_3)_3$ findet sich im Steinkohlenteer und kann aus Aceton C_3H_6O erhalten werden. Letzteres wird durch wasserentziehende Mittel, wie Chlorzink oder konzentrierte Schwefelsäure, kondensiert, wobei aus 2 Molekülen Aceton Mesityloxyd ($2C_3H_6O = C_6H_{10}O + H_2O$), aus 3 Molekülen Aceton Phoron ($3C_3H_6O = C_9H_{14}O + 2H_2O$) und aus letzterm durch Austritt von Wasser M. entsteht. Dies bildet eine farblose, angenehm riechende Flüssigkeit, die bei 163° siedet. Durch Oxydation entstehen aus derselben Mesitylensäure $C_6H_3(CH_3)_2.COOH$, Uvitinsäure $C_6H_3.CH_3(COOH)_2$ und Trimesinsäure $C_6H_3(COOH)_3$.

Meskal, bei den Türken eine Art Pansflöte, an welcher jede Pfeife zwei Töne gibt, da sämtliche Pfeifen an beiden Enden angeblasen werden können.

Mesmer, Franz Anton, nach andern Friedrich, der Begründer der Lehre vom tierischen Magnetismus oder des Mesmerismus (s. Magnetische Kuren), geb. 23. Mai 1733 in Iznang am Bodensee, gest. 5. März 1815 in Meersburg, besuchte das Priesterseminar in Dillingen, studierte in Ingolstadt Theologie, dann Naturwissenschaft und in Wien Medizin und machte sich zuerst durch die Abhandlung »De planetarum influxu« (1766) bekannt, in welcher er nachzuweisen suchte, daß die Himmelskörper durch ihre gegenseitigen Anziehungskräfte einen Einfluß auf unser Nervensystem ausüben. Auch den Mineralmagnet zog er als heilkräftig mit in sein System herein. 1771 verband er sich in Wien mit dem Pater Hell, der ebenfalls durch Magnetismus heilen wollte, und gelangte zu der Annahme einer der des Magnets ähnlichen

Kraft, welche er »tierischen Magnetismus« nannte, und über die er in seinem »Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetkur« (Wien 1775) berichtete. Kurze Zeit weilte er in München als Mitglied der Akademie, worauf er nach Wien zurückkehrte und ein Hospital zur Ausübung seiner Heilmethode anlegte. Eine Schwindelei veranlaßte ihn, 1778 Wien zu verlassen und nach Paris zu gehen, wo es ihm gelang, den Magnetismus zur Modesache zu machen. M. ließ nun durch seinen Anhänger Bergasse für die Mitteilung seiner neuen Heilmethode eine Subskription eröffnen, die 340,000 Livres eintrug. Trotzdem hat er die Methode niemals ausführlich mitgeteilt. Indes hatte doch die Sache und namentlich der durch M. herbeigeführte Tod mehrerer hochgestellter Personen ein solches Aufsehen gemacht, daß sich die Regierung veranlaßt sah, zu deren Untersuchung zwei Kommissionen niederzusetzen, in welche die berühmtesten französischen Ärzte u. Naturforscher gewählt worden waren. Das Urteil derselben fiel für M. sehr ungünstig aus, und derselbe kehrte daher nach Deutschland zurück. Vgl. J. Kerner, F. A. Mesmer (Frankf. a. M. 1856); Wurm, Darstellung der Mesmerischen Heilmethode (Münch. 1857); Carpenter, Mesmerism and spiritualism (Lond. 1877); Bersot, M., le magnétisme animal (4. Aufl., Par. 1879); Kiesewetter, F. A. Mesmers Leben und Lehre (Leipz. 1893).

Mesner (Meßner), kath. Kirchendiener, welcher die zur Abhaltung des Gottesdienstes, insbes. der Messe, nötigen Vorkehrungen zu treffen hat (in der evangelischen Kirche: Küster oder Kirchner); in manchen Gegenden soviel wie Meßpriester.

Meso... (vor Vokalen Mes...), griech. Vorwort, soviel wie Mittel..., Zwischen...

Mesocco (früher Misocco, deutsch Misox), einst starker Dynastensitz im schweizer. Kanton Graubünden, im Valle M., seit der Zerstörung durch die Graubündner (1521) nur noch in imposanten Ruinen unterhalb des Thalhauptorts M. oder Cremeo vorhanden. Das Thal enthält in seiner obersten Stufe (1626 m), unmittelbar am Fuße des Bernhardinpasses, den Badeort San Bernardino mit gipshaltiger Eisenquelle, in der folgenden Stufe San Giacomo (1178 m), den Ort M. (777 m) und Soazza, weiter abwärts eine ganze Reihe von Thaldörfern, deren Umgebung mehr und mehr italienischen Charakter annimmt und dem Tessin zu in eine breite Fläche (232 m) übergeht. Der Thalstrom, die nahezu 38 km lange Moësa, entspringt in dem inselgeschmückten Lago Moësola der Paßhöhe (2063 m) und stürzt in prachtvollen Fällen thalwärts, im untern Teil den Thalgrund schrecklich verheerend. Unterhalb Soazza empfängt er die von der rechten Thalwand niederstürzende Buffalora und kurz vor der Thalöffnung, bei Roveredo-Grono (298 m), die Calancasca (s. Calanca, Val). Beide Thäler beherbergen in 20 Gemeinden eine Bevölkerung italienischen Stammes u. katholischer Konfession und bilden den Bezirk Moësa mit (1888) 6065 Einw.

Mesodérm, s. Keimblätter.

Mesogastrium (griech., Regio mesogastrica), die Mittelbauchgegend, s. Bauch.

Mesokarp (griech.), s. Perikarp.

Mesokephalen (griech., »Mittelköpfe«), s. Schädellehre.

Mesolabium (griech.), ein Werkzeug, um mittlere Proportionallinien zwischen zwei gegebenen zu finden (von Eratosthenes erfunden).

Mesolithisch (griech.), soviel wie mesozoisch; auch der mittlern Steinzeit angehörig.

Mesolongion, offizielle Schreibung für Missolunghi (s. d.).

Mesomedes, griech. Lyriker, aus Kreta, lebte um 130 n. Chr. als Freigelassener des Kaisers Hadrian. Wir besitzen von ihm einen Hymnus auf die Nemesis, der ebenso wie zwei Hymnen eines sonst unbekannten Alexandriners Dionysios dadurch interessant ist, daß sich die musikalische Komposition in antiker Notenschrift erhalten hat. Vgl. Bellermann, Die Hymnen des Dionysios und M. (Berl. 1840); Westphal, Griechische Metrik, 1. Bd., Anhang (2. Aufl., Leipz. 1868).

Mesomphalium (griech.), die Nabelmitte, auch der Nabel als Körpermitte.

Mesomyceten, Hauptabteilung der Pilze (s. d.).

Mesonero y Romanos, Ramon de, span. Schriftsteller, genannt »El Curioso Parlante«, geb. 10. Juli 1803 in Madrid, gest. daselbst im April 1882, übernahm 1820 das Handlungsgeschäft seines Vaters, widmete indessen seine Muße wissenschaftlichen Studien und betrat 1831 die schriftstellerische Laufbahn mit seinem »Manual de Madrid« (3. Aufl., Madr. 1844), das sich durch vortreffliche Sittenschilderungen auszeichnet. Eine neue Reihe von Sittengemälden und Genrebildern erschien unter den Titeln: »Panorama Matritense« (1832—35, neue Ausg. 1881), »Escenas Matritenses« (1836—42, neue Ausg. 1879) und »Tipos y caractéres« (1843—62). Auch veröffentlichte er: »Recuerdos de viaje por Francia y Bélgica« (1842, neue Ausg. 1881) und redigierte die 1836 von ihm begründete Zeitschrift »Semanario pintoresco español« (8 Bde.). 1845 übernahm er eine Stelle an der Nationalbibliothek. Für die »Biblioteca de autores españoles« gab er die »Poetas contemporáneos de Lope de Vega«, die »Dramaticos posteriores á Lope« sowie die ausgewählten Werke von Rojas-Zorilla (1880) heraus und veröffentlichte nachher eine Geschichte Madrids (»El antiguo Madrid«, 1861), die »Memorias de un Setenton« und eine Gesamtausgabe seiner Werke (das. 1881). Er war Mitglied der spanischen Akademie. Nach seinem Tode erschien noch ein Band kleinerer Schriften (»Algo en prosa y verso«, 1883).

Mesopentekoste (griech.), der mittelste Tag zwischen Ostern und Pfingsten (Mittwoch nach Jubilate).

Mesophyll (griech.), das mit Chlorophyll versehene Parenchym (s. Assimilation) zwischen der Epidermis der obern und untern Seite der Pflanzenblätter, im Gegensatz zu den dasselbe durchziehenden Rippen und Nerven.

Mesopotamien, in weiterer Bedeutung die ganze Ebene zwischen Euphrat und Tigris, doch mit Ausschluß der Kulturstreifen längs derselben; in engerer Bedeutung der größere nördliche, von den Arabern El Dschesire (»Insel«) genannte Teil dieser Landschaft, während der südliche unter dem Namen Babylonien (jetzt Irak Arabi) bekannt ist. Schon im Alten Testament führt der von Aramäern (Syriern) bewohnte Nordwesten von M. wegen seiner Lage zwischen Euphrat und Chaboras den rein geographischen Namen Aram Naharaim (»Syrien der beiden Flüsse«); davon scheint der Name M. (»Zwischenstromland«) nur die griechische Übersetzung zu sein, welche erst seit Alexander d. Gr. auftritt. Das Land bildet größtenteils eine meist steinige und sandige, nach S. sich abdachende Ebene. Von Flüssen sind außer den beiden Grenzströmen Euphrat und Tigris noch als Nebenflüsse des Euphrat zu nennen: der Chaboras (jetzt Chabur), der Mygdonios (Dschaghdschagha) und

der Belichas (Belik). Die merkwürdigsten Produkte Mesopotamiens waren: Amomum, Naphtha und eine Art von Steinkohle. Aus dem Tierreich werden besonders wilde Esel, Gazellen, Strauße und Löwen genannt. Der Norden zerfiel in der Römerzeit in zwei Hauptteile: Osroene im W., mit der Hauptstadt Edessa, von 136 v. Chr. bis 217 n. Chr., wo es römisch wurde, Sitz einer syrischen Dynastie, und Mygdonia im O., mit der Hauptstadt Nisibis, die L. Verus 165 endgültig eroberte. Gegenwärtig steht M. unter türkischer Herrschaft und ist unter die Wilajets Diarbekr, Mosul, Bagdad und Aleppo (Haleb) und das Liwa Zor geteilt. Die Einwohner sind der Hauptmasse nach Araber; nur am Fuß der Gebirge und am Sindscharfluß finden sich Kurden (Jeziden), außerdem wenige Türken, christliche Syrer und Armenier. Die bedeutendsten Städte in M. im engern Sinne sind: Urfa, Mardin, Nisibin, Mosul, Ed Deir und Rakka am Euphrat. Am blühendsten war das Land unter der assyrischen und babylonischen Herrschaft. Unter der Herrschaft der Araber ward es Sitz der Chalifen und gelangte nochmals zu hoher Blüte. Erst mit den Einfällen der Seldschuken und Türken begann es zu sinken, und gegenwärtig ist es zum größten Teil eine entvölkerte Wüste.

Mesosiderite (griech.), Meteorsteine (s. d.), welche zur Hälfte aus gediegenem Eisen bestehen.

Mesosklerométer (griech.), Instrumente, mittels deren die mittlere Härte (s. d.) von Mineralien etc. bestimmt wird.

Mesostylon (griech.), s. Interkolumnie.

Mesotyp, s. Natrolith.

Mesozōen (Mesozoa), im Gegensatz zu Metazoen und Protozoen nach einigen neuern Forschern diejenigen Tiere, bei denen zwar die Haut aus vielen Zellen besteht, der gesamte Darm aber von nur einer einzigen Zelle gebildet wird und weder Mund noch After hat. Hierher gehören die eigentümlichen, als Dicyemiden bekannten Schmarotzer aus den Harnorganen von Tintenschnecken. Ihnen schließen sich die Orthonektiden an, welche in Seesternen und Würmern schmarotzen, keinen Darm, aber Muskeln haben. Beide Gruppen sind noch nicht genau bekannt. Wahrscheinlich jedoch sind die M. sämtlich rückgebildete niedere Metazoen (s. d.), vielleicht Plattwürmer.

Mesozōisch (griech.), im Gegensatz zu paläozoisch und känozoisch (neozoisch), Tierreste enthaltend oder auf solche bezüglich, welche den noch vorkommenden sich annähern. Daher mesozoische (oder auch mesolithische) Formationsgruppe, in der Geologie die Trias-, Jura- und Kreideformation (s. d. und »Geologische Formation«) umfassend.

Mespilus *L.* (Mispel), Gattung aus der Familie der Rosaceen, meist dornige Sträucher oder kleine Bäume mit einfachen, oft eingeschnittenen, gelappten Blättern, einzelnen oder zu wenigen endständigen oder häufiger in reichblütigen Ebensträußen stehenden Blüten und mehliger Frucht, welche die steinhart gewordenen Fruchtblätter einschließt. 30—40 meist formenreiche Arten in der nördlichen gemäßigten Zone und bis in das mexikanische Hochland. Die gemeine Mispel (M. germanica *L.*, Nespel, Aspele, Hespel), ein 3—6 m hoher Strauch mit meist dornigen Ästen (kultiviert als Baum ohne Dornen) und in der Jugend filzigen Zweigen, sehr kurz gestielten, länglich-lanzettlichen, ganzrandigen oder vorn gezähnelten, oberseits flaumhaarigen, unterseits filzigen Blättern, endständigen, einzelnen, großen Blüten und kreiselförmiger, grünlich gelbbrauner Frucht, welche von einer großen, scheibenförmigen, von den bleibenden, eingeschlagenen Kelchzipfeln umgebenen Fruchtnarbe gekrönt ist und 2—5 Steine enthält. Die Mispel stammt aus dem Orient, kam aber sehr früh nach Europa, findet sich in unsern Wäldern verwildert und wird namentlich in Frankreich und Italien, auch in Mittel- und Süddeutschland in mehreren Varietäten kultiviert. Die Früchte (kurzgestielte Apfelmispeln und langgestielte Birnmispeln) sind bei der Reife sehr herb, werden aber schmackhaft, wenn sie einige Zeit gelegen haben und teigig geworden sind. Das sehr zähe Holz des Stammes ist zu Drechslerarbeiten tauglich.

Mesquin (franz., spr. meskäng), dürftig, knauserig; Mesquinerie, Knauserei etc.

Mess (engl.), eigentlich Gericht, Schüssel, dann Tischgesellschaft; besonders die gemeinsame Tafel der Offiziere an Bord der Kriegsschiffe und ihr Lokal; auch die Speiseräume auf Personen-Hochseedampfern, in welchen die drei Offiziere und drei Maschinisten untern Grades sowie der Zahlmeister ihre Mahlzeiten einnehmen, während der Kapitän, erste Offizier, erste Maschinist und Arzt mit den Passagieren in der ersten Kajütte speisen.

Messa di voce (metter la voce, spr. wōtsche; nicht zu verwechseln mit mezza voce) nennt die italienische Gesangschule das leise Ansetzen des Tones, Anschwellen bis zum fortissimo und Wiederabnehmenlassen bis zum pianissimo, bezeichnet mit $<>$ über längern Noten. Die M. ist eine der wichtigsten technischen Studien für die Stimmbildung (s. Gesang). Vgl. Filieren und Glockenton.

Messager (franz., spr. -schē), der Bote.

Messagerie (franz., spr. -sch'rī), das von Boten benutzte Fuhrwerk; auch das Botenamt; überhaupt Anstalt zur Beförderung von Reisenden und Gütern; Messageries Maritimes, französische Dampfschiffahrtsgesellschaft, s. »Dampfschiffahrt« (Textbeilage, [S. II).

Messaliāner, soviel wie Massalianer.

Messalīna, Valeria, Gemahlin des röm. Kaisers Claudius und von ihm Mutter der Octavia und des Britannicus, Tochter des Valerius Messalla Barbatus, ist berüchtigt durch ihre maßlosen, besonders von Juvenal geschilderten Ausschweifungen und ihre Grausamkeit. Als sie sich zuletzt in ihres Gemahls Abwesenheit mit ihrem damaligen Günstling C. Silius öffentlich vermählte, wirkten Pallas und Narcissus, des Kaisers Freigelassene, 48 n. Chr. einen Befehl zu ihrer Hinrichtung aus und ließen ihn, obgleich Claudius sich wieder zur Verzeihung neigte, auch sofort ausführen. Ihren Tod behandelte Wilbrandt dramatisch in der Tragödie »Arria und M.«

Messalla Corvīnus, M. Valerius, röm. Redner, Geschichtschreiber und Dichter, geb. 64 v. Chr., gest. um 8 n. Chr., hielt sich 45 und 44 seiner weitern Ausbildung wegen in Athen auf, schloß sich in dem Kriege des Brutus u. Cassius gegen die Triumvirn an die erstern an, ergriff aber nach deren Niederlage bei Philippi die Partei des Antonius u. dann aus Unmut über dessen Verhältnis zu Kleopatra die des Octavianus, dem er als Flottenbefehlshaber den Sieg bei Aktion mit erringen half und eine treue Stütze geblieben ist, ohne darum seine Selbständigkeit aufzugeben. Nachdem er noch 27 über die besiegten Aquitanier triumphiert hatte, wandte er sich ganz den Werken des Friedens zu, verwaltete 25, wenn auch nur wenige Tage, die Stadtpräfektur, ließ großartige Bauten ausführen,

war der Mittelpunkt eines Kreises von Dichtern (darunter Tibull) und verfaßte auch selbst Gedichte, ferner Kommentarien über den Bürgerkrieg u. philologische Schriften; am berühmtesten war er als Redner u. allgemein anerkannt sein feiner, in der Schule der Griechen gebildeter Geschmack. Seine Werke sind verloren gegangen bis auf wenige Bruchstücke (die aus den Kommentarien bei H. Peter: »Historicorum romanorum fragmenta«, Leipz. 1883; die aus den Reden bei Meyer: »Oratorum romanorum fragmenta«, Zürich 1842); die ihm beigelegte Schrift: »De progenie Augusti« ist ein Machwerk des Mittelalters. Vgl. Wiese, De M. Val. M. Corvini vita et studiis doctrinae (Berl. 1829); Valeton, M. Val. M. Corvinus (Groningen 1874); Fontaine, De M. Valerio M. Corvino (Versailles 1878).

Messāna, 1) Stadt, s. Messina. — 2) Dorische Namensform für Messenien (s. d.).

Messapier, die ältesten Bewohner der nach ihnen Messapia genannten Halbinsel Kalabrien im äußersten Südosten Italiens. Sie sind als der letzte Überrest einer Einwanderung illyrischer Stämme aus der Balkanhalbinsel zu betrachten, die wahrscheinlich schon im 2. Jahrtausend v. Chr. einen großen Teil Italiens besetzten, aber von etwa 500 v. Chr. ab auf Kalabrien beschränkt waren. Dort scheint sich ihre Sprache, die man aus einigen unteritalischen Inschriften kennt, bis gegen Ende der römischen Republik behauptet zu haben. Die Schrift der M. war aus der griechischen entlehnt. Vgl. Mommsen, Die unteritalischen Dialekte (Leipz. 1850).

Meßband, s. Meßkette und Bandmaß.

Meßbildverfahren, s. Photogrammetrie.

Meßbrief, amtliches Attest über den Raumgehalt eines Schiffes, ausgestellt auf Grund amtlicher Schiffsvermessung (s. d.).

Meßbuch, s. Missalen.

Messe (lat. Missa), ursprünglich der Teil des Gottesdienstes, in welchem der Priester das Offizium oder die Konsekration der Abendmahlssubstanzen vornahm. Da schon seit Ende des 2. Jahrh. das Abendmahl zu den Mysterien des christlichen Glaubens gehörte, durften daran nur die Gläubigen oder Getauften teilnehmen, während alle andern Zuschauer sowie die Büßenden und Katechumenen vorher mit den Worten: »Ite, missa est« (sc. concio), d. h. »Geht, die Versammlung ist entlassen«, aufgefordert wurden, sich zu entfernen. Von dieser Formel erhielt in der Folge der ganze Gottesdienst den Namen Missa, und zwar nannte man den ersten Teil desselben Missa catechumenorum, den zweiten oder die Feier des Abendmahls Missa fidelium. Später verstand man in der römisch-katholischen Kirche unter M. das bei der Feier des Abendmahls gebräuchliche Officium, d. h. Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck »M. lesen«), und vor allem das sogen. Meßopfer, d. h. die priesterliche Handlung, durch welche im Abendmahl (s. d.) Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und Gott dargebracht werden. Man unterscheidet Privatmessen (Winkelmessen, missae privatae et solitariae), welche ein Priester allein ohne allen Gesang abhält, und öffentliche, die wieder in niedere oder stille und hohe eingeteilt werden. Bei einer hohen M. werden die dabei nötigen Gebete von den Choristen mit Gesang, zuweilen auch mit Musik begleitet, und der Priester erscheint, von wenigstens zwei niedern Geistlichen umgeben, in einem kostbaren Meßgewand. Eine solche feierliche M., welche gewöhnlich am Hochaltar abgehalten wird, heißt auch Hochamt. Bei den niedern Messen, zu welchen man auch die Privatmesse, die an Nebenaltären, und die sogen. Handmesse rechnet, die täglich gelesen wird, und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, genügt die Ablesung der üblichen Gebetsformeln. Vorzüglich zeremoniell sind die Messen, welche die Päpste halten. Der Ausbildung der Meßzeremonien lag namentlich der Papst Gregor d. Gr. ob, von welchem auch die Bestimmung herrührt, daß die M. nur in lateinischer Sprache gehalten werden darf. Der ganze Akt aber hat seither seinen Mittelpunkt in der Opferhandlung und wird nur von hier aus verständlich. Ihm dient schon die sogen. Vorbereitung (paraskeuastica), d. h. die Reinigung des Priesters und die Weihung des Altars. Dieselbe vollzieht sich so, daß der Priester und der Meßdiener wechselweise den 43. (nach römischer Zählung 42.) Psalm hersagen. Dann folgt des Priesters und der Ministranten Schuldbekenntnis (das sogen. Confiteor) und Bitte um Vergebung. Jetzt beginnt der der Missa catechumenorum entsprechende erste Hauptteil mit dem Eingang (introitus), bestehend aus einigen Bibelsprüchen, meist den Psalmen entnommen, nach welchen einzelne Sonntage im Kirchenjahr ihre Namen tragen, wie Esto mihi, Invocavit, Reminiscere, Oculi, Laetare, Judica, Quasimodogeniti, Misericordias, Jubilate, Cantate, Exaudi. Sofort folgt das Kyrie eleïson und das Gloria in excelsis. Gleichfalls nach dem Kirchenjahr wechselt der Inhalt des Hauptgebetes, der sogen. Kollekte, worauf die Schriftlesung folgt; und zwar wird die Epistel auf der linken, das Evangelium auf der rechten Seite des Altars verlesen. An ersteres schließt sich das Halleluja, unter Umständen die Sequenz, an letzteres das Credo an, wovon übrigens der Priester nur die Anfangsworte spricht, der Ministrant oder der Chor das übrige. Der zweite Hauptteil, die alte Missa fidelium, besteht aus Offertorium, Konsekration und Kommunion. Im Offertorium oder der Opferung segnet der Priester unter bestimmten Gebeten um Annahme des darzubringenden Opfers (oblatio, hostia, sacrificium) Brot und Wein und wäscht sich dabei die Hände. Die Konsekration (s. d.) bringt die eigentliche Wandlung der Elemente (Transsubstantiation) mit sich, so daß der geopferte Christus nach seinem Fleisch und Blut im Grunde jetzt erst als gegenwärtig gelten kann. Die sechs Gebete mit folgendem Vaterunser, welche der Priester vor, bei und nach der Konsekration verliest, heißen der Meßkanon und bilden den Hauptteil der M., der stets unverändert bleibt. Ihm voran geht das Sanctus, während die nachfolgende Brechung des Brotes den Übergang bildet zur Kommunion (s. Abendmahl). Die Kleidung des Priesters (Meßgewand, näheres darüber s. Klerus) während der M. wechselt in verschiedenen Farben je nach den kirchlichen Zeiten und Festlichkeiten. Das Ritual und die Gesänge der M. sind in Meßbüchern oder Missalen (s. d.) enthalten und modifizieren sich nach den Zeiten und dem Gegenstand der Feier. Über Totenmessen (Totenamt, missa pro defunctis) und Seelenmessen, welche Verstorbene aus dem Fegfeuer erlösen oder ihnen doch die Pein desselben erleichtern sollen, s. Requiem. Für Kinder, die unter sieben Jahren sterben, wird keine Trauermesse, sondern eine Dankmesse (Engelsmesse) gehalten.

Da man frühzeitig Messen mit Fürbitten und Gelübden verband, um denselben eine größere Kraft

zu verleihen, sie ferner auch gegen die elementaren Gewalten der Natur sowie gegen die Bosheiten der Menschen in Anspruch nahm, so entstanden neben den Fest- und Wochenmessen eine große Anzahl von sogen. außerordentlichen Messen, welche sämtlich der Kirche oder dem Priester besonders honoriert werden müssen. Dergleichen sind: die Braut- und Hochzeitsmessen, die Weih- und die Vorbittemessen, die Heilige Geist-M., eine der feierlichsten, die vor der Wahl zu einem kirchlichen Amt, beim Beginn einer großen Festlichkeit abgehalten wird, die Messen als Gegenstand eines Gelübdes (Votivmessen) ꝛc. Eine besondere Art ist die ewige M., die an gewissen Tagen im Jahr, gewöhnlich für Verstorbene gestiftet, gelesen wird. Bei der trocknen M. (Schiffsmesse), die früher auf den Schiffen abgehalten zu werden pflegte, fand, um eine Verschüttung des Kelches zu verhüten, keine Konsekration statt, und an der Wahlmesse, welche ehemals alljährlich am Mittwoch und Sonnabend der vierten Fastenwoche gelesen wurde, nahmen nur die Katechumenen teil, die geprüft werden sollten, ob sie genügend vorbereitet zum Empfang der Taufe wären. Die meisten und besuchtesten Messen trifft man in Spanien. Dennoch darf auch dort kein Priester mehr als eine M. an einem Tage lesen, und nur am Weihnachtstag (25. Dez.) ist es allen Priestern erlaubt, drei Messen abzuhalten (s. Weihnachten). Damit die öffentlichen Messen nicht durch Privatmessen gestört werden, haben sie ihre bestimmten Stunden, weshalb man sie auch als Frühmesse, 10-Uhr-M., Mitternachtsmesse ꝛc. bezeichnet. Über die abweichende Entwickelung der M. in der griechischen Christenheit s. Griechische Kirche und Russische Kirche. Luthers Reformation richtete sich besonders gegen das Meßwesen; er schaffte die M. in ihrem Kern ab, d. h. den Wandlungs- und Opferbegriff. Im übrigen schloß sich selbst noch seine »Deutsche M.« von 1526 im Gegensatz zu den Calvinisten an die katholische M. an, deren Ritual er übrigens mit der größten Freiheit behandelte und namentlich kürzte. Der Konsekration folgt die Kommunion auf dem Fuß, und alles wird möglichst der Einfachheit der ursprünglichen Abendmahlsfeier genähert. Vgl. Kössing, Liturgische Erklärung der heiligen M. (3. Aufl., Regensb. 1869); Gihr, Das heilige Meßopfer (5. Aufl., Freiburg 1892); Sauter, Das heilige Meßopfer erklärt (Paderb. 1894); Thalhofer, Handbuch der kath. Liturgik (Freib. 1883—93, 2 Bde.).

Die Musik während des katholischen Hochamtes oder während der eigentlichen kirchlichen M., gewöhnlich ebenfalls M. (Missa) genannt, besteht nach den Anfangsworten des zu singenden Textes aus dem Kyrie eleïson oder Christe eleïson, dem Gloria in excelsis Deo, dem Credo, Sanctus und Osianna, dem Benedictus, dem Agnus Dei und dem Dona nobis pacem. Der eigentliche Kirchengesang, wie er jetzt meist üblich und im Meßbuch, dem Kyriale und Antiphonarium enthalten ist, ist der Gregorianische, wie ihn Papst Gregor d. Gr. ordnete. Die deutschen Lieder sind spätern Ursprungs. Die M. ist einer der Hauptvorwürfe der polyphonen a capella-Setzweise des 15. u. 16. Jahrh., und wohl alle Meister jener Zeit haben Messen in größerer Zahl geschrieben (Dufay, Okeghem, Josquin Deprés, Haßler, Lasso, Palestrina ꝛc.). Das 17. Jahrh. brachte den Orgelbaß (Continuo), und allmählich gesellte sich überhaupt die Instrumentalbegleitung auch der M. Messen mit Orchester komponierten: Seb. Bach (»Hohe M.« aus H moll), Jos. und Mich. Haydn, Mozart, Beethoven, Cherubini, Rossini, Fr. Schneider, Hauptmann, Liszt, Fr. Kiel, Alb. Becker, Anton Bruckner u. a. Vgl. Requiem.

Messe, im Seewesen, soviel wie Mess.

Messedaglia (spr. -dallja), Angelo, ital. Nationalökonom, geb. 2. Nov. 1820 in Villafranca bei Verona, promovierte 1842 in Pavia, war hierauf Privatlehrer in Verona und 1858—66 Professor der politischen Ökonomie an der Universität Pavia und ist nunmehr Professor an der Universität Rom. Er war lange Jahre Mitglied des Hauses der Abgeordneten, wurde dann Senator und Mitglied der obersten Unterrichtsverwaltung. Er schrieb 1850 ein Werk über öffentliche Anleihen, seit 1858 mehrere Bücher über Bevölkerungswesen, Kriminalstatistik, Theorie der Statistik u. a. Seine weitern Arbeiten sind zerstreut in den »Memorie del Istituto Veneto di scienze e lettere« und in dem »Archivio di Statistica« (Rom).

Messen (Handelsmessen), zunächst Märkte, welche sich von den gewöhnlichen Jahrmärkten nur durch ihren größern Umfang, längere Dauer und größere Zahl der Besucher unterscheiden; dann die längere Zeit andauernden, vorzugsweise für den Großhandel bestimmten Märkte. Einen gesetzlichen Unterschied zwischen M. und Märkten kennt die deutsche Gewerbeordnung nicht. Dieselben sind bei wenig entwickeltem Verkehr unentbehrliche Sammelpunkte von Angebot und Nachfrage, welche eine vollständigere Übersicht über Bedarf und Vorrat gewähren, größern Absatz und sicherere Deckung mannigfaltigen Bedarfs ermöglichen. Die meisten M. sind im Anschluß an kirchliche Feste entstanden, welche große Menschenmengen und mit diesen viele Handelsleute herbeizogen. So erwuchs besonders um größere Kirchen ein vollständiger Marktverkehr. Der deutsche Name »Messe« sowie das Ein- und Ausläuten der M. erinnern an die Entstehung dieser Märkte aus der kirchlichen Messe. Im mohammedanischen Orient sind noch jetzt die heiligen Städte, wie Mekka mit seiner Kaaba in Arabien, Hardwar in Ostindien, als Zielpunkte großer Wallfahrten auch gleichzeitig Hauptpunkte des Marktverkehrs. Da die M. nicht allein gemeinnützig waren, sondern auch dem Landesherrn reiche Einnahmen erbrachten, so suchte man dieselben durch verschiedene Verordnungen und Veranstaltungen, welche den Meßverkehr sicherten, erleichterten und regelten, besonders zu heben. Man setzte die Zahl der Verkaufsläden fest, damit die Verkäufer, nicht durch eine zu große Konkurrenz gedrückt, ihre Rechnung finden könnten, und bewilligte den Meßbesuchern gewisse Meßfreiheiten und Meßprivilegien. Man ermäßigte die Zölle und Geleitsgelder, milderte oder suspendierte das Repressalien- und Retorsionsrecht, befreite die Marktbesucher vom Personal- und Güterarrest wegen früherer Verbindlichkeiten, mit Ausnahme der auf den M. eingegangenen, man gewährte ein Asylrecht. Man verlieh den Meßplätzen das Recht der Warenniederlage (Zwang zur Benutzung der städtischen Speicher gegen eine Abgabe), das Münzrecht, das Zollerhebungsrecht, freien Handel während der Meßzeit (Befreiung von dem sonst geltenden Innungszwang), Veranstaltung von Lustbarkeiten aller Art, zeitweilige Gestattung sonst verbotener Spiele ꝛc. Von besonderer Bedeutung war die Errichtung eines eignen Meßgerichts, welches in allen zwischen den Meßbesuchern entstandenen Rechtsstreitigkeiten nach dem Meßrecht ohne die üblichen Formalitäten mit beschleunigtem Verfahren entschied. Die Gesamtheit

der die Messe betreffenden Verfügungen bildet die Meßordnung. Die Zeit der Abhaltung der M. richtete sich nach dem Klima (Benutzbarkeit von Land- und Wasserstraßen) und nach den Produktionsverhältnissen (Ernte) des Landes. Bezüglich der Meßzeit selbst sind zu unterscheiden die für die eigentlichen Meßgeschäfte bestimmten Meßtage und die zur Abrechnung und zur Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten festgestellten Zahltage. Die größern M. haben ihre eigentliche Meßwoche und ihr eigne Zahlwoche, letztere aber meist mit einem bestimmten Zahltag oder sogen. Skontro. Gewöhnlich werden jedoch schon vor dem Eintritt der Meßwoche, oft in der gar nicht zur Messe gehörigen Vorwoche, die wichtigsten Geschäfte des Großhandels abgeschlossen, weil sich die Einkäufer in der Auswahl aus den Vorräten zuvorkommen wollen. Nicht alle in der laufenden Messe entstandenen Schuldverpflichtungen werden auch während der Dauer derselben erledigt, vielmehr erfolgen viele Käufe auf Kredit mit Fälligkeit der Zahlung in der nächsten oder einer der nächsten M. Schon frühzeitig wurden auf vielen M. Geschäfte auf Lieferung nach Proben und mit Zahlfrist bis zur nächsten Messe abgeschlossen; ja, einige M., wie im 16. Jahrh. die zu Lyon, Besançon, Medina del Campo und Piacenza, nahmen vorwiegend den Charakter von Abrechnungstagen an. Zahlung und Einkassierung von Meßwechseln vereinigten sich in den Händen von wenigen Bankiers. Infolgedessen dienten auch die M. in ähnlicher Weise zur Ausgleichung gegenseitiger Forderungen wie die heutigen Clearing-houses. Während die M. mit wirklicher Warenzufuhr in Ländern mit mangelhaften Transportmitteln noch heute von großer Wichtigkeit sind (wie die zu Kiachta, zu Nishnij Nowgorod), haben sie in andern mit zunehmender Entwickelung und Sicherheit des Verkehrs ihre alte Bedeutung mehr und mehr eingebüßt, oder sie behaupten sich mit Erfolg nur noch dadurch, daß sie mehr und mehr den Charakter von Gewerbeausstellungen und Musterlagern annehmen, welche Gelegenheit zu reicherer Auswahl von Neuem, zur Annahme von Bestellungen und zu Abrechnungen bieten. Dagegen haben die Spezialmärkte mit ihrem heutigen großen Umfang vielfach den Charakter der M. angenommen, insbes. für solche Güter, welche, wie Vieh, Pferde, dann auch mancherlei Rohstoffe, einen persönlichen Verkehr erfordern. Die wichtigsten deutschen M. sind diejenigen in Leipzig (Oster- und Michaelismesse; s. Leipzig), dann die M. in Frankfurt a. M. (Frühjahrs- und Herbstmesse), ferner die M. in Frankfurt a. O. (Margareten-, Reminiscere- und Martinimesse), deren Hauptverkehr nach dem Osten (Polen, Ost- und Westpreußen, Schlesien und Pommern) gerichtet ist, die Tuchmesse in Augsburg, die Braunschweiger M. (Lichtmesse u. Laurentiusmesse). Zum Teil sind diese M. aber erheblich zurückgegangen. Die übrigen in Deutschland noch bestehenden M. sind nur noch als Jahrmärkte zu betrachten. Nur der »Umschlag« in Kiel mag noch eine Erwähnung verdienen, weil er zugleich eine Geldmesse für den Umsatz von Hypothekenkapitalien ist. Von den außerdeutschen M. in Europa sind besonders wichtig: diejenigen von Basel in der Schweiz; Pest und Debreczin in Ungarn; Sinigaglia, Alessandria und Bergamo (Seide) im Königreich Italien; Beaucaire, die wichtigste französische, ehemals ungleich bedeutender; Nishnij Nowgorod, Irbit, Poltawa und Charkow in Rußland, deren Besucher zum großen Teil aus dem Innern Asiens kommen; ferner Usundschowa und Tultscha in der Türkei. Von den außereuropäischen M. sind vorzüglich zu nennen: diejenigen von Tanta in Oberägypten, Kiachta im südlichen Sibirien, Mekka in Arabien und Hardwar in Hindostan. Über die Buchhändlermesse in Leipzig s. Buchhandel. Vgl. Philippi, Beiträge zur Geschichte und Statistik der deutschen M. (Frankf. a. O. 1857); Hasse, Geschichte der Leipziger M. (Leipz. 1885).

Messen, im weitesten Sinne der mathematische Vergleich gleichartiger Größen. Die ihrem Werte nach zu bestimmende Größe wird durch eine bereits bestimmte (Maßeinheit) dividiert; der Quotient gibt das Maß. Im gewöhnlichen Leben wird oft Maß für Maßeinheit, auch selbst für Maßsystem gesagt. Die Meßkunst ist das nach wissenschaftlichen Grundsätzen betriebene M.; im engern Sinne wird oft darunter das M. von Raumgrößen nach den drei Dimensionen: Länge, Breite, Höhe, verstanden; auch wird der allgemeine Ausdruck Meßkunst oft fälschlich und einseitig für Geodäsie und Vermessungskunst (s. d.) gebraucht. Unter den unendlich mannigfaltigen Gegenständen der Meßkunst sind wichtigere: die Zeit (vgl. Zeitmessung); Geschwindigkeit (das Maß der Geschwindigkeit eines Punktes wird ausgedrückt durch den Weg desselben in einem bekannten Zeitteilchen); Kraft (wissenschaftlich ausgedrückt durch das Maß der Zunahme an Geschwindigkeit eines Punktes innerhalb eines bekannten Zeitteilchens; so wird die Schwerkraft durch die Zunahme des Fallweges eines Körpers in jeder Sekunde, die Schwere, besser das Gewicht, mittels konventioneller Gewichtseinheiten gemessen); ferner: Festigkeit, Zugkraft, Druck, Elastizität, in der Praxis meist unter Bezugnahme auf die Fortbewegung einer Gewichtseinheit gemessen, z. B. die Kraft einer Spiralfeder ist = 5 kg, wenn sie bei dem Druck oder Zug von über 5 kg ihre Achslänge ändert; so bilden wiederum Federn von bekannter Kraft Maßeinheiten für Gewicht-, Zug- und Druckmessungen (s. Dynamometer). Den logischen Zusammenhang der Raummessung mit der Gewichts- und Kraftmessung stellt am deutlichsten das Metersystem dar in den Beziehungen zwischen dem Meter, dem Liter (= 1 Kubikdezimeter), dem Kilogramm (= 1 Lit. Wasser bei 4°) und dem Kilogrammometer (d. h. dem Maß der Kraft, welche 1 kg 1 m hoch hebt). Fernerhin erstreckt sich die Messung auf die Bestimmung der Wärme, des Luftdrucks, der Feuchtigkeit, Elektrizität u. a. und bildet so die unentbehrliche Gehilfin sowohl der naturwissenschaftlichen Disziplinen als auch der Statistik, des Handels, der bildenden Künste, überhaupt sehr vieler Aufgaben der Wissenschaft und des Lebens. Die Genauigkeit jeder Messung hängt von der verwendeten Minimalmaßeinheit ab; die Genauigkeitsgrenze wird mit der Ausbildung der Mikroskopie weiter hinausgeschoben (vgl. Mikrometrie).

Da alle Maßeinheiten lediglich konventionelle Größen sind, die leicht vergessen und verloren werden, wie es thatsächlich mit vielen Maßen der Alten geschehen, so hat man sich bemüht, ein immer auffindbares Naturmaß zu suchen und zu bestimmen, auf welches sich die gesamte Meßkunde (Metrologie) stützen könnte; diese Bestrebungen führten zu der bezüglich der absoluten Genauigkeit immerhin vergeblichen Meterbestimmung im Beginn dieses Jahrhunderts (vgl. Gradmessungen). Man bleibt jetzt bei dem alten Verfahren, daß man sogen. Urmaße künstlich herstellt, auf die man mittels gesetzgeberischen Aktes

für alle weitern metrologischen Aufgaben zurückgeht. Vgl. Vermessung, Geodäsie, Maß, Gewicht.

Messen (Maßnehmen), in der frühern Volksmedizin und auf dem Lande noch heute die wichtigste Untersuchung eines kranken Menschen. Man behauptete, die Körperhöhe müsse mit der Länge der wagerecht ausgestreckten Arme, quer über den Rücken bis zu den Fingerspitzen gemessen, genau übereinstimmen, erklärte, wenn dies nicht der Fall war, der Patient habe das Maß verloren, und suchte durch Streichen, Heben und Strecken nachzuhelfen.

Messēne, s. Messenien.

Messenger (engl., spr. méssindscher, »Bote«), Name vieler engl. Zeitungen und Zeitschriften.

Messenhauser, Cäsar Wenzel, Kommandant der Wiener Nationalgarde 1848, geb. 4. Jan. 1813 zu Proßnitz in Mähren, gest. 16. Nov. 1848, aus niederm Stande, trat 1829 in das Regiment Kaiser Franz, ward infolge seiner Abhandlung »Über die schiefe Schlachtordnung« 1833 Fähnrich u. kam 1840 als Leutnant nach Wien in Garnison. Daselbst schrieb er außer einer ganzen Reihe von Novellen und Poesien für Saphirs »Humorist« im Auftrag seines Obersten die Geschichte des Regiments Hoch- und Deutschmeister und ward hierauf zum Oberleutnant befördert. Beim Ausbruch des polnischen Aufstandes von 1846 wurde M. mit seinem Regiment nach Krakau versetzt. Bald darauf veröffentlichte er eine Auswahl seiner Novellen unter dem Titel: »Wildnis und Parkett« (Wien 1847, 3 Bde.) und unter dem Namen Wenzel March »Die Polengräber«. Bei Beginn der Revolution von 1848 ließ er sich von der Bürgerschaft zu Lemberg in das Komitee zur Organisation der Bürgerwehr wählen, ward hierfür aber mit Arrest bestraft und nahm seinen Abschied, worauf er nach Wien ging. Am 12. Okt. vom Ministerium des Innern zum provisorischen Kommandanten der Nationalgarde für Wien und die Umgegend ernannt, führte er eine strenge Mannszucht ein und entwickelte für die Verteidigung der Stadt eine rastlose Thätigkeit. Nachdem die Vorstädte von Windischgrätz genommen waren, entschloß er sich zur Kapitulation (30. Okt.), und als auf die Nachricht von dem Anmarsch der Ungarn die Insurgenten den Kampf von neuem begannen, legte er seine Stelle nieder; nur auf die dringendsten Bitten sämtlicher Offiziere der Nationalgarde, die nur unter seinem Befehle dienen wollten, übernahm er das Kommando wieder. Nach dem Einzug der kaiserlichen Truppen blieb er in Wien und stellte sich 6. Nov. selbst bei dem Stadtkommandanten, wurde in das Stabsstockhaus gebracht und 16. Nov., des Bruches der Kapitulation angeklagt, standrechtlich erschossen. Aus seinem Nachlaß erschienen noch mehrere Novellensammlungen. Vgl. Nitschner, Wenzel M. (Wien 1849); Friedemann, Messenhauser. Biographisches Denkmal (Leipz. 1849).

Messenien (griech. Messēne, dorisch Messāna, später Messenia), die südwestlichste Landschaft des Peloponnes, umfaßt die westlichste der drei großen südlichen Landzungen der Halbinsel und reichte im Altertum im N. bis an den Nedafluß (jetzt Buzi), der sie von Elis schied, im O. bis an das Taygetongebirge, welches die Grenze gegen Lakonien bildete. Gegen Arkadien lief die Grenze auf der Wasserscheide zwischen den Gebieten des Pamisos und Alpheios hin. M. ist seinem Kerne nach das Thal des wasserreichen Pamisos (jetzt Pirnatza), eine schöne weite Kulturebene, welche in eine nördliche und eine südliche Hälfte zerfällt. Erstere ist die von Stenyklaros, wie das Heerlager der eindringenden Dorier hieß; die zweite ist die fruchtbare Küstenebene Makaria. M. ist durch vereinzelt auftretende Gebirge reich gegliedert: im äußersten Süden der Akritas (Hagios Dimitri, 516 m), nördlich davon der Mathia (Lykodimo, 957 m), im W. des Landes das Ägaleongebirge (bis 1220 m) und im Zentrum von M. die Gipfel Ithome (Burkano, 802 m) und Eua. Milde des Klimas, Regen, Wasserfülle und dankbarer Boden machen M. zu der bevorzugtesten Landschaft Griechenlands, in der wie im Altertum, so noch jetzt Wein- und Getreidebau fast überall stattfindet. Das nördliche Gebirgsland enthält die schönsten Weiden, und die südliche, sehr warme Ebene hat das ergiebigste Land und die üppigste Vegetation. Zu M. gehören auch mehrere Inseln an der Süd- und Westküste des Landes, darunter Sphakteria (jetzt Sphagia), das im Peloponnesischen Krieg eine Rolle spielte. Die historisch merkwürdigsten Orte waren: die Bergfeste Ithome, an deren Belagerung sich das Hauptinteresse des ersten Messenischen Krieges knüpft; Pylos, die Residenz Nestors; Pharä (das heutige Kalamata), Methone und die 370 von Epameinondas am Fuße des Ithome gegründete Hauptstadt Messene, deren beim Dorf Mavromati noch vorhandene Ruinen, namentlich in ihren Befestigungsanlagen, von Interesse sind. Heute liegen die bedeutendsten Städte an der See, auf den Trümmern alter Plätze oder in der Nähe von Trümmerstätten; Hauptstadt ist Kalamata. Im heutigen Königreich Griechenland bildet die oben beschriebene Landschaft den Nomos Messinía; doch gehört zu diesem nördlich noch das Land bis zum Ruphiafluß (Alpheios), während der südöstlichste Streifen des alten M., an der Ostseite des Messenischen Meerbusens (Golf von Koron), zum Nomos Lakonien geschlagen wurde. Der Nomos M. hat 3443 qkm Flächeninhalt mit (1889) 183,232 Einw. und zerfällt in fünf Eparchien. — Die ältesten Einwohner Messeniens waren Leleger, zu denen jedoch schon frühzeitig Achäer kamen. Später gehörte der westliche Teil des Landes zu der Herrschaft der äolischen Neleiden und der östliche zu Lakonien. Mit der Wanderung der Dorier, welche von Stenyklaros aus das Land eroberten und es Messene, d. h. Mittel- oder Binnenland, nannten, wurde M. eigner Staat und fiel dem Herakliden Kresphontes zu. Die Einwanderer verschmolzen jedoch rasch mit den alten Einwohnern, welche sie nicht völlig hatten unterjochen können; ja, selbst das Königtum war nicht den Doriern geblieben, nach Kresphontes' Sturz war das arkadische Geschlecht der Aipytiden auf den Thron gekommen. M. verlor ganz den dorischen Charakter, und in Ithome wurde wieder der pelasgische Zeus verehrt. Dagegen war das Land zu großem Wohlstand gediehen, da die Ebenen außerordentlich fruchtbar, die Küsten hafenreich und für den Handel günstig waren. Dies erregte den Neid und die Eroberungsgier der Spartaner, welche in zwei Kriegen, den Messenischen, 743—724 und 685—668 das Land nach tapferm Widerstand unterwarfen. Die messenischen Geschlechter, welche übriggeblieben waren, wanderten meist aus, nach Arkadien und übers Meer nach Italien. Die Zurückbleibenden wurden Heloten der Spartaner und mußten die Ackerlose der Sieger bebauen. Was nicht als Landgut verteilt war, blieb als Weide liegen; die Küsten verödeten, und das herrliche Land verfiel in einen traurigen Zustand. Eine Verwüstung Spartas durch ein Erdbeben 464 benutzend, erhoben sich die

Messenier zugleich mit den Heloten Lakoniens von neuem (dritter Messenischer Krieg), unterlagen jedoch nach zehnjähriger tapferer Gegenwehr (464—455) und wurden von den Athenern in Naupaktos angesiedelt, von wo sie 425 das Unternehmen des Demosthenes gegen Pylos unterstützten und nach dem Fall Athens nach Hesperides in Kyrenaika auswanderten. M. lag nun ganz verödet und blieb spartanische Provinz bis nach dem Fall Spartas. Epameinondas rief 370 nach der Schlacht bei Leuktra die Messenier zurück, gründete 369 die neue, befestigte Hauptstadt Messene am Berg Ithome und führte eine demokratische Verfassung ein. Die Bevölkerung des Landes aber blieb im ganzen gering. Später schlossen sich die Messenier an Philipp von Makedonien an, und 146 kam das Land unter römische Herrschaft. Vgl. Hertzberg, Die Geschichte der Messenischen Kriege (3. Aufl., Halle 1875).

Messéniennes (franz.), Titel dreier Elegien, welche J. J. Barthélemy (s. d. 1) in der »Reise des jungen Anacharsis« den aus ihrem Vaterland vertriebenen Messeniern in den Mund legt. Den Titel verwendete auch Casimir Delavigne (s. d.) 1818 für seine Klagegesänge über das Unglück Frankreichs ꝛc.

Messēnische Kriege, s. Messenien.

Messer, Werkzeuge zum Schneiden, werden aus Stahl, auch aus Neusilber, Silber, Gold, Knochen, Horn ꝛc. angefertigt und je nach ihrer Bestimmung besonders benannt: Brot-, Tisch-, Feder-, Rasier-, Radier-, Papier-, Fleischer-, Schnitz-, Tranchiermesser ꝛc. Ferner unterscheidet man M. mit feststehender oder einzuschlagender Klinge (Einschlagemesser), Taschenmesser ꝛc. Jedes M. besteht aus einer Klinge und einem Heft. Die einfachen Stahlklingen werden aus Stahl oder einem durch Schweißen von Eisen und Stahl erzeugten Gemenge geschmiedet. Hierauf trennt man durch Abhauen die Klinge von der Stange, indem man an ersterer einen Teil sitzen läßt, der groß genug ist, um die Angel oder bei Einlegemessern den Druck zu bilden. Die Ausarbeitung dieses Teiles geschieht in einer zweiten Hitze. Die Scheibe (Schulter, Schild, Balance) zwischen Klinge und Angel wird durch Ansetzen auf dem Amboß hervorgebracht und dann in einem zweiteiligen Gesenke oder mittels eines stählernen Stempels (Stemmeisen) vollendet. Das ausgearbeitete M. wird behufs des Härtens im rotglühenden Zustand in Wasser abgelöscht und dann bis zu einer bestimmten Farbe angelassen, gerichtet, auf nassen oder trocknen Schleifsteinen geschliffen, auf einer hölzernen rotierenden Scheibe mit Schmirgel und Öl weiter bearbeitet und bei feinern Sorten mit Kalk, Polierrot oder Zinnasche und Öl oder Branntwein auf belederter Scheibe poliert und auf einem Handölstein vom Grat befreit (abgezogen). Die Flächen einer Tischmesserklinge sind unter einem Winkel von 2—5° gegeneinander geneigt, und durch das Scharfschleifen entsteht an der Schneide ein Winkel von 15—20°. Die Seiten einer Federmesserklinge laufen in der Schneide unter einem Winkel von 13—19° zusammen. Man fertigt die Federmesser ebenso wie die größern M., versieht sie aber hinter dem Druck mit einer interimistischen Angel, damit der Schleifer sie in einem Heft befestigen kann. Nicht selten werden M. aus Stahlblech unter einem Durchstoß ausgeschnitten oder auf einem Walzwerk vorgewalzt und durch Nachschmieden, Feilen und Schleifen vollendet. Bei großen Schneidwerkzeugen wird der Festigkeit halber eine Klinge aus Schmiedeeisen mit der Schneide aus Stahl durch Vorstählen hergestellt. Die Hefte bestehen aus Holz, Elfenbein, Horn, Metall, Perlmutter, Knochen ꝛc. und werden entweder in Plattenform (Schalen) aufgenietet oder auf die spitz auslaufende Angel aufgekittet. Zu Rasiermessern sowie den Messern für chirurgische Zwecke wird der feinste Stahl bei schwacher Rotglut unter öfterer Erwärmung verarbeitet. In der letzten Hitze setzt man das Hämmern bis zum völligen Erkalten fort. Die darauf befeilten Klingen werden zum Härten kirschrot erhitzt und mit dem Rücken voraus in reines oder mit wenig Schwefelsäure versetztes Wasser getaucht. Das Anlassen erfolgt gewöhnlich in den Abstufungen des Gelb. Das Schleifen geschieht auf drei Schleifsteinen, von denen die beiden letzten und kleinsten die Höhlung herstellen. Zum Polieren dient Schmirgel, dann Zinnasche oder Polierrot auf Lederscheiben mit Öl. Das Abziehen geschieht zuerst auf einem sehr feinkörnigen Sandstein mit etwas konvexer Oberfläche, dann auf dem bekannten gelben Rasiermesserschleifstein mit ebenen Flächen mit Öl und zuletzt auf einem blauen, feinkörnigen Schiefer mit Wasser. Die höchste Verfeinerung erhält die Klinge durch den Streichriemen, dessen eine Seite mit Polierrot und die andre mit Graphit (beide Pulver mit Öl oder Talg angemacht) eingerieben ist. Die rote Seite wird zuerst benutzt. Die Krümmung auf den Seitenflächen der Rasiermesser hat einen Halbmesser von 35—100 mm, die Seiten stoßen an der Schneide unter einem Winkel von 16—19° zusammen, so daß die Leichtigkeit, mit welcher Rasiermesser schneiden, nur von der vollkommenen Ausbildung der Schneidkante, der feinen Politur der Schneide und der sehr geringen Dicke der Klinge in nächster Nachbarschaft der Schneide abhängig ist. Sehr gute Rasiermesser werden durch Ausschneiden der Klingen mittels eines Durchschnitts aus Stahlplatten hergestellt; der dicke Rücken wird an diese M. als besonderes Stück angesetzt.

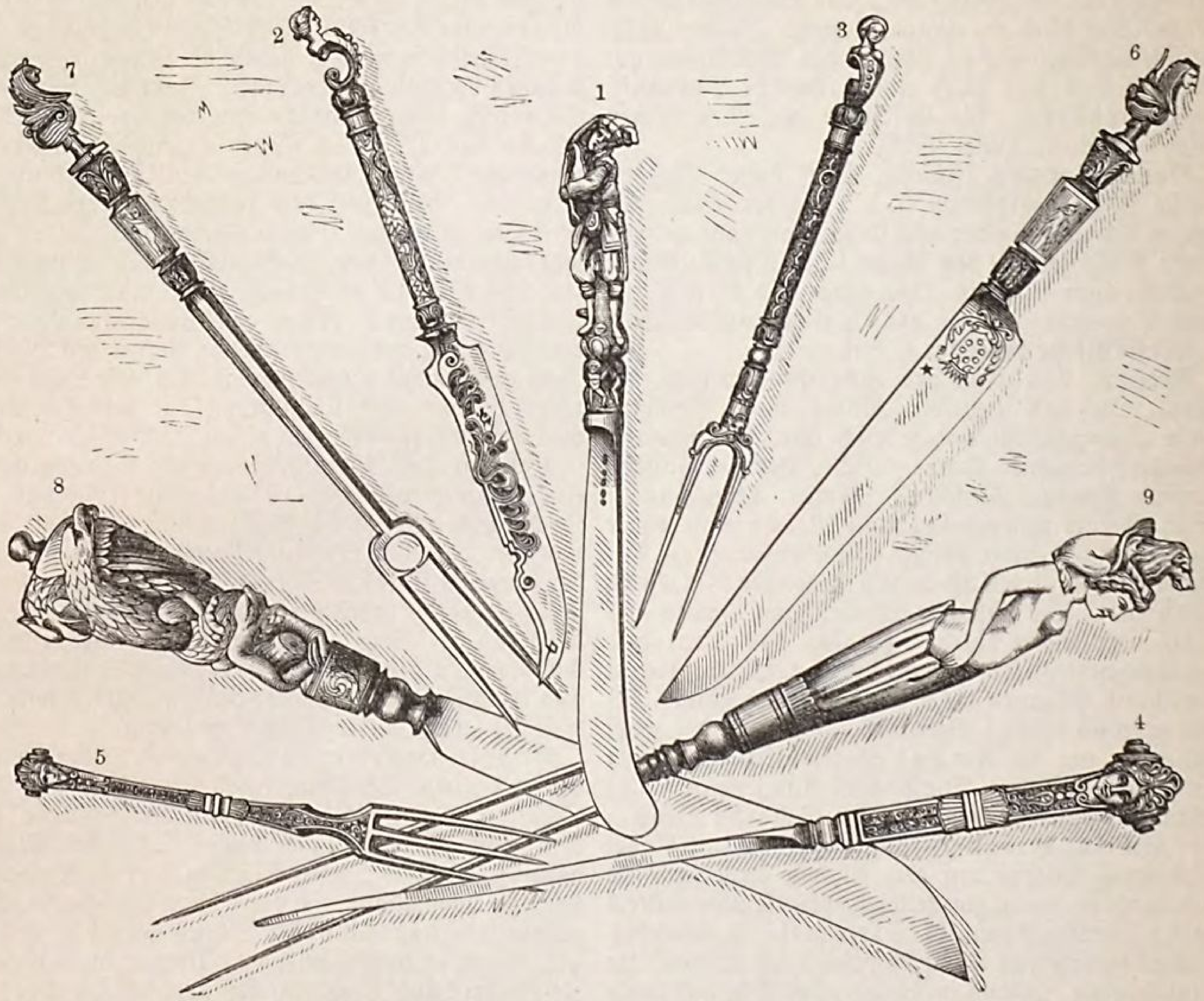
Gabeln werden wie M. verfertigt. Man schmiedet aus einem Stahlstab zuerst die Angel und den Schaft oder Stiel und haut dann die Gabel ab, indem man ein etwa 2 cm langes Stück des Stabes daran sitzen läßt. Dieses Stück wird in einer zweiten Hitze zu einer Platte von der Länge der Zinken ausgeschmiedet und dann die Scheibe zwischen Schaft und Angel in einem Gesenke vollendet, worauf man die Zinken durch Einhauen mit dem Meißel oder mit einem Durchschnitt bildet und die Zwischenräume mit der Gabelfeile ausarbeitet. Das Härten und Anlassen geschieht wie bei den Messern. Man schleift die Gabeln zum Teil aus freier Hand auf einem Ölstein und schmirgelt oder poliert sie auf Bürstenscheiben oder mittels des Polierstahls. M. und Gabeln aus Silber und Gold werden ebenfalls durch Schmieden, die aus Neusilber durch Ausschneiden aus Blech oder durch Gießen und Ausbilden in Stanzwerken roh vorgearbeitet und mittels Feilen und Schleifen vollendet. Die Hauptsitze deutscher Messerfabrikation sind Solingen, Remscheid und andre Orte der Rheinprovinz und Westfalens, Suhl, Schmalkalden, Steinbach bei Altenstein, Ruhla, Eberswalde, Sorau, Nürnberg, Fürth, Erlangen, Regensburg, Reutlingen, Stuttgart, Tuttlingen, Heilbronn, Karlsruhe, Heidelberg, Pforzheim, Aachen. Bessere M. werden in fast allen großen Städten in den Messerschmiedewerkstätten gefertigt. In Österreich liefern Wien, Karlsbad, Nixdorf in Böhmen, Steyr und Grünberg viele M. Die englischen M., welche als die besten gerühmt werden,

aber die neuern deutschen Fabrikate nicht übertreffen, kommen besonders aus Sheffield, Birmingham, Woodstock und London. Die französischen M. sind höchst zierlich und elegant gearbeitet, stehen aber sonst den englischen und deutschen zum Teil gleich. Vgl. R. Röntgen, Der Werkzeugfabrikant (Weim. 1875).

M. und Gabeln als Eßbesteck kamen erst im 15. Jahrh. vereinzelt auf und wurden dann im 16. Jahrh. allgemeiner, aber immer noch als Luxusgerät betrachtet und demnach künstlerisch verziert. Besonders kostbare Exemplare wurden in silbernen Scheiden (Bestecken) aufbewahrt. Die Gabeln, ursprünglich zweizinkig, seit der Mitte des 16. Jahrh. auch dreizinkig, wurden an den Griffen mit Figuren, Köpfen und Ornamenten verziert. Silber, Gold, Elfenbein, Knochen und Holz waren das beliebteste Material für die Griffe. Einige charakteristische Beispiele aus der Renaissancezeit zeigt obenstehende Abbildung. Seit Mitte des 18. Jahrh. wurden die Griffe aus glattem, bemaltem Porzellan gefertigt, die auch in neuerer Zeit wieder sehr beliebt geworden sind. Aus Holz geschnitzte Gabeln werden noch heute mit Figuren, Köpfen, Blumen ꝛc. an den Griffen versehen. Die reichste Sammlung von Bestecken seit der Zeit der Gotik hat R. Zschille in Großenhain zusammengebracht. Vgl. Pabst, Kunstsammlungen des Herrn Richard Zschille, 2. Teil (Berl. 1887). S. auch Löffel.

Messerscheide (Solen), Gattung aus der Familie der Klaffmuscheln (Myidae, s. Muscheln), lange, schmale Muscheln mit dickem, cylindrischem Fuß, welcher ihnen beim Eingraben in den Sand dient. In letzterm stecken sie senkrecht und lassen nur ihre Atemröhren (Siphonen) hervorragen. Sie leben ausschließlich im Meer; an den europäischen Küsten kennt man mehrere Arten. In den Mittelmeerländern werden sie gefischt und (in Neapel unter dem Namen cannolicchie) roh gegessen. Ihr Geschmack ist angenehm. Sie bilden einen Teil der sogen. frutti di mare (»Meeresfrüchte«). Auch die nahe verwandte Gattung Solecurtus enthält eßbare Muscheln. S. auch Clams.

Messerschmidt, Franz Xaver, Bildhauer, geb. 1732 oder 1737 zu Wiesensteig in Württemberg, gest. 1783 in Preßburg, lernte bei seinem Oheim J. Straub in München sieben Jahre lang, ging dann nach Wien an die Akademie und 1765 nach Rom, wo er Kopien antiker Statuen in Holz schnitzte. Nach Wien zurückgekehrt, führte er dort ein in Holz geschnitztes Modell eines menschlichen Skeletts, das Grabmal des Freiherrn von Senckenberg und die Büste van Swietens im allgemeinen Krankenhaus aus. 1776 ging er nach Preßburg. Vgl. Ilg, F. X. Messerschmidts Leben und Werke (Prag 1885).



Messer und Gabeln. 1—5 von Silber; 6 u. 7 von Eisen; 8 u. 9 geschnitzte Elfenbeingriffe (Nationalmuseum in München).

Meßfahne, s. Abstecken.

Meßgewand im engern Sinne heißt die Kasel (s. d.); außer ihr gehören noch zur Kleidung des Messe lesenden Priesters die Alba, das Cingulum, Humerale (s. Amictus), Manipel und Stola. S. die genannten Artikel, weiteres im Art. »Klerus«.

Messiade, religiöses Epos von Klopstock (s. d.).

Messianismus, s. Wronski.

Messias (aramäisch, v. hebr. Maschiach, entsprechend dem griech. Christus, »der Gesalbte«; s. Sal-

bung), im Alten Testament der von den Israeliten der spätern Königszeit erwartete gottgesandte Retter, der ein theokratisches Weltreich gründen sollte, wobei den Propheten die einst unter David eingenommene Weltstellung, Israels Zukunftstypus, vorschwebte (messianische Weissagungen). Anfangs waren diese Hoffnungen rein politischer Natur und vielfach geradezu dem partikularistischen Egoismus des Volksgeistes dienstbar. Ein religiöser Kern lag insofern darin beschlossen, als die Hoffnung auf dereinstige Weltherrschaft des Volkes Israel zugleich auch die Hoffnung auf Vollendung des Dienstes und der Verehrung Gottes umfaßte. Der Gründer dieses irdischen Gottesreichs wird als ein zweiter David, also zwar als ein wirklicher Mensch, dabei aber freilich auch als Repräsentant und Stellvertreter, d. h. als »Sohn«, Gottes gedacht (Psalm 2, 7). In den spätern Zeiten des jüdischen Staates trat das persönliche Messiasbild vielfach auffallend zurück hinter dem allgemeinen Gedanken des Gottesreichs und der jüdischen Weltherrschaft; fast nur in der apokalyptischen Geheimlitteratur erfuhr es noch eine Weiterbildung (s. Menschensohn). Über sein Wiederaufleben im Christentum s. Jesus Christus und Christologie. Die Lehre der rabbinischen Theologie vom M. ist nie einheitlich ausgestaltet gewesen. Ziemlich allgemein kehrt aber der Gedanke wieder, daß in den letzten Zeiten vor der Erscheinung des M. sich alle Übel und Schrecken der Natur und des Menschenlebens bis zum allerhöchsten Maße steigern und damit auch erschöpfen; sie heißen die Messiaswehen. Vgl. Hilgenfeld, M. Judaeorum (Leipz. 1869); Anger, Vorlesungen über die Geschichte der messianischen Idee (das. 1873); Schönefeld, Über die messianische Hoffnung von 200 v. Chr. bis gegen 50 n. Chr. (Jena 1874); Vernes, Histoire des idées messianiques (Par. 1874); Riehm, Die messianische Weissagung (2. Aufl., Gotha 1885); Hitzig, Vorlesungen über biblische Theologie und messianische Weissagungen des Alten Testaments (Karlsr. 1880); Stanton, The Jewish and the Christian Messiah (Edinb. 1886); Bächler, De messiaansche heilsverwachting (Groningen 1893).

Messidor (franz., »Erntemonat«), der zehnte Monat im franz. Revolutionskalender, vom 19. Juni bis 18. Juli. Vgl. Kalender.

Messier, Charles, Astronom, geb. 26. Juni 1730 in Badenweiler (Lothringen, Depart. Meurthe), gest. 11. April 1817 in Paris, von mangelhafter Vorbildung, wurde von Delisle, bei dem er Kopist war, zum praktischen Astronom herangebildet, entdeckte 14 Kometen und eine große Anzahl von Nebeln und lieferte den ersten brauchbaren Nebelkatalog (Par. 1771). Später wurde er Astronom der Marine und Mitglied des Bureau des Longitudes und der Akademie.

Messierkanal, Meerstraße zwischen dem Festland von Patagonien (Magallanes) und der Insel Wellington, 270 km lang und von sehr verschiedener Breite, steht nach W. zu mit dem Kanal von Trinidad, nach S. mit dem Kanal von Concepcion, nach N. mit der Tarnbai in Verbindung. Durch ihn nehmen die von der Magalhãesstraße nach Chile fahrenden Dampfer ihren Weg.

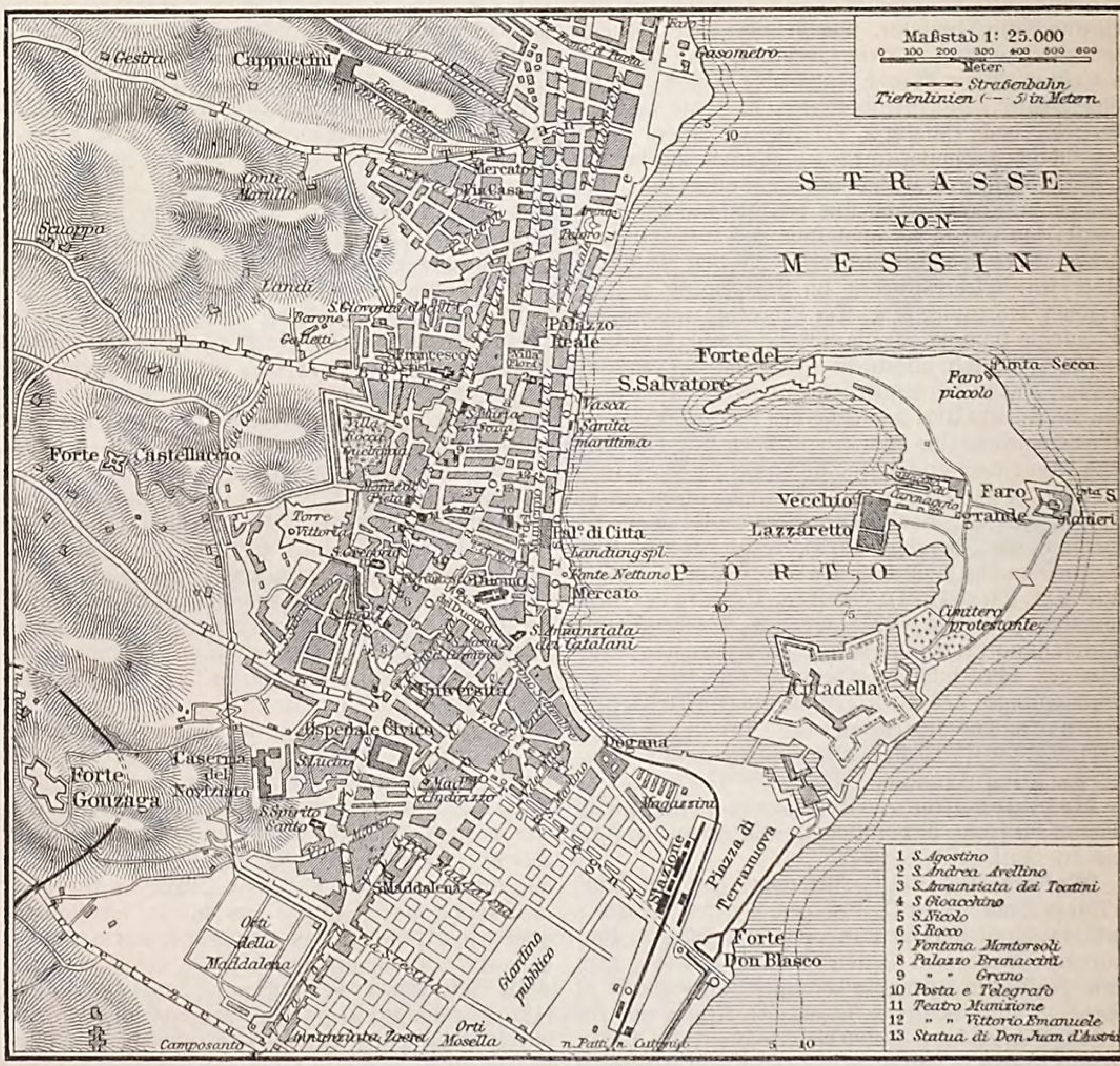
Messieurs (franz., spr. mäßjö), abgekürzt MM. oder Messrs. (s. d.), Mehrzahl von Monsieur (s. d.).

Messin, Le (spr. -ßäng), die Umgebung von Metz.

Messina, ital. Provinz auf der Insel Sizilien, umfaßt deren nordöstlichen Teil, wird nördlich vom Tyrrhenischen, östlich vom Ionischen Meer, südlich von der Provinz Catania und westlich von Palermo begrenzt und hat eine Fläche von 3227 qkm (58,6 QM.) mit (1881) 460,924, nach der Berechnung für Ende 1892: 509,587 Einw. (158 auf 1 qkm). Die Provinz wird im O. von dem der Küste parallel streichenden Peloritanischen Gebirge (Antennamare 1130 m, Monte Scuderi 1253 m) durchzogen, an welches sich in der Richtung von O. nach W. die Nebrodischen Berge (Monte Sori 1845 m) anschließen. Die meist von S. nach N. fließenden Gewässer sind im Sommer sehr wasserarm; das Klima ist gesund, der Boden fruchtbar, aber nicht genügend bebaut. Die Haupterwerbszweige der Bevölkerung sind: Anbau von Getreide, Hülsenfrüchten, Flachs, Wein (1891: 903,978 hl), Olivenöl (123,614 hl), Agrumen (921 Mill. Stück), Kastanien, Nüssen, Mandeln und andern Südfrüchten, Tabak, ferner Wiesenkultur, Viehzucht, Seidenraupenzucht (166,258 kg Kokons), Bergbau auf Kupfer, silberhaltiges Blei und Antimon, Fischerei und Schiffahrt; die Industrie hat im allgemeinen geringe Bedeutung. Die Provinz, welche auch die Liparischen Inseln umfaßt, zerfällt in die vier Kreise: Castroreale, M., Mistretta und Patti.

Messina, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), nach Palermo die bedeutendste Stadt Siziliens, zugleich einer der hervorragendsten Handelsplätze Italiens u. wichtige Festung, liegt malerisch am Fuß des Peloritanischen Gebirges, an der Meerenge von M. (s. d.), an den Eisenbahnlinien M.-Catania und M.-Naso-Capo Orlando sowie an den Dampfstraßenbahnen M.-Barcellona und Giampilieri-M.-Faro und steigt von der Küste amphitheatralisch gegen die Abhänge der bebauten Berge hinan. Eine sichelförmige, durch Anschwemmung entstandene Landzunge bildet ein ansehnliches wohlgeschütztes Hafenbassin von bedeutender Wassertiefe. Auf derselben erheben sich im S. die (zur Abtragung bestimmte) Citadelle, zwei Leuchttürme und an der Nordspitze das Fort San Salvatore. Die Höhen westlich von der Stadt werden von den Forts Gonzaga und Castellaccio gekrönt. Die nach dem Erdbeben von 1783 zum großen Teil neuerbaute Stadt hat schöne Plätze, breite, mit Lavaquadern gepflasterte Straßen mit Fontänen, ansehnliche Kirchen und elegante Paläste. Der Corso Cavour teilt die Stadt in die See- und die Hügelstadt. Parallel mit dieser Straße laufen in der Seestadt die über $1^1/_2$ km langen, mit schönen Palästen gezierten Straßen Via Garibaldi und Corso Vittorio Emanuele, welch letztere sich längs des Hafens hinzieht, mit einem Neptunbrunnen von Montorsoli (1557) geschmückt ist und eine herrliche Aussicht darbietet; in der obern Stadt die Strada dei Monasteri. Die schönsten Plätze sind die Piazza del Duomo mit einem monumentalen Marmorbrunnen, gleichfalls von Montorsoli (1551), und die Piazza dell' Annunziata mit dem Denkmal Don Juan d'Austrias (1572). Die bedeutendsten unter den mehr als 80 Kirchen sind die aus der Normannenzeit (1197) stammende, in späterer Zeit vielfach veränderte Kathedrale, mit Marmorfassade, drei gotischen Portalen, antiken Säulen von ägyptischem Granit, Mosaiken aus dem 14. Jahrh. und prunkvollem Hochaltar; Santa Annunziata dei Catalani, die älteste Normannenkirche der Stadt, welche gegenwärtig einer Restaurierung unterzogen wird; San Francesco (13. Jahrh.) und San Gregorio (16. Jahrh.). Von Gebäuden sind ferner zu nennen: das Stadthaus (1829), die Villa Rocca Guelfonia (an der Stelle der alten Normannenburg)

mit herrlicher Aussicht, das Bürgerspital (aus dem 16. Jahrh.), die Markthalle, das große Theater Vittorio Emanuele (von 1850), die Paläste Brunaccini, Grano u. a. Die Zahl der Einwohner beträgt (1881) 78,438, mit Einschluß des ausgedehnten Gemeindegebiets 126,497; für Ende 1893 wird die Bevölkerung auf 146,400 Einw. berechnet. Die Industrie ist im ganzen nicht bedeutend und erstreckt sich hauptsächlich auf die Seidenspinnerei und -Weberei, Gerberei, Verfertigung von Korallenarbeiten und Essenzen aus Limonen, Orangen ꝛc. sowie auf die Seefischerei. belief sich 1894 auf 349,480 T., zeigt jedoch in den letzten Jahren eine starke Abnahme (1887 betrug er noch 938,544 T.). In der Einfuhr (Wert: 16,4 Mill. Lire) sind die wichtigsten Artikel: Weizen, Steinkohle, Fische, Bauholz, rohe Häute und Leder, Farb- und Gerbstoffe; in der Ausfuhr (Wert: 43,7 Mill. Lire): Agrumen (Orangen, Zitronen, Zedrat), Orangenessenz, Weinstein und Weinhefe, Zedrat- und Zitronensaft, Olivenöl, Mandeln, Nüsse und Haselnüsse. M. hat eine 1549 gegründete Universität mit vier Fakultäten u. pharmazeutischer Schule (1892: 353 Hörer),



Lageplan von Messina.

Von größerer Wichtigkeit sind Schiffahrt und Handel von M. Der Hafen ist einer der schönsten und sichersten aller Länder und faßt 1000 Schiffe. Am Südende desselben liegt der Bahnhof, von welchem Gleise zum Zollamt und zu den Lagerhäusern führen. 1894 sind im Hafen von M. 3515 handelsthätige Schiffe von 1,607,007 Ton. ein- und 3561 Schiffe von 1,616,525 T. ausgelaufen. Von dem gesamten Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe kommen auf den internationalen Verkehr 515,607, auf den Küstenverkehr 2,707,925 T. Die Mehrzahl der Schiffe trug die italienische Flagge; nächstdem waren die englische und österreich-ungarische bedeutender vertreten. Der durch die Schiffahrt vermittelte Warenverkehr einer Bibliothek (52,000 Bde.) und andern Sammlungen, ferner ein Priesterseminar, Lyceum, Gymnasium, zwei technische Schulen, ein technisches Institut, eine nautische Schule, ein Militärkollegium, eine Akademie für Wissenschaften u. Künste und ein Kunstmuseum (mit Gemälden Antonellos von M. und mehrerer Meister der Messineser Malerschule des 16. und 17. Jahrh.). Es ist Sitz des Präfekten, eines Erzbischofs, eines Appellhofs, Handelstribunals, eines deutschen sowie mehrerer andrer auswärtiger Konsulate. Schöne Punkte in der Umgebung sind der südlich von der Stadt angelegte Friedhof, das Kapuzinerkloster nördlich oberhalb der Stadt und der Leuchtturm an der Punta del Faro (s. d.) mit herrlicher Aussicht.

Geschichte. M. hieß wegen der Form der den Hafen umschließenden Landzunge im Altertum Zankle (d. h. Sichel) und wurde nach 735 v. Chr. von der südlich gelegenen Stadt Naxos und von euböischen Kolonisten gegründet. Der Ort wurde bald so blühend, daß er selbst Kolonien (Himera und Mylä) aussenden konnte. Nach 493 eroberte Anaxilas von Rhegium, von Geburt ein Messenier, die Stadt und nannte sie Messana (Messene). 461 wurde die republikanische Verfassung eingeführt. Die Stadt hob sich nun durch lebhaften Handel und Schiffahrt immer mehr, bis sie 396 von den Karthagern zerstört wurde. Dionysios begann den Wiederaufbau der Stadt. Nach Vertreibung Dionysios' II. auf kurze Zeit frei geworden, fiel M. schon 312 wieder in die Hände des Agathokles. Nach dessen Tode bemächtigte sich der Stadt um 282 ein Haufe Mamertiner (s. d.), nach denen sie Mamertina genannt wurde. Die Raubzüge der neuen Bewohner wurden 264 die nächste Veranlassung zum Ausbruch des ersten Punischen Krieges. Die Stadt ging darauf in die Hände der Römer über und teilte nach dem Untergang des weströmischen Reiches die Schicksale Siziliens. 831 ward M. von den Sarazenen erobert, 1038 von den Griechen auf einige Zeit wiedergewonnen, 1061 aber von den Normannen den Sarazenen endgültig entrissen. In M. nahm 1282 die Sizilianische Vesper ihren Anfang. 1674 brach hier ein Aufstand gegen die harte spanische Regierung aus; die Aufständischen riefen die Franzosen zu Hilfe, von welchen 1676 die Spanier in einer großen Seeschlacht besiegt wurden. Aber schon 1678 mußten die Franzosen die Stadt wieder räumen, worauf sie unter die spanische Herrschaft zurückkehrte. 1713 ward sie von dem Herzog von Savoyen besetzt, 1718 wieder von den Spaniern erobert, 1719 von den Kaiserlichen und 1735 abermals von den Spaniern eingenommen. Eine furchtbare Pest entvölkerte 1743 die Stadt, das Erdbeben von 1783 legte sie halb in Trümmer, und 1823 ward sie durch eine Überschwemmung verwüstet. In den Unruhen 1. und 2. Sept. 1847 kam es zum Straßenkampf zwischen Volk und Militär. Neue Aufstände und blutige Kämpfe erfolgten 1848, wo die Stadt mehrmals vom Kastell Terranuova aus bombardiert wurde. Im Oktober ward M. von den neapolitanischen Truppen besetzt. Bei der von Garibaldi geleiteten Insurrektion von 1860 war M. die letzte Stadt, in welcher sich die Neapolitaner behaupteten; die Citadelle ward sogar erst 12. Febr. 1861 übergeben.

Messina, Meerenge von (ital. Stretto oder Faro di M., im Altertum Fretum Siculum), Meerenge zwischen der ital. Halbinsel (Kalabrien) und Sizilien, welche das Tyrrhenische mit dem Jonischen Meer verbindet, ist 42 km lang, am nördlichen Eingang zwischen der Punta di Faro und der Torre Cavallo 3,15 km breit und erweitert sich gegen S. bis zu 18 km. Die Strömungen der Meerenge, an welche das Altertum die Sage von der Charybdis und Skylla (s. d.) knüpfte, beruhen lediglich auf den Gezeiten und bereiten der Schiffahrt keine Störung.

Messing, Legierung von Kupfer und Zink, welche ihrer physikalischen Eigenschaften wegen, die sich durch Änderung der Mischungsverhältnisse modifizieren lassen, eine so ausgebreitete Anwendung gefunden hat wie außer dem Eisen kein andres Metall. M. ist in kaltem Zustand hämmerbar und streckbar, härter und steifer als Kupfer, oxydiert sich weniger an der Luft, schmilzt leichter und ist dünnflüssiger als jenes, ohne beim Erstarren, wie das Kupfer, blasig zu werden. Größerer Kupfergehalt macht die Farbe goldähnlicher und vermehrt die Hämmerbarkeit, Weichheit und Feinheit des Korns; mit dem Zinkgehalt wachsen Härte, Sprödigkeit und Schmelzbarkeit des Messings, während die Farbe heller wird. Das spezifische Gewicht des Messings ist größer als die berechnete Dichtigkeit, es schwankt zwischen 7,8 und 9,5 und ist am größten für gegossenes M. Kupfer-Zinklegierungen mit einem Gehalt bis zu 35 Proz. Zink sind nur bei gewöhnlicher Temperatur durch Walzen, Ziehen und Schmieden zu verarbeiten. Gußmessing zerbricht selbst dann leicht, geht aber durch mäßiges Hämmern und Walzen aus dem kristallinischen in den feinkörnigen und faserigen Zustand über und wird viel dehnbarer und zäher. Bei mehr als 50 Proz. Zink erträgt das M. nicht mehr kalte Bearbeitung, bei 60—70 Proz. Zink ist es sehr spröde. M. mit 35—40 Proz. läßt sich sowohl kalt als in der Rotglut verarbeiten. Legierungen mit 1—7 Proz. Zink sind rot oder dunkel rotgelb, mit 7,4—13,8 Proz. Zink rötlich goldgelb, mit 16,6—25 Proz. Zink rein gelb. Von 34 Proz. Zink an wird das M. wieder rötlichgelb und zeigt diese Farbe bei 50 Proz. Zink am stärksten. Von 51 Proz. Zink aufwärts wird das M. plötzlich weiß oder weißgrau. M. mit 65—75 Proz. Zink ist ein gutes, stark anlaufendes Spiegelmetall, mit mehr als 76 Proz. Zink ist das M. grau. Die gelben Legierungen werden durch Salzsäure rot, durch Ammoniak weiß. Blei macht das M., wie Zinn und Eisen, spröde und hart und vermindert seine Dehnbarkeit, nimmt ihm aber auch die Eigenschaft, die Werkzeuge zu verschmieren, weshalb man 1—2 Proz. Blei zusetzt. Eisen findet sich oft als zufällige Verunreinigung, und Zinngehalt rührt meist von der Zugabe alten gelöteten Messings beim Einschmelzen her. Die wichtigsten Messingsorten sind folgende: A. Rotguß (Rotmessing, Tombak) mit 80 und mehr Prozent Kupfer, von rötlicher, goldähnlicher Farbe, sehr dehnbar und widerstandsfähig, wurde angeblich zuerst von den Siamesen dargestellt (der Name stammt vom malaiischen tambaga, »Kupfer«); hierher gehören z. B. Pinchbeak, Oréide, Similor, Chrysorin, Prinzmetall, Chrysokalk, Mannheimer Gold etc. B. Gelbguß (Gelbkupfer, gelbes M.) mit 20—50 Proz. Zink, von mehr oder weniger rein gelber Farbe. Feineres Gußmessing für Klanginstrumente enthält nur 20 Proz., solches für Maschinenteile, Kunstgewerbe etc. 20—45 Proz. Zink und wird aus reinsten Materialien dargestellt. Blei befördert die Dichte des Gusses und die Ziselierbarkeit, Zinn erhöht die Härte und Politurfähigkeit des Messings, welches dann oft Bronze genannt wird. Eisengehalt steigert die Schmiedbarkeit des Messings mit 40 Proz. Zink in der Rotglut u. vergrößert die Festigkeit und Zähigkeit (Eichmetall, Sterrometall, Deltametall). Aluminium steigert die Zähigkeit des Messings bis zu der der Aluminiumbronze und macht die Legierung dünnflüssiger. Je höher der Zinkgehalt, desto weniger Aluminium darf zugesetzt werden. 2 Proz. Aluminium wirkt bei 40 proz. M. schon ebenso stark wie 3—4 Proz. Aluminium bei 33 proz. M. In sehr vielen Fällen ersetzt das Aluminiummessing die Aluminiumbronze. Beim Duranametall kommen die günstigen Einwirkungen von Eisen, Zinn, Aluminium auf das M. vereint zur Geltung. C. Weißmessing mit 50—80 Proz. Zink ist blaßgelb bis silberweiß, sehr spröde und nur zu gegossenen Waren tauglich (Bathmetall, Platina).

Die Methode der Alten, zur *Darstellung* von M. ein Zinkerz (Galmei, Cadmia) als Zuschlag beim Kupferschmelzen zu benutzen, blieb bis ins zweite Jahrzehnt unsers Jahrhunderts die herrschende. Man benutzte gerösteten Galmei oder Ofenbruch, also zinkoxydhaltige Rohmaterialien, welche mit Holzkohlenstaub und Schwarzkupfer zusammengeschmolzen wurden. Man stellte durch eine erste Schmelzung (*Arkoschmelzen*) eine Legierung mit nur 20 Proz. Zink (*Rohmessing, Stückmessing, Arko*) her und verwandelte diese durch Umschmelzen mit Zink in eigentliches M. (*Tafelmessingschmelzen*). Später vollendete man die Arbeit in einer einzigen Operation, gegenwärtig aber wird M. nur noch direkt aus Kupfer und Zink dargestellt, die man mit Messingabfällen in Tiegeln im Windofen oder Tiegelflammofen unter einer starken Schicht Kohlenstaub zusammenschmelzt (Zinkverlust 5—10 Proz.). Den Inhalt mehrerer Tiegel vereinigt man, um ein gleichmäßiges Produkt zu erhalten, in einem großen Tiegel (Königstiegel), läßt das Metall unter Umrühren mit einem Eisenstab abkühlen und gießt es, wenn es zum Auswalzen bestimmt ist, zwischen Eisenplatten (*Tafelmessing*). Die Tafeln zerschneidet man zur Drahtfabrikation in Streifen, zur Blech- und Kesselfabrikation in quadratische Stücke (*Beckenmessing*). Zu Gußartikeln und Stückmessing benutzt man Formen aus thonhaltigem Formsand und hat zu berücksichtigen, daß das M. beim Gießen um $^1/_{65}$—$^1/_{60}$ schwindet. Man muß auf ein durchaus gleichmäßiges Eingießen des gehörig heißen Metalls achten und sofort nach dem Guß die Masse ablöschen. Bei hohlen Gegenständen (Kernguß) benutzt man einen Kern von sehr fettem Sand oder besser Lehm, der gut getrocknet und gebrannt wird.

Zur Verarbeitung des Messings auf Blech wird es in Glühöfen bei Holzfeuerung ausgeglüht und bei gewöhnlicher Temperatur gewalzt; nach jedem Durchgang muß das stärkere Blech von neuem geglüht und abgelöscht werden, und wenn es weich sein soll, glüht man es nach vollendetem Walzen nochmals, während es nach dem letzten Ausglühen, wenn es federnd sein soll, noch einigemal kalt gewalzt wird. Beim Walzen bestreicht man das Blech mit Öl, um das Anhängen der Walzen zu verhindern. Häufig streckt man das Blech zuletzt noch mit einem Schnellhammer bedeutend in die Breite aus. Das gewalzte Blech ist mit einer schwarzen Oxydschicht bedeckt, zu deren Entfernung es mit Schwefelsäure oder mit saurer Alaunmutterlauge gebeizt wird. Hierauf spült man es, scheuert es mit nassem Sand, spült wieder und trocknet über Kohlenfeuer. Schließlich wird das Blech mit einem Messer geschabt oder trocken abgeschmirgelt. Die dünnern Bleche erhalten nach dem Schaben durch Polierwalzen den höchsten Glanz. Die stärksten Bleche bilden das *Tafelmessing*; schwächere werden einigemal zusammengebogen (*Bugmessing*), die schwächsten dicht zusammengerollt (*Rollmessing*). Blech von $^1/_{90}$—$^1/_{65}$ mm Stärke bildet das *Rauschgold* (*Knittergold*).

Das Messingblech wird entweder auf der Drehbank weiter verarbeitet, oder in Formen aus M. (Stampfen) mit darin gegossenen Köpfen aus Hartblei gestampft. Durch Fallwerke, Hebelwerke, Schraubenpressen oder Prägwerke treibt der Kopf allmählich das Messingblech in die Stampfe hinein; doch muß man die Bleche öfters ausglühen und nach jedem Glühen ölen. Die fertigen, noch einmal geglühten Gegenstände werden noch heiß in den *Pöckel* geworfen, welcher aus verdünnter Schwefelsäure oder aus Abfällen späterer saurer Bäder besteht und das auf dem M. befindliche Oxyd löst. Das Metall wird dadurch rot, durch Eintauchen in verdünnte Salpetersäure aber wieder gelb. Aus dem Pöckel kommen die Gegenstände zum *Vorbrennen* in die kalte Blankbeize, welche aus Schwefelsäure und Salpetersäure besteht, auch etwas Ruß enthält, damit die Farbe etwas weniger intensiv und heller wird. Nun kommen die Gegenstände in die heiße *Mattbeize*, welche aus Salpetersäure mit wenig Schwefelsäure und etwas salpetersaurem Zinkoxyd besteht und das M. bei ganz kurzem Eintauchen glanzlos graugelb macht. Um schließlich die graugelbe Decke, aber nicht das Matt zu entfernen, bewegt man die Sachen ganz kurze Zeit in sehr starker Salpetersäure. Sollen die Sachen blank werden, so kommen sie gar nicht in die Mattbeize. Nach jedem Bade werden die Gegenstände gut gespült und nach der letzten Beize in reinem Wasser, auch wohl in warmer Pottaschelösung, gewaschen, in Sägemehl getrocknet und mit Wasser und Ochsengalle oder Weinstein auf der Drehbank oder aus der Hand poliert. Durch Polieren mit Schwefel und Kreide wird das M. dunkler und goldfarbiger. Man macht es schließlich auf einem Ofen stark handwarm und überstreicht es mit (gefärbtem) Spirituslack, damit es unter dem Einfluß der Luft nicht leidet. Will man das M. nicht firnissen, so kann man es mit Stearinöl und Wiener Kalk abreiben. — Nach Aristoteles bereiteten die Messinöken (daher angeblich der Name M.) ein gelbes Kupfer durch Zusammenschmelzen von Kupfer mit einer Erde (einem Zinkerz) und nach Plinius die Phrygier gelbes Aurichalcum durch Verhütten von Kupfererzen mit Zinkerz (Galmei). 1550 erhielt Erasmus Ebener aus Nürnberg M. aus Kupfer und Ofengalmei. 1702 wurde in Bristol ein Messingwerk gegründet, und 1781 benutzte Jakob Emerson metallisches Zink zur Darstellung von M. Die wichtigsten Fabriken für M. sind in Deutschland zu Stolberg bei Aachen, zu Iserlohn, Altena und Lüdenscheid in Westfalen, zu Hegermühl am Finowkanal, zu Berlin, Augsburg, Kassel, Goslar, Nürnberg, Ebenau (Salzburg), Frauenthal (Steiermark), Achenrain (Tirol), Auerbach (Sachsen), in der Umgegend von Hamburg ꝛc. In England ist Birmingham der Hauptort für M., in Belgien Namur, Arlon, Lüttich, in Frankreich Romilly (Eure). Vgl. *Bischoff*, Das Kupfer und seine Legierungen (Berl. 1865); *Japing*, Kupfer und M. (Wien 1883).

Messingblech, s. Messing.

Messingblüte, s. Aurichalcit.

Messingdraht, s. Draht.

Messinggießerei, s. Gießerei.

Messinia, griech. Nomos, s. Messenien.

Meßinstrumente, *geodätische*, die in der höhern und niedern Geodäsie benutzten Längen-, Winkel- und Höhenmeßinstrumente, und zwar *Signalinstrumente* (Meßfahne, Heliotrop ꝛc.), *Längenmesser* (Maßstäbe [auch Kompensationsmaßstäbe, deren Länge gleich den Kompensationspendeln von der Temperatur wenig abhängig ist], Meßstangen, Meßkette, Meßbänder, Stahlband, Meßrad u. der Basismeßapparat zum Messen der Linie auf dem Boden; Kippregel, Tachymeter und andre Fernrohrinstrumente), *unvollkommene Winkelmesser*: Vertikalmesser; ältestes Instrument der Kreuz- oder Jakobsstab (ballista geometrica), aus einigen verstellbaren Holzlinealen bestehend; dann die Pendelinstrumente, wie der Pendel-

quadrant, ein Viertelkreis von Holz, dessen eine Radiusseite zum Anvisieren einer Böschungslinie eingerichtet ist, während ein im Mittelpunkt angebrachtes Pendellot mit Zeiger an dem Umfang den Vertikalwinkel anzeigt; ähnlich diesem der rheinische Höhenmesser. Horizontalwinkelmesser: das Winkelkreuz, ein horizontal gehaltenes, auf Stock gestecktes Holzkreuz mit Stiften, über die hinweg Winkel von 30—45° abzusehen sind; die Winkelscheibe, kreisförmig, mit Stiften am Rande; der Winkelkopf, Messingcylinder mit Einschnitten zum Durchsehen in verschiedenen Richtungen. Bussoleninstrumente, Spiegel- und Prismeninstrumente (Sextant), Kreisinstrumente (Theodolith), Höhenmeßinstrumente: a) Barometer, Aneroide; b) Höhenwinkelmeßinstrumente oder Altimeter, Hypsometer, Klinometer, Klitometer, Klisigoniometer, meist Pendelinstrumente nach dem Prinzip des Pendelquadranten oder kippregelartige Konstruktionen; c) Nivellierinstrumente: Kanalwage, Quecksilberwage (ihr ähnlich, statt des Wassers Quecksilber), Nivellierfernrohre (s. Nivellieren).

Meßkanon, s. Messe.

Meßkatalog, das seit Michaelis 1564 zu den beiden Hauptmessen, selten auch zur Neujahrsmesse, unter verschiedenen Titeln (zuerst als »Novorum librorum, quos nundinae... venales exhibuerunt, catalogus«) herausgegebene Verzeichnis neuer Verlagsartikel des deutschen u. mit Deutschland in regelmäßigem Verkehr stehenden ausländischen Buchhandels, gegründet von G. Willer in Augsburg. Zuerst nur nach Wissenschaften geordnete Neuigkeiten enthaltend, zerfiel der M. später in zwei Abteilungen: erschienene und künftig erscheinende Bücher; am Schluß finden sich oft Notizen über Verlagsänderungen ꝛc. Der M. erschien zuerst als Privatunternehmen bei verschiedenen Verlegern, dann offiziell vom Frankfurter Rat veranstaltet oder mit kaiserlichem Privilegium (nebenher gingen auch Privatausgaben) in Frankfurt a. M. von 1564—1749. Kurze Zeit hindurch (1614—19?) erschienen auch speziell katholische Meßkataloge in Mainz. Daneben erschienen von 1594 an Meßkataloge in Leipzig, zuerst bei Henning Große und dessen Erben und bei Lamberg, von 1759 an in der Weidmannschen Buchhandlung, von welcher der M. an verschiedene Verleger kam, bis er 1860 einging; schon seit 1797, mit dem Erscheinen des Hinrichsschen Halbjahrkatalogs, hatte derselbe immer mehr an Bedeutung verloren. Von 1760 an hatte man die Anordnung nach Wissenschaften mit der alphabetisch durchlaufenden vertauscht. Der M. ist, besonders für die frühere Zeit, die Hauptquelle für Geschichte und Statistik der deutschen Litteratur und des deutschen Buchhandels. Eine vollständige Reihe findet sich nirgends; Zusammenfassungen gaben: N. Basse (anonym: »Collectio in unum corpus etc.«, Frankf. 1592, die Jahre 1564—92 umfassend) und J. Cleß (»Unius seculi, 1500—1602, elenchus«, das. 1602). Eine Übersicht der Meßkataloge und der in den einzelnen vorkommenden Verleger von 1564—1846 gibt G. Schwetschkes »Codex nundinarius Germaniae literatae« (Halle 1850—77, 2 Tle.).

Meßkeil, ein aus Glas oder Stahl angefertigter Keil mit 2° Neigung, welcher bei der Basismessung zwischen die Stahlschneiden zweier Meßstangen eingelassen wird und den Abstand der Schneiden sehr genau ermitteln läßt.

Meßkette (Feldkette, Lachterkette), Feldmeßinstrument für Längenmessungen auf der Bodenlinie. Die Meßketten sind 20 m lang, aus 5—7 mm starkem Stahldraht in Gliedern von 50 (Deutschland) cm Länge gefertigt, die durch kleine Ringe verbunden sind. Von Mitte zu Mitte der Ringe beträgt die Länge genau 50 cm. Die beiden Endglieder sind mit größern Ringen von 4—5 cm Durchmesser versehen, deren Mittelpunkt als Anfangs-, bez. Endpunkt der Kettenlänge gilt. Durch diese Ringe werden die zum Straffziehen der Kette dienenden Kettenstäbe von 1,25 m Länge, mit eiserner Spitze, gesteckt. Ein oberhalb der eisernen Spitze sitzender Querstift verhindert das Abstreifen der Kette. Beim Messen mit der M. bezeichnet man die Endpunkte der zu messenden Linie durch Flaggen, auf welche bei jeder Einzelmessung die Kettenstäbe eingerichtet werden. Zwei Mann ziehen die Kette, der vordere steckt vor jedem Weitergehen in das Loch, aus dem er den Kettenstab zieht, ein Zähl- (Markier-) Stäbchen (Kettennagel), welches der hintere Kettenzieher herausnimmt und auf seinen Kettenstab steckt. Statt der M. wendet man auch das 20 m lange, 2 cm breite stählerne Meßband an, auf welchem die einzelnen Meter durch Messingknöpfchen bezeichnet sind. Zu Längenmessungen in Bergwerken dient die Lachterkette von 5 Lachter oder 10 m Länge und statt der Markierstäbchen messingene Markscheiderschrauben. Für Messungen, welche keine besondere Genauigkeit erfordern, ist das Meßband aus geöltem Leinen- oder Kamelgarnband mit aufgedruckter Metereinteilung in einer ledernen Kapsel ausreichend und bequem. Tetrameter sind Meßbänder mit vier Skalen, nämlich Zentimetermaß sowie Maße des Durchmessers und der Fläche des Kreises für die abgelesene Zentimeterzahl, schließlich Volumen des Cylinders von 1 m Höhe für jenen Durchmesser. Ebenso sind auch Meßschnüre, geölte Hanfschnüre, namentlich in Bergwerken und bei Wasserbauten (Stromregulierungen) gebräuchlich.

Meßkirch, Amtsstadt im bad. Kreis Konstanz, an der Ablach und der Linie Radolfzell-Mengen der Badischen Staatsbahn, 618 m ü. M., hat eine evangelische und 4 kath. Kirchen, unter letztern die schöne alte Pfarrkirche mit Altargemälde von B. Beham und zwei großen, in Erz gegossenen Epitaphien der Grafen von Zimmern, ein Schloß, eine Gewerbe- und eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, eine Bezirks- u. eine fürstlich Fürstenbergsche Forstei, Spulendreherei, berühmte Viehzucht, bedeutende Zuchtviehmärkte und (1890) 1944 Einw., davon 148 Evangelische und 2 Juden. In M. wurden der Schlachtenmaler Johann Seele (1774—1814) und der Komponist Kreutzer (1780—1849) geboren; dem letztern wurde hier 1883 ein Denkmal gesetzt. M. fiel 1627 an die Grafen von Fürstenberg, 1806 an Baden. Am 5. Mai 1800 siegten bei M. die Franzosen unter Moreau über die Österreicher unter Kray. In der Nähe die gut erhaltene Ritterburg Wildenstein, der Aussichtsturm Buchener Haus sowie Substruktionen und Hügelgräber einer römischen Niederlassung.

Meßkontierungen, s. Kontieren.

Meßkunst, s. Messen.

Meßlatte (Meßrute, Meßstab), Latte aus Eschen- oder Eichenholz, mit trocknendem Öl getränkt und an den Enden mit Eisen oder Messing beschlagen, dient zum Feldmessen. M. auch soviel wie Distanzlatte, s. Aufnahme, topographische.

Meßmaschine, Vorrichtung zur Ermittelung des Volumens eines bestimmten Gewichtes von Körnerfrüchten, wird in Getreidespeichern, Mälzereien und

Brauereien benutzt. Auch soviel wie Meß- und Legmaschine (s. d.).

Meßner, Kirchendiener, s. Mesner.

Meßrad (Maßrad), ein um seine Achse drehbares Rad, dessen Umfang beim Fortrollen zu Längenmessungen dient. Schon die Römer maßen Wegstrecken nach der Zahl der Umdrehungen von Wagenrädern. Die erste bekannte wissenschaftliche Verwendung des Meßrades geschah 1525 durch den Leibarzt Fernel der Königin Katharina von Medici zur Gradmessung zwischen Paris und Amiens. Steinheil in München hat ein M. zu Präzisionsmessungen auf einer Basis von Eisenschienen konstruiert, welches aber noch eines Systems von Thermometern zur Beobachtung und Berechnung der Ausdehnungen des Rades bedarf. Wittmann hat ein M. für den gewöhnlichen Gebrauch zum Messen von Straßen, Kanälen, Grundstücken 2c. konstruiert, dessen Umfang 0,5 oder 1 m beträgt. An der Achse ist ein Zählwerk zum Zählen der Umdrehungen angebracht. Das M. wird mittels einer Handhabe fortbewegt u. hat bei Messungen auf Pflasterstraßen und Fußwegen, nach Bauernfeind und Tinter in Wien, genauere Resultate als Meßkette und Distanzmesser ergeben. Sein Gebrauch ist sehr bequem. Das M. wird in kleiner Gestalt (Meßrädchen von Jakob, Kartometer) auch zum Messen von Linien auf dem Papier (Landkarten) verwendet.

Messrs. (oder MM.), Abkürzung für Messieurs (franz., spr. mäßjö), »meine Herren«, auch in englischen Briefaufschriften (spr. méssers) üblich.

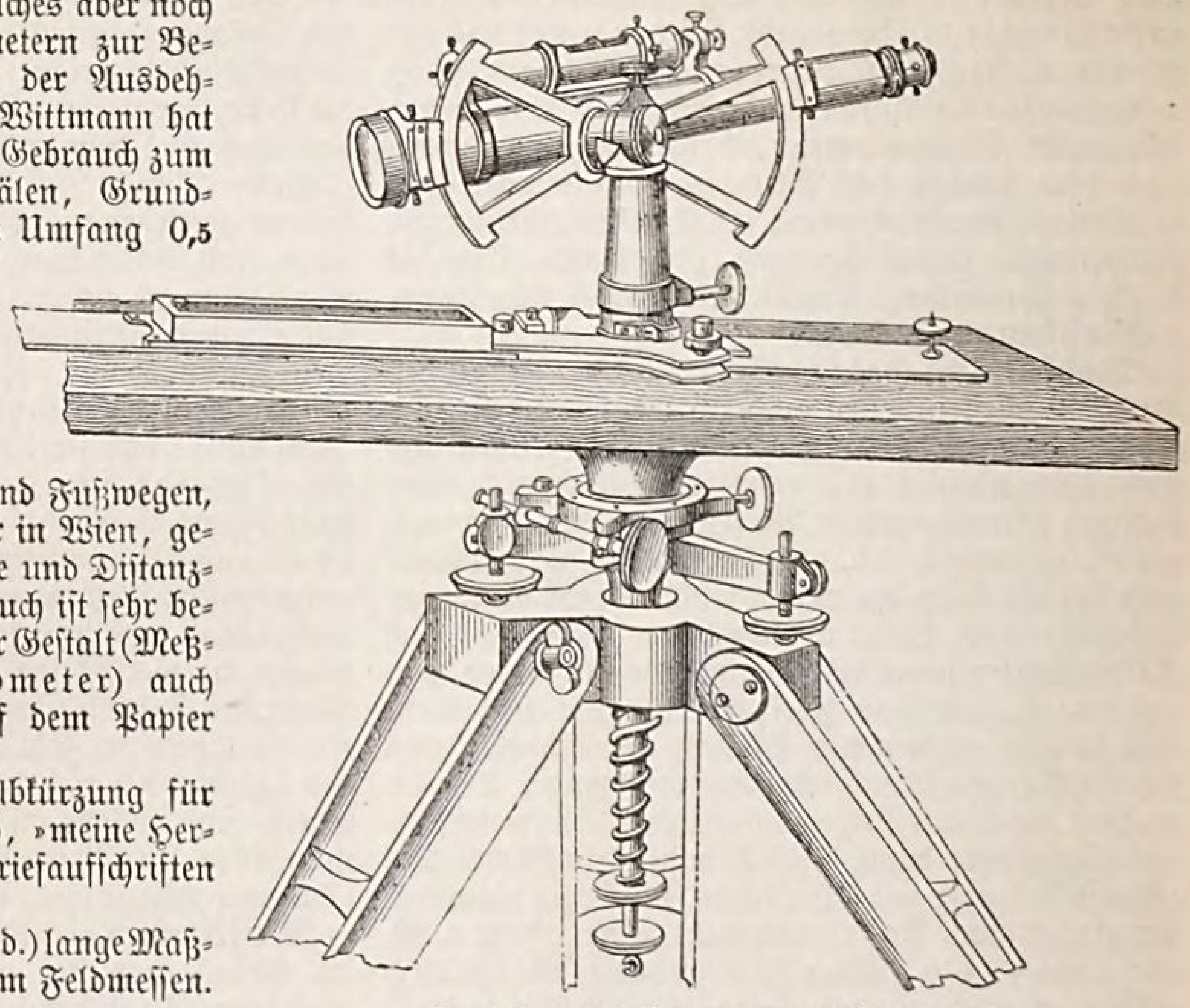
Meßrute, der eine Rute (s. d.) lange Maßstab, dann jede Meßlatte zum Feldmessen.

Meßschnur, s. Meßkette.

Meßstab, s. Meßlatte.

Meßstipendium, in der kath. Kirche die Summe, welche für eine zu einem bestimmten Zweck gestiftete und abzuhaltende Messe von dem Besteller der letztern gezahlt wird. Das M. wird als Beitrag zu den Kosten des Unterhalts des Priesters aufgefaßt.

Meßtisch (Mensel), Feldmeßinstrument für topographische Geländeaufnahmen (s. Aufnahme), besteht aus dem Fußgestell und dem Kopf. Ersteres, aus Holz, besteht aus drei unten mit zugespitzten Eisenschuhen versehenen Füßen, welche an ihrem obern Ende scharnierartig mit einer starken kreisrunden Holzscheibe (Teller) verbunden sind, auf welcher der Kopf, je nach der Konstruktion des Meßtisches von verschiedener Mechanik, steht, der oben die als Zeichentisch dienende Meßtischplatte trägt. Die mechanische Einrichtung des Meßtisches muß gestatten, die Platte genau horizontal stellen und in der Horizontalebene drehen, orientieren, zu können, ersteres durch die Vertikal-, letzteres durch die Horizontaldrehungen. Werden dieselben nur mit dem Fuß, durch Eintreten der Spitzen in den Erdboden, oder mit der Hand, durch Drehen der Platte, bewirkt, so heißen dieselben grobe, können sie außerdem durch Schrauben bewirkt werden, feine Bewegungen. Die Verwendung des Meßtisches s. Aufnahme. Der älteste deutsche M. wurde 1590 von Prätorius in Altdorf bei Nürnberg konstruiert. Der Dresdener M. von Lehmann (1790) ist eine Verbesserung des englischen und hat feine Horizontaldrehung. Die vollkommensten Meßtische sind von Breithaupt in Kassel (Normalmenselapparat 1875, s. Abbild.), von Ertel in München (älterer Bauernfeindsche), Ott u. Conradi in Kempten (neuer Bauernfeindsche, sehr stabil, leicht stellbar, aber schwer), von B. Geyer (bei Ertel), Jähns in Berlin, Osterland in Freiberg, von Starke u. Kraft in Wien u. a. Besonders praktisch ist der 1875 auf Veranlassung der preußischen Landesaufnahme konstruierte, dem Breithauptschen Meßtischmuster sich eng anschließende Generalstabsmeßtisch. Der M. wurde früher in Verbindung mit dem Diopterlineal (s. Diopter), jetzt gewöhnlich mit der Kippregel verwendet (s. Abbildung). Vgl. v. Rüdgisch, Instrumente und Operationen der niedern Vermessungskunst (Kassel 1875).



Breithaupts Normalmenselapparat.

Meßtischblätter, s. Landesaufnahme.

Meß- und Legmaschine (Retometer), mechanische Vorrichtung, um die Länge von Geweben zu messen und letztere zugleich in die für den Handel übliche Form zu bringen, indem man sie entweder aufwickelt oder in Falten legt. Zum Aufwickeln dient eine flache, in Umdrehung versetzte Schiene, die aus dem aufgewickelten Stück herausgezogen wird, oder auch wohl eine Tafel aus Holz oder Pappe, die in dem Stücke sitzen bleibt. Das Legen in Falten erfolgt nach Art des Fachens (s. »Appretur«: Trockenmaschine, Tafel, S. I) mittels eines im Bogen von bestimmter Länge, z. B. 1 m, schwingenden Lineals (Legmaschine). Um während des Aufwickelns die Länge zu messen, passiert der Stoff vorher einen, z. B. den in Fig. 1, S. 189, skizzierten Meßapparat. An einem Balken EE, der mit zwei Füßen FF auf einem Tisch ruht, befindet sich ein fester Bügel D zur Aufnahme eines zweiten scharnierartig beweglichen Bügels GG. Eine in diesen Bügel gelegte Achse a trägt ein Rad A von genau 1 m Umfang, eine Scheibe C, welche am Rande in 100 gleiche Teile geteilt ist, und eine Schnecke c, welche durch ein Schneckenrad e mit 100 Zähnen die 100teilige Scheibe B dreht. Wird nun das Gewebe H

über den Tisch fortgezogen, so gerät A durch Reibung in Umdrehung, so daß infolgedessen auf der Scheibe B die durchgelaufene Länge in Metern und auf der Scheibe C die Teile vom Meter in Zentimetern von den Zeigern z und u angezeigt werden. Bei der mit schwingendem Lineal versehenen Legmaschine ist zum

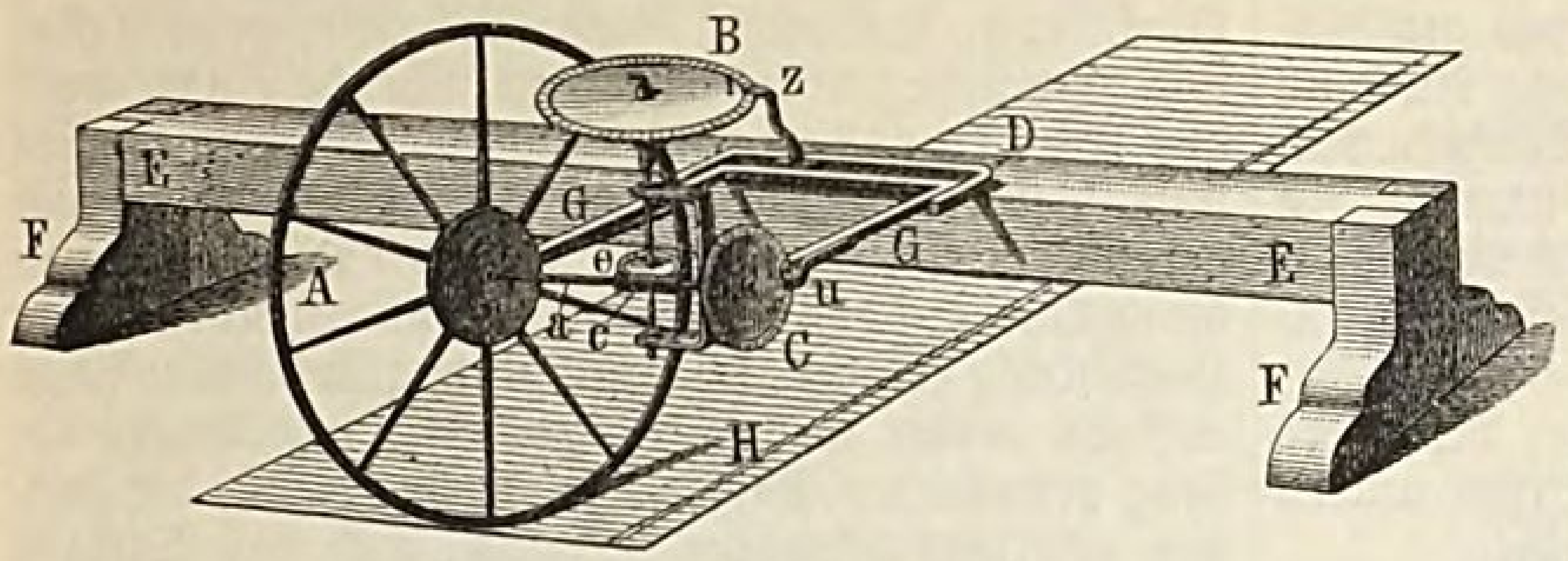


Fig. 1. Meßapparat.

Zwecke des Messens ein Zählwerk vorhanden, welches die Anzahl der Schwingungen notiert, also auch direkt die Länge in Metern angibt, wenn der Schwingungsbogen 1 m beträgt. Für den Handgebrauch empfiehlt sich die in Fig. 2 skizzierte Vorrichtung von Schopper in Leipzig. Auf einer Platte A befindet sich bei B ein fester und bei C ein längs des Schlitzes a a verstellbarer Ständer. Beide Ständer dienen zum Tragen der Führungsschienen b b, welche sogen. Zählplättchen c c aufnehmen, die links mit den geraden,

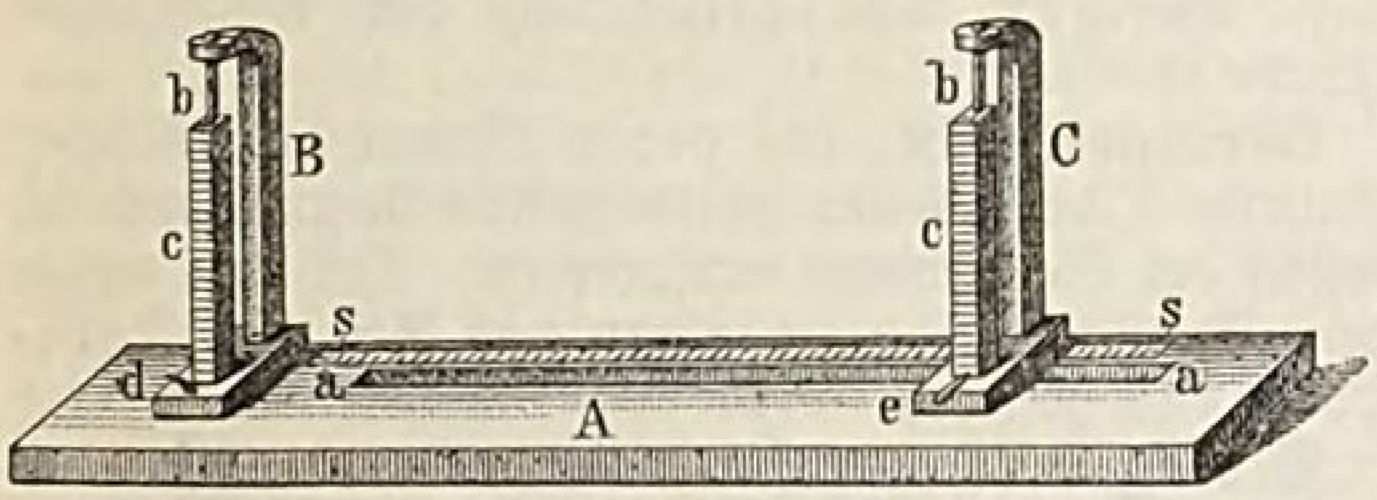


Fig. 2. Schoppers Meßapparat.

rechts mit den ungeraden Zahlen numeriert und seitwärts mit kleinen Häkchen versehen sind. Außerdem befindet sich bei d ein Haken am Gestellfuß und bei e ein Handgriff zum Drehen der Schiene b. Nachdem der Apparat mittels Schrauben oder Ösen mit der Platte A an einer Wand befestigt ist, hängt man den Stoff mit dem Anfang an den Haken d und legt ihn um das erste Plättchen des Ständers C, dann um das erste Plättchen des Ständers B und so fort hin und her. Die auf dem zuletzt gebrauchten Plättchen stehende Zahl gibt die Anzahl der Lagen und somit die Länge an, indem ein Maßstab ss genau den Abstand der Ständer und damit die Länge einer Lage bezeichnet. Zum Abnehmen des Stoffes dreht man mit dem Handgriff e die Zahlplättchen nach innen, worauf der Stoff gelegt und gemessen herausfällt.

Meß- und Marktsachen, Streitigkeiten aus den auf Messen und Märkten, nicht aber Jahr- und Wochenmärkten, abgeschlossenen Handelsgeschäften. Nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 30, 234, 459, 194) gelten dieselben als schleunige Sachen, nach dem Gerichtsverfassungsgesetz (§ 202) als Feriensachen. Die Einlassungs- u. Ladungsfristen in derartigen Rechtsstreitigkeiten können bis auf 24 Stunden verkürzt werden. Zuständig ist für dieselben neben den sonstigen Gerichtsständen das Gericht des Meß- oder Marktortes, wofern der Beklagte oder ein zur Prozeßführung berechtigter Vertreter des letztern sich zur Zeit der Erhebung der Klage am Orte oder im Gerichtsbezirk aufhält.

Meßwechsel (Marktwechsel), Wechsel, auf welchem kein bestimmter Zahlungstag angegeben, sondern die Zahlungszeit auf eine Messe oder auf einen Markt gestellt ist. Welcher Tag bei mehrtägigen Messen oder Märkten als Zahlungstag anzusehen ist, bestimmt sich nach den Gesetzen des betreffenden Ortes; mangels solcher gilt als Zahltag der Tag vor dem gesetzlichen Schlusse der Messe oder des Marktes (deutsche Wechselordnung, Art. 35).

Messys, Quintin u. Jan, Maler, s. Massys.

Mesta, heute bulgar. Name des Nestos (s. d.).

Mestem, s. Antimon.

Mestizen, Mischlinge von Weißen und Indianern.

Mestizoclaros, Mischlinge von Indianern u. Mestizen.

Mestniczestwo (russ.), s. Mjestnitschestwo.

Mesto (ital., »traurig«), musikalische Vortragsbezeichnung, soviel wie in schmerzlicher Resignation, ohne leidenschaftliche Accente.

Mestōm, in der Pflanzenanatomie die Gesamtheit aller Gewebe, welche auf die mechanische Festigkeit eines Pflanzenteils keinen Einfluß haben, im Gegensatz zu dem Stereom oder dem Skelettgewebe (s. d.), d. h. den Geweben, die ein festes Gerüst im Körper der Pflanze herstellen.

Mestra, Tochter des Erysichthon (s. d. 1).

Mestre, Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Venedig, 3 km von der Lagune, Knotenpunkt der Eisenbahnlinien von Venedig nach Padua, Treviso und Portogruaro sowie der Sekundärbahn M.-Malcontenta, mit Villen der Venezianer, Ziegel- u. Kalkbrennerei, Seidenfilande u. (1881) 4518 (als Gemeinde 9999) Einw.

Mesurādo (Montserrado), Vorgebirge an der Küste von Liberia (Westafrika) unter 6° 19′ nördl. Br. und 10° 42′ westl. L. v. Gr., mit Leuchtturm.

Mesurette (franz., spr. mösürétt', »Mäßchen«), s. Litron.

Mesusa (hebr.), der kleine, mit den Worten 5. Mos. 6, 4—9 und 11, 13—21 beschriebene Pergamentstreifen, welchen die Juden nach der mosaischen Vorschrift am Thürpfosten der Wohnung in einer Kapsel befestigen.

Meszely (spr. méßelj), früheres ungar. Maß, ½ Icze (Halbe) = 2 Fél M. (Rimpel) oder für feste Körper = 0,4169 Lit., für Flüssigkeiten (Seidel, lat. boccale) = 0,4242 L.

Meszesgebirge (spr. méßesch-), zu dem westlichen Randgebirge der siebenbürgischen Karpathen gehörige Berggruppe, die sich im SO. des ungarischen Komitats Szilágy zwischen den Thälern der Flüsse Schnelle Körös, Almás u. Szamos als nordöstliche Fortsetzung des Bihargebirges u. des Királyhágó gegen das Bükkgebirge zu ausbreitet. Sie erreicht in der Pergei Maguna 989 m Höhe.

Met (Honigwein), geistiges Getränk, welches aus Honig, Wasser und Gewürzen bereitet wird, etwa 17 Proz. Alkohol, Zucker, Mannit, organische Säuren ꝛc. enthält und besonders in England, den ostslawischen Ländern sowie in einigen honigreichen Gegenden Deutschlands getrunken wird. Zur Darstellung von M. löst man Honig in Wasser, kocht auf, schäumt ab, setzt Hopfen, unter Umständen auch Obstsaft, Kardamome, Galgantwurzel, Koriander u. Muskatnuß zu und kocht noch einigemal auf. Die Flüssig-

keit wird dann auf ein Faß gebracht, nach dem Abkühlen mit Hefe angestellt und nach vollendeter Gärung auf ein andres zu verspundendes Faß gebracht, in welchem der M. mehrere Monate lang liegen bleibt, worauf er auf Flaschen gezogen wird. Guter M. wird bei langem Lagern dem Madeira ähnlich. M. war schon den Griechen und Römern bekannt und bildete nach Pytheas im 4. Jahrh. v. Chr. das gewöhnliche Getränk der nordischen Bevölkerung. Auch im 8. Jahrh. n. Chr. war M. in den Ostseeländern Nationalgetränk und wird dort noch heute getrunken. In Nordasien, Südafrika, Äthiopien und auf Madagaskar wird Honig ebenfalls zur Bereitung eines berauschenden Getränks benutzt.

Meta (lat.), jede kegelförmige Figur, besonders die drei kegelförmigen Säulen am obern und untern Ende des römischen Circus (s. d.), das Ziel.

Metà (ital.), Hälfte (s. A metà); Metawirtschaft, soviel wie Halbpacht (s. d.); Metageschäfte, Geschäftsoperationen, welche von zwei, unter Umständen auch mehr Handelshäusern gemeinschaftlich auf gleichheitliche Teilung von Gewinn und Verlust unternommen werden (vgl. Konto und Gelegenheitsgesellschaft).

Meta, Abkürzung von Margareta (s. d.).

Meta, linker Nebenfluß des Orinoko, an Wassermenge der Donau ziemlich gleich, entsteht durch Vereinigung des Humadeo mit dem Rio Negro, die beide am Ostabhang der Kordillere von Cundinamarca entspringen, und fließt 1110 km weit durch die große Tiefebene der Llanos erst nach NO., später nach O. bis zu seiner Mündung in den Orinoko, wo er 20 m tief und 2 km breit ist. Sein überaus fruchtbares Thal ist fast ganz unbewohnt, nur in der Nähe des Gebirges befinden sich einige Ansiedelungen. Für kleine Fahrzeuge ist er ebenso wie der Rio Negro schon früh, für Dampfer von Cabuyaro ab befahrbar.

Meta, La, Gebirgsmassiv des Neapolitanischen Apennin, an der Grenze der Provinzen Aquila und Caserta, erreicht im Monte Petroso 2247 m Höhe.

Meta... (vor Vokalen und dem h meist Met...), griech. Vorwort in vielen Zusammensetzungen, bedeutet im allgemeinen: mit, zwischen, nach, hinzu und drückt besonders häufig einen Übergang oder eine Veränderung aus.

Metaarsensäure, s. Arsensäure.

Metabăsis (griech.), in der Rhetorik der »Übergang« zu einem andern Gegenstand der Rede, darin bestehend, daß der Redner kurz angibt, wovon er gesprochen hat, und worüber er weiter zu sprechen gedenkt; in der Logik Abschweifung oder fehlerhafte Einmischung unwesentlicher und fremdartiger Bestandteile in Begriffserklärungen.

Metablastēm (griech.), in der botanischen Morphologie jede Ausgliederung, die an einem bereits angelegten Organ mit selbständigem Wachstumsscheitel sekundär auftritt, wie z. B. die Haarbildungen.

Metabŏla (griech.), Insekten mit vollkommener Metamorphose.

Metabŏle (griech., »Umsetzung«), in der Rhetorik eine Zusammenstellung zweier Sätze, deren einer die Hauptbegriffe des andern in umgekehrter Folge enthält, z. B.: »wenn du nicht kannst, was du willst, so wolle, was du kannst«; in der Grammatik die Versetzung von Buchstaben, des Wohlklanges oder des Versmaßes wegen; in der Metrik der Wechsel des Rhythmus.

Metaborsäure, s. Borsäure.

Metabos (Metapontos), Sohn des Sisyphos, mythischer Heros der Stadt Metapont.

Metacarpus (lat.), die Mittelhand, s. Hand.

Metachlorăl, s. Chloral.

Metachromatypie (griech.), auch Dekalkomanie genannt, eigentlich die »Kunst, Abziehbilder zu drucken«, gewöhnlich das Abziehbild selbst, d. h. ein Bild, welches sich, wenn angefeuchtet, vom Papier löst und auf einen beliebigen Gegenstand (Karton, Blechwaren, Porzellan, Glas, Elfenbein, Horn, Celluloid, Email ꝛc.) übertragen läßt. Solche Bilder wurden zuerst zur Ausschmückung von Kinderspielsachen und als Kinderspiel selbst hergestellt, haben jedoch ausgedehnte Verwendung gefunden in der Dekoration von Porzellan, auf das sie auch eingebrannt werden. Ihre Herstellung erfolgt auf chromolithographischem Wege auf ein vorher mittels Weizenstärke und Gummilösung grundiertes Papier. Die Behandlung der Farben erfordert besondere Sorgfalt, und ihre Wirkung muß, wenn die Bilder nachträglich eingebrannt werden sollen, vorher aufs genaueste berechnet werden. Das metachromatypisch erzeugte Bild wird, wenn es vom Papier auf irgend einen Gegenstand übertragen werden soll, auf der Bildseite mit Terpentinöl oder auch mit Wasser überstrichen, dann mit dieser gegen den Gegenstand angedrückt und auf der Rückseite mit Wasser angefeuchtet, worauf es sich vom Papier lösen und auf der gewählten Fläche haften bleiben wird. Auch auf der Buchdruckpresse ist die Herstellung von Abziehbildern gelungen, zu denen die Platten in Holz geschnitten oder in Zink geätzt waren (s. Chromatypie). Vgl. Langer, Die Herstellung der Abziehbilder (Wien 1888).

Metageitnion, der zweite Monat des attischen Kalenders, der zweiten Hälfte unsers Augusts und der ersten des Septembers entsprechend. In ihm wurde dem Apollon (s. d.) zu Ehren das Fest der Metageitnien gefeiert.

Metagenĕse (griech.), s. Generationswechsel.

Métairie (franz., spr. -tärī), Meierei; auch soviel wie Métayage oder Halbpacht (s. d.).

Metakosmien, s. Intermundien.

Metakresŏl, s. Kresol.

Metakritik (griech.), Kritik einer andern Kritik, zuerst von Herder gebraucht im Titel einer Schrift über Kants »Kritik der reinen Vernunft«.

Métal argentin (franz., spr. arschangtäng), soviel wie Britanniametall.

Metaldehyd, s. Aldehyd.

Metalēpse (griech.), rhetorische Figur (Art der Metonymie): die »Vertauschung« des Vorhergehenden mit dem Nachfolgenden, z. B. Grab statt Tod.

Metalepsĭe (griech.), s. Substitution.

Metall, s. Metalle.

Metallāge (griech.), Vertauschung, Verwechselung.

Metallbad, s. Bad, S. 315.

Metallbarometer, Aneroid, s. Barometer.

Metallbäume, metallische Ausscheidungen in dendritischen Formen, meist baumartige Verzweigungen ꝛc., welche sich in Metallsalzlösungen (Blei, Silber ꝛc.) bilden, wenn man in dieselben ein andres Metall (Zink ꝛc.) bringt, dessen Verwandtschaft zu Sauerstoff, Chlor ꝛc. größer ist als die des aufgelösten Metalls. Vgl. Arbor.

Metallbearbeitung (Metallotechnik), die Gestaltung der Metalle zu den verschiedenen Gebrauchszwecken, also das Gießen, Walzen, Hämmern, Schweißen, Ziehen, Biegen, Drücken, Prägen, Pressen, Stanzen, ferner das Sägen, Hobeln, Drehen, Fräsen, Bohren, Lochen ꝛc. Zu dieser Formgebung der Metalle

benutzt man verschiedene Werkzeugmaschinen u. Werkzeuge, welche in neuerer Zeit sehr weit ausgebildet sind. Der Formgebung schließt sich in der Regel eine Bearbeitung der Oberfläche an, das Schleifen, Polieren, Mattieren, Gelbbrennen, Brunieren, Beizen und andre Methoden der Metallfärbung. Auch wird die Oberfläche oft mit Email oder mit andern Metallen bedeckt (Verzinnen, Verzinken, Vergolden, Versilbern, Vernickeln rc.). Auch das Härten und Anlassen, die Umwandlung von Gußeisen in schmiedbares Metall, die oberflächliche Verstählung rc. gehören hierher. Vgl. Ledebur, Die Verarbeitung der Metalle auf mechanischem Wege (Braunschw. 1879) und auf chemisch-physikalischem Wege (das. 1882); Schuberth, Hand- u. Hilfsbuch für Metallarbeiter (Wien 1882); Rhein, Metallotechnik (2. Aufl., Leipz. 1885); Ledebur, Die Metalle, ihre Gewinnung und Verarbeitung (Stuttg. 1887); H. Fischer, Die Bearbeitung der M. (Leipz. 1889); Schlosser, Das Löten und die Bearbeitung der Metalle (2. Aufl., Wien 1891).

Metallbutter, s. Chlormetalle.

Metalldruck, soviel wie Gold-, Silber-, Bronzedruck, s. Buntdruck.

Metalle (griech.), diejenigen chemischen Elemente, welche gute Leiter der Wärme und Elektrizität sind, eigentümlichen starken Glanz besitzen, in einigermaßen starker Schicht undurchsichtig sind und mit Sauerstoff und Wasserstoff meist basische Verbindungen bilden. Man teilte früher die Elemente in M. und Nichtmetalle, aber diese Einteilung stützt sich auf schwankende und ungewisse Unterschiede und läßt vor allem die chemischen Eigenschaften der Elemente unberücksichtigt. Zu den Metallen, welche das gewöhnliche Leben als solche bezeichnet, rechnet man auch eine Anzahl ähnlicher, aber doch in vieler Hinsicht abweichender Körper, welche ihres geringen spezifischen Gewichts halber (unter 5,0) als Leichtmetalle zusammengefaßt werden, nämlich: a) Alkalimetalle: Kalium, Natrium, Lithium, Cäsium, Rubidium; b) Erdalkalimetalle: Baryum, Strontium, Calcium, Magnesium; c) Erdmetalle: Beryllium, Aluminium, Zirkonium, Thorium, Yttrium, Erbium, Cerium, Lanthan, Neodym, Praseodym, Samarium. Diesen Leichtmetallen stehen gegenüber die Schwer- oder Erzmetalle, welche man wieder in edle: Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Iridium, Ruthenium, Rhodium, Osmium, und unedle: Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Uran, Chrom, Zink, Kadmium, Gallium, Germanium, Skandium, Kupfer, Blei, Indium, Thallium, Zinn, Titan, Tantal, Niobium, Wolfram, Vanadin, Molybdän, Tellur, Wismut, Antimon teilt. Diese Einteilung ist wenig exakt, und man ordnet deshalb die M. besser nach ihren chemischen Eigenschaften in Gruppen wie die übrigen Elemente (s. Elemente).

Alle M. außer Quecksilber sind bei gewöhnlicher Temperatur starr und bilden auch fast nur starre Verbindungen. Sie besitzen bei ebener Oberfläche starken Glanz und reflektieren das Licht in hohem Grad (Metallspiegel); die Farbe ist meist ein ins Graue ziehendes Weiß (Gold ist im fein verteilten Zustand braungelb, Kupfer gelbrot). Alle M. sind kristallisierbar, einige kristallisieren sehr leicht (Wismut, Antimon, Zink), bei andern erscheint das kristallinische Gefüge erst durch Ätzen. Die Härte beträgt, wenn man die des Bleies = 1 setzt, bei Zinn 1,7, Wismut 3,3, Kadmium 6,9, Gold 10,7, Zink 11,7, Silber 13,3, Aluminium 17,3, Kupfer 19,3, Platin 24,0, Schmiedeeisen 60,7, grauem Gußeisen 64,0. Die M., welche stets vollkommen kristallinische Struktur zeigen, sind sehr spröde, oft pulverisierbar (Antimon, Wismut, Zink); andre sind äußerst geschmeidig, u. im allgemeinen wächst die Geschmeidigkeit mit der Temperatur; doch ist z. B. Zink bei gewöhnlicher Temperatur brüchig, bei 100° geschmeidig, bei 200° sehr spröde. Die geschmeidigen M. sind hämmerbar und dehnbar; sie werden beim Hämmern, Walzen und Ausziehen dichter, härter, elastischer, zuletzt sehr spröde; doch erhalten sie dann durch Ausglühen ihre frühere Beschaffenheit wieder. Ziehbarkeit ist nicht immer der Hämmerbarkeit proportional. In folgender Tabelle stehen die M. in der Reihenfolge, in welcher sie abnehmend walzbar und ziehbar sind:

Walzbar		Ziehbar	
Gold	Blei	Gold	Kupfer
Silber	Zink	Silber	Zink
Kupfer	Eisen	Eisen	Zinn
Zinn	Nickel.	Nickel	Blei.
Platin			

Girardin gibt folgende Tabelle, in der von der Walzbarkeit noch die Hämmerbarkeit unterschieden wird:

Hämmerbar	Walzbar	Ziehbar
Blei	Gold	Platin
Zinn	Silber	Silber
Gold	Aluminium	Eisen
Zink	Kupfer	Kupfer
Silber	Zinn	Gold
Aluminium	Blei	Aluminium
Kupfer	Zink	Nickel
Platin	Platin	Palladium
Eisen.	Eisen	Zink
	Nickel	Zinn
	Palladium.	Blei.

Die Festigkeit (s. d.) ist ziemlich proportional der Härte. Die geschmeidigen M. lassen sich schweißen, Kaliumstücke vereinigen sich unter dem Druck des Fingers; fein verteiltes Platin, Kupfer, Blei werden durch starken Druck in eine dichte Masse verwandelt; kompaktes Eisen, Kupfer, Platin sind in der Hitze schweißbar. Das spezifische Gewicht der M. wird durch Walzen, Hämmern, Ausziehen meist erhöht; es beträgt bei

Lithium .	0,59	Lanthan . .	6,05	Silber . .	10,57
Kalium .	0,87	Niob . . .	7,06	Tantal . .	10,78
Natrium	0,97	Antimon .	6,72	Thorium .	11,00
Rubidium .	1,52	Cer . . .	6,73	Blei . . .	11,37
Calcium . .	1,58	Chrom . .	6,74	Palladium	11,40
Magnesium .	1,75	Zink . . .	7,15	Thallium .	11,86
Cäsium . .	1,88	Mangan .	7,23	Rhodium .	12,10
Beryllium .	2,10	Zinn . . .	7,29	Ruthenium	12,26
Strontium .	2,50	Indium . .	7,42	Quecksilber	13,59
Aluminium .	2,67	Eisen . . .	7,88	Uran . .	18,68
Baryum .	4,00	Molybdän .	8,62	Wolfram .	18,00
Zirkon . .	4,15	Kobalt . .	8,68	Gold . .	19,33
Germanium	5,47	Kadmium .	8,72	Iridium .	21,15
Vanadin .	5,50	Nickel . .	8,90	Platin . .	21,48
Arsen . .	5,70	Kupfer . .	8,95	Osmium .	22,48
Gallium . .	5,96	Wismut . .	9,82		

Setzt man die Wärmeleitungsfähigkeit des Silbers = 100, so beträgt die der übrigen Metalle:

Aluminium	31,33	Gold . .	53,20	Wismut .	1,80
Antimon .	21,50	Kupfer . .	104,07	Zink . .	28,10
Blei . . .	8,50	Magnesium	34,30	Zinn . .	15,20
Cadmium .	20,06	Platin . .	8,40		
Eisen . .	11,90	Quecksilber	1,35		

Umstände, welche die Molekularstruktur ändern, modifizieren auch die Leitungsfähigkeit für Wärme, und der letztern ist wahrscheinlich auch die Leitungsfähigkeit für Elektrizität proportional. Die Schmelzpunkte

schwanken zwischen —40° (Quecksilber) und einer mit unsern Hilfsmitteln nicht mehr meßbaren Temperatur. Am schwersten zu schmelzen sind Chrom, Platin, Iridium. Bei hinreichend hoher Temperatur sind wohl alle M. flüchtig; aber nur Quecksilber, Kalium, Natrium, Kadmium, Zink, Magnesium sind so flüchtig, daß sie destilliert werden können. Die M. verbinden sich unter sich zu Legierungen, welche den metallischen Habitus bewahren und mit überschüssigem Metall zusammenschmelzen. Alle M. verbinden sich mit Sauerstoff und die meisten in mehreren Verhältnissen. Bei gewöhnlicher Temperatur oxydiert sich kein Metall in ganz trockner Luft, alle aber beim Erhitzen, bis auf Gold, Platin, Iridium, Rhodium, Palladium, Silber, die sich auch dann nur unter besondern Verhältnissen mit Sauerstoff verbinden. Auf kompaktem Metall schützt oft die gebildete Oxydschicht, indem sie die Luft abschließt, das darunter befindliche Metall vor weiterer Oxydation. Viele M. zersetzen das Wasser, um sich mit dessen Sauerstoff zu verbinden; aber bei einigen geschieht dies schon bei gewöhnlicher Temperatur (Kalium, Natrium rc.), bei andern erst in hoher Temperatur (Eisen, Zink rc.). Diejenigen M., welche bei gewöhnlicher Temperatur Wasser nicht zersetzen, thun dies oft bei Gegenwart einer Säure, welche mit dem Metall ein Salz bildet (Eisen, Mangan, Zink rc.), andre bei Gegenwart einer alkalischen Base (Aluminium, Antimon rc.). In feuchter Luft bleiben Quecksilber, Gold, Silber und die Platinmetalle unverändert (daher edle M.); Zink, Blei, Kupfer bedecken sich dabei mit einer fest haftenden und schützenden Oxydschicht, während Eisen allmählich ganz zerfressen wird. Kalium, Natrium und einige andre M. oxydieren sich so schnell an der Luft, daß sie in einer sauerstofffreien Flüssigkeit aufbewahrt werden müssen. Sehr fein verteilte M. oxydieren sich an der Luft bisweilen unter Feuererscheinung. Die Kohlensäure der feuchten Luft befördert die Oxydation ebenso wie die Dämpfe anderer Säuren und bei manchen Metallen das Ammoniak (Kupfer). Der Salpetersäure entziehen die meisten M. einen Teil ihres Sauerstoffs, um ein Oxyd zu bilden, welches sich dann in der Regel mit einem andern Teil der Salpetersäure zu einem Salz verbindet. Konzentrierte Schwefelsäure bildet mit einigen Metallen Schwefelsäuresalze, indem ein Teil der Säure zu schwefliger Säure reduziert wird. Fast alle M. bilden mit Sauerstoff und Wasserstoff basische Oxyde (Hydroxyde), welche durch Austritt von Wasser in Basenanhydride (Oxyde) verwandelt werden und mit Säuren meist kristallisierbare Salze bilden. Die Oxyde der Leichtmetalle sind farblos, die der Erzmetalle meist charakteristisch gefärbt. Manche Hydroxyde verhalten sich gegen starke Säuren wie Basen und gegen starke Basen wie Säuren (Aluminium, Zink). Einige Schwermetalle aber bilden mit Sauerstoff u. Wasserstoff nur oder hauptsächlich Säuren (Titan, Molybdän rc.), andre als niedere Oxydationsstufen auch Basen (Eisen, Chrom, Antimon, Zinn rc.). Die Oxyde der edlen M. werden schon durch Erhitzen, die übrigen durch Erhitzen mit Kohle, Kohlenoxyd, Wasserstoff, Kohlenwasserstoff zu Metall reduziert. Aus Metallsalzlösungen werden manche M. durch andre M. oder durch gewisse reduzierend wirkende Substanzen gefällt, auch werden Metallverbindungen durch den elektrischen Strom reduziert. Alle M. verbinden sich mit Schwefel (s. Schwefelmetalle) und mit den Haloiden (s. Chlor-, Brom-, Jodmetalle). Mehrere M. nehmen große Mengen Wasserstoff auf, ohne den metallischen Habitus zu verlieren, so daß die Verbindung wie eine Legierung mit metallischem Wasserstoff zu betrachten ist. Bei Rotglut sind Platin, Palladium, Eisen für Wasserstoff durchdringlich. Glühendes Eisen ist auch für Kohlenoxyd durchdringlich, und dies Gas sowie Kohlensäure und Sauerstoff werden auch von andern Metallen im geschmolzenen Zustand absorbiert.

Die M. finden sich in der Natur selten gediegen, nur diejenigen, welche geringe Verwandtschaft zum Sauerstoff haben, treten hauptsächlich oder nur gediegen auf (Gold, Platin, Palladium, Iridium, Rhodium). Sonst kommen die M. meist vererzt in der Natur vor, d. h. verbunden mit Sauerstoff, Schwefel, seltener mit Tellur, Arsen, Chlor und Jod. Aus den Erzen gewinnt man die M. auf sehr verschiedene Weise: a) durch mechanische Prozesse, Verwaschen von Goldsand oder goldhaltigem Schwefelkies; b) durch Ausschmelzen oder Ausseigern, z. B. Wismut aus begleitenden Nickel- und Kobalterzen, oder durch Destillation, wie beim Quecksilber; c) durch Reduktion von Metalloxyden bei erhöhter Temperatur, z. B. Blei aus Glätte oder Weißbleierz, Zinn aus Zinnstein, Kupfer aus Malachit und Lasur, Eisen aus Eisenstein, Nickel aus Nickeloxyd, Zink aus Galmei rc.; d) durch Zersetzung von Schwefelungen mittels des Sauerstoffs der Luft, z. B. Quecksilber und Gold aus deren Schwefelungen, oder durch andre M., z. B. Zersetzung von Schwefelsilber, Schwefelblei, Schwefelquecksilber, Schwefelantimon, Schwefelzink durch Eisen; e) durch Ausziehen mit Blei und Abtreiben des silberhaltigen Bleies, wie Gold und Silber; f) durch Ausziehen mit Quecksilber und Erhitzen des Amalgams zur Verflüchtigung des Quecksilbers, wie Gold und Silber; g) durch Auflösen und Fällen mit andern Metallen, wie Silber aus Silbervitriollösung oder aus silberhaltiger Kochsalzlösung durch Kupfer, Kupferlösung durch Eisen, oder mit reduzierenden Körpern, wie Gold aus Chlorgold durch Eisenvitriol; h) durch Zersetzung fester Chlormetalle durch andre M., wie Chlorsilber durch Eisen oder Zink; i) durch Elektrolyse. Vgl. Metallurgie.

Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen waren sehr früh bekannt geworden, und auf ihrer Verarbeitung beruhte die Kultur der frühesten Perioden. Theophrast kannte auch das Quecksilber, und Basilius Valentinus im 15. Jahrh. kannte auch Zink, Wismut, Antimon. Die übrigen M. wurden später entdeckt, viele erst gegen das Ende des 18. und 19. Jahrh. Die bekannten M. aber erregten die Aufmerksamkeit der ältesten Chemiker in besonders hohem Grade, man glaubte an die Möglichkeit, sie ineinander zu verwandeln, und die Metallveredelung war Jahrhunderte hindurch die Hauptaufgabe der Chemie und gipfelte in der Alchemie (s. d.). Auch gegenwärtig spielen M. und Metallverbindungen in der Technik die größte Rolle, und ohne dieselben wäre unsre Kultur gar nicht denkbar (vgl. Metallbearbeitung).

Metallektypographie, ein Hochätzverfahren in Kupfer, erfunden von dem Graveur Dembour in Metz (1834), wurde von andern verbessert, durch das Hochätzverfahren in Zink aber völlig verdrängt.

Metallfarben, aus Blattmetallen dargestellte Bronze- und Brokatfarben.

Metallfärbung (Metallochromie), die Kunst, Metallen an der Oberfläche eine beliebige Färbung zu erteilen. Wenn man Stahl an der Luft erhitzt, so entstehen der erreichten Temperatur entsprechende Anlauffarben (s. Anlaufen), welche auf der Bildung

einer sehr zarten Schicht von Eisenoxyduloxyd beruhen. Stärkere Schichten von braunem Eisenoxyd erzeugt man beim **Brunieren** des Eisens u. Stahls (s. Brunieren). Auf Kupfer erzeugt man einen schönen braunen Überzug von Kupferoxydul (**braune Bronze**) durch Behandeln mit Eisenoxyd und auf Silber einen grauen von Schwefelsilber (»**oxydiertes« Silber**) durch Behandeln mit Schwefelverbindungen. Sehr mannigfache Effekte werden durch **Bronzieren** erzielt (s. Bronzieren), dem sich das **Patinieren**, die Erzeugung grüner Patina (Kupferkarbonat) auf Kupfer und Bronze, anschließt. Einen besondern Zweig der M. bildet die **Galvanochromie**, welche mit Hilfe des galvanischen Stromes verschiedenartige Färbungen erzielt. Man füllt zur Erzeugung **irisierender Überzüge** auf vergoldetem Kupfer, Messing etc. einen Cylinder aus nicht glasiertem, porösem Porzellan mit verdünnter Lösung von Bleiglätte in Kalilauge, bringt den vergoldeten Gegenstand hinein und setzt den Cylinder in ein Glas, welches sehr verdünnte Salpetersäure enthält. In letztere taucht man ein Platinblech, welches mit dem negativen Pole einer schwachen galvanischen Batterie von konstanter Wirkung verbunden ist. Nähert man nun den platinenen Schließungsdraht des positiven Poles dem in der bleihaltigen Lösung befindlichen Gegenstand, ohne denselben zu berühren, so erscheinen die Farben und wechseln sehr schnell, indem sich eine äußerst dünne, aber fest haftende Schicht von Bleisuperoxyd auf den Gegenstand niederschlägt. Schönere und haltbarere Farben liefert eine Lösung von schwefelsaurem Eisenoxydulammoniak unter Anwendung einer kleinen Batterie. Übergießt man eine polierte oder mit verdünnter Säure abgebeizte Stahl-, Silber-, Goldplatte in einer Porzellanschale mit einer Lösung von Grünspan in Essig und berührt die Platte mit einem Zinkstäbchen, so bilden sich um die berührte Stelle konzentrische Ringe, welche allmählich größer werden, je länger das Zink die Platte berührt. Trocknet man die Platte mit weicher Leinwand und erhitzt sie über einer Weingeistflamme, so erscheint eine Grundfarbe, auf der die berührten Stellen wie Pfauenaugen prangen (**Nobilis elektrochemische Figuren**). Hier schließt sich das Vergolden, Versilbern, Verkupfern, Vernickeln, Verzinnen, Plattieren etc. an, sofern dadurch ebenfalls die Farbe metallener Gegenstände verändert wird. **Legierungen** lassen sich färben, wenn man der oberflächlichen Schicht durch Behandeln mit Chemikalien den einen Bestandteil entzieht. So wird Scheidemünzmetall weißer, wenn man aus der oberflächlichen Schicht durch ein geeignetes Bad das Kupfer löst, so daß eine silberreiche Schicht zurückbleibt. Ähnlich kann legiertes Gold verschieden gefärbt werden. Vgl. **Buchner**, Die M. (Berl. 1891).

Metallfedern, s. Feder.

Metallfeile (**Kompositionsfeile**), aus Bronze oder Rotguß hergestelltes feilenähnliches Werkzeug ohne Hieb, dient beim Polieren von Metall zum Auftragen des Polierrots.

Metallgewebe, s. Drahtgewebe.

Metallgießerei, s. Gießerei.

Metallglanz, s. Glanz.

Metallgold, unechtes Blattgold, s. Goldschlägerei.

Metalliferisch, metallführend, metallreich.

Metallin, aus Kohlenstoff, Blei und Zink mit Zusätzen von Paraffin, Kieselsäure, Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Thonerde, Zinn und Kupfer bestehendes Schmiermittel für Zapfenlager.

Metallindustrieschulen, Lehranstalten zur Ausbildung von Maschinenbauern und Industriellen für alle Zweige der Eisen-, Stahl- u. Metallindustrie. Die königliche kunstgewerbliche Fachschule in Iserlohn, gegründet 1879, dient hauptsächlich zur Förderung der Industrie des Bezirks, hat zehn Lehrwerkstätten u. bildet in zweijährigem Kursus Fabrikanten u. Fabrikdirektoren, in dreijährigem Werkmeister u. Vorarbeiter aus. Der Unterricht erstreckt sich auf Modellieren, Ziselieren, Gravieren, Kunstschmieden, Kunstschlosserei, Erzgießerei, Drehen u. Drücken und Galvanoplastik. Die königliche Maschinenbau- und Hüttenschule in Duisburg ist eine Werkmeisterschule für Maschinenbauer, Schmiede, Schlosser, Kesselschmiede etc. und für Arbeiter in Eisen-, Kupfer-, Blei-, Zinkhütten, Glashütten, Kokereien, Fabriken feuerfester Materialien, Drahtwerken, Gießereien etc. Der Unterricht erstreckt sich in vier Halbjahren auf alle Wissenschaften, mit deren Grundzügen man vertraut sein muß, um in einem der angeführten Berufe eine Stellung als Beamter mit Erfolg auszufüllen. Die Fachschule für die bergische Kleineisen- und -Stahlindustrie in Remscheid, 1882 gegründet, bildet Lehrlinge aus, die in zweijährigem Kursus täglich 9, bez. 10 Stunden in Lehrwerkstätten arbeiten. Als dritter Kursus ist eine Ingenieurklasse angeschlossen. Die rheinisch-westfälische Hüttenschule in Bochum (1882 gegründet) bildet in 1½ jährigem Kursus Meister für Eisenhütten und für Maschinenfabriken aus. Bayern hat mechanisch technische Lehrwerkstätten, verbunden mit den königlichen Industrieschulen, in München, Nürnberg, Augsburg, außerdem in Kaiserslautern u. Würzburg. Österreich hat maschinengewerbliche Fachschulen zu Klagenfurt (1861), Komotau (1874), Prerau (1889) mit zwei- oder dreijährigem Lehrgang. Die Fachschule für Stahl- und Eisenindustrie in Steyr (1874) mit dreijährigem Lehrgang hat auch eine Versuchsanstalt für Stahl- und Eisenindustrie und gilt zugleich als Fachschule für Messerschmiede.

Métalliquepapier (spr. metallīk'-), s. Kreidepapier.

Métalliques (franz., spr. -līk') hießen die 1797 in Frankreich an Stelle der Mandaten ausgegebenen Wertpapiere; dann auch frühere österreichische und russische Staatsobligationen, die in Metallgeld verzinst und heimgezahlt wurden.

Metallisieren, nichtmetallische Gegenstände mit Metall bedecken oder durch Imprägnieren fester, dauerhafter machen, z. B. Holz durch Imprägnieren mit Metallsalzen; speziell das Imprägnieren des Holzes mit Eisenvitriol und Chlorcalcium (s. Holz, S. 962).

Metallkalke, s. Kalcination.

Metallkarburete (**Metallkarbide**), Verbindungen der Metalle mit Kohlenstoff, von denen die Eisenverbindungen am wichtigsten sind. Calciumkarbid zersetzt sich mit Wasser in Kalk und Acetylen, welches auf diese Weise dargestellt wird.

Metallkönig, s. König, S. 451.

Metallkonstruktion, künstliche, s. Geschütze, S. 445.

Metallava, s. Steine, künstliche.

Metallmohr, s. Aethiops.

Metallmoor, s. Verzinnen.

Metallochalcite, soviel wie Chalcite (s. d.).

Metallochromie (griech.), s. Metallfärbung. — M. nennt man auch den Mehrfarbendruck auf Metall, besonders auf Blech. Vermittelst eines Sandgebläses wird ein feines Korn auf der Metallplatte erzeugt, das durch Eintauchen der Platte in verschiedene Lösungen noch mehr geöffnet und erweitert wird; auf die so er-

haltene matte, samtartige Fläche läßt sich lithographischer Druck ebenso leicht wie auf Papier oder Stoff ausführen. Ist derselbe erfolgt, so wird die Platte in eine auf 50° erwärmte Trockenkammer gebracht und nach dem Trocknen mit einer Lackschicht überzogen, wodurch der Druck unverwüstliche Haltbarkeit erhält.

Metallographie (griech.), ein von Zach in München erfundenes Verfahren der direkten Zeichnung auf Metallplatten, namentlich Kupfer, vermittelst einer Nadel oder eines Stiftes. Die Zeichnung wurde durch Ätzung in eine erhabene, für den Druck auf der Buchdruckpresse geeignete Platte verwandelt und sollte so den Holzschnitt ersetzen. Vgl. Graphische Künste.

Metallohalite, soviel wie Chalcite (s. d.).

Metalloïde (Nichtmetalle), die 15 Elemente: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel, Selen, Tellur, Phosphor, Arsen, Bor, Kiesel, Kohlenstoff, die im allgemeinen Wärme und Elektrizität schlecht leiten und nicht oder nur unvollkommen Metallglanz besitzen. Die Trennung dieser Elemente von den übrigen ist wenig exakt, doch bilden sie einige gut charakterisierte Gruppen, zu welchen keins der übrigen Elemente gehört (s. Elemente). Nach ihrem chemischen Verhalten teilt man sie in Oxygenoide: Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur, Chlor, Brom, Jod, Fluor, und M. im engern Sinne: Stickstoff, Phosphor, Arsen, Bor, Kiesel, Kohlenstoff, Wasserstoff. Von den Metalloiden sind Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Chlor und Fluor bei gewöhnlicher Temperatur gasförmig; Brom ist flüssig, die übrigen sind starr, mit Ausnahme des Kohlenstoffs schmelzbar und mit Ausnahme des Bors und Kiesels flüchtig. Jod ist das schwerste Metalloid (4,95). Alle M. verbinden sich mit Sauerstoff (eine Verbindung des Fluors mit Sauerstoff ist nicht bekannt), die Verbindungen sind meist Säuren, selten indifferent, nie Basen (Wasser vertritt die Stelle von Säure u. Base); Stickstoff bildet mit Wasserstoff das Ammoniak, Kiesel und Phosphor bilden gasförmige, selbstentzündliche Wasserstoffverbindungen, und unter der großen Zahl von Kohlenwasserstoffen finden sich gasförmige, flüssige und starre Körper. Vgl. Elemente.

Metalloïde, Klasse von Mineralien im Naumannschen System, s. Brennbare Mineralien.

Metalloïdoxyde, Klasse von Mineralien im Naumannschen System, welche Wasser und Eis, Sassolin, Opal, Quarz und Tridymit umfaßt.

Metallöle, s. Chlormetalle.

Metallolithe, s. Chalkolithe.

Metallorganische Verbindungen, Verbindungen von Metallen mit Alkylen, entstehen bei Einwirkung der Metalle auf Halogenalkyle. Durch Erhitzen von Zinkspänen mit Alkyljodid in ätherischer Lösung auf 120° oder von Zinknatrium mit Alkyljodid in ätherischer Lösung erhält man Zinkalkyle ($2Zn + 2C_2H_5J = Zn(C_2H_5)_2 + ZnJ_2$) als farblose, an der Luft stark rauchende, selbstentzündliche Flüssigkeiten, die durch Wasser in Zinkhydroxyd und Kohlenwasserstoffe zerlegt werden. Ähnlich verhalten sich die Magnesium- und Aluminiumalkyle, während die Quecksilber-, Blei- und Zinnverbindungen beständig sind. Aus Quecksilberäthylchlorid $Hg(C_2H_5)Cl$ scheidet feuchtes Silberoxyd Quecksilberäthylhydroxyd $Hg(C_2H_5)OH$ ab, welches stark basisch ist, und dessen einwertiges Radikal $Hg(C_2H_5)$ sich in seinen Verbindungen wie ein Kaliumatom verhält. Vgl. auch Antimonradikale.

Metalloskopie, s. Metallotherapie.

Metallotechnik, s. Metallbearbeitung.

Metallotherapie (lat.-griech.), eine Heilmethode, die darin besteht, daß man Metallstücke verschiedener Art (Gold-, Eisen-, Silber-, Blei-, Kupfer-, Zinkplatten) auf die Haut der gelähmten oder sonstwie erkrankten Körperstellen legt. Schon bei den alten ägyptischen, griechischen und arabischen Ärzten finden sich Mitteilungen über den äußern Gebrauch von Metallen zu Heilzwecken. Burq, der schon 1848 und 1849 bezüglich der Heilung der Cholera durch Auflegung von Kupferplatten sowie andrer Krankheiten durch Platten aus andern Metallen Berichte veröffentlicht hatte, berichtete 1860 an die Académie de médecine über seine Beobachtungen an hysterischen, epileptischen und ähnlich kranken Frauen und beschrieb die höchst auffallende Erscheinung, daß das Auflegen gewisser ganz bestimmter Metalle, Gold, Kupfer, Zink etc., sofort eine Lähmung aufzuheben vermag, welche wiederkehrt, sobald das Metallstück entfernt ist. Dabei waren einzelne Kranke für Gold allein, andre für Gold und Silber, andre für Gold und Kupfer oder für nur eins dieser Metalle etc. empfänglich, ein Verhalten, das lediglich durch Ausprobieren (Metalloskopie) festgestellt werden kann. Auf diese Metalloskopie gründete Burq das Heilverfahren, daß seine Patienten bis zur Heilung jenes für ihren Zustand wirksame Metall in Gestalt von Platten, breiten Ringen, Bändern, Korsetten (»armatures de Burq«) etc. tragen mußten. Die Behauptungen Burqs wurden durch eine in Paris 1879 von der Société de Biologie eingesetzte Kommission, mit Charcot an der Spitze, geprüft, bestätigt und erweitert. Die M. ergibt nach diesen Untersuchungen (vgl. »Jahresbericht der gesamten Medizin«, Berl. 1878—1879), daß (wohlverstanden bei Hysterischen) Lähmungen der Bewegungsmuskeln, eines Gliedes, einer ganzen Körperhälfte, Lähmungen der Sinnesnerven, wie des Gefühls-, des Gesichts- und Geruchssinnes, z. B. auch die vorübergehende Farbenblindheit der Hysterischen, durch Auflegen desjenigen Metalls, für welches die Person reagiert, augenblicklich, wenn auch nur vorübergehend, gehoben werden können; in andern Fällen wird durch das Metallstück die Lähmung zwar sofort gelöst, allein in demselben Moment zeigt nun der entsprechende Körperteil der andern Seite dieselbe Lähmung. Diese Übertragung heißt Transfert etc. Die Wirkung der M. wurde durch die im Körper nachweisbaren galvanischen Ströme zu erklären versucht, jedoch sind diese Ströme wohl viel zu schwach, um die erzielten Wirkungen hervorzubringen. Da man gelegentlich auch dieselben Wirkungen erzielte, wenn man statt der Metallplatten knöcherne Platten auflegte (es soll dann allerdings die Wirkung etwas langsamer eingetreten sein), so ist es nicht verwunderlich, daß die M. bisher keine besondere Bedeutung für die medizinische Wissenschaft erlangt hat. Vgl. Burq, M., Behandlung von Nervenkrankheiten durch Auflegen von Metallen (Leipz. 1854); Eulenburg, Metalloskopie und M. (Separatabdruck aus der »Wiener Medizinischen Presse«, 1879).

Metalloxyde u. **Metallhydroxyde** (Metalloxydhydrate), s. Metalle.

Metallpackung, metallische Liderung, s. Liderung.

Metallpatronen, s. Munition und Handfeuerwaffen.

Metallpflaster, s. Straßenbau.

Metallsafran, s. Crocus metallorum.

Metallsalze, die Salze der schweren Metalle.

Metallschnitt, die Kunst, aus weichem Metall Platten mit erhabenen Darstellungen anzufertigen, von

KULTUR DER METALL



...ALLZEIT I (ÄLTERE PERIODE).



Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Metallzeit«.

KULTUR DER METALLZ



Eiserne Lanzenspitzen. (Marin.)

Bronzehalsring. (La Tène-Periode) (Unterifflingen.)

Bronzehalsring (Ve

Bronzegefäß. (La Tène-Periode.) (Münsterwalde.)

Römisches (Häven, M

Eiserne Schwerter. (Marin.)

Dänischer Grabhüg

Eiserne Äxte, Messer und Gürtelhaken. (Marin.)

Eiserne Fibeln. (Marin.)

Schild. (Römische Zeit.)

Holzschild. (Römi

Bronzene Gürtelhaken. (Brandenburg.)

Eiserne Gürtelhaken. (Brandenburg.)

Fränkische Streitäxte.

Schildbuckel (Deutschland u

Eiserne Lanzenspitzen, Schwerter etc. aus der La Tène-Periode.



...(La Tène-Periode.)
...ogesen.)



Römischer Halsring.
(Häven, Mecklenburg.)



...Bronzegefäß.
...Mecklenburg.)



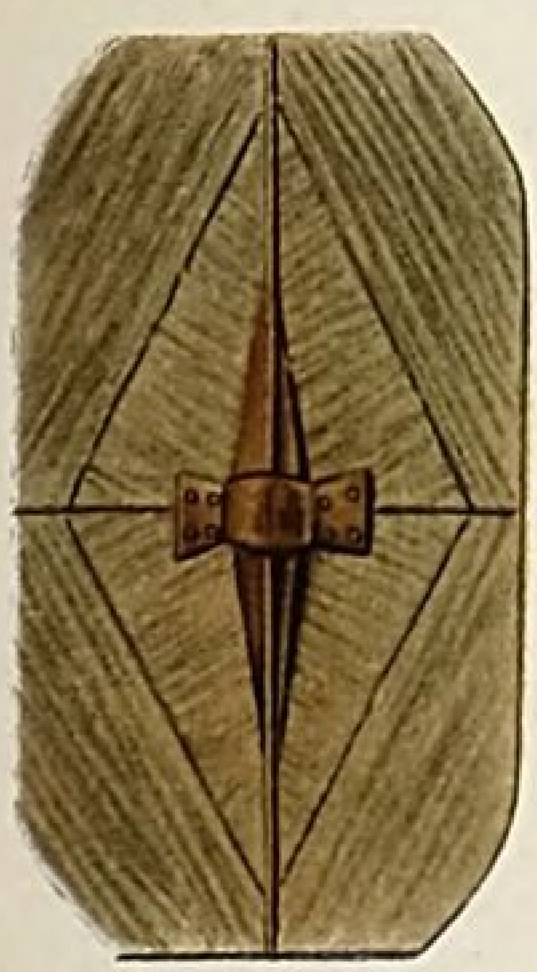
Fränkischer Holzeimer.
(Rheinhessen.)



...ügel mit Aschenurne.



...sche Zeit.)



Schild. (La Tène-Periode.)



...(Römische Zeit.)
...und Skandinavien.)



Schildbuckel. (La Tène-Periode.)



Waffen aus römischer Zeit. Waffen aus fränkischer Zeit.
(Deutschland und Nordwesteuropa.)



Römische Fibeln. (Deutschland.)



Fränkische und nordische Fibel. (Deutschland und Skandinavien.)

denen gedruckt werden kann. Der M. ging im 14. und 15. Jahrh. neben der Holzschneidekunst einher, wurde aber bald von ihr verdrängt. S. auch Schrotblätter.

Metallseife (Silberseife), zum Reinigen von Metallwaren dienende Seife, welche im geschmolzenen Zustand mit Schlämmkreide u. Englischrot gemischt ist.

Metallsilber, s. Goldschlägerei.

Metallspiegel, s. Spiegel.

Metallthermometer, s. Thermometer.

Metalltuch, soviel wie Drahtgewebe.

Metallurgie (griech.), im allgemeinen Sinne die Lehre von den chemischen und mechanischen Prozessen, durch welche die nutzbaren Metalle, z. B. Silber, Antimon, Blei, manche Metalloide, z. B. Schwefel, und gewisse Verbindungen derselben, z. B. Schwefelantimon, aus ihren natürlichen Verbindungen (Erzen) dargestellt werden. Auch die Lehre von der mechanischen Aufbereitung (s. d.) der Erze gehört daher in das Gebiet der allgemeinen M. Die M. im engern Sinne lehrt vorzugsweise die wissenschaftlichen Grundsätze kennen, auf welchen die Abscheidung der genannten Substanzen aus ihren Erzen im großen (hüttenmännisch), meist durch chemische Operationen (Hüttenprozesse), seltener durch mechanische Manipulationen, beruht; sie handelt von den Erscheinungen in den Hütten, in denen die Darstellung der Metalle ꝛc. erfolgt. Die Hüttenkunde (s. d.) beschreibt die auf diesen Grundsätzen basierenden metallurgischen Operationen, wie sie an verschiedenen Orten ausgeführt werden. Die metallurgische Hüttenkunde endlich hat es mit der Entwickelung und der Anwendung der metallurgischen Prinzipien auf die Ausscheidung der nutzbaren Metalle aus den Erzen zu thun. Die Elektro- oder Galvanometallurgie bespricht speziell die Prozesse, bei welchen Metall mit Hilfe des galvanischen Stromes aus ihren Verbindungen abgeschieden werden, und die Hydrometallurgie die Gewinnung der Metalle auf nassem Wege.

Metallverwandlung, s. Alchemie.

Metallwährung, s. Währung.

Metallzeit (hierzu die Tafeln »Kultur der Metallzeit I und II«), die zweite große Hauptabteilung der Prähistorie. Während in der der M. vorausgehenden Steinzeit (s. d.) Metall noch unbekannt war, tritt es in der M. unter den Geräten, Werkzeugen u. Waffen unsrer Vorfahren auf, jedoch so, daß steinerne Geräte, Werkzeuge und Waffen noch längere Zeit neben den metallenen Verwendung finden. Die M. ist bei den verschiedenen Völkern zu verschiedener Zeit angebrochen, ihr Beginn im allgemeinen nicht chronologisch genau zu fixieren. Während z. B. in Ägypten und Mesopotamien der Anfang der M. um Jahrtausende hinter den Beginn unsrer Zeitrechnung zu verlegen ist, befinden sich einzelne Naturvölker noch jetzt in der Steinzeit. Die ganze Völkergruppe der Südsee hat das Metall erst durch die europäischen Entdecker jener Gebiete kennen gelernt, die Indianerstämme Nordamerikas haben das gediegene Kupfer, das sie an den Ufern der Hudsonbai und des Oberen Sees fanden, bis zu ihrer Bekanntschaft mit den Europäern zur Herstellung von Waffen u. Werkzeugen benutzt. In Afrika gibt es einige Eingebornenstämme (Bergdamara Südafrikas), die Kupferkiese verhütten und das hieraus gewonnene Metall zu Schmuckgegenständen verarbeiten. Die meisten afrikanischen Stämme sind aber lange, bevor sie mit Europäern in Berührung kamen, direkt vom Stein zum Eisen übergegangen, wofür die in Afrika weitverbreiteten Lagerstätten des verhältnismäßig leicht auszuschmelzenden Raseneisensteins eine Erklärung bieten. War aber im allgemeinen auch die Wahl des Materials zur Herstellung von Geräten, Werkzeugen und Waffen bedingt durch die in den betreffenden Gebieten gediegen oder als Erze vorkommenden Metalle, so muß anderseits doch anerkannt werden, daß speziell für Europa das um die Mitte der 30er Jahre von Dauneil in Salzwedel und Lisch in Schwerin zuerst aufgestellte, später von skandinavischen Forschern, insbes. Thomsen, weiter ausgebildete Dreiperiodensystem (demzufolge auf die Steinzeit eine Bronzezeit und erst auf diese das Zeitalter des Eisens gefolgt ist) sich als zutreffend erwiesen hat. Daß bei vielen Völkern Jahrhunderte hindurch der Gebrauch der Bronze vorgeherrscht hat, während das Eisen unbekannt war oder nur wenig Beachtung gefunden hat, beruht auf der glänzenden Erscheinung der Bronze wie auch darauf, daß die Legierung von Kupfer und Zinn zwar schwer herzustellen, bez. das Zinn nicht leicht zu beschaffen war, daß aber die Legierung leichter zu bearbeiten war als das Eisen. Im Gegensatz zum Eisen konnten unbrauchbar gewordene Bronzegeräte umgeschmolzen und in neuen Formen wiederhergestellt werden. Der Einführung der Bronze ist bei vielen Völkern der Gebrauch des Kupfers (s. Kupferalter) vorangegangen; eine allgemeine Verwendung hat das Kupfer bei der vorgeschichtlichen Bevölkerung Europas aber nicht gefunden, und ebensowenig hat dieses Metall auf die kulturelle Entwickelung jener Völker einen Einfluß ausgeübt, der dem durch die Verwendung der Bronze, bez. des Eisens bewirkten Kulturfortschritt zu vergleichen wäre.

Während Lindenschmidt, Hostmann u. a. die in vorgeschichtlichen Gräbern und Wohnstätten Nord- und Mitteleuropas als sogen. Depotfunde (absichtlich vergrabenes Besitztum) dem Erdboden entnommenen Bronzegegenstände lediglich als durch den Handel aus dem Orient oder den Mittelmeerländern dorthin gelangte Importe auffassen, ist die Mehrzahl der Prähistoriker jetzt darüber einig, daß die von auswärts nach Nord- u. Mitteleuropa durch den Handelsverkehr eingeführten Bronzeobjekte hier zur Entwickelung einer einheimischen Bronzekultur, die zwar gemeinsame Grundformen, aber doch auch gewisse lokale Verschiedenheiten aufweist, den Anstoß gegeben haben. Für letztere Auffassung sprechen auch die in den verschiedensten europäischen Ländern aufgefundenen Gußformen zur Herstellung der Bronzegeräte und Waffen. Wo die Bronze erfunden wurde, ist bis jetzt noch nicht mit Sicherheit anzugeben; jedoch spricht vieles für das erzreiche Gebiet zwischen Ural und Altaigebirge. Nach Chantre wurde die Bronzelegierung zuerst in Indien hergestellt, und die Zigeuner sollen auf ihren Wanderungen von Land zu Land metallurgische Kenntnisse verbreitet haben. Indes sind die altindischen Bronzen im Gegensatz zu den prähistorischen Bronzen Europas, die fast durchgängig aus 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn zusammengesetzt sind, vorzugsweise Zinkbronzen, also Mischungen, die in Europa erst während der römischen Kaiserzeit auftraten. Nach Sophus Müller ist die ursprünglich in Asien heimische vorgeschichtliche Bronzekultur auf zweifachem Wege nach Europa gelangt, nämlich zunächst auf einer südlichen Route über Vorderasien nach Griechenland und von dort nach Mittel- und Nordeuropa. Gewisse Beziehungen, wie sie die mykenischen Altertümer einerseits mit der altägyptisch-mesopotamischen Kultur, anderseits mit der nordeuropäischen Bronze-

kultur aufweisen, sowie eine bestimmte Schwertform (Schwert mit flacher Griffzunge), welche übereinstimmend in Ägypten, Mykenä sowie in Nord- und Mitteleuropa auftritt, sprechen nach S. Müller zu gunsten dieser Annahme. Außerdem soll die Bronze noch auf einer nördlich vom Kaspisee und Schwarzen Meer durch Südrußland hindurch führenden Route nach Europa gelangt sein, was durch gewisse Übereinstimmungen zwischen den sibirischen und ungarischen, bez. österreichischen Bronzealtergruppen (Auftreten der asiatischen Bronzesichel in Niederösterreich) bezeugt werden soll. Tomaschek bezeichnet die Sumero-Akkader (älteste Besiedler Mesopotamiens, wahrscheinlich von turanischer Abstammung), die Assyrer und Chetiter (Cheta) als die ersten Lehrmeister der Bronzemischung.

Von ihrer uralten Heimstätte auf dem Boden Mesopotamiens soll die Kenntnis der Bronzemischung zunächst zu den Ariern des iranischen Hochlandes gelangt sein. Hörnes betrachtet ebenfalls Mesopotamien als eins der ältesten Zentren der Bronzekultur und glaubt, daß auf der Route, welche die nach Europa fortschreitende Bronzekultur vom Euphrat-Tigrislande entlang der Südküste des Schwarzen Meeres nach den Donaumündungen und von dort zunächst nach den östlichen Alpenländern eingeschlagen haben soll, das im Südostwinkel des Schwarzen Meeres gelegene erzreiche Gebiet der Tibarener und Moscher, dessen Metallindustrie auch in der Bibel erwähnt wird, eine Mittelstation gebildet hat. Eine Reminiszenz an die dem Bezug von Bronzen aus den Küstenländern des Schwarzen Meeres dienenden vorgeschichtlichen Handelsexpeditionen erblickt Hörnes in der Argonautensage. Abgesehen von der im vorhergehenden erwähnten Route haben aber Kleinasien, Phönikien und Ägypten durch den von dort aus schon in früher Zeit betriebenen Handel mit den europäischen Mittelmeerländern zur Ausbreitung der Bronzekultur jedenfalls sehr erheblich beigetragen. Das Vorhandensein einer uralten Metallkultur im Tieflande des Euphrat und Tigris wird bezeugt durch die in den assyrischen Keilschriften enthaltenen Aufzeichnungen und durch die Ausgrabungen in den alten Kulturstätten Mesopotamiens. In den Trümmern von Ninive fand Layard Reste einer ansehnlichen Eisenindustrie, während in den ältesten Trümmerstätten des südlichen Mesopotamien Kupfer und Bronze sich besonders häufig finden. Den Einfluß der babylonischen Metallindustrie auf die Kulturentwickelung Kleinasiens und Griechenlands lassen Schliemanns Ausgrabungen zu Hissarlik und Mykenä deutlich erkennen. Während einerseits die Hittiter die ägyptische wie die babylonische Metallkultur nach Kleinasien hin vermittelten, brachten sie die Phöniker den damals noch in der Steinzeit lebenden Bewohnern von Hellas und den weiter westlich wohnenden, ebenfalls noch in Unkultur befindlichen Mittelmeervölkern. Bei den Ägyptern hat in früher prähistorischer Zeit das Kupfer eine wichtige Rolle gespielt. Bereits unter den letzten Königen der 3. Dynastie war das auf der Sinaihalbinsel gelegene Kupferbergwerk Wadi-Megarha in Betrieb. Anderseits war die Bronze, die später für das Pharaonenland so wichtig wurde, damals noch nicht bekannt, sondern wurde wahrscheinlich erst unter der 12. oder gar erst unter der 18. Dynastie durch den Handel daselbst eingeführt. Eisen wurde zum Teil im Lande, bez. aus den im Erythräischen Gebirge und auf der Sinaihalbinsel gelegenen Bergwerken gewonnen, zum Teil aus dem heutigen Sudan und aus Asien eingeführt. Auch scheinen die im Altertum als Äthiopien bezeichneten Gebiete, insbes. die sudânischen Provinzen Kordofan und Dar Fur, die wir als einen der ältesten Sitze der Eisenkultur betrachten müssen, auf die früheste Metallkultur Ägyptens einen bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben. Jedenfalls ist die Eisenkultur in Ägypten mindestens so alt wie die um 3000 v. Chr. erbaute Cheopspyramide. Da anderseits bereits unter den ersten Königen der 4. Dynastie großartige Bauten errichtet wurden, deren harte Gesteine wohl nicht ohne Benutzung von Stahlmeißeln bearbeitet werden konnten, so ist der Beginn der ägyptischen Eisenkultur in noch weit frühere Zeit zurückzuverlegen, wie denn auch die aus der Zeit der 4. Dynastie stammenden bildlichen Darstellungen der Gräberbauten eiserne Pflugschare, eiserne Sägen und andre Werkzeuge, das stählerne Sichelschwert und andre Waffen durch ihre blaue Farbe deutlich erkennen lassen.

Neben der asiatischen Bronzekultur hat sich in vielen asiatischen Gebieten noch eine besondere Eisenkultur und Eisenindustrie entwickelt. Eisen wird in den Wedas als ein ganz gewöhnlicher Gegenstand erwähnt, und für die hohe Stufe der Eisenindustrie im vorgeschichtlichen Indien spricht die berühmte Läht-Säule zu Dehli wie der ausgedehnte Handel, der nach den Mitteilungen des Periplus in vor- und frühgeschichtlicher Zeit zwischen Indien, den Küsten Arabiens und des Roten Meeres betrieben wurde, bei dem indischer Stahl einen der wichtigsten Handelsartikel bildete. Berühmt waren auch in vor- u. frühgeschichtlicher Zeit die Stahlschmiede Persiens und die von ihnen verfertigten Schwerter, während die Israeliten zwar das Eisen selbst bearbeiteten, dagegen die Bronze von den benachbarten Phönikern (Anfertigung der Gefäße für den Tempel Salomos durch Hiram von Tyros) bezogen. Als ausgezeichnete Stahlschmiede waren auch die an der kleinasiatischen Küste des Schwarzen Meeres ansässigen Chalyber bekannt.

Die Herkunft des Zinnes, welches in vor- und frühgeschichtlicher Zeit zur Herstellung der Bronze gedient hat, ist zum Teil noch in Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich sind der in Mesopotamien u. Zentralasien betriebenen Metallindustrie die aus den Zinngruben der Altairegion, aus dem iranischen Parapanisos sowie aus den zwischen Armenien und dem Kaukasus gelegenen Ländern bezogenen Zinnerze zu gute gekommen. Anderseits steht aber fest, daß das durch den phönikischen Handel von den Kassiteriden (britische Inseln) und aus Spanien herbeigeschaffte Zinn die Hauptgrundlage der prähistorischen Bronzekultur gebildet hat. Das griechische Wort »kassiteros« (Zinn) hält Schrader für ein ursprünglich akkadisch-assyrisches Wort, welches von den Phönikern nach der Entdeckung der reichen Zinngruben Westeuropas samt der Ausbeute der letztern verbreitet worden sein soll. Dem Bezug des im heutigen Cornwall (südlichen England) gewonnenen Zinnes auf dem Seewege durch phönikische Schiffe ist der von Diodor beschriebene Überlandtransport durch Gallien nach der Rhonemündung vorausgegangen.

In Skandinavien, in Großbritannien und einem großen Teil Norddeutschlands hat sich als früheste Metallkultur eine selbständige Bronzezeit (das nordische Bronzezeitalter) entwickelt, indem die aus Nordasien u. aus den europäischen Mittelmeerländern dorthin eingeführten Bronzen die Basis für die Entwickelung einer selbständigen Kultur bildeten, und die Bewohner des Nordens durch friedliche Beziehungen zu andern Völkern nach und nach die Bronze bearbei-

ten lernten. In Schweden herrschte die Bronzezeit von etwa 1500—500 v. Chr. Innerhalb dieser Kulturperiode unterscheidet man zwei Hauptgruppen, die ältere und die jüngere nordische Bronzezeit. In der erstern tragen die Bronzearbeiten als Verzierungen feine, mit dem Stempel eingeschlagene Spiralornamente u. Zickzacklinien, während die Gräber Reste von unverbrannten Leichen enthalten. Dagegen sind bei den Fundstücken der jüngern nordischen Bronzezeit die Spiralverzierungen verschwunden, und die Enden der Ringe, der Messer und Schwertgriffe sind oft spiralig aufgerollt. Die Leichen wurden stets verbrannt. Das Material für die Bronzeindustrie des Nordens ist zweifelsohne dorthin eingeführt worden. Die meisten Bronzesachen (besonders die schwedischen) sind gegossen, und erst gegen das Ende der Bronzezeit zeigen sich häufig Spuren von der Anwendung des Hammers. Das Löten war unbekannt, zusammenzufügende Teile wurden durch Nieten oder durch Übergießen mit Bronzemasse verbunden. Die bronzenen Geräte und Waffen weisen zum Teil höchst charakteristische Formen auf. Rasiermesser von trapezoider Form, Dolche und Messer von gekrümmter oder geschweifter Gestalt, Sägen, Meißel, Äxte und Hämmer sind in den skandinavischen Gräbern in großer Anzahl gefunden worden. Die Knöpfe und Schwertgriffe sind bisweilen durch Bernsteineinlagen, häufiger durch Einlage einer schwärzlichbraunen harzähnlichen Masse verziert; einzelne Bronzegegenstände sind auch mit dünnen Goldplatten belegt. Das wichtigste Werkzeug der Bronzezeit ist der in verschiedenen Formen vorkommende Celt, der als Axt, Beil oder Meißel verwendet wurde. Man unterscheidet zwei Haupttypen: Schaftcelte und Hohlcelte (Tafel I). Die erstern stellen in ihren vorherrschenden Formen Beile ohne Schaftlappen dar, sind einfachen Steinäxten nachgebildet und ebenso wie diese geschäftet. Bei den Hohlcelten wurde dagegen der in einem Knie gebogene Schaft in die Öffnung des Celtes gesteckt und meist mittels einer kleinen Öse, die sich an dem Celt selbst befindet, festgebunden. Manche Schaftcelte, welche an einer Seite eine Vertiefung und eingebogene Kanten (Schaftlappen) aufweisen und häufig als Paalstab (paalstave, Tafel I) bezeichnet werden, wurden offenbar in ähnlicher Weise wie der Hohlcelt geschäftet. Die eigentlichen Angriffswaffen der nordischen Bronzezeit waren Dolche, Äxte, Spieße, Bogen und Pfeile, vermutlich auch Keulen und Schleudern; die Verteidigungswaffe war der Schild. Bronzeschwerter der eigentlichen Bronzezeit erweisen sich mehr zum Stich als zum Hieb geeignet und wurden, wie die auffallende Kleinheit des Griffes vermuten läßt, wahrscheinlich wie Dolche gefaßt. Die Klingen sind zweischneidig und spitz; dem Griffe fehlt die Parierstange. Er wurde entweder ganz aus Bronze hergestellt oder aus Holz, Knochen und Horn, durch welche meist die bronzene Griffangel ging. Die Schwertscheiden, aus Holz mit einem Überzug aus Leder bestehend, trugen unten ein Ortband aus Bronze. Bronzene Pfeilspitzen sind im allgemeinen selten, wahrscheinlich weil man vielfach noch den Feuerstein für den gleichen Zweck verwendete; dagegen finden sich bronzene Lanzenspitzen ziemlich häufig. Das Geschirr der Pferde war reich mit Bronzeplatten verziert. Ferner gehören zum Inventar der nordischen Bronzezeit große bronzene Kriegshörner, Sicheln und Angelhaken, Diademe und Hängegefäße, aus Holz und Bronze hergestellte Wagen, wie die kleinen bronzenen vierräderigen Kesselwagen von Kesselform, ferner bronzene Fibeln und Armringe, gedrehte Halsringe (torques) u. dgl. Die Kommandostäbe und Kommandoäxte (Tafel I), schön verzierte Bronzestäbe, bez. Bronzeäxte, die als Insignien der Macht von Fürsten oder Befehlshabern geführt wurden.

Von den Völkern des südlichen Europa modifizierten die Hellenen, welche ebensowohl Eisen wie Kupfer und Bronze verwendeten, die durch die Phöniker übertragene babylonisch-ägyptische Metallkultur nicht unerheblich. Während das griechische Handwerk im allgemeinen ziemlich autochthon entstanden ist, lernten Kunst und Kunstindustrie von orientalischen Vorbildern. Im Burghügel von Mykenä fand Schliemann neben Bronzegeräten Gold- und Kupfergeräte und neben Steingerät vereinzeltes Eisengerät. In eigentümlicher Weise repräsentiert Mykenä eine Mischung der absterbenden Stein- und der heimischen und orientalischen Metallkultur. Löwen, Sphinxe und Pflanzenformen, Totenmasken und Brustschilde deuten auf den Orient; daneben lassen aber die Schwerter- und Dolchformen sowie die als Ornament verwendeten Spiralen, die Rundkreise und Buckel den Beginn einer neuen Kultur erkennen. In Italien sind die Etrusker die Träger der aus Südasien stammenden Kultureinflüsse geworden. Auch hat sich, wie es scheint, in Norditalien die südasiatische Kultur mit der ursprünglich aus Nordasien stammenden Bronzekultur Nordeuropas mehrfach gekreuzt. Die ältesten Bronzen Italiens, wie sie in den Terramaren (jenen auf trocknem Lande errichteten pfahlbauartigen Ansiedelungen) sich finden, scheinen mit den eingewanderten Italikern von Norden her nach Italien gelangt zu sein. Dagegen nahm die Verbreitung der ältesten Eisenkultur in Italien und den Alpenländern einen wesentlich verschiedenen Weg. Diese stark mit Bronze gemischte Eisenzeit Oberitaliens zeigen die Grabfelder zu Villanova, Marzabotto, La Certosa (unweit Bologna), zu San Francesco, zu Ronzano und auf den Euganeischen Hügeln. Mit Ausnahme von Marzabotto und La Certosa sind die besagten Funde einer altertümlichen voretruskischen Kulturperiode zuzurechnen, welche Undset als altitalische Metallkultur bezeichnet, die jedoch in engen Beziehungen zu Griechenland und den Küsten des Mittelmeers stand und in das 9.—10. Jahrh. v. Chr. zu verlegen ist. Dagegen werden die Funde des Gräberfeldes von La Certosa und des größern Teils der zu Marzabotto aufgedeckten Gräber als der etruskischen Kultur zugehörig bezeichnet, wofür insbes. der Bleigehalt der diesen Gräbern entnommenen Bronzen spricht. Die verbrannten Gebeine sind zu Marzabotto bisweilen in jenen cylinderförmigen, gerippten Bronzecisten beigesetzt, welche nach Helbig griechischen Ursprungs sind. Bemalte Vasen und Statuetten, Bronzespiegel, Grabstelen mit etruskischen Inschriften sowie Bronzeklumpen von bestimmter Form (aes rude), die während jenes Abschnitts der M. vielfach als Geld benutzt wurden, eiserne Schwerter, Dolche und Lanzenspitzen, Werkzeuge von Eisen und Bronze, Fibeln von Gold, Silber und Bronze und ganz bestimmter Form (La Certosa-Fibel) wurden ebenfalls in den beiden letzterwähnten Fundstätten angetroffen. Das in Marzabotto und La Certosa vertretene etruskische Element unterscheidet sich in mancher Hinsicht von demjenigen des südlich vom Apennin gelegenen Etrurien und wird daher von Undset als nordetrus-

tische Kulturgruppe von der »rein etruskischen« unterschieden. Die Ausgrabungen von Este beweisen, daß die zuerst nördlich von den Alpen entdeckte und hier weitverbreitete Eisen-Bronzekultur, die man nach ihrem ersten Hauptfundplatz als *Hallstattkultur* (Tafel I) bezeichnet, zweifelsohne vom Süden und Osten her in jene nördlichern Verbreitungsgebiete vorgedrungen ist. Letztere, die man auch als die *ältere Metallkultur Mitteleuropas* bezeichnet, gehört, obwohl in den spätzeitlichen Fundgegenständen sich mit ihr berührend, doch nicht zu der spezifisch-griechischen oder römischen. Diesen jüngern und weiter fortgeschrittenen Kulturkreisen gegenüber zeigt sie vielmehr einen weit altertümlichern archaistischen Charakter. Sie verbreitet sich durch die Alpenländer, das Donaugebiet, das südliche und südwestliche Böhmen, Teile von Mähren und Schlesien, Südwestdeutschland mit Württemberg, Baden und Bayern sowie durch einen großen Teil Frankreichs bis an die Pyrenäen. Auch sind die Balkanländer, Oberitalien und die Schweiz (in letzterm Land weist die Bronzekultur der westschweizerischen Pfahlbauten Anklänge an die Hallstattperiode auf; vgl. Pfahlbauten) von ihrem Einfluß nicht unberührt geblieben. Die Hallstätter Funde, ca. 6000 verschiedene Objekte von Bronze, Eisen, Gold, Gagat, Bernstein, Thon und Elfenbein, welche aus 993 Gräbern mit meist unverbrannten Leichen zu Tage gefördert und von v. Sacken beschrieben wurden, beweisen, daß während dieses Kulturstadiums, welches nach Undset gegen 500 v. Chr. seinen Höhepunkt erreicht hat und von Tischler in eine *ältere* und *jüngere Hallstattperiode* eingeteilt wird, die Metallurgie bereits eine relativ hohe Entwickelungsstufe erreicht hatte, und daß die Völker Mitteleuropas damals eine entschiedene Vorliebe für Pracht und Luxus an den Tag legten. Die Schwerter aus Bronze, vorherrschend aus Eisen hergestellt, haben breite, schwere Klingen mit schräg abgeschnittenen Spitzen. Die Handgriffe schließen ab in großen Knaufen, häufig von der Form der Insektenfühlhörner (»Antennenschwerter«), und unterhalb des Griffes bemerkt man an der Klinge seitliche Einschnitte. Auch Dolche sind häufig, die Klinge fast immer von Eisen, die Griffe von Bronze, ebenso Messer mit breiter geschweifter Klinge. Unter den Schmucksachen fallen prächtige bronzene *Gürtelbleche* auf, die mit getriebenen Ornamenten verziert sind, und denen spitze Haken zum Verschluß dienen. Ferner finden sich hängende *Ketten mit Klappenblechen* (Tafel I), *Armringe*, teils hohl aus zusammengebogenem Bronzeblech gebildet, teils massiv gegossen; als Motiv dient häufig eine Schnur mit aufgereihten Perlen oder Kugeln. Unter den Hallstätter Fibeln sind *Spiralfibeln* (Tafel I) und *Bügelfibeln* vorherrschend. Bronzegefäße wurden zahlreich und von mannigfacher Form ausgehoben, nämlich ein- oder zweihenkelige Eimer (situlae, Tafel I), quergerippte cylindrische Cisten, Vasen, tassenförmige Gefäße, Schalen (Tafel I), flache Schüsseln u. dgl.

Als Träger der Hallstätter Metallkultur betrachtet man die in prähistorischer Zeit in den Alpenländern und den nördlich angrenzenden Gebieten ansässigen *Kelten*; jedoch beweist schon die weite Verbreitung dieser Kultur, daß eine ganze Anzahl von Völkern an derselben teilgenommen hat. Auch erscheint diese Kultur nicht als eine einheitliche, sondern als das Resultat verschiedenartiger Einwirkungen. Besonders rein hat man sie in den Urnenhügeln von Watsch und St. Margareten (Krain) angetroffen. Eine zu Watsch ausgegrabene Situla und ein ebendaselbst aufgefundenes Gürtelblech eröffnen uns durch die auf denselben dargestellten Szenen einen Einblick in das Leben und Treiben der Bevölkerung Mitteleuropas zur Zeit der Hallstattperiode. Zu letzterer Kulturepoche sind auch die in den schwäbischen Fürstenhügeln Belremise und Kleinaspergle gefundenen Altertümer zu rechnen. In der Byciskalahöhle (Mähren) wurden vollständige Werkstätten der Eisen- und Bronzekultur der besagten Epoche aufgedeckt. Neben andern Objekten wurden daselbst ein Zepter, zwei eigentümliche Lendengehänge sowie mehrere Arm- und Haarspangen (sämtliche Gegenstände aus Bronze hergestellt) aufgefunden.

Während in der ältern Metallkultur Mitteleuropas, repräsentiert durch die Hallstattfunde, mit dem Gebrauch des Eisens derjenige der Bronze parallel läuft, wird der spätere Abschnitt der mitteleuropäischen Metallkultur, wo die Waffen aus Eisen, Schmuckgegenstände aus Bronze hergestellt werden, durch die zu *La Tène* gemachten Funde gekennzeichnet. Diese berühmte Fundstätte, bei dem Dorf Marin am Nordufer des Neuenburger Sees gelegen, stellt einen militärischen Beobachtungsposten dar, und daraus erklärt sich das fast gänzliche Fehlen von Werkzeugen und Geräten für Ackerbau u. Haushalt. Im Gegensatz zu den Hallstattobjekten zeichnen sich die Waffen und Geräte von La Tène (Tafel II) im allgemeinen aus durch Abrundung und kräftige Profilierung. Die Schwerter (zweischneidige, dünne, gerade Eisenklingen von einer Länge bis 1,75 m, Tafel II) sind meisterhaft gearbeitet und tragen zum Teil Marken, die wohl als Fabrikstempel aufzufassen sind. Die sich verschmälernde, etwa 10 cm lange Angel endet in einem rundlichen oder breiten Knopf. Statt der Parierstange ist ein glockenförmig geschwungener Bügel zwischen Angel und Klinge aufgelötet. Die Griffbekleidung ist nicht erhalten und mag von Holz oder Horn gewesen sein. Die Schwertscheiden sind fast sämtlich aus Eisenblech hergestellt. Die Lanzenspitzen sind lanzettförmig mit starker Mittelrippe, hier und da an den Seiten etwas ausgeschnitten (Tafel II). Die Krieger von La Tène schützten sich mit hölzernen Schilden; man hat eigentümliche *Schildbuckel* gefunden: gebogene Eisenplatten, welche mit Nägeln in der Mittellinie des Schildes befestigt waren (Tafel II). Die Helme bestanden offenbar aus Leder, auf welches Bronzescheiben aufgesetzt waren. Auch fand man Trensen und andre Teile von Pferdegeschirren sowie Bruchstücke von Wagen. Die zu Tage geförderten *Kesselhaken* unterscheiden sich kaum von den noch heutzutage benutzten, während die *Kessel* selbst aus einer dünnen, gehämmerten Bronzeplatte, an welche sich oben ein breites, am Rande umgebogenes Eisenblechband anschließt, hergestellt sind. Von Schmuckgegenständen fand man außer charakteristischen Fibeln (Tafel II) nur wenig, dagegen ist die Metallkultur durch *Gürtelhaken* (Tafel II) von besonderer Form, welche häufig Tierköpfe zur Darstellung bringen, Ringe mit Buckeln oder mit petschaftförmigen oder schalenförmigen Endknöpfen, Armringe von gelbem oder blauem Glas, fein gearbeitete Bronzeketten, deren Ringe durch besondere Zwischenglieder verbunden sind &c., charakterisiert. Der Ornamentstil besteht in eigentümlich geschlängelten Linien, in denen das *Triquetrum* (Bild der mit Ausläufern in Form von drei laufenden Beinen versehenen Sonnenscheibe) und die Spirale vorherrschen. Vielfach finden sich unter den Orna-

menten Schmelzinkrustierungen (Email). Von edlen Metallen zeigt sich besonders Silber verarbeitet. Unter den Bronzegefäßen sind die Schnabelkannen mit hochragenden Ausgüssen bemerkenswert.

Während die Hallstattgruppe in Deutschland hauptsächlich im Donauthal liegt, schließen sich die Metallfunde des Rheinthals vorzugsweise der La Tène-Kultur an. Auch scheint sich diese in einem Gürtel durch das mittlere Deutschland bis nach Böhmen hinzuziehen und von da abwärts durch das westliche Ungarn bis nach Oberitalien, so daß sie das von der ältern Kulturgruppe eingenommene Gebiet in einem Bogen umspannt. Weiterhin zieht die La Tène-Kultur in einem zweiten Gürtel durch das östliche und nördliche Frankreich bis an die Nordsee und hinüber nach den britischen Inseln. In der Schweiz und im südöstlichen Frankreich lassen sich beide Kulturen nachweisen. Norddeutschland hat die ersten Eisensachen durch den Einfluß der Hallstattkultur und die mit dieser zusammenhängenden südlichern Kulturgruppen empfangen. Zu einer eigentlichen Eisenzeit wurde durch sie indessen nur im Osten der Grund gelegt, und im übrigen scheint der Einfluß der Hallstattgruppe die neue Zeit nur anzubahnen; die Begründung der Eisenzeit in Norddeutschland sowie überhaupt in Nordeuropa ist der La Tène-Kultur zu danken. Der Anfangspunkt der La Tène-Kultur in den mitteleuropäischen Gebieten läßt sich zur Zeit noch nicht mit Sicherheit feststellen. Die vorrömische Eisenzeit Norddeutschlands umfaßt aber nach Undset die beiden letzten Jahrhunderte v. Chr., und sowohl in Mittel- als in Nordeuropa wurden die besagten Kulturen durch die römische Metallkultur verdrängt. Während man früher Funde der mitteleuropäischen M. sehr allgemein als **keltische Altertümer** bezeichnete, hat man in neuester Zeit erkannt, daß an vielem, was man früher den Kelten zuschrieb, andre arische Stämme ebenfalls beteiligt waren. Anderseits steht fest, daß die Kelten an der Pflege und Verbreitung der Hallstattkultur Anteil hatten und vorzugsweise die Träger der La Tène-Kultur gewesen sind. Gewisse Ornamente der La Tène-Gruppe, wie z. B. die eingegrabenen Ringe und Wellenlinien, die Dreiecke, die phantastischen Tiere, deren Kiefer, Schwanz, Hörner und Füße in Pflanzensprosse auslaufen, stellen ein in der keltischen Ornamentik häufig zu findendes Motiv dar. Auch sind die häufig mit La Tène-Altertümern sich findenden **Regenbogenschüsselchen** von keltischen Völkern in Gallien, Britannien, Böhmen und den Alpenländern geprägte Münzen. In Deutschland ist Hessen das Hauptverbreitungsgebiet der Regenbogenschüsselchen. Daß keltische und gallische Altertümer in ihrer Stilform mit den Altertümern vom La Tène-Typus im großen und ganzen übereinstimmen, beweisen die in den Festungsgräben der Stadt Alesia aufgefundenen nichtrömischen Waffen sowie die Fundgegenstände aus der Tiefenau bei Bern, wo über 100 Schwerter, Lanzen, Panzerhemden, zerbrochene Streitwagen, Schmuck, Münzen u. dgl. ausgegraben wurden. Die zwischen den ausgegrabenen Wohnstätten von Bibracte aufgefundenen Werkstätten gehörten wahrscheinlich gallischen Goldschmieden an, und unter den auf dem Hradischt bei Stradonic (Böhmen) gemachten Funden lassen die den Schmiedearbeiten von Bronze und Eisen zugesellten Münzen sowie die daselbst aufgefundenen Darstellungen des Wildschweins (der Eber hatte bei den Kelten eine besondere symbolische Bedeutung) erkennen, daß die besagten Schmiedearbeiten von Kelten herrühren. Daß zwischen den **gallischen Altertümern** und denjenigen der La Tène-Kultur kein wesentlicher Unterschied besteht, ergibt sich unter anderm auch daraus, daß gewisse Gräber des Grabfeldes von Marzabotto, welche mit Sicherheit den in Oberitalien eingefallenen Galliern zuzuschreiben sind, durch die Grabbeigaben den La Tène-Funden entsprechen.

Die eigenartige Metallkultur, welche sich während der Völkerwanderung und unmittelbar nach derselben auf deutschem Boden entwickelte, und deren charakteristische Fundstücke in den **fränkisch-alemannischen Reihengräbern** der merowingischen Zeit zusammen mit Langschädeln angetroffen werden, entstand im wesentlichen wohl auf der Basis der römischen Provinzialkultur und benutzte zu Waffen von Metallen ausschließlich Eisen. Unter letztern nimmt neben Schleuder, Bogen, mit eisernen Spitzen von verschiedener Form versehenen Pfeilen und dem **Kolben** (keulenartiger Kampfstock) das **Wurfbeil** (**Franziska**) und die **Streitaxt** oder **Hiltbarte** (Tafel II) eine hervorragende Stelle ein. Ferner bestand die Bewaffnung der fränkisch-alemannischen Völker der besagten Epoche in dem **Kampfmesser** oder **Sax** (Tafel II), von dem drei Arten, nämlich: der **kleinere Sax**, der **Langsax** und der **Scramasax**, unterschieden werden. Letzterer ist ein einschneidiges Kurzschwert und ist schon zu Beginn der Epoche im Gebrauch gewesen, während das 81—97 cm lange, 4½—6 cm breite, stählerne Langschwert (**Spatha**), im wesentlichen eine Nachbildung des römischen Langschwerts, erst durch allmähliche Verdrängung des Sax in allgemeinen Gebrauch kommt. Eine sehr mannigfaltig gestaltete Zierde des Schwertes bilden das Mundstück und das Ortband der hölzernen Scheide. Von den Schilden der merowingischen Zeit haben sich, da dieselben ebenfalls aus Holz bestanden, nur die Eisennägel und die eisernen Schildbuckel erhalten, welch letztere den Buckeln des römischen Schildes genau nachgebildet sind. Die Form des Helmes entspricht im allgemeinen der phrygischen Mütze des Altertums; derselbe besteht in der Regel aus vier gekreuzten Metallspangen, welche mit Leder oder mit einer von Hornplatten überzogenen Filzschicht bedeckt sind.

Die prähistorische Metallkultur Großbritanniens u. die **angelsächsischen Altertümer** zeigen, daß die nordasiatischen Kultureinflüsse in diesem Lande, welches seiner Zinnerze halber schon im frühen Altertum von Phönikern und später von massiliotischen Griechen aufgesucht wurde, und wo es auch an Kupfererzen nicht fehlt, zunächst eine mit der durch den Celt charakterisierten nordeuropäischen Bronzezeit identische Bronzekultur hervorgerufen haben. Anderseits war auch die Eisengewinnung den Bewohnern der britischen Inseln schon sehr frühzeitig bekannt. Sowohl die britischen Schmelzöfen als die Verwendung von Kupfer- u. Eisenstücken von bestimmtem Gewicht als Geld werden von Cäsar besonders erwähnt. Strabon bemerkt, daß Eisen schon in früher Zeit einen Ausfuhrartikel Großbritanniens gebildet hat. Die in dem Forest of Dean (Monmouthshire) sich findenden Eisenbergwerke wurden schon in vorrömischer Zeit, dann aber auch während der römischen Okkupation ausgebeutet. Eine reiche Bronze-Eisenkultur haben ferner die in den Hügelgräbern von Arras und Hesslesken gemachten Funde ergeben. Die dort gefundenen Eisenschwerter entsprechen ebenso wie ein Schwert aus dem Fluß Witham dem La Tène-Typus, der sich, da die

Römerherrschaft in Großbritannien nicht dauernd festen Fuß fassen konnte, auf den britischen Inseln länger als anderswo erhalten hat. Beispiele von Waffen, Geräten und Schmucksachen aus den verschiedenen Perioden der M. bieten die Abbildungen der beifolgenden Tafeln.

Vgl. Lindenschmit, Altertümer unsrer heidnischen Vorzeit (Mainz 1858—90, 4 Bde.); Derselbe, Handbuch der deutschen Altertumskunde (1. Teil, Braunschw. 1880—89); Beck, Die Geschichte des Eisens, Bd. 1 (das. 1884); Andree, Die Metalle bei den Naturvölkern (Leipz. 1884); Gozzadini, Di un sepulcreto etrusco scoperto presso Bologna (Bologna 1854); »La Necropole de Villanova« (das. 1870); Helbig, Die Italiker in der Poebene (Leipz. 1879); v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich (Wien 1868); Groß, La Tène, un oppidum helvète (Par. 1886); Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa (deutsch, Hamb. 1882); S. Müller, Ursprung und erste Entwickelung der europäischen Bronzekultur (deutsch, Braunschw. 1884); Much, Die Kupferzeit in Europa (Wien 1886); Reyer, Die Kupferlegierungen (im »Archiv für Anthropologie«, Bd. 14); Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern (Münch. 1894); Richly, Die Bronzezeit in Böhmen (Wien 1894); J. Taylor, Etruscan researches (Lond. 1874); Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit (deutsch, Berl. 1885); Derselbe, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux (1895); Thurnam, On ancient British barrows (Lond. 1873); Franks u. Kemble, Horae ferales (das. 1863).

Metamēren (Folgestücke), s. Tier.

Metamerīe (griech.), s. Isomerie.

Metammeh, 1) Stadt im obern Nubien, 135 km nordöstlich von Chartum, links am Nil, Schendi gegenüber, als dessen Vorstadt M. angesehen werden kann, unregelmäßig angelegt, hat aus Nilschlamm erbaute Häuser, baumlose, staubige, äußerst unreinliche Straßen und 3000 Einw. Vom Nil ist die Stadt durch einen den Überschwemmungen ausgesetzten fruchtbaren Landstreifen, von der Bajudasteppe durch niedrige Hügel getrennt. General Stewart schlug hier 28. Jan. 1885 die Truppen des Mahdi. — 2) (Matammeh) Stadt im östlichen Sudân, früherer Hauptort der ehemaligen ägypt. Provinz Galabat, links am Atbara, nahe der abessinischen Grenze, inmitten von Tabaks-, Baumwoll- und Durrahpflanzungen, war vor dem Aufstand des Mahdi Haupthandelsplatz zwischen den Ebenen der Bedscha und dem abessinischen Hochland, mit 8000 Einw.

Metamorphische Gesteine, s. Metamorphismus der Gesteine.

Metamorphische Lagerstätten, Lagerstätten, deren mineralogische Zusammensetzung am Orte ihrer Ablagerung nachträglich durch besondere Umwandlungsvorgänge, wie z. B. durch hydrochemische Prozesse oder durch den Kontakt mit einem Eruptivgestein, eine wesentliche Veränderung erfahren hat (s. Metamorphismus und Erzlagerstätten).

Metamorphische Schiefer, soviel wie kristallinische Schiefer.

Metamorphismus (Metamorphose) der Gesteine, die Umbildung eines Gesteins in ein anderes, im weitesten Sinne jede Veränderung, welche ein Gestein seit seiner ursprünglichen Bildung oder Ablagerung betroffen hat; so die Veränderung der Gesteine durch die Einwirkung der Atmosphärilien (Luft, Wasser und Kohlensäure) oder die Verwitterung, die Verfestigung des Thonschlammes zu Schieferthon und Thonschiefer, des Kalkschlammes zu Kalkstein, die Umänderung der vegetabilischen Substanz in Torf, Braunkohle, Steinkohle und Anthracit, die Umbildung des Anhydrits durch Wasseraufnahme in Gips, die Umwandlung schwach dolomitischer Kalksteine durch Auslaugung von kohlensaurem Kalk in zellige Dolomite, die Umbildung des Eisenspats in Brauneisenstein, die Zersetzung der Silikatgesteine mittels der in der Luft und im Wasser enthaltenen Kohlensäure unter Abscheidung freier Kieselsäure und endlicher Bildung von Thon nebst allen Zwischenstufen. Man hat diesen M., bei welchem das Wasser und die bei der Verwitterung der Gesteine entstandenen Lösungen eine solche hervorragende Rolle spielen u. wesentlich hydrochemische Vorgänge sich vollziehen, als hydatogenen M. bezeichnet und ihn dem sogen. atmogenen und pyrogenen M. gegenübergestellt. Bei dem atmogenen M. sind die wirkenden Kräfte vulkanische Gase und Dämpfe, auch Quellen; so werden Trachyte durch die schweflige Säure der Solfataren umgewandelt in Alaunstein, Kalksteine in Gips; dunkle Laven werden gebleicht und in weiche, thonige Massen verwandelt, welche die widerstandsfähigern Bestandteile oft noch in deutlich erkennbaren Kristallen einschließen. Der pyrogene M. äußert sich besonders an Gesteinen, die von Eruptivgesteinen durchbrochen worden sind, und zwar in Form von Frittung, Anschmelzung, Verglasung, Verkokung, Umkristallisierung etc., also in einer Veränderung der Struktur (s. Basalte). Diese Art des M. ist auch wohl als Kontaktmetamorphismus bezeichnet worden. Allgemein versteht man aber unter letzterm M. die in Berührung mit Eruptivgesteinen überhaupt eingetretene Umwandlung der Gesteine. Bei den Ergußgesteinen pflegt dieselbe eine andre zu sein als bei den plutonischen Gesteinen. Während man bei den erstern (z. B. beim Basalt) hauptsächlich Umschmelzungen etc. begegnet, die sich aus der hohen Temperatur der Ergußgesteine in einfacher Weise erklären u. selbst experimentell nachahmen lassen (kaustische Metamorphose), sind die an die plutonischen Gesteine geknüpften kontaktmetamorphischen Umbildungen viel komplizierter und in der Regel nicht ohne die Annahme zu erklären, daß das Magma der plutonischen Gesteine in großer Menge wässerige Lösungen enthielt, welche bei der Erstarrung desselben zum Teil in das Nebengestein eindrangen und dort oft weitgehende Veränderungen hervorriefen (hydatothermische Metamorphose). So sind Kalksteine verschiedenen Alters im Kontakt mit plutonischen Gesteinen innerhalb einer weiten Zone um das Eruptivgestein, dem sogen. Kontakthof, in feinkörnige Marmore umgewandelt, welche Kalksilikate, wie Granat, Vesuvian, Wollastonit, grünen Augit etc., aber auch Magnesiasilikate, Spinelle, Korund etc. (sogen. Kontaktmineralien), oft in großer Menge enthalten, z. B. die Triaskalke bei Predazzo in Südtirol im Kontakt mit Syenit, die Triaskalke am Adamello mit Quarzdiorit, Silurkalke bei Christiania mit Granit etc. Thonschiefer im Kontakt mit Granit kennt man von verschiedenen Orten. In den Vogesen gehen dieselben, je mehr man sich in dem bis an 1000 m breiten Kontakthof dem Granit nähert, allmählich in Knoten- und Fleckschiefer, Knotenglimmerschiefer und ungeschichtete Hornfelse (Glimmerhornfelse, Andalusithornfelse, Cordierithornfelse) über, und ganz ähnlich sind die Erscheinungen am Granitkontakt im Harz, in

Sachsen, im Fichtelgebirge etc., wo ebenfalls Knotenschiefer, Fruchtschiefer, Andalusit- oder Chiastolithschiefer und als weitestes Stadium der Umwandlung, dem Granit am nächsten gelegen, Hornfelse (Cornubianite etc.) beobachtet werden. Die Metamorphose dieser Thonschiefer besteht oft lediglich in einer molekularen Umlagerung (Umkristallisierung), nur in manchen Fällen ist eine Zufuhr von Kieselsäure, Borsäure und Fluor nachweisbar, die auch in der reichlichen Ausscheidung von Quarz und Turmalin direkt zum Ausdruck kommt. Anders als am Granit erscheint die Kontaktmetamorphose der Thonschiefer am Diabas, indem sich hier im Kontakthof natronreiche Kontaktgesteine (Hornschiefer, Spilosite, Desmosite, Adinole etc.) einstellen. Außer den Umwandlungsvorgängen im Nebengestein (*exomorpher M.*) läßt sich bei vielen Eruptivgesteinen auch eine strukturelle, seltener stoffliche Veränderung an den Kontaktstellen (*endomorpher M.*) nachweisen. So sind die Variolite (Perldiabase) eine endomorphe Kontakterscheinung des Diabases.

Experimentell läßt sich zeigen, daß locker gebildetes Material durch Druck verfestigt werden kann, und so wird auch allgemein angenommen, daß der Unterschied zwischen dem lockern Zustand sehr alter Gesteine (der silurischen, devonischen und Steinkohlenformation) in Zentralrußland und den festen Schieferthonen und Sandsteinen derselben Formationen in andern Gegenden auf den Mangel an Bedeckung und deshalb auch des Druckes während jüngerer geologischer Perioden in Rußland zurückzuführen ist. Die Thatsache ferner, daß stark gestörte Schichten an Stellen hochgradiger Biegung eine strukturelle Umformung (transversale Schieferung, Griffelung, Streckung etc.) erlitten haben oder aus Material zusammengesetzt sind, welches im Vergleich mit andern Stellen derselben Schichten eine höhergradige kristallinische oder schieferige Ausbildung besitzt, hat zu der Aufstellung des *tektonischen* oder *Stauungs-* (*Dislokations-*, *Dynamo-*) *Metamorphismus* geführt. Da derselbe aber in der Regel strich- oder zonenweise weitverbreitet auftritt, hat man ihn auch wohl als *regionalen* oder *allgemeinen M.* bezeichnet. Dieser M. umfaßt Eruptiv- u. Sedimentgesteine in gleichem Maße. Er geht hervor aus der mechanischen Umformung der Gesteine, welche eine Folge der Gebirgsbildung (s. Gebirge) ist u. zugleich die Veranlassung zu einer molekularen Beweglichkeit und darin begründeten mineralisch-chemischen Umlagerung ist. Der Nachweis des regionalen M. ist nur da möglich, wo, wie bei Wippra im Harz, ein wirklicher Übergang der normalen, nicht veränderten Gesteine (Thonschiefer, Grauwacken, Diabase etc.) in die veränderten Gesteine (Phyllite, Sericitschiefer, Sericitgneise, Amphibolite etc.) nachgewiesen werden kann, oder wo, wie am Nufenenpaß und am Rhônegletscher, in den kristallinischen Schiefern noch deutlich erkennbare, wenn auch stark deformierte Organismen (Belemniten etc.) sich finden, oder wo, wie auf der Halbinsel Bergen in Norwegen, beides der Fall ist. Seit diese hier angedeuteten und noch einige andre Fälle des regionalen M. bekannt geworden sind, werden die kristallinischen Schiefer (Glimmerschiefer, Gneise etc.) gern als durch die Dynamometamorphose umgewandelte alte Sedimente und alte, druckschieferige Eruptivgesteine angesehen. Immerhin fehlt es nicht an Einwendungen gegen diese Ansicht. Auch zeigen zuweilen horizontal gelagerte, also nicht aufgerichtete, außerordentlich mächtige und über weite Strecken verbreitete Schiefergesteine ganz die gleiche metamorphische Beschaffenheit; es gehen dann hinsichtlich ihres M. die Meinungen weit auseinander. Suchen die einen die Ursache im Plutonismus, d. h. in einer Einwirkung der innern Erdwärme oder erumpierender Gesteine (*plutonischer M.*), so sprechen die andern von hydrochemischen Prozessen (*hydatogener*, *hydrochemischer M.*), wieder andre huldigen der Theorie der *Diagenese* (s. d.) oder der *Injektion* (s. d.). Vgl. auch Gneis. — Der M. ist als eins der wichtigsten, freilich auch schwierigsten Kapitel der Gegenstand eingehender Erörterung in allen Lehrbüchern der Geologie, namentlich in denen der chemischen Geologie, unter welchen das von *Bischof* (2. Aufl., Bonn 1863—66, 3 Bde.; Supplement 1871) speziell in den Fragen des M. epochemachend eingegriffen hat. Daneben sind besonders zu erwähnen: *Roth*, Allgemeine und chemische Geologie (Berl. 1879—93, 3 Bde.), und *Daubrée*, Synthetische Studien zur Experimentalgeologie (deutsch von Gurlt, Braunschw. 1880).

Metamorphopsie (griech.), s. Gesichtstäuschungen.

Metamorphose (griech.), jede »Verwandlung« in eine andre Gestalt oder Umgestaltung, besonders in der Mythologie der Alten die zahlreichen Sagen von Verwandlungen von Menschen in Tiere, Bäume, Quellen etc., die namentlich von gelehrten Dichtern des alexandrinischen Zeitalters u. nach deren Vorbild von Ovid dichterisch behandelt wurden. — In der *Zoologie* versteht man unter M. die Verwandlung, welche ein junges Tier durchmacht, ehe es die Form des Erwachsenen annimmt. Manche Tiere gehen aus dem Ei bereits vollendet hervor, erleiden also keine M.; die meisten jedoch sind zunächst den Erwachsenen unähnlich (sogen. *Larven*, z. B. Raupen der Schmetterlinge, Kaulquappen der Frösche) u. erlangen erst allmählich die endgültige Gestalt, in welcher sie auf die Fortpflanzung bedacht sind. Besonders bekannt ist die M. bei den Insekten, bei welchen man eine *vollständige* (eine oder mehrere Larven, Puppe und Geschlechtstier oder Imago) und eine *unvollständige M.* (mehrere nur wenig voneinander und von der Imago verschiedene Larvenformen) unterscheidet. Bei jeder M. werden überflüssig gewordene Teile abgeworfen oder treten andre bis dahin unthätige in Wirksamkeit (vgl. Insekten, S. 271). *Regressive* oder *rückschreitende M.* findet statt, wenn ein Tier, das in seiner Jugend auf höherer Organisationsstufe steht, nach und nach bei den Verwandlungen herabsinkt, also z. B. aus einem frei umherschwimmenden zu einem festgewachsenen Tier ohne Gliedmaßen wird. Dies ist fast stets der Fall bei den seßhaften Schmarotzern unter den niedern Tieren; es gibt welche, die durch Parasitismus bis zu einem einfachen Sack voller Eier und Samen, sonst aber ohne irgend andre Organe reduziert sind (vgl. Schmarotzer). — In der *Botanik* heißt M. die zuerst von Wolff ausgesprochene, von Goethe (»Über die M. der Pflanze«, 1790) klarer ausgeführte Idee, welche in der Vielheit der Pflanzenformen nur Umbildungen einiger weniger Grundorgane sieht, nämlich des Stengels und des Blattes, daher insbes. die Blüten durch M. der Blätter eines Stengels erklärt (s. Blatt, S. 56). *Rückschreitende M.*, eine Mißbildung, s. Anamorphose. Vgl. *Wigand*, Kritik und Geschichte der Lehre von der M. der Pflanze (Leipz. 1846). — *M. der Gesteine*, s. Metamorphismus.

Metamorphosen, s. Marionetten.

Metamorphosieren (griech.), umwandeln, umgestalten; *metamorphotisch*, umgestaltend, auf Metamorphose beruhend, darauf bezüglich.

Metaneira, Gemahlin des Keleos (s. d.).

Metanilsäure (Metaamidobenzolsulfosäure) $C_6H_4NH_2.SO_3H$ entsteht durch Reduktion von Metanitrobenzolsulfosäure mit Schwefelammonium und bildet farblose Kristalle. Wird sie diazotiert und mit Diphenylamin oder Naphthol kombiniert, so entsteht im ersten Fall Metanilgelb, im zweiten Metanilorange.

Metantimonsäure, s. Antimonsäuren.

Metapam, Stadt in der mittelamerikan. Republik Salvador, 50 km nördlich von Sant' Ana, in der Nähe des Guijasees, hat Anbau von Zuckerrohr, Indigo und Mais und (1878) 9782 Einw. Dabei Eisenerzgruben.

Metapektinsäure, s. Pektinkörper.

Metápher (griech. metaphŏra, lat. Translatio, »Übertragung«), uneigentlicher, bildlicher Ausdruck. Die M. besteht darin, daß ein Gegenstand (eine Eigenschaft, ein Geschehen ꝛc.) bezeichnet oder charakterisiert wird durch einen Ausdruck, der seinem ursprünglichen und eigentlichen Sinne nach einem andern und einer andern Sphäre angehörigen Gegenstande zur Bezeichnung dient. Natürlich muß dieser letztere Gegenstand mit jenem erstern einen entscheidenden Zug gemein haben. Oder kürzer: M. ist die Übertragung eines Begriffes auf eine seinem ursprünglichen Sinne fremdartige und doch wiederum in einem entscheidenden oder dem eigentlich entscheidenden Punkte gleichartige Sache. Die M. ist zunächst in der Sprache des gewöhnlichen Lebens überall unvermeidlich, weil die Sprache nicht für alle Objekte unsers Vorstellens und Denkens eigne Begriffe ausgebildet hat. Vor allem dienen zur Bezeichnung des Geistigen Begriffe, die ursprünglich dem Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren angehören. Anderseits wird das leblose Dasein und mechanische Geschehen von uns überall mit Ausdrücken und Wendungen bezeichnet, die dem Gebiet des Lebendigen und Beseelten entnommen sind. Der metaphorische Charakter unsrer Sprache läßt also ebenso das Geistige im Lichte des Sinnlichen, das nur innerlich Erlebbare im Lichte des äußerlich Wahrgenommenen erscheinen, wie umgekehrt. Jenes entspricht unserm Bedürfnis der Veranschaulichung; in letzterm spricht sich das Bedürfnis der Belebung und Vermenschlichung des Wahrgenommenen aus. Je mehr aber uns diese Art des Ausdrucks geläufig ist, um so weniger kommt uns die M. als solche zum Bewußtsein. Wir wissen nie, wie metaphorisch wir denken. Von dieser allgemein sprachgebräuchlichen und unwillkürlichen ist die mehr oder weniger bewußte u. freie M. zu unterscheiden. Daß bei ihr der Gegensatz zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten, also die Uneigentlichkeit des Ausdrucks noch fühlbar ist, ist wichtig für ihre Wirkung. Es wird durch solche M. der bezeichnete Gegenstand in ein eignes neues Licht gerückt, dem unmittelbaren Erleben spürbar näher gebracht und so in seiner Bedeutung und Eindrucksfähigkeit gesteigert. Auch diese bewußte und freie M. findet sich schon im gewöhnlichen Leben, in der Redeweise des Volkes, in der Sprache des erregtern Gefühls, des Affekts ꝛc. Vor allem aber ist sie ein wesentliches Element in der Sprache des Dichters. Sie ist das eigentliche Ornament der Rede, dem Ornament in den bildenden Künsten, vor allem der Baukunst, im Wesen gleichartig. Auch hier können zunächst zwei Arten der M. unterschieden werden, diejenige, die im Ausdruck Geistiges durch Sinnliches, und diejenige, die Sinnliches durch Geistiges ersetzt (der Glanz des Ruhmes, die Wärme der Empfindung; anderseits: die drohende Wolke, die Frieden atmende Landschaft). Es kann aber auch ebensowohl metaphorisch Sinnliches an die Stelle eines anders gearteten Sinnlichen treten (z. B. das Gold der Sonne, ein Wald von Masten) und schließlich Geistiges oder Innerliches in einen andern, gleichfalls geistigen Vorstellungskreis verpflanzt, vor allem Abstraktes in die Beleuchtung des konkret Persönlichen gerückt werden (z. B. das zürnende oder richtende Gewissen). Daß die M. das zur Bezeichnung oder Charakterisierung Herangezogene unmittelbar an die Stelle des Gemeinten setzt, unterscheidet sie von dem Vergleich und dem ausgeführten Gleichnis (s. d.), das beide vergleichend nebeneinander stellt. Eine falsch angewendete M. heißt Katachrese (s. d.). Vgl. Brinkmann, Die Metaphern (Bonn 1878); Biese, Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie (Berl. 1889); Derselbe, Die Philosophie des Metaphorischen (Hamb. 1893).

Metaphosphorsäure, s. Phosphorsäure.

Metaphrase (griech.), Umschreibung, Übertragung, namentlich die umschreibende Übersetzung eines Gedichts in Prosa. Metaphrast, Verfertiger einer M.; dann nach einem gewissen Simeon Metaphrastes, der im 10. Jahrh. oder später Märtyrer- und Heiligenlegenden bearbeitete, soviel wie Verfasser von Heiligengeschichten.

Metaphysik (griech.), die Wissenschaft von den letzten Gründen des Seins, deren Name nach der gewöhnlichen Ansicht daher kommt, daß in der Sammlung der Schriften des Aristoteles die dem Inhalt nach der M. entsprechende »erste Philosophie« hinter der Physik folgte. In der That bildete auch das äußere Sein, die Natur, anfänglich den Hauptgegenstand der metaphysischen Forschung, doch wurden im Laufe der Zeit auch die Fragen nach dem Wesen der Seele und dem der Gottheit in den Bereich derselben gezogen und die M. demgemäß in die vier Abschnitte der Ontologie, Kosmologie, rationalen Psychologie und Theologie eingeteilt (vgl. diese Artikel). Während ferner die ionischen Naturphilosophen, welche zuerst die Frage nach dem Grundprinzip aller Dinge unabhängig von religiösen Vorstellungen zu beantworten suchten, dasselbe im Bereich der Sinnenwelt zu finden glaubten (indem z. B. Thales die Feuchtigkeit, Anaximenes die Luft als solches betrachteten), waren es die Eleaten, die zuerst einen Unterschied machten zwischen den vergänglichen und trügerischen Erscheinungen der Sinnenwelt und dem unvergänglichen wahrhaft Seienden, das nur im Denken erfaßt werden könne, und dadurch auf mehr als zwei Jahrtausende der M. ihre Richtung gaben. Hiernach will dieselbe im Gegensatz zu den empirischen Wissenschaften, welche an der Hand der Erfahrung den Zusammenhang der Erscheinungen (Phänomene) zu erforschen suchen, die Erkenntnis der nicht selbst erscheinenden, aber allen Erscheinungen zu Grunde liegenden wahren Wesenheiten (der Noumena) vermitteln, sie will über die Erfahrung hinaus zu den unerfahrbaren (transcendenten) Gründen des Seins fortschreiten, von dem Bedingten zum Unbedingten (dem Absoluten) gelangen. Je nachdem nun dabei ein besonderes Organ für die Erkenntnis des Transcendenten vorausgesetzt oder diese auf dem Wege der logischen Bearbeitung der Erfahrungsthatsachen gesucht wird, gewinnen die metaphysischen Systeme einen verschiedenen methodologischen Charakter. Die rationalistischen Systeme (zu denen diejenigen von Platon, Aristoteles, Descartes, Spinoza, Leibniz,

Fichte, Hegel u. a. gehören) stützen sich auf die Annahme, daß die menschliche Vernunft durch die ihr angebornen reinen (nicht der Erfahrung entstammenden) Begriffe zur Erkenntnis des transcendenten Seins befähigt ist, und daß es nur darauf ankomme, diese reinen Vernunftbegriffe zu entwickeln und untereinander zu verknüpfen; ihre Methode ist also eine *synthetisch-deduktive*. Andre (wie die Mystiker, aber auch Schelling, Schopenhauer) nehmen an, daß der menschliche Geist des Absoluten durch eine Art übersinnlicher (»intellektualer«) Anschauung unmittelbar inne werden könne, und kennen deswegen keine andre Methode als die *geniale Intuition*. Im Gegensatz zu beiden Richtungen betrachten die *empiristischen* Systeme (deren bedeutendste diejenigen von Herbart, Lotze und v. Hartmann sind) die Erfahrung als die Grundlage, von der ausgegangen werden müsse, um schrittweise die richtige Auffassung des Transcendenten zu gewinnen; ihre Methode ist demnach eine *analytisch-induktive*. In Verbindung hiermit steht auch die Verschiedenheit der Ansichten über das Verhältnis der M. zu den Erfahrungswissenschaften, insbes. zur Naturwissenschaft. Während die Eleaten und Platon nur die M. als wahre Wissenschaft gelten ließen und die Möglichkeit einer Wissenschaft von den Erscheinungen überhaupt bestritten, erkennt die rationalistische M. der Neuzeit die Erfahrung zwar als Erkenntnisquelle an, beansprucht aber für sich selbst einen höhern Rang, weil durch die Erfahrung nur das äußere Neben- und Nacheinander der Dinge, nicht aber die letzten Gründe ihres Zusammenhangs erkannt würden. Dagegen bestreiten die empiristischen Systeme, daß die M. unabhängig von den Erfahrungswissenschaften überhaupt zu positiven Resultaten gelangen könne, und betrachten dieselbe vielmehr nur als die Spitze des auf dem Boden der Erfahrung errichteten Wissensgebäudes. Neben den methodologischen Unterschieden der Systeme der M. gehen nun nicht minder starke *materielle* (auf den Inhalt bezügliche) einher. Wird die physische Welt für Schein, aber auch ihre Grundlage, die metaphysische, für das »Nichts« erklärt, wie es der indische Buddhismus thut, so nimmt die M. einen *nihilistischen* Charakter an. Wird die phänomenale Welt in bloße »Vorstellung« verwandelt, das dieselbe vorstellende (unendliche oder endliche) Subjekt für das einzige Reale erklärt, so geht die M. in (absoluten oder relativen) *Idealismus* über, wie in dem »Welttraum« Brahmas der indischen Wedantaphilosophie, in Berkeleys empirischem, Fichtes und seiner Nachfolger subjektivem, objektivem und absolutem Idealismus. Wird sie dagegen als »Erscheinung« (eines oder mehrerer) realer (geistiger, materieller oder indifferenter) Wesen angesehen, so nimmt die M. *realistischen* Charakter an. Sie ist Monismus, wenn der gesamten Erscheinungswelt ein einziges (Alleinheitslehre: Spinoza), Pluralismus, wenn ihr mehrere oder unbestimmt viele ursprünglich Seiende (Allvielheitslehre: Herbart) zu Grunde gelegt werden, Spiritualismus, wenn der realen Grundlage aller Erscheinungen geistige (Materie als Phänomen des Geistes: Leibniz), Materialismus, wenn derselben körperliche (Geist als Phänomen der Materie: Holbach), Dualismus, wenn derselben teilweise geistige, teilweise körperliche (Platon, Aristoteles, Descartes), Identitätslehre, wenn derselben von je verschiedenem Gesichtspunkt aus sowohl geistige als körperliche (Spinoza, Schelling), Pantheletismus, wenn ihr weder geistige noch körperliche Beschaffenheit beigelegt, sondern dieselbe als »blinder Urwille« (Schopenhauer) bezeichnet wird. — Zu keiner Zeit hat es übrigens an Denkern gefehlt, welche der M. überhaupt feindlich gegenüberstanden und ihre Bemühungen für illusorisch erklärten (metaphysischer Skeptizismus). Ihren entschiedensten Ausdruck hat diese Opposition in dem durch Locke u. Hume begründeten, in unserm Jahrhundert hauptsächlich durch Comte zur Geltung gebrachten *Positivismus* (der alles Erkennen auf die Objekte der Erfahrung, also auf Erscheinungen beschränkt), besonders aber in dem *Kritizismus* Kants gefunden, welcher der M. vorwarf, daß sie dogmatisch, d. h. ohne genauere Prüfung der Erkenntnisfähigkeit unsers Geistes den gesicherten Boden der Erfahrung verlasse, und zu dem Resultat gelangte, daß mit Hilfe der reinen Verstandesbegriffe zwar die Existenz, nicht aber die Beschaffenheit der den Erscheinungen zu Grunde liegenden »Dinge an sich« bestimmbar, und daß deshalb die (rationalistische) M. eine trügerische Scheinwissenschaft sei. Trotzdem führten in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts Fichte, Schelling und Hegel einerseits, Schopenhauer und Herbart anderseits einen neuen Aufschwung der M. herbei, indem jene von dem erkenntnistheoretischen Idealismus Kants aus zum metaphysischen Idealismus gelangten, diese durch Beseitigung der Lehre von der Unerkennbarkeit der »Dinge an sich« sich den Weg frei machten. Die willkürlichen und teilweise geradezu phantastischen Begriffskonstruktionen der idealistischen M., die von ihr bekundete Verachtung des Erfahrungswissens brachten jedoch die M. bald wieder, besonders bei den Naturforschern, in tiefen Mißkredit, und auch der Neukantianismus (s. d.) wollte sie lediglich als »Begriffsdichtung« (F. A. Lange) gelten lassen. Daß indes dieser rein negierende Standpunkt sich auf die Dauer nicht festhalten läßt, beweist das Auftreten des sich zwar für ein Resultat empirischer Forschung ausgebenden, in Wahrheit aber selbst ein metaphysisches System darstellenden naturwissenschaftlichen Materialismus. Der menschliche Geist strebt eben nach einer in sich abgeschlossenen, alles besondere Wissen umfassenden Weltauffassung, welche auf dem Wege der nach allen Seiten auseinanderstrebenden und auf das Einzelne gerichteten empirischen Spezialforschung nicht gewonnen werden kann. So ist denn in der Gegenwart die M. wieder in aufsteigender Bewegung begriffen, indem einige (wie Lotze und E. v. Hartmann) im engen Anschluß an die Naturwissenschaften von neuem ein wissenschaftlich begründetes Wissen vom transcendenten Weltgrunde zu gewinnen suchen, während andre (wie Spencer und Wundt) nach Aufgebung der eleatischen Unterscheidung der Phänomena und Noumena die Aufgabe der M. überhaupt nicht in der Erkenntnis des Transcendenten, sondern in der Zusammenfassung alles Einzelwissens zu einem organischen Ganzen suchen. Vgl. außer den Werken der angeführten Denker: *Dieterich*, Grundzüge der M. (Freib. i. Br. 1885); *Deussen*, Elemente der M. (2. Aufl., Kiel 1890); *Kirchner*, Die Hauptpunkte der M. (Köthen 1880); *Volkelt*, über die Möglichkeit der M. (Hamb. 1884).

Metaplasie (griech.), Umwandlung eines tierischen Gewebes in ein nahe verwandtes. Die embryonalen Keimblätter bestehen bloß aus einer ein- oder mehrfachen Schicht von Epithelialzellen, aus denen durch mannigfaltigste Differenzierungen die übrigen Gewebe hervorgehen. Im nachfötalen Leben ist das Gebiet der M. sehr beschränkt. Neben den verschiedenen

Epithelien, die sich leicht ineinander umwandeln können, zeichnet sich vorzugsweise die Gruppe der Bindegewebssubstanzen durch auffallende Fähigkeit zur M. aus. Bindegewebe, Schleim-, Fett-, Knorpel- und Knochengewebe können sich leicht ineinander verwandeln und wieder zurückbilden.

Metapolitik (griech.), die Theorie der Politik, die reine, philosophische Staatslehre, die nicht von einem bestimmten Staatswesen ausgeht oder sich auf ein solches bezieht.

Metapontion (lat. Metapontum), im Altertum eine Stadt Großgriechenlands, am Meerbusen von Tarent, zwischen den Flüssen Bradanus (Bradano) und Casuentus (Basento), wahrscheinlich nach 700 durch Achäer gegründet. Pythagoras beschloß dort sein Leben. Während der Kriege mit Pyrrhos mußte sich M. den Römern unterwerfen, trat aber nach der Schlacht bei Cannä zu den Karthagern über. Als Hannibal Unteritalien räumte, führte er die Bewohner der Stadt mit fort, um sie nicht den Römern preiszugeben, worauf M. verfiel. Heute bezeichnen 15 Säulen eines dorischen Tempels (nördlich vom Kastell Torremare und der heutigen Eisenbahnstation Metaponto) die Stelle; 1880 wurde bei der Masseria Sansone ein zweiter Tempel ausgegraben. Vgl. Lacava, Topografia e storia di Metaponto (Neap. 1891).

Metarabin, s. Arabin.

Metasomatisch (griech.) nennt man Pseudomorphosen (s. d.) oder Afterkristalle, bei welchen sich die Umwandlung oder Erhaltung der ursprünglichen Kristallform durch teilweisen (seltener vollständigen) Austausch der chemischen Bestandteile vollzogen hat, im Gegensatz zu den Umhüllungs- und Ausfüllungs- (hypostatischen) Pseudomorphosen, welche durch Überrindung und Auslaugung der ursprünglichen Kristallsubstanz und Ausfüllung des durch letztere gebildeten Hohlraumes entstanden sind.

Metaspérmen, soviel wie Angiospermen (s. d.).

Metastáse (Metastasis, griech., »Umstellung, Versetzung«), in der Medizin ganz im allgemeinen die Ortsveränderung eines Krankheitsprodukts im menschlichen Körper. Bei der M. handelt es sich um das Erscheinen einer Krankheit an einer oder mehreren vom Ursprungsort entfernten Stellen, so zwar, daß ein direkter Zusammenhang zwischen dem Ursprungsort und der sekundär erkrankten Stelle nicht besteht. Das Krankheitsgift muß entweder in Substanz im Blut enthalten sein, oder es geht an der Ursprungsstelle in die Blutbahn oder Lymphgefäße über, wird mit dem Blut- oder Lymphstrom fortgeschleppt und lagert sich an einer Stelle nieder, wo das Gift von neuem wirksam wird. Ganz besonders zeigt sich die erstere Form der Übertragung bei bösartigen Geschwülsten, deren Keime durch den Blutstrom fortgeführt und anderswo im Organismus abgelagert werden (s. Embolie). So können z. B. von einem Melanom der Chorioidea Keime durch die Blutbahn verschleppt werden, bleiben in dem Kapillarnetz der Leber liegen, beginnen dort zu wuchern und erzeugen ein neues »metastatisches« Melanom. So entstehen auch bei längerer Dauer eines Magenkrebses multiple metastatische Krebsgeschwülste in der Leber etc. Daß Mikrobien auf dieselbe Weise durch die Blutbahn verschleppt werden und Metastasen verursachen können, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Zur zweiten Form der M. gehört z. B. die sogen. Kalkmetastase. Bei massenhafter Aufsaugung von Kalksalzen aus den Knochen (wie sie bei ausgebreiteter Karies, bei Knochenkrebs vorkommt) und gehinderter Ausscheidung derselben durch die Nieren werden nämlich diese Salze an andern Stellen des Organismus abgelagert, z. B. in den Nieren, im Lungengewebe, in der Magenschleimhaut, seltener in der Darmschleimhaut, in der harten Hirnhaut etc. Hierher gehören auch die vorzugsweise aus harnsaurem Natron bestehenden Ablagerungen, welche bei der Gicht besonders in den Gelenkknorpeln, in den umgebenden Bändern und Sehnen, in den Ohrknorpeln sich vorfinden. — In der Rhetorik versteht man unter M. die Redefigur, durch welche der Redner die Verantwortung für irgend eine Sache von sich auf einen andern überträgt.

Metastasio, Pietro Antonio Domenico Bonaventura, ital. Dichter, geb. 13. Jan. 1698 in Rom, gest. 12. April 1782 in Wien, Sohn des Viktualienhändlers, frühern päpstlichen Gardisten Felice Trapassi, zog 1709 durch geschicktes Improvisieren die Aufmerksamkeit des berühmten Rechtsgelehrten Gravina auf sich, der ihn zu sich nahm, ihn sorgfältig erzog und seinen Namen ins Griechische übersetzte. M. studierte die Rechte, gab dies Studium aber nach dem Tode seines Wohlthäters (1718), der ihn zum Erben seines ansehnlichen Vermögens eingesetzt hatte, auf und gab sich ganz seiner Neigung zur Dichtkunst hin. Nachdem er das Erbe beinahe durchgebracht hatte, ging er nach Neapel (1720) und fand beim Advokaten Castagnola Beschäftigung. Das Melodrama »Orti Esperidi« vermittelte seine Freundschaft mit der Sängerin Benti-Bulgarelli, für die er nun die »Didone abbandonata« schrieb (1724). Die Bulgarelli ließ ihn bei Porpora in der Musik ausbilden, nahm ihn mit nach Venedig und Rom und verschaffte ihm, der inzwischen eine Reihe sehr beifällig aufgenommener Melodramen geschrieben hatte, 1730 die Ernennung zum Hofdichter in Wien mit einem jährlichen Gehalt von 3000 Gulden. Als nach dem Tode Karls VI. das Theater geschlossen wurde, dichtete M. eine große Anzahl von Oratorien, von denen sich aber nur wenige in der Gunst des Publikums erhalten haben. Sein Ruhm beruht auf seinen Melodramen, die sich durch ihren edlen Stil, echt lyrischen Charakter und Harmonie des Versbaues auszeichnen; er führte diese Gattung zu höchster Vollendung. Für seine besten Melodramen gelten »Temistocle«, »Didone«, »Attilio Regolo«, »Clemenza di Tito« und »Olimpiade«. Er schrieb auch reizende Kanzonetten und war ein verständiger Kunstkritiker. In der Minoritenkirche zu Wien wurde ihm 1855 ein Denkmal (von Lucardi) errichtet. Unter den zahlreichen Ausgaben seiner Werke sind die Pariser (1780—82, 12 Bde.) und die Mantuaner (1816—20, 20 Bde.) hervorzuheben. Metastasios Briefwechsel gaben Carducci (Bologna 1883) und Antona-Traversi (Rom 1886) heraus. Vgl. Landau, Die italienische Litteratur am österreichischen Hofe (Wien 1879); Vernon Lee (Paget), Studies of the XVIII. century (2. Aufl., Lond. 1886; ital. Ausg., Mail. 1882); Cugnoni, P. M. e l'Arcadia (Rom 1882); Mussafia, Pietro M. (Wien 1882); Falconi, P. M. poeta alla corte di Carlo VI, etc. (das. 1883); Masi, Parrucche e Sanculotti nel sec. XVIII (Mail. 1885); Tommasini, Scritti di storia e critica (Rom 1891).

Meta sudans (lat., »der schwitzende Kegel«), ein in der Nähe des Kolosseums in Rom befindlicher, teilweise zerstörter Kegel aus Backsteinen, der überrest eines Springbrunnens, der nach dem Abbruch des goldenen Hauses des Nero errichtet worden war.

Metatarsus (griech.-lat.), der Mittelfuß, s. Fuß.

Metathĕsis (griech., »Versetzung«), in der Grammatik die Umkehrung der Reihenfolge zweier oder mehrerer Laute, z. B. in Herakles und Herkules.

Metathonerde, s. Aluminiumhydroxyd.

Metauro (Metaurus), Fluß in der ital. Provinz Pesaro e Urbino, entsteht bei Mercatello im Römischen Apennin durch Vereinigung der Meta und des Auro, fließt in östlicher, zuletzt nordöstlicher Richtung und mündet nach 110 km langem Lauf südlich von Fano, wohin ein Kanal geleitet ist, in das Adriatische Meer. — Sein Thal (Via Flaminia, Furlopaß) war das wichtigste Eingangsthor von Ober- nach Mittelitalien, an welchem die Römer unter M. Livius und C. Claudius Nero die Karthager unter Hasdrubal 207 schlugen.

Métaux forgés (franz., spr. -tō forschē, »geschmiedete Metalle«), s. Mokumé.

Metaverbindungen, s. Aromatische Körper.

Metāwile, s. Mutuāli.

Metawolframsäure, s. Wolfram.

Metaxas, Andreas, Graf, griech. Staatsmann, geb. 1786 auf der Insel Kephallinia, gest. 8. Sept. 1860 in Athen, begab sich beim Ausbruch des Aufstandes im Peloponnes im März 1821 mit 600 ionischen Griechen nach der Halbinsel und focht im Frühjahr 1822 siegreich gegen die Albanesen bei Lala in Elis. Im Oktober 1822 war er Mitglied der Gesandtschaft, welche die provisorische Regierung nach Verona absandte, um auf dem Fürstenkongreß Griechenlands Sache zu vertreten. 1825 verteidigte er Nauplia gegen Ibrahim Pascha. Im April 1827 lenkte er auf der Nationalversammlung von Damala die Wahl eines Präsidenten auf den Grafen Kapo d'Istrias. Von diesem zum Mitglied des Panhellenions und zum Kriegsminister ernannt, ließ er sich vornehmlich die Ausbildung der unregelmäßigen Truppenkörper angelegen sein. Nach Aufhebung des Panhellenions ward er Senatsmitglied und außerordentlicher Kommissar des Peloponnes, nach Kapo d'Istrias' Ermordung (Oktober 1831) aber in die aus sieben Mitgliedern bestehende Regierungskommission gewählt, welche das Staatsruder bis zur Ankunft des Königs Otto (Februar 1833) führte. Unter der Regentschaft ward er zum Nomarchen von Lakonien ernannt und war dann mehrere Jahre griechischer Gesandter zu Madrid und Lissabon. Nach seiner Rückkehr nach Griechenland 1840 erhielt er das Portefeuille des Krieges und ward nach der Septemberrevolution von 1843 Präsident des Gesamtministeriums und Minister des Auswärtigen, nahm aber, als der Nationalkongreß gegen seine Ansicht die Lebenslänglichkeit der Senatorenwürde beschloß, im Februar 1844 seine Entlassung. 1847 übernahm M. noch einmal das Portefeuille der Finanzen in dem Kabinett Kolettis, doch gab er es schon nach einigen Monaten wieder ab. 1850 ging er als Gesandter nach Konstantinopel und kehrte 1854 beim Ausbruch des orientalischen Krieges nach Athen zurück. — Ein Vetter von M., Graf Konstantin M., geb. 1793, zeichnete sich auch als General im griechischen Freiheitskampf aus, verteidigte 1824 erfolgreich Missolunghi, ward unter König Otto Staatsrat und Senator und starb 1870 in Kephallinia. Sein Sohn Epaminondas M. gab seine Memoiren über den Freiheitskrieg (Athen 1878) heraus.

Metaxylogie (griech.), »Zwischenrede«, Zwischeneinschiebung von Gedanken und Sätzen.

Métayage (franz., spr. -täjasch'), s. Halbpacht.

Metazentrum, der Punkt in einer durch den Mittelplan eines Schiffes gedachten Linie (Schwimmachse), in welchem diese durch das im Schwerpunkt des verdrängten Wassers (Deplacement) gedachte Lot geschnitten wird. Je nachdem dieser Punkt über, in oder unter dem Schwerpunkt des Schiffskörpers liegt, befindet sich das schwimmende Schiff im stabilen, indifferenten oder labilen Gleichgewicht. Die metazentrische Höhe, d. h. der Abstand des Metazentrums vom Schwerpunkt des Schiffes, bedingt die Sicherheit des Schiffes gegen Kentern und die Art der Bewegung bei Seegang. Große metazentrische Höhe gibt große Stabilität, weil dabei das Bestreben des geneigt liegenden Schiffskörpers, sich aufzurichten, sehr groß ist, aber auch heftige Schlingerbewegungen, deshalb begnügen sich Ozeandampfer, z. B. Columbia (Hamburg), mit 63 cm bei vollkommener Belastung; Panzerschiffe hingegen, z. B. Inflexible (englisch), haben bis 260 cm metazentrische Höhe. Die Ozeandampfer verlangen ebensowohl Stetigkeit als Stabilität.

Metazōen (Metazoa), im Gegensatz zu den Protozoen (s. d.) alle Tiere mit aus Zellen aufgebauten Organen. In ihrer einfachsten Form bestehen sie aus einem Sack mit doppelter Wandung; die äußere (Ektoderm, Hautblatt) ist die Haut, die innere (Entoderm, Darmblatt) umschließt die Verdauungshöhle (Magen), welche nur eine Öffnung, den Urmund, besitzt. Vgl. auch Mesozoen.

Metelen, Wigbold (Flecken) im preuß. Regbez. Münster, Kreis Steinfurt, an der Vechte und der Linie Münster-Enschede der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, Seidenweberei, mechanische Leinweberei, Stockfabrikation, eine Dampfmahl- und eine Sägemühle und (1890) 1300 Einw. In der Umgegend Begräbnisstätten aus der Steinzeit.

Metellus, angesehene Familie des röm. plebejischen Geschlechts der Cäcilier. Hervorragendste Glieder:

1) L. Cäcilius, Begründer der Größe des Hauses, war Konsul 251 v. Chr., schlug als Prokonsul 250 den karthagischen Feldherrn Hasdrubal bei Panormos in Sizilien, war 247 zum zweitenmal Konsul und seit 243 Pontifex maximus, als welcher er 241 bei einem Brande des Vestatempels mit Verlust beider Augen das Palladium rettete. Er starb 221. — Sein Sohn Quintus war 206 Konsul, 205 Diktator. Dessen Sohn

2) Quintus, besiegte 148 v. Chr. als Prätor den Andriscus (Pseudophilippos), der sich in Makedonien zum König aufgeworfen hatte, in zwei Schlachten, weshalb er den Beinamen Macedonicus erhielt, und schlug 146 die Achäer, welche sich dem Gebote der Römer nicht gefügt hatten und deshalb von ihnen angegriffen wurden, bei Skarphea und Chäroneia, mußte aber die Beendigung dieses Krieges dem Konsul Mummius überlassen und konnte 145 nur über Makedonien triumphieren. 143 wurde er Konsul und führte als solcher und 142 als Prokonsul des diesseitigen Spanien den Krieg mit Glück gegen Viriatus. Die übrige Zeit seines Lebens hat er in Rom verbracht, in der Politik Gegner des jüngern Scipio Africanus und vielfach wegen seiner Strenge angefeindet, namentlich wegen seiner Verwaltung der Zensur. Er starb 115, glücklich gepriesen, weil er vier Söhne in den höchsten Ehrenstellen gesehen hatte. — Sein ältester Sohn, Q. M. Balearicus, unterwarf als Konsul 123 und als Prokonsul die Balearischen Inseln, deren Bewohner man der Seeräuberei beschuldigte, und legte Kolonien auf denselben an; daher sein Beiname.

3) L. M. Dalmaticus, bekriegte als Konsul 119 v. Chr. die Dalmatier und war 115 Zensor.

4) Q. M. **Numidicus**, Bruder des vorigen, wurde 109 v. Chr. Konsul und erhielt zur Provinz Numidien. Nach Wiederherstellung der arg verfallenen Zucht im Heere gab er durch seine energische Führung dem Kriege gegen Jugurtha sofort eine glücklichere Wendung, siegte wiederholt und wurde, obwohl er 107 den Oberbefehl an den durch die Volkspartei zum Konsul und Befehlshaber erhobenen Marius abtreten mußte, doch durch die Ehre des Triumphes ausgezeichnet. Infolge seiner Sittenstrenge, die er namentlich als Zensor 102 bewies, machte er sich L. Saturninus zum erbitterten Gegner und wurde auf seinen Betrieb während dessen Volkstribunat 100 verbannt, weil er sich weigerte, ein von demselben eingebrachtes Ackergesetz zu beschwören. Nach dem Tode des Saturninus aus Asien, wo er sich unterdes wissenschaftlichen Studien gewidmet, 99 zurückgerufen, hielt er sich vom Staatsleben, dessen Entwickelung er tief betrauerte, fern und starb 91, wie man glaubte, von dem Volkstribun Q. Varius vergiftet.

5) Q. **Cäcilius**, Sohn des vorigen, wegen des Eifers für die Zurückberufung seines Vaters aus der Verbannung **Pius** genannt, war Prätor 89 v. Chr., im folgenden Jahre Anführer im Bundesgenossenkrieg, schloß sich 83 dem Sulla an und schlug die Marianer 82 mehrere Male. Nachdem er 80 mit Sulla Konsul gewesen, führte er ohne sonderliche Erfolge acht Jahre lang den Krieg gegen Sertorius in Spanien, triumphierte gleichwohl 71 und starb um 65.

6) Q. **Cäcilius M. Creticus**, war 69 v. Chr. Konsul und unterwarf als Prokonsul 68—66 die Insel Kreta. Das Todesjahr ist unbekannt. — Seine Tochter war Cäcilia Metella (s. d.). Sein Bruder **Lucius**, Prätor 71 und als Proprätor im folgenden Jahre Nachfolger des Verres in der Provinz Sizilien, die er glücklich gegen die Seeräuber verteidigte, wurde 68 Konsul und starb in demselben Jahre kurz nach Antritt seines Amtes.

7) Q. **Cäcilius M. Celer**, Enkel des Balearicus, nahm als Legat des Pompejus am Mithridatischen Krieg teil, war 63 v. Chr. Prätor und besetzte gegen Catilina die Pässe über die Alpen ins jenseitige Gallien, verwaltete dann als Statthalter das cisalpinische Gallien und 60 das Konsulat. Er war ein eifriger Anhänger der Senatspartei und daher Gegner ebenso des Pompejus, dessen Ackergesetz er als Konsul verhinderte, und des Cäsar wie des Clodius, seines Vetters und Schwagers. Er starb plötzlich 59, nach dem allgemeinen Verdacht von seiner Gemahlin Clodia vergiftet.

8) Q. **Cäcilius M. Nepos**, Bruder des vorigen, war 67—63 v. Chr. Legat des Pompejus im Seeräuberkrieg und im Mithridatischen Krieg, kehrte aber 63 nach Rom zurück und war 62 Volkstribun. Als solcher griff er Cicero im Senat und vor dem Volk an, weil er die Mitverschwornen des Catilina hatte hinrichten lassen, und brachte, um den Einfluß Ciceros zu beseitigen, in Gemeinschaft mit Cäsar den Antrag ein, Pompejus solle mit dem Heer zur Wiederherstellung der Ordnung aus Asien zurückkehren. Der Antrag scheiterte jedoch an dem Widerstand des Senats; M. floh zu Pompejus, begleitete ihn nach Rom zurück und wurde mit dessen Unterstützung 60 Prätor, 57 Konsul, dann Prokonsul des diesseitigen Spanien, wo er mit wechselndem Glück gegen die Vaccäer kämpfte. Die Zeit seines Todes ist ungewiß.

9) Q. **Cäcilius M. Pius Scipio**, Sohn des P. Cornelius Scipio Nasica, Adoptivsohn des Q. M. Pius (s. oben 5) u. durch seine Tochter Cornelia Schwiegervater des Pompejus, unterstützte Cicero in der Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung, wurde 60 v. Chr. Tribun und für die zweite Hälfte des Jahres 52 Pompejus' Mitkonsul. Er betrieb 49 den Beschluß, durch welchen Cäsar für einen Feind der Republik erklärt wurde, übernahm nach Ausbruch des Krieges die Provinz Syrien, wo er sich durch Erpressen und Plündern einen übeln Namen machte, befehligte dann bei Pharsalus das Mitteltreffen, floh nach der Schlacht mit einer großen Anzahl andrer Pompejaner nach Afrika, wurde dort als Oberbefehlshaber an die Spitze eines von den Pompejanern zusammengebrachten zahlreichen Heeres gestellt, aber 46 bei Thapsos von Cäsar völlig besiegt. Er suchte mit 12 Schiffen nach Spanien zu entkommen, geriet aber unterwegs in die Hände des Cäsarianers P. Sittius und tötete sich selbst.

Metempsychōse (griech.), s. Seelenwanderung.

Metemptōse (griech.), die Auslassung des Schalttags aus den Säkularjahren im gregorianischen Kalender. Vgl. Kalender.

Metensomatōsis, s. Seelenwanderung.

Meteōr (griech., »in der Luft befindlich«), eine Erscheinung, welche ihren Sitz und meist auch ihren Ursprung in der Atmosphäre hat. Weil man früher den Ursprung der Sternschnuppen und Feuerkugeln in die Atmosphäre versetzte, nannte man diese Erscheinungen **Feuermeteore** oder schlechtweg Meteore und die nicht selten aus ihnen auf die Erde herabfallenden steinigen oder Eisenmassen **Meteoriten** oder **Meteorsteine** (s. d.). Auch jetzt ist das Wort M. meist nur für diese Erscheinungen, deren kosmischer Ursprung nachgewiesen ist, gebräuchlich; doch kommt es noch vor in dem Wort **Meteorologie** und in der Bezeichnung **Hydro-** oder **wässerige Meteore** für Tau, Nebel, Reif, Wolken, Regen, Schnee, Hagel etc. Ferner spricht man von **elektrischen Meteoren**: Gewitter, Wetterleuchten, St. Elmsfeuer, Irrlichter, und von **leuchtenden** oder **optischen Meteoren**: Regenbogen, Nebensonnen, Nebenmonde, Höfe, Luftspiegelungen, Morgen- u. Abendröte.

Meteōra (»in der Luft Schwebende«), Klöster in Thessalien. Auf kegelförmigen, schroff aus der Ebene in merkwürdigen Gestaltungen hervorragenden Konglomerat-Felsenmassen nordwestlich von Trikkala bei Kalabaka sind (754—770 m hoch) seit dem 14. Jahrh. mehrere griechische Klöster erbaut, deren Zahl (früher 24) jetzt noch 7 (davon nur 4 von etwa 50 Mönchen bewohnt) beträgt, und zu denen man teilweise nur mittels Stricken und Leitern gelangen kann. Der zum Teil wertvolle Inhalt ihrer Bibliotheken kam in die Universitätsbibliothek zu Athen.

Meteōreisen, s. Meteorsteine.

Meteōrisch, auf Lufterscheinungen und Witterungswechsel bezüglich; nach Art eines Meteors.

Meteōrische Blüten, in der ältern Botanik Blüten, die sich bei Verdunkelung der Sonne durch Wolken schließen, wie z. B. die von Calendula pluvialis.

Meteōrische Sonne, s. Apex.

Meteorismus (Tympanites), Aufblähung des Unterleibes von durch Krankheit erzeugten Luftarten in oder außer den Därmen. Luft in der Bauchhöhle außerhalb der Därme kann sich nur ansammeln 1) durch Verletzung des Bauchfelles von außen (Schuß, Hieb, Stich etc.), 2) infolge von Durchbruch eines Magengeschwürs (s. d.) oder Darmgeschwürs (z. B. bei Typhus) in die Bauchhöhle, oder 3) durch Gasbildung infolge Zersetzung eiteriger Exsudate in der

Bauchhöhle. Liegt M. dieser Art vor, so ist die normale Dämpfung beim Beklopfen der Lebergegend verschwunden, während diese bei noch so großer Luftansammlung in den Därmen (nach Genuß blähender Speisen oder infolge von Lähmung der Darmmuskularis, die schlimmste Form dieses M.) niemals verschwindet.

Meteoriten, s. Meteorsteine.

Meteorograph (griech.), Apparat, welcher meteorologische Erscheinungen selbstregistrierend verzeichnet. Die ersten Meteorographen erschienen auf der Weltausstellung von 1867 in Paris nach der Konstruktion von Secchi in Rom und von Wild, damals in Bern, später in Petersburg. Der Thermobarograph von Paugger in Triest ist für den Gebrauch am Bord eines Schiffes eingerichtet; sein Thermometer besteht aus zehn Zinkröhren, deren Ausdehnung sich von einer jeden in vergrößertem Maßstab auf die folgenden Röhren überträgt. Das Barometer besteht aus zehn Aneroiddosen, welche säulenförmig übereinander befestigt sind, und bei denen dem Luftdruck durch eine starke Spiralfeder das Gleichgewicht gehalten wird. Der Thermobarograph von Schreiber in Chemnitz besitzt drei Instrumente, ein Wagebarometer, ein Luftthermometer für die Temperatur der Instrumente und ein Luftthermometer für die Temperatur der Atmosphäre. Die beiden Luftthermometer beruhen auf demselben Prinzip wie das Wagebarometer u. stehen mit diesem in innigem Zusammenhang, weil der Barograph einen Thermographen erfordert, welcher seine Temperatur registriert, damit für jede Registrierung des Luftdrucks die nötige Temperaturkorrektion ermittelt werden kann. Der M. von Rysselberghe in Ostende, ausgeführt von Schubart in Gent, liefert von Viertelstunde zu Viertelstunde die Angaben eines Heberbarometers, eines Augustschen Psychrometers, eines Saussureschen Hygrometers, eines Robinsonschen Anemometers, einer Windfahne, eines Regenmessers u. auch die Höhe der Meeresoberfläche auf der Reede von Ostende. Ein vertikaler Cylinder wird durch ein Uhrwerk so in Bewegung gesetzt, daß er alle Viertelstunden eine vollständige Umdrehung um seine Achse ausführt und dann bis zur nächstfolgenden Rotation stehen bleibt. Während der Rotation des Cylinders wird ein elektrischer Strom geschlossen, welcher auf einen Elektromagnet wirkt, der einen an dem Anker desselben angebrachten Stahlgriffel gegen die mit fettem Firnis überzogene und aus einer dünnen Kupferplatte bestehende Oberfläche des Cylinders drückt. Der Moment, in welchem der elektrische Strom geschlossen wird, ist von der Stellung der meteorologischen Instrumente abhängig gemacht, und deshalb wird der Griffel früher oder später auf die Oberfläche des Cylinders eine Linie zu zeichnen beginnen, aus deren größerer oder kleinerer Länge wieder rückwärts auf die Stellung des meteorologischen Instruments geschlossen werden kann. Der Apparat kann auch so aufgestellt werden, daß sich die Instrumente in beträchtlicher Entfernung von dem Registrierapparat befinden (Telemeteorograph). Bei dem Typendruck-Meteorographen von Theorell in Upsala wird der Stand verschiedener meteorologischer Instrumente durch Typenräder verzeichnet. Die einzelnen Instrumente stehen nicht mit dem Druckapparat in unmittelbarer mechanischer Verbindung, sondern sind nur auf elektrischem Wege durch Drahtleitungen mit ihm verbunden, so daß den verschiedenen Instrumenten eine geeignete Aufstellung gegeben werden kann. In neuerer Zeit ist man für wissenschaftliche Beobachtungen von der Benutzung der Meteorographen trotz ihrer sinnreichen Konstruktionen ziemlich zurückgekommen, weil sie wegen ihrer unvermeidlichen komplizierten Einrichtung nicht dieselbe Genauigkeit besitzen und auch leichter in Unordnung kommen als die Apparate, durch welche nur eine meteorologische Konstante, wie die Temperatur durch den Thermographen, der Barometerstand durch den Barographen &c. verzeichnet wird. Vgl. Registrierapparate.

Meteorologenkomité | **Meteorologenkongreß** } s. Meteorologie.

Meteorologie (griech.), die Lehre von dem physikalischen Zustand der Atmosphäre, d. h. der Größe und den Veränderungen des Luftdrucks, der Temperatur, Feuchtigkeit, der elektrischen und optischen Erscheinungen sowie den durch die Unterschiede im Luftdruck hervorgerufenen Luftströmen, den Winden, den verschiedenen Formen des sich ausscheidenden Wasserdampfes (Wolken, Nebel, Reif, Tau) und den wässerigen Niederschlägen (Regen, Schnee, Hagel, Graupeln). Weil die Untersuchung des jeweiligen Zustandes der Atmosphäre auf die Bestimmung der Witterung und die der Witterungsverhältnisse eines Ortes auf die seines Klimas führt, so pflegt man Untersuchungen dieser Art ebenfalls zum Gebiet der M. zu rechnen und die Lehre über die charakteristischen Eigenschaften sowie die verschiedenen Formen, welche das Klima in den einzelnen Gegenden der Erde zeigt, die Klimatologie, als eine Unterabteilung der M. anzusehen. Außer der eigentlichen Aufgabe der M., den kausalen Zusammenhang sowie die Ursachen für die verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen zu erforschen und die Gesetze zu ermitteln, nach welchen ihre Veränderungen vor sich gehen, ist in neuester Zeit auch noch die Aufgabe hinzugetreten, zu zeigen, wie aus den augenblicklich vorhandenen und den frühern Witterungsverhältnissen auf die zukünftigen geschlossen werden kann. Deshalb zerfällt die eigentliche M. in einen theoretischen Teil, welcher einen Abschnitt der Physik bildet und die sich aus Beobachtungen ergebenden Thatsachen und Erscheinungen auf physikalische Gesetze zurückzuführen sucht, und einen praktischen Teil, welcher die Lehre der Wetterprognosen (s. d.) umfaßt und durch diese die M. den verschiedensten Zweigen des praktischen Lebens nutzbar zu machen strebt. Der Lösung der verschiedenen Aufgaben der M. näher zu treten, ist erst dadurch möglich geworden, daß an den verschiedensten Orten regelmäßige Beobachtungen der meteorologischen Elemente angestellt wurden. In Deutschland datieren die ältesten Beobachtungen dieser Art aus dem Schluß des vorigen Jahrhunderts, wo die Pfälzer Meteorologische Gesellschaft (Societas meteorologica palatina) zu Mannheim (1782—92) regelmäßige Beobachtungen an einer größern Anzahl von Orten Deutschlands veranlaßte. Trotzdem auch schon früher (1778—80) in Padua stündliche Beobachtungen angestellt waren, denen später ähnliche in Schottland (1824 und 1825), in Belgien (1834 und 1835) und seit Anfang der 40er Jahre an vielen Orten Europas und außerhalb dieses Erdteils folgten, so blieben doch alle diese zwar an und für sich wichtigen Beobachtungen ohne einen innern Zusammenhang, und erst der neuesten Zeit ist es vorbehalten gewesen, die Aufgaben der M. nach einem gemeinschaftlichen Plan in Angriff zu nehmen. Außerdem ist es auch erst in der neuesten Zeit möglich geworden, die zu den Beobachtungen nötigen Instrumente dahin zu vervollkommnen, daß die Ablesungen

zu bestimmten Terminen durch fortlaufende Aufzeichnungen von selbstthätigen Registrierapparaten ersetzt wurden, und den Beobachtungen eine Ausdehnung über die ganze Erde zu geben, namentlich auch die Gegenden in der Polarzone (s. Polarforschung) und hoch gelegene Orte (Gebirgsstationen, s. Meteorologische Stationen) in den Kreis der Untersuchung zu ziehen.

Die ältern Beobachtungen waren darauf gerichtet, die Mittelwerte der meteorologischen Elemente eines Ortes sowie deren periodische, d. h. ihre täglichen und jährlichen Veränderungen zu bestimmen. Dazu gehören die Temperatur der Luft, die Menge des in ihr vorhandenen Wasserdampfes, ihr Druck, ihre Bewegung (Wind), die Gestaltung und Menge der Wolken, der Niederschlag des Wasserdampfes als Regen, Schnee, Hagel, Graupeln, Tau, Reif sowie die in der Atmosphäre auftretenden Erscheinungen elektrischer und optischer Natur. Die Unterschiede, welche sich dabei für die verschiedenen Orte ergaben, führten zur Beantwortung klimatologischer Fragen und zur Untersuchung der Gründe, durch welche diese Unterschiede in den klimatischen Verhältnissen hervorgerufen werden. Arbeiten dieser Art wurden durch die Untersuchungen von A. v. **Humboldt** angeregt, welcher zuerst ein Bild über die Wärmeverteilung auf der Erdoberfläche lieferte, indem er die Jahresisothermen, die Isotheren und die Isochimenen, die Kurven gleicher mittlerer Jahres-, Sommer- und Wintertemperatur (s. Lufttemperatur) einführte. **Dove** entwarf später die Monatsisothermen für die Erdoberfläche und auch für einzelne beschränktere Gebiete. Außerdem wurden Kurven gelegt, welche die Orte miteinander verbanden, an denen der Luftdruck, die Feuchtigkeit, der Regen und der Wind gleiche Mittelwerte besitzen, doch sind von diesen außer den oben genannten Isothermen eigentlich nur noch die Linien gleichen Luftdrucks (Isobaren), welche Kämtz zuerst gezeichnet hatte, für die ganze Erdoberfläche ausführlich bearbeitet worden. Außer den Mittelwerten wurden auch die täglichen und jährlichen Schwankungen bestimmt, welche für die einzelnen meteorologischen Elemente in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden sind, und deren genaue Kenntnis wichtig ist.

Nachdem der normale Verlauf der Witterungserscheinungen durch Mittelwerte festgestellt war, mußte es eine notwendige Aufgabe der M. sein, die Größe der zeitweisen Abweichung von demselben für verschiedene Orte der Erde zu bestimmen und zu untersuchen, wo diese Abweichungen ein Maximum oder Minimum werden. Daher war es erforderlich, die nichtperiodischen Veränderungen der meteorologischen Elemente für größere Gebiete der Erdoberfläche miteinander zu vergleichen. Die Ergebnisse dieser von Dove begründeten Forschungen führten zu neuen meteorologischen Begriffen der **absoluten** und **mittlern Veränderlichkeit** der Temperaturverhältnisse eines Ortes. Unter der **absoluten Veränderlichkeit** versteht Dove den größten Spielraum, innerhalb dessen die Mitteltemperatur eines bestimmten Zeitabschnittes (Monat, Jahr) während einer möglichst großen Reihe von Beobachtungsjahren schwankt, und **mittlere Veränderlichkeit** nennt Dove den Mittelwert von allen in einem möglichst großen Zeitraum für einen bestimmten Zeitabschnitt (Monat, Jahr) vorkommenden Abweichungen von dem vieljährigen Durchschnitt ohne Berücksichtigung des Vorzeichens, so daß die mittlere Veränderlichkeit auch als die mittlere Abweichung von der Normaltemperatur des betreffenden Zeitabschnittes bezeichnet werden kann. Später hat Hann die Veränderlichkeit der Temperatur anders definiert. Dadurch, daß er die Differenzen der mittlern Tagestemperaturen von einem Tage zum andern während eines bestimmten Zeitabschnitts, z. B. eines Monats, nimmt, ist der durchschnittliche Wärmeunterschied zweier unmittelbar aufeinander folgender Tage in dem betreffenden Monat bestimmt, und das Mittel dieser Veränderlichkeit für eine längere Reihe von Jahren repräsentiert dann die normale Veränderlichkeit der Temperatur für den betreffenden Ort und den betreffenden Monat. Dove hat die Veränderlichkeit der Temperatur ganz besonders anschaulich gemacht durch die Einführung der **Isametralen**, welche alle diejenigen Orte verbinden, bei denen zu gleicher Zeit dieselbe Abweichung vom normalen Temperaturmittel vorhanden ist. Durch sie ist der Satz bestätigt, daß trotz bedeutender Abweichungen von den Mittelwerten an einzelnen Orten auf der Erde eine Ausgleichung der Temperatur stattfindet, indem ein Wärmemangel auf dem einen Gebiet durch einen Überschuß auf einem andern kompensiert wird und so das thermische Gleichgewicht für die ganze Erde ungestört bleibt. Hierher gehört auch die Untersuchung der Mitteltemperatur für die einzelnen Breitenkreise und die Abweichungen für bestimmte Zeiten (Monat, Jahr), thermische Anomalie, von diesen Mitteltemperaturen. Die Linien, welche die Orte mit gleicher Anomalie verbinden, die **Isanomalen**, zeigen, in welchen Gegenden es für bestimmte Zeiten (Monat, Jahr) wärmer oder kälter ist, als es nach ihrer geographischen Breite sein sollte, und lassen dadurch unmittelbar auch die klimatischen Verhältnisse erkennen, ob das Klima eines Ortes mehr dem kontinentalen oder mehr dem ozeanischen zugehört.

Ein vollständig neues Gebiet wurde der M. eröffnet, als vor etwa 40 Jahren der **Telegraph** derselben dienstbar gemacht wurde. Dadurch wurde es möglich, einer Zentralstelle die gleichzeitig über ein größeres Gebiet verbreiteten Witterungsverhältnisse mitzuteilen und sowohl diese als auch deren zeitliche Veränderungen dem Studium zu unterwerfen. Auf diese Weise wurden die erforderlichen Grundlagen gewonnen, um aus dem theoretisch begründeten kausalen Zusammenhang zwischen den meteorologischen Elementen und den Witterungsverhältnissen der Gegenwart und der Vergangenheit auch den Gang der Witterung für die Zukunft, wenigstens für die unmittelbar folgende Zeit (24 Stunden), bestimmen zu können (s. Wetterprognose). Seit Einführung der Wettertelegraphie hat man erkannt, in welcher Weise die Windverhältnisse von der Verteilung und Veränderung des Luftdrucks abhängig sind, und wie sich die Richtung und Stärke der Winde aus der Lagerung der Isobaren um die barometrischen Maxima u. Minima ergeben (**Buys-Ballotsches Gesetz**). Dadurch ist ein Fundament für wissenschaftlich begründete Wetterprognosen gewonnen, auf welchem weiter fortgebaut werden kann. Die Möglichkeit, einen zu erwartenden Sturm vorhersagen zu können, hat den ersten Anstoß zu telegraphischen Witterungsnachrichten gegeben, welche infolge des sogen. Balaklawasturmes vom 14. Nov. 1854 auf Anregung Leverriers zu Sturmwarnungen benutzt wurden. Bei diesem für das praktische Leben so äußerst wichtigen Zweig der M. haben sich durch Förderung der Wettertelegraphie fast alle Nationen beteiligt. In Frankreich wurde dieselbe 1855 durch Leverrier eingerichtet (Bulletin international),

in den Niederlanden 1860 durch Buys-Ballot (Meteorologisches Institut in Utrecht), 1861 folgte England (Board of Trade und später Meteorological Office), 1864 die deutschen Küstenstaaten, und seit 1876 ist die Wettertelegraphie durch die Deutsche Seewarte in Hamburg auf einen großen Teil von Zentraleuropa ausgedehnt. 1877 wurde dieselbe in Österreich-Ungarn durch Jelinek und Hann (Hohe Warte in Döbling bei Wien) und später auch in Rußland, Dänemark, Norwegen und Italien durch die meteorologischen Zentralinstitute dieser Länder eingeführt. Auch außerhalb Europas, besonders in Nordamerika, hat die Wettertelegraphie weite Verbreitung gefunden.

Auf allen meteorologischen Zentralinstituten und den ihnen unterstellten Beobachtungsstationen werden die meteorologischen Beobachtungen nach einem auf internationalen Kongressen vereinbarten gemeinschaftlichen Plan ausgeführt und in ihren Hauptresultaten auch nach demselben Schema veröffentlicht. So ist für Deutschland das »Deutsche meteorologische Jahrbuch« entstanden, unter welchem gemeinsamen Titel die Beobachtungsresultate für die Beobachtungssysteme von Baden, Bayern, Elsaß-Lothringen, Preußen, Sachsen (Chemnitz), der Deutschen Seewarte und Württemberg alljährlich in derselben Anordnung (getrennt) veröffentlicht werden.

Bisher haben zwei internationale Meteorologenkongresse stattgefunden. Nachdem 1872 eine Meteorologenversammlung in Leipzig vorangegangen war, trat 1873 der erste Meteorologenkongreß in Wien und 1879 der zweite in Rom zusammen. Auf dem Wiener internationalen Meteorologenkongreß wurde ein »permanentes Komitee« eingesetzt, welches verschiedene Sitzungen abgehalten hat, 1873 in Wien, 1874 in Utrecht, 1876 in London und 1878 in Utrecht. Auf dem Meteorologenkongreß in Rom wurde das permanente Komitee in ein internationales Meteorologenkomitee verwandelt, welches seine Beratungen 1879 in Rom, 1880 in Bern, 1882 in Kopenhagen, 1885 in Paris und 1888 in Zürich fortsetzte u. sich dann auflöste, indem es beschloß, daß die Direktoren der meteorologischen Beobachtungssysteme zu geeigneter Zeit in internationalen Versammlungen zusammenkommen sollten. Versammlungen dieser Art haben 1891 in München und 1894 in Stockholm stattgefunden. Auf diesen Kongressen und in den Komiteesitzungen wurden Vereinbarungen in Bezug auf Gleichförmigkeit der Beobachtungen und ihrer Publikationen getroffen. Dabei wurden für die meteorologischen Erscheinungen folgende Zeichen eingeführt:

Tau	Stürmischer Wind
Reif	Nahgewitter
Nebel	Wetterleuchten
Bodennebel	Ferngewitter
Rauhfrost	Herauch, Dunst
Regen	Moorrauch
Glatteis	Regenbogen
Eisnadeln	Sonnenring
Schnee	Mondring
Schneegestöber	Sonnenhof
Graupeln	Mondhof
Hagel	Nordlicht

und für die Hauptwindrichtungen die Buchstaben N, E (engl. Ost), S, W. Ebenso haben die Beaufortschen Bezeichnungen des Wetters (namentlich zur See) durch Symbole allgemeinen Eingang gefunden. Diese sind:

b = klarer Himmel (blue sky)	o = bedeckter Himmel (overcast)
c = einzelne Wolken (detached clouds)	p = Regenschauer (passing shower)
d = Staubregen (drizzling rain)	q = böig (squalls)
f = Nebel (fog)	r = Regen (rain)
g = trübe (gloomy weather)	s = Schnee (snow)
h = Hagel (hail)	t = Donner (thunder)
l = Blitzen (lightning)	u = drohendes Aussehen (ugly)
m = diesig (mist, haze)	v = durchsichtige Luft
	w = Tau (wet, dew).

Nachdem in Nordamerika durch die Smithsonian Institution 1850 der erste Anstoß zum Entwerfen von synoptischen Wetterkarten gegeben war, fanden dieselben rasche Verbreitung und werden gegenwärtig für Deutschland durch die Seewarte in Hamburg täglich veröffentlicht. Durch ein sinnreiches Verfahren ist es möglich geworden, den Gang der Isobaren und Isothermen verschiedenen Zeitungen telegraphisch mitzuteilen, so daß diese bereits in den Abendblättern die Wetterkarten für morgens 8 Uhr desselben Tages nebst einer Übersicht der Witterung u. einer auf Grund der von der Seewarte angegebenen Witterungsaussichten u. lokaler Beobachtungen aufgestellten Wetterprognose veröffentlichen.

Die Beobachtungen der meteorologischen Elemente auf den Ozeanen, die maritime M., wurde durch Maury begründet. Auf seine Anregung trat 1853 eine maritime meteorologische Konferenz in Brüssel zusammen, auf welcher die nötigen Vereinbarungen über die Beobachtungen zur See getroffen wurden. Wenn auch der Schwerpunkt der maritimen M. in ihrer Anwendung für die Zwecke der Schiffahrt und des Seewesens liegt, so ist dieselbe doch auch für den theoretischen Teil der M., namentlich für die Theorie der Winde und der Verteilung des Luftdrucks, jetzt nicht mehr zu entbehren. Da die Errichtung von Stationen wie auf dem Festland hier unmöglich ist, so müssen die Schiffer auf ihren durch Erfahrung festgelegten Seerouten die international vereinbarten Beobachtungen in bestimmter Art und Weise anstellen und einer Zentralstelle zur weitern Bearbeitung übergeben. Auf den später abgehaltenen maritimen Konferenzen zu Utrecht 1874 und London 1877 wurden die Beobachtungen auf See noch einheitlicher u. straffer organisiert und für die einzelnen Meere unter die hauptsächlichsten seefahrenden Nationen verteilt. Dabei übernahmen die Engländer die tropischen Teile des Atlantischen Ozeans, die Deutschen den nördlichen Teil desselben, die Niederländer den nördlichen Indischen Ozean, die Amerikaner den Stillen Ozean 2c. Die von Deutschland übernommene Bearbeitung des nördlichen Teils des Atlantischen Ozeans liegt bereits in neun Jahrgängen für die Zeit vom 1. Dez. 1881 bis 30. Nov. 1890 vor und enthält die Morgenkarten der Witterungsverhältnisse, wie sie aus Schiffsjournalen von Segel- und Dampfschiffen zusammengestellt sind.

Nachdem 1878 eine Konferenz deutscher Meteorologen in Kassel zusammengetreten war, um über die Errichtung eines meteorologischen Dienstes für Land- und Forstwirtschaft zu beraten, tagte 1880 in Wien eine internationale Konferenz zu demselben Zweck. Bei den vielfachen gegenseitigen Beziehungen der meteorologischen Elemente u. der Vegetation ist es wünschenswert, durch Anlegung besonderer Beobachtungsstationen sowohl den Einfluß der Vegetation wie ausgedehnter Waldungen auf die meteorologischen Elemente festzustellen, als auch durch die phänologischen Beobachtungen die klimatischen Verhältnisse zu ermitteln, welche für das beste Gedeihen der wichtigsten Kulturpflanzen erforderlich sind. Die

größern meteorologischen Zentralinstitute können zwar derartige Untersuchungen anregen und unterstützen, doch wird die spezielle Ausführung der praktischen Land- und Forstwirtschaft überlassen bleiben müssen, und es sind auch bereits durch diese eine Reihe von Untersuchungen ausgeführt und besondere Stationen eingerichtet, auf welchen darauf bezügliche Beobachtungen gemacht werden. Nachdem in Deutschland zuerst in Bayern einzelne forstlich-meteorologische Stationen eingerichtet waren, wurden von 1875 an in Preußen durch die Hauptstation des forstlichen Versuchswesens zu Eberswalde und später auch nach demselben Muster in andern Staaten Deutschlands *forstlich-meteorologische Stationen* in größerer Zahl angelegt, um durch sie den Einfluß zu erforschen, den der Wald auf die meteorologischen Elemente ausübt. Außerdem sind auch von andern Staaten, wie von Schweden, Österreich, der Schweiz, Frankreich u. Italien, Beobachtungen angestellt, die denselben Zweck verfolgen, wie auch von mehreren landwirtschaftlichen Vereinen Deutschlands Beobachtungsstationen im landwirtschaftlichen Interesse ins Leben gerufen sind, von denen die größte Ausdehnung die des *Vereins für landwirtschaftliche Wetterkunde* in Mitteldeutschland erlangt haben. Im Anschluß an die Zentralinstitute haben sich auch *meteorologische Gesellschaften* zur Weckung des Interesses für M. in weitern Kreisen gebildet. Die wichtigsten sind die Deutsche meteorologische Gesellschaft in Berlin, Österreichische Gesellschaft für M. in Wien, Meteorologische Kommission der Kaiserlich Russischen geographischen Gesellschaft in St. Petersburg, Société de météorologique de France in Paris, Royal Meteorological Society in London, Scottish Meteorological Society in Edinburg, Associazione Meteorologica Italiana in Rom.

Litteratur. *Kämtz*, Lehrbuch der M. (Halle 1831–36, 3 Bde.); die Schriften von Dove (s. d.); *Mühry*, Allgemeine geographische M. (Leipz. 1860); *Schmid*, Lehrbuch der M. (das. 1860); *Lommel*, Wind und Wetter (2. Aufl., Münch. 1880); *Lorenz* u. *Rothe*, Klimatologie mit besonderer Rücksicht auf Land- und Forstwirtschaft (Wien 1874); *Jelinek*, Anleitung zur Ausführung meteorologischer Beobachtungen (4. Aufl., das. 1893); *Mohn*, Grundzüge der M. (4. Aufl., Berl. 1887); *Börnstein*, Regen oder Sonnenschein (das. 1882); *Klein*, Allgemeine Witterungskunde (Leipz. 1882); *Hann*, Handbuch der Klimatologie (Stuttg. 1883); *Woeikof*, Die Klimate der Erde (Jena 1887); *Scott*, Elementare M. (deutsch, Leipz. 1884); *Günther*, Die M. (Münch. 1889); *Umlauft*, Das Luftmeer (Wien 1891); *Hornberger*, Grundriß der M. und Klimatologie, letztere mit besonderer Rücksicht auf Forst- und Landwirte (Berl. 1891); *Sprung*, Lehrbuch der M. (Hamb. 1885); *van Bebber*: Handbuch der ausübenden Witterungskunde (Stuttg. 1886, 2 Bde.), Lehrbuch der M. (das. 1890), Katechismus der M. (Leipz. 1893) und Hygienische M. für Ärzte und Naturforscher (Stuttg. 1895); *Hellmann*, Repertorium der deutschen M. (Leipz. 1883); *Hann*, Atlas der M. (Gotha 1887); »Wetterkarten, tägliche synoptische für den Nordatlantischen Ozean und die anliegenden Teile der Kontinente« (hrsg. von dem Dänischen meteorologischen Institut und der Deutschen Seewarte, Kopenh. u. Hamb., seit 1. Dez. 1880). *Zeitschriften*: »Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für M.« (Wien, redigiert von Jelinek und Hann 1866–76, von Hann 1877–85); »Meteorologische Zeitschrift« (Berl. 1884–1885, redigiert von Köppen); »Meteorologische Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für M. und der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft« (Berl. 1886–88 und Wien 1889–91, redigiert von Hann und Köppen; das. 1892–94, von Hann und Hellmann); »Das Wetter« (hrsg. von Aßmann, Braunschw., seit 1884); »Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte« (Hamb., seit 1878); »Annalen der Hydrographie und maritimen M.« (hrsg. von der Deutschen Seewarte in Hamburg; Berl., seit 1873); »Abhandlungen des Königlichen Preußischen meteorologischen Instituts« (hrsg. von W. v. Bezold, das., seit 1892); »Quarterly Journal of the Royal Meteorological Society« (Lond.); »Journal of the Scottish Meteorological Society«; »Annuaire de la Société météorologique de France«; »Repertorium für M.« (hrsg. von der kais. russ. Akademie der Wissenschaften, redigiert von Wild); »American Meteorological Journal«; Symons »Monthly Meteorological Journal«; »Professional papers of the Signal Service« (Washingt.); »Annual Report of the Chief Signal-Officer« (das., bis 1. Juli 1891. Von da an erfolgen die Publikationen durch das »Weather Bureau, Department of Agriculture«, das., unter dem Titel: »Monthly Weather Review«).

Meteorologische Gesellschaften, s. Meteorologie (Schluß).

Meteorologische Instrumente, Instrumente, die zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen benutzt werden, also alle Apparate, welche zur Bestimmung der Temperatur, des Druckes u. der Feuchtigkeit der Atmosphäre dienen, die verschiedenen Formen der Luftthermometer, der Barometer sowie der Psychrometer u. Hygrometer, ferner die Instrumente, durch welche die Sonnenscheindauer, die Richtung und die Stärke der Winde, die Größe der atmosphärischen Niederschläge u. der Verdunstung angegeben werden, d. h. die Sonnenscheinautographen, die verschiedenen Anemometer und Windfahnen, die Regen- u. Schneemesser oder Ombrometer und die Verdunstungsmesser. Zur Beobachtung der Luftelektrizität dienen die verschiedenen Elektroskope u. Elektrometer und zur Messung der Temperatur in den obern Erdschichten und in den Landseen und Meeren die verschiedenen Erdboden- und Tiefseethermometer. In neuerer Zeit ist man bemüht gewesen, statt der genannten Instrumente, welche auf den meteorologischen Stationen zu Terminsbeobachtungen benutzt wurden, Registrierapparate (s. d.) zu konstruieren u. durch diese entweder die zu beobachtenden meteorologischen Elemente in gewissen Zeitintervallen oder oft auch kontinuierlich aufzeichnen zu lassen.

Meteorologische Stationen, Anstalten zur regelmäßigen Beobachtung der meteorologischen Elemente (s. Meteorologie). Man pflegt je nach der Einrichtung der Stationen dieselben in solche erster, zweiter und dritter Ordnung zu unterscheiden. Die Stationen erster Ordnung sind außer mit gewöhnlichen Instrumenten, an welchen die Ablesungen zu bestimmten Terminen ausgeführt werden, noch mit Registrierapparaten (s. d.; Barograph, Thermograph, Anemometer) versehen und besitzen sorgsam konstruierte Normalinstrumente, mit welchen die Stationsinstrumente vor ihrer Benutzung verglichen werden. Einzelne dieser Stationen erster Ordnung sind als *Zentralinstitute* größerer Beobachtungsnetze mit allen zum Studium und zur Förderung der meteorologischen Fragen nötigen Einrichtungen und Apparaten aus-

gerüstet. Gegenwärtig befinden sich derartige Zentralinstitute in allen Kulturstaaten. Für Deutschland ist zu nennen die Deutsche Seewarte (s. Seewarte) zu Hamburg u. das Meteorologische Observatorium zu Potsdam, von denen das letztere nach beendigter Reorganisation des preußischen meteorologischen Instituts eine Zentralstelle für Preußen geworden ist und seine Thätigkeit mit 1. Jan. 1893 begonnen hat. Außerdem befinden sich noch Zentralinstitute, wenn auch von kleinerm Umfang, in Bremen, Chemnitz, Hohenheim, Karlsruhe, München, Straßburg und Stuttgart. Von den ausländischen Zentralinstituten sind hervorzuheben: die Hohe Warte in Döbling bei Wien, Triest (für maritime Zwecke), Budapest, Petersburg, Pawlowsk, Dorpat, Helsingfors, Moskau, Kiew, Stockholm, Upsala, Christiania, Kopenhagen, London, Utrecht, Brüssel, Paris, Zürich, Madrid, Lissabon, Rom, Bukarest, Toronto, Washington. Auch haben die Staaten von Mittel- und Südamerika, Indien, Japan und Australien Zentralinstitute eingerichtet. Auf den *meteorologischen Stationen zweiter Ordnung* werden die Beobachtungen, welche sich auf den Luftdruck, die Lufttemperatur, die absolute und relative Feuchtigkeit, die Bewölkung, den Niederschlag, den Wind und das Wetter beziehen, zu bestimmten Tageszeiten durch Ablesen ausgeführt. Die Stationen *dritter Ordnung* sind meist nur mit Thermometer und Regenmesser ausgerüstet, doch wird außerdem noch der Wind, die Bewölkung und der Charakter der Witterung aufgezeichnet. *Regenstationen* verfolgen den Zweck, die atmosphärischen Niederschläge, welche zu den am meisten schwankenden meteorologischen Elementen gehören, für die einzelnen Gegenden genauer zu ermitteln, als sie bisher bekannt sind. Läßt man die Regenstationen, welche in den meisten Staaten Deutschlands in großer Zahl eingerichtet sind, außer Betracht, so enthält von den verschiedenen Beobachtungssystemen Deutschlands, deren Beobachtungen im »Deutschen Meteorologischen Jahrbuch« für 1893 veröffentlicht sind, außer den genannten Stationen erster Ordnung, das für Preußen, dem sich die Stationen im Großherzogtum Hessen, in Oldenburg, den beiden Mecklenburg und in Schwarzburg-Rudolstadt angeschlossen haben, 109 Stationen zweiter Ordnung, denen die 16 Forststationen hinzugefügt sind, und 63 Stationen dritter Ordnung, das für Sachsen 12 Stationen zweiter Ordnung, das für Bayern 25 Stationen zweiter und 23 Stationen dritter Ordnung, das für Württemberg 18 Stationen zweiter und dritter Ordnung, das für Baden 16 Stationen zweiter Ordnung, das für Elsaß-Lothringen 13 Stationen zweiter Ordnung; außerdem bestehen noch 10 Küstenstationen zweiter Ordnung, welche von der Deutschen Seewarte geleitet werden, und neben diesen noch 45 Signalstellen erster und zweiter Klasse sowie 2 Normalbeobachtungsstationen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die in neuester Zeit eingerichteten *meteorologischen Höhenstationen* geworden. Nachdem bereits 1873 in Amerika auf dem Pike's Peak in den Rocky Mountains (Colorado) in einer Höhe von 4310 m ein Observatorium für Meteorologie und Astronomie eingerichtet war, welches im Verein mit benachbarten Stationen Aufschlüsse über die klimatischen Verhältnisse der obern Luftschichten geben sollte, wurde die Errichtung von Höhenstationen auf den internationalen Meteorologenkongressen zu Wien (1873) und Rom (1879) dringend empfohlen; es sind auch später derartige Stationen an mehreren Orten eingerichtet worden. Die in Deutschland, Österreich und der Schweiz liegenden Höhenstationen sind:

Deutschland.	Meter	Gebweiler Belchen,	Meter
Brocken, Harz . .	1141	Vogesen. . . .	1394
Schneekoppe, Riesengebirge	1603	*Österreich.*	
Schneeberg, Grafsch. Glatz	1215	Hoch-Obir, Kärnten	2140
Fichtelberg, Erzgeb.	1213	Sonnblick, Tauern	3105
Schmücke, Thüringer Wald	912	Schafberg, Salzburg	1776
Inselberg, desgl. .	914	Schmittenhöhe "	1935
Peißenberg } Oberbayern	994	*Schweiz.*	
Wendelstein } Oberbayern	1728	Säntis	2504
Hirschberg } Oberbayern	1512	Pilatus Kulm . .	2070
		Rigi Kulm . . .	1790
		Gäbris	1253
		Chaumont. . . .	1128

Von den Höhenstationen in andern Staaten wären noch zu erwähnen in Frankreich die auf dem Mont Ventoux (1908 m), dem Pic du Midi (2860 m), dem Puy de Dôme (1463 m) und dem Mont Aigoual (1567 m), in Italien die auf dem Ätna (2990 m) und dem Monte Cimone (2168 m) und in Großbritannien die auf dem Ben Nevis (1343 m) im nordwestlichen Schottland. Die zuletzt genannte Station besitzt trotz ihrer verhältnismäßig nicht sehr bedeutenden Höhe ein besonderes Interesse, weil die großen atmosphärischen Wirbel mit ihren verheerenden Stürmen in ihrer Nähe vorüberziehen, und weil als Vergleichsstation die Station Fort William benutzt werden kann, die auf der Westseite des Ben Nevis in einer Entfernung von nur 11 km liegt. Auf dem Mont Blanc ist in einer Höhe von 4810 m ein Observatorium errichtet, die beiden höchsten Stationen der Erde aber befinden sich in Peru auf dem Charchani bei Arequipa (5080 m) und auf dem Vulkan Misti (5850 m). Auch in den der Kultur erst zu erschließenden Gegenden werden meteorologische Beobachtungen vielfach ausgeführt und, soweit diese deutsche Kolonialgebiete betreffen, von der Deutschen Seewarte gesammelt und unter dem Titel: »Deutsche überseeische meteorologische Beobachtungen« veröffentlicht.

Meteorologische Zeichen, s. Meteorologie S. 209.

Meteoroskop (griech.), Apparat, mittels dessen man die Beschaffenheit und Veränderung der Witterungserscheinungen bestimmen kann. Auch ein von K. v. Littrow 1837 konstruiertes Instrument zur Beobachtung von Meteoren und Sternschnuppen, besonders zur Bestimmung der Rektaszension und Deklination der Endpunkte der sichtbaren Bahnen derselben. Dasselbe ist meistens äquatorial montiert und hat grob geteilte Kreise. Ein wesentlich vollkommneres Instrument mit gleichzeitiger Registrierung des beobachteten Ortes wurde 1894 von Wurtzel angegeben.

Meteorpapier (*Wiesentuch, Wiesenleder*), eine wattenartig verwebte, bleiche, papier- bis tuchartige Masse, welche man auf dem Boden ausgetrockneter Teiche oder längere Zeit überschwemmt gewesener Wiesen findet, entsteht aus Cladophora fracta *Ktz.*, oft unter Beimischung andrer Algen (Oedogonium ꝛc.), wenn die Alge in sehr großer Menge vorhanden war, das Wasser schnell sank und die Alge sehr schnell, vor Eintritt der Fäulnis, austrocknete.

Meteorstahl, s. Nickelstahl.

Meteorstaub, s. Staubregen.

Meteorsteine (*Meteoriten, Aërolithe, Uranolithe, Luftsteine, Bätylen*), Eisen- oder Steinmassen, welche in größern oder kleinern Stücken, einzeln oder gleichzeitig in größerer Anzahl (*Steinregen*) meist unter einem donnerartigen Getöse auf die Erde niederfallen, am Tage von Rauchwölkchen,

in der Nacht von lebhaften Feuererscheinungen begleitet und oft als Feuerkugeln, auch wohl mit stark leuchtendem Schweif, beobachtbar. Viele zerspringen im Moment des Niederfallens mit explosionsartigem Geräusch in viele Fragmente. In keinem der vielfältig untersuchten M. ist ein neues, der Erde und den auf derselben vorkommenden Verbindungen fremdes Element entdeckt worden; auch das Vorkommen des Eisens im gediegenen Zustand sowie in Legierung mit Nickel kann nicht als ausschließlich für M. charakteristisch angesehen werden, seitdem von Grönland (Uifak oder Ovifak auf der Insel Disko) in Basalt eingeschlossene Eisenmassen unzweifelhaft tellurischen Ursprungs bekannt geworden sind, welche jene früher für M. ausschließlich charakteristischen Eigenschaften besitzen. Die wichtigsten der aus Meteorsteinen bekannt gewordenen Verbindungen sind: Eisen (immer nickelhaltig), Phosphornickeleisen (Rhabdit, Schreibersit oder Glanzeisen), Kohlenstoffeisen (Cohenit, Chalypit), Graphit, Diamant, Schwefeleisen (Troilit u. Magnetkies), Schwefelcalcium (Oldhamit), Chromeisen, Magneteisen (selten), Kieselsäureanhydrid (Tridymit oder Asmanit), Olivin, Bronzit, Augit, Anorthit, ein dem Labradorit gleich zusammengesetzter, einfach brechender, regulär kristallisierender Körper (Maskelynit), Kohle und Kohlenwasserstoffe. Hierzu kommt für die Meteoreisen ein mitunter sehr hoher, das eigne Volumen oft um ein Vielfaches übertreffender Gehalt an Gasen in komprimiertem Zustand (Wasserstoff, Kohlenoxyd, Kohlensäure), welcher sich durch Erhitzen und Auspumpen unter der Luftpumpe abscheiden läßt. Je nach dem Vorwiegen des Eisens oder gewisser andrer der genannten Gemengteile haben Rose, Tschermak, Brezina u. a. eine Einteilung der M. versucht. Man unterscheidet Eisenmeteoriten (Holosiderite), welche fast ausschließlich aus Eisen bestehen, und Steinmeteoriten (Asiderite und Sporadosiderite), welche gar kein oder nur sehr wenig gediegen Eisen enthalten, sowie als eine zwischen beiden stehende Gruppe die der Mesosiderite (Siderolithe, Pallasite), welche aus einem zelligen Eisen und Magnesiumsilikaten (Olivin, Bronzit) zusammengesetzt sind, und deren Typus das von Pallas 1772 in Sibirien aufgefundene Eisen ist. Als eine Unterabteilung der Steinmeteoriten unterscheidet man noch die seltenen Kohlenmeteoriten (einige wenige Fälle, z. B. von Alais in Frankreich 1806, Kapland 1838, Orgueil in Frankreich 1864, Migheï in Rußland 1889), welche ein lockererdiges Material, reich an Kohle, mit Wasser- und Sauerstoff enthalten. Was von sogen. Gallertmeteoriten berichtet wird, widerspricht den aus zahlreichen Beobachtungen geschöpften Ansichten über die M. so durchaus, daß man wohl an Verwechselungen mit Nostocalgen, Froschlaich oder ähnlichen Dingen glauben darf. Eine außerordentlich charakteristische Struktur besitzen die meisten Eisenmeteoriten u. Mesosiderite. Dieselben sind nämlich durch einen regelmäßigen schaligen Aufbau aus nickelreichern und nickelärmern Eisenmassen ausgezeichnet, und zwar sind diese bald dickern, bald dünnern Schalen den Flächen des regulären Oktaeders parallel orientiert. Da das nickelreichere Eisen von Säure (verdünnter Salpetersäure) weniger leicht angegriffen wird als das nickelärmere, kann man diesen oktaedrischen Schalenbau durch Anätzen ebener, polierter Flächen des Meteoreisens sichtbar machen. Man erhält alsdann auf diesen Flächen, je nach der Lage derselben gegen die Oktaederflächen, unter rechten oder schiefen Winkeln sich schneidende, schwach hervorspringende Balken oder Linien, die nach dem Entdecker genannten Widmanstättenschen Figuren (Fig. 1). Die die Balken bildende Eisennickellegierung (Balkeneisen, Kamazit) hat einen geringern Gehalt an Nickel als das widerstandsfähigere Bandeisen (Tänit), welches stets in Form sehr dünner, stark glänzender Lamellen die Balken einschließt, während es sich oft weniger von dem in den Feldern zwischen den Balken gelegenen Fülleisen (Plessit) unterscheidet. Die wesentlich aus Silikaten zusammengesetzten M. lassen häufig in der tuffähnlichen Grundmasse neben Körnern von Nickeleisen, Magnetkies ꝛc. kleine Kugeln von Olivin oder exzentrisch-strahligem Bronzit, sogen. Chondren, erkennen und heißen dann Chondrite. Der regelmäßige Bau dieser Chondren (Fig. 2), welche übrigens fast stets eine braune Glasschmelze enthalten, hat zu der irrigen Vorstellung veranlaßt, die M. enthielten Organismen (vgl. Hahn, Die Meteoriten und ihre Organismen, Tübing. 1880). Am ähnlichsten manchen irdischen Gesteinen (Basaltlaven) sind die sogen. Eukrite, aus Anorthit und Augit bestehend, und die sogen. Chassignite, den Olivinfelsen nahe verwandt. Andre Gruppen sind die Howardite (aus Augit, Bronzit und Anorthit bestehend), die Chladnite (Enstatit u. wenig Olivin enthaltend), die Bustite und Rodite. Was die Häufigkeit der einzelnen Arten der M. betrifft, so haben von den etwa auf 600 zu schätzenden, der Fallzeit nach bekannten Meteoritenfällen nur etwa 10 Eisenmeteoriten geliefert, unter denen die Fälle 1751 zu Hraschina bei Agram, 1835 in Tennessee und

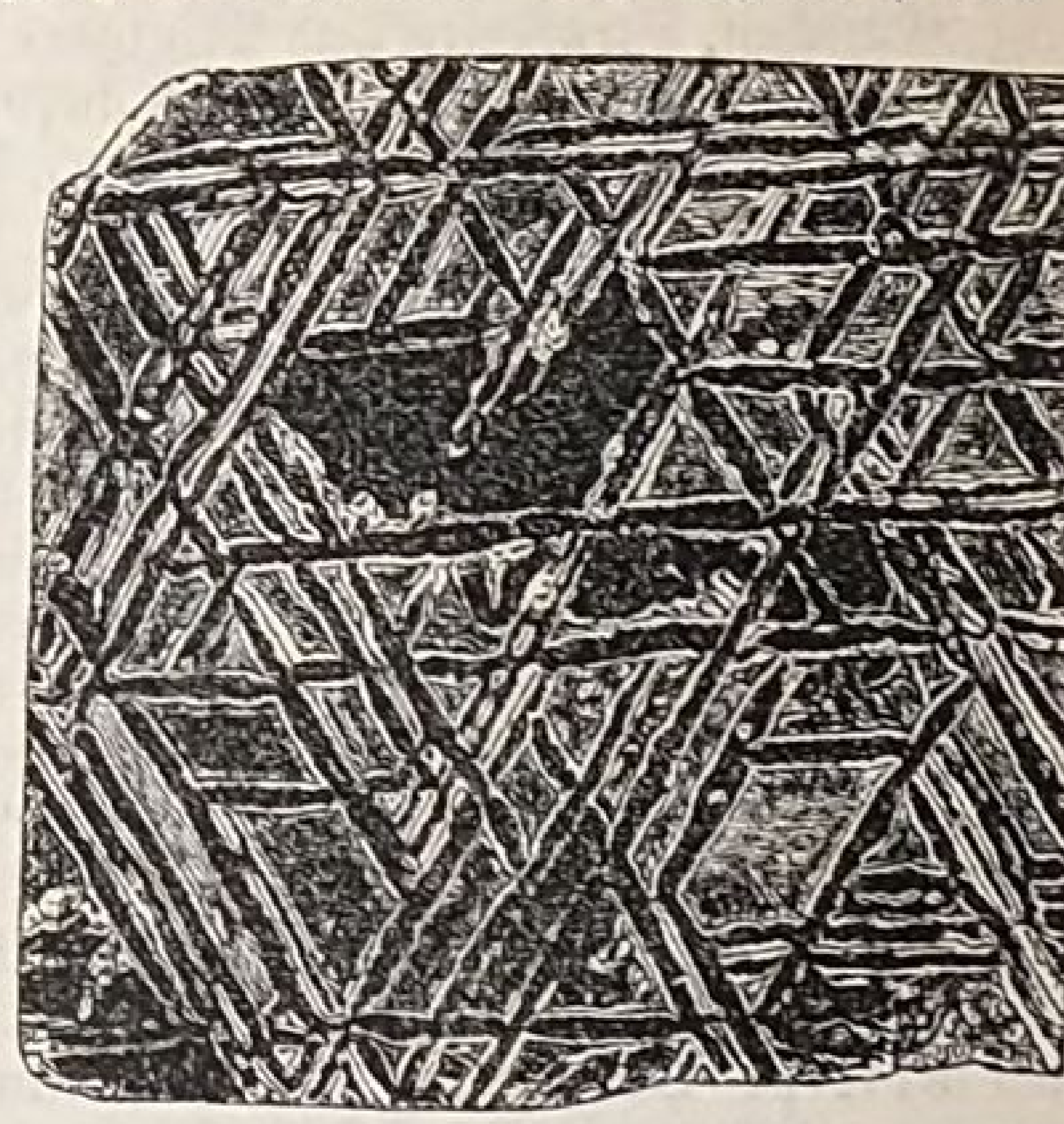


Fig. 1. Widmanstättensche Figuren.



Fig. 2. Querschnitt durch ein Chondrum, stark vergrößert.

1845 zu Braunau in Böhmen und einige neuere (1885 und 1886) in Nordamerika die bekanntesten sind. Alle andern M. bekannter Fallzeit bestehen aus Silikaten oder doch vorwiegend aus solchen. Dagegen kennt man eine sehr große Zahl von Meteoreisen unbekannter Fallzeit, und dies hat darin seinen Grund, daß ein Stück Meteoreisen selbst nach Jahren bei gelegentlichem Auffinden wegen seiner obenerwähnten regelmäßigen Struktur leicht als solches bestimmt werden kann, während die Steinmeteoriten, wenn sie nicht bald nach dem Fall aufgehoben werden, später im zersetzten Zustande kaum noch von irdischen Gesteinen unterschieden werden können.

Meteorstein vereinigen. Die Zahl der niederfallenden Steine ist zuweilen sehr groß; es fielen z. B. 1803 bei L'Aigle in der Normandie gegen 3000, 1808 bei Stannern in Mähren einige hundert, 1882 bei Mocz in Siebenbürgen über 1000 und 1868 zu Pultusk in Polen wohl an 100,000 Steine.

Die Gestalt der M., wenigstens der nicht erst unmittelbar vor dem Niederfallen zersprungenen und dann eckigen Steine, sondern der sogen. kosmischen Individuen, läßt mitunter insofern eine Gesetzmäßigkeit erkennen, als man die Richtung, in welcher der Meteorit die Atmosphäre durcheilte, bestimmen und eine Brust- u. Rückenseite unterscheiden kann (Fig. 3).

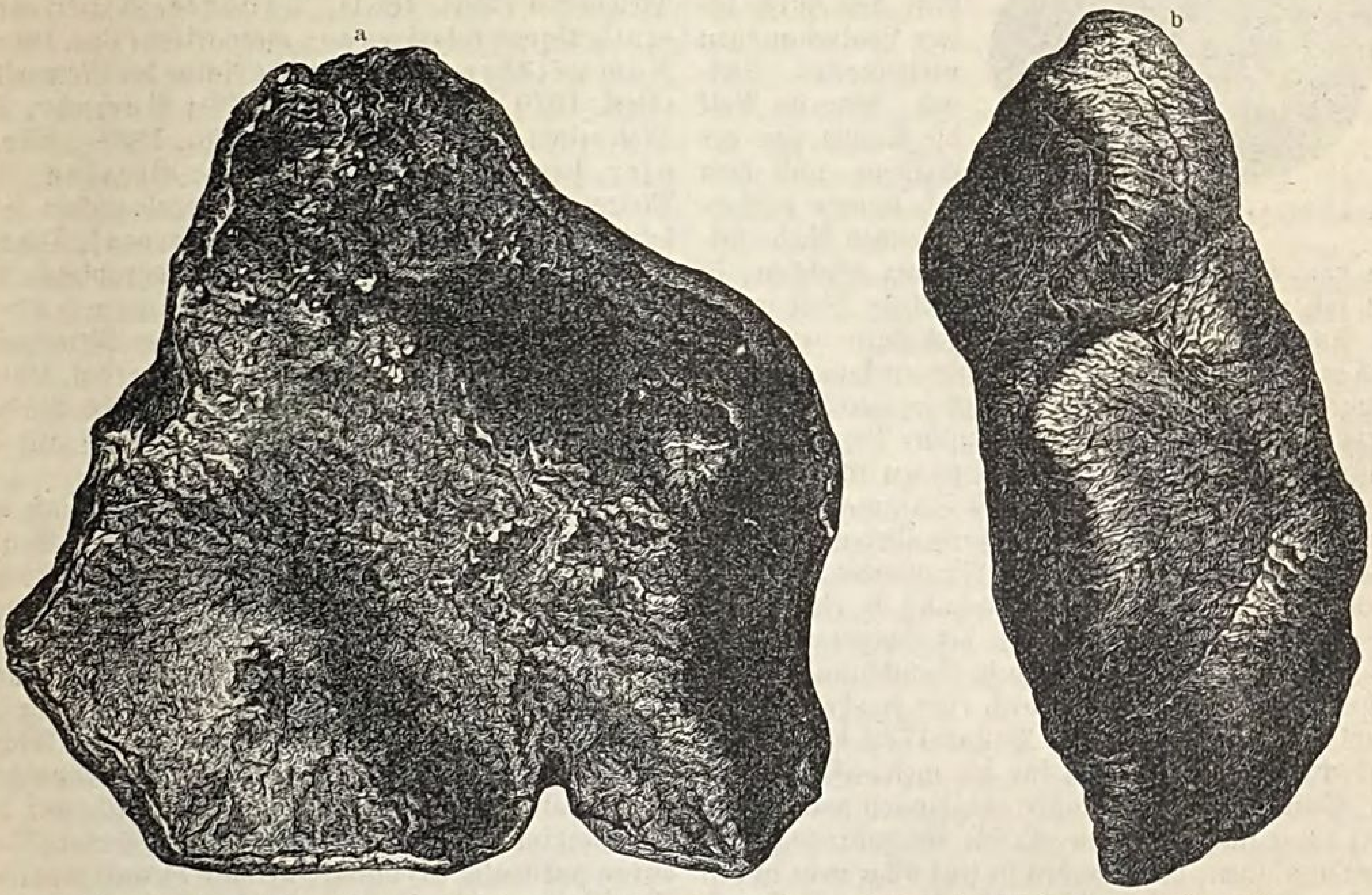


Fig. 3. Ein Meteorit vom Steinregen bei Stannern. a Ansicht des Rückens, b von der Seite.

Die Größe der M. ist sehr wechselnd, wenn auch meist, abgesehen von einzelnen extremen Fällen, nicht bedeutend. Der größte bis jetzt beobachtete Steinmeteorit (Knyahinya 1866) wiegt nahezu 300 kg. Weit schwerer sind viele Eisenmeteoriten, wenigstens werden von einzelnen nachträglich aufgefundenen Eisenmassen unbekannter Fallzeit Stücke im Gewicht von 170, ja von 300 Zentner erwähnt, so von mehreren Orten in Brasilien und Peru, von Toluca in Mexico ꝛc. Auf der andern Seite sinkt die Größe der M. bis zu Körnern, ja Staub (Staubmeteoriten, kosmischer Staub, Kryokonit) herab, so daß die Auffindung besonders günstige Verhältnisse voraussetzt, wie sie beispielsweise bei dem Fall von Heßle in Schweden herrschten, wo 1. Jan. 1869 neben größern Steinen kleinste Körner und Staub meteorischen Ursprungs auf dem Schnee gesammelt werden konnten. Zuweilen liefert ein Fall nur einen Stein, öfter mehrere Stücke, die nach ihrer Form bald als kosmische Individuen, bald als erst im Moment des Herabstürzens durch Explosion voneinander gerissene, eckige Fragmente eines ursprünglich zusammengehörigen Stückes zu betrachten sind. So ließen sich die drei etwa 3 km voneinander entfernt bei Butsura in Ostindien aufgefundenen Stücke aneinander fügen und zu einem

Die M. treten mit kosmischer Geschwindigkeit (von 4 Meilen und mehr in der Sekunde) in die Erdatmosphäre ein, verlieren aber in dieser infolge des Luftwiderstandes ihre Eigengeschwindigkeit ganz u. fallen schließlich, unter dem Einfluß der Anziehungskraft der Erde, zu Boden. Die vor dem in die Atmosphäre eindringenden Meteor befindliche Luft wird stark zusammengepreßt und erhält dadurch eine den Schmelzpunkt der Bestandteile des Meteors erreichende Temperatur; der Stein überzieht sich mit einer dünnen, schwarzen, glasigen Schmelzrinde, und es bilden sich auf der infolge des starken Abschmelzens gerundeten Vorderseite (Brustseite) des Meteors Schmelzfalten (Fig. 4), welche in der Richtung der Bewegung ähnlich in die Länge gezogen sind wie diejenigen auf der Oberfläche der in halb weichem Zustand von den Vulkanen ausgeworfenen Bomben. Auf der Grenze der Brustseite und der der Hitzeeinwirkung weniger ausgesetzten und deshalb weniger abgeschmolzenen, mehr unebenen Rückenseite befindet sich ein dicker schwarzer Schmelzwulst (Fig. 3). Daß viele M., zumal die wesentlich aus kohligen Substanzen zusammengesetzten, während ihres Fluges durch die Atmosphäre ganz verzehrt, ganz in Dampfform umgewandelt werden können, ist leicht erklärlich, und dafür spricht auch die Seltenheit der Kohlenmeteoriten.

Eine so merkwürdige Erscheinung wie das »Niederfallen der Steine vom Himmel« mußte schon in frühesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Beobachter erregen, und so besitzen wir in den Schriften der Chinesen und der antiken Kulturvölker eine Anzahl auf M. bezügliche Stellen. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß der in der Kaaba zu Mekka verehrte Stein ein Meteorstein ist. Der älteste urkundlich beglaubigte Fall, von dem der Stein noch vorhanden ist, ist der von Ensisheim im Elsaß 7. Nov. 1492; noch heute bewahrt die Gemeinde den Rest des durch öftere Lostrennungen verkleinerten Steines. War im Volk die Kunde von der Existenz und dem sich immer wiederholenden Niederfallen von Meteorsteinen wohl nie ganz erloschen, so hat sich merkwürdigerweise die gelehrte Welt gegen die Anerkennung des Faktums geradezu gesträubt, und besonders die französische Akademie kam im Ausgang des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts mehrfach in die Lage, gegenüber Berichten über Fälle und Einsendungen von Steinen ihre Zweifel an der meteorischen Herkunft des Steinmaterials mit einer gewissen Feierlichkeit zu formulieren, bis der Steinregen von L'Aigle in der Normandie 26. April 1803, zu dessen näherer Untersuchung sie eine besondere Kommission (mit Biot an der Spitze) absandte, die Zweifel zerstörte, während in Deutschland der berühmte Akustiker Chladni durch eine epochemachende Publikation über das von Pallas 1772 in Sibirien entdeckte Eisen schon 1794 für die meteorische Natur der Stein- und Eisenmassen eingetreten war. Man hielt dann lange Zeit die M. für Auswürflinge von Mondvulkanen; doch werden sie jetzt allgemein in den engsten Bezug zu den Meteorschwärmen und Kometen gebracht, nachdem Schiaparelli nachgewiesen hat, daß sich die Kometen unter dem Einfluß zu starker Annäherung an die Sonne zu Meteorschwärmen auflösen, d. h. in eine große Anzahl kleiner, die Bahn des ehemaligen Kometen einhaltender, also uns periodisch erscheinender Körper zerfallen. Der Umstand, daß gerade für die bedeutendsten Sternschnuppenschwärme sich keine gleichzeitige Steigerung der Anzahl von Meteoritenfällen nachweisen läßt, wird durch die verschiedene Richtung, in welcher die Schwärme die Erdbahn schneiden, erklärt; nur Schwärme, welche mit der Erde in annähernd gleicher Richtung sich bewegen, werden M. auf die Erde liefern. Ein Meteorschwarm, dessen Bewegungsrichtung der Lieferung von Meteorsteinen günstig ist, ist der im November die Erdbahn schneidende. — Auch zur Begründung einer Hypothese über die Beschaffenheit des Erdinnern hat man die M. herbeigezogen. Aus der Ähnlichkeit gewisser M. mit Gesteinen unsrer Erde schloß man auf eine Ähnlichkeit der übrigen, besonders der viel Eisen enthaltenden M. mit dem Material des unbekannten Erdinnern und kam durch die Annahme der Existenz von schweren metallischen Massen in den Tiefen der Erde zu einer Erklärung des auffallend hohen spezifischen Gewichts der Gesamterde (vgl. Erde, S. 894). Daß diese Hypothese durch die Beobachtung gediegenen Eisens in offenbar aus großen Tiefen der Erde stammenden basaltischen Gesteinen eine wesentliche Stütze gefunden hat, ist leicht erkennbar.



Fig. 4. Meteorit von Pultusk.

Die vollständigsten Meteoritensammlungen besitzen Wien, Paris, London, Pest, Kalkutta, Berlin, Tübingen (die einst als Privatsammlung bedeutendste des Freiherrn von Reichenbach), Göttingen, Straßburg, Bonn (die ehemalige Sammlung des bekannten Mineralienhändlers Krantz); berühmte Privatsammlungen besitzen Greg in Manchester und Shepard in Newhaven (Nordamerika). Vgl. Chladni, Über den Ursprung der von Pallas gefundenen Eisenmasse etc. (Riga 1794); Derselbe, über Feuermeteore (Wien 1820); G. Rose, Beschreibung und Einteilung der Meteoriten (Berl. 1864); Daubrée, Expériences synthétiques relatives aux météorites (Par. 1868); Rammelsberg, Die chemische Natur der Meteoriten (Berl. 1870, 2. Abhandlung 1879); Buchner, Die Meteoriten in Sammlungen (Leipz. 1863); Meunier, Les météorites (Par. 1884); Brezina, Die Meteoritensammlung des k. k. mineralogischen Hofkabinetts in Wien (Wien 1885); Tschermak, Die mikroskopische Beschaffenheit der M., photographische Abbildungen (Stuttg. 1883—85); Brezina u. Cohen, Die Struktur und Zusammensetzung der Meteoreisen (das. 1887 ff.); Cohen, Meteoritenkunde (das. 1894).

Meteorwasser, das durch meteorische Niederschläge (Regen, Schnee, Hagel, Tau, Reif) auf die Erde gelangende Wasser.

Meter (franz. mètre, v. griech. metron, Maß, abgekürzt m), das Grundmaß des metrischen Maßsystems (s. d.). Mit der Erweiterung des Verkehrs empfand man immer drückender die Störungen, welche der Mangel eines allgemein anerkannten, keiner Veränderung unterworfenen und stets wieder auffindbaren Maßes verursachte. Nach Beendigung der Gradmessung in Peru glaubte Lacondamine ein solches natürliches Maß in der Länge des Sekundenpendels am Äquator gefunden zu haben und meißelte auf das Denkmal im Jesuitenkloster zu Quito die Worte: »Mensurae naturalis exemplar, utinam et universalis!« Die Mathematiker einigten sich jedoch darüber nicht, und eine im Mai 1790 auf Beschluß der französischen Nationalversammlung niedergesetzte Kommission fand es geraten, als Naturmaß den zehnmillionsten Teil eines Meridianquadranten zu wählen, zu welchem Zwecke eine Gradmessung von Barcelona bis Dünkirchen unternommen ward. Vor deren Beendigung bestimmte der Wohlfahrtsausschuß 7. April 1795 jenes Längenmaß als mètre provisoire et légal auf 443,44 Pariser Linien der Toise von Peru, und nachdem die Rechnungen bei 1/334 Abplattung an den Polen vollzogen waren und 443,295936 Linien in der Temperatur von 16¼° ergeben hatten, wurde 9. Frimaire VIII unter Abkürzung auf 443,296 Linien der mètre vrai et définitif Grundmaß. Dasselbe ist zwar nicht das beabsichtigte natürliche, da Rechnungsfehler vorgekommen und die Länge des Quadranten um 856 m größer befunden waren, Bessel sogar nachgewiesen hat, daß die Erde ungleich gekrümmt ist. Dennoch blieb das M. in seiner letzten Größenbestimmung das französische Grundmaß und ist so auch von den übrigen Staaten anerkannt worden; es wurde durch einen Platinstab Lenoirs dargestellt, dessen Endflächen bei der Temperatur des schmelzenden Eises genau 1 m voneinander entfernt sind.

Meter, türk. Hohlmaß, s. Alma.

Meterkerze (abgekürzt M. K.), s. Beleuchtung

Meterkilogramm, s. Kilogrammometer.

Meterkonvention (Convention internationale du mètre), eine 20. Mai 1875 zu Paris abgeschlossene Übereinkunft zur genauesten Anfertigung und zeitweise wiederholten Vergleichung von Urmaßen, wobei die vorherige Annahme des metrischen Systems nicht zur Bedingung gemacht war. Nachdem schon vorher mehrere Staaten, z. B. Preußen 1860, ihre Urmaße mit den im französischen Archiv aufbewahrten hatten vergleichen lassen, vereinigten sich das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Belgien, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, die Türkei, die Vereinigten Staaten von Amerika, Venezuela, Peru, die Argentinische Republik und Brasilien zur Errichtung und Unterhaltung eines Internationalen Maß- und Gewichtsbüreaus mit dem Sitze in Paris, welches jene Zwecke zu erfüllen hat. Andre Staaten sind inzwischen beigetreten, England im September 1884. Die Generalkonferenz für Maße und Gewichte hat als internationales Prototyp des Meters einen Maßstab und des Kilogramms ein Gewichtsstück anerkannt, welche beide beim Büreau niedergelegt sind. An ersterm wird die gemeinsame Einheit des Längenmaßes dargestellt durch den bei der Temperatur des schmelzenden Eises gemessenen Abstand der Endstriche, an letzterm die Gewichtseinheit durch die Masse des Gewichtsstückes. Von ihnen sind durch sorgfamste Präzisionsmechanik die Urmaße und Urgewichte abgeleitet, die bei verschwindend geringen Abweichungen die Generalkonferenz den Regierungen als nationale, innerhalb des Staates gültige Prototype überwiesen hat. Für das Deutsche Reich ist diese Gültigkeit der aus Platiniridium angefertigten Stücke durch Gesetz vom 26. April 1893 ausgesprochen und zugleich festgesetzt, daß dem tausendsten Teile des Kubikmeters der Raum gleichkommt, den ein Kilogramm reinen Wassers im Zustand seiner größten Dichtigkeit unter dem absoluten Drucke einer Atmosphäre einnimmt.

Metertonne (abgekürzt mt), ein Maß für die lebendige Kraft eines Geschosses in seiner Flugbahn, = 1000 Kilogrammometer. Man bezieht dies Maß auf den Zentimeterumfang des Geschosses, auf das Quadratzentimeter des Querschnitts oder auf das Gewicht des Geschosses. Das Geschoß der Kruppschen 42 cm-Küstenkanone L/33 im Gewicht von 1000 kg hat bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 604 m an der Mündung eine lebendige Kraft von total 18,594 Metertonnen, für 1 qcm Querdurchschnitt 13,4 Metertonnen und für den Zentimeterumfang 141 Metertonnen.

Meth, s. Met.

Methacetin (Paraoxymethylacetanilid), kleine, schwach rosarote, glänzende, geruch- und geschmacklose Blättchen, löst sich schwer in kaltem, leichter in heißem Wasser, auch in Alkohol und wird als Fiebermittel gegen Gelenkrheumatismus, Influenza und Migräne benutzt. Größere Dosen sollen keine schädlichen Wirkungen hervorbringen, doch ist die starke Schweißbildung, welche es verursacht, seiner Anwendung bisweilen hinderlich.

Methämoglobin, Verbindung des Blutfarbstoffes mit Sauerstoff, entsteht aus Hämoglobin bei Vergiftung mit salpetriger Säure oder chlorsauren Salzen und kann auch künstlich dargestellt werden. Befindet es sich im Blut, so tritt es leicht in den Harn über (Methämoglobinurie).

Methan (Methylwasserstoff, Grubengas, Sumpfgas, leichtes Kohlenwasserstoffgas) CH_4 entsteht bei der Fäulnis organischer Stoffe unter Abschluß der Luft und entweicht daher (mit Kohlensäure und Stickstoff gemischt) aus dem Morast stehender Gewässer und Sümpfe, besonders wenn man denselben aufrührt, ebenso aus Schlammvulkanen, Steinkohlen, namentlich in Bergwerken, wo es mit Luft gemischt die »schlagenden Wetter« bildet. Auch die Darmgase enthalten M., und es entsteht bei Gärung von Milchzucker. An einigen Orten entströmt es dem Erdboden, oft gemengt mit andern Gasen (s. Erdgas). M. entsteht ferner bei trockner Destillation von Pflanzenstoffen u. findet sich daher in großer Menge im Leuchtgas aus Holz, Steinkohlen 2c. Ähnlich bildet es sich, wenn man Alkoholdämpfe durch ein glühendes Rohr leitet. Schweres Kohlenwasserstoffgas (Äthylen) C_2H_4 zersetzt sich in hoher Temperatur in Kohlenstoff und M. Leitet man Schwefelkohlenstoffdampf u. Schwefelwasserstoff über glühendes Kupfer, so entstehen Schwefelkupfer und M. Zur Darstellung erhitzt man essigsaures Natron mit Natronkalk oder besser mit Ätzbaryt. Reines M. erhält man aus Zinkmethyl und Wasser. M. ist ein farb- und geruchloses Gas vom spez. Gew. 0,558, wird unter einem Drucke von 180 Atmosphären verflüssigt, löst sich wenig in Wasser, brennt mit nicht leuchtender Flamme, entzündet sich schwerer als Äthylen, gibt mit 10 Volumen Luft oder mit 2 Volumen Sauerstoff ein höchst explosives Gemenge, kann mit Luft gemischt eingeatmet werden, zerfällt im weißglühenden Rohr in seine Bestandteile und explodiert mit Chlor im direkten Sonnenlicht. Im Dunkeln wird es von Chlor nicht angegriffen, und im zerstreuten Tageslicht gibt es hauptsächlich Methylchlorür.

Methänderivate, s. Fettkörper.

Methänreihe, die Reihe der gesättigten Kohlenwasserstoffe (Grenzkohlenwasserstoffe), welche mit dem Methan beginnt.

Methēn, s. Methylen.

Methenyl, die dreiwertige Atomgruppe CH, die nur in Verbindungen vorkommt, z. B. im Methenyltrichlorid oder Chloroform $CHCl_3$, im Methenyltrijodid oder Jodoform CHJ_3 2c.

Methfessel, Albert Gottlieb, Liederkomponist, geb. 6. Okt. 1785 zu Stadtilm in Thüringen, gest. 23 März 1869 in Heckenbeck bei Gandersheim, veröffentlichte bereits als Schüler des Gymnasiums zu Rudolstadt eine Liedersammlung, ging 1807 nach Leipzig, um Theologie zu studieren, im folgenden Jahre aber als Pensionär der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt nach Dresden, um sich zum Musiker auszubilden. 1810 ward er Hof- u. Kammersänger in Rudolstadt, 1824 Gesanglehrer in Hamburg; seit 1831 war er als Hofkapellmeister in Braunschweig thätig, bis er 1842 wegen eines Gehörleidens diese Stelle niederlegte. In seinen zahlreichen ein- und mehrstimmigen Liedern, deren er auch einige selbst gedichtet hat (z. B. »Hinaus in die Ferne« und »Was tönt durch Wald und Auen«), herrscht gesunde Frische und Empfindung, natürliche Anmut und ein feines Gefühl für formales Ebenmaß. Große Popularität gewann sein »Kommersbuch«, das viele Auflagen erlebte. Auch auf dem Gebiet der Instrumentalmusik hat sich M. bethätigt (Klaviersonate, Sonatinen, Ouvertüren 2c.).

Methley (spr. methli), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), 11 km südöstlich von Leeds, mit Kohlengruben und (1891) 4357 Einw.

Methōde (griech., »Weg« zu einem Ziele, Verfahren), im wissenschaftlichen Sinne: nach Grundsätzen geregeltes Verfahren zur Erreichung bestimmter

Zwecke; demnach die Kunst, eine Reihe von Gedanken nach gewissen Grundsätzen so zu ordnen, daß dadurch entweder neue Erkenntnisse gewonnen, oder gewonnene Erkenntnisse andern in überzeugender Weise mitgeteilt werden. Hierfür gibt es zwei entgegengesetzte Wege, deren einer von allgemeinen Wahrheiten, Gesetzen und Begriffen folgernd zum Einzelnen und Besondern hinableitet (Deduktion), während der andre umgekehrt von der Beobachtung des Einzelnen zur Erkenntnis des Allgemeinen aufleitet (Induktion, Anagoge). Diese beiden Wege unterschied zuerst Sokrates; Platon und besonders Aristoteles bildeten ihre Erkenntnis weiter aus. Durch Eukleides, den Mathematiker, wurden die beiden Methoden auch auf die Mathematik angewendet. Er bezeichnete sie zuerst mit den seither allgemein gewordenen Namen der Synthesis (compositio, Aufbau, Deduktion) und Analysis (resolutio, Auflösung, Induktion). Da Eukleides in seinen Elementen der Geometrie vorzugsweise die synthetische M. (Deduktion) anwandte, wurde diese später auch die geometrische M. genannt. Sie schreitet von allgemein anerkannten Grundsätzen und Begriffen (Axiomen und Definitionen) zu Aufstellung und Beweis von Lehrsätzen (Propositionen) fort, aus denen endlich praktisch wichtige Folgerungen gezogen werden. Diese geometrische M. galt bis ins 17. Jahrh. allein als das eigentlich wissenschaftliche Verfahren, wie denn noch Spinoza nach ihr seine Ethik anordnete. Seit Bacon und Descartes, denen die italienische Naturphilosophie und namentlich die neuere Astronomie vorgearbeitet hatte, wurde dem gegenüber die Induktion (Analysis) besonders bevorzugt, indem die Überzeugung immer mehr durchdrang, daß alles menschliche Wissen auf sinnlicher Wahrnehmung ruhe u. analysierender Betrachtung der einzelnen Gegenstände und Erscheinungen sein Dasein verdanke. Auf der sorgsamern Ausbildung dieser M. beruht vorzüglich der großartige Aufschwung der Naturwissenschaften in den letzten Jahrhunderten, sie ist aber allen Zweigen des menschlichen Wissens zu gute gekommen. Wenn der Sensualismus des vorigen Jahrhunderts, zumal in England u. Frankreich, darin zu weit ging, daß er nur noch die Analysis gelten lassen wollte, so versuchte die sogen. absolute Philosophie in Deutschland (Fichte, Schelling, Hegel), anknüpfend an gewisse Äußerungen Kants, die synthetische M. unter dem Namen Konstruktionsmethode (bei Kant Architektonik) wieder zur Alleinherrschaft zu bringen, u. das mit der einseitigen Überspannung, als könnte aus einem allgemeinsten Begriff ohne Hilfe der Erfahrung (a priori) das gesamte System der menschlichen Erkenntnis entwickelt oder konstruiert werden. Die kurze Herrschaft dieser Philosophie ist hauptsächlich an dem Einspruch der Naturforschung gegen ihre anmaßliche Selbsttäuschung gescheitert. In der Gegenwart erkennt man ziemlich allgemein mit Goethe an, daß »Analysis und Synthesis, Induktion und Deduktion, beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, das Leben der Wissenschaften ausmachen«. Zunächst muß die Erkenntnis von der zergliedernden Betrachtung des Einzelnen ausgehen. In der Hypothese wird dann der Versuch gemacht, von der Induktion zur Deduktion überzugehen. Wird aus der Hypothese durch praktische Erprobung ein anerkanntes Gesetz, so kann von hier aus synthetisch wieder zum Einzelnen fortgeschritten werden. Treffend nennt man seit Kant die synthetische M. auch das progressive, die analytische das regressive Verfahren. Seit Descartes ist ferner die letztere oft als M. der Erfindung (heuristische M.) bezeichnet worden. — Die genetische M., nach welcher man eine natürliche Bildung oder eine organische Entwickelung in ihrem allmählichen Entstehen vom Ursprung an beobachtend begleitet, ist jenen beiden Methoden nicht nebengeordnet, insofern sie unmittelbar nur bei der Beobachtung und Darstellung des Thatsächlichen Anwendung findet und nur der Kenntnis, nicht der tiefer eindringenden Erkenntnis der Dinge dient. Ihr verwandt ist die pragmatische M. der Geschichtschreibung, die das Thatsächliche in seinem natürlichen Zusammenhang der Reihe nach vorführt. Vgl. Lehrform, Unterricht etc. Litteratur s. bei »Logik«.

In der Mathematik unterscheidet man außer den vorstehend erwähnten allgemeinen noch eine Menge spezieller Methoden, z. B. die Exhaustionsmethode, die M. der unbestimmten Koeffizienten, die M. der kleinsten Quadrate, Konstruktionsmethoden u. a. Die Exhaustionsmethode ist ein bei den Geometern des Altertums, namentlich bei Archimedes, übliches Verfahren zur Berechnung krummliniger ebener Figuren, krummer Oberflächen und von solchen begrenzter Körper; sie ist identisch mit dem heutigen Grenzverfahren (s. d.). Die M. der unbestimmten Koeffizienten, von Descartes angegeben, dient zur Entwickelung von Funktionen in Reihen von bekannter Form; die anfangs unbestimmt gelassenen Koeffizienten werden mittels der Eigenschaften der Funktionen, meist durch Differentiation, ermittelt. Die M. der kleinsten Quadrate, von Gauß erfunden, dient zur Berechnung der wahrscheinlichsten Werte der Unbekannten aus einem System von Gleichungen, deren Zahl die der Unbekannten übersteigt, die aber mit Beobachtungsfehlern behaftet und daher nicht genau richtig sind (s. Wahrscheinlichkeit). Konstruktionsmethoden unterscheidet man in der Geometrie vier: 1) die direkte, bei welcher man den oder die fehlenden Punkte durch ihre geometrischen Orte bestimmt; 2) die indirekte oder analytische (Plato), bei der man die gesuchte Figur sich als gegeben vorstellt, dann die gegebenen Stücke, abgesehen von ihren Maßen, in die Figur einträgt und so zu einer konstruierbaren Nebenfigur gelangt; 3) M. der Ähnlichkeit, bei der man zunächst eine der gesuchten ähnliche Figur konstruiert und den Maßstab durch Parallelverschiebung (s. d.) richtig stellt; 4) Rechnung: man setzt aus der konstruiert gedachten Figur Gleichungen an und rechnet so lange, bis man zu einem konstruierbaren Ausdruck gelangt, wie etwa $x^2 = a^2 + b^2$, wo x Hypotenuse des rechtwinkeligen Dreiecks mit den Katheten a und b ist.

Methōdik (Methodologie, griech.), Anweisung zur methodischen, d. h. folgerichtigen u. zweckmäßigen, Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe. So spricht man von M. des akademischen Studiums, des sprachlichen, mathematischen, musikalischen Unterrichts etc. Als allgemeine wissenschaftliche M. kann die Logik angesehen werden. Außerdem ist öfters der Versuch gemacht worden, eine eingehendere allgemeine wissenschaftliche M. für alle Wissenszweige aufzustellen. Berühmt war im spätern Mittelalter die große Kunst (ars magna) des Raimundus Lullus (s. d.), die aber ihren Ruf kaum verdiente. Einflußreicher wurde das »Novum organum scientiarum« (1620) des Bacon von Verulam durch die nachdrückliche Empfehlung der bis dahin zurückgesetzten induktiven Methode. Kant unterschied im Anschluß an die Wolffsche Schule zwischen Elementarlehre oder Entwickelung der in

einem Wissensgebiet herrschenden Grundbegriffe und Methodenlehre oder Anwendung dieser Grundbegriffe auf die Erfahrung. Die neuere Logik (s. d.) hat diesen Unterschied im wesentlichen festgehalten und, der fortschreitenden Entwickelung der Spezialwissenschaften folgend, insbes. der Methodenlehre immer mehr Aufmerksamkeit gewidmet; so ist nicht nur unsere Einsicht in die allgemeinen methodologischen Formen der Einteilung, Klassifikation, Deduktion, Induktion 2c. sehr erweitert und vertieft, sondern es sind auch Wert und Bedeutung sowie der Allgemeinheits- und Gewißheitsgrad der einzelwissenschaftlichen Resultate durch die logische Kritik vielfach schärfer bestimmt worden. Oft wird die Methodologie einer Wissenschaft verbunden mit allgemeiner Übersicht ihrer Geschichte und ihres gegenwärtigen Bestandes; daher die Formel: »Encyklopädie und Methodologie« (vgl. Encyklopädie, S. 755). Vgl. außer Sigwart, Logik, Bd. 2 (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1890), insbesondere Wundt, Logik, Bd. 2 (2. Aufl., Stuttg. 1894—95).

Methodiker, Redner oder Schriftsteller, der mit Methode, nach durchdachtem Plan zu Werke geht oder andre dazu anleitet; methodisch, eine Methode befolgend, planmäßig; methodisieren, methodisch verfahren.

Methodisten, eine aus der anglikanischen Kirche hervorgegangene Religionsgesellschaft, welche keine neue Lehre einführen, sondern nur, ähnlich wie die Pietisten und Labadisten auf dem Festland, das Christentum zugleich verinnerlichen und praktisch fruchtbar machen wollten. Deshalb wurden sie zuerst nur spottweise M., d. h. solche, welche die Frömmigkeit nach der Methode betrieben, ihre Richtung und Denkart Methodismus genannt. Gründer des Methodismus waren die Brüder John und Charles Wesley (s. d.), die 1729 einen geistlichen Verein gründeten, welcher sich gemeinsames Beten und Lesen der Bibel, häufige Abendmahlsfeier, Verkündigung des Evangeliums dem unwissenden Volk, Besuch und Bekehrung der Kranken und Gefangenen zu Zwecken setzte. Nachdem sich 1732 Georg Whitefield (s. d.) mit ihnen verbunden hatte, unternahmen sie Missionsreisen. Die beiden Wesley wirkten seit 1735 besonders in Amerika, namentlich in Neugeorgia; aber erst nach ihrer Rückkehr entstand 1739 eine förmlich organisierte Gesellschaft von M., weil die Geistlichen der bischöflichen Kirche den methodistischen Predigern die Kanzel verboten hatten. Notgedrungen aus der englischen Kirche ausgeschieden, predigten sie zuerst auf freiem Felde, dann in besondern Bethäusern (Tabernakeln). Auch in Schottland (seit 1741) und Irland (seit 1747) verbreitete sich die neue Sekte rasch, namentlich unter dem niedern Volk, infolge des bedeutenden Rednertalents Wesleys und mehr noch Whitefields. Durch die frühere, jedoch schon 1740 wieder gelöste Verbindung mit der Brüdergemeinde, die Wesley in Amerika und Deutschland kennen gelernt hatte, hat die Verfassung der M. manches aus der herrnhutischen Verfassung aufgenommen. Zur gegenseitigen Förderung in der Heiligung teilt sich der ganze Verein in Klassen, gewöhnlich von etwa 15 Personen gleichen Geschlechts und gleicher Lebensverhältnisse, jede unter einem Vorsteher (class leader). Die sogen. Bandgesellschaften (band societies) bilden innerhalb der allgemeinen Vereine (united societies) wieder intimere, zu strengerer Lebensführung verpflichtete Vereinigungen der Begnadigten (im Unterschied von den Erweckten). Alle drei Monate wird ein gemeinsames Liebesmahl (love feast) gehalten. In der Woche kommen die M. des Morgens vor 6 Uhr u. des Abends nach dieser Stunde regelmäßig in das Tabernakel zum Gottesdienst. Ihr Ritual ist das der bischöflichen Kirche, nur mit Hervorhebung des Gesanges, besonders der Wechselgesänge zwischen Männern und Frauen. Auch im Dogma weichen die M. nicht von der englischen Kirche ab, nur betonen sie die fortgehende unmittelbare Wirkung des Heiligen Geistes und machen die Bekehrung von seiner wunderbar mächtigen und plötzlich eingreifenden Wirksamkeit abhängig. Innerhalb des Vereins gab 1741 die Lehre von der Gnadenwahl Anlaß zur Spaltung, da Whitefield und die den Zusammenhang der M. mit der bischöflichen Kirche vermittelnde Gräfin Huntingdon, genannt »Königin der M.«, an jener Lehre festhielten, während Wesley und Fletcher den Universalismus der Gnade lehrten. Die Haupteigentümlichkeit des Methodismus beruht aber nicht auf theologischem Boden, sondern in einem System strengster seelsorgerischer Überwachung jedes einzelnen. An der Spitze des Vereins steht seit 1744 die jährliche Synode oder die Generalkonferenz. Sie beschließt über die Disziplin und ernennt die Bischöfe für die einzelnen Distrikte sowie die Pfarrer, welche entweder an einer Gemeinde fest angestellt, oder Reiseprediger (circuit riders, itinerants, travelling preachers) sind. Die erstern haben keinen Gehalt und trieben bis 1768 sogar bürgerliche Gewerbe, sind überhaupt meist Laien. Sie hauptsächlich repräsentieren die allgemeine Konferenz und üben im Verein mit den Ältesten die sehr strenge Kirchenzucht; besondere Beamte (stewards) besorgen die ökonomischen Angelegenheiten. Für Nordamerika weihte Wesley 1784 in der Person des Thomas Coke einen besondern Superintendenten, welcher dort den Titel eines Bischofs annahm und Begründer der Methodist Episcopal Church wurde; ihr trat eine deutsche bischöfliche Methodistenkirche, 1835 von Wilhelm Nast aus Württemberg gegründet, zur Seite. Erst auf dem amerikanischen Boden entfaltete der Methodismus seinen ganzen Bekehrungseifer. Sehr gewöhnlich sind dort die von Reisepredigern geleiteten großen Versammlungen, die entweder in den Städten stattfinden und dann Revivals (Wiederbelebungen, Erweckungen) heißen, oder auf dem Lande unter dem Namen Camp meetings, die meist acht Tage währen, veranstaltet werden — methodisch ins Werk gesetzte Erschütterungen des Gemüts, welche so lange fortgesetzt werden, bis sich die Erregtheit der Gemeinde unter Seufzen und Schluchzen zu wildem Geheul steigert und mit konvulsivischem Gebaren endigt; daher der Name Jumpers (»Springer«). Die Betäubten werden dann als Büßende behandelt und der speziellen Seelsorge übergeben. Trotz aller dieser krankhaften Auswüchse hat der Methodismus die verwilderten Massen der Neuen Welt vielfältig in eine wohlthätige Zucht genommen und namentlich auf die Sklavenbevölkerung erhebend eingewirkt. Übrigens gab seit 1847 die Sklavenfrage Veranlassung zu einer Spaltung der M. in den Vereinigten Staaten in eine Nord- und eine Südkirche, und überdies vertauschte die Methodist Protestant Church die bischöfliche Verfassung mit der kongregationalistischen. Aber auch in England fanden beständige Separationen innerhalb der Gesellschaft statt, und namentlich bildete sich 1797 nach dem Tode Wesleys wegen Unzufriedenheit mit der von ihm hinterlassenen Erklärungsurkunde (deed of declaration), welche alle Macht in die Hände der aus 100 Reisepredigern bestehenden »Konferenz« legte, die Par-

tei der neuen M. (New Connexion). Gleichfalls im Widerspruch mit der Allgewalt der Konferenz bildete sich 1812 unter dem Namen Primitive Methodists (ursprüngliche M.) oder Ranters (Lärmer) eine angeblich zur ursprünglichen Einfalt und Frömmigkeit zurückgekehrte Sekte, welche auch den Frauen das Predigen gestattet. Gleichfalls durch Laienvertretung unterschieden sich seit 1834 noch die London Wesleyan Methodists Association und seit 1857 die United Methodist Free Churches. Infolgedessen hat 1877 auch die Mutterkirche ihre Konferenz zur Hälfte aus Laien bestellt. Seit 1814 entstanden zwei methodistische Missionsgesellschaften in London, die Wesleysche Missionsgesellschaft und die Bischöfliche. Auch in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, wo sie das Volk spottend als Mômiers (s. d.) bezeichnet, und in Deutschland, namentlich in Württemberg und Bremen, fanden die M. Eingang; s. Albrechtsleute. Seit 1859 wurden die amerikanischen »Erweckungen« zuerst in Großbritannien, dann mit steigendem Erfolg auch auf dem Festland in Szene gesetzt, so besonders 1875 durch Pearsall Smith, Sankey und Moody; s. Heilsarmee. In Frankreich haben sie besonders seit der Julirevolution 1830 durch ihre Beteiligung an der Evangelischen Gesellschaft, durch einen Lehrstuhl an der Fakultät Montauban und durch Verbreitung von Bibeln und Traktätchen an Bedeutung gewonnen. Die Zahl aller lebenden M. auf der Erde läßt sich nicht bestimmen. Etwa 3 Mill. kommen auf England. In Nordamerika zählte man 1889 ihrer 4,699,676, gespalten in 14 Sekten: zunächst die 6 Episkopalistenkirchen im Norden mit 2, im Süden mit 1 Mill. (dies überhaupt die bei weitem größten Gemeinschaften), die Afrikaner (Negergemeinschaften), die African Zion Church, die United Brethren und die Colored; dann die Protestant Church, die Evangelical Association (ursprünglich Albrechtsleute), die amerikanischen Wesleyaner, die Kongregationalisten, die freien M., die Independenten, die Primitive Methodist Church und die American Union Colored; letztere drei Sekten, die kleinsten, zählten damals 5060, 4885 u. 3540 Anhänger.

Vgl. außer der Litteratur bei »Wesley«: G. Smith, History of Wesleyan methodism (Lond. 1859—62, 3 Bde.); Jacoby, Geschichte des Methodismus (Brem. 1871); Stevens, History of methodism (neue Ausgabe, Lond. 1878, 3 Bde.; Auszug 1885); Jüngst, Der Methodismus in Deutschland (2. Aufl., Gotha 1877); Lecky, Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus (deutsch, Leipz. 1880); Williams, The constitution and polity of Wesleyan methodism (Lond. 1881); Crookshank, History of methodism in Ireland (das. 1885—86, 2 Bde.); Atkinson, Centennial history of American methodism (New York 1885); Curtis, Methodist episcopal church history in the United States (das. 1893); Neely, The evolution of episcopacy and organic methodism (das. 1888); Kolde, Der Methodismus u. seine Bekämpfung (Erlang. 1886); Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, Bd. 4 (3. Aufl., Berl. 1892), und das in London erscheinende »Wesleyan methodist connexial Record and Yearbook«. — M. ist auch Bezeichnung für die jesuitischen Schriftsteller, welche im 17. Jahrh. den Protestantismus nach einer bestimmten dialektischen Methode bekämpften.

Methodius, Bruder des Cyrillus (s. d. 3).

Methodologie (griech.), s. Methodik.

Methōne (Mothone), 1) alte Stadt an der Südwestspitze Messeniens, mit gutem Hafen, vielleicht das Homerische Pedasos. M. war im zweiten Messenischen Kriege neben Pylos die letzte Stadt, wo sich die Messenier hielten, wurde dann von den Spartanern den flüchtigen Nauplern eingeräumt, später von Antonius befestigt, aber von Agrippa erobert, von Trajan zur Freien Stadt erklärt. Jetzt Methoni. — 2) Stadt in Pierien (Makedonien), gegründet vor 700 v. Chr. von Eretriern, Bundesgenossin von Athen, 353 von Philipp II. von Makedonien belagert (wobei er ein Auge verlor) und nach Abzug der Einwohner gänzlich zerstört. Jetzt Eleotherochori.

Methōni (Modon, Modoni), Stadt im griech. Nomos Messenien, der Insel Sapienza gegenüber gelegen, hat eine Strafanstalt, einen versandeten Hafen, Mangel an Trinkwasser, Handel mit Getreide, Käse, Öl, Fellen, roher Seide etc. und zählte vor dem griechischen Freiheitskampf 7000, 1889 nur 1526 Einw. — M. ist das alte Methone (s. d. 1). Nachdem es schon 1124 von den Venezianern erobert worden, ward es 1205 von den Franken unter Villehardouin genommen, kam dann an Venedig, ward aber 1498 von den Türken unter Bajesid II. erobert. 1686 nahmen es die Venezianer unter Morosini ein, gaben es aber 1715 den Türken zurück. 1825 ward M. von den Türken völlig verwüstet, 1827 von den Franzosen erobert und von neuem befestigt.

Methoxyl, das einwertige Radikal CH_3O.

Methuen (spr. méthju'n), Stadt in der Grafschaft Essex des nordamerikan. Staates Massachusetts, am Spicket River, hat Fabriken von Schuhzeug, Baumwoll-, Jute-, Wollwaren, Hüten u. (1890) 4814 Einw.

Methuen-Vertrag, der von dem brit. Gesandten Methuen zu Lissabon 1703 mit der portugiesischen Regierung abgeschlossene Handelsvertrag, nach welchem die seit 1684 in Portugal nicht mehr zugelassenen Wollwaren britischer Fabrikation gegen Entrichtung des frühern Eingangszolls von 23 Proz. vom Wert wieder eingeführt werden durften, wogegen England sich verpflichtete, portugiesische Weine bei der Einfuhr um ein Drittel niedriger als französische zu besteuern. Die England vor allen andern Staaten gewährten Begünstigungen hatten den für Portugal nachteiligen Erfolg, den gesamten portugiesischen Handel in englische Hände zu bringen und die damals eben aufblühende Wollindustrie zu Grunde zu richten. Vgl. Pepper, Le Portugal etc., le traité de Méthuen et l'union ibérique (Par. 1879). Vgl. Handelsverträge.

Methusalah (Methusalem, hebr., »Mann des Wurfgeschosses«), in der Geschlechtstafel der Sethiten der Sohn Henochs, Vater Lamechs und Großvater Noahs, der nach 1. Mos. 5,27 ein Alter von 969 Jahren erreichte (weiteres über das Alter der Urväter s. Seth); daher sprichwörtlich für hochbetagter Mann.

Methven (spr. méthwen), Fabrikdorf, 10 km westlich von Perth (Schottland), im Glen Almond, mit dem Trinity College (Seminar der schottischen Episkopalkirche) und (1891) 657 Einw.

Methyl CH_3, einwertiges Radikal, das in zahlreichen organischen Verbindungen auftritt, im freien Zustand aber nicht existieren kann. Bei dem Versuch, es zu isolieren, vereinigen sich stets zwei Moleküle M. zu Dimethyl (Äthan, s. d.) C_2H_6.

Methylacetanilid, s. Exalgin.

Methylāl (Methylendimethyläther) $C_3H_8O_2$ entsteht bei Destillation von Methylalkohol mit Braunstein u. Schwefelsäure und bildet eine farblose, durchdringend aromatisch, nach Chloroform und Essigäther riechende Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,855, es siedet

bei 42°, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther, ist nicht leicht entzündlich und gibt mit konzentrierter Schwefelsäure Methylschwefelsäure und Formaldehyd. Innerlich erzeugen geringe Dosen von M. tiefen Schlaf der aber nicht lange anhält; bei alkoholischem Irresein, beginnenden Psychosen und nächtlichen Aufregungszuständen bleibt die Wirkung aus. Inhalationen erzeugen vollständige Anästhesie, äußerlich dient es als schmerzstillendes Mittel. Es wird auch als Gegengift für Strychnin gebraucht.

Methylaldehyd, s. Formaldehyd.

Methylalkohol (Methyloxydhydrat, Holzgeist, Holzalkohol, Holzspiritus) CH_4O entsteht bei trockner Destillation des Holzes (selten mehr als 0,5 Proz.) und der Runkelrübenmelasse, verdichtet sich mit den gleichzeitig auftretenden Dämpfen von Wasser, Essigsäure &c. und findet sich daher im rohen Holzessig, aus welchem er sich nach der Neutralisation bei der Rektifikation zuerst verflüchtigt, so daß man ihn gesondert auffangen kann. Durch Rektifikation in Kolonnenapparaten, wie sie in der Spiritusfabrikation gebräuchlich sind, Verdünnen des Destillats mit Wasser, Abziehen von der ausgeschiedenen öligen Flüssigkeit, Destillieren mit Kalk und Rektifizieren mit Schwefelsäure erhält man reinern (acetonhaltigen) M., aus welchem ein vollkommen reines Produkt gewonnen wird, indem man den Alkohol in Oxalsäure-, Ameisensäure- oder Benzoesäureäther überführt u. diese durch Natronlauge zersetzt. Auch aus der Schlempe von vergorner Runkelrübenmelasse, welche Trimethylamin enthält, wird M. gewonnen. Er bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,814, riecht eigentümlich geistig, schmeckt brennend, siedet bei 66°, brennt mit wenig leuchtender Flamme, mischt sich mit Wasser, Alkohol und Äther, verhält sich als Lösungsmittel wie Alkohol und gleicht diesem auch in seinem chemischen Verhalten, indem er durchaus analoge Verbindungen bildet, welche aber flüchtiger sind als die entsprechenden Äthylverbindungen. Mit Chlorcalcium bildet er eine kristallisierende Verbindung und mit Oxalsäure den ebenfalls kristallisierbaren Oxalsäuremethyläther. Durch oxydierende Substanzen wird M. in Formaldehyd u. Ameisensäure umgewandelt. Auf den Organismus wirkt M. wie gewöhnlicher Alkohol. Man benutzt ihn (namentlich in England wegen der dortigen hohen Branntweinsteuer) als Brennmaterial, zu Firnissen, Polituren &c., besonders auch zur Darstellung von andern Methylverbindungen und Teerfarben und zum Denaturieren des Alkohols (zu letzterm Zweck muß er mehr als 30 Proz. Aceton enthalten).

Methylamine, organische Basen, welche sich von Ammoniak (NH_3) ableiten, indem ein oder mehrere Atome Wasserstoff durch Methyl CH_3 vertreten werden. Methylamin (Monomethylamin) NH_2CH_3 findet sich in Mercurialis annua und M. perennis, im rohen Holzgeist und Knochenöl und entsteht bei trockner Destillation des Verdampfungsrückstandes der Runkelrübenmelassenschlempe. Es kann auf sehr verschiedene Weise dargestellt werden, z. B. aus Jodmethyl und Ammoniak und am leichtesten durch Behandlung von Acetamid mit Natronlauge und Brom. Es bildet ein farbloses, brennbares Gas von ammoniakalisch fischartigem Geruch, unter 0° eine farblose Flüssigkeit, löst sich sehr leicht in Wasser und bildet damit eine Flüssigkeit, die der Ammoniakflüssigkeit ähnlich ist, kaustisch schmeckt, stark alkalisch reagiert und mit Säuren Salze bildet. Dimethylamin $NH(CH_3)_2$ findet sich im Peruguano u. im Holzessig, es entsteht neben dem vorigen aus Rübenmelasse und aus Jodäthyl mit Ammoniak und bildet eine farblose Flüssigkeit, die ammoniakalisch riecht und bei 8° siedet. Trimethylamin $NH(CH_3)_3$ findet sich in Weißdorn-, Ebereschen- und Apfelblüten, im Kraut von Chenopodium vulvaria, in Bucheckern, im Mutterkorn, in mehreren tierischen Flüssigkeiten, entsteht bei Fäulnisprozessen und findet sich daher auch in Heringslake. Reichlich tritt es bei trockner Destillation der Rübenmelassenschlempe auf und wird aus dieser gewonnen und meist auf Methylchlorür verarbeitet. Es ist eine farblose Flüssigkeit, riecht durchdringend unangenehm, löst sich leicht in Wasser und Alkohol, ist brennbar, siedet bei 4—5°, reagiert stark alkalisch und bildet leicht lösliche Salze. Geringe Dosen des Trimethylamins erzeugen eine gewisse Erregung, welche bei größern Dosen schnell einer Herabsetzung der Sensibilität und Motilität der peripheren Nerven weicht. Man benutzt Trimethylamin bei akutem Gelenkrheumatismus und Gicht.

Methylanilinviolett, s. Methylviolett.

Methyläther (Holzäther, Methyloxyd, Methylenhydrat) C_2H_6O entsteht beim Erhitzen von Methylalkohol mit Schwefelsäure und bildet bei gewöhnlicher Temperatur ein farbloses, ätherartig riechendes Gas vom spez. Gew. 1,617, bei —24° eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit, welche in Wasser, viel leichter in Alkohol löslich ist und in der alkoholischen Lösung pfefferartig schmeckt. Er brennt mit wenig leuchtender Flamme. Konzentrierte Schwefelsäure löst 600 Volumen des Gases. Man hat M. für die Benutzung in Eismaschinen vorgeschlagen, in denen er durch sehr schnelle Verdunstung eine bedeutende Temperaturerniedrigung hervorbringt, aber stets wieder aus dem dampfförmigen in den flüssigen Zustand zurückgeführt werden kann.

Methyläthyläther (Methyläthyloxyd) C_3H_8O entsteht bei Einwirkung von Jodäthyl auf Natriummethylat, ist eine farblose, eigentümlich riechende Flüssigkeit, siedet bei 11°, kann daher nur in druckfesten Gefäßen aufbewahrt werden und ist äußerst leicht entzündlich. Man hat es als anästhetisches Mittel empfohlen. M. soll ebenso sicher wirken wie Chloroform, ohne wie dieses üble Zufälle hervorzubringen.

Methyläthylkarbinol, soviel wie Butylalkohol.

Methylbenzol, s. Toluol.

Methylbenzoylekgonin, s. Kokain.

Methylblau (Methylwasserblau, Brillantbaumwollblau) $C_{37}H_{26}N_3S_3O_9Na_3$, triphenylpararosanilintrisulfosaures Natron, entsteht bei Einwirkung von Anilin auf Pararosanilin und Behandlung des Produktes mit konzentrierter Schwefelsäure. Es bildet ein dunkelblaues, in Wasser lösliches Pulver und dient zum Färben gebeizter Baumwolle.

Methylchlorid (Chlormethyl) CH_3Cl entsteht beim Erhitzen von Methylalkohol mit Kochsalz und Schwefelsäure, aus Methan und Chlor und beim Erhitzen von salzsaurem Trimethylamin auf 260—300°. Auf diese Weise erhält man es aus dem wässerigen Produkt der trocknen Destillation des Verdampfungsrückstandes der Runkelrübenmelassenschlempe. Es ist ein farbloses Gas, riecht angenehm ätherisch, schmeckt süßlich und wird bei —36° oder durch starken Druck zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet, die bei —22° siedet. Man benutzt das M. zur Eisbereitung, zur Extraktion von ätherischen Ölen aus Blüten und zur Darstellung methylierter Teerfarben. M. wird auch als lokales Anästhetikum empfohlen, da es bei der Ver-

dunstung viel Wärme bindet und dadurch die Körperstelle, auf welche es appliziert wurde, unempfindlich macht. Eine Lösung von M. in Chloroform (compound liquid Richardson) dient als Ersatz des Chloroforms für Narkosen.

Methylēn (Methēn), die zweiwertige Atomgruppe CH_2.

Methylēnblau (Äthylēnblau) $C_{16}H_{18}N_3SCl$, das Chlorhydrat oder das Zinkchloriddoppelsalz des Tetramethylthionins, entsteht bei Oxydation eines Gemenges von salzsaurem Amidodimethylanilin und Schwefelwasserstoff oder bei Behandlung des aus Amidodimethylanilin erhaltenen Oxydationsprodukts mit Schwefelwasserstoff, ferner bei Behandlung einer Lösung von Nitrosodimethylanilin in konzentrierter Schwefelsäure mit Schwefelzink und Oxydation der hierbei entstandenen Leukobase des Methylenblaus. Dunkelgrünes oder rotbraunes, bronzeglänzendes Pulver gibt mit Wasser leicht eine blaue Lösung, ist in Alkohol weniger leicht löslich und wird durch Reduktionsmittel entfärbt, doch kann die entstandene Leukobase wieder zu M. oxydiert werden. M. ist das solideste Baumwollenblau, auf Seide und Wolle sind die Farben weniger echt. Innerlich oder bei subkutaner Anwendung erwies sich M. von außerordentlich schmerzstillender Wirkung bei allen neuritischen Prozessen und bei rheumatischen Affektionen der Muskeln, Gelenke und Sehnenscheiden ohne schädliche Nebenwirkung. Es wird auch in der Mikroskopie zum Färben von Bakterien benutzt.

Methylēnchlorid (Dichlormethan) CH_2Cl_2 entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Methan oder Methylchlorid und wird durch Behandlung von Methylenjodid mit Chlor dargestellt. Es bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht chloroformartig, spez. Gew. 1,378, siedet bei 41,6°, verhält sich gegen Lösungsmittel wie Chloroform und ist wie dieses schwer entzündlich. M. erzeugt ebenso schnell wie Chloroform eine Narkose von gleicher Tiefe, die aber weniger lange anhält. Englisches M. (M.-Richardson, Methylène) ist ein Gemisch von Methylalkohol mit Chloroform, welches besser wirken soll als M. oder reines Chloroform.

Methylēndimethyläther, s. Methylal.

Methylēnhydrāt, s. Methyläther.

Methylēnitān, s. Methylenjodid.

Methylēnjodīd (Dijodmethan) CH_2J_2 entsteht beim Erhitzen von Jodoform für sich oder mit Jod, mit Natriumalkoholat oder mit Jodwasserstoffsäure und Phosphor. Es bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht angenehm, schmeckt süß, spez. Gew. 3,342 bei 5°, erstarrt bei 0° zu einer blätterig kristallinischen Masse, die bei 4° schmilzt, siedet bei 180° unter teilweiser Zersetzung und gibt mit oxalsaurem Silber Trioxymethylen $C_3H_6O_3$, aus welchem durch Kochen mit Kalkwasser gummiartiges Methylenitan $C_6H_{10}O_5$ entsteht, welches mit Cellulose isomer ist.

Methylgrün (Lichtgrün, Pariser Grün, Grünpulver) $C_{26}H_{33}N_3Cl_4Zn$ entsteht aus Methylviolett durch Einwirkung von Methylchlorid bei Gegenwart eines Alkalis, bildet goldglänzende, grüne, in Wasser leicht lösliche Blättchen und dient zum Färben von Seide, Wolle und mit Tannin und Brechweinstein gebeizter Baumwolle. Ein andres M. (Äthylgrün) $C_{27}H_{35}N_3Cl_3BrZn$ entsteht aus Methylviolett und Bromäthyl und bildet ein moosgrünes kristallinisches Pulver. M. dient auch in der Mikroskopie zur Kernfärbung.

Methyljodid (Jodmethyl) CH_3J entsteht bei Einwirkung von Jod und amorphem Phosphor auf Methylalkohol, ist eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 2,20, riecht ätherisch, lauchartig, etwas stechend, siedet bei 44°, löst sich kaum in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, zersetzt sich am Licht, gibt mit Ammoniak Methylamine und dient in der synthetischen Chemie zur Darstellung der verschiedenartigsten Methylverbindungen.

Methylkaffeesäure, soviel wie Ferulasäure.

Methylkarbinōl, soviel wie Äthylalkohol, s. Alkohol.

Methylmorphīn, s. Kodeïn.

Methylnitrāt, soviel wie Salpetersäuremethyläther.

Methylorange, s. Dimethylorange.

Methyloxyd, soviel wie Methyläther.

Methyloxydhydrāt, soviel wie Methylalkohol.

Methylparaoxybenzoesäure, soviel wie Anissäure, s. Anisaldehyd.

Methylphenylketōn, s. Acetophenon.

Methyltheobromīn, s. Kaffeïn.

Methylviolett (Methylanilinviolett, Pariser Violett) $C_{24}H_{28}N_3Cl$, ein Gemenge der salzsauren Salze einiger Methylderivate des Pararosanilins, besonders des Penta- u. Hexamethylpararosanilins, entsteht bei Oxydation von Dimethylanilin durch ein Gemenge von Kupfersulfat oder Kupfernitrat mit Kochsalz bei Gegenwart von Phenol oder durch Chloranil. Es bildet amorphe, grünglänzende Stücke, löst sich leicht in Wasser und Alkohol mit violetter Farbe und wird durch Kochsalz aus der wässerigen Lösung abgeschieden. Es dient zum Färben von Seide, Wolle und mit Tannin und Brechweinstein gebeizter Baumwolle. Kristallviolett $C_{25}H_{30}N_3Cl$ ist reines salzsaures Hexamethylpararosanilin, welches ebenfalls aus Dimethylanilin dargestellt wird und wasserfreie, kantharidenglänzende Kristalle bildet. Durch Einwirkung von Benzylchlorid und Alkali erhält man aus M. ein viel blaueres Violett (Benzylviolett, Pariser Violett). M. dient zur Darstellung des Methylgrüns und wird auch als antiseptisches Mittel bei Wunden und in der Mikroskopie zum Färben von Bakterien benutzt.

Methylwasserblau, s. Methylblau.

Methylwasserstoff, soviel wie Methan.

Methymna, im Altertum durch Weinbau berühmte Stadt auf der Nordküste der Insel Lesbos, die bedeutendste nächst Mytilene, mit einem geräumigen Hafen, aber schon seit dem Peloponnesischen Krieg, wo sie treu zu Athen hielt und von den Spartanern erobert wurde, herabgekommen. Jetzt Molyvo.

Metidscha (Mitidscha), Ebene in Algerien (s. d., S. 367).

Métier (franz., spr. -tjē), Handwerk, Gewerbe, Berufsthätigkeit; auch Web- oder Wirkstuhl.

Metikal, früher Gewicht für kostbare Waren: in der Türkei (Miskal, Muskati) zu 1½ Dirhem = 4,804 g; in Tripolis: M. Mumeni zu 24 Karub (Kirat) für Gold- und Silberwaren, Münzen und Juwelen = 4,578 g, M. Wad Sufi zu 21 Karub für Goldborten = 4,006 g, M. Agdési von Ghadames zu 3 Mahbub für Goldstaub und Rohgold = 4,069 g; in Tunis (Mitkal) zu 24 Nocias (Karub) für Gold, Perlen, Korallen, Opium und Essenzen = 4,752 g.

Metiōche, Schwester der Menippe (s. d.).

Metis, in der griech. Mythologie die Personifikation der Klugheit, eine Okeanide, reichte dem Kronos jenen Trank, der bewirkte, daß er seine verschlungenen Kinder wieder ausspie. Sie war die erste Ge-

mahlin des Zeus; da diesem aber die Weissagung wurde, sie werde ihm zuerst ein Mädchen, dann aber einen Sohn gebären, dem die Herrschaft bestimmt sei, verschlang er sie und gebar hierauf aus seinem Haupte die Athene. Die orphische Theologie machte sie zum Prinzip der Zeugung.

M. et K., bei botan. Namen Abkürzung 1) für Franz Karl Mertens, geb. 1764 bei Bielefeld, gest. 1831 als Direktor der Handelsschule in Bremen; — 2) für Wilh. Dan. Joseph Koch (s. d. 4).

Metković (spr. -witsch), Marktflecken in Dalmatien, an der Grenze der Herzegowina, an der bis hierher schiffbaren Narenta und der Linie M.-Mostar der Bosnisch-Herzegowinischen Staatsbahnen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat lebhaften Handel mit der Herzegowina, einen Hafen, in welchen 1893: 722 Schiffe von 76,144 Ton. einliefen, und (1890) 1501 (als Gemeinde 4198) Einw. Südwestlich davon an der Narenta der Marktflecken Fort-Opus mit Ruinen eines Kastells und (1890) 816 (als Gemeinde 7959) Einw.

Metobēlos (griech.), s. Asteriskos.

Metöken (griech.), die im alten Athen ansässigen Fremden oder Schutzverwandten, deren Anzahl zuzeiten sehr bedeutend war (309 v. Chr. 10,000 erwachsene Männer). Sie genossen den Schutz des Gesetzes, bezahlten dafür ein Schutzgeld, von dem jedoch die befreit waren, die als Seesoldaten oder Matrosen Dienste thaten, konnten aber kein Grundeigentum erwerben und mußten vor Gericht einen Bürger zum Vertreter haben. Oft wurden, um die Bürgerschaft zu ergänzen und zu vermehren, M. in dieselbe aufgenommen, so von Kleisthenes nach seiner Verfassungsreform (509). Da die M., von dem Kriegs- und Staatsdienst frei, ihre ganze Thätigkeit dem Erwerb zuwenden konnten, wurden sie die größte Handels- und Geldmacht in Athen.

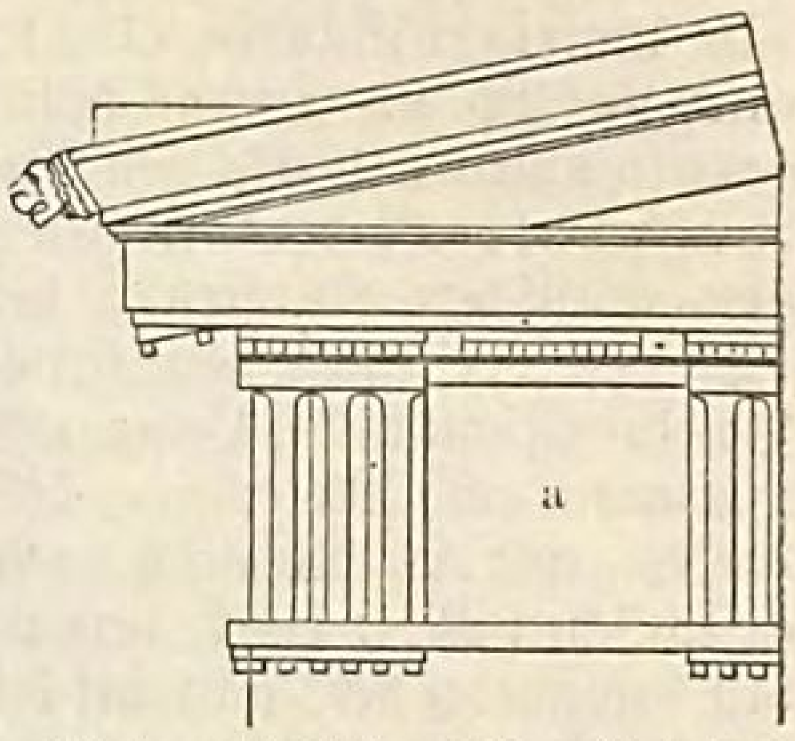
Meton, ein Athener, welcher 433 v. Chr. den nach ihm benannten Cyklus vorschlug, der 125 volle und 111 leere Monate (zu 30 und 29 Tagen) oder 12 gemeine Jahre zu 12 Monaten und 7 Schaltjahre zu 13 Monaten umfaßte, so daß im Mittel ein Monat = 29,532 Tagen, ein Jahr = 365,263 Tagen war.

Metonomasie (griech.), Veränderung des Namens, besonders durch Übersetzen in eine andre Sprache, z. B. Agricola statt Bauer, eine Sitte, die namentlich unter den Gelehrten des 15. und 16. Jahrh. herrschte; daher metonomastisch, auf M. beruhend.

Metonymie (griech., »Namenvertauschung«), rhetorische Figur, welche für einen Gegenstand einen andern setzt, nicht auf Grund der zwischen beiden Gegenständen obwaltenden Ähnlichkeit (darin besteht das Wesen der Metapher [s. d.]), sondern auf Grund der nahen und leicht sich aufdrängenden sachlichen Beziehungen, in welchen beide zu einander stehen. So setzt die M. den Ort statt dessen, was in ihm sich findet (z. B. der Wald singt des Schöpfers Lob, für: die Vögel im Wald), oder die Zeit statt der darin Lebenden (z. B. Zukunft statt Nachkommen); sie vertauscht die Ursache mit der Wirkung (z. B. Schatten pflanzen, statt Bäume), den Stoff mit dem daraus Verfertigten (z. B. Stahl statt Schwert), das Zeichen mit dem Bezeichneten (z. B. Zepter statt Herrschaft) ꝛc. Abarten der M. sind Antonomasie und Synekdoche (s. d.).

Metopagus, Doppelmißgeburt mit zwei an den Stirnen verwachsenen Köpfen.

Metōpen (v. griech. metōpon, Stirn, Vorderseite; Zwischenfelder), in der Baukunst Bezeichnung der zwischen den Triglyphen befindlichen Öffnungen oder Zwischenfelder des dorischen Frieses, welche auf dem über die Säulen gestreckten Architrav ruhen und das Hauptgesims tragen. Anfangs waren die M. offen und wurden dann mit Vasen oder Schädeln von Opfertieren besetzt; später wurden sie geschlossen, doch stets etwas hinter die Balkenköpfe zurückgerückt, nachmals auch mit Skulpturen verziert. Da sie fast quadratisch waren, so machte ihre Einteilung, wenn größere Säulenweite angenommen ward, Schwierigkeiten, daher die ionische Säulenordnung nur noch den glatten Fries und M. nur am Kranzgesims zeigt. S. die Abbildung und Tafel »Säulenordnungen«, Fig. 1—3.



a Metope des dorischen Frieses.

Metoposkopīe (griech., »Stirnschau«), die vorgebliche Kunst, aus den Faltenlinien der Stirn und des Antlitzes die geistige und sittliche Beschaffenheit des Menschen, seine frühern und noch bevorstehenden Schicksale zu erkennen. In den metoposkopischen Schriften werden meist sechs horizontale Stirnlinien und eine senkrechte tiefste unterschieden. Sie führen von oben nach unten die Namen der Planeten: Saturnal-, Jovial-, Martial-, Venus-, Solar-, Lunar-, Merkuriallinie, und daneben wurden noch Schwesterlinien beachtet. Vgl. Chiromantie.

Mētra (griech.), die Gebärmutter, der Uterus, nur in zusammengesetzten Wörtern, wie Hydrometra (s. d.); Metralgie, Gebärmutterschmerz; Hämatometra (s. d.) ꝛc., gebräuchlich.

Metragyrten, s. Galli.

Mètre (franz.), soviel wie Meter.

Metrētes (Metrēte), das größte altgriech. Flüssigkeitsmaß, = 39,39 Lit., eingeteilt in 12 Choes, jeder Chus in 12 Kotylä, deren jede in 6 Kyathoi (Cyathi).

Metrik (v. griech. métron, »Maß«, hier: Versmaß) als Kunst: die rhythmische Gestaltung des poetischen Kunstwerkes, als Wissenschaft: die Lehre von den rhythmischen Formen der Poesie, erweitert: die Lehre von der Verskunst überhaupt, indem in der M. der neuern Poesie z. B. auch das nichtrhythmische Kunstmittel des Reimes abgehandelt zu werden pflegt. Über den Unterschied von Rhythmik und M. s. Rhythmik. Die landläufigen Hauptlehren der M. beruhen auf der metrischen Theorie des klassischen Altertums, die als besondere Wissenschaft in der Zeit nach Alexander d. Gr. durch die sogen. Grammatiker (d. h. Philologen) ausgebildet wurde, also in einer Zeit, wo die Poesie die Verbindung mit Musik (und Tanz) gelöst hatte und zur Lese- und Buchpoesie geworden war. Es sind zwei metrische Systeme erkennbar, ein älteres, das weniger schematisch verfährt und namentlich der von Aristoxenos begründeten Rhythmik noch näher steht (Varro, 1. Jahrh. v. Chr., Cäsius Bassus, 1. Jahrh. n. Chr., u. a.) und ein jüngeres, das unter anderm in dem erhaltenen Hauptwerk der antiken M., in dem »Encheiridion« (»Handbuch«) des Hephästion (2. Jahrh. n. Chr.) vorliegt. Bei den neuern ist ein gründliches Studium der antiken Metra erst durch Einzeluntersuchungen der Engländer Bentley (1662—1742) und Porson (1759—1808) wieder angeregt

worden. Epochemachend wurden die zusammenfassenden Werke von Gottfried Hermann, besonders die »Elementa doctrinae metricae« (Leipz. 1816). Weitere Förderung brachte Aug. Boeckh (1785—1867), namentlich indem er wieder mehr an die Rhythmik und die Musik der Alten anknüpfte, in seinen 3 Büchern »De metris Pindari« (1811, in Boeckhs Pindarausgabe, Bd. 1). Hieran schließen sich namentlich die gemeinsamen Arbeiten von Aug. Roßbach und Rud. Westphal (»M. der Griechen im Verein mit den übrigen musischen Künsten«; dritte Bearbeitung als: »Theorie der musischen Künste bei den Hellenen«, Bd. 1: »Rhythmik«, Leipz. 1885; Bd. 2: »Griechische Harmonik und Melopöie«, 1886; Bd. 3, 1. Teil, von R. W. und H. Gleditsch: »Allgemeine Theorie der griechischen M.«, 1887, und 2. Teil: »Griechische M. mit besonderer Rücksicht auf die Strophengattungen«, 1888). Bequeme Zusammenfassungen der griechischen und römischen M. gaben W. Christ (2. Aufl., Leipz. 1879), Lucian Müller (2. Ausg., das. 1885) und R. Klotz (»Grundzüge der altrömischen M.«, das. 1890).

Neben dem antik-klassischen Lehrgebäude treten die metrischen Lehren andrer alter Völker (wie Semiten, Eranier u. Inder) in den Hintergrund. Besonders zu bemerken ist indes, daß in der altnordischen (und zwar in der norwegisch-isländischen) Litteratur seit dem 12. Jahrh. mit verschiedenen Anleitungen zur Skaldenkunst etwas auftritt, was sich mit der metrischen Wissenschaft der Griechen und Römer vergleichen läßt (der 2. und namentlich der 3. Teil [Háttatal] der Edda des Snorri Sturluson um 1222, u. a.). Auch die sogen. Tabulaturen der altdeutschen Meistersinger sind hier zu erwähnen. Opitz' »Buch von der deutschen Poeterei« (1624) führt die neuere wissenschaftliche Litteratur ein. Aufschlüsse über die M. der wichtigern Völker nachklassischer Zeit geben namentlich Ed. Sievers (»Altgermanische M.«, Halle 1893), H. Paul (»Deutsche M.«, Straßb. 1893, im »Grundriß der germanischen Philologie« Bd. 2, 1. Abt.), A. Tobler (»Vom französischen Versbau«, 2. Aufl., Leipz. 1883), Lubarsch (»Französische Verslehre«, Berl. 1879), J. Minor (»Neuhochdeutsche M.«, Straßb. 1893), wo sich auch das Nötige über die frühere Litteratur findet. Eine von Martin Opitz bis heute und namentlich am Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Einfluß des klassizistischen Geschmacks viel verhandelte Hauptfrage ergibt sich aus der beschränkten Möglichkeit, einen Kompromiß zwischen der quantitierenden antiken und der modernen Verskunst zu schließen, in der die Führung dem Accent zufällt; vgl. Rhythmus und Prosodie.

Neuerdings hat man auch mit dem Versuch begonnen, die Methode der Vergleichung, die auf Sprache, Sage, Sitte u. a. mit so viel Erfolg angewendet worden ist, auch für die M. fruchtbar zu machen; zuerst Westphal (»Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, 9. Band, 1860), sodann Bartsch, Allen, Möller und besonders Usener (»Altgriechischer Versbau«, Bonn 1887), sodann wiederum Westphal in seiner »Allgemeinen M. der indogermanischen und semitischen Völker« (Berl. 1893). So unsicher die Ergebnisse dieser Forschungen noch sind, so scheint doch in der That ein vierhebiger Kurzvers Gemeingut schon der indogermanischen Zeit gewesen zu sein. Ihm am nächsten stehen die ältesten Langverse der eranischen Poesie (vgl. Geldner, Über die M. des jüngern Avesta, Tübing. 1877), bei den Indern der Anushtubh der Weden und nach dessen Vorbild der klassische Vers des indischen Epos, der Çloka. Reste des Urverses vielleicht auch im griechischen Hexameter und in gewissen volkstümlichen Liedern der Griechen, im Nationalvers der Italiker (versus Saturnius), im altgermanischen Versbau und auch in der Volkspoesie der Slawen (nach Usener). Überall haben die alten Kurzverse eine Neigung, sich zu paaren (Langverse). Alles einzelne über die vorhistorische Urmetrik ist aber sehr problematisch.

Von den Grundsätzen der klassischen M. sei nach dem Überblick über die Geschichte der metrischen Wissenschaft folgendes hervorgehoben. Da die M. von der rhythmischen Gestaltung der Sprache handelt, hat sie die Lehre vom Rhythmus (s. d.) und von der Prosodie (s. d.) zur Voraussetzung. Ihr nächster Gegenstand ist die rhythmische Periode oder der Vers, und sie hat ihren Namen davon, daß ihre wichtigste Aufgabe das Messen des Verses ist. Als Metron oder Maß dient den antiken Metrikern und ihren Nachfolgern entweder der Versfuß (monopodische Messung) oder eine Verbindung zweier Füße (dipodische Messung). Betrachtet werden von ihnen zunächst die einfachen (d. h. gleichfüßigen) Metra, wie z. B. der Hexameter, sodann die aus verschiedenen Füßen zusammengesetzten, wobei es einen Unterschied macht, ob der Vers nur rhythmisch verschiedene Glieder (Kola) vereinigt (zusammengesetzte Metra, z. B. ◡–◡–|◡–◡–|◡–◡–||–◡◡|–◡◡|–), oder ob die rhythmische Verschiedenheit schon innerhalb der Kola vorhanden ist (gemischte Metra oder Logaöden, z. B. –◡–×–◡◡–◡–◡: Intégér vitáe scelerísque púrus). Dabei werden immer die besondern Kunstregeln der einzelnen Versformen und auch ihre Verbindung zu Systemen abgehandelt. Bei der römischen Poesie ist noch besonders darauf zu achten, wie die Nachahmung der griechischen Technik (seit etwa 200 v. Chr.) hier den national-italischen Versbau zurückdrängt, dessen klassischer Vers der Saturnier ist (Malúm dabúnt Metélli Náevió poétae). Viel verhandelt ist der Streit, ob der Saturnier (s. Saturnischer Vers) ein quantitierender (Ritschl) oder ein accentuierender Vers (O. Keller) sei. Weiteres s. unter den Artikeln »Deutsche Verskunst, Nordische Verskunst, Romanische Verskunst, Reim, Vers«. — In der Musik ist M. die Lehre von den Taktarten und dem Aufbau der Perioden.

Metrisch (griech.), gemessen, geordnet nach den Regeln der Metrik oder Verskunst; in gebundener Rede; beim Maß- und Gewichtswesen: auf das Meter und dessen Ableitungen bezüglich, daher »metrischer Zentner« für 100 kg vielfach statt des Ausdrucks »Doppelzentner« gebraucht wird.

Metrisches Maßsystem, das auf Anwendung des Meters beruhende Dezimalsystem (s. d.) für Ausmessung und Bezeichnung aller Maßgrößen, zuerst in Frankreich nach dem Gesetz vom 10. Dez. 1799 durchgeführt. Um aus der beständigen Gestalt der Erde ein unvergängliches Grundmaß zu entwickeln, sollte das »Meter« den zehnmillionsten Teil der Länge des Viertel-Erdmeridians bedeuten. Hieran schloß sich die Bestimmung der Grundeinheiten aller Flächen, des »Ar« = 100 qm, und aller Körper, des Ster = 1 Kubikmeter, dessen tausendster Teil unter dem Namen »Liter« als Hohlmaß für trockne wie für flüssige Dinge dient. Zugleich wurde die Gewichtseinheit in unauflösliche Verbindung mit dem Meter gebracht, indem das Gewicht so vielen reinen Wassers von höchster Dichtigkeit (bei 4°) im luftleeren Raum, als den Kubus eines Hundertstelmeters ausfüllt, »Gramm« genannt wurde. Die Stufen zu den vier

Grundmaßen bildete man nach oben durch Vorsetzung griechischer Zahlwörter: Deka für 10 (z. B. Dekaliter = 10 Lit.), Hekto für 100 (z. B. Hektogramm = 100 g), Kilo für 1000 (z. B. Kilometer = 1000 m) und Myria für 10,000 Grundeinheiten; nach unten durch Vorsetzung lateinischer Zahlwörter: Deci für Zehntel (z. B. Deziliter = 0,1 L.), Centi für Hundertstel (z. B. Zentiar = 0,01 Ar) und Milli für Tausendstel (z. B. Milligramm = 0,001 g). Alle sonstigen Potenzen der Grundzahl 10 wurden der gewöhnlichen Dezimalrechnung anheimgegeben, und letztere ist so weit eingebürgert, daß viele Staaten, welche dem metrischen System ihr bisheriges Maßwesen opferten, nicht allein auf volkstümliche Anbequemung der neuen Größen an alte Bezeichnungen, sondern auch auf manche Ober- und Unterstufen verzichtet haben. Die gegenseitige Vergleichung der Längen-, Flächen-, Körper- und Massengrößen erwies sich sehr leicht. Deshalb wurden die Münzstufen der meisten Länder ebenfalls dezimal geordnet, so daß die Wertzahlen wenigstens innerhalb jener einzelnen Staaten in die Reihe der unmittelbar untereinander vergleichbaren Größen eingetreten sind, wogegen Versuche, jene gleichmäßig von Land zu Land zu gestalten, einen sehr beschränkten Erfolg gehabt haben. Die Tabelle beim Art. »Maße« gibt Beispiele, wie mehrere Staaten dem vermuteten Bedürfnis die Einheiten und ihren Sprachformen die Ausdrücke angepaßt haben.

Metrītis (griech.), Gebärmutterentzündung.

Metro (ital., portug., span.), soviel wie Meter.

Metrocarcinōm (griech.), Gebärmutterkrebs.

Metrocēle (griech.), Gebärmutterbruch.

Metrodōros, 1) M. aus Lampsakos, griech. Philosoph, lebte im 5. Jahrh. v. Chr., war Schüler des Anaxagoras; er wird im platonischen »Jon« wegen seiner Auslegung der Homerischen Gedichte gerühmt, und zwar deutete er die Mythen in allegorischer Weise, wie dies später Kyniker u. Stoiker thaten.

2) M. aus Chios, griech. Philosoph, lebte im 4. Jahrh. v. Chr., war Schüler des Demokritos; er soll von seinem Lehrer darin abgewichen sein, daß er dessen skeptische Bedenken besonders gegen die Wahrnehmung stärker als jener betonte.

3) M. aus Lampsakos, griech. Philosoph, einer der bekanntesten Schüler Epikurs, geb. etwa 330 v. Chr., starb schon vor seinem Lehrer, von dem er in der Lehre so gut wie nicht abwich. Das Verzeichnis seiner Schriften, mit meist polemischem Inhalt, findet sich bei Diogenes Laertius 10, 24. Epikuros soll ihn, wie sich selbst, einen Weisen genannt haben. Seine Fragmente sind gesammelt von Düning (»De Metrodori Epicurei vita et scriptis«, Leipz. 1870) u. von Körte in den »Jahrbüchern für Philologie«, Supplementband 17 (das. 1889).

4) Mathematiker, zu Anfang des 4. Jahrh. n. Chr., Verfasser von 30 arithmetischen Problemen in Epigrammenform, die in der »Griechischen Anthologie« erhalten sind. Vgl. Zirkel, Die arithmetischen Epigramme der griechischen Anthologie (Bonn 1853).

Metrologie (griech., Maßkunde), die Wissenschaft von den Maßen in weitestem Umfange, besonders von den Maßen, Gewichten und Münzeinheiten, insofern es sich um Vergleichungen der in den einzelnen Ländern vorhandenen oder vorhanden gewesenen Maßgrößen handelt. Hierzu gehören die Feststellung der Einflüsse, welche eine zeitliche Veränderung der Maßstäbe (u. Gewichtstücke) hervorrufen, wie Feuchtigkeits- und Wärmeunterschiede, sowie die Kenntnis der Mittel zur Vorbeugung oder Begleichung derartiger Veränderungen. Die Verbindung der M. mit den Naturwissenschaften vermittelt die Präzisionstechnik. Weiteres s. Maße.

Metromanīe (griech.), Mannstollheit.

Metronōm (Metrometer, griech.), s. Taktmesser.

Metronymīka (griech., lat. Matronymica), nach dem Namen der Mutter gebildete Eigennamen; daher metronymisch, nach der Mutter benannt. Vgl. Patronymika.

Metrōon, Tempel der Göttermutter in Athen auf dem Markte, in welchem zugleich das Staatsarchiv war. Vgl. Karl Curtius, Das M. in Athen als Staatsarchiv (Gotha 1868).

Metrōos, im Kalender der Bithynier der dritte Monat, vom 23. Nov. bis 23. Dez.

Metropŏlis (griech., Metropŏle), eigentlich »Mutterstadt«, im Gegensatz zu den Kolonialstädten; dann auch Hauptstadt einer Provinz oder eines Landes, in Asien überhaupt jede größere Stadt.

Metropolis, Hauptstadt der Grafschaft Massac im nordamerikan. Staat Illinois, am Ohio, hat ein Seminar, Schiffswerften, Fabriken für Steingut und Tabak, Korn- u. Sägemühlen und (1890) 3573 Einw.

Metropolīt (Metropolitān, griech.), soviel wie Erzbischof (s. d.); daher Metropolitankirche, soviel wie erzbischöfliche Kirche. In der ehemals kurhessischen Landeskirche Bezeichnung für Organe des landesherrlichen Kirchenregiments, die neben einem Pfarramt einzelne kirchenregimentliche Funktionen über die Geistlichen ihres Amtsdistrikts (Pfarreiklasse) zu versehen haben und dem Superintendenten untergeordnet sind.

Metrorrhagīe (griech.), stärkerer Blutabgang aus der Gebärmutter bei Geburten, Abortus rc., auch ungewöhnlich starke Menstruation (s. d.).

Metrorrhēxis (griech.), Gebärmutterzerreißung.

Metrorrhöe (griech.), Ausfluß (von Schleim, Blut) aus der Gebärmutter.

Metrosidēros *Banks*, Gattung aus der Familie der Myrtaceen, Bäume, Sträucher oder kletternde Gewächse mit meist gegenständigen, ganzen, dicken Blättern, leuchtend roten oder weißen Blüten in end-, selten achselständigen Schirmrispen und dreifächerigen, vielsamigen Kapseln. Einige der kletternden Arten senden in der Jugend starke, holzige Wurzeln aus, mit welchen sie andre Bäume so fest umschlingen, daß diese endlich absterben. Etwa 20 Arten, bis auf 2, in Australien und Polynesien. M. vera *Rumph* (Nanibaum), ein großer Waldbaum auf den Molukken, liefert sehr hartes, fast unzerstörbares Holz (Eisenholz), welches zu Rudern, Ankern rc. benutzt wird. M. robusta *Cumingh.* (Ratabaum, neuseeländische Eiche, Feuerbaum), ein bis 22 m hoher Baum mit scharlachroten Blüten, auf Neuseeland, liefert gutes Schiffszimmerholz und das Material für die Keulen der Eingebornen. M. scandens *Banks* et *Sol.* (Akibaum), auf Neuseeland, liefert das Lebensholz.

Metroskōp (griech.), Mutterspiegel.

Metroxylon *Roxb.*, Gattung aus der Familie der Palmen, große Bäume mit kurzem, lange Ausläufer bildendem Stamm, einer Krone gefiederter Blätter, deren Blattstiele oft mit geraden Stacheln bewehrt erscheinen, zwitterigen, in Ähren stehenden, endständigen Blüten und daher nur einmal blühend. Die Frucht ist trocken und schuppig wie ein Tannenzapfen, aber schön glänzend. Alle sieben Arten bewohnen die Sundainseln und Molukken, wo sie weite Waldungen bilden. M. laeve *Mart.* (Sagus laevis *Rumph*), ein

8—16 m hoher Baum mit starkem, unter der großen Krone mit gebleichten Resten abgestorbener Blätter bedecktem Stamm, aufrecht stehenden, großen Wedeln mit unbewehrten Blattstielen und aus der Mitte der Krone sich erhebender Blütenähre, liefert aus dem weichen Innern des Stammes den größten Teil des Sagos. Ein einzelner, 15 Jahre alter Baum soll 300—400 kg Sago liefern können. M. Rumphii *Mart.* (Sagus Rumphii *Willd.*, s. Tafel »Nahrungspflanzen I«, Fig. 6), bis 10 m hoch, mit 6 m langen, fast aufrechten Blättern, ist an Blattstielen u. Blütenscheiden stachlig und liefert ebenfalls Sago. Diese Bäume blühen im 15. Jahr und sterben, wenn die Frucht nach weitern 3 Jahren gereift ist, ab; man benutzt sie zur Sagogewinnung, sobald sich die Blüte zeigt. Auch die übrigen Teile der Bäume werden vielfach benutzt.

Metrum (griech., »Maß«), in der Dichtkunst entweder im allgemeinen das Silben- oder Versmaß, welches aus einer rhythmischen Aufeinanderfolge der Silben besteht und die bestimmte Form der Dichtersprache bildet (s. Vers), oder die rhythmische Einheit, durch deren Wiederholung die rhythmische Reihe entsteht, und durch die mithin diese Reihe »meßbar« wird. Je ein drei- oder viersilbiger Versfuß (Takt) gilt meist schon an sich für eine solche Maßeinheit, für ein M. (z. B. _ ◡ ◡); von den zweisilbigen aber nur die Vereinigung zweier Versfüße (z. B. ◡ _ | ◡ _); daher ein Vers von 6 Jamben (◡ _) nur 3 Metra (Trimeter), ein Vers von 6 Daktylen (_ ◡ ◡) hingegen 6 Metra hat (Hexameter).

Metschnikow, Elias, Zoolog, geb. 3. (15.) Mai 1845 auf einem Landgut in der Provinz Charkow, studierte seit 1862 in Charkow Naturwissenschaft, 1864—67 in Gießen, Göttingen und München Zoologie u. wurde 1870 Professor der Zoologie in Odessa. M. besuchte Madeira, Teneriffa und die Kalmückensteppe der Wolgagegend. Er lieferte einige anthropologische Arbeiten, die Mehrzahl seiner Untersuchungen aber gehört der vergleichenden Entwickelungsgeschichte der wirbellosen Tiere an. In erster Linie sind zu nennen seine Arbeiten über Entwickelung der Nemertinen und Echinodermen (1869) und über Siphonophoren und Medusen (1870), ferner die embryologischen Studien an Insekten (1866), Skorpionen (1870), Tausendfüßen (1871) und Würmern und die Arbeiten über die Schwämme. 1884 veröffentlichte er seine Phagocytentheorie, und 1890 ging er nach Paris, um in Pasteurs Laboratorium zu arbeiten. Er schrieb noch: »Untersuchungen über die intracellulare Verdauung bei wirbellosen Tieren« (Wien 1883); »Medusologische Mitteilungen« (das. 1886); »Embryologische Studien an Medusen« (das. 1886).

Metschwäher (Mitschwiegervater), in der Pfalz soviel wie Gegenschwiegervater (s. d.) und Metschwieher soviel wie Gegenschwiegermutter.

Metsovon, Stadt im türk. Wilajet Janina, 30 km nordöstlich von der Stadt Janina, 1140 m hoch, am Fuß des Epirus und Thessalien verbindenden Passes Zygos gelegen, den sie beherrscht. M. hat lebhaften Handel, etwa 5000 Einw. und ist Hauptort der sogen. Kutzowlachen oder Zinzaren (s. d.), welche besonders nördlich und südlich der Stadt in kompakter Menge und rings von Griechen umgeben eine Anzahl Gebirgsdörfer des Pindos bewohnen.

Metsu (Metzu), Gabriel, holländ. Maler, geb. 1630 in Leiden als Sohn des aus Belle in Flandern stammenden Malers Jaques M., gest. im Oktober 1667 in Amsterdam, war Schüler des G. Dou und bildete sich auch nach Rembrandt. Seit 1648 Mitglied der Malergilde in Leiden, kam er 1650 nach Amsterdam, verheiratete sich hier 1658 und erhielt 1659 das Amsterdamer Bürgerrecht. M. hat zumeist Sittenbilder aus dem Bürgerstand gemalt mit gemütlicher, bisweilen humoristischer Auffassung und klarer, weicher Farbe. Nebenbei malte er auch Porträte. Hauptbilder von ihm sind: der Amsterdamer Gemüsemarkt und eine Dame am Klavier (Paris, Louvre); das Bohnenkönigsfest und eine Köchin in der Speisekammer (München, Pinakothek); der alte Geflügelverkäufer, die junge Geflügelverkäuferin, die Wildbrethändlerin und die Spitzenklöpplerin (Dresden, Galerie); die Musikfreunde (Museum des Haag); Familie des Kaufmanns Geelvink und eine Köchin (Berlin, Museum). M. ist einer der volkstümlichsten Genremaler der holländischen Schule.

Metsys, Quintin und Jan, Maler, s. Massys.

Mett (niederd.), Fleisch, wovon das Fett abgesondert ist, und woraus die Mettwurst bereitet wird.

Mett., bei botan. Namen Abkürzung für Georg Heinrich Mettenius, geb. 24. Nov. 1823 in Frankfurt a. M., gest. 18. Aug. 1866 als Direktor des botanischen Gartens in Leipzig. Er schrieb über Rhizokarpeen, Cykadeen und »Filices horti botanici Lipsiensis« (Leipz. 1856); »Filices Lechlerianae chilenses ac peruanae« (das. 1856 u. 1859); »Über einige Farngattungen« (Frankf. 1856—59).

Mettar (Mattaro, Metallo, franz. Mitre), früheres Hohlmaß in Tunis: für Wein und Branntwein = 9,846 Lit., für Öl, Essig, Milch ec. zu 2 Kollé = 20,16 L.; für Exportöl diente gewöhnlich der M. von Susi zu 1¼ M. von Tunis = 25,2 L. mit 40 Rottel Gewicht = 22,738 kg. Der Mattar von Tripolis zu 12 Caraffe = 23,068 L. hat an Gewicht 17 Oken = 20,754 kg.

Mettau, linker Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt im westlichen Teile des Glatzer Gebirges unweit Adersbach und mündet, 65 km lang, bei Josephstadt.

Mette (v. lat. matutina), der vor Tagesanbruch gehaltene Frühgottesdienst, insbes. am Weihnachtsfest (Christmette); daher auch der erste Teil der im Brevier enthaltenen Gebete der katholischen Priester. Vgl. Finstermetten und Nokturn.

Metten (niederd.), die fliegenden Spinnweben im Herbst, Sommerfäden (s. Altweibersommer).

Metten, Dorf im bayr. Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Deggendorf, links an der Donau und an der Eisenbahn Deggendorf-M., hat ein 801 gestiftetes, 1803 aufgehobenes, aber 1830 wiederhergestelltes Benediktinerkloster mit Gymnasium, ein bischöfliches Knaben- und ein Klosterseminar, Bierbrauerei, Granitbrüche und (1890) 2393 kath. Einwohner. Vgl. Aichinger, Kloster M. (Landsh. 1859).

Mettenius, G. H., Botaniker, s. *Mett.*

Metter la voce, s. Messa di voce.

Metternich, altes rhein. Dynastengeschlecht, das die Erbkämmerei von Köln bis in den Anfang dieses Jahrhunderts innehatte. Ursprünglich ein Zweig derer von Hemmerich (Hemberg), benannte es sich im 14. Jahrh. nach dem Dorfe Metternich im preußischen Kreis Euskirchen. Die von den zwölf frühern Linien noch bestehende einzige Linie erhielt 1635 den Reichsfreiherrenstand, 1679 die reichsgräfliche, 30. Juni 1803 die reichsfürstliche Würde für den jedesmaligen Senior und 1813 vom Kaiser Franz I. von Österreich die fürstliche Würde für alle Nachkommen. Als im

Anfang des 17. Jahrh. die Linien Winneburg und Beilstein erloschen u. ihre Besitzungen, die Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein, an das Kurfürstentum Trier zurückfielen, gab der damalige Kurfürst, Lothar von M. (1599—1623), diese Grafschaften seinen Vettern Karl Heinrich von M. und Phil. Emmerich von M. zu Lehen. Als die eben genannten u. andre unmittelbare reichsritterschaftliche Herrschaften und Güter jenseit des Rheins durch den Lüneviller Frieden an Frankreich fielen, wurde die Familie M. durch die Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben entschädigt, die dann als Lehnsherrschaft den Namen Fürstentum Winneburg erhielt, 1806 mediatisiert und an Württemberg abgetreten und 1825 für 1,300,000 Gulden vom König von Württemberg angekauft wurde. Jetzt gehören der Familie M. die Herrschaften Königswart und Plaß in Böhmen, die Herrschaft Kojetein in Mähren und die übrigen Allodialgüter, am Rhein die Güter Gramme, Bornbach, Oberehe, Reinhardsstein und Johannisberg und am Bodensee das Gut Hersberg. Die namhaftesten Glieder des Geschlechts sind:

1) Franz Georg Karl, Fürst von, geb. 9. März 1746 in Koblenz, gest. 11. Aug. 1818, ward schon 1768 mit einer politischen Mission nach Wien betraut und hier durch Kaunitz' Einfluß zum ständigen trierschen Gesandten ernannt, war 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791—94 dirigierender Minister in den Niederlanden, dann österreichischer Prinzipalkommissarius bei dem Rastatter Kongreß und, nachdem er 1803 die reichsfürstliche Würde erhalten, 1810 für seinen Sohn stellvertretender Minister des Auswärtigen.

2) Klemens Lothar Wenzel, Fürst von, österreich. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 15. Mai 1773 in Koblenz, gest. 11. Juni 1859, machte seine Studien 1788—90 in Straßburg und, nachdem er im Oktober 1790 bei der Krönung Leopolds II. als Zeremonienmeister des katholischen Teiles des westfälischen Grafenkollegiums fungiert, noch bis 1794 in Mainz. 1795 vermählte er sich mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des großen Staatskanzlers, wodurch er ansehnlichen Güterbesitz erwarb. Seine diplomatische Laufbahn eröffnete er 1797 beim Rastatter Friedenskongreß als Gesandter des westfälischen Grafenkollegiums. 1801 ward er kaiserlicher Gesandter am kursächsischen Hof in Dresden und im Winter 1803 zu Berlin, wo er 3. Nov. 1805 während des dritten Koalitionskrieges gegen Frankreich den Potsdamer Allianzvertrag zwischen Österreich, Preußen und Rußland unterschrieb. Seit 1806 Gesandter in Paris, erwirkte er 10. Okt. 1807 in dem Vertrag von Fontainebleau eine für Österreich günstige Ausführung des Preßburger Friedens bezüglich der Grenzen in Italien. Bei Ausbruch des Krieges von 1809 wurde er von Napoleon zurückgehalten und erst 2. Juli an die österreichischen Vorposten ausgeliefert. Nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram schlug er in einer Beratung am 7. Juli Friedensverhandlungen mit Frankreich vor und ward vom Kaiser Franz erst provisorisch, bald (8. Okt.) aber definitiv an Stadions Stelle mit dem Auswärtigen Ministerium betraut, das er fortan über 38 Jahre unausgesetzt verwalten sollte. Man erwartete damals nicht viel von ihm; er galt für einen Vertreter der französischen Partei in Österreich, war es auch insofern, als er es geraten fand, sich im Einvernehmen mit Frankreich zu halten, dessen Herrscher er durch die Vermählung mit der österreichischen Kaiserstochter Marie Luise für den Staat günstig zu stimmen suchte, und durch »Anschmiegung an das triumphierende französische System« Österreichs Kraft »auf bessere Zeiten aufzuheben«. Auch suchte er Österreichs von Frankreich und Rußland 1812 umworbene Stellung zu dessen Vergrößerung auszunutzen. Deutsch-nationale Gefühle waren dem nüchternen Diplomaten fremd; aber gerade das erleichterte ihm seine neutrale, vermittelnde Haltung, namentlich nach der Katastrophe von 1812. Unberührt von dem nationalen Aufschwung des Jahres 1813, hielt er es nach dem mißlungenen Frühjahrsfeldzug der Alliierten für geraten, die Macht Österreichs, die er bisher zu schonen gewußt hatte, in die Wagschale zu werfen und einen für dieses günstigen Frieden zwischen den geschwächten Gegnern zu vermitteln. Nachdem nach einer Zusammenkunft Metternichs mit dem Kaiser Alexander I. zu Opotschno an der schlesisch-böhmischen Grenze Anfang Juni 1813 die Verbündeten die Vermittelung Österreichs angenommen hatten, begab sich M. nach Dresden zu Napoleon I., mit dem er 26. Juni eine neunstündige Unterredung hatte, in der Napoleon Österreich und M. mit Schmähungen überhäufte, den letztern der Käuflichkeit beschuldigte, und aus der M. erkannte, daß der Kaiser in seinem verblendeten Übermut selbst die österreichischen Friedensbedingungen, die ihm das französische Kaiserreich ohne Illyrien, die Hansestädte, das Herzogtum Warschau und den Rheinbund ließen, nicht annehmen würde. Damals stand M. unter einem Druck von russischer Seite, aber mit meisterhaftem Geschick erreichte er es dennoch, daß die Verbündeten, um Österreich zu gewinnen, ihm die weitgehendsten Zugeständnisse machten und er selbst, als Österreich 11. Aug. an Frankreich den Krieg erklärte und sich in der Quadrupelallianz 9. Sept. den Alliierten anschloß, die einflußreichste Rolle im Rate der letztern spielen konnte. In der Absicht, Österreich vor einer Invasion zu schützen, Frankreich nicht völlig zu Boden zu werfen, vor allem aber Preußen nicht zu mächtig werden zu lassen, durchkreuzte er durch den Vertrag von Ried 8. Okt. mit Bayern Preußens deutsche Politik und hinderte durch immer erneute Anknüpfung von Friedensverhandlungen stets die energische Ausbeutung der von Preußen und Rußland errungenen kriegerischen Erfolge. Noch in dem Frankfurter Manifest vom 1. Dez. 1813 hielt er die Zurückführung Frankreichs in seine natürlichen Grenzen für eine ausreichende Bürgschaft des Weltfriedens. So behielt er durch seine Geschicklichkeit immer die Fäden der Politik in der Hand und verschaffte Österreich einen im Vergleich zu seinen Leistungen übermäßigen Einfluß auf die Dinge. Daher hatte M. seine Erhebung in den erblichen Fürstenstand (20. Okt. 1813) und die Schenkung des Johannisbergs um Kaiser Franz wohl verdient. Ihm wurden von den Verbündeten die Verhandlungen mit dem Grafen von Artois übertragen, die er, nachdem der Graf in Nancy eingetroffen war, von Dijon aus leitete. Im Namen der verbündeten Mächte unterzeichnete M. in Paris die mit Napoleon I. zu Fontainebleau getroffene Übereinkunft sowie den Frieden vom 30. Mai. Darauf begab er sich mit den Ministern Preußens und Rußlands nach England, wo er von der Oxforder Universität die Doktorwürde empfing und 29. Juni eine neue Quadrupelallianz abschloß, und führte auf dem Wiener Kongreß den Vorsitz. Hier übte er inmitten der sich bekämpfenden und durchkreuzenden Interessen einen herrschenden Einfluß aus, verschaffte

Österreich nicht nur eine bedeutende Vergrößerung und eine abgerundete Grenze, sondern auch die Herrschaft über das zerstückelte Italien und das durch die Errichtung des Deutschen Bundes mehr gelähmte als gekräftigte Deutschland, und begründete das auf dynastischen Interessen beruhende europäische Staatensystem, welches aufrecht zu erhalten fortan sein Streben war. Dabei versäumte er nicht, seinen Privatvorteil wahrzunehmen, und erhielt von fremden Mächten reiche Geschenke, von Rußland eine Pension sowie nach der zweiten Vertreibung Napoleons und dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens, den M. 20. Nov. 1815 unterzeichnete, große Belohnungen von den wieder eingesetzten Fürsten. Der König beider Sizilien ernannte M. 1818 zum Herzog von Portella mit einer Dotation von 60,000 Ducati sowie der König von Spanien 1826 zum Granden erster Klasse mit dem Titel eines Herzogs. Auf dem Monarchenkongreß zu Aachen nahm M. als österreichischer Bevollmächtigter teil, und 1819 präsidierte er dem Kongreß zu Karlsbad. Ebenso war er bei dem deutschen Ministerkongreß zu Wien und bei den Kongressen zu Troppau 1820, zu Laibach 1821 und zu Verona 1822 im Interesse der österreichischen Reaktionspolitik ganz besonders thätig. Es gelang ihm auch, unterstützt von so gewandten Federn wie der von Gentz, seinen Grundsatz, »daß es den Fürsten allein zustehe, die Geschicke der Völker zu leiten, und daß die Fürsten für ihre Handlungen niemand außer Gott verantwortlich seien«, zur Annahme zu bringen und die Mächte zur solidarischen Unterdrückung aller revolutionären Völkerbewegungen zu vereinigen. Freilich dauerte diese Einigkeit nicht lange, und M. selbst konnte nicht hindern, daß Rußland den griechischen Aufstand unterstützte und die Türkei zur Abtretung Griechenlands zwang, in Frankreich das legitime Königtum gestürzt und das neugeschaffene Königreich der Niederlande wieder zerrissen wurde. Nur in Deutschland und Italien behauptete er seine Macht, welche der Unterdrückung aller freien Bewegung diente. Dasselbe System befolgte er auch in Österreich, wo er 1821 zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt worden war und 1826 mit dem Vorsitz der Ministerkonferenzen für die innern Angelegenheiten die oberste Leitung des gesamten Staatswesens erhalten hatte. Auch nach dem Tode des Kaisers Franz I. (1835), dessen engherzige Maßregeln in der Staatsverwaltung er früher oft getadelt hatte, blieb M. im Besitz aller seiner Ämter und seines Einflusses auf die auswärtige Politik, während die Leitung der innern auf die Staatskonferenz überging, in der M. nicht die Kraft besaß, gewisse Reformen, deren Notwendigkeit er selbst nicht leugnete, in Angriff zu nehmen, und doch dem reformfreundlichen Grafen Kolowrat nicht den Vortritt einräumte. Daher ist M. auch nicht für die Unterlassung aller Reformen verantwortlich zu machen. Aber der ganze Haß des über seine kläglichen politischen Verhältnisse und die gegen die Freiheit des Denkens und Glaubens gerichteten Gewaltthaten erbitterten deutschen und österreichischen Volkes wendete sich gegen M., den man als die verkörperte Reaktion, als den Geist der Finsternis und Tyrannei ansah, während er vielfach schließlich nur aus Bequemlichkeit und Mangel an Energie seine Herrschaft in Ruhe ausüben wollte. Aber auch in Fragen der auswärtigen Politik hatte er Mißerfolge und wurde pessimistisch. Die Bewegung von 1848 richtete sich daher vor allem wider M. Er ward durch den Wiener Aufstand vom 13. März gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, und vermochte sich kaum vor der Erbitterung des Volkes zu retten. Er wandte sich über Holland nach England, siedelte im November 1849 nach Brüssel über, bezog im Juni 1851 den Johannisberg im Rheingau und kehrte im September nach Wien zurück. Ohne öffentlichen Anteil an der Politik zu nehmen, diente er seitdem doch dem Kaiserhaus mit seinem Rat; er starb, nachdem er noch den Beginn des italienischen Krieges 1859 erlebte, und wurde in der Familiengruft zu Plaß in Böhmen beigesetzt. Er war vermählt zuerst seit 1795 mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz (gest. 1825), dann seit 1827 mit der Freiin von Leykam, die zur Gräfin von Beilstein erhoben wurde (gest. 1829), seit 1831 mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris (gest. 1854) und hinterließ drei Söhne und drei Töchter. Sein litterarischer Nachlaß, darunter Memoiren, welche die historische Kritik nicht zu ertragen vermochten, erschienen zugleich französisch (1879) und deutsch (»Aus Metternichs nachgelassenen Papieren«, Wien 1880—84, 8 Bde.), von seinem Sohn (s. M. 3) und Klinckowström herausgegeben. Vgl. Binder, Fürst Klemens v. M. und sein Zeitalter (3. Ausg., Schaffh. 1845); Groß-Hoffinger, Fürst M. und das österreichische Staatssystem (Leipz. 1846, 2 Bde.); Schmidt-Weißenfels, Fürst M., Geschichte seines Lebens und seiner Zeit (Prag 1860, 2 Bde.); Mazade, Un chancelier d'ancien régime. Le règne diplomatique de M. de M. (Par. 1889).

3) Richard, Fürst von, ältester Sohn des vorigen aus seiner zweiten Ehe, geb. 7. Jan. 1829 in Wien, gest. daselbst 1. März 1895, betrat ebenfalls die diplomatische Laufbahn, zunächst als Attaché in Paris und London, 1855 als Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Paris, ward im April 1856 zum außerordentlichen Gesandten u. bevollmächtigten Minister Österreichs an den sächsischen Höfen ernannt, während des italienischen Krieges von 1859 nach Verona berufen, um beim Kaiser das Referat über die auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, und ging im Dezember 1859 als Botschafter nach Paris, wo er und seine Gemahlin, Gräfin Pauline Sándor (geb. 26. Febr. 1836), die Tochter seiner Stiefschwester, sich dem kaiserlichen Hof eng anschlossen und bei den Festlichkeiten desselben eine Rolle spielten. Die Fürstin, eine Freundin der Kaiserin Eugenie, nicht ohne Geist und Phantasie, machte sich durch ihre Teilnahme an den frivolen Exzentrizitäten der vornehmen Damen bekannt, während M. allzusehr Schleppträger der Napoleonischen Politik war. Mit dem Sturz des Kaiserreichs 1870 endete daher auch seine politische Laufbahn.

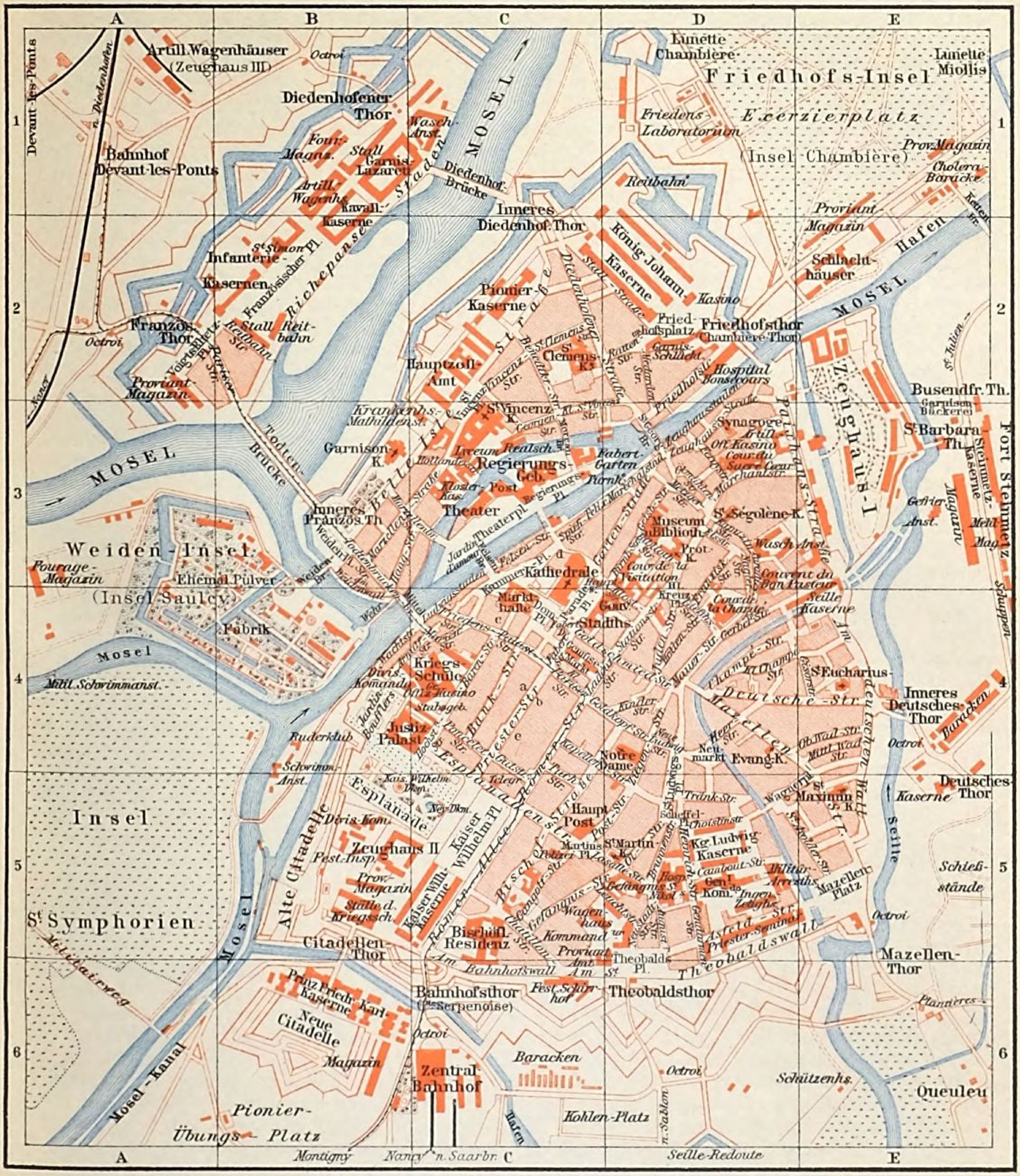
Metternichsgrün, s. Jobgrün.

Metteur en pages (franz., spr. -tör ang pāsch', »Seitenformer«), derjenige Schriftsetzer, welcher den Schriftsatz in Seiten (»Kolumnen«) zu ordnen (zu »umbrechen«) und druckfertig zu machen hat. Vgl. Buchdruckerkunst, S. 610.

Mettingen, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Tecklenburg, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schwefelbad in reizender Umgebung, Branntwein-, Ziegel- und Kalkbrennerei, Steinbrüche und (1890) 3679 Einw.

Mettlach, Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis Merzig, an der Saar und der Linie Saarbrücken-Konz der Preußischen Staatsbahn, 157 m ü. M., hat eine kath. Kirche, eine ehemalige Abtei (aus dem 7. Jahrh.), ein öffentliches Schlachthaus, bedeutende Steingut- und Mosaikfabrikation (Spezialität die mattfarbigen

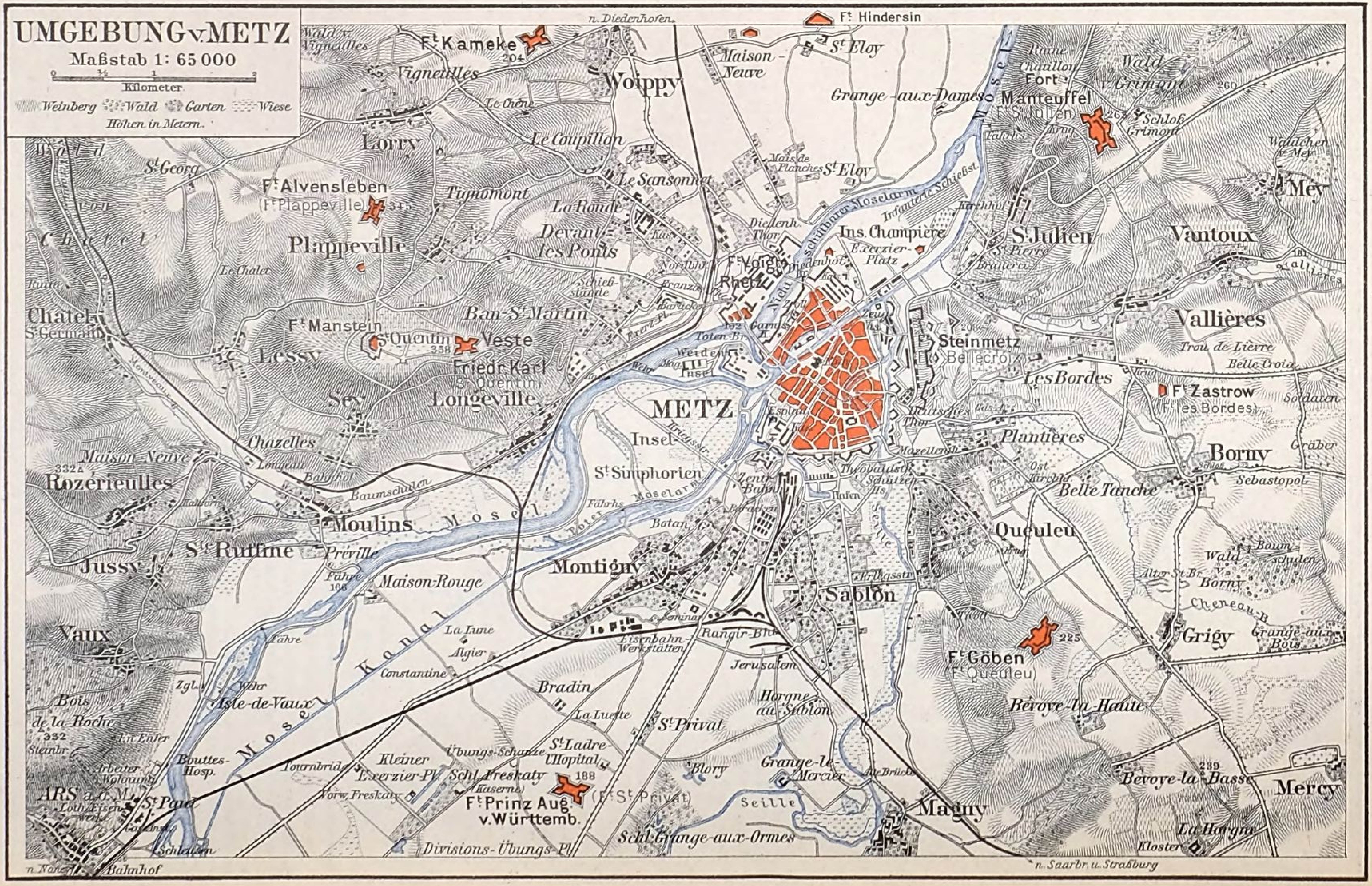
METZ.



Maßstab 1 : 16.000. Pferdebahn 0 100 200 300 400 Meter.

Am Bahnhofswall	C 5,6	Diedenhofener Thor	B 1	Justiz - Palast	B C 4	Notre Dame	D 4	St. Maximin-Kirche	E 5
Am deutschen Wall	E 4 5	Diedenhofener Brücke	C 1	Kaiser Wilhelm-Dkm.	B 5	Parade-Platz	C 4	St. Ségolène-Kirche	D 3
Am Theobaldswall	C E 5,6	Divisions-Kommando	B 4	Kaiser Wilhelm-Kas.	B C 5	Pionier-Kaserne	C 2	St. Vincenz-K. u. Platz	C 2,3
Artill. Offizier-Kasino	D 3	Domplatz	C 4	Kammerplatz	C 3,4	Post	C 3, C 5	Schlachthäuser	E 2
Asfeld-Straße	D 5	Esplanade	B C 5	Kathedrale	C 3 4	Poststraße	C D 5	Schwimm-Anstalt	B 4,5
Bahnhof Devt. les Ponts	A 1	Fabert-Denkmal	C 4	Kommandantur	D 5	Priester-Seminar	D 5	Stadthaus	C 4
Bahnhofsthor	C 6	Festungs-Inspektion	B 5	König Johann-Kas.	C D 2	Priester-Straße	C 4	Steinmetz-Kaserne	E 3
Bank-Straße	C 4	Französisches Thor	A 2	König Ludwig-Kas.	D 5	Protestant.-Kirche	D 3	Synagoge	D 3
Bären-Straße	C 4	Friedhofs-Platz	D 2	Kriegsschule	C 4	Realschule	C 3	Theater u. Platz	C 3
Bischöfl. Residenz	C 5	Friedhofs-Thor	D 2	Lyceum	C 3	Regierungs-Geb.	C 3	Telegraph	C 5
Bischofs-Straße	C 5	Garnis.-Kirche	B 3	Markthalle	C 4	Römer-Allee	C 5	Theobalds-Pl. u. Thor	D 5,6
Citadellen-Thor	B 5	Garnison-Lazarett	B 1	Mazellen-Platz u. Th.	E 5	Römer-Straße	C 4,5	Todten-Brücke	B 3
Couvent de la Charité	D 4	Garten-Straße	D 3	Mazellen-Straße	D E 4,5	St. Barbara-Thor	E 3	Voigts-Rhetz-Platz	A 2
Couvent de la Visitation	D 3	Gefängnis	D 5	Mittel-Brücke	B C 4	St. Clemens-Kirche	C 2	Waldstraße, obere	C 3
Couvent du Bon Pasteur	D 3	Gouvernement	C D 4	Museum u. Biblioth.	D 3	St. Eucharius-Kirche	E 4	Waschanstalt	D 3
Couvent du Sacré Cœur	D 3	Großes Offizier-Kasino	C 4	Neumarkt	D 4	St. Georg-Brücke	D 3	Weidenbrücke u. Platz	B 3
Deutsche-Straße	D E 4	Hauptbahnhof (Zent.-B.)	C 6	Ney-Denkmal	C 5	St. Ludwigs-Platz	D 4,5	Zeughaus	A 1, E 2,3 B 5
Deutsches-Thor	E 4	Hauptzollamt	C 2	Nikolaus-Hospital	D 5	St. Martin-Kirche	D 5	Ziegen-Straße	D 4

Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliogr. Institut in Leipzig. Zum Artikel »Metz«.



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.   Bibliographisches Institut in Leipzig.   Zum Artikel »Metz«

Mettlacher Fliesen) und (1890) 1480 meist kath. Einwohner. In der Nähe die Burg Chontelair. Vgl. Lager, Geschichte der Abtei M. (Trier 1875).

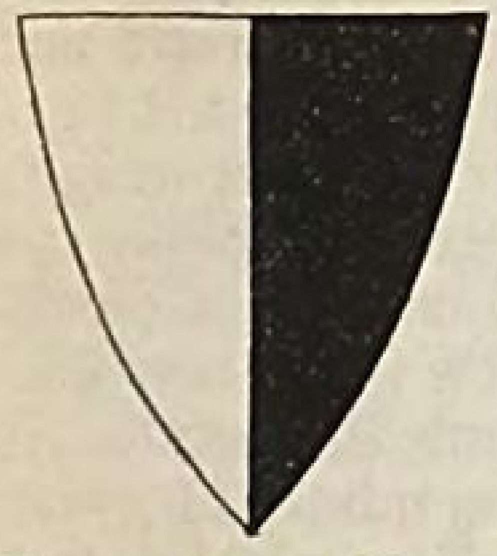
Mettmann, Kreisstadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, in einem reizenden Thal, an der Linie Düsseldorf-Schwelm der Preußischen Staatsbahn, 114 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, ein evang. Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, eine höhere Bürgerschule, ein Amtsgericht, Fabrikation von Seidenwaren, wollenen und halbwollenen Stoffen, Knöpfen, Britanniawaren, Schlössern, Kunstbutter- u. Müllereimaschinen, bedeutende Branntweinbrennerei, Mahlmühlen, Kalksteinbrüche und (1890) 7829 Einw., davon 3208 Evangelische und 40 Juden. In der Nähe, an der Düssel, das wildromantische Neanderthal mit bedeutenden Kalksteinbrüchen, einer Forellenzuchtanstalt (Winkelsmühle) und der jetzt größtenteils durch die Steinbrüche zerstörten Neanderhöhle. Das Landratsamt für den Kreis M. befindet sich in dem nahen Vohwinkel. M. wurde 1555 zur Stadt erhoben.

Mettray (spr. -rä), 1) Flecken im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrond. Tours, an der Choisille und der Orléansbahn, mit einer 1839 von Demetz (s. d.) gegründeten Ackerbau- und Strafkolonie und (1891) 739 Einw. Vgl. Berlier de Vauplane, Le cinquantenaire de M. (Par. 1891). — 2) Niederländisch-M., s. Zutphen.

Mettwurst, s. Mett.

Metz, ehemals reichsunmittelbares deutsches Bistum im oberrheinischen Kreis, dessen Sprengel den mittlern Teil des Herzogtums Lothringen umfaßte und zum Erzbistum Trier gehörte. Der Bischof war Reichsfürst und besaß ein beträchtliches Gebiet innerhalb der Grenzen des heutigen Deutsch-Lothringen. Die Gründung des Bistums fällt wohl noch ins 4. Jahrh. Frankreich nahm 1552 das Bistum in Besitz und erwarb es dann definitiv im Westfälischen Frieden. Vgl. Döring, Beiträge zur ältesten Geschichte des Bistums M. (Innsbr. 1886).

Metz (hierzu der Stadtplan und »Karte der Umgebung von Metz«), Hauptstadt des deutschen Bezirks Lothringen, Stadtkreis und Festung ersten Ranges, liegt am Einfluß der Seille in die Mosel, 180 m ü. M., und hat ein altertümliches Aussehen. Straßen, Plätze u. Thore führen neben den französischen durchweg auch deutsche Namen. Von den letztern sind hervorzuheben: das Bahnhofs- od. Römerthor (Porte Serpenoise) im S., das Theobalds-, Mazellen- und Deutsche Thor im O. und das Diedenhofener und Französische Thor im W. Von den Plätzen sind bemerkenswert: der Königsplatz am Bahnhofsthor, neben demselben die mit Blumenanlagen geschmückte Esplanade mit der Reiterstatue Kaiser Wilhelms I. und dem Denkmal des Marschalls Ney und prächtiger Aussicht auf das Moselthal; der Paradeplatz zwischen der Kathedrale und dem Stadthaus, mit dem Standbild des Marschalls Fabert; der Ludwigsplatz mit mittelalterlicher Arkadenreihe; der Theaterplatz mit schönem Brunnen und dem Jardin d'Amour; der große bedeckte Markt zwischen Dom- und Kammerplatz dient als Gemüse-, Obst-, Blumen-, Fisch- und Fleischmarkt. M. hat 3 evang. Kirchen (darunter die gotische Garnisonkirche mit 97 m hohem Turm), 8 kath. Kirchen, von denen die im 13. Jahrh. begonnene, im Anfang des 16. Jahrh. vollendete, im Innern imposante Kathedrale und die St.-Vincentkirche mit schönen gotischen Türmen das meiste Interesse in Anspruch nehmen, und eine Synagoge. Von den weltlichen Gebäuden sind hervorzuheben: der Justizpalast an der Esplanade, das Gebäude des Bezirkspräsidiums, das Stadthaus, der Hauptbahnhof, das Theater, der bischöfliche Palast, das Arsenal etc. Die Mosel fließt in mehreren Armen an M. vorüber, von denen der westliche der Hauptarm ist. 14 Brücken führen über diese und die Seille. Auf der Insel Chambière ist ein Friedhof mit einem Denkmal für die 1870 hier begrabenen 7200 Franzosen. Die Hauptplätze und Hauptstraßen der Stadt haben elektrische Beleuchtung. Die Zahl der Bewohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (Infanterieregimenter Nr. 67, 98, 130, 131 u. Nr. 145 sowie Nr. 4 u. 8 von der bayrischen Armee, 2 Dragonerregimenter Nr. 9 und 13, 2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 33 und 3 Abteilungen Feldartillerie Nr. 34, 2 Bataillone Fußartillerie Nr. 8, 2 Bataillone Fußartillerie Nr. 12 und ein Bataillon bayrische Fußartillerie Nr. 2, 2 Pionierbataillone Nr. 16 und 20, insgesamt ca. 800 Offiziere und 20,000 Mann) auf 60,186 Seelen, darunter 17,183 Evangelische, 41,493 Katholiken und 1434 Juden. Industrie und Handel haben seit der deutschen Besitznahme wegen der starken Auswanderung französischen Kapitals an Wichtigkeit verloren, beginnen sich aber wieder zu heben. Einen Ruf haben die Fabriken in Lederwaren, die Gerbereien, Sattlereien und die Schuhfabrikation. Ferner sind zu nennen Fabriken für Waffen, Nadeln, grobe Tuche, Hüte, künstliche Blumen etc. Große Eisenwerke befinden sich in mehreren Orten des Landkreises M. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 869,6 Mill. Mk.) und eine Filiale der Luxemburger Bank, erstreckt sich vorwiegend auf Wein, Branntwein, Likör, Bier, eingemachte Früchte, Leder, kurze Waren, Bauholz, Möbel, Steine, Kalk etc. Den Verkehr in der Stadt vermitteln eine Telephonanlage und eine Pferdebahn, die letztere stellt auch Verbindung mit den wichtigsten Orten der Umgegend her. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Linien Stieringen-Novéant, M.-Luxemburg und M.-Amanweiler. An Bildungs- und andern Anstalten besitzt M. ein Lyceum (Gymnasium), eine Oberrealschule, eine Domschule, ein Priester- und ein Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, eine Kriegsschule, eine Musik- und eine Zeichenschule, eine Stadtbibliothek, ein städtisches Museum (Altertümer, Gemälde etc.), das Museum Migette (Gemälde), mehrere gelehrte Gesellschaften u. Vereine, ein Franziskanerkloster etc. Von Behörden haben dort ihren Sitz: das Bezirkspräsidium, die Kreisdirektion für den Landkreis M., ein Landgericht, ein Hauptzollamt, eine Oberpostdirektion, eine Oberförsterei, ein Bergrevier, ein katholischer Bischof, ein reformiertes und ein israelitisches Konsistorium etc.; ferner: das Generalkommando des 16. Armeekorps, der 33. und 34. Division, der 66., 67., 68. und 10. (bayrischen) Infanterie-, der 33. und 34. Kavallerie- und der 16. Feldartilleriebrigade, des Kommandos der Pioniere des 16. Armeekorps, der 4. Fußartillerie- und der 6. Festungsinspektion. Die städtischen Behörden zählen 3 Magistrats- und 26 Gemeinderatsmitglieder. In der Umgegend interessieren vorzugsweise die ausgedehnten Befestigungen.



Wappen von Metz.

M. ist immer eine bedeutende Festung gewesen. An die Stelle der Mauerbefestigung trat 1550 die Wall-

befestigung, welcher 1562 die Citadelle hinzugefügt wurde. Vauban baute nach 1674 die Werke vollständig um; 1728—31 entstanden das Moselfort auf der West- und das Fort Bellecroix auf der Ostseite. Aus der Abtragung eines Teils der Citadelle ward 1791 die Esplanade geschaffen. Nach 1815 gerieten die Werke in Verfall, wurden aber 1830—45 wiederhergestellt. Napoleon III. begann 1867 mit dem Bau der vier detachierten Forts: Fort St.-Quentin, nicht groß, aber wichtig durch seine die ganze Umgegend beherrschende Lage auf einem 360 m hohen, das Moselthal um fast 200 m überragenden Berg, und Fort Plappeville auf der linken, Fort Queuleu und Fort St.-Julien auf der rechten Moselseite. Seit der deutschen Besitznahme sind diese Werke außerordentlich verstärkt und vermehrt worden, so daß M. gegenwärtig zu den stärksten Festungen Europas zählt. Sämtliche Werke tragen deutsche Namen: Feste Prinz Friedrich Karl (früher Fort St.-Quentin), Fort Manstein (Westfort St.-Quentin), Fort K. Alvensleben (Plappeville), Fort Kameke im W. von der Mosel, Fort Prinz August von Württemberg (St.-Privat) im S. zwischen Mosel und Seille, Fort Goeben (Queuleu) im SO., Fort Zastrow (Les Bordes) im O., Fort Manteuffel (St.-Julien) im NO., in der Moselebene Fort Hindersin (St.-Eloi), endlich, unmittelbar mit der Stadtbefestigung zusammenhängend, Fort Steinmetz (Bellecroix) auf der Ostseite und Fort Voigts-Rhetz (Moselfort) auf der Westseite der Stadt. Die äußern neuen Forts, unter denen Fort Goeben das größte ist, liegen in einer Entfernung von 3300—5000 m von der Kathedrale. Die Niederlegung der Stadtumwallung zwischen Mosel, Römerthor, Theobalds- und dem Deutschen Thor ist in Aussicht genommen. Die Umgegend von M. (le pays Messin) ist sehr fruchtbar, baut schönes Obst (besonders Mirabellen), vorzügliche Gemüse und auf beiden Moselufern, vornehmlich am Fuß des Mont St.-Quentin, ziemlich viel Wein. Zum **Landgerichtsbezirk** M. gehören die 12 Amtsgerichte zu Ars a. M., Bolchen, Busendorf, Château-Salins, Delme, Diedenhofen, Dieuze, M., Remilly, Rombach, Sierck u. Vic.

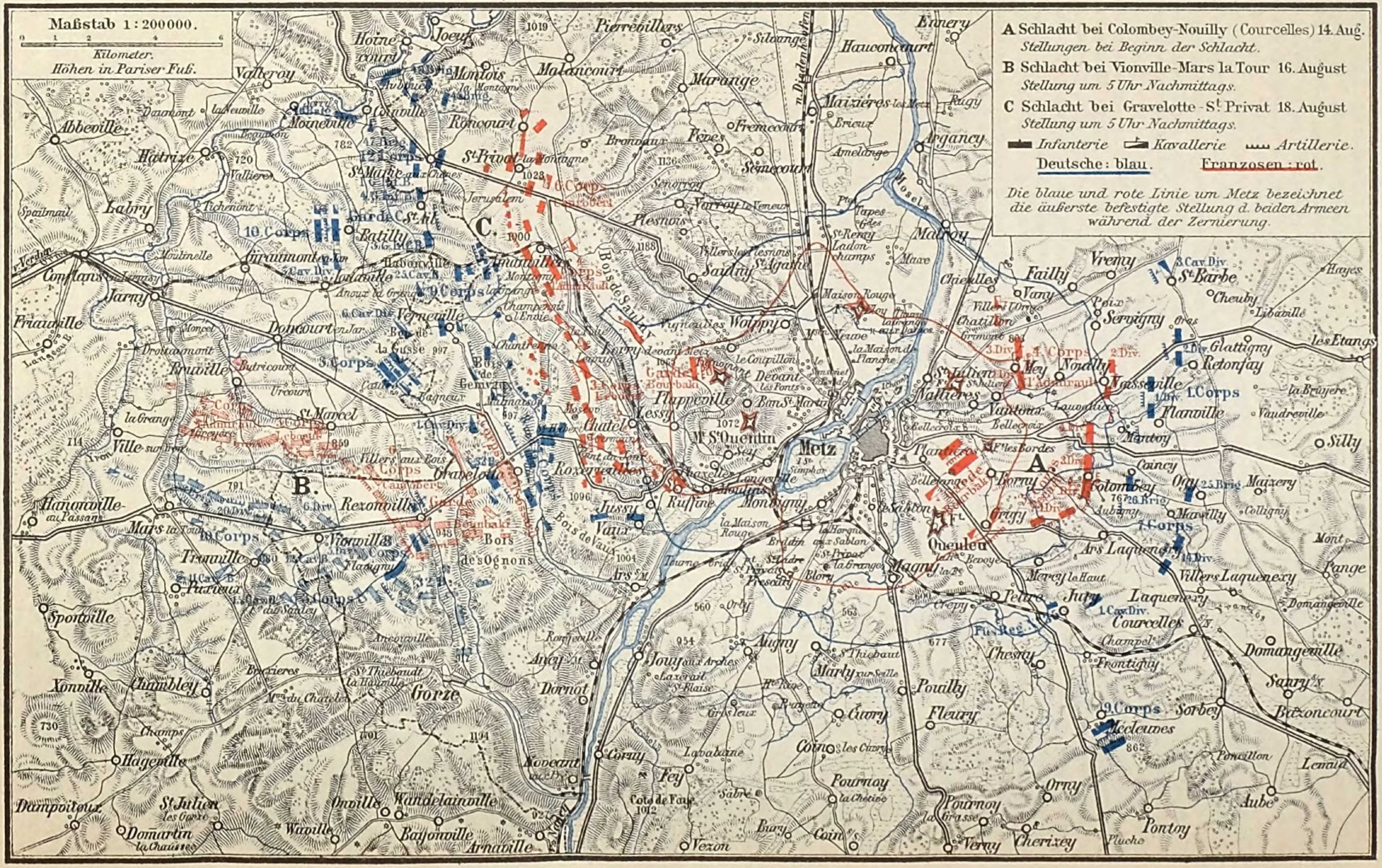
[Geschichte.] M. ist das alte **Divodurum** (d. h. »Götterburg«) der Gallier im Gebiet der Mediomatriker, weshalb es auch **Mediomatrica** hieß, woraus durch Abkürzung Metä, Metis, Mattä und M. entstanden ist. Nachdem es in der Mitte des 5. Jahrh. durch die Hunnen unter Attila zerstört worden, kam es zum fränkischen Reich und ward bald die Hauptstadt von Austrasien. Ludwig der Fromme fand in der Abtei St. Arnold seine Grabstätte. 843 kam es an Lothar I. und nach dem Tode von dessen Sohn Lothar II. mit dem größten Teil Lothringens im Vertrag zu Mersen 870 an das ostfränkische (Deutsche) Reich. Es stand zunächst unter der Herrschaft des Bischofs, dem wohl auch die Ernennung des Burggrafen zustand. Nachdem dies Amt zu Anfang des 13. Jahrh. erloschen, erwarb M. die Rechte einer freien Reichsstadt. Trotz seiner gemischten Bevölkerung legte es auf seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reich hohen Wert. Karl IV. verkündete hier auf dem Reichstag 1356 die Goldene Bulle, die zuvor zu Nürnberg zu stande gekommen war. 1444 ward die Stadt von den Franzosen belagert, jedoch nicht erobert. 1543 versuchte ein Teil der Bürgerschaft mit Hilfe Farels die Reformation in M. durchzuführen, scheiterte aber an dem Widerstand des Kardinals von Lothringen, und auch der Kaiser verbot die evangelische Predigt. Die katholische Partei im Rat und die hohe Geistlichkeit erleichterten 1552 die Besetzung der Stadt durch die Franzosen unter Montmorency, die im Einverständnis mit den protestantischen Reichsfürsten handelten; doch war die Mehrzahl der Bürger mit dem Wechsel der Herrschaft höchst unzufrieden, und viele Deutsche wanderten aus. Am 18. April 1552 hielt König Heinrich II. in M. seinen Einzug und beauftragte mit seiner Verteidigung den Herzog Franz von Guise, der auch vom 19. Okt. 1552 bis 1. Jan. 1553 in einer denkwürdigen Belagerung gegen Karl V. tapfer standhielt. Die Stadt verlor zugleich ihre Selbstverwaltung, und der Bischof maßte sich das Recht an, die Behörden zu ernennen. Ludwig XIII. machte 1633 M. zum Sitz eines Parlaments. Im Westfälischen Frieden (1648) erhielt Frankreich die volle Souveränität über M., Toul und Verdun förmlich zugestanden; aber die alte Größe der Stadt war dahin, und während dieselbe vor 1552: 60,000 Einw. hatte, zählte sie deren 1698 nur noch 22,000, da sehr viele Hugenotten M. verließen und sich zum großen Teil in Frankfurt a. O. ansiedelten; erst im gegenwärtigen Jahrhundert gewann M. wieder eine besondere Wichtigkeit. Mehrere Belagerungen und Einschließungen, so auch 1814 und 1815, hielt M. aus, ohne zur Übergabe gezwungen zu werden. Im deutsch-französischen Krieg 1870 ward M. das Hauptquartier der französischen Rheinarmee und nach deren Niederlage von den Deutschen eingeschlossen. Die Stadt, 29. Okt. 1870 (s. unten) von den deutschen Truppen besetzt, ward im Frankfurter Frieden definitiv an Deutschland abgetreten. Von den französischen Einwohnern wanderten viele aus, dagegen viele Altdeutsche ein, so daß deren Zahl bald die altgesessene Bürgerschaft überwog und sie 1886 bei den Gemeinderatswahlen die Mehrheit (19 Stimmen von 32) erhielten, die sie aber nach einigen Jahren wieder verloren. Vgl. **Davilly**, Antiquités Médiomatriciennes (Metz 1823); **Coster**, Geschichte der Stadt und Festung M. (Trier 1871); **Westphal**, Geschichte der Stadt M. (Metz 1875—77, 3 Bde.); Lokalführer von Lang, Fischer, Albers; »Technischer Führer durch M.« (Metz 1893).

Schlachten um und Belagerung von Metz 1870.

(Hierzu die »Karte der Schlachtfelder um Metz«.)

Trotz seiner bedeutenden alten Festungswerke vor einer Beschießung durch die neuern Geschütze nicht gesichert, war M. seit 1867 in aller Eile mit großen detachierten Forts auf den dominierenden Höhen zu beiden Seiten der Mosel versehen worden. Obwohl nur in Erde aufgeführt, machten die Forts von St.-Julien, Queuleu, St.-Quentin und Plappeville die Beschießung der eigentlichen Festung unmöglich; doch waren die zur Verbindung beider Ufer nördlich und südlich im Thal begonnenen Forts St.-Eloi und St.-Privat 1870 noch nicht vollendet, auch die übrigen nicht völlig armiert. M. wurde wegen seiner günstigen Lage und der großen Ausdehnung des Platzes bei Beginn des Krieges zum großen Hauptquartier und Depot der Rheinarmee ausersehen, und Ende Juli 1870 begab sich auch Kaiser Napoleon III. dahin. Als dann die Siege der Deutschen 6. Aug. jede Aussicht auf offensive Kriegführung zerstörten, wurde die ganze Rheinarmee (Garde, 2., 3., 4. und 6. Korps) auf dem rechten Moselufer bei M. zusammengezogen, da man daran dachte, an der Französischen Nied eine Schlacht anzunehmen. Doch gab Bazaine, der am 12. Aug. den Oberbefehl übernahm, diese Absicht wieder auf und beschloß, über Verdun nach Châlons abzumarschieren, um dort die ganze französische Armee

DIE SCHLACHTEN UM METZ 1870.



zu der Entscheidungsschlacht zu vereinigen. Am 13. Aug. wurde dies befohlen, am 14. begann das Defilieren der Armee durch die beengende Festung und über die Moselbrücken. Der von den Unterbefehlshabern des 1. und 7. preußischen Korps improvisierte Angriff auf die abziehenden Franzosen 14. Aug., welcher zu der Schlacht von Colombey-Nouilly (s. d.) führte, sowie mangelhafte Veranstaltungen und fehlende Leitung verzögerten jedoch das Debouchieren der Rheinarmee aus M. auf die beiden nach Verdun führenden Straßen so sehr, daß selbst am 15. nur geringe Entfernungen zurückgelegt wurden und die Spitzen bereits bei Conflans mit der deutschen Reiterei zusammentrafen. Napoleon selbst erreichte am 16. noch Verdun, aber bereits am Vormittag wurde der Vortrab des linken Flügels, das 2. Korps, aus seinem Lager bei Vionville durch preußische Granaten aufgeschreckt, und es entspann sich die Schlacht von Vionville-Mars la Tour (s. d.). Bazaine beging in derselben zunächst den Fehler, daß er die Schwäche des Gegners nicht erkannte und ihm nicht mit seiner großen Übermacht eine entscheidende Niederlage beibrachte. Dann aber ließ er sich von der falschen Anschauung bestimmen, daß der Feind ihn von M. abdrängen wolle, und daß er vor allem die Verbindung mit diesem Platz festhalten müsse. Nachdem er durch sein unruhiges Ablösungssystem in der Schlacht alle seine Korps geschwächt, seine Munition verbraucht und doch den Abmarsch nach Châlons nicht erzwungen hatte, ging er am 17. unter die Wälle von M. zurück und gab den Entschluß, sich mit Mac Mahon zu vereinigen, auf, so daß die Trennung der französischen Armee schon damals entschieden war. Er faßte jetzt den Plan, gestützt auf die Festung und durch die in ihr aufgestapelten Vorräte für lange Zeit gegen Mangel gesichert, in seiner beinahe unangreifbaren Stellung auszuharren und hierdurch überlegene Kräfte der deutschen Armee vor M. festzuhalten, bis ein Friede oder eine sonstige Wendung ihn aus seiner Isolierung erlösen und er an der Spitze einer unbesiegten Armee entscheidend in die Geschicke Frankreichs würde eingreifen können. Die Schlacht bei Gravelotte (s. d.) war daher wesentlich eine Verteidigungsschlacht und fiel für ihn deswegen nicht ungünstig aus; einen Versuch, nach Westen durchzubrechen, machte er gar nicht. Die Aufgabe der deutschen Heeresleitung war nun, die erkämpfte Trennung der beiden französischen Heere zu einer bleibenden zu machen. Zu diesem Zweck versuchte man keine strenge Umschließung von M., sondern begnügte sich, im Westen und Norden, wo man einen Angriff Bazaines zum Zweck seiner Befreiung gewärtigen mußte, genügende Streitkräfte bereit zu stellen und im Süden und Osten bloß einen dünnen, teilweise aus Kavallerie gebildeten Kordon zu ziehen. Die Unthätigkeit Bazaines rechtfertigte die Kühnheit der deutschen Heeresleitung. Die ersten Tage nach der Schlacht bei Gravelotte war er nur mit dem Retablissement der Armee beschäftigt und that nichts, um die Widerstandskraft des einschließenden Ringes zu prüfen. Erst als er am 29. und 30. zwei Depeschen Mac Mahons empfing, welche dessen Marsch nach der Maas zur Vereinigung mit der Rheinarmee meldeten, befahl Bazaine am 30. die Konzentration der Armee beim Fort St.-Julien zur Ausführung des Durchbruchs nach Diedenhofen. Der Versuch führte die Schlacht bei Noisseville (s. d.) 31. Aug. und 1. Sept. herbei, welche Bazaines Absicht vereitelte. Aber selbst wenn er gelungen wäre, hätte er kaum den gewünschten Erfolg gehabt. Denn Prinz Friedrich Karl hatte alles vorbereitet, um sich ihm bei Diedenhofen mit drei Korps in den Weg zu stellen, und überdies wurde Mac Mahons Armee an demselben 1. Sept. bei Sedan vernichtet. Einzig und allein nach Südosten hätte Bazaine durchbrechen, der deutschen Armee durch Zerstörung ihrer Verbindungslinien erheblichen Schaden zufügen und den Kern für eine neue Armee bilden können.

Die Schlacht von Noisseville und die Kapitulation von Sedan bewogen nunmehr das deutsche Oberkommando, eine eigentliche Einschließung von M. ins Werk zu setzen. Die Zernierungsarmee bestand aus der ersten und zweiten Armee, welche unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl, der sein Hauptquartier in Corny nahm, vereinigt waren, und war zusammengesetzt aus dem 1., 7. und 8., dem 2., 3., 9. und 10. Armeekorps, der Reservedivision Kummer und der 1. und 3. Kavalleriedivision. Das 1. und 7. Korps standen rechts der Mosel, das 2. im Moselthal südlich von M., das 8., 9., 3. und 10. auf dem linken Ufer, die Division Kummer im Thal nördlich von M. Die Zernierungslinie war gut befestigt durch Schützengräben, Batteriestände und durch Batterien mit schweren Geschützen weiter rückwärts, die Dörfer zur Verteidigung eingerichtet, im Fall des Alarms jeder Truppe ihre Aufgabe und ihr Sammelplatz zugewiesen. Beobachtungsposten auf hochgelegenen Punkten konnten die Festung und das ganze Thal überschauen. Trotzdem brachten es die Raumverhältnisse mit sich, daß gegen jeden Teil der Zernierung von M. aus ein Stoß geführt werden konnte, welcher eine Zeitlang den entgegenstehenden Kräften an Zahl überlegen blieb. Jedoch beschränkten sich die französischen Unternehmungen auf kleine Vorpostengefechte, Kanonaden der Forts und andre unbedeutende Demonstrationen, da Bazaine auf baldigen Frieden rechnete. Erst Ende September wurden einige größere Ausfälle unternommen, um die Armee zu beschäftigen und Proviant zu erbeuten. Ein Durchbruchsversuch ward nicht wieder gemacht. Die bedeutendsten u. zugleich die letzten Unternehmungen solcher Art waren die Angriffe auf die Stellung der Division Kummer 2. und 7. Okt. Am erstgenannten Tag richtete sich der Ausfall gegen Ladonchamps, Ste.-Agathe, St.-Remy und Bellevue. Die Deutschen wurden aus der äußersten Linie, aus Ladonchamps und Ste.-Agathe, vertrieben, behaupteten aber die befestigte zweite Linie und warfen im fernern Verlauf des Kampfes die Franzosen vollständig zurück. Am 7. Okt. nachmittags gegen zwei Uhr wandten sich am linken Moselufer französische Infanteriekolonnen mit 2—3 Batterien gegen Bellevue, St.-Remy, Grandes-Tapes und Petites-Tapes und warfen die Vorposten der Division Kummer nach hartnäckiger Verteidigung aus sämtlichen Ortschaften. General v. Voigts-Rhetz sandte die 38. Infanteriebrigade zur Unterstützung; General v. Alvensleben II schickte die 9. Infanteriebrigade gegen das Gehölz von Woippy. Dieser Angriff von zwei Seiten nötigte den Feind zum Rückzug und endigte bei Einbruch der Dämmerung mit Wiedernahme sämtlicher Positionen.

Die Lage der eingeschlossenen Armee, welche bis zum 7. Okt. 2100 Offiziere und 40,000 Mann an Toten und Verwundeten verloren hatte, ward unter dem doppelten Einfluß moralischen und physischen Leidens mit jedem Tag trauriger. Die Monate September und Oktober brachten sehr viel Regentage und machten die Biwaks außerhalb der Stadt, in welchen die ganze Truppenmasse verteilt war, unbehaglich

und ungesund. In noch höherm Maß war der Mangel an Lebensmitteln nachteilig, welcher immer fühlbarer ward; die Einförmigkeit derselben erzeugte Krankheiten. Pferdefleisch war zuletzt außer dem Brot fast die einzige Speise. Das Brot ward täglich in Rationen von 500 g und schon Anfang Oktober nur von 300 und 250 g ausgegeben. Der Bestand an Kranken wuchs von Tag zu Tag. Die Kavallerie war nicht mehr beritten, die Artillerie zum größten Teil nicht mehr bespannt. An die Möglichkeit eines Durchbruchs war gar nicht mehr zu denken; höchstens eine kleine Abteilung hätte sich, durch die Dunkelheit begünstigt, durchschlagen können. Auch die deutsche Armee litt außerordentlich durch das lange Stillliegen bei der nassen Witterung auf weiten Schlachtfeldern, so daß endlich im Oktober selbst mit Schwächung der Zernierungslinie weiter rückwärts gelegene Kantonnements bezogen werden mußten. Die Rinderpest erschwerte die Verpflegung, und unter den Mannschaften richteten Typhus und Ruhr große Verwüstungen an. Indes die Ausdauer der deutschen Truppen und die Sorgsamkeit der Befehlshaber in Verhütung der übeln Folgen der Mißstände überwanden alle Schwierigkeiten. Am 10. Okt. trat auf Bazaines Berufung ein französischer Kriegsrat zusammen und entschied sich für die Notwendigkeit, Unterhandlungen mit dem Feind anzuknüpfen. Bazaine versuchte zunächst mit der preußischen Regierung direkt zu verhandeln, indem er den General Boyer nach Versailles sandte und durch diesen freien Abzug der Armee von M. mit Waffen und Kriegsgerät unter der Verpflichtung, daß dieselbe während des Krieges nicht mehr gegen Deutschland diene, verlangte. Er hatte dabei die Wiederherstellung des Kaisertums durch seine Armee im Auge. Allein die Kaiserin Eugenie weigerte sich, als Boyer sie in Chiselhurst aufsuchte, den Verhandlungen beizutreten. Bazaine wurde daher vom deutschen Hauptquartier auf rein militärische Verhandlungen mit dem Prinzen Friedrich Karl verwiesen. Am 25. Okt. schickte Bazaine nach einem neuen Kriegsrat den General Changarnier nach Corny zum Prinzen Friedrich Karl, der aber einfach auf Übergabe der Armee und Festung bestand. Die Lebensmittel waren völlig erschöpft, ein weiterer Kampf hoffnungslos, und so entschloß sich der Marschall Bazaine zur Kapitulation. Dieselbe ward auf dem Schloß Frescaty zwischen den Generalen Jarras und Stiehle verhandelt und führte 27. Okt. zum Abschluß. Armee u. Festung wurden dem Feind überliefert mit sämtlichem Kriegsmaterial und allen Ehrenzeichen. Die Armee, 3 Marschälle, 4000 Offiziere und 173,000 Mann (darunter 20,000 Verwundete u. Kranke und auch die Nationalgarde), ward kriegsgefangen, ein Material im Werte von 80 Mill. Frank, 800 Geschütze, das Material für 85 Batterien, 66 Mitrailleusen, 300,000 Gewehre, gewaltige Massen von Säbeln, Kürassen &c., 2000 Militärfuhrwerke, an Ehrenzeichen 53 Adler und Fahnen, auch die wertvolle Bibliothek der Artillerieschule Kriegsbeute. Die Zernierungsarmee hatte diesen beispiellosen Erfolg mit einem Gesamtverlust von 102 Offizieren und 5000 Mann erkauft, welche auf dem Schlachtfeld oder in den Lazaretten gestorben waren. Am 29. Okt. vormittags wurden die Forts von den deutschen Truppen besetzt, und es begann der Ausmarsch der Armee, welche schon vorher ihre Waffen abgelegt hatte, und dauerte unter strömendem Regen bis zum späten Abend. Aus den Biwaks wurden sodann die Franzosen nach und nach in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland abgeführt.

Die Kapitulation von M. machte die erste und zweite deutsche Armee für den Schutz der Zernierung von Paris verfügbar und befreite die dortige Armee aus einer seit der Bildung der französischen Loirearmee bedenklichen Lage; insofern hat sie die Kapitulation von Paris zur Folge gehabt und den Krieg entschieden. Bei der französischen Nation erregte sie daher auch die größte Bestürzung und den höchsten Zorn. Gambetta erließ eine leidenschaftliche Proklamation, in der er Bazaine ganz offen des Verrats beschuldigte. Die Erbitterung gegen den »homme de M.« war um so größer, als man, von aller Verbindung mit ihm abgeschnitten, ganz überspannte Hoffnungen auf seinen fortgesetzten Widerstand gesetzt hatte; eine Flut von Büchern und Broschüren ehemaliger Verteidiger von M. häufte auf ihn alle Schuld an dem unglücklichen Ausgang, und Bazaine mußte sich daher 1873 einem Kriegsgericht stellen, das ihn wegen der Übergabe von M. verurteilte. Wie fehlerhaft nun auch sein Verhalten Mitte August war, so ist doch nicht zu leugnen, daß er die Festung eine längere Zeit hielt, als es bei der Mangelhaftigkeit der Außenforts einer bloßen Besatzung möglich gewesen wäre. Daß M. deutsch bleiben würde, hatte schon die Proklamation des Prinzen Friedrich Karl vom 27. Okt. 1870 verkündet. Trotz aller Bemühungen Thiers', der sogar Luxemburg kaufen und gegen M. austauschen wollte, wurde es im Frankfurter Frieden 10. Mai 1871 an Deutschland abgetreten. Vgl. »Der deutsch-französische Krieg 1870/71«, redigiert von dem Großen Generalstab (Berl. 1872 ff.); **Bazaine**, L'armée du Rhin (1871); Derselbe, Épisodes de la guerre de 1870 et le blocus de M. (Madr. 1883); **Hérisson**, La légende de M. (Par. 1888; deutsch, Berl. 1888); v. **Fircks**, Die Verteidigung von M. im Jahr 1870 (2. Aufl., das. 1893, 3 Tle.); v. d. **Goltz**, Die Operationen der zweiten Armee bis zur Kapitulation von M. (das. 1874); **Paulus**, Die Zernierung von M. (das. 1875); **Lang**, Die Kriegsoperationen um M. (5. Aufl., Leipz. 1895); **Bußler**, Führer über die Schlachtfelder um M. (Metz 1895); **Liebach**, Taktische Wanderungen über die Schlachtfelder um M. (Berl. 1894).

Metze, ursprünglich Koseform für Mechthild, dann als Appellativ: Mädchen niedern Standes, Geliebte (jetzt mit übelster Nebenbedeutung).

Metze (althochdtsch. mëzzo, gehört zur german. Wurzel met, messen), früheres Hohlmaß für trockne Dinge in Deutschland, sehr verschieden groß: in Preußen 1/4 Viertel = 4 Mäßchen oder 3,4351 Lit., in Mecklenburg-Schwerin (Spint) 1/4 Behrt = 2,409 L., in Lauenburg 1/4 Spint = 1,948 L., in Hannover 1/4 Himten = 4 Mühlenköpfe oder 7,788 L., in Lippe die große M. 1/6 Hartkornscheffel = 1 1/3 kleine M. zu 3 Mahlmetzen = 7,382 L., in Schaumburg-Lippe 1/4 Himten = 8,242 L., in Braunschweig 1/4 Vierfaß = 1,947 L., in Sachsen 1/4 Viertel = 4 Mäßchen oder 6,4893 L., in Kurhessen 1/4 Himten = 4 Mäßchen oder 10,046 L.

Metzen, ein früheres süddeutsches Fruchtmaß: in Bayern 1/6 Schäffel = 2 Viertel oder 37,0596 Lit., für Getreide gestrichen, für Kalk gehäuft; der österreichische = 61,48685 L. zerfiel in 16 Müllermaaßel; in Ungarn galt vorher der Preßburger M. (Kila, lat. Modius) zu 1/2 Köböly = 2 Véka oder 75 Icze = 62,53 L. Ein M. Aussaat in Österreich = 1/3 Joch Landes.

Metzener, Alfred, Maler, geb 7. Dez. 1833 in Riendorf (Lauenburg), widmete sich anfangs dem Studium der Architektur, seit 1857 dem der Landschaftsmalerei bei R. Zimmermann in München, ging 1862 nach Berlin und hielt sich 1864—67 in Italien auf

wo er unter andern die Illustrationen zu Hoffweilers Werk über Sizilien anfertigte. Dann nahm er seinen Wohnort in Düsseldorf, wo er die Früchte seiner Studien in zahlreichen Landschaften aus Italien verwertete, die sich durch poetische Empfindung und durch glänzende Beleuchtungseffekte auszeichneten. Später unternahm er auch Studienreisen nach Südtirol und der Schweiz, deren majestätische Hochgebirge er in großartiger Auffassung, meist bei gedämpftem Sonnenlicht, wiedergab. Seine Hauptwerke sind: Kapuzinerkloster bei Amalfi, Blick auf Capri, Lago di Tenno bei Riva, Castello di Tenno (1876, in der Berliner Nationalgalerie), Landschaft mit Herakles' Kampf mit den Kyklopen, Val Tremolo am Gotthard, aus dem Mesoccothal (1884), Grindelwald, am Kuntersweg im Eisackthal, Il Molino del Bon (1891, in der Kunsthalle zu Düsseldorf), Dorfpartie in Südtirol (1892), Thalschluß bei Trafoi am Ortler (1893), bei Lermos in Nordtirol (1894) u. Ortler vom Vorsuldenthal (1895).

Metzenseifen (ungar. Meczenzéf, spr. mézenséf, Ober- und Unter-M.), zwei Märkte im ungar. Komitat Abauj-Torna, mit wichtigen Eisenstein- und Kupfergruben und (1890) 1066 u. 2690 meist deutschen (römisch-kath.) Einwohnern.

Metzger, s. Fleischer.

Metzgerposten, im Mittelalter und bis zum Ausgang des 17. Jahrh. die Vermittelung des Nachrichtenverkehrs durch Metzger. Da diese bei ihren Einkäufen Pferd und Wagen mitführten und ihre Reisen oft auf weite Entfernungen ausdehnten, schlossen Städte und selbst Kaufmannsgilden mit ihnen Verträge über Beförderung von Sendungen. In manchen Städten namentlich Süddeutschlands wurde der Zunft der Metzger dieser Beförderungsdienst zur Pflicht gemacht, wofür die Befreiung von Gemeindelasten zugestanden wurde. Kaiser Rudolf II. erließ 1597 ein Edikt wider die M., die den Thurn und Taxisschen Posten gefährliche Konkurrenz machten, was aber den Herzog Johann Friedrich von Württemberg nicht hinderte, für seine Lande eine besondere Post- und Metzgerordnung zu erlassen, nach der die Metzger unter staatlichem Schutz und gegen feste Entschädigung die Brieffelleisen beförderten, die ihnen von den Postmeistern zu übergeben waren. Die M. blieben auch bestehen, als Kaiser Ferdinand II. 1635 durch ein Patent ihre Aufhebung verlangte. Sie bildeten sich vielmehr zu einer förmlichen Postanstalt mit Wechsel von Pferden und Wagen auf bestimmten Stationen und regelmäßigen Abgangs- und Ankunftszeiten aus, beförderten Briefe, Pakete und selbst Personen. Die M. verschwanden erst ausgangs des 17. Jahrh. vor den vollkommenern Einrichtungen der Reichspost. Vgl. Stephan, Geschichte der preußischen Post (Berl. 1859).

Metzgersprung, in München (und früher auch in andern bayrischen Städten bis Schwaben) verbreiteter Brauch (angeblich Pestgelübde), wonach am Faschingsmontag eine Anzahl Lehrjungen, in Lammfelle gekleidet, nach festlichem Umzug in den Brunnen am Marienplatz sprangen, um hier von dem Zunftmeister unter allerlei Sprüchen die Gesellentaufe zu erhalten. Der Brauch ist am neuen Brunnen daselbst bildlich dargestellt, nachdem er seit 1877 aufgehört hat. Vgl. Baumgärtner, Der M. (Münch. 1826).

Metzingen, Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, an der Erms, Knotenpunkt der Linien Plochingen-Villingen der Württembergischen Staatsbahn und der Eisenbahn M.-Urach, 349 m ü. M., hat eine gotische, schön restaurierte evang. Kirche mit elektrischer Beleuchtung, eine Realschule, ein öffentliches Schlachthaus, eine Telephonanlage, ein Revieramt, eine große Korbwarenfabrik (100 Arbeiter), Spinnerei und Zwirnerei, Tuch- und Buntweberei, Fabrikation von Maschinen, Eisenwaren, Leder, Handschuhen, Möbeln, Korken, Seife ꝛc., Färberei, Bierbrauerei, eine Kunst- und eine Lohmühle, bedeutenden Wein- und Hopfenbau, Vieh- u. Pferdehandel und (1890) 5311 Einw., davon 141 Katholiken und 3 Juden. M. wurde erst 1831 zur Stadt erhoben.

Metzsch, Karl Georg Levin von, sächs. Minister, geb. 14. Juli 1836, besuchte die Fürstenschule in Meißen, studierte 1858—61 in Leipzig die Rechte, nahm 1866 als Freiwilliger im 2. Jägerbataillon am Kriege in Böhmen teil, war dann Amtshauptmann in Oschatz und Dresden-Neustadt, wurde 1886 als Geheimer Regierungsrat in das Ministerium des Innern, 1889 in das des Auswärtigen berufen und Bundesratsbevollmächtigter u. 1. Febr. 1891 zum Minister des Innern, 1. April auch des Auswärtigen ernannt.

Metzu, Gabriel, Maler, s. Metsu.

Méu, chines. Feldmaß, s. Ma-u.

Meuble (franz.), s. Möbel.

Meuchelmord (v. mhd. miuchel, heimlich), heimlicher Mord.

Meudon (spr. mödóng), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, auf den Anhöhen am linken Ufer der Seine, an der Westbahn, hat ein astronomisches Observatorium (im Schlosse von M.), eine Station und Schule für militärische Luftschifffahrt (Chalais), ein großes Waisen- und Asylhaus (1885 von der Herzogin von Galliera gestiftet), Kreide- und Glasfabrikation und (1891) 8005 Einw. In der Kirche ein Denkmal Rabelais', Pfarrers von M. Der umliegende Wald von M. ist ein Lieblingsausflug der Pariser. — Das ehemalige kaiserliche Lustschloß daselbst wurde 1695 vom Dauphin, dem Sohne Ludwigs XIV., erbaut, später von Napoleon I. glänzend restauriert und ist von schönen, nach Lenôtres Plänen angelegten Gärten umgeben. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 ward es die Sommerresidenz von Jérôme Napoleon und nach dessen Tode (1860) von seinem Sohn, dem Prinzen Napoleon. Ein älteres, vom Kardinal von Lothringen unter Franz I. erbautes Schloß wurde 1804 zerstört. Die Höhen von M. spielten während der Belagerung von Paris 1870/71, von den Deutschen besetzt, eine wichtige Rolle. Zur Gemeinde M. gehört das Dorf Bellevue (s. d. 1).

Meulan (spr. möläng), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, am rechten Ufer der Seine, an der Westbahn, hat eine alte Kirche, Reste eines festen Schlosses, Branntweinbrennerei, Mühlen, Stein- und Gipsbrüche und (1891) 2377 Einw.

Meulan (spr. möläng), Pauline de, franz. Schriftstellerin, s. Guizot.

Meulebeke (spr. mö-), Marktflecken in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Thielt, an der Eisenbahn Deynze-Thielt-Ingelmünster, hat Spitzenfabrikation, Flachsspinnereien und (1890) 9035 Einw.

Meulen (spr. mö-), Adam François van der, niederländ. Maler, geb. 1632 in Brüssel, gest. 15. Okt. 1690 in Paris, Schüler von P. Snayers, ward durch Lebrun dem Minister Colbert empfohlen, der ihm mehrere Aufträge für seine Gemäldegalerie erteilte und ihn sodann an die Gobelinsmanufaktur berief, und begleitete später König Ludwig XIV. auf seinen Feldzügen, um die wichtigsten Szenen in Schlachten und bei Belagerungen zu malen. Eine große Zahl seiner figurenreichen Schlachtenbilder befindet sich im

Louvre und zu Versailles, andre in München, Dresden, Petersburg, im Schloß Rambouillet u. a. O. M. pflegte seine Darstellungen von einem hohen Standpunkt zu nehmen, so daß sich eine reiche Landschaft entwickelte; er malte die letztere ebensogut wie die zahlreichen Figuren, die er in sie hineinbrachte. Doch ist die Färbung seiner Bilder sehr eintönig und die Auffassung konventionell und manieriert.

Mēum *L.* (Bärwurz), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, niedrige, ausdauernde Kräuter mit doppeltfiederteiligen Blättern mit haardünnen oder lineal-lanzettlichen Zipfeln. M. athamanticum *Jacq.* (Bärendill, Bärenfenchel, Mutterwurz), auf Bergwiesen, in Mitteldeutschland und den Voralpen, 14—45 cm hoch, treibt einen aufrechten, einfachen oder oben ästigen Stengel; ihre durch einen pinselartigen Schopf ausgezeichnete Wurzel (Bärenwurzel, Mutterwurz, Herzwurzel) schmeckt bitterlich und beißend gewürzhaft, wurde früher arzneilich benutzt und dient noch jetzt zu Kräuterlikören. Die Pflanze ist ein treffliches Viehfutter, welches der Milch und der Butter einen balsamischen Geruch u. Geschmack gibt. M. mutellina *Gaertn.* geht in den Alpen bis an die Schneegrenze und wird wie die vorige benutzt.

Meung-sur-Loire (spr. möng-ßür-lŭār'), Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrond. Orléans, am rechten Ufer der Loire, an der Orléansbahn, hat eine gotische Kirche (12. Jahrh.), Reste eines festen Schlosses, Steinbrüche, Maschinenfabrikation, Gerberei, Mühlen und (1891) 3167 Einw. Am 7. Dez. 1870 fand hier ein Kampf zwischen General Chanzy und dem ihn verfolgenden Großherzog von Mecklenburg statt.

Meurice (spr. möriß'), Paul, franz. Dichter und Schriftsteller, geb. 1820 in Paris, studierte die Rechte, schloß sich dann an Victor Hugo und die romantische Schule an und bemühte sich zunächst, Shakespeare dem französischen Theaterpublikum nahezubringen, so in den Stücken: »Falstaff« (mit Gautier und Vacquerie, 1842), »Le capitaine Paroles« (nach »Ende gut, alles gut«, 1843) und einer metrischen Übersetzung des »Hamlet«. Auch die Bearbeitung der »Antigone« des Sophokles für die Comédie-Française ist von ihm. Eigne Dramen von M. sind: »Benvenuto Cellini« (1852), »Schamyl« (1855), »Fanfan la tulipe« (1857) u. a. Auch mehrere Romane von George Sand bearbeitete er für die Bühne, z. B.: »Les beaux messieurs de Bois-Doré« (1862) und »Cadio« (1868). Seine Romane sind unbedeutend. Bei weitem erfolgreicher war seine Wirksamkeit als republikanischer Tagesschriftsteller, zuletzt in dem von ihm und Vacquerie gegründeten »Rappel«. Mit letzterm wurde M. mit der Sichtung und Herausgabe des poetischen Nachlasses V. Hugos betraut.

Meurs, Stadt, s. Mörs.

Meursault (spr. mörßō), Stadt im franz. Depart. Côte d'Or, Arrond. Beaune, am Osthang der Côte d'Or und an der Lyoner Bahn gelegen, hat ausgezeichneten Weinbau, Senffabrikation und (1891) 2382 Einwohner.

Meursius (spr. mör-), Johannes, der ältere (eigentlich Jan de Meurs), Altertumsforscher, geb. 9. Febr. 1579 in Loozduinen beim Haag, gest. 20. Sept. 1639 zu Soroe in Dänemark, studierte in Leiden Philologie, begleitete die Söhne des Großpensionärs Barneveldt auf einer Reise durch Europa und wurde 1610 Professor der Geschichte und 1611 der griechischen Sprache zu Leiden, daneben Historiograph der Generalstaaten, 1625 Professor der Geschichte an der Akademie zu Soroe. Durch seinen ungeheuern Fleiß sind seine Werke eine Fundgrube allerdings ungeordneter antiquarischer und litterarhistorischer Sammlungen, besonders für das griechische Altertum. Er gab Catos »De re rustica« (Leiden 1598), Platons »Timäos« (das. 1617), Theophrasts »Charaktere« (das. 1640) heraus, besonders aber viele Schriften späterer griechischer Autoren. Sonst schrieb er: »Atticarum lectionum libri VI« (Leiden 1617); »Glossarium graeco-barbarum« (das. 1614); »Res belgicae« (das. 1612); »Athenae batavae« (das. 1625); »Historia danica« (Kopenh. 1630) sowie zahlreiche Monographien zur griechischen Altertumskunde, welche sich in Gronovs »Thesaurus antiquitatum graecarum« finden. Eine Gesamtausgabe der Werke besorgte Lami (Flor. 1741—63, 12 Bde.). — Sein Sohn Johannes M., der jüngere, geb. 1613 in Leiden, gest. 1654 in Dänemark, hat sich gleichfalls durch einige antiquarische Werke verdient gemacht. Die unter seinem Namen erschienenen schmutzigen »Elegantiae latini sermonis« (beste Ausg., Leiden 1757) sind von Nicolas Chorier aus Vienne (1612—92).

Meurthe (spr. mört'), Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt am Westabhang der Vogesen an der elsässischen Grenze, fließt in nordwestlicher Richtung durch die Departements Vogesen und M.-et-Moselle, nimmt rechts die Vezouse, links die Mortagne auf, wird unterhalb Nancy schiffbar und mündet nach einem Laufe von 170 km bei Frouard rechts in die Mosel. Die M. steht mit dem Marne-Rheinkanal und durch die Zweiglinie von Laneuveville nach Messein an der Mosel mit dem Ostkanal in Verbindung.

Meurthe-et-Moselle (spr. mört-e-mosĕl'), Departement im nordöstlichen Frankreich, 1871 aus dem nach dem Frankfurter Frieden bei Frankreich verbliebenen südwestlichen Teil des ehemaligen Depart. Meurthe und dem westlichen Teil des ehemaligen Depart. Moselle gebildet, besteht aus Teilen des ehemaligen Herzogtums Lothringen und der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun, grenzt im W. an das Depart. Maas, im S. an das der Vogesen, nordöstlich an Deutsch-Lothringen, nördlich an Luxemburg und Belgien und hat einen Flächenraum von 5275 qkm (95,8 QM.). Das Departement gehört dem Hochland von Lothringen an, das gegen O. zu den Vogesen ansteigt, und hat ziemlich rauhes, wechselndes Klima. Es wird von der Mosel und deren Zuflüssen Madon, Meurthe und Orne, dann im N. von der Chiers (Nebenfluß der Maas) bewässert. Die Höhen sind teilweise reich bewaldet, teilweise mit Wein bepflanzt; der Boden ist fruchtbar. Von der Gesamtfläche kommen auf Ackerland 2931, auf Wiesen 507, auf Weinland 161, auf Wald 1327 qkm. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 444,150 Einw. (84 auf 1 qkm). Bodenprodukte sind: Getreide, insbes. Weizen (1893: 1,042,435 hl) und Hafer (1,230,951 hl), sehr viel Kartoffeln (2,896,519 hl), außerdem Hülsenfrüchte, Zucker- und Futterrüben, Hopfen, Ölsaat, Tabak, Obst und Wein (von letzterm 1884—93 durchschnittlich 433,087 hl). Der Viehstand umfaßt (1893) 50,893 Pferde, 75,982 Rinder, 78,280 Schafe und 88,524 Schweine. Die Waldungen bergen viel Wild, die Gewässer liefern große Mengen von Fischen. Im Bergbau auf Eisenerz nimmt das Departement den ersten Rang in Frankreich ein (1893: 2,809,269 T.). Außerdem liefert das Mineralreich namentlich Steinsalz (1893: 436,441 Ton.). Die Industrie ist sehr mannigfaltig; sie umfaßt insbes. den Eisenhütten-

betrieb (1894: 1,284,472 T. Roheisen, 49,278 T. Stabeisen und Blech, 109,522 T. Stahl und Stahlschienen), Fabrikation von Eisenwaren, Glas (5 Fabriken, 2960 Arbeiter), Thonwaren (6 Fabriken, 1580 Arbeiter), die Baumwollindustrie (70,000 Spindeln, 750 Kraftstühle), Schafwollindustrie (8500 Spindeln, 110 Kraftstühle), Stickerei u. Kunstblumenerzeugung (zu Nancy), Spitzenerzeugung, Fabrikation von Papier, Kerzen, Chemikalien, Tabak, Leder und Schuhwaren, die Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, den Mühlenbetrieb ꝛc. Entsprechend dem Stande der Landwirtschaft und der Industrie ist auch der Handel lebhaft entwickelt. Das Departement zerfällt in vier Arrondissements: Briey, Lunéville, Nancy und Toul; Hauptstadt ist Nancy. Vgl. Braconnier, Richesses minérales du département de M. (Nancy 1872).

Meuse (spr. möf'), Fluß und Departement, s. Maas.

Meusebach, Karl Hartwig Gregor, Freiherr von, ausgezeichneter Kenner der deutschen Litteratur, geb. 6. Juni 1781 in Vockstedt bei Artern, gest. 22. Aug. 1847 auf seinem Landgut Baumgartenbrück bei Potsdam, studierte in Göttingen und Leipzig, trat 1803 als Kanzleiassessor zu Dillenburg in den preußischen Staatsdienst, aus dem er als Präsident des rheinischen Kassationshofs 1842 schied. In fortdauerndem Verkehr mit ausgezeichneten Forschern, hatte M. seine Muße der Ergründung der vaterländischen Litteratur von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis auf die Gegenwart herab gewidmet und eine Bibliothek gesammelt, welche alle nur irgendwie bedeutenden Erscheinungen der deutschen Litteratur seit Luther, besonders aber die des 16. und 17. Jahrh., fast vollständig vereinigte; dieselbe ward 1849 von der preußischen Regierung angekauft und der königlichen Bibliothek zu Berlin einverleibt. Von seinen meist anonymen Schriften nennen wir: »Kornblumen von Alban« (Marb. 1804); »Geist aus meinen Schriften, durch mich selbst herausgezogen und an das Licht gestellt von Markus Hüpfinsholz« (in Jean Pauls Manier, Frankf. 1809); »Zur Rezension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von Jak. Grimm« (Kassel 1826). Er hatte einen sehr ausgebildeten Sinn für grotesken Humor, der sich in seinem Leben wie in seinen litterarischen Liebhabereien bethätigte, und der sich auch darin äußert, daß M. sich Fischart zu seinem Lieblingsschriftsteller erkor. Wendeler veröffentlichte aus Meusebachs Nachlaß »Fischart-Studien«, mit einer Skizze seiner litterarischen Bestrebungen (Halle 1879). Derselbe gab auch Meusebachs Briefwechsel mit den Gebrüdern Grimm (Heilbr. 1880) heraus. Vgl. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebachschen Bibliothek (Leipz. (1852).

Meuselbach, Dorf in der schwarzburg-rudolstädt. Oberherrschaft, im Thüringer Wald, an der Schwarza, hat eine evang. Kirche, Fabrikation von Thermometern, Glas- und Holzwaren, Holzschnitzerei und (1890) 1737 evang. Einwohner.

Meuselwitz, Stadt im Ostkreis von Sachsen-Altenburg, Knotenpunkt der Linien Altenburg-Zeitz, M.-Ronneburg und Gaschwitz-M. der Sächsischen Staatsbahn, 185 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein altes Schloß, bedeutende Braunkohlengruben, Brikett- und Thonwarenfabrikation, mechanische Weberei, Färberei, Appreturanstalten, Eisengießerei und Maschinenfabrik, Möbeltischlerei und (1890) 4322 Einw., davon 63 Katholiken und 3 Juden. M. wurde erst 1874 zur Stadt erhoben.

Meusniersche Tasche (spr. mönjē-), s. Luftschiffahrt.

Meute, die Gesamtheit der Hunde, welche besonders bei der Parforce- und Saujagd zum Verfolgen des Wildes vereinigt werden (s. Findermeute).

Meuterei, gemeinsame Auflehnung der Untergebenen gegen ihren Vorgesetzten, welche bei dem Militär, dem Schiffsvolk und bei Gefangenen für besonders strafbar erklärt ist. Das deutsche Militärstrafgesetzbuch bestraft wegen M. diejenigen Angehörigen des Heeres oder der Kriegsmarine, welche eine gemeinschaftliche Verweigerung des Gehorsams oder eine gemeinschaftliche Widersetzung oder Thätlichkeit gegen den Vorgesetzten verabreden; ebenso wird mit Strafe bedroht, wer, obgleich er von einer M. glaubhafte Kenntnis erhielt, gleichwohl zur Verhütung derselben eine rechtzeitige Anzeige unterläßt, während umgekehrt den bei einer M. Beteiligten Straflosigkeit zugesichert wird, wenn sie rechtzeitig von derselben Anzeige erstatten. Ferner werden nach der deutschen Seemannsordnung mehrere Schiffsleute, welche es auf Verabredung gemeinschaftlich unternehmen, den Schiffer (Kapitän) oder einen andern Vorgesetzten durch Gewalt oder Drohung mit Gewalt oder durch Verweigerung der Dienste zur Vornahme oder zur Unterlassung einer dienstlichen Verrichtung zu nötigen, mit Gefängnisstrafe bis zu 4 Jahren bedroht; ebenso diejenigen, welche es unternehmen, dem Schiffer oder einem andern Vorgesetzten durch Gewalt oder durch Bedrohung mit Gewalt Widerstand zu leisten oder denselben thätlich anzugreifen. Endlich bestraft das Reichsstrafgesetzbuch diejenigen Gefangenen wegen M., welche sich zusammenrotten und mit vereinten Kräften das Beamten- und Aufsichtspersonal angreifen oder es unternehmen, dieses zu Handlungen oder Unterlassungen zu nötigen, oder endlich mit vereinten Kräften einen gewaltsamen Ausbruch unternehmen, mit Gefängnis von 6 Monaten bis zu 5 Jahren und diejenigen, welche dabei Gewaltthätigkeiten gegen die Anstaltsbeamten oder gegen das Aufsichtspersonal verübten, mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren. Vgl. Deutsches Militärstrafgesetzbuch, § 103—105; Deutsche Seemannsordnung, § 89—92, und Deutsches Strafgesetzbuch, § 122.

Mevagissey (spr. mewwedschiſſe), Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, an einer schönen Bucht, mit Pilchardfischerei und (1891) 2200 Einw.

Mevania, Stadt der Umbrer, s. Bevagna.

Mewar, Radschputenstaat in Britisch-Indien, s. Udaipur.

Mewe (Gniew), Stadt im preuß. Regbez. und Kreis Marienwerder, am Einfluß der Ferse in die Weichsel, Güternebenstelle von Morroschin an der Linie Bromberg-Dirschau der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Strafanstalt (im ehemaligen Ordensschloß), eine Zuckerfabrik, eine Maschinenbauanstalt, 2 Dampfsägemühlen, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1890) 4080 Einw., davon 1504 Evangelische und 142 Juden. Die Burg ward 1283, die Stadt 1297 gegründet.

Mewlewi (v. arab. mewlā, »Herr, Meister«), in Indien und Zentralasien die mohammedan. Gottesgelehrten, welche in der Türkei und in den westlichen Ländern des Islam als Ulemā bekannt sind. Speziell versteht man unter M. die Mitglieder eines in der Türkei sehr volkstümlichen, von dem berühmten persischen Mystiker Dschelāl-eddīn er-Rūmi (s. d., gest. 1273) gegründeten religiösen Ordens; sie sind bei den

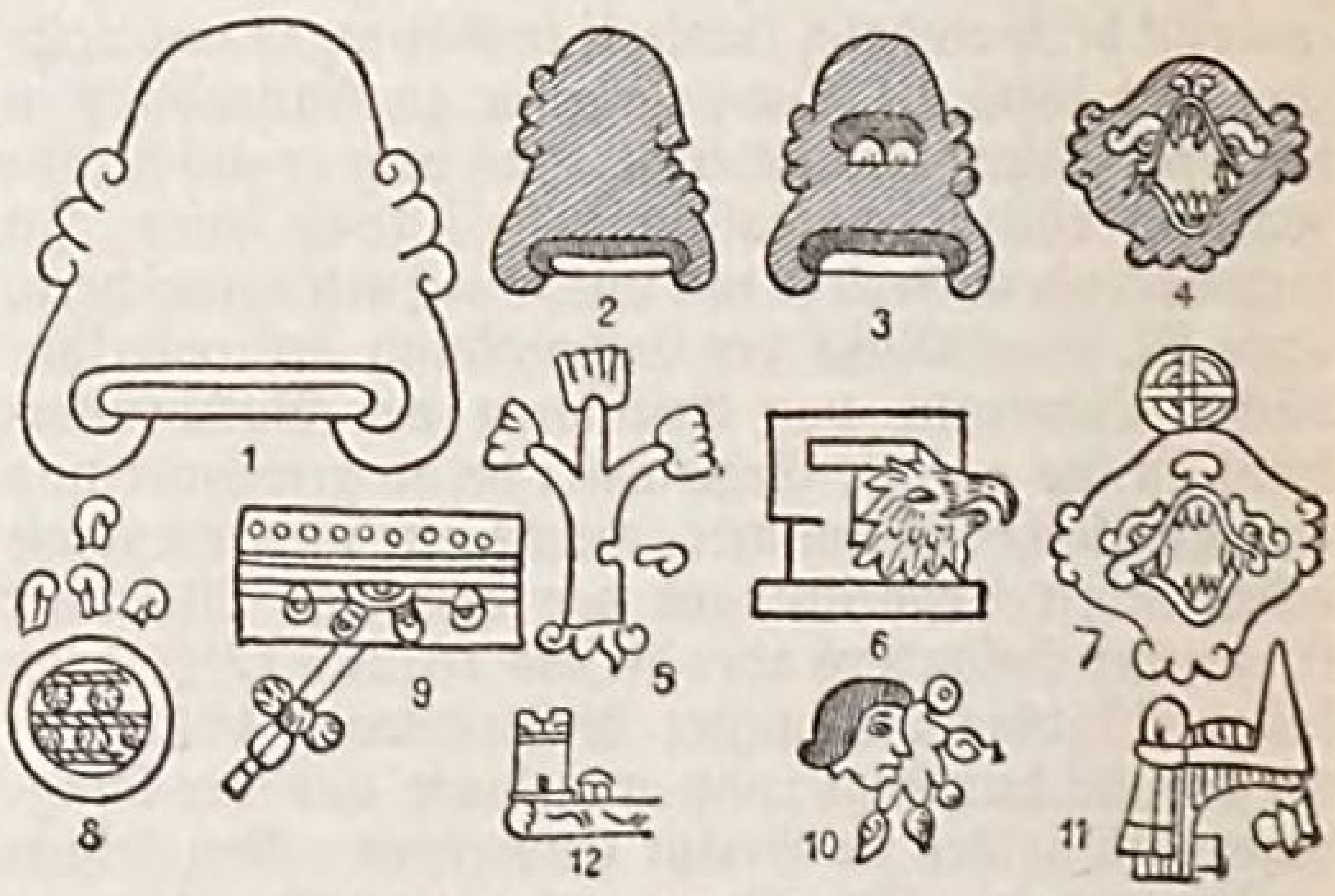
Europäern, welche in Konstantinopel und Kairo Gelegenheit haben, ihren Sikrs oder religiösen Andachtsübungen beizuwohnen, als »tanzende Derwische« (derwichs tourneurs) bekannt. Ihre Ordenstracht besteht in langen Mänteln (dschubbe) von lichtbrauner Farbe und hohen, runden Filzhüten (kulâh). Sie stehen in hohem Ansehen, und ihre Klöster (tekje) sind reich dotiert. Aufgabe des Ordens ist Verherrlichung Gottes durch ein beschauliches, klösterliches Leben, Recitierung besonderer Gebete und Verrichtung gewisser Zeremonien (sikr), die als eine bildliche Darstellung sufischer Dogmen aufzufassen sind. Ihre Hauptandachtsübung, die sie zweimal wöchentlich verrichten, ist der kreisende Tanz um den in der Mitte sitzenden Scheich (ihr Ordensoberhaupt). Auf ein gegebenes Zeichen fallen alle nieder auf die Stirn, erheben sich dann wieder und schreiten mit gefalteten Armen mehrere Male langsam und feierlich, unter Verbeugungen vor dem Scheich, im Kreise herum. Dann legen sie ihre Mäntel ab und erscheinen in langen, weißen, faltenreichen Unterröcken und Jacken und führen unter den Klängen bald klagender, bald kreischender Musikinstrumente einen Tanz auf, indem sie sich mit immer zunehmender Geschwindigkeit um sich selbst und zugleich in einer vorgeschriebenen Kreisbahn drehen. Dabei sind die Arme nach beiden Seiten wagerecht ausgestreckt, die eine Hand nach oben zum Zeichen des Empfangens von der Gottheit geöffnet, die andre flach nach unten gewandt zum Zeichen der Verachtung des Irdischen. Der Kopf ist auf die Schulter geneigt, die Augen sind geschlossen. So drehen sie sich erst langsam, dann immer schneller bis zum rasenden Wirbel, oft fast eine halbe Stunde, ohne auszuruhen und ohne ein Zeichen des Schwindels oder der Ermüdung zu zeigen.

Mewlûd (arab., richtiger mewlid, »Geburtstag«), speziell der Geburtstag des Propheten Mohammed (mewlid-un-nebî), der am 12. Rebi-ul-ewwel gefeiert wird, und dessen Feier in der Türkei vom Sultan Murad III. 1588 eingesetzt wurde. In andern islamischen Ländern wird dieser Tag nicht gefeiert.

Mexborough (spr. mécksbŏro), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), am Don, unterhalb Rotherham, hat Glas- und Eisenhütten und (1891) 7734 Einwohner.

Mexican fibre (M. grass, engl.), s. Agavefaser.

Mexikanische Hieroglyphen. Die alten Mexikaner kannten keine Schrift. Aber sie hatten ein System der Gedankenübermittelung und der Aufzeichnung und Aufbewahrung von Vorgängen und Ereignissen durch Malereien zu einer hohen Vollendung ausgebildet. Insbesondere wußten sie Namen von Personen und Orten durch kombinierte Bilder, echte Hieroglyphen, wiederzugeben, deren einzelne Elemente den Worten oder Wurzeln, die in dem Namen erkennbar waren, entsprachen. Die einzelnen Bilder selbst waren teils mehr oder minder gut gezeichnete und erkennbare Abbilder der Gegenstände selbst, teils konventionell gewordene Zeichen und Symbole derselben, und die Farbengebung bildete ein wesentliches Element bei der Zusammensetzung dieser Hieroglyphen. So war Fig. 1 das konventionelle Zeichen für einen Berg (tepe-te), ein Element, das in vielen Ortsnamen vorkommt. Für gewöhnlich wurde dieser mit grüner Farbe gemalt. Malte man ihn aber rot, so gab das den Ort Tlatlauhqui-tepec, »am roten Berge«. Malte man ihn schwarz, den Ort Tlil-tepec. Malte man ihn ganz oder zum Teil mit kleinen weißen Kreisen auf schwarzem Grunde, so gab das den Namen Citlal-tepe-tl, »der Sternenberg«. Malte man ihn mit schwarzen Punkten auf weißem Grunde, so erhielt man den Namen Tizatepetl, »der weiße Kreideberg«. Zeichnete man aber an dem grün gemalten Berge mit brauner, der Menschenhaut entsprechenden Farbe eine Nase, wie in Fig. 2, so gab das den Ortsnamen Tepeyacac, »an der Bergnase«, »am Bergvorsprung«. Zeichnete man in ihn hinein ein paar weiße Zähne (tlan-tli), vom roten Zahnfleisch sich abhebend, wie in Fig. 3, so gab das wieder einen andern Ortsnamen Tepe-titlan, »zwischen den Bergen«. Und zeichnete man den Berg transformiert in einen offenen zähnestarrenden Tierrachen, wie in Fig. 4, so las man das als Oztotl, »Höhle«. Wie die sprachlichen Elemente in höchst mannigfaltiger Weise sich zu Namen kombinierten, so entsprach denn auch eine unendliche Variation in der Kombination der Bilder. Dabei wurde im allgemeinen die eigentliche Bedeutung der sprachlichen Elemente in den



Mexikanische Hieroglyphen.

Hieroglyphen festgehalten. So findet sich in den beiden Ortsnamen Quauhnauac u. Quauhtinchan dasselbe Element quauh. In dem erstern Falle aber bedeutet es »Baum«, denn Quauhnauac heißt »am Rande des Waldes«; in dem letztern Falle aber »Adler«, denn Quauhtinchan heißt »Haus der Adler«. Dem entsprechend wurde der erstere Name durch die Fig. 5 wiedergegeben, einen Baum, in dessen Stamm eine Mundöffnung angebracht ist, mit einem kleinen Schnörkel davor, der einen Hauch oder gesprochene Rede darstellt, entsprechend der Bedeutung des Elements naua, welches ursprünglich wohl »Mund«, »Rand«, dann aber insbes. die »deutliche, verständliche Rede« bezeichnet. Der Name Quauhtinchan dagegen ist durch die Fig. 6 wiedergegeben: ein Haus und einen Adler. Demgemäß ist es in den bei weitem meisten Fällen gewiß nicht richtig, die mexikanischen Hieroglyphen mit unsern Rebus zu vergleichen. In vielen Fällen indes, wo die eigentliche Bedeutung des sprachlichen Elements sich schwer im Bild oder Symbol wiedergeben ließ, ist man in der That in ähnlicher Weise vorgegangen wie wir bei unserm Rebus. So gab man den Namen Oztoticpac, »auf der Höhle«, durch die Fig. 7 wieder, das Bild einer Höhle (oztotl) mit einem Garnknäuel (icpatl). In ausgedehnterer und detaillierterer Weise dagegen fand eine solche rebusartige Zerlegung und Wiedergabe der sprachlichen Elemente erst in später spanischer Zeit und augenscheinlich in Nachahmung der spanischen Laut- und Buchstabenschrift statt. Vgl. Fig. 12, die den Namen Teocaltitlan, der »zwischen den Tempeln«


MEXIKO
Maßstab = 1: 12.000 000
Kilometer (111,3 = 1°)
Englische Meilen (69,16 = 1°)
Höhen in Metern.
Die Hauptstädte der Staaten sind unterstrichen. Die nicht besonders benannten Staaten tragen den Namen ihrer Hauptst.
Dampferlinien
DIE SCHWEIZ
im Maßstab der Hauptkarte
Golf von Kalifornien
Nieder Kalifornien
Sonora
Chihuahua
Durango
Mazatlan
Zacatecas
Guadalajara
Jalisco
Colima
Revilla Gigedo Iⁿ
Wendekreis des Krebses
GROSSER OZEAN
Arizona
Neu-Mexiko
Llano Estacado
Hermosillo
La Paz
Culiacan
Tepic
Aguas Calientes
Leon



s Institut in Leipzig

Zum Artikel »Mexiko«.

bedeutet, durch eine Lippe (te für ten-tli, »Lippe«), einen Weg mit Fußspuren (o-tli), ein Haus (cal-li) und zwei Zähne (tlan-tli) wiedergibt. Als Beispiele von Hieroglyphen von Personennamen mögen Fig. 8—11 dienen, die Namen der mexikanischen Könige: Chimalpopoca (»rauchender Schild«), Ilhuicamina (»der einen Pfeil in den Himmel schießt«), Axayacatl (»Wassergesicht«), Motecuhzoma (»der erzürnte Herr«). Der letztere Name ist wiedergegeben durch die königliche Stirnbinde aus Türkismosaik, mit dem dreieckig aufragenden Stirnblatt. Vgl. Orozco y Berra, Historia antigua y de la conquista de México (Mexiko 1880); Peñafiel, Nombres geográficos de México (das. 1885); Aubin, Mémoires sur la peinture didactique et l'écriture figurative des anciens Mexicains (Par. 1885); Seler, Der Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften (»Zeitschrift für Philologie«, Bd. 20, 1888, S. 1 ff.).

Mexikanischer Meerbusen (Golf von Mexiko), großer Busen des Atlantischen Ozeans, an der Ostküste Amerikas, wird im N. von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, im W. und S. von Mexiko, im O. von der Halbinsel Florida, im S. von Yucatan und Cuba eingeschlossen, steht mit dem Atlantischen Ozean durch die 225 km breite Floridastraße, die von jener durch die Coy Sal Bank getrennte Nicolasstraße und den alten Bahamakanal zwischen der Insel Cuba, den Bahamainseln und Florida, mit dem Karibischen Meer durch die 185 km breite Straße von Yucatan in Verbindung. Seine Gestalt ist nahezu eirund; der größte Durchmesser von SW. gegen NO. ist 1780 km, der kleinere nur 1112 km lang. Das Innere des Meerbusens bildet einen ungeheuern, über 3870 m tiefen Kessel, dessen Wandungen sich steil und schroff gegen die Küsten hin zu 3000 m erheben, um dann in sanftem Anstieg allmählich als Boden eines flachen submarinen Litoralplateaus an den Küsten selbst hervorzutreten. Der Golf wird durchkreist von der gewaltigen Meeresströmung, die nach ihrem Heraustreten aus der Floridastraße als Golfstrom quer durch den Atlantischen Ozean zieht. Der südliche Abschnitt des großen Wasserbeckens heißt Campechebai, der nordöstlichste die Appalachenbai. Im Meerbusen selbst liegen wenige kleine Inseln; an den seichten Ufern ziehen sich viele größere und kleinere Nehrungen und Haffe hin. Vorgebirge sind: San Pedro, San Juan, Zapotitlan, Morillos an der Küste von Mexiko, Cap au Fer in Louisiana, St. Blasius und Roman in Florida. Die meisten Häfen sind nicht gut, die besten sind die von Veracruz in Mexiko, New Orleans in Louisiana, Mobile in Alabama, Pensacola in Florida, Havana auf Cuba. Unter den Flüssen, die der Golf von Mexiko, meist unter Bildung ausgedehnter Deltalandschaften, aufnimmt, sind die bedeutendsten der Mississippi und der Rio del Norte; von geringerer Bedeutung sind: der Pearl, Chattahoochee, Alabama, Sabine, Trinity River, Brazos, Colorado, San Antonio, Tabasco (Grijalva). Außer zahlreichen Fischen gewinnt man Perlen von hoher Reinheit und bedeutender Größe. S. Karte »Mexiko«.

Mexikanische Sprache, s. Nauatl.

Mexiko (Estados unidos de Mejico, spr. mechiko; hierzu die Karte), Bundesrepublik im südlichsten Teil von Nordamerika, zwischen 14°56'—32°22' nördl. Br. und 86° 49'—117° 9' westl. L. v. Gr., zur Hälfte in der gemäßigten, zur Hälfte in der heißen Zone gelegen, grenzt gegen N. an das Gebiet der Vereinigten Staaten, gegen O. an den Golf von M., das Antillenmeer und Britisch-Honduras, gegen W. und S. an den Stillen Ozean und Guatemala und hat mit den Inseln (1052 qkm) ein Areal von 1,946,523 qkm (35,351 QM.).

[Küsten.] Der Form nach einem nach N. geöffneten Füllhorn ähnlich, bildet M. eine von NW. nach SO. verlaufende, allmählich schmäler werdende Landenge, von der sich im NW. und SO. je eine größere Halbinsel (Unterkalifornien und Yucatan) abzweigt. Der Meerbusen von Kalifornien (Mar vermejo) trennt die Halbinsel Unterkalifornien von Sonora, an der Westküste der Halbinsel liegen die Bai von San Sebastiano Viscaino, die Bahia de Ballenas und die Bai de la Magdalena, südlicher die Baien von San Blas und von Telupan und der Golf von Tehuantepec, am Mexikanischen Meerbusen der Golf von Campeche. Der anscheinende große Vorteil Mexikos, zugleich von zwei Weltmeeren bespült zu werden, wird sehr vermindert durch die ungünstige Beschaffenheit seiner Küsten. Das flache Gestade des Golfes von M. ist nur bei Carmen an der Laguna de Terminos für tiefgehende Schiffe günstig. Für Schiffe mittlern Tiefganges kam dann nur noch die Reede von Veracruz in Betracht, bis man 1891 bei Tampico noch einen Kunsthafen von 6 m Tiefe schuf. In die Buchten von Progreso, Campeche, Coozacoalcos, Alvarado, Tuxpan, Soto la Marina und Matamoros können nur flachgehende Fahrzeuge einlaufen. Die zahlreichern Hafenbuchten an der Küste des Stillen Ozeans (Acapulco, Zihuataneja, Manzanillo, San Blas, Mazatlan und Guaymas) sind von noch geringerer Bedeutung, während die Reeden von San Benito, Salina Cruz (Tehuantepec), Puerto Angeles, Tecoanapa &c. dem Seegang fast völlig offen liegen. Von den Vorgebirgen sind die wichtigsten das Kap von San Lucas in Unterkalifornien, das Cabo Corrientes an der Küste von Jalisco und das Kap von Catoche an der Küste von Yucatan. Die größern Inseln sind Angel de la Guardia und Tiburon im Kalifornischen Meerbusen, Guadalupe, Cedros, die Revilla Gigedo-Gruppe und die drei Marieninseln im Stillen Ozean, Cozumel an der Ostküste Yucatans, Carmen und einige andre Laguneninseln im Mexikanischen Meerbusen.

[Bodengestaltung.] Das Land ist ein gebirgiges Tafelland, das durch die Landenge von Tehuantepec (212 m) von den zentralamerikanischen Kordilleren geschieden wird und sich steil nach dem Golf von M. sowie zum Stillen Ozean abstuft. Zwei mächtige Höhenzüge fassen die Ränder dieses Tafellandes ein. Die östliche Kordillerengruppe, die Sierra Madre Oriental, wird vom texanischen Teil des Felsengebirges durch das enge Thal des Rio Grande del Norte getrennt und zerfällt in eine Menge von Ketten, die im N., wo altkristallinische Gesteine und Kreidesedimente herrschen, 2000 m wenig übersteigen, im S. aber, wo auch paläozoische, mesozoische und tertiäre Sedimente sowie Porphyre sich beteiligen, immer mehr ansteigt, bis sie im Pik von Orizaba 5295 m erreicht. Die westliche, wesentlich aus archäischen Schiefern, paläozoischen Schichten und alten Eruptivgesteinen aufgebaute Kordillere schließt sich auf das engste an die Gebirge von Arizona an, von vornherein von bedeutender Höhe (über 3000 m) und ebenfalls ansteigend gegen S., wo der Iztaccihuatl zu 5286 und der vulkanische Popocatepetl zu 5452 m aufsteigen. Südlich von der breiten, vom Volcan de Tuxtla im O. bis zur Bufa de Mascota im W. sich erstreckenden Vulkanzone senkt sich das Gebirge, doch erhebt sich hier

noch der Zemboaltepetl zu 3396 m. Das von den beiden Ketten eingeschlossene Tafelland, welches neben vulkanischen Gesteinen (Andesit und Trachyt) auch kristallinische und paläozoische Schiefer und Konglomerate sowie mesozoische Schiefer und Sandsteine und mächtige, vermutlich cretacische Kalke enthält, steigt gleichfalls von N. nach S.; in seinem breiten nördlichen Teil liegt Chihuahua 1412 m ü. M., in seinem schmälern südlichern Teil die Stadt M. 2240 m ü. M. Losgelöst von den mexikanischen Kordilleren ist die niederkalifornische Sierra, die in den Tres Virgines 2152 m erreicht; sie ist wesentlich aus Granit, kristallinischen Schiefern und vulkanischen Gesteinen, im SW. nach dem offenen Ozean hin aus tertiären Sandsteinen aufgebaut. Die Küstenstriche am Golf von M. sind, wie jene längs des Stillen Ozeans, eben; die erstern, bedeckt von sandigen Alluvionen, sumpfig und ungesund, die letztern steiler, doch heftigen Stürmen ausgesetzt. Die Halbinsel Yucatan ist ein wasserarmes, von einigen Höhenketten durchzogenes Tiefland. Die Flüsse haben einen verhältnismäßig kurzen Lauf, starkes Gefälle und leiden in einigen Gegenden oft an Wassermangel. Ihre Mündungen sind sämtlich durch Barren geschlossen. Die allein bedeutenden Ströme, der Rio Grande del Norte und der Colorado des Westens, berühren nur die Grenzen des Landes. Sonst ist an erster Stelle zu nennen der 867 km lange Rio Grande de Santiago, welcher in den Stillen Ozean mündet. Zum Golf von M. strömen der Panuco (450 km), Coatzacualcos, Tabasco und Usumacinta. Mehrere Flüsse des Hochlandes, namentlich im N., verlieren sich in salzige Lagunen. Zahlreich sind Thermen und Mineralquellen, besonders auf der Hochebene; Solfataren in Unterkalifornien (Tres Virgines). Unter den ziemlich zahlreichen Binnenseen sind der Chapalasee (s. d.) auf der Hochebene von Jalisco und die Seen von Tezcuco und Chalco in der Nähe der Hauptstadt die bemerkenswertesten. Längs der flachen Küste findet sich eine ausgebildete Lagunenbildung, die durch Öffnungen mit dem Meere verbunden ist und Salzwasser enthält.

M. ist sehr reich an nutzbaren Mineralien. Gold findet sich in Seifen u. auf Quarzgängen besonders in Niederkalifornien, Silber u. Bleierze in den archäischen u. paläozoischen Schiefern u. in Eruptivgesteinen auf Erzgängen, von denen die berühmtesten die bis 50 m mächtige Veta madre bei Guanajuato, die Veta Grande und Cantera bei Zacatecas und die Gänge von Catorce, Morelos, Pachuca, Real del Monte und Senora sind. M. hat der Welt seit der Entdeckung des Landes mehr Edelmetalle geliefert als irgend ein andres Land. Denn die gesamte Produktion dieses Gebiets von 1521 bis Ende 1892 läßt sich auf 286,525 kg Gold und 88,202,146 kg Silber im Wert von fast 17 Milliarden Mk. berechnen. Die elf Münzstätten des Landes prägten 1892 für 25,5 Mill. Pesos Silber und für 291,940 Pesos Gold. Quecksilber und Zinkerze werden bei Guadalcazar (San Luis), Kupfererze in Niederkalifornien (Boleo), in Michoacan, Nuevo Leon &c., Eisenerze und Zinnstein besonders bei Durango (Cerro del Mercado), Antimonglanz bei Cox (Sonora) abgebaut. Kohlen, vornehmlich cretacischen Alters, finden sich in Veracruz, Puebla, Oaxaca, Sonora &c., Petroleum in Oaxaca, Durango und Veracruz. Salz wird in San Luis Potosi und in den Strandlagunen gewonnen. Opal in schönen Farben kommt aus Zimapan und Queretaro; reich an Marmor sind namentlich Puebla und der Binnenstaat Oaxaca.

[Klima.] Man unterscheidet in M. drei Zonen oder Landstriche: die heiße Region (tierra caliente), welche die beiden Küstenterrassen einnimmt, mit tropischer Vegetation, aber auch mit gefährlichen Krankheiten im Sommer; die gemäßigte Region (tierra templada), von 1000—2000 m, mit einer Mittelwärme von 20 und 21° und ewiger Frühlingsmilde; die kalte Region (tierra fria), von 2000 m an aufwärts, mit einer Mittelwärme von 16° in den untern Teilen und mit zuweilen anhaltendem Froste. Sommerregen walten entschieden vor, trocken dagegen ist der Winter, am meisten Regen fällt am Ostabhang des Hochlandes von Anahuac. Regenmengen: Mexiko (2282 m) 61 cm (139 Regentage, 138 Gewittertage), Puebla (2170 m) 94 cm, Mirador (1097 m) 243 cm, Cordoba (928 m) 281 cm, Veracruz 46 cm Regen. Die Uferländer des Mexikanischen Golfes haben eine hohe Sommerwärme, der Golf selbst zeigt eine Oberflächentemperatur von 28°. Temperatur: Mexiko Jahr 16,4°, mittlere Jahresextreme 29,4 u. —1,1°; Mirador Jahr 20,1°, mittlere Extreme 35 und 5,8°; Veracruz Jahr 25,4°, mittlere Extreme 37 und 13,3°; Colima Jahr 26,1°. Bemerkenswert sind die großen Wärmeschwankungen im Winter; oft dringen die berüchtigten »Northers« bis über den Golf hinaus südwärts vor. M. liegt im Gebiete des Nordostpassats, welcher durch die ungleiche Erwärmung des Landes gestört wird; an der Westküste herrschen Nordwestwinde vor. Schneelinie 4400 m.

[Pflanzen- und Tierwelt.] In der heißen Region bis 1000 m Höhe mit echtem Tropenklima bilden Mimosen, Akazien, Cäsalpinioideen, darunter der Campechebaum (Haematoxylon campechianum), ferner baumartige Wolfsmilcharten, die amerikanische Feige (Ficus americana), riesige Bambusen, Bananen, Helikonien und Araceen, von letztern besonders auffallend der fast baumförmige Muku (Arum arborescens), die Hauptformen der Vegetation. Etwas höher treten in den Wäldern Palmengruppen auf, mit denen baumartige Bignonien, Swietenien, die das Mahagoniholz liefern, und Lorbeeren in reichem Wechsel sich mischen. Noch höher hinauf werden Yucca und Agave häufiger, Kakteen erscheinen, von den Zweigen der Ficus mexicana hängt die Riesenblume der Solanacee Solandra herab, während Convolvulus-Arten die Bäume umranken; auch eine der schönsten Pflanzengestalten Mexikos, die Sterkuliacee Montezuma speciosissima, wächst hier. Die zweite, feuchtwarme Region, bis 2000 m steigend, ist die pflanzenreichste. In den Gebirgswäldern herrschen Eichen vor, gemischt mit Palmen, die zum Teil als Schlinggewächse jene umwinden. Krönen die Eichen besonders die Anhöhen mit ihren Seitengehängen, so siedelt sich in den Niederungen ein dichtes Gemisch von Myrten (Eugenia), Lorbeeren, Mimosen, Robinien, Aralien, Sapindaceen, Terebinthaceen, Kassien, silberweißen Croton-Arten, schildblätterigen Cecropien, wolligen Linden und breitstämmigen Ulmen an, zwischen welchen die Zwergpalme Chamaedorea, großblätterige Scitamineen, Agaven, hochstämmige Yuccas und zahllose Lianen verteilt sind, die überall das Astwerk umschlingen und die Felsen mit Guirlanden bekleiden. Charakteristisch für diese Region sind ferner die baumartigen Farne und die zahlreichen, wunderbar gestalteten Orchideenformen. Über 2000 m hinaus beginnt die dritte, die kalte Region. Die untern Grenzen derselben bilden in größern Waldbeständen Eichen neben Ulmen und Ellern, der Erikacee Clethra und verschiedenen Araliaceen mit Unterholz aus Viburnum

Rubus, Cornus und Triumfetta, mit Lianen (Vitis, Ipomoea) und epiphytischen Farnkräutern und Orchideen. Die offenen Flächen sind mit Cassia- und Mimosa-Gebüsch bestanden, und etwas höher werden Vaccinium, Gaultheria und Andromeda häufiger, auch ein baumartiger Arbutus und Fuchsia microphylla treten auf. Den Eichen folgen die Koniferen. Unter diesen ragt hervor durch prächtigen Stamm Pinus Montezuma, mit Usneen und Tillandsien bedeckt, und Abies religiosa. Mit den Nadelhölzern mischen sich Eichen und Erlen, und von Gesträuchen Rhamnaceen, Lauraceen, Viburnum, Cornus und Salix-Arten. Bei 3600 m beginnt eine Region niedriger Kompositen, der Steviengürtel, die Rhododendren unsrer Alpen vertretend, welche auf den Höhen der vulkanischen Berge abgelöst wird von einer artenreichen Grasvegetation, in der noch vereinzelt Mahonia und Juniperus auftreten neben Kräutern tiefer gelegener Zonen. Bis 4900 m sind die Felsen noch mit Moosen und Flechten bedeckt (Lecidea geographica, Cenomyce pyxidata, Parmelia elegans).

Hinsichtlich seiner Tierwelt gehört M. zur mexikanischen Subregion der neotropischen Region und enthält neben den allgemein neotropischen Charaktertieren zugleich eine ziemliche Anzahl ihm eigentümlicher Formen. Zu erstern gehören die neuweltlichen Affen, ferner Jaguar, Ozelot, Hirschtiere, Tapir, Gürteltier, Beutelratte. Charakteristisch für M. sind unter andern von den Säugetieren das Katzenfrett oder Kakamigli (Bassaris), eine Springmaus (Dipodomys), von den Vögeln Truthühner, Steißhühner, von den Reptilien die Krusteneidechse (Heloderma), die einzige giftige Eidechse, die Chamäleoneidechse (Chamaeleopsis), der Tapayaxin (Phrynosoma), die Klapperschlange (Crotalus), von Amphibien die Nasenkröte (Rhinophrynus) und die Froschgattung Nototrema, bei welcher das Weibchen eine Rückentasche besitzt, und der durch seine geschlechtsreife Larvenform ausgezeichnete bekannte Axolotl (Amblystoma mexicanum). Auch unter den Fischen finden sich für M. charakteristische Formen, und ebenso macht sich hier wie bei den höhern Säugetieren die Nähe der nearktischen Region im Auftreten nordischer Tierarten geltend, so z. B. unter den Säugetieren die Spitzmaus (Sorex), Fuchs (Vulpes), Präriewolf (Canis latrans), Hase (Lepus), Flughörnchen (Pteromys), unter den Fischen speziell der Knochenhecht (Lepidosteus). Unter den Insekten Mexikos, die ebenfalls zum Teil ein Gemisch nearktischer und neotropischer Formen darstellen, ist das wichtigste die auf Opuntia lebende echte Kochenille-Schildlaus (Coccus cacti *L.*).

[Areal und Bevölkerung.] M. zerfällt jetzt in 27 Staaten, zwei Territorien (Niederkalifonien u. Tepic) und den von der Zentralregierung verwalteten Bundesbezirk (Distrito federal); s. nebenstehende Tabelle.

Staaten	Areal in QKilom.	QMeilen	Bewohner 1894	Auf 1 qkm
Bundesbezirk	1 200	21,8	575 747	—
Grenzstaaten:				
Sonora	197 973	3595,4	150 391	0,8
Chihuahua	228 946	4158,1	298 073	1,3
Coahuila	156 731	2846,5	177 793	1,1
Nuevo Leon	62 381	1132,9	293 793	5,0
Atlant. Küstenstaaten:				
Tamaulipas	84 434	1533,4	167 777	2,0
Veracruz	70 932	1288,2	723 732	10,0
Tabasco	25 241	458,4	114 028	5,0
Campeche	56 462	1025,4	93 976	1,6
Yucatan	85 827	1558,7	329 621	4,0
Pazif. Küstenstaaten:				
Sinaloa	74 269	1348,8	223 684	3,0
Tepic	29 211	—	131 019	4,0
Jalisco	92 919	1686,5	1 250 000	13,0
Colima	5 418	98,4	72 591	14,0
Michoacan	63 642	1155,8	830 000	12,0
Guerrero	66 477	1207,3	353 193	5,0
Oaxaca	88 971	1615,8	793 419	8,0
Chiapas	55 316	1004,6	269 710	4,0
Binnenstaaten:				
Durango	95 275	1280,3	265 931	3,0
Zacatecas	65 167	1183,5	526 966	8,0
Aguas Calientes . .	6 095	110,7	140 180	23,0
San Luis Potosi . .	66 510	1207,9	546 447	8,0
Guanajuato	28 462	516,9	1 007 116	39,0
Queretaro	9 416	171,0	213 525	22,0
Hidalgo	23 170	420,8	506 028	22,0
Mexiko	19 812	159,8	826 165	42,0
Morelos	5 253	95,4	151 540	27,0
Puebla	32 371	587,9	839 125	26,0
Tlaxcala	3 898	70,8	149 808	36,0
Niederkalifornien . . .	143 692	2609,6	34 668	0,2
Zusammen:	1 946 523	35 350,9	12 080 725	6,0

Von der Gesamtbevölkerung kommen auf 1000 Personen männlichen 1083 Personen weiblichen Geschlechts, und nach der Nationalität auf Europäer und Einheimische europäischer Abkunft 19, auf Indianer 38, auf Mischlinge 43 Proz. Unter letztern sind Mestizen (Abkömmlinge von Weißen und Indianern) am zahlreichsten, nächst ihnen die Sambo oder Chino (von Indianern u. Negern). Reine Neger sind kaum noch vorhanden, und auch Mulatten sind selten. Die Weißen sind teils Eingewanderte, namentlich Spanier (Gachupines oder Chapetones), teils Eingeborne (Kreolen), aber auch Franzosen und Deutsche, die nach dem Aufhören der spanischen Herrschaft ins Land kamen und sich zumeist in den breitern Hochländern und Plateaugegenden mit ihren Städten und großen Haciendas niedergelassen haben. Die Indianer haben sich in den Tropengegenden u. Gebirgen am reinsten erhalten, ihre alte Sprache und einen guten Teil ihrer Sitten und Gebräuche bis auf den heutigen Tag bewahrt (s. Tafel »Amerikanische Altertümer«). Die vornehmsten unter ihnen sind die aus einer Mischung der ursprünglichen Tolteken (s. d.) mit eingewanderten Chichimeken und den Angehörigen der »sieben Stämme« hervorgegangenen Azteken und bilden die Hauptmasse der indianischen Bevölkerung der ganzen Republik. Ihnen zunächst stehen die Othomi in Queretaro. Die andern Familien sind die der Maya (Yucatan), der Huasteken (Veracruz), der Mixteken (Oaxaca), der Zapoteken (Chiapas), der Matlazinca und Tarasken (Michoacan), der Opata, Tarahumar und Pima (Sonora u. Chihuahua), der Apatschen und Komantschen im N. u. a. Ein großer Teil der Indianer spricht jetzt spanisch. Die heutigen mexikanischen Indianer (s. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 17) haben eine bräunlich-kupferrote Hautfarbe, untersetzte Statur, glattes, grobes und glänzend schwarzes Haar, hervortretende Backenknochen und breite Lippen. Sie sind im allgemeinen kräftig, gesund und wohlgebildet, zu schwerer und andauernder Arbeit gut zu gebrauchen und als Lastträger und Fußgänger vortrefflich. Von Temperament sind sie verschlossen und ernst (im Gegensatz zum Neger), dabei gelehrig und leicht zu leiten, aber auch träge, mißtrauisch u. abergläubisch. Ihr Hauptlaster ist die Trunksucht. Die Mestizen haben eine hellgelbe Farbe, schwarzes, äußerst weiches und glän-

zendes Haar und sind im allgemeinen ein schöner Menschenschlag mit natürlichem, ungezwungenem Anstand, dabei haben sie viel Geist, leichte Auffassungsgabe, Schlauheit und lebhafte Einbildungskraft. Der Kreole unterscheidet sich seinem allgemeinen Charakter nach nicht von dem Spanier. Die auf 70,000 geschätzten Neger gehen seit der Aufhebung der Sklaverei mehr und mehr in der übrigen Bevölkerung auf. — Der Dichtigkeit nach konzentriert sich die Bevölkerung auf das Plateau von Anahuac (vgl. die obige Tabelle). Es gibt nur zwei Städte mit über 100,000 Einw., nämlich Mexiko u. Puebla, und sechs Städte mit über 50,000 Einw., nämlich Guadalajara, Guanajuato, Merida, Monterey, San Luis Potosi und Zacatecas. Durch die von der Regierung geförderte Einwanderung sind drei italienische und eine Tiroler Kolonie (San Luis Potosi) angelegt worden. Die herrschende Religion ist die römisch-katholische, jedoch bei vollständiger Glaubens- und Kultusfreiheit, eine Staatsreligion gibt es nicht. Es bestehen drei Erzbistümer (M., Morelia und Guadalajara) und zehn Bistümer mit 10,112 Kirchen und Kapellen. Nach Einziehung des Kirchengutes ist der Klerus ausschließlich auf die freiwilligen Beisteuern der Gläubigen angewiesen. Auch die Klöster wurden 1875 aufgehoben. Die Protestanten besitzen in den größern Städten, in denen sie fast ausschließlich leben, 119 Kirchen und Bethäuser. Etwa 200,000 Indianer in den nördlichen Staaten sind noch Heiden, sie heißen Indios bravos im Gegensatz zu den Indios fideles, den gläubigen Indianern. Die Volksbildung hat sich in neuerer Zeit dadurch sehr gehoben, daß die meisten Staaten das Prinzip des zwangsweisen unentgeltlichen Unterrichts eingeführt haben. Die 10,726 Elementar- und Mittelschulen und Seminare wurden 1888 von 543,977 Lernenden besucht, 1892 die 3869 Elementarschulen der Munizipien von 314,152 Kindern. Das höhere Unterrichtswesen ist im allgemeinen nach französischem Vorbild organisiert; 1888 gab es 19 Rechtsschulen, 9 medizinische, 8 technische Schulen, eine Bergschule, eine Militärschule, 26 Seminare, 31 Lyceen, 4 Kunst-, 2 Ackerbau-, 2 Handels-, 7 Gewerbeschulen rc. mit zusammen 21,000 Schülern. Es bestehen eine Nationalbibliothek, 12 andre Büchersammlungen und 19 Museen. Die älteste Zeitung ist »Siglo XIX.« (»Neunzehntes Jahrhundert«), die zuerst 1. Jan. 1840 erschien, doch wurden bereits Anfang des 17. Jahrh. bei Ankunft der Handelsschiffe fliegende Blätter gedruckt. Gegenwärtig erscheinen 307 Zeitungen und Zeitschriften, darunter die regierungsfreundlichen »El Nacional«, »El Partido liberal« und »El Universal«, das republikanische »El Monitor Republicano«, das kirchliche »Tiempo« und das Witzblatt »Hijo del Ahuizotes«. Die 1839 gegründete Sociedad mexicana de geografia gibt seit 1852 ein »Boletin« heraus. Außerdem erscheinen in englischer Sprache vier Zeitungen, darunter »Two Republics«, in französischer zwei, in deutscher eine, die »Germania«.

[Erwerbszweige.] Der Betrieb der Landwirtschaft geschieht durch kleine Landwirte u. Pachter oder durch Großgrundbesitzer, deren Haciendas viele QKilometer umfassen. In manchen Staaten ist die »Peonage« (v. span. peón, Tagelöhner) im Gebrauch, eine auf Verschuldung des Arbeiters beruhende Halbsklaverei. Mais bildet die vorzüglichste Anbaufrucht u. Maisbrot (Tortilla) das tägliche Brot. Er wird von der Tierra Caliente bis hinauf in die Tierra Fria gebaut und gibt oft zwei Ernten im Jahre; die Jahresproduktion beträgt 45 Mill. hl; Weizen dagegen nur auf dem Hochland (jährlich 4 Mill. hl), Gerste in der Nähe der Städte. Hülsenfrüchte, namentlich schwarze Zwergbohnen (Frijoles), mit einem Jahresertrag von 10 Mill. hl, sind weit verbreitet. Andre Nahrungspflanzen sind: Kartoffeln, Reis, Maniok und Bananen. Unter den von Europa eingeführten Früchten gedeiht namentlich die Orange vortrefflich sowie auch die gewöhnliche und die süße Zitrone. Ausgezeichnet schöne Apfelsinen liefern Oajaca und die Umgebung von Jalapa. Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel und Birnen gedeihen überall auf dem Hochland. Der Weinstock wird meist nur zum Genuß der Trauben gezogen, namentlich im Nordwesten. Die amerikanische Aloe oder Maguey (Agave americana) liefert einen Saft, aus welchem ein allgemein verbreitetes berauschendes Getränk (Pulque) bereitet wird, während der Saft der Agave mexicana zur Herstellung des Mezcal-Branntweins dient. Die Kultur des Ölbaums ist auf die Umgebung der Hauptstadt beschränkt, außerdem gewinnt man noch Sesam- und Leinöl. Reis und Zuckerrohr werden namentlich um Cuernavaca und im Thal von Cuautla im Staat von M. sowie am östlichen Abhang des Plateaus von Anahuac gebaut. Nach seinem Klima und Boden könnte M. die ganze Erde mit Zucker versorgen, doch erzeugen die Staaten M., Puebla, Veracruz, Michoacan, Tabasco und Oaxaca jährlich nur 30—40 Mill. kg Rohrzucker, der fast ganz im Lande verbraucht oder zur Herstellung von Rum verwendet wird. Der Kaffeebaum liefert ein ganz vorzügliches Produkt, namentlich in Veracruz, die ganze Jahresernte beträgt 40 Mill. kg, die Ausfuhr 1893: 145,149 Ztr. Kakao beschränkt sich auf das Tiefland. Der Tabak ist überall gut, und sein Anbau hat seit Beseitigung des Monopols so zugenommen, daß man die Jahresproduktion auf 10 Mill. kg schätzt und die Ausfuhr von Fabrikaten und Blättertabak jährlich 1,1 Mill. Pesos übersteigt. Von Gewürzen sind namentlich der spanische Pfeffer oder Chile (Chilly) u. Vanille, die auch wild wächst, von Bedeutung. Die Kultur der Baumwolle hat dagegen nur geringe Ausdehnung, die jährliche Ernte beträgt 45 Mill. kg, weit wichtiger sind die Fasern der Agave Sisilana, welche den Sisalhanf oder Henequen, und der A. americana, welche den Aloehanf oder Pita liefert, beide namentlich in Yucatan. Der uralte Bau des Nopal, einer Kaktusart, behufs der Zucht der Kochenille wird besonders in Oajaca betrieben. Die Viehzucht ist von großer Bedeutung, namentlich in den Savannenstrichen am östlichen Fuß des Hochlandes, in den Niederungen an der Golfküste und den sogen. innern Staaten. Die mexikanischen Pferde sind stark u. ausdauernd und werden fast ausschließlich zum Reiten gebraucht, als Zug- und Lasttiere dienen meist Maultiere. Den Viehstand schätzt man auf 2,500,000 Pferde, 820,000 Maultiere, 230,000 Esel, 4,460,000 Rinder, 6,800,000 Schafe u. 6,200,000 Schweine. Die Wälder sollen 15,000 qkm bedecken, und ihr Ertrag an Bauholz, Farbhölzern und Kautschuk rc. liefert einen bedeutenden Teil der Ausfuhr.

[Industrie, Handel.] Die Gewerbthätigkeit Mexikos hat sich in neuerer Zeit unter hohen Schutzzöllen bedeutend entwickelt. Puebla und Guadalajara sind Hauptsitze der Baumwoll- und Wollenindustrie, die in 140 Fabriken mit 15,086 Arbeitern namentlich grobe weiße Kattune (mantas), Shawls (rebozos), Tisch- und Bettdecken rc. erzeugt. Außerdem betreibt man Hutmacherei, Sattlerei, Wagenbau,

fertigt Arbeiten in Gold und Silber, besonders Filigran, Eisenguß, Papier (7 Fabriken), Thonwaren, Glas, Tabak und Zigarren, Seife ꝛc. In Verbindung mit der Landwirtschaft stehen zahlreiche Korn- und Ölmühlen, Brennereien und Brauereien, Gerbereien und Zuckersiedereien.

Der Handel wird gehemmt durch den Mangel an natürlichen Straßen (Flüssen), die dürftige Ausstattung der Küsten mit natürlichen Häfen sowie auch durch die schroffe Trennung des innern Hochlandes von dem Küstenland. Dazu kommen hohe Eingangszölle, wozu noch Staats- u. Gemeindezölle treten, so daß Waren, die von Veracruz nach M. gehen, dreimal verzollt werden müssen. Trotzdem ist der Handel stetig gestiegen; 1894 betrug die Einfuhr 30,287,489 Pesos, woran in der Hauptsache die Vereinigten Staaten beteiligt waren, dann England, Frankreich, Deutschland (2,686,000 Pesos), Spanien. Die Ausfuhr bestand in Edelmetallen für 46,784,360 und Waren für 32,858,927 Pesos, woran die Vereinigten Staaten mit 60,7, England mit 11,6, Frankreich mit 3,4, Deutschland mit 2,8 Mill. Pesos beteiligt waren. Außer Edelmetallen waren Hauptgegenstände der Ausfuhr: Kaffee 11,77, Henequen 6,72, Häute und Felle 2,26, Farb- und Bauhölzer 2,07, Kupfer 1,98, Tabak 1,75, Vanille 1,18 Mill. Pesos, ferner Blei, Marmor, Besenreis, Gummi, Früchte ꝛc. Die Einfuhr besteht aus Baumwollwaren, Nahrungsmitteln, Eisen-, Stahl- und Wollwaren, Papier, Arzneien, Drogen ꝛc., wobei Deutschland überall in steigendem Maße beteiligt ist. Zur Förderung des Handels bestehen Handelskammern und zehn Banken; die bedeutendsten sind: Banco Nacional (Kapital 20 Mill. Pesos), Banco Hipotecano (5 Mill. Pesos) und Banco de Londres (3 Mill. Pesos). Der Großhandel ist fast ganz in den Händen fremder, vorzüglich deutscher, Handelshäuser. Die Haupthäfen sind: Veracruz und Tampico am Golf, Guaymas, San Blas und Acapulco am Stillen Ozean. M. besitzt eine Handelsflotte von 260 Schiffen, worunter 47 Dampfer. Einschließlich der Küstenfahrt liefen 1892 ein 8620 Seeschiffe von 2,689,149 Ton., darunter 3229 Dampfer von 2,368,670 T., vom Ausland liefen ein 903 Dampfer (57 deutsche) von 1,356,678 T. und 617 Segelschiffe (21 deutsche) von 171,919 T. Der Binnenverkehr ist im wesentlichen auf unwegsame Saumpfade angewiesen. Die erste Eisenbahn, Veracruz-Medellin (11 km), wurde 1850 eröffnet, aber erst 1873 bis Mexiko (580 km) vollendet, Mitte 1895 waren 10,106 km im Betrieb, darunter außer der genannten folgende wichtige Linien: Mexiko-El Paso in Texas (1970 km), Mexiko-Laredo Nuevo (1350 km), Mexiko-Ciudad Porfirio Diaz (870 km). Eine Bahn über die Landenge von Tehuantepec von Coatzocoalcos am Golf von Mexiko nach Salina Cruz am Stillen Ozean (318 km) ist im Bau. Diese Bahnen wurden meist von amerikanischen Unternehmern erbaut, welche vom Staate Subventionen erhalten; die nicht gezahlte rückständige Summe erreichte 1894: 1,108,000 Pfd. Sterl. Die Telegraphenlinien hatten Ende 1893 eine Länge von 25,000 km, wovon auf die Bundestelegraphen 4000, auf die Telegraphen der Einzelstaaten 21,000 km entfielen. Die Post beförderte 1891—92 durch 464 Ämter und 947 Agenturen an Briefen und Postkarten 117,704,313 im innern und 9,601,283 im internationalen Verkehr.

Seit dem Jahre 1857 ist das metrische Maß- und Gewichtswesen gesetzlich, und 1884 wurde sein Gebrauch erweitert; doch wendet man noch öfters das altkastilische mit einigen Abweichungen an. Münzgewicht ist der Marco von 8 Onzas zu 8 Ochavas = 230,4 g, die Ochava = 6 Tomines zu 12 Granos von 0,05 g. Wein und Branntwein werden meistens nach dem Baril zu 19—20 altenglischen Weingallons = rund 77,5 Lit. verkauft. Landeswährung ist fast genau der altspanische Silberpiaster von 8 Reales de plata mexicana zu 4 Cuartillos = 4,398 Mk. geblieben, neben welcher die Onza de oro oder Doblone zu 8 Escudos von 2 Pesos = 66,071 Mk. in Gold geprägt ward. Nach dem Gesetz vom 27. Nov. 1867 soll der Peso oder Dollar von 10 Decimos zu 10 Centavos 27,073 g wiegen und $^{65}/_{72}$ Silber enthalten = 4,3993 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2$:1), wird aber an den acht Münzstätten meistens etwas geringer geprägt (s. Tafel »Münzen IV«, Fig. 15). Kleinere Silbermünzen lauten auf 50, 25, 10 und 5 Centavos, Kupfermünzen auf $^1/_4$, $^1/_8$ Real und 1 Centavo, neuere Goldmünzen auf 20 Pesos = 82,6119 Mk., 10 (Hidalgo), 5, $2^1/_2$ und 1 Peso. Fremde Münzen sollen zwar nicht umlaufen, doch nimmt man den Dollar der Vereinigten Staaten für voll.

[Staatsverfassung, Verwaltung.] Nach der der nordamerikanischen nachgebildeten Verfassung von 1824, danach mehrfach abgeändert, zuletzt 1890, muß der Präsident mindestens 35 Jahre alt sein und wird direkt vom Volke auf vier Jahre gewählt. Das Kabinett setzt sich aus sieben Ministern zusammen. Der Senat (56 mindestens 30 Jahre alte Mitglieder, je 2 aus jedem Staate ꝛc.) wird auf vier Jahre indirekt gewählt und alle zwei Jahre zur Hälfte ergänzt. Die Deputiertenkammer besteht aus 227 Mitgliedern, die auf zwei Jahre indirekt vom Volke gewählt werden. Wahlberechtigt und wählbar wird jeder verheiratete Mexikaner mit 18, jeder unverheiratete mit 21 Jahren. Senatoren wie Deputierte beziehen einen Jahresgehalt von 3000 Pesos. Präsident und Vizepräsident des obersten Gerichtshofs werden vom Volke auf sechs Jahre gewählt. Die einzelnen Staaten haben je einen Gouverneur, einen Staatskongreß und einen obersten Gerichtshof. Die Finanzen befanden sich bis in die jüngste Zeit hinein in arger Verwirrung. Nach dem Budget von 1895/96 betrugen die Einnahmen 44,747,000 (Zölle 20,5, Stempelsteuer 15,6 Mill.) Pesos, die Ausgaben 44,947,522 (Finanzen 23,3, Krieg, Marine 10,3 Mill.) Pesos. Neben dem allgemeinen Budget hat jeder Staat noch sein besonderes; der Gesamtbetrag dieser lokalen Budgets erreichte 1890: 16,174,322 Pesos. Die Bundesschuld betrug 20. Juni 1894: 290,842,125, der jährliche Zinsbetrag 15,034,493 Pesos.

[Heer und Flotte.] Jeder waffenfähige Mexikaner ist vom 20. bis 50. Jahre verpflichtet, in der Nationalgarde zu dienen; die stehende Armee ergänzt sich durch Werbung. Die Friedensstärke betrug 1895: 34,833 Mann nebst 2270 Offizieren, davon 23,730 Infanterie, 11,069 Kavallerie, 2019 Artillerie, 112 Train. Mit den Reserven erreicht die Friedensstärke 45,000 Mann mit 3660 Offizieren, die Kriegsstärke 168,000 Mann, davon 135,700 Infanterie, 25,000 Kavallerie, 8000 Artillerie. Die Kriegsflotte besteht aus 2 Avisos, 2 Kanonenbooten und einem Schulschiff mit 3450 Pferdekräften, 18 Geschützen u. 425 Mann nebst 84 Offizieren. Im Bau waren 1895: 5 Torpedoboote erster Klasse, projektiert 8 andre größere Fahrzeuge. Das Wappen besteht aus einem Nopal (einer Katusart) auf einem dreispitzigen Felsen im Meere, auf

dem ein (natürlicher) Adler mit ausgebreiteten Flügeln, eine grüne Schlange tötend, sich niedergelassen hat (s. Tafel »Wappen III«, Fig. 13). Die Nationalflagge besteht aus drei lotrechten Streifen: grün, weiß und rot (s. Tafel »Flaggen I«).

[Geographisch-statistische Litteratur.] Außer den Reiseberichten von A. v. Humboldt, Gallatin, Buschmann, Catherwood, Norman u. a. sind besonders zu nennen: Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Darstellung der Republik M. (Hannov. 1844, 2 Bde.); Orozco y Berra, Geografia de las lenguas de Mexico (Mexiko 1864); Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico (2. Aufl., das. 1876, 3 Bde.); J. W. v. Müller, Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von M. (Leipz. 1865); Ratzel, Aus M. (Bresl. 1878); Conkling, Mexico and the Mexicans (New York 1883); Anderson, Mexico from the material standpoint (das. 1884); Hamy, Anthropologie du Mexique (Par. 1884—85); Castets, Mexique et Californie (das. 1886); Griffin, Mexico of today (New York 1886); J. Hendr. Mac Carthy, Two thousand miles through the heart of Mexico (das. 1886); Blake u. Sullivan, Mexico picturesque, political, progressive (Bost. 1888); Ober, Travels in Mexico (Lond. 1888); Seler, Reisebriefe aus M. (Berl. 1889); Préda, Mejico contemporáneo (Madr. 1889); Flippin, Sketches from the mountains of Mexico (Bost. 1889); Dunn, Mexico and her resources (Lond. 1889); v. Hesse-Wartegg, M., Land und Leute (Wien 1890); Busto, L'administration publique au Mexique (Par. 1890); Felix u. Lenk, Beiträge zur Geologie und Paläontologie von M. (Leipz. 1890 ff.); Pombo, Mexico 1876—1892 (Mexiko 1893); Routier, Le Mexique de nos jours (Par. 1895); Schmitz, Die Finanzen Mexikos (Leipz. 1894); »Boletin del Ministerio de fomento« (Ministerium der öffentlichen Arbeiten; Mexiko 1893); »Estadística general de la República Mexicana« (das. 1893). Karten: A. Garcia Cubas, Atlas metódico de la República Mexicana (Mexiko 1874); »Carta de la República Mexicana« (das. 1890 ff., 1:100,000).

Geschichte.

Vor der Eroberung durch die Europäer war M. von den Azteken (s. d.) bewohnt, welche von Norden her eingewandert waren, die bisherigen Einwohner, die Tolteken, nach Zentralamerika u. den Inseln verdrängt und 1325 auf Pfählen inmitten von Seen ihre Hauptstadt Tenochtitlan gegründet hatten. Im Bunde mit den Acolhuern oder Tezkukanern (mit der Hauptstadt Tezcuco am Ostufer der Seen) dehnten sie ihre Herrschaft vom Atlantischen Ozean bis zum Stillen Meere aus. An ihrer Spitze stand ein König mit unbeschränkter Gewalt, ihm zur Seite ein kriegerischer Geburtsadel. Das zahlreiche Volk wohnte in Städten und Dörfern und hatte einen hohen Grad von Kultur erreicht. Zuerst landete der Spanier Juan de Grijalva 19. Juni 1518 an der Küste von M. auf einer vom Statthalter von Cuba, Velazquez, ausgesendeten Entdeckungsfahrt. 1519 beauftragte Velazquez den kühnen Cortez (s. d.) damit, das Land in Besitz zu nehmen. Dieser landete 20. April bei Veracruz, wurde von den Azteken freundlich empfangen und auch vom König Montezuma von M. mit fürstlichen Geschenken begrüßt. Daher brach Cortez 16. Aug. von der Küste auf und zog, nachdem er die Tlaxcalaner besiegt u. ihre Häuptlinge zu einem Bündnis bewogen hatte, in M. ein, wo er sich des Königs bemächtigte und ihn und die angesehensten Fürsten (Kaziken) zwang, dem spanischen König als ihrem Oberherrn zu huldigen. Durch einen furchtbaren Aufstand der in ihrem religiösen Gefühl empfindlich beleidigten Azteken wurde Cortez genötigt, in der noche triste (1. Juli 1520) M. zu räumen, begann aber, nachdem er mit Hilfe der Tlaxcalaner die Azteken bei Otumbo besiegt hatte, die regelrechte Belagerung der Stadt, welche im August 1521 mit der Einnahme und Zerstörung derselben endete. Als oberster Statthalter bis 1526 vollendete Cortez in kurzer Frist die Unterwerfung des Landes, begann den Wiederaufbau der Hauptstadt, verbreitete das Christentum und trug durch neue Ansiedelungen sowie Einführung staatlicher und gesetzlicher Ordnungen für die Wiederbelebung friedlicher Kultur Sorge. Nachdem M. indes in ein Vizekönigreich Neuspanien verwandelt worden war, wurde das reiche Land in rücksichtslosester Weise zum augenblicklichen Vorteil des Mutterlandes ausgebeutet, die Einwohner geknechtet und zu gänzlicher Unwissenheit und Unmündigkeit in staatlicher und kirchlicher Beziehung verurteilt; die Spanier waren im Besitz aller Ämter, den Handel mit Europa besorgten vom Hafen von Veracruz aus einige von der Regierung privilegierte sogen. Registerschiffe. Erst 1778 gestattete Spanien mehreren seiner Häfen freien Verkehr mit M. Die mexikanischen Kreolen durften weder Weinstöcke oder Olivenbäume pflanzen, noch Hanf, Flachs oder Safran bauen, das Land keine andern europäischen Erzeugnisse als die des Mutterlandes verbrauchen.

Nachdem dieser Druck drei Jahrhunderte auf dem Lande gelastet hatte, regte sich infolge der Erhebung Spaniens gegen Napoleon 1808 auch in M. die Bevölkerung. Als der damalige (56.) Vizekönig, Don José Iturrigaray, den Kreolen gleiche Rechte mit den Spaniern einräumen wollte, wurde er von den letztern 16. Sept. 1808 gefangen genommen und nach Spanien geschickt. Auch die spanische Zentraljunta wollte die bevorrechtete herrschende Stellung der Spanier nicht erschüttert wissen u. ernannte 1810 einen neuen Vizekönig, Venegas. Gegen diesen empörten sich die Kreolen und ein Teil der Indianer unter dem Pfarrer Castilla, der Guanajuato und Valledolid (20. Okt.) eroberte, aber, von General Calleja in mehreren Treffen besiegt, von den feigen Indianern ausgeliefert und 1811 hingerichtet wurde. Auch Morelos, der im Süden den Aufstand fortsetzte und vom Kongreß von Oajaca 1812 zum Diktator ausgerufen wurde, erlitt 1815 eine schwere Niederlage, geriet durch Verrat in die Hände der Spanier und wurde 21. Dez. 1815 erschossen. Die Kreolen, welche, wie Iturbide, als Offiziere in der spanischen Armee sich ausgezeichnet hatten, wurden dennoch gegen die Altspanier zurückgesetzt; seit der Revolution im Mutterland (1820) war die Geistlichkeit demselben entfremdet. Sie verband sich daher mit den gemäßigten Kreolen zu dem sogen. Plan von Iguala (Grito d'Iguala), demzufolge ein spanischer Prinz den Thron eines selbständigen Königreichs M. besteigen sollte; Iturbide wurde im Januar 1821 zum Generalissimus der nationalen Streitkräfte ernannt. Ein königlicher Kommissar, welcher in Veracruz landete, um die Regierung zu übernehmen, schloß 24. Aug. 1821 zu Cordoba einen Vertrag mit Iturbide, worauf die spanische Besatzung die Hauptstadt räumte und Iturbide 27. Sept. in dieselbe einzog. Als jedoch die spanischen Cortes den Vertrag von Cordoba verwarfen, ließ sich Iturbide 18. Mai 1822 als Augustin I.

zum Kaiser von M. ausrufen. Seine Herrschaft dauerte freilich nicht lange: schon im Dezember erhob sich der General Santa Anna in Veracruz in einem Pronunciamento für die Republik. Nachdem Augustin I. 19. März 1823 abgedankt hatte, wurde von einem Kongreß M. 16. Dez. 1823 für eine bundesstaatliche Republik erklärt, deren Verfassung (vom 4. Okt. 1824) ganz der der nordamerikanischen Union nachgebildet war; der erste Präsident war General Vittoria. Die Spanier erkannten den neuen Staat nicht an, verloren aber mit der Kapitulation des Forts San Juan d'Ulloa (19. Nov. 1825) den letzten Punkt, den sie noch in M. innegehabt hatten. Nachdem die Republik Spanien durch das Dekret vom 20. März 1829, welches alle Spanier verbannte, herausgefordert hatte, landete 27. Juli ein spanisches Invasionsheer von Cuba aus in Punta de Jeres, wurde aber von Santa Anna eingeschlossen und zur Rückkehr nach Havana gezwungen. Jenes Verbannungsdekret wurde 1831 aufgehoben.

Im Innern des Freistaates bekämpften sich seit der Errichtung desselben die aristokratisch-kirchliche Partei der Escoceses und die demokratischen Yorkinos (beide nach den rivalisierenden Freimaurerlogen benannt). Diese Parteistreitigkeiten benutzten ehrgeizige Generale, wie besonders Santa Anna und Bustamente, um vor allem sich selbst die Herrschaft zu verschaffen. Als 1828 ein Aristokrat, Pedrazza, zum Präsidenten erwählt wurde, empörte sich Santa Anna und rief mit den Yorkinos den Mestizen Guerrero zum Präsidenten aus, der am 1. Jan. 1829 auch vom Kongreß bestätigt wurde. Aber schon in demselben Jahre empörten sich Santa Anna und Bustamente gegen ihn; letzterer wurde 1. Jan. 1830 zum Präsidenten erwählt und Guerrero, mehrmals geschlagen und endlich gefangen, 17. Febr. 1831 zu Oajaca erschossen. Bustamente wurde 1832 wieder von Santa Anna gestürzt, der im März 1833 zum Präsidenten gewählt wurde, dann diese Würde an Farias übertrug, 1835 aber alle Gewalt an sich riß und mit Hilfe der Escoceses eine zentralistische Verfassung einführte. Dies hatte 2. März 1836 den Abfall von Texas zur Folge; als Santa Anna es mit Gewalt wieder unterwerfen wollte, wurde er 20. April 1836 bei San Jacinto geschlagen und gefangen. Nun wurde wieder Bustamente Präsident (25. Febr. 1837), unter welchem wegen der Schädigung der Interessen französischer Bürger 1838 ein Krieg mit Frankreich ausbrach. Ein französisches Geschwader unter Admiral Baudin nahm 28. Nov. das Fort San Juan d'Ulloa, und unter englischer Vermittelung kam 9. März 1839 ein Friede zu stande, nach welchem M. an Frankreich eine Entschädigung von 600,000 Piaster zahlen mußte. Die Präsidenten wechselten unaufhörlich, obwohl ihre Amtsdauer 1835 auf acht Jahre festgesetzt worden war; die Diktatur, welche Santa Anna im Oktober 1841 auf Grund der sogen. Bases acordados en Tacubaya sich beilegte, dauerte nur bis 1844. Da M. die Unabhängigkeit von Texas nicht anerkennen wollte, das 1845 in die Union aufgenommen wurde, so brach 1846 ein Krieg mit den Vereinigten Staaten aus. Nachdem die Amerikaner die nördlichen Provinzen Mexikos, ohne großen Widerstand zu finden, erobert hatten, landete 9. März 1847 eine amerikanische Armee von 12,000 Mann unter General Scott bei Veracruz, besetzte nach dreitägigem Bombardement diese Stadt und das Fort Ulloa und trat 8. April den Marsch auf die Hauptstadt an. Der mexikanische Generalissimus Santa Anna wurde bei Cerro Gordo besiegt, und nach den Gefechten von San Antonio, Contreras und San Mateo de Churubusco (17.—19. Aug.), nach der Erstürmung von El Molino del Rey (8. Sept.) u. Chapultepec (13 Sept.), eroberte Scott 14. Sept. die von Santa Anna tapfer verteidigte Hauptstadt. Im Frieden von Guadalupe Hidalgo mußte M. die jenseit des Rio Grande del Norte gelegenen u. nun zu Texas geschlagenen Teile der Staaten Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua, ferner Neumexiko und Neukalifornien, im ganzen über $1^1/_2$ Mill. qkm (die Hälfte seines Gebiets), abtreten, wofür die Union 15 Mill. Doll. zahlte.

Um die allgemein für notwendig erachteten Reformen durchzuführen, ward Santa Anna 17. März 1853 zum Präsidenten mit diktatorischer Gewalt erwählt. Er entwickelte eine energische Thätigkeit und veröffentlichte schon 22. April 1853 seine »Grundzüge für die Verwaltung der Republik«; er schuf eine zentralisierte Regierung, stellte sich einen Staatsrat zur Seite, ordnete Zoll- und Heerwesen und schränkte die Presse ein, während er die Jesuiten zuließ. Er wurde im Dezember vom Senat mit lebenslänglicher Diktatur bekleidet und verschaffte sich Geld, indem er durch den Gadsden-Vertrag das streitige Mesillathal im Staate Chihuahua gegen 10 Mill. Doll. an die Vereinigten Staaten verkaufte. Obwohl Santa Anna seine Gegner durch Verbannung oder Verhaftung unschädlich zu machen suchte, so kam es doch 1854 in mehreren Gegenden zu Aufständen, vor denen Santa Anna im August 1855 wich; der Mulattengeneral Alvarez wurde zum Präsidenten gewählt, aber weil er die »Fueros« (Vorrechte) der Geistlichkeit und der Armee aufhob, im Dezember schon von Comonfort gestürzt, dem 36. Präsidenten innerhalb 40 Jahren. Trotzdem sowohl die Klerikalen als die Radikalen (Puros) Empörungen versuchten, gelang es Comonfort doch, sich einige Zeit zu behaupten und liberale Reformen zu beginnen. Durch das Gesetz vom 28. Juni 1856 wurde bestimmt, daß der Grundbesitz der Kirche verkauft und der Kaufpreis entweder bar oder in 6proz. Rente der Kirche übergeben werden solle; der Staat beanspruchte davon bloß 5 Proz., wobei die Regierung auf einen Gewinn von 15 Mill. rechnete. Eine neue Verfassung gewährleistete Gewissensfreiheit, verwies die Jesuiten aus dem Lande und öffnete den Einwanderern die Häfen. Als dieselbe 11. März 1857 beschworen werden sollte, verweigerte die Geistlichkeit die üblichen Zeremonien, und der Erzbischof von Mexiko versagte allen, welche den Eid auf die Verfassung leisten würden, die Absolution, daher die meisten Beamten und mehrere Generale ihn verweigerten. General Zuloaga stellte sich an die Spitze einer Empörung, vertrieb nach 7tägigem Kampfe Comonfort aus der Hauptstadt und ward 22. Jan. 1858 zum Präsidenten erwählt. Comonforts Vizepräsident Juarez behauptete sich dagegen in Veracruz an der Spitze einer liberalen Regierung. Der Bürgerkrieg dauerte mehrere Jahre ohne Entscheidung. Endlich wurde Zuloagas Feldherr, General Miramon, von den Liberalen unter Ortega 8. Aug. 1860 bei Silao und 22. Dez. bei Calentalpa besiegt, und Mitte Januar 1861 zog Juarez in die Hauptstadt ein. Nun schritt die radikale Partei sofort zur strengen Ausführung der antiklerikalen Gesetze, welche Juarez bereits 1859 erlassen hatte. Aufhebung der Klöster, Einziehung der Kirchengüter und Trennung der Kirche vom Staat wurden verfügt und vollständige Reli-

gionsfreiheit verkündet. Der Erzbischof von Mexiko und die Mehrheit der Bischöfe wurden wegen Teilnahme an den Aufständen des Landes verwiesen, und der päpstliche Nunzius erhielt aus gleichem Grund seinen Paß zugefertigt. Ein neugewählter Kongreß bestätigte im Juni 1861 Juarez als Präsidenten und bekleidete ihn 1. Juli mit unumschränkter Diktatur. Der innere Friede war aber damit nicht hergestellt, da nun die klerikalen Anführer in den Provinzen die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten.

Zu diesen anarchischen Zuständen traten für das unglückliche Land noch die ernstesten Verwickelungen mit dem Ausland hinzu, welche hauptsächlich durch die Geldnot des Staates veranlaßt wurden. Der Erlös des Verkaufs der Kirchengüter (80 Mill. Pesos) floß nur zum Teil in die Staatskasse und war bald aufgebraucht. Schon 17. Juli 1861 mußte die Regierung sich außer stande erklären, die auswärtigen Gläubiger zu bezahlen (die inländischen erhielten bereits länger nichts), und zu Zwangsanleihen und Kontributionen unter dem Namen von 1proz. Kapitalsteuern schreiten. Daher schlossen Frankreich, England und Spanien, welche bedeutende, teilweise allerdings anfechtbare Forderungen an M. hatten, 31. Okt. 1861 die Konvention von London, in welcher sie sich zu einer gemeinschaftlichen Intervention in M. einigten, »um ihre daselbst wohnenden Unterthanen zu schützen und die Republik zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen«. Das 24. Nov. an M. gerichtete Ultimatum blieb ohne Antwort. Die bewaffnete Intervention wurde also ins Werk gesetzt, zumal die Vereinigten Staaten durch den eben ausgebrochenen Bürgerkrieg verhindert wurden, M. beizustehen. Das spanische Geschwader traf 8. Dez. vor Veracruz ein und besetzte 17. Dez. die Stadt sowie das Fort San Juan d'Ulloa. Anfang Januar 1862 langten auch das französische und englische Expeditionskorps an; doch dauerte das Einverständnis zwischen den drei Mächten nicht lange, indem der spanische und der englische Bevollmächtigte sich nicht zur Unterstützung der »exzessiven und der Belege entbehrenden« französischen Forderungen verstanden, vielmehr auf Grund der Konvention von Soledad im Februar 1862 in London Verhandlungen mit M. begannen, infolge deren sich im April die spanischen und englischen Truppen wieder einschifften. Die Franzosen setzten die Expedition auf eigne Hand fort, um die abenteuerliche Idee von der Vereinigung der lateinischen Rasse unter der Führung Frankreichs auch in Amerika durchzuführen, und drangen in das Innere vor, mußten aber nach einem verunglückten Sturm auf Puebla (Mai 1862) bis zum Frühjahr 1863 warten, bis genügende Verstärkungen ankamen. Erst im Mai 1863 begannen sie unter Forey die Belagerung Pueblas, das am 27. Mai erstürmt wurde, und zogen 10. Juni in die Hauptstadt ein. Eine von Forey berufene klerikale Notabelnversammlung beschloß im Juli die Einführung der erblichen Monarchie und proklamierte den von der französischen Regierung vorgeschlagenen Erzherzog **Maximilian** von Österreich (s. Maximilian 11) zum **Kaiser von M.** Derselbe erklärte nach längerm Schwanken 10. April 1864 in Miramar der mexikanischen Deputation die Annahme der Kaiserkrone, ließ sich in Rom vom Papst die Weihe erteilen und landete 29. Mai zu Veracruz; 12. Juni erfolgte der Einzug in die Hauptstadt. Das neue **Kaiserreich** war von Anfang an deshalb nicht lebensfähig, weil es keinen festen, opferwilligen Anhang besaß. Die klerikale Partei hatte seine Errichtung wohl betrieben, aber nur um dafür durch Geschenke und Ämter reich belohnt zu werden, nicht aber um ihr Opfer zu bringen. Sie forderte die Kirchengüter zurück, ohne Rücksicht darauf, daß die neue Regierung mit der höchsten Geldnot zu kämpfen hatte und nur mit Mühe zu den höchsten Zinsen in Frankreich eine Anleihe aufbrachte. Als Maximilian zögerte, sich ganz in die Hände der Ultramontanen zu geben, wurde er von ihnen verraten und heimlich angefeindet. Auch war er kein Staatsmann, in der Wahl seiner Ratgeber unglücklich, in seinen Entschlüssen schwankend und veränderlich. Dazu kam, daß der neue französische Oberbefehlshaber, Bazaine, von selbstsüchtigem Ehrgeiz getrieben, die Befestigung des Thrones nach Kräften verhinderte und den Kaiser bei den Mexikanern verhaßt machte. Auf seinen Antrieb erließ Maximilian 2. und 3. Okt. 1865 Dekrete, welche Juarez und seine Anhänger als Räuberbanden in die Acht erklärten und die Mitglieder aller Guerillabanden zum Erschießen binnen 24 Stunden nach ihrer Gefangennahme sowie alle, die sie unterstützten, zu hohen Strafen verurteilten. Allerdings waren auch kaiserlich mexikanische Truppen organisiert worden, einheimische und fremde, eine französische, eine belgische und eine österreichische Legion. Aber diese erwiesen sich als unzulänglich, um das ganze Land in Botmäßigkeit zu halten. Juarez war 1865 nach Paso del Norte an die Nordgrenze zurückgedrängt worden, von wo er den Kampf für die Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft, unbeirrt durch jedes Mißgeschick, beharrlich fortsetzte. Aus den Vereinigten Staaten flossen ihm allmählich immer mehr Unterstützungen zu, so daß er bald den Guerillakrieg bis in die Nähe der Hauptstadt ausdehnen konnte. Als die Amerikaner aber den Bürgerkrieg siegreich beendet hatten, nahmen sie eine so drohende Haltung gegen die französische Intervention ein, daß Napoleon III., um einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden, sich zur Räumung Mexikos entschließen mußte. Alle Bemühungen Maximilians und seiner Gemahlin Charlotte, diesen Beschluß rückgängig zu machen, waren vergeblich, ebenso alle Versuche der Franzosen, den Kaiser zur Abreise zu bewegen. Derselbe wollte nicht mit der Erinnerung an ein verfehltes Unternehmen belastet nach Europa zurückkehren und sah den einzigen Ausweg im Kampf bis aufs äußerste und in einem ehrenvollen Untergang. Als die Franzosen, welche absichtlich dem Vordringen der Republikaner Vorschub leisteten und Waffen und Kriegsgerät an sie verkauften, im März 1867 M. verlassen hatten, begab sich Maximilian nach Queretaro, wo er von Escobedo eingeschlossen wurde. Nach tapferer und erfolgreicher Verteidigung fiel die Festung Queretaro und mit ihr der Kaiser durch Verrat des Obersten Lopez in die Gewalt der Juaristen, und 19. Juni wurde Maximilian nebst den Generalen Mejia und Miramon nach kriegsrechtlicher Verurteilung erschossen. Die Stadt M. öffnete 21. Juni Porfirio Diaz die Thore, Veracruz ergab sich 25. Juni.

Durch standhafte Ausdauer hatten Juarez und die liberale Partei gesiegt. Zweimal, 1867 und 1871, wurde Juarez wieder zum Präsidenten gewählt und regierte mit Strenge und Energie, so daß es ihm gelang, die immer von neuem ausbrechenden Empörungen, an denen sich sogar der alte Santa Anna wieder beteiligte, zu unterdrücken und Ruhe und Ordnung herzustellen. Durch den langjährigen Bürger-

krieg war das Land zerrüttet und die Finanzen gänzlich verworren. Die Anleihen, welche unter dem Kaiserreich Maximilians abgeschlossen worden waren, erkannte Juarez nicht an, weswegen die Herstellung diplomatischer Beziehungen zu den europäischen Mächten, welche überdies fast alle sich für Maximilian erklärt hatten, sich sehr verzögerte. Nach Juarez' Tode (18. Juli 1872) trat Lerdo de Tejada als Präsident des obersten Gerichtshofs an seine Stelle und wurde zweimal von neuem zum Präsidenten gewählt. Der neue Präsident besaß aber nicht das moralische Ansehen, das sich Juarez durch seine Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit erworben hatte; er trieb die übliche Günstlingswirtschaft und verschleuderte die Staatsgelder. Daher gelang es Porfirio Diaz nach wiederholten vergeblichen Empörungsversuchen, im November 1876 die Hauptstadt M. zu erobern, Lerdo zu stürzen u. sich im Februar 1877 zum Präsidenten wählen zu lassen. Diaz errichtete ein ansehnliches stehendes Heer, das allerdings Drei Viertel der Staatseinkünfte verschlang, wodurch die Ordnung der Finanzen erschwert wurde, war aber nun im stande, die öffentliche Ruhe und die Autorität der Behörden wirksam aufrecht zu erhalten. Hierdurch gab er Handel und Gewerbe einen Aufschwung und erhöhte durch Revision des Zolltarifs und Unterdrückung des Schmuggels die Einnahmen. Der Bau von Eisenbahnen wurde in beträchtlichem Umfang begonnen, und zahlreiche Amerikaner wanderten mit ihrem Unternehmungsgeist und ihren Kapitalien ein. Eine Unterbrechung erfuhr diese wohlthätige Entwickelung unter Diaz' Nachfolger Gonzales (1880—84), der nicht nur selbst Bestechungen und Unterschlagungen sich zu schulden kommen ließ, sondern auch die meisten Ämter mit habgierigen Menschen besetzte. Als Diaz 1. Dez. 1884 wieder Präsident wurde, sah er sich, um die Bedürfnisse des Staates einigermaßen zu befriedigen, genötigt, die Zölle übermäßig zu erhöhen und neue Anleihen aufzunehmen. Nachdem es ihm gelungen war, alle Aufstandsversuche zu unterdrücken und 1888 von neuem bis 1892 zum Präsidenten gewählt zu werden, konnte er sich mit Erfolg der Fürsorge für das Wohl der Republik und für den Aufschwung des Handels und Gewerbes widmen. Die Wahl von 1892 stellte ihn wiederum an die Spitze der Republik.

Vgl. Alaman, Historia de Mejico (Mexiko 1849—52, 5 Bde.); Prescott, History of the conquest of Mexico (neue Ausg., Lond. 1892, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1845, 2 Bde.); Torrente, Historia general de la revolucion moderna hispania-americana (Madr. 1829—30, 5 Bde.); Mora, Mexico y sus revoluciones (Par. 1834, 8 Bde.); Derselbe, Documentos para la historia de Mexico (Mexiko 1853—1857, 20 Bde.); Cuevas, Porvenir de Mexico 1821—51 (das. 1851—57, 3 Bde.); Lester, The Mexican republic, an historic study (New York 1878); Frost, History of Mexico (New Orleans 1882); Labédollière, Histoire de la guerre de Mexique (Par. 1866); Niox, Expédition du Mexique. Récit politique et militaire (das. 1874); Bibesco, Au Mexico 1862 (das. 1887); Kendall, Mexico under Maximilian (Lond. 1871); Pimentel, Historia critica de la literatura y de las ciencias en Mexico (Mexiko 1886 ff.); H. Bancroft, Popular history of the Mexican people (Lond. 1888); Child, The Spanish-American republics (New York 1891). Über die mexikanischen Altertümer vgl. Charnay, Les anciennes villes du nouveau monde (Par. 1885); Strebel, Alt-Mexiko (Hamb. 1885—89, Bd. 1 u. 2, Prachtwerk); Peñafiel, Monumentos del arte Mexicana antiguo (mit 318 Tafeln, Berl. 1890); Chavero, Antiguedades Mexicanas (Mexiko 1893); weiteres bei »Maya-Hieroglyphen« und »Mexikanische Hieroglyphen«.

Mexiko, einer der Staaten von Mexiko, zwischen 18° 22'—20° 21' nördl. Br. und 98° 24'—100° 22' westl. L. v. Gr., grenzt gegen N. an Hidalgo, gegen O. an Tlaxcala und Puebla, gegen S. an Morelos und Guerrero und gegen W. an Michoacan und Queretaro und umfaßt 19,812 qkm (359,8 QM.) mit (1894) 826,165 Einw., d. h. 42 auf 1 qkm. Der Staat schließt auch den 1200 qkm großen Bundesdistrikt (Distrito federal) mit (1894) 575,747 Einw. und der Hauptstadt der Republik ein. Er besteht aus einem Plateau, über welches sich im O. und S. Gebirge von bedeutender Höhe erheben, im SW. der Nevado de Toluca (4560 m), im SO. der Popocatepetl (5452 m) und Ixtaccihuatl (5286 m). In der Mitte des Landes liegen die vier Seen der Ebene von Tenochtitlan: Chalco, Tezcuco, Cristoval und Zumpango. Größere Flüsse gibt es nicht. Das Klima läßt alle Kulturgewächse der gemäßigten Zonen beider Hemisphären gedeihen und gestattet an günstigen Stellen auch den Anbau derjenigen der heißen Zone. Wo die Felder bewässert werden können, sind sie größtenteils sehr fruchtbar an Mais, Weizen, Bohnen, Gerste, Chilipfeffer, Zuckerrohr, Sesamum, Anis ꝛc. Außer Gold und Silber kommen Eisen, Blei, Quecksilber, Kupfer, Zinn ꝛc. vor. Die Industrie erzeugt namentlich Baumwoll- und Wollwaren, Eisenguß, Branntwein, Bier, Salz, Tabak und Zigarren, Zucker, Mehl, Glas, Öl. Hauptstadt ist Toluca. S. Karte »Mexiko«.

Mexiko, Hauptstadt der Republik Mexiko, unter 19° 26' nördl. Br. und 99° 7' westl. L. v. Gr., bildet mit dem Umkreis von zwei spanischen Meilen jetzt den direkt unter der Bundesregierung stehenden Bundesdistrikt (Distrito federal), der durch eine Kette von weißen Pyramiden begrenzt wird und 1894: 575,747 Einw. zählte, liegt fast in der Mitte einer ausgebreiteten Ebene, des Thals von Tenochtitlan oder M., 1,5 km westlich vom Tezcucosee, 2277 m ü. M. und hat eine mittlere Jahrestemperatur von 15,4° (Mai 18, Dezember 12°). Die früher sehr unbefriedigenden Gesundheitsverhältnisse haben sich nach der 1894 erfolgten Entwässerung des Thals durch einen 1894 vollendeten 9,6 km langen Tunnel sehr wesentlich gebessert. Das Trinkwasser wird durch zwei großartige Wasserleitungen zugeführt und durch Wasserträger (aguadores) für die vornehmern Haushaltungen herumgetragen und verkauft. Die Straßen sind kanalisiert, mit Gas oder elektrisch beleuchtet und von Trambahnen mit Maultieren durchzogen. Unter den öffentlichen Plätzen ist die Plaza de la Constitucion oder Plaza mayor, ein regelmäßiges Viereck von 351 m Länge und 234 m Breite, der größte. Nördlich begrenzt ihn die imposante Kathedrale, an der Stelle des großen aztekischen Haupttempels (Teokalli) im gotischen Stil 1573—1667 erbaut, mit zwei 66 m hohen Türmen und schöner Kuppel, vielen Kostbarkeiten und Gemälden der besten spanischen Meister. An der Ostseite der Kathedrale erhebt sich der Sagrario Metropolitano, die erste Pfarrkirche der Stadt in überladenem Stil, davor das Martinezdenkmal. An der Ostseite des Platzes steht der mächtige, 205 m lange Palacio nacional, südlich der Palacio municipal und westlich eine Reihe stattlicher, mit Arkaden und Kolonnaden versehener Gebäude, darunter der an der Stelle

der ehemaligen Residenz des aztekischen Königs Montezuma erbaute Palast der Familie Cortez. Südöstlich von ihm liegt der Hauptmarktplatz der Stadt (Plazuela del Volador) mit dem Universitätsgebäude. Unter den öffentlichen Spaziergängen ist der schönste die Alameda, im NW. der Stadt, welche durch die Avenida Juarez mit dem Paseo de la Reforma, der fashionabeln Wagenpromenade der Mexikaner (mit Bildsäulen von Karl IV., Columbus, Guatemozin, Juarez ꝛc.), nach Chapultepec führt. Bemerkenswert sind unter den kirchlichen Zwecken gewidmeten Gebäuden noch das Kloster San Francisco, das sieben Kirchen und Kapellen in sich faßt; der große Konvent der Dominikaner (in der spätern Zeit als Staatsgefängnis benutzt), die Kirche La Profesa, zum ehemaligen Jesuitenkollegium gehörig, und das schöne Kloster La Merced. Außerdem gibt es sechs protestantische Gotteshäuser. Die Stadt ist Residenz des Präsidenten der Republik und der Zentralbehörden, des Gouverneurs des Staates M., eines katholischen Bischofs und eines deutschen Konsuls. Sie zählt (1894) 329,535 Einw., zur Hälfte Kreolen, zu 25 Proz. Indianer, im übrigen Mischlinge und Fremde, darunter 1000 Engländer und Amerikaner und 400 Deutsche und Österreicher. Der Elementarunterricht wird unentgeltlich erteilt, doch gab es 1890 nicht weniger als 176,692 Analphabeten, nur lesen konnten 15,268 Personen. An der Spitze der Bildungsanstalten steht die bereits 1551 gegründete Universität; ihr schließen sich an die Bergschule, eine Rechtsschule, eine medizinische Schule, die landwirtschaftliche Schule, eine Handelsschule, ein Lehrerseminar, die Kunstakademie mit Gemäldesammlung, das Konservatorium der Musik, eine höhere Töchterschule, Nationalbibliothek (200,000 Bände), Volksbibliothek, juristische Bibliothek, Nationalmuseum (mit mexikanischen Altertümern, darunter ein aztekischer Kalenderstein und der berühmte aztekische Opferstein); die Nationalsternwarte (in Chapultepec) und mehrere gelehrte Gesellschaften für Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie u. spanische Sprache. Es erscheinen 36 Zeitungen (13 täglich) und 21 wissenschaftliche Zeitschriften. Es bestehen 4 Theater, zwei Plätze zum Abhalten von Stierkämpfen, 4 Klubs, darunter ein deutscher. Von Wohlthätigkeitsanstalten besitzt M. drei Hospitäler, zwei Irrenanstalten, eine Taubstummenanstalt, eine Blindenschule, ein Findelhaus, ein Armenhaus und eine Entbindungsanstalt. Die Industrie erzeugt namentlich Papier, schöne Thonwaren, Zigarren, Lederarbeiten, Hüte, feine Gold- und Silberwaren, landwirtschaftliche Maschinen u. Geräte, Eisenguß, Baumwoll- und Wollwaren, Möbel, Seife, Glas, Schokolade. Der Staat besitzt hier eine Waffenfabrik, Pulvermühle und Geschützgießerei. Dem Handel dienen vier Eisenbahnen und zwei schiffbare, aus der Aztekenzeit stammende Kanäle, welche die Stadt mit den Seen von Tezcuco und Chalco verbinden und die Zufuhr von Gemüsen, Früchten und Blumen vermitteln. Trambahnen führen nach den Vororten, so auch nach dem berühmten Palast von Chapultepec, in unmittelbarer Nähe auf einem Felshügel schön gelegen, der die Stelle des Palastes Montezumas einnimmt, 1783—85 erbaut wurde, jetzt Sitz des Präsidenten sowie der nationalen Militärschule (350 Kadetten) ist. 4 km nördlich liegt Guadalupe Hidalgo (s. d.); bei den Dörfern Santa Anita und Iztacalco befinden sich die merkwürdigen »schwimmenden Gärten«, zur Gemüsezucht benutzte kleine Stücke festen Landes. Die jetzige Stadt liegt an der Stelle des alten Tenochtitlan der Azteken, der von Cortez dem Erdboden gleichgemachten prachtvollen Residenz Montezumas, die damals 2000 Tempel einschloß. Vgl. Riedel, Practical guide of the city and valley of Mexico (Mexiko 1892).

Mexiko, Hauptstadt der Grafschaft Audrain im nordamerikan. Staate Missouri, nordwestlich von St. Louis, Bahnknotenpunkt, hat zwei höhere Schulen, mehrere Fabriken und (1890) 4789 Einw.

Mey, Lew Alexandr., russ. Dichter, s. Mej.

Mey., auch ***C. A. Meyer***, bei botan. Namen Abkürzung für Karl Anton Meyer, geb. 1. April 1795 in Witebsk, gest. 24. Febr. 1855 als Direktor des botanischen Gartens in Petersburg. Er schrieb: »Flora altaica«, Kaukasuspflanzen. Vgl. »*F.* et *M.*«

Meyenburg, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Ostprignitz, an der Stepenitz, Knotenpunkt der Linien Neustadt a. D.-M. der Preußischen Staatsbahn und M.-Güstrow der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, 52 m ü. M., früher starke Grenzfestung, hat ein Amtsgericht, Molkerei, eine Maschinenbauanstalt und (1890) 1884 Einw., davon 18 Katholiken und 6 Juden. Dabei Schloß M. (1865 restauriert) mit großem Park und westlich das ehemalige Nonnenkloster Marienfließ, 1230 gegründet, seit der Reformation adliges Fräuleinstift. M. wird 1285 schon als Stadt erwähnt.

Meyendorf, Freiherren von, ein in den russ. Ostseeprovinzen ansässiges, ursprünglich aus Sachsen stammendes Adelsgeschlecht, dessen erstes bekanntes Mitglied, Konrad von M., um 1200 mit den Schwertrittern nach Livland kam. Bemerkenswert:

1) Georg, Freiherr von, Sohn des russ. Kavalleriegenerals Kasimir von M., geb. 1790, gest. 1863, machte sich namentlich durch seine Reise von Orenburg nach Bochara, welche er 1820 als Hauptmann im Generalstab ausführte und in »Voyage d'Orenbourg à Boukhara fait en 1820« (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) beschrieb, bekannt. Während des polnischen Revolutionskriegs 1831 befehligte er das Kürassierregiment Prinz Albrecht von Preußen, mit dem er in der Schlacht von Grochow einen glänzenden Angriff machte, wurde nach der Eroberung Warschaus Generalmajor, dann Generaladjutant des Kaisers, 1843 Generalleutnant, 1852 Chef des kaiserlichen Marstalls und 1855 Oberstallmeister und Präsident des Hofstallamts.

2) Alexander, Freiherr von, Bruder des vorigen, geb. 1792, gest. 25. Jan. 1865 in Petersburg, ward 1839 russischer Wirklicher Staatsrat und begleitete 1840 und 1841 Murchison und Verneuil auf ihrer geognostischen Reise durch den Norden Rußlands. Als Präsident der Handelskammer in Moskau machte er sich um die Hebung des russischen Handels und Gewerbfleißes verdient. Namentlich verdankten die großen russischen Fabrikschulen ihm ihre Entstehung. Mit Paul Sinowjew gab er 1842 zu Petersburg in russischer Sprache und 1844 zu Berlin in deutscher Übersetzung eine industrielle Karte des russischen Reiches heraus. 1851 wurde er dem Statthalter Fürsten Woronzow zur Leitung der Handels- und Industrieangelegenheiten Transkaukasiens beigegeben und im März 1853 zum Geheimrat ernannt.

3) Peter, Freiherr von, Bruder des vorigen, geb. 5. Aug. 1796, gest. 19. März 1863, machte die Feldzüge von 1812 und 1813 gegen Napoleon I. mit, widmete sich sodann der diplomatischen Laufbahn und ward 1820 Chargé d'affaires im Haag, später Le-

gationssekretär in Madrid, 1828 Gesandtschaftsrat in Wien, 1832 Gesandter in Stuttgart und 1839 in Berlin. Im August 1850 ward er als russischer Botschafter nach Wien gesandt, um in den Verwickelungen zwischen Preußen und Österreich eine Vermittlerrolle zu übernehmen. Im Juni 1854 von Wien abberufen, trat er in Petersburg als Reichsrat in das Departement für Staatswirtschaft und ward 1857 zugleich Obersthofmeister und Direktor des kaiserlichen Privatkabinetts. M. war ein ausgezeichneter Geolog, dessen Sammlung in den Besitz seines Bruders Alexander überging.

Meyer, 1) Joseph, Industrieller, Publizist und Verlagsbuchhändler, Gründer des »Bibliographischen Instituts«, geb. 9. Mai 1796 in Gotha, gest. 27. Juni 1856 in Hildburghausen, trat 1809 zu Frankfurt a. M. in die kaufmännische Lehre, nach deren Beendigung er 1813 ins Vaterhaus zurückkehrte, um die merkantile Leitung des väterlichen Schuhgeschäfts zu übernehmen. Bis dahin hatte die Familie sechs Generationen hindurch ausschließlich dem Handwerkerstand (Büttner, Zimmerleute, Schuhmacher) angehört. Da ihm jedoch dieser Wirkungskreis zu eng wurde, wanderte er 1816 nach London. Nach drei Jahren einer bewegten kaufmännischen Laufbahn brachten ihn widrige Konjunkturen in Schulden, aus welchen ihn der Vater mit Aufopferung seines Vermögens befreite. Eine auf den Gütern der Herren v. Boyneburg von M. gegründete »Gewerbs- und Hilfsanstalt«, welche der dort ansässigen verarmten Weberbevölkerung neue Erwerbsquellen öffnen sollte, ging schon nach drei Jahren durch die Ungunst äußerer Umstände zu Grunde. M. kehrte daher nach dem Tode seines Vaters (1823) nach Gotha zurück und gab hier ein »Korrespondenzblatt für Kaufleute« heraus, das rasch Verbreitung fand und ihn auf die Bahn litterarischer Unternehmungen führte. Es folgte nun im Henningsschen Verlag zu Gotha seine Bearbeitung von Shakespeare (doch nur »Macbeth«, »Othello« und »Der Sturm« sind aus seiner Feder), und zugleich begann er eine Übersetzung Scottscher Romane (»Waverley« u. »Ivanhoe«) in einer bis dahin ungewohnt billigen Ausgabe. In eignem Verlag erschienen 1825 die englische belletristische Zeitschrift »Meyer's British Chronicle« und ein »Handbuch für Kaufleute«. Mit diesen Unternehmungen hatte M. dem lieferungsweisen Erscheinen größerer Werke und somit dem Subskriptionswesen, einer in Deutschland noch unbekannten buchhändlerischen Vertriebsmethode, so erfolgreich Bahn gebrochen, daß er die Idee faßte, ein großes Verlagsgeschäft auf diesen Prinzipien zu begründen. So entstand das Bibliographische Institut, aus dessen Pressen zunächst vier verschiedene Ausgaben der ältern deutschen Klassiker in geschickter Auswahl hervorgingen und in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt wurden. Im Herbst 1828 siedelte M. mit seinem Geschäft nach Hildburghausen über, das fortan sein Wohnsitz blieb. Das bewegungsvolle Jahr 1830 rief ihn, der an den öffentlichen Angelegenheiten den regsten Anteil nahm, auf das politische Gebiet. Zwar wurde das von ihm gegründete politische Blatt »Der Volksfreund« wegen seiner freisinnigen Ansichten bald unterdrückt; aber er schuf sich sogleich ein andres Organ, welches durch die Kühnheit, Kraft und Originalität seiner Darstellung weltbekannt geworden ist, das Bilderwerk »Universum«. Das Werk zählte in den 30er Jahren über 80,000 Abonnenten und erschien zeitweilig in zwölf Sprachen. Zensur und Verbote schmälerten wohl den Absatz, vermochten aber nicht den Geist des Werkes mit den herrschenden Staatsmaximen in Einklang zu bringen. Von den zahlreichen Unternehmungen des Bibliographischen Instituts, die alle Meyers Wahlspruch: »Bildung macht frei!« folgten, sind zu nennen: Ausgaben der griechischen und römischen Autoren (unvollendet), die verschiedensten Ausgaben der Bibel, die M. in Millionen von Exemplaren verbreitete, der »Familientempel«, ein Andachtsbuch, die »Bibliothek der Kanzelberedsamkeit«, die neuen und erweiterten Ausgaben der deutschen Klassiker (»Familienbibliothek«, »Groschenbibliothek«, »Nationalbibliothek«), die »Volksbibliothek für Naturkunde«, die »Geschichtsbibliothek« und das »Große Konversations-Lexikon« in 52 starken Oktavbänden mit Tausenden von Bildern und Karten. Daran schlossen sich mehrere geographische Werke, größere und kleinere Kartensammlungen und ein reichhaltiger Kunstverlag, welcher klassische Kunstwerke, durch namhafte Stecher, wie Amsler, Barth, Fr. Müller, Felsing, Lorrichon, Krüger, Neureuther, Rahl, Schuler, Wagner u. a., vervielfältigt, ebenso zum Gemeingut machen sollte, wie es M. mit den klassischen Schriftwerken gelungen war. Ende der 30er Jahre, mit dem ersten Erwachen des Interesses am Eisenbahnbau in Deutschland, erfaßte er die Idee eines »zentraldeutschen Eisenbahnnetzes«, welche auch 1837 durch Aktienzeichnung realisiert wurde, aber an der Konzessionsverweigerung einer der beteiligten Regierungen (Hannover) scheiterte. Einmal der industriellen Thätigkeit zugewandt, strebte M. durch Aufdecken von Mineralschätzen im Bereich seines Heimatslandes dessen gesunkene Industrie neu zu beleben, und es gelang seiner Energie und Ausdauer, durch langwierige und kostspielige Versuche reichhaltige Steinkohlen- und Braunkohlenwerke, Eisen-, Kupfer- und Silberminen, Kobalt- und Nickelgruben ꝛc. nachzuweisen und zu erwerben. Übergroße Anstrengungen warfen ihn 1842 auf ein langwährendes schweres Krankenlager, von dem er nur erstand, um ein neues großartiges Unternehmen ins Leben zu rufen, das ihm von dem patriotischen Gedanken eingegeben ward, die deutsche Eisenindustrie von der damals allein mächtigen Fremdherrschaft zu emanzipieren u. sein engeres Vaterland, Thüringen, zum Sitz und Ausgangspunkt dieser Industrieblüte zu machen. Reichlich vorbereitet und mit allen Faktoren zur Ausführung dieser Absicht in der Hand, trat er 1845 mit seinem Plane der Neuhäuser Deutschen Eisenbahnschienenkompanie an die Öffentlichkeit und begann, auf patriotische Unterstützung und seinen Genius vertrauend, den Bau der Neuhäuser Eisen- und Kohlenwerke. Die Revolution von 1848 aber brachte das halbfertige Unternehmen ins Stocken. Trotz der materiellen Nachteile, die sie ihm zufügte, fand die deutsche Erhebung M. als einen ihrer begeistertsten Anhänger, wie er es denn war, der zuerst die Wünsche des Volkes in einer »Reformadresse« an den Landesfürsten formulierte. Die darauf folgenden Jahre der Reaktion fanden auch ihn unter den Verfolgten, und ein Preßvergehen hatte er im Gefängnis zu büßen. Damals griff er den Plan der Werraeisenbahn auf, dessen Ausführung zu dem Gedeihen oben erwähnter Pläne in engster Beziehung stand. Es gelang ihm auch, die Mittel zu seiner Ausführung zu finden, als im entscheidenden Moment der Plan selbst seinen Händen entwunden ward, um von andern ausgeführt zu werden. Es lag in der Natur dieses weitblickenden Geistes, im Erkennen wirtschaftlicher Keime

seiner Zeit um ein Menschenalter voraus zu sein; daher das augenblickliche Mißlingen der Mehrzahl seiner industriellen Unternehmungen, während im großen und ganzen seine grundlegenden Ideen von einer spätern Zeit thatsächlich zur Ausführung gebracht worden sind. Parteihaß, Mißgunst u. Unverstand haben selbst den Toten mit Verunglimpfungen nicht verschont; aber seine geniale Begabung, seine unerschöpfliche Thatkraft hat niemand zu leugnen vermocht. Sein Charakter als Mensch war ohne Makel. Über die weitere Entwickelung des Bibliographischen Instituts s. den folgenden Artikel und beifolgende Bildertafel mit Text.

2) Herrmann Julius, Verlagsbuchhändler, Sohn des vorigen, geb. 4. April 1826 in Gotha, arbeitete nach Absolvierung des Gymnasiums zu Hildburghausen in den industriellen und montanen Unternehmungen seines Vaters und ging 1849 als Flüchtling vor der politischen Reaktion nach Amerika, wo er in New York ein Zweiggeschäft des Bibliographischen Instituts gründete. 1856 kehrte er nach Deutschland zurück, übernahm nach dem Tode seines Vaters in Hildburghausen das Verlagsgeschäft des Bibliographischen Instituts, löste es von dem Rest der unglücklich verlaufenen väterlichen Industrieunternehmungen los und gestaltete es durch neue Verlagswerke von Grund aus und in großem Maße um. Joseph M. hatte den Abschluß des von ihm herausgegebenen großen Konversations-Lexikons in 52 Bänden gerade noch erlebt; Herrmann J. M. veranstaltete in der richtigen Erkenntnis, daß die riesigen Encyklopädien unmöglich ins große Publikum dringen könnten, 1857 eine kleinere Ausgabe in 15 Bänden, der bereits 1861 die zweite folgte. »Ergänzungsblätter« hielten den Inhalt auf dem Laufenden bis 1871. Daneben aber gingen einher die »Bibliothek der deutschen Klassiker«, die geographische Zeitschrift »Globus« (1862–66), die erste Auflage des von A. Brehm auf Veranlassung Meyers geschriebenen »Tierlebens« (1864–69), die ersten Bände von »Meyers Reisebüchern« (seit 1862), eine weitere deutsche und ausländische Klassikerbibliothek (1865–72) und das einbändige »Handlexikon des allgemeinen Wissens« (1870–72), das als der sogen. »Kleine Meyer« weiteste Verbreitung fand. 1874 verlegte M. das Bibliographische Institut, für dessen Bedarf an Arbeitskräften und technischen Hilfsmitteln das kleine Hildburghausen ganz unzureichend war, nach Leipzig, der Zentrale des deutschen Buchhandels. Hier kam alsbald die 3. Auflage des Konversations-Lexikons in großem Stil zur Ausführung (1874–79) und brachte einen durchschlagenden Erfolg. Immer mehr erweiterte u. verschönerte Auflagen von Brehms »Tierleben«, »Meyers Hand-Lexikon«, »Meyers Reisebüchern« schlossen sich an, auch neue Werke, wie »Meyers Fachlexika«, Neumanns »Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches«, Klassikerserien, kamen heraus, und vom Beginn der 80er Jahre an leitete M. die Verwirklichung seines Planes ein, so wie es ihm mit der Tierwelt in Brehms »Tierleben« gelungen war, auch alle übrigen Naturreiche durch gemeinverständliche schöne und gediegene Darstellungen in Wort und Bild dem großen Publikum nahe zu bringen. Für dieses Unternehmen gewann er nach langem Suchen Fr. Ratzel für eine Völkerkunde, J. Ranke für eine Anthropologie, M. Neumayr für eine Erdgeschichte und A. Kerner v. Marilaun für ein Pflanzenleben u. legte damit den Grund zu der spätern »Allgemeinen Naturkunde«. Auch zu diesem großen Werk wie zu allen seinen andern Verlagsunternehmungen ist die Idee und die Anregung von M. ausgegangen; er ist nicht nur Verleger, sondern im bedeutenden Maße auch Mitarbeiter der von ihm selbst erwählten Autoren. In diesem Sinne ist der gesamte Verlag des Bibliographischen Instituts Selbstverlag. Und wie dieses Prinzip den ganzen Verlag des Bibliographischen Instituts von Anbeginn beherrscht hat, so auch das Ziel, das dem Verlag seine Richtung gibt: gediegene wissenschaftliche Kenntnisse sowie edle ethische und ästhetische Bildung in schöner Form über alle Schichten des großen Publikums zu verbreiten. Dieser besondere Charakter des Bibliographischen Instituts wird auch streng gewahrt, nachdem Herrmann J. M. 1885 die Leitung des Bibliographischen Instituts auf seine Söhne Dr. Hans M. (s. Meyer 3) und Arndt M. übertragen hat. Die unter der neuen Leitung veranstalteten Neuauflagen der bewährten ältern Werke nicht nur, sondern auch die neu hinzugekommenen Werke, wie »Meyers Volksbücher« (1886), »Meyers Sprachführer« (1886 ff.), Sievers' »Allgemeine Länderkunde« (1891–95), »Meyers Kleiner Handatlas« (1893), Meyers neue Klassiker-Ausgaben (1890 ff.), »Deutsche Reichsgeschichte« von Hans Blum (1893), »Illustrierte Litteraturgeschichte« (1896 ff.) u. a., bleiben in Entstehung u. Endziel, in Inhalt u. Form den alten Selbstverlagsgrundsätzen des Bibliographischen Instituts treu. M. widmete sich nach seinem Rücktritt von der Leitung des Bibliographischen Instituts ausschließlich der praktischen Lösung sozialer Probleme. Am meisten nahm ihn die Gründung (1888) und Leitung des sogen. Vereins zur Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig in Anspruch, der mit einem Grundkapital von fast 2 Mill. Mk. auf eignem Areal (16 Hektar) bis 1895: 40 Wohnhäuser mit 400 billigen, von 1800 Menschen bewohnten Familienwohnungen erbaut hat und den Bewohnern zahlreiche der Gemeinsamkeit dienende Einrichtungen, wie Schulhaus, Bibliothek, Konsumverein, Krankenpflege, Unterstützungskasse, Volksküche ꝛc., zu gute kommen läßt. Durch den Mietzins, der jährlich 3,28 Mk. pro Quadratmeter Wohnfläche beträgt und wöchentlich von den Bewohnern eingezogen wird, verzinst sich das angelegte Kapital mit 3 Proz., aus welchem Ertrag allein die Anlage erhalten u. erweitert wird. Das wachsende Gedeihen des Unternehmens beweist, daß die Wohnungsnot der niedern Erwerbsklassen durch gut organisierte gemeinsame Bewirtschaftung bei Verzicht auf jeden Unternehmergewinn sehr wohl beseitigt werden kann. Allerdings gehört dazu, wie der geringe Erfolg ähnlicher Unternehmungen in andern Städten zeigt, eine organisatorische Kraft wie M.

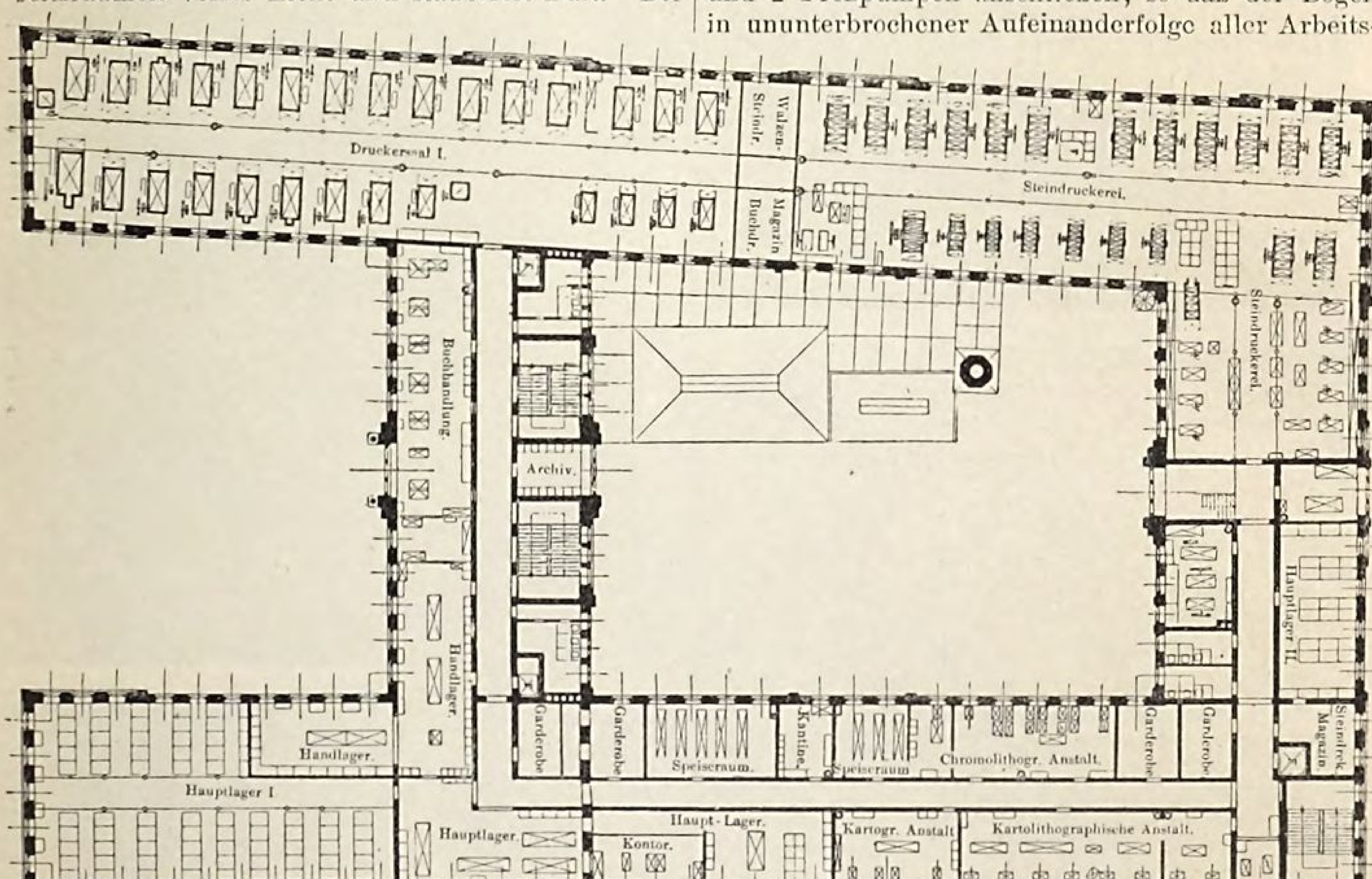
3) Hans, Reisender, Sohn des vorigen, geb. 22. März 1858 in Hildburghausen, studierte Staatswissenschaften in Leipzig, Berlin und Straßburg, wo er mit einer Arbeit über »Die Straßburger Goldschmiedezunft von ihrem Entstehen bis 1681« (in Schmollers »Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen«, Leipz. 1881) promovierte, und unternahm dann eine zweijährige Reise nach Indien, dem Sunda-Archipel, Ostasien und Amerika, deren Ergebnisse er in dem Buch »Eine Weltreise« (Leipz. 1884) mitteilte. Nach seiner Rückkehr trat er 1884 als Teilhaber in das väterliche Verlagsgeschäft, das Bibliographische Institut in Leipzig ein (s. Meyer 2), bereiste dann 1887 Südafrika und das Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und zog von Mombassa zum Kilima Ndscharo, den er als erster bis nahe zum Gipfel des

Meyers Bibliographisches Institut in Leipzig.

Das Bibliographische Institut wurde 1826 von *Joseph Meyer* in Gotha begründet und 1828 nach *Hildburghausen* verlegt, von wo es 1874 mit dem Sohn des Begründers, *Herrmann Julius Meyer,* nach *Leipzig* übersiedelte. Näheres über die Entwickelung des Instituts, von dessen technischer Einrichtung die Tafel die hauptsächlichsten Beispiele zeigt, siehe in den biographischen Artikeln über die Genannten.

Das Gebäude des Bibliographischen Instituts, in den Jahren 1873—74 auf der Ostgrenze der Stadt Leipzig erbaut und im Jahre 1890 erweitert, bedeckt ein von vier Straßen umgebenes Areal von 6600 qm. Der Eingang von der Straße führt über einen weiten, gartenähnlichen, von drei Seiten des Vorderbaues umgebenen Vorhof; er sichert den fensterreichen Arbeitsräumen volles Licht und staubfreie Luft. Die Durchfahrt trennt das Erdgeschoß in zwei Hälften, zu deren jeder ein eignes geräumiges Treppenhaus nach oben sowie hinab ins **Kellergeschoß** führt. Letzteres enthält in feuersichern Gewölben die Lager der Stereotypplatten, das Papierdefekten- und Makulaturlager, Magazine für Materialien, Lagerräume für Kohlen, Holz und alle denkbaren Abfälle sowie *zwei Akkumulatorenanlagen* für die elektrische Beleuchtung, die *Zeugschmelze* für die Schrift- und Stereotypengießerei und die *Steinschleiferei* mit drei Steinschleifmaschinen; daran anschließend das umfangreiche Lager für die Originalsteine. Da *Kessel- und Maschinenraum* bis zur Kellersohle hinabreichen und sich hier die *mechanische Werkstätte* mit 4 Hilfsmaschinen, die Gasometer, Dampfkondensatoren und Wasserreservoire sowie die Dynamomaschinen befinden, erstreckt sich auch von da aus das ganze System der Transmissionen und der über 10 km langen Dampf-, Wasser- und Gasleitungen sowie der gleich langen Leitung der elektrischen Beleuchtungsanlage unter dem Hause hin, an den Stellen, wo man ihren Dienst bedarf, nach den obern Geschossen aufsteigend oder auch von da wieder zurückkehrend. Zwei mechanische Aufzüge zu beiden Seiten des Mittelbaues sowie ein dritter im linken Flügel und ein vierter Aufzug im Hinterhaus führen vom Keller bis zum Dachgeschoß, mit Ausgängen in jedem Stockwerk.

Zu **ebener Erde** im linken Flügel befindet sich das *Papierlager,* an welches sich die *Papierkontrolle,* die *Papierfeuchte,* der *Satiniersaal* mit 8 vier- und sechswalzigen Schnellsatiniermaschinen, der *Rotationsmaschinenraum,* der *Trockenraum* für die Buchdruckerei, die *Bücherstube* (in welcher die aus der Buchdruckerei hervorgehenden Druckerzeugnisse geglättet werden) mit 22 hydraulischen Glättpressen und 2 Preßpumpen anschließen, so daß der Bogen in ununterbrochener Aufeinanderfolge aller Arbeitsprozesse bis zu dem auf dem andern Flügel des Hauses gelegenen *Rohlager* gelangt, ohne eine Stufe auf- oder absteigen zu müssen. Im Mittelbau liegen, zu beiden Seiten der Einfahrt und zunächst der *Hausverwaltung,* die *Speditionsräume,* teils der Buchhandlung, teils dem technischen Betrieb angehörig.



Grundriß des ersten Obergeschosses.

Im linken Flügel des **ersten Stocks** (vgl. den Grundriß) befindet sich der *Maschinensaal* der Buchdruckerei mit 29 Schnellpressen für Ein- und Zweifarbendruck und mehreren Tiegeldruckpressen. An diesen Saal schließt sich die *Steindruckerei* mit 23 Schnellpressen, 2 Aufziehpressen, 10 Handpressen, 1 Bronziermaschine und 2 Farbereibemaschinen an. Zwischen den beiden Sälen befinden sich zwei Räume zur Aufnahme der Druckwalzen. An die Steindruckerei reiht sich im Hintergebäude die *Kupferdruckerei* mit 4 Handpressen. Im rechten Flügel des ersten Stocks befinden sich die *kartographische* und die *chromolithographische Anstalt,* ferner die *Kantine*

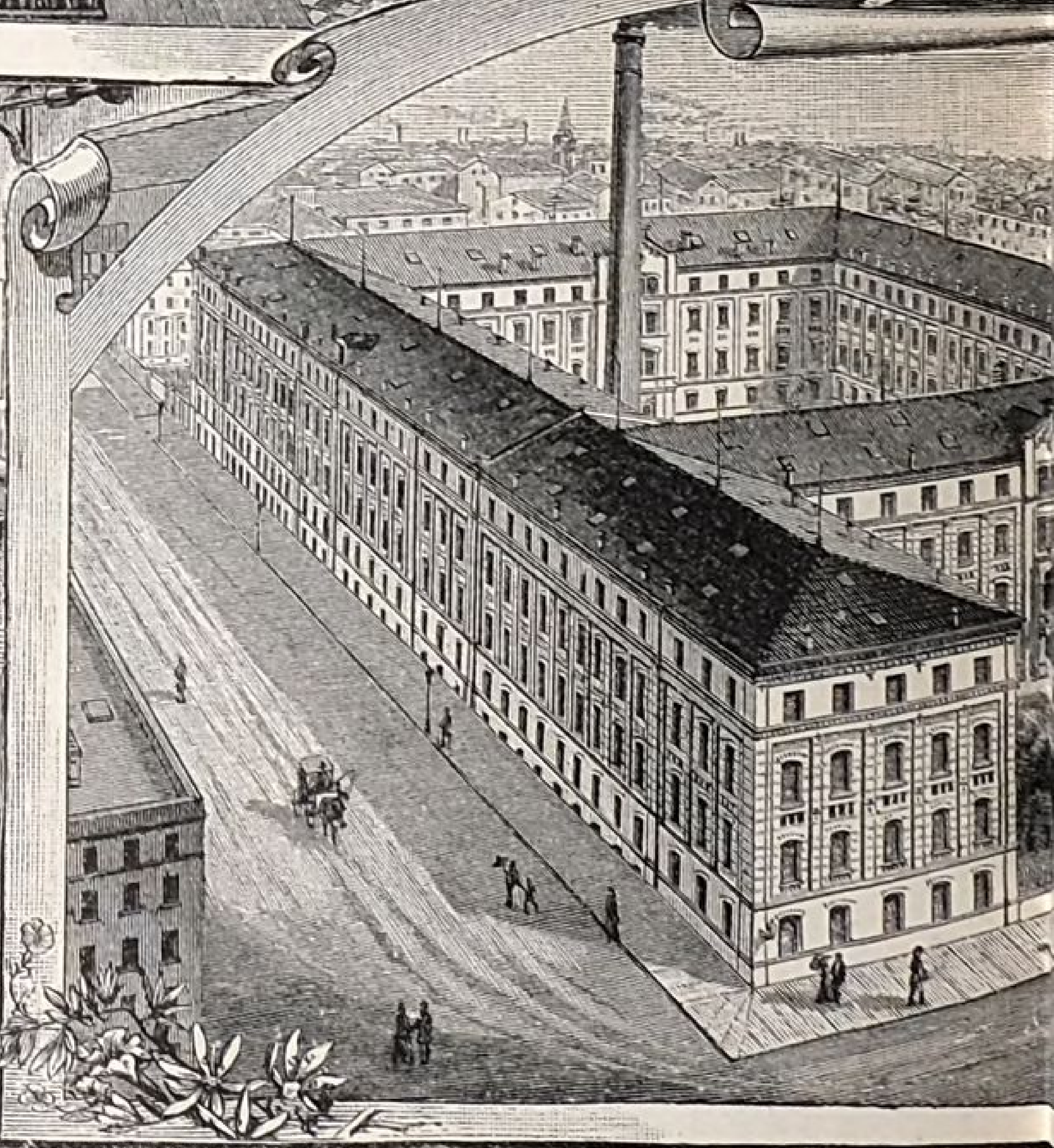
Technische Werkstätten des

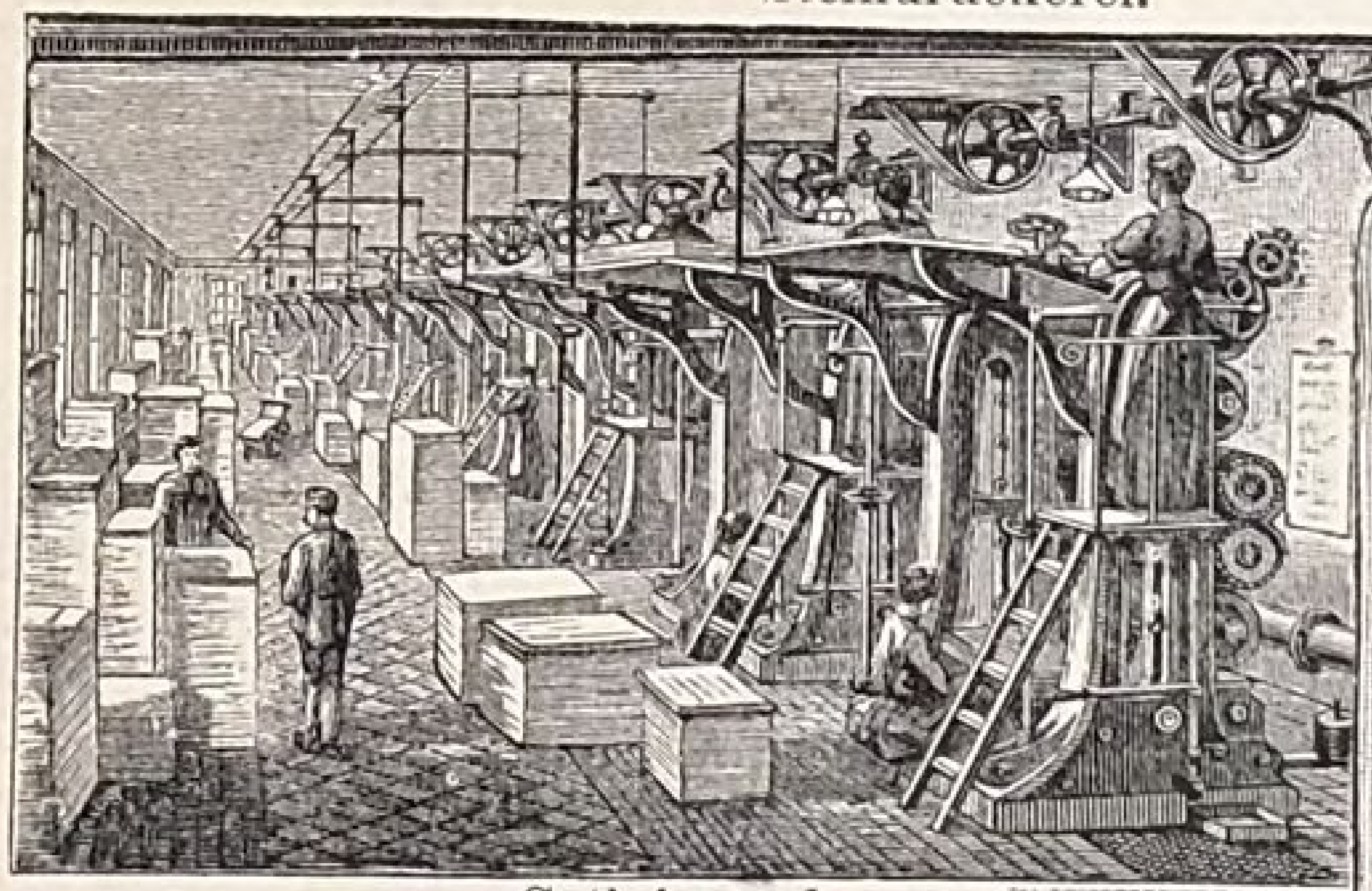


Steindruckerei.



Buchb





Satiniersaal.



Kartolithographische Anstalt.



Chromolithographische Anstalt.



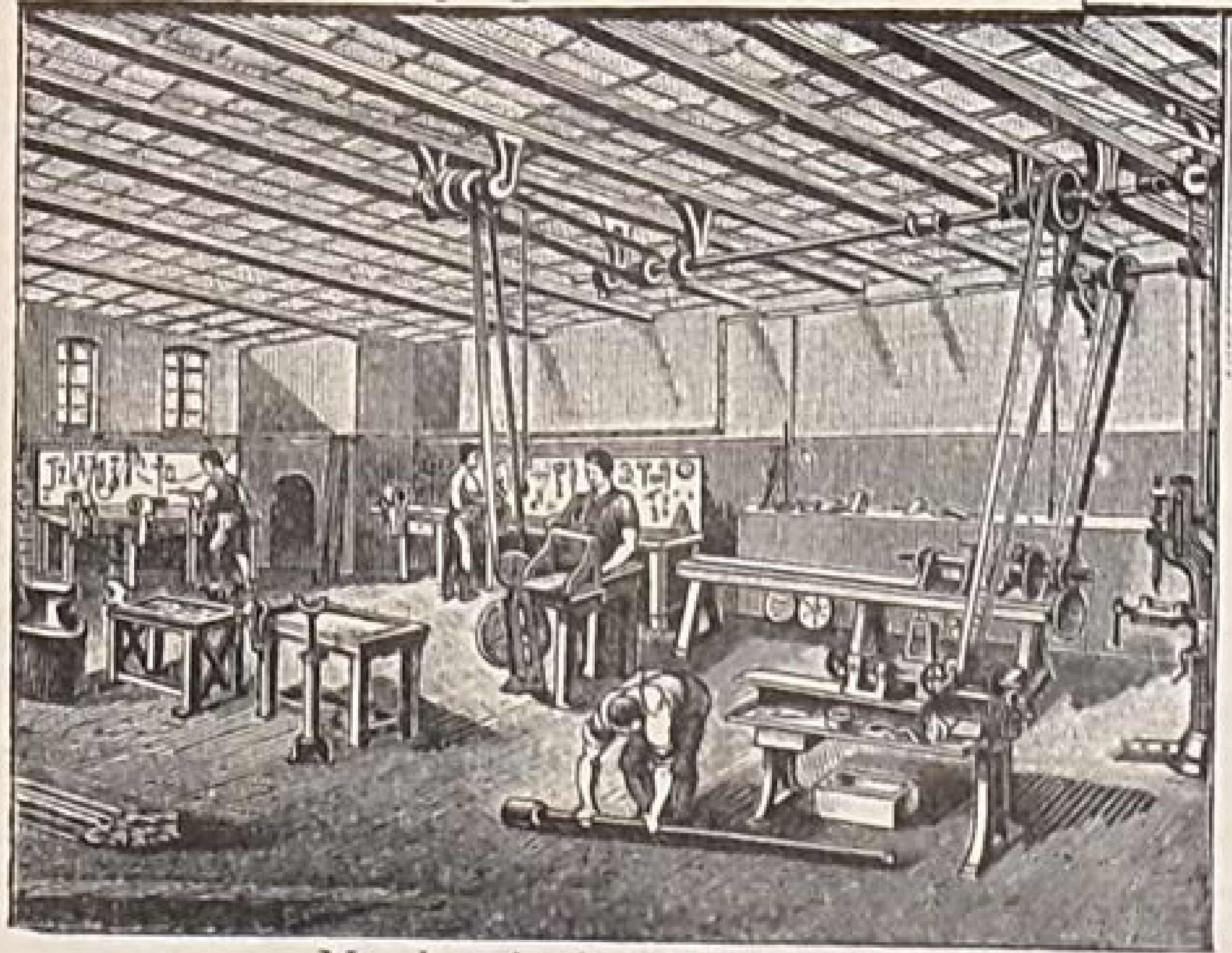
Stereotypengießerei.



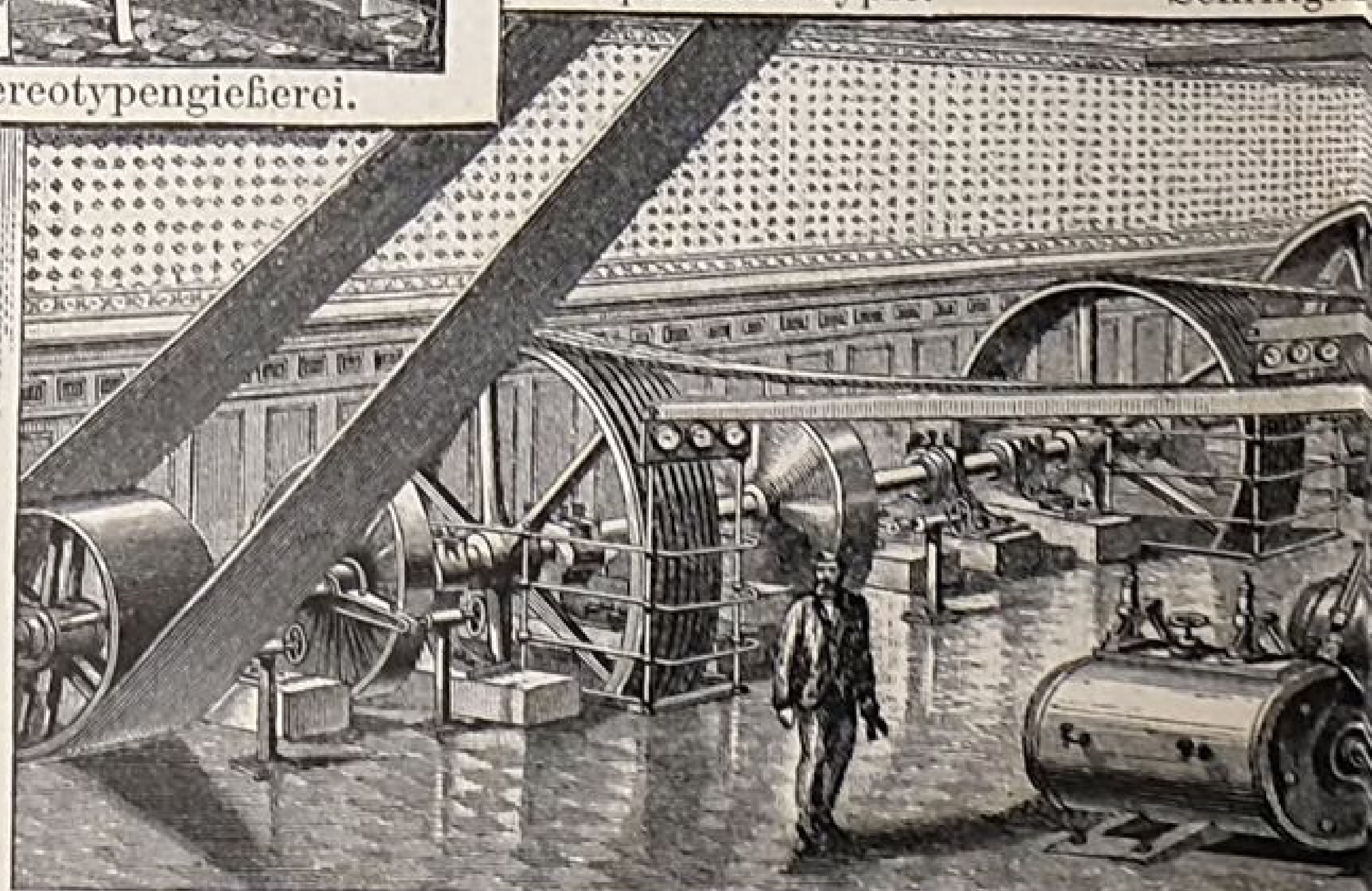
Papierstereotypie.



Schriftgie



Mechanische Werkstatt.



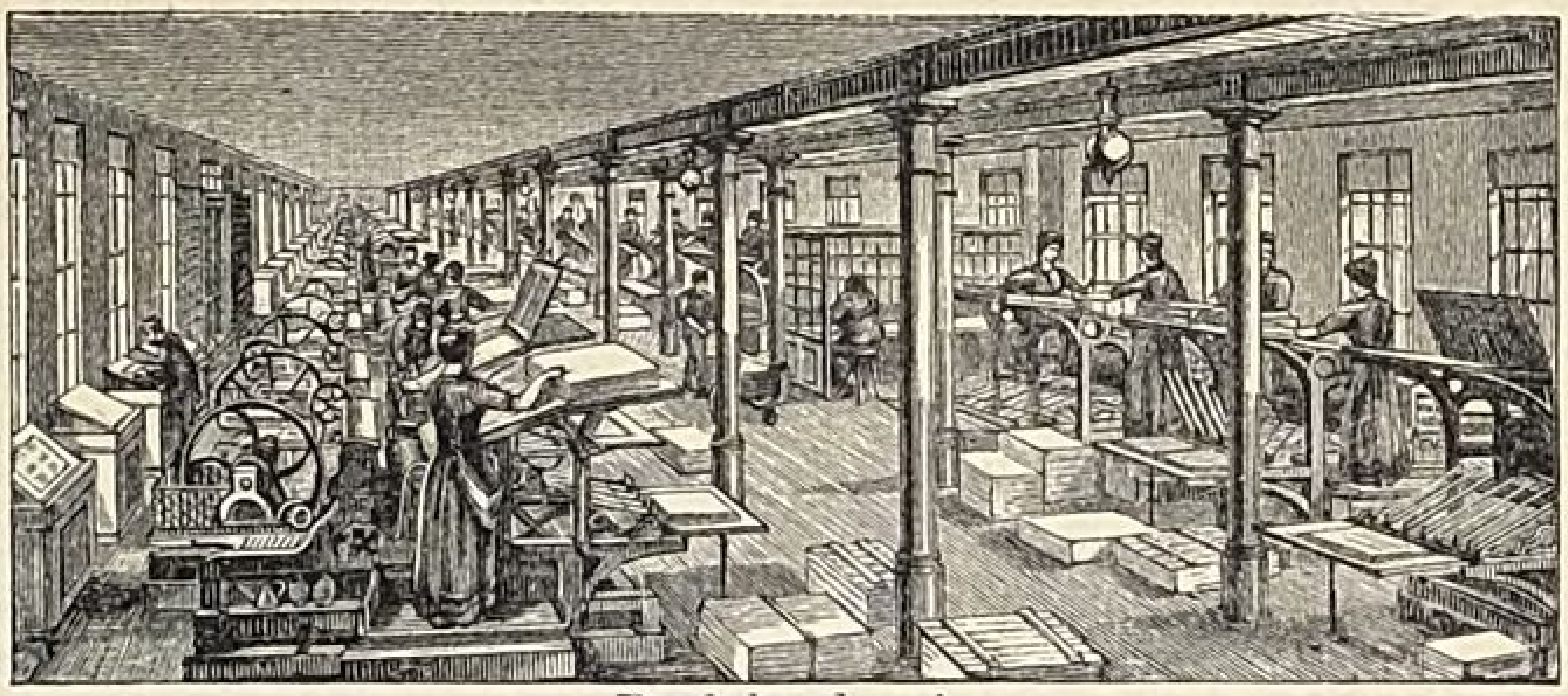
Dampfmaschinen- un

Bibliographisches In

ätten des Bibliographischen Instituts.

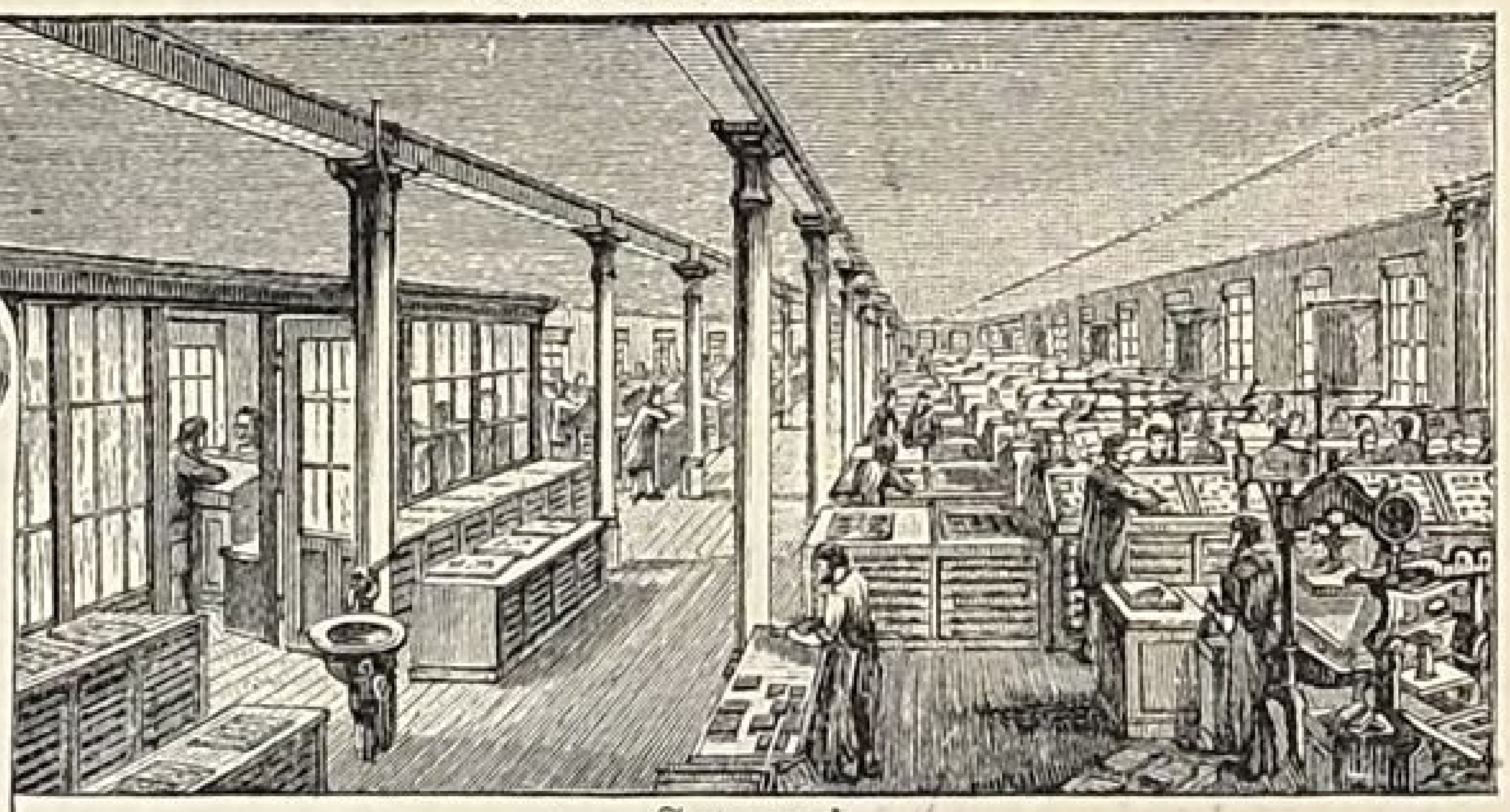


inderei.

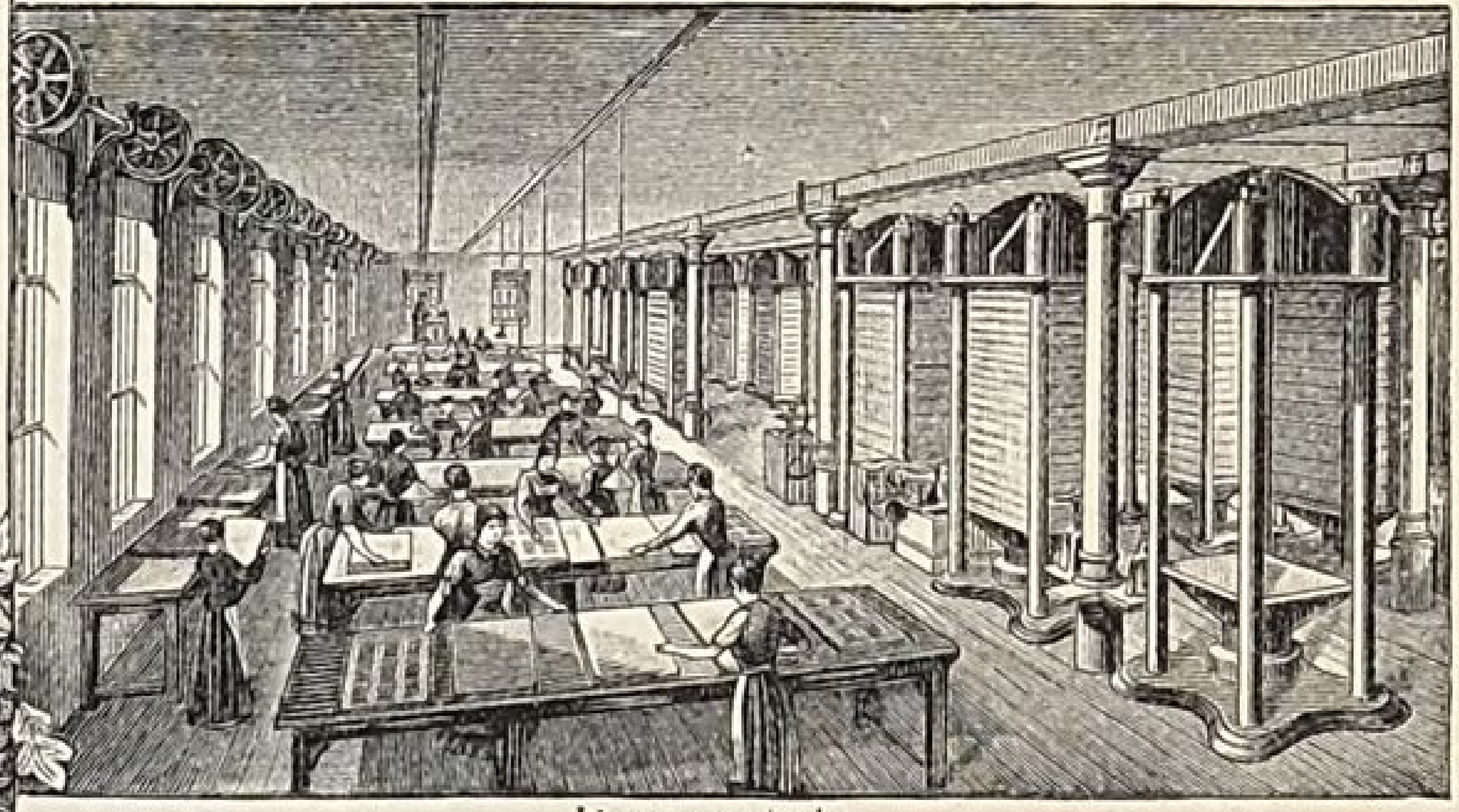


Buchdruckerei.





Setzerei.



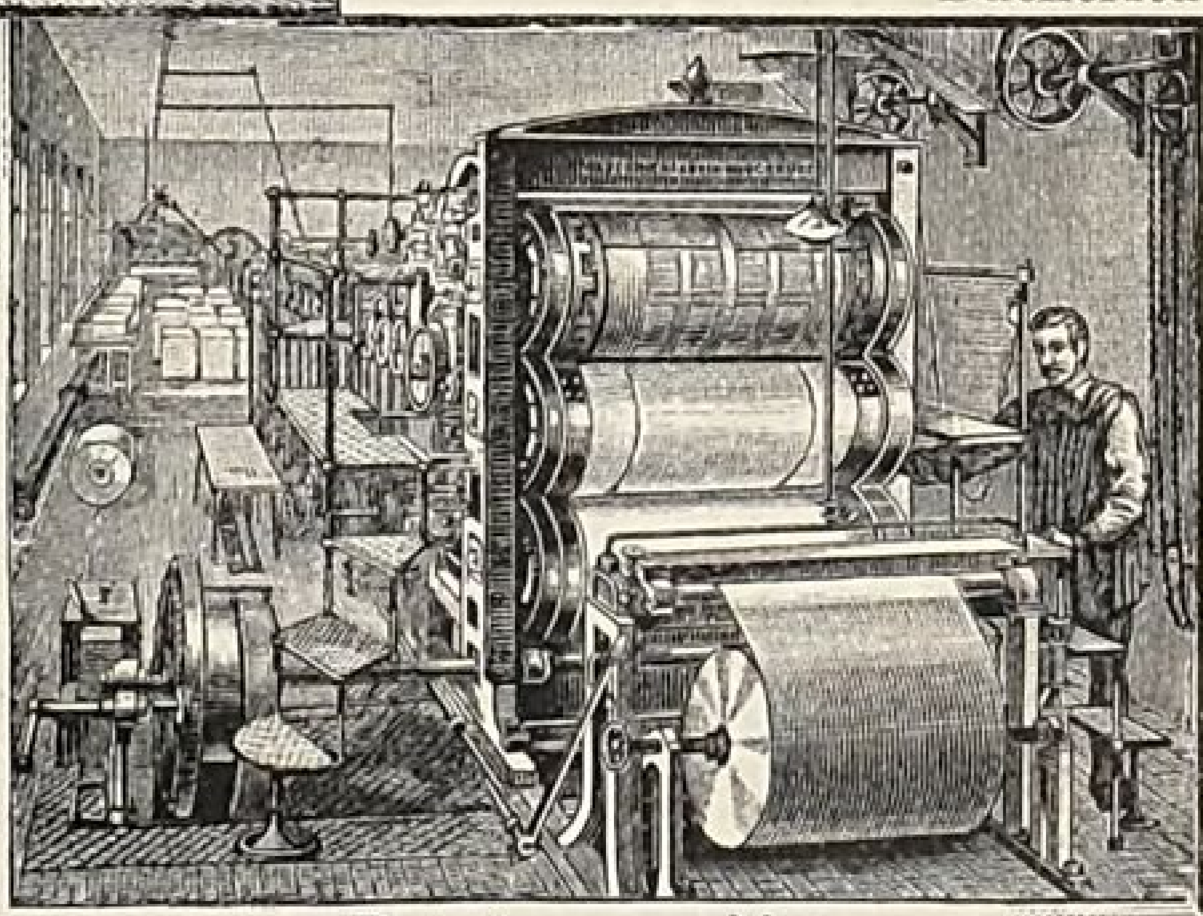
Bücherstube.



erei.



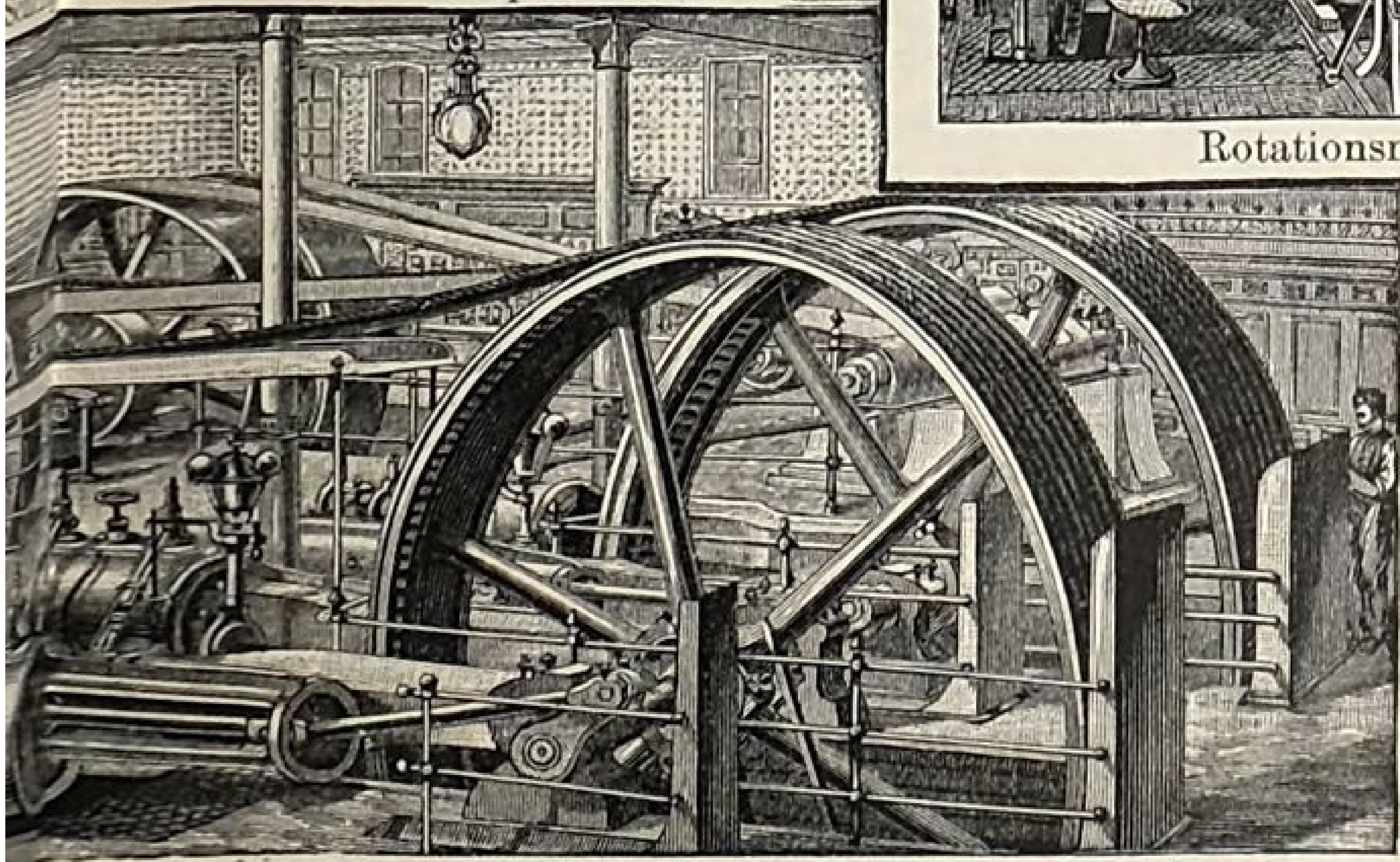
Kupferdruckerei.



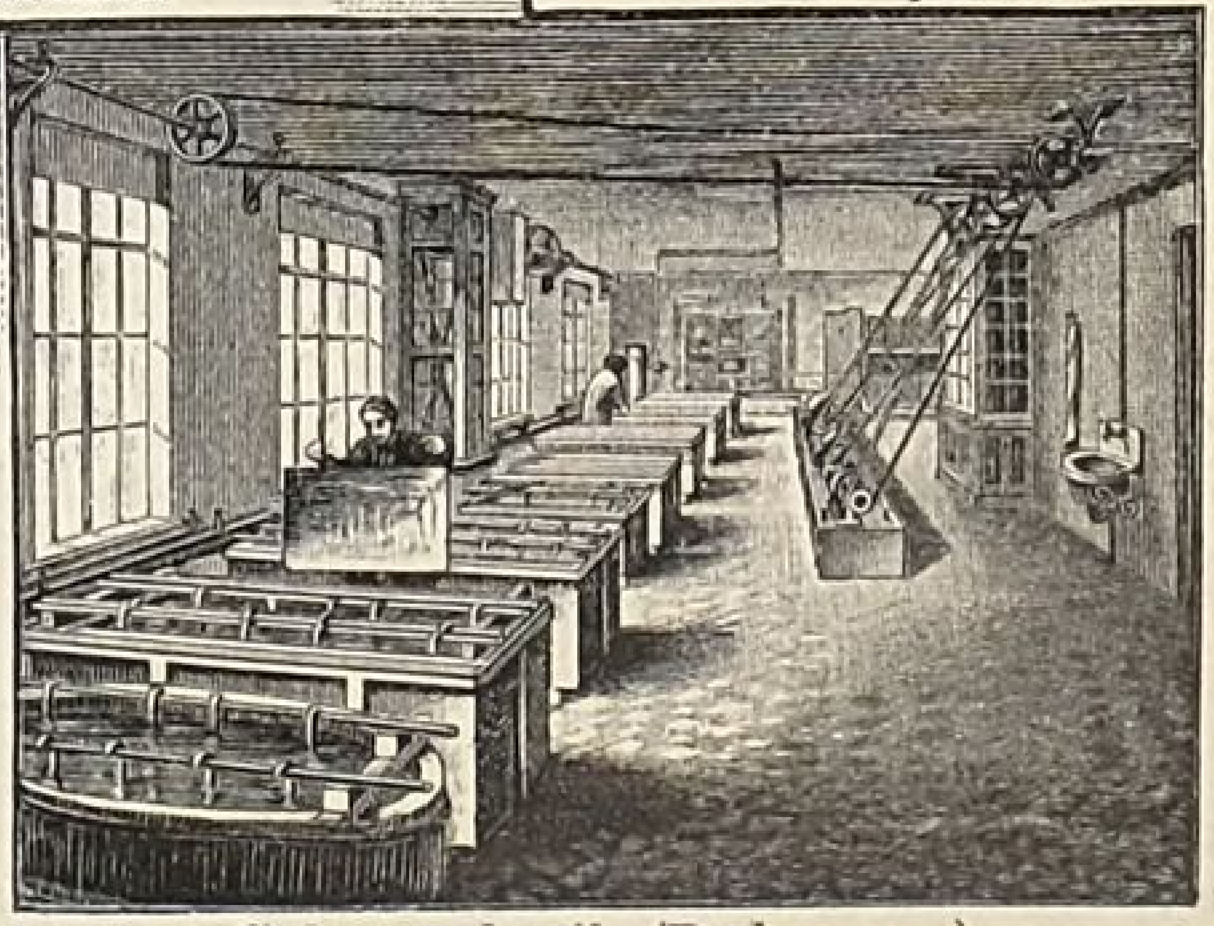
Rotationsmaschine.



Galvanoplastik.



d Lichtmaschinenraum.



Galvanoplastik (Bäderraum).

astitut in Leipzig.

mit den *Speiseräumen* für das männliche und weibliche Personal. Die Mitte des ersten Geschosses ist von der *Hauptexpedition, Auslieferung* und *Kasse*, also den Kontoren der Buchhandlung, und der daranstoßende vordere Teil des rechten Flügels vom *Hauptverlagslager* mit zugehörigem Kontor der Lagerbuchführung und Kontrolle der Ablieferungen aus den Buchbindereien in Anspruch genommen. Dem *Archiv* des Hauses ist ein in der Nähe liegendes Nebenzimmer eingeräumt.

Der **zweite Stock** gehört mehr ruhigen und der Ruhe bedürftigen Beschäftigungen an. Den linken Flügel nimmt die *Setzerei* ein, mit einem abgeschlossenen Raum für den Faktor und die Korrektoren; nebenan befinden sich die *Papierstereotypie, Stereotypengießerei* und *Schriftgießerei* mit 16 Gieß- und Hilfsmaschinen, das *Schriftenlager*, die *Tischlerei* mit mehreren Hilfsmaschinen, die *Galvanoplastik* mit 5 Hilfsmaschinen sowie 2 Dynamo- und 1 magnetelektrischen Maschine sowohl zur Erzeugung des für die verschiedenartigen Bäder erforderlichen Stroms als zur Ladung der außer der regelmäßigen Betriebszeit Verwendung findenden Akkumulatoren. Neben der Galvanoplastik befindet sich das *Klischee-* und *Holzstöckelager*. Im Mittelbau reihen sich an die Setzerei die Büreaus der technischen Leitung, der Materialienverwaltung, der Chefs und die Bibliothek aneinander. Auf dem rechten Flügel liegen die Redaktionszimmer, die Vertriebsabteilung, die Buchführung und das Kunstlager.

Das **dritte Geschoß** wird von der *Buchbinderei, Broschieranstalt, Putzerei*, dem *Karten- und Bilderlager* und den *Trockenräumen* für die Steindruckerei eingenommen. Die Buchbinderei arbeitet mit 3 Doppelfalzmaschinen, 1 Walzwerk, 16 Drahtheftmaschinen, 13 Schneidemaschinen (darunter vier Dreischneider und vier mit selbstthätiger Einpressung), 3 Rückenrundmaschinen, 2 Abpreßmaschinen, 1 Pappenschere, 1 Pappenkreisschere, 1 Ritz- und Nutmaschine, 18 Stockpressen, 12 Vergoldepressen, 5 Futteralheft- und Nutmaschinen, 1 Perforiermaschine, 2 Messerschleifmaschinen und 12 kleinern Hilfsmaschinen.

Die Treppen und Aufzüge setzen sich ins **Dachgeschoß** fort, welches in der Hauptsache als Rohlager dient und unter anderm ein Wasserreservoir enthält, das vermittelst einer Wanddampfpumpe (Patent Klein) aus dem Brunnen des Hauses gespeist wird, und von dem sämtliche Räume des Hauses ihren Bedarf an Wasser empfangen.

In jedem Geschoß sind für das männliche und weibliche Personal besondere Garderoberäume und Aborte vorhanden.

Bei den *Transmissionen* sind in fast sämtlichen Räumen Deckenlager und Winkelräder vermieden, die Wellen liegen an den Mauern oder in unterirdischen Kanälen, und alle Transmissionsverbindungen geschehen geräuschlos durch Riemen. Dadurch, daß alle Maschinen unter dem Boden ihren Antrieb haben, ist die Gefahr, welche Riemenführung in den Arbeitsräumen mit sich bringt, auf das geringste Maß eingeschränkt. Einige Maschinen werden durch Elektromotoren angetrieben; die letztern finden auch häufig nach der regelmäßigen Betriebszeit, also für Überarbeit, Verwendung.

Der Maschinenbetrieb in den einzelnen größern Arbeitsräumen kann durch Friktionskuppelungen zu augenblicklichem Stillstand gebracht werden, auch können durch ebensolche Kuppelungen die beiden Dampfmaschinen vereinigt oder jede für sich für den Betrieb sowohl als für die beiden der *elektrischen Beleuchtung* dienenden Dynamomaschinen Verwendung finden.

Zum Betrieb der vorstehend aufgeführten 200 Maschinen sowohl als der 3 Dynamomaschinen (System »Gramme«) von 960 Ampère Stromstärke für die elektrische Beleuchtung sind 2 Compound-Dampfmaschinen mit Kondensation von ca. 240 Pferdekräften und 3 Kessel von 504 qm Heizfläche vorhanden, die auch den Dampf für die Heizung sämtlicher Räume, Gänge, Treppenhäuser und für technische Zwecke liefern. Zu erwähnen ist hierzu, daß im ganzen Haus kein Gramm Kohle direkt zu Heizzwecken verwendet wird, was nicht wenig die Reinhaltung der Räume erleichtert. Da alles Kondensationswasser aus den Dampfleitungen wieder nach dem Vorwärmer zurückgeführt wird, so ist der Kohlenverbrauch ein auffallend geringer. — Das den Kesseln seiner starken Kalkhaltigkeit halber sehr gefährliche Speisewasser wird mittels eines Dervaux-Reisertschen Wasserreinigungsapparates mit gutem Erfolg geklärt. — Für Feuerlöschzwecke findet die in mehrfacher Abzweigung nach allen Korridoren geführte städtische Wasserleitung Verwendung.

Die *Ventilation* wird teils durch Luftbefeuchtungsapparate und Ventilatoren sowie anderenteils durch Essenrohre oder Luftzüge in den Mauerpfeilern mit verstellbaren Jalousien vor denselben ausreichend bewirkt.

Wirft man einen allgemeinen Überblick auf die Gesamtanlage, wie sie in vorstehendem kurz geschildert, so lassen sich als leitende Gesichtspunkte erkennen, erstlich in der *baulichen Anordnung:* die Erreichung des kürzesten Weges für das Arbeitsprodukt, um vom Rohmaterial an von Hand zu Hand zu gehen und an das Ende seiner Bestimmung zu gelangen, also möglichste Zeit- und hierdurch Geldersparnis; sodann in den *mechanischen Einrichtungen:* thunlichste Ersparnis an mechanischer Menschenkraft, dafür aber ausgedehnteste Ausnutzung der Maschinenkraft, wobei alle Maschinen nur von bewährtester Konstruktion gewählt wurden, nach dem Grundsatz: das Beste ist das Billigste. Als eine Folge dieses Grundsatzes ist noch auf den ungewöhnlich raschen Gang aller Maschinen hinzuweisen: er beträgt für die ausschließlich für Werkdruck Verwendung findende Rotationsmaschine 7000, für die übrigen Schnellpressen 1140 und 1320, die Satiniermaschinen 1200, die lithographischen Schnellpressen 600 und 700 Umdrehungen pro Stunde und erhebt somit die Leistungen derselben über die durchschnittliche Leistungsfähigkeit in den meisten Druckereien.

Wie aus dem eben beendeten Rundgang ersichtlich, wird das Buch in allen seinen Teilen an Ort und Stelle fertig gestellt, so daß das eingehende weiße Papier von hier aus als gebundenes Werk in die Welt wandert.

Über die Leistungsfähigkeit der Hauptwerkstätten geben nachstehende Zahlen aus der jährlichen Durchschnitts-Produktion Aufschluß: Buchdruckerei 80 Millionen Drucke, Steindruckerei 15½ Millionen Drucke, Satiniersaal 100 Millionen Durchzüge, Buchbinderei außer 2½ Millionen Broschüren 400,000 gebundene Bücher. Das im Haus beschäftigte Personal schwankt zur Zeit zwischen 600 und 630 Personen.

eisbedeckten Kibo (5700 m) erstieg. Er schrieb nun das Prachtwerk »Zum Schneedom des Kilima Ndscharo« (Berl. 1888). Eine zweite, großartig angelegte Expedition Meyers nach Zentralafrika erfuhr im folgenden Jahre durch den Araberaufstand unter Buschiri ein vorzeitiges Ende. M. selbst wurde nebst seinem Begleiter O. Baumann gefangen genommen, aller seiner Habe beraubt und nur gegen ein hohes Lösegeld freigegeben, worauf er nach Europa zurückkehrte (vgl. Baumann, In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes, Wien 1889). Aber schon im September 1889 unternahm M., begleitet von dem österreichischen Alpinisten L. Purtscheller, aufs neue den Marsch zum Kilima Ndscharo, den er von Mombassa durch englisches Gebiet ausführte. Diesmal wurde das gesteckte Ziel wirklich erreicht, der Kibo erstiegen, dessen höchste Spitze Kaiser Wilhelmspitze getauft und zu 6010 m bestimmt wurde, dabei im Kibo ein großer Krater und an seinen Flanken der erste Gletscher in Afrika entdeckt und das ganze Reisegebiet kartographisch aufgenommen. Die Ergebnisse dieser Reise veröffentlichte M. in dem reich ausgestatteten Werk »Ostafrikanische Gletscherfahrten« (Leipz. 1890). Im Frühjahr 1894 besuchte M. die Kanarischen Inseln und schrieb darüber »Die Insel Tenerife« (Leipz. 1896).

Politiker.

4) **Bernhard, Ritter von**, ultramontaner Politiker, geb. 13. Dez. 1810 zu Sursee im Kanton Luzern, gest. 29. Aug. 1876 in Wien, studierte erst in seiner Heimat, dann 1832—35 in Deutschland und Frankreich Philosophie und die Rechte, wurde 1836 zweiter Staatsschreiber in Luzern und trat in der politischen Bewegung erst als Liberaler auf, ging aber allmählich ins Jesuitenlager über. Die ultramontane Partei wählte ihn 1841 zum ersten Staatsschreiber des Kantons, den er fortan auch auf der Tagsatzung vertrat. Mit Siegwart Müller an der Spitze der »Religionsfreunde« stehend, sprach er zwar gegen die Berufung der Jesuiten nach Luzern, war aber einer der Gründer des Sonderbundes und wurde 1847 nach Wien gesandt, um Waffen und Geld für denselben zu erlangen und bei Metternich die Intervention der Mächte zu betreiben. Nach Niederwerfung des Bundes 1847 flüchtete er nach Wien, 1848 nach München, von wo er 1851 nach Österreich berufen und Sektionsrat im Ministerium des Innern unter Bach wurde. An den Verfassungsarbeiten des letztern und dem Konkordat hatte er einen bedeutenden Anteil und war Preßleiter. Unter Schmerling ward er in die innere Verwaltung versetzt, von Belcredi aber zum Vorstand des Präsidialbüreaus und Protokollführer der Ministerkonferenz ernannt. Er verfaßte die meisten Thronreden und Manifeste. Unter Beust ließ er sich pensionieren. Vgl. die von seinem Sohn herausgegebenen »Erlebnisse des Bernh. Ritter von M. ꝛc.« (Wien 1875, 2 Bde.), deren erster Band über den Sonderbundskrieg interessantes Material enthält.

5) **Alexander**, Politiker und Publizist, geb. 22. Febr. 1832 in Berlin, studierte daselbst die Rechte und widmete sich der journalistischen Laufbahn. Er war 1866—71 Sekretär der Handelskammer in Breslau, hierauf bis 1876 Generalsekretär des deutschen Handelstags in Berlin und dann bis 1879 Chefredakteur der »Schlesischen Presse« in Breslau. Er lebt seitdem wieder in Berlin. 1876—88 und 1892—1893 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1881 des Reichstags, wo er anfänglich der nationalliberalen Partei, nach der Sezession der deutschen freisinnigen Partei angehörte und jetzt Mitglied der freisinnigen Vereinigung ist.

Gelehrte.

6) **Heinrich August Wilhelm**, namhafter Theolog, Bruder von M. 1), geb. 10. Jan. 1800 in Gotha, gest. 21. Juni 1873 in Hannover, widmete sich in Jena dem Studium der Theologie und ward 1823 Pfarrer zu Osthausen, von wo er 1830 nach Harste bei Göttingen, 1837 als Superintendent nach Hoya und 1841 als Konsistorialrat u. Superintendent nach Hannover berufen wurde und 1865 in den Ruhestand trat. Von seinen Werken sind hervorzuheben eine lateinische Ausgabe der »Symbolischen Bücher« (Götting. 1830), vornehmlich aber sein seit 1832 erscheinender, in seinen einzelnen (16) Bänden fortwährend neu aufgelegter »Kritisch exegetischer Kommentar zum Neuen Testament«, von Lünemann, Huther und Düsterdieck vervollständigt, von B. und J. Weiß fortgeführt.

7) **Jürgen Bona**, philosoph. Schriftsteller, geb. 25. Okt. 1829 in Hamburg, studierte in Bonn und Berlin Naturwissenschaften und Philosophie, ward 1862 Privatdozent der Philosophie und Lehrer derselben an der Kriegsakademie zu Berlin, 1868 ordentlicher Professor der Philosophie zu Bonn, wo er noch wirkt. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »De principiis Aristotelis in distributione animalium adhibendis« (Berl. 1854); »Aristoteles' Tierkunde« (das. 1855); »Die Idee der Seelenwanderung« (Hamb. 1861); »Über Fichtes Reden an die deutsche Nation« (das. 1862); »Kants Psychologie, dargestellt und erörtert« (Berl. 1869); »Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze« (Bonn 1870, 2. Aufl. 1874); »A. Schopenhauer als Mensch und Denker« (Berl. 1872); »Weltelend und Weltschmerz« (Bonn 1872); »Zum Bildungskampf unsrer Zeit« (das. 1875); »Leitfaden zur Geschichte der Philosophie« (das. 1882); »Probleme der Lebensweisheit« (Berl. 1887). M., der zur kantischen Richtung gehört, hat sich vornehmlich um die Würdigung des Aristoteles als Naturforscher sowie um pädagogische, Schul- und Universitätsreformen Verdienste erworben.

8) **Leo**, Sprachforscher, geb. 3. Juli 1830 in Bledeln bei Hannover, studierte seit 1849 in Göttingen und Berlin, habilitierte sich 1856 in Göttingen und wurde 1862 außerordentlicher Professor daselbst, 1865 ordentlicher Professor der deutschen und vergleichenden Sprachkunde in Dorpat; 1877 wurde er zum Wirklichen Staatsrat ernannt. M. hat sich besonders auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft Verdienste erworben. Er veröffentlichte zu den klassischen Sprachen: »Der Infinitiv der Homerischen Sprache« (Götting. 1856); »Bemerkungen zur ältesten Geschichte der griechischen Mythologie« (das. 1857); »Gedrängte Vergleichung der griechischen und lateinischen Deklination« (Berl. 1862); »Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache« (das. 1861—65, 2 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1, 1882—84); »Griechische Aoriste« (das. 1879); »An im Griechischen, Lateinischen und Gotischen« (das. 1880); zu andern Sprachen: »Über die Flexion der Adjektiva im Deutschen« (das. 1863); »Die gotische Sprache, ihre Lautgestaltung insbes. im Verhältnis zum Altindischen, Griechischen und Lateinischen« (das. 1869); »Livländische Reimchronik« (Paderb. 1876).

9) **Rudolf Hermann**, volkswirtschaftl. Schriftsteller, geb. 10. Dez. 1839 in der Provinz Brandenburg, studierte seit 1858 in Berlin, arbeitete unter H. Wageners Leitung in der konservativen Presse seit

1867 auf dem Gebiete der Sozialpolitik und trat in intime Beziehungen mit Rodbertus, von dem er »Briefe (an M.) und sozialpolitische Aufsätze« herausgab (Berl. 1880–81, 2 Bde.). 1870–74 war er Redakteur der »Berliner Revue«. Wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck und der Minister Camphausen und Falk in seiner Schrift »Politische Gründer und die Korruption in Deutschland« (Leipz. 1877) zu Gefängnisstrafe verurteilt, begab er sich ins Ausland und lebt jetzt in Wien, wo er 1877–82 sowie 1893–94 als Redakteur am Wiener »Vaterland« thätig war. Er schrieb noch: »Der Emanzipationskampf des vierten Standes« (Berl. 1872–74, 2 Bde.; Bd. 1, 2. Aufl. 1882); »Ursachen der amerikanischen Konkurrenz« (das. 1883); »Heimstätten- und andre Wirtschaftsgesetze der Vereinigten Staaten, von Kanada, Rußland, China, Indien, Rumänien, Serbien und England« (das. 1883); »La question agraire« (Par. 1887) und »Le mouvement agraire« (das. 1889, beide mit G. Ardant); »Der Kapitalismus fin de siècle« (Wien 1893); »Das Sinken der Grundrente« (das. 1894); »Hundert Jahre konservativer Politik u. Litteratur« (Bd. 1, das. 1895); »Asyl für Obdachlose« (das. 1896) u. a.

10) Paul, franz. Philolog, geb. 17. Jan. 1840 in Paris, besuchte die École des chartes, wurde 1863 Kustos der Manuskripte der großen Bibliothek in Paris, 1866 Archivar am Reichsarchiv, 1876 Professor am Collège de France und an der École des chartes, 1882 Direktor der letztern. Auf wiederholten Reisen nach England hat er die französischen Handschriften der dortigen Bibliotheken erforscht. Er schrieb: »Recherches sur l'épopée française« (1867); »Alexandre le Grand dans la littérature française du moyen-âge« (1886, 2 Bde.). Auch gab er eine Anzahl altfranzösischer Werke heraus, z. B.: »Flamenca« (1865), »La Chanson de la croisade contre les Albigeois« (1875–79, 2 Bde.), »Daurel et Beton« (1881), »Raoul de Cambrai« (1882), eine Übersetzung des »Girart de Roussillon« (1884), »L'Histoire de Guillaume le Maréchal« (1891–94, 2 Bde.) sowie den »Recueil d'anciens textes bas-latins, provençaux et français« (1874–77, 2 Tle.) u. a. 1872 begründete er mit G. Paris die Zeitschrift »Romania«.

11) Georg, Staatsrechtslehrer, geb. 21. Febr. 1841 in Detmold, studierte in Jena, Heidelberg, Göttingen und Berlin, habilitierte sich 1868, nachdem er eine Zeitlang im juristischen Vorbereitungsdienst sowie beim Statistischen Büreau in Jena beschäftigt gewesen, an der Universität Marburg, ward 1872 hier zum außerordentlichen Professor ernannt, 1875 als Ordinarius nach Jena und 1889 nach Heidelberg berufen. 1881–90 war er Mitglied des deutschen Reichstags und gehörte hier der nationalliberalen Partei an. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Das Recht der Expropriation« (Leipz. 1868); »Grundzüge des norddeutschen Bundesrechts« (das. 1868); »Staatsrechtliche Erörterungen über die deutsche Reichsverfassung« (das. 1872); »Das Studium des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften in Deutschland« (Jena 1875); »Lehrbuch des deutschen Staatsrechts« (Leipz. 1878, 4. Aufl. 1895); »Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts« (das. 1883–84, 2 Bde.; 2. Aufl. 1893–94); »Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete« (das. 1888); »Der Anteil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung« (Jena 1889). In Marquardsens »Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart« bearbeitete er das Staatsrecht des Großherzogtums Sachsen-Weimar (Freiburg 1884).

12) Gustav, Sprachforscher, geb. 25. Nov. 1850 zu Großstrelitz in Oberschlesien, studierte in Breslau Philologie und Sprachwissenschaft, promovierte daselbst 1871 mit der Dissertation »De nominibus graecis compositis«, war 1871–74 Lehrer am Gymnasium in Gotha, habilitierte sich 1876 an der Universität Prag, wurde 1877 zum außerordentlichen, 1881 zum ordentlichen Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft in Graz ernannt. Seit 1875 unternahm er wiederholte Studienreisen nach Italien, Griechenland und dem Orient. Seine Hauptwerke sind: »Die mit Nasalen gebildeten Präsensstämme« (Jena 1873); »Zur Geschichte der indogermanischen Stammbildung u. Deklination« (Leipz. 1875); »Griechische Grammatik« (das. 1880; 3. Aufl., das. 1896); »Albanesische Studien« (Wien 1883–95, 4 Tle.); »Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde« (Berl. 1885; 2. Bd., Straßb. 1892); »Reiseskizzen aus Griechenland und Italien« (Graz 1886); »Albanesische Grammatik« (Leipz. 1888); »Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung« (Stuttg. 1890); »Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache« (Straßb. 1891, vom Institut de France mit dem Volneypreis gekrönt); »Neugriechische Studien« (Wien 1894–95, 4 Tle.).

13) Eduard, deutscher Geschichtsforscher, geb. 25. Jan. 1855 in Hamburg, studierte in Bonn und Leipzig Philologie und Altertumswissenschaft, erwarb in Leipzig 1875 die philosophische Doktorwürde, verlebte die nächsten Jahre in Konstantinopel, habilitierte sich 1879 als Privatdozent der alten Geschichte an der Universität Leipzig, ward 1885 ordentlicher Professor in Breslau und 1889 in Halle. Er schrieb: »Geschichte des Altertums« (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1884 u. 1893); »Geschichte des alten Ägyptens« (in der »Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen«, hrsg. von Oncken, Berl. 1888) und zahlreiche kleinere Schriften.

[Kunstschriftsteller.] 14) Heinrich, Kunst- und Altertumsforscher, vertrauter Freund Goethes, geb. 16. März 1760 in Zürich, gest. 14. Okt. 1832 in Weimar, widmete sich der Malerei zuerst unter Füßli in Zürich, seit 1784 in Rom, Neapel und Venedig, hielt sich 1788 in Rom auf, wo Goethe ihn kennen lernte, ging 1789 nach der Schweiz und erhielt durch die Vermittelung Goethes 1792 eine Professur an der neuerrichteten Zeichenakademie in Weimar. 1795 ging er abermals nach Italien, bis ihn 1797 der Einmarsch der Franzosen zur Rückkehr zwang. Er begab sich zunächst nach der Schweiz, wo er mit Goethe zusammenkam und den Plan zu den »Propyläen« entwarf, sodann wieder nach Weimar. Der Umstand, daß ihm 1806 in den Kriegsunruhen eine Mappe mit seinen wertvollsten Skizzen entwendet wurde, veranlaßte ihn, sich fortan vorwiegend mit der Geschichte der alten Kunst zu beschäftigen. Er wurde 1807 Direktor der Zeichenakademie in Weimar, welche Stelle er bis an seinen Tod bekleidete. In seinem Testament vermachte er der Stadt Weimar 33,000 Thlr. zur Gründung einer Armenstiftung, die den Namen Meyer-Amalien-Stiftung erhielt. M. schrieb: »Über die Altargemälde von Lukas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar« (Weim. 1813) und »Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen« (fortgesetzt von Riemer, Dresd. 1824–36, 3 Bde.), gab mit Fernow, dann mit Johann Schulze Winckelmanns Werke (das. 1808–20, 8 Bde.) heraus und nahm großen Anteil an den »Horen«, den »Propyläen« und an Goethes »Kunst und Altertum«. Eine Auswahl aus seinen »Kleinen Schriften zur

Kunst« hat P. Weizsäcker (Heilbr. 1886) herausgegeben. Vgl. auch A. Dürr in der »Zeitschrift für bildende Kunst«, 1885.

15) Julius, Kunstschriftsteller, geb. 26. Mai 1830 in Aachen, gest. 16. Dez. 1893 in München, bezog 1848 die Universität Göttingen, lebte dann in Paris und trieb in Heidelberg von 1852 an philosophische und litterarische Studien. 1859 siedelte er nach München über, widmete sich hier immer mehr dem Kunststudium und trat 1861 in den »Grenzboten« mit den ersten Artikeln über moderne Kunst auf. Im Herbst 1872 ward er als Direktor der königlichen Gemäldegalerie nach Berlin berufen und später daselbst zum Geheimen Regierungsrat u. Professor ernannt. 1891 legte er wegen Krankheit sein Amt nieder. Er schrieb: »Geschichte der modernen französischen Malerei« (Leipz. 1866—67); »Correggio« (das. 1871). Auch gab er den Katalog der Gemäldegalerie des Berliner Museums (3. Aufl., Berl. 1891) heraus und begann mit Bode die groß angelegte Publikation der Berliner Gemäldegalerie (das., seit 1886). Seine gesammelten Aufsätze gab K. Fiedler heraus: »Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst« (Leipz. 1895).

16) Franz Sales, kunstgewerblicher Schriftsteller, geb. 9. Dez. 1849 zu Kenzingen in Baden, bildete sich nach dem Besuch des Lehrerseminars in Meersburg seit 1867 an der polytechnischen Hochschule zu Karlsruhe, wurde 1871 daselbst als Lehrer an der Kunstgewerbeschule angestellt und 1879 zum Professor ernannt. Er veröffentlichte: »Ornamentale Formenlehre« (Leipz. 1886, mit 300 Taf.); »Handbuch der Ornamentik« (das. 1888—90; 4. Aufl., das. 1895); »Handbuch der Schmiedekunst« (das. 1888, 2. Aufl. 1893); »Handbuch der Liebhaberkünste« (das. 1889, 2. Aufl. 1891) und im Anschluß daran: »Vorbilder für häusliche Kunstarbeiten« (das. 1888—90); »Musterbuch moderner Schmiedeeisenarbeiten« (Karlsr. 1888—92, 3 Tle.); mit Theod. Krauth das »Schreinerbuch« (Leipz. 1890, 2 Bde.; 3. Aufl. 1895), das »Schlosserbuch« (das. 1891, 2 Bde.) und »Das Zimmermannsbuch« (2. Aufl., das. 1895); mit K. Eyth das »Malerbuch« (das. 1894, 2 Bde.).

[Naturforscher.] 17) Christian Erich Hermann von, Naturforscher, geb. 3. Sept. 1801 in Frankfurt a. M., gest. 2. April 1869, erlernte die Handlung, studierte aber seit 1822 in Heidelberg Kameralwissenschaften u. in München Mineralogie, ward 1834 Mitglied der ständigen Bürgerrepräsentation seiner Vaterstadt, 1837 Kontrolleur bei der deutschen Bundeskassenverwaltung, 1863 Bundestagskassierer und trat 1866 in den Ruhestand. M. entfaltete die regste Thätigkeit als Paläontolog und schrieb: »Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe« (Frankf. 1832); »Die fossilen Knochen von Georgensgmünd« (das. 1834); »Neue Gattungen fossiler Krebse« (Stuttg. 1840); »Beiträge zur Paläontologie Württembergs« (mit Plieninger, das. 1844); »Zur Fauna der Vorwelt« (Frankf. 1845—60, 4 Abtlgn.); »Homoeosaurus und Rhamphorhynchus« (das. 1847); »Die Reptilien und Säugetiere der verschiedenen Zeiten der Erde« (das. 1852). Auch gründete er in Gemeinschaft mit Dunker die seit 1846 ununterbrochen erschienenen, oft durch Beiträge Meyers bereicherten »Palaeontographica« (Kassel, seit Meyers Tod redigiert von Dunker und Zittel). Vgl. Zittel, Denkschrift auf M. (Münch. 1870).

18) Georg Hermann von, Anatom, geb. 16. Aug. 1815 in Frankfurt a. M., gest. daselbst 21. Juli 1892, studierte seit 1833 in Heidelberg und Berlin, ließ sich 1837 in Frankfurt als Arzt nieder, habilitierte sich aber 1840 als Privatdozent in Tübingen, ging 1844 als Prosektor nach Zürich und erhielt dort später die Professur für Anatomie und die Direktion des anatomischen Instituts. 1889 siedelte er nach Frankfurt a. M. über. M. wurde durch seine Arbeiten über die Statik und Mechanik des menschlichen Knochengerüstes und seine Entdeckung der innern Architektur der Knochen der Begründer der physiologischen Richtung der Anatomie. Er schrieb: »Anleitung zu den Präparierübungen« (Leipz. 1848, 3. Aufl. 1873); »Lehrbuch der Anatomie des Menschen« (das. 1856, 3. Aufl. 1873); »Die wechselnde Lage des Schwerpunkts in dem menschlichen Körper« (das. 1863); »Statik und Mechanik des menschlichen Knochengerüstes« (das. 1873); »Unsre Sprachwerkzeuge und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute« (das. 1880); »Studien über den Mechanismus des Fußes« (Jena 1883—88, 3 Hefte); »Mißbildungen des Beckens unter dem Einfluß abnormer Belastungsrichtung« (das. 1886); »Über Sinnestäuschungen« (2. Aufl., Berl. 1872); »Die Entstehung unsrer Bewegungen« (das. 1868); »Stimm- und Sprachbildung« (2. Aufl., das. 1881); »Die richtige Gestalt des menschlichen Körpers« (Stuttgart 1874); »Der Mensch als lebender Organismus« (das. 1877); »Die Ortsbewegung der Tiere« (Hamb. 1890). Seine Schrift über »Die richtige Gestalt der Schuhe« (Zür. 1858) wurde der Ausgangspunkt einer allgemeinen Reform der Fußbekleidung.

19) Heinrich Adolf, Zoolog, geb. 10. Sept. 1822 in Hamburg, gest. 1. Mai 1889 auf Forsteck bei Hamburg, trat in das große Stockgeschäft seines Vaters, gründete in Amerika eine Filiale desselben, übernahm nach dem Tode des Vaters 1848 das weitverzweigte Geschäft, zog sich aber Ende der 50er Jahre von dessen Leitung zurück, zweigte von ihm das Elfenbeingeschäft ab und erbaute für letzteres 1864 in Barmbeck eine Fabrik, welche Weltruf erlangt hat. Seit Ende der 50er Jahre studierte M. in Kiel und Berlin Naturwissenschaft und wandte sich dann der Erforschung des Meeres und seiner Bewohner zu. Mit Karl Möbius schrieb er: »Die Fauna der Kieler Bucht« (Leipz. 1865—72, 2 Bde.), welches Werk ihm die Würde eines Ehrendoktors der Kieler Hochschule einbrachte. Auch sein »Beitrag über die Physik des Meeres« fand große Anerkennung. 1870 wurde M. Mitglied der Ministerialkommission zur Erforschung der deutschen Meere, welcher er lange Jahre präsidierte. Seine Apparate und Untersuchungsmethoden sind von fast allen Kulturvölkern angenommen worden, welche sich mit Meeresuntersuchungen beschäftigen. 1848 gehörte M. der verfassunggebenden Versammlung Hamburgs und seit 1877 dem Reichstag an.

20) Lothar von, Chemiker, geb. 19. Aug. 1830 in Varel a. d. Jade, gest. 12. April 1895 in Tübingen, studierte Medizin in Zürich und Würzburg, dann Chemie in Heidelberg und zeigte hier 1857, daß die Aufnahme des Sauerstoffs ins Blut durch chemische Affinität des Blutfarbstoffs bedingt sei. 1856 ging er nach Königsberg, wo er eine Untersuchung über die Wirkung des Kohlenoxyds auf Blut ausführte. 1858 habilitierte er sich in Breslau als Dozent für Chemie und Physik und übernahm 1859 die Leitung des chemischen Laboratoriums im dortigen physiologischen Institut. 1866 ging er als Professor für verschiedene Naturwissenschaften an die Forstakademie nach Eberswalde, 1868 als Professor der Chemie ans Polytech-

nikum nach Karlsruhe und 1876 in gleicher Eigenschaft an die Universität Tübingen. M. lieferte Untersuchungen über die Beziehungen der spezifischen Wärme zum Atom- und Molekulargewicht, über das Avogadrosche Gesetz, über Isomorphismus zwischen salpetersaurem Natron und kohlensaurem Kalk, über unvollständige Verbrennung und besonders über die Natur der chemischen Elemente, wobei er die Eigenschaften der Elemente als periodische Funktionen der Atomgewichte darzustellen suchte. Seine Schrift »Die modernen Theorien der Chemie« (Bresl. 1864, 6. erweiterte Aufl. 1896) ist als ein wesentlicher Schritt auf dem Wege zur Auffassung der Chemie als der Wissenschaft einer besondern Bewegungsart des Stoffes zu betrachten. Mit Seubert gab er heraus: »Die Atomgewichte der Elemente, aus den Originalzahlen neu berechnet« (Leipz. 1883); außerdem schrieb er: »Grundzüge der theoretischen Chemie« (das. 1890, 2. Aufl. 1893).

21) Oskar Emil, Physiker, Bruder des vorigen, geb. 15. Okt. 1834 in Varel a. d. Jade, studierte in Heidelberg, Zürich und Königsberg erst Medizin, dann Physik, habilitierte sich 1862 als Privatdozent in Göttingen und wurde 1864 Professor der Physik in Breslau. Er arbeitete über Reibung von Flüssigkeiten und Gasen, über Dynamomaschinen und Erdmagnetismus und schrieb: »Die kinetische Theorie der Gase« (Bresl. 1877, 2. Aufl. 1895 ff.); auch gab er Franz Neumanns »Vorlesungen über die Theorie der Elastizität« (Leipz. 1885) heraus.

22) Adolf Bernhard, Zoolog und Anthropolog, geb. 11. Okt. 1840 in Hamburg, studierte seit 1862 in Göttingen, Wien, Berlin, Zürich Naturwissenschaft und Medizin, bereitete sich seit 1867 in Berlin für Reisen vor und ging 1870 nach Celebes, den Philippinen und Neuguinea, von wo er 1873 zurückkehrte. 1874 folgte er einem Ruf an das königliche naturhistorische Museum in Dresden, welches er neu organisierte und zu einem der bestgeleiteten Deutschlands gestaltete. Er veröffentlichte: »Das Hemmungsnervensystem des Herzens« (Berl. 1869); Auszüge aus seinen Neuguinea-Tagebüchern (Dresd. 1875); »Mitteilungen aus dem königlichen zoologischen Museum zu Dresden« (das. 1875—78, 3 Bde.); »Abbildungen von Vogelskeletten« (das. 1879—95, Bd. 1 u. 2); »Publikationen des königlichen ethnographischen Museums zu Dresden« (das. 1881—93, 9 Bde.); »Die Hirschgeweihsammlung zu Moritzburg« (das. 1883—87, 2 Bde.); »Album von Philippinentypen« (das. 1884—90, 2 Bde.); »Gurina im Obergailthal, Kärnten« (das. 1885, Nachtrag 1886); »Das Gräberfeld von Hallstatt« (das. 1885); »Unser Auer-, Rackel- und Birkwild und seine Abarten« (Wien 1887); »Album von Celebestypen« (Dresd. 1889) u. a. Auch übersetzte er Werke von Darwin, Wallace, Sclater und gibt die »Abhandlungen und Berichte des königlich zoologischen und anthropologisch-ethnologischen Museums in Dresden« (Berl., seit 1886) heraus.

23) Viktor, Chemiker, geb. 8. Sept. 1848 in Berlin, studierte seit 1865 dort und in Heidelberg, wurde 1867 Assistent Bunsens, 1871 Professor am Polytechnikum in Stuttgart, 1872 in Zürich, 1885 in Göttingen und 1889 als Nachfolger Bunsens in Heidelberg. M. lieferte epochemachende Arbeiten über Nitroverbindungen der Fettsäurereihe, über die Verschiedenheiten der primären, sekundären und tertiären Nitroverbindungen, über gemischte Azoverbindungen, über Valenz und Verbindungsfähigkeit des Kohlenstoffs und über die Nitrosoverbindungen, er entdeckte die Aldoxime, Ketoxime und das Thiophen, studierte die langsame Verbrennung von Gasgemischen, verbesserte die Methoden der Dampfdichtebestimmung und entdeckte die Zerlegung der Halogenmoleküle bei hohen Temperaturen. Er schrieb: »Pyrochemische Untersuchungen« (mit Langer, Braunschw. 1885); »Chemische Probleme der Gegenwart« (Heidelb. 1890); »Ergebnisse und Ziele der stereochemischen Forschung« (das. 1890); »Tabellen zur qualitativen Analyse« (mit Treadwell, 3. Aufl., Berl. 1891); »Die Thiophengruppe« (Braunschweig 1888); »Aus Natur und Wissenschaft« (Heidelberg 1892); »Lehrbuch der organischen Chemie« (mit Jacobson, Leipz. 1891—95, 2 Bde.); »Märztage im Kanarischen Archipel« (das. 1893).

24) M. Wilhelm, Astronom, geb. 15. Febr. 1853 in Braunschweig, widmete sich anfangs dem Buchhandel, dann aber auf den Universitäten und Sternwarten von Göttingen, Leipzig, Zürich der Astronomie, habilitierte sich 1876 in Zürich als Privatdozent, wurde 1877 Observator an der Sternwarte in Genf, habilitierte sich 1882 daselbst, siedelte aber schon 1883 nach Wien und später nach Berlin über und wurde 1888 Direktor der Gesellschaft Urania für populäre Naturwissenschaft, deren Zeitschrift »Himmel u. Erde« er seit 1889 herausgibt. Er schrieb: »Die Königin des Tages und ihre Familie« (Wien 1885); »Die Entstehung der Erde und des Irdischen« (Berl. 1888); »Mußestunden eines Naturfreundes« (das. 1891) und mehrere andre ähnliche Schriften. Mit Schwalbe gab er die neuern Auflagen von Diesterwegs »Populärer Himmelskunde« (18. Aufl., Berl. 1893) heraus.

Dichter, Schriftsteller.

25) Friedrich Ludwig Wilhelm, Schriftsteller, geb. 28. Jan. 1759 in Harburg, gest. 1. Sept. 1840 auf seinem Gute Großbramsted in Holstein, erhielt 1785 eine Stelle an der Bibliothek zu Göttingen und lebte seit 1789 mehrere Jahre auf Reisen in England, Frankreich und Italien. Außer vergessenen Schau- und Lustspielen schrieb er die vortreffliche Biographie des Schauspieldirektors F. L. Schröder (Hamb. 1819, 2 Bde.; 2. Ausg. 1823). Vgl. »Zur Erinnerung an F. L. W. M.«, Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster u. a. (Braunschw. 1847).

26) (M.-Ziegler), Konrad Ferdinand, hervorragender deutsch schweizer. Dichter und Schriftsteller, geb. 11. Okt. 1825 in Zürich als Sohn des auch als Geschichtschreiber bekannten Regierungsrats Ferdinand M., verbrachte einen Teil seiner Jugend in der französischen Schweiz (Genf und Lausanne), wobei er sich viele Kenntnisse in der französischen Sprache und Litteratur erwarb, studierte in Zürich die Rechte, ohne aber von dieser Wissenschaft gefesselt zu werden, und ergab sich darauf in vollster Unabhängigkeit viele Jahre lang autodidaktischen Geschichtsstudien; so erlangte er jenen Reichtum an historischen Anschauungen und Kenntnissen, der seinen Dichtungen das ihnen eigentümliche Gepräge gibt. Auch machte M. mehrere und längere Reisen, 1857 nach Paris, 1858 nach Rom, ließ sich aber hierauf dauernd in der Heimat nieder und siedelte sich in Kilchberg bei Zürich an, wo er noch jetzt lebt. In die litterarische Welt trat M. erst im reifen Mannesalter ein. Seine Erstlinge: »Zwanzig Balladen« (Stuttg. 1864) und »Romanzen und Bilder« (Leipz. 1871), fanden noch keine sonderliche Beachtung. Um so rascher stieg sein Ruhm, als er auf die originelle Dichtung: »Huttens letzte Tage« (Leipz. 1871, 9. Aufl. 1894), lyrisch-epischer Kranz von Gedichten, und auf das idyllisch-epische Gedicht »Engel-

berg« (das. 1872, 4. Aufl. 1894) seine kraftvollen, farben- und stimmungsreichen Erzählungen und Novellen folgen ließ: »Das Amulet« (das. 1873); »Jürg Jenatsch, eine Bündnergeschichte« (das. 1876, 20. Aufl. 1894); »Der Heilige«, Novelle (das. 1880, 12. Aufl. 1894), eine der vollendetsten historischen Erzählungen der neuern Litteratur; »Der Schuß von der Kanzel« (1878), »Gustav Adolfs Page« (1882), »Plautus im Nonnenkloster« (1882), »Die Leiden eines Knaben« (1883), »Die Hochzeit des Mönchs« (1884), »Die Richterin« (1885), »Die Versuchung des Pescara« (1887), »Angela Borgia« (1890). Die genannten kleinern Erzählungen erschienen auch gesammelt als »Novellen« in 2 Bänden (5. Aufl., Leipz. 1892). In der Form ist M. ein Meister der objektiven Kunst: er drängt sich nicht persönlich zwischen seine Gestalten und den Leser, er macht keine Bekenntnisse, sondern stellt rein gestaltend dar und läßt die Dinge allein wirken. Ausgezeichnet ist er in der Charakteristik nicht bloß der Zeitalter, sondern auch der Individuen; neben seinem »Heiligen« Thomas Becket ist sein Dante in der »Hochzeit des Mönchs« am meisten berühmt. M. ist die männlichste, energiereichste Gestalt unter den neuern Novellisten Deutschlands, und diesen Charakter einer ehernen Energie besitzen auch seine »Gedichte« (Leipz. 1882, 6. Aufl. 1894), deren Mehrzahl auch epischer Art, Balladen und Romanzen sind. Als Balladendichter gilt er als einer der größten deutschen Meister: die Knappheit und Schlagkraft seines Ausdrucks hat noch keiner erreicht. Vgl. Reitler, Konrad Ferdinand M. (Leipz. 1885). — Ein andrer Konrad M., geb. 3. Sept. 1824 zu Winkel im Kanton Zürich, jetzt in Zürich wohnhaft, veröffentlichte: »Gedichte in schweizerischer Mundart« (Zür. 1844; 2. Ausg., Basel 1860); »Die Jungfrau von Orléans«, Heldengedicht (Zür. 1854); »Lieder der Armut« (das. 1856) u. a.

Maler, Kupferstecher, Schauspieler.

27) Johann Georg, Maler, geb. 28. Okt. 1813 in Bremen, daher M. von Bremen genannt, gest. 4. Dez. 1886 in Berlin, bildete sich seit 1834 in Düsseldorf bei Sohn und Schadow, malte seit 1841 daselbst im eignen Atelier und siedelte 1853 nach Berlin über. Er behandelte anfangs biblische Stoffe, seit 1842 aber Szenen aus dem Volksleben, besonders dem hessischen, später vorwiegend heitere und elegische Szenen aus dem Familienleben: das Jubiläum eines hessischen Pfarrers (1843), der Weihnachtsabend, die Wochenstube, das Blindekuhspiel, die Heimkehr des Kriegers, die Überschwemmung (1846), die reuige Tochter (1852, Kunsthalle zu Bremen). Seit seiner Übersiedelung nach Berlin malte er mit Vorliebe und zuletzt fast ausschließlich Szenen aus dem Kinderleben, welches er mit gemütvollem Humor auffaßte. Seine bedeutendsten Bilder dieser Gattung sind: ein Märchen erzählendes Mädchen, die Blindekuh spielenden Kinder, das bescherende Christkindlein unter Kindern, an einem Bach ausruhende Kinder, Großvater und Enkelin, das jüngste Brüderchen, die dem Begräbnis ihres Mannes aus der Ferne zusehende Witwe, die Waise, Naschkätzchen, Willkommen, die feindlichen Nachbarskinder, Hausmütterchen (Berliner Nationalgalerie), die junge Mutter, Vorbereitung zum Feste, die Modellpause. Eine dritte Gruppe seiner Gemälde besteht aus Einzelfiguren junger Mädchen oder aus Gruppen von Figuren (die Erwartung, die Liebeserklärung, die heimliche Korrespondenz, die Liebesbrieflescrin). Meyers Bilder zeichnen sich durch Anmut, Lieblichkeit und sorgfältige Durchführung aus.

28) Klaus, Maler, geb. 20. Nov. 1856 in Linden bei Hannover, besuchte 1875—76 die Kunstschule in Nürnberg, dann die Kunstakademie zu München, wo er Wagner und Löfftz zu Lehrern hatte. Durch das Beispiel und die Unterweisung des letztern auf das Studium der alten, insbes. der niederländischen Meister des 17. Jahrh. gelenkt, eignete er sich schnell eine solche Feinheit des Kolorits und Schärfe der Charakteristik an, daß er in der Darstellung einer holländischen Wohnstube mit zwei Figuren in der Tracht des 17. Jahrh. (holländisches Genre, 1882) den besten niederländischen Genremalern gleichkam. Am meisten erinnert dieses Bild an Pieter de Hoogh und van der Meer von Delft, nur daß M. statt des goldigen, warmen Tones des erstern mehr einen kühlen, dämmerigen Silberton bevorzugt. Ein zweiter Schritt auf dem Gebiet der Interieurmalerei: aus dem Beghinenkloster (1883), brachte ihm auf der Münchener internationalen Kunstausstellung die große goldene Medaille ein. Er malte ferner in ähnlicher Art: im Quartier, die Klosterschüler, die Kannegießer und seit 1883: musizierende Klosterfrauen, Rauchkollegium, alte und junge Katzen (1885, in der Dresdener Galerie), die Würfler (1886, Berliner Nationalgalerie), der Raucher, die Kleinkinderschule (1888), die Urkunde (1889), der Spion (eine Szene aus dem deutsch-französischen Kriege), die Briefleserin (1892). Von 1891—95 war M. Lehrer an der Kunstakademie in Karlsruhe. Mitte 1895 wurde er Lehrer und Professor an der Kunstakademie in Düsseldorf. Er besitzt auch die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung.

29) Hans, Kupferstecher, geb. 26. Sept. 1846 in Berlin, wurde Schüler von E. Mandel, bei dem er sieben Jahre arbeitete, und besuchte gleichzeitig die Kunstakademie. Seine ersten selbständigen Arbeiten waren einige gestochene Porträte nach Photographien und ein Stich des Bildnisses der Infantin Maria Margarete, von Velazquez, im Louvre. 1871 und 1872 hielt er sich in Italien auf, wo unter anderm die Stiche von zwei Studienköpfen (jungen Neapolitanerinnen) entstanden. Nach seiner Rückkehr in die Heimat führte er einen Stich nach Julius Schraders Bildnis des Grafen Moltke aus, der ihm die Mittel zu einer zweiten Reise nach Italien (1874—75) gab, wo er unter anderm eine Zeichnung von Raffaels Poesie in den Stanzen des Vatikans anfertigte. Der Stich danach, der die Figur zum erstenmal inmitten ihrer dekorativen Umrahmung widergibt, beschäftigte ihn bis 1884. Diesem folgten der Stich Maria und Elisabeth mit dem Christuskind und dem kleinen Johannes nach dem Gemälde Morettos im Berliner Museum und die Radierungen nach den Angelischen Bildnissen des deutschen Kronprinzenpaares (1883). 1884 wurde ihm der Unterricht im Kupferstechen und Radieren an der Hochschule für die bildenden Künste übertragen. Von seinen übrigen Werken sind der Stich nach van Dycks Dame mit dem Handschuh im Louvre, eine Radierung nach Rubens' Perseus und Andromeda im Berliner Museum und die Stiche nach E. Geselschaps Malereien im Kuppelraum des Berliner Zeughauses hervorzuheben. Er ist königlicher Professor und besitzt die kleine Medaille der Berliner Ausstellung. Als selbständig schaffender Künstler hat er in einem 19 Bleistiftzeichnungen umfassenden Cyklus: ein Totentanz (auch später von ihm radiert), eine reiche Erfindungsgabe gezeigt

30) Klara, Schauspielerin, geb. 1848 in Leipzig, trat, nachdem sie schon früh in Statistenrollen am

Theater ihrer Vaterstadt mitgewirkt, zuerst im Düsseldorfer Stadttheater auf, wo sie mit der Preziosa ihre schauspielerische Laufbahn eröffnete, ging dann als erste tragische und sentimentale Liebhaberin an das deutsche Theater in Amsterdam, wirkte von 1866—71 am Dessauer Hoftheater und gastierte im Mai des letztern Jahres als Julia, Emilia Galotti und Vicomte von Létorières im königlichen Schauspielhaus zu Berlin, an dem sie nach Lösung ihres Kontrakts mit Dessau sogleich engagiert wurde. Sentimentale und elegisch gefärbte Rollen (Julia, Klärchen, Hero, Maria Stuart u. a.) fanden in ihr eine vortreffliche Vertreterin. Doch bewährte sie sich auch später in leidenschaftlichen Frauenrollen des modernen Schauspiels und im Fach der Salondamen (Minna von Barnhelm). 1891 schied sie aus dem Verbande des königlichen Schauspielhauses, dessen Ehrenmitglied sie wurde. Seitdem gastiert sie.

Meyer, bei naturwissenschaftl. Namen für Ernst Heinrich Friedrich Meyer, geb. 1. Jan. 1791 in Hannover, gest. 7. Aug. 1858 als Professor der Botanik in Königsberg; schrieb: »Geschichte der Botanik« (Königsb. 1854—57, 4 Bde.).

Meyerbeer, Giacomo, eigentlich Jakob Beer (Meyer ist der später hinzugefügte Name seiner Mutter), Opernkomponist, geb. 5. Sept. 1791 in Berlin, gest. 2. Mai 1864 in Paris, Sohn des Bankiers Beer, wurde frühzeitig unter Leitung von Lauska, zeitweilig auch von Clementi zum Klavierspieler ausgebildet und trat als solcher bereits im 9. Jahr an die Öffentlichkeit. Seine spätern Kompositionsstudien leiteten der Kapellmeister B. A. Weber, sodann Zelter und von 1810 an Abt Vogler in Darmstadt, wo Karl Maria v. Weber sein Mitschüler war. Zu jener Zeit komponierte er Kirchenstücke verschiedener Art sowie eine Kantate: »Gott und die Natur«. Hierauf zur dramatischen Komposition übergehend, welcher er fortan alle seine Kräfte widmete, schrieb er die Oper »Jephthas Gelübde«, die in München zur Aufführung kam, aber nur mäßigen Beifall fand. Anfang 1813 ging er nach Wien und lag hier noch zehn Monate lang musikalischen Studien ob. Da auch seine zweite Oper: »Die beiden Chalifen«, sowohl in Wien als in Stuttgart nur geringen Erfolg hatte, vertauschte er seine bisherige, von ernstem künstlerischen Streben zeugende Richtung gegen eine gefälligere und sinnlich effektvollere Kompositionsweise, wozu vielleicht Rossinis Beispiel, dessen glänzendes Gestirn eben im Aufgehen begriffen war, mitwirkte. M. wandte sich 1814 nach Paris und Ende 1815 nach Italien, wo er in dem durch Rossini begründeten neuitalienischen Opernstil für die italienische Bühne eine Reihe von Opern schrieb, von denen aber nur »Emma di Resburgo«, »Margherita d'Anjou« und »Il crociato in Egitto« (»Der Kreuzritter in Ägypten«) in Deutschland bekannt wurden, ohne jedoch hier einen durchgreifenden Erfolg zu haben; die übrigen sind: »Romilda e Constanza«, »La Semiramide riconosciuta«, »L'esule di Granada« und »Almansor«. Sie bekunden sämtlich die von M. eingeschlagene überwiegend auf äußerlichen Effekt zielende Richtung. 1824 nach Paris zurückgekehrt, verband er sich hier mit Scribe, dem gewandten Intrigendramatiker, und dieser Verbindung verdankte die Oper »Robert le Diable« (»Robert der Teufel«) ihre Entstehung, welche, ursprünglich für die Opéra-Comique, dann für die Große Oper bestimmt, 1831 zum erstenmal daselbst aufgeführt, in Frankreich mit einem bis dahin ganz unerhörten Beifall aufgenommen wurde und für den Augenblick selbst die beiden gefeierten Meister jener Tage, Rossini und Auber, verdunkelte. Das Süjet derselben ist trotz mancher Ungereimtheiten in szenischer Hinsicht wirksam und mit außerordentlichem Geschick zusammengestellt. Die Musik ist melodiös, rhythmisch, prägnant und energisch erregend, oft charakteristisch und bezeichnend für die Situation, in hohem Grade geist- und effektvoll instrumentiert. Mit Hilfe dieser Eigenschaften, des Produkts einer talentvollen Begabung, eines spekulativen Raffinements u. einer scharfsinnig reflektierenden Kombinationsgabe, verdeckt M. geschickt manche Blöße seines Künstlertums. Sein nächstes großes Werk war die ebenfalls von Scribe gedichtete, zu Anfang 1835 vollendete, aber erst 29. Febr. 1836 aufgeführte Oper »Les Huguenots«, welche an Reichtum der musikalischen Erfindung, dramatischer Wirksamkeit und geschicktem Gebrauch aller der französischen großen Oper zu Gebote stehenden Kunstmittel den »Robert« noch übertrifft und in Paris wie später in ganz Europa das größte Aufsehen machte. 1842 wurde M. vom König von Preußen als Nachfolger Spontinis zum Generalmusikdirektor ernannt mit der Verpflichtung, vier Monate im Jahr die Berliner Oper zu dirigieren; doch trug die Stellung in Wahrheit fast ganz den Charakter eines Ehrenamtes. Auf den damit verbundenen Gehalt von 4000 Thlr. verzichtete M. zu gunsten der Kapelle. Von Kompositionen folgten jetzt, außer kleinern durch seine Verpflichtungen als Generalmusikdirektor veranlaßten Werken, die Oper »Das Feldlager in Schlesien«, zur Einweihung des Berliner Opernhauses geschrieben und 1844 zuerst aufgeführt; ferner die Musik zum Trauerspiel »Struensee« von seinem verstorbenen Bruder Michael (s. Beer 2), die mit Recht als das Gediegenste gilt, was M. für das Orchester geschrieben hat, und seine dritte große Oper: »Der Prophet«, die 1849 in Paris zum erstenmal aufgeführt wurde und ebenfalls auf den größern deutschen Bühnen die Runde machte. In ihr ist bei allem Glanz der Effekte und individuellem Reichtum der Charakteristik gegen »Robert den Teufel« und »Die Hugenotten« ein Sinken der musikalisch schöpferischen Kraft des Komponisten unverkennbar, während das Aufgebot von szenischen Mitteln ungewöhnlichster Art überwiegend in den Vordergrund tritt. Die letzten Arbeiten Meyerbeers, der von nun an abwechselnd in Berlin und Paris lebte, waren die Umarbeitung des »Feldlagers« zu der für Paris bestimmten komischen Oper »L'étoile du nord« (1854) und eine zweite, hinsichts der Stilreinheit wie der Erfindung minder bedeutende komische Oper: »Dinorah, ou le pardon de Ploermel« (1859 zuerst aufgeführt); ferner Gelegenheitsstücke, zu denen ihm das Schillerjubiläum (»Schillermarsch«), die preußische Königskrönung (»Fackeltänze«) und die zweite Londoner Industrieausstellung (»Festouvertüre«) den Anlaß boten. Während er in Paris die endliche Aufführung seiner seit 20 Jahren vollendeten, aber immer zurückgehaltenen vierten großen Oper: »L'Africaine«, vorbereitete, ereilte ihn plötzlich der Tod. Die Leiche wurde testamentarischer Bestimmung gemäß zur Bestattung nach Berlin gebracht, in Paris aber dem Dahingeschiedenen eine großartige Totenfeier veranstaltet. Ein Jahr später gelangte die letztgenannte Oper, mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, unter Fétis' Leitung in Paris zur Aufführung und fand die glänzendste Aufnahme. M. hinterließ ein fürstliches Vermögen, welches er, wie schon bei Lebzeiten so auch testamentarisch, zu freigebiger Unterstützung unbemit-

telter Kunstgenossen verwendete. Seine Opern haben noch bis zur Gegenwart ihre Anziehungskraft auf das Publikum aller Länder bewährt, namentlich die »Hugenotten«, in denen die außerordentlichen Fähigkeiten des Komponisten, dramatische Wärme, unerschöpflicher Reichtum an charakteristischen Melodien, die Kunst, wirksam für die Singstimmen zu schreiben, u. geistvolle Verwendung der Orchesterinstrumente zur Verdeutlichung der darzustellenden Charaktere u. Situationen, am entschiedensten hervortreten. Dazu kommt noch seine Befähigung, den Kunstgeist der hervorragendsten Musiknationen, Deutschland, Italien u. Frankreich, sich anzueignen und zu einem eigenartigen Neuen zu verschmelzen, wie es die französische große Oper verlangt, deren wesentliches Merkmal eben jener Eklektizismus bildet. Wenn nun M., obwohl ein berufener Vertreter dieser Kunstgattung, dieselbe doch im ganzen nicht gefördert, sondern vielmehr ihren Niedergang verschuldet und beschleunigt hat, so liegt die Ursache lediglich in seiner Sucht nach dem Beifall des großen Publikums, dem zuliebe er die Stimme seines künstlerischen Gewissens mehr und mehr erstickte. Mit Rücksicht hierauf sind die Vorwürfe, welche ihm seine idealer angelegten Kunstgenossen Robert Schumann (»Gesammelte Schriften«, Bd. 1) und Richard Wagner (»Oper und Drama«, 2. Aufl., S. 79) gemacht haben, nicht als ungerecht zu bezeichnen. Vgl. Mendel, Giac. M., Biographie (Berl. 1868; Auszug 1869); Schucht, Meyerbeers Leben (Leipz. 1869).

In seinem Testament setzte M. ein Legat von 10,000 Thlr. aus (Meyerbeer-Stiftung), dessen Zinsen alle zwei Jahre an talentvolle junge deutsche Komponisten vergeben werden zum Zweck eines Studienaufenthalts von je sechs Monaten in Italien, Paris und den deutschen Städten Wien, München und Dresden. Zur Bewerbung um das Stipendium sind nur berechtigt die Schüler der königlichen akademischen Hochschule für Musik (Abteilung für Komposition), des Sternschen Konservatoriums in Berlin und die des Kölner Konservatoriums. Die Bewerbung erfolgt durch die Komposition einer achtstimmigen doppelchörigen Vokalfuge, einer Ouvertüre für großes Orchester und einer dreistimmigen dramatischen Kantate mit Orchester (Text gegeben).

Meyerheim, 1) Friedrich Eduard, Maler, geb. 7. Jan. 1808 in Danzig, gest. 18. Jan. 1879 in Berlin, kam nach landschaftlichen Vorstudien in seiner Vaterstadt 1830 nach Berlin, wo er sich auf der Akademie unter dem Einfluß Schadows weiterbildete. 1832 gab er zehn lithographierte Ansichten von Danzig und 1833 gemeinsam mit dem Architekten Strack »Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg« in Lithographien heraus. Nachdem er dann (1833—41) in der Art der Düsseldorfer eine Anzahl romantischer Genrebilder gemalt, widmete er sich ausschließlich der Darstellung des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens, dem er inzwischen schon einige dankbare Motive (der Schützenkönig, 1836, Berliner Nationalgalerie) entnommen hatte. Westfalen, Altenburg, Thüringen, Hessen und der Harz waren seine bevorzugten Studienfelder. Seine vortrefflich gezeichneten Genrebilder zeichnen sich auch durch ein sauberes emailartiges Kolorit aus. Die bedeutendsten sind: Altenburger aus der Kirche kommend, Altenburger im Kornfeld (1838), das Zicklein, die Spielgefährten (1842), der kleine Held (1843), Schlafkameraden, der Kostgänger (1844), die Täubchen, Harzerin mit Kind, die Erwartung (1845, Hauptwerk), Großvaters Liebling, Erzählerin auf der Bleiche (1846, Berliner Nationalgalerie), die Rast, Familienglück (1847), Kirchgang (1850, alle drei in der Ravenéschen Galerie zu Berlin), Leckerbissen (1851, Berliner Nationalgalerie), gefährdetes Frühstück, Strickunterricht (1852), Guten Morgen, lieber Vater! (1858, Ravené), der Alte im Haus (1859), die väterliche Ermahnung (1864), Hausmütterchen (1866). Seit dem Anfang der 70er Jahre lähmte eine Gehirnkrankheit seine künstlerische Thätigkeit. Vgl. seine Selbstbiographie (hrsg. von Pietsch, Berl. 1880). — Sein Bruder Wilhelm (1815—82) malte kleine Genrebilder, Pferdestücke und Manöverszenen in glatter Ausführung. — Ein andrer Bruder, Hermann M., hat Architekturstücke und Marinen gemalt.

2) Franz, Maler, Sohn des vorigen, geb. 10. Okt. 1838 in Berlin, gest. 5. April 1880 in Marburg, bildete sich nach seinem Vater und von 1854—58 auf der Berliner Akademie, später in Düsseldorf und auf Reisen in Hessen, Tirol, Belgien, Italien und der Schweiz. Von seinen elegant gemalten und zart durchgebildeten Gemälden sind hervorzuheben: der Waffenputzer (1856), Kinder und Katze (1859), Mutterliebe (1862), die Liebeskranke (1866), die junge Mutter (1866), Schneewittchen, Dornröschen (1870), musikalisches Trio.

3) Paul, Maler, Bruder des vorigen, geb. 13. Juli 1842 in Berlin, war Schüler seines Vaters und der Berliner Akademie, bildete sich dann weiter auf Reisen in Belgien, Holland und Paris, wo er ein Jahr verweilte. Dann kehrte er nach Berlin zurück. Er wählt seine Motive mit Vorliebe aus dem Leben der Tiere, besonders der Löwen u. Affen, malt aber auch menschliche Bildnisse, Genrebilder aus dem Volksleben, humoristische Szenen, Stillleben, Dekorationen für Fest- und Speisesäle, Adressen, Fächer u. dgl. m. in Öl und Aquarell in lebhaftem Kolorit und breiter, malerischer Behandlung. Bei seiner leichten Erfindungsgabe und seiner gewandten Technik ist seine Produktivität außerordentlich groß. Aus der langen Reihe seiner Werke sind hervorzuheben: die Geschichte der Lokomotive in sieben Bildern auf Kupfer (Villa Borsig, Berlin), Amsterdamer Antiquar (1869) und Tierbude (1885, beide in der Nationalgalerie zu Berlin), die vier Jahreszeiten im Leben der Vögel (Cyklus in Kaseïnmalerei, ebenda), Rotkäppchen, Aschenbrödel (1870), die Schafschur (1872), die Wildenbude (1874), Kohlenmeiler im bayrischen Gebirge (1878), Bildnis seines Vaters und D. Chodowieckis (1887, beide im Museum zu Danzig), in der Menagerie (1891), Affentheater, der Hase u. die Frösche (1892), der Bärenführer, die Tierbändigerin im Käfig, Touristen im Gebirge einer Herde Rindvieh begegnend (1893). 1893 unternahm er eine Reise nach Ägypten, von der er zahlreiche landschaftliche und figürliche Studien mitbrachte. Er ist königlicher Professor und besitzt die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung.

Meyer-Lübke, Wilhelm, Romanist, geb. 30. Jan. 1861 zu Dübendorf im Kanton Zürich, studierte 1879—83 in Zürich und Berlin, wo A. Tobler und Joh. Schmidt am meisten Einfluß auf ihn ausübten, habilitierte sich 1884 in Zürich, wurde 1887 als außerordentlicher Professor der romanischen Philologie nach Jena, 1890 in gleicher Eigenschaft nach Wien berufen und daselbst 1892 zum Ordinarius befördert. Er schrieb: »Die Schicksale des lateinischen Neutrums im Romanischen« (Halle 1883); »Grammatik der romanischen Sprachen« (Leipz. 1890—94, 2 Bde.; franz. Übersetzung von E. Rabiet, Par. 1889 ff.); »Italienische

Grammatik« (das. 1890). Auch gab er des Simon Portius »Grammatica linguae graecae vulgaris« mit Kommentar heraus (Par. 1889).

Meyern, Wilhelm Friedrich von, Schriftsteller, geb. 1762 in Ansbach, gest. 13. Mai 1829 in Frankfurt a. M., studierte in Altdorf die Rechte, trat sodann in die österreichische Artillerie, bereiste, nachdem er als Leutnant seinen Abschied genommen, als Führer von zwei jungen Adligen einen großen Teil Europas, trat 1809 als Artilleriehauptmann wieder in die Armee ein und ward 1813 Hauptmann beim Generalstab; 1815 leitete er in Paris die Rückgabe der italienischen Kunstschätze. Nachdem er sodann einige Zeit bei den österreichischen Gesandtschaften in Rom und Madrid beschäftigt gewesen war, wurde er der Militärkommission beim Bundestag beigegeben. Sein nach Indien und Tibet verlegter politischer Roman »Dya-Na-Sore, oder die Wanderer« (Wien 1787—91, 5 Bde.; 3. Aufl., besorgt von Feuchtersleben, 1840—41), der ungewöhnliches Aufsehen machte, war ein echtes Produkt der Gärungsperiode am Ende des vorigen Jahrhunderts und ein denkwürdiges Zeichen der Überschätzung von Geheimbünden und Erziehungsneuerungen. Seine »Hinterlassenen kleinen Schriften« gab Feuchtersleben (Wien 1842, 3 Bde.) heraus.

Meyersche Steuerung, s. Dampfmaschine, Beil. I.

Meyer von Knonau, 1) Ludwig, schweizer. Geschichtschreiber, geb. 12. Sept. 1769 in Zürich, gest. 21. Sept. 1841, widmete sich in Halle philosophischen, geschichtlichen und juristischen Studien, bereiste mehrere Länder Europas, ward 1797 eidgenössischer Gesandtschaftssekretär auf dem Kongreß zu Rastatt, 1800 Kantonsrichter, 1803 Mitglied des Obergerichts und 1805 des Kleinen Rates und bei Errichtung des Züricher politischen Instituts Professor des Rechts. Seit 1830 wiederholt Tagsatzungsgesandter seines Kantons, wurde er 1831 in den Regierungsrat desselben gewählt, zog sich aber nach dem Aufstand 6. Sept. 1839 von allen öffentlichen Geschäften zurück. Sein Hauptwerk ist das »Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft« (Zürich 1826—29, 2 Bde.). Seine interessanten »Lebenserinnerungen« gab sein Enkel Gerold M. v. K. heraus (Frauenf. 1883).

2) Gerold Ludwig, Sohn des vorigen, geb. 2. März 1804, gest. 1. Nov. 1858, gab in seinem 19. Jahr einen »Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz« (Zürich 1824) heraus, setzte hierauf seine Studien zu Berlin unter Ritter fort, erhielt 1837 die Leitung des zürcherischen Staatsarchivs und 1852 die Oberredaktion der vom Bund herausgegebenen »Amtlichen Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede« bis 1798. Seine wichtigsten Schriften sind die Bearbeitungen der Kantone Zürich (St. Gallen 1834, 2. Aufl. 1842—46, 2 Bde.), Freiburg (das. 1834) und Schwyz (das. 1835) in dem Sammelwerk »Historisch-statistisches Gemälde der Schweiz«, die »Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft« (erweiterte Bearbeitung des genannten Abrisses, Zürich 1838—39, 2 Bde.) und die Fortsetzung des von Vögelin begonnenen »Historisch-geographischen Atlas der Schweiz« (Heft 1—5, das. 1846—55). Außerdem schrieb er »Die Heldinnen des Schweizerlandes« (Zürich 1832) und setzte Hallers »Bibliothek der Schweizergeschichte« fort.

3) Gerold, schweizer. Geschichtsforscher, Sohn des vorigen, geb. 5. Aug. 1843 in Zürich, studierte in Zürich, Bonn, Berlin und Göttingen Geschichte, habilitierte sich 1867 als Dozent derselben an der Universität Zürich, wurde 1870 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor daselbst. Er veröffentlichte außer zahlreichen Beiträgen in Fachzeitschriften und Züricher Neujahrsblättern: »Über Nithards vier Bücher Geschichten« (Leipz. 1866), »Jahrbuch für die Litteratur der Schweizer Geschichte« (1868—69, 2 Bde.), »Die Schweizer historischen Volkslieder des 15. Jahrhunderts« (Zürich 1870), »Die Sage von der Befreiung der Waldstädte« (Basel 1873), »Aus mittlern und neuern Jahrhunderten. Historische Vorträge und Aufsätze« (Zürich 1876), »Alemannische Denkmäler in der Schweiz« (das. 1873—76, 2 Hefte), »Die Ekkeharte von St. Gallen« (das. 1876), »Lebensbild des heil. Notker« (das. 1877), »Aus einer zürcherischen Familienchronik« (Frauenfeld 1884), »Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V.« (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1891—94) und gab die St. Gallenschen Geschichtsquellen (1870—81, 5 Bde.) mit ausführlichem kritischen Kommentar heraus. Auch vollendete er den von seinem Vater fortgesetzten Vögelinschen »Historischen Atlas« (Lief. 6 u. 7, Zürich 1867—69) und redigiert das von der geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz herausgegebene »Jahrbuch für schweizerische Geschichte« (das. 1876 ff.).

Meymac (spr. mämāck), Stadt im franz. Depart. Corrèze, Arrond. Ussel, am Fuße des Puy de M. (978 m), an der Orléansbahn, hat eine ehemalige Benediktinerabtei mit romanischer Kirche (12. Jahrh.) und (1891) 2018 (als Gemeinde 4112) Einw.

Meyn, Antoinette, norweg. Schriftstellerin, trat unter dem Pseudonym Marie zuerst mit einem Alltagsbild: »I Tusmörket« (»In der Dämmerung«, 1875), auf, das trotz seiner Anspruchslosigkeit durch seine psychologische Tiefe große Anerkennung fand. Ihm folgten: »Gjennem Kamp« (»Durch Kampf«, 1876); »Fra min Födeby« (1877); »I det Stille« (1878; deutsch: »Im Stillen«, Gütersl. 1882); »Ved egen Kraft?« (»Durch eigne Kraft?«, 1879); »Hjemmet« (1881; deutsch: »Zu Hause«, Gütersl. 1883); »Fra Fars og Mors Tid« (1884; deutsch: »Zu Vaters und Mutters Zeit«, das. 1885); »Dyvekes Hus« (1885); »Drivente Skyer« (»Fahrende Wolken«, 1887). Die feine Charakteristik der Personen, die reife Lebensanschauung, getragen von echt religiösem Sinn, und die natürliche Darstellung haben diesen nordischen Lebensbildern auch in Deutschland Anerkennung verschafft.

Meynert, 1) Hermann, Geschichtschreiber und Novellist, geb. 20. Dez. 1808 in Dresden, gest. 10. März 1895 in Wien, wo er seit 1841 wohnte. Er schrieb: »Geschichte Österreichs, seiner Völker und Länder« (Pest 1843—46, 6 Bde.); »Geschichte der österreichischen Armee« (Wien 1852—54, 4 Bde.); »Kaiser Joseph II.« (das. 1862); »Geschichte des Kriegswesens und der Heerverfassungen in Europa« (das. 1868, 3 Bde.); »Kaiser Franz I. Zur Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit« (das. 1872); »Das Kriegswesen der Ungarn« (das. 1876); auch Erzählungen: »Korallenzweige« (Leipz. 1833), »Nordlichter« (Pest 1843) und »Rautenblätter« (das. 1845) u. a.

2) Theodor Hermann, Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 15. Juni 1833 in Dresden, gest. 31. Mai 1892 in Klosterneuburg, besuchte das Gymnasium in Wien, studierte daselbst seit 1850, habilitierte sich 1865 daselbst als Privatdozent, wurde 1866 Prosektor an der Wiener Irrenanstalt, 1870 außerordentlicher Professor der Psychiatrie und erhielt 1873 die ordentliche Professur der Psychiatrie im Allgemeinen Krankenhaus zu Wien sowie die Leitung der Abtei-

lung für Nervenkrankheiten. M. hat sich um die Anatomie und Biologie des Gehirns große Verdienste erworben, fand aber in der Durchführung einer gehirnanatomischen Diagnostik in der Psychiatrie bei den Fachgenossen großen Widerstand. Mit Spurzheim wirkte er für die Durchführung der zwanglosen Behandlung der Irren. Er schrieb: »Anatomie der Hirnrinde und ihrer Verbindungsbahnen« (in Leidesdorfs »Lehrbuch der psychischen Krankheiten«, Erlang. 1865); »Der Bau der Großhirnrinde und seine örtlichen Verschiedenheiten« (in der »Vierteljahresschrift für Psychiatrie«, 1867 u. 1868); »Vom Gehirn der Säugetiere« (in Strickers »Handbuch der Lehre von den Geweben«, Leipz. 1870); »Psychiatrie. Klinik der Erkrankungen des Vorderhirns, begründet auf dessen Bau, Leistungen und Ernährung« (Wien 1884, Bd. 1); »Klinische Vorlesungen über Psychiatrie« (das. 1890); »Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirns« (das. 1892).

Meyr, Melchior, Dichter und Philosoph, geb. 28. Juni 1810 in Ehringen bei Nördlingen, gest. 22. April 1871 in München, studierte in München, Heidelberg und Erlangen anfänglich die Rechte, dann ausschließlich Philosophie und Ästhetik, begann seine litterarische Laufbahn mit dem Idyll »Wilhelm und Rosina« (Münch. 1835) und der Schrift »Die poetischen Richtungen unsrer Zeit« (Erlang. 1838) und siedelte 1841 nach Berlin über, wo er bis 1852 namentlich journalistisch thätig war; dann lebte er ständig in München. Erst seitdem 1851 die Tragödie »Herzog Albrecht« (Stuttg. 1862) den Weg über mehrere Bühnen zu nehmen anfing, begann Meyrs eigentliche produktive Thätigkeit und Wirksamkeit. Den »Gedichten« (Berl. 1857) folgten als sein bestes Werk die »Erzählungen aus dem Ries« (das. 1856; dazu »Neue Erzählungen«, das. 1860; neue Folge, Hannov. 1870; 4. Aufl., Leipz. 1892, 4 Bde.), welche in ihrer ungekünstelten Schlichtheit u. Frische, ihrer treuen Beobachtung des Rieser Volkslebens den besten deutschen Dorfgeschichten hinzuzurechnen sind und einen Künstler wie Enhuber zur Illustration anregten. Als weitere poetische Arbeiten sind zu nennen: »Vier Deutsche«, politischer Roman (Stuttg. 1861, 3 Bde.); »Karl der Kühne« Tragödie (das. 1862); »Novellen« (das. 1863); »Ewige Liebe«, Roman (Braunschw. 1864, 2 Bde.); »Erzählungen« (Hannov. 1867); »Gleich und Gleich«, Geschichte aus dem Ries (Leipz. 1867); »Dramatische Werke«, mit einem Vorwort: »Die Gefahr und das Heil des deutschen Dramas« (Hannov. 1868); »Duell und Ehre«, Roman (Leipz. 1870); »Die Religion des Geistes«, religiöse und philosophische Gedichte (das. 1871). Eine andre Reihe von Schriften: »Gott und sein Reich« (Stuttg. 1860), »Emilie, drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit« (das. 1863), »Die Fortdauer nach dem Tode« (Leipz. 1869, 2. Aufl. 1875), »Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung«, 40 Briefe (das. 1871), denen sich die »Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie« (aus dem Nachlaß hrsg. von Grafen Bothmer und M. Carriere, das. 1874) anschlossen, vertraten und begründeten zum Teil eine deistische Philosophie, der es nicht an einzelnen begeisterten Anhängern fehlte. Die anonym erschienenen »Gespräche mit einem Grobian« (Leipz. 1866, 2. Aufl. 1867) fanden wegen der geistvollen Klarheit und der Tüchtigkeit der darin niedergelegten Anschauungen verdienten Beifall. Vgl. »Melchior Meyr; Biographisches, Briefe, Gedichte« (hrsg. von Grafen Bothmer und M. Carriere, Leipz. 1874).

Meysenbug, Wilhelm, Freiherr Rivalier von, bad. Staatsminister, geb. 11. Juli 1813 in Kassel aus einer Hugenottenfamilie, die 1825 vom Kurfürsten von Hessen geadelt wurde, gest. 14. Febr. 1866 in Karlsruhe, studierte in Heidelberg und Berlin die Rechte, trat 1836 in den badischen Staatsdienst und widmete sich der diplomatischen Laufbahn. 1846 ward er Legationsrat, 1849 ging er nach Berlin, um die preußische Hilfe gegen den Aufstand zu erbitten und über den Beitritt zum Dreikönigsbündnis zu unterhandeln. Er blieb dann in Berlin als badischer Gesandter bis 1856, wo er Minister des Auswärtigen wurde. Ganz den reaktionären Tendenzen jener Zeit ergeben und darin von seinem Bruder Otto (geb. 1806, gest. 1886), der Unterstaatssekretär im österreichischen Ministerium und zum Katholizismus übergetreten war, bestärkt, hielt er es vor allem für seine Aufgabe, den in Baden mit dem Erzbischof Vicari von Freiburg ausgebrochenen Kirchenkonflikt durch direkte Verhandlungen mit Rom zu beendigen, welche 28. Juni 1859 zu dem Konkordat führten, in dem der Staat die wichtigsten Hoheitsrechte der Kirche preisgab. Mit dem Konkordat fiel 1860 auch M. — Seine Schwester Malwida von M., geb. 28. Okt. 1816, seit 1848 in London, wo sie als Erzieherin im Hause Alexander Herzens vielfach im Kreise der Emigranten verkehrte, gegenwärtig in Rom lebend, machte sich insbes. durch die anonym erschienenen »Memoiren einer Idealistin« (Berl. 1876, 3 Bde.; 2. Aufl. 1877) bekannt. Es folgten »Stimmungsbilder aus dem Vermächtnis einer alten Frau« (Leipz. 1879, ebenfalls anonym), die »Gesammelten Erzählungen« (Zürich 1885), der Roman »Phädra« (Leipz. 1885) u. a. Auch übersetzte sie die Memoiren A. Herzens ins Deutsche (Hannov. 1856).

Meytens (Mytens), Martin van, Maler, geb. 24. Juni 1695 in Stockholm, gest. 23. März 1770 in Wien, war Schüler seines Vaters Peter Martin, bildete sich in Holland, Frankreich, Italien und England und malte auf seinen Reisen unter anderm die Bildnisse Ludwigs XV., des Herzogs von Orléans, Peters d. Gr., Karls VI., Kaiser Franz' I. und der Maria Theresia in Öl und Email. Seit 1726 in Wien ansässig, wurde er dort 1759 Direktor der Akademie.

Meywar (spr. mē-), britisch-ind. Vasallenstaat, s. Udaipur.

Meza, Christian Julius de, dän. General, geb. 14. Jan. 1792 zu Helsingör, gest. 16. Sept. 1865 in Kopenhagen, trat 1807 bei dem Angriff der Engländer als Stückjunker in den Militärdienst und wurde Lehrer am Artillerieinstitut und an der Kriegsakademie. Beim Ausbruch des Aufstandes in Schleswig und Holstein 1848 zum Oberbefehlshaber der Artillerie ernannt, nahm er an mehreren Treffen teil, wurde Oberst und im April 1849 Befehlshaber der auf der Insel Alsen zusammengezogenen Streitkräfte. Mit einem Teil derselben nahm er darauf teil an den Schlachten bei Fredericia (6. Juli 1849) und Idstedt (1850) und wurde Generalmajor. 1856 Generalinspektor der Artillerie, 1860 Generalleutnant, wurde er im Kriege von 1864 als Oberbefehlshaber an die Spitze der dänischen Truppen gestellt, aber, als er infolge der Umgehung des Danewerks durch die Preußen im Februar dieses räumte und nach Flensburg zurückging, um die Armee zu retten, auf Verlangen der Kopenhagener Bevölkerung seiner Stelle enthoben.

Mèze (spr. mäs'), Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrond. Montpellier, am Strandsee von Thau und

an der Lokalbahn Montbazin-St.-Chinian gelegen, hat eine Kirche aus dem 14. Jahrh., Seesalzgewinnung (jährlich 25,000 Ton.), Branntweinbrennerei, Faßbinderei, Weinhandel und (1891) 5965 Einw.

Mézenc (spr. mesäng), 1754 m hoher trachytischer Berg, an der Grenze der franz. Departements Oberloire und Ardèche, höchste Erhebung der Cevennen, in den Bergen von Vivarais.

Mézeray (spr. mes'rä), François Eudes de, franz. Geschichtschreiber, geb. 1610 in Ry bei Argentan, gest. 10. Juli 1683 in Paris, widmete sich zuerst der Dichtkunst, wandte sich aber bald der Geschichte und Politik zu. Nachdem er während zweier Feldzüge in Flandern die Stelle eines Kriegskommissars bekleidet hatte, nahm er seinen Abschied und erhielt eine Anstellung am Collège Ste.-Barbe in Paris, 1643 nach dem Erscheinen des 1. Teils seiner »Histoire de France« (bis Ludwig XIII., Par. 1643—51, 3 Bde.; fortgesetzt bis 1830, das. 1839, 18 Bde.) den Titel eines Historiographen von Frankreich, wurde 1649 Mitglied der Akademie und 1675 deren ständiger Sekretär. Obgleich vom Hof besoldet, bewahrte er sich doch ein freies Urteil und bekämpfte während der Fronde Mazarin in Pamphleten; da er auch auf die von Colbert verlangte Abänderung einiger Stellen darin über die Steuern nicht eingehen wollte, wurde ihm seine Pension entzogen. Aus seinem größern Werk lieferte er einen Auszug: »Abrégé chronologique de l'histoire de France« (Par. 1668, 3 Bde.; beste Ausg., Amsterd. 1755, 4 Bde.). M. gab auch einen »Traité de l'origine des Français« (Amsterd. 1678) heraus.

Mezere (Mesere, auch Jeni-Charput, »Neu-Charput«, genannt), 6 km südwestlich von Charput (s. d.; die dortigen Angaben sind nach dem folgenden zu verbessern) gelegen, mit 5000 Einw., wurde in den letzten Regierungsjahren des Sultans Abd ul Asis endgültig zur Hauptstadt des Wilajet Ma'muret Asis erhoben, nachdem schon seit 1834 dort Kasernen und Regierungsbauten aufgeführt worden waren. M. wächst fortgesetzt.

Mezger, Johann Georg, Mediziner, geb. 22. Aug. 1839 in Amsterdam, studierte daselbst und in Leiden, promovierte hier 1863 mit einer Dissertation über die Behandlung der Gelenkverstauchungen vermittelst Massage, war dann mehrere Jahre Assistenzarzt bei van Geuns in Amsterdam und erzielte hier bei verschiedenen Formen von Lähmung, die der bisher gebräuchlichen Behandlungsmethode trotzten, vortreffliche Resultate durch Massage. Daraufhin beschäftigte er sich ausschließlich mit letzterer Methode und suchte dieselbe wissenschaftlich zu begründen. Anfangs vielfach angefeindet, erlangte er durch glückliche Kuren einen großen Ruf und gewann eine sehr umfangreiche Konsultationspraxis. Er siedelte 1889 nach Wiesbaden und später nach Amsterdam über. Seine Methode ist genau beschrieben von Mosengeil in den Verhandlungen des deutschen Chirurgenkongresses von 1875.

Mézières (spr. mesjär'), Hauptstadt des franz. Depart. Ardennen, 171 m ü. M., an der engsten Stelle einer von der Maas gebildeten Halbinsel, gegenüber Charleville (s. d.) gelegen, Knotenpunkt der Ostbahn, Sitz des Präfekten und eines Assisenhofs, hat eine (gegenwärtig aufgelassene) Citadelle, eine gotische Kirche (16. Jahrh.), in der 1570 die Vermählung Karls IX. gefeiert wurde, ein Denkmal Bayards (1893), Fabrikation von Eisenwaren, Bierbrauerei und (1891) 6700 Einw. — M. (Maceriae) galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs und wurde 1521 von Bayard gegen die kaiserlichen Truppen tapfer verteidigt. 1815 wurde die Stadt von dem norddeutschen Armeekorps unter General v. Haak belagert und kapitulierte erst lange nach dem Sturze Napoleons I., 13. Aug. (die Citadelle 5. Sept.). 1870 wurde es Ende Dezember von den Deutschen zerniert und nach einem furchtbaren Bombardement, welches die Stadt zum größten Teil zerstörte, 3. Jan. 1871 zur Kapitulation gezwungen. Vgl. Spohr, Geschichte der Beobachtung, Belagerung und Beschießung von M. (Berl. 1879).

Mézières (spr. mesjär'), 1) Alfred, franz. Litterarhistoriker, geb. 19. Nov. 1826 zu Rehon in Lothringen, erhielt seine Bildung auf der École normale und der École d'Athènes, wurde 1854 Professor der ausländischen Litteratur in Nancy und 1863 in gleicher Eigenschaft an die Sorbonne berufen. Seit 1874 ist er Mitglied der französischen Akademie, seit 1881 auch der Deputiertenkammer. Seine Hauptwerke sind: »Shakespeare, ses œuvres et ses critiques« (Preisschrift, 1861, 5. Aufl. 1893); »Prédécesseurs et contemporains de Shakespeare« (1863, 4. Aufl. 1894); »Contemporains et successeurs de Shakespeare« (1864); »Dante et l'Italie nouvelle« (1865); »Pétrarque« (1867, 3. Aufl. 1895); »La société française« (1869); »Récits de l'invasion« (1871, 3. Aufl. 1884); »Goethe, les œuvres expliquées par la vie« (1872, 2 Bde.; 3. Aufl. 1895); »Hors de France: Italie, Espagne, Angleterre, Grèce moderne« und »En France: XVIII. et XIX. siècles« (1883); »Vie de Mirabeau« (1891).

2) Marie Jeanne Laboras de, franz. Romanschriftstellerin, s. Riccoboni.

Mezimosti, s. Weseli.

Mezö (ungar., spr. mäsö), soviel wie Feld, kommt in zusammengesetzten Ortsnamen häufig vor.

Mezö-Berény (spr. mäsö-berénj), Markt im ungar. Komitat Békés, an der Bahnlinie Szolnok-Arad, mit Ackerbau, Viehzucht, Dampfmühle, Sparkasse u. (1890) 12,469 magyarischen, slowakischen u. deutschen (meist evang.) Einwohnern.

Mezöhavas (spr. mäsö-háwasch), Gipfel des Görgényer Gebirges (s. d. und »Karpathen«).

Mezöhegyes (spr. mäsö-hédjesch), Markt im ungar. Komitat Csanád, Knotenpunkt der Bahnlinien Mezö-Túr-M. sowie Szegedin-M.-Arad und M.-Kétegyháza, mit Zuckerfabrik, Spiritusfabrik, hervorragender Pferde-, Schweine- und Rinderzucht, Rüben-, Tabaks- und Maisbau und (1890) 5379 magyarischen (römisch katholischen und reform.) Einwohnern. Das nahe Krongut M. (eine Pußta) hat eine Musterwirtschaft und ein berühmtes, 1785 von Joseph II. gegründetes königliches Pferdegestüt (1800 Pferde; die Brandzeichen s. Gestüte). Ein 1889 erbauter Kanal führt das Maroswasser von Arad den Fabriken in M. zu.

Mezö-Keresztes (spr. mäsö-kéreßtesch), 1) Markt im ungar. Komitat Borsod, an der Bahnlinie Füzes-Abony-Miskolcz (Station Keresztes Nyárád), mit Bezirksgericht u. (1890) 4378 magyarischen, meist reform. Einwohnern. — 2) Markt im ungar. Komitat Bihar, an der Bahnlinie Püspök-Ladány-Großwardein, mit (1890) 2950 magyarischen, meist reform. Einwohnern.

Mezö-Kovácsháza (spr. mäsö-kowätschhasa), Markt im ungar. Komitat Csanád, an der Bahnlinie Mezöhegyes-Kétegyháza, mit (1890) 4248 magyarischen, meist römisch-kath. Einwohnern. Der benachbarte Markt Reformatus-Kovácsháza hat (1890) 1111 magyarische, meist reform. Einwohner.

Mezö-Kövesd (spr. mäsö-köweschd), Markt im ungar. Komitat Borsod, an der Bahnlinie Füzes-Abony-Miskolcz, mit Acker- und Weinbau, Getreidehandel, Bezirksgericht u. (1890) 12,674 magyarischen (römisch-kathol.) Einwohnern.

Mezöség (spr. mäsöschēg) oder Siebenbürger Heide, in Ungarn, breitet sich in der Mitte Siebenbürgens zwischen den Flüssen Szamos und Maros aus, umfaßt 5600 qkm und ist ein hügeliges, waldloses, jedoch in den Thälern der bis zu 650 m ansteigenden Berge äußerst fruchtbares Gebiet mit zahlreichen Salzquellen, großen Salzlagern und vielen schilf- und fischreichen Teichen, das nur 250—360 m ü. M. liegt. Die M. wird zumeist von Rumänen bewohnt, die von Ackerbau und Viehzucht leben, und wird von mehreren Bahnlinien umschlossen und von der Bahnlinie Maros-Ludos-Bistritz durchschnitten.

Mezö-Túr (spr. mäsö-tūr), Stadt im ungar. Komitat Jász-Nagy-Kun-Szolnok, am Berettyó, Knotenpunkt der Bahnlinien Szolnok-Arad und Turkeve-Mezöhegyes, mit Acker- u. Weinbau, Pferde- u. Viehzucht, Dampfmühle, reform. Gymnasium, Bezirksgericht u. (1890) 23,757 magyarischen, meist reform. Einwohnern.

Mezzadrīa (ital.), ein landwirtschaftlicher Pachtkontrakt nach Art der Halbpacht (s. d.).

Mezzanīn (ital.), s. Entresol.

Mezzetta, früher Hohlmaß in Toscana zu 2 Quartucci: für feste Körper = 0,761, für Spirituosen = 0,57 und für Öl = 0,522 Lit.; in Neapel Maß für feste Körper zu 2 Quarte = 27,77 L., vor 1840 Mezzetto zu 2 Quarti von 6 Misuri = 27,66 L.

Mezzo (ital.), »mittel-, halb-«, z. B. mezzoforte (mf), halbstark; mezzopiano (mp), ziemlich leise; mezza voce (m. v.), mit halber Stimme; mezza manica (halbe Applikatur), beim Spiel der Streichinstrumente die zweite Position, wodurch z. B. auf der a-Saite der erste Finger (Zeigefinger) nicht h, sondern c greift; mezzolegato, beim Klavierspiel eine dem Klang nach dem staccato nicht unähnliche, aber vollere, brillante Spielweise.

Mezzo (weibl. Mezza), bei italienischen Maßen und Münzen früher das Halbstück; in Mailand und Rom für Flüssigkeiten ½ Boccale, dort = 2 Zaine (Bicchieri) oder 0,3935 Lit., hier = 2 Fogliette zu 4 Quartucci = 0,9116 L.

Mezzo (slaw. Lopud), kleine Insel an der dalmat. Küste, nordwestlich von Ragusa, bis 216 m hoch, 4,6 qkm groß mit (1890) 349 Einw.

Mezzofanti, Giuseppe, berühmter ital. Linguist, geb. 17. Sept. 1774 in Bologna, gest. 15. März 1849 in Rom, gebildet in Bologna, erhielt 1797 die Priesterweihe, wurde 1804 Professor u. 1814 Bibliothekar an der Universität seiner Vaterstadt, ging 1831 nach Rom, wurde dort 1833 an Mais Stelle erster Kustos der vatikanischen Bibliothek, 1838 Kardinal und Präfekt der Studien. Sein Weltruf gründet sich auf sein außerordentliches Talent für fremde Sprachen, deren er zuletzt 58 verstand und sprach. Vgl. Russell, Life of the Cardinal M. (Lond. 1857) und die biographischen Schriften von Bellesheim (Würzb. 1880) und Mitterrutzner (Brixen 1885).

Mezzojūso, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), 628 m ü. M., am Nordhange der waldreichen Montagna del Casale (Bocca Busambra 1615 m) und an der Eisenbahnlinie Palermo-Corleone gelegen, 1487 von eingewanderten Albanesen gegründet, mit Weizen-, Wein- und Ölbau und (1881) 6398 (als Gemeinde 7683) Einw.

Mezzōla, Lago di, See in der ital. Provinz Como, von der Mera durchflossen, eigentlich das obere Ende des Comersees bildend, das durch die Anschwemmungen der Adda von demselben abgeschnitten worden ist und nur noch 50 m Tiefe hat.

Mezzolegāto, s. Mezzo.

Mezzolombārdo (Wälschmetz), Marktflecken in Südtirol, Bezirksh. Trient, 230 m ü. M., am rechten Ufer des Noce, am Ausgang des Nonsbergs in das Etschthal, hat ein altes Schloß des Grafen Spaur, ein Bezirksgericht, ein Franziskanerkloster, Weinbau und Weinhandel und (1890) 4019 ital. Einwohner. Gegenüber am linken Ufer des Noce liegt das Dorf Mezzotedesco (Deutschmetz) mit neuem Schloß der Grafen Firmian u. (1890) 1978 ital. Einwohnern, beherrscht von den Trümmern des Schlosses Kronmetz.

Mezzosoprān (ital. mezzo soprano, franz. bas-dessus), Frauen- oder Knabenstimme, welche zwischen Sopran und Alt die Mitte hält, wie der Bariton zwischen Tenor und Baß. Wie der Bariton in zweierlei sehr verschiedenen Timbres auftritt, als Tenor- und als Baßbariton, je nachdem er der einen oder der andern Stimmgattung näher steht, so hat auch der M. entweder Sopran- oder Alt-Timbre, und sein Umfang dehnt sich entweder mehr nach der Höhe oder mehr nach der Tiefe hin aus. Der Umfang der Mezzosopranstimme ist ein kleiner; das Charakteristikum desselben ist die Fülle der Töne in der Mittellage.

Mezzotinto (ital., richtiger Mezza tinta, »Mittelfarbe, helle Schattierung«), in der Malerei Bezeichnung für Farben, die durch den Übergang von der einen Hauptfarbe in die andre entstehen, halbe oder gebrochene Farbe, auch den Übergang zwischen Licht und Schatten bildende Farbe. Mezzotintomanier ist gleichbedeutend mit der Schabmanier oder Schwarzkunst (s. Kupferstecherkunst, S. 858).

mf, Abkürzung für mezzoforte (s. Mezzo).

Mfumbiro (Ufumbiro), der östlichste der fünf Bergkegel in den Virungabergen (s. d.) an der Grenze zwischen dem Kongostaat und Deutsch-Ostafrika, zwischen dem Albert Edwardsee und dem Tanganjika, während der westlichste Kirunga, ein thätiger Vulkan, Kirungatscha Gongo (»Opferplatz«) heißt. Letzterer hat einen Krater von 1,5 km Durchmesser mit zwei äußerst regelmäßig in die Tiefe führenden Schächten, von denen der nördlichere unter donnerähnlichem Getöse in unregelmäßigen Zwischenräumen Dampf ausstößt. Der M. wurde 1861 von Speke entdeckt, 1894 von Graf v. Götzen erstiegen, der im S. des Berges einen dem Albert Edwardsee fast gleichkommenden See (1500 m ü. M.) und auf deutschem Gebiet einen kleinern, den Mohazi, 60—80 km lang, 2—5 km breit, entdeckte.

mg, Abkürzung für Milligramm.

Mg, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Magnesium.

Mgl. oder ***Mühlf.***, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Karl Megerle v. Mühlfeld, geb. 1765, gest. 1840 als Kustos am Hofnaturalienkabinett in Wien (Entomologie, Konchylien.)

M Gladbach, Stadt, s. Gladbach 1).

Mglin, Kreisstadt im russ. Gouv. Tschernigow, an der Sudinka, hat Handel mit Hanf, Hanföl und Vieh u. (1889) 8412 Einw. M. gehörte bis 1502 zu Litauen und fiel zu Anfang des 18. Jahrh. an Rußland.

Mgr., Abkürzung für Monseigneur (s. d.).

Mhd., Abkürzung für Mittelhochdeutsch.

Mhlbg., bei botan. Namen Abkürzung für Heinrich Ludwig Mühlenberg, geb. 1756, evangelischer

Geistlicher zu Lancaster in Pennsylvanien, starb daselbst 24. Juni 1817, schrieb: »Catalogus plantarum Americae septentrionalis« (2. Aufl., Philad. 1818); »Descriptio uberior graminum et plantarum calamariarum Americae septentrionalis« (das. 1817).

M. Hle., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johannes Müller (s. d.) und Jakob Henle (s. d.), die gemeinsam schrieben: »Systematische Beschreibung der Plagiostomen« (Berl. 1838—41).

Mi, s. Solmisation.

Miako (Miyako), Stadt, s. Kioto.

Miami (spr. miämmi oder maiämmi), nordamerikan. Indianerstamm, zu den westlichen Algonkin gehörig, lebt jetzt zerstreut in Indiana (340 Seelen) und auf einer Reservation des Indianergebiets (67 Seelen). Nach ihm benannt ist der Miami River (s. d.).

Miami River, Fluß im nordamerikan. Staate Ohio, mündet 20 km unterhalb Cincinnati, 240 km lang, in den Ohio, der auch den 112 km langen Little Miami River, der parallel mit dem M. bei Clifton eine tiefe Schlucht durchzieht und 50 m hohe Fälle bildet, 9 km östlich von Cincinnati aufnimmt.

Mianatwanze, s. Zecken.

Miāni, Giovanni, ital. Reisender, geb. 19. März 1810 in Rovigo, gest. 1872, lebte lange Zeit in Chartum und zog 1859—60 mit einem Sklavenhändler von dort stromauf über Gondokoro hinaus bis in die Nähe der Mündung des Asua, eines rechten Nebenflusses des Weißen Nils. 1864 machte er mit Schweinfurth einen Ausflug nach der Landenge von Suez. Auf einer zweiten Reise in die Äquatorialgegenden, 1871—72, erlag er im Lande der Monbuttu den Beschwerden. Elfenbeinhändler brachten seine Papiere nach Nubien und auch zwei Akkalnaben, welche nach Italien geschickt und daselbst erzogen wurden. M. veröffentlichte: »Spedizione verso le origini del Nilo« (Kairo 1860). Nach seinem Tode erschien: »Il viaggio di G. M. a Monbuttu« (Rom 1875).

Miaotse (»Aboriginer«), die alten Aboriginer des mittlern China, ein den Chinesen stamm- und sprachverwandtes, noch sehr wenig bekanntes Volk in den gebirgigen Teilen der chinesischen Provinzen Setschuan, Kueitschou, Hunan, Hupei, Jünnan, Kuangsi und an den Grenzen von Kuangtung. Sie zerfallen in eine große Anzahl kleiner Stämme, welche von den Chinesen in Scheng M. (»wilde M.«) und Schuh M. (»unterworfene M.«) eingeteilt werden. Sie sind kleiner als die Chinesen, aber kräftiger, haben schärfer ausgeprägte Gesichtszüge, gerade stehende Augen, beide Geschlechter tragen die Haare in Chignons, die Männer auch einen Turban in lebhaften Farben oder einen kleinen kegelförmigen Hut. Männer wie Weiber bekleiden sich mit leinenen oder wollenen Blusen und Strohsandalen. Heiraten werden nach freier Wahl der jungen Leute geschlossen. Häuptlinge, wie vor alters, haben sie jetzt nicht mehr; Streitigkeiten werden durch ein Schiedsgericht der alten Männer geschlichtet. Blutrache wird bis ins neunte Glied geübt, wobei sie die erlegten Feinde verzehren sollen. Die Sprache der M. gehört zu den indochinesischen (s. d.) und steht, wie es scheint, unter diesen den Taisprachen am nächsten. Ihre Religion ist ein mit Dämonen- u. Ahnenkultus durchsetzter Buddhismus. Einige Stämme hängen ihre Toten in Körben an Bäumen auf, andre nehmen die Gebeine alle 2—3 Jahre aus den Gräbern, um sie zu waschen, weil sie meinen, daß die Gesundheit der Gemeinde davon abhänge. Bei einem der Stämme soll auch die Sitte des Couvade (s. d.) herrschen. Die M. bewohnten ehedem die nördlichern Ebenen, namentlich an den Seen Tungting und Pojang, von wo sie in ihre jetzigen Wohnsitze zurückgedrängt wurden. Schon seit den Anfängen der chinesischen Geschichte mit den Chinesen im Kampf, haben sie diese durch räuberische Einfälle wiederholt (zuletzt 1873) beunruhigt. Vgl. Edkins, The Miautsi tribes (Futschou 1870); Playfair, The Maotzu of Kweichou and Yunnan (Lond. 1877); Colquhoun, Quer durch Chryse (deutsch, Leipz. 1884).

Miargyrit (Silberantimonglanz), Mineral aus der Ordnung der Sulfosalze, kristallisiert monoklinisch, pyramidal oder kurz säulenförmig, findet sich auch derb und eingesprengt, ist schwärzlich bleigrau mit kirschrotem Strich, metallartig diamantglänzend, undurchsichtig, Härte 2—2,5, spez. Gew. 5,18—5,25, besteht aus Schwefelsilber u. Schwefelantimon $Ag_2S + Sb_2S_3$ mit 36,73 Silber und 41,5 Antimon, enthält meist etwas Kupfer und Eisen, findet sich bei Bräunsdorf bei Freiberg, Přibram, Felsöbánya, Guadalajara und in Mexiko und wird auf Silber verhüttet.

Miarolīt (griech.), feindrusiger Granit.

Miascit, ein Gestein aus der Gruppe des Syenits.

Miaskowski, August von, Nationalökonom, geb. 26. Jan. 1838 zu Pernau in Livland, studierte zu Dorpat, Heidelberg und Berlin Rechts- u. Staatswissenschaften, wurde dann Dezernent der baltischen Zivilverwaltung in Riga, Hofgerichtsadvokat und Dozent am Polytechnikum daselbst, habilitierte sich 1873 an der Universität Jena, war 1874—76 und 1877—81 Professor in Basel, 1876—77 in Hohenheim, wurde 1881 nach Breslau, 1889 nach Wien und im Herbst 1891 nach Leipzig berufen. Während seines Breslauer Aufenthalts war M. Mitglied des preußischen Landesökonomiekollegiums und des deutschen Landwirtschaftsrats. Er schrieb: »Die Gebundenheit des Grundbesitzes und des Familienfideikommisses« (Jena 1873); »Isaak Iselin« (Basel 1875); »Die Verfassung der Land-, Alpen- und Forstwirtschaft der deutschen Schweiz« (das. 1878); »Die schweizerische Allmend« (das. 1879); »Das Erbrecht und die Grundeigentumsverhältnisse im Deutschen Reich« (das. 1882—84, 2 Bde.); »Agrarpolitische Zeit- und Streitfragen« (das. 1889).

Miasma (griech., »Verunreinigung«), ein Krankheit erregender Stoff, der außerhalb des menschlichen Körpers gebildet ist, im Gegensatz zum Kontagium, das vom menschlichen Körper selbst reproduziert wird, so daß durch dessen Berührung (Kontakt) Ansteckung erfolgt (Scharlach, Masern, Pocken), während der durch ein M. erkrankte Mensch für andre Menschen ungefährlich bleibt (Malaria). Durch Übertragung von Blut Malariakranker auf Gesunde läßt sich übrigens diesen die Malaria einimpfen. Als miasmatisch gelten außer der Malaria, die durch das Plasmodium Malariae erzeugt wird, noch verschiedene Eiterbakterien, die Ursachen der septischen Osteomyelitis und des Gelenkrheumatismus. Bei den miasmatisch-kontagiösen Krankheiten soll der Ansteckungsstoff zwar im Körper reproduziert werden können, aber nach Pettenkofer des Bodens zu seiner Reifung bedürfen. Diese Ansicht wird von Koch bestritten (vgl. Boden, S. 168). Zu diesen Krankheiten gehören Cholera, Abdominaltyphus, Dysenterie, Gelbfieber, Pest.

Miasteczko (spr. -tétschko), s. Friedheim.

Miaulis, Andreas Vokos, griech. Admiral, geb. 1768 auf Euböa, gest. 23. Juni 1835 in Athen, war erst Matrose und erhielt den Namen M. von

dem türkischen Wort miaul (»Felucke«). Nachdem er sich durch Getreidehandel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, ließ er sich auf Hydra nieder. 1821 schloß er sich der Sache des Aufstandes an und beteiligte sich mit seinem Schiff Leonidas an allen Streifzügen jenes Jahres. Zum Oberbefehlshaber der griechischen Flotte ernannt, siegte er 5. und 6. März 1822 bei Patras sowie 20. Sept. im Kanal von Spezzia und vernichtete 12. Mai 1825 einen großen Teil der im Hafen von Modon liegenden feindlichen Flotte. Der Versuch, in Verbindung mit dem Admiral Sachturis gegen den Hafen von Alexandria einen ähnlichen Handstreich mit Brandern auszuführen, mißlang zwar; dagegen verbrannte er 8. Dez. 1825 eine feindliche Fregatte, kaperte mehrere Transportschiffe und nötigte Ibrahim Pascha 8. Jan. 1826 zu der für diesen unglücklichen Seeschlacht am Kap Papas. 1827 durch Lord Cochrane verdrängt, übernahm er nach der Schlacht bei Navarino wieder den Oberbefehl über die griechische Flotte. Als Haupt der antirussischen Oppositionspartei gegen Kapo d'Istrias bemächtigte er sich des Hafens von Poros und verbrannte, von der russischen Flotte eingeschlossen, 13. Aug. 1831 die daselbst liegenden griechischen Kriegsschiffe, um sie nicht der russischen Flotte überlassen zu müssen, eine fast landesverräterische That. Die Ermordung Kapo d'Istrias' 9. Okt. 1831 schützte ihn jedoch vor Verfolgung. Nach der Wahl des Prinzen Otto von Bayern zum König von Griechenland gehörte er mit zu den Huldigungsdeputierten. Bei der Organisation der Marine wurde er zum Konteradmiral, 9. Okt. 1833 zum Seepräfekten und 5. April 1835 zum Vizeadmiral ernannt. 1889 wurde ihm in Syra ein Standbild errichtet. — Von seinen sechs Söhnen wurde Nikolaos Anathasios M. 1855 griechischer Marineminister, 1859 Ministerpräsident und war nach dem Sturz des Königs Otto, den er durch seine Mißverwaltung hauptsächlich herbeigeführt hatte, bis 21. Febr. 1863 Mitglied der provisorischen Regierung; starb im Mai 1867 in Paris.

Mica, s. Glimmer.

Micagraphie, die Anwendung der Chromolithographie auf Glimmerplättchen zur Nachahmung von Fensterglasmalerei, jetzt durch die sogen. Diaphanien verdrängt (s. Diaphan).

Micaschiste, s. Glimmerschiefer.

Miceli (spr. -tschēli), Luigi, ital. Staatsmann, geb. 1825 in Longobardi (Provinz Cosenza), studierte in Cosenza die Rechte und beteiligte sich 1848 am Aufstand in Kalabrien, nach dessen Niederlage er nach Korfu floh. Von hier ging er nach Rom und nahm an der Verteidigung der Stadt bis zur Einnahme derselben durch die Franzosen 1849 teil. M. lebte nun bis 1860 in Genua als Privatlehrer, beteiligte sich darauf an Garibaldis Expedition nach Sizilien und übernahm in dessen Korps die Stelle des Auditeurs, die ihm 1866 abermals von Garibaldi übertragen wurde. In der Deputiertenkammer, der er seit der neunten Legislaturperiode angehört, schloß M. sich der Linken an, zu deren Führern er gehört. Er wurde 1879 im Ministerium Cairoli zum Minister für Ackerbau und Handel ernannt, trat im Mai 1881 mit Cairoli zurück, übernahm aber dasselbe Ministerium zum zweitenmal unter Crispi im Dezember 1888 und behielt es bis zu dessen Entlassung im Februar 1891.

Micellen, s. Mizellen.

Mich., Abkürzung für Michigan (Staat).

Mich., Abkürzung bei botan. Namen: 1) auch *Michx.*, für A. Michaux (s. d.), 2) für Peter Anton Micheli, geb. 11. Dez. 1679 in Florenz, gest. als Direktor des dortigen botanischen Gartens 1. Jan. 1737. Schrieb »Nova plantarum genera« (Flor. 1729).

Micha, Name mehrerer Personen der alttestamentlichen Geschichte, besonders eines der sogen. zwölf kleinen Propheten, gebürtig aus Moreschet im Stamm Juda, wirkend in den ersten Jahren des Königs Hiskias und nach Stoff und Form seiner Reden mit seinem Zeitgenossen Jesaias nahe verwandt. Vgl. Ryssel, Untersuchungen über die Textgestalt und die Echtheit des Buches M. (Leipz. 1887); Elhorst, De profetie van M. (Arnheim 1891).

Michaël (hebr., »wer ist wie Gott?«), bei den nachexilischen Juden einer der sieben Erzengel, Schutzengel des jüdischen Volkes und als solcher dem Sammael gegenübergestellt. Die Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar, und die Christen nahmen ihn daher später häufig zum Schutzpatron für ihre Kirchen, namentlich in Deutschland, wo viele Züge des alten Wodankultus auf ihn übergingen. Die katholische Kirche feierte ursprünglich zwei verschiedene Feste zu seinem Gedächtnis: am 15. März u. 8. Mai, zu denen das Konzil in Mainz 813 noch ein drittes (29. Sept.) hinzufügte, das zum Unterschied von jenen die Engelweihe hieß, weil es die Einweihung der 493 dem heil. Erzengel in Rom erbauten Kirche verewigen sollte. Das erste Fest verlor bald alle Bedeutsamkeit, während das dritte früh schon das eigentliche Michaelisfest wurde und blieb und das Fest der Erscheinung Michaels (8. Mai) sich bloß in den Kalendern erhielt. Unter den zahlreichen künstlerischen Darstellungen des Erzengels sind die Bilder von A. del Sarto (Florenz), Raffael (Louvre), Signorelli (Sixtinische Kapelle) hervorzuheben. Vgl. Wiegand, Der Erzengel M. in der bildenden Kunst (Stuttg. 1886).

Michaël, Name mehrerer griech. Kaiser:

1) M. I., Rhangabe, wurde durch die Gunst des Nikephoros I. mit hohen Ämtern betraut u. mit dessen Tochter Prokopia vermählt. Als nach des Nikephoros in einer Schlacht gegen die Bulgaren erfolgtem Tode dessen auch schwerverwundeter Sohn und Nachfolger Stauratios ihn unschädlich machen und blenden lassen wollte, stürzte er diesen und ließ sich 2. Okt. 811 selbst zum Kaiser ausrufen. Er gewann das Heer durch reiche Geschenke, reizte aber durch Begünstigung der Bilderverehrer die Ikonoklasten zu Aufständen und führte einen unglücklichen Krieg gegen die Bulgaren. Nach der unglücklichen Schlacht bei Adrianopel, aus welcher er feig geflohen war (22. Juni 813), wurde er von Leo dem Armenier gestürzt und starb 843 im Kloster.

2) M. II., der Stammler, von niederer Geburt, schwang sich durch seine kriegerische Tüchtigkeit zu den höchsten Feldherrenstellen empor, wurde aber von Leo V. wegen freimütiger Äußerungen über das Kaiserpaar verhaftet und zum Feuertod verurteilt. Eine Verschwörung gegen Leo (Weihnachten 820) befreite ihn, und noch mit Ketten belastet wurde er zum Kaiser ausgerufen. Nachdem er den kirchlichen Frieden vergeblich herzustellen versucht hatte, wandte er sich den Ikonoklasten zu; doch verfuhr er gegen die Ikonodulen gemäßigter als sein Vorgänger. Drei Jahre lang hatte er mit einem in Antiochia zum Kaiser ausgerufenen Usurpator, Thomas, zu kämpfen, der ihn in Konstantinopel selbst belagerte. Nachdem er diesen 823 gefangen und grausam getötet hatte, gab er sich dem Genuß und dem Vergnügen hin und ließ

es geschehen, daß sich die Araber Kretas bemächtigten und sich auf Sizilien festzusetzen begannen. Er starb 1. Okt. 829.

3) M. III., Enkel des vorigen, geb. 839, gelangte bereits 842 nach dem frühen Tode seines Vaters Theophilos auf den Thron. Seine thatkräftige Mutter Theodora regierte für ihn und stellte 842 den Bilderdienst wieder her, zog sich aber 856 zurück, als M. ihren Minister Theoktistos ermorden ließ. Ihr Bruder Bardas erhielt jetzt die oberste Gewalt, während sich M. in unsinniger Weise sinnlichen Genüssen hingab und, wenn er einmal selbst gegen die Feinde, namentlich gegen die Araber, zu Felde zog, unglücklich kämpfte. Er entsetzte 857 den Patriarchen Ignatios und erhob Photios zu dessen Nachfolger. Von seinem Günstling Basilios gegen Bardas aufgereizt, ließ er es geschehen, daß jener 866 denselben ermordete, und erhob Basilios zum Mitkaiser, wurde aber von diesem (24. Sept. 867), als er trunken im Bette lag, ermordet.

4) M. IV., der Paphlagonier, wurde unter Romanos III. von seinem Bruder, dem Eunuchen Johannes, an den Hof gebracht und gewann durch seine Schönheit die Liebe der Kaiserin Zoe. Nach dem Tode des Romanos (11. April 1034) reichte dieselbe M. ihre Hand und proklamierte ihn als Kaiser. Da er aber kränklich war, überließ er die Regierung ganz seinem Bruder Johannes und suchte durch fromme Werke seine frühern Sünden zu büßen, ermannte sich aber 1040 bei einem Aufstand der Bulgaren zu einem Feldzug gegen dieselben, schlug sie, obwohl todkrank, siegreich zurück und starb 10. Dez. 1041.

5) M. V., Kalaphates, Neffe des vorigen, ward nach dessen Tode (Dezember 1041) auf Veranlassung seines Oheims, des Eunuchen Johannes, von Zoe adoptiert und zum Kaiser erhoben, wurde aber schon im April 1042, nachdem er Zoe ins Kloster geschickt hatte, durch einen Aufstand des darüber erbitterten Volkes gestürzt, geblendet und in ein Kloster gesteckt.

6) M. VI., Stratiotikos, wurde von der Kaiserin Theodora zu ihrem Nachfolger erwählt und bestieg den Thron 22. Aug. 1056, erwies sich aber als ganz unfähig, wurde daher bereits 31. Aug. 1057 von Isaak Komnenos gestürzt und zog sich in ein Kloster zurück.

7) M. VII., Dukas Parapinakes, Sohn von Konstantin XI., Dukas, nach dessen Tode (1067) unter der Vormundschaft seiner Mutter Eudokia und des zweiten Gemahls derselben, Romanos Diogenes, wurde nach dessen Niederlage und Gefangennahme durch die Türken 1071 von seinem Oheim Johannes auf den Thron erhoben, stand anfangs unter der Leitung desselben sowie des berühmten Gelehrten Michael Psellos, überließ aber, nachdem Johannes 1073 Mönch geworden, unwürdigen Günstlingen die Leitung des Staates, während er selbst sich gelehrten Studien hingab. Die Empörung der beiden Feldherren Nikephoros Bryennios und Nikephoros Botaniates veranlaßte ihn 1078, dem Throne zu entsagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen.

8) M. VIII., Paläologos, Kaiser von Nicäa, dann von Konstantinopel, geb. 1224, durch seine Mutter Irene Enkel des Kaisers Alexios Angelos, stürzte 1259 den Vormund des jungen Kaisers Johannes IV. Laskaris, Muzalon, und ließ sich zum Mitkaiser ausrufen u. nebst Johannes krönen (1. Jan. 1259). Er entriß den Franken (25. Juli 1261) Konstantinopel und stürzte das lateinische Kaisertum, und nachdem er zu Ende d. J. seinen jungen Mitkaiser hatte blenden lassen, wurde er Alleinherrscher. Er regierte mit Klugheit und Kraft und wies die Angriffe des Königs Karl von Neapel und der Venezianer, denen gegenüber er die Genuesen begünstigte, siegreich zurück. Er versuchte die griechische Kirche wieder mit der römischen zu vereinigen und erkannte 1274 die Suprematie des Papstes an, doch wurde diese Union infolge des Widerstandes des griechischen Klerus und Volkes und der weitgehenden Ansprüche der Päpste schon 1280 wieder gelöst. Er starb 11. Dez. 1282.

9) M. IX., Paläologos, Enkel des vorigen, geb. 1277, wurde von seinem Vater Andronikos II. 1295 zum Mitregenten erhoben, starb aber noch vor demselben, 12. Okt. 1320.

Michael, 1) eigentlich M. Thomas Koributh Wisniowiecki, König von Polen, geb. 1638, gest. 10. Nov. 1673 in Lemberg, Sohn des als Krieger berühmten, von den Jagellonen abstammenden Woiwoden von Reußen, Jeremias Wisniowiecki, ward 1669 nach dem Rücktritt Johann Kasimirs von dem polnischen Reichstag, der sich über einen der fremden Bewerber nicht einigen konnte, auf Antrieb des niedern Adels nach einem siebenmonatigen Interregnum zum König von Polen erwählt und 29. Sept. zu Krakau gekrönt, wußte aber weder dem gegen ihn eingenommenen hohen Adel noch den auswärtigen Feinden gegenüber Ansehen zu gewinnen. Die Kosaken empörten sich und fanden bei den Tataren sowie dem Sultan Mohammed IV. Beistand, und dieser zwang M. durch einen Einfall in Polen, im Frieden von Budziek (18. Sept. 1673) Podolien an die Türkei, die Ukraine aber an den Kosakenhetman abzutreten und einen jährlichen Tribut von 22,000 Dukaten zu zahlen. Aber der polnische Reichstag genehmigte den Frieden nicht. Vermählt war M. mit Eleonore, Tochter des Kaisers Leopold I.

2) Großfürst von Rußland, geb. 25. Okt. 1832, vierter Sohn des Kaisers Nikolaus, trat in die Artillerie ein, erstieg rasch die höchsten Ehrenstufen, ward General der Artillerie und Generalfeldzeugmeister, dann Statthalter im Kaukasus und erhielt auch im türkischen Kriege 1877 den Oberbefehl über die in Armenien eindringende Armee, trat aber während des ganzen Krieges neben seinen Unterfeldherren nicht besonders hervor. Nach dem Frieden wurde er zum Generalfeldmarschall und zum Statthalter Kaukasiens ernannt, 1881 aber abberufen u. Präsident des Reichsrats. Er war seit 1857 mit der badischen Prinzessin Olga Feodorowna (gest. 13. April 1891) vermählt. Seine Söhne sind: Nikolai, geb. 26. April 1859; Michael, geb. 16. Okt. 1861, seit 1891 mit der Gräfin Sophie von Merenberg (jetzt Torby), Tochter des Prinzen Nikolaus von Nassau, vermählt; Georg, geb. 23. Aug. 1863; Alexander, geb. 13. April 1866, seit 10. Aug. 1894 mit der Großfürstin Xenia, Tochter Alexanders III., vermählt; Sergei, geb. 7. Okt. 1869; Alexei, geb. 28. Dez. 1875, gest. 3. März 1895 in San Remo; die Tochter Anastasia, geb. 28. Juli 1860, ist seit 1879 vermählt mit dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin.

Michael, mit dem Beinamen Psellos (der »Stotterer«), Philosoph, geb. 1020 in Konstantinopel, wo er als Lehrer der Philosophie wirkte. Er hat außer andern philosophischen Werken und Kommentaren zu Porphyrios und Aristoteles auch das im spätern Mittelalter einflußreiche logische Kompendium »Synopsis in Aristotelis logicam« (griech. und lat., hrsg. von Ehinger, Augsb. 1597) verfaßt, welches die Quelle der »Summulae logicales« des Petrus Hispanus (s. d.)

ist, und in welchem die technischen Memorialworte für Urteilsformen und Schlußfiguren zuerst vorkommen. Auch eine Abhandlung über die Musik hat er geschrieben (zuerst gedruckt von Arsenius im »Opus in quatuor mathematicas disciplinas«, 1532) sowie eine über Rhythmik (hrsg. von Morelli bei den Fragmenten des Aristoxenos 1785).

Michäel Attaliátes, griech. Jurist u. Historiker in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh., aus Attalia, hinterließ ein Lehrbuch für den Rechtsunterricht (1072), im 2. Band von Leunclavius' »Jus graeco-romanum« enthalten, und ein Geschichtswerk über die Zeit von 1034—79, herausgegeben von Bekker im 47. Bande des »Corpus scriptorum historiae byzantinae« (Bonn 1853).

Michael Jowanowitsch, Metropolit von Serbien, geb. 1826 in Alexinatz von armen Eltern, studierte als Stipendiat des Bischofs von Negotin Theologie in Serbien, erhielt sodann in Rußland eine höhere theologische und juristische Ausbildung und trat 1853 als Mönch in die Lawra in Kiew ein. 1854 wurde er Archimandrit des serbischen Klosters Studeniza und Bischof von Schabaz und 1859 Metropolit von Serbien. Mit Eifer und Erfolg vertrat er die Einheit der orthodoxen Kirchen, deren Schwerpunkt er in Rußland sah, und erlangte eine große Autorität im rechtgläubigen Slawentum. Da er sich der österreich-freundlichen Politik des Königs Milan widersetzte und dessen Ehe mit der Königin Natalie zu lösen sich weigerte, wurde er 1888 abgesetzt und ging in freiwillige Verbannung nach Rußland, wo er hoch geehrt wurde. Nach Milans Abdankung setzte ihn die Regentschaft 1889 in seine Würde wieder ein, und er übte fortan einen herrschenden Einfluß in Serbien aus.

Michäel Obrenowitsch III., Fürst von Serbien, geb. 4. Sept. 1823 in Kragujewatz, gest. 1868, jüngerer Sohn des Fürsten Milosch, ward nach seines ältern Bruders, Milan, Tode 8. Juli 1839 von der Pforte zum Fürsten Serbiens ernannt, rief aber durch seine Hinneigung zu den russischen Interessen und willkürliche, harte Besteuerung schon 1842 einen Aufstand hervor, infolgedessen er 7. Sept. nach Semlin flüchtete. Von der serbischen Nationalversammlung samt seiner ganzen Familie verbannt, lebte er erst zu Wien und Berlin, 1844—50 auf Reisen, sodann auf seinen Gütern in der Walachei und kehrte 1858 mit seinem Vater nach Serbien zurück, dem er 1860 als Fürst von Serbien folgte. M. war ein fein gebildeter Mann von edlem Charakter, wohlwollend und anspruchslos. Es gelang ihm, die Steuer- und Militärreform durchzuführen und von der Türkei die Räumung der serbischen Festungen zu erreichen. Am 10. Juni 1868 wurde er im Park von Topdschider durch eine Kugel getötet. Die Mörder waren Glieder der Familie Radowanowich, welche die Anhänger des Fürsten Alexander Karageorgiewitsch angestiftet hatten. Ihm folgte sein Vetter Milan Obrenowitsch IV. (s. Milan).

Michaelis, 1) Johann David, einer der gelehrtesten Theologen des 18. Jahrh., geb. 27. Febr. 1717 in Halle, wo sein Vater Christian Benedikt (geb. 26. Jan. 1680 in Ellrich, gest. 22. Febr. 1764), ebenfalls als Theolog und Orientalist bekannt, Professor war, ward 1745 Privatdozent, im folgenden Jahre Professor der Philosophie und 1750 auch der orientalischen Sprachen in Göttingen. Für die Akademie in Göttingen entwarf er bei deren Begründung 1751 mit Haller die Grundgesetze und leitete erst als Sekretär, dann als Direktor eine Zeitlang die Geschäfte derselben. Die Akademien von London und Paris ernannten ihn zu ihrem Mitglied, der Kaiser zum Rat, und selbst ausländische Fürsten überschütteten ihn mit Ehren. Er starb 22. Aug. 1791. Seine Hauptwerke sind: »Hebräische Grammatik« (3. Aufl., Götting. 1778); »Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes« (4. Aufl., das. 1788, 2 Bde.); »Mosaisches Recht« (2. Aufl., das. 1776—80, 5 Bde.); »Orientalische u. exegetische Bibliothek« (das. 1771—89, 24 Bde.); »Neue orientalische u. exegetische Bibliothek« (das. 1786—93, 9 Bde.); »Moral« (hrsg. von Stäudlin, das. 1792—93, 3 Bde.). Seine Selbstbiographie wurde herausgegeben von Hassencamp (Rinteln 1793).

2) Johann Benjamin, Dichter, geb. 31. Dez. 1746 in Zittau, gest. 30. Sept. 1772 in Halberstadt, studierte in Leipzig Medizin, gab hier eine Sammlung von Fabeln, Liedern und Satiren heraus und übernahm 1770 die Redaktion des »Hamburger Korrespondenten«. Bald aber fesselte ihn das Theater mehr als seine Zeitung, und er zog als Theaterdichter mit der Seylerschen Truppe umher. 1771 zog ihn Gleim, in dessen Kreise M.' dichterische Begabung sehr überschätzt wurde, nach Halberstadt. M. verfaßte lyrische und satirische Gedichte, Episteln, Theaterreden, Operettentexte &c. Seine »Poetischen Werke« wurden herausgegeben von Schmid (Gieß. 1780); seine »Sämtlichen Werke« erschienen Wien 1791, 4 Bde. Eine von ihm hinterlassene Selbstbiographie veröffentlichte Wilisch (»Neues Lausitzisches Magazin«, Bd. 56).

3) Otto, Volkswirt, geb. 12. Sept. 1826 zu Lübbecke in Westfalen, gest. 8. Dez. 1890 in Berlin, studierte zu Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft und trat 1847 als Auskultator bei dem Oberlandesgericht in Paderborn ein. 1849 wegen Preßvergehen angeklagt, wurde er zwar freigesprochen, allein auf dem Disziplinarweg aus dem Staatsdienst entfernt. Er siedelte bald darauf nach Berlin über und trat 1851 in die Redaktion des volkswirtschaftlichen Teils der »Nationalzeitung« ein. An der Begründung des Kongresses deutscher Volkswirte (1858) nahm er hervorragenden Anteil und rief 1863 in Verbindung mit J. Faucher die »Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft u. Kulturgeschichte« ins Leben. 1861 wurde er in das Abgeordnetenhaus, 1867 in den Reichstag gewählt. Bei Errichtung des Reichskanzleramtes wurde er als vortragender Rat in dasselbe berufen, übernahm aber 1879 bei Begründung der neuen, von ihm nicht gebilligten Wirtschaftspolitik das Präsidium der Verwaltung des Reichsinvalidenfonds. Mehrere wirtschaftliche Gesetze des Reiches (Gewerbeordnung, Münzgesetz, Bankgesetz &c.) sind von ihm ausgearbeitet und verteidigt worden. Seine »Volkswirtschaftlichen Schriften« erschienen gesammelt in 2 Bänden (Berl. 1873).

4) Adolf, Archäolog, geb. 22. Juni 1835 in Kiel, studierte seit 1853 in Leipzig, Berlin und Kiel, verweilte 1857—61 in Italien und Griechenland, London und Paris, habilitierte sich dann an der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1862 außerordentlicher Professor in Greifswald, 1865 ordentlicher Professor der klassischen Philologie und Archäologie in Tübingen, 1872 Professor der Archäologie an der Universität Straßburg. Seit 1874 ist er Mitglied der Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, dessen Geschichte er schrieb (Berl. 1879). M.' Hauptwerk ist die zusammenfassende große Monographie »Der Parthenon« (Leipz. 1871). Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Arbeiten in Zeitschriften, be-

sorgte eine kritische Ausgabe von Tacitus' »Dialogus de oratoribus« (Leipz. 1868), vollendete O. Jahns hinterlassenes Werk »Griechische Bilderchroniken« (Bonn 1873) und besorgte die zweite und dritte Auflage von dessen Ausgaben von Sophokles' »Elektra« (das. 1872 u. 1882), von Apulejus' »Psyche et Cupido« (Leipz. 1873), von Pausanias' »Descriptio arcis Athenarum« (Bonn 1880). Auch verfaßte er einen Katalog der in England in Privatbesitz zerstreuten antiken Bildwerke (»Ancient marbles in Great Britain«, übersetzt von Fennell, Cambridge 1882).

5) **Karoline**, s. Schelling 2).

6) **Karoline**, Romanistin, s. Vasconcellos.

Michaelisfest, s. Michael (Erzengel).

Michaelsorden, königlich bayr. Verdienstorden, gestiftet 1693 von Kurfürst Jos. Klemens von Köln, Herzog von Bayern, zur Aufrechthaltung des katholischen Glaubens, 1721 mit Statuten versehen, 1808 von König Max Joseph bestätigt u. 1837 in einen Verdienstorden für Vaterlandsliebe und nützliches Wirken verwandelt, 1853 in fünf, im Dezember 1887 in vier, resp. sechs Klassen eingeteilt und durch ein Verdienstkreuz und eine silberne und bronzene Medaille erweitert. Die erste und zweite Klasse zerfallen je in zwei Abteilungen und zwar die erste in Großkreuze und erste Klasse, die zweite in solche mit und ohne Stern, dazu dritte und vierte Klasse. Das Ordenszeichen der drei ersten Klassen ist ein goldenes, lasurblau emailliertes achteckiges Kreuz mit Krone, dessen Mittelavers den heil. Michael mit einem die Aufschrift »Quis ut Deus« (»Wer ist wie Gott«) tragenden Schild, bei den beiden ersten Klassen von goldenen Strahlen umgeben, und dessen Revers das Wort »Virtuti« zeigt, während die vier Kreuzbalken die Buchstaben »P. F. F. P.« (»Principi Fidelis Favere Patriae«, »Dem Fürsten treu, dem Vaterland dienstbar sein«) tragen. Die Dekoration der vierten Klasse besteht ganz aus Silber. Das Verdienstkreuz besteht aus einem silbernen Kreuz mit dem heil. Michael auf dem Avers und »Virtuti« auf dem Revers. Die Medaille zeigt vorn das Ordenskreuz, hinten »Virtuti« mit Eichenkranz. Der Orden (s. Tafel »Orden I«, Fig. 33) wird an dunkelblauem, rosa eingefaßtem Bande, Verdienstkreuz u. Medaille an aus drei dunkelblauen und zwei rosa Streifen zusammengesetztem Band getragen. Kreuze und Sterne sind je nach dem Grade in der Größe abgestuft. Die silbernen Sterne, auf denen das Kreuz ruht, tragen die Devise »Quis ut Deus« auf dem Mittelschild. Vgl. Trost, Geschichte des St. Michaelsordens in Bayern (Münch. 1888).

Michaelstein, s. Blankenburg 1).

Michael-, St., und St. Georgs-Orden, großbrit. Orden, gestiftet von Georg III. 12. Aug. 1818 als Zivil- und Militärverdienstorden zum Andenken an Maltas Erwerbung, in drei Klassen (Großkreuze, Kommandeure, Genossen). Die Dekoration ist ein goldenes, weiß emailliertes siebenarmiges Kreuz mit Krone, im Mittelschild den Erzengel Michael und im blauen Reifen die Devise »Auspicium melioris aevi« (»Die Verheißung einer bessern Zeit«), auf dem Revers den heil. Georg zeigend. Der Stern der ersten Klasse besteht aus einem siebenstrahligen Silberstern mit Goldstrahlen zwischen den Armen und daraufliegendem roten Georgskreuz mit dem Mittelavers des Ordens, das der Kommandeure aus einem ähnlichen vierstrahligen Stern. Mit dem Großkreuz ist eine Kette verbunden. Das Band ist blau. Ordenstag der 23. April.

Michailow, Kreisstadt im russ. Gouv. Rjasan, an der Pronja, hat 9 Kirchen, ein Militärgymnasium, Talgsiederei, Lichte- und Lederfabrikation, Handel mit Getreide, Vieh, Pferden und Holz, große Obstgärten und (1889) 3882 Einw. M. ist um 1555 angelegt.

Michailowsk, Militärposten im Kreis Krasnowodsk der Transkaspischen Provinz des russ. Generalgouv. Kaukasus, an der Michailowskischen Bucht des Kaspischen Meeres, wichtig als Ausgangspunkt der Transkaspischen Bahn, deren Stationen von hier aus mit Trinkwasser (durch einen Apparat gewonnen) versorgt werden.

Michailowskaja, Staniza im Donischen Gebiet (Rußland), am Choper, mit (1888) 17,848 Einw. und drei Jahrmärkten, von denen der Kreschtschenskische (25. Dez. bis 12. Jan.) der bedeutendste ist.

Michailowski-Danilewski, Alexander Iwanowitsch, russ. Geschichtschreiber, geb. 1790, gest. 21. Sept. 1848 in Petersburg, studierte zu Göttingen Kameralwissenschaft, trat 1812 in die Kanzlei des russischen Finanzministeriums, machte sodann als Kutusows Adjutant die Feldzüge von 1812—13, als Wolchonskis Kanzleichef die von 1813—14 mit, wohnte dem Wiener Kongreß bei und folgte hierauf (1815—1818) dem Kaiser Alexander I. auf dessen Reisen. Im Türkenkrieg (1829) befehligte er unter Diebitsch als Generalmajor und ward 1835 Generalleutnant, 1839 Senator und Mitglied des Kriegsrats. Seine Hauptwerke: »Beschreibung des türkischen Krieges von 1806—12« (Petersb. 1843, 4 Bde.), »Denkwürdigkeiten über die Feldzüge der Jahre 1812—13« (das. 1834), »Denkwürdigkeiten über den Feldzug des Jahres 1813« (deutsch von Goldhammer, Dorpat 1837) und »Denkwürdigkeiten über den Krieg aus den Jahren 1814—15« (das. 1835, 2 Bde.; deutsch von Goldhammer, das. 1838), die teilweise zahlreiche Auflagen erlebten und gesammelt Petersburg 1849—50 in 7 Bänden erschienen, sind in gutem Stil und mit schwungvollem Patriotismus geschrieben, entbehren aber der strengen Unparteilichkeit und Wahrheit.

Michatoya, Abfluß des Sees Amatitlan, s. d.

Michaud (spr. -schō), Joseph François, franz. Geschichtschreiber, geb. 19. Juni 1767 zu Albens in Savoyen, gest. 30. Sept. 1839 in Passy, begab sich 1791 nach Paris, wo er in seinem Journal »La Quotidienne« so entschieden für das Königtum auftrat, daß er 1795 zu Chartres verhaftet und zum Tode verurteilt wurde. Er entfloh in die Schweiz, wo er sein satirisches Gedicht »Le printemps d'un proscrit« (Par. 1804, vermehrte Aufl. 1827) schrieb. Nach dem 18. Brumaire lebte er wieder in Paris, widmete sich fortan aber meist historischen Studien. Früchte derselben sind: »Histoire des progrès et de la chute de l'empire de Mysore« (Par. 1801, 2 Bde.); »Histoire des croisades« (das. 1812—22, 7 Bde.; in vielen Ausgaben; neu bearbeitet von Huillard-Bréholles, 1856 ff.; deutsch, Quedlinb. 1827—32, 7 Bde.); »Bibliothèque des croisades« (Par. 1822; 2. Aufl. 1829, 3 Bde.), Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge enthaltend; »Biographie moderne« (das. 1802, 4 Bde.), die von der Polizei mit Beschlag belegt wurde, und die gegen Napoleon I. gerichtete »Histoire des XV semaines« (das. 1815), von welcher in kurzer Zeit 27 Auflagen nötig wurden. 1813 war M. zum Mitglied der französischen Akademie u. 1815 zum Deputierten in die Chambre introuvable gewählt worden. Die »Correspondance d'Orient« (Par. 1833—35, 7 Bde.) ist die Frucht einer orien-

talischen Reise. Gemeinschaftlich mit Poujoulat gab er die »Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII. siècle« (1836—39, 32 Bde.) heraus. — Sein jüngerer Bruder, Louis Gabriel, genannt Michaud jeune, geb. 1772 in Bourg-en-Bresse, gest. 20. März 1858 in Ternes, ein eifriger Royalist, machte in den republikanischen Armeen mehrere Feldzüge mit und legte sodann mit seinem Bruder zu Paris eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung an, aus welcher unter anderm die von ihm selbst redigierte »Biographie universelle ancienne et moderne« (1811—28, 52 Bde.; 2. Aufl. 1842—65, 45 Bde.; 3. Aufl. 1870 ff.) und die »Biographie des hommes vivants« hervorgingen.

Michaux (spr. -schŏ), André, Naturforscher und Reisender, geb. 7. März 1746 in Satory bei Versailles, bereiste Persien, Nordamerika, Teneriffa, Ile de France und starb auf Madagaskar 13. Nov. 1802. Er schrieb: »Histoire des chênes de l'Amérique septentrionale« (1801; deutsch, Stuttg. 1802); »Flora boreali-americana« (1803, 2 Bde.). — Sein Sohn François André, geb. 1770 in Versailles, bereiste Amerika und starb 23. Okt. 1850 in Vauréal bei Pontoise, schrieb: »Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale« (Par. 1810—13, 3 Bde.).

Michel, Abkürzung von Michael, als Kose- und Spottname gebraucht mit der Nebenbedeutung des Schwerfällig-Gutmütigen, Einfältigen; daher deutscher M., etwa seit dem Befreiungskriege gebrauchte Benennung der deutschen Nation, die deren politische Unreife und Indolenz andeuten sollte. Ähnlich bezeichnet John Bull den Engländer, Paddy den Irländer, Jonathan den Nordamerikaner rc. Das altdeutsche Eigenschaftswort michel (groß, stark) kommt nur noch in Eigennamen vor, z. B. Michelstadt.

Michel (spr. -schell), 1) Francisque, franz. Litterarhistoriker, geb. 18. Febr. 1809 in Lyon von deutscher Mutter, gest. 18. Mai 1887 in Paris, seit 1839 Professor an der Faculté des lettres zu Bordeaux, gehörte zu den gründlichsten Kennern der ältern französischen Sprache und Litteratur und hat sich durch zahlreiche Ausgaben älterer Litteraturdenkmäler (darunter »La chanson de Roland et le roman de Roncevaux«, 1869; »Chroniques anglo-normandes«, 1836—40, 3 Bde.; »Rôles gascons«, 1885, Bd. 1) verdient gemacht. Von seinen kulturhistorischen Werken sind hervorzuheben: »Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne« (Par. 1847, 2 Bde.); »Histoire des hôtelleries, cabarets, hôtels garnis, etc.« (mit E. Fournier, 1851—54, 2 Bde.); die preisgekrönten Schriften: »Étude de philologie comparée sur l'argot, etc.« (1856); »Recherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie, etc., pendant le moyen-âge« (1852—54, 2 Bde.); »Le pays basque, sa population, sa langue, etc.« (1857); »Histoire du commerce et de la navigation à Bordeaux« (1867—71, 2 Bde.).

2) Louise, franz. Kommunistin, geb. 1836 auf dem Schloß Broncourt (Haute-Marne) als uneheliche Tochter des Besitzers, erhielt durch ihren Vater eine sehr gute Erziehung, verließ nach dessen Tode 1850 das Schloß, machte das Lehrerinnenexamen und begründete in Paris eine Schule. Beim Ausbruch der Kommune 1871 trat Louise M. entschlossen den radikalsten Rädelsführern zur Seite, wurde gefangen genommen und zur Deportation nach Numea verurteilt, von wo sie 1880 infolge der allgemeinen Amnestie zurückkehrte. Jedoch schon 1883 wurde sie wegen Aufhetzung zur Plünderung der Bäckerläden zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt. Sie gab 1886 ihre »Mémoires« heraus.

Michelangelo (spr. mikelándschelo), eigentlich M. Buonarroti, ital. Bildhauer, Maler und Architekt, geb. 6. März 1475 im toscanischen Städtchen Caprese, als sein Vater Richter von Chiusi und Caprese war, gest. 18. Febr. 1564 in Rom, wurde 1476, als die Eltern nach Florenz zurückkehrten, in Settignano bei Florenz bei einer Amme, der Frau eines Steinmetzen, zurückgelassen, woher seine spätere Scherzrede, er habe die Liebe zur Bildhauerkunst mit der Milch eingesogen. Er kam noch als Kind nach Florenz. Nur ungern gab der Vater dem übermächtigen Drang des Sohnes zur Kunst nach. Am 1. April 1488 trat er in die Werkstatt Domenico Ghirlandajos, studierte daneben aber im Garten der Medici bei San Marco, wo sich zahlreiche antike Skulpturen unter der Aufsicht des Bildhauers Bertoldo, eines Schülers von Donatello, befanden, welcher M. wahrscheinlich auch den ersten Unterricht in der Bildhauerkunst erteilt hat. Dadurch trat M. auch in ein näheres Verhältnis zum Haus der Medici, welches den heilsamsten Einfluß auf die Vielseitigkeit seiner Bildung übte. Er genoß den Umgang der vielen um den geistreichen Fürsten versammelten Gelehrten, namentlich Polizianos und Pico della Mirandolas. Bei aller Vorliebe für die Plastik gab er jedoch die Malerei nicht auf. Die Reliefs eines Kentaurenkampfes und einer Madonna vor einer Treppe (Florenz, Casa Buonarroti) sind seine ersten uns bekannten plastischen Arbeiten. 1494, kurz vor der Vertreibung Pietros de' Medici aus Florenz, verließ auch M. aus Furcht vor dem drohenden Sturm seine Vaterstadt. Er ließ sich in Bologna nieder, wo er unter anderm einen kandelabertragenden knieenden Engel und die Statuette des heil. Petronius von Marmor (in San Domenico) anfertigte. 1495 kehrte er wieder nach Florenz zurück, wo er einen schlafenden Cupido und eine Marmorstatue des jugendlichen Johannes des Täufers, den sogen. Giovannino (jetzt im Berliner Museum) schuf, begab sich aber schon nach einem Jahre nach Rom. Den schlafenden Cupido hatte er eine Zeitlang in der Erde vergraben, um ihm ein antikes Ansehen zu geben. Später wurde er wirklich durch einen Unterhändler als Antike an den Kardinal Raphael Riario verkauft, der nach der Entdeckung der Mystifikation das Bildwerk zurückgab. In Rom schuf M. unter anderm die Marmorstatue eines trunkenen Bacchus, der sich auf einen Satyr stützt (Florenz, Nationalmuseum), und eine Madonna mit dem toten Christus (Pietà) in der Peterskirche, seine edelste, an tiefer und doch maßvoller Empfindung reichste Schöpfung (s. Tafel »Bildhauerkunst VIII«, Fig. 5). Um 1500 nach Florenz zurückgekehrt, schuf er hier zunächst eine kleine Madonnenstatue (jetzt in der Kirche Notre Dame in Brügge) und meißelte dann aus einem seit langen Jahren in Florenz liegenden Marmorblock das kolossale Standbild des David, welches (jetzt in der Akademie zu Florenz) bei den Zeitgenossen zuerst Michelangelos Ruhm begründete. Bald darauf beschloß die florentinische Regierung, ihren Versammlungssaal durch Gemälde einiger in den Feldzügen gegen Pisa erfochtener Siege zu schmücken. Leonardo erhielt den Auftrag, die eine große Wand zu malen, und wählte die Darstellung eines Reitergefechts. M. bekam den Auftrag für die zweite Wand und stellte den Augenblick dar, in dem ein Haufe florentinischer Soldaten, die eben im Arno baden, un-

erwartet den Aufruf zum Kampfe vernimmt. Beide Darstellungen machten Epoche im Florentiner Kunstleben, aber den Hauptruhm trug M. davon, dessen tiefes Studium des Nackten sich hier glänzend offenbarte. Beide Künstler kamen jedoch über die Kartons nicht hinaus. Michelangelos Karton diente viele Jahre hindurch den jungen Künstlern als Quelle des Studiums, wurde dann aber später zerstückelt und ist zu Grunde gegangen. Teile seiner Komposition haben sich in Stichen von Marcanton (die Kletterer) und A. Veneziano erhalten. Einen neuen Wirkungskreis fand M. bei der Thronbesteigung des Papstes Julius II. Dieser lud M. 1505 nach Rom ein und trug ihm den Entwurf zu einem Grabmal auf. Nach mehreren Monaten trat der Künstler mit einem Entwurf hervor, der an Schönheit und Großartigkeit selbst die bis dahin bekannten Denkmäler des Altertums übertraf. Das Werk sollte mit einer großen Menge Statuen und Reliefs geschmückt werden. Es geriet jedoch bald durch verschiedene Umstände ins Stocken; nochmals neu aufgenommen und auf geringere Maße reduziert, wurde es wieder unterbrochen, bis es endlich in abermals sehr verringertem Umfang 1545, lange nach des Papstes Tode, in der Kirche San Pietro in Vincoli zu Rom aufgestellt ward. Die Statue des Moses ist der vorzüglichste Schmuck dieses Monuments, an dem noch die beiden Statuen von Rahel und Lea von M. sind, während das übrige von Raffael da Montelupo und Maso del Bosco ausgeführt ist. In der Zwischenzeit (1508) errichtete M. zu Bologna gegenüber der Kirche des heil. Petronius ein ehernes kolossales, später vernichtetes Standbild des Papstes. In demselben Jahre nach Rom zurückgekehrt, malte er im Auftrag des Papstes die Deckenbilder der Sixtinischen Kapelle, angeblich in der Zeit von 22 Monaten. Als Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, war sein erstes Unternehmen die Aufführung der Fassade der St. Lorenzkirche zu Florenz. M. erhielt 1516 den Auftrag, nach Florenz zu gehen, um nach einem ihm gegebenen Modell die Aufsicht über den Bau zu führen. Mit Unlust ging er an die Arbeit, und unter ungünstigen Umständen rückte das Werk nicht weiter. Überhaupt fällt in die Regierung dieses Papstes die unthätigste Periode im Leben Michelangelos. Nach Leos Tode ging er wieder an sein Lieblingswerk, das Grabmal Julius' II., das ihn während des Pontifikats Hadrians VI. fast ausschließlich beschäftigte. Clemens VII. verwendete den Künstler auch bei dem Bau der Laurentiana und der Sakristei von San Lorenzo in Florenz, die dann Begräbniskapelle des Lorenzo und Giulio de' Medici wurde. Um diese Zeit (1521) entstand die Statue des auferstandenen Heilands in Santa Maria sopra Minerva zu Rom. Während der nun folgenden Unruhen war M. Generalkommissar der Befestigungen der Stadt Florenz, fuhr aber fort, während er Florenz gegen die Mediceer verteidigte, an ihrem Mausoleum in San Lorenzo zu arbeiten. Aus dieser Zeit stammt das Bild der Leda, das nach Frankreich gekommen und unter Ludwig XIII. verbrannt worden sein soll. Doch befinden sich in verschiedenen Sammlungen Werke, die als Nachbildungen der Leda gelten. (Eine Temperamalerei in der Londoner Nationalgalerie wird von einigen sogar für das Original gehalten.) Bei der Rückkehr der Mediceer verließ M. die Stadt, fand beim Herzog d'Este zu Ferrara ehrenvolle Aufnahme und ging dann nach Venedig, erhielt jedoch bald von Clemens VII. unter Zusicherung der Verzeihung den Befehl, das Grabmal der Mediceer zu vollenden. Es enthält die Statuen des Giuliano und Lorenzo de' Medici, von denen besonders die des Lorenzo, von den Italienern »der Gedanke« (il pensiero) genannt, als Meisterwerk ersten Ranges zu betrachten ist, und mit allegorischen Gestalten des Tages, der Nacht, der Morgen- und Abenddämmerung geschmückte Sarkophage. 1534 begann M. im Auftrag des Papstes Clemens VII. das 19 m hohe Gemälde an der Hauptwand der Sixtinischen Kapelle, welches das Jüngste Gericht darstellt, aber erst unter Paul III. 1541 zur Vollendung kam. Unter Paul III. entstanden noch zwei geringere Fresken Michelangelos: die Bekehrung des Apostels Paulus und die Kreuzigung des Petrus, beide in der Capella Paolina im Vatikan. Da die Freskomalerei dem greisen Künstler jetzt zu beschwerlich wurde, so griff er wieder zum Meißel. Er begann eine Marmorgruppe: der tote Christus in den Armen des Nikodemus von zwei Frauen gestützt, welche unvollendet blieb (im Dom zu Florenz). Sie war sein letztes Marmorwerk. Auch leitete er den Bau der Festungswerke von Rom (des Teils von il Borgo). Seitdem nahm ihn die Baukunst fast ausschließlich in Anspruch. Paul III. übertrug ihm nämlich 1546 nach Sangallos Tode auch die Leitung des Baues der Peterskirche. M. verwarf das Modell von Sangallo und führte trotz mannigfacher Hindernisse, die ihm entgegentraten, den Bau nach seinem Plan so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die grandiose Kuppel vollendet werden konnte (s. Tafel »Architektur X«, Fig. 2—4). Außer diesem Bau leitete er damals zugleich den der kapitolinischen Bauten sowie des Hofes im Palast Farnese mit den drei übereinander gestellten Säulenordnungen, der Kirche Santa Maria degli Angeli, der Porta Pia und andrer Prachtgebäude. Als zuletzt das Alter zu mächtig über den Körper hereinbrach, übertrug M. die Vollendung vieler von ihm begonnener Bildhauerwerke seinen Schülern, und selbst bei der Anfertigung von Zeichnungen und Modellen mußte sein Lieblingsschüler Tiberio Calcagni ihm helfend zur Seite stehen. Als 90jähriger Greis starb M., klaren Geistes, seine ihn umstehenden Verwandten und Schüler ermahnend. Papst Pius IV. bereitete ihm eine prächtige Bestattung in der Kirche der heiligen Apostel; auf Befehl Cosimos de' Medici wurde jedoch der Leichnam heimlich nach Florenz gebracht, wo man ihm in der Familiengruft in Santa Croce ein Denkmal errichtete.

Außer den erwähnten Skulpturwerken werden M. noch viele andre plastische Arbeiten zugeschrieben, von denen jedoch nur folgende als sicher von seiner Hand herrührend allgemein anerkannt werden: Marmorstatue eines knieenden Cupido (London, Kensington-Museum), Relief der Madonna mit Christus und Johannes (Florenz, Nationalmuseum), ein Relief mit ähnlicher Komposition (London, Akademie), eine Brutusbüste (Florenz, Nationalmuseum), ein den Sieg vorstellender Jüngling, der einen gefesselten Sklaven unter seinen Füßen hält und für das Grabmal Julius' II. bestimmt war (ebendaselbst). Im Louvre zu Paris bewahrt man zwei Statuen von Sklaven auf, die ebenfalls für das Grabmal Julius' II. bestimmt waren. Seine großartigsten Schöpfungen in der Malerei sind die Gemälde an der Decke und der hintern Wand der Sixtina. Sie sind in ihrer Vereinigung als ein großes, in sich abgeschlossenes Gedicht zu betrachten und zeigen die Schöpfung der Welt und des Menschen, den Sündenfall mit seinen

Folgen, nämlich die Vertreibung aus dem Paradies und die Sündflut, die wunderbare Errettung des auserwählten Volkes, die Annäherung der Zeit der Erlösung durch die Darstellung der Vorfahren des Heilands und der Propheten und Sibyllen, die seine zukünftige Erscheinung verkündeten, und zuletzt das Weltgericht. Die Sündflut ist vielleicht die bedeutendste aller Kompositionen Michelangelos hinsichtlich des Ausdrucks der dramatischen Handlung, der Kühnheit des Gedankens, der Mannigfaltigkeit der Stellungen der fast unzähligen Figuren und der großen Meisterschaft der Zeichnung, insbes. in den außerordentlichsten und schwierigsten Verkürzungen. Das Jüngste Gericht übertrifft jene Bilder noch in der Meisterschaft der Zeichnung und in der Kühnheit der Komposition; aber der Künstler opferte in dem Bestreben, mit der Virtuosität der Zeichnung zu glänzen, nicht selten das Schickliche und Angemessene im Charakter und Ausdruck der Figuren. Dabei ist der Stil der Zeichnung einförmiger und minder edel und schön als in den Deckengemälden dieser Kapelle. Der großartige Charakter der männlichen Figuren grenzt oft an das Plumpe, vornehmlich aber stehen die der Anmut durchaus entbehrenden Frauen des Jüngsten Gerichts den Figuren der Eva, der delphischen Sibylle und vieler andrer weiblicher Gestalten jener Bilder weit nach. Ursprünglich waren alle Figuren nackt, so daß Paul IV. das Bild herunterschlagen lassen wollte. Als Auskunftsmittel mußte Daniel da Volterra die auffallendsten Blößen mit Lappen bedecken, was ihm den Beinamen des Hosenmachers (braghettone) erwarb. Auch sonst hat das Gemälde stark durch Übermalungen, Erneuerungen und Feuchtigkeit gelitten, so daß es jetzt einen sehr unerfreulichen Eindruck macht. Eine ausgezeichnete Kopie des Werkes, unter des Meisters Augen von Marcello Venusti für den Kardinal Alexander Farnese in Öl gefertigt, befindet sich im Museum zu Neapel. Von den M. zugeschriebenen Tafelbildern sind nur folgende unzweifelhaft echt: eine unvollendete Grablegung (London, Nationalgalerie), die gleichfalls unvollendete sogen. Madonna von Manchester mit dem kleinen Jesus, dem kleinen Johannes und vier Engeln (ebendaselbst), eine Madonna mit dem Kinde, dem kleinen Johannes und Joseph (Florenz, Uffizien). — Außer dem größten architektonischen Werk, der Riesenkuppel der St. Peterskirche, besitzt Rom noch andre Baudenkmale Michelangelos. Von den Überbleibseln der Diokletianischen Thermen verwandelte er den Hauptsaal in die Kirche Santa Maria degli Angeli, eine der schönsten Roms, und fügte einen vierseitigen Klosterhof mit Kreuzgängen hinzu. Auch gestaltete er den Kapitolsplatz neu und stellte auf ihm die antike Bronzestatue des Kaisers Mark Aurel auf einem von ihm erdachten Unterbau auf. Ferner erbaute er die Kapelle der Familie Strozzi in Sant' Andrea della Valle. Von seiner Meisterschaft in der Baukunst zeugt auch der stolze Palast Farnese, mit dessen Plan der Künstler unter einer großen Anzahl von Konkurrenten den Vorzug erhielt. Die alte Kirche San Pietro in Vincoli wurde unter Julius II. von ihm modernisiert. Pius IV. trug ihm auch auf, Pläne zu den Thoren Roms zu machen; aber es wurde nur eins (die Porta Pia) nach seiner Angabe ausgeführt, und selbst dies ist nicht vollendet.

Michelangelos Stil bezeichnen nicht, wie bei der Antike, stille Größe und Erhabenheit, sondern ungebändigte Gewalt und Leidenschaft. »Das gesamte Schaffen Michelangelos ist ein unablässiger Kampf erhabenster Ideen, die aus der wunderbaren Tiefe seines Seelenlebens zu Tage streben, und deren Erscheinung daher alle Spuren dieser gewaltigen innern Erschütterungen an sich trägt. Vor seinen Werken gibt es kein ruhiges Genießen. Sie reißen uns unwiderstehlich in ihr leidenschaftliches Leben hinein und machen uns, wir mögen wollen oder nicht, zu Genossen ihrer tragischen Geschicke. Das ist der Eindruck, welchen auch die Zeitgenossen meinen, wenn sie von dem Furchtbaren (‚terribile') der Werke des Meisters sprechen.« Sein Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren, sein tiefes, gründliches Studium der Anatomie, wodurch er vollkommene Sicherheit und Richtigkeit in der Zeichnung erlangte, trieben ihn zu kolossalen Darstellungen. Durch ihn erreichte die Schule des mittlern Italien den höchsten Gipfel ihrer ursprünglichen Richtung auf Form und Linie und den kühnsten Schwung. Den geistigen Ausdruck hat M. nicht selten bewunderungswürdig, jedoch zuweilen unbestimmt, auch wohl ganz verfehlt gegeben, so vornehmlich in mehreren Figuren des Jüngsten Gerichts. In der Darstellung der Gewandung beweist M. zwar nicht dieselbe Meisterschaft wie in der Bildung des Nackten, ist jedoch auch hierin bewunderungswürdig. Mehrere Gewänder in den Deckengemälden der Sixtinischen Kapelle, insbes. in den Bildern der Vorfahren des Heilands, zeigen eine Einfachheit und Größe des Stils, die man bei keinem andern Künstler, vielleicht selbst nicht bei Raffael, finden dürfte. Michelangelos Vorliebe für das Nackte veranlaßte ihn, selbst Christus, die Apostel und Heiligen meist ganz entblößt darzustellen. Übrigens galt die Bewunderung seiner Zeitgenossen vornehmlich der Zeichnung, und der Künstler selbst mag das Kolorit bei seinem vorherrschend plastischen Sinn als einen untergeordneten Teil der Kunst betrachtet haben. Doch ist seine Fleischfarbe wahr, ungemein kräftig und einfach, jedoch keineswegs eintönig, noch ohne Mannigfaltigkeit in verschiedenen Figuren. Auch in den Farben seiner Gewänder herrscht eine einfache, aber nicht unharmonische Zusammenstellung. Charakteristische Darstellung der Stoffe darf natürlich in seinen Werken nicht gesucht werden. Auch stellte er die Freskomalerei weit über die Ölmalerei, die er für Weiberarbeit erklärte. Da in ihm der Maler gleichsam aus dem Bildhauer hervorgegangen war, strebte er in der Malerei durch perspektivische Verkürzung und Wirkung von Licht und Schatten die reale Darstellung der Skulptur zu erreichen. Er nannte die Skulptur die Leuchte (lucerna) der Malerei, und er hat die bewunderungswürdige plastische Vollkommenheit in der Malerei wohl nur durch die in der Bildhauerkunst erworbene Ausbildung und Meisterschaft erreicht. Auch pflegte er, nach dem Zeugnis des Vasari, die Figuren zu seinen Kartons in Thon oder Wachs zu modellieren und sich dieser Modelle zum Studium der Beleuchtung, insbes. aber zu seinen noch unübertroffenen Verkürzungen zu bedienen. Dagegen strebte er in der Skulptur mehr nach dem Malerischen, als diese Kunst eigentlich verträgt, obgleich er selbst sehr treffend bemerkte, daß die Plastik um so schlechter sei, je mehr sie sich der Malerei nähere. Als Architekt ward er von seinen Zeitgenossen nicht minder für einzig und klassisch gehalten wie als Maler und Bildhauer. Wie fast ohne Lehrer und nur Autodidakt, war er auch ohne eigentliche Schüler, obwohl er desto mehr Nachahmer hatte, die aber in dem Streben, seine Großheit der Formen u. Verhältnisse des menschlichen Körpers zu erreichen, ins Plumpe verfielen und

des Meisters Übertreibungen geistlos noch übertrieben. Die besten seiner Schüler sind Daniel da Volterra und Sebastian del Piombo. Auch als **Dichter** erlangte M. großen Ruf. Durch seine Sonette zieht sich meist ein Zug trüben Schmerzes und ruhiger Entsagung. Sie wurden wiederholt herausgegeben, namentlich von seinem Neffen M. Buonarroti (Flor. 1623), ins Deutsche übersetzt von K. Witte unter dem Namen F. Licio (Bresl. 1823), von Regis (Berl. 1842), von Grasberger (Brem. 1872) und von Sophie Hasenclever (mit ital. Text, Leipz. 1875); eine Auswahl von Harrys (Hannov. 1868). M. war sein ganzes Leben lang ohne Frauenliebe, und verschlossen und ungesellig entbehrte er auch der eigentlichen hingebenden Freundschaft. Erst, nachdem er 60 Jahre alt geworden, fand er eine edle Freundin, Vittoria Colonna (s. Colonna 5), deren Name für immer mit dem seinen verknüpft ist. Er nannte die Kunst seine Geliebte und seine Gebilde seine Kinder. Er lebte in patriarchalischer Einfachheit. Wohltätig und gegen seine Freunde großmütig, war er, von Natur ein leidenschaftliches Temperament, gegen seine Feinde und Nebenbuhler bisweilen äußerst heftig und rachsüchtig, wovon seine Briefe Kunde geben. Sein Leben beschrieben seine Schüler Vasari in der »Vita de' pittori, etc.« und Ascanio Condivi in der »Vita di Michel Angelo« (Rom 1553, Flor. 1746, Pisa 1823; deutsch von Valdeck und Ilg, Wien 1874, auch Stuttg. 1889); beide zusammen herausgegeben von Frey (Berl. 1887). Aus der neuern Litteratur vgl. für das Biographische: Grimm, Leben Michelangelos (7. Aufl., Berl. 1894, 2 Bde.); Milanesi, Le lettere di M. Buonarroti (Flor. 1875); Gotti, Vita di M. (das. 1875); Springer, Raffael und M. (3. Aufl., Leipz. 1895, 2 Bde.); Milanesi, Les correspondants de Michel-Ange, Bd. 1: Sebastiano del Piombo (Par. 1890); Symonds, Life of M. Buonarroti (Lond. 1892, 2 Bde.); W. Lang, M. als Dichter (Stuttg. 1861); Thomas, Michel-Ange, poète (Par. 1891); Wölfflin, Die Jugendwerke des M. (Münch. 1891); v. Scheffler, M., eine Renaissancestudie (Altenb. 1892); für die kritische Würdigung seiner Werke: Burckhardt, Cicerone (6. Aufl., Leipz. 1893); ferner: Passerini, La bibliografia di M. (Flor. 1875); Norton, List of the principal books relating to the life and works of M. (Cambridge 1879).

Michelau, Dorf im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Lichtenfels, am Main und an der Linie München-Bamberg-Hof der Bayrischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche und 1850 Einw. und ist Mittelpunkt sehr bedeutender Korbflechterei, wozu die Weiden teilweise aus Frankreich, Rohr, Schilf und Espartogras aus Südamerika bezogen werden.

Micheldorf, s. Kirchdorf.

Michelet (spr. mīsch'lä), 1) **Jules**, franz. Geschichtschreiber und Philosoph, geb. 21. Aug. 1798 in Paris, gest. 9. Febr. 1874 in Hyères, ward schon 1821 Professor der Geschichte am Collège Rollin, wo er auch alte Sprachen und Philosophie lehrte. 1826 erschien seine erste schriftstellerische Arbeit, das »Tableau chronologique de l'histoire moderne«. Die Julirevolution verschaffte ihm die Stelle eines Vorstehers der historischen Sektion im Reichsarchiv. Gleichzeitig berief ihn Guizot als seinen Substituten an die Sorbonne, und Ludwig Philipp ernannte ihn zum Geschichtslehrer der Prinzessin Klementine. Es folgte nun eine Reihe historischer Arbeiten: »Histoire romaine: République« (Par. 1831, 2 Bde.; 5. Aufl. 1876); »Précis de l'histoire de France, jusqu'à la Révolution française« (das. 1833, 4. Aufl. 1841); »Précis de l'histoire moderne« (das. 1828, zuletzt 1876); »Histoire de France« (jusqu'au XVI. siècle, 6 Bde.; au XVI. siècle, 4 Bde.; au XVII. siècle, 4 Bde.; au XVIII. siècle, 3 Bde.; zusammen, das. 1833—66, 18 Bde.; neue Aufl. 1879, 19 Bde.); »Mémoires de Luther« (1845, 2 Bde., mit vielen schiefen Urteilen); »Origines du droit français cherchées dans les symboles et formules du droit universel« (1837); »Des Jésuites« (mit E. Quinet, 1843; deutsch, Baf. 1843); »Le prêtre, la femme et la famille« (1845) u. »Le peuple« (1846), beide auch deutsch. 1838 ward M. in die Akademie aufgenommen und gleichzeitig zum Professor der Geschichte am Collège de France ernannt. Wegen seiner fortgesetzten demokratischen Propaganda vom Lehrstuhl aus wurde er 1850 seiner Professur und, da er die Ablegung des Eides auf die Verfassung vom 14. Jan. 1852 verweigerte, im Juni d. J. auch seiner Stelle als Chef der historischen Sektion in den Archiven enthoben. Er lebte darauf in der Bretagne, mit der Ausarbeitung seiner größern Werke, namentlich seiner »Histoire de France« und der berühmten »Histoire de la Révolution française« (Par. 1847—53, 7 Bde.; zuletzt 1879, 9 Bde.), beschäftigt. Auch einige oft aufgelegte kleinere Arbeiten lieferte er noch: »L'oiseau« (1856; deutsch, 4. Aufl., Berl. 1869); »L'insecte« (1857; deutsch, Braunschw. 1858); »L'amour« (1858; deutsch von Spielhagen, 5. Aufl., Leipz. 1889); »La femme« (1859; deutsch von demselben, 2. Aufl., das. 1875), eine Philosophie der Liebe und Ehe; »La mer« (1861; deutsch von demselben, das. 1861); »La sorcière« (1862; deutsch, das. 1863). Unter dem Eindruck der Ereignisse von 1870/71 schrieb er »La France devant l'Europe« (Flor. 1871). Seine »Histoire du XIX. siècle« blieb unvollendet (Bd. 1—3, bis 1815 reichend, Par. 1872—75). Im Gegensatze zu dem pragmatischen Standpunkt, auf welchem die Geschichtschreibung Guizots u. Mignets steht, hat M. eine halb philosophische, halb poetische, aber immer tendenziöse und effekthaschende Darstellungsweise. Wenige Schriftsteller sind so viel gelesen worden wie M. Sein Leichenbegängnis gestaltete sich daher auch zu einer Demonstration des republikanischen Frankreich gegen alle Reaktionsgelüste. Nach seinem Tode erschienen von ihm: »Ma jeunesse« (1884) mit der Fortsetzung »Mon journal 1820—23« (1888). Vgl. G. Monod, Jules M. (Par. 1876); Derselbe, Renan, Taine, M. (1894); Noël, Jules M. et ses enfants (1878); Corréard, M., sa vie, etc. (1886); J. Simon, Mignet, M., Henri Martin (1889).

2) **Karl Ludwig**, Philosoph der Hegelschen Schule, geb. 4. Dez. 1801 in Berlin, gest. daselbst 16. Dez. 1893, widmete sich philologischen und philosophischen Studien, habilitierte sich 1826 an der Berliner Universität und ward 1829 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Einer der ergebensten Schüler Hegels, hat er sich nach dessen Tode als Vertreter der Linken seiner Schule durch seinen vorgeschrittenen, an Radikalismus streifenden politischen und kirchlichen Liberalismus bekannt gemacht. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnis zum System der Moral« (Berl. 1827); »Das System der philosophischen Moral« (das. 1828), worin er namentlich die Prinzipien der Lehre von der Zurechnung der menschlichen Handlungen erörterte; eine Ausgabe der »Nikomachischen Ethik des Aristoteles« (das. 1829—35, 2 Bde.;

2. Aufl. 1848); das von der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften 1835 gekrönte »Examen critique de l'ouvrage d'Aristote, intitulé Métaphysique« (Par. 1836); »Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel« (Berl. 1837—38, 2 Bde.); »Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie« (das. 1843), welcher die Streitschrift gegen Schelling: »Schelling und Hegel« (das. 1839) vorausgegangen war; »Anthropologie und Psychologie« (das. 1840), in einer von der Hegelschen Darstellung vielfach abweichenden Bearbeitung; »Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele« (das. 1841); »Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgang seit 1775« (das. 1855—60, 2 Bde.); »Das System der Philosophie als exakter Wissenschaft« (das. 1876—81, 4 Tle.). Von 1832—42 nahm er an der Herausgabe der Werke Hegels teil. 1845 stiftete er mit dem Grafen Cieszkowski eine philosophische Gesellschaft zu Berlin, deren Zeitschrift »Der Gedanke« (Berl. 1860—73, 8 Bde.) er herausgab. Vgl. die selbstbiographische Schrift Michelets: »Wahrheit aus meinem Leben« (Berl. 1884).

Micheli (spr. mikeli), Architekt, s. Sanmicheli.

Michelianer, Sekte, s. Hahn 2).

Michelis, Friedrich, kath. Theolog, bekannt als einer der Führer der altkatholischen Bewegung, geb. 27. Juli 1815 in Münster, gest. 28. Mai 1886 in Freiburg i. Br., empfing 1838 die Priesterweihe, widmete sich seit 1844 zu Bonn der Philologie, wurde 1853 Direktor des Collegium Borromäum in Paderborn, 1855 Pfarrer in Albachten bei Münster und 1864 Professor der Philosophie am Lyceum in Braunsberg. Er präsidierte mit Döllinger 1863 der katholischen Gelehrtenversammlung zu München, die dann vom Vatikan unterdrückt wurde (vgl. darüber seine Schrift »Kirche oder Partei, ein freies offenes Wort an den deutschen Episkopat«, Münster 1865). Seine »Fünfzig Thesen über die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart« (2. Aufl., Leipz. 1868) kamen auf den Index. Nach Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas, welches er heftig bekämpfte, ward er vom Bischof von Ermeland suspendiert und im Oktober 1871 exkommuniziert. Er widmete sich nun ganz der altkatholischen Bewegung und war seit 1874 als Seelsorger der Gemeinde in Freiburg i. Br. thätig. Von seinen wissenschaftlichen Schriften erwähnen wir: »Die Philosophie Platons in ihrer innern Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit« (Münster 1859—60, 2 Bde.); »Geschichte der Philosophie« (Braunsb. 1865); »Kant vor und nach dem Jahr 1770« (Münst. 1871); »Antidarwinistische Beobachtungen« (Bonn 1877); »Die Philosophie des Bewußtseins« (das. 1877); »Katholische Dogmatik« (das. 1881); »Das Gesamtergebnis der Naturforschung denkend erfaßt« (Freiburg 1885); »Antidarwinismus« (Heidelb. 1886). Aus seinem Nachlaß erschien: »Die katholische Reformbewegung und das vatikanische Konzil« (Gieß. 1887).

Micheln, Fabrikdorf, s. Mülsen.

Michelozzi (spr. mike-), Michelozzo, ital. Architekt und Bildhauer, geb. 1391 in Florenz, gest. 1472, bildete sich nach Donatello, erbaute den Palast Riccardi (damals Medici) in Florenz (um 1440 vollendet), bei welchem er zuerst die Rustika auf alle drei Geschosse ausdehnte, und dessen von einer Säulenhalle umgebener Hof das erste Beispiel einer künstlerischen Ausbildung von Hofanlagen ist, die Villa Ricasoli bei Fiesole, die Kreuzgänge am Kloster San Marco, den vordern Hof des Palazzo vecchio, den Hof des Palazzo Corsi, die Kapelle Medici in Santa Croce in Florenz u. a. Seit 1462 war er in Mailand thätig, wo von seinen Bauten noch die Kapelle Portinari an Sant' Eustorgio vorhanden ist. Als Bildhauer arbeitete er während der ersten Hälfte seines Lebens in Gemeinschaft mit Ghiberti, Donatello und Luca della Robbia. Allein führte er unter anderm die silberne Figur Johannes des Täufers in der Opera des Doms zu Florenz (1452) und eine überlebensgroße Thonfigur desselben Heiligen (im zweiten Hof neben der Annunziata) aus.

Michelsberg (ungar. Kis-Disznód, spr. kisch-dißnōd), Markt und klimatischer Kurort im ungar. Komitat Hermannstadt (Siebenbürgen), südlich von Hermannstadt, mit einer alten romanischen Burgkirche (des heil. Michael), deren Portal eines der ältesten Baudenkmäler Siebenbürgens ist, Kaltwasserheilanstalt und (1890) 985 deutschen (evang.) Einwohnern.

Michelsen, Andreas Ludwig Jakob, Germanist, geb. 31. Mai 1801 zu Satrup im Sundewitt, gest. 11. Febr. 1881 in Schleswig, studierte in Kiel und Göttingen die Rechte, bereiste sodann zwei Jahre Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland und Dänemark, promovierte 1824 in Berlin, privatisierte hierauf mehrere Jahre in Kopenhagen, namentlich mit dem Studium der nordischen Geschichte, Sprachen und Rechte beschäftigt, und erhielt 1829 einen Ruf als Professor der Geschichte nach Kiel. Hier gründete er die Gesellschaft für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte und veröffentlichte unter anderm das »Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen« (Altona 1834) sowie die »Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen« (das. 1842). 1842 ging er als Professor des Staats- und Völkerrechts nach Jena, wo er 1843 auch Mitglied der Juristenfakultät u. des Schöppenstuhls u. 1854 des Oberappellationsgerichts ward. Bei der Erhebung der Herzogtümer Schleswig und Holstein (1848) stellte er sich der provisorischen Regierung in Rendsburg zur Verfügung, die ihn alsbald in außerordentlicher Mission nach Berlin sandte. Zurückgekehrt, wurde er von Fehmarn und Nordschleswig in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, wo er seinen Sitz in dem rechten Zentrum nahm. Von da kehrte er in seine frühere Stellung zu Jena zurück, die er bis 1861 bekleidete. Ende 1862 folgte er dem Ruf als erster Vorstand des Germanischen Museums nach Nürnberg, legte aber 1864 diese Stelle nieder und begab sich nach Kiel, später nach Schleswig. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Nordfriesland im Mittelalter« (Schlesw. 1828); »Der ehemalige Oberhof zu Lübeck« (Altona 1839); »Rechtsdenkmale aus Thüringen« (Jena 1852—62, 5 Lfgn.); »Die Hausmarke« (das. 1853); »Codex Thuringiae diplomaticus« (nur 1 Heft, das. 1854).

Michelstadt, Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Erbach, im Odenwald, an der Mümling und der Linie Frankfurt a. M.-Babenhausen-Eberbach der Hessischen Ludwigsbahn, 262 m ü. M., hat eine schöne gotische evang. Pfarrkirche mit Grabdenkmälern und alter Bibliothek, eine Real- und eine Zeichenschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Kaltwasserheilanstalt, Kattun-, Tuch- und Lederfabrikation, Maschinenfabriken, Eisengießerei, Holzschneiderei, Elfenbeinschnitzerei und (1890) 3084 Einw., davon 202 Katholiken und 175 Juden. M. wird schon 741 genannt, kam später an das Kloster Lorsch und nach Aufhebung desselben an die Grafen von Erbach.

Michetti (spr. mit-), Paolo, ital. Maler, geb. 2. Okt. 1851 in Tocco da Casauria (Chieti), offenbarte schon so frühzeitig eine starke Begabung für die Malerei, daß er im Alter von 17 Jahren auf Kosten der Provinz nach Neapel auf die Akademie geschickt wurde. Der Unterricht der Akademie förderte ihn aber weniger als die Studien nach der Natur unter der Bevölkerung der Abruzzen, und für die unmittelbare, naive Darstellung des Lebens fand er auch einen entsprechenden malerischen Ausdruck, den er zum erstenmal mit voller Virtuosität in der figurenreichen Kinderprozession am Corpus Domini-Fest in Chieti entfaltete (1877, im Besitz des deutschen Kaisers). Neben einem reichen, blühenden Kolorit zeigte er in der Zeichnung und Modellierung der nackten Körper zahlreicher Kinder eine vollendete Meisterschaft. Durch die gleiche Feinheit und Schärfe der Modellierung und durch geistreiche, lebendige Zeichnung errang die zweite größere Schöpfung des Malers: Frühling, eine hügelige, mit blühenden Obstbäumen besetzte Küstengegend mit einem Ausblick auf das azurblaue Meer, worin junge Mädchen in ausgelassener Lust mit Kindern spielen, auf der Pariser Weltausstellung von 1878 einen ungewöhnlichen Erfolg. In den nächsten Jahren folgten an größern figurenreichen Bildern aus dem Volksleben der Abruzzen: der Palmsonntag, der humorvolle Kirchgang bei Regenwetter, die Serenade am Meeresufer, das Gelübde (das Innere einer Kirche mit Gläubigen, die auf den Knieen zu einem Reliquienbehälter heranrutschen und dabei den Erdboden küssen, in der Nationalgalerie zu Rom) und die Tochter des Jorio (1895). Auf der Berliner internationalen Kunstausstellung von 1891 erhielt er die große goldene Medaille. Er lebt in Francavilla a Mare.

Michiels (spr. mischjäl), Alfred, franz. Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1813 in Rom aus einer holländischen Familie, gest. 28. Okt. 1892 in Paris, studierte seit 1834 die Rechte in Straßburg, wandte sich dann aber in Paris ausschließlich der Litteratur und Kunstgeschichte zu. Er veröffentlichte: »Études sur l'Allemagne« (1839, 2. Aufl. 1850); »Histoire des idées litteraires en France au XIX. siècle« (1842, 2 Bde.; 3. Aufl. 1862); »Voyage d'un amateur en Angleterre« (1844, 4. Aufl. 1872); »Histoire de la peinture flamande et hollandaise« (1847, 4 Bde.; neue Ausg. 1865—76, 10 Bde.), ein Werk, das ihn in eine heftige Polemik mit Arsène Houssaye (s. d.) verwickelte, mit der Fortsetzung: »L'art flamand dans l'est et le midi de la France« (1877); »L'architecture et la peinture en Europe depuis le V. au XVI. siècle« (1853, 3. Aufl. 1873); »Rubens et l'école d'Anvers« (1854, 4. Aufl. 1877); »Histoire secrète du gouvernement autrichien« (1859, 4. Aufl. 1879); »Histoire de la politique autrichienne depuis Marie-Thérèse« (1861); »Le comte de Bismarck« (1871); »Les droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine« (1871); »Histoire de la guerre franco-prussienne« (1872); »L'invasion prussienne en 1792« (1880); »Van Dyck et ses élèves« (1880) u. a.; daneben die beliebten »Contes des montagnes« (1857) und »Drames politiques« (1865).

Michigan (spr. mischigän, abgekürzt Mich.), nordamerikan. Unionsstaat, zwischen 41° 40'—48° 20' nördl. Br. und 82° 12'—90° 30' westl. L. v. Gr., besteht aus zwei Halbinseln, von denen die kleinere, nördliche von Wisconsin aus sich zwischen dem Obern und dem Michigansee bis zur Straße von St. Mary erstreckt, während der Hauptteil des Staates, nördlich von der 330 km langen Grenze gegen Indiana und Ohio, zwischen dem Michigansee, dem Huronensee, dem St. Clair- und dem Eriesee sich 455 km nordwärts erstreckt, u. hat ein Areal von 152,585 qkm (2808 QM.). Die Oberflächenverhältnisse der beiden Halbinseln sind sehr verschieden. Die südliche Halbinsel, ungefähr drei Fünftel des Gesamtareals, steigt wellenförmig zu 50—60 m über das Niveau der Seen (300 m ü. M.) empor, doch sind auch solche Hügel selten; nur die Küste am Michigan- und Huronensee, welche in sogen. Bluffs bis zu 30—90 m steil ansteigt, ist weniger einförmig. Dieser Teil gehört meist der Kohlenformation an, im SO. treten devonische Gesteine auf. Die wichtigsten Flüsse sind: der Saginaw, welcher in den Huronensee mündet, und die dem Michigansee zuströmenden Grand River, Kalamazoo und St. Joseph's River. Kleinere Landseen sind zahlreich. Fruchtbares, gut bewässertes Land findet sich namentlich im S.; dagegen trifft man im N. viel unfruchtbaren Boden. Die Wälder haben im südlichen und auch schon im mittlern Teil dem Ackerbau Platz machen müssen, sind aber im nördlichen Teil noch ausgedehnt; Hauptholzarten sind Weißkiefern, Weißfichten, Buchen, Eichen, Ulmen, Ahorne, Kastanien, Linden &c. Ganz andrer Natur und weit mannigfaltiger gestaltet ist die nördliche Halbinsel. Der östliche Teil, von der Spitze der Halbinsel an bis zu den Pictured Rocks (vom Wasser durchwühlten Sandsteinfelsen), ist wellenförmig und steigt gegen das Innere allmählich zu einem höhern Plateau an. Westwärts und bis zur Westgrenze des Staates fällt das Land in steilem Felsufer zum Obern See hin ab und ist großenteils rauh u. unfreundlich. Der aus paläozoischem u. archäischem Gestein bestehende, großenteils mit einer mächtigen Decke von Moränenschutt überlagerte Hügelboden erreicht in der an Kupfer und Eisen reichen Mineral Range (mit der »Phönixmine«, der reichsten der Welt) 600 m. Fischreiche Seen sind zahlreich. Der einzige größere Fluß ist der Menominee, der einen Teil der Westgrenze des Staates bildet und sich in die Green Bay des Eriesees ergießt. Ausgedehnte Waldungen, namentlich von Fichten, kommen vor, doch ist außer einzelnen fruchtbaren Thälern dieser Teil des Staates für den Ackerbau wenig geeignet. Das Klima der untern Halbinsel hat wegen der Nähe der großen Seen mehr den Charakter eines Seeklimas mit weit geringern Temperaturgegensätzen als in den östlichen, unter gleicher Breite liegenden Staaten. Mais gedeiht hier noch neben dem Wintergetreide. Das Klima der obern Halbinsel dagegen ist schon ein nordisches, das keinen Maisbau gestattet. Der nördliche Teil derselben wird durch die Bezeichnung »Sibirien von M.« hinlänglich charakterisiert; im südlichen gedeihen unsre sämtlichen Getreidearten. Die mittlere Jahrestemperatur von Detroit ist 8,5°, die von Marquette am Obern See 4,9°. Die Winter sind dort sehr streng, und die Straße von Mackinaw, die den Erie- mit dem Huronensee verbindet, ist in der Regel vom 1. Dez. bis 1. Mai mit Eis bedeckt. Jährlich fallen etwa 660 mm Regen.

Die Bevölkerung betrug 1890: 2,093,889 Seelen (1,091,780 männlich, 1,002,109 weiblich, 14 auf 1 qkm), darunter 21,005 Farbige, 543,880 im Ausland (135,509 in Deutschland) Geborne und 6991 Indianer. Die öffentlichen Schulen mit 16,109 Lehrern wurden 1890 von 446,024 Kindern besucht; unter den 11 höhern Lehranstalten mit 281 Dozenten und 5384 Studierenden ist die zu Ann Arbor (s. d.) die bedeutendste. Es erscheinen 709 Zeitungen. Protestantische und katholische Bischöfe residieren in Detroit und Mar-

quette. Unter den Staatsanstalten sind 2 Irrenhäuser, eine Blindenanstalt, eine Taubstummenanstalt, eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, ein Gefängnis und ein Zuchthaus. Die Landwirtschaft ist nur auf der untern Halbinsel von Bedeutung; 1890 gehörten zu 172,344 Wirtschaften 5,914,254 Hektar, auf denen namentlich Weizen (600,490 Hektar, 24,771,171 Bushel), Hafer (435,304 Hektar, 36,961,193 Bushel), Mais (397,839 Hektar, 28,785,579 Bushel), dann Gerste, Roggen, Buchweizen, Kartoffeln, Hopfen, etwas Tabak gebaut werden. Alle europäischen Obstsorten gedeihen. Der Viehstand betrug 1890: 516,117 Pferde, 1,046,771 Rinder, 2,400,318 Schafe und 1,126,141 Schweine. Die Fischerei beschäftigte 1890 auf dem Michigansee 386 Segelboote und 171 andre mit 623 Personen, welche für 433,084 Doll. Fische fingen, auf dem Obern See 140 Segelboote und 90 andre mit 197 Fischern und einem Ertrag von 191,149 Doll., auf dem Huronen- und St. Clairsee 255 Segelboote und 368 andre mit 814 Fischern u. einem Ertrag von 427,252 Doll., auf dem Eriesee 8 Segelboote und 24 andre mit 33 Fischern und einem Ertrag von 14,764 Doll. Viel bedeutender ist der Bergbau; in Bezug auf die Gewinnung von Salz steht M. allen andern Staaten der Union voran; die Salzlager, besonders die im Saginawthal, liefern fast die Hälfte des gesamten Salzverbrauchs der Union; 1889 aus 254 Solebrunnen 4,334,889 Fässer. In Bezug auf Kupferreichtum steht M. nur Montana nach; 1892 wurden, namentlich auf der Halbinsel Keewenaw, über 107 Mill. Pfd. gewonnen, 39 Proz. der Gesamtförderung der Union. Eisenerze liefern der Gogebic-, Marquette- und Menomoneedistrikt und zwar 1889 aus 99 Gruben mit 12,947 Arbeitern 5,856,169 Ton. (40 Proz. der Gesamtförderung); von Gold (bei Ishpeming) gewann man 1892: 3386, von Silber 60,000 Unzen. Sechs Kohlengruben mit 261 Arbeitern förderten 1889: 67,431 Ton. Die Industrie ist sehr vielseitig; 1890 erzeugten in 12,127 gewerblichen Anstalten 163,941 Arbeiter Waren im Werte von 277,896,706 Doll. Am wichtigsten sind die Sägemühlen, die, gestützt auf die ausgedehnten Waldungen, jährlich 5500 Mill. Kubikfuß Bauholz und 3000 Mill. Latten liefern; das Fällen, Zurichten rc. beschäftigt an 35,000 Menschen. Nächstdem sind von Bedeutung Gießereien und Maschinenbauanstalten, Möbelfabriken, Eisen- und Stahlwerke, Getreidemühlen, Fabriken für Tabak und Zigarren, landwirtschaftliche Geräte, Wagen rc. Der Mangel an größern Wasserstraßen wird einigermaßen ersetzt durch die fünf Kanadischen Seen, deren Küstenentwickelung 2820 km beträgt. Doch bieten nur einige Häfen Schutz vor den häufigen Stürmen. Den Handel fördert ein ausgedehntes Eisenbahnnetz (1890: 10,852 km), und der Staat besaß 1157 Schiffe von 319,789 Ton., darunter 603 Dampfer. Nach der Verfassung von 1850 werden Gouverneur und Vizegouverneur alle zwei Jahre vom Volke gewählt. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus 32 Senatoren und 100 Abgeordneten, die alle vier Jahre in Lansing tagen. In den Kongreß entsendet M. zwei Senatoren und 12 Repräsentanten, bei der Präsidentenwahl hat es 14 Stimmen. Alle Richter werden vom Volke gewählt, die vier des Obergerichts auf acht, Friedensrichter mit beschränkter Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit auf vier Jahre. Die Einnahmen des Staates betrugen 1890: 17,899,821, die Ausgaben 17,415,454, die Schulden des Staates 5,308,294, der Grafschaften 1,257,698, der Gemeinden 6,303,605 Doll. Der Staat M. zerfällt in 77 Grafschaften, Hauptstadt ist seit 1847 Lansing; früher war es Detroit, die bedeutendste Stadt des Staates.

Das Gebiet von M., wo Vater Marquette zuerst 1688 eine Missionsstation gründete und die Franzosen 1671 ein Fort bei Michillimackinac (jetzt Mackinaw) und 1701 eins bei Detroit bauten, kam durch den Frieden von 1763 nebst andern französischen Besitzungen in Nordamerika an Großbritannien; doch mußte es den Indianern, die sich nach dem Abzug der Franzosen unter ihrem Häuptling Pontiac gegen die Weißen erhoben, erst in blutigen Kämpfen wieder abgenommen werden. Auch während des nordamerikanischen Freiheitskriegs war M. Schauplatz erbitterter Kämpfe, und erst 1796 räumten die Engländer Detroit, worauf das Gebiet zuerst zu dem sogen. Nordwestterritorium gezogen, 1805 aber als besonderes Territorium konstituiert ward. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten 1812 drangen die Engländer zuerst in M. ein, und das Land ward darauf der Schauplatz eines verwüstenden Krieges, in welchem die Indianer meist zu den Engländern hielten. Zu Anfang 1813 nahmen die Nordamerikaner das Land wieder in Besitz, das sich nun schnell erholte und 1835 schon eine so starke Bevölkerung hatte, wie zur Erhebung zum Staat notwendig war. Nachdem darauf durch eine nach Detroit berufene Konvention eine Verfassung entworfen und vom Kongreß genehmigt worden war, erfolgte 26. Jan. 1837 die Aufnahme Michigans als Staat in die Union. S. Karte »Vereinigte Staaten am Mississippi«. Vgl. Allardt, Geographische und statistische Beschreibung des Staates M. (Hamb. 1873); Cooley, M., a history of governments (Boston 1885); Winchell, M., sketches of the state (Ann Arbor 1890).

Michigan City (spr. mischigän ßitti), Hafenstadt in der Grafschaft La Porte des nordamerikan. Staates Indiana, am Südende des Michigansees, Bahnknotenpunkt, hat ein Gefängnis, große Eisenbahnwerkstätten, Sägemühlen, Bau von Eisenbahnwagen, starken Holzhandel und (1890) 10,776 Einw.

Michigansee (spr. mischigän-), einer der Kanadischen Seen (s. d.), zwischen 41° 38′—46° 6′ nördl. Br. und 84° 46′—88° westl. L. v. Gr., bildet gleichsam eine südwestliche Abteilung des Huronensees, gehört aber ganz zu dem Gebiete der Vereinigten Staaten von Nordamerika und zwar zu den Staaten Illinois, Indiana, Michigan und Wisconsin. Er ist 540 km lang, bis 135 km breit, bis 275 m tief, hat 1200 km im Umfang, bedeckt eine Fläche von 61,906 qkm (1124,3 QM.) und liegt 179,7 m ü. M. Mit dem Huronensee steht er durch die Mackinacstraße (s. d.) in Verbindung, von dem Obern See ist er durch eine lange, 70 km breite Halbinsel getrennt. Am Ostufer erheben sich 50 m hohe Sandhügel, im übrigen ist die Umgebung meist niedrig und dicht bewaldet. Von seinen zahlreichen Zuflüssen (Manistee, Muskegon, Grand River, Kalamazoo, Saint Joseph, Menomonee, Fox) ist keiner bedeutend. Seine größten Einschnitte sind Green Bay an der Westküste und Grand Travers- und Marquettebai an der Ostküste; es fehlt indessen an guten natürlichen Häfen. Chicago und Milwaukee sind die wichtigsten an seinen Ufern gelegenen Städte. Auf dem M. waren 1890 beim Fischfang 48 Dampfer, 603 Segelboote und 476 andre Boote thätig, welche Heringe, Weißfische rc. im Werte von 788,536 Doll. fingen. Zwischen den einzelnen Häfen besteht ein lebhafter Dampferverkehr. Die gesamte auf dem See

thätige Flotte zählte 1890: 1003 Fahrzeuge von 194,333 Ton., darunter 453 Dampfer von 99,917 T. Mit Beginn des März ist der M. eisfrei, doch bleibt die Mackinacstraße zuweilen noch bis in den Mai hinein durch Eis verstopft. Heftige Stürme sind häufig.

Michipicoton (spr. mischi-), Insel im östlichen Teil des Obern Sees, zur kanadischen Provinz Ontario gehörig, 67 km lang, im Durchschnitt 8 km breit, bis 240 m hoch, mit außerordentlich reichen Kupferlagern, aber noch unbewohnt. Zwischen ihr und dem Festland die Bai von M., in die sich der Fluß M. ergießt.

Michoacan (spr. mitschoakān), Staat im westlichen Mexiko, zwischen 17° 53'—20° 33' nördl. Br. und 99° 57'—103° 43' westl. L. v. Gr., grenzt im O. an Mexiko und Guerrero, im N. an Queretaro und Guanajuato, gegen W. an Jalisco und Colima, gegen S. an den Stillen Ozean und Guerrero und umfaßt 63,642 qkm (1155,8 QM.) mit (1894) 830,000 Einw. (12 Einw. auf 1 qkm). Das Gebiet gehört größtenteils dem im allgemeinen sanften westlichen Abfall des Hochlandes von Anahuac an und ist von Hügeln und freundlichen Thälern mannigfach durchschnitten. Der Norden bildet ein Plateau von fast 2000 m Höhe, auf dem Schneegipfel bis über 3000 m Höhe (der Pik von Tancitaro 3859 m), an der Nordwestgrenze der Patamban (3750 m) sich erheben; nach S. sinkt es in Terrassen zum Großen Ozean ab. Im Südteil steht der 1759 entstandene Vulkan Jorullo (s. d.), wie überhaupt vulkanische Gesteine, die sich über ein paläozoisches Grundgebirge ergossen haben, in Menge vorkommen. Die Flüsse sind zahlreich (eine Seltenheit in Mexiko), aber klein und nicht schiffbar, so der Rio Lerma, welcher in den Chapalasee fällt, sowie der Rio de las Balsas, der dem Stillen Ozean zuströmt. Unter den Seen ist der von Chapala, im Nordwestwinkel, der bedeutendste. Die Küsten sind öde, sandig und hafenlos. Das Klima ist im größern Teil des Landes mild und sehr gesund; nur in den Küstenebenen kommen bösartige Fieber vor. Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Indianern (Tarasken, Otomi, Nahuatla, Chichimeken), namentlich in der Südhälfte des Staates, sowie aus Mestizen. M. ist größtenteils sehr fruchtbar (»Garten von Mexiko«) und zum Anbau von Gewächsen aller Zonen geeignet. In den niedrigen Küstengegenden und den tief eingeschnittenen Thälern der Kordillerenabhänge gedeihen bei der reichlichen Bewässerung Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Indigo, Baumwolle vortrefflich, in den höher gelegenen Gegenden Weizen, Gerste, Maguey, Tabak, europäische Gemüse und Obstsorten, Mais überall. Die Gebirgsabhänge sind mit großen Wäldern bestanden. Ein eigentümliches Produkt ist die weiße Jalappe oder Michoacanwurzel. Für die Viehzucht ist das Land trefflich geeignet; seine Wolle gilt für die beste Mexikos. Die Industrie ist aber sehr unbedeutend, obschon zahlreiche Wasserfälle Überfluß an Betriebskraft liefern. Der Bergbau, der auf den Gruben von Tlalpujahua (s. d.), Chapatuato, Ozumatlan und Zinda seit 1881 teilweise von amerikanischen Gesellschaften betrieben wird, liefert neben Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber und Eisen auch Steinkohlen, in der Hauptsache aber Silber. Der Handel wird durch den Mangel an Häfen, schiffbaren Flüssen und guten Straßen erschwert; seit 1892 ist die Bahn Potzcuaro-Morelia-Acambaro dem Verkehr übergeben. Hauptstadt ist Morelia (s. d.).

Michon (spr. -schóng), Jean Hippolyte, franz. Prediger und Schriftsteller, geb. 21. Nov. 1806 in La Roche-Fressange (Corrèze), gest. 8. Mai 1881 in Montauzier, erhielt 1830 die Priesterweihe, fand an verschiedenen Orten (Bordeaux, Angoulême, Périgueux, Paris) großen Beifall als Prediger, begleitete 1850 und 1863 den Gelehrten Saulcy auf dessen Orientreisen und lebte später in Montauzier (Charente) als Ehrenstiftsherr von Angoulême und von Bordeaux. Mehr noch als durch seine zahlreichen Schriften religiös-polemischen und archäologischen Inhalts wurde sein Name bekannt durch seine Bemühungen um Ausbildung der Graphologie (weiteres s. unter »Handschriftendeutung«). Neuerdings will man Beweise für die Identität Michons mit dem »Abbé ***« (s. d.) gefunden haben. Vgl. Barinard, J. H. M., sa vie et ses œuvres (Par. 1883).

Michx., bei botan. Namen Abkürzung für A. Michaux (s. d.).

Mickiewicz (spr. mizkjéwitsch), Adam, der bedeutendste poln. Dichter, geb. 24. Dez. 1798 im Dorfe Zaosie bei Nowogródek (Gouv. Minsk), gest. 26. Nov. 1855 in Konstantinopel, Sohn eines Advokaten, studierte 1815—19 in Wilna, wo 1822 die erste Sammlung seiner Balladen und Romanzen (deutsch von A. Weiß, Leipz. 1874) erschien, und war sodann (1819—23) Lehrer der lateinischen und polnischen Sprache am Gymnasium zu Kowno. Unglückliche Liebe inspirierte den Dichter hier zu seiner ersten größern Schöpfung, einem dramatischen Fragment, »Dziady« (»Totenfeier«, Tl. 2 u. 4, im zweiten Bändchen seiner Gedichte, Wilna 1823) genannt, worin er neben seinem persönlichen Schmerz den Verzweiflungsruf seiner geknechteten Nation in ergreifender Weise ertönen läßt. Wegen Teilnahme an einer Studentenverbindung 24. Okt. 1824 verhaftet und nach Petersburg gebracht, wurde er nach Odessa verbannt, besuchte im Herbst 1825 von hier aus die Krim, die er in »Sonetten aus der Krim« besang (1826; deutsch von Schwab im »Deutschen Musenalmanach für 1834«, Leipz.; von P. Cornelius, das. 1868; von Nitschmann im »Polnischen Parnaß«, 4. Aufl. 1875), und kam dann im Winter desselben Jahres nach Moskau in die Kanzlei des Generalgouverneurs, des Fürsten Golizyn. Sein erstes Epos: »Konrad Wallenrod« (Petersb. 1828, Leipz. 1858; deutsch von K. L. Kannegießer, das. 1834; von O. Koniecki, Berl. 1855; von A. Weiß, Brem. 1871), künstlerisch vollendeter als die »Totenfeier«, gewann unter den Polen die Popularität eines Nationalepos und trug viel zur Weckung des Nationalgefühls bei. Der Stoff dieses Gedichts wie auch zu M.' zweiter epischer Dichtung: »Grażyna« (deutsch von Nabielak und Werner, zusammen mit »Konrad Wallenrod«, in den »Nordlichtern«, Bdchn. 1, Stuttg. 1834; von A. Weiß, Prag 1876; von Nitschmann in »Iris«, Leipz. 1880), ist den Verzweiflungskämpfen der Litauer gegen den Orden der Deutschherren entlehnt. 1829 reiste M. nach Deutschland, besuchte in Weimar Goethe und ging dann durch die Schweiz nach Italien. Auf die Nachricht von dem Ausbruch der polnischen Revolution ging er über Dresden und Paris nach Posen (Mai 1831), darauf über Dresden (März 1832) zurück nach Paris, wo er seinen ständigen Aufenthalt nahm. 1832 erschien der dritte Teil seiner »Dziady« (das ganze Gedicht deutsch von Lipiner, Leipz. 1887). Im Juli 1834 heiratete er Celina Szymanowska, die Tochter der berühmten Pianistin. In seiner Schrift »Ksiegi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego« (Par. 1832; deutsch u. d. T.: »Die Bücher des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft«

das. 1833) behandelte er in einer der Heiligen Schrift nachgebildeten Diktion die Bestimmung Polens in der Vergangenheit und Zukunft. Zwei Jahre später erschien seine dritte epische Dichtung: »Pan Tadeusz« (Par. 1834, 2 Bde.; deutsch von Spazier: »Herr Thaddäus, oder der letzte Sajasd in Litauen«, Leipz. 1836; von Weiß, das. 1882; von Lipiner, das. 1882), das vollendetste Werk des Dichters und die Perle der slawischen Litteraturen überhaupt. Die Fabel spielt im Jahre 1812, das durch Napoleons I. Feldzug die polnische Nation ihre Wiederherstellung hoffen ließ, und dreht sich um eine Nachbarfehde und einen Überfall (zajazd), einen der vielen Mißbräuche, woran sich Polens Eintracht und Kraft zersplitterten. Der epische Faden, der sich durch das Gedicht zieht, ist nur ein dünner; desto reicher reihen sich daran Schilderungen litauischen Volkslebens, idyllische Landschaftsgemälde und komische Genrebilder. Unter den Naturschilderungen verdient die Beschreibung der grauenvollen Waldeinsamkeit der litauischen Urwälder besondere Hervorhebung. Nach diesem Werk hat M. kein größeres Produkt mehr geliefert, sondern sich in historische Studien über das Slawentum vertieft. Nach kurzem Aufenthalt zu Lausanne, wo er (1839) eine Professur der lateinischen Litteratur bekleidete, wurde ihm 1840 die Professur der slawischen Litteraturen am Collège de France übertragen. Seine 1840—42 hier gehaltenen Vorträge (»Vorlesungen über slawische Litteratur und Zustände«, deutsch, Leipz. 1843—44, 4 Bde.; neue Ausg. 1849; beste polnische Ausgabe Posen 1865, 4 Bde.), obschon mehr durch Schwung der Phantasie als durch gründliches Quellenstudium ausgezeichnet, erregten anfangs großes Aufsehen; als sie aber nach seiner Bekanntschaft mit dem Schwärmer Towiański (s. d.) allmählich in eine Verherrlichung des sogen. Messianismus ausarteten, wurde er durch ein Dekret vom 12. April 1844 seiner Professur entsetzt (am 28. Mai hielt er seine letzte Vorlesung) und dieselbe seinem Freunde, dem Dichter A. Chodźko, übertragen. Not und Mangel zogen jetzt in das Haus des Dichters; auch sein Familienglück begann zu schwinden. 1848 versuchte er in Italien polnische Legionen gegen Österreich zu bilden; 1849 gab er drei Monate lang die »Tribune des peuples« heraus, die im Juni verboten wurde. Ludwig Napoleon ernannte ihn 1852 zum Bibliothekar an der Arsenalbibliothek. Im Februar 1855 starb seine Frau. Während des orientalischen Krieges reiste M. als Abgesandter der französischen Regierung nach der Türkei, um daselbst polnische Legionen zu bilden; indes griff das ungewohnte Lagerleben, dem er sich unterziehen mußte, seine Gesundheit dergestalt an, daß er nach kurzer Zeit in Konstantinopel starb. Der Leichnam wurde nach Paris gebracht und auf dem Friedhof zu Montmorency beerdigt, 1890 aber nach Krakau übergeführt und in der dortigen Königsgruft beigesetzt. M. ist der eigentliche Reformator der polnischen Litteratur und ohne Zweifel der bedeutendste Dichter, den die Slawen bis jetzt aufzuweisen haben. Neben der Volkspoesie haben Shakespeare, Goethe und vorzugsweise Byron auf ihn eingewirkt. Er ward so der Bannerträger der Romantik in seinem Lande; allein er wußte dieselbe so glücklich mit den nationalen Elementen zu verschmelzen, daß er mit Recht als der polnische Nationaldichter verehrt wird. In Posen ward ihm 1859 ein Denkmal errichtet. Von seinen Schriften sind sowohl die einzelnen Werke wie auch die Gesamtausgaben vielfach aufgelegt. Eine von M. selbst veranstaltete Ausgabe seiner Werke erschien in Paris 1838 in 8 Bänden. Aus dem Nachlaß wurden veröffentlicht: »Pierwsze wieki historii polskiéj« (»Die ersten Jahrhunderte der polnischen Geschichte«, Par. 1868) und die »Mélanges posthumes« (das. 1872—79, 2 Bde.), herausgegeben von seinem Sohne Wladislaw M. (geb. 28. Juni 1838 in Paris), der später auch die Korrespondenz seines Vaters sammelte und veröffentlichte (das. 1870—85, 4 Bde.) und eine französische und eine (ausführlichere) polnische Biographie desselben schrieb (»Adam M., sa vie et son œuvre«, das. 1888, und »Żyvot Adama Mickiewicza«, Bd. 1—3, Posen 1890—94). Eine vollständige Gesamtausgabe von M.' Werken besorgten alsdann seine Kinder 1880—85 in Paris in 11 Bänden; die letzte Ausgabe ist die von Ziegeleisen (Lemberg 1893, 4 Bde.). Eine kritische Gesamtausgabe veröffentlicht seit 1894 die Mickiewicz-Gesellschaft in Lemberg. M.' Schriften sind in fast sämtliche europäische Sprachen übersetzt, einige sogar in orientalische. Vgl. Chmielowski, Ad. M., zárys biograficzno-literacki (Warschau 1886, 2 Bde.).

Micklitz, Robert, Forstmann, geb. 24. Febr. 1818 in Deutsch-Paulowitz (Österreichisch-Schlesien), studierte in Prag und Mariabrunn, wurde 1847 Forstmeister der Herrschaft Laas mit Schneeberg in Krain, 1850 der Herrschaft Seefeld in Niederösterreich, 1852 Professor der Forstwissenschaft an der Forstschule zu Aussee, 1855 Direktor der Forstschule zu Weißwasser und 1859 Direktor der mährisch-schlesischen Forstschule in Aussee, die 1867 nach Eulenberg verlegt wurde. 1872 trat er als Oberlandforstmeister und forsttechnischer Chef in das österreichische Ackerbauministerium ein. Daneben übernahm er 1875 auf kurze Zeit eine Professur der Forstwissenschaft an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Ende 1884 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Forstliche Haushaltungskunde« (Wien 1859, 2. Aufl. 1880) und »Beleuchtung der Grundsätze und Regeln des rationellen Waldwirts von Preßler« (Olmütz 1861, mit seinem Bruder Julius M., gest. 1885 als fürstbischöflicher Oberforstmeister in Freiwaldau). Seit 1875 redigierte er das von ihm begründete Wiener »Zentralblatt für das gesamte Forstwesen« (seit 1878 fortges. von Hempel u. a.).

Mickmack (niederdeutsch), soviel wie Mischmasch; kniffiges, zweideutiges Wesen; Spitzbüberei.

Micrococcus *Cohn.* (Kugelbakterie, Mikrokokken), Gattung der Spaltpilze (Schizomyceten), kugel- oder eiförmige Bakterien, oft mit zitternder Molekularbewegung, vermehren sich durch Teilung, wobei sie stets wieder kugelige Zellen bilden. M. agilis tritt meist in Diplokokkenform auf, erzeugt einen schönen roten Farbstoff u. besitzt durch einen Geißelfaden Eigenbewegung. M. tetragenus tritt in Gruppen von vier Kokken auf, die von einer gemeinsamen Hülle umgeben sind, er lebt in tuberkulösen Lungen und wirkt wohl als Eitererreger. M. ureae, oft in Form von Diplokokken und zu Tetraden zusammengelagert, auch in längern Ketten, findet sich im Harn und zersetzt energisch den Harnstoff in Ammoniak und Kohlensäure. M. viscosus verursacht das Schleimigwerden des Weines, M. foetidus lebt in kariösen Zähnen. Andre Mikrokokken verschiedener Größe und Gruppierung treten massenhaft in faulenden Substanzen auf, und manche sind ausgezeichnet durch die Erzeugung von Farbstoffen.

Microgáster, s. Schlupfwespen.

Microlepidoptĕra, s. Kleinfalter.

Midaïon, antike Stadt im nördlichen Phrygien, an der Straße von Dorpläon (Eskischehr) nach Pessinus (Balahissar), vielleicht bei Kara Hüjük gelegen, dem Namen nach Gründung eines der altphrygischen Könige. Dort wurde Sextus Pompejus von Legaten des Antonius 35 v. Chr. gefangen genommen.

Midas, phryg. König, Sohn des Gordios und der Kybele, erhielt nach dem Mythus von Dionysos den Wunsch gewährt, daß alles, was er berühre, sich in Gold verwandle. Als aber auch Speise und Trank für ihn zu diesem Metall wurde, bat er jenen um Befreiung von dem Gnadengeschenk und erhielt sie dadurch, daß er sich im Paktolos badete, der seitdem Gold führte. Als Pan einst die Hirtenpfeife blies, Apollon aber die Kithara rührte, gab M. allein jenem den Vorzug, wofür ihm zur Strafe Apollon Eselsohren (Midasohren) wachsen ließ, die M. unter einer hohen Mütze verbarg. Nur der Haarschneider wußte um das Geheimnis. Als dieser es nicht mehr bei sich zu behalten vermochte, vertraute er es einer Grube an, in der alsbald Schilfrohr wuchs, welches das Geheimnis allen zuflüsterte. M. soll sich selbst getötet haben, indem er Ochsenblut trank. Sein Reichtum war sprichwörtlich bei den Griechen. Eine Quelle, an der er den Silen trunken gemacht und gefangen haben sollte, hieß Midasquelle. — Auch einer der glücklichsten Würfe im Würfelspiel hieß M.

Mid Calder, Dorf in Edinburghshire (Schottland), am Almond, dessen Umgegend reich an bituminösem Schieferthon ist, der zur Herstellung von Paraffin und andern chemischen Produkten dient, mit (1891) 671 Einw. Dabei Calder House, in dem John Knox predigte.

Middelburg, Division im östlichen Bergland der britisch-südafrikan. Kapkolonie, begrenzt im N. von den Zourbergen, im W. von den Schneebergen und durchzogen vom Großen Fischfluß, der hier entspringt, mit dem Großen und Kleinen Brak, 5755 qkm (104,5 QM.) groß mit (1891) 9692 Einw. (4034 Weiße, 3178 Bantu, 2480 Hottentoten) und dem gleichnamigen Hauptort am Kleinen Brak und an der Bahn Port Elizabeth-Colesberg, hat (1891) 1665 Einw.

Middelburg, Hauptstadt der niederländ. Provinz Zeeland, auf der Insel Walcheren, an der Staatsbahnlinie Roosendaal-Vlissingen, steht durch breite Kanäle nach Vlissingen und Veere mit den zeeländischen Strömen und der Nordsee in Verbindung. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das von Karl dem Kühnen im spätgotischen Stil 1468 erbaute Rathaus mit 25 Standbildern von Grafen und Gräfinnen von Holland und Zeeland und dem städtischen Museum; die Maria-Abtei, früher berühmtes Kloster, jetzt Sitz der Regierung; die Neue Kirche mit den Marmorgrabmälern der Seehelden J. und C. Evertsen. Die Zahl der Einwohner betrug 1889: 15,180 (als Gemeinde 17,288). Früher trieb M. einen ausgedehnten Handel mit Ost- und Westindien und der Levante; der jetzige transatlantische Verkehr ist wenig bedeutend. Der inländische Handel mit Getreide, Kartoffeln, Krapp ist ansehnlich, ebenso die Baumwollindustrie. Die Stadt hat ein Theater, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Lehrerseminar, die Zeeländische Gesellschaft für Wissenschaften (mit Sammlung von Altertümern), zwei Naturforschergesellschaften, die Provinzialbibliothek, eine Wechselbank und ein freies Handelsentrepot (das frühere Ostindische Haus). M. war unter französischer Herrschaft Hauptstadt des Departements der Scheldemündungen.

Middeldorpff, Albrecht Theodor, Mediziner, geb. 3. Juli 1824 in Breslau, gest. daselbst 29. Juli 1868, studierte seit 1842 in seiner Vaterstadt und in Berlin, ward 1846 in Breslau Assistent bei Purkinje und 1849 Assistenzarzt am Hospital Allerheiligen, wo er seine Untersuchungen mit Akupunkturnadeln (Akidopeirastik) begann. Seit 1850 begann er auch seine Studien über Galvanokaustik, welche er als chirurgische Operationsmethode im weitesten Sinne begründete. 1852 habilitierte er sich in Breslau als Privatdozent für Chirurgie, und 1854 wurde er Professor und 1856 Direktor der chirurgischen und augenärztlichen Klinik und Poliklinik. 1864 nahm er an dem Kriege gegen Dänemark, 1866 als Generalarzt an dem Kriege gegen Österreich teil. Er gab die Methode der Unterbindung der Arterien durch perkutane Umstechung an und führte zuerst die Heilung einer Magenbauchwandfistel durch eine plastische Operation und die Operation von Speiseröhrenpolypen mittels Abschneidens mit der Schere nach vorgängiger Ligatur aus. Er schrieb: »Beiträge zur Lehre von den Knochenbrüchen« (Bresl. 1852); »Die Galvanokaustik, ein Beitrag zur operativen Medizin« (das. 1854).

Middelfart, Hafenstadt auf der dän. Insel Fünen, Amt Odense, am Kleinen Belt, der hier nur 750 m breit ist, und an der Eisenbahn Strib-Nyborg, mit Handel, Schiffahrt, Fischfang und Jagd auf Meerschweine und (1890) 3078 Einw.; von Strib Überfahrt nach Fredericia auf Jütland. Nahe dabei das Gut Hindsgavl mit Park.

Middendorf, Alexander Theodor von, russ. Naturforscher und Reisender, geb. 18. Aug. 1815 in St. Petersburg, gest. 28. Jan. 1894 zu Hellenorm in Livland, studierte Medizin in Dorpat, Berlin, Erlangen, Wien und Breslau, ging 1839 als Adjunkt des Professors für Zoologie nach Kiew, unternahm 1840 mit v. Baer eine Reise nach dem Weißen Meere u. Lappland, besonders um die Vogelwelt des hohen Nordens zu studieren, und 1844—45 im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg eine wissenschaftliche Reise zur Durchforschung des nördlichen Sibirien, auf der er durch das Taimyrland bis an die Küsten des Ochotskischen Meeres und an den obern Amur gelangte. 1855 zum Sekretär der Akademie der Wissenschaften, 1856 zum Wirklichen Staatsrat und 1859 zum Präsidenten der Ökonomischen Gesellschaft ernannt, zog sich M. 1860 auf seine Güter in Livland zurück, wo er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte und zugleich als tüchtiger Landwirt bewährte, so daß er dem Reichsgestütswesen zugezählt ward. 1867 reiste er mit dem Großfürsten Alexei in die Krim, nach Konstantinopel, ins Mittelmeer, nach den Kanaren und den Kapverdischen Inseln, 1869 mit dem Großfürsten Wladimir ins südliche und mittlere Sibirien, in den Altai und bis zur chinesischen Grenze, 1870 mit dem Großfürsten Alexei nach Nordrußland, Nowaja Semlja, Hammerfest und Island und 1878 nach Ferghana. Die Ergebnisse seiner Reise nach dem Eismeer und Lappland sind in den »Beiträgen zur Kenntnis des russischen Reiches« von v. Baer u. Helmersen (Bd. 11, Petersb. 1845) niedergelegt; seine zweite Expedition beschrieb er in »Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens« (das. 1848—75, 4 Bde.); über seine letzte Reise veröffentlichte er »Einblicke in das Ferghanathal« (1881).

Middleborough (spr. middl-börro), Stadt in der Grafschaft Plymouth des nordamerikanischen Staates

Massachusetts, hat eine höhere Schule, öffentliche Bibliothek, mehrere Fabriken und (1890) 6065 Einw.

Middlebury (spr. middl-berri), Hauptort der Grafschaft Addison im nordamerikan. Staate Vermont, malerisch gelegen, am Otter Creek (der Wasserfälle bildet), hat ein College, Fabriken für Baumwoll- und Wollwaren ꝛc. und (1890) 2793 Einw.

Middleham (spr. middl-hēm), Dorf im Nordriding von Yorkshire (England), 4 km südöstlich von Leyburn, mit (1891) 732 Einw. Dabei ein Hügel mit den malerischen Ruinen von M. Castle, der Burg Warwicks, des »Königsmachers«.

Middleport (spr. middlpōrt), Dorf in der Grafschaft Meigs des nordamerikan. Staates Ohio, hat wertvolle Kohlengruben, Fabriken für Wagen, Möbel, Wollwaren ꝛc. und (1890) 3211 Einw.

Middlesbrough (spr. middelsbro), Seestadt und besondere Grafschaft in dem Cleveland genannten Bezirk Yorkshires in England, an der Mündung des Tees, erst seit 1830 infolge der Entdeckung reicher Eisenlager entstanden und ungemein rasch gewachsen, so daß es 1871 bereits 39,563, 1891 aber 75,532 Einw. zählte. An hervorragenden Gebäuden besitzt es eine Börse, eine Freibibliothek, ein Theater und eine katholische Kathedrale. Den Albertpark schenkte der Stadt 1866 einer ihrer Gründer, der Mecklenburger Volckow. M. hat großartige Eisen- und Stahlwerke (1891: 4811 Arbeiter), Schiffswerfte (1651 Arbeiter, es wurden [1894] 14 Schiffe von 12,933 Ton. gebaut), Maschinenbauwerkstätten (1437 Arbeiter) und chemische Fabriken. Seine Docks vermögen Schiffe von 3000 T. Gehalt aufzunehmen. Zum Hafen gehören (1894) 85 Schiffe von 42,578 T. Gehalt und 42 Fischerboote; 1894 liefen 3738 Schiffe von 1,799,133 T. ein. Wert der Ausfuhr (vornehmlich Roheisen, Eisenbahnschienen und Maschinen) 2,665,115 Pfd. Sterl., der Einfuhr 1,224,676 Pfd. Sterl. M. ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs und eines deutschen Konsuls.

Middlesex (spr. middl'ßer), nach Rutland die kleinste Grafschaft Englands, zwischen den Grafschaften Hertford, Essex, Surrey, Kent und Buckingham gelegen, umfaßt 734 qkm (13,3 QM.) mit (1891) 3,251,671 Einw., wovon auf die 1888 der Grafschaft London zugeteilten Gegenden 2,691,659 kommen. Der südwestliche Teil der Grafschaft besteht aus einer ausgedehnten fruchtbaren Ebene, der Norden ist hügelig. Eine Hügelreihe bei Hampstead, 134 m hoch, schützt London gegen Nordwinde; eine zweite Hügelreihe, nicht über 120 m hoch, erstreckt sich an der Grenze von Hertford, und zwischen beiden erhebt sich der isolierte Harrow Hill. Die Hauptflüsse sind die Themse und deren Zuflüsse Colne und Lea; der Grand Junction-, Paddington- und Regentskanal durchziehen die Grafschaft. Londoner und plastischer Thon sind vorherrschende Gesteine. Ackerbau u. Viehzucht bilden außerhalb der Metropole die Hauptbeschäftigung, und London selbst ist von ausgedehnten Gemüsegärten umgeben. Von der Oberfläche sind (1890) 17,6 Proz. Acker-, 44,5 Proz. Weideland, 1,4 Proz. Wald. An Vieh zählte man 1890: 21,358 Schafe, 20,878 Rinder, 11,667 Schweine. Die Industrie ist, abgesehen von London, unbedeutend. Hauptstadt ist Brentford. M. war eins der von den einwandernden Sachsen gestifteten Reiche, das aber frühzeitig wieder einging.

Middleton (spr. middlt'n), 1) Fabrikstadt in Lancashire (England), am Irk, 8 km nordöstlich von Manchester, hat eine alte Kirche, Lateinschule, Fabrikation von Baumwollsamt (Fustian), Baumwoll- und Seidenwaren, Bleichen, Färbereien, Kattundruckereien und (1891) 22,162 Einw. — 2) Stadt in der irischen Grafschaft Cork, an der Mündung des Lee in den Hafen von Cork, mit lateinischer Schule und (1891) 3246 Einw.

Middleton (spr. middlt'n), Thomas, engl. Dramatiker, geb. wahrscheinlich 1570 in London, gest. 1627, wahrscheinlich in seinem Hause zu Newington Butts, genoß gelehrten Unterricht und kam in das Rechtsinstitut Gray's Inn, wandte sich aber bald dem Theater zu, für das er eine große Reihe von Stücken schrieb, oft in Verbindung mit Rowley, Dekker u. a. Die Gattung, in der er sein Bestes leistete, war die Sittenkomödie. In den Jahren 1607—1608 wurden sechs solcher Stücke von ihm auf einmal gedruckt, darunter »A trick to catch the old one«, »The family of love« und »Your five gallants«, alle mit lebhaftem Intrigenspiel, freilich auch alle obscön im Stoff und ungleich in der Ausführung. In den folgenden Jahren schrieb er auch Masken und Aufzüge für Festlichkeiten in der City. In seinen ernstern Stücken ist öfters eine deutliche Nachahmung Shakespeares zu beobachten, namentlich »The Witch« (gedruckt erst 1778 nach einer Handschrift) ist von »Macbeth« stark beeinflußt. Seine Werke wurden gesammelt von Dyce (Lond. 1840, 5 Bde.) und neuerdings von Bullen (das. 1886, 8 Bde.). Eine Auswahl mit interessantem Essay bot A. C. Swinburne in den »Mermaid Series« (Lond. 1887). Vgl. Benguerel, Thomas M. (Ilfeld 1870), und Arnheim in Herrigs »Archiv«, Bd. 78 (1887).

Middletonit, s. Retinit.

Middletown (spr. middltaun), Name vieler Orte in der nordamerikan. Union, darunter 1) Hauptstadt der Grafschaft Middlesex in Connecticut, am schiffbaren Connecticut, Bahnknotenpunkt, hat eine wesleyanische Universität mit Museum und Sternwarte, ein Seminar der bischöflichen Kirche, ein Irrenhaus, Fabriken der verschiedensten Art (Pumpen, Gummi, Kurzwaren, Nähmaschinen ꝛc.) und (1890) 9013 Einw. — 2) Stadt in der Grafschaft Orange in New York, Bahnknotenpunkt, mit homöopathischem Staatskrankenhaus für Geisteskranke, Fabrikation von Sägen u. Feilen, Ackergeräten, Hüten, Handschuhen ꝛc. und (1890) 11,977 Einw. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Butler in Ohio, am Miami River und Miamikanal, hat zahlreiche Papierfabriken, Getreidemühlen ꝛc. und (1890) 7681 Einw. — 4) Stadt in der Grafschaft Dauphin in Pennsylvanien, am Susquehanna, hat Eisenschmelzen und Eisenwerke, Sägemühlen ꝛc. und (1890) 5080 Einw.

Middlewich (spr. middlwitsch), Städtchen in Cheshire (England), am Dane, mit Salzwerken und (1891) 3706 Einwohnern.

Midgard (»Mittelraum«, auch Mannheim, »Menschenwelt«), in der nord. Mythologie die mittelste der mythischen Welten, welche den Menschen zum Wohnsitz dient. Sie ist von der großen Midgardschlange (s. Jormungand) umschlossen und gegen den Einbruch des Meeres und die Anfälle der Riesen (Joten), welche in Jotunheim oder Utgard wohnen, durch einen Wall ringsum geschützt.

Midgley (spr. midschli), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), 7 km nordwestlich von Halifax, mit Baumwoll- und Kammgarnfabrikation und (1891) 2267 Einw.

Midhat Pascha, türk. Staatsmann, geb. 1825 in Bulgarien von türkischen, der islamitischen Sekte der Bektasch angehörigen Eltern, gest. 8. Mai 1884 in Taif, trat um 1840 als Schreiber (Kiatib) zu Rust-

schuk in den Staatsdienst, rückte aber erst, als er Fuad Paschas Gunst errang, rascher vorwärts. Als Fuad Großwesir geworden, ernannte er M. 1865 zum Wali des neuen Donauwilajets (Bulgarien), wo er in kurzer Zeit durch vortreffliche Verwaltung große Erfolge erzielte. 1867 wurde er als Präsident des Staatsrats in das Ministerium berufen, aber 1869 zum Wali von Irak Arabi in Bagdad ernannt. Hier errichtete er eine türkische Dampfschiffahrtskompanie und begann die Wiederherstellung der alten Bewässerung des Landes, um die frühere Fruchtbarkeit zurückzurufen. Aber bereits 1872 ward er als Führer der türkischen Reformpartei wieder ins Ministerium berufen und 1. Aug. nach Mahmud Nedim Paschas Sturz zum Großwesir ernannt. Indes konnte er den Sultan Abd ul Asis nicht für seine Reformideen gewinnen, fiel durch seine selbständige Haltung bald in Ungnade und wurde 19. Okt. bereits entlassen. Im August 1875 zum Justizminister ernannt, stürzte er den russisch gesinnten Großwesir Mahmud Nedim 11. Mai 1876 durch die Bewegung der Softas, hatte auch an der Entthronung des Sultans Abd ul Asis 30. Mai hervorragenden Anteil und wurde Präsident des Staatsrats. Am 22. Dez. ward er zum Großwesir ernannt, und 23. Dez. verkündete er eine konstitutionelle Verfassung, deren Entwurf er schon 1. Juni veröffentlicht hatte. Voll Vertrauen auf die Wirkung dieses Schrittes setzte er 18. Jan. 1877 die Ablehnung der Vorschläge der Konferenz der Großmächte durch den großen Nationalrat durch, was den Ausbruch des Krieges mit Rußland zur verhängnisvollen Folge hatte. Als M. jedoch durch sein Selbstbewußtsein die Eifersucht des Sultans erregte und in seiner Erregung über die Mißwirtschaft der Günstlinge Abd ul Hamids sich zu unvorsichtigen Äußerungen fortreißen ließ, ward er 5. Febr. 1877 vom Sultan zum Exil verurteilt und sofort auf einem Dampfer nach Matolin geschafft, von wo er sich über Paris nach England begab. Erst 1878 ward ihm die Rückkehr gestattet und anfangs Kreta als Aufenthaltsort angewiesen; im November erwirkte der Einfluß Englands seine Ernennung zum Generalgouverneur von Syrien. 1880 wurde er als Wali nach Smyrna versetzt und 1881 wegen Anteils an der Ermordung des Sultans Abd ul Asis zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Verbannung nach Taif in Arabien begnadigt. Vgl. Léouzon le Duc, M. (Par. 1877).

Midhurst (spr. middhörst), Marktstadt in der engl. Grafschaft West-Sussex, am Rother, nördlich von Chichester, mit Lateinschule (von Lyell und Cobden besucht), Schloßruinen und (1891) 1674 Einw.

Midi (franz.), soviel wie Süden, Mittag.

Midi, Canal du (auch Canal du Languedoc oder Canal des Deux Mers genannt), Schiffahrtskanal im südlichen Frankreich, welcher die Verbindung zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Atlantischen Ozean herstellt. Er nimmt bei Toulouse seinen Ausgang aus der Garonne, geht über Castelnaudary und Carcassonne, berührt Béziers und mündet in den Strandsee von Thau, welcher durch den Hafen von Cette mit dem Mittelländischen Meer in Verbindung steht. Seine Länge beträgt 242 km, seine Breite an der Oberfläche 20 m, seine Tiefe 2—$2^1/_2$ m; er hat 99 Schleusen und führt an 55 Stellen auf Aquädukten über andre Gewässer. Der Kanal wird von zwei Reservoirs, dem des Flüßchens Lampy und dem von St.-Ferréol, gespeist und ist von einer doppelten Baumreihe begleitet. Er steht mit dem Seitenkanal der Garonne, dem Canal de la Robine und dem Canal des Etangs im Zusammenhang. Am höchsten Punkte oberhalb Naurouse, 189 m ü. M., befindet sich das Denkmal P. Riquets, welcher den Bau dieser Wasserstraße 1667—81 ausführte. Der Verkehr des an die Südbahn verpachteten Kanals ist nicht bedeutend (1893: 191,000 Ton.). Neuerdings ist die Umwandlung des Kanals in einen auch für Kriegsschiffe geeigneten Seeschiffahrtskanal angeregt worden.

Midi, Dent du (spr. dang dü), schlanker, 3285 m hoher Berggipfel der Savoyischen Alpen im schweizer. Kanton Wallis, wird von Champéry aus bestiegen.

Midi, Pic du, Name mehrerer Berggipfel der Pyrenäen; darunter der Pic du M. d'Ossau im franz. Depart. Niederpyrenäen, südlich von Eaux-Chaudes, 2885 m hoch, durch seine isolierte Lage, seine doppelte Spitze und seine schroffen Wände auffallend, schwer zu ersteigen. Nordöstlich davon, im Depart. Oberpyrenäen, der Pic du M. de Bigorre, 2877 m hoch, mit meteorologischem Observatorium, wegen seiner herrlichen Aussicht u. leichtern Zugänglichkeit von Barèges und Bagnères-de-Bigorre aus oft bestiegen.

Midian (Madian), Land im nordwestlichen Arabien, am Roten Meer, unter Ismail Pascha vorübergehend ägyptisch, seit 1887 wieder von den Türken besetzt, reicht vom Meerbusen von Akabah bis zur Hafenstadt El Wedsch, mit unbestimmter Grenze nach O. Es wird in der Bibel zuerst erwähnt, als Moses eines Mordes wegen aus Ägypten dorthin floh (2. Mos. 2, 15); die Römer trieben dort Bergbau. Nach dem Untergang der Römerherrschaft war M. gleichsam verschollen und ist erst in unsern Tagen durch R. Burton neu entdeckt worden, als derselbe das Land im Auftrag des Vizekönigs von Ägypten 1877—78 besuchte. Hinter der Küste zieht sich eine doppelte Reihe von Bergen hin, die von teilweise fruchtbaren Wadis durchschnitten wird. Das Land, einst berühmt wegen seiner Erze und Edelsteine, ist noch jetzt reich an Schwefel, Steinsalz, Silber, Kupfer, Petroleum und namentlich Türkisen. Überall zeigen sich noch die Spuren alter großartiger Bergwerke. Die Ruinen von Schiwak (Suka des Ptolemäos) mit großen Katakomben und Aquädukten bedecken einen weiten Raum. Im Wadi Hams stehen noch die Trümmer eines im reinsten griechischen Stil erbauten Tempels. Hafenorte des Landes, das nur von einigen räuberischen Maazeh-Beduinen durchstreift wird, sind Ziba (Zibbr) und El Wedsch. Vgl. Burton, The gold mines of M. and the ruined midianite cities (Lond. 1878); Derselbe, The land of M. revisited (das. 1879, 2 Bde.).

Midianiter, im Altertum Volksstamm in Nordarabien, der zu beiden Seiten des Meerbusens von Akabah wohnte, meist aber im O. der Israeliten nomadisierte. Sie waren Abkömmlinge Midians, des Sohns Abrahams und der Ketura; zu ihnen flüchtete sich Moses. Zur Zeit der Richter belästigten die M. die Juden durch wiederholte Einfälle, bis Gideon sie mit dem Stamme Manasse besiegte, worauf sie aus der Geschichte verschwinden. Vgl. Midian.

Mid Lothian, s. Edinburghshire.

Midoline, in deutschen Buchdruckereien eine zwischen Kanzlei und Gotisch stehende und durch ihre abgerundeten Formen auch der Antiqua verwandte Schriftgattung. S. Schriftarten.

Midongy, Stadt in Madagaskar, an der Westgrenze von Betsileo, 1070 m ü. M., in sehr fester Lage. Hier wurden die Hova, die unter Radama I. sich der Stadt bemächtigt hatten, von den Sakalawa

18 Monate lang belagert, trugen aber durch ihre Feuergewehre den Sieg davon.

Midouze (spr. -dūſ'), Fluß im südlichen Frankreich, Depart. Landes, entsteht bei Mont de Marsan durch Vereinigung des Midou und der Douze und mündet, 43 (von der Quelle der Douze gerechnet 155) km lang, in den Adour.

Midrasch (hebr., »Forschung, Schrifterklärung«, Plur. Midraschim), die Auslegung des Gesetzes nach den Regeln der rabbinischen Hermeneutik. Die Midrasch-Litteratur, meist vom 4.—12. Jahrh. n. Chr. entstanden, umfaßt beinahe sämtliche Bücher des Alten Testaments und weist als die bedeutendsten Werke auf: Mechilta zum 2., Sifra zum 3., Sifre zum 4. und 5. Buch Mosis, M. rabbot zu Pentateuch, Hohelied, Ruth, Klagelieder, Koheleth und Esther, die Pessikta des Rab Kahana, die jüngere Pessikta, Lekach tob, Tanchuma, Jalkut u. a. Außer den genannten existiert noch eine große Anzahl kleinerer Midraschim, von denen viele in Jellineks »Bet ha-midrasch« und Horwitz' »Sammlung kleinerer Midraschim« erschienen sind. M. rabbot und Pessikta sind von Wünsche in seiner »Bibliotheca rabbinica« (Leipz. 1880 ff.) ins Deutsche übersetzt. Eine ausführliche Geschichte der Midraschim findet sich in Winter und Wünsche, Die jüdische Litteratur, Bd. 1, S. 371 ff. (Trier 1894).

Midshipman (engl., spr. middschipmän, »Mittschiffsmann«), in der englischen und nordamerikan. Kriegsmarine Name der Kadetten, denen die Schiffsdisziplin den Raum zwischen Groß- und Kreuzmast anweist.

Midsomer Norton (spr. midßömmer nort'n), Stadt in Somersetshire (England), 16 km südwestlich von Bath, hat ein kath. College (mit Sternwarte), einigen Handel und (1891) 5053 Einw.

Midüllü, türk. Name der Insel Lesbos.

Miechow, Stadt, s. Mjechow.

Miechowitz (spr. mjech-), Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Beuthen, hat eine schöne gotische Kirche, Eisen-, Zink- und Silbererzgruben, eine Dampfziegelei und (1890) 4550 meist kath. Einwohner. Dazu der Gutsbezirk M. mit Schloß und Park.

Mieczyslaw (spr. mjétschüs-), Herzöge u. Könige von Polen: 1) M. I. (Mscislaw), Sohn Szemowisls, geb. 931, gest. 25. Mai 992, ward durch seine Gemahlin, Dubrawka, eine Tochter des Herzogs Boleslaw I. von Böhmen, 966 zum Christentum bekehrt und gründete das Bistum in Posen. Von den Wenden 962 besiegt, unterwarf er sich dem Markgrafen Gero und erkannte die Hoheit des Deutschen Reiches an, heiratete auch in zweiter Ehe eine deutsche Fürstin. Er war der Begründer des polnischen Reiches. Seine Bildsäule, von Rauch gefertigt, steht neben der seines Sohns und Nachfolgers Boleslaw, des Besiegers der Russen, im Dom zu Posen.

2) M. II. oder der Träge, Sohn Boleslaw Chrobrys, Enkel des vorigen, geb. 990, gest. 15. März 1034, kam 1025 auf den Thron, machte 1028 und 1030 Einfälle in das östliche Sachsen, wurde aber 1032 von Kaiser Konrad II. zum Frieden gezwungen und mußte die slawisch-deutschen Landschaften an den deutschen Kaiser abtreten und dessen Oberhoheit auf dem Hoftag zu Merseburg 1032 persönlich anerkennen. Schon vorher hatte er Rotreußen an den Herzog Jaroslaw von Kiew und die Slowakei und Mähren an Ungarn verloren. Sein Sohn war Kasimir I.

3) M. III., Stary oder der Alte, erhielt 1139 bei der Teilung Polens durch seinen Vater Großpolen und kam nach dem Tode seines Bruders Boleslaw IV. (1173) zur Oberherrschaft über Polen und in den Besitz Krakaus. Seine Bedrückungen veranlaßten aber 1177 seine Vertreibung, worauf ihm sein Bruder Kasimir II. folgte. Erst 1196 erhielt M. die Regierung Krakaus wieder zugestanden. Er starb 1202.

Międzierzecz (spr. mjängdsjärschetz), poln. Name für Meseritz (s. d.).

Mieg, Armand, Militär, geb. 20. Dez. 1834 in Ulm, trat in die bayrische Armee, wurde 1859 Offizier, 1872 als Hauptmann und Direktionsmitglied zur Militärschießschule in Spandau kommandiert und nahm 1880 den Abschied. Er machte sich verdient durch seine Arbeiten über die Verwendung der Infanteriegewehre, über Mantel- u. Wolframsgeschosse, Gewehrverschlüsse, kleinkalibrige Gewehre ꝛc. Auch nahm er erheblichen Anteil an der Konstruktion des deutschen Infanteriegewehrs 1888, besonders des Laufmantels. M. schrieb: »Die Verwendung des Infanteriegewehrs M/71 nebst Anleitung zum Distanzschätzen« (Berl. 1877, nicht im Buchhandel); »Theoretische äußere Ballistik nebst Anleitung zur praktischen Ermittelung der Flugbahnelemente« (das. 1884).

Mieksch, Johann Aloys, s. Miksch.

Mielec (spr. mjelez), Stadt in Galizien, an der Wisloka und der Staatsbahnlinie Dembica-Rozwadów, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Korbflechtschule und (1890) 4732 poln. Einwohner (2602 Juden).

Mielich (Müelich), Hans, Maler, geb. 1515 in München, war vermutlich Schüler des M. Ostendorfer und bildete sich später in Italien. Er war vorzugsweise in München thätig, wo er als Hofmaler Herzog Albrechts V. 10. März 1573 starb. Von seinen Gemälden sind erwähnenswert: eine Kopie des Jüngsten Gerichts von Michelangelo (Frauenkirche zu München), das Leiden Christi (ebenda), ein Altarbild mit Szenen aus dem Leben Jesu und Mariä (Frauenkirche zu Ingolstadt) und die Bildnisse eines Mannes und einer Frau (Pinakothek in München). Wertvoller als seine Gemälde sind seine Miniaturen (Kostbarkeiten aus Herzog Albrechts Schatzkammer u. a. m. in der Hofbibliothek zu München) und seine Entwürfe zu Pokalen, Schmucksachen, Rüstungen u. dgl. m. in der Art Holbeins des jüngern.

Mieltschin (Mielzyn), Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Gnesen, hat eine kath. Kirche und (1890) 539 kath. Einwohner.

Mięndzyrzecz (spr. mjängdsürschetz), Stadt, s. Meshiretschje.

Miene, eine Bewegung oder Formveränderung im menschlichen Gesichte, in der seelische Erregungen, Vorgänge, Zustände, seien es rein innerliche oder solche, die auf einen äußern Zweck gerichtet sind (äußere Willensakte), zum Ausdruck kommen. Das Mienenspiel, künstlerisch ausgebildet, macht die eine Seite der schauspielerischen Mimik aus. Die andre Seite bildet die künstlerische Gestikulation. Beides zusammen ordnet sich der Rede dienend unter. Doch kann der Schauspieler auch gelegentlich durch das Mienenspiel für den Zuschauer etwas ausdrücken, das den an den Mitspieler gerichteten Worten widerspricht. Im stummen Spiel treten die Mienen im Verein mit der Gestikulation selbständig auf. Vgl. Mimik.

Mieres, Stadt in der span. Provinz Oviedo, am Caudal und der Eisenbahnlinie Leon-Gijon, hat Bergbau auf Steinkohle und Eisen, eine Eisengießerei, eine eisenhaltige Mineralquelle und (1887) 12,897 Einw.

Mierevelt, Michiel Janszoon, holländ. Maler, geb. 1. Mai 1567 in Delft, gest. daselbst Ende Juni 1641, lernte bei den Malern Willem Willemsz und Augustijn und bis 1583 bei A. van Montfoort zu Utrecht, ließ sich 1625 in die St. Lukasgilde des Haag aufnehmen, kehrte aber bald nach Delft zurück. M. hatte großen Ruf in der Porträtmalerei. Der Erzherzog Albrecht bewilligte ihm eine Pension; auch war er Hofmaler der Prinzen von Oranien und wurde unter dem Namen van Miereveld in den Adelstand erhoben. Bei seinem langen Leben hat er eine große Zahl von Bildnissen, die sich durch Korrektheit der Zeichnung und Sorgsamkeit der Detailbehandlung auszeichnen, aber von Härte und Trockenheit nicht frei sind, gemalt. Die meisten sind noch in Holland, namentlich in der königlichen Galerie des Haag und im Reichsmuseum zu Amsterdam. Andre befinden sich in den Galerien von Berlin, Dresden, München, Schwerin u. a. O. Unter seinen Schülern sind sein Sohn Pieter, geb. 5. Okt. 1596, gest. 11. Jan. 1623, ebenfalls tüchtiger Porträtmaler, und Paul Moreelse hervorzuheben. Sein Schwiegersohn Willem Jacobsz Delff hat viel nach ihm gestochen. Vgl. Havard, M. et son gendre (Par. 1894).

Mieris, 1) Frans van, der ältere, holländ. Maler, geb. 12. April 1635 in Leiden, gest. daselbst 12. März 1681, war Schüler des Glasmalers A. Torenvliet und G. Dous und erlangte bald einen solchen Ruf, daß der Großherzog von Toscana und andre Fürsten und vornehme Herren bei ihm Bilder bestellten. Seine Meisterschaft beruht vornehmlich in der Feinheit der malerischen Behandlung, in der Eleganz der Zeichnung und in der virtuosen Wiedergabe des Stofflichen. Doch sind seine Porträte und Genrefiguren, die teils der vornehmen Welt, teils dem Bürgerstand angehören, meist oberflächlich und glatt in der Charakteristik. Seine Genrebilder sind meist auf zwei oder drei Figuren beschränkt. In der Galerie des Haag sind die Bildnisse von M. selbst und seiner Frau, desgleichen in der Münchener Pinakothek. Letztere Sammlung ist besonders reich an Meisterwerken von M.' Hand (Austernfrühstück, Lautenspielerin, der Reiterstiefel, der Trompeter, die kranke Frau). Viele Bilder von M. befinden sich auch in Paris, Dresden (der Künstler, eine Dame malend, Liebesbotschaft, Musikstunde) und Berlin (junge Dame vor dem Spiegel).

2) Jan van, Sohn des vorigen, geb. 17. März 1660 in Leiden, lernte bei Lairesse und malte meist Porträte in größerm Maßstab. Er besuchte Deutschland, ging dann nach Florenz und endlich nach Rom, wo er 17. März 1690 starb.

3) Willem van, Sohn und Schüler von M. 1), geb. 1662 in Leiden, gest. 27. Jan. 1747 daselbst, malte in ähnlicher Weise kleine Gesellschaftsbilder, mythologische Bilder und Volksszenen, stand jedoch dem Vater nach. Die besten seiner Bilder (der Wildbrethändler, der Trompeter, der lustige Zecher) besitzt die Dresdener Galerie.

4) Frans van, der jüngere, Sohn von M. 3), geb. 24. Dez. 1689 in Leiden, gest. 22. Okt. 1763 daselbst, malte ebenfalls Genrestücke und Porträte in Nachahmung seines Vaters und Großvaters. Verdienstlicher als seine glatten Bilder sind seine »Historie der nederlandsche vorsten« (Haag 1732—35, 3 Bde.), das »Groot charterboek der graven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland« (Leipz. 1753—56, 4 Bde.), zu welchen Werken er die Münzen nach seinen Zeichnungen stechen ließ, und die »Handvesten der stad Leyden« (Leiden 1759, 2 Bde.; den 1. Bd. sowie die Zusätze dazu besorgte Daniel van Alphen).

Mieroslawski, Ludwig von, poln. Revolutionär, geb. 1814 in Nemours, gest. 23. Nov. 1878 in Paris, war der Sohn eines polnischen Offiziers, der in der Armee des Großherzogtums Warschau gedient hatte. M. schloß sich in einem polnischen Regiment dem Aufstand von 1830 an, wurde zum Offizier ernannt und nahm an den Kämpfen gegen die Russen bis zum Schluß teil. Nach Niederwerfung des Aufstandes begab er sich 1831 nach Frankreich und schrieb: »Kritische Darstellung des Feldzugs von 1831« (deutsch, Berl. 1848, 2 Bde.); »Histoire de la révolution de Pologne« (Par. 1836—38, 4 Bde.). 1842 zum Mitglied der Zentralbehörde der polnischen Emigranten in Paris erwählt, ward er 1845 zum Zweck einer Schilderhebung in seinem Vaterland nach Posen entsendet, hier aber verraten, 12. Febr. 1846 verhaftet und nach einem 1½jährigen Prozeß 17. Nov. 1847 in Berlin zum Tode verurteilt, jedoch zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe begnadigt. Durch die Märzrevolution in Berlin 1848 aus dem Moabiter Zellengefängnis befreit, begab er sich nach Posen und begann sofort, eine polnische Freischar zu bilden und einen Aufstand zu organisieren. Die preußischen Behörden verhandelten anfangs mit ihm; als M. aber selbst den deutschen Teil Posens für das künftige Königreich Polen begehrte und die deutsche Bevölkerung terrorisierte, trieb General Colomb die Insurgenten schnell zu Paaren, und M. mußte bei Bardo an der russischen Grenze kapitulieren. Wiederum begnadigt, ging er nach Paris zurück, wo er eine Darstellung des posenschen Aufstandes: »Powstanie poznanskie« (Par. 1853), herausgab, und begab sich von da Anfang 1849 nach der Insel Sizilien, um hier den Oberbefehl über die Kriegsmacht der Aufständischen zu übernehmen. Er konnte hier der Revolution ebensowenig zum Sieg verhelfen wie sodann in Baden, wohin er Anfang Juni als Obergeneral der revolutionären Armee berufen wurde. Nach Unterdrückung des badischen Aufstandes floh er in die Schweiz, von da nach Frankreich. Nach dem Ausbruch des polnischen Aufstandes von 1863 von der polnischen Nationalregierung 25. Jan. zum Diktator ernannt, erschien er 17. Febr. auf dem Kriegsschauplatz, ward aber bereits 22. Febr. bei Raziejewo von den Russen entscheidend geschlagen und zur Flucht gezwungen.

Miers, bei botan. Namen für John Miers, engl. Reisender in Südamerika, geb. 1789, gest. 1879, Vizepräsident der Linnéschen Gesellschaft in London, schrieb: »Illustrations of South American plants« (Lond. 1846—57, 2 Bde.); »Contributions to botany« (das. 1851—71, 3 Bde.).

Mies (tschech. Stříbro, »Silber«), Stadt in Böhmen, am Fluß M. (im weitern Lauf Beraun genannt, s. d.) und an der Staatsbahnlinie Pilsen-Eger, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und Revierbergamtes, hat eine Dechanteikirche, ein schönes Rathaus (im Renaissancestil), eine Brücke mit Turm aus dem 16. Jahrh., ein Denkmal Josephs II., einen Stadtpark, ein Obergymnasium, Bergbau auf Blei (1893: 19,673 metr. Ztr. Bleierz), Bleischmelzhütte und Schroterzeugung, Bierbrauerei und (1890) 3978 deutsche Einwohner. M. wurde 1131 vom Herzog Sobieslaus I. gegründet und zugleich der Silberbergbau hier eröffnet. 1427 ergriff das Reichsheer, welches M. belagerte, vor den Hussiten die Flucht.

Miesbach, Flecken und Bezirkshauptort im bayr. Regbez. Oberbayern, am Fuß der Alpen, an der Schlierach und der Linie München-Schliersee der Bayrischen Staatsbahn, 677 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Schloß, ein Amtsgericht, ein öffentliches Schlachthaus, Steinkohlengruben, Viehhandel und (1890) 2638 meist kath. Einwohner.

Miescherſche Schläuche, s. Gregarinen.

Miesmuschel (Mytilus *L.*), Gattung aus der Familie der Miesmuscheln (s. Muscheln). Die gemeine oder eßbare M. (M. edulis *L.*), mit länglicher, fast keilförmiger Schale, bis 8 cm lang, meist einfarbig violettblau oder violett gestreift auf hellerm Grund, findet sich fast in allen Meeren rings um Europa, an den deutschen Küsten auf Sandbänken in unzähliger Menge. Die Muscheln hängen meist mit den Byssusfäden, mittels deren sie sich am Grund festheften, aneinander. Sie dienen als Dünger und Köder und werden auch häufig roh oder gebraten gegessen und vielfach gezüchtet. Bei La Rochelle, gegenüber der Insel Ré, sind Pfähle in Reihen, die paarweise gegen das Meer hinaus sich verengern, eingerammt und durch Flechtwerk zu 200—300 m langen und 2 m hohen Wänden verbunden. Weiter hinaus im Meer sind nur stärkere Pfähle eingerammt. An diese setzt sich die schwärmende Muschelbrut an und erreicht im Juli Bohnengröße. Man löst sie dann mit einem Eisen ab und verpflanzt sie auf das Flechtwerk, wo sie sich alsbald wieder festspinnen. Später bringt man sie noch weiter landeinwärts und im Alter von 10—12 Monaten auf den Markt. Diese Kultur wird dort seit dem 13. Jahrh. betrieben und bringt bedeutenden Gewinn. Ähnlich verfährt man bei Tarent und La Spezia. Bei Venedig sammelt man die Muscheln von den Hafenpfählen, Planken ꝛc. und züchtet sie an schwimmenden Flößen. In der Apenrader und Kieler Bucht werden Bäume von 3—6 m Höhe in den Meeresgrund eingetrieben, so daß sie stets unter Wasser bleiben. Die sich ansetzenden Muscheln sind nach 3—5 Jahren ausgewachsen und werden den ganzen Winter hindurch geerntet. In neuester Zeit hat man versucht, diese Methode durch eine vollkommnere zu ersetzen. Bisweilen sind Miesmuscheln giftig. Das Gift, Mytilotoxin, steht den Ptomainen nahe und wirkt ähnlich wie das Curare. Es bildet sich nur in Muscheln, die in stillem Wasser leben, während die in freier See gezüchteten oder gefangenen völlig unschädlich sind. Die giftigen haben einen süßlichen, ekelerregenden Bouillongeruch und geben, mit Alkohol übergossen, eine goldgelbe Flüssigkeit, die beim Erhitzen mit einigen Tropfen Salpetersäure grasgrün wird. Verdächtig sind alle Miesmuscheln mit dünnem, durchscheinendem, brüchigem, strahlenförmig gestreiftem Gehäuse, deren Schalen nicht gleichmäßig dunkelblau, wie bei der eßbaren M., sondern stellenweise hellbraun oder braunblau gefärbt sind. Der Verdacht auf Giftigkeit wird noch erhöht, wenn die Muschel einen widerlichen Fäulnisgeruch nach dem Watt hat, und wenn ihr Körper sowohl zentral als am Mantel orangegelb gefärbt erscheint. Doch kann den strikten Beweis der Giftigkeit nur das Tierexperiment bringen. Vgl. Möbius, Austern- und Miesmuschelzucht (Berl. 1870); Sabatier, Études sur la moule commune (Paris 1877); Carazzi, Ostricultura e mitilicultura (Mail. 1893).

Miete, 1—1,5 m tiefe Grube zur Aufbewahrung von Knollen, Wurzeln ꝛc. Zweckmäßiger werden die Kartoffeln, Rüben ꝛc. im Herbst vor dem Frosteintritt in ungefähr 2 m breiten, 1—1,25 m hohen, dachförmigen Haufen geschüttet und schwach mit Erde bedeckt, um die Ausdünstung der Früchte besser vor sich gehen zu lassen und um einer Erhitzung derselben vorzubeugen. Bei Eintritt stärkerer Fröste schüttet man 30—60 cm Erde auf und bedeckt den First der M. erst, wenn die Temperatur noch weiter sinkt, mit Erde, Dünger ꝛc. Luftzüge, Drainröhreneinlage, das Bedecken mit Stroh, Laub, Kartoffelkraut ꝛc. sind zu verwerfen, da an diesen sich die verdunstete Feuchtigkeit sammelt und zu Fäulnis Veranlassung geben kann. Im Frühjahr ist die Erdbedeckung wieder zu vermindern, damit das Auswachsen vermieden werde.

Miete (Mietkontrakt, Miet- und Pachtvertrag, Locatio conductio), der Vertrag, vermöge dessen der eine Kontrahent (Vermieter, Verpachter, locator) dem andern (Mieter, Mietmann, Pachter, conductor) gegen das Versprechen einer Geldsumme (Mietgeld, Mietzins, Pachtschilling, merces, locarium) den zeitweisen Gebrauch eines Gegenstandes zusichert. Dieses Mietobjekt kann aber entweder eine Sache (Sachmiete, locatio conductio rei) oder eine Arbeitsleistung (Dienstmiete) sein. In letzterer Beziehung kann es sich dann wieder um einzelne Dienstleistungen (locatio conductio operarum) oder um die durch solche hervorzubringende Wirkung handeln (locatio conductio operis). Ersteres ist z. B. der Fall, wenn man einen Tagelöhner zu gewissen Lohnarbeiten dingt, letzteres, wenn man z. B. einem Schneider die Anfertigung eines Rockes überträgt und ihm den Stoff dazu gibt. Höhere Dienstleistungen fallen in der Regel unter den Begriff des Mandats (s. d.). Eine Hauptart der Dienstmiete ist die Gesindemiete (s. Gesinde). In Ansehung der Sachmiete wird zwischen M. im engern Sinn und zwischen Pacht unterschieden, indem man die letztere Bezeichnung dann anwendet, wenn fruchttragende Sachen, also namentlich Feldgrundstücke, den Gegenstand des Vertrags bilden. Im einzelnen sind aber bei der M. die nämlichen Rechtsgrundsätze wie bei der Pacht (s. d.) anwendbar, welche auch in analoger Weise für die Dienstmiete zur Anwendung kommen. Bei der Sachmiete ist nach gemeinem Recht im Fall eines Verkaufs des Mietobjekts der neue Erwerber durch den Mietvertrag nicht gebunden (s. jedoch »Kauf bricht Miete«). Nach österreichischem Recht erleidet dieser Satz jedoch eine Ausnahme, wenn der Mietvertrag in das Grundbuch eingetragen ist (§ 1095 des allgem. bürgerl. Gesetzbuches). Im Prozeßwesen gehören Streitigkeiten zwischen Vermietern und Mietern von Wohnungs- und andern Räumen wegen Überlassung, Benutzung und Räumung derselben sowie wegen Zurückbehaltung der vom Mieter in die Mietsräume eingebrachten Sachen zu den eiligen Rechtssachen. Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz (§ 23, Ziff. 2) weist sie ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes der einzelrichterlichen Kompetenz der Amtsgerichte zu und behandelt solche Mietsachen als Feriensachen (§ 202). Nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 649) sind Urteile in solchen Mietsachen auf Antrag vom Gericht für vorläufig vollstreckbar zu erklären. Die Mietverhältnisse im Fall eines Konkurses regelt die Deutsche Konkursordnung § 17, 18. In Österreich gehören Streitigkeiten aus dem Mietverhältnis zur Kompetenz der Bezirksgerichte, und es gilt für dieselben das summarische Verfahren nach der kaiserl. Verordnung vom 16. Nov. 1858 (Reichsgesetzblatt Nr. 213). Vgl. Brückner, Die Wohnungsmiete nach gemeinem Recht (Weimar 1877); Niendorff, Das preußische

Mietsrecht (3. Aufl., Berl. 1892); für Sachsen: Wengler (2. Aufl., Leipz. 1891) und Burckas (Berl. 1894), für Bayern: Arnold (4. Aufl., Münch. 1892); K. Schneider, Das Wohnungsmietrecht und seine soziale Reform (Leipz. 1893).

Mietgeld, s. Miete.

Mietschisko, Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Wongrowitz, an der Welna, hat eine kath. Kirche und (1890) 977 Einw., davon 95 Evangelische und 75 Juden.

Mietsgeld, s. Heuergeschäft.

Mietsteuer (Mietzinssteuer), eine direkte, nach dem Mietwert bewohnter Räume bemessene Aufwandsteuer. Vgl. Gebäudesteuer, S. 146.

Mietstruppen, s. Fremdentruppen.

Mietversicherung, s. Kreditversicherung.

Mietvertrag und **Mietzins**, s. Miete.

Miflorence (franz., spr. -ängß', Halbflorence, Zindeltaft), leichtes, taftartig gewebtes, glänzendes Seidenzeug, dünner und glänzender als Taft, wird ausschließlich zu Unterfutter verwendet.

Miglio (ital., spr. miljo), s. Meile.

Migma (griech.), Mischung; Mixtur.

Mignard (spr. minjar), Pierre, franz. Maler und Radierer, geb. im November 1612 in Troyes, gest. 30. Mai 1695 in Paris, hatte Jean Boucher in Bourges und Simon Vouet in Paris zu Lehrern und lebte sodann seit 1636 in Italien, meist in Rom, weshalb er den Beinamen des Römers (le Romain) erhielt. Er bildete sich besonders nach Annibale Carracci und malte die Bildnisse der Päpste Urban VIII. und Alexander VII., mehrerer römischer Fürsten und Adligen und eine große Anzahl andrer Bildnisse in Venedig, wo er sich 1654 aufhielt. 1657 folgte er einem Ruf Ludwigs XIV. nach Paris, malte die Bildnisse des jungen Königs und des Kardinals Mazarin und schmückte hierauf die Kuppel der Kirche Val de Grâce mit über 200 Figuren von Propheten, Märtyrern ꝛc. Das Werk ist die größte Freskomalerei, die Frankreich besitzt, verlor aber schnell das schöne Kolorit, da der Künstler die Farben auf dem Kalkgrund nicht gehörig zu behandeln gewußt hatte. Später führte er für das Schloß von Versailles mehrere Bilder aus. In der Folge erhielt er auch die Stellen eines Direktors der königlichen Kunstsammlungen, eines Direktors und Kanzlers der Akademie der Künste und die oberste Aufsicht über die Manufaktur der Gobelins. Seine Gemälde leiden an den Mängeln der Kunstrichtung seiner Zeit, besonders an Kälte und konventionellem Wesen; dagegen ist sein aus der venezianischen Schule stammendes Kolorit wärmer und harmonischer, auch übertreffen seine Gestalten, namentlich die Madonnen, die seiner französischen Zeitgenossen an Anmut. Seine Porträte sind die besten und geistvollsten dieser ältern französischen Schule. Im Louvre befindet sich eine bedeutende Anzahl seiner Gemälde; viele seiner Werke sind durch den Stich vervielfältigt worden. Eins seiner hervorragendsten Bildnisse, das der Maria Mancini, besitzt das Berliner Museum. Vgl. Lebrun-Dalbanne, Étude sur Pierre M. (Par. 1878).

Mignardise (franz., spr. minj-, »Zierlichkeit«), leinene oder baumwollene Börtchen, dienen als Grundlage für Häkelarbeiten, die zum Besetzen von Wäsche ꝛc. benutzt werden sollen.

Migne (spr. minj'), Jacques Paul, namhafter katholischer Theolog, geb. 25. Okt. 1800 in St.-Flour, gest. 24. Okt. 1875 in Paris, wurde 1824 Priester und begründete in Petit-Montrouge bei Paris eine großartige (1868 abgebrannte) Buchdruckerei, aus welcher außer zahlreichen andern theologischen Werken der mehrere hundert Bände umfassende »Patrologiae cursus completus sive bibliotheca universalis s. patrum et scriptorum ecclesiasticorum« (erste, latein. Serie seit 1844; 2. Aufl. 1878 ff.; zweite, griech. Serie seit 1856), die »Encyclopédie théologique« (99 verschiedene Lexika in 171 Bdn.) und (seit 1833) Journale, wie »L'Univers religieux« und »La Vérité«, hervorgegangen sind.

Mignet (spr. minjä), François Auguste Marie, ausgezeichneter franz. Geschichtschreiber, geb. 8. Mai 1796 in Aix, gest. 24. März 1884 in Paris, studierte mit seinem Freunde Thiers daselbst die Rechte und wurde 1818 Advokat. Der Erfolg seiner Preisschrift »De l'état du gouvernement de saint Louis et des institutions de ce prince« (Par. 1822), die gekrönt ward, bestimmte ihn, sich der Litteratur zu widmen. Er wandte sich 1821 nach Paris und beteiligte sich bei der Redaktion des liberalen Oppositionsblattes »Courrier français«, bis er 1830 zu dem von Thiers neugegründeten »National« überging. Gleichzeitig hielt er geschichtliche Vorlesungen am Athénée und schrieb seine berühmte »Histoire de la Révolution française« (Par. 1824, 2 Bde.; 13. Aufl. 1880; deutsch von Burckhardt, Leipz. 1842, 2 Bde.; von Köhler, das. 1873), worin er in glänzender Sprache, jedoch mit absichtlich lobender Tendenz, den ursachlichen Zusammenhang der einzelnen Revolutionsereignisse entwickelte. Nach der Julirevolution, bei der er durch Teilnahme an dem Protest der liberalen Journalisten thätig war, erhielt er den Titel eines Staatsrats und wurde Direktor des ungemein reichhaltigen und wichtigen Archivs im Ministerium des Auswärtigen. 1832—35 war er Mitglied der Kammer. Bei der Gründung der fünften Klasse des Instituts der Akademie (Académie des sciences morales et politiques) 1832 ward er zum Mitglied derselben und später zu ihrem Sekretär, 1836 aber zum Mitglied der französischen Akademie ernannt. Die geistreichen Gedächtnisreden, die er als Sekretär der fünften Klasse des Instituts gehalten hat, sowie einige kürzere Aufsätze finden sich in den »Notices et mémoires historiques« (1843, 2 Bde.; 3. Aufl. 1854; deutsch von Stolz, Leipz. 1843, 2 Bde.) und in den »Nouveaux éloges historiques« (1877) gesammelt. Als Mitglied des unter Guizots Ministerium gegründeten historischen Komités gab M. das vortreffliche Werk »Négociations relatives à la succession d'Espagne« (1836—44, 4 Bde.) heraus. Die Februarrevolution beraubte ihn seiner Stelle im Ministerium und im Staatsrat, und nach dem 2. Dez. 1851 verzichtete er auch auf den Titel des Vorsitzenden des historischen Ausschusses. Noch ist von seinen Werken hervorzuheben: »Antonio Perez et Philippe II« (1845, 5. Aufl. 1881; deutsch von Birch, Stuttg. 1844); »Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste« (1854, 10. Aufl. 1882); »Histoire de Marie Stuart« (1850, 2 Bde.; 6. Aufl. 1884; deutsch von Bülau, Leipz. 1852); »Rivalité de François I et de Charles-Quint« (1875, 2 Bde.; 2. Aufl. 1876); »Études historiques« (5. Aufl. 1884). Vgl. Trefort, M. und seine Werke (Budapest 1885); Petit, François M. (Par. 1889), und J. Simon, M., Michelet, Henri Martin (das. 1889).

Mignon (franz., spr. minjóng), Liebling. In der französischen Geschichte werden mit mignons die Günstlinge des ausschweifenden Königs Heinrich III.

bezeichnet. In Goethes »Wilhelm Meister« ist M. der Name eines lieblichen weiblichen Wesens. In der Kochkunst Bezeichnung für kleine Filets, welche unter den großen Filets sitzen. In den französischen Buchdruckereien ist M. und **Mignonne** die ältere Bezeichnung für die 7 typographische Punkte haltende Schrift oder Kolonel (s. Schriftarten).

Mignon (spr. minjóng), **Abraham**, Maler, geb. im Juni 1640 in Frankfurt a. M., lernte bei dem Blumenmaler Jakob Moreel, dann bei Jan D. de Heem, war 1665 wieder in Frankfurt und soll daselbst (nach andern in Wetzlar) 1679 gestorben sein. Er malte Blumen, Früchte und kleine Tiere mit äußerst fleißigem Pinsel und gewissenhafter Zeichnung sowie Frühstücke mit Weingläsern und Eßgerät gefällig auf Marmortischen gruppiert. Eine große Zahl von Bildern seiner Hand besitzt die Dresdener Galerie.

Mignonetten (franz., spr. minjo-), klein gemusterte Kattune, auch zarte, weiße Zwirnspitzen, kleinste Briefoblaten, kleine Kaffeekännchen &c. [S. IV.

Mignonmotor, s. Tafel »Dampfmaschine III«,

Migraine (spr. -grän'), Burgunderwein, s. Auxerre.

Migräne (franz. migraine, verstümmelt aus dem griech. **Hemikrania**, »einseitiges Kopfweh«), ein Kopfschmerz, welcher gewöhnlich nur eine Seite des Kopfes einnimmt, heftiger ist als der gewöhnliche Kopfschmerz und ohne äußere Veranlassung periodisch wiederkehrt. Die M. betrachtet man als eine Krankheit des sympathischen Nervengeflechts, welche in Form eines Gefäßkrampfes oder in Form einer Gefäßlähmung auftreten kann. Die M. kommt bei beiden Geschlechtern, am häufigsten aber beim weiblichen und bei blutarmen Personen vor. Vielleicht bei der Hälfte aller an M. leidenden Frauen treten die Anfälle nur zur Zeit der Menstruation (s. d.) oder unmittelbar vor derselben ein. In den meisten Fällen datiert der Anfang des Leidens, wenn auch nicht aus der ersten Kindheit, so doch aus den Jahren des Schulbesuchs her. Vielfach läßt sich Vererbung nachweisen. Die Erscheinungen der M. zeigen sich bald plötzlich, bald kündigen sie sich eine oder mehrere Stunden, mitunter auch einen oder einige Tage vor dem Anfall durch Vorboten an. Letztere äußern sich in Unlust, unbehaglichem Gefühl, großer Mattigkeit u. Abgeschlagenheit, Frösteln, Blutandrang zum Kopf, Schwindel, Neigung zum Gähnen, Appetitmangel und pappigem Geschmack im Munde, Brechneigung, Augenflimmern u. Ohrensausen. Der Anfall selbst tritt sodann mit häufig bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Schmerzen auf, welche einseitig, am häufigsten links, besonders in der Scheitel- oder Schläfengegend, reißend, bohrend oder stechend empfunden werden. Abspannung und die Schmerzen treiben die Kranken ins Bett, sie sind sehr empfindlich gegen Licht und Geräusch und suchen das dunkelste und entlegenste Zimmer auf. Der Puls ist meist verlangsamt; auf der Höhe des Anfalls tritt häufig Übelkeit und nach heftigem Würgen Erbrechen ein. Nach dem Erbrechen pflegt der Anfall nachzulassen; meist gegen Abend stellt sich Schlaf ein, aus welchem die meisten Kranken am andern Morgen zwar noch angegriffen, aber frei von Schmerz erwachen. Die Krankheit bedroht niemals das Leben; das Leiden pflegt meist im höhern Alter und bei Frauen in den klimakterischen Jahren zu schwinden. Bei der krampfartigen Verengerung der Gefäße, bei weiter Pupille läßt man zuweilen mit gutem Erfolg Amylnitrit einatmen, welches eine Lähmung der sympathischen Gefäßnerven bewirkt; im entgegengesetzten Fall, wenn die Pupille der kranken Seite eng, die Schläfenarterie weit, die Haut der Wangen und das Ohr gerötet ist, wird das Ergotin empfohlen. Neuerdings wird Kokaïn, Migränin, auch Antipyrin gegen die M. gegeben; zugleich lasse man die Kranken sich zu Bett legen, sorge für ein mäßig durchwärmtes Zimmer und vermeide jedes Geräusch in der Nähe des Patienten. Sehr vorteilhaft pflegt ein Wechsel des Aufenthalts einzuwirken. Auch der Massage und der Elektrizität (nach der Methode von Holst angewandt) wird dauernder Erfolg nachgerühmt. In der anfallsfreien Zeit hüte sich der Kranke vor Erkältungen, Gemütsbewegungen, vor starker geistiger Anstrengung u. Diätfehlern. Vgl. Du Bois-Reymond, Zur Kenntnis der Hemikrania (in Reicherts »Archiv«, 1860).

Migränestift, s. Menthol.

Migränin, eine Mischung aus Antipyrin, Koffeïn und Zitronensäure, wird in Gaben von 1—2 g gegen Migräne empfohlen.

Migration (lat.), Wanderung (s. d.), besonders der Zugvögel; **migrieren**, wandern, wandernd umherziehen; **migratorisch**, wandernd, ziehend.

Migrationsstruktur, eine der Fluidalstruktur ähnliche, meist erst mit dem Mikroskop erkennbare Gesteinsstruktur, bei der sich gewisse, durch die Zersetzung ursprünglicher Gemengteile entstandene Mineralien, von ihrem Ursprungsort entfernt, in kurzen Strängen und Streifen ausgeschieden haben. Die M. findet sich besonders bei Tuffen (Schalsteinen &c.).

Migrationstheorie, s. Darwinismus, S. 618.

Miguel (spr. mighél), **Dom Maria Evarist**, der Usurpator Portugals, geb. 26. Okt. 1802 in Lissabon, gest. 14. Nov. 1866, dritter Sohn des Königs Johann VI. von Portugal, zeigte sich als fanatischen Gegner des konstitutionellen Prinzips, zettelte 1824 eine Verschwörung zum Sturz der von seinem Vater begünstigten Konstitution an, gewann einige tausend Mann Truppen für sich und ließ plötzlich 30. April die Minister verhaften und den Vater im Palast bewachen; dieser aber entkam 9. Mai auf ein im Hafen liegendes englisches Linienschiff. M. wurde hierauf verbannt und ging Mitte Mai über Paris nach Wien. Nach seines Vaters Tode (10. März 1826) überließ dessen ältester Sohn, Kaiser Dom Pedro von Brasilien, den portugiesischen Thron seiner Tochter Dona Maria da Gloria mit der Bestimmung, daß sich die Königin bei erlangter Altersreife mit ihrem Oheim M., der bis zu ihrer Mündigkeit Regent sein sollte, vermählen solle. M. beschwor hierauf die Charte Dom Pedros und übernahm 26. Febr. 1828 die Regentschaft, doch nur, um alsbald die versammelten konstitutionellen Cortes aufzulösen, 3. Mai die alten Cortes zu berufen und sich von ihnen 30. Juni als König von Portugal ausrufen zu lassen. Sofort benutzte er seine Macht zur schonungslosesten Verfolgung der Liberalen durch Einkerkerung, Verbannung und Güterkonfiskation. Indes nur Spanien und der Papst erkannten ihn an. Die Insel Terceira ward der Zufluchtsort aller Verfolgten. Hier sammelte Dom Pedro, der im Juni 1831 selbst aus Brasilien kam, mit Unterstützung Englands und Frankreichs ein Heer und eine Flotte, eroberte von hier aus 8. Juli 1832 Oporto, besetzte 28. Juli 1833 Lissabon und führte Dona Maria als Königin dahin zurück. Da sich auch England und Spanien für die letztere erklärten, mußte M. 26. Mai 1834 zu Evora gegen einen Jahrgehalt von 375,000 Frank auf den Thron verzichten und schiffte sich 1. Juni nach Italien ein, protestierte aber von

Genua aus gegen seine Entsetzung. 1851 vermählte er sich mit der Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und lebte seitdem meist auf dem Löwensteinschen Schloß Heubach bei Miltenberg oder Schloß Bronnbach bei Wertheim in Baden. M. hinterließ außer sechs Töchtern, von denen fünf vermählt sind, einen 19. Sept. 1853 gebornen Sohn, Dom Miguel, der Major in der österreichischen Armee ist. Vgl. Freire de Carvalho, Memorias da usurpação de D. M. (Lissab. 1841—43, 4 Bde.); Derselbe, Ensaio politico sobre as causas da usurpação de D. M. (das. 1842).

Migulinskaja, Staniza im Donischen Gebiet (Rußland), Bezirk Ust-Medwjediza, am Don, mit (1888) 18,689 Einw.

Mihăileni, Stadt in Rumänien (Moldau), Kreis Dorohoi, mit (1889) 3910 Einw. (meist Juden); hier Grenzübergang nach der Bukowina.

Mihiryasht, s. Mithra.

Mihmāndār (pers., »Gastempfänger, Gastführer«), in Persien ein Hofbeamter (Offizier), welcher fremden Gesandten und andern vornehmen Reisenden entgegengeschickt wird und sie begleitet.

Mihrāb (arab.), Gebetsnische, s. Moschee.

Mijako (Miyako), Stadt, s. Kioto.

Mijares (spr. mi-chhāres, Millares), Küstenfluß im östlichen Spanien, entspringt in der Sierra de Gudar, Provinz Teruel, nimmt den Monlleo auf, bewässert die Ebene von Castellon und mündet ins Mittelmeer; 145 km lang.

Mijas, Fluß im östlichen Rußland, entspringt im Gouv. Ufa, auf dem Berg Karatawli im Ural, durchströmt das Gouv. Orenburg und ergießt sich nach fast 650 km langem Laufe im Gouv. Perm in den Isset (Nebenfluß des Tobol). Der M. ist nur im Frühling flößbar.

Mijas (Mijask), Bergwerksort im russ. Gouv. Orenburg, am östlichen Abhang des Uralgebirges im goldreichen Mijasthal und an der Eisenbahn Kinel-Tscheljabinsk, mit (1885) 9448 Einw.; wurde 1773 als Eisenwerk gegründet. Die Goldwäscherei begann 1824; 1876 wurden die der Krone gehörigen Wäschereien an Privatpersonen übergeben. Die jährliche Goldausbeute schwankt zwischen 500 und 800 kg.

Mijatowić (spr. -witsch), Tschedomil, serb. Minister, geb. um 1840, studierte in München und Leipzig Kameralwissenschaften und kehrte 1866 nach Belgrad zurück, wo ihm sofort die Professur für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Belgrader Hochschule übertragen wurde. Mit bedeutender litterarischer Begabung ausgestattet, gehörte M. bald zu den ersten serbischen Schriftstellern, und seine Untersuchungen über einzelne Perioden der serbischen Geschichte galten für die besten Erscheinungen dieses Faches. 1869 ward er Sektionschef im Finanzministerium und 1873 unter Ristić, 1874 unter Marinović und 1875 unter Stefanović Finanzminister. Seit 1874 entschiedener Gegner von Ristić, schloß er sich der fortschrittlichen Partei an und übernahm 31. Okt. 1880 im Ministerium Pirotschanaz die Portefeuilles des Auswärtigen und der Finanzen. Er brachte die Verträge mit der Bontoux-Gruppe über die Eisenbahnen und die Regulierung der Staatsschulden sowie den Handelsvertrag mit Österreich zu stande. Im Oktober 1880 gab er das Auswärtige Ministerium ab und behielt nur die Finanzen. 1883 nahm er seine Entlassung und wurde zum Gesandten in London ernannt, aber 1887 abberufen; doch blieb er in London wohnen. 1894 war er auf kurze Zeit wieder Finanzminister, dann Gesandter in Bukarest und 1895 wieder in London.

Mijl (holländ., spr. meil), in den Niederlanden die Meile, deren es mehrere gab, so die von Nordholland = 5565,18 u. die von Südholland = 5858,02 m; später zeitweise die Bezeichnung des Kilometers.

Mijotieren (franz., spr. mischo-), langsam, bei schwachem Feuer kochen, schmoren.

Mik., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johann Christian Mikan, geb. 5. Dez. 1769 in Teplitz, bereiste 1817—18 Brasilien, starb 28. Dez. 1844 als Professor in Prag. Schrieb: »Delectus florae et faunae brasiliensis« (Wien 1820—23).

Mikādo, der bei Fremden übliche Name des Kaisers von Japan. Die Japaner selbst gebrauchen den Namen aber nur in der Poesie oder in besonders feierlicher Redewendung. Die übliche Bezeichnung ist Tennô (»der Himmelskönig«) oder Tenshi (Tenshi sama, »Sohn des Himmels«). M. bedeutet nach der verbreitetsten Annahme »hohe Pforte«, ist also, ähnlich wie in der Türkei, eine respektvolle Umschreibung der Person des Herrschers, dessen Eigenname man nicht auszusprechen wagt. Der gegenwärtige (der 121.) M. ist Mutsu Hito (s. d.).

Mikadobraun, Mikadoorange, Teerfarbstoffe, die aus Paranitrotoluolsulfosäure durch Erhitzen mit Natronlauge und Alkohol, Glycerin, Naphthol, Tannin und andern Substanzen erhalten werden; sie färben Baumwolle ohne Beize.

Mikanĭa *W.*, Gattung aus der Familie der Kompositen, windende, seltener aufrechte Kräuter oder Sträucher mit gegenständigen Blättern, kleinen, fast immer vierblütigen Köpfchen in reichköpfigen, rispigen oder zusammengesetzt traubigen oder ährigen Blütenständen und ein- oder zweireihigem Pappus. Etwa 150 Arten im wärmern Südamerika, besonders in Brasilien. Nur M. scandens *W.* (Sommerepheu, Schnellepheu) findet sich weitverbreitet in allen heißern Gegenden. Diese perennierende schnellwüchsige Schlingpflanze mit sehr veränderlichen, glänzenden Blättern und gelben Blüten wird bei uns in temperierten Gewächshäusern, auch im Freien kultiviert, muß aber frostfrei überwintert werden. M. Guaco *H.B.K.* (Guacopflanze) wird als Heilmittel gegen Wechselfieber, Cholera, Schlangenbiß und Skorpionenstiche benutzt. Schlangenbeschwörer sollen sich durch regelmäßigen innerlichen Gebrauch und Einimpfung des Saftes giftfest machen. M. officinalis *Mart.* (Coração de Jesu) in Brasilien wird gegen Wechselfieber und Magenschwäche benutzt.

Mikation (lat.), flirrende Bewegung; die Blutzirkulation im Körper.

Mikindani, Hafenplatz an der südlichen Küste von Deutsch-Ostafrika, an der gleichnamigen Bai, die drei vollkommen geschützte Häfen besitzt, unter denen der von Kimbeli am meisten besucht ist, wird bewohnt von einigen Regierungsbeamten, außerdem von 7 Europäern, darunter 5 englische Missionare, 309 Suaheli, 115 Indern, 31 Banianen, 31 Arabern, 13 Belutschen, hat eine Garnison von 9 Farbigen unter einem deutschen Sergeanten mit zwei Geschützen, ist Hauptzollamt (Einnahmen 1893/94: 43,292 Rupien), führt namentlich Kopal, Kautschuk, Hirse, Reis, aber auch Elfenbein und Sklaven aus und ist Station der Dampfer der British India Steam Navigation Company.

Miklosich (spr. mikloschitsch), Franz von, berühmter Slawist, geb. 20. Nov. 1813 bei Luttenberg in

Steiermark, gest. 7. März 1891 in Wien, studierte zu Graz Rechtswissenschaft, ging sodann, um als Advokat zu praktizieren, nach Wien, wurde aber von Kopitar zu linguistischen Studien angeregt u. machte sich durch eine Kritik der »Vergleichenden Grammatik« von Bopp (in den »Wiener Jahrbüchern«, 1844) in gelehrten Kreisen bekannt. Nachdem er seit 1844 einen Posten an der Hofbibliothek bekleidet hatte, ward er 1849 an der Wiener Hochschule zum außerordentlichen Professor der slawischen Sprachkunde ernannt, erhielt 1850 die ordentliche Professur dieses Faches, wurde 1851 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1861 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses und 1869 zum Ritter und Mitglied des Unterrichtsrats ernannt. Seit 1885 war er als Professor pensioniert. Als Früchte seiner linguistischen Studien erschienen: »Radices linguae palaeoslovenicae« (Leipz. 1845); »Lexicon linguae slovenicae veteris dialecti« (Wien 1850; in neuer, ganz umgearbeiteter Ausgabe u. d. T.: »Lexicon linguae palaeoslovenico-graeco-latinum«, das. 1862—65); »Vergleichende Grammatik der slawischen Sprachen« (das. 1852—74, 4 Bde.), durch welche er das wissenschaftliche Studium der slawischen Sprachen begründete (2. Aufl. v. Bd. 1, 3, 4 das. 1879, 1876, 1883); »Formenlehre der altslowenischen Sprache« (das. 1850, 2 Aufl. 1854); »Lautlehre der altslowenischen Sprache« (das. 1850); »Chrestomathia palaeoslovenica« (das. 1854, 2. Aufl. 1861); »Die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen« (das. 1856); »Die Bildung der slawischen Personennamen« (das. 1860); »Die slawischen Elemente im Rumunischen« (das. 1861); »Die Rusalien« (das. 1864); »Die Bildung der Ortsnamen aus Personennamen im Slawischen« (das. 1864); »Das slawische Element im Neugriechischen« (das. 1870); »Die Legende des heil. Cyrillus« (mit E. Dümmler, das. 1870); »Die Volksepik der Kroaten« (das. 1870); »Die slawischen Elemente im Magyarischen« (das. 1871; 2. Aufl. von Wagner, 1884); »Albanische Forschungen« (das. 1871, 3 Tle.); »Über die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europas« (das. 1872—80, 12 Hefte); »Beiträge zur Kenntnis der Zigeunermundarten« (das. 1874—78, 4 Hefte); »Altslowenische Formenlehre in Paradigmen« (das. 1874); »Über die langen Vokale in den slawischen Sprachen« (das. 1879); »Über die Wanderungen der Rumunen« (das. 1879); »Rumunische Untersuchungen« (das. 1881 u. 1882, 2 Tle.); »Beiträge zur Lautlehre der rumunischen Dialekte« (das. 1881—83, 5 Tle.); »Die türkischen Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen« (das. 1884, 2 Tle.); »Dictionnaire abrégé de six langues slaves« (das. 1885); »Etymologisches Wörterbuch der slawischen Sprachen« (das. 1886); »Die Blutrache bei den Slawen« (das. 1887) u. a. Außerdem edierte er verschiedene slawische Texte (z. B. »Monumenta linguae palaeoslovenicae e codice Suprasliensi«, Wien 1851; »Apostolus e codice monasterii Šišatovac«, das. 1853; »Lex Stephani Dušani«, das. 1856; »Monumenta serbica«, das. 1858; die »Chronik des Nestor«, das. 1860, Bd. 1; »Trojanska priča«, Agram 1871, u. a.) und gab mit Jos. Müller die »Acta et diplomata graeca medii aevi« (Wien 1860—87, 5 Bde.) heraus. In Bezug auf die Heimat des Kirchenslawischen (s. d.) huldigte M. der zuerst von Kopitar aufgestellten Ansicht, daß dasselbe die Sprache der alten Slowenen gewesen sei, und zwar speziell der im 9. Jahrh. in Pannonien seßhaften.

Miklucho-Maclay, Nikolaus von, Reisender, geb. 1846 in der Ukraine, gest. 16. April 1888 in Petersburg, Sohn eines russischen Edelmannes, studierte in Petersburg und auf deutschen Universitäten Medizin und Naturwissenschaften, bereiste fast ganz Europa, ging 1866 mit Haeckel nach Madeira, 1867 nach den Kanarischen Inseln, 1869 nach Marokko und unternahm dann eine mehrjährige, hauptsächlich anthropologischen Forschungen gewidmete Reise nach dem Großen Ozean, auf der er namentlich Neuguinea wiederholt besuchte, aber auch Hinterindien mit Malakka, die Palau-, Admiralitäts- und andre Inselgruppen des Großen Ozeans erforschte. Nachdem er längere Zeit der Ordnung und Bearbeitung seiner reichen Sammlungen in Sydney gewidmet, kehrte er 1886 nach St. Petersburg zurück, wo ihn der Tod noch vor Fertigstellung seines Reisewerkes ereilte.

Mikmak, nordamerikan. Indianervolk, zu den Algonkin (s. d.) gehörig, deren nordöstlichsten Stamm sie bilden; bewohnen Neubraunschweig, Neuschottland, die Prince Edward-Insel und seit dem Ende des 18. Jahrh. auch Neufundland. Ein Wörterbuch ihrer Sprache veröffentlichte der Missionar Silas Tertius Rand (Halifax 1888).

Miknâs (Miknasa), s. Mekines.

Mikó, Emerich, Graf, ungar. Staatsmann u. Geschichtsforscher, geb. 1805 in Siebenbürgen, gest. 16. Sept. 1876 in Klausenburg, war 1847 Mitglied, 1848 Präsident des siebenbürgischen Guberniums und vollzog als solcher das Gesetz, das die Union Siebenbürgens mit Ungarn aussprach. Nach der Revolution zog er sich ins Privatleben zurück. Er brachte die alte berühmte siebenbürgische Lehranstalt, das Nagy-Enyéder Kollegium, sowie das Klausenburger Nationaltheater neu in Blüte und wurde der eigentliche Gründer des siebenbürgischen Museums. Außer mehreren historischen Abhandlungen gab er eine wertvolle Sammlung historischer Quellen: »Erdélyi történelmi adatok« (»Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens«), die von Johann Kriza gesammelten Volkslieder der Szekler heraus und wurde 1858 zum Ehrenmitglied der ungarischen Akademie gewählt. 1860 ward er Gouverneur von Siebenbürgen, 1867 Kommunikationsminister im Kabinett Andrássy, trat aber aus Gesundheitsrücksichten bald zurück.

Mikon, griech. Maler, um 460 v. Chr., Mitarbeiter des Polygnot, malte die Amazonenschlacht in der Poikile zu Athen und hatte teil an der Darstellung der Schlacht bei Marathon daselbst. Im Tempel der Dioskuren malte er die Rückkehr der Argonauten, im Theseustempel eine Amazonenschlacht, den Kampf der Kentauren und Lapithen und eine Episode aus der Theseussage. Besondern Ruf hatte er in der Darstellung von Pferden.

Mikovec (spr. mikowetz), Ferdinand Břetislaw, tschech. Archäolog und Schriftsteller, geb. 23. Dez. 1826 in Bürgstein, gest. 22. Sept. 1862 in Prag, begründete 1850 die noch bestehende belletristische Zeitschrift »Lumír«. Er schrieb: »Starožitnosti a památky země české« (»Die Altertümer und Denkwürdigkeiten Böhmens«, mit Zap, Prag 1858—64, 2 Bde.); die Trauerspiele: »Záhuba rodu Přemyslovského« (»Der Untergang der Přemysliden«, das. 1851) und »Dimitri Ivanovič« (das. 1856, mit Benutzung des Schillerschen Demetrius-Fragments) u. a.

Mikra Dili, jetziger Name der Insel Delos (s. d.).

Mikrakustisch (griech.), schallverstärkend.

Mikro ... (griech.), soviel wie klein ...

Mikrobarometer (griech.), ein Instrument, welches die Barometerschwankungen in vergrößertem

Maßstab anzeigt. Hook legt in den offenen Quecksilberschenkel einen Schwimmer, von welchem ein Faden um ein Zeigerrad geht, das die Änderungen des Barometerstandes vergrößert erscheinen läßt. Morlandi gibt dem geschlossenen Barometerrohr eine gegen den Horizont geneigte Stellung oder biegt es im stumpfen Winkel, so daß die gewöhnlich bei senkrechter Stellung abgelesenen Barometerschwankungen im umgekehrten Verhältnis mit dem Sinus des Neigungswinkels zunehmen. Alle diese Instrumente sind zu genauen Ablesungen nicht geeignet und höchstens als Wettergläser brauchbar. Auch die abgekürzten Barometer für die Messung des Luftdrucks unter der Luftpumpe werden bisweilen M. genannt.

Mikrobien (griech., nicht Mikroben), kleinste pflanzliche oder tierische Lebewesen, speziell Bakterien.

Mikroblepharie (griech.), angeborne Kleinheit oder durch Krankheit erworbene Verkleinerung der Augenlider.

Mikrobromit, s. Embolit.

Mikrochemie (griech.), die chemische Untersuchung mikroskopischer Objekte mit Hilfe von Reagenzien, die zum Teil für diesen speziellen Zweck zusammengesetzt sind, und mit einfachen oder gemischten Farbstofflösungen, die in dem Objekt charakteristische Färbungen hervorbringen. Diese Untersuchungen finden besonders bei physiologischen und histologischen Objekten und bei Dünnschliffen von Mineralien Anwendung.

Mikrocyten (griech.), abnorm kleine, rote Blutkörperchen.

Mikrofarad (abgekürzt: mi), der millionste Teil des Farad, dient bei elektrischen Messungen als Kapazitätseinheit und beträgt 10^{-15} cm-g-sec. Die Kapazität eines Kilometers überseeischer Kabel beträgt etwa 0,2 M. Vgl. Elektrische Maßeinheiten.

Mikrofelsit, s. Felsophyr.

Mikrofluidalstruktur u. Mikrofluktuationsstruktur, s. Entglasung und Gesteine, S. 478.

Mikroglossie (griech.), Kleinheit der Zunge.

Mikrogranit, ein Porphyrgestein, das bei Untersuchung mit dem Mikroskop in seiner Zusammensetzung dem Granit gleicht.

Mikrographie (griech.), Beschreibung kleiner Gegenstände, die unter dem Mikroskop betrachtet werden; auch soviel wie Kleinschreibung, s. Schriftmalerei.

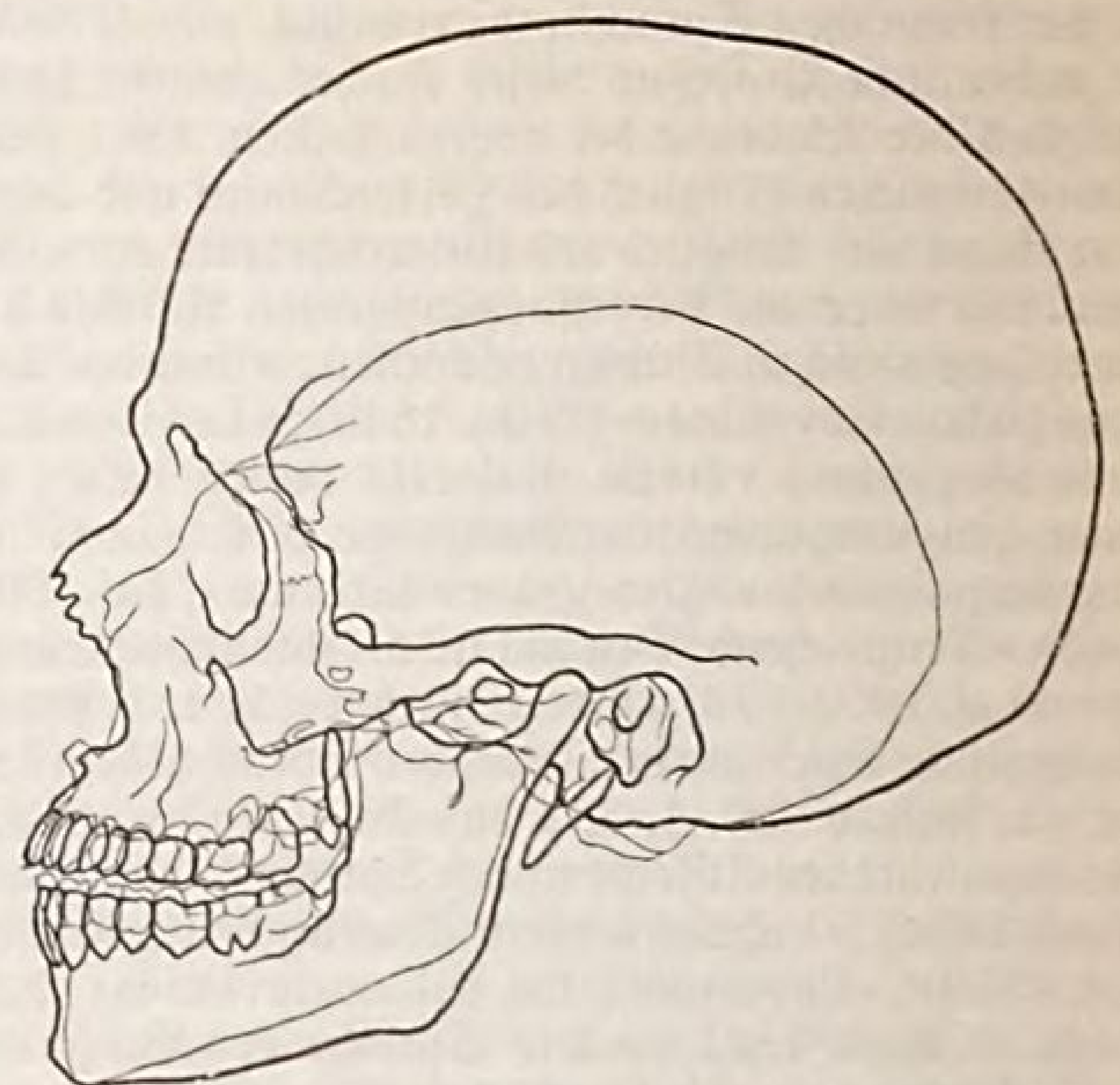
Mikrogyrie (griech.), abnorme Schmalheit und geringe Entwickelung der Gehirnwindungen, meist mit Blödsinn verbunden.

Mikro Kaimeni, griech. Insel, s. Santorin.

Mikrokardie (griech.), Kleinheit des Herzens.

Mikrokephalen, s. Mikrokephalie.

Mikrokephalie (griech., Kleinköpfigkeit), eine während des Fötallebens sich ausbildende Verkümmerung des Kopfes (s. Abbildung). Individuen mit dieser pathologischen Abweichung heißen Mikrokephalen und zeigen infolge der geringen Ausbildung des Gehirns eine sich als Blödsinn (Idiotismus) charakterisierende unvollkommene Entwickelung der geistigen Fähigkeiten. Der Bau ihres Schädels, die niedrige Stirn, die wulstigen Augenbrauen, die vorstehenden Backenknochen, die dummfreundlichen, grinsenden Gesichtszüge, oft auch die gekrümmte Haltung des Körpers, die hastigen Bewegungen der Gliedmaßen weichen vom äußern Wesen gesunder Menschen ebensosehr ab wie das oft sinnliche Benehmen, die Tölpelhaftigkeit, die unartikulierte Sprache und der mehr oder weniger hervortretende Mangel selbstbewußten Denkens. Dies alles, insbes. auch gewisse Merkmale des mikrokephalischen Schädels, veranlaßten Vogt, die Mikrokephalen als Affenmenschen zu bezeichnen und die M. als einen Rückschlag der menschlichen Organisation in eine frühere Stammform aufzufassen. Neuere Untersuchungen haben aber gezeigt, daß das Gehirn von Mikrokephalen und von Affen wesentliche Unterschiede aufweist, und so erscheint die M. lediglich als eine durch krankhafte Vorgänge im Fötalleben erzeugte Mißbildung. Es gibt mehrere



Ein in einen normalen Schädel hineingezeichneter Mikrokephalenschädel.

Fälle, in denen gesunde Eltern unter mehreren gesunden und wohlgebildeten Kindern einzelne Mikrokephalen erzeugten, denen dann wieder normale nachgeborne wurden.

Mikroklin (griech.), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Feldspatgruppe), kristallisiert triklinisch, in Dimensionen, Kombinationen u. Zwillingsbildungen dem Orthoklas außerordentlich ähnlich. Die ein- und aufgewachsenen, gewöhnlich großen und scheinbar einfachen Kristalle bauen sich aus zahlreichen mikroskopischen Zwillingslamellen auf, wodurch im Dünnschliff eine überaus charakteristische Gitterstruktur entsteht. M. enthält sehr häufig, z. B. beim Amazonenstein, zahlreiche regelmäßige Lamellen von Orthoklas; außerdem verlaufen unregelmäßig konturierte, oft verzweigte Schnüre und Adern von Albit hindurch. Die äußerlich mit dem bloßen Auge wahrnehmbare Zwillingsstreifung, wie sie bei den andern triklinen Feldspaten so charakteristisch ist, wird nur äußerst selten wahrgenommen. Glanz, Pelluciditat, Farbe wie beim Orthoklas, öfters grün (Amazonenstein). Das spez. Gew. beträgt 2,57, Härte 6. Der M. ist als Kalifeldspat chemisch identisch mit Orthoklas $K_2Al_2Si_6O_{16}$, dessen Substanz also mit M. dimorph ist. M. findet sich wie Orthoklas, nur scheint er den jungvulkanischen Gesteinen zu fehlen. Aufgewachsene Kristalle auf Drusen von Granit und granitischen Gängen (Hirschberg, Striegau, Arendal, Ural, Magnet-Cove in Arkansas), eingewachsen in vielen Gneisen, Graniten, Syeniten und Eläolithsyeniten, selten in Quarzporphyren. Vgl. Feldspat.

Mikrokokken, s. Micrococcus und Kokken.

Mikrokosmos (griech.), s. Makrokosmos.

Mikrokristallinisch (griech.), aus mikroskopisch kleinen Kristallen oder kristallinischen Mineralindividuen bestehend.

Mikrolepidopteren (griech.), s. Kleinfalter.

Mikrolithe (griech.), kleine, nur mit dem Mikroskop wahrnehmbare Kriställchen, s. Kristall, S. 743.

Mikrológ (griech.), soviel wie Kleinigkeitskrämer, Silbenstecher; daher **Mikrologie**, Kleinigkeitsgeist, Silbenstecherei.

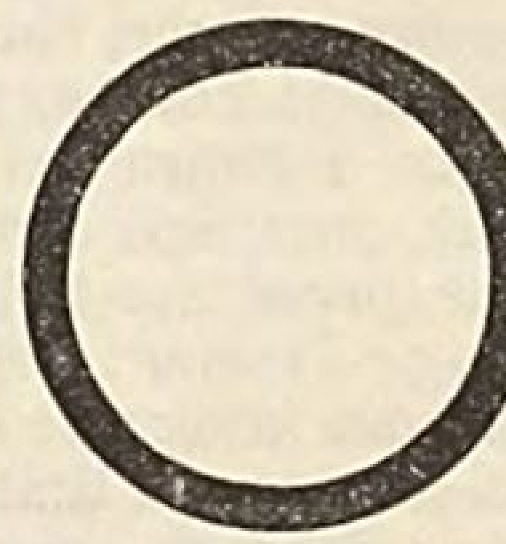
Mikromelie (griech.), unregelmäßiger Zwergwuchs, bei welchem die Extremitäten in der Ausbildung zurückbleiben.

Mikromembranfilter, s. Wasserleitung.

Mikromér (griech.), s. Phaneromer.

Mikrométer (griech., »Feinmesser«), Instrumente zur Messung sehr kleiner Größen, speziell auch an vielen Instrumenten und Werkzeugen befindliche Einrichtungen zu möglichst feiner, selbst mikroskopischer Fortbewegung verschiebbarer Teile und zur Messung dieser Bewegung. Gewöhnlich geschieht die Verschiebung mittels sehr genau geschnittener Messing- oder Stahlschrauben (Mikrometerschrauben) von geringer Gewindehöhe. Jede ganze Umdrehung des Schraubenkopfes bewirkt eine Verschiebung des Schiebers von der Länge einer Gewindehöhe. Soll die Bewegung eines Zeigers, Radius (Alhidade), oder eines Vollkreises, Gradringes (Limbus), um eine Achse mikrometrisch geschehen (Feinbewegung, im Gegensatz zur groben [Hand-] Drehung), so dreht die Mikrometerschraube sich gewöhnlich in zwei in Pfannen liegenden Kugeln, deren eine, glatt durchbohrt (die Schraubenstange an ihr drehbar vernietet), im Ausgangspunkt an den feststehenden Teil sich stützt, die andre mit Muttergewinde an dem zu drehenden Teil angebracht ist. Man gibt den Kugelmuttern auch wohl verschiedene Gewinde und schneidet die Mikrometerschraube ebenfalls in je einer halben Länge der Spindel entsprechend, so daß bei jeder Schraubendrehung die erzielte Mikrometerbewegung gleich der Differenz der beiden Gewindehöhen ist (Differenzialschraube). Eine andre Art der Mikrometerschraube behufs Zentraldrehung ist die Schraube ohne Ende. Der zu drehende Limbus ist mit einem an der Peripherie gezahnten konzentrischen Ring verbunden; an dem feststehenden Teil ist eine Schraube mit beiden Gewindeenden drehbar vernietet, deren Gewinde in die Zähne eingreifen; der Achsendrehung der Schraube entspricht dann die des Tellers. Zur feinen Messung geradliniger Schiebung (Maßstabmessung) oder zentraler Drehung (Winkelmessung, Bogenmessung) an Meßinstrumenten bedient man sich auch des Nonius. Für besonders feine Messungen versieht man die Peripherie des vergrößerten Kopfes der Mikrometerschraube (Trommel) mit einer Einteilung, die dann an einem feststehenden Zeiger vorbeigedreht wird. Beträgt die Gewindehöhe der Schraube 1 mm, ist die Trommel in 100 Teile geteilt, so kann man, da sich $^1/_{10}$ des Trommelteils gut schätzen läßt, die winzige Schiebung von ein tausendstel Millimeter (= 1 Mikromillimeter) messen. Ist die Genauigkeit für mikrometrische Arbeiten in mechanischer Hinsicht sehr bedeutend, so macht doch die ununterbrochene Veränderlichkeit fast sämtlicher Materie mittels der Wärmeeinflüsse manches scheinbar genaue Resultat zur Illusion. Die Teilung z. B. normaler Metallmaßstäbe muß daher unter peinlicher Berücksichtigung der Temperatur (Normaltemperatur meist + 13° R., auch 0°) und der Ausdehnungskoeffizienten des Stoffes geschehen. Wo bei der Mikrometrie das bloße Auge nicht mehr ausreicht, geschieht Beobachtung und Messung mittels Lupe und Mikroskop. Bei Höhenmeßaneroiden mißt man durch das Mikroskop an einer kleinen, durch mikroskopische Photographie hergestellten Maßeinteilung. Auch die Meßkeile u. Fühlhebel gehören zu den Mikrometern.

Bei astronomischen Fernrohren dienen M. zur Bestimmung der gegenseitigen Stellung benachbarter Gestirne. Man unterscheidet M., bei denen sich die Meßvorrichtung im gemeinsamen Brennpunkt von Objektiv und Okular befindet (Ring-, Balken- und Fadenmikrometer), u. solche, mittels welcher zwei Bilder des zu beobachtenden Objekts erzeugt werden (Heliometer, Doppelbildmikrometer). Das Ring- oder Kreismikrometer (Fig. 1), von Boscovich (1739) angegeben und von Fraunhofer in vollkommener Gestalt hergestellt, besteht aus einem kreisförmig abgedrehten Metallring, welcher im Brennpunkt des Fernrohrs auf einer Glasplatte aufgekittet ist und so frei im Gesichtsfeld schwebend erscheint. Beobachtet man die Momente, zu denen ein Stern in diesen Kreis ein- und wieder austritt, so ist das Mittel dieser Zeiten die Durchgangszeit des Sterns durch den durch die Mitte des Ringes gehenden Deklinationskreis. Bestimmt man auf diese Weise, ohne das Fernrohr zu bewegen, die Durchgangszeiten zweier Sterne, so gibt der Unterschied dieser Zeiten direkt die Rektaszensionsdifferenz der beiden Sterne an. Kennt man die Deklination der Sterne genähert, so kann man aus den Differenzen der Zeiten den Ein- u. Austritt für jeden Stern auch den Deklinationsunterschied finden. Das Ringmikrometer braucht nicht erleuchtet zu werden, da es seiner Breite wegen immer im Gesichtsfeld als ein dunkler, schwarzer Ring zu erkennen ist, und findet deshalb namentlich bei lichtschwachen Instrumenten vielfach Anwendung, besonders aber bei nicht parallaktisch aufgestellten Fernrohren. Das Balkenmikrometer besteht in seiner einfachsten Art aus zwei Metalllamellen, die unter einem Winkel von 90° gegeneinander geneigt sind und so gedreht werden, daß jede Lamelle mit der Richtung der täglichen Bewegung einen Winkel von 45° einschließt. Wie bei dem Ringmikrometer werden auch bei diesem M., dem sogen. 45°-Netz, nur die Momente der Ein- und Austritte der beiden Sterne beobachtet und daraus Rektaszensions- u. Deklinationsunterschied abgeleitet. Eine ältere, jetzt noch wenig gebräuchliche


Fig. 1. Kreismikrometer.

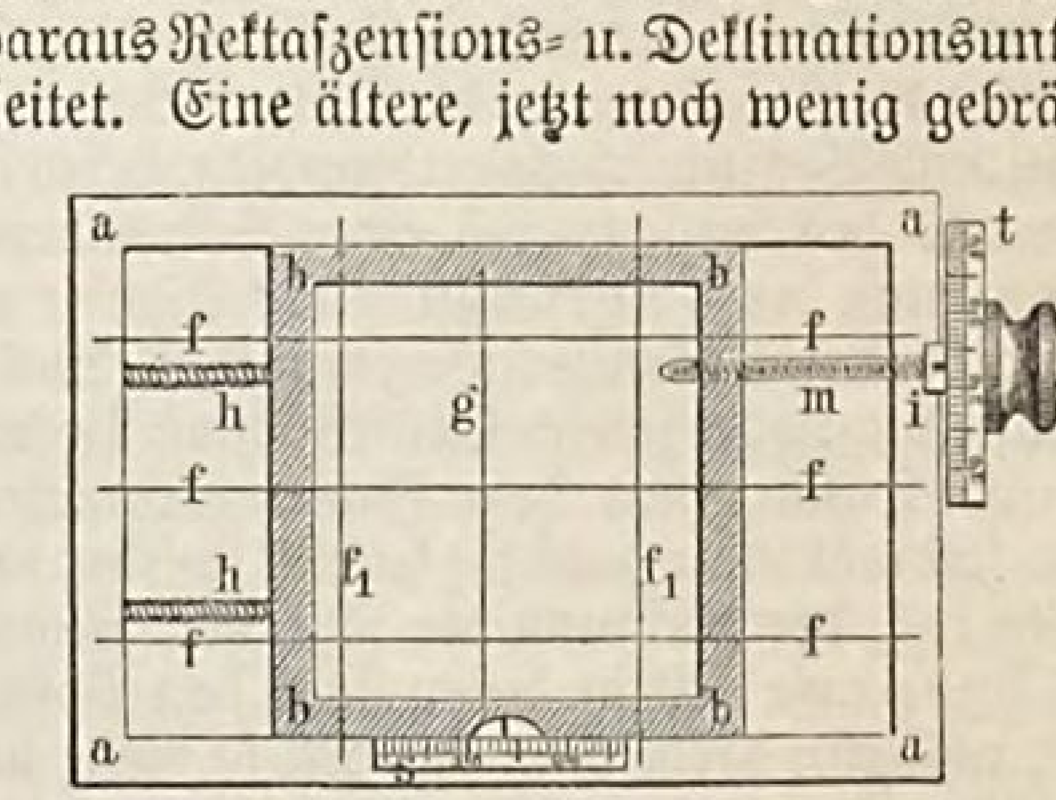


Fig. 2. Faden- oder Schraubenmikrometer.

Form des Balkenmikrometers bietet das Bradleysche Rautennetz, welches aus vier einen Rhombus bildenden Metalllamellen besteht. Das verbreitetste M. ist das Faden- oder Schraubenmikrometer (Fig. 2). Ein in der Brennebene des Fernrohrs angebrachter Rahmen aus Messing a a trägt ein Netz von mehreren zu einander senkrechten Fäden f f_1, und innerhalb dieses Rahmens ist ein zweiter Rahmen b b verschiebbar, der einen oder mehrere Fäden g

nur in einer Richtung trägt, die genau parallel zu den Fäden des äußern Rahmens und dicht unter denselben liegen müssen, damit beide Fadensysteme dem Beobachter im Okular gleich scharf erscheinen. Der Rahmen b b ist nun durch eine sehr genau gearbeitete Mikrometerschraube m verschiebbar, deren Kopf eine Trommel t enthält, die in 100 Teile eingeteilt ist. Die jeweilige Stellung der Trommel wird durch einen mit dem Rahmen a a fest verbundenen Index i angegeben. Die ganzen Umdrehungen der Schraube werden entweder durch eine auf dem festen Rahmen befindliche Skala s, vor welcher ein mit dem beweglichen Schlitten verbundener Index vorbeigeführt wird, angezeigt, oder in neuester Zeit meistens durch eine zweite am Kopfe der Mikrometerschraube befestigte Trommel, die durch eine Übertragung mit der Mikrometerschraube derart in Verbindung steht, daß bei einer ganzen Umdrehung der Schraube sie nur um einen Teilstrich gegen einen festen Index fortbewegt wird. Die Spiralfedern h h drücken den Rahmen b b gegen die Mikrometerschraube m und verhindern ein Schlottern derselben innerhalb der einzelnen Schraubengänge. Die Ganghöhe der Mikrometerschraube ist sehr klein (0,25—0,50 mm), so daß mit Hilfe der Ablesetrommel noch sehr kleine Längen gemessen werden können.

Meistens kann das Fadenmikrometer um die Achse des Fernrohrs gedreht werden, und das Fadennetz kann jede Lage gegen den jeweiligen Deklinationskreis annehmen, die durch einen mit dem Fernrohr fest verbundenen fein geteilten Kreis, den Positionskreis, angegeben wird (*Positionsmikrometer*). Will man mit dem Fadenmikrometer die Rektaszensions- und Deklinationsdifferenz zweier benachbarter Gestirne bestimmen, so dreht man dasselbe so, daß die Fäden f_1 f_1 des festen Rahmens der Richtung der täglichen Bewegung der Sterne parallel sind, läßt dann das M. unverändert in dieser Lage und beobachtet die Durchgangszeiten der beiden Gestirne an den Fäden f, die Differenz derselben ergibt direkt die Rektaszensionsdifferenz; gleichzeitig bringt man durch Drehung der Mikrometerschraube m den beweglichen Faden g in Koinzidenz mit jedem der beiden Gestirne u. liest jedesmal die Stellung der Trommel t sowie der Skala s ab, die Differenz der beiden Ablesungen ergibt die Deklinationsdifferenz der beiden Gestirne, ausgedrückt in Einheiten der Revolutionen der Mikrometerschraube. Um dieselbe in Bogenwert zu verwandeln, bedarf man der Kenntnis des Bogenwerts einer Schraubenrevolution, den man durch Ausmessung der Distanz zweier Sterne von bekannter Entfernung ermittelt. Will man die gegenseitige Lage zweier Gestirne nach Positionswinkel und Distanz mit dem Fadenmikrometer bestimmen, so dreht man zunächst das M. wieder so, daß die Fäden f_1 f_1 der Richtung der täglichen Bewegung parallel sind, und liest in dieser Lage den Positionskreis ab, alsdann dreht man das M. so weit, bis die Fäden f f der Verbindungslinie der beiden zu messenden Objekte parallel sind, und liest wieder den Positionskreis ab; die Differenz der beiden Ablesungen ergibt den Positionswinkel der beiden Objekte. Zur Ermittelung der Distanz stellt man den beweglichen Faden g in der letzten Lage mittels der Mikrometerschraube auf jedes der beiden Objekte, die Differenz der Trommelablesungen ist alsdann gleich der Distanz. Um das Fadenmikrometer bei nächtlichen Beobachtungen benutzen zu können, müssen die Fäden im Gesichtsfelde deutlich hervortreten; man beleuchtet deshalb entweder die Fäden in der Richtung vom Objektiv aus, sie erscheinen dann dunkel auf hellem Grunde, oder man läßt seitlich auf dieselben Licht fallen, sie erscheinen dann hell auf dunkelm Grunde. Statt der Fadennetze benutzt man auch dünne Glasplatten mit eingravierten feinen Liniensystemen (*Glasmikrometer*).

Zu der zweiten Klasse von Mikrometern, bei denen zwei Bilder der zu beobachtenden Objekte erzeugt werden, gehört der genaueste mikrometrische Meßapparat in der Astronomie, das *Heliometer* (s. d.), sodann die sogen. *Doppelbildmikrometer* mit einem doppeltbrechenden Kalkspatprisma. Betrachtet man durch ein solches Prisma einen Punkt und dreht das Prisma, so entsteht von dem Punkte ein zweites (außerordentliches) Bild, das um das ordentliche Bild des Punktes einen Kreis beschreibt; betrachtet man einen Faden, so oszilliert das außerordentliche Bild desselben nach jeder Seite bis zu einem gewissen, für jedes Prisma konstanten Betrage, und zwar ist die jeweilige Entfernung der beiden Fäden proportional dem Sinus des Drehungswinkels. Ist nun mit dem Prisma ein geteilter Kreis verbunden, so kann man durch Ablesung des Drehungswinkels die Distanz zweier Objekte ermitteln, indem man das Prisma so weit dreht, bis das ordentliche Bild mit dem einen Stern, das außerordentliche mit dem andern zusammenfällt. In der beschriebenen Form ist das Doppelbildmikrometer durch Wellmann in die praktische Astronomie eingeführt worden.

Ein M. *zur Vermeidung des persönlichen Zeitfehlers* bei Durchgangsbeobachtungen (s. »Gleichung, persönliche«, und die Beilage zum Art. »Meridiankreis«) von *Repsold* hat nur einen Faden, der durch eine Mikrometerschraube fortbewegt wird; beim Eintritt des Sternes in das Gesichtsfeld des Fernrohrs stellt der Beobachter den Faden auf den Stern ein und führt denselben, der Bewegung des Sternes entsprechend, durch Drehung der Schraube immer nach, so daß Stern und Faden beständig koinzidieren. Elektrische Kontakte an der Trommel der Mikrometerschraube markieren die Zeiten, zu denen der Stern bestimmte Stellen im Gesichtsfeld passiert, auf einem Chronographen, so daß der Beobachter nicht, wie bisher, diese Zeiten mit einem Taster zu registrieren braucht. Über M. am Mikroskop s. d. Die Ablesemikroskope für geteilte Kreise sind auch mit einem Fadenmikrometer versehen.

Mikrometerschraube, eine Schraube mit sehr feinem Gewinde und einer Teilung am Kopfe, welch letztere eine scharfe Messung der durch Drehung der M. bewirkten linearen Verschiebung der Schraubenmutter gestattet (vgl. Mikrometer). In der Feinmechanik benutzt man die M. zum genauen Messen von Dicken- und Höhlungsdurchmessern. Die betreffenden Instrumente besitzen eine feste Spitze, welche sich gegen die eine Fläche des zu messenden Körpers legt, und eine bewegliche Spitze, die durch eine M. bis zur Berührung der andern Fläche fortbewegt wird. Ein mit dem Schraubenkopf verbundener Teilkreis gestattet, die Dicke des gemessenen Körpers bis auf 0,001 mm genau abzulesen.

Mikrometerzirkel, Instrumente, welche ein genommenes Maß bedeutend vergrößert darstellen und daher sehr feine Abmessungen gestatten. Die Schenkel eines Dickzirkels sind jenseit des Scharniers geradlinig verlängert, am äußersten Ende trägt eine dieser Verlängerungen einen Gradbogen und die andre einen dazu gehörigen Nonius. Oder der eine Schenkel ist

auf einem kleinen Gestell befestigt; der zweite, allein bewegliche Schenkel verlängert sich jenseit des Drehungspunktes in eine lange Nadel, welche auf einem festliegenden Gradbogen die Öffnung vergrößert angibt. Bisweilen treibt auch die Fortsetzung des beweglichen Schenkels einen besondern Zeiger, der auf einem Gradbogen oder auf einem eingeteilten Kreis seinen Weg durchläuft. Die M. werden besonders in der Uhrmacherei zum Messen von Federn, Zapfen, Drähten etc. angewandt. Die Dicke eines feinen Drahtes kann man auch auf die Weise messen, daß man ihn auf einen polierten Stab wickelt, die gezählten Windungen ganz dicht aneinander schiebt, mit Zirkel und Maßstab den Raum, welchen sie einnehmen, mißt und diese Größe durch die Zahl der Windungen dividiert. Nach demselben Prinzip mißt man den Durchmesser kleiner Kugeln, indem man sie längs eines Lineals aneinander legt.

Mikrometrie, Messung mittels Mikrometers (s. d.).

Mikromillimeter (Mikron, in der Schweiz abgekürzt M, sonst meist μ), Maß für Mikroskopie = 0,001 mm.

Mikromyelie (griech.), angeborne Kleinheit des Rückenmarks.

Mikron, s. Mikromillimeter.

Mikronesien, geographische Bezeichnung für die im nordwestlichen Stillen Ozean verstreuten Inselgruppen: die Marianen, Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln. Vgl. diese Artikel und »Ozeanien«.

Mikronesier, die Bewohner der mikronesischen Inseln, also der Marianen, der Bonin- und Volcanoinseln, der Karolinen und der Marshall- und Gilbertinseln, gegenwärtig 97,400 Seelen stark. Sie sind Mischlinge von Polynesiern u. Melanesiern, gehören aber der Sprache, den Sitten und den bürgerlichen Einrichtungen nach zu den Polynesiern (s. Ozeanien).

Mikroorganismen, nur mit dem Mikroskop wahrnehmbare pflanzliche oder tierische Lebewesen, speziell Bakterien.

Mikroperthit, die nur mikroskopisch erkennbare Verwachsung von Orthoklas mit Lamellen von Albit.

Mikrophon (griech.), s. Fernsprecher, S. 315.

Mikrophonsender, ein Mikrophon, welches die zu befördernden Worte, Töne etc. versendet.

Mikrophotographien (griech.), photographische Aufnahmen der vergrößerten Bilder mikroskopisch kleiner Gegenstände, im Gegensatz zu den mikroskopischen Photographien, mikroskopisch kleinen Bildern großer Gegenstände. Vgl. Marktanner, Die Mikrophotographie als Hilfsmittel naturwissenschaftlicher Forschung (Halle 1890).

Mikrophthalmus (griech.), angeborne Kleinheit eines oder beider Augen.

Mikropsie (griech.), das Verkleinertsehen der Objekte, d. h. das Objekt erscheint näher und kleiner, als es wirklich ist. Man beobachtet M., das Gegenstück der Makropsie (s. d.), bei Lähmung der Akkommodation, sei es infolge von Krankheit (also auch bei Okulomotoriuslähmung), sei es infolge von pupillenerweiternden Mitteln, bei Fernsichtigkeit (Presbyopie) und auch bei Chorioiditis centralis der Netzhaut.

Mikropyle, s. Samenknospe.

Mikrorchidie (griech.), angeborne Kleinheit der Hoden.

Mikrosaurier, s. Stegocephalen.

Mikroseismologie (griech.), die Lehre oder Kunde von den »mikroseismischen Bewegungen«; s. Erdbeben, S. 883.

Mikroskop (v. griech. mikros, »klein«, u. skopein, »schauen«; hierzu Tafel »Mikroskope«), optisches Instrument, welches sehr kleine Gegenstände dem Auge vergrößert darstellt. Da eine konvexe Linse (s. d.) von kurzer Brennweite (Lupe) einen Gegenstand, der um weniger als die Brennweite von ihr absteht, vergrößert zeigt, so bezeichnet man dieselbe auch als ein einfaches M. Eine weit höhere Leistungsfähigkeit besitzt das zusammengesetzte M.; es besteht dem Wesen nach aus zwei konvexen Linsen (a b und c d, Fig. 1), deren eine (a b) von sehr kurzer Brennweite dem Gegenstand (Objekt) zugewendet ist und daher Objektiv heißt; sie entwirft von dem kleinen Gegenstand (r s), der um etwas mehr als ihre Brennweite von ihr absteht, bei S R ein umgekehrtes vergrößertes (reelles) Bild, welches durch wirkliche Vereinigung der Lichtstrahlen entsteht. Dieses wird durch die zweite konvexe Linse, das Augenglas oder Okular (c d),

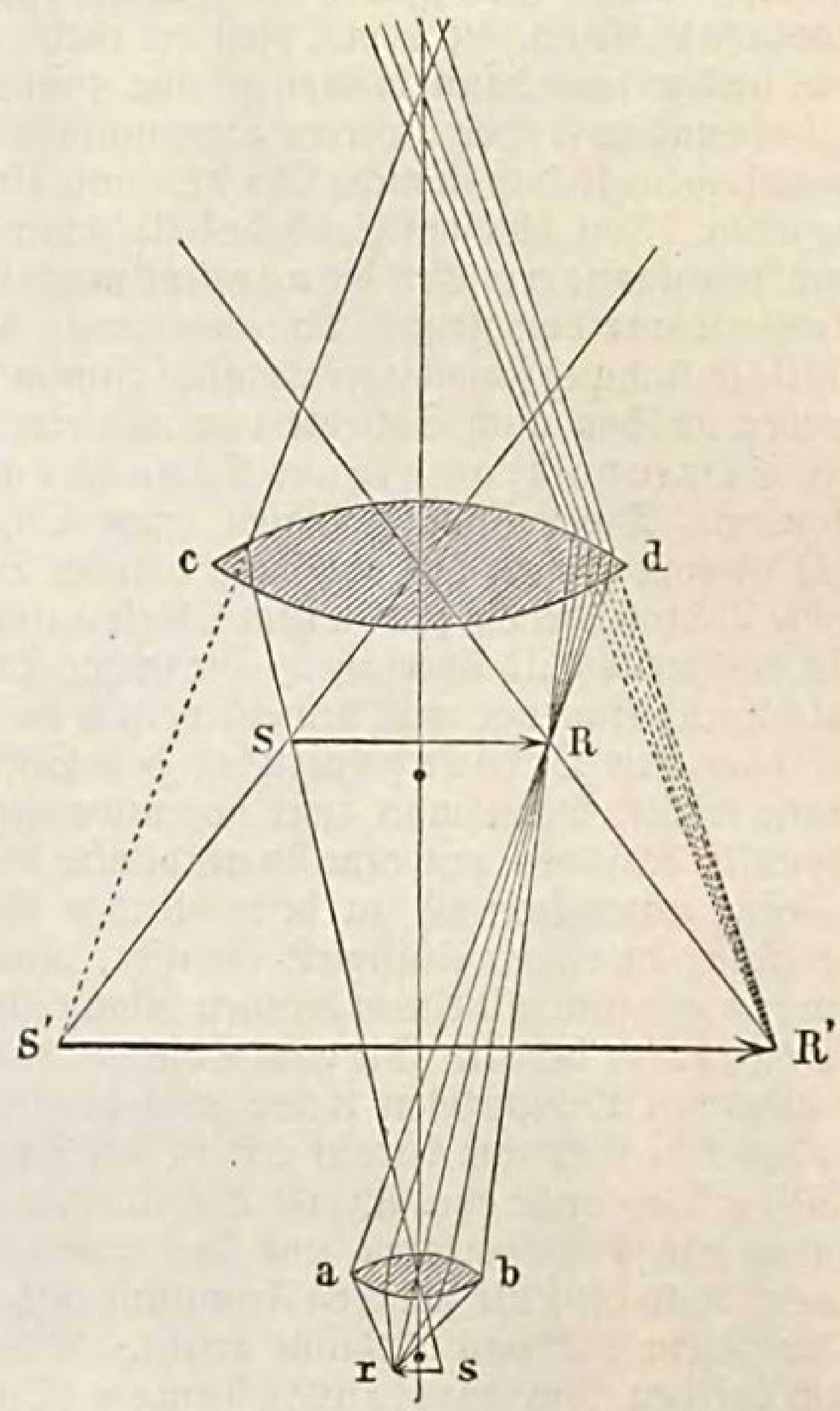


Fig. 1. Einrichtung des zusammengesetzten Mikroskops.

von welchem es um weniger als dessen Brennweite absteht, wie durch eine Lupe betrachtet, als wäre es selbst ein lichtaussendender Gegenstand, und wird daher in S'R' nochmals vergrößert gesehen. Da das schließlich gesehene Bild S'R' die entgegengesetzte Lage hat wie der Gegenstand r s, so werden durch das M. die Gegenstände umgekehrt gesehen. Mikroskope mit nur zwei bikonvexen Linsen, wie sie von den Erfindern ursprünglich konstruiert wurden, liefern sehr schwache Vergrößerung und infolge der sphärischen und chromatischen Aberration (vgl. Abweichung) ein sehr gewölbtes, nur in den mittlern Teilen deutliches Bild, dessen einzelne Teile von starken Farbensäumen umgeben sind. Zur Beseitigung der sphärischen Aberration schaltet man vor oder hinter der Linse eine in der Mitte mit einer kreisförmigen Öffnung versehene Platte (eine Blende) ein, um die Randstrahlen abzuhalten. Dies gelingt freilich nicht vollständig, da das Bild zu lichtschwach werden würde, wenn man die Blendöffnung genügend klein machen wollte. Man kann indes die sphärische Abweichung auch dadurch

herabmindern, daß man die Krümmungshalbmesser beider Oberflächen der Linsen in ein gewisses Verhältnis zu einander bringt und Okular wie Objektiv aus mehreren Linsen zusammensetzt, die durch ihren gegenseitigen Abstand ihre sphärische Aberrationen kompensieren. Zur Beseitigung der chromatischen Abweichung benutzt man achromatische Linsenkombinationen (vgl. Achromatismus), welche zugleich auch die sphärische Abweichung bedeutend herabdrücken (*Aplanate*). Die ältern *Objektive* bestanden meist aus 3—5 Linsen, durch deren verschiedene Kombination ebenso viele verschiedene Grade der Vergrößerung erzeugt werden konnten. Gegenwärtig konstruiert man dagegen wenigstens die stärkern Systeme als Ganzes und wendet als untere oder *Frontlinse* eine einfache, für stärkere Vergrößerungen halbkugelförmige, also plankonvexe Linse an, die dem Objekt die ebene Seite zukehrt, und welcher dann bisweilen eine zweite einfache Linse und zwei oder mehrere achromatische Doppellinsen folgen, so daß manche Objektive aus 10 Linsen bestehen. Den höchsten Grad des Aplanatismus und der Achromasie erreichen die *apochromatischen Linsensysteme* von Zeiß (s. Achromatismus), welche für die Untersuchung schwieriger Details bestimmt sind, und neben welchen auch Systeme von mittlerer Korrektion, *Semiapochromate* und *Panachromate*, vorkommen. Die Leistungsfähigkeit eines Objektivsystems ist zum großen Teil abhängig von der Strahlen- oder Lichtmenge, die es von dem Objekt aufnimmt und in das reelle Bild überführt. Die in das System tretende Strahlenmenge wird gemessen durch die *Öffnung* oder den *Öffnungswinkel* des Systems, den man erhält, wenn man zwei gegenüberliegende Randpunkte derselben mit dem Brennpunkte verbindet. — Die unter dem M. zu betrachtenden Gegenstände liegen in einer Flüssigkeit (Wasser, Kanadabalsam ꝛc.) und sind mit einem dünnen Glasplättchen, dem *Deckglase*, bedeckt. Die vom Objekt in das Objektiv gehenden Lichtstrahlen treten also zunächst in Glas, dann in Luft und darauf erst in das Objektiv. Auf diesem Wege geht eine Anzahl Lichtstrahlen durch Brechung dem Bilde verloren, und dies wird vermieden, wenn man die Luft zwischen Frontlinse und Deckglas durch ein dichteres Medium ersetzt. Man hat deshalb bei den *Immersionssystemen* (*Tauchsystemen*) einen kleinen Tropfen destilliertes Wasser an die Frontlinse gebracht und letztere darauf dem Deckgläschen so weit genähert, daß das Wasser sich zwischen beiden ausbreitet. Der Brechungsindex des Glases ist 1,52, der des Wassers 1,32, und somit bleibt noch eine Differenz, die bei den neuern *Öl-* oder *homogenen Immersionen* durch Anwendung von an der Luft eingedicktem Zedernholzöl (Brechungsindex 1,52) völlig ausgeglichen wird. Bei den Immersionssystemen gibt der in Luft gemessene Öffnungswinkel keinen Ausdruck für ihre Leistungsfähigkeit, vielmehr muß auch der Brechungsindex des zwischen Deckglas und Objektiv befindlichen Mediums in Rechnung gezogen werden. Den hierdurch gewonnenen Faktor nennt Abbe die *numerische Apertur* des Objektivsystems.

Das *Okular* besteht aus einem in den Tubus des Mikroskops passenden Metallrohr, welches bis an den Rand in denselben hineingeschoben werden muß und oben und unten ein plankonvexes, unachromatisches Glas und zwischen beiden eine Blende besitzt (*Huygensches, Campanisches* oder *achromatisches Okular*). Die Entfernung beider Gläser voneinander beträgt die halbe Summe ihrer Brennweiten. Beide Crownglaslinsen kehren ihre konvexe Seite dem Objektiv zu. Die untere Linse, das *Kollektivglas*, cd (Fig. 2) fängt die vom Objektiv kommenden Strahlen auf, ehe sie sich zu einem Bild RS vereinigt haben, macht sie noch stärker konvergierend und verlegt das nun entstehende Bild rs in weitere Entfernung von der obern Linse ab (dem *Okular-* oder *Augenglas*). Bei den oben angenommenen Verhältnissen würde das ohne die Kollektivlinse entstehende Bild ungefähr in der Mitte zwischen der äußern Linse und dem durch das Kollektivglas erzeugten Bilde liegen. Es verhalten sich also die Entfernungen des entstehenden und des nicht entstehenden Bildes vom Kollektivglas wie 1 : 1,5. Sollte nun das ohne das Kollektivglas entstehende Bild durch eine Lupe ebenso stark

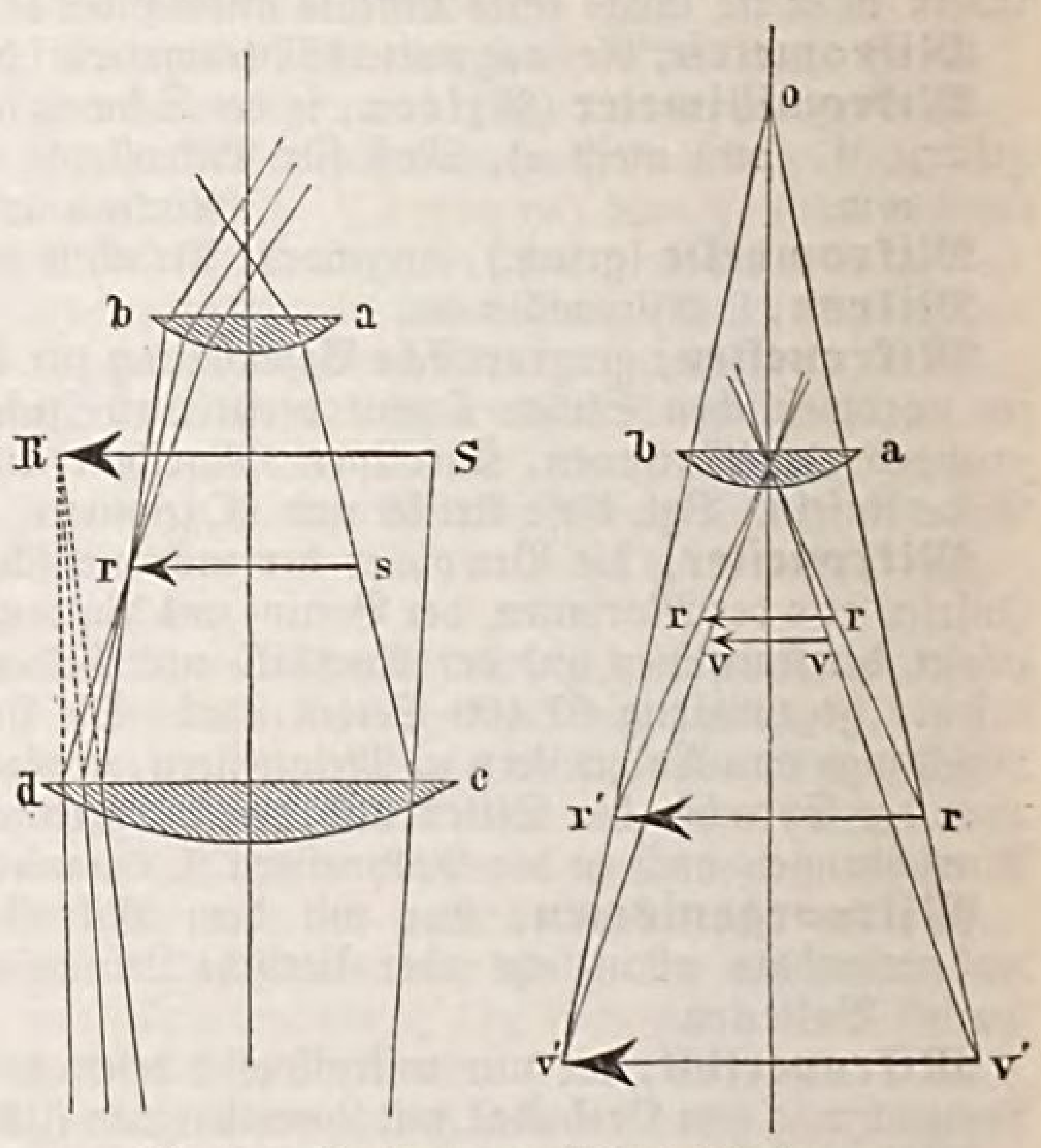


Fig. 2 u. 3. Campanisches Okular.

vergrößert werden, wie man das mit dem Kollektivglas entstehende Bild durch die äußere Linse sieht, so müßte die Brennweite der Lupe 1,5, also halb so groß sein als die des Kollektivglases, welches demnach bei gleichem Fehler wegen der sphärischen Aberration einen doppelt so großen Durchmesser haben kann wie die dem Huygensschen Okular an Vergrößerung äquivalente Lupe. Das Huygenssche Okular gibt also bei gleicher Vergrößerung ein doppelt so großes Gesichtsfeld wie eine einfache Lupe und liefert außerdem ein von chromatischer Aberration fast ganz freies Bild. Da nämlich das Kollektivglas nicht achromatisch ist, so erzeugt es eine ganze Reihe verschiedenfarbiger Bilder des Gegenstandes, von welchen das violette Bild vv (Fig. 3) dem Kollektivglas näher liegt als das rote rr. Durch das Okular ab erblickt man diese Bilder in v'v' und r'r' und zwar so, daß sie sich für das in o befindliche Auge decken, wodurch die Vereinigung sämtlicher Farben und somit der Achromatismus des Bildes herbeigeführt wird. Für ein und dasselbe Instrument wendet man auch mehrere Okulare von verschiedener Stärke an, und zwar vergrößert das einem M. beigegebene längste Okular am schwächsten, das kürzeste am stärksten. Das *orthoskopische* oder *periskopische Okular* hat eine bikonvexe achromatische Kollektivlinse, gewöhnlich auch ein achromatisches Augenglas und gibt ein sehr reines Bild und ein etwas größeres

Mikroskope.

Fig. 1 zeigt ein größeres **zusammengesetztes Mikroskop.** Der Tubus t trägt oben das Okular c, unten das Objektiv o und ist in der Röhre r durch Drehen des Triebes z auf und ab bewegbar. Zur feinern Einstellung dient die Mikrometerschraube m, die in die Mikroskopsäule d eintritt und durch den Mechanismus ee' eine ganz geringe und sanfte Auf- und Abbewegung des Tubus bewirkt. Der Objekttisch p nimmt das Präparat auf, er besitzt senkrecht unter o eine Öffnung und unter dieser den Spiegel s, der durch ein Hebelwerk h in verschiedene Stellungen gebracht werden kann. In zwei Führungsleisten unter dem Tisch läßt sich an den Knöpfen aa eine rechteckige, in der Mitte kreisförmig gelochte Platte, der Schlitten, schieben, in dessen Hülse b der Blendecylinder i geschoben werden kann. ff' ist der Fuß, und das Stück g besitzt bisweilen ein Gelenk zum Umlegen des Mikroskops, d. h. um den Tubus in eine schräge Stellung zu bringen. *Fig. 2* zeigt den untern Teil eines apochromatischen Ölimmersionssystems und *Fig. 3* ein Okular, beide im Längsschnitt.

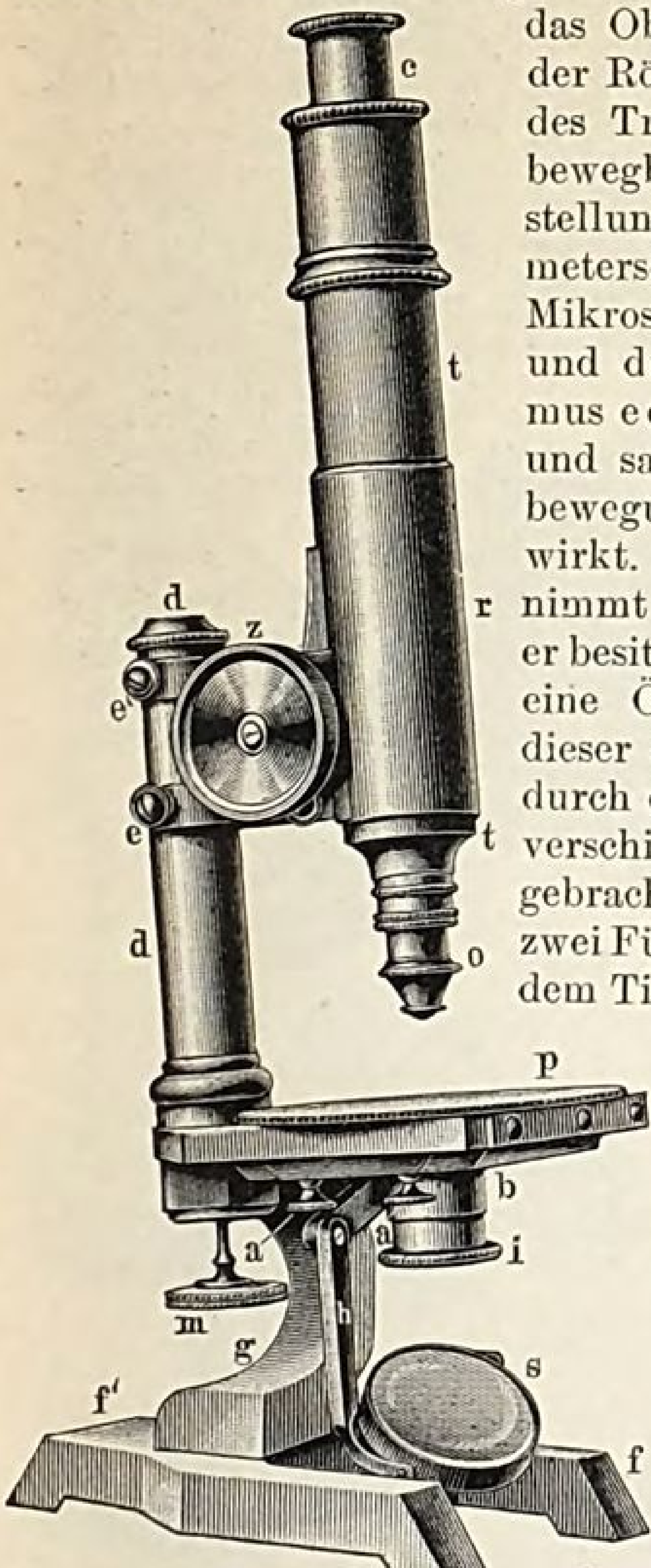


Fig. 1. Zusammengesetztes Mikroskop.

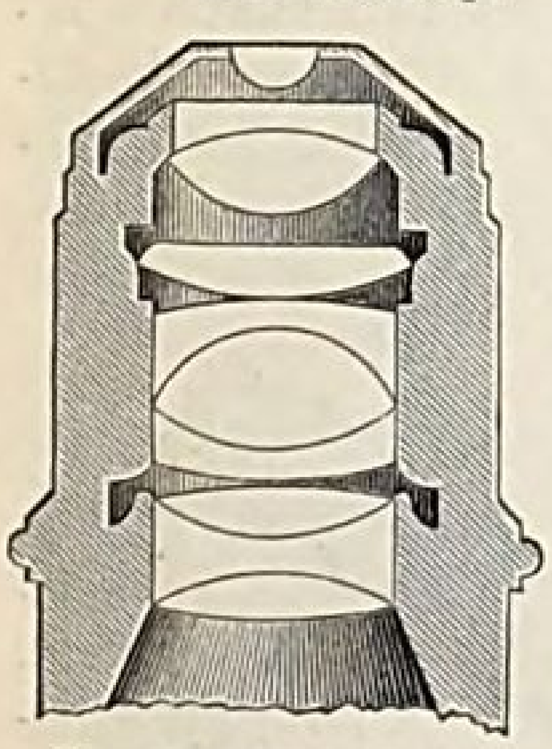


Fig. 2. Objektiv.

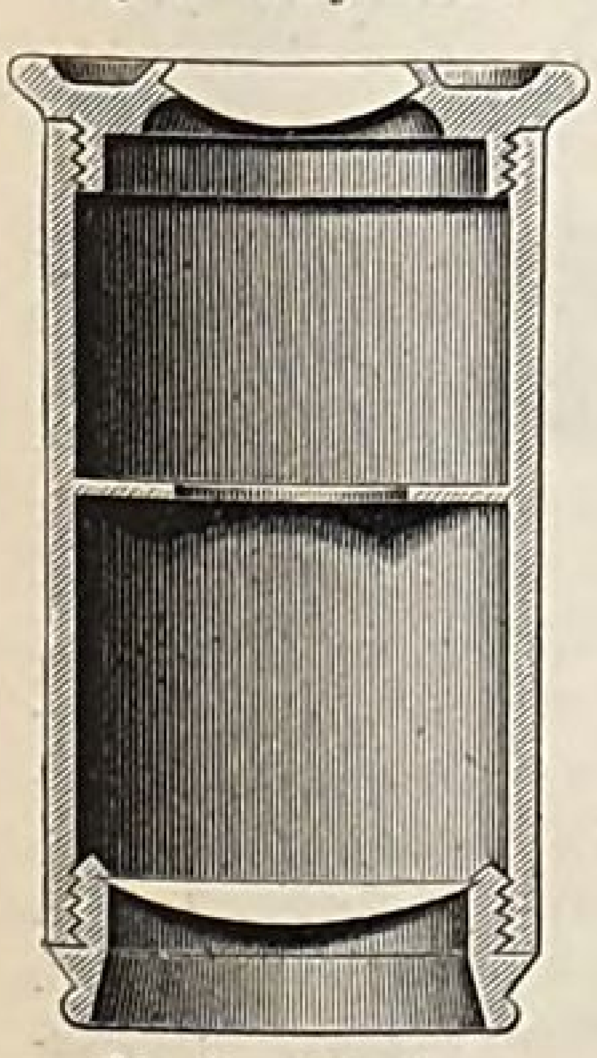


Fig. 3. Okular.

Für gewisse Untersuchungen benutzt man abweichende Mikroskopformen, z. B. das **umgekehrte Mikroskop** von *Nachet (Fig. 4)* für mikrochemische Operationen, bei denen saure Dämpfe an das Objektiv gelangen und es beschädigen können. Hier ist der Beleuchtungsspiegel über und das Objektiv unter dem Objekttisch angebracht. Durch zweimalige innere Reflexion in einem entsprechend geschnittenen Prisma gelangen die Lichtstrahlen in ein aufrecht stehendes Rohr, an dessen oberm Ende das Okular sitzt. Bei dem **rechtwinkelig gebogenen Mikroskop** von *Chevalier (Fig. 5)* sitzt das Objektiv a am untern Ende eines kurzen vertikalen Rohres. Die durch dasselbe eintretenden Lichtstrahlen werden von dem Prisma b total reflektiert und gelangen in das horizontale Rohr mit dem Okular c. Bei dem **pankratischen Mikroskop** *(Fig. 6)* erreicht man ohne Wechsel der Linsen

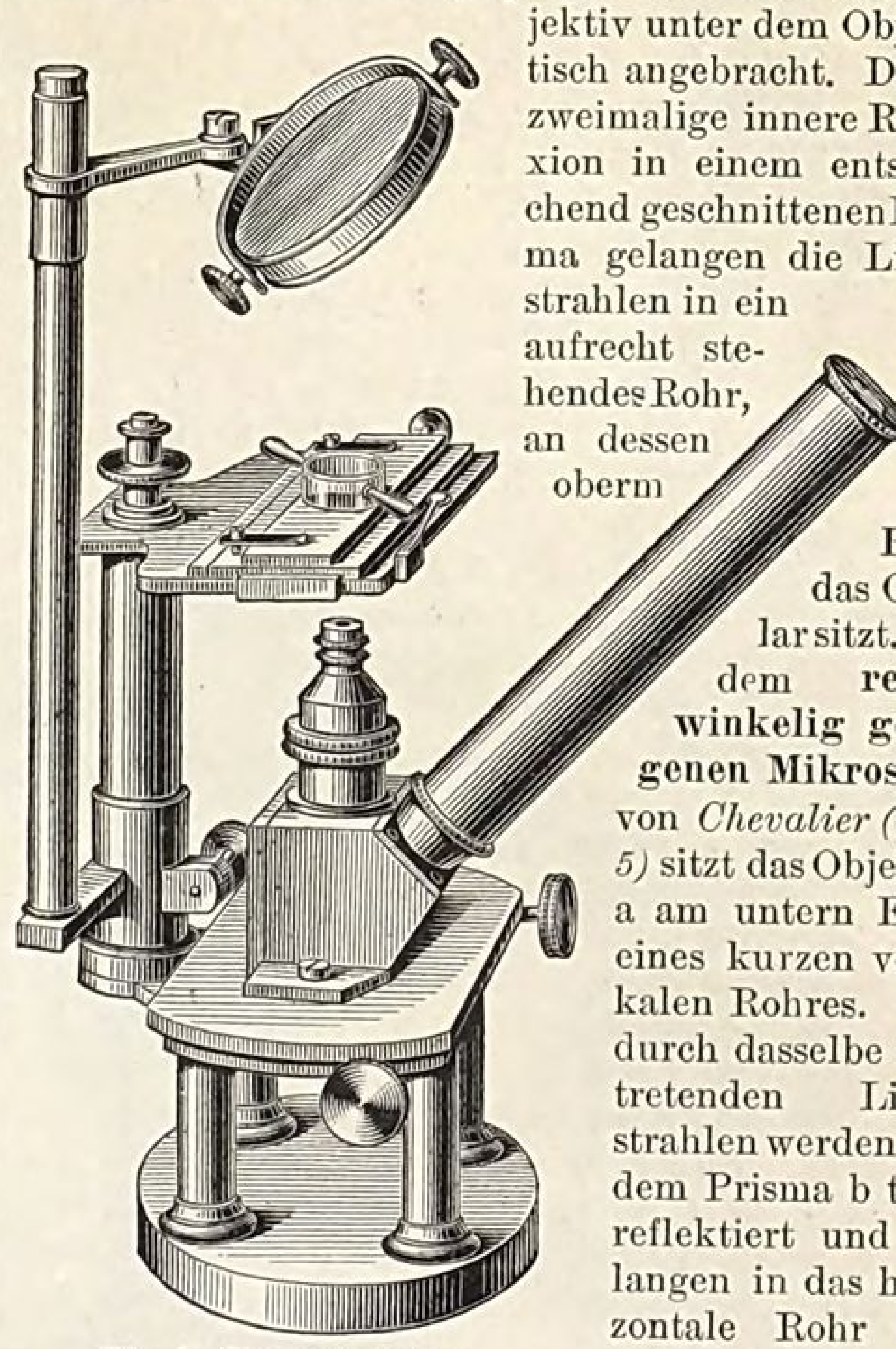


Fig. 4. Umgekehrtes Mikroskop.

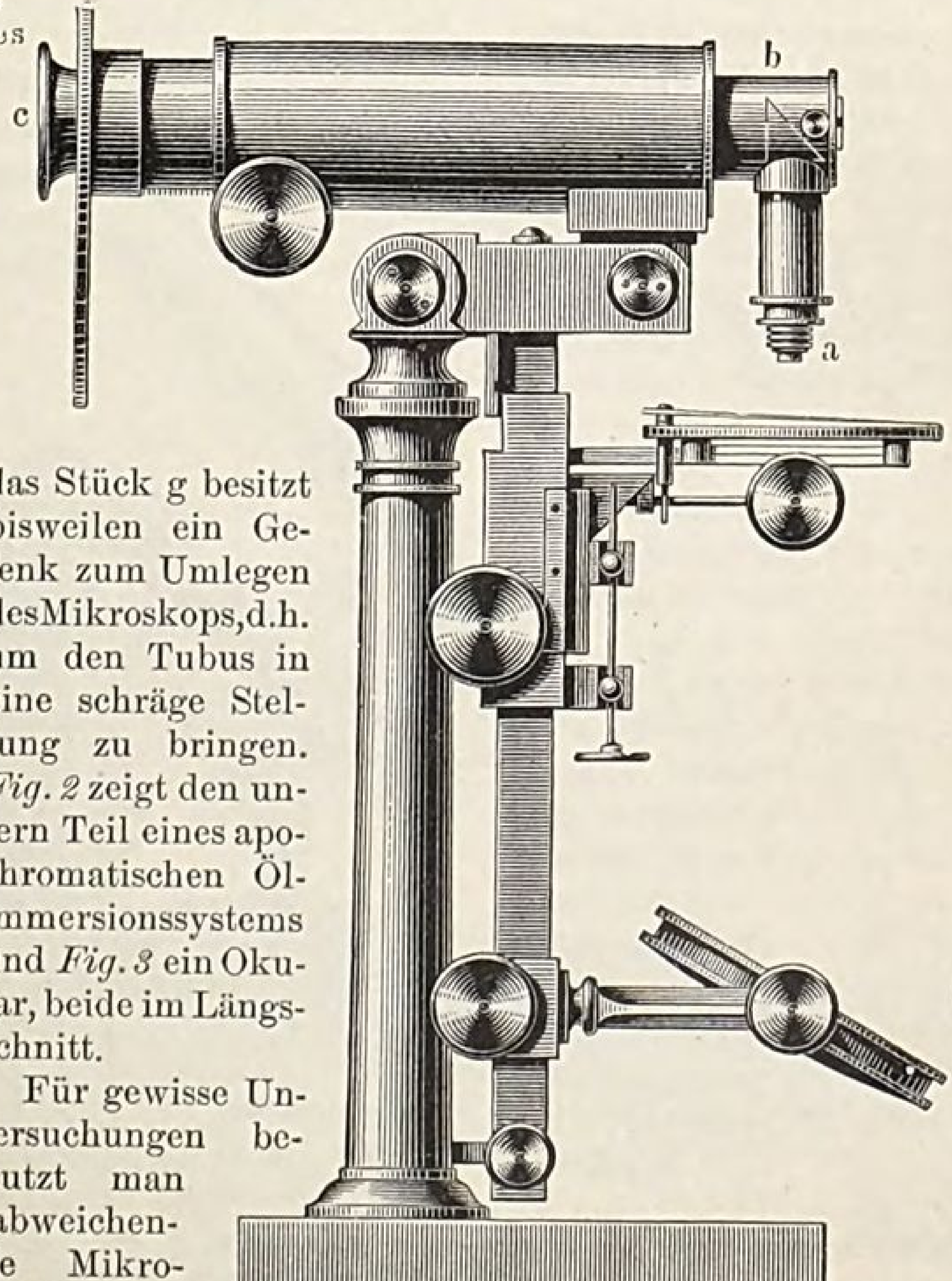


Fig. 5. Mikroskop von Chevalier.

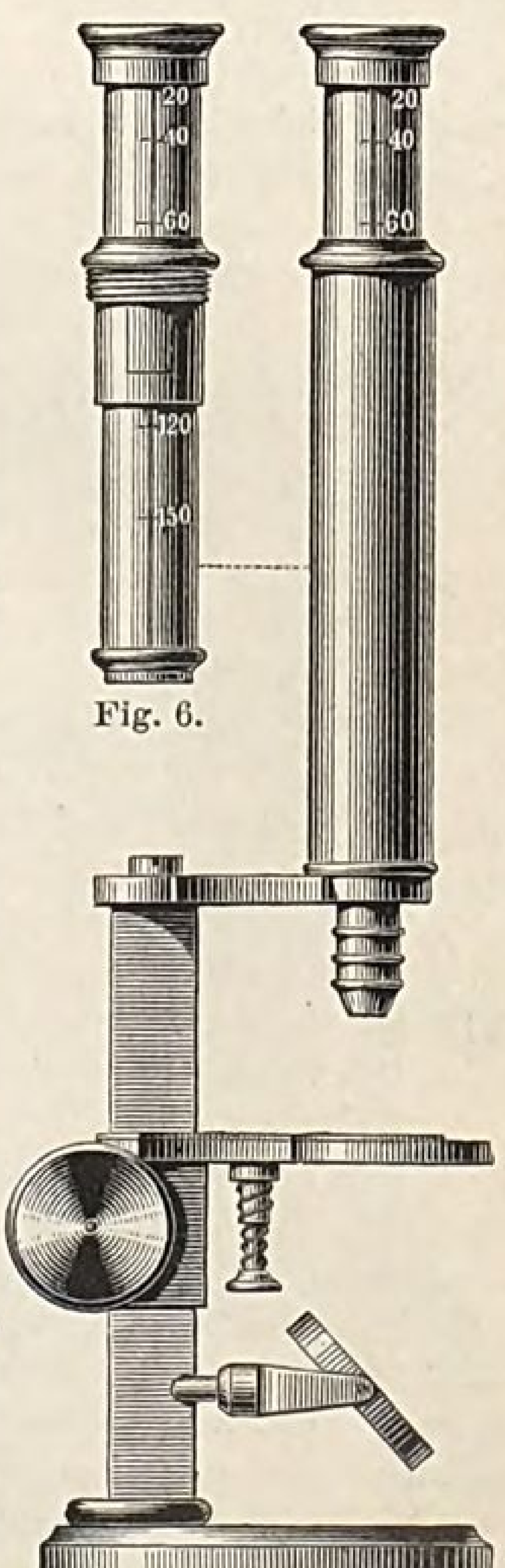


Fig. 6. Pankratisches Mikroskop.

verschiedene Vergrößerungen dadurch, daß man den Abstand des Okulars vom Objektiv ändert. Nähert

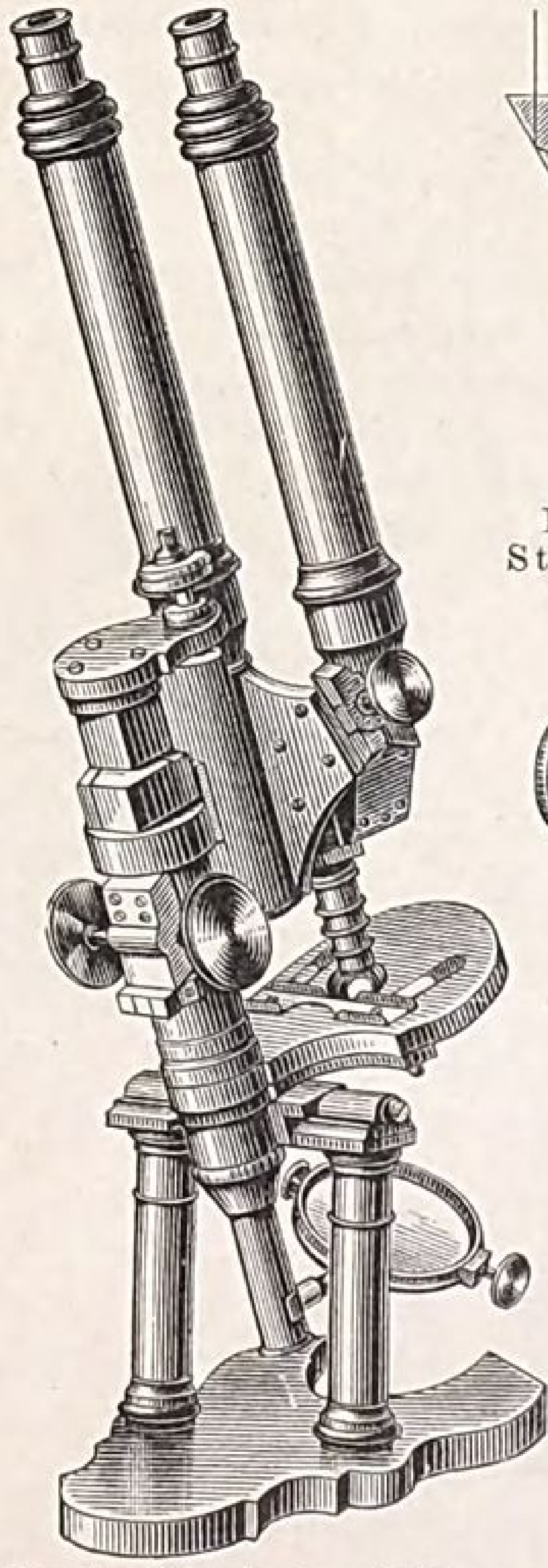


Fig. 7. Binokular-Mikroskop von Nachet.

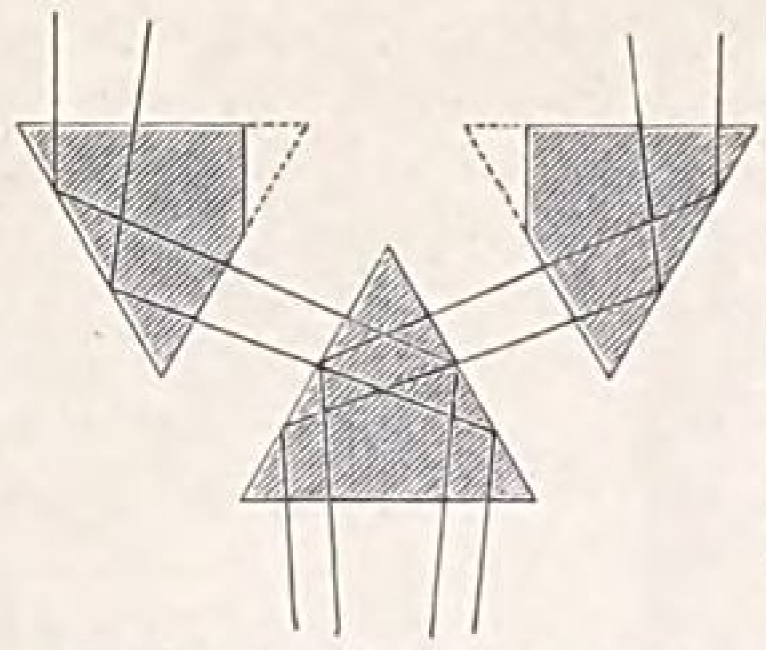


Fig. 8. Trennung der Strahlenbündel im Binokular-Mikroskop.

man das Objekt dem Objektiv, so entfernt sich das Bild von demselben, und man muß das Okular gleichfalls vom Objektiv entfernen, um das Bild wieder deutlich zu sehen. Dabei wächst dann notwendig die Vergrößerung, während das Gesichtsfeld kleiner wird. Sehr effektvoll wirken die **stereoskopischen Binokular-Mikroskope**, bei welchen der vergrößerte Gegenstand im Relief erscheint. Diese Instrumente besitzen ein gewöhnliches Objektiv und über demselben eine aus total reflektierenden Prismen bestehende Vorrichtung, welche die durch das Objektiv hindurchgegangenen Strahlen in zwei

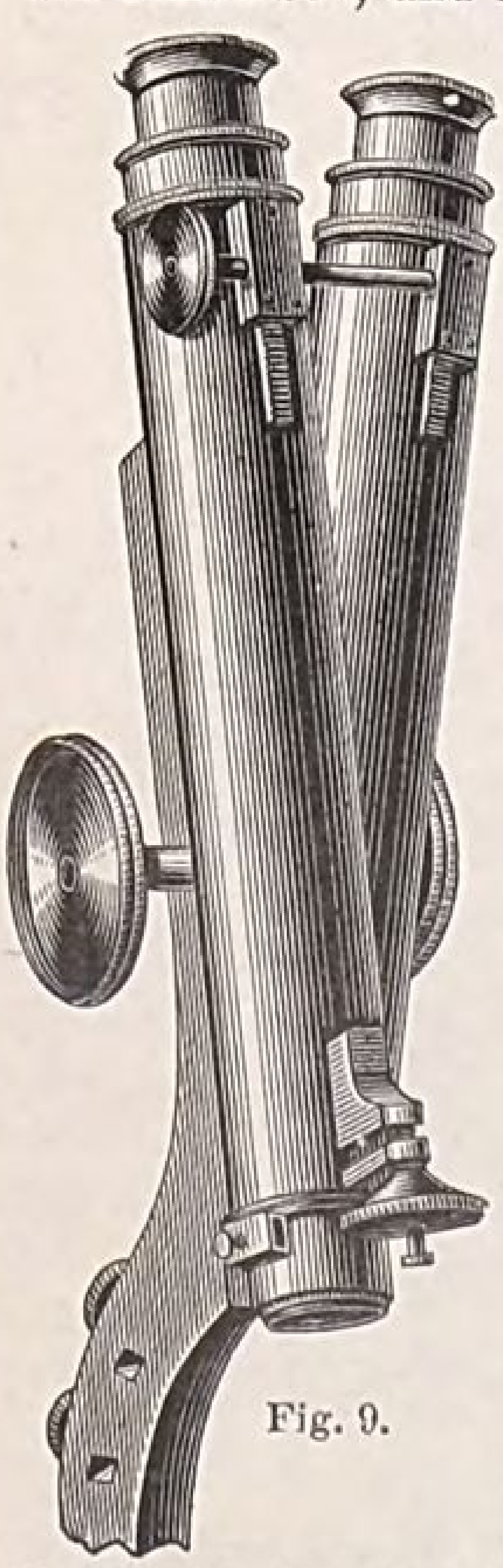


Fig. 9.

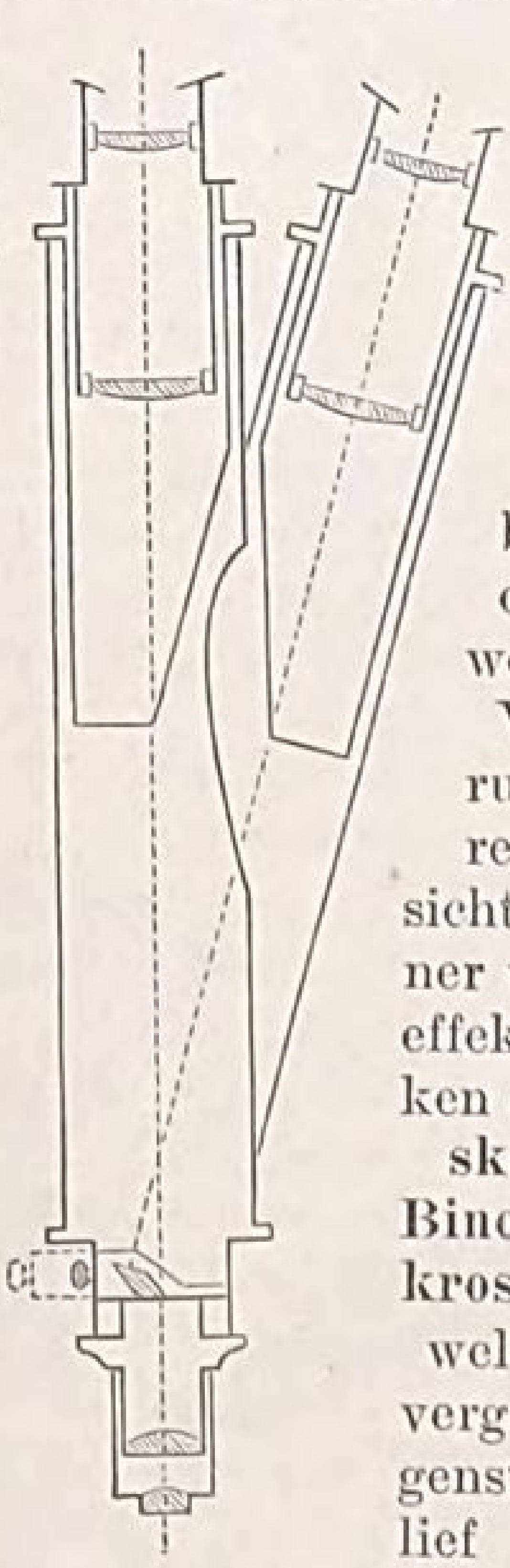


Fig. 10. Innere Einrichtung.

Fig. 9 u. 10. Wenhams Binokular-Mikroskop.

Bündel teilt, die nun in zwei Röhren nach zwei Okulargläsern gelangen. *Fig. 7* zeigt das **Binokular-Mikroskop** von *Nachet,* und aus *Fig. 8* erkennt man, wie die Trennung der in das Instrument eingetretenen Lichtstrahlen durch drei Prismen in zwei Strahlenbündel bewirkt wird; *Fig. 9* stellt **Wenhams Binokular-Mikroskop** dar, und *Fig. 10* erläutert die innere Einrichtung desselben. Eine andre Art binokularer Mikroskope ist zur gleichzeitigen Beobachtung eines Objekts durch 2, 3, selbst 4 Personen eingerichtet. Zu dieser Klasse gehört das in *Fig. 11* dargestellte, ebenfalls von *Nachet* konstruierte binokulare Mikroskop für zwei Personen.

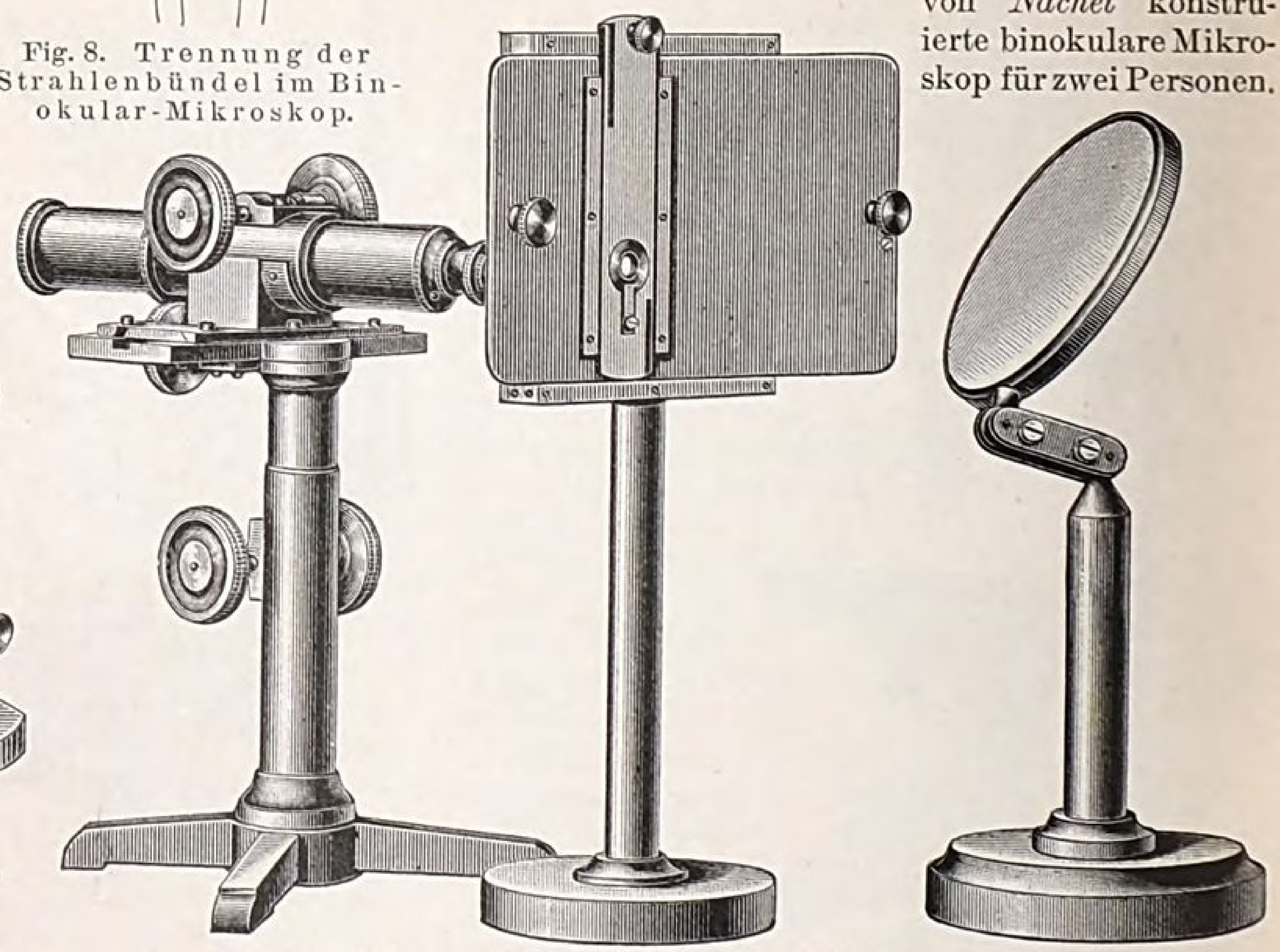


Fig. 12. Aquarium-Mikroskop.

Zur Beobachtung von **Objekten in Aquarien** benutzt man ein Mikroskop *(Fig. 12)* mit horizontal liegendem, aber in drei Richtungen beweglichem Tubus, dazu als Aquarium eine schmale Glasküwette mit planparallelen Seiten, in die das Wasser mit den Beobachtungsobjekten gefüllt wird. Hinter der Küwette befindet sich eine geschwärzte Metallplatte mit durch Schlittenvorrichtung und Blende zu verändernder Durchbohrung, welche durch den Spiegel beleuchtet wird. Um an dem Tubus des Mikroskops das Objektiv ohne Ab- und Anschrauben

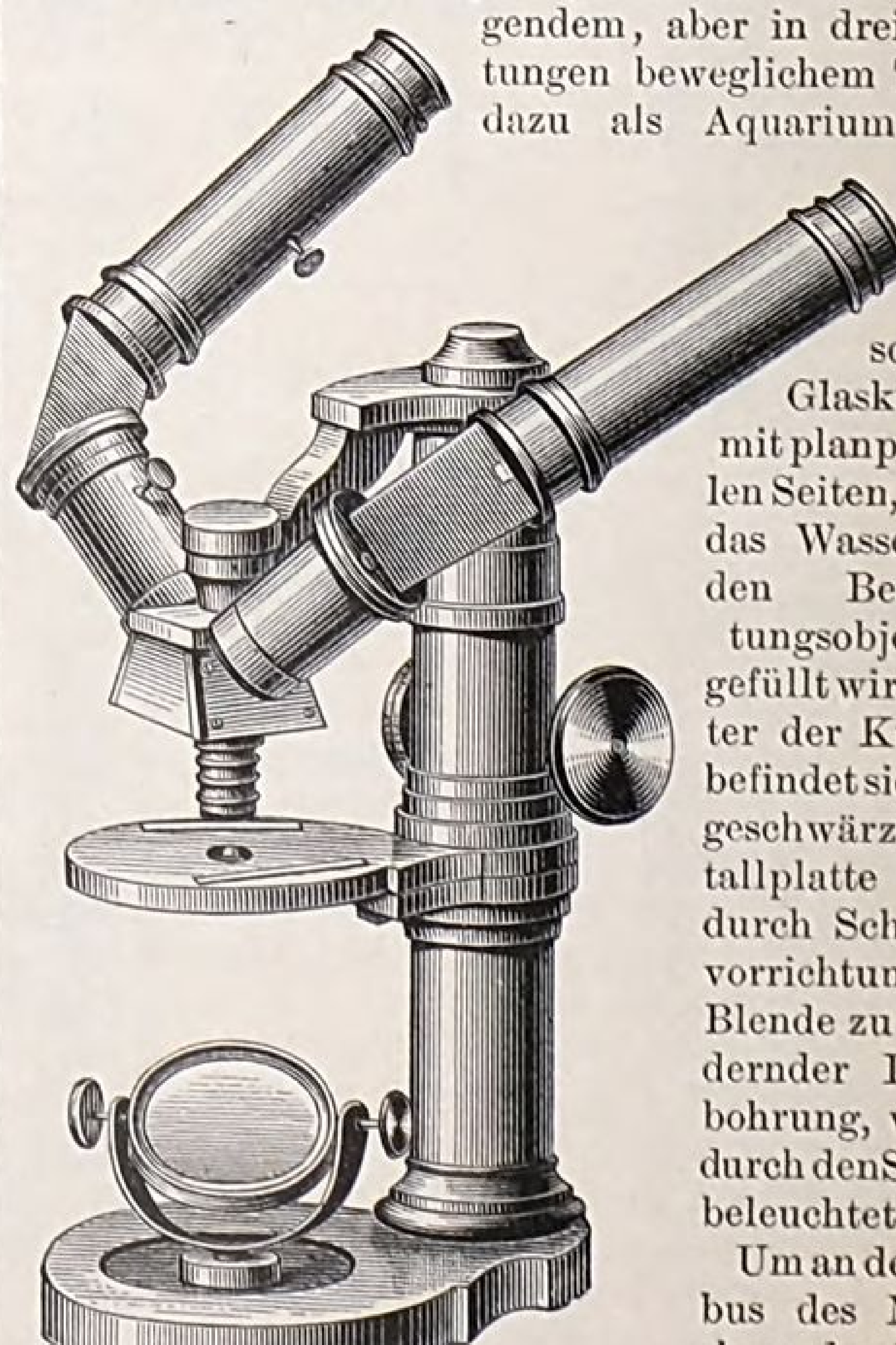


Fig. 11. Nachets Binokular-Mikroskop für zwei Beobachter.

schnell wechseln zu können, hat man den **Revolverobjektivwechsler** *(Fig. 13)* konstruiert. Er besteht aus zwei Metallstücken o r, die je ein Segment einer Hohlkugel darstellen, genau ineinander passen und in der Mitte durch einen Schraubenstift so miteinander verbunden sind, daß sie sich um diesen Stift rotierend verschieben lassen. Die obere Platte besitzt eine Öffnung mit Schraubengewinde, mit dem sie an den Tubus r angeschraubt wird, die andre hat drei Öffnungen mit Schraubengewinden zur Aufnahme der Objektive o. Dreht man nun die untere Platte so weit, bis eine ihrer Öffnungen genau mit der Öffnung der obern Platte zusammenfällt, so ist das eine Objektiv zur Benutzung bereit, und ebenso können durch weitere Drehung der Platte die andern Objektive in geeignete Stellung gebracht werden.

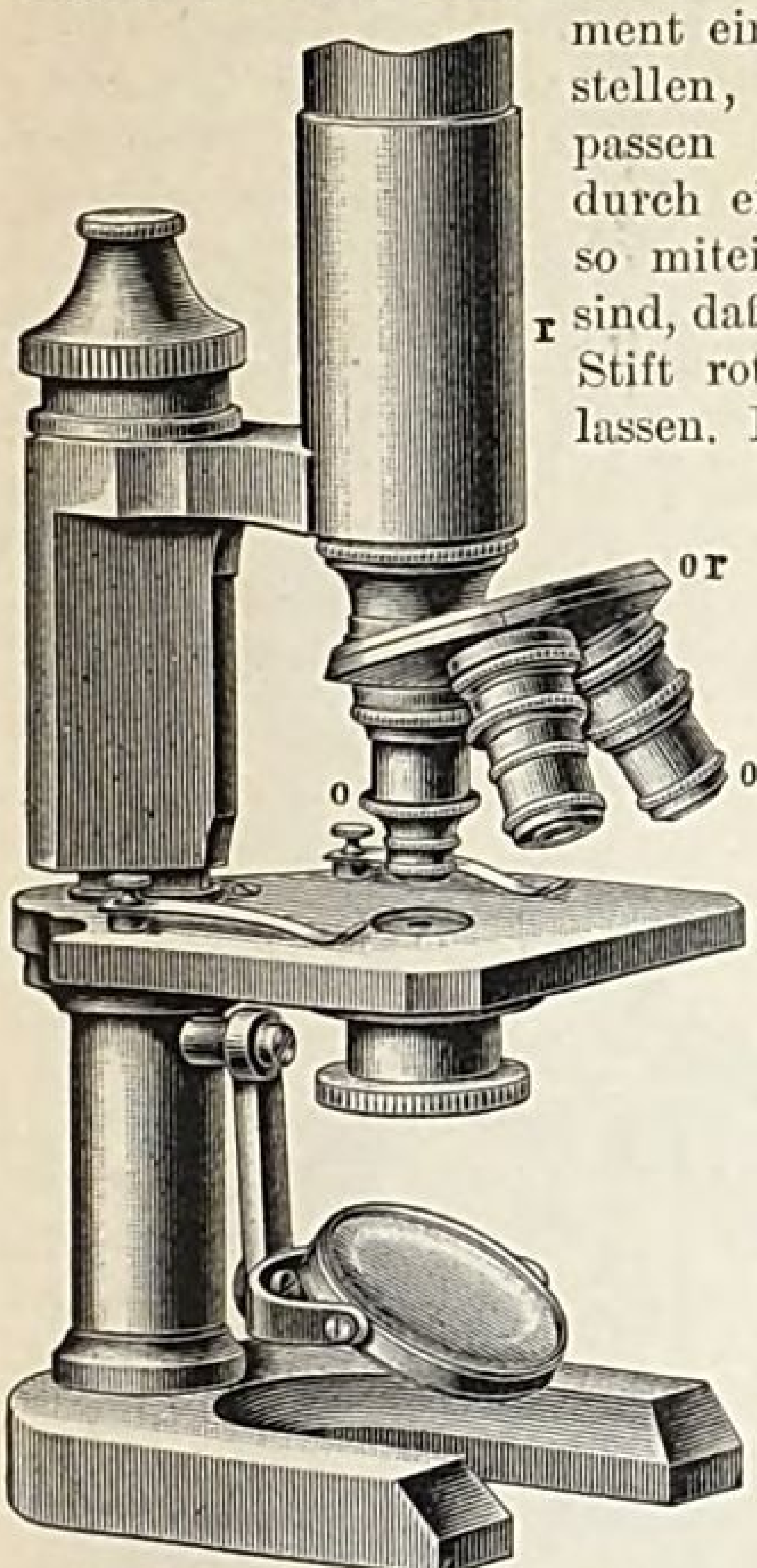
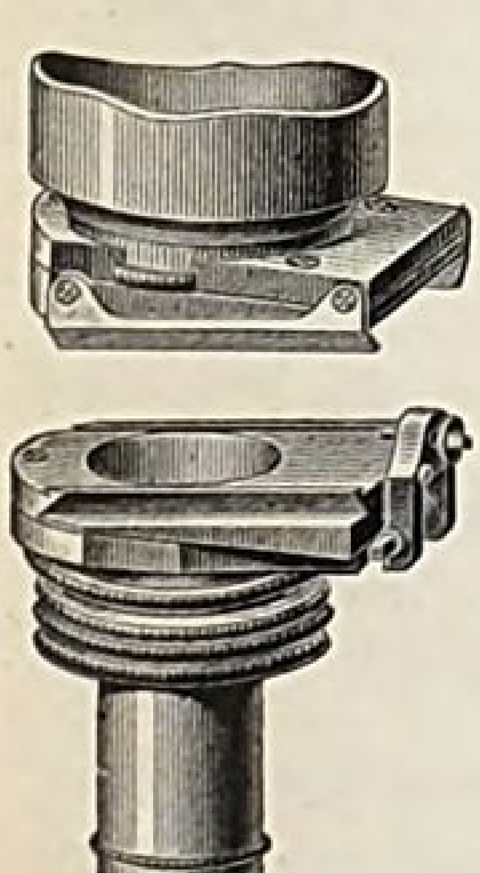


Fig. 13. Revolverobjektivwechsler.

Durch eine genaue Zentriervorrichtung für die Objektivsysteme zeichnet sich der **Schlittenobjektivwechsler** von *Zeiß (Fig. 14)* aus. Er besteht aus dem Tubusschlittenstück, welches an den Tubus geschraubt wird, und aus den Objektivschlittenstücken, an welche je ein Objektiv geschraubt wird. Wie die Abbildung zeigt, kann das Objektivschlittenstück in eine Führung des Tubusschlittenstückes geschoben werden. Ersterem kann durch viereckige Stifte, die sich in Schrauben verlängern, vermittelst eines Uhrschlüssels eine solche Stellung in der Schlittenführung des Tubusstückes gegeben werden, daß das eingeschobene Objektivsystem ein für allemal genau zentriert ist.


Fig. 14. Schlittenobjektivwechsler.

Zur Untersuchung mikroskopischer Objekte *im polarisierten Licht* versieht man das Mikroskop mit zwei Nicolschen Prismen, von denen das eine unter dem Objekttisch, das andre dicht über dem Okular oder in der Okularröhre steckt. *Fig. 15* zeigt in II den in den Schlitten des Tisches zu schiebenden Polarisator mit Nicol, Kondensorlinse und schützender Glasplatte und in I den Analysator, der an Stelle des Okulars in den Mikroskoptubus geschoben wird und eine Schutzplatte, das Nicolsche Prisma und unter diesem Okular- und Kollektivglas enthält. Mittels des Kerbrandes h wird der Analysator in der Hülse f gedreht, t ist eine Kreisteilung, die sich in der Noniusplatte n dreht, an der die Drehungsgröße abgelesen wird. Durch die Klemmschraube i wird f mit n am Tubus fixiert, während h mit t drehbar bleibt.

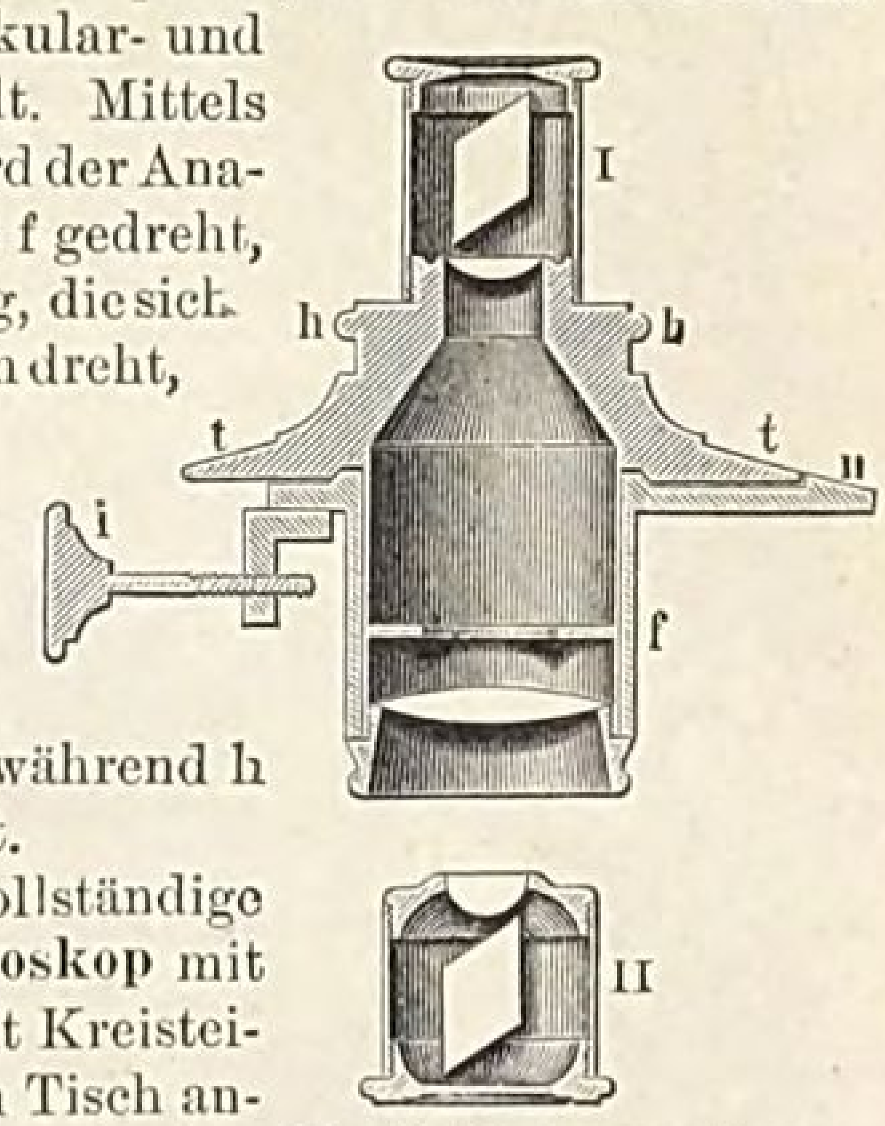
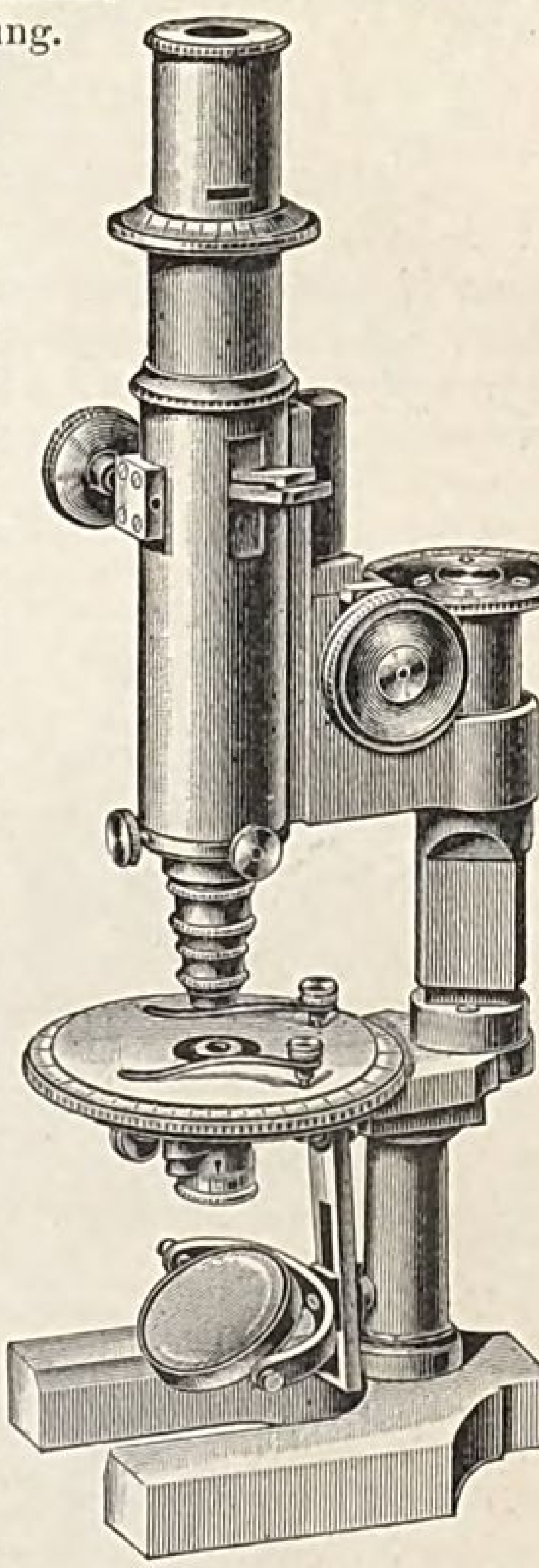


Fig. 15. Polarisationsvorrichtung.

Fig. 16 zeigt das vollständige **Polarisations-Mikroskop** mit drehbarem Tisch mit Kreisteilung; der unter dem Tisch angebrachte Polarisator besitzt gleichfalls eine die Rotationsgröße angebende Teilung.

Ein Mikroskop für **mineralogische Zwecke**, welches neben den Vorrichtungen zur Messung von Kantenwinkeln, Längen u. Dicken auch mit Vorrichtungen zur genauen Bestimmung der Lage und Neigungswinkel der optischen Achsen doppeltbrechender Kristalle mittels polarisierten Lichtes sowohl als mittels stauroskopischer Beobachtungen ausgestattet ist, besitzt einen drehbaren Tisch, dessen Zentrierung auf den Drehungsmittelpunkt durch ein am untern Ende des Tisches mit Stellschraube versehenes, die Objektivsysteme aufnehmendes Zwischenstück vollzogen wird. Zur Drehung des Polarisators dient ein Hebel, während das leichte Einspringen einer Feder in eine Vertiefung des Hauptschnittes der Fassung die Stellung von vorn nach hinten oder von rechts nach links anzeigt.


Fig. 16. Polarisations-Mikroskop.

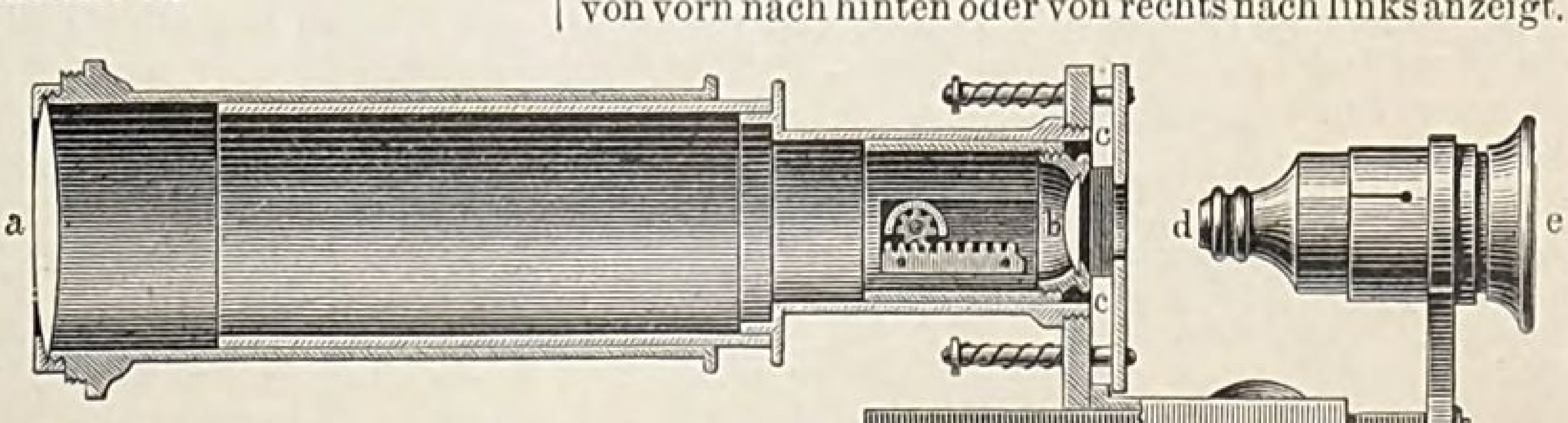


Fig. 17. Bild-Mikroskop.

Das **Bild-Mikroskop** *(Fig. 17)*, mit welchem man vergrößerte Bilder sehr kleiner Gegenstände auf einem Schirm für viele Zuschauer gleichzeitig sichtbar ent-

wirft, enthält in einer Röhre e die bei d eingeschraubte Konvexlinse von kurzer Brennweite, welche von einem kleinen, gewöhnlich zwischen zwei Glasplatten gefaßten und bei cc etwas außerhalb der Brennweite der Linse d festgeklemmten Gegenstand auf einem Schirm ein riesiges Bild entwirft. Da die Lichtmenge, welche von dem kleinen Gegenstand ausgeht, sich auf die im Verhältnis enorm große Fläche des Bildes verteilt, so muß der Gegen-

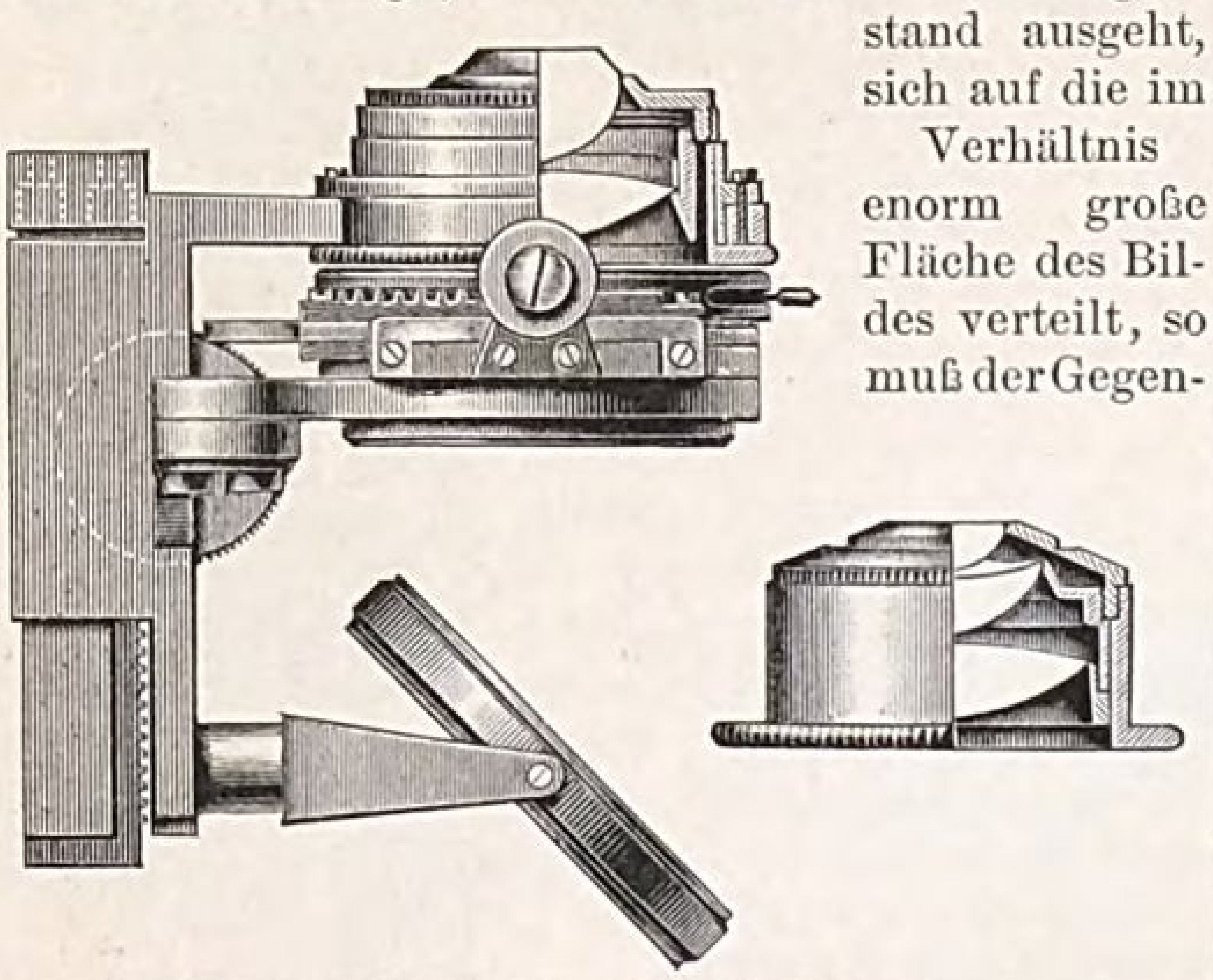


Fig. 18. Abbescher Apparat.

stand sehr hell erleuchtet sein, wenn das Bild nicht zu lichtschwach ausfallen soll. Diese starke Beleuchtung erzielt man durch die Konvexlinse a am Ende des weiten Rohres, welche unter Beihilfe der Linse b die Lichtstrahlen auf den kleinen Gegenstand wirft. Eine Zahnstange mit Trieb dient dazu, den Objektträger cc in den Brennpunkt der Beleuchtungslinsen einzustellen, eine andre hat den Zweck, durch Verschiebung der Fassung de das Bild genau auf den Schirm zu bringen. Zur Beleuchtung wird entweder Sonnenlicht benutzt *(Sonnenmikroskop)*, indem man die Vorrichtung in die Öffnung eines Fensterladens einsetzt und ihm durch einen Spiegel (s. *Heliostat*) die Sonnenstrahlen zuführt; oder man beleuchtet das Mikroskop mit elektrischem oder mit Drummondschem Kalklicht *(photoelektrisches Mikroskop, Hydrooxygenmikroskop, Knallgasmikroskop)*.

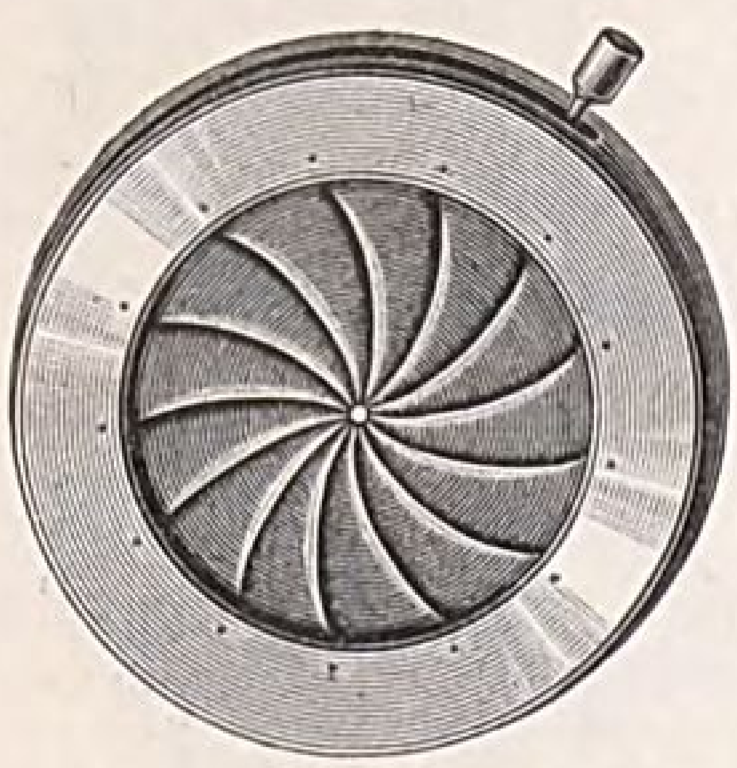


Fig. 19. Irisblendung.

Der **Abbesche Beleuchtungsapparat** *(Fig. 18)* gestattet, Lichtkegel von sehr großer Öffnung zur Beleuchtung zu verwenden, den Fokus derselben beliebig über, in oder unter das Objekt zu verlegen, diese Lichtkegel ganz oder durch Blenden nur teilweise zur Geltung kommen zu lassen, endlich dem Lichtkegel in bequemer Weise verschiedene Einfallsrichtungen zu geben. Das vom Spiegel reflektierte Licht wird durch ein aus zwei oder drei großen Linsen bestehendes Kondensorsystem derartig gebrochen, daß der Lichtkegel, der auf das annähernd im Brennpunkt des Systems befindliche Objekt fällt, einen möglichst großen Öffnungswinkel besitzt. Eine vertikale Verschiebung des Apparats gestattet, den Brennpunkt des Kondensors auf das beobachtende Objekt einzustellen oder beliebig von demselben zu entfernen. Kreisförmige Diaphragmen, die mittels einer Schraube seitlich verschoben werden können, bewirken die Einengung des einfallenden Lichtkegels, in neuerer Zeit aber wendet man die **Irisblendung** an, bei welcher durch einen kleinen Griff eine Anzahl sichelförmiger, geschwärzter Blechplatten derartig gegeneinander verschoben werden, daß eine kontinuierliche Erweiterung oder Verengerung der nahezu kreisförmig bleibenden Öffnung eintritt *(Fig. 19)*. Blenden mit zentraler Öffnung lassen die mittlern

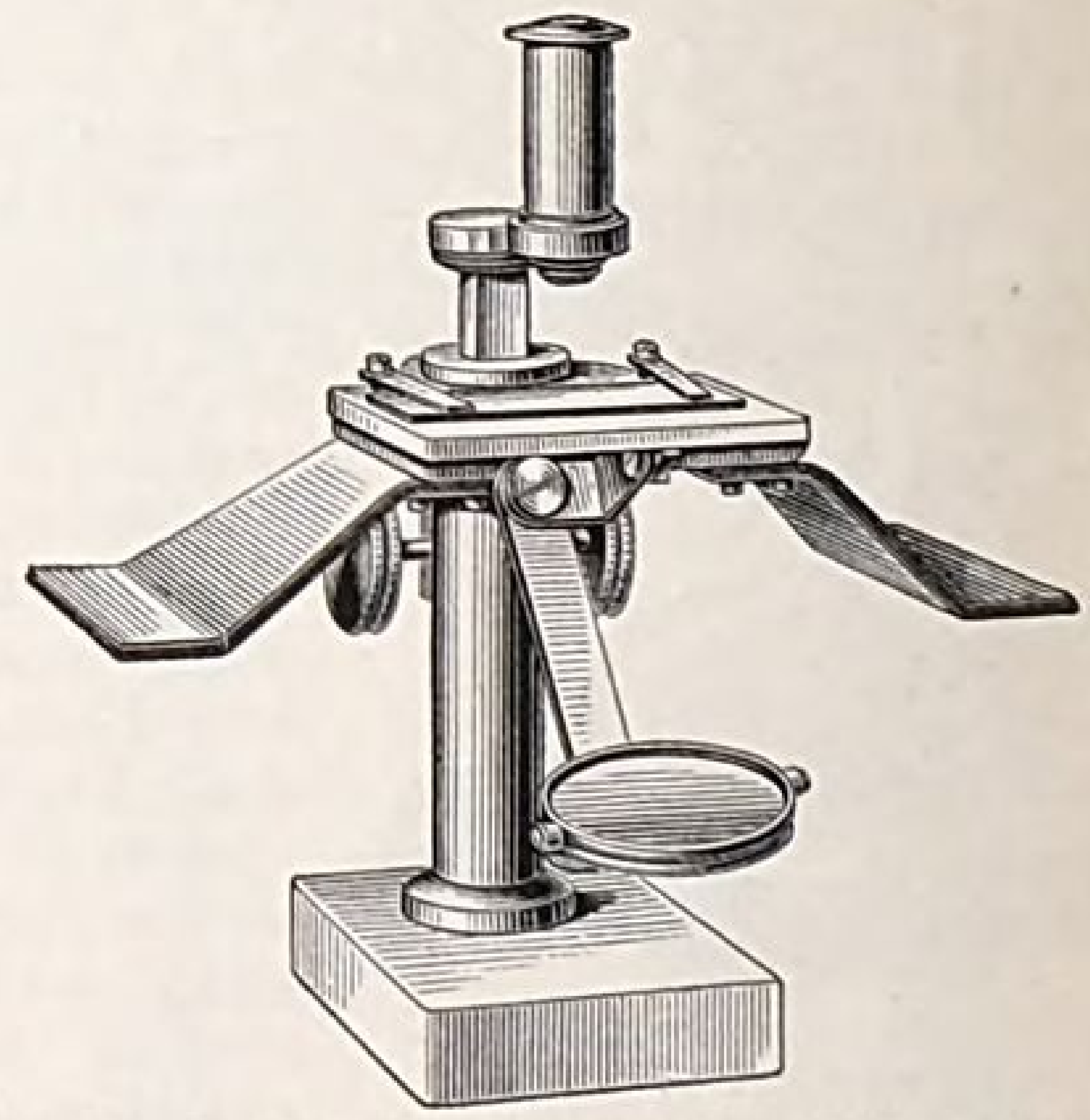


Fig. 20. Zeißsches Präparier-Mikroskop.

Teile des Beleuchtungskegels zur Verwendung kommen. Zum Studium mancher Strukturen kann es von Vorteil sein, den mittlern Teil des Beleuchtungskegels abzuschneiden und nur die Randstrahlen zur Wirkung kommen zu lassen. Es erscheint dann das Bild hellleuchtend auf dunkelm Grunde *(Dunkelfeld-Beleuchtung)*. Blenden für diese Beleuchtung bestehen aus einem schmalen Metallring, der an drei schmalen Speichen eine mittlere geschwärzte Scheibe trägt. Ohne jegliche Blende benutzt man den Abbeschen Beleuchtungsapparat zur »Isolierung des Farbenbildes«. Man erblickt dann z. B. künstlich gefärbte Bakterien in den umgebenden ungefärbten Geweben, welche, da sie andre Brechungsverhältnisse besitzen, dem Auge verschwinden.

Eins der gebräuchlichsten **Präparier-Mikroskope** *(Zeiß)* zeigt *Fig. 20*. Es besitzt zwei an der Unterseite des Tisches einzuschiebende und leicht wieder zu entfernende, mit Leder überzogene Metallstücke zum Auflegen der Hände. Der Tubus enthält unten ein Triplet und oben eine Konkavlinse. Benutzt man letztere mit allen drei oder den beiden obern Tripletlinsen oder mit der obersten Linse allein, so ergeben sich Vergrößerungen von 100, 60 und 40, während die Tripletlinsen allein 30-, 20- und 15fache Vergrößerungen liefern. Der Abstand der untern Linse vom Objekt schwankt je nach der Vergrößerung zwischen 9 und 30 mm.

Gesichtsfeld. Das Ramsdensche Okular ist im wesentlichen eine aus zwei Linsen zusammengesetzte Lupe, gibt ein besonders großes Gesichtsfeld und eignet sich vortrefflich zu Messungen mit dem Okularmikrometer, indem die Vergrößerung von der Mitte bis zum Rande sehr annähernd dieselbe bleibt. Plößls aplanatisches Okular gibt zwar nur eine schwache Vergrößerung, hat aber ein sehr großes Gesichtsfeld und zeigt namentlich opake, von oben beleuchtete Gegenstände mit großer Klarheit. Das Kompensationsokular von Abbe u. Zeiß bewerkstelligt in eigentümlicher Weise eine Korrektion des Objektivbildes, ist aber mit Vorteil nur bei Benutzung von Apochromaten anwendbar. Über die Konstruktion des Objektivs und Okulars und über verschiedene Formen des Mikroskops s. die Tafel.

Weitaus in den meisten Fällen werden die mikroskopischen Objekte im durchfallenden Licht beobachtet. Als Beleuchtungsapparat dient ein Plan- u. ein Hohlspiegel, die an den Rückseiten miteinander verbunden und derartig am M. angebracht sind, daß sie nach allen Seiten leicht gedreht und auch gegeneinander ausgetauscht werden können. Bei schwächern Vergrößerungen benutzt man zur Regulierung des Lichts und namentlich zur Abhaltung der störenden Randstrahlen Blendvorrichtungen und zwar eine Scheibenblende (eine an der untern Fläche des Tischchens befestigte drehbare Metallscheibe mit einer Anzahl verschieden weiter, kreisrunder Löcher, von denen nach Bedarf eins oder das andre unter die Öffnung des Tischchens gebracht wird) oder Cylinderblenden (kleine, kurze, geschwärzte Metallcylinder, die in ihren Bodenplatten zentrale Öffnungen von verschiedener Größe besitzen und ebenfalls unter der Öffnung des Tischchens angebracht werden). Bei den stärkern Immersionslinsen reichen diese Vorrichtungen meist nicht aus. Man benutzt für diese den Abbeschen Beleuchtungsapparat, welcher mit Hilfe eines Linsensystems sehr intensives Licht auf das Objekt wirft. Über die Konstruktion des Abbeschen Beleuchtungsapparats s. die Tafel.

Das optische Vermögen, die Leistungsfähigkeit des Mikroskops, ist in erster Linie abhängig von der Vollkommenheit des Objektivsystems und setzt sich zusammen aus der Vergrößerung (Vergrößerungsvermögen), der Fähigkeit, die mikroskopischen Bilder scharf, mit deutlichen Umrissen darzustellen (Begrenzungsvermögen), und der Fähigkeit, möglichst viele Einzelheiten, zarte Strukturen des Objekts zur Anschauung zu bringen (Abbildungsvermögen). Das Vergrößerungsvermögen setzt sich zusammen aus der Vergrößerung des Objektivs (Fokalwirkung) und der des Okulars (Angularvergrößerung). Erstere ist umgekehrt proportional der Brennweite des Objektivs, letztere darf nur in seltensten Fällen eine mehr als zehnfache sein. Stets hat man zur Erzielung einer gewissen Vergrößerung starke Objektive mit schwachen Okularen zu vereinigen. Starke Trockensysteme vertragen eine 700fache, starke Wasserimmersionen eine 1700fache Vergrößerung. Zur Messung der Vergrößerung beobachtet man ein Glasmikrometer mit bekannter Teilung und zeichnet mit einem Zeichenapparat (Camera lucida, s. d.) das mikroskopische Bild nach. Ist nun z. B. 1 mm auf dem Mikrometer in 100 Teile geteilt, und sind die Striche, welche man auf Papier gezeichnet hat, 3 mm voneinander entfernt, so ist die erhaltene Vergrößerung eine 300fache. Mit steigender Vergrößerung nimmt die Lichtstärke und Schärfe der Bilder bedeutend ab, so daß eine über eine gewisse Grenze hinaus gesteigerte Vergrößerung keinen Vorteil mehr bringen kann. Das Begrenzungsvermögen (Zeichnungsvermögen, Definition) ist gänzlich vom Objektiv abhängig und am vollkommensten bei den Apochromaten erreicht. Das Abbildungsvermögen (Auflösungs-, Unterscheidungsvermögen) steht in geradem Verhältnis zur numerischen Apertur, die aber nicht ohne Beeinträchtigung des Begrenzungsvermögens über ein gewisses Maß hinausgetrieben werden darf. Unter Durchdringungsvermögen (Penetration) versteht man die Fähigkeit eines Systems, nicht nur die eingestellte Bildebene zur Anschauung zu bringen, sondern gleichzeitig in verschiedenen Tiefen liegende Ebenen (Tiefenzeichnung). Diese Eigentümlichkeit beruht auf der Akkomodationsfähigkeit unsers Auges und auf der Unempfindlichkeit desselben gegen kleine Fehler in der Strahlenvereinigung, woraus die eigentliche Fokustiefe resultiert; sie steht im umgekehrten Verhältnis zur Vergrößerung und zur numerischen Apertur des Systems.

Zur Prüfung des Begrenzungs- und des Abbildungsvermögens benutzt man geeignete mikroskopische Objekte (Probeobjekte, Testobjekte), bei denen gewisse Details bei einer bestimmten Vergrößerung nur noch durch die bessern Instrumente gelöst werden, während die weniger guten sie entweder gar nicht oder nur undeutlich zur Wahrnehmung bringen. Als solche Probeobjekte zur Prüfung des Abbildungsvermögens wendet man für mittlere Systeme Schmetterlingsschuppen vom Flügel der Hipparchia Janira an. Diese zeigen schon bei 80facher Vergrößerung Längsstreifen, dagegen bei 200—300maliger Vergrößerung auch Querstreifen. Feinere Probeobjekte sind die Diatomeenpanzer, welche die zartesten Felderungen, Streifen ꝛc. zeigen. Ein ganz vorzügliches Probeobjekt ist z. B. Pleurosigma angulatum, welches bei schwächerer Vergrößerung Streifensysteme zeigt, die sich bei stärkerer in Felderzeichnungen auflösen. Bei Anwendung von Wasserimmersionen erscheint ein Maschenwerk von regelmäßigen Sechsecken, und bei noch stärkern Vergrößerungen lösen sich letztere zu dunkeln Kreisen, zwischen welchen die vollkommensten Ölimmersionen noch dunkle Punkte zeigen. Zur Prüfung des Begrenzungsvermögens benutzt man für schwächere Systeme Querschnitte von Nadelholzzweigen, Muskelfasern der Wasserkäfer (Hydrophilus), Tracheen von Insekten, für stärkere Systeme Schleimkörperchen und Zellen des Pflasterepithels von der Mundschleimhaut, Kernteilungsfiguren größerer Zellkerne aus dem Schwanze der Salamanderlarve oder aus jungen Wurzeln von Bohne, Lauch ꝛc. Als künstliche Probeobjekte dienen Roberts Probeplatten, Glasplatten, auf welche mit Diamant 20 feine Liniengruppen geritzt sind; die Linien der ersten Gruppe sind um $1/1000$, die der letzten sogar nur um $1/10000$ Pariser Linie voneinander entfernt.

Die Zubereitung der Objekte für die mikroskopische Beobachtung ist je nach der Natur derselben sehr verschieden; immer aber werden die Objekte auf kleine Glasplättchen gelegt und mit einem Deckgläschen bedeckt. Flüssigkeiten breitet man auf den Plättchen zu einer dünnen Schicht aus und legt ebenfalls ein Deckgläschen auf. Feste Körper werden für gewöhnlich befeuchtet unter das M. gebracht, und man benutzt hierzu je nach Umständen Wasser, Glycerin, Kanadabalsam ꝛc. Von kompakten Substanzen macht

man mit einem Rasiermesser oder Mikrotom (s. d.) zarte, durchsichtige Schnitte, die ebenfalls in eine Flüssigkeit gelegt werden; lassen sich die Körper nicht schneiden, so werden gröbere Bruchstücke auf einem Schleifstein genügend dünn geschliffen (Dünnschliffe von Knochen, Zähnen, Verkieselungen, Gesteinen); weiche, nicht schneidbare Substanzen werden in Alkohol, Chromsäurelösung ꝛc. gehärtet; sehr kleine Gegenstände, die man nicht fassen kann, z. B. kleine Samen, bringt man in großer Zahl in geschmolzenes Stearin, läßt dies erkalten und schneidet dann mit dem Rasiermesser geeignete Späne. Häufig untersucht man die Objekte auch im polarisierten Licht, oder man wendet chemische Reagenzien an, welche man in geringen Mengen mit den Objekten in Berührung bringt (Mikrochemie). Salzlösungen läßt man kristallisieren und untersucht die Kristallgestalten. Häufig bedürfen die Objekte einer besondern mechanischen Vorbereitung, die nur bei Vergrößerung, aber nicht unter dem M. ausgeführt werden kann, da hier der Abstand zwischen Objekt und Objektiv viel zu gering ist. Man benutzt daher für diesen Zweck besondere Präpariermikroskope, welche schwächere Vergrößerung liefern und speziell für leichte und sichere Behandlung der Präparate (durch Handstützen ꝛc.) eingerichtet sind. Vgl. die Tafel und »Mikroskopische Präparate«.

Die Bezeichnung der Vergrößerung eines Mikroskops kann in doppelter Weise geschehen. Die lineare Vergrößerung gibt das Verhältnis der scheinbaren Länge des vergrößerten Gegenstandes zu dessen wirklicher Länge an, die quadratische Vergrößerung sagt dagegen, wievielmal größer die scheinbare Fläche des vergrößerten Gegenstandes ist als die wirkliche Fläche. Selbstverständlich ist letztere Zahl sehr viel größer, und es kommt wohl vor, daß dies zu Täuschungen benutzt wird. Es ist aber allgemein üblich, die lineare Vergrößerung anzugeben, und auf diese beziehen sich alle Angaben in wissenschaftlichen Werken. Die meisten Optiker geben für ihre Systeme, da die Vergrößerung allein kein Maß für die Leistungsfähigkeit bietet, die numerische Apertur an. Beim Ankauf eines Mikroskops ist große Vorsicht notwendig; stets ist empfehlenswert, sogleich ein gutes Stativ zu kaufen und sich eventuell zunächst mit wenigen Linsensystemen zu begnügen. Die Behandlung eines Mikroskops erfordert große Sorgfalt, die Zurichtung der Objekte viel Geschicklichkeit und Kenntnis der Bedingungen, unter welchen man gute Beobachtungen machen kann. Dazu kommt, daß es durchaus nicht genügt, ein M. zu besitzen, um nun auch ohne weiteres richtige Beobachtungen machen zu können; es ist vielmehr ein sorgfältiges Studium des mikroskopischen Sehens notwendig, um nichts Falsches zu sehen, und so bleibt nur übrig, in den über Mikroskopie handelnden Werken gründliche Belehrung zu suchen, ehe man daran geht, mit dem M. selbständig zu arbeiten.

Das M. hat in den letzten Jahren immer mehr an Wichtigkeit gewonnen; Botanik und Zoologie verdanken ihm den größten Teil ihrer neuern Erfolge, und auch für die Mineralogie und Gesteinslehre hat durch die neu eingeführte Benutzung des Mikroskops eine neue Epoche begonnen; die mikroskopische Beobachtung hat neue Wissenschaften begründet, z. B. die Histologie, die Cellularpathologie ꝛc., und aus diesen Wissenschaften sowie aus der neuern Bakterioskopie hat die Medizin bereits eine tiefere Kenntnis der Krankheiten und der Mittel, sie zu heilen und zu verhüten, gewonnen. Physik und Chemie sind durch das M. gefördert worden; die Technik bedient sich desselben zur Untersuchung von Naturprodukten, Nahrungsmitteln, Fabrikaten ꝛc. Die mikroskopische Fleischschau schließt trichinenhaltiges Fleisch vom Verbrauch aus, welches ohne diese Untersuchungen als Nahrungsmittel verwendet worden wäre. Die Benutzung des Mikroskops bietet sonach auch für alle möglichen Fälle des gewöhnlichen Lebens praktische Vorteile. Schließlich ist noch des Mikroskops als Unterrichtsmittels zu erwähnen. Man hat durch mechanische Zeichenapparate die mikroskopischen Bilder fixiert und sie dann auf gewöhnliche Weise vervielfältigt; in neuerer Zeit sind sie photographiert worden, und für Vorlesungen hat man leicht bewegliche Mikroskope konstruiert. Endlich hat man auch Mikroskope ersonnen, die das Bild gleich für ein ganzes Auditorium sichtbar machen (vgl. Tafel).

Vergrößerungsgläser waren schon im Altertum bekannt; in den Ruinen von Ninive wurde eine Linse aus Bergkristall aufgefunden, und die alten Schriftsteller erwähnen sehr oft linsenförmige Gläser. Im Mittelalter war das Brillentragen sehr verbreitet, und zwei Brillenschleifer, Hans und Zacharias Janssen in Middelburg, erfanden um 1590 das M. Das Instrument blieb aber lange sehr unvollkommen und wurde erst durch Huygens, Amici, Fraunhofer, Oberhäuser, Hartnack, Zeiß weiter ausgebildet. In neuester Zeit erwarb sich namentlich Abbe durch seine theoretischen Untersuchungen, Konstruktion des Beleuchtungsapparates ꝛc. die größten Verdienste um die Mikroskopie.

Vgl. Harting, Das M. (a. d. Holländ. von Theile, 2. Aufl., Braunschw. 1866, 3 Bde.); Nägeli und Schwendener, Das M., Theorie und Anwendung desselben (2. Aufl., das. 1876); Dippel, Das M. (Bd. 1: »Allgemeine Mikroskopie«, 2. Aufl., das. 1882; Bd. 2: »Anwendung auf die Histologie der Gewächse«, 2. Aufl. 1895); Derselbe, Grundzüge der allgemeinen Mikroskopie (das. 1885); Hager, Das M. und seine Anwendung (7. Aufl., Berl. 1886); Wiesner, Einleitung in die technische Mikroskopie (Wien 1867); Frey, Das M. (8. Aufl., Leipz. 1886); Fol, Mikroskopisch-anatomische Technik (das. 1884); Behrens: Hilfsbuch zur Ausführung mikroskopischer Untersuchungen (Braunschw. 1883), Tabellen zum Gebrauch bei mikroskopischen Arbeiten (2. Aufl., das. 1892), Leitfaden der botanischen Mikroskopie (das. 1890); Zimmermann, Das M. (Wien 1895); Derselbe, Die botanische Mikrotechnik (Tübing. 1892); Czapski, Theorie der optischen Instrumente (Bresl. 1893); Friedländer, Mikroskopische Technik zum Gebrauch bei medizinischen Untersuchungen (5. Aufl. von Eberth, Berl. 1894); Poulsen, Botanische Mikrochemie (deutsch, Kassel 1881); Haushofer, Mikroskopische Reaktionen (Braunschw. 1886); Peyer, Medizinischer Atlas der Mikroskopie am Krankenbett (3. Aufl., Stuttg. 1891); Bizzozero, Handbuch der klinischen Mikroskopie (2. Aufl., Erlang. 1887); »Zeitschrift für angewandte Mikroskopie« (Leipz., seit 1895).

Mikroskop, von Lacaille eingeführtes Sternbild des südlichen Himmels, zwischen 305—320° Rektaszension und 28—46° südlicher Deklination, enthält nach Gould 69 Sterne bis zur 7. Größe.

Mikroskopisch, mit bloßem Auge, ohne Vergrößerungsglas, nicht sichtbar.

Mikroskopische Präparate, Gegenstände, die zur Betrachtung durch das Mikroskop zubereitet sind. Außer Präparaten, die nur für die einmalige Beobachtung dienen, hat man sogen. Dauerpräparate, die eine Wiederholung der Beobachtung gestatten und auch

wohl käuflich zu haben sind. Gewöhnlich liegt das Objekt auf einem Stück Spiegelglas (**Objektträger**) und ist mit einem sehr dünnen Gläschen (**Deckglas**) bedeckt; es liegt entweder trocken, oder in einer Flüssigkeit (Wasser, Glycerin etc.), oder in einem Harz (Kolophonium, Kanadabalsam, Dammarlack etc.). In den beiden ersten Fällen sind die Dauerpräparate zum Schutz gegen den seitlich eindringenden Staub und gegen die Verdunstung durch einen Rand von Lack geschützt. Sollen die Objekte bei auffallendem Licht betrachtet werden, so legt man sie, statt auf Glas, auf eine schwarze oder weiße, undurchsichtige Platte von Hartgummi, Holz etc. Beim Mikroskopieren ist jedoch die Beleuchtung des Gegenstandes mit durchfallendem Licht (von unten mittels eines Spiegels) die Regel, und darum wird auch die Einschlußflüssigkeit so gewählt, daß sie möglichst viel zu erkennen gestattet. In sehr stark lichtbrechenden Mitteln (z. B. Kanadabalsam) verschwinden viele Einzelheiten des zu durchsichtig werdenden Objekts völlig für das Auge; sie dürfen deshalb nicht immer zur Verwendung kommen. Anderseits gestatten schwach brechende Flüssigkeiten (z. B. Wasser) meist nicht, das Innere eines einigermaßen dicken Gegenstandes zu durchschauen; man thut daher gut daran, dasselbe Objekt nacheinander in Wasser (auch wohl vorher in Luft), Glycerin, Balsam etc. zu betrachten und (im Fall der Dauerpräparate) in demjenigen Mittel aufzubewahren, welches den besten Aufschluß gibt. Manche m. P. zeigen nicht die natürliche Farbe der Objekte, sondern sind künstlich mit gewissen Farbstoffen getränkt, teils um dem Verschwinden der zarten Einzelheiten für das Auge vorzubeugen, teils auch, weil die Farbstoffe (Karmin, Teerfarben etc.) bei richtiger Anwendung nicht das ganze Präparat gleichmäßig, sondern gewisse Teile (z. B. die Zellkerne) desselben mehr, andre weniger färben, somit zu leichterer Unterscheidbarkeit beitragen. Die **Herstellung** der mikroskopischen Präparate richtet sich ganz nach den Objekten. Kleine, durchsichtige Körper, z. B. Schuppen von Schmetterlingsflügeln, Diatomeenstaub (sogen. Infusorienerde) etc., bedürfen nur geringer Vorbereitung; andre werden geschnitten (s. Mikrotome) oder geschliffen. Käuflich sind m. P. bei vielen Händlern, jedoch entbehren die meisten des wissenschaftlichen Wertes. Näheres hierüber sowie über die Herstellung der Präparate in den Schriften über Mikroskopie. Vgl. Mikroskop.

Mikrosomie (griech.), Zwergbildung des Körpers.

Mikrospermen (griech., »Kleinsamige«), Pflanzenordnung unter den Monokotylen mit zwitterigen, oberständigen, meist zygomorphen Blüten, deren Staubblätter häufig bis auf eins reduziert sind, und sehr kleinen Samen, umfaßt die Familien der Burmanniaceen und Orchidaceen.

Mikrosporen (griech.), bei den Gefäßkryptogamen mit zweierlei Sporen die kleinen, in großer Anzahl vorhandenen Sporen, die bei der Keimung Prothallien mit männlichen Geschlechtsorganen entwickeln und dann zu Grunde gehen.

Mikrosporidien, s. Gregarinen.

Mikrosporon *Gruby*, Pilzgattung der Hyphomyceten, drei Arten, deren Mycelium auf dem menschlichen Haar oder den Epidermisschuppen der Haut lebt. M. Audouini *Gruby* bedeckt die Oberfläche des Kopfhaares über der Haut, welches daselbst grau wird und abbricht (Porrigo decalvans). M. mentagrophytes *Rob.* lebt im Haarbalg und bildet eine Scheide um den in der Haut gelegenen Haarteil, erzeugt im Bart die Bartfinne (Mentagra). M. furfur *Rob.* lebt auf der Haut, besonders am Bauch und an der Brust, und erzeugt Pityriasis versicolor (s. Kleienflechte).

Mikrostruktur, die mit dem Mikroskop erkennbare Struktur.

Mikrotasimeter (griech.), ein von Edison angegebenes Instrument zum Messen sehr kleiner Druckänderungen, beruht, wie Edisons Telephon, auf dem Prinzip der Widerstandsverminderung eines elektrischen Stroms in einem Kohlenstückchen, sobald dieses einem mechanischen Druck ausgesetzt wird. Der wesentliche Teil des Mikrotasimeters ist ein Kohlenknopf zwischen zwei Platinscheibchen, von denen die eine festsitzt, während gegen die andre der Druck ausgeübt wird. Der elektrische Strom geht von der einen Platinplatte durch die Kohle zur andern und dann zu einem Galvanometer, dessen Nadelbewegung dem Druck proportional ist. Der Apparat eignet sich vortrefflich, um geringe Bewegungen des Thermometers, Barometers, Hygrometers etc. zu vergrößern; er reagiert z. B. auf die Wärme der Hand, sobald man diese auf einige Zoll einem in den Apparat eingeschraubten dünnen Streifen von Hartgummi nähert; er gibt auch einen Ausschlag, wenn man ein Stück Gelatine einfügt und diesem ein feuchtes Papier nähert. Durch Verbindung mit einem Thomsonschen Spiegelgalvanometer und einer Wheatstoneschen Brücke nebst Rheostat läßt sich das M. noch viel empfindlicher gestalten und dann vielleicht zum Messen der Wärme des Mondes und der Sterne benutzen.

Mikrotelephon, die Verbindung eines Mikrophons mit einem Telephon zu einem handlichen Ganzen.

Mikrotome (griech., »Kleinschneider«), Instrumente zur Anfertigung feiner Schnitte für mikroskopische Präparate. Die besten M. liefern Schnitte von etwa 2 qcm Fläche und 1/200 mm Dicke und bei richtiger Handhabung des Mikrotoms ganze Reihen (Serien) derartiger Schnitte. Sie ermöglichen hierdurch, das der direkten Beobachtung mit dem Mikroskop nicht zugängliche Innere eines undurchsichtigen Wesens (Tier oder Pflanze) zu studieren, da man es sich aus seinen mikroskopisch brauchbaren Schnitten in Gedanken wiederherstellen kann. Selbst so große Objekte wie ein menschliches Gehirn sind mit Mikrotomen in lückenlose Schnittreihen von freilich nicht besonderer Feinheit zerlegt worden. Meist läuft das mit Sorgfalt geschliffene Messer, auf einem sogen. Schlitten befestigt, auf einer horizontalen Bahn, während sich das Objekt entweder durch eine feine Schraube um die verlangte Schnittdicke hebt, oder gleichfalls in einem Schlitten auf einer sanft ansteigenden Bahn langsam in die Höhe geschoben wird (**Schlittenmikrotome**). Die Vorbereitung der Objekte, welche nur selten (z. B. Hölzer) direkt schnittfähig sind, geschieht entweder so, daß man die weichen Stücke durch eine Kältemischung oder durch Verstäuben von Äther zum Erstarren bringt (**Gefriermikrotome**) und bei möglichst niedriger Temperatur schneidet, oder daß man sie (nach passender Erhärtung durch chemische Mittel) mit Paraffin oder ähnlichen Stoffen in der Wärme durchtränkt, darauf das Paraffin mit dem darin eingebetteten Gegenstand schneidet und ersteres aus den Schnitten durch Terpentinöl oder Benzol etc. entfernt. Genaueres s. in den Handbüchern über Mikroskopie.

Mitsch, Johann Aloys, Sänger und Gesanglehrer, geb. 19. Juli 1765 zu Georgenthal in Böhmen, gest. 24. Sept. 1845 in Dresden, kam 1777 nach Dresden in das katholische Kapellknabeninstitut und fand

1783 eine Anstellung bei der katholischen Hofkirchenmusik als Bariton. Durch den Verkehr mit dem Kirchensänger (Kastraten) Vincenzo Caselli angeregt, ergab er sich nunmehr ausschließlich dem Studium des Kunstgesanges und machte sich unter Leitung des Genannten, eines Zöglings der Bologneser Schule des Bernacchi, mit der dort befolgten Methode aufs genaueste bekannt. 1799 wurde er Mitglied der Italienischen Oper, doch widmete er sich von 1801 an, wo er zum Instruktor der Kapellknaben ernannt wurde, vorwiegend dem Gesangunterricht. 1820 wurde er auf Veranlassung K. M. v. Webers zum Chordirektor an der neuerrichteten Deutschen Oper und 1824 daneben zum Verwalter der königlichen Privatmusiksammlung ernannt. 1831 wurde er pensioniert. Als Lehrer hat M. das Verdienst, die Traditionen des ältern italienischen Kunstgesangs in Deutschland erhalten zu haben; zu seinen zahlreichen Schülern gehören Ferd. Sieber, Agnese Schebest (vgl. deren Selbstbiographie) und Wilhelmine Schröder-Devrient. Vgl. Kohut, Johannes M. (Leipz. 1890).

Mikszáth (spr. mickßät), Koloman, ungar. Dorfnovellist, geb. 16. Jan. 1849, widmete sich eine Zeitlang der Bewirtschaftung seines Stammgutes Csoltó, darauf aber Anfang der 70er Jahre in Budapest und Szegedin der journalistischen Thätigkeit, bis er mit seinen Dorfgeschichten aus Oberungarn durchschlagenden Erfolg errang und sich ausschließlich der erzählenden Dichtung zuwendete. 1887 wurde er als Abgeordneter in den ungarischen Reichstag gewählt. Seine einem gesunden, aber stets edlen Realismus huldigenden Erzählungen: »Slowakische Dorfgeschichten«, »Die guten Palóczen«, »Kieselsteine«, »Die Gänse von Brezó« 2c., sind vielfach übersetzt worden, ins Deutsche einzelnes von A. Silberstein; weniger glücklich war er mit dem Roman »Der Landjunker«. An Jókaischen Stil erinnert »Der Zauberkasten« (deutsch in Reclams Universalbibliothek).

Mikulince, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Tarnopol, am Sereth, mit Bezirksgericht, Schloß, Spiritusfabrik, Bierbrauerei und (1890) 4079 vorwiegend poln. Einwohnern (davon 2483 Juden). Nahe dabei das Dorf Konopkówka mit kalten Schwefelquellen, Badeanstalt und 382 Einw.

Mikulov, s. Nikolsburg.

Mikultschütz, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Tarnowitz, hat eine alte hölzerne und eine neue kath. Kirche, letztere im gotischen Stil, ein Kloster, ein dem Grafen Guido Henckel gehöriges Dominium mit bedeutender Spiritusbrennerei, eine Dampfziegelei, Kalksteinbrüche und (1890) 4023 Einw.

Milah, s. Beschneidung.

Milan, s. Weihen.

Milan (Obrenowitsch IV.), Graf von Takowa, ehemaliger König von Serbien, geb. 22. Aug. 1854, Sohn des Michael Jephremowitsch (gest. 1861), eines Neffen des Fürsten Milosch, und der Maria Catargi, der spätern Geliebten des Fürsten Alexander Cusa von Rumänien, in Paris erzogen, wurde 2. Juli 1868, nach der Ermordung des Fürsten Michael, als M. Obrenowitsch IV. zum Fürsten proklamiert, 22. Aug. 1872 für großjährig erklärt und vermählte sich 17. Okt. 1875 mit Natalie Keschko, Tochter eines russischen Obersten, die ihm 14. Aug. 1876 den Prinzen Alexander gebar. Von Rußland angestachelt u. unterstützt, begann er im Juli 1876 gleichzeitig mit Montenegro ohne allen Grund Krieg gegen die Türkei, der jedoch die prahlerisch vorher verkündeten Erfolge, glänzende Siege und Eroberung von Bosnien, keineswegs hatte. M., der die Führung des Heeres dem Russen Tschernajew überließ, mußte die ihm von den Truppen angetragene Königskrone ablehnen und, nachdem Ende Oktober bei Alexinatz sein Heer vernichtet und er von Rußland im Stiche gelassen worden war, die Vermittelung Englands für einen Frieden anrufen, der ihm Anfang März 1877 auch von der Türkei unter den Bedingungen wie vor dem Kriege bewilligt wurde. Gleichwohl begann er Ende Dezember 1877 von neuem den Krieg und erlangte auf dem Berliner Kongreß nicht bloß eine beträchtliche Gebietsvergrößerung, sondern auch die Souveränität und den Titel Hoheit. Mit Zustimmung der Mächte nahm er 6. März 1882 den Königstitel an. Klug und gewandt, ein vortrefflicher Redner, aber unzuverlässig und wankelmütig, erwarb M. sich keine Anhänglichkeit beim Volke und kein rechtes Vertrauen bei den Mächten, auch bei Österreich nicht, zu dem er sonst hielt, so daß seine Herrschaft einer festen Stütze entbehrte. Als er 1886 den unüberlegten und unglücklichen Krieg gegen Bulgarien unternahm, rettete ihn nur Österreichs Einschreiten, und im Innern mußte er sich schließlich auf die Radikalen stützen, deren Erhebung er 1883 mit großer Strenge unterdrückt hatte. Regierungsmüde, dankte er 6. März 1889 ab, nachdem er eine neue Verfassung mit der Stupschtina vereinbart hatte, und setzte für seinen unmündigen Sohn Alexander eine Regentschaft ein. Er begab sich nach Paris, wo er so verschwenderisch lebte, daß er bald die Hilfe der Regentschaft in Anspruch nehmen mußte, obwohl er die Hälfte der Zivilliste erhielt. Ja um sich aus seinen finanziellen Nöten zu befreien, verzichtete er 30. Sept. 1891 auf alle seine Staatsrechte und die serbische Staatsbürgerschaft gegen die Zahlung hoher Geldsummen (3 Mill.) und versprach auch, nicht nach Serbien zurückzukehren. 1888 hatte er sich von seiner Gemahlin scheiden lassen, versöhnte sich aber im März 1893 wieder mit ihr, worauf die Scheidung 1894 aufgehoben wurde (s. Natalie). Als auch sein Sohn Alexander I., seit 13. April 1893 majorenn, mit den Radikalen nicht fertig werden konnte, kehrte M. 1894 nach Serbien zurück, wo er in alle Rechte als Mitglied des Königshauses wieder eingesetzt wurde, aber beim Volke kein Vertrauen genoß und sich durch seine Ränke bald wieder unmöglich machte (s. Serbien). Er kehrte 1895 nach Paris zurück.

Milanési, Gaetano, ital. Kunstschriftsteller, geb. 9. Sept. 1813 in Siena, gest. im März 1895 in Florenz, studierte auf der Universität zu Siena Rechtswissenschaft, wurde später städtischer Bibliothekar und ging 1856 nach Florenz, wo er in der Folge am königlichen Staatsarchiv angestellt wurde. M. hat sich durch Veröffentlichung von zahlreichen Dokumenten aus den Archiven von Siena und Florenz große Verdienste um die Kunstforschung erworben und die Lebensumstände vieler italienischer Meister ermittelt. Seine hauptsächlichsten Veröffentlichungen sind: »Documenti per la storia dell' arte senese« (Siena 1854—56, 3 Bde.); »Scritti varii sull' arte toscana« (das. 1873); »Lettere di Michelangelo Buonarroti etc.« (Flor. 1875); »Les correspondants de Michel-Ange«, Bd. 1: »Sebastiano del Piombo« (Par. 1890). Ferner gab er heraus: Varchis »Storia fiorentina« (Flor. 1858); Boccaccios »Commento alla Commedia di Dante« (das. 1863, 2 Bde.) und mit seinem Bruder Carlo M. Cenninis »Trattato della pittura«. Nachdem er schon an der Lemonnierschen Ausgabe des Vasari einen wesentlichen Anteil gehabt, veranstaltete er

1878—82 allein eine neue Vasari-Ausgabe (Flor., 8 Bde.), welche er mit ausführlichen Kommentaren und zahlreichen neuen Dokumenten ausstattete.

Milāno, ital. Name für Mailand.

Milá y Fontanals, Don Manuel, span. Litterarhistoriker, geb. 4. Mai 1818 in Villafranca del Panades, gest. 16. Juli 1884 in Barcelona, studierte Jura in Cervara und Barcelona, widmete sich aber nach Vollendung seiner Studien der Litteratur. Seit 1845 war er Professor der Poesie und Beredsamkeit an der Universität Barcelona. Von seinen zahlreichen größern gelehrten Veröffentlichungen über katalanische Sprache und Litteratur sind besonders hervorzuheben: »Romancerillo Catalan. Observaciones sobre la poesia popular«, eine Sammlung katalonischer Romanzen, Lieder und Märchen (1843; neue Ausg., Madr. 1882); »De los trovadores en España« (Barcelona 1861); »De la poesía heroïco-popular castellana« (das. 1874); »Principios de literatura general, etc.« (das. 1874, neueste Ausg. 1888). Eine gute kritische Ausgabe seiner gesamten Werke gibt M. Menendez y Pelayo heraus (Bd. 1—6, Madr. 1888—95).

Milazzo, Stadt in der ital. Provinz Messina (Sizilien), auf dem sandigen Isthmus der granitischen Halbinsel, welche nördlich im Kap M. (mit Leuchtturm) ausläuft, an der Eisenbahnlinie Messina-Termini, hat ein hoch gelegenes Kastell (jetzt Gefängnis), eine Kirche aus dem 16. Jahrh., eine technische Schule, Bibliothek (10,000 Bände), einen Hafen, in welchem 1894: 819 Schiffe von 158,381 Ton. einliefen, bedeutenden Thunfischfang, Dampfmühlen, Ausfuhr von Südfrüchten, Öl und Wein, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls und hat (1881) 7971 (als Gemeinde 13,565) Einw. — M. ist das alte Mylä, in dessen Nähe die Römer unter dem Konsul Duilius 260 v. Chr. den ersten Seesieg (über die Karthager) gewannen. Am 20. Juli 1860 erfocht hier Garibaldi einen entscheidenden Sieg über die Neapolitaner.

Milben (Acarina), Ordnung der Spinnentiere (s. d.), kleine Tiere mit gedrungenem Körper, an dem nur selten noch die Grenze zwischen Vorder- und Hinterleib angedeutet ist (s. Tafel »Spinnentiere«). Die vier Beinpaare enden meist mit zwei Klauen, sind aber häufig auch noch mit Haftnäpfen versehen; die Mundteile sind bei vielen M. zum Beißen, bei andern zum Stechen und Saugen eingerichtet. Die Augen sind klein oder fehlen. Der innere Bau ist sehr einfach. Herz und Blutgefäße fehlen stets, Tracheen häufig, und dann wird durch die Haut hindurch geatmet. Der Darmkanal ist meist mit Blindsäcken versehen, die als Leber gedeutet werden. Nieren scheinen ebenfalls nicht immer vorhanden zu sein. Die Geschlechter sind bei den M. stets getrennt. Bei der Begattung halten sich viele Milbenarten mit Haftnäpfen, die in der Nähe der Geschlechtsöffnungen liegen, aneinander fest. Die Eier werden einzeln abgelegt (nur selten findet ein Lebendiggebären statt); die aus ihnen ausschlüpfenden Jungen haben nur drei (höchst selten sogar nur zwei) Beinpaare und machen mehrere Häutungen durch, bei welchen die fehlenden Beine und die äußern Geschlechtsteile zum Vorschein kommen. Lebensweise und Nahrung der M. sind sehr verschieden; die meisten leben parasitisch an Pflanzen und Tieren und ernähren sich von deren Säften, andre streifen im Wasser oder auf dem Lande frei umher und leben von kleinern Tieren oder als Schmarotzer. Oft wechseln parasitische und selbständige Ernährungsweise im Leben derselben Milbe, indem jene dem Larvenzustand, diese dem ausgebildeten Tier eigentümlich ist, und umgekehrt.

Man teilt die sehr zahlreichen Arten der M. in zehn oder mehr Familien ein, von denen folgende wichtig sind: 1) Laufmilben (Trombididae), mit weichem Körper von lebhaften Farben; atmen durch Tracheen und leben frei an Pflanzen oder auf dem Boden. 2) Gallenmilben (Phytoptidae), erzeugen an Blättern durch Einstich Gallen. 3) Wassermilben (Hydrachnidae), atmen gewöhnlich durch Tracheen und leben meist im Süßwasser, selten im Meer. 4) Zecken (Ixodidae), meist größere M. mit harter Haut, atmen durch Tracheen und leben von Wirbeltierblut (s. Zecken). 5) Gamasiden (Gamasidae), atmen durch Tracheen und schmarotzen auf Insekten und Warmblütern. 6) Käsemilben (Tyroglyphidae), ohne Tracheen, leben auf und von Käse, Kartoffeln etc. 7) Krätzmilben (Sarcoptidae), gleich der vorigen und folgenden Familie tracheenlos, leben auf oder in der Haut von Warmblütern. 8) Haarbalgmilben (Demodicidae), leben in den Talgdrüsen von Warmblütern.

Die Haarbalgmilben (Demodicidae *Sim.*, Dermatophili *Leach*) sind langgestreckt, wurmähnlich, mit quer geringeltem Hinterleib, einem Saugrüssel mit Stilett, zwei Augenpunkten, mit vier Krallen bewaffneten Stummelbeinen und leben in den Talgdrüsen und Haarbälgen des Menschen und der Tiere. Demodex folliculorum *Sim.* (s. Tafel »Spinnentiere«) lebt zu je 2—4 in den Mitessern der Haut des Menschen, besonders im Gesicht, und veranlaßt unter Umständen Akne und Hautpusteln. Hund, Schwein, Katze, Schaf und Rind beherbergen ebenfalls Haarbalgmilben, die beim Hund schwere Erkrankungen der Haut verursachen, welche auch das Allgemeinbefinden beeinflussen. Die Hundemilbe geht auf den Menschen über und erzeugt einen stark juckenden, pustulösen Hautausschlag. Die Heilung durch Benzin-, Karbolsalbe, Ätzkalilauge gelingt nur in leichtern Fällen. — Die Krätzmilben (Lausmilben, Sarcoptidae *Leach*) sind mikroskopisch klein, weichhäutig, sehr gedrungen gebaut, oft stark borstenhaarig, ohne Augen und Tracheen, mit verkümmerten oder kurzen, weniggliederigen Beinen, deren Endziel eine gestielte Haftscheibe oder lange Borste trägt; die Mundteile bestehen aus einem Saugkegel mit scheren- oder nadelförmigen Kieferfühlern und seitlich anliegenden Kiefertastern. Sie leben auf oder in der Haut warmblütiger Wirbeltiere und erzeugen die Krätze oder Räude. Die Gattung Sarcoptes *Latr.* umfaßt Tiere mit dickem Hautpanzer, konischen Rückenpapillen, Dornen und Haaren, breitem, kurzem Rüssel, fünfgliederigen Beinen, von denen die beiden vordern überall, das letztere nur beim Männchen gestielte Haftscheiben besitzt, die beiden hintern beim Weibchen in eine lange Borste auslaufen. Die Männchen leben mehr oberflächlich auf der Haut; die Weibchen aber graben Gänge in die Oberhaut, an deren Enden sie sich aufhalten und ihre Eier ablegen. Alle Arten, die auf Tieren vorkommen, können auf Menschen übergehen und bei diesen Krätze erzeugen. S. scabiei *Latr.* (Acarus scabiei *Fab.*, Krätzmilbe des Menschen, s. Tafel »Spinnentiere«), das Weibchen 0,5 mm, das Männchen 0,23 mm lang, mit länglichrundem Körper, lebt auch auf dem Pferde, dem neapolitanischen Schaf, auf Affen, Löwen, Lamas und wahrscheinlich auch auf der Ziege. Die Tiere bohren Gänge in die Oberhaut, die sie mit Eiern und Kotballen besetzen; am

Ende des 1 cm langen Ganges sitzt das Weibchen, welches nach dem Ablegen von etwa 50 Eiern stirbt. Die Jungen schlüpfen nach 4—8 Tagen aus und bohren, nachdem sie in 14—17 Tagen drei Häutungen durchgemacht haben, einige Gänge. Die Männchen sterben bald nach der Begattung. S. minor *Fürst.*, Weibchen 0,20 mm lang, erzeugt die Räude der Katzen u. Kaninchen, geht auch auf den Menschen, besonders auf Kinder über. S. squamiferus *Fürst.*, ebenso groß, mit dreieckigen Schuppen auf dem Rücken, erzeugt die Räude des Hundes und Schweines, lebt auch auf Schaf und Ziege und gelegentlich auf dem Menschen. Die Hühnermilbe (S. mutans *Rob.*) lebt unter der Hornbedeckung der Hühnerbeine und erzeugt die sogen. Fußräude oder Elefantiasis der Hühner, woran die Tiere bisweilen zu Grunde gehen. Die Gattung Dermatodectes *Gerl.* umfaßt M. mit länglichrundem Körper, zwei hintern Fortsätzen, gestrecktem Mundkegel mit langer Schere der Kieferfühler, ziemlich langen Beinen, an denen das Endglied des dritten weiblichen Beinpaars zwei lange Borsten, das vierte nach der Begattung eine gestielte Haftscheibe trägt, welche das Männchen an sämtlichen Beinpaaren besitzt. Sie leben auf der Haut, graben keine Gänge, stechen aber bis zur Lederhaut und saugen; für den Menschen sind sie meist ohne Gefahr. D. communis *Zürn*, Weibchen 1 mm lang, auf Schaf, Rind und Pferd, erzeugt Räude. Die Gattung Symbiotes *Gerl.* (Dermatophagus *Fürst.*) hat blasig aufgetriebene, kurzgestielte Saugscheiben und viel dickere, kürzere Scherenkiefer; die hierher gehörigen M. leben auf den Haustieren, benagen deren Oberhaut und Haare und erzeugen auf dem Menschen höchstens einen ganz leichten, schnell vorübergehenden Hautausschlag. S. bovis *Zürn*, Weibchen 0,5 mm lang, lebt auf Rind und Pferd. Die Hühnerfußmilbe (Dermatorhyctes), der Sarcoptes-Milbe sehr ähnlich, verursacht die Fußkrätze (Kalkbeine) der Hühner, wobei die Füße unförmlich verdickt werden und wie mit Lehm und Kalk überzogen erscheinen. — Die Käsemilben (Tyroglyphidae *Leach*) sind langgestreckt, mit konischem, langem Rüssel, scherenförmigen Kieferfühlern und ziemlich langen, mit Klauen endenden Beinen. Hierher gehört die Käsemilbe (Tyroglyphus siro *Gerv.* und T. longior *Gerv.*, Acarus domesticus *de Geer*, s. Tafel »Spinnentiere«), 0,4 mm lang, gestreckt, zweiteilig, farblos, bewohnt alten, harten Käse, den sie in ein feines, aus ihren Exkrementen und Bälgen bestehendes Pulver verwandelt. Die Mehlmilbe (T. farinae *Deg.*) mit im vordern Teil nicht abgeschnürtem Körper, lebt in feuchtem, verdorbenem Mehl; Arten der Gattung Glycyphagus finden sich als weißer Beschlag auf getrockneten süßen Früchten und auf Kartoffeln, myriadenweise in kranken Kartoffeln. — Die Schmarotzer- oder Tiermilben (Gamasidae *Gerst.*), mit ungeteiltem Körper, scherenförmigen Kieferfühlern, freien Kiefertastern, gleichen, haarigen Beinen mit zwei Klauen und Haftscheibe, ohne Augen, leben auf der Körperoberfläche andrer Tiere, ohne sich festzusaugen. Die rotgelbe, 1,1 mm lange Käfermilbe (Gamasus coleoptratorum *L.*) lebt auf Käfern, besonders Mistkäfern und Totengräbern. Die 1,3 mm lange, gelbe Vogelmilbe (Hühnermilbe, Dermanyssus avium *Dug.*) schmarotzt auf Stubenvögeln, Hühnern und Tauben, geht auch auf den Menschen über u. erzeugt unerträglich juckende Beulen. — Über die Familie der Zecken (Holzböcke, Ixodidae) s. d. — Die Wassermilben (Hydrachnidae *Sund.*), kugelig oder langgestreckt, oft lebhaft gefärbt, ungeteilt, mit zwei oder vier Augen, klauen- oder säbelförmigen Kieferfühlern, kurzem ersten Kiefertasterpaar an der Spitze mit feinen Endhaken oder Borsten, langen, von vorn nach hinten an Länge zunehmenden Schwimmfüßen mit breiten Hüftgliedern, zwei Fußklauen, langen Schwimmborsten, atmen durch Tracheen und leben meist in süßem Wasser am Boden zwischen Pflanzen. Die Larven schmarotzen an Wasserinsekten oder Muscheltieren. — Mehrere Arten der Gattung Phytoptus erzeugen auf Pflanzen gallenartige Mißbildungen, die sich meist durch einen Filz von fleischigen Haaren auf ihrer Oberfläche auszeichnen. Namentlich verursacht P. vitis *Land.* Traubenmißwachs. Auf der Oberseite des Blattes entstehen eigentümliche Ausbuchtungen, die auf der Unterseite mit weißrötlichem Filz überzogen sind. Ähnliche Mißbildungen wurden früher für Pilzbildungen (Phyllerium, Erineum) gehalten. — Die Pflanzen- oder Laufmilben (Trombididae *Leach*), weichhäutig, lebhaft gefärbt, mit meist ungeteiltem Körper, klauen- oder stilettförmigen Kieferfühlern, kurzem, gedrungenem Kiefertasterpaar mit zwei scherenartig sich gegenüberstehenden Endgliedern, an denen das eine klauenförmig ist, langen, plumpen Lauffüßen, meist zwei Augen und Tracheenatmung, laufen auf der Erde und an Pflanzen; die sechsbeinigen Larven leben parasitisch von Pflanzensäften und vom Blut andrer Gliederfüßer. Die Samtmilbe (Erdmilbe, Kochenillemilbe, Trombidium holosericeum *L.*), 2,25 mm lang, fast viereckig, hinten schmäler, samtartig scharlachrot, lebt auf Moos etc. und nährt sich von Räupchen etc.; die Larven leben parasitisch an Weberknechten, Blattläusen etc. Die viel größere Färbermilbe (T. tinctorium *Fabr.*) dient in Guinea zum Rotfärben. Die Milbenspinne (Tetranychus telearius *L.*), 1 mm lang, orangegelb, fein behaart, seitlich rostgelb gefleckt, besitzt Spinndrüsen, lebt unter einem mit diesen gefertigten Gespinstüberzug auf der Unterseite von Blättern von deren Saft und überzieht auch die Zweige mit glitzerndem Gespinst (s. Milbensucht). Auf Gewächshauspflanzen wird eigentümliches Ergrauen und Mattwerden der Unterfläche der Blätter vielleicht durch andre Arten hervorgebracht. Die Herbstgrasmilbe (Leptus autumnalis *Ant.*), vielleicht die sechsbeinige Jugendform einer Tetranychusart, lebt als rotes Pünktchen an dürrem Gras, Getreidehalmen, Stachelbeerbüschen, bohrt sich gleich der Zecke in die Haut des Menschen und erzeugt heftiges Jucken und Fressen, wird aber durch Benzin oder Tabakslauge leicht beseitigt. Vgl. Pagenstecher, Beiträge zur Anatomie der M. (Leipz. 1860); Gerlach, Krätze und Räude (Berl. 1857); Fürstenberg, Die Krätzmilben der Menschen und Tiere (Leipz. 1861); Zürn, Über M., die Hautkrankheiten bei Haustieren hervorrufen (Wien 1877); Haller, Die M. als Parasiten der Wirbellosen (Halle 1880); Heller, Die Schmarotzer (Münch. 1880).

Milbenspinne, s. Milben.

Milbensucht (Akariasis), auf dem Laube von zahlreichen Holzgewächsen, wie Linden, Weiden, Rosen, sowie auf Krautpflanzen in Gärten, Gewächshäusern u. a., besonders in heißer Sommerzeit auftretende Krankheit, die sich durch massenhaftes Gelb- und Dürrwerden der Blätter, ähnlich wie bei der Blattdürre, bemerkbar macht und durch eine etwa 0,25 mm lange, gelbliche, auch rot oder bräunlich gefärbte Milbenspinne (Tetranychus telarius *L.*) ver-

ursacht wird. Auf der Unterseite der erkrankten Blätter bemerkt man eine weißliche, mehlartige Masse, die aus den Bälgen der gehäuteten Tiere und ihren Eiern besteht; dazwischen befinden sich unter feinen, über das Blatt hingesponnenen Fäden die Milben selbst, die durch ihr Saugen das Absterben der Blätter bewirken. Erfolgreiche Verhütungsmaßregeln sind noch nicht aufgefunden worden. Auf dem Hopfen ist die Krankheit als Kupferbrand beschrieben worden.

Milch, der Same der Fische.

Milch, eine in besondern Drüsen weiblicher Säugetiere und der Frau zum Zwecke der Ernährung ihrer neugebornen Jungen abgesonderte wässerige Lösung von Käsestoff, Eiweiß, Milchzucker und Salzen, in welcher Fett sehr fein (emulsionsartig) verteilt ist. Die M. ist das chemische Produkt der thätigen Drüsenzellen, welche das Material zur Milchbildung aus dem Blute beziehen. In den Drüsenepithelien tritt zuerst unter Schwellung eine feinkörnige Trübung auf, allmählich bilden sich winzige Fetttröpfchen, und die Zellen verwandeln sich in maulbeerförmige Klumpen von Fetttröpfchen (Colostrumkörperchen), die schließlich auseinander fallen und sich in der aus Blutbestandteilen gebildeten Lösung von Kaseïn, Milchzucker und Salzen verteilen. Diese Theorie der Milchbildung setzt eine ungemein große Intensität des Auflösungs- und Neubildungsprozesses von Drüsengewebe voraus; es läßt sich berechnen, daß die trockne Drüsensubstanz an einem Tage das 2,5fache ihres Gewichts an trocknen Milchbestandteilen zu bereiten vermag. Die trophischen Nerven, welche zur Brustdrüse führen und, um die Zeit der Pubertät reflektorisch von den Geschlechtsorganen aus erregt, die Brustdrüsen langsam ausbilden, bewirken unter dem Einfluß der Schwangerschaft ein allmählich stärker zunehmendes Wachstum, und schon zu dieser Zeit läßt sich eine dünnwässerige Flüssigkeit aus der Drüse herausdrücken, während eine stärkere Milchproduktion erst nach der Geburt eintritt. Bevor aber die normale M. abgesondert wird, erscheint in den ersten Tagen nach der Geburt das Colostrum, welches allmählich in M. übergeht. Die weitere Milchproduktion ist abhängig von dem durch das Saugen des Kindes an der Brustwarze ausgeübtem Reize. Fällt dieser Reiz fort, so erlischt die Milchbildung unter vorübergehender Milchstauung in wenigen Tagen. Die M. entfließt dem Euter unter dem durch das Maul des saugenden Jungen ausgeübten Druck, welcher den Widerstand von Schließmuskeln zu überwinden hat; beim Melken sucht man mit der Hand in möglichst ähnlicher Weise zu wirken, und es ist bekannt, daß sich durch zweckmäßige Handgriffe und sanfte Behandlung des Tieres die Ausbeute ganz erheblich steigern läßt. Da aber das Melken eine ebenso anstrengende wie wenig fördernde Arbeit ist, so hat man wiederholt versucht, die M. durch andre mechanische Mittel zu gewinnen. Allein die Melkröhrchen (Milchkatheter), dünne Röhren, welche in die Zitze eingeführt werden und so durch Aufhebung des in dem Schließmuskel gegebenen Widerstandes die abgesonderte M. frei abfließen machen, führen bei andauerndem Gebrauch zur Erschlaffung der Schließmuskeln der Zitzen (bei wunden Zitzen, geschwollenem Euter, kranken Tieren sind sie immerhin empfehlenswert), und die nach Art einer Pumpe wirkende Melkmaschine bedarf mindestens noch bedeutender Verbesserungen, um für die Praxis brauchbar zu werden.

Abnorme Milchabsonderung ist wiederholt bei jungfräulichen Tieren (Ziegen, Kühen, Hündinnen) und Mädchen beobachtet worden und scheint durch mechanische Reizung der Brustdrüsen hervorgerufen werden zu können. Frey hat eine Kuh beobachtet, welche nie gerindert, nie ein Kalb gehabt und viele Jahre hindurch ohne Unterbrechung täglich ca. 12 Lit. M. gab. Auch an männlichen Tieren u. Menschen ist abnorme Milchabsonderung (Hexenmilch) wiederholt beobachtet worden, und bei einem Hasen, Lepus Bairdii, im Felsengebirge Nordamerikas scheint das Männchen regelmäßig M. zu liefern.

[**Bestandteile.**] Die für das unbewaffnete Auge undurchsichtige, mattweiße, gelbliche oder bläuliche M. erscheint unter dem Mikroskop als farblose, durchsichtige Flüssigkeit, in welcher zahllose kleine Fetttröpfchen verteilt sind. Das spezifische Gewicht der M. wird durch die in Lösung befindlichen Milchbestandteile erhöht, durch die Fettkügelchen aber herabgedrückt; es schwankt zwischen 1,025 und 1,034, bei Kuhmilch von 15° in weitaus der größten Mehrzahl der Fälle zwischen 1,029 und 1,034. Die Temperatur der frisch aus dem Euter kommenden M. ist 35—37°, Gefrier- und Siedepunkt der M. weichen kaum von denen des reinen Wassers ab. Die Kuhmilch reagiert fast stets neutral (amphoter). Sie enthält 3,5—5,5 Proz. Käsestoff oder Kaseïn, welches durch die alkalischen Salze der M. in Lösung gehalten wird. Neben dem Kaseïn enthält die M. noch Eiweiß, welches beim Kochen gerinnt, während der Käsestoff gelöst bleibt. Letzterer bildet aber beim Erhitzen der M. an der Luft eine unlösliche Haut auf der M. und beim Sauerwerden der M. oder auf Zusatz von Säure scheidet er sich aus. Labferment greift die in der M. vorhandene Verbindung des Käsestoffs mit phosphorsaurem Kalk an, die größte Menge des Käsestoffs wird ausgeschieden, und nur ein kleiner Teil einer Calciumphosphatverbindung des Käsestoffs bleibt gelöst. Beim Erhitzen der von dem ausgeschiedenen Käsestoff getrennten Flüssigkeit unter Zusatz von sauren Molken wird noch ein käsestoffartiger Körper gefällt, der als Zieger bekannt ist. Der Fettgehalt der M. schwankt zwischen 2,8 und 4,5 Proz. Die Butterkügelchen haben einen Durchmesser von 0,01—0,0016 mm, wobei die kleinern stets in weitaus größerer Zahl vorhanden sind. Jedes Butterkügelchen ist durch Molekularattraktion mit einer Schicht von Kaseïnlösung umgeben, und hierdurch wird die dauernde Emulsionierung des Fettes bewirkt. Alle chemischen oder mechanischen Einwirkungen, welche diese Hülle der Butterkügelchen zerstören, bewirken das Zusammenfließen der letztern. Da die Fettkügelchen spezifisch leichter sind als die Lösung, in welcher sie schweben, so steigen sie, wenn die M. ruhig steht, allmählich in die Höhe und bilden eine fettreiche Schicht (Rahm, Sahne). Niemals aber sondert sich in dieser Weise das Fett vollständig ab, vielmehr bleibt die M. unter dem Rahm immer noch durch Butterkügelchen weißlich, an den Rändern bläulich durchscheinend. Zuletzt setzt die durch Sauerwerden der M. eintretende Gerinnung dem weitern Aufsteigen der Butterkügelchen ein Ziel. Das Fett der M. besteht aus Oleïn, Palmitin und Stearin, neben welchen sich auch Kapronin, Butyrin etc. in geringer Menge finden. Frauenmilch enthält doppelt soviel Oleïn als Palmitin und Stearin, Kuhmilch etwa ²/₅ Oleïn, ¹/₃ Palmitin und ¹/₆ Stearin. An Milchzucker enthält die Kuhmilch 3—5,5 Proz.; derselbe geht leicht in Milchsäure über, besonders wenn die M. bei einer der Blutwärme sich nähernden Temperatur an der Luft steht, und zwar unter Einwirkung eines Ferments, welches wahrschein-

lich schon im Euter vorhanden ist. Aufkochen und Abschluß der Luft, Zusatz von saurem kohlensaurem Natron, Borax oder Salicylsäure hemmen die Milchsäurebildung. Hat dieselbe einen gewissen Grad erreicht, so gerinnt die M. beim Erhitzen und, wenn sie noch weiter fortschreitet, auch schon bei gewöhnlicher Temperatur, indem sich der Käsestoff unlöslich in Form einer weichen Gallerte ausscheidet. Da derselbe hierbei auch die Butterkügelchen einschließt, so bleibt eine klare oder nur wenig opalisierende Lösung von Zucker, Salzen u. gewissen Proteïnkörpern, das *Milchserum* oder die *Molke*, zurück. Bleibt sauer gewordene M. bei 30—35° längere Zeit stehen, so zieht sich die Kaseïngallerte mehr und mehr zusammen und trennt sich von der Molke, in welcher nun unter Entwickelung von Kohlensäure und Wasserstoff Buttersäuregärung eintritt. Frische M. kann aber auch in alkoholische Gärung versetzt werden, wobei der Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Das Produkt ist der Kumys oder Kefir. Über den allgemein behaupteten Einfluß der Gewitterluft auf die Milchsäurebildung ist nichts Näheres bekannt; derselbe dürfte auf die abnormen Temperaturverhältnisse zurückzuführen sein, da normale M. im kühlen Milchkeller durch die Gewitterluft nicht leidet. Als fernere Milchbestandteile sind noch Zitronensäure (0,1 Proz.), Harnstoff nebst Spuren von Kreatin, Leucin, Tyrosin und kleinen Mengen von Farb- und Riechstoffen, die aus dem Futter stammen, zu erwähnen. Die *mineralischen* oder *Aschenbestandteile* der Kuhmilch betragen 0,7—0,8 Proz. und bestehen in 100 Teilen etwa aus 28,3 Phosphorsäure, 16,34 Chlor, 0,4 Schwefelsäure, 27 Kalk, 17,34 Kali, 10 Natron, 4 Magnesia, 0,62 Eisenoxyd. Endlich enthält die Kuhmilch etwa 6,5—8,5 Volumproz. Gase, welche zu 75—90 Proz. aus Kohlensäure, im übrigen aus weit überwiegendem Stickstoff und wenig Sauerstoff bestehen.

Die M. andrer Tiere und der Frau weicht in ihrer Zusammensetzung wesentlich nur quantitativ von der Kuhmilch ab, wenn auch eigentümliches Verhalten auf qualitative Unterschiede in der Beschaffenheit der Proteïnkörper hinzudeuten scheint. Die quantitative Zusammensetzung der M. zeigt folgende Tabelle:

	Kuhmilch			Frauenmilch	Ziegenmilch	Schafmilch	Stutenmilch	Eselsmilch
	von	bis	mittel					
Käsestoff	3,30	5,55	3,90	2,29	4,29	6,52	1,99	2,22
Butter .	2,80	4,50	3,50	3,78	4,78	6,86	1,21	1,64
Zucker .	3,00	5,50	4,60	6,21	4,46	4,91	5,69	5,99
Salze .	0,70	0,80	0,75	0,31	0,76	0,89	0,35	0,51
Wasser .	90,00	83,65	87,25	87,41	85,71	80,82	90,78	89,64

Frauenmilch hat ein spezifisches Gewicht von 1,018—1,045, reagiert stets alkalisch oder neutral und säuert weniger leicht als Kuhmilch; ihr Käsestoff scheidet sich durch Säuren schwieriger und weniger vollständig, auch feinflockig und in löslicherer Form aus. Frauenkasein wird vom Magensaft leicht und fast vollständig gelöst, während vom Kuhkaseïn ein Viertel ungelöst zurückbleibt; bei der Magenverdauung wird neben Albumose und Pepton unlösliches Nucleïn abgespalten. Das Fett, welches in Frauenmilch in kleinern Kügelchen vorhanden ist, ist flüssiger (reicher an Oleïn) als das Fett der Kuhmilch. Endlich enthält auch Frauenmilch weniger anorganische Salze. *Ziegenmilch* hat einen schwachen eigentümlichen Geruch und Geschmack, das spezifische Gewicht schwankt zwischen 1,027 und 1,038. *Schafmilch*, vom spez. Gew. 1,035 bis 1,041, liefert eine sehr weiche, wenig haltbare Butter. Die M. der Einhufer ist durch hohen Milchzuckergehalt sehr süß und geht leicht in weinige Gärung über. Das Kaseïn der *Stutenmilch* nähert sich in seinen Eigenschaften dem der Frauenmilch. *Eselsmilch* ist der Frauenmilch am ähnlichsten.

Die Milchdrüsen sondern einige Tage vor und in den ersten Tagen nach der Geburt das *Colostrum* (*Biestmilch*) ab, eine schleimig-klebrige, salzige, meist sauer reagierende Flüssigkeit, in welcher rundliche, mit sehr feiner Membran umgebene Körperchen, deren Inhalt (besonders Fetttröpfchen) sie als im Zerfall befindliche Drüsenzellen kennzeichnet, verteilt sind. Das Colostrum der Kuh ist gelblich, riecht eigentümlich und enthält 14—38 Proz. Trockensubstanz und in dieser so viel Eiweiß, daß es beim Erhitzen gerinnt. Es wird von Tag zu Tag der normalen M. ähnlicher, doch ist ratsam, die M. neumelkender Kühe erst vom 8. oder 14. Tag an zu benutzen, weil eine geringe Menge Colostrum, der zu verarbeitenden M. beigemischt, das Verbuttern des Rahms erschwert und bei der Käsebereitung den Gerinnungs- und Reifungsprozeß der Käse nachteilig beeinflußt.

[Menge, Perioden etc.] Die *Quantität* und *Qualität* der abgesonderten Kuhmilch hängt in erster Linie ab von der Individualität des Tieres, wird also mittelbar auch zugleich durch die Rasse bedingt. Bei guter Haltung und Pflege geben z. B. Holländer Kühe im Durchschnitt jährlich 3000 Lit., Oldenburger 2800, Schwyzer 2600, Allgäuer 2500, Mürzthaler 1900, graue Ungarn 800 L. etc. Dabei ist die M. der Schwyzer, Allgäuer, Simmenthaler, Shorthornkühe durchschnittlich reicher an Butter und Käse als die M. der Holländer und Oldenburger. Im allgemeinen ist bei sehr reichlicher Milchabsonderung die M. stets relativ ärmer an Trockensubstanz. An einzelnen Individuen findet sich bisweilen infolge einer Überbildung der Milchdrüsen eine abnorm große Milchabsonderung, die auf mehr als 8400 L. im Jahre steigen kann. Im großen Durchschnitt liefert eine gute Milchkuh während eines Jahres etwa das Vier- bis Fünffache ihres Lebendgewichts an M., und als mittlern befriedigenden Jahresertrag einer Kuh kann man 2350 L. annehmen. Die Frau liefert um den zweiten Tag etwa 100 g M., dann steigt die Menge der M. bis zum 12. Tage auf etwa 700 g, im dritten Monat auf 850 und beträgt im vierten bis neunten Monat 950 g. Mit dem Alter nimmt der Gehalt der Frauenmilch an festen Stoffen ab; aber nur der Käse- und Fettgehalt sinkt, während der Zuckergehalt steigt. Die Milcherträge von Ziegen scheinen in hohem Grade von Individualität, Rasse und Haltung abhängig zu sein; man findet Angaben von 96—800 L. im Jahre, und man kann annehmen, daß die Ziege im Durchschnitt das Zehnfache ihres Lebendgewichts an M. zu liefern vermag. Schafe liefern dagegen nur 25—140, holländische Milchschafe bis 500 L. im Jahre und im Durchschnitt das Anderthalbfache ihres Lebendgewichts.

Die Größe des Milchertrags ist wesentlich abhängig von der Entwickelung, der Größe der Milchdrüse, und daher nimmt im allgemeinen der Milchertrag nach der Geburt allmählich ab. Die Nahrung übt erst in zweiter Linie einen Einfluß auf die Milchabsonderung aus. Sie muß Ersatz schaffen für die zerfallenden Drüsenzellen, und da diese im wesentlichen aus Eiweiß sich bilden, so wirkt hauptsächlich Eiweißzufuhr günstig auf den Milchertrag und auf den Gehalt der M. namentlich an Fett (weniger auf den Gehalt an

Kaseïn). Zusatz von Fett zur Nahrung scheint den Fettgehalt der M. eher zu verringern, wenn nicht gleichzeitig genügend Eiweiß in der Nahrung vorhanden ist. Nur wenn durch die Nahrungszufuhr ein kräftiger Ernährungszustand herbeigeführt ist, befördert weiterer Fettzusatz den Fettgehalt der M. Ein besonderer Einfluß der Kohlehydrate in der Nahrung ist nicht nachweisbar, zumal bei reichlichem Gehalt an Kohlehydraten gewöhnlich verhältnismäßig wenig Eiweißstoffe vorhanden sind. Mäßige Muskelarbeit erniedrigt den Milchertrag wenig und begünstigt häufig den Gehalt der M. an festen Stoffen. Durch ihren günstigen Einfluß auf das Allgemeinbefinden kann sogar mäßige Muskelarbeit die Milchabsonderung befördern, starke Muskelarbeit wirkt dagegen ungünstig. Zweifellos hat das Nervensystem Einfluß auf die Milchabsonderung. Gemütserregungen wirken namentlich auch auf die qualitative Zusammensetzung der Frauenmilch ein, Aufregungen der Milchkühe, wie durch Entziehung des Kalbes, Unterbringung in einem fremden Stalle ꝛc., vermindern, Streichen und Klopfen des Euters ꝛc. befördern die Milchabsonderung.

Die Zeit, während welcher die Milchdrüsen fortdauernd M. liefern, die **Laktationsdauer** oder **Laktationsperiode**, währt bei der Kuh etwa 300, bei der Ziege 125, beim Schaf 120 Tage. Die Kuh steht sodann etwa 6 Wochen trocken, doch geben einzelne vorzügliche Milchkühe bis zum bevorstehenden Kalben M. und müssen fortgemolken werden. Da die Milchsekretion von der Entwickelung der Milchdrüse abhängig ist und diese kurz nach dem Ende der Schwangerschaft ihren Höhepunkt erreicht, um dann ganz allmählich zurückzugehen, so geben auch die Kühe im ersten Monat nach dem Kalben am meisten M., dann vermindert sich die tägliche Milchmenge etwa im Verhältnis von 8:5, bleibt ca. 2½ Monate konstant, sinkt im Verhältnis von 5 : 2, bleibt wieder mehrere Monate konstant und nimmt schließlich allmählich weiter ab. Bei manchen Kühen lassen sich indes derartige Perioden nicht unterscheiden. Die M. erfährt im Verlauf der Laktationsperiode aber auch qualitative Veränderungen, die einzelnen Bestandteile erreichen zu verschiedenen Zeiten ein Maximum, um dann wieder abzunehmen, bis endlich die Milchabsonderung erlischt. Bei der Frau nimmt der Kaseïn- und Fettgehalt bis zum zweiten Monat nach der Geburt zu, dagegen der Zucker schon im ersten Monat ab. Im 5.—7. Monat nimmt auch das Fett ab, das Kaseïn erst vom 9. oder 10. Monat; die Salze nehmen in den ersten fünf Monaten zu, in den folgenden progressiv ab. Von der ersten Laktationsperiode einer Kuh steigert sich die jährliche Milchmenge von Jahr zu Jahr bis zu einer gewissen Grenze, um von da ab mit zunehmendem Alter allmählich wieder zurückzugehen; etwa nach dem sechsten Kalben liefert die Kuh den höchsten Jahresertrag, und wenn es vielleicht vorteilhaft ist, im allgemeinen Kühe nur bis zu einem Alter von 8 oder 9 Jahren zur Milchnutzung zu verwenden, so spielen hierbei doch Individualität, Rasse, Haltung u. Fütterung eine große Rolle, und Algäuer Kühe bleiben z. B. bis zum Alter von 16 Jahren oft sehr milchreich (vgl. Rind und Rindviehzucht). Die Hohlräume des Euters fassen etwa 3 Lit. M.; da aber thatsächlich eine gute Kuh während der ersten Hälfte der Laktationsperiode bei einmaligem Melken weit mehr als 3 L. M. liefert, so muß ein Teil der erhaltenen M. erst während des Melkens von den Drüsen abgesondert werden, die also unter dem Einfluß des Reizes eine sehr hochgradige Thätigkeit entwickeln. Im Verlauf des einmaligen Melkens ändert sich die Beschaffenheit der M., und namentlich steigt beständig der prozentische Fettgehalt, so daß es von größter Wichtigkeit ist, die Kühe vollständig auszumelken. Dreimaliges Melken liefert mehr und bessere M. als zweimaliges; der Gewinn an M. beträgt 4—8 Proz., steigt auch auf 22 Proz. und bleibt anderseits bisweilen ganz aus. Bei nur zweimaligem täglichen Melken in Zwischenräumen von 12 Stunden zeigt sich kein Unterschied der M. in Bezug auf die Tageszeit, wohl aber bei dreimaligem Melken, wenn die Zwischenzeiten ungleich lang und in denselben die Haltung, der Zustand der Tiere und die äußern Einflüsse verschieden sind. Je näher zwei aufeinander folgende Melkzeiten beisammenliegen, um so gehaltreicher ist die M.

[Behandlung.] Die gemolkene M. enthält stets Staub (Mist- und Futterteilchen), welcher zum Teil beseitigt wird, wenn man sie durch ein Sieb gießt; eine vollständigere Abscheidung liefert die Zentrifuge, auf welcher sich die Verunreinigungen als Zentrifugalschlamm sammeln. Die frisch gemolkene M. soll möglichst bald dem Einfluß der Stallluft entzogen und abgekühlt werden. Sehr wesentlich trägt zu ihrer Haltbarkeit eine gründliche **Durchlüftung** bei, und man erreicht diese, wenn man das Sieb recht hoch aufstellt, so daß die M. in feinen Strahlen herabfällt, oder wenn man mittels eines Blasebalgs und Brausekopfes Luft durch die M. pumpt. Zur schnellen **Abkühlung** benutzt man Eisbüchsen oder Eiskasten, welche man in die M. einsenkt, Röhrenapparate, in denen die M. durch stark abgekühlte Röhren, oder andre Apparate, in welchen sie über gekühlte Flächen fließt. Alsbald nach dem Ausmelken beginnen in der M., und zwar um so schneller, je mehr sich ihre Temperatur der Blutwärme nähert, Veränderungen, und namentlich bildet sich Milchsäure. Dadurch gerät die M. zunächst in einen Zustand, in welchem sie beim Aufkochen gerinnt; nach einiger Zeit aber gerinnt sie auch bei gewöhnlicher Temperatur. Reinlich gemolkene und behandelte M. gerinnt bei 39° nach 19, bei 15° nach 88, bei 10° nach 100 Stunden. Bei unreinlicher oder unzweckmäßiger Behandlung der M., bei Krankheiten der Kühe, bei Aufnahme gewisser Futtermittel und besonderer Bestandteile der letztern treten an der M. zuweilen außergewöhnliche Eigenschaften und Erscheinungen, die sogen. **Milchfehler** (s. d.), auf. Schädliche Eigenschaften kann die M. erlangen durch die Aufnahme von Metallverbindungen nach innerer oder äußerlicher arzneilicher Applikation derselben bei den Kühen, durch das Weiden der Kühe in der Nähe von Bleiweißfabriken oder von metallurgischen und industriellen Etablissements mit schädlichen Abgängen, ferner durch Aufnahme von Pflanzengiften, nach Anwendung gewisser Arzneimittel, oder nachdem die Tiere giftige Pflanzen verzehrten. Viel wichtiger ist das Vorkommen pathogener Bakterien in der M. Tuberkulose (Perlsucht), Syphilis, Milzbrand, Maul- und Klauenseuche, Lungenseuche, Ruhr, Tollwut, Septichämie, Rauschbrand sollen durch die M. direkt übertragbar sein. Für die Tuberkulose ist diese Thatsache durch viele Beweise erhärtet. Das Bakterium der Perlsucht ist identisch mit dem der Tuberkulose, und es wurde nachgewiesen, daß M. perlsüchtiger Kühe bei Versuchstieren Tuberkulose erzeugt. Auch für Milzbrand und Syphilis wurde die direkte Übertragbarkeit nachgewiesen. Außerdem hat sich die M. als sehr gefährlicher Infektionsträger für Krankheiten,

wie Scharlach, Diphtherie, Pneumonie, Typhus, Cholera ꝛc., gezeigt. Die Bakterien der beiden letztern Krankheiten gelangen wahrscheinlich durch Verdünnen mit verunreinigtem Wasser in die M. Bisweilen enthält M. durch Zersetzung ihrer Proteïnkörper Toxine, welche Anlaß zu Vergiftungserscheinungen geben können. Relativ geringe Mengen dieser Substanzen können besonders in dem sehr leicht reizbaren Darme junger Kinder wirken und Veranlassung zu manchen Sommerdiarrhöen geben. Vor allem scheinen einige bei höherer Temperatur verlaufende Milch- oder Buttersäuregärungen in dieser Hinsicht bedenklich zu sein. Die Verunreinigungen der M. mit Bakterien mahnen dringend genug vor dem Genuß unaufgekochter M. Die pathogenen Bakterien werden durch anhaltendes Kochen getötet, und auch der größte Teil der Gärungserreger wird vernichtet.

Den größten Einfluß auf die Erhaltung der M. übt die Reinlichkeit, und in dieser Hinsicht ist die Anwendung der üblichen Holzgefäße beim Transport stets bedenklich. Auch die Lokalitäten, in welchen die M. aufbewahrt wird (Milchkeller, Milchkammer), bedürfen einer Einrichtung, daß sie leicht und gründlich zu reinigen sind. Sie müssen staubfrei und so gelegen sein, daß sie möglichst wenig Temperaturschwankungen ausgesetzt sind. An den Wänden darf sich kein Schimmel zeigen, es ist für gute Lüftung und zugleich dafür zu sorgen, daß keine Tiere in den Raum eindringen können.

Die Kuhmilch unterliegt häufig der Verfälschung, die sich aber fast ausschließlich auf Zusatz von Wasser beschränkt und mit Hilfe von Aräometern (Milchmesser, Milchwage, Galaktometer, Laktometer, Laktodensimeter) ermittelt wird, da das spezifische Gewicht der Marktmilch, welche stets ein Gemisch aus ganzen Stallungen darstellt, nur zwischen 1,029 und 1,033 schwankt. Durch Abrahmung wird die M. schwerer, und durch Zusatz von Wasser erhält sie dann wieder das spezifische Gewicht der unabgerahmten M. Allein das geübte Auge erkennt derartige abgerahmte verdünnte M. bei Betrachtung eines Tropfens auf dem Nagel oder der am Aräometer herabrinnenden M. Man hat auch Rahmmesser (Kremometer, Galaktometer) empfohlen, meist cylindrische Gefäße, in denen man die M. zum Ausrahmen aufstellt, um nach 12—24 Stunden die Rahmmenge nach Volumprozenten bestimmen zu können, ferner einen Apparat (Laktokrit), in welchem das Fett nach dem Erhitzen der M. mit Milchsäure durch Zentrifugalkraft abgeschieden wird, ferner auch optische Methoden, indem man so lange M. zu Wasser fließen läßt, bis man durch das in ein von parallelen Glaswänden begrenztes Gefäß eingegossene Gemenge eine Kerzenflamme nicht mehr erkennen kann, oder indem man die Dicke der Schicht reiner M. ermittelt, für welche die Flamme eben unsichtbar wird (Laktoskope, Galaktoskope). Auch schüttelt man eine abgemessene Menge M. mit einer abgemessenen Menge Äther, setzt eine bestimmte Menge Alkohol zu, erwärmt, kühlt und ermittelt aus der Höhe der Ätherschicht den Fettgehalt (Butyrometer, Laktobutyrometer). Alle derartigen Untersuchungsmethoden sind wenig zuverlässig, die sicherste Auskunft gibt die chemische Analyse, welche in der ihr neuerdings gegebenen Form sehr schnell ausführbar ist.

Die Muttermilch ist die normale Nahrung des Säuglings, der bei dieser am besten gedeiht (vorausgesetzt, daß die Mutter gesund ist). Der beste Ersatz der Muttermilch ist Ammenmilch (s. Amme), viel ungünstiger ist Tiermilch, welche auch schlechter verdaut und ausgenutzt wird als Muttermilch. Von der Trockensubstanz der Frauenmilch resorbieren Säuglinge 97, von der der Kuhmilch 92 Proz. Beim Übertritt des Säuglings in das Kindesalter (Durchbruch der Schneidezähne) hört die M. auf, die normale Nahrung zu sein; ein Erwachsener braucht, um sich auf seinem Eiweißbestande zu erhalten, täglich mehr als 3 Lit. M. Immer aber bleibt die M., wenn der Magen sie überhaupt verträgt, ein vortreffliches Mittel, um, namentlich bei gewissen Krankheiten, die Kräfte schnell zu heben, den Ernährungszustand zu bessern. Gegorne Stutenmilch (Kumys) dient ebenfalls als Heilmittel (vgl. Milchkur). Außer zur Bereitung von Butter und Käse (und Milchzucker aus der Molke) dient M. zum Entfärben und Klären einiger Flüssigkeiten, zum Anstreichen der Wände ꝛc.

Zur Konservierung der M. sollten Chemikalien nicht angewendet werden. Große Haltbarkeit erreicht man durch Verdampfen der M. unter Zusatz von etwa 12 Proz. Zucker im Vakuum bei 50—60°; das so gewonnene Milchextrakt (kondensierte M.) ist ein gelblichweißes Präparat von starker Honigkonsistenz, welches mit 4,5—5 Teilen Wasser sofort eine Flüssigkeit gibt, die sich von frischer M. nur durch den süßern Geschmack unterscheidet. Derartiges Milchextrakt wurde nach der Angabe von Horsford (1849) zuerst in den 50er Jahren in Amerika, seit 1866 auch in Cham und bald darauf in Deutschland, England, Norwegen, Italien ꝛc. dargestellt. Die Zusammensetzung der Präparate schwankt bedeutend. Man fand 12,43—35,66 Wasser, 7,54—18,78 Fett, 7,79—20,14 Proteïnkörper, 41,25—53,89 Zucker, 1,56—3,37 Mineralstoffe. Soxhlet verdampft ganz frische, auf der Zentrifuge gereinigte M. im Vakuum auf einen Trockensubstanzgehalt von genau 37 Proz. und füllt sie in Blechbüchsen, die verlötet und unter Dampfdruck völlig sterilisiert werden. Eine Büchse enthält 330 g kondensierte M., welche mit Wasser 1 Lit. normale M. liefert. Die Konserve ist jahrelang haltbar, ohne sich im Geschmack, Farbe oder durch Rahmbildung zu verändern. Sie eignet sich besser als die zuckerhaltige zur Ernährung der Säuglinge, auf welche der große Zuckergehalt ungünstig wirkt. Neuere Bestrebungen richteten sich auf die Konservierung der M. ohne Verdampfung. Becker erhitzte M. unter Luftabschluß auf 60—75° (Pasteurisieren) u. kühlte sie dann schnell wieder auf 12—15° ab. Sie erwies sich dann bedeutend haltbarer und gab mit Säuren nicht mehr ein klumpiges, sondern ein feinflockiges, breiartiges Gerinnsel, welches vielleicht besser ausgenutzt wird, weil es den Verdauungssäften sehr viel mehr Angriffspunkte darbietet. Scherff erhitzte M. in fest verschlossenen Flaschen auf 120°, hielt die Korke während des Abkühlens mit Flanell bedeckt, welcher mit Paraffin getränkt wurde, und bedeckte sie dann mit einer Paraffinschicht. Diese völlig sterilisierte M. ist etwas bräunlich und bildet beim Stehen eine kompakte Rahmschicht, die sich kaum wieder verteilt; auch wird sie nach Jahresfrist unter beginnender Ausscheidung von Proteïnkörpern etwas bitterlich. Sehr große Verbreitung hat das Sterilisierungsverfahren von Soxhlet gefunden. Die zu behandelnde M. füllt man in Flaschen, die etwa 150 g fassen, bis etwa 1,5 cm unterhalb des Halses und verschließt die Flaschen mit einem durchlochten Gummipfropfen. Dann stellt man sie in einen flaschenkorbartigen Einsatz und mit diesem in

einen Kochtopf, der so viel Wasser enthält, daß die Flaschen bis an den Hals in demselben stehen. Nachdem das Wasser 5 Minuten gekocht hat, verschließt man die Öffnungen in den Gummipfropfen durch Einstecken von Glasstäbchen, die vorher in heißem Wasser gereinigt sind, und kocht noch 30—35 Minuten. Dann läßt man erkalten und bewahrt die Flaschen an einem kühlen Orte auf. Bei Verabreichung der M. an ein Kind erwärmt man sie bis zur Trinkwärme und vertauscht den Gummipfropfen mit dem sorgfältig gereinigten Saugpfropfen. Verschlossen gebliebene Flaschen können ohne Bedenken am zweiten Tage gegeben werden. Allergrößte Sauberkeit der Flaschen, Saughütchen und des Apparats ist zur Erzielung eines sichern Erfolges unbedingt geboten. Zur Massensterilisierung verkäuflicher M. in großen Städten erwärmen Neuhauß-Gronwald-Öhlmann die M. auf 85—90° und dann erst in dem eigentlichen Sterilisierungsapparat durch Dampf auf 102°. Der Dampf sterilisiert nicht allein die Luft im Apparat, sondern verhindert auch infolge seines Druckes das Aufsteigen und Überkochen der M. Zum Verschluß, der im Apparat selbst ausgeführt wird, benutzt man Korke oder den Fritznerschen Patentbügelverschluß. Einen sehr zweckmäßigen Apparat zum Sterilisieren großer Mengen M. hat auch Flaack in Braunschweig konstruiert. Die sterilisierte M. unterscheidet sich in Geschmack und Farbe von frischer M. durchaus nicht, säuert viel weniger leicht als gewöhnliche und ist, solange der Flaschenverschluß luftdicht bleibt, für relativ lange Zeit unveränderlich. Über Milchwirtschaft s. d.

Vgl. Martiny, Die M., ihr Wesen und ihre Verwertung (Danz. 1871—72, 2 Bde.); Fleischmann, Das Molkereiwesen (Braunschw. 1876—79); Petersen, Boysen und Fleischmann, Studien über das Molkereiwesen. Reiseskizzen aus Dänemark, Schweden und Finnland (Danz. 1875); Petersen, Anleitung zum Betrieb der Milchwirtschaft (2. Aufl., Brem. 1878); Freytag, Fleischer u. a., Die Kuhmilch, ihre Erzeugung und Verwertung (3. Aufl., Bonn 1881); Schäfer, Lehrbuch der Milchwirtschaft (2. Aufl., Stuttg. 1883); Kirchner, Handbuch der Milchwirtschaft (3. Aufl., Berl. 1891); Fleischmann, Lehrbuch der Milchwirtschaft (Brem. 1893); Hucho, Nutzbringende Milchwirtschaft (Berl. 1895); Pfeiffer, Analyse der M. (Wiesb. 1886); Müller, Anleitung zur Prüfung der Kuhmilch (5. Aufl., Bern 1883); Schrodt, Anleitung zur Prüfung der M. im Molkereibetrieb (Brem. 1891); Scholl, Die M., ihre Zersetzungen und Verfälschungen (Wiesb. 1891); Weigmann, Die Methoden der Milchkonservierung (Brem. 1893); Soxhlet, Über Kindermilch und Säuglingsernährung (Münch. 1886); Derselbe, Ein verbessertes Verfahren der Milchsterilisierung (das. 1891); Martiny, Wörterbuch der Milchwirtschaft (Brem. 1891); Anderegg, Allgemeine Geschichte der Milchwirtschaft (Zürich 1894); Helm, Buchführung, Betriebsrevision und Verwaltung der Genossenschaftsmolkereien (Prenzlau 1890); »Milchzeitung« (Brem., seit 1872; hrsg. von Petersen); »Molkerei-Zeitungen« in Hildesheim, Stuttgart, Berlin, Wien; »Molkerei-Adreßbuch« (6. Aufl., Brem. 1895).

Milch, vegetabile, nach Lahmanns Angaben hergestellte Emulsion aus Mandeln u. Nüssen, welche als Zusatz zu Kuhmilch dienen und bewirken soll, daß der Käsestoff der Milch bei seiner Gerinnung im Magen infolge der bessern mechanischen Verteilung durch die Samensubstanz und das Öl der Samen in sehr feinen Flocken sich ausscheidet und mithin den Verdauungssäften zugänglicher wird. Die »vegetabile« M. enthält 20,62 (25,88) Wasser, 12,00 (10,06) Stickstoffsubstanz, 34,72 (18,71) Fett, 31,03 (43,66) stickstofffreie Extraktstoffe, 1,62 (1,69) Asche.

Milchbaum, s. Galactodendron. — M. von Demerara, s. Tabernaemontana.

Milchblattern, soviel wie Kuhpocken, s. Impfung.

Milchblume, s. Polygala.

Milchborke, s. Milchschorf.

Milchbruch, s. Galaktocele.

Milchbrustgang, s. Lymphgefäße.

Milchdistel, s. Silybum.

Milchdrüsen (Glandulae lactis), bei den weiblichen Säugetieren die Organe für die Absonderung der Milch. Es sind Hautdrüsen und liefern anstatt reinen Fettes, wie die Talgdrüsen, dasselbe auf das feinste in einer eiweißhaltigen Flüssigkeit verteilt (s. Milch). Sie setzen sich aus Gruppen von Drüsenschläuchen zusammen, die bei den niedersten Säugetieren jede für sich auf der Haut münden, sonst aber gemeinschaftlich auf einer Warze, der Zitze, enden. Letztere findet sich in zweierlei Form: bei der echten Zitze bildet die Warze eine Erhöhung, bei der unechten hingegen (Pferd, Wiederkäuer) liegt sie in der Tiefe eines von der sie umgebenden Haut gebildeten Rohres. Im allgemeinen entspricht die Anzahl der Zitzen, also auch der M., dem Maximum der gleichzeitig gebornen Jungen (bei den Nagetieren 2—14); sie stehen in zwei Reihen von der Brust bis zur Lendengegend hin oder sind kreisförmig am Bauche angeordnet oder auf die Brust oder die Leistengegend beschränkt. Bei den Beuteltieren bildet sich um sie herum aus einer Hautfalte ein Beutel zur Aufnahme der Jungen; bei Wiederkäuern ragen sie in ihrer Gesamtheit als Euter (s. d.) hervor. Bei den Männchen sind sie in der Regel rückgebildet oder fehlen ganz, geben aber in Ausnahmefällen Milch (sogen. Hexenmilch). Über die M. des Menschen s. Brüste.

Milcheischimmel, s. Oidium.

Milchende Pflanzen, s. Leitungsgewebe.

Milchextrakt, s. Milch, S. 296.

Milchfarben, s. Anstrich.

Milchfehler (Melkfehler), alle Zustände und Eigenschaften bei einer Milchkuh, welche den unter regelmäßigen Umständen zu erwartenden Ertrag der Milchproduktion beeinträchtigen; da sie den Nutzungswert der Kuh oft erheblich verringern, so geben sie oft Anlaß zu Streitigkeiten im Viehhandel. Die M. können bedingen: eine Verringerung der erzeugten Milchquantität, eine Verschlechterung der Qualität und zwar ihres Gehalts an Nährstoffen, ihres Aussehens, ihres Geschmacks oder ihrer Tauglichkeit zur weitern Verarbeitung und zum Genuß, ferner Schwierigkeit oder Mangelhaftigkeit der Gewinnung der von der Kuh produzierten Milch. Allgemeine Gesundheitsstörungen üben meist einen Einfluß auf Quantität und Qualität der Milch aus. Bei akuten fieberhaften Leiden bildet das plötzliche Abnehmen, bez. Versiegen der Milch ein besonders auffälliges Krankheitszeichen; chronische Ernährungsstörungen machen auch die Milchabsonderung geringer oder die Milch wässerig. Der Geschmack der Milch wird nachweislich leicht durch mehrere Futtermittel beeinträchtigt, am häufigsten bitter gemacht (z. B. durch Kohlrüben, ranzige Ölkuchen etc., meist jedoch durch verdorbene Futterstoffe); ebenso kann die Milch einen abnormen Geruch und abnorme Farbe (blau, gelb,

rot) durch Beimischung von der Nahrung entstammenden Stoffen annehmen. Eine andre Ursache hat die Rotfärbung der Milch beim Blutmelken (s. d.). Ebenso entsteht die sogen. blaue Milch nicht durch die Fütterung, sondern durch eine Veränderung nach dem Melken infolge Ansiedelung von Pilzen; ähnliche Ursachen bedingen die schleimige, fadenziehende und die faulige Milch; alle diese M. entstehen besonders in der heißen Jahreszeit bei ungenügender Aufbewahrung, Unreinlichkeit ꝛc. Dagegen wird das wenige Stunden nach dem Melken eintretende Schlickerigwerden sowie das Nichtbuttern, wobei der Rahm der anscheinend normalen Milch gerinnt, schäumt und sich nicht sammelt, durch die Fütterung, bez. krankhafte Zustände des Tieres selbst bedingt. Der Genuß der Milch kann endlich durch die Fütterung und durch Krankheiten der Milchkuh sogar gesundheitsschädlich werden; so ist die Milch bei reichlicher Fütterung von Rüben und Schlempe schädlich für Säuglinge und Kälber. Die Milch tuberkulöser und an Maul- und Klauenseuche kranker Kühe kann den Ansteckungsstoff enthalten. Zu Milchfehlern im engern Sinne geben die zahlreichen Euterkrankheiten (s. Euter) Anlaß, welche stets Quantität und Qualität der Milch verändern und oft dauernde Verringerung oder Versiegen (Agalaktie) hinterlassen. Häufig betrifft das Versiegen ein oder mehre Euterviertel, so daß nur noch zwei oder drei Milch geben (Zwei- oder Dreistrichigkeit). Anderseits kann bei normaler Milchabsonderung durch Abnormitäten der Zitzen der Milchabfluß behindert sein (Verengerung oder Verwachsung des Zitzenkanals, Scheidewände in demselben) oder unwillkürlich stattfinden (Ablaufen der Milch) infolge von Milchfisteln oder bei Schwäche des Zitzenverschlusses (bei strotzend gefülltem Euter kann auch der normale Verschluß vorübergehend nachgeben); beide Fehler beeinträchtigen die Milchgewinnung erheblich. Dasselbe bewirken häufig bloße Untugenden der Kühe. Hierher gehört zunächst Widerstand gegen das Melken durch Herumspringen, Schlagen ꝛc.; oft beruht dies jedoch nicht auf Bosheit, sondern auf Schmerzhaftigkeit des Melkens infolge wunder oder sonst mit äußern oder innern Veränderungen behafteter Zitzen, weshalb vorkommenden Falls diese sachverständig zu untersuchen sind. Außerdem haben manche Kühe die Gewohnheit, sich selbst die Milch abzusaugen; dieser Untugend wird in manchen Gegenden durch das Aufbinden eines Igelfelles auf den Nasenrücken der betreffenden Kuh begegnet, dessen beim Absaugen unvermeidliche Einstiche in das Euter oft die Ausübung dieser Untugend dauernd verhindern. Besonders die zuletzt genannten, auf Krankheiten des Euters, bez. Melkuntugenden der Kuh beruhenden M. im engern Sinne geben häufig Veranlassung zur gerichtlichen Aufhebung von Handelsgeschäften.

Milchfieber, beim Weib s. Brüste; bei der Kuh s. Kalbefieber.

Milchfistel, Ausbildung einer Nebenöffnung des Zitzenkanals infolge von Entzündung, Eiterung ꝛc., durch welche ein permanentes Absickern der Milch eintritt. Über M. bei Frauen s. Brüste.

Milchflecken, weiße Flecken auf der Schleimhaut der Wangen und der Zunge, s. Leukoplakie.

Milchfleisch, s. Thymusdrüse. Besonders soviel wie Kalbsmilch (s. Kalbsbröschen).

Milchfluß, eine aus den Stümpfen gefällter oder aufgeästeter Bäume ausfließende weiße Schleimmasse, deren Auftreten vorwiegend durch einen Sproßzellen bildenden Schlauchpilz (Endomyces vernalis *Ludw.*) veranlaßt wird (vgl. Schleimfluß).

Milchfluß, Frauenkrankheit, s. Galaktorrhöe.

Milchgänge (bei Säugetieren), s. Brüste.

Milchgebiß, s. Gebiß und Zähne.

Milchgefäße, s. Mesenterialdrüsen.

Milchglas, milchweißes Glas, welches früher ausschließlich aus Kalknatronglas oder Bleiglas durch Zusatz von 10—15 Proz. phosphorsaurem Kalk (Knochenasche, Bakerguano) dargestellt wurde. Dies Beinglas (Knochenglas) ist nach dem Schmelzen vollkommen klar, wird aber um so trüber und weißer (schwach rötlich durchscheinend), je öfter es bei der Verarbeitung angewärmt wird. Statt des phosphorsauren Kalks wendet man auch 10—20 Proz. Zinnoxyd als trübende Substanz an. Das zinnhaltige Glas (ital. Latticinio) ist im durchfallenden Licht nicht rötlich. Ein sehr schönes, sattweißes M. erhält man aus möglichst kalkfreiem Glassatz durch Zusatz von Kryolith, wobei Fluoraluminium die Trübung hervorbringt (vgl. Kryolith). Statt des Kryoliths benutzt man auch ein Gemenge von Flußspat u. Feldspat (Spatglas), auch kommen thonerdefreie Spatgläser vor, bei denen Fluorzink der trübende Bestandteil ist. Man benutzt M. zu Lampenglocken und andern Beleuchtungsartikeln, Thermometerskalen, Vasen und andern Luxusartikeln ꝛc.; auch findet es als Überfang, namentlich auf mehrmals überfangenen Gläsern, Verwendung und muß dann reichlicher mit trübender Substanz versetzt werden. In diesem Falle wird es stets durch Schleifen teilweise wieder entfernt, um Muster hervorzubringen. Die Benutzung von Zinnoxyd kannte schon Neri, das mit phosphorsaurem Kalk dargestellte M. wurde nach Kunckel von Daniel Krafft erfunden.

Milchholz, s. Cerbera.

Milchkanälchen (Milchgänge), s. Brüste.

Milchkatheter, s. Milch, S. 293.

Milchknoten, s. Euter.

Milchkraut, s. Glaux.

Milchkühlapparate, s. Milch, S. 295.

Milchkur, die Benutzung von Milch zur Hebung der gesunkenen Kräfte von Kranken durch Zufuhr einer möglichst reizlosen Nahrung und in Fällen, wo andre Nahrung infolge großer Reizbarkeit oder chronisch entzündlicher Erkrankung gewisser Abschnitte des Verdauungskanals nicht vertragen wird. Im erstern Fall wird Kuhmilch oder Schafmilch, die reich an Käsestoff sind, benutzt, im zweiten ist Ziegenmilch vorzuziehen (besonders bei Tuberkulose und Darmkatarrh), zumal auch Ziegen selten an Tuberkulose leiden. Stutenmilch, die an festen Stoffen ärmste Milch, kommt für uns nicht in Betracht, wohl aber die leichtverdauliche Eselinnenmilch, welche arm an Käsestoff und Fett ist, aber viel Milchzucker enthält; man gibt sie gern bei mit Fieber verbundenen Brustkrankheiten. Ungekocht sollte Milch nur getrunken werden, wenn man absolut sicher weiß, daß das Melktier nicht tuberkulös ist, und da in Bezug auf Kühe solche Sicherheit niemals vorhanden ist, so sollte Kuhmilch stets nur gekocht benutzt werden, obwohl sie durch das Kochen, weil dabei das Eiweiß gerinnt, etwas schwerer verdaulich wird. Man beginnt die M. beim Erwachsenen mit täglich mindestens 2 Lit. und steigert die Dosis je nach der Individualität des Kranken. Nicht jeder verträgt eine M., da bei nicht normalem Magensaft die großen Milchmengen leicht Verdauungsstörungen verursachen. Mit saurer Milch (welche etwa 1 Proz. Milchsäure enthält) kann man eine willkom-

mene Abwechselung hervorbringen. Buttermilch kann bei trocknen Darm- (besonders Dickdarm-) Katarrhen gute Dienste leisten, wird auch bei Magengeschwüren gut vertragen und soll bei den infolge von Herzleiden entstehenden Nierenkrankheiten von wohlthätiger Einwirkung gewesen sein. Vgl. Molken, Kumys und Kefir.

Milchling, s. Kalbsbröschen.

Milchmesser, soviel wie Galaktometer, s. Milch, S. 296.

Milchner, die Männchen der Fische.

Milchpilz (*Milchschwamm*), s. Agaricus.

Milchpumpe, Instrument zum künstlichen Entleeren der weiblichen Brüste, besteht entweder aus einem Glas in Gestalt eines Schröpfkopfes, der mit einer gewöhnlichen kleinen Pumpe verbunden ist (*Teterelle*), oder aus einem kleinen schröpfkopfähnlichen Kautschukballon, der eine mit einem Glasring versehene Öffnung hat. Man drückt den Ballon zusammen und setzt den Glasring auf die Brust. Der Ballon strebt alsdann sich auszudehnen, und es entsteht ein luftverdünnter Raum, in welchen die Milch hineinfließt.

Milchquarz, s. Quarz.

Milchreife *des Getreides*, der Zustand des reifenden Getreidekorns, in welchem es beim Zerbrechen einen halbflüssigen, milchartigen Inhalt zeigt.

Milchröhren (Vasa lactifera, *Milchsaftgefäße*), s. Leitungsgewebe.

Milchsaft, soviel wie Chylus. — M. *der Pflanzen*, s. Leitungsgewebe.

Milchsatte, flacher großer Napf für Milch.

Milchsäuregärung, eine durch verschiedene Bakterien, besonders durch Bacillus lacticus *Hueppe* hervorgerufene Gärung, durch welche Zucker unter Bildung von Milchsäure zersetzt wird. Die M. tritt sehr häufig in Milch ein (die Milch wird sauer), weil der Bacillus in Ställen, in Milchgefäßen etc. weitverbreitet ist. Am kräftigsten verläuft sie bei 35—45°, sie kommt aber zum Stillstand, sobald sich eine größere Menge freier Säure gebildet hat, weil der Bacillus gegen solche sehr empfindlich ist. Soll daher der vorhandene Zucker vollständig zersetzt werden, so muß man die gebildete Säure von Zeit zu Zeit mit kohlensaurem Kalk oder Zinkoxyd neutralisieren.

Milchsäuren, organische Säuren von der Zusammensetzung $C_3H_6O_3$. *Gärungsmilchsäure* (α-*Oxypropionsäure*, *Äthylidenmilchsäure*) $CH_3.CH(OH).COOH$ findet sich im Magensaft und Darminhalt, auch sonst weitverbreitet im tierischen Körper, entsteht durch einen eigentümlichen Gärungsprozeß aus Zucker, Gummi und Stärkemehl, findet sich daher in saurer Milch, Sauerkraut, sauren Gurken, Gerberlohe etc. und bildet sich leicht in Bierwürze. Zur *Darstellung* von M. läßt man Milch sauer werden, wäscht den ausgeschiedenen Käsestoff mit Wasser aus, löst in den mit dem Waschwasser gemischten Molken Milchzucker, setzt Zinkweiß zu, läßt das Gemisch in einem offenen Gefäß bei 25—35° gären und setzt, sobald saure Reaktion eintritt, von neuem Zinkweiß zu. Zuletzt gießt man ab, löst das abgeschiedene milchsaure Zink in möglichst wenig Wasser, säuert die gesamte Flüssigkeit mit Salzsäure an, kocht auf, koliert, läßt kristallisieren, verdampft die Mutterlauge auf ein Drittel, läßt wieder kristallisieren, wäscht das Zinksalz mit Weingeist, kristallisiert es um, zersetzt es mit Schwefelwasserstoff und verdampft das Filtrat. Synthetisch kann M. auf verschiedene Weise dargestellt werden, z. B. aus Alanin, aus Aldehydammoniak mit Blausäure etc. M. bildet einen farb- und geruchlosen Sirup vom spez. Gew. 1,215, schmeckt stark sauer, ist optisch inaktiv, leicht löslich in Wasser, Alkohol und Äther, nicht flüchtig, verflüchtigt sich aber mit Wasserdämpfen, löst leicht Erdsalze, besonders Kalkphosphat, zerfällt über Schwefelsäure in ihr Anhydrid (*Laktylsäure* $C_6H_{10}O_5$) und Wasser, beim Destillieren in kristallisierbares *Laktid* $C_6H_8O_4$ (schmilzt bei 125°), Kohlenoxyd und Wasser; mit verdünnter Schwefelsäure gibt sie bei 130° Aldehyd und Ameisensäure; Jodwasserstoffsäure reduziert sie zu Propionsäure, Chromsäure oxydiert sie zu Essigsäure und Kohlensäure. Sie vergärt in Bierwürze, gibt aber mit faulenden tierischen Stoffen Buttersäure, Kohlensäure, Wasserstoff. *Milchsäureäthyläther* entsteht bei Destillation von milchsaurem Kali mit äthylschwefelsaurem Kali, bildet eine farblose Flüssigkeit, siedet bei 156° und bildet mit Ammoniak *Laktamid* $C_3H_7NO_2$, welches kristallisiert, in Wasser leicht löslich ist und bei 74° schmilzt. M. bildet neutrale, in Wasser und Alkohol lösliche Salze (*Laktate*), welche bis auf die der Alkalien kristallisierbar sind. *Milchsaures Eisenoxydul* $Fe(C_3H_5O_3)_2.3H_2O$, welches man aus sauren Molken und Eisenfeile oder aus milchsaurem Natron und Eisenvitriol erhält, ist farblos, kristallinisch, wenig löslich in Wasser, schmeckt mild süßlich eisenartig und dient als Arzneimittel. Die M. wird als Verdauung beförderndes Mittel und auch bei Krupp und Diphtheritis angewendet, weil sie die bei diesen Krankheiten auftretenden Membranen löst, ferner bei der sogen. phosphatischen Diathese, zu Mundwässern wie auch als Zahnreinigungsmittel benutzt. Außerdem kommt sie in Form von Molken und Buttermilch vielfach in Anwendung, und milchsäurehaltige Flüssigkeiten spielen in der Gerberei, Färberei (Kleienbad) und Stärkefabrikation (Lösung des Klebers) eine Rolle; auch in der Bierwürze bildet sich leicht M. Sättigt man M. mit Strychnin, so kristallisieren aus der Lösung die Salze von zwei Milchsäuren mit entgegengesetztem Drehungsvermögen, die *Rechts-* und *Linksmilchsäure*. Die Rechtsmilchsäure (*Paramilchsäure*, *Fleischmilchsäure*) bleibt auch übrig, wenn man in der Lösung von gärungsmilchsaurem Ammoniak Penicillium glaucum wachsen läßt. Sie findet sich auch im Muskelsaft. Linksmilchsäure entsteht bei der Spaltung einer Rohrzuckerlösung durch den Bacillus acidi laevolactici, welcher in Birnen vorkommt. β-*Oxypropionsäure* (*Äthylenmilchsäure*, *Hydracrylsäure*) $CH_2(OH).CH_2.COOH$ entsteht aus β-Chlorpropionsäure mit feuchtem Silberoxyd, aus Äthylencyanhydrin und Salzsäure. Sie ist der Gärungsmilchsäure sehr ähnlich, zerfällt aber leicht in Acrylsäure und Wasser und gibt mit Chromsäure Oxalsäure und Kohlensäure.

Milchsäurestich, s. Wein.

Milchschorf (*Milchborke*, *Ansprung*, Crusta lactea s. serpiginosa, Porrigo larvalis), ein echtes nässendes Ekzem, also ein Bläschenausschlag, M. genannt, weil er fast nur bei Säuglingen und ganz jungen Kindern die ganze Gesichtshaut, oft zugleich auch die behaarte Kopfhaut befällt. Näheres s. Ekzem.

Milchschwamm, s. Agaricus.

Milchspiegel, fein behaarter Teil der Haut, welcher sich bei Kühen vom Euter nach der Scheide erstreckt und auf welchem die Haare in entgegengesetzter Richtung zu dem Deckhaar der Hinterschenkel stehen, so daß der M. durch Haarwirbel begrenzt wird. Ein breiter, hoch hinauf reichender Spiegel gilt als Zei-

chen guter Milchergiebigkeit. Die Form ist nebensächlich, doch steht seine Ausdehnung im engsten Zusammenhang mit der Drüsensubstanz des Euters.

Milchstraße, der in weißlichem Licht schimmernde Gürtel, welcher das Himmelsgewölbe in zwei nicht ganz gleiche Teile teilt und aus sehr zahlreichen kleinen und kleinsten Sternen besteht. Nach W. Herschels Ansicht erklärt sich die Erscheinung der M. durch die schon von Kant angenommene linsenförmige Gestalt des Sternsystems, in dem wir uns befinden; in Richtung der M. soll sich dasselbe fünfmal soweit ausdehnen als rechtwinkelig dazu; die Teilung der M. erklärt er durch eine riesige, bis halbwegs zur Mitte des Systems reichende Spalte. Vgl. die Textbeilage zum Art. »Fixsterne«, S. III; Samter, Die M. (Berl. 1895). — Über den Mythus der Entstehung der M. s. Herakles, S. 652, und Phaëthon 2).

Milchwage, s. Milch, S. 296.

Milchwein, soviel wie Kumys.

Milchweiß, soviel wie Annaline, s. Gips, S. 587.

Milchwirtschaft (Meierei), diejenige Art der Haltung von Rindvieh, bei welcher man die Erzielung der größtmöglichen Menge von Milch und deren beste Verwertung beabsichtigt. Sie bedingt, besonders bei direktem Verkauf von frischer Milch, weit lebhaftern Geldumsatz, als sonst möglich, und kann deshalb mit relativ geringerm Betriebskapital organisiert werden. Von großer Wichtigkeit ist die M. für die städtischen Bevölkerungen. Sehr schöne Einrichtungen der Art haben unter andern London, Berlin, Leipzig, Breslau. Am vorteilhaftesten gestaltet sich hier der Betrieb ganz ohne Zucht mit frischmelkenden Kühen, welche man so lange benutzt, als sie genügend Milch geben. Im großen Durchschnitt kann man annehmen, daß die Kühe im ersten Halbjahr nach dem Kalben 70—80 Proz. ihres gesamten Milchertrags liefern. Hält man die Kühe in den Milchwirtschaften nur so lange, so gewinnt man mit ganz denselben Unkosten die doppelte Milchmenge. Sorgsame Berechnungen haben erwiesen, daß eine M. in einer großen Stadt nicht bestehen kann, wenn nicht im großen Durchschnitt pro Kopf täglich mindestens 9 Lit. Milch gemolken werden können, gleichgültig, ob der Betrieb mit eignem Areal oder ohne solches stattfindet. Durch sehr wasserreiches Futter, wie Grünfutter, Rüben, Schlempe, warme Darreichung desselben und des Tränkwassers sowie reichliche Gaben von Salz befördert man die Milchergiebigkeit, da man aber gegen derartig gewonnene Milch hygienische Bedenken hegt, und bei der weiten Verbreitung der Tuberkulose unter dem Rindvieh, hat man Kindermilchanstalten gegründet, in welchen tierärztlich beaufsichtigte Kühe nur mit Trockenfutter ernährt werden. Lange Transporte verträgt die Milch nicht. Der direkte Verkauf für den Bedarf großer Städte fordert die Einrichtung von Milchwirtschaften in der nächsten Umgebung. Mittels der Eisenbahn wird die Milch aus einer Entfernung von 100 km und darüber herbeigeschafft. Von großen Gütern errichten die Besitzer zuweilen in den Städten eigne Verkaufsstellen für die Milch. Sonst vermitteln Zwischenhändler (Milchpachter) das Geschäft. Der M. schließt sich das Molkereiwesen an, die Verwertung der Milch durch Fabrikation von Butter und Käse 2c. Dies war in Holland und der Schweiz schon im Mittelalter von großer Bedeutung und wird in Deutschland am längsten in Schleswig-Holstein und im Allgäu betrieben. In neuerer Zeit hat es durch die Eisenbahnen und durch die Einführung der Zentrifugen in die M. wie durch die Molkereigenossenschaften (s. Landwirtschaftliche Genossenschaften) große Verbreitung gefunden, und in Deutschland sollen jetzt täglich mindestens 30 Mill. Lit. Milch in Molkereien verarbeitet werden. Litteratur s. Milch.

Milchzähne (Wechselzähne), s. Gebiß und Zähne.

Milchzeichen, gewisse Verhältnisse an der Kuh, welche gute Milcherträge anzeigen sollen, wie ein großer Milchspiegel (s. d.), ein kräftig ausgebildetes Euter, feiner Schwanz, Knochenbau, Haarwuchs. Die Bedeutung dieser M. ist oft übertrieben worden.

Milchzentrifuge, s. Butter.

Milchzucker (Laktose, Laktobiose) $C_{12}H_{22}O_{11}$ findet sich in der Milch und wird in der Schweiz und den Bayrischen Alpen aus den Molken durch Verdampfen u. Kristallisieren gewonnen. Durch Umkristallisieren gereinigt, bildet der M. weiße, durchscheinende, harte Kristalle mit 1 Molekül Kristallwasser, die sich in 2,5 Teilen heißem und in 5—6 Teilen kaltem Wasser, aber schwer in kochendem Alkohol lösen, wenig süß und sandig schmecken und zwischen den Zähnen knirschen. M. wird bei 150° wasserfrei und schmilzt bei 205° unter Zersetzung. Die wässerige Lösung lenkt die Polarisationsebene nach rechts ab und reduziert ammoniakalische Silberlösung in der Kälte, alkalische Kupferlösung beim Kochen. Durch Einwirkung von verdünnten Säuren wird M. in Traubenzucker und Galaktose $C_6H_{12}O_6$ gespalten, er gärt schwierig mit Hefe, kann aber leicht in Milchsäuregärung, auch in Buttersäuregärung versetzt werden. M. ist also wie Rohrzucker nicht direkt gärungsfähig, mit Salpetersäure bildet er Schleimsäure und Zuckersäure. Man benutzt den M. zur Herstellung von Silberspiegeln und, weil er auch als feines Pulver an der Luft nicht feucht wird, zum Verdünnen pulverförmiger Arzneimittel, ferner bei der Ernährung von Säuglingen mit Kuhmilch.

Milde unterscheidet sich von Güte (s. d.) dadurch, daß sie nicht wie diese gegen Verdienst und Schuld gleichgültig, sondern unverdient ist, von Gnade aber dadurch, daß sie nicht gegen (wirklich oder vermeintlich) niedriger Gestellte, sondern ohne Rücksicht auf die Stellung des andern geübt wird.

Milden, schweizer. Ort, s. Moudon.

Mildenau, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Annaberg, 548 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Spitzenklöppelei, Posamentenfabrikation, Flachsbau, Viehzucht und (1890) 2784 evang. Einwohner. M. hieß ursprünglich Reichenau, später Muldenau.

Mildenburg, s. Miltenberg.

Mildenfurt, Klosterruine, s. Weida.

Mildenstein, Schloß und Bad, s. Leisnig.

Milder, Anna Pauline, verehelichte Hauptmann, Opernsängerin, geb. 13. Dez. 1785 in Konstantinopel, wo ihr Vater bei der österreichischen Gesandtschaft angestellt war, gest. 29. Mai 1838 in Berlin. Sie wurde in Wien durch Sigismund Neukomm zur Sängerin ausgebildet und trat 1803 am dortigen Kärntnerthortheater zum erstenmal in die Öffentlichkeit. Bei der Anwesenheit Napoleons in Wien (1809) erhielt sie von diesem einen Antrag nach Paris, dem sie jedoch nicht Folge leistete; dagegen hatte sie bei einem Gastspiel in Berlin 1815 so glänzenden Erfolg, daß sie ein ihr hier gebotenes Engagement annahm und für die fernere Dauer ihrer Laufbahn der Berliner Oper angehörte. 1831 trat sie in den Ruhestand. Der Glanz der Berliner Oper während der 20er Jahre unter Spontinis Leitung war vornehmlich durch ihre

Mitwirkung bedingt. Beethoven hat für sie seinen »Fidelio« geschrieben.

Mildernde Umstände (franz. Circonstances atténuantes), besondere thatsächliche Verhältnisse, welche in einem gegebenen Straffall die That in so mildem Licht erscheinen lassen, daß die dafür gesetzlich bestimmte Strafe als zu hart erscheinen würde. Nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch, welch letzteres nach dem Vorgang des preußischen Strafgesetzbuchs die Berücksichtigung mildernder Umstände dem französischen Recht (Gesetz vom 28. April 1832) entnommen hat, muß die Strafe beim Vorhandensein mildernder Umstände gemindert werden, wenn es sich um eigentliche Verbrechen handelt, während sie herabgesetzt werden kann, wenn ein Vergehen mit mildernden Umständen vorliegt. Bei Übertretungen sind m. U. nicht zu berücksichtigen. Bei welchen Delikten m. U. überhaupt zu berücksichtigen sind, ist im Strafgesetzbuch ausdrücklich angegeben, während dasselbe die Frage, welche Momente als m. U. aufzufassen sind, nicht entscheidet, sondern ihre Beantwortung für den einzelnen Fall dem richterlichen Ermessen anheimgibt. So wird z. B. derjenige, welcher bereits zweimal als Dieb im Inland bestraft wurde, bei dem dritten Diebstahl mit Zuchthaus von einem bis zu zehn Jahren bestraft. Liegen aber m. U. vor, ist z. B. der Wertbetrag des Gestohlenen nur ein ganz geringer, so kann auf Gefängnisstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren heruntergegangen werden. Wo Geschworne über die Schuldfrage zu entscheiden haben, gebührt ihnen auch die Entscheidung über die Frage, ob m. U. anzunehmen sind oder nicht (deutsche Strafprozeßordnung, § 295, 297, 307). Nicht zu verwechseln mit den mildernden Umständen sind die sogen. Strafmilderungsgründe, d. h. solche Umstände, die kraft gesetzlicher Bestimmung die Strafe mildern und in jedem Fall berücksichtigt werden müssen. Vgl. Strafzumessung.

Milde Stiftungen (Fromme Stiftungen, Pia corpora, Piae causae), Stiftungen oder Anstalten, welche zu frommen oder mildthätigen Zwecken errichtet sind, wie Armenhäuser, Armenschulen, Hospitäler, Klöster 2c. Solche Stiftungen haben, sofern sie staatlich genehmigt oder anerkannt, bestätigt sind, die Rechte juristischer Personen (s. Juristische Person). Ihre Verwaltung steht nach den neuern Gesetzen meist den durch Anordnung des Stifters Berufenen, in Ermangelung einer solchen den weltlichen (staatlichen oder kommunalen) Behörden zu.

Mildew (engl., spr. milldju, »Meltau«), s. Peronospora.

Mildheim, s. Becker 7).

Mildstedt, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Husum, hat eine evang. Kirche, Spiritusbrennerei, Viehzucht und (1890) 3062 Einw.

Mildura, Ortschaft in der britisch-austral. Kolonie Victoria, am linken Ufer des Murrayflusses, angelegt von den amerikanischen Gebrüdern Chaffey, die auf die Anlage von Pumpvorrichtungen am Flusse, Bewässerungskanälen 2c. 550,000 Pfd. Sterl. verausgabten, wofür sie das Recht auf 100,000 Hektar Land erwarben. Angebaut wurden, namentlich mit Wein, Orangen, Feigen, Zitronen, bereits 2998 Hektar, auf denen 3500 Menschen angesiedelt sind.

Mile (engl., spr. mail), Meile (s. d.).

Miles (spr. mails), Nelson Appleton, amerikan. General, geb. 8. Aug. 1839 in Westminster (Massachusetts), trat 1861 als Leutnant in das 22. Regiment der Freiwilligen von Massachusetts ein, zeichnete sich unter Mc. Clellan aus und wurde 1862 Oberst eines New Yorker Regiments, das er bei Fredericksburg und Chancellorsville befehligte. Im letztern Gefecht ward er schwer verwundet. 1864 rückte er zum Brigadegeneral auf und diente mit Auszeichnung bis zum Fall Richmonds, trat darauf in die Bundesarmee über und ward 1867 Generalmajor. Er that sich besonders in den Kriegen gegen die Indianer hervor und schlug rasch den Aufstand derselben nieder, der gegen Ende 1890 ausbrach. Die Landtage von Kansas, Montana, New Mexiko und Arizona sprachen ihm für seine Dienste gegen die Rothäute des Westens ihren Dank aus, und die Bürger von Tucson (Arizona) beschenkten ihn 1887 mit einem Ehrensäbel. Seit 1890 Generalmajor der regulären Armee, wurde er 1895 nach dem Tode Schofields kommandierender General der Unionsarmee.

Mileschauer Donnersberg, s. Donnersberg 2).

Miles gloriōsus (lat., »ruhmrediger Soldat«), Titel eines Lustspiels von Plautus; daher sprichwörtlich soviel wie Eisenfresser, Bramarbas.

Milesische Geschichten (Fabulae milesiae), s. Aristeides 3).

Milēto, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, Kreis Monteleone di Calabria, Sitz eines Bischofs, mit Gymnasium und (1881) 2609 (als Gemeinde 4654) Einw. Die Stadt wurde 1783 durch ein Erdbeben völlig zerstört; auch die von Roger von Kalabrien gegründete Abtei Santa Trinità und die Kathedrale aus dem 11. Jahrh. gingen hierbei zu Grunde.

Miletopŏlis, zwei antike Städte: 1) in Phrygia ad Hellespontum, das heutige Muhalidsch; 2) s. Borysthenes 2).

Milētos (Milēt), im Altertum berühmte Stadt an der karischen Küste in Kleinasien, am (jetzt zum Binnensee gewordenen) Latmischen Meerbusen, südlich von der Mündung des Mäander, wurde, durch diese Lage begünstigt, als Kolonie der Jonier unter Neleus, welcher M. den Kariern entriß, bald eine blühende See- und Handelsstadt, deren Schiffe das ganze Mittelmeer durchsegelten, hauptsächlich aber nach dem Pontus Euxinus fuhren, an dessen Küsten M. über 70 Kolonien anlegte. Ferner ist M. berühmt als die Vaterstadt der Philosophen Thales, Anaximandros und Anaximenes und des Logographen Hekatäos. Mit der Eroberung durch die Perser (494 v. Chr.) begann M.' Blüte zu sinken, und durch Alexander wurde sie vollends vernichtet. Jetzt ist durch die Alluvionen des Mäander das Ufer gänzlich verändert. Die Milesier dienten den Alten zur sprichwörtlichen Bezeichnung verkommener Glückskinder. Reste 8 km vom Meer beim heutigen Palatia. Vgl. Rayet u. Thomas, M. et le golfe Latmique (Par. 1877 ff.).

Milevsko, s. Mühlhausen 3).

Milford, Stadt in Pembrokeshire (Südwales, England), auf der Nordseite des schönen und sichern Fjords M. Haven, der 27 km ins Land eindringt und den größten Schiffen zu jeder Zeit zugänglich ist, hat (1891) 4070 Einw. Die neuen Docks (New Milford Docks) liegen 8 km oberhalb M., den Pembroke Docks gegenüber; aber trotz ihrer Vorzüge hat sich von ihnen aus ein Verkehr mit Amerika nicht entwickelt. 1894 liefen 1520 Schiffe (davon 1486 Küstenfahrer) von 339,301 Ton. ein. Der direkte Handel ist unbedeutend. M. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Milford, Name vieler Städte in der nordamerikan. Union, darunter: 1) Hafenstadt in der Grafschaft New Haven in Connecticut, mit Fabriken für Stroh-

waren, Schuhwerk ꝛc. und (1890) 3811 Einw. — 2) Stadt in der Grafschaft Worcester in Massachusetts, mit Schuhfabriken und Werften für Boote und (1890) 8780 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Hillsborough in New Hampshire, mit Baumwoll-, Leder- und Möbelfabriken, Granitbrüchen und (1890) 3014 Einw.

Milha (portug., spr. milja), Meile (s. d.).

Milhau (spr. mijo), Stadt, s. Millau.

Miliāna, Arrondissementshauptstadt in der alger. Provinz Algier, am Südabhang der ersten Atlaskette, in äußerst fruchtbarer, wohlangebauter Umgebung, mit zahlreichen, durch die Fälle des Ued Butan getriebenen Mühlen, Lehrerinnenseminar und (1891) 7406 Einw., darunter 1058 Franzosen. Hafen ist das mehrere Meilen entfernte Scherschel.

Miliar (lat.), von der Größe eines Hirsekorns (milium); Miliartuberkel, hirsekorngroßes, graues, durchscheinendes Knötchen, in dessen Mitte eine oder mehrere Riesenzellen und in diesen der Tuberkelbacillus befindlich ist; Miliartuberkulose, das in der Regel massenhafte Auftreten von einzelnen hirsekorngroßen Tuberkeln.

Miliarĭa (lat.), s. Friesel.

Milićević (spr. -tschéwitsch), Milan, serb. Schriftsteller, geb. 7. Mai 1831 zu Ripanj im Belgrader Kreis, wurde, nachdem er 1850 die theologischen Studien absolviert hatte, Lehrer, trat 1852 in den Staatsdienst, wurde 1861 Sekretär im serbischen Kultusministerium und später Adlatus des Ministers für innere Angelegenheiten. M.' zahlreiche Schriften sind teils pädagogischen, teils ethnographischen Inhalts und durch musterhafte Reinheit der Sprache ausgezeichnet. Seine bedeutendsten Werke sind: »Kneževina Srbija« (»Das Fürstentum Serbien«, 1876), eine ausführliche Topographie des Landes, und als Anhang dazu »Kraljevina Srbija« (»Das Königreich Serbien«, 1884). Auch die Schriften: »Die Klöster in Serbien«, »Das Leben der serbischen Bauern«, »Erinnerung an hervorragende Leute des serbischen Volkes der neuern Zeit« ꝛc. sind wertvoll. Von 1868—76 gab M. die pädagogische Zeitschrift »Škola« heraus und veröffentlichte später Erzählungen, wie »Jurmus und Fatima« (1879), »Winterabende« (1879) u. a.

Milicz, Johann, s. Militz.

Milieu (franz., spr. miljö), Mitte; Mittel, Medium, d. h. Lebens- und Thätigkeitskreis, Lebensluft.

Milieu, Pic du (spr. pik dü miljö), s. Maladetta.

Miliolidenkalk, Kalksteine, fast ausschließlich aus Gehäusen der Foraminiferenfamilie der Milioliden bestehend, besonders verbreitet im Tertiär (Grobkalk von Paris).

Milisgras, s. Milium.

Militär (franz. militaire, v. lat. militia [s. d.]), Gesamtbezeichnung aller zum aktiven Dienststand des Heeres gehörigen Personen, der Militärpersonen. Im Deutschen Reich gehören hierzu: a) die Offiziere, Militärärzte und Militärbeamten vom Tage der Anstellung bis zu dem der Entlassung, die Unteroffiziere und Mannschaften vom Eintritt in die Verpflegung des Truppenteils, Einjährig-Freiwillige vom Tage ihrer Einstellung bis zum Ablauf des Tages ihrer Entlassung aus dem aktiven Dienst; b) die aus dem Beurlaubtenstand zum Dienst einberufenen, im Kriege auch freiwillig eingetretenen Offiziere, Ärzte, Militärbeamten und Mannschaften vom Tage, an dem sie einberufen sind, bis zu dem der Entlassung. Unter Militärpersonen versteht man außerdem noch die zum Beurlaubtenstand gehörigen Personen. — Militärstaaten, Staaten, die ein starkes stehendes Heer im Frieden unterhalten. Vgl. Daude, Die bürgerlichen Rechtsverhältnisse der Militärpersonen (2. Aufl., Berl. 1887).

Militäraëronautik, Luftschiffahrt für militärische Zwecke; s. Luftschifferabteilung.

Militärakademie, höhere militärische Fachschulen, besonders allgemein militärische Hochschulen, wie die preußische Kriegsakademie (s. d.) u. die russische Generalstabsakademie, dann auch militärtechnische Hochschulen, wie die technische M. in Wien, die russische Artillerieakademie und Ingenieurakademie, Anstalten zur Heranbildung von Offizieren, wie die Theresianische M. zu Wiener-Neustadt zur Ausbildung von Zöglingen zu Offizieren der Infanterie und Kavallerie, die Ludovika-Akademie in Budapest, die italienische M. in Turin und die M. in Woolwich. Vgl. Militärrealschulen u. Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten.

Militäranwärter, s. Militärversorgung.

Militärapotheker, Apotheker, welche zum einjährigen Dienst im deutschen Heere eingezogen sind, nach erlangter Approbation als Apotheker. Vgl. Feldapotheker und Freiwillige.

Militärärzte, s. Sanitätskorps.

Militärärztliche Bildungsanstalten, Lehranstalten zur Ausbildung von Militärärzten, in Preußen das »medizinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut« (s. d.) in Berlin, die medizinisch-chirurgische Josephsakademie in Wien, an deren Stelle 1874 der Militärärztliche Kurs trat, die Army medical school zu Netley (1860 eröffnet im Fort Pitt zu Chatham), die École d'application de la médecine et pharmacie militaire in Paris (1850 gegründet) mit zwei Vorbereitungsanstalten in Bordeaux und Nancy, die Scuola d'applicazione di sanità militare in Florenz (1883 gegründet) und die militärmedizinische Akademie in Petersburg (1881 hervorgegangen aus der allgemeinen medizinisch-chirurgischen Akademie). Vgl. Schickert, Die militärärztlichen Bildungsanstalten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (Berl. 1895).

Militärärztliche Fortbildungskurse, im Interesse des Kriegssanitätswesens abgehaltene Kurse, welche den Militärärzten Gelegenheit geben, alle Neuerungen in der Chirurgie, Bakteriologie und Hygiene, in der speziellen Anwendung der Medizin für militärische Zwecke, in der militärärztlichen Organisation ꝛc. kennen zu lernen. Seit 1873 finden jährlich im Frühjahr und Herbst m. F. für aktive Sanitätsoffiziere in Berlin statt, solche für Sanitätsoffiziere des Beurlaubtenstandes an mehreren Universitäten.

Militärattaché, ein Offizier, der einer Gesandtschaft (Botschaft) mit Rücksicht auf die militärischen Interessen beigegeben (»attachiert«) ist; sein Rang schwankt zwischen Hauptmann und General. Der M. hat nicht etwa militärische und andre Geheimnisse zu erkunden, sondern lediglich aus eigner Anschauung Kenntnis von den offenkundigen Heereseinrichtungen des betreffenden fremden Staates zu nehmen und seine Regierung in der Beurteilung der allgemeinen militär-politischen Verhältnisse dieses Staates durch fachmännisches Urteil zu unterstützen. Das Deutsche Reich hat z. B. Militärattachés bei Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Rußland, in der Schweiz, Rumänien, Belgien, Schweden. Auch in Bayern unterhält Preußen einen M.; dagegen haben Bayern, Sachsen und Württemberg in Berlin Militärbevollmächtigte, die stellvertretende Mitglieder des Bundesrats sind und das betreffende Kriegsministerium in gewissen Beziehungen vertreten.

Militärbäcker, im deutschen Heere zum Bäckereidienst bestimmte Soldaten im Unteroffizier-, Gefreiten- u. Gemeinenrange, als Oberbäcker, bez. Schießer und Bäcker in Bäckerabteilungen eingestellt.

Militärbeamte, alle im Heere und in der Marine für das Bedürfnis des Heeres oder der Marine angestellten, nicht zum Soldatenstande gehörenden, aber unter dem Kriegsminister oder dem Chef der Admiralität stehenden Beamten, welche einen Militärrang haben. Nach der Verordnung vom 29. Juni 1880 sind obere M. die im Offiziersrang stehenden, wie die Militärjustizbeamten oder Auditeure, die Intendanturbeamten, die Registratoren bei den höchsten Kommandobehörden, die Militärprediger, die Korps- und Oberroßärzte und die Roßärzte, der Armee-Musikinspizient, die Zahlmeister, die Marineingenieure, Werftsekretäre, Ingenieurgeographen, die Inspektoren, Kontrolleure, Assistenten, Betriebssekretäre, Vorsteher und Expedienten des Militäreisenbahnwesens, Stallmeister, Fortifikationssekretäre, die Beamten der Feldkriegskasse, die Feldmagazinbeamten, die Feldpost-, Feldtelegraphen- und Feldlazarettbeamten (zu denen auch die Feldapotheker gehören). Militärunterbeamte sind die im Range vom Feldwebel abwärts stehenden: Militärküster, die Büchsenmacher, Waffenmeister und die bei den Truppen vertragsmäßig engagierten Handwerker, welche nicht gleich den Soldaten Löhnung beziehen, sowie im Felde die nicht oben genannten Angestellten der Truppen, Feldadministrationen, des Etappen-, Feldpost-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens 2c. Vgl. die Anlage zum Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 (Reichsgesetzblatt 1872, S. 204). Die höhern Beamten des Kriegsministeriums und der Intendanturen, die Kriegs-, Intendantur- und Bauräte, die Auditeure 2c. ergänzen sich aus dem Zivilstand, aus Assessoren und Architekten, die das Staatsexamen bestanden haben. Auch werden Offiziere nach fachlicher Ausbildung und bestandener besonderer Prüfung unter Verabschiedung als Offizier zu Intendanturräten ernannt. Sämtliche übrigen Beamten, die Subalternbeamten, von den Geheimen expedierenden Sekretären des Kriegsministeriums an abwärts, ergänzen sich aus qualifizierten Militärpersonen, welche das Anrecht auf Anstellung im Zivildienst erworben haben. Alle obern Militärbeamten der Intendantur und des Kriegsministeriums müssen das Intendantursekretariatsexamen bestanden haben, für alle übrigen Stellungen muß die Qualifikation in einer meist sechsmonatigen Probedienstleistung dargethan werden.

Militärbeleidigung, s. Beleidigung.

Militärbergung, das Bergen oder die Rettung eines Schiffes aus Feindesgewalt oder aus den Händen von Seeräubern im Gegensatz zur Zivilbergung, der Rettung aus Seenot infolge Sturms oder andrer natürlicher Ereignisse.

Militärbevollmächtigter, s. Militärattaché.

Militärbezirke, die Heeresverwaltungsbezirke des russischen Reiches; s. Russisches Reich (Heerwesen).

Militärbezirksgerichte in Bayern, s. Militärgerichtswesen.

Militärbildungsanstalten, s. Militärerziehungs- und Bildungsanstalten.

Militärbillets (Militärkarten), Eisenbahnfahrkarten für Militärpersonen, die zu dem Einheitssatz von 1,5 Pf. für das Kilometer in der 3. Wagenklasse befördert werden.

Militärbrieftaubenwesen, s. Taubenpost.

Militärbudget, s. Militäretat.

Militärdienst, Dienst der Wehrpflichtigen im Landheer oder in der Marine, im Frieden wie im Kriege, mit oder ohne Waffe. Aktiver M., Dienst bei der Fahne.

Militärdienststeuer, s. Wehrsteuer.

Militärdiensttauglichkeit. Die beim Musterungs- und Aushebungsgeschäft durch ärztliche Untersuchung festzustellende körperliche Beschaffenheit der Militärpflichtigen entscheidet, ob dieselben tauglich, bedingt tauglich, zeitig untauglich, dauernd untauglich oder nur im Landsturm verwendungsfähig sind. Militärpflichtige, welche nach Größe, Gesundheit und Kraft allen Anforderungen des Kriegsdienstes gewachsen erscheinen, sind tauglich zum Dienst mit der Waffe, solche die nur Dienst als Krankenwärter oder Handwerker zu leisten vermögen, sind tauglich zum Dienst ohne Waffe. Äußerlich wahrnehmbare, allgemeine Zeichen kräftigen Körperbaus sind feste, elastische Haut, starker Nacken, breite Schultern, normal gebaute Brust, gut geformter Rücken, wohl angesetzte Schulterblätter, starke Knochen, kräftig entwickelte Muskeln, gelenkige Arme und Hände, gesunde Füße. Für die einzelnen Waffengattungen stellt § 5 der Heerordnung besondere Anforderungen. Über die Anforderungen an die Körperlänge s. Militärmaß. Das Gewicht der Rekruten darf bei der leichten Kavallerie 65 kg, bei andern Truppen 70 kg nicht überschreiten. Zeitige Untauglichkeit bedingen zurückgebliebene Entwickelung, vorübergehende heilbare Krankheiten oder Gebrechen, Entkräftung oder Schwäche nach nicht längst überstandenen Krankheiten oder Verletzungen. Auf zeitige Untauglichkeit kann nur in den beiden ersten Gestellungsjahren erkannt werden, im dritten Gestellungsjahr muß definitive Entscheidung erfolgen. Bedeutende, unheilbare Krankheiten oder Gebrechen schließen die M. völlig aus. Hierher gehören außer Verkrüppelung und Mißgestaltung des Körpers bösartige Geschwülste, mit den Knochen verwachsene, sehr ausgedehnte Narben, erhebliche chronische Drüsenanschwellungen, chronische entzündliche Leiden der Knochen, große Geschwülste, Auswüchse, chronische Gicht und chronischer Gelenkrheumatismus mit objektiv nachweisbaren anatomischen Veränderungen, überstandene oder noch bestehende Geisteskrankheit, hoher Grad geistiger Beschränktheit, Epilepsie oder andre chronische Nerven-, Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten; dann Blindheit auf einem Auge mit beschränkter Gebrauchsfähigkeit des andern, Herabsetzung der Sehschärfe, wenn sie auf dem bessern Auge nur 0,25 der normalen oder weniger beträgt, unheilbare erhebliche Schwerhörigkeit auf beiden Ohren, komplizierte Hasenscharte, großer Kropf, auffallende Schiefheit des Halses, bedeutende Verkrümmung des Rückgrates, Mißbildung des Brustkastens, Fehler und chronische Krankheiten der Lunge, wenn sie wesentliche Störungen der Atmung bedingen oder erkennbare Schädigung des allgemeinen Gesundheitszustandes bewirkt haben, ferner Fehler und chronische Erkrankungen des Herzens und der großen Gefäße, ausgebildete Unterleibsbrüche, die durch Bruchband nicht zurückgehalten werden können, Fehler oder chronische Leiden der Unterleibseingeweide, welche sichtbar schädlichen Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand ausgeübt haben, erhebliche Verlängerung, Verkürzung oder Verkrümmung der Gliedmaßen, chronische Krankheiten und wesentliche Fehler der größern Gelenke, Verlust, Verstümmelung oder wesentliche Steifheit des Daumens einer Hand, Steif-

heit oder Krümmung eines Fingers, wenn durch dessen ungünstige Stellung der Gebrauch der Hand erheblich behindert wird, große Blutaderknoten an den Beinen, veraltete Geschwüre an den Unterschenkeln, bedeutende Krümmung der Zehen, Verlust einer großen Zehe u. dgl. Sind derartige Leiden oder Gebrechen *weniger störend*, so gestatten sie noch die Tauglichkeit für den Landsturm, wie übermäßige Fettleibigkeit, ausgedehnte Kahlköpfigkeit, Thränenfisteln, hochgradige Kurzsichtigkeit, Blindheit auf einem Auge bei guter Gebrauchsfähigkeit des andern, Verunstaltung der Nase, chronische Heiserkeit, schwach gebaute Brust, chronische Erkrankungen der Atmungsorgane, bei welchen der allgemeine Körperzustand nicht wesentlich leidet, asthmatische Beschwerden geringern Grades, ausgebildete Unterleibsbrüche, die durch ein Bruchband zurückgehalten werden können, bedeutende Hämorrhoidalknoten, Krampfaderbruch, Verlust der Hoden (ohne Störung des allgemeinen Körperzustandes), Verlust zweier Finger oder mehrerer Fingerglieder, ausgebildeter Plattfuß, Verlust mehrerer Zehen (ausschließlich der großen) &c. Auch schwacher Knochen- und Muskelbau im dritten Gestellungsjahr schließt die Tauglichkeit für Landsturm nicht aus. Erreicht der Brustumfang in der Atempause nach tiefster Ausatmung noch nicht die halbe Körperlänge, so ist nur ausnahmsweise, besonders bei genügender Erweiterungsfähigkeit der Brust (nicht unter 5 cm), die Tauglichkeit zum Dienst im stehenden Heere oder in der Ersatzreserve auszusprechen. *Bleibende körperliche Gebrechen* beschränken die Leistungsfähigkeit in erheblichem Grade, schließen daher zwar die Aushebung zum aktiven Dienst aus, gestatten aber, daß die Militärpflichtigen dem Landsturm ersten Aufgebots, ausnahmsweise auch der Ersatzreserve überwiesen werden. Hierher gehören: Herabsetzung der Sehschärfe beider Augen auf die Hälfte der normalen, stärkeres Schielen, Taubheit auf einem Ohr oder mäßige Schwerhörigkeit auf beiden, stärkeres Stottern, einfache Hasenscharte, erheblicher Mangel an Zähnen, sogen. hohler Rücken, etwas kurzer oder im Ellbogengelenk leicht gekrümmter Arm, Krümmung oder Steifheit eines Fingers, Verlust eines Fingers oder mehrerer Fingerglieder, andauernde Schwäche eines größern Gelenks, abnormes Hervorragen der Fußballen. *Geringe körperliche Fehler* können zwar die Überweisung zur Ersatzreserve veranlassen, schließen jedoch grundsätzlich die Aushebung zum aktiven Dienst nicht aus. Hierher gehören gut geheilte Knochenbrüche, oberflächliche Narben, leichte Geschwüre, kleine gutartige Geschwülste, geringes Schielen, Kurzsichtigkeit mit einem Fernpunktabstand von mehr als 15 cm, Herabsetzung der Sehschärfe, solange sie mehr als die Hälfte der normalen beträgt, seitliche Hornhautflecke, geringes Stammeln, leichter Kropf, geringe Erhöhung einer Schulter oder Hüfte, Verkrüppelung der Nagelglieder, Krümmung der kleinen Finger, mäßige Blutaderausdehnung am Samenstrang, einzelne Blutadern an den Beinen, Mangel einer Zehe, jedoch nicht der großen. Einzelne Fehler, z. B. unausgebildeter Plattfuß und Krümmung der Zehen, gestatten in der Regel nicht den Dienst zu Fuß, machen aber nicht untauglich für den Dienst zu Pferde. In den zehn Jahren 1876—85 wurden 8,495,086 Personen auf M. untersucht, davon 52,88 Proz. zurückgestellt, 9,66 Proz. als dauernd untauglich ausgemustert, 9,93 Proz. der Ersatzreserve überwiesen, 6,90 Proz. der damaligen Ersatzreserve zweiter Klasse zugeteilt, 16,29 Proz. wurden ausgehoben zum aktiven Dienst, 2,20 Proz. traten freiwillig ein, 2,10 Proz. blieben als tauglich zum Dienst überzählig. Mehr als ein Fünftel der Gesamtzahl der Untersuchten wurde demnach als tauglich zum Heeres-, bez. Marinedienst befunden, und diese Zahl hat von Jahr zu Jahr zugenommen.

Militärdienstversicherung, s. Aussteuerversicherung.

Militärdistrikte, s. Großbritannien, S. 1025.

Militärehrenzeichen, am 30. Sept. 1806 in Preußen für persönliche Auszeichnung vor dem Feind als *Militärverdienstkreuz* (goldenes Kreuz), M. *erster* (silbernes Kreuz) und *zweiter* Klasse (silberne Medaille) gestiftet, um an Militärpersonen vom Feldwebel abwärts verliehen zu werden. Mit dem Verdienstkreuz ist eine Pension von monatlich 9, mit dem M. erster Klasse von 3 Mk. verbunden. Die M. werden am schwarzweißen Band getragen.

Militäreisenbahnwesen. Die militärisch geleitete Benutzung der Eisenbahnen zur Truppenbeförderung für Kriegszwecke, sowohl während der Mobilmachung, des strategischen Aufmarsches, als auch im weitern Verlaufe des Feldzugs, wurde zuerst 1842 von Pönitz angeregt. 1859 zeigte die Benutzung der Eisenbahnen durch die Österreicher und die Franzosen die Bedeutung dieses Kriegsmittels, welches dann durch die Amerikaner während des Bürgerkrieges in weitgehendster Weise ausgebildet wurde. Die dort gemachten Erfahrungen hat Preußen 1866 mit außerordentlichem Erfolg angewendet, und 1869 wurde im Großen Generalstab eine *Eisenbahnabteilung* gebildet, welche in Vereinbarung mit den Eisenbahndirektionen die Fahrpläne für die gesamten Militärzüge bei einer Mobilmachung im voraus feststellt. Der Erfolg war, daß vom 24. Juli bis 5. August 1870 auf neun Linien 384,000 Mann mit allem Heergerät &c. an die Grenze befördert werden konnten. Von Preußen waren vier, von Bayern eine Feldeisenbahnabteilung formiert worden, welche sogleich die Ausbesserung der zerstörten Eisenbahnen in Angriff nahmen. 280 Meilen Bahnen wurden hergestellt und vier Betriebskommissionen unterstellt. Nach der Kriegsetappenordnung ist dem Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens unterstellt der *Chef des Feldeisenbahnwesens* (General). Zu seiner Verfügung stehen die Eisenbahntruppen, mehrere Generalstabsoffiziere und höhere Eisenbahnbeamte. Ihm unterstellt sind: der Chef der Eisenbahnabteilung im stellvertretenden Generalstab; die *Militäreisenbahndirektoren* (höhere Offiziere der Eisenbahntruppen), die an der Spitze der Militäreisenbahndirektionen auf dem Kriegsschauplatz stehen; die Linien- und die Bahnhofskommandanten. Jede dieser *Eisenbahndirektionen* besteht aus dem Direktor (Stabsoffizier), Vorstand der Transportabteilung, je einem Bau-, Betriebs- und Maschinentechniker und einem Verwaltungsbeamten mit dem erforderlichen militärischen und technischen Unterpersonal für das Bau-, Betriebs- und Maschinenwesen. Sie soll etwa 450 km Bahnlänge umfassen. Den Direktionen werden dann die erforderlichen Eisenbahnbetriebskompanien überwiesen. Diese Organisation machte die Aufstellung einer militärisch-technisch ausgebildeten Truppe notwendig, und zu diesem Zwecke wurde 19. Mai 1871 ein *Eisenbahnbataillon* errichtet, welches 30. Dezember 1875 zu einem *Eisenbahnregiment*, später einer Brigade und 1. Okt. 1893 letztere zu 3 Regimentern zu je 2 Bataillonen mit je 4 Kompanien erweitert wurde. Bayern hat entsprechend ein

Eisenbahnbataillon. Die Eisenbahnbrigade hat die von Berlin nach dem Schießplatz bei Kummersdorf führende 45 km lange Militäreisenbahn derart im Betriebe, daß das ganze Betriebspersonal aus Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der Brigade entnommen wird. Sie bildet im Frieden die Mannschaften sowohl im Herstellen als im Zerstören des Oberbaues, von Brücken, Tunnels, Telegraphen ꝛc. aus. Aus ihnen werden bei der Mobilmachung Eisenbahnbau-, Betriebs- u. Eisenbahnarbeiter-Kompanien aufgestellt. Die Brigade ist dem Chef des Generalstabes der Armee unterstellt. Die 1888 erlassene Militäreisenbahnordnung für die gesamten Militärmaterial- und Truppentransporte mit der Eisenbahn im Frieden wie im Kriege zerfällt in drei gesonderte Teile: 1. Teil: A. Kriegstransportordnung; B. Militärtarif. 2. Teil: C. Ausrüstung und Einrichtung von Eisenbahnwagen für Militärtransporte; D. Hergabe von Personal und Material der Eisenbahnverwaltungen an die Militärbehörden; E. Kriegsbetrieb und Militärbetrieb der Eisenbahnen. 3. Teil: F. Friedenstransportordnung; G. Verzeichnis der Sprengstoffe und Munitionsgegenstände hinsichtlich ihrer Zuteilung zur Gefahrklasse. Ein Militärzug soll die Länge von 100, höchstens 110 Achsen haben. In demselben lassen sich befördern: ein Infanteriebataillon mit Regiments- oder Brigadestab; ein Jägerbataillon; eine Eskadron mit Regiments- und Brigadestab; 1½ Eskadrons; eine fahrende Batterie mit Regiments- oder Abteilungsstab; ⅚ reitende Batterie; 1½ Pionierkompanien nebst einem Divisionsbrückentrain. Eine Division erfordert 23—24, ein Armeekorps einschließlich der Trains 101 Züge. — Österreich-Ungarn hat seit 8. Juli 1883 ein Eisenbahn- und Telegraphenregiment von 2 Bataillonen zu je 4 Kompanien, welches im Kriege 8 Eisenbahnkompanien und die Telegraphenformationen aufstellt. Nach der Okkupation Bosniens wurde durch die österreichischen Feldeisenbahnabteilungen die Linie Banjaluka-Doberlin betriebsfähig hergestellt und seit 24. März 1879 als »K. K. Militärbahn Banjaluka-Doberlin« von den Feldeisenbahnabteilungen I—V in Betrieb genommen; sie ist 101 km lang. — Frankreichs M. s. Frankreich, S. 734 f. Rußland hat 5 Eisenbahnbataillone.

Im Festungskrieg finden schmalspurige, sogen. Feld- und Förderbahnen (s. d.) zum Material- u. Munitionstransport, sowohl beim Angreifen als bei der Verteidigung, vielfach Verwendung. Da es sich zur Versorgung der Batterien mit Munition häufig um schnellen Ortswechsel des ausgelegten Gleises handelt, so muß letzteres leicht auszulegen und aufzunehmen, also tragbar sein, anderseits aber auch genügende Tragfähigkeit für Lasten bis zu etwa 80 Ztr. besitzen. Es sind daher zusammengesetzte Joche aus Stahlschwellen und Stahlschienen mit einfacher Stoßverbindung am zweckmäßigsten. Für die Bahnen in den Kehlgräben der Forts und wenig wechselnde Gleise wird feste Laschenverbindung vorgezogen. Vgl. »Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen« (2. Aufl., Leipz. 1882); de Formanoir, Des chemins de fer en temps de guerre (Brüssel 1871); Hoffmann-Merian, Die Eisenbahnen zum Truppentransport und für den Krieg im Hinblick auf die Schweiz (2. Ausg., Bas. 1871); Budde, Die französischen Eisenbahnen im Kriege 1870/71 und ihre seitherige Entwickelung in militärischer Hinsicht (Berl. 1877).

Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten dienen in Deutschland 1) zur Erziehung von (Soldaten-) Knaben ꝛc., mit oder ohne Rücksicht auf den spätern Eintritt in die Armee oder Marine: Kadettenhäuser, Unteroffiziervorschulen, Schiffsjungenabteilung, das Militärwaisenhaus in Potsdam und das Militärknaben-Erziehungsinstitut zu Annaburg, militärärztliches Institut und Akademie; 2) zur Ausbildung von Offizieren: Kriegsschulen, Kriegsakademie, Artillerie- und Ingenieur-Offizierschule, Marineschule und -Akademie; 3) zur Ausbildung von Unteroffizieren: die Kapitulanten-(Regiments-), die Unteroffizierschulen, Oberfeuerwerkerschule, Festungsbauschule, die Deckoffizier- (Maschinisten-, Steuermanns- und Torpedo-) Schule, die Matrosen-, Werftdivisions- und Matrosenartillerie-Abteilungsschulen; 4) zu besonderer fachlicher Ausbildung: die Militärschießschulen, das Militärreitinstitut, die Militärturnanstalt, die militärärztlichen Bildungsanstalten, die Militärroßarztschule, die Lehrschmieden, das Lehr-Infanteriebataillon. Preußen hat eine Generalinspektion, Bayern eine Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens; unter ersterer stehen die Obermilitär-Studienkommission, die Obermilitär-Examinationskommission und die Inspektion der Kriegsschulen; ihr sind nur die Kriegsschulen und die Kadettenhäuser unterstellt. Die Marine hat eine Direktion des Bildungswesens. In Österreich bestehen für die Ausbildung des Offiziersersatzes die Ober- und Unterrealschulen für Infanterie, Jäger und Kavallerie; ihre Zöglinge treten über in die Militärakademie, für die Spezialwaffen in die technische Militärakademie. Für jede Waffe besteht ferner eine Kadettenschule, außerdem für fachliche Ausbildung ähnliche Anstalten wie in Deutschland. Über M. anderer Länder s. die Abschnitte über das Heerwesen derselben in den betr. Artikeln. Vgl. Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge (Berl. 1888—96, Bd. 1—4); v. Helldorff, Dienstvorschriften der königlich preußischen Armee, 1. Tl., 3. Abt.: Das Militärerziehungswesen (4. Aufl., das. 1893).

Militäretat (Militärbudget), derjenige Teil des Staatshaushaltsetats, in welchem die Kosten des Kriegswesens veranschlagt sind (s. Budget). Für das Deutsche Reich ist der M. ein Teil des Reichsbudgets, nicht des Haushaltungsetats der einzelnen Staaten. Bayern, dessen Heer einen in sich geschlossenen Bestandteil des Reichsheeres mit selbständiger Verwaltung bildet, stellt die Spezialetats für seine Militärverwaltung auf Grundlage des Reichsetats selbständig auf.

Militärfahrplan, der von der Militäreisenbahnbehörde u. der Eisenbahnverwaltung für Militärzwecke aufgestellte Fahrplan, bestimmt die Zahl der Militärzüge, die innerhalb 24 Stunden in einer Fahrrichtung unter Annahme einer gleichen Anzahl von Zügen in entgegengesetzter Richtung sich folgen können. Beginn und Ende des Betriebes nach dem M. bestimmt nach Anordnung der Mobilmachung der Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens.

Militärfahrschein, Ausweis für die Eisenbahnfahrt eines Militärtransports, ausgestellt von der absendenden Militärbehörde. Er enthält Ein- und Ausladeort sowie die Hauptzwischenorte.

Militärfestungen, s. Festung, S. 350.

Militärgeistliche haben die Seelsorge und die damit verbundenen Amtshandlungen im Heere und der Marine auszuüben. Nur in kleinern Garnisonen

wird die Militärseelsorge einem Ortsgeistlichen übertragen. Ein evangelischer und ein katholischer Feldpropst, dem Kriegs- und Kultusminister unterstellt, stehen an der Spitze. Bei jedem Armeekorps ist ein Militäroberprediger, bei jeder Division ein Divisionsprediger, in größern Garnisonen auch ein Garnisonprediger, und je nach Bedürfnis sind katholische Divisions- und Garnisonpfarrer, von denen die sechs ältesten Rang und Einkommen von Oberpfarrern haben, oder Hilfsseelsorger (Kapläne), ferner in den Marinestationen sowie auf einzelnen Schiffen Marinepfarrer angestellt. Im Kriege werden den Divisionen u. Feldlazaretten Feldprediger (kathol. Feldkapläne) beigegeben. Die Verrichtungen des niedern Kirchendienstes versehen die Militärküster. Vgl. Militärkirchenordnung vom 12. Febr. 1832. Bayern und Sachsen haben keine eigentlichen Militärgeistlichen, vielmehr sind mit der Zivilgeistlichkeit besondere Vereinbarungen getroffen. Der Erzbischof von München-Freising gilt in Bayern als Armeebischof. — In den 15 Militär-Seelsorgebezirken Österreichs versehen Militärpfarrer, Militärkuraten und Militärkapläne (apostolische Feldvikare) die Seelsorge. Über M. in Frankreich, s. Almosenier.

Militärgemeinde umfaßt alle Militärpersonen des aktiven Dienststandes, pensionierte Offiziere, solange sie den Militärgerichtsstand haben, Militärbeamte sowie die Frauen und Kinder derselben, solange sie sich im väterlichen Hause befinden. Die Dienstboten derselben gehören nur dann zur M., wenn sie ihrer Herrschaft ins Feld folgen.

Militärgeographisches Institut, in Österreich dem Generalstabschef u. dem Reichskriegsministerium unterstellte Anstalt, welche die Landesaufnahme (Mappierung) und Herstellung der Karten bewirkt. Es zerfällt in eine Anzahl von Abteilungen, z. B. die Triangulierung, die Topographie, den Kartenverschleiß und die Evidenzhaltung der Karten. Das Institut steht unter Leitung eines Generals. Es entstand aus dem von den Franzosen in Mailand 1801 errichteten und von den Österreichern 1814 reorganisierten Istituto geografico militare, welches 1839 nach Wien verlegt wurde. Das Militärgeographische Institut gab heraus: »Mitteilungen« (bisher 13 Bde., für 1881—93); »Astronomisch-geodätische Arbeiten« (5 Bde.); »Instruktion für die militärische Landesaufnahme« (Wien 1887, 2 Tle.). Von den gelieferten Karten ist am wichtigsten die »Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie in 1:75,000« (1877—90, 760 Blätter; neue Ausg. seit 1894). Vgl. Umann, Die Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie (Wien 1891).

Militärgericht, für Militärpersonen bestehendes Sondergericht, wird in Preußen und in denjenigen deutschen Ländern, wo die preußische Militärgerichtsorganisation Geltung hat, aus dem zuständigen Befehlshaber als Gerichtsherrn und dem Auditeur bei der höhern, oder dem untersuchungführenden Offizier bei der niedern Gerichtsbarkeit gebildet. Korps-, Divisions-, Gouvernements- und Garnisongerichte haben höhere und niedere Gerichtsbarkeit, Regimentsgerichte etc. nur letztere. Das gerichtliche Verfahren wird vom Gerichtsherrn angeordnet. Dasselbe ist schriftlich, Öffentlichkeit ausgeschlossen. Für jede Untersuchung wird ein Untersuchungsgericht aus Auditeur etc. und 1—2 Beisitzern (Offizieren), und ein Spruchgericht aus 5 Richterklassen und dem Auditeur etc. bestellt. Die erste Klasse bildet der Vorsitzende (Präses), die folgenden sind je 2—3 Personen gleichen Dienstranges, die fünfte vom Range des Angeschuldigten; das Spruchgericht heißt Kriegsgericht bei der höhern, Standgericht (Standrecht) bei der niedern Gerichtsbarkeit. Das Urteil wird rechtskräftig durch Bestätigung des Gerichtsherrn, bei Offizieren des Landesherrn. In Bayern und Österreich versteht man unter Standrecht ein besonderes außerordentliches Verfahren. Vgl. Militärgerichtswesen.

Militärgerichtsbarkeit, Inbegriff der den militärischen Organen zustehenden richterlichen Befugnisse (s. Militärgerichtswesen).

Militärgerichtsdienst, der Dienst als Beisitzer oder Richter eines Militärgerichts (s. d.).

Militärgerichtsherr, s. Militärgericht.

Militärgerichtsstand, der besondere Gerichtsstand der Militärpersonen, d. h. das Recht und die Pflicht der letztern, vor besondern Militärgerichten Recht zu nehmen (s. Militärgerichtsbarkeit).

Militärgerichtswesen. Die Handhabung der Rechtspflege bei den Truppen ist im deutschen Heere den Truppenbefehlshabern unterstellt, weil ebenso wie bei der Disziplinarbestrafung leichterer Vergehen die besondern Verhältnisse des Soldatenstandes, namentlich die Erhaltung des unbedingten Gehorsams und der Manneszucht, eine rasche Ahndung und eine Beurteilung der Vergehen nach militärischen Gesichtspunkten fordern. Die besondere Militärgerichtsbarkeit (Militärjustiz) beschränkt sich aber heutzutage regelmäßig auf Strafsachen (s. Militärverbrechen). In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten haben die Militärpersonen (s. Militär) ihren allgemeinen Gerichtsstand bei dem Zivilgericht des Garnisonorts. Die besondere Militärgerichtsbarkeit ist nach § 7 des Einführungsgesetzes zum deutschen Gerichtsverfassungsgesetz durch das letztere nicht berührt worden. Derselben sind unterstellt sämtliche zum Soldatenstand gehörenden Personen während der Dauer des aktiven Dienstes, die Personen des Beurlaubtenstandes nur bezüglich dienstlicher Fragen u. während der Dauer ihrer Einberufung oder Anwesenheit in dienstlichem Verhältnis, die Beamten der Militärverwaltung, die Militärlehrer und Zöglinge der militärischen Bildungsanstalten sowie alle mit Inaktivitätsgehalt entlassenen oder zur Disposition gestellten Offiziere; dagegen sind verabschiedete Offiziere der Militärgerichtsbarkeit nicht mehr unterworfen, seitdem durch Reichsgesetz vom 3. Mai 1890 die entgegenstehenden Bestimmungen der Strafgerichtsordnung für das preußische Heer vom 3. April 1845 und der bayrischen Militärstrafgerichtsordnung vom 29. April 1869 aufgehoben wurden. In Kriegszeiten haben auch alle den kriegführenden Truppen zugeteilten Personen, besonders die zugelassenen fremden Offiziere u. deren Gefolge sowie die Kriegsgefangenen, den Militärgerichtsstand, ferner je nach Bedürfnis die Bewohner fester Plätze u. okkupierter fremder Gebietsteile. Eine einheitliche Normierung des Militärstrafverfahrens (Militärstrafprozeß) für das Deutsche Reich durch Reichsgesetz ist nach dem Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 (§ 39) in Aussicht genommen und seit längerer Zeit in Vorbereitung. Inzwischen ist dasselbe, mit Ausnahme von Bayern und Württemberg, nach preußischem Recht (Militärstrafgerichtsordnung vom 3. April 1845) geordnet, und zwar ressortieren hiernach vor die Militärgerichte nicht bloß die eigentlichen Militärverbrechen (s. d.), sondern auch alle Verbrechen und Vergehen der Militärpersonen von nicht militärischem Charakter, deren Überweisung

an die Zivilgerichte neuerdings freilich vielfach verlangt wird. **Gerichtsherren** sind diejenigen Truppenbefehlshaber oder Kommandeure militärischer Anstalten, welche die höchste Disziplinarstrafbefugnis haben, zunächst die Regiments- oder selbständigen Bataillonskommandeure, über ihnen die Befehlshaber der Divisionen, der Armeekorps und die Gouverneure und Kommandanten der Festungen oder größern offenen Orte. Die Gerichtsbarkeit ist eine **höhere** und eine **niedere**. Den Gerichtsherren mit höherer Gerichtsbarkeit steht ein **Auditeur** (Korps-, Divisions-, Gouvernements-, Garnisonsauditeur), denen mit niederer ein untersuchungführender Offizier zur Seite. Vor die niedere Gerichtsbarkeit gehören alle von Unteroffizieren, Gemeinen oder untern Militärbeamten verübten Vergehen, welche keine strengere Freiheitsstrafe fordern als das höchste zulässige Maß des Arrestes, vor die höhere alle übrigen Straffälle. Der Gerichtsherr spricht nicht selbst Recht; er befiehlt nur die gerichtliche Untersuchung durch ein **Untersuchungsgericht** (Auditeur, bei den Bataillons- u. Regimentsgerichten ein untersuchungführender Offizier und ein oder zwei Offiziere als Beisitzer) sowie zur Fällung des Urteils die Zusammensetzung und Abhaltung des **Spruchgerichts**, prüft und bestätigt die Urteile und ordnet deren Vollstreckung an. Die Militärgerichte sind keine ständigen Gerichte; sie werden für jeden Fall besonders zusammengesetzt (s. Militärgericht). **Spruchgerichte** sind für die niedere Gerichtsbarkeit **Standgerichte**, für die höhere **Kriegsgerichte**. Beide setzen sich zusammen aus einer Anzahl von Personen des Soldatenstandes verschiedener Rangklassen, deren Rang sich nach demjenigen des Angeschuldigten bestimmt, und einem Auditeur, bei Standgerichten statt dessen auch einem untersuchungführenden Offizier als Referenten. Für die Straffälle der Militärbeamten werden besondere Gerichte erster Instanz bestellt; das Erkenntnis zweiter Instanz (infolge Einlegung des Rechtsmittels der weitern Verteidigung) erfolgt durch das Generalauditoriat. Die Einleitung des gerichtlichen Verfahrens erfolgt auf Grund eines **Thatberichts** (species facti) des unmittelbaren Vorgesetzten, Kompaniechefs &c., und einer vorläufigen Untersuchung, welche die Thatsachen so weit feststellt, um entscheiden zu können, ob der Fall überhaupt gerichtlich zu ahnden, und ob er vor die höhere oder niedere Gerichtsbarkeit gehört. Die Bataillons- und Regimentsgerichte haben nur niedere Gerichtsbarkeit, die Divisionsgerichte die höhere über die ganze Division, die niedere nur, wo kein Regimentsgericht Platz greift, z. B. wo Angehörige verschiedener Truppen beteiligt sind; die Korpsgerichte höhere und niedere über alle Truppen im Korpsbereich, die unter keinem Divisionsgericht stehen (Artillerie, Pioniere, Jäger, Schulen &c.). Die Garnisongerichte (s. d.) sind zuständig mit höherer und niederer Gerichtsbarkeit für alle Vergehungen im Garnisondienst und gegen Ruhe u. Ordnung, zugleich für alle Mannschaften, deren mit Gerichtsbarkeit versehene Vorgesetzte nicht am Orte sind, und für das eigentliche Festungspersonal. Die Bestätigung der Richtersprüche ist durch die Kabinettsorder vom 1. Juni 1867 dahin geregelt, daß der königlichen Bestätigung vorbehalten bleiben die kriegsrechtlichen Erkenntnisse auf Todesstrafe oder lebenslängliche Freiheitsstrafe, gegen Offiziere bei jeglichem Spruche, gegen Portepéefähnriche bei Degradation und gegen die Mannschaft bei Militärverbrechen und mehr als zehnjähriger Freiheitsstrafe; durch den Kriegsminister erfolgt die Bestätigung bei mehr als einjähriger Freiheitsstrafe gegen Landgendarmen; durch den kommandierenden General (General des Gardekorps und Gouverneurs) und den Chef der Admiralität bei Freiheitsstrafen über 1 Jahr. Hinsichtlich aller übrigen Urteile wider die Mannschaft kommt die Bestätigung derselben dagegen den Divisionskommandeuren (Chef der Landgendarmen, Invalidenhauskommandant &c.) zu, wobei die Urteile durch die Auditeure, resp. durch das Generalauditoriat begutachtet werden. Durch die Bestätigung wird das Urteil rechtskräftig, Berufung findet nicht statt. Alle Gerichtsakten werden durch die Korpsauditeure und das Generalauditoriat einer nachträglichen Prüfung unterzogen. Das Begnadigungsrecht steht den Kontingentsherren, also den Königen von Preußen und Sachsen, zu; doch sind den sonstigen Landesherren in den Militärkonventionen gewisse Zugeständnisse in dieser Hinsicht gemacht. Für **Kriegszeiten** sind die nötigen Modifikationen bei Organisation und Verwaltung der Militärgerichte und die dem Heerführer und den Kommandanten belagerter Festungen zu erteilenden Instruktionen besonderer Bestimmung vorbehalten.

In **Bayern** sind die Bestimmungen der Militärstrafgerichtsordnung vom 29. April 1869, revidiert durch die Gesetze vom 28. April und vom 27. Sept. 1872 sowie durch das Ausführungsgesetz zur Reichsstrafprozeßordnung vom 18. Aug. 1879, maßgebend. Bei leichtern Vergehen urteilen **Militäruntergerichte**, zusammengesetzt aus dem Kommandanten, einem Offizier und dem Auditeur. Schwerere Fälle gehören vor die **Militärbezirksgerichte**, welche bei den Korpskommandostellen bestehen und aus dem Kommandanten als Vorstand, einem Auditeur als Direktor und einer Anzahl von Auditeuren, zu welchen in militärischen Strafsachen auch Offiziere hinzutreten, als Richtern sich zusammensetzen. In Verbrechens- und Vergehenssachen, mit Ausnahme der Ungehorsamsfälle, urteilen die Militärbezirksgerichte unter Zuziehung von Kombattantengeschwornen, deren Charge sich nach derjenigen des Angeklagten richtet, sonst ohne Geschworne. Zum militärischen Geschwornendienst sind befähigt: pensionierte und aktive Offiziere sowie aktive Unteroffiziere im Alter von über 24 Jahren. Im Bereiche der mobilen Armee treten an die Stelle der Militärbezirksgerichte **Feldgerichte**. Über Beschwerden, Nichtigkeitsbeschwerden, Wiederaufnahme des Verfahrens u. Vorlage der Todesurteile beschließt das **Militärobergericht** (Generalauditoriat), bestehend aus einem General als Präsidenten, dem Generalauditeur als Direktor und einer Anzahl von Oberauditeuren als Richtern. Dem König steht gegenüber militärgerichtlichen Urteilen dieselbe Befugnis zu wie gegenüber Urteilen bürgerlicher Strafgerichte. **Standgerichte** zur Aburteilung von Verbrechen, die zur Abschreckung oder Gefahrbeseitigung raschestе Justifikation heischen (das Verfahren muß einschließlich des Vollzugs der Todesstrafe in 24 Stunden beendet sein), werden nach Verkündigung des Standrechts niedergesetzt. Was das bayrische Militärstrafgerichtswesen u. -Verfahren ganz besonders auszeichnet, das ist seine sorgfältig durchgeführte Harmonie mit dem allgemeinen Strafgerichtswesen und -Verfahren. Auch mit den neuesten Entwickelungsphasen desselben ist es ziemlich im Einklang erhalten worden durch die oben genannten Revisionsgesetze. So teilt es mit dem Zivilstrafgerichtswesen namentlich die Grundsätze der Selbständigkeit der Gerichte sowie der Öffentlichkeit

und Mündlichkeit des Hauptverfahrens und der freien Verteidigung, welche bei gemeinrechtlichen Delikten nur Rechtsverständige und bei Militärdelikten auch Offiziere (Militärbeamte) ausüben können. Ebendeswegen dringen die weitesten Kreise des deutschen Volkes darauf, daß bei der bevorstehenden Vereinheitlichung des Militärgerichtswesens- und -Strafverfahrens in Deutschland die bayrische Militärstrafgerichtsordnung zum Vorbild genommen werde, um so mehr als sich jene Grundsätze nicht nur in Bayern, sondern seit vielen Jahrzehnten schon in Frankreich und seit mehr als zwei Dezennien in Rußland bewährt haben. In **Württemberg** ist für das M. das Militärstrafgesetz vom 20. Juli 1818 maßgebend. Die niedere Gerichtsbarkeit über Vergehen der Unteroffiziere und Soldaten, welche mit geringern Strafen bedroht sind, wird durch kriegsrechtliche Kommissionen, die höhere durch »Kriegsrechte« ausgeübt. Auch diese Gerichte sind nicht ständig, sondern werden nach der Charge des Angeschuldigten aus Militärpersonen verschiedener Rangklassen für den einzelnen Fall gebildet. Die Oberinstanz für die Kriegsrechte ist ein aus Offizieren und Rechtsgelehrten zusammengesetztes Revisionsgericht. Das Bestätigungsrecht hat der König. Hinsichtlich **Sachsens** vgl. »Oberkriegsgerichte«; Litteratur bei »Militärgesetzgebung«.

Militärgesetzgebung, der Inbegriff derjenigen Rechtsnormen, durch welche die rechtliche Stellung der Militärpersonen geregelt wird. Hierher gehören zunächst die Gesetzesvorschriften über die Wehrpflicht (s. d.) überhaupt, ferner diejenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche für das Militär auf dem Gebiet des öffentlichen wie des privaten Rechts die Eigentümlichkeiten eines besondern Rechtsstandes (das **militärische Sonderrecht**) begründen, so z. B. die Privilegien, welche dem Militär in Kriegszeiten in Ansehung von letztwilligen Dispositionen zustehen, indem solche nicht an die für ordentliche letztwillige Verfügungen vorgeschriebenen Formen gebunden sind, sowie die mancherlei Bevorzugungen der Militärpersonen in Ansehung der gerichtlichen Hilfsvollstreckung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, Befreiungen von zivilrechtlichen Verpflichtungen in Pflegschaftssachen &c., anderseits aber auch z. B. die Bestimmungen des deutschen Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874, wonach die Militärpersonen des Friedensstandes zu ihrer Verehelichung der Bewilligung der Vorgesetzten bedürfen, die Teilnahme an politischen Vereinen und Versammlungen den zum aktiven Heer gehörigen Militärpersonen untersagt ist, und für dieselben, mit Ausnahme der Militärbeamten (s. d.), die Berechtigung zum Wählen für den Reichstag u. für die Landesvertretungen ruht. Von Wichtigkeit sind ferner die Grundsätze, welche über den besondern Gerichtsstand der Militärpersonen (s. Militärgerichtswesen) sowie über die Bestrafung der sogen. Militärverbrechen (s. d.) gelten. In Deutschland wurde nach Gründung des Norddeutschen Bundes auf Grund der Verfassung (Art. 61) die gesamte preußische M. in dem ganzen Bundesgebiet eingeführt, eine Bestimmung, welche auch in die deutsche Reichsverfassung aufgenommen worden ist, unbeschadet jedoch der militärischen Sonderstellung der Königreiche Bayern und Württemberg. Außerdem sind inzwischen eine ganze Reihe von Reichsgesetzen und Verordnungen über das Militärwesen erlassen worden, so namentlich das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872, das Gesetz über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874, mit Nachträgen vom 6. Mai 1880, 11. März 1887 und 3. Aug. 1893, das Gesetz über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden vom 13. Febr. 1875, das Gesetz über den Landsturm vom 12. Febr. d. J. und die Verordnung über die Disziplinarstrafordnung für das deutsche Heer vom 31. Okt. 1872. Vgl. **Solms**, Strafrecht und Strafprozeß für Heer und Marine des Deutschen Reiches (2. Aufl., Berl. 1883); »Die Militärgesetze des Deutschen Reiches, mit Erläuterungen herausgegeben auf Veranlassung des königlich preußischen Kriegsministeriums« (neue Bearbeitung, das. 1890, 2 Bde.); **Stadelmann**, Militärwesen des Königreichs Bayern (Bamb. 1884); **Weigel**, Der bayrische Militärstrafprozeß (Nürnb. 1889); **Koppmann**, Das Militärstrafgesetzbuch, mit Kommentar (2. Aufl., Nördl. 1885); **Hecker**, Lehrbuch des deutschen Militärstrafrechts (Stuttg. 1887); **Damianitsch**, Militärstrafgesetzbuch für Österreich erläutert (Wien 1855, Nachträge 1860); Derselbe, Studien über das Militärstrafrecht (das. 1862); **Stein**, Lehre vom Heerwesen (Stuttg. 1872); **Dangelmaier**: Militärprivatrecht der österreichischen Armee (Innsbr. 1882), Die Militärverbrechen u. Vergehen nach österreichischem Recht (das. 1884), Militärrechtliche und militärethische Abhandlungen (Wien 1893) und Geschichte des Militärstrafrechts (Berl. 1891); **Weisl**: Formelles Militärstrafrecht (Wien 1890), Das Heeresstrafrecht, allgemeiner Teil (das. 1892), Vorschläge zur Regelung des Militärstrafverfahrens (das. 1893), Das Militärstrafverfahren in Rußland, Frankreich und Deutschland (das. 1894); v. **Marck**, Der Militärstrafprozeß in Deutschland und seine Reform (Berl. 1893 ff.); **Bobrovsky**, Začátky reform (Moskau 1881); **Pio**, Elementi di diritto penale militare (Prato 1885); **Nicolas**, Cours de législation, d'administration et de comptabilité militaires (Par. 1885, 2 Bde.).

In **Österreich-Ungarn** gilt das Militärstrafgesetzbuch vom 15. Jan. 1855 und unterscheidet sich von dem deutschen Militärstrafgesetzbuch durch die erschöpfende, auch die gemeinen Verbrechen umfassende Behandlung des Stoffes. Bis dahin galt für die österreichische Armee Kaiser Leopolds II. Artikelsbrief für die gesamten Reichsvölker (1672 u. 1682), durch Patente, Mandate und Normen ergänzt und abgeändert, sodann die Kriegsartikel 1798 (1803 Marine) und 1808. Für das Militärstrafverfahren gilt bis heute der Inquisitionsprozeß der Theresianischen Kriminalgerichtsordnung vom 31. Dez. 1768, welche sogar härter ist, als die ihr zeitlich vorausgehende alte preußische Kriegsgerichtsordnung von 1712, so daß die österreich-ungarische Armee das älteste und härteste Militärstrafverfahren besitzt, welches auf dem geheimen, schriftlichen Inquisitionsprozeß mit Ausschluß einer berufsmäßigen Verteidigung u. fast gänzlichem Ausschluß eines Rechtsmittels gegen das Urteil seitens Verurteilter beruht, in welchem der Auditor Inquirent, Referent und Mitrichter ist. Die nachfolgenden hofkriegsrätlichen u. Armee-Oberkommandodekrete &c. haben den Grundcharakter des Verfahrens nicht geändert. Die höhere Gerichtsbarkeit wird im **Kriegsrecht** ausgeübt, die niedere durch **rechtliche Erkenntnisse** erledigt. — Die übrigen Staaten besitzen meist neuere Kodifikationen des Militärstrafrechts, bez. Prozesses. So Frankreich von 1857 (mit Strafprozeßnovellen von 1872—75), nachgebildet von Rumänien 1881 u. 1884; Belgien von 1870; Spanien von 1890 (Landheer) und 1888 (Marine); Portugal von 1875;

Italien erlassen 1869 (Marine und Landheer); Dänemark und Schweden von 1881 (deutsche Übersetzung in der »Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft«, 2. Bd., Berl. 1882); Rußland (materielles Strafgesetzbuch 1868) Strafprozeßordnung 1883—85; Finnland von 1886; Griechenland 1860 u. 1861; Serbien von 1864; Norwegen von 1866. Holland hat veraltete Gesetzbücher von 1814 und 1815 und ist mit einem neuen Entwurf befaßt; ebenso die Schweiz mit der Umgestaltung des Bundesgesetzes von 1851. Für Großbritannien sind maßgebend die Regulation of the Forces Act 1881, Army Discipline Act 1879, Militia Act 1882, die Army Acts von 1881—94 (48 u. 49 Vict. c., 8) und die Naval Discipline Act von 1866 und 1884. Vgl. v. Liszt, Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung, Bd. 1 (Berl. 1894).

Militärgewalt, s. Militärhoheit.

Militärgrenze, der vom Adriatischen Meer bis Siebenbürgen sich erstreckende schmale Landstrich in Ungarn, der die Grenze gegen Dalmatien, Bosnien, Serbien und Rumänien bildete, 1849 zu einem eignen Kronland erhoben wurde, bis auf die neueste Zeit seine eigne militärisch-administrative Verfassung hatte und ein Areal von 33,422 qkm (609 QM.) mit (1869) 1,200,371 Einw. umfaßte. Gegenwärtig ist die M. teils mit Ungarn (Komitate Bács-Bodrog, Temes und Krassó-Szörény), teils mit Kroatien-Slawonien (Komitate Lika-Krbava, Modrus-Fiume, Požega, Virovitiz und Syrmien) vereinigt.

[Geschichte.] Den Grund zur M. legten nach herkömmlicher Ansicht die Könige Ludwig I. und Matthias Corvinus von Ungarn, ersterer durch die erste Einrichtung einer Hauptmannschaft in Zengg, letzterer durch die Ansiedelung aus der Türkei geflüchteter Bosnier und Serben in Kroatien im »Kapitanat von Zengg«, der spätern Karlstadter Grenze. Doch verfiel diese Gründung wieder bis zur Spurlosigkeit. Die eigentliche Ausbildung gewann diese Einrichtung im 16. Jahrh., als Ferdinand I. 1535 und 1538 von den Türken vertriebenen Serben (Rascianern, Uskoken) drei Kapitanate in Ostslawonien: Kopreinitz, Kreuz und Ivanić, unter der Verpflichtung des Kriegsdienstes gegen die Türkei überließ, welche die Grundlage der oberslawonischen oder »windischen« Grenze mit Warasdin als Vorort ausmachten, während ihr zur Seite sich die »krabatische« oder kroatische Grenze seit 1578—80 mit Karlstadt als Vorort ausbildete. Beide standen unter dem innerösterreichischen Hofkriegsrat zu Graz, und die Grenzer Militärbauern erhielten von König Rudolf II. Steuerfreiheit zugestanden gegenüber der Verpflichtung, das Land gegen die Türken zu verteidigen. 1627 wurde die Karlstadter Grenze von den krainischen und kärntnerischen Ständen übernommen und 1630 dem Warasdiner Generalat die erste eigentliche Verfassung gegeben, 1658 ein Generalamtsverwalter für das Karlstadter bestellt. Neue Ankömmlinge und Angeworbene schlossen sich diesen Ansiedlern an, so daß nach dem Karlowitzer Frieden 1699 drei Grenzgeneralate, das Karlstadter, Warasdiner und Banat-Grenzgeneralat, entstanden. Das im Süden der Karlstadter Grenze 1689 eroberte Land, Lika, Korbava und Zvonigrad, wurde 1712 ebenfalls der Militärverwaltung unterstellt, wodurch die Karlstadter Grenze ihren Abschluß erhielt. Unter Leopold I. entstand 1702 aus den längs der Save, Theiß und Maros gelegenen Gegenden die Slawonische Grenze unter der Verwaltung des Hofkriegsrats und der kaiserlichen Kammer in Wien. Diese Slawonische Grenze erfuhr 1747 eine Verminderung durch Verschmelzung eines beträchtlichen Teiles derselben mit Ungarn. Zur Sicherung des Kordons gegen die Türkei in den Grenzplätzen von Slawonien und Syrmien, welcher jetzt weniger die Einfälle der Türkei als das Eindringen der Pest und den Schmuggelhandel abzuwehren hatte, wurde 1747 ein schon früher aufgestelltes Bataillon Tschaikisten erhalten und 1763 in den Landstrich zwischen der Donau und Theiß versetzt. Um diese Zeit wurde auch die Siebenbürgische Grenze errichtet und zwar die Szekler Grenze 1764, die Walachische 1766. Im J. 1754 wurden die Militärgrenzrechte statuiert, 1770—87 der Militärgrenzgürtel abgeschlossen und das Kantonsystem eingeführt, und 1807 erhielt die M. ein Grundgesetz, welches die Kriegspflicht der Bauern und deren Abgabenfreiheit neuerdings festsetzte. Nach den unglücklichen Ergebnissen des Wiener Friedens 1809, durch welchen die westliche Hälfte der M. an Frankreich fiel, um einen Teil Illyriens zu bilden, vereinigte der Pariser Friede 1814 die Grenzländer wieder mit der österreichischen Monarchie. Dieselben bildeten staatsrechtlich einen Teil des ungarischen Reiches und des Großfürstentums Siebenbürgen, waren aber nach Verfassung und Verwaltung gänzlich von denselben getrennt. Eingeteilt war die M. in vier voneinander unabhängige, unter dem Hofkriegsrat stehende Generalkommandos oder Generalate als höchste Behörden, unter denen die Regimentskommandos standen, welche die Bezirksbehörden vorstellten u. nicht nur alle rein militärischen Verrichtungen, sondern auch alle politisch-ökonomischen und Justizgeschäfte besorgten. Die vier Generalate waren: das kroatische, das slawonische, das Banater oder ungarische und das siebenbürgische. 1848 wurde die M. anfangs unter die Botmäßigkeit des ungarischen Ministeriums gestellt, schloß sich aber dann dem Kampf gegen die ungarische Insurrektion an und half ihn siegreich beendigen. Zum Lohn für die bewiesene Treue der Grenzer in Italien und Ungarn wurde das Militärgrenzgebiet durch die Reichsverfassung von 1849 zu einem eignen Kronland erklärt und erhielt 7. Mai 1850 ein neues Grundgesetz mit wichtigen Vorteilen für das Land und seine Bewohner und einer neuen Einteilung in drei Administrativgebiete. Nachdem 1851 die Siebenbürgische M. aufgehoben und die Serbisch-Banatische Grenze (früher auch die Syrmische genannt) 1. Nov. 1872 Ungarn einverleibt worden war, wurde 15. Juli 1881 die Kroatisch-Slawonische mit Kroatien vereinigt. Nachdem in Österreich eine Verfassung eingeführt worden, wurden auch die Verhältnisse der M. wesentlich umgestaltet, indem die persönlichen und bürgerlichen Rechte ihrer Bewohner erweitert, der Gebrauch der Landessprache gestattet, die körperliche Züchtigung abgeschafft, der Erwerb des Grundeigentums erleichtert und die Niederlassung Fremder erlaubt wurden. Am 15. Aug. 1873 ward durch die Einführung des Wehrgesetzes der letzte Rest der alten Institution beseitigt. Vgl. Utiesenović, Die M. und deren Verfassung (Wien 1861); Hostinek, Die k. k. M. und ihre Verwaltung (das. 1861, 2 Bde.); Vaniček, Spezialgeschichte der M. (1875, 4 Bde.); Schwicker, Geschichte der österreichischen M. (Teschen 1883).

Militärgymnasien, in Rußland Vorbereitungsschulen für Söhne adliger Offiziere zum Eintritt in die Kriegsschulen, mit einem Lehrplan ähnlich dem der Realschulen und sechsjährigem Kursus; auf den Militärprogymnasien werden Söhne von Offi-

zieren und Militärbeamten zum Eintritt in Junkerschulen (s. Kadettenhäuser) vorgebildet oder als Unteroffiziere zur Armee entlassen; Kursus vierjährig.

Militärgymnastik, der den Soldaten erteilte Unterricht im Turnen, Fechten und Schwimmen, schlechthin soviel wie Militärturnwesen.

Militärhandbuch, s. Rangliste.

Militärhoheit (Militärgewalt, Jus armorum), die Befugnis des Staatsoberhauptes, von den Unterthanen Kriegsdienste zu fordern und die zur Verteidigung des Landes und der staatlichen Interessen erforderlichen militärischen Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen. Im Deutschen Reiche ist die M. oder Kontingentsherrlichkeit zwar den einzelnen Bundesstaaten verblieben, jedoch praktisch durch wesentliche Rechte des Kaisers als Bundesfeldherrn eingeschränkt. Nur das bayrische Heer bildet einen in sich geschlossenen Bestandteil des deutschen Reichsheeres mit selbständiger Verwaltung unter der M. des Königs von Bayern; es tritt nur im Kriege, und zwar mit Beginn der Mobilmachung, unter den Oberbefehl des Kaisers. Im übrigen aber bildet die gesamte Landmacht des Reiches ein einheitliches Heer, welches im Kriege und im Frieden unter dem Befehl des Kaisers steht. Die meisten Bundesstaaten haben außerdem mit der Krone Preußen noch besondere Militärkonventionen (s. d.) abgeschlossen, wodurch sich wenigstens die Kleinstaaten ihrer M. nahezu vollständig begeben haben. Die deutsche Kriegsmarine ist eine Einrichtung des Reiches selbst; sie untersteht dem Kaiser (s. Deutschland, S. 890 u. 896).

Militaria (lat.), Militärangelegenheiten.

Militärinspekteur, stellvertretender, s. Kriegssanitätswesen, S. 721.

Militärintendant, oberster Intendanturbeamte eines deutschen Armeekorpsbezirks.

Militärintendanz, s. Intendantur.

Militärintendanzkorps, s. Frankreich (Heerwesen).

Militärische Ausrüstung, alle Gegenstände, welche der kriegsmäßig ausgestattete Soldat mit sich führt, also Kleidung, Gepäck, Waffen und Munition nebst Lebensmitteln für mehrere Tage. Der Soldat soll alles mit sich führen, was ihn zur vollkommensten Ausübung seines Berufes befähigt und ihm eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber ungünstigen Verhältnissen sichert, anderseits darf er bei den hohen Anforderungen der modernen Kriegsführung an die Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes und aus hygienischen Gründen nicht zu stark belastet werden. Der Mensch vermag aber dauernd nur eine Belastung gleich dem dritten Teil des Körpergewichts fortzuschaffen, wenn er noch erhebliche andre Arbeitsleistungen ausführen soll; bei einem mittlern Körpergewicht von 65 kg würde also das Durchschnittsmaximum der Belastung 21,6 kg betragen, bei welchem freilich ein großer Teil der Mannschaften schon überlastet sein würde. Die Belastung schwankt aber in den verschiedenen Armeen zwischen 27 und 32 kg und beträgt durchschnittlich etwa 30 kg. Diese Überlastung führt zu großen Übelständen, und als die Einführung des Repetiergewehres eine Mehrbelastung durch Munition mit sich brachte, hat man durch neue Feldausrüstungen eine Entlastung zu schaffen gesucht, bei welcher aber die Gesamtbelastung immer noch 28, in Österreich 27 kg beträgt. Ein weiterer Fortschritt könnte wohl durch Beseitigung unnötiger Teile der Bekleidung (Metallknöpfe, Metallbeschläge ꝛc.) und dadurch herbeigeführt werden, daß man nicht zu großen Wert auf die Dauerhaftigkeit der Sachen legt. Sehr wesentlich ist auch die Verteilung der militärischen Ausrüstung. Eine Last wird um so leichter getragen, je näher sie dem Schwerpunkte des Körpers liegt und auf eine je größere Fläche sie verteilt ist. Die praktische Anwendung dieses theoretisch richtigen Satzes unterliegt aber den größten Schwierigkeiten, und wenn, physiologisch betrachtet, die Last am leichtesten getragen wird, welche die geringste Anspannung der Muskelthätigkeit beansprucht, so läßt sich dieser Satz auch nicht ohne weiteres auf den Soldaten anwenden, da dieser nicht ausschließlich Lastträger sein, sondern noch andre Arbeitsleistungen ausführen soll. Darum darf die m. A. die Funktionen der Organe nicht beeinträchtigen. Neben der Freiheit der Arm- und Beinbewegungen beansprucht besonders die Thätigkeit von Lungen und Herz die größte Beachtung, und jede Belastung, welche die Ausdehnungsfähigkeit des Brustkastens beschränkt, ist zu vermeiden. Schädlich sind auch die Riemen, welche die Gefäße und Nerven der Achselhöhle zusammendrücken, und endlich muß gefordert werden, daß die Hautausdünstung durch die Belastung möglichst wenig gehindert und die Lüftung und Abkühlung erleichtert wird. Diesen Anforderungen sucht die neue deutsche und österreichische Feldausrüstung des Infanteristen möglichst zu entsprechen, u. sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der alten, wenn auch die Belastung selbst immer noch um ein Viertel zu groß ist.

Militärische Geheimnisse, s. Spionage.

Militärischer Diebstahl ist der nach Militärstrafrecht (s. Militärverbrechen) strafbare Diebstahl. Als solcher kommt in Betracht: 1) der bei Ausübung des Dienstes oder unter Verletzung eines militärischen Dienstverhältnisses begangene Diebstahl an Sachen, die dem Thäter vermöge des Dienstes zugänglich sind; 2) Diebstahl gegen Vorgesetzte, gegen Kameraden, gegen den Quartierwirt oder eine zu dessen Hausstand gehörige Person (§ 138); in beiden Fällen ist die Unterschlagung gleichgestellt; 3) die Beraubung eines auf dem Kampfplatz gebliebenen Angehörigen der deutschen oder verbündeten Truppen, eines Kranken oder Verwundeten auf dem Kampfplatze, auf dem Marsche, auf dem Transport oder im Lazarett, sowie eines dem Schutze des Thäters anvertrauten Kriegsgefangenen. Litteratur s. bei »Militärgesetzgebung«.

Militärischer Landesverrat, s. Politische Verbrechen.

Militarismus (neulat.), das Vorherrschen und die Bevorzugung des Soldatenwesens, Säbelregiment.

Militärjustiz, s. Militärgerichtswesen.

Militärkabinett, in Preußen eine militärische Behörde, welche die Entscheidungen des Königs in Militärangelegenheiten bearbeitet; das M. besteht aus einer Anzahl von Stabsoffizieren unter dem Chef des Militärkabinetts, z. B. einem vortragenden Generaladjutanten, und war früher dem Kriegsministerium unterstellt. Mit dem M. ist die Abteilung für persönliche Angelegenheiten (Ernennung, Beförderung, Verabschiedung ꝛc. der Offiziere) u. die geheime Kriegskanzlei (s. d.) vereint. Die gleiche Einrichtung in Österreich und Rußland heißt Militärkanzlei.

Militärkanzlei, s. Militärkabinett.

Militärkapläne, s. Militärgeistliche.

Militärkarten (Eisenbahnfahrkarten), s. Militärbillets. Dann auch soviel wie Generalstabskarten, s. Landesaufnahme.

Militärknaben-Erziehungsinstitut zu Annaburg, Erziehungsanstalt für Söhne von Unteroffizieren

und Gemeinen des deutschen Heeres. Das M. besteht aus einer Knabenschule und einer Unteroffizierdvorschule. Hauptaufnahme in jene zu Michaelis, im Alter von 11—12 Jahren. Die Söhne der dem Friedensstande Angehörigen oder im Dienste Verstorbenen werden in erster Linie, der mit Versorgung Ausgeschiedenen demnächst berücksichtigt. Bei der Aufnahme in die Unteroffiziervorschule (s. d.) erhalten die Zöglinge der Knabenschule den Vorzug, dann die für letztere Vorgemerkten aber nicht Einberufenen, endlich andre Knaben aktiver Soldaten.

Militärkolonien, Ansiedelungen ganzer Truppenteile, die verschiedene Zwecke haben können, z. B. leichtere Verteidigung oft bedrohter Landesgrenzen, Erleichterung des Unterhalts der Truppen in wenig bewohnten Gegenden, Urbarmachung unbewohnter, aber fruchtbarer Landstriche, Verschmelzung des Militärstandes mit dem Bauernstand ꝛc., deren charakteristisches Merkmal unter allen Umständen aber Vereinigung einer bedeutenden Truppenmacht auf verhältnismäßig kleinem Raum und Ernährung derselben durch eigner Hände Arbeit ist. Schon Alexander d. Gr. siedelte die Veteranen seiner Heere teilweise an, und die Römer haben durch M. römischer Bürger erst in Italien, dann in den Provinzen hauptsächlich ihre Weltherrschaft begründet. In der Neuzeit wurden zuerst von Ferdinand I. an der türkischen Grenze M. in größerm Maßstab angelegt; aus ihnen entstand später die Militärgrenze (s. d.), deren Bevölkerung bis vor kurzem ihre militärische Organisation behielt. In Schweden wurde gegen Ende des 17. Jahrh. von Karl XI. eine Art von M. errichtet, die mit geringen Abänderungen noch jetzt bestehen, die sogen. Indelta-Armee. Man siedelte Soldaten und Offiziere zerstreut auf Krondomänen an, die zu Übungen und im Fall eines Krieges zusammengezogen wurden (s. Indelta). Ferner wurden M. seit 1818 vom Kaiser Alexander I. von Rußland angelegt und zwar nach dem Plan des Grafen Araktschejew, der dahin ging, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren und auf diese Weise völlig militärische Dörfer zu bilden. Die betreffenden Ukase datieren vom 26. April 1818, 12. Dez. 1821 und 18. Febr. 1825. Zuerst wurde eine Infanteriedivision im Gouv. Nowgorod und eine Kavalleriedivision im Gouv. Charkow angesiedelt; 1828 aber waren bereits drei Infanterie- und fünf Kavalleriedivisionen, erstere in den nördlichen, letztere in den südlichen Gouvernements, organisiert. Die junge Mannschaft der Kolonie, bei der Infanterie vom vollendeten 12., bei der Kavallerie vom 14. Jahre an, ward ebenfalls uniformiert und für den Ackerbau u. Kriegsdienst ausgebildet. Vom 17. Jahre an dienten diese jungen Leute als Reserve der ackerbautreibenden Soldaten, vom 21. Jahre an in der Armee. Nach 25jähriger Dienstzeit konnte der Kolonist seinen Abschied und seine Entlassung aus der Kolonie verlangen, mußte dann aber noch fünf Jahre in der Reserve dienen. Durch Ukas vom 19. Nov. (1. Dez.) 1831 erhielten die M. eine andre Einrichtung. Bald darauf brachen in ihnen Aufstände aus, welche mit größter Strenge niedergeworfen wurden. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich insbes. Araktschejew (s. d.) als Wüterich. Als nach Beendigung des letzten orientalischen Krieges die russische Armee organisiert ward, hob Kaiser Alexander II. die Infanteriekolonien in den nördlichen Gouvernements auf, so daß nur die Kavalleriekolonien unter dem Namen der südlichen Kolonien und zwar als charkowsche, chersonsche und kiew-podolische fortbestanden, aber mit Gemeindeverfassung und ohne militärische Organisation. Von untergeordneter Bedeutung waren die M., welche der französische Marschall Bugeaud in Algerien gründete; dagegen förderte die Ansiedelung militärisch geschulter Kolonisten aus der deutschen Legion, welche die englische Regierung 1857 zum Schutz des Kaplandes gegen die Einfälle der Kaffern berief, die friedliche Entwickelung der Kapkolonie.

Militärkonventionen, Staatsverträge über militärische Verhältnisse. Dahin gehört z. B. die Militärkonvention zwischen dem Norddeutschen Bund und Württemberg vom 21.—25. Nov. 1870, welche dann später in die deutsche Reichsverfassung vom 16. April 1871 mit aufgenommen wurde. Außerdem sind zwischen der Krone Preußen und allen übrigen Bundesstaaten mit Ausnahme der Königreiche M. abgeschlossen worden, durch welche dieselben, abgesehen von den Beschränkungen der Militärhoheit der Bundesstaaten durch die Reichsverfassung ihre Militärverwaltung an Preußen übertragen haben. Doch hat sich der Kaiser den Kontingentsherren gegenüber verpflichtet, sein verfassungsmäßiges Recht zur Bestimmung der Garnisonen in der Regel dahin auszuüben, daß die Kontingentstruppen innerhalb der Landesgrenzen verbleiben. Die Kontingentsherren selbst stehen zu den in ihrem Gebiet befindlichen Truppen im Verhältnis eines kommandierenden Generals, indem sie die einem solchen zukommenden Ehrenrechte und Disziplinarbefugnisse zu beanspruchen haben. Die Offiziere und die Militärbeamten werden nach den M. sämtlich vom Kaiser ernannt, vorbehaltlich des Rechts der Kontingentsherren zur Ernennung von Offizieren à la suite sowie von Adjutanten und Ordonnanzoffizieren. Nur die Königreiche haben ihre eigne Heeresverwaltung behalten. Vgl. Militärhoheit.

Militärkrankenwärter, s. Krankenwärter.

Militärkuraten, s. Militärgeistliche.

Militärküster, s. Militärgeistliche und Militärbeamte.

Militärlasten, Verpflichtungen vermögensrechtlicher Art, welche den Bewohnern eines Staatsgebietes im Interesse der Landesverteidigung auferlegt sind. Es werden Friedens- und Kriegsleistungen unterschieden. Zu den erstern (s. die bestehenden Bestimmungen unter »Einquartierung«) gehört vornehmlich die Gewährung von Naturalquartier, dann Naturalverpflegung für Truppen auf Märschen, Stellung von Vorspann, Verabreichung von Fourage, Stellung von Schiffsfahrzeugen, Beförderung von Truppen und Armeematerial auf den Eisenbahnen (Militärtransportordnung für die Eisenbahnen im Frieden, Verordnungen vom 11. Febr. 1888 und 26. Mai 1890) und die Benutzung von Grundstücken, Brunnen, Tränken und Schmieden. Von den Kriegsleistungen (s. d.) sind die Kriegsschäden (s. Kriegsschade) zu unterscheiden.

Militärlazarett, Krankenhaus für Soldaten, s. Kriegssanitätswesen.

Militärlehrschmieden, s. Hufbeschlaglehranstalten.

Militärmärsche, s. Marsch.

Militärmaß, das gesetzlich festgestellte Mindest- (Minimal-)maß zur Beurteilung der militärischen Diensttauglichkeit von Mannschaften und Pferden. Nach § 5 der Heerordnung vom 22. Nov. 1888 nebst Nachträgen für das Deutsche Reich muß das M. für alle zum Dienst mit der Waffe auszuhebenden Mannschaften betragen: für die Garde 1,70, ausnahmsweise 1,67 m, die Fußartillerie, Kürassiere und Ulanen 1,67,

leichte Gardekavallerie 1,65, Feldartillerie sowie Pioniere und Eisenbahntruppen 1,62, Dragoner, Husaren, Luftschiffer und Train 1,57, Pioniere und Train ausnahmsweise 1,57, bez. 1,54, Infanterie u. Jäger 1,54 m. Als *Maximalmaß* gilt für Jäger, Kürassiere, Ulanen, reitende Artillerie und Train 1,75, für Dragoner und Husaren 1,72 m. Von den Garderekruten der Infanterie muß die Hälfte mindestens 1,75 m groß sein. Gelernte Jäger und Forstgehilfen werden bei den Jägern ohne Rücksicht auf Körpergröße eingestellt. In *Österreich* ist das Mindestmaß für Infanterie, Jäger, Genie- u. Sanitätstruppe 1,55 m, für Kavallerie und Artillerie 1,61 m; Maximalmaß ist für Jäger 1,74, für Kavallerie 1,79 m. In *Frankreich* ist das Mindestmaß für Infanterie, Jäger, Zuaven und Turkos 1,54, Spahis, Chasseurs, Husaren 1,59, Train 1,62, Dragoner 1,64, Artillerie 1,66, Kürassiere 1,70 m. In Großbritannien, Schweden und Dänemark beträgt das Mindestmaß 1,60, in Belgien 1,57, Italien und Spanien 1,56, Schweiz 1,55 und Rußland 1,53 m. Neben der Körpergröße muß auch der *Brustumfang* gemessen werden, welcher der halben Körperlänge entsprechen soll; ist er geringer, so *können* die Leute zum Dienst *ohne* Waffe (Handwerker oder Krankenwärter), nicht aber *mit* Waffe ausgehoben werden. — Ein gewisses M. wurde schon in alten Zeiten gefordert, da in der Regel mit der Körperlänge auch die übrige Körperentwickelung und Körperkraft zurückbleibt. Da nun in frühern Zeiten der Kampf Mann gegen Mann den Ausschlag gab, so wurde auch ein großes Gewicht auf die Körpergröße gelegt. In Rom betrug das Mindestmaß für den Legionssoldaten zur Zeit der Republik 1,64 m; Nero forderte für die Elitetruppen 1,95 m, Hadrian 1,79 m. Aus der Bewaffnung der Landsknechte ist zu schließen, daß ihre Körperlänge nicht unter 1,73 m betragen hat. Da heute das Feuergefecht ausschlaggebend ist, so besteht für jene Rücksicht kein Grund mehr; dagegen fordert der Dienst einzelner Waffengattungen eine gewisse Körpergröße. Im allgemeinen sind die germanischen Völker größer als die romanischen und die Slawen. In Preußen wurde zuerst von Friedrich Wilhelm I. ein *Mindestmaß für Militärpferde* festgesetzt, und Friedrich d. Gr. traf sorgfältige Auswahl. Das Reglement über die Remontierung vom 2. Nov. 1876 bestimmt: für Garde du Corps und Artillerie-Stangenpferde 1,65, Gardekürassiere 1,62, Linienkürassiere, Artillerie-Vorderpferde 1,60, Ulanen und leichte Gardekavallerie 1,57, Artillerie-Reit- und Trainpferde 1,54, für die Liniendragoner und Husaren 1,52 m (Widerristhöhe).

Militärmedizinalwesen, soviel wie Kriegssanitätswesen (s. d.).

Militärmusik (*Kriegsmusik, Feldmusik*), das den Regimentern der modernen Heere beigegebene Orchester, dessen Zweck ist, bei Märschen, Paraden etc. die Bewegung der Truppe zu regeln und ihr erhöhte Elastizität zu geben sowie auch wohl im Gefecht den Mut anzufeuern. Man unterscheidet die Infanterie- (Janitscharen-) Musikkorps von der Hornmusik der Jäger, Pioniere, Fußartillerie etc. und den Trompeterkorps der Kavallerie und Feldartillerie. Die Musiker dieser Korps heißen entsprechend Hoboisten (Hautboisten), Hornisten und Trompeter, die Korpsführer Stabshoboisten, -Hornisten etc. Man hat bei der Infanterie zu unterscheiden zwischen den Musikern und den Spielleuten (s. d.), letztere haben die Signale zu geben und gehören zum Mannschaftsstand der Kompanien, während die Musiker zum Regimentsstab gehören und zusammenbleiben, nur die Trompeter der Kavallerie etc. sind auch Signalbläser. Wie der Name Hoboisten andeutet, spielte die Oboe bei der M. früher eine hervorragende Rolle; seit Einführung der Klarinetten sind jedoch diese letztern die eigentlichen Vorbläser. Außerdem sind von Holzblasinstrumenten in Gebrauch: Flöten, Fagotte, Kontrafagotte, früher auch Ophikleide oder Serpent. Die Hauptrolle in der M. spielt jedoch das Blech: Kornette, Flügelhörner, Althörner, Tenorhörner, Posaunen und Tuben (Helikon); dazu kommen noch die Schlaginstrumente (die *Janitscharenmusik*): kleine und große Trommel, Becken, Triangel, Glockenspiel u. Schellenbaum (Halbmond). Verschieden und schwächer besetzt ist die M. der Jägerbataillone etc. (die Holzbläser fehlen bis auf eine Pickelflöte ganz). Doch ist es gestattet, als Signalbläser (Hornisten) bei den Kompanien wirkliche Musiker einzustellen und diese zur Verstärkung der M. heranzuziehen. Die kleinste M. hat die Kavallerie. Das Charakteristische der M. ist das Überwiegen von Instrumenten mit scharfer, durchdringender Klangfarbe; auch unterscheidet sie sich von dem Symphonie- und Opernorchester besonders durch Aufnahme der modernen weitmensurierten, vom alten Bügelhorn abstammenden Ventilblechinstrumente neben den Hörnern, Trompeten und Posaunen (vgl. Orchester). Die Instrumente sämtlicher Musikkorps der deutschen Armee haben neuerdings die Pariser Stimmung erhalten. Die meisten Militärmusikkorps sind jetzt aus guten Musikern zusammengesetzt, und sie verwandeln sich daher häufig zu Konzertzwecken in ein vollständiges Symphonieorchester mit Streichinstrumenten, Pauken etc. Vgl. *Kalkbrenner*, Die Organisation der Militärmusikkorps aller Länder (Hannov. 1884); *Wieprecht*, Die M. und die militär-musikalische Organisation eines Kriegsheeres (Berl. 1885); *Neukomm*, Histoire de la musique militaire (Par. 1889); »Militär-Musikerzeitung« (Berl., seit 1879) und »Neue Militärmusikzeitung« (Hannov., seit 1894).

Militärobergerichte, s. Militärgerichtswesen.

Militäroberpfarrer (*Militäroberprediger*), s. Militärgeistliche.

Militäroberrealschule, s. Militärrealschulen.

Militärökonomiedepartement, der Teil des preußischen Kriegsministeriums, der die wirtschaftlichen Zweige der Verwaltung betreibt. Das M. zerfällt in die Kassen-, Verpflegungs-, Bekleidungs-, Servis- u. Bauabteilung und steht unter einem General als Direktor. Die Korps- und Divisionsintendanturen sind dem M. unterstellt. S. Militärverwaltung.

Militärpaß, schriftlicher Ausweis über das Wehrpflichtverhältnis, welchen jeder Soldat bei seiner Entlassung aus dem aktiven Dienst von seinem Truppenteil erhält. Er dient als Legitimation und wird von den Einberufenen ins Feld mitgenommen.

Militärpensionen, s. Pension.

Militärperson, s. Militär.

Militärpfarrer, s. Militärprediger.

Militärpflicht, s. Wehrpflicht.

Militärpflichtersatz, der in der Schweiz übliche Name für Wehrsteuer (s. d.).

Militärpflichtjahr, das erste, beginnt in Deutschland mit dem Kalenderjahr, in dem der Wehrpflichtige das 20. Lebensjahr vollendet; s. Ersatzwesen.

Militärprediger (*Militärpfarrer*), s. Militärgeistliche und Militärbeamte.

Militärrealschulen, in Österreich Unterrichtsanstalten zu Güns, Eisenstadt, Kaschau und St. Pölten

(Unterrealschulen) für Soldatenwaisenkinder als Vorbereitungsschulen für die Militäroberrealschule zu Mährisch-Weißkirchen, welche als Vorbereitungsschule für die Militärakademie und die technische Akademie mit dreijährigem Kursus dient.

Militärreitinstitut in Hannover, Anstalt zur theoretischen und praktischen Ausbildung von Offizieren und Unteroffizieren der Kavallerie und Offizieren der Feldartillerie zu Reitlehrern für die Truppen. Nach den Befreiungskriegen wurde in Berlin eine Lehreskadron, an deren Stelle 1849 in Schwedt a. O. eine Militärreitschule errichtet, die 1867 als M. nach Hannover verlegt wurde; letzteres besteht aus der Offizierreitschule und der Kavallerie-Unteroffizierschule. In Deutschland besteht ferner die Militärreitanstalt in Dresden und für Bayern eine Equitationsanstalt (s. d.) in München; in Wien (1875 errichtet) ein Militär-Reitlehrerinstitut, für Ungarn eine Landesverteidigungs-Zentralkavallerieschule zu Jász-Berény; für die französische Armee die Kavallerieschule (s. Frankreich, S. 734) und in Italien (s. d., S. 396) eine Kavallerie- und eine Reitschule. Vgl. Lehrtruppen.

Militärroßarzt | s. Militärveterinärwesen.
Militärroßarztschule | s. Militärveterinärwesen.

Militärsanitätskorps, s. Frankreich, S. 733.

Militärsanitätswesen, s. Kriegssanitätswesen.

Militärschießschulen dienen zur Ausbildung des Schießdienstes wie der Schießkunst an sich und zur Heranbildung von Schießlehrern für die Truppen. Infanterieschießschulen in Deutschland sind die M. (jetzt Infanterieschießschule) zu Spandau, 1861 errichtet, und Augsburg (für Bayern, seit 1872). Jene bildet jüngere Offiziere und Unteroffiziere als Schießlehrer für die Infanterie, Kavallerie und Pioniere aus, außerdem finden sogen. Informationskurse für Stabsoffiziere (einschließlich Regimentskommandeure) statt. Für Österreich besteht die Armeeschützenschule zu Bruck a. d. Leitha. Frankreich hat eine Normalschießschule (école normale de tir) und vier Regionalschießschulen (s. Frankreich, S. 735). Ähnliche Anstalten besitzen: Großbritannien in Hythe, Rußland in Oranienbaum, Belgien im Lager von Beverloo, Spanien in Pardo bei Madrid. — Artillerieschießschulen: in Deutschland wurde eine solche 1867 zu Berlin errichtet (weiteres s. Artillerieschießschulen), England besitzt eine solche schon länger in Shoeburyneß, Frankreich in Bourges und Rußland in Zarskoje Selo.

Militärschulen, soviel wie Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten (s. d.).

Militärseelsorge, s. Militärgeistliche.

Militärstaat, s. Militär.

Militärsteuer, s. Wehrsteuer.

Militärstrafen, s. Strafrecht (IV, 2) und Disziplinargewalt.

Militärstrafgesetzbuch, s. Militärgesetzgebung und Militärverbrechen.

Militärstrafprozeß, s. Militärgerichtswesen.

Militärstrafrecht, s. Militärverbrechen.

Militärstraßen, s. Heerstraßen.

Militärtarif, der für die Beförderung der bewaffneten Macht und der Kriegsbedürfnisse sowie im Kriege für die leihweise Hergabe von Betriebsmaterial an die Militärverwaltung den Eisenbahnverwaltungen gegenüber zur Anwendung kommende Kostentarif, geregelt durch die Militäreisenbahnordnung von 1888.

Militärtaxe, die in Österreich übliche Bezeichnung für Wehrsteuer (s. d.).

Militärtelegraphenschule, 1886 in Berlin errichtet, hat den Zweck, Pionierunteroffiziere und Pioniere im Feldtelegraphendienst, Offiziere und Mannschaften der Kavallerie im Gebrauch der Kavallerietelegraphen zu unterrichten. Neben praktischen Übungen wird theoretischer Unterricht über elektrische und optische Telegraphie und das Telephonieren von Ingenieuroffizieren erteilt. Kursus für Offiziere 5, für Mannschaften 9 Monate. Die M. steht unter Leitung eines Stabsoffiziers.

Militärtelegraphie (Kriegstelegraphie) zerfällt in die Feldtelegraphie und Festungstelegraphie. Erstere gliedert sich nach der Art und dem Bereich ihrer Thätigkeit in vier Zonen, und zwar: 1. Zone die Kriegstelegraphenlinien, welche das große Hauptquartier mit der Heimat verbinden; 2. Zone die Etappentelegraphenlinien, welche das große Hauptquartier mit den Oberkommandos der einzelnen Armeen und der Armeekorps in Verbindung setzen; 3. Zone die Feldtelegraphenlinien zur Verbindung der Generalkommandos unter sich und mit den Divisionsstäben; 4. Zone die weitern Verbindungen zu den Brigaden, den Vorposten, zu größern Detachements oder zur Befehlsübermittelung im Gefecht selbst. Die verschiedenen Aufgaben der M. bedingen ein verschiedenes Telegraphenmaterial; während die stehenden Linien der 1. Zone fast ausschließlich der Staatstelegraphie angehören, werden bei der 2. schon häufig Anschlüsse durch die Feldtelegraphie zu bewirken sein, aber nach Art stehender Leitungen zur Ausführung kommen. Die Leitungen der 3. Zone werden fast ausschließlich aus dem Material der Feldtelegraphenabteilungen hergestellt werden. Die häufigen Quartierwechsel bedingen einen ebenso schnellen Bau wie Abbruch der Linien und daher ein leicht bewegliches fahrbares Material. In der 4. Zone endlich wird an das fahrbare das tragbare Material sich anschließen. Die Feldtelegraphenleitungen sind entweder oberirdische Stangen- (Luft-) Leitungen aus verzinktem Eisen- oder aus blankem Kupferdraht auf Stangen mit Isolatoren, oder Auslagen von Kabeln (isoliertem Leitungsdraht) auf der Erde, an Bäumen 2c. ohne Anwendung von Isolatoren: zur Überschreitung von Flüssen dienen mit Draht übersponnene Flußkabel.

Deutschland, Österreich und Frankreich besitzen im Frieden keine Telegraphentruppe. Im Kriege werden Armee-, Korps- und Divisonstelegraphenabteilungen aufgestellt. Jede Telegraphenabteilung besteht aus einem Telegraphendetachement und einer Trainkolonne, ersteres aus 3 Offizieren, etwa 90 Pionieren, welche von den Pionierbataillonen, und 7—11 Telegraphenbeamten, welche von der Staatstelegraphie abgegeben werden; sie haben die Telegraphenlinien zu bauen und in Betrieb zu nehmen, die Trainkolonne hat das Material zum Bau derselben, 23 km Leitung in blanken Drähten (Kupferdraht 2 mm) und 12 km isolierten Draht und 313 m Flußkabel, auf 14 Wagen mitzuführen. Im Großen Hauptquartier befinden sich der Chef der M. und einige Telegraphenabteilungen. Die gesamte M. im Felde bleibt behufs Ergänzung des Beamtenpersonals und Nachschubs an Material aller Art durch ihren Chef und die General-Etappeninspektion im Zusammenhang mit der Staatstelegraphie. Die Telegraphenabteilungen führen demnach das Material für 525 km oberirdische Leitung und 4,7 km Flußkabel, die Etappentelegraphie 764 km Leitung mit ins Feld. Im

Frieden besteht in Deutschland eine Inspektion der M. (in Berlin). Sie verwaltet das gesamte Kriegstelegraphenmaterial, hat die Erfindungen auf dem Gebiete der Telegraphie zu prüfen und für die Armee nutzbar zu machen und die obere technische Leitung der Festungstelegraphie und deren Anlage. Unter ihr steht die Militärtelegraphenschule (s. d.). In Österreich werden im Kriege vom Eisenbahn- und Telegraphenregiment aufgestellt: Für das Armeeoberkommando eine Feldtelegraphenabteilung, für jedes Armeekommando eine Feldtelegraphendirektion nebst Armee-, für jedes Armeekorps eine Korpstelegraphenabteilung, welche auch mit optischen Apparaten ausgestattet sind; außerdem für jede Kavalleriedivision eine Kavallerietelegraphenabteilung und für jedes Regiment Kavallerietelegraphenpatrouillen von 4 Mann. Ausbildung des Personals in der Telegraphenschule zu Korneuburg und in der Kavallerietelegraphenschule zu Tulln. Zivilbeamte sind aus der Feldtelegraphie ausgeschieden. In Frankreich stellt das Ministerium der Posten und Telegraphen das technische, das Kriegsministerium das Begleitpersonal, und zwar: für das Große Hauptquartier einen Generaltelegraphendirektor und ein Telegraphendetachement, für jede Armee einen Telegraphendirektor und eine Telegraphensektion nebst Telegraphenpark, für jedes Armeekorps eine Telegraphensektion und überdies 3 Telegraphensektionen für Festungen; außerdem 10 Etappentelegraphensektionen. Jede selbständige Kavalleriedivision erhält eine Sektion leichtere Telegraphie, jedes Kavallerieregiment einen Telegraphistentrupp, jedes Infanterie- und Jägerbataillon eine Telegraphistenabteilung von 16 Mann mit Flaggen und Laternen. Auch eine Gebirgstelegraphentruppe nach spanischem Muster wird aufgestellt. Kavallerietelegraphisten werden auf der Schule zu Saumur, u. von den Genieregimentern Instrukteure für die Festungstelegraphie auf dem Mont Valérien ausgebildet. — Alle andern europäischen Heere sind schon im Frieden mit Telegraphentruppen versehen, besonders Großbritannien (s. d., S. 1026) und Spanien. Rußland hat 17 Militärtelegraphenparke von je zwei selbständigen Zügen, Kavallerietelegraphenpatrouillen zum leichten Telegraphendienst, und 4 Festungstelegraphensektionen in den polnischen Festungen. Zur optischen Telegraphie werden Heliographen und Lichtblitzapparate verwendet.

Die Festungstelegraphie besitzt unterirdische Leitungen und Stationen in einzelnen Werken, die mit der Zentralstation, meist in der Kommandantur, in Verbindung stehen und je nach Bedarf im Frieden in Betrieb erhalten werden. Im Vorpostendienst kommen die tragbaren Vorpostentelegraphen zur Verwendung. Letztere werden ebenso wie die Festungstelegraphen ausschließlich von Militärmannschaften unter Leitung der örtlichen Fortifikation bedient. Der Angreifer von Festungen erhält seine telegraphischen Verbindungen durch die Feldtelegraphie. Ob das Telephon auch für den Kriegsgebrauch sich eignet, darüber sind die Ansichten ebenso geteilt wie über den Nutzen der optischen Telegraphie, deren man sich unter günstigen Umständen und mit verabredeten Zeichen, z. B. auf Vorposten oder bei Beobachtungen der Artilleriewirkung, bedient. Sie haben sich bei den Kolonialarmeen bewährt und sind in fast allen Heeren, besonders dem englischen, eingeführt. Vgl. Buchholtz, Kriegstelegraphie (Berl. 1877); v. Fischer-Treuenfeld, Kriegstelegraphie (Stuttg. 1879); Derselbe, Die Kriegstelegraphie in den neuern Feldzügen Englands (Berl. 1884); Merling, Die Telegraphentechnik der Praxis im ganzen Umfang (Hannov. 1879); v. Chauvin, Organisation der elektrischen Telegraphie in Deutschland für die Zwecke des Krieges (Berl. 1884); May, Geschichte der Kriegstelegraphie in Preußen (das. 1875); v. Fischer-Treuenfeld, Die Fortentwickelung der deutschen Feldtelegraphie (das. 1892); »Das optische Signalwesen in der englischen Armee« (in den »Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine«, Juli 1892).

Militärtierarzneiinstitut, s. Militärveterinärwesen.

Militärtransport, s. Militäreisenbahnwesen.

Militärtransporthäuser, in Österreich Heeresanstalten, welche marschierende Truppen mit Verpflegung, Quartier etc. versehen und dieselben weiter zu befördern haben. Die M. zerfallen in Garnison-, Truppen- und Feldtransporthäuser, je nachdem sie selbständig oder zu Truppenkörpern gehörig oder aber im Kriege errichtet sind. Vgl. Garnisontransporthäuser.

Militärtribunen (Tribuni militum, auch Kriegstribunen genannt) kommandierten in der ältern römischen Zeit die Legionen, doch so, daß unter sechs M. alle zwei Monate das Kommando wechselte. Sie wurden anfangs vom Konsul, später mehr und mehr vom Volk ernannt und zwar meist aus Leuten senatorischen und ritterlichen Standes, die schon 5—10 Feldzüge mitgemacht hatten. Als in der Folge (seit Cäsar) das Kommando mehr den Legaten übertragen wurde, hatten die M. vorzugsweise die Büreaugeschäfte zu leiten, aber Sitz und Stimme im Kriegsrat (vgl. Legion und Tribunen).

Militärturnwesen. Bei allen Truppenteilen der deutschen Armee ist das Turnen ein mit Sorgfalt gepflegter Dienstzweig; nach der »Vorschrift über das Turnen der Infanterie« (Berl. 1886) schließen sich die Übungen im allgemeinen dem Schulturnen an und zerfallen in Freiübungen, Gewehrübungen, Rüstübungen und in solche im angewandten Turnen; die letztern sind Spring- und Steigübungen und bezwecken, den Soldaten geschickt zu machen, Hindernisse zu überwinden, wie sie im Kriege auf dem Schlachtfelde dem Vordringen der Truppen sich entgegenstellen. Um die Entwickelung des Militärturnwesens in Preußen hat der Major Rothstein (s. d.), Direktor der Militärturnanstalt, großes Verdienst. Letztere (bis 2. Juni 1881 Zentralturnanstalt), 1847 in Berlin gegründet, ist dem Inspekteur der Infanterieschulen unterstellt, hat einen Stabsoffizier als Direktor, drei Offiziere als Lehrer und bildet für die Armee und die Schule jährlich etwa 220 Offiziere der deutschen Armee (ohne Bayern) als Lehrer und Lehrgehilfen der Turnkunst praktisch und theoretisch aus. Jährlich werden zwei Kurse, vom 1. Okt. bis Ende Februar und vom 1. März bis Ende Juli, ausgebildet. Seit 1874 werden keine Unteroffiziere, sondern nur Offiziere aller Waffen, vom Zivil vorzugsweise Gymnasial- und Seminarlehrer auf die Militärturnanstalt geschickt. Österreich-Ungarn hat als ähnliches Institut den Militärfecht- und Turnlehrerkurs zu Wiener-Neustadt.

Militäruntergerichte, s. Militärgerichtswesen.

Militärverbrechen, im weitern Sinn überhaupt alle strafbaren Handlungen, welche, weil von Militärpersonen begangen, vor die Militärgerichte gehören (s. Militärgerichtswesen); im engern und eigentlichen Sinn aber diejenigen Verbrechen, welche nach ihrem Begriff und Wesen nur von Militärpersonen (s. Militär) begangen werden können (reine M.), oder

welche, wenn von Militärpersonen begangen, schwerer bestraft werden (militärisch qualifizierte). Wie in dem modernen deutschen Strafrecht überhaupt zwischen Verbrechen, Vergehen und Übertretungen unterschieden wird, so unterscheidet auch das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 zwischen M. und Militärvergehen, indem unter erstern die mit dem Tode, mit Zuchthaus oder mit Gefängnis oder Festungshaft von mehr als fünf Jahren bedrohten strafbaren Handlungen, unter letztern aber diejenigen verstanden werden, welche mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren bedroht sind. Für die Übertretungen, also namentlich für Polizeikontraventionen, hat das Militärstrafgesetzbuch keine besondern Normen aufgestellt; sie unterliegen überhaupt nicht der Militärstrafgerichtsbarkeit, fallen aber, soweit sie auch Dienstpflichtverletzungen enthalten, in das Gebiet des Disziplinarstrafrechts. Für Militärpersonen ist ein doppeltes Strafrecht gegeben: die nicht militärischen Verbrechen und Vergehen derselben werden, wenn auch vor besondern Militärgerichten, doch nach dem bürgerlichen Strafgesetzbuch bestraft, während für die M. (sowohl reine M. als auch militärisch qualifizierte Vergehungen) die besondern Vorschriften des Militärstrafgesetzbuchs, welche das Militärstrafrecht bilden, maßgebend sind. Die Bestimmungen des allgemeinen Teiles des deutschen bürgerlichen Strafgesetzbuchs (§ 13—79), also z. B. die Bestimmungen über den verbrecherischen Versuch und über die Teilnahme an einem Verbrechen, finden auch auf das Militärstrafrecht analoge Anwendung. Jedoch werden, ganz abgesehen von dem eigenartig gestalteten Strafensystem, die allgemeinen Grundsätze des bürgerlichen Strafrechts nach verschiedenen Richtungen hin durchbrochen. Hervorzuheben wäre: 1) Wird durch Ausführung eines Befehls in Dienstsachen ein Strafgesetz verletzt, so ist dafür der befehlende Vorgesetzte allein verantwortlich (§ 47), den Untergebenen trifft die Strafe des Teilnehmers nur, wenn er den Befehl überschritten hat, oder wenn er wußte, daß die befohlene Handlung ein Verbrechen oder Vergehen bezweckte. 2) Die Verletzung einer Dienstpflicht aus Furcht vor persönlicher Gefahr ist ebenso zu bestrafen wie die Verletzung der Dienstpflicht aus Vorsatz (§ 49). 3) Die selbstverschuldete Trunkenheit bildet keinen Strafmilderungsgrund bei Delikten gegen die Unterordnung (§ 89—113) und in Ausübung des Dienstes (§ 49). 4) Bei der Bestrafung bleibt das Alter des Thäters ohne Einfluß (§ 50). 5) Alle M. werden von Amtswegen verfolgt (§ 51). (Das österreichische Militärstrafgesetzbuch zeigt zu 1, 3, 4 Abweichungen und besitzt hinsichtlich der Offiziersehrennotwehr eine besondere Bestimmung.) Besonders strenge Vorschriften sind für die strafbaren Handlungen im Kriege gegeben. So wird z. B. die Fahnenflucht vom Posten vor dem Feinde oder aus einer belagerten Festung mit dem Tode bestraft. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, welcher während des Gefechts aus Feigheit die Flucht ergreift und die Kameraden durch Worte oder Zeichen zur Flucht verleitet. Ebenso tritt bei einem vor dem Feinde begangenen militärischen Aufruhr für sämtliche Beteiligte die Todesstrafe ein. Die sogen. Kriegsgesetze gelten für die Dauer des mobilen Zustandes des Heeres, der Marine oder einzelner Teile derselben, für die Personen des aktiven Dienststandes und des Beurlaubtenstandes; sie finden aber auch in denjenigen Gebieten, in welchen der Kriegszustand (s. d.) verkündet worden ist, für die Dauer desselben Anwendung. Ebenso für diejenigen Truppen, welchen bei einem Aufruhr, einer Meuterei oder einem kriegerischen Unternehmen der befehligende Offizier dienstlich bekannt gemacht hat, daß die Kriegsgesetze für sie in Kraft treten, auf die Dauer dieser Zustände und endlich auch für diejenigen Kriegsgefangenen, welchen der höchste an ihrem Aufenthaltsort befehligende Offizier dienstlich das Inkrafttreten der Kriegsgesetze eröffnet hat. Im einzelnen werden in dem deutschen Militärstrafgesetzbuch folgende M. mit Strafe bedroht: Hochverrat, Landesverrat, Kriegsverrat, Gefährdung der Kriegsmacht im Felde, unerlaubte Entfernung und Fahnenflucht, Selbstbeschädigung und Vorschützung von Gebrechen, Feigheit, strafbare Handlungen gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung, Mißbrauch der Dienstgewalt, widerrechtliche Handlungen im Felde gegen Personen oder Eigentum, Beschädigung von Dienstgegenständen, Diebstahl und Unterschlagung, welche im Dienst oder unter Verletzung eines militärischen Dienstverhältnisses begangen wurden, Verletzung von Dienstpflichten bei Ausführung besonderer Dienstverrichtungen und Handlungen gegen die militärische Ordnung überhaupt. (Das österreichische Militärstrafgesetzbuch besitzt zwar teilweise eine andre Deliktseinteilung, die Deliktsbegriffe stimmen dagegen im wesentlichen mit denen des deutschen Gesetzes überein.) Litteratur bei »Militärgesetzgebung«.

Militärverdienstkreuz, 1) Mecklenburg-Schwerinscher Orden, gestiftet 5. Aug. 1848 von Großherzog Friedrich Franz für Auszeichnung im Kriege und erweitert 1. Mai 1871 auch für nicht unmittelbar vor dem Feind erworbenes Verdienst sowie als Frauenorden »für im Kriege bewiesene Auszeichnung«. Das M. ist ein achteckiges, leicht ausgeschweiftes Kreuz aus Kanonenmetall und trägt auf der Vorderseite die Inschrift: »Für Auszeichnung im Krieg«, auf der Rückseite den Namenszug, darüber die Krone, darunter 1848, resp. die Jahreszahl des Feldzugs. Das Kreuz für Auszeichnung vor dem Feind wird an hellblauem Band mit rot und gelber Einfassung, das Kreuz für Auszeichnung, nicht unmittelbar vor dem Feind erworben, an rotem, blau und gelb eingefaßtem Band getragen, von den Frauen an einer Schleife in den letztern Farben. Bei wiederholter Verleihung wird der Besitz beider Klassen durch die Hinzufügung der Ziffern 1 und 2 bezeichnet, indem das zuletzt verliehene Kreuz dann als erste Klasse gilt. — 2) S. Militärehrenzeichen.

Militärverdienstorden, 1) Badischer, s. Karl-Friedrichs-Verdienstorden. — 2) Bayrischer M., s. Max-Joseph-Orden. — 3) Bayrischer M., gestiftet von Ludwig II. 19. Juli 1866 für solche, welche statutengemäß den vorhergehenden nicht erhalten können, und zwar für Militärs, die sich durch Waffenthaten ausgezeichnet, und für Zivilisten, die sich um die Armee verdient gemacht haben. Der Orden hat fünf Klassen: Großkreuze, Großkomture, Komture, Ritter 1. und 2. Klasse; dazu gehören Militärverdienstkreuze. Die Dekoration ist ein blaues achtspitziges Kreuz mit Flammen in den Winkeln aus Gold. Im blauen, von weißem Reif mit der Inschrift: »Merenti« (»Dem Verdienst«) umgebenen Mittelschild steht die gekrönte Chiffer L, auf der Rückseite der bayrische Löwe mit dem Stiftungsjahr. Das Band ist weiß und himmelblau eingefaßt. Die Großkreuze tragen dazu einen Silberstern mit dem Kreuz daraufliegend, die Großkomture einen kleinern Stern. Das Ritterkreuz 2. Klasse und das Verdienstkreuz haben keine

Flammen. — 4) Französischer M., gestiftet von Ludwig XV. 1759, da der Orden des heil. Ludwig nur für Katholiken zugänglich war. Der Orden hatte drei Klassen, das Band war blau, später rot, die Dekoration ein goldenes Kreuz mit acht Kugeln und vier Lilien in den Winkeln, in der Mitte ein Degen mit der Umschrift: »Pro virtute bellica« (»Für kriegerisches Verdienst«), auf dem Revers ein Lorbeerkranz und die Worte: »Ludovicus XV. instituit 1759«. Der Orden erlosch 1830. — 5) Kurfürstlich Hessischer M., vom Landgrafen Friedrich II. von Hessen 1769 gestiftet, 1820 mit neuen Statuten versehen, bestand aus nur einer Klasse; Ordenszeichen: achtspitziges, rot emailliertes, mit goldener Krone geziertes Kreuz, in dessen Winkeln Löwen standen, an blauem Band um den Hals getragen. Er erlosch 1866. — 6) Nassauischer M., s. Nassauischer Zivil- und Militärverdienstorden. — 7) Niederländischer M., s. Wilhelmsorden. — 8) Österreichischer M., s. Maria-Theresia-Orden. — 9) Portugiesischer M., s. Avizorden. — 10) Russischer M., s. Georgsorden 2). — 11) Savoyischer M., resp. italienischer, von König Viktor Emanuel I. 15. Aug. 1815 gestiftet, hat fünf Klassen: Großkreuze, Großoffiziere, Komture, Offiziere und Ritter. Die Dekoration ist ein auf grün emailliertem Kranz liegendes goldenes oder silbernes savoyisches Kreuz, auf dessen Avers V. E. und 1855 um zwei gekreuzte Schwerter, auf dem Revers das savoyische Kreuz mit der Umschrift: »Al merito militare« (»Dem militärischen Verdienst«) steht, und das von einer Krone überragt wird. Die Großkreuze tragen das Kreuz und dazu einen silbernen Stern, auf dem das Kreuz liegt, die Großoffiziere das Kreuz am Hals mit dem Stern auf der Brust, die Kommandeure das Kreuz allein am Hals; das Kreuz der Offiziere hat statt der Krone eine Trophäe; das Kreuz der Ritter hängt am Ring. Das Band ist blau mit einem roten Mittelstreifen. Der Orden kann auf Verdienste hin nachgesucht werden. 1861 neu bestätigt, erhielt er Pensionen von 2000—250 Lire. — 12) Schwedischer M., s. Schwertorden. — 13) Spanischer M., s. Ferdinandsorden. — 14) Spanischer M., von der Königin Isabella II. 3. Aug. 1864 für Offiziere in vier Klassen gestiftet, und zwar 1. Klasse: vom Kadetten bis Hauptmann; 2. Klasse: vom Kommandeur bis Oberst; 3. Klasse: vom Generalmajor bis Generalkapitän; 4. Klasse: für die letztern bei besonderer Auszeichnung. Die Dekoration besteht in einem einfachen Kreuz aus vier Balken mit dem königlichen Wappenschild in der Mitte und der goldenen Krone darüber, unter welcher der Feldzug genannt ist. Das Kreuz ist rot für kriegerische, weiß für kriegswissenschaftliche Verdienste, das Band im erstern Fall rot mit weißem Streifen in der Mitte, im letztern umgekehrt. Die 2. Klasse hat einen Stern von brillantiertem Silber mit dem Kreuz in der Mitte und Lilien in den Winkeln, die 3. Klasse einen goldenen Stern. Der Orden kann wiederholt und dann mit Nüancierung der Dekoration verliehen werden. Der M. für Verdienste zur See hat dieselbe Dekoration, nur sind die Kreuzarme ungleich lang, und in der Mitte befindet sich ein Anker; das Band ist rot und in der Mitte gelb. Er wurde 1866 gestiftet. — 15) Toscanischer M., vom Großherzog Leopold II. 1853 gestiftet, hatte drei Klassen Ketten, und die Dekoration bestand in einem goldenen, weiß emaillierten, fünfarmigen Kreuz, das auf einem Kranz lag und von einer Krone überragt war. In der Mitte befand sich auf weißem Grunde die Chiffer L. II., um welche in blauem Ring: »Merito militare« (»Militärisches Verdienst«) stand. Das Band war rot und schwarz. Die 1. Klasse verlieh den erblichen Adel. Der Orden ist seit 1859 aufgehoben. — 16) Württembergischer M., von Herzog Karl unter dem Namen Ordre militaire de St.-Charles 1759 gestiftet, nach Erneuerungen von 1799 sowie 1806, durch König Wilhelm 1818 mit den jetzigen Statuten versehen und 1870 hinsichtlich seiner Form umgeändert. Der Orden hat jetzt drei Grade: Großkreuze, Komture und Ritter, mit denen sämtlich der Personaladel und Präbenden verbunden sind: 2 Großkreuze zu 2000 Gulden, 4 Komture zu 1200, 12 zu 1000 und 52 Ritter zu 300 Guld. Die an dunkelblauem Bande, von den Großkreuzen und Komturen am Hals, von den Rittern im Knopfloch getragene Dekoration besteht in einem goldenen achteckigen, weiß emaillierten Kreuz mit Zinkenkrone und weißem Mittelschild, auf dessen Avers in Gold: »Furchtlos und trew«, auf dem Revers ein verschlungenes W und R mit der gleichen Umschrift steht. Die Großkreuze tragen dazu einen achteckigen silbernen Stern mit dem Mittelschild des Kreuzes.

Militärvereine, s. Kriegervereine.

Militärversorgung (Versorgung der Militärpersonen), die gesetzliche Pflicht des Staates, zum Weiterdienen unfähigen Militärpersonen die Mittel zu ihrem Unterhalt zu gewähren. Die M. besteht in einer Pension (s. d.), Aufnahme in ein Invalidenhaus (s. Invaliden) oder in Erteilung der Berechtigung zur Anstellung im Zivildienst. Offizieren wird nach zwölfjähriger Dienstzeit bei ihrer Verabschiedung der Anspruch auf Zivilanstellung (Postfach, Strafanstalten ꝛc.) unter Umständen zugestanden; Unteroffiziere erhalten, wenn sie durch Dienstbeschädigung oder wenn sie nach achtjähriger Dienstzeit ganz invalide geworden sind, oder nach zwölfjähriger Dienstzeit (wobei die Kriegsjahre nicht mitzählen) bei guter Führung einen Zivilversorgungsschein und hierdurch die Aussicht auf Anstellung im Zivildienst als Militäranwärter; Wahl und Suchen der Stelle und Bewerbung um dieselbe ist Sache der Anwärter. Mit Annahme der Stelle erlischt die Pension. Der Anstellung geht eine sechs- bis neunmonatige Probedienstleistung voraus, zu der die Anwärter vom Truppenteil kommandiert werden. Nach Vereinbarungen der verbündeten Regierungen von 1882 sind ausschließlich mit Militäranwärtern zu besetzen Stellen im Kanzleidienst und Stellen, deren Obliegenheiten im wesentlichen in mechanischen Dienstleistungen bestehen und keine technischen Kenntnisse erfordern; mindestens zur Hälfte sind mit Militäranwärtern zu besetzen Stellen der Subalternbeamten mit Büreaudienst mit Ausschluß derjenigen, für welche eine besondere wissenschaftliche oder technische Vorbildung erfordert wird. Die Behörden sind gesetzlich zur Anstellung von Militäranwärtern verpflichtet, sofern sich solche finden, die zur Übernahme der vakanten Stellen befähigt und bereit sind. Die für Militäranwärter vakant werdenden Stellen sind provinzweise den Generalkommandos anzumelden, welche sie periodisch durch die Vakanzenlisten zur Kenntnis der Anstellungsberechtigten bringen. Vgl. »Die gesetzlichen Bestimmungen über das Militärversorgungswesen« (neue Bearbeitung, Berl. 1890); Liebau, Die Zivilversorgung der Militäranwärter (das. 1887); A. Müller, Die Unteroffizier- oder Militäranwärter-Karriere (das. 1894); Erdmann, Bibliothek des Militäran-

wärters (das. 1895 ff.); Laue, Wie erhält der Militäranwärter eine gute Zivilanstellung? (Wiesb. 1895); Zeitschrift »Der Militäranwärter« (Berl., seit 1893). Dem Beispiel Preußens in der Versorgung der Militärpersonen sind Frankreich, Österreich, Italien und Rußland gefolgt.

Militärverwaltung, Gesamtname für diejenigen Militärbehörden, welche die wirtschaftlichen (ökonomischen) Angelegenheiten der Truppen, also deren Besoldung, Ausrüstung, Verpflegung und Unterbringung &c., leiten. Die oberste Behörde für die M. ist in Deutschland das Kriegsministerium. Die Intendanturen (s. d.) sind dem Militärökonomiedepartement (s. d.) unterstellt. Die Verwaltung der Waffen, der Munition und des Artilleriematerials geschieht durch die Artilleriedepots unter vier Artilleriedepot-Inspektionen, welche dem Kriegsministerium unterstehen. Die fortifikatorischen Streitmittel werden von den »Fortifikationen« der Festungen u. von den Festungsbaudirektionen der Küstenplätze verwaltet, welche von der Festungsabteilung des Allgemeinen Kriegsdepartements ressortieren; Zwischeninstanz sind die sieben Festungsinspektionen und über diesen drei Ingenieurinspektionen. Die Verwaltung des Trainmaterials (Ausrüstung der Proviant-, Feldbäckerei- u. Fuhrparkkolonnen, der Feldlazarette und Sanitätsdetachements) wird geleitet durch die Traindepotinspektion, deren ausführende Organe die Traindepots (eins für jedes Armeekorps) sind. Die oberste Geldzahlungsstelle ist die Generalmilitärkasse in Berlin. Die Remontierungsabteilung verwaltet die Remontierung wie die Medizinalabteilung die Medizinalangelegenheiten. Vgl. de l'Homme de Courbière, Grundzüge der deutschen M. (Berl. 1882); v. Helldorff, Militärökonomie (4. Aufl., das. 1894, 2 Tle.); Frölich, Die Verwaltung des deutschen Heeres (5. Aufl., das. 1886); v. Richthofen, Haushalt der Kriegsheere (das. 1839—40, 2 Bde.); F. X. Neumann (-Spallart), Volkswirtschaftslehre mit besonderer Anwendung auf Heerwesen und M. (Wien 1873); L. v. Stein, Die Lehre vom Heerwesen (Stuttg. 1872).

Militärveterinärwesen, die Gesamtheit der zur Erhaltung des Pferdematerials in der Armee bestehenden ärztlichen und hygienischen Einrichtungen. Schon zur Zeit der römischen Weltherrschaft gab es, zweifellos auch in den Kriegsheeren, Tierärzte (veterinarius, mulomedicus, hippiater). Nach Einführung des Hufbeschlags wurde die Ausübung desselben und die Behandlung der Pferdekrankheiten in der Regel von denselben Personen besorgt; der marescalcus war zugleich Hufschmied und Roßarzt. Nur vereinzelt gab es Roßärzte, welche sich wissenschaftlich mit Tierarzneikunst beschäftigten, so im 17. Jahrh. der kurbrandenburgische Roßarzt Böhme, dessen »Buch von der Roßarznei« von 1618—1710 im Gebrauch blieb. Auch der Gründer der ersten Tierarzneischule in Deutschland, Johann Adam Kersting zu Hannover, hatte als Roßarzt in kurhessischen Diensten den Siebenjährigen Krieg mitgemacht. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurden nach dem Vorgange Frankreichs in allen größern europäischen Staaten Tierarzneischulen gegründet großenteils mit der Bestimmung zur Ausbildung von Armeepferdeärzten. Die Armeeveterinäre (Kurschmiede) hatten neben der eigentlichen tierärztlichen Funktion den für die Gesundheitspflege des Pferdes sehr wichtigen Hufbeschlag auszuführen, später nur zu beaufsichtigen. In Preußen wurde zwar 1852 bei jedem Regiment ein Roßarzt mit Wachtmeisterrang sowie für das Gardekorps ein Oberroßarzt angestellt; die übrigen Veterinäre blieben jedoch Kurschmiede mit Unteroffizierssold. Erst 1863 wurde die Bezeichnung Kurschmied beseitigt, und jedes Regiment erhielt einen Stabsroßarzt, Roßärzte und Unterroßärzte. In allen süddeutschen Staaten befanden sich die Militärveterinäre damals im Offizierrang; die bayrischen standen unter einem als Referent im Kriegsministerium fungierenden Oberstabsveterinär. Erst 1872 wurde in Preußen eine neue Organisation der Militärveterinäre geschaffen, welche auch für die Kontingente der übrigen Bundesstaaten, mit Ausnahme Bayerns, maßgebend wurde. Seitdem ist bei jedem Armeekorps ein Korpsroßarzt, bei jedem Regiment mit Pferdematerial ein Oberroßarzt angestellt, welche zu den obern Militärbeamten zählen. Außerdem hat jedes Regiment 2—4 Roßärzte und Unterroßärzte, von denen die erstern seit 1892 ebenfalls in die Kategorie der obern Militärbeamten gehören, so daß nur noch die Unterroßärzte Personen des Soldatenstandes (mit Vizewachtmeisterrang wie die Unterärzte) sind. Das gesamte Militärveterinärkorps, einschließlich des bayrischen, zählt jetzt 475 Köpfe. Die Beförderung der Unterroßärzte zu Roßärzten erfolgt nach etwa drei Jahren, die Beförderung der letztern zu Oberroßärzten ist von der Ablegung des Oberroßarztexamens abhängig. In der bayrischen Armee heißen die entsprechenden Chargen Korpsstabsveterinäre, Stabs- (Regiments-) Veterinäre, Veterinäre 1. u. 2. Klasse, Unterveterinäre. Die letztern sind in der Stellung der Unterroßärzte, die übrigen jedoch haben bestimmte Offiziersgrade. Für die preußische Armee besteht seit 1873 eine dem Kriegsministerium unterstellte Inspektion des Militärveterinärwesens; der Inspekteur ist ein Regimentskommandeur von der Kavallerie. Der Inspektion untersteht das gesamte Veterinärpersonal und die Oberaufsicht des veterinärärztlichen Dienstes, unbeschadet der Rechte der Truppenführer, ferner die Militärroßarztschule zu Berlin und die (sechs) Militärlehrschmieden (s. Hufbeschlaglehranstalten). Die Militärroßarztschule ist ein Alumnat, in welchem die Militärroßarzteleven wohnen und in ihren Studien von Oberroßärzten (Inspizienten) beaufsichtigt werden. Sie sind während dieser Zeit Personen des Soldatenstandes, tragen jedoch keine Uniform, erhalten Wohnung, Essen, einen monatlichen Geldbetrag und alle Unterrichtsmittel frei und sind dafür verpflichtet, für jedes Studiensemester ein Jahr als Militärveterinär zu dienen. Während ihres Aufenthalts in der Militärroßarztschule sind sie zum Besuch der Vorlesungen an der tierärztlichen Hochschule kommandiert, wo sie ebenso wie die Ziviltierärzte die tierärztliche Approbation erwerben müssen; erst auf Grund derselben können sie als Unterroßärzte den Truppen überwiesen werden. Seit 1878 müssen die Militärroßarzteleven wie die andern Veterinärmediziner Primanerreife besitzen und sieben Semester studieren. Trotzdem werden die Aspiranten als gewöhnliche Rekruten in die Armee eingestellt und zur Militärroßarztschule erst nach mindestens einjähriger Dienstzeit bei der Truppe und halbjährigem Besuch der Militärlehrschmiede zu Berlin kommandiert. Der letztgenannte Kursus bezweckt die praktische Ausbildung in der Kenntnis des Hufbeschlags, dessen Beaufsichtigung den Roßärzten auch heute noch obliegt. Im übrigen sind sämtliche Lehrschmieden, welche je von einem Ka-

vallerieoffizier kommandiert und von einem Oberroßarzt technisch geleitet werden, dazu bestimmt, militärpflichtige Schmiedehandwerker zu Fahnenschmieden auszubilden, welche später bei der Truppe unter Aufsicht der Roßärzte den Hufbeschlag und daneben ähnliche Verrichtungen wie die Lazarettgehilfen auszuüben haben. Der gesamte Veterinärdienst ist geregelt durch die Militärveterinärordnung von 1886, teilweise abgeändert 1892. Ziviltierärzte können während ihres einjährig-freiwilligen Dienstjahres, sofern sie nicht dessen Absolvierung mit der Waffe wünschen, bez. bei der Infanterie eingetreten sind, nach dem ersten Halbjahr zu Unterroßärzten ernannt werden. Nach Absolvierung des einjährig-freiwilligen Dienstes und zweier achtwöchigen Übungen kann die Beförderung zum Roßarzt der Reserve erfolgen. In Bayern werden die Veterinäre des aktiven Dienststandes aus den bei der Truppe als Einjährig-Freiwillige eingetretenen approbierten Tierärzten entnommen; eine besondere Ausbildung von Militärroßarzteleven existiert dort nicht. In Österreich funktionieren neben vollgebildeten Militärveterinären, die den Ärzten gleichgestellt sind, Kurschmiede, welche einige Schulbildung nachzuweisen haben und am k. k. Militärtierarzneiinstitut in Wien einen nur zweijährigen Lehrkursus durchmachen. Das letztgenannte Institut ist die einzige tierärztliche Bildungsanstalt, welche noch der Militärverwaltung untersteht. In allen Ländern haben die Militärveterinäre die Berechtigung zur Ausübung tierärztlicher Privatpraxis in vollem Umfange, die österreichischen Militärkurschmiede dürfen jedoch nur Pferde behandeln. In Deutschland scheiden die Militärveterinäre häufig frühzeitig aus und können dann nach Ablegung des erforderlichen Examens auch in Zivilbeamtenstellen übertreten.

Militärwaisenhäuser bestehen in Preußen zu Potsdam und Schloß Pretzsch (Kreis Wittenberg). Aufnahme finden gesunde eltern- oder vaterlose Söhne und Töchter verstorbener Militärs im Alter von 6—12 Jahren, die Knaben evangelischer und katholischer Konfession in Potsdam, die evangelischen Mädchen in Pretzsch, die katholischen in Erziehungsanstalten oder Familien. Mit dem Waisenhaus ist auch eine Militärschule verbunden, deren Zöglinge dann in die Armee eintreten und für jedes Jahr in der Anstalt zwei Jahre über die gesetzliche aktive Dienstpflicht verbleiben müssen. Österreich hat ein Militärwaisenhaus zu Fischau bei Wiener-Neustadt.

Militärwissenschaft, soviel wie Kriegswissenschaft (s. d.).

Militello in Val di Catania, Stadt in der ital. Provinz Catania (Sizilien), Kreis Caltagirone, an der Eisenbahnlinie Catania-Caltagirone, mit Weinbau, Handel mit Seide, Südfrüchten ɛc. und (1881) 10,505 Einw.

Militia (lat.), Kriegsdienst, Kriegsmacht, Miliz; [vgl. Legion.

Militsch, Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, Hauptstadt der gleichnamigen Standesherrschaft, an der Bartsch und der Linie Öls-Jarotschin der Preußischen Staatsbahn, 106 m ü. M., hat eine evang. Gnadenkirche von 1709, eine katholische und eine altluther. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, Molkerei, Ziegeleien, zwei Dampfsägemühlen und (1885) mit der Garnison (4 Eskadrons Ulanen Nr. 1) 3822 Einw., davon 690 Katholiken und 139 Juden. Unmittelbar dabei das Schloß M. des Grafen von Maltzan mit schönem Park.

Militschéwitsch, Schriftsteller, s. Milićević.

Militz (Milicius, tschech. Milec), Johann, Vorläufer von Johann Huß, gebürtig aus Kremsier in Mähren, war erst Geistlicher, dann Sekretär des Kaisers Karl IV. und wirkte als Archidiakon in Prag. 1363 legte er seine Ämter und Würden nieder und eiferte in der Volkssprache gegen die Mißbräuche der Kirche und die Sittenlosigkeit des Klerus. 1367 ging er nach Rom, um den Papst zu einer Reform der Kirche zu bewegen, ward infolge der Äußerung, daß der Antichrist bereits gekommen, eingekerkert, durfte jedoch nach Prag zurückkehren, wo er 1369 Pfarrer an der Teynkirche ward. Infolge einer neuen Verketzerung ging er zum Papst nach Avignon, wo er 29. Juni 1374 starb. Seine Schriften ließ der Erzbischof Sbynko 1410 verbrennen. Vgl. Jordan, Die Vorläufer des Hussitentums (Leipz. 1846); Krummel, Geschichte der böhmischen Reformation (Gotha 1866); Palacky, Die Vorläufer des Hussitentums (neue Ausg., Prag 1869); Lechler, J. von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation, Bd. 2 (Leipz. 1873).

Milium *L.* (Flattergras, Hirsegras, Milisgras), Gattung aus der Familie der Gramineen, Gräser mit lockerer Rispe, eiförmigen, spitzen, unbegrannten Hüllspelzen, langgestielten, kleinen Ährchen u. eiförmigen, unbegrannten Deckspelzen. 5—6 Arten in Europa und dem gemäßigten Asien, eine in Nordamerika. M. effusum *L.* (Waldhirse), ein 60—120 cm hohes, perennierendes Gras mit aufrechten Halmen, dunkelgrünen Blättern und weit ausgebreiteter Rispe mit einblütigen Grasährchen. Die Waldhirse wächst in Laubwäldern und liefert für Waldweide treffliches Gras. Die Samen gleichen der Hirse, sind aber kleiner und können zum Füttern von Hühnern und Tauben benutzt werden.

Milium (Grutum, Strophulus albidus, Hautgrieß), weißgelbliche Knötchen, die oberflächlich in der Lederhaut (cutis), aber vollständig unter der Epidermis, besonders gern an den Augenlidern und Wangen sitzen, aus Fett, Cholestearinkristallen und verhornten Zellen bestehen und auf ähnliche Weise entstehen wie Mitesser. Es ist eine vollkommen unschuldige Erscheinung. Um ein M. zu entfernen, ritzt man die Oberfläche des Knötchens mit einer Nadel und drückt das letztere durch leichten seitlichen Druck heraus.

Miliz (v. lat. militia), ursprünglich Streitkräfte überhaupt, also soviel wie heute Militär, später Land- und Bürgertruppen, die nur für den Krieg formiert, nach dessen Beendigung aber wieder aufgelöst werden. Solche Milizen gab es schon im 16. Jahrh. fast in allen Staaten unter verschiedenen Benennungen. In Frankreich und Spanien hießen später M. die aus dem Lande Ausgehobenen im Gegensatz zu den Angeworbenen. Jetzt versteht man unter M. Truppen aus Landesangehörigen, die, ohne volle Ausbildung im Heere zu erhalten, im Frieden nur zu kurzen Übungen einberufen, für den Krieg aber auf Grund vorbereiteter Organisation formiert werden. Beim Milizsystem beruht das ganze Wehrwesen auf solchen Formationen, wie z. B. in der Schweiz (vgl. Wehrsystem). Eine wichtige Rolle neben einem geworbenen Heere spielt die M. in Großbritannien. Unter den Begriff M. fallen auch Nationalgarden, Landsturm, Territorialtruppen, wie die schwedische Indelta, die holländische Schutterij, auch die österreichische Landwehr ɛc., die alle neben ausgedienten Soldaten auch andre Elemente aufnehmen (vgl. Volksbewaffnung). In Italien und Rumänien ist M. die Benennung der Landwehr.

Milizreserve, s. Großbritannien, S. 1025.

Miljutin, Dimitri Alexejewitsch, Graf, russ. Kriegsminister, geb. 10. Juli 1816 in Moskau, ward 1833 Offizier und machte unter den Generalen Grabbe und Barjatinskij die kaukasischen Feldzüge mit. 1848 ward er vorübergehend ins Kriegsministerium kommandiert, wo er die Mängel des russischen Heerwesens kennen lernte, 1856 Generalstabschef der Kaukasusarmee, im September 1860 Adjunkt und Stellvertreter des Kriegsministers und legte 19. Febr. 1861 dem Kaiser den Plan einer radikalen Reform der Armee vor, welchen er, im Januar 1862 zum Kriegsminister ernannt, durchführte. Die Reorganisation zeigte zwar im türkischen Kriege 1877—78 manche Mängel, besonders im Verpflegungswesen; die Verstärkung und Ergänzung des Heeres ging aber leicht und schnell von statten, und in Anerkennung seiner Verdienste wurde M. im September 1878 in den Grafenstand erhoben. Von Alexander III. wurde er, weil er dessen streng absolutistisches Manifest vom 11. Mai 1881 nicht billigte, entlassen. Er verfaßte eine große Anzahl militärwissenschaftlicher und kriegsgeschichtlicher Schriften, unter andern eine Geschichte des Feldzugs Suworows im J. 1799 rc. — Sein Bruder Nikolai (geb. 6. Juni 1818, gest. 7. Febr. 1872 in Moskau), Staatssekretär im Ministerium des Innern, machte sich um die von Alexander II. eingeführten Reformen: Umgestaltung des Kreditwesens, Aufhebung der Leibeigenschaft, Einführung der Provinzialinstitutionen, Organisation der agrarischen Verhältnisse der Bauern und Neuordnung der Verhältnisse in Polen, hochverdient. 1863—66 Chef des Organisationskomitees für Polen, suchte er hier durch Einführung des russischen Agrarsystems die Macht des Adels und des Klerus zu brechen. Vgl. Leroy-Beaulieu, Un homme d'État russe (Par. 1884).

Milk (arab., »Eigentum«), s. Mülk.

Milkow, Nebenfluß der Putna (zum Sereth) in Rumänien, fließt an Focșani vorüber und bildete ehedem die Grenze zwischen den beiden Fürstentümern Moldau und Walachei.

Miłkowski, Zygmunt (Sigismund), unter dem Pseudonym Theodor Thomas Jeż bekannter poln. Schriftsteller, geb. 1824 im Dorfe Sarazeja unweit Balta in Podolien, besuchte das Lyceum in Odessa und die Universität zu Kiew, wanderte 1846 aus, beteiligte sich 1848 an dem ungarischen Aufstand, hielt sich dann in London, Serbien, der Moldau und Walachei und in Konstantinopel auf, kehrte Ende der 50er Jahre nach Galizien zurück, von wo aus er nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1863 sein Wanderleben von neuem begann. Seit 1877 lebt er in Genf. M. führte sich während seines Aufenthalts in Galizien in die polnische Litteratur durch eine Reihe von Erzählungen ein, in denen die sonst selten behandelten südslawischen und ungarischen Verhältnisse mit großer Sachkenntnis und künstlerischem Geschick dargestellt waren. Diese ersten Erzählungen, namentlich »Handzia Zahornicka« (Wilna 1860), »Szandor Kowacz« (das. 1861), »Historya o praprawnuku i prapradziatku« (»Geschichte vom Ururenkel und Ururgroßvater«, das. 1864) und »Uskoki« (Warsch. 1870), sind wohl seine besten Schöpfungen, obschon ihnen seither eine stattliche Reihe von Erzählungen gefolgt ist: »Ofiary« (1874), »Hercog słowiański« (1876), »Pod obuchem« (1878), »Wnuk chorążego« (1881), »Narzeczona Harambaszy« (1882), »Rycerz chrześciański« (1890) u. a. Weniger glücklich erweist sich M. in seinen der polnischen Geschichte entnommenen Romanen, wie: »Derslaw z Rytwian« (Warsch. 1872), »Za króla Olbrachta« (das. 1876) und »Z ciężkich dni« (»Aus schweren Tagen«, Lemb. 1881).

Mill., bei botan. Namen Abkürzung für Philip Miller, geb. 1691 in Middlesex, starb als Gärtner des botanischen Gartens zu Chelsea 1771. »Gardener's and Botanist's Dictionary« (1731—39, 2 Bde., 8. Aufl.; neue Ausg. von Martyn, 1803—1807, 4 Bde.).

Mill, 1) James, engl. Historiker und Nationalökonom, geb. 6. April 1773 in der schottischen Grafschaft Forfarshire, gest. 23. Juni 1836, studierte in Edinburg Theologie, widmete sich seit 1802 in London der Schriftstellerei und ward Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften; mit Bentham und Ricardo trat er in die nächsten und freundschaftlichsten Beziehungen. Seine »History of British India« (Lond. 1818—19, 6 Bde.; neue Ausg. 1872, 10 Bde.) ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und obwohl sie die Mißbräuche der indischen Verwaltung schonungslos aufdeckte, erhielt ihr Verfasser doch 1819 von der Ostindischen Kompanie einen einträglichen Posten im India House. M. schrieb ferner: »Elements of political economy« (Lond. 1821, neue Ausg. 1846) und eine Anzahl philosophischer Werke, darunter »Analysis of the phenomena of the human mind« (1829; neue Ausg., mit Anmerkungen von John Stuart M., 1869; 2. Aufl. 1878, 2 Bde.). Eine Charakteristik von ihm liefert die Autobiographie seines Sohnes (s. unten). Vgl. Bain, James M. (2. Aufl., Lond. 1887).

2) John Stuart, Philosoph und Nationalökonom, Sohn des vorigen, geb. 20. Mai 1806 in London, gest. 8. Mai 1873 in Avignon, wurde von seinem Vater mit völliger Beiseitelassung jedes Religionsunterrichts erzogen, zeigte bereits mit 14 Jahren eine solche Frühreife, daß ein Mann wie Jer. Bentham ihn seines Umganges würdigte, und vollendete seit 1820 seine Ausbildung in Frankreich. Von 1823—1858 war er Beamter der Ostindischen Kompanie, 1865—68 Mitglied des Unterhauses. Benthams Hauptwerk übte einen großen Einfluß auf ihn aus, so daß er schon als Jüngling eine »utilitarische« Gesellschaft gründete, von der sich der Name »Utilitarier« herschreibt. Seinen Ruhm als Philosoph verdankt M. vorzüglich seinem Hauptwerk: »System of logic, ratiocinative and inductive«, das er 1832 begann und 1841 vollendete, worauf es 1843 im Druck erschien (9. Aufl. 1875, 2 Bde.; auch Ausg. in 1 Bd.; deutsch von Schiel, 4. Aufl., Braunschw. 1877, und mit Anmerkungen von T. Gomperz, 2. Aufl., Leipz. 1884—87, 3 Bde.). Es steht dieses auf dem Boden des englischen Empirismus und geht darauf aus, »den induktiven Prozeß auf strenge Regeln und einen wissenschaftlichen Probierstein, wie es der Syllogismus für das Schließen ist, zurückzuführen«. Die entgegenstehende Ansicht hat er in seiner »Examination of Sir W. Hamilton's philosophy« (5. Aufl. 1878) zu widerlegen gesucht. Mills Theorie der Induktion war in ihren Grundzügen fertig, als er Comtes (s. d.) »Cours de philosophie positive« kennen lernte und durch ihn für eine Reihe von Jahren ein ebenso feuriger Anhänger der positiven Philosophie wie später entschiedener Gegner der positiven Politik desselben wurde. Letztere hat er in seiner Schrift »Auguste Comte and the positivism« (Lond. 1865, 4. Aufl. 1890; deutsch von Elise Gomperz, Leipz. 1874) hauptsächlich ihrer hierarchischen Tendenzen halber einer vernichtenden

Kritik unterzogen. In seiner Abhandlung »Utilitarianism« (1863) gibt er Regeln, deren Befolgung zu einer möglichst leiblichen und genußreichen Existenz in möglichst großer Ausdehnung führen soll. Als Nationalökonomen haben M. zuerst seine 1844 erschienenen »Essays on some unsettled questions of political economy« (2. Aufl. 1874) Ruf verschafft, die Vorläufer seiner 1848 zuerst erschienenen »Principles of political economy« (7. Aufl. 1871; deutsch von Soetbeer, 4. Ausg., Leipz. 1881—85, 2 Bde.), die in England sich als das neben den Werken von Macculloch verbreitetste und angesehenste Lehrbuch der Nationalökonomie behauptet haben. Wesentlich an die Gedanken von Adam Smith und Ricardo anknüpfend, hat M. nach Vollständigkeit und Systematik gestrebt, sich indessen sozialistischen Anwandlungen, zu welchen er durch den Schüler Saint-Simons, G. d'Eichthal, Anregung empfing, nicht verschlossen. Von den zahlreichen politischen Schriften Mills sind zu nennen die »Considerations on representative government« (1861, 3. Aufl. 1865; deutsch von Wessel, Leipz. 1873), ferner der »Essay on liberty« (1859 u. ö.). M. stand als Politiker durchaus auf dem Boden der radikalen Parteien und ist, nicht ohne Beeinflussung durch seine geistreiche und hochgesinnte Freundin und nachherige Frau (Mrs. Taylor), die auf ihn einen ähnlichen Zauber ausübte wie Madame de Vaux auf Aug. Comte, ein eifriger Anhänger des Frauenstimmrechts gewesen, für das er namentlich in der »Subjection of women« (1869, 5. Aufl. 1883; deutsch von Hirsch, 3. Aufl., Berl. 1891) eintrat. Im Unterhaus hielt er eine Anzahl gehaltvoller Reden, ohne indessen bei seinem weit vorgeschrittenen Parteistandpunkt einen großen Einfluß auszuüben. M. war eine durch und durch vornehme Natur, so daß Gladstone äußerte, es müsse den moralischen und intellektuellen Ton des Parlaments erniedrigen, wenn Mills Teilnahme an den Verhandlungen fehle. Seine »Dissertations and discussions« erschienen gesammelt in 4 Bänden (2. Aufl., Lond. 1875); nach seinem Tode wurden herausgegeben seine »Autobiography« (1873; deutsch von Kolb, Stuttg. 1874), in welcher er seine Erziehung ausführlich schildert, und drei religiöse Aufsätze: »Nature, the Utility of religion, and Theism« (1874, 3. Aufl. 1885; deutsch von Lehmann, Berl. 1875), welche eine ernstliche Hinneigung zum Manichäismus verraten. Die von T. Gomperz redigierte deutsche Ausgabe von Mills »Gesammelten Werken« (Leipz. 1873—80, 12 Bde.) enthält außer den oben angeführten Hauptwerken auch die vermischten kleinern Schriften (Bd. 10—12). Vgl. Taine, Le positivisme anglais, étude sur Stuart M. (Par. 1864); F. A. Lange, Mills Ansichten über die soziale Frage (Duisb. 1866); Littré, A. Comte et Stuart M. (3. Aufl., Par. 1877); Courtney, The metaphysics of John Stuart M. (Lond. 1879) und dessen Biographie Mills in den »Great writers« (das. 1888); Bain, J. S. M., a criticism (das. 1882); Lauret, Philosophie de Stuart M. (Par. 1885); Gomperz, John Stuart M., ein Nachruf (Wien 1889); Douglas, J. S. M., a study of his philosophy (Lond. 1895).

Milla (span., spr. milja), Meile (s. d.).

Millais (spr. milläs), John Everett, engl. Maler, geb. 8. Juni 1829 in Southampton, studierte unter Saß und an der königlichen Akademie zu London und erhielt 1847 für seine Benjamiten eine goldene Medaille. Zwei Jahre später verband er sich mit H. Hunt, Ch. Collins, Rossetti und Brown zur Genossenschaft der Präraffaeliten (s. d.). Unter ihrem Einfluß entstanden: Isabella, Jesus als Kind in der Zimmermannswerkstatt, die Hugenotten, Ophelia etc. Mit dem Schwarzen Braunschweiger (1860) wendete er sich jedoch wieder einer freiern Richtung zu; ihr gehören an: Erinnerung an Velazquez, Stella, Pilger nach St. Paul, Rosalinde und Celia im Ardenner Wald, der Vorabend von St. Agnes, Satan Unkraut ausstreuend, die Römer Britannien verlassend, fahrender Ritter, Walter Raleigh als Knabe, die Überschwemmung, Nachtwandlerin, Moses während der Schlacht mit den Amalekitern etc. Das Hervorragendste leistet er im Porträt, wobei er nach der vollen Realität der Erscheinung und nach höchster malerischer Wirkung bei breiter, energischer Behandlung strebt. Seine Hauptwerke dieser Gattung sind: der Towerwächter, Whist zu dreien (drei Damen), die drei Schwestern, der Herzog von Westminster, Gladstone, Kardinal Newman. Von seinen neuern Genrebildern sind zu nennen: die nordwestliche Durchfahrt, die Frau des Spielers, Ja oder Nein? die Waisen, die Prinzen im Tower, die Seifenblase, die letzte Rose des Sommers, Aschenbrödel, der Böse Thränen säend. Vgl. »Sir F. Leighton and Sir J. E. Millais, life and work« (Lond. 1885).

Millares (spr. miljäres), Fluß, s. Mijares.

Millau (Milhau, spr. milō, mijō), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Aveyron, am Tarn, welcher hier die Dourbie aufnimmt, und an der Südbahn, hat eine Kirche Notre-Dame im romanischen u. Renaissancestil, eine moderne Kirche St.-François, ein Stadthaus mit schönem Belfried (14. Jahrh.), ein Collège, ein Handelsgericht, eine Ackerbau- und eine Gewerbekammer, Kohlenbergbau, bedeutende Gerbereien, Handschuhfabrikation und (1891) 16,181 (als Gemeinde 17,429) Einw. — M. war ein Hauptsitz der Protestanten und wurde 1629 von Ludwig XIII. erobert. 12 km nordöstlich von M. finden sich über dem Thal der Dourbie seltsame, durch Erosion gebildete, ruinenähnliche Felsbildungen der Causses, welche seit 1883 unter dem Namen Montpellier-le-Vieux bekannt sind und viel besucht werden.

Millaud (spr. milō), Edouard, franz. Politiker, geb. 27. Sept. 1834 in Tarascon (Rhône), ließ sich 1856 als Advokat in Lyon nieder, wo er wegen seiner republikanischen Gesinnung nach dem Sturz des Kaiserreichs 1870 zum ersten Staatsanwalt ernannt wurde. Im Juli 1871 in Lyon zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, nahm er seinen Sitz auf der äußersten Linken und beantragte die Beschlagnahme und Versteigerung der Güter Napoleons. 1876 wurde er zum Deputierten und 1880 zum Senator gewählt und trat 4. Nov. 1886 als Minister der öffentlichen Arbeiten in das Kabinett Freycinet ein; er behielt dies Portefeuille auch unter Goblet und trat mit diesem im Mai 1887 zurück.

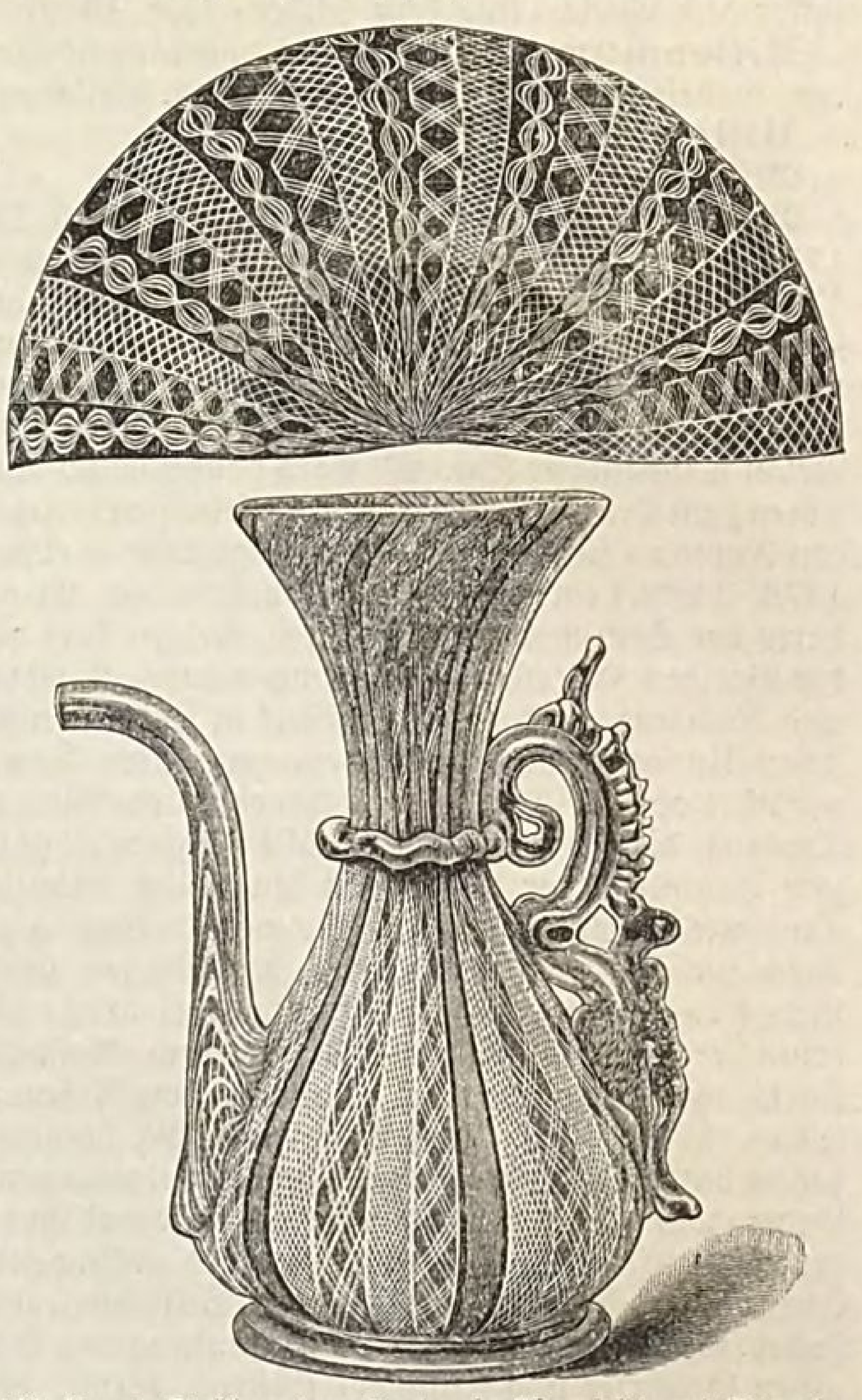
Millbury (spr. millberi), Stadt in der Grafschaft Worcester des nordamerikan. Staates Massachusetts, mit Baumwoll- u. Wollfabriken und (1890) 4428 Einw.

Mille (lat.), tausend; pro oder per m. (abgekürzt: ‰), für, von, auf je tausend (Stück, Kopfzahl etc.).

Mille (franz., spr. mil'), die franz. kleine Meile, deren es vor Einführung des metrischen Systems mehrere gab, namentlich M. de poste von 1100 Toises = ½ Lieue de poste oder 2143,94 m, den M. ancien de poste (Pariser Meile) von 1000 Toises und den M. marin (Seemeile); von 1800 bis Ende 1839 erlaubte Bezeichnung des Kilometers.

Milledgeville (spr. milledsch'will), Hauptstadt der Grafschaft Baldwin des nordamerikan. Staates Georgia, 50 km nordöstlich von Macon, am Oconee River, inmitten eines reichen Baumwollstrichs, hat ein Zuchthaus, ein Irrenhaus, Baumwoll- und Wollfabriken und (1890) 3322 Einw.

Millefiori (ital., »tausend Blumen«), mit Hilfe farbiger Glasstäbe dargestellte Glasarbeiten. Man gewinnt durch einfaches Ausziehen einer gleichfarbigen Glasmasse von kreisförmigem oder polygonalem Querschnitt massive Stäbe von gleichem Querschnitt und aus überfangenem Glas in gleicher Weise Stäbe, welche auf dem Querschnitt einen Kern von andrer Farbe zeigen. Mehrere derartige mit farblosem Glas überfangene Stäbe lassen sich durch Anwärmen und Rollen auf der Marbelplatte in einen einzigen Stab verwandeln, welcher auf dem Querschnitt mehrere farbige, kreisrunde oder polygonale Kerne in farblosem Glase zeigt. Werden solche Stäbe ausgezogen und mehrere derselben wieder zu einem einzigen Stab verschmolzen, so zeigt dieser regelmäßige Gruppen von Kernen auf dem Querschnitt, und so kann man sehr komplizierte Gebilde gewinnen, besonders wenn man die Stäbe auch noch um ihre Achse dreht. Einfarbige und zusammengesetzte derartige Stäbchen bilden die Elemente, die schon von der alten Glastechnik zu den sogen. Mosaik-, Faden- und Filigrangläsern benutzt wurden, bei denen indessen meist immer nur der Querschnitt der Elemente zur Geltung kommt. So hat man durch Zusammenschmelzen verschieden gefärbter, einfarbiger, mit der Pinzette nachgeformter Elemente Porträte und Wappen hergestellt und diese dann durch Ausziehen so verkleinert, daß z. B. auf einem Querschnitt von nur etwas über 1 cm Durchmesser vier Porträte erschienen. In Ägypten, Rom und Byzanz wurde die Fabrikation farbenreicher, als Vasi fioriti oder millefiori bezeichneter Hohlgläser sehr schwunghaft betrieben, und wahrscheinlich waren ähnliche Fabrikate auch die im Altertum hochgeschätzten Calices allassontes. Später benutzte Venedig die Elemente viel freier als das Altertum. Namentlich ließ man jetzt auch die farbigen, eingeschmolzenen Stäbchen über die ganze Höhe eines Gefäßes verlaufen, den innern farblosen Kern regelmäßig umspannen (s. Textfiguren und Tafel »Glasindustrie I«, Fig. 9), resp. gar nicht mehr hervortreten, sondern vollständig durch die Stäbchen verdecken. Zur Darstellung derartiger Gläser (Faden-, Filigran-, Petinetgläser) setzt man z. B. in eine Thonform längs der aufsteigenden Wand einen in sich geschlossenen Kranz einfacher oder zusammengesetzter und gewundener Elemente ein, steckt dann ein an der Pfeife erblasenes noch weiches Kölbchen in die Form, bläst dasselbe weiter auf, so daß die weiche Glasmasse den Stabkranz aufnimmt, hebt es mit den Elementen aus der Thonform heraus, wärmt an und drückt die Elemente durch Rollen des Kölbchens auf einer Platte noch tiefer in das Glas hinein. Man zieht nun das Kölbchen mit der Zange nach unten zu aus, schneidet den feine Elemente enthaltenden Boden mit der Schere ab, kneift die das Stabmuster enthaltenden Wandungen zusammen, so daß sich alle Stabenden in einem Punkt vereinigen, und arbeitet schließlich nach dem Wiederanwärmen das Gefäß in der üblichen Weise aus. Man erhält dann ein Gefäß mit von oben nach unten verlaufender Streifung, und wenn man das Kölbchen vor der Verarbeitung um seine Achse gedreht hatte, so erhält man die Musterung in Schraubenlinien. Die retikulierten oder gestrickten Gläser zeigen ein regelmäßiges, durch sich kreuzende, weiß gefärbte Fäden gebildetes, in farblosem Glas liegendes Rautendessin und innerhalb jeder Raute ein Luftbläschen; man erhält sie aus zwei konischen Röhren, welche, die kleinere an der äußern, die größere an der innern Oberfläche, durch aufgeschmolzene, in entgegengesetzter Richtung schraubenförmig verlaufende weiße Fäden gerippt sind. Diese Röhren werden ineinander geschoben und vorsichtig miteinander verschmolzen, wobei die Rippen rautenförmige Felder bilden und in jedem derselben eine Luftblase einschließen. An das eine Ende



Millefiori-Teller (von Rauter in Ehrenfeld) und Abendmahlskännchen (15.—17. Jahrh.).

des innern Rohres schmelzt man dann einen an der Pfeife gebildeten Trichter aus gewöhnlichem Glas; das andre Ende kneift man mit der Zange zu, und dann verarbeitet man das Arbeitsstück auf gewöhnliche Weise weiter.

Millenär..., in Zusammensetzungen: auf den Zeitraum von tausend Jahren bezüglich.

Millenarier (besser Millennarier, lat.), soviel wie Chiliast; s. Chiliasmus.

Millenkovics (spr. -witsch), Stephan von, unter dem Pseudonym Stephan Milow bekannter Dichter und Schriftsteller, geb. 9. März 1836 in Orsowa, widmete sich dem militärischen Beruf, schied 1870 als Hauptmann aus dem Dienst u. lebt seit 1880 in Görz. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch edle Form und einen elegischen Zug aus, der seine pessimistische Grundstimmung dichterisch verklärt. Als Erzähler und Dramatiker ermangelt er der Gestaltungskraft. Wir nennen: »Gedichte« (Heidelb. 1865); die Erzählung

»Verlornes Glück« (Heidelb. 1866); den Elegiencyklus »Auf der Scholle« (das. 1867; 3. Aufl. u. d. T.: »Deutsche Elegien«, Stuttg. 1885); »Ein Lied von der Menschheit« (Heidelb. 1869); »Neue Gedichte« (das. 1870); »Zwei Novellen« (das. 1872); eine neue lyrische Sammlung: »In der Sonnenwende« (das. 1877); das Trauerspiel »König Erich« (Brem. 1879; 2. Aufl., Norden 1888); »Wie Herzen lieben«, drei Novellen (Stuttg. 1883); »Drei Dramen: Getilgte Schuld. Bedrängte Herzen. Die ungefährliche Frau« (das. 1887); »Lebensmächte«, Roman (das. 1890); »Frauenliebe«, Novellen (das. 1893). Einer Gesamtausgabe seiner »Gedichte« (Stuttg. 1882) folgte eine Sammlung unter dem Titel: »Aus dem Süden« (das. 1889).

Millennium (lat.), Zeitraum von tausend Jahren, insbes. das Tausendjährige Reich, s. Chiliasmus.

Millepedes, s. Asseln.

Milleporiden (Millepora), s. Korallen.

Miller, 1) Johann Martin, Dichter, geb. 3. Dez. 1750 in Ulm, gest. daselbst 21. Juni 1814, studierte seit 1770 in Göttingen Theologie und schloß sich hier dem Göttinger Dichterbund an, wurde 1775 Vikar am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1780 Pfarrer zu Jungingen, 1781 Professor zu Ulm, 1783 Münsterprediger, 1810 Dekan u. Geistlicher Rat. M. ward hauptsächlich durch seinen zum Teil auf eignen Herzenserlebnissen beruhenden Roman »Siegwart, eine Klostergeschichte« (Leipz. 1776, 2 Bde.) ein vielgelesener Schriftsteller. Er gab darin der Sentimentalität der Zeit, welcher kurz vorher Goethes »Werther« entsprungen war, Ausdruck und Nahrung; doch blieb das Werk in seiner schwächlichen Unnatur weit hinter dem genannten Roman zurück. Dabei verfolgte »Siegwart« eine moralisierende Tendenz, die auf die unmännlichste Fügsamkeit gegen jede Brutalität der Außenwelt hinauslief. Ähnliche Tendenzen vertreten auch die Romane: »Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit; aus den Briefen zweier Liebenden« (Leipz. 1776), »Briefwechsel dreier akademischer Freunde« (Ulm 1776—77) und »Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau« (Leipz. 1778—79). Das Beste, was M. hervorgebracht hat, sind einzelne seiner ehedem vielgesungenen Lieder (z. B. »Was frag' ich viel nach Geld und Gut«), denen zuweilen ein ans echte Volkslied anklingender Charakter nachzurühmen ist. Seine Selbstbiographie findet sich in Bock und Mosers »Sammlung von Bildnissen Gelehrter und Künstler« (Nürnb. 1803). Vgl. Prutz, Der Göttinger Dichterbund (Leipz. 1841); E. Schmidt, Aus dem Liebesleben des Siegwart-Dichters (in den »Charakteristiken«, Berl. 1886); Kraeger, Joh. Martin M. (Brem. 1893).

2) Ferdinand von, Erzgießer, geb. 18. Okt. 1813 in Fürstenfeldbruck, gest. 11. Febr. 1887 in München, trat als Lehrling bei einem Silberarbeiter in München ein, besuchte seit 1826 die Akademie und modellierte und ziselierte nebenbei. Sein Oheim, der Erzgießer Stiglmaier, schickte ihn 1833 nach Paris, damit er sich dort in der Technik des Erzgusses vervollkommne. In Paris trat er in die Werkstätte Soyers ein, arbeitete auch in einer Vergolderwerkstätte und kehrte dann heim, um später die 3 m hohen bayrischen Fürstenstatuen Schwanthalers für den Thronsaal des Saalbaues in München in Feuer zu vergolden, was man in Paris für eine Unmöglichkeit erklärt hatte. 1844, wo er als Nachfolger seines Oheims zum Inspektor der königlichen Erzgießerei ernannt wurde, begann er den Guß der 17 m hohen Schwanthalerschen Bavaria und vollendete ihn 1850. Infolge der Londoner Ausstellung (1851) eroberte er sich durch einen der Löwen vom Münchener Siegesthor den amerikanischen Markt. Von da an lieferte er, wie vorher für Deutschland und Österreich, nun auch eine Reihe von Kolossalgüssen für die Neue Welt, mehr als 80 an der Zahl, darunter das Thor des Kapitols in Washington. M. war längere Zeit bayrischer Landtags- und Reichstagsabgeordneter, als welcher er der Zentrumspartei angehörte. Das letzte größere Werk seiner Gießerei, welche jetzt von seinen Söhnen Ferdinand (s. M. 5) und Ludwig (geb. 23. Juni 1850) geleitet wird, war die Figur der Germania (s. d.) für das Niederwalddenkmal.

3) Orest Fjodorowitsch, russ. Litterarhistoriker, geb. 16. (4.) Aug. 1834 in Reval, gest. 13. (1.) Juni 1889 in Petersburg, studierte 1851—55 in Petersburg Philologie, habilitierte sich 1863 als Privatdozent an der Petersburger Universität und war bis 1888 Professor der russischen (speziell ältern) Litteratur an derselben. Seine erste wissenschaftliche Arbeit war seine Magisterdissertation »über das sittliche Element in der Poesie« (1858), sein Hauptwerk ist: »Ilja Muromez und das Paladinentum von Kiew. Vergleichende kritische Untersuchungen über die Bestandteile des russischen Volksepos« (Doktordissertation, Petersb. 1870), worin für das russische Volksepos ein selbständiger, rein russischer Ursprung angenommen wird. Von seinen übrigen litterarhistorischen Schriften ist besonders hervorzuheben: »Die russischen Schriftsteller nach Gogol« (1874). M. gehörte der slawophilen Partei an, ohne jedoch deren extreme Anschauungen zu teilen.

4) Joaquin (mit seinem eigentlichen Namen Cincinnatus Heine M.), nordamerikan. Dichter, geb. 10. Nov. 1841 im Staate Indiana, siedelte 1851 mit seiner Familie nach Oregon über, trennte sich aber bald von ihr, um sein Glück auf eigne Faust in Kalifornien zu versuchen. Dort führte er anfangs ein Wanderleben, studierte dann die Rechtswissenschaft und ward 1870 in einem kleinen, wenig besiedelten Distrikt zum Richter gewählt. 1863 verheiratete er sich mit einer unter dem Namen Minnie Myrtle schreibenden Dichterin, von welcher er aber nach sieben Jahren geschieden wurde. 1870 ging er nach London und fand daselbst einen Verleger für seine höchst originellen »Songs of the Sierras« (1871, neue Ausg. 1892). Diese Gedichte, in denen er die wilde Schönheit und Prachtfülle südlicher Gegenden mit ungewöhnlicher Kraft schilderte, riefen ein Aufsehen in England hervor, wie man es dort seit den Tagen Byrons nicht erlebt hatte. Er lebt in New York und liefert Romane und Novellen für Zeitschriften. Was man nach seinem ersten Auftreten von ihm erwartete, hat er nicht gehalten. Er veröffentlichte noch: »Songs of the Sunlands« (1873), eine neue, etwas sanfter gestimmte Fortsetzung der ersten Gedichtsammlung (neue Ausg. 1892); »The ship in the desert« (1875); »Songs of Italy«, »Songs of far away lands« (1878); das Schauspiel »The Danites« (1876); »Life among the Modocs« (1873), eine Beschreibung seiner Erlebnisse unter den Indianern; den Roman »One fair woman« (1876, 3 Bde.); »Shadows of Shasta« (1881); »Songs of the Mexican seas« (1887); »My own story« (1890); »In classic shade«, Gedichte (1890) u. a. Eine neue Ausgabe seiner »Poetical works« erschien in New York 1882.

5) Ferdinand von, der jüngere, Bildhauer und Erzgießer, Sohn von M. 2), geb. 8. Juni 1842

in München, lernte das Gießen bei seinem Vater, dann in den Gießereien zu Berlin, Paris und London, das Modellieren bei Kiß in Berlin, bei Widnmann in München und bei Hähnel in Dresden, bildete sich 1867 in Italien weiter, ging 1871 nach Nordamerika und Kalifornien, machte die Feldzüge von 1866 u. 1870/71 als Kavallerieoffizier in der bayrischen Armee mit und leitete den Guß zahlreicher Monumente. An eignen Werken schuf M. mehrere Figuren für den großen Brunnen in Cincinnati, einen Indianer mit Pfeil und Bogen, Statuen von Shakespeare, Humboldt und Columbus für den Park von St. Louis, die Statue eines Soldaten für das Kriegerdenkmal in Charleston, die Statue des Generals Mosquera für Columbia, die Statue des Albertus Magnus für Lauingen in Schwaben, den Maximiliansbrunnen in Bamberg, das Armeedenkmal in der Feldherrenhalle in München (1892), die Bronzestatue des Geigenmachers Matthias Kloß in Mittenwald, das in Bronze gegossene Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. für Metz (1892), eine Statue König Ludwigs I., das Standbild des Prinz-Regenten Luitpold in Berchtesgaden (1893) und einen Monumentalbrunnen für Würzburg (1894). — Sein Bruder Fritz (geb. 1840), Lehrer für Metallarbeiten an der königlichen Kunstgewerbeschule in München, hat eine Anzahl von Statuetten, Tafelaufsätzen u. dgl. in Bronze und Edelmetall geschaffen.

6) William, s. Adventisten.

Mille-raies (franz., spr. mil'rä'), feine, nahe nebeneinander laufende Streifen auf Geweben, Tapeten etc.; ganz schmal gestreifte Baumwollstoffe, besonders Musseline.

Millerand (spr. mil'rāng), Alexandre, franz. Politiker, geb. 10. Febr. 1859 in Paris, wurde daselbst 1881 Rechtsanwalt, trat gleichzeitig in die Redaktion der Clemenceauschen Zeitung »La Justice« ein und wurde 1884 in den Pariser Gemeinderat und 1885 in die Deputiertenkammer gewählt. In beiden Versammlungen schloß er sich den Sozialisten an und machte sich durch seine zahlreichen Interpellationen zu gunsten der Arbeiterklasse bemerklich; er ist ein gewandter Redner. 1889 gründete er ein eignes Blatt: »La Voix«.

Millerit, s. Nickelkies.

Milleriten, s. Adventisten.

Millerole (spr. mil'röll'), Weinmaß von Marseille zu 4 Escandaux von 15 Pots = 63,436 Lit. und beim Octroi 65 L., als Ölmaß = 64 L. und an Gewicht 58—59 kg gerechnet. In Tunis setzte man die Millerola für Wein u. Branntwein zu 6½ Mettar = 64 L.

Miller's Dale (spr. -dēl), Thal des Wye in Derbyshire (England).

Millésime (franz., spr. -sim'), nur von Münzen und Medaillen gebräuchlich, bedeutet die Jahreszahl oder das Jahr, in welchem die Münzen geprägt worden sind.

Millesimo, Dorf in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, an der Bormida di M., mit (1881) 1281 Einw. Hier Sieg Napoleon Bonapartes über die Österreicher 13. und 14. April 1796.

Millet (arab.-türk.), Religionsgemeinschaft, Volk, Nation.

Millet (spr. mijä), 1) François, niederländ. Maler, geb. im April 1642 in Antwerpen, gest. 1679 in Paris, war anfangs Schüler des Laurens Francke, mit welchem er um 1660 nach Paris ging, und bildete sich dort nach Nicolas und Gaspard Poussin zum Landschaftsmaler aus. Seine meist italienischen Landschaften finden sich in den Museen von Paris, Brüssel, Berlin, München u. a. O. — Sein Sohn Jean François, der jüngere (1666—1723), und sein Enkel Joseph François (1697—1777) sind gleichfalls als Maler thätig gewesen.

2) Jean François, franz. Maler, geb. 4. Okt. 1814 zu Gruchy bei Cherbourg, gest. 20. Jan. 1874 in Barbizon, bildete sich auf der Zeichenakademie in Cherbourg u. ging 1837 mit einem städtischen Stipendium nach Paris, um unter P. Delaroche zu studieren. Nachdem er eine Zeitlang Genrebilder in der Art von Watteau und Boucher sowie biblische und mythologische Szenen mit landschaftlichen Hintergründen gemalt hatte, versuchte er sich 1848 zum erstenmal mit einem Gegenstand aus dem Landleben: dem Kornschwinger. 1849 siedelte er nach Barbizon im Wald von Fontainebleau über, und von jetzt ab lieferte ihm das Leben der Bauern bei ihrer Arbeit die ausschließlichen Motive zu seinen Bildern. Es dauerte geraume Zeit, bis die naturalistische, herbe Wahrheit seiner Schilderungen Anerkennung fand, und er hatte während seines ganzen Lebens mit Entbehrungen zu kämpfen. Bald nach seinem Tode wurden seine Bilder jedoch mit enormen Preisen bezahlt. Sein Hauptwerk, das Angelus, erzielte auf einer Auktion 160,000 Frank. Von seinen Bildern sind neben jenem die hervorragendsten: der Säemann, die Heubinder, der Baumpfropfer, der Schäfer, die Ährenleserin, der Tod und der Holzhacker, die Schafscherin, der Mann mit der Hacke, die Kartoffelsetzer, die Frau mit dem Eimer, die Frau am Spinnrocken, der ruhende Winzer, die Heuschober, die Buchweizenernte. Seine Gemälde schildern den harten Kampf des Landmanns mit seiner Scholle ohne poetische Auffassung bei starker Betonung der Not des Daseins und mit Vorliebe für das Häßliche. Er hat einen großen Einfluß auf die Entwickelung des Naturalismus in Frankreich, England und Deutschland gehabt. Vgl. Piedagnel, Jean François M., souvenirs de Barbizon (Par. 1876); Sensier, La vie et l'œuvre de J. F. M. (das. 1881); Yriarte, J. F. M. (das. 1884).

3) Aimé, franz. Bildhauer, geb. 1816 in Paris, gest. daselbst 14. Jan. 1891, erlernte die Kunst unter David d'Angers und unter dem Architekten Viollet-le-Duc, widmete sich anfangs der Skulptur und Malerei, trat in der letztern auf der Ausstellung von 1842 auf und war zehn Jahre lang, jedoch ohne Erfolg, als Maler thätig. Dann entschied er sich ganz für die Plastik. Auf seine erste Statue, eine Bacchantin (1845), folgten eine Statue der Ariadne (im Luxembourg), ein Merkur, eine Statue der bürgerlichen Justiz für die Mairie des ersten Arrondissements in Paris, ein Rosen entblätterndes junges Mädchen für ein Grabmal auf dem Kirchhof Montmartre, ein Apollo mit hoch erhobener, vergoldeter Leier an der Fassade der neuen Oper, die in Kupfer getriebene Statue des Vercingetorix (1865) in Alise Ste.-Reine, Kassandra, die sich in den Schutz der Minerva stellt (Marmor, im Luxembourg), die Statuen Chateaubriands in St.-Malo, des Dionys Papin in Blois sowie zahlreiche Porträtbüsten und -Statuen. Mit theatralischem Pathos verband er eine realistische Formenbehandlung. Vgl. Dumesnil, Aimé M., souvenirs intimes (Par. 1891).

Millevaches (spr. mil'wäsch'), Plateau von, Hochebene im franz. Depart. Corrèze, mit rauhem Klima u. unfruchtbarem Boden, erreicht im Mont Besson 984 m.

Millevoye (spr. mil'wōä), Charles, franz. Dichter, geb. 24. Dez. 1782 in Abbeville, gest. 12. Aug. 1816 in Neuilly, studierte die Rechte, wurde aber dann Buchhändler. M. ist der französische Hölty; seine Stärke

liegt in der melancholischen Elegie, und seine besten Gedichte sind: »Chute de feuilles« und »Le poète mourant«. Seine Epen: »Charlemagne à Pavie« und »Alfred« haben geringern Wert. Die erste Ausgabe seiner Werke besorgte er selbst (1814–16, 5 Bde.); neuere Ausgaben erschienen 1865 in 1 Bd. und, herausgegeben von Lacroix, 1880 in 3 Bänden. Vgl. Lebieu, M., sa vie et ses œuvres (Par. 1886).

Milli... (lat.), der tausendste Teil der Maßeinheit.

Milli, Giannina, ital. Dichterin, geb. 1827 zu Teramo im Neapolitanischen, gest. 1888 in Florenz, improvisierte schon im Alter von fünf Jahren Verse. In De Martinis fand sie einen vorzüglichen Bildner ihres Talents und trat, noch nicht zwanzigjährig, öffentlich als Improvisatrice in Süditalien, Rom, Florenz, Bologna und Mailand auf. Ihre schönsten Triumphe feierte sie 1860 in Turin, der damaligen Hauptstadt des Königreichs. Die Gesänge, in welchen sie die Leiden der noch unter dem Joch der Fremdherrschaft seufzenden italienischen Provinzen zum Ausdruck brachte, waren von zündender Wirkung. Von dem Minister De Sanctis wurde der Dichterin zu Anfang der 60er Jahre eine Pension verliehen. Eine Sammlung ihrer Gedichte, die eine dauernde Bedeutung haben, erschien in zwei Bänden (Flor. 1862); »Ottave« (Vened. 1879). Vgl. Rigutini, G. M. improvisatrice (Flor. 1889); Pannella, Della vita e delle poesie di G. M. improvisatrice (Teramo 1891).

Milliarde (franz. milliard), soviel wie 1000 Millionen (vgl. Billion); besonders seit dem Frankfurter Frieden 1871 in Gebrauch gekommen (über die Verwendung der »5 Milliarden« s. Deutsch-französischer Krieg).

Milliaria (lat.), Wegesäulen, Meilensteine, welche auf den römischen Straßen in Abständen von 1000 Schritt (mille passus = 1478,70 m) aufgestellt waren und die Entfernungen von den Hauptorten angaben. Zuweilen waren sie auch mit Ruheplätzen versehen. Milliarium aureum war Name der Säule, welche Augustus auf dem Forum errichten ließ, und bei welcher alle Landstraßen, welche durch die verschiedenen Thore nach Rom führten, zusammenliefen. Sie stand in der Nähe des Saturnustempels; ihre Basis ist noch vorhanden. Die Bezeichnung »goldener Meilenstein« rührt vielleicht von den vergoldeten Bronzetafeln her, welche auf ihm die Entfernung der Hauptorte des Reiches angaben. Die Zählung der Meilensteine nach den verschiedenen Richtungen fing aber nicht bei dem milliarium aureum an, sondern an den Thoren, wo die Meilensteine die Nummer I führten.

Millier (franz., spr. miljë), früher franz. Großgewicht zu 10 Quintaux = ½ Tonneau de mer oder 489,5058 kg, durch Dekret vom 4. Nov. 1800 (auch wohl M. métrique) = 1000 kg gesetzt.

Milligramm, Gewicht, = $^1/_{1000}$ g.

Millimeter, Maß, = $^1/_{1000}$ m.

Millin (spr. mijäng), Aubin Louis, franz. Archäolog, geb. 19. Juli 1759 in Paris, gest. daselbst 14. Aug. 1818, widmete sich dem Studium der Litteratur, der neuern Sprachen und der Naturwissenschaften und erhielt sodann eine Anstellung bei der Bibliothek. Wiewohl er während der Revolutionszeit den »Almanac républicain« für 1793 und andre Schriften republikanischer Färbung herausgab, mußte er doch ein Jahr im Kerker zubringen, ward hierauf nacheinander Divisionschef im Büreau des öffentlichen Unterrichts, Professor der Geschichte an der Zentralschule des Departements der Seine und Konservator des Antiken- und Medaillenkabinetts der Nationalbibliothek. Durch das von ihm gegründete »Magazin encyclopédique« (Par. 1795–1816, 122 Bde.) und die »Annales encyclopédiques« (1817–18, 12 Bde.), das »Dictionnaire des beaux-arts« (1806, 3 Bde.) und die »Monuments antiques inédits« (1802–1804, 2 Bde.) machte er den Franzosen die gründlichen Arbeiten der Deutschen zugänglich. Um die Archäologie erwarb er sich Verdienste durch die Werke: »Antiquités nationales« (1790–98, 5 Bde.), »Introduction à l'étude des médailles« (1796), »Peintures de vases antiques« (1808–10, 2 Bde.; neue Ausg. 1891) und »Galerie mythologique« (1811, 2 Bde.; deutsch von Parthey, Leipz. 1836), um die Kunstgeschichte durch seine »Voyage dans les départements du midi de la France« (1807–11, 5 Bde.) und die »Histoire métallique de la Révolution française« (1806; fortgesetzt von Millingen, Lond. 1818; Supplement 1822).

Million (ital., »Großtausend«), Zahlwort für 1000.1000, d. h. 1,000,000 oder 10^6. Es findet sich fast gleichzeitig als reines Zahlwort 1484 zu Lyon in der »Triparty« Chuquets und in der 1487 zu Perugia geschriebenen »Summa« des Paciuolo (s. d.), welche 1494 in Venedig gedruckt wurde, muß also schon viel früher als reines Zahlwort gebraucht sein. Nach Balßer war M. ursprünglich eine benannte Zahl, soviel wie 10 Ton. Goldes, die Tonne zu 100,000 Einheiten der Landesmünze gerechnet, indes ist zu beachten, daß man auch heute noch bei M. gern die Benennung wegläßt. Millionär, Besitzer einer M. oder mehrerer (zuerst bei Jean Paul).

Millöcker, Karl, Operettenkomponist, geb. 29. April 1842 in Wien, Schüler des Konservatoriums der Musikfreunde daselbst, wurde 1864 Theaterkapellmeister in Graz, wo er seine ersten (einaktigen) Operetten: »Der tote Gast« und »Die lustigen Brüder«, zur Aufführung brachte, kam in gleicher Eigenschaft 1866 an das Harmonietheater in Wien und nach dem baldigen Eingehen desselben an das deutsche Theater in Pest. 1869 nach Wien als Kapellmeister am Theater an der Wien berufen, bekleidete er diese Stelle bis 1883 und schrieb während dieses Zeitraums außer einer großen Anzahl von Possenmusiken eine Reihe von Operetten, wie: »Der Regimentstambour« (1869), »Ein Abenteuer in Wien« (1870), »Das verwunschene Schloß« (mit Gesängen in oberösterreichischer Mundart, 1877), »Gräfin Dubarry« (1879), »Apajune, der Wassermann« (1880), »Die Jungfrau von Belleville« (1881) und endlich den unzähligemal aufgeführten »Bettelstudenten« (1881), der Millöckers Ruf vorzugsweise begründete, und dem unter anderm »Gasparone« (1884), »Der Feldprediger« (1885), »Der Vizeadmiral« (1886), »Die sieben Schwaben« (1887), »Der arme Jonathan« (1890), »Das Sonntagskind« (1892) nachfolgten. Millöckers Musik ist leicht und prickelnd.

Millom, Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, am Ästuar des Duddon, mit Eisen- und Stahlwerken und (1891) 8895 Einw.

Millons Reagenz, eine Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxydul, welche etwas salpetrigsaures Salz enthält, färbt Phenole, Tyrosin, die Oxysäuren und die Eiweißkörper, soweit sie die Phenol- oder Phenylgruppe enthalten, rot. Die Reaktion zeigt noch Spuren von Eiweißkörpern an, nur das Kollagen und das Glutin werden nicht gefärbt.

Millport (spr. millpört), Flecken und Seebadeort an der Südküste der schott. Insel Groß-Cumbrae in Buteshire, am Firth of Clyde, hat einen Hafen, eine Kathedrale, ein College und (1891) 1668 Einw.

Millstatt, Marktflecken in Kärnten, Bezirksh. Spittal, 580 m ü. M., am schönen Millstätter See (1300 Hektar), welcher zur Lieser abfließt, beliebte Sommerfrische mit angenehmen Seebädern, hat ein ehemaliges, 1102 gegründetes Benediktinerkloster mit altem Kreuzgang, ein Bezirksgericht und (1890) 519 (als Gemeinde 806) Einw. Nordöstlich die aussichtsreiche Millstätter Alpe (2086 m).

Millstone grit (spr. millstōn gritt), Sandsteinbildung der englischen Steinkohlenformation (s. d. und »Grit«).

Millville (spr. millwill), Stadt in der Grafschaft Cumberland des nordamerikan. Staates New Jersey, an dem von hier ab schiffbaren Maurice River, hat Fabriken für Baumwoll- und Glaswaren, Eisenwerke und (1890) 10,002 Einw.

Millykerzen, s. Kerzen.

Milman (spr. millmän), Henry Hart, engl. Dichter und Historiker, geb. 10. Febr. 1791 in London, gest. 24. Sept. 1868, ausgebildet in Eton und Oxford, war 1821—31 Professor der Poesie in Oxford, erhielt 1835 die Pfründe von St. Margaret in Westminster und ward 1849 Dekan an der St. Paulskirche in London. Als Dichter machte er sich durch das heroische Gedicht »Samor, lord of the Bright City« (1818) und die Trauerspiele: »Fazio« (1815), »Fall of Jerusalem« (1820), »Belzhazzar« (1822), »Martyr of Antiochia« (1822), »Anne Boleyn« (1826) bekannt. Als Historiker schrieb er: »History of christianity to the extinction of paganism« (1840, 3 Bde.), die er in der »History of christianity down to the Reformation« (1853, 4 Bde.) fortsetzte, und die »History of latin christianity« (1855—57, 6 Bde.). Diese Werke (1883 in neuer Ausgabe erschienen) sichern M. eine bedeutende Stelle unter den Prosaikern Englands, obgleich sie den strengern Gelehrten nicht ganz zufriedenstellen. M. schrieb ferner eine »History of the Jews« (1830, 3 Bde.; neue Ausg. 1894) und die »Annals of St. Paul's« (2. Aufl. 1869), eine mit warmem Interesse geschriebene, eingehende Geschichte des ehrwürdigen Gebäudes, sowie »Life of Edward Gibbon« (1839). Seine »Poetical and dramatic works« erschienen gesammelt London 1839, 3 Bde.

Milna, Hafenort auf der Insel Brazza (s. d.).

Milne (spr. miln), John, Geolog, machte in den 70er Jahren ausgedehnte Forschungsreisen nach Island, Neufundland u. Arabien (1874 Begleiter Bekes) und ging 1876 über Rußland, Sibirien, Mongolei und China nach Japan, wo er die Professur für Bergbau und Mineralogie an der Ingenieurschule der Universität in Tokio übernahm. Hier, in dem an Erdbeben so reichen Lande, entwickelte er eine große Thätigkeit zur Belebung der seismologischen Beobachtungen. Er gründete 1883 eine Seismologische Gesellschaft in Tokio, schuf ein Netz von Beobachtungsstationen und konstruierte geeignete Apparate. Experimentelle Untersuchungen mit Dynamit und fallenden schweren Massen führten ihn zur genauern Kenntnis der Erscheinungen, welche die Erderschütterungen begleiten. Auch beteiligte er sich an den Studien über Mikroseismologie und schrieb außer einer Reihe von Abhandlungen in den »Transactions of the Seismological Society of Japan«: »Earth quakes and other earth movements« (1886). Mit Burton gibt er eine Beschreibung der Vulkane von Japan heraus (1. Teil, Jokohama 1892).

Milnebai, tiefer Meereseinschnitt am Südostende von Britisch-Neuguinea, mit dem East Kap an der Nordspitze und North Foreland (10° 28′ südl. Br., 150° 36′ östl. L. v. Gr.) an der Südspitze.

Milne-Edwards, 1) Henri, Naturforscher, geb. 23. Okt. 1800 in Brügge, gest. 28. Juli 1885 in Paris, studierte Medizin in Paris, ward Professor der Naturgeschichte am Lycée Henri IV, 1841 am Museum, 1862 Professor der Zoologie an dieser Anstalt, 1864 Vizedirektor. Er schrieb: »Recherches anatomiques sur les crustacés« (Par. 1828); »Histoire naturelle des crustacés« (1834—41, 3 Bde.); »Recherches pour servir à l'histoire naturelle du litoral de la France« (mit Audouin, 1832—45, 2 Bde.); »Histoire naturelle des coralliaires« (1858—60, 3 Bde.); »Leçons sur la physiologie et l'anatomie comparée de l'homme et des animaux« (1857—83, 14 Bde.); »Recherches pour servir à l'histoire naturelle des mammifères« (mit seinem Sohn, 1868—74, 2 Bde.); »Éléments de zoologie« (2. Aufl., 1840—43, 4 Bde.); »Cours élémentaire de zoologie« (1841, 11. Aufl. 1871); »Introduction à la zoologie générale« (1851). Er gab auch Lamarcks »Histoire naturelle des non-vertébrés« (1836—45, 11 Bde.) heraus.

2) Alphonse, Sohn des vorigen, Zoolog, geb. 13. Okt. 1835 in Paris, wurde 1859 Assistent seines Vaters, 1865 Professor an der Hochschule für Pharmazie, 1876 Nachfolger seines Vaters und 1891 Direktor des Museums. Er war 1880—83 Mitglied der Tiefsee-Expedition des Travailleur und Talisman im Mittelmeer und im östlichen Atlantischen Ozean und schrieb: »Recherches anatomiques, zoologiques et paléontologiques sur la famille des chevrotains« (1864); »Histoire des crustacés podophthalmaires fossiles« (1865); »Recherches anatomiques et paléontologiques pour servir à l'histoire des oiseaux fossiles de la France« (1866—72, 2 Bde.); »Recherches sur la faune ornithologique éteinte des îles Mascareignes et de Madagascar« (1866—73); »Éléments de l'histoire naturelle des animaux« (1881—82, 2 Bde.); »Expéditions scientifiques du Travailleur et du Talisman« (1888); auch bearbeitete er die Säugetiere und Vögel für Grandidiers großes Werk über Madagaskar (1875—89).

Milnrow (spr. millro), Fabrikort in Lancashire (England), 3 km östlich von Rochdale, mit (1891) 8046 Einw.

Milo (das alte Melos), griech. Insel im Ägäischen Meer, die südwestlichste der Kykladen, ist 162 qkm (2,95 QM.) groß, hat (1889) 4959 Einw. und besteht namentlich aus Quarzit, Pliocän und Eruptivgesteinen. Im Prophitilias steigt sie zu 772 m an. Der Boden ist stark salzhaltig und von Höhlen erfüllt; an verschiedenen Stellen äußert sich der Vulkanismus durch Solfataren und warme Quellen; ihr nach N. geöffneter trefflicher Hafen hat die Form eines Kraters. Haupterzeugnisse sind: Schwefel, Gips, Thonerde, Mühlsteine, Manganerz, Blei, Zink, Kupfer und besonders silberhaltiger Baryt; Wein und Getreide reifen rasch, aber nicht in genügender Menge; Öl wurde namentlich im Altertum viel, jetzt, ebenso wie Wein, nur wenig erzeugt. Die Einwohner sind als treffliche Seeleute bekannt. Jetziger Hauptort ist Plaka (1007 Einw.). In der Nähe befinden sich die Ruinen (besonders zweier Theater) der alten Stadt Melos; Gräber und unterirdische Gewölbe nehmen eine ganze Thalschlucht ein. Hier hat man gemalte Vasen, antike Kleinode, die berühmte Venus von M. (im Louvre zu Paris, s. Aphrodite), einen trefflichen Asklepioskopf (im Britischen Museum) u. a. gefunden. — Die ursprünglich phönikische Bevölkerung der Insel wurde durch Einwanderer aus Lakonien dorisiert und kämpfte bei Salamis auf seiten der Griechen gegen die Perser. Da sie im

Peloponnesischen Krieg neutral bleiben wollte, wurde sie 416 von den Athenern teils getötet, teils zu Sklaven gemacht. Bei M. 20. Aug. 1661 Seesieg der Venezianer über die Türken. Vgl. Ehrenburg, Die Inselgruppe von Milos (Leipz. 1889).

Milo, T. Annius, röm. Volkstribun 57 v. Chr., Prätor 54, spielte in dieser Zeit des Kampfes zwischen Senats- u. Volkspartei eine nicht unbedeutende Rolle, indem er die erstere mit Waffengewalt unterstützte und P. Clodius (s. d.), dem Führer der andern Partei, an der Spitze von Fechterbanden wiederholt in den Straßen von Rom förmliche Schlachten lieferte, wurde aber, als 52 Clodius bei einem Zusammentreffen mit ihm getötet worden war, wegen dieser Gewaltthat angeklagt und verurteilt, obgleich ihn Cicero, dessen Rückkehr aus dem Exil er als Volkstribun 57 unterstützt hatte, verteidigte. Er ging nach Massilia ins Exil, kehrte auf Cäsar, der ihn nicht hatte zurückrufen lassen, erbittert, 48 während dessen langer Abwesenheit eigenmächtig zurück, begann in Unteritalien Unruhen und fand in denselben bald seinen Tod.

Milon, berühmter griech. Athlet aus Kroton, errang 6 olympische, 7 pythische, 10 isthmische, 9 nemeïsche Siegeskränze im Ringen und gab auch außerdem viele Beweise seiner fast übermenschlichen Kraft. Bei den Olympischen Spielen soll er einst einen vierjährigen Stier über die Rennbahn getragen und an Einem Tag verzehrt haben. Als er einen Baumstamm, in dem Keile steckten, auseinander reißen wollte, klemmte er sich die Hände ein und ward so im hilflosen Zustand von wilden Tieren zerrissen. Sein Ruhm wurde von vielen Dichtern (z. B. Simonides) verherrlicht.

Miloradówitsch, Michail Andrejewitsch, Graf von, russ. General, geb. 1770, gest. 1825, trat jung in den russischen Militärdienst, nahm an den Kriegen gegen die Türken 1787 und gegen die Polen 1794 teil und diente dann unter Suworow, dessen Avantgarde er als Generalmajor führte, in Italien und der Schweiz. 1805 zeichnete er sich als Divisionskommandeur bei Austerlitz aus, führte dann 1808 ein selbständiges Kommando in der Walachei und schlug die Türken bei Obileschti. 1812 focht er bei Borodino mit. Gemeinschaftlich mit Bennigsen schlug er die Franzosen 18. Okt. 1812 bei Tarutino und 24. Okt. unter Kutusows Oberbefehl bei Malojaroßlawez, Wjasma, Dorogobush und Krasnoi. Am 8. Febr. 1813 besetzte er Warschau, deckte dann in der Schlacht bei Lützen die linke Flanke der Verbündeten und hatte als Kommandant der russischen Arrieregarde die Gefechte bei Rochlitz, Dresden, Bischofswerda und am Kapellenberg zu bestehen, worauf er zum Grafen erhoben ward. In der Schlacht bei Bautzen 20. und 21. Mai führte er die Avantgarde. Nach dem Waffenstillstand befehligte er unter dem Großfürsten Konstantin die russisch-preußischen Garden und Reserven und focht mit Auszeichnung bei Kulm, bei Leipzig und bei La Rothière. Nach dem Frieden 1818 zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt, fiel er in dem Aufstand vom 26. Dez. 1825 an der Seite des Kaisers Nikolaus I.

Miloriblau, eine Art Berliner Blau.

Milosch Obrénowitsch, Fürst von Serbien, geboren um 1780 in dem serbischen Dorf Dobrinje, gest. 26. Sept. 1860 in Belgrad, war der Sohn eines Bauern, Tescho (Theodor), der die Witwe Obrens von Brusnizza geheiratet hatte. M. diente in seiner Jugend mit seinen Brüdern Jowan (geb. 1787, gest. im Januar 1850 in Neusatz) und Jefrem (geb. 1790) bei seinem ältern Halbbruder, Milan, als Knecht und schloß sich 1804 dem Aufstand der Serben unter Czerny (Kara) Georg an. Als Milan, der Befehlshaber der Bezirke von Rudnik, Poschega und Uschize, 1810 starb, ward M. sein Erbe und fügte seinem Namen Milosch die Bezeichnung Obrenowitsch hinzu. Bei einem neuen Einfall der Türken 1813 blieb er, während alles an Serbiens Rettung verzweifelte und selbst Czerny Georg flüchtete, im Land und erwirkte durch geschickte Unterhandlungen von den Türken eine allgemeine Amnestie und für sich die Würde eines Oberknes (Fürsten) der Bezirke Poschega, Kragujewatz und Rudnik. Bald aber ward das türkische Joch den Serben unerträglich, und M. erhob daher am Palmsonntag 1815 die Kriegsfahne von neuem. Nach langen Kämpfen gewann er die Oberhand, und im Frieden von 1816 ward er von den Türken als Oberhaupt der Serben faktisch anerkannt und, nachdem er Czerny Georg hatte töten lassen, 6. Nov. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit zum erblichen Fürsten Serbiens erwählt, welche Wahl 1827 von der Volksversammlung von Kragujewatz erneuert und 15. Aug. 1830 auch vom Sultan bestätigt ward. Er regierte mit Klugheit und Energie, aber auch mit Willkür und Grausamkeit. Nach mehreren kleinern Aufständen zwangen ihn die Serben 13. Juni 1839, die Regierung zu gunsten seines Sohnes Milan (geb. 12. Okt. 1819, gest. 8. Juli 1839) niederzulegen. M. war bis 1848 in Wien interniert und lebte dann auf seinen Gütern in der Walachei. Die Versuche, die er seit seiner Entsetzung und besonders nach der Vertreibung seines zweiten Sohnes, Michael, 1842 machte, um seine Wiedereinsetzung in Serbien zu bewirken, hatten, wiewohl sie ihm große Summen kosteten, keinen andern Erfolg als partielle Aufstände. Erst als Fürst Alexander (s. Alexander 23), dem Michael hatte weichen müssen, gestürzt wurde, ward M. 23. Dez. 1858 wieder auf den Thron berufen.

Miloslaw, Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Wreschen, an der Linie Jarotschin-Gnesen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß (1848 Sitz der Nationalregierung), Bierbrauerei und (1890) 2156 Einw., davon 253 Evangelische und 286 Juden. Hier 30. April 1848 Gefecht zwischen polnischen Insurgenten unter Mieroslawski und preußischen Truppen.

Milow, Stephan, Dichter, s. Millenkovics.

Milreïs (»tausend Reïs«), Rechnungseinheit der Währungen von Portugal und Brasilien, jetzt für die Papiervaluta, die thatsächlich in Brasilien seit 1818 herrscht. Nach dem Werte in Reïs bestand in Portugal bis 1722 Goldwährung mit dem M. von 1000 Reïs = 6,8772 Mk., welche dann um ein Sechstel und durch Dekret vom 6. März 1822 auf 4,8904 Mk. verschlechtert wurde. Es blieb im Großhandel so, während nach dem Gesetze vom 24. April 1835 Silberwährung galt mit dem M. = 4,8862 Mk. (Gold zu Silber = 15½:1); das Gesetz vom 29. Juli 1854 brachte wieder Goldwährung, das Conto de Reïs (Abkürzung : oder .) = 1000 M., das M. ($, ₱, ⏀, ⏀, # oder ||) = 4,5357 Mk. In Brasilien führte der Erlaß vom 7. Aug. 1747 Silberwährung ein, 8¼ M. aus dem 11/12 feinen Marco = 9/10 portugiesischen in Silber oder 4,5433 Mk.; das Gesetz vom 8. Okt. 1833 verminderte den Wert des M. auf 12,84 g feinen Silbers = 2,31125 Mk., bis am 28. Juli 1849 die Goldwährung wiederkam mit dem M. zu 821,773 mg fein = 2,2928 Mk. Geprägt wurde das M. vor 1722,

dann aber als Quartinho gesteigert, zuletzt 1835 auf 1500 Reïs, während nun der Meio Escudo zu 2 Cruzados velhos = 4,587 Mk. 1 M. galt und die Coroã de prata von 29,613 g bei der Feinheit von 11/12 die Silberwährung vertrat; seit 1854 erscheint der Meio Escudo zu 1000 Reïs, = 1,7735 g schwer, auch in Doppelstücken. Brasilien münzte den Quartinho de ouro zu 1200 Reïs noch 1795, Silberstücke seit 1849 zu 1 M. = 12,275 g 11/12 fein und nach dem Gesetze vom 26. Sept. 1867 = 12,5 g 9/10 fein, damals wie nun entsprechende zu 2, bis 1867 auch zu 1/2 und 1/5 M. S. Tafel »Münzen III«, Fig. 8 u. 12; Tafel IV, Fig. 13.

Milseburg (Gangolfsberg), Berg der Rhön, bei Kleinsassen im Kreis Gersfeld des preuß. Regbez. Kassel, wegen seiner eigentümlichen Gestalt von den Anwohnern auch »Heufuder«, »Sargberg« oder »Totenlade« genannt, 833 m hoch, mit der Wallfahrtskapelle des heil. Gangolf, einem mächtigen Kruzifix und imposanter Rundsicht. Der oberste Teil des Berges besteht aus Klingstein. Am 11. Mai und am ersten Sonntag im September wird hier Gottesdienst gehalten, dem ein Volksfest folgt. Vgl. J. Schneider, Die M. (Fulda 1892).

Milsen, Berg, s. Rothaargebirge.

Milspe, Fabrikort im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Schwelm, am Einfluß der Milspe in die Ennepe und an der Linie Schwelm-Hagen-Soest der Preußischen Staatsbahn, 210 m ü. M., hat bedeutende Holzschraubenfabrikation, mehrere Eisengießereien, Fabrikation von Beilen, Spaten, Schaufeln u. Hauern, Gesenkschmiederei, zahlreiche Hammerwerke und (1890) 1601 meist evang. Einwohner.

Miltenberg, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, am Einfluß der Erf und Mudau in den Main und an der Linie Aschaffenburg-Amorbach der Bayrischen Staatsbahn, 130 m ü. M., hat eine kath. Kirche von 1383 mit schönem Portal, ein Franziskanerkloster, eine Latein- und eine Handelsschule, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Knopffabrikation, eine Samenklenganstalt, Mahl-, Säge-, Öl-, Gips- und Lohmühlen, Wein- und Obstbau, Handel und (1890) 3634 Einw., davon 217 Evangelische und 111 Juden. Hier Denkmal der am 11. April 1814 bei der Mainüberfahrt ertrunkenen sächsischen Freiwilligen. Über der Stadt das alte Bergschloß Mildenburg mit Archiv, Sammlungen und Park, dem Fürsten von Löwenstein gehörig.

Miltiädes, Sohn Kimons, aus dem Geschlecht der Philaiden, athen. Feldherr, war 524 v. Chr. Archon in Athen; erbte nach dem Tode seines Bruders Stesagoras 518 die von seinem Oheim M. 559 erworbene Herrschaft über die Dolonker auf der thrakischen Chersonesos, eroberte Lemnos und nahm 515 an dem Zuge des Königs Dareios gegen die Skythen teil, wo er mit den Joniern die Bewachung der Donaubrücke übertragen erhielt und vorschlug, dieselbe abzubrechen und so den König nebst seinem Heer dem Verderben preiszugeben. Histiäos verhinderte jedoch die Ausführung dieses Plans. Auf die Nachricht von dem Anzug der persischen Flotte 494 nach Athen zurückgekehrt, ward er zwar wegen seiner Tyrannis in der Chersonesos angeklagt, indessen freigesprochen. Beim Herannahen des persischen Heeres unter Datis und Artaphernes gegen Attika zu einem der zehn Strategen erwählt, gewann er 12. Sept. 490 den glänzenden Sieg bei Marathon und vereitelte darauf den Versuch der Perser, Athen mit ihrer Flotte zu überrumpeln. Da ihm 489 auf dem Rachezug der Athener gegen die Inseln im Ägäischen Meer, die zu den Persern abgefallen waren, die Belagerung von Paros mißlang, ward er von dem undankbaren Volk zu einer Strafe von 50 Talenten verurteilt und, da er dieselbe nicht entrichten konnte, ins Gefängnis geworfen, wo er bald darauf an einer auf Paros erhaltenen Verletzung starb.

Miltitz, Groß- und Klein-M., zwei Dörfer in der sächs. Kreis- und Amtsh. Leipzig, mit evang. Kirche, bedeutendem Rosenbau zur Gewinnung von Rosenwasser u. Rosenöl und (1890) 202, resp. 172 Einw.

Miltitz, Karl von, geboren um 1490, widmete sich dem geistlichen Stand, ward Kanonikus in Mainz, Trier und Meißen, 1515 päpstlicher Notar und Kämmerer zu Rom und 1518 als päpstlicher Nunzius nach Sachsen gesandt, um dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, dessen Beistand Leo X. in der Frage der Kaiserwahl bedurfte, die goldene Rose zu überbringen und Luther zum Schweigen zu bewegen. Er hatte im Januar 1519 mit Luther eine Unterredung in Altenburg, später auch in Liebenwerda und Lichtenberg, ohne jedoch wesentliches zu erreichen, und ertrank auf seiner Rückreise im Main bei Steinau.

Milton (spr. millt'n), Name vieler Orte in der nordamerikan. Union, darunter: 1) Stadt in der Grafschaft Norfolk in Massachusetts, mit Granitbrüchen, Handelsgärtnerei, Papier-, Leder- und Schokoladefabriken und (1890) 4278 Einw. — 2) Stadt in der Grafschaft Northumberland in Pennsylvanien, Bahnknotenpunkt, hat Kornmühlen, Handel mit Stabeisen, Korn und Leder und (1890) 5317 Einw.

Milton (spr. millt'n), John, einer der größten Dichter Englands, geb. 9. Dez. 1608 in London, gest. 8. Nov. 1674 in Bunhill Fields (London), stammte aus einer begüterten Familie, welche ihren Sitz auf dem Landgut Milton bei Thame in Oxfordshire hatte. Sein Vater war indessen wegen seines Übertritts zum Protestantismus von dem streng katholischen Großvater enterbt worden und betrieb damals in London die Geschäfte eines Notars. Seine Erziehung erhielt M. zuerst im streng puritanischen Elternhaus, dann in der Schule von St. Paul, bis er 1624 in seinem 16. Jahr in das Christchurch College zu Cambridge eintrat. Hier setzte der frühreife Jüngling, unberührt von dem jugendlichen Treiben seiner Genossen, das in London begonnene Studium der alten Klassiker fort, versuchte sich selbst bereits als Dichter in englischer wie in lateinischer Sprache (z. B. »Ode on the nativity«, 1629) und bewies einen so eisernen Fleiß, daß er augenleidend wurde und den Grund zu seiner spätern Blindheit gelegt haben soll. Den mädchenhaft schönen, von den Kameraden neckend die »Lady of Christchurch« genannten M. empörte indes die Methode des englischen gelehrten Unterrichts, der auf bloße mechanische Abrichtung hinauslief, und dem Vorschlag seines Vaters, Theolog zu werden, trat er mit der Erklärung entgegen, daß er sich nie zu dem Sklavendienst herabwürdigen werde, die Artikel der bischöflichen Kirche zu unterschreiben. Diese puritanische Strenge bewies er sein ganzes Leben hindurch. Nachdem er 1629 Bakkalaureus und 1632 Magister der freien Künste geworden war, verließ er Cambridge, um zu seinem Vater zurückzukehren, der damals zu Horton in Buckinghamshire wohnte. Fünf Jahre lang war es ihm vergönnt, dort auf dem freundlichen Landsitz der Eltern seinen Studien obzuliegen, und zwar waren es außer den Klassikern besonders Spen-

ser, Shakespeare und deren Zeitgenossen sowie die Musik, mit denen sich der Jüngling beschäftigte. Wenn er aber auch bekennt, daß vor Shakespeares Größe »der Betrachter zu Stein erstarre« (Sonett auf Shakespeare 1630, gedruckt in der zweiten Folioausgabe von Shakespeare 1632), so erklärt er anderseits dessen Werke für »kunstlose Lieder« und unterstützte damit die zwei Jahrhunderte lang festgehaltene Vorstellung von Shakespeare als einem kunstlosen Naturdichter. Wie sehr M. außerdem Peele und Ben Jonson um diese Zeit studierte, beweist der »Comus« (aufgeführt 1634 zu Ehren der Gräfin Derby, deutsch von Julian Schmidt, Berl. 1860), ein Maskenspiel allegorischer Art, wie diese besonders glänzend unter Jakob I. am englischen Hof Mode waren. Die Anlehnung des »Comus« an Szenerie und Idee Ben Jonsonscher »Masken« hat Gifford im einzelnen nachgewiesen. Während aber den frühern englischen Maskendichtern eine moralische Tendenz fern lag, verfolgt der streng puritanische M. ausgesprochenerweise eine solche. Im »Comus« wird der Sieg der Keuschheit über die Versuchung an einem jungen Mädchen dargestellt, welches von den ausgelassenen Geistern der Nacht, Comus und seinem Gefolge, umschwärmt wird. Ferner entstanden damals: »Die Maske« (1633—34); »Arcadia«, auf den Tod eines Freundes; die Elegie »Lycidas« (1637), und die berühmten Gedichte: »L'allegro« (»Der Heitere«) und »Il penseroso« (»Der Gedankenvolle«, beide erst 1645 in den »Juvenile poems« erschienen, die unter andern von Bentley 1732 neu herausgegeben wurden; zuletzt hrsg. von Hunter, Lond 1883), in denen sich am deutlichsten die plastische Bilderkraft Miltons offenbart. Im »Allegro« besingt er die lachende Schönheit der Erde, den Zauber des englischen Waldes, die Freuden der Jagd und ländlicher Feste, das trauliche Treiben am winterlichen Herde; diesen leichten Freuden aber stellt er im »Penseroso« das höhere Glück des Denkers gegenüber, der im Forschen die Welt vergißt, der seine Seele nährt an den großen Geisteswerken alter Zeiten, am heißen Nachmittag träumerisch in der Waldeslaube sitzt, in gotischer Kirche die Macht der Orgel auf sich wirken läßt und endlich die erhabene Weisheit des Propheten erlangt. Beide Gedichte gehören wegen der Pracht und anschaulichen Wahrheit der Schilderung zu dem Schönsten, was der Geist der Renaissance geschaffen hat. So war M. bereits ein namhafter Mann, als er 1638, von dem Tode seiner Mutter erschüttert, eine Reise nach dem Kontinent antrat. In Paris verkehrte er mit Hugo Grotius u. hielt sich dann mehrere Monate in Italien (Florenz, Rom, Neapel) auf, wo ihn die Beschäftigung mit den italienischen Epopöen zuerst auf den Gedanken gebracht haben soll, der Litteratur seines Landes ein episches Gedicht zu geben, das mit jenen wetteifern könnte. Eben gedachte M. nach Griechenland überzufahren, als ihn die Kunde vom Ausbruch der bürgerlichen Unruhen nach England zurückrief (1639). Anfänglich enthielt er sich hier jeder Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten und lebte längere Zeit in stiller Zurückgezogenheit zu London, beschäftigt mit der Erziehung und Bildung junger Leute, wobei er durch Methode und den ihm eignen Fleiß erstaunliche Resultate erzielt haben soll. Seine Mitwirkung bei den politisch-kirchlichen Ereignissen beginnt mit fünf publizistischen Abhandlungen (»Prelatical episcopacy«, »Reason of church-government« ꝛc., 1641 u. 1642), in welchen er sich gegen den Versuch erhob, die anglikanische Kirche durch Verschärfung der bischöflichen Verfassung dem Katholizismus wieder anzunähern. Die Schenkung Konstantins, welche die weltliche Macht und den Reichtum der Papstkirche begründet hatte, bezeichnet M. mit Dantes Worten als »die wahre Büchse der Pandora«, und den Katholizismus überhaupt erklärt er in diesen Schriften für eine politische Partei, welche unter dem Schein einer Kirche die priesterliche Tyrannei anstrebe. Inzwischen hatte sich M., in seinem 35. Jahr stehend, mit Mary Powell, der Tochter eines jovialen Landedelmanns in Oxfordshire, vermählt. Die Ehe war aber sehr unglücklich. Die in royalistischen Anschauungen erzogene, lebensfrohe Frau entfloh bereits nach einem Monat ihrem puritanischen Gatten, der anderseits sie geistig zu unbedeutend fand. Vergeblich sandte M. einen Boten, um sie zurückzuführen, und verfaßte nun vier Schriften über die Ehescheidung (1643—45; deutsch von Holtzendorff, Berl. 1855), welche er, entgegen den Anschauungen der damaligen Zeit, verteidigte, und zwar will er die Entscheidung über die Trennung der Ehe nicht den Gerichten, sondern, der altjüdischen Anschauung entsprechend, nur dem Gewissen des Mannes überlassen. Um dieselbe Zeit schrieb M., mit der Erziehung der Kinder einiger Freunde beschäftigt, ein Buch über Erziehung, in welchem er einen freien, wahrhaft klassischen Jugendunterricht forderte. Mittlerweile hatten die Presbyterianer im »langen Parlament« die Oberhand gewonnen; sie bewiesen aber die gleiche Unduldsamkeit wie die gestürzten Bischöflichen und beschlossen (1644), daß für den Druck jeder Schrift wieder eine Lizenz eingeholt werden müsse. Da richtete M. an das Parlament die »Areopagitica« (1644)', jene berühmte Rede zum Schutz der Preßfreiheit, die schönste seiner prosaischen Schriften, wo er unter anderm den Gedanken ausspricht: wer ein Buch vernichte, töte die Vernunft selbst; denn es sei möglich, daß eine Wahrheit, einmal gewaltsam unterdrückt, in der Geschichte nie wiederkehre. Darauf verbrachte M. in stiller Muße vier Jahre (1645—49), mit einer »Geschichte Englands in der angelsächsischen Epoche« beschäftigt, herausgegeben 1669 als »History of Britain«. Seine Frau kehrte endlich, als es den Royalisten schlecht ging, zu ihm zurück (1645) und schenkte ihm drei Töchter (das Söhnchen verlor er, wie Shakespeare). Als die republikanische Partei zur Gewalt gelangt war, ernannte ihn der regierende Ausschuß des Parlaments zum Geheimschreiber des Staatsrats für die lateinischen Ausfertigungen (Latin Secretary). In dieser wichtigen und einflußreichen Stellung, die er während der ganzen Dauer der Republik bekleidete, veröffentlichte er 1649 die schon vor dem Tode des Königs begonnene Schrift »The tenure of kings and magistrates«, eine unbedingte Rechtfertigung der Hinrichtung Karls I. nach Gründen des Naturrechts. Indes war der Spruch gegen das Recht des Landes gefällt; in der Person des Königs schien die Sicherheit jedes Bürgers bedroht, und diese Stimmung ward von den Kavalieren benutzt. Es erschien die Schrift »Eikon basilike, das Bildnis Seiner geheiligten Majestät in seiner Einsamkeit und Qual«. Das anonym gedruckte Buch, das sich für ein nachgelassenes Werk des Königs selbst ausgab, war bald in 47 Auflagen im Land verbreitet, und fortan lebte der meineidige Stuart als ein edler, großmütiger Herr in den Herzen der Masse. Unverzüglich antwortete M. mit seinem »Eikonoklastes« (»Bilderstürmer«, 1649), worin er den Betrug enthüllte und treffende Worte über die Schwäche sprach,

welche die großen öffentlichen Sünden eidbrüchiger Fürsten über den kleinen Tugenden ihrer Häuslichkeit vergißt. Da schrieb der gelehrte Saumaise (Salmasius) auf Wunsch Karls II. (M. behauptete, »für den Judaslohn von 100 Jakobsthalern«) die »Defensio regia«, welche M. mit der »Defensio pro populo anglicano« (1650) beantwortete: gegenüber den Angriffen jenes französischen Reformierten verkündet er die Freiheit als ein angebornes Recht der Völker und spricht der Nation das Recht zu, einen verräterischen Tyrannen zu richten und zu strafen. Das Buch ist eine Oppositionsschrift von weltgeschichtlicher Bedeutung; es wurde das politische Erbauungsbuch der Puritaner und in ganz Europa begierig gelesen. In Paris und Toulouse ward die Schrift durch Henkershand verbrannt, während das Parlament dem Verfasser eine Belohnung von 100 Pfd. Sterl. zuerkannte, die aber M. nicht annahm. M. führt als Präzedenzfälle für die Hinrichtung Karl Stuarts Osiris, Saul, David und die Erhebung des Schmalkaldischen Bundes wider Karl V. an; der Schwerpunkt seiner Beweisführung liegt aber in dem Idealismus seiner naturrechtlichen Doktrin: die Freiheit ist dem Menschen angeboren. Übermäßige Anstrengung bei Ausarbeitung dieser Schrift, mit der er vom Staatsrat beauftragt worden, hatte indessen seine gänzliche Erblindung zur Folge. Einige kleinere Flugschriften im Interesse der Republik (»Defensio secunda«, »Upon the model of common wealth«, »Ready and easy way to establish a free common wealth«) beschließen die Reihe seiner prosaischen Schriften. Miltons Staatsschriften dienten der Politik Cromwells, dessen Hoffnung es war, »den gesamten protestantischen Namen in brüderlicher Eintracht zusammenzuknüpfen« und diese gesammelte Macht dem Haus Habsburg entgegenzustellen. Doch war M. zugleich für volle bürgerliche Freiheit und volle Trennung des Staates von der Kirche. Nach dem Fall der Republik und der Wiedereinsetzung der Stuarts hatte M. von seiten der rachedürstenden Royalisten und Presbyterianer harte Verfolgungen auszustehen. Am 16. Juni 1660 wurde die »Defensio« auf Befehl des Parlaments öffentlich durch den Henker verbrannt; der Verfasser selbst wurde verhaftet, aber nach kurzem wieder freigelassen und auch von allen Rechtsfolgen entbunden. Einsam und kränklich und mit beschränkten Mitteln kehrte M. ins Privatleben zurück, das sich jedoch keineswegs glänzend für ihn gestaltete. Seine erste Frau war 1652 gestorben. Von ihren Töchtern hatte die älteste einen Sprachfehler; den beiden jüngern machte es wenig Vergnügen, dem blinden Vater vorzulesen, oft aus Büchern, deren Sprache sie nicht verstanden; er nannte sie im Testament undutiful. 1656, noch in den Tagen seines politischen Wirkens, hatte er sich mit Katharine Woodcock vermählt, die aber schon 1658 ebenfalls starb. Die dritte Ehe, die der 50jährige hilfsbedürftige Blinde auf das Zureden seiner Freunde mit Elisabeth Minshull einging, als seine älteste Tochter schon siebzehn Jahre zählte, war glücklicher und dauerhafter, obwohl nicht romantisch. Dazu war sein Vermögen in den Wirren des Bürgerkriegs zum großen Teil verloren, sein Haus im Londoner Brand (1666) zu Grunde gegangen. Seine Todeskrankheit war die Gicht. In den letzten Jahren ging er nicht mehr zur Kirche und neigte den Quäkern oder Unitariern zu. Dennoch wurde er in der Kirche St. Giles begraben; 1737 setzte man ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei.

Das persönliche Leid der letzten Lebensjahre hatte Miltons starken Geist so wenig gebeugt wie das staatliche Elend. Er nahm seine poetische Thätigkeit wieder auf und kehrte zum Vorsatz seiner Jugend zurück, ein großes Epos zu schaffen. Aber alle Pläne weltlicher Dichtung, die er vorzeiten gehegt, stieß er jetzt von sich; nur dem Höchsten sollte sein Dichten gewidmet sein. So entstand in den Jahren 1658—65 das Werk, auf welchem Miltons Dichterruhm vornehmlich beruht: »The Paradise lost« (12 Gesänge, in reimlosen Jamben gedichtet), das den Sündenfall des ersten Menschenpaares episch darstellt und zwar in der Art, daß die Tragödie des Paradieses sich auf die Idee des tragischen Kampfes zwischen Himmel und Satan baut. Das Gedicht erinnert an die »Göttliche Komödie«, das ältere große christliche Epos, wie überhaupt M. mit Dante wesentliche Eigenschaften gemein hat; aber wenn Dantes »Komödie« in dem Glaubensbekenntnis kulminiert, welches der Dichter den Aposteln ablegt, und in der schließlichen Anschauung der Dreifaltigkeit, so ist bei M. der Grundton das Pathos der Freiheit, welches ohne Selbstgewißheit sich keinem Dogma unterwirft: er ist der eigentliche Dichter der protestantischen Glaubensfreiheit. Zudem sind uns Miltons Personen näher gerückt und erwecken eine lebendigere Teilnahme, weil der Dichter sein Material mehr zu einer dichterisch wirklichen Geschichte zu gestalten weiß. So wertvoll im einzelnen, so großartig durch Kühnheit des Plans das »Verlorne Paradies« indes bleiben wird, so wenig kann man das Werk doch heutzutage mit reinem Genuß in sich aufnehmen. Die oft weit ausgesponnenen, an das klassische Altertum sich anlehnenden Bilder erinnern nicht selten an den Schwulst der spätern lateinischen Dichter, zumal des Lucanus in seiner »Pharsalia«. Viel störender noch wirkt das dogmatische Moment, das uns mehr den scharfsinnigen Gelehrten als den Dichter in M. bewundern läßt. Von unvergleichlicher Kühnheit und Erhabenheit ist das Bild des Satans. Ihn quält der doppelte Gedanke an die verlorne Glückseligkeit und die ewige Verdammnis; aber geblieben sind ihm »der unzähmbare Wille, der Rache Drang, der unsterbliche Haß, der Mut, der nie sich unterwirft und beugt«. An der prachtvollen Rhetorik dieses Höllenfürsten hat der jüngere Pitt sein Rednertalent geschult. Wie uns aber der poetische Gott-Vater und Gott-Sohn Miltons ein Interesse schwerlich abgewinnen können, so mutet uns auch sein erstes Menschenpaar, Adam und Eva, seltsam genug an, ebenso die juristisch scharfsinnige Motivierung des Sündenfalls. Diese gelehrten, philosophisch geschulten Reden Adams und der verführenden Eva rufen allerdings die spöttische Verwunderung darüber wach, daß so gebildete Leute unbekleidet einhergehen (vgl. die treffliche Analyse des Gedichts in Taines »Histoire de la littérature anglaise«, Bd. 2). Daneben aber enthält das Gedicht zahlreiche lyrische Ergüsse von höchstem poetischen Wert. Von großer Kühnheit ist der Flug Satans durch den Abgrund des Chaos, rührend der Hymnus des blinden Dichters an das Licht, kunstvoll die Beschreibung des Paradieses, lieblich die der Liebe des ersten Menschenpaares, prachtvoll die Erscheinung des Gottessohnes in den Schlachtreihen der himmlischen Heerscharen. Das Werk fand nicht sogleich einen Verleger und erschien erst 1667 in 1. Auflage, die dem Dichter fünf Pfd. Sterl. Honorar einbrachte. Eine Faksimilereproduktion derselben veröffentlichte Masson (Lond. 1876). Die 2. Auflage erschien 1674, die 3.

nach Miltons Tod 1678. 1680 kaufte ein gewisser Samuel Simmons der Witwe das ganze Verlagsrecht für 8 Pfd. Sterl. ab. Th. Newton, Bischof von Bristol, veranstaltete mit großer Liebe eine Neuausgabe 1749, und unzählige sind darauf gefolgt. Von einigen bedeutenden Zeitgenossen, wie Denham und Marvell, wurde das Werk sofort in seinem ganzen Wert erkannt; populär wurde es erst zu Anfang des 18. Jahrh., als nicht mehr die royalistischen, sondern die bürgerlichen Kreise die Litteratur beherrschten; Addison im »Spectator« 1712 drückte auf das bereits unbestrittene Anerkennungsurteil das Siegel. Die Neubegründer der englischen Poesie, Coleridge und Wordsworth, sind von dem Werke auf das tiefste durchdrungen. Auch in Deutschland gab es einen mächtigen Anstoß zum neuen Aufschwung der Nationallitteratur: Klopstock war besonders durch das »Verlorne Paradies« zu seinem »Messias« angeregt; Lessing und Herder sprechen bewundernd von M. übersetzt wurde das Gedicht zuerst von Th. Haake (gest. 1690), doch ist diese Übersetzung jetzt verloren; dann von E. G. v. Berge (1682), Bodmer (Zürich 1732), Zachariä (Altona 1762), Bürde (Berl. 1793), Prieß (Rost. 1813), Rosenzweig (Dresd. 1832), Kottenkamp (Stuttg. 1841), A. Böttger (s. unten), Schuhmann (2. Aufl., Stuttg. 1877), Eitner (Hildburgh. 1867); vgl. G. Jenny, Miltons »Verlornes Paradies« in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts (St. Gallen 1890). Dem großen Einfluß von Vondels »Lucifer« auf dies klassisch-religiöse Nationalepos der Engländer ist G. Edmundson nachgegangen (»Milton and Vondel«, 1885); allerdings nicht ohne Übertreibung (vgl. Aug. Müller, Miltons Abhängigkeit von Vondel, Berl. 1891). M. hat später noch ein »Paradise regained« geschrieben, das die Versuchung Christi in der Wüste zum Stoff hat, aber, trocken lehrhaft und frostig, keine ästhetische Freude zu erregen vermag. Sein letztes Werk ist das in griechischer Form geschriebene Trauerspiel »Samson Agonistes« (1671), das vorwiegend lyrisch und daher als Drama verfehlt ist, aber eine autobiographische Wärme atmet und, als ein erhabener Klagehymnus in dialogischer Form betrachtet, das ästhetisch vollendetste von Miltons Gedichten genannt werden muß. Späterhin gab es die Unterlage für Händels Oratorium »Samson«. Miltons »Poetical works« wurden gesammelt und mit wertvollem Kommentar versehen von Todd (Lond. 1801, in 6 Bdn., 1808 u. 1826). Es folgten unter anderm die Aldine-Edition mit Lebensbeschreibung von Phillips 1826, Ausgaben von Mitford 1832, von Bradshaw 1892. Eine gute Ausgabe, neben der jedoch die von Todd nicht zu entbehren ist, veröffentlichte Masson (Cambridge 1877, 3 Bde.; 2. Ausg. 1890; auch als »Globe Edition« 1877 in 1 Bd.). Miltons »Prosaic works« gaben Toland (1698), Birch (1738 u. 1753), Symmons (1806), Fletcher (1833) und St. John in Bohns »Standard Library« (1848—53, 5 Bde.) heraus; die »Complete works« derselbe Fletcher (1834—38, 6 Bde.) und Mitford (1851, 8 Bde.; neue Ausg. 1862). Eine Übersetzung von Miltons »Poetischen Werken« lieferte A. Böttger (7. Aufl., Leipz. 1894), der »Politischen Hauptschriften« Bernhardi (Berl. u. Leipz. 1871—79, 3 Bde.). Miltons Leben beschrieb zuerst E. Phillips (1694) und dann viele andre, unter denen S. Johnson (in den »Lives of English poets«) den klassischen Ausdruck für die Auffassung des 18. Jahrh. gibt; weiter ist hervorzuheben die Biographie von D. Masson (1859—80, 6 Bde., Index 1895; Bd. 1—3 in 2. Aufl. 1881—1896); das reichste Material bietet Alfred Stern (»M. und seine Zeit«, Leipz. 1877—78, 2 Bde.), der die politischen Beziehungen Miltons zu seiner Zeit gründlich verfolgt. Treitschke in den »Historischen und politischen Aufsätzen«, Bd. 1 (5. Aufl., Leipz. 1886), und Macaulay in den »Essays« haben glänzende Skizzen entworfen. Die kleinern Biographien von Pattison (Lond. 1880) und R. Garnett (das. 1889) bieten treffliche Übersichten des Thatsächlichen.

Milton next Sittingbourne (spr. ßittingborn), Stadt in der engl. Grafschaft Kent, im NW. von Sittingbourne, an einer Bucht des River Swale, hat berühmte Austernbänke und (1891) 5213 Einw.

Milutinović (spr. -öwitsch), Sima, serb. Dichter und Schriftsteller, geb. 14. (3.) Okt. 1791 in Sarajevo, gest. 11. Jan. 1848 (30. Dez. 1847), siedelte 1800 mit seinen Eltern nach Belgrad über, besuchte die Schule in Belgrad u. Szegedin und das Gymnasium in Karlowitz, von wo er wegen Lesens verbotener Bücher ausgewiesen wurde, erhielt 1806 eine Stelle als Schreiber in der Senatskanzlei in Belgrad und beteiligte sich an dem Aufstand von 1814. Da er sich jedoch von dem Fürsten Milosch und namentlich von dessen Bruder zurückgesetzt glaubte, entschloß er sich 1820, nach Rußland auszuwandern, erhielt von dem russischen Kaiser eine Pension und begab sich 1825 nach Leipzig, wo er zwei Jahre lang Vorlesungen an der philosophischen Fakultät hörte und mit der Schriftstellerin Talvj in Verbindung trat. Damals erschienen seine ersten Poesien: »Srbijanka« (»Die Serbin«, Leipz. 1826, 4 Bde.), ein Cyklus lyrisch-epischer Gedichte, welche die Befreiung Serbiens 1804—15 unter Karadjordje und Milosch verherrlichen, sowie zwei andre Sammlungen: »Nekoliko pjesme« (das. 1826) und »Zorica« (»Die Morgenröte«, Pest 1827). Auch unterstützte er Wilhelm Gerhard bei der Herausgabe seiner »Wila«. 1827 begab sich M. nach Montenegro, wo er die Erziehung des nachmaligen Wladika Peter II. leitete und eine große Anzahl serbischer Volkslieder sammelte, die er unter dem Pseudonym Čubro Čojković (Ofen 1833, Leipz. 1837) veröffentlichte. Außerdem schrieb er hier in serbischer Sprache eine »Geschichte von Montenegro« (Belgrad 1835), eine »Geschichte Serbiens in den Jahren 1813—15« (Leipz. 1837) und das Drama »Dika Crnogorska« (»Der Stolz Czernagoras«, Cetinje 1835). Nach Belgrad zurückgekehrt, trat er in den Parteikämpfen so entschieden in den Vordergrund, daß er während des Aufstandes von 1840 in Lebensgefahr schwebte und in contumaciam zum Tode verurteilt wurde. Nach der Flucht des Fürsten Michael 1842 erhielt er zwar einen hohen Posten im Unterrichtsministerium, erweckte sich aber durch die Tragödie »Karadjordje« zahlreiche neue Feinde.

Milvische Brücke (Pons Milvius, jetzt Ponte Molle), Brücke über den Tiber oberhalb Rom; bekannt durch den Sieg Konstantins d. Gr. über Maxentius (312 n. Chr.).

Milvus, Weihe; Milvinae (Weihen), eine Unterfamilie der Falken (s. Weihen).

Milwaukee (spr. millŭahki), die größte u. wichtigste Stadt des nordamerikan. Staates Wisconsin, 43° 4' nördl. Br. und 87° 57' westl. L. v. Gr., am Westufer des Michigansees, an der Mündung des Milwaukeeflusses, der innerhalb der Stadt den Menomonee und Kinnickinnic aufnimmt, wichtiges Bahnzentrum, von dem nach allen Punkten Wisconsins Bahnen auslaufen, hatte 1840 erst 1750, aber 1890: 204,468

Einw., worunter 79,576 im Ausland (54,776 in Deutschland) Geborne, und 1895: 275,000 Einw., zur Hälfte Deutsche, wie denn das deutsche Element in der That tonangebend ist und deutsche Firmen an den Läden überwiegen, deutsche Biergärten, Turn- und Gesangvereine zahlreich sind. Die Stadt, welche 46 qkm bedeckt, liegt teils auf hohem Bluff, teils breitet sie sich über eine Ebene am See aus, hat meist aus gelblichweißen Ziegelsteinen erbaute Häuser (daher Cream city), mit Schattenbäumen eingefaßte Straßen und außerhalb der Geschäftsviertel ein ganz in Grün gehülltes Villenviertel. Die von O. nach W. laufende Grand Avenue ist neben Wisconsin Street und East Water Street die Hauptgeschäftsstraße. Zu den bemerkenswertesten Gebäuden gehören das neue Stadthaus, Zoll- und Postamt, Gerichtsgebäude, Handelskammer, St. Paulskirche, das Ausstellungsgebäude mit naturhistorischem Museum, Layton-Kunstgalerie, öffentliche Bibliothek mit 70,000 Bänden. Unter den schönen Villenstraßen sind Mason- und Caßstreet und die dem See nahe Prospect Avenue die reizendsten. Von den Parken sind der Juneau-Park auf einem den Fluß beherrschenden Hügel mit den Standbildern Juneaus, des Begründers der Stadt, und Leif Ericsons und der Schlitzpark mit Theater die schönsten. Die trefflich geleiteten Schulen wurden 1890 von 27,337 (weißen) Kindern besucht und von 496 Lehrkräften (433 weiblichen) geleitet. Von höhern Lehranstalten bestehen ein College für Damen, das Marquette-College, ein deutsches Seminar &c. Unter den Zeitungen sind mehrere deutsche (»Herold«, »Deutsche Warte« u. a.). Ein protestantischer u. ein katholischer Bischof, auch ein deutscher Konsularagent haben hier ihren Sitz. Von wohlthätigen Anstalten bestehen 5 Waisenhäuser, 6 Krankenhäuser, eine Taubstummenanstalt, in dem nahen Wauwatosa ein Irrenhaus und 4,6 km von der Stadt das großartige Soldatenheim für 20,000 Invaliden mit schönem Park. Die Industrie beschäftigte 1892 in 3500 gewerblichen Anstalten 53,873 Arbeiter, die Waren im Werte von 145,294,500 Doll. herstellten. Am bedeutendsten sind die 18 Brauereien (darunter die Riesenetablissements von Pabst, jährlich über 1 Mill. Faß Bier, Schlitz, Blatz) mit (1890) 2458 Arbeitern und einem Produktionswert von 12,860,525 Doll., die 14 Fleischverpackungsanstalten (9,996,581 Doll.), die 14 Gerbereien (8,429,814 Doll.), die 44 Gießereien und Maschinenbauanstalten (5,568,445 Doll.), die 11 Mahlmühlen (4,563,983 Doll.), ferner Fabriken von Kleidern, Schuhwerk und Möbeln, Sägemühlen &c. In den riesigen Kornspeichern (elevators) ist Lagerraum für 6 Mill. Bushel Getreide, das neben Mehl und Holz Haupthandelsartikel ist. In den Hafen von M. liefen 1892 ein 4022 Dampfer und 1889 Segelschiffe; die Einfuhr auf dem See betrug: 1,584,254, die Ausfuhr 1,935,808 Ton., noch weit bedeutender ist der Bahnverkehr. Durch die Anlage großer Wellenbrecher ist ein trefflicher Hafen geschaffen worden, während auf dem Flusse die größten Binnenschiffe bis an die Thüren der Warenhäuser gelangen können. Die Straßenbahnen haben eine Länge von 74 km. Zum Hafen gehörten 259 Schiffe von 61,694 Ton. Das steuerpflichtige Eigentum der Stadt betrug 1895: 42,926,395, die städtische Schuld 4,912,750 Doll.

Milyas, ursprünglicher Name von Lykien; im persischen Zeitalter Bezeichnung des innern Hochlandes an der Grenze von Pisidien und Kabalia.

Milz (Liën, Splen), eine große Lymphdrüse, in welcher die Bildung von Lymphzellen (weißen Blutkörperchen) vor sich geht, die jedoch nicht wie bei den eigentlichen Lymphdrüsen durch die Lymphgefäße in die Venen übergeführt werden, sondern direkt in die Blutbahn eintreten. Mit Ausnahme der Leptokardier kommt sie bei allen Wirbeltieren vor, und zwar häufig in der Nähe des Magens. Beim Menschen (s. Tafel »Eingeweide I«) liegt sie links dicht unter dem Zwerchfell, wird von einem Teil des Bauchfelles überzogen und durch letzteres teils an das Zwerchfell, teils an den Magengrund angeheftet. Sie ist blaurot bis bräunlichrot, weich, halb-eiförmig, beim erwachsenen Menschen 14 cm lang, 8 cm breit, 3 cm dick und etwa 250 g schwer. Nicht selten hängt am untern Ende oder an der innern Fläche der M. noch die kleinere, kirschengroße, runde Nebenmilz, und bisweilen kommt eine ganze Reihe solcher Nebenmilzen vor. Außen ist die M. mit einer derben Faserhaut (Milzkapsel) überzogen, welche da, wo die Blutgefäße eintreten, mit ihnen zugleich als Scheide um sie in das Innere eindringt. Von ihrer Innenfläche und den Gefäßscheiden gehen zahlreiche Fortsätze aus, welche sich untereinander vielfach verbinden und so ein festes Gerüstwerk (stroma) bilden, in dessen Zwischenräumen sich das eigentliche Drüsengewebe, die Milzpulpa, befindet. Letztere, eine weiche rotbraune Masse, besteht aus einem sehr zarten bindegewebigen Netzwerk und den in den Maschen desselben liegenden Blut- und Lymphzellen, ferner aus sehr feinen Kapillaren, in welche sich die Arterien der M. auflösen, und aus denen die Venen hervorgehen. Außerdem finden sich in der Pulpa noch an kleinen Arterienzweigen sitzende besondere Lymphschläuche, die Milzfollikel, -Bläschen oder -Körperchen (Malpighische Körperchen, corpuscula lienis s. Malpighii), weißliche, 0,5 bis 1 mm große Bläschen. Lymphgefäße besitzt die M. nur wenig; ihre Nerven stammen vom sogen. Milzgeflecht des Sympathikus.

Über die physiologischen Leistungen der M. ist wenig Sicheres bekannt. Am meisten begründet ist die Ansicht, daß sie eine Bedeutung für die Blutbildung habe. Die sogen. weißen Blutkörperchen oder Lymphkörperchen entstehen in ihr in großer Menge und werden durch den Lymphstrom, wahrscheinlich auch durch den Blutstrom fortgeführt. Auch rote Blutkörperchen sollen in der M. gebildet werden; manche Beobachtungen sprechen aber auch für einen Untergang roter Blutkörperchen in der M. Die M. zeigt, wie man durch genaues Studium bei Tieren nachgewiesen hat, Veränderungen ihres Volumens, die teilweise von Schwankungen in der Blutfülle abhängen, teilweise aber auch durch selbständige Zusammenziehung der in der M. enthaltenen Muskelfasern bedingt sind. In manchen Krankheiten, besonders infektiösen (Malaria, Typhus), nimmt das Volumen der M. erheblich zu (Milzschwellung, Milztumor, Fiebermilz); Chinin und andre Arzneimittel können diese Volumenzunahme beseitigen. Bei Tieren wie bei Menschen kann man die M. operativ entfernen, ohne daß irgend welche merkliche Störungen der Gesundheit eintreten. Ihre vorläufig noch dunkle Funktion muß also durch die stellvertretende Thätigkeit andrer Organe ersetzbar sein. Man hat in dieser Beziehung an die Lymphknoten und an das in erster Linie als Bildungsstätte von Blutkörperchen bekannte Knochenmark gedacht. Über die Erkrankungen der M. s. Milzkrankheiten.

Milz, rechtsseitiger Nebenfluß der Fränkischen Saale im bayr. Regbez. Unterfranken, entspringt zwi-

schen dem Großen und Kleinen Gleichberg östlich von Römhild und mündet bei Saal.

Milzbläschen, s. Milz.

Milzbrand (Anthrax [»Karbunkel«], Pustula maligna, Karbunkelkrankheit, Beulenseuche, Beulenfieber, Milzseuche, Blutseuche, Blutstaupe, Blutschlag, Rücken- oder Lendenblut, Beulenfieber, Sibirische Pest, Rankkorn), eine der ältesten, häufigsten und verbreitetsten Tierseuchen, welcher am meisten Rinder und Schafe, dann Pferde, seltener Ziegen und Schweine, häufiger als die letztern drei noch Kamele, Hirsche, Rehe und besonders in Sibirien ꝛc. massenhaft die Renntiere zum Opfer fallen. Die Seuche kann jedoch auch auf viele andre Tiere (auch Hunde) und verhältnismäßig leicht auf den Menschen übertragen werden. Die ziemlich zahlreichen Überlieferungen über Viehsterben im Altertum, wobei häufig gleichzeitiges Auftreten einer menschlichen Seuche berichtet wird, dürften auf M. zu beziehen sein; erkennbar beschrieben ist der M. von römischen Autoren (z. B. Vergil) als ignis sacer ꝛc. Gegenwärtig findet er sich in ganz Europa, in Asien, Amerika u. Afrika. Der M. charakterisiert sich als eine eigenartige Blutzersetzung, welche fast stets stürmisch verläuft und tödlich endet, jedoch in verschiedenen Formen mit oder ohne äußere lokale Erkrankung (Karbunkelbildung) auftritt. Bei der hochakuten Form (apoplektischer M., Anthraxapoplexie, Blutschlag) stürzen die Tiere plötzlich zusammen und verenden zuckend in längstens einer Stunde (besonders Schafe u. Rinder). Der akute M. bedingt plötzliche schwere Allgemeinerkrankung, namentlich mit hohem Fieber, und tötet in 2—12 Stunden; die häufigste Form bei Pferd und Rind ist der subakute M. (Milzbrandfieber), bei welchem die Tiere unter ähnlichen Erscheinungen in 24—48 Stunden, längstens in 7 Tagen, bisweilen nach vorübergehender Besserung sterben. Die karbunkulöse Form des Milzbrandes endlich führt zu harten, heißen, schmerzenden, später kalt und brandig werdenden Hautschwellungen sowie zu ähnlichen Geschwülsten in der Schleimhaut des Maules (Zungenanthrax), des Rachens (Milzbrandbräune) und des Mastdarmes (Rückenblut wegen der blutigen Exkremente), tritt besonders bei Rindern, Pferden und Schweinen, vor allen auch beim Menschen (und Hunde) auf und führt in 3—7 Tagen, bei innern Karbunkeln früher zum Tode. Das plötzliche Auftreten schwerer Allgemeinerkrankung mit hohem Fieber und der rasche Verlauf veranlassen an sich den Verdacht auf M. Bei der Obduktion treten besonders auffällig hervor: teerartige Beschaffenheit des Blutes, größere und kleinere Blutergüsse in fast allen Organen, gelblich-sulzige (gallertige) Ergüsse in das lockere Gewebe unter der Haut sowie an den Eingeweiden, starke Schwellung und Erweichung der Milz (die oft breiartig ist, daher »M.«), ferner meist blutige Flüssigkeit in den Körperhöhlen, dunkelrote Darmschleimhaut und blutiger Darminhalt, blutiger Ausfluß aus After, Scheide und Maul, rasche Fäulnis. Der sichere Nachweis ist wissenschaftlich zu erbringen durch mikroskopische Feststellung der Krankheitsursache, der Milzbrandbacillen (Bacillus anthracis *Cohn*). Dieselben sind von allen pflanzlichen Krankheitskeimen am längsten bekannt; sie wurden schon 1849 von Pollender, 1850 von Davaine, 1857 von Brauell gefunden und 1863 von Davaine als Ursache des Milzbrandes erkannt. Jedoch erst Robert Koch klärte 1877 Formen, Lebensbedingungen, Fortpflanzung und Art der Übertragung auf. Die Bacillen (s. Tafel »Bakterien«, Fig. 3) sind verhältnismäßig lange Stäbchen (0,006 mm, mit die größten Spaltpilze), welche sich im Blut und in der Milz der kranken Tiere regelmäßig finden (und bald nach dem Tode leicht nachzuweisen sind, während sich später im Kadaver ähnliche Bacillen bilden, die zu Verwechselungen führen können). Sie vermehren sich im Körper durch Längenwachstum und Querteilung. Gelangen diese Bacillen nun aus dem Körper des kranken Tieres (z. B. mit den Exkrementen) und vor allem aus dem Kadaver mit Blut und Ausflüssen nach der Sektion heraus, so können sie auf andre Tiere (bez. auf Menschen) übertragen werden (s. unten); meist jedoch (besonders auch nach der Verscharrung der Kadaver) bleiben sie am Erdboden ꝛc. haften, werden hier unter Umständen (Desinfektion, Austrocknung) vernichtet oder aber erhalten sich lebensfähig und entwickeln dann unter günstigen Bedingungen (Wärme, Feuchtigkeit u. Luftzutritt) Sporen. Die Milzbrandsporen sind sehr lebenszäh, können im Boden, im Grundwasser, am Pflanzenwuchs ꝛc. jahrelang vegetieren und erzeugen, wenn sie in den Tierkörper gelangen, wieder Bacillen, bez. M. Die Milzbrandkeime vegetieren also im Erdboden wie andres Unkraut und sind ebenso in gewissen Gegenden, bez. an gewissen Orten heimisch oder können, zufällig an einen Ort gelangt, dort heimisch werden; von ihrem Vegetationsort gehen sie dann gelegentlich auf Tiere über. Diese miasmatische Entstehung (s. Miasma) des Milzbrandes ist sehr viel häufiger als die Ansteckung, welche direkt oder indirekt durch bereits erkrankte Tiere (Kontagium) vermittelt wird. Es gibt daher, wenn auch der M. gelegentlich überall auftreten kann, doch gewisse ausgeprägte Milzbranddistrikte (besonders Flußniederungen, Überschwemmungsgebiete, Gegenden mit gelegentlich hohem und im Sommer tief sinkendem Grundwasserstand, bez. mit bruchigem, moorigem und humusreichem Boden), ja sogar engbegrenzte Milzbrandgüter (deren Ländereien früher eine gelegentliche Verunreinigung erfahren haben), wo das Milzbrandgift fortdauernd mehr oder weniger zahlreiche Verluste verursacht und oft die Viehhaltung unrentabel macht (das häufigere Vorkommen von M. darf dem Käufer eines Gutes nicht verschwiegen werden). Die vegetierenden Sporen, welche auf mannigfaltige Weise (z. B. durch Überschwemmungen) verschleppt werden, finden sich in Wasserlachen und an Pflanzen, welche auf dem verunreinigten Boden wachsen; mit Futter und Getränk werden sie dann bisweilen aufgenommen und erzeugen bei den betreffenden Tieren M. (Fütterungsmilzbrand); auch können Tiere, welche kleine Hautverletzungen an den Füßen haben, durch verunreinigten Boden angesteckt werden. Es erklärt sich hieraus, daß in Milzbrandorten der M. keineswegs seuchenartig aufzutreten braucht, vielmehr meist nur mehr oder weniger oft einzelne Tiere hinrafft (sporadischer M.); einzelne Parzellen (z. B. Umgebung von Verscharrungsplätzen), welche so stark verunreinigt sind, daß das auf ihnen gewachsene Futter ꝛc. fast regelmäßig gefährlich wird, müssen natürlich gänzlich gemieden und nicht mit Futtergewächsen bebaut werden. Seuchenartig, d. h. bei zahlreichen Tieren in ununterbrochener Folge, wird der M. dann auftreten, wenn Gelegenheit gegeben ist, daß von kranken Tieren oder unbeerdigten Kadavern aus die Bacillen sich so verbreiten, daß die gesunden Tiere damit leicht in Berührung kommen; sie haften dann an Streu und Futtervorräten im Stall und auf den Weiden und können ebenso, wie oben beschrieben,

aufgenommen werden; hierbei spielen Fliegen und ähnliche Zwischenträger, welche sich auf die Kadaver setzen und dann gesunde Tiere stechen, eine große Rolle. In neuerer Zeit ist veterinärpolizeilich für möglichste Beschränkung dieser Gefahren gesorgt: die Behandlung milzbrandkranker Tiere ist verboten, der Stand eines kranken Tieres wird desinfiziert, alle eventuell verunreinigten Gegenstände (Dünger, Streu ꝛc.) werden beseitigt, kranke Tiere dürfen nicht geschlachtet, die gestorbenen nur von beamteten Tierärzten zur Diagnose geöffnet, nicht zerlegt und nicht abgehäutet werden und sind sofort »unschädlich zu beseitigen«, am besten zu verbrennen oder mindestens an geeigneten abgelegenen Stellen tief zu vergraben (die Tiefe vermindert die Gelegenheit zur Sporenbildung), sind bis dahin verdeckt (wegen der Fliegen), eventuell unter Bewachung aufzubewahren und in dicht schließenden Wagen (Abhaltung der Fliegen, Verhinderung des Abträufelns von Blut ꝛc. auf dem Weg) fortzuschaffen. Durch diese Maßnahmen wird der seuchenartigen Ausbreitung des Milzbrandes wirksam entgegengetreten. (Die Verscharrung des Kadavers muß daher auch bei gefallenem Wild geschehen.) In den Jahren 1886—94 erkrankten an M. in Deutschland 834 Pferde, 22,693 Rinder, 4338 Schafe, 58 Ziegen und 395 Schweine, wovon nur 9 Pferde, ca. 550 Rinder, 38 Schafe und 19 Schweine am Leben blieben; in diesen 9 Jahren belief sich die Gesamtzahl der Erkrankungen auf 28,318 (der Verluste auf ca. 27,700) Tiere, wobei die jährliche Durchschnittszahl stetig etwas gewachsen ist (1894: 3699). Der M. ist in allen Staaten mit geregelter Veterinärpolizei Gegenstand gesetzlicher Maßnahmen; dieselben können zwar kaum jemals die Vegetation der Milzbrandsporen im Erdreich verhindern, aber doch die Bodenverunreinigung beschränken, der seuchenhaften unmittelbaren Ausbreitung einzelner Milzbrandfälle wirksam entgegentreten und vor allem die für Menschen bestehende Gefahr auf ein Minimum herabsetzen. Seit Erlaß des deutschen Viehseuchengesetzes hat die Wissenschaft vom M. den Rauschbrand und die Wildseuche gesondert, welche jedoch veterinärpolizeilich dem M. noch zugerechnet werden; in älterer Zeit wurden auch noch andre akute u. schwere Krankheiten, z. B. der Rotlauf der Schweine, irrtümlich als M. betrachtet. Die eine Zeitlang versuchte Schutzimpfung mit abgeschwächtem Milzbrandgift hat keine befriedigenden Erfolge ergeben.

Auf den Menschen geht der M. über, wenn Personen, welche Verletzungen an den Händen sich zugezogen haben, mit Milzbrandtieren oder Teilen derselben (Haare, Borsten, Felle, vgl. Hadernkrankheit) in Berührung kommen; auch Fliegen, die sich auf Milzbrandtieren infiziert haben, können durch ihren Stich M. hervorrufen. Hier und da werden auch noch kranke Tiere trotz dringendem Milzbrandverdachtes gesetzwidrig geschlachtet und schnell verwertet. Der Genuß des Fleisches erzeugt tödliche Erkrankung an Fütterungsmilzbrand, in allen andern Fällen ist beim Menschen der Hautkarbunkel die Regel. In den Jahren 1887—92 erkrankten in Deutschland 446 Personen an M. und starben 66 (15 Proz.). An der Stelle, an der die Haut mit dem milzbrandigen Tier oder mit Blut, Haar, Fleisch, Fett desselben in Berührung gekommen, bildet sich alsbald ein kleiner roter Fleck, der sich sehr schnell zu einem harten Knoten (Milzbrandkarbunkel) umwandelt, an dessen Spitze sich ein von rotem Hof umgebenes Bläschen entwickelt. Dasselbe platzt, trocknet zu einem Schorf ein, in dessen Umgebung unter Weiterverbreitung der Röte und Härte ein Kranz neuer Bläschen aufschießt, die gleichfalls eintrocknen und zur Vergrößerung des ursprünglichen Schorfes beitragen. In dieser Weise dehnt sich unter Schmerzen und Fieber die entzündliche Härte und die Schorfbildung, welche der Ausdruck eines Gewebszerfalles ist, immer weiter aus. Die Lymphgefäße sind als entzündete Stränge zu fühlen, die Lymphdrüsen geschwollen. Begrenzt sich der Gewebszerfall, so werden die abgestorbenen Gewebe abgestoßen, und der entstandene Defekt heilt durch Granulation und Narbenbildung; weit häufiger jedoch treten intensive Störungen des Allgemeinbefindens auf, Verdauungsstörungen, Ohnmachten, zuweilen Delirien, Diarrhöen, Erbrechen, das Fieber nimmt den Charakter des Faulfiebers an, und es erfolgt der Tod gewöhnlich am Ende der ersten Woche, mitunter aber auch schon in den ersten 24 Stunden nach der Infektion, nicht selten bei vollkommen erhaltenem Bewußtsein. Dieser Ausgang beruht darauf, daß die Milzbrandbacillen sich im Blute in rapidester Weise vermehren und zuletzt sämtliche Gefäße anfüllen und somit verstopfen. Die Behandlung kann also nur dann noch von Erfolg sein, wenn die Bacillen noch nicht in die Blutbahn gelangt sind. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man bei Darmmilzbrand versuchen, falls man den stattgehabten Genuß milzbrandigen Fleisches zeitig genug feststellen kann, den Darm durch einige große Kalomeldosen zu entleeren, während unmittelbar nach dem Genuß Apomorphin subkutan zum Erbrechen oder eine Magenausspülung am Platze wäre. Handelt es sich dagegen um Impfmilzbrand, so wird alles darauf ankommen, die Impfstelle möglichst rasch durch Ätzmittel oder Galvanokauter zu zerstören. Gleich nach der Verletzung, oder bevor noch ein Übertritt der Keime ins Blut stattgefunden, vermag ausgiebiges Umschneiden, Ausglühen oder Ausätzen der Impfstelle mit rauchender Salpetersäure allen Folgen vorzubeugen. Weiterhin ist reichliche Darreichung von Schaumwein, Chinin, saurer Limonade, kühle Bäder, überhaupt jedes Mittel am Platz, das die Kräfte des Kranken zu erhalten und seine Widerstandsfähigkeit zu mehren vermag. — Der M. des Menschen gehört zu den Krankheiten, welche der Anzeigepflicht (Erlaß vom 8. Aug. 1835) und der obligatorischen Desinfektion unterliegen. Letztere ist nach den Landesgesetzen (für Berlin nach Erlaß vom 15. Aug. 1883 des Polizeipräsidiums) auszuführen. Danach sind Leichen von an M. Gestorbenen in mit Kaliseifenlösung (15 g Kaliseife in 10 l warmen Wassers gelöst) getränkte Tücher zu legen und alsbald aus der Wohnung zu schaffen; waschbare Sachen sind, in Sublimatlösung (ein Teil einer Lösung von 1:1000 mit 5 Teilen Wassers verdünnt) getränkt, sofort eine halbe Stunde in Kaliseifenlösung zu kochen, nicht waschbare Gegenstände (Betten, Kissen ꝛc.) in einer Desinfektionsanstalt durch strömenden Wasserdampf oder durch trockne Hitze zu desinfizieren, Fußböden, Fenster, Thüren, Möbel mit Kaliseifenlauge feucht abzureiben, tapezierte Wände mit einem feuchten Schwamm abzuwischen.

Milzfarn, s. Asplenium und Ceterach.

Milzfollikel, Milzkapsel, Milzkörperchen, s. Milz.

Milzkrankheiten. Als primäre und selbständige M. sind eigentlich nur gewisse Formen der Leukämie (s. d.) zu nennen. Höchst selten kommen Echinococcussäcke von verschiedener Größe und Anzahl in der Milz vor und fast nur bei gleichzeitiger Anwesenheit von Echi-

nokokken in der Leber. Eine physiologische Stauung des Blutes in der Milz kommt einige Stunden nach jeder Mahlzeit zu stande. Zu abnormen Stauungen führen Verengerungen und Verschließungen der Pfortader, wie sie bei manchen Leberkrankheiten vorkommen. Wenn die Milzkapsel nachgiebig ist, so kann sich das Organ in seinem Umfang wie in seinem Gewicht um das Vier- bis Sechsfache vergrößern. Krankhafte Schwellungen (Milztumoren) kommen bei vielen Krankheiten, zum Teil durch Ablagerung von Pigment, zum Teil wohl auch nur durch dauernde Blutüberfüllung (Hyperämie) zu stande. So wird körniges Pigment bei der Melanämie und chronischer Malaria in der Milz aufgespeichert, so nimmt die Milz bei akuten Infektionskrankheiten im Blut kreisende Bakterien auf, und bei chronischen Bakterienkrankheiten, z. B. der Tuberkulose, wird sie mit sehr großer Häufigkeit an der Allgemeinkrankheit beteiligt. In einem Teil der Fälle bewirken die vom Blut her in die Milz übergeführten Bakterien nur eine Vermehrung der Zellen (Hyperplasie), welche gemeinsam mit der größern Blutfülle die Schwellung des Organs bedingt, z. B. beim Typhus abdominalis, petechialis und recurrens, bei Scharlach, Pocken und Wechselfieber. In andern Fällen siedeln sich Spaltpilze in der Milz an und bewirken lokale Entzündungen, wie beim Milzbrand, oder Abscesse oder die sogen. Infarkte; bei Tuberkulose z. B. enthält die Milz Tuberkeln, bei Wundfiebern, Herzklappenentzündung, Venenthrombose kommt es nicht selten zur embolischen Verschleppung gröberer bakterienhaltiger Partikeln, und diese bedingen herdeweises Absterben des Milzgewebes mit späterer Vernarbung der Abscesse, welche aber auch leicht durch Durchbruch in die Bauchhöhle und danach sofort nachfolgende Bauchfellentzündung tödlich werden. Die amyloide Degeneration der Milz (Speckmilz, Schinkenmilz) beruht auf amyloider Entartung der Milzfollikel (Sagomilz) oder der Pulpa (Schinkenmilz); sie kommt bei chronischer Abmagerung und Auszehrung vor und ist gewöhnlich eine der frühesten Lokalisationen des Amyloids. Die Ursache der Amyloidentartung (s. d.) ist nicht aufgeklärt, ebensowenig ist der nähere Zusammenhang bekannt, welcher zwischen chronischer Nierenentzündung, alter Malariakrankheit, Syphilis ꝛc. und der Ausbildung großer Milztumoren besteht. Wahrscheinlich handelt es sich bei allen diesen Ernährungsstörungen um eine Schädigung der Blutbildung, welche durch reichlichere Zellenwucherung der Milz ausgeglichen wird. Milzschwellungen kommen namentlich in südlichen Klimaten vor, in welchen die schweren Formen der Malaria herrschen. Die M. verursachen selten deutlich erkennbare Beschwerden; zuweilen klagen hysterische Personen über Schmerzen, welche auf eine Lageveränderung der Milz (Wandermilz) bezogen werden, allein anatomisch lassen sich wirklich frei bewegliche Milzen nur ganz ausnahmsweise nachweisen. Die Behandlung der M. muß ebenso wie bei Krankheiten der Lymphdrüsen auf das Grundleiden (Typhus, Malaria, Syphilis) gerichtet sein; wenn diese unheilbar sind, wie Leberschrumpfung, schwere Nierenentzündung, Herzklappenfehler, so sind natürlich auch die davon abhängigen M. unheilbar.

Milzkraut, s. Chrysosplenium.

Milzpulpa, s. Milz.

Milzschwellung, s. Milzkrankheiten.

Milzseuche, s. Milzbrand.

Milzstechen, s. Seitenstechen.

Milzsucht, soviel wie Hypochondrie.

Milztumor, s. Milzkrankheiten.

Mimâmsa, d. h. Spekulation, ein streng orthodoxes, auf die heiligen Schriften gestütztes philosophisches System der Inder, zerfällt in die beiden Systeme des Karmamîmâmsa, in welchem die auf dem Weda fußenden heiligen Pflichten erörtert werden, und das Brahmamîmâmsa oder Wedânta (Ende des Weda), das besonders auf die Upanischaden gestützt ist und dessen Grundgedanke die Identität der Seele mit dem Brahman ist. Vgl. Deussen, Das System des Vedânta nach den Brahma-Sûtras der Bâdarâjana und dem Kommentare des Çankara (Leipz. 1883).

Mimas, innerster Saturntrabant (s. Saturn).

Mime, soviel wie Mimus (s. d.); jetzt allgemein für Schauspieler.

Mimeograph, ein Durchdruck-Kopierapparat, ähnlich dem Trypograph von Zuccato (s. Hektograph), nur daß bei letzterm der Farbenauftrag mit einem Gummiwischer, bei diesem mit einer Walze erfolgt.

Mimesie (griech.), die Eigenschaft der »mimetischen« Kristalle, s. Kristall, S. 749.

Mimēsis (griech., auch Ethopöie), in der Rhetorik die »Nachahmung« eines Charakters, die dadurch geschieht, daß man einer bestimmten Person Worte in den Mund legt, welche ihren Charakter kennzeichnen. Mimētisch, nachahmend, nachäffend.

Mimetesit (Grünbleierz zum Teil), Mineral aus der Ordnung der Phosphate, kristallisiert hexagonal in tafelartigen oder pyramidalen Kristallen, meist in Gruppen, ist gelb, gelblichgrün oder grau, fett- oder diamantglänzend, durchscheinend, Härte 3,5—4, spez. Gew. 7,19—7,25, besteht aus arsenigsaurem Blei mit Chlorblei $3Pb_3As_2O_8+PbCl_2$, findet sich auf Bleierzlagerstätten bei Johanngeorgenstadt, Zinnwald, Badenweiler, in Cornwall, Pennsylvanien, Mexiko ꝛc.; dient als Bleierz und zur Glasfabrikation.

Mimētische Kristalle, s. Kristall, S. 749.

Mimiamben, s. Mimus.

Mimik (griech.), das Vermögen, durch Mienen und Gebärden Empfindung, Gedanken und Willen auszudrücken. Bildet sich diese allen Menschen mehr oder weniger zukommende Fähigkeit zu der Geschicklichkeit aus, gewisse Individualitäten nach ihrer äußern Erscheinung nachzubilden, so ist sie porträtierende M., die lediglich in Nachahmung besteht und, je nachdem sie körperliche oder psychische Eigentümlichkeiten andrer Personen zur Anschauung bringt, entweder somatologische oder psychologische M. sein kann. Zu jener gehört z. B. die Nachahmung körperlicher Mängel, des Hinkens, Schielens ꝛc., zu dieser die Darstellung gewisser Charaktereigentümlichkeiten, z. B. des Stolzes, der Furchtsamkeit, der Habsucht ꝛc. Geht die M. aber darauf aus, innere Seelenzustände zum deutlichsten, jedermann verständlichen Ausdruck zu bringen, so ist sie als selbstschaffende, idealisierende M. eine Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes und ein Hauptmittel der dramatischen Darstellung, möge es sich dabei um die Vorführung tragischer oder komischer Rollen handeln. In ihrer Verbindung mit der Redekunst ist sie entweder theatralische (dramatische) oder oratorische M. (s. Deklamation), in ihrer Verbindung mit der Musik aber orchestische M. oder belebte Rhythmik. Die Schönheit der mimischen Darstellung an sich und abgesehen von der damit zu erzielenden Wirkung der Rede oder der Musik beruht zum guten Teil auf natürlicher Anlage und völliger Herrschaft über das Spiel der Ge-

sichtsmuskeln und über die Körperbewegungen, obwohl Übung und Studium unstreitig viel zur Ausbildung vorhandener Anlagen beitragen können. Unentbehrliche Erfordernisse derselben sind Klarheit und Deutlichkeit, Natürlichkeit, Grazie, Mannigfaltigkeit und Einheit. Für die relative Schönheit der M. gilt als Hauptsatz, aus welchem sich alle übrigen leicht herleiten lassen: alle Gebärden müssen mit dem Charakter der Rede oder Musik, die sie zu begleiten haben, auf das genaueste übereinstimmen und also die Gedanken der Rede oder Musik gleichsam verkörpern. Spuren mimischer Darstellungsweise lassen sich bei den meisten kultivierten Völkern des Altertums nachweisen. Bei den Griechen bildete sie einen wesentlichen Bestandteil der Orchestik und gewann bei den Römern in der Pantomimik (s. Pantomime) ihre höchste Ausbildung. Die M. der Alten war übrigens im eigentlichen Sinne plastisch, d. h. sie wirkte durch die gesamte Gestalt, während die Individualität und Gesichtsmimik des Darstellers durch den Gebrauch der Theatermasken stark eingeschränkt wurde. In der neuern Zeit war das Ziel der M., die sich als Kunst größtenteils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjektive Charakteristik. Vgl. Engel, Ideen zu einer M. (Berl. 1785, 2 Bde.); Cludius, Grundriß der körperlichen Beredsamkeit (Hamb. 1792); Agnese Schebest, Rede und Gebärde (Leipz. 1861); K. Michel, Die Gebärdensprache (Köln 1886); Skraup, Katechismus der M. und Gebärdensprache (Leipz. 1892).

Die Kunst der darstellenden M. beruht hauptsächlich auf der Nachahmung der unwillkürlichen mimischen Bewegungen, welche, als Ausdruck gewisser Leidenschaften und Stimmungen, besonders in den Gesichtsmuskeln zum Vorschein kommen. Diese jedem verständliche und, wie Darwin konstatiert hat, bei allen Völkern merkwürdig gleichartige Mienensprache physiologisch zu erklären, ist erst neuerdings einigermaßen gelungen. Joh. Müller und Herm. Lotze waren noch der Ansicht, daß sich für die Veränderung der Gesichtszüge durch Affekte »weder Grund noch Zweck angeben lasse«, obwohl schon Erasmus Darwin versucht hatte, das Gebärdenspiel von natürlichen Ursachen abzuleiten. Duchenne (»Mécanisme de la physionomie humaine«, 1862) suchte durch elektrische Reizung die Bedeutung der einzelnen Gesichtsmuskeln für das Mienenspiel genauer festzustellen, huldigte aber, ebenso wie Ch. Bell (»Anatomy of expression«, 1806), der teleologischen Anschauung, daß die mimischen Gesichtsmuskeln uns von der Natur als »Werkzeuge des Ausdrucks« und nur zu dem Zwecke verliehen seien, um unsre Gemütsbewegungen in der dem Menschen angebornen und nicht weiter erklärbaren Weise zu äußern. Th. Piderit, dessen Arbeiten als bahnbrechend auf diesem Gebiet anerkannt sind, hat darauf die physiologischen und psychologischen Gesetze des Mienenspiels eingehend abzuleiten und die komplizierten Erscheinungen desselben auf einfache Prinzipien zurückzuführen gesucht (»Grundsätze der M. und Physiognomik«, Braunschw. 1858; »M. und Physiognomik«, 2. Aufl., Detmold 1886). Da alle Vorstellungen aus Sinnesempfindungen abstrahiert sind und in ihnen wurzeln, so werden lebhafte Vorstellungserregungen (Affekte) von reflektorischen, nicht zum klaren Bewußtsein kommenden, sinnlichen Mitempfindungen begleitet, die sich durch unwillkürliche Bewegungen der zu den Sinnesorganen in Beziehung stehenden Muskeln, also hauptsächlich der Gesichtsmuskeln, zu erkennen geben. Alle mimischen Bewegungen beziehen sich entweder auf imaginäre Sinnesempfindungen oder auf imaginäre Objekte. Die durch angenehme Vorstellungen veranlaßten Gesichtsmuskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme sympathischer (angenehmer) Sinneseindrücke erleichtert und unterstützt werden; die durch unangenehme Vorstellungen verursachten sind derart, als sollte dadurch die Aufnahme disharmonischer (unangenehmer) Sinneseindrücke abgewiesen oder erschwert werden. Beispielsweise wird durch Abwärtsziehen der Augenbrauen die Stirnhaut in senkrechte Falten gelegt (eine Bewegung, welche dazu dient, die Augen zu beschatten und das Schließen derselben vorzubereiten) nicht

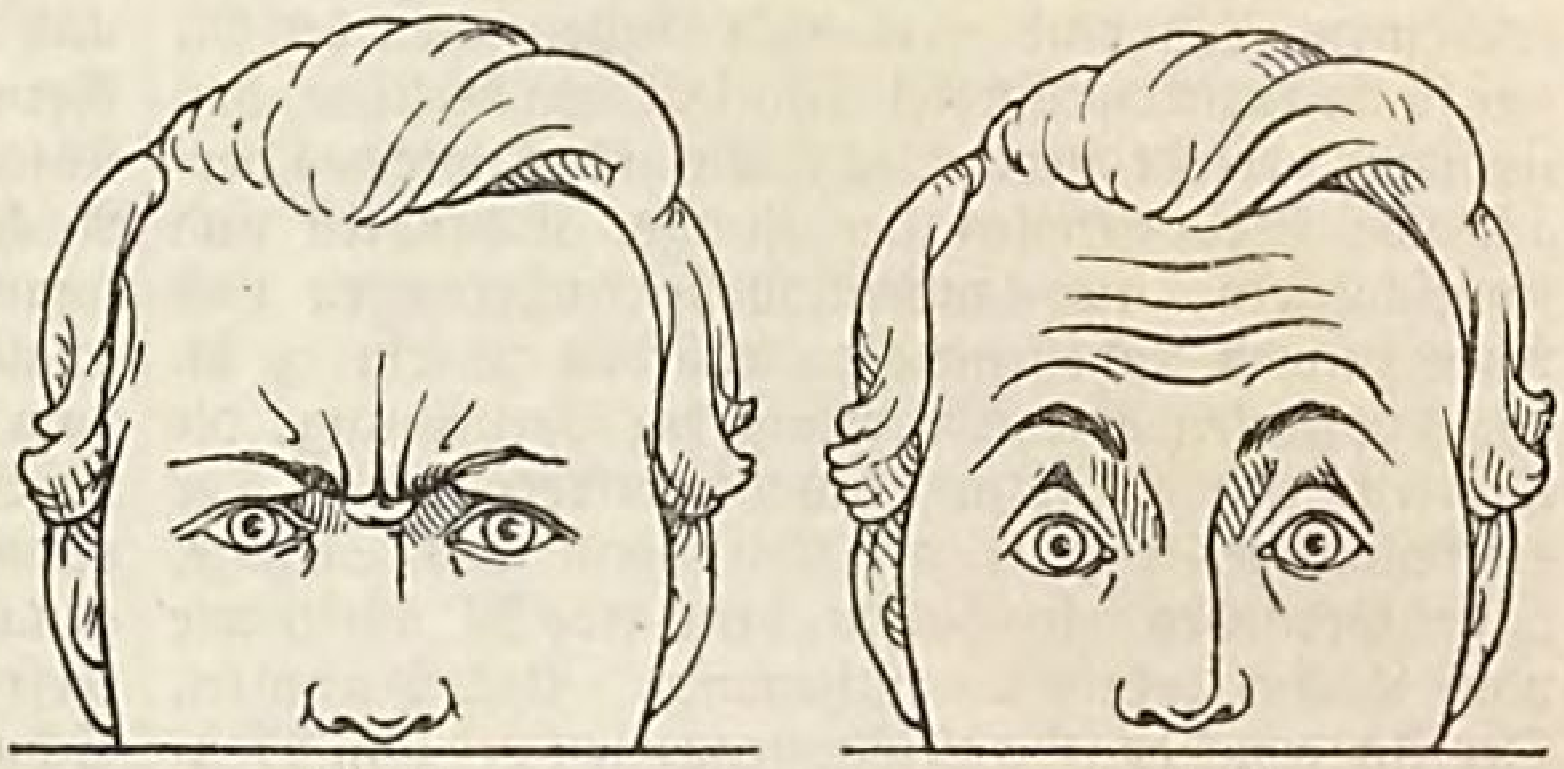


Fig. 1. Beispiele der Mimik. Fig. 2.

nur bei unangenehmen Lichtempfindungen, sondern auch bei unangenehmen Vorstellungen als Ausdruck des Zornes, der Verstimmung ꝛc. (Fig. 1). Die Augen werden aufgerissen und infolgedessen die Augenbrauen nebst der horizontal gefalteten Stirnhaut in die Höhe gezogen, nicht allein, wenn die Aufmerksamkeit durch sichtbare Gegenstände, sondern auch, wenn sie durch Vorstellungen (imaginäre Objekte) lebhaft erregt ist: Ausdruck der Überraschung und Verwunderung oder auch, in abgeschwächter Form, angestrengter und anhaltender Aufmerksamkeit (Fig. 2). Um bei unangenehmen (bittern) Geschmacksempfindungen eine Berührung der schmeckenden Zungenoberfläche mit dem Gaumengewölbe zu vermeiden, wird der Mund aufgesperrt und zugleich, durch Aufwärtsziehen der Oberlippe, diese von der Unterlippe möglichst entfernt. Sehr unangenehme (bittere) Vorstellungen geben sich deshalb durch eine Spannung des Oberlippenhebers zu erkennen. Auf solche einfache Grundzüge, die sich in mannigfachster Weise zusammenstellen und gegenseitig modifizieren können (hauptsächlich durch den Blick, d. h. die Bewegungen der Augäpfel), lassen sich die meisten mimischen Ausdrucksweisen zurückführen, ähnlich wie die unendliche Fülle musikalischer Modulationen auf die wenigen einfachen Töne der Oktave. Die Resultate seiner mimischen Untersuchungen hat Piderit auch zur Begründung einer wissenschaftlichen Physiognomik (s. d.) benutzt. Damit war aber die Entstehung und Gleichmäßigkeit aller mimischen Bewegungen noch keineswegs erklärt. Denn wenn sich auch begreifen läßt, daß das »süße und saure Gesicht« seit früher Kindheit (vom Vergnügen des Säuglings her, wie E. Darwin sagte) gleichmäßig zum Ausdruck der betreffenden Geschmacksempfindungen wie der entsprechenden angenehmen und unangenehmen seelischen Empfindungen diente, so sind damit andre mimische Formen nicht zu erklären. Es ist das Ver-

dienst Charles Darwins, bewiesen zu haben, daß gewisse Grundlagen der M. (vermutlich aus ähnlichen Muskel-Associationen entwickelt) schon bei den höhern Tieren vorkommen, wie wir z. B. bei Hunden sehr wohl im stande sind, ein vergnügtes und mürrisches Gesicht zu unterscheiden, ein Kichern auch bei den Affen vorkommt ꝛc. Viele Tiere drücken z. B. Wut und Haß durch Entblößen der Zähne, sei es in ganzer Reihe (Grinsen) oder durch bloßes Entblößen der Eckzähne infolge eines seitlichen Emporziehens der Oberlippe, aus. Da der Mensch seine Zähne doch nur noch höchst selten als Waffen im Kampfe benutzt, so muß dieses »Zähneweisen« in der Wut, welches er mit dem Tier gemein hat, wohl aus Zuständen früherer Wildheit und Abstammung hergeleitet werden, und ebenso verhält es sich mit manchen andern mimischen Äußerungen, die ohne diese Annahme völlig sinnlos erscheinen. Während aber viele Äußerungen der M. auf so natürlichen Muskel-Associationen beruhen, daß sie sogar vererbt werden, scheinen andre, wie das verächtliche Hervorstrecken der Zunge, Kopfnicken und Kopfschütteln, nur konventionelle Äußerungen und Abkürzungen naheliegender Gebärden zu sein, z. B. das Kopfnicken eine Abkürzung der Verneigung, die ihrerseits eine Abkürzung des Niederwerfens ist. Der Nachahmungstrieb (s. d.) thut dann das Seinige, solche Gebärden festzuhalten, denn jede M. wirkt, wie vom Lachen bekannt, »ansteckend«. Vgl. Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren (4. Aufl., Stuttg. 1884); Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie (4. Aufl., Leipz. 1893, 2 Bde.); Derselbe, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (2. Aufl., Hamb. 1892); Henke, Vorlesungen über Plastik, M. und Drama (Rostock 1891); Mantegazza, Physiognomik und M. (deutsch, Leipz. 1889); Giraudet, Mimique, physionomie et gestes (Par. 1895).

Mimikry (engl. mimicry, Nachäffung, Nachahmung; hierzu die Tafel »Mimikry«), die unbewußte, durch Naturzüchtung herbeigeführte Nachahmung gewisser Tiere durch andre derselben Gegend, welche dadurch, daß sie erstern in Gestalt, Färbung, Zeichnung und Bewegungsweise bis zum Verwechseln ähnlich werden, im Kampfe ums Dasein Vorteile erreichen. Manche Tiere, namentlich unter den Insekten, züchten solche Doppelgänger, weil sie ihres übeln Geschmacks oder Geruchs oder ihrer harten Flügeldecken wegen (wie z. B. zahlreiche Rüsselkäfer) von insektenfressenden Amphibien, Reptilien, Vögeln oder Säugetieren unbehelligt bleiben, weshalb sie vielfach mit lebhaften Farben oder Zeichnungen geschmückt sind, oder des Nachts leuchten, also bei Tag und Nacht auch schon aus einiger Entfernung kenntlich sind und sich langsam, dreist und ohne Scheu bewegen. Zu diesen durch Unschmackhaftigkeit geschützten Tieren, welche die Vorbilder hergeben, gehören die Mitglieder ganzer Familien (unter den Schmetterlingen die Danaiden, Acräiden und Helikoniden, unter den Käfern die Telephoriden und Lampyriden, Fig. 13—15 und 19) sowie manche Abteilungen der Rüßler und Pilzkäfer. Von Schmetterlingen und Käfern aus andern Gruppen (Fig. 14 und 16—19), deren Angehörige sonst starker Verfolgung ausgesetzt sind, werden diese Vorbilder kopiert, weil jede Anähnlichung an dieselben, sei es für größere Entfernungen oder vor den Augen ungenauer Beobachter, ihnen (durch Verwechselung) Schutz gewähren mußte, bis durch fortgesetzte Auslese Nachahmungen entstehen, die selbst ein scharfes Auge in Zweifel bringen. Im besondern häufig sind die schutzbedürftigern Weibchen unter den Nachahmern anzutreffen, und manchmal, wie z. B. bei Papilio Merope, kommt es vor, daß das sich überall nahezu gleichbleibende Männchen in jeder Provinz ein ganz verschiedenes Weibchen hat, weil dasselbe ebenso vielen grundverschiedenen örtlichen Vorbildern nachgeartet ist. Anderseits werden oftmals Schmetterlinge und Käfer ganz verschiedener Gruppen in der äußern Tracht einander zum Verwechseln ähnlich, weil sie demselben Vorbilde nachgeartet sind. Eine zweite Klasse von Tieren, die häufige Nachahmer finden, sind die mit einer gefürchteten Waffe versehenen, z. B. Bienen, Wespen, Ameisen (Fig. 20—27) sowie auch einzelne Giftschlangen. Am auffälligsten wird die Erscheinung, wenn Tiere ganz andrer Ordnungen an solchen Nachahmungen beteiligt sind, z. B. Bienen und Wespen durch Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, Geradflügler und Halbflügler, oder Ameisen durch Käfer, Heuschrecken und Wanzen nachgeahmt werden. Auch bei Vögeln und Schnecken scheint M. vorzukommen. Selbst unter den Pflanzen glaubt man analoge Erscheinungen, z. B. die Nachahmung der vom Weidevieh gemiedenen Nessel durch sogen. Taubnesseln, nachweisen zu können. Im weitern Sinne rechnet man zur M. gewöhnlich auch die Nachahmungen ungenießbarer, lebloser Gegenstände, z. B. welker, zerfressener, schimmelbedeckter Baumblätter durch Schmetterlinge oder Heuschrecken (Fig. 1—8), von Zweigstückchen (Fig. 9—11), verschimmelten Tierleichnamen, Kothäufchen ꝛc. (Fig. 28—30) oder des Untergrundes, auf welchem das Tier ruht (z. B. grüner Zweige und Baumblätter, flechtenbewachsener Steine und Baumrinden, Fig. 12). Das Verständnis der Faktoren, durch welche diese oft bis auf die geringsten Einzelheiten eingehenden und bis zur vollendetsten Täuschung führenden Nachahmungen zu stande kommen, wurde erst durch die Theorie Darwins von der natürlichen Auslese möglich, und zwar waren es in erster Linie die Naturforscher Bates und Fritz Müller, welche zuerst befriedigende Erklärungen der betreffenden Verhältnisse und Vorgänge gaben, über deren Ursachen man bis dahin abenteuerliche Theorien aufgestellt hatte. Vgl. Darwinismus, S. 619.

Mimir (»der mit Gedächtnis begabte«), in den Edden ein weiser Wassergeist, dem der Mimirsbrunnen, die »Quelle der Weisheit«, gehört, aus der er jeden Morgen trinkt, wodurch er zum Besitz der höchsten Erkenntnis gelangt. Auch Odin begehrte einst von dem Quell zu kosten; doch M. gestattete es nur unter der Bedingung, daß ihm jener das eine seiner Augen zum Pfande gebe (eine mythische Deutung des Untergangs der Sonne im Meere). Nach der Heimskringla begleitete M. den Hönir (s. d.) zu den Wanen, die ihn erschlagen und sein Haupt den Asen zurücksenden; aber noch mit diesem Haupt berät sich Odin. In der Heldensage erscheint M. als kunstfertiger Schmied, der Siegfried und Wieland in dieser Kunst unterrichtet.

Mimisch (griech.), zur Mimik (s. d.) gehörig; mimische Gesichtslähmung, soviel wie Gesichtslähmung; mimischer Gesichtskrampf, soviel wie Gesichtskrampf.

Mimischer Nerv, Gesichtsnerv (Nervus facialis), s. Gehirn, S. 212.

Mimnermos, ältester Vertreter der erotischen Elegie der Griechen, aus Kolophon in Asien, blühte um 630—600 v. Chr. Die Sammlung seiner Elegien

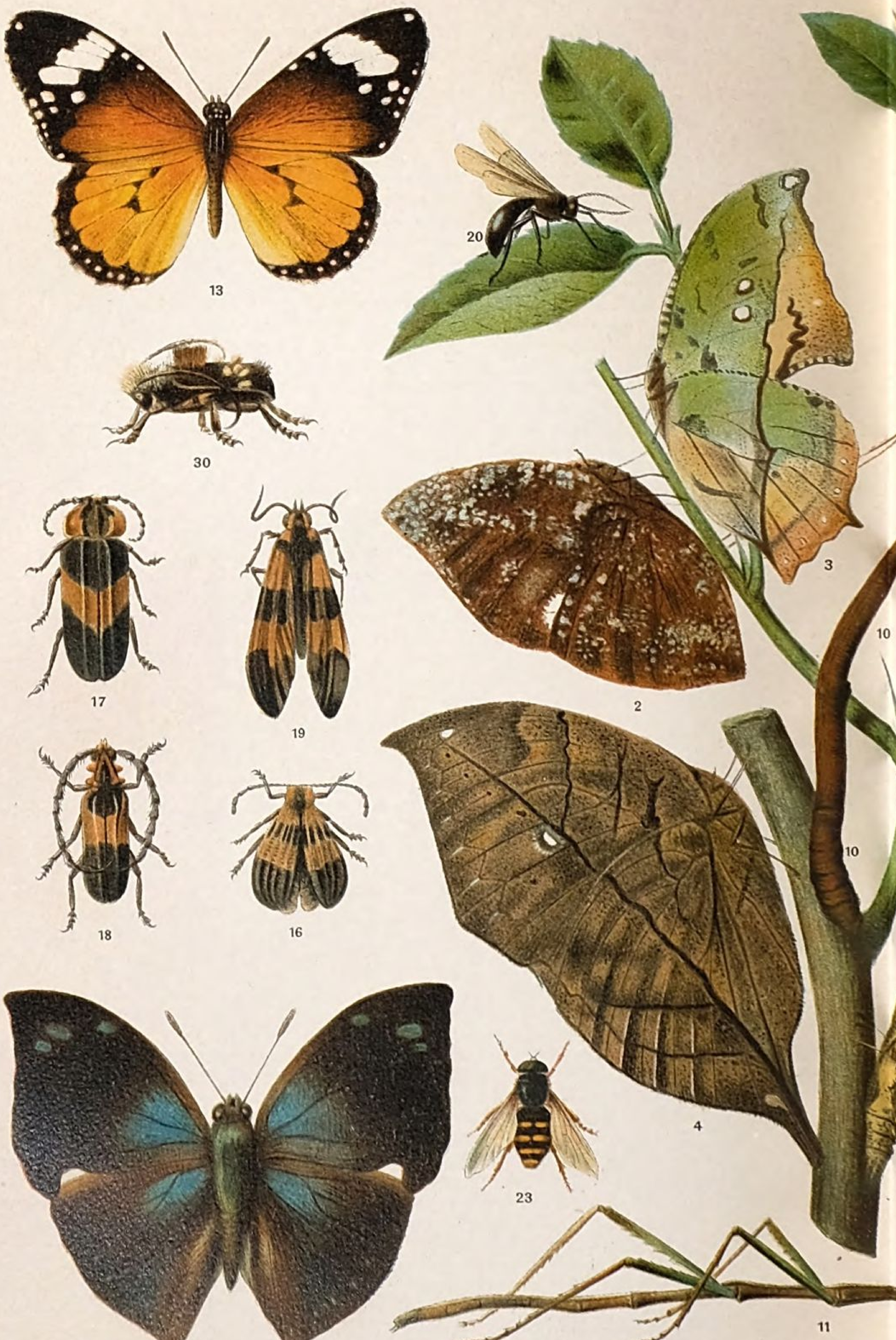
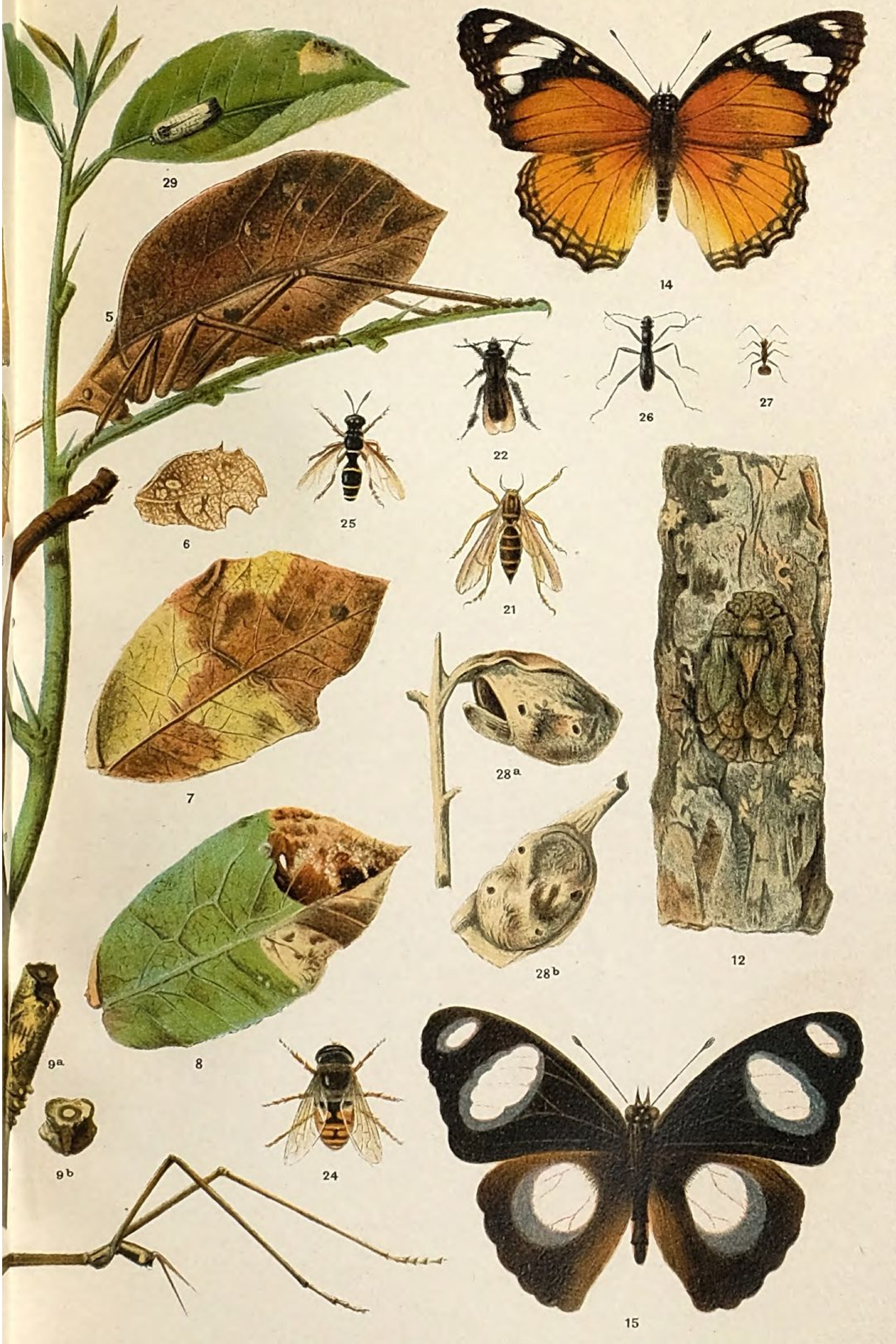


Fig. 1 – 12. Nachahmung von grünen und welken Blättern, Zweigstücken, Baumrinde.
Fig. 13 – 19. Schützende Nachahmung von ungenießbaren Käfern und Schmetterlingen.

Fig. 20 –
Fig. 28 –

...ahmung) bei Insekten.



–27. Nachahmung gefürchteter Insekten (Bienen, Wespen, Ameisen) durch solche aus andern Ordnungen.
–30. Nachahmung verdorbener Gegenstände.

Inhalt der Tafel ‚Mimikry (Nachahmung) der Insekten'.

I. Nachahmung angefressener, welker oder skelettierter Pflanzenblätter.

Durch Schmetterlinge und Laubheuschrecken.

Fig. 1 und 2. Anaea Phantes (Südamerika), fliegend und sitzend.

Fig. 3. Anaea opalina aus Chiriqui.

Fig. 4. Kallima Inachis (Ostindien).

Fig. 5—8. Südamerikanische Laubheuschrecken (Pterochroza colorata, erosa, cristata und arrosa; die erste Art vollständig, von den andern bloß der den Körper bedeckende linke Vorderflügel in gleicher Lage wie bei Fig. 5 dargestellt).

II. Nachahmung von Ast- und Zweigteilen.

Fig. 9a und 9b. Schmetterlingspuppe (von Papilio Evander, Brasilien), die täuschend einen abgebrochenen Zweig wiedergibt.

Fig. 10. Raupe des Holunder-Spanners (Urapteryx Sambucaria), Deutschland.

Fig. 11. Französische Stabheuschrecke (Bacillus gallicus).

III. Nachahmung von Baumrinde.

Fig. 12. Brasilische Rindenwanze (Phloea corticata).

IV. Nachahmung gemiedener Tiere durch andre (Mimikry im engern Sinn).

A. Schmetterling durch Schmetterling.

Fig. 13—15. Weibchen von Danais Chrysippus, einer über ganz Asien und Nordafrika verbreiteten, ungenießbaren Danaide (Fig. 13), welche durch das Weibchen der Nymphalide Hypolimnas Misippus (Fig. 14) in allen ihren Lokalvarietäten nachgeahmt wird, während das Männchen der letztern (Fig. 15) nicht an der schützenden Nachahmung teilnimmt.

B. Käfer durch Käfer andrer Familien sowie durch Schmetterlinge.

Fig. 16—19. Calopteron bifasciatum, ein ungenießbarer Weichkäfer (Fig. 16), wird von Tropidosoma Spencii (Fig. 17) und Lophonocerus hirticornis (Fig. 18) nachgeahmt, die ebenso wie ersterer beim Umherlaufen die ausgespreizten Flügeldecken heben und senken. Diesen Käfern schließt sich eine (gleich allen vorgenannten im südlichen Brasilien heimische) Widdermotte, Pionia lycoides (Fig. 19), sogar in der Wiedergabe der gerippten Flügeldecken, an.

C. Bienen, Wespen und Schlupfwespen durch Insekten andrer Ordnungen.

Fig. 20 und 21. Brasilische Schmetterlinge (Pseudosphex-Arten), welche Ichneumoniden und Wespen nachahmen.

Fig. 22. Mexikanischer Bockkäfer (Charis-Art), der eine dortige Biene bis auf die »Höschen« getreu kopiert.

Fig. 23—25. Europäische Schweb- und Blumenfliegen (Sericomyia borealis, Eristalis tenax und Ceria subsessilis), welche sich unerkannt unter blumenbesuchende Bienen und Wespen mischen.

D. Ameisen durch Insekten andrer Ordnungen.

Fig. 26. Brasilischer Laufkäfer (Ctenostoma unifasciatum).

Fig. 27. Deutsche Blindwanze (Myrmecoris gracilis).

V. Nachahmung ungeniessbarer oder verdorbener Dinge.

Fig. 28a und 28b. Kokon eines südamerikanischen Spinners (Aides Amanda) mit scheinbaren, aber blind endigenden Schlupfwespen-Löchern.

Fig. 29. Einheimische Motte (Tortrix ocellaria), welche wie ein Häufchen Vogelkot offen auf den Blättern ruht.

Fig. 30. Südamerikanischer Bockkäfer (Desmiphora fasciculata), der dicht mit Schimmel bedeckt erscheint oder (nach Belt) eine Bärenraupe nachahmt.

trug die Aufschrift: »Nanno« nach einer schönen Flötenspielerin, die der schon bejahrte Dichter liebte, ohne Erwiderung seiner Neigung zu finden, daher er sich in seinen Gedichten in wehmütigen Klagen über das Alter und die Vergänglichkeit des Lebens erging. Die Alten nannten ihn den »lieblichen Sänger« wegen der Zartheit und Anmut seiner einfachen Sprache, von denen noch die vorhandenen kärglichen Reste in Bergks »Poetae lyrici graeci« (Bd. 2, 4. Aufl., Leipz. 1882; übersetzt von Weber, »Elegische Dichter der Hellenen«, Frankf. 1826, und Hartung, »Griechische Lyriker«, Leipz. 1855—57) Zeugnis ablegen.

Mimodramen (griech.), ältere Bezeichnung der von Kunstreitergesellschaften ꝛc. aufgeführten Schaustellungen. [s. Mimus.

Mimographen (griech.), Verfasser von Mimen;

Mimōsa *L.* (Mimose, Sinnpflanze), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Mimosoideen, niederliegende oder aufrechte Kräuter, kletternde Halbsträucher oder Bäume, oft stachlig mit doppelt gefiederten Blättern, die selten auf phyllodienartige Blattstiele mit rudimentärer Spreite reduziert sind, in Köpfchen oder Ähren stehenden, meist sehr kleinen Blüten und meist flacher, zusammengedrückter Hülse. Etwa 300 Arten, hauptsächlich im warmen Amerika, wenige Arten in Asien und Afrika. Die meisten Arten haben sensitive Blätter, welche bei leiser Berührung ihre Fiederblättchen aufwärts zusammenlegen; bei stärkerer Berührung legen sich auch die benachbarten Fiederblättchen zusammen, und wenn der Reiz andauert, senken sich die ganzen Fiedern und zuletzt selbst der gemeinsame Blattstiel herab. Nach längerer Ruhe heben sich die Blätter wieder, und die Fiederblättchen breiten sich wieder aus. Am ausgeprägtesten besitzt diese Eigenschaft M. pudica *L.* (Noli me tangere), ein 30—60 cm hoher, kahler oder behaarter, zerstreut stachlichter Halbstrauch mit meist zweijochig gefiederten Blättern, vielen Fiederchen u. kugeligen Blütenköpfchen, in Brasilien und Westindien, auch über Asien, Afrika und Australien durch Kultur verbreitet, der in Europa häufig in Gewächshäusern gehalten wird. Wurzeln, Blätter und Samen werden in der Heimat arzneilich benutzt. Vgl. Haberlandt, Das reizleitende Gewebesystem der Sinnpflanze (Leipz. 1890).

Mimosarinden, von Acacia-Arten abstammende gerbsäurereiche Rinden, werden in Indien, am Kap und Senegal, auf Réunion, in Algerien, auf den Sundainseln, in Südamerika von zum Teil kultivierten Akazien, namentlich aber in Australien (Wattle) gewonnen und verwendet. Die australischen M. gehören zu den wichtigsten und vorzüglichsten Gerbmaterialien, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß sie auch quantitativ die erste Rolle unter den Gerbmaterialien spielen werden. Die wichtigste Wattlerinde stammt von Acacia decurrens *Willd.* in Neusüdwales, ist hart und sehr schwer, meist ganz- oder halbröhrig zusammengerollt, außen glänzend graubraun bis schwärzlich, innen fast glatt, bräunlichrot, stellenweise fast violett, riecht sehr schwach veilchenartig, schmeckt sehr stark abstringierend und klebt beim Kauen an den Zähnen. Sie enthält über 30 Proz. Gerbstoff und sehr reichlich Stärke. Man gewinnt sie in Schälwäldern und bringt zwei Sorten in den Handel: Blackwattlebark und Greenwattlebark. Von A. penninervis, die ebenfalls in Schälwäldern kultiviert wird, gewinnt man die vorzügliche Goldwattlebark. Diese Wälder liefern den 14fachen Ertrag unsrer Eichenschälwälder. Die Mimosa von Queensland von A. latiophylla enthält 20—24 Proz. Gerbstoff. Tasmania-Mimosa stammt von A. dealbata *Lk.* (Silverwattle) und A. melanoxylon *R. Br.* (Blackwood), A. mollissima *Willd.* in Victoria liefert Federwattle, Grün- und Schwarzwattle. Auch die Becherarinde des Handels ist eine echte Wattlerinde, sie enthält ungemein viel Stärke und 31,5 Proz. Gerbstoff.

Mimosengummi, s. Gummi arabicum.

Mimosoideen (mimosenartige Pflanzen), Unterfamilie der Leguminosen aus der Ordnung der Rosalen, meist Bäume und Sträucher mit wechselständigen, doppelt oder dreifach paarig gefiederten, bisweilen reizbar beweglichen Blättern oder auch mit nur blattartig verbreiterten Blattstielen (Phyllodien) und mit freien, meist dornartig entwickelten Nebenblättern. Die den Papilionaceen nahe verwandte und hauptsächlich durch kleine, regelmäßige Blüten mit freien oder monadelphischen Staubgefäßen von ihnen verschiedene Familie zählt gegen 1500 Arten, welche vorwiegend den Tropen angehören, besonders in Neuholland in großer Zahl vorkommen, Europa aber ganz fremd sind. Vgl. Bentham, Revision of the suborder Mimoseae, Transactions of the Linn. Soc. (Bd. 30). Die wichtigsten Gattungen sind Mimosa *L.*, Acacia *Willd.*, Albizzia *Duraz.* und Inga *Willd.* In Tertiärschichten findet man auch fossile Überreste von Blättern und Früchten der letztgenannten Gattung, von Mimosites *Ett.*, Prosopis *L.*, Entada *Adans.*, Acacia *Willd.* u. a. Sie enthalten abstringierende Bestandteile, werden daher zum Teil medizinisch und technisch verwendet und sind außerdem durch ihre Gummisekretion wichtig; letztere findet aus der Rinde meist von selbst statt, jedoch werden im Somalilande die Bäume behufs der Gummigewinnung auch angeschnitten. Das beste Gummi arabikum liefert Acacia Senegal *Willd.* (Haschab, Verek) in den Nilländern, Kordofan, Senegambien u. a.; minderwertige Sorten kommen von A. glaucophylla *Steud.*, A. abyssinica *Hochst.* (Tschĕa), A. stenocarpa *Hochst.* (Talch, Kakul), auch von der südafrikanischen A. horrida *Willd.* und mehreren australischen Arten. Aus dem Holz der südasiatischen Acacia Catechu *Willd.* wird durch Auskochen das stark abstringierend schmeckende, auch in der Gerberei und Färberei verwendete Katechu gewonnen.

Mimŭlus *L.* (Gauklerblume, Maskenblume, Lochblume, Larvenblume, Affenblume), Gattung aus der Familie der Skrofulariaceen, Kräuter oder kleine Sträucher mit gegenständigen Blättern, einzeln oder in Trauben stehenden, meist lebhaft gefärbten Blüten und zweiklappiger Kapsel. 59 Arten im außertropischen Amerika, einzelne Arten in Asien, Afrika und Australien. M. cardinalis *Lindl.*, in Kalifornien, ausdauernd, bis 60 cm hoch, mit eiförmigen, fast runzeligen Blättern und scharlach- oder ziegelroten, dunkelrot gefleckten oder gestreiften, über der Unterlippe gelb gebarteten Blumen; M. luteus *L.*, im südwestlichen Nordamerika und in Chile, verwildert in Schlesien, Thüringen, der Sächsischen Schweiz, ausdauernd, 30—60 cm hoch, kahl oder klebrig weichhaarig, mit rundlichen bis eiförmigen, meist gezahnten Blättern und zolllangen, rein gelben, bisweilen im Schlund und auf den Lappen des Saumes purpurrot punktierten oder gefleckten Blumen; M. moschatus *Dougl.* (Moschuskraut), in Oregon, auch in Peru und Chile, ausdauernd,

klebrigzottig, mit 15 cm langen, meist liegenden Stengeln, spitz eiförmigen, gezahnten Blättern und gelben, auf dem Gaumen gebarteten und fein braun punktierten Blumen, stark moschusartig riechend. Diese und andre Arten werden in vielen Varietäten und Blendlingen als Garten- und Zimmerpflanzen kultiviert. Unter dem Namen M. duplex finden sich in Gärten Varietäten verschiedener Arten mit blumenkronenartigem Kelch.

Mimus, Vogel, soviel wie Spottdrossel.

Mimus (griech.), bezeichnet eigentlich einen possenhaften »Nachahmer«, einen Possenreißer, wie solche von alters her in Sizilien und Großgriechenland auf öffentlichen Plätzen, bei Volksbelustigungen u. a. ihr Wesen trieben und auch zur Unterhaltung bei Tische dienten, dann aber auch die possenhafte Nachahmung von Personen und Vorgängen des gemeinen Lebens. Dialogisierte Charakterbilder aus dem Volksleben waren die in Prosa gehaltenen Mimen des Syrakusaners Sophron, die jedoch nicht für die Bühne, sondern zum Vorlesen bestimmt waren, sowie die nach dem choliambischen Versmaß benannten Mimiamben des Herodas, die an dem Römer Gnäus Matius (im 1. Jahrh. v. Chr.) einen Nachahmer fanden. — Der römische M. ist ein aus Griechenland schon früh in Rom eingeführter ausgelassener Tanz, der später bei Theateraufführungen als Intermezzo (embolium) diente, dann sich zu einer aus Gesang, Tanz und Dialog bestehenden, namentlich bei den Floraspielen zur Belustigung der Menge dienenden Posse gestaltete, die allmählich in der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. als Nachspiel (exodium) bei den Theateraufführungen die Atellana verdrängte. In dieser Zeit erhielt sie auch durch Laberius und Publilius Syrus kunstmäßige Ausbildung im Anschluß an die dramatische Technik der Zeit. Der einheimische Name für diese Posse war planipes, vermutlich weil die Darsteller planis pedibus, d. h. ohne Theaterschuh, auftraten; auch fehlte die Maske, deren Gebrauch ja das Mienenspiel ausgeschlossen hätte; zum Unterschied von allen sonstigen Schauspielen wurden die weiblichen Rollen wirklich von Frauen gegeben, die wie das gesamte Mimenpersonal im übelsten Rufe standen. Die Stoffe waren zumeist dem niedern Volksleben entnommen und mit Vorliebe obscön; Hauptzweck war, durch die ausgelassenste Komik die Lachlust des Pöbels zu befriedigen; die Improvisation hatte hier allezeit den weitesten Spielraum. In der Kaiserzeit nahm der M. als selbständiges Spiel unter den dramatischen Aufführungen als die der Menge zusagendste Gattung den ersten Rang ein und überdauerte sogar das weströmische Reich. Neben dem Hauptspieler, dem archimimus oder der archimima, dem die eigentliche Durchführung der Posse oblag, trat regelmäßig ein zweiter mit kahlgeschornem Kopf auf, dessen Rolle durch die Namen »parasitus« und »stupidus« (Clown) charakterisiert ist. Das Kostüm war der centunculus, eine Art Harlekinstracht.

Mimusops *L.*, Gattung aus der Familie der Sapotaceen, Bäume aller tropischen Länder mit kleinen pfriemenförmigen, abfälligen Nebenblättern, gestielten, lederartigen Blättern, in den Blattachseln oder oberhalb der Blattnarben stehenden Büscheln ziemlich großer Blüten u. kugeligen oder ellipsoidischen, fleischigen Beeren. M. Elengi *L.*, mit elliptischen, kurz zugespitzten Blättern und einsamigen Beeren, im westlichen Vorderindien und auf Ceylon, kultiviert in verschiedenen Tropenländern, liefert aus den Blättern ätherisches Öl; Wurzeln, Rinde und Blüten werden arzneilich benutzt, die fleischigen, süßen Früchte werden gegessen, aus den Samen gewinnt man ein fettes trocknendes Öl u. aus dem Stamm eine geringwertige Guttapercha. M. Kauki *L.* (Munamal, Munghunamal), mit langgestielten, verkehrt-eiförmigen elliptischen, unterseits weißseidigen Blättern, in Birma, Hinterindien bis nach dem tropischen Australien, liefert wie die meisten Arten ein sehr dauerhaftes Nutzholz (Eisenholz). M. Balata *Gärtn.* (Sapota *Mülleri, Bleck., Bolletree*), mit eiförmigen oder verkehrt-eiförmigen Blättern u. kugeligen Beeren, in Guayana und auf den Antillen, liefert die Balata (s. d.). Von M. Schimperi *Hochst.* mit elliptischen, kahlen, einsamigen Früchten wurden die langgestielten, länglichen, kahlen Blätter im alten Ägypten zu Totenkränzen benutzt.

Min (fälschlich Chem, Chemmis, Chembis genannt), ägypt. Gottheit, die als Erntegott und zeugender Naturgott verehrt wurde. M. ist seinem Wesen nach dem Ammon (s. d.) nahe verwandt; wie dieser wird er ithyphallisch mit den zwei hohen Federn auf dem Haupt und in der hocherhobenen Rechten die Geißel haltend dargestellt (vgl. Abbildung). Die Hauptsitze seines Kultus waren Koptos und die Stadt Chemmis (griech. Panopolis) auf der östlichen Seite des Nils, von wo Danaos und Lynkeus nach Hellas übergesiedelt sein sollen. Dem Perseus, dem Sohn der Danae, welche ein Heiligtum zu Chemmis hatte, wurden daselbst Kampfspiele nach griechischer Art gehalten. Ruinen der alten Stadt, die auch durch ihre Leinwebereien und Steinmetzarbeiten berühmt war, finden sich noch beim heutigen Achmim.



Min.

Mina, früher Mailänder Flüssigkeitsmaß (Secchia) zu 2 Quartari von 4 Pinte = 12,592 Lit., im metrischen norditalienischen System zu 10 Pinte = 10 L.; in Genua für Kornfrüchte = 116,532 L. und als Gewichtsgröße 12 Rubbi = 95,299 kg. In Griechenland laut Gesetz vom 28. Sept. 1836 ein Gewicht von $468\frac{3}{4}$ alten und 1500 neuen Dramia = 1,5 kg (s. Griechenland, S. 952). Nebenbezeichnung der kleinsten türkischen Geldrechnungs-Einheit, des Asper.

Mina *Llavé* et *Lex*, Gattung aus der Familie der Konvolvulaceen, einjährige, schlingende Kräuter mit drei- bis mehrlappigen, krautigen, handnervigen, netzaderigen Blättern und zahlreichen röhrenförmigen gelb und rot gefärbten Blüten mit kurzem, wenig ausgebreitetem Saum in langgestielten gabeligen Blütenständen. Von den zwei Arten wird M. lobata *Llavé* et *Lex* aus Mexiko in Gärten als Zierpflanze kultiviert.

Mina, ein zur Urbevölkerung Indiens vor der arischen Einwanderung gehöriges Volk, das hauptsächlich im Arawaligebirge in Radschputana haust und den Bhil (s. d.) verwandt, aber stark mit andern Stämmen gemischt ist. Sie streiften als freche Räuber bis in die Gangesebene, bis die englisch-indische Regierung dem Unwesen ein Ende machte. Seitdem gewöhnen sich die M. immer mehr an eine seßhafte Lebensweise. Sie zählen (1891) 669,785 Köpfe, davon 536,419 in Radschputana, 118,338 in Zentralindien, der Rest in den Zentralprovinzen und in Adschmir.

Minäer, Name eines südarabischen Stammes, der in den ältesten Zeiten entweder neben oder schon vor den Sabäern (s. d.) einen mächtigen Handels-

staat in Südarabien bildete. Die M. wurden jedenfalls später von den Sabäern, wie diese seit dem 3. Jahrh. n. Chr. von den Himjariten verdrängt. Die minäische Sprache ist eine Schwestersprache des Sabäischen; Reste der erstern scheinen sich bis auf den heutigen Tag in den in einigen Bezirken Südarabiens gesprochenen Dialekten des Mehri und Schehri oder Ehkili (oder Hakili) erhalten zu haben. Vgl. Himjariten.

Minahassa, die nördlichste Halbinsel der Insel Celebes (s. d.).

Minaret (eigentlich manâre, arab., »Leuchtturm«), der schlanke Turm der Moscheen, von denen die größern (Dschâmi') mehrere haben. Von der Galerie (schierfe oder scherefe) des Minarets ruft der Mueddin (Gebetsausrufer) täglich fünfmal die Gläubigen zum Gebet (Esân) auf. An den Festtagen werden die Minarets des Nachts mit Lampen erleuchtet, daher ihr Name. Dieser (minâre) ist mehr bei den Türken im Gebrauch, während bei den Arabern der Moscheenturm gewöhnlich maazenet oder maadinet (d. h. Ort, wo der Gebetsausrufer steht) genannt wird. In den frühesten Zeiten des Islam hatten die Moscheen keine Minarets, die ersten wurden zu Kubâ (bei Medina) und zu Medina errichtet.

Minargent (spr. -schäng, Halbsilber), Legierung aus 100 Teilen Kupfer, 70 Teilen Nickel, 5 Teilen Wolfram und 1 Teil Aluminium, ist hämmerbar, dem Silber ähnlich, läuft an der Luft wenig an.

Minas, Binnendepartement von Uruguay, teilweise gebirgig (Cerro Pelado, 625 m), 12,498 qkm (227 QM.) groß mit (1893) 24,968 Einw., die Landbau u. Viehzucht treiben. Die gleichnamige Hauptstadt ist Endstation der von Montevideo ausgehenden Eisenbahn (112 km) u. hat 5000 Einw. Dabei sehenswerte Höhlen.

Minas del Mundo, s. Hellin und Albacete (Provinz).

Minas de Riotinto, s. Riotinto.

Minas Geraës (spr. minasch scheräisch), Binnenstaat Brasiliens, zwischen 13° 55'—23° 2' südl. Br. und 39° 37'—50° 58' westl. Länge v. Gr., grenzt im N. an Bahia, im O. an Espirito Santo, im S. an Rio de Janeiro und São Paulo, im W. an Goyaz und hat ein Areal von 574,855 qkm (10,440 QM.) mit (1888) 3,018,807 Einw. (5 auf 1 qkm). Der Staat wird ganz von dem Hochland des innern Brasilien mit einer mittlern Höhe von 580 m eingenommen und besteht überwiegend aus sogen. Campos, mit Gras oder niedrigem Buschwerk bedeckten Steppen, über denen sich die Serra dos Aymores im O., die Serra da Mantiqueira (Itatiaya 2712 m) im S., die Serra do Espinhaço (Itacolumi 1750 m) und die Serra da Matta da Corde in der Mitte und eine Reihe mäßig hoher Züge (Serra do Paranan u. a.) an der Westgrenze erheben. Nur die östlichen Abhänge der Gebirge bis zur Serra do Espinhaço sowie die Thäler der Flüsse sind mit schönem Wald bestanden. Die östlichen und südlichen Gebirge setzen sich aus Gneisgranit zusammen, dagegen herrschen kristallinische Thonschiefer mit Itakolumit (s. d.) in der Serra do Espinhaço vor. Die Bewässerung ist reichlich; nicht weniger als acht größere Flüsse nehmen ihren Ursprung im Staate. Davon fließen sechs: São Francisco, Pardo, Jequitinhonha, Mucury, Doce und Paranahyba, dem Atlantischen Meere zu, während an der Südwestgrenze der Rio Grande mit dem Paranahyba den Parana bildet. Von diesen Flüssen sind schiffbar innerhalb des Staates nur der São Francisco (430 km) nebst seinen Nebenflüssen Paracatu, Urucuia und Rio dos Velhas für kleinere Fahrzeuge, doch hat der Staat keine Verbindung mit dem Ozean, da Wasserfälle im Unterlaufe die Schiffahrt verhindern. Das Klima ist heiß in der Region der Urwälder, mäßig warm und gesund auf dem Hochland, an manchen Stellen kommt sogar Nachtreif vor. Die Bevölkerung besteht zumeist aus Indianern und Negern (1885 gab es noch 256,000 Sklaven) sowie aus Mischlingen derselben und der Weißen, welch letztere nur spärlich vertreten sind; auch 10,000 freie Indianer (Botokuden) finden sich noch. Seit 1851 sind auch Deutsche eingewandert und haben die Kolonien Mucury (s. d.) u. Dom Pedro II gegründet. Hauptbeschäftigung ist Landbau und Viehzucht. Kaffee und Zucker sind die Hauptprodukte des tiefern Landes und der östlichen Waldbezirke, Bohnen, Mais, Mandioka, Kartoffeln u. Getreide die der Hochebenen. Außerdem werden Tabak, Baumwolle und Reis gewonnen. Die Rindvieh- und Schweinezucht ist wichtig, Minaskäse geschätzt. Der Bergbau hat gegen früher sehr abgenommen. Außer Gold gewinnt man etwas Eisen. Sehr schwankend ist der Ertrag an Diamanten. An Mineralquellen ist der Staat ziemlich reich. Die Industrie ist noch unbedeutend und beschränkt sich fast auf Handstuhlweberei, Sattlerei und Zigarrettenfabrikation. Dem Handel förderlich sind außer den genannten Flüssen die von Rio de Janeiro und Caravellas immer weiter vordringenden Eisenbahnen. Hauptstadt ist Ouro Preto (s. d.). — M. zog seit der Entdeckung von Gold und Diamanten 1573 Paulisten an, denen später Portugiesen folgten. Diesen Einwanderern setzten indes die Mineiros Widerstand entgegen, der erst 1709 nach mehrjährigen blutigen Kämpfen gebrochen wurde. Auch 1788—92, dann 1822 und 1842 erhob sich die Provinz gegen die Zentralregierung. Vgl. Wells, Three thousand miles through Brazil (Lond. 1886, 2 Bde.); Dent, A year in Brazil (das. 1886).

Minas Novas (früher Fanado), Stadt im brasil. Staat Minas Geraës, 180 km nordöstlich von Diamantina, hatte früher Gold- u Diamantgruben, jetzt Handstuhlweberei, Handel mit Vieh und Baumwolle und 3000 Einw.

Mination (lat.), Drohung; minatorisch, drohend.

Minatitlan, Stadt im mexikan. Staat Veracruz, am Guazacualco, 32 km oberhalb dessen Mündung in den Golf von Mexiko und an der Bahn Coatzacoalcos-Suchil, mit (1882) 2687 Einw.

Minauderie (franz., spr. -nōd'rī), affektiertes Mienenspiel, Ziererei, Schönthuerei.

Minbar (Minber, arab., spr. mimbar), die Kanzel in den Moscheen, von welcher die Hutbe oder die Freitagspredigt gehalten wird (vgl. Moschee).

Minch (spr. minntsch), Meerenge, welche die westlichen Hebriden von den östlichen und dem schottischen Festland trennt, an der engsten Stelle 16 km weit.

Mincha (hebr.), ursprünglich »Speiseopfer«, dann das an Stelle dieses Opfers eingeführte Nachmittagsgebet der Israeliten.

Mincio (spr. minntscho), Fluß in Oberitalien, entspringt als Sarca in der Adamellogruppe in Südtirol, durchfließt das Hochgebirgsthal Val di Genova, dann das Val Rendena und das Thal Judicarien, ergießt sich bei Torbole in den Gardasee, verläßt denselben bei Peschiera als schiffbarer Fluß unter dem Namen M., fließt bis Goito durch schönes Hügelland, erweitert sich seeartig bei Mantua und mündet, durch hohe Dämme an der Überschwemmung der Uferland-

schaften gehindert, bei Governolo links in den Po. Seine Länge beträgt vom Ausfluß aus dem Gardasee an 80, die Länge der Sarca bis zur Mündung in den Gardasee 70 km. Der wasserreiche Fluß bildet eine wichtige strategische Verteidigungslinie, weshalb hier die Festungen Peschiera und Mantua angelegt und zahlreiche Schlachten (Castiglione 1796, Solferino 1859, Custozza 1849 und 1866) geschlagen wurden.

Minckwitz, Johannes, Dichter, Übersetzer und Philolog, geb. 21. Jan. 1812 zu Lückersdorf in der Oberlausitz, gest. 29. Dez. 1885 in Neuenheim bei Heidelberg, studierte in Leipzig u. habilitierte sich 1855 an der dortigen Universität, wo er 1861 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Außer Übersetzungen griechischer Dichter veröffentlichte er: »Lehrbuch der deutschen Verskunst« (Leipz. 1844, 6. Aufl. 1878); »Taschenwörterbuch der Mythologie aller Völker« (das. 1852, 6. Aufl. 1883); »Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache« (das. 1855, 2. Aufl. 1858); »Der illustrierte neuhochdeutsche Parnaß« (das. 1860, 2. Aufl. 1864) u. a. Als Dichter setzte er die Richtung Platens fort, dessen Leben er auch beschrieb (Leipz. 1838), und dessen poetischen und litterarischen Nachlaß (das. 1852, 2 Bde.) er herausgab.

Mincopies, die Urbewohner der Andamanen (s. d.).

Mincsolgebirge (spr. mintschol-), Berggruppe im westlichen Teil des karpathischen Waldgebirges in Ungarn, östlich vom Poprádduchbruch, die im Mincsol 1157 m Höhe erreicht.

Mind, Gottfried, Maler, geb. 1768 in Bern, gest. daselbst 7. Nov. 1814, lernte in Pestalozzis Anstalt für arme Kinder zeichnen und dann bei dem Maler Freudenberger, in dessen Haus er fortan blieb, kolorieren. Ein Kretin, lebte er fast nur im Umgang mit Katzen, deren täuschende Nachbildung ihm den Namen Katzenraffael erwarb. Auch Bären malte er mit außerordentlicher Treue. Seine Zeichnungen wurden nach seinem Tode nach England verkauft. 10 Blätter Katzengruppen, nach M. lithographiert, erschienen 1827 in Leipzig; auch Brodtmann lithographierte 6 Blätter Katzengruppen und 10 Blätter Kinderspiele nach M., und J. F. Hegi radierte 4 Blätter Katzen. Vgl. »Der Katzenraphael« (12 Blatt Katzengruppen, 2. Ausg., Berl. 1876); Wiedemann, Der Katzenraphael (2. Aufl., Leipz. 1887).

Mindanao (Magindanao), die südlichste und nächst Luzon bedeutendste der span. Philippinen, zwischen 5° 30′—9° 50′ südl. Breite und 122°—126° 40′ östl. L. v. Gr., 97,968 qkm (1779 QM.) groß, mit (1887) 209,086 Einw., wozu noch 400,000 unabhängiger Stämme im Innern kommen. Die Küsten sind reich gegliedert; von S. her dringt das Meer mit den Golfen von Sibugung, Illana und Davao tief ein, und so bilden sich mehrere bedeutendere Halbinseln. Das Innere ist von rauhen Bergzügen in nordsüdlicher Richtung durchzogen, von denen die höchste Zentrale im Vulkan Apo 2686 m erreicht, südlich davon erhebt sich der ebenfalls vulkanische Pico Matutung, am Nordende der östlichen Kette erhebt sich Monte Urdaneta (1894 m), in der westlichen der Malindang (2615 m). Während die östlichen Gebirge aus paläozoischen Schiefern bestehen, ist das Innere granitisch, der Westen tertiär. Außer den beiden genannten hat die Insel noch mehrere andre Vulkane (Sugut, Sanguil u. a.), und Erdbeben haben wiederholt (zuletzt 1872) arge Verwüstungen angerichtet. Von den zahlreichen Flüssen ist der Rio Grande oder Palangui für größere Fahrzeuge 9, für kleinere 120 km aufwärts schiffbar. Von den zahlreichen Seen sind der Kratersee Mainit, der Ligauasan, Buluan und Sapongan die bedeutendsten. Das Klima (Maximum 30,1°, Minimum 23,8°) ist heiß; während des Südwestmonsuns fallen heftige Regen, und Orkane treten auf. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, die Vegetation daher sehr üppig; die ungeheuern Wälder sind reich an wertvollen Holzarten und Harzen. Von Mineralien hat man viel Schwefel u. etwas Gold gefunden. Die Bevölkerung besteht aus wenigen Negrito (Mamanua), den das Innere bewohnenden wilden malaiischen Stämmen (von den Spaniern Infiéles, »Ungläubige«, genannt), den Malaien od. Moros an der Südostküste, die früher als Seeräuber berüchtigt waren, Bisayas oder Visayas (sämtlich Katholiken, Nachkommen von Kolonisten, welche von Leyte, Samar, Negros kamen und vornehmlich mit den Infieles Handel treiben), etwa 2000 Chinesen in den Haupthäfen und wenigen Spaniern. M. bildet einen der drei großen Verwaltungsbezirke des Generalgouvernements der Philippinen und zerfällt in fünf Provinzen: Misamis, Surigao, Davao, Cotabato und Zamboanga mit den gleichnamigen Hauptorten, wozu noch die Insel Basilan und der Suluarchipel kommen. Hauptort und Residenz des Gouverneurs ist Paran-Paran.

Mindanaofaser, soviel wie Manilahanf.

Mindel, rechtsseitiger Nebenfluß der Donau im bayr. Regbez. Schwaben, fließt von S. nach N., empfängt links die Kammlach, rechts die Floßach und mündet nach 70 km langem Laufe bei Offingen.

Mindelheim, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Schwaben, im Algäu, an der Mindel und der Linie Buchloe-Buxheim der Bayrischen Staatsbahn, 598 m ü. M., hat 3 kath. Kirchen, ein Franziskanerinnenkloster, ein Institut der Englischen Fräulein, eine weibliche klösterliche Anstalt, eine Präparandenschule, eine Zeichen- und Modellierschule, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Fabrikation von Bijouteriewaren, Möbeln und Brauereieinrichtungen, ein Hammerwerk, Gerberei, Bierbrauerei, bedeutende Rindvieh- und Pferdemärkte, ein Mineralbad (»Mayenbad«) und (1890) 3771 Einw., davon 132 Evangelische. M. ist Geburts- und Sterbeort Georgs von Frundsberg. In der Nähe das Schloß M. — M. war früher Sitz einer eignen Herrschaft, welche 1370 den Herzögen von Teck zufiel, nach deren Aussterben 1467 an die Herren von Frundsberg und 1617 an Bayern verkauft wurde. Als der Kurfürst von Bayern 1706 in die Acht erklärt worden war, erhob der Kaiser die Herrschaft zu einem Fürstentum und belehnte den zum Reichsfürsten erhobenen Herzog von Marlborough damit. Durch den Frieden von Rastatt 1714 fiel M. an Bayern zurück. Vgl. Brunnenmaier, Geschichte der Stadt M. (Mindelh. 1821).

Mindello, Hafen, s. Porto Grande.

Minden, vormaliges deutsches Bistum, dann Fürstentum, im westfälischen Kreis, zwischen der Grafschaft Schaumburg und dem Bistum Osnabrück, 1100 qkm (20 QM.) groß mit 70,000 Einw. Das Bistum, von Karl d. Gr. wahrscheinlich erst 803 gegründet und dem Erzstift Köln unterstellt, wurde im Westfälischen Frieden säkularisiert und als Fürstentum dem Kurhaus Brandenburg für die abgetretenen pommerschen Lande zugewiesen. 1807 ward M. zum Königreich Westfalen geschlagen, 1814 aber von Preußen wieder in Besitz genommen. Jetzt bildet es einen Teil des gleichnamigen preußischen Regierungsbezirks

Vgl. Holscher, Beschreibung des vormaligen Bistums M. (Münster 1877).

Minden (Preußisch-M.), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und Kreises in der preuß. Provinz Westfalen und bis 1873 Festung zweiten Ranges, liegt am linken Ufer der Weser, über welche hier eine feste, 1871—74 neuerbaute Brücke führt, und an der Linie Öbisfelde-Hannover-Hamm der Preußischen Staatsbahn, 46 m ü. M. Von den 6 zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmten Gebäuden (4 evangelische und eine kath. Kirche und eine Synagoge) zeichnen sich aus die (kath.) Domkirche, ein Meisterwerk frühgotischen Stils (aus dem 13. Jahrh., im Innern 1885 restauriert), und die alte (evang.) Martinikirche (mit einem Altarbild, den heil. Martin darstellend, angeblich von Lukas Cranach). Sonstige hervorragende Gebäude sind: das Rathaus mit gotischer Fassade, das Regierungsgebäude im Rundbogenstil, das Oberpostamtsgebäude und das öffentliche Schlachthaus. Die ehemaligen Festungswerke sind in schattige Anlagen verwandelt. Die Zahl der Einwohner beträgt (1890) mit der Garnison (1 Infanterieregiment Nr. 15, eine Abteilung Feldartillerie Nr. 22 u. ein Pionierbataillon Nr. 10) 20,223 Seelen, davon 3147 Katholiken und 240 Juden. In industrieller Beziehung sind zu nennen: die Fabrikation von Zigarren u. Tabak, Glas, Zündschnuren, Leder, Lampen, Knochenkohle, Leim, Hufeisen, Zementwaren, Strohpapier, Kunstwolle, Zichorien, Schokolade, Marzipan, Konserven, Zucker u. Seife, ferner Eisengießerei, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Schiffbau u. Schiffahrt. Der lebhafte Handel wird durch eine Handelskammer u. eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 110 Mill. Mark) unterstützt. Dem Verkehr in der Stadt und mit den wichtigern Städten der Umgegend dient eine Telephonanlage. M. ist Sitz einer Regierung, einer Oberpostdirektion, eines Hauptsteueramts, einer Oberförsterei und eines Amtsgerichts sowie des Stabes der 26. Infanteriebrigade und hat ein Gymnasium, verbunden mit Realgymnasium (in der Aula desselben die beiden Gemälde: Armins Rückkehr aus dem Teutoburger Wald und Wittekinds Taufe von Paul Thumann). In der Nähe die Porta Westfalica (s. d.). — M. (in alten Urkunden Mindun und Mindo) ward von Karl d. Gr. zum Sitz eines Bistums gemacht. Wegen der 1529 erfolgten Einführung der Reformation und Vertreibung des Kapitels wurde die Stadt 1538 in die Acht erklärt und 1547 von den Kaiserlichen unter Jost von Groningen bedroht, kam aber durch Vermittelung des Grafen von Hoya mit einer Geldbuße davon. Im Dreißigjährigen Kriege besetzte 1626 Tilly die Stadt. Am 10. Nov. 1634 wurde sie vom Herzog Georg von Lüneburg erobert, aber 26. April 1636 von den Schweden eingenommen, welche dieselbe bis zur Besitzergreifung durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 7. Sept. 1650 besetzt hielten. 1757 wurde sie von den Franzosen besetzt, 1758 vom Herzog Ferdinand von Braunschweig erobert, im Juni 1759 aber von dem Herzog von Broglie wiedergewonnen. Kurz darauf (1. Aug.) fand bei dem benachbarten Dorf Todtenhausen die Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades u. der englisch-preußischen Armee unter Ferdinand von Braunschweig statt, in welcher die Franzosen eine entscheidende Niederlage erlitten. Nach dem Siebenjährigen Kriege ließ König Friedrich II. die Festungswerke schleifen. Während der Dauer des Napoleonischen Königreichs Westfalen gehörte auch M. zu demselben. 1814 kam es wieder an Preußen, dessen Regierung die Stadt seit 1816 neu befestigen und zum Hauptwaffenplatz von Westfalen umschaffen, seit 1873 aber die Festungswerke wiederum schleifen ließ. Vgl. Stoy, Kurzer Abriß der Geschichte Mindens (Mind. 1879); Spannagel, M. und Ravensberg unter brandenburgpreußischer Herrschaft, 1648—1719 (Hannov. 1894).



Wappen von Minden.

Der **Regierungsbezirk Minden** (s. Karte »Westfalen«) umfaßt 5258 qkm (95,50 QM.), zählt (1890) 549,709 Einw. (105 auf 1 qkm), davon 344,514 Evangelische, 199,112 Katholiken und 5402 Juden, und besteht aus den 11 Kreisen:

Kreise	QKilom.	QMeilen	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Bielefeld (Stadt) .	12	0,22	39 950	—
Bielefeld (Land) .	261	4,74	48 130	184
Büren	765	13,89	35 890	47
Halle	304	5,52	28 819	95
Herford	438	7,95	87 068	199
Hörter	717	13,02	53 606	75
Lübbecke	563	10,23	46 877	83
Minden	590	10,72	85 299	145
Paderborn . . .	596	10,82	46 400	78
Warburg	513	9,32	31 982	62
Wiedenbrück . . .	499	9,06	45 688	92

Über die 5 Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks M. s. Karte »Reichstagswahlen«.

Mindensche Bergkette, s. Wiehengebirge.

Mindere, soviel wie regulierte Geistliche.

Mindere Brüder, s. Minoriten.

Minderers Geist (Spiritus Mindereri), s. Essigsaures Ammoniak.

Minderheitsvertretung, s. Proportionalwahl.

Minderherrschaften, früher Bezeichnung für diejenigen Mediatherrschaften in Schlesien, deren Besitzer zwar alle sonstigen Rechte der Standesherren besaßen, aber nicht auf den ehemaligen schlesischen Fürstentagen mitstimmen durften.

Minderjährigkeit, s. Alter, S. 441.

Minderkaufmann, s. Kaufmann.

Minderungsklage (Minderwertsklage, Würderungsklage, Actio aestimatoria, Actio quanti minoris), die Klage des Käufers gegen den Verkäufer auf Herabsetzung des Kaufpreises wegen Mangelhaftigkeit der Ware (vgl. Kauf). Die M. ist bes. im Viehhandel von Wichtigkeit; doch haben hier neuere Gesetze ihre Zulässigkeit vielfach eingeschränkt und nur die Wandlungsklage auf Aufhebung des ganzen Vertrags zugelassen (s. Gerichtliche Tierarzneikunde).

Minderungsrecht, s. Moderationsrecht.

Mindeste Brüder u. Schwestern, s. Minimen.

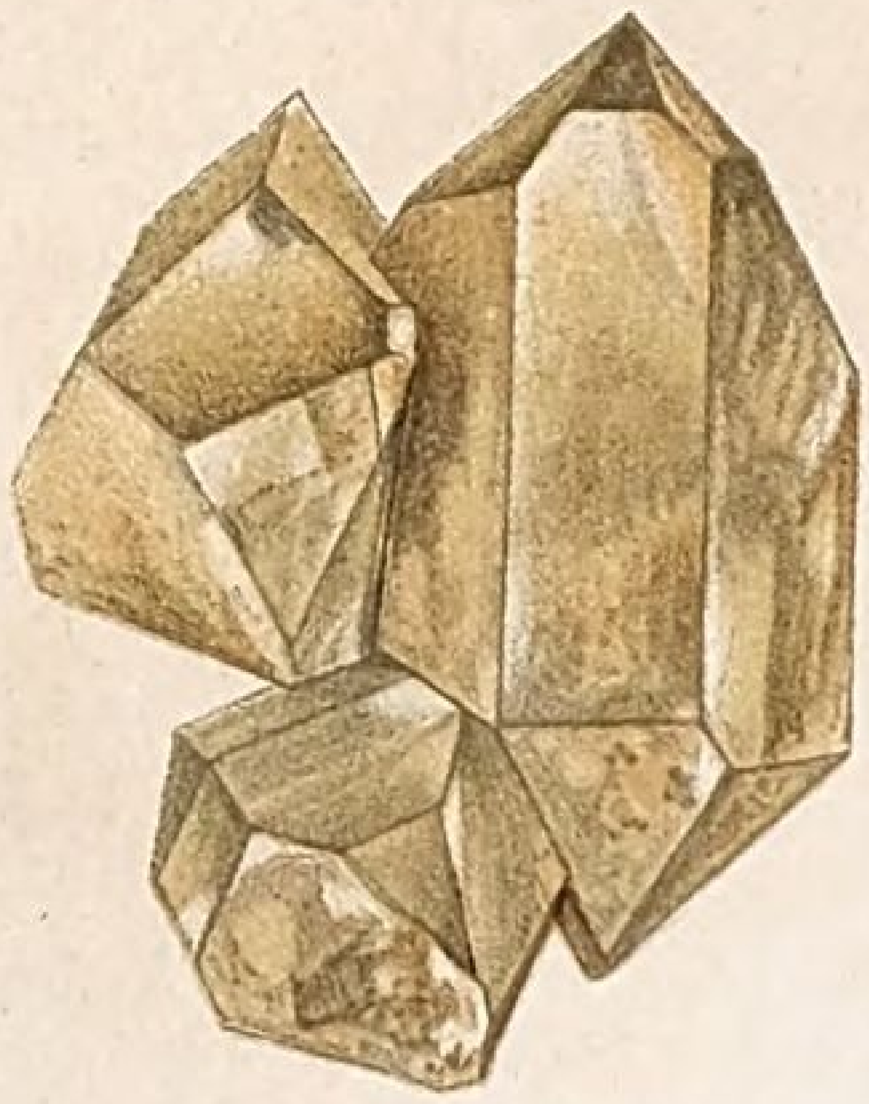
Mindoro, eine der span. Philippinen, vom 13.° nördl. Br. und 121.° östl. L. v. Gr. durchschnitten, 175 km lang, 40—150 km breit, wird von Luzon durch die sichere San Bernardinostraße, von den Calamianen durch die mit Untiefen besäete Mindorostraße getrennt und mißt mit den umliegenden Inselchen 10,073 qkm (183 QM.) mit (1887) 67,656 Einw., wovon auf die 881 qkm große Insel Marinduque 26,020, auf Lubang 3706 Einw. kommen. Hierbei sind indes an 50,000 unabhängige Bewohner des Innern nicht mitgerechnet. Die nur soweit der schmale Küstenstreif reicht bekannte und den Spaniern unter-

worfene Insel scheint vulkanisch zu sein und erhebt sich im N. im Monte Falcon zu 2702 m. Den fruchtbaren wohlbewässerten Küstensaum bedeckt überall eine üppige Vegetation. Ackerbauende Malaien bewohnen in 18 Gemeinden die Küste; im Innern leben Manguianen, die in viele kleine Stämme zerfallen und die Hauptbevölkerung bilden, sowie auch Negrito. M. bildet eine Provinz des Gouv. Luzon; Hauptorte sind Calapan an der Nordküste, Sitz der spanischen Behörden, und Mangarin an der Südwestküste. M. wurde 1569 von Juan de Salcedo entdeckt und erobert. Damals waren die Eingebornen als Seeräuber berüchtigt, und die Spanier setzten diesem Unwesen erst 1861 ein Ziel; für die Entwickelung der reichen Hilfsmittel der Insel ist aber bisher nichts geschehen.

Mindszent (spr. -ßent), Markt im ungar. Komitat Csongrád, nahe am Einfluß der Kurcza in die Theiß und an der Bahnlinie Szolnok-Hódmezö-Vásárhely, mit Getreidebau, Viehzucht und (1890) 12,033 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Mine (lat. mina, griech. mna), 1) altgriech. Gewicht und zugleich Münze, der 60. Teil des Talents und, wie dieses, zu verschiedenen Zeiten von sehr abweichendem Werte. Die eigentliche griechische M. von 100 Drachmen war ein Gewicht von 436,6 g. Als Geld war die attische Silbermine = 78,6 Mk. Die M. Neugriechenlands s. Mina. — 2) Früheres franz. Hohlmaß zu 2 Minots von 3 Boisseaux = 78,05 Lit., für Hafer doppelt so groß.

Mine (franz., mittellat. mina, soviel wie unterirdischer Gang, Erz-, Sprenggrube), im Militärwesen eine verdeckt angebrachte Menge Sprengstoff, die, von außen her zur Explosion gebracht, auf ihre Umgebung zerstörend wirken soll. Man unterscheidet Land- und Seeminen oder Wasserminen. Bei Landminen geht von der Erdoberfläche ein Stollen (Galerie, Schleppschacht oder Schacht) zu der Kammer, d. h. dem Raum, der die Ladung aufnimmt; letztere wird durch Elektrizität oder durch Zündleitungen (Bickfordsche Zündschnur, vgl. Zündung) entzündet. Die Entzündung erfolgt am Minenherd (Foyer), dem Anfang der Leitung. Die Entfernung von der Ladung bis zum nächsten Punkte der Erdoberfläche heißt die kürzeste Widerstandslinie. Die bei der Explosion ausgeworfene Erde heißt Garbe und die dadurch entstandene Öffnung der Trichter, die Linie von der Mitte der Ladung nach einem Punkte des Trichterrandes der Explosionsradius. Die Trennungs- (Wirkungs-) Sphäre reicht so weit, wie das Erdreich an den Trichterwänden aufgelockert ist. Ist der Trichterhalbmesser gleich der kürzesten Widerstandslinie, so ist die M. eine einfache oder gewöhnliche, ist er kleiner, eine schwache, und ist er größer, eine stark geladene oder überladene; letztere M. heißt Druckkugel. Gewöhnliche Minen, die als Annäherungshindernis höchstens 2—3 m tief eingesenkt werden, und die man sprengen läßt, wenn der Angreifer über sie hinweggeht, nennt man Fladder- oder Flatterminen; Steinminen (Fougassen oder Fougaden) sind so angelegt, daß sie dem vorrückenden Angreifer eine Steinladung entgegenschleudern. Quetschminen wirken nur unterirdisch, und bei ihrer Explosion wird kein Trichter ausgeworfen. Werden die Minen in nicht standfestem Erdboden ausgeführt, so müssen die Wände verkleidet werden (Holzbau). Auch die permanenten Minenanlagen erhalten nachher eine Verkleidung aus Mauerwerk. — Schon die Alten wandten bei Belagerungen unterirdische Gänge an, um durch Untergraben und durch Verbrennen der hölzernen Stützen die Mauern zum Einsturz zu bringen. So nahmen die Römer mit Minen Fidenä 664 v. Chr., Veji 393 ꝛc. Der erste, aber mißlungene Versuch, eine mit Pulver geladene M. zu sprengen, wurde 1487 durch einen genuesischen Ingenieur vor Sorezanella gemacht; dagegen wurde bei der Belagerung des Schlosses dell' Uovo bei Neapel ein Teil des Felsens, auf dem das Schloß stand, auf diese Weise in die Luft gesprengt. Die Türken wendeten Minen sowohl zur Verteidigung als auch zum Angriff belagerter Städte (Kandia 1667, Wien 1683) an. Vauban scheint zuerst über die Bestimmung der zweckmäßigen Stärke der Minenladungen gründliche Untersuchungen angestellt zu haben. Im Feldkriege werden in der Regel nur Flatterminen, in neuerer Zeit Bohrminen, d. h. mit Schießbaumwolle geladene Bohrlöcher, angewendet. Das eigentliche Feld eines Minenkrieges aber war bisher das Glacis einer belagerten Festung, wo der Angreifer in den Minentrichtern durch Krönen derselben sich festsetzt und von hier weitere Minen vortreibt, um durch die Kontreskarpe auf die Grabensohle zur Bresche zu gelangen, oder unter der Grabensohle fortgeht, um in der Eskarpe durch Bresch- oder Demolitionsminen eine Bresche zu erzeugen. Der Verteidiger bekämpft den Angreifer mit Gegen- oder Konterminen, welche in der Regel nach einem bestimmten System permanent (ausgemauert) angelegt sind. Das Konter- oder Verteidigungsminensystem (s. Tafel »Festungsbau I«, Fig. 10, S. 348) besteht aus Hauptgalerien oder Hauptstollen, welche von der Kontreskarpe ausgehen und hier meist ein Minenvorhaus haben. Von den Hauptgalerien, deren 3—5 vor einem Bastion liegen, gehen unter Winkeln von 45—60° rechts u. links Zweigstollen (Branchen, Rameaus) ab, die schließlich in Horchgänge (Ecouten oder Horchstollen) auslaufen. In diesen wird der Angreifer bei seinen Arbeiten »behorcht«. Sind letztere überirdisch, so wird er mit Geschützen bekämpft; sind es Minenarbeiten, so werden Quetschminen gegen dieselben angewendet. Der Verteidiger unterhält, um von allen Arbeiten des Feindes im Bereich des Konterminensystems unterrichtet zu sein, in diesem einen wohlorganisierten Horch- und Meldedienst, damit er rechtzeitig durch Geschützfeuer, Ausfälle oder Quetschminen den Kampf aufnehmen kann. Er vermeidet das Auswerfen von Minentrichtern, damit sich der Angreifer nicht in denselben festsetzen oder von ihnen in das Minensystem eindringen könne. Zur Ventilation der Minen wendet man Zentrifugalventilatoren oder Pump- und Saugapparate mit langen Schläuchen an; doch sind noch keine zuverlässigen Mittel gefunden, um das Forträumen der Verdämmung nach dem Schuß gefahrlos zu machen. Der Erdboden ist, namentlich bei Quetschminen, durch die Pulvergase geradezu verpestet, und es kann die hier eingeatmete Luft die Minenkrankheit (s. d.) erzeugen, nicht selten schnellen Tod herbeiführen. Schon ältere Minensysteme waren mit Quergalerien zur Herbeiführung einer natürlichen Luftzirkulation versehen. General v. Totleben hat dieses Enveloppensystem bei der Verteidigung von Sebastopol und bei Neuanlagen wieder angewendet. Neben der Ventilation gewähren diese Quergalerien den großen Vorteil einer schnellern Kommunikation im ganzen System. Um eroberte Festungswerke der Benutzung des Feindes zu entziehen, werden unter wichtigen Teilen derselben Demolitionsminen angelegt, die der Ver-



1. Freie Kristallgruppe.



2. Eingewachsene Kristalle.



3. Aufgewachsene Kristalle. Gang.



7. Aufgewachsene Kristalle. Druse.



8. Gestricktes Aggregat.



9. Plattiges Aggregat.



13. Körnige Gesteinsstruktur.



14. Porphyrartige Struktur.



15. Porphyrstruktur.

16



19. Gneisstruktur.



20. Breccie.



21. Konglomerat.

ND GESTEINE.



4. Stängeliges Aggregat.



5. Körniges Aggregat.



6. Dendritisches Aggregat.



10. Traubiges Aggregat.



11. Derb, eingesprengtes Mineral.



12. Achatmandel.





Sphärolith. Struktur in körn. Gestein, 17. desgl. in glasigem Gestein.



18. Mandelsteinstruktur.



22. Geschichtetes Gestein.



23. Oolithische Struktur.



24. Oberfläche von Lava.

Institut in Leipzig.

Inhalt der Tafel ‚Mineralien und Gesteine'.

Fig. 1. Freie Kristallgruppe. (Quarz von Herkimer im Staat New York.)
- 2. Eingewachsene Kristalle. (Kobaltglanz von Tunaberg in Schweden.)
- 3. Aufgewachsene Kristalle, Gangbildung. (Bleiglanz und Spateisenstein von Heudorf am Harz.)
- 4. Stängeliges Aggregat. (Antimonglanz von Arnsberg in Westfalen.)
- 5. Körniges Aggregat. (Kokkolith von Arendal in Norwegen.)
- 6. Dendritisches Aggregat. (Solnhofener Lithographie-Schiefer.)
- 7. Aufgewachsene Kristalle, Drusenbildung. (Stilbit vom Fassathal.)
- 8. Gestricktes Aggregat. (Silber von Potosi in Bolivia.)
- 9. Plattiges Aggregat. (Gold von Siebenbürgen.)
- 10. Traubiges Aggregat. (Malachit von Bogoslowsk im Ural.)
- 11. Derb, eingesprengtes Mineral. (Schwefel von Weenzen bei Alfeld.)
- 12. Achatmandel (von Oberstein, geschliffen).
- 13. Körnige Gesteinsstruktur. (Granit von Baveno.)
- 14. Porphyrartige Gesteinsstruktur. (Granitporphyr.)
- 15. Porphyrstruktur. (Porphyrit vom Dschebel Duchan, halbgeschliffen.)
- 16. Sphärolithische Struktur in körnigem Gestein. (Kugeldiorit von Corsica, halbgeschliffen.)
- 17. Sphärolithische Struktur in glasigem Gestein. (Liparitischer Obsidian von Lipari, halbgeschliffen.)
- 18. Mandelsteinstruktur. (Melaphyr-Mandelstein von Ilfeld am Harz.)
- 19. Gneisstruktur. (Gneis.)
- 20. Breccie. (Trümmerachat, halbgeschliffen.)
- 21. Konglomerat. (Puddingstein von England, halbgeschliffen.)
- 22. Geschichtetes Gestein. (Gebänderter Gips von Ilfeld.)
- 23. Oolithische Struktur. (Oolith von Staßfurt, halbgeschliffen.)
- 24. Oberfläche von Lava. (Hawai.)

Inhalt der Tafel Mineralien und Gesteine.

Fig. 1. Feste Kristallgruppe. (Quarz von Herkimer in New York.)
- 2. Eingewachsene Kristalle. ([illegible])
- 3. Aufgewachsene Kristalle. Drusenbildung. ([illegible] von [illegible] am Harz.)
- 4. Stängeliges Aggregat. ([illegible])
- 5. Körniges Aggregat. ([illegible])
- 6. Dendritisches Aggregat. ([illegible])
- 7. Aufgewachsene Kristalle. Drusenbildung. ([illegible])
- 8. Gestricktes Aggregat. ([illegible])
- 9. Plattiges Aggregat. ([illegible])
- 10. Traubiges Aggregat. ([illegible])
- 11. Derb, eingesprengtes Mineral. ([illegible])
- 12. [illegible]
- 13. Körnige Gesteinsstruktur. ([illegible])
- 14. Porphyrartige Gesteinsstruktur. ([illegible])
- 15. Porphyrstruktur. ([illegible] Dünnschliff.)
- 16. [illegible] Struktur in [illegible] ([illegible] Dünnschliff.)
- 17. Sphärolithische Struktur in glasigem Gestein. ([illegible] Obsidian von Lipari, Dünnschliff.)
- 18. Mandelsteinstruktur. ([illegible])
- 19. Gneisstruktur. (Gneis.)
- 20. Breccie. ([illegible], Dünnschliff.)
- 21. Konglomerat. (Puddingstein von England, Dünnschliff.)
- 22. Geschichtetes Gestein. ([illegible])
- 23. Oolithische Struktur. ([illegible], Dünnschliff.)
- 24. Oberfläche von Lava. ([illegible])

teidiger von rückwärts liegenden Werken aus sprengen lassen kann. Derartige Minen werden außerdem zum Zerstören von Brücken, Dämmen, Tunnels ꝛc. angewendet, und es wird die Minenkammer in der Regel schon beim Neubau angelegt. Palissaden, frei stehende (Eskarpen-) Mauern zerstört man mittels Patronen aus Schießwolle oder Dynamit, die an den Fuß derselben gelegt werden. Vgl. »Handbuch für den allgemeinen Pionierdienst« (Berl. 1887).

Mine, in der Börsensprache die Vereinigung mehrerer (Mineure), welche à la hausse spekulieren. Denselben arbeiten die Baissespekulanten (Kontremineure) entgegen (s. Börse, S. 299).

Minehead (spr. main-hĕd), Marktstadt und Seebad in der engl. Grafschaft Somerset, an der Südküste des Kanals von Bristol, ehemals mit bedeutendem Handel, hat einen Hafen und (1891) 1799 Einw.

Minell (Min-Elli), Jan, niederländ. Schulmann, geb. 1625 in Rotterdam, gest. daselbst 1683, Rektor der Erasmus-Schule in seiner Vaterstadt. Seine und seiner Nachahmer Schulausgaben der alten Klassiker (»Ad modum Minelli«), seiner Zeit verbreitet, wurden später als sogen. Eselsbrücken mißachtet.

Minenkrankheit, Komplex von Krankheitserscheinungen, welcher durch Einatmen der beim Sprengen von Minen auftretenden Gase hervorgerufen wird. Da letztere wesentlich Kohlenoxyd enthalten, so ist auch die M. als Kohlenoxydvergiftung aufzufassen und äußert sich wie eine solche. In leichten Fällen wird sie durch Einatmen reiner Luft bald beseitigt, in schweren bricht der Kranke plötzlich zusammen, die Atmung stockt, und unter Betäubung und Krämpfen tritt schnell der Tod ein.

Minenkratze, s. Erdscharre.

Minenkrieg, s. Mine.

Minensperre, s. Torpedo.

Mineo, Stadt in der ital. Provinz Catania (Sizilien), Kreis Caltagirone, an der Eisenbahnlinie Catania-Caltagirone, mit Teigwarenerzeugung und (1881) 9274 Einw. Nördlich der Lago dei Palici oder Naftia (Lacus Palicorum, s. Paliken), mit Kohlensäuregasquellen.

Mineral, s. Mineralien.

Mineralalkali, soviel wie Natron.

Mineralbad, ein Bad in Mineralwasser.

Mineralbister, s. Bister.

Mineralblau, soviel wie Berliner Blau, Bremer Blau oder Wolframblau.

Mineralbraun (Mineralbister), s. Bister.

Mineralchemie, chemische Mineralogie, die Lehre von der Zusammensetzung, der Bildung und Zersetzung der Mineralien.

Mineralfarben (Erdfarben, Farberden, Körperfarben), Farbkörper, die teils natürlich vorkommen (Blaueisenerde, Kreide, Bolus), teils aus mineralischen Rohstoffen künstlich dargestellt werden (Chromgelb, Mennige, Berggrün) u. einen nicht durchsichtigen Anstrich geben. Sie werden mit Wasser und Öl benutzt, sind meist sehr dauerhaft, häufig aber giftig.

Mineralfeilen (Schmirgelfeilen), Schleifinstrumente, die durch Zusammenschmelzen und Pressen von 1 Teil Schellack mit 3 Teilen nicht zu feinem, gleichkörnigem Schmirgel hergestellt werden u. trocken, naß oder mit Öl die gewöhnlichen Schmirgelhölzer, Schmiergelscheiben, Feilen und Schleifsteine für Metall und Glas ersetzen. Sind sie abgenutzt, so kann man sie durch Umschmelzen wieder brauchbar machen. S. auch Schmirgelscheiben.

Mineralgang, s. Gang, S. 64.

Mineralgelb, soviel wie Kasseler Gelb, s. Bleichlorid und Wolframgelb.

Mineralgerberei, s. Leder, S. 129.

Mineralgrün, soviel wie Scheelsches Grün oder Schweinfurter Grün.

Mineralien (v. mittellat. minĕra, »Bergwerk, Erzgrube«; hierzu die Tafel »Mineralien u. Gesteine«, mit Textblatt), die anorganischen starren oder tropfbarflüssigen Naturkörper von homogener Beschaffenheit. Das Erfordernis der Homogenität, welche darin besteht, daß die Körper in ihrer ganzen Ausdehnung die gleichen physikalischen und chemischen Eigenschaften besitzen, sondert von den Mineralien zunächst die zusammengesetzten Gesteine (s. Gesteine) ab, welche sich als Gemenge verschiedener Mineralspezies herausstellen. Die Homogenität der Mineralien in chemischer Hinsicht erfordert, daß sie Elemente oder bestimmte chemische Verbindungen sind.

In morphologischer Beziehung teilen sich die M. in amorphe und kristallinische. Erstere, zu denen (neben den tropfbarflüssigen) nur eine kleine Anzahl fester (z. B. Opal) zählen, bilden niemals ebenflächig begrenzte gesetzmäßige Gestalten (Kristalle, s. d.), während die kristallinischen M. die Fähigkeit, Kristalle zu bilden, besitzen, ohne jedoch immer ebenflächig begrenzte Gestalten erkennen zu lassen. Die kristallinischen M. erscheinen vielmehr häufig in einzelnen oder zu Aggregaten aufgehäuften Körnern, Blättchen oder Stengeln, deren physikalisches Verhalten, wie es sich aus Spaltbarkeit, optischen Eigenschaften ꝛc. ergibt, darauf hindeutet, daß diese Körner, Blättchen, Stengel nur unentwickelte, in der freien Formentwickelung gehemmte Kristalle sind. Zu dieser Auffassung ist man um so mehr berechtigt, als von den einzeln eingewachsenen (Tafel, Fig. 2), allseitig ebenflächig und gesetzmäßig begrenzten (schwebend gebildeten) Kristallen bis zu dem Haufwerk vieler äußerlich gesetzlos begrenzter Körner ꝛc. die mannigfaltigsten Übergänge beobachtet werden können. So sind die aufgewachsenen (sitzend ausgebildeten) Kristalle (Fig. 3 u. 7) nur noch an ihrem freien Ende ebenflächig begrenzt, während ihr unteres Ende sich der zufälligen Unterlage anschmiegt. Mehrere bis viele Kristalle bilden aneinandertretend oder durch Gruppierung um einen Punkt ꝛc. nach Art mancher Konkretionen (s. d.) eine Kristallgruppe (Fig. 1), häufig auch, bei sekretionärer Entstehung (s. Sekretionen) in einem Hohlraum, eine Kristalldruse und besitzen in beiden Fällen nur noch an den frei entwickelten Enden gesetzmäßige Formen, während im erstern Falle ihr inneres, im letzern Falle ihr äußeres Ende ein der ebenen Flächen entbehrendes, kristallinisches Aggregat darstellt. — Körnige Aggregate (Fig. 5) können nach der Größe der zusammensetzenden Körner großkörnig, grobkörnig u. feinkörnig, nach ihrer Form eckig-körnig, rundkörnig oder glattkörnig sein; stängelige Aggregate (Fig. 4) lassen sich als dickstängelige, dünnstängelige, grobfaserige, feinfaserige, als parallelstängelige, radialfaserige, verworrenfaserige ꝛc., blätterige als großblätterige, kleinblätterige, gerade schalige, krummschalige, schuppige unterscheiden, Bezeichnungen, welche ohne nähere Definition verständlich sind. Sind die das Aggregat zusammensetzenden Teile so klein, daß ihre Form nicht mehr mit bloßem Auge erkannt werden kann, so heißt das Aggregat dicht (kryptokristallinisch); unter dem Mikroskop erscheinen die dichten Aggregate wieder körnig, schuppig oder

faserig. Zuweilen besitzen kristallinische M. noch ein gröberes Gefüge, indem sie außer der körnigen, blätterigen oder faserigen Struktur noch einen schaligen Aufbau erkennen lassen. So ist bei dem braunen und roten Glaskopf und an dem Erbsenstein (Pisolith) eine doppelte Struktur (Glaskopfstruktur, Pisolithstruktur) vorhanden, indem sie gleichzeitig einen radialfaserigen und einen konzentrisch-schaligen Bau besitzen. Die kristallinischen M. erscheinen mitunter nach außen hin regelmäßig begrenzt, bald kugelig (z. B. die Erbsensteine, Oolithe), bald nierenförmig und traubig (Brauneisenstein, Psilomelan, Malachit, Fig. 10), bald cylindrisch, zapfenförmig (Tropfstein); auch finden sie sich in krusten- oder schalenartigen Überzügen über andern M. Wo sich die kristallinischen M. im beschränkten Raume (auf Spalten oder in Hohlräumen der Gesteine) bilden, nehmen sie die Form der Umgebung an. Ausfüllungen von Klüften geben Platten, Bleche (Fig. 9) und, wenn sie sehr dünn sind, sogen. Anflüge; die letztern sind oft moos- oder baumförmig gestaltet (dendritisch, Fig. 6) und zeigen nicht selten Übergänge in die zu ästigen und gestrickten Formen (Fig. 8) regelmäßig aneinandergereihten Kristallaggregate. — Die amorphen M. bilden ebenso wie die kristallinischen M. kugelige, nierenförmige, cylindrische, zapfenförmige oder knollige Gestalten und krustenartige Überzüge, oder haben rein zufällige von ihrer Umgebung abhängige Formen, aber sie besitzen keine Spur von innerer körniger, blätteriger oder faseriger Struktur, auch keine nach bestimmten Flächen orientierte Spaltbarkeit.

Von den physikalischen Eigenschaften der M. ist die Spaltbarkeit (s. d.) in einem besondern Artikel behandelt. Unter Bruch versteht man die Form der beim Zerbrechen oder Zerschlagen der M. entstehenden Trennungsflächen (Bruchflächen) und unterscheidet außer dem regelmäßig ebenflächigen Blätterbruch (s. Spaltbarkeit) einen muscheligen, unebenen, ebenen, glatten, splitterigen, hakigen und erdigen Bruch. — Das spezifische Gewicht der M. schwankt zwischen weiten Grenzen (Iridium 21—23, Erdöl und Erdwachs 0,6—0,9), jedoch ist bei den weiter verbreiteten Arten, so namentlich bei den gesteinsbildenden, ein spezifisches Gewicht von 2,5 — 3,5 das häufigste. — Über die Härte der M. s. d.; über diejenigen optischen Eigenschaften, welche in direktem Zusammenhang mit den Kristallgestalten stehen, vgl. Kristall. — Die Farbe der M. kann eine wesentliche, der chemischen Substanz entsprechende sein (farbige, idiochromatische M., wie grüner Malachit, roter Zinnober, blauer Kupfervitriol), oder sie kann von einem beigemengten fremden Pigment (Verunreinigung) herrühren, welches an sich farblose M. in gefärbte (allochromatische) umwandelt. So ist Rauchquarz durch organische Substanz braun bis schwarz gefärbter Quarz, der Smaragd ein durch Chromoxyd grün gefärbter Beryll; rote Färbungen sind sehr häufig auf beigemengtes Eisenoxyd, gelbe und braune auf Eisenhydroxyd zurückzuführen. An einem und demselben Mineral finden sich nicht selten verschiedene Färbungen vor; so gibt es z. B. im Innern rot und äußerlich grün gefärbte Turmalinkristalle, Diopsidkristalle, die an einem Ende grün, am andern farblos sind, und viele M., die, wie die Achate, gebändert, geflammt, gestreift, geädert, wolkig, gefleckt, punktiert ꝛc. erscheinen. Charakteristisch ist für manche farbige M. auch die Farbe (Strichfarbe, Strich) des feinen Pulvers (Strichpulvers), welches man durch Anfeilen oder durch Reiben oder Streichen der M. auf einer rauhen Platte (Strichtafel) von Porzellan (Biskuit) erhält. So besitzt der eisenschwarze Eisenglanz einen kirschroten Strich; das Pulver des speisgelben Eisenkieses ist bräunlichschwarz. Gefärbte M. haben meist einen weißen oder hellgrauen Strich. Durch oberflächliche chemische Veränderung können sich die Farben mancher M. ändern, die M. können »anlaufen«. Die entstehenden Farben (Anlauffarben) sind dann entweder auf der ganzen Oberfläche gleich oder an verschiedenen Stellen verschieden; im letztern Fall erhalten die M. ein buntes Aussehen (pfauenschweifig, taubenhälsig, regenbogenartig). — Nach dem Grade der Fähigkeit, das Licht durchzulassen (Pelluzidität), unterscheidet man die M. als durchsichtig, halbdurchsichtig, durchscheinend, kantendurchscheinend und undurchsichtig (opak). — Der Glanz der M. ist seiner Qualität nach Metallglanz, Diamantglanz, Glasglanz, Fettglanz, Perlmutterglanz, Seidenglanz, der letztgenannte besonders an faserigen M. Der Stärke ihres Glanzes nach unterscheidet man die M. als stark glänzend, wenig glänzend, beim Fehlen jeglichen Glanzes als matt. Der Metallglanz ist stets verbunden mit Undurchsichtigkeit und gewissen (metallischen) Farbennüancen und bedingt den metallischen Habitus eines Minerals; anderseits sind nicht metallischer Glanz, nicht metallische Farben und Durchsichtigkeit, wenn auch nur in geringem Grade, den nicht metallischen M. eigen. Weniger wichtig für die Bestimmung, aber von großem theoretischen Interesse (namentlich wegen ihrer Beziehung zu der Symmetrie der Kristalle) sind die elektrischen und die thermischen Eigenschaften der M., so Ausdehnung durch die Wärme, Wärmeleitung ꝛc. Dagegen bietet das Verhalten der M. vor der Lötrohrflamme, vor der sie sich als unschmelzbar, schwer oder leicht schmelzbar erweisen oder sich verflüchtigen, einen sehr wertvollen Anhaltspunkt zu ihrer Bestimmung. Kobell hat für die schmelzbaren M. eine Schmelzbarkeitsskala aufgestellt, mittels deren man, ähnlich wie bei der Härteskala, den Grad der Schmelzbarkeit eines Minerals durch Vergleich bestimmen kann. Die sechs Schmelzgrade sind, von dem am leichtesten schmelzbaren Mineral anfangend: 1) Antimonglanz, 2) Natrolith, 3) Almandin, 4) Strahlstein, 5) Orthoklas, 6) Bronzit. — Magnetismus besitzen nur wenige Mineralspezies. Polaren Magnetismus zeigen manches Platin und mancher Magnetkies, besonders aber manches in Zersetzung begriffene Magneteisen (natürlicher Magnet); einfach magnetisch, indem sie vom Magneten angezogen werden, sind namentlich Eisen, Magneteisen, Magnetkies und noch einige viel Eisen enthaltende M., manche von diesen allerdings erst nach dem Glühen oder Schmelzen. — Als physiologische Merkmale endlich werden auf Geschmack, Geruch und Gefühl wirkende Eigenschaften der M. bezeichnet, unter ihnen einige zur rohen Bestimmung recht nützliche, wie der Geschmack des Steinsalzes, des Sylvins, der eigentümliche Geruch, den thonige M., namentlich nach dem Anhauchen, zeigen, ferner der bituminöse, welcher entweder direkt oder noch häufiger nach dem Anschlagen oder Reiben wahrgenommen wird, endlich das eigentümlich fettige Gefühl bei Berührung z. B. des Talks und des Graphits. Auch das Adhärieren an befeuchteter Lippe (hygroskopische M.: Thone, Meerschaum, Hydrophan) gehört hierher.

Die Mineralspezies sind, wie schon hervorgehoben, bestimmte chemische Verbindungen. Chemisch analog zusammengesetzte M. zeigen häufig ähnliche

Kristallformen, sind isomorph (s. Isomorphie); anderseits können aber auch in verschiedenen Kristallsystemen kristallisierende M. die gleiche chemische Zusammensetzung besitzen (*Heteromorphie*, s. d.). Die Wichtigkeit der chemischen Zusammensetzung findet ihren Ausdruck auch darin, daß die *systematische Anordnung der Mineralspezies* jetzt allgemein nach chemischen Prinzipien erfolgt. Man gliedert die M. wie folgt:

I. *Klasse.* **Elemente** und deren isomorphe Mischungen; mit den Ordnungen der Metalloide und der Metalle.

II. *Klasse.* **Schwefelverbindungen** (*Inflammabilien* der alten Mineralogen zum Teil) und Verbindungen des Selens, Tellurs, Arsens, Antimons und Wismuts; mit den Ordnungen der einfachen Sulfide (Selenide ꝛc.), der Sulfosalze und der Oxysulfuride.

III. *Klasse.* **Oxyde**; mit den Ordnungen der Anhydride und der Hydroxyde.

IV. *Klasse.* **Haloidsalze**; mit den Ordnungen der einfachen Haloidsalze und der Doppelchloride und -Fluoride sowie einem Anhang: Oxychloride und Oxyfluoride.

V. *Klasse.* **Sauerstoffsalze** (*Oxysalze*); mit den Ordnungen der Aluminate und Ferrate, Borate, Nitrate, Karbonate, Selenite, Arsenite und Antimonite, Sulfate, Chromate, Molybdate, Wolframate und Uranate, Tellurate, Phosphate, Arseniate, Antimoniate, Vanadinate, Niobate und Tantalate, Silikate, Titanate, Zirkoniate, Thorate, Stannate, Verbindungen der Silikate mit Titanaten, Zirkoniaten, Niobaten und Vanadinaten und Verbindungen der letztgenannten Salze untereinander. Von diesen Ordnungen zerfallen die meisten in zwei Unterordnungen, je nachdem die betreffenden Verbindungen wasserfrei oder wasserhaltig sind. Die Silikate werden in folgende »natürliche Gruppen« untergeteilt: Andalusitgruppe, Turmalingruppe, Epidotgruppe, Olivingruppe, Willemitgruppe, Granatgruppe, Helvingruppe, Skapolithgruppe, Nephelingruppe, Glimmergruppe, Clintonitgruppe, Chloritgruppe, Talk- und Serpentingruppe, Augit- und Hornblendegruppe, Cordieritgruppe, Feldspatgruppe, Zeolithgruppe, Thongruppe nebst einem Anhang: allerlei Metallsilikate.

VI. *Klasse.* **Organische Verbindungen** (*Inflammabilien* der alten Mineralogen zum Teil); mit den Ordnungen der Salze der organischen Säuren, Kohlenwasserstoffe und Harze sowie einem Anhang: Kohlen.

Für die *chemische Untersuchung* bedient sich die Mineralogie im allgemeinen der gleichen Methoden wie die anorganische Chemie, und nur für eine schnelle Bestimmung wird mit Vorliebe der sogen. trockne Weg unter Benutzung des Lötrohrs behufs Vornahme von Schmelzversuchen, Färbungen von Glasflüssen (Borax-, Phosphorsalzperlen) ꝛc. gewählt; auch die äußern Kennzeichen (Glanz, Farbe, Härte, Spaltbarkeit, Kristallform ꝛc.) werden zur Bestimmung mit Vorteil verwertet. Weisbach, Fuchs, Hirschwald, Kobell u. a. haben Anleitungen zur Bestimmung der M. auf Grund einfacher chemischer Prüfungen und nach äußern Kennzeichen gegeben.

Die *Bildung* der M. erfolgt wie die der Kristalle (s. d.) auf dreierlei Weise; entweder entstehen sie durch Erstarrung von Schmelzflüssen (wie viele Gemengteile der Laven, z. B. Feldspat, Leucit, Augit, Biotit, Apatit, Magneteisen), oder durch Ausscheidung aus wässerigen Lösungen (z. B. Steinsalz, Gips), oder durch Sublimation aus dem dampfförmigen Zustand (z. B. Salmiak, Schnee). Die aus Schmelzflüssen erstarrten M. führen nicht selten neben kleinen rundlichen u. schlauchförmigen Einschlüssen von Gas u. Flüssigkeiten, welche in den Schmelzflüssen absorbiert waren, als besonders charakteristische, ihre Entstehung verratende Einschlüsse solche von Glas. Die aus wässerigen Lösungen auskristallisierten M. enthalten besonders häufig und oft in regelmäßiger Anordnung, bald mehr in den zentralen, bald mehr in den peripherischen Teilen gehäuft, Flüssigkeitseinschlüsse, die, wenn sie den oft ebenflächig begrenzten Raum (negativen Kristall) nicht ganz erfüllen, eine bewegliche Gasblase (Libelle) enthalten. Gaseinschlüsse (sogen. Gasporen) kommen namentlich bei den sublimativ gebildeten M. häufig vor. Die Ausscheidung von M. aus wässerigen Lösungen und Dämpfen ist nicht selten eine Folge ziemlich komplizierter Vorgänge; so kann z. B. Eisenglanz aus sublimierendem Chloreisen durch die Einwirkung von Wasserdampf, Gips durch Einwirkung oxydierenden Eisenkieses auf kohlensaures Calcium entstehen; Zeolithe können sich aus Feldspaten bilden ꝛc. Viele M., die sogen. *Kontaktmineralien*, entstehen durch den Einbruch eines Eruptivgesteins in andre Gesteine an den Berührungsstellen beider (s. Metamorphismus der Gesteine). Endlich können Organismen einen hervorragenden Anteil an der Bildung von M. nehmen: die neben organischen Substanzen aus Kieselsäure oder aus Calciumkarbonat bestehenden innern oder äußern Skelette von Tieren oder Pflanzen (Diatomeen), die Holzfasern der Pflanzen gehen gelegentlich durch Umwandlungsprozesse in rein mineralische Substanzen über (Polierschiefer aus Diatomeen bestehend, Verkohlungsprozeß). Über die große Bedeutung, welche die sogen. Pseudomorphosen als Anzeichen bestimmter natürlicher Bildungs- und Umbildungsprozesse besitzen, vgl. Pseudomorphosen. Von vielen M. wissen wir nicht, wie sie sich gebildet haben; zur Erklärung ihrer mutmaßlichen Bildungsweise können dann aber Experimente dienen, durch welche mit den natürlich vorkommenden identische chemische Verbindungen erzeugt werden. Die umfangreiche Litteratur über derartige Versuche findet sich in Fuchs' »Die künstlich dargestellten M.« (Haarlem 1872) sowie in Meuniers »Les méthodes de synthèse en minéralogie« (Par. 1891) übersichtlich zusammengestellt. Der Verallgemeinerung der dabei gewonnenen Resultate steht die Thatsache gegenüber, daß sich die Natur in vielen Fällen nachweisbar verschiedener Wege bedient, um dasselbe Mineral hervorzubringen. So ist Schwefel bald Sublimationsprodukt, bald Quellabsatz (durch Zersetzung des in den sogen. Schwefelquellen enthaltenen Schwefelwasserstoffs), bald Abscheidung aus Doppeltschwefeleisen (Schwefel, eingebettet in Brauneisenstein, aus Eisenkies entstanden), bald Reduktionsprodukt aus Sulfaten (durch die enge Verknüpfung gediegenen Schwefels mit Cölestin und Gips mehr denn wahrscheinlich gemacht).

Hinsichtlich der Häufigkeit und der Art ihres *Vorkommens* unterscheiden sich die M. auffallend voneinander. Unter den etwa 800 Spezies, die man kennt, sind nur gegen 40 als wesentliche Bestandteile der Gesteine (vgl. Gesteine, S. 477) weitverbreitet, alle übrigen kommen nur als zufällige Beimengungen entweder in kristallinischen Aggregaten (derb, eingesprengt, Fig. 11) und in Kristallen in den Gesteinen eingewachsen vor, oder in Hohlräumen derselben, als Ausfüllungen ehemaliger Blasenräume (Mandeln) und auf Gängen und Lagerstätten besonderer Art (s. Erzlagerstätten). — Betreffs der *Benennung* der einzelnen Spezies existiert leider kein Prinzip. Verhältnismäßig selten sind die Namen nach charakteristischen Eigenschaften gebildet (z. B. Orthoklas wegen seiner rechtwinkeligen, Oligoklas wegen seiner schiefwinkeligen Spaltbarkeit, Melanit wegen seiner schwarzen Farbe, Axinit wegen der beilartigen Gestalt der Kristalle, Eulytin wegen der leichten Löslichkeit in Säuren). Am häufigsten

sind die Benennungen nach Fundorten und Eigennamen gewählt, und ist dann gewöhnlich die Silbe »it«, seltener »lith« dem Namen angefügt (z. B. Wolfachit, Wernerit, Danalith ꝛc.). Vgl. Kobell, Die Mineralnamen und die mineralogische Nomenklatur (Münch. 1853). — Das beste Hilfsmittel zum Studium der M. bieten die **Mineraliensammlungen**, wie sie die Universitäten und andre Lehranstalten besitzen. Die Anlage eigner Sammlungen ermöglichen die Minerialienhandlungen (in Berlin, Bonn, Heidelberg, Freiberg, Dresden, Wien), von denen man sowohl einzelne Stücke als ganze Zusammenstellungen beziehen kann. Auch sind Etiketten für Mineraliensammlungen käuflich. Über Lehrbücher s. Mineralogie.

Mineralindigo, soviel wie molybdänsaures Molybdänoxyd (s. Molybdän).

Mineralisches Chamäleon (Chamaeleon minerale), s. Mangansäure.

Mineralkermes, s. Antimonsulfide.

Minerallack, s. Pinkcolour.

Mineralleder, durch Mineralgerbei erhaltenes Leder, s. Leder, S. 129.

Mineralmalerei, eine Erfindung des Münchener Chemikers Keim, hat den Zweck, Fresken und Ölgemälde gegen die Einflüsse der Temperatur widerstandsfähig zu machen. Die zur Bemalung bestimmten Wandflächen müssen aus reinem, solidem und gesundem Material bestehen und vollständig trocken sein. Auf die Wandfläche wird zunächst ein Untergrund aufgetragen, welcher aus möglichst scharfkörnigem, vor dem Gebrauch gesiebtem und gewaschenem Quarzsand, aus nach dem Ablöschen ebenfalls gesiebtem und ausgelaugtem Kalk und aus reinem Regen- oder Flußwasser besteht. Nachdem dieser Untergrund vollständig ausgetrocknet und hart geworden ist, wird er mit einem rauhen Sandstein abgerieben und mit Kaliwasserglas getränkt, ohne daß jedoch die Porosität des Untergrundes dadurch aufgehoben wird. Auf diesen Untergrund wird der eigentliche Malgrund aufgetragen, welcher aus 4 Maßteilen Quarzsand, $3^1/_2$ Teilen Marmorsand, $^1/_2$ Teil Infusorienerde und einem Maßteil Ätzkalk, mit destilliertem Wasser angerührt, gebildet wird. Auch der Malgrund muß vollständig austrocknen, ehe er einer weitern Bearbeitung unterzogen wird. Dann wird er mit Kieselfluorwasserstoffsäure getränkt und mit Wasserglas imprägniert. Auf diesen Grund wird mit reinen Mineralfarben gemalt, welchen Kieselsäure, Thonerdehydrat, Magnesiahydrat, Zinkoxyd, Flußspat, Glaspulver u. a. m. zugesetzt sind. Das Fixieren der Bilder geschieht durch Kaliwasserglas, welches mit Ätzkali und Ätzammoniak versetzt ist und in heißem Zustand und zwar erst dann angewendet wird, sobald das ganze Gemälde bis auf den Stein ausgetrocknet ist. Nach dem Fixieren wird das Gemälde noch mit kohlensaurem Ammoniak behandelt. Für Ölbilder präpariert Keim nach seinem System Malleinwand, welche sich von der bisher üblichen kaum unterscheidet und auch im bemalten Zustand zusammengerollt werden kann, ohne daß die Malerei Sprünge oder Risse erleidet. Bilder, die auf dieser Malleinwand hergestellt sind, sollen wie die Wandgemälde nicht nur den Einflüssen der Temperatur, der Nässe ꝛc. trotzen, sondern auch gegen Einwirkung von Säuren und gegen Feuer geschützt sein. Vgl. Keim, Die M. (Wien 1881).

Mineralmohr, soviel wie Aethiops.

Mineralmoor, s. Moor.

Mineralogie (früher auch Oryktognosie), der Teil der Naturgeschichte, welcher sich mit den einfachen anorganischen Naturkörpern, den Mineralien, beschäftigt. Die M. betrachtet diese einfachen Körper der anorganischen Natur nach ihren sämtlichen Eigenschaften, gruppiert sie denselben entsprechend und beschreibt ihre Abarten, ihr Vorkommen, ihre Entstehung und Umwandlung in andre Mineralien. Die M. zerfällt in einen allgemeinen Teil, welcher die Eigenschaften der Mineralien überhaupt erörtert, und aus dessen Grundprinzipien die Klassifikation (Systematik) der Mineralien sich ergibt. Der zweite, beschreibende (physiographische) Teil bespricht die einzelnen durch ihre Eigenschaften unterschiedenen Mineralien in einer bestimmten systematischen Anordnung.

Die Geschichte der M. hebt, auch wenn wir die ersten Anfänge, welche in einer Aufzählung einzelner Beobachtungen an technisch wichtigen Mineralien, Edelsteinen, Erzen, Bau- und Statuenmaterialien bestanden, unberücksichtigt lassen, schon früh an. Aristoteles (384—322) lieferte bereits eine Systematik, indem er die Mineralien in orykta (Steine) und metalleuta (Erze) teilt. Theophrastos (um 310 v. Chr.) beschrieb die Edelsteine in einer besondern Schrift, Dioskorides (um 60 n. Chr.) und Galenos (um 150 n. Chr.) behandelten die medizinisch ausnutzbaren Eigenschaften der Mineralien. Von Strabon (um 50 n. Chr.) und von Plinius (23—79), von dessen »Historia naturalis« sich fünf Bücher auf die Mineralien beziehen, wurden viele Mineralspezies nach Beschaffenheit u. Vorkommen näher beschrieben. Im Mittelalter gab der arabische Arzt Avicenna (980—1036) eine Einteilung der Mineralien, welche allgemein bis zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts beibehalten wurde, nämlich in Steine (oder Erden), Salze, Erze und schweflige oder brennbare Fossilien. Ein eingehenderes Studium der M. wurde aber erst durch den deutschen Bergbau ins Leben gerufen. Dieser hatte bereits im 12. Jahrh. eine große Ausdehnung angenommen. Angaben über die technisch wichtigen Erze, über das Vorkommen derselben auf den Erzlagerstätten, aber auch über das Aufsuchen derselben mit der Wünschelrute ꝛc., wurden von praktischen Bergleuten, deren Namen unbekannt sind, in dem um 1509 erschienenen »Bergbüchlein« niedergelegt. Eine sehr wesentliche Erweiterung erhielten diese Angaben durch den Arzt Georg Agricola (1490—1555), welcher zu Joachimsthal, später in Chemnitz lebte und dem Bergbau im Erzgebirge ein lebhaftes Interesse zuwandte. In seinem Hauptwerk: »De natura fossilium« (1546), das mit vielen andern Schriften desselben Verfassers, zumal mit dem reich illustrierten Buch »De re metallica«, viele Auflagen erlebte, bespricht er von vielen Mineralien, außer ihrem Vorkommen, der Art ihrer Bildung u. ihrer technischen Bedeutung, die äußern Kennzeichen (Schwere, Glanz, Farbe, Härte, Spaltbarkeit) in fast erschöpfender Weise. Um 1670 entdeckte Bartholin die Doppelbrechung des Kalkspats und Steno (geb. 1638 in Kopenhagen, gest. 1687 in Schwerin) die Konstanz der Kantenwinkel. Die chemische Natur der Mineralien suchten Boyle (geb. 1627 in Irland, gest. 1691 in London) sowie die Schweden Wallerius (1709—85) und Cronstedt (1702—65) näher zu erforschen; aber den eigentlichen Grund zur chemisch-wissenschaftlichen Behandlung der M. legten erst die chemischen Analysen der schwedischen Forscher Bergman (1735—84), Scheele (1742—86) und Gahn (1745—1818). Nach ihnen haben sich Vauquelin in Frankreich

(1763—1829), Klaproth in Deutschland (1743—1817; »Beiträge zur chemischen Kenntnis der Mineralien«, 1795—1815), dann Berzelius (geb. 1779, gest. 1848 in Stockholm), Heinr. Rose (1795—1864), Mitscherlich (1794—1863), Stromeyer, Plattner, Damour, v. Kobell, Scheerer, Rammelsberg u. a. die größten Verdienste um die chemische Kenntnis der Mineralien und um deren Bestimmung mittels einfacher chemischer Versuche erworben. Wie zuerst in Schweden die chemische Seite der M. zur Geltung kam, so ging von Frankreich der Anstoß zu einer wissenschaftlichen Behandlung der eigentümlichen äußern Formen der Mineralien aus. Romé de l'Isle (1736—90) wurde durch seinen »Essai sur la cristallographie« (1772) der Schöpfer der Kristallographie; aber ihre wissenschaftliche Begründung erhielt dieselbe erst durch Hauy (1743—1822), welcher 1784 in seinem »Essai d'une théorie sur la structure des cristaux« den mathematischen Zusammenhang unter den Kristallformen der Mineralien von gleicher chemischer Zusammensetzung nachwies. Er ging dabei von den von ihm entdeckten Spaltungsformen (welche übrigens vor ihm schon Bergman beobachtet hatte) aus und leitete alle Kristallformen durch Aufschichtung solcher Spaltungsgestalten und durch sogen. Dekreszenzen (s. d.) oder mangelhafte Auflagerungen ab. Etwa gleichzeitig erhielt die wissenschaftliche M. von Sachsen aus den mächtigsten Anstoß durch Werner (1750—1817). Sein Schriftchen »Von den äußern Kennzeichen der Mineralien« (1774), ein Muster in Schärfe und Klarheit des Ausdrucks und der Folgerichtigkeit, wurde epochemachend. Von Freiberg aus verbreiteten zahlreiche Schüler Werners seine Methode und sein auf chemischer Grundlage aufgebautes Mineralsystem nicht nur über Deutschland, sondern über die ganze Erde. Unter seinen Schülern war der hervorragendste Christian Samuel Weiß (1780—1856), der, von Hauy angeregt, die mathematische Behandlung der Kristallographie weiter ausbildete, aber ein Gegner der Hauyschen Anschauungen, die Bedeutung der Kristallachsen und der Zonen hervorhob. Er stützte sich dabei auf die durch Wollaston (1809) mittels des Reflexionsgoniometers ermöglichte genaue Winkelmessung. 1815 stellte er die noch jetzt beibehaltenen sechs Kristallsysteme fest. In dem Sinne von Weiß wurde die Kristallographie von seinen Schülern Neumann, Quenstedt, Gustav Rose weiter behandelt, während Mohs, Naumann, Haidinger und namentlich der Engländer Miller (1839) wesentliche Modifikationen der Bezeichnung ꝛc. einführten. Die Bezeichnungsweise des letztern wurde bald nach Deutschland (besonders nach Wien durch Haidinger, Grailich, v. Lang und Schrauf) verpflanzt und hat immer mehr und mehr Verbreitung gewonnen. Besondere Verdienste um die Physiographie der Mineralien haben sich noch Hausmann, Breithaupt, Gustav Rose, vom Rath, Des Cloizeaux erworben. In der Systematik errang allmählich die auf chemischen Grundsätzen beruhende Anordnung der Mineralspezies einen heute fast unbestrittenen Sieg. S. Mineralien und Kristall.

[Litteratur.] Breithaupt, Vollständiges Handbuch der M. (Dresd. u. Leipz. 1836—47, 3 Bde.); Hausmann, Handbuch der M. (Götting. 1828—47, 2 Bde.); J. Dana, System of mineralogy (1837, 6. Aufl., New York 1892); Des Cloizeaux, Manuel de minéralogie (Par. 1862—74, 2 Bde.); Naumann, Elemente der M. (Leipz. 1846, 12. Aufl. von F. Zirkel, 1885); Hintze, Handbuch der M. (das. 1889 ff.); die Lehrbücher von Quenstedt (3. Aufl., Tübing. 1877), Senft (in Leunis' »Synopsis«, 3. Bd.; 2. Aufl., Hannov. 1875), Tschermak (4. Aufl., Wien 1894), Bauer (Berl. 1886); Hornstein, Kleines Lehrbuch der M. (4. Aufl., Kassel 1886); Groth, Tabellarische Übersicht der Mineralien nach ihren kristallographisch-chemischen Beziehungen (3. Aufl., Braunschweig 1889). Speziell die Kristallographie behandeln: Naumann, Elemente der Kristallographie (Leipz. 1856); Rose, Elemente der Kristallographie (3. Aufl., Berl. 1873; Bd. 2 von Sadebeck, 1876; Bd. 3 von Websky, 1887); Groth, Physikalische Kristallographie (3. Aufl., Leipz. 1894); Mallard, Traité de crystallographie (Par. 1879—84, 2 Bde.); Liebisch, Geometrische und Physikalische Kristallographie (Leipz. 1881 u. 1891); Derselbe, Elemente der physikalischen Kristallographie (das. 1895). Tabellen und Hilfsmittel zur Bestimmung rühren unter andern von Kobell (13. Aufl. von Oebbeke, Münch. 1893), Weisbach (4. Aufl., Leipz. 1892), Fuchs (3. Aufl. von Streng, Gießen 1890) her. Die beste Mineralchemie ist Rammelsbergs »Handbuch« (2. Aufl., Leipz. 1875; Ergänzungshefte 1886 und 1895). Für das Studium des Vorkommens, der Bildung und Umbildung der Mineralien sind am wichtigsten: Breithaupt, Paragenesis der Mineralien (Freiberg 1849); Cotta, Lehre von den Erzlagerstätten (2. Aufl., das. 1861); Groddeck, desgl. (Leipz. 1879); Blum, Die Pseudomorphosen (mit vier Nachträgen, Stuttg. 1843—79); J. Roth, Allgemeine und chemische Geologie (1. Bd., Berl. 1879); Dölter, Allgemeine chemische M. (Leipz. 1890); Meunier, Les méthodes de synthèse en minéralogie (Par. 1891). Zeitschriften: »Neues Jahrbuch für M., Geologie und Paläontologie« (Stuttg., seit 1833); »Mineralogische Mitteilungen« von Tschermak (Wien, seit 1872); »Zeitschrift für Kristallographie und M.« von Groth (Leipz., seit 1877); »The Mineralogical Magazine« (Lond., seit 1876); »Bulletin de la Société minéralogique de France« (Par., seit 1878). Vgl. Kobell, Geschichte der M. (Münch. 1864); Riemann, Taschenbuch für Mineralogen (Berl. 1887).

Mineralöle, ölähnliche Flüssigkeiten, die nicht aus Pflanzen oder Tieren gewonnen werden, besonders das Erdöl (Petroleum, Steinöl), und im engern Sinne die durch trockne Destillation aus Braunkohlen, Steinkohlen, Torf und bituminösen Schiefern erhaltenen Öle, besonders die als Leuchtmaterialien verwertbaren Öle (Kohlenwasserstoffe), wie Photogen, Solaröl ꝛc. Braunkohlen, Bogheadkohle, Torf und Schiefer unterwirft man der trocknen Destillation, um aus dem Teer Paraffin (s. d.) und M. zu gewinnen. Bei der Destillation des Teers erhält man zuerst Rohöl und bei höherer Temperatur Paraffinmasse. Das Rohöl wird mit Natronlauge innig gemischt, um es von den Phenolen (Karbolsäure ꝛc.) zu befreien. Die mit diesen sauren Teerbestandteilen gesättigte Lauge wird von dem Öl getrennt, letzteres gut ausgewaschen und in gleicher Weise mit konzentrierter Schwefelsäure behandelt, um Brandharze zu zerstören. Das abermals gewaschene Öl wird aus eisernen Blasen über freiem Feuer destilliert und dabei unter Beachtung der Siedetemperatur Leichtöl, Rohsolaröl und beim Erkalten erstarrende Paraffinmasse voneinander getrennt. Aus der ersten Paraffinmasse gewinnt man durch Pressen ein Öl, welches nach Art des Rohöls weiter verarbeitet wird. Das Leichtöl wird aber-

mals mit Schwefelsäure behandelt, gut gewaschen und rektifiziert, wobei man Benzinöl und der Hauptmasse nach Photogen erhält. Aus dem Benzinöl wird nach abermaligem Säuern und Waschen durch Einleiten von Dampf das Benzin abgeblasen, der Rückstand wird mit dem Photogen gemeinschaftlich rektifiziert. Das Photogen (Mineralöl, Hydrokarbür, Schieferöl, Turfol) ist ein Gemenge von Kohlenwasserstoffen, bildet eine farblose oder hell weingelbe Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,800—0,810, riecht schwach, löst Fette, Harze, Kautschuk, siedet bei 145—150° und wird als Leuchtmaterial benutzt. Je niedriger das spezifische Gewicht bei hohen Siedepunkten, um so besser ist das Photogen. Das sogen. deutsche Petroleum wird durch Behandeln von kaltem Photogen mit Schwefelsäure, Waschen, Behandeln mit heißer Natronlauge, abermaliges Waschen und Filtrieren dargestellt, ist farblos, blau schillernd, von mildem ätherischen Geruch. Das Rohsolaröl wird mit Preßölen von der Paraffinfabrikation wie das Rohöl gereinigt und gibt dann bei der Rektifikation Solaröl, Paraffinöl und Paraffin. Das Solaröl besteht ebenfalls aus Kohlenwasserstoffen, ist klar, farblos oder gelblich, dickflüssiger als Photogen, fast geruchlos oder von mehr oder weniger intensivem Geruch, spez. Gew. 0,825—0,835, siedet bei 175—200°. Bisweilen scheidet es bei Winterkälte Paraffin aus. Man benutzt es als Leuchtmaterial. Das Paraffinöl (Schmieröl, Gasöl) besteht aus den schwersten flüssigen Kohlenwasserstoffen, soll aber möglichst wenig Paraffin enthalten, von welchem es durch starke Abkühlung getrennt wird. Es besitzt das spez. Gew. 0,850—0,860, ist gelb, braun oder schwarz, dickflüssig, mischt sich mit fetten Ölen und Harzöl, brennt nicht in Lampen, wird aber als Schmiermittel u. zur Darstellung von Leuchtgas (s. d.) benutzt. Vgl. Schaedler, Technologie der Fette und Öle der Fossilien (Leipz. 1887); Scheithauer, Fabrikation der M. und des Paraffins (Braunschw. 1895).

Mineralöllampen, s. Lampen, S. 987 ff.

Mineralorange, s. Mennige.

Mineralpottasche, aus Mineralien gewonnene Pottasche (s. d.), im Gegensatz zu der aus Pflanzenasche dargestellten.

Mineralquellen, s. Mineralwässer.

Mineral Range (spr. mainĕrĕl rēndsch), Hügelzug am Südufer des Obern Sees im nordamerikan. Staat Michigan, bis 600 m hoch, reich an Eisen- u. Kupfererzen.

Mineralsäurebäder, s. Bad, S. 312.

Mineralsäuren, alle Säuren, welche keinen Kohlenstoff enthalten, besonders Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure, Phosphorsäure, Kieselsäure, Borsäure ꝛc., im Gegensatz zu den kohlenstoffhaltigen Säuren (Essigsäure, Pikrinsäure ꝛc.) und speziell den Pflanzensäuren (Zitronensäure, Äpfelsäure), die in lebenden Pflanzen gebildet werden.

Mineralschlamm, s. Schlamm.

Mineralschwarz, aus gemahlenem Thonschiefer bestehende Anstrichfarbe.

Mineralsoda, aus Kryolith (s. d.) gewonnene Soda.

Mineralspiritus, s. Alkohol.

Mineralstufe, s. Stufe.

Mineralteer, soviel wie Bergteer, s. Asphalt.

Mineraltürkis, echter Türkis im Gegensatz zum Zahntürkis.

Mineralurgie (griech.), Mineraliengewinnung und -Verarbeitung; mineralurgisch, zur M. gehörig.

Mineralwachs, soviel wie Ozokerit oder das aus demselben dargestellte Ceresin.

Mineralwässer (Mineral- oder Heilquellen, Gesundbrunnen), Quellwässer, welche sich durch das Vorkommen besonderer Bestandteile, durch einen hohen Gehalt an Stoffen, welche in andern Quellwässern nur in geringen Spuren vorhanden sind, oder auch nur durch eine höhere Temperatur auszeichnen. Der Gehalt eines Wassers an Jod und Brom, die Steigerung der Menge des keiner Quelle fehlenden Chlornatriums bis zur Hervorbringung einer Solquelle und die warmen Wildbäder, deren Gehalt an gelösten Stoffen ein ganz geringer ist, sind Beispiele für die verschiedenen Eigenschaften, welche ein Quellwasser zum Mineralwasser machen können. Als Hauptbestandteile der M. sind aufzuführen: Chloride, Bromide und Jodide, Schwefelsäure-, Kohlensäure- und Doppeltkohlensäuresalze sowie Sulfurete von Kalium, Natrium, Magnesium, Calcium, Strontium, Eisen, Mangan. Ammoniak kommt selten vor, Rubidium und Cäsium nur in Spuren, Lithium, Baryum, Aluminium, Kieselsäure, Phosphorsäure, Salpetersäure, Fluor, Borsäure, arsenige Säuren, Kupfer, Blei, Zink in geringer Menge. Organische Stoffe finden sich immer nur in geringer Menge, und ihre Natur ist noch sehr wenig erforscht. An Gasen enthalten die M. gelöst: Sauerstoff, Stickstoff, Schwefelwasserstoff, Kohlenoxysulfid und gewöhnlich Kohlensäure, diese bisweilen in sehr großer Menge. Nach ihren Bestandteilen kann man die M. in folgender Weise gruppieren: A. Alkalische M. (Natropegae) enthalten vorzugsweise kohlensaures Natron und freie Kohlensäure, außerdem kohlensauren Kalk, kohlensaure Magnesia, schwefelsaures Natron und Chlornatrium. a) Einfache Säuerlinge mit wenig festen Bestandteilen und nicht unter 400 ccm Kohlensäure in 1 Lit.: Heppinger, Apollinaris- u. Landskroner Brunnen im Ahrthal, die Säuerlinge des Laacher Sees, die Wernarzer und Sinnberger Quelle bei Brückenau, Liebwerda, Marienquelle in Marienbad, Dorotheenau bei Karlsbad. b) Alkalische Säuerlinge mit bedeutendem Gehalt an kohlensaurem Natron u. freier Kohlensäure und sehr untergeordneten Mengen andrer Bestandteile: Vichy, Neuenahr, Mont-Dore, Néris, Chaudes-Aigues, Bilin, Fachingen, Geilnau, Gießhübel, Preblau, Borszek, Elöpatak, Rodna. c) Alkalisch-muriatische Säuerlinge enthalten neben kohlensaurem Natron auch Kochsalz: Ems, Luhatschowitz (jod- und bromreich), Selters, Gleichenberg, Weilbach (Lithionquelle), Roisdorf bei Bonn, Krankenheil. B. Glaubersalzwässer enthalten neben kohlensaurem vorwaltend schwefelsaures Natron: Karlsbad, Bertrich, Marienbad, Tarasp-Schuls, Ofen, Salzbrunn, Rohitsch, Salzquelle in Franzensbad. C. Eisenwässer (Chalybopegae) mit einem Gehalt an Eisensalzen (meist doppeltkohlensaurem Eisenoxydul) von nicht weniger als 0,06 in 1 Lit. a) Reine Eisenquellen sind arm an festen Bestandteilen, reich an Kohlensäure: Schwalbach, Spaa, Altwasser, Brückenau, Reinerz, Liebenstein, Königswerth, Ambrosius- und Karolinenquelle in Marienbad, Hofgeismar, Schandau, Freienwalde, Niederlangenau, Steben. b) Alkalische und alkalisch-salinische Eisensäuerlinge enthalten außer kohlensaurem Eisenoxydul noch kohlensaures, schwefelsaures Natron und Kohlensäure in hervorragender Menge: Franzensbad, Elster, Kudowa, Flinsberg, Bartfeld. c) Erdig-salinische Eisensäuerlinge enthalten neben kohlensaurem Eisenoxydul und schwefelsaurem Natron noch kohlensauren und schwefelsauren Kalk: Pyrmont, Driburg,

Rippoldsau, Petersthal, Griesbach, Freiersbach, Antogast, Schuls, Charlottenbrunn, Wildungen, Contrexéville. d) Eisenwässer mit schwefelsaurem Eisenoxydul: Alexisbad, Muskau, Mitterbad und Ratzes in Tirol. D. Kochsalzwässer (Halopegae) mit vorherrschendem Gehalt an Kochsalz und andern Chloriden enthalten in untergeordneter Menge schwefelsaure Alkalien und Erdsalze, kohlensaure Erdsalze und kohlensaures Eisenoxydul. a) Einfache Kochsalzwässer mit geringem Kochsalzgehalt: Kissingen, Homburg, Kronthal, Mergentheim, Neuhaus bei Aschaffenburg, Kannstatt, Aachen, Burtscheid, Mehadia, Wiesbaden, Baden-Baden, Bourbonne-les-Bains, Mondorf, Soden. b) Solen mit bedeutendem Kochsalzgehalt: Nauheim, Oeynhausen, Soden, Ischl, Reichenhall, Arnstadt, Salzungen, Wittekind, Jaxtfeld, Kösen, Sulza, Juliushall, Frankenhausen, Beringer Brunnen, Hubertusbrunnen, Hall in Württemberg, Hall bei Innsbruck, Salzhausen. c) Jod- und bromhaltige Solen mit bedeutendem Jod- u. Bromgehalt: Kreuznach, Elmen, Dürkheim, Adelheidsquelle, Hall in Oberösterreich, Salzbrunn, Wildegg, Königsdorf-Jastrzemb. E. Bitterwässer (Picropegae) enthalten vorwiegend Bitter- u. Glaubersalz: Püllna, Saidschitz, Sedlitz, Gran, Ivanda, Budapest (Hunyadi), Birmensdorf und Mülligen in der Schweiz, Friedrichshall und Alap in Ungarn. F. Schwefelwässer (Theiopegae) riechen deutlich nach Schwefelwasserstoff und enthalten lösliche Schwefelmetalle: Stachelberg, Le Prese, Heustrich in der Schweiz, Barèges, Eaux-Chaudes, Bagnères-de-Luchon, Amélie-les-Bains, Aix, Eaux-Bonnes. G. Erdige oder kalkhaltige M. enthalten vorwiegend kohlensauren u. schwefelsauren Kalk, Chlorcalcium. a) Einfache erdige M.: Leuk, Bormio, Lippspringe, Bath, Weißenburg in Bern, Saxon in Wallis. b) Erdige M. mit erheblichem Gehalt an Schwefelwasserstoff: Baden bei Wien, Baden im Aargau, Schinznach, Trentschin, Teplitz, die Euganeischen Thermen oder Bäder von Albano, Nenndorf, Eilsen, Meinberg, Langenbrücken, Boll, Reutlingen, Wipfeld, Hechingen. H. Indifferente Thermen, Wildbäder (Akratothermen), sind arm an festen und gasförmigen Bestandteilen, nur Stickgas entwickelt sich aus den meisten in bedeutender Menge; sie wirken wohl hauptsächlich durch ihre hohe Temperatur: Plombières 19—65°, Topuszko 49—55°, Banis 30—50°, Teplitz 39—49,4°, Wildbad Gastein 35—48°, Warmbrunn 35—40,5°, Römerbad bei Tüffer 37,5°, Wildbald in Württemberg 35—38,4°, Pfäfers und Ragaz 34—35°, Neuhaus 35°, Sutinsko 37,5°, Schlangenbad 27—30,5°, Landeck 17,5—29°, Johannesbad 29°, Tobelbad 25—29°, Liebenzell 22,5—25°.

Die Bestandteile der M. entstammen, wie die aller Quellen, den von den versinkenden atmosphärischen Niederschlägen berührten Gesteinen, welche durch das Wasser ausgelaugt werden, und wobei Konzentrationsprozesse in dem Sinne sich abspielen können, daß ein in den Gesteinen weitverbreiteter, aber nur in Spuren vorkommender Bestandteil sich im Quellwasser in relativ viel bedeutenderer Menge vorfindet. So entstammen die Solen nicht immer unterirdischen Salzlagern, sondern sie entspringen mitunter auch aus kristallinischen Gesteinen, den in denselben zwar unbedeutenden, aber weitverbreiteten Chlornatriumgehalt sammelnd. Auch die Erhöhung der Temperatur bei den sogen. Thermen ist nur auf eine Wärmezufuhr aus den vom Wasser bespülten Gesteinen zurückführbar; das Wasser versinkt bis zu denjenigen Tiefen der Erdrinde, bei denen durch die erfahrungsmäßige Wärmezunahme nach dem Erdinnern zu die Temperatur der Quelle herrscht; benutzt dann die Quelle beim Aufsteigen eine Spalte, also einen bequemen, rasch zurücklegbaren Weg, so wird sie ohne wesentlichen Wärmeverlust an der Erdoberfläche ankommen mit dem der tiefsten Stelle ihres unterirdischen Laufes entsprechenden Wärmegrad. Wechselt die Natur der Gesteine, welche vom versinkenden Wasser berührt werden, so kann sich eine Mannigfaltigkeit von chemischen Prozessen abspielen. So kann mit Sauerstoff beladenes Wasser in der Tiefe auf Schwefeleisen, in Kalkstein eingeschlossen, stoßen; dieses liefert bei der Oxydation nicht nur leicht lösliches Eisensulfat, sondern auch Schwefelsäure, die dann auf das Calciumkarbonat einwirken wird und das Wasser mit Kohlensäure anreichert, für welche es aber auch noch andre Abstammung geben kann: unterirdische Ansammlungen gasförmiger Kohlensäure vulkanischen Ursprungs oder Zufuhr aus den obersten Schichten der Erde, deren organische Substanz bei der Verwesung reichlichst Kohlensäure liefert, die vom Wasser in die Tiefe entführt wird. Mit Kohlensäure auf irgend einem Wege versehen, wird das Wasser alle von ihm berieselten kohlensauren Gesteine stark auflösen, als doppeltkohlensaure Salze an die Erdoberfläche transportieren. Spielt sich die oben erwähnte Oxydation von Doppelschwefeleisen in dolomitischen Gesteinen ab, so sind die Bedingungen zur Bildung von Bitterwässern gegeben; wirkt die auf diesem Wege gebildete Schwefelsäure auf alkalihaltige Silikate ein, so entstehen Glaubersalzquellen. Mit Sulfaten, etwa mit Gips, beladene Wässer können beim Durchsinken bituminöser Schichten eine Reduktion der Sulfate erleiden und die neugebildeten Schwefelverbindungen eine Schwefelwasserstoffquelle veranlassen. Bei vielen von diesen Prozessen wird Wärme entwickelt, und so ist die hohe Temperatur mancher Quellen oft auch auf chemische Umsetzungen zurückzuführen. Charakteristisch sind ferner für gewisse M. die Absätze, die sie an ihrer Austrittsstelle liefern, so namentlich der Schwefel für die Schwefelwasserstoffquellen, die kohlensauren Salze als solche oder wie das Eisenkarbonat weiter oxydiert (zu Eisenhydroxyd) für die Säuerlinge. In diesen Absätzen finden sich nicht selten die im Quellwasser nur in sehr geringen Spuren auftretenden Körper in wägbarer Menge (so z. B. Arsen in den Eisenabsätzen).

Die M. werden zum Teil direkt an der Quelle in den Kurorten getrunken (Brunnenkur) oder zum Baden benutzt (Badekur), vielfach aber auch auf Krüge oder Flaschen gefüllt und verschickt. Wird hierbei nicht genügend Rücksicht auf die Beschaffenheit des Wassers genommen, so kann dasselbe in kurzer Zeit sich zersetzen. Als Schutzmittel wirkt stets die freie Kohlensäure, welche die Kohlensäuresalze der alkalischen Erden und des Eisens in Lösung erhält und durch ihren Druck den Zutritt der Luft in die Flaschen hindert. Man hat deshalb mehrfach angefangen, beim Füllen der Flaschen Vorkehrungen zu treffen, durch welche die im Mineralwasser enthaltene freie Kohlensäure am Entweichen gehindert wird.

Künstliche Mineralwässer.

Unter genauer Berücksichtigung der Analyse der M. und des Verhaltens der nachgewiesenen Stoffe hat man künstliche M. dargestellt, welche die natürlichen vollständig ersetzen und stets gleiche Beschaffenheit haben, während die natürlichen M. mancherlei Schwan-

kungen in ihrer Zusammensetzung zeigen. Auch hat man gleichsam neue M. geschaffen, indem man Mischungen herstellte, die für manche Fälle zweckmäßiger zusammengesetzt sind als die natürlichen M., bei denen gewisse Bestandteile oft unangenehme Nebenwirkungen hervorbringen.

Die **Fabrikation der künstlichen M.** erfolgt im allgemeinen in der Weise, daß man sehr reines (destilliertes) Wasser mit den der Analyse entsprechenden Ingredienzien versetzt, dann mit Kohlensäure unter einem Druck von mehreren Atmosphären sättigt und das fertige Wasser unter einem Druck von 1,5—2,5 Atmosphären auf Flaschen füllt. Zur Entwickelung der Kohlensäure benutzt man Magnesit, Dolomit, Marmor, Kreide, seltener doppeltkohlensaures Natron, die man mit Schwefelsäure (oder Salzsäure) zersetzt. Das Gas muß durch mehrere Waschflaschen geleitet werden, die zum Teil Eisenvitriollösung mit doppeltkohlensaurem Natron oder andre Chemikalien zur Aufnahme von mitgerissener Säure, Schwefelwasserstoff od. zur Zerstörung von bituminösen Riechstoffen enthalten. Früher bereiteten die Mineralwasserfabriken die Kohlensäure stets selbst, gegenwärtig benutzt man mehr und mehr die im Handel befindliche flüssige Kohlensäure. Bei den alten Pumpapparaten fing man die entwickelte Kohlensäure in einem Gasometer auf und preßte sie mittels einer Druckpumpe in das Wasser. Bei den Selbstentwicklern benutzte man den Eigendruck der in starkwandigen Apparaten entwickelten Kohlensäure und wandte eine Pumpe nur an, um die Arbeit gegen Ende der Entwickelung zu beschleunigen. Bei Verwendung flüssiger Kohlensäure genügt deren Druck zum Imprägnieren des Wassers vollständig. Bei den ältern Apparaten wurde die Aufnahme der Kohlensäure durch das Wasser durch heftiges Rühren befördert, jetzt benutzt man mehrfach Apparate, die nach dem Prinzip des Gegenstroms konstruiert sind. Den Druck der Kohlensäure gibt man bei Kurbrunnen nicht über 3 Atmosphären, bei solchen mit 0,75—1 Proz. und mehr Salzgehalt nur zu 2 Atmosphären, während er bei den Luxusgetränken auf 3,5—4 Atmosphären gesteigert wird. Zu statten kommt dieser hohe Druck dem Konsumenten aber durchaus nicht, denn wie hoch derselbe auch sei, so entweicht doch sofort beim Eingießen des Wassers der größte Teil der Kohlensäure, und es bleibt nur das 1,5fache Volumen des Wassers, entsprechend einem Druck von etwa $^3/_4$ Atmosphäre, zurück, welches sich in wenigen Minuten noch weiter auf 1 Volumen reduziert. Lufthaltiges Wasser braust und zischt übrigens viel stärker als luftfreies. In den Ballons oder Küvetten für glasweisen Ausschank muß man einen Druck von 5—6 Atmosphären geben. Die **Luxus- oder Erfrischungsgetränke** (**kohlensaures Wasser, Selterwasser, Sodawasser**) erfordern nicht eine genau bestimmte Zusammensetzung, sondern nur einen reinen, angenehmen, nicht zu salzigen Geschmack und starken Kohlensäuregehalt. Man bereitet sie mit gutem Trinkwasser und gibt etwa auf 1000 Teile desselben 1,5—3 Teile trocknes kohlensaures Natron. Sie werden auf Flaschen, Ballons oder sogen. **Siphonflaschen** (Fig. 1) gefüllt, d. h. auf größere Flaschen, auf deren Hals g luftdicht eine Metallgarnitur a b befestigt ist, die, durch den Gummiring c gedichtet, ein bis auf den Boden der Flasche reichendes Rohr (Steigrohr) f, ein seitliches Abflußrohr k und den Verschlußmechanismus enthält. Sobald letzterer durch Druck auf den Knopf d geöffnet wird, treibt der Druck der Kohlensäure das Wasser durch das Steig- und Abflußrohr heraus, ohne daß aus dem in der Flasche verbleibenden Rest mehr Kohlensäure entweichen kann, als das Volumen des abgelassenen Wassers beträgt. Zur Bereitung schäumender Getränke im kleinen dienen die **Gaskrüge** (Fig. 2), starke Flaschen aus Steingut mit Siphonverschluß c d e und einer horizontalen, fein durchlöcherten Querwand A, welche eine kleine Kammer B am Boden der Flasche gegen den übrigen Raum derselben abgrenzt. Zu dieser Kammer führt eine seitliche Öffnung b mit Schraubenverschluß. Man füllt die obere Kammer der Flasche bis auf einen kleinen Raum mit Wasser, verschließt sie durch einen Pfropfen mit Steigrohr, welcher durch eine Schraube befestigt wird, gibt auf je 500 g des eingefüllten Wassers 10 g Weinsäurekristalle, 8,75 g doppeltkohlensaures Natron in Stücken und 125 g Wasser in die untere Kammer, verschließt diese ebenfalls und läßt die Flasche unter zeitweiliger Bewegung einige Stunden stehen. Die Brausepulvermischung zersetzt sich dann, und die entwickelte Kohlensäure entweicht durch a und löst sich in dem Wasser. Füllt man statt des letztern Limonade in die Flasche, so erhält man eine **Brauselimonade** und bei Anwendung von Wein einen Schaumwein. Die Herstellung künstlicher M. soll schon Thurneissern 1560 versucht haben, ein einigermaßen brauchbares Produkt erhielt aber erst Venel 1750, welcher in verschlossenen Gefäßen Sodalösung mit Salzsäure mischte. Priestley schlug 1772 vor, Wasser direkt mit Kohlensäure zu sättigen, und 1774 gab Bergman Vorschriften zur Nachahmung des Wassers von Selters und Pyrmont auf Grund von Analysen. Meyer stellte 1787 in Stettin Selterwasser im großen dar, und Paul errichtete 1799 eine Mineralwasserfabrik in Paris und preßte die Kohlensäure mit einer Pumpe in das Wasser. Das größte Verdienst um diesen Industriezweig erwarb sich Struve, welcher 1821 eine Fabrik für künstliche M. in Dresden errichtete. Vgl. die Lehrbücher zur Fabrikation der M. von **Greßler** (Halle 1867), **Lachapelle** u. **Glover** (Berl. 1869), **Schultze** (das. 1870), **Hager** (2. Aufl., das. 1870), **Hirsch** (Braunschweig 1876), **Meitz** (Wien 1881); **Raspe**, Heilquellenanalysen für normale Verhältnisse und zur Mineralwasserfabrikation, auf zehntausend berechnet (Dresd. 1885); **Goldberg**, Die natürlichen u. künstlichen M. (Weim. 1892); **Bottler**, Graphische Darstellungen zur Vergleichung der Mineralquellen deutscher u. deutsch-österreichischer Kurorte (Kissing. 1891); **Godeffroy**, Statistische Daten über die Mineral- und Heilquellen Europas (Wien 1892).

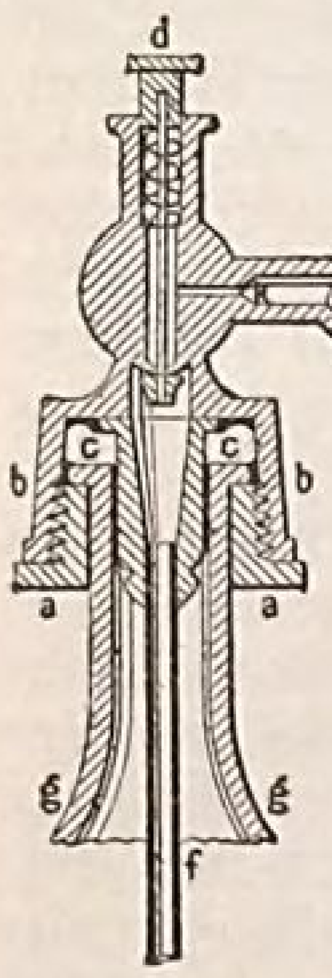


Fig. 1. Garnitur der Siphonflasche.

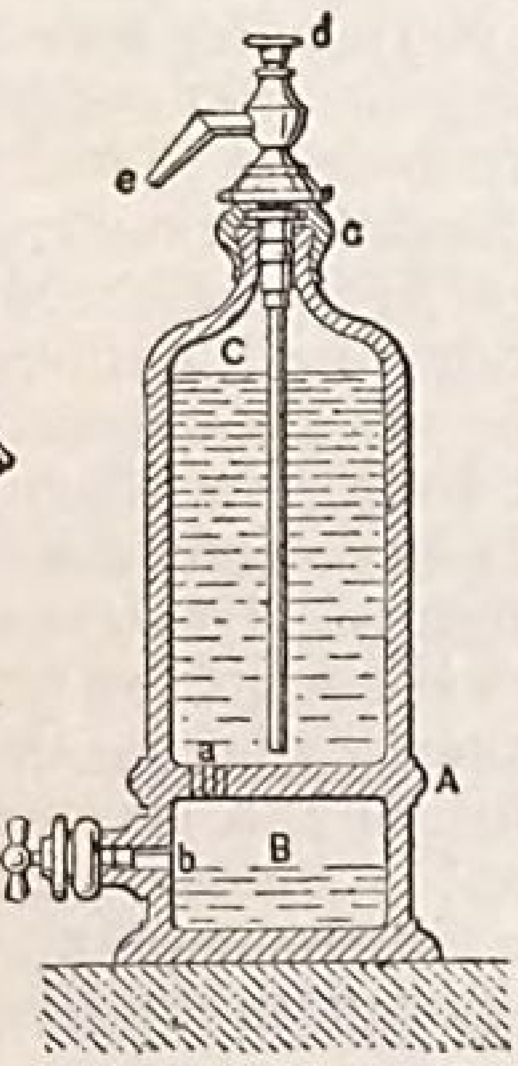


Fig. 2. Gaskrug.

Gebrauch der Mineralwässer. Diätetisches.

Die M. sind sehr zusammengesetzte Arzneikörper, und ihre Heilwirkungen beruhen, wenn man von dem

Einfluß des reinen Wassers auf den Stoffwechsel ꝛc. absieht, auf den in denselben enthaltenen Arzneistoffen (Salzen, Gasen). Diese Auffassung hat gewiß ihre physiologische Berechtigung, aber trotzdem sind Einwendungen dagegen wiederholt erhoben worden. Hat der aus den ältesten Zeiten stammende Glaube an einen in den Mineralwässern wirkenden Geist, den »Brunnengeist«, oder an ein in denselben vorhandenes »Leben« als Ausfluß des »innern Erdlebens« auch keine Anhänger mehr, so ist doch die Behauptung, daß die Wirkung der in den Mineralwässern nachgewiesenen Bestandteile die Wirkung der letztern als solcher nicht ganz zu decken vermöge, nicht widerlegt. Möglich ist ja immerhin, daß die chemischen Analysen immer noch nicht vollkommen genug ausgeführt werden, daß die M. Stoffe enthalten, die wir noch nicht kennen; die Hauptschwierigkeit für die Entscheidung darüber liegt aber in der bei jeder Brunnenkur vorhandenen Mitwirkung zahlloser äußerer und zufälliger Einflüsse: der Diät, des Klimas, der Lebensweise, der Methode der Anwendung ꝛc. Die Frage hängt eng zusammen mit der ebenfalls oft ventilierten, ob die sogen. künstlichen M. die natürlichen vollständig zu ersetzen geeignet seien. Die Mehrzahl der Ärzte leugnet nicht die Verwendbarkeit der künstlichen M., manche aber ziehen die natürlichen, auch wenn sie nicht an der Quelle getrunken werden können, vor.

Die Wildbäder wirken hauptsächlich durch ihre Temperatur reizmindernd oder erregend auf das Hautnervensystem; richtig angewandt, erhöhen sie die Leistungsfähigkeit des Nervensystems und dadurch des ganzen Körpers. Man benutzt sie deshalb bei Erschöpfung und Überreizung des Nervensystems, Hysterie, Hypochondrie, Neuralgien, Krampfformen, Rückenmarksleiden, Gicht, Rheumatismus, Menstruationsstörungen, bei manchen Hautkrankheiten, Prurigo, nach Schußwunden und Knochenbrüchen. Die einfachen Säuerlinge dienen als tägliches Getränk, die gehaltreichern wirken bei Verdauungsstörungen, Magen- und Darmkatarrh und bei Katarrhen der Atmungsorgane günstig. Die Kochsalzquellen wirken wesentlich wiederherstellend, ihr Kochsalzgehalt bewirkt eine Aufbesserung des gesamten Ernährungszustandes und Regelung der Schleimhautfunktionen. Sie befördern die Aufsaugung entzündlicher Ausschwitzungen und wirken günstig bei Magen- und Darmkatarrh, habitueller Stuhlverstopfung, Kreislaufstörungen in den Unterleibsorganen, Hämorrhoiden, Katarrh der Atmungsorgane, Skrofulose, Blutarmut und allgemeiner Schwäche der Ernährung. In Form von Bädern beleben und kräftigen sie das Nervensystem, erhöhen die Widerstandsfähigkeit, begünstigen die Ernährung und vermindern die Kalkphosphatabscheidung. Die Solbäder werden bei Skrofulose, Blutarmut, Hautschwäche, Rheumatismus, Gicht, Herzkrankheiten, Nervenkrankheiten, nässender Hautflechte, Knochenleiden, Rachitis und bei Ausschwitzungen in den Brusthöhlen benutzt. Jodtrinkquellen wirken besonders bei Drüsenverhärtungen und Skrofulose, bei den verschiedenen Folgekrankheiten der Syphilis, Katarrh der Harnröhre, auch bei gewissen Formen des Magenkatarrhs günstig. Die alkalischen Quellen scheinen die Oxydation im Blute zu steigern, den Eiweißumsatz im Körper zu erhöhen und wirken energisch auf die Absonderungsverhältnisse aller Schleimhäute, sie sind ausgezeichnete Mittel gegen Katarrhe. Die einfachen alkalischen Quellen benutzt man auch bei Hyperämie und Schwellung der Leber, Fettleber, Stauung in den Unterleibsvenen, Hämorrhoiden, Gallen- und Nierensteinen, Blasensteinen, Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr und gewissen Frauenkrankheiten. Lithiongehalt bedingt die Anwendung gegen Gicht, harnsaure Abscheidungen im Harn, Nieren- u. Blasenleiden, Muskelrheumatismus. Bei den alkalisch-sulfatischen Quellen wirkt das Glaubersalz abführend, und sie dienen daher bei Magen- und Darmkatarrh, Magengeschwür, Vollblütigkeit, Leberanschwellung, Fettsucht, Zuckerharnruhr und Skrofulose. Sie dürfen nicht angewendet werden bei großer Schwäche und Blutarmut, entzündlichen Organreizungen, Verdacht der Lungenschwindsucht, Neigung zu Kongestionen und Blutungen, schwerer Erkrankung innerer Organe. Bitterwässer wirken durch ihren Gehalt an Glauber- und Bittersalz und werden angewendet, wo man gelind abführen oder entziehend auf die Ernährung des Körpers wirken will. Die alkalisch-erdigen Quellen haben großen Erfolg bei gewissen Formen von Schleimhautkatarrhen, namentlich auch der Harnwege. Eisenquellen sind überall am Platz, wo man eine Verminderung der Zahl und der Leistungsfähigkeit der Blutkörperchen annehmen muß, also bei Blutarmut, Entwickelungsbleichsucht, Wechselfieber ꝛc., chronischen Erkrankungen des Nervensystems, Geschlechtskrankheiten, allgemeinen Schwächezuständen, nur dürfen nicht Störungen der Magenverdauung, Neigung zu Kongestionen nach Brust und Kopf oder zu große Erregbarkeit des Gefäßsystems vorhanden sein. Die Wirkung der Schwefelwässer scheint wesentlich in der Herbeiführung eines raschen Zerfalls der Blutkörperchen zu bestehen, und zwar bezieht sich dieser Vorgang auf das Pfortadersystem und die Leber. Jedenfalls bewirken die Schwefelwässer Anschwellung der Leber u. allgemeine Blutarmut. Man benutzt sie daher bei kräftigen Individuen mit Blutfülle und trägem Blutlauf im Pfortadergebiet, Hämorrhoiden, Leberanschwellung ꝛc., bei chronischen Katarrhen der Schleimhäute, namentlich der Atmungsorgane. Als Bäder dienen sie bei Hautkrankheiten, veralteten Geschwüren, Drüsen- und Knochenleiden, Rheumatismus, chronischer Metallvergiftung und besonders bei Syphilis.

Die Gebrauchsweise der M. richtet sich nach der Krankheit und der Individualität des Kranken. Die Zeit vom Mai bis Oktober ist für die Brunnenkuren in unserm Klima im allgemeinen die geeignetste; doch können dieselben unter Umständen auch recht wohl, wie es in England Sitte ist, im Winter unternommen werden. Dieselben werden fast ausschließlich bei langwierigen chronischen Krankheiten in Anwendung gezogen. Ihre Dauer wird einzig und allein bedingt durch die sich dabei einstellenden Erscheinungen; in vielen Fällen muß dieselbe mehrere Jahre hintereinander wiederholt werden. Die M. werden entweder getrunken, oder äußerlich angewendet in Form von Bädern, Klystieren, Einspritzungen, Douchen, Umschlägen; meistens werden beide Gebrauchsweisen kombiniert. Das Wasser wird gewöhnlich morgens nüchtern in Gaben von 60—90 g und in einer Gesamtquantität von 400—900 g je nach der Wirkung und dem Krankheitsfall getrunken. Unter keinen Umständen läßt sich die Dauer der Kur durch Vermehrung der Becherzahl abkürzen. Werden größere Mengen auf einmal nicht vertragen, so können auch im Laufe des Tages zwei- bis dreistündlich kleinere Mengen oder noch einige Becher in den Abendstunden genom-

men werden. Während des Trinkens ist eine mäßige Bewegung ohne jede Erhitzung und Ermüdung notwendig. Der letzte Becher muß mindestens 1—2 Stunden vor dem Frühstück getrunken werden. Nur in den seltenen Fällen, wo das Mineralwasser bei nüchternem Magen absolut nicht vertragen wird, ist es gestattet, 1—2 Stunden vor dem Trinken ein leichtes Frühstück einzunehmen. — Auch die Bäder werden gewöhnlich des Morgens genommen; nur in Fällen, wo nach dem Bade eine längere Transpiration unterhalten werden soll, oder bei feuchtkalter Witterung kann das Baden am Abend angemessener erscheinen. Neben den Bädern kommen oft auch Inhalationen zerstäubter M., Dunstbäder ꝛc. zur Anwendung. Von größter Wichtigkeit bei dem Gebrauch der M. sind: strenge Diät, geistige und körperliche Ruhe, günstige äußere Verhältnisse in Bezug auf Wohnung ꝛc. Unter Umständen ist es notwendig, der Brunnenkur eine sogen. Nachkur folgen zu lassen; besonders nach dem Gebrauch von auflösenden und abführenden Mineralwässern, von Solquellen ꝛc. werden oft eisenhaltige Wässer zur Verbesserung der Blutmischung und zur Anregung der Nerventhätigkeit verordnet. Die beste Nachkur ist meistens eine noch längere Zeit beobachtete zweckmäßige Diät und ein geregeltes, von Sorgen und körperlichen Anstrengungen freies Leben, Landaufenthalt ꝛc. Litteratur s. bei Balneologie.

Mineralweiß, soviel wie Schwerspatpulver oder Barytweiß.

Minerogēne Gesteine, Gesteine, welche wesentlich aus Mineralien und anorganischen Stoffen, die auch als amorphe glasartige Bestandteile vorhanden sein können, bestehen.

Minersville (spr. mainerswill), Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am Schuylkill River, mit Kohlengruben und (1890) 3504 Einw.

Minerva (Menerva), die italische Göttin des Verstandes, des Nachdenkens und der Erfindsamkeit, die Schutzpatronin aller Fertigkeiten und Künste, insbesondere der Spinnerinnen und Weberinnen, der Walker, Färber, Schuster, Zimmerleute, Musikanten, Bildhauer, Maler, Ärzte, Schauspieler, Dichter, der Schullehrer und namentlich auch der Schulkinder. Ihre ältesten und wichtigsten Heiligtümer lagen in Rom auf den Höhen der Stadt: auf dem Kapitol, wo sie von dem ihr mit Jupiter und Juno gemeinsamen großen Tempel die Cella zur Rechten des höchsten Gottes innehatte, dem Aventin, wo sich das Versammlungslokal der Dichter und Schauspieler befand, und auf dem Cälius. Ihr Hauptfest waren die Quinquatrus (s. d.). Im Laufe der Zeit trat die griechische Auffassung immer mehr in den Vordergrund, indem M. mit Pallas Athene identifiziert wurde. So geschah es jedenfalls im Hinblick auf die Sieg und Beute verleihende Athene, wenn ihr Pompejus von der Beute seiner Feldzüge im Orient einen Tempel errichtete, und Augustus hatte die beratende Athene im Auge, wenn er die von Cäsar erbaute Julische Kurie mit einer der M. geweihten Vorhalle (Chalcidicum) versah. Als diese abgebrannt war, baute Domitian an ihrer Stelle einen prächtigen Tempel dieser seiner Lieblingsgöttin. Hadrian nannte die von ihm in Rom gegründete Bildungsanstalt für Poesie und Beredsamkeit Athenäum. Auch bildlich wurde die römische M. ganz der griechischen Göttin entsprechend dargestellt (s. Athene). Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie (Berl. 1883).

Minervae Promontorium, steiles Vorgebirge Kampaniens, Capri gegenüber, mit einem angeblich von Odysseus erbauten dorischen Tempel der Athene; jetzt Punta della Campanella (mit Leuchtturm).

Minervīno Murge (spr. murdsche), Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Barletta, hat ein altes Kastell und Stadtmauern, Ölgewinnung, Steinbrüche, Kalkbrennerei und (1881) 14,972 Einw.

Minette (Glimmersyenit), ein den Lamprophyren (s. d.) zuzuzählendes Ganggestein, welches deutlich sichtbaren Magnesiaglimmer in einer dichten, vorwiegend aus Orthoklas bestehenden dunkelgrauen bis rötlichbraunen Grundmasse eingebettet enthält; es findet sich, der Kulmperiode zugehörig, in den Vogesen, dem Odenwald, Schwarzwald, Erzgebirge ꝛc. In Luxemburg bezeichnet man als M. ein im untern Dogger vorkommendes Eisenerz, Eisenhydroxyd, mehr oder weniger vermengt mit kieselsaurem und kohlensaurem Eisenoxydul, Thon, Mergel oder Kalk, bald kalkreich (graue M.), bald thon- u. kieselreich (rote M.), mit durchschnittlich 33 Proz. Eisen und zuweilen stark phosphorhaltig. M. liefert ein sehr gutes Roheisen.

Mineur (frz., spr. -ör), in der Musik soviel wie Moll.

Mineure (franz., spr. -nöre, Minierer), die im Minenbau ausgebildeten Genietruppen oder Pioniere (vgl. Genie, S. 316). Auch Ausdruck der Börsensprache, s. Mine, S. 343.

Mineurwagen, zur Fortschaffung der Sprenggeräte ꝛc. dienende Wagen, gehören ebenso wie die Schanzzeugwagen der Pioniere in Deutschland zur kleinen Bagage.

Ming, chines. Dynastie, welche nach dem Sturz der Mongolenherrschaft 1368—1644 als letzte einheimische Dynastie über China regierte, und unter der das Land die höchste Blüte erreichte. Vgl. China.

Minge (spr. minnje), Fluß im nördlichen Teile der preuß. Provinz Ostpreußen, kommt aus Rußland vom Plateau von Schamaiten, fließt von N. nach S., mündet in den Atmathstrom (Teil der Rußmündung) kurz vor dessen Einfluß in das Kurische Haff und ist bei einer mittlern Tiefe von 2,30 m auf einer Länge von 20 km schiffbar. Aus der M. führt der König Wilhelms-Kanal von Lankuppen nach der Haffmündung in der Gegend südlich von Memel.

Minghetti, Marco, ital. Staatsmann, geb. 8. Nov. 1818 in Bologna als der Sohn eines reichen Kaufmanns, gest. 10. Dez. 1886 in Rom, studierte in seiner Vaterstadt, bereiste Deutschland, England, Frankreich, begründete 1846, nach Pius' IX. Thronbesteigung, in Bologna das gemäßigt liberale Journal »Il Felsineo«, ward 1847 Mitglied der von Pius IX. nach Rom berufenen Konsulta und Minister der öffentlichen Arbeiten in dem am 10. März 1848 gebildeten liberalen Kabinett. Aber durch die Allokution vom 29. April d. J. über die wahre Gesinnung Pius' IX. belehrt, trat er zurück, begab sich zu Karl Albert von Sardinien, ward dessen Generalstab zugeteilt, machte den Feldzug von 1848 in der Lombardei mit und erhielt nach dem Kampfe von Goito den Rang eines Majors. Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er die Schrift »Della economia pubblica e delle sue attinenze colla morale e col diritto« (Bologna 1859, 2. Aufl. 1868) veröffentlichte. Zugleich knüpfte er ein Freundschaftsverhältnis mit Cavour an, der ihn 1856 auf den Pariser Kongreß als seinen Mitarbeiter berief und 1859 zum Generalsekretär im Auswärtigen Ministerium machte. Darauf betrieb er als Präsident der

Nationalversammlung der Romagna die Vereinigung dieser Provinz mit Sardinien und vertrat seine Vaterstadt im italienischen Parlament. Im Oktober 1860 übernahm er unter Cavour das Ministerium des Innern und behielt es auch unter Ricasoli. Da jedoch seine neue Verwaltungsreorganisation im dezentralisierenden Sinne beim Parlament eine ungünstige Aufnahme fand, so trat er 1. Sept. 1861 zurück. In dem Kabinett Farinis übernahm er im Dezember 1862 die Finanzen und nach Farinis Ausscheiden 1863 zugleich den Vorsitz. Sein Werk war die Konvention vom 15. Sept. 1864; die Entrüstung, welche sie in Turin erregte, wo es zu Unruhen kam, bewog ihn, 20. Sept. 1864 zurückzutreten. Im Juli 1868 ging er als Gesandter nach London und trat im Mai 1869 als Ackerbauminister ins Ministerium Menabrea, mit dem er im November 1869 seine Entlassung nahm. Im August 1870 ging M. als Gesandter nach Wien, war sodann Führer der Opposition gegen das Kabinett Lanza-Sella und trat nach seinem Sturz im Juli 1873 an die Spitze des Koalitionsministeriums, in dem er selbst die Finanzen übernahm. Während er für seine Hauptaufgabe die Lösung der innern Verwaltungsfragen und die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts erklärte, wurde ihm gleich zu Anfang ein großer Erfolg durch die Allianz mit Deutschland und die Aussöhnung mit Österreich zu teil, welche die Besuche der Monarchen begründeten. Die Beseitigung des Defizits und das Bankgesetz waren ebenfalls bedeutende Verdienste Minghettis; indes die Zersplitterung der Parteien im Parlament und der Mangel einer festen Majorität nötigten ihn im März 1876 zum Rücktritt. 1895 wurde ihm in Rom ein Standbild errichtet. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Opuscoli letterari ed economici« (Florenz 1872); »Le donne italiane nelle belle arti« (in der »Nuova Antologia«, 1877), »Stato e Chiesa« (Mail. 1878), in dem er ein kirchenpolitisches System auf Grund der Cavourschen Formel: »Libera Chiesa in libero Stato« aufstellte, »Il cittadino e lo Stato« (1886) und eine wertvolle Biographie Raffaels (»Raffaello«, Bologna 1885; deutsch von Münz, Bresl. 1887). Aus seinem Nachlaß erschien: »Miei ricordi« (Bd. 1—3, Turin 1888—91). Vgl. Magni, Marco M., uomo di Stato (Turin 1894).

Mingolsheim, Dorf im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Bruchsal, an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahn, 115 m ü. M., hat eine kath. Kirche, Zigarren- und Zigarrenkistenfabrikation, ein Kunstmühle, Mahl- und Sägemühlen, Hopfen- und Tabaksbau und (1890) 2061 meist kath. Einwohner. In der Nähe Kißlau, sonst Residenz der Bischöfe von Speyer, jetzt Arbeitshaus, und eine kalte Schwefelquelle.

Mingrelien (Mingreul, »Land der tausend Quellen«), ehemals selbständiges Fürstentum in Kaukasien, am Schwarzen Meer, zwischen Abchasien (im N.) und dem Fluß Rion (im S.), gehörte später zu Persien, fiel 1804 an Rußland und bildet seit 1867 einen Teil des russisch-kaukas. Gouv. Kutais (die Kreise Sugdid, Senak und Letschgum). Das Land ist gebirgig (im innersten Teil sogar Hochgebirge), im S. morastig. Die Fruchtbarkeit des Bodens bei hoher Temperatur und feuchter Luft gewährt einen außerordentlichen Vegetationsreichtum. Hauptprodukte sind: Getreide, Mais, Baumwolle, Tabak, Wein, Öl, Hirse, Holz, Seide, Honig, Pferde. Eisenerz wird gebrochen, auch Mangan und Gold sind vorhanden. Die (1886) 214,811 Köpfe starken Mingrelier oder, wie sie sich selbst nennen, Kadzariai bewohnen M., Odischi und Gurien am Schwarzen Meer. Nach Sprache und Sitte sind sie ihren Nachbarn, den Georgiern und Swaneten, verwandt, aber sehr träge und griechisch-katholisch. — M. ist das Kolchis der Alten, bildete dann einen Teil von Georgien und ward bei der Teilung dieses Landes (1241) zu Imerethi geschlagen. Die Könige von Georgien ließen das Land durch Gouverneure verwalten, deren einer, Dadian, sich unabhängig machte und Stammvater der nachherigen Fürsten von M. wurde. Der ehemalige Zar von M. führte den Titel »Fürst des Schwarzen Meers«. Seine Residenz war Isgaur oder Isturiah (das alte Dioskurias) am Schwarzen Meer, zugleich der Haupthandelsplatz des Landes. Vgl. Radde, Reisen im mingrelischen Hochgebirge (Tiflis 1866); Eckert, Der Kaukasus und seine Völker (Leipz. 1887).

Minho (spr. minnju), Fluß, s. Miño.

Minho (spr. minnju, genauer Entre Douro e M., d. h. zwischen Douro und M.), portug. Provinz, bildet den nordwestlichsten Teil des Königreichs, grenzt nördlich an Galicien (Provinzen Pontevedra und Orense), östlich an die Provinz Traz os Montes, südlich an Beira (durch den Douro davon getrennt), westlich an den Atlantischen Ozean und ist nächst Algarve die kleinste, aber am dichtesten bevölkerte Provinz von ganz Portugal (151 Seelen auf 1 qkm). Ihr Flächenraum beträgt 7273 qkm (131 QM.) mit (1890) 1,098,356 Einw. Die Provinz besteht aus dem von zahlreichen Thälern durchschnittenen Zentralplateau von Braga, der nördlichen Hälfte des untern Dourothals, den Thälern der Flüsse Tamega, Ave, Cávado u. Limia u. einem niedrigen Küstenstrich. Unter den Gebirgen, welche sie durchziehen, sind die malerische Serra do Gerez (1348 m) und die Serra da Cabreira (1279 m) hervorzuheben. Der Boden ist zwar meist von felsiger, steiniger oder sandiger Beschaffenheit, aber infolge der reichlichen Bewässerung und des milden, feuchten Klimas sowie infolge äußerst sorgsamer Bearbeitung sehr ergiebig. Hauptprodukte sind: Getreide (Mais und Weizen zur Ausfuhr), Hülsenfrüchte, Kastanien, Gemüse, vortreffliche Weine, Südfrüchte, Holz, Zuchtvieh. Die Gebirge sind meist mit Laubwald bedeckt, die Thäler bieten fette Wiesen dar, und das bis auf das kleinste Fleckchen angebaute Land gleicht einem Garten. Auch hat es mehrere Mineralquellen u. Erzgänge, die aber meist noch nicht ausgebeutet werden. Die Einwohner treiben außer Ackerbau und Viehzucht besonders Baumwoll- und Leinenindustrie, Fabrikation von Hüten, Schuhwaren, Maschinen und Metallwaren, Seidenraupenzucht, Fischerei und Handel mit Wein, Wolle ꝛc. Die Provinz zerfällt in drei Distrikte: Braga, Porto und Vianna do Castello; Hauptstadt ist Porto.

Miniātor, s. Miniatur.

Miniatūr (v. lat. minium, »Mennige«) heißt ursprünglich und im eigentlichen Sinne des Wortes der gemalte Schmuck der geschriebenen Bücher. Zu diesem Schmuck gehören die mit Rankenwerk versehenen großen Anfangsbuchstaben (Initialen), die Randzeichnungen und Einfassungen der Schrift, die in den Text eingestreuten kleinern und die selbständigen, ganze Seiten bedeckenden Bilder. Die Herstellung der Bücher geschah in alter Zeit vorzugsweise in den Klöstern. Der Schreiber hieß scriptor, der, der mit der Feder oder dem Pinsel den künstlerischen Schmuck hinzufügte, pictor. Anfangs waren scriptor und pictor dieselbe Person, und erst im Verlauf des Mittelalters ent-

wickelte sich aus der Schreiberzunft die der Miniatoren. Da die Farbe, weil sie anfangs rot (ruber) war, rubrica genannt wurde, so hießen etwa seit dem 11. Jahrh. der Schreiber auch rubricator und der Maler illuminator. Man schrieb und malte auf Pergament oder Baumwollpapier. Die schwarze Tinte bestand aus Lampenruß und Gummi; die bunten Farben wurden mit Eiweiß, Gummi oder Leim angemacht. Die Ornamente schlossen sich zunächst an Pflanzen- und Tierformen an. Der bildliche Schmuck stand in der Regel in näherer Beziehung zum Inhalt des Textes, doch ließ der Künstler oft auch seinen Launen und seiner Phantasie ganz freien Spielraum.

Die Miniaturmalerei folgt dem Entwickelungsgang der Malerei im allgemeinen und ist für Perioden, deren Erzeugnisse auf dem Gebiet der Wand- oder Tafelmalerei untergegangen sind, von großer Wichtigkeit. Die ältesten Miniaturen, über 3000 Jahre alt, finden wir im alten Ägypten; zahlreiche Proben bildlicher Darstellungen auf Papyrusrollen sind in altägyptischen Gräbern gefunden worden und noch erhalten. Auch die Römer schmückten ihre Bücher mit Zeichnungen, doch ist davon nichts erhalten. Das älteste Beispiel einer Buchmalerei aus unsrer Zeitrechnung ist eine aus dem 4. Jahrh. stammende Handschrift mit Stücken des Vergil in der vatikanischen Bibliothek zu Rom. An sie schließen sich einige Manuskripte von ähnlichem Alter in andern italienischen Bibliotheken. Ihre Bilder zeigen noch Anklänge an den Stil des klassischen Altertums. Während im weströmischen Reich wegen Staatsumwälzungen und verheerender Kriege die Kunst nicht gepflegt werden konnte, gelangte die Miniaturmalerei im oströmischen Reich zu hoher Blüte. Dort löste sie sich auch bald als selbständige Kunst von der Kalligraphie ab. Von byzantinischen Handschriften mit Miniaturen ist besonders bemerkenswert eine Genesis aus dem 5. Jahrh. und eine Arzneimittellehre des Dioskorides mit Bildnissen von Ärzten (beide in Wien), eine lateinische Bibel von 540 in der Bibliotheca Laurentiana zu Florenz und eine fast 10 m lange, aus 15 Blättern zusammengeklebte Pergamentrolle mit Darstellungen der Thaten des Josua aus dem 7. Jahrh. in der vatikanischen Bibliothek zu Rom (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 38 u. 39). Die spätern Arbeiten der byzantinischen Zeit sind oft schon sehr handwerksmäßig.

Eine eigentümliche, mit der historischen Entwickelung der Miniaturen im allgemeinen fast gar nicht im Zusammenhang stehende, aber wahrscheinlich auf orientalischen Elementen beruhende Ornamentik bildete sich im 7. und 8. Jahrh. in Irland aus. Die irischen Mönche blieben streng bei bedeutungslosen, eigentümlich geschwungenen Linien und behandelten selbst Tiere und Menschen rein ornamental. Diese Linienzüge sind oft mit erstaunlicher Sicherheit und großer Geschicklichkeit ausgeführt und reich mit lebhaften Farben geschmückt (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 36 u. 37). Von Irland aus verbreitete sich diese Art durch die wandernden Mönche nach England und dem Festland, besonders nach der Schweiz und Norditalien, wo einzelne Mönche, z. B. in St. Gallen und Bobbio, später sehr berühmt gewordene Klöster gründeten. Bücher mit solchen irischen (oder angelsächsischen) Miniaturen befinden sich in mehreren größern Bibliotheken Englands, im Trinity College zu Dublin, in der Bibliothek zu St. Gallen, in der Dombibliothek zu Trier, in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ꝛc. Im 8. Jahrh. rief der Bildungsdrang Kaiser Karls d. Gr. neues Leben hervor. Die byzantinische und die irische Kunst waren der fruchtbare Boden, aus welchem, im Verein mit der autochthonen angelsächsischen, eine neue Kunst erwuchs. Dadurch entwickelte sich in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden noch eine neue Art von M., welche am Ende des 14. Jahrh. zur höchsten Blüte gelangte. In der karolingischen Zeit setzte man die Initialen gern aus Tiergestalten zusammen. Die ersten wirklichen Bilder wurden nach byzantinischen Vorbildern gefertigt. Als das älteste Beispiel dieser Art gelten das sogen. Sakramentarium von Gellone und ein Evangelistarium von Godescul von 781, beide in Paris. Daran schließt sich eine Vulgata in Bamberg mit Darstellungen aus der Schöpfungsgeschichte. Seit dem 9. Jahrh. beginnt man in den Bildern die im Text erzählten Vorgänge darzustellen, anfangs in kleinen Bildchen innerhalb des Rahmens der Initialen, dann auch in größern Darstellungen. Besonders bemerkenswert ist die Wessobrunner Handschrift in München von 814, welche die Legende von der Auffindung des heiligen Kreuzes und das berühmte Gebet enthält. Dieser Handschrift nahe stehen das Evangeliarium Kaiser Lothars von 840 und die Bibel Karls des Kahlen, beide in Paris. Daneben sind noch als Hauptwerke der Miniaturen des 9. Jahrh. das sogen. Evangeliarium Karls d. Gr. in der Schatzkammer zu Wien und die sogen. Adahandschrift (Evangelien) in der städtischen Bibliothek zu Trier hervorzuheben. Nach dem Erlöschen des karolingischen Geschlechts ging die Pflege der Miniaturmalerei nach Deutschland über. Als das älteste Beispiel dieser deutschen Schule gilt die Evangelienharmonie des Mönchs Otfried von Weißenburg im Elsaß, zwischen 865 und 889 geschrieben, jetzt in Wien. Zur Zeit des Kaisers Otto II., der mit einer griechischen Prinzessin verheiratet war, machte sich wieder der Einfluß der byzantinischen Malerei geltend. Mehrere Manuskripte, Geschenke des Kaisers an verschiedene Klöster, jetzt in Gotha, Paris, Trier, Hildesheim, sind Belege dafür. Charakteristisch für diese Art sind auch die Bücher, welche Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde für das Domstift Bamberg anfertigen ließen (jetzt meist in München). Von der byzantinischen Miniaturmalerei wurde auch die russische beeinflußt (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 18 u. 19). In der Mitte des 12. Jahrh. beginnt dann die Bildung eines selbständigen germanischen Stils. Von jetzt an gab auch nicht mehr die Heilige Schrift allein den Malern Stoff zu ihren Darstellungen, sondern poetische Erzählungen, Heldengedichte, Tiersagen und Minnelieder eröffnen den Künstlern eine ganz neue Welt, und wie die Dichter jener Zeit, so stellten auch die Maler Gebilde des strengsten Ernstes und des heitersten Lebensgenusses, Darstellungen aus dem Leben ihrer Zeit und Spiele der üppigsten Phantasie dicht nebeneinander. Die Kunst war jetzt auch nicht mehr ausschließliches Eigentum der Geistlichen. Der byzantinische Typus machte einem echt deutschen Platz. Charakteristisch sind sehr starke Umrißlinien. Reich und schön entwickeln sich die Initialen, deren Motive der Pflanzen- und Tierwelt entlehnt werden, oft auch in unmittelbarer Beziehung zum Text stehen. Eine der wichtigsten Handschriften dieser Zeit ist der zwischen 1159 und 1175 geschriebene »Hortus deliciarum« der Herrad von Landsberg, Äbtissin des Klosters auf dem Ottilienberg im Elsaß (bei dem Brande der Bibliothek in Straßburg 1870 untergegangen, aber in Nachbildungen erhalten). Ferner gehören dahin ein Evan-

geliarium in Karlsruhe, die »Eneide« Heinrichs von Veldeke in Berlin, das Leben der Maria von Werinher von Tegernsee in Berlin, ein Evangeliarium von 1194 in Wolfenbüttel, ein Psalterium (zwischen 1193 und 1216) in Stuttgart, ein Evangeliarium vom Ende des 12. Jahrh. in Trier u. a.

In der ersten Periode der Gotik bestehen die Miniaturen meist nur in Federzeichnungen, die mit ungebrochenen Farben ausgefüllt sind. Das Streben nach Zierlichkeit und Anmut führte zu eigentümlich gewundenen Stellungen des menschlichen Körpers. Im Ornament sind die gotischen Formen vorherrschend. In diese Zeit gehören: eine Handschrift des »Parzival« von Wolfram von Eschenbach in München, der Weingartner Minnesingerkodex in Stuttgart, die sogen. Manessische Liederhandschrift in Heidelberg (um 1300), eine Handschrift des »Wilhelm von Orange« von Wolfram von Eschenbach von 1334 in Kassel und von französischen Arbeiten der Psalter Ludwigs IX. aus dem 13. Jahrh. in Paris. In der zweiten Periode des gotischen Stils tritt an die Stelle der kolorierten Federzeichnung die selbständige Malerei mit dem Pinsel. Die Formen sind jetzt richtiger aufgefaßt und mit dem Streben nach plastischer Wirkung dargestellt. Hände und Köpfe sind sorgsamer nach der Natur beobachtet, letztere haben oft einen sehr anziehenden Ausdruck der Innigkeit und Milde. Nur die Figuren leiden an übertriebener Magerkeit. Die Falten sind fließend, die hellsten Stellen der Kleider etc. werden oft durch feine Goldschraffierung bezeichnet; den Hintergrund bilden nicht selten Architekturen oder Landschaften (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 40—46). In dieser Zeit ließen besonders die französischen und burgundischen Fürsten der Kalligraphie und Buchmalerei ihre Pflege angedeihen; Werke aus dieser Periode sind häufig. Beispiele sind: eine Übersetzung des Livius um 1350 in Paris, »Le livre des merveilles du monde« (Reisen des Marco Polo) ebendaselbst, das Gebetbuch der Margareta von Bayern im Britischen Museum, das Jagdbuch des Grafen Gaston III. von Foix in Dresden, »Le roman de la rose« von Johann de Melun u. a. Die Miniaturen in Handschriften aus dem Anfang des 15. Jahrh. zeigen in ihrer feinen und eleganten Durchführung diese Kunst in ihrer höchsten Vollendung, so z. B. das Gebetbuch des Herzogs Johann von Berri, ein lateinischer Psalter desselben Fürsten, das Brevarium von Belleville u. a. In Deutschland ist in dieser Zeit besonders die böhmische Schule ausgezeichnet, deren künstlerische Bestrebungen von Kaiser Karl IV. und seinem Sohn Wenzel sehr unterstützt wurden. Hervorzuheben sind besonders: die für den König Wenzel angefertigte deutsche Bibel in 6 Bänden, eine Abschrift der Goldenen Bulle von 1440 und ein für den Erzbischof von Prag, Sbinko Hasen von Hasenberg, gefertigtes Missale von 1409. An diese böhmischen Arbeiten schließen sich einige österreichische, jetzt in Wien, im Stift Melk etc. Im übrigen Deutschland wandte man sich in dieser Zeit selten der M. zu, dort wurde mehr die Tafelmalerei kultiviert; auch englische Werke dieser Periode sind selten.

Die realistische Richtung in der Malerei, welche die Brüder van Eyck zur allgemeinen Geltung brachten, wurde bald auch auf die Buchmalerei übertragen. Porträtmäßige Behandlung der Figuren, sorgsamste Durchführung aller Einzelheiten, Naturwahrheit auch in der Landschaft und Architektur sind charakteristische Eigenschaften der Miniaturmalerei dieser Richtung, welche in den burgundischen Fürsten die thätigsten Förderer fand. Philipp der Gute soll 1443 die reichste Bibliothek in Europa besessen und allein der Stadt Brügge 935 Bände überlassen haben. In einzelnen Miniaturwerken glaubt man die Hand der berühmtesten Meister der flandrischen Schule zu erkennen. Das Breviarium des Herzogs von Bedford von 1424 (jetzt in Paris) wurde Jan van Eyck selbst zugeschrieben. Aus seiner Schule stammen: ein Gebetbuch in Wien, eine französische Übersetzung des Livius (um 1440) im Arsenal zu Paris, eine Geschichte der Kaiser von Augustus bis ins 13. Jahrh. ebendaselbst, eine »Chronique d'Angleterre« in Wien, ein Horenbuch in Prag, die »Histoire du royaume de Jérusalem«, die »Gestes du comte Gérard de Roussillon« von 1447 und ein Gebetbuch Karls des Kühnen, alle drei in Wien, ein Gebetbuch Philipps des Guten im Haag, ein Gebetbuch der Maria von Burgund um 1480, ein Gebetbuch Kaiser Maximilians I., ein Gebetbuch Karls V. (1517—19) und ein »Hortulus animae« von Sebastian Brant, alle vier in Wien, das berühmte Breviarium des Kardinals Grimani in Venedig u. a. (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 47). Eine hervorragende Stelle nimmt auch das Gebetbuch des Kaisers Maximilian I. ein, welches 1515 A. Dürer mit genialen Randzeichnungen versah (jetzt in München). Unter den zahlreichen Illuministen, welche noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. die Ausschmückung von Büchern gewerbsmäßig betrieben, ist besonders Georg Glockenton zu nennen, dessen Kinder und Enkel auf demselben Gebiet thätig waren. Am bekanntesten ist sein Sohn Nikolaus, welcher 1523 ein großes Missale und 1531 ein Gebetbuch für den Erzbischof Albrecht von Mainz (beide jetzt in Aschaffenburg) ausführte (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 29 u. 33). Die höchste Blüte erreichte die Miniaturmalerei in Italien und zwar sowohl in der gotischen Zeit, wo Giotto sie vornehmlich beeinflußte, als während der Renaissanceperiode, in welcher hervorragende Künstler, wie Attavante, Girolamo dei Libri, Liberale da Verona und Giulio Clovio, thätig waren und eine große Zahl der kostbarsten Bilderhandschriften für Päpste, Fürsten, Kirchen u. a., auch für Matthias Corvinus von Ungarn schufen (s. Tafel »Ornamente III«, Fig. 4, 7, 8, 10, 16, 18 u. 19). Auch im Orient gelangte die Buchmalerei zu hoher Vollendung, doch ist davon nur wenig bekannt geworden. Große Schätze der Art besitzen die Bibliotheken des India House und des Britischen Museums zu London, in Oxford, Paris etc. (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 8 u. 9, 14 u. 15; Tafel IV, Fig. 6—8). Nach Erfindung der Buchdruckerkunst hörte die eigentliche Miniaturmalerei noch nicht sogleich auf. Man ließ auch bei gedruckten Büchern (wie z. B. bei dem oben erwähnten Gebetbuch des Kaisers Maximilian in München geschehen) den Raum für Initialen, Randzeichnungen und Bilder offen. Doch verlor sich dieser Gebrauch im 16. Jahrh. nach und nach. An Stelle der Zeichnung und Malerei traten die mit dem Text gleichzeitig gedruckten Holzschnitte und später Kupferstiche. — Der Name M. wurde im 17. Jahrh. auf Malereien in kleinem Maßstab, meist auf Pergament, übertragen, welche in allen Teilen sehr sorgfältig und sauber ausgeführt sind. Miniaturporträte, erst auf Kupfer, später auf Elfenbein gemalt, waren besonders im 18. Jahrh. sehr beliebt. Vgl. Comte de Bastard, Peintures et ornements des manuscrits (Par. 1835 ff.); Owen Jones, The illuminated book of the middle-ages (Lond. 1847—50); »Sammlung der schönsten Miniaturen des Mittelalters« (Wien 1872,

70 Blätter); Bucher, Geschichte der technischen Künste, Bd. 1 (Stuttg. 1875); Salazaro, L'arte della miniatura nel secolo XIV (Neapel 1877); Springer, Die Psalter-Illustrationen im frühen Mittelalter (Leipz. 1880); Kondakoff, Histoire de l'art byzantin considéré principalement dans les miniatures (Par. 1886–91, 2 Bde.); Lumsden Propert, History of miniature art (Lond. 1887); Bradley, A dictionary of miniaturists, illuminators, calligraphers and copyists (das. 1887–89, 3 Bde.); Woltmann-Woermann, Geschichte der Malerei (Leipz. 1879–1888, 3 Bde.); W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter (2. Aufl., das. 1876); L. v. Kobell, Kunstvolle Miniaturen und Initialen aus Handschriften des 4.–16. Jahrhunderts (2. Aufl., Münch. 1894); Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei (Berl. 1890); Brockhaus, Die Kunst in den Athosklöstern (Leipz. 1891); Beissel, Vatikanische Miniaturen (Freib. i. Br. 1893); Leitschuh, Geschichte der karolingischen Malerei (Berl. 1894). — Jetzt dient das Wort M. ganz allgemein zur Bezeichnung von etwas sehr Kleinem (Miniaturausgabe) ꝛc.

Minié, Claude Étienne, geb. 1814 in Paris, gest. 14. Dez. 1879, stieg vom gemeinen Soldaten zum Offizier, ging 1830 mit nach Algier, bemühte sich seitdem unausgesetzt um die Vervollkommnung der Feuerwaffen und erfand 1849 das nach ihm benannte Gewehrsystem (Miniégewehr, mit Expansionsgeschoß, s. Handfeuerwaffen, S. 317, und Geschoß, S. 439). 1852 wurde er zum Chef eines Bataillons ernannt, war dann längere Zeit Lehrer für das Büchsenschießen an der Normalschule zu Vincennes, ging nach seiner Verabschiedung als Oberst 1858 nach Ägypten, wo ihm der Vizekönig die Leitung einer Waffenfabrik und einer Schießschule in Kairo übertrug und ihn zum General ernannte. Nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich viel mit Gewehrkonstruktionen.

Minieh (Minye, Minjeh, Minia), ägypt. Provinz (Mudirieh) in Oberägypten, zu beiden Seiten des Nils, 110,901 qkm (2014 QM.) groß, wovon 1999,7 qkm Kulturland, mit (1882) 314,818 Einw., darunter 339 Ausländer. Der gleichnamige Hauptort, links am Nil und an der Bahn Kairo-Siut, Dampferstation, hat ein vizekönigliches Schloß, große Zuckerfabrik, Baumwollspinnerei u. (1882) 15,900 Einw. Dabei das berühmte Koptenkloster Deir el Batara.

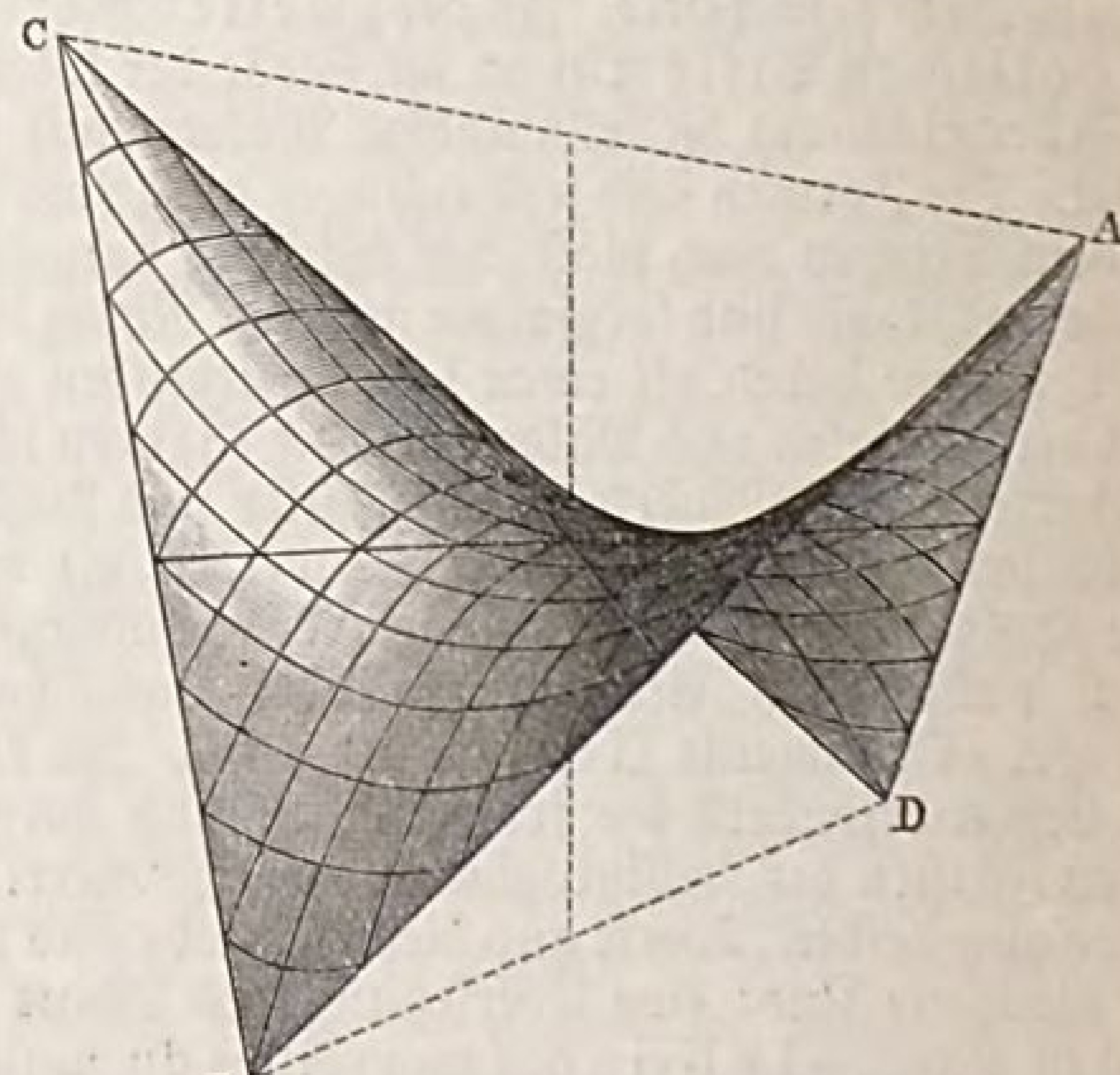
Minieren (franz.), Minen anlegen, untergraben.

Minierschlangen, s. Schlangen.

Minima (lat., »die kleinste«), Name unsrer halben Taktnote, die ehemals (Ende des 13. Jahrh.) die kleinste der Notengattungen war (s. Mensuralnotenschrift). Fuga in minimam ist im 16. Jahrh. der Terminus für einen Kanon, bei welchem die nachahmende Stimme nur um eine M. später einsetzt als die erste.

Minimāl (lat.), kleinst, geringst.

Minimālflächen, ursprünglich die Flächen, welche für eine vorgegebene Begrenzung den kleinsten Flächeninhalt besitzen. Sind diese Grenzen eben, so sind ihre Ebenen selbst die M., ebenso sind M. die gewöhnlichen Schraubenflächen. Diese beiden sind die einzigen geradlinigen M. Die Oberflächen von Flüssigkeiten, die nur von Molekularkräften beansprucht werden, bilden im Gleichgewichtszustand M., und Plateau hat durch Eintauchen der Begrenzungen (aus Draht) in Glycerinseifenwasser viele M. experimentell dargestellt und untersucht (vgl. seine »Statique expérimentale et théorique des liquides«, Par. u. Gent 1873, 2 Bde.). Das betreffende Problem ist zuerst von Lagrange aufgestellt (»Miscellanea Taurinensia«, 1761), und mit Hilfe der von ihm erfundenen Variationsrechnung fand er auch die (partielle) Differentialgleichung zweiten Grades, der sie genügen. Meusnier sah dann, daß diese nichts andres aussagt, als daß für die M. die mittlere Krümmung verschwindet, d. h. also die beiden Hauptkrümmungsradien entgegengesetzt gleich sind; die M. sind also Sattelflächen, die Indikatrix ist überall eine gleichseitige Hyperbel. Ossian Bonnet fand dann, daß für die M. die Krümmungslinien isometrische Kurvensysteme sind. Jetzt versteht man unter M. Flächen von verschwindender mittlerer Krümmung, da die Frage, ob wirklich die sogen. M. innerhalb ihrer Begrenzung kleinsten Inhalt haben, d. h. kleinern als alle unendlich benachbarten, zu den schwierigsten der ganzen Mathese gehört. M. lassen sich so biegen, daß sie dabei stets M. bleiben. Die Theorie der M. hängt eng mit der der winkeltreuen Abbildung zusammen. Es gibt



Riemann-Schwarzsche Fläche.

eine Rotationsfläche unter ihnen, die Plateausche Fläche (Katenoid), welche durch Umdrehung einer Kettenlinie um ihre Direktrix entsteht. Am bekanntesten ist die Riemann-Schwarzsche Fläche, deren Begrenzung ein regelmäßiges Tetraeder ist, sie breitet sich in periodischer Wiederholung ununterbrochen und ohne sich je zu schneiden durch den ganzen Raum aus. Unsre Figur stellt ein solches Stück mit samt den Quadraten der Krümmungslinien dar, ABCD ist das Tetraeder. Vgl. Schwarz, Gesammelte mathematische Abhandlungen (Berl. 1890, 2 Bde.); Derselbe, Zur Theorie der M. ꝛc. (Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1895).

Minimālmaß, s. Militärmaß.

Minimālscharten, s. Schießscharten.

Minimālschartenlafette, s. Lafette, S. 945.

Minimāltarif, s. Handelsverträge, S. 314.

Minima non curat praetor (lat.), um Geringfügigkeiten kümmert sich der Prätor (Oberrichter) nicht.

Minimen (Mindeste Brüder, Minimi fratres Eremitae), ein die Strenge des Franziskanerordens, an den er sich sonst anschloß, durch Enthaltung von allem Fleisch sowie von Eiern, Milch, Butter und Käse überbietender, 1435 von Franz von Paula (s. d., Bd. 6, S. 776) in Kalabrien gestifteter Mönchsorden, führte erst den Namen »Eremiten des heiligen Franziskus« und wurde 1474 vom Papst Sixtus IV. als Kongregation bestätigt. Auch in Frankreich fand der Orden seit 1482 Eingang. Hier wurden die Glie-

der des Ordens die »guten Leute« (les bons hommes) genannt; Papst Alexander VI. aber änderte, als er 1493 den Orden bestätigte, jenen Namen in M. um. In Deutschland nannte das Volk sie **Pauliner** oder **Paulaner**, in Spanien **Väter des Sieges** (patres de victoria), weil man glaubte, daß durch ihr Gebet die Entscheidung in dem Kampf um Malaga zu gunsten Ferdinands des Katholischen herbeigeführt worden sei. Die Verleihung aller Privilegien der Bettelorden an den Orden der M. sowie die Kanonisation seines Stifters trugen viel zu seiner großen Verbreitung bei. In der Mitte des 18. Jahrh. zählte er über 450 Klöster mit 25,000 Religiosen in 31 Provinzen. In Spanien und in Frankreich trat auch ein Nonnenorden der M. (**Mindeste Schwestern**, franz. Minimesses) ins Leben, kam aber nicht zum Gedeihen.

Minimum (lat.), Kleinstes, s. Maximum.

Minimum, barometrisches, s. Wetter.

Minimumthermometer, s. Thermometer.

Minister (lat., eigentlich »Diener«, **Staatsminister**, **Staatssekretäre**), die Inhaber der höchsten Verwaltungsstellen; **Ministerium**, die oberste Verwaltungsbehörde eines Staates. Die Einrichtung der Ministerien gehört der Neuzeit an und erscheint in Frankreich seit der Revolution, in Preußen seit der Stein-Hardenbergschen Periode und seitdem hier die Bedeutung des alten Staatsrats mehr und mehr zurücktrat, in Bayern schon seit Anfang dieses Jahrhunderts, als vollendet. In England fehlt noch heute die Titulatur M. für die Inhaber der dortigen Staatssekretariate. Nach der innern Einrichtung der gegenwärtigen Ministerien erscheint als gemeinsamer Wirkungskreis derselben: 1) die Beratung der Krone entweder durch persönlichen Vortrag der einzelnen M. oder durch kollegiale Antragstellung seitens eines gesamten, die einzelnen Ministerien in sich schließenden **Staatsministeriums** (Gesamtministerium); 2) die Ausführung der Gesetze entweder auf Grund besonderer gesetzlicher Ermächtigung oder vermöge der allgemeinen Befugnis der ausführenden Gewalt; 3) die Gegenzeichnung (Kontrasignatur) der von der Krone ausgehenden Regierungsakte sowohl im Sinne einer Beglaubigung als auch zum Zweck der Feststellung der Ministerverantwortlichkeit; 4) die Anweisung der Behörden bezüglich der Ausführung bestimmter Gesetze oder Verordnungen durch ministerielle Ausführungsvorschriften; 5) die Stellenbesetzung entweder unmittelbar auf Grund von Vollmachtserteilung des Herrschers oder im Wege des Vorschlags an den Herrscher. Es lassen sich, wo ein eigentliches Gesamtministerium besteht, zwei Systeme hinsichtlich der Einrichtung der Ministerien unterscheiden: das **Kollegialsystem**, wonach in wichtigern Fällen das Staatsministerium durch Stimmenmehrheit entscheidet, und das **parlamentarische System**, wonach an der Spitze des Ministeriums eine »leitende Person«, ein **Premierminister** oder **Ministerpräsident**, steht, der die politische Richtung der Regierung zu vertreten und eine gewisse Unterordnung unter die leitenden Gesichtspunkte von den übrigen Ministern zu fordern hat. Vorausgesetzt sind bei einer derartigen Einrichtung die vollkommene Gleichartigkeit der das Ministerium bildenden Elemente und die Ernennung der einzelnen Fachminister auf Vorschlag des Premiers durch die Krone. Unter den neuern Staatsmännern hat namentlich Fürst Bismarck diesem letztern System das Wort geredet. Abgesehen von England und den seinem Beispiel folgenden Staaten, wie Belgien, Niederlande und Italien, kann die Krone ohne Rücksicht auf parlamentarische Mehr- und Minderheiten die M. wählen. Nach deutschem und österreichischem Staatsrecht sind die M. Vertreter der Krone und deswegen den Kammern gegenüber mit besondern Rechten ausgerüstet. Sie können zu jeder Zeit in denselben erscheinen und müssen gehört werden, ein Recht, das nach der deutschen Reichsverfassung (Art. 9) auch den Mitgliedern des Bundesrats in Ansehung des Reichstags eingeräumt ist. Auch können die M. zur Vertretung der Regierungsvorlagen Kommissare bestellen. Ob M., welche nicht Mitglieder der Kammer sind, wegen Verletzung der parlamentarischen Ordnung vom Vorsitzenden eine Rüge empfangen dürfen, ist eine Streitfrage, die übrigens zweifellos zu verneinen ist. Die gegenwärtig in den größern Staaten vorkommenden Fachministerien sind folgende: 1) Ministerium der **Finanzen**; 2) **Kriegsministerium**; 3) **Marineministerium**, in Preußen lange Zeit hindurch mit dem Kriegsministerium verbunden, dann unter dem Titel Kaiserliche Admiralität, jetzt Reichsmarineamt, auf das Reich übernommen; in Frankreich auch mit der Verwaltung der Kolonien betraut, während in England ein besonderes Staatssekretariat für die Kolonien besteht; 4) Ministerium für **Handel und Gewerbe**; 5) Ministerium für **öffentliche Arbeiten**; 6) Ministerium des **Ackerbaues**; 7) Ministerium des **Innern**, das auch die Geschäfte der unter 4—6 bezeichneten Ministerien, wo solche nicht besonders bestehen, mit umfaßt; 8) Ministerium der **auswärtigen Angelegenheiten**; 9) Ministerium der **Justiz**; 10) Ministerium für **Kultus und Unterricht**, in Preußen mit dem Ministerium für Medizinalangelegenheiten verbunden, während in Frankreich die Verwaltung der Kultusangelegenheiten mit dem Justizministerium vereinigt ist. Das in vielen Staaten bestehende **Hausministerium** (Ministerium des königlichen Hauses), welches mit der Verwaltung des Kronvermögens oder der Zivilliste betraut ist, bildet keinen Bestandteil des politischen Staatsministeriums; wohl aber das bayrische Staatsministerium des königlichen Hauses und des Äußern. Neben den Fachministern kommen auch M. **ohne Portefeuille** (**Konferenzminister**) vor, die dem Gesamtministerium angehören und im Ministerrat Sitz und Stimme haben, ohne an der Spitze eines besondern Ministeriums zu stehen. Neben der Teilung nach Arbeitsfächern können bei der Organisation der Ministerien auch örtliche und territoriale Gesichtspunkte in Betracht kommen. Schon in der Errichtung kolonialer Ministerien ist dies der Fall. In England ist überdies der schottische Lord Advocate Ratgeber für die Behandlung schottischer Angelegenheiten. In kleinern Staaten zerfällt das Ministerium in verschiedene Departements oder Abteilungen, die unter verantwortlichen Departements- oder Abteilungsvorständen stehen. Die M. sind vorgesetzte Behörden der Verwaltungsstellen, daher auch verpflichtet und berechtigt, Beschwerden über diese entgegenzunehmen und darüber zu entscheiden. Sie werden dabei unterstützt durch vortragende Räte (Ministerialräte ꝛc.). Das Justizministerium kann auf den Gang der Rechtspflege nicht einwirken, auf die Strafrechtspflege jedoch mittelbar durch Anweisung der ihm unterstellten Staatsanwaltschaft, gewisse Anträge an das Gericht zu stellen oder Rechtsmittel einzulegen. Im Deutschen Reich sind die Vorstände der Reichsämter keine M., sondern Untergebene des einzigen Ministers, des Reichskanzlers. Die für das konstitutionelle Staats-

recht wichtigste Frage ist die der **Verantwortlichkeit der M.** gegenüber der Volksvertretung. Schon in der ständischen Monarchie des Mittelalters, namentlich in Deutschland, finden sich zahlreiche Beispiele für die Berechtigung der Stände, die höchsten Beamten der Krone zur Verantwortung zu ziehen. In ihrer gegenwärtigen Gestalt jedoch ist die Ministerverantwortlichkeit dem englischen Staatsrecht entnommen. Grundsatz des englischen Staatsrechts ist: »der König kann kein Unrecht thun«, d. h. der König ist zwar für seine Person unverantwortlich, aber jede Gesetzesverletzung ist durch die im Auftrag des Königs handelnden Staatssekretäre oder M. zu vertreten. Dieser Grundsatz ist in die Verfassungen der konstitutionellen Monarchien der Gegenwart übergegangen, und auch die deutsche Reichsverfassung vom 16. April 1871 (Art. 17) bestimmt, daß die im Namen des Reiches erlassenen Verfügungen und Anordnungen des Kaisers zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedürfen, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. In Österreich erfolgt (Gesetz vom 21. Dez. 1867) die Kundmachung der Gesetze unter Mitfertigung eines verantwortlichen Ministers. Bei der Ministerverantwortlichkeit ist zu unterscheiden: 1) Die **politische** Verantwortlichkeit wegen zweckwidriger, dem Staatswohl nachteiliger Handlungen, z. B. wegen einer das äußere Ansehen der Krone vermindernden Maßregel, wegen schädlichen Abschlusses von Bündnisverträgen mit dem Ausland oder wegen unvorteilhafter Begebung einer bewilligten Staatsanleihe. Diese kann nicht eine Grundlage gerichtlichen Verfahrens bilden; wohl aber kann sie zu einem sogen. **Mißtrauensvotum** der Kammer Veranlassung geben, wodurch in England der Regel nach der Rücktritt eines unpopulären Ministeriums erreicht wird. In Deutschland kann zwar von einer solchen Wirkung keine Rede sein; doch können die Kammern ein unzweckmäßiges Verhalten des Ministeriums in Form einer Vorstellung oder Adresse zur Erwägung der Krone bringen. 2) Die **strafrechtliche** Verantwortung wegen solcher politischer Verbrechen, die schon in den Strafgesetzbüchern vorgesehen sind. Das Bedürfnis, diese Verantwortlichkeit durch ein konkurrierendes Anklagerecht der Kammern zu verstärken, liegt um deswillen vor, weil eine abhängige Anklagebehörde oder Staatsanwaltschaft sich nur schwer dazu entschließen wird, ihren eignen Vorgesetzten in den Anklagestand zu versetzen. 3) Die **staatsrechtliche** Verantwortlichkeit für die strafgesetzlich nicht bedrohte Verletzung der Verfassung oder der Gesetze schlechthin. Dahin gehören: die Verletzung der Gesetzgebungsrechte der Kammern durch verfassungswidrige Verkündung sogen. Verordnungen, die unterlassene Ausführung eines Gesetzes, die Unterlassung der Einberufung der Kammern zur gesetzlich vorgeschriebenen Zeit, verfassungswidrige Erhebung von Steuern, die unterlassene Abhilfe gegenüber den Gesetzesverletzungen untergeordneter Beamten, sofern solche zur Kenntnis der M. gebracht sind. Wer das **Anklagerecht** gegen M. auszuüben habe, wird in den Verfassungen nicht überall gleichmäßig bestimmt. In England ist es das Unterhaus, welches anklagt, das Oberhaus, welches entscheidet. Diesem Vorbild ist die amerikanische Verfassung gefolgt, indem sie den Senat als Urteilsbehörde über die Anklagen des Kongresses berufen hat, ähnlich die norwegische Verfassung. In Deutschland ist entweder jede Kammer für sich dazu befugt oder ein übereinstimmender Beschluß beider Kammern erforderlich. In Österreich steht das Recht zur Anklage jedem der beiden Häuser des Reichsrates zu (Gesetz vom 25. Juli 1867). Für solche Fälle besteht ein Staatsgerichtshof, der entweder ein ständiger ist, wie das ehemalige preußische Obertribunal, oder für den einzelnen Anklagefall zusammengesetzt wird. In Österreich werden die Mitglieder des Staatsgerichtshofs auf die Dauer von 6 Jahren gewählt. Als Strafe kommt hauptsächlich Amtsverlust und Amtsunfähigkeit in Betracht. Das Begnadigungsrecht der Krone greift hier nicht Platz. Hinsichtlich der zivilrechtlichen Haftbarkeit der Minister gelten dieselben Grundsätze wie für Verwaltungsbeamte überhaupt. Vgl. R. v. **Mohl**, Die Verantwortlichkeit der M. (Tübing. 1837); Derselbe, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Bd. 1 u. 2 (Erlang. 1855); **Samuely**, Das Prinzip der Ministerverantwortlichkeit (Berl. 1869); F. **Hauke**, Die Lehre von der Ministerverantwortlichkeit (Wien 1880); **Pistorius**, Die Staatsgerichtshöfe und die Ministerverantwortlichkeit (Tübing. 1891).

Ministeriālen (mittellat. ministeriales, »Dienstleute«), ursprünglich eine höherstehende Klasse von Knechten, welche den Dienst um die Person des Herrn versahen oder zur Führung des Haushalts verwendet wurden, dann die unfreien Gehilfen (ministri) der höhern Hofbeamten, welche mit dem steigenden Ansehen des Herrn in ein ausgezeichnetes Verhältnis gegenüber den andern Unfreien traten und schon früh mancherlei Vorrechte erhielten. Mit der Ausbildung der Landesregierung erhielten M. auch die obern Hofämter, aus denen sich vielfach erbliche Ämter bildeten. Unter den M. standen obenan die des Kaisers und des Reiches, deren Stellung und Ansehen ihre Unfreiheit bald gänzlich zurücktreten ließ. Infolge der Übung des Ritterdienstes, der Erwerbung von Lehen durch M. und des Eintritts vieler Edler in das Dienstmannenverhältnis, nahm im Laufe des 13. und 14. Jahrh. die Anschauung von der Unfreiheit der M. mehr und mehr ab, sie wurden den edlen Ritterbürtigen gleichgeachtet und dem Adel zugerechnet (s. Adel, S. 118, und Freie). Vgl. **Fürth**, Die M. (Köln 1836); **Nitzsch**, Ministerialität und Bürgertum im 11. und 12. Jahrhundert (Leipz. 1859); v. **Schele**, Über die Freiheit und Unfreiheit der M. des Mittelalters (Frankf. 1868); v. **Zallinger**, Die Schöffenbarfreien des Sachsenspiegels (Innsbr. 1887).

Ministeriālrat, vortragender Rat in einem Ministerium, namentlich in Süddeutschland und in Österreich Amtstitel für Ministerialbeamte.

Ministerium, **Ministerpräsident**, s. Minister.

Ministerresident, s. Gesandte, S. 421.

Ministerverantwortlichkeit, s. Minister.

Ministrāles (lat.), in frühern Zeiten und in einigen katholischen Kirchen noch jetzt die Sänger, die beim Gottesdienst, bes. bei Altarverrichtungen, mitwirken.

Ministrānt (lat.), soviel wie Meßdiener; daher **ministrieren**, die Funktion des Meßdieners versehen. Vgl. Messe.

Minitation (lat.), Drohung, Bedrohung.

Minium, bei den Römern soviel wie Zinnober, jetzt soviel wie Mennige.

Minius, Fluß, s. Miño.

Minjeh, ägypt. Provinz, s. Minieh.

Mink, s. Nörz.

Minn., Abkürzung für Minnesota (Staat).

Minne (althochd. minja, minna), ursprünglich soviel wie Erinnerung, Gedenken. Die alten Germanen

pflegten bei festlichen Gelagen dem Andenken eines Abwesenden oder ihren Göttern oder Toten (das Totenfest hieß in England minnying-day) einen Becher zu weihen und nannten dies des Betreffenden »M. (d. h. Gedächtnis) trinken«. Im deutschen Mittelalter waren es dann vorzugsweise drei Heilige, denen zu Ehren M. getrunken wurde: der Evangelist Johannes, der die Gefahr der Vergiftung durch Tränke abwenden sollte (vgl. Johannisweihe), die heil. Gertrud, die Nachfolgerin der germanischen Erd- und Totengöttin, deren M. besonders Scheidende und Reisende tranken, um von ihr unterwegs beschützt zu werden (s. Gesundheittrinken), und die heil. Walpurgis, in deren Namen man den Gesundheit bringenden Maitrank genoß (s. Maifest). Bald aber entwickelte sich in Deutschland für das Wort M. die Bedeutung persönlicher und besonders geschlechtlicher Zuneigung, während »Liebe« nur das Erfreuliche, Angenehme, das Wohlgefallen (im Gegensatz zu Leid) bezeichnete. In den Liebesliedern des Mittelalters, bei den Minnesingern (s. d.), erscheint die M. als Verehrung der Frauen auch personifiziert (Frau M.). Später erhielt das Wort M. den Nebensinn des bloß sinnlichen Genusses, so daß es seit etwa 1500 als unanständig ganz gemieden wurde und außer Gebrauch kam; erst die Dichter des 18. Jahrh. führten das Wort in seiner edlen Bedeutung wieder in die Dichtersprache ein.

Minneapolis, Hauptstadt der Grafschaft Hennepin des nordamerikan. Staates Minnesota, an beiden Ufern des hier 300 m breiten Mississippi, der die Insel Nicollat einschließt, Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, hatte 1860 erst 2565, aber 1890: 164,738 Einw., darunter 7719 in Deutschland, 33,564 in Skandinavien Geborne; 1895 betrug die Bevölkerungsziffer 210,000. Die bemerkenswertesten Bauten sind das 56 m hohe Gebäude der North Western Guarantie Loan Co. mit einem als Garten ausgelegten Dach und Restauration, das Postamt, die Holzbörse, öffentliche Bibliothek und Museum, die Baptisten- und die Unitarierkirche, Stadthaus, Markthalle, Gerichtshof, Handelskammer, die Universität von Minnesota (139 Dozenten, 2100 Studierende, Bibliothek von 39,640 Bänden), ein lutherisches theologisches College, bedeutende, durch die Wasserkraft der St. Anthonyfälle begünstigte Industrie, die 1890 in 2723 gewerblichen Anstalten durch 27,792 Arbeiter Waren im Wert von 82,922,974 Doll. herstellte, darunter 18 Kornmühlen (Produktionswert 27,758,790 Doll.), 17 Sägemühlen (7,215,293 Doll.), 22 Hobelwerke (2,411,682 Doll.), 7 Eisenwerke, 9 Möbelfabriken, 36 Gießereien und Maschinenbauanstalten, 16 Böttchereien, 7 Fabriken für Ackergeräte ꝛc. Der Handel auf den Eisenbahnen, im Sommer auch auf dem Mississippi, vertreibt vornehmlich Getreide und Mehl, dann Holz. Südlich von der Stadt die anmutigen, 15 m hohen Minnehahafälle und das Minnesota Soldatenheim mit schönem Park.

Minneburgen, festliche Veranstaltungen der Ritterzeiten, bei denen eine Burg erbaut und von festlich geschmückten Damen verteidigt wurde. Als Wurfgeschosse dienten Blumen, kleine Früchte und Kuchen sowie andre Leckereien, statt siedenden Wassers wurden Parfüms herabgegossen ꝛc., bis endlich die Ritter mit Strickleitern die Burg unter einem Blumenregen erstürmten und die Damen gefangen nahmen. Darstellungen solcher Szenen sind auf elfenbeinernen Spiegelkapseln und Schmuckkästchen häufig.

Minnehöfe (Liebeshöfe, französisch Cours d'amour), sollen im Mittelalter aus Herren u. besonders aus Damen bestehende Gerichtshöfe gewesen sein, in denen über Differenzen Liebender entschieden wurde. Diese M. haben nie existiert; sie sind von dem gelehrten Schwindler Nostradamus (1575) erfunden und von Friedrich Diez im wesentlichen auf die Züge zurückgeführt worden, die für historisch beglaubigt gelten dürfen. Nicht nur in den theoretischen Streitfragen, die in den Tenzonen erörtert wurden, sondern auch bei wirklichen Differenzen Liebender wurde von den Streitenden zuweilen eine Person (auch wohl zwei oder drei) als Schiedsrichter erwählt, deren Spruch sie sich unterwerfen zu wollen erklärten. Die Schiedsrichter sind häufig Damen; sie dürfen die beratende Stimme ihnen Nahestehender hören, müssen aber bei wirklichen Liebesverhältnissen die Namen der Liebenden streng verschweigen. Vgl. v. Aretin, Aussprüche der Minnegerichte ꝛc. (Münch. 1803); Diez, Beiträge zur Kenntnis der romantischen Poesie (Berl. 1825); Capefigue, Les cours d'amour (Par. 1863); Trojel, Middelalderens Elskovshoffer (Kopenh. 1888); Rajna, Le corti d'amore (Mail. 1890); Crescini, La questione delle corti d'amore (in »Per gli studi romanzi«, Padua 1892). S. Andreas Capellanus.

Minnesinger (Minnesänger) werden, mit besonderer Hervorhebung des von ihnen vorzugsweise behandelten poetischen Stoffes, die deutschen Lyriker des 12. und 13. Jahrh. in ihrer Gesamtheit genannt. Eigentlich lyrische Dichtungen treten in Deutschland erst in diesem Zeitraum auf; alles, was Laien und Geistliche früher gesungen, trägt im ganzen epischen Charakter, dessen Spuren auch den frühesten lyrischen Hervorbringungen noch anhaften. Mehr als die höfische deutsche Epik des Mittelalters darf der Minnegesang als originales Erzeugnis des deutschen Volksgeistes gelten. Zwar hat auch er erhebliche Einwirkungen von der romanischen Kunstpoesie erfahren; doch ist diese Beeinflussung, die vorzüglich von der provenzalischen und nordfranzösischen Liebespoesie ausging, eine mehr oder minder formelle geblieben. Die unsern germanischen Vorfahren schon von Tacitus zugesprochene Empfindung für das »Heilige und Ahnungsvolle« in der Frauennatur und das Feingefühl für das Mysterium des weiblichen Wesens mußten dem im Geleit des Rittertums auftretenden Frauendienst in Deutschland ganz natürlich, der chevaleresken Galanterie der Romanen gegenüber, einen tiefern und innigern Charakter verleihen. Derselbe äußert sich im deutschen Liebesleben, wie es die Minnepoesie darstellt, als eine fast blöde Scheu des Liebenden vor der Geliebten, als ein zagendes Sehnen und schüchternes Verlangen aus der Ferne nach der Erkornen, als eine zu dem Marienkultus in unverkennbarer Beziehung stehende demütige Anschauung des geliebten Weibes als eines in reinerer Lebenssphäre als der Mann heimischen Wesens. Darum erscheint der deutsche Minnegesang, verglichen mit der mehr auf frischen Lebensgenuß, auf Waffenfreude u. Fehdelust, auf galante Abenteuer und sinnlichen Liebeslohn gerichteten Troubadourpoesie, nach J. Grimms treffendem Ausdruck »frauenhafter«, und wenn er auch sinnlicher Elemente keineswegs ganz entbehrt, vielmehr solche hier und da stark hervortreten läßt, so ist doch im großen und ganzen die deutsche Liebeslyrik des Mittelalters von ungleich idealerer Haltung als die romanische. Auch noch ein andrer Grundzug des Minnegesangs kennzeichnet diesen als echt germanisches Geisteskind: das überall aus ihm hervorklingende tiefsinnige Naturgefühl. Die ältesten Überbleibsel

dieser mittelalterlichen Lyrik sind der Form nach noch ganz volksmäßig; bald aber macht sich ein höfisch-konventioneller Charakter geltend. Nicht immer kommt wirklich erlebte Empfindung zum Ausdruck, sondern stehende Motive werden wieder und wieder vorgeführt. Die Hauptmasse der Dichtungen besteht aus Liebesliedern; eine besondere Gattung derselben ist das Tagelied, das das Scheiden der Liebenden beim Tagesanbruch schildert. Andre Lieder sind gnomischen und religiösen Inhalts; eine eigentümliche Art der letztern sind die Kreuzlieder, die Empfindungen ausdrücken, welche mit den Kreuzzügen in Zusammenhang stehen. Daneben finden sich noch Preis- und Klagegesänge beim Anfang oder Abschied der Jahreszeiten, Darstellungen aus dem Dorfleben, Lob- und Straflieder, an einzelne lebende Personen oder an ganze Stände und Geschlechter gerichtet, politische, satirische und allegorische Gedichte, deren meiste sich indes mehr oder weniger nahe mit einer oder der andern jener drei Hauptarten berühren. Stofflich am umfassendsten sind die Dichtungen des größten deutschen Lyrikers im Mittelalter, Walthers von der Vogelweide. Was die formelle Gestaltung des Minnegesangs angeht, so sind drei Hauptformen desselben zu unterscheiden: Lied, Leich und Spruch. Während die ältesten Lieder noch zum Teil in der epischen Strophe abgefaßt sind, erscheint in der besten Zeit des Minnegesangs das Lied regelmäßig als ein aus gleichen, dreiteiligen Strophen bestehendes Ganze. Die zwei ersten Teile der Liedstrophe, die sogen. Stollen, sind identisch gebaut, der dritte, der Abgesang, ist in seinem Bau abweichend. Der Leich setzt sich aus ungleichen Strophen zusammen, die in zwei gleiche Teile zerfallen und durch den Sinn nicht immer scharf gesondert sind. Die Form des Leiches wird namentlich einerseits für Tanzlieder, anderseits für religiöse Dichtungen verwandt. Sprüche endlich heißen Gedichte lehrhaften, reflektierenden Inhalts, einzeln stehende, meist größere mit langen Versen und wohl auch unteilig gebaute Strophen. Die Bezeichnungen »Wort« und »Weise« entsprechen den heutigen Ausdrücken Text und Melodie; letztere oder die Weise wird auch »Ton« genannt. Einen neuen Ton selbständig zu erfinden, war wesentliches Erfordernis für den M.; Aneignung fremder Strophenformen und Weisen galt für Unrecht, und gerade in dieser wunderlichen Anschauung war sowohl der große und ungemeine Formenreichtum der Lyrik des Mittelalters gegenüber der Formenarmut der heutigen als auch die allmählich eintretende Überkünstelung des Minnegesangs notwendig begründet. In innigster Beziehung stand derselbe zur Musik. Die Minnelieder wurden zum Saitenspiel, zu der Fiedel oder Geige gesungen; die »Fahrenden« trugen die Gesänge berühmter Meister von Ort zu Ort. Mit dem ästhetischen Sinken der mittelalterlichen Lyrik und ihrer formellen Verkünstelung aber lockerte sich auch das Verhältnis zwischen ihr und der Tonkunst. Die so eminent ausgebildete Technik des Minnegesangs, die in Feinheit und Strenge des Versbaues u. Reims während der Blütezeit eine nie wieder erreichte Vollendung zeigte, setzte natürlich eine kunstgerechte Unterweisung voraus. Doch war diese nicht eine wirklich schulmäßige; es gab keine eigentlichen Schulen des Minnegesangs, sondern die Kunst des Gesangs, der Musik und des Dichtens pflegten die Söhne der Ritter neben den übrigen Gegenständen höfischer Bildung von ihren Erziehern, von Geistlichen oder Spielleuten zu erlernen.

In der Geschichte der Minnedichtung lassen sich drei Entwickelungsepochen unterscheiden. Die erste, etwa 1150 beginnende zeigt die deutsche Lyrik in ihrer Loslösung von epischer Form und Haltung und im Übergang zu kunstmäßiger Gestalt; die zweite umfaßt die glänzende Zeit künstlerischer Vollendung der Minnepoesie; die dritte läßt den Übergang der Kunstlyrik aus den höfischen Kreisen in die bürgerlichen und ihr ästhetisches Herabsinken zu dem nüchternen Formalismus des Meistergesangs (s. d.) wahrnehmen. Der entstehende Minnegesang erklang von Oberösterreich aus die Donau auf und ab; schon gegen 1180 breitet er sich (und gerade um diese Zeit hebt die Glanzepoche der mittelalterlichen Lyrik an und dauert bis gegen die Mitte des 13. Jahrh.) von Südosten her nach dem Niederrhein hin aus, wo der französische Einfluß sich stärker geltend macht. Bald verzweigte sich die neue Kunst ostwärts nach Thüringen und Sachsen, über das Schwabenland, spärlicher nach dem nördlichen Osten. Die Dichter gehören überwiegend, namentlich in der ältern Zeit, dem ritterlichen Stande, meist dem niedern Dienstadel, an; aber auch Fürsten übten die edle Kunst des Minnesingens, darunter König Heinrich VI. (gest. 1197), unter den bürgerlichen wird auch ein Jude genannt. Es sind uns etwa 300 Namen von Minnesingern und ungefähr von 160 unter denselben Lieder erhalten. Die ältesten der uns bekannten Dichter sind der von Kürenberg und Dietmar von Eist, die sich in ihren einfach-kräftigen, naiven Liedern noch in der epischen Form der Nibelungenstrophe und den altepischen Reimpaaren ergehen. Künstlerisch ausgebildet erscheint der Minnegesang zuerst bei Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke, die beide noch dem 12. Jahrh. angehören. Neben dem alle überragenden Walther von der Vogelweide stehen als Vertreter der besten Zeit der Minnepoesie: Heinrich von Morungen, Reinmar (der Alte), Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, welch letzterer die sogen. »Tage- und Wächterlieder« wenn nicht zuerst eingeführt, doch in Schwung gebracht hat, u. a. m. Aus dem Anfang und bis zur Mitte des 13. Jahrh. sind mit Auszeichnung zu nennen: Otto von Botenlaube, Christian von Hamle, Gottfried von Neifen, Schenk Ulrich von Winterstetten, Burkhart von Hohenfels, Reinmann von Brennenberg, Walter von Metz, Hiltbold von Schwanegau, Reinmar von Zweter u. a. Den zur Unnatur und karikierenden Übertreibung ausartenden Frauendienst vertritt in dieser Zeit Ulrich von Liechtenstein. Besondere Erwähnung fordert Neidhart von Reuenthal, der für den Erfinder der sogen. höfischen Dorfpoesie gilt, jedenfalls aber diese am talentvollsten geübt hat. In frischer Eigentümlichkeit und oft derbsinnlicher Lebendigkeit schildern seine Lieder das bäuerliche Treiben seiner Zeit, Tanz und Getümmel, Liebeshändel und Schlägereien auf dem Dorfe. Die Spitze formeller Virtuosität und zugleich das Eindringen der Formenverkünstelung in den Minnegesang repräsentiert am deutlichsten Konrad von Würzburg. Aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. endlich möge als Vertreter der die Lyrik in ihren besten Elementen zerstörenden gelehrten Spitzfindigkeit Heinrich von Meißen (Frauenlob genannt) hier erwähnt sein. Die Hauptpflegestätten des Minnegesangs waren die Höfe der österreichischen Herzöge, des Königs von Böhmen, der Grafen von Henneberg, der Markgrafen von Meißen und Brandenburg, das Hoflager der Hohenstaufenkaiser, vor allen aber der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, dessen

Ruhm besonders Walther von der Vogelweide in hellen Tönen verkündet. Früh wohl wurden die Lieder einzelner Dichter gesammelt, obgleich uns keine derartige Sammlung erhalten ist. Später bildete man aus den Einzelsammlungen größere. Solche sind uns überliefert in der sogen. Manessischen Handschrift (s. d.), in der jetzt zu Stuttgart befindlichen sogen. Weingartener Handschrift (1843 von Pfeiffer und Fellner herausgegeben), in der Heidelberger und der Benediktbeurer Handschrift (jene 1844 von Fr. Pfeiffer, diese, jetzt zu München befindlich, 1847 von Schmeller herausgegeben). Eine Gesamtausgabe der M. veranstaltete v. d. Hagen in 4 Bänden (Leipz. 1838), eine Auswahl mit litterarischer Einleitung K. Bartsch (»Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts«, 3. Aufl., Stuttg. 1893), der auch die schweizerischen M. (Frauenf. 1886) herausgab; ferner F. Pfaff (in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 8, Stuttg. 1892). Die M. des 12. Jahrh. erschienen in besonderer Ausgabe unter dem Titel: »Des Minnesangs Frühling« (hrsg. von Lachmann und Haupt, Leipz. 1857; 4. Aufl. von Vogt, 1888). Übersetzungen gaben Tieck (»Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter«, Berl. 1803), Simrock (Elberf. 1857), Storck (Münster 1872) u. a. Vgl. Wolf, Über die Lais, Sequenzen und Leiche (Heidelb. 1841); Lachmann, Über die Leiche (im »Rheinischen Museum«, 1829); Uhland, Der Minnesang (in den »Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage«, Bd. 5, Stuttg. 1870); Scherer, Die Anfänge des Minnesangs (Wien 1875); Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide (Leipz. 1880); A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der M. (2. Aufl., das. 1889, 2 Bde.); Börckel, Die fürstlichen M. der Manesseschen Liederhandschrift (Mainz 1882); R. Becker, Der altheimische Minnesang (Halle 1882); Lyon, Minne- und Meistersang (Leipz. 1882).

Minnesota (spr. -ßōta, abgekürzt Minn.), Staat im NW. der nordamerikan. Union, zwischen 43° 30′—49° nördl. Br. und 89° 39′—97° 5′ westl. L. v. Gr., wird im N. durch Kanada, im O. vom Obern See und Wisconsin, im S. von Iowa, im W. von Nord- und Süddakota begrenzt und hat ein Areal von 215,910 qkm (3922 QM.). Die mittlere Erhebung des Staates beträgt etwa 310 m, und nirgends übersteigen die Hügel 520 m. Ein Höhenzug, die Missabey Hills und Heights of Land benannt, durchzieht den nördlichen Teil des Staates und trennt die Flußgebiete des Mississippi, der großen Kanadischen Seen und des Winnipegsees. In südlicher Richtung zweigt von ihm der Coteau du Grand Bois genannte Höhenzug ab. Der Nordosten ist dicht mit Nadelwaldungen bestanden und voll von Mooren und Sümpfen, im S. aber waltet welliger Prärieboden vor; doch trifft man auch hier auf einen 10,500 qkm großen Wald. Im ganzen bedecken die Wälder 30 Proz. des Areals. Geologisch gehört der zentrale und nordöstliche Teil der archäischen Formation, kambrische und silurische Schichten legen sich auf der Ostseite an, Kreideformation tritt am Red River auf, ungeheure Schutthalden aus der Eiszeit haben bald die Thäler bedeckt, bald sich zu Hügeln aufgehäuft. Außer dem Mississippi, der im Staate entspringt, und seinem Nebenfluß, dem Minnesota (s. Minnesota River), bilden der Red River im W. u. der Rainy River im N. einen Teil der Grenzen. Von den (angeblich 10,000) Seen sind die größten der Red Lake (mit Abfluß zum Red River), der Leech Lake und der Mille Lacs, beide ohne sichtbaren Abfluß; dann der Rainy Lake und der Lake of the Woods (Wäldersee) an der kanadischen Grenze. Das Klima gilt für gesund, obwohl die Winter streng und die Sommer heiß sind, doch macht große Trockenheit der Luft diese Gegensätze erträglich. St. Paul hat eine mittlere Temperatur von 5,9° (Sommer bis 38°, Winter bis —30°). Der Mississippi ist hier (unter gleicher Breite mit Venedig) 120—167 Tage mit Eis bedeckt. Die Bevölkerung betrug 1890: 1,301,827 Seelen (695,321 männlich, 606,506 weiblich, 6 auf 1 qkm), darunter 5667 Farbige, 467,356 im Ausland (116,953 in Deutschland) Geborne und 7065 Indianer. Die öffentlichen Schulen mit 9238 Lehrkräften wurden 1890 von 280,960 Kindern besucht, die 11 höhern Lehranstalten mit 387 Lehrkräften von 7042 Studierenden, darunter die Universität von M. zu Minneapolis (s. d.). Es erscheinen 499 Zeitungen. Von Wohlthätigkeitsanstalten des Staates besitzt M. ein Irrenhaus, eine Blinden- und Taubstummenanstalt und ein Zuchthaus. Die Landwirtschaft beschäftigt über die Hälfte der Bevölkerung; 1890 besaßen 116,851 Personen 7,465,458 Hektar, von denen mit Weizen 1,349,051, mit Hafer 631,703, mit Mais 360,676 Hektar, der Rest mit Gerste, Roggen, Buchweizen, Flachs, Kartoffeln bestellt war. Der Viehstand betrug 1890: 461,509 Pferde, 1,373,579 Rinder, 399,049 Schafe und 853,715 Schweine. Die Fischerei auf dem Obern See beschäftigte 52 Segelboote und 60 andre. Kupfer- und Eisenerze findet man im Nordosten. 1890 wurden durch 1755 Bergleute 864,508 Ton. Erz gefördert; Salzquellen sind im Thal des Red River, Torflager an vielen Stellen, doch hat man diese Schätze kaum in Angriff genommen. Die Industrie wird sehr gefördert durch die zahlreichen Flüsse mit ihren Wasserfällen; 1890 erzeugten in 7505 Betrieben 79,629 Arbeiter Waren im Werte von 192,033,478 Doll. Am wichtigsten sind die Säge- und Kornmühlen, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte, Kleider, Fässer, Maschinen, Brauereien ꝛc. Der Handel wird gefördert durch schiffbare Flüsse (2420 km), den Obern See u. Eisenbahnen (8544 km). Nach der Verfassung werden der Gouverneur und die obern Staatsbeamten vom Volk auf zwei Jahre gewählt. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus 54 Senatoren und 114 Abgeordneten. In den Kongreß entsendet M. 2 Senatoren und 7 Repräsentanten, bei der Präsidentenwahl hat es 9 Stimmen. Die Gerichtsbarkeit wird ausgeübt von einem Obergericht mit 3 Richtern, 9 Kreisgerichten und 75 untern Gerichtshöfen in jeder der 80 Grafschaften. Die Staatseinnahmen betrugen 1890: 18,705,100, die Ausgaben 18,559,150, die Schulden des Staates 2,239,482, der Grafschaften 3,317,657, der Gemeinden 18,427,368, der Schuldistrikte 2,066,422 Doll. Hauptstadt ist St. Paul. — M. wurde zuerst im 17. Jahrh. von kanadischen Pelzhändlern besucht; 1673 befuhren Joliet und Pater Marquette den obern Mississippi, und 1680 drang Pater Hennepin bis zu den St. Anthonyfällen dieses Flusses vor. Am 8. Mai 1689 nahm Frankreich Besitz von diesem Gebiet, welches später an England kam und von ihm 1812 an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde. 1819 wurde Fort Snelling an den St. Anthonyfällen erbaut, aber die ersten eigentlichen Ansiedler kamen erst 1845 an. M. ward 1849 mit nur 5000 weißen Einwohnern als Territorium eingerichtet und 11. Mai 1858 als 32. Staat in die Union aufgenommen. S. Karte »Vereinigte Staaten«. Vgl. Niles, Geography, history and resources of M. (St. Paul 1885); Kirk, Illustrated history of M. (das. 1888).

Minnesota River (St. Petersfluß), Fluß im N. der Vereinigten Staaten, entsteht in Süddakota im kleinen See Pole Cat (578 m ü. M.), tritt bald in den Big Stone Lake (302 m ü. M.), an der Grenze gegen Minnesota, und durchfließt dann diesen Staat in südöstlicher Richtung, bis er nach einem Laufe von 512 km oberhalb St. Paul in den Mississippi fällt. Er ist von seiner Mündung 64 km für Dampfer und 470 km für flache Boote fahrbar.

Minnigerode, Wilhelm, Baron von, Politiker, geb. 28. Nov. 1840 in Braunschweig, trat in die Gardekavallerie zu Berlin ein, schied aber, nachdem er vier Jahre aktiver Offizier gewesen, 1865 aus der Armee aus, um die Bewirtschaftung seiner Güter in Ostpreußen zu übernehmen. Die Kriege von 1866 und 1870 machte er als Reserveoffizier im Regiment der Garde du Corps mit. Seit 1871 gehörte er als konservativer Abgeordneter mit kurzer Unterbrechung dem Reichstag und dem preußischen Abgeordnetenhaus an, schwang sich allmählich zu einem der Führer der streng (deutsch-) konservativen Partei empor und ward zum Mitglied des Staatsrats ernannt, verzichtete aber 1884 auf eine Neuwahl in den Reichstag.

Miño (spr. minnjo, portug. Minho, bei den Alten Minius), einer der Hauptflüsse der Pyrenäischen Halbinsel, entspringt in der Sierra de Meira in der span. Provinz Lugo, fließt südlich und südwestlich, bildet in seinem untern Laufe die Grenze zwischen Spanien und Portugal und ergießt sich, nachdem er als wichtigsten Nebenfluß den Sil (bedeutender als der M. selbst) aufgenommen, nach 250 km langem Laufe in breiter Mündung bei Caminha in den Atlantischen Ozean. Von Salvatierra an ist er 40 km weit für kleinere Fahrzeuge schiffbar; größere können die an der Mündung liegende Barre nicht passieren.

Mino da Fiesole, ital. Bildhauer, s. Fiesole 2).

Minofor, soviel wie Britanniametall.

Minor (ital.), kleiner, minder, jünger (Gegensatz: major).

Minor, Jakob, Litterarhistoriker, geb. 15. April 1855 in Wien, studierte daselbst seit 1874 und 1878—79 in Berlin Germanistik und Litteraturgeschichte, habilitierte sich 1880 an der Wiener Universität, wurde 1882 Professor an der Accademia scientifico-letteraria in Mailand, 1884 außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Prag und folgte 1885 einem Rufe an die Universität Wien, wo er 1888 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Er schrieb: »Christian Felix Weiße« (Innsbr. 1880); »Studien zur Goethe-Philologie« (mit A. Sauer, Wien 1880); »Joh. Georg Hamann« (Frankf. 1881); »Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten« (Wien 1882); »Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern« (Frankf. 1883); »Die deutsche Litteratur in Wien und Niederösterreich« (in dem Sammelwerk »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild«, Bd. 1); »Schiller, sein Leben und seine Werke« (Berl. 1890, Bd. 1 u. 2); »Allerhand Sprachgrobheiten« (Stuttg. 1892); »Neuhochdeutsche Metrik« (Straßb. 1893) u. a. Auch gab er Werke von Friedrich und A. W. Schlegel, Arnim, Brentano, Tieck &c. sowie etliche Bände in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur« und das »Speculum vitae humanae« des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol (Halle 1889) heraus.

Minorāt (neulat.), im Gegensatz des Majorats (s. d.) diejenige Art der deutschrechtlichen Erbfolge, wonach unter gleichnahen Erben immer der jüngste zur Erbschaft berufen ist, und welche namentlich bei Bauerngütern vorkommt (s. Bauerngut, S. 570). Mitunter wird M. auch als gleichbedeutend mit Juniorat (s. d.) gebraucht. Vgl. Jüngstenrecht.

Minōre (ital., franz. mineur, »kleiner«), Bezeichnung jedes Intervalls, das im Deutschen »klein« heißt; sodann wegen der für sie charakteristischen kleinen Terz die Molltonart. M. tritt oft auf als Überschrift eines Zwischensätzchens (Trio) in Märschen, Tänzen &c., wenn dasselbe in Moll steht, der Hauptteil dagegen in Dur. Vgl. Maggiore.

Minorennität (v. lat. minor aetas), soviel wie Minderjährigkeit; s. Alter, S. 441.

Minōres ordīnes (lat.), in der katholischen Kirche die vier untersten geistlichen Rangstufen, deren Mitglieder Kandidaten des geistlichen Ministeriums sind.

Minōri, Stadt in Italien, s. Majori.

Minoristen, s. Majoristen.

Minorität (neulat.), Minderzahl, die bei einer Abstimmung oder Wahl sich ergebende Minderheit der Stimmen, im Gegensatz zur Stimmenmehrheit oder Majorität (s. d.). M. ist auch die Bezeichnung für diejenigen, welche bei der Abstimmung in der Minderzahl bleiben, wie man denn z. B. von einem Abgeordneten sagt, er habe mit der M. gestimmt. Minoritätspartei, Partei, welche sich in einer politischen Körperschaft einer ständigen Mehrheit gegenüber befindet. Minoritätspolitik, das politische Verhalten der Minderheit in einer parlamentarischen Versammlung. Minoritätsvotum, Begründung einer Ansicht, welche in der Minderheit geblieben.

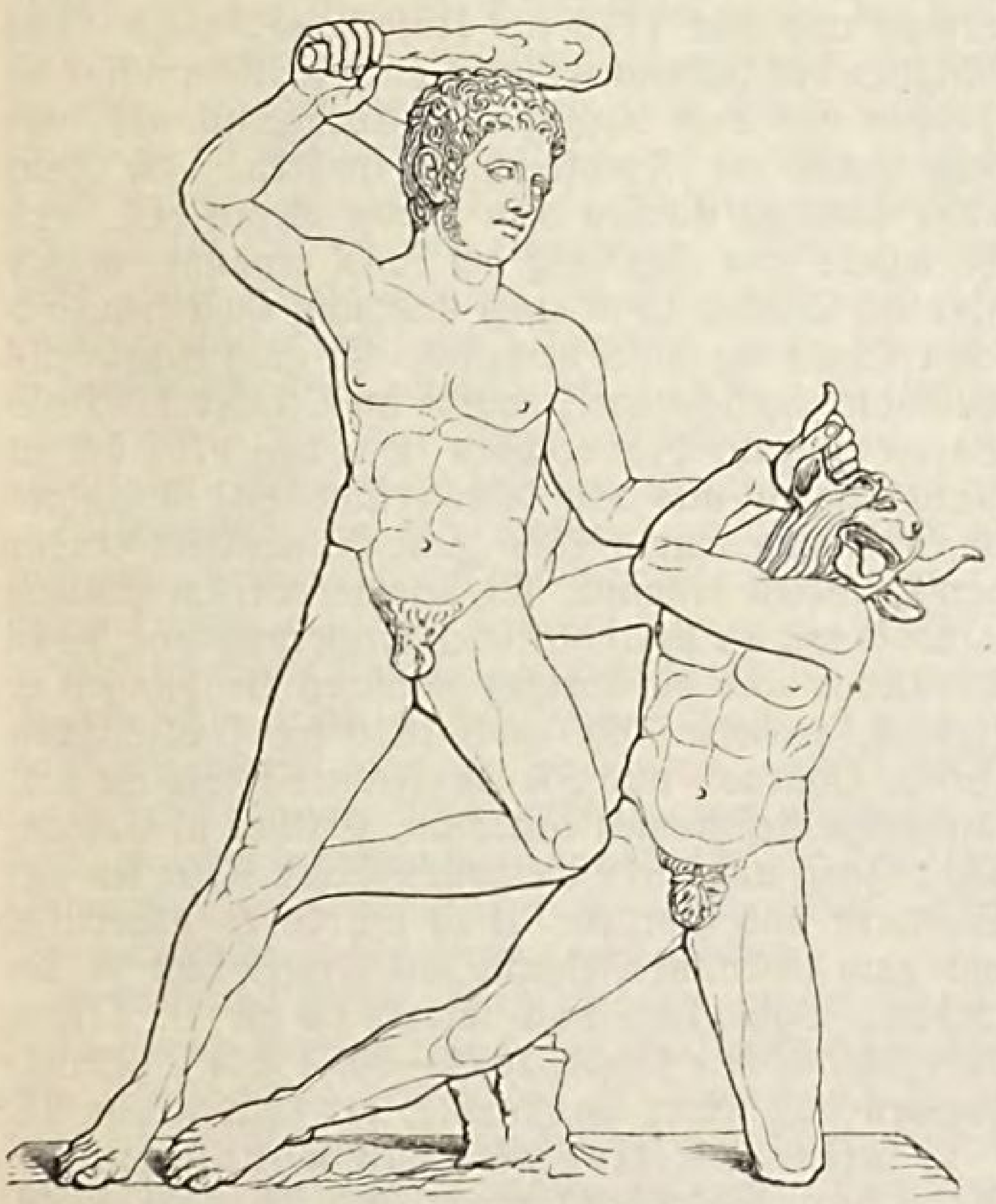
Minoritätenvertretung, s. Proportionalwahl.

Minoriten (Minores fratres, Mindere Brüder) war ursprünglich Selbstbezeichnung aller Franziskaner (s. d.); später trugen die grau gekleideten jenen, die braun gekleideten diesen Namen. Die Streitigkeiten über die Auslegung der Ordensregel, die strengere oder freiere Auffassung derselben, gaben gleich von Anfang Anlaß zu mannigfachen Parteiungen; der laxern Partei des Elias traten in Italien die Cäsarianer und Cölestiner-Eremiten (nicht zu verwechseln mit den Cölestinern), in Frankreich die M. von Narbonne und überhaupt die Spiritualen entgegen; diese wurden als ketzerisch unterdrückt, während die Clareniner (s. Clareni Fratres) sich länger hielten, aber auch prinziploser schwankten zwischen den Konventualen u. Observanten. Vgl. K. Müller, Die Anfänge des Minoritenordens (Freiburg 1885); Hüttebräuker, Der Minoritenorden zur Zeit des großen Schismas (Berl. 1893).

Minos, mythischer König von Kreta, Sohn des Zeus und der Europa, Gemahl der Pasiphaë (s. d.), Vater der Ariadne, der Phädra, des Androgeos, Deukalion, Glaukos u. a., Bruder des Rhadamanthys und Sarpedon, gab Kreta die berühmte Minoische Gesetzgebung, in der ihn Zeus alle neun Jahre in einer heiligen Höhle unterrichtete. Nach seinem Tode wurde er wegen seiner Gerechtigkeit mit Äakos und Rhadamanthys Richter der Unterwelt. Auch soll er die erste bedeutende Seemacht geschaffen haben, aber schon früh macht ihn die Sage auch zum Tyrannen. Als sein Sohn Androgeos vom attischen König Ägeus gegen den marathonischen Stier geschickt und von diesem getötet worden war, überzog M. Attika mit Krieg und eroberte Athen, das sich durch einen jährlich (oder alle neun Jahre) zu entrichtenden Tribut von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen löste (vgl. Minotauros). Seinen Tod soll M. bei Ver-

folgung des Dädalos in Sizilien im Bade durch die Töchter des Königs Kokalos oder durch diesen selbst gefunden haben. Homer und Hesiod kennen nur einen M., den Herrscher zu Knosos, Sohn und Freund des Zeus; erst die spätere Zeit nahm einen zweiten, Enkel des ersten, an. Vgl. Preller-Robert, Griechische Mythologie, Bd. 2; Benfey, Hermes, M., Tartaros (Götting. 1877).

Minotauros (»Stier-Minos«), das Ungeheuer mit menschlichem Körper und Stierkopf, das nach dem Mythus aus der unnatürlichen Liebe der Pasiphaë, Gemahlin des Minos, zu dem von Poseidon dem letztern gesandten schneeweißen Stier entsprungen war. Minos sperrte ihn in das von Dädalos erbaute knosische Labyrinth, wo ihm Verbrecher und auch die von Athen als Tribut zugesandten Jünglinge und Jungfrauen vorgeworfen wurden, bis endlich Theseus (s. d.)



Theseus und Minotauros (Rom, Villa Albani).

mit Hilfe der Ariadne das Ungeheuer tötete und Athen vom Tribut befreite. Nach neuern Deutungen dieses Mythus ist M. als Symbol des kretischen Zeus Asterios anzusehen, dessen Dienst (ähnlich dem des phönikischen Moloch mit Menschenopfern verbunden) der höhern hellenischen Kultur weichen mußte. Darstellungen des Kampfes des M. mit Theseus finden sich in Werken der Kleinkunst häufig, vereinzelt auch statuarisch (Villa Albani bei Rom, s. Abbildung). Vgl. Stephani, Der Kampf zwischen Theseus und M. (Leipz. 1842); Conze, Theseus und M. (Berl. 1878).

Minschat, el, Stadt im Distrikt und in der Provinz (Mudirieh) Girgeh in Oberägypten, links am Nil, Dampferstation, mit (1881) 8044 Einw. M. ist das Ptolemaïs des Strabon, einst die größte Stadt nach Theben, das Hermion des Ptolemäos.

Minsk, Gouvernement im westlichen Rußland, wird von den Gouvernements Witebsk, Mohilew, Tschernigow, Kiew, Wolhynien, Grodno und Wilna umschlossen und umfaßt 91,407,6 qkm (1660 QM.). Das Land zerfällt in zwei ungleiche Teile: den nordwestlichen, ein Hochland mit dem 370 m hohen Lüssaja Gora, 1/5 des Gesamtareals umfassend und aus tertiären Bildungen mit meist lehmigem Boden bestehend, und den südöstlichen Teil, 4/5 des Areals, welcher eine von großen Wäldern und Sümpfen bedeckte Tiefebene bildet, aus der stellenweise gleichsam Inseln, Sandberge, aber von nicht über 200 m Meereshöhe, emporsteigen. Diese sogen. Polessje besteht aus Diluvium, Süßwasseranschwemmungen u. Torf, mit einem Boden, der nur der rationellen Bearbeitung harrt, um reiche Ernten zu spenden. An Wasser hat M. Überfluß. Von den 350 meist kleinen Seen sind die bedeutendsten: der 47 qkm große fischreiche Knjäs (Shid), der Swjätizkoje, der dem Oginskischen Kanal als Reservoir dient, und der Wulsko (Woljanskoje) an demselben Kanal, als Überwinterungshafen für die Schiffe dienend. Von den vielen Flüssen sind wichtig die Beresina und der Pripet (mit Jasolda und Pina); die Südostgrenze bildet der Dnjepr, im nordwestlichen Teile entspringt der Niemen, zu dem der Oginskische Kanal führt, während im NO. der Beresinakanal nach der Düna hinüberleitet. Die Sümpfe in verschiedenster Form, vom undurchdringbaren, mit Urwald bewachsenen bis zum Schilf- und Torfmoor herab, nehmen 11 Proz. des Areals ein, verteilen sich aber ungleich. Der bedeutendste Sumpf ist der 1600 qkm (29 QM.) große Sarotschja im Kreise Pinsk. Der sumpfigen Gegend maß man früher die Schuld an dem hier häufig auftretenden Weichselzopf (Plica polonica) bei. Die großen Waldungen, vorherrschend Nadelbäume (Kiefern), nehmen 38 Proz. des Areals ein, verteilen sich aber ebenfalls ungleich; auf Ackerland kommen 24 Proz., auf Wiesen und Weiden 15 Proz. Zur Ausfuhr kommt nur Roggen; im westlichen Teile wird auch Weizen, im S. und O. werden Kartoffeln gebaut. Die Ernte war 1892: 4,5 Mill. hl Roggen, 0,5 Mill. hl Weizen, 3,25 Mill. hl Hafer, 9,25 Mill. hl Kartoffeln; außerdem Gerste, Erbsen, Hirse und Buchweizen in geringerer Menge. Das Klima ist gemäßigt, die mittlere Jahrestemperatur beträgt 5,79° (Sommer 17,64°, Winter —4,36°). Die Einwohner (1891: 1,794,560; 19 auf das QKilometer), teilweise durch die vollständige Unzugänglichkeit ihrer Wohnorte ein halbwildes Volk, sind meist Weißrussen; weniger stark sind die Polen, Litauer, Großrussen und Juden vertreten, und Kleinrussen, Tataren und Deutsche zählen nur nach einigen Tausenden. Der Adel, meist von russischen Familien, die seit 1569, der Zeit der politischen Union, hier einwanderten, abstammend, ist durch den Einfluß der Polen und besonders der Jesuiten römisch-katholisch und allmählich auch polnisch geworden. Die griechisch-katholische Konfession ist am stärksten vertreten (69,81 Proz.), außerdem Juden (19,05 Proz.), Römisch-Katholische (9,89 Proz.), Protestanten (0,31 Proz.) und Mohammedaner (0,27 Proz.). Außer dem Ackerbau beschäftigen sich die Einwohner viel mit verschiedenen Holzarbeiten (vom Schiffbau bis zur Gewinnung von Teer, Terpentin und Kohlen); auch die Jagd sowie Bienenzucht und Fischerei bieten lohnenden Erwerb. Die Viehzucht steht auf einer sehr niedrigen Stufe, ebenso die Pferdezucht. Es wurden 1888 gezählt 445,000 Stück Hornvieh, 447,080 Schafe, 283,000 Schweine, 312,989 Pferde. Die Industrie erstreckt sich namentlich auf Branntweinbrennerei (für 8,6 Mill. Rubel), Müllerei, Tabaksfabrikation und Ölschlägerei. 1893 bestanden 324 Fabriken mit einem Umsatz von ca. 12 Mill. Rubel. Der Handel ist in den Händen der Juden und wird durch die bequemen

Wasserverbindungen sowie durch die Eisenbahnen Moskau-Brest und Wileika (Wilna)-Romny gefördert. Die Zahl der Lehranstalten war 1888: 1385 mit 34,769 Schülern, darunter 13 Mittelschulen mit 2898 Schülern. Das Gouvernement zerfällt in neun Kreise: Bobruisk, Borissow, Igumen, M., Mosyr, Nowogrudok, Pinsk, Rjetschiza und Sluzk. — Im 9. Jahrh. lebte in dem Teile des Gouv. M., den jetzt die Kreise Borissow, Igumen, M. und Bobruisk einnehmen, der slawische Volksstamm der Kriwitschen (Krewinnen), welcher seit Wladimir I. zum Fürstentum Polozk gehörte und später unter Weißrußland stand. Der übrige Teil wurde von den Dregowitschi, teilweise auch von Drewljänen (Drewliern) bewohnt. Vom 12.—14. Jahrh. entstand hier eine Menge besonderer Fürstentümer, welche im 13. und 14. Jahrh. an Litauen, später an Polen und mit diesem 1793 an Rußland fielen.

Minsk, 1) (in alten Urkunden Mjensk, Menesk) Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am Swislotsch und dem See Plebanskoje in hügelreicher Gegend, 215 m ü. M., Knotenpunkt der Eisenbahnen Moskau-Brest u. Wileika-Romny, hat enge Straßen, 11 griechisch-katholische, 4 römisch-katholische und eine luther. Kirche, eine Synagoge nebst 40 jüdischen Bethäusern, ein Seminar, ein Theater, 2 Banken, ein klassisches (seit 1722), ein Real- und ein Mädchengymnasium, Fabrikation von Seife, Kerzen, Tabak, Töpferwaren, Brennereien, Brauereien, Eisengießerei und (1889) 70,765 Einw. M. ist Sitz des Generalkommandos des 4. Armeekorps, eines Zivilgouverneurs, eines griechisch-katholischen und eines römisch-katholischen Bischofs. Die Stadt M. wird zuerst im 11. Jahrh. erwähnt. In der Kriegsgeschichte ist die Besetzung von M. durch Tschitschagow 1812 denkwürdig. Auch gab es hier während der polnischen Revolution von 1831 harte Kämpfe. — 2) S. Nowominsk.

Minster in Sheppey (spr. scheppi), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, an der Nordküste der Insel Sheppey, 5 km südöstlich von Sheerneß, hat eine Kirche und Ruinen eines alten Nonnenklosters (von 673) und (1891) 16,111 Einw.

Minster in Thanet (spr. thännet), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, auf der Insel Thanet, 6,5 km westlich von Ramsgate, hat eine alte Kirche, die einem ehemaligen Nonnenkloster (aus dem 7. Jahrh.) angehörte, und (1891) 2339 Einw.

Minstrels (v. franz. ménestrel) hießen in England während des 13.—16. Jahrh. die Sänger, welche die von ihnen selbst oder andern gedichteten Lieder mit Begleitung eines Saiteninstruments, gewöhnlich der Harfe, vortrugen. Was sie von den ältern Spielleuten und Sängern unterscheidet, war, daß sie sich in den Dienst eines Adligen stellten und seine Sache vertraten. Sie entsprachen daher den französischen Ménétriers oder Jongleuren (s. d.), aber nicht etwa den Trouvères oder Troubadouren, da es einen ritterlichen Sängerstand, wie in Nord- und Südfrankreich, bei den Engländern seit spätangelsächsischer Zeit nicht mehr gab. Auch waren ihre Gesänge vorzugsweise epischen oder episch-lyrischen Charakters. 1381 errichtete Johann von Gaunt zu Tutbury in Staffordshire einen »Gerichtshof der M.« (Court of M.), der die Vollmacht erhielt, im Gebiete von fünf umliegenden Grafschaften den M. ihre Gesetze zu geben, ihre Streitigkeiten zu schlichten und Widerspenstige zu verhaften. Dieser Gerichtshof tagte jährlich (16. Aug.). Auch ward den M. das Recht bewilligt, einen König mit vier Beamten zur Seite zu ernennen, welche ihre gemeinsamen Angelegenheiten leiteten. Nach und nach kamen aber diese Sänger herab, und schon gegen das Ende des 16. Jahrh. waren sie in der öffentlichen Meinung so sehr gesunken, daß 1597 die Königin Elisabeth eine Verordnung erließ, nach welcher vagabundierende M. in gleicher Weise wie die Landstreicher bestraft werden sollten. Seit dieser Zeit wird ihrer in England nicht mehr gedacht. In Schottland hielten sie sich etwas länger in Ehren. Vgl. den Essay über die M. in Percys »Reliques of ancient English poetry« (Lond. 1765; neue Ausg. von A. Schröer, Berl. 1893, 2 Bde.).

Minto, 1) Sir Gilbert Elliot, Graf von, brit. Staatsmann, geb. 23. April 1751, gest. 21. Juni 1814, Sohn des Dichters und Staatsmannes Sir Gilbert Elliot (gest. 1777), wurde 1774 Rechtsanwalt und trat 1776 ins Unterhaus, ward 1793 Mitglied des Geheimen Rates und Zivilkommissar in Toulon und bald darauf nach Corsica gesandt, um diese Insel vor Frankreich zu wahren. Im Juni 1794 huldigte Corsica dem König Georg III., und M. wurde zum Vizekönig der Insel ernannt, mußte aber im Oktober 1796 nach Landung einer französischen Armee die Insel verlassen. Er ging darauf als Gesandter nach Neapel, wurde im Oktober 1797 als Baron M. zum Peer erhoben, war von 1799 bis zu Pitts Austritt aus dem Ministerium 1801 Gesandter in Wien und wurde 1806 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt. Er besetzte dort im Einverständnis mit der portugiesischen Regierung Goa, dann Trankebar und die übrigen dänischen Besitzungen in Indien, eroberte 1809 und 1810 die französischen Inseln Bourbon und Ile-de-France sowie die holländischen Besitzungen Amboina, Celebes u. Ceylon, 1811 Java und 1812 die holländischen Kolonien auf Sumatra und Borneo. 1813 wurde er abberufen und zum Viscount Melgund und Grafen von M. befördert. Vgl. »Life and letters of Sir G. Elliot, first Earl of M.« (Lond. 1874—80, 4 Bde.), herausgegeben von seiner Großnichte, der Gräfin von M.

2) Gilbert Elliot Murray Kynynmound, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 16. Nov. 1782, gest. 31. Juli 1859, war von 1806 bis zum Tode seines Vaters Mitglied des Unterhauses und stimmte nachher im Oberhause mit den Whigs für Katholikenemanzipation und parlamentarische Reform. 1832 ward er zum Gesandten in Berlin ernannt, 1835—1841 war er im Ministerium Melbourne erster Lord der Admiralität. Im Juli 1846 wurde er aufs neue Mitglied des Kabinetts und Geheimsiegelbewahrer und nahm im Februar 1852 mit den übrigen Gliedern des Ministeriums Russell seine Entlassung.

Minton, Thomas, engl. Steingutwarenfabrikant, geb. 1765, war ursprünglich Graveur und gründete 1791 in Stoke upon Trent eine Manufaktur, deren Spezialität in der Nachahmung fremder Erzeugnisse bei höchster technischer Vollendung und in Anfertigung von matten und glasierten Fliesen beruht. Seit 1837 wurde diese sich immer weiter, zuletzt auch auf Porzellan ausdehnende Fabrik von Herbert M. (gest. 1861) geleitet (vgl. Tafel »Keramik«, Fig. 2). Da der Name M. jetzt noch in andern Firmen englischer Steingutfabriken vorkommt, führt die alte Manufaktur den Beinamen China works.

Mintrop, Theodor, Maler, geb. 4. April 1814 auf dem Gut Barkhofen bei Werden a. d. R., gest.

30. Juni 1870 in Düsseldorf, war ursprünglich Landmann, beschäftigte sich jedoch nebenbei mit Zeichnen und Malen. Der Genremaler Geselschap bestimmte ihn 1844, sich ganz der Kunst zu widmen. M. ging nach Düsseldorf und wurde Schüler der Akademie unter K. Sohn und Schadow. Seine großen Ölgemälde: Maria mit Jesus und Johannes (1852, in der Kunsthalle zu Düsseldorf) und Maria mit St. Ludgerus und St. Benedictus (Altarbild für die Kirche in Werden, 1856—59) zeigten bereits eine harmonische Wirkung. Größern Erfolg hatte er aber mit seinen trefflich komponierten und phantasievollen Zeichnungen, deren er eine große Menge schuf. Davon sind hervorzuheben: das Engelständchen, Einzug Christi und Christus mit Johannes, von Engeln umringt (1852), das fruchtbare Jahr, das Kinderbacchanal, der großartig gedachte und sinnig ausgeführte Christbaum, die edel und würdig aufgefaßte Bergpredigt (1861, großer Karton), die Darstellungen der Passion in Aquarell, die bethlehemitischen Kinder und das phantastisch-poetische Märchen vom König Heinzelmann in 60 Blättern. Bald folgten größere dekorative Aufträge, wie der Fries: die Jahreszeiten in Kindergestalten (für Herrn v. Kaufmann-Asser in Köln, 1863), der Fries: Handel und Industrie, und das Deckengemälde: die vier Elemente (beide für den Schaaffhausenschen Bankverein). Mintrops letztes Staffeleibild war eine symbolische Darstellung, die Maibowle, auf Goldgrund (im Museum zu Köln).

Minturnä, Stadt in Latium, unweit der Lirismündung und an der Appischen Straße, mit wichtigem Hafen, ein alter Ort der Aurunker, der 296 v. Chr. römische Kolonie (colonia maritima) wurde. In der Nähe befanden sich große Sümpfe, in welchen sich Marius 88 vor den Sullanern versteckt hielt. Noch sind Trümmer eines Amphitheaters, eines Aquädukts etc. beim heutigen *Minturno* (früher Traëtto), an der Eisenbahnlinie Sparanise-Gaeta (1881: 4394 [als Gemeinde 7947] Einw.) vorhanden.

Minucius Felix, christlicher Apologet u. Popularphilosoph, schrieb eine Schutzschrift für die christliche Kirche unter dem Titel: »Octavius« in Form eines philosophischen Gesprächs. Sie ward am besten von Halm (Wien 1867), Cornelissen (Leid. 1882) und Bährens (Leipz. 1886) herausgegeben, deutsch von Dombart (2. Ausg., Erlang. 1881) und Hagen (Bern 1890). Über die Abfassungszeit gehen die Kritiker weit auseinander, doch ist der früheste Termin (um 180) der meist angenommene. Alles hängt dabei von der Bestimmung seines schriftstellerischen Verhältnisses zu Tertullian ab. Vgl. *Kühn*, Der Octavius des M. F. (Leipz. 1882); *Wilhelm*, De Minucii Felicis Octavio et Tertulliani apologetico (Bresl. 1887); *Kurz*, Über den Octavius des M. F. (Burgdorf 1888); *Vahlen*, Quaestiones Minucianae (Berl. 1894).

Minuendus (lat.), s. Subtraktion.

Minuetto (ital.), s. Menuett.

Minus (lat., »weniger«), mathemat. Ausdruck zur Andeutung der Subtraktion (s. d.). Das Zeichen dafür ist — früher auch ÷, welches dann eine Zeitlang als Divisionszeichen gebraucht wurde; das Zeichen — wird auch zur Bezeichnung der negativen Größen gebraucht, während man den positiven das Additions- oder Pluszeichen (+) vorsetzt. Doch schreibt man neuestens statt —a auch a', wodurch der Übelstand, dasselbe Zeichen für zwei ganz verschiedene Begriffe zu gebrauchen, vermieden wird. Über das berüchtigte »M. × M. ist Plus« s. Negative Zahl.

Minuskel (lat.), Gegensatz zu Majuskel (s. d.); *eckige M.*, s. Mönchsschrift.

Minussinsk, Hauptort des gleichnamigen Bezirks (112,375 qkm mit [1891] 137,620 Einw.) im russisch-sibir. Gouv. Jenisseisk, an der Mündung der Minussinka in den Jenissei, hat bedeutenden Handel mit Getreide, Vieh und Waschgold, ein naturwissenschaftliches Museum, eine Bank und (1893) 6056 Einw. Die Umgebung ist reich an Kohle, Salzseen und Eisen. Der südlichste Teil des Bezirks an der chinesischen Grenze wurde 1885 als Bezirk *Ussa* von M. abgezweigt.

Minute (lat.), der 60. Teil einer Stunde, bezeichnet mit ^{m}, z. B. 10^{m} = 10 Minuten Zeit; in der Kreiseinteilung der 60. Teil eines Grades, bezeichnet mit ', z. B. 15' = 15 Bogenminuten; in der Baukunst der 30. Teil eines Moduls (s. d.); in der bildenden Kunst Bezeichnung der kleinern Teile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, und deren 48 auf eine Kopflänge gehen.

Minutenglas, Sanduhr, die eine Minute läuft, vgl. Log.

Minuteria, s. Goldschmiedekunst, S. 735.

Minutien (lat.), Geringfügigkeiten; *minutiös*, auf solche eingehend oder Gewicht legend, pedantisch; *Minutierer* (*Minutist*), soviel wie Kleinhändler.

Minutoli, altes ital. Adelsgeschlecht, das gegenwärtig in Preußen ansässig ist. Namhaft sind:

1) *Heinrich, Freiherr Menu von*, geb. 12. Mai 1772 in Genf, gest. 16. Sept. 1846 bei Lausanne, trat früh in die preußische Armee und wurde 1793 auf dem Feldzug am Rhein bei Bitsch schwer verwundet. Nach seiner Genesung ward er an das Kadettenhaus in Berlin versetzt, später vom König Friedrich Wilhelm III. zum Generalmajor ernannt und 1820 mit der Leitung der Expedition betraut, welche bis August 1821 auf Kosten der Regierung Ägypten bereiste. Minutolis Sammlungen wurden vom König von Preußen für 22,000 Thlr. angekauft und im ägyptischen Museum in Berlin aufgestellt. M. wurde zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, nahm bald darauf mit dem Charakter eines Generalleutnants seine Entlassung und zog sich auf eine Besitzung bei Lausanne zurück. Außer seinem Hauptwerk, der »Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten« (Berl. 1824, mit Atlas; Nachträge, das. 1827), veröffentlichte er unter anderm: »Über antike Glasmosaik« (mit Klaproth, das. 1814); »Über die Anfertigung und Nutzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten« (das. 1837); »Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III.« (das. 1843—44); »Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792« (das. 1847).

2) *Julius, Freiherr von*, preuß. Diplomat und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 30. Aug. 1805 in Berlin, gest. 5. Nov. 1860, wirkte im preußischen Verwaltungsdienst, 1847 bis Juni 1848 als Polizeipräsident von Berlin, wurde 1851 Generalkonsul für Spanien und Portugal und ging Anfang 1860 als preußischer Gesandter nach Persien, starb aber noch in demselben Jahr bei Schiras. Er schrieb unter anderm: »Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg« (das. 1850); »Die weiße Frau« (das. 1850); »Die Kanarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft« (das. 1854); »Spanien und seine fortschreitende Entwickelung« (das. 1852); »Altes und Neues aus Spanien« (das. 1854, 2 Bde.); »Portugal und seine Kolonien 1854« (Stuttg. 1855).

3) *Alexander, Freiherr von*, Bruder des

vorigen, geb. 26. Dez. 1806 in Berlin, gest. 17. Dez. 1887 in Friedersdorf, studierte die Rechte und Kameralwissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit kunsthistorischen Studien, wirkte seit 1845 als königlicher Kommissar in Schlesien segensreich durch Gründung mehrerer industrieller Anstalten und war später Rat beim Regierungskollegium zu Liegnitz. Nachdem er aus dem Staatsdienst getreten war, zog er sich nach Friedersdorf bei Greifenberg in Schlesien zurück. Er veröffentlichte unter anderm die Prachtwerke: »Denkmäler mittelalterlicher Baukunst in den brandenburgischen Marken« (Berl. 1836) und »Der Dom zu Drontheim« (das. 1853). Von seiner bedeutenden Sammlung wertvoller Kunstgegenstände, namentlich Erzeugnisse des Kunstgewerbes, wurde ein Teil von der preußischen Regierung für das Kunstgewerbemuseum angekauft, ein andrer Teil (darunter eine Sammlung antiker farbiger Gläser) nebst einer Gemäldesammlung wurde nach seinem Tode versteigert.

Minyas, mythischer Heros des Stammes der Minyer (s. d.), Sohn des Chryses oder Orchomenos oder Poseidon, zu Orchomenos, wo man sein Grab und Schatzhaus zeigte, verehrt.

Minyer, mythischer Name eines griech. Stammes, der von Jolkos in Thessalien nach Böotien wanderte und hier Orchomenos zur Hauptstadt eines Reiches machte, sich aber auch zu Pylos in Messenien und auf Lemnos, zu Amyklä, Thera und Kyrene nachweisen läßt. Sie waren kühne Seefahrer. Da die meisten Argonauten (s. d.) von den Töchtern des Königs Minyas (s. d.) oder von der Landschaft der M. in Thessalien herstammten, hießen M. auch jene selbst sowie insbes. ihre Nachkommen von den lemnischen Weibern. Vgl. K. O. Müller, Orchomenos und die M. (2. Ausg., Bresl. 1844).

Minze, Pflanze, s. Mentha; gelbe M., s. Pulicaria.

Miocän, Abteilung der Tertiärformation (s. d.).

Mio conto (ital., »mein Konto«, abgekürzt: M. C.), soviel wie für (meine) eigne Rechnung. Vgl. Konto.

Mioko, kleine Insel der Neulauenburg-Gruppe des Bismarck-Archipels, 1,1 qkm groß, ursprünglich ein Atoll, dessen Lagune ausgefüllt und in eine Wiese verwandelt ist, hat eine dürftige Vegetation von Bananen, Yams etc., aber einen zwischen M., Utuan und Neulauenburg gelegenen trefflichen Hafen, der auch den größten Schiffen Sicherheit gewährt, und eine Niederlassung der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee. Als Miokesen bezeichnet man in Kaiser Wilhelms-Land alle aus dem Bismarck-Archipel kommenden Arbeiter.

Miolan (spr. -lāng), **Félix**, franz. Sängerin, s. Carvalho-Miolan.

Mionnet (spr. -nä), **Théodore Edme**, Numismatiker, geb. 2. Sept. 1770 in Paris, gest. daselbst 5. Mai 1842, studierte die Rechte, wurde 1789 Parlamentsadvokat, mußte 1792 auf kurze Zeit Soldat werden, wurde sodann bei der Nationalbibliothek angestellt, wo er seit 1800 im Münzkabinett beschäftigt war, und 1830 Mitglied der Akademie der Inschriften. Sein Hauptwerk ist die noch jetzt unentbehrliche »Description des médailles antiques, grecques et romaines« (mit Supplementen, Par. 1806—37, 16 Bde.).

Miōsis (Meiosis, griech.), Verkleinerung, besonders als rhetorische Figur, im Gegensatz zu Hyperbel (s. d.); Verkleinerung der Pupille.

Miot de Mélito (spr. miō), **André François**, Graf, franz. Staatsmann, geb. 1762, gest. 1841, trat bei Ausbruch der französischen Revolution in die Nationalgarde zu Versailles und wurde in der Militärverwaltung angestellt. Von Robespierre abgesetzt und zur Verhaftung und Verurteilung bestimmt, entging er nur durch dessen Sturz 1794 dem Verderben, ward 1795 Gesandter in Florenz, machte 1796 in Italien die Bekanntschaft Napoleons und wurde namentlich mit dessen Bruder Joseph Bonaparte näher befreundet. 1796 wurde er als außerordentlicher Regierungskommissar nach Corsica geschickt, um auf der von den Engländern aufgegebenen Insel Gesetz und Ordnung wiederherzustellen. 1798 nach Paris zurückgekehrt, übernahm er unter Berthier das Generalsekretariat im Kriegsministerium, wurde 1800 zum Mitglied des Tribunats und Staatsrats ernannt, ging 1806 mit Joseph Bonaparte als dessen Minister des Innern nach Neapel und begleitete denselben 1808 auch nach Spanien, wo er zum Intendanten des königlichen Hauses ernannt wurde. Er harrte bis zum letzten Augenblick bei Joseph in Spanien aus und zog sich erst 1813 in das Privatleben zurück, aus dem er nur während der Hundert Tage auf kurze Zeit als Mitglied des Staatsrats heraustrat. Er lebte von 1817 ab in Paris, nur mit litterarischen Studien beschäftigt; 1822 veröffentlichte er eine Übersetzung des Herodot (3 Bde.), 1838 des Diodorus Siculus (4 Bde.). Er wurde 1835 in die Académie des inscriptions aufgenommen. 1858 erschienen seine für die Geschichte der Napoleonischen Zeit höchst lehrreichen, weil ungeschminkte Wahrheit enthaltenden »Mémoires du comte M.« (deutsch, Stuttg. 1866—67, 2 Bde.).

Mi-parti (Mi-partitum), im allgemeinen alles zur Hälfte Geteilte. Das M. spielte eine große Rolle in den mittelalterlichen Trachten der Männer. Es kam hier zuerst im 10. Jahrh. an den Bein- und Fußbekleidungen in Anwendung, so zwar, daß jeder Beinling, jeder Stiefel zur Hälfte von einer andern Farbe war. Im 11. Jahrh. kommen auch beide Hälften eines Rockes, von oben nach unten geteilt, in verschiedenen Farben vor. Im 13. und 14. Jahrh. dehnte sich das M. dahin aus, daß die Kleider der Männer, namentlich der Vasallen, die Einteilung der Wappenschilder ihrer Lehnsherren nachahmten, also auch horizontal geteilt, quadriert oder mehrmals gespalten und gequert wurden. Dazu kommt im 15. Jahrh. noch eine Verschiedenheit des Stoffes an demselben Kleidungsstück, die sich dann im 16. Jahrh. auf die verschiedenen Stoffe und Farben der Puffe, Schlitze, Aufschläge etc. beschränkt. S. Tafel »Kostüme II«, Fig. 1 u. 10.

Miq., bei botan. Namen Abkürzung für:

Miquel (spr. mikel), 1) **Friedrich Anton Wilhelm**, Botaniker, geb. 24. Okt. 1811 zu Neuenhaus in Hannover aus einer französischen Emigrantenfamilie, gest. 23. Jan. 1871 in Utrecht, studierte seit 1829 in Groningen Medizin, wurde 1833 Hospitalarzt in Amsterdam, 1835 Lektor der Botanik an der klinischen Schule in Rotterdam, 1846 Professor am Athenaeum illustre in Amsterdam und 1859 in Utrecht, außerdem 1862 Direktor des Reichsherbariums in Leiden. Er schrieb: »Monographia generis Melocacti« (Bresl. 1841), die »Genera Cactearum« (Rotterd. 1839), »Monographia Cycadearum« (Utr. 1842), »Systema Piperacearum« (Rotterd. 1843—1846), »Illustrationes Piperacearum« (Breslau 1844), »Analecta botanica indica« (Amsterd. 1850—52, 3 Tle.), »Stirpes surinamenses electae« (Leid. 1850), »Flora Indiae Batavae« (Amsterd. 1855—1859, 3 Tle. mit Suppl.), »De fossile planten van het kryt in Limborg«, »Prodromus systematicus

Cycadearum« (Amsterd. 1861), »Sumatra, seine Pflanzenwelt und deren Erzeugnisse« (Leipz. 1862), »Choix des plantes rares ou nouvelles cultivées et dessinées dans le jardin botanique de Buitenzorg« (Haag 1863), »Prolusio florae japonicae« (Amsterd. 1865—67), »De Palmis Archipelagi indici« (das. 1868), »Illustrations de la flore de l'Archipel indien« (das. 1870). Auch gab er die »Annales Musei Lugduno-Batavi« heraus.

2) **Johannes**, deutscher Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 21. Febr. 1829 in Neuenhaus, studierte 1846—49 die Rechte in Heidelberg und Göttingen, ließ sich dann als Anwalt in Göttingen nieder und wurde Wortführer des dortigen Bürgerkollegiums. 1864 in die hannöversche Zweite Kammer gewählt, entfaltete er ein ebensosehr durch Sachkenntnis in den Finanzangelegenheiten wie glänzende Beredsamkeit erfolgreiches Wirken. Eine scharfe Kritik der hannöverschen Verwaltung enthielten seine Schriften: »Das neue hannöversche Finanzgesetz vom 24. März 1857« (Leipz. 1861) und »Die Ausscheidung des hannöverschen Domanialguts und das Verfahren der Festsetzungskommission« (das. 1863). M. gehörte auch zu den Begründern des Deutschen Nationalvereins wie zu dem Sechsunddreißigerausschuß. 1865 ward er als Bürgermeister von Osnabrück Stüves Nachfolger und als Landrat der städtischen Kurie Mitglied des Osnabrücker Provinziallandtags. Seit 1867 nationalliberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstags, errang er durch seine bedeutende Rednergabe, seine unermüdliche Arbeitskraft, seine vielseitige und doch gründliche Bildung rasch eine hervorragende Stellung. Besonders an der Beratung über die Reform der Verwaltung nahm er Anteil; er war Vorsitzender der großen Justizkommission, welche das neue deutsche Prozeßrecht beriet, und Referent derselben im Reichstag, der am 21. Dez. 1876 die Justizgesetze annahm. Zurückhaltender zeigte er sich in den Verhandlungen über die Maigesetze, da seine kirchliche Richtung eine konservative ist. 1869 vom König bei dessen Anwesenheit in Osnabrück zum Oberbürgermeister ernannt, siedelte er 1870 nach Berlin über und trat als juristischer Beirat in die Direktion der Diskontogesellschaft. Im November 1873 gab er diese Stellung wieder auf. Im Herbst 1876 wurde M. von neuem zum Oberbürgermeister von Osnabrück erwählt, im Dezember von der juristischen Fakultät der Universität Berlin wegen seiner Verdienste für das deutsche Rechtswesen zum Ehrendoktor ernannt und 1879 zum Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. erwählt. Nachdem er 1876 sein Reichstagsmandat niedergelegt, ließ er sich 1887 wieder wählen u. trat nebst Bennigsen von neuem an die Spitze der nationalliberalen Partei. 1888 wurde er zum zweiten Vizepräsidenten des Herrenhauses gewählt. Im Juni 1890 übernahm er das preußische Finanzministerium, während er sein Reichstagsmandat niederlegte. Er führte die Reform der direkten Steuern in Preußen durch und übte auch auf das Finanzwesen des Reiches einen entscheidenden Einfluß aus.

Miqueletes (span., spr. mike-), Soldtruppen, die bis in die neueste Zeit (1877) die Städte der baskischen Provinzen, die nach ihrem alten Recht (fueros) vom Militärdienst frei waren, zum Garnisondienst aufstellten; früher wurden die in den südlichen Pyrenäen ihr Wesen treibenden Räuber als M. bezeichnet. Miquelets français nannten sich französische, gegen spanische Guerillas gebildete Freikorps.

Miquelon (spr. mikelóng), franz. Insel in Nordamerika, s. Saint-Pierre.

Mîr (arab., Abkürzung von Emîr), in den östlichen mohammedan. Staaten soviel wie Fürst, Befehlshaber, Aufseher; in der Türkei wird das Wort namentlich in Zusammensetzungen zur Bezeichnung von Titeln und Ämtern gebraucht, z. B.: M.-Alai, Oberst, Regimentskommandeur (alâi = Regiment); Mîr-i Liwā (»Fahnenfürst«), Brigadegeneral, Generalmajor; Mîr-i Mîrān (»Fürst der Fürsten«), eine Rangstufe in der türkischen Beamtenhierarchie, welche, ähnlich wie der Rang eines Rumili-Beglerbegi, dem Inhaber den Paschatitel verleiht und ungefähr mit dem militärischen Grade eines Mîr-i Liwā oder Obersten gleichwertig ist. Mîr-achor, Stallmeister. Das Adjektivum zu Mîr lautet mîrî, weibl. mîrije, fürstlich, fiskalisch, ärarisch (s. Miri).

Mir (russ.), »Welt, Gemeinde«, insbes. die Gesamtheit der Beziehungen der Gemeindeglieder zum Ganzen, die Gemeindeglieder als Körperschaft, auch die Gemeindeversammlung. Der dem M. zustehende Gemeindebesitz und die Verfügung über das Gemeindeland, d. h. die Austeilung desselben auf die Gemeindeglieder zur zeitweiligen Nutzung, ist nur ein Teil, aber allerdings der wichtigste seiner Rechte und Befugnisse. Die von Zeit zu Zeit erfolgende vollständige oder teilweise Neuausteilung kann nach verschiedenen Maßstäben vor sich gehen, geschieht aber so, daß alle Gemeindegenossen nicht allein gleich viel, sondern auch gleichwertiges Land erhalten. Der Gemeinde steht das Recht zu, mit zwei Drittel Majorität der Hofinhaber zum individuellen Grundbesitz überzugehen; ebenso kann der Einzelne, falls er die auf seinem Landanteile ruhende Ablösungsschuld entrichtet, aus dem Gemeindebesitz ausscheiden. Infolge dieser Bestimmungen wird der Gemeindebesitz allmählich, wenn auch zunächst langsam, zu gunsten des individuellen Besitzes sich verringern. Vgl. J. v. Keußler, Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland (Riga u. Petersb. 1876—87, 4 Bde.).

Mira (lat., »die Wunderbare«), veränderlicher Stern (o) im Sternbild des Walfisches (vgl. Fixsterne, S. 505).

Mirabeau (spr. -bō), 1) **Victor Riquetti, Marquis von**, franz. Physiokrat, geb. 3. Okt. 1715 zu Pertuis in der Provence, gest. 13. Juli 1789 in Argenteuil, stammte aus einer italienischen Familie Namens Arrighetto, welche 1267 als ghibellinisch aus Florenz vertrieben worden war und sich in Frankreich niedergelassen hatte, wo ihre Güter von Ludwig XIV. zu dem Marquisat M. erhoben wurden. Nach dem Tode seines Vaters verließ er 1737 den Militärdienst, wurde Besitzer der Herrschaft Bignon bei Nemours und lebte abwechselnd dort und in Paris. Infolge eines unglücklichen, durch einen skandalösen Ehescheidungsprozeß getrübten Familienlebens konnte er seinen zahlreichen Kindern, darunter sein berühmter Sohn, der spätere Revolutionsmann (s. Mirabeau 2), keine entsprechende Erziehung geben. M. war ein eifriger Verteidiger des physiokratischen Systems und schrieb als solcher viele Schriften, von denen »Ami des hommes« (Par. 1755, 5 Bde.), »Tableau économique« (1760), »Théorie de l'impôt« (1760) und »La philosophie rurale« (1763, 4 Bde.) die bekanntesten sind. Vgl. Loménie, Les M. (Par. 1878—91, 5 Bde.); Oncken, Der ältere M. (Bern 1886).

2) **Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von**, einer der bedeutendsten Männer der französischen

Revolution, Sohn des vorigen, geb. 9. März 1749 zu Bignon in der Provence, gest. 2. April 1791, trat, 17 Jahre alt, als Leutnant in das Kavallerieregiment Berri, führte jedoch in der kleinen Garnison Saintes ein so zügelloses Leben, daß ihn der Vater 1768 auf der Insel Ré bei La Rochelle gefangen setzen ließ und ihn sodann mit der französischen Legion Lorraine nach Corsica sandte. Hier gewann M. durch ausgezeichnetes Verhalten das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Mannschaften. Da der Vater ihm aber den Ankauf einer Kompanie verweigerte, verließ M. 1770 mit dem Grad eines Hauptmanns den Dienst und begab sich auf ein Familiengut in Limousin, wo er das physiokratische System ausüben sollte. 1772 verheiratete ihn der Vater mit der einzigen Tochter des Marquis von Marignan, einer schönen, aber eiteln und oberflächlichen Weltdame, mit der er ein großes Haus machte, aber unglücklich lebte. Seiner Schulden wegen ließ ihn der Vater im Mai 1773 erst in die Stadt Manosque, sodann auf das Schloß If bei Marseille, endlich 1775 auf das Fort Joux bei Pontarlier bringen. Hier trat M. mit Sophie von Ruffey, der 18jährigen Gattin des greisen Präsidenten Marquis de Monnier, in ein Liebesverhältnis und flüchtete 1776 mit ihr nach Amsterdam, wo er unter dem Namen Mathieu lebte. Sein schon in Manosque begonnener, damals vollendeter »Essai sur le despotisme« machte durch kühne Freiheitsgedanken und kräftige Sprache großes Glück. Inzwischen sprach das Gericht zu Pontarlier das Todesurteil über den Entführer aus, und sein Bildnis ward an den Galgen geheftet. Auf Betrieb seines Vaters ward M. im Mai 1777 von den Generalstaaten ausgeliefert und ins Schloß Vincennes in Haft gebracht, während man Sophie in das St. Klarakloster zu Gien sperrte. Die Briefe, welche M. von seinem Gefängnis aus an seine Geliebte schrieb, wurden später von Manuel im Polizeiarchiv zu Paris aufgefunden und unter dem Titel: »Lettres originales de M., écrites du donjon de Vincennes« (Par. 1792, 2 Bde.) veröffentlicht, aber vielfach gefälscht. Sie wurden in Frankreich als ein klassisches Buch der Liebe viel gelesen. Daneben verfaßte M. während seiner Haft in Vincennes seinen durch gewaltigen Stil ausgezeichneten »Essai sur les Lettres de cachet et les prisons d'État« (Hamb. 1782, 2 Bde.). Erst im Dezember 1780 wurde er aus seinem Gefängnis befreit. Die für seinen Feuergeist unerträgliche Kerkerhaft war eine harte Prüfung für ihn; aber er ging nicht unter, nur sog sein Geist Haß und Rachegefühl gegen das grausame System ein, unter dem er so furchtbar gelitten. Nicht nur hatte er die sprudelnde Frische und die unverwüstliche Spannkraft seines Wesens behalten, sondern auch seine Kenntnisse erweitert und sein Urteil gebildet. Sofort begann er durch kühne Prozesse seine Wiederherstellung in der Gesellschaft. Im September 1782 erwirkte er durch seine Selbstverteidigung vor dem Gericht zu Pontarlier die Aufhebung des gegen ihn und Sophie ergangenen Urteils. Den Prozeß gegen seine Gemahlin aber verlor er (1783), obwohl er sein Verhalten glänzend rechtfertigte. Auch entzweite er sich mit seiner Geliebten, die ihm untreu wurde und 1789 durch Selbstmord endete. Auf sich selbst angewiesen, in tiefer, bitterer Geldnot, mußte er von seiner Feder leben. Er schrieb zahlreiche Schriften gegen die politischen und sozialen Schäden seiner Zeit. Nach einem kurzen Aufenthalt in England verließ er 1785 Paris wieder, um nach Berlin zu gehen, wo er Friedrich II. vorgestellt wurde. Im Mai 1786 nach Paris zurückgekehrt, ward er infolge einer vorzüglichen politischen Denkschrift von dem französischen Ministerium zur Erkundung der Lage der Dinge bei dem bald zu erwartenden Hinscheiden des Großen Friedrich abermals nach Berlin gesandt. Bei seinem frühern Aufenthalt daselbst mit dem Major Mauvillon bekannt geworden, arbeitete er mit diesem in Gemeinschaft, aber unter seiner eignen letzten Redaktion das Werk aus: »Sur la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand« (Par. 1787, 4 Bde.; Lond. 1788, 8 Bde.; deutsch von Mauvillon u. Blankenburg, Braunschw. u. Leipz. 1794—96, 4 Bde.), das die Mängel des preußischen Staates und die notwendigen Reformen mit überraschendem Scharfblick darlegte. Bei den Wahlen für die Generalstände 1788 bewarb er sich um eine Vertretung des dritten Standes und ging 1789 als Deputierter für Aix nach Versailles. Hier gründete er 7. Mai das »Journal des États-Généraux«, das zwar unterdrückt, aber von ihm unter dem Titel: »Lettres du comte de M. à ses commettants« fortgesetzt wurde. In der Versammlung selbst verhielt er sich anfangs beobachtend; bald aber lösten ihm der Übermut der Aristokratie und der Haß gegen den Despotismus die Zunge, und in der königlichen Sitzung vom 23. Juni sprach er das entscheidende Wort, mit welchem die Revolution ihren Anfang nahm, indem er im Namen der Deputierten des dritten Standes erklärte, daß sie dem Befehl des Königs, auseinanderzugehen, nicht gehorchen, sondern nur der Übermacht der Bajonette weichen würden. Übrigens war das Auftreten Mirabeaus zwar kühn, ja herausfordernd, sein eigentliches Ziel aber gemäßigt. Er wollte den Umsturz des alten despotischen, verrotteten Systems und eine freie, aber monarchische Verfassung. Darum suchte er auch durch den ihm befreundeten Grafen La Marck sich dem König zu nähern und vor allem einen Staatsstreich zu verhindern. M. setzte zu diesem Zweck in der Nationalversammlung das Martialgesetz durch, verteidigte die vollziehende Gewalt und suchte 6. Nov. den Ministern eine beratende Stimme in der Versammlung zu sichern. Jedoch erregte er nur das Mißtrauen der Versammlung, die durch ihren Beschluß vom 7. Nov., daß kein Mitglied Minister werden dürfe, eine parlamentarische Monarchie und ein Ministerium M. unmöglich machte. An den großen Verfassungsdebatten nahm M. lebhaften Anteil im Sinne der Mäßigung; berühmt waren namentlich seine zwei Reden im Mai 1790 für das Recht des Königs, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, durch die er einen glänzenden Sieg erfocht. Aber der König schenkte ihm kein Vertrauen trotz aller Denkschriften, in denen M. immer wieder seinen Plan entwickelte und den König zu einem Entschluß zu ermutigen suchte. Überdies ließ er sich, da er in steter Geldnot war, vom Hof bezahlen. Diese neue Schuld lastete auf seinem Gewissen und lähmte seine Thätigkeit, wie sie auch das Mißtrauen der Nationalversammlung steigerte. Dazu kam der Fluch seiner Vergangenheit. Er sah sich, vom Hof und von der Versammlung zurückgestoßen, zur Unthätigkeit verurteilt, und dies rieb ihn auf. Die Anfälle seiner Unterleibskrankheit steigerten sich, und ihnen erlag endlich sein riesenhafter Körper. Seine Gebeine wurden bei einem glänzenden Leichenbegängnis im Pantheon beigesetzt, zwei Jahre später aber vom Pöbel herausgerissen und zerstreut. Mit M. starb der einzige Mann, der die Revolution hätte beherrschen und

in das Gleis einer friedlichen Entwickelung zurückführen können. Etienne Méjean veröffentlichte eine »Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'Assemblée nationale« (Par. 1792, 5 Bde.), Barthe die »Œuvres oratoires de M.« (das. 1819, 3 Bde.). Die erste vollständige Ausgabe sämtlicher Schriften Mirabeaus veranstaltete Mérilhou (Par. 1825—27, 9 Bde.). Die zuverlässigsten Nachrichten über sein Leben und Wirken teilte sein Adoptivsohn Lucas Montigny mit in den »Mémoires biographiques, littéraires et politiques de M.« (Par. 1835; 2. Aufl. 1841, 8 Bde.). Sehr wichtig ist sein Briefwechsel mit dem Grafen von La Marck (hrsg. von Bacourt, Par. 1851, 3 Bde.). Vgl. L. u. C. von Loménie, Les M. (das. 1879—91, 5 Bde.); Reynald, M. et la Constituante« (das. 1872); Guibal, M. et la Provence en 1789 (das. 1887); Alfr. Stern, Das Leben Mirabeaus (Berl. 1889, 2 Bde.); Mézières, Vie de M. (Par. 1892); Jobez, La France sous Louis XVI, Bd. 3: M. et les états généraux (das. 1893); Aulard, L'éloquence parlementaire pendant la Révolution française (das. 1882). M. ist auch der Held eines historischen Dramas von Raupach und eines Romans von Th. Mundt.

3) André Boniface Riquetti, Vicomte de, Bruder des vorigen, geb. 30. Nov. 1754 in Bignon, gest. 15. Aug. 1792, ergab sich früh einem ausschweifenden Leben und erhielt wegen seiner ungewöhnlichen Dicke den Beinamen Tonneau. Nachdem er im amerikanischen Befreiungskampf mit Auszeichnung mitgefochten, bekam er vom Hofe ein Dragonerregiment. Nach dem Ausbruch der Revolution ward er vom Adel von Limoges in die Generalstaaten gesandt und trat hier als heftiger Aristokrat auf. Am 24. Aug. 1790 verließ er Frankreich und errichtete am Rhein die unter dem Namen Hussards de la mort bekannt gewordene Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen blutigen Parteigängerkampf gegen sein Vaterland begann; doch starb er bald am Schlagflusse in Freiburg i. Br. Vgl. Sarrazin, M.-Tonneau (Leipz. 1893).

Mirabellen, s. Pflaumenbaum.

Mirabĭle dictu (lat.), wunderbar zu sagen; mirabile visu, wunderbar zu sehen.

Mirabilien (lat.), Wunderdinge, Wunderwerke; Mirabilität, Wunderbarkeit.

Mirabĭlis *L.* (Wunderblume), Gattung aus der Familie der Nyktaginiaceen, Kräuter mit oft knollig verdickter Wurzel, gegliedertem Stengel, gegenständigen, ganzen, linealen bis eiförmigen oder herzförmigen Blättern, einzeln oder in achselständigen Trugdolden stehenden, stieltellerförmigen, großen, in der Nacht geöffneten Blüten und nicht aufspringender, einsamiger, nußartiger Frucht. 24 Arten im wärmern Amerika, in Peru, Chile und Argentinien. M. longiflora *L.*, 60—120 cm hoch, mit eirund-herzförmigen, spitzigen Blättern und weißen, sehr langröhrigen, am Schlund purpurnen, auswendig schmierig-klebrigen, abends sehr wohlriechenden Blüten, wächst auf den Bergen von Mexiko und wird, wie die folgende, bei uns als Zierpflanze kultiviert. M. Jalapa *L.* (falsche Jalape), 60—120 cm hoch, mit fast herzförmigen, glatten Blättern und schönen roten, gelben oder weißen oder auch in diesen Farben gestreiften und gesprenkelten, geruchlosen Blüten, ist in Mexiko heimisch und in den Tropen verwildert. Die Wurzel wirkt abführend und wurde früher wie Jalape benutzt.

Mirach, Stern, s. Andromeda (Sternbild).

Miraflores, Kartause bei der Stadt Burgos.

Mirage (franz., spr. -ahsch'), s. Luftspiegelung.

Mirākel (lat. miracŭlum), Wunder, zuweilen auch soviel wie wunderthätiges Heiligenbild. In der französischen Litteratur heißen Miracles die geistlichen Spiele des 11.—18. Jahrh., welche Heiligenleben darstellten, im Gegensatz zu den Mystères, die biblische Stoffe behandelten. In England wurden die beiden Ausdrücke nicht so streng gesondert. Vgl. Legende.

Miramar, Lustschloß 6 km nordwestlich von Triest, durch Pferdebahn und Dampfschiffahrt mit der Stadt verbunden, auf einem in den Meerbusen von Triest vorspringenden Felsen 1854—56 erbaut, ehemals Eigentum des Erzherzogs Maximilian, Kaisers von Mexiko, jetzt dem Kaiser von Österreich gehörig, mit prächtigem Park und Sammlungen.

Miramichi (spr. -mischi), Fluß in der kanadischen Provinz Neubraunschweig, der nach einem Laufe von 350 km in die gleichnamige, in den St. Lorenzgolf sich öffnende fischreiche Bai mündet. Die Flut dringt 65 km aufwärts, Seeschiffe gehen bis 4 km oberhalb Newcastle (s. d.) hinauf, wo eine mächtige Eisenbahnbrücke den Fluß überspannt, kleine Fahrzeuge bis 80 km. An ihm liegen noch Nelson, Douglas und Chatham (s. d. 3).

Miramichi, Hafen der Stadt Chatham in der kanadischen Provinz Neubraunschweig, an der Mündung des gleichnamigen Flusses (s. oben), hat starke Verschiffung von Holz, 1893 in 113 Schiffen von 28,523 Ton.

Miramon, Miguel, Präsident der mexikan. Republik, geb. 29. Sept. 1832 in Mexiko, gest. 19. Juni 1867 in Queretaro, gebildet in der Militärschule von Chapultepec, kämpfte im Kriege gegen die Vereinigten Staaten und schloß sich der katholisch-konservativen Partei an. Nach der Erhebung Zuloagas 1858 erhielt er den Oberbefehl über die Nordarmee, wurde 1859 nach Zuloagas Absetzung auch Präsident der Republik, vermochte aber nicht die radikale Regierung unter Juarez in Veracruz zu unterdrücken. 1860 mußte er die Belagerung dieser Stadt aufheben, wurde bei Salamanca und bei Lagos geschlagen und in Mexiko eingeschlossen. Bei einem Versuch durchzubrechen (22. Dez. 1860) noch einmal bei San Miguelito von Ortega besiegt, flüchtete er nach Havana und von da nach Europa, wo er die Einmischung der drei Mächte Frankreich, England und Spanien eifrigst betrieb. 1863 schloß er sich dem Kaiser Maximilian an, der ihn zum Großmarschall ernannte. 1864 als Gesandter nach Berlin geschickt, kehrte er 1866 nach Mexiko zurück, harrte treu beim Kaiser aus, befehligte die Armee in Queretaro, wurde mit derselben gefangen und 19. Juni 1867 mit dem Kaiser erschossen.

Miránda de Ebro, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Burgos, am Ebro und an den Eisenbahnlinien Madrid-Irun und Bilbao-Castejón, hat ein Fort und (1887) 4911 Einw.

Mirande (spr. -ängd'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Gers, an der Baïse und der Südbahn, hat eine Kirche aus dem 14. Jahrh., Reste von Befestigungen, ein Collège, eine Bibliothek, ein Museum, Gerberei, Handel mit Wolle, Geflügel, Branntwein ꝛc. und (1891) 3638 (als Gemeinde 4244) Einw.

Mirandŏla, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Modena, an der Lokalbahn Modena-M., hat einen schönen Dom, ein altes Schloß, eine ehemalige Jesuitenkirche, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Bibliothek, Seidengewinnung, Reisbau, Handel und

(1881) 3029 (als Gemeinde 12,713) Einw. — M. war früher eine Herrschaft der Familie Pico, wurde 1619 zum Herzogtum erhoben und 1711 als eingezogenes Reichslehen dem Herzog von Modena überlassen. Vgl. »Memorie storiche della città e ducato di M.« (Mirandola 1872—77, 4 Bde.).

Miranha, Indianervolk am obern Yapure im nordöstlichen Brasilien und Ecuador, gefürchtete Kannibalen, die mit den Ticuna, Botokuden u. a. wahrscheinlich die versprengten Überreste eines großen Volkes bilden. S. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 24.

Mirāno, Distriktshauptort in der ital. Provinz Venedig, am Musone, mit Weinbau, Weinhandel und (1881) 1896 (als Gemeinde 7976) Einw.

Mirat (Meerut), Division der britisch-indischen Nordwestprovinzen, 29,315 qkm (532 QM.) groß, liegt zwischen den Flüssen Ganges und Dschamna, ist ein Teil des Doab (s. d.), reicht im N. bis in den Himalaja hinein, im S. bis in die Nähe von Agra und ist einer der fruchtbarsten (Weizen, Reis, Indigo, Zucker, Baumwolle) und im südlichen Teil auch bevölkertsten Landstriche Indiens, durchzogen und bewässert vom Eastern Jumna- und Gangeskanal. — Die Stadt M., 265 m ü. M., hat einige schöne Gebäude aus der Zeit der mohammedanischen Herrschaft, eine stattliche anglikanische Kirche mit hohem Turm, eine kath. Kirche und mit der Garnison (1891) 119,390 Einw. (davon 63,893 Hindu, 48,844 Mohammedaner und 4494 Christen), lebhaften Handel und eine große Messe. — M. wurde wiederholt zerstört, so 1017 von Mahmud von Ghazni, 1399 von Timur. 1857 im Aufstand der Sipahis revoltierte hier zuerst die indische Besatzung.

Miraval, s. Raimon von Miraval.

Mirb., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Ch. F. B. Mirbel (s. d.).

Mirbach, Julius, Graf von, deutscher Politiker, geb. 27. Juni 1839 in Sorquitten, studierte 1858—62 in Königsberg, Bonn und Berlin die Rechte, ward darauf Auskultator, trat aber 1862 in das Gardedragonerregiment ein, dem er bis 1865 als Leutnant angehörte, und widmete sich sodann der Bewirtschaftung seiner Herrschaft Sorquitten bei Sensburg in Ostpreußen, wo er Amtsvorsteher und Kreisdeputierter ist. Seit 1874 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, wurde er 1878 und wieder 1886 in den Reichstag gewählt, in welchem er sich der deutschkonservativen Partei anschloß und die Interessen der Landwirtschaft mit Beredsamkeit und Energie vertrat. 1888 wurde er in den Grafenstand erhoben.

Mirbanessenz (Mirbanöl), s. Nitrobenzol.

Mirbeau (spr. -bō), Octave, franz. Romanschriftsteller und Kunstkritiker, geb. 16. Febr. 1848 in Trévières (Calvados), trat 1872 in die Redaktion des bonapartistischen Blattes »L'Ordre« ein, wurde 1875 Unterpräfekt von St.-Girons, gab seine Demission nach dem Siege der Republikaner 1877 und widmete sich fortan ausschließlich der Schriftstellerei. Als witziger und boshafter Chroniqueur machte er sich bald einen Namen. 1882 mußte er wegen einer gegen den Stand der Schauspieler gerichteten Chronik, die zu einem Entrüstungsmeeting und zu einem Duell mit dem Sänger und nachmaligen Operndirektor Gailhard führte, den »Figaro« verlassen. Er gründete im nächsten Jahre ein eignes Wochenblatt »Les Grimaces«, das in der Form Rocheforts »Lanterne« nachahmte, und worin er die Opportunisten heftig angriff, was zu einem Duell mit dem Deputierten Etienne Anlaß gab. 1884 begab er sich auf weite Reisen und 1885 erschien, wenig bemerkt, sein erster Roman: »Jean Marcellin«. Die »Lettres de la Chaumière« (1886, illustriert 1894), kleine Novellen aus dem ländlichen Leben seiner normännischen Heimat, die sich durch stimmungsvolle, meist melancholische Naturschilderungen auszeichneten, begründeten seinen Ruf. Ihnen folgten die Romane »Le Calvaire« (1886), »L'Abbé Jules« (1888), »La famille Carmettes« (1888) und »Sébastien Roch« (1890), eine bittere Satire gegen die Jesuitenschulen. Als Kunstkritiker machte sich M. zum Vorkämpfer der Impressionisten. In den 90er Jahren näherte sich M. den Anarchisten, arbeitete an der »Révolte« und am »En dehors« mit, zog sich jedoch nach der Ermordung des Präsidenten Carnot (1894) von ihnen zurück. M. heiratete 1887 die Schauspielerin Alice Regnault, Verfasserin des Romans »Mademoiselle Pomme« (1886), mit welcher er ein Landgut bei Poissy (Seine-et-Oise) bewohnt.

Mirbel (spr. -bell), 1) Charles François Brisseau, Botaniker, geb. 27. März 1776 in Paris, gest. 12. Sept. 1854 in Championnet bei Paris, widmete sich der Malerei, dann der Botanik, wurde 1808 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, bald darauf Professor an der Universität und, nachdem er 1816—25 in der Verwaltung thätig gewesen, 1829 Professor am Musée d'histoire naturelle. M. war einer der namhaftesten Pflanzenanatomen u. -Physiologen seiner Zeit, der die rein klassifizierende Systematik nur als einen untergeordneten Teil der Naturwissenschaft betrachtet wissen wollte. Er schrieb: »Traité d'anatomie et de physiologie végétales« (Par. 1802, 2 Bde.); »Exposition de la théorie de l'organisation végétale« (1809); »Éléments de physiologie végétale et de botanique« (1815, 3 Bde. mit 72 Tafeln). Außerdem war er Mitarbeiter an der großen »Histoire naturelle générale et particulière des plantes« von Lamarck.

2) Leonide de, Pseudonym, s. Guérin 3).

Mirchond, Hamam eddin M. Mohammed, pers. Geschichtschreiber, geb. 1433, machte sich berühmt durch das große, in phrasenreichem Stil abgefaßte Geschichtswerk »Rauçsafa« (»Lustgarten der Lauterkeit«), aus welchem Willen u. a. mehrere Abschnitte herausgegeben haben, so: die Geschichte der Samaniden (Götting. 1808; von Defrémery, Par. 1845), die Geschichte der Ghasnawiden (Berl. 1832), die Geschichte der Bujiden (das. 1835), die Geschichte der Sassaniden (franz. von de Sacy, Par. 1793), die Geschichte der Seldschuken (pers. u. deutsch von Vullers, Gießen 1838), die Geschichte Mohammeds (engl. von Rehatsek, Lond. 1893) ꝛc. — Mirchonds Sohn Chondemir, der noch bei Lebzeiten seines Vaters (um 1495) aus dessen großem Werk einen Auszug: »Quintessenz der Nachrichten«, machte, hat selbst ebenfalls eine Weltgeschichte veröffentlicht: »Habib-essijar« (verfaßt von 1521 an).

Mire (Meridianzeichen), s. Meridiankreis (Textblatt zur Tafel).

Mirecourt (spr. mīr'kūr), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Vogesen, am Madon, Knotenpunkt der Ostbahn, hat eine gotische Kirche (14. Jahrh.), ein Stadthaus, Markthallen (1617), ein Handelsgericht, eine Ackerbaukammer, ein Collège, eine Lehrerbildungsanstalt, eine landwirtschaftliche Schule, eine Bibliothek, lebhafte Industrie in Spitzen, Stickereien, Stahlwaren, Musikinstrumenten und Papier u. (1891) 5035 Einw.

Mirecourt (spr. mīr'kūr), Eugène de, eigentlich Jacquot, franz. Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1812 in Mirecourt, gest. 13. Febr. 1880 auf der Insel Haïti, war eine Zeitlang Lehrer zu Nancy, wandte sich dann aber in Paris litterarischer Beschäftigung zu. Er begann mit Novellen für kleinere Journale, machte dann mit dem Werk »Maison Alexandre Dumas et Comp., fabrique de romans« (1845), das ihn in einen Preßprozeß verwickelte, nicht geringe Sensation. Weiter folgten die Romane: »Les confessions de Marion de Lorme« (1851—52) und »Les mémoires de Ninon de Lenclos« (1854). Mit seinen skandalreichen »Contemporains« (1853—58, 100 Bdchn.; neubearbeitet unter dem Titel »Histoire contemporaine«, 1866—67, 4 Bde.) zog er sich zahlreiche Angriffe und neue Prozesse zu. Nachdem er sich Ende der 60er Jahre in ein Kloster zurückgezogen und die Priesterweihe empfangen, begab er sich nach Haïti.

Mirediten (Mirditen), der vornehmste u. streitbarste der mittelalbanesischen Stämme, der, ein festes Gemeinwesen bildend, die südlich vom mittlern Drin gelegenen Berggegenden bewohnt. Ihr von der Landschaft Dukadschin im N., der Valmorkette im O., dem 1714 m hohen Salkota im S. und den Abfällen des Gebirges gegen das Adriatische Meer im W. begrenztes Gebiet, Merebita, umfaßt 1400 qkm mit 30,000 Einw., außer 3000 Mohammedanern sämtlich Katholiken. Städte gibt es nicht, Hauptort ist das Dorf Oroschi mit 400 Einw. Die M. sind nach ihrer eignen Tradition Bulgaren, jetzt aber völlig albanisiert. Sie sprechen den gegischen Dialekt (s. Albanesische Sprache). Seit Beginn des 18. Jahrh. stehen sie unter eignen erblichen Fürsten, sogen. Kapitäns, deren Gründer Dschon Marku war. Eingeteilt wird das Land in acht Barjaks, von denen jedes einen erblichen Barjaktar (»Fahnenträger«) an der Spitze hat, welcher als Anführer im Kriege gilt, und dem Gemeinderäte zur Seite stehen. Über Krieg und Frieden, Verträge mit der Pforte und den Nachbarstämmen entscheidet eine allgemeine Volksversammlung. Als Richtschnur im sozialen Leben gelten bei den M. die Kanuni Lek Dukadschinit genannten, bereits 400 Jahre alten Gesetze, deren Verletzung durch Viehkonfiskation bestraft wird, da Vieh bei Mangel an barem Gelde das allgemeine Tauschmittel ist. Daher gelten die M. auch als berüchtigte Vieh- und Pferdediebe. Diebstahl außerhalb des eignen Gebiets ist straflos. Mord wird jedoch nicht, wie die übrigen Verbrechen, von den Gemeindeältesten abgeurteilt, sondern die Rache dafür gehört nach der unter allen Albanesen festgewurzelten Ansicht lediglich der beleidigten Familie; die Blutrache wird streng gehandhabt. Ihre Beschäftigung sind durchweg Ackerbau und Viehzucht. Im südlichen Teil des Landes wird starker Weinbau betrieben. Die Keuschheit der Frauen wird hoch geachtet. Die Tracht der M. ist die mittelalbanesische: langer weißer Flanellrock (Dolama), weiße Schaffellmütze, leinene Hosen. Im breiten Gürtel stecken Pistolen und Pfeife; Waffe ist die lange, sorgfältig gepflegte Flinte. Berühmt sind die Tapferkeit und Kühnheit der M., aber auch ihr Fanatismus und ihre Rachsucht. Sie können 6000 Bewaffnete ins Feld stellen und haben den Türken seit 1700 wesentliche Dienste geleistet. Der katholischen Religion sind die M. sehr ergeben, aber nur äußerlich, Fasten und Prozessionen werden streng beobachtet. Ihre armseligen Hütten erbauen sie aus Stein, seltener aus Holz, Stroh oder Flechtwerk, ohne Schornstein. Vgl. Gopčević, Oberalbanien und seine Liga (Leipz. 1881).

Mirepoix (spr. mīr'pŭa), Stadt im franz. Depart. Ariège, Arrond. Pamiers, am Hers, hat eine ehemalige Kathedrale (M. war von 1317—1801 Bischofsitz) mit gotischem Turm, ein Denkmal des in M. gebornen Marschalls Clausel, Verfertigung von Korbwaren und (1891) 2722 Einw.

Mirfield (spr. mörfīld), Fabrikort im Westriding von Yorkshire (England), oberhalb Dewsbury, am Calder, fabriziert Koltern und Wollwaren und hat (1891) 11,707 Einw.

Mirgorod, Kreisstadt im russ. Gouv. Poltawa, am Chorol, mit 4 Kirchen und (1889) 12,352 Einw.

Miri (Mîrije, arab., Adjektivum von Mir, »Fürst«), der fürstliche Schatz, Staatsschatz, Fiskus. Speziell versteht man in der Türkei unter Mîrije oder Emîrije Staatsland oder Domanialgüter. Das Mirijeland befindet sich meist in Besitz von Privaten, in der Weise, daß diese dem Staate als Grundeigentümer gegenüber Erbpachter sind; es kann gleich dem Müllkland durch Kauf, Verpfändung, Erbgang und letztwillige Verfügung auf andre übergehen, doch ist das Besitzrecht bei solchen Grundstücken, im Gegensatz zu den Müllgrundstücken (s. Mülk), mancherlei Beschränkungen unterworfen, indem z. B. auf ihnen Gebäude nur mit Genehmigung der Regierung errichtet werden dürfen und bei Besitzübertragungen an andre ebenfalls die Zustimmung der Regierung erforderlich ist. Auch können Mirijeländereien, wenn sie eine gewisse Reihe von Jahren unbebaut gelassen werden, vom Staate wieder eingezogen und an andre in Erbpacht gegeben werden.

Miribel (spr. -bell), Stadt im franz. Depart. Ain, Arrond. Trévoux, am rechten Ufer des Rhône und an der Lyoner Bahn gelegen, hat Schloßruinen, Seidenweberei, Färberei, Stickerei und (1891) 2459 (als Gemeinde 3420) Einw.

Miribel (spr. -bell), Marie François Joseph de, franz. General, geb. 14. Sept. 1831 in Montbonnot (Isère), gest. 12. Sept. 1893, trat 1853 in das Heer und machte die Feldzüge in der Krim und in Italien sowie 1862—65 in Mexiko mit. Hierauf wurde er 1867 Mitglied der internationalen Kommission in Petersburg, welche die Frage der Sprengkugeln regeln sollte, und darauf Militärattaché in Petersburg. 1870 erst im September nach Frankreich zurückgekehrt, zeichnete er sich in den Kämpfen von Champigny und Buzenval aus. Im Kampf gegen die Kommune befehligte er als Oberst ein Artilleriekorps. Nach dem Kriege ward er als General 1877 zum Chef des französischen Generalstabs ernannt, 1880 zum Divisionskommandeur in Lyon befördert, 1881 jedoch zum zweitenmal von Campenon zum Chef des Generalstabs eingesetzt; nach dem Sturz des Ministeriums Gambetta trat auch M. wieder von seinem wichtigen Posten zurück und wurde längere Zeit von aktiven Stellungen fern gehalten, weil man seine streng republikanische Gesinnung bezweifelte. Erst 1888 wurde er zum Kommandeur des 6. Armeekorps in Nancy und zum Mitglied des obersten Kriegsrats ernannt, 1890 zum Generalstabschef mit weit reichenden Befugnissen. M. galt den Franzosen als einer der begabtesten Generale, der im künftigen Krieg zu den wichtigsten Rollen, bes. der des Generalstabschefs, berufen war. Eine Bildsäule wird ihm in Paris errichtet.

Mirije, s. Miri.

Mirikina, s. Nachtaffe.

Mir-i-Liwā, s. Liwā.

Miriti, s. Mauritia.

Mirjam (hebr.), soviel wie Maria.

Miroir du monde (spr. mirŭār dü móngd', »Spiegel der Welt«), altfranz. Erbauungsbuch, s. Französische Litteratur, S. 785.

Miropolje, Stadt im russ. Gouv. Kursk, am Psiol (Nebenfluß des Dnjepr), hat lebhaften Handel mit Leder, Schuhwaren, Getreide, Salz, Fischen und Teer und (1885) 3298 Einw.

Mirow, 1) Flecken im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, Kreis Stargard, am gleichnamigen See, durch den der Havelkanal führt, und an der Eisenbahn Neustrelitz-M., hat eine evang. Kirche mit der großherzoglichen Gruft, ein Schloß, ein Lehrerseminar, Amtsgericht, Oberförsterei, ein Dampfsägewerk und (1890) 1800 evang. Einwohner. M. war seit 1227 eine Johanniterkomturei. — 2) S. Nemirow.

Mirsā, gewöhnlich nach französisch-englischer Weise Mirza geschrieben (pers., v. mîr-sâde, »Emirssohn«), pers. Titel, dem türkischen Efendi entsprechend, bezeichnet, dem Eigennamen nachgesetzt, einen Prinzen von Geburt (z. B. Abbas M., »Prinz Abbas«), dagegen vor dem Namen einen Schriftgelehrten (z. B. Mirza Schaffy) oder Zivilbeamten.

Mirza, früheres rumän. Maß für feste Körper, = ½ Kilé, in der Walachei zu 4 Bannizi von 2 Dimerli = 196,8 Liter, in der Moldau (Mierza, Mertic) zu 10 Dimerli oder Bannizi = 217,55 Lit.

Mirzapur, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der Division Benares der britisch-ind. Nordwestprovinzen, am Ganges und an der East Indian Bahn, hat eine große Moschee und (1891) 84,130 Einw., darunter 71,176 Hindu, 12,562 Mohammedaner und 147 Christen, welche einen bedeutenden Handel mit Korn, Zucker, Lack, Baumwolle, Salz etc. betreiben.

Mirza Schaffy, s. Bodenstedt.

Misahöhe, Station in der deutsch-westafrikan. Kolonie Togo (s. d.).

Misandrie (griech.), Männerscheu, Männerhaß.

Misanthropie (griech.), Menschenhaß, namentlich als habituell gewordene Denk- und Gesinnungsweise; Misanthrop, Menschenhasser, Menschenfeind.

Miscanthus *Andersson*, Gattung aus der Familie der Gramineen, hochwüchsige Gräser mit meist seidenhaariger, breiter Rispe und begrannten Deckspelzen. Von den sechs Arten in Süd- und Ostasien werden M. sinensis *Andersson* (Eulalia japonica *Trin.*, s. Tafel »Gräser V«, Fig. 7) mit begrannten Ährchen und M. sacchariflorus *Hack* mit wehrlosen Ährchen, vom Amur, als Zierpflanzen kultiviert.

Misce (lat.), auf ärztlichen Rezepten, mische.

Mischabelhörner (Saasgrat), Hochgebirgskette der Penninischen Alpen, die sich am Neuen Weißthor nördlich an die Monte Rosagruppe anschließt und zwischen Nikolai- und Saasthal hinzieht, von mächtigen Gletschern (Allalin-, Feegletscher u. a.) eingerahmt. Bösartig ist der ins Saasthal herabsteigende Allalingletscher, der, aus seinem Seitenthal vorrückend, den kleinen Mattmarksee staut und dadurch, wenn der Querriegel plötzlich dem Druck weicht, gewaltige Verheerungen und Überschwemmungen verursacht (vgl. Gétroz). Die M. erreichen im Dom 4554 m; südlich davon Täschhorn (4498 m), Alphubel (4207 m), Allalinhorn (4034 m) und Rimphischhorn (4194 m). Von Täsch im Nikolaithal führen mehrere Gletscherpässe (Alphubeljoch 3802 m, Allalinpaß 3570 m) ins Saasthal. An ersten Besteigungen sind zu erwähnen: Allalinhorn 1856 vom Engländer Ames, der Dom 1858 von J. Dawies, Rimphischhorn 1859 von Leslie Stephen, Täschhorn 1862 von Hayward und Dawies, Balfrinhorn 1863 von Spence Walson und Gattin.

Mischbutter, s. Kunstbutter.

Mischdüse, s. Injektor.

Mischfarbe, eine aus zwei oder mehr einfachen Spektralfarben gebildete Farbe, welche sich von der betreffenden, im Farbenton mit ihr übereinstimmenden Spektralfarbe dadurch unterscheidet, daß sie durch ein Prisma zerlegt werden kann. Mischfarben werden auch sehr allgemein aus Farbstoffen hergestellt.

Mischfutter (Mischling), s. Futterbau.

Mischhahn, s. Hahn, S. 191.

Mischinfektion, eine Krankheitserregung, bei welcher nicht eine einzige, sondern mehrere Arten von Mikroorganismen als Erreger beteiligt sind. Handelt es sich um zwei Arten, so können beide ganz gleichwertig bei der Krankheit beteiligt sein, in der Regel aber dringt eine Art als die wesentliche in den Körper ein und bereitet der zweiten den Boden. So wuchern in dem vom Tuberkelbacillus befallenen Lungengewebe auch Streptokokken und andre Mikroorganismen, und bei der Diphtherie findet sich fast ausnahmslos neben dem spezifischen Diphtheriebacillus auch Streptococcus.

Mischkristalle, Kristalle, welche aus einer Lösung isomorpher Verbindungen sich ausscheiden und diese Verbindungen je nach den Umständen ihrer Bildung in wechselnder Menge enthalten.

Mischkrüge, s. Krater.

Mischler, Ernst, Nationalökonom und Statistiker, geb. 23. Dez. 1857 in Prag, studierte daselbst und habilitierte sich 1884 ebenda für Statistik an der deutschen Universität, 1887 in Wien, wurde 1888 außerordentlicher Professor der Statistik in Czernowitz, 1891 an der deutschen Hochschule in Prag und ist seit 1894 ordentlicher Professor in Graz. Außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften meist statistischen Inhalts veröffentlichte er: »Österreichisches Städtebuch«, Bd. 1 u. 2 (Wien 1887—88, in Verbindung mit v. Inama-Sternegg); »Die Armenpflege in den österreichischen Städten und ihre Reform« (das. 1890); »Handbuch der Verwaltungsstatistik« (Bd. 1, Stuttg. 1892). Mit J. Ulbrich gibt er das »Österreichische Staatswörterbuch« (Wien 1894 ff.) heraus, als Direktor des statistischen Landesamtes von Steiermark seit 1896 »Statistische Mitteilungen über Steiermark« (Heft 1: »Das Armenwesen in Steiermark«).

Mischling, soviel wie Mischfutter, s. Futterbau.

Mischlinge, soviel wie Farbige.

Mischmaschinen, mechanische Vorrichtungen zum Mischen von Körpern, beruhen entweder auf dem Prinzip des Durcheinanderschüttens (Schleudern, Schütteln) oder des Durcheinanderrührens und Knetens. Die Schleuder- oder Schüttwerke finden eigentlich nur in den Brauereien und Brennereien zum Malzwenden und in den Mahlmühlen zum Mehlmischen Verwendung und bestehen entweder aus drehenden Rechen oder Schaufeln, oder aus drehenden Trommeln mit radial gestellten Brettern, welche als Schaufeln zur Wirkung kommen, wenn die verschiedenen Mehlsorten durch einen Seitentrichter in die Trommel gelangt sind, oder aus horizontalen Schleuderscheiben, welche mit radialen, mit Drahtgewebe überspannten Eisenstäben versehen sind und in einer Mischkammer durch schnelle Drehung das von oben zentrisch einlaufende Mehl etc. durcheinander schleudern. Viel wichtiger sind die Rühr- und Knetwerke wegen ihrer vielfachen Verwendung zum Mischen teigartiger Massen (in Bäckereien, Wurst-, Schokolade-, Farben-

Kautschuk-, Thonwarenfabriken ꝛc.) als auch zum Mischen von Flüssigkeiten. Zum Mischen von Flüssigkeiten bedient man sich gewöhnlich einer Einrichtung, welche Luft unter Pressung durch eine Düse oder ein Rohr einbläst, das siebartig durchlöchert unten in dem Behälter angebracht ist. Die Pressung erfolgt entweder durch ein Gebläse oder häufiger durch Strahl-, namentlich Dampfstrahlapparate. In den Mineralölraffinerien vermischt man das Öl mit Schwefelsäure durch siebartig durchbrochene Scheiben, welche an vertikalen Stangen auf und ab bewegt werden. Am häufigsten stehen jedoch solche M. aus einem cylindrischen Behälter mit rotierender Rührwelle in Gebrauch. Zum Mischen leicht beweglicher Körper (Maische, Firnisse, Seifensude, Kunstbutter, warmer oder geschmolzener Fette, gekochter Stärke ꝛc.) in Brauereien, Brennereien, Stearinfabriken, Appreturanstalten ꝛc. trägt die horizontale Rührwelle mitunter nur schmale Flügel nach Art eines Wasserrades oder kleine Kübel, die den Stoff mit in die Höhe nehmen und fortwährend von oben in die Masse zurückfallen lassen. Hierzu gehören auch die haspelartigen Rührwellen mit horizontaler oder vertikaler Aufstellung. Das Mischen plastischer, also knetbarer Massen setzt stets ein Durchkneten und damit Maschinen voraus, welche bedeutend größere Widerstände überwinden müssen, indem sie die einzelnen Teile so lange gegeneinander verschieben, bis die Masse homogen geworden ist. Zu dem Zwecke sind Rührwellen, Drehgabeln, Walzen und Kollergänge in Gebrauch. Die Rührwellen bestehen entweder aus vertikalen Achsen mit horizontalen Armen, an welchen sich Zinken befinden, die am zweckmäßigsten messerartig geformt und schräg eingesetzt sind. Oder es erhalten die Rührwellen zahlreiche wendeltreppenartig verlaufende Rührmesser, welche wie eine sogen. archimedische Schraube wirken und eine ebenso kräftige als vollständige Mischung ermöglichen, weshalb sie namentlich zum Kneten von Thonmassen (Thonschneider), sodann in Brotfabriken und zwar sowohl in vertikaler als horizontaler Aufstellung in Gebrauch stehen. Eine ebenfalls in Brotfabriken eingebürgerte, auf dem Prinzip der Schraube beruhende Mischmaschine besitzt zwei schraubenförmig gewundene flache Schienen, die durch Arme mit einer Welle verbunden sind oder nur in zwei Zapfen auslaufen, welche mittels eines kurzen Wellenansatzes die Drehung vermitteln. Diese Konstruktion liegt den vollkommensten Einrichtungen von Werner-Pfleiderer in Kannstatt zu Grunde, welche namentlich in allen Teigwarenfabriken, in der Linoleumfabrikation, zur Bereitung künstlicher Steinmassen, zur Wurstanfertigung u. dgl. eine große Verbreitung gefunden hat. Sie besteht dem Wesen nach aus zwei nebeneinander auf parallelen Wellen angebrachten schraubenflächenartig gestalteten Flügeln, welche sich derart gegeneinander in halbcylindrischen Trögen drehen, daß das Material fortwährend zwischen diese Knetscheiben gelangt, dann mit diesen links und rechts sich teilt sowie in der Achsenrichtung verschiebt, um wieder zwischen die Scheiben geschoben zu werden u. s. f. Eine in Teigwarenfabriken oft benutzte Mischmaschine besteht aus einer Gabel, die sich in einem runden Troge dreht, während der letztere um eine vertikale Achse rotiert. Zum Mischen und Durchkneten zäher Massen (Schokolade, Kautschuk u. dgl.) finden vorzugsweise Kollergänge u. Walzwerke Anwendung. Die Walzenmischmaschinen beruhen auf zwei Prinzipien. Entweder liegt nur eine gezahnte Walze in einem halbcylindrischen Troge und rollt das Material, dasselbe knetend, über den Trogboden her, oder die Anordnung vereinigt mehrere Walzen zu einem Walzenwerk, in welchem Falle die Walzen entweder geriffelt sind und zahnradartig ineinander greifen, oder mit glatten Oberflächen wirken. Sie sind namentlich in der Kautschukfabrikation unentbehrlich, aber auch in der Schokoladefabrikation vielfach in Gebrauch. Endlich ist als Mischmaschine noch die Mischtonne oder Mischtrommel zu erwähnen, die unter anderm in Pulverfabriken, Metallgießereien (zum Mischen von Formsand), überhaupt zum Mischen trockner Substanzen unter gleichzeitiger Zerkleinerung derselben dient und entweder nach Art der Kugelmühle oder aus einem cylindrischen Gefäß hergestellt ist, das um eine Achse gedreht wird, welche in diagonaler Richtung mit demselben verbunden ist. In vielen Fällen sind die Tröge der M. hohlwandig, um mittels durchströmenden Dampfes erwärmt werden zu können.

Mischmisch (arab.), eingemachte Aprikosen aus Damaskus.

Mischna, s. Talmud.

Mischpöke, jüdisch-deutscher Ausdruck, eigentlich mispochoh, mischpochaus, »Familie«, jetzt meist verächtlich für Sippschaft, (jüdische) Gesellschaft.

Mischsprache, eine aus mehreren verschiedenen Sprachen zu ungefähr gleichen Teilen gemischte Sprache. Doch erstreckt sich die Mischung meist nur auf den Wortschatz, nicht auf die Grammatik, daher z. B. im Englischen der größere Teil der Wörter aus dem Französischen und Lateinischen stammt, fast alle grammatischen Endungen aber germanisch sind, weshalb die Sprache ein ganz überwiegend germanisches Gepräge hat. Andre Mischsprachen sind: das Pehlewi oder Mittelpersische, ein semitischer Dialekt mit starken iranischen Beimischungen, u. das Neupersische, bei welchem das umgekehrte Verhältnis stattfindet; die Kawisprache auf der Insel Java, eine malaiische Sprache mit sehr vielen Fremdwörtern aus dem Sanskrit; der englische »Slang«, d. h. die dortige Gaunersprache, die aus Englisch, Zigeunerisch, der lingua franca des Mittelmeers und andern Bestandteilen bunt gemischt ist; das Singhalesische oder Elu auf der Insel Ceylon, ein Gemisch aus arischen (indogermanischen) und drawidischen Bestandteilen mit der Ursprache der Insel; das Pigeon-Englisch in Ostasien, ein Gemisch aus Englisch und Chinesisch und andern asiatischen Sprachen; das gebrochene Französisch, Englisch, Spanisch und Dänisch der Neger in Zentralamerika u. a.

Mischungsgewicht, s. Äquivalent.

Mischungsrechnung, s. Alligationsrechnung.

Mischwährung, bisweilen im Sinne von Doppelwährung gebraucht (s. Währung).

Misdemeano(u)r (engl., spr. -dīmīner, »übles Betragen«), im engl. Strafrecht soviel wie Vergehen, im Gegensatz zu Felony (s. Felonie).

Misdroy, altes Fischerdorf und Seebad auf der Insel Wollin, Güternebenstelle der Eisenbahnstation Swinemünde, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, ein Kurhaus mit Parkanlagen, schöne Spaziergänge in den nahen Waldungen, Dampfschiffsverbindung (vom 3 km südlich gelegenen Dorf Laatzig) mit Stettin und 1695 evang. Einwohner. Die Zahl der Badegäste beläuft sich auf 8—9000 jährlich. In der Nähe der Gosanberg mit Aussicht. Vgl. v. Raumer, Die Insel Wollin und das Seebad M. (Berl. 1851).

Mise (franz., spr. mīſ'), Einſatz beim Spiel; der jeweilige Wert von Rentenforderungen; die einmalige Kapitalzahlung des Verſicherungsnehmers für den Erwerb einer Rentenforderung; überhaupt die Einlage bei einem Handelsgeſchäft.

Miſe, Name der Kora oder Perſephone (ſ. d.).

Mise en pages (franz., ſpr. mīſ-ang-pāſch'), in der Buchdruckerei das »Bilden der Satzſeiten« und Satzformen, das Geſchäft des Metteur en pages (ſ. d. und »Buchdruckerkunſt«, S. 610).

Mise en scène (franz., ſpr. mīſ-ang-ßän'), die Inſzenierung, Einrichtung eines Stückes zur Bühnendarſtellung.

Miſelſucht, ſ. Ausſatz.

Miſēno, Kap (das antike Promonturium Misenum), Vorgebirge am weſtlichen Ende des Golfs von Neapel, 92 m hoch, aus Tuffſchichten beſtehend, mit Leuchtturm und mittelalterlichem Kaſtell. Das felſige Vorgebirge hängt mit dem Feſtlande durch eine flache Landenge (Miliscola) zuſammen. Die nördlich von der letztern gelegene Bucht (Mare Morto) bildete den berühmten antiken Hafen (portus Misenus), unter Auguſtus Station der tyrrheniſchen Flotte. Am Hafen lag die durch die Sarazenen zerſtörte Stadt Misenum und die Villa des Lucullus, in welcher Tiberius ſtarb.

Miſerābel (lat.), elend, bejammernswert.

Misĕra contribuens plebs (lat.), »das arme ſteuerzahlende Volk«, Citat aus dem »Decretum tripartitum« des ungariſchen Juriſten Verböczi (1514).

Miſère (franz., ſpr. -ſär'), Jammer, Elend, Not; im »Boſton« ein Spiel, bei welchem man ſtichfrei bleiben will, gleich dem »Null« im Skat oder dem »Bettel« im Brandeln.

Miſerēre (lat.), ſ. Kotbrechen.

Miserēre (lat., »erbarme dich«), kath. Kirchengeſang, dem als Text der 57. Pſalm (in der Vulgata mit den Worten: »M. mei, Domine« beginnend) zu Grunde liegt und der an den Mittwochen und Freitagen der Faſtenzeit, insbeſ. in der Karwoche, geſungen wird. Berühmt ſind die Kompoſitionen des M. von Allegri (ſ. d.), Paleſtrina (ſ. d.), Baini (ſ. d.).

Miséricorde (franz., Gnadengeber), meiſt dreiſchneidiger Dolch, in Deutſchland gewöhnlich Panzerbrecher genannt (ſ. Dolch).

Misericordĭa (lat., »Mitleid, Barmherzigkeit«), in Klöſtern Bezeichnung einer ausnahmsweiſe von der ſtrengen Ordensregel verſtatteten Abweichung.

Misericordĭas Domĭni (lat., »die Barmherzigkeit des Herrn«), der zweite Sonntag nach Oſtern, nach den Anfangsworten der Meſſe (Pſalm 89, 2).

Miſerikordien, Stühle für Alte und Schwache zum Sitzen beim Gottesdienſt, ſ. Chorſtühle.

Miſes, Pſeudonym für G. Th. Fechner (ſ. d.).

Miſhawaka (ſpr. miſch-), Stadt im nordamerikan. Staate Indiana, am St. Joſeph River, mit Fabriken von Möbeln, Ackergeräten ꝛc. und (1890) 3371 Einw.

Miſilmeri, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), an der Eiſenbahnlinie Palermo-Corleone, mit Weinbau, Ölgewinnung, Teigwarenerzeugung und (1881) 10,170 Einw. Entſcheidender Sieg der Normannen unter Roger über die Sarazenen 1068.

Miſiones, Gouvernement der Argentiniſchen Republik, der nordöſtlichſte Teil derſelben, begrenzt von Paraguay, Braſilien u. der Provinz Corrientes, faſt ganz eingeſchloſſen von den Flüſſen Parana u. Uruguay und deren Zuflüſſen, 53,954 qkm (980 QM.) groß mit (1890) 30,000 Einw., darunter 900 Europäer. Den größten Teil des ganz ebenen Gebietes bedecken dichte Wälder, welche wertvolle Holzarten (Zeder, Polyſander, Roſenholz, Farbhölzer u. a.) ſowie Yerba maté und Gerberrinde enthalten. Unter Kultur (Mais, Zuckerrohr, Mandiok, Tabak, Orangen) ſtanden 1888 erſt 4600 Hektar; der Viehſtand betrug 17,541 Pferde, 41,967 Rinder, 4218 Schafe ꝛc. Auch hat man Kupfer u. Queckſilber gefunden. Die Hauptſtadt Poſadas am Parana hat 3000 Einw. — Das Gebiet umfaßt einen Teil jener von mehr als 100,000 Seelen bevölkerten Landſchaft, in der die Jeſuiten 33 Ortſchaften gründeten, wie das jetzt zu Corrientes gehörige Yapayu (7974 Einw.), Corpus (4587 Einw.), Santa Ana (4334 Einw.). Von dieſen lagen die 15 M. occidentales zwiſchen Parana und Uruguay (der größere Teil gehört jetzt zum Gouvernement M.), die 7 M. orientales am Oſtufer des Uruguay und die 11 M. del Paraguay im jetzigen Paraguay auf der Nordſeite des Parana. Dieſe Miſſionen wurden von den Jeſuiten mit 12,000 ihrer Neophyten angelegt, nachdem ſie von den Portugieſen um 1631 aus ihren Anſiedelungen am obern Parana vertrieben worden waren. Als Spanien 1750 dies »Reich der Jeſuiten« an Portugal abtrat, ſetzten die dort in Frieden und Wohlſtand lebenden 100,000 Guarani der Abtretung mit Erfolg bewaffneten Widerſtand entgegen. Als Spanien 1765 die Jeſuiten aus ſeinen amerikaniſchen Beſitzungen vertrieb, wurden die M. unfähigen Franziskanern und habgierigen Beamten überliefert und gerieten in Verfall. Schließlich verwüſteten die Portugieſen (1817—19) auf barbariſche Weiſe die M. occidentales, und in den ſpätern Bürgerkriegen ſchwand der letzte Reſt des Wohlſtandes. Die Ruinen von Kirchen und andern Gebäuden bezeugen die ehemalige Blüte des Landes. Vgl. Martin de Mouſſy, Mémoire historique sur la décadence et la ruine des missions des Jésuites, etc. (Par. 1865); R. Liſta, El Territorio de las M. (Buenos Aires 1883); Niederlein, Die erſte deutſch-argentiniſche Landprüfungs-Expedition (Berl. 1883).

Miſiwria, verfallener Ort in Oſtrumelien, am Schwarzen Meer, unweit des Vorgebirges Emine, Sitz eines griechiſchen Metropoliten, mit 1739 meiſt griech. Einwohnern, welche von Fiſchfang und Weinbau leben. M. iſt das alte Mesembria (doriſch Mesambria).

Miskāl (Mithqal), Edelmetall-, Arzneigewicht und Grundlage des Gewichtsſyſtems von Perſien, 24 Nachod enthaltend, = geſetzlich 4,6 g, aber bis auf 4,55 g herab; amtlich ſind 217 M. und 19½ Nachod = 1 kg gerechnet, alſo das M. = 4,591 g, ſo auch bei Perlen und Edelſteinen zu 23 Qirat (Samenkerne der Johannisbaumſchote). In Basra wog das M. zu 1½ Dirhem 4,665 und in Bagdad 5,05 g, in Mokha 24 Kirat = 4,654 g. In Ägypten für Seide, Gold- und Silberfäden, Goldſtaub, Perlen, Roſenöl und andre Eſſenzen zu 1½ Derhem oder 24 Kirat = 4,6326 g. Vgl. Metikal und Mitkal.

Miskolcz (ſpr. miſchkolz), Stadt im ungar. Komitat Borſod, am Ausgang des Szinvathales, unweit des Sajó, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien nach Budapeſt-Bánréve, Kaſchau und Szerencs, mit 7 Kirchen (darunter die reformierte St. Stephanskirche aus dem 13. Jahrh.), einem Minoritenkloſter, mehreren Geldinſtituten, Lagerhäuſern, einer Kornhalle, lebhaften Wollmärkten, bedeutendem Wein-, Getreide- und Viehhandel, Dampfmühle, Porzellan-, Majolika- u. Steingutfabrik, Maſchinenfabrik ꝛc. und (1890) 30,408 meiſt magyar. (meiſt römiſch-kath. und reform.) Einwohnern. M. hat ein kath. Obergymnaſium, ein evan-

gelisches und ein kath. Untergymnasium, ein Theater, ein prachtvolles städtisches Badehaus, elektrische Beleuchtung, eine Telephonleitung und ist Sitz des Komitats, eines reformierten Superintendenten, eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion und einer Handels- und Gewerbekammer. Eine Gebirgsbahn, welche das Szinvathal durchzieht, verbindet M. mit Diósgyör.

Misnia, neulat. Name von Meißen.

Miso, s. Soja.

Misocco (Misox), Thal, s. Mesocco.

Misogamie (griech.), Eheschen; daher Misogam, Ehehasser, Hagestolz.

Misogyn (griech.), Weiberfeind; Misogynie, Weiberhaß, Weiberscheu.

Misol (Meisol), eine der niederländ. Papuainseln, im NW. von Neuguinea, von Korallenriffen umgeben, gebirgig, gut bewässert, mit üppiger Vegetation bedeckt und 1740 qkm (31,6 QM.) groß.

Misologie (griech.), Vernunfthaß, d. h. Abneigung, die Entscheidung über gewisse Fragen, namentlich religiösen Inhalts, der vernünftigen Untersuchung zu überlassen; daher Misolog, Vernunfthasser, Feind des Denkens, Obskurant.

Mispel, s. Mespilus. Englische M., s. Amelanchier. Welsche M., s. Crataegus.

Misraim, hebr. Name für Ägypten (assyr. Misir, jetzt Misr).

Misrata (Masrata), Hafenstadt in Tripolis, östlich von der Hauptstadt, südwestlich vom Kap M., mit Leuchtturm, hat 8000 Einw., die schöne Teppiche, Matten und Säcke aus Ziegen- und Kamelhaar fertigen und lebhaften Handel treiben.

Miss (engl.), Fräulein, Prädikat jeder unverheirateten Engländerin, welche nicht den Titel Lady (s. d.) führt. M. wird stets in Verbindung mit dem Taufnamen angewendet; nur die älteste Tochter einer Familie führt den Titel M. mit dem Vatersnamen. Vgl. Mistress.

Miss., Abkürzung für Mississippi (Staat).

Missa (lat.), soviel wie Messe.

Missalen (lat., Meßbücher), in der römisch-kath. Kirche die liturgischen Bücher, in welchen die von der Kirche angeordneten Messen für alle Sonn- und Festtage sowie für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Totenfeier, dann die Perikopen, Gebete und der Meßkanon enthalten sind. Diese Gebete rc. wurden zuerst von dem römischen Bischof Gelasius (gest. 496) geordnet und vervollständigt (»Sacramentarium Gelasii«), von Gregor d. Gr. neu geordnet. Auf Veranlassung des tridentinischen Konzils verordnete Papst Pius V. 1570 den Gebrauch des unter seiner Leitung verbesserten Meßbuches in der ganzen römisch-katholischen Kirche, mit Ausnahme der Gemeinden, die bereits über zwei Jahrhunderte einen andern Ritus befolgt hatten. Weitere Revisionen erfolgten durch Clemens VIII. (1604) und Urban VIII. (1634). Neben diesem jetzt noch gebräuchlichen römischen Meßbuch (Missale romanum, hrsg. von Schott, 4. Aufl., Freib. 1894) bestehen von früher Zeit an M. für bestimmte Diözesen (z. B. Mainz, Köln, Münster) und für einzelne religiöse Orden. Die alten handschriftlichen M. aus dem Mittelalter sind oft mit prächtigen Initialen und Miniaturbildern verziert (vgl. Miniatur) und mit großen Buchstaben (Mönchsschrift) geschrieben, woher noch jetzt in den Buchdruckereien eine gewisse Schriftgattung den Namen Missal führt (kleine M., 52 typographische Punkte, grobe M., 64 derselben enthaltend).

Missaltype, s. Mönchsschrift.

Mißbildung (Vitium primae formationis), jedwede Abweichung von dem normalen Entwickelungsgang eines Keims zum reifen Individuum. Im Tierreich nehmen die Mißbildungen an Häufigkeit und an Mannigfaltigkeit zu mit der Kompliziertheit des Entwickelungsvorganges. Bei den niedersten organischen Wesen können wir Mißbildungen nicht unterscheiden, kennen solche also auch nicht. Am besten erforscht ist die Pathologie der Entwickelungsgeschichte bei den höhern Säugetieren und besonders beim Menschen. Das Produkt einer M. ist die Mißgeburt (monstrum, monstrositas, griech. teras, daher die Lehre von den Mißgeburten Teratologie). Die Teratologie nun hat in ihrer Ausbildung als besonderer Zweig der Naturwissenschaft denselben Weg eingeschlagen, den die Entwickelungsgeschichte selbst vor ihr gegangen war; sie ist von der Beobachtung der Bildungsvorgänge in der Klasse der Säugetiere zurückgegangen auf die Bebrütung des Hühnereies und hat gefunden, daß ein großer Teil der Hauptformen krankhafter Keimentwickelungen sich beim Hühnchen in analoger und einfacherer Weise gestaltet als bei den Embryos derjenigen Klassen, welche ihre Früchte durch mütterliche Kreislaufsapparate (Placenta) zur Reife bringen. So wie die normale Entwickelung an dem Keim den eigentlichen Embryo von den außer ihm liegenden Umhüllungs- und Ernährungsapparaten unterscheidet und an dem Ernährungsorgan wiederum einen embryonalen von dem mütterlichen Anteil trennt, ebenso lassen sich die Monstra einteilen in solche, welche durch Bildungsanomalien am Embryo selbst, in solche, welche durch Erkrankungen der Eihäute und des embryonalen Fruchthofs, und endlich in solche, welche durch Fehlentwickelungen am mütterlichen Teil der Placenta entstanden sind. Die beiden letzten Kategorien umfassen die höchsten Grade der Mißgestaltungen, sie entstehen in sehr frühen Perioden nach der Befruchtung, man nennt sie mit einem Gesamtnamen Molen. Die Mißbildungen des Embryos selbst zerfallen in Doppelmißbildungen und einfache Mißbildungen. Die Doppelmonstra gehen nach der Annahme mancher Autoren hervor durch Spaltung eines ursprünglich einfachen Keims, nach der Auffassung andrer durch Verwachsung einer ursprünglich doppelten (oder mehrfachen) Keimanlage. Am häufigsten liegen die Achsen beider Embryos parallel, und es besteht eine Verschmelzung entweder der Köpfe (Janusbildungen), oder der Brustkasten (Thorako- oder Sternopagen), oder des Bauches (Gastropagen). Es kommt aber auch vor, daß die Achsen beider Körper in einer Linie liegen oder auch (freilich höchst selten) einen Winkel bilden oder sich kreuzen. Die nicht verwachsenen Teile, in den meisten Fällen die Extremitäten, sind sofort als doppelt vorhanden erkennbar; an den Stellen der Verschmelzung gelingt es oft, am Skelett ebenfalls, die zwiefachen Anlagen nachzuweisen, so daß die Einfachheit nur eine scheinbare, durch die Formen der Weichteile bedingte war. Die meisten Doppelmonstra sind nicht lebensfähig, viele sterben während der Geburt, die selbstredend äußerst schwierig und gefahrvoll ist, und selten ist die Verwachsung so auf äußere, nicht lebenswichtige Organe beschränkt, daß die Individuen nebeneinander bestehen können. Am bekanntesten sind als Beispiele die siamesischen Zwillinge und die zweiköpfige Nachtigall. Die einfachen Monstra lassen sich am richtigsten einteilen in Monstra per excessum und M. per defectum; bei den ersten sind die Teile quantitativ oder der Zahl

nach größer, als sie sein sollten, bei den andern sind sie kleiner oder fehlen ganz. Die letzte Art der Mißbildungen ist sehr häufig. Bei Hemmungsbildungen finden sich die Organe vor, aber in einer Gestalt, welche in einer weit frühern Periode ihrer Entwickelung die normale ist. Neuere Autoren haben den Nachweis versucht, alle vorkommenden Mißbildungen auf Hemmungen in der Entwickelung zurückzuführen, namentlich auch diejenigen Mißbildungen, welche früher als dritte Hauptgruppe, als Monstra per fabricam alienam, aufgeführt wurden. Diese Frage ist noch nicht abgeschlossen, jedenfalls aber für eine Reihe von Verdoppelungen einzelner Organe (Uterus und Scheide) oder Organteile (Herzklappen, Iris oder Regenbogenhaut) erwiesen. Alle Beschreibungen und Abbildungen von wunderbaren Mißgeburten (per fabricam alienam) mit Tierköpfen od. dgl., an denen die Teratologie der frühern Jahrhunderte, vornehmlich die französische Litteratur, reich ist, sind als Phantasiegespinste entlarvt worden und aus der Wissenschaft in die Märchenwelt übergegangen. Über die direkten Entstehungsursachen der Mißbildungen herrscht seit der Verbreitung der Darwinschen Deszendenzlehre in manchen Kapiteln große Uneinigkeit zwischen den beiden Parteien, deren eine (die ältere) die Mißbildungen aus Erkrankungen des Keims ableitet, deren andre sie auf Atavismus bezieht und als Rückschlagsbildungen auf frühere Stammformen des Menschengeschlechts hinstellt (vgl. Mikrokephalie). Zur Zeit ist den Anhängern der Rückschlagstheorie noch an keiner Stelle der unwiderlegbare Nachweis gelungen, während die Deutung der Mißbildungen als pathologischer Abweichungen vom physiologischen Bildungsgesetz für die Mehrzahl der bekanntern Formen schlagend dargelegt werden kann. Von den indirekten Ursachen solcher Keimerkrankungen wissen wir nur, daß sie durch Stoß, Fall oder Schlag auf den Fruchthalter einer Schwangern entstehen können, und ferner, daß die Disposition zu fehlerhaften Entwickelungen oftmals erblich ist. Alle im Volk soweit verbreiteten Legenden über den Einfluß psychischer Affekte der Schwangern auf die Kindesentwickelung, namentlich das Versehen, gehören in das Gebiet der Fabeln; sie haben sich zu einem festen Aberglauben gekräftigt zu einer Zeit, in welcher die Vertreter der Wissenschaft selbst mit erregbarer Vorstellungsgabe in den Formen der Monstra die Ähnlichkeit mit den schreckenerregenden Tieren, Feuern 2c. anerkannten. Vgl. Bischof, Entwickelungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Mißbildungen (in R. Wagners »Handwörterbuch der Physiologie«, Bd. 1, Braunschw. 1842); Förster, Die Mißbildungen des Menschen (Jena 1861); Panum, Untersuchungen über die Entstehung der Mißbildungen zunächst in den Eiern der Vögel (Berl. 1860) und in Virchows »Archiv«, Bd. 72; Gurlt, Über tierische Mißgeburten (Berl. 1877); Dareste, Recherches sur la production artificielle des monstruosités (Par. 1877); Ahlfeld, Die Mißbildungen des Menschen (Leipz. 1880–82, mit Atlas); Gerlach, Die Entstehungsweise der Doppelmißbildungen bei den höhern Wirbeltieren (Stuttg. 1882).

[Mißbildungen im Pflanzenreich.] In der Botanik heißen Mißbildungen alle Formabweichungen der Organe einer Pflanze von der der Spezies eigentümlichen Erscheinung. Es ist, zumal bei Kulturpflanzen, oft schwer, eine Grenze zwischen Mißbildungen und Abarten (s. Art) zu ziehen, weil derartige Abweichungen bisweilen Zweck der Kultur und durch dieselbe erblich gemacht worden sind (rübenförmig verdickte Wurzeln, Fehlschlagen der Blüten des Blumenkohls, gefüllte Blumen 2c.). Dagegen sind die Zwerg- und Riesenformen schon zu den Mißbildungen zu rechnen. Das Studium der Mißbildungen ist sowohl für die theoretische Erkenntnis der Wachstumsgesetze der Organe als auch für die praktischen Zwecke des Pflanzenzüchters von großer Bedeutung. Die Mißbildungen bestehen entweder in einer Abweichung von der normalen Formationsstufe (Metamorphie), indem besonders in den Blüten bestimmte Blattgebilde auf eine vorhergehende Ausbildungsform zurücksinken oder auf eine spätere vorschreiten. Letzteres geschieht z. B. bei der Umwandlung der Blumenblätter in Staubgefäße (Staminodie) bei Capsella bursa pastoris *L.* oder der Umwandlung von Blumenblättern oder Staubgefäßen zu Pistillen (Pistillodie). Das Zurücksinken auf tiefere Entwickelungsstufen ist der häufigere Fall und wird als rückschreitende Metamorphose (anamorphosis) bezeichnet; zu ihm gehören: die Rückbildungen der Karpelle in Staubgefäße sowie die gefüllten Blüten (s. d.), ferner die sogen. Vergrünung der Blüten, d. h. Umwandlung von Blumenblättern, Staubgefäßen oder Samenknospen in grüne Laubblätter (Antholyse oder Phyllodie), die Umwandlung ganzer Blüten in Laubknospen (Chloranthie), wozu besonders die sogen. lebendig gebärenden Pflanzen (s. d.) gehören, und endlich die Erscheinungen, daß die Achse einer Blüte am Ende sich wieder verlängert und in einen Laubsproß auswächst (Sprossung, prolificatio), z. B. bei Rosen, und daß der Blütenstand dieselbe Veränderung zeigt (sogen. proliferierende Blütenstände). Oder die Mißbildungen bestehen in einer Veränderung der relativen Gestaltsverhältnisse innerhalb eines und desselben Blattkreises einer Blüte, indem z. B. unregelmäßige Blüten durch Gleichwerden der Blumenblätter zu regelmäßigen werden (Pelorien). Viele Monstrositäten sind auf Abweichungen von den normalen Zahlenverhältnissen der Teile zurückzuführen. Dahin rechnen wir die meist auf Kosten der Blütenbildung geschehende abnorme Vermehrung der Blattorgane (Laubsucht, Pleiophyllie, Polyphyllie) oder Blattquirle (Pleiotaxie), die Vervielfältigung blättertragender Zweige (Astwucherung, polycladia), wozu auch die Hexenbesen (s. d.) gehören. In den gefüllten Blüten begegnen wir ebenfalls einer Vermehrung der normalen Anzahl der Blattgebilde. Auch die vierblätterigen Kleeblätter sind hier zu nennen. Abweichungen können auch durch Stillstand der Entwickelung (Stasimorphie) bedingt werden, indem z. B. bei manchen Koniferen die in der Jugend gebildeten Blattformen Bestand haben. Die abnorme Verminderung der Teile bezeichnet man als Meiophyllie (Verringerung der Blattzahl), Meiotaxie (Unterdrückung von Blattquirlen) oder als Abortus (d. h. völlige Unterdrückung). Eine andre Klasse von Mißbildungen besteht in abnormen Verwachsungen und Trennungen. Erstere zeigen sich nicht selten an Blüten (Synanthie) und an Früchten (Synkarpie), vielfach auch an Stämmen, Ästen und Wurzeln der Bäume. Änderungen in der Stellung der Organe, z. B. das Auftreten von Knospen an Früchten, von Blüten innerhalb des Ovars u. a., fallen unter den Begriff der Heterotaxie. Umwandlungen der Geschlechtsorgane, z. B. das Auftreten weiblicher Blüten an männlichen Infloreszenzen normal zweihäusiger Pflanzen, wie Salix u. a., die Bildung männlich-

weiblicher (androgyner) Zapfen bei Pinus, das Auftreten von Pollenzellen innerhalb von Samenknospen bei Passiflora, Rosa u. a., werden als Heterogamie, Mißbildungen, die auf Vergrößerung oder Verlängerung von Organen beruhen, als Hypertrophie, resp. die Verkleinerung als Atrophie bezeichnet. Monströsen Trennungen begegnet man besonders an solchen Blütenteilen, welche im normalen Zustand aus verwachsenen Gliedern bestehen, wie Blumenkronen und Pistille. Auf einer Vereinigung zahlreich angelegter Knospen während ihrer Bildung am Vegetationspunkt beruht die eigentümliche bandartige Verbreiterung (Fasciation) mancher Stengel und Blütenstände, wie z. B. bei dem Hahnenkamm (Celosia), bei welchem die mißgebildete Form sogar erblich geworden ist. Vgl. Moquin-Tandon, Pflanzenteratologie (deutsch von Schauer, Berl. 1842); Wigand, Grundlegung der Pflanzenteratologie (Marb. 1850); Cramer, Bildungsabweichungen bei einigen wichtigern Pflanzenfamilien (Zür. 1864); Frank, Krankheiten der Pflanzen (2. Aufl., Bresl. 1895); Masters, Pflanzenteratologie (deutsch von Dammer, Leipz. 1886); Penzig, Pflanzenteratologie, systematisch geordnet (Genua 1890—94, 2 Bde.).

Mißbrauch, s. Abusus.

Mißbrauch der Amtsgewalt, s. Amtsverbrechen.

Mißfall, s. Fehlgeburt.

Mißgeburt, s. Mißbildung.

Mißgunst, das Unbehagen darüber, daß ein andrer ein Gut besitzt, bloß weil er es besitzt, und ohne daß man (wie beim Neide) selbst danach verlangt.

Mißhandlung, s. Körperverletzung.

Mißheirat (Disparagium, franz. Mésalliance), Ehe zwischen Personen ungleichen Standes, im Gegensatz zur ebenbürtigen Ehe. S. Ebenbürtigkeit.

Missilien (lat.), nach älterer Sitte bei festlichen Gelegenheiten zum Aufgreifen unter das Volk geworfene Dinge, namentlich Münzen, Backwerk u. dgl.

Missisippi, Fluß in Nordamerika, s. Churchill.

Missio in bona, s. Missio in possessionem.

Missio in possessionem (lat.), Einweisung in den Besitz durch obrigkeitliches Dekret. In Rom erließ der Prätor solches Dekret, bald um den Widerstand eines Schuldners zu brechen, bald um dessen Gläubigern im Falle seiner Insolvenz sein Vermögen zur Verfügung zu stellen, bald um streitige oder ungewisse Rechtsverhältnisse einstweilen zu regeln. An Stelle des Prätors trat in der spätern Kaiserzeit das Gericht. Die m. i. p. erfolgte bald in bona debitoris, bald in singulas res; erstern Falles erhielt der Gläubiger die Ermächtigung, das gesamte Vermögen des Schuldners, letztern Falles bestimmte einzelne Sachen des Schuldners in Gewahrsam zu nehmen. Der Vermächtnisnehmer z. B. wurde ermächtigt, die ererbten Sachen des Erben an sich zu nehmen, wenn der Erbe sich weigerte, ihm Sicherheit für Auszahlung des bedingten oder befristeten Vermächtnisses zu leisten. Bei fortgesetzter Weigerung konnte hier sogar Ermächtigung zur Besitzergreifung der nichtererbten Sachen des Erben erfolgen (missio Antoniniana, weil vom Kaiser Antoninus eingeführt); derjenige, welcher durch den schadhaften Zustand eines Gebäudes seines Nachbarn mit Gefahr bedroht war, konnte bei Weigerung des Nachbarn, Sicherheit zu leisten, m. i. p. des schadhaften Gebäudes verlangen. Bei fortgesetzter Kautionsweigerung wurde er sogar auf Antrag durch ein zweites Dekret (m. i. p. ex secundo decreto) mit der Wirkung in den Besitz des Gebäudes gesetzt, daß das Eigentum auf ihn überging. Anstatt m. i. p. wird auch der Ausdruck »Immission« gebraucht. Im modernen Recht ist die m. i. p. teils durch die Bestimmungen über den Konkurs, teils durch das prozeßrechtliche Institut der »einstweiligen Verfügungen« (s. d.) ersetzt. Vgl. Hellmann, über m. i. p. (in der Festgabe der Münchener Juristenfakultät für J. W. Planck, 1887); über die im Erbrecht vorkommenden Fälle: Ubbelohde, Die erbrechtlichen Interdikte (Erlang. 1891).

Mission (lat.), Sendung, Auftrag; insbes. der Inbegriff aller die Verbreitung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern bezweckenden Unternehmungen. Die ersten Missionare, d. h. Arbeiter am Werke der M., waren die Apostel Jesu. Die Geschichte der M. fällt zusammen mit der der Ausbreitung des Christentums, bildet daher bis tief ins Mittelalter hinein ein wesentliches Stück Kirchengeschichte. Seit der Reformation ist das Treffen zwischen christlicher und nichtchristlicher Welt sozusagen zum Stehen gebracht worden, und die M., welche früher die erste aller Lebensfragen der Kirche bildete, bedeutet jetzt nur noch eine, wenngleich mit großer Energie und auch nicht ohne Erfolg fortgesetzte Aktion auf der Peripherie des kirchlichen Lebens. Das größte und bedeutendste Missionsinstitut der katholischen Kirche stellt die vom Papst Gregor XV. 1622 gestiftete Propaganda (s. d.) dar, womit Urban VIII. 1627 das Kollegium der Propaganda verband. Dasselbe leitet das ganze Missionswerk nach einem festen Plan und unter Aufsicht und Mitwirkung des römischen Stuhls und stellt sich namentlich die Aufgabe, der katholischen Kirche Glaubensboten für alle Völker aus deren eigner Mitte zu bilden. Die Missionsthätigkeit der Benediktiner, Cistercienser, Prämonstratenser u. besonders der Bettelorden, welche Afrika, Nord- und Südamerika durchzogen, ward im 16. und 17. Jahrh. fast verdunkelt von der der Jesuiten, die namentlich in Südamerika und China glänzende Erfolge erzielten. Daneben wirkten noch andre Kongregationen, wie: die Lazaristen, die Redemptoristen, die Dominikaner und Franziskaner in Europa, Asien und Amerika, die Kapuziner außerdem noch in Afrika, wo indessen die Wirksamkeit dieser Missionen den politischen Einfluß der christlichen Mächte selten überdauerte. Beispielsweise verschwand im Königreich Kongo das Christentum spurlos mit der portugiesischen Herrschaft, um dafür seit Gründung des Kongostaates sofort wieder zu erscheinen. Auch Weltgeistliche, namentlich in Frankreich und Italien, traten in eigne, mehr oder weniger mönchisch organisierte Missionsvereine zusammen; in neuerer Zeit entstanden außerdem auch unter Laien sogen. Vereine zur Verbreitung des Glaubens, deren Mitglieder sich zu einem bestimmten Beitrag an Geld und einem täglichen Gebet für die Missionare verpflichten; die verbreitetsten sind: die 1805 von Coudrin gegründete, 1817 vom Papst bestätigte Picpusgenossenschaft in Paris und der Xaverius-Verein, gegründet 1822 in Lyon (der Erfinder der fruchtbaren Souskollekte); die Leopoldinen-Stiftung in Österreich, gegründet 1829 zur Unterstützung der nordamerikanischen M.; der Ludwigs-Missionsverein in Bayern; der Verein der heiligen Kindheit; der Bonifacius-Verein, gegründet vom Grafen Joseph zu Stolberg, u. a. 1885 hat die katholische Kirche 5,300,000 Mk. zu Missionszwecken aufgebracht. — In der russischen Kirche ist der Missionstrieb besonders seit 1870 neu erwacht, was zunächst zur Restauration der großen Russischen Missionsgesellschaft führte.

In der protestantischen Kirche haben zuerst Dissenters, Herrnhuter, Pietisten, Methodisten und Baptisten das Werk begründet, während die Kirche selbst nur zögernd nachfolgte. Friedrich IV. von Dänemark gründete für seine ostindischen Besitzungen die M. zu Trankebar (1705), wo Heinrich Plützschau, Bartholomäus Ziegenbalg und Christ. Friedr. Schwarz (1726—98), alle aus dem hallischen Waisenhaus hervorgegangen, wirkten. In Grönland arbeitete seit 1721 Hans Egede für die Wiederherstellung des Christentums. Die Brüdergemeinde sandte ihre ersten Missionare (Dober und Nitschmann) 1732 nach St. Thomas und erweiterte in den nächstfolgenden Jahren ihre erfolgreiche Missionsthätigkeit über Grönland, Nordamerika, Westindien, Labrador und Kapland. Einer ihrer verdientesten Missionspatriarchen war David Zeisberger, 1808 nach 63jähriger Thätigkeit unter den Indianern Nordamerikas verstorben. In der reformierten Kirche wurde 1647 von englischen Puritanern eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, in deren Dienst sich besonders John Eliot (s. d. 2) auszeichnete, 1701 in London die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Weltteilen (früher »zur Beförderung der christlichen Erkenntnis«), 1792 ebenda die Baptisten-Missionsgesellschaft und 1795 von Protestanten verschiedener Bekenntnisse, besonders Independenten, die große Londoner Missionsgesellschaft gegründet. Im Gegensatz zu ihr entstand 1800 zu London die kirchliche (Episkopal-) Missionsgesellschaft für die englischen außereuropäischen Besitzungen. Auch die 1804 zu London gegründete große Britische und auswärtige Bibelgesellschaft hat sehr fördernd auf das Werk der M. eingewirkt. Die Missionsgesellschaften mehrten sich fortan von Jahr zu Jahr, zersplitterten sich aber auch in demselben Maße unter dem Einfluß des Kirchen- u. Sektengeistes. Den ersten Platz nimmt immer noch England ein; ihm reiht sich Nordamerika, dann Deutschland an. Die beiden schottischen Kirchen sehen (seit 1824 und 1843) die M. geradezu als Kirchensache an. Verhältnismäßig weitherzig trat die große Amerikanische Missionsgesellschaft zu Boston seit 1810 (Board of foreign missions) auf, neben welcher aber alsbald baptistische, methodistische, bischöfliche und andre Missionsgesellschaften ins Leben traten. In den Niederlanden findet seit 1797 ein ziemlich reger Missionsbetrieb statt. In der Schweiz entstand als Schöpfung des Pietismus 1815 die Baseler M., deren Schule gegenwärtig die besuchteste ist, in Deutschland 1823 die Berliner, 1828 die Rheinische Missionsgesellschaft mit dem Missionsseminar in Barmen, 1836 die Norddeutsche, in demselben Jahre der Goßnersche Missionsverein in Berlin, die Dresdener (Leipziger) mit streng lutherischem Charakter, 1844 der Zentralverein in Bayern, welcher sich 1892 mit der Baseler M. vereinigt hat; ausschließlich konfessionell wirken die Hermannsburger M. (1849) des Pastors Harms (s. d. 2) und die Schleswig-holsteinsche evang.-lutherische Missionsgesellschaft (1877). Vgl. die betreffenden Artikel über die einzelnen Missionsgesellschaften: Baseler, Berliner, Leipziger, Norddeutsche, Norwegische Missionsgesellschaft. Im Gegensatz hierzu vertritt der 1884 gegründete Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein (s. d.) eine weitherzige Richtung. Um dieselbe Zeit traten noch ins Leben: die Neukirchener Missionsgesellschaft (1881, in Neukirchen bei Mörs), die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (1885, in Berlin), die Neudettelsauer Missionsgesellschaft (1886) und die Deutsche China-Allianz-Mission (1890). Gegenwärtig existieren im ganzen 331 Missionsgesellschaften, welche jährlich etwa 54 Mill. Mk. aufbringen; darunter sind 20 deutsche, 98 englische, 94 amerikanische, 17 holländische, 2 französische, 8 norwegische, 7 schwedische, 2 dänische, 2 finnländische Gesellschaften; die meisten von ihnen suchen auch im Inland religiöse Bestrebungen zu fördern, wozu Traktate, Missionspredigten und Missionsfeste dienen. Was ihre äußere Wirksamkeit betrifft, so geht das Streben der protestantischen Missionsanstalten in der Regel auf die Bekehrung von Individuen (Seelenrettungen), während den Katholiken vielfach zum Vorwurf gemacht wird, daß sie auf Massenbekehrungen ausgehen und ihre Missionsthätigkeit mit dem Vollzug der Taufe als beendet ansehen.

Der gegenwärtige Stand der protestantischen Missionssache erhellt zunächst aus der Missionsstatistik, die Grundemann 1885 (auch separat erschienen) in der »Allgemeinen Missionszeitschrift« zusammengestellt hat. Nach diesen Mitteilungen waren damals auf 2147 Stationen 2690 Missionare mit 23,346 Gehilfen thätig; Kommunikanten wurden 600,231 gezählt, Christen überhaupt 2,024,701, Schüler 645,886. Die jährliche Gesamtausgabe war auf 30,151,698 Mk. veranschlagt. Probst Vahl in N. Alslev (Dänemark) in der »Nordisk Miss. Tidskrift« (1894) zählt für 1893: 5638 Missionare (1506 verheiratet) und 2892 weibliche unverheiratete Arbeiterinnen, dazu 4074 ordinierte und 49,618 nichtordinierte Gehilfen, 1,091,124 Kommunikanten, 478,046 Schüler. Von den Missionaren hat England 2148, Deutschland u. die Schweiz 741, Amerika 2037, Holland 148, Frankreich 42, der Norden 153 ausgesendet. Für evangelische Missionszwecke versenden England rund 28 Mill., Amerika ca. 15 Mill., Deutschland und die Schweiz 3½ Mill., Holland ½ Mill., der Norden ca. 1 Mill., Frankreich ca. 320,000 Mk. Von den Bekehrten kommen bei Grundemann auf Asien 752,176; hiervon fallen 229,135 auf Vorderindien, 150,649 auf Hinterindien und den Indischen Archipel, 20,684 auf China und 25,614 auf die Türkei u. Ägypten. Dann folgt Afrika mit 575,994 Bekehrten und zwar 283,204 auf Madagaskar, bez. in Ostafrika, 124,208 in Südafrika und 60,640 in Westafrika. Amerika wird mit 352,033 aufgeführt, wovon auf Westindien 308,260 und auf Nordamerika 43,723 fallen. Den Schluß bildet Polynesien nebst Australien mit 280,648. Vahl (»Der Stand der evangelischen Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890«, 1892) zeigt, daß die Beiträge von 12½ Mill. Mk. auf 47½ Mill. gestiegen sind, die Zahl der Missionare um das Drei- bis Vierfache, die der Heidenchristen (etwa 2¾ Mill.) um das Sechsfache, die der Kommunikanten um das Vierfache, die der Schüler um das Sechsfache. Die Vermehrung bezieht sich hauptsächlich auf Asien und Afrika. Vgl. auch die in den betr. Länderartikeln enthaltenen Angaben über die Thätigkeit der Missionsgesellschaften und die »Religions- und Missionskarte der Erde« bei Artikel »Religion«, mit statistischer Übersicht.

Diese Erfolge stehen gleichwohl in keinem Verhältnis zu der enormen Zahl von Arbeitskräften und Geldmitteln, die darauf verwendet werden. Insonderheit stellen das mohammedanische Asien und Amerika einen ziemlich unfruchtbaren Boden dar; sogar in Ostindien, wo alle möglichen Missionen sich in Bekämpfung einer uralten Kulturreligion den Rang ablaufen wollen, sind die Erfolge bis jetzt noch fraglos klein. Wohl-

thätig hat die M. fast überall da gewirkt, wo sie tiefer stehenden Völkern zugleich mit einer überlegenen Bildung nahen konnte, so besonders bei den Negern, Hottentoten und Kaffern. Auf Madagaskar hat die M. trotz mehrfacher Verfolgungen immer wieder festen Fuß gefaßt. Auf der Westküste Afrikas ist der Erfolg der englischen, amerikanischen und deutschen Missionen fortwährend im Steigen begriffen. Ebenso hat die M. auf vielen Inseln des Stillen Ozeans, bes. den Gesellschafts-, Sandwich-, Freundschafts- u. Markesasinseln, namhafte Erfolge errungen. Nur dürftige Erfolge weist dagegen die M. unter den Juden auf, welche in neuerer Zeit besonders von England aus betrieben wird. Hier ist man übrigens nicht bloß über die Methode, sondern sogar über die Berechtigung oder Zweckmäßigkeit der Sache selbst noch nicht ganz einig.

Vgl. Henrion, Allgemeine Geschichte der Missionen (a. d. Franz., Schaffh. 1847—52, 4 Bde.); Kalkar, Geschichte der christlichen M. unter den Heiden (deutsch von Michelsen, Güters. 1879—80, 2 Bde.); Wiggers, Geschichte der evangelischen M. (Gotha 1845—46, 2 Bde.); Vormbaum, Die Missionsgeschichte in Biographien (Elberf. 1864 ff., 5 Bde.); Burkhardt, Kleine Missionsbibliothek (2. Aufl. von Grundemann, Bielef. 1876—81, 4 Bde.; statistischer Ergänzungsband 1890); Plitt, Geschichte der lutherischen M. (2. Aufl. von Hardeland, Leipz. 1894); Buß, Die christliche M., ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung (Leid. 1876); Christlieb, Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission (Gütersl. 1880); Gundert, Die evangelische M. (3. Aufl., Kalw 1894); Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen M. (2. Aufl., Leipz. 1883); Derselbe, Evangelische Missionslehre (Gotha 1892—93, 2 Bde.); Grundemann, Missionsatlas (Gotha 1867—71, 72 Karten) und dessen »Neuer Missionsatlas« (Kalw 1895, 35 Karten); Heilmann, Missionskarte der Erde (2. Aufl., Gütersl. 1893); Louvet, Les missions catholiques au XIX. siècle (Lille 1895); Dalman, Kurzgefaßtes Handbuch der M. unter Israel (Berl. 1893); de le Roi, Die M. der evangelischen Kirche an Israel (Gotha 1893). Zeitschriften: »Evangelisches Missionsmagazin« (Basel, seit 1816); Warnecks »Allgemeine Missionszeitschrift« (Gütersl., seit 1874); »Zeitschrift für Missionskunde u. Religionswissenschaft« (Berl., seit 1887).

Mission, innere, s. Innere Mission.

Missionār (Missionär), s. Mission.

Missionspriester, in der kath. Kirche überhaupt die Priester, welche in besondern Lehranstalten zu Missionaren für Nichtchristen, auch für Protestanten, gebildet werden und in klösterlichen Vereinen für die Missionszwecke leben und thätig sind; s. Mission.

Missionsverein, Allgemeiner, evangelisch-protestantischer, ein selbständiges Unternehmen der freier gerichteten kirchlichen Kreise auf dem Gebiet der Mission, dessen Gründung auf Anregung des Pfarrers Buß (s. d. 2) 11. April 1883 von einer Anzahl namhafter Theologen in Frankfurt a. M. beschlossen wurde. Er trat 4. und 5. Juni 1884 zu Weimar unter dem Protektorat des Großherzogs von Sachsen ins Leben; 1895 wurde unter wachsender Teilnahme schon die 11. Generalversammlung in Pforzheim abgehalten. In den letzten Jahren nahm der Verein durchschnittlich 40—50,000 Mk. ein; 1893 zählte er gegen 43 Zweig- u. 123 Ortsvereine. Als Arbeitsfeld wurden nicht sowohl wilde Völkerstämme als vielmehr Kulturvölker Asiens, vor allen Japan und China, erwählt. Im Frühjahr 1885 ging der erste Missionar des Vereins, der bisherige schweizerische Pfarrer Wilfried Spinner, nach Japan ab, im Herbst 1887 folgte als zweiter Otto Schmiedel. Bereits sind in Tokio und Jokohama deutsch-evangelische Gemeinden als Mittelpunkte der Mission gegründet, welche sich der weimarischen Landeskirche angeschlossen haben. Gegenwärtig zählt der Verein nach der Rückkehr der beiden oben Genannten in Japan 3 Missionare, auch mehrere theologisch gebildete einheimische Arbeitskräfte, während in China Faber, Kranz und Hackmann in seinen Diensten wirken. Der Verein hat den Grundsatz, nur wissenschaftlich gebildete Theologen auszusenden, welche durch ihre geistige Bildung den Anforderungen gewachsen sind, gebildeten Nationen das Evangelium zu bringen.

Missi regii (Missi regis, lat.), soviel wie Sendgrafen (s. d.).

Missis, Ort im asiatisch-türk. Wilajet Adana, mit 2000 Einw., das antike Mopsuhestia (s. d.).

Mississippi (nach der Algonkinsprache »Vater der Gewässer«), 1) größter Strom Nordamerikas, nächst dem Amazonenstrom, Nil und Kongo, mit dem Missouri aber überhaupt der größte Strom der Erde, entspringt, wie Allen und Schoolcraft erst 1832 entdeckten, 514 m ü. M. auf dem unbedeutenden Höhenzug der Schwarzen Hügel, durchfließt den 1,39 qkm großen Elk Lake (481 m ü. M.), bald darauf den Itaskasee (47° 14′ nördl. Br., 479 m ü. M.), der gewöhnlich als seine Quelle angesehen wird, vereinigt sich bei dem Bermidji- oder Traversesee mit dem gleich langen La Place und nimmt nach Durchfließung des Caß- und Winiboshishsees südliche Richtung an, die er bis zu seiner Mündung beibehält. In seinem obern Lauf bildet er mehrere beträchtliche Fälle, wie die von Peckagama, 432 km unterhalb der Quelle. Von hier an ist der Fluß für Dampfschiffe fahrbar, nur noch einmal wird die Schiffbarkeit durch die 15 m hohen Fälle von St. Anthony (1049 km von der Quelle) unterbrochen. Dann nimmt der M. 14 km weiter unten den Minnesota oder St. Peter's River von W. auf, 130 km weiter stromabwärts den St. Croix, von O. her, und erweitert sich sodann zu dem 40 km langen und 4,8 km breiten Pepinsee, an dessen unterm Ende der Chippewa von NO. her einmündet. Unter 42° nördl. Br. wird der M. durch den Wisconsin, nahe unter 40° durch den Des Moines, beide von W. her, und unter 39° durch den Illinois, von O. her, verstärkt. Unter 38° 52′ nördl. Br. (2140 km unterhalb der Quelle) mündet von NW. her der weit bedeutendere Missouri, dann von O. her der schiffbare Kaskaskia und der Ohio (2444 km von der Quelle), von W. unter 34° nördl. Br. der White River und 25 km unterhalb desselben der Arkansas, nächst dem Missouri der wichtigste Nebenfluß. Ungefähr 1½° südlicher mündet der Yazoo und schließlich der Red River (503 km oberhalb der Mündung des M.). Gleich darauf zweigen sich vom M. vier Arme ab: der Atchafalaya, ein altes Bett des Flusses, der in die gleichnamige Bai am Meerbusen von Mexiko mündet, der Iberville, der, auf der Ostseite den Maurepas-, Pontchartrain- und Borgnesee durchfließend, östlich in den Mexikanischen Meerbusen mündet, während Plaquemine und Bayou la Fourche den M. auf der Westseite zwischen dem Atchafalaya und New Orleans verlassen, indem der erstere sich mit dem Atchafalaya verbindet, der letztere aber unmittelbar in den Meerbusen von Mexiko mündet. 153 km unterhalb New Orleans

ergießt sich der Hauptstrom in sechs Mündungen von ungleicher Größe in den Meerbusen von Mexiko. Diese Mündungen sind: der Nordostpaß, Paß à l'Outre, Ost-, Südost-, Süd- und Südwestpaß (vgl. das beigedruckte Kärtchen). Der ganze Lauf des M. beträgt 4209 km, und sein Flußgebiet umfaßt 3,221,800 qkm (58,514 QM.), verteilt wie folgt:

Namen der Flüsse	Flußgebiet QKilom.	Stromlänge Kilometer	Wassermasse Kubikmeter in der Sekunde
Oberer Mississippi	437 700	2140	2900
Missouri	1 341 600	4983	3400
Ohio	554 200	2035	4480
Arkansas . . .	489 500	2436	1780
Red River . . .	251 200	1930	1610
Kleinere Nebenflüsse	147 600	—	4940



Die Mündungen des Mississippi.

Was Stromlänge betrifft, ist somit der Missouri als eigentlicher Quellstrom des M. zu betrachten. Der obere M. führt über das Seenplateau von Minnesota, später wird das Thal von steilen Rändern und Höhen begrenzt, dann durchschneidet er die fruchtbare Region der Prärien und tritt bei der Ohiomündung in die Alluvialregion, wo ihn bald auf der einen, bald auf der andern Seite sumpfige, zum Teil unter dem Wasserspiegel des Stromes gelegene Niederungen begleiten: das St. Francisbassin, auf der rechten Seite von der Ohiomündung bis 250 km abwärts, die Yazoogründe, auf der linken Seite noch 300 km weiter abwärts, und die sogen. Tensassümpfe, auf der rechten Seite bis zur Mündung des Red River. Jede dieser Niederungen ist 50—80 km breit, von Wald und Schilf bedeckt, mit wenig Anbau, könnte aber, durch Deiche gegen Überschwemmungen geschützt, ungemein ergiebig werden. Nur auf der Ostseite hat der M. hier und da hohes Uferland, namentlich von der Ohiomündung bis Memphis und von der Mündung des Yazooflusses bis zum Delta. Auf diesen hohen Uferrändern (bluffs) liegen die meisten Städte. Auf der fast 1800 km langen Strecke von der Ohiomündung bis zum Meer ist das Bett des M. mit Dämmen (banks) eingefaßt, die sich der Strom selbst geschaffen hat. Sie sind 3—5 km breit; landeinwärts sinken sie allmählich ab, wo sie aufhören, beginnen die Sümpfe (swamps). Auf diesen natürlichen Erdwällen des M. und seiner Nebenflüsse liegen reiche Zucker- und Baumwollplantagen. Hart am Ufer des Stromes auf dem höchsten Kamm der Bänke hat man hier und da noch künstliche Deiche (levees) aufgeführt. Das Delta des M. ist ungefähr 36,000 qkm (6559 QM.) groß und wenige Zentimeter bis 3 m hoch über dem Niveau des Meeres gelegen. Da es alljährlich fast ganz unter Wasser gesetzt wird, so besteht es großenteils aus Seen und Sümpfen, die mit Rohr, Schilf und Bäumen, namentlich Cypressen, bewachsen sind, und deren Ausdünstungen das Klima jener Gegenden so ungesund machen. Trotz der 100—120 Mill. cbm fester Bestandteile, die der Fluß jährlich ins Meer führt, scheint das Delta kaum zu wachsen, indem die zerstörende Kraft des Meeres fortwährend dagegen arbeitet.

Der ursprüngliche Boden des Mississippibettes von der Ohiomündung bis zum Meer besteht aus einem harten, bläulichen, ungemein zähen Thon, der streckenweise mit Sand und Kies oder mit Erde u. Schlamm bedeckt ist. Große Bänke mit reinem Kieselsand werden überall da gefunden, wo der M. schnell genug fließt, um seinen Schlamm noch mit sich führen zu können. Wo er aber ganz langsam fließt, hat er den Thon mit Schlamm und Erde bedeckt und mit Weidengebüsch bewachsene Schlammbänke (willow-battures, »Weidenbänke«) gebildet. Im Unterlauf hat sich das Bett vielfach verändert, indem der Fluß die von vielfachen Krümmungen und Windungen gebildeten Isthmen stellenweise durchbrochen hat. Städte, die früher am Fluß selber lagen, befinden sich jetzt landeinwärts. Das Gefälle des M. ist im obern Laufe ziemlich bedeutend, beträgt aber im untern Laufe kaum 56 mm auf das Kilometer, vom Anfang des Delta bei der Mündung des Red River bis zum Meer auf eine Länge von 503 km aber nur 30 mm, die sich auf der letzten, 150 km langen Strecke auf 20 mm verringern. Dennoch behält der M. bis zu seiner Mündung eine große Geschwindigkeit, die sich auf der ganzen Strecke seines untern Laufes ziemlich gleich (1,87—1,76 m in der Sekunde) bleibt und erst in den Mündungsarmen beträchtlich abnimmt. Aber auch dort beträgt sie bei Hochwasser noch 1,22 m in der Sekunde. Diese große Geschwindigkeit erklärt sich aus der verhältnismäßig großen Enge und Tiefe seines Bettes. Bei mittlerm Wasserstand ist er vom Ohio bis zum Arkansas etwa 1370 m breit, unterhalb des Arkansas 1220, in der obern Hälfte des Delta nur 920, unterhalb New Orleans nur 750 m und erst an den äußersten Enden seiner Pässe 2100—2400 m breit. Je geringer aber die Breite, desto größer ist die Tiefe. Schon gleich unterhalb der Ohiomündung beträgt dieselbe bei Hochwasser bis 27 m, beim Anfang des Delta unterhalb der Mündung des Red River 30 m, bei New Orleans und

der Gabelteilung 36, stellenweise sogar 45 m. Dagegen sind die Pässe durchschnittlich nur 12 m, der Südwestpaß aber 15 m tief. Die Mündungen dieser Pässe haben infolge der vorgelagerten Sandbänke kaum 3—4 m Tiefe, nur den Südpaß hat man durch Anlage von Buhnen auf 9 m vertieft. Der M. schwillt in seinen zahlreichen Adern infolge der zeitlichen Verschiedenheit des Schnee- und Regenfalles zu verschiedenen Zeiten an, von der Ohiomündung bis zum Meer aber zeigt der M. nur ein einmaliges Anschwellen und ein einmaliges Fallen im Jahre. Von Ende Dezember bis Ende Juli steht er über seiner mittlern Höhe, die übrigen fünf Monate unter derselben. Der Unterschied zwischen hohem und niedrigem Wasserstand beträgt bei St. Paul 6,4, bei St. Louis 12,8, bei Cairo 15 und bei New Orleans 6 m.

Die Schiffahrt auf dem M. wird durch Wirbel und Gegenströmungen sowie durch losgerissene Uferstücke und Baumstämme (snags), die im Schlamm stecken, sehr erschwert. Segelschiffe brauchen oft 5—30 Tage zur Bergfahrt von der Mündung des Flusses bis New Orleans, während sie bei günstigem Winde die Thalfahrt auf dieser Strecke oft in 12 Stunden machen. Gegenwärtig wird der Fluß aufwärts fast nur noch mit Dampfbooten befahren; abwärts bedient man sich außerdem großer Flachboote (arks), die aber nicht wieder aufwärts gehen. Das erste Dampfboot für den M. wurde 1811 zu Pittsburg gebaut; 1893 betrug der Verkehr:

	Dampfer	Tonnen
Oberer Mississippi	366	83918
Unterer Mississippi	315	48303
Golf von Mexiko	18	25422
Oberer Missouri	44	12099
Ohio	473	107472
Zusammen:	1216	277214

Diese Dampfer beförderten insgesamt 6,741,600 Reisende u. 7,567,132 Ton. Güter, doch machen die Eisenbahnen dem Flußverkehr auch hier eine immer schärfer werdende Konkurrenz. Vgl. Humphrey u. Abbot, Report upon the physics and hydraulics of the M. River (Philad. 1861); Glazier, Down the great river (2. Aufl., das. 1889); Ockerson u. Stewart, The M. River (St. Louis 1893, 42 Karten); Greene, The M. campaigns of the civil war (New York 1882).

2) Fluß in der kanad. Provinz Ontario, 150 km lang, fließt bis zum See M. ostwärts, dann nordwärts, treibt die Sägemühlen von Carleton Place u. die Fabriken von Almonte und mündet bei Arnprior in den Ottawa. Der sehr fischreiche Fluß wird stark zum Holzflößen benutzt.

Mississippi (abgekürzt Miss.), einer der südlichen Staaten der nordamerikan. Union, zwischen 30° 13'—35° nördl. Br. und 88° 71'—91° 41' westl. L. v. Gr., wird begrenzt gegen O. von Alabama, gegen S. vom Golf von Mexiko und von Louisiana, gegen W. von Louisiana und Arkansas, gegen N. von Tennessee, und bedeckt ein Areal von 121,230 qkm (2201,8 QM.). Die niedrige sandige Küste wird durch eine Reihe von flachen Inseln vom offenen Meere getrennt, gute Häfen sind selten. An die häufigen, mit Cypressen bewachsenen Sümpfe und Moräste schließen sich ausgedehnte Nadelholzwälder an. Das Innere ist wellenförmig, selbst hügelig und besteht teilweise aus Prärien, teilweise (wie der als Flat Woods bekannte Landstrich) aus Wald. Diese »Uplands« treten in steilen Uferrändern (bluffs) dicht an den Mississippi heran, nördlich von Vicksburg jedoch entfernen sie sich bis 80 km von demselben und umschließen eine der ergiebigsten Alluvialebenen der Welt, die fast 18,000 qkm umfassen. Da man aber die Eindeichungen (levees) vernachlässigte, haben sich einst ergiebige Ländereien in beständige Sümpfe, wo Alligatoren, Schlangen u. giftige Insekten hausen, verwandelt. Geologisch gehört der größte Teil des Staates zum marinen Tertiär, im NO. tritt die Kreideformation auf, im äußersten nordöstlichen Winkel auch ältere Formationen, im südlichen Teil die sogen. Grand Gulfformation, an der Küste Alluvium, am Mississippi Löß in breiten Streifen. Hauptfluß ist der Mississippi, der die Westgrenze bildet und hier den Yazoo und Black River, beide schiffbar, aufnimmt, während der Pearl River, der Pascagoula und der obere Tombigbee dem Mississippisund zufließen und der Tennessee die Nordostgrenze berührt. Das Klima ist im S. während des Sommers tropisch heiß, hier gedeihen Orangen, Feigen, Zuckerrohr, Reis, im N. dagegen unsre europäischen Obstsorten. Vicksburg hat eine mittlere Jahrestemperatur von 19,2° (Winter 10°, Sommer 25,4°), die aber jährlich an 94 Tagen über 32° steigt. Der Regenfall beträgt 1405 mm. Das gelbe Fieber hat wiederholt viele Opfer gefordert. Waldungen, aus immergrünen Eichen (bis 31° nördl. Br.) und Zedern, Cypressen, Eschen, Buchen, Ulmen etc., bedecken 66 Proz. der Oberfläche u. liefern große Massen von Bauholz, Terpentin, Teer etc. Die Bevölkerung betrug 1890: 1,289,600 Seelen (11 auf 1 qkm), darunter 744,749 Farbige, 125,461 in Deutschland Geborne und 1404 Indianer. Die öffentlichen Schulen mit 13,980 Lehrkräften wurden 1890 von 639,729 Kindern besucht, die 27 höhern Lehranstalten mit 342 Lehrkräften hatten 5791 Studierende, darunter die Universität von M. zu Oxford (s. d.). Es erscheinen 160 Zeitungen. Acker- und Plantagenbau, durch die Befreiung der Sklaven stark zurückgegangen, in neuester Zeit aber wieder aufblühend, beschäftigen 82 Prozent der Bevölkerung; 1890 hatten 144,318 Personen 7,029,019 Hektar im Besitz, von denen 1,153,311 Hektar mit Baumwolle (1,154,725 Ballen, d. h. 16,5 Proz. der Gesamternte), worin der Staat alle andern überragt, 682,541 Hektar mit Mais (26,148,144 Bushel), der Hauptfrucht, der Rest mit Hafer, Weizen, Zuckerrohr, Tabak angebaut waren. Der Viehstand betrug 1890: 155,050 Pferde, 156,755 Maulesel und Esel, 914,778 Rinder, 451,779 Schafe und 1,163,141 Schweine. Die Industrie, welche in 1698 Betrieben mit 15,817 Arbeitern Waren im Werte von 18,705,834 Doll. erzeugte, beschränkt sich fast ausschließlich auf Herstellung von Bauholz und Mehl, Fabrikation von wollenen und baumwollenen Waren und Wagenbau. Der Staat besitzt 40 Flußdampfer von 2528 Ton. sowie 203 Segelschiffe von 8524 T., doch geht sein Haupthandel über New Orleans und Mobile. Die Eisenbahnen hatten 1890 eine Länge von 3625 km. Nach der seit 1870 gültigen Verfassung werden der Gouverneur und die obersten Staatsbeamten vom Volk auf vier Jahre gewählt. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen von 45 Senatoren und 133 Abgeordneten. In den Senat der Union entsendet M. zwei, in das Repräsentantenhaus vier Mitglieder, bei der Präsidentenwahl hat es neun Stimmen. Die drei Richter des Obergerichts ernennt der Gouverneur auf neun Jahre, mit Zustimmung des Senats. Die Einkünfte des Staates betrugen 1890: 3,552,845, die Ausgaben 3,362,561, die Schulden des Staates 3,503,009, der Grafschaften 1,230,299, der Gemeinden 1,278,039 Doll. Hauptstadt ist Jackson. — 1682 nahm La Salle von M. im Namen des Königs von Frankreich Besitz,

und 1699 erbauten die Franzosen ein Fort an der Bai von Biloxi; 1716 wurde Natchez gegründet. Frankreich trat das Land nördlich vom 31. Breitengrad 1763 an England ab, 1783 kam dasselbe an die Union, welche ihm 1798 mit Einschluß von Alabama eine Territorialregierung gab; 1811 ergriff die Republik auch von dem südlich vom 31. Breitengrad gelegenen, eigentlich spanischen Gebiet Besitz. Das gesamte Land wurde darauf 1817 in zwei Teile geteilt, von denen der östliche Alabama bildete, der westliche aber 1. März d. J. als Staat M. in die Union aufgenommen ward. M. war einer der ersten Staaten, welcher sich 1861 der südlichen Konföderation anschloß. Aber bereits 31. Dez. 1861 eroberten die Unionstruppen Biloxi, und Vicksburg fiel nach langer Belagerung 4. Juli 1863. Am 23. Febr. 1870 ward M. von neuem als Staat zur Union zugelassen. Vgl. Lowrie u. Mac Cardle, History of M. (Jackson 1891). S. Karte »Vereinigte Staaten«.

Missive (lat.), soviel wie Sendschreiben.

Missolunghi (Mesolongion), Hauptstadt des griech. Nomos Akarnanien und Ätolien, am Eingang des Golfs von Patras, 7 km vom Meere und an der Eisenbahn Kryoneri–Agrinion gelegen, ist Sitz des Nomarchen, eines griechischen Erzbischofs und mehrerer Gerichtshöfe, hat ein Gymnasium, eine Statue des Lord Byron, einen ziemlich geräumigen Hafen, Schiffahrt, Handel (darunter mit einer Art dort produzierten Kaviars) und (1889) 9476 Einw. Trotz ihrer ungesunden Lage ist sie im Aufschwung begriffen. M. ist gegen die Meeresflut durch Dämme gesichert und von der Seeseite durch zwei Forts gedeckt. — M. ist durchaus neuern Ursprungs. Von Fischern gegründet, gelangte es bald infolge seiner strategisch u. kommerziell wichtigen Lage zu Bedeutung u. Wohlstand. Schon 1715 von den Türken verwüstet, erhob es sich 7. Juni 1821 für die Sache der griechischen Freiheit. Am 5. Nov. warf sich der Fürst Maurokordatos mit geringer Mannschaft in die Stadt, die zwei Tage später von 11,000 Türken von der Land- und Seeseite her eingeschlossen ward. Aber ein nächtlicher Angriff der Türken (6. Jan. 1822) ward von Maurokordatos, der davon Kunde erhalten hatte, so kräftig zurückgeschlagen, daß jene 13. Jan. abzogen. Die griechische Regierung ließ die Festungswerke hierauf noch bedeutend verstärken. Schon Anfang September ward der Platz abermals von einem türkischen Heer unter Mustafa von der Landseite her eingeschlossen, und bald erschien vor dem Hafen ein algierisches Geschwader, so daß die Besatzung bereits Mangel an Lebensmitteln litt, als Mustafa 20. Nov. abzog. Im Mai 1825 legte sich der Seraskier Reschid Pascha mit 35,000 Mann vor M., das der tapfere Nolos Bozzaris mit 4000 Rumelioten verteidigte, und 10. Juli ward die Festung zugleich durch eine türkische Flotte von 10 Kriegsschiffen unter Topal Pascha zur See eingeschlossen. Alle Angriffe auf sie waren jedoch vergeblich, und auch der Sturm 2. Aug. und an den folgenden Tagen wurde, obwohl von der Flotte unterstützt, abgeschlagen. Schon begann aber die Besatzung Mangel an Lebensmitteln sowie an Munition zu leiden, als Miaulis mit 40 Briggs vor der Stadt eintraf und die türkische Flotte vertrieb. Ein nochmaliger Hauptsturm (21. Dez.) scheiterte an der tapfern Gegenwehr der Griechen, und selbst Ibrahim Pascha, der mit 9000 Ägyptern vor der Festung erschien, vermochte nichts auszurichten. Nur der äußerste Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf nötigte endlich die Besatzung, 22. April 1826 abends 8 Uhr einen Versuch zu machen, sich durch die Belagerer durchzuschlagen. Doch nur wenigen gelang dies, die in die Stadt Zurückgedrängten zündeten die Minen an und sprengten sich 25. April mit den eingedrungenen Türken in die Luft. (Vgl. Fabre, Histoire du siége de M., Par. 1826.) 1828 räumten die Türken M. freiwillig. In M. befinden sich die Gräber des Mainoten Kyriako Jatranis, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann sowie das Mausoleum, in welchem das Herz Lord Byrons, der 1824 hier starb, beigesetzt ward.

Missoula, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staate Montana, am Hellgate oder Missoula River, den hier eine Hängebrücke überspannt, unweit seiner Vereinigung mit dem Bitter Root River, Bahnknotenpunkt an der Nordpacificbahn, ein betriebsames Städtchen mit (1890) 3426 Einw.

Missouri (spr. -ssūri, »Schlammfluß«), der bedeutendste Nebenfluß des Mississippi, entspringt in den Rocky Mountains zwischen 43 und 44° nördl. Br. in drei Quellflüssen, Jefferson, Madison und Gallatin, die sich unter 45° 55′ nördl. Br. bei den Three Forks, 1250 m ü. M., unterhalb Gallatin in Montana vereinigen, durchbricht die Big Belt Mountains in den sogen. Gates Schluchten, in denen er, auf eine Breite von 130 m eingeengt, zwischen an 360 m hoch senkrecht aufsteigenden Felswänden 10 km weit dahinstürzt. Ungefähr 90 km unterhalb dieses Durchbruchs, 217 km von den Three Forks und 4327 km von seiner Mündung in den Mississippi, beginnen unter 47° 30′ nördl. Br. die Großen Fälle des M., die großartigsten nächst denen des Niagara, in denen er auf einer Strecke von 30 km, einmal 26 m senkrecht, bei 320 m Breite herabfällt. Von hier an fließt der Strom nach NO. und O., bis er, 1497 km unterhalb der Three Forks, schon in Norddakota, den aus SW. kommenden Yellowstone River aufnimmt, dann nach SO. durch Nord- und Süddakota und als Grenzfluß zwischen Nebraska und Kansas einerseits, Iowa und Missouri anderseits bis Kansas City, wo er sich fast östlich wendet, bis er oberhalb St. Louis in den Mississippi mündet. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Kleine M. von SW.; der Cheyenne, White River und Niobrara River von W.; der Dakota und Big Sioux von N. her; der breite, aber seichte Platte oder Nebraska River von SW.; der Kansas von W.; der Grand River von NO.; der La Mine, Osage und Gasconade von SW. Die Mündung des M. liegt 4545 km von den Three Forks, 4983 km von den entferntesten Quellen, er hat daher bei seiner Vereinigung mit dem Mississippi einen längern Lauf als jener. Das Flußgebiet des M. beträgt 1,3 Mill. qkm. Die ergiebigen Landstriche an seinen Ufern sind oberhalb Omaha schmal, hinter denselben breiten sich endlose Prärien aus. Daher ist das Flußgebiet weniger zur Ansiedelung geeignet als das der übrigen großen Nebenflüsse des Mississippi. Da der M. im größten Teile seines Laufes eine sehr starke Strömung hat, dabei aber mit zahllosen bewaldeten Inseln u. Sandbänken übersäet ist, so findet ein lebhafter Verkehr nur zwischen St. Louis und Glasgow und zwischen Fort Yates, nahe der Südgrenze von Norddakota, und Fort Benton in Montana statt, von größerer Bedeutung ist jedoch nur die Thalfahrt von Sioux City nach St. Louis. Bis Fort Benton gelangte 1859 der erste Dampfer, der den Fluß überhaupt befuhr. Jetzt gehören ihm 44 an (11 in Iowa, 19 in den beiden Dakotas, 14 in Nebraska) von 12,099 Ton. Dabei wären

auch die Dampfer des Staates Missouri in Rechnung zu bringen. Durch Eis geschlossen ist der M. Anfang Dezember oberhalb Leavenworth, Mitte November oberhalb Sioux City, er öffnet sich erst wieder Ende April oder Anfang Mai. Eisenbahnen begleiten fast den ganzen Lauf des M. und ersetzen die Mängel der Schiffbarkeit. Die wichtigsten Städte an seinen Ufern sind Bismarck, Sioux City, Omaha, Council Bluffs, Nebraska, St. Joseph, Leavenworth, die beiden Kansas City und Jefferson City.

Missouri (spr. -ssūri, abgekürzt Mo.), einer der westlichen Staaten der nordamerikan. Union, zwischen 36° 30'—40° 30' nördl. Br. und 89° 2'—95° 42' westl. L. v. Gr., wird begrenzt im N. von Iowa, im O. von Illinois, Kentucky und Tennessee, im S. von Arkansas und im W. vom Indianerterritorium Kansas u. Nebraska und hat ein Areal von 179,780 qkm (3265 QM.). Der Oberflächenbeschaffenheit nach zerfällt der Staat in zwei voneinander wesentlich verschiedene Teile, die durch den Missouri voneinander getrennt werden. Der nördlich vom Missouri gelegene Teil ist vorwiegend wellige Prärie, von tiefen Flußthälern durchschnitten, mit großen Strecken des ergiebigsten Bodens. Der südliche Teil hat im O., am Mississippi, weite Sumpfstrecken und Seen (spreads), die durch die Überschwemmungen des untern St. Francisflusses gebildet werden. Weiter westlich erheben sich die zerrissenen, bis 600 m hohen Ausläufer des Ozarkgebirges, dicht bewaldet und reich an Erzen, und jenseit desselben erstreckt sich abermals eine Prärielandschaft bis jenseit der Grenzen des Staates. Geologisch besteht der Boden vorwiegend aus paläozoischen Schichten, das nördliche Grenzgebiet und der Westen gehören der Kohlenformation an, Quaternärbildungen treten im SO. auf. Wald bedeckt 45 Proz. der Gesamtoberfläche; in der Hügelregion findet man Föhren- und Eichenwaldungen, in den Flußthälern Pappeln, Eschen, Ulmen, Walnüsse 2c. Die Bewässerung ist außerordentlich reich. Abgesehen von dem Mississippi, der den Staat gegen O. auf eine Strecke von 756 km begrenzt, ist der Hauptfluß desselben, von dem er auch seinen Namen hat, der Missouri, von dessen unterm Lauf 1120 km dem Staate M. angehören, und der hier den Osage und Gasconade aufnimmt, letzterer vorzüglich wichtig wegen des Floßholzes, das aus den Ozarkbergen auf ihm herabgeschwemmt wird. Der St. Francis, der im SO. die oben erwähnten Sümpfe bildet, gehört dem Staate nur in seinem Oberlaufe an. Das Klima ist im allgemeinen gesund; entschieden ungesund ist aber der südöstliche, niedrige Teil des Landes und das Land am Mississippi aufwärts bis St. Louis, wo weite Strecken wegen der Fieber erzeugenden Dünste fast völlig unbewohnbar sind. Während des Winters friert der Missouri monatelang so fest zu, daß er mit beladenen Wagen passiert werden kann; im Sommer dagegen ist die Hitze oft sehr drückend. St. Louis hat eine mittlere Jahrestemperatur von 13° (Januar 0,13°, Juli 25,9°), und es fallen 1064 mm Regen. Die Einwohnerzahl betrug 1890: 2,679,184 (15 auf 1 qkm), davon 150,726 Farbige und 125,461 in Deutschland Geborne. Die öffentlichen Schulen wurden 1890 von 639,729 Kindern besucht; die 27 höhern Lehranstalten mit 342 Dozenten von 5791 Studierenden, darunter die Universität von M. zu Columbia. Es erscheinen 862 Zeitungen. Der Staat unterhält 2 Irrenanstalten, eine Taubstummen- und eine Blindenschule und eine Strafanstalt. Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung; 1890 hatten 238,043 Personen 12,312,116 Hektar im Besitz und ernteten von 7,916,925 Hektar für 109,751,024 Doll. Bodenfrüchte, und zwar 196,904,915 Bushel Mais (10 Proz. der Gesamtproduktion, gleich nach Iowa und Illinois), ferner 39,820,149 Bushel Hafer, 30,113,821 Bushel Weizen, dann Roggen, Gerste, Baumwolle, Flachs, Tabak (9,424,823 Pfund). Weinbau (auf 4000 Hektar) wird namentlich von Deutschen betrieben. Der Viehstand bezifferte sich 1890 auf 946,401 Pferde, 251,714 Maulesel und Esel, 2,969,716 Rinder, 950,562 Schafe und 4,987,432 Schweine. In Bezug auf die Schweinezucht steht M. nur hinter Iowa und Illinois, in Bezug auf die Verpackung von Schweinefleisch nur hinter Illinois und Ohio zurück. Der Mineralreichtum ist bedeutend. Ein Erzrevier erstreckt sich von St. Louis in südwestlicher Richtung bis zu den Quellgewässern des St. Francis. In ihm liegen der berühmte, außerordentlich erzreiche Iron Mountain (s. d.) und Pilot Knob; 1889 wurden durch 706 Bergleute 265,718 Ton. Erz gefördert. Die Kohlenfelder des Staates mit häufig 4 m dicken Flözen nehmen ein Areal von 69,635 qkm ein; 1889 betrug die Förderung 2,567,823 T., von Zink wurden 1889: 93,000 T. (40 Proz. der Gesamtförderung), von Blei 44,000 T., außerdem etwas Kupfer gewonnen. Die Industrie steht in hoher Blüte; 1890 erzeugten in 14,045 gewerblichen Anstalten 142,924 Arbeiter Waren im Werte von 323,897,688 Doll. Am bedeutendsten sind die Gießereien und Maschinenwerkstätten, Säge- und Kornmühlen, Eisen- und Stahlwerke, Fabriken für Kleider, Tabak u. Zigarren. Der rege Handel wird gefördert durch 9478 km Eisenbahnen sowie durch schiffbare Flüsse, auf denen 167 Dampfer von 60,873 T. und 277 Segelboote von 183,828 T. verkehren. Nach der Verfassung werden der Gouverneur und die obern Staatsbeamten vom Volke auf 2 Jahre gewählt. Die gesetzgebende Gewalt üben 34 Senatoren und 143 Abgeordnete. In den Senat der Union entsendet M. zwei, in das Repräsentantenhaus 15 Mitglieder; bei der Präsidentenwahl hat es 17 Stimmen. Das Obergericht besteht aus fünf vom Volke auf 6 Jahre erwählten Richtern. Die Einkünfte des Staates betrugen 1890: 21,524,058, die Ausgaben 21,011,260, die Schulden des Staates 11,759,832, der Grafschaften 10,240,082, der Gemeinden 28,092,103, der Schuldistrikte 1,465,551 Doll. Hauptstadt ist Jefferson City, die größte Stadt aber St. Louis.

Die ersten Ansiedler in M. waren Franzosen, welche 1755 Ste.-Geneviève und 1764 St. Louis gründeten. 1803 erkaufte die Union das Gebiet von Frankreich. Es zerfiel seitdem in zwei Territorien: das von New Orleans, das seit 1812 den Staat Louisiana bildet, und den Distrikt von Louisiana, der bei der Aufnahme des jetzigen Staates Louisiana in die Union den Namen »Missouri-Territorium« erhielt. Als die Bevölkerung auf 60,000 Seelen gestiegen war, wandte sich das Territorium an den Kongreß um Aufnahme in die Union. Der Streit, der sich hier erhob, indem eine starke Partei Ausschließung der Sklaverei forderte, ward 1820 durch den sogen. Missourikompromiß Clays beigelegt, dem zufolge die Sklaverei in M. gestattet, aber in keinem andern nördlich von 36° 30' gelegenen neuen Staat geduldet werden sollte. Darauf wurde M. 1821 in die Union aufgenommen. Während des Bürgerkrieges stellte ein großer Teil der Bewohner sich auf die Seite der Konföderierten, die erst 1864 von den Unionstruppen vertrieben wurden. Vgl. Münch,

Der Staat M. (Brem. 1875); »Commonwealth of M.: History of the state, etc.« (St. Louis 1878). S. Karte »Vereinigte Staaten«.

Missouri-Synode, der von nach Amerika ausgewanderten Sachsen gegründete Verband lutherischer Christen, welcher unter dem Einfluß des Präses Walther (seit 1864) sich prädestinatianischen Ideen (unbedingte Seligkeit einer beschränkten Anzahl von Auserwählten) hingab (seit 1877) und dafür 1881 von der sogen. Ohio-Synode in Bann gethan wurde, nachdem sie selbst ähnlich gegen die aus ausgewanderten Bayern bestehende Iowa-Synode wegen angeblicher Laxheit derselben in der Lehre verfahren war. Vgl. Hochstetter, Geschichte der evangelisch-lutherischen M. 1838—84 (Dresd. 1885).

Mißpickel, soviel wie Arsenkies.

Mißtrauensvotum, s. Votum und Minister.

Missunde, Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Eckernförde, am Südufer der Schlei, war in den letzten Kriegen zwischen Deutschen und Dänen von großer Wichtigkeit, da es für diese den äußersten linken Flügel der ausgedehnten Danewerkslinie bildete. Hier fand 12. Sept. 1850 ein blutiges Gefecht zwischen den Schleswig-Holsteinern unter Willisen und den Dänen sowie 2. Febr. 1864 ein von den Dänen zurückgeschlagener Angriff der Preußen unter Prinz Friedrich Karl statt. Seitdem sind die Festungswerke vollständig abgetragen. 1895 wurde für die 1864 gefallenen Preußen ein Denkmal errichtet.

Mißweisung der Magnetnadel, soviel wie Abweichung oder Deklination; vgl. Magnetismus, S. 746 f.

Mist (Stallmist), s. Dünger, S. 280.

Mistassini, See im nordwestlichen Teil der kanad. Provinz Quebec, unter 51° nördl. Br., 160 km lang und 19 km breit, 561 m ü. M., eine Verbreiterung des sich in die Hudsonbai ergießenden Rupertflusses. Der See ist außerordentlich fischreich, seine Uferlandschaften schwärmen von Wild aller Art.

Mistbeet (Frühbeet), ein Beet, welches die dem Klima oder der Jahreszeit mangelnde natürliche Wärme künstlich ersetzt, um ausländische Gewächse, welche im Freien nicht wachsen und reifen, zu kultivieren, oder frühzeitiges Gemüse rc. anzuziehen (s. Mistbeetkultur). Zur Anlage der Mistbeete wählt man einen sonnigen Platz, der gegen N., NO. und NW. möglichst durch Mauern, Hecken oder Bretterwände geschützt ist. Zu dem warmen M. benutzt man frischen Stallpferdemist, welcher viel Stroh und Harn enthält, auch mit ausgekochtem Hopfen gemischt. Zu lauwarmen Mistbeeten kann man alten Dünger, Laub, Lohe und andre Materialien, die durch Gärung eine dauernde Wärme geben, beimischen, allenfalls auch Laub oder Lohe allein gebrauchen. Die Wärme der Beete steigt und dauert nach Verhältnis des dazu verwandten Materials. Schafmist bringt 75—85° Hitze, bleibt aber nur bis vier Monate warm; Esels- und Pferdemist geben bis 75°, und die Wärme dauert fast sechs Monate; ausgelaugte Gerberlohe gibt 35—50° und bleibt ½ Jahr lang warm; der zur Hälfte mit trocknem Laub vermischte Pferdedünger gibt 50—60° Wärme, die 7—9 Monate dauert; trocknes, mit ⅓ Mist vermischtes Laub erlangt 35—50° und bleibt 9—11 Monate warm; trocknes Laub allein gibt 40—50° Hitze, die ein Jahr anhält; Stadtstraßenkehricht gibt 50—75° Hitze, die ein Jahr dauert. Das M. im Freien wird entweder in einer 0,5—1 m tiefen, flachen Grube angelegt, deren Seitenwände mit Brettern oder Backsteinen eingefaßt werden (eingesenkte Mistbeete), oder bei hoch stehendem Grundwasser auf der Oberfläche, indem man auf das wärmende Material einen tragbaren Kasten von gegen Fäulnis geschütztem Holzwerk setzt. Auch hat man feststehende Mistbeetkasten von Mauerwerk oder Holz und von verschiedener Höhe und Neigung. Eine besondere Art Mistbeete sind die Lohbeete (s. d.). Die Mistbeete werden mit Fenstern aus Holzrahmen (mit Eisensprossen) und Glas bedeckt. Zum Bedecken der Fenster gebraucht man Matten von Rohr oder Stroh, Holzläden, die man bei strenger Kälte mit Moos oder Laub bedeckt, oder dicke Woll- und Haardecken. Bei gelinderer Witterung werden die Fenster mittels untergesteckter Luft- oder Kerbhölzer an der dem Winde entgegengesetzten Seite gelüftet, bei warmem und sanftem Regen ganz abgenommen. Je weiter das Jahr vorrückt, und je wärmer das Wetter wird, desto mehr muß man die Pflanzen an die Luft gewöhnen, besonders wenn man diese auf den Stand im Freien vorbereiten will. Bei vielen kann man die Fenster am Tage ganz abnehmen und braucht sie nur in kalten Nächten aufzulegen. Zum Beschatten dienen Rohr- oder Bastmatten, Leinwandrahmen rc. Das Begießen muß mit abgestandenem Wasser von der Temperatur des Mistbeets geschehen

Mistbeetkultur, die Anzucht von Gemüse, Obst (Ananas, Weintrauben, Erdbeeren), Topfpflanzen oder von Gemüse- und Blumenpflanzen zur weitern Kultur im Freien. Das letztere geschieht möglichst dicht unter dem Glase des lauwarmen Mistbeets durch dünne Aussaat von Samen vom Februar an, wonach die jungen Pflanzen in ein andres Beet versetzt (verstopft, pikiert), dann nach und nach an die Luft gewöhnt und zu geeigneter Zeit ins Freie versetzt werden. Gemüse zum Gebrauch wird in ähnlicher Weise angezogen, und zwar ohne Verstopfen der Pflanzen: Karotten, Spinat, Erbsen, Bohnen, Radieschen u. a., mit Verstopfen der Pflanzen: Blumenkohl, Weiß-, Rot- und Wirsingkohl, Salat, Gurken, Melonen, von denen viele auch schon im Herbst oder später im Gewächshaus angezogen und später in das warme Mistbeet versetzt werden, das durch zuweilen erneute Umschläge von vorher erwärmtem Pferdemist warm erhalten werden muß. Weinstöcke werden durch Augenstecklinge im warmen Mistbeet vermehrt, die Rebstöcke in ebensolchem in Töpfen weiter gezogen und auf Mist im Treibhaus bis zur Reife der Trauben (im ganzen 18 Monate vom Einsetzen der Augenstecklinge an) weiter kultiviert. Erdbeerpflanzen werden in Töpfen angezogen und im bis zur Fruchtreife warmen Mistbeet im Freien oder im Hause gehalten. Topfpflanzen werden bei M. üppiger und kräftiger in Blättern und Blüten; sie werden zu geeigneter Zeit in Sägespäne, Torfmüll od. dgl. oder ohne Töpfe in die Erde auf dem warmen Mistbeet gesetzt, letztere nach vollendeter Ausbildung wieder in Töpfe gebracht, dann bis zum Anwachsen im lauwarmen Mistbeet durch Überspritzen feucht gehalten, anfangs von Luft und Sonne abgeschlossen, an die sie nur allmählich gewöhnt werden dürfen. Bei der M. darf die Bodenwärme nie 40° übersteigen; die Pflanzen müssen mit Aufmerksamkeit gegossen, zuweilen überspritzt werden, immer mit überschlagenem Wasser von der Lufttemperatur des Beetes. Wenn das Wachstum der Pflanzen es fordert, muß der Kasten gehoben und mit erneutem Umschlag versehen werden.

Mistek, Stadt in Mähren, im sogen. Kuhländchen, an der Ostrawitza, dem schlesischen Friedel (s. d.)

gegenüber, an der Nordbahnlinie Kojetein-Bielitz und der Ostrau-Friedländer Bahn gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft u. eines Bezirksgerichts, hat eine Baumwoll- und eine Flachsspinnerei, bedeutende Baumwollweberei, Druckerei, Bierbrauerei, Handel und (1890) 4187 (als Gemeinde 4922) vorwiegend tschech. Einwohner (1148 Deutsche).

Mistel, Pflanzengattung, s. Viscum.

Mistelbach, Stadt in Niederösterreich, an der Linie Wien-Brünn der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine hochgelegene, befestigte Kirche, Barnabitenpropstei, Landessiechenanstalt, Weinbau, Pinselfabrik, Gerberei, Handel und (1890) 3385 Einw.

Misteldrossel, s. Drossel.

Mistelgau, Dorf im bayr. Regbez. Oberfranken, südwestlich bei Bayreuth, hat eine evang. Kirche, (1890) 555 Einw. und ist der Mittelpunkt einer wendischen Bevölkerungsenklave, welche 13 größere und kleinere Dörfer umfaßt. Die Bauern haben in Tracht, Sitte und Sprache manches Eigentümliche bewahrt.

Mister (engl., »Herr«), Titel eines jeden, der nicht Anspruch auf den Titel Lord oder Sir hat, wird bei dem Familienhaupt vor den Familiennamen gesetzt, bei andern Familiengliedern stets mit dem Vornamen verbunden. Schriftlich wird es nur in der Abkürzung »Mr.« gebraucht.

Misterbianco, Stadt in der ital. Provinz Catania (Sizilien), am Südfuß des Ätna, hat Wein-, Öl- und Feigenbau, Teigwarenerzeugung und (1881) 7456 Einw.

Mistfliege, s. Dungfliege.

Misti, el, Vulkan bei Arequipa (s. d.), hat seit Oktober 1893 eine durch die Harvard-Universität errichtete, 5850 m ü. M. gelegene meteorologische Station, die höchste der Erde.

Mistigri (franz., »Treffbube«; auch Mouche, Pamphile oder Lenturla), einfaches Kartenspiel unter 3—6 Personen, dem »Tippen« verwandt. Jeder macht seinen Einsatz, erhält 5 Blätter und erklärt, ob er passen oder »mitgehen« will. Wer mitgeht, darf Karten vom Talon gegen die seinigen eintauschen, muß aber dann wenigstens einen Stich machen, sonst ist er Bete. Wenn ein Spieler 5 Karten von gleicher Farbe (die »Fliege«) hat, so verlieren alle andern. Treffbube ist stets der höchste Trumpf.

Mistir, tunesische Stadt, s. Monastir 2).

Mistkäfer (Kotkäfer, Dungkäfer, Coprophagidae), Gruppe aus der Familie der Blatthornkäfer (Lamellicornia), meist kleine und mittelgroße Käfer, welche, wie ihre Larven, im Mist von Säugetieren, und zwar namentlich in dem von Huftieren, leben. Die M. sind am häufigsten in Afrika mit seinen großen Wiederkäuerherden und in Südamerika, wo sie aber von Aas leben. Der Dungkäfer (Aphodius fimetarius *L.*), 5 mm lang, mit länglichem, gewölbtem Körper, drei Höckern auf dem Kopf und ungeteilten Augen, glänzend schwarz, am Vorderwinkel des Thorax und der gekerbt gestreiften und fein punktierten Flügeldecken mennigrot, ist in Deutschland gemein und lebt im Mist, in welchen das Weibchen die Eier legt. Der gemeine Roßkäfer (Geotrupes stercorarius *L.*), 2 cm lang, mit rundlichem Körper, rautenförmigem, vorn aufgeworfenem Kopfschild, querem, hinten geradrandigem Halsschild, vollständig geteilten Augen und tief gestreiften Flügeldecken, ist oberseits schwarz, blau oder grün schillernd, unterseits veilchenblau; der kleinere Frühlingsroßkäfer (G. vernalis *L.*) ist fast halbkugelig, glänzend stahlblau, mit sehr glatter, fast polierter Rückenfläche; beide leben hauptsächlich im Pferdedung und im Herbst in Pilzen, fliegen schwerfällig und mit lautem Gebrumm und legen ihre Eier einzeln in fußtiefe Röhren, welche sie für die Larve mit einem Mistpfropfen füllen, und aus welchen die Käfer erst im nächsten Frühjahr auskriechen. Das Dreihorn (G. Typhoeus *L.*), 16—20 mm lang, glänzend schwarz, beim Männchen mit drei nach vorn gerichteten Hörnern auf dem Thorax, ist in Deutschland stellenweise auf Triften nicht selten. Der Mondkäfer (Copris lunaris *L.*), 1,8 cm lang, glänzend schwarz, an den Brustseiten fuchsrot behaart, auf den Flügeldecken punktiert gestreift, das Männchen mit langem, aufrechtem Kopfhorn und auf dem vorn senkrecht abfallenden Thorax jederseits mit einem spitz dreieckigen Höcker, lebt in Deutschland auf Viehtriften. Zu den Mistkäfern gehört auch der Pillendreher (Ateuchus).

Mistra, Dorf im griech. Nomos Lakonien, 4 km südwestlich von Sparta, am Taygetos, mit (1889) 623 Einw. Darüber, 634 m hoch, die verfallende mittelalterliche Stadt M., welche vor den Freiheitskriegen 20,000 Einw. zählte, und die fränkisch-türkische Burg Misithras, aus den Steinen Alt-Spartas erbaut. — M. war während der Frankenherrschaft auf Morea seit 1250 die Hauptstadt des Thales, ging aber zuerst von allen Teilen der Halbinsel an Byzanz verloren. 1460 wurde es türkisch und blieb es mit geringen Unterbrechungen bis 1687. Unter der Herrschaft Venedigs wurde es die Hauptstadt des Braccio di Maina und blühte auch unter der Herrschaft der Türken, bis es im griechischen Freiheitskampf 1825 von Ibrahim Pascha verwüstet wurde. Die Regierung befahl 1834, daß die Bewohner von den Bergen herab nach der Ebene übersiedeln sollten, um dort das alte Sparta (s. Sparti) wieder aufzubauen.

Mistral (Maëstral, Magistral, Meistre, Mistrau, Vent de Cers, Circius der Alten), kalter Nord- oder Nordwestwind im südlichen Frankreich, der zwar die Luft reinigt, aber der Gesundheit und dem Gedeihen der Vegetation sehr nachteilig ist. Er entsteht, wenn sich ein Unterschied zwischen dem Luftdruck in West- und Mittelfrankreich und dem im Süden und Südosten von Südfrankreich einstellt und infolgedessen Nord- oder Nordwestwinde eintreten, deren Heftigkeit durch den großen Temperaturgegensatz zwischen dem warmen Mittelmeerbecken und dem kältern Binnenlande vermehrt wird. Daß auch die Erwärmung der Küstenebenen auf die Entstehung des M. von Einfluß ist, kann aus dem Umstande ersehen werden, daß der M. oft bei Nacht beinahe verschwindet, am Morgen wieder beginnt und mit steigender Sonne an Heftigkeit zunimmt. Der M. weht vorzugsweise in dem Küstensaum von der Mündung des Ebro bis in den Golf von Genua und ist in einer geringen Entfernung vom Lande nicht mehr zu spüren. Am häufigsten und heftigsten tritt er in der Provence und Languedoc, namentlich im untern Rhônethal, in welchem die kalte Luft einen natürlichen Abzugskanal vorfindet, und im Delta des Rhône auf. Wenn der M. weht, ist der Himmel fast immer blau und wolkenlos, die Luft sehr trocken und der Gegensatz zwischen dem herrlichen Sonnenschein und der eisigen durchdringenden Kälte des Windes auffallend.

Mistral, Frederi, neuprovenzal. Dichter, geb. 8. Sept. 1830 in Maillane (Rhônemündungen), studierte in Aix die Rechte, zog sich dann aber in sein Heimatsdorf zurück, wo er nach mehreren kleinern

Versuchen in provenzalischer Sprache das liebliche Idyll »Mirèio« (1859 zuerst mit französischer Einleitung und Interlinearversion erschienen, 7. Aufl. 1884; deutsch von Bertuch, 2. Aufl., Straßb. 1895) dichtete, das dem Dichter 1861 seitens der Akademie den großen Dichterpreis sowie 1863 das Kreuz der Ehrenlegion einbrachte. Er ließ das erzählende Gedicht »Calendau« (1867), die Sammlung »Lis Isclo d'or« (1875), die Versnovelle »Nerto« (1884, deutsch von Bertuch, Straßb. 1891) und die provenzalische Tragödie »La Reine Jeanne« (1890) folgen. Sein »Trésor dòu Felibrige« (Aix 1878—86, 2 Bde.) ist das beste Wörterbuch des Neuprovenzalischen. Das Gedicht »Mirèio« ist auch als Oper (»Mireille«, mit Musik von Gounod, 1864) in Frankreich populär geworden. M. schreibt in der Mundart seiner Heimat. Er wohnt noch heute in Maillane als Maire des Orts.

Mistraou, s. Mistral.

Mistress (engl., spr. missis, »Herrin, Gebieterin«), Prädikat verheirateter Frauen, die nicht den Titel Lady (s. d.) führen. Heiratet eine Lady einen titellosen Herrn (Mister), so verbleibt ihr für ihre Person der Titel Lady. In der förmlichen Sprache, namentlich auf Briefadressen, wird »Mrs.« (stehende Abkürzung für Mistress) stets mit dem Vornamen des Mannes verbunden, z. B. Mrs. John Digby. Ohne Vornamen, z. B. Mrs. Digby, genannt zu werden, ist das Vorrecht der Frau des Familienhaupts; hier würde das Hinzufügen des Vornamens für unschicklich gelten. Im Munde der Dienstboten ist M., ohne jeden Namen, die Hausfrau. M. of a school (spr. mißtres), Schulmeisterin; M. (spr. mißtres), soviel wie Mätresse.

Mistretta, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Messina (Sizilien), 984 m ü. M., im Nebrodischen Gebirge 7 km vom Meere gelegen, hat ein Kastell, ein Gymnasium, eine technische Schule, lebhaften Handel und (1881) 12,235 Einw. M. ist das alte Mytistraton.

Mistschwamm, s. Coprinus.

Miszellaneen (Miszellen, lat.), Abhandlungen und Schriften verschiedenen Inhalts, Vermischtes.

Miszībel (lat.), mischbar; miszieren, mischen.

Mitanstiftung, s. Anstifter.

Mitau (russ. Mitawa, lett. Jelgawa), Hauptstadt des russ. Gouv. Kurland, liegt mitten in einer flachen Ebene von nur 3,6 m Meereshöhe unweit der Mündung der Drixe in die Aa und an der Eisenbahn Riga-M.-Moshejki (Libau), ist regelmäßig gebaut, hat aber viele niedrige und hölzerne Häuser. Unmittelbar vor der Stadt liegt das große, nicht ganz ausgebaute Schloß, 1738 von Biron begonnen auf der Stelle der 1266 erbauten Ordensburg, die ehedem Residenz der Herzöge von Kurland war (in den Gewölben sind dieselben beigesetzt), jetzt Sitz des russischen Gouverneurs und der Gouvernementsbehörden. Die Stadt hat 7 Kirchen (darunter 4 lutherische), ein sogen. akademisches Gymnasium (mit Bibliothek), ein Realgymnasium, über 30 andre Lehranstalten, ein Provinzialmuseum (mit Bibliothek), eine Kurländische Gesellschaft für Litteratur und Künste (seit 1816 bestehend), eine Lettische Litterarische Gesellschaft (mit der Rigaschen verbunden), ein Theater, mehrere Kranken- und Armenhäuser und zählt (1889) 28,133 Einw. (über die Hälfte Deutsche, dann Juden, weniger Russen, Letten und Polen). Der Konfession nach sind 64,4 Proz. Evangelische, 24 Proz. Juden, 6,5 Proz. Griechisch-Orthodoxe, 4,9 Proz. Katholiken. Die Industrie ist nicht von Belang u. wird repräsentiert durch 43 Fabriken, in denen besonders Leinwand, Messing- und Zinnwaren, Bleiweiß, Leder hergestellt werden (Gesamtproduktionswert nahezu 1 Million Rubel). Der Handel, hauptsächlich mit Getreide, Holz u. dgl., geht über Riga. M. ist Sitz der Vertretung des kurländischen Adels, der Direktion des Landwirtschaftlichen Kreditvereins, zweier Sparkassen etc. In der Umgegend von M. liegen die drei Lustschlösser Schwerthof, Friedrichslust und Ruhenthal. — Die 1271 unter dem Ordensmeister Konrad von Medem (Mandern) gegründete Stadt war ursprünglich befestigt und lange Zeit die Hauptstadt von Semgallen. Im 16. Jahrh. wurde sie Residenz der Herzöge von Kurland. 1658 bemächtigten sich die Schweden der Stadt, gaben sie aber im Frieden von Oliva 1660 wieder heraus; 1706 nahmen die Russen dieselbe ein und zerstörten das Schloß großenteils. Nachdem dies, wenn auch nicht ganz, im vorigen Stil wiederhergestellt worden war, diente es 1798—1807 als Asyl Ludwigs XVIII. von Frankreich. Seit 1795 gehört M. zu Rußland.


Wappen von Mitau.

Mitbesitz (Compossessio plurium pro indiviso), gemeinschaftlicher Besitz mehrerer an einer ungeteilten Sache. S. Besitz.

Mitbewegungen, unwillkürliche Bewegungen, welche die gewollten Bewegungen begleiten. Die Bewegung des einen Augapfels ist stets von einer Bewegung des andern begleitet und zwar auch dann, wenn die Bewegung des letztern ganz zwecklos ist (z. B. bei verbundenem oder erblindetem Auge). Auch Kopfdrehungen sind bei vielen Menschen von M. der Augen begleitet. Wenn wir beide Zeigefinger in frontaler Richtung wagerecht von der Brust ausstrecken und mit dem rechten Finger einen Kreis um eine gedachte horizontale Achse beschreiben, so fällt es sehr schwer, mit dem linken Finger eine kreisende Bewegung in entgegengesetztem Drehungssinn auszuführen. Unwillkürlich gerät der linke Finger in die Drehungsrichtung des rechten hinein; offenbar ist die Bewegung des einen Fingers von einer Tendenz zu einer analogen Bewegung des andern Fingers begleitet, und es hält oft sehr schwer, diese Tendenz zu unterdrücken. Häufiger beobachtet man M. in pathologischen Fällen und besonders bei halbseitigen Lähmungen. Ballt der Kranke die nicht gelähmte Hand, so schließt sich auch die gelähmte, obwohl derselben jede willkürliche Bewegung durchaus unmöglich ist. Umgekehrt können bei dem vergeblichen Versuch zu Willkürbewegungen mit den gelähmten Gliedern unwillkürliche in den gesunden eintreten. Diese M. erklären sich aus dem Vorhandensein von Kommissurenfasern zwischen den rechts- und linksseitigen Elementen des Gehirns und Rückenmarks und von Assoziationsfasern zwischen den einzelnen Abschnitten der motorischen Gehirnrindenregion. Auch stehen die Elemente des Zentralnervensystems in einem durchgängigen Zusammenhang durch Kollateralen und Protoplasmafortsätze, und daher springen Erregungen eines Elements oder einer Elementengruppe auch bei dem Gesunden auf benachbarte Elemente und Elementengruppen über. So schließen sich z. B. die Kiefer, wenn man sehr energisch die Augen schließt oder die Faust ballt, auch treten Bewegungen der Gesichtsmuskeln ein, wenn man eine schwere Last hebt, der vierte Finger bewegt sich mit, sobald man den dritten bewegt etc.

Mitcham (spr. mittschäm), Ortschaft in der engl. Grafschaft Surrey, am Wandle, 14 km von London, mit Firnis-, Wachstuch- und Filzfabriken, Kornmühlen und (1891) 12,127 Einw. In der Nähe ausgedehnter Gartenbau.

Mitchell (spr. mittschell), Fluß auf der Yorkhalbinsel der britisch-austral. Kolonie Queensland, entspringt 30 km von der Ostküste auf einer felsigen, goldreichen Hügelkette, nimmt links den Lynd, rechts den Palmer auf und mündet in den Carpentariagolf. In seinem Oberlauf wasserarm, ist er im Unterlauf fischreich und beherbergt Alligatoren.

Mitchell (spr. mittschell), 1) Sir Thomas, austral. Forschungsreisender, geb. 16. Juni 1792 in Schottland, gest. als Generalfeldmesser 5. Okt. 1855 in Sydney, ging 1831 von Sydney über die Liverpoolebenen zum Barwan, erreichte 1835 über Bathurst den Darling, den er abwärts verfolgte, und 1836 den Lachlan, verfolgte diesen bis zur Mündung in den Murrumbidschi und dann den Murray bis zur Mündung des Darling, ging darauf südwärts und entdeckte das Bergland von Victoria (Australia felix) und den Fluß Glenelg. Dann 1845—47 bemüht, einen zum Carpentariagolf führenden Fluß zu finden, entdeckte er, begleitet von Kennedy (s. d. 4), verschiedene Zuflüsse des Darling sowie die Quellen des Warrego und des Victoria-Barku. Er schrieb: »Three expeditions into the interior of Eastern Australia« (Lond. 1839) und »Journal of an expedition into the interior of tropical Australia« (1848).

2) Donald Grant, amerikan. Schriftsteller, geb. 12. April 1822 zu Norwich in Connecticut, studierte die Rechtswissenschaft, machte dann Reisen durch Europa, war 1848 während der Revolution in Paris und schrieb in dieser Zeit (unter dem Pseudonym Ik Marvel) die Skizzensammlung »Fresh gleanings« (1847, neue Ausg. 1851) und »The battle summer« (1849). Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten (1850) erschienen von ihm satirische Skizzen über die moderne Gesellschaft: »The lorgnette«, und sein gedankenreichstes Werk: »Reveries of a bachelor«, dem 1851 sein volkstümlichstes, »Dream life«, folgte. 1853—55 amerikanischer Konsul in Venedig, sammelte er eifrig für eine (noch nicht veröffentlichte) Geschichte der Republik Venedig. Seitdem lebt er auf seinem Landsitz zu Edgewood bei Newhaven in Connecticut. Er hat ferner veröffentlicht: »The judge's doings« (1854, 2 Bde.); »My farm at Edgewood« (1863); »Seven stories« (1864); »Doctor Johns« (1866, 2 Bde.); »English lands, letters, and kings« (1889—90, 2 Bde.) u. a.

Mitchellsche Kur, s. Mastkur.

Miteigentum (lat. Condominium), s. Eigentum. Jeder Miteigentümer kann jederzeit verlangen, daß Teilung der gemeinschaftlichen Sache stattfinde. Es steht ihm zu diesem Behufe die Miteigentumsklage (actio communi dividundo), eine doppelseitige Klage, gegen die übrigen Miteigentümer zu (vgl. Doppelseitige Klagen).

Mitella (lat.), Tragbinde, ein drei- oder viereckiges Tuch zum Tragen des verletzten Armes. Man legt den einen Zipfel auf die gesunde Schulter, läßt das Tuch vorn über der Brust herunterhängen, schlägt den andern Zipfel über den im rechten Winkel gebeugten Arm zur kranken Schulter herauf (während der dritte Zipfel am Ellbogen des kranken Armes liegt) und knotet im Nacken. Das viereckige Tuch wird hierzu dreieckig gefaltet.

Mitempfindung, die Ausbreitung der Empfindung von einer direkt affizierten Körperstelle auf andre nicht affizierte. Das geläufigste Beispiel einer solchen ist die Verbreitung des Zahnwehs über benachbarte Zähne und sogar die ganze Gesichtshälfte. Manche zählen zu den Mitempfindungen die Erregung von Kitzel in der Nase beim Sehen in helles Licht, die Empfindung von Hustenreiz bei Berührung der tiefern Teile des äußern Gehörganges ꝛc. Die unangenehme rieselnde Empfindung beim Hören sehr hoher Töne (Spitzen eines Schieferstifts u. dgl.) gehört wahrscheinlich nicht hierher. Die Ursache der M. ist eine im nervösen Zentralorgan, wahrscheinlich im Gehirn, zu stande kommende Irradiation (Ausstrahlung) der Erregung von den primär betroffenen Empfindungszentren auf benachbarte Partien. Die so erregten Teile verlegen die in ihnen zu stande kommenden Empfindungen nach dem Gesetz der Exzentrizität in die ihnen zugeordneten Gebiete der Körperperipherie. Die Wirkung muß dann eine solche sein, als ob diese Gebiete zugleich mit der den Ausgangspunkt der Empfindung bildenden affiziert wären.

Miterben, s. Erbe.

Mitesser (Kommensalen), in der Zoologie s. Schmarotzer. In der Medizin sind M. (Komedonen) nadelspitz- bis stecknadelkopfgroße, schmutzig weißgelbe bis braun und schwarze Punkte der Haut, welche das zu Tage tretende Ende eines den Ausführungsgang der Talgdrüsen ausfüllenden Pfropfes darstellen. Sie finden sich am häufigsten in der Haut der Stirn, Nase, Schläfe, Brust und des Rückens. Die M. sind Anhäufungen der Ausscheidung der Talgdrüsen in den Ausführungsgängen derselben oder den gemeinschaftlichen Ausführungsgängen dieser und der Haarbälge. Sie bestehen aus einer Hülle, die aus Fett, fetthaltigen und zerbröckelten Epidermiszellen sowie einlagernden Wollhärchen gemengt ist. Häufig finden sich in dem Sekret Haarbalgmilben (s. Milben), die jedoch ganz harmloser Natur sind. Die M. entwickeln sich häufig zur Pubertätszeit männlicher und weiblicher Personen. Als Ursache sind abnorm gesteigerte Fettabsonderungen, wie sie z. B. bei der Bleichsucht und Skrofulose häufig ist, anzusehen. Gelegentlich können auch Verstopfungen der Drüsenmündungen durch Schmutz und angehäufte Epithelmassen Veranlassung zur Ansammlung des Drüsensekrets geben. Besteht die Talganhäufung fort, so können unter Umständen wirkliche Balggeschwülste entstehen. Infolge des Reizes, welchen die in der Talgdrüse angestauten Massen auf die benachbarte Haut ausüben, kommt es zuweilen zu einer entzündlichen Akne oder Finne (s. d.). Die Behandlung der M. besteht in deren Entfernung. Man bewirkt dies durch einfaches Ausquetschen mittels der beiden Daumennägel oder bedient sich hierzu eines sogen. Komedonenquetschers, wie er zuerst von Hebra angegeben wurde. Um die Fettsekretion zu hindern, kann man nachfolgende energische Waschungen mittels Seife und Bepinselungen mit alkoholischen Mitteln anwenden sowie schwache Sublimatwaschungen zur Desinfizierung der Haut.

Mitford (spr. mittförd), engl. Dorf, s. Morpeth.

Mitford (spr. mittförd), Miß Mary Russell, engl. Dichterin, geb. 16. Dez. 1787 zu Alresford in Hampshire, gest. 10. Jan. 1855 in Swallowfield, trat zuerst mit erzählenden Dichtungen im Stil W. Scotts auf und erwarb sich durch die wohldurchdachten Trauerspiele: »Julian« (1823), »The Foscari« (1826), »Rienzi« (1828) und »Charles the First« (1829), noch mehr aber durch ihre Erzählungen, wie »Our

village« (1824—32, 5 Bde.; neue Ausg. 1863, 2 Bde.) und deren Fortsetzung »Belford Regis« (1835, 3 Bde.), einen geachteten Namen. Ausgezeichnet sind ihre Schilderungen des englischen Dorflebens. Außerdem schrieb sie: »Stories of American life by American writers« (1832, 3 Bde.); »Country stories« (1837); »Recollections of a literary life« (1852, 3 Bde.; neue Ausg. 1883) und viele Erzählungen in Zeitschriften. Ihre »Dramatic works« erschienen 1854 in 2 Bänden. Ihr Leben wurde beschrieben von L'Estrange (»Life of Miss Mary Russell M.«, mit Briefen, Lond. 1869, 3 Bde., und »The friendships of Mary R. M.«, 1882, 2 Bde.), weitere Briefe gab Chorley heraus (1872, 2 Bde.).

Mitgefühl (sympathetisches Gefühl), im allgemeinen jedes durch Wahrnehmung eines fremden Gefühlszustandes in uns selbst erregte gleiche oder entgegengesetzte Gefühl. Wirkt fremde Lust in uns Unlust, so entsteht Neid, umgekehrt Schadenfreude (negative Mitgefühle); wirkt fremde Lust oder Unlust in uns ebenfalls Lust oder Unlust, so entstehen Mitfreude oder Mitleid (positive Mitgefühle, M. im engern Sinne). In allen Fällen setzt das M. das Bewußtsein einer gewissen Gleichartigkeit zwischen uns selbst u. dem fremden Wesen voraus; Näherstehende (Familien-, Stammesgenossen, überhaupt Mitmenschen) erregen unser M. mehr als Fernerstehende (z. B. räumlich oder zeitlich von uns getrennte, übermenschliche oder untermenschliche Wesen &c.). Insbesondere gehört zum M. im engern Sinne immer eine Erweiterung des eignen Ichs, ein Sichfühlen im andern, wie es am innigsten zwischen Mutter und Kind besteht, doch haftet demselben im Unterschied von dem negativen M. zugleich etwas Kindliches und Naives an, insofern es von einer minder scharfen Ausprägung und Abgrenzung des eignen Ichs zeugt. Dabei ist Mitfreude im allgemeinen seltener als Mitleid (»Zum Mitleid genügt ein Mensch, zur Mitfreude gehört ein Engel«, Jean Paul), jene setzt uneigennützige Teilnahme, wahre Liebe voraus, diesem haftet wenigstens im Anfang oft eine gewisse (egoistische) Selbstgefälligkeit an, wenn es auch nicht selten weiterhin eine innige Verbindung stiftet. Mitfreude und Schadenfreude stimmen darin überein, daß beide sich leicht abstumpfen, wogegen Mitleid und Neid nachhaltiger wirken, indem jenes leicht zu affektartigen Ausbrüchen führt, dieser in ein leidenschaftliches Begehren übergeht. Zugleich neigt die Mehrzahl der Menschen mehr zu letzterm als zu ersterm: großer Schmerz kann im allgemeinen des Mitleids, große Freude des Neides andrer gewiß sein. Über die sittliche Bedeutung des Mitgefühls s. Sympathie.

Mit Ghamr, Distriktshauptort in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Dakahlieh, am rechten Ufer des Damiettearmes, mit (1882) 11,233 Einw.

Mitgift (Brautschatz, Heiratsgut, lat. Dos), im weitesten Sinne überhaupt alles Vermögen, welches die Ehefrau mit in die Ehe bringt (Eingebrachtes, Illaten, Illatenvermögen); im engern Sinne das Vermögen, welches dem Ehemann seitens der Ehefrau bei Eingehung der Ehe zur Mitbestreitung der ehelichen Lasten zugebracht wird, und woran dem Ehemann nach gemeinem (römischem) Recht während der Ehe das Eigentumsrecht zusteht, das er oder seine Erben aber nach Auflösung der Ehe zurückerstatten müssen, wenn nicht rechtsgültige Vereinbarungen anders bestimmen; im engsten Sinne endlich soviel wie Aussteuer (s. d.), d. h. dasjenige, was der Ehefrau zu ihrer und ihres Hausstandes erster Einrichtung mitgegeben wird. Das römische Dotalrecht ist vielfach durch deutschrechtliche Institutionen modifiziert worden. S. Güterrecht der Ehegatten und Abfindung.

Mit Gott für König und Vaterland, Devise des von Friedrich Wilhelm III. 1813 gestifteten Landwehrkreuzes, später wiederholt Losungswort konservativer Parteien in Preußen.

Mitho, Stadt in Kotschinchina, s. Mytho.

Mithqal, s. Miskal.

Mithra, ein Sonnen- und Lichtgott der Iranier, wie der Mitra der stammverwandten Inder. An ihn wendet sich eins der schönsten und längsten der alten im Zendavesta erhaltenen Opfergebete, der »Mihir-yasht«, worin er teils als Naturgottheit geschildert wird, die ihren Sitz auf der Hara Berezaiti (»hoher Berg«) im Osten hat und von dort aus täglich den Menschen das Licht bringt, teils metaphorisch gefaßt erscheint. Als die Sonne, die alles sieht, ist M. allwissend und der Schützer der Wahrhaftigkeit in Gedanken, Worten und Werken, insbes. der Verträge, die, wie er, mithra heißen. Als gewaltiger Kämpfer gegen die Dämonen der Finsternis fährt er auf seinem mit weißen Rossen bespannten Sonnenwagen daher und verleiht den Gerechten Sieg und Heil in ihrem Kampf wider die Bösen. Von Ostiran verbreitete sich der Mithrakultus während der Herrschaft der Perser über ganz Vorderasien und seit etwa 70 v. Chr. auch über den Occident, wo man ihn mit dem Sonnengott identifizierte. Dargestellt ist er z. B. auf Reliefs im Louvre zu Paris und in Karlsruhe, als Jüngling mit phrygischer Mütze, auf einem niedergeworfenen Ochsen knieend, dem er einen Dolch in den Hals stößt. Die Mithramysterien (Coracia) wurden von den Römern zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums in Grotten gefeiert, in deren Innerm Embleme angebracht waren, welche die Konstellationen der Gestirne, die verschiedenen Zonen, die Fixsterne und Planeten, die Zeichen des Tierkreises, die Elemente, den Weg der Seele durch die Sonne und die Planeten &c. andeuten sollten. Die Gebräuche, welche bei der Einweihung in diese Mysterien vorkamen, symbolisierten den Kampf der Mithradiener gegen Ahriman (den bösen Geist) und seine Diener und bestanden demgemäß in einer Stufenfolge von Prüfungen, die stets härter wurden und bis zur Lebensgefährlichkeit sich steigerten. Nach der Anzahl der Planeten gab es sieben Grade, deren jeder seine eignen Lehren und Gebräuche hatte. Aus dem ehemaligen Mithradienst haben sich noch Gebräuche in der armenischen Kirche erhalten. Vgl. Lajard, Recherches sur le culte public et les mystères de M. (Par. 1847—48, 2 Bde.); Windischmann, M. (Leipz. 1857); Spiegel, Eranische Altertumskunde, Bd. 2 (das. 1873).

Mithridāt (Electuarium Mithridatis), ehemals als Universalmittel, besonders als Alexipharmacum (Gegengift) gerühmte, aus 54 meist erhitzenden Ingredienzen dargestellte Latwerge, die den König Mithridates Eupator zum Erfinder haben soll. Die alte Formel dieses Arzneigemisches wird einem römischen Arzt, Servilius Damokrates, der zu Neros Zeiten in Rom lebte, zugeschrieben. Es wurde sonst unter obrigkeitlicher Aufsicht bereitet, ist aber jetzt außer Gebrauch und durch Theriak ersetzt.

Mithridātes (Mithradates), pers. Name, der besonders bei den Königen von Pontos, Parthien und Bosporos oft vorkommt. Am berühmtesten ist M. VI. Eupator oder der Große, König von Pontos.

welcher 132 v. Chr. geboren und zu Sinope, der Hauptstadt des pontischen Reiches, erzogen, 120 seinem Vater M. V. Euergetes und zwar unter Vormundschaft einiger Großen, die ihn vergeblich auf mehrfache Weise aus dem Wege zu räumen suchten, folgte. Die Römer hatten schon während seiner Minderjährigkeit dadurch seinen unversöhnlichen Haß erregt, daß sie ihm Großphrygien wieder entrissen, welches sie seinem Vater zur Belohnung für geleistete Dienste überlassen hatten. Sobald er daher 113 die Regierung selbst übernommen hatte, faßte er sogleich den Plan zum Kriege gegen Rom, den er sein ganzes Leben hindurch mit der größten Ausdauer verfolgte. Um seine Kräfte für diesen Kampf zu verstärken, unterwarf er sich zunächst Kolchis und die taurische Chersones sowie mehrere weiter nördlich wohnende skythische Völker und gründete dort das Bosporanische Reich; auch knüpfte er eine Verbindung mit Tigranes, dem König von Kleinarmenien, an, dem er seine Tochter zur Frau gab. Hierauf suchte er sich Kappadokien und Bithynien zu eigen zu machen, indem er daselbst Könige einsetzte, die ihm ganz ergeben waren. Er ließ es sich anfangs gefallen, daß die Römer diese Könige vertrieben und andre einsetzten. Als aber der von ihnen eingesetzte König von Bithynien, Nikomedes III., einen Einfall in sein Gebiet machte, so begann er 88 den Krieg (den ersten Mithridatischen, 88—84) mit einer Streitmacht von 250,000 Mann zu Fuß und 40,000 Reitern und 300 Kriegsschiffen. Die feindlichen Könige und die römischen Feldherren L. Cassius, Manius Aquilius und Q. Oppius wurden geschlagen oder flohen vor ihm und fielen zum Teil in seine Hände; ganz Kleinasien mit wenigen Ausnahmen, der römischen Bedrückungen müde, schloß sich ihm an, und nun befriedigte er seinen Römerhaß, indem er alle daselbst anwesenden Römer, nach der einen Angabe 80,000, nach der andern 150,000, ermorden ließ. Hierauf schickte er seinen Feldherrn Archelaos nach Griechenland. Hier erschien 87 Sulla, der mit Führung des Krieges beauftragt worden war. Dieser nahm 86 nach einer langen Belagerung und nach der hartnäckigsten Gegenwehr Athen und den Piräeus, wo sich Archelaos festgesetzt hatte, und brachte diesem dann bei Chäroneia und 85 dem ihm nachgesandten Dorylaos bei Orchomenos eine völlige Niederlage bei. Gleichzeitig wurde M., der durch Willkür und Grausamkeit die Gemüter der Asiaten sich bereits wieder entfremdet hatte, durch ein von der Partei des Marius abgesandtes Heer, welches erst unter dem Befehl des L. Valerius Flaccus, dann, nachdem dieser in einer Meuterei ermordet worden, unter dem des Gajus Flavius Fimbria stand, hart bedrängt, und als daher Sulla 84 selbst den Marsch nach Asien antrat, suchte M. bei ihm um Frieden nach, der ihm zu Dardanos unter der Bedingung gewährt wurde, daß er die Flotte ausliefern, alle in Asien gemachten Eroberungen aufgeben und 2000 Talente bezahlen sollte. Als zweiter Mithridatischer Krieg (83—81) wird ein Krieg bezeichnet, den der von Sulla in Asien zurückgelassene L. Murena mit einem Einfall in das Reich des M. ohne Auftrag begann, der aber von Sulla gemißbilligt wurde und damit endete, daß M. Murena 81 wieder aus seinem Reich heraustrieb. Als M. sich wieder vollständig gerüstet hatte, begann er 74 den Krieg (den dritten Mithridatischen, 74—63) mit einem Heer von 150,000 Mann und 400 Kriegsschiffen von neuem, eroberte Bithynien, nahm die Stadt Chalcedon und schloß dann den Konsul M. Aurelius Cotta in Kyzikos ein, wurde aber bald selbst von dem andern Konsul L. Licinius Lucullus eingeschlossen, der ihn 73 nötigte, die Belagerung aufzugeben, und dem Landheer desselben auf der Flucht eine völlige Niederlage beibrachte, während auch seine Flotte teils durch die Römer, teils durch Sturm fast gänzlich vernichtet wurde. Lucullus eroberte hierauf die meisten Städte seines Reiches, schlug ihn 72 nochmals bei Kabeira, und als Tigranes, bei dem er eine Zuflucht gesucht hatte, sich weigerte, ihn auszuliefern, drang Lucullus 69 auch in dessen Reich ein, schlug denselben bei Tigranokerta und am Fluß Arsanias in der Nähe von Artaxata, ward aber dann durch die Weigerung seiner Truppen, weiter zu marschieren, zur Umkehr gezwungen, wodurch M. Gelegenheit erhielt, sein Reich wiederzuerobern. Nun übernahm aber 66 Pompejus den ihm durch das Manilische Gesetz übertragenen Oberbefehl. Dieser schlug M. bei Zela am Euphrat an der Stelle des nachher zum Andenken an diesen Sieg erbauten Nikopolis aufs Haupt und zwang ihn, sich in sein Bosporanisches Reich zu flüchten, wo er zwar wiederum neue Rüstungen machte, um auf dem Landweg durch Thrakien, Makedonien und Pannonien zu marschieren und die Römer in Italien selbst anzugreifen, dadurch aber einen Aufstand hervorrief, an dessen Spitze sich sein eigner Sohn, Pharnakes, stellte, worauf er, als er sich von allen verlassen sah, sich selbst tötete (63). Die alten Historiker nannten ihn den Großen und schrieben ihm bedeutende Gaben zu, auch geistiger Art; es wird z. B. berichtet, daß er eine kostbare Kunstsammlung in Talaura angelegt und die sämtlichen Sprachen der von ihm unterworfenen 22 Völker zu sprechen gewußt habe; aber in Wirklichkeit unterschied er sich in nichts von den übrigen orientalischen Despoten. Vgl. Th. Reinach, M. Eupator, König von Pontos (deutsch von Götz, Leipz. 1895).

Mithut (Jus compascŭi), s. Compascuum.

Mitidscha, Ebene, s. Algerien, S. 367.

Mitigantia (sc. remedia, lat.), besänftigende, beruhigende Mittel; auch soviel wie Milderungsgründe.

Mitisgrün (Vert de Vienne, Wiener-, Kirchberger, Original- oder Neugrün), eine von Mitis in Wien 1814 zuerst hergestellte, dem Schweinfurter Grün verwandte, auch in der Malerei gebrauchte Farbe, wird erhalten, indem man Lösungen von einem Teil Grünspan in Essig und einem Teil arseniger Säure in Wasser mischt und kocht, wobei sich die Kristalle bilden. Das M. unterscheidet sich von dem Schweinfurter Grün durch einen größern Gehalt an arseniger Säure und einen Stich ins Blaue.

Mitisguß, von Nordenfeld 1886 erfundene Legierung von Eisen mit 0,05—0,1 Proz. Aluminium, schmilzt leichter als Gußeisen und besitzt die Festigkeit und Zähigkeit des Schmiedeeisens. Weiteres s. Aluminiumlegierungen.

Mitjäkinskaja, eine der ältesten Kosakenstanizen, im Donischen Gebiet (Rußland), links vom Donez, mit einem wichtigen Viehmarkt und (1888) 13,700 Einw.

Mitkal (unrichtig Mitskal, arab. auch Metekal), frühere Rechnungseinheit in Marokko zu 10 Uckie von 4 Musunas = 1,2462 Mk. (Gold zu Silber = 15½:1), zuletzt weniger; jetzt Silbermünze von 4,7 Mk. Sollwert. M. als Gewicht s. Metikal und Miskal.

Mitla (Miguitlan, eigentlich Mictlan, »Totenstadt«), Dorf mit Distrikt Tlacolula des mexikan. Staates Oajaca, 1650 m ü. M., am Ende eines von Bergen umschlossenen Hochthales, mit berühmten

Ruinen der alten zapotekischen Stadt Yoo-paa oder Liao-baa (»Ort des Ausruhens«), bestehend in Ruinen von zwei Tempelpyramiden und vier großen Palästen (vgl. »Amerikanische Altertümer«, S. 509, und die dazu gehörige Tafel III, Fig. 7). Dupaix, Charnay und Baron Müller berichteten zuerst über diese Ruinen; Pläne einzelner Bauten gab 1865 Oberst Doutrelaine mit seinem Bericht über die Ruinen von M. an die Commission scientifique du Mexique der einzelnen Bauten; der deutsche Architekt Mühlenpfordt lieferte einen Atlas mit Aufnahmen und Zeichnungen der Paläste, der sich in einem handschriftlichen Exemplar im Instituto publico zu Oajaca befindet. Vgl. Peñafiel, Monumentos del arte mexicano antiguo (mit 318 Tafeln, Berl. 1890).

Mitlauter, soviel wie Konsonant; vgl. Lautlehre.

Mitleid und **Mitfreude**, s. Mitgefühl.

Mitnehmer, s. Drehbank, S. 175.

Mitonnieren (franz.), langsam in einer Flüssigkeit verkochen.

Mitose (mitotische Kernteilung), s. Zelle.

Mitra, eine bei altorientalischen und altasiatischen Völkerschaften übliche Stirnbinde oder mützenartige Kopfbedeckung als Abzeichen der Herrscherwürde, bei Homer die über dem Leibrock (Chiton), aber unter dem Panzer getragene breite, aus dünnem Metall bestehende, innen gefütterte Binde zum Schutz des Unterleibes; später bei den Griechen eine um den Kopf der Frauen gelegte breite Binde, die allmählich ein um das Haar geschlungenes Tuch ward; in letzterer Weise auch bei den Römerinnen. In der katholischen Kirche die den Bischof auszeichnende Kopfbedeckung, anfänglich eine Rundkappe oder auch ein Kopftuch, dessen Zipfel auf Hals und Rücken herabfielen. Diese Rundkappe wurde seit dem Anfang des 11. Jahrh. allmählich höher und gestaltete sich zu zwei den Vorder- und Hinterkopf überragenden, mit Stickereien verzierten, miteinander verbundenen Dreiecken (s. Abbildung). Sie war aus gemustertem, weißem oder rotem Seidenstoff mit einem goldgestickten untern Rand und zwei auf die Schultern herabhängenden Bändern (infulae). Eine ähnliche, in der Stickerei einfachere M., aber gewöhnlich ohne die Infuln, tragen die Äbte. Vgl. Inful.



Mitra.

Mitra, in der Wedareligion der Inder ein Lichtgott, einer der Âditja (s. d.), wurde gewöhnlich mit dem Himmelsgott Waruna (s. d.) angerufen, mit dessen Funktionen die seinigen verschmolzen erscheinen. Er scheint das himmlische Licht in der Tageszeit zu vertreten, wie Waruna vorzugsweise am nächtlichen Himmel herrscht, und ist wie dieser ein Wächter der Wahrheit, der Treue, des Rechts und der Pflichten gegen die Götter. Genetisch hängt der wedische M. mit dem persischen Mithra (s. d.) zusammen. Vgl. Hillebrandt, Varuna und M. (Bresl. 1877).

Mitra Hippocrătis, ein veralteter Verband für den Kopf.

Mitraille (franz., spr. -trâj'), der Kartätschenhagel; Mitraillade, das Niederschießen durch Kartätschen.

Mitrailleuse (franz., spr. -jöſ'), s. Geschütz, S. 444.

Mitrailleusenbrenner, s. Lampen, S. 988.

Mitrālklappe (Mützenklappe), s. Herz, S. 718.

Mitre, Bartolomeo, Präsident der Argentinischen Konföderation, geb. 26. Juni 1821 in Buenos Aires, floh vor der Willkürherrschaft des Generals Rosas nach Bolivia, dann nach Peru, endlich nach Chile, wo er verschiedene Zeitungen herausgab. 1851 nahm er an der Erhebung Urquizas gegen Rosas teil, ward in der Schlacht von Monte Caceros Oberst, dann Abgeordneter, verwaltete mehrere höhere Ämter und zeichnete sich als Redner im Repräsentantenhaus aus. Als 1859 der Krieg zwischen dem Staat Buenos Aires und der Argentinischen Konföderation ausbrach, trat M. an die Spitze der Truppen von Buenos Aires, wurde schwer verwundet und von Urquiza 23. Okt. bei Cepeda geschlagen. Buenos Aires schloß sich infolge davon der Argentinischen Konföderation wieder an, und M. wurde 1860 Gouverneur von Buenos Aires und Brigadegeneral. Doch brach 1861 infolge der Ansprüche von Buenos Aires ein neuer Zwist aus; diesmal blieb M. 17. Sept. bei Pavon Sieger und trat 1862 als Präsident auf sechs Jahre an die Spitze der Argentinischen Republik. Das Land verdankte seiner Präsidentschaft sehr viel; Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe, die intellektuelle wie moralische Bildung wurden von ihm gefördert. Namentlich bemühte er sich um die Einwanderung fremder Kolonisten. Unterbrochen wurde M. in diesen Bestrebungen durch den Streit mit dem Diktator Lopez von Paraguay, in dem M. die Bundesgenossenschaft Brasiliens und Uruguays gewann und 1865 zum Generalissimus der verbündeten Heere ernannt wurde. Er leitete den Feldzug bis 1867, aber ohne große Erfolge. Nach Ablauf seiner Präsidentschaft wurde er im Oktober 1868 trotz aller seiner Bemühungen nicht wieder gewählt. Er begab sich ins Ausland und machte 1874, als bei der neuen Präsidentenwahl wieder nicht er, sondern Avellaneda gewählt wurde, von Montevideo aus einen Versuch, diesen zu stürzen, wurde aber 28. Nov. 1874 bei La Verde von den Regierungstruppen geschlagen u. gefangen genommen und mußte in das Ausland gehen. Jetzt ist er Redakteur der »Nacion« in Buenos Aires. 1882 verfaßte er »Comprobacion historica acerca de algunos puntos de Historia Argentina segun nuevos documentos« und gab eine Dante-Übersetzung heraus.

Mitreeder, s. Reeder.

Mitrowitz (das alte Syrmium der Römer), Stadt im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien, an der Save (Dampfschiffstation) und der Bahnlinie India-Vinkovcze, mit 4 Kirchen, Weinbau, Seidenraupenzucht, Tanninfabrik, lebhaftem Holz-, Frucht- und Viehhandel, Gerichtshof, Realgymnasium und (1890) 9541 meist kroatischen und deutschen (römisch-kath. und griechisch-orient.) Einwohnern. Gegenüber, am rechten Saveufer, liegt der serbische Ort Mitrovica. Der ehemalige Militärgrenzdistrikt M., der von Syrmien, der Donau und Save begrenzt wurde, bildet seit 1886 einen Teil des Komitats Syrmien.

Mitrowitza, kleine strategisch wichtige Stadt im Sandschak Prischtina des europäisch-türk. Wilajets Kossowa, an der Mündung der Sitnitza in den Ibar, mit 5 Moscheen und 3500 Einw.; vorläufiger Endpunkt einer von Skoplje heraufführenden Zweigbahn, welche nach der Konvention von 1869 bis Sarajevo gebaut werden soll.

Mitscherlich, 1) Christoph Wilhelm, Philo-

log, geb. 20. Sept. 1760 zu Weißensee in Thüringen, gest. 6. Jan. 1854 in Göttingen, studierte seit 1779 in Göttingen, wurde 1782 Kollaborator in Ilfeld, 1785 außerordentlicher, 1794 ordentlicher Professor in Göttingen und trat 1833 in den Ruhestand. Seine vorzüglichste Arbeit ist die Ausgabe der Oden und Epoden des Horaz (Leipz. 1800—1801, 2 Bde.). Außerdem gab er den Homerischen Hymnus auf Ceres (Leip. 1787), die »Scriptores erotici graeci« (Zweibrücken 1792—94, 4 Bde.), Heliodors »Aethiopica« (das. 1799, 2 Bde.) und mit Tychsen und Heeren die »Bibliothek der alten Litteratur und Kunst« (Götting. 1786—91) heraus.

2) Eilhard, Chemiker, geb. 7. Jan. 1794 in Neuende bei Jever, gest. 28. Aug. 1863 in Schöneberg bei Berlin, studierte seit 1811 in Heidelberg, Paris und Göttingen Geschichte, Philologie und orientalische Sprachen, daneben auch Naturwissenschaften und Medizin, seit 1818 in Berlin ausschließlich Chemie. Damals machte er die große und wichtige Entdeckung des Isomorphismus, welche für Chemie und Mineralogie gleich wichtig wurde. Von Berzelius veranlaßt, setzte er seine Studien zu Stockholm fort und beschäftigte sich hier besonders mit der künstlichen Darstellung von Mineralien. 1821 zum Professor der Chemie an der Universität in Berlin berufen, entdeckte er hier den Dimorphismus, und seine Verbesserungen an dem Reflexionsgoniometer setzten ihn in den Stand, die ungleiche Veränderung der Winkel an den Kristallen durch Wärme zu beobachten. Die Untersuchungen über die Verbindungen des Benzins und über die Ätherbildung führten ihn zur Aufstellung der Kontakttheorie. Er entdeckte die Selensäure, die Übermangansäure, untersuchte die Bleikammerkristalle und gab eine Methode zur Nachweisung des Phosphors an; ferner entdeckte er das Benzol, Nitrobenzol, Azobenzol und die Benzolsulfosäure. Auch lieferte er mehrere geologische Untersuchungen. Sein Hauptwerk ist das »Lehrbuch der Chemie« (Berl. 1829—35, 2 Bde.; 4. Aufl. 1840—1848). Nach seinem Tode erschien noch: »Die vulkanischen Erscheinungen in der Eifel und über die Metamorphie der Gesteine durch erhöhte Temperatur« (Berl. 1865). 1894 wurde ihm in Berlin neben der Universität ein Denkmal (von Hartzer) errichtet. Vgl. Rose, Eilhard M., Gedächtnisrede (Berl. 1864); »Erinnerungen an Eilhard M.« (das. 1894).

Mitschuld, s. Teilnahme am Verbrechen.

Mitskal, s. Mitkal.

Mittag (Süden), diejenige der vier Weltgegenden, wo die Sonne und die meisten übrigen Gestirne, von der nördlichen Halbkugel der Erde aus betrachtet, ihre größte Höhe erreichen. M. oder Mittagszeit nennt man denjenigen Moment, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian eines Ortes eintritt und also die Sonne für diesen Ort kulminiert (s. Kulmination). Man nennt diesen M. bestimmter den wahren M. Da aber die Sonne nicht ganz gleichförmig unter den Fixsternen nach O. rückt, so ist die Zwischenzeit zwischen zwei wahren Mittagen oder der wahre Sonnentag nicht beständig gleich groß. Man denkt sich daher eine sogen. mittlere Sonne, die in derselben Zeit wie die wahre ihren (scheinbaren) Umlauf unter den Fixsternen vollendet, sich aber gleichförmig und auf dem Äquator bewegt, und nennt mittlern M. die Kulminationszeit dieser mittlern gedachten Sonne. Die Zwischenzeit zwischen zwei mittlern Mittagen heißt der mittlere Sonnentag und bildet die Grundlage der mittlern oder bürgerlichen Zeit (vgl. Zeit). Der Unterschied zwischen wahrem und mittlerm M. heißt Zeitgleichung (s. d.). Mittagsfläche heißt die Ebene des Meridians, Mittagshöhe die Höhe eines Sterns im Meridian, Mittagslinie die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit der Ebene des Horizonts, Mittagspunkt oder Südpunkt der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizont, über welchem die Sonne im M. steht.

Mittag-Leffler, Magnus Gustav, Baron von, Mathematiker, geb. 16. März 1846 in Stockholm, wurde 1872 Privatdozent zu Upsala, 1877 Professor zu Helsingfors, 1881 zu Stockholm. Er gründete 1882 mit Unterstützung König Oskars die »Acta mathematica«, gegenwärtig (wie früher das Journal von Crelle) die einzige wirklich internationale Fachzeitschrift; die historische Abteilung derselben (unter G. Eneström) erscheint seit 1887 selbständig als »Bibliotheca mathematica«. M. ist Funktionentheoretiker aus der Schule von Weierstraß, seine Arbeiten finden sich in den »Acta«; Band 4 enthält die Verallgemeinerung des nach M. benannten Satzes über die Entwickelbarkeit einer analytischen Funktion an der singulären Stelle a_ν mittels der charakteristischen Funktion $G\left(\frac{1}{x-a_\nu}\right)$.

Mittagsblume, s. Mesembryanthemum.

Mittagsfernrohr, s. Passageninstrument und Meridiankreis.

Mittagsfrau (Mittagsgespenst, Mittagsdämon, Daemonium meridianum oder Meridiana der Lateiner, Polednice der Böhmen), ein meist weiblich gedachter Dämon, der in der Mittagsstunde durch die Felder geht, die schlafenden Landleute mit fürchterlichen Träumen plagt und sie einem Examen unterwirft, wobei sie gelähmt oder getötet werden, wenn sie irgend eine Antwort schuldig bleiben. Der Glaube an diese Mittagsgeister ist uralt und weltweit verbreitet; man findet seine Spuren schon in der Bibel sowie im Pan und Ephialtes der Griechen, und Gregor von Tours erzählt bereits von Leuten, die durch Reliquien des heil. Martin von Lähmungen befreit wurden, die ihnen der Mittagsdämon gebracht hatte. Heute ist der Glaube an die M. besonders bei den Slawen verbreitet, aber auch in Nordwestdeutschland wird sie als Moorgespenst oder Enongermoer gefürchtet. Die Veranlassung liegt in den schweren Alpträumen (sogen. Hindernisträumen) der in der Mittagshitze unbequem ruhenden Feldarbeiter. Laistner (»Das Rätsel der Sphinx«, Berl. 1889, 2 Bde.) hat nicht nur den Sphinxmythus, sondern die meisten Gestalten des griechischen Olymps von solchen Mittagsdämonen herleiten wollen. Vgl. Alp.

Mittagskreis, s. Meridian.

Mittagslinie, Mittagspunkt, s. Mittag.

Mittagstein, Felsmasse auf dem Kamme des Riesengebirges, im NW. der Prinz Heinrichs-Baude, ist weithin sichtbar, 1423 m hoch, aber nicht ersteigbar.

Mittagszeiger, s. Gnomon.

Mittel, in der Arithmetik ein Wert, der zwischen andern Werten liegt. Man unterscheidet das arithmetische M. beliebig vieler Zahlen, d. h. die Summe dieser Zahlen, dividiert durch ihre Anzahl; das geometrische M. oder die mittlere Proportionale zweier Zahlen, d. h. die Quadratwurzel aus dem Produkt derselben; das harmonische M. zweier Zahlen, d. h. das Reciproke des arithmetischen Mittels ihrer reciproken Werte oder das doppelte Produkt der Zahlen, dividiert durch ihre Summe. Das geometrische M.

zweier Zahlen ist zugleich das geometrische M. aus dem harmonischen und dem arithmetischen M. derselben, denn aus a und b ist $\frac{2ab}{a+b}$ das harmonische, $\frac{a+b}{2}$ das arithmetische M., und die Quadratwurzel aus dem Produkt dieser Zahlen (ihr geometrisches M.) gibt wider $\sqrt{ab}$, d. h. das geometrische M. aus a und b. Das harmonische M. ist der kleinste, das arithmetische der größte der drei Mittelwerte zwischen zwei Zahlen. Arithmetisch-geometrisches M., der Grenzwert, den man erhält, wenn man für a und b fortgesetzt das arithmetische und das geometrische M. substituiert; den Zusammenhang desselben mit dem Periodizitäts-Modul der elliptischen Funktionen findet man bei Borchardt, Gesammelte Werke (Berl. 1888, Nr. 7). — Widerstehendes M. im Weltenraum s. Kometen. — M. im philosophischen Sinne s. Zweck.

Mittel, in der Buchdruckerkunst Bezeichnung einer Schriftgattung von 14 typographischen Punkten Kegelstärke; die doppelt so große Schriftgattung heißt Doppelmittel. Vgl. Schriftarten.

Mittel (Zwischenmittel), bergmännischer und geologischer Ausdruck für eine Masse in einer Lagerstätte, welche von der umgebenden der Beschaffenheit und dem Gehalte nach verschieden ist; so unterscheidet man ein taubes M., ein edles M., ein Erz- und ein Gesteins- oder Bergmittel.

Mittelalpen, s. Alpen, S. 418.

Mittelalter (lat. Medium aevum, franz. Moyen-âge, engl. Middle-age), der große Zeitraum der Geschichte, welcher zwischen dem klassischen Altertum und der neuern Zeit liegt, und dessen Dauer vom Untergang des weströmischen Reiches (476) oder schon vom Beginn der Völkerwanderung (375) an bis zur Entdeckung von Amerika (1492), wohl auch bis zum Beginn der deutschen Reformation (1517) angenommen wird. Der Name M. ist als die Bezeichnung einer Übergangsperiode von der antiken Welt mit ihrer großartigen geistigen Kultur und der Schöpfung des römischen Weltreichs zu der modernen Kultur und dem jetzigen Staatensystem aufzufassen. Als allgemeines geschichtliches Merkmal des Mittelalters tritt uns zunächst die beginnende Entwickelung der Germanen und Slawen in Europa und der morgenländischen Völkerstämme in Asien und Afrika auf den Trümmern der römischen Macht vor Augen, dort unter dem Geleit des Christentums, hier des Islam, die an die Stelle des untergehenden Heidentums treten. Die Geschichte der Menschheit erweitert ihren Schauplatz nach Norden und Osten und verlegt zugleich ihren Schwerpunkt, indem nach wechselvollen Kämpfen schließlich der Orient dem religiös-kriegerischen Despotismus der Osmanen erlag, welcher alles geistige und materielle Leben ertötete, während im Westen, im Abendland, unter dem Einfluß des Christentums und der erwachenden antiken Kultur aus der romanisierten alten Bevölkerung und den frischen Kernvölkern der Germanen neue Nationen sich bildeten und eine neue Bildung erwuchs. Dies Eintreten der Germanen in die Geschichte und die Verschmelzung ihres Volkstums mit den vorgefundenen Formen des Lebens zu neuen Schöpfungen nimmt vorzugsweise unser Interesse in Anspruch. In den einzelnen Perioden des Mittelalters treten verschiedene eigentümliche Richtungen hervor. Die erste Periode, von dem Umsturz des weströmischen Reiches bis zur Teilung der fränkischen Monarchie (843), zeigt uns noch den gewaltigen Kampf zwischen den alten römischen und den neuen germanischen Elementen des Lebens, aber auch bereits die Anfänge des mittelalterlichen Staatswesens. Die zwei größten Bildungen, die aus der Mischung des antiken und des germanischen Wesens unter Festhaltung der Idee der politischen und kirchlichen Einheit hervorgingen, waren das Kaisertum mit dem damit zusammenhängenden Lehnswesen und das Papsttum mit seiner vielgegliederten, mächtigen Hierarchie. Die bald folgenden Übergriffe der Hierarchie in das Gebiet des Staates führten aber zu langen, heftigen Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum, welche den ganzen zweiten Zeitraum (bis gegen das Ende des 13. Jahrh.) ausfüllen. In diese zweite Periode fallen die bedeutendsten Gestaltungen des mittelalterlichen Lebens. Aus der Umgestaltung des Heerwesens bildete sich das Ritterwesen, dessen Blüte in die Zeit der Kreuzzüge, eine der eigentümlichsten Erscheinungen des Mittelalters, fällt. Schiffahrt und Handel erhielten durch die Kreuzzüge neuen Aufschwung. Der Reichtum, welcher dadurch in die Städte floß, erhöhte das Selbstgefühl der Bürger, und während dieselben den Bedrückungen der Ritter entgegentraten, erwachte in ihnen, zuerst in den lombardischen, das Streben nach größerer Freiheit und Selbständigkeit. So trat in den Städten ein bedeutsames Element neben die feudalistische Aristokratie, und es entstand ein gewisses Gleichgewicht der Gewalt und der Macht zwischen Königtum, Aristokratie und Volk, welch letzteres indes fast ausschließlich durch die Städte repräsentiert wurde. In den letztern herrschte aber ebenfalls noch das aristokratische Element vor, und nur sehr allmählich errangen sich die Zünfte eine Stimme in den städtischen Angelegenheiten. Es entstanden Städtebündnisse (Hansa), Landfriedensgesetze und Femgerichte. Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters begann auch die Kultur der Nationalsprachen, und besonders wandte sich das Rittertum der Poesie und dem Gesang (Troubadoure, Minnesinger) zu. Zugleich entstand eine neue bildende Kunst; namentlich war es die Baukunst, welche am Ausgang dieses Zeitraums in ihrer schönsten Blüte stand. Die geistige Thätigkeit auf den Gebieten der Religion, Geschichte, Philosophie (Scholastik), der Naturkunde und Mathematik war auf die Geistlichkeit, namentlich einige Mönchsorden, beschränkt. Alle freiern Regungen unter dem Volk wurden dagegen von der Hierarchie unterdrückt (Inquisition). In der dritten Periode, bis zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh., bildeten sich die Nationen als selbständige Individualitäten und ständische Staatsformen zu höherer und allgemeiner Freiheit aus, und es begann, so in Frankreich, über den Gegensatz zwischen Aristokratie und Ständen das autokratische Königtum sich zu erheben. Im allgemeinen sank der überwiegende Einfluß der feudalistischen Aristokratie, und der Bürgerstand trat in den Vordergrund. Aus den alten Gewohnheitsrechten entstanden allmählich geschriebene Gesetzbücher, wie der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, und mit dem Eindringen des römischen Rechts bildete sich ein ganz neuer Rechtszustand heraus. Die Entdeckung und immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika und des Seewegs nach Ostindien trugen wesentlich zu diesen Umwandlungen bei. In der Kirche aber riefen die schreienden Mißbräuche eine immer mächtiger werdende Opposition hervor, welche endlich in der Reformation ihren Gipfelpunkt fand,

mit der die Neuzeit und die aus der Verschmelzung des Christentums mit dem Wesen der nordischen Völker und den Resten der alten Bildung hervorgegangene moderne Kultur beginnt. Das griechische Kaisertum kennt kein M. in dem angegebenen Sinne; im Orient läßt sich der Zeitraum bis zum Sturz des Chalifats und dem Aufkommen der Osmanen nur entfernt damit vergleichen.

Selbständige Darstellungen der Geschichte des Mittelalters schrieben unter andern Rühs (Berl. 1816), Rehm (Marb. 1820—34, 3 Bde.), Tillier (2. Ausg., Frankf. 1833), Leo (Halle 1830, 2 Bde., und in Bd. 2 seiner »Universalgeschichte«, 3. Aufl., das. 1851), Kortüm (Bern 1836, 2 Bde.), H. Rückert (Stuttg. 1853), Aßmann (2. Aufl., Braunschw. 1875—91, 3 Bde.), H. Prutz (Berl. 1885—87, 2 Bde.), Pflugk-Harttung (das. 1890). Vgl. Chevalier, Répertoire des sources historiques du moyen-âge, Teil 1: »Bio-Bibliographie« (Par. 1877—88); Potthast, Bibliotheca historica medii aevi (2. Aufl., Berl. 1895 ff.); Oesterley, Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters (Gotha 1883); Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur im M. (Leipz. 1874—87, 3 Bde.; Bd. 1 in 2. Aufl. 1889); Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im M. (Berl. 1875—77, 2 Bde.); v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung (Stuttg. 1887); Kleinpaul, Das M. (illustriert, Leipz. 1893—95, 2 Bde.); Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters (Stuttg. 1893—94, 2 Bde.); Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im M. (Münch. 1891—94, 3 Tle.); »Archiv für Litteratur und Kirchengeschichte des Mittelalters« (hrsg. von Denifle und Ehrle, Stuttg. 1885 ff.).

Mittelamerika, s. Zentralamerika.

Mittelasien, s. Zentralasien.

Mittelbach, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, hat eine evang. Kirche, Fabrikation von seidenen Handschuhen und (1890) 2116 Einw.

Mittelbegriff, s. Schluß.

Mittelberg, Dorf in Vorarlberg, Bezirksh. Bregenz, 1213 m ü. M., im Kleinen Walserthal, mit schöner Kirche und (1890) 1282 Einw., wurde wegen seiner durch die Algäuer Alpen vom übrigen Vorarlberg geschiedenen Lage durch Vertrag vom 2. Dez. 1891 an das Zollsystem des Deutschen Reiches angeschlossen. Südwestlich Baad mit einer Schwefelquelle.

Mittelburg, s. Neckarsteinach.

Mitteldarm, s. Magen.

Mitteldruckmaschine, s. Dampfmaschine, S. 523.

Mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.), s. Einheitszeit.

Mittelfell, s. Brustfell.

Mittelfleisch, s. Damm, S. 502.

Mittelfranken, Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, wird begrenzt im N. von Oberfranken, im O. von der Oberpfalz, im S. von Oberbayern und Schwaben, im W. von Württemberg und Unterfranken, besteht aus Teilen der Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth, aus mehreren ehemaligen Reichsstädten (Nürnberg 2c.), dem Bistum Eichstätt 2c., umfaßt 7574 qkm (137,56 QM.) und hat (1890) 700,606 Einw. (14. Juli 1895: 726,345 Einw.), darunter 527,577 Evangelische, 158,535 Katholiken und 12,294 Juden. Den Westen durchziehen die Frankenhöhe und der Steigerwald, den Süden und Osten der fränkische Jura. Die wichtigsten Flüsse sind die zum Main gehende Regnitz mit der Pegnitz und die zur Donau fließende Altmühl. Der beide Flüsse begleitende und verbindende Ludwigs- oder Donau-Mainkanal berührt den Regierungsbezirk nur im nordöstlichsten Teil. M. gehört zu den fruchtbarsten Gegenden Bayerns; die Viehzucht ist vortrefflich, der Ackerbau steht auf einer hohen Stufe, besonders in der Umgegend von Nürnberg; außer Getreide wird auch viel Tabak, Gemüse und Hopfen gebaut. Die Ausbeute an Mineralien beschränkt sich auf die Gewinnung lithographischer Steine im Jura. Die Industrie steht in den Städten, namentlich in Nürnberg und Fürth, in hoher Blüte, daher auch diese den Mittelpunkt des lebhaften Verkehrs und den Knotenpunkt der den Regierungsbezirk durchschneidenden zahlreichen Eisenbahnen bilden. In administrativer Hinsicht wird M. in neun unmittelbare Städte (Ansbach, Dinkelsbühl, Eichstätt, Erlangen, Fürth, Nürnberg, Rothenburg a. T., Schwabach und Weißenburg) und 16 Bezirksämter geteilt und hat Ansbach zur Hauptstadt. Die Bezirksämter sind folgende:

Bezirksämter	QKilometer	QMeilen	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Ansbach (Stadt u. Bez.) .	642	11,66	46802	73
Dinkelsbühl (Stadt u. Bez.)	408	7,41	29364	72
Eichstätt (Stadt u. Bez.) .	617	11,21	31067	50
Erlangen (Stadt u. Bez.)	245	4,45	30282	124
Feuchtwangen	453	8,23	26332	58
Fürth (Stadt u. Bez.) . .	351	6,37	69846	199
Gunzenhausen	515	9,35	31933	62
Hersbruck	440	7,99	36132	82
Hilpoltstein	521	9,46	24105	46
Neustadt a. A.	493	8,95	30277	61
Nürnberg (Stadt u. Bez.)	396	7,19	192284	486
Rothenburg (Stadt u. Bez.)	472	8,57	27325	58
Scheinfeld	394	7,15	19826	50
Schwabach (Stadt u. Bez.)	561	10,19	40034	71
Uffenheim	552	10,03	31483	57
Weißenburg (Stadt u. Bez.)	514	9,33	33514	65

Über die sechs Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks M. s. Karte »Reichstagswahlen«. Vgl. Lehner, Mittelfrankens Burgen und Herrensitze (Nürnb. 1895).

Mittelfreie (Mittelvrie), nach der (nicht konsequent durchgeführten) Terminologie des Schwabenspiegels im Gegensatz zu den Semperfreien einerseits und den freien Landsassen anderseits alle Freien, welche im Lehnverbande mit Semperfreien stehen (vgl. Freie).

Mittelfuß, Mittelfußknochen, s. Fuß.

Mittelgebirge, s. Gebirge, S. 150.

Mittelgebirge, Böhmisches, Gebirgsgruppe zu beiden Seiten der Elbe, südlich durch die Eger vom böhmischen Terrassenland, nördlich durch die Biela vom Erzgebirge und nordöstlich durch den Polzen vom Lausitzer Gebirge geschieden, besteht aus einer Basaltplatte vulkanischen Charakters. Unter den kegelförmigen Kuppen bildet der 835 m hohe Milleschauer Donnersberg die höchste Erhebung. Eine mächtige Braunkohlenformation lagert im NW. des Plateaus, welches berühmte Mineralquellen (Teplitz, Püllna, Bilin) enthält.

Mittelgrund, in der Malerei, namentlich bei Landschaften, der Teil einer Darstellung, welcher zwischen dem Vordergrund und dem Hintergrund liegt.

Mittelhand (Mittelhandknochen), s. Hand; beim Pferd der mittlere Teil des Körpers (Mittelteil), Rücken, Lenden, Rippen, Bauch u. Flanken umfassend.

Mittelhirn, s. Gehirn, S. 210.

Mittelhochdeutsch, s. Deutsche Sprache, S. 837, und Deutsche Litteratur, S. 794.

Mittelhuhn, s. Birkhuhn.

Mitteljagd, s. Jagd, S. 452.

Mittelkavalier, s. Kavalier.

Mittelkraft, s. Parallelogramm der Kräfte u. Parallele Kräfte.

Mittelkrebse (Anomura), s. Krebse.

Mittelkristall, Kristallgestalt, aus der Kombination des tesseralen Oktaeders u. Hexaeders im Gleichgewicht gebildet; vgl. Kristall, S. 745.

Mittelländische Rasse, soviel wie kaukasische Rasse (s. Menschenrassen, S. 141 f.).

Mittelländischer Paß, s. Algierscher Paß.

Mittelländisches Meer (Mittelmeer; hierzu die Karte »Länder des Mittelmeers«), bei den Alten Mare internum, bei den spätern Latinisten Mare mediterraneum, das größte Binnenmeer der Alten Welt, welches Europa von Afrika trennt und im O. Asien bespült, und dessen Gesamtfläche bei einer Längenausdehnung von 3860 km und einer mittlern Breite von 670 km (breiteste Stelle zwischen Triest und der Großen Syrte 1665 km) zu 2,608,599 qkm (47,377 QM.) berechnet wird; davon entfallen auf die Inseln 105,046 qkm (1908 QM.). Das Meer steht im W. durch die Straße von Gibraltar mit dem Atlantischen Ozean, im O. durch den Hellespont mit dem Marmarameer und den (künstlich hergestellten) Kanal von Suez mit dem Indischen Ozean in Verbindung und zerfällt in ein größeres Ost- und ein kleineres Westbecken, welche durch die noch unbenannte Meerenge zwischen Sizilien und Afrika verbunden sind. In der westlichen Hälfte unterscheidet man wieder drei untergeordnete Doppelbecken: das Balearisch-Iberische, das Gallisch-Sardinische, das Ligurisch-Tyrrhenische; in der Osthälfte (bei den Griechen und Türken im allgemeinen Weißes Meer genannt) das Adriatisch-Ionische, das Sizilische und das Syrtenbecken, das Ägäische Meer (Archipel) und das Wasserbecken zwischen Kleinasien und Ägypten, das als Levantisches Meer bezeichnet wird. Viel charakteristischer ist indessen die Scheidung des Mittelmeers in seine Nord- und Südseite, die durch eine von der Südwestspitze Kleinasiens über Kreta und Malta bis zur Straße von Gibraltar gezogene (im allgemeinen den 36. Breitengrad einhaltende) Linie geschieden werden. Während die Küsten der Südseite fast ungegliedert und buchtenarm erscheinen und als einzige bedeutende Insel nur Cypern im äußersten Osten zu nennen ist, zeigt die Nordseite eine so großartige Küstenentwickelung, eine so reiche Fülle von tief einschneidenden Meerbusen und Buchten, vorspringenden Halbinseln, größern und kleinern Inseln, wie sie sich in so kurzer Entfernung kaum anderswo wiederfindet. An dieser Mannigfaltigkeit nimmt die Westküste von Kleinasien einen hervorragenden Anteil. Die drei größten, fast geschlossenen Meere dieser nördlichen Hälfte sind: das Ägäische, das Adriatische und das Tyrrhenische oder Toscanische Meer; zwischen denselben liegen die beiden großen Halbinseln: die Balkanhalbinsel (Griechenland) und die Apenninenhalbinsel; von Inseln erheben sich drei große bei Griechenland: Negroponte, Kreta, Korfu, und drei noch größere bei Italien: Sizilien, Sardinien und Corsica, sowie außerdem eine fast unzählige Menge kleinerer Inseln, die bald in Gruppen (Kykladen, Balearen, Pithyusen ꝛc.), bald isoliert (Thaso, Malta, Elba ꝛc.) auftreten und sichere Stützpunkte für Handel und Verkehr darbieten. Endlich ist noch der sechs großen Meerbusen: des Golfe du Lion, der Busen von Genua, Tarent, Venedig, Lepanto und Saloniki, zu gedenken.

Die Tiefe des Mittelländischen Meeres ist sehr verschieden, am bedeutendsten zwischen Kreta u. Alexandria (bis 3345 m) und zwischen Kreta und Sizilien (bis 3968 m, tiefster Punkt unter 35° 5′ nördl. Br. und 18° 8′ östl. L. v. Gr.). Von der Straße von Gibraltar, welche Tiefen von 200 m bis zu 950 m hat, nimmt die Tiefe nach O. bis zu den Balearen allmählich bis 3000 m zu; die größte im westlichen Teil gelotete Tiefe beträgt 3070 m und liegt 40 Seemeilen nordöstlich von Minorca. Östlich von den Balearen erhebt sich der Meeresboden rasch und bleibt bis zu den die beiden Becken des Mittelländischen Meeres scheidenden Adventure- u. Skerkibänken flach. Das östliche Becken hat zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste geringe Tiefen, fällt aber im übrigen nach O. zu sehr rasch ab; nur das Nildelta ist eine der flachsten Partien des Mittelmeergebietes. Im Ägäischen Meere nehmen die Tiefen von N. nach S. zu, die größte Tiefe beträgt 1225 m. Das Adriatische Meer wird durch eine unterseeische Bodenerhebung zwischen den Halbinseln Monte Gargano und Sabioncello in zwei Becken geschieden, von denen das nördliche flach ist und nicht über 250 m Tiefe erreicht; im südlichen Becken nimmt die Tiefe von der Bodenschwelle an schnell zu; die größte Depression beträgt 1590 m. Der Zufluß zum Mittelmeer aus den umliegenden Erdteilen ist im Verhältnis zu seiner Ausdehnung gering. Es münden in dasselbe aus Europa (außer allerdings sehr zahlreichen kleinern Küstenflüssen) nur drei größere Ströme: Ebro, Rhône und Po, dazu drei mittlere: Etsch, Tiber und Maritza, während auf der ganzen afrikanischen und asiatischen Seite der Nil der einzige Zufluß von Bedeutung ist. Bei der geringen Wassermasse, welche diese Flüsse dem Mittelmeer zuführen, würde dasselbe infolge der starken Verdunstung, welcher es nach seiner Lage zwischen 31 und 45° nördl. Br. und bei den anhaltenden heißen Südwinden ausgesetzt ist, an Umfang sehr bald unverhältnismäßig abnehmen, wenn nicht in der Meerenge von Gibraltar eine Zuströmung aus dem Atlantischen Ozean stattfände. In genannter Meerenge gewahrt man nämlich an der Oberfläche eine starke Strömung aus dem Ozean ins Mittelländische Meer, welche kaum vorübergehend durch anhaltende Ostwinde unterbrochen wird, während indes in der Tiefe ein Unterstrom in entgegengesetzter Richtung läuft und dem Atlantischen Ozean von dem salzreichen Wasser des Mittelmeeres zuführt. Dieselbe Doppelströmung findet zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Schwarzen Meer statt; während aus letzterm minder salzhaltiges Wasser an der Oberfläche ausfließt, ist in der Tiefe ein Rückfluß von Salzwasser aus dem Mittelländischen Meere beobachtet worden. Auf der starken Verdunstung beruht auch der starke Salzgehalt des Mittelländischen Meeres, der 3,8 Proz. bei einem spezifischen Gewicht von 1,029 beträgt (sonstiges Mittel 3,5 Proz.). Das Mittelländische Meer hat nur eine schwache Ebbe und Flut. Im Meerbusen von Venedig steigt die Flut bei Neumond und Vollmond fast 1 m, in der Kleinen Syrte 2,5 m, während sie sonst ⅓ m kaum überschreitet.

Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß einerseits Europa und Afrika bei Gibraltar und Sizilien einst fest zusammenhingen, wie sich dies aus der geologischen Formation der Bergketten des Atlas und Spaniens und deren Parallelismus schließen läßt, während anderseits bei Konstantinopel Europa mit Asien verbunden und das Schwarze Meer ein Binnensee war, der erst später sich dort einen Ausweg öffnete. Bei der Bildung des Meeres zu seiner jetzigen Gestalt mögen wohl auch Erdbeben und vulkanische Explo-

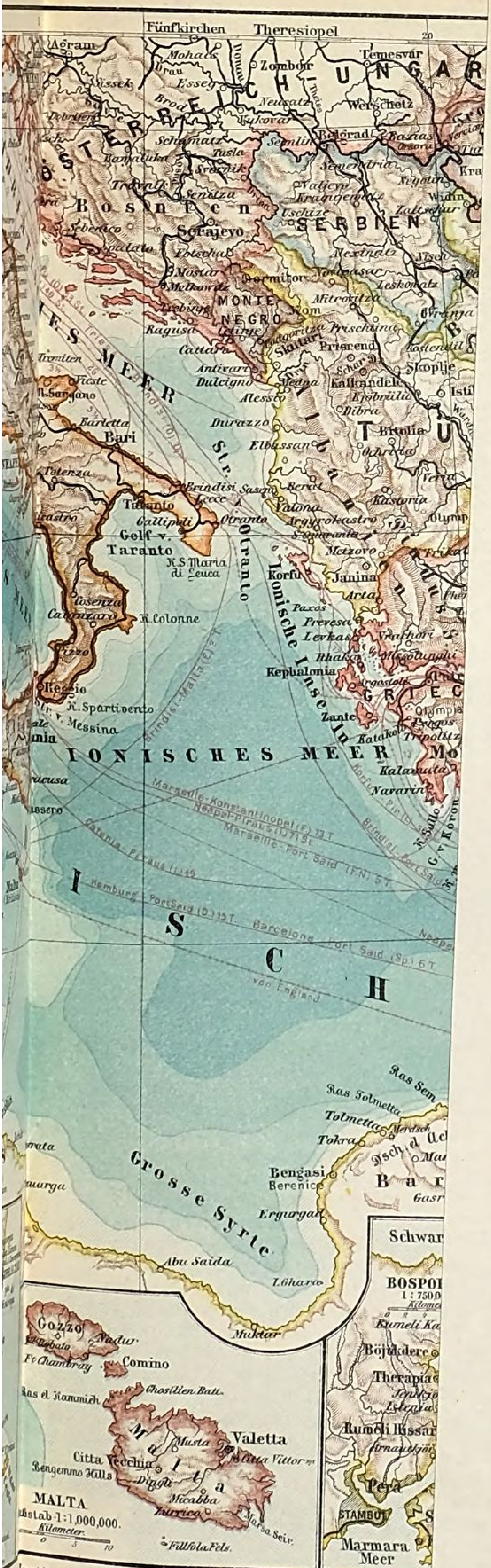

NIL-DELTA UND SUES-KANAL
Maßstab 1:3.000.000.
Kilometer.
Eisenbahnen.
MITTELM
LIBYSCHE WÜSTE
ARABISCHE
Rosetta Mündung
Bolbitinische Mündg.
Sebennytische Mdg.
Damietta
ALEXANDRIA
Damanhur
Tanta
Sagasig
KAIRO
HELIOPOLIS
El Mansura
Mensaleh
TANIS
MENDES
Westl. Länge v. Paris
Golf
Bisc
LISSABON
PORTO
PORTUGAL
SPANI
MADRID
SEVILLA
MALAGA
Cadiz
Gibraltar (Brit.)
Str. von Gibraltar
Ceuta (Span.)
Tanger
Tetuan
Melilla (Span.)
MAROKKO
FES
Mekines
Rabat
Casablanca
Cantabrisches Gebirge
Sierra Morena
Sa. Nevada
Valladolid
Salamanca
Toledo
Cordoba
Granada
Almeria
Murcia
Lorca
Badajoz
Santiago
La Coruña
Oran



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Mittelländisches Meer«.



Institut in Leipzig.

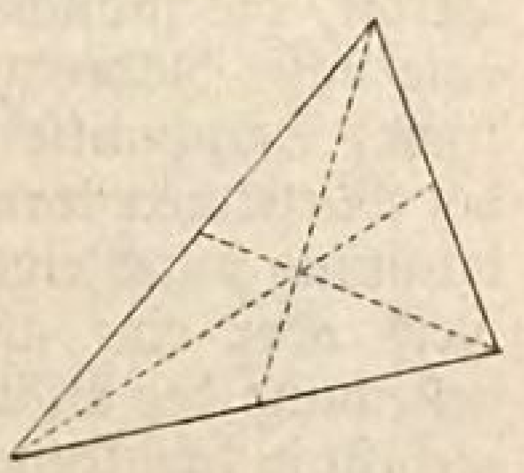
sionen mitgewirkt haben, wie denn noch heute das Becken desselben von Feuer unterwühlt ist (vulkanischer Ausbruch auf Santorin 1866—70) und auch die Küsten zum Teil heftigen vulkanischen Erschütterungen ausgesetzt sind. An einigen Orten haben sie sich in historischen Zeiten wiederholt gesenkt und sind wieder emporgestiegen, wie dies bei den Ruinen des Serapistempels bei Pozzuoli (vgl. Abbildung bei »Hebung«) sowie an den dalmatischen, sizilischen und sardinischen Küsten nachgewiesen werden kann. Hier sind große, noch in historischer Zeit blühende Städte vom Meer verschlungen worden, während dort berühmte Hafenplätze meilenweit vom Meeresufer entfernte Landstädte geworden sind (s. Ravenna). — Unter den *Fischen*, welche das Mittelmeer bevölkern, herrschen die Lippfische (Labroiden) vor; auch schmackhafte Schollen und Barsche, große Thunfische, Sardinen u. Sardellen u. a. gehören der reichen Fischfauna desselben (die über 400 Arten umfaßt) an. Weitere Bewohner des Meeres sind zahlreiche Kopffüßer (darunter das Papierboot), Schnecken, Muscheln, Polypen (darunter die Edelkoralle, die der Gegenstand einer ausgedehnten Fischerei ist) und Badeschwämme. Der Pottwal erscheint nur selten, häufiger sind Delphine und Robben.

Das Mittelländische Meer wurde schon im frühen Altertum in Bezug auf Kultur und *Verkehr* zum vermittelnden Gliede der drei Weltteile, die es physisch auseinander hält. Um seine Gestade entwickelte sich zuerst ein allgemeiner Völkerverkehr, an seinen Ufern spielte die Weltgeschichte zu den Zeiten der Juden, Phöniker, Karthager, der Küstenvölker Kleinasiens, vor allen aber der Griechen und Römer, und diese Bedeutung behielt es auch im Mittelalter (wo Venedig und Genua die große Rolle auf dem Meer spielten), bis die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und die der Neuen Welt den Völkerverkehr in neue Bahnen lenkte. In jüngster Zeit, besonders seit Eröffnung des Suezkanals, hat sich der Verkehr auf dem Mittelländischen Meer wieder bedeutend gehoben. Gegenwärtig berühren das Mittelländische Meer 55 Dampferlinien: 20 französische, 10 italienische, 7 österreichische, 1 ungarische, 6 englische, 5 deutsche, je 2 ägyptische und niederländische und je 1 spanische und portugiesische (vgl. Dampfschiffahrt). Zwei große Kabel der indischen Linien durchziehen das Mittelländische Meer von Gibraltar bis Alexandria, fünf Kabel verbinden Frankreich mit Algerien und je eines Triest mit Alexandria und Sizilien mit Tripolis. Kürzere Kabelverbindungen sind noch: Frankreich-Corsica, das Festland Italiens-Sardinien, Griechenland-Kleinasien, Candia-Alexandria und Alexandria-Cypern. Vgl. W. H. *Smyth*, The Mediterranean (Lond. 1854); *Böttger*, Das Mittelmeer (Leipz. 1859); *Schweiger-Lerchenfeld*, Das Mittelmeer (Freiburg 1888); Graf E. *Wilczek*, Das Mittelmeer, seine Stellung in der Weltgeschichte ꝛc. (Wien 1895); »Mediterranean Pilot«, herausgegeben vom Hydrographic Office in London (1885—92, 4 Bde.); »Mer Méditerranée«, herausgegeben vom Service hydrographique (Par. 1886); »Berichte der Kommission für Erforschung des östlichen Mittelmeers« (Wien 1892—95); H. *Lange*, Land- und Seekarte des Mittelländischen Meers (Triest 1859, 9 Blatt); *Petermann*, Karte des Mittelländischen Meers (8 Blatt, Gotha 1880).

Mittellandkanal, projektierter Kanal zur Verbindung des Dortmund-Emskanals mit der Weser und Elbe, soll bei Bevergern beginnen, sich durch Schaumburg-Lippe, Braunschweig, Hannover und den nördlichen Teil der Provinz Sachsen nach O. ziehen und die Elbe in der Gegend von Wolmirstedt erreichen. Seine Länge soll 350 km betragen. Eine Verbindung mit dem Rhein ist ebenfalls geplant.

Mittellatein, herkömmliche Bezeichnung der lateinischen Sprache als Weltsprache des Abendlandes etwa vom 6.—14. Jahrhundert. Die Abweichungen des Mittellateins von der klassischen Latinität waren in den verschiedenen Zeiten verschieden groß. Vgl. Lateinische Litteratur des Mittelalters.

Mittellinie (*Mediane*, *Transversale*), in der Mathematik die Gerade, welche eine der Ecken eines Dreiecks mit der Mitte der gegenüberliegenden Seite verbindet. Die drei Mittellinien *eines* Dreiecks schneiden sich in *einem* Punkt, im Verhältnis 2 zu 1 von den Ecken aus gerechnet (s. Figur), dieser Punkt ist der *Schwerpunkt* des Dreiecks, die M. heißt daher auch *Schwerlinie*.



Mittelmark, Teil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, zwischen der Priegnitz, dem Herzogtum Magdeburg, dem sächsischen Kurkreis der Niederlausitz, Neumark, Ukermark und Mecklenburg-Strelitz, 12,650 qkm (230 QM.) groß mit ca. 560,000 Einw., gehört jetzt mit Ausnahme des Kreises Lebus, der an Frankfurt kam, zum Regierungsbezirk Potsdam. Nachdem schon Markgraf Albrecht der Bär 1150 den westlichen Teil dieses Gebiets vom Wendenfürsten Pribislaw geerbt hatte, erwarben im 13. Jahrh. die Markgrafen Johann I. und Otto III. den östlichen Teil bis zur Oder, nämlich die Länder Barnim, Teltow und Lebus. Im Gegensatz zu der jenseit der Elbe gelegenen Altmark wurde dieses Land zunächst Neumark, seit dem 15. Jahrh. aber M. genannt, während der Name »Neumark« auf das märkische Gebiet am rechten Oderufer überging, das man bisher als »Land über Oder« bezeichnet hatte. Vgl. »Brandenburg« mit Karte.

Mittelmauer (*Mittelwand*), s. Mauer.

Mittelmeer, soviel wie Mittelländisches Meer.

Mittelmeerflora (*Mediterranflora*, hierzu Tafel »Mittelmeerflora«), im engern Sinne die Pflanzenwelt der am Mittelmeer gelegenen Küstenstriche und Halbinseln Südeuropas sowie Nordafrikas nördlich von der Sahara, Kleinasiens und Syriens nebst den Mittelmeerinseln, im weitern Sinne im W. die Azoren und Kanaren nebst Madeira sowie im O. einen großen Teil der orientalischen Länder von Kleinasien durch Mesopotamien und Persien bis zu den Grenzgebirgen Belutschistans gegen Indien u. bis zu der Gebirgslinie Hindukusch-Elburs-Kaukasus mitumfassend. Das Gesamtgebiet der M. im weitern Sinne kann daher als *atlantisch-mediterran-orientalisches Florenreich* bezeichnet werden. Der klimatisch-pflanzengeographischen Zoneneinteilung nach gehört dasselbe im allgemeinen der Zone immergrüner, wärmeliebender Gehölze (s. Immergrüne Gehölze) und teilweise auch dem Wüsten- und Steppengürtel an, der von Zentralasien nach Afrika hinübergreift. Die warme Jahresperiode hat meist eine Dauer von 8—10 Monaten, die heiße eine solche von 3—5 Monaten, nur die Gebirgslandschaften werden von andauerndem Frost getroffen. Wesentliche Abweichungen hiervon treten erstlich auf den genannten atlantischen Inseln mit ozeanischem, gleichmäßigem Klima, ferner auf dem armenischen

Hochlande um Erzerum und Eriwan mit 3—5monatiger Winterkälte u. einem einzigen Sommermonatsmittel über 20°, endlich in dem orientalischen und marokkanisch-algerischen Abschnitte des Gebiets hervor, in denen exzessiv hohe Sommertemperaturen bei geringen jährlichen Niederschlagsmengen herrschen. Fast überall ist die Zeit der Winterruhe nur kurz; die Vegetation erwacht schon im Februar oder März, um sich schnell zur Blüte zu entfalten und dann bei Beginn der großen Hitze still zu stehen: nicht selten bringen die Herbstniederschläge eine zweite Höhenperiode der Entwickelung. Jedoch erfolgt nur in der nördlichen Hälfte etwa bis zum 40. Breitengrade des Gebiets das Maximum der Niederschläge im Frühling und Herbst, die südliche Hälfte hat nur eine trockne und eine nasse Jahreszeit. Als bedeutungsvolles klimatisches Schutzmittel besitzen daher zahlreiche Pflanzen der Mittelmeerflora immergrünes, gegen starke Verdunstung durch eigentümlichen Bau geschütztes Laubwerk oder eine auffallend dichte Woll- und Filzbekleidung der Blätter. Das mediterrane Florenreich zerfällt in drei klimatisch und floristisch gut abgegrenzte Einzelgebiete. 1) Das atlantische (makaronesische) Gebiet umfaßt die Azoren, die Insel Madeira und die Kanaren und zeichnet sich durch eine an endemischen Formen reiche Flora aus, die außer rein mediterranen Pflanzen auch viele atlantische Typen, z. B. Erikaceen, und afrikanisch-tropische Elemente, wie z. B. fleischige Euphorbien, enthält. Die unterste, bis 500—800 m aufsteigende Region des Gebiets wird vorwiegend von einer Strauchvegetation mit Tamarix gallica, Euphorbia canariensis, E. balsamifera, Krassulaceen u. a. eingenommen; auf den Kanaren kommt auch eine Dattelpalme (Phoenix Jubae) hinzu; dann folgt bis 1200 m (auf den Azoren nur bis 800 m) immergrüner Wald mit Laurus canariensis, Oreodaphne foetens, der strauchartigen Myrica Faya, dem durch eine verzweigte Krone von Schilfblättern ausgezeichneten, mehr und mehr aussterbenden Drachenbaum (Dracaena Draco) u. a. Noch weiter aufwärts (bis 1800 m) lösen Nadelhölzer, wie Pinus canariensis, Arten von Juniperus und Erikaceensträucher nebst Cistrosen, Arten von Daphne u. a. den Lorbeerwald ab. Auf Teneriffa kommt noch eine über 1800 m liegende subalpine, aber durch große Dürre merkwürdige Höhenzone mit einem blattlosen Ginsterstrauch (Spartocytisus) und spärlichen Stauden hinzu. 2) Das Mediterrangebiet im engern Sinne umfaßt Spanien mit Ausnahme der Pyrenäen, die Balearen, das südliche Frankreich, Marokko und Algerien bis zum Südabhang des Atlas, Italien nebst den dazu gehörigen Inseln, Istrien nebst den Balkanländern, die griechischen Inseln und die am Mittelmeer und Schwarzen Meer gelegenen Küstenstriche Kleinasiens nebst der Krim und dem Westabhang des Kaukasus. Floristisch läßt sich ein westlicher (atlantischer), ein mittlerer (nordafrikanisch-tyrrhenischer) und ein östlicher (ostmediterraner) Bezirk unterscheiden. In der untersten u. wärmsten Region des ganzen Gebiets sind immergrüne Buschformationen (Maquis oder Macchien) mit Erica arborea, Pistacia Lentiscus, Olea europaea, Myrtus communis, Phillyrea media, P. angustifolia, Arbutus Unedo, A. Andrachne, Arten von Spartium, Juniperus u. a., und immergrüne Wälder, wie besonders von Eichen (Quercus Ilex, Cerris coccifera u. a.), Lorbeerbäumen (Laurus nobilis), Nadelhölzern (Pinus halepensis und P. Pinaster) u. a., tonangebend. In Südspanien bildet in dieser Region auch die Zwergpalme (Chamaerops humilis) ausgedehnte, bis 1200 m aufsteigende Bestände, die auf den italienischen Inseln nur zerstreut auftreten und weiter ostwärts fehlen. In sehr trocknen Gebieten, so zwischen der nördlichen und südlichen Kette des Atlas und in Spanien (s. d.), entwickelt sich Steppenvegetation mit harten und festen Gräsern (Esparto- oder Halfaformation mit Arten von Stipa, Aristida u. a.) und Artemisien, auf salzreichem Boden auch mit Salsoleen. Neben Macchien und Steppen treten auch buntblütige Mattenformationen (Phryganagestrüpp) auf, die von den mitteleuropäischen Wiesen völlig verschieden sind, u. an deren Zusammensetzung halbstrauchige Labiaten, Cistrosen, Nelken, Umbelliferen, Kruciferen, immortellenähnliche Kompositen, Arten von Trifolium, Medicago u. a. sich vorzugsweise beteiligen. An felsigen Gehängen treten bisweilen Bestände des stammblütigen Judasbaums (Cercis Siliquastrum), an Bachufern Südspaniens und Griechenlands Oleandergebüsche (Nerium Oleander) als charakteristisch hervor. Sandige Hügel werden von Tamarisken (Tamarix gallica u. a.), Weide- u. Kulturland von zahlreichen Disteln, Acanthus u. a., tiefliegender, lehmreicher Boden von zahlreichen frühblühenden Knollen- und Zwiebelgewächsen, wie Arten von Narcissus, Asphodelus, Crocus, Orchideen u. a. (Asphodillfluren), besetzt, die mit ihren unterirdischen Teilen die Zeit der Sommerdürre überdauern. In die unterste Region des Mediterrangebiets fällt auch die Kulturzone der Olive, des Weinstockes, des Feigenbaums und zahlreicher, meist aus Asien eingeführter Südfrüchte, wie Zitronen, Orangen, Mandeln, Granaten, Maulbeeren, der in der Sahara und im Orient einheimischen Dattelpalme, die in Nord- und Mittelitalien nur zerstreut und erst in Unteritalien häufiger kultiviert wird, u. a., auch mehrerer Nadelhölzer, wie die Cypresse (Cypressus sempervirens) und die Pinie, die erst durch die Kultur verbreitet worden sind. An warmen Felsküsten, an Mauern u. dgl. haben sich einige aus dem wärmern Amerika eingeführte Sukkulenten, wie die Opuntia ficus indica u. a., und die Agaven (Agave americana, fälschlich Aloë genannt) angesiedelt. Die obere Grenze der immergrünen Region greift über die Olivenkultur hinaus; in Algerien folgen z. B. über dem Zwergpalmengürtel (bis 1200 m) Bestände von immergrünen Eichen (Quercus Ballota bis 1600 m), Meerstrandskiefern (Pinus halepensis) und Zedern (Cedrus atlantica bis 1900 m). In Granada sind lichte Wälder von Pinus Pinaster und halepensis oder immergrüne Eichen bis 1200 m verbreitet, daneben herrschen Matten- oder Steppenformationen, noch höher beginnt sommergrüner Wald mit den auch in Mitteleuropa verbreiteten Laubholzgattungen. Die untere Grenze dieser mediterranen Bergwaldregion liegt zwischen 1200 und 1400 m, die obere bei 2000—2700 m. Die alpine Region der Mittelmeerländer zeigt ebenfalls vielfache Abweichungen von der Mitteleuropas; der alpine Gesträuchgürtel wird z. B. in der Sierra Nevada entsprechend dem mediterranen Charakter der Gesamtflora vorwiegend durch Ginsterarten (Erinacea pungens, Genista-Arten) neben Wacholder u. a. gebildet, auch die Flora der mediterranen Alpenmatten zeigt ein andres floristisches Bild als die der mitteleuropäischen Hochgebirge. 3) Das orientalische Gebiet verknüpft sich floristisch teils mit Arabien und der Sahara, für die die Dattelpalme als Charakterpflanze gewählt werden kann, teils mit dem Steppen-



1. Meerstrandskiefer. — 2. Immergrüne Eiche. — 3. Feigenbaum. — 4. Cypresse. — 5. Pinie. — 6. Ölbaum.
13. Agave americana. — 14. Fackeldistel (Opuntie).

ITTELMEERFLORA.



— 7. Orange. — 8. Dattelpalme. — 9. Zwergpalme. — 10. Lorbeer. — 11. Besenstrauch. — 12. Oleander. —
— 15. Asphodelus luteus. — 16. Acanthus mollis.

Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Mittelmeerflora«.

gebiet Innerasiens, teils in den Gebirgen auch mit der mediterranen und pontischen Pflanzenwelt. Hiernach gliedert es sich in eine durch reichlichere Niederschläge (besonders im Februar) bevorzugte Dattelregion, die auf Mesopotamien und die Küstenstriche am Persischen Golf beschränkt ist, ferner eine durch kalte Winter und trockenheiße Sommer ausgezeichnete Steppenregion, die sich zwischen den umrandenden Gebirgen auf dem Plateau von Konia, in Kappadokien, Armenien und Persien von 700—1200 m ausbreitet, und endlich eine Bergwald- und Hochalpenregion, die mit meist spärlichen Waldbeständen, Hochsteppen und mattenähnlichen Formationen bis zu den bisweilen noch im Spätsommer schneetragenden Hochgipfeln der Gebirgswälle emporsteigt. Allen drei Regionen ist ein mehr oder weniger stark kontinentales Klima gemeinsam. Die nördliche Grenze der Dattelregion oder des »heißen Landes« (persisch: Germsir) gegen das Steppen- (»Biaban«) und gegen die feuchtern Wald- und Buschgelände (»Dschaengael«) fällt ungefähr mit der nördlichen Verbreitungslinie der Dattelpalme und des Chanarstrauchs (Zizyphus spina Christi) zusammen; erstere wird landeinwärts vom Persischen Golf allenthalben im Umkreis der Städte und Dörfer kultiviert. Die wilde Flora zeichnet sich durch einen auffallenden Reichtum an ephemeren Gewächsen aus, die ihr Leben in der kurzen Zeit des Frühjahrs zu schnellem Abschluß bringen und während desselben der Landschaft durch ihren Blütenschmuck hohen Reiz verleihen. In der sehr baumarmen Steppenregion überwiegen Sträucher, Halbsträucher und Stauden mit außerordentlich reichlichen Dornen- und Stachelbildungen (s. Steppenflora), manche derselben bestimmen noch bei 4000 m Meereshöhe das landschaftliche Vegetationsbild. In der Bergwaldregion entwickeln sich ausgedehntere Wälder am üppigsten an den gegen das Kaspische Meer hin geneigten Berglehnen mit Platanus orientalis, Pterocarya caucasica, Juglans regia, Arten von Acer, Populus, Quercus, Carpinus und Fagus silvatica, die hier ihre Ostgrenze erreicht. Am Ararat (mit einer Schneegrenze bei 4150 m) bilden Birken, Eichen, Zitterpappeln und Weiden die höchsten bis 2550 m aufsteigenden Gehölze. Die Hochebene von Erzerum gibt bei 2000 m noch ergiebige Weizenernten. Am Bingöl-Dagh steigen mit dem obersten Birkengestrüpp auch Steppenpflanzen (Arten von Astragalus und Acantholimon) empor, die erst in der Nähe der Schneefeldmulden durch Hochalpenformationen mit Arten von Alsine, Androsace, Viola, Gentiana, Dianthus, Myosotis, Hedysarum, Artemisia splendens u. a. abgelöst werden; boreale Pflanzentypen sind in den nördlichen Randgebirgen Persiens, wie z. B. am westlichen Elburs, am häufigsten.

Der Ursprung der M. läßt sich deutlich auf einen schon in der Tertiärzeit vorhandenen Grundstock von subtropischen Pflanzen (arktotertiäre Flora) zurückführen, die vom Himalaja bis zu den Pyrenäen sowie einem großen Teil der nördlichen Hemisphäre überhaupt verbreitet waren. Direkt von Pflanzen der Tertiärperiode leiten sich von jetzt lebenden Arten der M. z. B. Ceratonia Siliqua, Ostrya carpinifolia, Nerium Oleander, Chamaerops humilis, Myrtus communis, Laurus nobilis und canariensis, Punica Granatum, Olea europaea, Smilax aspera und mauritanica, Pistacia Lentiscus und Terebinthus, Viburnum Tinus, Quercus Ilex u. a. ab, deren nächstverwandte Vorfahren in fossilen Resten von Pliocän- und Miocänschichten des Gebiets erhalten sind. Bei der während der Tertiärperiode im Mittelmeergebiet nachgewiesenen anderweitigen Verteilung des Festlandes und der Inseln, von denen z. B. Sizilien und Unteritalien zeitweise mit Nordafrika, der Griechische Archipel mit der Balkanhalbinsel und Kleinasien zusammenhingen, war den Pflanzen Gelegenheit zu ausgedehnter Verbreitung von Kleinasien, Syrien und Nordafrika bis nach Südfrankreich und Spanien gegeben. Es ist daher eine ansehnliche Zahl von Arten auch in solchen Teilen des Mediterrangebiets allgemein verbreitet, die gegenwärtig nicht mehr in Landzusammenhang stehen, eine Ausnahme in dieser Beziehung macht besonders Oberitalien, das bis zur jüngsten Zeit der Pliocänperiode vom Meere bedeckt war. Ferner konnten sich in den zuerst gehobenen und abgetrennten Landteilen mehr eigentümliche (endemische) Formen ausbilden als in den später gebildeten. Daher haben sich in letztern aus dem gemeinsamen Grundstock von Gattungstypen nahe verwandte, aber nicht identische Formen (sogen. vikarierende Arten) im W. und O. der M. herausgebildet; bekannte Beispiele dafür bilden Ramondia pyrenaica in den Pyrenäen und R. serbica im Rhodopegebirge, Lathraea clandestina in Westfrankreich, Spanien und Mittelitalien und L. rhodopea im Rhodopegebirge ꝛc.

Für die Flora Makaronesiens ist eine Reihe tropischer Pflanzentypen, wie Phyllis (Rubiacee), Visnea (Ternströmiacee), Myrsine (Myrsinacee), Sideroxylon und Argania (Sapotacee) u. a., bezeichnend, deren Verwandte in den Tropen der Alten und Neuen Welt reichlicher entwickelt sind; auch erinnern einige in Makaronesien endemische Pflanzen an Überreste der europäischen Tertiärflora, so z. B. Laurus canariensis an L. princeps, Dracaena Draco an D. australis u. a. Während der ältern quaternären Periode besaß Madeira bereits eine ähnliche Vegetation wie gegenwärtig mit Laurus canariensis, Oreodaphne foetens, Myrica Faya, Erica arborea u. a. Hieraus und auch aus einer Reihe zum Teil zoogeographischer Gründe, wie der Verbreitung der Landschnecken, erscheint die ursprüngliche Zugehörigkeit der makaronesisch-atlantischen Flora zu der des Mittelmeergebiets kaum zweifelhaft. Dasselbe gilt für den Zusammenhang letzterer mit der Zentralasiens, da noch am Ende der Tertiärzeit das Schwarze u. Kaspische Meer mit dem großen sibirischen Meere in Verbindung standen, dessen Wellen den Altai, Alatau und Hindukusch bespülten und das nach seiner Austrocknung den Boden für die später entwickelte und nach den verschiedensten Richtungen ausstrahlende Steppenflora lieferte. Vor der Entwickelung letzterer herrschten in den das Mittelmeergebiet mit Zentralasien verbindenden Ländern, wie Persien und Afghanistan, aller Wahrscheinlichkeit nach ähnliche klimatische Verhältnisse wie gegenwärtig in Südeuropa, so daß ein ungehinderter Pflanzenaustausch vom Himalaja bis zu den Pyrenäen stattfinden konnte. Hieraus erklärt sich das Vorhandensein einer ansehnlichen Zahl von Pflanzengattungen arktotertiären Ursprungs, wie Philadelphus, Apocynum, Nerium, Scopolia, Asarum, Omphalodes, Cercis, Liquidambar, Platanus, Castanea, Ostrya, Carpinus, Pistacia u. a., die mit vikarierenden Arten gegenwärtig sowohl im engern Mittelmeergebiet als im Himalaja, in Japan und auch in Nordamerika vertreten sind. Diese geschichtlichen Beziehungen der M. erhellen erst den einheitlichen Charakter der M., deren gegenwärtiger Bestand nur versprengte, oft durch große Lücken der Verbreitung getrennte Überreste der ehemaligen

Tertiärflora enthält. Vgl. die pflanzengeographischen Abschnitte in den Artikeln: »Spanien, Italien, Türkei, Griechenland, Europa, Asien, Afrika«.

Mittelmeerländer, s. Mittelländisches Meer.

Mittelmoräne, s. Gletscher, S. 658.

Mittelniederdeutsch, s. Deutsche Sprache, S. 837.

Mittelohr (mittleres Ohr), s. Gehör und Ohr.

Mittelohrentzündung (Mittelohrkatarrh), s. Ohrenkrankheiten.

Mittelpersisch, s. Iranische Sprachen.

Mittelpferde, bei der Bespannung des deutschen Feldgeschützes die beiden mittlern Pferde, deren links gehendes der Mittelreiter reitet.

Mittelpivotlafette, s. Lafette.

Mittelplatz, im Wechselwesen, s. Zwischenplatz.

Mittelpunkt, meist nur Mitte, namentlich bei Strecken. Man findet die Mitte der Strecke durch Halbieren (s. d.), aber in der Praxis auch durch Probieren, indem man von beiden Seiten der gegebenen Strecke gleiche Stücke abschneidet und damit fortfährt, bis die zu halbierende Strecke so klein ist, daß man sie nach dem Augenmaß halbiert; hierin liegt zugleich der Beweis, daß jede Strecke einen M. hat; Analoges gilt vom Winkel. — In der Mechanik: M. der Anziehung, der Sitz der anziehenden Kraft (z. B. für das Planetensystem die Sonne); M. des Gleichgewichts (oder der Kräfte), der Punkt, welcher unterstützt werden muß, um ein System von Körpern, auf welche Kräfte wirken, im Gleichgewicht zu erhalten; M. der Masse, Trägheit oder Schwere, soviel wie Schwerpunkt; M. des Schwunges, der Punkt eines zusammengesetzten Pendels, welcher genau so schwingt, wie es seine Entfernung vom Aufhängungspunkt fordert; M. des Stoßes, der Punkt, in welchem die ganze Wirkung des Stoßes, den ein Körper von einem andern erhält, vereinigt ist. — In der Physik heißt phonischer M. der Punkt, an welchem ein mehrsilbiges Echo von dem Rufenden am besten gehört wird, optischer M., der in der Mitte eines Hohlspiegels oder einer sehr dünnen Linse gelegene Punkt.

Mittelpunktsgleichung (Gleichung des Mittelpunktes), meist Gleichung der Kegelschnitte, bezogen auf ein Achsensystem, das den Mittelpunkt zum Anfangspunkt hat. In der Astronomie der Unterschied zwischen der wahren und mittlern Anomalie (s. d.) eines Planeten oder Kometen; sie ist eine Folge davon, daß der Planet (Komet) sich nicht mit konstanter Geschwindigkeit in einem Kreise um die Sonne bewegt, sondern in einer Ellipse nach dem zweiten Kepplerschen Gesetze. Sie bildet die sogen. erste Ungleichheit, die schon Hipparch durch die Annahme zu erklären versuchte, daß die Bewegung mit konstanter Geschwindigkeit in einem exzentrischen Kreise von statten gehe.

Mittelpunktsucher, soviel wie Mittelsucher (s. d.).

Mittelreiter, s. Mittelpferde.

Mittelsalze, neutrale Salze, besonders die Salze der Erde und schweren Metalloxyde, jetzt meist nur noch gebräuchlich für die als Abführmittel benutzten Salze, wie Glaubersalz, Bittersalz etc.

Mittelschlächtig, s. Wasserrad.

Mittelschnepfe, s. Schnepfe.

Mittelschulen, nach dem in Preußen eingeführten Sprachgebrauch gehobene Volksschulen, die, ohne zu den höhern Lehranstalten zu gehören, doch über den Bildungskreis der Volksschule hinausgehen. Für derartige Schulen hat in Preußen der Minister Falk 15. Okt. 1872 einen Lehrplan und gleichzeitig für die Lehrer an ihnen eine besondere Prüfungsordnung erlassen (s. Lehramtsprüfungen). Für Mädchenmittelschulen (mit einer fremden Sprache) ist vom Minister Bosse 31. Mai 1894 ein besonderer Plan vorgezeichnet. Doch findet noch immer große Mannigfaltigkeit in der Einrichtung derartiger Schulen statt, da viele M. in der Weise mit städtischen Volksschulen verflochten sind, daß nur die Oberklassen dem Lehrplan der M. folgen oder neben den Oberklassen der Volksschulen Parallelklassen dem besondern Zweck der M., Vorbereitung für die feinern Handwerke etc., dienen. Vgl. Bartholomäus, Die Mittelschule in ihrem Verhältnis zur Volksschule (Gotha 1887); »Die Mittelschule und höhere Mädchenschule«, Zeitschrift (9. Jahrg., Halle 1895). — In Österreich-Ungarn und Süddeutschland versteht man unter M. die höhern, zwischen Volksschule und Hochschule in der Mitte stehenden Lehranstalten: Gymnasien, Realgymnasien, Oberreal- u. Realschulen. Vgl. die Zeitschrift »Österreichische M.« (9. Jahrg., Wien 1895).

Mittelsenkrechte, s. Halbieren.

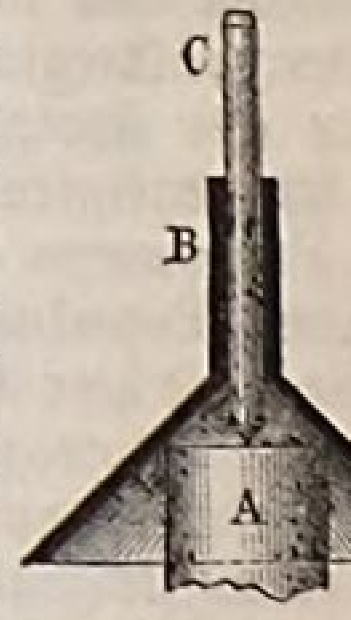
Mittelsgans (Bläßgans), s. Gänse.

Mittelsichten (mittelsichtige Wechsel), Wechsel, die auf Fristen gestellt sind, welche die Mitte zwischen kurzer und langer Sicht halten.

Mittelsprosse, s. Geweih.

Mittelstimmen, im musikal. Satz die Stimmen zwischen der obersten (Sopran) und tiefsten (Baß); sie sind beim schlichten harmonischen Satz reich an Bindungen u. bewegungsarm, und die Aufgabe der höhern Schule (Kontrapunkt) ist es, diese Mängel zu beseitigen und auch den M. Leben und melodischen Fluß zu geben.

Mittelsucher, Werkzeug zum Anzeichnen der Mittelpunkte an den Endflächen eines auf der Drehbank zwischen Spitzen einzuspannenden Arbeitsstückes. Gewöhnlich besteht derselbe (s. Abbildung) aus einem Trichter B, in dem sich ein Körner C verschiebt. Setzt man B zentrisch auf das Arbeitsstück A, so erfolgt mittels eines Hammerschlages auf C die Bildung eines die Mitte kennzeichnenden Grübchens. Größere M. dieser Art erhalten statt des Körners einen Bohrer. Genauer arbeiten M., welche nach Art der Zentrierfutter (s. Tafel »Drehbank«, Fig. 3) vier Backen erhalten, die das Arbeitsstück zentrieren, welches man sodann gegen einen in der Mitte des Futters befindlichen Körner schlägt.



Mittelsucher.

Mitteltraverse, s. Festung, S. 349.

Mittelwache, s. Hundewache.

Mittelwald (Mittelwaldbetrieb), forstliche Betriebsart (s. Forstbetriebsarten), und zwar ein alter, bereits im 16. Jahrh. geregelter Betrieb, von beschränkter Ausdehnung in Deutschland, sehr verbreitet in Frankreich; Verbindung von Femelwald und Niederwald mit Überhaltholz (Oberholz) für Baumholzerziehung in Femelwaldform u. mit Stockausschlagholz (Schlagholz) in Niederwaldform auf einer und derselben Schlagfläche. Der größte Teil der deutschen Mittelwaldungen ist im Laufe des 19. Jahrh. in Hochwald umgewandelt. Oberholz heißt das ein oder mehrere Male übergehaltene Holz, und zwar das einmal übergehaltene Holz Laßwedel, das zweimal übergehaltene Holz Oberständer. Das Schlagholz bildet gemeinschaftlich mit dem Oberholznachwuchs das Unterholz. M. ist nur auf gutem Boden vorteilhaft, liefert dort aber eine hohe Rente.

Mittelwalde, Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Habelschwerdt, an der Neiße, Knotenpunkt der Linien Breslau-M. der Preußischen Staatsbahn und Chlumetz-M. der Österreichischen Nordwestbahn, 429 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein altes und ein neues Schloß, eine schöne Marienstatue auf dem Markte, ein Amtsgericht, ein preußisches und ein österreichisches Hauptzollamt, eine Gardinenfabrik, Schuh- und bedeutende Leinenfabrikation und (1890) 2808 Einw., davon 270 Evangelische und 8 Juden.

Mittelwassermesser, s. Flutmesser.

Mittelwort, s. Partizip.

Mittelzähne, soviel wie Schneidezähne, s. Zähne.

Mittelzeitig, soviel wie Anceps (s. d.).

Mittelzell, 1) Abtei, s. Reichenau. — 2) Ort, s. Zell am Main.

Mittenwald, Flecken im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Werdenfels, an der Isar, 912 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Bronzestandbild des Michael Kloß (gest. 1743), des ersten Verfertigers von Musikinstrumenten in M., eine Geigenbauschule, ein Forstamt, ein Nebenzollamt I, Fabrikation von Saiteninstrumenten mit starker Ausfuhr nach überseeischen Ländern, Holzhandel und Flößerei, Sägemühlen und (1890) 1791 kath. Einwohner. M. war im Mittelalter eine wichtige Zwischenstation für den Handel zwischen Augsburg und Bozen. Im S. liegt auf der Grenze gegen Tirol der berühmte Engpaß von Scharnitz, im W. das Wetterstein-, im O. das Karwendelgebirge. M. wird von Fremden im Sommer stark besucht. Vgl. Baader, Chronik des Marktes M. (Nördling. 1880).

Mittenwalde, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, am Nottekanal und an der Eisenbahn Töpchin-Königswusterhausen, 40 m ü. M., hat eine alte evang. Kirche (restauriert), Reste der alten Stadtmauer, ein Amtsgericht, bedeutende Ziegelbrennerei, Schiffahrt und (1890) 2807 Einw., davon 62 Katholiken und 28 Juden. — Hier 1240 Sieg des Markgrafen Otto III. von Brandenburg über den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen.

Mitterbad, s. Ultenthal.

Mitterburg, Stadt, s. Pisino.

Mitterfels, Flecken im bayr. Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Bogen, hat eine kath. Kirche, ein Bergschloß, ein Amtsgericht und (1890) 1032 kath. Einwohner.

Mittermaier, Karl Joseph Anton, Rechtslehrer, geb. 5. Aug. 1787 in München, gest. 28. Aug. 1867 in Heidelberg, studierte in Landshut und Heidelberg, habilitierte sich 1809 als Privatdozent in Landshut, wurde 1811 daselbst außerordentlicher Professor, folgte 1819 einem Ruf nach Bonn und 1821 nach Heidelberg. 1831 wurde er von Bruchsal in die badische Ständeversammlung gewählt und galt seitdem als einer der Hauptvertreter des gemäßigten Liberalismus. Zu seinen Motionen gehören die Anträge auf Trennung der Justiz und Verwaltung, auf einen von allen Staatsangehörigen zu leistenden Verfassungseid, auf Einführung einer neuen Zivilprozeßordnung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, auf Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Reform des Gefängniswesens, humane Strafen, Abschaffung der Todesstrafe, auf Selbständigkeit der Stadt- und Landgemeinden. Auf den Landtagen von 1833, 1835, 1837 und 1847 war er Präsident der Zweiten Kammer, 1848 Präsident des Vorparlaments. Dann trat er für die Stadt Baden in die deutsche Nationalversammlung, war hier als Mitglied des Verfassungsausschusses thätig und wirkte für die Gründung eines Bundesstaats auf gesetzlichem Wege. Im April 1849 kehrte er jedoch nach Heidelberg zurück u. nahm nur noch an einzelnen Verhandlungen des Parlaments teil. Von seinen zahlreichen Werken, die zum großen Teil in die neuern europäischen Sprachen übersetzt wurden, sind hervorzuheben: »Handbuch des peinlichen Prozesses« (Heidelb. 1810—12, 2 Bde.), später umgearbeitet unter dem Titel: »Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Partikulargesetzbücher« (das. 1827, 2 Abtlgn.; 4. Aufl. 1845—46); »Der gemeine deutsche bürgerliche Prozeß« (1.—4. Beitrag, Bonn 1820—26 u. öfter); »Theorie des Beweises im peinlichen Prozeß« (Darmst. 1821, 2 Bde.); »Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts« (Landsh. 1824; 7. Aufl., Regensb. 1846—47, 2 Bde.); »Die Lehre vom Beweis im deutschen Strafprozeß« (Darmst. 1834); die Umarbeitung von Feuerbachs »Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts« (12.—14. Aufl., Gießen 1836—47); »Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Öffentlichkeit und das Geschwornengericht« (Stuttg. 1845); »Das englische, schottische und nordamerikanische Strafverfahren« (Erlangen 1851); »Die Gesetzgebung und Rechtsübung über Strafverfahren« (das. 1856); »Die Gefängnisverbesserung« (das. 1858); »Der gegenwärtige Zustand der Gefängnisfrage« (das. 1860); »Die Todesstrafe« (Heidelb. 1862). Außerdem begründete M. die »Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes« (Heidelb. 1829—55, 28 Bde.) und war Mitherausgeber des »Neuen Archivs des Kriminalrechts« sowie des »Archivs für zivilistische Praxis«. Vgl. Fr. und K. Mittermaier, Bilder aus dem Leben von K. J. A. M. (Heidelb. 1886).

Mitternacht, der Zeitpunkt 12 Stunden nach dem Mittag (s. d.), in welchem die Sonne den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Ortes erreicht. Mit demselben beginnt der bürgerliche Tag. Mitternachtspunkt oder Nordpunkt (s. d.) heißt der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizont, welcher dem Südpunkt diametral entgegengesetzt ist. Die Gegend, nach welcher hin er liegt, wird die Mitternachtsgegend oder Norden genannt.

Mitternachtssonne, das Verweilen der Sonne oberhalb des Horizonts auch bei ihrer tiefsten Stellung zwölf Stunden nach ihrem höchsten, mittägigen Stande. Die Sonne scheint eine kurze Zeit zu ruhen, ehe sie sich wieder erhebt, und erzeugt eigentümliche Beleuchtungseffekte, namentlich sehr warme Schatten und ein besonderes Zwielicht. Die M. steht für Orte verschiedener Breite auch verschieden hoch über dem Horizont, und die Dauer ihrer Sichtbarkeit nimmt mit der Annäherung nach dem Pole zu; sie beträgt für Hammerfest, Europas nördlichste Stadt, und für das Nordkap fast drei Monate (von Mitte Mai bis Ende Juli). Die Erscheinung würde auf die Regionen innerhalb der Polarkreise beschränkt sein, wenn die Erde nicht von einer Atmosphäre umgeben wäre; infolge der atmosphärischen Strahlenbrechung kann sie aber auch noch ein Stück außerhalb der Polarkreise beobachtet werden. Sie tritt ein, wenn der Abstand der Sonne vom Himmelspol (90° weniger der Deklination) kleiner ist als die geographische Breite des Beobachtungsortes. Solange diese Bedingung erfüllt ist, herrscht immerwährend Tag, dessen Dauer um so größer ist, je höher die geographische Breite des Ortes ist. Mit zunehmender Breite nimmt aber auch der

Unterschied zwischen dem höchsten u. niedrigsten Sonnenstand im Laufe von 24 Stunden ab; der Kreis, den die Sonne (wenn man von der Änderung der Deklination absieht) in dieser Zeit beschreibt, nimmt mehr und mehr eine horizontale Lage an, je mehr man sich dem Pole nähert.

Mittersill, Marktflecken in Salzburg, Bezirksh. Zell am See, Hauptort des Ober-Pinzgaues, 781 m ü. M., an der Salzach und der Poststraße von Zell am See nach Krimml gelegen, mit einem hoch liegenden alten Schloß, Bezirksgericht, Holzhandel und (1890) 636 (mit der Landgemeinde 2120) Einw. Von M. führt nördlich eine Straße über den Paß Thurn (1275 m) nach Kitzbühel, südlich der Velber Tauern (2540 m) nach Windischmatrei. Nördlich von M. erhebt sich der aussichtsreiche Gaisstein (2366 m); 9 km westlich liegt das Dorf Mühlbach mit Kupferbergbau und 255 Einw.

Mitterteich, Flecken im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Tirschenreuth, an der Linie Wiesau-Eger der Bayrischen Staatsbahn, 514 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Forstamt, eine Porzellanfabrik (300 Arbeiter), eine Glasfabrik (100 Arbeiter), Basaltbrüche, eine Lohmühle, Viehzucht, bedeutenden Holzhandel und (1890) 2295 meist kath. Einwohner.

Mitterwurzer, 1) Anton, Opernsänger (Bariton), geb. 12. April 1818 zu Sterzing in Tirol, gest. 2. April 1876 in Döbling bei Wien, war Neffe und Schüler des Wiener Domkapellmeisters Gänsbacher, trat 1839 in den Verband des Dresdener Hoftheaters ein, dem er bis 1870 angehörte. Er zählte zu den vorzüglichsten dramatischen Sängern Deutschlands; namentlich hat er sich in den Wagnerschen Opern (als Wolfram, Telramund, Hans Sachs etc.) hervorgethan.

2) Friedrich, Schauspieler, Sohn des vorigen, geb. 16. Okt. 1844 in Dresden, trat 1864 bei einer Schlesien bereisenden Truppe sein erstes Engagement an, spielte dann in Hamburg, Bremen und am Wallner-Theater in Berlin, war 1866—69 in Graz, 1869—71 in Leipzig, 1871—79 am Hofburgtheater, sodann am Stadttheater in Wien engagiert, wurde an diesem nach Laubes Rücktritt Oberregisseur und führte 1884—85 die artistische Direktion des Carl-Theaters daselbst. Seitdem widmete er sich Gastspielreisen, die ihn auch nach Amerika geführt haben. 1894 trat er wieder in den Verband des Wiener Hofburgtheaters ein. Vielseitigkeit und Originalität sind hervorragende Züge im Talent Mitterwurzers, der mit großer Gestaltungskraft und in feiner Ausarbeitung seine Rollen (z. B. Jago, Richard III., Essex, Alba, Franz Moor, Benedikt, K. Bolz u. dgl.) darbietet, in modernen Rollen aber auch vor dem äußersten Realismus nicht zurückschreckt und oft in übertriebene Detailmalerei verfällt. — Seine Gattin Wilhelmine M., geborne Rennert, geb. 27. März 1847 zu Freiburg i. Br., bis 1866 am Wallner-Theater zu Berlin engagiert, seit 1871 Mitglied des Hofburgtheaters, zeichnete sich anfangs im naiven, später im Soubrettenfach und in komischen Charakterrollen aus.

Mittewald, Dorf in Tirol, Bezirksh. Brixen, am Eisack. In dem dortigen Engpaß 4.—6. Aug. 1809 Sieg Haspingers und Speckbachers über die Franzosen unter Lefebvre.

Mittfasten, der Mittwoch vor dem Sonntag Lätare, oft auch dieser selbst (s. Laetare).

Mitthäter, derjenige, welcher mit einem oder mehreren andern gemeinschaftlich eine strafbare Handlung ausführt (s. Teilnahme am Verbrechen).

Mittimus (lat., »wir senden«), in England soviel wie Verhaftsbefehl (s. Stephen-Mühry, Handbuch des englischen Strafrechts und Strafverfahrens, Kap. 16, S. 347, wo die Formel eines solchen Haftbefehls abgedruckt ist); auch Befehl zur Versendung der Akten an einen andern Gerichtshof.

Mittler, in der christlichen Theologie die auf der Idee des Bundes beruhende Bezeichnung für Christus als den Hersteller der wahren Gottesgemeinschaft.

Mittler, Ernst Siegfried, Buchhändler, geb. 26. Juni 1785 in Halle, gest. 12. April 1870 in Berlin, eröffnete 1816 in Berlin eine Sortimentsbuchhandlung, mit der er 1828 das schon 1789 begründete Verlagsgeschäft seines Schwiegervaters Wilh. Dieterici (geb. 1758 in Berlin, gest. 1837) vereinigte. 1848 trat Mittlers Sohn Ernst Siegfried Wilhelm M. (geb. 1820, gest. 1853) als Teilhaber ein, und seitdem lautet die Firma »E. S. Mittler u. Sohn«. 1866 erhielt M. den Titel eines königl. Hofbuchhändlers. Jetziger Besitzer (Teilhaber seit 1862) ist sein Enkel Dr. Theod. Toeche, geb. 8. Sept. 1837 in Berlin (Verfasser des Geschichtswerks »Kaiser Heinrich VI.«, Leipz. 1867), seit 1869 Mitglied des königl. litterarischen Sachverständigenvereins. Der Mittlersche Verlag pflegt namentlich die Militärwissenschaften: Publikationen des Großen Generalstabes über die Kriege von 1864, 1866, 1870/71, die Kriege Friedrichs d. Gr.; Moltkes Werke; Werke von Blesson, Canitz, K. v. Decker, Müffling, Th. v. Bernhardi, v. Blume, v. Boguslawski, Verdy du Vernois u. v. a.; Truppengeschichte (ca. 300 Werke), Diensthandbücher (auch für die Marine), Lehrbücher für Kriegsschulen; das »Militär-Wochenblatt« (seit 1816), die »Rang- u. Quartierliste der preußischen Armee« (seit 1817), das »Armee-Verordnungsblatt« (seit 1867), »Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen« (seit 1874). Von Verlagsunternehmungen andrer Richtung seien genannt: »Deutsches Handelsarchiv« (seit 1880), »Deutsches Kolonialblatt« (seit 1890), statistische Werke des Reichseisenbahnamtes; außerdem Werke von Überweg, Prutz, Dahn, Schottmüller u. a.

Mittlerer Ort, s. Astronomischer Ort.

Mittlere Zeit, s. Mittag.

Mittlers Grün, s. Chromhydroxyd.

Mittnacht, Hermann, Freiherr von, württemberg. Minister, geb. 17. März 1825 in Stuttgart, studierte in Tübingen und Heidelberg die Rechte, trat 1847 in württembergischen Justizdienst als Staatsanwalt zu Ellwangen, wurde dann Stadtgerichtsvorstand in Stuttgart und Obertribunalsrat daselbst. 1861 ward er zum Mitglied der Zweiten Kammer, 1862—67 des engern ständigen Ausschusses gewählt und war mit Varnbüler Führer der Konservativen. Am 27. April 1867 wurde er zum Justizminister ernannt und erlangte im Ministerium bald eine hervorragende Bedeutung. Im Zollparlament, dem er 1868—70 angehörte, war er Führer der württembergischen Partikularisten, nachdem er wesentlich zu den antinationalen Wahlen in Württemberg beigetragen. Nach Varnbülers Entlassung (August 1870) wurde er Präsident des Ministeriums und führte die Verhandlungen in Versailles und Berlin (Oktober bis Dezember 1870) über den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich. Im August 1873, nach Wächters Rücktritt, ward er zugleich Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten sowie der Verkehrsanstalten. Er vertrat Württemberg seit Gründung des Deutschen Reiches im Bundesrat und Reichstag

und machte sich namentlich um die Schaffung eines einheitlichen deutschen Rechts sehr verdient. 1878 gab er die Justizangelegenheiten ab. 1887 wurde er in den Freiherrenstand erhoben.

Mittönen, einen Körper durch die Schwingungen eines tönenden Körpers ebenfalls in Schwingungen versetzen und dadurch zum Tönen bringen. Spannt man auf einem Monochord zwei Saiten auf, so daß sie denselben Ton geben, und bringt man dann die eine Saite zum Tönen, so tönt die andre mit. Geigen, Guitarren, welche an der Wand hängen, beginnen zu tönen, wenn im Zimmer ein ihrer Stimmung entsprechender Ton erregt wird. Hält man eine tönende Stimmgabel über das offene Ende einer Orgelpfeife, welche denselben Ton gibt, so beginnt die Luftsäule der Pfeife mitzutönen. Stets tritt das M. nur ein, wenn der mittönende Körper geneigt ist, ebensolche Schwingungen zu machen wie der anregende, oder wenigstens leicht in Schwingungen gerät, die von denen des tönenden Körpers aliquote Teile sind. Daher kann von zwei Stimmgabeln mit geringer Verstimmung die eine nicht durch die andere zum M. gebracht werden.

Mittsommerfest, s. Johannisfest.

Mittu (Mattu), Volksstamm im obern Nilgebiet, der außer den eigentlichen M. noch vier andre kleinere Stämme: die Madi (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, südlicher wohnenden Volk), die Kaja, Abaka und Luba, umfaßt, und deren Gebiet sich zwischen dem Roah und Rohl (5—6° nördl. Br.) und gegen N. bis ans Land der Dinka, gegen S. an das der Niam-Niam ausdehnt. Körperlich stehen die M. ihren Nachbarn nach, was den verderblichen Wirkungen des Guineawurms zugeschrieben wird. Sie tättowieren sich, die Oberlippe erweitern sie dergestalt, daß dieselbe beim Essen und Trinken in die Höhe gehoben werden muß, und an die Unterlippe fügt man Quarzstücke von 6 cm Länge. Um den Hals trägt man plumpe, dicke Metallringe und starke lederne Halsbänder, um Arme und Beine schwere Eisenringe. Die eigentliche Bekleidung besteht bei den Männern in einem Fellschurz, bei den Frauen in einem Laubbüschel. Beschneidung wird nicht geübt. Als Waffen haben sie Pfeile mit vielen Widerhaken und Lanzen, aber keine Schilde. Eiserne Armringe mit scharfem oder gezacktem Rand braucht man im Faustkampf. Die niedrigen Grashütten haben die Form von Bienenkörben. Den außerordentlich fruchtbaren Boden bauen die M. fleißig an, die Viehzucht steht aber auf niedriger Stufe; Hunde, welche sie mästen, sowie Ziegen und Hühner sind ihre einzigen Haustiere. Eisen wird bearbeitet, aber nur schlecht. Die Toten legt man in eine Grube mit Nische und errichtet über dem Grab einen Steinhügel mit Holzpfählen. Musik betreiben sie mit Leidenschaft, eine Art Leier ist das beliebteste Saiteninstrument. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (Leipz. 1878).

Mittweida, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Rochlitz, an der Zschopau und der Linie Chemnitz-Döbeln-Riesa der Sächsischen Staatsbahn, 270 m ü. M., hat eine schöne evang. Kirche, eine Realschule, ein Technikum für Maschinenbauer und Elektrotechniker (1600 Studierende), eine Webschule, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, Baumwollspinnerei, Baumwoll-, Woll- und Leinweberei, Möbel- (Stuhl-), Kratzen-, Zigarren-, Maschinen-, Thon-, Schamottewaren- u. Zementfabrikation, Eisengießerei, Ziegelbrennerei und (1890) 11,298 Einw., davon 681 Katholiken und 36 Juden. Die schöne, vom Zschopauthal durchzogene Umgegend wird die »Mittweidaer Schweiz« genannt.

Mittwoch (schon bei Notker mittawechâ), der mittlere, d. h. der vierte, Wochentag, hieß bei den Germanen ursprünglich Wuotanes tac, entsprechend dem lateinischen dies Mercurii, daher noch jetzt im Englischen Wednesday, in Holland Woensdag, in Westfalen Gauns- oder Godensdag, während aus dem lateinischen Namen das französische Mercredi geworden ist.

Mitus, soviel wie Hokkohühner, s. Hokkovögel.

Mitvormund, der mit einem andern zur Führung der Vormundschaft Berufene. Nach gemeinem Rechte kann jeder M. für sich allein gültig handeln, wenn nicht ein andrer der Handlung widerspricht. Nach preußischem und sächsischem Rechte können mehrere Vormünder nur in ihrer Gesamtheit gültig handeln.

Mitwissenschaft, im Strafrecht die Kenntnis von einem Verbrechen, welche unter Umständen zur Anzeige verpflichtet (s. Anzeige).

Mitylene, Stadt, s. Mytilene.

Miūrisch (griech.), »kurzschwänzig«, mit verstümmeltem Ende, besonders von Hexametern gebraucht, deren letzter Versfuß, statt mit einem Spondeus, mit einem Jambus oder Pyrrhichius endet, z. B.:

Derige odoris equos ad certa cubilia cănes.

Mius, Fluß im russ. Gouv. Jekaterinoslaw und im Donischen Gebiet. Seine bis 128 m hohen, steinigen, von schönen Eichenwäldern bewachsenen Ufer bergen reiche Steinkohlenlager. Der M. ist jetzt nicht schiffbar, obwohl er früher viel von den Kosaken befahren wurde; er nimmt links die Nagoljnaja, rechts die Krinka auf und ergießt sich nach 176 km langem Lauf in den Miuski-Liman am Asowschen Meer. Nach dem M. benannt ist der Miussche Bezirk, einer der acht Kreise des Donischen Gebiets, der aber nicht von Kosaken, sondern fast ausschließlich von kleinrussischen Bauern, die sich hier im 18. Jahrh. niedergelassen haben, bewohnt wird.

Miv., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für St. George Mivart, engl. Zoolog.

Mixed pickles (engl., korrumpiert Mixpickles), in scharfem Essig mit spanischem Pfeffer eingemachte kleine, unreife Maiskolben, Gurken, Perlzwiebeln etc. Bei den indischen Pickles wird noch Curry zugesetzt, wodurch sie besondere Schärfe gewinnen. Bei einem Zusatz von Senf nennt man sie Senfpickles.

Mixolyse (griech.), Methode, Mischfarben von größerer Reinheit und Schönheit zu erzeugen, als durch mechanisches Mischen der zusammensetzenden Farbstoffe möglich ist. Man verschafft sich Lösungen derjenigen Substanzen, welche die Farbstoffe erzeugen, z. B. die Lösungen a und b, welche einen blauen Niederschlag geben, und die Lösungen c und d, welche einen gelben geben, durch deren Vermischung also Grün entsteht, wählt aber die Substanzen so, daß die Lösungen ac und bd vermischt werden können, ohne daß ein Niederschlag entsteht. Vereinigt man dann die Lösungen zuerst in der angegebenen Weise und gießt endlich die Mischung ac in die Mischung bd, so fallen nun der blaue und der gelbe Farbstoff gleichzeitig und in so inniger Mischung, daß das Grün vollkommen rein wird.

Mixolydische Tonleiter, s. Griechische Musik und Kirchentöne.

Mixstadt, Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Schildberg, hat eine kath. Kirche, eine Synagoge und

(1890) 1419 meist poln. Einwohner, davon 36 Evangelische und 103 Juden.

Mixteken (mexikan. Mixteca, »Bewohner des Wolkenlandes«), eins der zivilisierten Völker des alten Mexiko, das die Landschaft Mixtecapan bewohnte und sich noch heute in zahlreichen Stämmen in den Staaten Oajaca, Puebla und Guerrero findet. Ihr Gebiet zerfällt in die Mixteca alta, der westliche und nördliche Teil von Oajaca, ein Gebirgsland mit fruchtbaren Thälern, und die Mixteca baja, das heiße und ebene Küstenland. Die ehemalige heilige Stadt der M. war Nun-ndecu (mexikanisch Achiutla) mit berühmtem Höhlentempel, der jetzige Hauptort ist Tlajaco, hoch gelegen und daher mit gesundem Klima und 10,000 Einw. Da das Land keine Schätze birgt, so blieb es vor größerm Eindringen der Spanier verschont, von denen die M. nur die Religion annahmen, während sie ihre Sprache, von der man fünf Mundarten kennt, bewahrten.

Mixtum (lat.), etwas Gemischtes; M. compositum, Mischmasch, Allerlei.

Mixtūr (lat. mixtura), im allgemeinen jedes »Gemisch«, besonders die vom Arzt zum innerlichen Gebrauch verordnete flüssige Arznei, welche aus Abkochungen, Aufgüssen, Lösungen von Salzen ꝛc., Emulsionen od. dgl. besteht; enthält die M. ungelöste Stoffe, welche sich zu Boden setzen, so muß sie vor dem Einnehmen umgeschüttelt werden (Schüttelmixtur). Auch einige pharmazeutische Präparate andrer Art führen den Namen M., nämlich Mixtura gummosa, eine Lösung von 15 Teilen Gummi arabikum und 15 Teilen Zucker in 170 Teilen Wasser; M. oleoso-balsamica, Hoffmannscher Lebensbalsam; M. solvens, eine Lösung von 5 Teilen Salmiak und 4 Teilen Lakritzen in 250 Teilen Wasser; M. sulfurica acida, Hallersches Sauer; M. vulneraria acida, Thedensches Wundwasser, Arkebusade. — M. heißt auch die gebräuchlichste aller gemischten Stimmen der Orgel, der Regel nach nur aus Oktaven und Quinten bestehend, manchmal aber auch eine Terz oder gar Septime enthaltend. Früher hatte man Mixturen mit einer großen Anzahl von Chören (Pfeifen); jetzt nimmt man drei als das Minimum und sechs als das Maximum der Pfeifenzahl an.

Miya (japan.), Name der Shinto-Tempel und des kaiserlichen Palais; zugleich Beiname der Prinzen der kaiserlichen Familie. So z. B. heißt der jetzige japanische Kronprinz Haru-no-M.

Mizar, s. Bär (Sternbild).

Mizellen (Micellen), kleine Molekülgruppen von Eiweißstoffen, gleichsam organische Atome, die den Organismus aufbauen.

Mizil, Stadt in der Walachei (Rumänien), Kreis Buzau, an der Eisenbahn Bukarest-Roman, mit lebhaftem Handel, stark besuchtem Jahrmarkt und (1889) 5198 Einw.

Mizpa (hebr., »Warte«), 1) Stadt im Ostjordanland, am Dschebel Oscha gelegen, Wohnort des Richters Jephtha. — 2) Stadt im Stamm Benjamin, zur Zeit der Richter und Samuels oft der Versammlungsort des Volkes. Jetzt Nebi Samwil.

Mjechow (poln. Miechow), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Kjelzy, an der Mjechowka, mit (1889) 2373 Einw.

Mjestnitschestwo (Mestniczestwo, russ., von mesto, »Stelle, Amt«), ehedem in Rußland das eigentümliche Recht der höhern Würdenträger, zu beanspruchen, daß ihre Stellung im Dienste des Zaren nach derjenigen ihrer Vorfahren bestimmt werde. Der Zar Feodor III. beseitigte jenes Recht, indem er 1682 die Adelsregister verbrennen ließ.

Mjösen, der größte aller norwegischen Seen, von 364 qkm (6,6 QM.) Areal, ist gleich den übrigen Landseen dieses Landes eigentlich ein mit Wasser erfülltes Thal oder eine Erweiterung des Flußgebiets, zu welchem er gehört, daher die langgestreckte, an beiden Enden sehr schmale Form des Sees. Sein wichtigster Zufluß ist am nördlichen Ende bei Lillehammer der (Gudbrands-) Laagen; am südlichsten Ende, bei Minne, fließt der Vormen ab (zum Glommen). Der letztere ist durch Kunst vom M. an bis Eidsvold schiffbar, und von dort führen Eisenbahnen einerseits nach Christiania, anderseits über Hamar nach Drontheim und nach Lillehammer; die Strecke von Eidsvold bis Lillehammer (über 100 km) wird regelmäßig von Dampfschiffen befahren. Die Ufer des M., welcher 121 m ü. M. liegt und eine Tiefe von 195—451 m hat, bieten eine große Mannigfaltigkeit an schönen Landschaften dar, obwohl nirgends von großartiger Natur. Im O. wird er von der Landschaft Hedemarken mit der Stadt Hamar, wo der Furnäsfjord und der Akersvik nach W. geht, begrenzt; mitten im See, zwischen Hamar und Gjövik, liegt die große und fruchtbare Insel Helgeö (»heilige Insel«). Die Fischereien im M. waren früher sehr bedeutend, bis sie im Juli 1789 durch eine große Überschwemmung ganz zerstört wurden; zur Zeit sind sie wieder im Aufkommen. Besonders sind die Hunnerörreten (eine Art Lachsforelle) sehr beliebt.

Mkes, Dorf in Palästina, s. Gadara.

Ml. (*Müll.*), bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Otto Friedrich Müller, geb. 1730, gest. als Konferenzrat in Kopenhagen 26. Dez. 1784, schrieb »Flora Friedrichsdalina« (Straßb. 1767).

Mladá Boleslav, tschech. Name für Jungbunzlau (s. Bunzlau 2).

Mlawa, Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Plozk, an der Mlawm, Knotenpunkt der Eisenbahnen Marienburg-M. und Kowel-M., mit 5 Kirchen, einem Rathaus (16. Jahrh.), Dampfmühle, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Leder, Seife, Essig, Getreidehandel und (1890) 10,078 Einw. M., 1429 gegründet, war ehedem eine reiche Stadt, kam aber infolge der Schwedenkriege ganz herunter.

Mlila, s. Melilla.

Mljet, slaw. Name der Insel Meleda (s. d.).

Mlle., Abkürzung für Mademoiselle.

mm, Abkürzung für Millimeter; mm^2 in Frankreich und Österreich Quadrat-, mm^3 Kubikmillimeter.

Mme., Abkürzung für Madame.

Mn, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Mangan.

Mna (griech.), soviel wie Mina (Gewicht).

Mnemōnik (Mnemotechnik, Anamnestik, griech.), Gedächtniskunst. Man unterscheidet seit Kant ein dreifaches Memorieren: das mechanische oder äußerliche, das Reihen oder Gruppen von Vorstellungen ohne Rücksicht auf innere Verwandtschaft durch Wiederholung dem Gedächtnis einprägt; das ingeniöse, erfinderische oder künstliche, das die Vorstellungen durch willkürliche und absichtlich herbeigeführte Brücken oder Hilfen, und das judiziöse oder logische, verständige, das sie durch Urteile des Verstandes oder der Vernunft untereinander verknüpft. Für verständige Ausbildung des Gedächtnisses muß die Pflege des ersten als Grundlage, die des letzten als Ziel gelten; aber auch der künstlichen

Gedächtnishilfen wird kaum jemand ganz entraten können. Über deren planmäßige Anwendung gehen jedoch die Ansichten auseinander. Kant nennt in der »Anthropologie« das ingeniöse Memorieren, bei dem man, um etwas leichter ins Gedächtnis zu fassen, das Gedächtnis noch mit mehr Nebenvorstellungen belästige, geradezu ungereimt wegen des Widerspruchs zwischen Mittel und Absicht, da man dem Gedächtnis die Arbeit zu erleichtern suche, in der That aber sie durch die ihm unnötig aufgebürdete Association sehr disparater Vorstellungen erschwere. Anderseits hat die Gedächtniskunst immer wieder Pfleger u. Anwalte auch unter Männern von Geist gefunden. So wurde sie in den griechisch-römischen Rhetorenschulen systematisch gepflegt. Als ihr Urheber galt der Dichter Simonides von Keos (556—468 v. Chr.), der nach Cicero (De oratore II, 84. 85) durch ein wunderbares Erlebnis auf die Einsicht geleitet wurde, daß für das Behalten größerer Mengen von Namen, Daten, Zahlen deren geordnete Verteilung auf innerlich vorgestellte, gegliederte Räume (Städte, Paläste, Säle rc.) besonders nützlich sei. Ferner rühmt bei Platon (wenn der sogen. größere Hippias von Platon stammt; vgl. auch Xenophon, Gastmahl IV, 62) der Sophist Hippias aus Elis (um 400) sich, mittels seines geheimen Kunstgriffes 50 nacheinander gesprochene Namen sofort wiederholen zu können. Im Mittelalter erinnert die phantastische »Große Kunst« des Raimundus Lullus (1234—1315) an die topische M. der Alten. Geistlose und doch lange Zeit ernstlich auch von hochgebildeten Männern gepflegte mnemonische Hilfsmittel jener Zeit sind unter anderm der Cisio-Janus (s. d.) u. die Merknamen der aristotelischen Schlußfiguren (Barbara, Cesare, Baroco, Ferii rc.); harmloser manche rhythmische Namenreihen (der freien Künste: Gram loquitur, Dia vera docet etc.; der Tierzeichen: Sunt aries, taurus etc.), die noch heute hier u. da gute Dienste leisten. Seit dem 15. Jahrh. wurde die M. der Alten von einer Anzahl namhafter Gelehrter erneuert. Konrad Celtes, Picus von Mirandola, Giordano Bruno, die Deutschen Lambert Schenckel und Winckelmann, der Engländer Grey lenkten die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt mit Erfolg auf die M. Auch J. H. Alsted (1588—1638), Lehrer des Comenius, bearbeitete die M., der er jedoch einen gegenüber dem gewöhnlichen Sprachgebrauche bedeutend erweiterten Begriffsumfang gab. Leibniz beschäftigte sich mit ihr im Interesse der von ihm gesuchten Pasigraphie, d. h. einer für alle Sprachen gemeinsam geltenden und in jeder Sprache lesbaren Schrift. Eigentümlich ist der neuern M. das Prinzip der Substitution, nach welchem man sinnliche Vorstellungen, Begriffe, Buchstaben durch Zahlen oder diese durch jene ersetzt. Bekannte Mnemoniker unsers Jahrhunderts sind: Kästner, ein sächsischer Landgeistlicher (um 1800), Freiherr von Aretin (1810), die Franzosen Grégoire de Feinaigle (1805), Aimé Paris, A. Gratacap, die Polen Jazwinski und General Bem, der Däne Karl Otto, genannt Reventlow, ferner Hermann Kothe (»Lehrbuch der M.«, 2. Aufl., Hamb. 1852; »Katechismus der Gedächtniskunst«, 6. Aufl., Leipz. 1887), Hugo Weber-Rumpe (»Mnemonische Unterrichtsbriefe«, Bresl. 1882; »Mnemonisches Zahlwörterbuch«, das. 1885), F. Hörlens (»Leitfaden der Gedächtniskunst«, Elberf. 1879 u. ö.) u. E. T. Mauersberger (»Mnemosyne«, Leipz. 1885). Die Pädagogik kann wohl von einigen mnemonischen Kunstgriffen Gebrauch machen, wird aber, je mehr sie auf wissenschaftlich psychologischer Grundlage sich aufbaut, desto entschiedener das logische Gedächtnis bevorzugen. Übrigens beruhen die glänzenden Leistungen der Gedächtnisvirtuosen (s. Gedächtnis) keineswegs immer auf bewußter Anwendung mnemonischer Hilfsmittel. Einen Übergang vom künstlichen zum logischen Gedächtnis bildete bei den Alten die logisch-rhetorische Wissenschaft der Topik, d. h. die Lehre von den sogen. loci communes oder Gemeinplätzen. Vgl. Morhof, Polyhistor sive de auctorum et rerum notitia commentarii (Lübeck 1688, 2 Bde.; 4. Aufl. 1747); Morgenstern, De arte veterum mnemonica (Dorpat 1835); Bonnell, De arte mnemonica (Berl. 1838); Drbal, Empirische Psychologie (5. Aufl., Wien 1892) sowie die unter »Gedächtnis« aufgeführte Litteratur.

Mnemosyne, in der griech. Mythologie die Tochter des Uranos und der Gäa, eine Titanin, die Göttin des Gedächtnisses, von Zeus, bei dem sie neun Nächte in Pierien weilte, Mutter der neun Musen (Mnemoniden). Hauptsitze ihrer Verehrung waren Eleutherä und Thespiä in Böotien.

Mnesikles, griech. Architekt, erbaute von 437—432 v. Chr. die Propyläen auf der Burg von Athen.

Mnichovo Hradiště, s. Münchengrätz.

Mnium *L.* (Sternmoos), Gattung der Laubmoose, ansehnliche Moose mit glatter Büchse, aus der Basis durch aufrechte oder ausläuferartig kriechende Zweige sich verjüngendem Stengel und sehr großen und breiten Blättern. Etwa 30 Arten, meist in der nördlich gemäßigten und kalten Zone, wachsen gesellig oder rasenförmig auf der Erde, an Felsen, zum Teil auch auf Torfmooren. M. cuspidatum *Hedw.* (s. Tafel »Moose I«, Fig. 5) ist in Wäldern der Ebene und des Gebirges überall häufig, M. undulatum *Hedw.* in feuchten Wäldern ganz Europas, wegen der Größe und des palmartigen Wuchses eines der prächtigsten Moose.

Mo, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Molybdän.

Mo (Mon), japan. Kleingewicht zu $^1/_{10}$ Rin (Ring), für Edelmetalle zu 10 Wu = 3,757 mg; auch niedrigste Rechnungsstufe bis 1878 = 0,066 Pfennig.

Mo., Abkürzung für Missouri (Staat).

Moa (Koloßvögel, Dinornis *Owen*), Gattung riesiger ausgestorbener Vögel, welche einst auf Neuseeland lebten und mit andern gleichfalls ausgestorbenen neuseeländischen Vögeln zur Familie der Dinornithiden vereinigt und zu den Straußen und Kasuaren in die Ordnung der Kurzflügler gestellt sind. Die Dinornis-Arten erreichten eine Höhe von 3—4 m, hatten einen kleinen, flachen Schädel, einen kräftigen, kurzen Schnabel, langen Hals, ganz verkümmerte Flügel, dreizehige, sehr hohe, massive Füße und mit Mark gefüllte Knochen (s. Tafel »Diluvium I«, Fig. 4). Sie lebten noch zur Zeit des Menschen (auf der Nordinsel vielleicht noch zu Anfang dieses Jahrhunderts), und die Heldengesänge der Neuseeländer berichten von den Kämpfen ihrer Vorfahren mit den Moas, welche bei dem auf den Inseln herrschenden gänzlichen Mangel an Säugetieren den vor 600 Jahren von den Samoainseln vertriebenen Maori die hauptsächlichste Fleischnahrung boten. Das Anwachsen der Maori zu einem zahlreichen Volk und die große Menge von Knochen und Eierschalen der Moas beweisen, daß diese letztern einst sehr häufig gewesen sein müssen. Mit ihren Federn schmückten sich die Neuseeländer. Die Ausrottung der Moas führte nach Hochstetter die Eingebornen zum Kannibalismus, dem erst durch die Einführung von Kartoffelbau und Schweinezucht von Europa aus gesteuert werden konnte.

Moab, das Hochland am südöstlichen Ufer des Toten Meeres (—394 m), bis zu 800—900 m Meereshöhe ansteigend, mit (bis 800 m) tief eingeschnittenen Thälern und steilem, terrassenförmigem Abfall nach W. hin. Die hauptsächlichsten der steilwandigen Thäler sind Wadi Wale, W. Modschib, W. Dscherra und W. Kerak. Bewohnt war es im Altertum von den Moabitern (s. d.); die jetzige Bevölkerung bilden Beduinen unter türkischer Oberhoheit. M. ist sehr reich an Ruinen und hat seine große Fruchtbarkeit zum Teil bis heute bewahrt, wenn es auch nur spärlich bewohnt und bebaut ist. In alter Zeit waren die bedeutendsten Orte: Dibôn (Dibân), Residenz des Königs Mesa und Fundort von dessen berühmtem Siegesdenkmal, die Hauptstadt Rabbath M. (heute Rabba) und Kir M., die Hauptfestung der Moabiter und heute als Kerak der einzige größere Ort. Charakteristisch ist die große Menge der zu Zisternen, Wohnungen, Gräbern rc. benutzten Höhlen im Kalkgestein; in ihnen wurden angeblich seit 1872 die seitdem als Fälschungen erkannten Thongefäße, Götterbilder rc. gefunden (vgl. Kautzsch und Socin, Die Echtheit der moabitischen Altertümer, Straßb. 1876). Außerdem ist M. reich an Steindenkmälern, die westlich vom Jordan fast ganz fehlen, an Dolmen, Cromlechs oder Steinkreisen, die noch heute für heilig gelten, und Menhirs oder Steinpfeilern. Vielleicht rühren dieselben von den durch die semitischen Ammoniter und Moabiter verdrängten Ureinwohnern, den Samsummim und Emim, her.

Moabit, ehemaliges Dorf, jetzt ein Stadtteil von Berlin (s. d.).

Moabīter, semit. Volksstamm im nördlichen Arabien, südöstlich vom Toten Meer, die Bewohner von Moab (s. d.). Als Stammvater des Volkes wird Moab, der Sohn Lots, genannt (1. Mos. 19, 37). Sie verehrten als höchste Gottheiten Baal und Astor. In ihrer Verbreitung wurden die M. zuerst durch die Ammoniter beschränkt, und der Name Gefilde Moab für die Ebenen am Jordan, Jericho gegenüber, zwischen Livias und Hesbon, deutet auf ihre frühere Ausdehnung nach Norden. In der Periode der Richter hatten die M. die südlichen Stämme der Israeliten auf 18 Jahre unterjocht, bis der Richter Ehud ihren König Eglon ermordete. David unterjochte sie, und bei der Teilung des Davidschen Reiches (953) kam Moab an das Reich Israel; doch wußte es sich unter König Mesa (s. d.) um 850 dem Tribut wieder zu entziehen, und die M. benutzten fortwährend die Schwäche der Israeliten zu Plünderungszügen über den Jordan, bis Jerobeam II. sie wieder zur Zinspflichtigkeit zurückführte. Um 600 wurden sie von den Babyloniern unter Nebukadnezar unterworfen; später verlor sich ihr Name in dem der Araber.

Moabitische Altertümer, s. Moab.

Moallakât, s. Arabische Litteratur, S. 762.

Moansa (Muanza), Militärstation in Deutsch-Ostafrika, am Süduser des Victoria Nyanza, am Ostufer eines schmalen und tiefen Einschnittes desselben, in der Landschaft Unjamwesi, mit einer Besatzung von 125 Mann (4 Europäer).

Moassina, Fulbestaat, s. Massina.

Moáwija, Chalif und Stifter der Dynastie der Omajjaden, Sohn Abu Sofians, des langjährigen erbitterten Feindes Mohammeds, und der Hind, geb. um 600, gest. 679, ein kluger, energischer Mann, wurde 644 von seinem Verwandten, dem Chalifen Othman, zum Statthalter von Syrien ernannt, begann auch zur See Eroberungszüge, trat nach Othmans Ermordung 656 als sein Bluträcher gegen Ali auf, gewann Amru für sich und ward nach dem unentschiedenen Kampf bei Siffin 657 in Damaskus zum Chalifen ausgerufen und im größten Teil des Reiches anerkannt. Er entging dem Mordstahl der Verschwornen, dem Ali 661 zum Opfer fiel, und herrschte seitdem über das gesamte Reich, da er durch Großmut und gewinnende Freundlichkeit alle Gegner versöhnte und sich geneigt machte.

Mob (engl., v. lat. mobile vulgus, »der bewegliche, wandelbare Haufe«), soviel wie Pöbel, Gesindel.

Mobangi, Fluß s. Ubangi.

Mobel, Börsenausdruck, s. Crédit mobilier.

Möbel (franz. meuble, v. lat. mobilis; hierzu Tafel »Möbel«), aller »bewegliche« Hausrat, im engern Sinne die größern Einrichtungsstücke der Wohn- und Arbeitsräume (in ihrer Gesamtheit auch Mobiliar genannt). Sie werden in neuerer Zeit fast nur aus Holz gebildet, während im Altertum und im Mittelalter auch steinerne und metallene M. häufig vorkamen, wie der Thronsessel Kaiser Heinrichs III. (s. Kaiserstuhl). Ihrer Bestimmung nach lassen sie sich in zwei Gruppen trennen: 1) Sitz- und Lagermöbel, 2) Standmöbel (Tische, Kasten und Schränke). Sessel, Tische und Bettstellen der Ägypter und Assyrer zeigen meist senkrechte Stützen u. Lehnen mit rechtwinkelig angesetzten Verbindungen, Sitzbrettern, Tischplatten rc., doch finden sich auch Tische mit Kreuzfüßen und Faltstühle; die M. waren durch Untergestelle höher oder niedriger zu machen. Prachtmöbel wurden mit Metall- und Elfenbeineinlagen, Email u. dgl. verziert, die Thronsessel mit Teppichen belegt. Teppiche und Polster waren das unentbehrliche Erfordernis für die Ruhebetten der meisten orientalischen Völker, welche, wie heute noch, lieber lagen, als aufrecht saßen und daher auch niedrigerer Tische bedurften und noch bedürfen. Diese Sitte ging auf die Griechen und Römer über, deren Sitzmöbel auch im wesentlichen die asiatischen Formen, nur mit einer Neigung zu geschwungenen Linien, beibehielten. Dazu kam die Verzierung der Sessel- und Tischfüße mit Tierfüßen und Tierköpfen, in welch letztere man auch gern die Seitenlehnen ausgehen ließ. Bis auf die Römer behalf man sich zum Aufbewahren der Kleider rc. mit Laden, Truhen, tragbaren Kästchen; in der spätern römischen Zeit kamen zuerst Schränke mit mehreren Thüren und Fächern in Gebrauch. Im Mittelalter waren die M. häufig immobil: Steinbänke in den Fensternischen, Truhen und Etageren an den getäfelten Wänden, Schränke in den letztern; in romanischer Zeit bemalte man die glatten Flächen der M., in gotischer verzierte man sie mit Schnitzwerk (s. Tafel, Fig. 3 u. 9). Im Renaissancezeitalter entwickelte sich dann die häusliche Einrichtung und insbes. das Mobiliar in der trotz der Veränderungen der Mode bis auf den heutigen Tag in Geltung gebliebenen Art. Namentlich wurden Schränke der verschiedensten Größe und Bestimmung zu einem Hauptbestandteil des Mobiliars und zu einem Hauptgegenstand künstlerischer Gestaltung: neben den auf das mannigfaltigste und kostbarste gezierten, mit Geheimfächern rc. versehenen Kunstschränken und Kabinetten erscheinen insbes. Kredenztische oder Büffette (Fig. 6 und 10), Bücherschränke, Truhen für Kleider und Wäsche (Fig. 11), Schmuck- und Waffenschränke, Tische (Fig. 5), Sitzmöbel für profane (Fig. 2 und 4) und kirchliche Zwecke (Kirchen- und Chorstühle, Fig. 7) rc. Holzbildhauerei, Drechs-

Möbel (Kunst

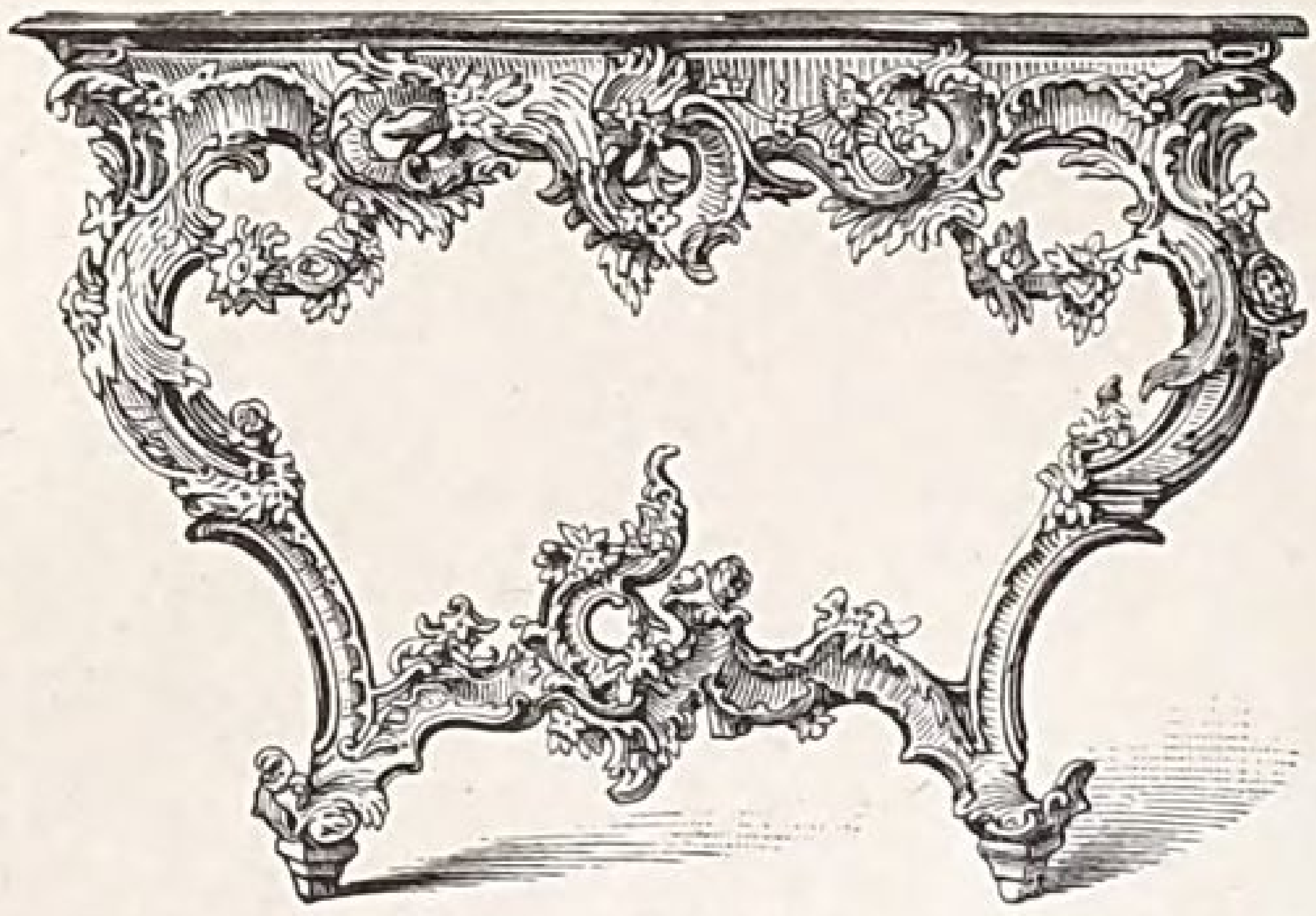


Fig. 1. Rokoko-Konsole (Karlsruhe, grossherzogliches Schloss).

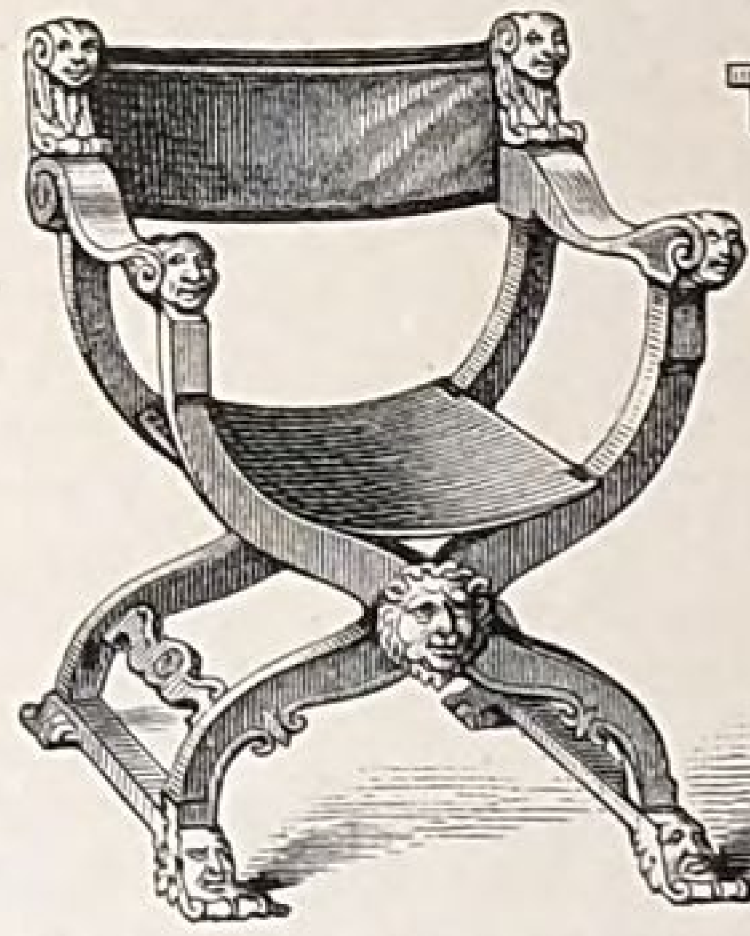


Fig. 2. Stuhl aus Nussbaumholz, deutsche Renaissance (München, bayr. Nationalmuseum).

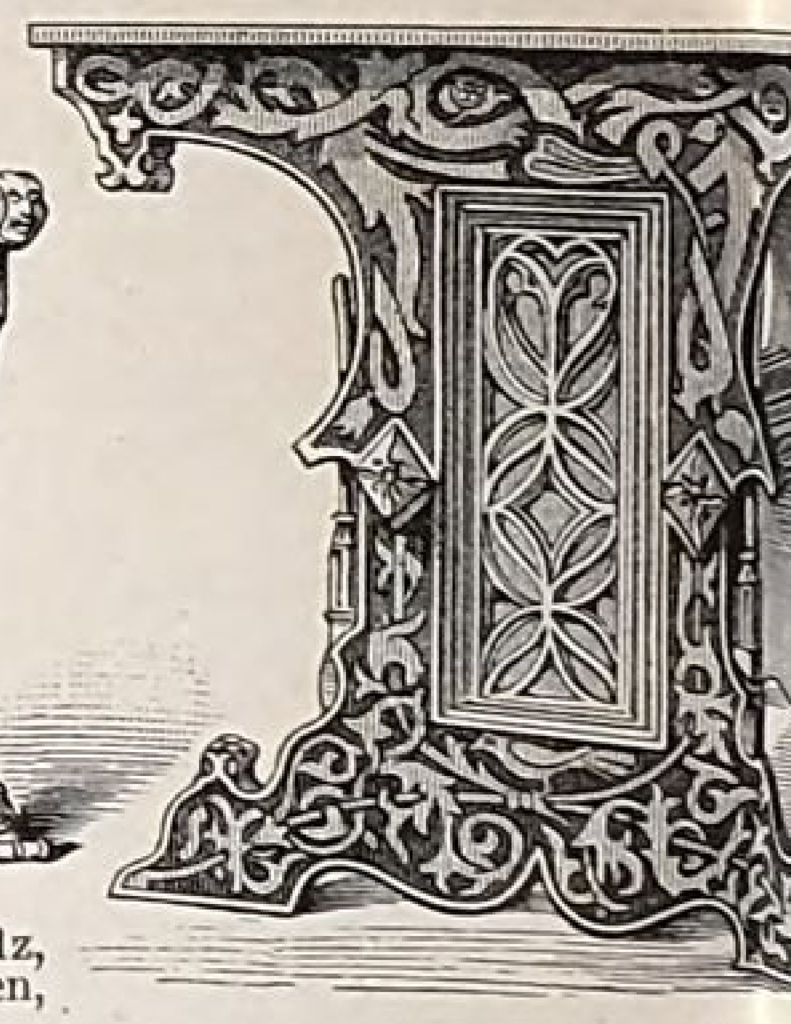


Fig. 3. Spätgotischer Tisch
Germanisches Mus

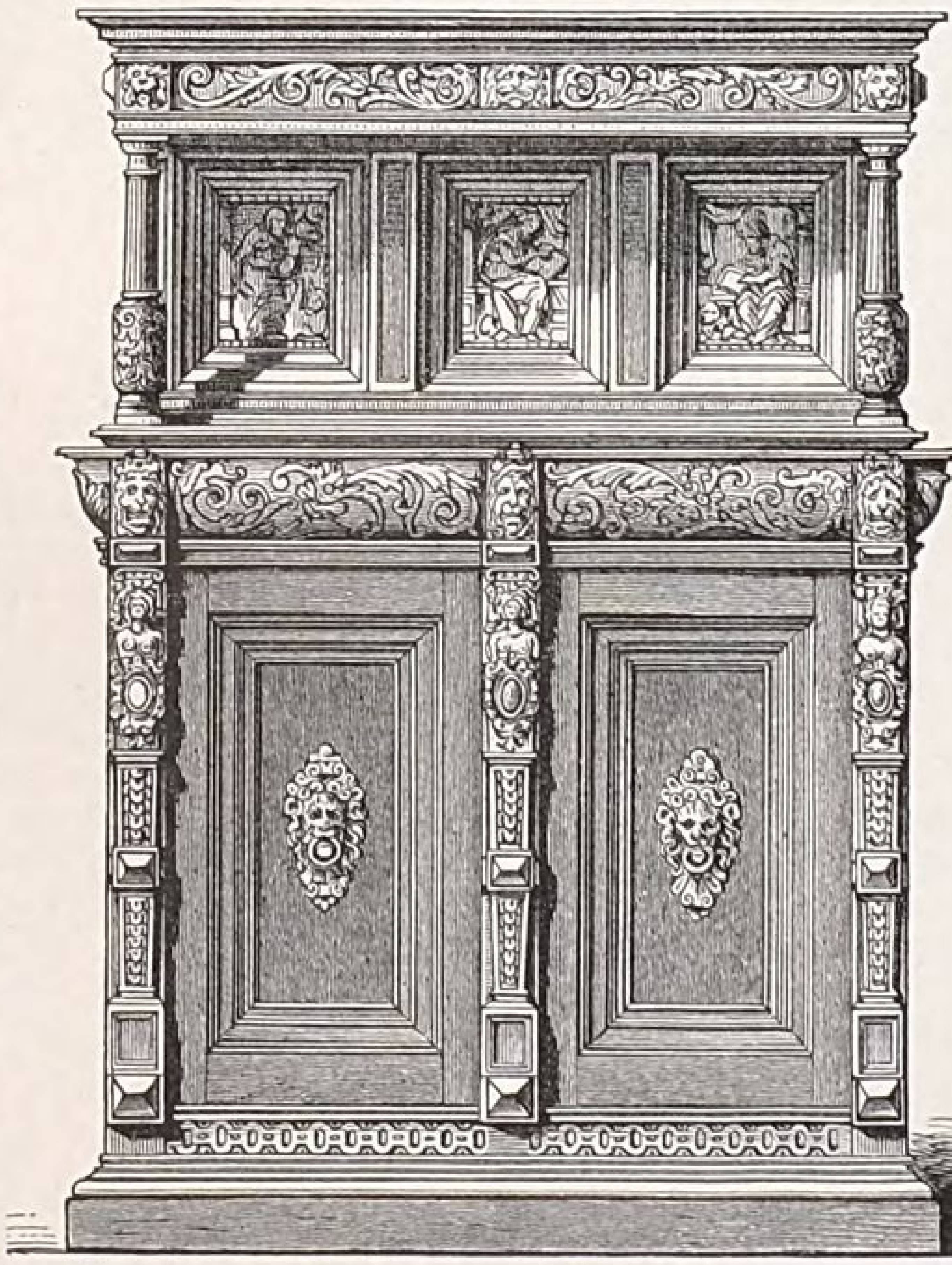


Fig. 6. Schrank der deutschen Spätrenaissance (München, bayr. Nationalmuseum).

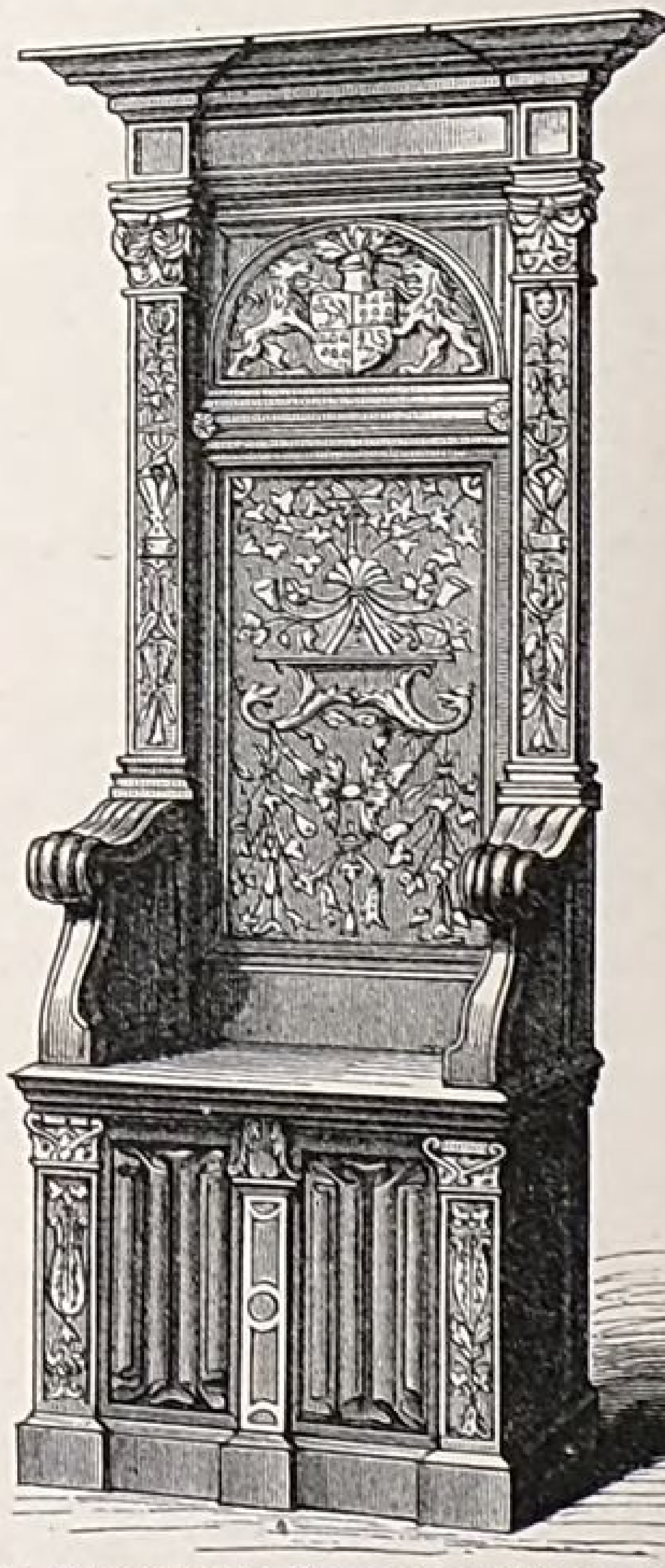


Fig. 7. Sitzmöbel in Form eines Chorstuhls, französische Frührenaissance (Schloss von Blois).



Fig. 8. Bilderrah
(Berliner

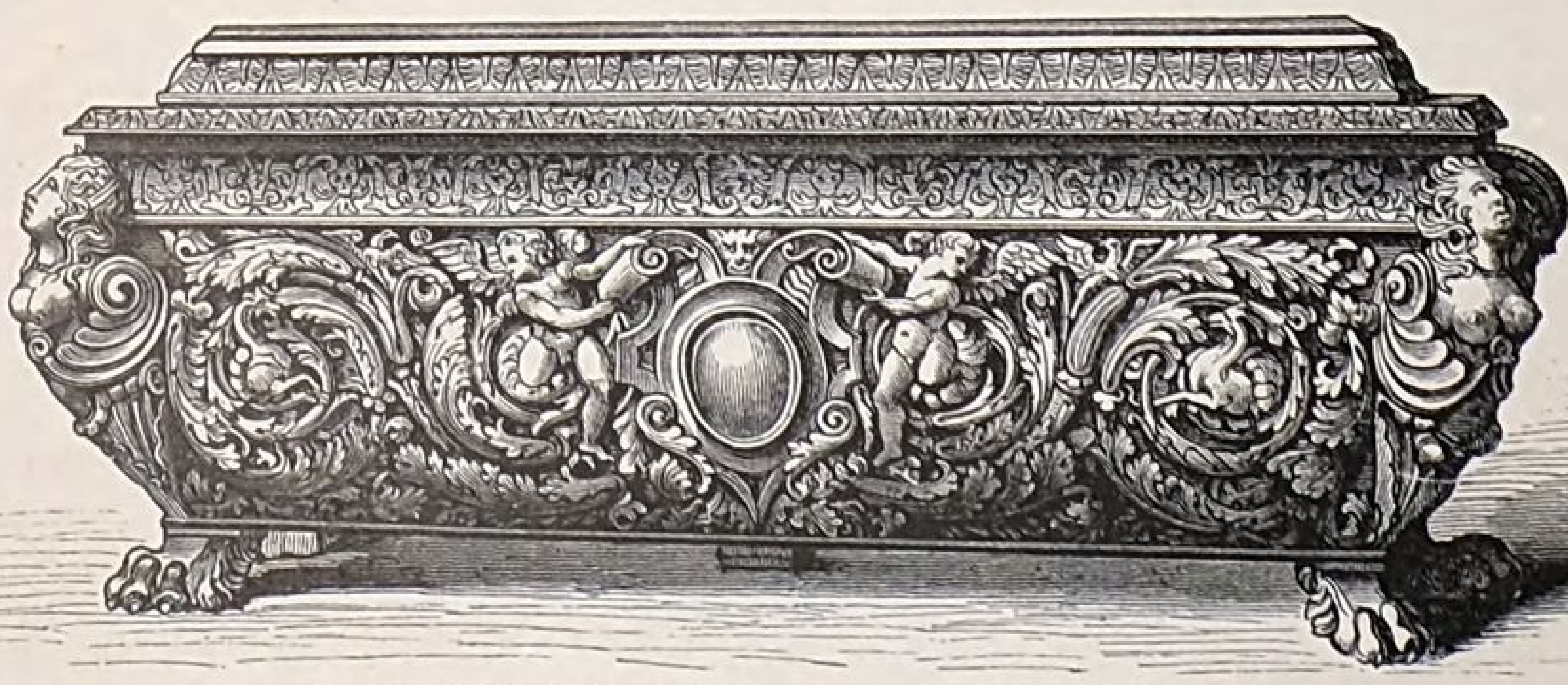
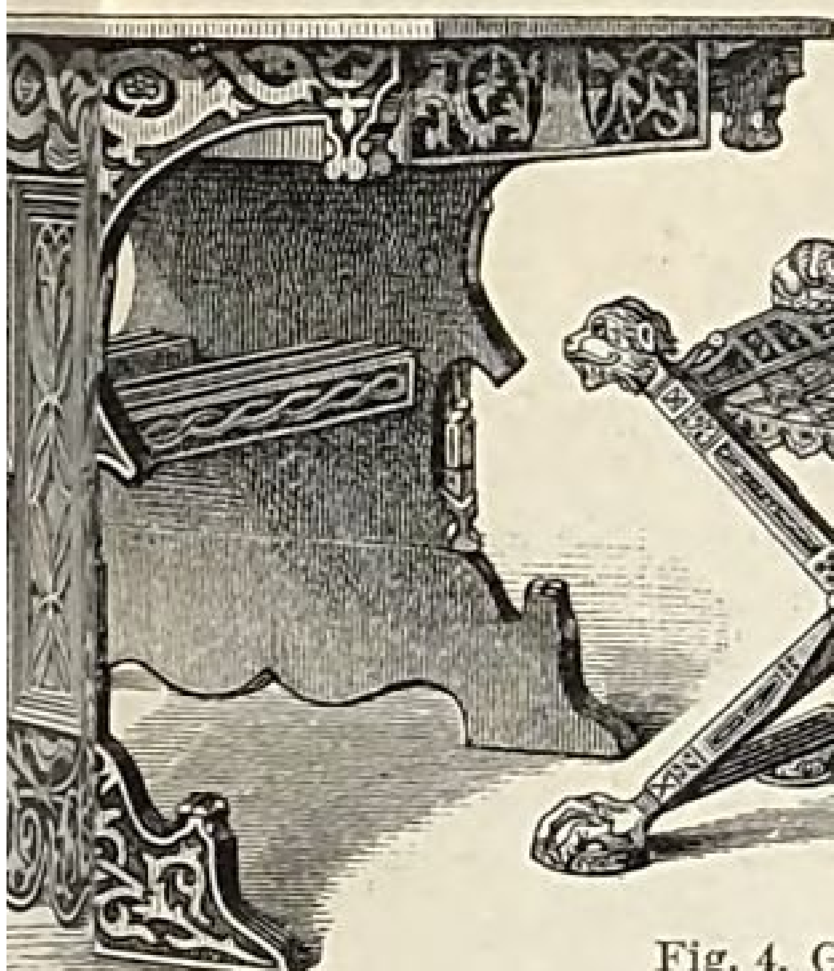


Fig. 11. Italienische Hochzeitstruhe, 16. Jahrh. (Mailand).



Fig. 12. Postame
Bouleart

sttischlerei).



h (Nürnberg, seum).

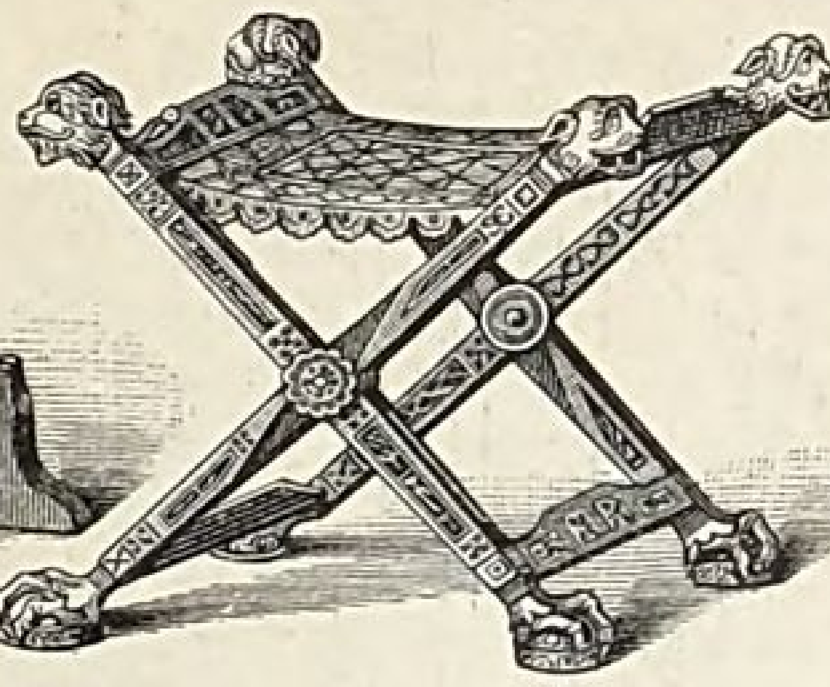


Fig. 4. Gotischer Faltstuhl (Salzburg, Frauenstift).

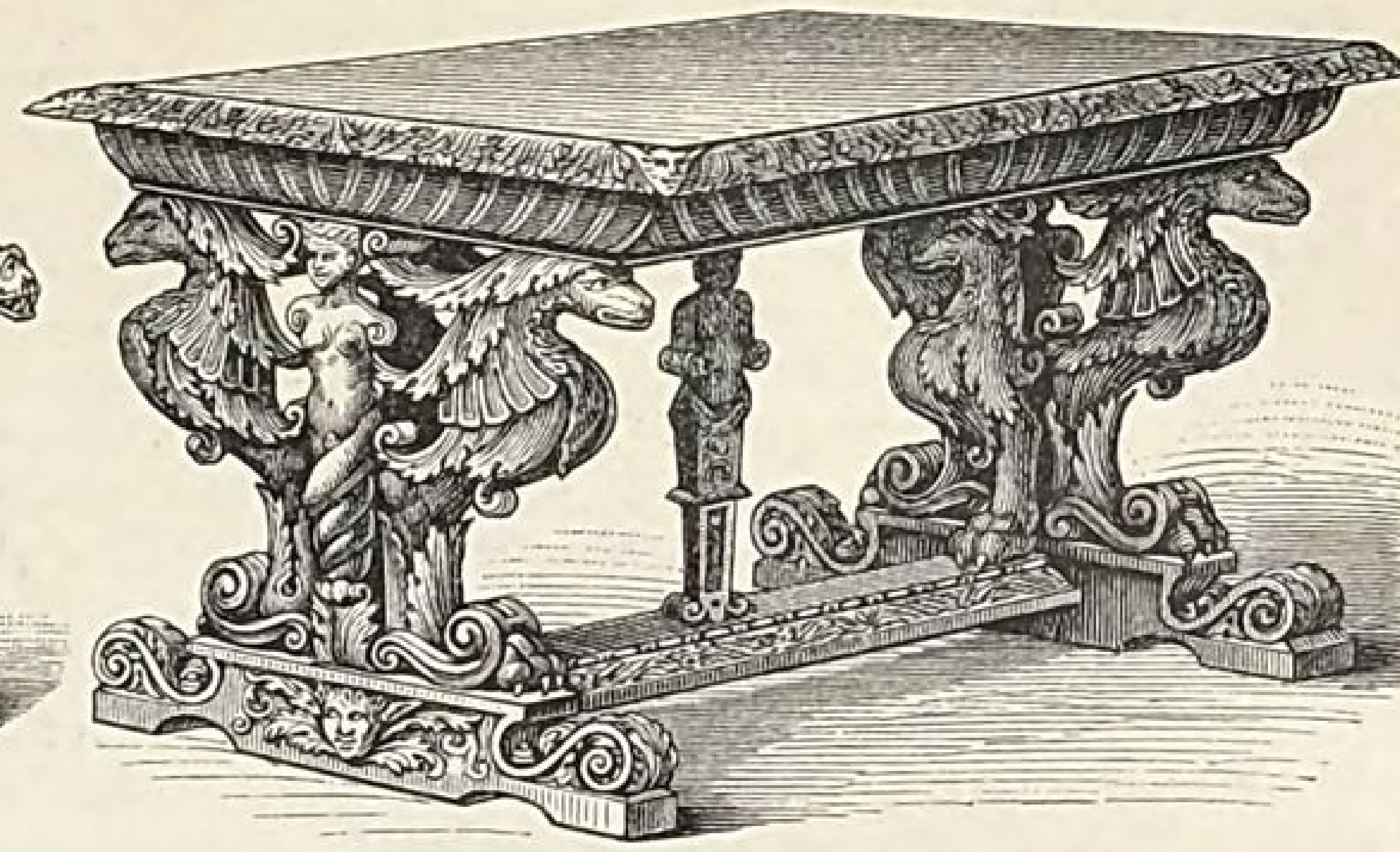


Fig. 5. Tisch der italienischen Hochrenaissance (Dresden).



men, 18. Jahrh. Museum).

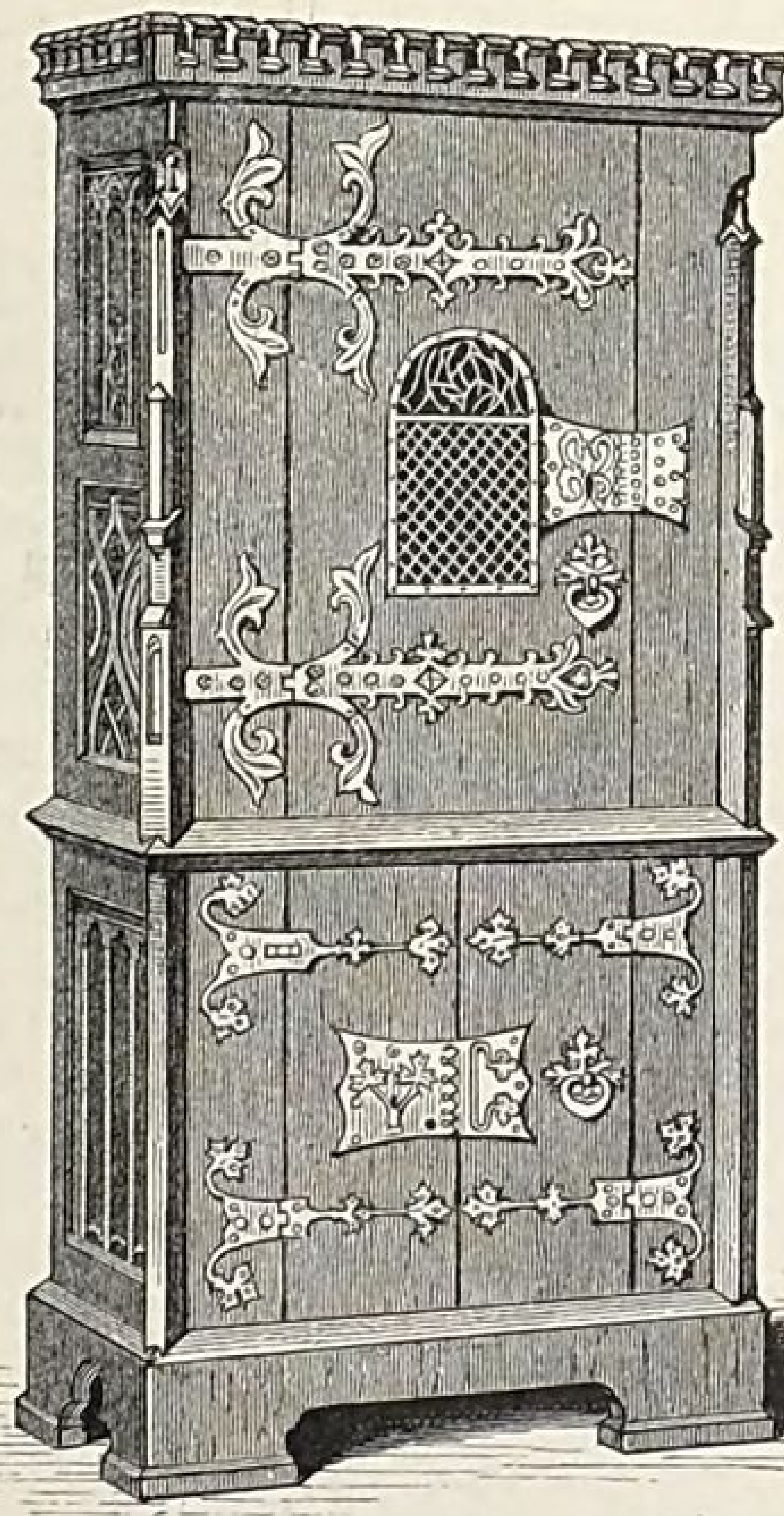


Fig. 9. Gotischer Schrank (deutsche Arbeit, 15. Jahrh.).

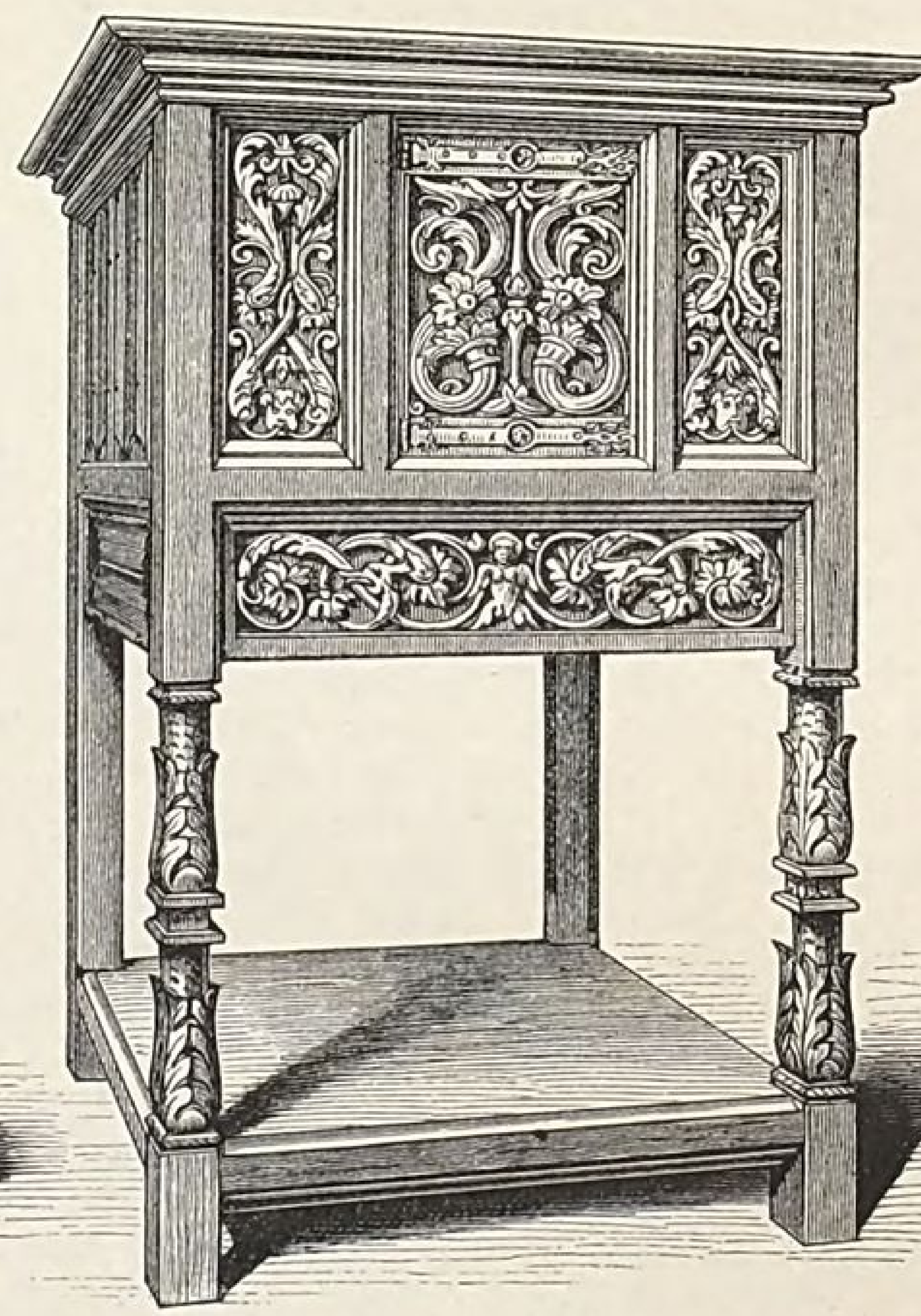


Fig. 10. Kredenzschrank (deutsche Arbeit, 1530).



nt in französischer beit (1700).



Fig. 13. Fauteuil mit Beauvais-Tapisserie (Zeit Ludwigs XV.).

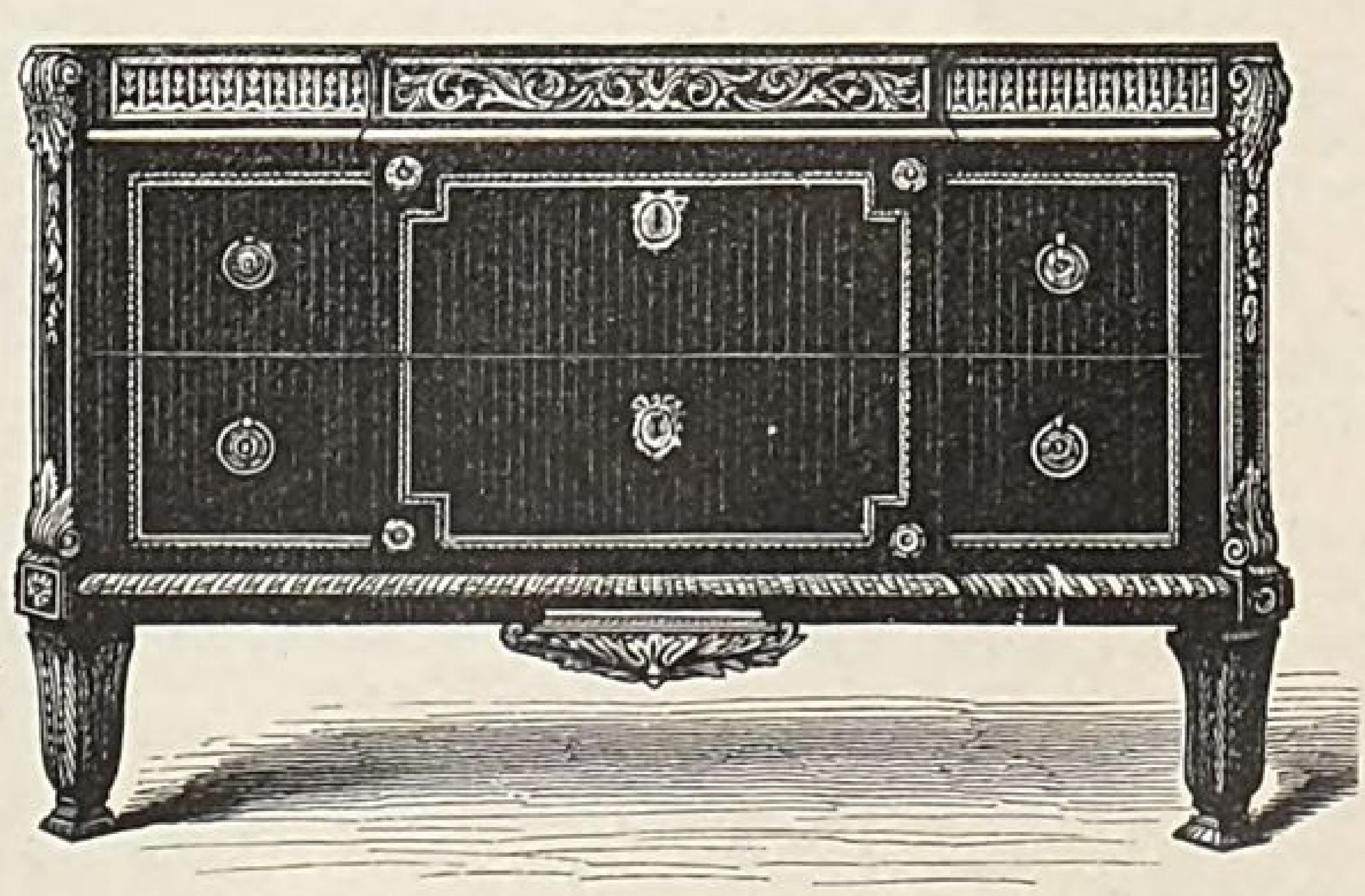


Fig. 14. Kommode aus der Zeit Ludwigs XVI., von J. H. Riesener.

lerkunst und eingelegte Arbeit aus verschiedenfarbigem Holz (Holzintarsia), aber auch in Marmor, Halbedelsteinen, Messing und Zinn dienen zur Ausschmückung der M. Diese verschiedenen Techniken begreift man unter dem Namen *Kunsttischlerei*. Den kräftigen Formen der Barockzeit folgen die zierlichen, gewundenen und geschnörkelten Formen des Rokoko (Fig. 1, 8 u. 13). Man überzog das Holz mit weißem Lackanstrich, Vergoldung und Bemalung, und der Tischler Boule (s. d.) brachte die Einlagen von Schildkrot und Metall in die Mode (Fig. 12). Von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an bis zur Mitte des jetzigen herrschte die Geradlinigkeit und Schmucklosigkeit, die Anwendung der Furnierung der wohlfeilen Holzarten mit dünnen Platten kostbarerer Hölzer vor (Fig. 14). In der Gegenwart wird die deutsche Kunsttischlerei, welche seit ca. 1875 einen großen künstlerischen Aufschwung genommen hat, meist von dem Renaissance- und Rokokogeschmack beherrscht, während die Franzosen mehr den nationalen Stilrichtungen (Louis XIV, XV und XVI und neuerdings auch dem Empirestil) folgen. In England und danach auch in Nordamerika hat sich ein eigentümlicher Möbelstil ausgebildet, welcher mehr von dem modernen praktischen Bedürfnis als von den überlieferten Stilarten beeinflußt wird. In neuester Zeit hat er auch in Deutschland Eingang gefunden und wird hier auch nachgeahmt, damit die deutsche Möbelindustrie mit der englischen auf dem Weltmarkt konkurrieren kann. Vgl. *Jacquemart*, Histoire du mobilier (Par. 1877); *Champeaux*, Le meuble (das. 1885, 2 Bde.); *Bonaffé*, Le meuble en France au XVI. siècle (das. 1886); *Havard*, Dictionnaire de l'ameublement (Par. 1887—90); *Hirth*, Das deutsche Zimmer (3. Aufl., Leipz. 1886); *Storck*, Einfache M. im Charakter der Renaissance (Wien 1875); *Schwenke*, Ausgeführte M. und Zimmereinrichtungen der Gegenwart (Berl. 1884, 2 Bde.); *Pape*, Der Möbeltischler der Renaissance (Dresd. 1884); *Prignot*, Moderne Sitzmöbel (Berl. 1885); *Gurlitt*, M. deutscher Fürstensitze (das. 1888); *Dohme*, M. aus den königlichen Schlössern zu Berlin und Potsdam (das. 1888); *Zeil*, Speisezimmermöbel (Leipz. 1890); *Rémon*, Moderne M. (1. Teil: M. im Empirestil; 2. Teil: M. im englischen Stil, Berl. 1894—95); die »Vorbilderhefte aus dem königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin«; »Journal für moderne M.« (das., seit 1881). S. auch Zimmerausstattung.

Möbelstoffe, Gewebe verschiedener Art zum Beziehen von Polstermöbeln, zu Vorhängen, Decken etc., namentlich Atlas, Damast, Kattun, Plüsch, Roßhaargewebe. In neuester Zeit haben namentlich Jutegewebe als M. große Bedeutung erlangt.

Moberly, Stadt im nordamerikan. Staat Missouri, Bahnknotenpunkt, hat eine große Fabrik für Lokomotiven und Eisenbahnwagen sowie Woll- und Tabaksfabriken, Brauereien und (1890) 8215 Einw.

Mobil (lat.), beweglich, rüstig, kriegsbereit.

Mobilbau, s. Bienenzucht, S. 998.

Mobile (spr. möbil), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft und einziger Seehafen des nordamerikan. Staates Alabama, am Westufer des *Flusses M.* gleich oberhalb seiner Mündung in die *Mobilebai* (s. Mobile River), hat eine Baumwollbörse, Marinehospital der Union, medizinische Schule, katholische Kathedrale, ist Sitz eines deutschen Konsuls und zählt (1890) 31,076 Einw., darunter 13,647 Farbige. Die Industrie erzeugte namentlich Holzwaren, Eisenguß, Maschinen, Mehl, Sattlerwaren etc. Zum Hafen gehören 132 Seeschiffe von 10,983 Ton. Ausgeführt werden namentlich Baumwolle (1893: 182,884 Ballen, vor dem Bürgerkrieg über 600,000), Bauholz, Planken, Harz, Terpentin, Faßdauben u. a. Etwa 10 km westlich liegt *Spring Hill* mit dem von Jesuiten geleiteten St. Josephs-College. — M. wurde 1699 von den Franzosen gegründet, fiel 1763 an England, 1780 an Spanien u. 1813 an die Vereinigten Staaten. Am 5. Aug. 1864 erzwang sich der Unionsadmiral Farragut den Eingang zum Hafen, die Stadt selbst fiel erst 12. April 1865.

Mobile Kolonnen, Truppenabteilungen für den kleinen Krieg (s. d.), welche die Bevölkerung im Aufstand begriffener Bezirke zu entwaffnen, Verpflegung, Steuer, Kontributionen etc. einzutreiben haben.

Mobile River (spr. möbil riwwer), Hauptfluß des nordamerikan. Staates Alabama, gebildet durch den Zusammenfluß von Alabama und Tombigbee, ergießt sich nach einem Laufe von 80 km in die seichte, 70 m tiefe und 40 km breite *Mobilebai*, deren Hauptzugang, Dog River Bar, durch zwei Forts gesichert ist und von Schiffen von 7 m Tiefgang passiert werden kann, Schiffe von 2 m Tiefgang gehen den Alabama bis Montgomery (450 km), den Tombigbee bis Columbus (400 km) hinauf.

Mobilgarde (Garde mobile, eigentlich Garde nationale mobile), im Frühjahr 1848 in Stärke von 24 Bataillonen à 1000 Mann in Paris zur Bekämpfung der Revolution errichtete Truppe, wurde nach Jahresfrist aufgelöst, dann durch Gesetz vom 1. Febr. 1868 aus dem Teil der Wehrpflichtigen wieder ins Leben gerufen, der bei der Aushebung für felddienstfähig erklärt, aber durch Losnummer, Stellvertretung etc. vom Dienst im Heere frei geblieben war und im Kriegsfalle zum Besatzungsdienst verwendet werden sollte. Mit der Reorganisation des Heeres 1872 ging die M. indes wieder ein.

Mobiliar (franz.), die Gesamtheit von Haus- und Stubengerät (s. Möbel).

Mobiliarexekution, Zwangsvollstreckung (s. d.) in das bewegliche Vermögen.

Mobiliargemeinschaft, s. Güterrecht der Ehegatten.

Mobiliarkredit, s. Kredit.

Mobiliarsteuer, eine direkte, auf das Einkommen aus beweglichem Vermögen gelegte Steuer. Eine solche M. ist die Kapitalrentensteuer. Die französische Contribution personnelle mobilière sollte zwar ursprünglich als Gegensatz zur Contribution foncière den Ertrag des Mobiliarvermögens treffen, sie ist jedoch in Wirklichkeit eine nach dem Mietwert der Wohnungen bemessene Einkommensteuer. Die M., wie sie am umfassendsten in der italienischen Imposta sulla richezza mobile entwickelt ist, kann praktisch immer nur die Erträge aus bestimmten Gattungen des beweglichen Vermögens erfassen. Letzteres entzieht sich zu sehr der Nachforschung, als daß eine volle und gleichmäßige Belastung des gesamten Einkommens aus demselben ermöglicht würde.

Mobiliarversicherung, s. Feuerversicherung.

Mobilien (lat.), soviel wie Bewegliche Güter (s. d.) im Gegensatz zu den unbeweglichen (*Immobilien*) oder dem Grundeigentum; im gewöhnlichen Sprachgebrauch soviel wie Mobiliar (s. d.).

Mobilienkonto, s. Buchhaltung, S. 617.

Mobilisieren (franz.), mobil machen, in Bewegung setzen; Kapital flüssig, umlaufsfähig machen, z. B. durch Verkauf, Verpfändung, insbes. bei Grund-

stücken durch Beseitigung von hemmenden oder beschränkenden Rechtsformen (geschlossene Höfe, Fideikommisse) und Erleichterung des Besitzübergangs von einer Hand zur andern.

Mobilität (lat.), Beweglichkeit; Rührigkeit.

Mobilmachung (Mobilisierung), die Überführung des Heeres aus dem Friedenszustand auf den Kriegsfuß (Kriegs- oder Feldformation). Dazu gehört in Deutschland: 1) Die Ergänzung der Feldtruppen auf volle Kriegsstärke durch Einziehen von Reserven (Augmentations-, Ergänzungsmannschaften) und Beschaffen von Pferden, unter Abgabe der Kranken und Unausgebildeten an Ersatztruppenteile, und Aufstellung der Neuformationen für das mobile Heer, wie Munitionskolonnen, Brückentrains, Proviantkolonnen rc. 2) Die Aufstellung der Ersatztruppen und der zugehörigen Handwerkerabteilungen durch Abgabe von den Truppen des stehenden Heeres und Einziehen von Reserven. 3) Aufstellung der Besatzungstruppen (Landwehrinfanterie, Festungsartillerie und Pioniere, Besatzungseskadrons und Ausfallbatterien), aus denen mobile Reservedivisionen und Etappentruppen entnommen werden. 4) Aufstellung der sogen. Administrationen und Branchen, d. h. Intendantur, Proviantamt, Feldpost, Lazarett- und Etappendienst für das mobile Heer, und 5) die Bildung der stellvertretenden Behörden, namentlich der General- und Brigadekommandos zum Oberbefehl über die Ersatztruppen, und Leitung des Ersatzgeschäfts. Die M. des Heeres erfolgt auf Grund des geheimen Mobilmachungsplans, der jährlichen Mobilmachungsvorarbeiten und der von den Generalkommandos für ihren Bezirk gegebenen Ausführungsbestimmungen, der Mobilmachungsinstruktionen. Der Mobilmachungsbefehl setzt den ersten Tag der Mobilmachung fest.

Mobilmachungsgelder, nach eingetretener Mobilmachung einmalige Zahlung an deutsche Offiziere rc. für entstehende Mehrkosten.

Mobilmiliz, s. Italien (Heerwesen).

Mobilzucht, Bienenzucht in Stöcken mit beweglichen Waben, s. Bienenzucht, S. 998.

Möbius, 1) August Ferdinand, Mathematiker und Astronom, geb. 17. Nov. 1790 in Schulpforta, gest. 26. Sept. 1868 in Leipzig, studierte in Leipzig und Göttingen, habilitierte sich 1815 in Leipzig und wurde dort 1816 außerordentlicher Professor und Observator der Sternwarte in der Pleißenburg, welche nach seinen Plänen umgebaut wurde. Sein Hauptwerk: »Der barycentrische Calcul« (Leipz. 1827) enthält die Rechnung mit einer eigentümlichen Art homogener Koordinaten und zwar den ersten, welche bekannt wurden; vor allem wird darin das Grundprinzip der modernen Geometrie, wodurch sie sich von der antiken unterscheidet, zum erstenmal klar formuliert, die geometrische Verwandtschaft, d. h. die systematische Entwickelung der einen Figur aus der andern. Hier findet sich auch die Bedeutung des Doppelschnittverhältnisses als der absoluten Invariante, hier auch das Dualitätsprinzip, wonach sich in der Ebene jedem Satz über Punkte dualistisch sofort ein Satz über Gerade zuordnet, und im Raum Punkt und Ebene sich dualistisch entsprechen. Durch dies klassische Werk ist M. der Neubegründer der analytischen Geometrie geworden. 1844 wurde M. ordentlicher Professor der Mathematik und Astronomie. Er schrieb noch: »Die Hauptsätze der Astronomie rc.« (Leipz. 1836; 7. Aufl. von Cranz, Stuttg. 1890); »Lehrbuch der Statik« (Leipz. 1837, 2 Bde.); »Die Elemente der Mechanik des Himmels, auf neuen Wegen ohne Hilfe höherer Rechnungsarten dargestellt« (das. 1843). Seine »Gesammelten Werke« gaben Baltzer, F. Klein u. Scheibner heraus (Leipz. 1885—87, 4 Bde.). Vgl. Bruhns, Die Astronomen der Sternwarte auf der Pleißenburg zu Leipzig (im Dekanatsprogramm der philosophischen Fakultät für 1877/78).

2) Theodor, Forscher auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Litteratur, Sohn des vorigen, geb. 22. Juni 1821 in Leipzig, gest. daselbst 25. April 1890, machte hier und in Berlin seine Universitätsstudien, habilitierte sich 1852 in Leipzig für das Skandinavische, wurde 1859 zum außerordentlichen Professor ernannt und folgte 1865 einem Ruf als ordentlicher Professor der nordischen Philologie an die Universität zu Kiel, wo er bis 1888 wirkte. Er schrieb: »Über die ältere isländische Saga« (Leipz. 1852); »Catalogus librorum islandicorum et norvegicorum aetatis mediae« (das. 1856), der nebst der in deutscher Sprache abgefaßten Fortsetzung: »Verzeichnis der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Litteratur von 1855—79 erschienenen Schriften« (das. 1880) ein unentbehrliches bibliographisches Hilfsmittel bildet; »Analecta Norroena« (das. 1859, 2. Ausg. 1877); »Über die altnordische Philologie im skandinavischen Norden« (das. 1864); »Altnordisches Glossar« (das. 1866); »Dänische Formenlehre« (Kiel 1871); »Über die altnordische Sprache« (Halle 1872). Von seinen Ausgaben altnordischer Denkmäler sind besonders hervorzuheben: »Edda Sæmundar« (Leipz. 1860); »Fornsögur« (mit Gudbr. Vigfusson, das. 1860); »Háttatal Snorra Sturlusonar« (Halle 1879—81) und »Kormaks Saga« (das. 1886). Vgl. den Nekrolog von K. Maurer und H. Gering in der »Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 23 (Halle 1891).

3) Karl, Zoolog, geb. 7. Febr. 1825 in Eilenburg, studierte in Berlin, wurde 1853 Lehrer der Naturwissenschaften am Johanneum in Hamburg, 1868 Professor der Zoologie in Kiel und 1887 als Direktor des zoologischen Museums nach Berlin berufen. In Kiel widmete er sich dem Studium der Seetiere. Er bereiste 1868 und 1869 die deutschen, französischen und englischen Küsten zum Studium der künstlichen Austernzucht und machte über diese u. über die Miesmuschelzucht sehr beachtenswerte Vorschläge (»Über Austern- und Miesmuschelzucht«, Berl. 1870). 1871 und 1872 war er Mitglied der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere, befuhr auf der Pommerania die Ost- und Nordsee und bearbeitete für die »Jahresberichte« der genannten Kommission (Berl. 1873 u. 1875) mehrere Klassen der wirbellosen Tiere. 1874—75 begleitete er die zur Beobachtung des Venusdurchgangs ausgeschickte Expedition nach Mauritius und den Seschellen. Er schrieb: »Die Nester der geselligen Wespen« (Hamb. 1856); »Die echten Perlen« (das. 1857); »Neue Seesterne des Hamburger und Kieler Museums« (das. 1859); »Bau, Mechanismus und Entwickelung der Nesselkapseln« (das. 1866); »Die Fauna der Kieler Bucht« (mit H. A. Meyer, Leipz. 1865—73, 2 Bde.); »Die Auster und die Austernwirtschaft« (Berl. 1877); »Der Bau des Eozoon canadense« (Kassel 1878); »Beiträge zur Meeresfauna der Insel Mauritius und der Seychellen« (mit Richters und v. Martens, Berl. 1880); »Die Fische der Ostsee« (mit Heincke, das. 1883); »Die Bildung, Geltung und Bezeichnung der Artbegriffe« (Jena 1886).

Möblierungstheorie, s. Katastrophentheorie.

Moblot (franz., spr. -lo), Spitzname für die Mannschaften der Mobilgarde (s. d.).

Moccoli (ital.), Lichtchen (beim röm. Karneval).

Mocha (Mokka), Stadt in der türk. Provinz Jemen in Arabien, am Roten Meer, mit einem durch zwei Kastelle verteidigten Hafen und 4—5000 Einw. Früher die erste Stadt der Provinz, ist sie gegenwärtig sehr herabgekommen, und der ehedem lebhafte Handel, besonders die Ausfuhr des Mokkakaffees (s. Kaffeebaum), ist zum größten Teil auf Aden, Hodeida und Lohaja übergegangen.

Mockau, Dorf und Rittergut in der sächs. Kreis- und Amtsh. Leipzig, an der Parthe, hat eine evang. Kirche, Spiritus- und Branntweinbrennerei, 2 chemische Fabriken, Werkzeug- und Feuerwerkskörperfabrikation und (1890) 2222 Einw.

Möckel, Gotthilf Ludwig, Architekt, geb. 22. Juli 1838 in Zwickau, bildete sich an der Baugewerkschule in Chemnitz und am Polytechnikum in Hannover, wo er sich besonders an Hase anschloß, ließ sich 1866 in Zwickau nieder und siedelte 1875 nach Dresden über, von wo er 1885 als Kirchenbaurat nach Mecklenburg-Schwerin berufen wurde. Er lebt in Doberan. Außer mehreren Villen in Chemnitz, Dresden und Hannover, hat er folgende Bauwerke, teils im gotischen Stil, teils in dem der deutschen Renaissance ausgeführt: die Johanniskirche in Dresden, die Markuskirche in Leipzig-Reudnitz, die Schlösser Gelbensande bei Rostock und Klemzig in Brandenburg und das Ständehaus in Rostock. Er gab heraus: »Ausgeführte und projektierte Kirchen, Villen und Wohnhäuser« (Dresd. 1880—83).

Mocker, Dorf im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Thorn, nördlich bei Thorn, Knotenpunkt der Linien Thorn-Marienburg und M.-Katharinenflur der Preußischen Staatsbahn, hat Metallgießerei, Nudel- und Stärkefabrikation, Gemüsebau und (1890) 10,042 Einw.

Mocker, Joseph, Architekt, geb. 22. Nov. 1835 zu Zittolib in Böhmen, studierte auf dem Polytechnikum in Prag und auf der Kunstakademie in Wien unter Siccardsburg und Schmidt, von denen der letztere ihn für den gotischen Stil begeisterte. Nachdem er unter dessen Leitung von 1864—69 an der Erneuerung des Wiener Stephansturmes thätig gewesen war, nahm er später eine Stellung als Lehrer an der landwirtschaftlichen Schule zu Liebwerda an, und 1872 wurde er als Nachfolger Joseph Kranners Dombaumeister in Prag. Als solcher erweiterte er die Pläne seines Vorgängers durch Anlage zweier Türme an der Westseite des Langhauses. Ferner restaurierte er die Barbarakirche in Kuttenberg, die Burg Karlstein und andre mittelalterliche Gebäude in Prag und erbaute daselbst die Ludmillakirche.

Möckern, 1) Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Jerichow I, an der Ehle und der Linie Biederitz-Loburg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, ein Hauptsteueramt, Stärkefabrikation, Spiritusbrennerei, eine Dampfmahl- und eine Sägemühle und (1890) 1630 evang. Einwohner. Dabei Rittergut Amt-M., bestehend aus Rittergut M., Rittergut Lochow, Rittergut Dalchau und 3 Vorwerken mit 370 Einw. Am 5. April 1813 hier siegreiches Gefecht der Preußen unter General York gegen die Franzosen unter dem Vizekönig Eugen. — 2) Dorf in der sächs. Kreis- u. Amtsh. Leipzig, hat eine Musterwirtschaft der Leipziger Ökonomischen Gesellschaft, eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt, ein Idioteninstitut, Blumenfabrikation, Kunst- und Handelsgärtnerei, Rauchwarenfärberei u. -Zurichterei, Bierbrauerei, Ziegeleien u. (1890) mit der Garnison (1 Inf.-Regiment Nr. 106) 6052 meist evang. Einwohner. Ein Denkstein erinnert an die Schlacht 16. Okt. 1813, in der die Preußen unter Blücher die Franzosen unter Marmont besiegten (s. Leipzig, S. 202).

Mockernuts (engl., spr. möckernöts), s. Carya.

Möckmühl, Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamtsbezirk Neckarsulm, am Einfluß der Seckach in die Jagst und an der Linie Jagstfeld-Osterburken der Württembergischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Schloßruine, eine Papier- und Holzstofffabrik, Obst- und Weinbau und (1890) 1813 Einw., davon 51 Katholiken. M. wurde 1519 von Götz von Berlichingen gegen den Schwäbischen Bund verteidigt.

Mockstahl, durch Herdfrischen gewonnener Rohstahl.

Mockturtle (engl., spr. -törtl, »nachgemachte Schildkröte«), stark gewürzte braune Suppe oder Ragout, aus einer Mischung verschiedener Fleischsorten, Kalbskopf, Pickles, Ei etc. bestehend.

Mocoa, Hauptort des Territoriums Caqueta des Staates Cauca der südamerikan. Republik Kolumbien, 638 m ü. M., am Fluß M., mit 645 Einw., die sich besonders mit der Gewinnung von Chinarinde befassen.

Modāl (lat.), durch Verhältnisse bedingt.

Modalität (v. lat. modus), im allgemeinen die Art und Weise, wie etwas existiert oder geschieht oder gedacht wird, ohne daß dadurch an dem Was der Sache etwas sich ändert. In der philosophischen Terminologie Kants diejenige Bestimmung des Urteils, wodurch das Verhältnis des letztern zu dem urteilenden Subjekt bezeichnet wird. Dieses Verhältnis kann dreifacher Art sein, je nachdem ein Urteil entweder als bloß möglich, oder als wirklich gültig, oder als notwendig gedacht wird, also für den Urteilenden entweder problematisch, oder assertorisch, oder apodiktisch ist. Das problematische Urteil ist immer nur der Ausdruck einer durch den Mangel zureichender Gründe bedingten Ungewißheit; das assertorische spricht einen in der unmittelbaren Anschauung gegebenen, das apodiktische einen durch logische Operationen erschlossenen Thatbestand aus. Das Ergebnis eines fehlerfreien Schlußverfahrens besitzt daher immer apodiktische Gültigkeit; sofern die zu Grunde liegenden Prämissen richtig sind, kann es nur so und nicht anders lauten. Im engern Sinne spricht man jedoch von apodiktischer Gewißheit besonders dann, wenn ein Urteil nicht bloß relativ, sondern (wie in der Mathematik) wegen des axiomatischen Charakters seiner Prämissen absolut notwendig gilt.

Modane, Flecken im franz. Depart. Savoyen, Arrond. St.-Jean-de-Maurienne, am Arc, nördlicher Eingangspunkt des Mont Cenis-Tunnels (1159 m ü. M.), hat zwei Forts, eine Wallfahrtskapelle und (1891) 1837 (als Gemeinde 2725) Einw.

Modderman, Antony Edward Jan, niederländ. Jurist und Staatsmann, geb. 1838 in Winschoten, gest. 7. Aug. 1885, bereitete als Professor zu Amsterdam und Leiden die Revision des niederländischen Strafgesetzes vor und stritt vornehmlich für die Aufhebung der Todesstrafe. 1879 Justizminister, führte er das neue Strafgesetzbuch ein und verschaffte sich durch den sittlichen Ernst seines Auftretens verdientes Ansehen. 1883 trat er zurück und wurde 1885 Mitglied des Hohen Rates.

Modder-molen, s. Bagger.

Mode (franz., v. lat. modus, engl. Fashion), die Lebensformen, sofern sie weder durch nationale Tradition noch durch zwingende Erwägungen, sondern durch wechselnde Tageslaunen bestimmt werden. Das Gebiet, auf welchem die M. am unbestrittensten herrscht, ist die Kleidung; doch gibt es kein Gebiet des menschlichen Gemeinlebens, welches sich dem Einfluß der M. ganz zu entziehen vermöchte. Die Zubereitung und Aufeinanderfolge der Speisen, die Ausstattung der Wohnungen mit Hausrat, die Anordnungen von Festlichkeiten, die Form von Briefen: alles ist der M. unterworfen (vgl. Chic). Man spricht sogar von Modephilosophen und Modedichtern. Doch hat jede Anwendung des Begriffs der M. auf das Gebiet von Wissenschaft und Kunst etwas Tadelndes, denn hier soll die richtende Vernunft und das ästhetische Gesetz ausschließlich herrschen; dagegen gibt es Gebiete, in denen die Willkür ihr Spiel treiben darf, weil die Vernunft sich jedes Rechts der Einsprache begibt. Ein solches Gebiet ist die Kleidung. Ohne Rücksicht auf die Gebote des Anstandes, der Gesundheit und der Bequemlichkeit herrscht hier ein beständiger Wechsel in Stoffen, Formen und Farben. Was gegen die Gebote des Anstandes und der Gesundheitspflege verstößt, geißelt man als Ausartungen der M., als Modethorheiten. Von diesen abgesehen, haben die Launen der M. einen weiten Spielraum, innerhalb dessen sie berechtigt sind und volkswirtschaftlichen Nutzen haben. Bei Völkern mit gering entwickelter Kultur äußert sich die M. meist nur in dem Putz der Frauen. Auch hat die M. nur wenig Einfluß auf die Gesellschaftsklassen, die an eine streng begrenzte Sitte oder Lebensvorschrift gefesselt sind. Nationaltrachten (Volkstrachten, s. d.) sind nicht der M. unterworfen. Doch dringt die M. immer weiter vor, so daß die Nationaltrachten mehr und mehr verschwinden oder an ihrem Charakter verlieren. Die Launen der M. gingen ursprünglich aus dem Streben nach Fortschritt hervor. Jedes Kleidungsstück, jeder Kleidungsteil, der Hut, der Strumpf, die Halsbinde, der Hosenträger, der Knopf, ist fortdauernd der Vervollkommnung fähig; aber wie sich der Fortschritt des Menschengeschlechts nirgends in gerader Linie bewegt, sondern Schlangenwindungen beschreibt, so ist dies auf dem Gebiete der Kleidertrachten in besonders hohem Grade der Fall. Nicht selten bricht sich die Lust am Kostbaren, am Bizarren, ja am Unnatürlichen Bahn und führt statt des Fortschritts einen Rückschritt herbei. Die M. ist einer der Faktoren, welche auf die Nachfrage und dadurch auf den Preis in hohem Grade bestimmend einwirken. Ein Wechsel der M. entwertet bedeutende Vorräte; er drückt die Preise von Waren herab, deren Brauchbarkeit für den, der sich der M. nicht unterwirft, unverändert bleibt. Unter diesem Gesichtspunkte hat man die M. als ein wirtschaftsschädliches Element bezeichnet; anderseits aber hebt sie die Produktion und befördert die Konkurrenz, so daß der durch den Wechsel herbeigeführte Schade wieder ausgeglichen wird. Früher legte man größern Wert auf die Kostbarkeit von Kleidern und Geräten; die M. hat für eine Gleichstellung der Stände gewirkt. Alles in allem gerechnet, nimmt trotz des Wechsels der M. das Kleidungsbedürfnis einen geringern Teil des Jahreseinkommens in Anspruch als in frühern Zeiten.

Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Kunstindustrie ist zum Teil ein Kampf gegen die M., deren Willkür an den Stilgesetzen feste Schranken finden soll, ohne daß diese die Phantasie der erfindenden Künstler in der freien Bewegung hemmen. Durch ihren Einfluß auf die Fabrikation des Schmuckes, auf Muster und Farbenzusammenstellung der Gewebe etc. greift die stilistische Richtung auch auf die eigentlichste Domäne der M., die Tracht, hinüber, wenn sie auch keinen nachhaltigen Erfolg zu erzielen und das Vernunftgemäße zum Siege zu bringen vermag. Seit Ludwig XIV. gab Frankreich den Ton für die Kleidermode an, nicht ohne gelegentliche Opposition gegen diese Diktatur hervorzurufen oder sich selbst von außen her beeinflussen zu lassen, wie vor der Revolution durch die Quäkertracht Franklins und die englischen Moden. Seit dem Sturz des zweiten französischen Kaiserreichs ist man in Deutschland bemüht, sich von der Herrschaft der französischen M. zu befreien. Doch haben diese Bemühungen bisher nur in Bezug auf die männliche Tracht Erfolg gehabt. So werden z. B. die Hutmoden alljährlich von Leipzig aus bestimmt. Die Bemühungen, eine Nationaltracht zu schaffen oder wieder zu beleben (Gustav III. von Schweden, die deutschen Burschenschaften, die Magyaren u. a.), hatten stets nur vorübergehenden Erfolg; dagegen besteht seit 1848 fast völlige Zwanglosigkeit in der Tracht der Männer, innerhalb deren sich nur der Frack als allgemein anerkanntes Staatskleid behauptet. Die Geschichte der M. im ganzen bildet einen nicht unwesentlichen Teil der Kultur- und Sittengeschichte, namentlich der des modernen Europa, indem sich die ganze Sinnes- und Denkweise eines Zeitalters oft sehr charakteristisch in den äußern wandelbaren Lebensformen ausspricht. Die steife spanische M., die flotte Kleidung zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die pomphafte Ludwigs XIV., die zierlich-frivole Ludwigs XV., die bürgerlich-schlichte um die Zeit des amerikanischen Befreiungskriegs sind zugleich die äußere Versinnlichung der geistigen Strömungen, welche die einzelnen Perioden beherrschten. Näheres über die geschichtliche Entwickelung der Tracht s. »Kostüm« (mit 3 Tafeln). Die Beziehungen zwischen Tracht und bildender Kunst werden in den Ausdrücken: Perückenstil, Zopfstil angedeutet. — Die Modenzeitungen sind wahrscheinlich aus den Kostümbüchern des 16. u. 17. Jahrhunderts (C. Weigel, Jost Ammon u. a.) entstanden; als erste wirkliche Modenzeitung kann der Pariser »Mercure galant« (1672, später als »Mercure de France« bis 1820) gelten; die älteste deutsche war die »Mode- und Galanteriezeitung« (Erfurt 1758), länger behauptete sich das »Journal des Luxus und der Moden« von Bertuch und Kraus (Weim. 1786—1823). Die verbreitetsten deutschen Modenzeitungen der Gegenwart, von denen die größern in mehreren Sprachen erscheinen und meist auch belletristischen Inhalt haben, sind: »Die Modenwelt«, »Illustrierte Frauenzeitung«, »Bazar«, »Wiener Mode«, »Mode und Haus«, die Leipziger »Allgemeine Modenzeitung« (1798 gegründet). Vgl. H. Hauff, Moden und Trachten, Fragmente zur Geschichte des Kostüms (Stuttg. 1840); Louandre, Les arts somptuaires, histoire du costume et de l'ameublement (Par. 1857—58, 2 Bde. Text u. 2 Bde. Tafeln); R. Schultze, Die Modenarrheiten (Berl. 1868); Kleinwächter, Zur Philosophie der M. (das. 1880); Jul. Lessing, Der Modeteufel (das. 1884); M. Fischer, Modethorheiten (Augsb. 1891), sowie die Litteratur bei »Kostüm«.

Modegewürz, soviel wie Piment, s. Pimenta.

Model (Modul, v. lat. modulus), in der Baukunst ein Maß von relativer Größe, welches für die

Dimensionen der Säulen gilt. Seine Größe hängt von der jedesmaligen Stärke der Säule ab, da der untere Durchmesser der Säule zwei M. beträgt. Ein M. wird in 30 Teile (Minuten, Partes) geteilt, wodurch man den Maßstab für die Säulenordnungen erhält. — Bei Bewässerungsanlagen heißt M. ein Meßapparat für fließendes Wasser, auf dem Prinzip des »Überfalles« oder »Durchlasses« beruhend, ein namentlich in Oberitalien und dem südlichen Frankreich sehr verbreiteter, bereits mehrere Jahrhunderte alter Apparat, erfunden von dem Italiener Michelotti. — In der reinen und angewandten Mathematik bedeutet Modul allgemein eine Zahl, die als Maßstab dient, z. B. Elastizitätsmodul (s. Elastizität). M. eines Logarithmensystems ist der Faktor, mit welchem man die natürlichen Logarithmen (s. Logarithmus, S. 451) zu multiplizieren hat, um diejenigen des Systems zu erhalten. Für die Briggsschen Logarithmen ist derselbe 0,434294. Zwei Zahlen heißen nach einem M. m kongruent, Zeichen ≡, wenn sie bei der Division mit der Zahl m gleiche Reste geben. M. der Periodizität ist bei periodischen Funktionen die Größe, um welche das Argument wachsen muß, damit die Funktion wieder dieselben Werte annimmt. Am meisten wurde das Wort M. gebraucht in der Lehre der komplexen Zahlen ($a+bi$) oder A, um die Quadratwurzel aus a^2+b^2, und zwar die positive, zu bezeichnen, d. h. also den Abstand des Zahlenbildes vom Nullpunkt. In Deutschland sagt man dafür jetzt nach dem Vorgange von Weierstraß: absoluter Betrag und bezeichnet ihn durch zwei Striche: $|A|$. M. bezeichnet auch sehr häufig die in der Theorie der elliptischen Funktionen auftretende einzige Konstante k der Legendre-Jacobischen Normalform $(1-x^2)(1-k^2x^2)$; Modulargleichung heißt die Gleichung zwischen k und der entsprechenden Größe l der durch irgend eine algebraische Gleichung $\varphi(x, y) = 0$ transformierten Form $(1-y^2)(1-l^2y^2)$. — In der Technik ist M. (Druckmodel) die gestochene oder geschnittene Holzplatte zum Aufdrucken der Farben auf Gewebe, Tapeten, Papier etc.; dann auch soviel wie Form.

Modell (v. ital. modello), Vorbild, Musterbild; in der Baukunst ein in verjüngtem Maßstab aus Holz, Thon, Papiermasse, Gips, Kork, Wachs etc. angefertigtes Abbild eines im großen entweder schon vorhandenen oder auszuführenden Bauwerkes, welches das wechselseitige Verhältnis seiner einzelnen Teile zu einander zur Anschauung bringt. So fertigt man Modelle von schwierigen Dachverbindungen, Gewölbkonstruktionen, weit gesprengten Brückenbogen, auch von ganzen Gebäuden. In neuester Zeit fertigt man auch Modelle einzelner Bauteile im großen an, um danach bei in Ausführung begriffenen Bauwerken die notwendige Wirkung von Gesimsen, Kapitälen, Ornamenten u. dgl. m. vor ihrer definitiven Ausführung in Stein abzuwägen, u. ganze Modelle von Bauwerken für Ausstellungszwecke. Modelle von Maschinen werden für den Unterricht (kinematische Modelle von Reuleaux) u. für die Praxis angefertigt. Für die Gießerei fertigt man Modelle aus verschiedenen Materialien. Eine reiche Modellsammlung mittelalterlicher Kirchen und andrer Bauwerke bewahrt die Sammlung der technischen Hochschule zu Charlottenburg-Berlin. In der Bildhauerkunst u. Bildgießerei versteht man unter M. den vom Künstler aus Thon, Gips oder Wachs geformten Körper, welcher als Vorbild bei der Herstellung desselben Körpers aus einem härtern Stoff dient (s. Bildhauerkunst, S. 1022 f.); in der Malerei und ebenso in der Plastik ein männliches oder weibliches Individuum, welches nackt oder bekleidet dem Künstler zum Gegenstand seines Studiums dient (M. stehen); auch nennt man den zu demselben Zweck gebrauchten Gliedermann (Mannequin) M. Eine Nachbildung nach einem solchen M. heißt ein Akt oder eine Akademie. Vgl. Wessely, Das weibliche M. (Leipz. 1883).

Modellformerei, die Formerei nach Modellen, s. Gießerei.

Modellieren, ein Modell von etwas machen, abformen; speziell aus bildsamem Stoff, wie Thon, Gips, Wachs etc. für ein plastisches Kunstwerk ein Vorbild zur Ausführung in gleichem, kleinerm oder größerm Maßstab herstellen; s. Modell. Unter Modellierung im weitern Sinne versteht man in der Malerei und Bildhauerkunst das plastische Herausarbeiten der einzelnen Teile eines Körpers zu einer mit der Natur wetteifernden Wirkung.

Modellierstab, ein nach unten breit auslaufender Stab, mit welchem der Bildhauer dem feuchten Thon beim Modellieren die beabsichtigte Form gibt.

Modellierstuhl, ein Gestell mit drei oder vier Beinen und einer obern drehbaren Platte, auf welcher die Thonmasse liegt, aus der das Modell geformt werden soll.

Modellierwachs (Bossierwachs), s. Bossieren.

Modellschutz, s. Musterschutz.

Modellstamm, s. Holzmeßkunde.

Modelltischlerei, besonderer Zweig der Tischlerei, liefert die hölzernen Modelle hauptsächlich für die Gießereien in Maschinenfabriken.

Modeln (franz. modeler), einem Gegenstand eine bestimmte Gestalt geben, ihn nach einem gewissen Muster (Modell) bilden; Figuren oder Muster geben, z. B. bei der Schriftgießerei, beim Schönschreiben, bei der Weberei, Zuckerbäckerei etc.

Modeltuch (Mustertuch), ein mit Buchstaben und Ornamenten besticktes Tuch, das als Vorlage für Stickereien dient.

Modĕna, früheres Herzogtum in Italien, welches sich vom Etruskischen Apennin nördlich bis zum Po und südlich bis zum Ligurischen Meer erstreckte und einen Flächeninhalt von 6132 qkm (110 QM.) mit etwas mehr als 600,000 Einw. besaß (s. Geschichtskarte bei »Italien«). Gegenwärtig bildet M. drei Provinzen des Königreichs Italien, nämlich: Modena (s. d.) und Reggio, beide zur Landschaft Emilia gehörig, dann Massa e Carrara, welch letztere der Landschaft Toscana einverleibt wurde. — Die Geschichte Modenas als eines Fürstentums beginnt zu Ende des 13. Jahrh. mit der Gründung der Herrschaft des Hauses Este (s. d.) in M. und Reggio. Borso von Este ward 1452 von Kaiser Friedrich III. zum ersten Herzog von M. und Reggio erhoben und erhielt 1471 vom Papst auch für Ferrara, wo das Fürstenhaus residierte, den Herzogstitel. Herzog Alfons I. (1505—34) wurde 1527 von Karl V. mit dem Fürstentum Carpi belehnt. Als 1597 die Hauptlinie ausstarb, behielt Cesare von Este, der Sohn eines unebenbürtigen Sohns Alfons' I., nur M. und Reggio, während Ferrara vom Papst eingezogen ward. Sein Sohn Alfons III. (1628—44) erhielt für seine Teilnahme am Mantuanischen Erbfolgekrieg zu gunsten Spaniens vom Kaiser Ferdinand 1635 das Fürstentum Correggio. Rinaldo (1694—1737) erwarb 1711 das vom Kaiser konfiszierte Herzogtum Mirandola und wurde 1737 von demselben mit dem Herzogtum Novellara belehnt. Der letzte Herzog von M. aus dem

Haus Este, **Herkules** III. **Rinaldo** (seit 1780), der als Erbprinz die Herzogtümer Massa und Carrara erheiratet hatte, verlor 1796 sein Land an die Franzosen und erhielt 1803 den Breisgau zur Entschädigung, den er seinem Schwiegersohn Ferdinand, Erzherzog von Österreich, überließ; er starb 1803 in Treviso. Erzherzog **Ferdinand**, Gemahl der Maria Beatrix, Tochter Herkules' III., Stifter des Hauses Österreich-Este, verlor durch den Preßburger Frieden 1805 auch den Breisgau und starb 24. Dez. 1806. M. wurde ein Bestandteil der cisalpinischen, darauf der italienischen Republik, endlich des Königreichs Italien und erst 1814 dem Sohne Ferdinands, Herzog Franz IV., wiedergegeben. Auch dessen Mutter Maria Beatrix trat 1814 die Regierung ihres 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogtums Massa e Carrara wieder an, wozu der Wiener Kongreß noch die kaiserlichen Lehen in der Lunigiana fügte, die nebst dem Herzogtum bei ihrem Tode 14. Nov. 1829 an ihren Sohn fielen. Franz IV. machte sich durch seine ganz unter dem Einfluß der Jesuiten stehende absolutistische Regierung so verhaßt, daß unter der Nachwirkung der französischen Vorgänge 3. Febr. 1831 die Revolution in M. ausbrach. Der Herzog mußte auf österreichisches Gebiet flüchten, ward aber durch österreichische Truppen 9. März zurückgeführt und ließ nun über die Anstifter des Aufstandes strenges Gericht ergehen. Fortan zeichnete sich die Regierung des Herzogs noch mehr als zuvor durch grausame Verfolgung aller liberalen Bestrebungen aus. Nach dem Tode Franz' IV. (21. Jan. 1846) folgte ihm sein Sohn **Franz** V., der dem Regierungssystem seines Vaters treu blieb. Infolge früherer Verträge fiel nach der Abdankung des Herzogs von Lucca dieses Land an Toscana, dagegen mußte dieses Tivizzano an M. abtreten (4. Dez. 1847). Nach dem Ableben der Herzogin von Parma fiel infolge des Pariser Vertrags von 1817 Guastalla 8. Jan. 1848 an M., wodurch dieses eine Gebietsvergrößerung von 320 qkm (5¾ QM.) mit 50,000 Einw. erhielt. Tumultuarische Auftritte in mehreren Städten hatten ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen den Herzögen von Parma und M. und Österreich (Februar 1848) zur Folge, welches dieses berechtigte, in drohenden Zeiten die Herzogtümer zu besetzen. Dennoch legte sich die Aufregung nicht, und im März sah sich der Herzog zur Flucht genötigt. Hierauf wurde eine provisorische Regierung ernannt, Franz V. des Thrones verlustig erklärt und 29. Mai der Anschluß an Sardinien proklamiert. Aber nach den Erfolgen Radetzkys in der Lombardei und der Räumung Mailands durch die Piemontesen kehrte Franz unter dem Geleit österreichischer Truppen 10. Aug. 1848 in seine Hauptstadt zurück, nachdem er unterm 8. Aug. von Mantua aus das Versprechen zeitgemäßer Staatseinrichtungen proklamiert hatte. Nach seiner Rückkehr erließ er zwar eine Amnestie, die aber so viele Ausnahmen machte, daß sie nur wenigen zu gute kam. Die Unruhen dauerten fort, und 18. Nov. versuchte sogar ein Gutsbesitzer, Rizzali, ein Attentat auf den Herzog. Als beim Wiederausbruch des Krieges zwischen Sardinien und Österreich im März 1849 die Österreicher ihre Truppen aus M. zogen, verließ der Herzog 14. März abermals die Residenz und begab sich nach Brescello, während das Ministerium die Geschäfte in M. unter dem Schutz eines Bataillons Österreicher fortführte. Im Mai kehrte der Herzog nach M. zurück und stützte sich wie früher auf eine starke Militärmacht. Im Juli 1850 wurden auch die Jesuiten in ihre Besitzungen und Gerechtsame wieder eingesetzt. Die italienische Bewegung im Frühjahr und Sommer 1859 veranlaßte den Herzog, an der Spitze seiner Truppen sich dem österreichischen Heer anzuschließen, worauf sich eine provisorische Regierung bildete und die berufene Landesversammlung die Entsetzung des Hauses Este und den Anschluß an Sardinien aussprach, der offiziell 18. März 1860 erfolgte. Der Herzog begab sich nach Österreich. Mit seinem Tode 20. Nov. 1875 erlosch auch das Haus Österreich-Este im Mannesstamm. Vgl. **Muratori**, Delle antichità Estensi ed italiane (Modena 1717—40, 2 Bde.); **Tiraboschi**, Memorie storiche Modenesi (das. 1811, 9 Bde.); **Roncaglia**, Statistica generale degli stati Estensi (das. 1849, 2 Bde.); **Scharfenberg**, Geschichte des Herzogtums M. und des Herzogtums Ferrara (Mainz 1859); **Bianchi**, Cronaca Modenese (Parma, bis 1876, 9 Bde.); »Documenti risguardanti il governo degli Austro-Estensi in M. (Modena 1860, 3 Bde.).

Modĕna, ital. Provinz in der Landschaft Emilia, östlicher Teil des ehemaligen Herzogtums M., grenzt im N. an die Provinz Mantua, im O. an Ferrara und Bologna, im S. an Florenz, Lucca und Massa e Carrara, im W. an Reggio und hat ein Areal von 2558 qkm (46,5 QM.) mit (1881) 279,254, nach der Berechnung für Ende 1894: 288,953 Einw. (113 auf 1 qkm). Die südliche Hälfte der Provinz wird vom Etruskischen Apennin (Monte Cimone, 2167 m) mit seinen Ausläufern erfüllt; der nördliche Teil gehört der Ebene des Po an, welchem die Secchia und der Panaro zufließen. Die Ebene wird außerdem von zahlreichen Bewässerungskanälen durchschnitten und bringt Getreide, insbes. Weizen und Mais, Hülsenfrüchte, Hanf, Obst und Wein hervor. Die Gebirgsgegend ist mit Wald, Weide und Kastanienpflanzungen bedeckt. Auch Vieh-, Geflügel- u. Seidenraupenzucht, Käserei, Branntweinbrennerei, Bereitung von Pökelfleisch u. Wurstwaren, Hausweberei, dann Verfertigung von Strohhüten und andern Flechtwaren bilden Erwerbsquellen der Bevölkerung. Die Provinz zerfällt in die drei **Kreise**: Mirandola, M. und Pavullo nel Frignano.

Modĕna, Hauptstadt der Provinz und des ehemaligen Herzogtums M. (s. oben), liegt 34 m ü. M. in fruchtbarer Ebene, zwischen den Flüssen Panaro und Secchia, an den Eisenbahnlinien Piacenza-Bologna, M.-Mantua, M.-Sassuolo, M.-Mirandola und M.-Vignola sowie an der Dampfstraßenbahn M.-Maranello, ist gut gebaut, hat schöne Anlagen, nämlich die Giardini pubblici (ehemaliger Schloßgarten) und die in Promenaden umgewandelten Wälle, und breite, wohlgepflasterte, meist mit Bogengängen versehene Straßen. Die schönste derselben ist die Via Emilia, welche die Stadt von W. nach O. in zwei fast gleiche Hälften teilt. Denkmäler wurden in M. Viktor Emanuel (1890), dem Patrioten Ciro Menotti und den 1831 Gefallenen, dem Dichter Tassoni und dem Geschichtschreiber Muratori errichtet. Unter den 27 Kirchen der Stadt sind die bemerkenswertesten die 1099 begonnene und 1184 eingeweihte romanische Domkirche San Geminiano, mit 96 m hohem Glockenturm (Ghirlandina) aus dem 13. Jahrh., ferner San Pietro aus dem 10. Jahrh., später umgeändert, mit schöner Backsteinfassade, San Francesco und Sant' Agostino (alle drei mit Skulpturen von Begarelli, s. Tafel »Bildhauerkunst VIII«, Fig. 6). Andre hervorragende Gebäude sind der ehemalige herzogliche **Palast** (1634 erbaut, jetzt Militärschule), der Albergo

Arti (von 1764) mit den Sammlungen, das neue Theater u. das Stadthaus, die Nationalbank, das Hospital u. die ehemalige, jetzt als Kaserne benutzte Citadelle. M. zählt (1881) 31,053 (als Gemeinde 58,058) Einw. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Erzeugung von Metallwaren, Tabaksmanufaktur und Buchdruckerei. Lebhafter ist der Handel, welcher hauptsächlich die Ausfuhr von Getreide, Wein, Obst, Likör, Schlachtvieh, Geflügel, Eiern u. Würsten zum Gegenstand hat. An Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt eine 1678 gegründete Universität mit drei Fakultäten für Rechte, Naturwissenschaften und Medizin nebst pharmazeutischer Schule (1894: 365 Hörer), Bibliothek, botanischem Garten und Observatorium; ferner zwei Lyceen und Gymnasien, eine technische Schule, ein technisches Institut, eine Kunstakademie und eine Militärschule. Von den Sammlungen sind die Estensische Bibliothek (123,000 Bände u. 3000 Manuskripte), eine Münz- und Antiquitätensammlung, eine Gemäldegalerie und das Museo Civico (kunstgewerbliche Gegenstände), von den Wohlthätigkeitsanstalten das Krankenhaus, Findelhaus, Waisenhaus und Taubstummeninstitut hervorzuheben. M. ist Sitz eines Erzbischofs u. der Provinzialbehörden. — Die Stadt M., ursprünglich Mutina, wurde von den Etruskern gegründet, später von den Galliern erobert, diesen aber durch die Römer entrissen, welche 183 v. Chr. eine Kolonie dahin führten. Hier belagerte Antonius 44 den Decius Brutus, wurde aber 43 von Pansa, Hirtius u. Octavianus geschlagen (Mutinensischer Krieg). 312 wurde M. von Konstantin d. Gr. in seinem Krieg gegen Maxentius genommen. Von den Hunnen, Goten und Langobarden mehrmals verwüstet, wurde die Stadt in fränkischer Zeit Hauptort einer Grafschaft, die seit dem 10. Jahrh. dem Hause Canossa gehörte. Nach dem Tode der Großgräfin Mathilde (1115) zu munizipaler Freiheit gelangt, unterwarf sich die Stadt 1288 dem Markgrafen Obizzo von Este; 1598 wurde sie die Residenz der neuern Herzöge von M. Hier 12. Juni 1799 ein Gefecht zwischen den Österreichern unter Hohenzollern und Klenau und den Franzosen unter Macdonald, worin letztere zurückgeworfen wurden. M. ist Geburtsort des Bildhauers Begarelli und des Dichters Tassoni. Vgl. Raggi, M. descritta ed illustrata nei suoi monumenti (1860).

Modēna, Tommaso da, ital. Maler, s. Tommaso.

Modeneser Taube, s. Tauben.

Modenzeitungen, s. Mode.

Moder, linksseitiger Nebenfluß des Rheins im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, entspringt bei Rosteig auf den nördlichen Vogesen, geht an Hagenau und Bischweiler vorüber und mündet nordöstlich von Drusenheim. Ihr wichtigster Zufluß ist die Zorn (r.).

Moderādos (span., die »Gemäßigten«), in Spanien seit 1820 eine politische Partei, die Liberalkonservativen, den Exaltados entgegengesetzt.

Moderantismus (lat.), gemäßigte Gesinnung, namentlich in der Politik; Moderation, Mäßigung.

Moderateurlampe (spr. -tör-), s. Lampen, S. 987.

Moderationsrecht (Jus moderationis, Minderungsrecht), die Befugnis der Landstände, gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte durch die Staatsregierung und deren Organe Verwahrung einzulegen; auch das Recht der Behörden, Gebühren der Rechtsanwalte festzustellen und nötigen Falls herabzumindern (s. Rechtsanwalt). Die Feststellungskosten werden Moderationssporteln genannt.

Moderāto (ital.), gemäßigt.

Moderhinke, Erkrankung der Haut zwischen den Klauen bei Schafen infolge kleiner Verletzungen (z. B. durch die Stoppeln) oder Wundwerden der Haut und Verunreinigung derselben, besonders auch bei Nässe in schmutzigen Standorten etc. (daher M.). S. Klauenseuche.

Moderieren (lat.), mäßigen, mildern, beruhigen.

Moderkäfer, s. Kurzflügler.

Moderlöcher, s. Erdfunde.

Modérn (franz.), im gewöhnlichen Sprachgebrauch alles, was der eben herrschenden Mode gemäß ist; im höhern Sinne, vornehmlich auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, gebraucht man das Wort von dem, was im Gegensatz zum antiken, zum mittelalterlichen und zum Renaissancestil den eigentümlichen Charakter der Kunstschöpfungen der neuern Zeit (vornehmlich des 19. Jahrh.) ausmacht, zu dem sich die neueste Zeit, namentlich auf dem Gebiete der bildenden Künste und Litteratur, wiederum in Gegensatz stellt, indem ihre Vertreter die Bezeichnung m. für sich in Anspruch nehmen und ihre unmittelbaren Vorgänger als unmodern erklären. Daher das neuerdings (als Gegensatz zur »Antike«) von den »Naturalisten«, zuerst von H. Bahr (»Zur Kritik der Moderne«, 1890) gebildete Wort: die Moderne. Im Gegensatz zu antiken Kunstwerken ist mit dem Wort m. auch der Sinn des Gefälschten verbunden. Modernisieren, m. machen oder umgestalten.

Modern (spr. mó-, ungar. Modor), königliche Freistadt im ungar. Komitat Preßburg, am Fuß der Karpathen und an der Bahnlinie Preßburg-Tirnau, ist zum Teil noch befestigt und hat Weinbau, Tuchweberei, Töpferei, ein Gymnasium, eine Staatslehrerpräparandie, eine Thonindustrie-Lehrwerkstätte und (1890) 4991 meist slowakische (evangelische und römisch-kath.) Einwohner.

Moderstein, s. Tripel.

Modést (lat.), bescheiden, ehrbar.

Modi, Mehrzahl von Modus (s. d.).

Modĭca, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Siracusa (Sizilien), zwischen steilen Felswänden an der Eisenbahnlinie Siracusa-Licata gelegen, hat eine schöne Kirche, San Giorgio (17. Jahrh.), ein hoch gelegenes altes Kastell, ein Lyceum und Gymnasium, ein Seminar, eine technische Schule und ein technisches Institut, Viehzucht, Bau von Südfrüchten, Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und (1881) 41,231 Einw. Im SO. das Höhlenthal von Ispica (s. Spaccaforno).

Modĭce (lat.), mäßig, gemäßigt; Modizität, Mäßigkeit, Geringheit.

Modifikationsbeizen, s. Färberei, S. 19.

Modifizieren (lat.), auf das richtige Maß bringen, abändern, einschränken; Modifikation, Abänderung, Einschränkung, nähere Bestimmung, z. B. eines Begriffs; über chemische Modifikationen s. Isomerie.

Modigliana (spr. -diljāna), Stadt in der ital. Provinz Florenz, Kreis Rocca San Casciano, am Marzeno, Sitz eines Bischofs, mit Kastell, Gymnasium, Seidengewinnung u. (1881) 2763 (als Gemeinde 7048) Einw.

Modillon (franz., spr. -dijóng), in der Baukunst das freie, mehr oder minder verzierte Ende eines Sparrens (s. Dachstuhl), der Sparrenkopf; auch die Konsole im Kranzgesims der korinthischen Säulenordnung, und zwar auf Grund der namentlich in Frankreich herrschenden Anschauung, die den griechischen Tempelsteinbau aus dem Holzbau ableitet (s. Gesims, Säulenordnung).

Modin, Heimat u. Begräbnisort der Makkabäer, das heutige Midie, 10 km östl. von Lud (s. Diospolis 3).

Modist (franz.), Modehändler, Putzmacher; im 15. und 16. Jahrh. Bezeichnung der Schreibmeister.

Modius (lat., »Scheffel«), größtes, altröm. Maß für trockne Gegenstände, = 8,754 Lit., eingeteilt in 16 Sextarii, 32 Heminae, 64 Quartarii, 192 Cyathi. 6 Modii = 1 attischen Medimnos.

Modlin, Festung, s. Nowogeorgiewsk.

Mödling, Stadt in Niederösterreich, Bezirksh. Baden, 228 m ü. M., am Fuß des steil abfallenden Wienerwaldes, 15 km südlich von Wien, am Mödlingbach, an den Südbahnlinien Wien-Triest und M.-Laxenburg, der Dampfstraßenbahn Wien-M. und der elektrischen Bahn M.-Hinterbrühl gelegen, beliebte Sommerfrische, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat 2 kath. Kirchen, darunter die frühgotische St. Othmarskirche von 1454, mit romanischer Taufkapelle, eine protest. Kirche, ein Rathaus, einen Stadtpark mit Kurhaus und Sommertheater, eine landwirtschaftliche Mittelschule mit Brauerkurs und Gärtnerschule, ein Waisenhaus mit Kirche (Hyrtlstiftung), ein Krankenhaus, eine Mineralquelle mit Badeanstalt, Weinbau, Fabriken für Eisen- und Metallwaren, Eisenbahnbestandteile, Röhrenkessel, Korksteine, Schuhwaren und Lack, eine Brauerei, Gasanstalt und (1890) 10,596 (als Gemeinde 11,120) Einw. Nahe südlich das Prießnitzthal mit Kaltwasserheilanstalt. Westlich von M. das schöne Kalkfelsenthal Brühl (s. d. 2) und die Ruine der im 11. Jahrh. erbauten festen Burg M.

Modoëtia (Modicia), lat. Name der Stadt Monza.

Modok, nordamerikan. Indianerstamm im südwestlichen Oregon, im Thal des Lost River und am kleinen Klamathsee, bildet die südliche Gruppe der Klamath (s. d.).

Modon (Modoni), Stadt, s. Methoni.

Modor, Stadt, s. Modern.

Modrus-Fiume, kroatisch-slawon. Komitat, das 1886 aus dem ehemaligen Militärgrenzdistrikt Ogulin-Sluin und dem Komitat Fiume gebildet wurde. Es grenzt an das Adriatische Meer, Istrien, Krain, die Komitate Agram u. Lika-Krbava sowie an Bosnien, umfaßt 4879 qkm (88,6 QM.) mit (1890) 220,629 kroatischen und serbischen (römisch-katholischen u. griechisch-oriental.) Einwohnern, wird im W. vom Karstgebirge und der Großen Kapela erfüllt und von der Kulpa, Korana und zahlreichen Schlundflüssen bewässert. Das Klima ist rauh und nur an der Quarneroküste, wo auch Südfrüchte gedeihen, mild. Sitz des Komitats ist Ogulin.

Modugno (spr. -dúnnjo), Stadt in der ital. Provinz Bari, an der Eisenbahn Bari-Tarent, mit einer Hauptkirche im Renaissancestil, Ölgewinnung, Bau von Südfrüchten und (1881) 8525 (als Gemeinde 9880) Einw.

Modul, s. Model.

Modulāmen (Modulatio, lat.), soviel wie Motette.

Modulārgleichung, s. Model.

Modulation (lat.), in der Musik der Übergang aus einer Tonart in die andre, modern ausgedrückt: Wechsel der Tonalität (s. d.), das Übergehen der Bedeutung des Hauptklanges (Tonika) auf einen andern Klang. Man unterscheidet Ausweichung und M. und versteht unter ersterer das nur flüchtige Verlassen der alten Tonalität, dem sofort die Rückwendung folgt. So finden sich in den Themen der Sonatensätze sehr häufig Ausweichungen, eine eigentliche M. wird aber erst gemacht vor Eintritt des zweiten Themas, welches regelmäßig in einer andern Tonart steht. Übrigens stehen in einem einheitlich gearbeiteten musikalischen Kunstwerk auch die Partien, welche sich nicht in der Haupttonart bewegen, dennoch im Bann der Haupttonart; diese andern Tonarten haben ihre eigentümliche Bedeutung in der Beziehung zur Haupttonart, so daß die Modulationen eines Tonstückes als Tonalitätsschritte derselben Betrachtung unterliegen wie Klangfolgen (Harmonieschritte).

Modulieren (lat.), abmessen, regeln; besonders: die Stimme steigen und sinken lassen.

Modŭlus (lat.), s. Model.

Modus (lat.), Art und Weise; besonders in der Grammatik die Art, wie etwas von einem Subjekt ausgesagt und eine Handlung in Beziehung auf das Subjekt des Redenden betrachtet wird (s. Verbum). — Im Privatrecht versteht man unter M. die einer freigebigen Zuwendung beigefügte Bestimmung, daß deren Empfänger eine Leistung vollziehe, sofern solche Bestimmung nicht einem andern Rechtsbegriff unterfällt. M. ist daher nicht die Bestimmung des Erblassers, daß sein Erbe oder daß sein Legatar einem Dritten etwas leiste. Denn solche Bestimmung fällt unter den Begriff des Legats. Wohl aber ist M. die Auflage des Schenkers an den Beschenkten, daß dieser einem Dritten oder dem Schenker selbst etwas leiste (donatio sub modo), ferner die Bestimmung des Erblassers, daß Erbe oder Legatar zum Andenken an ihn ein Denkmal errichten solle. Wer die freigebige Zuwendung mit dem M. annimmt, ist verpflichtet, denselben zu erfüllen, und kann hierzu bald direkt, bald indirekt genötigt werden. M. acquirendi, Erwerbsart; M. procedendi, Verfahrensart; M. vivendi, gegenseitige Verständigung über ein erträgliches Nebeneinanderbestehen nach einem Zerwürfnis, namentlich der Parteien im öffentlichen Leben, der katholischen Kirche im protestantischen Staat. — In der Musik bedeutet M. soviel wie Tonart, Oktavengattung, z. B. M. lydius, die lydische Tonart; im 12.—13. Jahrh. soviel wie Grundrhythmus (iambisch, anapästisch etc.) einer Melodie; in der Mensuraltheorie des 15.—16. Jahrh. die Bestimmung der Mensur der Maxima (M. major) u. Longa (M. minor). Vgl. Mensuralnotenschrift.

Moe, Jörgen, norweg. Dichter und Kulturhistoriker, geb. 22. April 1815 in Holm, gest. 27. April 1882, studierte Theologie, wurde Lehrer an der Kriegsschule zu Christiania, 1853 Kaplan zu Sigdal, 1863 Pfarrer zu Bragernes, 1870 Propst in Drammen und Pfarrer in Vestre Aker und bald darauf (1875) Bischof des Stiftes Christiansand. Moes Hauptbedeutung liegt in seiner mit Asbjörnsen (s. d.) unternommenen Sammlung norwegischer Sagen und Volksmärchen (»Norske Folke-Eventyr«, 5. Aufl. 1874). Selbständig hatte er schon 1840 die erste Sammlung von Volksliedern u. »Stev« (Wechselgesängen): »Samling af Sange, Folkeviser og Stev« (3. Aufl. 1869) erscheinen lassen. In seinen eignen Gedichten (»Digte«, 2. Aufl. 1856) findet man manchen Anklang an die Volkspoesie, in seinen spätern Dichtungen: »At hænge paa Juletræet« (»An den Weihnachtsbaum zu hängen«, 1855), tritt das religiöse Element stärker hervor. Gesammelt erschienen seine Schriften, mit Ausnahme der Volksmärchen, in 2 Bänden (Christiania 1877).

Moel Fammau, Berg in Wales, s. Flintshire.

Möen, dän. Insel an der südöstlichen Seite von Seeland, davon getrennt durch den Ulvsund sowie von Falster durch den Grönsund, 198 qkm (3,6 QM.) groß mit (1890) 13,544 Einw., besteht aus zwei Teilen, zwischen denen die Bucht Stege Nor von N. her tief ins Land einschneidet. Im östlichen Teile liegt

östlich vom Dorf Borre ein kleines Hochland, Höie M. (Hochmöen), welches gegen O. fast senkrecht abgeschnitten ist, und das im Aborrebjerg 142,8 m Höhe erreicht. Die Formation ist Kreide, im allgemeinen durchschnitten von parallelen Feuersteinlagern. Das Ganze bildet mit seinen kleinen, aber tiefen Landseen, engen Thälern und steil ins Meer abstürzenden, mit üppiger Vegetation bekleideten Kreidefelsen eine reizende Landschaft, weshalb auch die Insel im Sommer viel von Fremden besucht wird. Hauptstadt ist Stege an der Westküste.

Moen, russ. Insel, s. Mohn.

Moerosee (Moero Mkata, fälschlich Meru), großes Seebecken in Innerafrika, südwestlich vom Tanganjika, mit seinem Ostufer zu Britisch-Nyassaland, mit seinem Westufer zum Kongostaat gehörig, zwischen 8° 30′ u. 10° südl. Br., nach seinem ersten Entdecker Livingstone (1868) 1040 m, nach Giraud, der den See 1883 befuhr, 850 m ü. M., 5230 qkm (95 QM.) groß, wird vom Luapula von S. nach N. durchflossen, enthält im südlichen Teil mehrere große Inseln (Kilwa) und ist ungemein fischreich. Er empfängt von O. den Kalongosi, wird im SO. von großen Morästen, im O. von den Komabergen (1120 m), im W. von den Ruabergen (1080 m) eingefaßt und hat an seinen Ufern mehrere Salzquellen, die zu einem bedeutenden Salzhandel Veranlassung geben.

Moësa, Fluß und Bezirk, s. Mesocco.

Mofetten, s. Fumarolen.

Moffat, Dorf in Dumfriesshire (Schottland), im malerischen Annanthal, mit vielbesuchter Mineralquelle und (1891) 2291 Einw.

Moffat, Robert, Missionar, geb. 21. Dez. 1795 in Ormiston (Schottland), gest. 9. Aug. 1883 in Leigh (Kent), war erst Gärtner, machte einen Missionskursus in Manchester durch u. wurde 1816 von der Londoner Missionsgesellschaft als Missionar nach der Kapkolonie gesandt, wo er erfolgreich unter den Buren u. Hottentoten wirkte. Darauf ließ er sich in Kuruman nieder und war 10 Jahre lang unter den Betschuanen thätig. Er schrieb für deren Sprache eine Grammatik, Schulbücher, ein Wörterbuch und übersetzte geistliche Lieder, zuletzt die Bibel, wobei er die Setzerarbeit zum größten Teil selbst besorgte. 1870 kehrte M. aus Gesundheitsrücksichten in sein Vaterland heim, wo er mit Ehren überhäuft wurde. Eine seiner Töchter heiratete den Afrikareisenden Livingstone und teilte dessen Mühen bis zu ihrem Tod 1862. M. schrieb: »Missionary labours and scenes in southern Africa« (Lond. 1842). Sein Leben beschrieben Walters (Lond. 1882) und sein Sohn John S. Moffat (»Lives of R. and Mary M.«, das. 1885, 10. Aufl. 1894).

Mogadōr (bei den Mauren Surrah, »die Schöne«, bei den Berbern Taffurt), feste Hafenstadt in Marokko, an der atlantischen Küste unter 31° 30′ nördl. Br., westlich von der Hauptstadt Marokko, auf einem Felsenriffe, das durch eine 7 km breite Dünenregion von dem dahinter liegenden Wald- und Kulturland getrennt wird. Die Stadt hat gute, mit Kanonen besetzte Wälle, starke, wohlerhaltene Mauern, Türme und Bastionen, reinliche breite Straßen mit hohen Häusern, eine 2 km lange Wasserleitung und besteht aus der Kasbah und der äußern Stadt, die auch den Mellah, das Judenviertel mit 8000 Menschen, in sich schließt, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls und hat 15,000 Einw., darunter 160 Europäer. Die Industrie beschränkt sich auf Maroquingerberei und Verfertigung von Waren aus getriebenem Kupfer. Der durch eine vorliegende 900 m lange Insel gebildete Hafen ist gegen SW. offen. 1893 liefen 103 Schiffe von 83,387 Ton., darunter 28 deutsche (Dampfer der Wörmann- und Atlaslinie ꝛc.) von 26,284 T., ein. Die Einfuhr (Baumwollwaren, dann Zucker, Thee, Stahlwaren) betrug 4,545,200, die Ausfuhr (Ziegen-, Ochsen- und Schaffelle, Mandeln, Wachs, Olivenöl, Gummi, Gerste) 4,291,800 Mk.

Mogdadkaffee, s. Cassia.

Mogduschu (Makdischu), Hafenplatz an der Somalküste (Ostafrika), mit einem Fort, mehreren verfallenen Moscheen und Klöstern und 5000 Einw. (Somal, Hindu, Araber und Nachkommen einstiger Sklaven), die nicht unbeträchtliche Fabrikation von Baumwollgeweben betreiben, die in Innerafrika sehr beliebt sind, früher aber bis nach Arabien und Persien gingen. Die Stadt gehörte bis Mai 1893 zu Sansibar, wurde aber damals an Italien verpachtet.

Mögeldorf, Dorf im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Nürnberg, 5 km östlich von Nürnberg, in hoher Lage an der Pegnitz und der Linie Schnelldorf-Furth i. W. der Bayrischen Staatsbahn, hat eine alte evang. Kirche mit sehenswerter Holzschnitzerei (Kreuzigungsgruppe von Veit Stoß), sieben ehemalige sogen. Herrensitze Nürnberger Familien, eine bekannte kunstgewerbliche Werkstätte der Uhrenbranche verbunden mit einer namhaften Sammlung von Uhren aller Zeiten und der berühmten Kirchenuhr mit Darstellung der heiligen Passion nach Art des Oberammergauer Passionsspiels (gebaut vom Hofuhrmacher Speckhart), Eisengießerei, eine bedeutende Kunstmühle, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1890) 2175 Einw. Dabei der vielbesuchte Luftkurort Schmausenbuck.

Mogigraphie (griech.), Schreibkrampf (s. d.) und jene Krämpfe, die beim Stricken, Nähen (Schneider-, Schusterkrampf), Zeichnen, Melken, Klavier- und Violinspielen ꝛc. auftreten (sogen. Beschäftigungsneurosen, s. d.).

Mogila (Grabhügel), s. Kurgane.

Mogila, Peter, s. Mohyla.

Mogilalie (griech.), erschwertes Sprechen.

Mogilew, Stadt, s. Mohilew 1).

Mogilno, Kreisstadt im preuß. Regbez. Bromberg, an einem See, Knotenpunkt der Linien Posen-Thorn und M.-Strelno der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein (1833 aufgehobenes) Benediktinerkloster, Stärke- und Ölfabrikation und (1890) 3148 Einw., davon 903 Evangelische und 205 Juden. M. wurde 1398 gegründet.

Mogilow, Stadt, s. Mohilew 2).

Mogistan (»Dattelland«), pers. Küstenlandschaft an der Straße von Ormuz, zur Provinz Fars gehörig.

Moglena (das antike Almopia, türk. Karadschowa), Bezirk von 46 Ortschaften, das obere Thal der Beliza umfassend, nördlich von Wodena und Janiza im türk. Wilajet Saloniki, wird von mohammedanischen Bulgaren, um Notje von mohammedanischen Wlachen bewohnt und gehört zur Diözese des zu Florina residierenden Erzbischofs von M. Hauptprodukt ist Paprika.

Möglichkeit heißt die Übereinstimmung, Unmöglichkeit die Nichtübereinstimmung eines Sachverhalts mit den Bedingungen entweder des Denkens oder des Daseins. Man hat daher zwischen logischer (formaler) und realer M. und Unmöglichkeit zu unterscheiden. Der Bereich der erstern, welche nur erfordert, daß das Gedachte von innern Widersprüchen frei

sei, ist ein unbegrenztes; nur ein Teil des Formal-Möglichen ist aber auch real-möglich. So ist z. B. das Perpetuum mobile zwar im allgemeinen denkbar, seine wirkliche Existenz wird aber durch das Gesetz der Erhaltung der Kraft ausgeschlossen. Im engsten Sinne endlich heißt dasjenige möglich, was nicht nur überhaupt (irgendwann oder irgendwo), sondern unter bestimmten örtlichen und zeitlichen Verhältnissen wirklich existieren könnte. Dies hängt von dem Vorhandensein zureichender Bestimmungsgründe und der Abwesenheit von Hindernissen ab. Sofern in einem gegenwärtig existierenden Thatbestand die wesentlichen Bedingungen eines Erfolges schon gegeben sind, und es also nur eines geringfügigen Anstoßes zu seiner Verwirklichung bedarf, so sagt man wohl, daß dieser Erfolg der M. nach (*potenziell*) gegeben ist.

Mogontiăcum, s. Mainz, S. 784.

Moguér (spr. -gēr), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Huelva, am Mündungsbusen des Rio Tinto, hat Weinbau, Branntweinbrennerei, Essigsiederei, einen Hafen, bedeutende Weinausfuhr und (1887) 8750 Einwohner.

Mogul, soviel wie Großmogul (s. d.).

Moguntia, mittelalterlicher Name von Mainz.

Moha, Guineagras, s. Hirse.

Moha, Markt im ungar. Komitat Weißenburg, an der Südbahnlinie Ujszöny-Stuhlweißenburg, mit (1890) 630 magyar. (reform. und römisch-kath.) Einwohnern und zwei kohlensäurereichen, beliebten Säuerlingen (Mohaer Agnes- und Stephaniequelle).

Mohács (spr. móhātsch), Markt im ungar. Komitat Baranya, an der Donau und der großen Margareteninsel, wichtig als Dampfschiff- und Bahnstation (Bahnlinie M.-Villány), mit Schloß, 5 Kirchen, bedeutendem Holz-, Kohlen- und Getreidehandel, Bezirksgericht und (1890) 14,403 magyarischen, serbischen, deutschen und kroat. Einwohnern (Römisch-Katholische und Reformierte). — Historisch berühmt ist der Ort durch die *Schlacht* 29. Aug. 1526, welche der letzte ungarische König, der jugendliche Ludwig II., gegen den Sultan Soliman II. verlor. Sie kostete dem König, zu dessen Andenken in M. eine Kapelle errichtet wurde, und über 20,000 Ungarn und Deutschen das Leben und hatte den Verlust der Selbständigkeit von fast ganz Ungarn zur Folge. Am 12. Aug. 1687 lieferten dagegen der Herzog Karl von Lothringen und Markgraf Ludwig von Baden bei M. jene blutige Schlacht, die den Türken 16,000 Mann kostete und der türkischen Herrschaft in Ungarn für immer ein Ende machte.

Mohafza (*Gouvernorat*), Bezeichnung für die unter eignen Gouverneuren stehenden größern Städte Ägyptens.

Mohair (engl., spr. -hēr), soviel wie Angorawolle und im Handel auch die aus dieser allein oder mit andern Gespinstfasern gewebten Stoffe. Man verarbeitet M. jetzt häufig als Schußgarn und gewinnt durch Verbindung mit Garn aus Kammwolle, Baumwolle, Alpaka und Seide sehr mannigfaltige Stoffe. *Mohairspitzen* sind schwarze Wollspitzen.

Mohámmed (*Muhámmed*, *Mahomet*, arab., »der Gepriesene« oder »Preisenswerte«), mit Zunamen *Abul Kâßim ibn Abdallah*, der Stifter der nach ihm benannten Religion und des Chalifats, ward um 570 (nach gewöhnlicher Annahme 20. April 571) in Mekka aus dem koreischitischen Geschlecht Hâschim geboren (s. Hâschim und Koreisch) und starb 8. Juni 632 in Medina. Seine Eltern, Abdallah und Âmina, waren arm. Von seinen Jugendschicksalen weiß die Geschichte nur sehr wenig, um so mehr aber die Legende zu erzählen. Dazu gehört vielleicht selbst die Reise, die der zwölfjährige M. mit seinem Oheim Abu Tâlib, der ihn nach dem frühen Tode seiner Eltern erzog, nach Syrien unternommen haben soll, bei welcher Gelegenheit christliche Mönche seine prophetische Bestimmung erkannt hätten. Im 25. Jahre heiratete M., der bis dahin in niederer Stellung sein Brot verdient hatte, die reiche Kaufmannswitwe Chadîdscha, in deren Dienst er vorher gestanden. Das war sein Glück; sie verhalf ihm zu einer unabhängigen sozialen Stellung und war zugleich seine erste Gläubige. Mehrere Kinder entsprangen der Ehe, von denen aber nur die Tochter Fâtime, später Alis Frau, den Vater überlebte. Leider fehlen genauere verbürgte Nachrichten über die gewaltige Veränderung, die in M. etwa im 40. Lebensjahr vorging und ihn um 610—612 zum Religionsstifter machte. Veranlassung, über die Nichtigkeit des beinahe in Fetischismus zurückgesunkenen Götzendienstes seiner Landsleute nachzudenken, hatte er genug, da bereits einige Mekkaner, unter andern Wáraka, ein Vetter seiner Frau, der einiges vom Christen- und Judentum gehört, sich vom Götzendienst losgesagt hatten, ferner häufig arabische Juden durch Handelsinteressen nach Mekka geführt wurden und auch einige Christen hier wohnten. Eine tiefere Kenntnis vom Juden- und Christentum hat sich M. zwar nie angeeignet, doch wußte er, daß die Gläubigen dort den Messias, hier den Parakleten erwarteten, auch hatte er sich, häufig nicht ohne Mißverständnisse, allerlei christliche und jüdische Lehrsätze, Geschichten und Legenden erzählen lassen, welche seine eignen religiösen Vorstellungen stark beeinflußten. Der bisherige Kaufmann zog sich brütend in die Einsamkeit zurück, Visionen und Träume kamen dazu, und bald erschienen ihm die ihm zuströmenden Ideen als absolute Offenbarungen Gottes. M. war von Kindheit an krankhaft beanlagt; er litt namentlich an nervösen, wie es scheint epileptischen, Anfällen, aber auch diese, vom gewöhnlichen Aberglauben auf dämonische Besessenheit zurückgeführt, wurden ihm, nach Überwindung quälendster Zweifel, ein Zeichen, daß himmlische Mächte von ihm Besitz ergriffen hätten. Sein Prophetentum datiert von zwei himmlischen Erscheinungen, an deren Realität zu glauben ihn seine Frau bestärkte. Außer dieser hielten von Anfang an zu ihm noch seine Töchter, Ali, der Sohn Abu Talibs, sein Sklave und späterer Adoptivsohn Seid und sein Freund Abu Bekr, ein Mann von edlem Gemüt und großer praktischer Klugheit. Seine übrigen Verwandten und namentlich die aristokratischen koreischitischen Geschlechter erklärten ihn dagegen geradezu für einen Narren. Um so bereitwilliger fielen ihm bald Leute der untersten Klassen zu. Mohammeds Angriffe auf den Götzendienst und die Besorgnis, daß darunter der Besuch des Heiligtums zu Mekka sowie die mit diesem verknüpften wichtigen Handelsinteressen der Stadt leiden möchten, brachten die vornehmern Mekkaner mehr und mehr gegen den neuen Propheten auf. Nach zehn Jahren, in denen er und seine Anhänger unter Verfolgungen schwer zu leiden hatten, gelang es ihm, einige Pilger aus Jathrib zu gewinnen, die seine Lehre in ihrer Heimat bekannt machten; und ein Jahr später schlossen 73 Gläubige aus Jathrib einen Treubund mit M., infolgedessen zuerst seine Anhänger, schließlich auch M. und Abu Bekr Mekka verließen. Dies die später auf den 16. Juli 622 angesetzte Hedschra oder Flucht (genauer: Auswanderung), mit welcher die Muslimin

ihre Ära beginnen. Jathrib erhielt in der Folge den Namen al Medîna, »die Stadt (nämlich die Regierungsstadt des Propheten)«. Hier stand M. nun an der Spitze einer kriegerischen Gemeinde und gebot, wenn auch nicht formell, so doch faktisch als göttlicher Prophet unbedingt über die kleine Schar seiner ausgewanderten Landsleute (Muhâdschirin) und die meisten Medinenser, die sogen. »Hilfsgenossen« (Anßâr). Hier baute er auch eine Moschee, die das zweite Heiligtum des Islam ward (das erste ist die »heilige Moschee« in Mekka, das dritte die »entfernteste Moschee« in Jerusalem). Um die zahlreichen Juden Medinas für sich zu gewinnen, näherte er sich denselben vielfach, wurde aber später, als sie ihm dauernd den Glauben verweigerten, ihr entschiedener und erbitterter Feind. Bald nach seiner Ankunft in Medina verheiratete er sich, damals schon 50 Jahre alt, mit Abu Bekrs zehnjähriger Tochter Aïscha, und fortan mehrte sich die Zahl seiner Frauen alljährlich, wie sich sein Charakter auch sonst fortan in weniger günstigem Lichte zeigt, als bisher unter Verfolgungen und Mühsalen. Vor allem war M. jetzt darauf bedacht, die Kaaba, deren Heiligkeit er, um seine Religion zu nationalisieren, anerkennen mußte, in seine Gewalt zu bekommen. Dazu war die Bezwingung der Mekkaner erforderlich. Er fing damit an, ihren Karawanen aufzulauern und so die Wege nach Syrien und dem Innern Arabiens unsicher zu machen. Auf einem dieser Beutezüge, 624, kam es zu dem blutigen Kampf bei Bedr, in welchem die Mekkaner trotz ihrer numerischen Überlegenheit unterlagen und Mohammeds Todfeind Abu Dschahl fiel; nach dem Glauben der Muslimin wurde durch direktes göttliches Eingreifen, in Wirklichkeit aber durch die feste Disziplin der Gläubigen der Sieg gewonnen. Im Frühjahr 625 rückten die Mekkaner, 3000 Mann stark, d. h. dreimal so stark als ihre Gegner, gegen Medina heran. Trotzdem war auch in dem neuen, am Berge Ohod bei Medina entbrennenden Kampfe ihre Niederlage fast entschieden, als infolge der Beutegier einiger Muslimin das Geschick des Tages sich wandte und die Gläubigen die Schlacht verloren. M. selbst war unter den Verwundeten. 627 wurde Medina sogar von den Mekkanern belagert, doch ward die Gefahr teils durch einen um die Stadt gezogenen Graben, teils durch geschickte, den Feind teilende Unterhandlungen abgewendet. Ein Zug Mohammeds gegen die mit den Mekkanern in halbem Einverständnis befindlichen Juden Kuraiza endete mit der Hinrichtung von 700 derselben. Dies war die blutigste von vielen Thaten der Rachsucht und der Gewalt, die der Prophet sich mit der Zeit erlaubte. Im Äußerlichen hielt er es jedoch wie früher, er wohnte, aß und kleidete sich wie jeder gewöhnliche Araber. 628 wagte er mit einer großen Schar nach Mekka zu wallfahrten. Die Koreischiten wehrten ihm zwar anfangs den Eintritt in das heilige Gebiet, doch kam sodann auf Grund gewisser Bedingungen, die nur zu bald wieder verletzt wurden, ein zehnjähriger Waffenstillstand und 629 die erste Pilgerfahrt Mohammeds nach Mekka zu stande. Wie weit sich Mohammeds politische Pläne schon damals erstreckten, ersieht man daraus, daß er um diese Zeit an die mächtigsten auswärtigen Fürsten, selbst an den Kaiser in Konstantinopel, die Aufforderung ergehen ließ, den Islam anzunehmen und sich ihm zu unterwerfen. 630, beim Wiederausbruch des Kampfes, konnte der Prophet, dem sich inzwischen verschiedene große Stämme angeschlossen hatten, bereits 10,000 Mann gegen Mekka aufbieten. Hierdurch eingeschüchtert, übergaben die Mekkaner ihre Stadt, und M. ließ sämtliche Götzenbilder in der Kaaba zertrümmern. Ein siegreicher Feldzug gegen die mächtigen Hawâsinstämme im Südosten Mekkas schloß sich unmittelbar an, und damit war der Sieg Mohammeds in Arabien entschieden. Die Hauptthätigkeit des Propheten im nächsten Jahre war, die von allen Teilen der Halbinsel nach Medina zusammenströmenden Gesandten der verschiedenen Stämme zu empfangen, welche ihm ihre Huldigung darbrachten. Im März 632 unternahm er eine große Pilgerfahrt nach Mekka, an der zum erstenmal kein Heide teilnehmen durfte, und deren Zeremonien vorbildlich geworden sind für immer. Das letzte Unternehmen, welches ihn beschäftigte, war ein großer Kriegszug gegen die Byzantiner, dessen Erfolg er aber nicht mehr erleben sollte. Seit Ende Mai von heftigen Fieberschauern mit Phantasien heimgesucht, starb er 8. Juni 632 mittags. Er ward in der Hütte der Aïscha begraben, an der Stelle, wo er gestorben war. (Sein Grab befindet sich jetzt innerhalb der erweiterten Moschee.) M. war in seinen staatsmännischen Plänen bedeutender als in seinen religiösen Neuerungen. Ausschließlich religiöse Zweifel bestimmten, wie es scheint, seine ersten reformatorischen Schritte, aber mehr und mehr benutzte er die Religion nur noch als Mittel zu seinen politischen Zwecken, deren Tendenz die Gründung eines einheitlichen arabischen Reiches war. Die einzelnen positiven Verordnungen, die er erließ, stellen fast ausnahmslos gegenüber den zuvor in Arabien herrschenden Zuständen einen bedeutenden Fortschritt dar; verhängnisvoll ist nur, daß der Islam, wie er nach Mohammeds Tode fixiert wurde, keiner Fortentwickelung fähig ist. Das Charakterbild des Propheten ist bei allen Flecken, die es entstellen, fesselnd und bedeutend. Vgl. Weil, M. der Prophet, sein Leben und seine Lehre (Stuttg. 1843); Caussin de Perceval, Essai sur l'histoire des Arabes, Bd. 3 (Par. 1849); Muir, The life of Mahomet (Lond. 1858—61, 4 Bde.; 3. Ausg. in 1 Bd. 1894); Derselbe, Mahomet and Islam (neue Ausg. 1887); Sprenger, Das Leben und die Lehre des M. (Berl. 1861—65, 3 Bde.); Nöldeke, Das Leben Muhammeds (Hannov. 1863); Krehl, Das Leben und die Lehre des Muhammed (Leipz. 1884, Bd. 1: Das Leben); A. Müller, Der Islam, Bd. 1 (Berl. 1885); Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, Heft 4 (Berl. 1889); Grimme, Mohammed (Münster 1892—95, 2 Bde.).

Mohammed, Name von vier türk. Sultanen: 1) M. I., geb. 1387, gest. 1421 in Adrianopel, behauptete sich nach seines Vaters Bajesid I. Niederlage bei Angora und Tod (1403) in der Herrschaft von Amasia, eroberte im Kampfe gegen seine Brüder Kleinasien mit der Hauptstadt Brussa, besiegte und tötete 1413 auch seinen letzten Bruder, Musa, Sultan von Adrianopel, und erlangte so die Alleinherrschaft über die Osmanen. Er herrschte mit Kraft und Verstand, sicherte die Grenzen des Reiches und dämpfte mehrere Aufstände.

2) M. II., Bujuk, d. h. der Große, Enkel des vorigen, Sohn Murads II., geb. 1430 in Adrianopel, gest. 1481, folgte 1451 seinem Vater, mit dem er schon seit 1444 die Herrschaft geteilt, auf dem Thron der Osmanen, eroberte 29. Mai 1453 Konstantinopel (s. d.) und erhob die Stadt zu seiner Residenz. Um den entvölkerten Provinzen seines neuen Reiches Einwohner zu verschaffen, gewährte er den Griechen völlige Religionsfreiheit und gestattete ihnen auch, sich wieder

einen Patriarchen zu wählen. Albanien konnte er erst nach des tapfern Skanderbeg (s. d.) Tode seiner Herrschaft einverleiben (1467). 1456 erschien er an der Spitze von 160,000 Mann und 300 Kanonen vor Belgrad, fand aber von seiten Johann Hunyads so tapfern Widerstand, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Serbien indes ward größtenteils von ihm erobert, ebenso Griechenland und der Peloponnes, die meisten Inseln im Archipel und das griechische Kaisertum Trapezunt. Den Venezianern nahm er 1470 die Inseln Negroponte und Lemnos und den Genuesen 1475 Kaffa (Feodosia), nachdem er schon 1473 den Chan der krimschen Tataren zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen hatte. Es folgten langwierige Kriege mit Persien. 1480 griff M. die Insel Rhodos an, ward aber von den Johanniterrittern mit großem Verlust zurückgeschlagen. Hierauf machte er einen Angriff auf Unteritalien, und schon hatten seine Truppen die Stadt Otranto erobert, als er auf einem Zuge gegen Persien starb. Er hatte während seiner 30jährigen Regierung 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Er erhielt daher die Beinamen Ghazi (Besieger der Ungläubigen) und Fatih (Eroberer). Persönlich war er durch glänzende Eigenschaften des Geistes ausgezeichnet, wie er sich auch durch Bildung und Sinn für Kunst und Wissenschaft vor andern orientalischen Fürsten hervorthat; dagegen charakterisieren ihn Grausamkeit, Treulosigkeit, Verachtung aller Gesetze und niedrige Ausschweifungen als orientalischen Despoten.

3) M. III., Sohn und Nachfolger Murads III., geb. 1566, regierte von 1595—1603 als ein Tyrann, der 19 Brüder ermorden ließ und besonders die Christen, die zu Anfang seiner Regierung sich gegen ihn erhoben hatten, grausam verfolgte. Er zog 1596 gegen die Kaiserlichen nach Ungarn zu Felde und besiegte sie bei Kerestes.

4) M. IV., Sohn Ibrahims, geb. 1642, gest. 1692, bestieg 1648 nach dessen Absetzung den Thron und bewies sich, seit 1656 selbständig herrschend, aber ganz von seiner Umgebung abhängig, als schwacher und üppiger Wollust ergebener Regent; als seine Waffen gegen Deutsche und Polen unglücklich waren, ward er 1687 abgesetzt und starb im Kerker. Unter seiner Regierung zeichneten sich die beiden Großwesire Mohammed und Achmed Köprülü (s. d.) aus.

Mohammed es Sadock, Bei von Tunis, geb. 1813, gest. 27. Okt. 1882, Sohn des Beis Sidi Ahsin, folgte 23. Nov. 1859 seinem Bruder Mohammed Bei, regierte anfangs verständig, machte aber bald große Schulden, wegen deren er sein Land mit schweren Steuern belasten mußte, stellte sich 23. Okt. 1871 unter türkischen Schutz, wurde aber 22. Mai 1881 von den Franzosen zur Unterwerfung unter Frankreichs Oberherrlichkeit gezwungen.

Mohammedanische Religion (Mohammedanismus), die von Mohammed stammende Religionslehre, welche von ihren Bekennern selbst Islam, d. h. völlige Hingebung an Gott, genannt wird, beruht auf den im Koran enthaltenen, für Offenbarung geltenden Aussprüchen des Stifters, und den in der Überlieferung (Sunna) erhaltenen Berichten über seine sonstigen Äußerungen 2c. Mohammed war kein spekulativer Kopf; seine Lehren sind nur zum geringen Teil original, diejenigen von Gott und seinen Eigenschaften, vom Satan, von der jenseitigen Belohnung und Bestrafung, vom Weltgericht wesentlich jüdisch; ebenso erhielt er von den Juden fast seinen ganzen geschichtlichen Apparat, und selbst ein großer Teil der Rechtsbestimmungen ist den jüdischen nachgebildet. Mohammed hatte den Juden seiner Zeit fast nichts vorzuwerfen, als daß sie das nur für eine bestimmte Zeit gegebene Gesetz für immer festhalten, daß sie infolgedessen weder Jesus noch ihn selbst als Propheten anerkennen wollten. Viel weniger nahm Mohammed vom Christentum auf; er verwarf entschieden als abgöttisch und widersinnig Trinität und Christologie. Dagegen entstammen der Denk- und Anschauungsweise der alten Araber viele Rechtssätze des Islam und einige der wichtigsten rituellen Bestimmungen, z. B. alles, was mit der Pilgerschaft zusammenhängt; auch seine Sittenlehre geht wesentlich von der arabischen Auffassung von Gut u. Böse aus. Mohammeds eigne Zuthaten sind meist von untergeordneter Bedeutung und bestehen mehr in bewußten oder unbewußten Abänderungen des Empfangenen als in wirklichen Neuerungen. Das mohammedanische Recht stellt das kirchliche Recht an die Spitze; es ist zunächst Glaubenslehre und enthält als solche sechs Hauptsätze. Die beiden ersten sind: »Es ist nur Ein Gott (Gott ist Gott), und Mohammed ist sein Prophet.« Nach Mohammed ist die Offenbarung Gottes in der Welt eine fortschreitende, und er nimmt sechs Stufen in derselben an: Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed, welcher als Kreditiv nicht Wunder, wie andre Propheten, erhielt, sondern den Koran, der als das absolut vollkommene Wort Gottes selbst das höchste Wunder ist. Es bedarf daher ferner keines Propheten, Mohammed ist der letzte und höchste derselben, daher er Châtam ul anbijâ (»Siegel der Propheten«) genannt wird. Der dritte Hauptsatz handelt vom Koran (s. d.). Den vierten Hauptsatz bildet die Lehre von den Engeln, die in gute und böse, mit vielen Unterabteilungen, zerfallen. Hier ist ein Hauptsitz des mohammedanischen Aberglaubens. Der fünfte Hauptsatz umfaßt den Glauben an den unbedingten Ratschluß Gottes. Derselbe ist wesentlich bedingt durch den Gottesbegriff und dessen alles widerstandslos beherrschende Macht. Alle Geschicke des Menschen, die guten wie die widrigen, sind von vornherein bestimmt. Allerdings ist Mohammed in Durchführung dieses Satzes, der sich ihm aus dem thatsächlichen Widerspruche zwischen der Göttlichkeit seiner Sendung und der ablehnenden Haltung seiner Landsleute ergab, nicht konsequent; er spricht sich, wo es auf praktische und moralische Vorschriften ankommt, im Sinne der Willensfreiheit aus, die von spätern Auslegern als Irade dschus'ìje, d. h. partikulärer Wille, bezeichnet wird. Offenbar ist ihm dieser Widerspruch nicht zum Bewußtsein gekommen. Die spätern theologischen Parteien haben heftige Streitigkeiten darüber geführt; bei den jetzigen Muslimin herrscht jedenfalls der Fatalismus, und damit steht die bekannte Stabilität der islamischen Kultur in engem Zusammenhang. Der sechste Hauptsatz enthält die Lehre von den letzten Dingen. Für die, welche im Kampfe für den Glauben fallen, wird der Ausgang ihres irdischen Lebens der sichere Eingang in das Paradies, wo ihrer irdische Freuden in höchster Potenz warten. Der Jüngste Tag beginnt mit der Auferstehung, und es verbindet sich die Seele wieder mit ihrem Leib. Es folgt dann das Gericht, das mit der Verdammung der Ungläubigen beginnt und nächst dem »Allah ist Allah und Mohammed sein Prophet« vielleicht den wichtigsten Artikel dieser Glaubenslehre bildet. Die Moral des Islam weist zwar nicht die Erhabenheit der christlichen auf

und steht auch der jüdischen an Ernst nach; aber wenn Mohammed auch nicht das große Prinzip der Liebe und Duldung predigte, so schärfte er dafür seinen Gläubigen die Tugenden der Ergebung in Gottes Willen, Verträglichkeit und Wohlthätigkeit ein. Diebstahl, Lüge und andre Laster werden streng bekämpft. Besonders hervorzuheben ist die praktische Toleranz des Islam gegen Andersgläubige, die zwar nur auf der Verachtung beruht, den Islam aber, vorübergehende Ausbrüche des Fanatismus abgerechnet, vor der Verfolgungswut bewahrt, die vielfach das Christentum verunziert hat.

Die m. R. als Praxis beruht auf fünf unerläßlichen Geboten (Feräis). Als erstes Gebot wird auferlegt die Herstellung der Reinheit in levitischem Sinne durch Waschungen vor dem Gebet und in andern Fällen. Das zweite Gebot fordert die Abhaltung der fünf täglichen Gebete. Die Stellung beim Gebet wie die (arabischen) Worte desselben sind genau bestimmt; das Gesicht ist dabei nach Mekka gewendet. Der Tag der gemeinsamen Gottesverehrung, nicht aber leiblicher Ruhe, ist der Freitag. Außerdem feiern die Muslimin noch die beiden Beiramfeste (das große Opferfest am letzten Tage der Wallfahrt und das Fest der Fastenbrechung) und die Geburt des Propheten (Mölid). Das dritte Gebot betrifft das Almosen, das übrigens geradezu zur zwangsweise erhobenen Armen- (bald Staats-) Steuer geworden war. Kein Muslim erfüllt das Gebot, der nicht den zehnten Teil seines Einkommens als Steuer bezahlt. Übrigens ist das Vermögens-, besonders das Erbrecht reich ausgebildet; nur Hypotheken- und Verjährungsrecht sind unbekannte Dinge. Bäder, Brunnen, Brücken, Mausoleen, Spitäler, Speiseanstalten für die Armen, Hospitäler, Irrenhäuser, Schulen, Bibliotheken, selbst Festungswerke werden durch Stiftungen erhalten. Das vierte Gebot fordert die gewissenhafte Beobachtung der Fasten. Zwar verwarf Mohammed sonst die freiwilligen Bußübungen, aber die christliche Fastenzeit nachahmend, setzte er das Fasten des Monats Ramadhân ein, während dessen der Muslim, solange die Sonne am Himmel steht, Enthaltung üben muß. Hinsichtlich des fünften Gebots, das die Bestimmungen über die Wallfahrten enthält, ist eine Dispensation möglich, insofern man einen Ersatzmann stellt oder die Kosten für diesen an die Armen verteilt. Nach dem Gesetz soll jeder Muslim wenigstens einmal in seinem Leben die Kaaba besuchen. In Wirklichkeit aber wird ein solcher Besucher (Hadschi), wenigstens in den Arabien fernliegenden Ländern, als Merkwürdigkeit betrachtet. Neben diesen Geboten existiert eine große Reihe von Verboten, z. B. das Verbot des Weintrinkens, des Glücksspiels (nur das Schachspiel ist erlaubt), des Genusses von Schweinefleisch und von ersticktem Vieh, des Wuchers, der Wahrsagerei und Anwendung von Zauberformeln. Einen Unterschied zwischen Staat und Kirche kannte Mohammed nicht; wie der ganze Orient den Staat sich nur als Theokratie denken kann, so regelt auch der Koran das Staats-, Justiz-, Sanitäts- u. Polizeiwesen. Die Begriffe von Recht und Religion treten durchaus ungeschieden auf; die Juristen sind Theologen und umgekehrt. Die in den Schulen bei den Moscheen studierenden Jünglinge, welche in der Türkei Softas, anderswo Tâlibe (»Suchende«, d. h. nach Wissen) genannt werden, reflektieren sowohl auf geistliche als auf weltliche Ämter und Würden. Der Padischah oder Großherr zu Konstantinopel ist nicht bloß weltlicher Regent, sondern auch Chalif. In ersterer Beziehung vertritt ihn der Großwesir, in letzterer, als Glaubensoberhaupt, Nachfolger und Stellvertreter des Propheten, der Großmufti, gewöhnlicher Scheich ul Islam (»Glaubensältester«) genannt. Ihm steht die höchste Entscheidung in Glaubenssachen zu, und unter ihm steht die ganze Gilde der Ulemas oder der zur Kirche und Justiz gehörenden Personen. Das Recht spricht in sehr summarischer Art und ohne Möglichkeit des Appells der Kadi, ein unbesoldeter, ebendeshalb in der Regel auch durchaus bestechlicher Beamter. Das Strafrecht läßt sich auf kein Prinzip zurückführen. Jahrelange Kerkerhaft gehört zu den unbekannten Dingen; um so grausamer sind in den östlichen Islamländern noch heute (wie ehedem auch in der Türkei) die körperlichen Strafen. Die Priestergenossenschaft ergänzt sich aus frei sich heranbildenden Mitgliedern. Der Eintritt in die Gemeinde geschieht durch die Beschneidung, die in religiöser Beziehung ganz dasselbe ist, was bei den Christen die Taufe. Sie findet meist zwischen dem siebenten und achten Jahre statt, kann aber selbst im spätesten Alter nachgeholt werden. Auch die Ehe erhält einen religiösen Charakter, indem der Vollzug des Ehekontrakts vor dem Imam (Vorbeter, Gemeindevorsteher) geschieht. Der Koran hat die Vielweiberei aus den bestehenden Sitten der Araber einfach aufgenommen, aber eben dadurch in die geheiligtsten Traditionen des Mohammedanismus für immer verwoben: einer der vielen Nachteile der theokratischen Verquickung des Zivilrechts mit den Glaubensregeln. Übrigens sind nur vier rechtmäßige Frauen, daneben freilich eine unbeschränkte Zahl von Konkubinen gestattet. Scheidungen sind leicht u. häufig. Wenn eine Sklavin dem Herrn ein Kind geboren hat, so ist dieser dadurch verbunden, sie bei sich zu behalten; nach seinem Tode wird sie frei. Kinder folgen durchaus dem Stande des Vaters. Obgleich Mohammed selbst ein Gegner der orientalischen Askese war, so hat diese dennoch auch im Islam Platz gegriffen (vgl. Derwisch). Über die Feste der Mohammedaner s. Feste. Vgl. van den Berg, De beginselen van het Mohammedaansche recht (3. Ausg., Haag 1883) und dazu Snouck Hurgronje in »De Indische Gids« (Amsterd. 1884).

Der Islam, heute über ein Siebentel des Menschengeschlechts gebietend, war ursprünglich spezifisch arabische Nationalreligion, paßte sich aber bald jeder geistigen und moralischen Eigentümlichkeit der Einwohner von West- und Zentralasien an. Die schnelle Auffassung der Sinne, das wilde Spiel der glühenden Phantasie, die Gegensätze des scharfen Verstandes und der Sehnsucht nach dem Übernatürlichen: alles findet hier gleiche Befriedigung. Die Gottesidee ist weniger sympathisch als die christliche, aber ebenso erhaben und namentlich begreiflicher. Dabei aber muß als Hauptgrund des schnellen Sieges, den der Islam über so große Ländermassen davontrug, neben der durch Fanatismus, Eroberungs- und Beutesucht gehobenen Volkskraft der Araber, neben der Größe ihrer Staatsmänner und Feldherren die damalige Verkommenheit des Christentums im Morgenland betrachtet werden. Im Gezänk über die Geheimnisse der Dreieinigkeit und der Natur Christi war alles christliche Leben erstorben; die Parteien haßten und verfolgten einander und waren meist willige Werkzeuge des elenden byzantinischen Despotismus. Da traf die Wetterwolke des jugendfrischen, begeisterten Arabervolkes auf das morsche Gebäude, und auf seinen

Trümmern erhob sich ein neuer Bau. Das arabische Reich entwickelte sich schnell zu hoher Blüte, seine Bewohner überragten die Europäer an Bildung und Wissenschaftlichkeit; doch ebenso rasch erstarrte auch die mohammedanische Kultur wieder, sobald der erste Aufschwung zum Stillstand gebracht war. Der Mohammedanismus vermag nicht aus der religiösen Kulturentwickelung in die politische hinüber- und hinaufzuschreiten, denn er ist noch mehr als der Katholizismus gerade der Theorie nach unwandelbar; Neuerung (bid'a) ist dem Muslim der schwerste Frevel. Trotzdem konnte er sich bei seiner Verbreitung über so verschiedenartige Völker dem Einfluß der von diesen aus auf ihn einwirkenden Bildungselemente nirgends ganz entziehen, daher die große Anzahl von mohammedanischen Sekten. Ein vollständiges Verzeichnis derselben findet sich in Schahrastânis »Religionsparteien und Philosophenschulen« (arabisch von Cureton, Lond. 1846; deutsch von Haarbrücker, Halle 1850—1851, 2 Teile).

Die streitigen Fragen waren teils dogmatischer, weit häufiger aber zugleich politischer Natur. Der Streit über die Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens rief die Gegensätze der Kadarîja, später meist Mu'tasila genannt, und der Dschabarîja hervor. Es folgten Streitigkeiten über die Ewigkeit oder das Geschaffensein des Korans, die Eigenschaften und Attribute Gottes, die von den einen wörtlich genommen, von andern allegorisch gedeutet wurden. Seit die Araber die Philosophie der Griechen kennen gelernt, gewannen die theologischen Streitigkeiten ein wissenschaftlicheres, spekulatives Gepräge. Die dogmatisch-politischen Kämpfe drehen sich hauptsächlich um das Imamat (Chalifat) oder die Vorsteherschaft der Gemeinde aller Muslimin. Nach dem Tode des Chalifen Othman erkannte man in Medina Mohammeds Schwiegersohn Ali, in Syrien dagegen Muawija als Chalifen an, während eine dritte Partei, die Chawâridsch (Charidschiten, d. h. Sezessionisten), beide Bewerber als irreligiös des Thrones für unwürdig erklärte. Fortan stehen sich nun drei Parteien: die Schia (eigentlich Schî'at Ali, »Anhängerschaft Alis«, Schiiten), sodann die Anhänger der drei ersten und aller folgenden Chalifen, welche sich selbst »Leute der Sunna«, d. h. der Tradition (Sunniten), nennen, und die Chawâridsch, welche fortan einem weitgehenden Independentismus huldigen, gegenüber. Näheres über die weitern Kämpfe s. Chalifen. In der Folge entwickelte sich unter den Schiiten die mystische Lehre von der Inkarnation Gottes in den Imamen, der Übertragung ihres Geistes auf ihre Nachfolger ꝛc., welche dem Wesen des Islam offenbar entgegen ist. Diese große Abweichung vom ursprünglichen Islam machte es leicht, daß sich auch rein heidnische oder doch pantheistische Ideen mit schiitischen vermengten, so daß z. B. die Ismaeliten (s. d.) nur noch ganz lose mit dem Islam zusammenhängen. Sunniten und Schiiten sind bis auf den heutigen Tag die erbittertsten Gegner, während die Charidschiten den Zerfall des arabischen Reiches nicht überdauert haben. Die vier großen theologisch-juristischen Schulen der Sunniten, nämlich die Schafiiten, Hanefiten, Malikiten und Hambaliten, weichen nicht in dogmatischen Fragen voneinander ab, sondern nur in den Bestimmungen über die zahllosen Einzelheiten der Rechtsgelehrsamkeit und der religiösen Gebräuche. Eine Restauration des ursprünglichen Islam beabsichtigte die im vorigen Jahrhundert in Arabien aufgetauchte Sekte der Wahhabiten (s. d.). Gegenwärtig ist der Islam nur in Afrika und in der Tatarei im Wachstum begriffen; überall sonst hat er, von europäischer Kultur umlagert, ein Gift aufgenommen, welches ihn mit der Zeit notwendig zersetzen muß. Verschieden vom Juden- und Christentum, hat der Islam den Umfang der Alten Welt nicht überschritten u. trieb selbst hier, ungeachtet aller Kriege um Gewinnung neuer Sitze, nur in den Ländern der heißen Zone oder eines südlichen Klimas üppig weiter. Nur zwei nichtorientalische Staaten zählen größere Mengen von Mohammedanern zu ihren Unterthanen. Im russischen Reiche wohnen 10,5 Mill. und in Ostindien, im englischen Reichsgebiet, 49,6 Mill., in den Vasallenstaaten 7,8 Mill. Mohammedaner. Die staatsbürgerliche Stellung der Bekenner des Islam den Bekennern andrer Religionen, speziell der christlichen, gegenüber ist in Indien eine völlig gleiche, in Rußland sind aber die staatsbürgerlichen Rechte der Mohammedaner durch Ausnahmegesetze beschnitten. In innern Religionsangelegenheiten wird ihnen jedoch volle Freiheit gelassen; nur gegen die Ordensbrüder, welche sich zu Heiligen zu stempeln wissen, geht die russische Regierung mit größter Strenge vor und verbannt sie in Gouvernements, wo keine Mohammedaner wohnen. Die mohammedanischen Schulen sind dem russischen Reichsunterrichtsministerium unterstellt. In Ostindien gewährt die englische Regierung in Religionsfragen die freieste Bewegung und hat auch die Hindernisse beseitigt, welche die mohammedanische Bevölkerung über Gebühr von Staatsämtern zurückhielt. Die Zahl sämtlicher Mohammedaner auf der Erde beträgt gegenwärtig etwa 243 Mill., wovon 6,7 Mill. auf Europa, 147 Mill. auf Asien, der Rest auf Afrika entfällt. Im einzelnen verteilen sie sich in folgender Weise:

Europäisches Rußland	2830000
Griechenland, Serbien, Montenegro, Rumänien	44000
Asiatisches Rußland:	
Kaukasus	2900000
Zentralasien	4700000
Sibirien	58000
Nichtrussisches Zentralasien	2650000
Türkisches Reich in Europa	3850000
" " " Asien	12750000
Persien, Afghanistan, Belutschistan	12300000
Unabhängiges Arabien	3690000
China	20000000
Vorderindien	57200000
Hinterindien	650000
Ostindische Inseln	30100000
Afrika	90000000
Zusammen:	243722000

Nimmt man die Gesamtbevölkerung der Erde zu 1495 Mill. Menschen an, so entfallen davon auf Mohammedaner 14,6 Proz. (s. die »Religions- und Missionskarte der Erde«, mit Tabelle, bei Art. »Religion«). Vgl. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Leipz. 1868); Deutsch, Der Islam (Berl. 1873); Garcin de Tassy, L'islamisme (Par. 1874); Vambéry, Der Islam im 19. Jahrhundert (Leipz. 1875); Lüttke, Der Islam und seine Völker (Gütersl. 1878); Dozy, Het Islamisme (2. Aufl., Haarlem 1880); Pischon, Der Einfluß des Islam auf das häusliche, soziale und politische Leben seiner Bekenner (Leipz. 1881); Hauri, Der Islam in seinem Einfluß auf das Leben seiner Bekenner (Preisschrift, Leiden 1882); A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland (geschichtlich, Berl. 1885—87, 2 Bde.); Goldziher, Muham-

medanische Studien (Halle 1888—90, 2 Bde.); Hughes, Dictionary of Islam (Lond. 1885); Derselbe, Notes on Muhammadanism (3. Aufl., das. 1894).

Mohammedsfahne (Fahne des Propheten), s. Fahne, S. 139; auch Name des Schellenbaums (s. d.) in der Regimentsmusik.

Mohammera, Stadt in der pers. Provinz Chusistan, unweit der türkischen Grenze, am Zusammenfluß des von Dampfern befahrenen Karun mit dem Schatt el Arab, ca. 40 km ostsüdöstlich von Basra, erst Mitte dieses Jahrhunderts durch einen Teil des großen Stammes Ka'âb gegründet und heute 15,000 Einw. zählend. M. besitzt einen auf Dattelpalmstämmen gebauten Kai, einen kleinen Bazar, wird regelmäßig von den englischen Dampfern angelaufen und treibt viel Handel (1890 Ausfuhr über 1 Mill., Einfuhr fast 3 Mill. Mk.), außerdem Tuchweberei, Färberei, Gerberei u. Fabrikation von Silberwaren.

Mohar, s. Setaria.

Moharek, Insel und Stadt, s. Bahreininseln.

Mohatra (Contractus mohatrae, mittellat., v. arab. muhātara, »Gefahr, Wagnis«), Scheinvertrag, insbes. ein Verkauf mit hohem Preis unter sofortigem billigen Zurückkauf, der zur Verdeckung eines Wuchergeschäfts dienen soll; z. B.: A. will ein Darlehen zu 500 Mk. von B. haben; statt dessen verkauft ihm B. ein Bild für 1000 Mk., zahlbar in einem Jahr, und kauft es sofort zurück um 500 Mk. bar.

Mohave (span. Mojave, spr. mochāwe), nordamerikan. Indianerstamm der Yuma am untern Colorado. In Arizona lebten 1890 in drei Reservationen 1431 Seelen, der ganze Stamm soll 4000 zählen. Die zivilisierten bauen Weizen, Bohnen, Mais und Melonen, die übrigen schweifen unstet umher. Während des Sommers bewohnen sie Hütten aus Baumzweigen, im Winter Erdhöhlen. Töpferei und Korbflechten sind bei ihnen uralte Künste. Die Leichen wurden verbrannt. Das Christentum fand unter ihnen nur schwierig Eingang. In ihrem Gebiet liegt Fort M. (35° nördl. Br.).

Mohavewüste, sandige, nur von niedrigen Hügelrücken durchsetzte Ebene im südöstlichen Kalifornien, durchschnitten vom 34.° nördl. Br. und zwischen 114° 40′ und 117° 50′ westl. L. v. Gr., erstreckt sich östlich bis zum Colorado, westlich bis zu dem ebenso trostlosen Great Basin und hat ein Areal von ca. 20,000 qkm (300 QM.). Ihre Mitte durchzieht der fast immer trockne Mohavefluß, der in der bis 3535 m hohen San Bernardinokette entspringt und sich in einer bis 305 m ü. M. liegenden Depression verliert, den vier bisweilen durch ihn gespeiste Salzsümpfe erfüllen, unter denen der Mohave Lake (1002 m ü. M.) der bedeutendste ist. Die nur am Mohavefluß eine kümmerliche Vegetation aufweisende Wüste hat bis 52,8° steigende Hitzegrade bei häufig bitter kalten Nächten. Sie wird von O. nach W. durchschnitten von der Atlantic- und Pacificbahn und ist in neuester Zeit durch artesische Brunnen und Bewässerungskanäle stellenweise kulturfähig gemacht worden.

Mohawk (spr. mō-hāok), Fluß im nordamerikan. Staate New York, entspringt bei Mohawk Hill, wird von Rome an vom Eriekanal (den er speist) begleitet, bildet eine Reihe von Wasserfällen, zuletzt die 50 m hohen Fälle bei Cohoes (einer der schönsten ist 25 m hoch)), und mündet, 257 m lang, oberhalb Troy in den Hudson.

Mohawk (spr. mō-hāok), zu den nördlichen Irokesen (s. d.) gehöriger nordamerikan. Indianerstamm, eine der sogen. Sechs Nationen, einst mächtig und gefürchtet und im S. des St. Lorenzstroms und Ontariosees wohnend, jetzt nur noch wenige hundert Köpfe stark, an der Bai von Quinté nördlich vom Ontariosee und im Innern von Oberkanada zerstreut.

Mohegan, nordamerikanischer Indianerstamm, s. Mohikaner.

Mohel (hebr.), der die Beschneidung (s. d.) Vollziehende.

Moheli, Insel, s. Komoren.

Mohelnice, Stadt, s. Müglitz.

Mohikaner (Mohegan), jetzt ausgestorbener Indianerstamm von der Gruppe der östlichen Algonkin, der die Gebiete zwischen dem Hudson und Connecticut bewohnte u. dem Fünfvölkerbunde der Lenni Lenape (s. Delawaren) angehörte.

Mohilew (russ. Mogilew), Gouvernement im westlichen Rußland, grenzt im N. an das Gouv. Witebsk, im O. an Smolensk, im SO. und S. an Tschernigow, im W. an Minsk u. umfaßt 48,047 qkm (872,6 QM.). Das Land besteht im N. aus einem Plateau, das bis zu 274 m Höhe ansteigt und die Wasserscheide zwischen Düna und Dnjepr bildet, im S. aus einer weiten Ebene von 150—190 m Höhe. Bewässert wird M. von mehr als 1000 Flüssen und Bächen, die alle dem Stromgebiet des Dnjepr und der Düna angehören; in erstern münden allein 250 Flüsse, darunter der bedeutendste der Sosh. Die vielen Seen sind alle unbedeutend. Von Sümpfen sind hervorzuheben: der Wereteja, Massalskoje, Junowo; die meisten derselben sind nur gefroren passierbar und erzeugen Fieber und andre Krankheiten. In einigen Kreisen herrscht Lehmboden, in andern steiniger Grand- und Kiesboden vor; sonst findet sich überall sandiger Boden, Humus ist nur sehr selten anzutreffen. In geognostischer Hinsicht treten drei verschiedene Formationen auf: im N. die Devon-, im W. und S. die Eocän- und im O. die Kreideformation. Das Mineralreich liefert Eisen, Kalkstein, Lehm, Fayenceerde, Torf, Salz und Mineralquellen (letztere bei Sjenno und Gorki). Das Klima ist unfreundlich, feucht, mit vorherrschenden Nord- und Nordwestwinden und kalten Sommernächten. Die mittlere Jahrestemperatur ist 5,2° (Januar —8°, Juli + 18,5°); die Regenmenge beträgt 72 cm. Die Bevölkerung zählt (1891) 1,415,258 Einw., 29 auf das QKilometer, und besteht vorzugsweise aus Weißrussen, außerdem Juden, Polen (hauptsächlich der Adel), Groß- und Kleinrussen und Litauern; Deutsche sind in geringer Zahl vorhanden. Der Konfession nach kommen 80 Proz. (darunter gegen 6 Proz. Sektierer) auf die Griechisch-Katholischen, 3 Proz. auf die Römisch-Katholischen, 17 Proz. auf die Juden. Vom Gesamtareal entfallen 38 Proz. auf Wald, 29 auf Acker und 16 auf Wiesen. Der Ackerbau erzeugt Roggen, im S. auch Weizen im Überfluß, sonstiges Getreide nur für den innern Bedarf. Allgemein ist der Hanfbau, besonders auf dem linken Ufer des Dnjepr; im südlichen Teil werden auch Runkelrüben u. Tabak gezogen. Die Ernte betrug 1892: 3,9 Mill. hl Roggen, 3 Mill. hl Hafer, 7,8 Mill. hl Kartoffeln; Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen, Buchweizen in geringern Mengen. Das Tierreich liefert sehr viel Flugwild und Fische, Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Iltisse, seltener auch Rehe und Biber. Der Viehstand betrug 1888: 459,247 Pferde, 370,000 Stück Hornvieh, 447,080 Schafe, 339,242 Schweine und 58,000 Ziegen. Die Industrie hat sich bedeutend gehoben und produzierte 1893 für 8,4 Mill. Rubel, namentlich Branntwein, Papier, Leder, Mehl, Tabak, Bier und Zündhölzer.

Die Zahl der Fabriken beläuft sich auf 307. Der Handel, dessen die Juden sich ganz bemächtigt haben, ist recht lebhaft und wird durch die schiffbaren Flüsse (namentlich Düna, Dnjepr und Sosh) sowie durch die drei das Gouvernement durchschneidenden Eisenbahnen (die Linien von Smolensk nach Dünaburg und nach Minsk im N. und Wilna-Romny im S.) begünstigt. Wesentliche Artikel der Ausfuhr sind: Leder, Holz, Holzprodukte, Kalk und Getreide; der Einfuhr: Getreide, Salz, Fische, Manufaktur-, Galanterie- und Drogeriewaren. Die Volksbildung ist höchst mangelhaft; die Zahl der Lehranstalten war 1892: 437 mit 17,606 Schülern, darunter 10 Mittelschulen mit 2057 Schülern. M. zerfällt in die elf Kreise: Gorki, Homel, Klimowitschi, M., Mstislawl, Orscha, Rogatschew, Sjenno, Staryj-Bychow, Tschaussi und Tscherikow.

Mohilew, 1) (Mogiléw) Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), in schöner Gegend am Dnjepr gelegen, hat ein altes Schloß, 31 griechisch-kath. Kirchen (darunter die schöne Kathedrale, zu der Katharina II. und Joseph II. von Österreich 1780 den Grundstein legten), 4 römisch-kath. Kirchen (darunter die Karmeliterkathedrale, 1692 erbaut), eine prot. Kirche, 3 Synagogen und 33 jüdische Bethäuser, ein Rathaus mit hohem Turm (von 1679), ein katholisches und ein griech. Priesterseminar, 2 Gymnasien für Knaben und Mädchen, Armen-, Irren- und Krankenhäuser, große Kasernen, über 100 Gerbereien, regen Handel mit Leder, Getreide, Salz, Zucker, Branntwein, Fischen, Hanf u. Holz und (1889) 44,163 Einw., davon etwa zwei Drittel Juden. Die Stadt ist Sitz eines römisch-katholischen Erzbischofs, eines griechisch-katholischen Erzbischofs und eines Zivilgouverneurs. — M. wird urkundlich zuerst im 14. Jahrh. erwähnt, erhielt 1561 von Siegmund August und 1577 von Stephan Báthori das Magdeburger Recht. 1654 ergab sich die Stadt dem Zaren Alexei Michailowitsch; die Bewohner töteten jedoch 1661 die ganze russische Garnison und schlossen sich den Polen an. 1708 wurde M. von Peter d. Gr. aus strategischen Gründen niedergebrannt. Hier 23. Juli 1812 Gefecht zwischen den Franzosen unter Davout und den Russen unter Bagration, in welchem letztere geschlagen wurden. Unweit der Stadt liegt der schöne Jantschinsche Park mit Schloß, worin 1780 die Kaiserin Katharina II. mit dem Kaiser Joseph II. eine Zusammenkunft hielt. — 2) (Mogílow) Kreisstadt im russ. Gouv. Podolien, am Dnjestr und an der Eisenbahn Shmerinka-Nowosielice, hat 4 griechisch-katholische und eine armen. Kirche, eine Synagoge und 16 jüdische Bethäuser, Gerbereien und (1889) 20,970 Einw. Während die christliche Bevölkerung sich mit Gärtnerei, Böttcher- und Schuhmacherarbeiten, auch etwas Weinbau und Seidenraupenzucht beschäftigt, treiben die Juden lebhaften Handel mit Getreide, Branntwein, Mais, Holz und Manufakturwaren, besonders nach Galizien und Odessa.

Mohilla, Insel der Komoren (s. d.).

Mohl, 1) Robert von, Staatsrechtslehrer und Staatsmann, geb. 17. Aug. 1799 in Stuttgart, gest. in der Nacht vom 4. zum 5. Nov. 1875 in Berlin, Sohn des Oberkonsistorialpräsidenten und Staatsrats Ferdinand Benjamin v. M. (geb. 4. Jan. 1766, gest. 5. Aug. 1845), studierte in Heidelberg, Göttingen und Tübingen die Rechte und Staatswissenschaften, ward 1824 außerordentlicher und 1827 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Tübingen, 1836 zugleich Oberbibliothekar. Als er 1845 als Wahlkandidat für die Stadt Balingen auftrat, gab er einem durch den Druck veröffentlichten Schreiben an seine Wähler eine schonungslose Kritik damaliger Regierungsmaßregeln, weshalb er von seinem Lehrstuhl entfernt und als Regierungsrat nach Ulm versetzt werden sollte. Er zog es vor, aus dem Staatsdienst auszuscheiden, und wurde bald nachher in die württembergische Zweite Kammer gewählt. 1847 folgte er einem Ruf als Professor der Rechte nach Heidelberg. Nachdem er 1848 dem Vorparlament beigewohnt, ward er von den Oberämtern Mergentheim u. Gerabronn in die Nationalversammlung gewählt, wo er seinen Sitz im linken Zentrum nahm und mit Eifer für Reformbestrebungen weise Mäßigung und politischen Takt verband. Am 25. Sept. 1848 übernahm er im Reichsministerium das Portefeuille der Justiz, trat aber 17. Mai 1849 zurück und widmete sich wieder seinem Lehramt zu Heidelberg. Seit 1857 Vertreter der Universität in der badischen Ersten Kammer, seit 1863 deren Mitglied durch allerhöchstes Vertrauen, 1861—66 Bundestagsgesandter in Frankfurt, 1867—71 Gesandter in München, war er der berufenste Vertreter der nationalen Reformpolitik der großherzoglichen Regierung. 1871 erhielt er den Posten eines Präsidenten der Oberrechnungskammer in Karlsruhe. 1874 wurde er vom zweiten badischen Wahlkreis (Villingen-Donaueschingen) in den Reichstag gewählt, wo er sich der liberalen Reichspartei anschloß. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Staatsrecht des Königreichs Württemberg« (Tübing. 1829—31, 2 Tle.; 2. Aufl. 1840); »Die deutsche Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats« (das. 1832—34, 3 Bde.; 3. Aufl. 1866); »Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung« (das. 1837); »Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften« (Erlang. 1855—58, 3 Bde.); »Encyklopädie der Staatswissenschaften« (Tübing. 1859; 2. Aufl. 1872, neue Ausg., Freib. i. Br. 1881); »Staatsrecht, Völkerrecht und Politik« (Tübing. 1860—69, 3 Bde.); »Das deutsche Reichsstaatsrecht« (das. 1873). Auch gab er mit andern seit 1844 die »Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft« heraus. Vgl. Ernst Meier, R. v. M. (in der eben genannten Zeitschrift, Tübing. 1878), und H. Schulze, Robert v. M. Ein Erinnerungsblatt (Heidelb. 1886).

2) Julius von, berühmter Orientalist, Bruder des vorigen, geb. 25. Okt. 1800 in Stuttgart, gest. 3. Jan. 1876 in Paris, studierte in Tübingen zuerst Theologie, sodann in England und in Paris unter Silvestre de Sacy und Rémusat orientalische Sprachen (namentlich Persisch, Arabisch und Chinesisch) und erhielt 1826 eine außerordentliche Professur der orientalischen Litteratur zu Tübingen, verbrachte aber die nächsten Jahre meist in Paris, London und Oxford mit gelehrten Forschungen, als deren Früchte die mit Olshausen bearbeiteten »Fragments relatifs à la religion de Zoroastre« (Par. 1829) erschienen. Dann veröffentlichte er zwei ältere lateinische, von gelehrten Jesuiten herrührende Übersetzungen chinesischer Religionsbücher, wendete sich aber von nun an ausschließlich dem Studium des Persischen zu. Von der französischen Regierung mit der Herausgabe und Übersetzung des »Shâhnâme« von Firdosi für die »Collection orientale« beauftragt, nahm er 1834 in Tübingen seine Entlassung und siedelte ganz nach Paris über, wo er sich naturalisieren ließ. Jenes Prachtwerk erschien in sechs Foliobänden (Par. 1838—66), wozu nach Mohls Tod noch ein siebenter (von Meynard

vollendet, das. 1878) kam. Die französische Übersetzung wurde 1876 in sieben Duodezbänden von seiner Witwe besonders herausgegeben. 1844 wurde er an Burnoufs Stelle zum Mitglied der Akademie der Inschriften, 1847 zum Professor des Persischen am Collège de France und 1852 zum Inspektor des orientalischen Druckes in der kaiserlichen Druckerei ernannt, auch war er Sekretär, später Präsident der Asiatischen Gesellschaft in Paris. Die Ausgrabungen Bottas in Ninive wurden auf seine Veranlassung und nach seinem Plan unternommen; in Beziehung darauf veröffentlichte er: »Lettres de Mr. Botta sur les découvertes à Khorsabad« (1845). Überhaupt war M. unermüdlich in der Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen, und sein Salon bildete während des zweiten Kaiserreichs einen Sammelpunkt der Gelehrten und litterarischen Berühmtheiten. Seine Berichte an die Asiatische Gesellschaft erschienen nach seinem Tode gesammelt unter dem Titel: »Vingt-sept ans d'histoire des études orientales« (hrsg. von seiner Witwe, 1879–80, 2 Bde.). Vgl. Simpson, Julius and Mary M., letters and recollections (Lond. 1887).

3) Moritz, Nationalökonom, Bruder der vorigen, geb. 1802 in Stuttgart, gest. daselbst 18. Febr. 1888, studierte Staatswirtschaft in Tübingen, besuchte darauf die landwirtschaftliche Anstalt in Hohenheim, ward 1826 Referendar im Finanzministerium, dann Assessor bei der Oberzollverwaltung zu Stuttgart und 1831 Assessor bei der Finanzkammer zu Reutlingen. Nachdem er sich darauf fünf Jahre lang in Frankreich der Erforschung der staatswirtschaftlichen Zustände und des Schulwesens dieses Landes gewidmet, ward er 1841 zum Obersteuerrat in Stuttgart ernannt. Er wohnte 1848 dem Vorparlament bei, wurde von dem Wahlbezirk Heidenheim-Aalen in die Nationalversammlung gewählt, wo er zu der gemäßigten Linken gehörte, und gab seine Anstellung sowie seinen Geburtsadel auf. Auch am Rumpfparlament nahm er teil. In allen nachherigen württembergischen Ständeversammlungen gehörte M. der äußersten Linken an. Er war Mitglied des Zollparlaments und bis 1874 des Reichstags. Er gehörte zu den eifrigsten Anhängern der großdeutschen Partei. Sein »Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren« (Stuttg. 1867) bekämpfte den Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund; nach 1870 bekämpfte er, auch in seiner Eigenschaft als Mitglied des Reichstags (1871–73), jede Kompetenzerweiterung des Reiches. In Wort und Schrift war er der thätigste Vorkämpfer der Schutzzollpartei, besonders durch seine »Ständischen Berichte über den preußisch-französischen Handelsvertrag« (Stuttg. 1863). Die Zahl seiner Flugschriften über Tagesfragen ist sehr groß; er kämpfte für das Frankensystem als Grundlage des deutschen Münzwesens (»Zur Münzreform«, Stuttg. 1867), für Einschränkung der papiernen Umlaufsmittel (»Über Bankmanöver &c.«, das. 1858), für ein in den Händen der Einzelstaaten zentralisiertes Eisenbahnsystem (»Über den Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes«, das. 1874), gegen Leihhäuser (»Die Pest der öffentlichen Leihhäuser«, das. 1866), für das Tabaksmonopol &c.

4) Hugo von, Botaniker, Bruder der vorigen, geb. 8. April 1805 in Stuttgart, gest. 1. April 1872 in Tübingen, studierte seit 1823 in Tübingen Medizin, widmete sich dann, nachdem er 1828 promoviert hatte, in München botanischen Studien und ging nach epochemachenden Arbeiten über die Anatomie des Farnen-, Cykadeen- und Palmenstammes 1832 als Professor der Physiologie nach Bern, 1835 als Professor der Botanik nach Tübingen. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen sind beinahe allen Gebieten der Botanik förderlich gewesen, namentlich aber förderte er die Phytotomie und machte speziell das feste Zellstoffgerüst der Pflanzen zum Gegenstand der eingehendsten und erfolgreichsten Untersuchungen. Auch Physiologie und Entwickelungsgeschichte wurden von ihm erheblich gefördert. M. unterschied 1844 den Primordialschlauch und erkannte 1846 das Protoplasma, welches er mit diesem noch jetzt üblichen Namen belegte. Er schrieb: »Über den Bau und das Winden der Ranken und Schlingpflanzen« (Tübing. 1827); »Über die Poren der Pflanzenzellgewebe« (das. 1828); »Über den Bau und die Formen der Pollenkörner« (Bern 1834); »Mikrographie oder Anleitung zur Kenntnis und zum Gebrauch des Mikroskops« (Tübing. 1846); »Grundzüge der Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle« (Braunschweig 1851). Eine Anzahl der wichtigsten Abhandlungen ist in seinen »Vermischten Schriften botanischen Inhalts« (Tübing. 1845) gesammelt. Seit 1843 gab er mit Schlechtendal die »Botanische Zeitung« heraus.

Möhler, Johann Adam, Hauptvertreter der neuern katholischen Theologie, geb. 6. Mai 1796 in Igersheim, gest. 12. April 1838 in München, wurde 1819 zum Priester geweiht und trat 1820 als Präparant im Wilhelmsstift u. bald darauf als theologischer Repetent an der Universität Tübingen auf. Nachdem er sich 1823 für Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Patristik habilitiert, ward er 1826 zum außerordentlichen, 1828 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. 1835 folgte er einem Ruf in gleicher Eigenschaft nach München. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus« (Tübing. 1825, 2. Aufl. 1843); »Athanasius d. Gr. und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampf mit dem Arianismus« (Mainz 1827, 2. Aufl. 1844); »Symbolik« (das. 1832, 11. Aufl. 1891), worin er den Protestantismus durch Idealisierung des Katholizismus bekämpfte. Seine »Gesammelten Schriften und Aufsätze« (Regensburg 1839–40, 2 Bde.) gab Döllinger, seine »Patrologie oder christliche Litterärgeschichte« (das. 1840) Reithmayr, seine »Kirchengeschichte« (das. 1867–70, 3 Bde.) Gams heraus. Vgl. Wörner, Joh. Adam M. (Regensb. 1866); J. Friedrich, Joh. Adam M., der Symboliker (Münch. 1894).

Mohn, Pflanzengattung, s. Papaver.

Mohn (Moen), russ. Insel am Eingang des Rigaischen Meerbusens, zum Gouv. Livland gehörig, 207 qkm (3¾ QM.) groß, vom Festland durch den Mohnsund (s. d.), von Ösel, womit sie bis 1309 zusammenhing, durch den flachen Kleinen Sund getrennt, wird von Esthen und einigen Deutschen bewohnt.

Mohn, Henrik, Meteorolog, geb. 15. Mai 1835 zu Bergen in Norwegen, studierte in Christiania, wurde 1861 Observator an der Sternwarte der Universität und 1866 Direktor des wesentlich auf seine Veranlassung gegründeten meteorologischen Instituts in Christiania. 1876–78 leitete er eine wissenschaftliche Expedition im norwegischen Nordmeer, und 1882–83 stand auch die zu Bossekop errichtete Station unter seiner obersten Leitung. M. veranlaßte die Errichtung der im hohen Norden Europas gelegenen meteorologischen Stationen und schrieb: »Grundzüge

der Meteorologie« (Berl. 1875, 4. Aufl. 1887); »Température de la mer entre l'Irelande, l'Écosse et la Norvège« (Christian. 1870); »Oversigt over Norges Klimatologi« (das. 1870); »Études sur les mouvements de l'atmosphère« (mit Guldberg 1876 und 1880); »The North Ocean, its depths, temperature and circulation« (1887).

Möhne, rechtsseitiger Nebenfluß der Ruhr, im preuß. Regbez. Arnsberg, entspringt als Ahe in der Gegend von Brilon, verschwindet dann auf einer Strecke von etwa 3 km in Kalksteinklüften, um dann als M. wieder hervorzutreten, und mündet nach 55 km langem Lauf bei Neheim. In der Schere zwischen M. und Ruhr der Arnsberger Wald.

Mohnköpfe (Codia), s. Papaver.

Mohnöl (Oleum papaveris), fettes Öl der Samen des Mohns (Papaver somniferum), welche davon beim kalten Pressen 33, beim warmen Pressen gegen 50 Proz. geben. Das M. ist blaßgelb, dünnflüssig, vom spez. Gew. 0,922—0,925, riecht u. schmeckt angenehm, erstarrt bei —20°, trocknet an der Luft, löst sich in 25 Teilen kaltem und 6 Teilen heißem Alkohol, verbrennt langsamer als die übrigen fetten Öle, liefert eine sehr harte, weiße Seife und besteht wesentlich aus dem Glycerid der Leinölsäure. Man benutzt es als Speiseöl, zu feinerm Firnis und in der Medizin.

Mohnpflanzen, s. Papaveraceen.

Mohnsaft, soviel wie Opium.

Mohnsirup, s. Sirup.

Mohnsund, Meerenge zwischen Esthland und den Inseln Mohn, Ösel und Dagö, verbindet den Finnischen mit dem Rigaischen Meerbusen, hat eine Länge von 65 km, eine Breite von 6—18 km und eine Tiefe von 5,2—22 m. Im M. befinden sich viele die Schiffahrt gefährdende Sandbänke, Riffe und Inseln (unter letztern Worms die bedeutendste).

Mohr, eigentlich ein Bewohner Mauretaniens (richtiger Maure), dann allgemeiner ein zur schwarzen Rasse gehöriges Individuum, Neger, insbes. ein mohammedanischer Bewohner Nordafrikas.

Mohr, pharmazeutisches Präparat, s. Aethiops.

Mohr, Gewebe, s. Moiré.

Mohr, 1) Karl Friedrich, Chemiker, geb. 4. Nov. 1806 in Koblenz, gest. 27. Sept. 1879, studierte seit 1823 in Bonn Naturwissenschaft, widmete sich dann der Pharmazie, studierte in Heidelberg und Berlin, hielt darauf in seiner Vaterstadt naturwissenschaftliche Vorlesungen und beschäftigte sich viel mit Konstruktion und Anfertigung von Apparaten und Instrumenten. In diese Zeit fällt auch die Vollendung der von Geiger begonnenen »Pharmacopoea universalis«. 1841 übernahm er die väterliche Apotheke in Koblenz und wurde Medizinalassessor beim rheinischen Medizinalkollegium in Koblenz. Durch sein »Lehrbuch der pharmazeutischen Technik« (Braunschw. 1847, 3. Aufl. 1866) wurde der ganze pharmazeutische Apparat wesentlich umgestaltet und verbessert, und noch größere Bedeutung erlangte in andrer Richtung sein »Kommentar zur preußischen Pharmakopöe« (3. Aufl., das. 1865; als »Kommentar zur Pharmacopoea germanica«, das. 1874), welcher für den chemischen Teil der Pharmazie als epochemachend bezeichnet werden kann. Die Maßanalyse bereicherte er mit neuen Methoden und sehr zweckmäßigen Apparaten, und sein »Lehrbuch der chemisch-analytischen Titriermethode« (Braunschw. 1855—59, 2 Bde.; 6. Aufl. von Classen, 1886) ist lange das Hauptwerk auf diesem Gebiet geblieben. 1857 zog sich M. von der Pharmazie zurück. 1864 habilitierte er sich in Bonn als Privatdozent für Pharmazie, Chemie und Geologie und wurde 1867 zum außerordentlichen Professor ernannt. Er schrieb noch: »Der Weinstock und der Wein« (Kobl. 1864); »Der Weinbau und die Weinbereitungskunde« (Braunschweig 1865); »Geschichte der Erde« (Bonn 1866, 2. Aufl. 1875); »Mechanische Theorie der chemischen Affinität« (Braunschw. 1868), mit Nachtrag: »Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft« (das. 1869); »Chemische Toxikologie« (das. 1874).

2) Christian, Bildhauer, geb. 1823 in Andernach, gest. 14. Sept. 1888 in Köln, begann seine Laufbahn in Köln, führte dann in Mainz und Koblenz einige Arbeiten von vorwiegend ornamentalem Charakter aus und lebte seit 1845 in Köln, wo er längere Zeit die Stelle eines Dombildhauers bekleidete. Er hat ausgezeichnete Arbeiten für den Dom und andre Kirchen geliefert, welche die Anforderungen des strengen Kirchenstils mit einer künstlerisch geschmackvollen Formenbildung vereinigen. Besonders hervorzuheben sind davon die Standbilder des Apostels Petrus und die von acht andern Heiligen, die Figuren der 59 Engel unter den Baldachinen in den Hohlkehlen des Südportals, die kleinen Standbilder am Grabe Konrads von Hochstetten u. a. Auch hat er den Brunnen auf dem Markt zu Lübeck, eine Reihe von Statuen der Familie von Hohenzollern-Sigmaringen und vortreffliche Porträtbüsten geschaffen.

3) Eduard, Afrikareisender, geb. 19. Febr. 1828 in Bremen, gest. 26. Dez. 1876, widmete sich dem Handel, ging 1848 nach Amerika und von New York um das Kap Horn nach Kalifornien, blieb dort bis 1851 und begann dann ein unruhiges Jagd- u. Wanderleben, das ihn nach den Sandwichinseln, zur Beringstraße, nach Unterkalifornien, Hinterindien, Java und Südafrika führte. Seine bedeutendste Reise, zu der er sich durch den Besuch der Obersteuermannsschule in Bremen vorbereitet hatte, ging 1867—70 von Durban durch Transvaal zu den Goldfeldern am Tati und den Victoriafällen des Sambesi. 1876 ging M. im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft nach der Westküste Afrikas, um von dort in das unbekannte Innere des Kontinents vorzudringen, starb aber schon zu Malange in Angola. Außer Beiträgen in geographischen Zeitschriften veröffentlichte er: »Reise- und Jagdbilder aus der Südsee, Kalifornien und Südostafrika« (Brem. 1868) und »Nach den Victoriafällen des Zambesi« (Leipz. 1875, 2 Bde.).

4) Christian Otto, Ingenieur, geb. 8. Okt. 1835 in Wesselburen in Holstein, studierte seit 1851 an der polytechnischen Schule in Hannover, trat in die Dienste der königlich hannoverschen und großherzoglich oldenburgischen Eisenbahnverwaltung und ging 1867 als Professor der Ingenieurwissenschaften an das Polytechnikum in Stuttgart, 1873 an die technische Hochschule in Dresden. Er lieferte namentlich viele wertvolle Beiträge zur Graphostatik, die er in der »Zeitschrift des Architekten- und Ingenieurvereins« in Hannover und im »Zivilingenieur« veröffentlichte.

Möhr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Paul Heinrich Möhring, geb. 1720 in Jever, gest. 1792 daselbst als Arzt. Botaniker und Ornitholog.

Möhra, Dorf in Sachsen-Meiningen, unfern Salzungen, Stammort der Familie Luthers, hat eine evang. Kirche, ein Standbild des Reformators (Bronzestatue von Ferd. Müller, seit 1861) und (1890) 582 evang. Einwohner.

Möhre, s. Mohrrübe.

Mohrenaffe, s. Meerkatze.

Mohrenhirse, s. Sorghum.

Mohrenkaiman, s. Alligatoren.

Mohrenkopf, Schmetterling, s. Sackträger.

Mohrentanz, s. Morrisdance.

Mohrin, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Königsberg, am Mohriner See, hat eine schöne evang. Kirche (14. Jahrh.), eine alte Stadtmauer, eine Erziehungsanstalt für arme Kinder, Maränenfischerei und (1890) 1419 meist evang. Einwohner. M. wird zuerst 1306 als Stadt erwähnt.

Möhring, Ferdinand, Männergesangskomponist, geb. 18. Jan. 1816 in Alt-Ruppin, gest. 1. Mai 1887 in Wiesbaden, erhielt seine musikalische Ausbildung bei A. W. Bach und Grell in Berlin, wirkte seit 1845 als Organist und Gesanglehrer in Neuruppin. M. schrieb viele Kompositionen für Männerchor (beliebt: »Das Dichtergrab am Rhein«, »Normannenzug«, »Seligster Traum«), für gemischten Chor und eine Singstimme, auch Opern (»Das Pfarrhaus«, »Schloß Warren«), Ouvertüren, Symphonien, Streichquartette und Klavierkonzerte. Die deutschen Sänger errichteten M. 1894 ein Denkmal in Wiesbaden. Vgl. Möbius, Ferd. M. (Stolp 1893).

Möhringen, 1) Stadt im bad. Kreis Konstanz, Amt Engen, an der Donau, Knotenpunkt der Linien Rottweil-Immendingen u. Ulm-Immendingen der Württembergischen Staatsbahn, 654 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Schloß, besuchte Schafmärkte und (1890) 1198 Einw., davon 39 Evangelische. — 2) Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Stuttgart, auf der Filderebene und an der Eisenbahn Stuttgart-Hohenheim, 421 m ü. M., hat eine schöne evang. Kirche, vortreffliche Landwirtschaft, bedeutende Bierbrauerei und (1890) 3070 evang. Einwohner. M. gehörte bis 1802 zur Reichsstadt Eßlingen.

Mohrrübe (Möhre, Daucus *L.*), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, ein- oder zweijährige, gewöhnlich borstig rauhhaarige Kräuter mit mehrfach fiederteiligen Blättern mit schmalen oder kleinen Segmenten, vielblätterigen oder fehlenden Hüllen und Hüllchen, weißen Blüten, oft brauner Gipfel- oder Zentralblüte und vom Rücken zusammengedrückter, stachliger Frucht. Von den etwa 20 Arten hat eine besondere Wichtigkeit die gemeine M. (gelbe Rübe, D. Carota *L.*, s. Tafel »Futterpflanzen I«, Fig. 10), zweijährig, 30—60 cm hoch, mit gefurchtem, steifhaarigem Stengel, doppelt oder dreifach gefiederten Blättern mit fiederspaltigen Blättchen u. länglich-lanzettlichen Zipfeln, vielblätterigen Hüllen und Hüllchen, drei- oder fiederspaltigen Hüllblättchen, wächst in Europa, Nordasien u. Nordamerika und wird vielfach der Wurzel halber angebaut, welche, ursprünglich dürr und holzig, durch die Kultur fleischig, süß, rot oder gelb geworden ist. Die M. gedeiht in jedem gut zubereiteten, dungkräftigen Boden, wenn derselbe nicht zu bindig ist, und liebt hauptsächlich Tiefgrundigkeit, Frische und Lockerheit und sonnige Lage; am besten gedeiht sie auf Kalk- und Sandmergel, während bei Mangel an Kalk der Zuckergehalt sinkt. Da die M. sehr langsam wächst und leicht vom Unkraut erstickt wird, so bringt man sie gern nach Hackfrüchten und bearbeitet den Boden im Herbst sehr tief, selbst durch Rigolen, und im Frühjahr nochmals. Bei den Futtermöhren kommt es hauptsächlich auf großen Ertrag an; die zartern, zuckerreichen Möhren (Frankfurter Möhre, Tafel »Gemüsepflanzen I«, Fig. 13), welche sich allmählich zuspitzen, und die noch feinern Karoten (Karotten, Hornmöhren, Pariser und Holländische Karotten, Fig. 11 u. 12), welche kurz, unten rundlich abgestumpft sind und in ein dünnes Würzelchen auslaufen, werden gegessen. Zur Aussaat mischt man den Samen mit feuchtem Sand, läßt ihn keimen und säet ihn dann in Reihen, die 20—45 cm voneinander entfernt sind, wobei man die Samen am besten in 2—3 cm tiefe, 8—18 cm voneinander entfernte Löcher legt und mit guter Komposterde deckt. Jäten, Behacken, Verstellen und abermaliges Behacken bilden die weitere Bearbeitung. Vor der Ernte schneidet man das Kraut ab und hebt dann die Rüben bei trocknem Wetter aus. Sie lassen sich bei zweckmäßiger Lagerung recht gut bis zum Frühjahr aufbewahren. Samenmöhren werden sorgfältig im Keller überwintert. Man beschneidet sie bis gegen die Herzblätter, steckt sie in kaum angefeuchteten Sand und setzt sie zur Zeit der Baumblüte an sonnigen, geschützten Stellen in Gärten fußweit voneinander. Feinde der M. sind: die Möhrenfliege (Psila rosae *Fabr.*), deren Larve, wie der Engerling und der Drahtwurm (Elater segetis *L.*), die Wurzeln beschädigt, die Raupe der Flöhkrauteule (Mamestra persicariae *L.*), welche das Kraut abfrißt, die Mohnblattlaus (Aphis papaveris *Fabr.*), welche die obern Stengelteile aussaugt. Im Gemenge mit Trockenfutter sind die Mohrrüben ein gedeihliches Futter für alle Haustiere und eignen sich auch zur Mästung; besonders sind sie für Schafmütter und Lämmer, für Pferde und Geflügel sehr zu empfehlen, auch für Kühe und Schweine jedem andern Wurzelgewächs, besonders den Kartoffeln, vorzuziehen. Auch das Kraut wird von Kühen gern gefressen. Möhren enthalten:

	Wasser	Stickstoffsubstanz	Rohfett	Zucker	Stickstofffreie Extraktstoffe	Rohfaser	Asche
Minimum . .	80,54	0,52	0,13	—	7,46	0,93	0,73
Maximum . .	89,71	2,20	0,77	—	9,96	2,52	1,55
Mittel . . .	86,79	1,23	0,30	—	9,17	1,49	1,02
Speisemöhre .	88,84	1,07	0,21	1,58	6,59	0,98	0,73

(vgl. auch die Tafeln »Futtermittel« und »Nahrungsmittel«). Der gelbe Farbstoff ist Karotin. Aus dem Saft bereitet man einen Sirup; geröstete Mohrrüben dienen als Kaffeesurrogat. Die Überführung der wilden Form der M. in die Kulturform gelingt in wenigen Generationen. Schon die Griechen und Römer zogen die M. in ihren Gärten, und auch Karl d. Gr. empfahl sie als Kulturpflanze.

Mohrsches Salz, s. Eisenvitriol.

Mohrsche Wage, s. Spezifisches Gewicht.

Mohrungen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Königsberg, an einem kleinen See, Knotenpunkt der Linien Güldenboden-Allenstein und M.-Wormditt der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine kath. Kapelle, ein altes (von 1297) und ein neueres Schloß, ein Rathaus im gotischen Stil, ein Denkmal Herders (der hier geboren wurde), ein Denkmal des Landschaftsdirektors Grafen von Finckenstein, ein Amtsgericht, Ackerbau und Viehzucht und (1890) 3776 Einw., davon 70 Katholiken und 71 Juden. — M. ist 1302 gegründet worden. Am 25. Jan. 1807 fand bei M. ein siegreiches Gefecht der Russen unter Bennigsen gegen die Franzosen unter Bernadotte statt.

Mohs, Friedrich, Mineralog, geb. 29. Jan. 1773 in Gernrode am Harz, gest. 29. Sept. 1839 in Agordo bei Belluno, studierte seit 1796 in Halle und Freiberg,

ging 1802 nach Wien, ward 1811 Professor der Mineralogie in Graz, 1817 in Freiburg und 1826 in Wien. M. gilt als einer der Begründer der naturhistorischen Methode in der Mineralogie und hat sich namentlich auch als Kristallograph große Verdienste erworben. Über die nach ihm benannte Härteskala der Mineralien s. Härte. Er schrieb: »Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkenntnis der Fossilien« (Wien 1813, Bd. 1); »Die Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems« (Dresd. 1820, 2. Aufl. 1821; neu bearbeitet von Zippe, Wien 1858); »Grundriß der Mineralogie« (Dresd. 1822–24, 2 Bde.; engl. mit Zusätzen von Haidinger, Edinb. 1825, 3 Bde.); »Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs« (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, das. 1836–39, 2 Bde.). Vgl. »Friedrich M. und sein Wirken in wissenschaftlicher Hinsicht« (Wien 1843).

Moht-Tiën, hinterind. Münze, = 60 Dong (s. d.).

Mohur (Goldrupie), Goldmünze in Britisch-Ostindien, bis 1853 zum festen Preis von 15 Silberrupien (à 1,925 Mk.) ausgeprägt, später nur Handelsmünze, 11,6638 g schwer, $^{11}/_{12}$ fein, = 29,83 Mk., nach dem Gesetz vom 6. Sept. 1870 mit $4^{1}/_{2}$ vom Tausend Toleranz in Gewicht u. Feingehalt gegen 1 Proz. Münzgebühr für Private geprägt, auch in $^{2}/_{3}$- u. $^{1}/_{3}$-Stücken, nach 1835 auch zu 30 Silberrupien (s. Tafel »Münzen III«, Fig. 3). Ältere Goldrupien sind: die des Großmoguls mit den Zeichen des Tierkreises = $10^{8}/_{9}$ g schwer und ganz fein, der M. der 19 Throne des Großmoguls von 1793 = 12,37 g schwer und 992 Tausendteile fein, der von Kalkutta aus 1818 zu 4 Pagodas = 13,265 g $^{11}/_{12}$ fein.

Mohyla (Mogila), Peter, geb. um 1597, rumänischer Abkunft, war seit 1632 Metropolit von Kiew und starb 1647. Er ist der Verfasser des »Orthodoxen Bekenntnisses der katholischen und apostolischen Kirche des Morgenlands« (1643), welches das Hauptsymbol der Griechischen Kirche (s. d.) geworden ist (hrsg. von Kimmel in »Libri symbolici Eccles. orient.«, Jena 1843). Über ihn schrieb Golubew (Kiew 1883).

Moï (Muong), wilde Stämme in Anam (s. d.).

Moio (Mojo), früheres Hohlmaß in Portugal, für trockne Körper zu 15 Fanegas von 4 Alqueires = 830,445 und vor 1835 = 811,23 Lit., für Kalk zu 50 Alqueires; in Brasilien amtlich früher = 2407,25 L.

Moir (Moor), s. Berkan.

Moira (griech.), s. Moiren.

Moiré (franz., spr. müa-, Mohr, Moor, gewässerte Zeuge), wollene oder seidene Gewebe mit wolkenartigem Schimmer auf der ganzen Fläche oder auf dem Grunde zwischen eingewebten Figuren. Dieser Schimmer (Wässerung) entsteht, wenn man zwei Stücke Zeug mit den rechten Seiten aufeinander legt und feucht zwischen zwei heißen, scharf pressenden, glatten Walzen langsam hindurchgehen läßt. Dadurch werden die Fäden (namentlich die Schußfäden) platt gequetscht, und da diese beim Aufeinanderlegen zweier Stücke niemals völlig parallel laufen, sondern sich in verschiedener Weise unter sehr spitzen Winkeln schneiden, so entstehen kleine Spiegel an allen Kreuzungspunkten der Kettenfäden, in welchen sich der Druck am stärksten äußert. Die eigentümliche Aufeinanderfolge dieser Spiegel zeigt sich nun eben als Wässerung. Enthält das Gewebe eingewebte Figuren, so läßt man es mit einem Preßtuch an Stelle des zweiten Stückes durch die Walzen gehen, wobei dann die weichen Figuren die Wässerung nicht annehmen. Indem man das Zeug vor dem Eintritt in die Walzen durch einfache Vorrichtungen verschieden spannt, kann man die Wässerung mehrfach abändern, und man erhält auf solche Weise, z. B. M. antique, bei welchem sich die Musterung über große Flächen verbreitet, und M. français, wo sie mehr in Streifen erscheint. Auf Baumwollenstoffen und Papier bringt man ähnliche Effekte durch gravierte Walzen hervor.

Moiré métallique (franz., spr. müaré metallik, Metallmoor), s. Verzinnen.



Die Moiren (Parzen). Relief in Tegel.

Moiren (griech. Moirai, bekannter unter dem lat. Namen Parcae, Parzen), in der alten Mythologie die Schicksalsgöttinnen, die jedem sein Geschick zuteilen. Bei Homer ist Moira das personifizierte Verhängnis, welches dem Menschen von seiner Geburt an nach dem Ratschluß der Götter beschieden ist. Hesiod kennt der M. drei: Klotho (Spinnerin), welche den Lebensfaden spinnt, Lachesis (Erlosung), welche seine Länge bestimmt, Atropos (die Unabwendbare), welche ihn abschneidet. In Delphi wurden zwei, in Athen Aphrodite Urania als älteste der M. verehrt. Ihre Abstammung ist eine doppelte, insofern sie mit den Keren Töchter der Nacht sind, dunkle, unerforschliche Schicksalsmächte, die den Menschen Gutes und Böses geben, und dann Töchter des Zeus und der Themis, als welche sie teil an der Bestimmung der menschlichen Schicksale haben. Auch werden sie einerseits Töchter des Meeres und der Erde, anderseits Töchter (oder Schwestern) der Ananke (»Notwendigkeit«) genannt. Im übrigen ist ihre Auffassung bei den verschiedenen Dichtern eine verschiedene und schwankende. Besonders ihr Machtverhältnis zu Zeus ist

nicht genau fixiert: bald sind sie von seinem Willen abhängig, bald stehen sie über ihm. In der antiken Kunst wurden die M. anfänglich nur mit dem Zepter als Zeichen der Herrschaft (so auf dem archaisierenden Altar des Louvre), später mit allerlei allegorischen Symbolen ausgestattet. In der Regel erscheint die Klotho spinnend, die Lachesis das Geschick am Globus bezeichnend, die Atropos spinnend. Lachesis findet sich auch schreibend oder mit einer Rolle, Atropos die Stunde an einer Sonnenuhr zeigend oder die Wage haltend. Eine der schönsten Darstellungen enthält das Humboldtsche Parzenrelief in Tegel (s. Abbildung), an welchem Lachesis Lostäfelchen aus einem Bündel ziehend zu denken ist. Vgl. Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Altertum (2. Aufl., Leipz. 1875).

Moirieren (spr. -müa-, Wässern), in der Weberei, s. Appretur und Moiré.

Moisk, See, s. Ilmensee.

Moissac (spr. muaſſack), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Tarn-et-Garonne, am Tarn, am Seitenkanal der Garonne und an der Südbahn, hat eine ehemalige Abteikirche St.-Pierre (15. Jahrh.) mit schönem romanischen Portalbau und Kreuzgang (12. Jahrh.), ein Handelsgericht, ein Collège, eine Ackerbaukammer, bedeutenden Mühlenbetrieb, Handel mit Mehl, Obst, Wein und Geflügel und (1891) 5241 (als Gemeinde 8797) Einw. M. war ehedem befestigt und wurde von Simon von Montfort 1212 zerstört.

Moitié (franz., spr. müatjé), die Hälfte; daher M. machen, auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust etwas betreiben.

Moivre (spr. müawr'), Abraham de, Mathematiker, geb. 26. Mai 1667 in Vitry (Champagne), gest. 27. Nov. 1754 in London, wohin er als Hugenott 1687, nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), geflohen war, und wo er sich durch Privatstunden ernährte. Als intimer Freund Newtons hat er an der Entwickelung der Differentialrechnung und dem mit Leibniz geführten Prioritätsstreit lebhaften Anteil genommen, ebenso auch an der Begründung der Wahrscheinlichkeitsrechnung (durch die »Doctrine of chances«, 3. Aufl., Lond. 1756, und »De mensura sortis« in den »Philosophical Transactions«, 1711). In seinem Hauptwerk: »Miscellanea analytica etc.« (Lond. 1730) findet sich der nach ihm benannte Moivresche Satz $(\cos x + i \sin x)^n = \cos nx + i \sin nx$, der einen wichtigen Fortschritt in der Lehre der imaginären Größen bekundete und die völlige Lösung der kubischen Gleichung (s. d.) gestattete.

Moja (Moya), eigentümliche, kohlige und ölige Substanzen einschließende und deshalb brennbare Schlammströme einzelner südamerikanischer Vulkane.

Mojácar (spr. mochā-), Stadt in der span. Provinz Almeria, auf einer Anhöhe über dem Fluß M. (Rio das Aguas), nahe dem Mittelländischen Meer, mit Schloßruinen und (1887) 4404 Einw.

Mojaisk, Stadt, s. Moshaisk.

Mojanga, Stadt, s. Majunga.

Mojave, Indianerstamm und Fort, s. Mohave.

Mojo, portug. Maß, s. Moio.

Mojo (Moxo), Indianerstamm in der nach ihm benannten Provinz des bolivian. Departements Beni. F. Müller faßt sie mit den Cofane östlich vom Chimborazo, den Mayoruna am mittlern, den Panos am obern Ucayali u. a. zu den Andenvölkern zusammen. S. Tafel »Amerikanische Völker«, Fig. 29.

Mojsisovics (spr. -witsch), Edmund, Edler von Mojsvár, Geolog, geb. 18. Okt. 1839 in Wien, studierte daselbst und gründete 1862 mit Grohmann und v. Sommaruga den Österreichischen Alpenverein, den ersten Verein dieser Art auf dem Kontinent. 1864 zum Doktor der Rechte promoviert, wurde er 1870 Chefgeolog und Bergrat an der geologischen Reichsanstalt, 1879 Oberbergrat und 1892 Vizedirektor der Anstalt. Er schrieb: »Das Gebirge um Hallstatt«, 1. Teil: »Die Molluskenfaunen der Zlambach- u. Hallstätter Schichten« (Wien 1873–76); »Die triadischen Pelecypodengattungen Daonella und Halobia« (das. 1874); »Die Dolomitriffe von Südtirol und Venetien« (das. 1878–80); »Grundlinien der Geologie von Bosnien-Herzegowina« (das. 1880, im Verein mit Tietze und Bittner); »Die Cephalopoden der mediterranen Triasprovinz« (das. 1882); »Arktische Triasfaunen« (in den Memoiren der Petersburger Akademie, 1886); »Die Cephalopoden der Hallstätter Kalke« (Wien 1893, 2 Bde.). Auch gab er mit Neumayr »Beiträge zur Paläontologie Österreich-Ungarns etc.« (seit 1880) heraus.

Mokassin, bei den nordamerikan. Indianern eine Art Schnürstiefel von Pelzwerk.

Mokassinschlange, s. Dreieckskopf.

Mokieren (moquieren, franz.), spotten, sich über etwas spöttisch lustig machen; mokant, spottlustig, spöttisch; Mokerie, Spötterei, Hohn.

Mokka, s. Mocha.

Mokkastein, s. Chalcedon.

Mokkathaler (Kurantpiaster von Mokka), ungeprägte arab. Rechnungseinheit zu 80 Kabir von 5 Kommassih, bei Gleichstellung von $121\frac{1}{2}$ M. mit 100 span. Piastern oder Mariatheresienthalern entweder = 3,581 oder 3,2608 Mk. (Gold zu Silber = $15\frac{1}{2}$: 1).

Mokrin (spr. mó-), Markt im ungar. Komitat Torontál, an der Bahnlinie Szegedin-Temesvár, mit (1890) 8723 meist serbischen und deutschen (griechisch-orientalischen und römisch-katholischen) Einwohnern.

Mokscha, Fluß im europ. Rußland, entspringt im Gouv. Pensa, nimmt links den Lomow und die Zna, rechts die Issa auf, wird von hier aus schiffbar und mündet nach ca. 600 km langem Lauf im Gouv. Tambow rechts in die Oka. Die Hauptschiffahrtszeit ist der Frühling während des Hochwassers, das bis 7 Wochen anhält, und wobei die M. so steigt, daß sie ihre Ufer weithin (bei Kadom auf 19 km) überschwemmt.

Mokschan, Kreisstadt im russ. Gouv. Pensa, an der Mokscha, hat 7 Kirchen, Fabrikation von Pottasche, Seilerei, Handel mit Getreide, Teer, Salz und (1889) 13,162 Einw. — M. wurde 1535 als Grenzfestung gegründet; auf derselben Stelle stand jedoch schon im 9. Jahrh. die Meschtscherjäkenstadt Murundsa.

Mokschanen, ein Stamm der Mordwinen (s. d.).

Mokumé (franz. Métaux forgés), zu kunstindustriellen Gegenständen verarbeitete Metallmasse, besteht aus einer Mischung von Gold, Silber, Kupfer, Eisen und andern Metallen, welche derartig miteinander verbunden sind, daß jedes, sei es durch natürlichen Prozeß oder durch künstliche Mittel, selbständig patiniert. Die Masse ähnelt gemasertem Holz, meist mit braunem Grundton. Dies japanische Fabrikat wird seit 1881 von Christofle in Paris nachgeahmt.

Mol., ***Molin.***, bei botan. Namen Abkürzung für Juan Ignazio Molina, geb. 24. Juni 1740 zu Talca in Chile, Jesuit, gest. 12. Sept. 1829 in Bologna; schrieb: »Saggio sulla storia naturale del Chili« (Bologna 1782; deutsch, Leipz. 1785); »Saggio della storia del Chili« (Bologna 1787; deutsch, Leipz. 1791).

Mola, 1) Gasparo, ital. Medailleur, geb. um 1610 in Lugano, gest. um 1666, arbeitete in Florenz

und in Rom für die Päpste Urban VIII. und Alexander VII. Seine Medaillen schließen sich an die Einfachheit und Strenge antiker Vorbilder an.

2) Pietro Francesco, ital. Maler, geb. 1612 in Coldre bei Como, gest. 13. Mai 1666 in Rom, Schüler des Prospero d'Orsi und des Giuseppe d'Arpino in Rom, lebte meist daselbst und in Bologna und gehörte eine Zeitlang zum Gefolge der Königin Christine von Schweden. Die Kapelle Ravenna der Kirche al Gesù zu Rom hat von seiner Hand das Wunder des Petrus im Kerker und die Bekehrung des Petrus in Fresko, die Galerie des Quirinals die Geschichte Josephs; andre Werke Molas finden sich im Louvre zu Paris (Ruhe auf der Flucht nach Ägypten), in der Pinakothek zu München (die büßende Magdalena und die Verstoßung der Hagar) und in der Dresdener Galerie (Didos Tod und Hero und Leander). M. gab die allgemeinen Formen der Carraccistenschule mit Geschick, aber ohne tiefere Durchbildung mit Anschluß an Albani und Guercino wieder.

3) Giovanni Battista di Francia, franz. Maler, geb. 1616 in Besançon, gest. 1661 in Rom, lernte bei Vouet in Paris, dann bei M. 2) und seit 1650 zu Bologna bei Albani, in dessen Art seine Gemälde (biblische Darstellungen, Porträte, Landschaften mit Staffage) gehalten sind.

Mola di Bari, Stadt in der ital. Provinz Bari, am Adriatischen Meer und an der Eisenbahnlinie Bari-Brindisi, mit schöner Kirche aus der Normannenzeit, Gymnasium, Hafen, Ölgewinnung, Gerberei u. (1881) 12,070 Einw.

Mola di Gaëta, früherer Name von Formia (s. d.).

Molänus, Gerhard Walter, luther. Theolog, geb. 1633 in Hameln, gest. 1727, war durch seine Studien unter Georg Calixtus (s. d.) in Helmstedt auf die Durchführbarkeit einer Union zwischen Katholiken und Protestanten sowie zwischen Lutheranern und Reformierten hingewiesen. Seit 1677 Abt von Loktum, beteiligte er sich 1676 und 1683 an den Verhandlungen Spinolas (s. d.) am Hof zu Hannover.

Molaren (lat.), Backenzähne, s. Gebiß und Zähne.

Molasse, schweizer. Lokalbezeichnung für Sandsteine und Konglomerate der Tertiärformation (s. d.).

Molay (spr. mollä), Jakob Bernhard von, der letzte Großmeister des Templerordens, um die Mitte des 13. Jahrh. in Burgund geboren, wurde 1298 Großmeister. Als er eben auf Cypern zum Kriege gegen die Sarazenen rüstete, erhielt er 1306 eine Aufforderung des Papstes Clemens V., nach Frankreich zurückzukehren. Er leistete ihr Folge und ließ sich mit dem ganzen Konvent des Ordens im Templerhaus zu Paris nieder. Auf Befehl König Philipps des Schönen, der den Orden haßte und sich seiner reichen Schätze bemächtigen wollte, wurde er aber 13. Okt. 1307 nebst allen in Frankreich lebenden Templern verhaftet, auf der Folter zum Geständnis ruchloser Schandthaten des Ordens gezwungen und zu lebenslänglicher Haft verdammt, als er aber diese Geständnisse als erlogen widerrief, 18. März 1313 zu Paris bei langsamem Feuer verbrannt. Auf dem Scheiterhaufen bekannte er sich wegen seines falschen Geständnisses des Todes für schuldig und forderte den Papst und den König vor den Richterstuhl Gottes.

Molbech, 1) Christian, namhafter dän. Gelehrter, geb. 8. Okt. 1783 in Sorö, gest. 23. Juni 1857 in Kopenhagen, studierte daselbst, ward 1804 Amanuensis bei der königlichen Bibliothek, 1823 erster Bibliothekssekretär, 1829 Professor der Litteraturgeschichte an der Universität, 1830 Mitglied der Direktion der königlichen Schauspiele und 1846 Etatsrat. Seine zahlreichen Schriften erstrecken sich über vaterländische und nordische Geschichte, über dänische Sprache und Lexikographie, ästhetische Kritik, Bibliothekswissenschaft etc. Besondere Beachtung verdienen unter ihnen: »Historie om Dithmarskerkrigen« (Kopenh. 1813); »Kong Erik Plogpennings Historie« (1821); »Fortällinger og Skildringer af den danske Historie« (1837—40, 2 Bde.); »Videnskabernes Selskabs Historie i dets förste Aarhundrede 1742—1842« (1843); »Dansk poetisk Anthologi« (1830—40, 3 Bde.); »Foreläsninger over den danske Poesi« (1831—32, 2 Bde.); »Dansk Haand-Ordbog« (1813) und sein Hauptwerk: »Dansk Ordbog« (1833, 2 Bde.; 2. Ausg. 1854—59); »Dansk Glossarium, eller Ordbog over föraldede danske Ord« (1853—66); »Dansk Dialekt-Lexikon« (1833—41). Sein Werk über Bibliothekswissenschaft wurde von Ratjen (Leipz. 1833) ins Deutsche übersetzt. Auf politischem Gebiet that er sich erst in der letzten Periode seines Lebens hervor; er eiferte zwar für Dänemarks Einheit, bekämpfte aber noch in seiner letzten größern Schrift: »Den skandinaviske Eenhedstanke« (1857), den modernen Skandinavismus. Auch gab er verschiedene Zeitschriften heraus. Seine kleinern Abhandlungen sind gesammelt in »Blandede Smaaskrifter« (1834—36, 2 Bde.) und »Blandede Skrifter« (1853—56, 4 Bde.). 1883 erschien sein Briefwechsel mit Karen Margarete Rahbek.

2) Christian Knud Frederik, dän. Dichter, Sohn des vorigen, geb. 20. Juli 1821 in Kopenhagen, gest. daselbst 20. Mai 1888, gewann schon als Student die goldene Medaille der Universität für die Abhandlung »Om Bildhuggerkunsten og dens Poesie« (Kopenh. 1841) und gab einen Cyklus von Gedichten heraus: »Billeder af Jesu Liv« (1841). Seit 1842 bei der königlichen Bibliothek in Kopenhagen angestellt, gab er »Digtninger« (1845) und das lyrische Drama »Klintekongens Brud« (1845) heraus, bereiste dann den Süden Europas und veröffentlichte dann: »En Maaned i Spanien« (1848, 2. Ausg. 1856), »Den guddommelige Comödie« (1851—62), eine treffliche Übersetzung Dantes mit Einleitung und Noten, »Dämring«, lyrische Gedichte (1852), welche ganz besonders gefielen, und die Tragödie »Dante« (1852, vom Verfasser selbst deutsch umgearbeitet). Nach einer abermaligen Reise nach Deutschland und Italien wurde M. 1853 zum Professor der dänischen und norwegischen Sprache und Litteratur an der Universität Kiel ernannt, aus welcher Stellung er infolge der politischen Ereignisse 1864 ausschied. Er wurde Mitarbeiter vom »Dagblad«. Eine Reihe politischer, kritischer und polemischer Artikel aus dieser Zeit sammelte er unter dem Titel: »Fra Danaidernes Kar« (Kopenh. 1873). 1871 wurde M. Zensor des königlichen Theaters. Zur Enthüllung von Holbergs Denkmal schrieb er das Lustspiel »Renteskriveren« (1875) sowie 1878 das Schauspiel »Ambrosius« (9. Aufl. 1893; deutsch in Reclams Universal-Bibliothek), welches sein Motiv dem Leben des Dichters Ambrosius Stub entnahm und mit großem Erfolg (auch in Deutschland) zur Aufführung kam. Geringern Beifall fand »Faraos Ring« (deutsch, ebenda 1879) und »Opad« (»Empor!«, 1881), eine Satire auf die modernen Bühnenzustände. Nach Molbechs Tod erschienen »Efterladte Digte« (1888) von großer lyrischer Schönheit. Seine frühern Gedichte sind 1879 gesammelt.

Molche (Salamander, Salamandrina), Unterordnung der Schwanzlurche (Urodela), eidechsenartige Tiere, welche im ausgewachsenen Zustande durch Lungen atmen, große Augen mit ausgebildeten Lidern und an den Vorderfüßen vier, an den Hinterfüßen fünf Zehen besitzen. Sie zerfallen in zwei Gruppen, Lechriodonta, bei denen die feinen Gaumenzähne in Querreihen, und Mecodonta, bei denen sie in Längsreihen stehen. Letztere besitzen einen großen, breiten, mehr oder weniger flachgedrückten Kopf, schwache Beine, vierzehige Vorder-, meist fünfzehige Hinterfüße mit selten durch Schwimmhäute verbundenen, krallenlosen Zehen, einen langen, kräftigen, meist seitlich zusammengedrückten Schwanz und feuchte, schlüpfrige, mehr oder minder uneben warzige, einen scharfen, milchweißen Saft absondernde Haut, in welcher bewegliche Chromatophoren (s. d.) einen Farbenwechsel ermöglichen; die Männchen besitzen oft einen Rückenkamm. Sie leben an feuchten, schattigen Orten oder in seichtem Wasser, seltener in Seen und nähren sich von Insekten und Würmern. Zur Zeit der Fortpflanzung entwickelt sich bei den Männchen ein auffallendes Hochzeitskleid (s. Tafel »Hochzeitskleider II«). Eine wirkliche Begattung findet nicht statt; nach mancherlei Liebesspielen setzt das Männchen Spermatophoren ab, deren Samenmasse vom Weibchen in aktiver Weise in die Kloake aufgenommen wird. Die Weibchen der Wassersalamander befestigen die befruchteten Eier im Wasser an Pflanzenblättern. Bei dem Landsalamander entwickeln sich die Embryos im Mutterleib, werden aber auch ins Wasser abgesetzt und verlassen dies erst nach vollendeter Metamorphose. Die M. sind ungemein zählebig und besitzen ein großes Reproduktionsvermögen. Sie finden sich fast ausschließlich in den nördlichen gemäßigten Regionen. Zu den Erdmolchen gehört der Feuersalamander (Landsalamander, Salamandra maculata *Laur.*, s. Tafel »Schwanzlurche«), 12—17 cm lang, schwarz mit unregelmäßigen, großen, goldgelben Flecken und stark entwickelten Drüsen, in Europa, Nordafrika und Vorderasien, besonders in feuchten Thälern und Wäldern, kriecht langsam u. schwerfällig, erscheint bei Tage nur nach einem Regen, sucht nachts Schnecken, Würmer ꝛc. und spritzt zu seiner Verteidigung einen milchweißen Saft aus, welcher auf Schleimhäute reizend wirkt, auch kleinere Tiere tötet. Der Saft enthält giftiges Salamandrin (s. Hautgifte). Der Feuersalamander war seit dem Altertum Gegenstand vieler Fabeleien; man hielt ihn für äußerst giftig, glaubte, daß er das Feuer lösche, und die Alchemisten benutzten ihn beim Goldmachen. In der Gefangenschaft hält er sehr gut aus. Er wird durch Kochsalz schnell getötet. Das Weibchen legt 30—50 und mehr Eier ins Wasser, am liebsten in kaltes Quellwasser, worauf die Embryos alsbald ausschlüpfen. Die Jungen verlassen im August oder September das Wasser und halten sich in den ersten Jahren sehr verborgen. In den Alpen lebt der sehr ähnliche, aber kleinere ungefleckte, schwarze Salamander (Alpen-, Bergsalamander, S. atra *Laur.*), welcher stets nur zwei Junge zur Welt bringt, indem in jedem Eigang sämtliche Eier bis auf eins zusammenfließen und dem Keimling zur Nahrung dienen. Die Embryos verlieren die Kiemen noch im Mutterleib, vorzeitig herausgeschnitten leben sie mit Kiemen monatelang im Wasser. Von den Wassermolchen (Triton *Laur.*), deren Männchen in der Brunstzeit einen Rückenkamm besitzen, sind bei uns häufig: der Kammmolch (T. cristatus *Laur.*, s. Tafel »Schwanzlurche«), 13—17 cm lang, oberseits schwärzlich olivenbraun, schwarz u. weiß gefleckt, unterseits gelb, schwarz gefleckt, im Hochzeitskleid mit gezacktem Kamm, unterseits orangerot, an der Seite des Schwanzes mit weißbläulichen, perlmutterfarbenen Streifen, an der Kehle mit weißen Wärzchen; der Feuermolch (T. igneus *Schn.*), 10 cm lang, oberseits schieferblau, dunkelbraun, an den Seiten schwarz gefleckt, unterseits orangerot; im Hochzeitskleid mit ungezacktem, weißgelblichem, schwarz quergestreiftem Kamm, unterseits feuerrot, an den Schwanzseiten mit bläulichweißen Flecken. Der Streifen- oder Gartenmolch (T. taeniatus *Schn.*), 7—8 cm lang, mit am Ende zugespitztem, fast fadenartigem Schwanz, oberseits olivengrün oder braun, an den Seiten weißgelblich, unterseits orangegelb, überall schwarz gefleckt, im Hochzeitskleid mit ganz besonders hohem Kamm, weiß punktiert, auf der Bauchmitte orange und mit perlmutterblauem Streifen am Schwanz. Alle drei Arten finden sich in Mitteleuropa und Vorderasien. Sie leben in klarem, nicht schnell fließendem Wasser, welches sie auf längere oder kürzere Zeit verlassen, überwintern gesellig am Lande unter Steinen und Baumwurzeln und bleiben nur in quellenreichen Teichen auch den Winter über. Sie ertragen lange Trockenheit u. große Kälte, nähren sich von Insekten, Schnecken, Würmern und besitzen ein erstaunliches Reproduktionsvermögen, indem sie alle Glieder, auch die Kinnladen und die Augen, in kurzer Zeit und vollkommen wieder ersetzen. In der Paarungszeit rufen sie nach Art der Unken. Bisweilen finden sich die Kiemen noch an geschlechtsreifen Exemplaren. Gefangene Tritonen sind sehr leicht zu erhalten. Vgl. Strauch, Revision der Salamandridengattungen (Petersb. 1870); Latreille, Histoire naturelle des Salamandres de France (Par. 1800); Rusconi, Histoire naturelle, développement et métamorphose de la Salamandre terrestre (das. 1854).

Molchfisch (Lurchfisch, Protopterus annectens *Ow.*), ein Fisch aus der Ordnung der Lungenfische (Dipnoi), 1—2 m lang, aalförmig, aber gedrungener und mit mittelgroßen Schuppen bedeckt, die Rückenflosse verschmilzt mit der Schwanzflosse, an Stelle der Brust- und Bauchflossen finden sich vier fadenförmige Organe von Spannenlänge, die nur am Innenrande strahlig gesäumt sind. Der M. ist dunkelbraun, nach unten lichter, verwaschen grau gefleckt. Er findet sich in allen wärmern Gewässern Afrikas zum Teil massenhaft, nährt sich von Fischen und Amphibien, ist sehr unverträglich und setzt sich auch dem Menschen gegenüber zur Wehr. Die Neger essen sein leckeres Fleisch. Wenn in der heißen Jahreszeit die Sümpfe austrocknen, vergräbt sich der M. tief in den Grund, rollt sich zusammen und scheidet aus den Schleimbecherzellen der Epidermis ein Sekret aus, welches zu einer festen Kapsel erhärtet, die gegen den Luftgang hin, durch den das Tier sich eingegraben hat, einen prall gespannten Deckel, oft mit einem Loch, besitzt. In dieser Kapsel überdauert der M. die trockne Jahreszeit, um bei Berührung mit Wasser alsbald wieder zu erwachen und sich zu befreien. Eingekapselte Molchfische sind oft nach Europa gebracht worden. S. Tafel »Fische I«.

Mold, Hauptstadt von Flintshire (Wales), am Alyn, hat eine schöne Kirche aus dem 15. Jahrh., einen Gerichtshof, Papiermühle und (1891) 4457 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Moldau (tschech. Vltava), linker Nebenfluß der Elbe und Hauptfluß Böhmens, hat zwei Quellflüsse,

von denen die Warme M. in den Bergen südlich von Außergefild in 1179 m Höhe entspringt und sich nach 40 km langem Lauf mit der vom Tafelberg (1107 m) jenseit der bayrischen Grenze kommenden Kalten M. vereinigt, fließt dann in einem moorigen Längenthal nach SO. und wendet sich bei Hohenfurth (529 m), durch die 1 km lange Paßenge der Teufelsmauer fließend, nach N. Diese Richtung behält sie im allgemeinen bis zu ihrer Mündung in die Elbe gegenüber Melnik bei. Von Hohenfurth bis Budweis (386 m) fließt die M. in schönem Thal; auf der Strecke von Budweis bis Melnik (152 m ü. M.) durchmißt sie im obersten und untersten Teil breite Kessel, sonst ein enges Querthal, das sich nur an einigen Punkten (so bei Prag) etwas erweitert. Ihre Länge beträgt 405 km. Sie ist von Hohenfurth aus flößbar, von Budweis schiffbar; doch gibt es zahlreiche Hindernisse der Schiffahrt, so die Johannisströmungen bei Stěchowitz und zahlreiche Wehre. Dampfschiffe verkehren oberhalb Prag bis Stěchowitz. Der Verkehr auf der M. ist im ganzen nicht bedeutend. 1892 kamen in Prag in der Thalfahrt 1015 beladene Segelschiffe und Flöße mit einer Ladung von 2,111,207 metr. Ztr., hauptsächlich Holz, an. Nebenflüsse der M. sind rechts: die Maltsch, Luschnitz, Sazawa; links: die Wotawa, Beraun ꝛc. Ihr Gebiet umfaßt 28,280 qkm (513,6 QM.). Der Schwarzenbergsche Schwemmkanal verbindet die Quellbäche der M. mit der Mühl in Oberösterreich.

Moldau (rumän. Moldava, nach dem Flusse Moldava benannt), seit 1859 mit der Walachei zu Einem Staat unter dem Namen Rumänien (s. d.) vereinigtes Fürstentum, grenzt im N. an Rußland und an Österreich (Bukowina), im W. an Siebenbürgen, im NO. und O. an Rußland (Bessarabien, Grenze der Pruth), im SO. an die Dobrudscha, im S. an die Walachei, von der sie der Milkowfluß trennt, und umfaßt ein Areal von 37,940 qkm (689 QM.). Die M. ist im W. Hochland, im NO. Berg- und Plateauland, im SO. Flachland; im SW. umschließen die Karpathen die Kreise Putna, Bakau, Neamtz und Suceava und durchziehen das Land in zahlreichen Abzweigungen, welche, von tiefen, dicht bewaldeten Thälern unterbrochen, sich bis zum Sereth und dem Pruth abdachen und dort in Nebenhügel auslaufen. Die Donau, welche die Südgrenze der M. berührt, empfängt die beiden Hauptströme des Landes, den Pruth und den Sereth, welch letzterer die M. der Länge nach durchfließt, die goldführende Bistritza und weiter die Flüsse Trotusch, Berlad und Putna aufnimmt und oberhalb Galatz in die Donau mündet. Von größern Seen ist der Bratysch, nahe der Mündung des Pruth, zu erwähnen. In den Kurorten Slanik, Strunga, Borka und Pangescht sprudeln heilsame Mineralquellen. Infolge der Nähe des Meeres und des mangelnden Schutzes vor dem Nordwind ist das Klima der M. sehr unbeständig; Gewitter und häufige Regen bei großer Hitze charakterisieren den Sommer, während die Kälte im Winter bis —22° steigt. Die Bevölkerung betrug 1889: 1,633,223 Seelen, darunter ca. 150,000 Juden, deren Hauptmasse in der nördlichen M. wohnt, wohin sie meist aus Galizien und Bessarabien eingewandert sind. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau, welcher seit der Aufhebung der Leibeigenschaft (1856) und dem Agrargesetz von 1862 mehr und mehr in Aufschwung kommt, zumal der Boden äußerst fruchtbar ist. Auch der begüterte Adel, der meist auf seinen Landsitzen lebt, widmet sich dem Ackerbau. Im allgemeinen leidet die Landwirtschaft unter dem Kapitalmangel, den ungünstigen Arbeiterverhältnissen u. den niedrigen Getreidepreisen. Dem ausgedehnten Handel, dessen Mittelpunkte Jassy und Galatz (s. d.) sind, dienen als Verkehrsadern die Flüsse Sereth und Pruth und mehrere Eisenbahnen: Braila-Roman mit Fortsetzung nach der Bukowina und Jassy; sowohl Braila als Jassy sind mit Bender in Bessarabien durch Schienenwege verbunden. Die M. zerfällt in die Kreise: Bakau, Botoschani, Covurlui, Dorohoi, Falciu, Jassy, Neamtz, Putna, Roman, Suceava, Tecuci, Tutova, Vaslui. Hauptstadt ist Jassy. Weiteres s. »Rumänien« (mit Karte).

Geschichte. Über die älteste Geschichte der M. als Teil Daciens s. Rumänien. Die Gründung der M. als Staat fällt wahrscheinlich in die Jahre 1350—61, wo Bogdan oder Dragosch, ein rumänischer Häuptling, aus der Marmaros mit seinem zahlreichen Kriegsgefolge nach der M. zog und, die vorhandenen Bewohner slawischen, rumänischen und tatarischen Ursprungs unterwerfend, von dem Gebiet der M., mit Einschluß der Bukowina und Bessarabiens, als Fürst desselben Besitz ergriff. Aus dem Dunkel der Überlieferung tritt die Geschichte der M. erst mit dem Regierungsantritt Alexanders I. (1401), der dem Land eine administrative Einteilung gab, Heer u. Finanzen regelte, Schulen und Klöster stiftete, ein aus den Basiliken zusammengestelltes Gesetzbuch erließ und durch seine Weisheit u. Milde sich den Namen des »Guten« erwarb. Auch als mutiger u. gewandter Feldherr bewährte sich Alexander in seinen Kämpfen gegen Polen, Ungarn und Tataren. Mit dem Polenkönig Wladislaw schloß er ein Bündnis, nahm dessen Schwester zur Frau und schickte ihm Hilfstruppen, welche gegen die Deutschordensritter bei Marienburg heldenmütig kämpften. Auch die Herrschaft seines Enkels Stephan d. Gr. (1458—1504) war ruhmvoll. Nachdem er die Polen zum Abschluß eines Friedens- und Handelsbündnisses gezwungen, schlug er 1467 bei Baja den Ungarnkönig Matthias Corvinus und zog nach der Walachei, um seinen Lieblingsplan, die Vereinigung der stammverwandten Fürstentümer, in Ausführung zu bringen. Er belagerte und nahm die Hauptstadt Bukarest und zwang den Fürsten Radu den Schönen zur Flucht. Dieser kehrte jedoch bald in Begleitung eines großen türkischen Heeres unter Soliman Pascha zurück; Stephan brachte dem überlegenen Feind in der denkwürdigen Schlacht bei Rakowa 1475 eine schwere Niederlage bei und zwang die Türken zum regellosen Rückzug. Von Feinden bedroht, hielt es Stephan für geratener, mit dem Fürsten Radu Frieden zu schließen gegen Abtretung des Distrikts Putna, wonach der Fluß Milkow für immer die Grenze der Fürstentümer wurde. Schon im Herbst 1479 mußte Stephan wieder im Verein mit Polen und Ungarn gegen die Türken kämpfen. In der Schlacht von Rebnik (Bukowina) 1481 wurden die Türken zurückgedrängt; 1484 hatte Stephan neue Kämpfe gegen Bajesid II., welcher Kilia und Akjerman eroberte, zu bestehen; 1497 rief er sogar, als der Polenkönig Johann Albrecht, um Stephan zu entthronen, in die M. einfiel und die Hauptstadt Suczava drei Monate belagerte, die Türken zu Hilfe, welche die Polen auch vertrieben. Am 2. Juli 1504 starb der Held, ihm folgte sein Sohn Bogdan (1504—17). Dieser schloß mit Sultan Selim 1513 die erste Kapitulation, in der sich die M. unter die Oberhoheit der Türkei stellte, letztere dagegen die M. als freien, nicht eroberten Staat mit dem

Rechte der Wahl eigner Fürsten, selbständiger innerer Verwaltung und eigner Gesetze anerkannte und sich gegen einen Tribut von 4000 Dukaten, 24 Falken und 40 Pferden verpflichtete, die M. gegen alle fremden Angriffe zu schützen. Diese Kapitulation bildete die Grundlage der staatsrechtlichen Stellung der M. zur souveränen Macht und wurde von dem Nachfolger Bogdans, Peter Raresch (1517—46), mit Soliman I. unter den Mauern von Ofen (1529) erneuert. Nach Raresch folgt bis 1633 eine Reihe meist unbedeutender Herrscher, unter denen es der Pforte möglich war, den Tribut stark zu erhöhen und immer mehr Einfluß im Innern und bei der Wahl des Fürsten zu gewinnen. Johann I. (1571—74) widersetzte sich den immer steigenden Ansprüchen der Türken und schlug sie wiederholt. Intrigen und Korruption führten zu raschem Fürstenwechsel und Verfall; zu der Willkür der Türkei gesellte sich polnischer Einfluß. Eine Verschwörung der Bojaren gegen den griechenfreundlichen Alexander Iliesch brachte Basil Lupu (1634—54) auf den Thron, einen Fürsten, der dem Verfall Einhalt gebieten wollte; er schuf viele wohlthätige Institute, gründete Schulen, begünstigte die Entstehung einer rumänischen Nationallitteratur und erneuerte mit Sultan Mohammed IV. die mit Bogdan abgeschlossene Kapitulation. Unter Lupus Nachfolgern verschwand immer mehr der alte trotzige Unabhängigkeitsgeist und der Mannesmut der moldauischen Fürsten, und mit Nikolaus Maurokordatos (1711) nahm die verhängnisvolle Periode der Fanariotenherrschaft ihren Anfang, mit ihr der geistige und politische Verfall der M. und Walachei. Während dieser Periode griff Rußland immer entschiedener in die Schicksale der Fürstentümer ein, die nunmehr der Spielball russischer Protektionspolitik wurden, welche sich in zahlreichen Besetzungen des Landes durch große Heere äußerte und zur Zerstückelung der M. durch den Verlust der Bukowina an Österreich (1777) und Bessarabiens an Rußland (1812) führte. Gregor Ghika legte Protest ein gegen den willkürlichen Verkauf eines Teiles des Ländergebiets, büßte jedoch dafür mit seinem Leben. Als aber durch den Aufstandsversuch der Fanarioten unter Alexander Ypsilanti, welche 1821 in die M. einfielen, die Pforte mißtrauisch gegen die Griechen wurde, beschloß sie, dem Lande keine fremden Herrscher mehr aufzudrängen. Johann Sturdza, der gewählte einheimische Fürst, wurde von der Pforte 19. Juli 1822 bestätigt. Sturdzas gute Absichten wurden jedoch durch die neue Schutzmacht, Rußland, vereitelt, deren Vertreter alle Reformen verhinderten und seit dem Frieden von Adrianopel (24. Sept. 1829) thatsächlich das Land regierten. 1834 ernannte die Pforte Michael Sturdza zum Fürsten der M.; dieser, Rußland ganz ergeben, suchte durch einige Verbesserungen und Reformen seine habgierigen Pläne und systematischen Erpressungen für seinen Säckel und den seiner russischen Günstlinge zu verhüllen. Diese schamlose Mißwirtschaft bewirkte im April 1848 den Ausbruch der Revolution. Aber um dieselbe Zeit rückten russische Truppen in die M. ein, während ein türkisches Heer die Walachei besetzte. Die Nationalbewegung erlag bald den fremden Bajonetten, und viele Patrioten mußten vor den Verfolgungen ins Ausland flüchten. Der Vertrag von Balta-Liman (1849) stellte das alte System wieder her. Der neue Fürst, Gregor Ghika, war von guten Absichten beseelt, umgab sich mit patriotischen Männern und führte manche heilsame Maßregel durch. 1853 begann der Krimkrieg mit der Wiederbesetzung des Landes durch russische Truppen, denen 1854—57 eine österreichische Okkupation folgte. Der Pariser Vertrag von 1856 beendete schließlich die Leidensgeschichte der Fürstentümer, erkannte ihre Unabhängigkeit an und stellte sie unter den Schutz und die Bürgschaft der Großmächte als neutrales Gebiet. Die Rumänen verstanden es, diese ihnen geschaffene günstige Lage in vorsichtiger und kluger Weise auszunutzen und die Vereinigung mit der Walachei zu stande zu bringen. Weiteres s. Rumänien.

Moldautein (tschech. Týn nad Vltavou), Stadt in Böhmen, an der Moldau, welche unterhalb der Stadt die Luschnitz aufnimmt, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Dechanteikirche (von 1279), ein Schloß des Erzbischofs von Prag, Kunstmühlen, Bierbrauerei, Schiffbau, Fischerei, Holz- und Getreidehandel und (1890) 4019 tschech. Einwohner.

Moldava, rechter Nebenfluß des Sereth in der Moldau (Rumänien), entspringt auf den Karpathen in der Bukowina und mündet unterhalb Roman.

Moldava, Land, s. Moldau, S. 428.

Moldawit, s. Obsidian.

Molde, alter Ausdruck für Staub, Erde; daher Moldwerf, Maulwurf; Moldwolf, Maulwurfsgrille; Moldwurm, Molch.

Molde, Seestadt im norweg. Amt Romsdal, am Moldefjord, mit schönen Umgebungen, hat (1891) 1660 Einw. In der Nähe liegt ein großes Hospital für Aussätzige (Reknes).

Moldgarn (Moltgarn), in Westfalen ein feines, loses Leinengarn, nur zum Einschuß der Leinwand brauchbar.

Moldova (spr. móld-), Name zweier Dörfer im ungar. Komitat Krassó-Szörény: Alt- (ungarisch Ó-) M., Dampfschiffstation an der Donau, mit (1890) 2013 serbischen (griechisch-oriental.) Einwohnern. Nordöstlich hiervon liegt Neu- (ungarisch Uj-) M., mit (1890) 3389 rumänischen (griechisch-oriental.) Einwohnern. Die Donauinsel M., südlich von Alt-M., ist 1—3 km breit und 7 km lang.

Mole, s. Atomismus, S. 101.

Mole (ital. Molo), Strom- u. Hafenbauten gegen die Versandung der Hafeneinfahrten; in die See gebauter Steindamm bis zur gefahrlosen Wassertiefe. S. Hafen, S. 174.

Mole (Mola, Windei, Mondkalb), eine Mißbildung (s. d.), welche bei befruchtetem, aber abgestorbenem oder verkümmertem Ei in früher Periode der Schwangerschaft dann entstehen kann, wenn die außerembryonalen Teile sich selbständig fortentwickeln. Man unterscheidet gewöhnlich drei Arten der Molenbildung, nämlich das Abortivei, die Fleischmole und die Blasenmole. Das Abortivei (ovum abortivum) stellt einen aus den Eihäuten bestehenden, mit Flüssigkeit gefüllten Sack ohne Spur eines Embryos, gleichsam ein taubes Ei, vor und wird gewöhnlich nicht über zwei Monate getragen. Die Blutmolen entstehen durch Entzündungen der mütterlichen Eihäute, durch Blutungen ins Gewebe derselben oder zwischen Decidua und Chorion. Sie bilden bis hühnereigroße Geschwülste, welche, langsam wachsend, Chorion und Amnion vor sich her in die Amnionhöhle hineindrängen, selten das Chorion auch noch durchbrechen. Später werden dieselben mehr und mehr entfärbt, konsistenter und bilden dann die Fleischmolen (mola carnosa). Weitere Umwandlung können sie durch Verkalkung eingehen. Die Frucht ist in jedem Falle verkümmert, nicht selten gar

nicht vorhanden. Meistens werden solche Fleischmolen nur bis zum fünften Monat getragen. Die **Blasenmole** (**Hydatiden-** oder **Traubenmole**) entsteht durch eine Degeneration und Wucherung der Chorionzotten. Letztere beginnt in den Epithelien, die zu vielgestalteten Bildungen auswachsen und von einem embryonalen, gleichfalls wuchernden Bindegewebe getragen werden, welches eine mehr oder minder große, stark mucinhaltige Flüssigkeitsmenge beherbergt. Die traubenartigen Bildungen kommen dadurch zu stande, daß die Degeneration insuläre Partien ergreift, welche durch Stiele normalen Gewebes unter sich und mit der Hauptmasse zusammenhängen. Veranlassung zur Bildung der Traubenmolen scheinen Anomalien der Frucht, der Placenta sowie Krankheiten der Mutter geben zu können. Die Blasenmolenschwangerschaft kann vermutet werden, wenn die Gebärmutter entschieden größer ist, als man der Zeit der Schwangerschaft nach erwarten sollte, und wenn vom sechsten Monat an die Zeichen einer lebenden Frucht fehlen. Sehr früh stellen sich bei der Blasenmolenschwangerschaft Blutungen ein, die mit allerlei Beschwerden verbunden zu sein pflegen. Die M. wird endlich, nachdem sie bis zu sechs Monaten getragen worden, als Ganzes oder stückweise ausgestoßen und zwar stets unter bedeutendem Blutverlust. Der Arzt muß sich bei erkannter Blasenmole darauf beschränken, die Blutungen zu stillen u. die Gebärmutter von ihrem abnormen Inhalt baldigst zu entleeren.

Molé, 1) **Matthieu**, ausgezeichneter franz. Staatsmann, geb. 1584, gest. 3. Jan. 1656, Sohn **Edouard** Molés (gest. 1614), des eifrigen Anhängers Heinrichs IV., wurde 1614 Generalprokurator und 1641 erster Präsident des Pariser Parlaments. In den Unruhen der Fronde trat er ebenso entschieden für die Rechte des Parlaments wie für die Prärogative der Krone auf und suchte den Frieden zwischen den Parteien zu vermitteln; auch bei den Aufständen des Pariser Pöbels bewies er große Festigkeit. 1650 ward er zum Siegelbewahrer ernannt. Seine »Mémoires« hat Champollion-Figeac herausgegeben (Par. 1855–58, 4 Bde.). Vgl. **Barante**, Le Parlement et la Fronde. La vie de Mathieu M. (Par. 1859).

2) **Matthieu Louis**, **Graf**, franz. Ministerpräsident, ein Nachkomme des vorigen, Sohn des Parlamentspräsidenten **Edouard François Matthieu M. de Champlâtreux** (geb. 5. März 1760, ward 1788 Parlamentspräsident und starb 20. April 1794 unter der Guillotine), geb. 24. Jan. 1781 in Paris, gest. 23. Nov. 1855, lebte während der Revolution in der Schweiz und in England, kehrte um 1796 in sein Vaterland zurück, erwarb sich durch den »Essai de morale et de politique« (Par. 1806, 2. Aufl. 1809), worin er die Herrschaft Napoleons I. als eine politische Notwendigkeit darlegte, die Gunst des Kaisers, ward Präfekt des Departements Côte-d'Or, 1809 Staatsrat, bald darauf Generaldirektor der Brücken und Chausseen, Graf des Kaiserreichs und 1813 Justizminister (Grand juge). Bei der Abdankung Napoleons I. legte er seine Ämter nieder, schloß sich aber später den konstitutionellen Royalisten an. Im August 1815 wurde er zum Pair von Frankreich erhoben; vom September 1815 bis Dezember 1818 war er im Kabinett Richelieu Marineminister. In der Pairskammer opponierte er mit Entschiedenheit gegen die ultrareaktionären Maßregeln der Regierung. Nach der Julirevolution erhielt er im ersten Ministerium Ludwig Philipps das Departement des Auswärtigen, erlangte die Anerkennung des Julikönigtums seitens der auswärtigen Mächte, indem er die Politik der Nichtintervention proklamierte, mußte aber schon 2. Nov. 1830 dem Herzog von Broglie weichen. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Thiers (25. Aug. 1836) wurde er mit der Bildung eines neuen, dem König durchaus unterwürfigen Kabinetts beauftragt, in dem er selbst den Vorsitz und das Ministerium des Auswärtigen übernahm. Da Molés äußere Politik wegen der Räumung Anconas und Belgiens die heftigsten Angriffe von allen Parteien erfuhr, mußte er 8. März 1839 mit seinen Kollegen seine Entlassung nehmen. Seitdem beteiligte er sich auch in der Pairskammer nur noch selten an den politischen Debatten. 1840 wurde er Mitglied der französischen Akademie. Nach der Februarrevolution von 1848 in die Nationalversammlung gewählt, hielt er sich, obwohl ein hervorragender Redner, doch sehr zurück. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 trat er ins Privatleben zurück. Durch seinen edlen, vornehmen Charakter und sein feines Benehmen war er ein Vertreter der alten französischen Gesellschaft. Mit ihm erlosch der Name seiner Familie. Er veröffentlichte: »Essai de morale et de politique« (1806) sowie zahlreiche politische und akademische Reden und Abhandlungen.

Molekül, s. Moleküle.

Molekularbewegung, die unter dem Mikroskop wahrnehmbaren unregelmäßigen Bewegungen, welche sehr kleine, in Flüssigkeiten suspendierte Körperchen ausführen. Diese Bewegungen, die übrigens nicht bei allen Flüssigkeiten auftreten, entstehen durch verschiedene sekundäre Einwirkungen, Strömungen, Kapillarbewegungen 2c. Sie wurden zuerst 1827 von dem Botaniker Brown beobachtet.

Molekularbrechungsvermögen, s. Molekularrefraktion.

Molekulardepression, s. Molekulargewicht.

Molekularformel, die Formel einer chemischen Verbindung, welche angibt, wieviel Atome der in dieser Verbindung enthaltenen Elemente das Molekül der Verbindung zusammensetzen. Aus der Elementaranalyse ergibt sich für die Essigsäure wie für die Milchsäure die einfachste Formel CH_2O, die Bestimmung des Molekulargewichts lehrt dann aber, daß Essigsäure der Formel $C_2H_4O_2$, Milchsäure der Formel $C_3H_6O_3$ entspricht. Die Moleküle weniger Elemente bestehen aus nur einem Atom, wie beim Quecksilber, Kadmium, Zink, meist besteht das Molekül aus zwei gleichartigen Atomen, und die M. des Wasserstoffs, des Sauerstoffs, des Chlors ist daher H_2, O_2, Cl_2. Sauerstoff tritt auch als Ozon auf, dessen Molekül aus 3 Atomen Sauerstoff O_3 besteht.

Molekulargewicht, die Summe der Gewichte aller im Molekül einer chemischen Verbindung enthaltenen Atome. Das Molekül der Essigsäure entspricht der Formel $C_2H_4O_2$, und mithin ist das M. der Essigsäure $2\times12+2\times16+4\times1=60$. Die Elementaranalyse ergibt nur das Verhältnis der in der analysierten Verbindung enthaltenen Atome, aber nicht ihre Anzahl. Man findet z. B. in Salzsäure auf 1 Teil Wasserstoff 35,5 Teile Chlor, also gleiche Atome, und in Essigsäure 40 Proz. Kohlenstoff, 6,6 Proz. Wasserstoff und 53,4 Proz. Sauerstoff. Dividiert man diese Prozentzahlen durch die entsprechenden Atomgewichte, so erhält man $\frac{40,0}{12}=3,3$ Kohlenstoff, $\frac{6,6}{1}=6,6$ Wasserstoff, $\frac{53,4}{16}=3,3$ Sauerstoff. Mithin ist die einfachste Formel der Salzsäure HCl und die der Essigsäure CH_2O. Mit letzterer Formel stimmen auch die

des Formaldehyds, der Milchsäure, des Traubenzuckers und andrer Verbindungen überein, die empirische Formel hat daher nur geringen Wert, und es ist von höchster Wichtigkeit für die chemische Forschung, festzustellen, wie groß das Molekül der Verbindungen ist. Die Bestimmung des Molekulargewichts kann auf chemischem und physikalischem Wege erfolgen. Die Anwendung der *chemischen Methode* ist viel beschränkter als die der zweiten, da sie nur dann möglich ist, wenn man die Substanz von vornherein als ein Glied einer bestimmten bekannten Körperklasse erkennt; sie eignet sich besonders für Säuren und Basen. Handelt es sich, wie in den obigen Fällen, um Säuren, so stellt man deren Salze dar. Man findet dann, daß bei der Salzbildung aus Salzsäure der Wasserstoff stets vollständig verschwindet, es bildet sich mit Kali Chlorkalium KCl, mit Silber AgCl, und mithin ist das Salzsäuremolekül HCl und sein Gewicht 36,5. Dagegen ergibt die Analyse des milchsauren Silbers einen Gehalt von 54,8 Proz. Silber. Das Atomgewicht des Silbers ist 107,7, und die Menge der im milchsauren Silber mit 1 Atom Silber verbundenen andern Bestandteile berechnet sich nach dem Ansatz 54,8 : (100—54,8) = 107,7 : x zu 89. Unter der Annahme, daß die Milchsäure einbasisch ist, daß im Silbersalz 1 Atom Wasserstoff der Milchsäure durch 1 Atom Silber ersetzt ist, ergibt sich das M. der Milchsäure = 89+1 = 90. Mithin muß die einfachste empirische Formel der Milchsäure CH_2O(12+2+16 = 30) verdreifacht werden, und die Molekularformel der Milchsäure ist $C_3H_6O_3$. Die einfachste Formel für das Benzol ergibt sich aus der Analyse = CH. Chlor ersetzt im Benzol aber zunächst nur $^1/_6$ des Wasserstoffs, indem 1 Atom Chlor an die Stelle von 1 Atom Wasserstoff tritt, mithin ist das Molekül des Benzols C_6H_6. Das weitere Studium der Chlorsubstitutionsprodukte des Benzols bestätigt diese Annahme, da man zuletzt die Verbindung C_6Cl_6 erhält. Häufiger als auf chemischem ermittelt man das M. auf *physikalischem Wege*, da sich zwischen dem sicher festgestellten M. und gewissen leicht meßbaren physikalischen Eigenschaften der betreffenden Verbindungen gesetzmäßige Beziehungen ergeben haben, die zur Ableitung unbekannter Molekulargewichte aus solchen Eigenschaften sich benutzen lassen. Die Bestimmung des Molekulargewichts aus der *Dampfdichte* (s. d.) ist nur für unzersetzt flüchtige und vergasbare Substanzen geeignet. Sie beruht auf dem Gesetz von Avogadro, nach welchem gleich große Volumen der normalen Gase und Dämpfe bei Gleichheit von Temperatur und Druck gleichviel Moleküle enthalten. Die Molekulargewichte verhalten sich also wie die spezifischen Gewichte, und da man diese auf H = 1 bezieht, die Molekulargewichte aber auf H = 2, so findet man die Molekulargewichte, indem man die spezifischen Gewichte mit 2 multipliziert. Die Bestimmung des Molekulargewichts in *Lösungen* beruht auf der Thatsache, daß die chemischen Substanzen in verdünnten Lösungen ein ganz ähnliches Verhalten zeigen wie im gas- oder dampfförmigen Zustand. Die für Gase und Dämpfe gültigen Gesetze von Avogadro, Boyle, Gay-Lussac gelten daher auch für Lösungen. Entsprechend dem durch die Gasteilchen ausgeübten Druck zeigt sich bei Lösungen der *osmotische Druck*. Derselbe ist gleich dem Druck, welchen die gleiche Menge der Substanz ausüben würde, wenn sie in gasförmigem Zustand bei derselben Temperatur denselben Raum einnähme wie die Lösung. Lösungen, welche molekulare Mengen der verschiedenen Substanzen enthalten, üben den gleichen osmotischen Druck aus, und man kann daher wie aus dem Gasvolumen oder Gasdruck auch aus dem osmotischen Druck die Molekulargewichte gelöster Substanzen direkt ableiten. In naher Beziehung zum osmotischen Druck steht die *Erniedrigung des Dampfdruckes* der Lösungen, die ebenfalls für jedes Lösungsmittel der Anzahl der gelösten Moleküle proportional ist. Man hat sie in der Form praktisch zu verwerten gesucht, daß man die mit Erniedrigung des Dampfdruckes parallel laufende Erhöhung des Siedepunktes bestimmt und aus dieser das M. ableitet. Am leichtesten und genauesten lassen sich die Molekulargewichte gelöster Substanzen aus der *Erniedrigung der Gefrierpunkte* ihrer Lösungen ableiten. Die Erniedrigung der Gefrierpunkte kristallisierbarer Lösungsmittel ist proportional der Menge der in ihnen gelösten Substanz. Molekulare Mengen der verschiedenen Substanzen in derselben Menge des Lösungsmittels gelöst, zeigen die gleiche Gefrierpunktserniedrigung. Bezeichnet t die Gefrierpunktserniedrigung, welche von p Gramm der Substanz in 100 g des Lösungsmittels hervorgebracht wird, so zeigt der Depressionskoeffizient $\frac{t}{p}$ die Erniedrigung für 1 g Substanz in 100 g der Lösung an. Durch Multiplizieren des Depressionskoeffizienten mit dem M. der gelösten Substanz erhält man die *Molekulardepression*, welche bei allen Substanzen für ein und dasselbe Lösungsmittel einen konstanten Wert zeigt: $M.\frac{t}{p} = C$. Derselbe beträgt im Durchschnitt für Benzol 49, für Eisessig 39, für Wasser 19. Ist die Konstante gegeben, so läßt sich das unbekannte M. der gelösten Substanz leicht berechnen: $M = C\frac{p}{t}$. Diese Gesetze haben (ebenso wie die für Dampfdruckserniedrigung und den osmotischen Druck) direkte Geltung nur für indifferente, wenig chemisch-aktive Substanzen, nicht für Elektrolyte. Aber auch erstere zeigen vielfache, meist entgegengesetzte Abweichungen, indem sie in den Lösungen nicht völlig in Einzelmoleküle zerfallen. Die genauesten Resultate erhält man mit sehr verdünnten Lösungen und bei Anwendung von Eisessig als Lösungsmittel. Vgl. Windisch, Die Bestimmung des Molekulargewichts in theoretischer und praktischer Beziehung (Berl. 1892).

Molekularkräfte, die zwischen den Molekülen (s. d.) eines Körpers oder zwischen den Atomen eines Moleküls wirksamen Kräfte. Mit der Annahme individueller kleinster Teilchen (Atome) ist notwendig die Vorstellung verknüpft, daß diese Teilchen sich nicht unmittelbar berühren, sondern durch leere (d. h. nur mit Äther erfüllte) Zwischenräume (Molekularinterstitien) voneinander getrennt sind. Wenn aber die Moleküle eines Körpers oder die Atome eines Moleküls nicht unmittelbar zusammenhängen, so müssen Kräfte zwischen ihnen thätig sein, die ihren Zusammenhalt bewirken, ähnlich wie die Gravitation das Planetensystem zusammenhält. Die Stärke dieser M. nimmt mit der gegenseitigen Entfernung der Teilchen sehr rasch ab und wird schon in äußerst kleiner Entfernung unmerklich; diese Entfernung heißt der Radius der *Wirkungssphäre*. Man nennt die molekulare Anziehungskraft, welche die Moleküle in ihrem Verbande zu einem Körper zusammenhält, *Kohäsion*, und wenn sie das Aneinanderhaften verschiedener Körper bewirkt, *Adhäsion*. Die Anziehungskraft zwischen den Atomen, welche die chemische Verbindung

derselben zu gesetzmäßig aufgebauten Atomgruppen (Molekülen) bewirkt, nennt man chemische Verwandtschaft oder Affinität. Die Physik beschäftigt sich nur mit Erscheinungen, bei welchen der innere Bau der Moleküle (d. h. ihre chemische Beschaffenheit) ungestört bleibt, die Chemie dagegen mit den Erscheinungen, welche in den Bau des Moleküls verändernd eingreifen.

Molekularnekrose, eine Form des Knochenfraßes, bei welcher das Knochengewebe von der freien Oberfläche her Schicht für Schicht in einen feinen Detritus zerfällt.

Molekularphysik, die Lehre von den physikalischen Erscheinungen, welche durch die Wirkungen von Molekularkräften (s. d.), nicht aber durch Fernkräfte erklärt werden. Dahin gehören z. B. die Kapillarität, die Diffusion, die Osmose, die kinetische Gastheorie, die Elektrolyse und fast das ganze Gebiet der physikalischen Chemie.

Molekularrefraktion (Molekularbrechungsvermögen), das mit dem Molekulargewicht einer chemischen Verbindung multiplizierte spezifische Brechungsvermögen der letztern.

Molekularrotation, das Produkt aus dem Molekulargewicht einer chemischen Verbindung und dem spezifischen Drehungsvermögen der letztern.

Molekularwärme, die Wärmemenge, die man dem Molekül einer chemischen Verbindung zuführen muß, um ihre Temperatur bei gleichbleibendem Volumen von 0 auf 1° zu erhöhen, also das Produkt aus spezifischer Wärme und Molekulargewicht. Vgl. Atomwärme.

Moleküle (lat. molecula, »kleine Masse«, Diminutiv von moles) heißen die kleinsten Teilchen, in welche sich ein Körper ohne Änderung seiner chemischen Beschaffenheit zerlegen läßt. Die M. einer chemischen Verbindung sind als aus zwei oder mehreren ungleichartigen Atomen gesetzmäßig aufgebaute Atomgruppen anzusehen; aber auch für die chemisch einfachen Körper oder Grundstoffe nimmt man an, auf Grund gewisser Thatsachen der Chemie, daß ihre M. gewöhnlich aus zwei gleichartigen Atomen zusammengesetzt sind. Man hat, durch Kombination von Hypothesen und Beobachtungen, die Größe der M. oder wenigstens eine obere Grenze dieser Größe festzustellen versucht. Nach der kinetischen Theorie der Gase sind die M. derselben in geradlinig fortschreitender Bewegung begriffen; der Wucht dieser Bewegung ist die absolute Temperatur des Gases proportional, ebenso der Druck, den das Gas vermöge der zahlreichen Stöße seiner M. auf die Gefäßwand ausübt. Für Sauerstoffgas z. B. beträgt nach Clausius die mittlere Geschwindigkeit eines seiner M. bei 0° 461 m in der Sekunde. Ungeachtet dieser großen Geschwindigkeit legen jedoch die M., weil sie in einem Gas von gewöhnlicher Dichte sehr bald mit andern Molekülen oder mit der Gefäßwand zusammenstoßen und wieder zurückprallen, nur eine sehr kurze Weglänge geradlinig zurück. Die mittlere Weglänge aber läßt sich aus Beobachtungen über die Reibung der Gase ermitteln. Nun ergibt sich aus der kinetischen Theorie der Gase eine Beziehung zwischen der mittlern Weglänge l, der mittlern Entfernung λ zweier M. und dem Durchmesser s der Wirkungssphäre (s. Molekularkräfte), nämlich $l = \lambda^3 : \pi s^2$. Da unter der Annahme, daß bei Verflüssigung eines Gases seine M. sich bis zur Berührung ihrer Wirkungssphären nähern, so kann aus dem Verhältnis der Dichten des Gases und der Flüssigkeit das Verhältnis $\lambda : s$ ermittelt und sonach auch der Durchmesser s der Wirkungssphäre als obere Grenze des Moleküldurchmessers gefunden werden. So berechnete O. E. Meyer den Querschnitt eines Luftmoleküls als gleich dem zwölften Teil eines Quadrats von 1 Milliontelmillimeter Seite. Plateau, Quincke und Sohncke haben den Radius der Wirkungssphäre aus Kapillarerscheinungen bestimmt und denselben etwa gleich 0,00005 mm gefunden. Die ältern Physiker nannten M. überhaupt sehr kleine Massenteilchen von übrigens unbestimmter Größe, ja sogar bei Annahme kontinuierlicher Raumerfüllung die Massendifferentiale.

Molekülverbindungen, chemische Verbindungen, welche durch Zusammenlagerung gesättigter Moleküle chemischer Verbindungen entstehen. Wasser und viele Salze sind vollkommen gesättigte Verbindungen, bei denen keine freien Valenzen zur Verkettung andrer Atome mehr verfügbar sind, trotzdem sind die kristallwasserhaltigen Salze als chemische Verbindungen aufzufassen. Ist Sauerstoff konstant zweiwertig, so erscheint die Existenzfähigkeit von Molekülen der Größe $(H_2O)_2$ unerklärlich, und doch verlangt das Avogadrosche Gesetz das Vorkommen derselben in Wasserdampf. Man nimmt an, daß solche M. durch eine von den sie zusammensetzenden Molekülen aus wirkende Gesamtanziehung zusammengehalten werden. Diese Erklärung entspricht der im allgemeinen auffallend geringen Stabilität der M., doch muß betont werden, daß sich ein charakteristischer Unterschied zwischen den gewöhnlichen chemischen Verbindungen und den M. weder in ihrem chemischen noch in ihrem physikalischen Verhalten nachweisen läßt. Es gibt eben chemische Verbindungen, die sich in das Strukturschema der Lehre von der konstanten Valenz nicht einordnen lassen. Vgl. Naumann, Über M. (Heidelb. 1872).

Molenaer (spr. -när), Jan Mienssze, holländ. Maler, geb. um 1600 in Haarlem, bildete sich unter dem Einfluß des Frans Hals und später nach Rembrandt und A. van Ostade und starb im September 1668 daselbst. Er malte meist humoristische Genrebilder aus dem Bauernleben in der Schenke, beim Schmaus, bei Gesang und Tanz und bei Schlägereien. Derartige Gemälde befinden sich im Berliner Museum (der Bänkelsänger, die Dorfschenke, Maleratelier), in der Dresdener Galerie (ein Geiger u. singende Bauern), in der Schweriner Galerie (lustige Bauerngesellschaft, Schlägerei beim Kartenspiel), in der Galerie Liechtenstein zu Wien (Bohnenfest), im Braunschweiger Museum (Zahnarzt auf dem Lande) u. a. O. Er wurde früher oft mit den Landschaftsmalern Cornelis M. (geb. um 1540), in Antwerpen und Amsterdam thätig, und Claas M., gest. 1676 in Haarlem, verwechselt.

Molenbeek-Saint-Jean (spr. -ßäng-schāng), Vorstadt im NW. von Brüssel, an der Senne und im W. der nach Charleroi und Willebroek führenden Kanäle, an der Brüsseler Gürtelbahn und der Vizinalbahn Brüssel-Esseringen, Hauptsitz der Industrie in Geweben, Teppichen, Leder, Hüten, Seife und der Gemüsegärtnerei, mit (1893) 51,441 Einw. Daselbst das geographische Institut von van der Maelen.

Molenbeker (holländ.), s. Mühlenbecher.

Molenschwangerschaft, s. Mole.

Moles (lat.), drückende Last, Masse; kolossales Bauwerk, z. B. M. Hadriani, die Engelsburg in Rom.

Moleschott, Jakob, Physiolog, geb. 9. Aug. 1822 in Herzogenbusch, gest. 20. Mai 1893 in Rom, studierte seit 1842 in Heidelberg Medizin, Naturwissenschaft, besonders Physiologie, und daneben Hegelsche

Philosophie und erwarb sich durch seine »Kritische Betrachtung von Liebigs Theorie der Pflanzenernährung« (Haarl. 1845) den von der Universität zu Haarlem ausgesetzten Preis. 1845 ließ er sich als Arzt in Utrecht nieder, arbeitete in Mulders Laboratorium und begann mit Donders und van Deen die Herausgabe der »Holländischen Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften«. 1847 habilitierte er sich zu Heidelberg als Privatdozent, und 1853 gründete er daselbst ein physiologisches Laboratorium. In diese Zeit fallen auch seine Hauptschriften, mit denen er seinen Ruhm begründete: die »Physiologie der Nahrungsmittel« (Darmst. 1850; 2. Aufl., Gieß. 1859), für Fachmänner, und die »Lehre der Nahrungsmittel für das Volk« (Erlang. 1850, 3. Aufl. 1857), die »Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Tieren« (das. 1851) und »Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebigs ‚Chemische Briefe'« (Mainz 1852; 5. Aufl. 1875—86, 2 Bde.). 1854 erhielt M. wegen seiner materialistischen Auffassung aller Lebensthätigkeit im Namen des engern Senats der Universität und auf Befehl des Ministeriums eine Verwarnung, legte infolgedessen sein Lehramt nieder und behielt nur die Leitung seines physiologischen Laboratoriums, bis er 1856 einem Ruf als Professor der Physiologie am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich folgte, in welche Stelle er sich mit der Rede »Licht und Leben« (3. Aufl., Gieß. 1879) einführte. 1861 ward er an die Universität zu Turin berufen, im November 1876 von der italienischen Regierung zum Senator ernannt und 1878 an die Universität Rom versetzt. In seinen »Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Tiere« (Frankf., dann Gießen 1856—93, Bd. 1—15; jetzt hrsg. von Colasanti und Fubini) veröffentlichte er die meisten seiner Untersuchungen, welche sich besonders auf die Respiration und die Respirationsorgane, auf die Milch, die Galle und das Blut, auf die Wandlung der Stoffe im Organismus, auf die Struktur der Horngebilde ꝛc. beziehen. Er schrieb noch: »Georg Forster, der Naturforscher des Volkes« (Frankf. 1854; 3. Ausg., Halle 1874); »Physiologisches Skizzenbuch« (Gießen 1861); »Hermann Hettners Morgenroth« (das. 1883); »Franciscus Corn. Donders« (das. 1888) und eine Reihe von Antritts- und Eröffnungsreden zu seinen Vorlesungen. Seine »Kleinen Schriften« erschienen in 2 Bänden (Gießen 1880 u. 1887). Vgl. die nach seinem Tode veröffentlichten Lebenserinnerungen: »Für meine Freunde« (Gießen 1894).

Moleskin (engl., spr. mōl'skinn, »Maulwurfsfell«), feine Westenstoffe mit Mustern aus feinster Wolle auf baumwollenem Grund; auch feiner, dichter, gerauhter und geschorner Barchent.

Moléson (spr. -sóng), s. Freiburger Alpen.

Molestieren (lat.), belästigen.

Molette, soviel wie Krausrad, auch eine Walze, die wie ein Krausrad auf der Molettiermaschine benutzt wird und namentlich zur Herstellung von Kattun- und andern Druckwalzen dient. Moletten heißen auch zwei gegeneinander gepreßte Walzen, von welchen die eine rundum eine Furche, die andre ein in die Furche passendes flaches Stäbchen enthält, zum Zusammenpressen der von den Streckmaschinen in der Baumwollspinnerei gelieferten losen Bänder.

Molettieren, Metallarbeiten mittels eines Krausrades mit Verzierungen, Inschriften ꝛc. versehen.

Molfetta, Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Barletta, am Adriatischen Meer und an der Eisenbahnlinie Foggia-Bari, ist Bischofsitz, hat eine ehemalige Kathedrale (byzantinische Basilika aus dem 12. Jahrh.), eine neue Kathedrale, ein Lyceum und Gymnasium, ein Seminar, eine Bibliothek (22,000 Bände), ein Museum, Theater, Fabrikation von Ziegeln, Öl, Teigwaren, Tauen, Handel mit Wein, Olivenöl, Getreide, Mandeln, rege Fischerei und Schiffahrt (1894 liefen im Hafen von M. 650 Schiffe von 170,733 Ton. ein), Telephoneinrichtung und (1881) 29,697 Einw. M. wurde 988 von den Sarazenen zerstört, 1529 von den Franzosen in Besitz genommen.

Molière (spr. molljär'), eigentlich Jean Baptiste Poquelin, der größte franz. Lustspieldichter, geb. 15. Jan. 1622 in Paris, gest. daselbst 17. Febr. 1673, erhielt seine Bildung auf dem Collège de Clermont (später Louis le Grand), genoß den Unterricht des berühmten Philosophen Gassendi (seine uns nicht erhaltene Lukrezübersetzung fällt in diese Zeit), studierte die Rechte und trat 1643, einer unwiderstehlichen Neigung folgend, unter dem Namen »M.« in eine Schauspielertruppe, die sich l'Illustre Théâtre nannte, aber in Paris Fiasko machte und wegen schlechter Geschäfte 1647 in die Provinz ging. Hier schwang sich M. bald zum Direktor auf, durchstreifte mit seiner Truppe, die anfangs im Dienste des Herzogs von Epernon in Bordeaux, später des Prinzen von Conti, Gouverneurs von Languedoc, in Pézenas stand, zwölf Jahre lang ganz Frankreich und kehrte 1658, an Erfahrungen reich, nach Paris zurück. In die Wanderzeit fallen, neben vielen unbedeutenden Stücken, seine beiden Lustspiele: »L'Étourdi« (Lyon 1655, nach dem »Inavvertito« des Barbieri) u. »Le dépit amoureux« (1656). Bald erwarb sich die neue Truppe, die in Paris anfangs im Petit-Bourbon, dann seit 1661 im Palais-Royal spielte, die Gunst des Königs und Monsieurs, seines Bruders, dessen Truppe sie sich nannte, die des Publikums erst 1659 durch die »Précieuses ridicules«, eine Satire gegen die Unnatur u. Ziererei der Sprache, die in den Zirkeln des Hotel Rambouillet gesprochen wurde. Dadurch machte er sich viele Feinde, die in Verbindung mit den in ihrem Privilegium geschädigten Schauspielern des Hotel Bourgogne keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um M. in Wort u. Schrift anzugreifen. Auf »Sganarelle« (1660) und den mißglückten »Don Garcie« (1661) folgten in demselben Jahr »L'école des maris«, eine Nachahmung der »Adelphi« des Terenz, u. »Les Fâcheux«. 1662 ging er eine Ehe ein mit Armande Béjart, der Schwester (nach andern Tochter) seiner Freundin Madeleine Béjart, die ihm durch ihr oberflächliches, kokettes Wesen sein ganzes Leben verbittert hat. Schon wenige Monate darauf war er in der Lage, in dem ergreifenden Lustspiel »L'école des femmes« seine verzweifelte Stimmung zu schildern. Auf die heftigen Angriffe seiner Feinde antwortete er mit der »Critique de l'École des femmes« und dem »Impromptu de Versailles«. Nach einigen Gelegenheitsstücken: »Le mariage forcé«, »La princesse d'Élide« (1664), »Don Juan, ou le Festin de Pierre«, »L'amour médecin« (1665), brachte er 1666 den »Misanthrope«, sein großartigstes und wahrstes Stück, auf die Bühne und, nachdem er wiederum einige kleinere Stücke für die Unterhaltung des Hofes verfaßt hatte (»Le médecin malgré lui«, »Le ballet des muses«, »Le Sicilien, ou l'Amour peintre«), 1667 den »Tartuffe« unter dem Titel: »L'Imposteur«, aber nur mit Einer Vorstellung; erst 1669 gelang es ihm, nach Überwindung der äußersten Schwierigkeiten, das Stück drei Monate hindurch auf

dem Repertoire zu erhalten; der Jubel des Publikums entschädigte ihn für die Exkommunikationen und die offnen und die versteckten Angriffe seiner Feinde. In der Zwischenzeit (1668) gingen der »Amphitryon« (nach Plautus), »George Dandin« und »L'Avare« über die Bretter; letzterer, nach Plautus und in Prosa geschrieben, von Goethe für »besonders groß und in hohem Grade tragisch« gehalten, wird in Deutschland von Molières Stücken am häufigsten gelesen und gespielt. Nun folgen wieder Unterhaltungsstücke für den Hof: »Monsieur de Pourceaugnac«, »Les amants magnifiques«, die Ballettkomödie »Le bourgeois gentilhomme«, »Les fourberies de Scapin«, »La comtesse d'Escarbagnas«; dann sein letztes Meisterwerk: »Les femmes savantes« (1672), wie die »Précieuses ridicules« gegen die Pedanterie und Unweiblichkeit der Frauen gerichtet. Die vierte Aufführung des »Malade imaginaire« war seine letzte Leistung. Seine durch Sorgen u. Arbeit untergrabene Gesundheit erlag den Anstrengungen, als er in der Promotionsszene das Wort »Juro« aussprach; er bekam einen Blutsturz und verschied wenige Stunden darauf. Die Geistlichkeit versagte ihm ein ehrliches Begräbnis; in der Nacht und unter den Verwünschungen des fanatisierten Pöbels wurde er begraben. Erst 1817 brachte man seine (angeblichen) Gebeine auf den Père Lachaise. 1778 stellte die Akademie, deren Pforten dem Dichter verschlossen gewesen waren, seine Büste in ihrem Saal auf; eine andre, von Houdon (s. Tafel »Bildhauerkunst X«, Fig. 1), fand 1775 im Foyer der Comédie-Française Platz, und 1844 wurde ihm, seinem Sterbehaus in der Rue de Richelieu gegenüber, ein Denkmal, die Fontäne Molière, errichtet. Mignard hat den Dichter zu verschiedenen Zeiten gemalt. — M. war von Hause aus ein vorzüglicher Schauspieler. Nicht nur die Rollen, welche er für sich geschrieben, sondern auch andre, besonders die komischen, weniger die tragischen, spielte er unter dem Beifall des Publikums; schon sein Mienenspiel erregte stürmische Heiterkeit. Dabei war er eifrig und gewissenhaft, für gewöhnlich ernst, ja melancholisch; von seinen reichen Einnahmen machte er, zum Nutzen seiner Freunde und seiner Kunst, einen edlen Gebrauch. Vor allem aber ist M. Dichter, und wenn er schon in jenen Stücken, welche er zur Augen- und Ohrenweide eines vergnügungssüchtigen Hofes schrieb, und in seinen Possen, in denen er seiner tollen Laune den Zügel schießen läßt, ungewöhnlichen Reichtum der Phantasie, seltene Leichtigkeit des Schaffens, tiefe Weisheit und unerschöpfliche Laune bekundet, so erheben ihn seine großen Charakterkomödien mit ihrer reinen Menschlichkeit und ewigen Wahrheit zu einem der ersten Dichter aller Zeiten. M. schafft selten frei; fast immer hat er Rahmen und Färbung seiner Stücke den Alten, den Italienern oder Spaniern entlehnt. Den Inhalt aber bilden die Thorheiten und Lächerlichkeiten seiner Zeit; Falschheit und Unnatur, Heuchelei und Lüge verfolgt er mit glühendem Haß. Aber nicht Figuren seiner Phantasie führt er uns vor, das Leben, das warme, wirkliche, pulsiert in seinen Werken; seine Blaustrümpfe und Marquis, sein Menschenfeind und Tartüff sind typisch geworden. Dazu ist die Kunst, Verwickelungen zu erfinden (minder sie zu lösen), die Spannung des Zuschauers bis zum Schluß rege zu erhalten (z. B. in den »Femmes savantes«), bewunderungswürdig. Von gleicher Vortrefflichkeit ist sein Stil; klar und präzis, natürlich und doch überaus mannigfaltig, spricht er die Sprache der Stadt und des Landes, aller Klassen und aller Leidenschaften. Unter den zahlreichen **Ausgaben** von Molières Werken nennen wir nur die bedeutendsten: von Vivot und La Grange (1682, 8 Bde.), von Moland (2. Aufl. 1884, 12 Bde.) und besonders von Despois und Mesnard (1873—93, 11 Bde.). Die letztere gibt im 10. Band eine ausführliche Biographie Molières. Von den zahlreichen deutschen Schulausgaben einzelner Stücke erwähnen wir die von Laun (fortgesetzt von Knörich, Leipz. 1873—86, 14 Bde.) und von Fritsche (Berl. 1879 ff.). Für die besten deutschen Übersetzungen der Werke Molières gelten mit Recht die des Grafen Wolf Baudissin, in fünffüßigen, reimlosen Jamben (Leipz. 1865—67, 4 Bde.), und die von L. Fulda (»Molières Meisterwerke«, Stuttg. 1892). Aus der reichen **Litteratur** über Molières Leben etc. heben wir hervor: »Régistre de Lagrange«, eine genaue Theaterchronik eines Schauspielers aus Molières Truppe (Faksimileabdruck, Par. 1876); **Taschereau**, Histoire de la vie et des écrits de M. (das. 1825, 4. Aufl. 1851); **P. Lindau**, M. (Leipz. 1872); **Lotheißen**, M., sein Leben und seine Werke (Frankf. 1880); **Mahrenholtz**, Molières Leben und Werke (Heilbr. 1881); **Fournier**, Études sur la vie et les œuvres de M. (Par. 1884); **Moland**, M., sa vie et ses ouvrages (1886); **Fournel**, Les contemporains de M. (1863—66, 3 Bde.); **P. Lacroix**, Iconographie moliéresque (2. Aufl. 1876); **Copin**, Histoire des comédiens de la troupe de M. (1885); **Ehrhard**, Les comédies de M. en Allemagne (1888); **Charbon**, Nouveaux documents sur la vie de M. (1886); **Larroumet**, La comédie de M., l'auteur et le milieu (1887); **Elösser**, Die älteste deutsche Übersetzung Molièrescher Lustspiele (Berl. 1893); **H. Fritsche**, M.-Studien, ein Namenbuch zu Molières Werken (2. Ausg., das. 1887). Als besondere Organe für die M.-Forschung dienten der »Molièriste« (Par. 1879—89) und das »Molière-Museum« (hrsg. von Schweitzer, Wiesb. 1879—84).

Molimina (lat.), Beschwerden; M. haemorrhoidalia, Hämorrhoidalbeschwerden etc.

Molin, Johan Peter, schwed. Bildhauer, geb. 17. März 1814 in Gotenburg, gest. 29. Juli 1873 bei Waxholm, widmete sich anfangs dem Kaufmannsstand und trat erst 1843 in das Atelier des Medailleurs Christensen in Kopenhagen. 1845 besuchte er Paris und Rom. Nach Ausstellung eines Amor wurde er 1848 Mitglied der Akademie, 1855 ordentlicher Akademieprofessor und Hofbildhauer. Sein berühmtestes Werk, die Gürtelspanner (1859, Bronzeguß im Park des Nationalmuseums zu Stockholm), stellt einen altnordischen Zweikampf dar, bei welchem die Kämpfenden, Brust an Brust, entkleidet, mit einem Gürtel zusammengebunden, mit den Messern sich zerfleischen. Die Ursache und den Ausgang des Kampfes zeigen vier Reliefs am Piedestal. Noch sind zu nennen: die Statue des Königs Oskar von Schweden, die Statuen an der Fassade des Nationalmuseums und eine Erzstatue König Karls XII., sämtlich in Stockholm.

Molin., s. *Mol.*

Molina, 1) M. de Aragon, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Guadalajara, 1056 m ü. M., am Fuße der Parameras de M., am Gallo, mit einem Kastell, einem Schwefelbad und (1887) 3000 Einw. — 2) M. de Murcia, Stadt in der span. Provinz Murcia, in fruchtbarer Huerta, am Segura, mit Salinen und (1887) 7667 Einw.

Molina, 1) Luis, jesuit. Theolog, geb. 1535 zu Cuenca in Neukastilien, trat in den Jesuitenorden,

ward Lehrer der Theologie zu Evora und starb 12. Okt. 1606 in Madrid. In seinem Buche »Liberi arbitrii cum gratiae donis etc. concordia« (Lissab. 1588) lehrte er die Bedingtheit der göttlichen Heilsabsichten durch die Rücksicht auf den vorausgewußten Willen des Menschen. Diese Ansicht ward von den Dominikanern als antithomistisch bestritten, dagegen von vielen Jesuiten (Molinisten) verteidigt, wodurch ein Streit entstand, der nachmals in den Jansenistischen Streitigkeiten (s. Jansen 1) sich fortsetzte. Vgl. Schneemann, Die Entstehung der thomistisch-molinistischen Kontroverse (Freiburg 1879); Derselbe, Weitere Entwickelung etc. (das. 1880); Th. de Régnon, Bannésianisme et Molinisme (Par. 1890); Gayraud, Thomisme et Molinisme (Toulouse 1890).

2) Juan Ignazio, Naturforscher, s. *Mol.*

3) Tirso de, Pseudonym, s. Tellez.

Molināri, Gustave de, belg. Nationalökonom, geb. 3. März 1819 in Lüttich, widmete sich anfänglich in Brüssel der Homöopathie, wandte sich dann aber in Paris der Politik und der Nationalökonomie zu. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 nach Brüssel zurückgekehrt, wurde er hier Professor am Museum für Industrie. Seit 1881 wieder in Paris, redigiert er hier das »Journal des Économistes«. Er schrieb unter anderm: »Les soirées de la rue Saint-Lazare« (1849), eine Darstellung der volkswirtschaftlichen Gesetze; »Cours d'économie politique« (1855, 2. Aufl. 1863); »Questions d'économie politique et du droit public« (1861, 2 Bde.); »Lettres sur la Russie« (1861, 2. Aufl. 1877); »Le mouvement socialiste avant la révolution du 4 septembre 1870« (1871); »La république tempérée« (1873); »Lettres sur les États-Unis et le Canada« (1876); »La rue des nations« (1878, Studien über die Pariser Weltausstellung); »L'évolution économique du XIX. siècle« (1880); »L'évolution politique et la Révolution« (1884); »Les lois naturelles de l'économie politique« (1887); »La morale économique« (1888); »Malthus, essai sur le principe de population« (1889); »Religion« (1892); »Precis d'économie politique et de morale« (1893); »Les bourses du travail« (1893); »Science et religion« (1894).

Molinäus, s. Du Moulin.

Moline, Stadt im nordamerikan. Staat Illinois, am Mississippi, Rock Island (s. d.) gegenüber, hat zahlreiche durch die mit Hilfe eines ungeheuern Wehrs geschaffene Wasserkraft getriebene Fabriken für Pflüge, Papier, Wollwaren, Eimer, Wagen etc., in der Umgegend große Kohlengruben und (1890) 12,000 Einw., zum großen Teil Schweden.

Molinet (spr. -nä), Jean, franz. Schriftsteller des 15. Jahrh., s. Französische Litteratur, S. 786.

Molinia *Schrank* (Molinie, Pfeifengras), Gattung der Gramineen mit der einzigen Art M. coerulea *Mnch.*, ein ausdauerndes, bis 1,5 m hohes Gras mit scheinbar ganz knotenlosem Halm, harten, aufrechten, graublauen Blättern, ausgebreiteter oder zusammengezogener Rispe mit schmalen, spitzen, wehrlosen, meist violetten Ährchen, wächst auf nassen Wiesen in Mitteleuropa und ist ein schlechtes Futtergras. Eine niedrige Abart mit gelb gestreiften Blättern wird als Zierpflanze kultiviert.

Molīnos, Miguel de, span. Mystiker, geb. 21. Dez. 1640 in Patacina bei Saragossa, lebte seit 1669 als Weltpriester in Rom und erwarb sich durch seine Schrift »Guida spirituale« (»Geistlicher Führer«, Rom 1675; deutsch von Arnold, Frankf. 1699, zuletzt 1732), worin er, im Gegensatz zu dem kirchlichen Mechanismus und den äußerlichen Andachtsübungen der Dominikaner und Jesuiten, Seelenruhe, reine Gottesliebe und Vernichtung alles eignen Lebens als den Weg des Heils empfahl (Quietismus), großes Ansehen, aber auch den Haß der Jesuiten, auf deren Veranlassung 68 Sätze in dem Werk 1687 als ketzerisch verdammt, M. aber zum Widerruf gezwungen und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wurde. Darin starb er 1697. Vgl. Scharling, Michael de M. (a. d. Dän., Gotha 1855).

Molioniden (Molionen), nach griech. Mythus Kteatos und Eurytos, die Zwillingssöhne des Poseidon oder des Aktor und der Molione, daher auch Aktorionen genannt, nach späterer Sage aneinander gewachsen, kämpften schon als Knaben gegen Nestor und die Pylier. Herangewachsen, schlugen sie das ihren Oheim Augeias bedrohende Heer des Herakles, wurden aber von diesem bei Kleonä in Argolis getötet. Ihre Söhne Thalpios und Amphimachos sind bei Homer Anführer der Epeier vor Troja. Vgl. Schultz, Die Aktorionensage (Hirschberg 1881).

Molique (spr. -lik), Wilhelm Bernhard, Violinspieler und Komponist, geb. 7. Okt. 1802 in Nürnberg, gest. 10. Mai 1869 in Kannstatt, ward zuerst von seinem Vater, einem Stadtmusikus, dann von 1816 an vom Kapellmeister Rovelli zu München in der Musik unterrichtet, erhielt 1818 eine Anstellung im Orchester des Theaters an der Wien zu Wien und 1820 die Stelle seines Lehrers Rovelli in München, von wo er 1822 eine Kunstreise durch Deutschland antrat. 1826—49 war er Musikdirektor in Stuttgart und ließ sich dann in London nieder, wo er als Virtuose und Lehrer einen ausgedehnten Wirkungskreis fand. M. folgte als Spieler wie als Komponist für sein Instrument der von Spohr eingeschlagenen Richtung, und seine Werke dürfen als eine schätzbare Bereicherung der Violinlitteratur gelten. Von nicht geringerm Kunstwert, wenn auch weniger bekannt geworden, sind seine übrigen Kompositionen: ein Cellokonzert, Streichquartette, zwei Messen, ein Oratorium: »Abraham«.

Molise (spr. -līße), ehemalige Provinz des Königreichs Neapel, benannt nach dem nordwestlich von Campobasso gelegenen Dorf M. (667 Einw.), bildet jetzt die ital. Provinz Campobasso (s. d.).

Molitérno, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Kreis Lagonegro, im Neapolitanischen Apennin gelegen, mit einem Kastell, Steinbrüchen, Faßbinderei, Handel und (1881) 6326 Einw.

Molitg (spr. -litsch), Dorf im franz. Depart. Ostpyrenäen, Arrond. Prades, 450 m ü. M., mit zwölf Schwefelquellen (25—38°), drei Badeanstalten und (1891) 418 Einw.

Molitor, 1) Gabriel Jean Joseph, Graf, Marschall von Frankreich, geb. 7. März 1770 zu Hayingen (Hayange) in Deutsch-Lothringen, gest. 28. Juli 1849, trat nach dem Ausbruch der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon, kommandierte im Feldzug von 1793 unter General Hoche eine Infanteriebrigade, war dann abwechselnd bei der Rhein-, Mosel- und Donauarmee unter Pichegru, Kléber, Moreau und Jourdan thätig und ward 1795 bei einem Angriff auf Mainz gefährlich verwundet. 1799 focht er als Brigadegeneral unter Masséna in der Schweiz und bemächtigte sich der Urkantone, die er unter schwierigen Kämpfen gegen Suworow behauptete. Im Feldzug von 1800 befehligte er unter

Moreau bei der Rheinarmee mit Auszeichnung und trug wesentlich zum Siege bei Möskirch (4. Mai) bei. 1801 zum Divisionsgeneral ernannt, folgte er 1805 Masséna nach Italien und zeichnete sich an der Spitze der Avantgarde bei Vago, besonders aber bei Caldiero aus. In Dalmatien, wohin er nach dem Frieden von Preßburg als Generalgouverneur gesandt wurde, erwarb er sich um die neue Organisation des Landes Verdienste, entsetzte 1806 Ragusa und erfocht mehrere Vorteile über die Russen und Montenegriner. 1807 befehligte er in Pommern, focht bei Damgarten und Löbnitz mit Glück gegen die Schweden und eroberte Stralsund. Napoleon I. übertrug ihm darauf das Generalgouvernement in Pommern und verlieh ihm den Grafentitel und große Dotationen. Im Feldzug von 1809 machte Molitors Division einen Teil des Massénaschen Korps aus. 1814 kämpfte er unter Macdonald bei Châlons-sur-Marne und La-Ferté-sous-Jouarre. Nach der Abdankung Napoleons unterwarf er sich den Bourbonen und ward als Generalinspekteur der Infanterie angestellt. 1823 befehligte er das 2. Korps der spanischen Interventionsarmee, worauf er den Marschallsstab und die Pairswürde erhielt; 1827 ward er Sekretär der Pairskammer, in welcher er öfters als Redner auftrat. Seine Muße benutzte er zu litterarischen Arbeiten. Die Julirevolution ließ ihn im Besitz seiner Ämter und Würden. Später wurde er von Ludwig Philipp zum Kommandanten der Invaliden, 1849 von Ludwig Napoleon zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt. In Nancy ward ihm eine Statue errichtet.

2) Franz Joseph, philosoph. Schriftsteller, geb. 8. Juni 1779 in Oberursel bei Frankfurt, gest. 23. März 1860 als Privatgelehrter in Frankfurt, hat sich, durch Görres und Friedrich Schlegel angeregt, in seinen »Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte« (Frankf. 1805) der philosophischen Betrachtung der Weltgeschichte, in seinem unvollendet gebliebenen Werk »Philosophie der Geschichte, oder über Tradition« (Frankf. u. Münst. 1827—53, 4 Bde.) unter dem Einfluß der Schriften Franz Baaders (s. d.) dem Studium der Kabbala zugewendet, deren Bedeutung darin liegen soll, daß sie Mystik erwecke und so die eigentlich christliche Philosophie erst ermögliche.

3) Wilhelm, ultramontaner Dichter und Schriftsteller, geb. 24. Aug. 1819 in Zweibrücken, gest. 12. Jan. 1880 in Speyer, stand erst als Jurist im Staatsdienst, studierte dann seit 1849 in Bonn noch Theologie, erhielt 1851 die Priesterweihe und wurde 1857 zum Domkapitular zu Speyer ernannt. Nebenbei wirkte er noch bis 1865 als Professor der Kunstgeschichte und Homiletik am Priesterseminar daselbst und wurde 1868 vom Papst Pius IX. zur Teilnahme an den Vorarbeiten für das vatikanische Konzil nach Rom berufen. M. veröffentlichte: »Über kanonisches Gerichtsverfahren gegen Kleriker« (Mainz 1856); »Das Theater in seiner Bedeutung und in seiner gegenwärtigen Stellung« (Frankf. 1866); »Über Goethes Faust« (Mainz 1869); »Brennende Fragen« (das. 1874); die kanonistische Studie »Die Dekretale Per venerabilem vor Innocenz III. ꝛc.« (Münst. 1876); sodann eine Reihe poetischer Erzeugnisse (zum Teil unter den Pseudonymen N. Ulrich Riesler u. Bruno Bronner), darunter: »Domlieder« (2. Ausg., Speyer 1864); mehrere Romane, Dramen, Legenden ꝛc. Nach seinem Tode erschien ein Band »Gedichte« (Mainz 1884).

Mölk, Kloster, s. Melk.

Molken (Wadicke, Schotten, Käswasser, Sirte, lat. Serum lactis), die schwach gelbliche, etwas trübe, fade schmeckende Flüssigkeit, welche zurückbleibt, wenn in der Milch der Käsestoff gerinnt. Da hierbei die Butter von dem Käsestoff eingeschlossen wird, so enthalten die M. nur noch Zucker und die Milchsalze neben geringen Mengen eiweißartiger Körper, die sich zum Teil beim Erhitzen der M. ausscheiden, und etwas Fett. Die M. werden als Nebenprodukt bei der Käsebereitung erhalten (Quarkmolken bei der Sauermilchkäserei); man scheidet aus ihnen durch Zentrifugieren die darin noch enthaltene Molkenbutter ab oder versetzt sie mit Molkensauer (gegorne M. mit Gehalt an Alkohol, Essigsäure, Milchsäure) und erhitzt, wobei sich das Fett als Vorbruch abscheidet, aus welchem die Vorbruchbutter bereitet wird. Beim Kochen scheiden sich die in den M. enthaltenen Eiweißkörper (Schotten) ab, die auf Käse verarbeitet werden. Die von den Eiweißkörpern getrennte Flüssigkeit liefert beim Verdampfen das Molken-g'sied, einen unreinen Milchzucker, der von den Sennen mit Butter gemischt gegessen oder auf reinen Milchzucker verarbeitet wird. M. benutzt man vielfach auch als Viehfutter, zum Brotbacken und als Arzneimittel. Für letztern Zweck werden sie besonders bereitet. Süße M. werden mit Lab, besser mit Labessenz, hergestellt. Man erwärmt 1 Teil der letztern mit 200 Teilen frischer Kuhmilch auf 35—40° und koliert nach dem Gerinnen. Zu sauren M. erhitzt man 100 Teile frische Kuhmilch mit 1 Teil Weinstein bis zum Kochen und koliert. Bisweilen werden M. mit Alaun (Alaunmolken) oder Tamarinden (Tamarindenmolken) bereitet. Die Molkenpastillen bestehen aus Milchzucker und dem Gerinnungsmittel (Weinstein oder Alaun). Oft sind Molkenkuranstalten, die man in den Alpen und an fast allen größern Kurorten findet, mit Käsereien verbunden. Vielfach wird Ziegenmolke bevorzugt. Man benutzt die M. als Heilmittel, bei Blutstockungen im Unterleib, bei Gicht, Skrofulose, besonders bei verschiedenen chronisch verlaufenden Affektionen des Respirationsapparats, vor allen bei der Schwindsucht, oft gemischt mit Mineralwässern, wie Obersalzbrunn, Emser Kränchen. Man läßt die M. am besten bei Beginn der Krankheit trinken, wenn die Patienten husten und spärlich expektorieren, die lokalen Erscheinungen aber erst sehr wenig ausgebildet sind. Appetit und Verdauung müssen ungestört sein, auch darf keine Neigung zu Durchfall bestehen. Besonders wenn die M. an Badeorten mit günstigem Klima getrunken werden, zeigt sich ein bedeutender Erfolg, der aber zum vielleicht größten Teil als eine Wirkung des Klimas und der veränderten Lebensweise zu betrachten ist. Auch bei einfachen chronischen Bronchialkatarrhen, beim chronischen Kehlkopfkatarrh und bei Herzkrankheiten werden die M. angewendet. Bei alkoholischer Gärung liefern M. den Molkenchampagner (Molkenpunsch), bei saurer Gärung Molkenessig. Vgl. Lersch, Die Kur mit Milch und den daraus gemachten Getränken (Bonn 1869); Lebert, Über Milch- und Molkenkuren (Berl. 1869); Richter, Über Milch- und Molkenkuren (Leipz. 1876, 2 Bde.).

Molkereigenossenschaften, s. Landwirtschaftliche Genossenschaften.

Molkereiwesen, soviel wie Milchwirtschaft (s. d.), bes. die Verarbeitung der Milch auf Butter und Käse.

Moll (v. lat. mollis, »weich«), in der Musik ursprünglich (wohl zuerst von Odo von Clugny im 10.

Jahrh. gebrauchter) Name des runden B (♭, B molle) im Gegensatz zum eckigen (♮, ♮, B durum, unser h, s. Dur), wurde dann übertragen auf das Hexachord f–d, welches nicht h, sondern b benutzte (s. Solmisation), und ging später auf die Tonart und den Akkord mit kleiner (erniedrigter) Terz über. Vgl. Molltonart und Klang.

Moll, Art Zeug, s. Molton.

Moll, Gemeinde in der belg. Provinz Antwerpen, Arrond. Turnhout, in der Campine, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Tirlemont-M. und der Eisenbahn Lier-Blodrop, hat ein Lehrerseminar, besuchte Viehmärkte, Fabrikation von Tuch, Leder, Branntwein, Ziegeln und (1890) 6311 Einw.

Moll, Willem, niederländ. Kirchenhistoriker, geb. 18. Febr. 1812 in Dordrecht, gest. 16. Aug. 1879, wurde 1836 Pfarrer in Buursche (Provinz Utrecht), 1844 in Arnheim, 1846 Professor der Kirchengeschichte am Athenaeum illustre in Amsterdam. Seine Hauptwerke sind die »Geschichte des kirchlichen Lebens der Christen während der ersten sechs Jahrhunderte« (2. Aufl., Rotterd. 1855—57, 2 Bde.) und die »Kirchengeschichte der Niederlande bis zur Reformation« (Arnheim 1864—71, 6 Bde.; deutsch bearbeitet von Zuppke, Leipz. 1895).

Möll, linker Nebenfluß der Drau in Kärnten, entspringt aus dem Pasterzengletscher bei Heiligenblut, durchfließt meist in südöstlicher Richtung das Möllthal und mündet, 65 km lang, bei Sachsenburg. Das Möllthal ist eins der größten und schönsten Thäler Kärntens, reich an Wasserfällen (darunter der 80 m hohe Fall bei Pockhorn), fruchtbar und wohlbebaut, mit starker Viehzucht.

Molla (arab., »Herr, Beschützer«, eigentl. Maulā, Mewlā), Titel der Geistlichen, Gelehrten u. Gesetzeskundigen bei den Mohammedanern, gleichbedeutend mit Ulemā. Die Perser gebrauchen dafür mehr noch den Titel Achund (»belesener Herr«).

Mollakkord (Molldreiklang), s. Akkord.

Molléndo, Hafenstadt an der Küste des peruan. Depart. Arequipa, unter 17° 1′ südl. Br., 11 km südlich von Islay, Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Puno, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls und Einfuhrhafen für das südliche Peru und einen großen Teil von Bolivia und Ausfuhrhafen für die Bergwerkdistrikte von Corocoro, Oruro, Potosi ꝛc. und das hinter M. liegende Weideland. Die Ausfuhr betrug 1892: 4,930,300 Soles, davon Silbererze 1,406,600, Kupfererze 1,074,100, Alpakawolle 1,090,800 Soles, außerdem Schafwolle, Chinarinde, Kokablätter. Trotz des lebhaften Handelsverkehrs hat die Stadt nur 2200 Einw.

Möllendorf, Wichard Joachim Heinrich, Graf von, preuß. Generalfeldmarschall, geb. 7. Jan. 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, gest. 28. Jan. 1816 in Havelberg, kam 1740 als Page an den Hof Friedrichs II., begleitete den König im ersten Schlesischen Krieg und war in den Schlachten bei Mollwitz und Chotusitz an seiner Seite. Als Fähnrich beim 1. Gardebataillon machte er den zweiten Schlesischen Krieg mit, ward 1746 wegen seiner in der Schlacht bei Soor bewiesenen Tapferkeit sofort zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs ernannt und wohnte im Siebenjährigen Krieg 1757 den Schlachten bei Prag, Kolin, Roßbach und Leuthen bei, wo er den Kirchhof erstürmte, den Orden pour le mérite erhielt und zum Major ernannt wurde. Auch bei Hochkirch u. Torgau zeichnete er sich an der Spitze des 1. Garderegiments durch hervorragende Waffenthaten aus, fiel aber in der letztern Schlacht 1760 in österreichische Gefangenschaft und ward erst 1761 ausgewechselt. Darauf zum Obersten ernannt, erwarb er sich durch die Erstürmung der Höhe von Burkersdorf 16. Aug. 1762 Generalsrang. Im Bayrischen Erbfolgekrieg kommandierte er eine Abteilung der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen und führte den Überfall bei Brüx aus, wofür er den Schwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin. Er befehligte die Truppen, welche 1793 nach Polen gesandt wurden, um die zweite Teilung dieses Landes zu vollenden. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Feldmarschall und Gouverneur im südlichen Teile der preußischen Lande ernannt; 1794 erhielt er den Oberbefehl über die preußische Armee am Rhein. Er erfocht die Siege von Kaiserslautern, 23. Mai und 20. Sept., riet aber dann selbst zum Baseler Frieden. Als Preußen 1806 wieder zu den Waffen griff, riet er vom Kriege ab, trat aber doch wieder in aktiven Dienst, ward bei Auerstädt verwundet und fiel in Erfurt in französische Gefangenschaft. Nachdem die Franzosen Preußens Hauptstadt besetzt hatten, erteilte ihm Napoleon I. die Freiheit sowie das Kreuz der Ehrenlegion und garantierte ihm seinen Gehalt. Später zog sich M. nach Havelberg zurück. Er war ein Feldherr und Staatsmann der Fridericianischen Schule, dabei menschenfreundlich und mild, aber ohne höhere strategische Gaben und tiefere politische Einsicht. Da er unvermählt war, ging sein Name auf Seitenerben, die Familie Wilamowitz-Möllendorf, über.

Mollenhaue, s. Dexel.

Moller, 1) (gewöhnlich Heinrich von Zütphen genannt) einer der ersten Märtyrer der Protestanten, geb. 1488 in der niederländischen Grafschaft Zutphen, trat 1504 in den Augustinerorden, ging 1508 an die Universität Wittenberg, wurde 1515 Augustinerprior in Dordrecht, dann Subprior in Antwerpen u. wirkte, nachdem er 1520—22 wieder in Wittenberg als Flüchtling gelebt, für die Ausbreitung der reformatorischen Prinzipien in Dordrecht und Antwerpen. Seit 1522 Pfarrer in Bremen, führte er hier den evangelischen Gottesdienst ein, ging im November 1524 nach Meldorf in Dithmarschen, ward aber vom Pöbel gefangen genommen und 10. Dez. verbrannt. Vgl. Iken, Heinrich von Zütphen (Halle 1886).

2) Georg, Architekt, geb. 21. Jan. 1784 zu Diepholz im Hannöverschen, gest. 13. März 1852 in Darmstadt, bildete sich unter Weinbrenner, dann drei Jahre lang in Italien und trat 1810 als Hofbaumeister in großherzoglich hessische Dienste. M. hat sowohl durch seine Bauten als durch seine litterarischen Arbeiten zur richtigen Würdigung des Mittelalters in architektonischer Beziehung beigetragen. Auch gilt er als Meister in der Struktur des Daches. Er erbaute unter anderm das Kasino (1817), die katholische Kirche (1824) und die neue Kanzlei in Darmstadt (1826), die katholische Kirche zu Bensheim (1827), das Residenzschloß in Wiesbaden, den Viadukt im Ölsthal bei Aachen u. a. Die unter seiner Leitung 1828 gebaute Domkuppel zu Mainz sowie das Dach des dortigen Theaters (1833) sind Meisterwerke sinnreicher Einfachheit. Bei dem Mainzer Theater ließ er zuerst das innere Halbrund auch im Äußern hervortreten, ein Prinzip, welches später allgemein angenommen wurde. Von seinen Veröffentlichungen sind hervorzuheben: »Denkmäler deutscher Baukunst« (Darmst. 1815—31, 2 Bde.; Bd. 3 von Gladbach, 1845); »Die Elisabethkirche zu Marburg« (das. 1822); »Die Domkirche zu Limburg

und die Paulskirche zu Worms« (Darmst. 1828); »Der Münster zu Freiburg i. Br.« (das. 1826); »Über die altdeutsche Baukunst« (das. 1831); »Beiträge zur Lehre von den Konstruktionen« (das. 1833—44).

3) Joachim, Komponist, s. Burgk.

Möller, 1) Poul Martin, dän. Schriftsteller, geb. 21. März 1794 bei Veile, gest. 13. März 1838 in Kopenhagen, studierte Theologie, widmete sich aber daneben mit Vorliebe dichterischen Arbeiten und nahm später (1818) an der Baggesen-Öhlenschlägerschen Fehde auf Öhlenschlägers Seite in prosaischen und poetischen Schriften lebhaften Anteil. Von Reiselust getrieben, machte er im Herbst 1819 als Schiffsprediger eine Fahrt nach China mit, die er in »Optegnelser paa en Reise til China« schilderte. Während dieser Reise dichtete er sein bekanntestes Gedicht: »Glæde over Danmark« (»Freude an Dänemark«). Nach seiner Rückkehr wurde er 1822 als Adjunkt bei der Metropolitanschule in Kopenhagen angestellt, 1826 als Lektor der Philosophie nach Christiania berufen und 1828 zum Professor befördert, kehrte aber schon 1831 in gleicher Eigenschaft nach Kopenhagen zurück. Von seinen poetischen Werken, die meist eine ganz besondere Naturfrische und echt humoristische Lebensanschauung bekunden, verdienen Hervorhebung: die nordische Erzählung »Eyvind Skaldaspiller«, der unvollendete Roman »En dansk Students Eventyr«, eine Übersetzung der 6 ersten Bücher der Odyssee sowie ganz vorzügliche lyrische Gedichte. Seine »Efterladte Skrifter« (hrsg. von Chr. Winther, Kopenh. 1839—1843, 3 Bde.; 3. Ausg. 1856, 6 Bde.) enthalten zugleich philosophische Aufsätze, welche ohne eigentliche Systematik originelle psychologische Beobachtung zeigen, und eine vortreffliche Biographie Möllers von F. C. Olsen. Eine Auswahl: »Poesi og Prosa« gab Hansen heraus (1891). Vgl. Andersen, Poul M., hans Liv og Skrifter (Kopenh. 1894).

2) Peter Ludwig, dän. Dichter und Ästhetiker, geb. 18. April 1814 in Aalborg, gest. 7. Dez. 1865 in Rouen, studierte in Kopenhagen, gab 1840 einen Band »Lyriske Digte« heraus und gewann 1841 die goldene Medaille der Universität für eine ästhetische Abhandlung, worauf er sich ganz der litterarischen und kritischen Thätigkeit widmete. Weiterhin erschienen von ihm: »Kritiske Skizzer« (1847), »Billeder og Sange« (1847) sowie unter dem Pseudonym Otto Sommer: »Lövfald«, eine neuere Sammlung von Gedichten (Kopenh. 1855), und die interessante Arbeit: »Det nyere Lystspil i Frankrig og Danmark« (das. 1858). M. brachte die letzten 15 Jahre seines unsteten Lebens in Paris zu und starb im Irrenhaus. Er war eine oppositionelle Natur mit kritischem Scharfblick, schlug aber als Dichter nie durch.

3) Eduard von, deutscher Staatsmann, geb. 3. Juni 1814 in Minden, gest. 3. Nov. 1880 in Kassel, studierte in Heidelberg die Rechte, trat 1835 als Auskultator in preußischen Staatsdienst und ward, nachdem er im Justizdienst und dann in der Administration gearbeitet hatte, 1840 Landrat des Kreises Simmern und 1844 königlicher Eisenbahnkommissar für die Rheinprovinz und Westfalen. Ende 1848 ward er bereits zum Regierungspräsidenten in Köln, nach dem Krieg von 1866 zum Oberpräsidenten der neuen Provinz Hessen-Nassau ernannt. Die schwierige Aufgabe, diese zu organisieren und dem neuen Staatswesen einzuordnen, ohne die berechtigten Eigentümlichkeiten und Gefühle der Bevölkerung zu verletzen, löste M. in so glänzender Weise und erwarb sich in so kurzer Zeit die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Hessen-Nassauer, daß er Anfang September 1871 an die Spitze der Verwaltung der eroberten Provinzen Elsaß-Lothringen berufen wurde. Bei der Feindseligkeit der von den Ultramontanen und Protestlern aufgehetzten Bevölkerung und der verwickelten staatsrechtlichen Stellung der neuen Provinzen war dieser Posten ein äußerst dornenvoller; M. erwarb sich wenigstens persönlich das Vertrauen der Elsässer. Nach der Verleihung einer neuen Verfassung an die Reichslande und der Ernennung eines kaiserlichen Statthalters in Straßburg 1879 legte M. sein Amt nieder und zog sich nach Kassel zurück. Vgl. Schricker, E. v. M. (Kassel 1881).

4) Wilhelm Ernst, evang. Theolog und Kirchenhistoriker, geb. 1. Okt. 1827 in Erfurt, gest. 8. Jan. 1892 in Kiel, habilitierte sich 1854 zu Halle, wurde 1863 Pfarrer in Grumbach, 1870 zu Oppin, 1873 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte in Kiel. Er schrieb: »Geschichte der Kosmologie in der griechischen Kirche bis auf Origenes« (Halle 1860); »Andreas Osiander« (Elberf. 1870); »Lehrbuch der Kirchengeschichte« (Freiburg 1889—93, 3 Bde.; Bd. 3: Reformation und Gegenreformation, hrsg. von Kawerau).

5) Heinrich, Bildhauer, geb. 1835 in Altona, war anfangs Tischler, bis er durch Unterstützung eines Mäcens in den Stand gesetzt wurde, nach München zu gehen, um die Bildhauerkunst zu erlernen. Doch erhielt er seine eigentliche Ausbildung erst bei Schilling in Dresden, wo er mit seinem Erstlingswerk, einem Satyr, der einen jungen Faun Becken schlagen lehrt, Glück machte. Seitdem behandelte er meistens lyrische und mythologische Gegenstände von großer Naivität und Anmut sowie sorgfältiger Durchführung. Dahin gehören: als Gegenstück zu der genannten Gruppe ein weiblicher Faun mit einem Satyrknaben, Hans Sachs, Äsop, Amor auf dem Anstand, Pan als Erfinder der Schalmei, ein schlafender Knabe mit einem Hund, Sommer und Herbst u. a. 1880 vollendete er ein Siegesdenkmal für Altona. Er lebt in Dresden.

Mollerbai, an der Westseite von Nowaja Semlja, zwischen dem Gänseland und Kap Britwin (72 u. 73° n. Br.), mit der russischen Polarstation Karmakuli.

Möllerung, im Hüttenwesen soviel wie Gattierung. Möller, ein zu einem niedrigen pyramidalen Haufen aufgestürztes, aus Erzen und Zuschlägen bestehendes Gemenge von bestimmter Quantität, welches während einer gewissen Zeit verschmolzen wird.

Molleton, s. Molton.

Mollets Pumpe, s. Feuerzeuge.

Möllhausen, Balduin, Reise- u. Romanschriftsteller, geb. 27. Jan. 1825 in Bonn, erlernte in Pommern die Landwirtschaft, begab sich 1850 nach Amerika, wo er sich 1851 der Reise des Herzogs Paul von Württemberg nach den Felsengebirgen anschloß, wurde auf derselben unter die Omahaindianer verschlagen, bei denen er fünf Monate verbrachte, fuhr dann den Mississippi herab nach New Orleans, wurde später auf Verwenden A. v. Humboldts einer amerikanischen Expedition nach dem fernen Westen als Topograph und Zeichner beigegeben und kehrte 1854 über San Francisco und den Isthmus von Panama nach Deutschland zurück, wo ihn König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Kustos der Bibliotheken in den Schlössern von Potsdam ernannte. Eine abermalige Reise nach Nordamerika 1857—58 führte ihn in Gesellschaft des Ingenieurs Ives in die noch unbekannten Gegenden am mittlern Colorado. Die Ergebnisse seiner Reisen legte er nieder in den Werken: »Tagebuch einer Reise

vom Mississippi nach den Küsten der Südsee« (Leipz. 1858; 2. umgearb. Aufl.: »Wanderungen durch die Prärien und Wüsten des westlichen Nordamerika ꝛc.«, das. 1860) und »Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas« (das. 1861, 2 Bde.). Außerdem verfaßte er zahlreiche Romane und Novellen, die meist in der Neuen Welt spielen, wie: »Die Halbindianer« (1861), »Der Flüchtling« (1862), »Der Mayordomo« (1863), »Palmblätter und Schneeflocken« (1863), »Das Mormonenmädchen« (1864, 3. Aufl. 1871), »Reliquien« (1865), »Die Mandanenwaise« (1865), »Der Meerkönig« (1867), »Nord und Süd« (1867), »Der Hochlandpfeifer« (1868), »Das Hundertguldenblatt« (1869), »Der Piratenleutnant« (1870), »Der Kesselflicker« (1871), »Das Finkenhaus« (1872), »Die Einsiedlerinnen« (1873), »Das Monogramm« (1874), »Die Kinder des Sträflings« (1876), »Die Hyänen des Kapitals« (1876), »Der Reiher« (1878), »Vier Fragmente« (1880), »Der Fanatiker« (1883), »Der Trader« (1884), »Der Haushofmeister« (1884), »Wildes Blut« (1886), »Die Familie Melville« (1889), »Der Fährmann am Kanadian« (1890), »Haus Montague« (1891), »Die beiden Yachten« (1891), »Die Söldlinge« (1892), »Der Spion« (1893), »Kaptein Meerrose und ihre Kinder« (1894) u. a.

Mollientia (lat., Emollientia), s. Einhüllende Mittel.

Mollin (Sapo mollis), von Canz hergestelltes Seifenpräparat, besteht aus einer Seife mit überschüssigem Fett, ist mattweiß, salbenartig, läßt sich sehr leicht auf der Haut verreiben und wird deshalb an Stelle der Fette als Grundlage für Salben benutzt.

Mollifer Kanal, s. Linth.

Mollmaus, s. Wühlmaus.

Mölln, Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Herzogtum Lauenburg, in schöner Lage am Fluß und Kanal Stecknitz, am Möllner See und an der Eisenbahn Lübeck-Büchen, 13 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Eisengießerei, Flachsbrecherei, Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei, Ziegeleien, Dampfsägemühlen, Holz- und Getreidehandel und (1890) 3834 Einw., davon 26 Katholiken und 9 Juden. Hier befindet sich das angebliche Grabmal Till Eulenspiegels. Daselbst errang im Januar 1225 Graf Adolf IV. von Holstein einen Sieg über die Dänen unter dem Reichsverweser Grafen Albrecht von Orlamünde, der gefangen wurde.

Mollochen (Molochen), s. Gitschen.

Möllthal, s. Möll.

Molltonart, diejenige Tonart, in welcher ein Mollakkord schlußfähiger Akkord (Tonika) ist. Der ältere Begriff der Tonart ist an die Tonleiter gebunden; eigentlich zur Tonart gehörige Töne sind daher nur die leitereignen. Bei der M. ist indes nicht so leicht festzustellen wie bei der Durtonart, welche Töne leitereigne sind, weil die Gestalt der Molltonleiter schwankend ist:

Aufwärts: A.H.c.d.e.**fis**.**gis**.a
abwärts: a.g.**f**.e.d.c.H.A.

Seit das Prinzip der Klangvertretung aufgestellt wurde, d. h. das der Auffassung der Töne im Sinne von Akkorden, pflegt man eine Tonart als ein System von drei Klängen: Tonika, Oberdominante u. Unterdominante, hinzustellen u. zwar die M. als Molltonika, Mollunterdominante und Duroberdominante, z. B.

Tonika
d.f.a.c.e gis.h
Unt.-Dom. Ob.-Dom.

welche drei Akkorde allerdings die häufigsten in der Mollharmonik sind. Dieselben ergeben aber eine Molltonleiter, die einen übermäßigen Sekundschritt enthält:

A.H.c.d.e.f ‿ gis.a.

Erst die neuere Zeit hat es gewagt, diese Tonfolge als wirklichen Typus der Mollmelodik, als normale Molltonleiter (die sogen. harmonische), aufzustellen. Die einfachste Darstellung der M. durch drei Klänge ist aber nicht die mit Duroberdominante, sondern die mit Molloberdominante:

Tonika
d.f.a.c.e.g.h
Unt.-Dom. Ob.-Dom.

Der Einigungspunkt der Beziehungen der Töne des Mollakkords ist der oberste Ton des Molldreiklanges; führen wir die Tonleiter von diesem zu seiner untern Oktave, so erhalten wir die Skala

e'.d'.c'.h.a.g.f.e,

das volle Gegenbild der aufsteigenden Durtonleiter:

c.d.e.f.g.a.h.c'.

Diese reine Molltonleiter ist die beliebteste Tonleiter der alten Griechen (die dorische) und der nach Ausbildung der mehrstimmigen Musik so arg mißverstandene phrygische Kirchenton. Vgl. Kirchentöne.

Molltonleiter, s. Molltonart und Tonleiter.

Molluginéen, s. Aizoaceen.

Mollusken, s. Weichtiere.

Mollusken (Mollusca, auch Mollusca fibrosa, Hautpolypen), in der Pathologie rundliche, breit oder gestielt aufsitzende, weiche u. schlaffe Geschwülste an der äußern Haut. Sie bestehen aus einer kleinen, sackförmigen Vorstülpung der Haut, deren Inneres mit wucherndem Fettgewebe oder gallertartigem, im spätern Alter faserigem Bindegewebe ausgefüllt ist. Die Haut über diesen Geschwülsten ist zuweilen stark verdünnt, gewöhnlich glatt, aber leicht in Falten legbar und rot gefärbt. Manchmal enthält die Haut vergrößerte Talg- und Schweißdrüsen, welche sich als gelbe Punkte darstellen. Die einzelnen Geschwülste variieren in ihrem Umfange von Erbsengröße bis zu der einer Nuß, Faust und eines Kindskopfes. Ihre Menge ist meist beträchtlich, manchmal zu mehreren Hunderten an den verschiedensten Regionen des Körpers. Am zweckmäßigsten entfernt man die M. durch Abschnüren. Molluscum sebaceum (contagiosum) ist eine stecknadelkopf- bis erbsengroße, halbkugelige, derbe Hervorragung über das Hautniveau; sie ist im Zentrum dellenartig eingedrückt, ähnlich der Pockenpustel, und an ihrer Basis von einem schmalen roten Saum umgeben. Diese M. entsprechen erweiterten Talgdrüsen und sondern eine weißliche Schmiere ab. Trotz des Beinamens »contagiosum« gelten sie nicht für ansteckend.

Molluskoiden, Abteilung des Tierreichs, umfaßt entweder nur die Armfüßer und Moostierchen oder auch noch die Manteltiere. Der Name soll auf die Ähnlichkeit mit den Weichtieren (Mollusken) hinweisen. Gegenwärtig rechnet man die Manteltiere nicht mehr zu den M., und manche Zoologen nehmen überhaupt den Begriff M. nicht an.

Mollwitz, Dorf im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Brieg, hat eine evang. Kirche, Branntweinbrennerei und 728 Einw. M. ist bekannt durch den entscheidenden Sieg Friedrichs d. Gr. im ersten Schlesischen Kriege 10. April 1741, durch den er das kurz zuvor besetzte Schlesien behauptete. Der Einfall Neippergs

in Schlesien im März 1741 traf die preußische Armee in zerstreuten Quartieren, und ehe Friedrich sie sammelte, drangen die Österreicher bis Brieg vor und durchrissen seine Verbindung mit Breslau und Berlin. Daher mußte Friedrich Neipperg angreifen. Ein heftiges Schneegestöber verhinderte 9. April den Angriff der Preußen. Am 10. wurde das Wetter heiter, und das preußische, 26 Bataillone, 35 Schwadronen und 60 Geschütze, im ganzen 22,000 Mann starke Heer setzte sich um 10 Uhr trotz des tiefen Schnees in fünf Kolonnen in der Richtung auf M. in Bewegung, machte im Angesicht des überraschten Feindes um Mittag einen regelrechten Aufmarsch in zwei Treffen, wie auf dem Exerzierplatz, und ließ den Österreichern so Zeit, sich ebenfalls in Schlachtordnung zu stellen. Neipperg hatte nur 16,000 Mann, darunter 6800 Reiter und 18 Geschütze. Um Mittag eröffneten die preußischen Geschütze das Feuer und verursachten, trefflich bedient, dem Feinde erheblichen Abbruch, als plötzlich der General Römer mit seiner überlegenen und tüchtigen Kavallerie hervorbrach und die damals noch unbeholfene preußische auf den Flügeln im ersten Anrennen über den Haufen warf. Die preußischen Grenadierbataillone, welche Friedrich auf dem rechten Flügel zwischen die beiden Treffen senkrecht aufgestellt hatte, standen jedoch wie Mauern, und ihr furchtbares, auf kurze Distanz abgegebenes Feuer riß die immer wieder anstürmende österreichische Kavallerie nieder; General Römer wurde hierbei erschossen. Aber die übrige preußische Infanterie geriet in Unruhe. Der König, der im Schlachtgetümmel in ernstlicher Gefahr geschwebt hatte, verließ in diesem kritischen Augenblick, von Schwerin gedrängt, der ihn der Möglichkeit einer Niederlage entziehen wollte, das Schlachtfeld, um sich nach Oppeln zu begeben, fand jedoch diesen Ort schon besetzt, ritt deshalb nach Mitternacht nach M. zurück und erfuhr auf dem Wege in Löwen die Nachricht, daß die Schlacht gewonnen sei. Die preußische Infanterie war nämlich nach dem Zurückweichen der österreichischen Reiterei unter Schwerins Führung wie auf dem Exerzierplatz mit gefälltem Bajonett und klingendem Spiel vorgerückt und hatte den Feind gegen 7 Uhr abends über den Haufen geworfen. Die Österreicher verloren etwa 4500 Mann, die Preußen ebensoviel, eroberten aber 7 Geschütze und 3 Standarten. Ein 5. Nov. 1878 enthüllter Obelisk erinnert an den Sieg.

Molly, engl. Diminutivform für Mary.

Molménti, Pompeo Gherardo, ital. Schriftsteller, geb. 1852 in Venedig, studierte Rechtswissenschaft in Pisa und Padua, lebte anfangs als Sachwalter in seiner Vaterstadt und wurde später Professor der italienischen Sprache und Litteratur am Liceo Marco Foscarini daselbst. Er veröffentlichte drei Erzählungen: »Dolor« (1872), »Maria« (1873), »Clara« (1875); ferner die kritischen Studien »Impressioni letterarie« (1873), welchen die etwas gemäßigtern »Nuove impressioni letterarie« folgten (1879). Seine Schrift »I partiti politici in Italia« wurde wegen ihrer Freisinnigkeit ebenso heftig angegriffen wie warm gelobt. Früchte seiner Studien über die Vergangenheit seiner Vaterstadt sind: die preisgekrönte »Storia di Venezia nella vita privata, dalle origini alla caduta della repubblica« (3. Aufl. 1885; deutsch, Hamb. 1886); eine Schrift über Carlo Goldoni (1880), über die Maler Carpaccio und Tiepolo (1885); die Erzählungen: »Vecchie storie« (1883) und »La dogaressa di Venezia« (1884); die »Studi e ricerche di storia e d'arte« (1892) u. a.

Molo (ital.), Hafendamm, s. Mole.

Moloch (»König«), im Alten Testament durchweg mit hebräischem Artikel »der Molech«, auch Milkom, Stammgott der Ammoniter. Wie allen kanaanäischen Hauptgöttern, dem moabitischen Kemosch, dem phönikischen Baal, wurden auch dem Molech (Melech) zur Abwendung des Zorns, zur Hilfe in schweren Notlagen u. sonst Menschenopfer dargebracht (vgl. 3. Mos. 18, 21; 20, 2. 5). Schon Salomo baute diesem ammonitischen Nationalgott, ebenso wie dem Kemosch (s. d.), auf dem Ölberg bei Jerusalem eine Kultusstätte (1 Kön. 11, 7), welche späterhin Josia ausrottete. Ob aber die im 7. Jahrh. v. Chr. im Thale Hinnom (Gehenna) bei Jerusalem dargebrachten Kinderopfer dem M. (so 2. Kön. 23, 10; Jer. 32, 35) oder vielmehr dem Gotte Jahwe selbst galten (wie z. B. der König Ahas seinen Sohn Jahwe zum Opfer brachte, 2 Kön. 16, 3), ist noch fraglich (vgl. Jer. 7, 31; 32, 35). Wie M. dargestellt worden sei, ist gänzlich unbekannt; alles, was von glühend gemachten stierköpfigen Molochbildern aus Erz u. dgl. geschrieben wird, ist Fabel. Sicher ist nur, daß die zu opfernden Menschen zuerst geschlachtet (Ez. 16, 20 f.; 23, 39; Jes. 57, 5) und dann mit Feuer verbrannt wurden.

Molochen, s. Gitschen.

Molodétschno, Flecken im russ. Gouv. Wilna, Kreis Wileika, an der Uscha und der Eisenbahn Wileika-Romny, mit Schullehrerseminar und (1889) 1332 Einw., war im Feldzug von 1812 einige Zeit das Hauptquartier Napoleons I.; von hier sind mehrere Bülletins der Großen Armee datiert.

Mologa (spr. mā́lō-), 1) linker Nebenfluß der Wolga, entspringt im russ. Gouv. Twer, durchfließt spiralförmig die Gouvernements Nowgorod, Twer und Jaroslaw, wird bei Ustjushna schiffbar und gehört von der Mündung der Tschagodoschtscha an auf 206 km zum Tichwinschen Kanalsystem (s. d.). Die M. ist trotz ihrer 13 Stromschnellen und Sandbänke von großer Wichtigkeit für die Binnenschiffahrt Rußlands. Ihre Länge beträgt 544 km, die Breite zwischen 100—200 m (während der Frühjahrsüberschwemmungen 700—800 m und mehr), die Tiefe $1^1/_2$—$2^1/_2$ m. — 2) Kreisstadt im russ. Gouv. Jaroslaw, am Fluß M., unfern seiner Mündung in die Wolga, hat 4 Kirchen, eine Stadtbank, während der Schiffahrtszeit lebhaften Handel mit Viktualien und Holzprodukten und (1889) 6883 Einw. Vom 14.—16. Jahrh. fand hier ein berühmter Jahrmarkt statt; infolge der Versandung der Wolga zog sich der Handel später mehr nach Rybinsk (s. d.).

Molokaï, Insel des Königreichs Hawaï (s. d.).

Molokanen, soviel wie Malakanen (s. d.); vgl. auch Raskolniken.

Molorchos, ein Kleonäer, der den Herakles bewirtete und Weinberge bei Nemea pflanzte.

Molosser (Molotter, lat. Molossi), Volk hellenischen Stammes, welches der Sage nach von Pyrrhos, dem Sohn des Achilleus, aus Thessalien nach Epirus geführt wurde, wo es sich nördlich vom Ambrakischen Meerbusen um Dodona in der nach ihm benannten Landschaft Molossis oder Molossia, besonders durch die zur Jagd tauglichen molossischen Hunde berühmt, festsetzte und in Besitz des Orakels von Dodona kam. Die epirotischen M. vermischten sich mit den zurückgebliebenen alten Bewohnern des Landes, weshalb sie von den übrigen Griechen als halbe Barbaren angesehen wurden und nicht an den Amphiktyonenversammlungen teilnehmen durften. Sie unterwarfen sich allmählich den größten Teil

von Epirus, daher sich ihre Könige, die gegen 1000 Jahre lang daselbst herrschende Dynastie der Akiden oder Pyrrhiden, später selbst Könige von Epirus nannten. Unter ihren Städten war Passaron, die Residenz der Könige, die bedeutendste. Nach dem Peloponnesischen Kriege eroberten die M. das akarnanische Ambrakia und erhoben es zu ihrer Hauptstadt. Nach dem Tode Pyrrhos' III. (192 v. Chr.) zerfiel das Reich der M. und wurde eine Beute der Makedonier und dann der Römer.

Molossos, Sohn des Pyrrhos (Neoptolemos) und der Andromache, König von Epirus, nach welchem das Volk der Molosser genannt sein sollte.

Molossus (griech.), ein aus drei Längen bestehender Versfuß (– – –), z. B. mirari.

Molōthrus, der Kuhvogel.

Molótschnoje (Molotschánski Liman), ein 207 qkm (3,77 QM.) großer Salzsee im russ. Gouv. Taurien, dessen Wasser in sehr trocknen Jahren (z. B. 1833 und 1843) verdunstet und eine dicke Salzschicht zurückläßt. In ihn ergießt sich die 112 km lange Molotschnaja, an deren fruchtbaren Ufern sich der blühende Molotschanskische Mennoniten-Kolonialbezirk befindet, welcher 1860 bereits 55 Kolonien mit gegen 145,000 Hektar Land und über 20,000 deutschen Einwohnern zählte, neuerdings aber durch zahlreiche Auswanderungen nach Amerika in seiner Entwickelung zurückgegangen ist. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau, Viehzucht (besonders Merinos), Tabaks-, Seiden- und Gartenbau, ferner mit Fabrikation von Tuch, Seide, Branntwein, Bier, Thongeschirren &c.

Molsheim, Kreis- und Kantonshauptstadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, an der Breusch, am Fuße der Vogesen, Knotenpunkt der Eisenbahnen Schlettstadt-Zabern und Straßburg-Rothau-Saales, 176 m ü. M., hat eine schöne kath. Pfarrkirche (von 1580), ein neues Stadthaus mit Fruchthalle, ein Amtsgericht, Fabrikation von Sicheln, Sägen, Meißeln, Schrauben &c., ein reiches Hospital, vortrefflichen Wein- und Hopfenbau und (1890) 3103 Einw., davon 364 Evangelische und 46 Juden. — M. gehörte früher zum Bistum Straßburg. Nach der Einführung der Reformation in Straßburg begaben sich die katholischen Domherren jener Stadt nach M. und machten aus der Pfarrkirche eine Kollegiatkirche. Die um 1580 in M. errichtete Jesuitenschule wurde 1702 nach Straßburg verlegt.

Molteni, Emilia, Sängerin, s. Agricola 5).

Moltgarn, s. Moldgarn.

Moltke, mecklenburg. Adelsgeschlecht, welches zuerst im 13. Jahrh. vorkommt, teilt sich in zwei Hauptlinien: die ältere oder mecklenburgische, welche 1770 in den Reichsgrafenstand, und die jüngere oder dänische, die schon 1750 in den dänischen Grafenstand erhoben ward. Vgl. Langhorn, Historische Nachrichten über die dänischen M. (Kiel 1871). Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Adam Gottlob von, Stifter der jüngern Linie, geb. 10. Nov. 1709 in Riesenau, gest. 1792, Günstling und Minister des Königs Friedrich V. von Dänemark, war 1763—66 Staatsminister, ward 1750 zum Range eines dänischen Lehnsgrafen auf Bregentved (Seeland) erhoben und hinterließ 22 Söhne, die fast alle zu hohen Stellungen gelangten.

2) Joachim Godske, dän. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 27. Juli 1746, gest. 5. Okt. 1818, trat in den Militärdienst, verließ denselben aber 1766 wieder, studierte in Kopenhagen, trat, nachdem er sich durch Reisen im Ausland ausgebildet hatte, in den Staatsdienst und wurde 1781 Finanzminister, aber 1784 bei dem Sturze Guldbergs entlassen. Nachdem er bis 1813 auf seinen Gütern gelebt, wurde er später wieder zum Geheimen Staatsminister ernannt.

3) Adam Gottlob Detlev von, geb. 15. Jan. 1765, gest. 17. Juni 1843, legte zur Zeit der französischen Revolution den Grafentitel ab und nannte sich Citoyen M. und nahm an den Bestrebungen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft 1815—23 unter Dahlmanns Leitung zur Erlangung einer Verfassung thätigen Anteil. Er schrieb: »Einiges über die Verfassung Schleswig-Holsteins« (Lüb. 1833) und mehrere Dichtwerke.

4) Magnus von, Bruder des vorigen, geb. 20. Aug. 1783, gest. 12. März 1864 in Kiel, studierte in Kiel und Göttingen, bekundete in seiner Schrift »Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstand« (Hamb. 1830), welche die vortreffliche Gegenschrift Kahldorfs: »über den Adel, an den Grafen Magnus v. M.« (das. 1831) hervorrief, eine streng konservative Gesinnung, neigte sich aber später, wie seine Schriften: »Über das Wahlgesetz und die Kammer mit Rücksicht auf Schleswig und Holstein« (das. 1834) und »Über die Einnahmequellen des Staats« (das. 1846) bewiesen, dem Liberalismus zu. Als Präsident der schleswigschen Provinzialstände sprach er für Preßfreiheit und Ordnung in den Finanzen und forderte Trennung der Finanzen Schleswig-Holsteins von den dänischen sowie einen verantwortlichen Finanzminister. Noch ist von seinen Arbeiten hervorzuheben: »Die schleswig-holsteinische Frage« (Hamb. 1849).

5) Adam Wilhelm von, Sohn von M. 2), geb. 25. Aug. 1785, gest. 15. Febr. 1864 in Kopenhagen, erwarb sich durch seine Hingebung an das Interesse Dänemarks das Vertrauen der Könige Friedrich VI. und Christian VIII., verwaltete unter letzterm die Finanzen und die Rentenkammer und ging später als Gesandter nach Paris. Von da bei den Märzereignissen in Kopenhagen zurückgerufen, ward er unter Belassung des Portefeuilles der Finanzen 22. März 1848 an die Spitze des Staatsministeriums gestellt. Am 16. Nov. 1848 trat M. die Finanzen an den Grafen Sponneck ab und übernahm die Oberleitung des Auswärtigen sowie der Angelegenheiten Schleswigs, übergab jedoch 10. Nov. 1850 das Portefeuille des Äußern an Reedtz. Am 27. Jan. 1852 reichte er auch als Vorsitzender im Staatsrat seine Entlassung ein. Ende August 1854 ward er zum Präsidenten des Reichsrats ernannt. Er bekundete sich vielfach als Freund von Kunst und Wissenschaft.

6) Karl von, ältester Sohn von M. 3), geb. 15. Nov. 1798, gest. 12. April 1866, war früher den schleswig-holsteinischen Interessen zugethan, trat jedoch in Kopenhagen zur Gesamtstaatspartei über, ward Präsident der schleswig-holsteinischen Kanzlei, 21. Jan. 1846 Staatsminister, ging 1849 als dänischer Gesandter nach Wien, war vom 13. Juli bis 18. Nov. 1851 Minister ohne Portefeuille und vom 27. Jan. 1852 bis 12. Dez. 1854 Minister für Schleswig, in welcher Stellung er seine Abneigung gegen die partikularistischen Tendenzen in den Herzogtümern durch eine Reihe von drückenden Maßregeln zu erkennen gab.

7) Helmuth Karl Bernhard, Graf von, preuß. Generalfeldmarschall, geb. 26. Okt. 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, gest. 24. April 1891 in Berlin, war der Sohn des damaligen preußischen Haupt-

manns a. D., spätern dänischen Generalleutnants Viktor von M. (gest. 1845) und Henriettens, geborne Paschen (gest. 1837). M. besuchte 1811—17 die dänische Landkadettenakademie in Kopenhagen, ward 1819 dänischer Leutnant und trat 1822 in das preußische Heer ein und zwar beim 8. Leibregiment in Frankfurt a. O. Hier zeichnete er sich bald so aus, daß 1832 seine Aufnahme in den Generalstab erfolgte. Drei Jahre darauf unternahm er eine Reise in den Orient, welche ihn dem Sultan Mahmud nahebrachte und zur Folge hatte, daß er, für mehrere Jahre beurlaubt, der Ratgeber des Sultans wurde bei den von diesem beabsichtigten militärischen Reformen. Auch war M. Teilnehmer an dem türkischen Feldzug gegen Mehemed Ali (1839), wo der türkische Oberbefehlshaber freilich seinen verständigen Rat verschmähte und dafür bei Nisib geschlagen wurde. Der Aufenthalt in der Türkei (vgl. R. Wagner, M. und Mühlbach zusammen unter dem Halbmonde 1837—39, Berl. 1893) gab ihm Veranlassung zu mehreren schriftstellerischen Arbeiten, nämlich: »Briefe über Zustände u. Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839« (Berl. 1841, 6. Aufl. 1893) und »Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei« (das. 1845, 2. Aufl. 1877). Nach Mahmuds Tod 1839 heimgekehrt, trat M. in den Generalstab zurück, ward 1842 Major, 1845 Adjutant bei dem in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen u. nach dessen Tod Ende 1846 Adjutant beim Generalkommando am Rhein. 1848 zum Abteilungsvorstand im Großen Generalstab ernannt, war M. 1849—55 Chef des Generalstabs des 4. Armeekorps und dann Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm (spätern Kaisers Friedrich). 1858 trat er an die Spitze des Generalstabs der Armee, und 1859 erhielt er den Rang eines Generalleutnants. Um die Ausbildung der Generalstabsoffiziere erwarb er sich durch eigne Vorträge wie durch stete Leitung und Überwachung ihrer Arbeiten große Verdienste. Der Operationsentwurf für den deutsch-dänischen Krieg war großenteils sein Werk, wie er denn auch Ende April 1864 Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, Oberbefehlshabers der Alliierten, ward. Über Erwarten glänzend entfaltete sich Moltkes strategische Begabung in dem deutschen Kriege vom Sommer 1866. Im Juni d. J. zum General der Infanterie ernannt, begleitete er den König in das Lager und wohnte der entscheidenden Schlacht von Königgrätz bei. Nach derselben leitete er auch den Vormarsch der Preußen gegen Wien und Olmütz und führte die Verhandlungen in Nikolsburg, welche den Waffenstillstand vom 2. Aug. zur Folge hatten. Als Auszeichnung für seine Verdienste ward ihm vom König der Schwarze Adlerorden und von der Nation eine Dotation verliehen. Unermüdlich thätig, betrieb er sofort die Beseitigung aller Mängel in der Organisation und Taktik der preußischen Armee, welche sich 1866, namentlich bei der Kavallerie und Artillerie, herausgestellt hatten. Zugleich bereitete er alles für den erwarteten Entscheidungskampf mit Frankreich vor und arbeitete einen genauen Mobilmachungs- und Feldzugsplan bereits 1868 aus. Derselbe bewährte sich bei dem Ausbruch des Krieges 1870 aufs glänzendste. Die ohne alle Störung bewerkstelligte Beförderung der Heeresmassen auf der Eisenbahn, der Aufmarsch der drei Armeen am Rhein sowie die Leitung der Kriegsoperationen selbst erfüllten alle Welt mit Bewunderung und Vertrauen in seine Leitung. »Getrennt marschieren, vereint schlagen« war sein Grundsatz, und die Siege der deutschen Armeen haben ihn bewährt. Vorzüglich die große Rechtsschwenkung der dritten und der Maasarmee Ende August, die mit Sedan endete, und die Sicherung der Belagerung von Paris werden stets als strategische Meisterstücke anerkannt werden. Er durfte vieles wagen, weil er genau zu beurteilen wußte, was er seinen Streitkräften zumuten konnte. Am 28. Okt. 1870 wurde M. in den Grafenstand erhoben, 22. März 1871 erhielt er das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, 16. Juni wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt; er erhielt auch eine bedeutende Dotation, die er zur Stiftung eines Familienfideikommisses verwandte, und ward von zahlreichen Städten zum Ehrenbürger ernannt. Der Kaiser von Rußland überschüttete ihn bei einem Besuch in Rußland im Dezember 1871 mit Ehrenbezeigungen. Nie verließen ihn aber seine Bescheidenheit und seltene Anspruchslosigkeit. Auch politisch war er thätig. Seit 1867 gehörte er dem Reichstag des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reiches, seit 28. Jan. 1872 dem preußischen Herrenhaus an, wo er sich der konservativen Partei anschloß, und mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er seine Pflichten als Abgeordneter; Aufsehen erregte seine formell und sachlich meisterhafte Rede über die politische Lage und die militärischen Pflichten des deutschen Volkes 16. Febr. 1874 im Reichstag. Eine Sammlung seiner parlamentarischen Reden erschien in der »Kollektion Spemann« (Stuttg. 1889). Als er 9. Aug. 1888 auf sein dringendes Verlangen seine Entlassung als Chef des Generalstabs erhielt, wurde er zum Präses der Landesverteidigungskommission ernannt. Sein 90. Geburtstag 26. Okt. 1890 wurde mit besondern Ehren gefeiert. Seine Leiche ward auf seinem Gute Kreisau in Schlesien beigesetzt. Seine Vaterstadt Parchim errichtete ihm ein Denkmal (von Brunow), das 2. Okt. 1876 enthüllt wurde, u. in seinem Geburtshaus eine Moltke-Stiftung; ein andres (von Schaper) wurde ihm 1881 in Köln errichtet; ein Reiterstandbild Moltkes (von Siemering) befindet sich am Siegesdenkmal in Leipzig. Vermählt (aber kinderlos) war er seit 1841 mit der Stieftochter seiner Schwester, Marie v. Burt, geb. 5. April 1825, gest. 24. Dez. 1868 (vgl. »Marie v. M., ein Lebens- und Charakterbild«, von F. v. Burt, Leipz. 1893). Seine vielseitige, tiefe und edle Geistesbildung prägt sich auch in seinen Werken aus. Die vom preußischen Generalstab unter Moltkes Leitung herausgegebenen Werke über den italienischen Feldzug 1859, den Krieg von 1866, den deutsch-französischen Krieg 1870/71 und den deutsch-dänischen Krieg sind auch stilistisch mustergültig. Die »Briefe aus Rußland« (Berl. 1877, 4. Aufl. 1892) sind eine Übersetzung der 1856 an seine Gattin in Dänemark gerichteten und damals in »Dagens Nyheder« veröffentlichten Tagebuchblätter Moltkes. Das »Wanderbuch« (Berl. 1879, 6. Aufl. 1891) enthält Aufzeichnungen aus Rom, Spanien u. Paris. Auch die von ihm herausgegebene Karte von Konstantinopel und dem Bosporus und die der Umgebung von Rom sind zu erwähnen. Die »Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth v. M.«, darunter eine »Geschichte des deutsch-französischen Kriegs 1870/71« und 3 Bände Briefe, erschienen in 8 Bänden (Berl. 1891—93); ihnen folgten die »Militärischen Werke«, herausgegeben vom Generalstab (das. 1892 ff.). Seine Biographie schrieben W. Müller (3. Aufl., Stuttg. 1889), v. Fircks (2. Aufl., Berl. 1887), F. v. Köppen (Glogau 1888), Müller-Bohn

(3. Aufl., Berl. 1893), M. Jähns (das. 1894), W. Buchner (Lahr 1894). — Moltkes Namen führt seit 1873 das Fort Nr. 2 (früher Reichstett) von Straßburg, seit Oktober 1887 eine Kriegskorvette, seit 1889 das schlesische Füsilier-Reg. Nr. 38.

Molto (ital.), viel, sehr.

Molton (Moltong, Multum, Molleton, franz.), wollenes, leinwand- oder köperartig gewebtes, weiches, langhaariges, auf beiden oder nur auf einer Seite gerauhtes und mit einem Schnitt geschornes Gewebe, ist lockerer als Fries und dichter als Flanell und dient wie letzterer zu Unterkleidern. Doppelter M. ist auf beiden Seiten verschieden gefärbt. Moll ist M. aus kurzer, feiner Wolle. Baumwollener M. zu Unterröcken ist eine Art dicker, auf beiden Seiten stark gerauhter Barchent.

Moltzer, Henri Ernest, niederländ. Litterarhistoriker, geb. 20. Mai 1836 in Wassenaar, gest. 25. Okt. 1895, wurde 1865 Professor an der Universität Groningen und 1882 Professor in Utrecht. Er schrieb die Dissertation »Geschiedenis van het wereldlijk tooneel in Nederland gedurende de middeleeuwen« (Leiden 1862); »Shakespeares invloed op het Ned. Tooneel« (Groning. 1874) und zahlreiche andre Abhandlungen (zum Teil gesammelt in »Studiën en schetsen van Nederlandsche letterkunde«, Haarl. 1880—81). Mit Jan te Winkel gab er die »Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde« (Groning. 1868 ff.) heraus, in welcher er »De middelnederlandsche dramatische poëzie« (1875), »Floris ende Blancefloer« (1879), das Gedicht »Frederik III. en Karel de Stoute te Trier 1473« (1890) und »Levens en Legenden van Heiligen« (1891) bearbeitete. Auch veröffentlichte er »Brieven van Van Haren« (Groning. 1876) und nahm teil an der Herausgabe von Bredeross Werken (Amsterd. 1886).

Molukken (Gewürzinseln, s. Karte »Hinterindien«), der östlichste Archipel von Niederländisch-Indien, der den Raum zwischen 5° nördl. bis 9° südl. Br. und 124—136° östl. L. v. Gr. einnimmt und sich von Celebes bis Neuguinea und von den Philippinen bis zur Nordküste von Australien erstreckt. Die innerhalb dieses ausgedehnten Raumes eingeschlossenen Inseln gliedern sich geographisch in zwei Gruppen, die auch administrativ getrennt sind (s. unten), eine nördliche und eine südliche. Die nördliche Gruppe umfaßt die Inseln Obi und Batschan, die kleinen M., Ternate, Halmahera, Morotai ꝛc., die südliche die Bandainseln, die Amboinagruppe, Buru mit Ambelau, Ceram und die östlich davon gelegenen Inseln, deren Areal und Bevölkerung sich wie folgt berechnen:

	QKilom.	QMeil.	Einwohner
Nördliche Molukken . . .	24492	444,8	175000
Südliche Molukken	28444	516,6	200000
Zusammen:	52,936	961,4	375000

In ihrem geologischen Bau schließen sich die M., soweit sie erforscht sind, an Celebes an. Die Inseln Halmahera, Obi, Ceram u. Buru wenigstens bestehen wesentlich aus azoischen Schiefern, Granit und als paläozoisch gedeuteten Schichten. Dagegen sind die westlich von Halmahera gelegenen kleinern Inseln durchaus vulkanisch. Noch thätig sind der 1800 m hohe Vulkan von Ternate und die Vulkane von Makjan, Banda und Tidore. Erloschene Vulkane kennt man auch von Batjan, Motir, Morotai sowie von der Westküste von Halmahera. Die höchste Erhebung ist der Gunong Tomahu (3000 m) auf Buru. In Bezug auf Bewässerung und Üppigkeit der Vegetation stehen die M. hinter den westlichern Inseln zurück; dafür sind sie aber der Sitz des Gewürznelken- und des Muskatnußbaums, von denen der erste gerade auf felsigem und dürrem Boden vorzüglich gedeiht. Seine Kultur ist auf Amboina und die Nachbarinseln, die der Muskatnüsse auf die Bandagruppe beschränkt. Auch die Betelnuß und die zur Bereitung des Betel verwandten Pfefferblätter (Piper betle *L.*) sind hier einheimisch. Außerdem kultiviert man mit Erfolg Kaffee, Indigo, Kakao, Tabak, Reis; der Sagobaum liefert den Eingebornen die Hauptnahrung. Das Klima ist heiß, doch, einzelne Gegenden ausgenommen, nicht ungesund. Die M. bilden zoologisch einen Teil der papuanischen Subregion der australischen Region, verraten aber in ihrer Tierwelt zugleich die starke Nachbarschaft der orientalischen Region. Von Beuteltieren kommen zwei Gattungen häufig vor, daneben aber außer dem auch auf Neuguinea heimischen Wildschwein noch der Hirscheber (Babyrussa), ein Affe, eine Zibetkatze, eine Hirschart (Cervus moluccensis) und Spitzmäuse, Tiere orientalischer Herkunft. Auch die Vögel zeigen starke Beimischungen der orientalischen Fauna, u. bemerkenswert ist ferner das Vorkommen einiger Paradiesvögel. Unter den Insekten zeichnen sich besonders die Papilioniden durch ihre wundervolle Farbenpracht und ihre Größe aus. Von Mineralien hat man an der Südküste von Ceram Zinn, Kohle und Petroleum, auf Batjan Kohle und Gold, sonst noch Eisen, Kalk, Alaun gefunden. Mineralquellen besitzen Amboina, Ceram u. a.; eßbarer Thon, im ganzen asiatischen Archipel geschätzt, wird von den Uliasserinseln bei Amboina geholt. Die Bewohner der M. bestehen aus den wahrscheinlich autochthonen Alfuren (s. d.), welche das Innere der größern Inseln (besonders Halmahera, Ceram und Buru) bewohnen, und aus den in den Küstenlandschaften angesessenen malaiischen Einwanderern aus den Nachbarinseln, die aber durch Vermischung mit Chinesen, Arabern und Europäern, namentlich auf Amboina, stark beeinflußt worden sind. Der Handel, der sich namentlich in Ternate, Amboina und Banda (seit 1854 Freihäfen) konzentriert, führt Gewürze, Sago, Schildpatt, Trepang, Wachs, Kaffee, Kakao (beide aus Ternate u. Tidor), Tabak (Dschilolo, Batjan, Makian) aus, dagegen ein: Rinder, Pferde, Reis, Opium, Salz, Gewebe, Töpferwaren u. a. Administrativ gehört der Archipel zu zwei Residenzen: Ternate (s. d.) und Amboina (s. d.), die aber beide noch andre Gebietsteile enthalten. — Die Portugiesen entdeckten 1512 Amboina u. gründeten dort 1521 eine Niederlassung, welche ihnen 1605 die Holländer entrissen, die ihre Herrschaft schnell über den Archipel ausbreiteten. Um das Monopol des Gewürzes sich zu sichern, beschränkten die Holländer den Anbau der Nelkenbäume auf Amboina (s. d.) und die nahe dabei liegenden Inseln, den der Muskatnußbäume auf die Gruppe Banda (s. d.) und ließen auf allen übrigen Inseln die vorhandenen Bäume ausrotten. Erst 1863 wurde der Anbau derselben freigegeben. Vgl. Bastian, Indonesien, Lief. 1: »Die M.« (Berl. 1884); Bokemeyer, Die M., Geschichte der Eroberung ꝛc. (Leipz. 1888); Martin, Reisen in den M. ꝛc. (Leiden 1894).

Molukkenkrebs, s. Pfeilschwänze.

Molva, s. Quappe.

Molveno, Dorf in Südtirol, Bezirksh. Trient, am Molvenosee (821 m ü. M., 290 Hektar groß), mit (1890) 532 Einw.

Moly, berühmtes Zauberkraut der alten Griechen, welches bereits Homer dem Odysseus vom Hermes

als Bewahrungsmittel gegen die Zaubereien der Kirke reichen ließ. Die italienischen Botaniker der Renaissance erkannten, höchst wahrscheinlich richtig, darin eine Allium-Art, da diese in Griechenland wie in ganz Europa als Hauptabwendungsmittel von Bezauberung gelten (molyein, »entfernen, abwenden«, sc. Zauber), und hielten A. magicum *L.* oder A. Moly *L.* dafür. Da diese Arten jedoch gelbrötliche bis rote Blumen tragen, Homer die Blumen aber milchweiß nennt, so stimmt nach Sprengel A. nigrum *L.* besser, sowohl mit der Beschreibung des Homer als des Theophrast. Andre Versuche, die vielumdeutete Pflanze in der weißen Seerose oder schwarzen Nieswurz etc. zu erkennen, sind völlig haltlos.

Molybdän, soviel wie Graphit.

Molybdän Mo, Metall, findet sich nicht gediegen, mit Schwefel verbunden im Molybdänglanz MoS_2, mit Sauerstoff im Molybdänocker MoO_3, außerdem als molybdänsaures Blei (Gelbbleierz $PbMoO_4$), in geringen Mengen in manchen Eisenerzen und im Mansfelder Kupferschiefer. Durch Rösten des Molybdänglanzes entsteht unreine Molybdänsäure, welche im Luftstrom sublimiert oder auch durch Lösen in Ammoniak, Entkupfern der Lösung mit Schwefelammonium und Zersetzen des molybdänsauren Ammoniaks durch Erhitzen gereinigt wird. Durch Reduktion der Molybdänsäure mit Wasserstoff erhaltenes M. ist ein graues Pulver, welches beim Drücken Metallglanz annimmt. Im Kohletiegel sehr stark erhitzt, nimmt es Kohlenstoff auf, schmilzt dann und ist nach dem Erstarren weiß, fast silberglänzend, härter als Topas, hämmerbar, Atomgewicht 95,9, spez. Gew. 8,6, an der Luft unveränderlich, oxydiert sich beim Erhitzen zu Molybdänsäure und wird nur von Salpetersäure, heißer konzentrierter Schwefelsäure und Königswasser angegriffen. Es ist sechswertig und bildet mit Sauerstoff mehrere Oxyde, von denen Molybdänoxydul MoO, Molybdänoxyd Mo_2O_3 und Molybdänsuperoxyd MoO_2 schwach basisch sind. Molybdänsäureanhydrid MoO_3 bildet zarte weiße Blättchen, welche beim Erhitzen gelb, beim Erkalten wieder farblos werden; es schmeckt scharf metallisch, löst sich in 570 Teilen Wasser, schmilzt in der Rotglut, läßt sich, namentlich im Luftstrom, leicht zu Blättchen und Schuppen sublimieren. Aus der Lösung in Salpetersäure scheidet sich Molybdänsäure H_2MoO_4 in gelben Krusten aus, die in Wasser und Säuren löslich sind. Von den Molybdänsäuresalzen (Molybdate), die sämtlich ungefärbt sind, wenn die Base ungefärbt ist, sind nur einige mit alkalischer Base in Wasser löslich. Molybdänsaures Ammoniak $(NH_4)_6Mo_7O_{24}+4H_2O$ bildet große, farblose, luftbeständige Kristalle. Eine mit überschüssiger Salpetersäure versetzte Lösung dieses Salzes färbt sich mit den geringsten Spuren von Phosphorsäure gelb und gibt dann einen gelben Niederschlag von phosphormolybdänsaurem Ammoniak $2(NH_4)_3PO_4+22MoO_3+12H_2O$. Man benutzt diese Reaktion zur Phosphorsäurebestimmung; löst man den Niederschlag in heißer Sodalösung, verdampft zur Trockne, glüht den Rückstand und löst ihn unter Zusatz von Salpetersäure in Wasser, so ist die Flüssigkeit, welche das Salz einer Phosphormolybdänsäure $2H_3PO_4+22MoO_3$ enthält, ein empfindliches Reagens auf Ammoniak und Alkaloide. Ähnliche Doppelsäuren bildet Molybdänsäure auch mit Arsensäure. Bei der Reduktion gibt Molybdänsäure verschiedene Molybdänoxyde; aus der salzsauren Lösung fällen Zinn, Zink u. Eisen ein blaues Oxyd (Molybdänblau, Mineralindigo); ein ähnliches Präparat (blauer Karmin) entsteht bei Einwirkung von Zinnchlorür, u. wenn man eine Lösung von Molybdänsäure in Schwefelsäure mit Alkohol versetzt, so entsteht eine blaue Flüssigkeit, in welcher man Seide färben kann. Der Name molybdos diente ursprünglich zur Bezeichnung verschiedener bleihaltiger Substanzen und wurde später auf Bleiglanz und ähnlich aussehende Substanzen übertragen, welche auch Plumbago (Wasserblei, Reißblei) genannt wurden. Letztern Namen erhielt schließlich auch der Graphit und das sehr ähnliche Schwefelmolybdän. Scheele unterschied 1778 beide Mineralien, stellte Molybdänsäure dar, und 1790 erhielt Hjelm das Metall.

Molybdänblau, s. Molybdän.

Molybdänblei, soviel wie Gelbbleierz.

Molybdänglanz (Wasserblei, Molybdänit), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert hexagonal in Tafeln, findet sich meist derb und eingesprengt, schalig oder krummblätterig, ist rötlich bleigrau, metallisch glänzend, undurchsichtig, mild, in dünnen Blättchen biegsam, stark abfärbend, fettig anzufühlen, Härte 1—1,5, spez. Gew. 4,6—4,9, besteht aus Schwefelmolybdän MoS_2 mit 60 Proz. Molybdän. Es kommt vor auf Gängen und Lagern älterer Gebirge bei Altenberg, Zinnwald, Ehrenfriedersdorf, Schlackenwalde im Erzgebirge, bei Traversella und Machetto in Piemont, in Finnland, Cornwallis, Nertschinsk, Grönland und vielen Orten Nordamerikas. Es dient zur Darstellung der Molybdänpräparate.

Molybdänocker (Wasserbleiocker, Molybdänsäure), Mineral aus der Ordnung der Anhydride, als Überzug und eingesprengt vorkommend, ist feinerdig, zerreiblich, gelb, matt, undurchsichtig, besteht im wesentlichen aus Molybdänsäure und erscheint auf Molybdänglanz und Quarz in Schweden, Norwegen, Schottland, Sibirien, Tirol.

Molybdänomantie (griech.), s. Bleigießen.

Molybdänsäure, Molybdänsäuresalze etc., s. Molybdän.

Molybdäte, molybdänsaure Salze, z. B. Ammoniummolybdat, molybdänsaures Ammoniak.

Molybdobullon (griech.), ein Bleisiegel, womit die Byzantiner ihre Urkunden und Briefe begleiteten. Diese Siegel zeigten Bilder und Inschriften. Vgl. Schlumberger, Sigillographie de l'empire byzantin (Par. 1884).

Molyn, 1) Pieter de, holländ. Maler, geb. um 1596 in London, war Schüler des Frans Hals in Haarlem, wurde 1616 in die dortige Lukasgilde aufgenommen und starb daselbst im März 1661. Er malte Landschaften mit biblischer und andrer Staffage, Dorffeste, Reiterszenen u. dgl. Bilder von ihm befinden sich in den Galerien zu Kassel (nächtliches Dorffest), Braunschweig, Haarlem (Plünderung eines Dorfes) und Wien (Akademie). Er hat auch radiert. Vgl. Granberg, Pieter de M. (Stockh. 1883).

2) Pieter de, der jüngere, s. Mulier.

Molza, Francesco Maria, ital. Dichter, geb. 18. Juni 1489 in Modena, gest. daselbst 28. Febr. 1544, machte seine Studien in seiner Vaterstadt, dann in Bologna und Rom, geriet hier aber bald in solche Ausschweifungen, daß seine Eltern ihn 1511 nach Modena zurückriefen, wo er sich auf deren Verlangen 1512 verheiratete. Schon 1516 verließ er indessen seine Frau und vier Kinder wieder, um nach Rom zurückzukehren, und bald nahm er in den Kreisen der Ge-

lehrten, Dichter und Künstler, welche Leo X. damals um sich versammelt hatte, einen hervorragenden Platz ein. 1523—25 lebte er in Bologna, Anfang 1526 kehrte er nach Rom zurück und gehörte seit 1529 zum Hofe des Kardinals Hippolyt von Medici, dessen Tod 1535 ihn in Bedrängnis brachte. 1538 gewann er die Protektion des Aless. Farnese, 1543 kehrte er, unheilbar an der Syphilis erkrankt, reumütig zu den Seinen zurück. M. ist eins der bedeutendsten lyrischen Talente seines Jahrhunderts, das sich nach seinen Vorzügen wie in seiner sittlichen Entartung in ihm treu abspiegelt. Seine Liebeslieder sind teils an Kurtisanen (darunter Beatrice Paregia), teils an hochstehende Damen, z. B. die edle Camilla Gonzaga, gerichtet. Unter seinen Stanzen ist die berühmteste die »Ninfa tiberina«. Von reizender Zartheit sind einige seiner Sonette. Unter seinen bernesken Dichtungen ist die bekannteste das »Capitolo in lode de' fichi«, das A. Caro 1539 mit einem Kommentar versah. In Prosa schrieb M. einige Novellen. Auch hat er treffliche lateinische Gedichte hinterlassen (z. B. die schöne Elegie »Ad Sodales«). Eine Sammlung seiner Werke gab Serassi (mit Biographie, Bergamo 1747—54, 3 Bde.) heraus; die »Novelle« sind Lucca 1863 neugedruckt, der Kommentar Caros Bologna 1861 u. Rom 1889. Vgl. Tiraboschi, Biblioteca Modenese (Bd. 3 u. 6, Modena 1783 u. 1786). — Seine Enkelin Tarquinia M., geb. 1. Nov. 1542 in Modena, gest. 18. Aug. 1617 daselbst, gehörte zu den gelehrtesten Frauen des 16. Jahrh. Sie besaß eine gründliche Kenntnis der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, pflegte mit Erfolg die Dichtkunst und war nicht minder in der Astronomie und Mathematik bewandert. Tasso und Guarini sangen ihr Lob, und der römische Senat erteilte ihr den Titel einer »römischen Bürgerin«. Ihre Dichtungen (veröffentlicht in den Werken ihres Großvaters) bestanden in Madrigalen und Epigrammen; auch hat sie zwei Dialoge des Platon (»Karneades« und »Kriton«) übertragen.

Mombach, Dorf in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, am Rhein u. an der Linie Mainz-Bingen der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine Eisenbahnwagenfabrik, einen Verein für chemische Industrie, Wagenbau-, Maschinen-, Lack- und Konservenfabrikation, Kokosmattenweberei, Obst- und Gemüsebau und (1890) 3454 Einw.

Mombās (Mombasa), Hauptort des Gebiets der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft (seit 1888), auf der Ostseite der gleichnamigen kleinen Koralleninsel an der Ostküste Afrikas, unter 4° 4' südl. Br., mit einem mächtigen, 1635 von den Portugiesen erbauten Fort, Zollhaus, Krankenhaus, einigen arabischen Steinhäusern, im übrigen aber aus ärmlichen Negerhütten inmitten von Kokospalmen bestehend, hat 20,000 Einw., ein Gemisch aller ostafrikanischen Stämme, zu denen 250 Araber und 80—100 Hindu und Banianen kommen. Am Nordende der Insel befindet sich die englische Missionsstation Rabbai. Eine 4 km lange Eisenbahn führt zum Festland, ein Kabel seit 1890 nach Sansibar. Ein regelmäßiger Postdienst durch Boten besteht zwischen M. und Kituya im Innern, auch ist M. Station der Dampfer der British India Steam Navigation Co. Eingeführt werden Baumwollenstoffe, Messing, Eisendraht, Reis, Perlen, ausgeführt Elfenbein, Gummi, Kopal, Kopra, Orseille, Mais, Hirse. — M. wurde 1506 von dem damaligen portugiesischen Vizekönig von Indien, Almeida, erobert, der es aber wieder verlor, 1528 abermals von Nuño eingenommen, der nun Augustinermönche daselbst ansiedelte. M. wurde jetzt Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels mit Indien, bis die Sultane von Oman im 17. Jahrh. die Portugiesen vertrieben und den Islam einführten. Unter der einheimischen Familie der Msara bildete M. einen selbständigen Staat; 1824—26 war es in Englands Besitz und kam dann an Sansibar, 1890 aber wieder an England. Landeinwärts die Missionsstation Kisolubuni, wo Krapf, Rebmann und Wakefield wirkten.

Mombello (Montebello), Dorf in der ital. Provinz Mailand, Kreis Monza, zur Gemeinde Limbiate gehörig, hat ein Schloß mit Park (jetzt Irrenanstalt), in welchem Bonaparte 1797 drei Monate lang sein Hauptquartier hatte, und (1881) 1595 Einw.

Mombinpflaumenbaum, s. Spondias.

Momeka, s. Haschisch.

Momént (lat., der), im allgemeinen soviel wie Augenblick, Zeitpunkt; daher momentān, augenblicklich, vorübergehend. In der bildenden Kunst versteht man unter M. den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welcher als der bedeutendste und für die Anschauung geeignetste vom Künstler besonders hervorgehoben worden ist oder werden muß. Vgl. Blümner, Laokoon-Studien, Heft 2: »Über den fruchtbaren M. und das Transitorische in den bildenden Künsten« (Freiburg 1882).

Momént (lat., das), das »Bewegende«, Bewegung Wirkende, besonders in der Mechanik; statisches M. (Drehungsmoment) einer Kraft, das Produkt derselben in den senkrechten Abstand ihrer Richtung von einem Punkt oder einer geraden Linie oder einer Ebene (vgl. Hebel, Kräftepaar); M. der Trägheit eines Körpers, die Summe der Produkte der Masse eines jeden Körperteilchens in das Quadrat seiner Entfernung von einer gegebenen geraden Linie (Achse). S. Trägheitsmoment. — Im übertragenen Sinne heißt M. das, was bei der prüfenden Betrachtung eines Gegenstandes einen Grund der Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin darbietet.

Momentbilder, s. Photographie.

Mômiers (frz., spr. -mjē, etwa soviel wie Mucker), spottende Benennung einer seit 1814 in Genf hervortretenden, zuerst unter dem Einfluß der Frau v. Krüdener (s. d. 1) stehenden, später mehr methodistischen Partei, welche in Gegensatz zu der des Abfalls beschuldigten Staatskirche trat, sich in Konventikeln erbaute und eine sehr ernste Lebensrichtung hatte. Hervorgerufen und geleitet war die Bewegung von den Genfer Geistlichen Empaytaz, C. Malan, Gaussen, Merle d'Aubigné, F. Monod u. a. Aus den M. ging 1831 die Evangelische Gesellschaft in Genf hervor, die 1832 eine besondere Lehranstalt errichtete; 1848 vereinigten sich die verschiedenen Dissidentengemeinden zu einer freien evangelischen Kirche (Église libre), welche seitdem neben der Staatskirche (Église nationale) besteht, sich aber 1883 in eine freie und in eine strengere Richtung spaltete. Vgl. v. d. Goltz, Die reformierte Kirche Genfs im 19. Jahrh. (Basel 1862).

Mommsen, 1) Theodor, Altertumsforscher und Geschichtschreiber, geb. 30. Nov. 1817 zu Garding in Schleswig, besuchte das Gymnasium zu Altona, studierte in Kiel Philologie und Jurisprudenz, bereiste 1844—47 mit Unterstützung der Berliner Akademie Frankreich und Italien für archäologische Studien, redigierte 1848 in Rendsburg die »Schleswig-holsteinische Zeitung« und ward im Herbst 1848 als Professor der Rechte nach Leipzig berufen. Seine Teil-

nahme an den politischen Bewegungen von 1848 und 1849 hatte indes 1850 seine Entlassung zur Folge, worauf er im Frühjahr 1852 eine Professur des römischen Rechts in Zürich erhielt, die er 1854 mit einer solchen in Breslau und 1858 mit einer Professur der alten Geschichte in Berlin vertauschte, wo er mit der Leitung des »Corpus inscriptionum latinarum« (s. Inschriften) betraut u. 1873 zum beständigen Sekretär der Akademie der Wissenschaften ernannt ward, was er bis 1895 blieb. Auch übernahm er später die Redaktion eines Teiles der »Monumenta Germaniae historica«, in denen er die »Chronica minora Saec. IV, V, VI, VII« herausgab. Außer seiner »Römischen Geschichte«, bis 46 v. Chr. (Bd. 1—3, Leipz. 1854—55; 8. Aufl., Berl. 1888—89; Bd. 5, das. 1885; 4. Aufl. 1894), seinem noch unvollendeten, mehrfach übersetzten Hauptwerk, welches durch die Lebendigkeit der Darstellung und die Kühnheit seiner Ideen Epoche machte und, wenn es auch mancherlei Widerspruch fand wegen des leidenschaftlichen und oft ungerechten Urteils über manche hervorragende Personen der römischen Geschichte und wegen des allzusehr hervortretenden Anklanges an moderne Verhältnisse, auf die römische Geschichtsforschung doch außerordentlich anregend wirkte, sind von seinen Arbeiten hervorzuheben: »De collegiis et sodaliciis Romanorum« (Kiel 1843); »Die römischen Tribus in administrativer Beziehung« (Altona 1844); »Oskische Studien« (Berl. 1845; Nachträge, das. 1846); »Die unteritalischen Dialekte« (Leipz. 1850); »Corpus inscriptionum neapolitanarum« (das. 1851); »Inscriptiones confoederationis helveticae« (Zürich 1854); »Inscriptiones regni neapolitani latinae« (Leipz. 1852); »Über den Chronographen vom Jahre 354« (das. 1850); »Das Edikt Diokletians de pretiis rerum venalium vom Jahre 301« (das. 1851, Nachtrag 1852); »Die römische Chronologie bis auf Cäsar« (Berl. 1858; 2. Aufl., das. 1859); »Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat« (Bresl. 1857); »Geschichte des römischen Münzwesens« (das. 1860); »Römische Forschungen« (1. Bd., 2. Aufl., Berl. 1865; 2. Bd. 1879); »Die Stadtrechte der latinischen Gemeinden Salpensa und Malaca« (Leipz. 1855, sowie ein Nachtrag, das. 1855); »Die Chronik des Cassiodorus Senator« (das. 1861); »Über die Zeitfolge der Verordnungen Diokletians und seiner Mitregenten« (Berl. 1861); »Zwei Sepulkralreden aus der Zeit Augusts und Hadrians« (das. 1864); die Ausgabe der sogen. vatikanischen Fragmente vorjustinianischen Rechts (Bonn 1861) sowie der »Res gestae divi Augusti ex monumentis Ancyrano et Apolloniensi« (Berl. 1865, 2. Aufl. 1883) und die der Pandekten (»Digesta Justiniani Augusti«, das. 1866—70, 6. Abdruck 1893); »Die Örtlichkeit der Varusschlacht« (das. 1885). Von besonderm Wert ist sein »Römisches Staatsrecht« (1. Abteil. des mit Marquardt herausgegebenen »Handbuchs der römischen Altertümer«, Bd. 1 u. 2, Leipz. 1871—76; 3. Aufl. 1887—88; Bd. 3, 1887—88); in Bindings »Systematischem Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft« erschien sein »Abriß des römischen Staatsrechts« (das. 1893). Mit Krüger und Studemund gab er heraus: »Collectio librorum juris antejustianini« (Bd. 1—3, Berl. 1877—90), mit Studemund ferner: »Analecta Liviana« (Leipz. 1873). Auch als Mitglied des Abgeordnetenhauses 1873—82, in dem er zur liberalen Partei gehörte, trat er bedeutsam hervor. Vgl. Zangemeister, Th. M. als Schriftsteller (Heidelb. 1887).

2) Friedrich, Rechtsgelehrter, nicht mit dem vorigen verwandt, geb. 3. Jan. 1818 in Flensburg, gest. 1. Febr. 1892, war 1848—51 Chef des Justizdepartements in Kiel, habilitierte sich nach seiner Vertreibung als Privatdozent zu Göttingen, ward daselbst 1858 Professor und machte sich durch »Beiträge zum Obligationenrecht« (Braunschw. 1853—55, 3 Abtlgn.) und »Erörterungen aus dem Obligationenrecht« (das. 1859—79, 2 Hefte) bekannt. 1864 zum Appellationsgerichtsrat in Schleswig ernannt, wurde er 1867 in das Oberappellationsgericht für die neuen Provinzen nach Berlin berufen, 1868 aber zum Präsidenten des neuerrichteten evangelisch-lutherischen Konsistoriums für Schleswig-Holstein in Kiel und 1879 infolge Verlegung des Oberpräsidiums der Provinz nach Schleswig zugleich zum Kurator der Universität erhoben. 1884 ward er zum Mitglied des preußischen Staatsrates ernannt. Noch ist von ihm zu erwähnen: »Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über das Erbrecht nebst Motiven« (Braunschw. 1876). Mit Chalybäus gab er heraus: »Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung für Schleswig-Holstein« (Kiel 1878).

3) Tycho, Philolog, Bruder von M. 1), geb. 23. Mai 1819 in Garding, studierte 1838—43 in Kiel, bereiste 1846—48 Italien und Griechenland, wurde 1848 Kollaborator am Gymnasium zu Husum, aber 1850 nach der Schlacht bei Idstedt vertrieben, 1851 Professor am Realgymnasium zu Eisenach, 1856 Rektor der höhern Bürgerschule zu Oldenburg, 1864 Direktor des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. und trat 1885 in den Ruhestand. Zu Pindar lieferte er eine kritische Ausgabe, sein Hauptwerk (Berl. 1864), eine Textausgabe (das. 1866), »Pindaros. Zur Geschichte des Dichters und der Parteikämpfe seiner Zeit« (Kiel 1845), eine Übersetzung (Leipz. 1846, 2. Aufl. 1853) u. a. Sonst heben wir die »Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen« (Heft 1—3, Frankf. 1886—87; Heft 4 u. vollständige Ausg. Berl. 1895) hervor. Seinen Shakespeare-Studien entsprangen: »Der Perkins-Shakespeare« (Berl. 1854), eine kritische Ausgabe von »Romeo und Julia« (Oldenburg 1859) und die Schrift »Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen ins Deutsche« (das. 1858; 2. erweiterte Aufl., Frankf. 1886).

4) August, Philolog, Bruder des vorigen, geb. 25. Juli 1821 in Oldesloe, studierte seit 1841 in Kiel, wurde 1848 Lehrer in Flensburg, von den Dänen vertrieben 1851 an der Realschule in Hamburg, 1853 Oberlehrer in Parchim, 1864 Konrektor in Schleswig, trat 1883 in den Ruhestand und lebt jetzt in Hamburg. Er schrieb: »Römische Daten« (Parchim 1855); »Beiträge zur griechischen Zeitrechnung« (Leipz. 1856); »Zweiter Beitrag zur Zeitrechnung der Griechen und Römer« (das. 1859); »Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener« (das. 1864); »Athenae christianae« (das. 1868); »Griechische Jahreszeiten« (Schlesw. 1873); »Delphika« (Leipz. 1878); »Chronologie. Untersuchungen über das Kalenderwesen der Griechen« (das. 1883); »Über die Zeit der Olympien« (das. 1891).

Momordica *L.* (Balsamapfel, Balsamgurke), Gattung aus der Familie der Kukurbitaceen, ein- oder mehrjährige, kletternde oder niederliegende Kräuter mit ganzen, gelappten oder fußförmig zusammengesetzten Blättern, gelben, seltener weißen, einzelnen (die männlichen oft traubig oder korymbös) Blüten und oft warzigen oder stachligen, länglichen, flaschenförmigen oder cylindrischen, beerenförmigen,

nicht aufspringenden oder dreiklappigen Früchten. 25 Arten. M. Balsamina *L.* hat handförmige, fünf- bis siebenlappige, gezahnte, glänzend grüne Blätter, weißlichgelbe Blüten und scharlachrote, rundlich eiförmige, an beiden Enden verdünnte, eckige, höckerige Früchte, die sogen. Balsamäpfel (Wunderäpfel, Poma Hierosolymitana). Diese springen bei der Reife auf und lassen ihr orangefarbenes Fruchtfleisch mit den daranhängenden leuchtend roten Samen zu Tage treten. Die Pflanze findet sich überall in den Tropen, stammt vielleicht aus Ostindien und wird vielfach, auch in Westindien kultiviert. Man ißt die unreifen Früchte und benutzt die reifen mit ätzend scharfem Saft als Arzneimittel. M. Elaterium *L.*, soviel wie Ecballium Elaterium, s. Ecballium.

Momos, in der griech. Mythologie der Gott des Spottes und des Tadels, nach Hesiod ein Sohn der Nacht, bei Lukian der Spötter unter den Göttern, in einem griechischen Epigramm als entkräfteter Greis geschildert; in neuern Kunstwerken erscheint er auch als hagerer Jüngling mit Satyrgesicht u. der Narrenkappe.

Momotombo, thätiger Vulkan (1830 m) in Nicaragua, im NW. des Sees von Managua, in dem seine Laven eine große Halbinsel gebildet haben.

Mömpelgard, Stadt, s. Montbéliard.

Mompox, Stadt im Depart. Bolivar (Kolumbien), 183 km südöstlich von Cartagena, an einem früher schiffbaren Arm des Magdalenenflusses, hat (1870) 7773 Einw., die Juwelierwaren, Werkzeuge und Branntwein herstellen, aber seit dem Aufhören der Schiffahrt nur noch wenig Handel treiben.

Mon, die alte Sprache von Pegu (s. d.) in Birma.

Mon (Mong), japan. Gewichts- und Rechnungsstufe, s. Mo und Mongsen.

Mona, 1) alter Name für Anglesey (s. d.). — 2) Kleine Insel in der gleichnamigen Meerstraße zwischen Haïti und Puerto Rico, mit Guanolagern.

Mona Castle (spr. kaßl), s. Douglas 1) (Stadt).

Monăchos (griech.), Mönch; monachisch, mönchisch, einsam; Monachismus, Mönchsstand.

Monăco, selbständiges Fürstentum an der Küste des Mittelländischen Meeres, wird von dem französischen Depart. Seealpen eingeschlossen und hat einen Flächenraum von 21,6 qkm (0,4 QM.) mit (1888) 13,304 Einw. Das Klima ist außerordentlich mild und läßt Oliven, Orangen und Zitronen trefflich gedeihen (vgl. Onimus, L'hiver dans la principauté de M., climatologie et hygiène, 2. Aufl., Par. 1893). Außer diesen Produkten werden Parfümerien, Likör und Thonwaren ausgeführt. M. bildet eine absolute Erbmonarchie. Dem Fürsten stehen ein Staatsrat, bestehend aus sieben Mitgliedern, und ein Generalgouverneur zur Seite. Für die Rechtspflege besteht ein Tribunal. An bewaffneter Macht unterhält der Fürst eine Ehrengarde und eine Gendarmerieabteilung (zusammen 121 Mann). Das Zoll- und Postwesen wird von Frankreich verwaltet. Maße und Gewichte sind die metrischen. Der Fürst ist 1878 dem lateinischen Münzvertrag beigetreten, hat auch Goldmünzen zu 100 und 20 Fr. prägen lassen. Flagge: rot-weiß (die Landesfarbe) horizontal gestreift (s. Tafel »Flaggen I«). Das Wappen (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 14) ist von Rot und Silber senkrecht gerautet. — Die Stadt M. liegt am Fuße der Tête de Chien (573 m) auf einem 800 m ins Meer vorspringenden, 300 m breiten, 60 m hohen Felsen, welcher an der Südseite mit alten Befestigungen versehen ist, an der Linie Marseille-Mentone der Mittelmeerbahn, ist Sitz eines Bischofs, der oben genannten Behörden und mehrerer Konsulate (auch eines deutschen), hat ein altes Schloß mit schönen Parkanlagen, eine 1887 im byzantinischen Stil erbaute Kathedrale, öffentliche Anlagen, einen kleinen Hafen und 3292 Einw. Nördlich von der alten Stadt liegt der aus Hotels und Villen bestehende neue Stadtteil (Condamine), der als klimatischer Kurort besucht wird, mit Seebad; 2 km nordöstlich Monte Carlo (s. d.). Von M. führt eine Zahnradbahn zu dem bereits auf französischem Gebiet (Arrond. Nizza des Depart. Seealpen) gelegenen Dorfe La Turbie (486 m ü. M.), mit einer Ruine aus der Römerzeit (Trophäe des Augustus) und (1891) 1828 (als Gemeinde 3434) Einw. — Der Name M. wird abgeleitet von einem Tempel, welcher, dem Hercules monoecus geweiht, auf dem Felsen stand, auf welchem die jetzige Stadt gebaut ist. M. gehörte als Herrschaft seit dem 14. Jahrh. der genuesischen Familie der Grimaldi (s. d.), die im 16. Jahrh. die Souveränität gewann und 1641 unter französischem Schutz den Fürstentitel annahm. Beim Erlöschen der Familie Grimaldi im Mannesstamm 1731 kam das Fürstentum durch Heirat an die französischen Grafen Goyon-Matignon. Im Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 wurde es in ein Schutzverhältnis zu Sardinien gestellt, das durch die Deklaration vom 8. Nov. 1817 die Souveränität des Fürstentums anerkannte, sich aber das Recht der militärischen Besetzung der Stadt M. vorbehielt. Der Fürst Karl III. Honorius (geb. 8. Dez. 1818, gest. 10. Sept. 1889) trat die früher zum Fürstentum gehörigen Städtchen Mentone und Roccabruna, welche seit 1848 von Sardinien besetzt worden waren, 1861 gegen eine Entschädigung von 4 Mill. Fr. an Frankreich ab. Der gegenwärtige Fürst Albert Honorius Karl, geb. 13. Nov. 1848, wurde von seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Herzogs von Hamilton (jetzigen Gräfin Festetics), 1880 geschieden und vermählte sich 1889 mit der Witwe des Herzogs von Richelieu, Marie Alice, geborne Heine (geb. 10. Febr. 1858, aus der bekannten Hamburger Bankierfamilie). Er hat große Reisen unternommen und sich durch naturwissenschaftliche Schriften bekannt gemacht. Vgl. Métivier, M. et ses princes (2. Aufl., La Flèche 1865, 2 Bde.); Boyer de Sainte-Suzanne, La principauté de M. (Par. 1884); Cais de Pierlas, Documents inédits sur M. Les Grimaldi, etc. (Turin 1885).

Monacum, latein. Name für München.

Monāde (griech.), ursprünglich soviel wie Einheit, in welchem Sinne es schon die alten Mathematiker gebrauchten, wie denn Eukleides in seinen Elementen die Zahl für eine aus Einheiten (Monaden) zusammengesetzte Vielheit erklärt. Pythagoras setzte in seinem philosophisch-arithmetischen System die Monas und die Dyas einander entgegen und betrachtete beide als die Prinzipien nicht nur aller Zahlen, sondern auch aller Dinge, weil und insofern diese zählbar seien. Platon hingegen verstand unter Monaden, wofür er auch den Ausdruck Henaden gebrauchte, seine Ideen, die ihm als Einheiten galten und das Viele oder das Unendliche, d. h. die unbestimmbare Mannigfaltigkeit der Einzeldinge, unter sich befassen sollten. Leibniz (s. d.) endlich verstand unter Monaden absolut einfache, vorstellende (also immaterielle) Substanzen und erbaute auf diesem Begriff sein monadologisches System (vgl. Monadologie).

Monadélphus (griech.), einbrüderig, Blüten, deren sämtliche Staubgefäße zu einer Röhre oder Säule

verwachsen sind. Davon Monadelphia, 16. Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit solchen Blüten.

Monaden, zu den Flagellaten, einer Gruppe der Protozoen (s. d.), gehörige einzellige, fast sämtlich chlorophyllfreie Wesen mit meist nur einer einzigen Geißel, in der Regel ohne Gehäuse. Sie sind alle mikroskopisch klein, nur mehrere Hundertstel Millimeter lang, selbst die Riesen unter ihnen werden keinen Millimeter groß.

Monadologie (griech., Monadenlehre), diejenige metaphysische Weltauffassung, welche als Grundlage alles geistigen und materiellen Seins eine Vielheit absolut einfacher Wesenheiten (Monaden nach Leibniz, Reale nach Herbart) annimmt. Während in der M. die Seele regelmäßig als einfache Monade gilt, werden die Körper als Komplexe vieler Monaden betrachtet, welch letztere, obwohl selbst unausgedehnt und also immateriell, durch ihr »Zusammensein« Ausdehnung u. Raumerfüllung als einen »objektiven Schein« hervorbringen sollen. Nach Leibniz findet jedoch zwischen den Monaden keine wirkliche Wechselwirkung statt, sondern jede ist in sich abgeschlossen (»die Monaden haben keine Fenster«), eine Welt im kleinen (Mikrokosmus), und der Schein einer Beeinflussung derselben durcheinander beruht auf der prästabilierten Harmonie ihrer innern Veränderungen; nach Herbart, der die M. wieder erneuerte, und Lotze, der wenigstens einige Voraussetzungen derselben in sein System aufnahm, hängen jedoch die Veränderungen der Monaden naturgesetzlich voneinander ab. Die Stärke der M. liegt darin, daß sie den Dualismus zwischen Geist und Materie aufhebt (die Welt ist nach Leibniz eine Stufenreihe von Monaden) und so zugleich den Gegensatz zwischen dem mechanischen (durch blindwirkende Ursachen) und dem teleologischen (durch Zwecke bestimmten) Geschehen auszugleichen sucht, ihre Schwäche in der Schwierigkeit, die Vereinigung vieler Monaden zu einem einheitlichen Weltganzen begreiflich zu machen.

Monaghan (spr. mónnähän, in Irland selbst: mónnächän gesprochen), Binnengrafschaft in der irischen Provinz Ulster, von den Grafschaften Louth, Armagh, Tyrone, Fermanagh, Cavan und Meath umschlossen, 1294 qkm (23,5 QM.) groß, ist großenteils wellenförmig, und nur im O. und NW. steigen die Hügel bis 300 m an. Kleine Seen sind zahlreich, ebenso Flüsse; indes ist kein einziger der letztern schiffbar. Steinkohlen kommen vor; die Förderung derselben lohnt sich aber nicht, und Torf ersetzt einigermaßen deren Mangel. Von der Oberfläche sind (1890) 40,8 Proz. Ackerland, 47,7 Proz. Weiden, 1,4 Proz. Wald und 2,1 Proz. Moorflächen. Flachs wird vielfach angebaut. An Vieh zählte man 1890: 80,482 Rinder, 18,446 Schafe, 34,633 Schweine, 12,258 Pferde, 4457 Maultiere und Esel. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation von Leinwand. Die Bevölkerung ist stark im Abnehmen begriffen; sie betrug 1841: 200,442, 1891 nur noch 86,206 Einw., wovon 73,3 Proz. Römisch-Katholische. Die Grafschaft wird vom Ulsterkanal durchschnitten.

Monaghan, Hauptstadt der gleichnamigen irischen Grafschaft (s. oben), am Ulsterkanal, ist Sitz des katholischen Bischofs von Clogher, hat ein bischöfliches Seminar, einen Gerichtshof, eine Besserungsanstalt und Industrieschule, lebhaften Handel mit Flachs und Getreide und (1891) 2938 Einw.

Monaldeschi (spr. -déski), Giovanni, Marchese, Günstling der Königin Christine von Schweden, stammte aus einer Adelsfamilie zu Ascoli und ward einer der Hauptleiter der französischen Partei in Rom. Als Pimentelli und die gesamte spanische Partei in die Ungnade der Königin Christine fiel, ward M. der erklärte Günstling der Königin. Als Oberstallmeister begleitete er sie auf ihren Reisen, ward aber auf ihren Befehl 10. Nov. 1657 in der sogen. Hirschgalerie des Schlosses zu Fontainebleau, weil er die Geheimnisse der Königin ausgeplaudert, auch sich ihrer Gunstbezeigungen gerühmt hatte, wegen Hochverrats förmlich zum Tode verurteilt und ermordet. Vgl. die anonyme Schrift »Relation de la mort de M.« (Par. 1701); K. v. Martens, Causes celèbres du droit des gens, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1858). Der Stoff ist mehrfach, z. B. von van der Velde, zu Romanen, von H. Laube zu einem Trauerspiel benutzt worden.

Monamine, s. Basen.

Monándrus (griech.), einmännig, Blüten, die ein einziges Staubgefäß besitzen. Daher Monandria, erste Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit einem Staubgefäß enthaltend.

Monarchianer (griech.), in der alten Kirche Gesamtname für alle diejenigen häretischen Richtungen, welche im Interesse an der göttlichen Einheit (Monarchie) von der korrekten Christologie abwichen, indem sie entweder in Christus bloß einen Menschen (s. Artemon) oder in den Namen Vater und Sohn nur Modifikationen und Offenbarungsweisen desselben Gottes ausgedrückt fanden (Modalisten). Hieraus zogen ihre Gegner die ketzerische Folgerung, Gott der Vater selbst habe als Sohn auf Erden gelitten; daher die Namen Deopassianer (Theopaschiten) und Patripassianer.

Monarchie (griech., Monokratie, Einherrschaft), die Staatsform, nach welcher die Staatsgewalt einem einzelnen (dem Monarchen, Regenten, Souverän, Landesherrn) übertragen ist. Letzterer allein ist der Regierende, alle übrigen Staatsangehörigen sind Regierte, im Gegensatz zur Republik (s. d.), in welcher die Gesamtheit des Volkes als Souverän gedacht wird, dem die Einzelnen als Regierte gegenüberstehen. Je nachdem die Krone mit einem bestimmten Fürstenhaus erblich verbunden ist oder nicht, wird zwischen Erb- und Wahlmonarchie unterschieden. Daß erstere vor letzterer den Vorzug verdient, zeigt die Geschichte, namentlich des frühern Deutschen Reiches und des Königreichs Polen. Denn während durch die Erblichkeit der Krone die Stetigkeit der Regierung und des Staates selbst verbürgt ist, wird dessen Bestand in der Wahlmonarchie durch das unvermeidliche Zwischenreich, durch die Entfesselung der Leidenschaften der Masse und die Aufstachelung des Ehrgeizes der Einzelnen bei der jeweiligen Wahl gefährdet, wie die Macht der Regierung durch die Zugeständnisse, zu welchen sich der künftige Monarch seinen Wählern gegenüber bequemen muß, abgeschwächt zu werden pflegt. In den Erbmonarchien bestimmt sich die Thronfolge nach fester Ordnung, und zwar haben die meisten Staaten das Salische Gesetz (s. d.) angenommen, wonach nur der Mannesstamm zur Thronfolge berufen ist. Dabei ist das System der Primogenitur (s. d.) das herrschende, nach welchem der Erstgeborne und seine Linie den Nachgebornen und deren Linien vorgehen. Ist der Monarch, wie in Rußland, völlig unumschränkt, so wird er Autokrat (Selbstherrscher) u. die M. Autokratie oder absolute M. genannt; artet diese in Willkürherrschaft aus, so wird diese als Despotismus bezeichnet. Ist dagegen der Souverän, wie dies in der konstitutionellen

M. der Fall, bei den wichtigern Regierungshandlungen an die Zustimmung der Volksvertretung verfassungsmäßig gebunden, so spricht man von einer beschränkten M. Die Staatsgewalt steht aber auch hier nur dem Monarchen zu, ein Grundsatz, welchen man als das monarchische Prinzip zu bezeichnen pflegt. Die konstitutionelle M., zuerst in England ausgebildet, ist die vorherrschende Staatsform in Europa. Die Idee der Weltmonarchie oder des Weltstaates (s. Friede), der Vereinigung der ganzen Menschheit zu einem Staatswesen von monarchischer oder sonstiger Verfassung gehört zu den leeren Träumereien.

Monarchomachen (griech., Monarchenbekämpfer), Gesamtbezeichnung für eine Gruppe von französischen, schottischen und spanischen Schriftstellern aus dem Ende des 16. Jahrh., welche die absolute Monarchie bekämpften sowie für die Volkssouveränität eintraten und demzufolge als die geistigen Vorläufer der modernen Demokratie anzusehen sind. Vgl. R. Treumann, Die M. (Leipz. 1895).

Monárda *L.* (Monarde), Gattung aus der Familie der Labiaten, ausdauernde, sehr gewürzhafte Kräuter mit gegenständigen, länglichen, gezahnten oder gekerbten Blättern u. prächtigen Blüten, welche große, entfernte Scheinquirle oder nur einen endständigen, vielblütigen, von farbigen Deckblättern gestützten Wirtel bilden. 6—7 nordamerikanische Arten. M. didyma *L.* (virginische Melisse), 30—90 cm hoch, hat eirunde, spitzige, gesägte, glatte Blätter und scharlachrote Blüten, die meist 2, selten 3 übereinander stehende Köpfe bilden. Die angenehm gewürzhaften Blätter (Oswegothee) werden zu Kräuteressigen und in Theeaufgüssen ähnlich wie Pfefferminze und Melisse, auch als Küchengewürz gebraucht. M. punctata *L.*, im östlichen Nordamerika, mit gelber, rot punktierter Blüte, wird wie das daraus bereitete ätherische Öl arzneilich benutzt.

Monas prodigiosa, soviel wie Micrococcus prodigiosus, s. Blutendes Brot.

Monasterium (lat.), Kloster, dann Klosterkirche (aus M. entstand das deutsche Münster).

Monasterzyska, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Buczacz, am Koropiec und an der Staatsbahnlinie Stanislau-Husiatyn, hat ein Bezirksgericht, eine ärarische Tabaksfabrik, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und (1890) 4615 vorwiegend poln. Einwohner (2454 Juden).

Monastier, Le (spr. monaſtjē), Stadt im franz. Depart. Oberloire, Arrond. Le Puy, hat eine ehemalige Abteikirche (11.—16. Jahrh.), Befestigungsreste, Brettsägen, Spitzenfabrikation und (1891) 2133 (als Gemeinde 3759) Einw.

Monastir, 1) (Bitolia) nächst Saloniki die größte Stadt Makedoniens, Hauptstadt des gleichnamigen europäisch-türk. Wilajets (mit den 5 Sandschaks Monastir, Dibre, Elbassan, Gewridscha oder Koritza und Serfidsche, etwa 27,300 qkm [495 QM.] groß mit 750,000 Einw.), liegt am Dragor, einem Zufluß der Tscherna, in der Nähe des alten Herakleа Lynkestis, am Fuße des Peristeribergs, 610 m hoch, und ist kürzlich mit Saloniki durch Eisenbahn verbunden. M. hat zahlreiche Bäder, Moscheen, eine große griechische Kirche, 2 Kasernen, Kadettenhaus, ein griechisches Gymnasium, Priesterseminar, Lehrerseminar, höhere Töchterschule, reizende Umgebung, 3 Fabriken für Borten, eine Gerberei, Verfertigung von Silberfiligranarbeiten, groben Wollstrümpfen und Teppichen, einigen Handel (Einfuhr von Manufakturwaren, Baumwollgarnen, Zucker rc. 1894 im Wert von 4,4 Mill. Mk., unbedeutende Ausfuhr von Getreide und Fellen) und ca. 50,000 Einw. Es ist Sitz eines Wali und des Generalstabs der dritten türkischen Armee, eines griechischen Erzbischofs, mehrerer Konsulate rc. Pelagonia war der Name der Landschaft im Altertum, und der Erzbischof von M. wird noch heute danach bezeichnet. — 2) (Mistir, das antike Ruspina) Hafenstadt an der Ostküste von Tunis, auf einer Halbinsel im südlichen Teil des Golfs von Hammamet, Dampferstation, ist von einer starken, mit Türmen gekrönten Mauer umgeben, hat eine starke Kasbah, 13 Moscheen, eine von den Franzosen für die Eingebornen errichtete Normalschule, in der Umgebung schöne Gärten und 9000 Einw., davon 1000 Europäer, die Seifenfabrikation und Ölhandel betreiben. Das Vorgebirge (Ras M.) im N. der Stadt war das Promontorium Dionysii.

Monat (Mond), im allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um die Erde. Da sich aber Anfang und Ende eines Mondumlaufs auf verschiedene Weise bestimmen lassen, so ergeben sich auch verschiedene Arten von Monaten. Die wahre Umlaufszeit des Mondes beträgt 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten 11,5 Sekunden oder 27,32166 Tage und wird ein siderischer M. genannt, weil innerhalb derselben der Mond wieder zu denselben Fixsternen zurückkehrt. Rechnet man aber die Umlaufszeit von einem der Nachtgleichenpunkte an bis wieder zu dem nämlichen Punkt, so gibt dies den tropischen M., welcher wegen des Zurückweichens der Nachtgleichen 6,9 Sek. kürzer als der siderische ist, indem er bloß 27 Tage 7 St. 43 Min. 4,6 Sek. oder 27,32158 Tage umfaßt. Die Zeit von einer Mondphase bis zur Wiederkehr derselben ist der synodische M., welcher wegen des Vorrückens der Erde auf ihrer Bahn der längste sein muß und 29 Tage 12 St. 44 Min. 2,9 Sek. oder 29,53059 Tage enthält. Der Umlauf von dem auf- oder niedersteigenden Knoten bis wieder zu demselben heißt der drakonitische M. (Drachen- oder Knotenmonat) und hat 27 Tage 5 St. 5 Min. 36 Sek. oder 27,21222 Tage; er ist kleiner als der siderische M., weil die Knotenlinie sich, entgegen der Richtung der Mondbewegung, in ungefähr 19 Jahren einmal herumdreht. Endlich bezeichnet man noch als anomalistischen M. die Zeit von 27 Tagen 13 St. 18 Min. 37,4 Sek. oder 27,55460 Tagen von einem Durchgang des Mondes durch sein Perihel bis zum nächsten; er ist länger als der siderische M., weil das Perihel während eines solchen ungefähr 3½° weiter nach Osten rückt. Alle bisher genannten Monate werden astronomische genannt im Gegensatz zu den bürgerlichen Monaten, die man behufs der Jahreseinteilung angenommen, und denen man eine gewisse Anzahl von vollen Tagen, meist 30 oder 31, gegeben hat.

Die Dauer der bürgerlichen Monate und ihre Anzahl im Jahre war im Altertum ziemlich verschieden. Bei den Ägyptern wurde das Jahr schon frühzeitig in 12 Monate zu 30 Tagen und 5 einzelne Ergänzungstage eingeteilt. Bei den Griechen teilte man die Monate in 30tägige oder volle und 29tägige oder hohle Monate, die miteinander wechselten; jeder attische M. wurde in drei Dekaden geteilt, und die verschiedenen Monate hießen: Hekatombäon (Juli), Metageitnion (August), Boëdromion (September), Pyanepsion (Oktober), Mämakterion (November), Poseideon (Dezember), Gamelion (Januar), Anthesterion (Februar), Elaphebolion (März), Munychion (April), Thargelion (Mai), Skirophorion (Juni). Der Schalt-

monat erhielt seine Stelle hinter dem Poseideon und hieß zweiter Poseideon. Das Jahr der Lakedämonier begann zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche; ihre Monate waren: Herasios (Oktober), Apelläos (November), Diosthyos (Dezember), der Name für unsern Januar ist unbekannt, Eleusinios (Februar), Gerastios (März), Artemisios (April), Delphinios (Mai), Phliasios (Juni), Hekatombeos (Juli), Karneios (August), Panamos (September).

Die **Römer** teilten ursprünglich das Jahr in 10 Monate ein: Martius (31 Tage), Aprilis (30 Tage), Maius (31 Tage), Junius (30 Tage), Quintilis (31 Tage), Sextilis (30 Tage), September (30 Tage), Oktober (31 Tage), November (30 Tage), Dezember (30 Tage). Von diesen Monaten hießen die 4 mit der größern Anzahl von Tagen die vollen (pleni), die übrigen 6 die hohlen (cavi). Später fügte Numa noch Januarius mit 29 und Februarius mit 28 Tagen hinzu und zwar den erstern am Anfang, den letztern am Schluß des Jahres. Zugleich verkürzte er die hohlen Monate um einen Tag und erhielt so ein Mondjahr von 355 Tagen. Um den Unterschied zwischen diesem und dem Sonnenjahr von 365 Tagen auszugleichen, schaltete man alle zwei Jahre zwischen 23. und 24. Februar einen M., den Mercedonius, ein, dem man abwechselnd 22 und 23 Tage gab. Cäsar hob 46 v. Chr. diesen Schaltmonat wieder auf, legte dem Januar, Sextilis und Dezember je zwei Tage zu, dem April, Juni, September und November je einen und führte einen alle vier Jahre wiederkehrenden Schalttag (24. Febr.) ein, durch den der Februar auf 29 Tage gebracht wurde. Schon die Dezemvirn hatten 304 diesem M. die zweite Stelle im Jahr gegeben. Im J. 45 erhielt der Quintilis den Namen Julius, und 8 v. Chr. wurde der Sextilis dem Augustus zu Ehren Augustus genannt. Die später eingeführten Namen Nero für April, Claudius für Mai, Domitianus für Oktober sind wieder verschwunden. Name, Dauer und Reihenfolge der Monate sind aus dem Julianischen auch in den Gregorianischen Kalender übergegangen. Karl d. Gr. führte folgende Monatsnamen ein: Wintarmanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostarmanoth, Winnemanoth, Brachmanoth, Hewimanoth, Aranmanoth, Widemanoth, Windumemanoth, Herbistmanoth, Heilogmanoth.

Die **Juden** haben 12 Monate für ihre gemeinen Jahre und 13 für ihre Schaltjahre. Die Monate heißen: Tischri, Marcheschwan, Kislev, Tebeth, Schebat, Adar, Veadar (für das Schaltjahr), Nissan, Ijar, Sivan, Thamus, Ab, Elul. Das kirchliche Jahr beginnt mit dem Nissan, in den das Osterfest fällt, das bürgerliche mit dem Tischri, um die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Die **Mohammedaner** haben 12 Monate, die abwechselnd 29 und 30 Tage zählen: Muharram, Safar, Rabî' ulawwal, Rabî' ulâchir, Dschumâdâ'l-ûlâ, Dschumâdâ'l-uchrâ, Radschab, Schaabân, Ramadân, Schawwâl, Sû'l-kada, Sû'lhidschscha. Die Monatsnamen des griechisch-osmanischen Kalenders sind: Kanûn-i-sâni (Januar), Schubât (Februar), Mart oder Adâr (März), Nîsân (April), Mâis oder Ijâr (Mai), Hasîrân (Juni), Temmus (Juli), Agostos oder Âb (August), Eilûl (September), Teschrîn-i-awwal (Oktober), Teschrîn-i-sâni (November), Kanûn-i-awwal (Dezember). Der **französische** republikanische Kalender, der das Jahr mit der Proklamierung der Republik (21. Sept. 1792) begann, gab auch den Monaten andre Namen: Vendémiaire, Brumaire, Frimaire, Nivôse, Pluviôse, Ventôse, Germinal, Floréal, Prairial, Messidor, Thermidor, Fructidor (s. Kalender). — **Päpstliche oder apostolische Monate**, s. Menses.

Monatliche Reinigung, s. Menstruation.

Monatserdbeere, s. Erdbeere.

Monatsfluß, soviel wie Menstruation.

Monatsklee, s. Medicago.

Monatsreiterei, s. Stiersucht.

Monatsrose, s. Rose.

Monatssteine, die Edelsteine, welchen man gewisse günstige Einwirkungen auf den Menschen in bestimmten Monaten zuschrieb und im Orient, wo sie allgemein getragen werden, auch heute noch zuschreibt: Januar Hyacinth, Februar Amethyst, März Jaspis, April Saphir, Mai Achat, Juni Smaragd, Juli Onyx, August Karneol, September Chrysolith, Oktober Beryll (Aquamarin), November Topas, Dezember Rubin.

Monaurales Hören, s. Binaurales Hören.

Monazit (Mengit, Edwardsit), Mineral aus der Ordnung der Phosphate, kristallisiert monoklinisch, in dick tafel- oder ganz kurz säulenförmigen, einzeln eingewachsenen Kristallen, er ist rötlichbraun, fleischrot, auch topasgelb, schwach fettglänzend, kantendurchscheinend, Härte 5—5,5, spez. Gew. 4,9—5,25, besteht aus Phosphaten von Lanthan, Cer, Praseodym, Neodym, enthält oft auch bedeutende Mengen Thor (angeblich bis 32 Proz., wohl als Silikat) ꝛc. Er findet sich bei Miask im Granit, in Sibirien in Goldseifen, in Connecticut, in den Goldseifen Nordcarolinas, in Virginien, Neugranada, Brasilien, bei Schreiberhau, Röterö in Norwegen. Man gewinnt aus dem M. Nordcarolinas Verbindungen der genannten Metalle zur Darstellung der »Strümpfe« für Gasglühlicht.

Monbijou (franz., spr. mong-bischū, »mein Kleinod«), Name von Lustschlössern, z. B. in Berlin (s. d.).

Monbuttu (Mangbattu), ein zu den Nubavölkern gehöriges Volk in Zentralafrika, zwischen 3—4° nördl. Br. und 28—29° östl. L. v. Gr., im obern Gebiet des Uëlle, in einem 12,000 qkm (218 QM.) großen, 800—900 m hohen, reich bewässerten, bewaldeten und wildreichen Hochland. Die etwa 1 Mill. Köpfe zählenden M. sind kaffeebraun, haben eine etwas semitische Gesichtsbildung (s. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 16), aber krauswolliges Haar. Tättowierung und Beschneidung werden geübt. Ihre Kleidung fertigen sie aus der Rinde eines Feigenbaums, welche sie färben; die Frauen gehen nahezu nackt, bemalen indes den ganzen Körper. Beide Geschlechter tragen ihr Haar, das sie noch durch fremdes vermehren, in einem schräg hinten hinausragenden Chignon, die Männer auf diesem viereckige, mit Federn geschmückte Strohhüte. Ihre Waffen sind Lanzen mit Widerhaken, Zacken und Spitzchen, Holzschilde, seltener Bogen und Pfeil, dolchartige oder sichelförmige Messer; die Wurfmesser ihrer Nachbarn fehlen ihnen. Als Schmiede übertreffen sie fast alle andern zentralafrikanischen Völkerschaften; Eisen gewinnen sie selber, Kupfer erhalten sie aus dem Süden. Ihre Holzschnitzerei steht auf einer hohen Stufe; noch ausgezeichneter sind ihre Töpferwaren, namentlich die Wasserflaschen. Ackerbau und Viehzucht werden vernachlässigt, nur Hühner und kleine Hunde zum Verspeisen werden gezüchtet. Die M. sind geschickte Köche; ihre beliebteste Speise ist aber Menschenfleisch, das sie mit einer Mehlspeise genießen. Die Hütten sind meist rechteckig mit großem überwölbenden Dach, aber auch rund und alle sehr geschickt gebaut. König Munsas

Palast umschloß Hallen von 50 m Länge, 20 m Breite und 16 m Höhe. Über die Religion der M. ist wenig bekannt; bemerkenswert ist bei dem Fehlen aller andern Verstümmelungen die allgemein zur Zeit der Mannbarkeit geübte Beschneidung. Trotz ihres Kannibalismus stehen die M. kulturell höher als ihre Nachbarn, und trotz unbeschränkter Polygamie haben die Frauen eine weit höhere Stellung als bei den Nachbarvölkern. Grundverschieden von allen Negern, halten die M. fest zusammen. Die Fürsten haben große Vorrechte; außer dem Monopol des Elfenbeinhandels beziehen sie einen bestimmten Teil der Bodenfrüchte. Zahlreiche Beamte und eine Leibgarde umgeben sie. Die Priester haben großen Einfluß durch ihre Orakel, teils Hühnerorakel, teils ein umfangreicher Apparat, das Mapinga, zu welchem Zweck Tempel gebaut sind. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (Leipz. 1875); Junker, Reisen in Afrika (Wien 1889—91).

Moncāda, Don Francisco de M., Graf von Osona, span. Feldherr und Geschichtschreiber, geb. 29. Dez. 1586 in Valencia, gest. 1635, gehörte einem der mächtigsten Geschlechter Kataloniens an und wurde kurz nacheinander Staats- und Kriegsrat, Gesandter am Hofe zu Wien, Obersthofmeister der Infantin Clara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und 1633 Oberbefehlshaber der dortigen spanischen Truppen. Er fiel bei der Belagerung der Festung Goch bei Kleve. Sein Hauptwerk ist die »Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos« (Barcel. 1623, Madr. 1777 u. 1805; auch in Ochoas »Tesoro de historiadores españoles«, Par. 1840, in Jaime Tios »Tesoro de los autores ilustres«, Barcel. 1840, und im 21. Bande der »Biblioteca de autores españoles«, Madr. 1852).

Moncalièri, Stadt in der ital. Provinz Turin, am rechten Ufer des Po, an der Eisenbahnlinie Turin-Genua und den Dampfstraßenbahnen von Turin nach Saluzzo und Pirovino, hat ein hochgelegenes königliches Schloß (1470 erbaut) mit Porträtgalerie, schöne Villen, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine meteorologische Anstalt, ein Theater, Fabrikation von Zündhölzern, Ziegel- u. Kalkbrennerei, elektrische Beleuchtung und (1881) 3463 (als Gemeinde 11,379) Einw.

Moncálvo, Stadt in der ital. Provinz Alessandria, Kreis Casale Monferrato, an der Eisenbahnlinie Asti-Mortara, hat ein Gymnasium, eine technische Schule, eine ehemalige Klosterkirche (mit Gemälden von Caccia), Seidengewinnung und (1881) 2969 (als Gemeinde 4338) Einw.

Monção (Monsão, spr. mongßäung), befestigte Stadt im portug. Distrikt Vianna do Castello (Provinz Minho), am linken Ufer des Minho, gegenüber der spanischen Stadt Salvatierra gelegen, mit Weinbau und (1878) 1769 Einw.; berühmt durch den tapfern Widerstand gegen die Spanier 1658. Unfern Schwefelquellen (39°) und das schöne Schloß Brejoeira.

Moncayo (spr. -kājo), Sierra de, s. Iberisches Gebirgssystem.

Moncey (spr. mongßä), Bon Adrien Jeannot de M., Herzog von Conegliano, Marschall von Frankreich, geb. 31. Juli 1754 in Moncey bei Besançon, gest. 20. April 1842, Sohn eines Parlamentsadvokaten, trat 1769 in die Armee und ward 1789 Kapitän. Nachdem er 1793 ein Kommando bei der Armee der Ostpyrenäen geführt, wurde er 1794 Divisionsgeneral, und nachdem er Fuenterrabia, San Sebastian und Tolosa erobert und 17. Okt. 1794 den Sieg von Villanova erfochten hatte, zwang er 1795 Spanien zum Waffenstillstand von San Sebastian und zum Frieden von Basel. Im Feldzug von 1800 führte er ein Korps von 20,000 Mann über den St. Gotthard, focht mit Auszeichnung bei Marengo und schlug die Österreicher bei Monzambano und Roveredo. Nach dem Frieden von Lüneville 1801 ward er zum Inspektor der Gendarmerie, 1804 zum Marschall und 1805 zum Herzog von Conegliano ernannt. 1808 rückte er mit einem Korps in Spanien ein, schlug die Insurgenten von Valencia im Paß von Almanza und nahm an der Eroberung von Saragossa (1809) teil. Als Gegner der Eroberungspolitik des Kaisers erhielt er von diesem in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspektion über die Reservekadres übertragen. Am 30. März 1814 half er Paris verteidigen. Nach der Abdankung Napoleons ward er von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben. 1823 befehligte er das 4. Korps in Spanien, mit dem er Katalonien eroberte. Nach seiner Rückkehr hielt er sich bis zur Julirevolution in der Pairskammer zu der gemäßigten Opposition. Ludwig Philipp ernannte ihn 1833 zum Gouverneur des Invalidenhauses, wo er 1840 die Asche Napoleons in Empfang nahm. Unter den Generalen des ersten Kaiserreichs war er durch seinen edlen, gemäßigten Charakter ausgezeichnet. Sein Titel Conegliano ging auf seinen Schwiegersohn, Baron Gillevoisin, Marquis von Conegliano, über. Vgl. Chénier, Éloge historique du maréchal M. (Par. 1848).

Mönch (v. lat. monachus), in der römisch- und griechisch-kathol. Kirche eine männliche Person, welche zurückgezogen von der Welt in Gemeinschaft mit andern nach gewissen Regeln (Mönchsregeln) asketischen Übungen obliegt und den abgelegten Gelübden der Armut, der Keuschheit und des unbedingten Gehorsams gegen die Befehle seiner Vorgesetzten (Mönchsgelübde) gemäß lebt. Über das Mönchswesen im allgemeinen s. Kloster und Orden (geistliche); über die einzelnen Mönchsgesellschaften (Mönchsorden) s. die betreffenden Artikel.

Mönch, bei vielen technischen Vorrichtungen ein stabförmiger Körper, der in einen entsprechend ausgehöhlten Körper (die Nonne) hineingetrieben wird, oft auch nur ein konvexer Körper, der sich auf die konkave Nonne lagert. Vgl. »Mönch und Nonne«.

Mönch, Vogel, s. Grasmücke; auch der Lund, s. Larventaucher.

Mönch, 1) Weißmönch, ein abgerundeter Schneegipfel der Finsteraarhorngruppe in den Berner Alpen, nordöstlich von der Jungfrau, 4104 m hoch, wurde zuerst 14. Aug. 1857 von Porges aus Wien erstiegen. Die Besteigung geschieht gewöhnlich von Grindelwald aus über die Klubhütte am Bergli (2900 m) und ist beschwerlich; besonders berüchtigt ist das Mönchsjoch (3687 m), über das der Weg führt, wegen der fast stets dort wehenden heftigen Winde (sogen. »Glux«) und des ungemein schnell eintretenden Witterungswechsels. — 2) Schwarzmönch, eine zur Jungfrau gehörige Felspyramide von 2654 m Höhe, welche sich auf der aus dem Lauterbrunner Thal emporragenden Stelliflüh erhebt.

Mönchgut, s. Rügen.

Monchique (spr. mongschīke), Stadt im portug. Distrikt Faro (Provinz Algarve), 455 m ü. M., an der Nordseite der Serra de M. (Foia, 903 m) malerisch zwischen Kastanienwäldern und Orangenhainen gelegen, mit gotischer Kirche und (1878) 6135 Einw.

6 km südlich liegt Caldas de M. mit besuchten Schwefelbädern (31—34°).

Mönchsbände, s. Buchbinden, S. 604.

Mönchsberg, s. Salzburg (Stadt).

Mönchskappenmuskeln (Musculi cucullares), die breiten Rückenmuskeln, welche die Schulter drehen und einer zurückgeschlagenen Mönchskappe (cucullus) ähneln (s. Tafel »Muskeln«, Fig. 2, u. »Nerven I«, 2).

Mönchskolben, s. Kolben.

Mönchslatein, soviel wie Küchenlatein (s. d.).

Mönchsorden, s. Orden (geistliche).

Mönchspfeffer, s. Vitex.

Mönchsrhabarber, s. Rumex.

Mönchsrobbe, s. Seehunde.

Mönchsschrift (gotische, neugotische Schrift), Schriftgattung der Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13.—16. Jahrh., entstand aus der römischen Schrift und nahm unter den Händen der Mönche durch Verzierungen und Schnörkeleien eine mehr eckige und winkelreiche Gestalt an, weshalb sie in der diplomatischen Kunstsprache eckige Minuskel genannt wird. Am schönsten erscheint sie in der sogen. Missaltype, so genannt von ihrer Anwendung in den Meßbüchern und Antiphonarien. Sie wurde von dem Erfinder der Buchdruckerkunst und seinen nächsten Nachfolgern nachgebildet, so daß heute noch eine bestimmte Schriftgröße als Missaltype bezeichnet wird. Aus den romanischen Sprachen ward sie durch die runde römische (Antiqua), aus der deutschen im 16. Jahrh. durch die noch jetzt übliche Druckschrift (Schwabacher und Fraktur) verdrängt. Neuere Nachahmungen sind das englische Black letter, das in mehrfach modernisierter Gestalt bis zur Gegenwart gelegentliche Anwendung findet.

Mönchsschriftthaler, bei den Münzsammlern Bezeichnung für die ältesten Thaler aus dem Anfang des 16. Jahrh. nach den Inschriften mit verschnörkelten lateinischen Buchstaben.

Mönchsvogel, s. Amadinen.

Mönchswesen, s. Kloster.

Mönchswurz, s. Arnica.

Mönchtauben, s. Tauben.

Mönch und Nonne, die konvex, bez. konkav liegenden, sich überdeckenden Ziegel eines Hohlziegeldaches (s. Tafel »Dachdeckung«, Fig. 6).

Monck (Monk), George, Herzog von Albemarle, engl. Feldherr, geb. 6. Dez. 1608 als der Sohn eines Landedelmanns in Devonshire, gest. 3. Jan. 1670, trat 1625 in die Armee, war beim Ausbruch des Bürgerkriegs Oberstleutnant, focht zunächst auf seiten der Royalisten, geriet aber 1644 in Gefangenschaft und erlangte erst 1646 durch den Übergang auf die Seite des Parlaments seine Freiheit. Hierauf mit dem Kommando der Parlamentstruppen in Ulster betraut, entriß er den Royalisten mehrere Plätze und nahm ihren General Monro gefangen, schloß aber, als nach der Hinrichtung Karls I. die Zahl der Gegner des Parlaments wuchs, einen Waffenstillstand und kehrte im Juli 1649 nach England zurück. Im Juli 1650 begleitete M. Cromwell nach Schottland, wo er sich besonders bei Dunbar auszeichnete und nach Cromwells Rückkehr nach England Stirling und Dundee eroberte. 1653 wurde er einer der drei Flottengenerale im Seekrieg gegen Holland, nahm an den Kämpfen vom 18. Febr. und 2. und 3. Juni 1653 teil, erhielt, als Blake erkrankte, den Oberbefehl und erfocht 29. und 31. Juli einen vollständigen Sieg, bei welchem der holländische Admiral Tromp fiel. 1654 als Oberbefehlshaber nach Schottland zurückgeschickt, erklärte sich M. nach Cromwells Tod auch für den Sohn desselben und nach dessen Sturz für das sogen. Rumpfparlament. Erst als General Lambert eine neue Militärherrschaft begründete, marschierte M. gegen ihn, überschritt 1. Jan. 1660 mit 7000 Mann die englische Grenze und rückte 3. Febr. ohne Schwertstreich in London ein. Nach wenigen Tagen kündigte er dem Parlament den Gehorsam, führte 21. Febr. die im Dezember 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsmitglieder nach Westminster zurück und verständigte sich mit Karl II., der auf Beschluß eines neugewählten Parlaments 25. Mai nach England zurückkehrte. M. wurde nun zum Mitglied des Geheimen Rates, Großstallmeister und Kammerherrn, zum Herzog von Albemarle sowie zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt, beteiligte sich aber nicht sehr viel an den öffentlichen Angelegenheiten. 1666 befehligte er mit dem Prinzen Ruprecht auf der gegen die Holländer ausgesandten Flotte, ward von Ruyter im Juni in einer viertägigen Seeschlacht geschlagen, errang aber noch 25. Juli über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. 1667 wurde er zum ersten Lord des Schatzes ernannt, nahm aber an den Geschäften wenig Anteil. In seinen letzten Jahren litt er schwer an der Wassersucht. Seine Biographie schrieben sein Kaplan Gumble (1671), Th. Skinner (1723), Guizot (Par. 1837, 6. Aufl. 1862; deutsch, Leipz. 1851) und J. Corbett (Lond. 1889).

Monclova, Stadt im mexikan. Staate Coahuila, 170 km nördlich von Saltillo, Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach Piedras Negras, hat eine große Baumwollfabrik (500 Webstühle) und (1883) 4236 Einw.

Moncontour (spr. mongkongtūr), 1) Stadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord, Arrond. St.-Brieuc, hat eine Wallfahrtskirche St.-Mathurin mit schönen Glasmalereien, eine Gewerbekammer, Leinwandfabrikation und (1891) 1308 Einw. — 2) Flecken im franz. Depart. Vienne, Arrond. Loudun, an der kanalisierten Dive und den Staatsbahnlinien Poitiers-Angers und Loudun-Airvault, mit Ruinen eines 1372 von Duguesclin zerstörten Schlosses und (1891) 754 Einw.; bekannt durch die Niederlage der Hugenotten unter Coligny gegen die königliche Armee 3. Okt. 1569.

Moncriefflafette, s. Lafette.

Moncrif (spr. mongkrif), Augustin Paradis de, franz. Dichter, geb. 1687 in Paris, gest. daselbst 19. Nov. 1770, wegen seiner persönlichen Eigenschaften (er war Dichter, Musiker, Schauspieler und ein ausgezeichneter Fechter) in den feinen Zirkeln äußerst beliebt, Sekretär des Grafen d'Argenson und 1734 Vorleser der Königin Maria Leszczynska, trat 1733 in die Akademie. Am besten gelungen sind seine Lieder und Romanzen, besonders »Le rajeunissement inutile«. Seine ziemlich unbedeutende »Histoire des chats« (Par. 1727—48), eine Parodie auf die pedantische Gelehrsamkeit, trug ihm den Beinamen »l'historiogriffe« ein. Seine übrigen Werke, Romane, Lustspiele, Ballette ꝛc., haben nicht viel Wert. Er veranstaltete selbst Ausgaben seiner »Œuvres« (1751, 3 Bde.; 1768, 4 Bde.); eine Auswahl derselben (von Uzanne) erschien 1879.

Moncton, Stadt in der kanad. Provinz Neubraunschweig (Britisch-Nordamerika), am Petit Coudiac, der 30 km unterhalb in die Chignectobai der Fundybai mündet, Bahnknotenpunkt, in fruchtbarer Gegend, hat große Lokomotivwerkstätten, Ausfuhr von Vieh und (1891) 8765 Einw.

Verzeichnis der Formationen (nach Lohrmann).

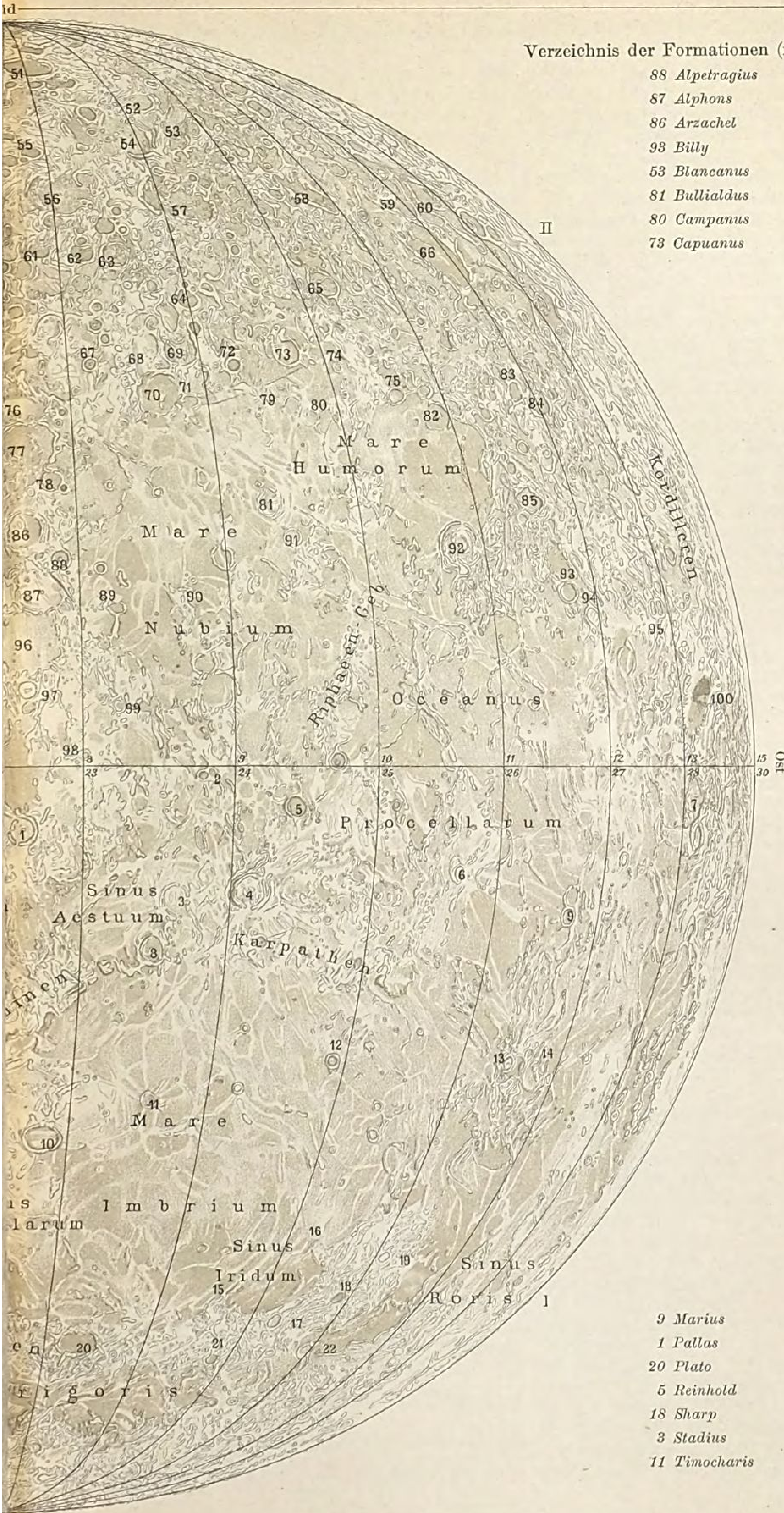
139 Albategnius
125 Aliacenus
127 Apianus
109 Baco
116 Barocius
104 Boguslawsky
103 Boussingault
138 Catharina
118 Clairaut
105 Curtius
119 Cuvier
137 Cyrillus
143 Delambre
112 Fabricius
130 Fracastor
121 Furnerius
134 Goclenius
135 Guttemberg
141 Hipparchus
111 Hommel
107 Jacobi
133 Langrenus
108 Lilius
124 Lindenau
101 Manzinus
117 Maurolycus
113 Metius
102 Mutus
115 Nicolai
140 Parrot
131 Petavius
110 Pitiscus
142 Réaumur
114 Rheita
122 Riccius
128 Sacrobosco
129 Santbech
120 Stöfler
136 Theophilus
132 Vendelinus
126 Werner
106 Zach
123 Zagut

---

165 Acherusia Cap
157 Agrippa
154 Arago
155 Ariadaeus
180 Aristillus
188 Aristoteles
183 Atlas
181 Autolycus
161 Azout
174 Bessel
186 Bürg
179 Calippus
182 Cassini
169 Cleomedes
160 Condorcet
168 Einmart
189 Endymion
187 Eudoxus
185 Franklin
175 Gauß
177 Geminus
156 Godin
184 Hercules
158 Hyginus
172 Le Monnier
173 Linné
170 Macrobius
167 Manilius
166 Menelaus
176 Messala
162 Picard
164 Plinius
178 Posidonius
153 Ritter
171 Römer
152 Sabine
151 Taruntius
159 Triesnecker
163 Vitruvius



KARTE.



Verzeichnis der Formationen (nach Lohrmann).

88 *Alpetragius*
87 *Alphons*
86 *Arzachel*
93 *Billy*
53 *Blancanus*
81 *Bullialdus*
80 *Campanus*
73 *Capuanus*
72 *Cichus*
55 *Clavius*
52 *Cysatus*
100 *Damoiseau*
89 *Davy*
82 *Doppelmayer*
83 *Fourier*
92 *Gassendi*
68 *Gauricus*
90 *Guerike*
65 *Hainzel*
94 *Hansteen*
64 *Heinsius*
67 *Hell*
97 *Herschel*
71 *Hesiodus*
99 *Lalande*
57 *Longomontanus*
91 *Lubiniezky*
56 *Maginus*
79 *Mercator*
85 *Mersenius*
98 *Moesting*
51 *Moretus*
59 *Phocylides*
62 *Pictet*
70 *Pitatus*
96 *Ptolemaeus*
77 *Purbach*
74 *Ramsden*
76 *Regiomontanus*
61 *Saussure*
54 *Scheiner*
66 *Schickard*
58 *Schiller*
95 *Sirsalis*
78 *Thebit*
63 *Tycho*
84 *Vieta*
75 *Vitello*
60 *Wargentin*
69 *Wurzelbauer*

---

9 *Marius*
1 *Pallas*
20 *Plato*
5 *Reinhold*
18 *Sharp*
3 *Stadius*
11 *Timocharis*
10 *Archimedes*
13 *Aristarchus*
17 *Bianchini*
21 *Condamine*
4 *Copernicus*
8 *Eratosthenes*
12 *Euler*
2 *Gambart*
22 *Harpalus*
16 *Heraclides Cap*
14 *Herodot*
7 *Hevel*
6 *Kepler*
15 *Laplace Cap*
19 *Mairan*

Mond (lat. Luna; hierzu die »Mondkarte« und Tafeln »Mond I—III«), der unsrer Erde am nächsten stehende Himmelskörper, läuft in einer mittlern Entfernung von 385,080 km = 60,27 Erdhalbmessern in Zeit von 27 Tagen 7 Stund. 43 Min. 11,5 Sek. (vgl. Monat) um die Erde, indem er dabei gleichzeitig an der Bewegung der letztern um die Sonne teilnimmt. Seine wahre Bahn im Weltraum ist daher eine teilweise innerhalb, teilweise außerhalb der Erdbahn liegende Epicykloide, die der Sonne immer die hohle Seite zukehrt. Da die Exzentrizität seiner Bahn 0,05491 ist, so schwankt sein Abstand von der Erde zwischen 407,110 und 356,650 km. Seine Bahn ist 5° 8′ 39,96″ gegen die Erdbahn geneigt. Infolge der Anziehung der Sonne und der Planeten weicht jedoch die Bewegung des Mondes um die Erde erheblich von der rein elliptischen ab, und insbes. sind die unter den Namen Evektion, Variation und jährliche Gleichung bekannten Störungen von kurzer Periode beträchtlich. Von den säkularen Störungen sind besonders die Bewegungen der Knoten und Apsidenlinie bemerkenswert: die erstere geht jährlich durchschnittlich 19⅓° zurück und vollendet in 18 Jahren 219 Tagen einen vollen Umlauf gegen die Ordnung der Zeichen; die Apsidenlinie aber macht bei jedem Mondumlauf eine Drehung von ungefähr 3° in direkter Richtung, sie dreht sich also in einem Jahre um etwa 40⅔° und vollendet einen ganzen Umlauf in 8 Jahren 311 Tagen. Während eines Umlaufs um die Erde rotiert der M. zugleich einmal um eine um 93½° gegen die Ebene seiner Bahn geneigte Achse, weshalb er uns immer im wesentlichen dieselbe Seite zukehrt; durch die Ungleichförmigkeit seiner Bewegung werden aber scheinbare Schwankungen oder Librationen (s. d.) hervorgerufen, infolge deren wir ungefähr $^{6}/_{10}$ der Mondoberfläche sehen. Zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung, daß Rotations- und Umlaufszeit übereinstimmen, hat der englische Kosmolog Darwin folgende Hypothese aufgestellt. Wenn der M. anfänglich seine in der Richtung von W. nach O. vor sich gehende Rotation in kürzerer Zeit als seinen Umlauf um die Erde vollendet hat und wenn derselbe teilweise mit einer flüssigen Hülle bedeckt war, so wird in dieser durch die Anziehung der Erde auf der dieser zugewendeten, wie auf der abgewendeten Seite eine Flutwelle erregt sein, welche zweimal in Zeit einer Rotation um den Weltkörper gelaufen ist. Indem sie hierbei gegen die Ostseiten der festen Teile seiner Hülle (der Festländer) stieß, setzte sie der Rotation einen Widerstand entgegen und verlangsamte dieselbe, bis endlich die Rotationszeit mit der Umlaufszeit zusammenfiel. Ist dieser Zustand erreicht, so findet, sofern dann überhaupt noch eine flüssige Bedeckung vorhanden ist, kein Wechsel von Ebbe und Flut mehr statt, sondern es besteht bloß auf der dem Zentralkörper zugekehrten und auf der entgegengesetzten Seite eine Erhöhung und in 90° Abstand von diesen Punkten eine beständige Depression.

Größe und Gestalt. Phasen.

In mittlerer Entfernung erscheint uns der M. als eine Scheibe von 31′ 8,0″ Durchmesser, der wahre Durchmesser beträgt daher 0,273 Äquatorialdurchmesser der Erde = 3480 km. Das Volumen des Mondes ist $= \frac{1}{49,6}$ des Volumens der Erde, seine Masse $= \frac{1}{79,7}$ der Masse der Erde, seine mittlere Dichtigkeit stellt sich auf 0,604 der Dichte der Erde oder 3,4 der des Wassers, etwa der des Granats entsprechend. Eine Abplattung hat der M. nicht, dagegen aber eine geringe, durch die Theorie nachgewiesene Anschwellung gegen die Erde hin, so daß (nach Hansen) sein Schwerpunkt etwa 59 km weiter von uns absteht als sein Mittelpunkt.

Die auffallendste Erscheinung, welche der M. uns darbietet, sind seine im Lauf eines synodischen Monats (vgl. Monat) wechselnden Phasen oder Lichtgestalten, welche eine Folge seiner veränderlichen Stellung gegen Erde und Sonne sind, welch letzterer er seine beleuchtete Seite zukehrt. Steht er in Konjunktion mit der Sonne, geht er also zugleich mit ihr durch den Meridian, so kehrt er uns seine unbeleuchtete Seite zu, wir haben dann Neumond. Da aber der M. eine rasche Bewegung in seiner Bahn nach O. hat, so befindet er sich bald nachher auf der Ostseite der Sonne, und wir erblicken an seinem westlichen (rechten) Rand eine schmale erleuchtete Sichel, die von Tag zu Tag größer wird; wir haben zunehmenden M., der abends nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel sichtbar ist. Nach ungefähr sieben Tagen erscheint uns die ganze westliche (rechte) Hälfte der Mondscheibe erleuchtet; der M. steht jetzt 90° östlich von der Sonne, er kulminiert ungefähr, wenn diese untergeht, und erhellt die erste Hälfte der Nacht; wir haben erstes Viertel (Tafel I, Fig. 1). In den folgenden Tagen ist mehr als die Hälfte der Mondscheibe erleuchtet; der M. geht immer später in den Frühstunden unter, bis wir etwa 14 Tage nach dem Neumond die volle Scheibe erleuchtet sehen; wir haben dann Vollmond, Sonne und M. stehen in Opposition, der M. scheint die ganze Nacht hindurch. Von nun an tritt derselbe für uns auf die Westseite der Sonne, der erleuchtete Teil liegt nach O. (links), und da die Lichtgestalt immer kleiner wird, so haben wir abnehmenden M. Dieser geht abends nach Sonnenuntergang immer später auf; ungefähr sieben Tage nach dem Vollmond sehen wir nur noch die östliche (linke) Hälfte der Scheibe erleuchtet; wir haben letztes Viertel (Tafel I, Fig. 2). Der M. geht um Mitternacht auf und steht gegen Sonnenaufgang im S. Die Sichelgestalt, die wir auf der linken Seite der Scheibe in den Morgenstunden am Osthimmel sehen, wird immer kleiner in dem Maß, wie der M. sich für uns der Sonne nähert, bis sie endlich beim Neumond ganz verschwindet.

Anblick des Himmels vom Mond aus.

Da wir die Bewegung des Mondes genau kennen, so läßt sich auch angeben, wie sich für einen fingierten Standpunkt auf dem M. der Anblick des Himmels gestalten werde, wobei wir noch die Abwesenheit einer atmosphärischen Hülle auf dem M. als bekannt voraussetzen wollen. Denken wir uns zunächst einen Beobachter auf der Mitte der von der Erde stets abgewendeten Seite des Mondes, wenn es dort gerade Mitternacht ist, so wird derselbe den Himmel mit allen Gestirnen ganz so sehen, wie er uns auf der Erde erscheint, auch die Planeten, abgesehen von geringen Verschiedenheiten im scheinbaren Orte, die uns jetzt nicht weiter beschäftigen sollen. Die Dunkelheit des ganzen schwarzen Himmels ist vielleicht keine vollkommene, da das Gesamtlicht der Gestirne dort wegen der Abwesenheit einer lichtschwächenden Atmosphäre größer sein muß. Deshalb erscheinen auch die Sterne am Horizont wie im Zenith in demselben Glanz. Im O. wird die Stelle des Sonnenaufganges einige Zeit vor demselben angedeutet durch einen hellen Lichtglanz, die Corona der Sonne. Bald tritt in un-

geschwächtem Lichte der oberste Rand der letztern am Horizont hervor, und je mehr sie sich hebt, desto mehr beschränkt sich die Sichtbarkeit der Milchstraße und der kleinsten Sterne, die auf der Erde wegen der Dämmerung zu schwinden beginnen, lange bevor die Sonne sichtbar wird. Aber auch wenn die ganze Sonnenscheibe oberhalb des Horizonts steht, sind wahrscheinlich die größern Gestirne auch am Tage am schwarzen Himmel sichtbar. Wegen Mangels der Dämmerung und jeglichen durch die Luft vermittelten Zwischen- oder Halblichts wird die Landschaft stückweise sichtbar, nach Maßgabe der fortschreitenden Beleuchtung, wobei zwischen Licht und Schatten die größten Kontraste stattfinden. Ebenso ist die Wirkung des von Bergflächen reflektierten Lichts gegen beschattete Stellen auch nicht irgend einer Abschwächung durch die Wirkung der Luft unterworfen. Nach sieben Tagen hat die Sonne das Zenith erreicht, nach weitern sieben Tagen geht sie im W. unter, und es folgt, unvermittelt durch die Dämmerung, die Nacht, in welcher kein Polarlicht, kein Feuermeteor, keine Sternschnuppe gesehen wird. Versetzen wir jetzt den Beobachter in die Mitte der gegen die Erde gewendeten Seite des Mondes und nehmen an, daß es die Zeit der dortigen Mitternacht sei. Am schwarzen, doch nicht völlig dunkeln Himmel steht im Zenith die voll erleuchtete Scheibe der Erde, $3^1/_2$ mal größer im Durchmesser, als uns der Vollmond erscheint, und eine 28mal größere Lichtmenge herabsendend. Bei solchem Glanz wird zwar die Sichtbarkeit der kleinsten Sterne und der Milchstraße beeinträchtigt werden, aber diese wird ebensowenig ganz verschwinden wie der hellere Teil des Zodiakallichts. Während die Sterne der Ekliptik langsam hinter dem Erdkörper fortziehen, scheint dessen Ort in Beziehung auf Horizont und Zenith kaum merklichen Änderungen unterworfen; aber mehr und mehr nimmt das Volllicht der Erde an der Westseite ab, und nach sieben Tagen ist sie nur noch halb erleuchtet. Dem unbewaffneten Auge des Beobachters zeigen sich deutlich in großen Umrissen die Kontinente der Erde im Gegensatz zu den dunkeln ozeanischen Flächen, ebenso das weiße Licht (Nord- oder Südlicht) des einen oder andern der Pole, aber alles vielfältig verhüllt von Wolkenzügen, deren Lichtglanz jeden andern auf der Erde, mit Ausnahme der noch über die Wolken ragenden beschneiten Hochgebirge, übertreffen wird. Es zeigt sich auch die allgemeine Abnahme des Lichts gegen die Phase und gegen den Rand der Erdkugel hin sowie sehr leicht die Wirkung der Rotation an dem Verschwinden dieser und an dem Auftreten andrer Punkte auf der Oberfläche. In dem Maß, wie die aufsteigende Sonne sich dem Zenith und also auch der Erde nähert, hat die Phase dieser mehr und mehr abgenommen. Die letzte, sehr feine Erdsichel, im Durchmesser viermal größer als die Sonnenscheibe und dieser ganz nahe, wird unsichtbar, und es beginnt eine Sonnenfinsternis von langer Dauer in dem Fall, daß ein zentraler Vorübergang stattfinden sollte. Dann werden sich die Phänomene, welche wir bei großen Sonnenfinsternissen beobachten, zum Teil in erhöhtem Maß zeigen, weil die Erdatmosphäre das Licht der verdeckten Sonne rings um die Erde zum Teil durchlassen und so eine große und farbenreiche Corona darstellen wird, deren Licht vielleicht nicht stark genug ist, um die vollständige Sichtbarkeit der Gestirne zu verhindern. Auch darf man annehmen, daß während solcher Totalfinsternis die allgemeine Beleuchtung von roter Farbe sein werde. Jedoch findet nicht jedesmal unter gedachten Umständen eine Finsternis statt, denn die Sonne kann auch seitlich an der Erde vorübergehen. Sobald die Sonne hinter der Erde wieder hervorgetreten ist, zeigt sich an letzterer bald wieder die feine Sichelform, und wenn sieben Tage später die Sonne untergeht, ist im Zenith die Erde wieder halb erleuchtet oder im ersten Viertel. Die Beleuchtung der Nachtseite des Mondes durch das von der Erde reflektierte Sonnenlicht gibt sich übrigens zu erkennen in der aschfarbenen Beleuchtung der Mondscheibe, die wir kurz vor und nach dem Neumond neben der glänzenden, der Sonne zugekehrten Lichtsichel gewahren. Kepler schrieb die richtige Erklärung dieses Phänomens seinem Lehrer Mästlin zu, doch hat dieselbe schon Leonardo da Vinci gegeben.

Mondatmosphäre.

Verschiedene ältere Mondbeobachter, von Hevel bis herab auf Schröter, haben dem M. eine Atmosphäre zugeschrieben, andre, wie W. Herschel, haben dieselbe in Abrede gestellt, und diese Ansicht hat in der Hauptsache den Sieg davongetragen. Besäße nämlich der M. eine das Licht brechende Atmosphäre, so müßte uns ein Stern noch sichtbar sein, wenn er bereits hinter dem M. steht, gerade so wie wir auch die Sterne infolge der atmosphärischen Strahlenbrechung noch sehen, wenn sie sich bereits ein Stück unter dem Horizont befinden. Der aus der Dauer einer Sternbedeckung abgeleitete Durchmesser des Mondes müßte daher kleiner sein als der durch direkte Messung bestimmte. Da sich nun kein derartiger Unterschied ergab, so schloß Bessel, daß der M. keine Atmosphäre besitze, deren Dichte den 900. Teil der unsrigen übersteigt. Neuere Untersuchungen haben indessen dieses Ergebnis einigermaßen modifiziert; es hat insbes. Neison einen durch die Mondatmosphäre bewirkten Unterschied von 2″ in der Bestimmung des Monddurchmessers nachweisen zu können geglaubt und daraus auf die Existenz einer solchen Atmosphäre geschlossen, deren Dichte ungefähr $^1/_{300}$ der unsrigen ist. Auch Küstner ist bei einer neuern Bestimmung des Monddurchmessers aus Plejadenbedeckungen zu der Überzeugung gelangt, daß die Beobachtung von Sternbedeckungen durch den M. kein so zuverlässiges Mittel zur Entscheidung der Frage nach der Mondatmosphäre abgebe, als man früher geglaubt hat. Das ist indessen sicher, daß die Mondatmosphäre, wenn eine solche existiert, nur eine sehr geringe Dichte besitzen kann, daß also auch beträchtliche Ansammlungen von Wasser auf dem M. nicht existieren können, weil dieses verdunsten und in die Atmosphäre übergehen würde. Dagegen hält Zöllner das Vorkommen von Eis auf dem M. für zulässig.

Mondkarten und Mondlandschaften.

Als Galilei das eben erst erfundene Fernrohr 1610 auf den M. richtete, erkannte er die Unebenheiten seiner Oberfläche, die Schatten der Gebirge, und wagte Vermutungen über die Höhe derselben. Gleiche Wahrnehmungen machten andre Beobachter, und schon um die Mitte des 17. Jahrh. gab es Mondkarten, unter denen jedoch nur die zahlreichen Abbildungen Hevels (1647) einen für die damalige Zeit erheblichen Wert beanspruchen können, wenn auch alles nur nach dem Augenmaß verzeichnet wurde. Noch vor der Mitte des 18. Jahrh. aber stellte Tob. Mayer in Göttingen zuerst die Lage verschiedener Hauptpunkte des Mondes durch wirkliche Messungen fest und brachte eine zwar kleine, aber sehr genaue Mondkarte zu stande, die 1775 durch Lichtenberg ver-

Mond I.

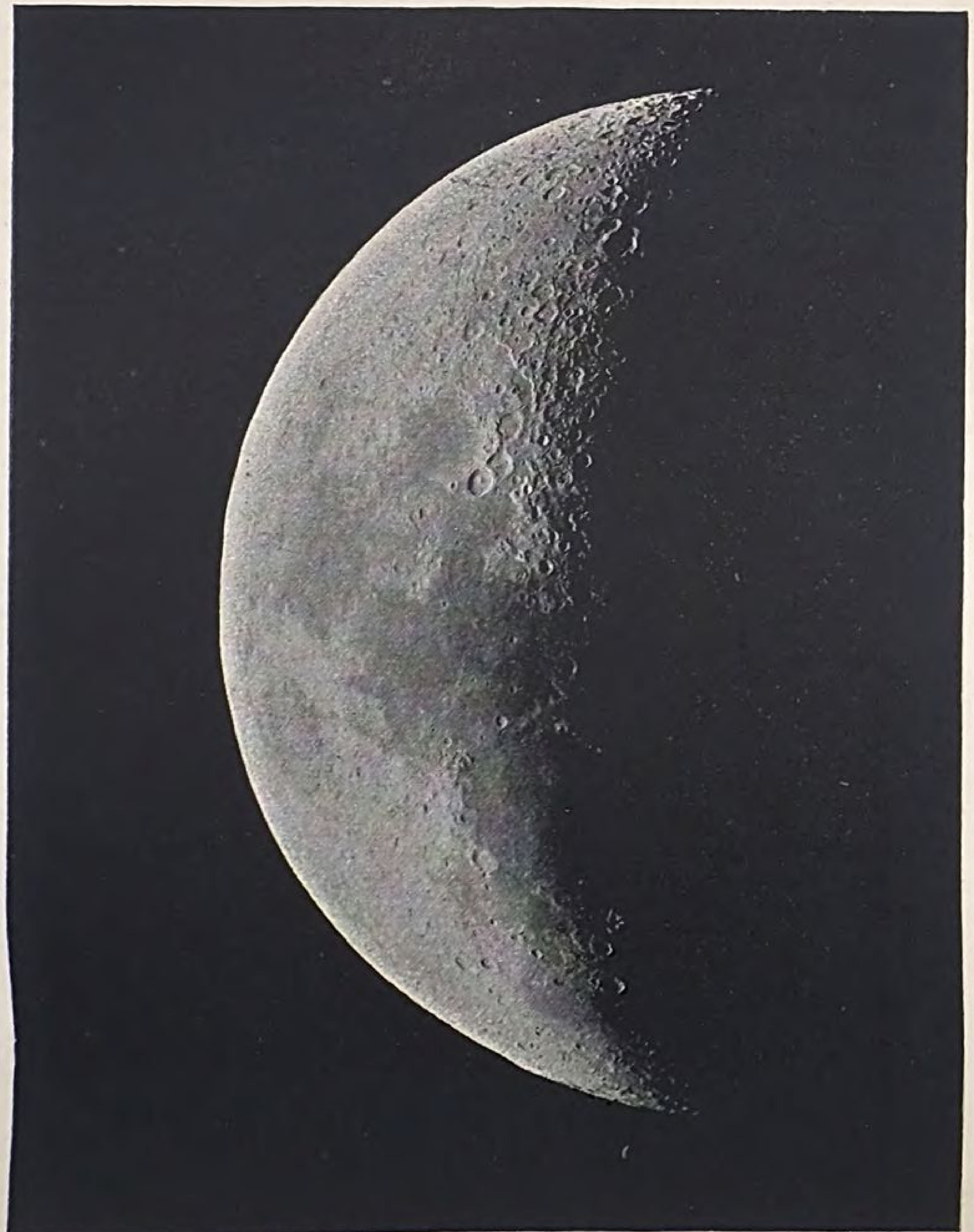


Fig. 1. Bild des zunehmenden Mondes im umkehrenden Fernrohr.
Alter des Mondes 5 Tage 20 Stunden.
Nach einer photographischen Aufnahme auf der Lick-Sternwarte vom 23. Januar 1893.



Fig. 2. Bild des abnehmenden Mondes im umkehrenden Fernrohr.
Alter des Mondes 20 Tage 20 Stunden.
Nach einer photographischen Aufnahme auf der Lick-Sternwarte vom 2. August 1893.

öffentlicht wurde. Mayer ist daher als der Begründer der wissenschaftlichen Selenographie zu betrachten. Seit 1784 begann Schröter in Lilienthal bei Bremen mit Hilfe großer Spiegelteleskope seine Mondstudien und leistete in der Spezialbeobachtung vieler Mondlandschaften bei wechselnder Beleuchtung für seine Zeit Bedeutendes. 1821—36 lieferte Lohrmann in Dresden, seit 1830 Mädler in Berlin (dessen Karte, eine ausgezeichnet feine Lithographie, 1837 erschien), dieser durch Wilhelm Beer unterstützt, nach langjähriger Arbeit Abbildungen des Mondes im Durchmesser von 3 Pariser Fuß, mit denen die frühern Versuche in keinen Vergleich gebracht werden können. Lohrmanns in Kupferstich ausgeführte Karte, die auch unsrer beifolgenden Mondkarte zu Grunde liegt, ward erst 1878 durch J. F. J. Schmidt und 1892 von Ebert veröffentlicht (Leipz.), nachdem Lohrmann selbst nur vier Sektionen (1824) publiziert hatte. Diese Arbeiten werden jedoch bei weitem übertroffen von Schmidts auf langjährigen eignen Beobachtungen in Bonn, Olmütz und Athen beruhender »Karte der Gebirge des Mondes nach eignen Beobachtungen in den Jahren 1840—1874« (Berl. 1878) in 25 Blättern, nebst einem Erläuterungsband. Über 2000 Originalzeichnungen, zumeist nach Aufnahmen am Athener Refraktor, lieferten das Material zu dieser Darstellung, welche den M. im Maßstab 1 : 1,783,200 als Scheibe von 2 m Durchmesser zeigt. In neuerer Zeit haben sich besonders die Mitglieder des Lunarkomités in London mit der Topographie einzelner Landschaften beschäftigt; von Publikationen sei hier auf die am Schluß dieses Artikels citierten Werke von Nasmyth u. Carpenter und von Neison hingewiesen. Auch Weinek in Prag hat eine große Reihe vortrefflicher Zeichnungen von Mondlandschaften geliefert. Russel und die Hofrätin Witte in Hannover versuchten die Mondoberfläche plastisch darzustellen, und Thom. Dickert in Bonn fertigte seit 1850 unter Anleitung von J. F. J. Schmidt eine sehr große Halbkugel des Mondes. Ausgezeichnete Lichtbilder lieferten bereits Warren de la Rue, Rutherford und Nasmyth, die aber für die spezielle Topographie des Mondes nicht viel zu leisten vermochten. Neuere photographische Aufnahmen von erheblich größerer Vollkommenheit sind auf der Sternwarte in Paris und ganz besonders auf der Lick-Sternwarte in Kalifornien erhalten worden, die bei mehrfacher Vergrößerung eine ungeahnte Menge von außerordentlich feinen Details erkennen lassen. Unsre Tafel I zeigt zwei Abbildungen des ab- und zunehmenden Mondes nach photographischen Aufnahmen der Lick-Sternwarte.

Wenn man durch Betrachtung der Mondkarten sich ein richtiges Bild von der Oberflächenbeschaffenheit unsers Trabanten verschaffen will, so muß man wohl berücksichtigen, daß diese Karten die uns zugewendete Halbkugel des Mondes in orthographischer Projektion zur Anschauung bringen. Demnach müssen die Oberflächenteile, je weiter sie von der Mitte des Bildes abstehen, mehr und mehr verkürzt und gegen die Ränder zu ganz hintereinander gedrängt erscheinen. Es wird also ein kreisförmiges Ringgebirge eine mehr und mehr elliptische Form annehmen, nach Maßgabe seines Abstandes von der Mitte, und wird dieser Abstand $= 90°$, so liegt das Ringgebirge im Rande des Mondes und stellt sich nun als eine Linie oder als einfacher Bergwall dar. Das Erkennen wie das Zeichnen der Landschaften wird also um so schwieriger, je näher diese dem Rande liegen. Da aber die störende Trübung einer Mondluft nicht stattfindet, wird wenigstens die Klarheit oder Lichtstärke der Bilder am Rand sich von der der Mitte nicht unterscheiden. Als Übersichts- oder Gesamtbild betrachtet, kennen wir die eine Seite des Mondes besser als die Oberfläche unsrer Erde, weil auf dieser vieles noch gar nicht entdeckt oder nur unvollkommen erforscht ward; es genügt, an das Innere von Asien und Afrika sowie an die polaren Regionen zu erinnern. Auch die Ortsbestimmungen erster Ordnung auf dem M. sind, im ganzen betrachtet, wohl genauer, als es noch vor der Mitte des 18. Jahrh. sehr viele Längen- u. Breitenbestimmungen auf der Erde waren. Erwägt man, daß die Karten von Lohrmann und Mädler ungefähr je 8000 einzelne Gegenstände darstellen, die größere Karte von Schmidt deren wenigstens 40,000 enthält, so folgt, daß sich die Selenographie in mancher Beziehung wohl mit der Geographie messen kann.

[Form und Höhe der Mondberge.] Die Formen auf dem M., welche man mit Hilfe des Fernrohrs erblickt, zeigen sich bei günstiger Beleuchtung durch die Sonne in vorzüglicher Schärfe wegen des strengen Kontrastes von Licht und Schatten und wegen des Mangels an Übergängen zwischen jenen beiden Grenzen. Die völlige Schärfe und reine Begrenzung der Schatten gestattet sehr genaue Messungen, und wie man aus dem Schatten eines Turmes leicht seine Höhe findet, so kann man auf ähnliche Art zur Kenntnis der Höhe der Mondberge gelangen. Da aber auf unserm Trabanten ein allgemeines Niveau, entsprechend dem Meeresspiegel bei uns, fehlt, so können wir die Höhen nicht als absolute auffassen, sondern müssen uns darauf beschränken, anzugeben, wie groß der Höhenunterschied zwischen dem Gipfel und jenem Punkt sei, der zur Zeit der Messung vom Schatten des Gipfels berührt ward. Die Rechnung gibt dann nach geschehener Messung für jenen Punkt die Sonnenhöhe $= H$ und die relative Berghöhe $= h$. Wird ein Berg mehrfach gemessen, also bei ungleicher Höhe der Sonne, so wird auch das Resultat für h verschieden ausfallen, sowohl wenn der Gipfel abgerundet ist, als auch, wenn das Ende des Schattens auf bergiges Terrain fällt. Als Beispiel diene ein Teil der Messungen des hohen Berggipfels Huygens, angestellt von Schröter, Mädler und Schmidt.

H =	h =	
4° 46′	3033 Toisen	Schmidt
4° 47′	2930 „	Mädler
4° 48′	3158 „	Schröter
4° 51′	3021 „	Schmidt
5° 1′	3419 „	Schröter
5° 2′	3045 „	Schmidt
5° 4′	2771 „	Mädler
5° 18′	2540 „	Schmidt
5° 18′	2475 „	Schmidt
5° 20′	2683 „	Schmidt

Hier bemerkt man, daß bei zunehmender Sonnenhöhe H die Berghöhe h abzunehmen scheint, weil entweder der Gipfel kuppelförmig ist, oder die Ebene, welche der Schatten durchzieht, selbst ungleiche Höhe hat. Das Mittel dieser Messungen ist: $H = 5° 1{,}5'$, $h = 2906{,}5$ Toisen oder 17,439 Pariser Fuß. Ähnlich wird man nun aus Messungen für die Tiefe eines Kraters die Werte h nach H ordnen, das Maximum der Tiefe erkennen und selbst annähernd die Krümmung der Bodenfläche des Kraters ermitteln können. Nachdem viele Hunderte von Bergen in solcher Weise vermessen und auch beiläufig hinsichtlich ihrer Neigungsmittel untersucht worden sind, war es möglich, ein Bild der Oberfläche des Mondes ganz in derselben

Weise zu entwerfen, wie dies mit der Darstellung der Erdoberfläche, also auf den Landkarten, geschieht. Was die Höhen der Mondberge anlangt, so erreichen die höchsten etwa 7500 m, 22 unter den 1100 von Beer und Mädler gemessenen sind über 4800 m, 6 über 5800 m hoch.

Die Form der Gebirge auf dem M. ist eine doppelte: Gebirge, die denen auf unsrer Erde gleichen, und ringförmige Bildungen. Der erste Typus ist nur wenig vertreten, hauptsächlich durch die Gebirgsketten, die sich ungefähr in der Mitte der nördlichen Mondhälfte in einem flachen Bogen durch mehr als 30 Breitengrade von S. nach N. ziehen und mit den Namen Apenninen, Kaukasus und Alpen belegt werden. Weit häufiger ist der Typus der ringförmigen Berge, welche charakterisiert sind durch einen kreisförmigen Wall, in dessen Innerm eine tiefe Ebene liegt, aus welcher oft ein oder auch mehrere Berge hervorragen, ohne indessen die Höhe des Walles zu erreichen. Nach ihrer Größe und sonstigen Beschaffenheit bezeichnet man diese Gebilde mit verschiedenen Namen. Die größten von 75—275 km Durchmesser, mit unregelmäßigem, oft durchbrochenem Wall, heißen Wallebenen. Ihr Inneres ist verhältnismäßig eben, nur manchmal von unregelmäßigen Bergen besetzt oder durch Gebirgsarme geteilt. Schon Galilei hat dieselben mit dem großen geschlossenen Becken von Böhmen verglichen. Die Mehrzahl derselben liegt auf der Südseite der sichtbaren Mondscheibe, wo sie mehrfach zusammenhängende Reihen in meridionaler Richtung bilden, wie die mit den Namen Katharina, Theophilus und Cyrillus bezeichneten. Von kleinern Dimensionen sind die Ringgebirge, deren Durchmesser 10—40 km beträgt. Sie sind regelmäßig gebaut, von einem kreisrunden, nach innen steiler als nach außen abfallenden Wall umschlossen, der auf der innern Seite oft zwei- oder dreimal so hoch ist als auf der äußern; in der Mitte erhebt sich oft ein steiler Berg, der aber nicht die Höhe des Walles erreicht. Bei einzelnen Ringgebirgen treten auch mehrere Zentralberge auf. Merkwürdig ist das paarweise Vorkommen von Ringgebirgen, die in Form und Größe auffallend übereinstimmen. Krater sind kreisförmige Berge von 1—20 km Durchmesser, die zu mäßiger Höhe ansteigen und nach innen meist sehr steil abfallen. Sie gehören zu den hellsten Objekten auf dem M., und ihre Zahl ist außerordentlich groß. Namentlich sind die kleinen Krater von 1—8 km Durchmesser in unzähliger Menge überall, an den Abhängen der Ringgebirge wie auf den Ebenen, zerstreut; oft auch sind zahlreiche Krater in langer Linie aneinander gereiht, so daß ihre Wälle sich berühren. Gruben oder Kratergruben nennt man Vertiefungen ohne sichtbaren Wall und meist von geringer Tiefe, daher sie bald, weil ihr Boden von den Strahlen der Sonne erreicht wird, unsichtbar werden. Sie kommen in großer Zahl, oft kettenartig, vor.

Eine andre merkwürdige Erscheinung auf dem M. sind die sogen. Rillen oder Lichtadern. Mit diesem Namen bezeichnete man grabenartige Furchen, die bis 500 km lang, sehr schmal (höchstens 1 km breit), nach innen mäßig steil, oft ganz geradlinig, mitunter flach oder wellenförmig gekrümmt sind. Solche Rillen finden sich überall auf dem M., doch sehr selten in der Mitte der großen Ebenen, auffallend häufig dagegen am Rande derselben und diesem parallel laufend. Sie durchbrechen Berge und Kraterwälle, durchziehen Krater auch wohl mit eignen Wällen, wie im Hyginus, setzen an Bergen aus, um auf der gegenüberliegenden Seite wieder aufzutreten, und bilden mitunter den Übergang zu gewöhnlichen Thälern. Schröter entdeckte die ersten; Lohrmann und Mädler brachten ihre Zahl auf ungefähr 100. Der 1866 von Schmidt publizierte Katalog zählt über 400 Rillen auf. Sie gehören im allgemeinen zu den schwierig erkennbaren Objekten.

[Mare und Strahlensysteme.] Die grauen, auch dem unbewaffneten Auge gut sichtbaren Flecke auf dem M. sind Ebenen, die man früher für Meere hielt, und die daher den Namen Mare noch jetzt führen. Ihr Kolorit, wechselnd vom tiefen Grau bis zum Grün und Braun, stellenweise vielleicht bis zum Violett, wird ebenso wie ihre Begrenzung am besten bei hoher Beleuchtung gesehen. Die sehr dunkle stahlblaue Farbe auf grauem Grund ist mehr einzelnen Ringflächen mittlerer Größe eigen. Im Schicard und Mare Humboldtianum ist die innere Ringfläche bunt gezeichnet im Grau der Ebene; aber im Plato, Grimaldi, Krüger, Billy, Apollonius ist die ganze Ebene grau. Sehr dunkle und ziemlich scharf begrenzte Flecke auf hellem Boden findet man im Alphonsus, Petavius, Wilhelm Humboldt, Atlas. Zu Gruppen vereinigt, bald in Kratertiefen, bald in Thälern, findet man bedeutende graue Flecke im Süden des Mare crisium, und das Mare australe scheint nur aus solchen Flecken zu bestehen. Die großen grauen Ebenen heißen: Oceanus procellarum, Mare imbrium, Mare nubium, und diese, zusammenhängend, gehören der Ostseite der Mondscheibe an. Westlich vom mittlern Meridian liegen die großen, ebenfalls miteinander verbundenen: Mare serenitatis, M. tranquillitatis, M. foecunditatis. Mehr oder weniger isoliert und kleiner sind: Mare crisium, M. Humboldtianum, M. Smythii, M. australe, M. frigoris, M. vaporum und M. humorum.

Alle diese Ebenen sind verhältnismäßig arm an Kratern und größern Gebirgen, von denen die letztern oft die schroffen Grenzen der Mare bilden. Häufig sind in ihnen die Bergadern und besonders auffällig zahlreiche Lichtflecke. Diese, des dunkeln Grundes wegen gut sichtbar, gehören zwar in den meisten Fällen Bergen und Kratern an; oft jedoch ist an ihrem Ort keine Unebenheit vorhanden. In besonderer Großartigkeit zeigen sich aber die bis jetzt nicht erklärten Strahlensysteme in den Maren, wo sie des Kontrastes wegen viel besser als im hellen Berg- und Hügelland erkannt werden. Ihren Anfang bezeichnen große Kratergebirge, von denen sie radienartig, bald geradlinig, bald wenig gekrümmt, nach allen Richtungen Hunderte von Kilometern weit auslaufen, gelegentlich auch mit Hügel- und Bergzügen zusammenfallend, die zufällig dieselbe Richtung haben. Alle diese Lichtstreifen sind nur bei hoher Beleuchtung gut sichtbar und verschwinden an der Phase, wo an ihrem Ort niemals ein Schatten gesehen wird. Sie sind also weder Erhöhungen noch Vertiefungen und ziehen durch alle Tiefen und über alle Höhen hinweg, ohne ihre Richtung zu ändern. Es sind also Teile der Oberfläche des Mondes, die lebhafter Licht reflektieren als ihre Nachbarschaft. Das größte Hauptstrahlensystem ist das des Tycho, ziemlich hervortretend sind ferner die des Kepler, Kopernikus und Aristarch, weniger deutlich die des Olbers, Byrgius, Zuchius, Anaxagoras, Aristillus, Dionysius, Proclus und Langrenus. Die unvollkommenen Formen mitgerechnet, kennt man über 30 solcher Systeme. Die Benennung der ringförmigen Bergbildungen nach hervorragenden Ge-

Mond II.



Fig. 1. Das Ringgebirge Kopernikus.

Der große, gegen 12 geographische Meilen breite Krater *Kopernikus* ist dargestellt, wie er bei starker Vergrößerung erscheint, wenige Stunden, nachdem für seinen Horizont die Sonne aufgegangen ist. Drei Vierteile der innern Ebene, die gegen 3000 m tiefer liegt als die äußere Umgebung, sind schon erleuchtet, und die niedrigen Zentralberge haben nur noch geringen Schatten. Der äußere Abfall des Ringgebirges ist überall nur schwach, und die nach außen gemessenen Höhen erreichen nur 125 — 250 m Höhe. Nördlich (unterhalb) des Kopernikus liegt der Krater *Gay-Lussac*, umgeben von den Höhen der *Karpathen;* links oder westlich ist der Boden meist sehr eben, von zahllosen Kratern der kleinsten Art durchlöchert, während rechts oder östlich die Hügel und isolierten Berge vorherrschen. Gegen Süden, bis zum großen Krater *Reinhold* hin (oben), eine Menge von Hügeln und Bergrücken, abwechselnd mit Kraterreihen und rillenähnlichen Thalformen.

Mond III.



Fig. 2. Die Apenninen und das Ringgebirge Archimedes.

Eine der schönsten und großartigsten Landschaften des Mondes während des Sonnenaufganges. Im Süden (oben) das Hochgebirge der *Apenninen*, rechts am tiefen, noch ganz beschatteten Krater *Eratosthenes* endend. Der Nordrand des ungefähr 100 geographische Meilen langen Gebirges ist steil, und die langen Schatten gehören zu Gipfeln von 2200—5600 m Höhe. Etwas unter der Mitte der Tafel liegt das große Wallgebirge *Archimedes*, fast ganz schattenerfüllt, innen sehr eben und kaum merklich vertieft. Westlich davon (links) die ausgezeichneten tiefen Krater *Autolycus* und *Aristillus*. Links unten der südliche Teil des *Kaukasus*, dessen westlicher Fuß in der Ebene des *Mare serenitatis* steht. Die Ebene, in der sich die vorgenannten drei großen Ringgebirge zeigen, ist das *Mare imbrium*, und der Halbkreis, mitten an der rechten Seite, der noch unvollständig erleuchtete Wall des Kraters *Timocharis*.

lehrten rührt im wesentlichen von Riccioli her, der sie 1651 in seinem »Neuen Almagest« gab; einige neuere Namen rühren von Mädler und Schmidt her; von der ältern Hevelschen Terminologie sind uns noch die Namen der Gebirge, wie Karpathen, Apenninen, Kaukasus &c., und die Benennungen der Mare geblieben.

[Licht und Wärme des Mondes.] Die gesamte Lichtmenge, die uns vom Vollmond zugesandt wird, beträgt nach Zöllners photometrischen Messungen $^1/_{619000}$ der Lichtmenge der Sonne. Über die Temperatur der Mondoberfläche waren bisher die Ansichten sehr verschieden. Sir John Herschel glaubte für die Zeit der langen Bestrahlung durch die Sonne eine Temperatur von 100—150° annehmen zu müssen, während der ebenso langen Mondnacht eine ebenso tiefe Temperatur unter dem Gefrierpunkt; zu ähnlichen Resultaten kam auch Lord Rosse. Nach Langleys Meinung könnte diese Ansicht aber nur dann richtig sein, wenn der M. mit einer atmosphärischen Hülle umgeben wäre, welche ihn vor dem Erkalten schützt; eine freie, nicht von einer solchen Hülle bedeckte Fläche bleibt auch im vollen Sonnenschein kalt. Wir finden beim Besteigen eines Berges oben den Boden im Sonnenschein nicht wärmer, sondern kälter als unten, obwohl die direkten Strahlen dort infolge der geringern Absorption durch die minder dicke und minder dichte Luftschicht wärmer sind. Auf Grund von bolometrischen Messungen glaubt Langley dann gefunden zu haben, daß die höchste Temperatur, welche die Mondoberfläche unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen annimmt, + 50° nicht übersteigt. Wie empfindlich die Methode Langleys ist, erkennt man daraus, daß bei der Mondfinsternis vom 23. Sept. 1885 die Abnahme der Wärmestrahlung des Mondes schon deutlich erkennbar war, als der Halbschatten auf die Mondscheibe trat, lange bevor das Auge die Spur eines Schattens bemerkte. Mit dem Vorschreiten der Verfinsterung nahm die Wärme schnell ab, aber vollständig hörte die Wärmestrahlung des verdunkelten Teiles nicht auf; 50 Minuten nach der Mitte der totalen Verfinsterung war die Strahlung auf 1 Proz. derjenigen einer gleich großen unverfinsterten Fläche zurückgegangen. Fast ebenso schnell wie das anfängliche Sinken erfolgte die Zunahme der Temperatur nach dem Vorübergang des Schattens. Der Wechsel der Temperatur auf dem M. während der wenigen Stunden einer Finsternis muß größer sein als der Übergang von der Tropentemperatur zur arktischen Kälte unsrer Erde. Übrigens sind es äußerst geringe Wärmemengen, auf die sich Langleys Untersuchungen beziehen: die gesamte Wärmestrahlung des Mondes auf unsrer Erde würde, auf die geschwärzte Kugel eines Thermometers konzentriert, nur ein Steigen desselben um $^1/_{6000}$° hervorrufen.

[Veränderungen auf der Mondoberfläche.] Viel bestritten ist die Frage, ob noch gegenwärtig Veränderungen auf dem M. vorgehen, wie insbes. Schröter und Gruithuisen solche in großem Maßstab beobachtet haben wollen. Zunächst ist hier daran zu erinnern, daß man mit der Benennung »Krater« nicht die Vorstellung von einer noch jetzt fortdauernden vulkanischen Thätigkeit auf dem M. zu verbinden hat, daß vielmehr jener Name nur auf äußere Formähnlichkeit sich stützt. Während man nun früher in Ermangelung ausführlicher topographischer Arbeiten die Frage, ob Neubildungen auf dem M. stattfinden, kaum zuverlässig beantworten konnte, hat man sich seit den sorgfältigen Beobachtungen von Beer und Mädler gewöhnt, sie zu verneinen und ältere gegenteilige Wahrnehmungen als auf Täuschung beruhend anzusehen. So wie unser Trabant einer merklichen Atmosphäre, des Wassers sowie des Pflanzen- und Tierlebens entbehrt, so finden nach der bei den Astronomen vorherrschenden Ansicht auch keine merklichen Veränderungen mehr auf ihm statt. Doch haben einige Beobachtungen der Neuzeit wieder Zweifel an der Richtigkeit dieser Ansicht wachgerufen. Dahin gehört namentlich das Verschwinden des 9 km im Durchmesser haltenden, sehr tiefen Kraters Linné im Mare serenitatis, an dessen Stelle ein heller, wolkenartiger Fleck getreten ist, wie Schmidt in Athen 1866 konstatiert hat. Umgekehrt hat später Klein in Köln Neubildungen von Kratern zu konstatieren geglaubt, indem er solche an Stellen entdeckte, die früher von andern Beobachtern, zum Teil auch von ihm selbst sorgfältig durchforscht worden waren. Auch in neuester Zeit haben Thury in Genf u. a. Veränderungen wahrnehmen zu können geglaubt; jedoch wenn auch die Möglichkeit, daß noch gegenwärtig Veränderungen auf der uns zugewendeten Seite des Mondes vor sich gehen, nicht unbedingt in Abrede gestellt werden kann, so sind solche doch durch die bisherigen Beobachtungen nicht zweifellos erwiesen; denn die Auffindung kleiner Objekte, die von frühern Beobachtern nicht bemerkt worden sind, beweist nichts. Hier, wie bei vielen andern Fragen der Himmelskunde, scheint die Photographie berufen, eine sichere Entscheidung herbeizuführen.

Die Abbildungen »Mondlandschaften« unsrer Tafel II und III sind dem Werk von Nasmyth und Carpenter entnommen und als Photographien von Gipsmodellen gemacht worden. Nach genauen teleskopischen Zeichnungen, bei welchen man mit großer Sorgfalt auch die Schatten der Berge angab, wurden nach angemessenen Verhältnissen Gipsmodelle angefertigt und sehr fein ausgeführt, um die geringsten Details hervorzuheben, um die eigentümliche Rauheit des Bodens anzudeuten und um den richtigen Schattenwurf zu erhalten, wenn das Modell seitwärts von der Sonne beleuchtet ward. In solcher Lage hat man das Modell photographiert und Bilder erlangt, die in überraschender Weise sowohl den wirklichen Anblick einer Mondlandschaft im Fernrohr wiedergeben, wie auch in der Hauptsache als der Wahrheit nahekommend angesehen werden dürfen. Vgl. Schröter, Selenotopographische Fragmente (Götting. 1791 u. 1802, 2 Bde.); Lohrmann, Topographie der sichtbaren Oberfläche des Mondes (1. Abt., Leipz. 1824; das ganze Werk mit 25 Tafeln, redigiert von J. F. J. Schmidt, das. 1878; neue Ausgabe von Ebert, das. 1892); Beer u. Mädler, Der M., oder allgemeine vergleichende Selenographie (Berl. 1837); Schmidt, Der M. (Leipz. 1856); Derselbe, Über Rillen auf dem M. (das. 1866); Neison, Der M. und die Beschaffenheit und Gestaltung seiner Oberfläche (deutsch, 2. Aufl., Braunschw. 1881); Nasmyth u. Carpenter, Der M. (deutsch, 3. Ausg., Hamb. 1883); Opelt, Der M., populäre Darstellung &c. (Leipz. 1879).

Mondalter, der zwischen einem gegebenen Kalendertag und dem nächst vorhergegangenen Neumond liegende Zeitabschnitt.

Mondamin, feine Maisstärke.

Monday (engl., spr. mönnde), Montag.

Mondbeglänzte Zaubernacht, ein für sowie gegen die romantische Richtung in der deutschen Litteratur gebrauchtes Losungswort, entnommen aus dem Prolog zu Tiecks »Kaiser Octavianus« (1804).

Mondbein, s. Hand.

Mondblindheit, s. Nachtblindheit. In der Tierheilkunde heißt M. (periodische oder innere Augenentzündung, Ophthalmia interna, Iridocyclitis) eine bei Pferden und andern Einhufern vorkommende, meist periodisch bis zur Erblindung wiederkehrende Entzündung der Augen, schon von Vegetius als Oculus lunaticus beschrieben. Die Ursache der Krankheit ist nicht sicher aufgeklärt, der Beweis ihres neuerdings behaupteten parasitären Ursprungs ist nicht erbracht. Fast allgemein wird erbliche Übertragung der Krankheitsanlage angenommen; klimatische und Bodenverhältnisse scheinen jedoch von entscheidendem Einfluß zu sein, und in manchen Gegenden ist die Krankheit besonders häufig oder tritt zuweilen gehäuft auf. Die Krankheit ergreift erst das eine, später meist auch das andre Auge und äußert sich in immer wiederkehrenden Anfällen. Die ersten Anfälle zeigen bloß Reizerscheinungen (Schwellung, Lichtscheu, Thränenfluß), welche wieder verschwinden, jedoch in der Regel den Anfang dauernder Veränderungen im Augeninnern zurücklassen. Diese werden die Ursache neuer Anfälle, welche monate- und selbst jahrelang ausbleiben können, meist jedoch in Zwischenräumen von 4—6 Wochen eintreten und immer erheblichere Veränderungen des Auges bedingen. Es kommt zu Verklebungen und Verwachsungen der Iris mit der Linse, eiteriger Ausschwitzung in die Augenkammer, Trübung der Linse und des Glaskörpers, Linsenstar und Glaskörperverflüssigung, totale Veränderung der Gefäßhaut, Ablösung der Netzhaut, Verkleinerung des ganzen Augapfels, schließlich zur Blindheit, welche nur ausnahmsweise ausbleibt. Fast in allen Ländern, wo der Verkäufer für gewisse Fehler haftet, ist die M. unter diesen (s. Gerichtliche Tierarzneikunde).

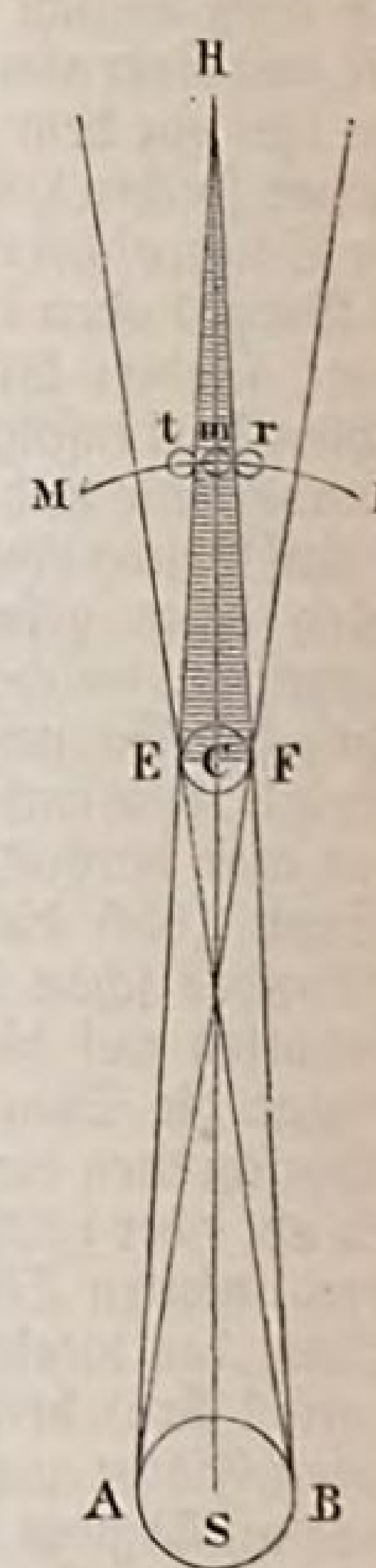
Mondblume, s. Yucca.

Möndchen (Lunula), die weißliche Stelle am Grunde der Nägel (s. d.). M. des Hippokrates, s. Lunulae Hippocratis.

Monde, s. Nebenplaneten.

Mondego (spr. mongdēgū), Fluß in der portug. Provinz Beira, entspringt an der Ostseite der Serra da Estrella, umfließt in einem Bogen dieses Gebirge und bleibt dann in südwestlicher Richtung, nimmt rechts den Dão, links den Ceira auf und fällt, nachdem er die Ebene von Coimbra bewässert hat, südlich vom Kap M. bei Figueira da Foz in den Atlantischen Ozean. Länge 200 km (wovon 84 km schiffbar).

Mondfinsternis, die Verfinsterung des Vollmondes, bei welcher scheinbar eine schwarze Scheibe von O. gegen W. über denselben hinrückt. Diese schwarze Scheibe ist der Schatten der Erde, welche zur Zeit des Vollmondes zwischen Sonne und Mond steht, die Verfinsterung des Mondes daher nichts andres als das Eintreten des Mondes in den Erdschatten. Geht nun der ganze volle Mond durch den Erdschatten, so daß er gar kein Licht von der Sonne erhält, so ereignet sich eine totale M.; in jedem andern Fall hat man nur eine partielle M. Fallen endlich die Mittelpunkte des Schattens und der Mondscheibe aufeinander, so heißt die M. zentral. Es sei S die Sonne (s. Figur), C die Erde, EHF der von den äußersten Sonnenstrahlen AH und BH begrenzte wahre Erdschatten, welcher nach Grundsätzen der Optik kegelförmig ist und sich bis nach H, etwa 217 Erdhalbmesser weit von ECF, erstreckt. Da nun der Mond nur 60 Erdhalbmesser von C entfernt ist, so kann er, wenn LM einen Teil der Mondbahn vorstellt, bei r, wo er von der Erde aus der Sonne gegenüberstehend gesehen wird, mit seinem östlichen Rand in den Schatten treten, bei m gänzlich verfinstert werden und bei t wieder den Schatten verlassen. Die Ursache, warum nicht bei jedem Vollmond eine Finsternis entsteht, ist auf folgende Art zu erklären: Wenn die Papierfläche, worauf die Figur verzeichnet ist, die Ebene der Ekliptik vorstellt, so wird diese von der Mondbahn unter einem Winkel von $5^1/_7{}^{\circ}$ geschnitten. Die gerade Linie, in welcher dieser Schnitt geschieht, heißt die Knotenlinie; von dieser wird also die Mondbahn in zwei Teile geteilt, deren einer über, der andre unter die Fläche der Figur fällt, in welcher die Knotenlinie selbst liegt. Wenn nahe zur Zeit des Vollmondes, wo der Mond nach r kommt, die Knotenlinie nicht weit von der Lage Cm abweicht, d. h. wenn ein Mondknoten in oder nahe bei m fällt, so wird der Mond der Ebene der Ekliptik nahekommen und folglich den Erdschatten treffen können. Ist er aber zur Vollmondzeit von seinem Knoten zu weit entfernt, so kann er entweder unter oder über den Erdschatten weggehen, mithin gar nicht verfinstert werden. Nun ist der größte scheinbare Halbmesser dieses Schattens 47 und der des Mondes 17 Bogenminuten; folglich kann keine M. mehr eintreten, wenn der Abstand des Mittelpunktes des Mondes von der Ekliptik oder seine Breite im Augenblick des Vollmondes $47' + 17' = 64'$ übersteigt, wo dann der Mond von seinem nächsten Knoten 12—13° entfernt wäre. Eine totale Verfinsterung wird unmöglich, wenn die Mondbreite $47' - 17' = 30'$ übersteigt, in welchem Fall die Entfernung des Mondes vom nächsten Knoten über 6° betragen muß. Die Größe der Mondfinsternisse pflegt man gewöhnlich in Zollen anzugeben, wovon man 12 auf den Durchmesser des Mondes zählt. Da der Durchmesser tr des Schattenschnittes etwa $2^2/_3$ Monddurchmesser beträgt, so können die größten totalen Mondfinsternisse bis zu 32 Zoll betragen. Die längste Dauer einer partiellen Finsternis kann 3 Stunden 18 Minuten und die einer totalen 4 Stunden 38 Minuten betragen. Allen denjenigen Gegenden, welche den Mond sehen können, erscheint derselbe zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise verfinstert, was bei einer Sonnenfinsternis hinsichtlich der Sonne nicht der Fall ist. Übrigens wird der Mond durch seine totale Verfinsterung sehr selten (z. B. 1606 und 1816) völlig unsichtbar; in der Regel erscheint er in einem kupferroten Licht, während bei partieller Verfinsterung der Erdschatten bleigrau erscheint. Die frühesten Beobachtungen über Mondfinsternisse wurden von den Chaldäern angestellt. Thales war der erste, welcher auf die Entstehung der Finsternisse durch den Erdschatten hinwies. Die nächsten totalen Mondfinsternisse bis zum Jahre 1910 werden eintreten:



1898: 27. Dezember	1902: 17. Oktober	1909: 27. November
1899: 23. Juni	1906: 9. Februar	1910: 24. Mai
1899: 17. Dezember	1906: 4. August	1910: 17. November.
1902: 22. April	1909: 6. Juni	

Vgl. Oppolzer, Kanon der Finsternisse (Wien 1887).

Mondfisch (Sonnenfisch, Meermond, Schwimmender Kopf, Klumpfisch, Orthagoriscus *Bl. Schn.*), Gattung aus der Familie der Nacktzähner, Fische mit zusammengedrücktem, kurzem, hohem, nicht ausdehnbarem Körper, rauher oder gefelderter Haut, äußerst kurzem, abgestutztem Schwanz, verbundenen vertikalen Flossen, ohne Bauchflossen. Der Sonnenfisch (O. Mola *Bl.*), bis 2,5 m lang, mit sehr kurzem Körper (in der Jugend fast kreisrund), ungemein hohen, spitzigen Rücken- u. Afterflossen, die mit der kurzen, breiten Schwanzflosse verschmelzen, ist unrein graubraun, am Bauch heller. Er bewohnt alle Meere der heißen und gemäßigten Zone, nährt sich, wie es scheint, von Algen und treibt oft, auf der Seite liegend und schlafend, auf der Oberfläche des Meeres.

Mondgebirge (arab. Dschebel el Komr), ein auf die Autorität des Ptolemäos hin, der den Nil im M. entspringen läßt, angenommenes Gebirge, das man vom Kap Gardafui am Indischen Meer quer durch ganz Afrika bis zur Bai von Benin am Atlantischen Ozean sich erstrecken ließ. Manche erkennen jetzt darin das ziemlich flache Land Unjamwesi (d. h. Land des Mondes), andre die Berge östlich und westlich des Victoria Nyanza (Kilima Ndscharo, Kenia, Runsoro ꝛc.); noch andre verweisen das ganze M. in das Reich der Fabel.

Mondglas, s. Glas, S. 622.

Mondgleichung, die nach Verlauf von 300 (richtiger 306) Jahren eintretende Vergrößerung der Epakte um einen Tag; s. Epakten und Kalender.

Mondgöttin, s. Selene und Luna.

Mon dieu (franz., spr. mong bjö), mein Gott!

Mondin, Piz, s. Silvretta.

Mondjahr, s. Jahr und Kalender.

Mondkäfer, s. Mistkäfer.

Mondkalb, s. Mole.

Mondkarten, s. Mond.

Mondklee (Monatsklee), s. Medicago.

Mondkraut, s. Lunaria.

Mondkult, der bei allen ältern Völkern dem Monde, der ihnen nicht bloß als Erleuchter der Nächte, sondern auch als Zeitmesser, Erhalter des Lebens, Nachtgott und König der Toten galt, gewidmete Kultus. Bei den alten Indern und auch bei den Römern wurden ihm regelmäßige Neu- und Vollmondsopfer gebracht, auch der Eintritt des Neu- und Vollmondes in Rom feierlich von der Priesterschaft ausgerufen, wie denn noch heute in allen mohammedanischen Ländern der Beginn großer Feste beim ersten Erblicken der Mondsichel nach Neumond gerechnet wird. In der Auffassung unterscheiden sich die ältern Volkskulte wesentlich von den jüngern. Alle alten indogermanischen Mondnamen (mas der Inder, men der alten Griechen und Kleinasiaten, das gothische mena, wie das angelsächsische mona, das altnordische mani) weisen auf einen männlichen Mondgott, dessen Name den Messer (der Zeit) bezeichnet, und auch die alten Babylonier und Ägypter besaßen ursprünglich männliche Mondgötter (Sin und Thoth). Aber nur bei den Indern und germanischen Völkern sowie einigen Nachbarn (Kleinasiaten, Slawen, Kelten) blieb dieser männliche Mondgott bis in spätere Zeiten erhalten, und der Mond galt ihnen als Stammvater (Jama der Inder), Jahresfest- und Trankgott, der das himmlische Naß, welches alles Leben erhält, spendet. Wie der Mond den Indern Soma (d. h. der Gott des Himmelstrankes Soma) hieß, so sahen auch die Germanen im Vollmond die gefüllte Metschale, die sich allmählich leert und zum Trinkhorn (Mimirs und Heimdalls Horn) wird und sich dann wieder füllt. Im Norden stellte man sich den Mond gleichzeitig als Urheber des Winters dar, weil er nicht wie die Sonne im Winter leidet, vielmehr dann in größter Pracht und Höhe strahlt, und ähnliche Anschauungen brachten schon die Arier nach Indien, wo man ihn danach Çandra (den »Kältestrahler«) nannte. Als Beherrscher des Wetters gilt er den Bauern noch heute. Es war naheliegend, daß sich die im Norden verwandten Begriffe von Zeitrechnung (die nach Wintern u. Nächten geschah) Winter, Nacht, Tod, Auferstehung (weil der Mond sich beständig verjüngt) vereinigten, um jenen Unsterblichkeits- und Totengott der Germanen und Kelten aus ihm zu schaffen, von dem schon die alten Griechen und Römer so viel zu erzählen wußten. Er wurde nach den drei Hauptphasen des zunehmenden, vollen und abnehmenden Lichtes dreiköpfig dargestellt, eine Bildung, die bei den Südvölkern der Mond- und Wintergottheit (Hekate und Geryon) verblieb. Mit der notwendig bald erfolgenden Erkenntnis, daß der Mond kein selbstleuchtender Himmelskörper ist, steht der von Ägypten und Syrien ausgegangene Geschlechtswechsel der Mondgottheit in Zusammenhang: aus dem Men und Lunus wurde eine Mena (später Selene und Diana oder Luna), während eine Anzahl griechischer und römischer Gottheiten (Hermes, Saturn, Janus ꝛc.) Kennzeichen des alten Zeit-, Winter- und Totengottes behielten. Die nahen Beziehungen des alten Wind-, Zeit- und Totengottes Hermes zum ägyptischen Thoth und zur griechischen Hekate sind ja offenbar und bekannt genug, und daher erklärt sich, daß die klassischen Völker den höchsten Gott der Germanen und Gallier allgemein Merkur nannten. Bei den Germanen überdauerte die Verehrung des Mondes die ersten christlichen Zeiten, die Heidenapostel klagten, daß das Volk ihren »Her Mon« immer noch grüße, und daß man dem bedrängten Monde (bei Finsternissen) mit Lärm und Geschrei zu Hilfe eile, wie es Hrabanus Maurus (gest. 856) von den Hessen berichtet, und wie es die Naturvölker aller Erdteile noch heute thun. Vgl. A. Hillebrandt, Das altindische Neu- und Vollmondsopfer (Jena 1880).

Mondmilch, s. Bergmilch.

Mondoñedo (spr. -donjēdo), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Lugo, am Küstenfluß Masma, ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale, ein ehemaliges Benediktinerkloster, Gerberei und Spitzenfabrikation und (1887) 10,391 Einw.

Mondorf, Badeort im Großherzogtum Luxemburg, an der Sekundärbahn Luxemburg-Remich, hat eine Kochsalzquelle von 25°, mit 14,6 ccm Stickstoff und 396 ccm Kohlensäure im Liter (man benutzt sie gegen Skrofulose, Bronchialkatarrh und Nervenkrankheiten), und (1890) 608 Einw.

Mondovi, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cuneo, am Ellero und an den Eisenbahnlinien Bastia-M.-Cuneo und Fossano-M., mit Dampfstraßenbahn nach S. Michele, zerfällt in die Oberstadt (M.-Piazza), zu welcher eine Drahtseilbahn führt, mit der Citadelle (von 1573), einem alten Turm (von dem hier gebornen Physiker Beccaria zur Gradmessung benutzt), einer Kathedrale (von (1450), einem schönen bischöflichen Palast und Denkmälern Karl Emanuels I. und Beccarias, und in die am Fuße des Hügels gelegenen Stadtteile Breo, Borgatto und Carassone, Sitz des Gewerbe- und Handelsbetriebs. M. ist Bischofsitz, hat ein königliches Lyceum und Gymnasium, eine

technische Schule, ein technisches Institut, drei öffentliche Bibliotheken, Fabrikation von Maschinen, Eisengußwaren, Papier und Thonwaren, Buchdruckerei, Gasanstalt, Handel und (1881) 10,302 (als Gemeinde 17,902) Einw. — Hier 21. April 1796 Sieg der Franzosen unter Masséna und Augereau über die Österreicher unter Beaulieu.

Mondragōn, Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, 215 m ü. M., am Fuße der Peña de Amboto (1358 m) und am Deva gelegen, hat Ringmauern, Eisenbergbau und Eisenhütten und (1887) 3048 Einw. In der Nähe die Schwefelquellen von Santa Agueda und Arechavaleta (14—18°).

Mondraute, s. Botrychium.

Mondring, s. Hof, S. 885.

Mondsamengewächse, s. Menispermaceen.

Mondsee, schöner See im oberösterreichischen Salzkammergut, 479 m ü. M., südlich von den steil abfallenden Vorbergen des Schafberges (1780 m) und des Drachensteins (1196 m) begrenzt, ist 11,4 km lang, bis 2 km breit, 70 m tief und 1420 Hektar groß, empfängt von N. den Abfluß des Zeller Sees und fließt selbst zum Attersee ab, ist reich an Fischen und wird von einem Dampfboot befahren. An seinem nordwestlichen Ende liegt an der Linie St. Lorenz-M. der Salzkammergut-Lokalbahn der freundliche Marktflecken M., Sitz eines Bezirksgerichts, beliebte Sommerfrische und klimatischer Kurort mit Seebädern und Wasserheilanstalt, einem Schloß des Fürsten Wrede (ehemalige, 748 gestiftete Benediktinerabtei), schöner Pfarrkirche (von 1487), einer Wallfahrtskirche, Sensenfabrikation, Bierbrauerei, Käserei und (1890) 1590 Einw. Vgl. Flatz, Der klimatische Kurort M. (Wien 1883).

Mondstein, s. Adular.

Mondsteine, soviel wie Meteorsteine.

Mondsucht, s. Somnambulismus.

Mondtafeln, tabellarische Zusammenstellungen, aus denen man den Ort des Mondes am Himmel für jede Zeit finden kann. Die ersten M. lieferten Euler und Halley, spätere verbesserte Tobias Mayer, Bürg, Burckhardt und Damoiseau; aber erst die »Tables de la lune« (1854) von Hansen geben die Beobachtungen mit genügender Genauigkeit wieder und dienen jetzt noch als Grundlage der astronomischen Berechnungen. Die Schwierigkeit der Herstellung von genauen M. liegt in der sehr verwickelten Bewegung des Mondes (s. Mond).

Mondungleichheiten, die Abweichungen der wirklichen Bewegung des Mondes von einer völlig gleichförmigen Bewegung.

Mondveilchen, s. Lunaria.

Mondviertel, s. Mond, S. 453.

Mondviole, s. Lunaria.

Mondwechsel (Mondphasen), s. Mond, S. 453.

Mondwendigkeit, s. Selenotropismus.

Mondzeiger, s. Epakten.

Mondzirkel, s. Kalender, S. 760.

Mone, alter Name des ehemaligen Reiches Pegu in Birma.

Mone, Franz Joseph, Altertumsforscher, geb. 12. Mai 1796 in Mingolsheim bei Bruchsal, gest. 12. März 1871 in Karlsruhe, studierte in Heidelberg Philologie und Geschichte, habilitierte sich 1817 daselbst, wurde 1818 Sekretär an der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Geschichte und 1825 Direktor der Universitätsbibliothek. 1827 folgte er einem Rufe als Professor der Statistik und Politik an die Universität Löwen, verlor aber durch die Revolution 1830 seine Stelle und begab sich nach Heidelberg zurück, bis er 1835 Geheimer Archivrat und Direktor des Generallandesarchivs zu Karlsruhe wurde. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa« (Darmst. 1822—23, 2 Bde., als 6. Teil von Creuzers »Symbolik«); die Ausgabe des lateinischen »Reinardus vulpes« (Stuttg. 1832); »Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage« (Quedlinb. 1836); »Übersicht der niederländischen Volkslitteratur älterer Zeit« (Tübing. 1838); »Lateinische Hymnen des Mittelalters« (Freiburg 1853—54, 3 Bde.); »Schauspiele des Mittelalters« (Karlsr. 1846, 2 Bde.); »Urgeschichte des badischen Landes« (das. 1845, 2 Bde.). Auch gab er von 1835—39 den »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit« und seit 1851: 21 Bände der »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« sowie die »Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte« (Karlsr. 1845—67, 4 Bde.) heraus. Seine Schriften: »Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte« (Karlsr. 1851) und »Keltische Forschungen« (Heidelb. 1857) sind keltomanische Verirrungen. Auch hat M. als eifriger Ultramontaner sich am badischen Kirchenstreit beteiligt durch die Schrift (welche bis zu Mones Tode dem Freiherrn v. Andlaw zugeschrieben wurde): »Die katholischen Zustände in Baden« (Regensb. 1841 u. 1843, 2 Tle.).

Monedŭla, Dohle, s. Rabe.

Monemĕrisch (griech.), eintägig, für Einen Tag geltend oder bleibend.

Monemvasía (Napoli di Malvasia), Stadt an der Ostküste des griech. Nomos Lakonien, auf einer Felseninsel gelegen, die durch eine 150 m lange Brücke mit dem Festland in Verbindung steht, mit Festungstrümmern und (1889) 520 Einw.; einst Ausfuhrhafen des nach ihm benannten »Malvasiers«. — 1205 eroberten die Franken den Ort u. nannten ihn Malvoisie (daher Malvasier). 1822 tagte hier die erste griechische Nationalversammlung, nachdem M. 1821 als erste Feste von den Griechen erobert worden war. In der Nähe die Trümmer des alten Epidauros Limera.

Monepigráphisch (griech.), von Münzen: nur Schrift (kein Bild) enthaltend.

Moneren, s. Protozoen.

Monesiarinde, s. Chrysophyllum.

Monēta (lat., »Mahnerin«), Beiname der Juno (s. d.), dann soviel wie Münzstätte und Münze, da im alten Rom die erstere beim Tempel der Juno Moneta auf dem Kapitol (an Stelle von Santa Maria in Araceli) war; daher Monĕten, scherzhaft soviel wie Geld. Auch ist M. Übersetzung der griechischen Mnemosyne, der Mutter der Musen.

Monêtier-de-Briançon, Le (spr. monätjē-dŏ-briangßóng), Flecken im franz. Depart. Oberalpen, Arrond. Briançon, an der Guisane u. der Straße von Briançon über den Col de Lautaret nach Grenoble, hat eine romanische Kirche, zwei Schwefelquellen (40 und 50°), besuchte Badeanstalt, Kohlenbergbau und (1891) 880 (als Gemeinde 2068) Einw.

Monfalcōne, Stadt im österreichisch-illyr. Küstenland, Bezirksh. Gradisca, 3 km vom Golf von M. des Adriatischen Meeres, am Westabfall des Karstes, an der Südbahnlinie Triest-Cormons und der Friauler Lokalbahn M.-Cervignano gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Ruinen eines alten Schlosses, einen Hafen (Porto Rosega), Baumwollspinnerei und -Weberei, Gerberei, Fabrikation von Farbextrakt

und Schmieröl, Wein- und Obstbau und (1890) 3997 (als Gemeinde 5618) ital. Einwohner. In der Nähe finden sich kochsalzhaltige Schwefelquellen (40°), welche schon den Römern bekannt waren.

Monfalut, Distriktshauptstadt in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut, am Nil und an der Eisenbahn Kairo-Siut, hat einen Bazar u. (1882) 13,232 Einw.

Monfia, Insel, s. Mafia.

Monforte, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Lugo, 385 m ü. M., am Cabe (Zufluß des Miño), an den Eisenbahnlinien Madrid-Coruña und M.-Vigo, hat Kastellruinen, ein ehemaliges Jesuitenkollegium und (1887) 11,325 Einw.

Mong, japan. Münze, s. Mongsen.

Monge (spr. mongsch'), *Gaspard*, Mathematiker und Physiker, geb. 10. Mai 1746 in Beaune, gest. 18. Juli 1818 in Paris, erhielt schon im 16. Lebensjahr ein Lehramt der Physik und Mathematik in Lyon und trat 1765 in die Schule des Geniekorps zu Mézières als Schüler. Hier erfand er das graphische Defilement und wurde daraufhin Hilfslehrer und 1768 Professor der Mathematik an der Kriegsschule selbst; 1780 erhielt er zugleich die Professur für Hydraulik in Paris, und 1783 wurde er zum Examinator der Marinezöglinge ernannt. Nach dem 10. Aug. 1792 erhielt er das Ministerium der Marine, in welcher Stellung er an Ludwig XVI. das Todesurteil vollstrecken lassen mußte. 1794 gründete er die polytechnische Schule und übernahm selbst das Lehrfach der Mathematik. 1798 folgte er Bonaparte nach Ägypten und übernahm das Direktorium des ägyptischen Instituts sowie die Leitung der Aufsuchung und Durchforschung der ägyptischen Altertümer. 1805 ernannte ihn der Kaiser zum Senator und 1806 zum Grafen von Pelusium. Nach der zweiten Restauration verlor M. seine Ämter. In Beaune ward ihm 1849 eine Statue errichtet. Außer durch mehrere physikalische und chemische Entdeckungen, hat er sich namentlich durch die Schöpfung der darstellenden (deskriptiven) Geometrie und durch die Begründung der Infinitesimalgeometrie, besonders der Lehre von der Krümmung der Flächen und der Einteilung der Flächen in Familien verdient gemacht. Von M. geht der Aufschwung der modernen Geometrie aus. Er schrieb unter anderm: »Traité élémentaire de statique« (Par. 1788, 8. Aufl. 1846; deutsch von Hahn, Berl. 1806); »Géométrie descriptive« (1795, 7. Aufl. 1847; deutsch bearbeitet von Schreiber, Freiburg 1828); »Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du premier et deuxième degré« (1795, 5. Aufl. 1850). Vgl. *Dupin*, Essai historique sur les travaux scientifiques de M. (Par. 1819); *Obenrauch*, M., der Begründer der darstellenden Geometrie als Wissenschaft (Brünn 1893—94).

Monghir (Mungir), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (10,155 qkm mit [1891] 1,944,658 Einw., meist Hindu) in der Division Bhagulpore (Bihar) der britisch-ind. Provinz Bengalen, unter 15° 23' nördl. Br. und 86° 30' östl. L. v. Gr., am Südufer des Ganges, durch Zweiglinie mit der Bahn Kalkutta-Patna verbunden, hat ein altes Fort, jetzt Sitz der Verwaltung, und (1891) 57,077 Einw. (44,121 Hindu, 12,578 Mohammedaner, 322 Christen), welche früher hauptsächlich berühmte, mit Kupfer ausgelegte Feuer- u. Hiebwaffen, jetzt aber vornehmlich Indigo (Jahresertrag des Distrikts 147,000 kg) herstellen. Das Wasser der 6 km östlich gelegenen Thermen (54—59°) von Sitakhund wird durch ganz Indien versandt.

Mongibello (spr. mon-dschi-), Name des Ätna (s. d.).

Mongisterwurzel, die Wurzel von Rubia munjista, s. Krapp.

Monglane, *Garin de*, altfranz. Sagenheld, s. Französische Litteratur, S. 783.

Monglas (spr. mong-gla), *Marquis von*, berühmter Gourmand, Großmarschall Ludwigs XIII., von dem verschiedene feine Gerichte den Namen erhalten haben (à la M.).

Mongole, Vogel, s. Amadinen.

Mongolei, große chines. Provinz (s. Karte »China«), zwischen 37—53½° westl. Br. und 87—118° östl. L. v. Gr., wird im N. begrenzt von Sibirien, im O. von der Mandschurei, im S. vom eigentlichen China, Tibet und Ostturkistan, im W. von Russisch-Zentralasien und umfaßt mit Kobdo u. Tarbagatei 2,831,000 qkm (51,414 QM.). Dies große Gebiet, ein Hochplateau, an den Rändern 12—1500 m ü. M., in der Mitte bis 600 m eingesenkt, ist ganz von Gebirgszügen eingeschlossen. Im N. scheiden es das Altai-, das Sajanische und das Jablonowoigebirge gegen Rußland, im O. das Chingangebirge gegen die Mandschurei, im SO. der Inschan und Alaschan gegen das eigentliche China, im SW. der Thianschan gegen Turkistan ab. Die Südhälfte wird von der Wüste Gobi (s. d.) erfüllt, der Norden von zahlreichen Ausläufern der Grenzgebirge durchzogen (Ektag, Altai, Tannuola); sie bilden die Wasserscheide, welche nach N. den Irtisch, Jenissei, die Selenga, Kerulen u. a. entsendet, während die nach S. gerichteten Gewässer als echte Steppenflüsse sich im Sande verlieren oder sich in Seen (Ikearal, Ubsanor, Kossogol, Dalainor u. a.) ergießen, deren Wasser meist salzig wird. Über die geologischen Verhältnisse s. Gobi und Zentralasien. Das *Klima* ist für eine Breite gleich Neapel bis München sehr kalt und rauh. Die M. liegt an der Grenze des ostasiatischen Monsungebiets mit trocknen Wintern und feuchten Sommern. Im Frühjahr ist die Luft am trockensten und sind Staubstürme, welche zeitweise allerdings von etwas Regen begleitet sind, sehr häufig, im Winter sind Schneestürme nicht selten. Urga (1150 m) Jahrestemperatur —2,5°, mittlere Jahresextreme 38,2° und —42,6°, Niederschlagsmenge 20 cm (Winter 0,6, Frühjahr 1,9, Sommer 16, Herbst 2 cm). Die *Flora* des Steppengebiets ist recht einförmig. Salsolaceen bilden einen Hauptbestandteil der herrschenden Pflanzenformen, unter denen als vornehmster Vertreter der baumartige Saxaul (Haloxylon Ammodendron) zu nennen ist. Ferner herrschen Polygonaceen vor, namentlich Rheum-Arten, von denen 20 im Gebiete verbreitet sind. Dornsträucher liefern die Leguminosengattungen Carragana u. Hedysarum. Endlich fehlen auch den Salzboden bevorzugende Repräsentanten der Chenopodiaceen u. Artemisieen der mongolischen Steppe nicht. Die Wälder der Randgebirge zeigen eine dürftige Vegetation von rein borealem Typus. Die M. gehört zoogeographisch zur paläarktischen Region und ist durch ihre eigenartige *Tierwelt* so scharf charakterisiert, daß sie als eigne mongolische oder mandschurische Subregion abgetrennt werden kann, zu welcher außer der M. noch die Mandschurei und der Japanische Archipel gehören. Die Tierwelt ist ausgezeichnet durch eigenartige Formen und durch ihre Beziehungen zu der europäischen und indisch-orientalischen Subregion. In den Gebirgen hausen drei Affenarten, die eine ausgezeichnet durch einen dichten Pelz; vielfach erinnert die Gebirgsfauna der M. an die von Tibet und des Himalaja. Hier findet sich der Himalajabär

(Ursus torquatus) und der äußerst seltene Ailuropus neben einer Reihe weiterer Katzen und andern Raubtieren, unter welchen zwei Viverrenarten Einwanderer aus der orientalischen Region sind. Der Tiger geht bis ins Amurthal und selbst nördlicher. Von Paarzehern sind Charaktertiere der mongolischen Gebirge das Argali (Ovis argali), das Nahor (Ovis nahor), die plumpe rinderartige Antilope (Budorcas taxicolor), der Goral (Nemorhedus Goral), von Hirschen der kurzgeweihte Elaphodus cephalophus und der geweihlose Hydrapotes inermis. Von Unpaarzehern ist wichtig das in den Steppengebieten der M. sich findende verwilderte asiatische Pferd, der Tarpan, ferner der Pallassche Maulesel und vor allen das von Prschewalskij in der Dsungarei entdeckte wilde Urpferd (Equus Przewalskii). Unter den Nagetieren finden sich orientalische Formen, wie z. B. zwei Arten fliegende Eichhörnchen, und paläarktische Typen, wie das Murmeltier und der Pfeifhase. Ganz besonders charakteristisch sind die Insektenfresser, die eine ganze Reihe neuer Gattungen umfassen und die M. als das Entstehungszentrum der wichtigsten und weitverbreitetsten Insektenfresser (Spitzmäuse u. Maulwürfe) erscheinen lassen. Zu den Vögeln der M. gehören viele Charaktervögel der orientalischen Fauna, die im Sommer nordwärts in die M. wandern; unter den Standvögeln nehmen die Fasanen die erste Stelle ein. Unter den Amphibien fallen auf der Riesensalamander in den Seen des Kuku-Nor, ein Verwandter des japanischen Riesensalamanders, und eine sonst nur in Amerika heimische Gattung (Dermodactylus). Zu den Schlangen der M. zählt die äußerst giftige Bothrops. Die Insektenfauna setzt sich aus paläarktischen und orientalischen Typen zusammen. Von der Molluskenfauna gilt zum Teil das gleiche, teils zeichnet sie sich durch eine eigenartige Entwickelung der Süßwassermuscheln aus, während anderseits charakteristische Tropengattungen fehlen. Die **Bevölkerung** wird auf 2 Millionen (0,6 auf 1 qkm) geschätzt; sie besteht aus den ursprünglichen Bewohnern, den **Tataren**, welche jetzt hauptsächlich noch im NW. wohnen, dem Hauptvolk, welches dem Lande den Namen gegeben hat, den **Mongolen** (s. d.), die aber ständig an Zahl abzunehmen scheinen, und aus **Chinesen**, welche durch fortwährende Einwanderung bereits das Übergewicht erlangt haben. Tausende von Quadratmeilen sind indes noch ganz unbewohnt. Nur die Ränder haben Anbau; an der chinesischen Grenze verbreiten ihn mehr und mehr die in immer größerer Menge sich einstellenden chinesischen Kolonisten. Die M. ist ein Land des Nomadentums und zwar vorwiegend der Schafherden, denen sich im S. mehr das Trampeltier und die Ziege, im N. mehr das Pferd beigesellt. Die M. versorgt ganz China mit Schafen und führt große Mengen Schlachtvieh nach Rußland aus. Das Pferd ist klein und unansehnlich, aber äußerst genügsam u. ausdauernd; einzelne Große besitzen an 20,000 Stück. Daneben erzielen die Mongolen bedeutenden Gewinn aus der Beförderung von Waren vermittelst ihrer Saumtiere. Die internationalen Märkte zu Kalgan, Urgan u. Kiachta, zu Kobdo, Uliassutai u. a. O. werden von den Russen viel besucht. Zahlmittel ist der Ziegelthee (s. Thee). Der Hauptverkehr findet auf der 1570 km langen Straße Kiachta-Urgan-Kalgan statt, welche 1689 als einzige Zugangsstraße nach China zugestanden wurde. Rußland führt Baumwollgewebe und Tuch in die M. ein und bezieht Thee, dann Vieh, Häute und Felle.

Die M. zerfällt in die innere und die äußere. Die **innere** M. hat ein Areal von 1,057,000 qkm (19,200 QM.) mit 3 Mill. Einw., wovon 190,000 qkm (3450 QM.) mit 1,750,000 Einw. zu den Provinzen Petschili (150,000 qkm) und Schansi (40,000 qkm) im eigentlichen China gehören. Die eigentliche innere M. ist 867,000 qkm (15,750 QM.) groß und hat 1,250,000 Einw.; sie zerfällt in eine östliche, mittlere, das Land der Ordo, und die westliche M. oder Alaschan. Innerhalb der eigentlichen M. wohnen die sogen. 49 Banner, die 8 Banner der Tschachar, die einen eignen Aimak bilden, und die Oloten von Alaschan. Die **äußere** M. hat ein Areal von 1,384,000 qkm (25,100 QM.) mit 300,000 Einw., welche in 86 Banner zerfallen, die zu vier Aimaks gehören, an deren Spitze vier Chane stehen. Das erste Chanat im NO. ist das eigentliche Stammland der Chalcha, das zweite hat zur Hauptstadt Urga, zu dem dritten, das alte Karakorum mit der Hauptstadt Uliassutai, gehörten auch Kobdo und Uriangbai, letzteres von Türken bewohnt, das vierte endlich liegt südlich von Uliassutai.

Die **Verwaltung** wird an oberster Stelle geleitet von dem Ministerium für die Verwaltung der unterthänigen Landschaften (außer der M. noch die Dsungarei, Kuku-Nor, Chinesisch-Turkistan und Tibet) in Peking, unter dem die Gouverneure von Urga, Kobdo, Uliassutai, Tarbagatai, Kalgan und Tschengte stehen. Die ursprüngliche staatliche Organisation (s. Mongolen) wurde nach Unterwerfung der M. durch die Mandschudynastie aufgelöst und das Land in voneinander unabhängige »Banner« zerstückelt mit erblichen Chanen, denen die Kommandeure der Banner unterstellt sind. Jeder Mongole ist vom 18. Jahre bis zum Lebensende militärpflichtig und muß sich auf eigne Kosten unterhalten und bewaffnen. Diese Bewaffnung besteht aber nur aus Bogen und Pfeilen, höchstens aus Luntenflinten. Diese Mannschaften zählen 117,000 Mann, doch sind nur einige Tausend wirklich im Dienste. Die chinesische Regierung erhält außerdem zur Bewachung der festen Plätze eine Armee aus (kaum besser bewaffneten und ausgebildeten) chinesischen und türkischen Berufssoldaten. Die Chane gehen alle 3—4 Jahre nach Peking, um Tribut zu zahlen; man fesselt sie an China, indem man ihnen chinesische Prinzessinnen zu Frauen gibt. Die Aufrechthaltung der Ordnung und des dienstlichen Verkehrs ist Sache der **Amban**, von denen der eine ein geborner, aber bereits zum Chinesen gewordener Mongole, der andre ein Mandschu sein muß. Große Macht und ausgedehntes Grundeigentum zugleich mit den darauf weidenden Nomaden besitzen die vom Dalai Lama installierten, aber von der chinesischen Regierung bestimmten zehn **Khutuktu** und Obern der zahlreichen Klöster, deren Insassen je nach der Sekte, der sie angehören, gelbe oder rote Röcke tragen. Über die neuere Entdeckungsgeschichte der M. s. Asien, S. 1007.

[Geschichte.] Die älteste Geschichte der Mongolen ist wenig bekannt. Sie führten, in Horden oder Stämme geteilt, in den weiten Hochebenen, welche sie mit ihren Herden durchzogen, ein einförmiges Dasein. Stammfehden sowie Raub- und Eroberungszüge erhielten sie in kriegerischer Tüchtigkeit. Ihre Religion war ein roher Naturdienst; sie verehrten Fetische, ihre Priester hießen Schamanen. Erst als das Haupt der Goldenen **Horde**, des Herrscherstammes der Niutschen, **Tamudschin**, auf einem allgemeinen Reichstag (Kurultai) 1206 zum **Dschengis-Chan** aller Mongolenstämme ausgerufen worden war, erhielten die Mongolen in einem allgemeinen bürgerlichen und religiö-

sen Gesetzbuch, Yassa, die Grundlage einer höhern Kultur und überschwemmten nun mit ihren Horden China und Vorderasien. Dschengis-Chans Söhne und Enkel, unter die er sein Reich 1227 so geteilt hatte, daß einer derselben, Oktai, der in dem aus einer Hirtenstadt in einen glänzenden Herrschersitz umgeschaffenen Karakorum seine Residenz aufschlug, als Großchan die Oberleitung behalten sollte, setzten die Eroberungszüge fort. 1237 drangen mongolische Horden unter Dschengis-Chans Enkel **Batu** verwüstend in Rußland ein, eroberten Wladimir, Moskau, Kiew und viele andre Städte, überschwemmten dann Polen, verbrannten Krakau und gingen teils nach Ungarn, wo sie das Magyarenheer am Sajofluß vernichteten und das ganze Land entvölkerten, teils nach Schlesien, wo sie Breslau verbrannten und über das vereinigte Heer der Deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier 9. April 1241 auf der Ebene von Wahlstatt bei Liegnitz zwar siegten, aber so großen Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Zug in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Sie wendeten sich südlich nach Mähren und dann nach Ungarn, von wo Batu das gesamte Heer auf die Nachricht vom Tode Oktais (1241) nach Rußland zurückführte. Nach dessen Tode nämlich hatte seine Witwe Turakeina nicht seinen Erstgebornen, sondern ihren eignen Sohn, Kajuk, zum Großchan erhoben. Aber als dieser bereits 1247 starb, bewirkte Batu, daß **Mangu**, der Sohn Tulis, eines andern Sohnes Dschengis-Chans, den Thron bestieg, der, unterstützt von seinen Brüdern Hulagu und Kublai, das Reich bedeutend erweiterte; er selbst eroberte China, Tibet und verschiedene an Indien grenzende Landschaften; **Hulagu** erstürmte 1258 Bagdad und machte sich die seldschukischen Sultane von Ikonion zinsbar. Das große Mongolenreich erstreckte sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. vom östlichen Chinesischen Meer bis an die Grenze Polens und von dem Himalaja bis in die Niederungen Sibiriens. Die Hauptstadt war zuerst Karakorum gewesen; aber Kublai, der nach Mangus Tode 1259 Großchan geworden war, verlegte 1280 seinen Herrschersitz nach China und beförderte dadurch die Auflösung des Reiches. Die östlichen Mongolen nahmen den Buddhismus an, die westlichen den Islam, während nur die Horden in der Bucharei der alten Religion treu blieben. In China dauerte die mongolische Herrschaft unter dem Namen der Dynastie Yuan bis 1367 (s. China, S. 60). Die Mongolen zogen sich nach den Gegenden außerhalb der Großen Mauer zurück, wo sie sich mit ihren zurückgebliebenen Stammgenossen in dem Lande zwischen dem Amur und der Selenga vereinigten. Anfangs herrschten noch die Abkömmlinge Dschengis-Chans; aber bald trennte sich das Volk in unabhängige Horden, die verschiedene Namen erhielten (s. oben). In Persien hatte Hulagu eine Dynastie gegründet, allein die Mongolen nahmen hier ganz die Sitten und die Sprache des Landes an. Die Sultane bekannten sich zum Islam; selbst die arabisch-persische Verfassung ward eingeführt, und die höchsten Emire rissen bald alle Gewalt an sich. Die ganze Geschichte der Mongolen in Persien ist eine Kette von innern Kriegen und Empörungen, bis ein neuer Eroberer mongolischen Stammes, Timur, das verwirrte Reich unterjochte. In dem Lande nördlich vom Kaspischen Meer zwischen dem Jaik und der Wolga (Kaptschak) hatte Tudschi ein Reich gestiftet, das sich bis an den Dnjepr erstreckte, sich aber bald in mehrere kleine Chanate auflöste, die nach und nach sämtlich von den Russen unterjocht wurden. Ihrer ursprünglichen nomadisierenden Lebensart am getreuesten blieben die Mongolen in der Bucharei, wo Dschagatai eine Herrschaft gegründet hatte, die sich vom Gihon bis an den Irtisch erstreckte. Unter ihnen erstand auch jener zweite große Eroberer, **Timur** (s. d.), der die Macht der Mongolen vereinigte und sie zu neuen Eroberungen führte. Timurs erste Siege unterwarfen ihm 1380 ganz Chowaresmien; dann eroberte er Persien und Indien, drang bis Vorderasien vor, unterjochte auf dem Rückweg nach Osten Georgien und war eben im Begriff, in China einzufallen, als er 1405 starb. Die Zerwürfnisse unter seinen Verwandten über die Nachfolge führten bald eine gänzliche Auflösung des Reiches herbei. Nur in Dschagatai erhielt sich die Dynastie Timurs, und von hier aus gründete **Baber** (s. d. 2) 1519 in Hindostan ein neues mongolisches Reich (das **großmogulische**, s. Ostindien, Geschichte). So verloren die Mongolen seit dem Anfang des 16. Jahrh. alle welthistorische Bedeutung und wurden zum größten Teil den benachbarten Völkern, den Russen, Türken, Persern und Chinesen, unterthan. In Dschagatai (s. Turkistan) allein behaupteten sich die mongolischen Herrscher, und dort herrschen noch jetzt als Chane Nachkommen Dschengis-Chans und Timurs unter chinesischer Oberhoheit. Die Mongolen selbst sind, seit sie den buddhistischen Lamaismus angenommen, ein friedliches Volk geworden. Eine Verschmelzung der Mongolen mit der herrschenden Rasse der Chinesen hat nirgends stattgefunden, Mischheiraten kommen selbst in den an China angrenzenden mongolischen Distrikten nicht vor; je weiter entfernt die Mongolen von den Mittelpunkten chinesischen Lebens sind, desto mehr tritt unter ihnen der Haß und die Verachtung gegen ihre Gebieter hervor. Die Russen unterhalten Konsulate in Kobdo und Urga (s. d.), der wichtigsten Stadt der M., welchen eine militärische Bedeckung beigegeben ist.

Vgl. außer den ältern Werken von Gerbillon, Timkowski, Pallas, Bergmann, Hyacinth: **Przewalskij**, Reisen in der M. 1870—73 (deutsch, Jena 1876); **Gilmour** (Missionar), Among the Mongols (neue Ausg., Lond. 1892); Derselbe, More about the Mongols (das. 1893); zur Geschichte: **Hüllmann**, Geschichte der Mongolen bis 1206 (Berl. 1796); **d'Ohsson**, Histoire des Mongols, etc. (2. Aufl., Amsterd. 1852, 4 Bde.); **J. Schmidt**, Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und litterarischen Bildungsgeschichte der Mongolen ꝛc. (Petersb. 1824); **Hammer-Purgstall**, Geschichte der Goldenen Horde, d. i. der Mongolen in Rußland (Pest 1840); Derselbe, Geschichte der Ilchane, d. h. der Mongolen in Persien (Darmst. 1843, 2 Bde.); **Schott**, Älteste Nachrichten von Mongolen und Tataren (Berl. 1846); **Wolff**, Geschichte der Mongolen (Bresl. 1873); **Howorth**, History of the Mongols (Lond. 1876—88, 3 Bde.); **Bachfeld**, Die Mongolen in Polen, Schlesien, Böhmen u. Mähren (Innsbr. 1889); **Strakosch-Graßmann**, Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa 1241 und 1242 (das. 1893).

Mongolen, im weitesten Sinne die große Völkergruppe, welche alle **mongolenähnlichen** Völker, also die polynesischen und asiatischen Malaien, die Bevölkerungen im Südosten und Osten Asiens, die Bewohner Tibets sowie etliche Bergvölker des Himalaja, ferner alle Nordasiaten samt ihren Verwandten in Nordeuropa, endlich die amerikanische Urbevölkerung, einschließt. Als allen gemeinsame Körpermerk-

male sind zu bezeichnen das lange, straffe, im Querschnitt walzenförmige Haar, Armut oder gänzlicher Mangel an Bartwuchs wie an Leibhaaren, eine Trübung der Hautfarbe, von Ledergelb bis zum tiefen Braun, bisweilen ins Rötliche spielend, vorstehende Jochbogen, begleitet bei den meisten von einer schiefen Stellung der Augen. Als zur eigentlichen mongolischen Rasse (wofür Fr. Müller mittel- oder hochasiatische Rasse setzen möchte) gehörig begreifen wir jene Völker, welche das ganze östliche, mittlere und nördliche Asien, mit Ausnahme der in dem letztern Teil von Hyperboreern eingenommenen Striche, bewohnen und sich über einen ansehnlichen Teil des nördlichen Europa verbreiten. Als Stammland ist Mittelasien anzusehen. Nach der Sprache kann man die hierher gehörigen Völker in solche mit mehrsilbigen und in solche mit einsilbigen Sprachen teilen. Zur ersten Gruppe gehören die Uralier, Altaier, Japaner und Koreaner, zur zweiten die Tibeter und Himalajavölker, die Birmanen und Lohitavölker, die Thai- oder Schanvölker, die Anamiten, Chinesen und die isolierten Völker Hinterindiens. Mehrere dieser Völker spalten sich wiederum in verschiedene Zweige, der uralische Volksstamm in den samojedischen und finnischen Zweig, von denen der letztere wieder in vier Familien zerfällt: die ugrische, die bulgarische oder Wolgafamilie, die permische u. die finnische. Der altaische Volksstamm zerfällt in drei Zweige: den tungusischen (Tungusen und Mandschu), den mongolischen, auf den wir weiter unten näher eingehen werden, und den türkischen. Die noch zu dieser Gruppe gehörigen Japaner und Koreaner bilden einheitliche, in sich geschlossene Völkerfamilien. Der eigentliche mongolische Zweig zerfällt in drei Familien: die Ostmongolen, die Burjäten und die Kalmücken. Über die beiden letztern s. die betreffenden Artikel. Die eigentlichen M. oder Ostmongolen, welche die Mongolei, das eigentliche Stammland der M., bewohnen und daher vorzugsweise als M. bezeichnet werden, zerfallen wieder in eine Reihe von Stämmen, von denen die Khalka oder Chalcha in der Gobi die bedeutendsten sind. Wie die übrigen Mitglieder der mongolischen Rasse sind sie durchschnittlich mittelgroß, eher klein, mit einem Durchschnittsmaß von 163 cm bei den Männern, 150—153 cm bei den Frauen, kurzem Hals, schmächtigen Gliedmaßen, kleinen, schwarzen Augen, schmalen, geraden Augenbrauen, hohen, vorstehenden Backenknochen, breiter u. platter Nase, fleischigen Lippen, kurzem Kinn u. großen, abstehenden Ohren. Die Schädelbildung zeigt den brachykephalen Typus; der Breitenindex beträgt 81,40—81,49. Sie haben ein bräunliches Gesicht mit roten Wangen, auch teilen sie nicht mit den andern M. den Hang zum Fettwerden, sind vielmehr hager, dabei aber stark. Als Charaktereigenschaften sind neben Faulheit auch Neugierde u. Feigheit zu nennen, die vornehmlich durch die Chinesen großgezogen ist, denn früher war gerade Mut eine der glänzendsten Zierden der M. Ihre Schärfe des Geistes, Überlegung, Offenherzigkeit und Gutmütigkeit wird gerühmt, doch trifft dies Lob nicht die höhern Stände, namentlich nicht die Priester. Die Intelligenz tritt nur in den gewöhnlichen Beschäftigungen, Naturbeobachtung, Pfadfinden und Spurensuchen zu Tage. Die Stellung der Frau ist niedrig, da neben der Hauptfrau noch Konkubinen gehalten werden. Die Frauen sind wirtschaftlich, aber vor und in der Ehe moralisch haltlos.

Die Sprachen der zur mongolischen Rasse gehörigen Völker sind ebenso mannigfaltig wie die Kulturstufen, zu denen sich die einzelnen Völker erhoben haben. Die Sprache der eigentlichen M. gehört zu den uralaltaischen Sprachen (s. d.); der Wortschatz ist ein Gemisch aus eignen, chinesischen, türkischen und tibetischen Wörtern. Die Schrift ist eine uigurische, die ihrerseits eine aramäische Schriftgattung ist, und wurde im 13. Jahrh. angenommen. Das Alphabet besteht aus 7 Vokalen, 6 aus diesen abgeleiteten Diphthongen und 17 Konsonanten; man schreibt in senkrechten Linien von der Linken zur Rechten. Grammatiken der mongolischen Sprache lieferten J. J. Schmidt (Petersb. 1831), Kowalewski (Kasan 1835) und Bobrownikow (das. 1849), eine mongolische Chrestomathie Kowalewski (das. 1836—47, 2 Bde.). Wörterbücher liegen vor von J. J. Schmidt (Petersb. 1835) und Kowalewski (»Dictionnaire mongol-russe-français«, Kasan 1844—49, 3 Bde.). Die Litteratur ist vorzugsweise eine religiöse und besteht meist in Übertragungen aus dem Tibetischen und Chinesischen. Von den wenigen gedruckten Werken sind zu nennen: »Geschichte der Ostmongolen« von dem Mongolenfürsten Ssanang-Ssetsen Khungtaidschi (um 1660; mongolisch und deutsch von J. J. Schmidt, Petersb. 1829); »Die Thaten des Gesser-Chan« (hrsg. von J. J. Schmidt, das. 1836; deutsch, das. 1839); »Mongolische Annalen von Altan-Tobtschi« (mongolisch und russisch von Galsang Gombojew, das. 1855); »Mongolische Märchensammlung« (mongolisch und deutsch von Jülg, Innsbr. 1868); »Proben der Volkslitteratur der mongolischen Stämme« und eine »Mongolische Chronik« (hrsg. von Pozdnjejew, Petersb. 1880, 1883, russisch). Am Orchon u. Jenissei haben sich neuerdings zahlreiche Gräberinschriften gefunden, die von der finnischen archäologischen Gesellschaft in Helsingfors gesammelt wurden. Sie sind in einem sehr altertümlichen linksläufigen Alphabet semitischen Ursprungs geschrieben, das den ältesten kleinasiatischen Schriftarten gleicht, aber auch auf chinesischen Münzen aus dem 2. Jahrh. v. Chr. bis zum 9. Jahrh. n. Chr. vorkommt. Vgl. Radloff, Die alttürkischen Inschriften der Mongolei (Petersb. 1894); Thomsen, Déchiffrement des inscriptions de l'Orkhon et de l'Iénisséi (Kopenh. 1894). — Die Kleidung der M. ist bei beiden Geschlechtern dieselbe, bei den Weibern nur etwas mehr verziert. Sie besteht ursprünglich aus den Stoffen, welche die Viehzucht, ihre Hauptbeschäftigung, liefert, und die sie selbst zum Gebrauch fertig machen. Jetzt treten mehr und mehr an die Stelle der Pferdefelle und des Talars aus Filztuch chinesische Jacken u. Tücher. Auf Kopfputz und Schmuck wird viel Wert gelegt. Hohe Schaffellmützen sind überall üblich, der Kopf wird rasiert, und nur im Genick bleibt eine große Flechte hängen, der Bart wird geschoren, auch wohl ausgerupft. Die Frauen tragen Zöpfe, die sie mit Korallen, Bändern und Glasperlen verzieren und über die Brust herabhängen lassen. Die Wohnungen bestehen in runden Jurten aus hölzernen Gitterwänden, die mit Filzdecken behängt sind; in der Mitte ist der Herd, auf dem nur Dung gebrannt wird, gegenüber der Thür der Hausaltar, neben ihm die wertvollsten Besitztümer. Teppiche oder Filzdecken dienen zum Sitzen und Schlafen. Im Winter beherbergt die Jurte auch die kleinern Haustiere. Die Nahrung ist größtenteils der Viehzucht entnommen. Ein Hauptgericht ist Ziegelthee, mit Hirsemehl gekocht und mit Salz, Butter und Milch angerichtet. Aus der Milch werden nicht nur Butter und Käse bereitet, man destilliert daraus auch den bekannten Kumys; der

Opiumgenuß ist jetzt allgemein, Branntwein wird viel, Wasser aber nie getrunken. Fische und Vögel gelten für unreine Tiere. Den Kessel scheuert man mit den trocknen Exkrementen des Viehes, wie überhaupt die Unsauberkeit der M. groß ist, das Baden ist ihnen ebenso wie den Chinesen und Kalmücken unbekannt. Die Haustiere, welche den Reichtum der M. ausmachen, sind: Fettschwanzschaf, Pferd, Kamel, seltener Rind, das auch zum Tragen und Reiten abgerichtet wird, und Ziege. Neben der Viehzucht wird noch etwas Jagd betrieben. So sind die M. auf immerwährendes Wandern angewiesen; kleine Mittelpunkte einer seßhaften Bevölkerung sind die Kuren oder Flecken, aber nur die Fürsten, Beamten, Soldaten im Dienst wohnen hier in Häusern. Die ursprünglich rein patriarchalische Verfassung ist seit der Unterwerfung der M. unter die Mandschudynastie durch eine chinesische militärische und büreaukratische Organisation ersetzt worden. Vgl. Artikel »Mongolei« und die ethnographische Karte bei Artikel »Menschenrassen«.

Mongolenfalte (Mongolenauge), s. Menschenrassen, S. 140.

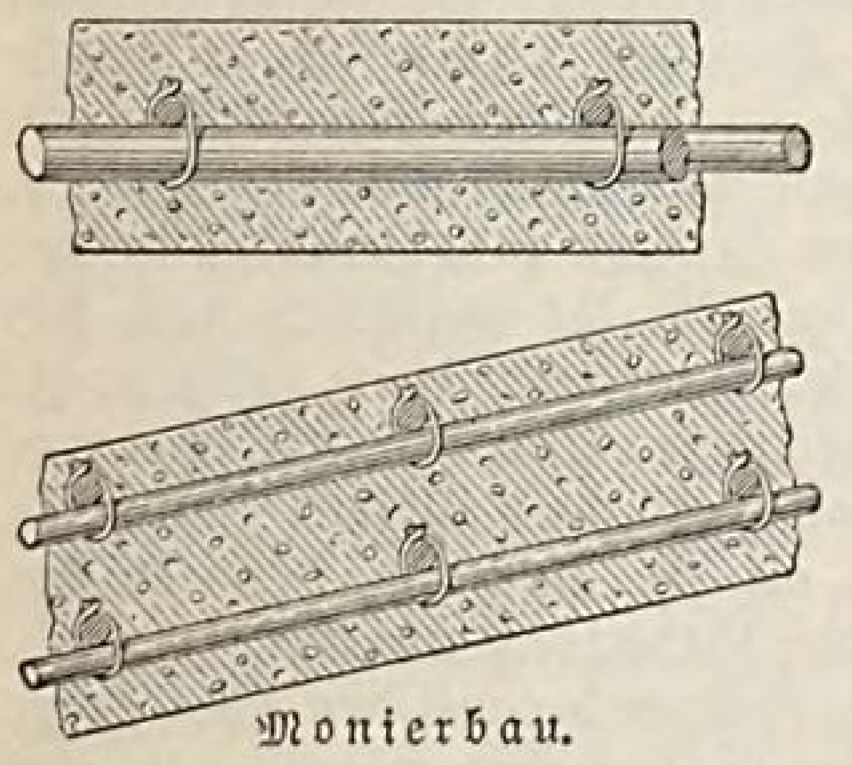
Mongoz (Lemur Mongoz *L.*), Halbaffe aus der Familie der Lemuriden, 95 cm lang mit 47 cm langem Schwanz, ist dunkelgrau, am Unterrücken und den Außenschenkeln lichtbräunlich, mit weißem Streifen vom Unterhals nach den Ohren, am Bauch licht rötlichgelb, lebt auf Madagaskar und den Nachbarinseln und findet sich häufig in zoologischen Gärten.

Mongsen (Seng, Seni, Mong, Itsimon), japan. Münze vor 1871, aus Eisen oder auch mit Kupfer, scheibenförmig und mit quadratischem Loch in der Mitte, wie die chinesischen Tsiën oder Käsch, etwa 2500 Stück = 1 Bu von 1,408 Mk. Wert; Itschi-M. = 4, Hatstschi-M. = 8 Sen oder M., letztere etwa 0,32 Pfennig wert.

Mongur (Mond), der XXI, eine Trumpfkarte im Tarock, namentlich so bezeichnet im Tapp-Tarock.

Monheim, Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Donauwörth, am Hahnenkamm, hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Benediktinerkloster, ein Amtsgericht, ein Forstamt und (1890) 1233 Einw., davon 27 Evangelische.

Monierbau (spr. monnjē-, Zementeisenbau), von ihrem Erfinder J. Monier in Paris zuerst zur Herstellung von Pflanzenkübeln und Wasserbehältern angewandte, dann in das Bauwesen eingeführte Konstruktion, welche sich aus Eisenstäben verschiedener Querschnitte zusammensetzt, die meist untereinander durch Quereisen flechtwerkartig verbunden, in Zementkörper eingelagert werden (s. Abbild.).


Monierbau.

Das Zusammenwirken beider in ihren Berührungsflächen innig verbundener Baustoffe, deren eines, das Eisen, bedeutenden Widerstand gegen Zug leistet, während das andre starken Druck aushält, verleiht dem M. bedeutende Tragfähigkeit bei geringem Eigengewicht. Außerdem zeichnet er sich aus durch Feuerfestigkeit, Wasserundurchlässigkeit und Dauerhaftigkeit (das Rosten des eingelagerten Eisens erscheint ausgeschlossen), ebenso durch Raumersparnis, schnelle Ausführungsmöglichkeit ohne Schädigung der Gediegenheit, verhältnismäßige Billigkeit und hygienische Vorzüge. Man benutzt den M. insbesondere zu Fußböden- und Deckenkonstruktionen (Gewölbe eingeschlossen), Dächern und dünnen, freitragenden Wänden, zu Dichtungen gegen Grundwasser, Treppen, feuerfesten Thüren und Fensterläden, Säulenummantelungen und selbst ganzen Baulichkeiten, ebenso zu Brücken, Schleusenthoren und Wehren, auch zu Kanälen, Rohrleitungen und Wasserbehältern aller Art. Vgl. Rehbein, Monier- und Betonbauwerke (2. Aufl., Berl. 1894).

Monieren (lat.), erinnern, mahnen; Ausstellungen an etwas machen, es bemängeln.

Monika, die Heilige, Mutter des Augustinus (s. d.), geb. 322 in Afrika von christlichen Eltern, bekehrte ihren Mann, den Patricius von Tagaste, zum Christentum. Ihr mütterlicher Einfluß trug viel zu der Bekehrung ihres Sohnes bei. Nachdem sie diese eben noch erlebt, starb sie 387 in Ostia. Ihr Tag 4. Mai.

Moniliformis (lat.), perlschnurartig.

Monimiaceen, dikotyle, etwa 170 Arten umfassende, in den wärmern Gebieten aller Weltteile, ausgenommen Europa, vertretene Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Ranalen, Holzpflanzen mit meist gegenständigen Blättern und einzelnen oder trugdoldig angeordneten Blüten, deren Achse sich oft scheiben- oder becherförmig ausbildet. Die Schließfrüchte werden häufig von dem fleischig werdenden Achsenbecher eingeschlossen.

Moniquirá (spr. -kirá), Stadt im Depart. Boyaca in Kolumbien, an einem gleichnamigen Nebenfluß des Suárez, 1705 m ü. M., hat Zuckerrohrplantagen und Kupfergruben und (1870) 9597 Einw.

Monismus (griech.), »All-Einheitslehre«, heißt jede Erklärungsweise eines einzelnen Gebietes der Wirklichkeit oder der Welt im ganzen, welche nicht, wie der Dualismus (s. d.), von zwei oder, wie der Pluralismus, von mehreren letzten Prinzipien ausgeht, sondern die Mannigfaltigkeit des Gegebenen auf einen einzigen letzten Grund zurückzuführen sucht. Während also z. B. der Dualismus gewisse Gegensätze, wie Gott und Welt, Natur und Geist, Leib und Seele, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Erscheinung und Ding an sich 2c., als in der Natur der Dinge begründete und deshalb unüberbrückbare ansieht, strebt der M. danach, dieselben aufzuheben, sie als bloße Modifikationen eines Grundprinzips aufzufassen. So identifiziert der Pantheismus Gott und die Welt, der Materialismus betrachtet die tote, der Hylozoismus die beseelte Materie, der Spiritualismus geistige Wesen, die Identitätsphilosophie ein die Erscheinungen des Materiellen und Geistigen gleichzeitig bedingendes indifferentes Urwesen als die letzte Grundlage der Wirklichkeit. Auf die höchste Stufe des metaphysischen M. erheben sich aber die Denker, welche, wie Spinoza, Schelling, Hegel, Schopenhauer, v. Hartmann u. a., nicht nur die qualitative Verschiedenartigkeit, sondern auch die numerische Vielheit dem Weltgrunde absprechen und ein einziges, die scheinbare Vielheit getrennter Individuen in sich enthaltendes Urwesen annehmen. In der Gegenwart wird oft vorzugsweise die in der naturwissenschaftlichen Entwickelungslehre wurzelnde (besonders durch Spencer und Haeckel vertretene) Weltanschauung M. genannt, welche, jedes jenseit der physischen Welt liegende (transcendente) Sein leugnend, die letztere als ein in allen Teilen einheitlich zusammenhängendes, nach ihm innewohnenden allbeherrschenden Gesetzen sich veränderndes Ganze betrachtet und

besondern Nachdruck darauf legt, daß auch der Mensch keine Ausnahmestellung in der Welt einnimmt, sondern als Glied des Naturganzen den Gesetzen desselben unterworfen ist.

Monistrol-sur-Loire (spr. monistróll-ßür-lŭār'), Stadt im franz. Depart. Oberloire, Arrond. Yssingeaux, nahe der Loire, an der Lyoner Eisenbahn, hat eine romanische Kirche, ein schönes Schloß, Fabrikation von Spitzen und (1891) 2263 (als Gemeinde 4719) Einw.

Monita, Mehrzahl von Monitum (s. d.).

Monita secreta Societatis Jesu (»die geheimen Ordnungen der Gesellschaft Jesu«), eine 1614 erschienene satirische Schrift über den Orden, vielleicht von dem Exjesuiten Hieronymus Zahawoski.

Moniteur (franz., spr. -tör, »Ratgeber«), Pariser Zeitung, vom Buchdrucker Panckoucke als »Gazette nationale, ou le M. universel« 24. Nov. 1789 begründet, ward 1800 von Bonaparte zum Amtsblatt der Regierung gemacht und behielt diese Eigenschaft unter allen folgenden Regierungen bis 1869, wo das »Journal officiel« an seine Stelle trat. Der M. erscheint seitdem als konservatives Privatjournal, dessen Leiter gegenwärtig (1896) F. Duval ist. Die der Revolutionszeit angehörenden Jahrgänge, von denen 1858—63 ein Neudruck in 32 Bänden erschien (die Jahrgänge 1789—99 umfassend), sind eine wichtige Geschichtsquelle, deren Gebrauch erleichtert wird durch die »Tables chronologiques du M. universel« vom 5. Mai 1789 bis 1824 (Par. 1828, 8 Bde.). Erster Hauptredakteur war Marcilly, dann Thuau-Grandville, seit 1793 Thoré, nach dem 9. Thermidor (27. Juli 1794) Jourdan, der sich bis zur Konsularregierung behauptete und dann die Redaktion in die Hände von Sauve niederlegte. Nach dem Muster des französischen M. entstanden auch in andern Staaten offizielle Blätter unter diesem Titel.

Monition (lat.), Ermahnung, Erinnerung.

Monitor (engl.-lat., »Mahner«), Lehrgehilfe oder Repetitor. Mit Hilfe von Monitors unterrichteten A. Bell (s. d. 1) und J. Lancaster (s. d. 2) ganze Schulklassen; daher ihre Art der Schulorganisation »Monitorial system of tuition oder education« heißt. S. Wechselseitiger Unterricht. — Name eines Panzerschiffes und danach eines Schiffstypus, s. Panzerschiffe.

Monitoriden, s. Eidechsen.

Monitōrische Dekrete nannte man in der früheren Rechtssprache richterliche Verfügungen, welche dem Adressaten lediglich Gelegenheit zur Wahrung von Rechten geben, im Gegensatz zu arktatorischen Dekreten, welche bei Meidung von Nachteilen zur Vornahme von Handlungen verpflichten; s. Dekret.

Monitorĭum (lat.), Mahnschreiben.

Monitum (lat., Mehrzahl Monita), erinnernde oder tadelnde Bemerkung, Mahnung.

Moniuszko, Stanislaus, poln. Komponist, geb. 5. Mai 1820 zu Ubiel im Gouv. Minsk, gest. 4. Juni 1872, verdankte seine musikalische Ausbildung dem Organisten Freyer in Warschau und 1837—39 Rungenhagen in Berlin, wurde 1858 Opernkapellmeister in Warschau und später Professor am Konservatorium daselbst. M. hat 13 Opern geschrieben (darunter »Halka«, »Der Floßknecht«, »Die Gräfin«, »Das Gespensterschloß«, »Der Paria« ɩc.), die alle ein durchaus nationales Gepräge haben und großen Beifall fanden; ferner Musik zu »Hamlet«, viele Gesänge, Klavierstücke sowie eine Harmonielehre. Seine Biographie schrieb Al. Walicki (1873, polnisch).

Monk, George, s. Monck.

Monk Bretton (spr. brett'n), Stadt im Westriding von Yorkshire, 5 km nordöstlich von Barnsley, hat Ruinen einer Cluniacenserabtei aus dem 12. Jahrh. und (1891) 3426 Einw.

Monk Bretton, John George Dodson, Lord, brit. Staatsmann, geb. 1825 als einziger Sohn des Mitglieds des Geheimen Rates, Sir John Dodson, studierte in Oxford, widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde 1851 Barrister. 1857 für Ost-Sussex ins Parlament gewählt, schloß er sich der liberalen Partei an, zu deren mehr radikalem Flügel er gehörte, und zeichnete sich durch seine Geschäftskenntnis so aus, daß er von 1865—72 als Stellvertreter des Chairman of Committees (Vorsitzenden der Ausschüsse) fungierte. 1873 wurde er zum Finanzsekretär des Schatzamtes ernannt, trat aber schon 1874, als Gladstone seine Entlassung nehmen mußte, zurück. 1880 wurde er in Gladstones zweitem Ministerium zum Präsidenten des Lokalverwaltungsamts (des frühern Armenamts) ernannt; 1882—84 war er Kanzler des Herzogtums Lancaster und wurde bei seinem Rücktritt als Lord M. in das Oberhaus berufen.

Monkchester (spr. mónk-tschester), alter Name von Newcastle upon Tyne.

Monkenberg, s. Stromberg 2).

Monkeygras, s. Attalea.

Monkton (spr. monkt'n), s. Jarrow.

Monkwearmouth (spr. -uirmöth), Vorstadt von Sunderland (s. d.) im nordöstlichen England.

Monmē, japan. Gewicht u. Rechnungsgeld, s. Mé.

Monmouth (spr. mónnmöth), 1) (welsch: Mynwy) Hauptstadt von Monmouthshire (England), am Zusammenfluß von Monnow und Wye, von bewaldeten Hügeln umgeben, hat eine Eisenhütte, Kohlengruben und Eisenhütten in der Umgegend und (1891) 5470 Einw. Im Schloß (jetzt Ruine) wurde Heinrich V. geboren. In der Nähe der Kymin Hill, 213 m über der Wye, mit schöner Aussicht, und der Buckstone, ein beweglicher Fels. 12 km südwestlich von M. die gut erhaltene Ruine von Raglan Castle (aus dem 15. Jahrh.). — 2) Hauptstadt der Grafschaft Warren im nordamerikan. Staat Illinois, hat ein College, theologisches Seminar, Fabriken von Pflügen, Feilen, Schul- und Kirchenmobiliar ɩc. und (1890) 5936 Einw.

Monmouth (spr. mónnmöth), 1) James, Herzog von, natürlicher Sohn Karls II. von England und der Lucy Walters, geb. 9. April 1649 in Rotterdam, gest. 15. Juli 1685. Karl ließ den Knaben in Frankreich erziehen, berief ihn nach der Restauration an seinen Hof und ernannte ihn zum Grafen von Orkney, später zum Herzog von M. und zum Hauptmann der Garde. 1672 befehligte M. die englischen nach den Niederlanden gesandten Truppen; 1679 stillte er die in Schottland ausgebrochenen Unruhen. Als aber eine starke, dem Herzog von York, dem spätern Jakob II., feindliche Partei sich an M. anschloß, bewirkte der Herzog, daß M. nach den Niederlanden verwiesen ward. Auch hier blieb M. der Führer der mit der Thronfolge Yorks mißvergnügten Großen und war in alle ihre Verschwörungen verwickelt; im September 1682 ward er, eigenmächtig nach England zurückgekehrt, in Stafford verhaftet, aber wieder freigelassen; nach der Entdeckung des sogen. Ryehouse-Plot, als dessen Haupt er galt, erhielt er zwar die Verzeihung seines ihn heiß liebenden Vaters (November 1683), mußte aber wieder in die Verbannung gehen. Nach Jakobs II. Thronbesteigung (1685) verband sich M. mit dem Grafen von Argyll und landete, während dieser einen Einfall

in Schottland versuchte, 11. Juni 1685 zu Lyme in der Grafschaft Dorset. Indem er sich für den Beschützer des von Jakob II. bedrohten protestantischen Glaubens ausgab, fand er unter den Bauern der westlichen Grafschaften viel Anhang und nahm zu Taunton in einer Proklamation als rechtmäßiger Sohn Karls II. den königlichen Titel an, ward aber 6. Juli 1685 bei Sedgemoore von den Truppen Jakobs geschlagen. Auf der Flucht ergriffen, ward er zu London auf Tower Hill enthauptet. Von ihm stammen die Herzöge von Buccleuch (s. d.) ab. Vgl. Roberts, Life and progress of Robert, Duke of M. (Lond. 1844, 2 Bde.).

2) Galfrid oder Gottfried von, latein. Schriftsteller des Mittelalters, s. Arthur.

Monmouthshire (spr. mónnmöthschir), Grafschaft im westlichen England, von Wales, Hereford- und Gloucestershire umschlossen, im SO. und S. von dem Ästuarium des Severn begrenzt, umfaßt ein Areal von 1383 qkm (25,1 QM.). Der Fluß Wye mit seinem Nebenfluß Monnow bildet die östliche, der Rumney die westliche Grenze; zwischen beiden mündet der Usk. Die Küste ist niedrig und wird durch starke Eindeichungen gegen die Flut, die hier oft bis zu 18 m steigt, geschützt; im Innern ist das Land hügelig, teilweise bewaldet, im NW. und NO. gebirgig. Verzweigungen der Schwarzen Berge treten im NW. in die Grafschaft herein; der Sugarloaf (bei Abergavenny) erreicht 596 m Höhe. Im NW. liegt ein ergiebiges Kohlenfeld. Der größte Teil der Grafschaft gehört zur devonischen Kalksteinformation, in der Mitte treten silurische Schiefer auf. Die Einwohner (1891: 252,416, im Verwaltungsbezirk M. nur 203,347) bedienen sich fast ausschließlich der englischen Sprache, obgleich die geographische Nomenklatur welsch ist, und nur westlich vom Usk wird welsch noch vorwiegend gesprochen. Von der gesamten Oberfläche sind 1890: 15,2 Proz. Ackerland, 51,4 Proz. Weideland, 8,7 Proz. Wald. Weizen wird namentlich in den fruchtbaren Thälern der Wye und des Usk gebaut, Hafer und Gerste in den weniger ergiebigen Landstrichen. An Vieh zählte man 1890: 11,999 Pferde, 46,893 Rinder, 200,311 Schafe und 17,590 Schweine. Der Bergbau auf Steinkohlen (1894: 8,213,156 Ton. bei 24,569 Arbeitern), Eisenerze (nur 24,834 T.) und feuerfesten Thon (76,304 T.) bildet einen wichtigen Erwerbszweig. Die Industrie beschränkt sich fast ausschließlich auf die Herstellung von Roh- und Gußeisen (Produktion 1894: 254,551 T. Roheisen; 6730 Arbeiter) und den Bau von Maschinen (1993 Arbeiter). Der Handel wird durch die günstige Lage an der See, gute Häfen, Flüsse, die Kanäle von M. und Brecknock u. zahlreiche Eisenbahnen unterstützt. Hauptstadt ist Monmouth. — M. war zur Zeit der Römer, die hier die Stationen Venta und Isca Silurum hatten, von den Silurern bewohnt. Bei der normännischen Eroberung wurde dies Grenzgebiet gegen Wales unter die Obhut besonderer Herren, später Lords of the Marches genannt, gestellt und 1535 von Heinrich VIII. mit England vereinigt.

Mönn, ostind. Gewicht, s. Mahnd.

Monnard (spr. -ár), Charles, schweizer. Historiker, geb. 17. Jan. 1790 in Bern, gest. 13. Jan. 1865 in Bonn, wurde 1816 Professor der französischen Litteratur an der Akademie zu Lausanne, 1828 Mitglied und nach der liberalen Bewegung von 1830 wiederholt Präsident des Großen Rates sowie Tagsatzungsabgeordneter der Waadt 1832—38. Durch den Sieg der Radikalen 1845 in seinen religiösen Ansichten gekränkt, nahm er 1846 eine vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für ihn errichtete Professur der romanischen Sprachen und Litteratur an der Hochschule zu Bonn an. In der gemeinsam mit L. Vulliemin unternommenen Übersetzung und Vollendung von Joh. v. Müllers Schweizergeschichte (Par. u. Genf 1837—51, 18 Bde.), die ihm eine hervorragende Bedeutung unter den Schweizer Geschichtschreibern sichert, bearbeitete er die Abteilungen von Müller u. Glutz in 9 Bänden und setzte das Werk selbständig fort von 1712—1815 in 5 Bänden (deutsch, Zür. 1847—53, Bd. 11—15 des ganzen Werkes).

Monnier (spr. monnjē), 1) Henri, franz. Schriftsteller und Maler, geb. 6. Juni 1799 in Paris, gest. daselbst 3. Jan. 1877, war erst Gehilfe bei einem Notar, erhielt dann eine Stelle im Justizministerium und wandte sich schließlich der Malerei zu, indem er in das Atelier Girodets eintrat und sich zu einem ausgezeichneten Karikaturenzeichner ausbildete. Seine Illustrationen zu Bérangers Liedern und Lafontaines Fabeln, besonders aber seine »Scènes populaires, dessinées à la plume« (1835, mit den stereotyp gewordenen Figuren von Mr. Prudhomme, dem pedantischen, gespreizt feierlichen Schreiblehrer, und Mad. Gibou, der naiven, redseligen Pförtnerin) fanden großen Beifall und erhielten mehrere Fortsetzungen (neue Ausg. 1890). Später brachte er auch mehrere seiner Volkstypen mit Erfolg auf die Bühne und spielte dann selbst, namentlich in der Provinz, die Hauptrolle. Hierher gehören namentlich die Lustspiele: »Grandeur et décadence de Joseph Prudhomme« (1852), »Joseph Prudhomme, chef de brigands« (1860) u. a. Vgl. Champfleury, Henri M., sa vie, son œuvre (2. Aufl., Par. 1890).

2) Marc, franz. Schriftsteller, geb. 7. Dez. 1829 in Florenz als Kind eines Franzosen und einer Genferin, gest. 18. April 1885 in Genf, brachte einen großen Teil seines Lebens in Italien zu und erwarb sich gründliche Kenntnisse von den Zuständen und der Geschichte dieses Landes. Zeuge davon ist unter andern sein berühmtes Pamphlet »L'Italie est-elle la terre des morts?« (Par. 1859). Durch seine Mutter kam er auch mit der Schweiz in nähere Verbindung. Er wirkte lange Jahre als Professor der Litteratur in Genf. Außer seinen dramatischen Versuchen, worunter seine Comédies de marionnettes (gesammelt, Genf 1871) an Gozzis Manier erinnern, seiner Übersetzung von Goethes »Faust« (1875) u. seinen Novellen (»Les amours permises«, 1861; »Nouvelles napolitaines«, 1879; »Le charmeur«, »Gian et Hans«, 1882; »Un détraqué«, 1883; »Le roman de Gaston Renaud«, 1884; »Après le divorce«, 1885) erwähnen wir von seinen Schriften: »Étude historique de la conquête de Sicile par les Sarrasins« (1847); »Le protestantisme en France« (1854); »Garibaldi, histoire de la conquête des Deux-Siciles« (1861); »Histoire du brigandage dans l'Italie méridionale« (1862); »La Camorra, mystères de Naples« (1863); »Pompéi et les Pompéiens« (1864); die ebenso geistreiche wie gelehrte Geschichtsstudie über das Theater: »Les aïeux de Figaro« (1868); »Poésies« (1871, 2. Aufl. 1877); »Genève et ses poètes« (1873, 2. Aufl. 1885); eine gereimte »Vie de Jésus« (1873); »Les contes populaires en Italie« (1880); »Récits et monologues« (1880); »Un aventurier italien du siècle dernier: le comte Jos. Gorani« (1884); das litterargeschichtliche Werk »La Renaissance, de Dante à Luther« (1884, preisgekrönt von der franz. Akademie;

deutsch, Nördling. 1888) u. »La Réforme, de Luther à Shakespeare« (1885). Nach seinem Tode erschien noch »Vers bellettriens« (1888). Vgl. Rambert, Écrivains nationaux suisses, Bd. 1 (Genf 1874).

Monnikendam, Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, an dem Monnikendamer Gat, einer Bucht des Zuidersees, mit 5 Kirchen, bedeutendem Handel mit Anschovis und (Edamer) Käse und (1889) 2741 Einw.

Mono, Fluß in Nordostafrika, entsteht in der deutschen Kolonie Togo aus dem Zusammenfluß des Kama und Anutschi und mündet in der französischen Kolonie Dahomé bei Groß-Popo in die Bai von Benin.

Mono... (griech.), in Zusammensetzungen, bedeutet: allein..., ein...

Monobrachie (griech.), angeborne Einarmigkeit.

Monoceros (lat.), Sternbild, s. Einhorn.

Monochasium (griech.), eine Form des Blütenstandes (s. d., S. 137).

Monochlamydeen, soviel wie Apetalen (s. d.), Bezeichnung im Pflanzensystem De Candolles.

Monochord (griech., »Einsaiter«), ein schon bei den alten Griechen gebräuchlicher Apparat mit einem verschiebbaren Steg unter einer über einen Resonanzboden gespannten Saite zur Demonstration der Saitenlängeverhältnisse der Intervalle; s. Schall (Fig. 12). Aus dem M. (das schon im 2. Jahrh. n. Chr. mit vier Saiten gebaut wurde) entwickelte sich das Klavichord, die älteste Art der Klaviere, die deshalb auch noch denselben Namen führte. Vgl. Klavier.

Monochroisch (monochromatisch, griech), einfarbig; Monochroismus (Monochromie), Einfarbigkeit.

Monochromate, s. Chromsäuresalze.

Monochromaten (griech.), total Farbenblinde.

Monochromatisches Licht, homogenes Licht, welches durch Prismen nicht weiter zerlegt wird.

Monochromen (griech., monochromatische Bilder), »einfarbige« Gemälde, mit Einer Farbe ausgeführte Umrisse, die älteste Art der Malerei. Gewöhnlich sind die M. rot auf weißem oder schwarzem oder schwarz auf rotem Grund ausgeführt. Die in Pompeji gefundenen M. (rote Umrisse auf Marmorgrund) scheinen jedoch ehemals buntfarbige, enkaustische Gemälde gewesen zu sein, von denen nur die untermalten Konturen übriggeblieben, die zartern Wachsfarben zerstört sind. Vgl. Malerei, S. 817.

Monocle (franz., spr. mönockl, Monokel), ein Augenglas, ein Fernglas für nur ein Auge.

Monoclinus (grch., monoklinisch, »einbettig«), Bezeichnung für Blüten, die Staubgefäße und Pistille zugleich enthalten, zwitterig (Gegensatz: diklinisch). Davon Monoclinia, Abteilung des Linnéschen Systems, Gewächse mit Zwitterblüten, die ersten 20 Klassen.

Monoecus (griech., monözisch, »einhäusig«), Bezeichnung für Pflanzen, bei denen zweierlei eingeschlechtige (männliche und weibliche) Blüten auf der nämlichen Pflanze vorkommen (Gegensatz: diözisch). Derartige Pflanzen bilden die Monoecia, die 21. Klasse des Linnéschen Systems.

Monod (spr. mönō), 1) Adolphe, reform. Theolog, geb. 1802 in Kopenhagen als Sohn des aus Genf gebürtigen reformierten Predigers und Schriftstellers Jean M. (gest. 1836 in Paris), gest. 6. April 1856 in Paris, studierte in Genf, wirkte 1825—27 als Prediger zu Neapel, wo er die evangelische Gemeinde gründete, 1828—31 in Lyon, seit 1836 Professor zu Montauban und seit 1844 als Prediger an der reformierten Kirche in Paris. Außer vielen kleinern, streng bibelgläubigen, sämtlich auch in deutschen Übersetzungen erschienenen Schriften veröffentlichte er: »Sermons« (3. Aufl., Par. 1860, 4 Bde.); »La femme« (1848, 11. Aufl. 1894), »Saint Paul« (1851 u. öfter) und »Les adieux à mes amis et à l'Église« (1856, 12. Aufl. 1894), die drei letztgenannten deutsch von Seinecke als »Ausgewählte Schriften von Adolphe M.« (3. Aufl., Bielef. 1895). Vgl. »Adolf M., Lebenserinnerungen u. Briefe« (deutsch von Reichard, Frankf. 1886). — Sein Bruder Frédéric, geb. 17. Mai 1794 zu Monnaz im Kanton Waadt, 1819—49 Pastor zu Paris, gründete 1849 mit dem Grafen Gasparin die freie reformierte Kirche Frankreichs (s. Freikirchen) und redigierte bis zu seinem am 30. Dez. 1863 erfolgten Tode die »Archives du Christianisme«. — Ein andrer Bruder, Guillaume, geb. 10. März 1800 in Kopenhagen, gest. im Jan. 1896 in Paris, wurde 1856 Nachfolger von Adolphe M. in Paris, legte aber 1874 seine Stelle nieder, um eine eigne freie Gemeinde zu gründen, und verfiel in Wahnsinn. Andre Theologen desselben Namens sind Söhne von Frédéric M.

2) Gabriel, franz. Geschichtsforscher, geb. 7. März 1844 in Le Havre, widmete sich, nachdem er längere Zeit in den Archiven zu Florenz gearbeitet, 1867—1868 in Berlin und Göttingen geschichtlichen Studien, wurde 1869 Lehrer an der École des hautes-études, 1874 an der von ihm mitbegründeten École alsacienne und ist seit 1880 Repetent an der École normale supérieure. Er schrieb auf Grund seiner Erfahrungen als Begleiter einer Ambulanz im Krieg 1870/71: »Allemands et Français« (Par. 1872); ferner: »Études critiques sur les sources de l'histoire mérovingienne« (1872—85, 2 Tle.); »Jules Michelet« (1875); »De la possibilité d'une réforme de l'enseignement supérieur« (1876); »Les origines de l'historiographie à Paris« (1877); »Bibliographie de l'histoire de France« (1888); »Les maîtres de l'histoire. Renan, Taine, Michelet« (1894). Auch übersetzte er die »Geschichte der Könige Childebert und Chlodovech« von Junghans (1879) u. veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen in der von ihm mitbegründeten und geleiteten »Revue historique«.

Monodie (griech., »Einzelgesang«) nennt man die etwa um 1600 in Italien aufgekommene neue Art von Musik, welche an Stelle des vorher lange allein als Kunstmusik üblichen mehrstimmigen Gesanges den Einzelgesang mit Instrumentalbegleitung setzte. Diese Begleitung war anfänglich einfach genug (ein bezifferter Baß, der auf dem Clavicembalo, der Laute [Theorbe] oder Gambe ausgeführt wurde), gestaltete sich jedoch bald interessanter. Natürlich ist aber der Einzelgesang weit älter als der mehrstimmige, ja selbst der anders als im Einklang begleitete ist zweifellos lange vor dem 17. Jahrh. geübt worden (von den Troubadouren, überhaupt im volksmäßigen und häuslichen Musizieren im Mittelalter); etwas Neues war es nur, daß nun die Künstler und Theoretiker sich der vernachlässigten Stilgattung annahmen. Die Oper, das Oratorium, die Kantate, ja selbst die reine Instrumentalmusik, also unsre gesamte neuere Musik, gingen aus diesen unscheinbaren Anfängen hervor.

Monodimetrisches Kristallsystem, soviel wie quadratisches Kristallsystem, s. Kristall, S. 745.

Monodistichon (griech.), aus einem einzigen Distichon bestehendes Gedicht.

Monodon (griech.), Narwal. Monodontia (»Einhörner«), Narwale, eine Familie der Zahnwale (s. Wale).

Monodrama (griech.), ein Drama (mit oder ohne Musikbegleitung), in welchem nur eine Person handelnd auftritt.

Monogamie (griech.), Einehe, im Gegensatz zur Polygamie (s. d.) die geschlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, also die einfache Ehe (s. d.); auch spricht man bei den Tieren von M.

Monogēn (griech.), aus einerlei (Gestein) bestehend, s. Breccien.

Monogenĕsis (griech.), Abstammung der Menschen oder andrer Lebewesen von Einem Paar.

Monogonīe (griech.), »eingeschlechtliche« oder ungeschlechtliche Fortpflanzung. Zu ersterer gehört auch die Parthenogenesis, zu letzterer die Fortpflanzung durch Teilung.

Monogramm (griech., Handzeichen, lat. Signum, franz. Chiffre), eigentlich ein einziger Buchstabe oder Schriftzug, dann besonders eine Figur, welche, aus einem oder auch aus mehreren in Einen Schriftzug verschlungenen Buchstaben oder aus einer durch Zusammensetzung verschiedener Buchstaben gebildeten Figur bestehend, den Namen oder auch den Charakter einer Person oder gewisse Formeln (z. B. Bene Valete) ausdrücken soll. Man bediente sich solcher Monogramme in Urkunden bei Unterschriften und



Künstlermonogramme.

auf den Siegeln; auch finden sie sich schon früher auf Münzen, Medaillen ꝛc. Über die Abkürzung des Namens Christi s. Christusmonogramm und Chrismon. Seit Karl d. Gr. ersetzt das M. die eigenhändige Unterschrift des Königs und bleibt bis ins 13. Jahrh. ein wichtiger Bestandteil der Königsurkunden; dann wird es seltener. Die Lehre von diesen Zeichen bildet daher einen besondern Teil der Urkundenlehre oder Diplomatik (s. d). Später belegt man mit dem Namen Monogramme auch die Namenschiffern, Schriftzüge und sonstigen Zeichen, deren sich die Maler, Kupferstecher, Holzschneider, Goldschmiede, Waffenschmiede, Kunsttöpfer ꝛc. bedienten, um ihre Werke als die ihrigen zu bezeichnen. Die Entzifferung dieser Monogramme, die meist aus den Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens der Künstler gebildet sind, ist ein besonderer Zweig der Kunstwissenschaft. Eine Anzahl von Monogrammen bekannter Maler und Kupferstecher gibt obenstehende Abbildung wieder. Vgl. Brulliot, Dictionnaire des monogrammes (neue Aufl., Stuttg. 1832—34, 3 Bde.); Nagler, Die Monogrammisten (Münch. 1857—76, 5 Bde.); Duplessis, Dictionnaire des marques et monogrammes de graveurs (Par. 1886—87, 3 Bde.); Ris-Paquot, Dictionnaire encyclopédique des marques et monogrammes, chiffres, etc. (das. 1893, 2 Bde.). Die in der Keramik vorkommenden Marken und Monogramme verzeichneten Grässe (»Guide de l'amateur de porcelaines«, 8. Aufl., Dresd. 1894), Jännicke (Stuttg. 1878), Barth (6. Aufl., Dresd. 1887), Ujfalvy (Par. 1895), die Monogramme der Kunstsammler L. Fagan (»Collectors' marks«, Lond. 1883), die Monogramme der Goldschmiede M. Rosenberg (»Der Goldschmiede Merkzeichen«, Frankf. a. M. 1890). Vgl. auch Porzellanmanufakturen. — Ferner nennt man M. eine Strophe, worin die Anfangsbuchstaben einer jeden Zeile einen Namen ausdrücken.

Monographīe (griech.), eine Schrift, in welcher ein einzelner Gegenstand aus irgend einer Wissenschaft als ein besonderes Ganze abgehandelt wird.

Monogȳnus (griech., »einweibig«) heißen Blüten mit Einem Griffel. Davon Monogynia, Ordnung in den 13 ersten Klassen des Linnéschen Pflanzensystems, Pflanzen mit einweibigen Blüten enthaltend.

Monokarbōnsäuren, s. Karbonsäuren.

Monokárpisch (griech.), Bezeichnung einer nur einmal fruktifizierenden Pflanze.

Monokel, s. Monocle.

Monoklines (monoklinoëdrisches) **Kristallsystem**, s. Kristall, S. 746.

Monoklinisch, s. Monoclinus.

Monokōlon (griech.), in der Poetik eine von der gleichen Versart gebildete Strophe (s. Dikolon).

Monokotyledōnen (Monokotylen, Spitzkeimer, einsamenlappige Pflanzen, auch Akroblasten), Klasse des Pflanzenreichs, im Gegensatz zu den Dikotyledonen diejenigen Akrogamen (s. d.) umfassend, deren Keimling nur einen einzigen Samenlappen (Kotyledon) besitzt. Außerdem unterscheiden sie sich von den Dikotyledonen in folgenden Merkmalen. Der unterirdische Stengel ist nicht selten als Zwiebel oder Knolle entwickelt. Die Blätter sind meist ungeteilt und in der Regel mit parallelen oder bogenförmig laufenden, bisweilen aber auch mit netzartigen Nerven versehen. Auf dem Querschnitt des Stengels stehen die geschlossenen Gefäßbündel nicht in einem Kreis, wie bei den Dikotyledonen, sondern unregelmäßig zerstreut; der Stengel ist daher auch eines peripherisch fortschreitenden, dauernden Dickenwachstums unter Bildung eines Holzkörpers mit konzentrischen Jahresringen nicht fähig (vgl. Stamm), worauf Endlichers Bezeichnung der M. als Endogenen (Endogenae) sich bezieht. Daher tritt auch die eigentliche Baumform hier nur in wenigen Fällen auf. Die Blüten zeigen in der Zahl der Glieder ihrer Blattkreise vorherrschend die Dreizahl, ohne daß andre Zahlverhältnisse ausgeschlossen sind. Wo die Blütenhülle nicht fehlt, ist sie meistens als Perigon entwickelt, seltener in Kelch und Blumenkrone differenziert. Die M. zerfallen in die Ordnungen der Pandanalen, Helobien, Glumifloren, Principes, Synanthen, Spathifloren, Farinosen, Liliifloren, Scitamineen und Mikrospermen.

Monokratīe (griech.), soviel wie Monarchie.

Monokulares Sehen, s. Binokulares Sehen.

Monolith (griech.), eine aus einem einzigen Steinblock gehauene Figur oder sonstiges Kunstwerk (Obelisk, Säule). Besonders Säulen für Kolossaltempel pflegten in der römischen Kaiserzeit aus Einem Block gehauen zu werden. Eine der größten Einzelsäulen ist die sogen. Pompejussäule in Alexandria.

Monolōg (griech., »Alleinrede, Selbstgespräch«), im Drama im Gegensatz zum Dialog eine solche

Szene oder Rede, in der eine einzelne Person für oder mit sich selbst spricht. Der M. dient dazu, die innern Gemütszustände der handelnden Personen zur lebendigen Anschauung zu bringen und die Triebfedern ihres Handelns darzulegen, auch wohl bloß die äußere Situation zu klären. Wie alles im Drama, so muß auch der M. an seiner Stelle motiviert, sein Eintreten verständlich, natürlich und für den Zusammenhang des Ganzen notwendig erscheinen.

Monōm (Monomium, besser Mononōm, griech.), in der Mathematik jede eingliederige Größe, wie 4a, im Gegensatz zum Binom, Trinom, Polynom (s. d.) aber sehr viel später in Gebrauch gekommen.

Monomachīe (griech.), Einzelkampf, Zweikampf.

Monomanīe (griech.), s. Geisteskrankheiten u. Manie.

Monomerīe (griech., »Einteiligkeit, Einfachheit«), die Eigenschaft eines Dinges, wonach es nur aus einerlei Teilen besteht; monomerisch, einteilig.

Monometallismus, die einfache Metallwährung als Goldwährung, wie sie z. B. in England besteht und der neuen deutschen Münzgesetzgebung entspricht, oder als Silberwährung, wie sie in Deutschland früher bestand. Der M. bildet den Gegensatz zum Bimetallismus (s. d.) oder der Doppelwährung. Vgl. Währung.

Monomĕter (griech.), aus nur einem Metrum (z. B. einer iambischen Dipodie) bestehender Vers.

Monomorphīe (griech.), Einförmigkeit, Gestaltung nach Einem Typus, jedoch mit Unterscheidbarkeit.

Monomótapa, im 17. Jahrh. vielgenanntes großes Negerreich an der Sofalaküste Afrikas und am untern Sambesi, zerfiel im 18. Jahrh.

Monomyarier, s. Muscheln.

Monongahela, 1) Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, hat Gießereien, Glasfabriken und (1890) 4096 Einw. — 2) Quellfluß des Ohio (s. d.).

Mononōm (griech.), soviel wie Monom.

Monopaß, s. Monosee.

Monopetălen (griech.), Pflanzen mit verwachsenen Blumenblättern, Hauptabteilung der Dikotyledonen im Jussieuschen natürlichen Pflanzensystem, desgleichen unter der Bezeichnung Gamopetalen im Endlicherschen System oder Sympetalen in anderen Systemen, wie dem Englers.

Monophadnus, s. Blattwespen.

Monophāg (griech.) heißen Tiere, die nur einerlei Nahrung genießen.

Monophlĕbus, s. Insekten, S. 271.

Monophonīe (griech.), Eintönigkeit.

Monophthalmīe (griech.), soviel wie Cyklopie.

Monophylētisch (griech.), einstämmig, einheitlich; daher monophyletische Abstammungshypothese, die Annahme, daß eine oder mehrere Organismengruppen von einer einzigen, gemeinsamen Stammform abstammen, im Gegensatz zur polyphyletischen Hypothese, welche annimmt, daß mehrere scheinbar verwandte Formen dennoch auf verschiedene Stammformen zurückgeführt werden können, indem sie nur durch ähnliche Lebensverhältnisse zu einem übereinstimmenden Äußern gelangt sind. So streitet man z. B. über einen mono- oder polyphyletischen Ursprung des Menschen (vgl. Mensch, S. 132), der Raubtiere, der Pferde, ja der Säuger überhaupt.

Monophylīe (griech.), monophyletische Abstammung.

Monophyodonten (griech.), Tiere ohne Zahnwechsel.

Monophysīten (griech.), Ketzername, von den Orthodoxen (Dyophysiten, weil sie zwei Naturen in Christus lehren) derjenigen Partei beigelegt, welche nur eine Natur, die Mensch gewordene göttliche, in Christus annahm. Das Chalcedonische Glaubensbekenntnis (s. d.) fand nämlich nur im Abendland allgemeine Billigung, rief dagegen im Orient, namentlich in Alexandria, Palästina und Antiochia, langwierige und heftige Streitigkeiten hervor, die vorübergehend in dem Enkyklion des Kaisers Basiliscus (476) zur ausschließlichen Anerkennung der M. führten. Am stärksten waren die M. in Ägypten vertreten. Hier wagte man daher nicht, feindlich gegen sie vorzugehen. Es kam sogar zwischen ihrem Patriarchen Petrus Mongus und dem Kaiser Zeno zu einem Kompromiß (das Henotikon 482), infolgedessen freilich die strengen M. sich von jenem lossagten und nunmehr Akephaloi (die Kopflosen) hießen. Aus dem Streite der alexandrinischen M. Severus und Julianus über den Leib Christi gingen die Parteien der Julianisten (auch Aphthartodoketen oder Unverweslichkeitslehrer genannt) und der Severianer (Phthartolatrer oder Verweslichkeitsdiener) hervor. Von letztern sonderten sich wieder die Agnoeten ab, welche, dem alexandrinischen Diakon Themistios folgend, Christus nach seiner menschlichen Natur ein Nichtwissen vieler Dinge zuschrieben, von erstern die Aktisteten, welche den Leib Christi für ungeschaffen hielten, und die Ktistolatrer, die das Gegenteil behaupteten. Auch Tritheiten (Philoponisten nach ihrem Stifter genannt), Damianisten (Sabellianer), Kononiten, Niobiten und andre Parteiungen gingen aus dem fruchtbaren Schoß des phantastischen Monophysitismus hervor. Kaiser Justinian I. und seine Gemahlin Theodora, eine heimliche Monophysitin, versuchten seit 527 umsonst eine Beseitigung der Kontroverse; erfolglos ließ der Kaiser, um den Katholiken zu genügen, den von den M. hochgeachteten Origenes und, um die M. zu gewinnen, die sogen. Drei Kapitel (s. Dreikapitelstreit) verdammen. Die ägyptischen M. dauerten unter dem Namen der Kopten fort und gewannen auch in der äthiopischen Kirche viele Anhänger. In Armenien bilden die M. noch heute die eigentliche Volkskirche, und in Syrien und Mesopotamien heißen die M. Jakobiten (s. d. 1).

Monoplegīe (griech.), Schlagfluß mit Lähmung nur einer einzigen Extremität.

Monopodiale Blütenstände (Monopodīen), traubige oder botrytische Blütenstände, s. Blütenstand.

Monopodīe (griech.), ein als ganzes Glied gezählter Versfuß, Gegensatz zu Dipodie (s. d.). Auch Mißbildung mit verwachsenen untern Extremitäten.

Monopodium, s. Stengel.

Monopōl (griech., »Alleinhandel, Alleinverkauf«), im üblichen Sinne die ausschließliche dauernd oder vorübergehend verliehene Befugnis, innerhalb eines bestimmten Gebietes Gegenstände (auch Dienstleistungen) allein zu verkaufen (Handelsmonopol, für den auswärtigen und Binnenhandel oder nur für einen von beiden) oder auch allein zu erzeugen (Produktionsmonopol). Monopole können den Zweck haben, dem Inhaber des Rechts durch Ausschluß der freien Konkurrenz höhere Preise (Monopolpreise) und damit einen höhern Gewinn (Monopolgewinn) zu sichern (die heutigen Staatsmonopole oder die sogen. Finanzregalien, früher oft niedere, nutzbare Regalien genannt, wie z. B. das Tabaksmonopol, das frühere Salzregal, das Branntweinmonopol &c. als Besteuerungsformen), oder man beabsichtigt, durch dieselben eine dem Interesse der Gesamtheit entsprechende Regelung der Wirtschaft und des Verkehrs zu

erzielen. In die letztere Klasse von Monopolen gehörten der Patent- und Musterschutz, das M. für den Betrieb von Apotheken (in vielen Ländern wird nur eine vererbliche Konzession verliehen, neben welcher aber noch weitere Konzessionen an andre eingeräumt werden können), das Eisenbahngesellschaften gewährte Zugeständnis, daß binnen bestimmter Frist keine Konkurrenzlinie gebaut werde, das Banknotenmonopol etc. Hierher sind auch die sogen. wesentlichen Regalien (s. d.) zu rechnen, wie das Post-, das Telegraphen-, das Münzregal etc., bei denen es nicht oder nicht in erster Linie auf einen monopolistischen Gewinn abgesehen ist, sondern die freie Konkurrenz nur ausgeschlossen wird, weil sie die dem Gesamtinteresse dienlichen Zustände nicht herbeizuführen vermag, sogar, wie bei der Münzprägung, schädlich wirkt. Die frühere Zeit mit ihren das gesellschaftliche Leben fest regelnden Ordnungen war an Monopolen sehr reich. Das Gewerbewesen wurde durch mannigfaltige Zwangs- und Bannrechte, Zunftprivilegien etc. ebenso wie der Handel durch Handelsmonopole geregelt. Letztere wurden größern Handelskompanien (s. d.) für bestimmte Teile der Erde, bestimmte Handelsstraßen, auch wohl nur für bestimmte Handelszweige oder Waren verliehen. Monopolzustände können auch künstlich, ohne daß die Konkurrenz rechtlich ausgeschlossen ist, hervorgerufen werden, so durch Verabredung von Käufern, Vernichtung von Vorräten. Als thatsächliches oder natürliches M. bezeichnet man denjenigen Zustand, bei welchem, ohne daß Vorrechte verliehen wurden, die Konkurrenz eine so beschränkte ist, daß einseitige Preisbestimmungen und monopolistische Gewinne ermöglicht werden. Solche natürliche Monopole bilden sich, wenn begehrte Güter nur in beschränkter Menge in der Hand weniger Leute vorhanden sind, wenn dieselben überhaupt nicht oder doch im Augenblick nicht mehrbar sind, wenn eine Konkurrenz dadurch ausgeschlossen ist, daß es andern an den für dieselbe erforderlichen Mitteln, Kenntnissen oder Fähigkeiten gebricht (Eisenbahnen, geheim gehaltene Erfindungen, hoch honorierte Künstler etc.). Eine mißbräuchliche Ausbeutung von Monopolen, welche aus verliehenen Vorrechten hervorgehen, wurde früher und wird auch heute noch durch Aufrichtung von Schranken, insbes. durch Festsetzung von Preistaxen, verhütet. Solche Schranken können aber auch bei natürlichen Monopolen nötig werden, wenn dieselben auch nur eine Folge der allgemeinen Eigentumsordnung sind, sich jedoch auf Gegenstände erstrecken, deren geregelte und billige Beschaffung für die Gesamtheit von größter Wichtigkeit ist. Viele dieser Monopole verschwinden übrigens mit fortschreitender Verbesserung und Entwickelung des Verkehrs und der Technik.

Monopŏli, Stadt in der ital. Provinz Bari, am Adriatischen Meer und an der Eisenbahnlinie Bari-Brindisi, Sitz eines Bischofs, hat ein altes Kastell und Ringmauern, eine Kathedrale, ein Gymnasium, eine technische Schule, einen offenen Hafen, in welchen 1894: 367 Schiffe von 88,933 Ton. einliefen, Ölgewinnung, Seifenfabrikation, Handel mit Öl u. Wein und (1881) 13,154 (als Gemeinde 20,918) Einw.

Monopolisieren, etwas zum Gegenstand eines Monopols machen, ein Monopol auf etwas verleihen.

Monopoltheorie, s. Bodenrente.

Monoptĕros (griech.), ein offener, von nur einer Säulenreihe getragener Rundbau; s. Tempel.

Monoptōton (griech.), Wort mit Einer Form für alle Kasus.

Monōpus (griech.), Mißgeburt mit nur einer untern Extremität.

Monor (spr. mó-), Markt im ungar. Komitat Pest, an der Bahnlinie Budapest-Czegléd, mit Dampfmühle, Schweinemastung und (1890) 7027 magyar. (reformierten u. römisch-kath.) Einwohnern.

Monorchīden (griech.), Individuen mit nur einem Hoden.

Monosaccharide (Monosen), s. Kohlehydrate.

Monosee, Kratersee in Kalifornien, 2300 m ü. M., jenseit der Sierra Nevada (Monopaß, 3281 m), mit mehreren Inseln, heißen Quellen und Fumarolen.

Monōsen, s. Kohlehydrate.

Monospérmisch (griech.), einsamig, Bezeichnung solcher Früchte, welche nur einen Samen entwickeln.

Monosyllăbum (griech.), einsilbiges Wort; monosyllabisch, einsilbig.

Monosymmetrisch (griech.), soviel wie monoklin, s. Kristall, S. 746.

Monothalamien (griech.), Rhizopoden mit einfachem, nicht mehrkammerigem Gehäuse.

Monothēcisch (griech.), einfächerig, Bezeichnung für Staubblätter, die nur einen Beutel mit zwei Pollenfächern besitzen (antherae uniloculares).

Monotheīsmus (griech.), im Gegensatz zum Polytheismus (s. d.) die Anerkennung u. Verehrung Eines Gottes. Monotheistische Religionen im strengen Sinne sind das Juden- und Christentum und der Islam, während ein allgemeiner Monismus auch den indischen Religionssystemen zu Grunde liegt. S. Gott.

Monothelēten (griech.), die Anhänger einer kirchlichen, den Monophysiten (s. d.) verwandten Partei im 7. Jahrh., welche entstand infolge des Versuchs, den der Kaiser Heraklios auf den Rat der Bischöfe Cyrus von Alexandria und Sergius von Konstantinopel 633 unter Zustimmung des Papstes Honorius I. machte, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche durch die Formel zu vereinigen, daß in Christus ein gottmenschlicher Wille gewesen sei. Hiergegen erhob sich die dyophysitische Orthodoxie, und der Streit dauerte, wiewohl Heraklios durch das Edikt »Ekthesis« 638 und Constans II. 648 durch den »Typos« demselben Einhalt zu thun suchten, heftig fort, bis sowohl das erste Laterankonzil unter Führung des Papstes Martin I. 649 als auch unter dem Einfluß des Papstes Agatho das sechste ökumenische Konzil zu Konstantinopel 680 bestimmten, daß in Christus zwei den beiden Naturen entsprechende Willen und Wirkungsweisen seien, wobei sich der menschliche Wille dem göttlichen stets unterordne. Aus den überresten der kirchlich ausgeschiedenen M. entstand die Sekte der Maroniten (s. d.).

Monōtis, s. Muscheln.

Monotōme Mineralien, nach Einer Richtung spaltbare Mineralien (vgl. Spaltbarkeit).

Monotōn (griech.), eintönig; Monotonie, Eintönigkeit, Mangel an Modulation und Biegsamkeit der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen; allgemeiner: Mangel an Abwechselung und Mannigfaltigkeit.

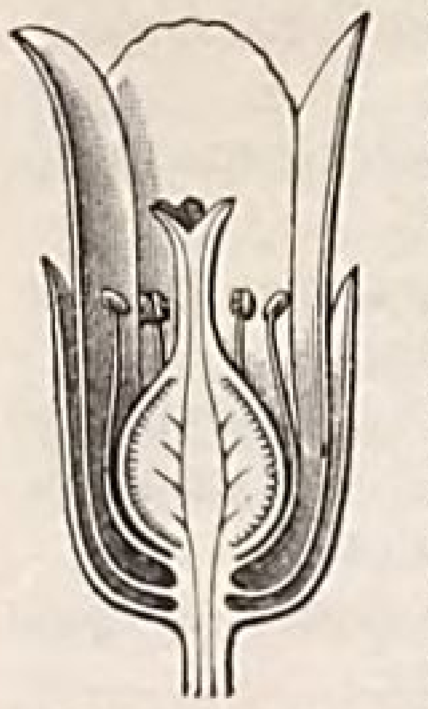
Monotremāta, soviel wie Kloakentiere (s. d.).

Monotrimetrisches Kristallsystem, soviel wie hexagonales Kristallsystem, s. Kristall, S. 745.

Monotrōp (griech.) heißen Tiere mit sehr beschränkter Anpassungsfähigkeit im Gegensatz zu polytropen Tieren mit sehr großer Anpassungsfähigkeit.

Monotropa *L.* (Fichtenspargel, Schmeerwurz, Waldwurz), Gattung aus der Familie der

Pirolaceen, Kräuter mit endständiger einzelner Blüte oder traubigem Blütenstand, dessen einzelne Blüten von Deckblätttern gestützt werden und vor der Fruchtreife steif herabgebeugt sind. Drei Arten, von denen eine in Nordamerika, Japan und Indien, die zweite in Oregon u. die dritte, M. Hypopitys *L.*, in Europa, Sibirien, Japan und Nordamerika vorkommt. Diese letztere besitzt nur schuppenförmige, bleiche, chlorophyllfreie Blattorgane und ähnlich gefärbte Blüten. Ein dickes Wurzelgeflecht aus glasig spröden, stark verästelten Radicellen bildet den ganzen, im Schatten humoser Laub- und Nadelwälder bis zur Blütezeit unterirdisch lebenden und mit Baumwurzeln innig vermengten, ausdauernden Vegetationskörper. Die Blütensprossen steigen im Hochsommer aus der Tiefe von 5—25 cm im Erdreich auf und gliedern sich nach der Fruchtreife als morsche Reste aus dem Wurzelgeflecht los.


Blüte von Monotropa Hypopitys (Längsschnitt).

Monotropoideen, Unterfamilie der Pirolaceen unter der Ordnung der Erikalen, durch den Mangel von Laubblättern und von Chlorophyll ausgezeichnete Humusbewohner mit schuppenartigen Niederblättern und meist ährig oder traubig angeordneten, schmutzig weißen oder braunen Blüten (s. Abbild.), in der deutschen Flora nur durch die Gattung Monotropa (Fichtenspargel) vertreten. Andre Gattungen treten in Nordamerika auf. Eine Art (Monotropa microcarpa *Heer*) ist aus dem Tertiär von Öhningen beschrieben worden.

Monovār, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Alicante, an der Eisenbahn Madrid-Alicante, mit Anbau von Wein, Südfrüchten und Esparto und (1887) 8795 Einw.

Monoxybenzōl, s. Phenol.

Monoxytoluōl, früher soviel wie Kresol (s. d.).

Monözisch (griech.), s. Monoecus.

Monplaisir (spr. mongpläsir), Lustschloß, s. Schwedt.

Monrad, 1) Ditlev Gothard, dän. Bischof und Minister, geb. 24. Nov. 1811 in Kopenhagen, gest. 28. März 1887 in Nykjöping, trat, nachdem er Theologie u. Philologie studiert und eine Studienreise ins Ausland gemacht hatte, mit einer Reihe von »Flyvende Blade« (1840—42) als politischer Schriftsteller auf. Seit 1846 Pastor auf Laaland, ward er kurz darauf in die Provinzialständeversammlung zu Roeskilde gewählt. Als eins der Häupter der nationalliberalen Partei in Dänemark, welche 1848 zur Herrschaft kam, übernahm er 24. März das Portefeuille des Kultus im Ministerium Orla Lehmann und trug wesentlich zur Ausarbeitung des Landgrundgesetzes bei. Das nationalliberale Ministerium trat schon im November zurück, worauf er 1849 zum Bischof des Stiftes Laaland-Falster ernannt wurde. Weil er sich aber an der parlamentarischen Opposition gegen das gesamtstaatliche Ministerium Örsted beteiligte, ward er 1854 seines Amtes als Bischof entsetzt. Nach dem Sturze dieses Ministeriums wurde er Oberdirektor des dänischen Schulwesens, und 6. Mai 1859 übernahm er das Portefeuille als Kirchen- und Unterrichtsminister im Ministerium Hall. Als Hall beim Ausbruch des Konflikts mit Deutschland Ende 1863 seine Entlassung einreichte, bildete M. 31. Dez. 1863 ein neues Ministerium, in welchem er das Präsidium und die Finanzen übernahm. Ihm fiel die undankbare Rolle zu, den Krieg mit unzureichenden Kräften gegen die beiden deutschen Großmächte zu führen und die hartnäckig verblendeten Illusionen und Ansprüche seiner Partei und des Kopenhagener Pöbels dem Ausland gegenüber zu vertreten. Als alle Hoffnungen auf fremde Hilfe gescheitert waren und Dänemark sich zu Friedensverhandlungen bequemen mußte, wurde er zur Entlassung genötigt (8. Juli 1864) und wanderte 1865 mit seiner Familie nach Neuseeland aus, kehrte aber, da seine Besitzung im Maorikrieg verwüstet worden war, 1869 nach Dänemark zurück und erhielt 1871 sein altes Bistum Laaland-Falster wieder. 1882—86 war er wieder Mitglied des Folkethings. Er veröffentlichte außer Predigten und verdienstvollen Übersetzungen von Hiob und Jesaias: »Liberalismens Gjenmæle til Bishop Martenssens sociale Ethik« (1878); »Politiske Breve« (1874—82, 19 Tle.). In deutscher Übersetzung erschienen unter anderm: »Aus der Welt des Gebets« (10. Aufl., Gotha 1890); »Das alte Neuseeland« (2. Aufl., Norden 1885); »Laurentius Valla und das Konzil zu Florenz« (Gotha 1881).

2) Markus Jakob, norweg. Philosoph, geb. 19. Jan. 1816 auf dem Pfarrhof Nöterö, studierte Theologie und ward 1845 Lektor und 1851 Professor der Philosophie an der Universität zu Christiania. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Philosophisk Propädeutik« (1849, 4. Aufl. 1882); »Psychologie« (1850, 5. Aufl. 1892); »Ethik« (1851, 4. Aufl. 1885); »Aesthetik« (1889—90, 2 Bde.); auch hat er eine Menge von Abhandlungen über ästhetische, sprachliche und pädagogische Gegenstände für Zeitschriften verfaßt sowie »Tolv Foreläsninger om det Skjönne« (1859, 2. Aufl. 1873), »Tankeretninger i den nyere Tid« (1874, 2. Aufl. 1883; deutsch: »Denkrichtungen der neuern Zeit«, Bonn 1879), »Kunstretninger« (1883), »Religion, Religioner og Christendom« (1885), »Tro og Viden« (»Glaube und Wissen«, 1892) veröffentlicht. Sein philosophischer Standpunkt ist ein gemäßigt Hegelscher.

Monreāle, Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), 330 m ü. M., 7 km südwestlich von Palermo, Sitz eines Erzbischofs, hat eine wohlerhaltene Kathedrale von 1174—89, das bedeutendste Bauwerk des normännisch-sizilischen Stiles, mit alten Bronzethüren, prächtigen Mosaiken auf Goldgrund und Grabmälern mehrerer normännischer Könige, eine ehemalige Benediktinerabtei (aus dem 12. Jahrh.) mit herrlichem Kreuzgang und Bibliothek (17,000 Bände), ein Lyceum und Gymnasium, Bau von Südfrüchten und (1881) 13,898 (als Gemeinde 19,543) Einw. Nordwestlich von M. das ehemalige Benediktinerkloster San Martino.

Monrepos (franz., spr. mong-röpō, »meine Ruhe«), Name von Lustschlössern, z. B. bei Ludwigsburg und bei Neuwied.

Monroe (spr. mönrō), Name vieler Städte der nordamerikan. Union, darunter: 1) Hauptort der Gemeinde Ouachita in Louisiana, am Ouachita River, der bis hierher 9 Monate im Jahre für große Dampfer fahrbar ist, hat bedeutende Verschiffung von Baumwolle und (1890) 3256 Einw. — 2) Hauptort der gleichnamigen Grafschaft in Michigan, am Raisin River, 4 km von dessen Mündung in den Eriesee, mit dem es durch einen Schiffskanal verbunden ist, Bahnknotenpunkt, hat rege Industrie, bedeutende Handelsgärtnerei und (1890) 5258 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Greene in Wisconsin, hat eine große Fabrik für Wagen und Ackergeräte, sehr bedeutenden Käsehandel und (1890)

3768 Einw. — 4) Feste bei Hampton in Virginien (s. Hampton 2).

Monroe (spr. mönrō), James, fünfter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 28. April 1758 in Virginia, gest. 4. Juli 1831 in New York, hatte das Studium der Rechte begonnen, als ihn der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes 1776 zu den Waffen rief. Er zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus und rückte bis zum Obersten auf, kehrte aber 1778 zu seinen Studien zurück, ward 1782 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginia, 1783, 1788 des Nationalkongresses und 1790 des Senats und schloß sich der demokratischen Partei an. 1794—96 war er Gesandter in Paris, hierauf von 1799—1802 Gouverneur von Virginia, ging 1803 abermals als Gesandter nach Paris, um die Verhandlungen über die Abtretung Louisianas zum Abschluß zu bringen, und erhielt dann Missionen nach London, 1804 nach Madrid und 1806 abermals nach London. 1810 ward er wieder Gouverneur von Virginia und 1811 unter Madisons Präsidentschaft Staatssekretär. Als 1814 Washington von den Engländern erobert worden war, wurde er zum Kriegsminister ernannt. Nach dem Abschluß des Friedens zu den Geschäften des Staatssekretariats zurückgekehrt, ward er 1816 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt und trat 1817 sein Amt an, welches ihm 1820 für eine zweite Amtsperiode übertragen wurde. M. that viel für die Stärkung der Unionsregierung, hob das Kriegswesen, vermehrte insbes. die Seemacht und veranlaßte zum Schutz des Handels die Aussendung von Kriegsschiffen in die westindischen Gewässer, in das Mittelländische Meer und an die Küste von Afrika. Während seiner Verwaltung ward Florida erworben, die Unabhängigkeit der ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien anerkannt und von seiten der Regierung der Vereinigten Staaten (Jahresbotschaft des Präsidenten vom 2. Dez. 1823) der Entschluß ausgesprochen, keine Einmischung europäischer Mächte in die innern Angelegenheiten der amerikanischen Staaten und keine Übertragung europäischer Regierungssysteme auf Amerika zu dulden (Monroe-Doktrin). Es wurden ferner die kräftigsten Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels ergriffen u. der Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier und vollkommener Gegenseitigkeit begünstigt. Nachdem M. 3. März 1825 sein Amt in die Hände Adams' niedergelegt hatte, führte er den Vorsitz bei der Beratung über das neue Grundgesetz des Staates Virginia und verband sich mit Jefferson und Madison zur Gründung einer Universität in diesem Staat. Vgl. Gilman, James M. (Boston 1883); Tucker, The Monroe-Doctrine (das. 1885).

Monrosches Loch, s. Gehirn, S. 211.

Monrovia, Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, unter 6° 19' nördl. Br. und 10° 50' westl. L. v. Gr., links an der Mündung des St. Pauls River, hat ein für Europäer sehr unzuträgliches Klima, beim Kap Mesurado einen mittelmäßigen, durch eine Barre gesperrten Hafen, eine protestantische und eine katholische Mission, ein College, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat 5000 Einw. Der Handel der Republik konzentriert sich in der Stadt; hier bestehen mehrere fremde Faktoreien, auch eine deutsche (Wörmann).

Mons (lat.), Berg; Mehrzahl: Montes.

Mons (spr. mongs, vläm. Bergen), Hauptstadt der belg. Provinz Hennegau, an der Trouille und Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Brüssel-Quiévrain, Manage-M., Charleroi-M., der Eisenbahn M.-Hautmont (Paris) und der Vizinalbahnen M.-Casteau, M.-St. Symphorien und M.-Ghlin, 30 m ü. M., hat von bemerkenswerten Bauwerken die gotische Waltrudiskirche (Cathédrale de Ste.-Waudru, 1450—1589 erbaut), das spätgotische Rathaus (1458—67 erbaut), mit einem Belfried (1662—72 erbaut), die Elisabethkirche, ein großes Hospital, ferner mehrere Denkmäler (für Leopold I., Balduin IX. von Flandern und Orlando di Lasso). M. zählt (1890) 25,237 Einw., welche sich mit Zucker-, Seifen-, Tabaks-, Spitzen-, Fayence- und Thonpfeifenfabrikation, Woll- und Baumwollspinnerei, Brauerei, Eisengießerei und besonders Steinkohlenbergbau (von den 156 Gruben der Umgegend befinden sich ca. 80 in Betrieb) beschäftigen. Ein Kanal (Kanal von M. oder Kanal von Condé) führt von M. in gerader Linie nach Condé in die Schelde und sendet Zweige nach Tournai und dem Thal der Dender. Von Bildungsinstituten befinden sich in M. ein Athenäum, eine Staatsknabenmittelschule, eine Provinzial-Industrie- und Bergbauschule, ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie. Es ist Sitz des Gouverneurs, eines Tribunals erster Instanz u. eines Handelsgerichts. — M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, das von Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier angelegt ward (an der Stelle des jetzigen Belfrieds), war schon im Mittelalter ein ansehnlicher Ort u. wurde um 1030 Hauptstadt der Grafschaft Hennegau. Im niederländischen Befreiungskrieg ward es 1572 vom Prinzen Ludwig von Nassau genommen, aber noch in demselben Jahre von den Spaniern wiedererobert und sowohl gegen Coligny als gegen den Prinzen von Oranien behauptet. 1691 wurde es mittels Verrats dem französischen General Vauban in die Hände gespielt, aber im Frieden von Rijswijk 1697 an Spanien zurückgegeben. Mit den gesamten spanischen Niederlanden 1701 von den Franzosen besetzt, ergab sich M. 1709 an die Alliierten und ward nach dem Frieden von Utrecht 1713 als einer der Barriereplätze von den Holländern besetzt. Nochmals ward die Stadt 10. Juli 1746 von den Franzosen unter Conti eingenommen, doch kam sie bald darauf wieder an Österreich zurück. Endlich fiel sie 1792 nach der Schlacht bei Jemappes in die Gewalt der Republik Frankreich. Die damals geschleiften Festungswerke wurden 1818 wiederhergestellt und verstärkt, seit 1862 jedoch abermals abgetragen und in Promenaden umgewandelt. M. ist Geburtsort des Komponisten Orlando di Lasso. Vgl. Boussu, Histoire de la ville de M. (Mons 1868, 2 Bde.).

Mons Claudius, s. Moslavina.

Monsefú, Stadt im peruan. Depart. Lambayaque, unfern Eten, hat (1876) 7264 gewerbthätige Einwohner, darunter viele Chinesen, und ist namentlich durch seine Satteltaschen (alforjas) bekannt.

Monseigneur (franz., spr. mongßänjör, »mein Herr«, abgekürzt Mgr.), Titel, den man in Frankreich im Mittelalter den Rittern und den Präsidenten der obersten Gerichtshöfe, später bloß noch den Prinzen und höchsten Würdenträgern der Kirche und des Staates gab. War jedoch ein Prinz von Geblüt zugegen, so durften auch Prälaten nicht M. angeredet werden, sondern mußten sich mit dem Prädikat Monsieur (s. d.) begnügen. Im 16. Jahrh. ward M. allgemein als Anrede der Ritter durch Monsieur ersetzt, und seit Ludwig XIV. blieb es, allein gebraucht, die ausschließliche Bezeichnung des Dauphins. Vgl. Seigneur.

Monselet (spr. mongß'lä), Charles, franz. Schriftsteller, geb. 30. April 1825 in Nantes, gest. 19. Mai 1888 in Paris, erhielt seine Bildung in Nantes und Bordeaux und lebte seit 1846 als Schriftsteller in Paris. Seine zahlreichen Schriften sind zumeist Romane oder litterarisch-kritische Schilderungen aus der Gegenwart und Vergangenheit. In letztere Kategorie gehören: »Statues et statuettes« (1851); »Rétif de la Bretonne« (1854, 2. Aufl. 1858); »La lorgnette littéraire« (1857); »Les Oubliés et les Dédaignés« (1857, 2 Bde.; wieder gedruckt unter den Titeln: »Les originaux du siècle dernier«, 1863, und »Les Ressuscités«, 1876, dann 1886); »Portraits après décès« (1866) u. a. Von seinen Romanen u. sonstigen Schriften erwähnen wir: »La franc-maçonnerie des femmes« (1856, 7 Bde., u. ö.); »Monsieur de Cupidon« (1854); »Les galanteries du XVIII. siècle« (1862); »L'argent maudit« (1862); »Le plaisir et l'amour« (Dichtungen, 1865); »François Soleil« (1866); »Les amours du temps passé« (1875); »Le petit Paris« (1879); »Une troupe de comédiens« (1879); »Mon dernier-né, gaietés parisiennes« (1883); »Petits mémoires littéraires« und »Encore un!« (1885). Seine »Poésies complètes« erschienen 1889. M., der sich gern besondere kulinarische Kenntnisse nachrühmen läßt, veröffentlichte auch eine »Gastronomie« (1873) und »Lettres gourmandes« (1877) sowie »Mes souvenirs littéraires« (1888). Vgl. André Monselet, Charles M., sa vie, son œuvre (Par. 1892).

Monselice (spr. -ßelitsche), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Padua, am Abhang eines Trachytkegels der Euganeen (La Rocca), an dem vom Frassine zum Bacchiglione führenden Kanal und an den Eisenbahnlinien Padua-Bologna und M.-Legnano, hat hoch gelegene Burgruinen, einen zinnengekrönten Palast, mehrere schöne Kirchen, ein Altertumsmuseum, Weinbau, Steinbrüche, Seidenspinnerei, Handel und (1881) 3372 (als Gemeinde 10,479) Einw.

Mons en Pévèle (spr. mongs ang pöwäl'), Flecken im franz. Depart. Nord, Arrond. Lille, mit Zuckerfabrikation und (1891) 426 (als Gemeinde 1883) Einw.; denkwürdig durch den hier am 18. Aug. 1304 erfochtenen Sieg Philipps IV. von Frankreich über das aufständische Flandern.

Monseny, Sierra de, Berggruppe an der Grenze der span. Provinzen Barcelona und Gerona, 1699 m hoch, mit meteorologischem Observatorium u. schöner Aussicht.

Monserrat (Montserrat, spr. mon(t)ßerrät, »gesägter Berg«), Gebirge in der span. Provinz Barcelona, 1237 m hoch, stürzt namentlich gegen NO. mit steilen Felswänden zum schluchtartigen Thale des Llobregat ab und trägt auf halber Höhe die berühmte, 880 gegründete Benediktinerabtei M., in welcher sich Ignaz von Loyola eine Zeitlang aufhielt. Dieselbe enthält ein wunderthätiges Marienbild und wird von Wallfahrern viel besucht. Auf den einzelnen Felsenspitzen des Berges befinden sich 13 Einsiedeleien. Das Kloster wurde 1814 von den Franzosen zerstört und litt auch 1827 durch den karlistischen Aufstand. Seit 1893 führt von Monistrol eine Zahnradbahn (System Abt, 7,85 km lang) auf den auch durch seine Aussicht berühmten Berg. Vgl. Balaguer, M., su historia, etc. (2. Aufl., Madr. 1880).

Mons fractus, s. Pilatus (Berg).

Monsieur (franz., spr. mößjö), »mein Herr«, im Plural Messieurs), im Französischen die Anrede an jede männliche erwachsene Person. Im Mittelalter nannte man die Heiligen und den Papst M., und bis zur Zeit der Valois war in den öffentlichen Akten auch der König stets M. le roi betitelt. Später nannten ihn bloß noch die Enfants de France (s. d.) so, die sich auch untereinander M. anredeten, während M. allein ausschließlich den ältesten Bruder des Königs von Frankreich bezeichnete, der aber Monseigneur angeredet wurde. M. de Paris ist der Scherzname für den Pariser Scharfrichter, früher auch Bezeichnung des Bischofs von Paris (jetzt Monseigneur); M. Vautour (»Herr Geier«), der Hauswirt; M. Véto, Spottname Ludwigs XVI.

Monsignore (ital., spr. mön-ßinjöre), Euer Gnaden, Hochwürden, Durchlaucht.

Monsigny (spr. mongßinji), Pierre Alexandre, Opernkomponist, geb. 17. Okt. 1729 zu Fauquembergue bei St.-Omer in Nordfrankreich, gest. 14. Jan. 1817 in Paris, kam frühzeitig nach Paris, wo er durch Protektion Haushofmeister beim Herzog von Orléans wurde, studierte unter Gianotti die Komposition und schrieb dann eine Reihe komischer Opern, welche mit denen Grétrys und Philidors die Blüte dieser Kunstgattung in Frankreich eröffneten und ihr eine der großen Oper ebenbürtige Stellung errangen. Die Revolution brachte ihn um Amt und Vermögen. Er lebte später von einer Pension der Opéra-Comique und wurde 1815 Mitglied der Akademie. Unter seinen Opern wurden »Les aveux indiscrets« (1759), »Le cadi dupé« (1760), »Le roi et le fermier« (1762), »Le déserteur« (1769, sein bestes Werk) und »Le faucon« (1772) sehr populär.

Monson (spr. monß'n), Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, hat Fabriken für Wagen, Woll-, Baumwoll- und Strohwaren und (1890) 3650 Einw.

Mons pietātis (lat.), s. Montes.

Mons serēnus, s. Petersberg (bei Halle).

Monster (engl., v. lat. monstrum), Ungeheuer, in Zusammensetzungen etwas ungeheuer Großes, Unermeßliches bezeichnend, z. B. M.-meeting, eine sehr volkreiche Versammlung; Monsterpetition, eine Bittschrift mit sehr vielen Unterschriften, ꝛc.

Monstera, s. Philodendron.

Monstranz (v. lat. monstrare, »zeigen«), bei den Katholiken das meist aus Gold oder Silber verfertigte, oft mit Edelsteinen verzierte Gefäß, welches die geweihte Hostie (s. Allerheiligstes) enthält und an besondern Tagen zur kniefälligen Verehrung auf den Hochaltären ausgestellt, auch bei Prozessionen umhergetragen wird. Sie ist für gewöhnlich im Tabernakel des Hochaltars verschlossen und darf nur von einem mit den Weihen versehenen Priester berührt werden.

Monstre (franz., spr. mongstr'), soviel wie Monstrum.

Monstrelet (spr. mongströlä), Enguerrand de, franz. Chronist, geb. gegen das Ende des 14. Jahrh. in Flandern, wurde Prévôt in Cambrai und starb 1453. Er schrieb eine Fortsetzung zu Froissarts Chronik vom burgundischen Standpunkt aus, die sich von 1400—1444 erstreckt und von Douet d'Arcq (Par. 1857—62, 6 Bde.) herausgegeben ist. Seine Chronik wurde dann von Mathieu d'Escouchy (Ausg. von de Beaucourt, 1863), der den französischen Standpunkt einnimmt, bis 1461 weitergeführt.

Monstrosität (lat.), Ungeheuerlichkeit, Mißbildung.

Monstrum (lat.), Ungeheuer; jeder Gegenstand, der in seiner Gestaltung von Gegenständen derselben Art in auffallender Weise abweicht, sowohl im physischen als im moralischen Sinne gebraucht. Das Adjektiv ist monströs. Vgl. Mißbildung.

Monsummāno, Flecken in der ital. Provinz Lucca, an der Nievole, mit altem Kastell, Denkmal des hier gebornen Dichters Giusti und (1881) 977 (als Gemeinde 6931) Einw. Nahe dabei eine 1849 entdeckte Tropfsteingrotte mit zwei warmen, salzhaltigen Teichen (32—40°), deren Dämpfe als natürliche Dampfbäder gegen Rheumatismen, Gicht und Ischias angewendet werden. Vgl. Knoblauch, Die Heilgrotte von M. (Warmbrunn 1876); Gilbert, Der Kurort Montecatini und das natürliche Dampfbad M. (Wien 1893).

Monsune (franz. Moussons, v. arab. mausim, »Jahreszeit«), die entgegengesetzten Luftströmungen, welche durch die Umkehrung der Temperaturdifferenz zwischen Land und Meer im Sommer- und Winterhalbjahr hervorgerufen werden. Dem Wechsel von Land- und Seewinden, die an den Küsten in der täglichen Periode auftreten, entsprechen die M. oder Winde der Jahreszeiten in der jährlichen Periode, nur mit dem Unterschiede, daß jede der beiden Richtungen ungefähr ein halbes Jahr anhält und oft so stark ist, daß die allgemeine Zirkulation der Atmosphäre durch sie völlig verdrängt wird. Ganz besonders werden die im Indischen Ozean und in den an ihn grenzenden Kontinenten auftretenden Winde, welche von Halbjahr zu Halbjahr ihre Richtung wechseln, mit dem Namen M. bezeichnet und treten hier an die Stelle der in den andern Ozeanen innerhalb derselben Breiten so regelmäßig wehenden Passatwinde. In der heißen Sommerszeit der nördlichen Halbkugel werden die Ländermassen Asiens stärker erwärmt als das Wasser des Indischen Ozeans, und dadurch wird über dem asiatischen Kontinent ein starkes Aufsteigen der Luft hervorgerufen, was wieder eine Abnahme des Barometerstandes zur Folge hat. Deshalb wird eine Luftströmung von dem Indischen Ozean nach den nördlich von ihm gelegenen Ländermassen eintreten, wobei sich nach dem allgemeinen Gesetz über die Windrichtung auf der nördlichen Halbkugel eine Luftströmung aus SW. und auf der südlichen Halbkugel aus NW. bildet. Die mit Feuchtigkeit gesättigten Sommermonsune, welche in den Monaten April bis Oktober zwischen dem Äquator und dem nördlichen Wendekreis aus SW. wehen und sich von der Ostküste Afrikas bis zu den Küsten Indiens, Chinas und den Philippinen (zuweilen auch bis zu den Marianen im Stillen Ozean) erstrecken, überschütten die Malabarküste wie die Westküsten Hinterindiens, besonders in den Monaten Juni, Juli und August, mit wolkenbruchartigen Regengüssen und stoßen dann gegen die hohen Bergmassen des Himalaja und der andern die zentralasiatischen Hochflächen gegen S. begrenzenden Gebirgsketten, überschreiten aber diese Schranken nicht. Fängt die Sonne im September an, sich dem Äquator wieder zu nähern, so nimmt die Erwärmung des Kontinents von Asien ab, der Südwestwind flaut ab und macht im Oktober, dem gefürchtetsten Monat, im Meerbusen von Bengalen teils veränderlichen Winden, teils schweren Gewittern und heftigen Orkanen Platz. Inzwischen nimmt der Luftdruck über dem erkaltenden Festland von Asien zu, es entsteht über ihm ein barometrisches Maximum, und es beginnt mit abnehmender Bewölkung der Nordostmonsun von Oktober bis März über denselben Gegenden, wie im Sommer der Südwestmonsun, freilich nicht mit derselben Heftigkeit wie dieser, zu wehen. Infolge dieses regelmäßigen Wechsels der M., der schon im Altertum bekannt war und den Seeverkehr zwischen Ägypten und Indien und im Mittelalter zwischen Arabien, resp. Persien und China ermöglichte, können die Seefahrer im Indischen Ozean im voraus auf Winde aus bestimmter Richtung rechnen. — Die ostindischen M. sind nicht die einzigen Winde, welche in ihrem Wechsel von Halbjahr zu Halbjahr entgegengesetzte Richtungen der Luftströme hervorrufen. In allen tropischen Gegenden erleiden die Winde infolge der je nach dem Laufe der Sonne bald auf dem Lande, bald auf dem Meere stärker aufsteigenden Luftströme solche Veränderungen. So saugen während der warmen Jahreszeit die afrikanischen Küsten vom Golf von Benin bis zum Kap Palmas die M. des Golfes von Guinea an. Aus ihrer Richtung abgelenkt, bewegen sich hier die Luftmassen gegen NO., um sich mit großer Heftigkeit in die glühend heiße Wüste der Sahara zu stürzen, in welcher durch die starke Erwärmung des Landes eine Verdünnung der Luft und dadurch auch ein niedrigerer Barometerstand hervorgerufen ist. Gegen den Januar dagegen, wo die Sahara stärker als das äquatoriale Meer und die Kongoküste abgekühlt ist, gewinnt der Nordostpassat wieder die Herrschaft und streicht dann durch ganz Nordafrika bis zu den Küsten von Südguinea. Anfangs mit großer Heftigkeit wehend, läßt auch dieser nach zwei oder drei Wochen wieder nach, um dann abermals die Herrschaft an den Seemonsun abzutreten. An den Küsten des Roten Meeres, des Persischen Meeres, der Chinasee und im Japanischen Meere treten solche mit den Jahreszeiten regelmäßig wechselnde Winde als Modifikationen der Passate auf und bedingen dadurch die Schiffahrtsverhältnisse jener Meeresteile zu bestimmten Zeiten des Jahres, wenigstens in betreff der Segelschiffe. An den Küsten von Chile und an den kalifornischen Küsten, zwischen den Inseln des Stillen Ozeans, im Mexikanischen Golf, in dem Antillenmeer und auch an den Küsten von Australien werden ähnliche Erscheinungen angetroffen. Im Sommer streichen durch das Mississippithal und über die Hochflächen von Texas wirkliche M., welche reiche Niederschläge über diese Region des Festlandes ausschütten und örtliche Minima des Luftdrucks verursachen. In die erwärmte und dadurch leichter gewordene Luft stürzen die schweren, kalten Polarströme, die sogen. Nortes, welche sich bis nach Texas, selbst bis über den Mexikanischen Meerbusen erstrecken und deren Vordringen durch kein Gebirge ein Hindernis bereitet ist. Die Winde des östlichen Mittelmeergebiets, welche die Alten als etesische oder Jahreszeitenwinde bezeichneten, sind ebenfalls nichts andres als M. Es sind Luftströmungen, die von N. her durch die gewaltigen Wärmeherde der ägyptischen Wüsten und der Sahara gegen das afrikanische Festland angezogen werden. Fast das ganze Jahr hindurch werden die über dem südlichen Europa befindlichen Luftmassen nach Afrika hinübergeführt, und selbst in den Ländern mit veränderlichen Winden, wie Italien, Südfrankreich und Spanien, kennt man diese vorwaltenden nördlichen Luftströmungen. Diese herrschende Bewegung der Luft vermittelt eine erheblich schnellere Fahrt von Europa nach Afrika als umgekehrt. Über den ganzen nördlichen Teil der Balearen, namentlich Menorca, wehen beständig, am meisten aber zur Zeit der Mistrals (s. d.), Nordwinde, welche die Vegetation vielfach verkümmern.

Mons Venĕris (lat.), Venusberg, s. Bauch.

Mont (franz., spr. mong), Berg.

Mont, Karel Marie Pol(ydoor) de, vläm. Dichter, geb. 15. April 1857 zu Wambeek in Brabant, besuchte das Seminar, später die Universität zu

Mecheln, wurde Professor der niederländischen Sprache und Litteratur am Athenäum zu Tournai und seit 1882 an dem zu Antwerpen. Er veröffentlichte die Dichtungen: »Klimoprankeu« (1877), »Waarheid en Leven« (1877), »Jongelingsleven« (1878), »Rijzende sterren« (1879), »De eerste mensch« (1879), »Gedichten« (1880, 2. Aufl. 1884), »Lentesotternijen« (1881), »Loreley« (1882 u. 1886), »Idyllen« (1882 u. 1884; deutsch von Möser, Berl. 1893; »Neue Idyllen«, Leipz. 1895), »Fladderende Vlinders« (1885), »In Noord en Zuid« (1887), »Claribella« (1893), »Iris« (1895) rc. Auch schrieb er verschiedene kritisch-ästhetische Studien, unter anderm: »Losse schetsen« (Utrecht 1889—90, 3 Bde.), und eine Biographie von H. Conscience (Gent 1883).

Mont., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Denys Montfort, gest. 1820 in Paris, bearbeitete für Buffons Werk die Weichtiere (deutsch: »Geschichte der Weichwürmer«, Hamb. 1803-1808, 4 Bde.).

Montabaur, Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Unterwesterwaldkreis, an der Linie Siershahn-Limburg der Preußischen Staatsbahn, hat 2 Vorstädte, eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein katholisches Gymnasium mit Konvikt, ein katholisches Lehrerseminar, eine Präparandenanstalt, ein Mutterhaus der Barmherzigen Brüder, ein Amtsgericht, ein Landratsamt (im ehemaligen Schloß), 2 Oberförstereien, Wollspinnerei, Gerberei, mächtige Thonlager, einen Sauerbrunnen u. (1890) 3377 Einw., davon 257 Evangelische und 111 Juden. In der Nähe Bergbau auf Silber und besonders Eisen. — M. war ehemals oft Residenz der Erzbischöfe von Trier, erhielt seinen Namen (Mons Tabor) 1217 vom Erzbischof Dietrich von Trier und zu Ende des 13. Jahrh. Stadtrecht. Der Montabaurer Wald ist ein Glied des Westerwaldes (s. d.).

Montafon (Montavon), Thal in Vorarlberg, Bezirksh. Bludenz, wird von der Ill durchflossen, westlich durch die Kette des Rätikon gegen die Schweiz (Prättigau) begrenzt und südlich durch die Silvrettagruppe abgeschlossen. Die Bewohner (1890: 7336) betreiben insbes. Rindviehzucht. Hauptort ist Schruns (s. d.). Vgl. O. v. Pfister, Das M. mit dem obern Paznaun (Augsb. 1884).

Montag, der »Tag des Mondes«, entsprechend dem lateinischen Namen dies Lunae, woraus französisch Lundi, nach dem Brauch der abendländischen Kirche der zweite, nach dem der morgenländischen der erste Tag der Woche. Vgl. auch Blauer Montag.

Montag., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für George Montagu (spr. mönnteghjū), geb. 1751, gest. 1815, schrieb: »Ornithological dictionary« (2. Aufl., mit Zusätzen von Rennie, Lond. 1831); »Testacea britannica« (das. 1803, Supplement 1809).

Montage (franz., spr. mongtāsch'), das Aufstellen von Maschinen; s. Montieren.

Montagna (spr. -tannja), 1) Bartolommeo, ital. Maler, geb. um 1440—45 in Orzinuovi bei Brescia, war seit 1480 in Vicenza ansässig und starb daselbst 11. Okt. 1523. Er bildete sich unter dem Einfluß von Mantegna und, wahrscheinlich in Venedig, nach Giovanni Bellini und Carpaccio. Er war auch vorübergehend in Bassano, Padua und Verona thätig. Seine Hauptwerke sind: Wandgemälde aus dem Leben des heil. Blasius (Verona, San Nazaro e Celso), thronende Madonna mit vier Heiligen und musizierenden Engeln (Mailand, Brera), thronende Maria mit drei Heiligen und dem Stifter Bernardino da Feltre (Berlin, Museum), die heil. Magdalena unter einem Baldachin thronend (Vicenza, Santa Corona), Ecce homo (Paris, Louvre). Mit herber Charakteristik verband er die reiche Farbengebung der ältern venezianischen Schule.

2) Benedetto, Sohn des vorigen, Maler und Kupferstecher, geb. um 1470 in Vicenza, gest. nach 1535, malte daselbst im Dom eine Dreieinigkeit, die heil. Monika und den heil. Johannes, war aber meist als Kupferstecher thätig. Seine Stiche (etwa 56) tragen das Gepräge der ältern venezianischen Schule, schließen sich in der Technik aber mehr an Dürer an.

Montagnac (spr. mongtanjáck), Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrond. Béziers, an der Lokalbahn Montbazin-St.-Chinian, hat eine Kirche (15. Jahrh.), Weinbau, Branntweinbrennerei, Ölfabrikation und (1891) 3207 Einw.

Montagnais (spr. mongtanjä), nordamerikan. Indianerstamm der Athabasken (s. d.) im Norden des St. Lorenzstromes. Eine Grammatik ihrer Sprache wurde von Legoff herausgegeben (Montreal 1889).

Montagna-Kanal (spr. -tannja), s. Morlaken.

Montagnana (spr. -tanjāna), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Padua, rechts vom Frassine, an der Bahnlinie Monselice-Legnano, von einer Ringmauer mit Türmen umgeben, hat eine gotische Kirche und ein Stadthaus mit schönen Gemälden, Flachs- und Hanfspinnerei, Gerberei, Handel und (1881) 3200 (als Gemeinde 9941) Einw.

Montagnards (franz., spr. mongtanjár), die Mitglieder der sogen. Bergpartei, s. Berg, S. 792.

Montagne Noire (spr. mongtannj' nŭār', »schwarzes Gebirge«), 1) Bergkette der Cevennen im franz. Depart. Tarn, zieht sich in westöstlicher Richtung vom Thal des Fresquel und des Sor bis zu dem des Orb und erreicht im Pic de Nore 1210 m. Zu der wald- und wasserreichen Nordseite bildet die Südseite mit ihren kahlen Weideflächen, Weinbergen u. Olivenpflanzungen einen auffallenden Gegensatz. — 2) (Montagnes Noires) Höhenzug in der Halbinsel Bretagne, welcher sich am linken Ufer der Aune in westlicher Richtung hinzieht, 326 m Höhe erreicht und an der Bai von Douarnenez im Depart. Finistère endigt.

Montagu (spr. mónntegbjū), engl. Adelsgeschlecht, s. Manchester, S. 849.

Montagu (spr. mónntegbjū), Mary Pierrepont, Lady Wortley, engl. Schriftstellerin, geb. 26. Mai 1689 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham, gest. 21. Aug. 1762, eine Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston, lebte 1716—19 mit ihrem Gemahl, dem britischen Gesandten Lord Edward Wortley M., in Konstantinopel und suchte, nach England zurückgekehrt, der Schutzpockenimpfung, die sie im Orient kennen gelernt, auch in ihrem Vaterland Eingang zu verschaffen. Auf ihrem Landsitz Twickenham versammelte sie einen Kreis geistreicher Schriftsteller, unter welchen besonders Addison, Steele, Young und Pope zu nennen sind. Seit 1739 nahm sie ihren Aufenthalt in Italien und kehrte erst 1761 nach England zurück. Bedeutender als ihre »Town Eclogues« (gedruckt zuerst 1716) sind ihre elegant geschriebenen Briefe, die manchen satirischen Zug enthalten und von scharfer Beobachtung zeugen. Ihre »Letters« erschienen zuerst 1763 in 3 Bänden; ihre »Letters and works« 1803, dann 1817, am besten in der Ausgabe von Lord Wharncliffe (Lond. 1837, zuletzt 1892, 2 Bde.). — Ihr Sohn Edward Wortley M., ein bekannter Sonderling, geb. im Oktober 1713 in Wharncliffe

Lodge bei Sheffield, gest. 2. Mai 1776, wurde nach einer abenteuerlich verbrachten Jugend 1754 Parlamentsmitglied, widmete sich dann mehrere Jahre in Zurückgezogenheit wissenschaftlichen Beschäftigungen, bereiste nach dem Tode seiner Eltern Italien und den Orient und lebte seit 1773 zu Venedig, später zu Padua ganz als Orientale. Er schrieb unter anderm: »Reflexions on the rise and the fall of the ancient republics« (Lond. 1759). Vgl. Nichols, Literary anecdotes of the XVIII. century, Bd. 4 (Lond. 1812).

Montague (spr. mönnteghjū), Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Connecticut River, hat zahlreiche Fabriken, in der Umgegend bedeutenden Tabaksbau und (1890) 6296 Einw.

Montaigne (spr. mongtannj' oder -tännj'), Michel Eyquem de, geistreicher franz. Skeptiker und Moralist, geb. 28. Febr. 1533 auf dem Schloß M. in Périgord, gest. daselbst 13. Sept. 1592, ward gelehrt erzogen, so daß er schon als Kind geläufig lateinisch und griechisch sprach, studierte die Rechte, erhielt 1556 die Stelle eines Rates im Parlament zu Bordeaux und machte sich als Schriftsteller zuerst durch eine treffliche Übersetzung der natürlichen Theologie des Raimund von Sabunde (Par. 1569) bekannt. Nach dem Tode seines Vaters legte er sein Amt nieder und zog sich, nachdem er 1580 Deutschland, Italien und die Schweiz bereist hatte, auf sein Stammschloß zurück, wo er seine berühmten »Essais« schrieb. In Bordeaux und Périgueux sind ihm Denkmäler gesetzt worden. Diese »Essais«, von denen er 1580 zwei Bücher, 1588 das dritte Buch selbst veröffentlichte (in erweiterter Gestalt erschienen sie nach seinem Tode, Bordeaux 1595), die ersten Vertreter dieser litterarischen Gattung, gehören zu den bedeutendsten moralistischen Werken und stellen eine wahre Philosophie für »Weltleute« dar. Als Philosoph war er in theoretischer Hinsicht dem Skeptizismus ergeben (daher seine Devise: Que sais-je?), in praktischer dem Epikureismus. Seine Ansichten von der Welt und der Menschheit stellte er in seinem Hauptwerk, vermischt mit interessanten Reflexionen über sich selbst, verbunden auch mit frivolen Derbheiten, dar. Von seinen »Essais« gibt es zahllose Ausgaben; von den neuern sind hervorzuheben die von Leclerc (1826—29, 5 Bde.; 1865—66, 4 Bde.), Courbet und Royer (Text von 1595, Par. 1872 ff., 6 Bde.), von Moutheau und Jouaust (Text von 1588, das. 1886—89, 7 Bde.), von Dezeimeris und Barckhausen (Text von 1580 mit den Varianten von 1582 u. 1587, Bordeaux 1870—73, 2 Bde.). Eine deutsche Übersetzung gab Bode unter dem Titel: »Montaignes Gedanken und Meinungen« (Berl. 1793, 7 Bde., und Dyhrenfurth, das. 1895). Sein »Journal du voyage de Michel M. en Italie, par la Suisse et l'Allemagne« ward durch Querlon (Par. 1774) und d'Ancona (Città di Castello 1889) veröffentlicht. Vgl. Alph. Grün, La vie publique de Michel M. (Par. 1855); Payen, Documents inédits sur M. (1847, neue Folge 1856); Malvezin, Michel de M., son origine, sa famille (1875); Leveaux, Étude sur les Essais de M. (1870); Voizard, Étude sur la langue de M. (1885); Réaume, Rabelais et M. pédagogues (1886); Bonnefon, M., l'homme et l'œuvre (1893); P. Stapfer, Montaigne (1895); Derselbe, La famille et les amis de M. (1895).

Montaigu (mongtägū), Stadt im franz. Depart. Vendée, Arrond. La Roche-sur-Yon, an der Maine und der Staatsbahnlinie Nantes-Bordeaux, hat ein Denkmal des hier gebornen Larévellière (Mitglied des Direktoriums 1795), Hammelzucht, Branntweinbrennerei und (1891) 1804 Einw. Hier 16. Sept. 1793 Sieg und 19. Sept. 1793 Niederlage der Republikaner gegen die Vendéer unter Charette.

Montalcino (spr. -tschīno), Stadt in der ital. Provinz Siena, 599 m ü. M., mit alten Mauern umgeben, Sitz eines Bischofs, hat eine Kirche mit Fresken und Relief von Robbia, ein Stadthaus, ein Gymnasium, eine Bibliothek (10,000 Bände), Weinbau, Ölgewinnung, Mineralquellen und (1881) 2353 (als Gemeinde 7851) Einw.

Montalembert (spr. mongtalangbär), 1) Marc René, Marquis de, franz. Ingenieur, geb. 16. Juli 1714 in Angoulême, gest. 29. März 1800 in Paris, wohnte von 1736—41 verschiedenen Feldzügen in Italien, Flandern und Deutschland (Belagerungen von Kehl und Philippsburg) bei, schrieb während der folgenden Friedensjahre zahlreiche Abhandlungen für die Akademie, deren Mitglied er 1747 wurde. Auch legte er aus eignen Mitteln Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an, aus denen er die französische Flotte mit eisernen Kanonen und Geschossen versorgte. Während des Siebenjährigen Krieges war er zwei Jahre französischer Kommissar bei den russischen und schwedischen Truppen, leitete die Befestigung von Anklam und die Verstärkung von Stralsund, wurde später nach den Inseln Aix und Oléron gesandt und befestigte die letztere nach dem von ihm erfundenen System (s. Festung, S. 348). Er ist Erfinder der niedrigen Rahmenlafetten. Trotz seines alten Adels war er ein entschiedener Anhänger der Revolution. Sein Hauptwerk: »La fortification perpendiculaire« (Par. 1776), wurde mehrfach heftig angegriffen, und M. antwortete mit dem Werk: »L'art défensif supérieur à l'offensif« (1796, 11 Bde.; teilweise deutsch von Hoyer, Berl. 1820, 4 Bde.).

2) Charles Forbes de Tryon, Graf von, Vorkämpfer der streng katholischen Interessen, Sohn des französischen Gesandten in Stockholm, Grafen Marc René Anne Marie von M., geb. 29. Mai 1810 in London, wo sein Vater im Exil lebte, gest. 13. März 1870, war zuerst Mitarbeiter Lamennais' (s. d.), von dem er sich erst nach den »Worten eines Gläubigen« trennte. Seit 1831 Pair von Frankreich, gab er 1843 durch eine Broschüre über »Die Pflichten der Katholiken« das Signal zum Ausbruch des Kampfes um die Unterrichtsfreiheit, verteidigte 1845 den Jesuitenorden und gründete 1847 den »Ausschuß für Religionsfreiheit«. Auch für die Katholiken in Polen, Syrien, Griechenland und der Schweiz erhob sich seine beredte Stimme. Am 28. Febr. 1848 erklärte er sich für die Republik Frankreich, nahm in der Nationalversammlung auf der äußersten Rechten Platz und ward nach dem Staatsstreich auch in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Seit 1852 Mitglied der Akademie, ist M. einer der Begründer derjenigen Partei, welche, gleichgültig gegen politische Prinzipien, mit den Mitteln der modernen Freiheit in Presse und Vereinsorganisation einzig und allein für die Rechte und die Macht der katholischen Kirche kämpft. Mit um so größerm Schmerz erfüllte es ihn, daß dieselbe, von den von ihm verteidigten Jesuiten verleitet, sich selbst mit Proklamation der päpstlichen Unfehlbarkeit einen »tödlichen Schlag« versetzte. Vergeblich protestierte er gegen die Pläne der Jesuiten und das Dogma in einem Briefe vom 7. März 1870. Unter seinen Schriften nennen wir: »Histoire de sainte Élisabeth de Hongrie« (seit 1836 in zahlreichen Auflagen, zuletzt

Tours 1894; deutsch von Städtler, zuletzt Einsiedeln 1888); »Des intérêts catholiques au XIX. siècle« (1852; deutsch von Reiching, Tübing. 1853); »Les moines d'Occident, depuis saint Benoit jusqu'à saint Bernard« (1860—67, 5 Bde.; 5. Aufl. 1893; deutsch von Brandes u. Müller, Regensb. 1860—78, 7 Bde.); »Le père Lacordaire« (2. Aufl. 1862; deutsch, Münster 1862); »Le Pape et la Pologne« (1864). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1861—68 in 9 Bänden. Vgl. Fridolin Hoffmann, M., der französische O'Connell (Mannh. 1876); Foisset, Le comte de M. (Par. 1877); Lecanuet, M., sa jeunesse (das. 1895).

Montalivet (spr. mongtaliwä), 1) Jean Pierre Bachasson, Graf, franz. Staatsmann, geb. 5. Juli 1766 in Neukirch bei Saargemünd, gest. 23. Jan. 1823 auf dem Landgute Lagrange (Nièvre), erhielt bereits mit 19 Jahren die Stelle eines Rates am Parlament zu Grenoble. Infolge der Zerwürfnisse der Parlamente mit dem Minister Loménie de Brienne zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. Während der Revolution trat er 1794 in die Armee von Italien. Unter dem Konsulat wurde er Präfekt, 1804 Staatsrat, 1806 Direktor der Brücken und Chausseen und 1. Okt. 1809 Minister des Innern. Er führte die großartigen Bauten Napoleons I. aus, unter andern die Siegesbrücke von Jena sowie mehrere Triumphbogen und Kais. Während der Hundert Tage führte er die Verwaltung der Krongüter; nach der zweiten Restauration zog er sich aus dem öffentlichen Leben auf sein Landgut Duberri zurück, trat 1819 in die Pairskammer und zeigte sich in derselben als entschiedenen Verteidiger der konstitutionellen Freiheit.

2) Marthe Camille Bachasson, Graf, franz. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 25. April 1801 in Valence, gest. 4. Jan. 1885 auf Schloß Lagrange, ward 1822 bei der Verwaltung der Brücken und Chausseen angestellt. 1823 gelangte er durch den Tod seines Vaters und seines ältern Bruders zur Pairswürde. Als Mitglied und Sekretär der Gesellschaft Aide-toi, le ciel t'aidera mit den Häuptern der liberalen Partei bekannt geworden, erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte 3. Nov. 1830 das Portefeuille des Innern. Am 13. März 1831 erhielt er das Ministerium des Unterrichts, trat aber nach Périers Tode (1832) wieder in seine frühere Stellung zurück. Die blutige Unterdrückung der bei Lamarques Leichenbegängnis ausgebrochenen Unruhen (Juni 1832) und die Erklärung der Hauptstadt in Belagerungszustand machten seine Verwaltung so verhaßt, daß er 11. Okt. 1832 zurücktrat. Der König ernannte ihn darauf zum Intendanten der Zivilliste. Vom Februar bis September 1836 verwaltete er abermals und vom März 1837—39 zum drittenmal das Ministerium des Innern, hierauf wiederum die Intendanz der Zivilliste; er gründete nun das Museum zu Versailles, vergrößerte das Louvre und restaurierte die Schlösser von Fontainebleau, Pau und St.-Cloud. Nach der Februarrevolution 1848 zog er sich ins Privatleben zurück, trat nur hervor, um Ludwig Philipp gegen die gehässigen Angriffe der Bonapartisten zu verteidigen, und wurde 1879 zum Senator gewählt. Er schrieb: »Le roi Louis-Philippe et sa liste civile« (1851); »Rien! dix-huit années de gouvernement parlementaire« (1864); »La confiscation des biens de la famille d'Orléans« (1871) und »Casimir-Périer et la politique conservatrice en 1831 et 1832« (1874).

Montálto delle Marche (spr. marke), Städtchen in der ital. Provinz Ascoli Piceno, rechts vom Aso, ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale, ein Gymnasium, Ölgewinnung, Seidenraupenzucht und (1881) 777 (als Gemeinde 3298) Einw.

Montalván, Don Juan Pérez de, span. Dramatiker und Novellist, geb. 1602 in Madrid, gest. daselbst 25. Juni 1638, wurde früh mit Lope de Vega bekannt, fing schon mit 17 Jahren an für das Theater zu schreiben, trat 1625 in den geistlichen Stand und ward apostolischer Notar der Inquisition. Eine Sammlung seiner »Comedias«, die sich durch echt nationale Haltung auszeichnen, erschien in 2 Bänden (Madr. 1635, Alcalá 1638, Madr. 1639; 2. Aufl., Valencia 1652); sieben Stücke sind im 45. Bande der »Biblioteca de autores españoles« abgedruckt. Außerdem hat man von ihm eine Sammlung von acht Musternovellen: »Sucesos y prodigios de amor« (Madr. 1624 und sehr oft; auch im 2. Band von Ochoas »Tesoro de novelistas españoles«, Par. 1847); »Para todos« (Huesca 1633 und sehr oft), Novellen und moralische Betrachtungen, und »Orfeo« (Madr. 1624), ein Gedicht in Oktaven. Nach Lopes Tode gab er unter dem Titel: »Fama postuma de Lope de Vega« die auf denselben abgefaßten Lobgedichte nebst Nachrichten über sein Leben heraus (Madr. 1636).

Montalvo, 1) Garcia Ordoñez de, span. Schriftsteller, lebte um 1500 und war Befehlshaber der Stadt Medina del Campo. Er ist bekannt durch seine spanische Bearbeitung des Romans »Amadis de Gaula« (s. Amadisromane) und Verfasser von »Las sergas de Esplandian«, einer Fortsetzung des genannten Romans.

2) Luis Galvez de, span. Dichter, geb. 1549 in Guadalajara, gest. 1591 auf Sizilien, studierte in Alcalá, wo er innige Freundschaft mit Cervantes schloß, und trat in die Dienste der mächtigen Familie Infantado, auf deren Besitzungen er einen großen Teil seines Lebens zubrachte. Später wurde er Hieronymitermönch und ging nach Sizilien. Er ist Verfasser des Schäferromans »El pastor de Filida« (Madr. 1582, am besten das. 1792), welcher wegen der Zartheit der Empfindung und der Schönheit des Stils ungemein beliebt wurde und noch jetzt geschätzt wird. Außerdem hat man von ihm eine Übersetzung von Tansillos »Lagrime di San Pietro« (Madr. 1587).

Montān (lat., v. mons, »Berg«), das Bergbau- und Hüttenwesen betreffend (besonders in Österreich gebräuchlich); daher z. B. Montananstalt, eine höhere Lehranstalt für Bergbau- und Hüttenwesen; Montanärar, das Eigentum des Staates an Berg- und Hüttenwerken; Montanindustrie, Bergbau und Hüttenwesen; Montanwaldungen, die dem Betrieb von Berg- und Hüttenwerken gewidmeten Waldungen, welche mit diesem ein Wirtschaftsganzes bilden; montanistisch, berg-, hüttenmännisch.

Montāna (abgekürzt Mta.), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im O. von Dakota, im S. von Wyoming, im W. von Idaho, im N. von Britisch-Nordamerika begrenzt, zwischen 44° 10'—49° nördl. Br. u. 101—116° westl. L. v. Gr., 378,330 qkm (2860 QM.) groß. Seiner Oberflächenbeschaffenheit nach teilt sich das Gebiet in das Bergland im W., der dritte Teil der Oberfläche, und in die Ebenen u. wellenförmigen Prärien. Der östliche Teil des Berglandes, zwischen dem Felsengebirge u. der Bitter Root-Range, wird durch den Clarke's Fork und seine Quellflüsse Flathead und

Bitter Root entwässert, die dem Columbia zufließen. Hier liegt der Flathead Lake, 860 m ü. M. Am Ostrande erreicht das Gebirge in den Big und Little Belt Mountains und den Snow Mountains über 3000 m, nahe der Nordgrenze im Kaiser Pik 3200 m. Die Berghänge sind bis auf 2500—2900 m mit dichten Waldungen von Nadelholz bedeckt. Diesem Bergland entströmen der Missouri mit zahlreichen Nebenflüssen (Milk River, Marias oder Bear, Mussel Shell, Yellowstone). Die Thäler dieses Quellgebiets haben ihrer Naturschönheiten und ihrer Fruchtbarkeit halber den Namen »Garten von Montana« erhalten. Längs der Flüsse wachsen Pappeln, Balsambäume, Erlen und Weiden. Der nordöstliche Teil besteht aus einer baumlosen Ebene; im SO. ist der Boden teilweise bewaldet. Dieser östliche Teil gehört der Kreideformation an; vulkanische Gesteine treten zwischen dem Milk River und Missouri auf. Kleine Gletscher sind 1883 entdeckt worden. Das Klima ist verhältnismäßig mild und feucht im NW., kalt und trocken im O. und S. Fort Owen unter 46° 32′ nördl. Br., 1001 m ü. M., hat eine mittlere Temperatur von 8° (Sommer 21°, Winter —4°). Die Tierwelt ist trotz der Verfolgungen der Pelzjäger noch ansehnlich; Bären, Wölfe, Luchse, Wildkatzen sind in den Bergen, wilde Ziegen, Hirsche, Büffel und andre Jagdtiere in den Ebenen häufig. Die **Bevölkerung** betrug 1890: 132,159 Seelen (87,882 männlich, 44,277 weiblich; 0,4 auf 1 qkm), darunter 4888 Farbige, 5609 in Deutschland, 2564 in China Geborne und 10,573 Indianer, deren Reservationen im N. und im S. große, zum Teil sehr fruchtbare Strecken einnehmen. Die bedeutendsten der unter sechs Agenturen verteilten Stämme sind die Crow, Blackfeet, Yanktonais, Pend d'Oreille, Cheyenne, Assiniboine. Die öffentlichen Schulen mit 680 Lehrern wurden 1890 von 19,051 Kindern besucht, ein College besteht zu Deer Lodge. Es erscheinen 85 Zeitungen. Der Ackerbau erzeugte 1890 auf 5603 Wirtschaften mit 785,679 Hektar Produkte im Werte von 6,273,415 Doll., insbes. Hafer, Weizen, Kartoffeln, Gemüse etc. Der Viehstand betrug 1890: 142,959 Pferde, 691,898 Rinder, 1,859,016 Schafe u. 17,132 Schweine. Ausgezeichnet ist M. durch seinen Metallreichtum, in dem es nur durch Kalifornien und Colorado übertroffen wird. Die Hauptfundstätten befinden sich in den Grafschaften Silver Bow, Deer Lodge, Lewis und Clarke. Bis 1892 gewann man für 67,118,542 Doll. Gold und für 16,556,225 Doll. Silber; 1892 allein 139,871 Unzen Gold und 17,350,000 Unzen Silber. Die Produktion von Kupfer betrug 1892: 164,3 Mill. Pfd., wovon allein von der Anacondagrube 63 Mill. Pfd. kamen. Zur Kupferproduktion der Union trägt der Staat 44,5 Proz., zur Silberförderung 26,3 Proz. bei. Die namentlich bei Bozeman befindlichen Kohlengruben lieferten 1889: 363,301 Ton. Nennenswert ist ferner die Kalkbrennerei. Die Industrie ist noch wenig entwickelt. 1890 wurden Waren im Werte von 5,507,573 Doll. hergestellt. Die Northern Pacificbahn durchzieht M. von Osten nach Westen, nördlich von ihr die St. Paul-Minneapolis-Manitobabahn, ein Zweig der Union Pacificbahn geht nach Helena; sämtliche Bahnen haben eine Länge von 2913 km. Der Gouverneur und die 13 Mitglieder des Senats werden auf vier Jahre, die 26 Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. In den Senat der Union entsendet M. 2, in das Repräsentantenhaus einen Abgeordneten; bei der Präsidentenwahl hat es 3 Stimmen. Eingeteilt wird der Staat in 16 Grafschaften. Hauptstadt ist Helena. M. wurde 1864 als Territorium organisiert und 8. Nov. 1889 als Staat in die Union aufgenommen. Vgl. H. Bancroft, History of M. (San Francisco 1890). S. Karte »Vereinigte Staaten«.

Montanchez (spr. montántsches), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Caceres, 484 m ü. M., am Fuße der Sierra de M., hat Handel mit Schinken, Phosphoritgewinnung und (1887) 4720 Einw.

Montanelli, Giuseppe, ital. Schriftsteller und Patriot, geb. 1813 zu Fucecchio im Toscanischen, gest. daselbst 17. Juni 1862, studierte die Rechte zu Pisa, begann dann neben seiner Berufsthätigkeit als Sachwalter für Journale über philosophische Gegenstände zu schreiben und veröffentlichte 1836 einen Band lyrischer Poesien. Um 1840 wurde er auf den Lehrstuhl des italienischen und des Handelsrechts an der Universität Pisa berufen, wo er einige auf seine Fachwissenschaft bezügliche Schriften veröffentlichte. 1844 gründete er die Gesellschaft der Fratelli italiani, begann 1847 mit der Herausgabe eines Blattes: »L'Italia«, kämpfte im folgenden Jahre bei Curtatone und wurde 1849 von den toscanischen Kammern mit Guerrazzi und Mazzini zum Triumvir ernannt. Nach dem Eintritt der Reaktion begab er sich als Verbannter nach Paris, wo er, in Verkehr mit Quinet, Michelet, Louis Blanc, Lamennais u. a., vielfach journalistisch thätig war, und von wo aus er eine Reihe von Werken veröffentlichte, in welchen sich ein fesselnder Inhalt mit dem Vorzug der reinen toscanischen Sprache verbindet: zunächst die »Memorie sull' Italia e specialmente sulla Toscana dal 1814—50« (Turin 1853—55, 2 Bde.), sein Hauptwerk; ferner das dramatische Gedicht »La sensazione« (Par. 1856) und die ergreifende Tragödie »Camma«, für die Ristori geschrieben und von ihr mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht. Von politischen Schriften veröffentlichte er noch: »Il partito nazionale italiano« (Turin 1856) und »L'impero, il papato, la democrazia in Italia« (Flor. 1859). Das Jahr 1859 rief ihn wieder zu den Waffen in die Reihen der nationalen Kämpfer; zu Anfang 1862 wurde er in die neue italienische Volksvertretung gewählt. Als nachgelassenes Werk erschien von ihm: »Dell' ordinamento nazionale« (Flor. 1862).

Montanisten, die Anhänger einer häretischen Sekte des 2. Jahrh. von fanatisch asketischer Richtung. Als ihr Stifter gilt der Phrygier Montanus, welcher, von zwei schwärmerischen Frauen, Maximilla und Priscilla, unterstützt, als der von Christus verheißene Paraklet auftrat und das Christentum auf die Stufe seiner Vollendung führen wollte. Sonach gehört die Perfektibilität des Christentums zu den Voraussetzungen, von welchen er ausging. Da die Wiederkunft Christi und die Vollendung der Kirche im Tausendjährigen Reiche, dessen Mittelpunkt die phrygische Stadt Pepuza sein werde, nahe bevorstehe, drang der Montanismus auf Reformation des christlichen Lebens durch möglichste Lösung aller Bande, die noch irgend an die gegenwärtige Welt fesseln; hieraus entsprangen seine Forderung der strengsten Askese und einer harten Bußdisziplin, die Verwerfung der zweiten Ehe, wiewohl auch die erste eigentlich nicht zu empfehlen sei, feindselige Stimmung gegen alle Kunst und weltliche Bildung. Im übrigen teilte der Montanismus die Dogmatik der damaligen katholischen Kirche, von welcher er erst allmählich ausgeschieden wurde. S. Chiliasmus und Christentum. Die M., auch Phrygier, Kataphrygier, Pepuzianer ge-

nannt, während sie sich selbst als Pneumatiker, d. h. Geisterfüllte, bezeichneten, fanden Anhänger nicht bloß in Kleinasien, sondern auch in Gallien, Italien und Nordafrika, wo ihr namhaftester Vertreter, Tertullian, lebte. Vgl. Schwegler, Der Montanismus (Tübing. 1841); Bonwetsch, Die Geschichte des Montanismus (Erlang. 1881); Belck, Geschichte des Montanismus (Leipz. 1883).

Montanistisch, s. Montan.

Montānus, Stifter der Montanisten (s. d.).

Montargis (spr. mongtarschī), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Loiret, am Loing und dem Kanal von Briare, welcher sich weiter unterhalb mit dem Orléanskanal vereinigt, Knotenpunkt der Lyoner und der Orléansbahn, hat eine schöne Kirche, ein neues Stadthaus mit Museum, ein Handelsgericht, ein Collège, eine Bibliothek, ein Theater, Weinbau, Papierfabrikation, Gerberei, Handel und (1891) 11,600 Einw. — Früher Hauptstadt des Gâtinais und befestigt, wurde M. im 14., 15. und 16. Jahrh. von den Engländern und Franzosen wiederholt erobert und 1528 fast völlig in Asche gelegt. Vgl. Stein, Inventaire des archives de M. (Par. 1894).

Montargis, Hund von, s. Aubry de Montdidier.

Montataire (spr. mongtatär'), Stadt im franz. Depart. Oise, Arrond. Senlis, am Thérain (nahe seiner Mündung in die Oise) und an der Nordbahn, hat eine Kirche aus dem 12. Jahrh., ein restauriertes Schloß (14. Jahrh.), Steinbrüche, ein Eisenhüttenwerk, eine Papierfabrik und (1891) 5176 Einw.

Montauban (spr. mongtōbáng), Hauptstadt des franz. Depart. Tarn-et-Garonne, am linken Ufer des Tarn, welcher hier den Tescou aufnimmt und von einer Brücke aus dem 14. Jahrh. (nach der Vorstadt Ville-Bourbon) überspannt wird, Knotenpunkt der Süd- und der Orléansbahn, hat eine Kathedrale von 1739 mit schönem Gemälde von Ingres, ein Stadthaus (ehemaliges Schloß aus dem 14.—16. Jahrh.) mit einem Kunst- und Antiquitätenmuseum (enthaltend Gemälde und Zeichnungen von Ingres u. a.) und (1891) 22,616 (als Gemeinde 30,388) Einw. Die Industrie umfaßt Seidenfilanden, Fabriken für Tuch, Möbelstoffe, Strohhüte ꝛc.; auch der Handel ist bedeutend. M. hat ein naturhistorisches Museum, ein katholisches Seminar, eine theologische Fakultät der Reformierten, ein Lyceum, ein Mädchenkollegium, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Theater, einen botanischen Garten, Gerichts- und Assisenhof, ein Handelsgericht, eine Filiale der Bank von Frankreich, eine Handels- und eine Ackerbaukammer, eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste und ist Bischofsitz. — M. wurde 1317 Bischofsitz, gab sich 1570 als einer der vier Sicherheitsplätze der Protestanten eine Art von republikanischer Verfassung und legte starke Befestigungen an. Es hatte in den Religionskriegen vielfach zu leiden. Von Ludwig XIII. lange vergebens belagert, ergab es sich ihm 1629, worauf Richelieu die Werke schleifen ließ. Auch unter Ludwig XIV. hatten die Einwohner nach der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) um der Religion willen viele Drangsale zu erdulden. M. ist Geburtsort des Malers Ingres, dem hier 1871 ein Denkmal errichtet wurde.

Montauban (spr. mongtōbáng), 1) Renaut de, altfranz. Sagenheld, s. Haimonskinder.

2) Graf von Palikao, s. Cousin-Montauban.

Montausier (spr. mongtōßjē), Charles de Sainte-Maure, Herzog von, franz. Diplomat, geb. 6. Okt. 1610, gest. 17. Mai 1690, trat früh in die Armee, zeichnete sich in Italien und in Lothringen aus, ward im Alter von 28 Jahren Maréchal de Camp, bald darauf Gouverneur im Elsaß und, nachdem er 1645 von der reformierten zur katholischen Kirche übergetreten war, Generalleutnant und Gouverneur von Saintonge und Angoumois. Im Kriege der Fronde blieb er dem Hofe treu. 1665 wurde er zum Herzog und Pair, 1668 zum Gouverneur des Dauphins und 1680 zu dessen erstem Kammerherrn ernannt. Unter seiner Aufsicht besorgten Bossuet und Huet die Ausgaben der klassischen Schriftsteller in usum Delphini. Er zeichnete sich durch sittliche Strenge und Wahrheitsliebe aus; sein Charakter hatte sogar etwas Finsteres, weshalb er für das Vorbild des Molièreschen Misanthropen gehalten wird. Seine Gemahlin Julie Lucine d'Angennes, Tochter des Marquis von Rambouillet, geb. 1607, gest. 15. Nov. 1671, war wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes viel umworben, wählte endlich M., nachdem er zum Katholizismus übergetreten, zum Gatten, machte ihr Haus zum Sammelpunkt der berühmtesten Gelehrten, Künstler und Schöngeister und ward 1661 von Ludwig XIV. zur Erzieherin der königlichen Prinzen und Prinzessinnen ernannt. Das ihr von ihrem Gemahl geschenkte Album »Guirlande de Julie«, in welches die berühmtesten Maler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet und die namhaftesten Dichter eigenhändig Gedichte eingeschrieben hatten, erschien 1784 und 1824 im Druck. Vgl. A. Roux, M., sa vie et son temps (Par. 1860).

Mont-Avron, s. Avron, Mont.

Montbard (spr. mongbār), Stadt im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrond. Semur, an der Brenne, dem Kanal von Burgund und der Lyoner Bahn, hat Schloßruinen, Zement- und Thonwarenfabrikation und (1891) 2367 Einw. M. ist Geburtsort der Naturforscher Buffon, welchem ein Denkmal daselbst errichtet wurde, und Daubenton sowie des Bildhauers Guillaume.

Montbéliard (spr. mongbeljār, deutsch Mömpelgard), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Doubs, an der Allaine, welche hier die Lisaine aufnimmt, am Rhône-Rheinkanal und an der Lyoner Bahn, hat ein hochgelegenes Schloß, teilweise aus dem 16. Jahrh. (jetzt Kaserne), eine protest. Kirche (St. Martin), eine moderne kath. Kirche, Denkmäler des hier gebornen Cuvier (von David d'Angers) und Denfert-Rochereau, ein naturhistorisches und ein archäologisches Museum, ein Collège, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Bibliothek, eine Ackerbau- und eine Gewerbekammer, Fabriken für Eisenwaren, Uhren und Wirkwaren, Baumwollspinnereien, Handel mit Bauholz, Käse ꝛc. und (1891) 9168 Einw. (zum größern Teil Lutheraner). — M. war früher der Hauptort einer zur Freigrafschaft Burgund gehörigen Grafschaft, welche 1397 durch Heirat an das Haus Württemberg kam und teils von jüngern Söhnen, teils von den Herzögen selbst regiert wurde, aber wiederholt (1674—97 und 1723—48) von den Franzosen besetzt, 1792 endgültig okkupiert und im Frieden zu Lüneville 1801 förmlich an Frankreich abgetreten wurde. In der Schlacht bei Belfort (15.—17. Jan. 1871) bildete das Schloß von M. den Stützpunkt des linken Flügels der Werderschen Armee.

Montblanc (spr. mongbláng, »weißer Berg«), der höchste Berg Europas, bildet mit den benachbarten Erhebungen ein besonderes Massiv der Grajischen Alpen, welches sich an der Grenze des französischen

Depart. Obersavoyen und der italienischen Provinz Turin in der Richtung von SW. nach NO. hinzieht und bis in den Schweizer Kanton Wallis reicht. Die Hauptkette steigt mit zahlreichen Kuppen und zackigen Felsnadeln (Aiguilles) zwischen dem Thale der obern Arve (Chamonix, s. d.) einerseits und den Quellthälern der Dora Baltea (Val Ferret und Allée Blanche) anderseits auf, sinkt mit ihrem Kamm nicht unter 3000 m herab und besteht fast ganz aus kristallinischem Gestein (Protogin, begleitet von Glimmerschiefer und Gneis). Der eigentliche M., 4810 m, steht im südlichen Teile der Kette, nahe dem Südostrande derselben, und bildet einen 100 m langen Schneerücken. Andre Erhebungen der Hauptkette sind: vom M. südwestlich Aiguille de Trélatête (3932 m) und Aiguille des Glaciers (3834 m); nordöstlich Mont Maudit (4471 m), Aiguille du Géant (4010 m), Grandes Jorasses (4206 m), Aiguille de Talèfre (3743 m), Aiguille de Triolet (3879 m) und Mont Dolent (3830 m). In den nordwestlich gegen das Chamonixthal auslaufenden Verzweigungen erheben sich: Aiguille du Tour (3537 m), Aiguille d'Argentière (3901 m), Aiguille Verte (4127 m), Aiguille du Midi (3843 m), Dôme du Goûter (4331 m) und Aiguille de Bionnassay (4061 m). Von den Gletschern, welche im ganzen eine Fläche von 28,250 Hektar bedecken, wovon der größte Teil auf die französische Seite kommt, sind die bedeutendsten: der Glacier du Géant, in seinem Unterlaufe Mer de Glace (s. d.) genannt, der Glacier de Bossons und der Glacier d'Argentière, sämtlich ins Chamonixthal mündend, der Glacier du Trient im N., die Glaciers de Saleinaz, de la Brenva und de Miage im O. Vgl. Tafel »Gletscher III«. Der M. wurde zuerst 1786 vom Führer J. Balmat allein, dann mit Dr. Paccard, 1787 von Saussure (s. d.) bestiegen. Seitdem ist der Berg häufig, selbst von Frauen, erstiegen worden. Die Besteigung erfolgt meist von Chamonix über das Gasthaus der Grands Mulets (3050 m), eines Felsens im Bossonsgletscher. Das Aussichtsfeld vom Gipfel umfaßt gegen 200,000 qkm. Neuerdings wird der M. auch von St.-Gervais und Courmayeur aus erstiegen. Der M. trägt zwei meteorologische Observatorien; eins wurde 1890 von Vallot am Rocher des Bosses (4365 m) erbaut, ein zweites 1893 von Pierre Janssen (s. d. 1) auf dem Gipfel selbst errichtet. Vgl. Pitschner, Der M. (2. Aufl., Genf u. Leipz. 1864); Reilly, The chain of M. (Lond. 1871, Karte 1875); Viollet le Duc, Le massif du M. etc. (Par. 1876); Durier, Le M. (das. 1877); Dollfus, Der M., eine Skizze (Wien 1880); Güßfeldt, Der M. (Berl. 1894); Kurz, Guide de la chaîne du M. (Neuchâtel 1892).

Montblanch (spr. -blantsch), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Tarragona, in fruchtbarem Thale, am Francoli und an der Eisenbahn Lerida-Tarragona, hat Ringmauern mit Türmen und (1887) 5964 Einw.

Montbrison (spr. mongbrisóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Loire, am Fuße eines vulkanischen Hügels, am Vizezy und an der Lyoner Bahn, Sitz eines Gerichts- und Assisenhofs, hat eine gotische Kirche, Notre-Dame (13. und 15. Jahrh.), einen schönen ehemaligen Kapitelsaal (Diana), einen Stadtpark mit dem Denkmal des in M. gebornen Dichters Laprade, 3 kalte Mineralquellen, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Seminar, eine Bibliothek, ein Museum und (1891) 6882 Einw. M. war ehemals Hauptstadt der Grafschaft Forez.

Montbron (spr. mongbróng), Stadt im franz. Depart. Charente, Arrond. Angoulême, an der Tardoire, hat eine Kirche aus dem 12. Jahrh., Zementfabrikation, Wollspinnerei und (1891) 1397 (als Gemeinde 3135) Einw.

Montcalm (spr. mongkálm), Berg der Pyrenäen im franz. Depart. Ariège, nahe der spanischen Grenze, 3080 m hoch, wird von Vicdessos bei Tarascon aus bestiegen.

Montcalm de Saint-Véran (spr. mongkálm d'ßängweráng), Louis Joseph, Marquis de, franz. Feldherr, geb. 28. Febr. 1712 auf dem Schloß Candiac bei Nîmes, gest. 14. Sept. 1759, trat nach der Sitte seines alten Geschlechts nach strenger und gründlicher Erziehung früh in die Armee. Der Österreichische Erbfolgekrieg, in welchem er sich hervorthat, lehrte ihn die Schwächen des heimischen Kriegswesens kennen, und er reichte eine Denkschrift darüber ein. So ward der Oberst M. 1756 zum Oberbefehlshaber der kanadischen Truppen ernannt. Trotz der Miseren der Kolonialverwaltung gelang es seiner Umsicht und Energie, die englischen Truppen vier Jahre aufzuhalten; er zwang die Forts Chouaguen und William Henry zur Übergabe und trieb die Briten vor Carillon zurück, erlag aber endlich, vom Mutterland im Stiche gelassen, nach heldenmütiger Abwehr bei der Verteidigung Quebecs gegen den englischen General Wolfe 13. Sept. 1759, tödlich verwundet wie sein Gegner. Er war ein ernster Mann von antiker Tapferkeit, scharfsinnig, makellosen Charakters; die Niedermetzelung der englischen Garnison von William Henry durch die ihm verbündeten Indianer, die ihm englischerseits mit Unrecht zugerechnet ward, hat er mit Aufopferung, wenn auch vergeblich, zu verhindern gesucht. Vgl. F. Martin, Le marquis de M. (3. Aufl., Par. 1879); Parkman, M. and Wolfe (Boston 1884—86, 2 Bde.); Falgairolle, M. devant la postérité (Par. 1886).

Montceau-les-Mines (spr. mongßō-lä-mīn'), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Chalon-sur-Saône, an der Bourbince, am Canal du Centre und der Lyoner Bahn, hat Steinkohlenbergbau, Eisenhüttenwerke und (1891) 6680 (als Gemeinde 19,612) Einw.

Mont Cenis, s. Cenis, Mont.

Montchanin-les-Mines (spr. mongschanäng-lä-mīn'), Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrond. Chalon-sur-Saône, an der Bourbince und am Canal du Centre, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, hat Steinkohlenbergbau, Ziegelfabrikation und (1891) 3357 (als Gemeinde 4014) Einw.

Montchrestien (spr. mong-kretjäng), Antoine de, franz. Dramatiker, geb. um 1575 in Falaise, gest. 1621 bei Tourailles, war der Sohn eines Protestanten, der eigentlich Mauchrestien hieß. Antoine mußte nach England flüchten, da er einen Gegner im Duell getötet hatte, wurde aber von Heinrich IV. begnadigt. 1621 fiel er in einem Hugenottenaufstand. Von seinen Tragödien verdienen »Sophonisbe« (1594, hrsg. von Fries, Marb. 1889), »Aman« (1599, von Racine in »Esther« benutzt), »L'Écossaise, ou Marie Stuart« (1601) Erwähnung. Auch war er der erste, der den Begriff der Nationalökonomie anwandte, im »Traité d'économie politique« (1615; neue Ausg. von Funck-Brentano, Par. 1889). Seine Dramen gab Petit de Julleville gesammelt heraus (Par. 1891).

Montclair (spr. mong-klär), Schloßruine, s. Merzig.

Mont-Dauphin (spr. mong-dofäng), Stadt im franz. Depart. Oberalpen, Arrond. Embrun, Festung dritter

Klasse (1692 von Catinat und Vauban angelegt), auf einem steilen Felsen am Einfluß des Guil in die Durance und an der Mittelmeerbahn gelegen, mit (1891) 788 Einw.

Mont-de-Marsan (spr. mong-dö-marßáng), Hauptstadt des franz. Depart. Landes, am Zusammenfluß des Midou und der Douze, Knotenpunkt der Südbahn, Sitz eines Gerichts- und Assisenhofs, hat ein Lyceum, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, Bibliothek, einen gotischen Belfried, eine kalte, eisenhaltige Mineralquelle, Fabrikation von chemischen Produkten, Öl und Eisenwaren, ansehnlichen Handel und (1891) 10,954 (als Gemeinde 12,031) Einw. M. ist Geburtsort des Marschalls Bosquet.

Mont-de-piété (franz., spr. mong-), s. Montes.

Montdidier (spr. mongbidjē), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Somme, am Don, Knotenpunkt der Nordbahn, hat 2 schöne Kirchen aus dem 15. und 16. Jahrh., ein Justizgebäude (12. Jahrh.), ein Stadthaus mit Turm, ein geistliches Collège, Wirkwaren- und Zuckerfabrikation, Handel mit Getreide und Vieh und (1891) 4410 Einw. M. ist Geburtsort des Agronomen Parmentier (Statue das.).

Mont Dore (spr. mong dōr'), Berggruppe im franz. Departement Puy-de-Dôme, zu den Gebirgen der Auvergne gehörig, gegen S. durch ein ödes Hochland vom Cantal getrennt, im N. in die Berggruppe des Puy de Dôme übergehend, wird im O. vom Thal des Allier, im W. von dem der Dordogne begrenzt, besteht aus Granit mit basaltischen Kuppen und Decken und enthält im Puy de Sancy (1886 m; s. d.) die höchste Erhebung im Innern von Frankreich. Andre Gipfel sind: Puy Ferrand (1846 m) und Puy de l'Aiguiller (1547 m). Über 30 km weit haben sich einzelne Lavaströme dieser erloschenen Vulkane ergossen, mehrere Moore füllen kleinere, noch als solche erkennbare Krateröffnungen; andre Seen sind als Aufstauungen durch Lavaströme anzusehen. Heiße, vielbesuchte Heilquellen (M.-les-Bains und Bourboule) zeugen gleichfalls von der ehemaligen vulkanischen Thätigkeit.

Mont-Dore (M.-les-Bains, spr. mongdōr'-lä-bäng), Badeort im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrond. Clermont, 1052 m ü. M., in den Mont Dore-Bergen an der Dordogne gelegen, mit einer kalten und 6 warmen Heilquellen (eisenhaltige alkalische Säuerlinge von 42—46°, die Césarquelle mit 0,00096 arsenigsaurem Natron), welche gegen beginnende Tuberkulose, asthmatische Leiden und Rheumatismen angewendet werden (jährlich etwa 6000 Kurgäste), Badeetablissement, zahlreichen Hotels, Kasino mit Park, Resten römischer Thermalbauten und (1891) 1339 (als Gemeinde 1758) Einw. M. ist zugleich Ausgangspunkt von Gebirgstouren.

Monte (ital.), Berg.

Monteagle (spr. mont-igl), Lord, s. Spring-Rice.

Monte Argentario (spr. ardsch-), Berg und Gemeinde in Italien, s. Argentario.

Monte Baldo, s. Baldo.

Montebello, 1) (M. Vicentino) Flecken in der ital. Provinz Vicenza, Distrikt Lonigo, am Chiampo und an der Eisenbahn Verona-Venedig, mit Burgruinen, Seidengewinnung und (1881) 1896 (als Gemeinde 4357) Einw. Hier 12. Nov. 1796 Sieg der Österreicher unter Alvinczy über die Franzosen und 2. Nov. 1805 Treffen zwischen den auf dem Rückzug befindlichen Österreichern unter Erzherzog Karl und den Franzosen unter Masséna. — 2) Dorf in der ital. Provinz Pavia, Kreis Voghera, am Coppa, mit (1881) 1219 (als Gemeinde 1981) Einw., ist in der Kriegsgeschichte durch zwei Treffen zwischen den Franzosen und Österreichern berühmt. Von dem ersten, 9. Juni 1800, das gewöhnlich nach dem Ort Casteggio (s. d.) benannt wird, erhielt General Lannes den Titel eines »Herzogs von M.« Das zweite Treffen, 20. Mai 1859, war der erste bedeutende Zusammenstoß, der in dem Feldzug dieses Jahres zwischen den Franzosen (unter Forey) und den Österreichern (unter Stadion) stattfand und zu gunsten der erstern ausfiel. — 3) S. Mombello.

Montebellūna, Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Treviso, an den Eisenbahnlinien Treviso-Belluno und Padua-M., am Südwestende des Eichenwaldes von Montello, mit Burgruinen, Seidengewinnung und (1881) 896 (als Gemeinde 8922) Einw.

Monte Carlo, Ortschaft im Fürstentum Monaco, 2 km nordöstlich von Monaco, in herrlicher Lage am Mittelländischen Meer und an der Eisenbahnlinie Marseille-Mentone, klimatischer Kurort, mit dem von Ch. Garnier erbauten, durch die Spielbank berüchtigten, glänzend ausgestatteten Kasino, einem Kunstausstellungsgebäude, schönen Parkanlagen u. Hotels. In der Spielbank wird Roulette und Trente-et-Quarante gespielt; der Einsatz beträgt im erstern Spiele zwischen 5 u. 6000, im letztern zwischen 20 u. 12,000 Frank.

Monte Cassino, berühmtes Kloster in der ital. Provinz Caserta, Kreis Sora, festungsartig auf einem Berge (519 m ü. M.) westlich über der Stadt Cassino (s. d.) gelegen, mit schöner, 1727 vollendeter Kirche, deren bronzenes Hauptportal im 11. Jahrh. zu Konstantinopel gegossen wurde, im Innern mit Marmor, Mosaiken, Wandmalereien, geschnitztem Stuhlwerk reich ausgestattet. Das Klostergebäude enthält ein Archiv von hohem historischen Wert, eine Gemäldegalerie und eine Bibliothek von 17,500 Bänden (darunter 500 Inkunabeln) und 1750 Manuskripten. Von der Loggia del Paradiso herrliche Aussicht. M. wurde als das Mutterkloster des Benediktinerordens 529 von Benedikt von Nursia an der Stelle eines Apollotempels gegründet, 589 von den Langobarden zerstört und 710 neu erbaut. Ebenso erhob es sich von der Zerstörung durch die Sarazenen (884) 994 aufs neue. Der Neubau der prachtvollen Kirche geschah 1066 durch den Abt Desiderius, den spätern Papst Viktor III. Unter Johann XXII. (1313) wurde die Abtei zu einem Bistum erhoben. Nachdem 1349 ein Erdbeben das Stift völlig zerstört hatte, wurde es 1357—63 wieder aufgebaut. 1867 wurde das Kloster gleich den übrigen in Italien aufgehoben, jedoch zum Nationalmonument erklärt. Es befinden sich daselbst noch 30 Mönche, welche ein theologisches Seminar mit Lyceum und Gymnasium unterhalten. Vgl. Tosti, Storia della badia di M. (Neap. 1841—43, 3 Bde.; neue Ausg., Rom 1889—90); Derselbe, Archivo Cassinese (das. 1847); Taeggi, Paleografia artistica di M. (Monte Cassino 1876 ff.); Rickenbach, Monte Cassino (Einsiedeln 1884).

Montecatini, 1) (M. di Val di Cecina) Flecken in der ital. Provinz Pisa, Kreis Volterra, 478 m ü. M., über dem rechten Ufer der Cecina gelegen, mit Mineralquellen, Kupferbergbau (1892: 1834 Ton. Kupfererz), Ölgewinnung und (1881) 1144 (als Gemeinde 4558) Einw. — 2) (M. di Val di Nievole) Flecken in der ital. Provinz Lucca, an der Nievole und der Eisenbahnlinie Pisa-Pistoja, mit besuchten Heilbädern und (1881) 530 (als Gemeinde 6964) Einw. Die

Quellen, zehn an der Zahl, darunter die Tettuccio-, Regina- und Salutequelle, sind alkalisch-salinische Thermen (in 1000 Teilen 4,5—18,5 Teile Kochsalz), haben eine Temperatur von 20—31°, wirken abführend und werden bei Unterleibsleiden, Skrofeln und Dysenterie angewendet. Bei M. schlug 29. Aug. 1315 Uguccione della Faggiuola, der ghibellinische Gebieter von Pisa, die Florentiner. Vgl. Gilbert, Der Kurort M. ꝛc. (Wien 1893).

Monte Cavo, s. Albanergebirge.

Montecchi und Capuletti (spr. montécki), die Familiennamen der Eltern von »Romeo und Julie« in Shakespeares Drama, wurden eine sprichwörtliche Bezeichnung für zwei feindliche Parteien.

Monte Ceneri, s. Ceneri.

Montecerboli (spr. -tschérboli), Dorf in der ital. Provinz Pisa, zur Gemeinde Pomarance (s. d.) gehörig, mit Borsäuregewinnung (s. Borsäure).

Monte Cimino, s. Cimino, Monte.

Monte Cimone, s. Cimone, Monte.

Monte Cinto, s. Cinto, Monte.

Monte Circeo, s. Circeo, Monte.

Monte Cristallo, s. Cristallo, Monte.

Monte Cristi, Hafenstadt der Dominikanischen Republik, auf der Nordküste der Insel Haïti, mit 3000 Einw. Sie ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Montecristo (im Altertum Oglasa), kleine, zur ital. Provinz Livorno gehörige Insel, 42 km südlich von Elba, eine 644 m hohe Granitmasse, 8,63 qkm groß mit (1881) 16 Einw. Ein ehemals hier bestehendes Benediktinerkloster wurde 1573 von Seeräubern zerstört. Die Insel ist namentlich durch Dumas' Roman »Le comte de Monte-Cristo« bekannt geworden.

Montecuccoli (Montecuculi), Raimund, Graf von, deutscher Reichsfürst und Herzog von Melfi, ausgezeichneter österreich. Feldherr, geb. 21. Febr. 1609 bei Modena aus einer alten Familie mit dem Stammschloß Montecuccolo, gest. 16. Okt. 1681 in Linz, begann 1625 seine militärische Laufbahn unter den Augen seines Oheims, des Generalfeldzeugmeisters Ernst, Grafen von M. (gest. 8. Juli 1633), machte 1629 einen Feldzug in Deutschland mit, kämpfte bei Breitenfeld (1631), bei Lützen (1632), bei Nördlingen (1634) und als Oberst bei Wittstock (1636). In Böhmen, wohin er 1639 gesandt wurde, um den Schweden unter Banér den Elbübergang streitig zu machen, wurde er bei Brandeis geschlagen und geriet beim Rückzug in Gefangenschaft. Nach seiner Auswechselung (1642) trat er wieder bei der kaiserlichen Armee in Schlesien ein, schlug bei Troppau ein feindliches Korps und entsetzte Brieg. Er wurde Generalwachtmeister, begab sich jedoch dann mit Werbesoldaten nach Modena und machte als General der estensischen Kavallerie den Krieg um Novantula mit. 1643—44 wieder in kaiserliche Dienste tretend, 1644 zum Feldmarschallleutnant und Hofkriegsrat ernannt, befehligte er in Franken, Sachsen, Bayern, wurde Kommandierender in Schlesien, unterstützte 1645 mit seinem Korps den Erzherzog Leopold auf dessen Zuge gegen den Fürsten Rákóczy von Siebenbürgen und schlug 1647 unter Melander die Schweden bei Triebel in Schlesien, wofür er zum General der Kavallerie ernannt ward. 1648 aus Italien zurückgekehrt, machte er die Schlacht bei Zusmarhausen (7. Mai 1648) mit und deckte den Rückzug. Nach dem Friedensschluß unternahm er Reisen nach Schweden und Italien. Seine Bekanntschaft mit Christine von Schweden bot Stoff zu romanhaften Gerüchten. 1653 ward er zum stellvertretenden Präsidenten des obersten Kriegsrats zu Regensburg ernannt; 1657 unterstützte er den polnischen König Johann Kasimir gegen Rákóczy und die Schweden und zwang erstern zum Frieden mit Polen. 1658 zum Feldmarschall ernannt und dem von den Schweden bedrängten Dänenkönig zu Hilfe gesandt, vereinigte er sich bei Küstrin mit den Truppen des Kurfürsten von Brandenburg, vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen, wandte sich darauf nach Pommern und eroberte Damgarten, Anklam, Demmin, Ueckermünde. Nach dem Frieden von Oliva (1660) ward er Geheimrat und Gouverneur von Raab, erhielt darauf das Kommando gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken, zwang dieselben, dieses Land zu räumen, mußte sich aber, im wachsenden Zerwürfnis mit den ungarischen Kriegshäuptern, zurückziehen. Er wartete nun bis zur Ankunft der Franzosen und eines Teiles der Reichstruppen, welche ihm den Sieg bei St. Gotthardt (1. Aug. 1664) erfechten halfen. 1668 erhielt er das Präsidium des Hofkriegsrats. Als Ludwig XIV. 1672 Holland angriff, erhielt M. den Oberbefehl über das mit der Armee des Großen Kurfürsten vereinigte kaiserliche Hilfskorps, durfte aber nichts Entscheidendes unternehmen und legte daher Anfang 1673 das Kommando nieder. Im Sommer aber vertrieb er an der Spitze eines neuen Heeres Turenne aus Deutschland und eroberte, mit dem Prinzen von Oranien vereint, Bonn. 1675 befehligte er wieder die Kaiserlichen gegen Turenne. Beide manövrierten vier Monate lang erfolglos gegeneinander, bis endlich Turenne 27. Juli 1675 in der Schlacht bei Sasbach fiel, worauf M. die sich zurückziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß verfolgte und Hagenau und Zabern belagerte. Aber Condés Erscheinen auf dem Kampfplatz nötigte ihn, das Elsaß wieder zu verlassen, worauf er mit der Belagerung von Philippsburg seine militärische Laufbahn schloß. Er lebte fortan meist am kaiserlichen Hofe, im Umgang mit Gelehrten. Die Stiftung der Leopoldinischen Akademie für Naturforschung ist wesentlich sein Verdienst. 1679 ward er vom Kaiser Leopold zum deutschen Reichsfürsten ernannt und vom König von Neapel mit dem Herzogtum Melfi belehnt. Mit seinem Sohne Leopold Philipp starb 1698 die fürstliche Linie aus. Seine »Memorie della guerra ed istruzione d'un generale« (Vened. 1703; deutsch, Leipz. 1736) enthalten Abhandlungen über die Kriegskunst und Berichte über den Türkenkrieg und den Feldzug von 1664. Die »Opere complete di M.« (Mail. 1807—1808, 2 Bde.; 2. Aufl., Turin 1821) enthalten außer Poesien und politischen Schriften noch ein wichtiges Werk über Ungarn. M. wird der bekannte Ausspruch über die drei zum Kriege notwendigen Dinge (Geld, Geld, Geld) zugeschrieben. Vgl. Campori, Raimondo M., la sua famiglia e i suoi tempi (Flor. 1876); Großmann, Raimund M. (Wien 1878); Nottebohm, M. und die Legende von St. Gotthardt (Berl. 1887). — Das Geschlecht der Grafen von M. blüht gegenwärtig in zwei Hauptlinien, der ältern oder österreichischen (M.-Laderchi), in Niederösterreich begüterten, und der jüngern oder modenesischen (Marchesi di Polinago), von denen erstere wieder in die beiden Häuser der Marchesi di Guiglia e Marano und der M.-Laderchi im engern Sinne zerfällt. Den letztern gehört an Graf Albert, geb. 1. Juli 1802, gest. 19. Aug. 1852, der 1848—49 österreichischer Staatsminister, dann Chef der ersten Sektion im Ministerium des Innern war.

Monte di pietà (ital.), s. Montes.

Monte d'Oro, s. Oro, Monte d'.

Montefalco, Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Spoleto, auf aussichtsreicher Höhe gelegen, hat mehrere Kirchen mit Fresken von Benozzo Gozzoli u. Schülern Peruginos, eine Gemäldesammlung, Ölgewinnung und (1881) 1059 (als Gemeinde 5102) Einw.

Montefalco (Montefalconius), s. Montfaucon.

Monte Falterōna, s. Falterona, Monte.

Montefiascōne, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, 614 m ü. M., auf einem Hügel südöstlich vom See von Bolsena, an der Eisenbahnlinie Attigliano-Viterbo gelegen, ist Bischofsitz, hat eine schöne Kathedrale, eine romanische Doppelkirche (San Flaviano), ein Gymnasium und (1881) 3092 (als Gemeinde 7461) Einw. Der hier gebaute Muskatwein ist unter dem Namen »Est, est, est« (s. d.) bekannt.

Montefiōre, Sir Moses, jüd. Philanthrop, geb. 24. Okt. 1784 in Livorno, gest., über 100 Jahre alt, 28. Juli 1885 in Ramsgate, trat durch Heirat in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Rothschildschen Haus und machte 1829 eine Reise nach dem Orient, über welche er in dem »Diary of a journey to the Holy Land« berichtete, und welche in ihm den Beruf weckte, für seine Glaubensgenossen hilfreiche Sorge zu tragen. 1837 zum Sheriff für London und Middlesex erwählt, ward er 9. Nov. von der Königin bei ihrer Anwesenheit in der City zum Ritter ernannt. Die Verheerungen, welche zu jener Zeit ein Erdbeben in Zafed und Tiberias angerichtet, führten M. zum zweitenmal nach Palästina und eine Judenverfolgung in Damaskus 1840 auch dorthin. Auf den Wunsch Nikolaus' I. unternahm er 1845 eine Reise durch das russische Polen, um die Lage der Israliten daselbst kennen zu lernen und Vorschläge zu ihrer Hebung zu machen. Nach England zurückgekehrt, ward er 1846 von der Königin zum Baronet erhoben. Die Hungersnot in Palästina 1854 fand M. wieder an Ort und Stelle mit reichen Spenden aus England. Vom Sultan verschaffte er sich das Recht zu Grunderwerbungen in Palästina und begann gewerbliche Unternehmungen, aber auch Armenhäuser in das Leben zu rufen. Das Andenken seiner 1862 gestorbenen Gattin Judith ehrte er durch eine Reihe bedeutender Stiftungen, wie die eines israelitischen College in Ramsgate. Infolge einer Judenverfolgung in Marokko 1863 begab er sich dorthin, wo er den Sultan zu einem Ferman zur Sicherung der Juden wie auch der Christen vermochte. 1866 ging M. zum sechstenmal nach Palästina, um den von Cholera u. Heuschrecken heimgesuchten Israeliten daselbst Hilfe zu bringen. 1867 nahmen vor allem die Judenverfolgungen in Rumänien Montefiores Thätigkeit in Anspruch. Er begab sich nach Bukarest und sah auch hier wieder seine Bemühungen mit einigem Erfolg gekrönt. 1874 trat er von der Präsidentschaft des Deputiertenkollegiums der britischen Juden, welche er lange Zeit bekleidet hatte, zurück. 1875 besuchte er zum siebentenmal Palästina. Vgl. »The diaries of Sir Moses M. and Lady M., 1812—1883« (hrsg. von Löwe, Lond. 1889, 2 Bde.); Levin, Moses M. (Berl. 1884); »Sir Moses M., centennial biography« (Lond. 1885); »Sir Moses M., ein Lebensbild« (a. d. Engl. von Fiebermann, Frankfurt a. M. 1884).

Montefrio, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Granada, am Vilano (Zufluß des Genil) und am Nordabhang der Sierra Parapanda gelegen, mit (1887) 10,363 Einw.

Monte Generoso, s. Generoso, Monte.

Montegnée (spr. mongtänjē), Gemeinde in der belg. Provinz und dem Arrond. Lüttich, an der Staatsbahnlinie Brüssel-Lüttich, mit Kohlengruben und (1890) 6103 Einw.

Montego (spr. -tīgo), Hafenstadt auf der Nordküste der britisch-westind. Insel Jamaica, mit Lehrerseminar, Hospital, Ausfuhr fast aller Produkte des westlichen Jamaica und 5000 Einw.

Montejus (franz., spr. mongt'schǖ), Vorrichtung zum Heben von Flüssigkeiten durch unmittelbare Einwirkung von Dampf- oder Luftdruck auf die Flüssigkeitsoberfläche in einem geschlossenen, mit Steigrohr versehenen Gefäß. S. auch Dampfdruckwasserheber und Luftdruckwasserheber.

Monteleōne di Calabrĭa, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catanzaro, 557 m ü. M., unweit des Golfs von Sant' Eufemia gelegen, mit Ruinen des von Friedrich II. erbauten Kastells, Lyceum und Gymnasium, Seidengewinnung und (1881) 9704 (als Gemeinde 12,047) Einw. M. ward 1783 durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört.

Montélimar (spr. mongtelimār), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Drôme, am Roubion, welcher hier den Jabron aufnimmt, an der Mittelmeerbahn gelegen, hat ein altes Kastell (jetzt Gefängnis) mit romanischer Kapelle, ein Collège, eine Bibliothek, ein Museum, eine Seidenkonditionieranstalt, Ackerbaukammer, Seidenspinnereien, Fabrikation von Hüten, Konfitüren, Papierwaren, Kalk ꝛc., Handel mit Wein, Seide, Trüffeln und (1891) 11,121 (als Gemeinde 13,764) Einw. M. war ein Hauptsitz der Hugenotten und wurde von denselben in den Religionskriegen heldenmütig verteidigt.

Montelius, Oskar, Archäolog, geb. 9. Sept. 1843 in Stockholm, studierte seit 1861 in Upsala, ist seit 1863 an den Sammlungen des historischen Staatsmuseums thätig und wurde 1888 zum Professor an diesem Museum ernannt, von dem er eine Beschreibung herausgab. Die wichtigern seiner zahlreichen Veröffentlichungen sind: »Sveriges forntid« (1872—74); »Lifvet i Sverige under hednatiden« (1873. 2. Aufl. 1878; deutsch, Berl. 1885); »Antiquités suédoises« (1873—75); »Sveriges hednatid samt medeltid« (Bd. 1 des Sammelwerkes: »Sveriges historia«, 1877); »Bronsåldern i Egypten« (1888, franz. 1890); »Les temps préhistoriques en Suède« (1894); »La civilisation primitive en Italie« (1894).

Montelŭpo Fiorentīno, Flecken in der ital. Provinz Florenz, Kreis San Miniato, am linken Ufer des Arno, welcher hier die Pesa aufnimmt, und an der Bahnlinie Florenz-Pisa, hat ein 1203 von den Florentinern erbautes Kastell, Thonwarenindustrie und (1881) 1229 (als Gemeinde 5767) Einw. Westlich davon das ehemals großherzogliche Lustschloß Ambrogiana.

Monte Maggiore (spr. madschōre), Berg des istrischen Karstes, 1396 m, erhebt sich südwestlich von Abbazia, mit Schutzhaus und schöner Aussicht.

Montemaggiore Belsīto (spr. -madschōre), Stadt in der ital. Provinz Palermo (Sizilien), Kreis Termini, an der Eisenbahnlinie Palermo-Catania, mit (1881) 7856 Einw.

Montemayŏr, Jorge de, span. Dichter des 16. Jahrh., geb. um 1520 zu Montemor in Portugal, gest. 26. Febr. 1561 in Turin, begab sich früh nach Kastilien, wo er 1548 Sänger in der königlichen Kapelle wurde, kam 1552 im Gefolge der Prinzessin Johanna an den portugiesischen Hof, wo er über ein

Jahr blieb, begleitete Philipp II. auf seinen Reisen, kämpfte in Flandern, ging aus unbekannten Ursachen nach Italien und fiel zu Turin im Zweikampf. Durch seine berühmte, aber unvollendet gebliebene »Diana« (Valencia 1558 u. ö.; neueste Ausg., Barcel. 1886), welche sich durch Kunst der Erfindung und Charakterzeichnung wie durch Schönheit der Sprache auszeichnet und für klassisch gilt, wurde M. Erfinder des spanischen Schäferromans, der in den Litteraturen ganz Europas zahlreiche Nachahmungen hervorrief. Eine schwache Fortsetzung derselben lieferte Alonso Perez (1564), eine sehr gute (»Diana enamorada«) Gaspar Gil Polo (Valencia 1564, am besten Barcel. 1886). Die »Diana« wurde in alle Kultursprachen übersetzt. Außerdem besitzen wir von M. mehrere Gedichtsammlungen: »Cancionero« (Antwerp. 1554 u. ö.) und »Cancionero espiritual« (das. 1558), sowie drei kleine »Autos« und eine Übertragung der Dichtungen des Troubadours Ausias March (Sarag. 1562). Vgl. Schönherr, Jorge de M. (Halle 1886).

Monte Miletto, s. Matese.

Montemolín, Stadt in der span. Provinz Badajoz, am Nordabhang der Sierra Morena, hat eine Kirche mit Altarbild von Zurbaran, ein maurisches Kastell und (1887) 3507 Einw.; davon führte der 1861 verstorbene Don Carlos, der Sohn des ersten Prätendenten, den Grafentitel und seine Anhänger den Namen Montemolinisten.

Montemolín, Don Carlos Ludwig Maria Fernando von Bourbon, Graf, Prinz von Asturien, s. Karl 73).

Montemór (spr. mongtemōr), Name zweier portug. Städte: 1) M. o Novo, im Distrikt Evora (Provinz Alemtejo), am Canha und der Eisenbahnlinie Lissabon-Faro, mit Ruinen eines maurischen Kastells und (1878) 4899 Einw. — 2) M. o Velho, Stadt im Distrikt Coimbra (Provinz Beira), am Mondego und an der Eisenbahnlinie Figueira da Foz-Villar Formoso, mit Ruinen eines ehemals königlichen Schlosses und (1878) 2358 Einw.

Monte Moro, s. Moro (Passo del).

Montemurlo, Schloß, s. Prato.

Monten, Dietrich, Maler, geb. 18. Sept. 1799 in Düsseldorf, gest. 13. Dez. 1843 in München, bildete sich seit 1821 auf der Düsseldorfer Akademie und später in München unter Peter Heß, besuchte Italien und lebte seitdem meist in München. Zu seinen frühern Werken gehören drei Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München: die Erstürmung einer türkischen Schanze, der Akt der Konstitutionserteilung und eine Szene aus der Schlacht bei Arcis-sur-Aube. Seinen Ruf begründete vornehmlich der Abschied der Polen vom Vaterland (1832, Finis Poloniae, Berliner Nationalgalerie), welches, in die Zeitstimmung hineintreffend, durch die Lithographie weite Verbreitung fand. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben: Gustav Adolfs Tod bei Lützen, Napoleon I. umgeben von seinen Generalen, Georg I. in der Schlacht bei Neerwinden und der Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig in der Schlacht bei Quatrebas.

Montenegrinischer Hausorden, gestiftet von Fürst Danilo I. in den 50er Jahren für Glieder fürstlicher Familien und höchste Würdenträger. Die Dekoration besteht aus einem an doppelköpfigem, gekröntem Adler hängenden, blau-weiß-rot emaillierten und golden besäumten Johanniterkreuz mit Kugelspitzen. Der Mittelschild zeigt auf rotem Grunde die Gottesmutter in Gold, umrahmt von blauem Ringe mit der Inschrift: »Danilo der Montenegriner«. Zwischen den Kreuzarmen und zwischen Kreuz und Adler befinden sich ausschreitende Löwen. Der Revers zeigt auf rotem Grunde die Namensschiffer »*Д. I.*« und im blauen Ringe die Inschrift: »Für die Unabhängigkeit Montenegros«. Das Band ist rot, weiß und blau.

Montenegro (serb. Crnagora, spr. zrnagōra, türk. Karabagh, »schwarzes Gebirge«), unabhängiges slaw. Fürstentum am Adriatischen Meer, zwischen der Südspitze Dalmatiens, der Herzegowina, dem Sandschak Jenipasar u. Albanien (s. Karte »Bosnien etc.«), liegt zwischen 43° 21½′—41° 52′ nördl. Br. und 18° 27′—20° 5′ östl. L. v. Gr. Eine tiefe Senkung (nur bis 80 m ansteigend), zusammengesetzt aus dem Thale der Moratscha und Zeta, dem Becken von Nikschitj und den in der Kriegsgeschichte berühmten Dugapässen, teilt M. in eine westliche und eine östliche Hälfte, das eigentliche Crnagora und die Brda (Berge). Das eigentliche Crnagora sowie der ganze Westen der Brda ist Trias- und Kreidekalk, einförmiges, kahles, wasserarmes Karstplateau mit rauhem, kontinentalem, stark schwankendem, in Extremen sich bewegendem Klima; nur im O. der Brda treten reich gegliederte Werfener und paläozoische Schiefer und Sandsteine auf, welche wirkliche Kettengebirge bilden, Urwälder und gut entwickelte Flüsse besitzen und oft von diabasischen Eruptivgesteinen durchbrochen werden. Die Alluvialthäler der Zeta, Moratscha und Crmnica aber im S., die Ufer des Skutarisees und das Küstengebiet sind die fruchtbarsten Teile Montenegros. Der nur zur Weide benutzbare Karst hat bloß stellenweise im Frühling Rasen und Blumen, die aber nach wenigen Wochen verschwinden. Weiter verbreitet ist der Buschwald (Eiche, Esche, Ahorn, Zwergholunder, Buchen, Wacholder, Zürgelbaum). Die einstigen Buchen- und Fichtenurwälder sind fast ganz ausgerodet, der Ackerbau (Mais, Kartoffeln) auf Kesselthäler beschränkt. Das Schiefergebiet, an die deutschen Mittelgebirge erinnernd, hat reichern Humus, abgerundete Formen, große Wälder (besonders Buchen, unter 800 m Eichen, über 1300 m Nadelhölzer), Wasserüberfluß, einen zusammenhängenden Grasteppich, tiefe, cañonartige Flußthäler, milderes, gleichmäßigeres Klima, rauhe Winter, kühle Sommer, viel Vögel. Gezogen werden Äpfel-, Birn-, Pflaumen-, Nußbäume, Tabak, Getreide, Mais, Kartoffeln, Melonen, Wein; doch ist auch hier Viehzucht noch die Hauptsache. Das Alluvial- und Küstengebiet aber hat den fruchtbarsten Humus und mildes Mittelmeerklima; hier finden sich Feige, Ölbaum, Weinrebe, Getreide, Granate, Mandel, Maulbeerbaum, Quitte, Sumach. Daneben tritt immergrüne Macchia auf, Gebüsch von Oleander, Lorbeer, Myrte, Erika, Spartium, Kermes- und Steineichen etc. Hier findet sich die dichteste und wohlhabendste Bevölkerung, hier gestattet die zweimal jährlich stattfindende Ernte Ausfuhr, während das übrige M. einführen muß. Doch erzeugen die Überschwemmungen des Skutarisees Sümpfe und Fieber. Was die Höhenverhältnisse anlangt, so erhebt sich im W. des Landes der Lowtschen (westlich von Cetinje) zu 1759 m. Höher und steiler sind die Gebirge in der Brda: Sto (2258 m), Tali (2062 m), Wojnik (1997 m), Kom Kutschki (2488 m) u. a. In den 1878 erworbenen Gebieten im N. erreicht der Durmitor 2567 m; der Rumija, zwischen dem Skutarisee und dem Adriatischen Meer, steigt zu 1593 m an. Von Ebenen umschließt M. namentlich die Zeta (55 qkm), die von Nikschitj (48 qkm), die an der Moratscha (220 qkm) und mehrere kleinere.

Die Moratscha ist auch der größte Fluß Montenegros; er entspringt an der Javorji Planina in der Brda, fließt südwärts und mündet, durch Zeta und Cjewna (Sem) verstärkt, in die Nordecke des Skutarisees. Im N. sind die Piwa und der Grenzfluß Tara zu nennen; im O. durchfließt der Lim ein Stück montenegrinischen Gebiets. Von Seen gehört außer einigen kleinen Gebirgsseen zu M. der Gornje Blato und die ganze Westhälfte des Skutarisees. Ärmer als die Flora ist die Fauna. An wilden Tieren begegnet man noch, aber selten, Bären, Wölfen, Wildschweinen, Rehen und Hasen; an Haustieren gibt es Pferde, Maultiere, Hunde, Rindvieh, Ziegen u. Schafe. Von Vögeln sieht man viele Kuckucke, dann Raben und Rebhühner; reicher ist die Vogelwelt im O. Von Fischen gibt es Forellen, Karpfen, Aale, Barsche, besonders aber Skoranzen, welche den Skutarisee und die in ihn mündenden Flüsse beleben, und deren Fang reichen Ertrag abwirft. Offiziell wird der Flächeninhalt Montenegros zu 8433 qkm angegeben; doch beträgt er nach einer privaten Berechnung 9080 qkm (164,9 QM.), auf welchen ca. 200,000 Einw., überwiegend griechisch-orthodoxen Glaubens (nur ca. 4000 Katholiken und 4000 Mohammedaner), leben, also 22 auf 1 qkm. Im Ausland (Österreich, Türkei, Rußland, ferner in Alexandria und San Francisco) leben etwa 2000 Montenegriner.

Die Montenegriner (serb. Crnogorac, Plur. Crnagorci) sind mit Ausnahme einiger tausend Albanesen (Kutschi) Serben vom reinsten Blute, die sich (mit Ausnahme der Kutschi, welche Katholiken sind) zum griechisch-orientalischen Kultus bekennen und das Serbische mit größter Reinheit sprechen. In physischer Beziehung zeigt sich ein Unterschied zwischen den blonden Bewohnern der Brda und der übrigen Bevölkerung, die brünett ist. Das geistliche Oberhaupt ist der russische Kaiser; im Lande besitzt der Metropolit (Vladika), dessen Sitz Cetinje ist, die höchste geistliche Würde. Haupt der Katholiken ist der katholische Erzbischof von Antivari. Die Montenegriner sind ein ungemein kräftiges, kriegerisches und abgehärtetes Naturvolk, dessen Bildung zwar noch auf ziemlich tiefer Stufe steht, das aber bedeutende Naturanlagen besitzt und mit dem rasch zunehmenden Schulbesuch schnelle Fortschritte macht. Während früher der Montenegriner Arbeit für den Mann als eine Schande ansah, ist dieses Vorurteil bis auf die Bevölkerung der »Hauptstadt« ganz geschwunden, zumal da M. infolge der neuen Grenzbestimmungen auch etwas fruchtbares Feld erhielt, während früher kaum ein Zehntel des Areals anbaufähig war. Tausende von Montenegrinern gingen daher früher ins Ausland, um dort ihr Brot zu verdienen. Bisher lastete auf der Frau alle Arbeit, sie alterte daher schnell und wurde häßlich, wodurch sie sehr von den schönen, großen Montenegrinern abstach. Die Nahrung ist sehr armselig; Fleisch essen nur die Wohlhabenden, und als solche gelten schon diejenigen, deren jährliche Einkünfte 400 Gulden betragen. Die Häuser sind von Stein, enthalten gewöhnlich nur ein bis zwei Gemächer, in denen Mensch und Vieh durcheinander liegt und sich von dem Rauch des Herdes anräuchern läßt. Alles ist noch patriarchalisch; der Familienälteste führt die Regierung über die ganze Familie, die, weil alle stets beisammen bleiben, oft 50, 100—300 Köpfe stark ist. Mehrere Familien bilden eine Brüderschaft (bratstvo), mehrere derselben ein Dorf (selo) oder einen Stamm (pleme), deren mehrere eine Nahija bilden, von denen es acht gibt. Heute machen die Stämme den Kapetanien (s. unten) Platz.

Urproduktion, Industrie und Handel befinden sich noch auf der niedrigsten Stufe. Die Montenegriner leben hauptsächlich von der Viehzucht und etwas Ackerbau, soviel das Land eben bebaut werden kann. Hauptausfuhrartikel sind Hammel und Ziegen, dann Käse, Fische, geräuchertes Hammelfleisch, Rindvieh, Sumachholz, Wolle, Häute, Honig, Wein und Obst. Der Viehstand betrug bisher 350,000 Schafe und Ziegen, 60,000 Rinder, 8000 Schweine, 3000 Pferde, 30,000 Bienenstöcke, hat aber durch anhaltende Mißjahre sehr gelitten. Die Weinproduktion erhob sich auf 12,000 Eimer. Die Gewerbe befinden sich in der Hand von Ausländern, größtenteils Albanesen. Die Ausfuhr dürfte sich auf 2 Mill. Gulden belaufen; die Einfuhr ist sehr gering und beschränkt sich auf Getreide, Munition und Luxusartikel. Vom Werte der Waren werden 6 Proz. Zoll erhoben. Österreichische und türkische Maße und Gewichte sind im Gebrauche, wie denn auch ein selbständiges Münzwesen fehlt. Das hauptsächlichste Umlaufsmittel bildet österreichisches Papiergeld, und türkische Silbermünzen haben Kurs, aber Goldmünzen sind wegen schwierigen Einwechselns selten. Fahrstraßen in der Länge von ca. 150 km finden sich nur im Südwesten, sonst gibt es nur elende Reit- und Fußstege. Telegraphenlinien existieren in einer Länge von 444 km mit 12 Stationen. Postämter gibt es 9, welche wöchentlich zweimal miteinander Verbindung haben. 1888 wurden befördert 68,000 Briefe und Postkarten, 68,200 Drucksachen und 2500 Wertbriefe. Einnahme und Ausgabe betragen zwischen 12,000 und 13,000 Mk. jährlich. Auf dem Skutarisee gehen Dampfer der Montenegrinischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Das Schulwesen steht bereits auf einer erfreulichen Stufe. Die erste Schule war 1834 gegründet worden, zwei andre folgten in den 50er Jahren nach. Heute besitzt M. ein Gymnasium, ein Priesterseminar, ein höheres Mädcheninstitut (alle in Cetinje) und 70—80 Volksschulen. Das Lehrpersonal zählt gegen 100 Personen. In Cetinje befindet sich eine Druckerei, welche die Lehrbücher druckt.

Was die Staatsverhältnisse betrifft, so war M. in den ältesten Zeiten ein absolutes Fürstentum, erst in der Familie Balscha, dann in der Familie Crnojewitj erblich und wurde dann (1516) ein theokratischer Staat, welcher vom Vladika (Bischof), dessen Gouverneur (upravitelj) und der Volksversammlung (skupschtina) regiert wurde. 1852 erklärte Fürst Danilo I. ausdrücklich M. zu einem erblichen, absoluten Fürstentum nach dem Rechte der männlichen Erstgeburt in der Familie Petrovitj-Njegosch. Der Fürst hat eine Zivilliste von etwa 100,000 Guld. Die Regierung kommt dem Fürsten zu, welcher über Krieg und Frieden entscheidet, Verträge schließt und das Recht über Leben und Tod hat, jedoch nicht gegen den Willen des Volkes handeln darf, dessen Ausdruck die Große Skupschtina ist, welche zu besuchen jeder großjährige Montenegriner das Recht hat. Sie wird nur in den äußersten Fällen einberufen; gewöhnlich begnügt man sich mit der Kleinen, auf welcher sämtliche Glavari (»Vornehme«) erscheinen dürfen. Der Staatsrat besteht aus einem Präsidenten und vier Mitgliedern und steht dem Fürsten ratend zur Seite. Im März 1879 wurde das erste verantwortliche Ministerium (aus sechs Ministern: für Justiz u. Kultus; Inneres, Handel u. Bauten; Äußeres; Krieg; Finan-

zen; Unterricht) gebildet. M. zerfällt in 83 Kapetanien; jeder Kapetan hat die militärische, politische, richterliche, polizeiliche ꝛc. Leitung seines Bezirks. Die Rechtspflege ist trotz der Gemeindegerichte der als Bagatellrichter fungierenden Kapetane, vier Kreisgerichte und des Obergerichts in Cetinje und trotz des neuen, von Prof. Bogischitsch verfaßten Gesetzbuches noch sehr primitiv; sehr oft wird direkt an den Fürsten appelliert.—Nach Artikel 29 des Berliner Vertrags von 1878 verpflichtete sich M., keine Kriegsschiffe zu halten, seine Gewässer den Kriegsschiffen aller Nationen zu verschließen, die Hafen- und Gesundheitspolizei längs seiner Küste durch Organe Österreich-Ungarns ausüben zu lassen und die in Dalmatien geltende Seegesetzgebung anzunehmen, wogegen Österreich-Ungarn der montenegrinischen Handelsflagge seinen Konsularschutz zusichert. Die Einnahmen Montenegros beliefen sich in der letzten Zeit auf ca. 600,000 Guld. aus Grund- und Viehsteuer, Salzmonopol, Zöllen und der russischen Subvention. Die Ausgaben sind geringer, aber nicht genau bekannt. Der Überschuß wird für außerordentliche Ausgaben verwendet, z. B. Straßenbau, Heeresbedürfnisse ꝛc. Die Staatsschuld beträgt 1 Mill. österreich. Gulden. — An der Spitze des Heeres steht der Fürst. Jeder Wehrfähige ist vom 16.—50. Lebensjahre kriegspflichtig und gehört vom 20.—40. Jahre zur 1., die übrige Zeit zur 2. Klasse, jene 26,000, diese 10,000 Mann stark, in 31 und 12, zusammen 43 Bataillonen. Im Frieden bestehen 8 Brigadebezirke unter je einem Brigadir. Unter den Waffen befinden sich abwechselnd je eine der beiden Gardekompanien, die Kompanien Perjaniks (s. d.), eine Abteilung berittener Leibwache, und 500 — 600 Mann zum Grenzdienst ꝛc. Die übrigen Offiziere und Mannschaften sind beurlaubt, Bataillons- und Kompanieführer größtenteils als Kapetane an der Spitze der politischen Kreise. Um die fast ganz mangelnde Ausbildung des Heeres zu erhöhen, wird beabsichtigt, eine Schultruppe zu errichten, in welcher die Miliz abwechselnd übt. Dazu sollen die beiden Gardekompanien auf 1 Bataillon von 1000 Mann, später auf ein 2. und 3. Bataillon verstärkt und zunächst in Cetinje eine Kaserne für ein Bataillon gebaut werden. Die Errichtung eines stehenden Heeres wird aber nicht geplant. Bei der Mobilmachung wird zunächst die 1. Klasse aufgeboten; in 5—6 Tagen kann die ganze Kriegsmacht an der bedrohten Grenze stehen. Der Staat liefert nichts als Waffen und Munition, selbst Revolver und Säbel sind Eigentum des Soldaten. Im Kriege bilden mehrere Bataillone ein Vojsko unter einem Brigadir, 2 Bataillone eine Brigade unter einem Brigadir oder Komandir (Bataillonskommandeur). Das Bataillon besteht gewöhnlich aus 6 Četá (Kompanien) unter je einem Oficir, die Četá aus 5 Schwärmen unter je einem Vodnik. Das Bataillon ist 500—1100, die Četá 100—200 Mann stark. Jeder Brigadebezirk stellt eine Batterie aus 2 Feld- und 4 Gebirgsgeschützen unter einem Komandir auf. Sonstige Hilfswaffen und Heeresanstalten fehlen fast ganz oder werden erst im Kriegsfalle geschaffen. In Rjéka bestehen eine Waffenfabrik, Kugelgießerei und Pulvermühlen, in Cetinje eine Patronenfabrik. Der Fürst hat eine ständige Leibwache von 100 Mann, welche auch als Gendarmerie dient. Von fremden Staaten unterhalten Vertreter in M.: Großbritannien einen Geschäftsträger, Frankreich, Italien, Österreichisch-Ungarn u. Rußland Ministerresidenten, die Türkei einen außerordentlichen Gesandten. Das Wappen Montenegros (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 11) besteht aus einem silbernen goldbewehrten Doppeladler im roten Felde. Über ihm schwebt eine Kaiserkrone. In den Fängen trägt er Schwert und Zepter sowie den Reichsapfel. Auf der Brust des Reichsadlers ruht ein blauer Schild mit einem auf grünem Boden schreitenden goldenen Löwen. Die Flagge (s. Tafel »Flaggen I«) ist dreimal von Rot, Blau und Weiß gestreift und trägt die Initialen H. I. unter einer Krone; alles in roter Tinktur. Nationalfarben sind: Rot, Blau, Weiß. An Orden bestehen der 1853 von Danilo gegründete Orden »Danilo I., für die Unabhängigkeit der schwarzen Berge«, in vier Klassen, und der »Hausorden«, ursprünglich nur für die fürstliche Familie Montenegros bestimmt, zuweilen aber auch an andre Fürstlichkeiten verliehen. Sonstige Ehrenzeichen sind die »Obiliċa«, eine goldene Medaille mit dem Bilde des Milosch Obilitj, für Thaten außergewöhnlichen Heldenmuts; die silbernen Medaillen »Za vjeru i slobodne« (»Für Religion und Freiheit«), »Za junaštvo« (»Für Heldentum«) u. a. Hauptstadt ist Cetinje.

[Geschichte.] Das Gebiet des jetzigen Fürstentums M. bildete im 14. Jahrh. das Fürstentum Zeta, welches vom Slawenreich in Serbien abhängig war. Als letzteres 1389 unter das türkische Joch fiel, flüchteten mehrere Plemena (Stämme) der Serben nach den Wäldern Zetas. Die Geschichte derselben ist eine endlose Reihe von Unabhängigkeitskämpfen gegen die Türken. Nach dem Erlöschen ihrer Fürstenfamilie Balschich (Balšići) 1421 wählten sie den tapfern Stephan Crnogorai, dessen Nachkommen sich Crnojević nannten, zu ihrem Woiwoden, nach dem das Land nun geheißen wurde; dieser gründete zwei Handelsplätze an der Küste des Adriatischen Meeres und (1485) das Kloster Cetinje, welches fortan Regierungssitz ward, schloß mit Venedig ein Schutz- und Trutzbündnis und bestand siegreiche Kämpfe gegen die Türken. Auch sein Sohn Iwan, noch hochgefeiert in Volksliedern, lebte im beständigen Krieg mit denselben, bald siegreich, bald auf sein Hochland zurückgedrängt. Mit der Abdankung Georg Crnojević' 1516 zu gunsten des ersten geistlichen Würdenträgers (Metropoliten) Bavil beginnt die Reihe der geistlichen Herrscher (Vladiken) des Landes. Doch waren die einzelnen Plemena fast unabhängig, bekriegten sich untereinander und vereinigten sich nur zum Kampf gegen den türkischen Erbfeind. Die türkische Herrschaft machte dieser Uneinigkeit wegen auch in M. große Fortschritte, denen erst der Vladika Danilo Petrowitsch aus dem Pleme Njegosch, der 1697 die Herrschaft übernahm, ein Ende machte. Er verjagte oder tötete alle Nichtchristen, schloß mit Venedig und Rußland ein Bündnis und stellte sich, nachdem er das Vladikat in seiner Familie erblich gemacht, einen Gubernator zur Seite, der indes, auf Österreich gestützt, bald eine rivalisierende Macht wurde und mit dem Vladika in Streit geriet. 1767 trat ein Abenteurer aus Kroatien, Stephan Mali, der sich für den (von den Orlows erdrosselten) Kaiser Peter III. von Rußland ausgab, in M. auf, fand Anhang, wußte die verschiedenen Parteien Montenegros zu vereinigen und verteidigte das Land mit Glück gegen die Übermacht des Paschas von Rumelien und Bosnien, verlor aber 1774 in einer Empörung das Leben. Infolge der Manifeste, welche der Kaiser Joseph II. von Österreich und die Kaiserin Katharina II. von Rußland beim Ausbruch des Krieges gegen die Pforte 1788 an die Montenegriner erließen, ergriffen diese die Waffen und beschäftigten 50,000 Türken bis

1791, wurden aber in dem Friedensschluß von Sistowa (4. Aug. 1791) trotz aller erhaltenen Versprechungen nicht berücksichtigt. Nun folgte eine lange Zeit der Ruhe, die der nachmals heilig gesprochene Vladika Peter I. Pietrowitsch (seit 1782) zur Ordnung der innern Verhältnisse des Landes benutzte. Er stiftete Frieden zwischen den Stämmen, erweiterte die Befugnisse des obersten Gerichtshofs, erließ 1796 eine Art Militärrecht und gab 1798 in dem Grund- u. Staatsgesetzbuch (Zakonik) von M. eine Zusammenstellung aller in M. hergebrachten Gesetze und Gewohnheiten. Doch blieb das neue Staatsrecht ein toter Buchstabe, da die Montenegriner keine Steuer bezahlen wollten, und das Gubernatoramt bestand weiter. Nach außen hin zeigten sich die Montenegriner sehr kriegslustig und nahmen an den Kriegen Rußlands gegen die Franzosen und Türken 1805—1807 u. 1810—14 lebhaften Anteil, und Peter eroberte 1812 die Bocca und Cattaro. Sein Nachfolger wurde 17. Okt. 1830 der junge, in Petersburg gebildete edle Peter II. Pietrowitsch, der sich hohe Verdienste um die Zivilisation seines Volkes erwarb. Er richtete sofort eine regelmäßige Regierung ein, bestehend aus einem Senat von 12 Personen und einer Guardia von 150 Mitgliedern, und beseitigte das Gubernatoramt; der letzte Gubernator, Vuk Radonich, wanderte nach Cattaro aus. Der Zakonik Peters I. wurde von neuem für gültig erklärt und eine Klassensteuer eingeführt. Wiederholte Kämpfe mit den Türken seit 1840 endeten in der Regel mit dem Sieg der tapfern Bergbewohner, doch konnten die gemachten Eroberungen nicht behauptet werden. Ein schwerer Verlust traf die Montenegriner durch die Wegnahme der Inseln Vradina und Lesendria durch die Albanesen, die seitdem die wichtigste Einnahmequelle Montenegros, die Fischerei auf dem See von Skutari, störten. Nach dem Tode Peter II. Pietrowitsch' (31. Okt. 1851) folgte sein Neffe Danilo I. Pietrowitsch-Njegosch (s. Danilo). Er verzichtete auf seine geistliche Würde und erwirkte 1852 von dem russischen Kaiser und Österreich die Anerkennung seines erblichen Fürstentitels. Er erließ 1855 ein neues erweitertes Gesetzbuch (Zakonik kneza Danila), führte eine Grundsteuer sowie eine auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ruhende Militärordnung ein und schaffte die erbliche Kriegerwürde ab. 1852—54 führte er (zu gleicher Zeit mit dem Krimkrieg) mit der Türkei einen erbitterten Krieg, während dessen es ihm gelang, Aufstände im Innern zu unterdrücken und bei Grahowo mehrere Siege davonzutragen. Kommissare der Großmächte stellten endlich die Grenzen des neuen Fürstentums fest. Am 12. Aug. 1860 wurde Fürst Danilo von einem Montenegriner aus Rache meuchlerisch durch einen Pistolenschuß verwundet, an dessen Folgen er am nächsten Tage starb, worauf sein Neffe Nikita (Nikolaus, geb. 1841), Sohn des Mirko Pietrowitsch, als Nikolaus I. Pietrowitsch zum Fürsten von M. ausgerufen ward. Unter diesem kam es infolge vielfacher Parteinahme Montenegros für die von der Türkei abgefallene Herzegowina 1862 wieder zum offenen Krieg mit der Pforte. Die Türken überschritten die Grenze Montenegros, trugen bei Ostrog (10. Juli) u. Rjeka (24.—25. Aug.) entscheidende Siege davon und besetzten Anfang September Cetinje, worauf Fürst Nikita 13. Sept. die ihm gestellten Friedensbedingungen annahm, denen zufolge mehrere Punkte an der Straße von der Herzegowina nach Skutari durch das Innere Montenegros türkischen Besatzungen (bis 1870) eingeräumt werden mußten. Ein Vertrag vom 21. Aug. 1864 regulierte sodann die Grenzen zu beiderseitiger Zufriedenheit. Im Oktober 1866 machte der Sultan dem Fürsten Nikolaus weitere Konzessionen hinsichtlich der Blockhäuser und überließ ihm den Landstreifen von Novosella, wodurch die Montenegriner freien Zugang zu dem Meer erhielten. Gleichzeitig mit Serbien begann 1. Juni 1876 M. wieder Krieg gegen die Türkei. Nikita rückte mit 15,000 Mann gegen Novosinje vor, ward zwar zum Rückzug genötigt, brachte aber auf demselben 28. Juli dem allzu eilig verfolgenden Mukhtar Pascha eine empfindliche Niederlage bei. Da die Türken sodann ihre Hauptkraft gegen Serbien wandten, konnte M. wieder angriffsweise vorgehen und 21. Okt. Medun erobern. Die Intervention Rußlands zu gunsten Serbiens machte auch dem Krieg zwischen der Türkei und M. ein Ende. Die Konferenz der europäischen Großmächte beantragte im Januar 1877 für M. eine ansehnliche Gebietserweiterung, welche jedoch die Türkei ablehnte. Daher begann im Juni 1877 der Krieg von neuem. Suleiman Pascha drang von Norden her durch den Dugapaß in M. ein; da jedoch die Pforte ihre Truppen gegen die Russen notwendig brauchte und sie abberief, konnten die Montenegriner ihrerseits angriffsweise vorgehen. Fürst Nikita zwang 8. Sept. Nikschits zur Übergabe, wandte sich dann gegen Süden, nahm Spizza und eroberte im Januar 1878 Antivari. Im Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 wurde darauf die vollständige Unabhängigkeit Montenegros anerkannt, und dasselbe erhielt einen so erheblichen Zuwachs an Gebiet (5100 qkm), daß dies sich mehr als verdoppelte; von großem Wert war namentlich der Erwerb von Nikschits, Podgoritza und Antivari, wozu 1880 anstatt der albanesischen Distrikte Gusinje und Plava Hafen und Gebiet von Dulcigno kamen. 1879 verwandelte der Fürst den alten Senat in einen Staatsrat. Die Beziehungen zur Türkei gestalteten sich durchaus friedlich, ja freundschaftlich, und 1883 stattete sogar der Fürst dem Sultan einen Besuch in Konstantinopel ab, wo er mit hohen Ehren empfangen wurde. Vgl. Frilley und Wlahovitz, Le M. contemporain (Par. 1875); Gopčević, M. und die Montenegriner (Leipz. 1877); Schwarz, M., Schilderung einer Reise (das. 1882); Tietze, Geologische Übersicht von M. (Wien 1884); P. Rovinski, M. in der Vergangenheit und Gegenwart (russisch, 1888); K. Hassert, Reise durch M. (Wien 1893); Derselbe, Beiträge zur physischen Geographie von M. (Ergänzungsheft Nr. 115 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1895). Beste Karte von M. die betr. Blätter der österreichischen Generalstabskarte in 1 : 75,000. Zur Geschichte vgl. Andrič, Geschichte des Fürstentums M. bis 1852 (Wien 1853); Delarue, Le M., histoire, etc. (Par. 1862); Denton, M., its people and their history (Lond. 1877); Maton, Histoire du M. (Avesnes 1881); Kaulbars, Mitteilungen über M. (russisch, Petersb. 1881); Gopčević, Der turko-montenegrinische Krieg (Wien 1877—79, 3 Bde.); Coquelle, Histoire du M. et de la Bosnie (Par. 1895).

Montenotte, Dorf in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, zur Gemeinde Cairo-M. (mit 4497 Einw.) gehörig, hat (1881) 214 Einw. und ist bekannt durch das Gefecht 12. April 1796, in welchem Bonaparte seinen ersten Sieg über die Österreicher unter Argenteau gewann.

Montenuōvo, Wilhelm Albrecht, Fürst von, geb. 9. Aug. 1821 zu Sala Grande in Parma, gest. 7. April 1895 in Döbling (Wien), Sohn des

Grafen Adam von Neipperg und der Erzherzogin Marie Luise, Gemahlin Napoleons I., erhielt den Titel Graf M. (Neuberg), trat 1838 in die österreichische Armee, ward bereits 1848 Oberst, kämpfte unter Radetzky in Italien, dann unter Windischgrätz in Ungarn an der Spitze einer Kavalleriebrigade mit Auszeichnung und wurde 1849 zum Generalmajor, 1854 zum Feldmarschallleutnant ernannt. 1859 befehligte er eine Division in Italien, ward 1860 Landeskommandierender in Siebenbürgen, im November 1866 in Böhmen, trat aber 1878 in den Ruhestand. Am 20. Juli 1864 wurde er in den erblichen Fürstenstand erhoben.

Monte Olivēto, Kloster bei Asciano (s. d.).

Monte Pelmo, s. Pelmo, Monte.

Montepelōso, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Kreis Matera, 549 m ü. M., am linken Ufer des Bradano, mit Ringmauern, Wein- und Ölbau, Seidenraupenzucht und (1881) 7013 Einw., gibt dem vereinigten Bistum M.-Gravina den Titel.

Montépin (spr. mongtepäng), Xavier Aymon de, franz. Schriftsteller, geb. 18. März 1824 in Apremont (Obersaône), einer der fruchtbarsten u. erfolgreichsten Vertreter des spannenden Feuilletonromans ohne litterarischen Wert. Seine Romane durchlaufen meist das »Petit Journal«, bevor sie als Bände erscheinen. Von seinen zahlreichen Romanen, die meist auch in deutscher Übersetzung erscheinen, sind als die bedeutendern anzuführen: »Confessions d'un bohême« (1850); »Mignonne« (1851); »Mademoiselle Lucifer« (1853); »Les viveurs de Paris« (1852—56, 14 Bde.); die von der Polizei unterdrückte Sittenstudie »Les filles de plâtre« (1855, 7 Bde.); »Les viveurs de province« (1859—60, 16 Bde.); »La maison maudite« (1867); »Les tragédies de Paris« (1874); »Le secret de la comtesse« (1876); »Sa Majesté l'Argent« (1877); »Le médecin des folles« (1879); »Le crime d'Asnières« (1886) u. a. Von seinen Dramen seien »Le connétable de Bourbon« (1850), »La sirène de Paris« (1860), »Le médecin des pauvres« (1865) und »La porteuse de pain« (1889) erwähnt.

Monte Pollino, s. Pollino, Monte.

Montepulciano (spr. -tschāno), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Siena, 627 m ü. M., auf einer Anhöhe des Toskanischen Subapennin, über der Chiana und an der Eisenbahn Empoli-Chiusi gelegen, ist Bischofsitz, hat mehrere Kirchen, darunter die Kathedrale mit einem von Donatello und Michelozzo ausgeführten Grabdenkmal und die schöne Kuppelkirche Madonna di S. Biagio außerhalb der Stadt (1537 von Ant. da Sangallo dem ältern erbaut), einige Renaissancepaläste, ein altes Kastell, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Bibliothek, eine Sammlung etruskischer Altertümer, ausgezeichneten Weinbau, Gewinnung von Seidenraupeneiern und Öl und (1881) 2952 (als Gemeinde 13,387) Einw. 10 km östlich der kleine See von M., dessen Abfluß die Chiana bildet. M. ist der Geburtsort des Kardinals Bellarmin und des Dichters Angelo Poliziano.

Montereau-faut-Yonne (spr. mongt'ro-fo-jonn'), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Fontainebleau, am linken Ufer der Seine, welche hier die Yonne aufnimmt, Knotenpunkt der Lyoner und der Ostbahn, hat ein hoch gelegenes Schloß (Surville), eine Kirche aus dem 13. Jahrh., eine Statue Napoleons I. auf der Yonnebrücke, ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer, ein Militärinvalidenhaus, bedeutende Fabrikation von Porzellan, Thonwaren, hydraulischem Kalk, Mosaikziegeln und Maschinen, Handel mit Wein, Getreide, Holz und Vieh und (1891) 7479 Einw. — Auf der Yonnebrücke ward 10. Sept. 1419 der Herzog Johann von Burgund von den Begleitern des Dauphins, nachmaligen Königs Karl VII., bei einer Zusammenkunft getötet. Bei M. fand 18. Febr. 1814 zwischen den Franzosen unter Napoleon I. und den Alliierten unter dem Kronprinzen von Württemberg ein Treffen statt, in welchem erstere siegten.

Monterey (spr. monterē), 1) Hauptstadt des mexikan. Staates Nuevo Leon, in schönem Thale zwischen Cerro de la Silla (1265 m) u. Cerro de la Metra (1100 m), 535 m ü. M., Ausgangspunkt von Bahnen nach San Luis Potosi, Laredo und zum Rio de Santander, hat eine Kathedrale, eine Rechts- und eine medizinische Schule, ein Seminar, ist Sitz eines Bischofs und eines deutschen Vizekonsuls und hat 20,000 Einw. M. wird als Winterkurort benutzt; 5 km nordöstlich liegen die heißen Quellen von Topo Chico. Die Stadt wurde 1599 gegründet. — 2) Seebad im nordamerikan. Staat Kalifornien, an der Montereybai des Stillen Ozeans, war bis zur Eroberung des Landes durch die Amerikaner 1846 Regierungssitz, wird wegen seines milden Klimas (Januar 10°, Juni bis August 15—18°) und seiner reizenden Umgebung viel besucht und hat (1890) 1662 Einw., darunter viele von spanischer Abkunft.

Monteros, Departementshauptort in der argentinischen Provinz Tucuman, zwischen zwei schönen Flüssen, welche von der Sierra de Aconquija zum Rio Dolce fließen, und an der Bahn Tucuman-La Madrid, mit Zuckersiedereien, Sägewerken und (1890) 4000 Einw.

Monte Rosa, eine der vier penninischen Hochalpengruppen, welche den grandiosen Grenzwall zwischen Wallis und Italien bilden. Von den acht Hauptgipfeln des eigentlichen Gebirgsstocks ist die Dufourspitze (4638 m), früher auch Gornerhorn genannt, der Kulminationspunkt der gesamten Schweizer Alpen. An sie schließen sich an im N. das Nordende (4612 m), im S. die Zumsteinspitze (4563 m), Signalkuppe (4561 m), Parrotspitze (4443 m), Ludwigshöhe (4344 m), Schwarzhorn (4295 m) und Vincentpyramide (4211 m). Westlich schließen sich an die Hauptgruppe des M. der Lyskamm (4538 m), die Zwillinge (4094 und 4230 m) und das Breithorn (4171 m); im N. führt jenseit des nicht mehr begangenen Passes des Alten Weißthors die Cima di Jazzi (3818 m), bei welcher das Neue Weißthor (3612 m) die Verbindung mit Macugnaga und dem Saasthal ermöglicht, zur Gruppe der Mischabelhörner (s. d.) hinüber. Unter den Gletschern, welche die Hauptgruppe umgeben, sind am bedeutendsten: im W. der Gornergletscher (über 10 km lang), im NW. der Findelengletscher, im O. der Macugnagagletscher. Dem prächtig blauen Eisthor des Gornergletschers entströmt die Visp. Eine ungeheure Eismasse, die in ein bebautes Thal vordringt, ist der Gletscher am Unterende etwa 1/2 km breit und an vielen Stellen 25—30 m mächtig und bildet nächst dem Großen Aletschgletscher den gewaltigsten Eisstrom der Alpen. 3 km unterhalb des Gornergletschers liegt als das Haupt des Matterthals Zermatt, gegen Ende des 18. Jahrh. noch ein wenig bekannter Ort, jetzt eine wahre Kolonie von Hotels. Südlich davon liegt in 2569 m Höhe das Riffelhaus, ein im Sommer überfüllter Gasthof, von dem aus der Gornergrat (3136 m) seiner großartigen Aussicht (auf Matterhorn, M. ꝛc.) halber viel besucht wird. Saussure

machte den Anfang der Besteigungen, indem er 13. Aug. 1792 das Breithorn erstieg. Dann folgten die Vincentpyramide (1819), die Zumsteinspitze (1820) und die Ludwigshöhe (1822). Die Signalkuppe bezwang Griffetti 1842, den Westgipfel der Dufourspitze die Gebrüder Smith 1855, das Nordende Sir Igwell Buxton und den Lyskamm Fr. Hardy (beides 1861); dann folgte die Parrotspitze (Macdonald 1863). Am Süd- und Ostfuß des M. finden sich im italienischen Gebiet alte deutsche Gemeinden, wie Alagna, Gressoney, Macugnaga, Rima, Rimella 2c. (s. diese Artikel). Die deutsche Sprache hat sich hier bis zum heutigen Tage erhalten; doch ist in allen diesen Gemeinden das allmähliche Eingehen des Deutschtums zu erwarten. Vgl. Welden, Der M. (Wien 1824); Studer, Über Eis und Schnee, Bd. 2 (Bern 1870); Sella u. Vallino, Monte Rosa e Gressoney (Mail. 1890); L. Neumann, Die deutschen Gemeinden in Piemont (Freib. i. Br. 1891); G. Giordani, La colonia tedesca di Alagna-Valsesia, e il suo dialetto (Turin 1891). [Monte.

Monte Rotondo, Berg auf Corsica, s. Rotondo,

Monterotóndo, Stadt in der ital. Provinz Rom, an der Bahnlinie Rom–Florenz, mit einem Palast der Orsini u. (1881) 3397 Einw. Hier siegte 26. Okt. 1867 Garibaldi über die päpstlichen Truppen.

Montes (lat., Mehrzahl von mons, »Berg«), früher in Italien die Bezeichnung für Anstalten, in welchen sich Geld ansammelte (Kapitalvereinigungen); insbesondere nannte man so die Anstalten, welche seit dem 13. Jahrh. zur Durchführung von öffentlichen Anleihen ins Leben gerufen wurden. Um das Zinsverbot zu umgehen, wurden die Gläubiger in Gesellschaften vereinigt, welchen bestimmte Rechte verliehen und gewisse Einnahmequellen zugewiesen wurden. Denselben wurde in einzelnen Fällen auch die Verwaltung solcher Einnahmequellen überlassen. So z. B. bei der berühmten Casa di S. Giorgio in Genua, einer Gesellschaft von Kapitalisten mit großartiger Verwaltung. Die Anteile an diesen Kapitalansammlungen, die durch Umschreibungen in den Büchern der Gesellschaften übertragbar und unsern Aktien ähnlich waren, hießen Loca montium. Die Renten, welche solche Anteile gewährten, waren meist dauernde, bisweilen auch nur bis zum Tode laufende Leibrenten (M. vacabiles). Einige dieser M., so die oben erwähnte Casa di S. Giorgio, haben auch Bankgeschäfte betrieben. Die M. pietatis (ital. monti di pietà, franz. monts-de-piété, »Berge der Frömmigkeit«) hatten im Gegensatz zu den M. profani den Zweck, mit Verzichtleistung auf Gewinn die wucherische Ausbeutung der Notlage zu verhüten. Das Kapital derselben wurde durch milde Zuwendungen beschafft. Sie gaben Darlehen gegen Pfänder und eine Vergütung, die zwar nur dazu bestimmt war, die Kosten zu decken, aber infolge teurer Verwaltung doch oft einen hohen Zins darstellte. Die erste Anstalt wurde 1462 in Perugia von dem Franziskanermönch Barnaba gegründet; ihr folgte die mit päpstlicher Genehmigung in Orvieto 1463 oder 1464 errichtete Anstalt; erst 1515 wurde durch Leo X. diesen Anstalten das Recht verliehen, für ihre Darlehen Vergütungen anzunehmen, um sich für ihre Unkosten schadlos zu halten. Von Italien verbreiteten sich dieselben insbes. nach Frankreich, weniger nach Deutschland, wo, wie es scheint, das erste nach italienischem Muster eingerichtete Leihhaus erst 1591 in Augsburg errichtet wurde. Die Stelle der M. pietatis vertreten später die von Gemeinden unterhaltenen Pfand- und Leihhäuser (s. Leihhaus), welche ebenfalls die Beschaffung von Darlehen in Notlagen erleichtern und wucherische Ausbeutung verhüten sollen, oft aber auch, besonders bei Gelegenheit von Volksfesten, dem Leichtsinn und der Verschwendung Vorschub leisten. Vgl. Blaize, Des monts-de-piété et des banques de prêts (2. Ausg., Par. 1856, 2 Bde.); Vanlaer, Les monts-de-piété en France (das. 1895).

Montēsa, s. Montesaorden.

Monte San Giuliano (spr. ßan dschuljāno), Stadt in der ital. Provinz Trapani (Sizilien), auf einem 751 m hohen, isolierten Berge, dem Eryx (s. d.) der Alten, gelegen, hat eine Kirche aus dem 14. Jahrh., Baureste der alten Stadt, insbes. des Aphroditetempels, ein Kastell mit prachtvoller Rundsicht, ein Gymnasium, Ölbau, Marmorbrüche und (1881) 3085 (als Gemeinde 21,388) Einw.

Monte Sant' Angelo (spr. ßant' ándschelo), Stadt in der ital. Provinz Foggia, 843 m ü. M., am Südostabhang des Monte Gargano, 7 km vom Golf von Manfredonia gelegen, hat eine berühmte, in eine Felsgrotte eingebaute Wallfahrtskirche zum heil. Michael und (1881) 15,109 (als Gemeinde 19,015) Einw.

Monte Santo, s. Athos.

Montesaorden (spr. montēßa-, Orden Unsrer Lieben Frau zu Montesa), einer der vier sogen. spanischen Militärorden, 1317 von Jakob II. von Aragonien nach dem Sturze der Templer gestiftet und mit ihren Gütern ausgestattet; auch erhielt er Stadt und Schloß Montesa. Er richtete sich nach den Regeln Benedikts und erkannte den Calatravaorden als Oberhaupt an. 1587 ward er mit der Krone Spaniens vereinigt. Die Dekoration bildet ein verschobenes Viereck mit rotem Kreuz darin und überragt von einer Trophäe an rotem Bande. Die Ordenstracht ist ein weißer Mantel mit rotem Kreuz. Heute ist er ein Hoforden mit geistlichem Gepräge. Die Ritter teilen sich in Caballeros profesos und Caballeros novicios. Der M. ward 1872 aufgehoben, 1874 wiederhergestellt.

Montesarchio (spr. -ßártjo), Flecken in der ital. Provinz Benevent, am Fuße des Monte Taburno (1393 m) östlich von den Kaudinischen Pässen gelegen, hat ein Kastell (jetzt Gefängnis), Steinbrüche, Ölgewinnung, Holzwarenfabrikation und (1881) 5238 (als Gemeinde 7206) Einw.

Montescaglioso (spr. -ßkaljōso), Stadt in der ital. Provinz Potenza, Kreis Matera, auf einer Anhöhe unfern des Bradano, mit Ölgewinnung und (1881) 7233 Einw.

Monte Solāro, Berg auf der Insel Capri (s. d.).

Montespan (spr. mongtespáng), Françoise Athénaïs, Marquise von, Mätresse Ludwigs XIV. von Frankreich, geb. 1641, gest. 27. Mai 1707, Tochter Gabriels von Rochechouart, Herzogs von Mortemart, verheiratete sich 1663 mit dem Marquis von M. und ward Ehrendame der Königin. Durch ihre üppige Schönheit, mehr noch durch anmutiges u. geistreiches Wesen, erregte sie die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV., der sie 1668 zu seiner Mätresse machte, ohne zunächst die Lavallière zu verstoßen. Der Marquis, der das Verhältnis nicht zugeben wollte, ward zuerst in die Bastille gesetzt, dann auf seine Güter verbannt, und 1676 ward seine Ehe durch ein Urteil des Châtelet geschieden. Von 1668—78 beherrschte die M. den König völlig und wußte ihre Macht zur Befriedigung ihres Ehrgeizes zu benutzen. Als Erzieherin ihrer Kinder hatte sie die Witwe Scarrons, nachmalige Frau von Maintenon (s. d.), angenommen, sah sich

aber von derselben allmählich aus der Gunst des Königs verdrängt und ward 1687 vom Hofe, 1691 auch aus Paris verwiesen, worauf sie teils auf ihren Gütern, teils zu Bourbon lebte. Später wurde sie fromm und trat in den Orden der Töchter des heil. Jakob. Ihrem Gemahl hatte sie einen Sohn, den Herzog von Antin, Ludwig XIV. acht Kinder geboren, welche legitimiert wurden, unter andern den Herzog von Maine, den Grafen von Vexin (gest. 1683), Mademoiselle de Nantes, vermählt mit dem Herzog von Bourbon, Mademoiselle de Tours (gest. 1681), Mademoiselle de Blois, vermählt mit dem Herzog von Orléans, und den Grafen von Toulouse. Vgl. »Mémoires de Madame la marquise de M.« (Par. 1829, 2 Bde.); A. Houssaye, Madame de M. (6. Aufl., das. 1864); Clément, Madame de M. et Louis XIV. (das. 1868).

Montesquieu (spr. mongteskjö), Charles de Secondat, Baron de Labrède et de, berühmter franz. philosophisch-politischer Schriftsteller, geb. 18. Jan. 1689 auf dem Schlosse Brède bei Bordeaux, gest. 10. Febr. 1755 in Paris, widmete sich dem Studium der Rechte, wurde 1714 Rat beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben. In dieser Stellung war er auch Mitbegründer der Akademie daselbst. Die litterarische Laufbahn betrat er mit den »Lettres persanes« (Par. 1721, 2 Bde.; deutsch von Strodtmann, Berl. 1866), worin er unter der Maske eines Persers vom Standpunkt des Naturmenschen aus das damalige politische, soziale und litterarische Treiben der Franzosen mit geistreichem Spott geißelte. Einen Kommentar dazu lieferte Maurice Meyer (Par. 1841). Um die Gesetze und Verfassungen der europäischen Kulturstaaten, die er in seinem »Esprit des lois« darzustellen beabsichtigte, näher kennen zu lernen, legte er 1726 seine Stellung nieder und bereiste Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England, wo er zwei Jahre blieb und zu London in die königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen ward. Kurz zuvor war er auch zum Mitglied der Pariser Akademie ernannt worden. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Brède schrieb er die »Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence« (Amsterd. 1734; deutsch von Hacke, Leipz. 1828; von Sporschil, das. 1842; für den Schulgebrauch erklärt von Wendler, Leipz. 1871) und unter dem Pseudonym Charles d'Outrepont den »Dialogue de Sylla et d'Eucrate, et de Lysimaque« (Par. 1748), worin er das Wesen eines Despoten aufs feinste darlegt. Nach langen Vorstudien erschien endlich sein Hauptwerk: »De l'esprit des lois« (Genf 1748, 2 Bde., in fast alle europäischen Sprachen übersetzt; deutsch von Hauswald, Halle 1829, 3 Bde.; von Ellissen, 4. Aufl., Leipz. 1854, und von A. Fortmann, Leipz. 1891). In diesem, philosophisches Staatsrecht, Politik, Geschichte und positives Recht enthaltenden, an glänzenden Gedanken reichen und von Schulpedanterie freien Buche ist zuerst der Versuch gemacht, die Entwickelung gesetzlicher Institutionen und ihr Naturverhältnis zu lokalen und sozialen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem Überblick darzustellen und hierdurch die Verschiedenheit der Staatsformen als etwas Notwendiges nachzuweisen. Seine Hauptbedeutung liegt aber in der darin an dem Muster der englischen Verfassung entwickelten Theorie von der Teilung der drei Gewalten (der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen), einer Lehre, deren Folgesätze M. zwar noch nicht gezogen hat und die in der von ihm aufgestellten Form nicht haltbar ist, durch die er aber für die Theorie des konstitutionellen Staatsrechts zuerst Bahn gebrochen und auf diese den nachhaltigsten Einfluß geübt hat. Eine Analyse des Werkes lieferte Bertolini, einen geistreichen Kommentar Destutt de Tracy (Par. 1819). Von Montesquieus übrigen Werken sind seine »Lettres familiaires« (Flor. 1767) und »Le temple de Gnide« (Par. 1725), letzteres eine Art Gedicht in Prosa, ein der frivolen Zeitrichtung dargebrachtes Opfer, zu nennen. Ausgaben seiner sämtlichen Werke besorgten unter andern L. S. Auger (Par. 1816, 6 Bde.), Parelle (mit Varianten u. Noten, das. 1826—27, 8 Bde.), Dalibon (das. 1827, 8 Bde.), Hachette (1865, 3 Bde.), Laboulaye (1875—79, 7 Bde.). Einen Band »Mélanges inédits de M.« (1892) sowie »Voyages de M.« (Bd. 1, 1894) gab der Baron Albert de M. heraus. Vgl. Villemain, Éloge de M. (Par. 1816); Dangeau, M., bibliographie de ses œuvres (das. 1874); Vian, Histoire de M., sa vie et ses œuvres (2. Ausg., das. 1879); die kleinern Biographien von Sorel (1887; deutsch von Kreßner, Berl. 1895) u. Zévort (Par. 1887); Schvarcz, M. und die Verantwortlichkeit der Räte der Monarchen ꝛc. (Leipz. 1892).

Montesquiou-Fezensac (spr. mongteskjü-fesangßáck), 1) François Xavier Marc Antoine, Herzog von, geb. 1757 auf dem Schloß Marsan bei Auch, gest. 4. Febr. 1832 auf Schloß Cirey, war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit von Paris 1789 zum Deputierten bei den Generalstaaten erwählte. 1790 nahm er zweimal den Präsidentenstuhl in der Konstituierenden Versammlung ein und verfocht mit Energie die Rechte der Volksvertreter, wogegen er sich der Einführung der Zivilkonstitution des Klerus widersetzte. 1791 zog er sich ins Privatleben zurück, wanderte 1792 aus und kehrte erst unter dem Direktorium nach Frankreich zurück, wurde jedoch von Bonaparte, den er in einem offnen Brief aufforderte, den Thron für die Bourbonen wieder aufzurichten, von neuem verbannt. Nach der ersten Restauration ward M. Mitglied der provisorischen Regierung, und vom 13. Mai 1814 bis zu Napoleons I. Rückkehr war er Minister des Innern, in welcher Stellung er den Ultrakonservativen zu den reaktionärsten Maßregeln die Hand bot. Nach der zweiten Restauration ward er im August 1815 zum Pair, 1821 zum Herzog ernannt.

2) Ambroise Anatole Auguste, Graf von, franz. Pair, Neffe des vorigen, geb. 8. Aug. 1788 in Paris, gest. 21. Nov. 1867 in Marsan (Gers), trat 1806 in die Armee, wurde Ordonnanzoffizier Napoleons I. und 1813 Oberst. 1831 wurde er Maréchal de Camp, war in der Deputiertenkammer einer der eifrigsten Verteidiger der Julidynastie u. erhielt 1841 die Pairswürde. Er begleitete im Februar 1848 die Herzogin von Orléans mit ihren Söhnen auf der Flucht von Paris über den Rhein. Auch als Dichter hat er sich einen Namen gemacht durch: »Chants divers« (1843, 2 Bde.), »Moïse« (1850, 2 Bde.; neue Ausg. 1864), »Hercule« (1874, 2 Bde.), die Übersetzung des Petrarca (1843—45, 3 Bde.) und der Gedichte Michelangelos (1875) und einige Dramen.

Monteur (franz., spr. mongtör), s. Montieren.

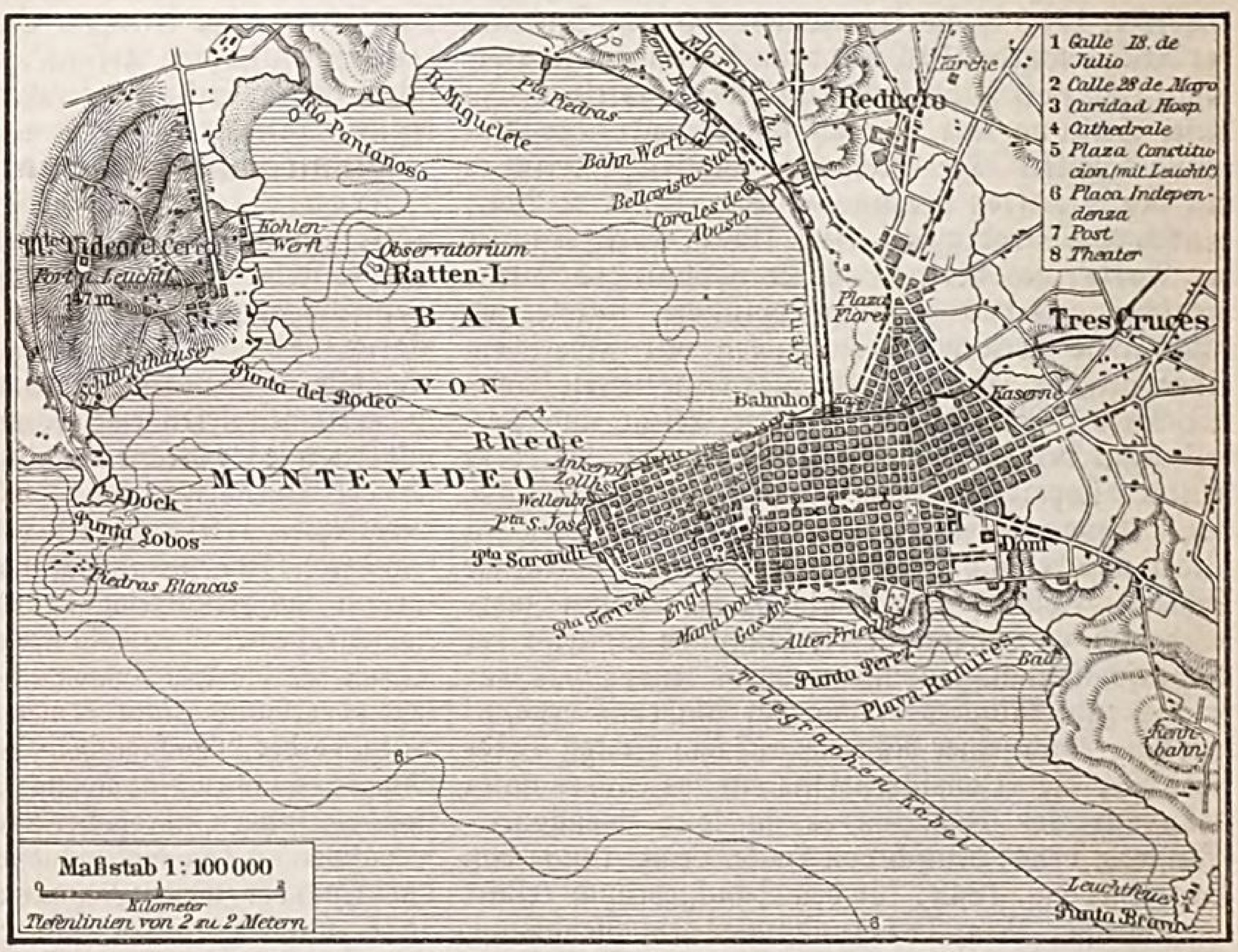
Montevarchi (spr. -wárki), Flecken in der ital. Provinz Arezzo, am linken Ufer des Arno, an der Eisenbahn von Florenz nach Rom, mit technischer Schule, gelehrter Akademie mit Naturaliensammlung ꝛc., Seidengewinnung, Fabrikation von Wirkwaren und Hüten und (1881) 3624 (als Gemeinde 9896) Einw.

Monteverde (spr. -wérde), 1) Claudio, Komponist, geb. im Mai 1567 in Cremona, gest. 29. Nov. 1643 in Venedig, trat als Violaspieler in die Dienste des Herzogs von Mantua, studierte unter dem dortigen Kapellmeister Ingegneri den Kontrapunkt und wurde 1603 dessen Nachfolger, vertauschte aber diese Stelle 19. Aug. 1613 mit der Kapellmeisterstelle an der Markuskirche zu Venedig, welche er bis zu seinem Tode bekleidete. M. ist eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der modernen Musik und hat namentlich auf dem Gebiet der Oper bahnbrechend gewirkt. Außer den Opern »Orfeo« (1607) und »Arianna« (1608), beide von Rinuccini gedichtet, u. a., hat er auch eine Anzahl früher komponierter Madrigale und Kirchenstücke hinterlassen, in denen er sich als tüchtig geschulter Tonsetzer bewährt.

2) Giulio, ital. Bildhauer, geb. 8. Okt. 1837 in Bistagno bei Acqui (Piemont), war anfangs Holzschnitzer, besuchte seit 1859 die Akademie in Genua und erlangte 1865 den Preis für Rom. Seine ersten Werke waren eine Statuette des Columbus als Knabe, eine Gruppe von mit einer Katze spielenden Kindern und der in zahlreichen Kopien verbreitete Genius Franklins. Außerhalb Italien wurde er zuerst durch die Gruppe: Jenner, der seinen eignen Knaben zur Probe impft, bekannt, ein Werk voll kräftiger Empfindung u. größter Feinheit individueller Durchbildung (1872, s. Tafel »Bildhauerkunst XV«, Fig. 5, ausgeführt in Marmor für das Hospital in Genua). Es folgten: die Statue Mazzinis für Buenos Aires, die Statue des Architekten Sada für den Friedhof in Turin, eine Statue, betitelt die erste Inspiration des Columbus (Museum zu Boston), das Denkmal des Grafen Massari für den Campo Santo in Ferrara und ein Standbild des Komponisten Thalberg in Villa Reale bei Neapel. Von seinen neuern Werken sind zu nennen: ein Christus am Kreuz in Marmor, die Denkmäler Bellinis für Catania, des Königs Viktor Emanuel für Rovigo und Bologna (1888). Er ist seit 1874 Professor der Akademie San Luca in Rom.

Monte Vergine (spr. wérdschine), berühmtes Kloster und Wallfahrtsort in der ital. Provinz Avellino, am Ostabhang des Gebirgszugs Monte Avella (1591 m), mit einer 1182 geweihten u. 1629 umgebauten Kirche und schöner Aussicht. Am Fuße des Berges befindet sich die Abtei (Loreto) mit bedeutendem Archiv.

Montevideo, Hauptstadt von Uruguay, zugleich des gleichnamigen Departements (664 qkm mit [1892] 238,080 Einw.), unter 34° 55′ südl. Br. und 56° 12′ westl. L. v. Gr., an der Mündung des Rio de la Plata, am Eingang zur 1½ km breiten Bai von M., hat eine mittlere Temperatur von 16,6° (Maximum 34°, Minimum 2°) und liegt auf einer am Ostende der genannten Bai ins Meer vorspringenden Halbinsel, der gegenüber auf der andern Seite der Bai der Monte Video oder El Cerro (149 m) sich erhebt, gekrönt von einem alten Fort und Leuchtturm, und mit dem Dorf gleichen Namens an seinem Nordabhang, einer Kohlenwerft, 7,3 m tiefen Docks am Meeresufer und großen Schlachthäusern, in denen jährlich 200,000 Rinder verpackt werden. M. hat breite Straßen (unter denen der Boulevard »18 [diez y ocho] de Julio« die schönste), Gasbeleuchtung, Kanalisation und Wasserleitung. Die Altstadt erstreckt sich vom Fort San José, am Eingang in die Bai, östlich bis zur Plaza de Independenzia mit Markthalle und dem prachtvoll ausgestatteten Teatro de Solis, hat an der Plaza Mayor das Regierungsgebäude, an der Plaza de la Constitucion die Hauptkirche (1790—1804), aus Backsteinen erbaut,



Lageplan von Montevideo.

das Cabildo für den Kongreß und die Polizeigerichte, das Universitätsgebäude, die englische Kirche, das große Hospital La Caridad, das Zollhaus, die Börse und sieben Banken. Die Vorstädte Paso Molino, Aguada und Pocitos im W. enthalten die Wohnhäuser der ausländischen Kaufleute inmitten prächtiger Gärten. Die Stadt zählte 1892: 200,000 Einw., darunter die Hälfte Basken, Italiener, Franzosen, Deutsche und andre Fremde; sie ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls, einer Universität für Rechtswissenschaft, Mathematik und Medizin, Militär- u. polytechnischen Schule, Bibliothek, Nationalmuseums mit ethnologischer Abteilung, hat 5 Theater, mehrere Klubs, darunter ein deutscher, 7 Zeitungen, darunter 2 englische, außer dem genannten Hospital La Caridad ein englisches Hospital, Waisenhaus, Armenhaus, Irrenanstalt, Magdaleneninstitut und eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher. Ein Zuchthaus liegt auf der Isla de los Ratos (Ratteninsel) in der Mitte der Bai und ein Lazarett auf der Floresinsel, 25 km östlich

davon. Dem Verkehr dienen 8 Pferdebahnen mit einer Länge von 171 km. M. ist zugleich Ausgangsstation von drei Eisenbahnen nach dem Innern. Der Handel ist nahezu die einzige Erwerbsquelle der Bewohner; von der Einfuhr der Republik (1892: 18,4 Mill. Pesos) nehmen 90 Proz., von der Ausfuhr (25,9 Mill. Pesos) 70 Proz. ihren Weg über M. Hauptausfuhrartikel sind Wolle, Häute, getrocknetes Fleisch, Schaffelle, Fleischextrakt, Talg, lebendes Vieh, Pferdehaare. Die Einfuhr besteht in Baumwoll- und Wollwaren, landwirtschaftlichen Maschinen, Eisenbahnmaterial, Tabak und Zigarren, Olivenöl, Zucker, Reis, Spirituosen, Wein. Es liefen 1892 ein im überseeischen Verkehr 1068 Schiffe von 1,420,224 Ton., darunter 692 Dampfer von 1,188,696 T., und 2571 Küstenfahrer von 1,168,916 T., darunter 1050 Dampfer von 1,094,157 T. Der Hafen ist Station von 11 Dampferlinien, darunter von 3 deutschen (Norddeutscher Lloyd, Kosmos, Hamburg-Südamerikanische Paketfahrtaktiengesellschaft), ist aber bei der Stadt nur 4,6 m tief und versandet mehr und mehr. Bei der Westspitze der Halbinsel, nördlich vom Fort San José, sind die Manatrockendocks angelegt. — M. wurde 1726 gegründet, nachdem die Portugiesen aus einem von ihnen 1724 erbauten Fort vertrieben worden waren. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat die Stadt wiederholt durch Belagerungen und Bombardements viel gelitten, ist aber seit 1851 ziemlich rasch zu ihrer jetzigen Bedeutung herangewachsen. Vgl. Borboni, M. e la repubblica dell' Uruguay (Mail. 1885).

Monte Viso (Monviso), 3845 m hoher Berg der Kottischen Alpen, in der ital. Provinz Cuneo, nahe der französischen Grenze, wird von Crissolo im obersten Pothale über das Rifugio Quintino Sella (2950 m) erstiegen und bietet eine umfassende Aussicht. Nördlich führt ein Saumpfad aus dem Pothal nach Mont-Dauphin im Thal der Durance über das Gebirge, welcher 2971 m ü. M. einen 72 m langen, im 15. Jahrh. erbauten Tunnel (La Traversette) passiert.

Monte Vúlture, erloschener Vulkan im Neapolitanischen Apennin, Provinz Potenza, 1330 m hoch, mit den zwei kleinen Seen von Monticchio (ehemaligen Kratern), prachtvollen Kastanienwäldern und dem ehemaligen Kloster San Michele. Der aussichtsreiche Gipfel wird von Melfi aus bestiegen.

Montez, Lola, eine durch ihre Abenteuer bekannte Tänzerin, geb. 1820 zu Montrose in Schottland als illegitime Tochter eines schottischen Offiziers, Namens Gilbert, und einer Kreolin, gest. 30. Juni 1861, ward in einer Pensionsanstalt zu Bath erzogen und heiratete 1837 einen Leutnant, Namens James, dem sie 1838 nach Ostindien folgte. Aber schon im Herbst 1840 verließ sie ihren Gatten und kehrte nach Europa zurück. In Paris vertauschte sie ihren englischen Namen Mrs. James mit dem Namen Lola oder Dolores M. und bereiste sodann als spanische Tänzerin einen großen Teil von Europa. Ihre Konflikte mit der deutschen und russischen Polizei, die zahlreichen Duelle, die um ihretwegen ausgefochten wurden, verschafften ihr einen gewissen Ruf; zuletzt aber wurde sie fast überall ausgewiesen. 1846 wußte sie zu München, wo sie ebenfalls als Tänzerin auftrat, die Gunst des Königs Ludwig I. zu gewinnen. Doch reizte sie durch ihr übermütiges, emanzipiertes Betragen die Bevölkerung, und als das ultramontane Ministerium Abel sich der Indigenatserteilung an sie widersetzte, bewog sie den König, dasselbe zu entlassen, und suchte an der Spitze der Studentenverbindung Alemannia den König und die Beamten zu terrorisieren. Mit Einwilligung des neuen Ministeriums Öttingen-Wallerstein erhielt sie darauf das bayrische Indigenat und den Titel und Rang einer Gräfin von Landsfeld. Als Anfang Februar 1848 durch Lola hervorgerufene studentische Konflikte die Schließung der Universität veranlaßten, bewirkte dies eine solche Gärung im Volk, daß Ludwig am 11. März in die Entfernung der Gräfin willigen mußte. Nachdem Ludwig die Krone niedergelegt, ward Lola auch das bayrische Indigenat offiziell entzogen. Sie wandte sich nun nach mancherlei Irrfahrten nach London, wo sie sich 1849 mit einem Leutnant der Garde, Namens Heald, verheiratete; doch trennte sich dieser schon 1850 in Spanien wieder von ihr. 1852 begab sie sich nach Nordamerika, betrat hier wieder die Bühne, veröffentlichte »Memoiren« und spielte sogar in eigens dazu verfaßten Stücken ihre Erlebnisse in Bayern, wobei sie als vom Volk hochgefeierte Befreierin dieses Landes vom ultramontanen Joch erschien. Im Sommer 1853 reiste sie nach Kalifornien und verheiratete sich hier noch zweimal, mit dem Zeitungsredakteur Hull, sodann mit einem deutschen Arzt. Nach des letztern Tod kehrte sie nach New York zurück, wo sie endlich in großer Dürftigkeit starb.

Montezūma (Moctheuzoma), der vorletzte Beherrscher des mexikan. Reiches, geb. um 1480, gest. 1520, folgte 1502 seinem gleichnamigen Vater auf dem Thron. In den jüngern Jahren war er wegen seiner Tapferkeit und Weisheit berühmt; doch abergläubisch und furchtsam, ließ er 1519 die in Veracruz gelandeten Spanier unter Cortez als von den Göttern gesendet begrüßen und ermutigte diese dadurch zum Marsch nach seiner Hauptstadt, wo er sie selbst mit großen Ehren und Geschenken empfing. Cortez lockte ihn hier nach dem ihm eingeräumten Palast und hielt ihn zu seiner eignen Sicherheit gefangen. Gebrochen und an jedem Widerstand verzweifelnd, unterstützte er Cortez dabei, seine Herrschaft zu befestigen, und leistete selbst dem spanischen König die Huldigung. Als er bei einem Aufstand seines Volkes gegen die verhaßten Spanier zum Frieden redete, wurde er durch einen Steinwurf verwundet; er verschmähte jede ärztliche Hilfe, riß den Verband von seinen Wunden und starb im Juni 1520. Seine hinterlassenen Kinder nahmen die christliche Religion an. Sein ältester Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von M. Der letzte Nachkomme seines Geschlechts, Don Marsilio de Terual, Graf von M., spanischer Grande erster Klasse, geb. 1786, ward als Anhänger der liberalen Partei von Ferdinand VII. aus Spanien verwiesen, ging darauf nach Mexiko, wurde aber auch hier verbannt und starb 22. Okt. 1836 in New Orleans.

Montezumavogel (Schapu), s. Beutelstar.

Montf., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Denis de Montfort (spr. mongför), gest. 1820 in Paris. Weichtiere.

Montfaucon (spr. mongfokóng), Bernard de, latinisiert Montefalco oder Montefalconius, Altertumsforscher, geb. 13. Jan. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, gest. 21. Dez. 1741 in Paris, widmete sich anfangs dem Kriegsdienst, trat 1676 in den Benediktinerorden, bereiste 1698—1700 behufs gelehrter Forschungen Italien und zog sich 1701 in das Kloster St.-Germain zu Paris zurück. Von seinen durch staunenswerten Sammelfleiß und gewissenhafteste Gelehrsamkeit ausgezeichneten Werken sind hervorzuheben: »Diarium italicum« (Par. 1702); »Palaeographia graeca« (das. 1708); »Bibliotheca Cois-

liniana« (Par. 1715); »L'antiquité expliquée et représentée en figures« (das. 1719—24, 15 Bde.; deutsch im Auszug von Roth, Nürnb. 1807); »Les monuments de la monarchie française« (franz. u. lat., Par. 1729—33, 5 Bde.); »Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova« (das. 1739, 2 Bde.); sodann seine Ausgaben des Athanasius (das. 1693, 3 Bde.), der »Hexapla« des Origenes (das. 1713, 2 Bde.), des Joh. Chrysostomos (das. 1718—1734, 13 Bde.; neue Ausg. 1834—40); endlich die »Collectio nova patrum et scriptorum graecorum« (das. 1706, 2 Bde.). Vgl. E. de Broglie, Bernard de M. et les Bernardins (Par. 1891).

Montferrand (spr. mongferráng), Stadtteil von Clermont-Ferrand (s. Clermont 2).

Montferrat (spr. mongferrá, ital. Monferrato), ital. Landschaft in Piemont, umfaßte ursprünglich nur das Gelände am rechten Ufer des Po zwischen Turin und Casale, erweiterte sich aber später nach S. über den Tanaro bis zum Ligurischen Apennin und zerfiel in Ober-M. (mit den Hauptorten Mondovi, Alba und Acqui) und Unter-M. (mit Alessandria, Asti und Casale). Gegenwärtig bildet M. die Provinz Alessandria u. einen Teil der Provinz Cuneo. — In dem ursprünglichen M. bestand im 11. Jahrh. eine Markgrafschaft, die von einem Zweige des Hauses der Aledramiden beherrscht wurde. Mehrere berühmte Fürsten, die sich in den Kreuzzügen auszeichneten, stammten aus diesem Hause, so: Markgraf Konrad, der 1187 Tyros mit Erfolg gegen Saladin verteidigte, hierfür zum Herrn von Tyros erhoben und vom König Amalrich von Jerusalem mit einer seiner Töchter vermählt wurde; er kämpfte mit Guy von Lusignan um die Krone von Jerusalem, zeichnete sich im dritten Kreuzzug aus, ward aber 28. April 1192 von zwei Assassinen ermordet (vgl. Ilgen, Markgraf Konrad von M., Marb. 1880); Bonifacius III. war einer der Führer des vierten Kreuzzugs, erlangte 1204 nach Gründung des lateinischen Kaisertums als König die Herrschaft über Thessalien und fiel 1207 gegen die Bulgaren; Wilhelm VI., der Große, war im 13. Jahrh. ein berühmter Söldnerführer (Condottiere). Durch Erbschaft kam das Land 1305 an einen Seitenzweig des griechischen Kaiserhauses der Paläologen und 1536 an die Gonzaga von Mantua. 1754 wurde M. von Maximilian II. zu einem Herzogtum erhoben. Als 1627 der männliche Stamm des Herzogs Friedrich von Gonzaga erlosch, ward es nebst Mantua dem Herzog Karl I. von Nevers und Rethel übertragen, der 1631 einen Teil an den Herzog von Savoyen abtreten mußte. Erst nachdem 1703 der Kaiser Leopold I. dem der Felonie schuldigen Herzog Karl IV. von Mantua M. abgenommen hatte, kam dasselbe ganz an Savoyen.

Montfort (spr. mongfōr), 1) (M. l'Amaury) Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Rambouillet, an der Westbahn, mit den Trümmern des Schlosses der Grafen von M., einer Kirche aus dem 12. und 16. Jahrh. und (1891) 1415 Einw. — 2) (M.-sur-Meu) Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, am Meu und an der Westbahn, hat alte Stadtmauern (schöner Turm aus dem 15. Jahrh.), eine eisenhaltige Mineralquelle und (1891) 1666 (als Gemeinde 2464) Einw.

Montfort, deutsches Grafengeschlecht, stammte von den Pfalzgrafen von Tübingen ab, beherrschte Bregenz und Tettnang, trat aber 1780 seine Besitzungen an Österreich ab und erlosch 1787. Ihm gehört der deutsche Dichter Hugo von M. (s. d.) an.

Montfort l'Amaury (spr. mongfōr lamōri), ausgestorbenes franz. Dynastengeschlecht, das seinen Ursprung von Amaury (Amalrich), Grafen von Hennegau, um 952, herleitete, und dessen Stammschloß Montfort bei Rambouillet lag. Die namhaftesten Sprößlinge desselben sind:

1) Simon IV., Graf von, geb. 1160, gest. 25. Juni 1218, beteiligte sich 1190—1200 an einem Kreuzzug nach Palästina, befehligte 1208 die Kreuzfahrt gegen die Albigenser, gegen welche er, namentlich 1209 in Béziers, mit furchtbarer Grausamkeit wütete, und siegte 1213 bei Muret über den König Peter II. von Aragonien und Raimund VI., Grafen von Toulouse, wobei ersterer blieb; er wurde darauf vom Papst Innocenz III. mit des letztern Besitzungen belehnt. Als er 1218 Toulouse belagerte, fand er bei einem Ausfall den Tod.

2) Amaury VI., Graf von, Sohn des vorigen, setzte den Kampf gegen die Albigenser fort, wurde aber so in die Enge getrieben, daß er 1226 dem König Ludwig VIII. seine Rechte auf die Grafschaft Toulouse abtrat. 1231 wurde er Connétable. 1239 ging er nach Palästina, ward bei Gaza gefangen und nach Kairo gebracht, 1241 aber wieder freigegeben. Er starb auf der Rückkehr zu Otranto.

3) Simon von M., Graf von Leicester, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1206, gest. 4. Aug. 1265, verließ 1236 Frankreich infolge eines Streites mit der Mutter Ludwigs IX., Blanka von Kastilien, ging nach England, wo er als Erbe seiner Mutter, einer Engländerin, große Güter hatte, ward hier zum Grafen von Leicester und Gouverneur der Gascogne ernannt und erhielt die Hand der Schwester des Königs Heinrich III. 1239 beim König in Ungnade gefallen, stellte er sich an die Spitze der aufrührerischen Barone und erzwang 1258 die Berufung eines außerordentlichen Parlaments nach Oxford und die Bewilligung von großen Zugeständnissen an dasselbe (die Statuten oder Provisionen von Oxford). Er führte die Regierung im volkstümlichen Sinne, verjagte die Fremden, begünstigte die englische Sprache und wurde der gefeiertste Volksheld. In der Schlacht von Lewes (14. Mai 1264) errang er über Heinrich III. einen glänzenden Sieg und nahm den König selbst gefangen. Des päpstlichen Bannes nicht achtend, berief er als Regent und Protektor von England zu dem Reichstag von 1265 außer dem hohen Adel und der Geistlichkeit auch Vertreter der Ritterschaft, der freien Grundbesitzer und der Städte und begründete dadurch die parlamentarische Verfassung Englands. Aber er verlor bei Evesham Schlacht u. Leben gegen den Prinzen Eduard von Wales. Vgl. Pauli, Simon von Montfort (Tübing. 1867); Prothero, Life and times of Simon Montfort (Lond. 1877); Bémont, Simon de M., comte de Leicester (Par. 1884).

Montgelas (spr. mong-sch'la), Maximilian Joseph, Graf von, bayr. Minister, geb. 10. Sept. 1759 in München aus einem savoyischen, in Bayern eingebürgerten Geschlecht, gest. 14. Juni 1838 in München, studierte in Nancy und Straßburg, ward 1777 kurbayrischer Hofrat und 1779 Kammerherr des Kurfürsten Karl Theodor und Rat bei der Bücherzensur, verlor diese Stellen aber 1785 wegen seiner Hinneigung zu den Ansichten des Illuminatenordens und lebte hierauf eine Zeitlang am Hofe zu Zweibrücken. Maximilian Joseph ernannte ihn 1795 zum Regierungsrat, 1796 zum Wirklichen Geheimen Rat, 1799 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

1803 der Finanzen, 1806 des Innern und 1809 wieder der Finanzen. In diesen Stellungen erwarb sich M. um die politische, administrative und geistige Hebung des bayrischen Volks- und Staatslebens unbestreitbare Verdienste, indem er, freilich mit etwas gewaltthätiger Energie, die zahlreichen Reste des Mittelalters beseitigte und nach dem Muster Frankreichs durchgreifende Reformen einführte; besonders der Kirche und den Jesuiten zeigte er sich feindlich. In der auswärtigen Politik betrieb er den Anschluß an Frankreich und erlangte dadurch eine bedeutende Vergrößerung des Staates. Sein weiteres Ziel, Bayern zum mächtigsten Staat in Deutschland zu erheben, erreichte er nicht. Doch behauptete er den Umfang des Staates und seine Souveränität auf dem Wiener Kongreß. 1809 ward er in den Grafenstand erhoben. Der Einführung einer Konstitution, welche Max Joseph beabsichtigte, durchaus abgeneigt, erhielt er im Februar 1817 seine Entlassung und ward 1819 zum erblichen Reichsrat ernannt. Seine Denkwürdigkeiten, eine Rechtfertigung seiner ministeriellen Thätigkeit, erschienen Stuttgart 1887. Vgl. (v. Lang): »Der Minister Graf M. unter der Regierung König Maximilians I.« (Altenb. 1815); »Briefe des Staatsministers Grafen M.« (hrsg. von Julie v. Zerzog, Regensb. 1853); L. Hoffmann, Ökonomische Geschichte Bayerns unter M. (Erlang. 1885); Graf Du Moulin Eckart, Bayern unter dem Ministerium M. (Bd. 1, Münch. 1894).

Mont Genèvre (spr. mong schönähwr'), Dorf im franz. Depart. Oberalpen, Arrond. Briançon, nahe der italienischen Grenze, auf dem hiernach benannten, 1860 m hohen Paß (Col du M.) der Kottischen Alpen gelegen, welcher das Thal der Durance mit dem der Dora Riparia verbindet, mit (1891) 341 Einw. Als einer der niedrigsten aller Alpenübergänge und die kürzeste Verbindung zwischen Piemont und Südfrankreich wurde der M. seit den Tagen des Pompejus, der die Straße eröffnet haben soll, im Altertum sehr viel begangen und oft auch von Heeren überschritten; er wird als der Übergang »per Alpes Cottias« bezeichnet. Im Mittelalter und in der Neuzeit ward er weniger benutzt, doch zog 1494 Karl VIII. von Frankreich mit schwerem Artillerietrain über die damals unwegsame Höhe, und auch 1814 und 1859 wurde der Paß von Truppen überschritten. Die jetzige Straße wurde 1802 von Frankreich erbaut.

Montgolfier (spr. monggolfjē), Joseph Michel, Erfinder des Luftballons, geb. 1740 in Vidalon-lès-Annonay (Depart. Ardèche), gest. 26. Juni 1810 in Balaruc-les-Bains bei Montpellier, widmete sich mit seinem Bruder Jacques Étienne dem Studium der Mathematik, Mechanik und Physik, übernahm dann mit demselben die Papierfabrik des Vaters zu Annonay, welche das erste Velinpapier lieferte, und konstruierte 1783 einen durch erwärmte Luft zum Steigen gebrachten Luftballon (Montgolfière). 1784 erfand er auch den Fallschirm, 1794 einen eigentümlichen Abdampfapparat und 1796 mit Argand den Stoßheber. Nach Ausbruch der Revolution ging er nach Paris, wo er später Administrator des Conservatoire des arts et métiers und Mitglied des Bureau consultatif des arts et manufactures beim Ministerium des Innern wurde. — Sein Bruder Jacques Étienne, geb. 7. Jan. 1745 in Vidalon-lès-Annonay, gest. 2. Aug. 1799 in Servières, war ursprünglich Architekt, wurde durch die Priestleyschen Schriften auf die Idee der Luftschiffahrt geführt und war sodann Teilnehmer an allen Erfindungen und Unternehmungen seines Bruders. Von den Schriften der Brüder sind hervorzuheben: »Discours sur l'aérostat« (1783); »Les voyageurs aériens« (1784); »Mémoire sur la machine aérostatique« (1784). Ein Denkmal der beiden Brüder wurde 1883 in Annonay enthüllt.

Montgolfière, s. Luftschiffahrt, S. 585.

Montgolfiersche Wassermaschine, s. Hydraulischer Widder.

Montgomery (spr. möntgŏmmerī), 1) Stadt in Montgomeryshire (Nordwales), an einem vom Severn bespülten Hügelabhang, dessen Gipfel die Ruine einer Burg trägt, und dicht beim verfallenen Grenzwall Offa's Dyke. Früher stark befestigt, wurde es als Grenzstadt oft belagert, ist aber jetzt ohne Bedeutung und hat (1891) nur 1098 Einw. — 2) Hauptstadt des nordamerikan. Staates Alabama, auf hohem Bluff an dem von hier ab schiffbaren Alabamafluß, Bahnknotenpunkt, hat ein Staatskapitol, Postamt, Gerichtsgebäude, höhere Schulen und (1890) 21,883 Einw. (12,991 Farbige), die lebhaft Industrie (Baumwollöl, Eisenguß, Bier, Eis, Seife, Wagen, Dungmittel) und Baumwollhandel (jährlich 150,000 Ballen) betreiben. Die Stadt war 1861 Hauptstadt der Konföderierten und wurde von den Unionstruppen 11. April 1865 genommen und verwüstet.

Montgomery, 1) (spr. monggommeri) Gabriel de, franz. Ritter (gest. 26. Juni 1574), Sohn von Jacques de Lorges, erstem Grafen M., stammte aus einer ursprünglich schottischen Familie und war Offizier in der schottischen Leibgarde zu Paris. Bei einem Turnier 30. Juni 1559 hatte er das Unglück, dem König Heinrich II. von Frankreich, mit dem er eine Lanze brach, durch einen Splitter derselben ein Auge auszustechen und dadurch dessen Tod zu veranlassen. Nachdem sich M. infolge dieses Vorfalls eine Zeitlang in England, wo er zum Protestantismus übertrat, aufgehalten, kehrte er beim Ausbruch des Bürgerkriegs zurück, focht in den Reihen der Hugenotten und verteidigte 1562 Rouen gegen die königliche Armee. 1569 eilte er der bedrängten Königin von Navarra, Jeanne d'Albret, zu Hilfe und eroberte Orthez. Den Metzeleien der Bartholomäusnacht durch glückliche Umstände entgangen, begab er sich nach England und führte 1573 von hier aus eine von ihm geworbene Flotte zum Entsatz von La Rochelle herbei, wandte sich dann in die Normandie, mußte sich aber 27. Mai 1573 bei Domfront ergeben und ward nach längerer Einkerkerung auf Befehl der Katharina von Medici zu Paris enthauptet. Er hinterließ neun Söhne, sämtlich tapfere Krieger. Vgl. Marlet, Le comte de M. (Par. 1890).

2) (spr. mönt-) James, engl. Dichter und Publizist, geb. 4. Nov. 1771 zu Irvine in Südwestschottland, gest. 30. April 1854 bei Sheffield, Sohn eines Predigers der Mährischen Brüdergemeinde, ward Gehilfe in einer Buchhandlung zu London und 1792 Teilnehmer und Mitarbeiter an dem liberalen »Sheffield Register« (später von ihm »Sheffield Iris« benannt). Seine politische Richtung zog ihm viele Verfolgungen und 1794—95 zweimal längere Haft zu. Als Dichter erregte er Aufsehen 1806 mit »The wanderer of Switzerland, and other poems«. Es folgten darauf: »The West-Indies« (1809), worin die Abschaffung der Sklaverei durch das britische Parlament verherrlicht wird; »The world before the Flood« (1812), eine Schilderung des Zustandes der ersten Menschen; »Greenland« (1819), ausgezeichnet durch treffende

Schilderungen der arktischen Natur; »The Pelican Island« (1826) und »Original hymns, for public, private and social devotion« (1853), welche zu den besten religiösen Gedichten in englischer Sprache gerechnet werden. Seine »Poetical works« erschienen London 1841 in 4 Bänden (letzte Ausg. in 1 Band 1881). Vgl. Holland und Everett, Memoirs of the life and writings of J. M. (Lond. 1855—56, 7 Bde.); King, Memoir of M. (das. 1858); Marrat, M., christian, poet and philanthropist (das. 1879); O. Hoffmann, Studien zu M. (Bresl. 1894).

3) Robert, engl. religiöser Dichter, geb. 1807 in Bath, gest. 3. Dez. 1855 als Pfarrer in Brighton. Seine Gedichte, unter denen »Satan« (1830), »The Messiah« (1832), »Luther« (1842) die vorzüglichsten sind, erschienen gesammelt London 1853. Am meisten verbreitet wurde seine Jugenddichtung »The omnipresence of the deity« (Lond. 1828, 26. Aufl. 1857), trotz der scharfen Kritik, der sie Macaulay in der »Edinburgh Review« (1842) unterzog.

Montgomeryshire (spr. möntgömmeri-schir, welsch: Maldwyn), Grafschaft im engl. Fürstentum Wales, zwischen Merioneth-, Denbigh-, Shrop-, Radnor- und Cardiganshire, umfaßt 2064 qkm (37,5 QM.) mit (1891) 58,003 Einw. Der größte Teil der Grafschaft ist mit kahlen, höchstens mit Heidekräutern bewachsenen Bergen bedeckt; die höchsten davon sind der Plinlimmon (756 m hoch) im SW. und die Berwynkette (828 m hoch) im NW. Nach O. zu erweitern sich die Thäler und werden fruchtbar. Fast die ganze Grafschaft liegt im Flußgebiet des Severn; die Wye entspringt im südwestlichen Winkel derselben, der Dovey fließt nach W. in die Cardiganbai. Auch mehrere Kanäle durchschneiden das Land; der bedeutendste davon, der Montgomerykanal (38 km lang), fließt längs des Severn. Das Klima ist mild und gesund. Von der Oberfläche bestehen (1890) 18,7 Proz. aus Ackerland, 36,2 Proz. aus Weiden, 4,5 Proz. aus Wald. An Vieh zählte man 1890: 14,891 Pferde, 67,519 Rinder, 376,673 Schafe, 25,614 Schweine. Der Bergbau liefert silberhaltiges Blei, Zink, Schwerspat und Schiefer in geringer Menge. Die Industrie ist unbedeutend und erstreckt sich auf die Herstellung von Wollwaren und Gußeisen. Hauptstadt ist Welshpool; früher war es Montgomery.

Month (Menth), ägypt. Gott, der in der Thebais und besonders in Hermonthis verehrt wurde und als Sonnengott galt. Er wird sperberköpfig, mit der Sonne und zwei langen Federn auf dem Haupte dargestellt und hält in der Hand das Sichelschwert, denn er ist zugleich der Kriegsgott.

Monthermé (spr. mong-), Stadt im franz. Depart. Ardennen, Arrond. Mézières, im tief eingeschnittenen Thale der Maas, welche hier die Semoy aufnimmt, und an der Ostbahn, mit einer von der alten Prämonstratenserabtei La Val Dieu erhaltenen Kirche, Eisenwerken, Stein- und Schieferbrüchen, Holzhandel und (1891) 3215 Einw.

Monthey (spr. mongtä), Flecken und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Wallis, an der Viège und am Eingang in das Val d'Illiez, Station der Simplonbahn (Linie Bouveret-Brieg), mit altem Felsenschloß, Obst- und Weinbau, Kastanienwäldern und (1888) 2605 meist kath. Einwohnern.

Montholon (spr. mongtolóng), Charles Tristan de M., Graf von Lee, Generaladjutant des Kaisers Napoleon I., geb. 21. Juli 1783 in Paris aus einer alten Juristenfamilie, gest. 24. Aug. 1853, zeichnete sich schon 1792 als Marineschüler unter Admiral Truguet während der Expedition nach Sardinien aus, trat 1798 in ein Kavallerieregiment, focht hierauf in Italien, Deutschland und Polen und wurde 1807 zum Obersten befördert. 1809 zum Kammerherrn ernannt, ward er in die unmittelbare Nähe des Kaisers gezogen und, nachdem er mehrere diplomatische Missionen ausgeführt, 1811 als bevollmächtigter Minister an den Hof des Großherzogs Ferdinand von Würzburg gesandt; 1814 wurde er Brigadegeneral, war während der Hundert Tage Generaladjutant Napoleons und folgte sodann demselben nach St. Helena. Von Napoleon mit der Vollstreckung seines Testaments und der Bewahrung eines Teils seiner Manuskripte betraut, gab er mit dem General Gourgaud die »Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste-Hélène sous sa dictée« (Par. 1822—25, 8 Bde., 2. Aufl. 1830; auch Berl. 1822—25, 8 Bde., und zugleich deutsche Ausgabe) heraus. Da er an dem Unternehmen Ludwig Napoleons in Boulogne 1840 teilgenommen, ward er verhaftet und vom Pairshof zu 20jähriger Haft verurteilt; doch ward ihm gestattet, die Haft mit Ludwig Napoleon in Ham zu teilen. Die Februarrevolution 1848 gab ihm die Freiheit wieder, und das Depart. Niedercharente wählte ihn 1849 in die Legislative. M. schrieb: »Récits de la captivité de l'empereur Napoléon à Ste-Hélène« (1846, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1846).

Monthyon, Antoine de, s. Montyon.

Monti, 1) Vincenzo, berühmter ital. Dichter, geb. 19. Febr. 1754 in Alfonsine bei Ravenna, gest. 13. Okt. 1828 in Mailand, studierte auf der Universität Ferrara und versuchte sich schon früh zuerst in lateinischen, sodann in italienischen Gedichten. 1778 nahm ihn der Legat zu Ferrara, Kardinal Borghese, mit nach Rom, wo der Fürst Luigi Braschi, Neffe Pius' VI., ihn 1781 zu seinem Sekretär erwählte. Bisher hatte er sich nur an die leichtern Dichtungsgattungen gewagt; als er jedoch 1782 Alfieris »Antigone« gehört hatte, schrieb er die Tragödie »Aristodemo«, die 1787 aufgeführt wurde und großen Erfolg hatte, den sie jedoch mehr ihrer schönen Sprache und den tragischen Effekten als dem Interesse der Handlung verdankte. Weniger Beifall fand 1788 der »Galeotto Manfredi«, obwohl die Figuren weit besser gezeichnet sind. Als 1793 der französische Gesandte Hugo Basville in Rom vom Volke ermordet wurde, schrieb M. seine berühmte, wie fast alle seine Gedichte unvollendete »Cantica in morte di Ugo Basville«, in vier Gesängen, in Terzinen von höchster rhythmischer Vollendung und in kräftigem Stile. Es fehlt aber die plastische Realität Dantes, den M. nachahmt. Trotz seiner hier ausgesprochenen antirevolutionären Gesinnungen verließ er 1797 Rom, schrieb seine jakobinistischen Gedichte »Il Fanatismo«, »La Superstizione« und »Il Pericolo« und bekam in der Cisalpinischen Republik verschiedene Ämter, zuletzt eine Professur an der Brera. Napoleon feierte M. in der »Musogonia« (1797) und im »Prometeo« (1797, erst 1825 vollendet). Nach dem Einrücken der russisch-österreichischen Armee 1799 floh er nach Paris, wo er seine dritte Tragödie: »Cajo Gracco« (1800), schrieb. Nach der Schlacht von Marengo nach Italien zurückgekehrt, bei welcher Gelegenheit er die herrliche Ode »Per la liberazione d'Italia« dichtete, wurde er Professor der Beredsamkeit zu Pavia, wo er bis 1804 Vorlesungen hielt. Im Jahre seiner Rückkehr erschien noch die »Mascheroniana« auf den Tod des berühmten

Mathematikers Mascheroni, in fünf Gesängen in Terzinen, das schönste Gedicht seiner ersten Zeit. 1804 wurde M. zum Dichter des Königreichs Italien, nach der Krönung Napoleons zum König von Italien noch zu seinem Historiographen ernannt (1806). In dieser Eigenschaft verfaßte er außer einer großen Anzahl von Fest- und Gelegenheitsgedichten zu Ehren der kaiserlichen Familie auch den zur Verherrlichung der Napoleonischen Siege bestimmten »Bardo della Selva nera«, in sieben Gesängen, welcher indes seiner seltsamen Form wegen sowohl in als außerhalb Italiens eine sehr strenge Beurteilung erfuhr. 1810 veröffentlichte er seine durch schöne Sprache ausgezeichnete Übersetzung der »Ilias« zum erstenmal. Nach dem Sturz der Napoleonischen Dynastie brachte M. auch dem neuen Gebieter in Italien, Franz I., bereitwillig seine poetischen Huldigungen dar und blieb im teilweisen Besitz seiner Pension. Aus seinen spätern Lebensjahren sind außer der »Feroniade« (bereits 1782 begonnen) besonders seine (mit Perticari herausgegebene) »Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al vocabolario della Crusca« (Mail. 1817—24, 6 Bde.), mit welcher er gegen die Einseitigkeit der Akademie zu Felde zog, und seine verdienstvollen Ausgaben mehrerer Werke Dantes zu erwähnen. Hinsichtlich der Form gehört M. zu den ausgezeichnetsten neuern Dichtern Italiens und hat durch sein Beispiel viel dazu beigetragen, seinen Landsleuten das Studium der alten Meister wieder zu empfehlen. Die vollständigsten Ausgaben seiner Werke erschienen zu Mailand 1839—42, 6 Bde.; Florenz 1857, 5 Bde.; eine gute Auswahl lieferte Bertoldi (»Poesie di V. M.«, Flor. 1891); »Lettere inedite e sparse di V. M.« geben Bertoldi und Mazzatinti heraus (Turin-Rom 1893 ff., bisher 1 Bd.). Vgl. Cantù, V. M. e l'età che fu sua (Mail. 1879); das auf 12 Bände berechnete Werk von Vicchi: »V. M., le lettere e la politica in Italia dal 1750 al 1830« (Bd. 5—8, Faenza 1870—83, Rom 1885—87); Zumbini, Sulle poesie di V. M. (3. Aufl., Flor. 1894).

2) Alois, Mediziner, geb. 13. Okt. 1839 in Abbiategrasso bei Mailand, studierte in Wien, wurde 1862 Sekundärarzt im St. Annen-Kinderhospital, habilitierte sich 1869 als Privatdozent für Kinderheilkunde und wurde 1871 Abteilungsvorstand und 1893 Direktor der allgemeinen Poliklinik. M. zählt zu den bedeutendsten Förderern der Kinderheilkunde und gründete mit Albert einen Verein zur Errichtung von Seehospizen, welcher in San Pelagio bei Rovigno und in Sulzbach Kinderhospize eröffnet hat. M. schrieb: »Epidemische Cholera« (in Gerhardts »Handbuch der Kinderkrankheiten«, Bd. 2, Tübing. 1877); »Krupp und Diphtheritis im Kindesalter« (2. Aufl., Wien 1885). Auch gibt er seit 1880 (mit Baginsky, dann mit Frühwald) das »Archiv für Kinderheilkunde« (Stuttg.) heraus.

Monticŏla, die Steindrossel.

Montieren (franz., spr. mongt-), auf- oder einrichten; mit dem Nötigen (besonders mit der Dienstkleidung) versehen; eine Maschine aus den Teilen zusammensetzen und aufstellen. Letztere Arbeit heißt Montage (spr. mongtāsche), der ausübende Techniker Monteur (spr. mongtör).

Montierung (in Österreich Montur, franz.), alles, was zum Anzug des Soldaten gehört (s. Bekleidung). Anfangs mußte jeder Krieger selbst für seine Bekleidung sorgen, bis mit Einführung der stehenden Heere der Staat es übernahm, die Truppen zu montieren, d. h. auszurüsten, welcher Ausdruck dann auf die Bekleidung beschränkt wurde. Die Montierungen werden in den meisten Armeen von besondern Militärschneidern, in Deutschland in den Handwerksstätten der Regimenter unter Leitung der Bekleidungskommissionen gefertigt und an die Truppen in bestimmten Perioden und in Berücksichtigung einer festgesetzten Tragzeit abgegeben. Die Montierungsdepots in Deutschland sind durch die Korpsbekleidungsämter ersetzt. Vgl. Bekleidung und Bekleidungswirtschaft. In Österreich dienen die Monturverwaltungsanstalten ähnlichen Zwecken wie die deutschen Korpsbekleidungsämter.

Montierungskammer, s. Kammer.

Montifringilla, der Schneefink, s. Fink.

Montignac (spr. mongtinjáck), Stadt im franz. Depart. Dordogne, Arrond. Sarlat, an der Vézère, mit Ruinen eines festen Schlosses, Steinbrüchen, Ölfabrikation und (1891) 2261 (als Gemeinde 3366) Einw.

Montigniés (spr. mongtinjī', M.-sur-Sambre), Flecken in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, an der Sambre und der Eisenbahn Charleroi-Givet, mit Hochöfen, Glashütten, Steinkohlengruben, Marmorbrüchen und (1890) 15,479 Einw.

Montigny (spr. mongtinji), Charles Marin Valentin, Physiker und Astronom, geb. 8. Jan. 1819 in Namur, gest. 16. März 1890 in Schaerbeek (Brüssel), wurde 1841 Professor am Athenäum seiner Vaterstadt, 1856 in Antwerpen und 1868—82 in Brüssel. Er erfand einen Apparat zur Bestimmung der Wettergeschwindigkeit in Bergwerken, einen selbstregistrierenden elektrischen Meteorographen und besonders ein Scintillometer, mit welchem er 1865—86 Beobachtungen über das Funkeln der Fixsterne machte.

Montigny-lès-Metz (spr. mongtinji-lä-mäß), Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Landkreis und Kanton Metz, 2 km südlich von Metz, an einem Moselarm, Knotenpunkt der Eisenbahnen Stieringen-Novéant, Metz-Luxemburg und Metz-Amanweiler sowie durch Straßenbahn mit Metz verbunden, hat eine neue evangelische und eine kath. Kirche, ein Gymnasium, ein kath. Priesterseminar, einen prächtigen botanischen Garten, eine Eisenbahnreparaturwerkstätte, Champagner- und Schutzbrillenfabrikation, mechanische Schlosserei, Spargelbau und (1890) 3953 meist kath. Einwohner. In der Nähe mehrere Forts der Befestigung von Metz.

Montijo (spr. montīcho), Stadt in der span. Provinz Badajoz, 6 km nördlich vom Guadiana, an der Eisenbahn Madrid-Badajoz gelegen, hat ein altes Schloß, die Stammburg des gleichnamigen Grafengeschlechts, und (1887) 6681 Einw.

Montijo (spr. montīcho), span. Grafengeschlecht, dessen Stammvater, ein Genueser Patrizier, Ägidius Bocanegra, von der Republik Genua 1340 dem König Alfons XI. von Kastilien gegen die Mauren zu Hilfe gesandt und von diesem zum Admiral und Grafen von Palma erhoben wurde. Er erwarb das Besitztum gleichen Namens in Estremadura, das 1697 von Karl II. zur Grafschaft erhoben wurde. Christoph von Porto Carrero, Graf von M., Marquis von Barcarota, vermählte sich mit der Schwester des Grafen von Teba aus der alten Familie Guzman und brachte dadurch auch diesen Grafentitel an sein Haus. Ein Nachkomme desselben, Graf von M., Herzog von Peñaranda, diente in dem Kriege Napoleons I. mit Spanien als Artillerieoberst im französischen Heer, nahm 1814 an der Verteidigung von Paris teil, war dann in seinem

Vaterland mehrere Jahre Mitglied des Senats und starb 1839. Seine Tochter ist die Exkaiserin der Franzosen, Eugenie (s. d. 1).

Montilla (spr. -tilja), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cordoba, an der Eisenbahn Cordoba-Malaga, mit vorzüglichem Weinbau und (1887) 13,790 Einw. M. ist Geburtsort des Gonsalvo de Cordova.

Monti Sibillini, der südlichste und höchste Teil des Römischen Apennin, zwischen dem Chienti- und dem Trontothal, in den Provinzen Macerata, Ascoli Piceno und Perugia, ein rauher, öder Gebirgskamm, der sich im Monte Vittore (Vettore) zu 2477 m erhebt.

Montivilliers (spr. mongtiwiljē), Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Le Havre, an der Lézarde und der Westbahn, mit alter Abteikirche (aus dem 11. Jahrh.), Resten ehemaliger Ringmauern, Papier- und Lederfabrikation, Baumwoll- u. Leinenweberei, Gewerbeschule, Bibliothek, Museum u. (1891) 4496 (als Gemeinde 5344) Einw.

Montjoie (spr. mong-schŭá), Kreisstadt im preuß. Regbez. Aachen, am Hohen Venn, in einem engen, von der Ruhr (Roer) durchströmten Thal und an der Linie Rote Erde-Ulflingen der Preußischen Staatsbahn, 404 m ü. M., hat eine evangelische und 4 kath. Kirchen, eine Burgruine, ein großes Hospital mit Pflegeanstalt, ein Amtsgericht, Kunstwoll- und Tuchfabriken, Streichgarnspinnerei, Seidenweberei und (1890) 1974 Einw., davon 168 Evangelische. M. gehörte seit dem 13. Jahrh. den Herren von Falkenberg und kam 1439 an das Herzogtum Jülich. Vgl. Pauly, Geschichte der Stadt M. (Köln 1862 ff.).

Mont-joie Saint-Denis (spr. mong-schŭa ßäng-dönī, »Unser Hort der heilige Dionys«), Kriegsgeschrei der Franzosen im Mittelalter und Wahlspruch der Könige von Frankreich, von unsicherer Bedeutung.

Montlhéry (spr. mong-lerī), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Corbeil, an der Orléansbahn, mit gewaltigen Burgruinen und (1891) 2222 Einw. — Hier schlug Ludwig XI. die Ligisten unter dem Grafen Karl von Charolais 16. Juli 1465 zurück, räumte aber während der Nacht das Schlachtfeld, weshalb er als der Besiegte galt. Vgl. Franz, Die Schlacht bei M. (Berl. 1893).

Montlivault (spr. mong-liwō), Flecken im franz. Depart. Loir-et-Cher, Arrond. Blois, mit Schloß und (1891) 756 Einw.; hier 9. Dez. 1870 siegreiches Gefecht des 9. deutschen Armeekorps gegen die Franzosen.

Montlivaultia, s. Korallen.

Montlosier (spr. mong-losjē), François Dominique Reynaud, Graf von, Pair von Frankreich, geb. 11. April 1755 zu Clermont in der Auvergne, gest. 9. Dez. 1838, begann, vom Adel zu Riom 1789 in die Generalstaaten gewählt, seine politische Laufbahn als eifriger Vertreter der Vorrechte seines Standes. Nach Auflösung der konstituierenden Nationalversammlung 1791 flüchtete er nach Koblenz, von da nach London, wo er ein der Revolution feindliches Blatt, den »Courrier de Londres«, herausgab. 1800 erhielt er von den Bourbonen den Auftrag, mit Bonaparte über eine Aussöhnung zu verhandeln, ließ sich aber von diesem gewinnen und erhielt hierauf seine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen; er begleitete öfters Napoleon I. als politischer Korrespondent auf seinen Feldzügen, trat jedoch 1812 aus dessen Dienst und begab sich nach Italien. Nach der ersten Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und veröffentlichte nun das schon früher in Napoleons Auftrag geschriebene, aber von diesem dann verworfene Werk »De la monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours« (Par. 1814, 3 Bde.; 1815, 4 Bde.), das nichts als eine Lobrede auf den Feudalstaat ist. Unter der Restauration lebte er längere Jahre in Zurückgezogenheit und trat erst 1826 mit einem »Mémoire à consulter« hervor, welches gegen die Umtriebe der Jesuiten zu Felde zog, weshalb er bei Karl X. in Ungnade fiel. Mit seiner Flugschrift »De la crise présente et de celle qui se prépare« (1829) suchte er sich noch versöhnend in die Mitte der Parteien zu stellen; schon in seinen »Mémoires sur la Révolution française, le Consulat, l'Empire et la Restauration« (Par. 1829, 2 Bde.) aber kehrte er zu seinen frühern aristokratischen Ideen zurück, und nach der Errichtung der Julidynastie trat er als deren Verfechter auf, wofür er mit der Pairswürde belohnt ward. Seit 1833 lebte er in der Auvergne, und nur 1835 erregte er in der Pairskammer als Verteidiger der Sklaverei wieder Aufsehen.

Mont-Louis (spr. mong-luī), Stadt im franz. Depart. Ostpyrenäen, Arrond. Prades, 1570 m ü. M., am rechten Ufer des Têt, nördlich vom Col de la Perche gelegen, hat eine 1681 von Vauban erbaute Citadelle und (1891) 523 Einw. 3 km südöstlich Planès mit merkwürdiger, in der Grundform eines gleichseitigen Dreiecks erbauter Kirche aus dem 13. Jahrh. und 167 Einw.

Montluc (spr. mong-lük), Blaise de, Militärschriftsteller, geb. 1502 in Ste.-Gemme bei Auch, gest. im Juli 1577 in Estillac bei Agen, trat als Archer in den Militärdienst, focht 1525 bei Pavia, machte die Feldzüge Franz' I. gegen Karl V. mit und trug durch Neuerungen in der Taktik und im Artillerie- und Ingenieurwesen viel zu den Erfolgen bei. Glänzend war auch seine Verteidigung von Siena 1555, wogegen er sich als Gouverneur von Guienne durch seine Strenge bei den Protestanten verhaßt machte. Er empfahl zuerst die Einführung von Invalidenversorgung und Offiziersprüfungen. Seine »Mémoires«, die Zeit von 1521—74 umfassend und von Heinrich IV. la bible du soldat genannt, sind für die Kriegsgeschichte von großer Wichtigkeit. Die beste Ausgabe besorgte A. de Ruble (Par. 1865—72, 5 Bde.); »Les guerres d'Italie« bearbeitete Baudrillart (das. 1886). Vgl. Rüstow, Militärische Biographien I (Zür. 1858).

Montluçon (spr. mong-lüßóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Allier, am Cher, Ausgangspunkt des Berrykanals und Knotenpunkt der Orléansbahn, besteht aus der Altstadt, welche von einem Schloß aus dem 15. Jahrh. (jetzt Kaserne) überragt wird, und dem neuen industriellen Stadtteil, welcher sich seit dem Aufschluß des nahen Kohlenbeckens von Commentry (s. d.) entwickelte, hat ein Lyceum, ein Handelsgericht, eine Ackerbau- und eine Gewerbekammer, bedeutende Eisen- und Stahlwerke, Fabriken für Spiegel, Glas, chemische Produkte, Maschinen ꝛc., Handel und (1891) 26,019 (als Gemeinde 27,878) Einw.

Montluel (spr. mong-lüéll), Stadt im franz. Depart. Ain, Arrond. Trévoux, an der Lyoner Bahn, hat Schloßruinen, Fabrikation von Tuch und Decken und (1891) 2170 (als Gemeinde 2686) Einw.

Montmartre (Buttes-M., spr. bütt' mong-mártr'), nördlicher Stadtteil (18. Arrondissement) von Paris, auf einer Anhöhe (129 m ü. M.) gelegen, welche in römischer Zeit einen Marstempel trug und daher Mons Martis hieß, später Mons Martyrum genannt wurde, weil der heil. Dionysios und seine Begleiter

hier enthauptet sein sollen. 1133 wurde hier von Ludwig VI. eine Benediktinerabtei gegründet, von welcher die Kirche St.-Pierre noch teilweise erhalten ist. Am 30. März 1814 hat die Erstürmung des M. durch die Verbündeten die Kapitulation von Paris herbeigeführt. Im Kommuneaufstand von 1871 ward die Anhöhe von den Aufständischen besetzt und mit Batterien versehen (s. Paris [Geschichte]). 1895 wurde die neue Herz-Jesukirche auf dem M. vollendet. Der Stadtteil enthält auch den hiernach benannten Friedhof.

Montmédy (spr. mong-medi), Arrondissementshauptstadt und Festung im franz. Depart. Maas, an der Chiers und der Ostbahn, hat eine hochgelegene Citadelle (294 m ü. M.) und (1891) 2417 Einw. Die Oberstadt wurde 1235 von Arnoux III., Grafen von Cos und Chiny, erbaut und mit Mauern und Türmen umgeben. 1542 ward die Stadt von dem Herzog von Guise eingenommen, 1544 aber von den Franzosen zurückgegeben. 1555 nahmen sie die Stadt von neuem ein, gaben sie jedoch 1559 an Philipp II. von Spanien zurück. Im Kriege Heinrichs IV. mit Spanien (1596) ward der Platz zum drittenmal von den Franzosen eingenommen, nach abgeschlossenem Frieden aber auch wieder geräumt. Nachdem sich indes 1657 unter Ludwig XIV. die Franzosen nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen zum viertenmal der Stadt bemächtigt hatten, blieb sie unter französischer Herrschaft und ward 1659 derselben förmlich überlassen. Ludwig XIV. ließ die Festung von Vauban durch Herstellung neuer Bastione und Ravelins verstärken. 1815 ward sie von den norddeutschen Bundestruppen und Preußen belagert und nach Erstürmung der Unterstadt zur Kapitulation gezwungen. 1870 wurde sie als wichtiger Eisenbahnpunkt von den Deutschen unter General v. Kameke 7.—14. Dez. belagert und durch eine kurze, aber heftige Beschießung zur Übergabe gezwungen. Vgl. Jeantin, Histoire de M., etc. (1861—63, 3 Bde.); Pierrot, Origines de M. (Montmédy 1893); Spohr, Geschichte der Belagerung von M. (Berl. 1876).

Montmélian (spr. mong-meljáng), Stadt im franz. Depart. Savoyen, Arrond. Chambéry, an der Isère, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, hat Reste einer alten, 1705 zerstörten Festung, Handel und (1891) 1210 Einw.

Montmirail (spr. mong-miráj), Stadt im franz. Depart. Marne, Arrond. Epernay, am Petit Morin und an der Ostbahn, hat ein schönes Schloß mit Park, eine Kirche aus dem 13. Jahrh., Mühlsteinbrüche und (1891) 2085 Einw. — Hier 11. Febr. 1814 siegreiches Gefecht Napoleons I. gegen die Preußen unter Blücher und die Russen unter Sacken, woran eine Denksäule erinnert. M. ist Geburtsort des Kardinals Retz.

Montmorency (spr. mong-morangßi), 1) Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Pontoise, 131 m ü. M., auf einer Anhöhe am Südostrande des Waldes von M., an der Nordbahn, hat eine gotische Kirche, zahlreiche Villen, die Eremitage, welche Rousseau und nach ihm Grétry bewohnte, Obstbau (besonders Kirschen) und (1891) 4479 Einw. Nördlich von M. erheben sich drei neue Forts der Pariser Befestigung; südlich liegt der Badeort Enghien (s. d. 2). Das Schloß M., welches dem berühmten Geschlecht von M. den Namen gab, ist während der Revolution abgetragen worden. — 2) Fluß in Kanada, stürzt nach 100 km langem Lauf 10 km unterhalb Quebec mit einem 82 m hohen, vielbesuchten Fall in den St. Lorenzstrom.

Montmorency (spr. mong-morangßi), altes Adelsgeschlecht in Frankreich u. den Niederlanden, das seinen Namen von dem Ort M. bei Paris hat, und dessen Glieder seit 1327 den Titel »erste Barone von Frankreich« führten. Als Stammvater wird Lesbius genannt, welcher von dem heil. Dionysios bekehrt und mit ihm den Märtyrertod gestorben sein soll. Bouchard I. von M., gest. um 980, war der älteste nachweisbare Besitzer der Baronie M. Matthieu II., mit dem Beinamen »der große Connétable«, zeichnete sich unter Philipp II. August durch kriegerische Tüchtigkeit aus, zwang die Albigenser 1226 zur Unterwerfung und beschützte den unmündigen Sohn König Ludwigs VIII., Ludwig IX., gegen die aufrührerischen Großen im Lande. Er starb 24. Nov. 1230. Nach seinem Tode spaltete sich das Haus in zwei Hauptäste, einen ältern der Barone von M. und einen jüngern der M.-Laval. Zu Anfang des 15. Jahrh. ward Jean II. (geb. 1402, gest. Juli 1477) aus ersterm Hauptast wieder Stammvater von drei Linien, indem er seinen Sohn Guillaume (gest. 24. Mai 1531) aus einer zweiten Ehe zum Haupterben einsetzte, während seine beiden Söhne erster Ehe, Jean und Louis, mit den Gütern ihrer Mutter, der Erbin von Nivelle und Fosseux in Brabant, ausgestattet, die Linien Nivelle und Fosseux begründeten. Die Linie Nivelle verpflanzte sich nach den Niederlanden und nahm mit der Hinrichtung des Grafen von Hoorn 1568 durch Alba und der seines Bruders Floris 1570 ein blutiges Ende. Die von Guillaume gegründete Linie der Barone von M. erhielt 1551 durch dessen Sohn Anne de M. (s. unten) den Herzogstitel.

Anne, Duc de M., hervorragender Feldherr des 16. Jahrh., Pair, Marschall und Connétable von Frankreich, geb. 15. März 1493, gest. 11. Nov. 1567, wurde mit Franz I. erzogen, focht 1515 mit bei Marignano und verteidigte 1521 mit Bayard die Stadt Mézières. In der Schlacht von Bicocca 1522 gewann er den Marschallsstab, ward aber bei Pavia 1525 mit Franz I. gefangen. Früher als dieser frei geworden, bot er in Frankreich alles zur Befreiung des Königs auf und ward dafür von diesem mit dem Gouvernement von Languedoc und dem Titel Grand maître de France belohnt. Bei der Wiederaufnahme des Kampfes 1536 eilte er Karl V. mit 60,000 Mann entgegen und erfocht den glänzenden Sieg bei Susa. Mit gleichem Glücke kommandierte er in der Picardie und in Piemont und wurde 1538 zum Connétable erhoben. Durch seine nahen Beziehungen zu dem Dauphin Heinrich dem König verdächtig geworden, mußte er den Hof seit 1541 bis zur Thronbesteigung Heinrichs II. (1547) meiden, ward aber von diesem sogleich zurückgerufen und in seine frühern Würden wieder eingesetzt. Bei seinem Versuch (1557), das von den Spaniern belagerte St.-Quentin zu entsetzen, verlor er die nach diesem Ort genannte Schlacht, fiel selbst in die Hände der Feinde und setzte, um seine Befreiung zu beschleunigen, den unvorteilhaften Frieden von Cateau-Cambrésis durch, der ihn um das Vertrauen Franz' II. brachte; dagegen genoß er wieder die Gunst Karls IX. Nach dem berüchtigten Triumvirat, das er mit dem Herzog von Guise und dem Marschall Saint-André geschlossen hatte, lieferte er dem Prinzen Condé das Treffen von Dreux (1562), worin er gefangen wurde. Schon 1563 wieder freigelassen, vertrieb er die Engländer aus Havre und lieferte Condé 1567 die unentschiedene Schlacht bei St.-Denis. Er starb an den hier erhaltenen Wunden in Paris. Vgl. Decrue, Anne de M. (Par. 1885—89, 2 Bde.).

Anne de M. hinterließ fünf Söhne, von denen sich namentlich zwei bekannt machten: François von M., geb. 17. Juli 1530, unter Heinrich III. Marschall von Frankreich, gest. 15. Mai 1579 (vgl. Ruble, François de M., Par. 1880), und Henri I., geb. 15. Juni 1544, gest. 2. April 1614, Connétable von Frankreich; er bekämpfte erst tapfer die Hugenotten, trat, von den Guisen gehaßt und verfolgt, an die Spitze der Partei der Politiker und wurde treuer Anhänger Heinrichs IV., der ihn 1595 zum Connétable erhob. Der Sohn des letztgenannten, Henri II., Herzog von M., geb. 30. April 1595 in Chantilly, gest. 30. Okt. 1632, ward von Ludwig XIII. schon im 17. Jahre zum Admiral ernannt, entriß 1625 den Verteidigern von La Rochelle die Inseln Ré und Oléron, focht glücklich in Piemont und nahm den General Doria 1630 gefangen. Er erhielt für diesen Sieg den Marschallsstab, schloß sich aber dann an den Herzog Gaston von Orléans an und erhob für ihn in Languedoc die Waffen. Richelieu erklärte ihn darauf für einen Majestätsverbrecher, und der Marschall Schomberg lieferte den Aufrührern 1. Sept. 1632 bei Castelnaudary ein Treffen, in dem M. verwundet und gefangen wurde. Das Parlament zu Toulouse sprach das Todesurteil über ihn aus. Mit ihm erlosch die Hauptlinie der M. Seine Güter erbte, da er kinderlos war, seine Schwester, die Gemahlin Heinrichs II. von Bourbon-Condé. Die Linie M.-Fosseux erlosch im direkten Mannesstamm 18. Aug. 1862 mit Anne Louis Raoul Victor, Herzog von M., geb. 14. Dez. 1790.

Der namhafteste unter den zahlreichen, jetzt aber sämtlich ausgestorbenen Nebenzweigen der Marquis von M.-Fosseux ist der der Herzöge von Luxembourg, welchem der berühmte Marschall von Luxembourg (s. d.) angehört; letzterer Zweig starb erst 5. März 1861 mit Charles Emanuel Siegmund von M., Herzog von Luxembourg, ehemaligem französischen Generalleutnant, aus. Die Nebenlinie Beaumont-Luxembourg erlosch 15. Jan. 1878 mit Edouard, Herzog von Beaumont, Fürst von Luxembourg. Dem 1230 von Gui von M. gestifteten Haus M.-Laval, das 1822 die herzogliche Würde erhielt und sich wiederum mehrfach spaltete, gehörten an: Matthieu Jean Félicité, Herzog von Laval-M., geb. 10. Juli 1767 in Paris, gest. 24. März 1826, kämpfte in dem nordamerikanischen Freiheitskrieg und stieg bis zum General empor. Beim Ausbruch der Revolution vertrat er in der Assemblée constituante als Abgeordneter des Adels von Montfort l'Amaury die Idee des Fortschritts, beantragte 4. Aug. 1789 die Abschaffung der Adelsprivilegien und diente, als die fremden Mächte Frankreich angriffen, unter dem Marschall Luckner. Die Ereignisse von 1793 bewogen ihn jedoch, in die Schweiz zu fliehen. Nach dem Sturz der Schreckensherrschaft kehrte er nach Frankreich zurück, nahm aber weder unter dem Direktorium noch unter Napoleon ein öffentliches Amt an. 1814 wurde er Adjutant des Grafen von Artois, geleitete 1815 die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux und London und begab sich zu Ludwig XVIII. nach Gent. Am 17. Aug. 1815 erfolgte seine Erhebung zum Pair, 24. Dez. 1821 zum Minister des Auswärtigen und bald darauf zum Präsidenten des Kabinetts. Als Gesandter wohnte er 1822 dem Kongreß in Verona bei und betrieb 1823 die Intervention in Spanien. Doch mußte er noch in diesem Jahre wegen eines Zerwürfnisses mit Villèle zurücktreten. Karl X., der ihn als Freund der Jesuiten besonders liebte, ernannte ihn zum Erzieher des jungen Herzogs von Bordeaux. Die Akademie nahm ihn 1825 unter ihre Mitglieder auf. Vgl. Vétillard, Notice sur la vie de monsieur le duc de M. (Le Mans 1826). Mit Eugène Alexandre de M., Herzog von Laval-M., geb. 20. Juli 1773, Generalleutnant, erlosch 2. April 1851 die männliche Nachkommenschaft des Zweiges Laval. 1864 verlieh Kaiser Napoleon III. dem Grafen Adalbert von Talleyrand-Périgord (geb. 20. März 1837) den Titel eines Herzogs von M. Vgl. Désormeaux, Histoire de la maison de M. (Par. 1764); »Les M. de France et les M. d'Irlande« (das. 1828).

Montmorillon (spr. mong-morijóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Vienne, an der Gartempe, Knotenpunkt der Orléansbahn, hat eine gotische Kirche Notre-Dame aus dem 11. Jahrh. mit Krypte und alten Fresken, eine Begräbniskapelle (Oktogon) aus dem 12. Jahrh. (Rest einer alten Augustinerabtei), ein Seminar, eine Ackerbaukammer, Eisenbergbau, Fabrikation von Makkaroni, Werkzeugen rc., Handel und (1891) 4281 (als Gemeinde 5268) Einw.

Montoire (spr. mongtŭār'), Stadt im franz. Depart. Loir-et-Cher, Arrond. Vendôme, am Loir, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Pont-de-Braye-Blois und Châteaurenault-Sargé, mit Schloßruinen, Ölfabrikation u. (1891) 2720 (als Gemeinde 3319) Einw.

Montolieu (spr. mongtoliö), Frau von, franz. Schriftstellerin, s. Französische Litteratur in der Schweiz, S. 807.

Montōne, Fluß in Mittelitalien, entspringt im Etruskischen Apennin, fließt nach NO., nimmt bei Forli den Rabbi auf, vereinigt sich südlich von Ravenna nach 90 km langem, teilweise kanalisiertem Laufe mit dem Ronco (s. d.) und ergießt sich mit demselben, als Fiumi Uniti, 11 km weiter östlich in das Adriatische Meer.

Montōro, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cordoba, am linken felsigen Ufer des Guadalquivir und an der Eisenbahn Madrid-Cordoba gelegen, hat eine schöne Hauptkirche, eine Brücke aus dem 16. Jahrh., Reste maurischer Befestigungswerke, Gewinnung von Olivenöl und Südfrüchten und (1887) 12,563 Einw.

Montoz, einer der bedeutendsten Rücken des Berner Jura (1332 m), der durch den Paß der Pierre Pertuis mit dem westlicher gelegenen Sonnenberg (1272 m) verbunden ist.

Montpelier (spr. möntpĕlĭr), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Vermont, am Winooski (Zufluß des Champlainsees), hat ein schönes Kapitol (mit geologischem Museum und Bibliothek), ein Seminar, ist beliebte Sommerfrische und hat (1890) 4160 Einw.

Montpellier (spr. mongpelljē), Hauptstadt des franz. Depart. Hérault, liegt 12 km vom Mittelländischen Meer auf einer Anhöhe, über dem kanalisierten Lez, und ist Knotenpunkt der Südbahn, Mittelmeer- und Héraultbahn. Unter den 22 Kirchen (darunter eine reformierte Konsistorialkirche) zeichnet sich namentlich der große Dom St. Peter (aus dem 14. Jahrh.) mit 4 Türmen, einschiffigem Innern und neuem Choranbau aus. Sonstige hervorragende Gebäude sind: der Justizpalast mit den Statuen von Cambacérès und Kardinal Fleury; die medizinische Schule (ehemaliges Benediktinerkloster) mit großem amphitheatralischen Hörsaal und schönem anatomischen Museum; das Fakultätsgebäude (von 1890), das Stadthaus, die Präfektur, das Theater. Auf dem weiten Platz Peyrou mit

Anpflanzungen und einer Reiterstatue Ludwigs XIV. (von Debay) erheben sich östlich ein zu Ehren Ludwigs XIV. erbautes Triumphthor und westlich ein tempelartiges Wasserschloß, welchem ein 1766 errichteter Aquädukt das Wasser zuführt. Die übrigen Plätze der Stadt sind mit hübschen Fontänen geschmückt. Ein schöner Spaziergang ist die Esplanade, an die der Exerzierplatz mit der Citadelle und den Kasernen stößt. M. zählt (1891) 65,503 (als Gemeinde 69,258) Einw. Die Industrie ist durch Fabriken für Kerzen u. Seifen, Wolldecken, chemische Produkte, Schokolade, Branntwein, Korkpfropfen ꝛc. vertreten. Sehr rege ist der Handel, insbes. mit Wein, Branntwein und Seide. An höhern Unterrichtsanstalten besitzt M. vier Fakultäten u. zwar eine von alters her berühmte medizinische Fakultät (1289 gegründet) mit einer Schule für Pharmazie und einer Bibliothek von 50,000 Bänden, dann Fakultäten für Jurisprudenz, Wissenschaften und Litteratur; sie zählen zusammen (1894) 1293 Studierende. Ferner befinden sich in M. ein Seminar, ein Lyceum, Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen, eine Kunstschule, eine Ackerbau- und eine Handelsschule, ein Mädchenlyceum, eine Stadtbibliothek von 100,000 Bänden, ein Museum (vom Maler Fabre gegründet) mit mehr als 800 Gemälden, vielen Zeichnungen, Bronzen, Skulpturen, Münzen ꝛc. Erwähnenswert sind außerdem: der botanische Garten (der älteste in Frankreich), das Naturalienkabinett, die Sternwarte, das Blinden-, Taubstummen- und Waiseninstitut, die Irrenanstalt, das allgemeine Krankenhaus und mehrere humanitäre und wissenschaftliche Gesellschaften. M. ist der Sitz des Präfekten, eines Bischofs, eines reformierten Konsistoriums, eines Appell- und Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, einer Filiale der Bank von Frankreich, einer Börse sowie des Generalkommandos des 16. Armeekorps. Südlich von M. liegt an der Küste das Seebad Palavas (888 Einw.). — M. (Mons pessulanus oder Mons puellarum der Römer) war noch im 10. Jahrh. ein Dorf, welches dem Bischof von Maguelone gehörte. Von 1162—1258 wurden hier mehrere Konzile (Monspellensia concilia) gehalten. 1204 fiel es an Aragonien, und 1276 kam es an die Könige von Mallorca, denen es 1349 König Philipp VI. von Frankreich abkaufte. 1538 wurde das Bistum von Maguelone nach M. verlegt. Unter Heinrich III. bemächtigten sich die Hugenotten der Stadt und errichteten daselbst eine Art Republik. Erst nach langer Belagerung unterwarf sich M., und durch das Edikt oder den Frieden von M. vom 19. Okt. 1622 wurde der neunte Hugenottenkrieg beendigt (s. Hugenotten, S. 23). Im Mai 1890 wurde in M. die sechste Säkularfeier der dortigen Universität feierlich begangen. Vgl. Aigrefeuille, Histoire de la ville de M. (1739, 2 Bde.; neue Ausg., Montpellier 1877—88, 4 Bde.); Guiraud, Recherches topographiques sur M. au moyen-âge (das. 1895).

Montpellierbutter, eine Mischung von Butter, gewiegter Sardelle, Ei, Kapern, Petersilie, Dragon, Kerbel, Schnittlauch und Pimpernelle; wird zu Fisch, kaltem Fleisch und Geflügel genossen.

Montpelliergelb, s. Bleichlorid.

Montpellier-le-Vieux (spr. mongpelljē-lö-wjö), s. Millau.

Montpensier (spr. mongpangßjē), franz. Grafschaft, seit dem 15. Jahrh. den Bourbonen gehörig, seit 1539 Herzogtum, seit 1608 durch Heirat an die Orléans übergegangen. Von den Mitgliedern dieses Hauses sind bemerkenswert:

1) Catherine Marie von Lothringen, Herzogin von, geb. 18. Juli 1552, gest. 6. Mai 1596, eine Tochter der Herzogs Franz von Guise, seit 1570 Gemahlin Ludwigs II. von Bourbon, Herzogs von M. (geb. 10. Juni 1513, gest. 23. Sept. 1582), spielte, von Haß gegen Heinrich III. erfüllt, da derselbe ihren Bruder hatte ermorden lassen, seit 1587 eine bedeutende Rolle in der Liga.

2) Anne Marie Louise von Orléans, Herzogin von, bekannt unter dem Namen »la grande Demoiselle«, Tochter des Herzogs Gaston von Orléans, des Bruders Ludwigs XIII., und der Marie von Bourbon, der Tochter der vorigen und Erbin des Herzogtums M., geb. 29. Mai 1627 in Paris, gest. 5. März 1693, schön, geistvoll und energisch, ward vom königlichen Hof, der ihr in 20 Mill. Frank, vier Herzogtümern, der Herrschaft Dombes und der Grafschaft Eu bestehendes Vermögen nicht in andre Hände übergehen lassen wollte, an der Ausführung ihrer Heiratspläne, mit denen sie sich den größten Teil ihres Lebens beschäftigte, verhindert, verband sich daher, als ihr Vater auf die Seite Condés trat, mit den Frondeurs und leistete, kühnen und festen Charakters, diesen 1652 bei der Behauptung von Orléans und bei dem Treffen in der Vorstadt St.-Antoine (2. Juli), wo sie Turenne durch die Kanonen der Bastille zum Rückzug nötigte, wesentliche Dienste. Nach beendigtem Aufstand, durch den sie ihre von Mazarin in Aussicht gestellte Vermählung mit Ludwig XIV. verscherzt hatte, zog sie sich auf ihr Landgut St.-Fargeau zurück. Erst 1657 durfte sie wieder am Hofe erscheinen, wo sie 1669, 42 Jahre alt, eine leidenschaftliche Liebe zu dem jungen Grafen von Lauzun (s. d.) faßte. Schon hatte Ludwig XIV. seine Einwilligung zur Vermählung mit jenem gegeben, als die Montespan dieselbe hintertrieb. Da sich aber Lauzun heimlich mit der reichen Erbin vermählt hatte, ließ ihn Ludwig 1672 einkerkern, und nur durch die Abtretung der Herrschaft Dombes und der Grafschaft Eu an den Sohn der Montespan, den Herzog von Maine, öffnete nach fünf Jahren M. den Kerker ihres Gatten, der ihr aber für alle ihre Aufopferung keinen Dank wußte und 1685 nach England ging. Sie wurde zuletzt fromm. Ihre Güter fielen an den Herzog von Orléans, den Bruder Ludwigs XIV. Ihre »Mémoires« (1729; neu hrsg. von Chéruel, Par. 1858—59, 4 Bde.) sind reich an Material für die Sittengeschichte des französischen Hofes.

3) Antoine Philippe, Herzog von, geb. 3. Juli 1775, gest. 18. Mai 1807 in Twickenham in England, Sohn des Herzogs Philipp Joseph von Orléans (Egalité), jüngerer Bruder des Königs Ludwig Philipp, diente während der Revolution unter Dumouriez in Belgien, dann in Italien, wurde 1793 auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses verhaftet und erst nach 3½jähriger Gefangenschaft in Marseille freigelassen, um mit Ludwig Philipp 1797 nach Amerika zu gehen. 1800 kehrte er nach Europa zurück.

4) Antoine Marie Philippe Louis von Orléans, Herzog von, geb. 31. Juli 1824, gest. 4. Febr. 1890, fünfter Sohn des Königs Ludwig Philipp, trat 1842 in das 3. Artillerieregiment, nahm 1844—45 an mehreren Feldzügen in Algerien teil und ward 10. Okt. 1846 mit der spanischen Infantin Luise (geb. 30. Jan. 1832) vermählt, wodurch sich das Haus Orléans bei der voraussichtlichen Kinderlosigkeit der Ehe der Königin Isabella II. den spanischen Thron gesichert zu haben glaubte. Nach der

Februarrevolution 1848 begab er sich nach England, dann nach Spanien, wo er in Sevilla residierte und 10. Okt. 1859 zum Generalkapitän der spanischen Armee und Infanten von Spanien ernannt wurde. Im Anfang Juli 1868 kam die spanische Regierung einer namentlich unter den höhern Offizieren der Armee weitverzweigten Verschwörung auf die Spur, welche nach Entthronung der Königin den Herzog von M. auf den spanischen Thron erheben wollte, und wies den Herzog aus Spanien aus, der aber nach der Septemberrevolution 1868 von Lissabon nach Sevilla zurückkehrte. Seine Hoffnung, nun auf den Thron erhoben zu werden, ging aber nicht in Erfüllung. Er war bei dem Volke so wenig beliebt, daß er 1870 zweimal bei den Corteswahlen durchfiel. Wegen seiner ehrgeizigen Ränke geriet er mit dem Infanten Heinrich von Bourbon in Streit und erschoß denselben 12. März 1870 im Duell. Bei der Königswahl 16. Nov. 1870 erhielt er nur 25 Stimmen. Er verließ nun Spanien und begab sich 1871 wieder nach Frankreich, wo er sich mit der Königin Isabella versöhnte. Unter König Alfons XII. kehrte er nach Spanien zurück. Seine älteste Tochter, Isabella (geb. 21. Sept. 1848), ist seit 1864 mit dem Grafen von Paris vermählt, die dritte, Mercedes, vermählte sich 23. Jan. 1878 mit dem König Alfons XII. von Spanien, starb aber schon 26. Juni d. J. Sein einziger Sohn, Anton, geb. 23. Febr. 1866, ist seit 6. März 1886 mit Eulalia, der jüngsten Tochter der Exkönigin Isabella, vermählt.

Mont-Perdu (spr. mongperdü), 3352 m hoher Berggipfel der Zentralpyrenäen, liegt auf spanischem Gebiet westlich von der Maladettagruppe und bildet mit dem Cylindre du Marboré (3327 m) und dem Pic du Marboré (3253 m) die Gruppe der Tres Sorellas (drei Schwestern). Die Gruppe enthält auf der Nordseite einen großen Gletscher und kennzeichnet sich durch die Zirkusthäler (s. Gavarnie). Westlich führt die Rolandsbresche (s. d.) über das Gebirge. Der M. und die beiden andern Gipfel werden von Gavarnie aus über die Rolandsbresche bestiegen (das erste Mal 1802 von Ramond).

Mont-Rachet (spr. mong-raschä), s. Burgunderweine.

Montreal (spr. mont-riaōl), Stadt in der kanad. Provinz Quebec, die bedeutendste Stadt Britisch-Nordamerikas, unter 45° 30′ nördl. Br. und 72° 33′ westl. L. v. Gr., auf einer fruchtbaren, 35 km langen, bis 12 km breiten Insel zwischen dem linken Ufer des hier seegleichen St. Lorenzstroms und dem rechten des Prärieflusses, einer Abzweigung des Ottawa, hat ein gesundes, aber strenges, zwischen 33° und —24° sich bewegendes Klima und einen jährlichen Schneefall von 2,95 m. Der St. Lorenzstrom ist fünf Monate im Jahre zugefroren. In dieser Zeit ist M. Schauplatz größter Belustigungen und Festlichkeiten auf dem Schnee und Eis, aus dem mächtige Paläste erbaut werden. Die Stadt zerfällt in einen untern, ganz von französischen Akadiern bewohnten Stadtteil mit alten, ärmlichen Häusern u. engen, dumpfen Straßen und einen obern englischen mit breiten, schönen Straßen und Plätzen, an die sich die Terrassen des hinter der Stadt zu 238 m aufsteigenden Mont Royal hinanziehen, wo die reichen Kaufleute prächtige Wohnhäuser erbaut haben. Hier liegt der imposante Dominion Square, der Victoria Square trägt die Bildsäule der Königin, der Platz Jacques Cartier eine Denksäule Nelsons. Unter den stattlichen, aus hellem Kalkstein oder weißem Marmor aufgeführten Gebäuden ragen besonders hervor: die katholische Kathedrale mit zwei 68,6 m hohen Türmen, eine zweite nach dem Muster von St. Peter in Rom erbaute katholische Kirche, die anglikanische Kirche mit 67 m hohem Turm, das Rathaus, Zollhaus, Gerichtshof, Börse, Bank, Postgebäude u. das prachtvolle Windsor Hotel. M. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls, eines katholischen Bischofs, der protestantischen Mac Gill Universität mit 650 Studierenden, eines presbyterianischen und eines wesleyanischen College ꝛc., hat 3 Lehrerbildungsanstalten, eine Veterinär- und eine Kunstschule, 2 Museen, ein Observatorium, einen Kristallpalast für Ausstellungen, Krankenhaus, Anstalten für Taubstumme und Blinde, viele Klöster. Die Stadt hat Gas- und elektrische Beleuchtung, eine 12 km lange Wasserleitung und (1891) 216,650 Einw. (zur Hälfte französischer Abkunft, 1500 Deutsche). Die Industrie ist nicht bedeutend, desto wichtiger aber der Handel, obschon der Schiffsverkehr wegen der Eisverhältnisse fast die Hälfte des Jahres stockt. Dann müssen New York, Portland, Halifax u. St. John als Häfen dienen. Dennoch verkehrten in dem Hafen 1893: 865 Schiffe (790 britische) von 1,580,159 Ton. An den 7,6 km langen Hafenkais am St. Lorenzstrom können Schiffe von 6000 T. anlegen. Kanäle umgehen die Hindernisse der Schiffahrt des obern St. Lorenzstroms und verbinden die Stadt mit den Kanadischen Seen, über den Champlainsee und Hudson auch mit New York. Der Ottawa ist besonders für die Holzflößerei wichtig. Die Kanadische Pacificbahn durchschneidet die Stadt, die Grand Trunkbahn verbindet M. mit dem ganzen Süden. Die Einfuhr betrug 1893: 50,321,896, die Ausfuhr 47,003,993 Doll. Die Einfuhr besteht vornehmlich in Reis, Kaffee, Tabak, Zucker, Salz, Soda, Eisen- und Stahlwaren, Baumwolle, Jute, Kohlen, die Ausfuhr in Weizen, Mais, Vieh (83,322 Rinder, 9291 Schafe, 1247 Pferde), gefrornem Fleisch, Käse, Eiern, Holz. — Als Jacques Cartier 1535 die Stelle erreichte, wo heute M. steht, fand er dort ein Hochelaga genanntes Indianerdorf vor; den Berg hinter demselben nannte er Mont Royal. Die ersten französischen Ansiedler kamen 1542 an, und 100 Jahre später erhielt der schon bedeutende Ort den Namen Villemarie. 1688 richteten die Indianer ein fürchterliches Blutbad in M. an. Die Stadt wurde 1760 den Franzosen als ihr letztes Besitztum in Kanada von den Engländern entrissen, 12. Nov. 1775 bis Frühjahr 1776 hielten die Nordamerikaner M. besetzt. Am 25. April 1849 wurde bei einem Aufstand gegen die britische Regierung das Parlamentsgebäude zerstört, weswegen der 1843 nach M. verlegte Sitz der Regierung wieder nach Quebec kam.

Montréjeau (spr. mongtreschō), Stadt im franz. Depart. Obergaronne, Arrond. St.-Gaudens, auf einer Anhöhe über der Mündung der Neste in die Garonne und an der Südbahn gelegen, mit Seminar, Strumpfwirkerei, Viehhandel und (1891) 2794 Einw. 8 km südwestlich die schöne Tropfsteinhöhle Gargas.

Montretout (spr. mongtr-tū), Höhe südwestlich bei Paris, wichtig wegen ihrer dominierenden Lage gegenüber dem Point du Jour, ward 1870 während der Belagerung von Paris von dem deutschen Heere mit einer geschlossenen Schanze gekrönt. Am 19. Jan. 1871 war der Ausfall der Pariser mit gegen M. gerichtet, ward aber, nachdem die Schanze für einige Stunden in französischer Hand gewesen war, schließlich zurückgewiesen.

Montreuil (spr. mongtröj), 1) (M.-sous-Bois) Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, 3 km östlich von Paris, nördlich von Vincennes, hat aus-

gezeichnete Obst-, insbes. Pfirsichkultur, chemische Fabriken und (1891) 23,986 Einw. — 2) (M.-sur-Mer) Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, an der Canche u. der Nordbahn, hat eine ehemalige Abteikirche, St. Saulve, ein Krankenhaus mit gotischer Kapelle, eine Citadelle, Papierfabrikation, Bereitung von Schnepfenpasteten und (1891) 3565 Einw. M., gegenwärtig 15 km vom Meer entfernt, war noch im 13. Jahrh. Hafenstadt und Mitglied der Hansa, wurde 1537 von Kaiser Karl V. erobert, aber 1665 definitiv mit Frankreich vereinigt.

Montreuil (spr. mongtröj), Gerbert de, altfranz. Dichter, s. Gerbert de Montreuil.

Montreux (spr. mongtrö), klimatischer Kurort im schweizer. Kanton Waadt, Bezirk Vevey, am Genfer See und an der Linie Genf-St.-Maurice der Simplonbahn, besteht aus mehreren am Bergabhang und Seeufer zerstreut liegenden Dörfern und Weilern, darunter der Hauptort Vernex und das benachbarte Clarens (im NW.), Territet, Veytaux (im SO.), Glion u. a., welche politisch die Gemeinden Le Châtelard, Les Planches und Veytaux mit (1888) 10,696 Einw. (darunter 2177 Katholiken) bilden. Das eigentliche M. ist nur eine Häusergruppe an der Kirche. Wegen seiner schönen Lage und seines milden und gesunden Klimas wird M. im Herbst und Winter von Rekonvaleszenten u. Kranken viel besucht: das »schweizerische Nizza«. M. ist durch die Berge vor dem Nordwind geschützt, während der Reflex der Sonnenstrahlen von den Felsen die Temperatur erhöht. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10,58°, im Winter 2,67°, Frühling 10,34, Sommer 18,59, Herbst 10,60°. Die mittlere Tagesschwankung beträgt 5°, die Luftfeuchtigkeit ist mäßig, die Zahl der Regentage gering. Man benutzt M. bei Lungentuberkulose, chronischer Bronchitis, Nervenschwäche und für Rekonvaleszenten, auch als Übergangsstation. M. ist einer der beliebtesten Traubenkurorte. Eine 5 km lange Reihe von Gasthöfen und Pensionen ist vorhanden, seit 1881 auch ein Kurhaus (für Theater und Konzert). In Clarens liegt in dem von Rousseau gepriesenen Bosquet de Julie das moderne Château-des-Crêtes; in der Umgebung von M. die alten Schlösser Chillon (s. d.) und Châtelard. Die Uferhöhen sind reich an entzückenden Aussichtspunkten. Glion (724 m) ist mit Territet durch eine Drahtseilbahn verbunden; von Glion aus führt eine 7,64 km lange Zahnradbahn zu den Rochers de Naye. Vgl. Steiger, Der Kurort M. (3. Aufl., Zür. 1886); Nolda, Klimatischer Kurort und Bad M. (das. 1892).

Montrichard (spr. mongtrischār), Stadt im franz. Depart. Loir-et-Cher, Arrond. Blois, am Cher und an der Orléansbahn, hat Ruinen eines Kastells aus dem 11. Jahrh., eine Kirche aus dem 12. Jahrh. (in der Vorstadt Nanteuil), Wagenbau, Weinhandel und (1891) 2945 Einw.

Montrose (spr. mŏntrōs'), Seestadt in Forfarshire (Schottland), auf flacher Halbinsel nördlich vom Esk, der sich oberhalb in ein Bassin verbreitert, und über den zwei Brücken führen, hat ein Gymnasium (Academy), Museum, eine Irrenanstalt, bedeutende Flachsspinnerei u. -Weberei (1143 Arbeiter), Stärke- und Lichtefabrikation, Schiffbau und (1891) 13,079 Einw. Einfuhr vom Ausland 1894: 217,405 Pfd. Sterl., Ausfuhr nur 29,099 Pfd. Sterl. M. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Montrose (spr. mŏntrōs'), 1) James Graham, Marquis von, aus einem schottischen Adelsgeschlecht (s. Graham), geb. 1612 in Edinburg, gest. 21. Mai 1650, bildete sich durch Reisen und einen längern Aufenthalt in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges, wo er auch in dem protestantischen Heere mit Auszeichnung focht, und bot dann Karl I. von England seine Dienste an. Von dem Herzog von Hamilton jedoch schroff zurückgewiesen, ging er zur Partei der Covenanters über. Als aber die schottische Bewegung antiroyalistische Tendenzen entwickelte, näherte sich M. dem König und wurde 1644 zum General der königlichen Streitkräfte in Schottland und zum Marquis von M. ernannt. Anfangs kämpfte er mit großem Erfolg, nahm Dundee und Edinburg und berief hierauf zu Glasgow ein Parlament, das Subsidien bewilligen sollte. Als er nun aber nach England vorrücken wollte, wurde er 13. Sept. 1645 bei Philiphaugh geschlagen, legte auf Befehl des im schottischen Lager gefangen gehaltenen Königs die Waffen nieder, flüchtete sich auf den Kontinent und empfing von Kaiser Ferdinand III. eine Bestallung zum General, auf Grund deren er Truppen werben wollte. Nach der Hinrichtung Karls I. bot er Karl II. seine Dienste an und landete mit einer kleinen Schar im Frühjahr 1650 in Schottland, wurde aber schon 27. April von Leslie bei Invercarron geschlagen und, nachdem er einige Zeit in Verkleidung umhergeirrt, ausgeliefert, zum Tode verurteilt und am Galgen hingerichtet. Vgl. Napier, Life and times of M. (2. Aufl., Lond. 1856, 2 Bde.); M. Morris, Montrose (das. 1892); Wishart, Memoirs of James, Marquis of M. (das. 1893). Nach der Restauration Karls II. ward der Sohn Montroses in die Würden und Güter seines Vaters wieder eingesetzt. Dessen Enkel James Graham, vierter Marquis von M., ward 1707 zum Herzog von M. erhoben, bekleidete unter Georg I. hohe Staatsämter und starb 7. Jan. 1742.

2) James Graham, dritter Herzog von, geb. 8. Sept. 1755, gest. 30. Dez. 1836, trat als Abgeordneter für Richmond ins Parlament, wurde 1783 Lord des Schatzes, 1789 Generalzahlmeister und, nachdem er seinem Vater 1790 in dem Herzogstitel gefolgt war, Oberstallmeister. Seit 1791 Mitglied des indischen Amtes, zog er sich 1802 mit Pitt von der Regierung zurück. Als dieser 1804 wieder an die Spitze des Ministeriums trat, ward M. Präsident des Handelsamtes und blieb in dieser Stellung bis zu Pitts Tode (1806). Von 1807—24 war er abermals Oberstallmeister, dann Oberkammerherr bis 1830.

3) James Graham, vierter Herzog von, Sohn des vorigen, geb. 16. Juli 1799, gest. 30. Dez. 1874, ebenfalls eifriger Tory und Protektionist, war in Derbys Regierung vom Februar 1852—53 Oberhofmeister des königlichen Hauses, in dessen zweitem Ministerium (Februar 1858 bis Juni 1859) Kanzler des Herzogtums Lancaster, im dritten (Juli 1866 bis Dezember 1868) Generalpostmeister. Sein ältester Sohn, Douglas Beresford Graham, fünfter und jetziger Herzog von M., geb. 7. Nov. 1852, ist General der schottischen Gardebogenschützen und Ehrenoberst im Hochländerregiment der Prinzessin Luise.

Montrouge (spr. mong-rūsch'), Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, unmittelbar südlich vor der Pariser Wallmauer, an der Gürtelbahn, mit Steinbrüchen, Fabrikation von Wirkwaren, Branntwein, Öl, Farben, Essig 2c. und (1891) 11,992 Einw. Ein Teil der Gemeinde (Petit-M.) wurde schon 1859 mit Paris vereinigt (14. Arrondissement). Südlich das 1841 erbaute Fort M. der Pariser Befestigung.

Monts, Alexander Karl Louis, Graf von, deutscher Admiral, geb. 9. Aug. 1832 in Berlin, gest. daselbst 19. Jan. 1889, trat 1849 als Kadett in die preußische Marine, besuchte die Marineschule zu Stettin und machte 1851 und 1854 seine ersten größern Reisen nach Südamerika. 1855 ward er Leutnant, machte 1862 die Expedition nach Ostasien mit, kämpfte 1864 als Kapitänleutnant im dänischen Kriege und ward 1868 Korvettenkapitän. 1872 wurde er mit der Leitung der Versuchstorpedo-Abteilung betraut, war 1873—75 Kommandeur des Artillerieschulschiffs, unternahm, seit 1874 Kapitän zur See, 1875—77 als Kommandeur der Vineta eine Reise um die Erde und ward 1878 dem Panzergeschwader des Admirals Batsch als Befehlshaber des Panzerschiffs Großer Kurfürst zugeteilt, das 31. Mai 1878 durch Zusammenstoß mit dem König Wilhelm bei Folkestone im Kanal sank; M. verließ das Schiff nicht und ging mit ihm unter, wurde aber gerettet und auch von jeder Schuld am Unglück freigesprochen. 1879 ward er zum Konteradmiral, 1883 zum Vizeadmiral befördert u. 5. Juli 1888 unter Ernennung zum kommandierenden Admiral mit der Stellvertretung des Chefs der Admiralität beauftragt.

Mont-Saint-Amand (spr. mong-ßäng-t-amáng), Vorort im NO. von Gent (Belgien), an der Vizinalbahn Gent-Saffelaere, mit (1890) 11,094 Einw.

Mont-Saint-Jean (spr. mong-ßäng-scháng), Weiler in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Nivelles, nach welchem die Franzosen die Schlacht von Waterloo benennen. In der Nähe ein künstlicher, 60 m hoher Hügel mit einem kolossalen, aus eroberten Geschützen gegossenen Löwen als Schlachtdenkmal.

Mont-Saint-Michel, Le (spr. lö mong-ßäng-mischäl), Flecken im franz. Depart. Manche, Arrond. Avranches, auf einem isolierten, 74 m hohen Felsen in der gleichnamigen, tief in das Land einschneidenden Bai des Kanals gelegen, bildet zur Flutzeit eine Insel, ist seit 1880 durch einen 1500 m langen Damm mit dem Festland verbunden, hat Ringmauern, eine berühmte ehemalige Benediktinerabtei (709 gegründet) mit gotischer Kirche, schönem Kreuzgang und Refektorium und (1891) 199 Einw. Vgl. Desroches, Histoire du M. (Caen 1840, 2 Bde.); Germain, Saint Michel et le M. (Par. 1879, illustriert); Luce, Chronique du M., 1343—1468 (das. 1879—86, 2 Bde.).

Montsalvage (Montsalwatsch), s. Gral.

Monts-de-piété (franz., spr. mong-), s. Montes.

Montserrado, Kap, s. Mesurado.

Montserrat, Gebirge, s. Monserrat.

Montserrat, britisch-westind. Insel zu den Kleinen Antillen gehörig, unter 16° 43' nördl. Br. und 62° 13' westl. L. v. Gr., südwestlich von Antigua, 83 qkm (1,5 QM.) groß, mit (1892) 12,072 Einw. Die Insel ist durchaus vulkanisch und erhebt sich in dem noch dampfenden Kegel Soufrière zu 915 m. Heiße Quellen brechen an verschiedenen Punkten hervor; Wald bedeckt das Land bis zu den höchsten Gipfeln, an den Abhängen breiten sich Zuckerrohrfelder, Pflanzungen von Limonen &c. aus. Das Klima ist vortrefflich. Die Einfuhr betrug 1892: 26,774, die Ausfuhr (Zucker, Melasse, Limonensaft) 31,614, die Einkünfte der Kolonie 7609, die Ausgaben 7832, die öffentliche Schuld 8300 Pfd. Sterl. M. gehört zum Gouvernement der Leewardinseln. Hauptort ist Plymouth mit 1400 Einw. — Die Insel wurde 1493 von Columbus entdeckt und 1632 von England besetzt; 1664—68 und 1782—84 war sie in französischem Besitz.

Mont-sur-Marchienne (spr. mong-ßür-marschjän'), Ort in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, nordöstlich von Charleroi, mit diesem durch eine Dampfstraßenbahn verbunden, hat Steinkohlengruben, Eisenindustrie und (1890) 6752 Einw.

Mont Taffelot, s. Taffelot.

Mont Tendre (spr. mong tängdr'), Bergzug im Schweizer Jura, zwischen dem Genfer See und dem Val de Joux (Kanton Waadt), 1680 m hoch.

Montucla (spr. mongtüklá), Jean Etienne, Mathematiker, geb. 5. Sept. 1725 in Lyon, war 1766—92 Oberaufseher der königlichen Gebäude zu Paris u. starb 18. Dez. 1799 in Versailles. Er schrieb: »Histoire des recherches sur la quadrature du cercle, etc.« (2. Aufl., Par. 1831); »Histoire des mathématiques« (das. 1758, 2 Bde.; 2. Aufl. 1799—1802, 4 Bde., das erste und bis auf Mor. Cantor das wichtigste wissenschaftliche Geschichtswerk der Mathematik.

Montür (franz. monture), s. Montierung.

Mont Valérien, s. Valérien, Mont.

Montwey, Quellfluß der Netze (s. d.).

Montyon (Monthyon, beides spr. mongtióng), Antoine Auget, Baron de, franz. Philanthrop, geb. 26. Dez. 1733 in Paris, gest. daselbst 29. Dez. 1820, war nacheinander Advokat im Châtelet, Staatsrat, Maître des requêtes, Intendant von Auvergne und Provence und seit 1780 Kanzler des Grafen von Artois, dem er nach England folgte. Von 1815 an lebte er wieder in seinem Vaterland als Privatmann. Er bestimmte den größten Teil seines bedeutenden Vermögens zu wohlthätigen Zwecken oder zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen. Am bekanntesten ist der nach ihm benannte Tugendpreis (prix de vertu) der französischen Akademie für schriftstellerische Werke, welche die Moralität fördern. Vgl. Labour, Monsieur de M. (Par. 1880).

Monument (lat.), Denkmal (s. d.).

Monumenta Germaniae historica, das große Quellen- und Urkundenwerk zur Geschichte des deutschen Mittelalters, dessen Herausgabe von Stein angeregt und von der 1819 gegründeten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in die Hand genommen wurde. Der Deutsche Bund stellte 12. Aug. 1819 ihre Arbeiten unter seinen Schutz und gab seit 1853 einen jährlichen Geldbeitrag. Die Leitung der Herausgabe übernahm G. H. Pertz, den Verlag die Hahnsche Hofbuchhandlung in Hannover. 1826 erschien der 1. Band der Geschichtschreiber (Scriptores), dem 29 andre folgten; von den Leges (Gesetzen) erschienen nur 4 Bände, von den Diplomata (Urkunden) 1 Band; von dem die Vorarbeiten enthaltenden »Archiv« wurden bis 1874: 12 Bände herausgegeben. Nachdem Pertz 1874 die Direktion niedergelegt und die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde sich aufgelöst hatte, übernahm die preußische Akademie der Wissenschaften die Bildung einer neuen Zentraldirektion, welche sich 1875 konstituierte; die oberste Leitung übernahm Waitz (bis 1886), nach dessen Tode E. Dümmler. Das Deutsche Reich bewilligte einen jährlichen Beitrag von 30,000 Mk., wozu Österreich einen Zuschuß fügte. Außer den Scriptores, die durch einen besondere Abteilung: »Deutsche Chroniken«, vermehrt wurden, den Leges und Diplomata wurden folgende neue Abteilungen gebildet: Auctores antiquissimi (Geschichtschreiber des Überganges aus der römischen in die germanische Zeit), Epistolae (Briefe) und Antiquitates (Denkmäler); für die bisher noch nicht begonnenen Abteilungen und den Neudruck vergriffener Bände wurde statt des bisherigen Foliofor-

mats ein Quartformat gewählt. Ein die Vorarbeiten bringendes »Neues Archiv« (20 Bde.) erscheint seit 1876.

Monumenta Germaniae paedagogica, s. Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Monumentāl (lat.), auf ein Monument bezüglich. Ein Bauwerk nennt man m., wenn es durch seine Anlage und den Charakter seiner Kunstform zeigt, daß es nicht für den Privatgebrauch oder für vorübergehende Zwecke bestimmt ist, sondern der Öffentlichkeit dient und lange Zeit dauern soll. Inschriften sind m., wenn sie in Stein oder Erz, Malereien, wenn sie im großartigen Stil an Wänden ausgeführt sind. Ernst und Gediegenheit der Darstellung und Größe der Auffassung und des Inhalts sind Grundbedingungen der monumentalen Malerei. Verliert sich die Auffassung ins Leichte und Spielende, so spricht man von *dekorativer* Malerei. Im allgemeinen bezeichnet man mit Monumentalmalerei auch jede figürliche Wandmalerei im Gegensatz zur Staffeleimalerei.

Monumentum aere perennius (lat.), s. Exegi monumentum etc.

Mönus, lat. Name des Mains.

Monviso, Berg, s. Monte Viso.

Monyásza (spr. mónjāßa, auch *Menyháza*, spr. ménjhāßa), Dorf und Badeort im ungar. Komitat Arad, an der Bahnlinie Borossebes-Menyháza, mit indifferenten Thermen von 37° und (1890) 644 meist rumän. (griechisch-orientalischen) Einwohnern.

Monza, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Mailand, am Lambro, an der Eisenbahn von Mailand über M. nach Chiasso und Lecco und an den Dampfstraßenbahnen nach Mailand, Barzanò, Bergamo, Carate und Caravaggio, hat eine Domkirche (San Giovanni, 595 von der langobardischen Königin Theodelinde gegründet, im 14. Jahrh. von M. Campione erneuert) mit Marmorfassade, 80 m hohem Turm (aus dem 16. Jahrh.), zahlreichen Kunstwerken und Kostbarkeiten (darunter die Eiserne Krone, s. d.), mehrere andere Kirchen (darunter Santa Maria in Istrada mit prächtiger gotischer Backsteinfassade von 1327), ein frühgotisches Stadthaus (von 1293) mit Zinnenturm, ein Lyceum und ein Gymnasium, eine technische Schule, eine gewerbliche Fachschule und (1881) 17,077 (als Gemeinde 28,012) Einw. M. hat bedeutende Fabrikation von Hüten (3300 Arbeiter), Baumwollweberei, Seidenspinnerei und -Weberei, Färberei, Maschinenfabrikation etc. u. Telephoneinrichtung. Nordwestlich von der Stadt liegt das königliche Lustschloß (Villa reale), 1777 von Piermarini erbaut, mit großem Park. M. hieß im Altertum Modoëtia oder Modicia und war später Residenz der langobardischen Könige.

Monzambāno, *Severinus de*, s. Pufendorf.

Monzon (spr. -ßōn), Stadt in der span. Provinz Huesca, am Cinca, über den eine 215 m lange Hängebrücke führt, an der Bahnlinie Saragossa-Barcelona, mit hochgelegenem Kastell, Gemüsebau, Holzhandel und (1887) 3854 Einw.

Monzonīt, ein Orthoklas-Augitgestein aus der Gruppe des Syenits (s. d.).

Moodoogaöl, s. Butea.

Moogscher Brauerfirnis, s. Pech.

Mooker Heide, große Ebene bei dem Dorf *Mook* in der niederländ. Provinz Gelderland, an der Grenze Limburgs, bekannt durch den Sieg der Spanier unter d'Avila über das oranische Heer unter Ludwig und Heinrich von Nassau, welche hier 14. April 1574 fielen. Vgl. *Blok*, De slag op de Mookerheide (Groningen 1889).

Mooltan, ind. Stadt, s. Multan.

Moor (in Norddeutschland auch *Mösse*, *Moosbruch*, *Luch*, *Bruch*, in Süddeutschland *Moos*, *Fenn* oder *Venn*, *Filz*, *Ried*, *Lohden*, *Wehr* etc.), eine fast ausschließlich aus den Resten abgestorbener Pflanzengenerationen bestehende Bodenbildung. Moore entstehen, wo die Bedingungen für ein üppiges Pflanzenwachstum gegeben sind, und anderseits irgend welche Umstände, z. B. größere, die Pflanzenreste umgebende Wassermengen den Zutritt des Luftsauerstoffs ganz oder teilweise verhindern. Ihre Beschaffenheit richtet sich nach der Art der moorbildenden Pflanzen und nach deren Zersetzungszustand, und da diese im engsten Zusammenhang mit den Eigenschaften des Bodens und des ihn durchtränkenden Wassers stehen, so läßt sich sagen: die Beschaffenheit eines Moores richtet sich nach der Beschaffenheit des Untergrundes, auf dem es aufgewachsen ist, und nach der Beschaffenheit der Zuflüsse, die die moorbildenden Pflanzen von außen her erhalten haben. Hiernach lassen sich die meisten Moorbildungen in zwei große Gruppen ordnen. Die *Hochmoore* entstanden auf armen, nie von fruchtbarem Wasser getränkten Bodenarten aus den Resten anspruchslosester Pflanzen: Heidekraut (Calluna, Erica), Myrica Gale, Ledum palustre, Vaccinium-Arten u. a., Wollgras (Eriophorum) und Torfmoosen (Sphagnaceen). Ihre natürliche Vegetation besteht aus den gleichen Pflanzen, denen sie auch den Namen Heidemoosmoor, botanisch Sphagneto-Eriophoreto-Callunetum, verdanken. Da sie sich auf einem über dem gewöhnlichen Grundwasserspiegel belegenen Boden bildeten, heißen sie auch *Überwassermoore* oder *supraaquatische Moore*. In ihren tiefsten Schichten pflegen sie aus Ansammlungen von halbvermoderten (vertorften) Heidekrautresten (Heidetorf) zu bestehen. Auf dem Heidetorf ruht eine mehr oder weniger mächtige, nicht selten von zähen Wollgrasschichten durchsetzte, im übrigen fast ausschließlich aus wenig vertorften Torfmoosen bestehende Moostorfschicht, die bei sehr schlecht entwässertem M. noch im Wachsen begriffen ist, bei bereits trockner gewordenem nach oben in eine Heideerdeschicht übergeht. *Niederungsmoore* bildeten sich nur auf einem an Pflanzennährstoffen und namentlich an Kalk nicht armen Boden oder unter dem Einfluß eines die genannten Stoffe enthaltenden Wassers. An ihrer Entstehung beteiligten sich weit zahlreichere Pflanzenarten, namentlich aber kalkliebende Gräser, so das gemeine Dachrohr (Phragmites), Riedgräser, Binsen, Rohrkolben, Laubmoose, häufig auch Holzgewächse, wie Erlen, Eichen, Weiden etc. Ihre natürliche Vegetation bilden insbes. Gräser (Gramineen und Carex-Arten) und Hypnum-Moose. Daher die Bezeichnung Wiesen- oder Grünlandsmoor, botanisch Gramineto-Cariceto-Hypnetum, oder, falls sich an der Moorbildung überwiegend die Reste von Holzarten beteiligt hatten: Holzmoor oder Arboretum. Die Niederungsmoore entstanden allermeist in geschlossenen Wasserbecken oder im Überschwemmungsgebiet natürlicher Wasserläufe (daher *Unterwasser-* oder *infraaquatische Moore*). Durch überflutende Wasser sind die Niederungsmoore während ihrer Bildung nicht selten von Sand und Thonschichten durchsetzt worden. Die Anwesenheit von sehr kalkreichem Wasser hatte den Absatz von Schichten kohlensauren Kalkes (Wiesenmergel, Alm) zwischen dem mineralischen Untergrund und dem M. oder auch zwischen den einzelnen Moorschichten zur Folge, eisenhaltiges Quellwasser führte Ablagerungen von Eisenocker, Eisen-

karbonat, Raseneisenstein und Eisenphosphat (Vivianit) im Untergrund und im M. selbst herbei. Auch Überbleibsel tierischen Lebens, Exkremente, Chitinpanzer und andre Reste von Wassertieren sowie Ablagerungen von Kieselgur finden sich in den Niederungsmooren weit häufiger als im Hochmoor. In kalkreichen Seebecken mit flachem Wasserstand gingen häufig Niederungsmoore aus dem üppigen Wachstum des gemeinen Dachrohrs hervor, dessen abgestorbene u. vertorfende Reste schließlich das ganze Becken mit Rohrtorf (Dargmoor, Phragmitesmoor) ausfüllten. Bei tiefem Wasserstand konnte die Moorbildung in der Weise vor sich gehen, daß vom Ufer aus Rohr, Binsen, Riedgräser, Laubmoose in die Wasserfläche hineinwuchsen und im Verein mit schwimmenden Wasserpflanzen den See mit einer immer stärker werdenden Moordecke bezogen (schwimmende Moore). Überwehung oder Überschwemmung mit Sand, Thon und andern Bodenarten von außen her sowie die fortschreitende Vertorfung der moorbildenden Pflanzen konnte das Gewicht der pflanzlichen Schicht derartig vermehren, daß sie untersank und neuer Moorbildung Platz machte, so daß allmählich selbst sehr tiefe Wasserbecken mit M. ganz ausgefüllt wurden. Änderten sich während des Aufwachsens eines Moores die ursprünglichen Wachstumsbedingungen, wurde z. B. ein aufwachsendes Hochmoor infolge irgend eines Naturereignisses mit kalkreichem Wasser überflutet, oder erhob sich die Oberfläche eines aufwachsenden Niederungsmoores so hoch über den mineralischen Boden, daß sie dessen und des seitlich zuströmenden Wassers Einfluß entrückt wurde, so änderte sich mit der Art der moorbildenden Pflanzen auch die Art des Moores, im erstern, seltener vorkommenden Fall ging das Heidemoosmoor in ein Wiesenmoor, im letztern das Wiesenmoor in ein Heidemoosmoor über. So lagern zahlreiche Hochmoore Schleswig-Holsteins sowie des südlichen Deutschland, Österreichs und der Schweiz auf Niederungsmoor; auch unter den im Mündungsgebiet der nordwestdeutschen Flüsse belegenen großen Hochmooren (Marschmoore) findet sich vielfach ein aus den Resten üppiger Rohrfelder entstandenes Dargmoor (s. oben). Unter Wachstumsbedingungen, bei denen Hochmoor u. Niederungsmoor bildende Pflanzen um den Vorrang streiten konnten, ohne daß die eine oder andre Art zum Unterliegen kam, bildeten sich die Übergangsmoore, die nach Zusammensetzung und sonstigen Eigenschaften bald den Hochmooren, bald den Niederungsmooren näherstehen. Moore entstanden nicht nur in der Ebene, sondern auch auf Bergen, auf denen Gelegenheit zu Wasseransammlungen gegeben war. Auch diese Gebirgsmoore besitzen, je nach der Beschaffenheit ihres Untergrundes, bald Hochmoor-, bald Niederungsmoorcharakter. Auf den Gipfeln und an den Abhängen der Kalkalpen bildeten sich graswüchsige Wiesenmoore, auf den Granitkuppen des Harzes, Schwarzwaldes, Fichtelgebirges und Riesengebirges nicht selten mächtige Hochmoore, die für die Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit in den Gebirgswäldern von größter Bedeutung sind.

Die kulturellen Eigenschaften der Moorböden stehen zu ihrer Entstehung in engster Beziehung. Von den gewöhnlichen Bodenarten unterscheiden sie sich namentlich durch das Vorwiegen der organischen, verbrennlichen Bestandteile, durch ihr demzufolge sehr geringes Volumgewicht und den ihrem hohen Wasseraufsaugungsvermögen entsprechenden großen Wassergehalt. Sie sind im Naturzustande den nassen und kalten Böden zuzurechnen, schwer durchlässig, daher auch schwer durchlüftbar und zu ungünstigen Zersetzungsprozessen unter Entstehung pflanzenschädlicher Stoffe (Schwefelwasserstoff, Sumpfgas, Schwefeleisen &c.) geneigt. Mit Wasser vollgesaugt, unterliegen sie im Winter sehr leicht dem Auffrieren, im Frühjahr den Spätfrösten. Beim Austrocknen erleiden sie eine starke Raumverminderung. Eine regelrechte Entwässerung beeinflußt ihre kulturellen Eigenschaften so günstig, daß man sie bei verständiger Behandlung den dankbarsten Bodenarten zurechnen darf. Namentlich sichert ihnen ihr hohes Wasseraufsaugungsvermögen in trocknen Zeiten den Vorzug vor Mineralboden. Übermäßige Wasserentziehung beeinträchtigt ihre Wasseraufnahmefähigkeit in hohem Grade. Ein stark entwässertes, von seiner natürlichen Pflanzendecke entblößtes M. kann an der Oberfläche zu einer staubigen Masse austrocknen, die nicht mehr vom Wasser benetzt und wie Dünensand vom Winde fortbewegt wird (Moorwehen, Mullwehen). Der Gehalt der Moore an Pflanzennährstoffen richtet sich nach den Pflanzen, aus denen sie entstanden sind, und nach den Umständen, die bei ihrer Entstehung sonst mitgewirkt haben (s. oben). Dementsprechend sind die Hochmoore weit ärmer, und zwar namentlich an Kalk und Stickstoff, als die Niederungsmoore. Im großen Durchschnitt sind in 100 Teilen trockner Moorsubstanz an wichtigeren Stoffen enthalten:

	Stickstoff	Asche	Kali	Kalk	Phosphorsäure
Hochmoor . . .	0,8—1,2	3,0	0,05	0,25	0,10
Niederungsmoor .	2,5 (bis 4)	10,0	0,10	4,00	0,25
Übergangsmoor .	2,0	5,0	0,10	1,00	0,20 (bis 5)

Im natürlichen Zustand kommen auf 1 Hektar Bodenfläche bis zur Tiefe von 20 cm in Kilogramm:

	Feste Stoffe	Stickstoff	Kali	Kalk	Phosphorsäure
Hochmoor . .	200 000	2 500	100	800	240
Niederungsmoor	500 000	12 000	500	20 000	1200

Geht der verschiedene Kulturwert der beiden Moorarten schon aus diesen Zahlen deutlich hervor, so beanspruchen die Niederungsmoore auch deswegen einen erheblichen Vorzug vor den Hochmooren, weil ihre moorbildenden kalkreichen Pflanzenreste schon unter dem Einfluß des Luftsauerstoffs sich leicht in einen milden Humus umwandeln, dessen Nährstoffe den Kulturgewächsen weit zugänglicher sind als die der Hochmoorbildungen. Eine Bedeckung oder Vermischung der obern Moorschicht mit mineralischen Bodenarten, (Sand, Lehm) macht den von Natur weichen und losen Moorboden fester und zugänglicher für die landwirtschaftliche Bearbeitung, schützt ihn gegen Feuersgefahr und verbessert seine Wasser- und Temperaturverhältnisse. Ein an der Oberfläche mit Sand gemischter, und mehr noch ein mit Sand bedeckter Moorboden verliert weit weniger Wasser durch Verdunstung als das nackte M., darf also und muß stärker entwässert werden als das letztere. Infolge der herabgesetzten Verdunstung und der geringern Wasserkapazität der obern Schichten ist die Durchschnittstemperatur des besandeten Moores höher als die des nackten. Als durchschnittliche Jahrestemperatur, bei 11 cm Tiefe, wurden von der Moorversuchsstation gefunden

im nackten Moor	in dem an der Oberfläche mit Sand gemischten Moor	in dem mit Sand bedeckten Moor
7,02°	8,41°	9,01°

Auf diesen günstigen Wirkungen der Besandung beruhen die Vorteile der holländischen Veenkultur und der Rimpauschen Moordammkultur (s. unten).

Der Gesamtumfang der in Deutschland vorhandenen Moore darf nach ungefährer Schätzung zu 300 QM. (16,500 qkm) angenommen werden. Besonders reich an ausgedehnten Hochmooren ist der Nordwesten und der Nordosten. Die Niederungsmoore bilden meist kleinere Komplexe als die Hochmoore. Nach einer (nur annähernden) Statistik besteht der Boden des Königreichs Preußen zu 5,2 Proz. aus Moorboden (etwa 260 QM.). Davon entfallen allein auf die Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein etwa 130 und auf Ostpreußen etwa 50 QM. (in allen drei Provinzen zum größern Teile Hochmoor). Oldenburg enthält 17,2 QM. (18,6 Proz. der Bodenfläche) überwiegend Hochmoor. Zahlreiche Niederungsmoore finden sich namentlich in den preußischen Provinzen Pommern, Brandenburg, Posen, Sachsen sowie in Mecklenburg. Weit geringer ist die Anzahl der Moore in Mittel- und Süddeutschland. Bayern enthält etwa 11,8 QM. Von außerdeutschen Ländern besitzen Holland (in seinen östlichen Provinzen), Irland, Dänemark (in Jütland), Schweden und Norwegen, Finnland, die russischen Ostseeprovinzen, Böhmen, Galizien, die Schweiz eine große Anzahl von Hoch-, Niederungs- und Übergangsmooren. Vgl. Moorkolonien.

[Moorkultur.] Eins der ältesten Verfahren, das Hochmoor landwirtschaftlich zu nutzen, ist höchst wahrscheinlich die Moorbrennkultur, die im Anfang des 18. Jahrh. von Holland aus in den ostfriesischen Hochmooren sich Eingang verschaffte. Hierbei wird die Narbe des oberflächlich entwässerten Moores umgehackt und, nachdem im Frühjahr die Moorschollen abgetrocknet sind, Feuer angelegt, das, vom Winde getrieben, sich über die Moorfläche ausbreitet und einen Teil der Moorsubstanz in Asche legt. In diese wird meist Buchweizen, seltener Hafer, eingesäet, und das Verfahren so oft (6—8 Jahre) wiederholt, bis der Acker »totgebrannt« ist und ohne Düngung keine Frucht mehr hervorbringt. Erst nach 30—40 Jahren, wenn sich über dem Moortorf die durch das Brennen zerstörte Heideerdeschicht wieder neu gebildet hat, ist der Boden wieder brennfähig. Ein maßvolles Brennen, das die Nährstoffe des Bodens aufschließt und sie den Kulturgewächsen zugänglich macht, ist als Einleitung zu einer rationellen Dungkultur auf vielen Hochmooren nicht zu verwerfen. Als ausschließliche Kultur betrieben, wird das Brennen zu einem Raubsystem, das namentlich für die ostfriesischen Hochmoorkolonien verhängnisvoll geworden ist. Eine weit sicherere Grundlage für die landwirtschaftliche Nutzung des Hochmoores stellt die in den Veenkolonien der holländischen Provinz Groningen ausgebildete holländische Veenkultur (Veen = Moor) dar. Das ursprüngliche Verfahren setzt ein Austorfen des Hochmoores bis auf den Untergrundsand voraus. Nachdem der Heidetorf vollständig abgestochen, wird der vorher abgeräumte (abgebunkte) Moostorf auf den sandigen Untergrund zurückgeworfen, sorgfältig planiert, mit einer 5—12 cm starken, aus den Entwässerungsgräben oder von sandigen Erhebungen entnommenen Sandschicht bedeckt und eine starke Düngerschicht (mit Vorliebe die in den holländischen Städten sorgfältig gesammelten und zu Kompost verarbeiteten städtischen Auswurfsstoffe) übergebreitet und durch wiederholtes Eggen und Pflügen M., Sand und Dünger innig vermischt. Die hohen Kosten der Urbarmachung machen sich durch den Torfverkauf reichlich bezahlt. Bei reichlicher Düngung werden auf den Veenäckern sehr hohe Erträge an Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Bohnen, Erbsen, Raps, Klee, Kartoffeln und Rüben erzielt. Das Verfahren ist durch die Hollandgänger auch in diejenigen deutschen Hochmoore eingeführt worden, bei denen die Gelegenheit zu reichlichem Torfabsatz vorhanden war. Es läßt sich auch auf nicht ausgetorftem Hochmoor ausführen, falls Sand in der Nähe zu haben ist.

Hochmoorkultur ohne Sand. In denjenigen nordwestdeutschen Hochmooren (im jetzigen Regbez. Osnabrück, Stade, Lüneburg, Aurich), in denen die Vorbedingungen für die Veenkultur, die Möglichkeit der Abtorfung größerer Moorflächen bis auf den Untergrund oder der Gewinnung von Höhensand fehlten, hat man schon vor langer Zeit den unausgetorften (vorher meist durch Brennkultur genutzten) Hochmoorboden in Stalldungkultur genommen. Bei dem großen Mangel an Dünger und an Naturwiesen, woran unsre Hochmoorgegenden im Gegensatz zu den holländischen kranken, blieb die Ausdehnung der Ackerflächen überall gering, auch mußte man sich auf den Anbau möglichst anspruchsloser Früchte (Roggen und Kartoffeln) beschränken. Erst durch die Versuchsthätigkeit der Moorversuchsstation (s. Moorkolonien) wurde die Möglichkeit geschaffen, die Hochmoorkultur beliebig zu erweitern und viel intensiver zu gestalten. Ihr gelang der Nachweis, daß die sogen. künstlichen Dungmittel: Kalisalze, Phosphate, Chilisalpeter, Ammoniaksalze in Verbindung mit kalkreichen Stoffen, wie gebrannter Kalk, Mergel, der an den Mündungen der nordwestdeutschen Ströme u. in deren Häfen in großen Massen ausgebaggerte Seeschlick, nicht nur auf altem Hochmoorkulturboden, sondern auch auf neu urbar gemachtem, besandetem oder nicht besandetem Hochmoor gleiche und höhere Erträge an den wichtigsten Feldfrüchten liefern als der früher ausschließlich benutzte Stalldung, daß die zielbewußte Verwendung dieser Hilfsmittel es ermöglicht, mit dem in den alten Hochmoorkolonien üblichen ewigen Roggenbau und seinen unliebsamen Folgen zu brechen, an seiner Stelle einen rationellen Wechsel zwischen Getreide, Knollenfrüchten und Leguminosen zu setzen und dadurch gleichzeitig eine erhebliche Ersparnis an Düngerstickstoff herbeizuführen. Auf dem nach den Methoden der Moorversuchsstation behandelten abgetorften und nicht abgetorften Hochmoorboden läßt sich endlich ein höchst ergiebiger Klee-Grasbau treiben, der namentlich durch die auf Grund der Hellriegelschen Untersuchungen in die Praxis der Hochmoorkultur eingeführte Bodenimpfung (mit geringen Mengen von kleewüchsigen Bodenarten) noch sehr an Sicherheit gewonnen hat. Bei der Kultur des unbesandeten Hochmoors wird der Grundwasserstand auf 40—60 cm unter die Oberfläche gesenkt. Die Breite der zwischen zwei Gräben liegenden Beete beträgt 8—15 m. An Dünger werden für den Hektar gegeben: 40—80 Ztr. gebrannter Kalk oder eine entsprechende Menge Mergel, 100—200 kg Kali, 75—150 kg Phosphorsäure; zu Körner- und Hackfrüchten außerdem 15—60 kg Stickstoff.

Die Niederungsmoore werden entsprechend ihrer natürlichen Vegetation zum weitaus größten Teil als Wiesen und Weiden genutzt. Durch zweckmäßige Entwässerung, Düngung mit Kompost, kräftiges Eggen und Neuansaat ihren von Natur meist minderwertigen Pflanzenwuchs in hochwertige Futter-

bestände umzuwandeln, hat vornehmlich der Landrat v. Saint-Paul auf Jäcknitz in Westpreußen in der Mitte dieses Jahrhunderts gelehrt; während die Moorversuchsstation zuerst nachwies, daß dabei der Kompost mit großem Vorteil durch Kalisalze und Phosphat, auf phosphorsäurereichen Mooren allein durch Kalisalz (Kainit, Carnallit) ersetzt werden kann. Zweckmäßige Düngung für den Hektar: 16 Ztr. Kainit und 4—8 Ztr. Thomasphosphat. Behufs des Anbaues von Ackerfrüchten sind auch die Niederungsmoore früher mehrfach gebrannt worden, mit auffällig gutem augenblicklichen Erfolg, aber zum Nachteil für die dauernde Ertragsfähigkeit. Auch die Behandlung des Niederungsmoors mit Stalldünger zeitigt bei genügender Entwässerung und bei günstigen Witterungsverhältnissen nicht selten erhebliche Erträge an Wurzelgewächsen u. andern Sommerfrüchten, brachte aber meist nur leichtes Korn. Stets bleibt hierbei das Niederungsmoor ein höchst unsicherer Boden, auf dem Winterfrüchte wegen des Auffrierens nur selten gedeihen, die Sommerung sehr häufig durch Spätfröste zerstört wird, das Unkraut üppig wuchert, der zu nassen Zeiten vom Zugvieh kaum betreten werden kann, in trocknen Jahren leicht an Dürre leidet.

Alle diese Nachteile werden auf das Glücklichste bekämpft durch die von H. Rimpau (1822—88) auf seinem Gute Cunrau im Drömlingsmoor in der Altmark seit 1862 erprobte Moordammkultur (Sanddeckkultur). Sie besteht in der Bedeckung des vorher durch offene Gräben in 25—50 m breite Beete (Dämme) gelegten u. hierdurch oder auch durch Drainage bis auf mindestens 100 cm, lieber noch tiefer entwässerten Moores mit einer 10—12 cm starken Schicht mineralischer Bodenarten (Sand, Lehm). Nur die letztere wird beackert. Das Bedeckungsmaterial wird entweder nach Rimpaus Vorgang, wenn der Moorstand flach und der Untergrund frei von pflanzenschädlichen Stoffen ist, aus den zu diesem Zweck entsprechend breit angelegten Dammgräben oder aus der Umgebung des Moores entnommen. Als geeignete Bodenarten für die Herstellung der Kulturen werden die mittel- bis grobkörnigen Sande angesehen, ein Gehalt an kohlensaurem Kalk ist erwünscht, ein größerer Thongehalt nur dann, wenn die Moordämme als Wiese benutzt werden sollen. In letzterm Falle darf die Stärke der Sanddecke sowie auch die Grabentiefe herabgemindert werden. Ängstlich zu meiden sind Untergrundsande, die Schwefeleisen enthalten. Letzteres geht an der Luft in Schwefelsäure und Eisenvitriol über, die alle Vegetation für längere Zeit völlig vernichten können. Gedüngt werden die Moordämme ausschließlich mit Kalisalz (z. B. 12—24 Ztr. Kainit auf den Hektar) und Phosphat (z. B. 4—8 Ztr. Thomasphosphat auf den Hektar). Bei gewissen Früchten, z. B. bei Zuckerrüben, scheint sich auch eine schwache Zugabe von Chilisalpeter zu empfehlen. Auf Moordammkulturen sind bisher mit gutem Erfolg gebaut worden: Winter- und Sommergetreide, Raps, Erbsen, Bohnen, Klee, Kartoffeln, Futter- und Zuckerrüben, Mais, Mohn etc. Die Kosten der Moordammanlagen schwanken in sehr weiten Grenzen (400—1000 Mk. für den Hektar). Die Bewirtschaftungskosten dürften sich im großen Durchschnitt etwa auf 230 Mk. für den Hektar stellen. Im ganzen wurden 1890 (jedenfalls zu niedrig): 16,395 Hektar Moordammkultur in Deutschland gezählt.

Moor (Mineralmoor), torfähnliche vegetabilische Substanz, die wesentlich aus Humussubstanzen besteht und mit Mineralwasser durchtränkt ist. Sie enthält auch Salze der Ameisensäure, Essigsäure, Propionsäure, verschiedene Mineraltrümmer und Salze, besonders auch Eisensalze. Man benutzt M. zu Moorbädern, nachdem man ihn behufs durchgreifender Oxydation unter Dach über größere trockne Flächen ausgebreitet, dann gesiebt, gemahlen und in Mineralwasser verteilt hat. Vgl. Bad, S. 311.

Moor (Aufbringen auf M.), in der Juwelierkunst das Fassen von fehlerhaften, besonders fleckigen Edelsteinen in einem Kasten, der innen mit Lack und Bernsteinschwarz überzogen ist.

Moor (Moir), Gewebe, s. Berkan; auch soviel wie Moiré.

Moór, Markt im ungar. Komitat Weißenburg, an der Südbahnlinie Ujszöny-Stuhlweißenburg, mit Kapuzinerkloster, zwei alten Kastellen, Kavalleriekaserne, Honvéddenkmal, Weinbau, Bezirksgericht und (1890) 9309 deutschen u. magyarischen (meist römisch-kath.) Einwohnern.

Moor (Mor, Moro), Antonis, niederländ. Maler, geb. zwischen 1512 und 1520 in Utrecht, gest. zwischen 1576 und 1578 in Antwerpen, war Schüler des Jan van Scorel in Utrecht und bildete sich dann unter dem Einfluß italienischer Meister, besonders Tizians, in Italien weiter. 1550 war er in Rom, eine Zeitlang in Madrid als Hofmaler Philipps II., 1553 in Lissabon, 1554 in London und außerdem in Brüssel und Antwerpen, wo er 1547 in die Lukasgilde getreten war. Er hat fast ausschließlich Bildnisse, zum Teil von hervorragenden Zeitgenossen, gemalt, unter denen die besten an Wärme des Kolorits und Energie der Charakteristik Tizian nahekommen. Sie sind sehr zahlreich, besonders in den englischen Sammlungen, in Madrid, Dresden, Wien, Brüssel, Petersburg und im Louvre. Die kaiserliche Galerie zu Wien besitzt das Bildnis der Margarete von Parma und des Kardinals Granvella, das Berliner Museum das Doppelbildnis zweier Utrechter Domherren, die Uffizien zu Florenz sein Selbstporträt.

Moorbäder, s. Bad, S. 311.

Moorbeet, ein Kulturbeet im Garten für Pflanzen, welche im natürlichen Zustand meist in Sumpf- und Moorboden wachsen, wie Andromeden, pontische und andre Freilands-Azalien, Clethra, Eriken, Kalmien, Rhododendron u. a. Man gräbt an geeigneter, für die meisten Blütenpflanzen auf sonnig, für wenige andre auf halbschattig gelegener Stelle den Boden 75 cm tief aus und füllt dafür klein gehackte, aber sonst rohe Heide- und Moorerde mit wenig Sand ein und setzt die Pflanzen, nach ihrer Größe geordnet, hier ein; sie verlangen alle während ihres Wachstums sehr viel Wasser, weniger oder keins nach dessen Abschluß zur Zeit der Ausbildung von Blütenknospen. Nach Anbruch des Winters müssen diese Pflanzen durch Matten, Kiefernreisig etc., die man auch auf und um ein Lattengestell legt, gegen allzu hohe Kältegrade und schroffen Temperaturwechsel geschützt werden.

Moorbirkhuhn, s. Schneehuhn.

Moorbrennen, s. Moor, S. 507.

Moorbruch, s. Bruch, S. 547.

Moordammkultur, s. Moor.

Moore, bei botan. Namen für Thomas Moore (spr. mūr), geb. 29. Mai 1821 in Guilford (Surrey), Direktor des botanischen Gartens in Chelsea, gest. 1887. Schrieb: »The ferns of Great Britain and Ireland« (1855); »Index filicum (1857—62, 20 Tle.); »Illustrations of orchidaceous plants« (1857); gab auch Lindleys »Treasury of botany« heraus.

Moore (spr. mūr), 1) Sir John, brit. General, geb. 13. Nov. 1761 in Glasgow, gest. 16. Jan. 1809, trat 1776 als Fähnrich in die englische Armee, machte den amerikanischen Krieg und die Expeditionen gegen Gibraltar und Corsica mit, focht 1796 als Brigadegeneral in Westindien und ward im Mai d. J. Gouverneur von Santa Lucia, mußte aber 1797 aus Gesundheitsrücksichten nach England zurückkehren. Er kämpfte darauf 1798 als Generalmajor gegen die Rebellen in Irland, 1799 in Holland gegen die Franzosen, 1801 in Ägypten, wo er sich, obschon vor Alexandria verwundet, besonders bei der Belagerung von Kairo auszeichnete. 1806 erhielt er als Generalleutnant ein Kommando auf Sizilien und 1808 ein solches über ein Korps von 10,000 Mann, welches Schweden gegen die Franzosen, Russen und Dänen unterstützen sollte. Da er sich aber in betreff des Kriegsplanes mit Gustav IV. überwarf, kehrte er mit seinen Truppen nach England zurück. Darauf nach Portugal gesandt, vereinigte er sich mit General Baird und drang bis Salamanca vor, wo er von den spanischen Insurgenten Unterstützung zu finden hoffte, mußte sich aber, um nicht von der Küste abgeschnitten zu werden, nach Coruña zurückziehen. Als er hier die Einschiffung der Truppen anordnete, erreichte ihn 16. Jan. 1809 Soult. M. fiel in dem sich entspinnenden Kampfe, doch ward sein Korps gerettet. Sein Bruder James Carrick M. gab die Geschichte seines Feldzugs in Spanien (Lond. 1809) und seine Biographie (das. 1835, 2 Bde.) heraus.

2) Thomas, berühmter engl. Dichter und Schriftsteller, geb. 28. Mai 1779 in Dublin, gest. 26. Febr. 1852 in Sloperton Cottage, war der Sohn eines Weinhändlers und bezog, 15 Jahre alt, die Universität Dublin, um die Rechte zu studieren. Sein Jugendfreund Robert Emmet, der sich für den irischen Aufstand von 1798 mit Begeisterung einsetzte (hingerichtet 1803), und die ganze revolutionäre Stimmung jener Zeit machte einen dauernden Eindruck auf den jungen Mann, den inzwischen sein musikalisches Talent in die ersten Kreise der Stadt eingeführt hatte. 1799 zum Bakkalaureus promoviert, ging M. nach London, um die Advokatenlaufbahn zu beginnen und zugleich um einen Verleger für seine Übersetzung des Anakreon zu suchen; das Buch erschien indes nach einigem Zögern im Selbstverlag (Lond. 1800) und befreite den Verfasser durch seinen Ertrag aus drückender finanzieller Lage. Ebenso erfolgreich war die Veröffentlichung seiner ersten Gedichte unter dem Titel: »Poetical works of the late Thomas Little« (Lond. 1801). Nachdem er die offizielle Hofpoetenstelle ausgeschlagen, verschafften ihm seine Gönner von der Whigpartei eine Verwaltungsstelle auf den Bermudas; indessen gab er sie nach drei Monaten auf und kehrte nach England zurück. Gleich darauf kamen die Whigs ans Ruder, und M. war schon im Begriff, zum Antritt einer ihm übertragenen Stelle nach Irland abzureisen, als eine persönlich beleidigende Kritik in der »Edinburgh Review« die »Odes and epistles« traf, die er (Lond. 1806, 2 Bde.) veröffentlicht hatte. Ein Duell zwischen M. und dem Redakteur Jeffrey wurde nur durch die Dazwischenkunft der Polizei verhindert. Ein ähnlicher Handel mit Lord Byron, welcher in einer Satire auf diese Begebenheit angespielt hatte, wurde später friedlich beigelegt, und von der Ausgleichung des Zerwürfnisses datiert die innige und dauernde Freundschaft beider Dichter. 1811 verheiratete sich M. mit der reichen Miß Dyle und lebte nun teils auf seinem Landgut Sloperton Cottage in Wiltshire, teils in London. Ausschließlich der Litteratur sich widmend, versuchte er sich im Drama, hatte aber mit politischen Satiren, in denen er die Torypartei mit dem ihm eignen beißenden Witz angriff, mehr Erfolg. Seine berühmten »Irish melodies« (1807—34; deutsch zum Teil von Freiligrath; von Kißner, Hamb. 1875) sind lyrische Gedichte als Texte zu alten irischen, von John Stevenson arrangierten Nationalmelodien, welche, wie diese selbst, in gelungenster Weise jene »seltsame Mischung von Gram und Leichtsinn«, die nach Moores Ausspruch den Charakter der Irländer bildet, zum Ausdruck bringen. Dabei sind politische und historische Gegenstände nur sparsam berührt; das rein lyrische, das sprudelnde wie das wehmütige, Element herrscht vor. Ein Seitenstück dazu bilden die »National melodies« (1815) und die »Sacred songs« (1816), letztere mit Musik von M. und Stevenson. Sein größtes und vollendetstes Werk ist die im Morgenland spielende Dichtung »Lalla Rookh« (1817; deutsch von A. Schmidt, 2. Aufl., Berl. 1876). Sie besteht aus vier durch einen Rahmen verbundenen poetischen Erzählungen, von denen »Paradise and the Peri« (deutsch von H. Kurz, Stuttg. 1844, und von M. Witte, 3. Aufl., Darmst. 1878) am meisten bekannt ist; die Schilderungen sind reich an orientalischer Pracht, und die Sprache atmet jenen melodischen Zauber, der einen wesentlichen Vorzug Moores bildet und in manchen seiner Gedichte die oft allzu kahle Verstandesschärfe in Reflexion und Gedanken verdecken muß. Der juristisch geschulte Verstand, der in der Lyrik Moores bisweilen stört, feiert indes seine größten Triumphe in satirischen, oft politischen, auf Tagesereignisse bezüglichen Gedichten. Geldverlegenheiten, welche einer bei seinem Weggang von den Bermudas gegen ihn gerichteten Entschädigungsklage entsprangen, veranlaßten ihn, auf einige Zeit nach Paris zu flüchten, wo er seine »Loves of the angels« (1823), ein Seitenstück zu »Lalla Rookh«, schrieb. Von dichterischen Werken erschien nur noch der unvollendete Roman »The Epicurean« (1827), dessen Stoff, in poetische Briefform gekleidet, dem Orient entnommen ist. Außerdem erstreckte sich seine Thätigkeit auf die Sammlung seiner Werke und auf historische Studien. Die Geschichte seines Vaterlandes und die Leiden desselben in der Gegenwart hatte er schon 1823 in seinen »Memoirs of the life of captain Rock«, nicht überall frei von Parteileidenschaft, geschildert; auch seine »Memoirs of Lord Edward Fitzgerald« (Lond. 1831, 2 Bde.) sind ein schätzbarer Beitrag zur irischen Geschichte. Seine »Travels of an Irish gentleman in search of religion« (Lond. 1833, 2 Bde.; deutsch von M. Lieber, 6. Aufl., Aschaffenb. 1852) sind mehr ein Zeugnis von Moores scharfem Verstand als der Ausdruck einer ethischen Beteiligung an der Sache selbst. Für Lardners »Cyclopedia« lieferte er eine »History of Ireland«, die dann vervollständigt in 4 Bänden (Lond. 1835 u. ö.; deutsch von Ackens, Baden 1846) erschien. Die »Memoirs of the life of Lord Byron« (1833, neue Ausg. 1878) ersetzen die dem Dichter von Byron übertragene, von jenem unterlassene Herausgabe der wirklichen Aufzeichnungen nicht. Auch gab er 1821 Sheridans Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie. Nach seinem Tode wurden ihm alsbald zu Glasgow und Dublin Statuen errichtet. Die »Memoirs, journal and correspondence of Th. M.« (Lond. 1853—56, 8 Bde.; im Auszug 1860) veröffentlichte Lord John Russell. Ein Nachtrag dazu ist: »Prose and Verse by Th. M., with suppressed pas-

sages from the memoirs of Lord Byron« (hrsg. von Shepherd, Lond. 1878). Seine sämtlichen Werke erschienen London 1840—43 in 10 Bänden (neue Ausg. 1861), 1893 in 1 Band; die poetischen Werke übersetzte Th. Ölckers (2. Aufl., Leipz. 1843, 5 Bde.). Vgl. die kurze Lebensbeschreibung von Symington, Thomas M. (Lond. 1830), und die eingehende Studie von Vallat, Th. M., sa vie et ses œuvres (Par. 1886).

Moorea (Mourea, Eimeo), eine der Gesellschaftsinseln, westlich von Tahiti, 132 qkm groß, mit (1889) 1577 Einw., von romantischer Schönheit, bis 1212 m hoch, mit zwei schönen Häfen: Paopao und Opanohu; an letzterm liegt der Hauptort Papetoai.

Moorenten (Fuligulinae), Unterfamilie der Zahnschnäbler aus der Ordnung der Schwimmvögel, Vögel mit mittellangem, hohem, an der Wurzel oft aufgetriebenem Schnabel, stärkerm Kopf und kürzerm Hals als bei den Enten und kurzem oder mittellangem, keilförmigem oder abgerundetem Schwanz. Etwa 30 Arten. Zur Gattung Fuligula *Steph.* (Fulix *Sund.*) gehört die Tafelente (Rotmoor-, Rothals-, Rotkopfente, Quellje, Brandente, F. ferina *L.*), 55 cm lang, 78 cm breit, am Kopf und Vorderhals braunrot, auf der Vorderbrust schwarz, auf dem Rücken aschgrau, auf den Flügeln grau, auf dem Spiegel hell aschgrau, unterseits grauweiß; der Schnabel ist schwarz mit blauer, beim Männchen mit lichtgrauer Querbinde, der Fuß bleigrau. Sie bewohnt die nördliche gemäßigte Zone beider Erdhälften, kommt ziemlich häufig im März oder April zu uns und zieht im Oktober ab, überwintert aber an den Küsten zahlreich. Sie brütet in der zweiten Hälfte des Mai bis Anfang Juli. Die Schellente (Klang-, Hohlente, Quaker, Schreier, Knobbe, F. clangula *L.*), 50 cm lang, 75 cm breit, am Kopf und Oberhals schwarzgrün, jederseits an der Schnabelwurzel mit weißem Fleck, auf Rücken und Schultern schwarz, am Hals u. Unterseite weiß. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß rotgelb mit schwarzer Schwimmhaut. Sie bewohnt den Norden der Alten und Neuen Welt, brütet noch an der Ostseeküste, geht im Winter bis zum Mittelmeer, weilt bei uns von März bis November und brütet im Mai und Juni.

Moorfoot (spr. mūrfūt, Muirfoot), Höhenzug im südlichen Schottland, durchschneidet den südlichen Teil von Edinburghshire und erreicht im Blackhope Scar 651 m Höhe.

Moorfunde, im Moor gefundene prähistorische Gegenstände, die infolge des Luftabschlusses und der konservierenden Eigenschaften gewisser im Moor und Torf sich entwickelnder chemischer Substanzen sich meist vorzüglich erhalten haben. Nicht nur Gegenstände aus Metall, Stein, Knochen, Horn u. dgl., sondern auch mehr vergängliche Objekte (Leichenteile, Kleidungsstücke u. dgl.) bleiben im Moor Jahrhunderte hindurch unverändert. Der bei verschiedenen Völkern üblichen Sitte, durch Versenken in Seen und Quellen den Göttern Gegenstände zu weihen, verdanken wir die Erhaltung einer großen Anzahl der interessantesten Funde. Namentlich reich waren die Moore Dänemarks und Schleswigs. Unweit Nydam in Schleswig wurde ein über 20 m langes Ruderboot, mit Waffen und Geräten angefüllt, welches bis ins 3.—5. Jahrh. n. Chr. zurückdatiert, dem Moore entnommen. Einzelne M. (dem Treenhoi-Grabhügel unweit Ribe in Jütland entnommener Sarg mit dem vollständig erhaltenen Anzug und den Waffen eines Kriegers der Bronzezeit) datieren bis in die ältere Metallzeit zurück. Auch Thorsberg in Angeln, Vimose auf Fünen, Gokstad in Schweden haben reiche M. geliefert. Vgl. Engelhardt, Sönderjyske Mosefund (Kopenhag. 1863); Derselbe, Nydam Mosefund (das. 1865); Nicolaysen, The Viking ship (1882).

Moorgans (Saatgans), s. Gänse.

Moorgespenst, s. Mittagsfrau.

Moorgrundel, s. Schmerle.

Moorhirse, Pflanzengattung, s. Sorghum.

Moorhuhn, s. Birkhuhn, Schneehuhn, Wasserhuhn.

Moorings (engl., spr. mū-), Bojen mit schwerer Verankerung zum Festlegen der Kriegsschiffe, Postdampfer 2c.

Moorkanäle, s. Ostfriesische Moorkanäle.

Moorkohle, s. Braunkohle, S. 418.

Moorkolonien. Die ersten Ansiedelungen im Moor entstanden in der holländischen Provinz Groningen, hervorgerufen durch das Brenntorfbedürfnis der Städte in jenem holzarmen Lande. Um dieses zu befriedigen, fing die durch Handel und allerlei Rechte mächtige Stadt Groningen bereits Ende des 14. Jahrh. an, durch Schiffahrtskanäle mit den benachbarten Mooren, in deren Besitz sie sich zu setzen wußte, Verbindungen zu schaffen, dieselben durch ein planmäßiges, gleichzeitig auf Entwässerung, Torfgewinnung und bequeme Kommunikation Rücksicht nehmendes Netz von Haupt-, Seiten- und Nebenkanälen (»Haupt-, In-, Achterwieken«) aufzuschließen und so eine gründliche Austorfung, Wegbarmachung und landwirtschaftliche Verwertung der ausgetorften Gründe nach der Methode der Veenkultur vorzubereiten. Das Moor wurde in Kolonaten (»Plaatsen«) von 8—20 Hektar Größe an Erbpachter ausgegeben, und diese durch strenge Vorschriften zur Urbarmachung des ausgetorften Bodens, pfleglicher Behandlung u. Düngung der geschaffenen Äcker und Wiesen und zur Begründung von Gemeinden (Veenkolonien) angehalten. Dem Beispiel der Stadt Groningen folgten in den benachbarten Provinzen Drenthe und Overyssel Korporationen und Private. Nach den etwa 21,000 Hektar umfassenden Groninger Veenkolonien: Oude und Nieuwe Pekela, Zuidbroek, Wildervank, Sappemeer, Veendamm, Stadskanaal entstanden in Drenthe die Veenkolonie Hoogeveen, in Overyssel Dedemsvaart. Bei ihrer Anlage wurden die Schiffahrtskanäle und meist auch die von diesen abzweigenden, die ganze Kolonie durchsetzenden Hauptwieken von den Unternehmern, dagegen die immer zwei Kolonate begrenzenden, senkrecht auf die Hauptwieken stoßenden Inwieken, von den Pachtern des Kolonats hergestellt. Die hohe Blüte der holländischen Veenkolonien, die sich in den von behäbiger Lebenshaltung zeugenden Ortschaften, den wohlgepflegten, höchst ertragreichen Äckern u. Wiesen, in einer hoch entwickelten Gewerbsthätigkeit (Brennerei, Brauerei, Stärke-, Stärkezucker- und Zichorienfabrikation, Getreide- u. Ölmühlen, Seifensiedereien und Strohfabriken, daneben zahlreiche Schiffswerften und alle von der Schiffahrt abhängigen Gewerbe) ausspricht, beruht in erster Linie auf dem Vorhandensein eines umsichtig geplanten, mit genügendem Kapitalaufwand musterhaft durchgeführten Kanalnetzes, auf einem hochgesteigerten Brenntorfabsatz und auf der Möglichkeit, von außen her, namentlich aus den Städten und aus der angrenzenden Marsch, große Düngermassen in das düngerbedürftige Moor zu schaffen. Ihr wirtschaftlicher Aufschwung wurde ferner mächtig gefördert durch das Aufblühen von Handel, Schiffahrt und Industrie, wofür die das

ganze Land durchziehenden Wasserstraßen und die leichte Verbindung mit der See die glücklichsten Vorbedingungen geschaffen hatte. Wenn die in Nachahmung des holländischen Vorbildes in den angrenzenden deutschen Landesteilen, in Ostfriesland und im Osnabrückischen, seit 1633 entstandenen Fehnkolonien, wie Großefehn, Norderfehn, Spetzerfehn, Ihlower Fehn, Iheringsfehn, Westrhauderfehn, Papenburg (begründet 1630 durch den bischöflich Münsterschen Drost Diedrich von Velen) u. a., nicht entfernt den freudigen Aufschwung nahmen wie die holländischen Ansiedelungen, so ist die Ursache zum Teil in den Mängeln der meist mit zu geringem Kapital und ohne einheitliche Direktive unternommenen, für Handel u. Verkehr fast bedeutungslos gebliebenen Kanalanlagen, zum Teil (Papenburg) darin zu suchen, daß die einseitige Bevorzugung von Schiffbau- und Schiffahrtsinteressen der Ausbildung einer sorgsamen Landwirtschaftstechnik und dem Aufblühen landwirtschaftlicher Gewerbe nicht förderlich war. Zum Teil unbeeinflußt durch das holländische Veenkultursystem entwickelten sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zum größern Teil ebenfalls veranlaßt durch das Brenntorfbedürfnis der nordwestdeutschen Städte, eine größere Anzahl von **Hochmoorkolonien** im großen Bourtanger Moor, links der Ems (Regbez. Osnabrück), und in den Hochmooren der frühern Herzogtümer Bremen und Verden (Regbez. Stade). Sie gediehen um so glücklicher, je mehr Gelegenheit sie zu lohnendem Torfabsatz, zum Erwerb von Wiesen und zum Bezug von düngenden Stoffen hatten. Auch bei den bestsituierten Kolonien war jedoch die Möglichkeit, Dünger zu beschaffen, nie sehr groß, und die Urbarmachung schritt daher nur sehr langsam vor. Das Sinken der Kohlenpreise und das infolge der Verbesserung der Verkehrseinrichtungen geförderte Eindringen der Kohle selbst in die Moorgegenden beschränkte außerdem den Verdienst durch Torfverkauf sehr erheblich. Die Mehrzahl der genannten Kolonien besaß nur ein sehr beschränktes Torfabsatzgebiet und war daher auf Hochmoorkultur ohne Sand angewiesen.

In derselben Zeit, in der sich die Hochmoorkolonisation in den genannten Landesteilen auf einer wenn auch nicht überall sehr fruchtbaren, so doch gesunden Grundlage vollzog, hatte man in **Ostfriesland**, dessen ausgedehnte Hochmoore durch das Urbarmachungsedikt Friedrichs d. Gr. 1765 für Staatseigentum erklärt worden waren, staatsseitig angefangen, Kolonien auf der verhängnisvollen Basis der **Moorbrennkultur** anzulegen. Ohne für Verkehrswege, für ausreichende Entwässerung, für die Möglichkeit zu Nebenverdienst für die Ansiedler zu sorgen, setzte man hier im Laufe eines Jahrhunderts in 82 Kolonien etwa 20,000 mittellose Menschen, meist Landstreicher und arbeitsuntüchtige Hungerleider, im wilden Moore an und verwies sie auf Buchweizenbau in Brennkultur. Mißriet dieser, was nach wenigen Jahren des Brennens stets eintritt, so waren die Ansiedler dem Verhungern preisgegeben oder auf Betteln und Stehlen geradezu angewiesen. Die heillosen Zustände in den ostfriesischen M., auf die namentlich der inzwischen begründete nordwestdeutsche Verein gegen das Moorbrennen hinzuweisen nicht müde wurde, der Stillstand der auf gesünderer Grundlage begonnenen deutschen Hochmoorbesiedelung und anderseits die stetig glückliche Entwickelung der holländischen Veenkolonien und das durch die Erfolge der Rimpauschen Moordammkultur neu erwachte Interesse für eine bessere Verwertung der Moore, gaben der preußischen Verwaltung in den 70er Jahren Veranlassung zu zwei wichtigen Unternehmungen. Auf Anregung des Unterstaatssekretärs v. **Marcard** wurde 1870 mit der Aufschließung des großen Bourtanger Hochmoors durch Schiffahrtskanäle nach holländischem Muster und mit dem Ausbau der Papenburger und ostfriesischen Moorschiffahrtskanäle begonnen und ferner 1876 in der vom landwirtschaftlichen Ministerium ressortierenden **Zentral-Moorkommission** eine Zentralstelle mit der Aufgabe geschaffen, alle für die Ausnutzung des Moores maßgebenden Faktoren volkswirtschaftlicher wie landwirtschaftlich-technischer und wissenschaftlicher Natur zu erforschen. Zur Lösung wissenschaftlicher sowie landwirtschaftlicher und technischer Fragen wurde ihr die 1877 in Bremen begründete **Moorversuchsstation** beigegeben. Letztere sucht durch Untersuchungen im Laboratorium, durch ein weit ausgedehntes Netz von Feld- und Wiesenversuchen, durch Vegetationsversuche in Gefäßen, durch Anlage von Versuchs- u. Musterwirtschaften im Moor ihre Aufgaben zu erfüllen. Die Ergebnisse ihrer Arbeiten haben zu einer neuen Methode der Hochmoorkultur und zur Wiederaufnahme der Moorkolonisationsbestrebungen geführt. 1887 erwarb die hannöversche Provinzialverwaltung im Bourtanger Moor an dem dasselbe seiner Länge nach durchschneidenden »Südnordkanal«, eine 440 Hektar große Moorfläche, entwässerte und teilte sie in Siedelungen von je 10 Hektar Größe. Diese werden an Zeitpachter vergeben, nachdem etwa 2 Hektar des Bodens auf Provinzialkosten durch die in Aussicht genommenen Pachter urbar gemacht, für die Ernte vorbereitet, und die Wohn- und Wirtschaftsgebäude errichtet sind. Nach Ablauf der Pachtperiode, oder schon früher, kann der Ansiedler das ganze Kolonat zum Buchwert (dem mit 4 Proz. zu verzinsenden Betrag aller gemachten Auslagen) gegen Kapitalzahlung oder als Rentengut käuflich erwerben. Staatsseitig ist ein ganz ähnliches Besiedelungsunternehmen (**Marcardsmoor**) in dem vom Ems-Jadekanal durchschnittenen Wieseder Moor in Ostfriesland 1890 begonnen worden. Beide Kolonien zeigen bis jetzt ein erfreuliches Gedeihen, Bar- und Inventarvermögen der Ansiedler hat laut buchmäßigem Nachweis erheblich zugenommen. Zu erwähnen ist ferner die von Pastor Cronemeyer in Bremerhaven begründete Arbeiterkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf bei Loxstedt, die gleichfalls nach den Methoden der Moorversuchsstation und namentlich unter Zuhilfenahme des in Bremerhaven ausgebaggerten Weserschlicks bewirtschaftet wird. Weitere Unternehmungen sind im Kehdinger Moor (an der Elbe), in Schleswig-Holstein und in den ostpreußischen Moosbrüchen in Aussicht genommen. Die Bestrebungen auf dem Gebiete der Moorkultur werden in Deutschland durch den 1883 begründeten **Verein zur Förderung der Moorkultur** erfolgreich unterstützt. Auch in andern Staaten hat das Vorgehen der preußischen Verwaltung Nachahmung gefunden. So besitzt Schweden seit 1887 eine Moorversuchsstation in Jönköping sowie auch einen Moorkulturverein mit zahlreichen Mitgliedern. In Bayern, Österreich, der Schweiz sind Moorversuchsstationen begründet oder in der Gründung begriffen.

Vgl. die Protokolle der Zentralmoorkommission; »Mitteilungen des Vereins zur Förderung der Moorkultur« (Berl.); **Fleischer**, Berichte über die Arbeiten der Moorversuchsstation; Derselbe, Die Besiedelung der nordwestdeutschen Hochmoore (Berl. 1894);

v. Seelhorst, Acker- u. Wiesenbau auf Moorboden (das. 1892); Krey, Die Moorkultur (das. 1885); Rimpau, Die Bewirtschaftung des Rittergutes Cunrau (das. 1887); Borgesius, Urbarmachung und Landbau in den Veenkolonien der Provinz Groningen (Osnabr.); Hugenberg, Innere Kolonisation im Nordwesten Deutschlands (Straßb. 1891); Fischer-Benzon, Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein (Hamb. 1891); Grisebach, Die Bildung des Torfes in den Emsmooren (Götting. 1846); Arends, Ostfriesland und Jever (Emden 1822, 3 Bde.); De Luc, Lettres physiques et morales (Haag 1779); Tetens, Reisen in die Marschländereien an der Nordsee (Leipz. 1788); Lesquereux, Recherches sur les marais tourbeux (Neuchâtel 1844).

Moorkultur, s. Moor.

Moorleichen, s. Moorfunde.

Moorleinen, s. Leinwand.

Moor Park (spr. mūr), s. Farnham.

Moorrauch, s. Herauch.

Moorschneehuhn, s. Schneehuhn.

Moorschnepfe, s. Schnepfe.

Moorsomsche Vermessungsmethode, s. Schiffsvermessung.

Moorva (Morwa, Marool, afrikanischer Hanf, Bowstringhanf), die Blattfaser von Sansevieria ceylanica, dem neuseeländischen Flachs ähnlich.

Moorversuchsstation, s. Moorkolonien.

Moos, s. Moose. Im Oberdeutschen ist M. (Mehrzahl: Möser) soviel wie Moor (s. d.). In der Burschensprache eine dem Neuhebräischen (Mehrzahl von maah = m'oth, dem biblisch-hebr. gera entsprechend: Münze, Geld) entlehnte Bezeichnung für Geld, scherzhaft erweitert zu »Moses und die Propheten« (mit Anlehnung an die Bibelstelle Luk. 16, 29).

Moos, irländisches, s. Carragaheen.

Moos, isländisches, s. Cetraria.

Moos, Salomon, Ohrenarzt, geb. 15. Juli 1831 zu Randegg im Großherzogtum Baden, gest. 15. Juli 1895 in Heidelberg, studierte in Heidelberg, Prag und Wien, habilitierte sich 1859 als Privatdozent der Ohrenheilkunde in Heidelberg und wurde 1866 zum Professor ernannt. Er erwarb sich große Verdienste um die pathologische Histologie des Labyrinths und wies nach, daß bei verschiedenen Infektionskrankheiten Mikroorganismen in das Labyrinth einwandern und kombinierte Gehörs- u. Gleichgewichtsstörungen verursachen. Er schrieb: »Klinik der Ohrenkrankheiten« (Wien 1866); »Anatomie und Physiologie der Eustachischen Röhre« (Wiesbad. 1874); »Über Meningitis cerebro-spinalis epidemica« (Heidelb. 1881); »Über Pilzinvasion des Labyrinths im Gefolge von einfacher Diphtherie (Wiesb. 1887) und im Gefolge von Masern« (das. 1888); »Histologische und bakterielle Untersuchungen über Mittelohrerkrankungen bei den verschiedenen Formen der Diphtherie« (das. 1890). Auch begründete er und redigierte seit 1868 mit Knapp die »Zeitschrift für Ohrenheilkunde« (Wiesbaden).

Moosachat, s. Chalcedon.

Moosbeere, s. Vaccinium.

Moosberg, s. Solling.

Moosbitter, soviel wie Cetrarsäure.

Moosburg, Stadt im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Freising, an der Amper und der Linie München-Regensburg-Oberkotzau der Bayrischen Staatsbahn, 414 m ü. M., hat 3 restaurierte kath. Kirchen, ein altes Schloß, ein Amtsgericht, ein Forstamt, eine große Getreideschranne, Pferdezucht, Pferde- und Viehmärkte, große Mahl- und Sägemühlen, 8 Bierbrauereien u. (1890) 3012 Einw., davon 31 Evangelische. Die Stadt war einst Mittelpunkt der mächtigen Grafschaft M.

Moosch, Dorf im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Thann, Kanton St. Amarin, an der Thur und der Eisenbahn Mülhausen-Wesserling, hat eine kath. Kirche, Baumwollspinnerei und -Weberei, Holzsägemühlen, Bergbau auf Kupfer-, Silber- und Bleierze und (1890) 2882 Einw.

Moosdistel, s. Sonchus.

Moose (Bryophyta, hierzu Tafel »Moose I—III«; Musci *L.*, Muscineae *Bisch.*), Unterabteilung der embryobildenden Pflanzen mit beweglichen Befruchtungskörpern (Embryophyta zoidiogama), im Gegensatz zu den Farnkrautgewächsen (Pteridophyta) stehend; sie sind nur aus Zellen zusammengesetzt, besitzen aber ähnliche Geschlechtsorgane wie die Farne, nämlich Archegonien und Antheridien. Die Entwickelung beginnt mit dem Auftreten des Vorkeims (protonema), der unmittelbar aus der keimenden Spore (Tafel II, Fig. 1 A) hervorgeht (Tafel II, Fig. 1 B und C, Vorkeim von Dicranum scoparium, bei b die Anlage eines Moosstämmchens), und sich mit verzweigten grünen Fäden aus chlorophyllhaltigen, cylindrischen Gliederzellen auf der Erde ausbreitet; auch erzeugt er farblose Fäden mit schiefen Querwänden, die als Wurzelhaare (Rhizoiden) in das Erdreich eindringen. Durch Knospenbildung an einzelnen Zweigen des Vorkeims entwickeln sich auf letzterm die Anlagen des beblätterten Moosstämmchens, welche zahlreich aus Einem Vorkeim hervorgehen können. Letzterer verschwindet danach oder bleibt noch einige Zeit lebendig. Bei den Lebermoosen, Anthoceroteen und Ricciaceen tritt der Vorkeim sehr zurück oder fehlt gänzlich, so daß das Stämmchen direkt aus der Spore hervorgeht. Dasselbe ist bei den niedern Formen der M. durchaus thallusähnlich und entwickelt erst bei den höhern Lebermoosen und den Laubmoosen einen kriechenden oder aufrechten Stengel mit deutlichen Blättern. Man unterscheidet zwei Hauptformen des Moosstämmchens: den laubartigen oder frondosen Stamm, Laub (frons, thallus), von flach blatt- oder bandartiger Gestalt (vgl. die Abbildung von Marchantia auf Tafel I), dem Substrat aufliegend, an der Unterseite mit Rhizoiden versehen, meist dichotom verzweigt, am Ende mit einer Einbuchtung, in deren Grunde der Vegetationspunkt mit der Scheitelzelle des Stämmchens liegt, und den cylindrischen Stamm oder Stengel (Tafel II, Fig. 2 A D, 6 u. 7), welcher deutlich beblättert ist, ebenfalls mittels einer Scheitelzelle an der Spitze wächst, bald aufrecht, bald kriechend ist und an den mit dem Substrat in Berührung befindlichen Teilen ebenfalls Rhizoiden entwickelt. Die Moosblätter haben meist eine einfache, lineale bis rundliche Gestalt und werden in der Regel aus einer einzigen Schicht von Zellen zusammengesetzt, die entweder einander gleich sind, oder von denen die randständigen oder die in der Mittellinie liegenden andre Beschaffenheit haben; im letztern Falle hat das Blatt, wie bei den meisten Laubmoosen, einen einfachen Mittelnerv, der bisweilen aus mehreren Schichten von gestreckten, zugespitzten Zellen zusammengesetzt ist, auch wohl an seiner Oberfläche mannigfaltige zellige Bildungen zeigt. Mesophyll, Epidermis und Spaltöffnungen sind an den Blättern der meisten M. nicht vorhanden; nur bei manchen Ricciaceen und Marchantiaceen bildet sich ein von Lufträumen durchzogenes Assimilationsgewebe

Inhalt der Tafel ‚Moose I.'

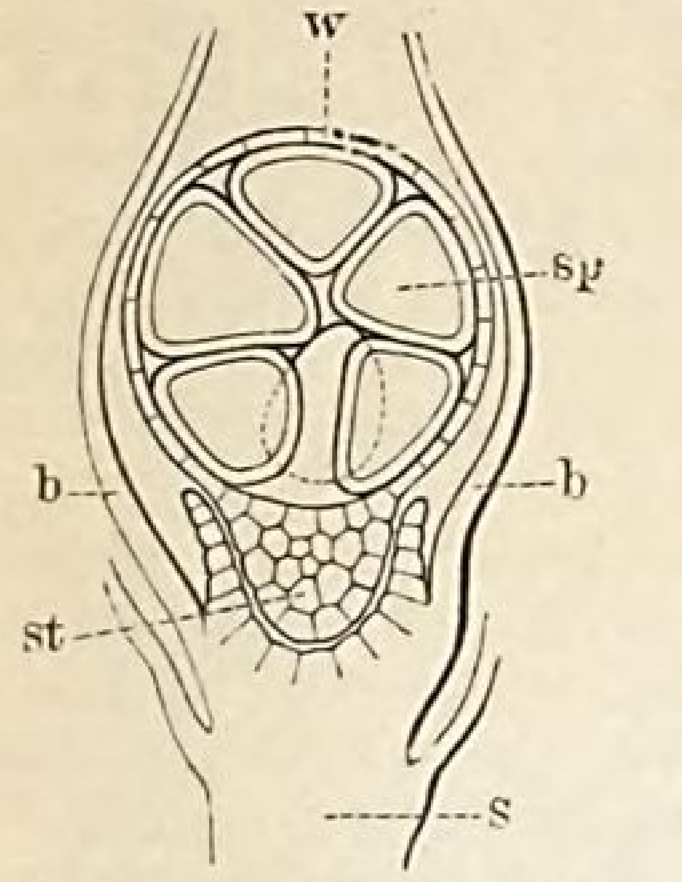
1. Marchantia polymorpha (Vielgestaltiges Leberkraut).
2. Blasia pusilla (Kleine Blasie),
   a Kapsel.
3. Anthoceros laevis (Glattes Fruchthorn),
   a Kapsel.
4. Andreaea rupestris (Felsensteinmoos),
   a einzelne Pflanze, vergrößert.
5. Mnium cuspidatum (Stachelspitziges Sternmoos),
   a Kapsel.
6. Schistostega osmundacea (Rispenfarnartiges Spaltdeckelchen),
   a einzelne Pflanze,
   b Kapsel mit geöffnetem Deckel.
7. Sphagnum cymbifolium (Kahnblätteriges Torfmoos),
   a Kapsel mit der Scheide an der Basis.
8. Splachnum luteum (Gelbes Schirmmoos),
   a Kapsel mit Apophyse.
9. Neckera complanata (Flaches Neckers Moos),
   a Kapsel mit Haube.
10. Buxbaumia aphylla (Blattlose Buxbaumie),
    a Kapsel.
11. Climacium dendroides (Baumartiges Leitermoos),
    a Kapsel.
12. Ephemerum serratum (Gesägtes Tagmoos),
    a einzelne Pflanze.
13. Physcomitrium pyriforme (Birnförmige Blasenhaube),
    a Kapsel mit Haube.
14. Tetraphis pellucida (Gemeines Vierzahnmoos),
    a Kapsel geöffnet,
    b Peristomzähne.

Moose I.

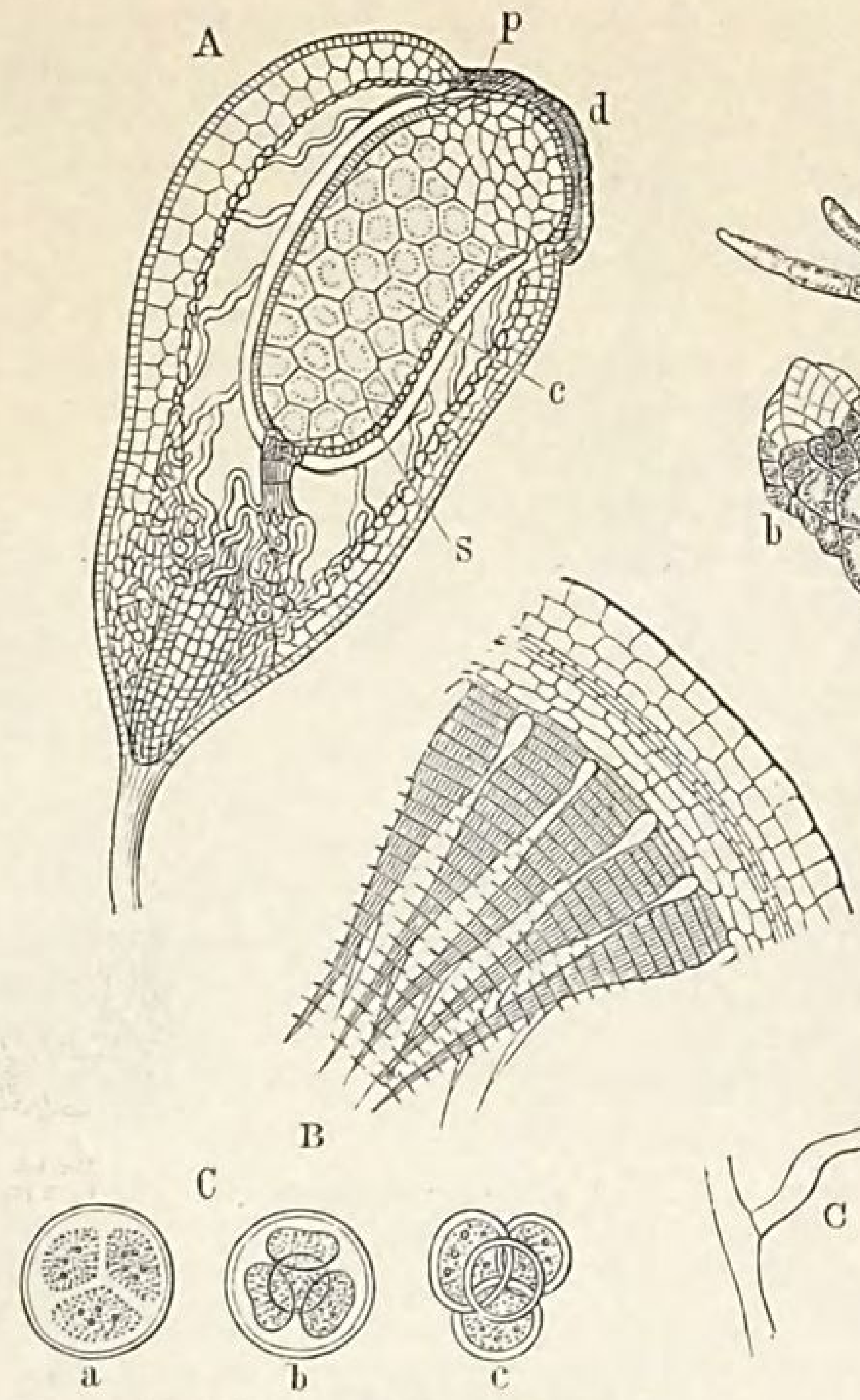


Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliogr. Institut in Leipzig. *Zum Artikel »Moose«.*

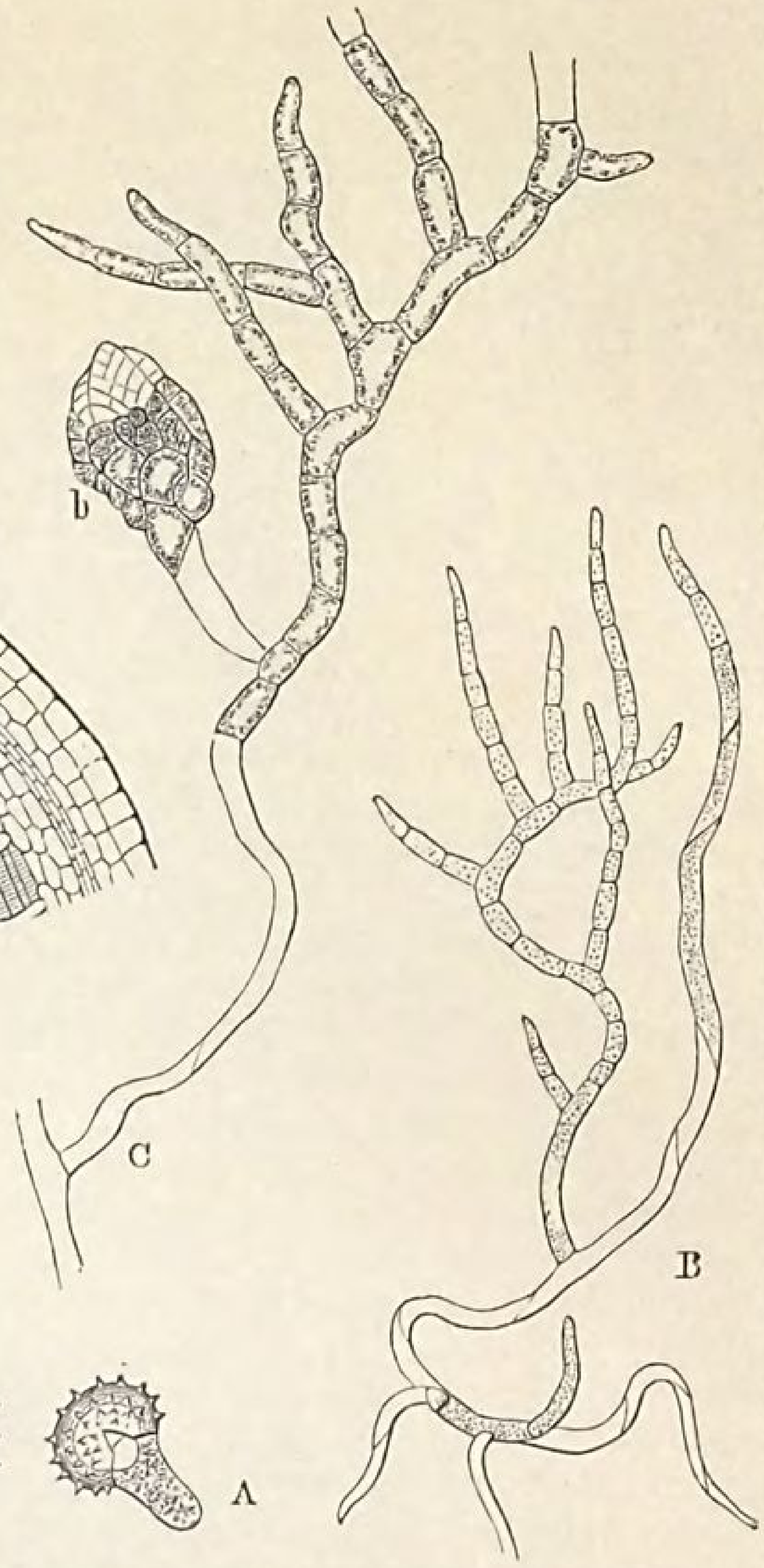
Moose II (Laubmoose).



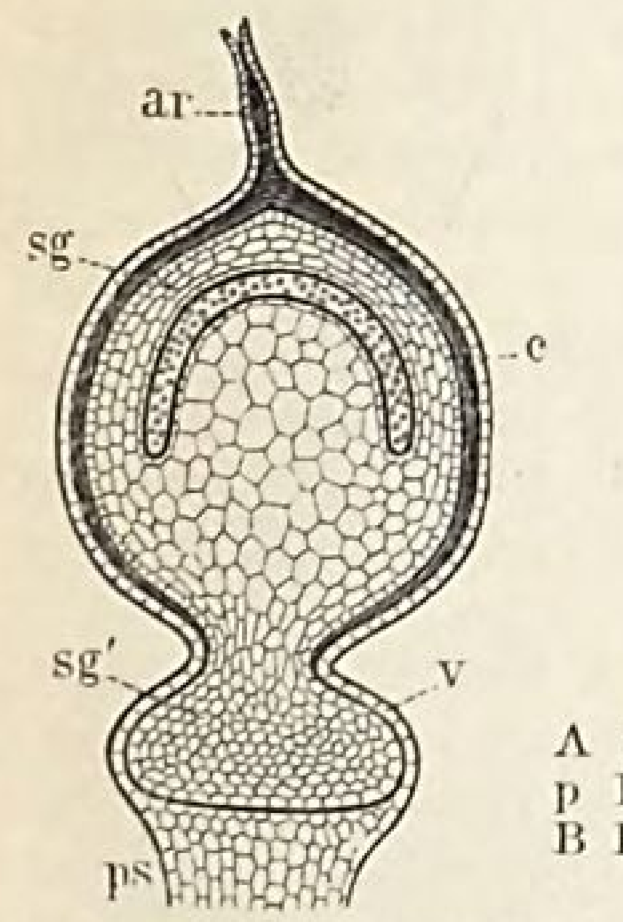
3. Längsschnitt des Sporogoniums von Archidium phascoides. w Wandung, sp Sporen, st Stiel, b Blätter des Stammes, s Stamm.



8. Funaria hygrometrica *Hedw.* A Längsschnitt durch die Kapsel, d Deckel, p Peristom, c Mittelsäulchen, s Sporenraum. B Peristom. C Bildung der Sporen in drei verschiedenen Stadien (a—c).



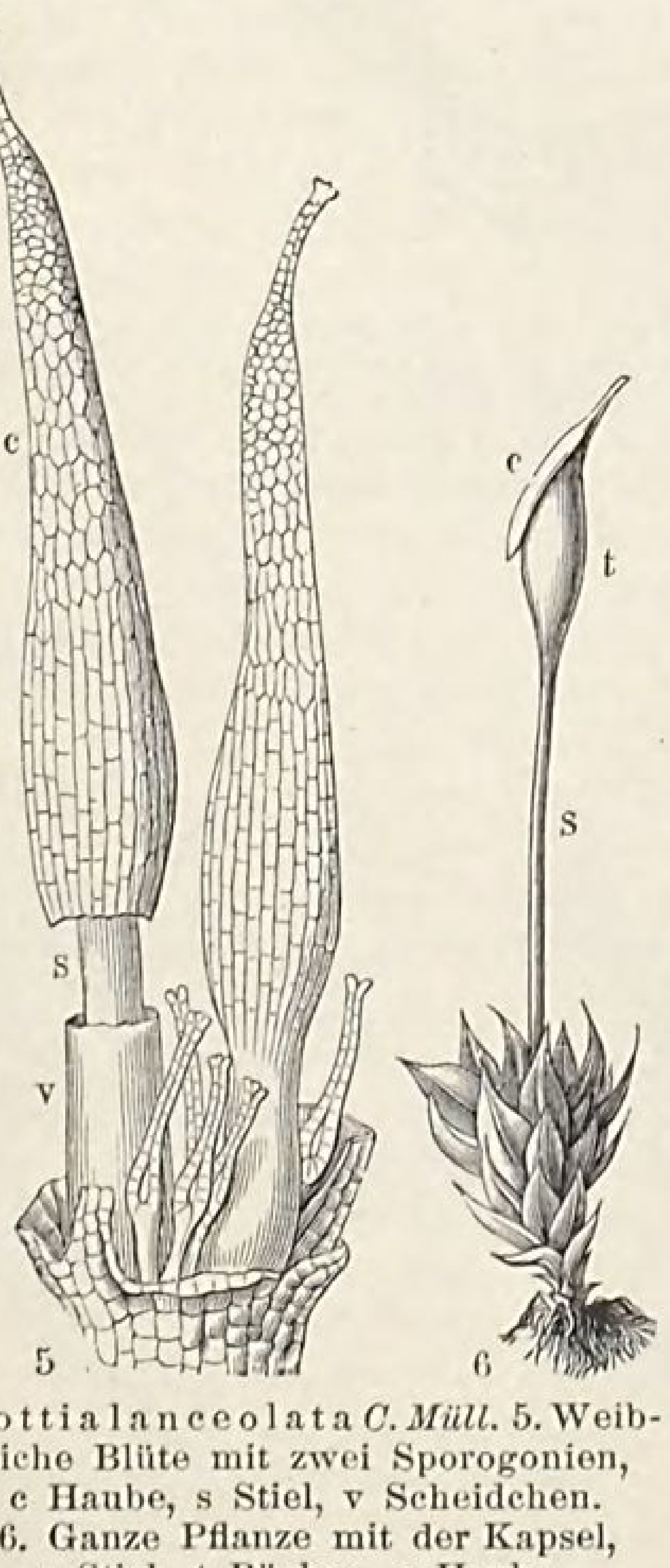
1. Keimende Spore (A) und Vorkeime (B u. C) von Laubmoosen. b Anlage eines Moosstämmchens.



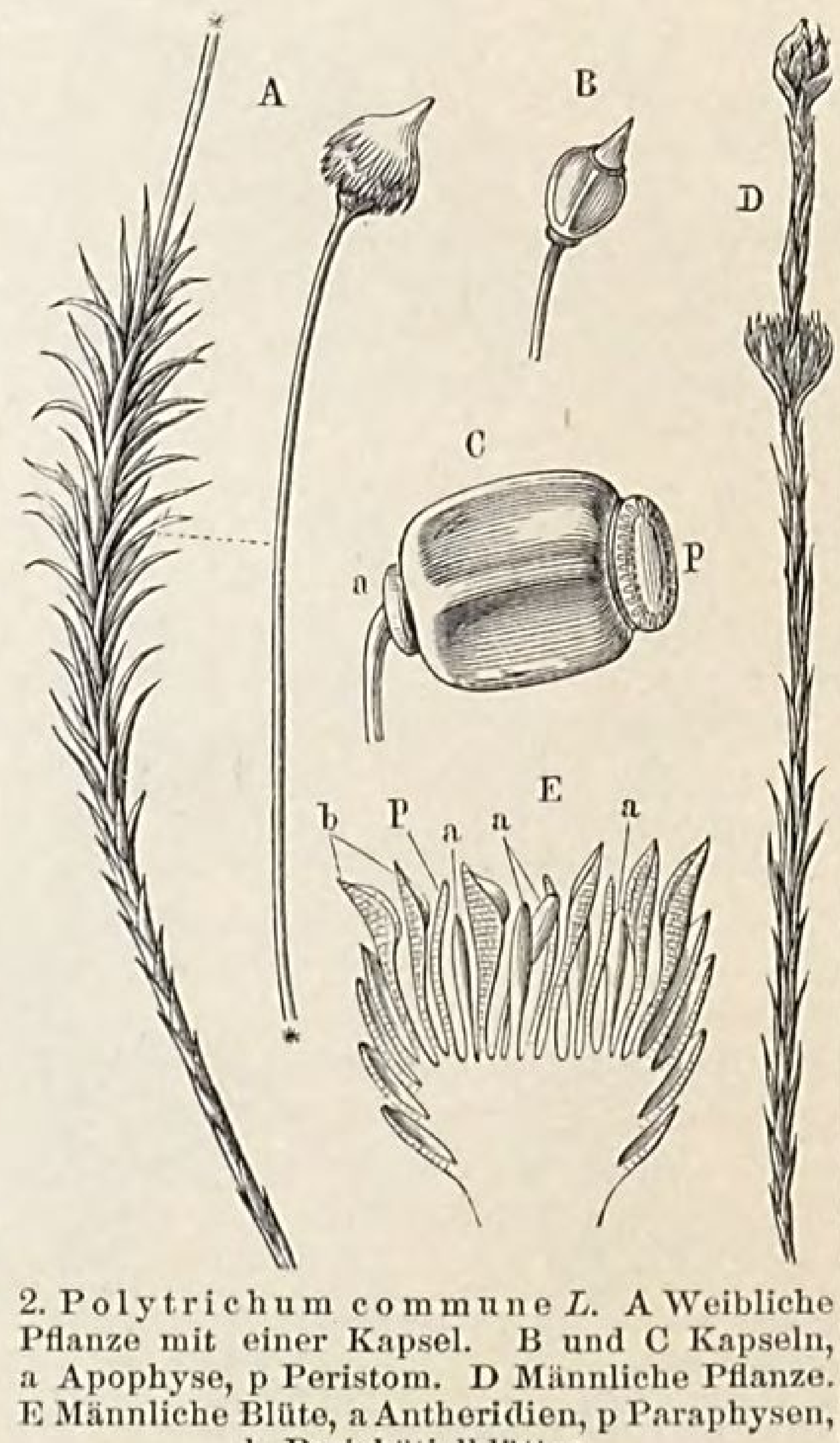
4. Längsschnitt des Sporogoniums von Sphagnum. sg Sporogonium, sg' Fuß desselben, c Kalyptra, v vaginula, ar eingeschrumpfter Archegoniumhals, ps Pseudopodium.



7. Hypnum triquetrum *L.* Ein Stengel mit Kapseln.

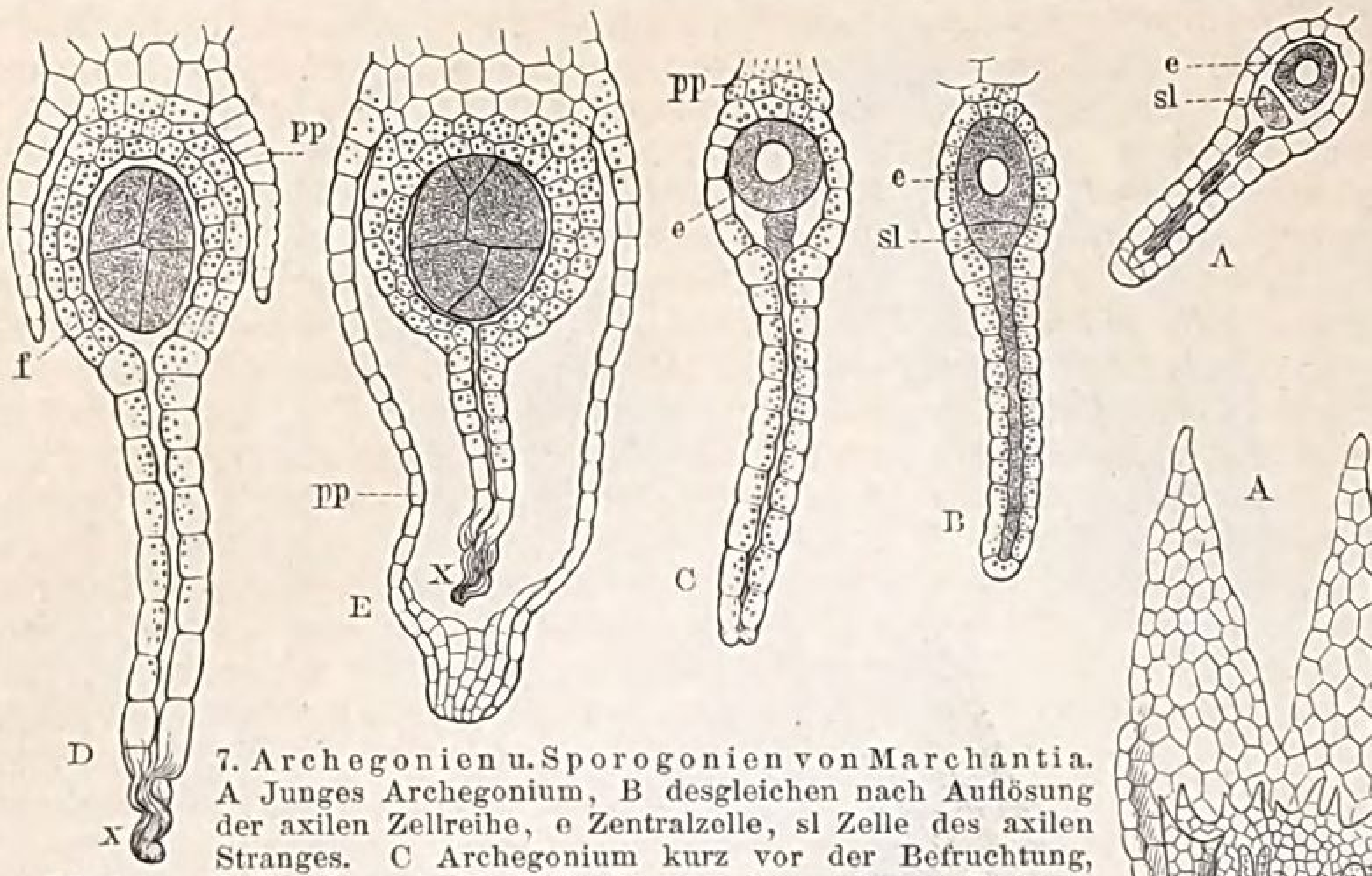


Pottia lanceolata *C. Müll.* 5. Weibliche Blüte mit zwei Sporogonien, c Haube, s Stiel, v Scheidchen. 6. Ganze Pflanze mit der Kapsel, s Stiel, t Büchse, c Haube.

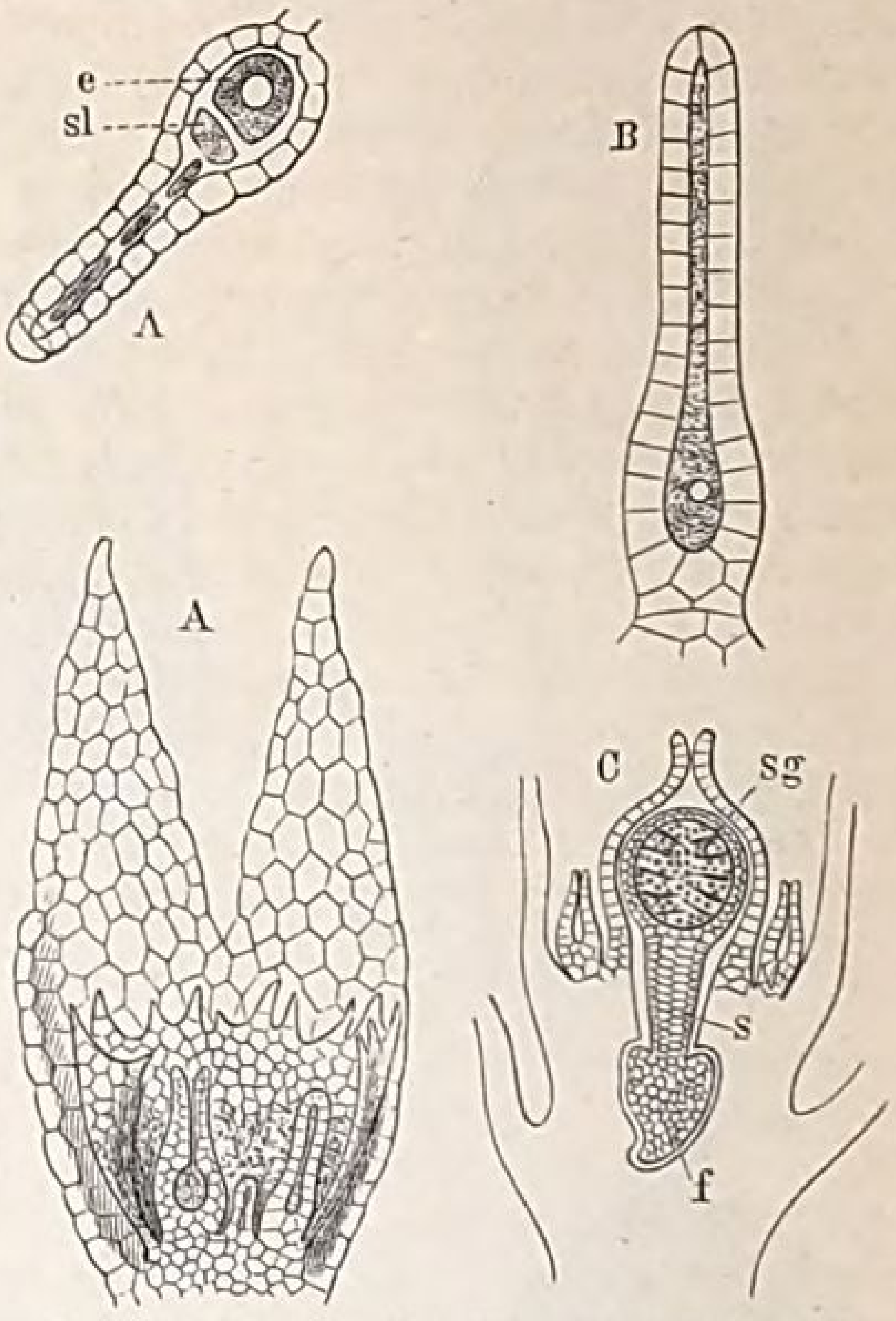


2. Polytrichum commune *L.* A Weibliche Pflanze mit einer Kapsel. B und C Kapseln, a Apophyse, p Peristom. D Männliche Pflanze. E Männliche Blüte, a Antheridien, p Paraphysen, b Perichätialblätter.

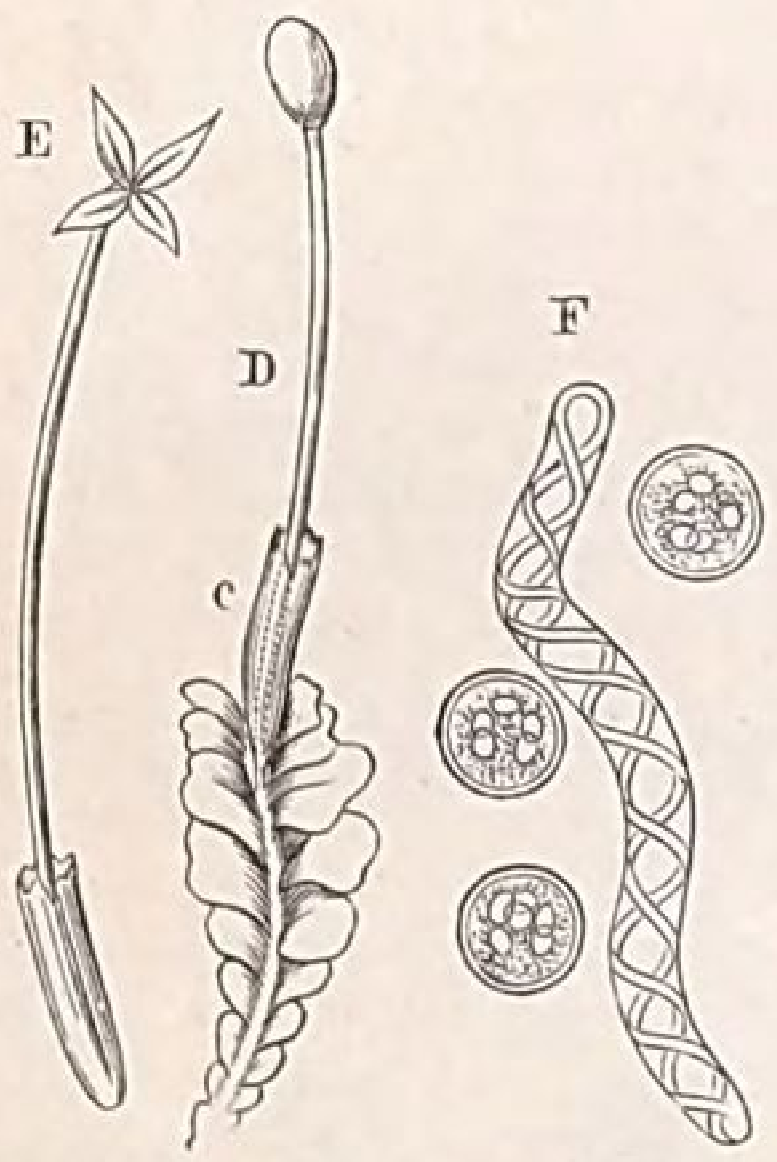
Moose III (Lebermoose).



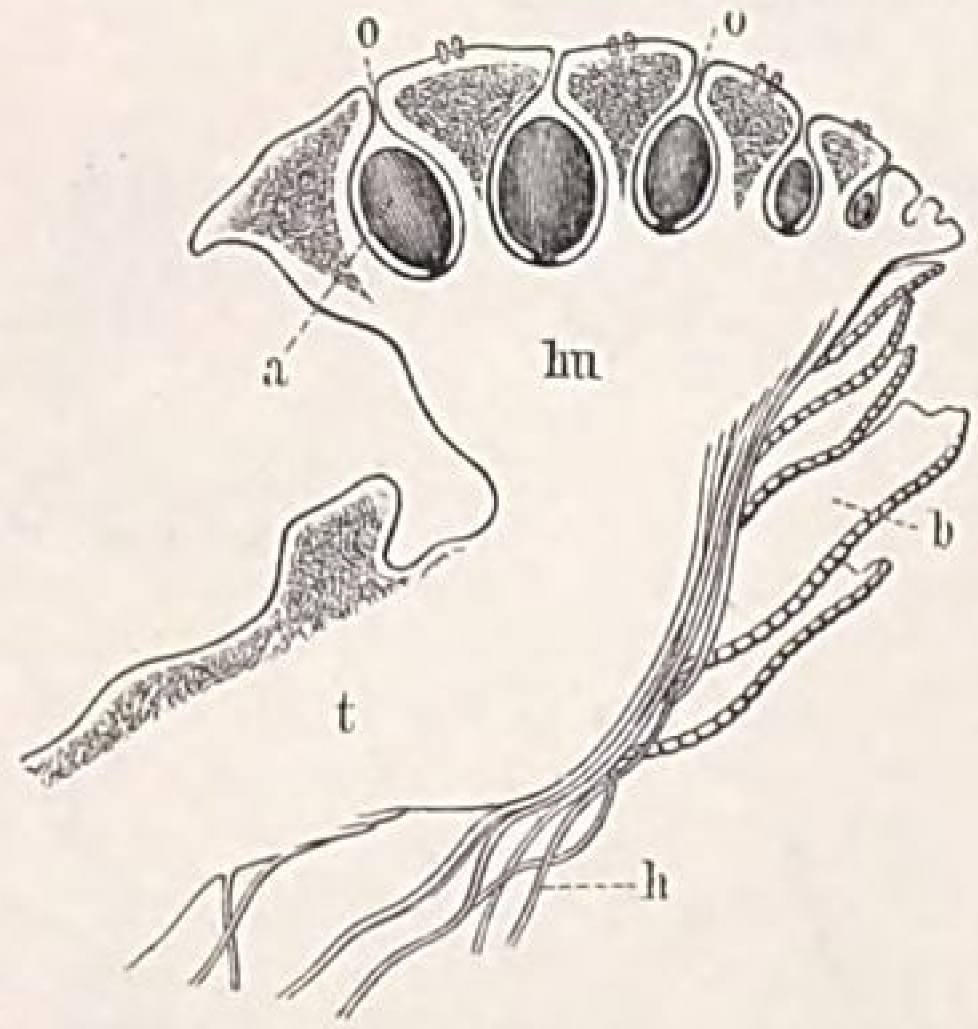
7. Archegonien u. Sporogonien von Marchantia. A Junges Archegonium, B desgleichen nach Auflösung der axilen Zellreihe, e Zentralzelle, sl Zelle des axilen Stranges. C Archegonium kurz vor der Befruchtung, e Eizellen. D Desgl. nach der Befruchtung mit angelegtem Embryo, f erste Embryonalteilungen, pp Perianthium, x die erschlafften Mündungszellen des Halses. E Späterer Zustand.



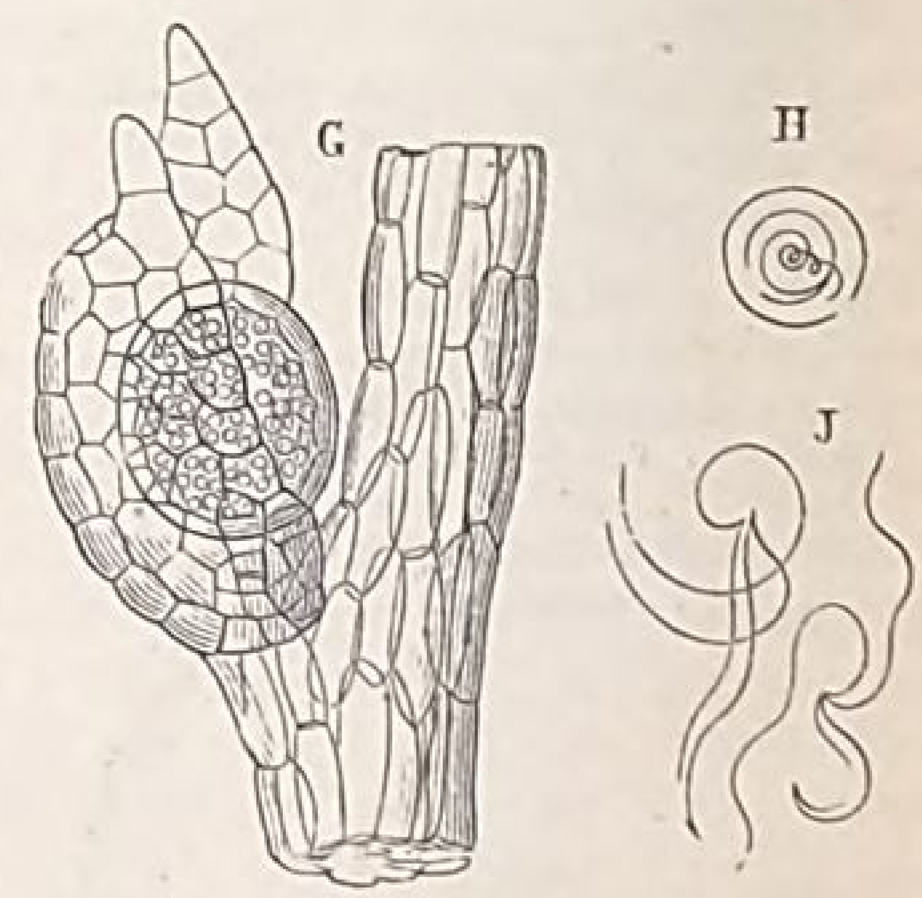
4. Jungermannia bicuspidata *L.* A Spitze eines Stämmchens mit letztem Blatt und weibl. Blüte. B Unbefruchtetes Archegonium. C Spitze eines fruktifizierenden Stämmchens mit Sporogonium sg, s Anlage des Stieles, f Fuß.



6. Jungermannia bicuspidata *L.* D Ein Stengel mit der Kapsel, c das Scheidchen. E Eine geöffnete Kapsel. F Eine Schleuderzelle nebst Sporen.



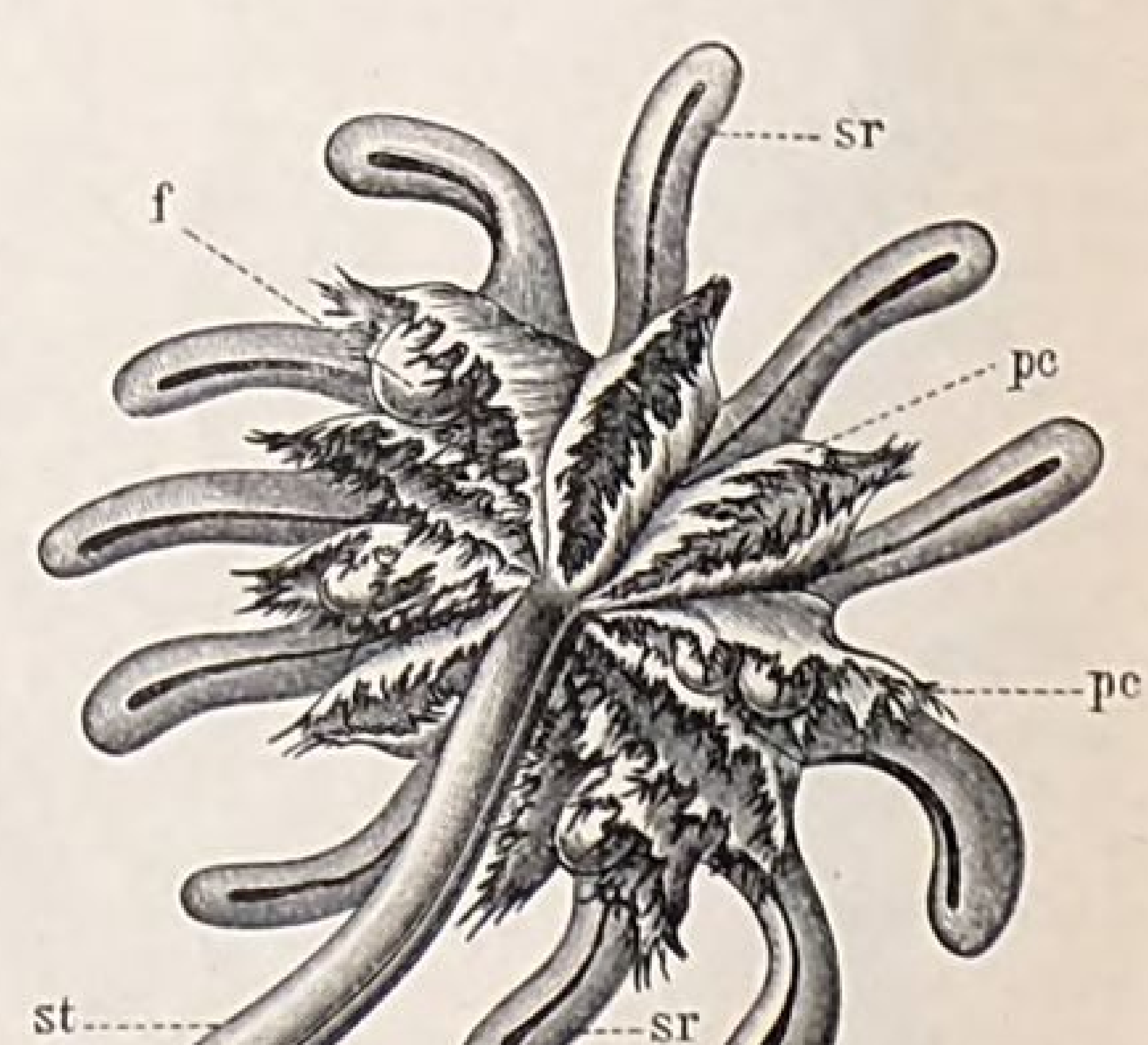
1. Antheridienstand von Marchantia, Längsschnitt. t Teil des Thallus, hu Antheridienträger, b Schuppen, h Wurzelhaare, o Öffnungen, a Antheridien.



3. Jungermannia bicuspidata *L.* Antheridium in der Achsel eines Stengelblattes. H Spermatozoid in der Mutterzelle. J Dergleichen ausgetreten und schwärmend.



5. Marchantia polymorpha *L.* A weibliche Pflanze mit Archegonienstand. B männliche Pflanze mit Antheridienstand.



2. Archegonienstand von Marchantia, st Stiel, sr Strahlen des Trägers, pc Perichätialblätter, f Sporogonien.

aus, dessen Epidermis von eigentümlichen Atemöffnungen durchbohrt ist. An den Stengeln stehen die Blätter mehr- oder zweizeilig. Bei den kriechenden Stengeln der Lebermoose ist das letztere der Fall, sie erscheinen dann mit ihren an beiden Seiten stehenden Blattzeilen der Unterlage fest angedrückt; da die Blätter in diesem Falle dem Stengel schief angeheftet sind, so liegt der gegen die Stengelspitze gekehrte Blattrand entweder unter (unterschlächtig) oder auf dem Rande des nächstfolgenden Blattes (oberschlächtig); mitunter kommt an der Unterseite dieser Stengel noch eine dritte Zeile meist viel kleinerer und anders gestalteter Blätter (**Amphigastrien** oder Unterblätter) vor. Die Blätter haben oft einen ungleichen Ober- und Unterlappen, wobei letzterer mit dem erstern eine Art Tasche bildet, die zur Wasseraufbewahrung dient (**Wassersäcke**). Die **Geschlechtsorgane** erscheinen bei den Moosen stets auf der proembryonalen Generation, d. h. dem Moospflänzchen selbst, während bei den Farngewächsen (Pteridophyta) das beblätterte Farnkraut erst aus der befruchteten Eizelle hervorgeht und also die embryonale Generation darstellt; die von den Geschlechtsorganen eingenommenen Stellen pflegt man die Blüten der M. zu nennen. Die Stengel tragen sie entweder in den Blattachseln (Tafel III, Fig. 3 G) oder auf dem Gipfel (Tafel II, Fig. 2 ED, Fig. 5; Tafel III, Fig. 4 C); in letzterm Falle sind sie oft von eigentümlich gestalteten Blättern (**Perichätialblättern**, Tafel II, Fig. 2 Eb) umstellt, u. mitunter entwickelt sich später noch eine besondere blattartige Hülle (**Perianthium**, Tafel III, Fig. 4 A) rings um sie; auch stehen oft zwischen ihnen eigentümliche Haarbildungen (**Paraphysen**, Tafel II, Fig. 2 Ep). Das Laub trägt dagegen die Geschlechtsorgane auf seiner obern Seite, bald an der freien Oberfläche unmittelbar sitzend, bald in das Gewebe desselben eingesenkt; bei den Marchantiaceen treten dagegen besondere Fruchtstände, eigentümlich metamorphosierte Sprosse des Laubes, auf, z. B. bei Marchantia gestielte, schirmartige, gelappte Organe (Tafel III, Fig. 2 und 5 A), welche auf der Unterseite mit den weiblichen Organen, und schildartig gestielte Körper (Tafel III, Fig. 1 und 5 B), welche auf der Oberseite mit den männlichen Organen versehen sind. Die männlichen Organe sind Antheridien (Tafel III, Fig. 3 G; Tafel II, Fig. 2 Ea): runde oder längliche, kurzgestielte Säckchen, meist mit einer zarten, zelligen Haut, die sich an der Spitze öffnet, um die in den Innenzellen entstandenen, kurz fadenförmigen, anfangs spiraligen und an dem einen Ende mit zwei langen, feinen Wimpern versehenen, zuerst noch in ihren Mutterzellen steckenden **Spermatozoiden** (Tafel III, Fig. 3 H und J) zu entlassen. Die weiblichen Organe oder **Archegonien** (Tafel III, Fig. 7 A bis C) sind flaschenförmige Körperchen, die sich in einen rundlichen Bauch und einen cylindrischen Halsteil gliedern; in ersterm teilt sich eine innere Zelle, die Zentralzelle (Fig. A u. B bei e), in die zur Befruchtung bestimmte Eizelle (Fig. C bei e) und eine kleinere Bauchkanalzelle (sl in Fig. A und B). Später verschleimen die axilen Zellen des Halsteils sowie zuletzt auch die Wand der Bauchkanalzelle, und es bildet sich ein offener Kanal zum Eintritt der Spermatozoiden. Nach der Befruchtung beginnt die Bildung des Embryos durch Teilungen der Eizelle (Fig. D bei f), während die Zellen an der Mündung des Archegonienhalses (Fig. D u. E bei x) einschrumpfen und das Gewebe am Grunde des Archegoniums zu einer Hülle (Perianthium in Fig. C, D und E bei pp) auswächst. Außerdem bilden sich bei Marchantia im Umkreis der Archegonien gemeinsame Hüllblätter (Deckblätter, Perichätialblätter, Fig. 2 bei pc) aus, die auf der Unterseite der strahligen Auswüchse des Trägers als zarthäutige, am Rande gefranste Hüllen auftreten.

Antheridien und Archegonien kommen bei den Moosen entweder auf einem und demselben (einhäusige M.) oder auf verschiedenen Individuen (zweihäusige M.) vor. Aus der befruchteten Eizelle entwickelt sich die zweite Generation der M., welche, da sie wesentlich der Reproduktion der Sporen gewidmet ist, als **Sporogonium** (Tafel III, Fig. 4 C sg; Tafel II, Fig. 5) bezeichnet wird und die ungeschlechtliche Generation darstellt. Das Sporogonium unterscheidet sich von dem geschlechtlichen Produkt der nächst höhern Kryptogamen hauptsächlich darin, daß es kein selbständiges Gebilde darstellt, sondern von der fortlebenden vorhergehenden Generation (den Moosstämmchen) getragen u. ernährt wird. Zunächst entsteht aus der Eizelle ein vielzelliger, vom stark erweiterten Bauchteil des Archegoniums eingeschlossener Körper (**Embryo**), an dem alsbald die Organe des Sporogoniums sich differenzieren. Der wesentliche Teil des letztern stellt das eigentliche Fruchtorgan der M. (die **Moosfrucht**) dar: die in ihrem Innern mit den Sporen erfüllte **Kapsel** oder **Büchse** (theca, Tafel II, Fig. 2 ABC; Fig. 6 t), auch **Sporangium** genannt. Sie steht meist auf einem mehr oder weniger langen, dünnen Stiel oder auf einer **Borste** (seta, Fig. 6 s; Fig. 2 A; Fig. 5 s), deren meist knollig angeschwollene Basis (Tafel III, Fig. 4 C f) in das Gewebe des Stammes eingesenkt und befestigt ist. Gewöhnlich wird die Büchse durch eine beträchtliche Streckung der Borste aus dem Bauchteil des Archegoniums befreit. Der letztere stellt in dieser Periode die **Haube** (calyptra, Tafel II, Fig. 5 und 6 c) dar. Sie bleibt in ihrem untern Teile oder, wenn sie an der Spitze durchrissen wird, in ihrer Totalität als **Scheidchen** (vaginula, Tafel II, Fig. 5 v, und Tafel III, Fig. 6 D c) um die Basis des Sporogoniums stehen; bei den Laubmoosen wird ihr oberer Teil als eine von der Büchse getragene **Mütze** oder **Haube** emporgehoben, die bald regelmäßig glockenförmig, bald einseitig kapuzenförmig, bald kahl, bald dicht behaart erscheint. Selten befindet sich am Grunde der Büchse eine eigentümliche, oft lebhaft gefärbte Anschwellung (**Apophyse**, Tafel II, Fig. 2 C a). Die meist derbe und lederartige, aus einer oder mehreren Zellschichten bestehende Wand der Kapsel bleibt selten geschlossen; meist öffnet sie sich in Längsklappen oder mit Zähnen (Tafel III, Fig. 6 E), bei den Laubmoosen mit einem **Deckel** (operculum, Tafel II, Fig. 8 A d). Im letztern Falle bleibt unter demselben an der Mündung häufig ein **Mündungsbesatz** oder **Peristom** (peristomium, Fig. 8 A p u. B) stehen, meist zahnförmige Läppchen oder Fäden von äußerst mannigfaltiger, jedoch auffallend regelmäßiger und bei jedem Moos konstanter Bildung. Sie treten in bestimmten Zahlen auf, die meist ein Multiplum von 4 sind; bisweilen unterscheidet man ein äußeres und inneres Peristom, beide von verschiedener Bildung; die Zähne sind meist frei, bisweilen alle mit ihren Spitzen durch eine die Büchse schließende Haut (Diaphragma) verbunden (Tafel II, Fig. 2 C p). Bei den meisten Laubmoosen befindet sich im Zentrum der Büchse ein **Mittelsäulchen** (columella, Tafel II, Fig. 8 A c), der übrige Raum (s) ist von den Sporen erfüllt. Eine von den typischen Laubmoosen abwei-

chende Bildung des Sporogoniums besitzen Sphagnum und Archidium; bei ersterer Gattung (Tafel II, Fig. 4) bildet der untere Teil des Sporogoniums einen dicken Fuß (sg') aus, der vom obern Ende des Sporogoniumträgers (Pseudopodium ps in Fig. 4) als Vaginula umhüllt wird; der Träger streckt sich erst nach erfolgter Ausbildung des Sporogoniums und ist nicht mit der Borste (seta) andrer M. zu verwechseln. Zur Sporenbildung wird eine kappenförmige Zellschicht unterhalb des Scheitels der Kapsel verwendet, während das darunter befindliche Gewebe ein ungefähr halbkugeliges Mittelsäulchen bildet: das obere Segment der Kugel wird zum Deckel, dessen Hülle (Kalyptra bei c in Fig. 4) bei der Reife unregelmäßig zerreißt. Bei Archidium (Tafel II, Fig. 3) wird kein Mittelsäulchen gebildet, sondern die sporenbildenden Zellen (sp) liegen frei im Kapselraum (w); auch schwillt der Stiel (st) des Sporogoniums ähnlich wie bei Sphagnum an. Bei vielen Lebermoosen sind die Sporen gemengt mit eigentümlichen schlauchförmigen, spiralig verdickten Zellen (Schleudern oder Elateren, Tafel III, Fig. 6 F), deren hygroskopische Beweglichkeit die Ausstreuung der Sporen befördert. Letztere sind bei allen Moosen einzellig, meist rundlich, chlorophyllhaltig; sie entstehen zu vier in Mutterzellen (Tafel II, Fig. 8 C, verschiedene Entwickelungsstadien a—c). Von manchen Moosen sind auch vegetative Vermehrungsorgane, Brutzellen und Brutknospen, bekannt.

Die M. wachsen fast sämtlich gesellig und bilden eine immergrüne, perennierende, zum Teil auch einjährige Vegetation. Über 4000 Arten sind über die ganze Erde verbreitet, treten aber in der größten Artenzahl in den kalten und gemäßigten Zonen und in den höhern Gebirgsregionen auf, wo sie gegen die Gefäßpflanzen an Zahl zunehmen; im äußersten Norden und in den höchsten Gebirgen bilden sie zusammen mit einigen Flechten die letzten Spuren des organischen Lebens. Sie leben teils im Wasser, teils auf der Erde in Mooren, auf Schlamm oder nassem Sande, auf dem Boden von Wäldern, der Borke von Bäumen oder auf Felsgestein und Mauerwerk. Manche M. sind Kosmopoliten, viele Laubmoose aber zeigen in der geographischen Verbreitung ebensolche feste Grenzen wie die höhern Pflanzen. Die M. sind anspruchslos in ihren Nahrungsbedürfnissen, wenig empfindlich gegen Frost und rasche Temperaturschwankungen, können monatelang austrocknen u. bei Wiederbefeuchtung zu neuem Leben erwachen. Darum vermißt man sie auch kaum irgendwo, und kein Klima schließt ihr Vorkommen gänzlich aus; nur in sehr trocknen Steppengegenden, wie z. B. Persiens, sind sie sehr spärlich. Mehrere bedingen als gesellige Pflanzen einen eigentümlichen Vegetationscharakter, indem sie allein eine zusammenhängende Vegetationsdecke von oft meilenweiter Ausdehnung, wie in den Moostundren des arktischen Gebiets, bilden, so besonders Arten aus den Gattungen Sphagnum, Polytrichum, Hypnum. Fossile M. sind wenige aus tertiären Schichten bekannt; im Bernstein eingeschlossen hat man Überreste mehrerer ausgestorbener Arten von Aneura, Lejeunia, Radula und noch lebender Arten von Jungermannia gefunden; auch im Karbon sind Stammfragmente eines Laubmooses vom Habitus steriler Polytrichen beobachtet. Die M. sind vielfach die ersten Ansiedler auf kahlem, unfruchtbarem Boden und auf nackten Gesteinsflächen, tragen durch das Eindringen ihrer Rhizoiden zur Zerbröckelung des Gesteins bei, erzeugen mittels der Humusbestandteile, welche durch ihre abgestorbenen Teile der Unterlage zugeführt werden, allmählich eine Dammerdeschicht und machen so den Boden für die größere Vegetation urbar; am erfolgreichsten ist diese Wirkung bei den torfbildenden Moosen, Arten der Gattungen Sphagnum, Hypnum, Polytrichum u. a., deren im Laufe der Jahrhunderte angesammelte verkohlte Überreste den wesentlichsten Teil mancher mächtigen Torflager bilden. Andre in kalkreichen Quellrinnsalen der Gebirge wachsende M., wie Gymnostomum curvirostre, Trichostomum tophaceum u. a., inkrustieren sich mit Kalk und tragen dadurch zur Bildung von Kalktuffbänken bei. Da die M. Wasser in sich einsaugen, so schützen sie auch den Boden vor raschem Austrocknen. Im Winter bilden sie für die zwischen ihnen befindlichen Pflanzen und Samen sowie für zahlreiche Insekten eine schützende Decke, dienen größern Tieren zum Lager, den Vögeln zum Nestbau. Die M. enthalten den Weidetieren widerliche Stoffe und werden daher von ihnen nicht gefressen. Schaden bringen einige M. als Unkräuter auf Wiesen und diejenigen größern Laubmoose, welche an den Stämmen der Bäume wachsen (s. Baumkrätze). Die Verwendung der M. ist nicht bedeutend, sie dienen als Polster- und Packmaterial, zum Ausfüllen von Decken und Wänden, zum Dichten von Wänden, Fenstern, Dächern, als Bindematerial zu Kränzen ꝛc. Früher wurden einzelne Arten aus den Gattungen Marchantia, Polytrichum, Hypnum arzneilich benutzt.

Einteilung der Moose.

Die M. zerfallen in die Klassen der Lebermoose (Aftermoose, Hepaticae) und der Laubmoose (Musci frondosi); bei den erstern bleibt das Sporogon in der Wandung des Archegoniums eingeschlossen oder durchbricht dasselbe am Scheitel; bei den Laubmoosen wird die Wandung des Archegoniums fast immer am Grunde losgelöst und als Haube in die Höhe gehoben. Die Lebermoose umfassen die Marchantiales, Anthocerotales u. Jungermanniales. Die Laubmoose zerfallen in die Unterklassen der Sphagnales, Andreaeales, Archidiales und Bryales. Die Kennzeichen dieser Gruppen sind folgende: 1) Marchantiales. Laubartig; unterseits mit quergestellten Schuppen; Antheridien und Archegonien auf der Oberseite des Thallus eingesenkt, sitzend oder auf gestielten Rezeptakeln. Die Sporogonien bilden eine kugelige, bisweilen kurzgestielte Kapsel. Familien: Ricciaceen. Kapsel ohne Kolumella und Elateren (Gattung: Riccia.) — Marchantiaceen. Kapsel mit Schleuderzellen, mit Zähnen, Lappen oder einem Deckel aufspringend (Gattungen: Marchantia*, Fegatella u. a.). 2) Anthocerotales (Anthoceroteen). Laubig, unterseits ohne Schuppen, Antheridien anfangs in geschlossenen Höhlungen des Thallus; Kapsel schotenförmig, mit zwei Klappen sich öffnend (Gattung: Anthoceros*). 3) Jungermanniales (Jungermanniaceen). Laubig oder mit Stengel und Blättern; Sporogonien in Stiel und Kapseln gesondert, letztere fast immer vierklappig; mit ca. 1300 über die ganze Erde verbreiteten Arten (wichtigste Gattungen: Metzgeria, Blasia*, Fossombronia, Haplomitrium, Frullania, Radula, Jungermannia u. a.). 4) Sphagnales: Sporogon sitzend; die Archegonwandung wird bei der Reife des Sporogons unregelmäßig zerrissen, so daß am Grunde eine Scheide zurückbleibt; zahlreiche, in Torfmoosen wachsende Arten (Sphagnaceen oder Torfmoose) mit eigentümlich gebauten, für die Wasseraufnahme geeigneten Blattzellen und Kapseln ohne Peristom, die sich mit einem Deckel öffnen (Gattung: Sphagnum*)

5) Andreaeales. Die Wand des Archegoniums sondert sich bei der Reife in die Scheide und Haube; die Kapsel öffnet sich mit 4 seitlichen Längsrissen (Familie der Andreäaceen mit der Gattung Andreaea*). 6) Archidiales. Ohne Kolumella; die Haube wird unregelmäßig gesprengt (Gattung: Archidium). 7) Bryales (Bryineen). Mit Kolumella; die Wand des Archegoniums spaltet sich in eine die Basis des Kapselstiels umschließende Scheide und die von dem Sporogon in die Höhe gehobene Haube; ungefähr 3000 Arten in über 100 Gattungen. Sie zerfallen in folgende Abteilungen. A. Cleistocarpae, Kapsel ohne abfallenden Deckel (Gattungen: Ephemerum*, Phascum u. a.). B. Stegocarpae, Kapsel mit einem Deckel sich öffnend; a) Acrocarpae (Gipfelfrüchtige M.), Archegonien und Kapseln endständig (Gattungen: Weisia, Dicranum, Leucobryum, Fissidens, Ceratodon, Pottia, Barbula, Grimmia, Orthotrichum, Tetraphis*, Schistostega*, Splachnum*, Funaria, Physcomitrium, Bryum, Mnium*, Webera, Philonotis, Polytrichum, Buxbaumia*); b) Pleurocarpae (Seitenfrüchtige M.), Archegonien in der Achsel von Blättern am Hauptstengel oder an den Ästen (Gattungen: Fontinalis, Leskea, Neckera*, Climacium*, Hypnum u. a.). Viele der genannten Gattungen bilden zugleich Repräsentanten von Familien der M., wie z. B. Bryaceen, Dikranaceen, Grimmiaceen, Hypnaceen u. a.; die mit * bezeichneten Formen sind auf Tafel I abgebildet.

Vgl. Gottsche, Lindenberg und Nees v. Esenbeck, Synopsis Hepaticarum (Hamb. 1844—47); Bruch, Schimper und Gümbel, Bryologia europaea (Stuttg. 1837—56, 6 Bde. mit 654 Tafeln); Karl Müller, Synopsis muscorum frondosorum (Berl. 1849—51, 2 Bde.); Derselbe, Deutschlands M. (Halle 1853); Schimper, Synopsis muscorum europaeorum (2. Aufl., Stuttg. 1876); Limpricht, Die Laubmoose (im 4. Bande der Neubearbeitung von Rabenhorsts »Kryptogamenflora Deutschlands ꝛc.«, das. 1887 ff.); Sydow, Die M. Deutschlands (Berl. 1881); Derselbe, Die Lebermoose Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (das. 1882); Leitgeb, Untersuchungen über die Lebermoose (Jena u. Graz 1874—81, 6 Hefte); Lützow, Die Laubmoose Norddeutschlands (Gera 1895); Göbel, Die Muscineen (in Schenks »Handbuch der Botanik«, Bresl. 1879).

Moose River (spr. mūß riwwer), Fluß in der kanad. Provinz Ontario, entsteht unter 51° nördl. Br. aus dem Zusammenfluß des Missinaibi und Mattagami und mündet unterhalb der Moose-Faktorei in die Jamesbai der Hudsonbai. Der M. ist bei Hochwasser 210 km aufwärts schiffbar.

Moosetier, s. Elen.

Moosfräulein (Moosweibchen), s. Holzweibchen.

Moosfrucht, s. Moose, S. 513.

Moosgärtchen (Bryarium), ein Glaskasten von beliebiger Größe, in welchem man Moose kultiviert. Man pflanzt die Moose unter Benutzung der Erde ihrer natürlichen Standorte mit guter Scherbenunterlage in kleine Töpfchen und hält sie in dem Glaskasten gleichmäßig feucht und stets schattig. Der Deckel des Kastens muß in Scharnieren beweglich sein, und die beiden Schmalseiten werden als Thüren eingerichtet. Für diese Kultur eignen sich besonders Arten der Gattungen Grimmia, Aulicomnion, Bryum, Phascomitrium, Bartramia, Leskea ꝛc.

Moosgrün, s. Chromgrün.

Mooskapsel, s. Moose.

Moosknopfkäfer, s. Kleinkäfer.

Mooskrähe, soviel wie Rohrdommel.

Moosnutzung, das Einsammeln von Moos in Fichten-, Weißtannen- und Kiefernwaldungen zur Benutzung als Einstreu in Viehställen, zur Bürsten- und Blumenfabrikation. Moosstreu besteht hauptsächlich aus Deckmoosen (Hypnum); ihr Wert beträgt etwa 80 Proz. von dem Streu- und Dungwert einer gleichen Gewichtsmenge Roggenstroh. Bürsten werden aus einem an feuchten Waldorten wachsenden Haftmoos (Polytrichum commune), künstliche Blumen aus Tamariskenmoos (Hypnum tamariscinum) und dem minderwertigen H. splendens angefertigt.

Moospulver, soviel wie Lycopodium.

Moosreiher, soviel wie Rohrdommel.

Moosrose, s. Rose.

Moosschokolade, s. Schokolade.

Moossperling, s. Ammern.

Moosstärke, soviel wie Lichenin.

Moosstreu, s. Moosnutzung.

Moostier (Moosetier), s. Elen.

Moostierchen (Bryozoën, Bryozoa oder Polyzoa), mikroskopisch kleine, aber meist zu ansehnlichen Kolonien vereinigte Tiere, die früher gewöhnlich zu den Mollusken, später zu den Würmern gestellt wurden, am besten jedoch als eine selbständige Gruppe betrachtet werden. Das Einzeltier besteht aus einem oft verkalkten Gehäuse (Ektocyste) mit einer Öffnung, aus welcher der weiche Vorderleib hervorgestreckt und durch Muskeln (R in Fig. 2) wieder zurückgezogen werden kann. Ganz vorn sitzt ein völlig oder nur teilweise geschlossener Kranz von Tentakeln (Te in Fig. 1, 2, 3), die einen Strudel im Wasser zur Herbeischaffung der Nahrung erregen und zugleich mit dem Reste des weichen Vorderleibes die Atmung vermitteln. Der Mund (O) liegt zwischen den Tentakeln und kann bei vielen M. durch einen Deckel geschlossen



Fig. 1. Pedicellina echinata.

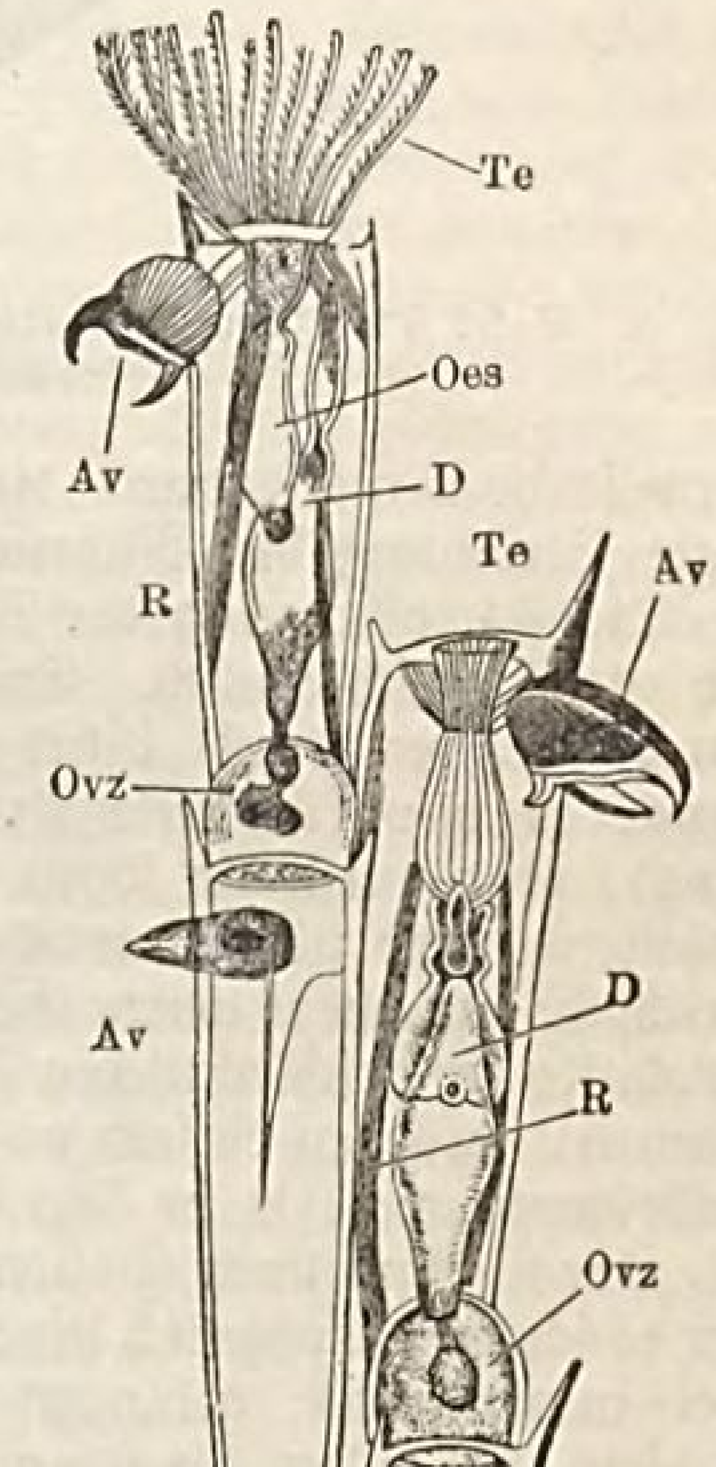


Fig. 2. Zwei Tiere von Bugula avicularia (das obere ausgestreckt, das untere eingezogen).

werden; er führt durch die Speiseröhre (Oes) in einen geräumigen Darm (D), welcher nach vorn umbiegt und durch den After (A) in der Nähe des Mundes endigt. Herz und Gefäße fehlen; Niere vorhanden. Oberhalb des Schlundes zwischen Mund und After liegt das Gehirn (G). Ein Kolonialnervensystem, welches nach älterer Annahme den ganzen Tierstock durchziehen und die Bewegungen der Einzeltiere regeln sollte, ist den neuesten Forschungen zufolge nicht vorhanden. Indessen sind die Individuen meist in bestimmter Ordnung miteinander verbunden; überdies herrscht Arbeitsteilung. In vielen Fällen nämlich dient eine Anzahl Einzeltiere nur als Unterlage für diejenigen, welche die Ernährung des ganzen Stockes besorgen; andre (die sogen. Avikularien, Av) bilden sich zu Greiforganen in Gestalt eines Vogelkopfes aus, schnappen fortwährend nach Beute und halten sie bis zu deren Absterben fest, so daß die

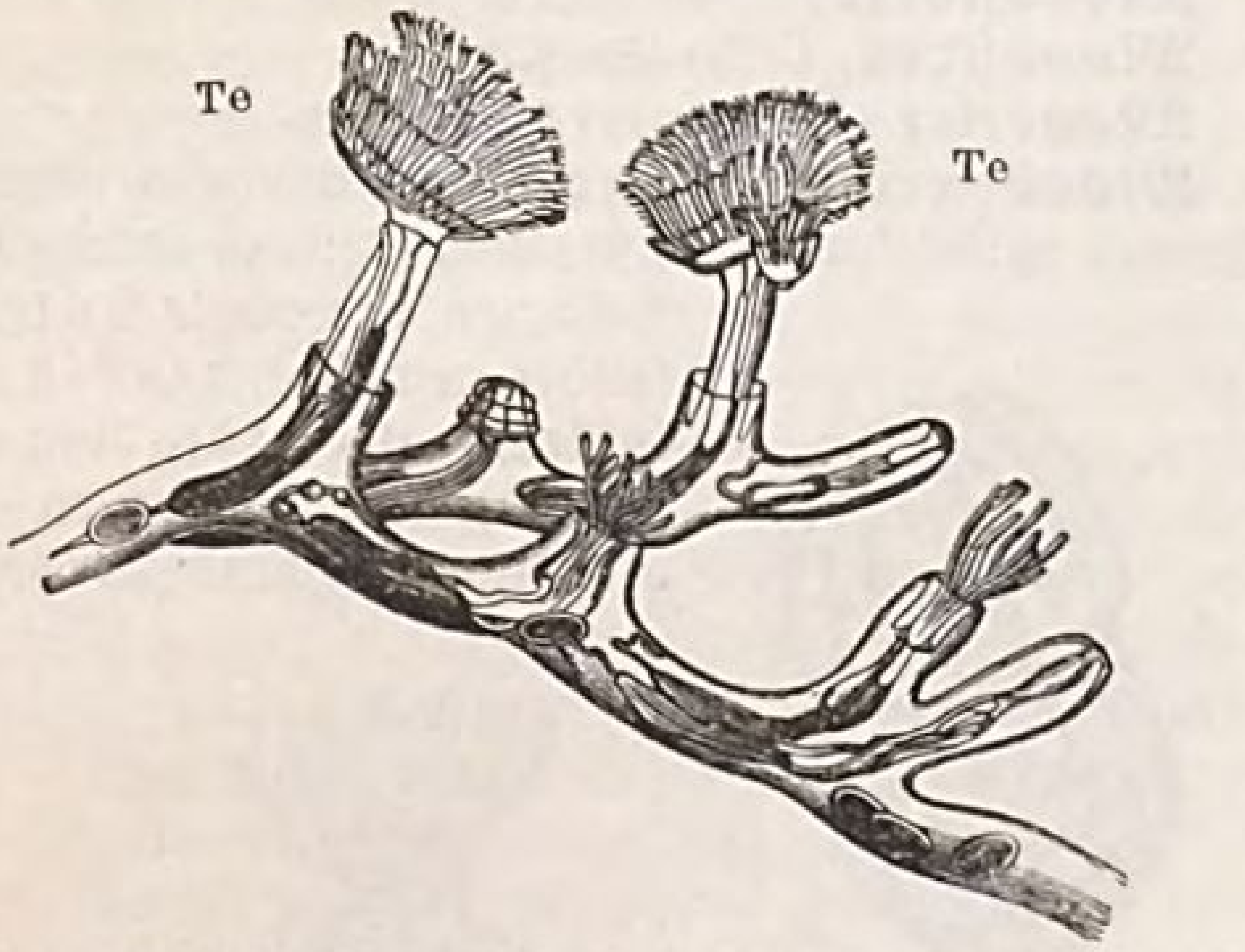


Fig. 3. Sechs Tiere von Plumatella repens (zwei ganz ausgestreckt).

verwesende Materie durch die von den Tentakeln erregte Strömung den Nährtieren zugeführt wird ꝛc. — Die Fortpflanzung der M. ist teils ungeschlechtlich, teils geschlechtlich. Erstere geschieht entweder durch Knospen (und führt dann zur Koloniebildung, ist also für viele Arten von großer Bedeutung), oder durch die sogen. Statoblasten, d. h. abfallende und überwinternde Keime, welche sich im Frühjahr zu einem neuen Einzeltier entwickeln. Die Produkte der geschlechtlichen Fortpflanzung, Eier und Samen, entstehen einfach an bestimmten Stellen der Leibeswandung (Ov in Fig. 1). Obwohl die meisten M. ihrem Bau nach Zwitter sind, so findet doch, wie es scheint, gewöhnlich keine Selbstbefruchtung statt. Bei manchen M. gelangen die Eier in besondere Kapseln (Ovizellen, Ovz) und machen hier ihre Entwickelung durch. Die aus dem Ei ausschlüpfenden Larven haben einen Wimperkranz und schwärmen, bevor sie sich festsetzen, eine Zeitlang frei umher; sie unterliegen einer meist sehr bedeutenden Metamorphose. — Von den gegen 3000 bekannten Arten M. leben in der Gegenwart nur etwa noch 600. Diese sind bis auf reichlich 30 Arten Bewohner des Meeres und überziehen dort Korallen, Steine, Muscheln ꝛc. mit ihren oft zu den zierlichsten Netzen angeordneten Kolonien, während sie im Süßwasser meist Stengel und Blätter von Pflanzen bekleiden. Einige Formen leben einzeln. Die systematische Einteilung geschieht vorzugsweise nach der Lage des Afters, der Anordnung der Tentakeln und der Form der Öffnung im Gehäuse. Fossil finden sich die M. schon im Silur vor, sind jedoch in der Kreideformation am meisten vertreten (s. die Abbildung von Fenestella auf Tafel »Dyasformation«, Fig. 4, und von Aulopora auf Tafel »Devonische Formation I«, Fig. 3). Vgl. Allman, Monograph of the fresh water polyzoa (Lond. 1857); Hincks, History of the British marine Polyzoa (das. 1880, 2 Bde.); Kraepelin, Die deutschen Süßwasserbryozoen (Hamb. 1887–92, 2 Tle.); Braem, Untersuchungen über die Bryozoen des süßen Wassers (Kassel 1891).

Mooswéibchen, s. Holzweibchen.

Moph, biblischer Ort, s. Memphis.

Mopla (richtiger Mappila), die mohammedan. Bewohner der Malabarküste von Britisch-Indien, ein ursprünglich drawidischer Volksstamm, der durch Vermischung mit arabischen Kaufleuten und Ansiedlern, die seit dem 9. Jahrh. hierher kamen, stark beeinflußt wurde. Die M. leben in der Präsidentschaft Madras (1891: 916,436) und in Curg (5170). Auch die Labbeh (in Madras 364,293, in Maissur 3717) gehören zu ihnen. Sie sind kräftig und wohlgebaut und werden von keinem der indischen Stämme an Kühnheit, Ausdauer und Fleiß übertroffen. In den Städten der Malabarküste haben sie den Handel in den Händen, auch sind sie Fischer und Seeleute, im Innern Ackerbauer. Glauben sie sich als Pachter von den Eigentümern des Landes (Hindu) zu arg bedrückt, so weihen sich zuweilen in ganzen Gesellschaften die Männer dem Tode, nachdem sie gemordet hatten, was ihnen in den Weg kam. Mehrfach mußte Militär aufgeboten und 1853 ein Gesetz gegen sie erlassen werden, das wiederholt, zuletzt 1885, zur Anwendung kam.

Moppen, Gebäck aus Milch, Butter, Mehl, Eiern, Kümmel oder Nelken und Pottasche. Die Bentheimer M. werden in kleinen, runden Scheiben, die holländischen in der Form kleiner Kugeln gebacken.

Mops, Hunderasse, s. Hund.

Mopsfledermaus, s. Fledermäuse.

Mopsos, zwei mythische Seher der Griechen. Der eine, Sohn des Apollon und der Himantis, aus Thessalien, nahm an der kalydonischen Jagd, an dem Kampf der Lapithen gegen die Kentauren und an dem Zug der Argonauten teil, starb in Libyen an einem Schlangenbiß und erhielt Heroendienst u. Orakel; der andre, ein Sohn des Apollon oder des Kreters Rhakios und der Manto, besiegte den Kalchas (s. d.) im Wettstreit und erbaute mit Amphilochos (s. d.) die Stadt Mallos in Kilikien, geriet aber über den Besitz derselben mit ihm in einen Zweikampf, in welchem beide fielen. Er wurde in Kilikien verehrt, wo die Stadt Mopsuhestia und die Quelle Mopsukrene nach ihm genannt waren.

Mopsuhestia, im Altertum Stadt in Kilikien (Pedias), am Fluß Pyramos (Dschihan) und an der Straße von Tarsos nach Issos. Jetzt Missis.

Moq. Tand., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Alfred Moquin Tandon (spr. mokäng tangbóng), geb. 7. Mai 1804 in Montpellier, gest. 15. April 1863 als Professor in Paris. Schrieb: »Éléments de tératologie végétale« (1840; deutsch, Berl. 1842); »Monographie de la famille des Hirudinées« (2. Aufl. 1846); »Histoire naturelle des mollusques terrestres et fluviatiles de France« (1855, 2 Bde.); »Éléments de zoologie médicale« (1859); »Éléments de botanique médicale« (1861); »Le monde de la mer« (unter dem Namen Alfred Frédol, 1864).

Moquegua (spr. mokégwa), Küstendepartement von Peru, reicht vom Stillen Ozean bis jenseit der Küstenkordillere, grenzt im S. an Chile u. umfaßt 15,459 qkm

(280,8 QM.) mit (1876) 28,786 Einw. Der meist öde, regenlose Küstenstrich wird von einigen fruchtbaren Flußthälern durchschnitten. Im Innern finden sich vortreffliche Weiden. Silber und andre Metalle kommen vor, werden aber nicht ausgebeutet. Die gleichnamige Hauptstadt am Fuße der Kordillere, im fruchtbaren Thal des Tampaballa, 1367 m ü. M., ist durch Eisenbahn mit dem 110 km entfernten Hafen Ilo oder Pacocha verbunden, hat Weinbau und (1876) 3581 Einw. Die 1626 gegründete Stadt litt wiederholt, zuletzt 1868 von Erdbeben

Moqui (spr. moki), nordamerikan. Indianerstamm der Ute-Schoschonen in Arizona, unfern des Kleinen Colorado. Sie bewohnen sieben gewaltige, dreistöckige, aus Lehmziegeln aufgeführte Gebäude (Pueblos, s. Puebloindianer) und sind geschickte Jäger. Seit 1850 schmolzen sie durch eine Pockenepidemie von 6700 auf (1890) 1996 Seelen zusammen. Ihren Schlangentanz beschrieb Bourke (»Snake-dance of the Moquis«, New York 1884).

Moquieren (franz.), s. Mokieren.

Moquin Tandon, s. *Moq. Tand.*

Mor, Antonis, Maler, s. Moor.

Mora (lat.), Verzögerung; in der Prosodie die Zeitdauer der Aussprache einer kurzen Silbe, als Einheit geltend (eine lange Silbe = 2 morae); in der Rechtssprache eine schuldbare und nachteilige Verzögerung der Erfüllung einer Verpflichtung (s. Verzug).

Mora (griech.), seit dem Peloponnesischen Kriege Grundabteilung des spartan. Fußvolkes, welches im ganzen sechs Moren zählte. Jede M. zerfiel in zwei Lochen, jeder Lochos in vier Pentekostyen und jede Pentekostys in zwei Enomotien. Da die Pentekostys in der Regel 50 Mann zählte, so war die gewöhnliche Stärke der M. 400 Mann; dieselbe konnte aber bis zu 900 Mann erhöht werden.

Mora (Morra, ital., franz. Mourre), ein schon im Altertum bekanntes Spiel, wobei die beiden Spieler die geschlossene Faust bis zur Gesichtshöhe emporheben und plötzlich zu gleicher Zeit eine beliebige Anzahl Finger ausstrecken, indem jeder dabei die Zahl nennt, die er der Summe aller hingehaltenen Finger entsprechend glaubt. Wer diese richtig erraten hat, gewinnt, während das Spiel ungültig ist, wenn beide richtig raten oder keiner die wirkliche Zahl trifft. Die alten Römer nannten das Spiel »micare digitis« (Fingerfunkeln). In Italien wird es jetzt mit wahrer Leidenschaft gespielt; auch in China und bei den Südseeinsulanern ist es üblich.

Mora, José Joaquin de, span. Schriftsteller, geb. 1783 in Cadiz, gest. 1863 in London, studierte in Granada, kämpfte 1808 gegen die Franzosen, wurde gefangen genommen und kehrte erst 1814 in sein Vaterland zurück. Politisch verdächtig, mußte er 1823 flüchten und ging nach London, wo er das Taschenbuch »No me olvides« (1824—27), die »Gimnastica del bello sexo« (1824, 2. Aufl. 1827), »Cuadro de la historia de los Arabes« (1826, 2 Bde.) und »Meditaciones poeticas« (1826) herausgab. Seit 1827 in Buenos Aires, redigierte er die »Cronica politica« und lebte später nacheinander in Chile, Peru und Bolivia, von wo er 1856 als Generalkonsul dieser Republik nach England ging. Besonders durch seine »Leyendas españolas« (Lond. 1840) hat er sich als Dichter bekannt gemacht.

Moraceen, vielgestaltige, etwa 970 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Urticalen, milchsaftführende Holzgewächse oder Kräuter mit Nebenblättern und kleinen, meist zu Köpfchen oder Ähren gehäuften, getrenntgeschlechtigen Blüten, die entweder nackt sind oder eine einfache, bleibende, nicht selten auch fleischigwerdende Blütenhülle besitzen. Oft entwickelt sich die Blütenachse scheibenförmig oder becherartig. Die Staubgefäße stehen vor den Blütenhüllblättern und sind denselben an Zahl in der Regel gleich. Die beiden Fruchtblätter verschmelzen zu einem einfächerigen Pistill, von dessen Scheitel eine einzige Samenknospe herabhängt; die Früchte sind nuß- oder steinfruchtartig. Die besonders in den wärmern Teilen der Alten und Neuen Welt, auch auf den Inseln des Stillen Ozeans verbreitete Familie zerfällt in die Untergruppen der Moroideen (s. d.), der Artokarpoideen mit den Gattungen Artocarpus (Brotfruchtbaum) und Ficus (Feigenbaum), der Konocephaloideen mit der myrmekophilen Gattung Cecropia (s. Ameisenpflanzen) und der Kannaboideen mit den Gattungen Humulus (Hopfen) und Cannabis (Hanf). Die Arten von Artocarpus, wie A. integrifolia *L.* und A. incisa *L.*, sind wichtige Nährpflanzen der Tropen; von Ficus-Arten liefert z. B. F. elastica *L.* (Gummibaum) in Ostindien Kautschuk, F. religiosa *L.* und F. laccifera Schellack, F. Carica (Eßfeige) im Mittelmeergebiet und Orient und F. Sycomorus *L.* in Nordafrika saftreiches, aromatisches Obst; der Milchsaft der malaiischen Antiaris toxicaria *Lesch.* wird als Pfeilgift verwendet, der des südamerikanischen Galactodendron utile *Kth.* (Milchbaum) kann wie Milch getrunken werden. Die mit gelben Lupulindrüsen besetzten weiblichen Zapfenschuppen des Hopfens dienen zur Bierbereitung. Vom Hanf werden die Bastfasern zu Seilen und Geweben, das Harz der Blätter von einer ostindischen Varietät (Cannabis indica) als Berauschungsmittel (Haschisch), das Öl der fetten Samen bei der Fabrikation von Schmierseifen u. a. benutzt. Fossil sind Blattreste von Artocarpus in den Kreideschichten Grönlands gefunden worden; Blätter und Früchte von Ficus Carica kommen in den quartären Tuffen Südfrankreichs vor.

Moradabad, Distrikt der Division Rohilkand in den britisch-ind. Nordwestprovinzen, zwischen Ganges im W. und Ramganga im O., 5912 qkm (107 QM.) groß mit (1891) 1,179,398 Einw., davon 773,001 Hindu, 400,705 Mohammedaner und 3307 Christen, meist bekehrt durch die amerikanische Mission, die hier vier Stationen hat. Der Distrikt erzeugt viel Getreide, ist aber trotzdem wiederholt durch Hungersnot heimgesucht worden. Die gleichnamige Hauptstadt, unter 28° 50′ nördl. Br. und 78° 49′ östl. L. v. Gr., an der Ramganga und der Bahn Audh-Rohilkand, hat (1891) 72,921 Einw., davon 31,774 Hindu, 39,483 Mohammedaner und 890 Christen, welche berühmte tauschierte (eingelegte Metall-) Waren anfertigen.

Moraes, Francisco de, portug. Romandichter, geb. um 1520, gest. 1572 in Evora, machte sich bekannt durch den Ritterroman »Palmeirim de Inglaterra«, der fälschlich für die Übersetzung eines spanischen Originals von Luis Hurtado (s. d.) oder Miguel Ferrer ausgegeben worden ist. M. diente zuerst dem Infanten D. Duarte als Page, begleitete 1540 den Grafen von Linhares, D. Francisco de Noronha, nach Frankreich als Sekretär und verliebte sich daselbst in eine französische Hofdame, Namens Torcy, was den Stoff zu einer Episode seines Romans hergab, wie auch zu einer kleinen selbständigen Schrift: »Desculpa de huns amores que tinha em Paris com hua dama franceza da Rainha D. Leonor«. — Vom »Palmeirim«

sind Auflagen von 1567 (Evora), 1582, 1786 und 1852 vorhanden. Kulturhistorisch interessante »Dialogos« erschienen 1624. Vgl. C. M. de Vasconcellos, Versuch über den Ritterroman »Palmeirim de Inglaterra« (Halle 1883).

Moraes Barros, Prudente J. de, Präsident der Vereinigten Staaten von Brasilien, geb. 1841 in Itu im Staate São Paulo, studierte in São Paulo die Rechte, erwarb den juristischen Doktorgrad, ließ sich daselbst als Rechtsanwalt nieder und wurde bereits 1866 Mitglied der Staatslegislatur. Er vertrat von Anfang an die republikanische Staatsform, die er auch seit 1885 im brasilischen Kongreß verteidigte. Nach dem Sturz des Kaiserreichs wurde er 1889 zum Gouverneur von São Paulo ernannt und 1890 zum Mitglied des konstituierenden Kongresses gewählt, dessen Präsident er wurde. Bei der Wahl des Präsidenten der neuen Republik (1891) erhielt M. 97 Stimmen gegen 124 für Fonseca. Nachdem er 1891—94 wieder das Präsidium des Bundessenats verwaltet hatte, ward er 1. März 1894 durch allgemeine Abstimmung des brasilischen Volkes auf 4 Jahre zum Präsidenten der Republik an Stelle Peixotos gewählt und trat 15. Nov. 1894 sein Amt an.

Morāl (v. lat. mores, »die Sitten«), als Lehre oder Wissenschaft (Moralphilosophie) gleichbedeutend mit Sittenlehre oder Ethik (s. d.). Moralprinzipien heißen daher die allgemeinsten Grundsätze, aus welchen in den verschiedenen ethischen Systemen die einzelnen speziellen Sittengebote abgeleitet werden, und man spricht sogar von der M. einer Erzählung (Fabel, Parabel) mit Rücksicht auf die Lebensregeln, welche durch dieselbe veranschaulicht werden sollen. Endlich ist M. (Moralität) auch soviel wie Sittlichkeit (s. d.) und moralisch soviel wie sittlich im Gegensatz zur Unsittlichkeit, bez. zum Unmoralischen. Im weitern Sinne heißt (besonders im Sprachgebrauch der Franzosen und Engländer) moralisch auch das dem Physischen Entgegengesetzte, also das Geistige; daher moralischer Zwang ein durch Einwirkung auf das Seelenleben (Erregung von Furcht &c.) ausgeübter Zwang, moralische Wissenschaften soviel wie Geisteswissenschaften. Moralisch tot heißt ein Mensch, der seine Ehre und damit sein Ansehen in der Gesellschaft verloren hat. Unter moralischer Überzeugung versteht man eine zwar nicht beweisbare, aber doch im Gefühl unausrottbar festgewurzelte Überzeugung und spricht in diesem Sinne von einem moralischen Beweis für das Dasein Gottes.

Morāles, 1) Luis de, span. Maler, genannt el Divino, »der Göttliche«, weil er nur heilige Geschichten malte, geb. um 1509 in Badajoz, gest. daselbst 1586, lebte meist in Sevilla und seit 1564 in Madrid. Seine Gemälde, unter welchen Darstellungen der Schmerzensmutter mit dem toten Heiland den Schwerpunkt bilden, haben einen fanatisch-asketischen, aber bereits deutlichen nationalen Zug, der später für die spanische Malerei maßgebend wurde. Seine Zeichnung ist manieriert, seine Modellierung in der Magerkeit der Formen übertrieben, aber seine Färbung zart verschmolzen. Das Madrider Museum besitzt einen Ecce homo, eine Mater dolorosa und eine Madonna, das Louvre in Paris die Halbfigur eines kreuztragenden Christus und die Dresdener Galerie einen Ecce homo.

2) Cristofano, Komponist, geb. 1520 in Sevilla, erhielt seine Ausbildung als Chorknabe an der dortigen Kathedrale und kam 1540 nach Rom, wo er vom Papst Paul III. in dessen Sängerkapelle aufgenommen wurde. Ort und Zeit seines Todes sind unbekannt. In der strengen Zucht der sogen. niederländischen Kontrapunktistenschule aufgewachsen, ermangelt doch M. nicht der Freiheit und Selbständigkeit, welche die Arbeiten dieser Schule in ihrer letzten fruchtbarsten Entwickelungsepoche kennzeichnen. In diesem Sinne darf er unter den Vorgängern Palestrinas eine der ersten Stellen beanspruchen. Seine Kompositionen (Messen, Motetten, mehrere »Magnificat« &c.), in denen sich der Stil des letztern deutlich ankündigt, erschienen größtenteils im Druck zu Venedig von 1542—1614.

Moral insanity (engl., spr. morrel inßännĭti, »moralischer Irrsinn«, Verbrecherwahnsinn), von Prichard zuerst unterschiedene Geisteskrankheit, eine Form von Schwachsinn mit mehr oder weniger vollständigem Fehlen moralischer Gefühle und Begriffe. Die Kranken erscheinen als Verbrecher und sind unheilbar, weil ihnen das wichtigste Hilfsmittel zur Unterdrückung ihrer Triebe mangelt. Heute wird die M. nicht mehr als ein selbständiges Krankheitsbild betrachtet; man sieht vielmehr ihre Symptome als Zeichen andrer Formen von Geisteskrankheit an.

Moralisch, s. Moral.

Moralische Hoffnung, s. Hoffnung, mathematische.

Moralische Person, veraltete Bezeichnung für Juristische Person (s. d.).

Moralische Wochenschriften (moralische Zeitschriften), eine Gattung von Zeitschriften, die in England zu Anfang des 18. Jahrh. aufkam und die etwa dasselbe Stoffgebiet umfaßten, das heutzutage in dem Feuilleton behandelt wird, nur daß dem Geiste jener Zeit entsprechend populär-philosophische Erörterungen, meist in der Form von humoristisch-satirischen Sittenbildern, im Vordergrund des Interesses standen. Die Begründer dieses Litteraturzweiges sind Steele und Addison durch ihre täglich erscheinenden Zeitschriften »The Tatler« (»Der Plauderer«, 1709) und »The Spectator« (»Der Zuschauer«, 1711). Gewöhnlich wurde der Inhalt einer solchen Zeitschrift durch eine dichterische Einkleidung zusammengehalten; im »Spectator« ist die Fiktion diese, daß ein Kreis von Bekannten aus verschiedenen Berufskreisen sich abends regelmäßig versammelt und über die Ereignisse des Tages spricht. Mit diesem Umstande hängt auch die kurze Lebensdauer der meisten unter diesen Zeitschriften zusammen; wenn die dichterische Einkleidung Gefahr lief, ihren Reiz zu verlieren, ließ der Herausgeber die Zeitschrift eingehen und begründete eventuell eine neue. So hat Steele nach den erwähnten beiden Zeitschriften noch mehrere andre veröffentlicht. In den Zeitschriften Steeles und Addisons sind neben den satirischen auch die litterarisch-kritischen Artikel, namentlich die Artikel über Shakespeare und über das Volkslied von Bedeutung. Die moralischen Wochenschriften kamen einem litterarischen Bedürfnis des Bürgerstandes entgegen und hatten einen beispiellosen Erfolg. Sie wurden bald auch außerhalb Englands übersetzt und nachgeahmt und trugen wesentlich dazu bei, daß in der europäischen Litteraturbewegung des 18. Jahrh. der englische Litteratureinfluß sich immer entschiedener neben dem französischen geltend machte. Allerdings wurden die englischen Vorbilder von keiner der ausländischen Zeitschriften erreicht. Was Deutschland betrifft, so erschienen die ersten Blätter dieser Art seit 1713 in Hamburg, den größten Einfluß unter den Hamburger Wochenschriften gewann jedoch der »Patriot« (1724—26). Die moralischen Wochenschriften,

die Bodmer (s. d.) in Zürich und Gottsched (s. d.) in Leipzig veröffentlichten, sind insofern von Wichtigkeit, als wir in ihnen die Entwickelung der litterarischen Grundsätze ihrer Herausgeber verfolgen können. Der »Spectator« wurde von Frau Gottsched ins Deutsche übertragen (1739—43, 9 Bde.). In der Zeit von 1713—61 sind in Deutschland 182 Zeitschriften dieser Art nachgewiesen. Unter den spätern verdient vor allem der »Nordische Aufseher« Erwähnung, den J. A. Cramer in Kopenhagen 1759—62 herausgab, und an dem auch Klopstock mitwirkte. Doch hat Lessing, dem die selbstgefällige Breite der moralischen Betrachtungen zuwider war, an dem »Nordischen Aufseher« in den »Litteraturbriefen« eine scharfe Kritik geübt, der es mit zuzuschreiben ist, daß die moralischen Wochenschriften von da an immer mehr ihre litterarische Bedeutung verloren. Vgl. Kawczynski, Studien zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Moralische Zeitschriften (Leipz. 1880); K. Jacoby, Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs (Hamb., Progr. 1888); Th. Vetter, Der Spectator als Quelle der »Diskurse der Maler« (Frauenf. 1887).

Moralist (franz. moraliste), Bezeichnung für Schriftsteller, die, wie Montaigne, Larochefoucauld, Vauvenargues, La Bruyère u. a., als mehr oder weniger unparteiische Beobachter die faktischen Sitten (mores hominum) schildern, im Gegensatz zu Moralphilosophen, welche, wie Kant, Fichte, Herbart u. a., die faktischen Sitten an einer (von ihnen oder andern) aufgestellten Norm messen und beurteilen. Moralisieren, soviel wie Betrachtungen über Sitten anstellen, dieselben mögen theoretische (deren Thatsächlichkeit) oder praktische (deren sittlichen Wert betreffende) sein.

Moralität, s. Moral.

Moralitäten (franz. Moralités, engl. Moralities), im spätern Mittelalter geistliche Schauspiele, welche, den Mysterien (s. d.) verwandt, besonders in Frankreich und England, auch in Italien, vielfach üblich waren. Wesentlich ist ihnen, daß allegorische Personen darin auftreten, Tugenden und Laster, l'Homme juste, l'Homme mondain u. dgl. Ebert unterscheidet in Frankreich allegorisch-mystische, parabolische und moralisierende weltliche M. Im 15. Jahrh. waren sie in England und Schottland sehr gebräuchlich und erhielten sich hier auch nach der Reformation in der Form von theologisch-polemischen Schauspielen; erst unter Cromwell wurden sie förmlich abgeschafft. In Deutschland wurden die M. durch die seit dem 15. Jahrh. üblichen Schulkomödien ersetzt. Vgl. Genée, Die englischen Mirakelspiele und M. (Berl. 1878); Pollard, English miracle plays, moralities, and interludes (2. Aufl., Lond. 1895), und die französischen Arbeiten von Petit de Julleville.

Moralphilosophie, s. Ethik.

Moralstatistik, derjenige Teil der Statistik, welcher sich mit den aus freier sittlicher Entschließung hervorgehenden Handlungen der menschlichen Gesellschaft befaßt. Könnten alle diese Handlungen genau verzeichnet und im Zusammenhalt mit den sie bedingenden Beweggründen beurteilt werden, so würde die M. ein getreues Bild der Sittlichkeit einer Gesellschaft liefern und einen Vergleich zwischen Ländern und Zeiten gestatten. Das ist aber nicht der Fall; denn die wirklichen Beweggründe sind für Dritte nicht erforschbar, und man muß sich mit dem keineswegs immer zuverlässigen Rückschluß aus äußern Erscheinungen und Handlungen auf dieselben begnügen. Aber auch diese Erscheinungen u. Handlungen liegen nicht immer offen zu Tage, und bei vielen derselben ist nicht festzustellen, ob sie wirklich aus freien Entschließungen hervorgegangen oder ob sie als Wirkungen andrer Ursachen zu betrachten sind (Selbstmord oder Ermordung durch Dritte, z. B. bei Vergiftungsfällen, oder unglücklicher Zufall, z. B. Fall ins Wasser etc.). Die M. beschränkt sich demgemäß auf solche Erscheinungen, welche an die Öffentlichkeit treten; auf die Einzelfälle geht sie, wie überhaupt die Statistik, nur so weit ein, als dies für eine richtige Gruppierung erforderlich ist. Die Sittenzustände werden nun nicht allein durch die guten, sondern auch durch die sittlich schlechten Handlungen gekennzeichnet. Die M. befaßt sich darum mit beiden, ja sie ist sogar vorwiegend eine Statistik der Unsittlichkeit, weil das sittlich Gute sich mehr der Öffentlichkeit entzieht und, wenn auch dies nicht der Fall, oft schwer als solches zu erkennen ist (z. B. Wohlthätigkeit aus Ehrgeiz, aus Berechnung, aus Furcht oder aus reiner Menschenliebe). Infolgedessen dient die positive Sittlichkeitsstatistik (Entwickelung des Sparkassenwesens, gemeinnütziger Anstalten und Vereine, Gestaltung des geistigen und religiösen Lebens) im wesentlichen nur als eine mit Vorsicht zu behandelnde Ergänzung der Unsittlichkeitsstatistik. In den Bereich der letztern gehören zunächst die nach den Landesgesetzen strafbaren Handlungen, deren statistische Ermittelung mit Rücksicht auf Zahl, Art der strafbaren Handlungen, welche vor Gericht anhängig wurden, Alter, Geschlecht, Stand der Angeschuldigten und der Verurteilten, verhängte Strafen etc., Aufgabe der Kriminalstatistik (s. d.) ist, dann aber auch die Statistik von Handlungen, welche zwar als unsittlich angesehen werden, aber nicht strafbar sind oder nicht bestraft werden können (Selbstmord, bei dem die Strafe, wie schimpfliches Begräbnis, doch nur als Strafdrohung, im übrigen als eine Bestrafung der Angehörigen wirken würde). Außer dem Selbstmord gehört hierher insbes. die auf geschlechtliche Verhältnisse sich beziehende Statistik, wie die der Ehescheidungen, der Prostitution, des Findelwesens und der unehelichen Geburten. Die Zahlen, zu welchen die Massenbeobachtung auf diesem Gebiete führt, weisen allerdings gewisse Regelmäßigkeiten auf. Das gilt namentlich von den unehelichen Geburten. Es trafen z. B. uneheliche Geburten auf 100 Geborne im Gebiete des Deutschen Reiches 1841—50 durchschnittlich 10,8, 1851—60: 11,4, 1866—70: 11,5; ferner:

1871	9,8	1877	8,7	1883	9,2
1872	8,9	1878	8,7	1884	9,5
1873	9,2	1879	8,8	1885	9,5
1874	8,7	1880	9,0	1886	9,5
1875	8,6	1881	9,1	1887	9,4
1876	8,6	1882	9,3	1888	9,3

1891, 1892 und 1893 trafen je 9,1 uneheliche auf 100 Geburten. Diese 9,1 Proz. des Deutschen Reiches setzen sich aber aus verschiedenen Zahlen zusammen; so trafen 1893 in Bayern auf 100 Geburten 14,1 uneheliche, in Sachsen 12,5, in Württemberg 10,7, in Baden 8,3, in Preußen 7,7 (Berlin 13,6); am wenigsten uneheliche Geburten hatte Schaumburg-Lippe mit nur 3,1 Proz. Zu ähnlichen Ergebnissen führte die M. auch in andern Ländern. Auch die Selbstmordstatistik, dann die Statistik der Verehelichungen, der Ehescheidungen etc. weisen Zahlen auf, deren Schwankungen als verhältnismäßig klein erscheinen. Bereits Süßmilch (»Göttliche Ordnung in denen Veränderungen des Menschengeschlechts«, Berl. 1742, 4. Aufl. 1775) hatte solche Regelmäßigkeiten beobachtet u. als

Ergebnis einer göttlichen Ordnung erklärt. Quételet (»Sur l'homme«, Brüssel 1835) faßte diese Regelmäßigkeiten als etwas Naturgesetzliches auf, eine Anschauung, welche unter andern Buckle, dann auch früher Ad. Wagner (»Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen«, Hamb. 1864) teilten. Dieselbe führt folgerichtig zur Verleugnung der Willensfreiheit und der Verantwortlichkeit des Einzelnen für seine Handlungen, denn das »Budget der Schafotte und Gefängnisse« (Quételet) müßte naturnotwendig erfüllt werden. Nun lassen aber gerade die oben mitgeteilten Zahlen über die unehelichen Geburten eine bemerkenswerte Erscheinung wahrnehmen. Lexis macht darauf aufmerksam, daß, was z. B. die obige Reihe von 18 Zahlen (uneheliche Geburten 1871—88) anlangt, die mittlere Abweichung vom Mittel weit größer sei, als bei einem analogen Glückspiel in 18 Serien von je 1,759,331 Versuchen (der jährlichen Durchschnittszahl der Geburten) zu erwarten wäre. Vergleicht man die Durchschnittszahlen der unehelichen Geburten 1871—88 sowie die von 1891—93 mit den frühern, so findet man, daß die relative Häufigkeit derselben abnahm, als durch die Gesetzgebung die Niederlassung und Eheschließung erleichtert wurden. In Bayern namentlich brachte die Gesetzgebung von 1868 eine durchschlagende Wirkung hervor, wie die folgenden Prozentzahlen der unehelichen Geburten beweisen:

1865	22,5	1868	20,0	1871	15,1
1866	21,8	1869	17,9	1872	14,3
1867	20,0	1870	16,4	1873	12,6

Umgekehrt berechnet sich für die Zahl der Eheschließungen, welche auf 1000 Einwohner entfallen, für die Jahre 1841—85 ein Bestreben zur Erhöhung, wenngleich diese Zahl im übrigen naturgemäß eine gewisse Grenze nicht überschreiten kann. Freilich läßt sich nicht immer die dauernde ab- oder aufsteigende Bewegung einer statistischen Zahl so zweifellos auf eine bestimmte Ursache zurückführen. So haben seit einigen Jahrzehnten die Selbstmorde in allen Ländern (außer Norwegen) zugenommen. In Preußen z. B. betrug die Zahl derselben 1869—72 durchschnittlich jährlich 2956, von 1873—76: 3274, 1877—82: 4728 und erreichte einen Höhepunkt 1883 mit 6171 Selbstmorden; dann trat ein gewisser Stillstand ein. Diese letztere Thatsache ist ersichtlich aus der folgenden Zahlenreihe, welche allerdings nur die Zahl der Selbstmorde in den sämtlichen Städten des Deutschen Reiches mit 15,000 Einwohnern und mehr wiedergibt. Dieselbe betrug:

1884	2485	1888	2481	1892	3274
1885	2591	1889	2787	1893	3347
1886	2700	1890	2851		
1887	2555	1891	3224		

In Prozenten der Gestorbenen ausgedrückt, schwanken die letztern Zahlen zwischen 1,04 Proz. im J. 1888 und 1,18 im J. 1891. Man wird nicht irre gehen, wenn man zur Erklärung des Anwachsens der Zahl der Selbstmorde namentlich im Beginn der 80er Jahre auf die Verwickelung, Aufregung, größere Schwierigkeit des modernen Lebens hinweist, wenn damit auch der genauere ursachliche Zusammenhang noch nicht erklärt ist. Jedenfalls finden wir so starke Schwankungen in den Thatsachen der M. und in ganz unregelmäßigen Perioden, daß dieselben keineswegs auf einer sogen. Gesetzmäßigkeit im naturwissenschaftlichen Sinne beruhen können, sondern vielmehr als Folgen gewisser, meist deutlich nachweisbarer sozialer oder gesetzgeberischer Vorgänge erscheinen, während z. B. für die wenig schwankende Relativzahl der Totgebornen (Verhältnis der Totgeburten zur Zahl aller Geburten) im Deutschen Reich ein naturgesetzlicher Kausalzusammenhang angenommen werden muß. Ebenso wie auf den oben vorgeführten Gebieten kann die M. auch auf andern Gebieten darthun, daß die Menschen thatsächlich, wenn sie nicht gerade als krank anzusehen sind, nach Beweggründen handeln, daß die Willensrichtung nicht eine notwendig gegebene ist, sondern sich ändern kann, z. B. bei einer Änderung der Strafgesetzgebung oder der Gesetzgebung überhaupt. So hat in Frankreich seit Wiedereinführung der Ehescheidung durch Gesetz vom 27. Juli 1884 die Zahl der Separationen von Tisch und Bett rasch ab-, die der Scheidung aber anfangs von Jahr zu Jahr zugenommen. Die Zahl der Separationen betrug 1871—75 durchschnittlich pro Jahr 2004, 1876—80: 2559, dagegen 1885: 2122, 1886: 2206, 1887: 1896; die Zahl der Ehescheidungen aber betrug 1885: 1960, 1886: 2705, 1887: 4685, 1888: 4548. Die M. kann wohl zeigen, daß äußere Umstände (Naturumgebung, gesellschaftliche Verhältnisse) einen großen Einfluß auf Entschließungen und Handlungen ausüben, doch vermag sie eine zwingende Notwendigkeit für solche Handlungen weder für den Einzelnen noch eine solche für die Masse nachzuweisen. Das ist auch in der neuern Zeit allgemein als Thatsache anerkannt worden. Vgl. hierüber insbes. Drobisch, Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit (Leipz. 1867); v. Öttingen, Die M. in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik (3. Aufl., Erlang. 1882); Knapp, Die neuern Ansichten über M. (Jena 1871); Lexis, Moralstatistik, im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4 (Jena 1892).

Morandum, alter Name der Stadt Werden (s. d.).

Moränen (Gandecken), Schuttwälle längs des Gletscherrandes (Seitenmoränen) oder auch (beim Zusammenfließen mehrerer Gletscher in einen Gletscher) auf dem Rücken derselben (Mittelgandecke, Guferlinie) sowie am Ende eines Gletschers (Endmoränen) und am Grunde desselben (Grundmoränen). Die Endmoränen bleiben, wenn ein Gletscher durch zeitweilige Wärmezunahme sich verkleinert, unterhalb des Gletscherrandes zurück und bezeichnen des Gletschers frühere Ausdehnung. Die Unterscheidung der Gandecken von andern Steinanhäufungen (Strandblocklagen, Felsstürzen) ist oft nicht leicht, aber sehr wichtig für die Geologie. Im allgemeinen ist das Fehlen von Schichtung, von Symptomen des Rollens ꝛc. durch das Wasser und das Vorhandensein von Ritzen, auch Schliff- oder Politurstellen an den größern Blöcken für die Gandecken charakteristisch; auch bilden in der Regel die wallartigen Anhäufungen der Endmoränen im Thale eine konvex nach abwärts gerichtete Kurve. Vgl. Gletscher.

Moränensee, s. See.

Morāno-Calābro (das antike Muranum), Stadt in der ital. Provinz Cosenza, Kreis Castrovillari, am Südwestabhang des Monte Pollino (2271 m), über dem Coscile (dem antiken Sybaris), mit Ruinen eines normännischen Kastells, Weinbau und (1881) 8259 Einw.

Moran-Olden, Fanny, Opernsängerin, geb. 28. Sept. 1855 in Oldenburg als Tochter des Obermedizinalrats Tappehorn, bildete sich bei Auguste Götze in Dresden zur Bühnensängerin aus und fand ihr erstes Engagement in Frankfurt a. M. 1879 verheiratete sie sich mit dem Tenoristen Moran, und 1884 wurde sie Mitglied des Leipziger Stadttheaters. Nachdem sie Ende 1889 mit großem Erfolg im Opern-

haus zu Berlin gastiert und dann weitere Gastspielreisen unternommen hatte, war sie bis zum Herbst 1895 Mitglied der Münchener Hofbühne. Sie ist großherzoglich oldenburgische Kammersängerin. Ihre Stimme ist von solchem Umfang, daß sie hohen Sopranpartien (wie Norma, Donna Anna, Isolde) ebenso gerecht wird wie tiefen Altpartien (Fides, Leah). Ihre übrigen Hauptrollen sind Fidelio, Elisabeth im »Tannhäuser« und Brunhild im »Ring des Nibelungen«.

Morant Bay (spr. mórĕnt bē), Städtchen an der Südküste der britisch-westind. Insel Jamaica, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit 1500 Einw., wurde während des Aufstandes 1865 fast ganz zerstört. 8 km östlich davon liegt Port Morant.

Morannwg (spr. morännug), s. Glamorganshire.

Morae periculum (lat.), die Gefahr des Verzugs.

Morar, Landschaft an der Westküste von Inverneßshire (Schottland), vom Loch Morar (einem 19 km langen und 1—3 km breiten Fjord) in zwei Hälften geteilt und meist von Katholiken bewohnt.

Moraspiel, s. Mora.

Morast, größere Strecke versumpften und unzugänglichen Landes; s. Bruch, Moor und Sumpf.

Morastein, s. Morawiese.

Morasterz, s. Raseneisenerz.

Morat (spr. -rá), s. Murten.

Moráta, Olimpia Fulvia, Gelehrte, geb. 1526 in Ferrara, gest. 26. Okt. 1555 in Heidelberg, Tochter des Dichters Fulvio Pellegrino Morato (gest. 1547), hielt schon in ihrem 16. Jahr gelehrte Vorträge in Ferrara. Seit 1548 mit dem deutschen Arzt Andreas Grundler verheiratet, folgte sie ihm nach Schweinfurt, trat hier zur protestantischen Kirche über und ließ sich, infolge der Einäscherung der Stadt durch die Reichstruppen (1554) in schwerer Bedrängnis, mit ihrem Gatten in Heidelberg nieder. Ihre zahlreichen griechischen und lateinischen Gedichte, meist religiösen Inhalts, gab C. S. Curio heraus (zuerst Basel 1558 u. ö.); andre Ausgaben erschienen zu Augsburg 1570 und 1578. Außerdem hinterließ sie Abhandlungen über Ciceros »Paradoxa«, ein »Elogium Mucii Scaevolae« (lat. u. griech.), Dialoge, zwei Bücher Briefe u. a. Vgl. Wildermuth, Olympia M., ein christliches Lebensbild (Stuttg. 1854); Bonnet, Vie d'O. M. (4. Aufl., Par. 1865; deutsch, Hamb. 1860).

Moratalla (spr. -tallja), Stadt in der span. Provinz Murcia, am Benamor, mit Wein- und Ölbau und (1887) 11,926 Einw.

Moratin, 1) Nicolas Fernandez de, span. Dichter, geb. 20. Juli 1737 in Madrid, gest. daselbst 11. Mai 1780, studierte in Valladolid die Rechte, widmete sich aber daneben den schönen Wissenschaften und erhielt nach beendeten Studien ein Amt am Hofe der Königin-Witwe Elisabeth. Er wandte sich zuerst dem Drama zu und trat 1762 mit dem Lustspiel »La petimetra« auf, in welchem er den nationalen und den französischen Geschmack miteinander zu vereinigen suchte. Diesem folgte 1764 eine Sammlung vermischter Gedichte: »El poeta«, und das ganz im französischen Geschmack geschriebene Trauerspiel »Lucrecia«. Dieser Richtung blieb er auch in seinen spätern Tragödien: »Hormesinda« und »Guzman el Bueno«, getreu. Der geringe Ertrag seiner schriftstellerischen Thätigkeit bewog ihn, 1772 zur Advokatur überzugehen; doch ward er bald nachher zum Professor der Poetik ernannt. Sein letztes und vorzüglichstes Werk war der »Canto épico de las naves de Cortez destruidas« (1785), eins der besten epischen Gedichte der Spanier. Auch sein didaktisches Gedicht »La Diana, ó arte de la caza« enthält Schönheiten, und unter seinen kleinern Gedichten finden sich manche vortreffliche. Eine Ausgabe seiner Werke veranstaltete sein Sohn Leandro unter dem Titel: »Obras póstumas« (Barcel. 1821); vollständiger erschienen sie in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 2 (Madr. 1848), neuerdings Paris 1881. Noch Ungedrucktes veröffentlichte R. Foulché-Delbosc (»Poesias ineditas«, Madr. 1892).

2) Leandro Fernandez de, berühmter span. Dramatiker, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1760, gest. 21. Juni 1828 in Paris, wurde von seinem Vater schon früh in die Dichtkunst eingeweiht, erlernte jedoch auf dessen Wunsch bei seinem Oheim das Juwelierhandwerk, ohne dabei der Poesie untreu zu werden. 1779 trug er durch sein Gedicht »La toma de Granada« und drei Jahre später durch seine »Leccion poética« das Accessit der Akademie davon. Durch Jovellanos' Vermittelung erhielt er 1786 eine Sekretärstelle beim Grafen Cabarrus und begleitete denselben nach Paris, wo die Bekanntschaft mit Goldoni ihn in dem Vorhaben bestärkte, die spanische Bühne durch Einführung der französischen Regeln zu reformieren. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland (1789) erhielt er durch den Minister Florida-Blanca eine Präbende, welche ihn in den Stand setzte, seinen litterarischen Neigungen zu leben. Er widmete sich nun ganz der dramatischen Dichtkunst. Sein erstes Lustspiel: »El viejo y la niña« (1790), wurde vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen, von den Anhängern des alten Nationalgeschmacks aber hart angegriffen, wofür M. sich durch das satirische Lustspiel »La comedia nueva« (1792) rächte. Der Friedensfürst Godoy gewährte ihm die Mittel zu einer längern Reise durch Frankreich, England, Deutschland, die Schweiz und Italien, von welcher er erst 1796 zurückkehrte. In die nächsten Jahre fallen die Lustspiele: »El baron«, »La mogigata« und »El sí de las niñas«, welch letzteres einen außerordentlichen Erfolg hatte und bald in verschiedene Sprachen übersetzt wurde. Nach der französischen Okkupation schloß er sich an die neue Regierung an und wurde vom König Joseph 1811 zu seinem Bibliothekar ernannt. In der Folge sah er sich wiederholentlich verfolgt und zur Flucht genötigt, bis er sich 1822 dauernd in Paris niederließ. Moratins Lustspiele zeichnen sich durch gute Erfindung, natürliche Entwickelung, Wahrheit der Charaktere und Lebhaftigkeit des Dialogs aus, wenn es ihnen auch an Phantasie und Schwung fehlt. Auch um die Geschichte des spanischen Dramas hat er sich durch seine »Origenes del teatro español« verdient gemacht. Die vollständigsten Ausgaben seiner »Obras« sind die von der spanischen Akademie besorgte (Madr. 1830—31, 6 Bde.) und im 2. Bande der »Biblioteca de autores españoles« (das. 1848). Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte gibt Wolfs »Floresta de rimas modernas castellanas« (Par. 1837, 2 Bde.), die »Comedias« allein erschienen zu Paris 1875, die lyrischen Gedichte von Vater und Sohn zusammen (Madr. 1874).

Moratorium (mittellat., Anstandsbrief, Indult, Literae dilatoriae, respirationis, securitatis), die einem zahlungsunfähigen Schuldner durch die staatliche Autorität erteilte Zahlungsfrist gegenüber seinen Gläubigern. Je nachdem es sich dabei um die Bewilligung eines Zahlungsaufschubs für einen einzelnen bestimmten Schuldner oder um eine solche für gewisse Kategorien von Schuldnern oder Schulden

handelt, wird zwischen Spezial- und Generalmoratorien unterschieden. Die Reichspolizeiordnung von 1577 übertrug das Recht zur Erteilung von Moratorien, und zwar bis zu einer Dauer von fünf Jahren (daher der Ausdruck Literae quinquennales, »Quinquennalien«), dem Landesherrn. Die deutsche Partikulargesetzgebung aber gab dies Recht vielfach den Obergerichten, oder sie verlangte doch für die Erteilung eines Moratoriums durch den Regenten die Mitwirkung der Gerichte. Auch kannte die deutsche wie die außerdeutsche Gesetzgebung die Erteilung von Moratorien für ganze Bevölkerungsklassen, z. B. für Kaufleute, und für ganze Länder und Landesteile, insbes. nach einem Kriege. Neuere Verfassungsurkunden erklären derartige Eingriffe in die Privatrechtsverhältnisse für unstatthaft. Das Einführungsgesetz zur deutschen Zivilprozeßordnung (§ 14, Nr. 4) hat die bestehenden Vorschriften über Moratorien in den einzelnen deutschen Staaten beseitigt, und ebenso erklärt das Einführungsgesetz zu der deutschen Konkursordnung (§ 4) die Vorschriften über die landesherrliche oder gerichtliche Bewilligung einer allgemeinen Zahlungsstundung für aufgehoben. Dies würde jedoch nicht ausschließen, daß ein Spezialgesetz in der Folgezeit einmal auch in Deutschland eine solche aussprechen könnte, wie dies in Frankreich während des deutsch-französischen Krieges durch mehrere Moratoriengesetze geschehen ist. Auch in Österreich bedürfen Moratorien eines eignen Gesetzes. Vgl. Jaques, Die durch die französischen Moratorienverfügungen hervorgerufenen Regreßfragen (Wien 1872).

Moratscha, Fluß in Montenegro, entspringt südlich von der Siniawina Planina in der Landschaft M., fließt in südlicher Richtung und fällt in den See von Skutari, den er als Bojana (s. d.) wieder verläßt.

Morāvia, neulat. Name für Mähren.

Moraviden, s. Almoraviden.

Moráwa, 1) rechtsseitiger Nebenfluß der Donau in Serbien, entspringt als Bulgarische M. an der Tzrna Gora, nördlich von Skoplje, fließt gegen O. und wendet sich dann nach NW. Nach etwa 261 km langem Laufe vereinigt sie sich nördlich von Kruschewatz mit der von W. kommenden Serbischen M., welche auf der serbischen Grenze am Goljagebirge entspringt, in geschlungenem Laufe nach NW., O., SO. und NO. fließt und durch den bedeutendern Ibar verstärkt wird. Der vereinigte Fluß, von Ćuprija an schiffbar, mündet unterhalb Smederewo. Gesamtlänge 420 km. — 2) Slaw. Name der March.

Morawiese, Wiese in Schweden, etwa 10 km von Upsala, wo in alter Zeit die Könige des Landes gewählt wurden. In der Mitte der Wiese stand der große Morastein, auf den man den König nach der Wahl hob. Für jeden neuen König wurde ein neuer Stein mit einer Inschrift neben den eigentlichen Morastein gelegt. Es sind nur drei Steine mit verwitterten Inschriften noch vorhanden.

Morawski, Theodor, poln. Geschichtsforscher, geb. 1797 in Piwonice im Kreis Kalisch, gest. 22. Nov. 1879 in Paris, studierte in Warschau, diente im Ministerium des Innern, wurde 1831 Minister und ließ sich nach der Unterdrückung des Aufstandes in Paris nieder. Er schrieb eine ausgezeichnete Geschichte von Polen (»Dzieje narodu polskiego«, Posen 1871—1873, 6 Bde.).

Moray (spr. mörre), Grafschaft, s. Elginshire.

Moray Firth (spr. mörre förth), Meerbusen an der Nordostküste Schottlands, in welchen die kleinern Firths von Inverneß und Cromarty münden. Durch den Kaledonischen Kanal (s. d.) steht er mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung.

Möraz, ein in alter Zeit beliebter Maulbeerwein.

Morbegno (spr. -bennjo), Flecken in der ital. Provinz Sondrio, im Veltlin, am Bitto, 2 km vom linken Ufer der Adda, an der Eisenbahnlinie Colico-Sondrio gelegen, mit schöner Hauptkirche (von 1688), ehemaligem Dominikanerkloster mit Fresko von G. Ferrari, Weinbau, Käserei, Seidenspinnerei und -Weberei und (1881) 2466 (als Gemeinde 3603) Einw.

Morbid (franz.), krank, krankhaft, auf Krankheit bezüglich.

Morbidesse (franz., ital. Morbidezza), Mürbigkeit; Weichheit, Zartheit, besonders in Bezug auf die koloristische Behandlung des Fleisches in der Malerei.

Morbidität (v. lat. morbus, Krankheit), Krankheitszustand. Morbiditätsstatistik (Erkrankungsstatistik), die Ermittelung der absoluten und relativen Häufigkeit der einzelnen Krankheiten (im allgemeinen, bei den Geschlechtern, den Altersklassen, den Berufsarten), der Dauer und des Verlaufs derselben, ihrer Ursachen und des Einflusses verschiedener Heilmethoden (vgl. Krankheit, S. 650). Die Bestimmung der M. ist auch von Wichtigkeit für die Krankenversicherung (s. Krankenkassen), insofern hier die Beiträge nach den auf statistischen Beobachtungen gestützten Wahrscheinlichkeitsrechnungen zu bemessen sind. Vgl. Heym, Anzahl und Dauer der Krankheiten in gemischter Bevölkerung (Leipz. 1878); Westergaard, Die Lehre von der Mortalität und M. (Jena 1882).

Morbihan (spr. morbi-āng, kelt., »kleines Meer«), Meerbusen des Atlantischen Ozeans an der Westküste von Frankreich, der erst in historischer Zeit durch Sinken der Küste entstanden zu sein scheint, 20 km lang, 12 km breit, wird durch die Halbinsel Ruis vom offenen Meer (Bai von Quiberon) geschieden, hat außerordentlich zerrissene Ufer und zahlreiche Inseln.

Das **Departement Morbihan**, aus einem Teile der Niederbretagne gebildet, grenzt südlich an den Atlantischen Ozean, westlich an das Depart. Finistère, nördlich an Côtes-du-Nord, östlich an Ille-et-Vilaine und südöstlich an Niederloire und hat einen Flächenraum von 7093 qkm (128,8 QM.). Im N. erhebt sich an der Grenze gegen das Depart. Côtes-du-Nord die Montagne Noire, mit Wald und Heideland bedeckt, bis zu 297 m. Von da fällt der Boden gegen S. rasch ab und bildet nur eine von Hügelreihen durchzogene Hochebene, teils kultiviert, teils ausgedehnte, meist verödete Heiden enthaltend. Die Küste ist durch viele Baien und kleine Buchten reich gegliedert. Zahlreiche Inseln sind derselben vorgelagert, unter denen Groix (s. d.), Belle-Ile (s. d.), Houat und Hoedic die bedeutendsten sind. Von den sämtlich dem Atlantischen Ozean zuströmenden Flüssen sind zu erwähnen: der Blavet, Auray und die Vilaine mit dem Oust. Das Klima ist gemäßigt und feucht, die Luft oft nebelig. Die Bevölkerung beträgt (1891) 544,470 Seelen (77 auf 1 qkm). Auf Ackerland kommen 2721 qkm; Hauptprodukte sind: Getreide, insbes. Weizen (1893: 514,120 hl), Roggen (1,050,750 hl), Hafer (330,000 hl) und der in der Bretagne sehr beliebte Buchweizen (488,640 hl), außerdem Kartoffeln (2,707,500 metr. Ztr.), Hülsenfrüchte, Futterrüben, Hanf (7386 metr. Ztr.), Flachs, Obst, insbes. Äpfel (woraus 2,080,360 hl Cider gewonnen wurden), und etwas Wein (1884—93 durchschnittlich 34,258 hl). Das ausgedehnte Heideland (2621 qkm neben 446 qkm

Wiesen) begünstigt die Viehzucht. 1893 wurden 264,603 Stück Rindvieh, 39,950 Pferde, 59,382 Schafe und 53,833 Schweine gezählt. Auch die Bienenzucht (mit 24,967 Stöcken) ist sehr ausgebreitet. Das Waldland umfaßt nur 446 qkm. Von Bedeutung ist die Produktion von Seesalz und die Seefischerei (mit Einschluß der Zubereitung von Sardinen und der Austernzucht). Von Industriezweigen sind nur die Eisenindustrie, der Schiffbau, die Leinen- und Baumwollweberei und die Gerberei erwähnenswert. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements: Lorient, Ploërmel, Pontivy u. Vannes. Hauptstadt ist Vannes. Vgl. Rosenzweig, Dictionnaire topographique du M. (Par. 1870); Fouquet, Guide des touristes et des archéologues dans le M. (Vannes 1874).

Morbilität, soviel wie Morbidität.

Morbilli (lat.), s. Masern.

Morbleu! (franz., spr. -blö), potztausend!

Morbosität (lat.), Kränklichkeit, Siechtum.

Mörbraten (Mürbraten), s. Filet.

Morbus (lat.), Krankheit; M. Addisonii, Addisonsche Krankheit; M. americanus, celticus, Christianorum, gallicus, germanicus, hispanicus, indicus, neapolitanus, polonicus, St. Jobi, venereus, alle = Syphilis; M. anglicanus, Rachitis; M. attonitus, Melancholie; M. Basedowii, Basedowsche Krankheit; M. Brightii, Brightsche Nierenkrankheit; M. burdigalensis, canadensis (Radesyge), dithmarsicus, illyricus (Scherlievo), scoticus (Sibbens), Formen tertiärer endemischer Syphilis; M. cerealis, Kriebelkrankheit; M. coeruleus, Blausucht; M. comitialis, daemonicus, divinus, major, sacer, Epilepsie; M. crimensis = Lepra taurica; M. haematicus, Bluterkrankheit; M. eruditorum, flatuosus, Hypochondrie; M. maculosus Werlhofii, Blutfleckenkrankheit; M. St. Maevii, St. Lazari = Lepra, Aussatz; M. miliaris, Schweißfieber; M. nauticus, Seekrankheit; M. niger Hippocratis, Blutbrechen; M. regius, Gelbsucht; M. solstitialis, Sonnenstich.

Morchel, s. Morchella.

Morchella *Dill.* (Morchel), Pilzgattung aus der Ordnung der Diskomyceten, charakterisiert durch große, gestielte, hutförmige Fruchtkörper mit fast stets hohlem Stiel und häutigem oder wachsartig fleischigem, eirundem oder kegelförmigem Hut, welcher auf der Spitze des Stiels befestigt ist und daher glockenförmig herabhängt oder auch mit seinen Rändern an den Stiel angewachsen ist, und dessen buchtig faltige oder netzig zellige äußere Oberfläche das Hymenium darstellt; letzteres besteht aus den Sporenschläuchen mit je 6—8 Sporen. Die ansehnlichen, zart fleischigen Formen von M. wachsen meist im Frühjahr auf der Erde, besonders in Gebirgswäldern, und sind zum Teil nahrhafte, wohlschmeckende, bisweilen in frischem Zustande aber auch giftige Pilze, die leicht kenntlich sind und allgemein für die Küche gesammelt werden. Man benutzt sie als Gemüse, Zusatz zu Suppen, Frikassees, Saucen und Ragouts. An der Luft und der Sonne oder in der Ofenwärme getrocknet, sind sie sehr haltbar. M. esculenta *Pers.* (gemeine Morchel, Hutmorchel, Speisemorchel, s. Tafel »Pilze I«, Fig. 2), mit 2,5—4 cm hohem, 9—12 mm breitem Stiel und 2,5—8 cm hoher, 2,5—5 cm breiter, rundlicher, eiförmig hohler, gelblicher Mütze, die der ganzen Länge nach an den Stiel angewachsen, mit vielen netzförmig verbundenen und gefalteten, gelbbraunen oder gelbgrauen Rippen besetzt ist; ist weit über Europa, Asien und Nordamerika verbreitet und die häufigste Art. Eine zweite Art, mit verlängert kegelförmiger Mütze mit schmalen, länglichen Feldern, wird als Spitzmorchel (M. conica *Pers.*) bezeichnet. M. patula *Pers.* (Glockenmorchel), mit glockenförmig über den Stiel herabhängendem, bis über die Mitte freiem, auswendig ebenfalls netzförmig geripptem, braunem oder gelbbraunem Hut, in Gebirgsgegenden, ist der vorigen an Güte gleich. Die Faltenmorchel oder Lorchel mit blasig aufgetriebenem Hut und meist zelligem Stiel bildet eine eigne Gattung, Helvella (s. d.). Diese Morchel enthält einen giftigen Bestandteil, welcher die Blutkörperchen auflöst und schwere diffuse Nierenentzündung und Ikterus erzeugt. Zuerst entstehen Verdauungsbeschwerden und Blutharnen, schließlich aber versagen die Nieren ihren Dienst, es tritt Harnverhaltung und der Tod ein. Der giftige Bestandteil findet sich nur in frischen Lorcheln, von welchen 1,5—1,75 Proz. des Körpergewichts bei einem Hunde tödlich wirken. Bei etwa vierwöchiger Trocknung verflüchtigt sich das Gift, während nach 10—20tägiger Trocknung immer noch schädliche Wirkungen zu beobachten sind. Durch kaltes Waschen wird die Schädlichkeit der Lorcheln auf etwa ¼—⅙ reduziert. Dagegen nimmt heißes Waschwasser einen großen Teil des Giftes auf, und die Abkochung der Lorcheln wirkt sehr viel heftiger als der frische Pilz, während der gehörig ausgekochte Pilz vollkommen unschädlich ist. Bei der Zubereitung müssen mithin die gut gewaschenen Pilze mit reinem Wasser wiederholt aufgekocht und dann abgespült werden. Die Abkochung ist fortzugießen. Überdies ist zu beachten, daß die Morcheln, wie auch andre eßbare Pilze, wenn sie in Fäulnis übergegangen sind, sehr gefährliche Giftstoffe enthalten. Über die chemische Natur des Morchelgifts ist nichts Näheres bekannt, doch dürfte dasselbe zu den flüchtigen Alkaloiden gehören. Vgl. Wendisch, Trüffeln und Morcheln (Neudamm 1894).

Morchenstern, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Gablonz, an der Eisenbahn Reichenberg-Tannwald, hat ein Schloß, eine schöne Kirche, Fabrikation von Glas, Glasperlen u. Chemikalien, Baumwollspinnereien, Bierbrauerei u. (1890) 6277 deutsche Einwohner.

Mörchingen, aufblühender Flecken im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Forbach, Kanton Großtänchen, an der Eisenbahnlinie Rieding-Remilly (Straßburg-Metz), hat eine kath. Pfarrkirche (1890 restauriert), 2 Dampfziegeleien und (1890) 3690 meist kath. Einwohner. Seit 1890 ist M. Garnison des Stabes der 65. Infanteriebrigade, des 17. und 144. Infanterieregiments, der 2. Abteilung des 34. Feldartillerie- u. der 2. Eskadron des 14. Ulanenregiments. — M. gehörte im Mittelalter den Herren von Vinstingen, fiel um 1500 an die Wild- u. Rheingrafen, von denen sich eine Linie (1607—88) nach M. benannte. Unter französischer Herrschaft hieß es Morhange (spr. moräng'sch').
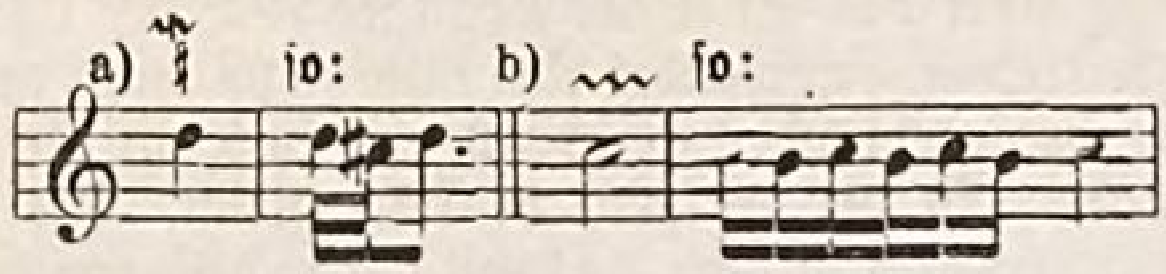
Mord, im allgemeinen Bezeichnung für die schwersten Fälle der vorsätzlichen Tötung eines Menschen, wobei die Abgrenzung in den verschiedenen Rechten verschieden ist; nach deutschem Reichsrecht die vorsätzliche, mit Überlegung ausgeführte Tötung (s. d.).

Mordant (franz., spr. -dang), soviel wie Beize, Beizmittel, Ätzwasser ꝛc. (s. Färberei, S. 190).

Mordazität (lat.), Bissigkeit; Ätzkraft.

Mordent (ital. Mordente, Beißer, franz. Pincé, Mordant), musikal. Verzierung, welche aus einem einmaligen schnellen Wechsel der Hauptnote mit der

untern kleinen Sekunde besteht und durch ~ gefordert wird. Muß die Hilfsnote chromatisch verändert werden, so wird ♯ ♭ ♮ ꝛc. unter das Zeichen gesetzt; doch muß auch, wenn dieses fehlt, die kleine Untersekunde genommen werden (a):



Der lange M. (b) ~ ist entsprechend auszuführen als ein zwei- oder dreimaliger Wechsel der beiden Töne.

Mordfalle, s. Falle.

Mordfliegen (Schnellfliegen, Raupenfliegen, Tachinariae), Insektengruppe aus der Ordnung der Zweiflügler und der Familie der Fliegen (Muscidae), umfaßt mehrere Gattungen, deren Arten zum Teil schnell und scheu umherfliegen, zum Teil im Gras und zwischen Gebüsch umherlaufen und ihre Eier an andre Insektenlarven, besonders an Raupen, ablegen. Die Larven bohren sich schon aus den letztern oder aus deren Puppen heraus und gehen in die Erde, um sich selbst zu verpuppen; andre verwandeln sich in der Schmetterlingspuppe oder im Kokon der Blattwespenlarven zu Tönnchen, während manche schon als Larven geboren und nicht in Eiform dem Wirt übergeben werden. Bei den Arten der Gattung Tachina *Meig.* ist der Körper mit starken Borsten besetzt, die Stirn beim Männchen meist beträchtlich schmäler als beim Weibchen; die Augen sind bald samtartig behaart, bald glatt, die Fühler nickend mit gegliederter, nackter Rückenborste; der Hinterleib ist kurz eiförmig, kegelig, selten walzenförmig und im letztern Fall hinten wie eingebogen. T. grossa *L.*, die größte heimische Art, ist 17 mm lang, 11 mm breit, glänzend schwarz, sehr dicht, stachelborstig behaart, am Kopf und an der Flügelwurzel rotgelb, am zweiten Fühlerglied rostrot, an den Augen nackt. Die M. sind nützlich, indem sie allzu großer Vermehrung der Schmetterlingsraupen vorbeugen.

Mordkäfer, s. Puppenräuber.

Mordkeller, soviel wie Kasematte (s. d.).

Mordraupen, Raupen, welche andre angreifen und verzehren, wie gewisse Eulenraupen (Orthosia gothica *L.*, O. trapezina *L.* u. a.), die meist durch auffallend dicken Kopf und starke Freßwerkzeuge kenntlich sind. In der Gefangenschaft greifen Raupen viel häufiger andre Raupen an als im Freien.

Mordschläge, mit Pulver gefüllte Gefäße, die durch denjenigen, der sie berührte, entzündet wurden und explodierten; auch mit Kugeln geladene Flintenläufe oder Bomben, die, mit einer Perkussionszündung versehen, dicht unter dem Boden vergraben wurden, so daß der darauf Tretende sie entzünden mußte.

Mordschwamm, s. Agaricus.

Mordwa, Volksstamm, s. Mordwinen.

Mordwespen, s. Grabwespen.

Mordwinen (russ. Mordwa), zur wolgaischen Gruppe der finnischen Völkerfamilie gehöriger Volksstamm, vornehmlich wohnhaft in den Gouvernements Simbirsk, Nishnij Nowgorod, Saratow, Tambow, Pensa und Samara und 800,000 Köpfe zählend. Die M. sind stark mit den Russen verschmolzen und haben teilweise selbst ihre frühere Sprache vergessen. Sie sind sehr kräftige Leute und meist blond, mit blauen oder grauen Augen. Ihre Körpergröße ist eine mittlere, das Gesicht flach, breit mit etwas vorspringenden Backenknochen und leichtem Prognathismus. Sie tragen gern weiße Kleider mit roten Stickereien und lieben den Ackerbau. Eigentümlich ist, daß bei ihnen die Frauen selten vor dem 30. Jahr heiraten. Die M. sind arbeitsam und treiben Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht und Fischerei. Sie zerfallen in drei Stämme: die Mokschanen, an der Mokscha, mit dem Hauptort Krasnoslobodsk im Gouv. Pensa, die Ersan (Ersjänen), mit dem Hauptort Terjuschewo in Nishnij Nowgorod, und die Karatajen (Karatai), welche nur noch im Kreise Sengilhej (Simbirsk) und im Kreise Tetjuschi (Kasan) vorkommen. Nur die in Tetjuschi lebenden M. bekennen sich zum Islam und sind überhaupt in Sprache und Sitte tatarisch geworden; die übrigen gehören der griechisch-katholischen Kirche an. Die mordwinische Sprache gehört zu dem finnisch-ugrischen Zweig des uralaltaischen Sprachstammes. Vgl. Wiedemann, Grammatik der ersa-mordwinischen Sprache (Petersb. 1865); Alquist, Versuch einer mokscha-mordwinischen Grammatik (das. 1861); Budenz, Mordwinische Grammatik (Pest 1876); Paasonen, Mordwinische Lautlehre (Helsingf. 1893); Majnow, Anthropologische Messungen (russ., Petersb. 1883); Derselbe, Juridische Gebräuche (russ., das. 1885).

Mordwinow, Nikolai Semonowitsch, russ. Staatsmann, geb. 1754, gest. 1845, wurde zusammen mit dem Großfürsten Paul erzogen und unternahm große Reisen, wobei der Aufenthalt in England ihm besondere Anregung bot. Nach der Thronbesteigung Alexanders I. wurde er 1802 Marineminister und nahm an wichtigen Reformentwürfen teil. Insbesondere suchte er für die Besserung der Lage der Bauern und der wirtschaftlichen Verhältnisse im Reiche zu wirken. Er vertrat das Prinzip der Ministerverantwortlichkeit wie dasjenige einer Teilung der Staatsgewalten, huldigte den Grundsätzen Benthams, mit welchem er Beziehungen unterhielt, und war Mitarbeiter Speranskijs. Vielfach angefeindet und wiederholt zeitweilig zur Unterbrechung seiner Thätigkeit genötigt, hörte er nicht auf, in dem Sinne einer Reform auf den verschiedensten Gebieten zu wirken. 1834 wurde er in den Grafenstand erhoben. Vgl. Ikonnikow, Graf N. S. M. (russ., Petersb. 1873).

More (spr. mōr), 1) Sir Thomas (latinisiert Morus), Kanzler Heinrichs VIII. von England, geb. 7. Febr. 1478 in London als Sohn eines Rechtsanwalts, gest. 6. Juli 1535, war längere Zeit Page des Kardinals Morton, Erzbischofs von Canterbury, studierte zu Oxford, ward in London Rechtsanwalt und 1510 Untersheriff, seit 1515 aber von König Heinrich VIII. mit verschiedenen diplomatischen Missionen in den Niederlanden und Frankreich betraut, 1518 zum Mitglied des Geheimen Rats und 1521 zum Unterschatzmeister ernannt. 1523 war er Sprecher des Unterhauses, 1529 wurde er nach dem Sturz Wolseys, mit dem er lange im besten Einvernehmen gestanden hatte, zum Großkanzler ernannt, als der erste Laie, dem dies hohe Amt anvertraut wurde. Mit Heinrichs Ehescheidung von Katharina war M. nicht einverstanden, und als der König nach seiner Lossagung vom Papste durch Thomas Cranmer seine Reformationsideen zu verwirklichen strebte, legte M. 1532 seine Ämter nieder. Da er 1534 das Successionsstatut beschwören und zugleich des Königs Scheidung als rechtmäßig anerkennen sollte, weigerte er sich des letztern, da die Scheidung schriftwidrig sei. Deshalb in den Tower gesetzt, ward er, nachdem er auch den Suprematseid verweigert hatte, 1. Juli 1535 als Hochverräter zum

Tode verurteilt und 6. Juli d. J. hingerichtet. Seine am meisten bekannte Schrift ist: »De optimo statu rei publicae deque nova insula Utopia« (Löwen 1516, oft wieder abgedruckt; mit engl. Übersetzung und Kommentar hrsg. von Lupton, Lond. 1895; ferner hrsg. von Michels u. Ziegler, Berl. 1896; deutsch, Basel 1524; mit Einleitung von Öttinger, Leipz. 1846; von Kothe, das. 1874; von Kautsky, Stuttg. 1887). M. ist der erste, der die englische Sprache in prosaischer Darstellung wirklich beherrschte. Die erste Gesamtausgabe seiner englischen Werke erschien in London 1557, seiner lateinischen in Basel 1563 und vollständiger in Löwen 1566 und in Frankfurt 1689. Sein Leben beschrieben Rudhart (2. Ausg., Augsb. 1852), Walter (Lond. 1839), Mackintosh (das. 1844), R. Baumstark (Freiburg 1879), Bridgett (Lond. 1891), Hutton (das. 1895).

2) Henry, engl. Philosoph, geb. 1614 in Grantham, gest. 1687 als Professor der Theologie und Philosophie zu Cambridge. In seinem 1674 erschienenen, aber unvollendet gebliebenen philosophischen Hauptwerk: »Enchiridion metaphysicum«, stellte er als Gönner der Paracelsischen Physik einen auf das Studium der Kabbala gestützten und der Theosophie van Helmonts (s. d.) verwandten platonisierenden Mystizismus auf. Demgemäß sollte die Allgegenwart Gottes als räumliche und der unendliche Raum als eine immaterielle Substanz, als in der Welt allverbreiteter Naturgeist und zwischen Gott und der Materie vermittelnde Weltseele aufgefaßt und so der von der mechanischen Physik als unräumlich aus der Welt hinausgewiesene Gott wieder in dieselbe hineingeführt werden. Durch ihren Einfluß auf Newtons bekannte Definition des Raums als sensorium commune der Gottheit hat diese Lehre für die Geschichte der Philosophie Bedeutung erlangt, durch die im 28. Kapitel, § 7 der oben genannten Schrift zuerst vorkommende Erwähnung der vierten Dimension des Raums dem heutigen Spiritismus teilweise vorausgegriffen. Seine Schriften erschienen in 3 Bänden (Lond. 1679). Vgl. Rob. Zimmermann, Henry M. und die vierte Dimension des Raums (Wien 1881).

3) Miß Hannah, engl. Schriftstellerin, geb. 2. Febr. 1745 zu Stapleton in Gloucestershire, gest. 7. Dez. 1833 in Clifton, trat bereits im 17. Jahr mit einem Schäferschauspiel: »The search after happiness«, auf, dem im nächsten Jahr das Trauerspiel »The inflexible captive« folgte. Garrick bestimmte sie, sich in London litterarischer Beschäftigung zu widmen, und führte sie in jenen Kreis ein, der damals die hervorragendsten Geister Englands (Reynolds, Burke, Johnson u. a.) vereinigte. 1777 erschien ihre Tragödie »Percy«, 1779 ihr letztes Trauerspiel: »The fatal falsehood«, das wenig Beifall fand. Da um diese Zeit auch Garrick starb, zog sie sich von der Bühne zurück, errichtete in Barley-Grove mit ihren Schwestern eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, war auch schriftstellerisch für Moral und Erziehung thätig und wirkte namentlich für die weibliche Jugend in ihren »Strictures on the modern system of female education« (Lond. 1799, 2 Bde.) sowie in dem Erziehungsroman: »Coelebs in search of a wife« (1809, 2 Bde.; 16. Aufl. 1826). Vom Ertrag ihrer Werke vermachte sie mehr als 10,000 Pfd. Sterl. zu wohlthätigen Zwecken. Eine Sammlung ihrer Schriften in 8 Bänden erschien London 1801, in 19 Bänden 1818, in 11 Bänden 1830; Auswahl in 9 Bänden 1847—49. Ihre Korrespondenz gab Roberts (1838, 4 Bde.; deutsch, im Auszug, Hamb. 1849) heraus; ein Nachtrag dazu sind die »Letters of Hannah M. to Zachary Macaulay« (1860). Als Lebensbeschreibungen sind außerdem zu nennen die von Anna Buckland (Lond. 1882) u. Charl. Yonge (das. 1887).

Morea, seit dem Mittelalter gebräuchlicher Name für die griechische Halbinsel Peloponnesos (s. Peloponnes); den Namen leitet man von der maulbeerblattähnlichen Gestalt der Halbinsel oder von dem slawischen Wort more (»Meer«) oder von dem durch Umstellung der Konsonanten veränderten Wort Rhomäa oder endlich von der mittelalterlichen Stadt Morjas (jetzt Muria) in Elis ab.

Moreau (spr. mŏro), 1) Jean Victor, franz. General, geb. 11. Aug. 1761 in Morlaix (Finistère), gest. 2. Sept. 1813, Sohn eines Advokaten, ward Justizbeamter in Rennes. Beim Ausbruch des Krieges von 1792 von dem daselbst gebildeten Freiwilligenbataillon zum Anführer gewählt, wohnte er dem Feldzug von 1792 unter Dumouriez bei, leitete 1793 als Brigadegeneral den Angriff auf die Preußen bei Pirmasens, nahm 1794 als Divisionsgeneral rühmlichen Anteil am belgischen Feldzug und befehligte 1795 bei der Eroberung Hollands unter Pichegru den rechten Flügel. 1796 erhielt er das Kommando über die Rhein- und Moselarmee. Ein umsichtiger, scharfblickender General, wenn auch ohne schöpferische Initiative, drängte er Wurmser bis Mannheim zurück, überschritt 24. Juni bei Kehl den Rhein, schlug Latour 5. Juli bei Rastatt, den Erzherzog Karl 9. Juli bei Malsch, drang durch den Schwarzwald auf dem rechten Donauufer bis zur Isar vor, schloß mit Bayern 7. Sept. den vorteilhaften Vertrag von Pfaffenhofen, wurde aber durch die Niederlage und den Rückzug Jourdans ebenfalls gezwungen, zurückzuweichen. Auf diesem meisterhaft geleiteten, übrigens durch die Uneinigkeit der österreichischen Feldherren erleichterten Rückzug schlug er die ihn erreichenden Österreicher 2. Okt. bei Biberach, ging durch das Höllenthal des Schwarzwaldes und erreichte, nachdem er 24. Okt. bei Schliengen noch einmal mit Erzherzog Karl gekämpft, Ende Oktober den Rhein, den er bei Hüningen überschritt, und an dem er Breisach und Kehl bis Anfang 1797 behauptete. In demselben Jahr überschritt er abermals den Rhein und drang bis nach Lichtenau vor, wo er die Kunde von den zu Leoben abgeschlossenen Friedenspräliminarien erhielt (23. April). Im April 1799 übernahm er an General Schérers Stelle den Oberbefehl über die von Suworow bedrängte italienische Armee, führte dieselbe von der Adda über den Tessin und zog sich hierauf in die Gebirge bei Genua zurück. Von hier aus bewerkstelligte er seine Vereinigung mit Macdonald, der von Neapel heranzog. Im August wurde er abberufen, doch wohnte er auf Jouberts Veranlassung, der ihn im Kommando ablösen sollte, der Schlacht bei Novi 15. Aug. noch bei u. übernahm nach dessen Tode, der gleich beim Beginn der Schlacht erfolgte, wiederum den Oberbefehl, konnte jedoch die völlige Niederlage der Franzosen nicht verhindern. Nach Paris zurückgekehrt, schloß er sich aus Grimm gegen das Direktorium dem General Bonaparte an, nahm am Staatsstreich des 18. Brumaire teil und bewachte die Direktoren im Luxembourg. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über die Rheinarmee und ging mit 90,000 Mann zum drittenmal (Ende April 1800) über den Oberrhein. Im Mai drängte er die Österreicher unter Kray durch eine Reihe glücklicher Gefechte bei Stockach, Engen, Möskirch, Biberach und Ulm zurück, drang über die Donau und

bahnte sich durch die Siege bei Höchstädt, Nördlingen und Neuburg den Weg bis zum Inn, worauf die Österreicher 15. Juli mit ihm den Waffenstillstand zu Parsdorf schlossen. Als sich aber im November die Friedensunterhandlungen zerschlugen, erfocht M. 3. Dez. den entscheidenden Sieg bei Hohenlinden, der ihm den Weg in das Herz von Österreich öffnete und zunächst den Waffenstillstand von Steyr 25. Dez., dann aber den Frieden zu Lüneville herbeiführte. Da M. durch seine republikanische Gesinnung und seinen Kriegsruhm Napoleon I. verhaßt war, ward er, als in der Untersuchung über das angeblich von Pichegru und Cadoudal gegen Napoleon angezettelte Komplott mehrere Mitschuldige Aussagen gegen M. machten, 4. Febr. 1804 verhaftet, in den Temple gesetzt und angeklagt, daß er sich im Einverständnis mit Pichegru zum Diktator habe machen wollen, um die Bourbonen zurückzuführen. Am 9. Juni erfolgte zwar seine Freisprechung mit 7 gegen 5 Stimmen, allein Napoleon, dem es darauf ankam, ihn schuldig zu finden, ließ die Richter durch Savary so lange bearbeiten, bis sie ihn mit zwei Jahren Gefängnis bestraften. Bonaparte verwandelte die Strafe in Verbannung, und M. schiffte sich nach Nordamerika ein, wo er sich in Morisville bei Trenton in New Jersey ansiedelte. Im Frühjahr 1813 folgte er einer Einladung des russischen Kaisers, mit ihm Napoleon zu bekämpfen, landete 26. Juli in Gotenburg und ward von Alexander I. zu seinem Generaladjutanten ernannt. Gegen seinen Willen unternahm man den Angriff auf Dresden. Als er während der Schlacht 27. Aug. mit Kaiser Alexander sprach, zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel beide Beine. Man amputierte ihn und brachte ihn über das Gebirge nach Böhmen, wo er in Laun starb. Ludwig XVIII. erteilte seiner Witwe später den Titel einer Marschallin und ließ M. 1819 ein Denkmal in Paris errichten. Das Denkmal auf der Höhe von Räcknitz, von dem russischen Fürsten Repnin 1814 errichtet, deckt nur die beiden Beine Moreaus; der Körper ward zu Petersburg beigesetzt. Vgl. Beauchamp, Vie politique, militaire et privée du général M. (Par. 1814); »Procès instruit par la Cour de justice criminelle contre Georges, Pichegru, M., etc.« (das. 1804, 8 Bde.).

2) Hégésippe, franz. Dichter, geb. 9. April 1810 in Paris, gest. daselbst 20. Dez. 1838, war von illegitimer Herkunft, verwaiste früh und wurde bei einem Buchdrucker in Provins in die Lehre gegeben, wandte sich dann nach Paris, wo er in der Didotschen Offizin Beschäftigung nahm, und versuchte es endlich mit der Schriftstellerei. Aber nichts wollte glücken; sein unentschlossener Charakter und sein Bettelstolz brachten ihn immer tiefer in Elend und Not und machten ihn mißtrauisch und reizbar. Verbittert ging er wieder nach Paris, und als endlich sein Talent Anerkennung zu finden schien, starb er im Hospital. Während in seinen Jugendgedichten reines, natürliches Gefühl, Zartheit und Edelsinn vortrefflich zum Ausdruck gelangen, stehen seine reifern Dichtungen meist unter dem Einfluß der Krankheit des Jahrhunderts, der Überschwenglichkeit des Gefühls und des Lebensüberdrusses. Seine trefflichsten Gedichte sind seine Elegien (»La Voulzie« etc.), seine Romanze »La Fermière«, die »Contes à ma sœur« und seine keuschen, fast an Nodiers Feinheit erinnernden Novellen in Prosa (besonders »Le Gui de chêne«). Seine Werke erschienen unter dem Titel: »Myosotis« (1838 u. ö.). Der Briefwechsel erschien als erster Band der »Œuvres complètes« (1890—91, 2 Bde.). Vgl. J. Moret, H. M (Provins 1871).

3) Mathurin, franz. Bildhauer, geb. um 1822 in Dijon, war anfangs Schüler seines Vaters, eines Bildhauers, und dann Schüler von Ramey und von Dumont in Paris. Eins seiner ersten Bildwerke war eine Gipsfigur der Elegie (1848), der teils lyrische und allegorische Werke von großer Naivität und Anmut, teils dekorative Arbeiten folgten. Unter den erstern sind die Fee mit den Blumen (in Bronze, 1853), die Marmorstatue: der Sommer (1855), schlafende Kinder (Marmorgruppe, 1857), die Bronzestatuen einer Spinnerin (1858) und des Frühlings (1863), die Statue: Studiosa (in Marmor, 1866), die Bronzegruppe der Cornelia und die Saltarella (1868), Primavera, der Schlaf und eine Badende (1876) zu erwähnen. Dazu kommen die galvanoplastisch ausgeführten Reliefs in der Vorhalle der Kirche St.-Augustin (vier Kardinaltugenden und Engelsgestalten), Karyatiden in der Neuen Oper und zwei Sandsteinstatuen des heil. Hieronymus und des heil. Gregor d. Gr. in der Dreifaltigkeitskirche in Paris. Seine letzten hervorragenden Werke waren: das neue Jahr, die Welle (1887) und der Schutz der Kindheit (1892). Er bewegt sich in einer klassizistischen, aber nach gefälliger Eleganz strebenden Formenbehandlung.

Morecambe (spr. mörkӧm), Stadt und Seebadeort in Lancashire (England), an der Morecambe-Bai, mit (1891) 6476 Einw.

Morecambe-Bai (spr. mörkӧm), ein Meerbusen der Irischen See, der den Hauptteil von Lancashire von dem Bezirk Furneß trennt. Während der Ebbe kann die Bai zu Fuß durchschritten werden. An ihrer breiten Mündung liegen nördlich Barrow, südlich Fleetwood.

Moreelse, Paulus, holländ. Maler, geb. 1571 in Utrecht, gest. daselbst 19. März 1638, war Schüler des Michiel Mierevelt in Delft und wurde 1596 als Meister in die Malergilde zu Utrecht aufgenommen. Er hat religiöse und Genrebilder, vorzugsweise aber Porträte gemalt, von denen sich die besten in den Galerien von Rotterdam, Amsterdam, Berlin, Schwerin und des Haag befinden.

Moreen (engl., spr. mörīn), Gewebe aus starkem Kammgarn mit starker Moirierung, zu Unterröcken benutzt; ein billigerer Stoff enthält Einschlag aus Jute.

Morel, Auguste Benedicte, Irrenarzt, geb. 1809 in Wien, gest. 30. März 1873, wurde 1848 Direktor der Irrenanstalt Maréville bei Nancy, 1856 Direktor der Anstalt St.-Yon bei Rouen. Durch sein Studium der erblichen Einflüsse und der geistigen und physischen Degenerationszustände gelangte er zu tieferer Einsicht hinsichtlich der Entstehungsweise der Geisteskrankheit. Er schrieb: »Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine, etc.« (1857); »Traité des maladies mentales« (1860); »Traité de la médecine légale des aliénés« (1866, unvollendet).

Morelia, Hauptstadt des mexikan. Staates Michoacan, unter 19° 42′ nördl. Br., 1950 m ü. M., durch Eisenbahn mit Mexiko, Guanajuato und Patzcuaro verbunden, inmitten von Obst-, Gemüse- u. Blumengärten, mit herrlichem Klima, hat eine reich ausgestattete Kathedrale, Priesterseminar, höhere Schule, Baumwoll-, Tabaks- und Zigarrettenfabriken, Brauerei und Lichtzieherei und (1894) 30,000 Einw. Es wurde 1541 unter dem Namen Valladolid gegründet und erst 1828 zur Erinnerung an den Pfarrer Morelos, einen der ersten Insurgentenchefs, M. benannt.

Morella (spr. -ellja), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Castellon, in dem Gebirgsdistrikt Maestrazgo gelegen, hat ein starkes Kastell, Ringmauern mit Türmen, einen Aquädukt, Tuch- u. Leinwandfabrikation, Färberei und (1887) 6812 Einw. M. hat in den Karlistenkriegen eine hervorragende Rolle gespielt; nach ihm erhielt Cabrera (s. d.) den Titel Graf von M.

Morelle, s. Kirschbaum, S. 174.

Morellet (spr. -lä), André, franz. Encyklopädist, geb. 7. März 1727 in Lyon, gest. 12. Jan. 1819 in Paris, studierte im Jesuitenseminar zu Paris und lehrte an der Sorbonne. Nach einer Reise durch Italien trat er in enge Verbindung mit den Philosophen, besonders Voltaire, Turgot, D'Alembert, Diderot u. a., und war befreundet mit Franklin und Lord Shelburne. Seine erfolgreichen Bemühungen bei dem letztern um den Frieden zwischen Frankreich und England trugen ihm eine königliche Pension von jährlich 4000 Frank ein. 1785 wurde er Mitglied der Akademie, deren Archive er (darunter die Manuskripte des »Dictionnaire«) bis zur Wiederherstellung derselben (1803) bei sich bewahrte. Seine Schriften, die er selbst gesammelt hat unter dem Titel: »Mélanges de littérature et de philosophie du XVIII. siècle« (Par. 1818, 4 Bde.), geben ein treues Bild der liberalen philosophischen und ökonomischen Ideen des 18. Jahrh. in einfacher, natürlicher Sprache, ohne Übertreibung. Er hinterließ noch »Mémoires sur le XVIII. siècle et sur la Révolution« (Par. 1821, 2 Bde.).

Morelli, Giovanni, ital. Kunstforscher u. Staatsmann, geb. 25. Febr. 1816 in Verona, gest. 28. Febr. 1891 in Mailand, wurde anfangs in Bergamo, dann in Aarau (Schweiz) unterrichtet, wo er deutsche Bildung genoß, widmete sich dann in München naturwissenschaftlichen Studien, wurde zugleich aber durch die Bekanntschaft mit dem Maler Genelli für die Kunst interessiert. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Erlangen u. einem Besuch in Berlin, wo er Waagen kennen lernte, ging er 1838 zu Agassiz nach Neuchâtel, an dessen Untersuchungen über Bau u. Bewegung der Gletscher er teilnahm. Seine weitere Ausbildung erhielt er in Paris u. Siena und durch häufige Reisen in seinem Vaterland, welche ihn zu Manzoni, Gino Capponi und andern hervorragenden Männern Italiens in Beziehung brachten. Durch seine Reisen wurde aber auch sein Kunstinteresse lebhaft gefördert. Das Jahr 1848 veranlaßte ihn auch zu einer politischen Thätigkeit, die jedoch einen schnellen Abschluß fand, und die er erst wieder aufnahm, als er 1859 von der piemontesischen Regierung zum Kommandanten der Nationalgarde in Magenta ernannt wurde. 1860—70 war er Deputierter für Bergamo, und 1873 wurde er Senator des Königreichs Italien. Die reichen kunstkritischen Kenntnisse, welche sich M. auf seinen Reisen erworben, hat er zuerst in Aufsätzen niedergelegt, die 1874—76 in der »Zeitschrift für bildende Kunst« unter dem Pseudonym Iwan Lermolieff erschienen. Sein neues kritisches, auf empirischen Grundsätzen ruhendes Verfahren, das man als »Kennzeichenlehre« bezeichnet, faßte er zusammen in dem unter seinem Pseudonym veröffentlichten Buch »Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden u. Berlin« (Leipz. 1880), das er später seinem Hauptwerke, den »Kunstkritischen Studien über italienische Malerei« (1. Bd.: »Die Galerien Borghese und Doria Pamfili in Rom«, Leipz. 1890; 2. Bd.: »Die Galerien zu München und Dresden«, das. 1891; 3. Bd.: »Die Galerie zu Berlin«, hrsg. von G. Frizzoni, das. 1893) zu Grunde legte. Seine reiche Gemäldegalerie (beschrieben von Frizzoni, Bergamo 1892) hat M. seiner Vaterstadt vermacht. 1895 wurde ihm in der Brera in Mailand ein Denkmal errichtet.

Morelly, N., franz. Publizist des 18. Jahrh., geb. in Vitry-le-François, wurde Abbé, ist im übrigen seinen Lebensverhältnissen nach ganz unbekannt. Er war der Verfasser mehrerer Schriften moralphilosophischen und sozialpolitischen Inhalts, die großes Aufsehen erregten und ihm heftige Angriffe zuzogen. Die hauptsächlichsten sind: »Le prince; les délices du cœur, ou traité des qualités d'un grand roi, etc.« (Amsterd. 1751, 2 Bde.), die Schilderung eines Fürsten, der sein Volk durch Verwirklichung philosophischer Ideen glücklich macht, und der allegorische kommunistische Staatsroman »Naufrage des îles flottantes, ou la Basiliade du célèbre Bilpai« (angeblich Messina 1753, 2 Bde.), welcher das Glück eines nicht durch politische, sondern durch die Gesetze der Natur regierten Volkes verherrlicht, wobei die Vorurteile, welche dem Glück der Menschheit hindernd entgegenstehen, als die »îles flottantes« bezeichnet werden. Als drittes kommt der früher irrtümlich Diderot beigelegte »Code de la nature, ou le véritable esprit de tout temps négligé ou méconnu« (Amsterd. 1755; neue Ausg. von Villegardelle, Par. 1841; deutsch von E. M. Arndt, Leipz. 1846) hinzu, in dem M. eine vollständige kommunistische Staatsverfassung entwirft.

Morelos, Binnenstaat der Republik Mexiko, südlich von Mexiko, am Abhang des Plateaus von Anahuac, 5253 qkm (95,4 QM.) groß mit (1894) 151,540 Einw. Das Land steigt von der Tierra caliente bis zum Popocatepetl (5420 m) auf und ist durchaus vulkanisch. In den fruchtbaren Thälern mit tropischem Klima gedeihen Mais, Zuckerrohr, Reis und Kaffee. Silber und andre Metalle, Marmor, Alabaster und Jaspis kommen vor, werden aber fast gar nicht ausgebeutet. Die Eisenbahn Mexiko-M. führt bis Jojutlan und entsendet eine Zweigbahn zur Hauptstadt Cuernavaca (s. d.). — Die Stadt M. (Ciudad M.), 130 km südöstlich von der vorigen, hat bedeutenden Zuckerrohrbau und mit der Gemeinde 15,975 Einw.

Morelsches Ohr, s. Ohr (am Schluß).

Morelschiki, s. Raskolniken.

More majōrum (lat.), nach der Väter Weise.

Mören (Parzen), s. Moiren.

Morēna, Sierra, s. Marianisches Gebirgssystem.

Morendo (ital.), in der Musik soviel wie hinsterbend, zur kaum hörbaren Schwäche des Tones abnehmend.

Morenu (hebr., »unser Lehrer«), seit dem 14. Jahrh. Titel der Rabbiner, welche denselben und damit die Erlaubnis zur Ausübung rabbinischer Funktionen durch eine bestimmte Ermächtigung zum Lehren von rabbinischen Autoritäten erwerben mußten.

Mores (lat., Plural von mos), Sitten.

Moresbyinseln (spr. mōrsbi-), brit. Inselgruppe an der Südostspitze von Neuguinea, unter 10° 30' nördl. Br. und 150° 35'—151° 15' östl. L. v. Gr., 504 qkm (9,1 QM.) groß, besteht aus den Inseln Moresby, 190 qkm (3,46 QM.), Basilisk oder Murilyan, 90 qkm (1,63 QM.), Hayter, 55 qkm (1 QM.), dem kleinen, aber wichtigen Dinner Island oder Samarai, mit gutem Hafen, Sitz eines englischen Zollbeamten, und 61 kleinen Eilanden.

Moresca (Morisca, ital., »Mohren- oder Maurentanz«), einen Kampf gegen die Sarazenen darstellender Waffentanz, im 15. und 16. Jahrh. besonders auf Corsica beliebt.

Morésken (ital.), s. Arabesken.

Moresnet (spr. moränä), kleines neutrales Gebiet auf der belgisch-preuß. Grenze, 7 km südwestlich von Aachen, wird im W. von der belgischen Bahnlinie Lüttich-Bleiberg, im O. von der preußischen Linie Herbesthal-Aachen durchschnitten und umfaßt 550 Hektar. Der einzige Ort ist das Dorf Neutral-M. (auch Kelmis genannt) mit dem großartigen Galmeibergwerk Altenberg und 2800 Einw.; dicht daneben auf preußischem Gebiet liegt der Ort Preußisch-M. (650 Einw.) und 3 km südlich im belgischen Arrond. Verviers Belgisch-M. (1037 Einw.). Das Gebiet wurde 1816 gebildet und bis 1841 von Preußen und Belgien gemeinsam verwaltet, ihm dann aber eine eigne Verwaltung aus einem Bürgermeister und einem Rat von zehn Mitgliedern zugestanden. Für die Rechtspflege sind die preußischen und belgischen Gerichtshöfe nach Wahl zuständig; gültig ist der Code Napoléon. Belgien hat seit 1854 seine Gerichtseingesessenen, Preußen die seinigen seit 1874 zum Militärdienst herangezogen. Vgl. Hoch, Un territoire oublié au centre de l'Europe (Bern 1881).

Moretonbai (spr. mörtön-), große Bai im S. von Queensland (Australien), unter 27° südl. Br., gebildet durch die vorliegenden Inseln Stradbroke u. Moreton. In die M. mündet der Brisbane, an dem die gleichnamige Hauptstadt von Queensland liegt.

Moretonbainüsse, s. Castanospermum.

Morēto y Cabaña (spr. i kawánja), Agustin, span. dramatischer Dichter, geb. um 1618 in Madrid, aus einer aus Valencia stammenden Familie, studierte zu Alcalá und starb 28. Okt. 1668 als Rektor des Hospitals del Refugio in Toledo. Weiter ist von seinen Lebensumständen nichts bekannt. Seine zahlreichen Komödien, die er teils allein, teils im Verein mit andern abfaßte, zeichnen sich durch verständige Komposition, geschickte Durchführung und treffliche Charakteristik aus. Seine Lustspiele insbes. gehören an komischer Wirkung zu den besten des spanischen Theaters. Sein Meisterstück: »El desden con el desden«, eins der vier vorzüglichsten klassischen Stücke der ältern spanischen Bühne, wurde von Schreyvogel (West) als »Donna Diana« für die deutsche Bühne bearbeitet und auch von Dohrn (»Spanische Dramen«, Bd. 3, Berl. 1843) ins Deutsche übertragen (in Reclams Universalbibliothek). Nächst diesem sind das Charakterlustspiel »El lindo Don Diego« u. »Trampa adelante« als besonders gelungen hervorzuheben. Unter seinen ernstern Dramen gelten »El valiente justiciero« (deutsch von Rapp in dem »Spanischen Theater«, Bd. 5, Hildburgh. 1870) und »La fuerza de la sangre« (von Zeitteles deutsch bearbeitet) für die vorzüglichsten. Ein Teil seiner Stücke erschien zusammengedruckt in 3 Bänden (Madr. 1654—81); andre finden sich in verschiedenen Sammlungen. Eine Auswahl der besten erschien in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 39 (Madr. 1856 u. Barcelona 1888).

Moret-sur-Loing (spr. morä-ßür-löäng), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Fontainebleau, am Loing, über welchen eine alte Brücke führt, nahe seiner Mündung in die Seine, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 12. und 15. Jahrh., 2 alte Stadtthore, Reste eines Schlosses Ludwigs VI., Wirkwarenfabrikation u. (1891) 2068 Einw.

Moretto da Brescia, eigentlich Alessandro Bonvicino, genannt M., ital. Maler, geb. 1498 in Brescia, gest. daselbst 1555, war Schüler des Fioravante Ferramola in Brescia, erhob sich aber durch selbständiges Studium nach Tizian, Palma Vecchio und Romanino zu edler Eigentümlichkeit und war bereits 1516 als Künstler thätig. In seinen Werken vereinigt er seelenvollen Ausdruck, freie und anmutige Haltung mit großer Frische und Zartheit des Fleischtons, einer silbernen Färbung und einem anmutigen Spiel von Hell und Dunkel. Besonders charakterisieren seine Bilder helle Hintergründe, aus welchen die Figuren dem Beschauer mit vollem Leben entgegentreten, und die geschickte Nachahmung von Atlas, Samt, Gold- und Silberstoffen. Seine zahlreichen kirchlichen Bilder zeugen von tief religiösem Gefühl. Die vorzüglichsten besitzt des Künstlers Vaterstadt Brescia. In der Kirche San Clemente befindet sich ein großes Altarbild, die Heiligen Klemens, Dominicus und Florian, Katharina und Magdalena, darüber inmitten eines Chors von Engeln Maria mit dem Kinde darstellend, und in San Nazaro e Celso eine Himmelfahrt Mariä. Ein Hauptwerk Morettos, die einem Hirtenknaben erscheinende Madonna, befindet sich in der Kirche zu Paitone in der Provinz Brescia. Außerdem besitzen treffliche Bilder Morettos das Berliner Museum (Maria und die heil. Elisabeth mit dem Jesuskind und dem heil. Johannes, darunter zwei Geistliche knieend), das Städelsche Institut zu Frankfurt a. M. (eine Madonna auf dem Throne zwischen St. Antonius und St. Sebastian, und die vier lateinischen Hauptkirchenväter auf den Stufen des Thrones der Maria mit dem Jesuskind), die Brera zu Mailand, die kaiserliche Galerie zu Wien (die heil. Justina, ein Hauptwerk des Meisters), die Eremitage zu St. Petersburg und das Louvre in Paris. M. hat auch Bildnisse von gleicher Größe der Auffassung und Kraft des Kolorits gemalt.

Moreuil (spr. moröj), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Montdidier, an der Avre und der Nordbahn, hat Reste einer 1109 gegründeten Abtei, eine Kirche aus dem 14. und 15. Jahrh., Ruinen eines festen Schlosses, Fabrikation von Wirk- und Schuhwaren und (1891) 3200 Einw.

Morez (spr. -rä), Stadt im franz. Depart. Jura, Arrond. St.-Claude, an der Bienne, hat eine schöne Fontäne, eine Uhrmacherschule, Ackerbaukammer, bedeutende Industrie in Uhren, optischen Gläsern, Werkzeugen etc. und (1891) 4944 Einw.

Morf, Heinrich, Pädagog, geb. 6. Sept. 1818 in Breite (Kanton Zürich), besuchte das Lehrerseminar zu Küßnacht und die Akademie zu Lausanne, war 1837—50 Lehrer an zürcherischen Sekundärschulen, bis 1852 Seminarlehrer zu Kreuzlingen, bis 1860 Seminardirektor zu Münchenbuchsee (Bern), seit 1861 Vorsteher des bürgerlichen Waisenhauses und Lehrer am Lehrerinnenseminar zu Winterthur. Mit den bedeutendsten Vertretern der deutschen Pädagogik brachten ihn verschiedene Studienreisen in Berührung. 1890 ernannte ihn die philosophische Fakultät zu Zürich ehrenhalber zum Doktor. Er schrieb: »Zur Biographie Pestalozzis« (Winterthur 1868—89, 4 Bde., sein Hauptwerk); »Der Sprachunterricht in der Volksschule« (Bern 1857); »John Milton« (Winterthur 1869); »Adalbert von Chamisso« (das. 1869); »Friedrich Fröbel und der Kindergarten« (das. 1870); »Aus dem Fröbelschen Kindergarten« (das. 1875); »Karoline Rudolphi« (das. 1880); »Betty Gleim« (das. 1883); »Johann Jakob Wehrli« (das. 1891); »32 Jahre aus dem Leben eines Waisenvaters« (autobiographisch, Bielef. 1895); »Pestalozzi als Begründer unsrer Armenerziehungsanstalten« (das. 1895) u. a.

Mörfelden, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Groß-Gerau, an der Linie Frankfurt a. M.-Groß-Gerau, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei und (1890) 2274 Einw.

Morfil (Marfil, span.), unverarbeitetes Elfenbein als Handelsartikel.

Morgagni (spr. -gannji), Giovanni Battista, der Begründer der pathologischen Anatomie, geb. 25. Febr. 1682 zu Forli im ehemaligen Kirchenstaat, gest. 6. Dez. 1771, studierte zu Bologna, Venedig und Padua, wirkte hierauf in seiner Vaterstadt als Arzt und ward 1711 Professor der Anatomie zu Padua. Sein Hauptwerk: »De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis« (Vened. 1761, 2 Bde.; neueste Ausg., Leipz. 1827–29, 6 Bde.; deutsch, Altenburg 1771—76, 5 Bde.), ist die erste bahnbrechende Arbeit auf pathologisch-anatomischem Gebiet gewesen. Außerdem schrieb er: »Adversaria anatomica« (Bologna u. Padua 1706—19, 3 Bde.; Leiden 1741 u. ö.); »Epistolae anatomicae XX« (Vened. 1764); »Opuscula miscellanea« (das. 1763, 3 Bde.). Auch philologischen und archäologischen Studien widmete er sich, wie seine »Opera omnia« (Vened. 1765 f., 5 Bde.) beweisen. Vgl. Torresini, Elogio storico di M. (Padua 1844); Falk, Die pathologische Anatomie u. Physiologie des Joh. Bapt. M. (Berl. 1887).

Morgagnische Hydatide, s. Hoden.

Morgagnische Tasche, s. Kehlkopf.

Morgan (spr. mórgăn), 1) Sidney, Lady, engl. Schriftstellerin, geb. um 1785 in Dublin, gest. 13. April 1859 bei London, war die älteste Tochter des Schauspielers Owenson, wurde Gouvernante, Dichterin und Theaterkritikerin, schrieb einen Roman in Nachahmung des Werther (»St.-Clair«, 1804), wurde aber bekannter durch geistreiche Schilderungen aus Irland (»Wild Irish Girl«, 1806; »O'Donnel«, 1814 u. a.). Nach ihrer Verheiratung mit dem Arzt Sir Charles M. bereiste sie 1816—23 Frankreich u. Italien, worauf sie nach Dublin zurückkehrte. Ihren Ruf begründete sie namentlich durch die beiden Werke: »France« (1817, 2 Bde.), eine geistreiche, aber oft einseitige Schilderung der französischen Zustände, u. »Italy« (1821, 2 Bde.). Als Frucht eines nochmaligen Aufenthalts in Frankreich und eines Besuchs in Belgien veröffentlichte sie später noch: »France in 1829« (1830) und den Roman »The Princess, or the Beguine« (1835). Seit 1838 lebte sie in London. Vgl. ihre »Memoirs«, herausgegeben von W. H. Dixon (3. Aufl., Lond. 1865, 2 Bde.); Fitzpatrick, The literary and personal career of Lady M. (das. 1860).

2) Lewis Henry, amerikan. Anthropolog, geb. 21. Nov. 1818 zu Aurora im Staate New York, gest. 17. Dez. 1881 in Rochester, studierte Rechtswissenschaft und gehörte später der Vertretung seines Heimatsstaates an, seit 1868 als Mitglied des Senats. Er widmete sich vorzugsweise soziologischen Studien, insbesondere über die Indianerstämme, und schrieb: »The league of the Iroquois« (Rochester 1851); »Systems of consanguinity and affinity of the human family« (Washingt. 1869), eine Vorarbeit zu seinem Hauptwerk: »Ancient society« (New York 1877; deutsch von Eichhoff u. Kautsky, Stuttg. 1891); ferner »The house and house-life of the American aborigines« (Washingt. 1881) sowie eine Monographie über den Biber: »The American beaver and his works« (Philadelphia 1868).

Morganatische Ehe (abgeleitet von dem altgotischen Wort morgjan, »abkürzen« oder »beschränken«, nach andern mit »Morgengabe« zusammenhängend), s. Ebenbürtigkeit und Ehe.

Morgarten, Anhöhe im schweizer. Kanton Zug, am rechten Ufer des Ägerisees, mit der Kapelle Haselmatt am Fuß, berühmt durch den glorreichen Sieg, welchen die Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden 15. Nov. 1315 über die Österreicher erfochten.

Morgen (Osten, lat. Oriens, daher auch Orient), die Himmelsgegend, in welcher die Sonne aufgeht; auch die Zeit des Sonnenaufgangs.

Morgen, früher gebräuchlichstes Ackermaß in Deutschland, bezogen auf die Fläche, die sich an einem Vormittag mit dem landesüblichen Gespanne pflügen oder von einem Manne abmähen läßt, aber in den einzelnen Staaten auf eine bestimmte Größe festgesetzt. Obgleich durch das Hektar in den meisten Ländern verdrängt, sind die alten Feldmaße (s. d.) aus den Grundbüchern noch lange nicht gelöscht. Die wichtigern (vgl. auch Acker) enthält folgende Tabelle.

Feldmaße, ältere wie noch gültige, verglichen mit den metrischen.

Länder	Bezeichnung und Bemessung	Quadratmeter
Deutsches Reich.		
Preußen, Anhalt ꝛc.	(Magdeburger) Morgen = 180 QM.	2553,23
Mecklenb.-Strelitz	Scheffel Aussaat = 100 QRuten	2167,92
" -Schwerin	Morgen zu 4 Scheffel Aussaat = 240 QRuten	5203,01
Schlesw.-Holstein	Steuertonne = 260 QRuten	5466,06
Hamburg	Morgen = 600 Marsch-QRuten	9657,95
Hannover	" = 120 QRuten	2621,01
Bremen	" = 120 "	2572,07
Oldenburg	Juck (Jück, Joch) = 160 neue QR.	4538,30
Braunschweig	Feldmorgen zu 2 Vorling = 120 QRuten	2501,58
	Waldmorgen = 160 QRuten	3335,44
Sachsen	Morgen (Scheffel Landes) = 150 QRuten	2767,12
Nassau, Meisenheim	Morgen = 100 QFeldruten	2500
Hessen-Darmstadt	" = 400 QKlafter	2500
Bayern, rechtsrh.	Tagewerk (M., Juchart) = 400 QR.	3407,27
Württemberg	Morgen zu 4 Viertel = 384 QR.	3151,75
Baden	" = 400 QRuten	3600
Übriges Europa.		
Österreich	Wiener Joch = 400 QRuten	5754,64
Ungarn	Joch zu 6 Motika = 1200 QKlafter	4315,93
Rußland	Deßjätina = 2400 QSsaſhén	10925
Polen	Morg. zu 3 Sznur = 300 QPretow	5598,72
Finnland	(Schwedisch) Tunnland = 14000 QAlnar	4936,41
Schweden	Qvadratref = 100 Qv.-Stanger	881,50
Norwegen	Tönde Land zu 4 Maal Agerland = 400 Qvadratroder	3937,90
Dänemark	Tönde Land = 560 Kvadratroder	5516,23
Großbritannien	Acre zu 4 Roods = 160 Square Rods	4046,71
Niederlande	Amsterdamer Juchart = 300 vierkante Roeden	4064,33
Belgien	Bonnier de Bruxelles = 400 Perches carrées	12166,09
Schweiz	Juchart (Arpent) = 400 QRuten	3600
Frankreich	Arpent de Paris = 100 Perches c.	3418,87
	" d'ordonnance = 100 P. c.	5107,20
	" commun = 100 Perches c.	4220,83
Spanien	Fanega de marco real zu 12 Celemines	6439,56
Portugal	Geira = 1210 Braças quadradas	5856,40
Venetien	Migliaio = 1000 Passi quadrati	3022,99
Lombardei	Pertica = 24 Tavole zu 4 Trabucchi quadri	654,52
Piemont	Giornata = 100 Tavole	3800,96
Kirchenstaat	Quarta zu 4 Scorzi = 28 Catene agrimensorie	4621,10

Länder	Bezeichnung und Bemessung	Quadratmeter
Neapel	Moggio = 10 Decime zu 10 Canne quadrate	699,87
Sizilien	Bisaccia zu 16 Mondelli = 1024 Canne quadrate	4365,72
Griechenland	Stremma von Morea = 3025 □Pichi	1270,21
Serbien	Dan oranja = 1000 Wiener Klafter	3597,34
Türkei	Dönum = 1600 Murabba-Adim	918,67
Asien.		
Persien	Dscherib der Regierung = 1000 □Ellen	1081,60
	Dscherib zu 675 □Volksellen	723,08
Niederl.-Indien	Bouw (Bahoe) = 500 rijnl. □Roeden	7096,49
Siam	Rai (Quadratsen) = 400 Quadratwa	1568,16
China	Máu zu 4 Kioh = 240 Kung (□Pu)	666,81
Japan	Tan zu 2 Se = 300 Pü (Ts-bo)	993,29
Amerika.		
Verein. Staaten	Acre (A. of land = 484 Square Yards	4047,18
Mexiko ꝛc.	Etoper zu 2 Solar = 100 Estajos von 50 Varas cuadradas	3511,22
	Fanega de sembradura de maiz = 50,784 Varas cuadradas	35662,76
Venezuela, Colorado, Ecuador	Fanega = 2304 Toesas cuadradas	6441,03
Peru, Bolivia, Chile	= (Fanegada) = 516 □Estadales	5929,36
Argentina, Paraguay	Suerte de chacra zu 2500 □Braças	7499,56
Uruguay	Cuadra cuadrada = 10,000 □Varas	7378,81
Brasilien	Paresa = 900 Braças quadradas	4356

Morgen, Kurt, preuß. Offizier und Afrikareisender, geb. 1. Nov. 1858 in Neiße, erhielt seine Ausbildung im Kadettenkorps, wurde 1878 Leutnant und kam im September 1889 nach Kamerun, um sich an Stelle des verstorbenen Tappenbeck der Forschungsexpedition des Hauptmanns Kund (s. d.) anzuschließen. Als bald darauf auch dieser erkrankte, übernahm M. die Leitung der Expedition, brach 5. Nov. von der Kribi-Station an der Batangküste auf, erreichte 30. Nov. die Jaunde-Station und drang von dort über den Sannaga nach Ngilla vor, von wo er zum Teil unter Kämpfen mit den Eingebornen dem Laufe des Sannaga zur Küste folgte. Einen zweiten größern Zug unternahm M. gleichfalls von der Kribi-Station 2. Juni 1890. Über Ngilla und Tibati gelangte er nach Adamaua, erreichte 28. Jan. 1891 bei Schebu den Benuë und kehrte auf dem Wasserwege von Ibi zur Küste zurück. Nach Europa zurückgekehrt, veröffentlichte er: »Durch Kamerun von Süd nach Nord« (Leipz. 1892). Zum Hauptmann befördert, ging M. 1894 zum zweitenmal nach Afrika, um in Ägypten eine Anzahl Sudanesen für das Kamerungebiet anzuwerben und dorthin überzuführen. Darauf trat er in den Garnisondienst zurück.

Morgenbladet, politische, zweimal täglich in Christiania erscheinende Zeitung konservativer Richtung, 1819 gegründet, das Hauptorgan der Konservativen in Norwegen. Redakteur (1896) Nils Vogt.

Morgengabe (Donum matutinale), ein freies Geschenk, welches der Gatte nach altgermanischer Sitte der Gattin am Morgen nach der Brautnacht gab; sie bestand ursprünglich aus beweglichen Sachen, dann auch aus Liegenschaften, Nießbrauch an solchen, oder Renten. Im spätern Rechte änderte sich der Charakter der M., indem dieselbe zu einem reinen Witwenrecht, und zwar einem gesetzlichen Recht, wurde (sogen. sächsische oder gesetzliche M.). So wurden beim Adel als M. alle vom Hirten ausgetriebenen weiblichen Haustiere und alle im Nachlaß des Mannes befindlichen (transportabeln) Gebäude angenommen. In den Städten wurde die M. durch Leibzuchtsbestellung und Vergebung von Todeswegen vor gehegtem Ding ersetzt. Das Wort wurde später für alle möglichen Zuwendungen gebraucht, insbes. für das Versprechen einer bestimmten Geldsumme auf den Todesfall des Ehemannes. S. auch Morganatische Ehe.

Morgengabskinder (von Morgengabe, s. d.), soviel wie uneheliche Kinder.

Morgenland, s. Orient.

Morgenpunkt (Ostpunkt), der Punkt, in welchem der Äquator auf der Ostseite den Horziont schneidet, und in welchem zur Zeit der Nachtgleichen die Sonne aufgeht.

Morgenröschen, s. Lychnis.

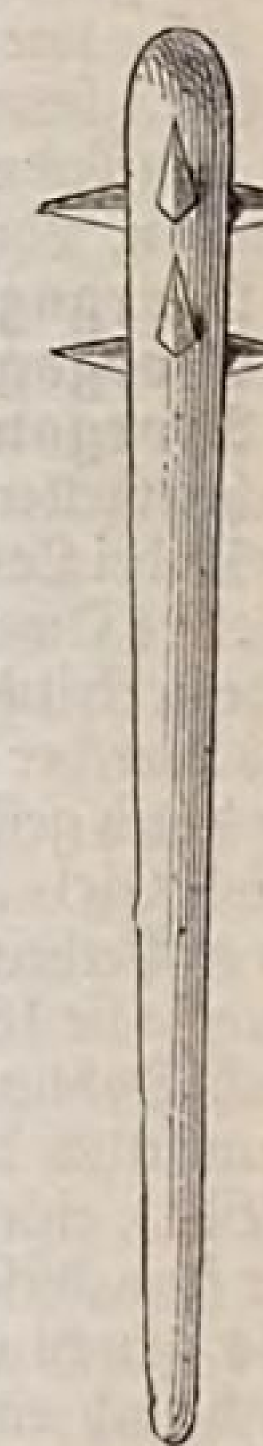
Morgenröte, s. Abendröte.

Morgenroth, Kolonie im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Beuthen, im oberschlesischen Steinkohlenrevier, zum Gutsbezirk Orzegow gehörig, Knotenpunkt der Linien Kosel-Kandrzin-Oswiecim, Gleiwitz-M. und M.-Radzionkau u. mehrerer Industriebahnen der Preußischen Staatsbahn, hat (1890) 948 meist kath. Einwohner. In der Nähe zahlreiche Zinkhütten und Steinkohlengruben sowie der Fabrikort Antonienhütte (s. d.).

Morgenschuß, ein Kanonenschuß, der morgens 5 Uhr auf dem Flaggschiff abgefeuert wird als Zeichen des Beginns der Reveille auf allen Schiffen der Flotte oder des Geschwaders. Abends 9 Uhr wird der Abendschuß abgefeuert.

Morgensprachen, s. Zunft.

Morgenstern, s. Abendstern, Hesperos.



Morgenstern.

Morgenstern, eine Art Streitkolben (s. d.), Schlagwaffe mit meist rundlichem oder eckigem Kolben am Ende eines Stiels, der mit Stachelspitzen sternförmig besetzt war (s. Abbildung), eine im Mittelalter bis in das 15. Jahrh. durch ganz Europa gebräuchliche Waffe. Beim Bengel (Flegel, Kriegsflegel) trug eine fußlange Kette an der Spitze einer Stange eine eiserne Kugel mit oder ohne Zacken. Ungarn, Hussiten und die Bauern im Bauernkrieg führten die kürzere Geißel mit 3—4 Ketten (Skorpion oder Kriegspeitsche).

Morgenstern, 1) Christian, Maler, geb. 29. Sept. 1805 in Hamburg, gest. 26. Febr. 1867 in München, Sohn eines Miniaturmalers, fand in der Spielkartenfabrik, Kupfer- und Steindruckerei der Gebrüder Suhr Beschäftigung, bereiste von 1818 an mit Cornelius Suhr und dessen Panorama halb Europa, lernte dann lithographieren und in Holz schneiden und bildete sich seit 1824 bei Bendixen in Hamburg zum Landschaftsmaler aus. 1827 machte er eine Studienreise durch Norwegen, studierte bis 1828 auf der Akademie zu Kopenhagen, kehrte hierauf nach Hamburg zurück und siedelte 1830 nach München über, wo er neben den damals dort üblichen Gebirgslandschaften zuerst Motive aus der Münchener Hochebene mit Betonung des Stimmungselements, aber noch im romantischen Sinne, behandelte. Von Bedeutung ward seine Freundschaft mit Karl Rottmann. 1836 bereiste M. das Elsaß, 1842 mit Ed. Schleich Oberitalien.

Wiederholte Besuche Norddeutschlands gaben ergiebigen Stoff zu Bildern vom Elbestrand, der Seeküste und Helgoland. Am stärksten war er in seinen poetischen Mondscheinbildern und in Gemälden, bei denen der Schwerpunkt in der Darstellung der mehr oder minder bewegten Lüfte liegt. Auch die bayrischen und Tiroler Seen und Berge boten ihm zahlreiche Motive. Auf die Entwickelung der neuern Münchener Landschaft hat er einen großen Einfluß geübt.

2) Lina, Schriftstellerin, geb. 25. Nov. 1830 in Breslau als Tochter des Fabrikanten A. Bauer, lebt seit ihrer Verheiratung mit Theodor M. (1854) in Berlin, wo sie eine reiche schriftstellerische und gemeinnützige Thätigkeit entfaltete. Nachdem sie 1860—66 als Vorsitzende den Frauenverein zur Beförderung der Fröbelschen Kindergärten geleitet hatte, gründete sie 1866 den Verein Berliner Volksküchen, 1868 den Kinderschutzverein, 1869 eine wissenschaftliche Fortbildungsschule für junge Damen, 1873 den Berliner Hausfrauenverein gegen Verteurung u. Verfälschung der Lebensmittel (bestand bis 1883), 1880 den Frauenverein zur Rettung sittlich verwahrloster und strafentlassener minorenner Mädchen durch die hausindustrielle und landwirtschaftliche Schule. Innerhalb des Hausfrauenvereins entstanden eine dauernde Lebensmittelausstellung mit Laboratorium zur Untersuchung der Nahrungsmittel, eine Kochschule sowie Kassen zur Unterstützung und Prämiierung von Dienstboten. 1887 eröffnete sie mit zwei Ärzten Kurse für häusliche Krankenpflege. Außer mehreren Novellen und Erzählungen für die Jugend schrieb sie: »Das Paradies der Kindheit« (4. Aufl., Berl. 1884); »Die Volksküchen« (4. Aufl., das. 1882); »Der Beruf des Weibes« (das. 1869); »Kochrezepte der Berliner Volksküche« (4. Aufl., das. 1883); »Universalkochbuch« (das. 1881); »Friedrich Fröbel« (das. 1882); »Die menschliche Ernährung und die kulturhistorische Entwickelung der Kochkunst« (das. 1882); »Die Frauen des 19. Jahrhunderts« (das. 1888); »Frauenarbeit in Deutschland« (das. 1893) u. a. Seit 1874 gibt sie die »Deutsche Hausfrauenzeitung« heraus; 1888—94 ließ sie eine Monatsschrift: »Für junge Mädchen«, erscheinen.

Morgenweite, s. Abendweite.

Morgenwind (Ostwind), der aus Morgen (Osten) wehende Wind, bringt in Deutschland meist klares und trocknes Wetter. Infolgedessen wird im Sommer die Wirkung der Sonnenstrahlen und im Winter die der Ausstrahlung unbehindert stattfinden können, weshalb der Ostwind im Sommer meistens bedeutende Wärme und im Winter große Kälte zur Folge hat (s. Wetter). Außerdem ist der M. in den Hochgebirgen ein regelmäßig wiederkehrender Wind, welcher nach Sonnenaufgang vom Thal nach den Höhen längs der Bergabhänge weht.

Morges (spr. morsch', deutsch Morsee), Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Waadt, am Genfer See und an der Linie Genf-Lausanne der Jura-Simplonbahn, mit einer reformierten u. einer kath. Kirche, Schloß (aus dem 12. Jahrh., jetzt Zeughaus), Hafen, Kupfer- und Eisengießerei, mechanischer Werkstätte, Gerbereien, einem Collège mit Realschule und (1888) 4088 Einw. (davon 406 Katholiken). In der Nähe Schloß Vufflens.

Morghen, Raffaello, ital. Kupferstecher, geb. 19. Juni 1758 in Florenz, gest. daselbst 8. April 1833, hatte erst seinen Vater Filippo M. (geb. 1730), sodann dessen Bruder Giovanni Elia M. (geb. 1721), die beide zu Neapel an dem Prachtwerk über die herculaneischen Altertümer arbeiteten, endlich seit 1778 zu Rom Volpato zu Lehrern in der Zeichen- und Kupferstecherkunst und verband sich dann mit letzterm zu gemeinschaftlichen Arbeiten. 1793 ward er als Professor der Kupferstecherkunst an die Akademie der Künste zu Florenz berufen. Die bekanntesten unter seinen zahlreichen vortrefflichen Stichen sind: die Messe von Bolsena nach Raffaels Fresko im Vatikan, die Madonna della Sedia und die Verklärung nach Raffael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, Aurora nach Guido Reni, die Jagd der Diana nach Domenichino, der Tanz der Jahreszeiten nach Poussin, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800). Ausgezeichnete Arbeiten Morghens sind auch die Bildnisse Dantes, Petrarcas, Ariosts, Tassos u. a. Ein Verzeichnis seiner 254 Blätter gab sein Schüler Palmerini (3. Aufl., Flor. 1824) heraus.

Morgue (franz., spr. morgh'), s. Leichenschauhaus.

Morhange, s. Mörchingen.

Morhof, Daniel Georg, namhafter Litterarhistoriker, geb. 6. Febr. 1639 in Wismar, gest. 30. Juli 1691 während einer Reise in Lübeck, lehrte seit 1660 als Professor der Dichtkunst in Rostock, seit 1665 in Kiel, wo er später auch Professor der Geschichte und Bibliothekar wurde. Als Dichter (»Opera poetica«, Lübeck 1697) unbedeutend, wirkte M. besonders durch die Werke: »Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie« (Kiel 1682; 3. Aufl., Lübeck u. Leipz. 1718), worin er einen Überblick über die neueuropäischen Litteraturen gibt (vgl. Treitschke in Prutz' »Litterarhistorischem Taschenbuch«, Bd. 6), und »Polyhistor« (Lübeck 1688, zuerst vollständig 1707; 4. Aufl. 1744, 2 Bde.), worin er das gesamte Wissen seiner Zeit encyklopädisch darstellt. Vgl. Liliencron in der »Allgemeinen deutschen Biographie«, Bd. 22.

Mori, Marktflecken in Südtirol, Bezirksh. Rovereto, am rechten Ufer der Etsch, an der Südbahnlinie Kufstein-Ala und der Lokalbahn M.-Arco-Riva, hat eine hübsche Pfarrkirche, ein Bezirksgericht, Seidenspinnereien, Papier- und Wurstfabrikation, Gerberei, Wein- und Tabaksbau und (1890) 1514 (als Gemeinde 4455) ital. Einwohner.

Moria (griech.), Narrheit, Form des Blödsinns, welche sich in allerlei thörichtem Treiben, kindischem Spiel, Lachen, Tanzen 2c. äußert.

Moria, der Hügel zu Jerusalem (s. d.), auf dem Salomo den Tempel erbaute, 743 m hoch.

Môri Arinori, japan. Staatsmann, geb. 1846 in Satsuma, gest. 1889, war einer der ersten japanischen Studenten, die von der Regierung nach Europa geschickt wurden. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in London zog er 1869 als Mitglied des Giji-in (Notabelnversammlung) dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, daß er einen Antrag auf Abschaffung des Schwertertragens der Samurai einbrachte, der mit allen (214) Stimmen abgelehnt wurde und eine Zeitlang selbst sein Leben in Gefahr brachte. 1870 wurde er zum Gesandten in Washington ernannt, wo er mehrere Schriften in englischer Sprache veröffentlichte (»Resources of America«, »Education for Japan«, »Religious freedom in Japan« u. a.). 1874 wurde er Staatssekretär im Auswärtigen Amt, dann Vizeminister des Äußern; 1875 ging er als Gesandter nach China, 1879 in gleicher Eigenschaft nach England. Nach seiner Rückkehr übernahm er 1885 das Portefeuille des Unterrichts. Wegen seiner oft exzentrischen Vorliebe für amerikanische und englische Einrichtungen (so ging er mit dem Plane um, an Stelle

der japanischen die englische Sprache zur Landessprache zu machen, schrieb seinen Namen eine Zeitlang Maury u. dgl.), verbunden mit zur Schau getragener Mißachtung altgeheiligter japanischer Anschauungen, wurde er 11. Febr. 1889, am Tage der Proklamation der japanischen Verfassung, von einem politischen Fanatiker durch einen Dolchstoß ermordet.

Morier (spr. mórrier), 1) James, engl. Reise- und Romanschriftsteller, geb. um 1780, gest. im März 1849 in Brighton, gehörte einer aus der französischen Schweiz nach England übergesiedelten Familie an, widmete sich der Diplomatie, bereiste Persien und Kleinasien, war 1810—16 britischer Gesandter in Persien, ging später nach Mexiko und lebte dann in London und Brighton. Er schrieb: »A journey through Persia, Armenia and Asia Minor to Constantinople« (Lond. 1812); »A second journey through Persia« (1818); ferner ethnographisch wertvolle Romane: »The adventures of Hajji Baba of Ispahan« (1824, 3 Bde.), »The Mirza« (1842) u. a., die meist auch in deutschen Übersetzungen erschienen.

2) Sir Robert Burnet David, brit. Diplomat, geb. 1827, gest. 16. Nov. 1893 in Montreux, Sohn eines französischen Schweizers, studierte in Oxford, war 1851—52 im Geheimen Rat für Erziehungsangelegenheiten beschäftigt, ward sodann Attaché bei der Gesandtschaft in Wien, darauf in Berlin, begleitete 1859 Elliot nach Neapel und 1860 Lord Russell nach Koburg, wurde 1862 Sekretär im diplomatischen Dienst, 1865 Gesandtschaftssekretär in Athen, sodann in Frankfurt, 1866 Geschäftsträger in Darmstadt, 1871 in Stuttgart und 1872 in München. 1876 ward er Gesandter in Lissabon, 1881 in Madrid, wo er die Liberalen eifrig unterstützte, und 1884 Botschafter in Petersburg. 1888 geriet er in einen Konflikt mit dem deutschen Staatssekretär Grafen Herbert Bismarck, der bei einem Besuch in England gelegentlich mitgeteilt hatte, daß zufolge einer Äußerung des Marschalls Bazaine dieser die erste Nachricht über den deutschen Vormarsch über die Mosel von M., dem damaligen britischen Geschäftsträger in Darmstadt, bekommen habe. M. verwahrte sich gegen den Verdacht, Mitteilungen an Bazaine gemacht zu haben, worauf es zu lebhafter Polemik zwischen ihm und Graf Bismarck kam. Der Sachverhalt war wohl der, daß die französische Regierung 1870 von den Berichten Moriers nach London wie von andern geheimen Akten des britischen Auswärtigen Amts durch Verrat Kenntnis erhielt.

Mörike, Eduard, Dichter, geb. 8. Sept. 1804 in Ludwigsburg, gest. 4. Juni 1875 in Stuttgart, empfing seine Gymnasialbildung im Seminar zu Urach und studierte dann Theologie in Tübingen, wo er sich mit Ludw. Bauer, Strauß u. a. eng befreundete. Als Dichter trat er zuerst mit dem dunkel-phantastischen, aber poetisch reichen Roman »Maler Nolten« (Stuttg. 1832; 2. umgearbeitete Aufl. 1877; 3. Abdruck derselben 1892) hervor, welcher mit seiner Darstellung weit über den allgemeinen Lebens- und Stimmungsgehalt der schwäbischen Dichterschule hinauswuchs. Nachdem M. als Pfarrgehilfe an einigen Orten Württembergs thätig gewesen, erhielt er 1834 die Pfarrstelle zu Kleversulzbach bei Weinsberg, die er bis 1843 bekleidete. Krankheit zwang ihn, sein Amt niederzulegen und einige Jahre hindurch als Privatgelehrter in Mergentheim zu leben. 1851 siedelte er nach Stuttgart über, übernahm eine Lehrerstelle am Katharinenstift daselbst und trat 1866 in den Ruhestand. Das bedeutendste Werk dieses eigentümlichen, unter den nachgoetheschen Lyrikern hoch hervorragenden Dichters war und blieb die Sammlung seiner »Gedichte« (Stuttg. 1838, 11. Aufl. 1895). Ihre dichterische Bedeutung beruht auf der vollendeten, auch vom leisesten Zuge der Abstraktion oder falschen Rhetorik freien Unmittelbarkeit der Empfindung und Anschauung, auf dem Reichtum einer tief innerlichen Dichternatur, welcher Lieder im frischesten Volkston ebenso gemäß sind wie solche mit subjektivster Empfindung, welche den feierlichen Ton der Hymne ebensowohl trifft wie den schlichten und humoristischen des Idylls. Reizende Einzelheiten weisen auch »Das Stuttgarter Hutzelmännlein«, Märchen (Stuttg. 1852), woraus die »Historie von der schönen Lau« später mit 7 Umrissen von Schwind (das. 1873) erschien, das »Idyll vom Bodensee«, in 7 Gesängen (das. 1846), die Novelle »Mozart auf der Reise nach Prag« (das. 1856, 5. Aufl. 1892) auf. M. gab außerdem ein »Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten« (mit W. Zimmermann, Stuttg. 1836), »Iris«, Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen (das. 1839; teilweise wieder abgedruckt in den »Vier Erzählungen«, das. 1857), eine Übersetzung von Theokrits Idyllen (mit Notter, das. 1853—56) und des Anakreon (das. 1864) heraus. Seine »Gesammelten Schriften« erschienen in 4 Bänden (Stuttg. 1878, neue Ausg. 1890), seine minderwertigen Gelegenheitsgedichte gab R. Krauß heraus (»E. M. als Gelegenheitsdichter«, das. 1895); seinen Briefwechsel mit Herm. Kurz (das. 1885), mit M. v. Schwind (Leipz. 1890) und mit Theodor Storm (Stuttg. 1891) veröffentlichte Bächtold, seine »Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode (1826—34)« R. Krauß (in der »Deutschen Rundschau«, 1895). Vgl. Notter, E. M. (Stuttg. 1875); Klaiber, E. M. (das. 1876); H. Fischer, E. M. (das. 1881).

Mörikofer, Johann Kaspar, schweizer. Litterar- und Kirchenhistoriker, geb. 11. Okt. 1799 in Frauenfeld im Thurgau, gest. 17. Okt. 1877 in Zürich, studierte seit 1817 in Zürich, ward Lehrer in Frauenfeld, 1831 Rektor der Stadtschulen daselbst und wurde 1851 als Pfarrer nach Gottlieben berufen. 1869 legte er sein Amt nieder und lebte nun erst in Winterthur, dann in Zürich. Seine Hauptschriften sind: »Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache« (1838; neue Ausg., Leipz. 1864); »Klopstock in Zürich« (Bern 1851); »Die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts« (Leipz. 1861); »Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz« (das. 1864); »Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen« (das. 1867—69, 2 Bde.); »J. J. Breitinger und Zürich« (das. 1873); »Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz« (das. 1876). In allen diesen Werken findet sich gründliche Forschung mit geschmackvoller Darstellung vereinigt.

Morillo (spr. -illjo), Don Pablo, Graf von Cartagena, Marquis de la Puerta, span. General, geb. 1777 zu Fuente in der Provinz Toro, gest. 1838 in Madrid, diente anfangs in der Marine und machte sich zuerst in dem Kriege gegen Napoleon I. seit 1808 als Anführer einer Guerilla in Murcia bekannt. Anfang 1815 führte er eine Expedition nach Neugranada, um Südamerika wieder dem Mutterland zu unterwerfen, eroberte Cartagena und Santa Fé de Bogotá, mußte sich aber seit Anfang 1817 vor Bolivar in die festen Plätze zurückziehen und endlich 26. Nov. 1820 mit demselben den Waffenstillstand zu Trujillo schließen, worauf er nach Spanien zurückkehrte. Hier war sein Benehmen als Generalkapitän

von Madrid während der Cortesverfassung von 1820 ein zweideutiges. Beim Einrücken des französischen Interventionsheers Generalkapitän von Galicien, übergab er nach der Suspendierung der königlichen Macht durch die Cortes und nach der Einsetzung der Regentschaft dasselbe den Franzosen 10. Juli 1823 ohne Schwertstreich. Anfang 1824 mußte er nach Frankreich fliehen, doch ward er 1832 zurückberufen und wieder als Generalkapitän von Galicien eingesetzt. Nach dem Tode Ferdinands VII. befehligte er eine Zeitlang die Cristinos gegen Don Carlos, wurde aber dann abberufen. Seine »Mémoires« erschienen Paris 1826.

Morin (Morinsäure) $C_{12}H_8O_5$ findet sich im Gelbholz (Maclura aurantiaca) und scheidet sich als Kalkverbindung aus dem konzentrierten wässerigen Auszug aus. Das aus dieser Verbindung mit Hilfe von Oxalsäure abgeschiedene M. bildet farblose Kristalle, schmeckt schwach bitter, löst sich leicht in Alkohol, schwer in Wasser, mit gelber Farbe in Alkalien und verflüchtigt sich bei etwa 300°.

Morinda *L.*, Gattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher und Bäumchen zuweilen kletternd oder epiphytisch, mit gewöhnlich häutigen, kreuzgegenständigen Blättern, mit den Blattstielen scheidig verwachsenen Nebenblättern, Blüten in kugeligen Köpfchen, die einzeln stehen oder doldig oder rispig verbunden sind, und fleischiger vielsteiniger Sammelfrucht. Etwa 40 Arten besonders in der Alten Welt und auf den pacifischen Inseln. M. citrifolia *L.*, ein schöner, 2,5—3 m hoher Baum in den Tropen aller Länder, liefert in seiner Wurzel das Suringi oder Al, welches besonders aus Gudscharat auf die indischen Märkte kommt und zum Rot-, Gelb- u. Orangefärben dient. Die Wurzel enthält in gelben Nadeln kristallisierendes Morindin $C_{28}H_{30}O_{15}$, welches in heißem Wasser und Alkohol, nicht in Äther, in Alkalien mit orangeroter Farbe löslich ist, bei 245° schmilzt und in Morindon und Zucker zerfällt. M. bracteata *Roxb.*, bei welcher der Kelchsaum zu einem laubigen weißen Blatt auswächst, ist wohl nur eine Form der vorigen und trägt gelbe, gewürzhaft, aber herb u. bitter schmeckende Früchte, die man den Kindern gegen Würmer gibt. Das Holz ist ziemlich hart und zäh, weißlich, innen rötlich. Die Wurzeln dienen zum Rotfärben.

Morindin, s. Morinda.

Morinell (Mornell), s. Regenpfeifer.

Moriner (Morini), kelt. Volk in Gallia Belgica, an der Küste des Pas-de-Calais und der Nordsee wohnend, wurde von Cäsar 56 v. Chr. besiegt. Ihre wichtigsten Orte waren: der Hafen Gessoriacum (jetzt Boulogne) und Portus Itius (Wissant), von wo Cäsar nach Britannien übersetzte.

Moringa *Gärtn.*, einzige Gattung aus der Familie der Moringaceen (Ordnung der Rhöadalen), große Bäume mit abfallenden, wechselständigen, unpaarig zwei- bis dreifach gefiederten Blättern, in achselständigen Rispen stehenden fünfgliederigen, symmetrischen, großen, weißen oder roten Blüten, deren Achse schüsselförmig ausgehöhlt ist, u. ziemlich langen, schotenförmigen Früchten mit zahlreichen haselnußgroßen Samen mit drei Flügeln, drei Arten in Nordafrika, den wärmern Teilen von Westasien und in Ostindien. M. oleifera *Lam.* (M. pterygosperma *Gärtn.*, Hyperanthera M. *Vahl*), in Ostindien, als Kulturbaum in tropischen und subtropischen Gegenden vielfach angepflanzt, auch in Amerika und Afrika, hat 2,5— 4 cm lange, fingerdicke, der Länge nach gerillte, bräunliche Hülsen mit haselnußgroßen, geflügelten Samen (Behennüsse), aus welchen man das Behenöl (s. d.) preßt. Aus dem Stamm fließt ein rötlichbraunes bis braunschwarzes Gummi, welches viel Bassorin enthält. Die Wurzel besitzt Geruch und Geschmack des Meerrettichs und wird wie dieser verwendet, Blätter, Blüten und die unreifen Früchte ißt man als Gemüse. Die ungeflügelten Samen von M. arabica *Pers.* (M. aptera *Gärtn.*) in Arabien und Nordafrika werden ebenfalls auf Behenöl verarbeitet.

Moringaöl, s. Behenöl.

Moringen, Stadt im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Northeim, an der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahn, 140 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Strafarbeitshaus für Männer, Zigarren- und Papierfabrikation, Branntweinbrennerei, Wollspinnerei und (1890) 2423 Einw., davon 182 Katholiken und 46 Juden.

Möringer, der edle, Held eines alten deutschen Volksliedes, welches schon im 14. Jahrh. aufgezeichnet wurde und den Typus einer unzählige Male in Prosa und Dichtung behandelten, der Odyssee ähnlichen Fabel darstellt. Ein Ritter, der in den Kreuzzügen übers Meer (daher wahrscheinlich M. oder Meeringer) zieht, hat seiner Frau das Versprechen abgenommen, ihn eine gewisse Zeit zu erwarten und ihn erst dann für tot zu halten, wenn er nach so und soviel Jahren nicht zurückgekehrt sei. Allerlei Hindernisse verzögern aber seine Heimkehr bis zu der gesetzten äußersten Frist, und nun wird ihm durch einen Traum kund, daß die Frau sich demnächst mit ihrem Pfleger vermählen wolle. Durch überirdische Macht schnell heimgeführt, kommt er als fahrender Sänger oder Bettler zum Hochzeitsfeste zurück und gibt sich der Frau durch seinen in den Becher geworfenen Trauring zu erkennen. In vielen Varianten, wie z. B. im Liede von Heinrich dem Löwen, führt der Teufel den Ritter in einer Nacht heim, mit der Bedingung, daß er unterwegs nicht schlafen dürfe, wovor ihn sein treues Tier (hier der Löwe) bewahrt. Über diese und ähnliche Heimkehrsagen vgl. Uhland, Schriften zur Dichtung und Sage, Bd. 4 u. 8.

Moringerbsäure, soviel wie Maclurin, s. Gelbholz.

Morinsäure, s. Morin.

Morioka, Hauptstadt der japan. Provinz Rikutschu, im nördlichen Teil von Nippon, links am Kitakamigawa, der sich in die Bai von Sendai ergießt, mit (1890) 31,868 Einw., welche baumwollene Gewebe und eiserne Kessel verfertigen und Kupfererze aus Bergwerken von Osarisawa verfrachten.

Morion (spr. -ong), Mineral, s. Quarz.

Morion, eine Art Sturmhaube, s. Helm.

Moris., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Rob. Morison, geb. 1620 in Aberdeen, gest. 10. Nov. 1683 als Professor der Botanik in Oxford. Hauptwerk: »Plantarum historia universalis« (1680—99, 2 Bde.), mit guten Diagnosen.

Möris (v. ägypt. meri-uer oder mi-uer, »das große Seebecken«), berühmter See im alten Ägypten. Während man ihn früher für ein künstliches Becken im SO. des Fayûm hielt, zusammen mit dem Josephskanal bestimmt zur Regelung der jährlichen Überschwemmung im Delta, haben die jüngsten Untersuchungen von Flinders Petrie zu dem Ergebnis geführt, daß der M. westlich von el Medineh zu suchen ist. Der Genannte meint, daß einst die ganze Depression des Fayûm mit Nilwasser gefüllt war, das durch Verdunstung abnahm, aber bei jeder neuen Überschwemmung durch den schmalen Einlaß wieder gefüllt wurde.

Zur Zeit der 12. Dynastie war der Boden des Beckens schon sehr aufgehöht und vielleicht stellenweise sumpfig; der erste König derselben, Amenemhat I. (um 2466), scheint durch einen Damm, welcher das Wasser des M. nach Westen zurückdrängte, den Platz für die Stadt Sched (Crocodilopolis oder Arsinoë) nördlich von el Medineh gewonnen zu haben, während Amenemhat III. durch Erweiterung der Schutzdämme zum eigentlichen Schöpfer des M. wurde. Unter den Persern oder den Ptolemäern wurde dann, um mehr Land zu gewinnen, der Zufluß aus dem Nil beschränkt, und so trocknete der M. mehr und mehr ein, bis nur noch der heutige Birket el Kerûn übrigblieb.

Möris, Älios, griech. Grammatiker, vermutlich im 2. Jahrh. n. Chr., verfaßte ein alphabetisches Verzeichnis von Ausdrücken und Formen attischer Schriftsteller mit Gegenüberstellung der in seiner Zeit üblichen (hrsg. von Pierson, Leiden 1759; neu von Jacobitz, Leipz. 1830, 2 Bde.; Koch, das. 1830—31, 2 Bde.; Bekker, Berl. 1833).

Morisca, s. Moresca.

Morisken, s. Mauren.

Morisonsche Pillen, s. Geheimmittel.

Moritipalme, s. Mauritia.

Moritūri te salutant (lat.), s. Ave, Caesar, etc.

Moritz (Moriz, franz. Maurice, ital. Maurizio, »der Dunkelfarbige«), männlicher Name, germanisiert für lat. Mauricius (griech. Maurikios). Die hervorragendsten Träger desselben sind:

1) Prinz von Anhalt-Dessau, geb. 31. Okt. 1712 in Dessau, gest. 11. April 1760, Sohn des Fürsten Leopold und seiner Gemahlin Anna Luise, trat, nachdem er schon seit 1723 bei seinem Vater Adjutantendienste gethan, 1727 in die preußische Armee und machte 1734—35 den Feldzug am Rhein sowie die Schlesischen Kriege mit, in deren zweitem er sich bei Hohenfriedeberg und Kesselsdorf auszeichnete. Nachdem er dann im Auftrag des Königs Friedrich II. die Kolonisation wüster Landstriche an der Oder und in Pommern geleitet hatte, wurde er 1752 zum Gouverneur von Küstrin ernannt. An den hauptsächlichsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges nahm er teil: bei Kolin zwar griff er infolge eines Mißverständnisses nicht zur rechten Zeit und an der rechten Stelle an und verschuldete mit die Niederlage, zeichnete sich aber bei Roßbach und besonders bei Leuthen, wo er den rechten preußischen Flügel führte, so sehr aus, daß ihn der König auf dem Schlachtfeld zum Feldmarschall ernannte. Desgleichen kämpfte er bei Zorndorf und Hochkirch und wurde hier, als er sich schwer verwundet nach Bautzen wollte schaffen lassen, von Panduren gefangen. Aus der Gefangenschaft durfte er nach Dessau zurückkehren, starb aber bald unvermählt an einem Krebsgeschwür an der Lippe. 1889 erhielt das 42. Infanterieregiment seinen Namen.

2) Prinz von Oranien, Graf von Nassau, Statthalter der Niederlande, zweiter Sohn Wilhelms I. von Oranien, durch seine Mutter, Anna von Sachsen, Enkel von M. 3), geb. 13. Nov. 1567 in Dillenburg, gest. 23. April 1625, studierte in Heidelberg und Leiden und ward nach der Ermordung seines Vaters 1585 von den Provinzen Zeeland und Holland und 1590 auch von Utrecht, Overyssel u. Gelderland zum Statthalter sowie gleichzeitig zum Generalkapitän und Admiral der Union erwählt. Als Befehlshaber des niederländischen Heeres, welches er auf eine bedeutende Stärke brachte, vorzüglich organisierte und einübte, führte er den Krieg mit Spanien mit genialem Geschick u. außerordentlichem Erfolg. In wenigen Jahren säuberte er den Boden der sieben Provinzen von den Spaniern und trug dann den Krieg in die spanischen Niederlande, wo er 2. Juli 1600 den glänzenden Sieg von Nieuwpoort erfocht. Da er sich fast ausschließlich mit den militärischen Angelegenheiten beschäftigte, überließ er die Leitung der Staatsangelegenheiten dem staatsklugen Oldenbarneveldt (s. d.), mit dem er lange Zeit im allgemeinen in gutem Einvernehmen stand, bis derselbe sehr gegen seinen Willen 1609 den zwölfjährigen Waffenstillstand mit Spanien durchsetzte. Der Gegensatz zwischen der kriegerisch gesinnten oranischen Partei, deren Haupt M. war, obgleich als Politiker ebenso unbedeutend wie hervorragend als Feldherr, und der republikanischen Aristokratie Hollands unter Oldenbarneveld kam infolge der religiösen Streitigkeiten der Arminianer und Gomaristen 1617 zum Ausbruch und endete 1619 mit der Hinrichtung Oldenbarnevelds. Trotzdem ließ sich M. nicht die Alleinherrschaft übertragen, sondern begnügte sich, seit 1621 den Krieg gegen Spanien wieder zu führen, in welchem er übrigens weniger glänzende Erfolge als früher errang. Er starb unvermählt im Haag und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Vgl. v. d. Kemp, Maurits van Nassau, Prins van Oranje (Rotterd. 1843, 4 Tle.); Groen van Prinsterer, Maurice et Barneveld (Utrecht 1875).

3) M., erst Herzog, seit 1547 Kurfürst von Sachsen, der älteste Sohn Herzog Heinrichs des Frommen, geb. 21. März 1521 in Freiberg, gest. 11. Juli 1553, erhielt seine Erziehung an den Höfen seines Oheims Georg des Bärtigen in Dresden, dann des Kurfürsten Albrecht von Mainz zu Halle, hierauf des Kurfürsten Johann Friedrich in Torgau und eignete sich unter diesen verschiedenen Umgebungen frühzeitig ebensoviel Selbständigkeit des Charakters wie diplomatische Klugheit an. Von ersterer gab er einen Beweis, indem er sich ohne Vorwissen seiner Eltern 9. Jan. 1541 mit Agnes, der Tochter Landgraf Philipps von Hessen, vermählte. Noch in demselben Jahre folgte er seinem Vater in der Regierung der Albertinischen Lande, während er seinen Bruder August durch die Ämter Freiburg, Laucha, Sangerhausen, Weißensee, Kindelbrück und Sachsenburg entschädigte und ihm die Administration des Hochstifts Merseburg verschaffte. Ebensowenig war er willens, gleich seinem Vater eine Bevormundung durch den Kurfürsten Johann Friedrich zu dulden. Obgleich der evangelischen Lehre zugethan, verweigerte er deshalb den Beitritt zum Schmalkaldischen Bunde, trat auch der Eigenmächtigkeit, mit welcher jener in dem Stift Wurzen die Türkensteuer ausgeschrieben und das Kirchenwesen geändert hatte, mit bewaffneter Hand entgegen (s. Fladenkrieg). Dagegen befestigte er das neue Kirchenwesen in seinem Gebiet und errichtete zu Leipzig und Meißen Konsistorien, von denen das letztere später nach Dresden verlegt ward; einen Teil der eingezogenen Klostergüter verwendete er zur reichlichern Ausstattung der Universität Leipzig und 1543 zur Stiftung der Fürstenschulen zu Meißen, Pforta und (1550) Grimma, von denen der Flor des höhern Schulwesens in Sachsen ausging. Ehrgeizig und begierig nach Vergrößerung seines Gebiets, suchte er bereits damals sich dem Kaiser zu nähern. Er leistete ihm Hilfe gegen die Türken in Ungarn 1542, wo ihm vor Pest nur die Aufopferung seines Edelknechts Sebastian v. Reibisch das Leben rettete, und beteiligte sich 1544 an des Kaisers Krieg gegen Frankreich. Das

nächste Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche bildete der Erbschutz über die Stifter Magdeburg und Halberstadt, allein der Kaiser zauderte, ihm diesen zuzugestehen. Erst 19. Juni 1546 kam zu Regensburg das geheime Bündnis zum Abschluß, durch welches sich M. gegen Verleihung des Schutzrechtes über die Stifter zum Dienste des Kaisers verpflichtete. Doch wurde bereits hier statt der Stifter das Ernestinische Sachsen und die Kur als Lohn für die zu leistende Hilfe in Aussicht genommen. Am 1. Aug. übertrug ihm Kaiser Karl V. die Vollstreckung der über den Kurfürsten von Sachsen verhängten Acht, aber erst nachdem M. der Zustimmung seiner Landstände sich vergewissert, durch den Vertrag mit König Ferdinand vom 14. (19.) Okt. sich den Rücken gedeckt und vom Kaiser 27. Okt. die formelle Zusage der sächsischen Kur erhalten hatte, brach er in das Ernestinische Sachsen ein und besetzte den größten Teil des Landes. Zwar mußte er dieses vor dem von der Donau herbeieilenden Johann Friedrich schleunigst wieder räumen und wurde selbst bis an die böhmische Grenze zurückgedrängt, als aber der Kurfürst durch seine Niederlage und Gefangennahme bei Mühlberg gezwungen worden war, in der Wittenberger Kapitulation auf sein Land neben der Kurwürde zu verzichten, übertrug der Kaiser beides 4. Juni 1547 versprochenermaßen auf M., der die Söhne des Gefangenen mit einigen thüringischen Ämtern abfand; die feierliche Belehnung fand 24. Febr. 1548 in Augsburg statt. Trotzdem war M. nicht gewillt, dem Kaiser als Werkzeug zur Unterdrückung der evangelischen Lehre und zur Aufrichtung einer erblichen Despotie zu dienen; vielmehr trachtete er danach, das Neugewonnene, das er jetzt nur durch kaiserliche Gunst besaß, durch Aussöhnung mit seinen Glaubensgenossen sich zu sichern; persönlich fühlte er sich verletzt durch die Gefangenhaltung seines Schwiegervaters, für dessen Freiheit er sich mit verbürgt hatte. Zunächst entschädigte er seinen Bruder August für das verlorne Hochstift Merseburg durch Abtretung der Ämter Weißenfels, Eisenberg und Schwarzenberg und entzog sich der Annahme des Augsburger Interims durch Aufstellung des Leipziger Interims; hierauf machte er sich mit größter Gewandtheit die von mehreren norddeutschen Fürsten gegen den Kaiser geschlossene Verschwörung dienstbar, bewirkte insgeheim seine von letzterm für unmöglich gehaltene Aussöhnung mit den Ernestinern und sicherte sich durch den ebenfalls geheimen Vertrag zu Friedwalde, 5. Okt. 1551, den Beistand König Heinrichs II. von Frankreich, dem er die Bistümer Metz, Toul, Verdun und Cambrai preisgab. Die Achtsvollstreckung gegen Magdeburg gab ihm einen erwünschten Vorwand zur Verdeckung seiner Rüstungen, während er den Kaiser durch seine Anstalten, das Tridentiner Konzil zu beschicken und zu besuchen, täuschte. Sobald seine Vorbereitungen beendet waren, führte er im März 1552 sein Heer windesschnell von Thüringen nach Süddeutschland, verkündigte von Augsburg aus in einem Manifest die Gründe seiner Schilderhebung und nötigte durch die Erstürmung der Ehrenberger Klause den ungerüsteten Kaiser, schleunigst von Innsbruck nach Villach zu fliehen und Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Diese führten Anfang August 1552 zu dem Passauer Vertrag (s. d.). Nunmehr leistete er dem Kaiser die Türkenhilfe in Ungarn; als aber sein ehemaliger Kriegsgefährte, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, den Passauer Vertrag nicht anerkennend, im Reiche den Krieg auf eigne Faust fortsetzte und den Verdacht erweckte, als ob er sich als Werkzeug der kaiserlichen Rache brauchen lassen wolle, verbündete sich M. zur Abwehr desselben mit den Bischöfen in Franken, dann auch mit Heinrich dem jüngern von Braunschweig und schlug den Markgrafen 9. Juli 1553 bei Sievershausen, starb aber zwei Tage darauf im Feldlager an einer in der Schlacht erhaltenen Schußwunde, erst 32 Jahre alt. M. war ein Fürst von höchster Begabung, ein Meister in der sonst den damaligen Deutschen nicht eignen rücksichtslosen Staatskunst. Die Durchführung seiner weitern Pläne, in die er selbst seine nächsten Vertrauten nicht eingeweiht hat, die aber unzweifelhaft auf fernere Erhöhung seiner Machtstellung gerichtet gewesen sind, hat sein früher Tod unterbrochen, und seine Verdienste um die Rettung der protestantischen Glaubensfreiheit haben den auf ihm haftenden Schatten des an seinem Glauben und seinen Verwandten begangenen Verrats nicht zu tilgen vermocht. Da er keinen Sohn hinterließ, folgte ihm sein Bruder August. Seine Witwe vermählte sich 1555 mit Johann Friedrich dem Mittlern, seine einzige Tochter, Anna, mit Wilhelm von Oranien, endigte aber in Geistesstörung. Vgl. v. *Langenn*, M., Herzog und Kurfürst zu Sachsen (Leipz. 1841, 2 Bde.); G. *Voigt*, M. von Sachsen 1541—1547 (das. 1876); *Isleib*, M. v. Sachsen 1547—1548 (im »Neuen Archiv für sächsische Geschichte«, Bd. 13).

4) *Graf von Sachsen*, bekannt unter dem Namen *Marschall von Sachsen*, geb. 28. Okt. 1696 in Goslar, gest. 30. Nov. 1750 in Paris, natürlicher Sohn Augusts des Starken von Sachsen und der Gräfin Aurora von Königsmark. 1709 focht er in Flandern unter Eugen und Marlborough mit Auszeichnung, und ebenso zeichnete er sich 1711 bei Stralsund unter den Augen seines Vaters aus. Kurz darauf vermählte ihn seine Mutter mit der reichen Gräfin Löben, doch war die Ehe nicht glücklich und wurde 1721 wieder getrennt. Bei allem Hang zu Ausschweifungen betrieb M. aufs eifrigste das Studium der Kriegskunst. 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an dem Kampfe gegen die Türken teil, 1720 trat er in französische Militärdienste und erhielt 1722 ein deutsches Regiment. 1726 wählten ihn die Stände von Kurland auf Antrieb der Herzogin-Witwe Anna Iwanowna, der Tochter des Zaren Iwan Alexiewitsch, zum Herzog. Jedoch durch den Einfluß der Russen verdrängt, ging M. 1729 wieder nach Frankreich und wurde, nachdem er sich 1733 im Polnischen Erbfolgekrieg am Oberrhein ausgezeichnet, 1736 zum Generalleutnant befördert. Im Österreichischen Erbfolgekrieg nahm er 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm, eroberte Eger und Elbogen und zog mit Broglie an den Rhein zurück, wo er sich der Linien von Lauterburg bemächtigte. Im März 1744 ward er zum Marschall von Frankreich ernannt. Am 11. Mai 1745 erfocht er über die Engländer den Sieg bei Fontenoy, durch welchen Brüssel in französische Gewalt kam, und 11. Okt. 1746 einen neuen bei Raucoux und ward hierauf zum Generalfeldmarschall aller französischen Armeen und nach dem Sieg bei Laffeld (2. Juli 1747) und der Einnahme von Bergen op Zoom (16. Sept. 1747) zum Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden ernannt. Nachdem zu Aachen 18. Okt. 1748 Friede geschlossen war, zog sich M. auf das ihm vom König geschenkte Schloß Chambord zurück und machte dasselbe zu einem Sammelpunkt von Gelehrten, Künstlern und Philosophen. Er ward dann zu

Straßburg in der protestantischen Thomaskirche bestattet, wo ihm 1765—76 von Pigalle ein großartiges Grabdenkmal errichtet wurde. Bekannt ist M.' Liebesverhältnis zur berühmten Tragödin Adrienne Lecouvreur. Von einer natürlichen Tochter M.', Aurora de Saxe, verehelichte Dupin, stammt die Schriftstellerin George Sand ab. Die neuen Ansichten in der Kriegswissenschaft, die er in seinen »Rêveries« (beste Ausg., Par. 1751, 2 Bde.) aufstellte, fanden erst in späterer Zeit Beachtung. Aus seinem Nachlaß erschienen: »Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du maréchal de Saxe« (Par. 1794). Vgl. K. v. Weber, M., Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich (Leipz. 1863, Volksausg. 1870); Saint-René Taillandier, Maurice de Saxe (Par. 1865); Vitzthum v. Eckstädt, Maurice, comte de Saxe, et Marie-Josèphe de Saxe, dauphine de France (Leipz. 1867); Herzog v. Broglie, Maurice de Saxe et le marquis d'Argenson (Par. 1891, 2 Bde.).

5) M. der Gelehrte, Landgraf von Hessen-Kassel, ältester Sohn des Landgrafen Wilhelm IV., geb. 25. Mai 1572, gest. 15. März 1632, folgte seinem Vater 1592. Er besaß eine bedeutende Bildung, begünstigte Künste und Wissenschaften und war Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. In kirchlicher Beziehung erstrebte er eine Union der lutherischen und der reformierten Kirche, vermehrte aber durch seine Zwangsmaßregeln gegen die widerspenstigen Unterthanen nur die Spaltung. Sein religiöser Eifer bewog ihn auch, der Union beizutreten und Friedrich V. von der Pfalz Hilfe zu leisten, was sein Land in den Dreißigjährigen Krieg verwickelte und ihn mit der Ritterschaft entzweite. Nach Besiegung der Union ward er 1623 vom Kaiser gezwungen, seinen Anteil an der oberhessischen Erbschaft, die ihm 1604 durch den Tod seines Oheims Ludwig zugefallen, an Hessen-Darmstadt abzutreten. Er legte daher 1627 die Regierung in die Hände seines ältesten Sohnes, Wilhelm V., nieder.

Moritz, Karl Philipp, eine der eigentümlichsten Gestalten der Sturm- und Drangperiode, geb. 15. Sept. 1757 in Hameln, gest. 26. Juli 1793 in Berlin, verlebte seine früheste Jugend unter traurigen Familienverhältnissen, sollte dann in Braunschweig die Hutmacherei erlernen, kehrte aber bald wieder zu seinen Eltern, die inzwischen nach Hannover gezogen waren, zurück. Hier erregte er durch seine großen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit eines fürstlichen Gönners, erhielt dadurch Gelegenheit, das Gymnasium zu besuchen, verließ dasselbe als Primaner, um unter Ekhof zu Gotha Engagement als Schauspieler zu finden, begann, als dieser Plan nach manchen abenteuerlichen Erlebnissen scheiterte, in Erfurt zu studieren (1776), machte einen nochmaligen vergeblichen Versuch, sich der Bühne zu widmen, und fand, als auch dieser gescheitert war, zunächst eine Zuflucht bei den Herrnhutern zu Barby. Von der Brüdergemeinde unterstützt, studierte er in Wittenberg Theologie (1777) und trat dann zu Dessau als Lehrer ins Philanthropin ein. Basedows Geistestyrannei trieb ihn aufs neue zum Wandern; er ging nach Potsdam und wurde dort 1778 Lehrer am Militärwaisenhaus, einige Zeit später am Grauen Kloster zu Berlin. Hier machte er sich als Schriftsteller, Prediger und Dichter bekannt, galt in den Kreisen der Berliner Aufklärer für einen »guten Kopf«, zugleich aber für ein »exzentrisches Original«. Er unternahm 1782 eine Reise nach England, die er in einem sehr lesenswerten Buch (s. unten) beschrieb, wurde darauf Professor am Köllnischen Gymnasium in Berlin, versuchte als Redakteur der »Vossischen Zeitung« ohne Erfolg diese zu einem Blatt »für das Volk« umzugestalten, geriet durch die Leidenschaft für eine verheiratete Frau in verhängnisvolle Herzenswirren und suchte 1786 geistige Genesung durch eine Reise nach Italien. Hier traf er mit Goethe zusammen, der ihn schätzen und lieben lernte und in der Beschreibung seiner Italienischen Reise selber darauf hinwies, wie sehr er durch M.' ästhetische und prosodische Theorien angeregt wurde. 1788 nach seiner Rückkehr fand M. bei Goethe in Weimar gastliche Aufnahme. Durch Empfehlung des Herzogs Karl August erlangte er die Mitgliedschaft der Berliner Akademie der Wissenschaften und wurde 1789 Professor der Altertumskunde an der Kunstakademie in Berlin. 1792 vermählte er sich mit einem jungen Mädchen, Friederike Matzdorf. Unter M.' Schriften ist die merkwürdigste der autobiographische Roman »Anton Reiser«, der die Lebensschicksale des Verfassers bis zur Zeit nach dem Erfurter Aufenthalt schildert (Berl. 1785—90, 4 Bde.; fortgesetzt von Klischnig, 1794; neue Ausg. von Geiger, Heilbr. 1886), eine künstlerisch hervorragende und kulturgeschichtlich höchst merkwürdige Darstellung der Seelenzustände eines Jünglings, der von den großen Anregungen der Sturm- und Drangperiode ergriffen wird. Auch in »Andreas Hartknopf« (Berl. 1786) schildert M. eigne Erlebnisse. Geistreich und durch originelle Ideen wertvoll sind auch noch andre von M.' zahlreichen Schriften, z. B.: »Versuch einer deutschen Prosodie« (Berl. 1786, neu aufgelegt 1815); »über die bildende Nachahmung des Schönen« (Braunschw. 1788; neue Ausg. von Dessoir, Heilbr. 1888); die »Götterlehre« (Berl. 1791; 10. Aufl. von Friederichs, 1851; neue Ausg. von M. Oberbreyer in Reclams Universalbibliothek); »Reisen eines Deutschen in England« (Berl. 1783); »Reisen eines Deutschen in Italien« (das. 1792—93, 3 Bde.) u. a. In den Jahren 1783—93 gab M. im Myliusschen Verlag ein »Magazin für Erfahrungsseelenkunde« (10 Bde.) heraus. Vgl. Alexis in Prutz' »Litterarhistorischem Taschenbuch« (Hannov. 1847); Varnhagen v. Ense, Vermischte Schriften, Bd. 1; Dessoir, M. als Ästhetiker (Berl. 1889). Über M.' Verhältnis zu Schiller, den er durch eine Besprechung von »Kabale und Liebe« schwer beleidigte, vgl. Auerbach in der »Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte«, Bd. 5 (Weim. 1892).

Moritzberg, Flecken im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Marienburg i. Hann., an der Innerste und nahe bei Hildesheim, hat eine schöne kath. Kirche (Pfeilerbasilika, auf dem Moritzberge), 2 große Bierbrauereien und (1890) 2444 Einw.

Moritzburg, 1) königl. Jagdschloß (auch Dianenburg genannt) in der sächs. Kreisdirektion und Amtsh. Dresden, zum Flecken Eisenberg gehörig, an der Linie Radebeul-Radeburg der Sächsischen Staatsbahn. Der Bau wurde vom Kurfürsten Moritz 1542 begonnen, unter Christian I. 1589 beendet und von August dem Starken, der dort oft verschwenderische Feste veranstaltete, erweitert und verschönert und ist noch jetzt mit einer großartigen Sammlung von Hirschgeweihen, mit kostbarem Porzellan, Pokalen und Trinkgefäßen aller Art versehen. M. ist Sitz einer Landesbeschälanstalt und einer Hilfsblindenanstalt. Dabei ein königlicher Tierpark mit reichem Bestand an Edel-, Dam- u. Schwarzwild und Fasanerie. Vgl. Becher, Geschichte und Beschreibung des Lustschlosses M. (Dresd. 1866). — 2) Schloß, s. Zeitz.

Moritz- und Lazarusorden, s. Mauritius- und Lazarusorden.

Moritz von Craon, franz. Minnesinger (urkundlich 1177—1206 nachgewiesen), lebte am Hofe Heinrichs II. von England. Nur eins seiner Lieder ist erhalten (hrsg. von Trébutien in den »Chansons normandes de Maurice et de Pierre de Craon«, Caen 1843). M. ist auch der Held einer altdeutschen Versnovelle, die zuletzt E. Schröder (»Zwei altdeutsche Rittermären«, Berl. 1894) herausgegeben hat.

Morlaix (spr. -lä), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Finistère, malerisch auf zwei Hügeln am Dossen, welcher 6 km unterhalb in die Bai von M. des Kanals mündet, und auf welchem mit der Flut Seeschiffe von 400 Ton. bis zur Stadt gelangen, Knotenpunkt der Westbahn (mit 284 m langem, 58 m hohem Viadukt), hat 2 Kirchen aus dem 15. und 16. Jahrh., ein Handelsgericht, eine Handels- und eine Ackerbaukammer, ein Collège, ein Museum, eine Irrenanstalt, eine große Tabaksfabrik, Industrie in Eisenwaren, Leder und Kerzen, Handel mit Getreide, Hülsenfrüchten, Butter, Ölsamen, Eiern, gesalzenem Schweinefleisch und Pferden, Seefischerei, hat einen guten Hafen, in welchem 1894: 358 beladene Schiffe von 32,702 Ton. eingelaufen sind, und (1891) 14,855 (als Gemeinde 16,300) Einw. M. ist Geburtsort des Generals Moreau und E. Souvestres.

Morlaken, Bezeichnung der slawischen (serbo-kroatischen) Bewohner von Dalmatien, namentlich des Innern des Landes. Die M. sind ein großer, kräftiger Menschenschlag und tüchtige Seeleute, stehen jedoch noch auf sehr tiefer Kulturstufe. Nach ihnen ist die Meerenge zwischen der kroatischen Küste und den derselben vorgelagerten Inseln Veglia, Arbe und Pago Canale della Morlacca (Morlakenkanal, auch Canale della Montagna) genannt.

Morlanwelz, Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Thuin, auf einem Hügel über der Haine, an der Staatsbahnlinie Charleroi-Mons und der Vizinalbahn M.-Houdeng-Aimeries, mit Kohlengruben, Eisenindustrie, Woll- und Baumwollweberei, Sägewerken, einer Industrieschule und (1890) 7307 Einw. Im Weiler Mariemont befindet sich eine Mineralquelle.

Morley (spr. morrli), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), zwischen Leeds und Dewsbury, hat Fabrikation von gemischten Stoffen, Kohlengruben, Steinbrüche und (1891) 21,068 Einw.

Morley (spr. morrli), 1) Henry, engl. Schriftsteller, geb. 1822 in London, gest. 14. Mai 1894 in Carisbrooke, ward in Deutschland (Neuwied) erzogen und studierte im King's College zu London Medizin. Er veröffentlichte zuerst Gedichte: »The dream of the Lilly Bell« (1845); sodann: »A defence of ignorance« (1851); »Life of Palissy, the potter« (1852); »Life of Jérôme Cardan« (1854, 2 Bde.); »Life of Cornelius Agrippa« (1856); »Life of Clément Marot« (1870); »Memoirs of Bartholomew Fair« (1858, 4. Aufl. 1892) sowie »Journal of a London playgoer«, eine Sammlung dramatischer Besprechungen (1866), und zwei Bände »Fairy tales« (1859—60). Seine Hauptthätigkeit liegt jedoch auf dem Felde der englischen Litteraturgeschichte. Hierher gehören: »English writers« (1864—67, 2 Bde.; ganz umgearbeitet und bis auf Shakespeare fortgesetzt, 1887—94, 10 Bde.); »Tables of English literature« (1870); »A first sketch of English literature« (1873, 13. Aufl. 1894); »Library of English literature« (1875—81, 5 Bde.); »English literature in the reign of Victoria« (1881); »An attempt towards a history of English literature« (1887) u. a. Außerdem hat er 1868 den »Spectator« von Steele und Addison kommentiert herausgegeben. Von 1857—65 war M. Lektor am King's College zu London; von 1865—89 bekleidete er die Professur der englischen Litteratur am University College daselbst.

2) John, engl. Schriftsteller und Politiker, geb. 1838 zu Blackburn in Lancashire, wurde im Cheltenham College erzogen, studierte in Oxford, ward 1873 Rechtsanwalt in London, wandte sich aber wesentlich der Politik und Litteratur zu. Zu den sogen. philosophischen Radikalen gehörig, war er eine Zeitlang Leiter der »Literary Gazette« (dem spätern »Parthenon«) und redigierte 1867 bis Oktober 1882 die »Fortnightly Review«, durch welche er bedeutenden Einfluß auf die Litteratur ausübte. Zugleich war er 1880—83 Herausgeber der »Pall Mall Gazette« und seitdem (bis 1885) von »Macmillan's Magazine«. Seit 1883 Mitglied des Parlaments, gehörte er zu den vorgeschrittensten Radikalen und trat, 1886 zum Obersekretär für Irland in Gladstones Ministerium ernannt, aufs eifrigste für dessen Homerulevorlage ein. In Gladstones viertem Kabinett bekleidete er das gleiche Amt und behielt es auch unter Rosebery bis zum Juni 1895. Bei den Neuwahlen vom Juli 1895 verlor M. sein zwölf Jahre behauptetes Mandat zum Unterhaus für Newcastle. Er schrieb viele, teilweise später in den »Critical miscellanies« (1871; neue Ausg. 1886, 3 Bde.) vereinigte Essays, die sich durch feine litterarische Kritik auszeichneten, und die litterarhistorisch sehr wertvollen Monographien: »Edmund Burke, a historical study« (1867), »Voltaire« (1871, 4. Aufl. 1886), »Rousseau« (1873, 2 Bde.; 2. Aufl. 1886), »Diderot and the Encyclopaedists« (1878, 2 Bde.; 3. Aufl. 1886), »Life of Richard Cobden« (1881, 2 Bde.), »Walpole« (1889) sowie die Schriften: »The struggle for national education« (1873), »Studies in literature« (1891) und »On compromise« (1874 u. öfter; deutsch: »Überzeugungstreue«, Hannov. 1878). Seit 1877 erscheint unter seiner Redaktion das biographische Sammelwerk »English men of letters«, für welches er selbst E. Burke (1879) bearbeitete. Seine gesammelten Werke erschienen 1886—89 in 10 Bänden.

3) Arnold, engl. Politiker, Sohn des reichen Kaufmanns und Parlamentsmitgliedes Samuel A., geb. 1849 in London, studierte in Cambridge, wurde 1873 Rechtsanwalt in London und 1885 für Nottingham ins Unterhaus gewählt. Hier gehörte er zu den eifrigsten unter den jüngern Anhängern Gladstones, war in dessen drittem Kabinett Januar bis Juli 1886 Sekretär im Schatzamt und fungierte von 1886—92 als »Einpeitscher« (whip) der liberalen Partei. Gladstones viertem Ministerium (August 1892 bis Juni 1895) gehörte M. als Kabinettsmitglied und Generalpostmeister an, verlor aber bei den Neuwahlen im Juli 1895 seinen Sitz im Parlament.

Mörlin, Joachim, Vertreter der lutherischen Orthodoxie und fruchtbarer theologischer Schriftsteller, geb. 6. April 1514 in Wittenberg, wurde 1539 daselbst Diakonus, 1540 Superintendent zu Arnstadt; dieses Amt verlor er 1543, die Superintendentur in Göttingen 1550. Aber auch seine neue Stellung als Pfarrer und Inspektor in Königsberg mußte er 1553 wegen Unfügsamkeit aufgeben. Seit 1554 Superintendent in Braunschweig, beteiligte er sich als Gegner Harden-

bergs (s. d. 1) am kryptocalvinistischen Streit. Nach Preußen zurückberufen, verfaßte er mit Chemnitz 1567 das »Corpus doctrinae pruthenicum« und starb 23. Mai 1571 als Bischof von Samland. Vgl. Walther, Joachim M. (2 Programme, Arnstadt 1856 u. 1863).

Morlok, Georg, Architekt und Ingenieur, geb. 20. Jan. 1815 in Dätzingen bei Stuttgart, wendete sich in der polytechnischen Schule zu Stuttgart dem Hochbau zu und führte daselbst eine Anzahl von Wohnhäusern und öffentlichen Bauten aus. 1845 in den königlich württembergischen Eisenbahndienst berufen, leitete er die Bearbeitung und Ausführung von mehr als 300 km Eisenbahnen, der Rems-Tauber-Brenz-Jagst- und der Gäubahn mit ihren umfassenden Hochbauten. Unter letztern ist der im Renaissancestil erbaute prachtvolle Bahnhof in Stuttgart hervorzuheben. Andre Bauten von ihm sind die Wohngebäude für Bedienstete der Verkehrsanstalten in Stuttgart, die Kirche in Laupheim und die katholischen Kirchen in Altheim bei Horb, Steig bei Ulm, Tuttlingen, Dalkingen bei Ellwangen, Wildbad ꝛc. in gotischem Stil. Er ist königlicher Oberbaurat und schrieb: »Die königlich württembergischen Eisenbahnen. Rückschau auf deren Erbauung 1835—1889« (Stuttg. 1890).

Mormo, bei den Griechen gespenstische Frau, mit deren Erscheinung man Kindern drohte; angeblich ursprünglich Königin der Lästrygonen, welche, erbittert darüber, daß ihre Kinder starben, nun auch die andern töten will.

Mormolyken, s. Empusa.

Mormon, Vogel, s. Larventaucher.

Mormon, Affe, soviel wie Mandrill, s. Pavian.

Mormon City, s. Salt Lake City.

Mormonen (Latter-Day Saints, Heilige vom Jüngsten Tage), religiöse Sekte in Nordamerika, gestiftet von Joe Smith, geb. 23. Dez. 1805 zu Sharon im Staate Vermont. Nachdem sich derselbe im Staate New York in verschiedenen Berufsarten versucht, grub er 1823 auf eine Engelserscheinung hin im Hügel Cumorah bei Palmyra nach »heiligen Messingplatten«, welche er unter Leitung des Engels 22. Sept. d. J. fand, aber nach dessen Bestimmung erst 22. Sept. 1827 heben durfte. Dieselben waren mit einer Schrift bedeckt, welche er nicht lesen konnte; in der Kiste lag jedoch eine Wunderbrille, Urim und Thummim genannt, mit durchsichtigen Steinen statt Gläsern, welche den des Lesens unkundigen Smith die geheimnisvollen Zeilen zu lesen befähigte, ihm auch die Zukunft enträtselte. 1830 gab Smith die gedruckte englische Übersetzung der Platten unter dem Titel: »The book of Mormon« (deutsch, Hamb. 1851) heraus. Dieses Buch erzählt in einer der biblischen nachgebildeten Sprache, wie zur Zeit des Königs Zedekia von Jerusalem ein frommer Israelit, Lehi, samt seiner Familie von Palästina nach Amerika auswanderte und hier seine wunderbaren Reiseabenteuer sowie die Offenbarungen, welche ihm Gott hinsichtlich der Zukunft mitteilte, auf Messingplatten aufzeichnete. Mehrere seiner Söhne gingen wie Laman in die Wildnis und wurden die Stammväter und Häuptlinge der spätern Rothäute. Die Nachkommen seines Sohnes Nephi aber waren schon mehrere Jahrhunderte vor Christus gute Christen, in deren Mitte die Priesterwürde und die Messingplatten forterbten. Dieser Familie erschien dann auch der auferstandene Christus und wählte aus ihr zwölf Apostel, die in kurzem das ganze Land zum Christentum bekehrten. Als zu Anfang des 4. Jahrh. die Kirche infolge von Spaltung und Kriegen zerfallen war, erschien Mormon (der Name wird von den M. als »mehr gut« erklärt), ein gewaltiger Kriegsheld und ein frommer Christ, und vertrieb die damals rot gewordenen und der Barbarei verfallenen Lamaniten; doch kehrten dieselben um 400 zurück, und die Nephiten erlagen ihrem Schwert. Mormons Sohn Moroni vollendete die Geschichte seines Volkes 420 auf den Messingplatten und bezeichnete auf denselben ausdrücklich Joe Smith als ihren zukünftigen Entdecker.

Wiewohl Smiths Bibel bald als ein 1812 von einem ehemaligen Pfarrer verfaßter Roman nachgewiesen ward, der ungedruckt geblieben, aber durch den Buchdruckergehilfen Sidney Ridgon, einen der eifrigsten Anhänger Smiths, diesem zugekommen war, fand der neue Prophet doch Glauben und organisierte 6. April 1830 die Sekte zu einer Gemeinde in Fayette, einem Städtchen im Staate New York. Im nächsten Jahr siedelte die Sekte, schon mehrere hundert Glieder zählend, nach Ohio, 1833 von hier verjagt, nach dem Staate Missouri über. Ihre Intoleranz veranlaßte aber Konflikte und ihre Ausweisung; nach kürzerm Aufenthalt im County Caldwell wandte sich die Sekte nach Illinois, wo sie in der Grafschaft Hancock 1840 die aus 2100 Häusern bestehende Stadt Nauvoo und einen schönen Tempel nach dem von Smith in einer Vision geschauten Bild erbaute. Die Stadt erhob sich unter strenger Ordnung bald zu bedeutendem Wohlstand. Aber 1844 kam es zum offenen Kampf mit den übrigen Einwohnern, in welchem Smith den Tod fand und Nauvoo in Trümmer gelegt ward. Die M. zogen nun, etwa 1500 Mann stark, auf höchst beschwerlichen Pfaden über das Felsengebirge nach dem fernen Westen und ließen sich 1847 am Großen Salzsee (Salt-Lake) nieder, wo sie den bereits 1850 als Territorium anerkannten Staat Utah gründeten, der sich bei der günstigen Lage seiner Hauptstadt, Saltlake City, eines Hauptpunktes für die Karawanen auf dem Wege nach Kalifornien, bei der strengen Ordnung und dem regen Fleiß, welche allgemein herrschten, sowie infolge der begeisterten, immer neue Einwanderer herbeiführenden Proselytenmacherei rasch hob. Die Unionsregierung hatte den Nachfolger Smiths im Prophetentum, Brigham Young (s. d.), wegen seines großen Einflusses zum Gouverneur des Territoriums ernannt und der Kongreß diesem 20,000 Doll. für die Errichtung öffentlicher Gebäude und 5000 Doll. für die Anlegung einer Bibliothek übersandt; eine Kongreßakte vom 7. Sept. 1850 ordnete das Verhältnis der M. zur Union. Gleichwohl lehnten sich erstere mehrfach gegen die von der Unionsregierung gesandten Verwaltungs- und Gerichtsbehörden auf und zwangen dieselben, die Hauptstadt zu verlassen. Die Union ernannte 1854 den Obersten Stepton und 1857 A. Cumming zum Gouverneur an Brigham Youngs Stelle und sandte ihn mit 2500 Mann nach Utah. Die Expedition stieß jedoch bei der vorgerückten Jahreszeit auf viele Schwierigkeiten, und es mußten im folgenden Jahr Verstärkungen nachgesandt werden. Nach einem Gefecht 15. Febr. 1858 kam es zu Unterhandlungen, es wurde den M. Amnestie erteilt, und Young blieb thatsächlich Gouverneur, zumal während des Sezessionskrieges 1861—65.

Das Mormonentum wurde mit keiner fertigen Glaubenslehre eröffnet; die einzelnen Lehren entstanden durch das Zusammenwirken von J. Smith, Sidney Rigdon, Parley P. Pratt und Orson Pratt

und wurden in der spätern Zeit durch Brigham Young noch erweitert. Verzückungen (revivals) und Offenbarungen (revelations of God) sind die Grundlage, »der Felsen«, auf denen das Glaubensgebäude der M. aufgebaut ist; Hauptquellen sind das Buch Mormon, das Buch der Lehre und der Bündnisse (»The book of doctrine and covenants«, zuerst 1832 englisch gedruckt) und eine Reihe theologischer wie religiös-pädagogischer Katechismen und Schriften ihrer Autoritäten. Im einzelnen ist dem Buddhismus entlehnt die Lehre von der Seelenwanderung und den vielen Welten, der griechischen und römischen Mythologie die unendliche Vielheit der Götter und die ihnen beigelegte Vielseitigkeit der Liebe, dem Islam die Vielweiberei und das Verbot spirituöser Getränke, dem rohen Heidentum der Glaube an Zauberei, an gute und böse Geister, dem orthodoxen Christentum der Glaube an Wunder und die Teufelsaustreibungen, dem Judentum die bei ihr zur Theodemokratie (Gottesvolksherrschaft) gewordene Staatsverfassung der M. Das 1849 zusammengestellte Glaubensbekenntnis der M. weicht vom ursprünglichen des Joe Smith mehrfach in der Richtung nach dem gemeinchristlichen Glauben ab. Die hierarchische Organisation erzielt eine vollständige geistige Unterjochung der Anhänger der Sekte; die Priesterschaft gilt den M. als eine göttliche, unfehlbare Autorität, und es wird für eine Todsünde erachtet, andrer Meinung zu sein als die Priester. Nach vorhergegangener Weihe durch Johannes den Täufer, der sich hierzu mit Petrus, Jacobus und Johannes 15. Mai 1825 vom Himmel herabließ, setzte Joe Smith die Priesterschaft ein, und zwar teilt sich diese in zwei Stufen: die höhere Stufe Melchisedeks und die niedere Aarons. Zur erstern gehören: die Präsidentschaft (fünf Mitglieder); das Kollegium (Quorum) der zwölf Apostel, die einen reisenden Hohen Rat bilden; das Kollegium der Hohenpriester (Zahl unbeschränkt); das Kollegium der Siebziger, Reiseprediger; das Kollegium der Ältesten. Die zweite Stufe der »Aaronschen Priesterschaft« bilden die gewöhnlichen Priester, Lehrer und Diakonen; als ihre Vorstände sind Bischöfe eingesetzt, in deren Hände auch die niedere Zivilgerichtsbarkeit gelegt ist. Diese besorgen den Gottesdienst (»verwalten die Schlüssel des Dienstes der Engel«) wie die äußern Kirchenangelegenheiten, das Einsammeln des Zehnten, das Armenwesen, die Verteilung der Arbeitskräfte ꝛc. Eine Besonderheit ist der Mangel jeglicher Kleiderabzeichen für die Priester. Neben diesen hierarchischen Körpern lief die geheime Verbindung der Daniten oder »Engel der Zerstörung«, einer im Dienste Youngs stehenden geheimen Polizei, der viele Ermordungen, ja die Niedermetzelung ganzer Karawanen zur Last gelegt wurden. Solche Verbrechen verstärkten die Abneigung, welche man in Amerika gegen die M. hegte. Dazu kam nun aber noch die Vielweiberei. Dieselbe tauchte schon unter Joe Smith auf, ward aber erst durch Brigham Young 29. Aug. 1852 auf Grund einer Offenbarung als Grundgesetz verkündet, als ein Gnadenmittel, weil Kinder der Geister auf irdische Körper oder »Tabernakel« warten, um eine höhere Stufe der Existenz zu erlangen. Ohne Vielweiberei gibt es keine Erhöhung oder Erlösung des Menschen; insonderheit können nur »angesiegelte« Frauen an der ewigen Seligkeit teilnehmen; man kann sich eine Frau »für Zeit und Ewigkeit«, aber auch nur »für die Zeit« »ansiegeln« lassen. Ehebruch wird mit den härtesten Strafen belegt; es fehlen auch Lusthäuser in Utah, da es für Pflicht eines jeden Mormonen gilt, sich zu verehelichen und Kinder zu zeugen. Wieviele Frauen sich einer nimmt, hängt von seinem Einkommen und seiner Stellung in der Hierarchie ab; Präsident Young hatte 19 Frauen. Aber verhängnisvoll mußte das Institut der Vielweiberei schon darum werden, weil es allein der Regierung der Vereinigten Staaten eine gesetzliche Handhabe zum Einschreiten bot. Seit 1874 sollten nur nichtpolygamistische Persönlichkeiten als Richter und Geschworne zugelassen werden, und 1875 wurde das Eingehen polygamistischer Verbindungen mit Zuchthausstrafe belegt. Auch innerhalb des Mormonentums selbst erstand eine von Youngs erstgebornem Sohn geführte Partei zu gunsten der Monogamie. Seither ging es abwärts mit den M. Aber bereits hatten ihre Missionare nahezu alle Gegenden der Welt besucht, und auch an Zuzug fehlte es nicht, besonders aus Schottland, Skandinavien und Württemberg. Im Staate Utah allein betrug 1890 ihre Zahl über 230,000, welche über ein Vermögen von mindestens 100 Mill. Doll. geboten. Dieses Gebiet hat ihr Bienenfleiß aus Wüsteneien zu fruchtbaren Ackerfeldern umgeschaffen. Aber die Grundlage ihrer Religion, die ganze innere Organisation, ihr Kommunismus und das despotische Auftreten ihrer Führer passen so wenig in einen staatlichen Organismus wie der nordamerikanische, der seinen Bürgern Freiheit der Person und des Eigentums gewährleistet, daß die gänzliche Auflösung des Mormonenstaates nicht mehr aufzuhalten ist, zumal seitdem die 1869 eröffnete Pacificbahn das früher von der Welt abgeschlossene Utah leicht zugänglich gemacht und damit dem Mormonenstaat die erste seiner Existenzbedingungen abgeschnitten hat.

Seit 1874 geschahen daher seitens der Vereinigten Staaten Schritte zur Abschaffung der Vielweiberei wie auch zur Verantwortlichmachung der Führer für Ermordungen. Der Mormonenbischof Lee ist, als bei einer 1857 verübten großen Mordthat beteiligt, noch fast 20 Jahre später dem Galgen verfallen, und den greisen Präsidenten Young selbst entriß nur sein am 22. Aug. 1877 erfolgter plötzlicher Tod der irdischen Gerichtsbarkeit. Ein Nachfolger wurde nicht gewählt, sondern 1887 die oberste Leitung dem Kollegium der zwölf Apostel mit dem Senior John Taylor an der Spitze übertragen. Unter ihm kam es aus Anlaß der die Vielweiberei verurteilenden Gesetzgebung der Vereinigten Staaten (Edmunds-Gesetz von 1882, das aber noch zwischen »Polygamie« und »Kohabitation« unterschied) dazu, daß sich die M. vor die Alternative gestellt sahen, entweder dieses Institut aufzugeben, oder abermals den Wanderstab zu ergreifen. Nachdem er 1887 gestorben war, trat 1889 Welford Woodruff an die Spitze der M. Aber jetzt ging 1890 das Oberbundesgericht auf Grund jenes Gesetzes gegen die Sekte vor, indem es die Regierung zur Beschlagnahme ihres Vermögens ermächtigte. Seither gewannen unter den M. die »Heiden«, d. h. diejenigen, welche sich dem Verbote der Vielweiberei unterwerfen wollen, die Oberhand. Zur Zeit darf man alle M. der Welt auf etwa 300,000 schätzen. In Utah selbst bilden sie nur noch die Hälfte der Bevölkerung. Vgl. Hyde, The Mormonism, its leaders and designs (2. Aufl., New York 1857); M. Busch, Geschichte der M. (Leipz. 1870); Stenhouse, The Rocky Mountains Saints (New York 1873); R. v. Schlagintweit, Die M. (2. Ausg., Leipz. 1878); Kennedy, Early days of Mormonism (New York

1888); Fernhagel, Die Wahrheit über das Mormonentum (Zürich 1889).

Mormyrus, s. Schnabelfisch.

Mornay (spr. -nä), Philipp de M., Seigneur du Plessis-Marly, franz. Staatsmann, geb. 5. Nov. 1549 zu Buhy in der Normandie, gest. 11. Nov. 1623 auf seiner Baronie Laforêt-sur-Sèvre, war von seinem streng katholischen Vater für den geistlichen Stand bestimmt, trat aber nach dessen Tode 1560 zur reformierten Kirche über, in der ihn seine Mutter heimlich unterrichtet hatte, und bereiste Italien, Deutschland, Holland und England. 1575 trat er als Verwalter der Finanzen von Navarra in die Dienste Heinrichs von Navarra, der sich seiner auch während des Krieges mit der Liga als diplomatischen Unterhändlers bediente und, auf den Thron von Frankreich erhoben, ihn zum Staatsrat und später zum Gouverneur von Saumur ernannte. Hier errichtete M. eine protestantische Akademie. Wegen seiner Opposition gegen Heinrichs Übertritt zum Katholizismus fiel er in Ungnade. Bei seinen Glaubensgenossen stand er seines religiösen Eifers und seiner Gelehrsamkeit wegen in hohem Ansehen; er hieß der »Papst der Hugenotten«. Die wichtigsten seiner Schriften sind: »De l'institution de l'eucharistie« (1598) und die »Mémoires et correspondance« (1624; neue Aufl., Par. 1824, 12 Bde.). Vgl. Ambert, Duplessis M. (Par. 1847).

Mornell, s. Regenpfeifer.

Morning-dress (engl.), in England der Anzug, den man beim Ausgang und bei Besuchen trägt, im Gegensatz zum evening-dress, in welchem man beim Diner und nachher erscheint.

Morny, Charles Auguste Louis Joseph, Herzog von, franz. Staatsmann, natürlicher Sohn der Königin Hortensia von Holland, der Gemahlin Ludwig Napoleons, und ihres Großstallmeisters, des Grafen Flahault, geb. 23. Okt. 1811 in Paris, gest. 10. März 1865, ward von dem kinderlosen Grafen M. adoptiert, trat 1830 als Leutnant in ein Ulanenregiment und diente mit Auszeichnung in Algerien. Von der im Oktober 1837 verstorbenen Königin Hortensia mit einer Jahresrente von 40,000 Frank bedacht, nahm er 1838 seinen Abschied vom Militär und errichtete zu Clermont in der Auvergne eine Runkelrübenzuckerfabrik. 1842 in die Deputiertenkammer gewählt, unterstützte er das Ministerium Guizot. Da Unglück in industriellen Spekulationen und im Spiel seine Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet hatten, schloß er sich dem Prinzen Ludwig Napoleon an, dessen Pläne er als Deputierter im Gesetzgebenden Körper seit 1849 gefördert hatte, und leitete als Minister des Innern den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851, gab aber schon 13. Jan. 1852 sein Portefeuille wieder ab. Im November 1854 ward er zum Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers ernannt. Vom Mai 1856 bis August 1857 war er französischer Gesandter in Petersburg, wo er sich im Januar des letztern Jahres mit der jungen, reichen Fürstin Sophie Trubetzkoi vermählte. Von 1857—65 war er wieder Präsident des Gesetzgebenden Körpers und zeichnete sich in dieser Stellung durch Witz, Reichtum an Ideen, weltmännische Gewandtheit und Unparteilichkeit aus. Doch fehlten ihm sittliche Grundsätze, und durch seine Frivolität und Beteiligung an schwindelhaften Finanzgeschäften schädigte er nicht nur das Ansehen des Kaiserreichs, sondern auch die Interessen Frankreichs, indem er der Jeckerschen Geldgeschäfte wegen Napoleon zur verhängnisvollen Expedition nach Mexiko bewog. Er ward auf Staatskosten bestattet. Ein Auszug aus seinen Memoiren erschien unter dem Titel »Une ambassade en Russie 1856« (Par. 1891).

Moro, Passo del, ein Paß in den Walliser Alpen (2862 m), zwischen dem Monte Moro (3206 m) und dem St. Joderhorn (3040 m), führt, wiederholt über Schneefelder und an schwindelnden Abgründen vorüber, aus dem Hintergrund des Saasthals (Distelalp, 2170 m ü. M.) nach Macugnaga (1559 m) im italienischen Valle d'Anzasca, also aus dem Gebiet des Genfer Sees in das des Lago Maggiore.

Moro, Antonis de, Maler, s. Moor, S. 508.

Moroideen, dikotyle Pflanzengruppe, eine Unterfamilie der Moraceen bildend, meist Bäume oder Sträucher mit Milchsaft, wechselständigen, ganzen oder gelappten Blättern, stehen bleibenden oder abfallenden Nebenblättern und eingeschlechtigen, blumenblattlosen Blüten. Sie unterscheiden sich von den nächstverwandten Artokarpoideen durch ihre in der Knospe eingekrümmten Staubfäden sowie durch die in der Knospenlage gefalteten Blätter. Zu den M. gehört der Maulbeerbaum (Morus), dessen Früchte durch die fleischig werdenden Perigone des Blütenköpfchens eine beerenartige Sammelfrucht bilden. Bei der Gattung Dorstenia stehen die Blätter auf der kreisel- oder scheibenförmig verbreiterten Achse. Die M. bewohnen die tropischen und subtropischen Zonen beider Hemisphären; mehrere Arten von Morus *Tournef.* halten auch unsern Winter aus. Einige Arten der Gattung Morus kommen fossil in Miocänschichten vor. Manche Arten sind wegen ihrer genießbaren Früchte (Morus), andre wegen ihrer technisch verwertbaren Bastfasern (Broussonetia) bemerkenswert.

Moron, Distriktshauptstadt in der argentin. Provinz Buenos Aires, 20 km westlich von der Bundeshauptstadt, an der Buenos Aires Western-Eisenbahn, mit vielen Villen der Bewohner der Hauptstadt und (1890) 5000 Einw.

Morona, linker Nebenfluß des Amazonenstroms, entspringt in den Ostkordilleren von Ecuador bei dem Vulkan Sangay, fließt südöstlich nach Peru und mündet dort nach 450 km langem Laufe unterhalb des Pongo de Manseriche. Bis Macas ist er für Dampfer befahrbar.

Morón de la Frontēra (das Arunci der Römer), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Sevilla, am Fuße der Sierra de Moron, am Guadaira und der Eisenbahnlinie Utrera-M., hat Ruinen eines maurischen Kastells, eine gotische Kirche, Kalkbrüche und (1887) 16,103 Einw.

Morōne, Giovanni de, Kardinal, geb. 25. Jan. 1509 in Mailand, gest. 1. Dez. 1580 in Rom, ward 1529 zum Bischof von Modena ernannt, 1536 vom Papst Paul III. als Nunzius nach Deutschland gesandt, kehrte im September 1538 nach Italien zurück, kam aber schon im Mai 1539 wieder nach Deutschland und wohnte dem Religionsgespräch zu Worms und den Reichstagen zu Regensburg und Speyer 1541 und 1542 bei. 1542 zum Kardinal ernannt, duldete er in seinem Bistum die evangelische Lehre und bekannte sich selbst zur Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, ließ aber in seinen reformatorischen Bestrebungen bald wieder nach. 1542 wurde er Legat in Trient, 1544 in Bologna, 1553 Bischof von Novara. 1555 war er Legat auf dem Augsburger Reichstage, wo er den Religionsfrieden nicht verhindern konnte. Paul IV. ließ ihn 1557 als der Ketzerei verdächtig in die Engelsburg einsperren; erst nach Pauls Tode wurde

er freigelassen und von Pius IV. 1560 für unschuldig erklärt. Dieser sandte ihn 1562 an Kaiser Ferdinand und ernannte ihn 1563 zum Präsidenten des Tridentiner Konzils, dessen Arbeiten unter seiner Leitung 4. Dez. d. J. zum Abschluß gelangten. 1564 wurde M. zum Dekan des Kardinalkollegiums ernannt, 1570 Kardinalbischof von Ostia; 1575 ging er als Legat nach Genua und 1576 noch einmal nach Deutschland, um den Papst auf dem Regensburger Reichstag zu vertreten. Vgl. Sclopis, Le cardinal Jean M. (Par. 1869); Bernabei, Vita del cardinale G. M. (Modena 1885); Friedensburg, Nunziaturberichte aus Deutschland, Bd. 2—4 (Gotha 1892—93).

Moroni, Giovanni Battista, ital. Maler, geb. um 1525 zu Bondo bei Albino im Gebiet von Bergamo, gest. 5. Febr. 1578 in Bergamo, war Schüler Morettos, malte viele Altarblätter und historische Darstellungen, die sich teils in der Brera zu Mailand, teils in kleinen Orten der Provinz Bergamo befinden, zeichnete sich aber vornehmlich durch seine Bildnisse aus, die, sorgfältig gezeichnet, ein lebensvolles, vornehmes Äußere und einen schönen Silberton zeigen. Sie sind namentlich in Italien sehr häufig. Drei befinden sich im Berliner Museum, fünf in der Londoner Nationalgalerie, darunter: der Schneider, ein Hauptwerk, und eins in der Münchener Pinakothek.

Morōs (lat.), mürrisch, verdrießlich; auch säumig, saumselig; davon Morosität.

Mörosee, s. Moerosee.

Morosini, Francesco, venezianischer Admiral, geb. 1618, aus einer berühmten Patrizierfamilie, gest. 6. Jan. 1694 in Nauplia. Er befehligte die venezianische Flotte im Ägäischen Meere während des kandiotischen Krieges 1667—69 und führte zuletzt den Oberbefehl in Kandia, das nach hartnäckiger Verteidigung im September 1669 sich ergeben mußte. M. wurde deswegen in Venedig angeklagt, aber freigesprochen und hatte hervorragenden Anteil an der Eroberung des Peloponnes, weshalb er auch »der Peloponnesier« genannt wurde, und Athens. 1688 war er Doge und Oberbefehlshaber des Landheeres in Morea. Vgl. Z. Morosini, Francesco M. il Peloponnesiaco (Vened. 1885); G. Bruzzo, Francesco M. nella guerra di Candia e nella conquista di Morea (Forli 1890).

Moroxīt, s. Apatit.

Morpeth, Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, am Wansbeck, hat ein großes Gefängnis, eine Schloßruine, Hut- und Flanellfabrikation und (1891) 5219 Einw. Dabei Ruine der 1139 gegründeten Newminsterabtei und das Dorf Mitford, mit Schloßruine (aus dem 12. Jahrh.). 5 km unterhalb, am Nordufer des Wansbeck, liegt Bothal Castle (aus dem 14. Jahrh.), dem Herzog von Portland gehörig.

Morpeth, Lord, s. Carlisle 3).

Morphea, soviel wie Aussatz.

Morpheus, bei Ovid (»Metamorphosen« 11, 633 ff.) der Sohn (oder Diener) des Schlafes und »Bildner« der Traumgestalten. Er selbst führt nur menschliche Gestalten vor, während von seinen zwei Brüdern der eine die Gestalt von allerlei Tieren annimmt (Phobetor), der andre (Phantasos) sich in alle möglichen leblosen Dinge verwandelt. Vgl. Hypnos.

Morphinismus, s. Morphium.

Morphium (Morphin) $C_{17}H_{19}NO_3$, Alkaloid, findet sich im Milchsaft der Samenkapseln des Mohns (Papaver somniferum), am reichlichsten kurz vor der Reife, und in dem aus dem Milchsaft gewonnenen Opium. Auch in P. orientale und in Argemone mexicana kommt M. vor. Es wird erhalten, indem man den alkoholischen Auszug des Opiums mit Ammoniak versetzt, den Niederschlag mit Natronlauge behandelt, aus dieser Lösung das M. durch kohlensaures Ammoniak fällt und durch Umkristallisieren aus Alkohol reinigt. Bestes Opium gibt im Mittel 12—14 (21) Proz. M. Dies bildet farb- und geruchlose, bitter schmeckende, in 1000 Teilen kaltem, in 400 Teilen kochendem Wasser, in Alkohol leichter lösliche Kristalle mit 1 Molekül Kristallwasser, reagiert alkalisch, ist nicht flüchtig und bildet mit Säuren meist kristallisierbare, geruchlose, sehr bitter schmeckende, in Wasser und Alkohol lösliche Salze, von welchen besonders das salzsaure $C_{17}H_{19}NO_3.HCl$ medizinisch benutzt wird. In ammoniakalischer Lösung oxydiert sich M. leicht an der Luft. Bei anhaltendem Erhitzen von M. mit Salzsäure entsteht Apomorphin (s. d.), beim Erhitzen mit Jodmethyl und alkoholischer Natronlösung Kodeïn und das Jodmethylat dieses Alkaloids. Beim Erhitzen mit Ätzkali entsteht Protokatechusäure und Methylamin. M. wirkt dem Opium analog, aber weniger erregend, weniger stuhlverstopfend, nicht schweißtreibend, das Sensorium geringer affizierend; es stört nicht die Sekretionen der Schleimhäute und stimmt die erhöhte Sensibilität herab. Größere Dosen lähmen das Sensorium, verursachen Betäubung und Schlafsucht, führen durch Lähmung des Zentralnervensystems den Tod herbei. Die tödlichen Dosen schwanken bei Menschen, welche an M. nicht gewöhnt sind, zwischen 0,06 und 1 g. Namentlich Kinder bis zum 5. Lebensjahr sind äußerst empfindlich gegen M. Bei Vergiftungen mit M. entleert man den Magen durch Magenpumpe und Brechmittel, macht kalte Übergießungen und gibt starken Kaffee und Tannin. Man benutzt M. als krampf- und schmerzstillendes, beruhigendes, schlafmachendes Mittel bei krampfhaften Leiden, Neuralgien, Schlaflosigkeit, Gastritis, bei Krankheiten des Respirationsapparats, Herzkrankheiten, Asthma, Geisteskrankheiten, Delirium rc. Sehr häufig wird das M. in subkutaner Injektion angewendet, und mit diesen Morphiumeinspritzungen ist in der neuern Zeit ein großer, für die Gesundheit der Betreffenden sehr verhängnisvoller Mißbrauch getrieben worden. Wie bei den Orientalen von alters her die Opium- und Haschischsucht, so hat bei den Europäern die Morphiumsucht (Morphinismus), besonders durch die subkutanen Injektionen, Verbreitung gewonnen. Sind es zumeist auch schmerzhafte Leiden und Schlaflosigkeit, welche zu anhaltendem Morphiumgebrauch zu führen pflegen, so hat doch in zahlreichen Fällen einzig und allein ein in der aufregenden und erheiternden, das Gemeingefühl erhöhenden, bei größern Dosen angenehm betäubenden Wirkung des Morphiums Befriedigung findender Sinnenreiz die Anregung dazu gegeben. Der innere Gebrauch des Morphiums gibt der weniger präzisen Wirkung wegen zum Mißbrauch verhältnismäßig seltener Veranlassung als die Injektion; beides sollte unter keinen Umständen ohne ärztliche Verordnung und Aufsicht zulässig sein. Zu spät unternommene Versuche zur Entwöhnung vom Morphiumgenuß sind wegen der dabei sich einstellenden schweren Allgemeinerscheinungen, Angst, Unruhe, Selbstmordgedanken, schmerzhaften Empfindungen im ganzen Körper, Atembeschwerden u. Herzbeklemmung, stets nicht bloß außerordentlich schwierig und gewöhnlich nur in einer Anstalt unter beständiger strengster Bewachung durchführbar, sondern nach sehr langem und reichlichem Gebrauch des Morphiums mitunter

ganz unmöglich. M. wurde 1816 von Sertürner entdeckt. Vgl. über Morphiumsucht die Schriften von Levinstein (3. Aufl., Berl. 1883), Erlenmeyer (3. Aufl., Neuwied 1887), Burkart (Bonn 1880 u. 1882), Emmerich (Berl. 1894).

Morpho, Schmetterling, s. Neoptolemus.

Morphogenie (griech.), Entwickelungsgeschichte der Gestalten.

Morphographie (griech.), s. Orographie.

Morpholithe, knollenförmige Konkretionen (s. d.); in der Kreide soviel wie Kokkolithen.

Morphologie (griech.), die »Lehre von der Gestalt« der Naturwesen, sowohl im Ganzen als in ihren Teilen oder Organen und ihrer Entwickelung. Da die Formen der Organe und des ganzen Organismus durch die Funktion und Lebensweise bedingt werden, so haben einige neuere Naturforscher die M. als eine Unterabteilung der Physiologie auffassen wollen, was aber nicht statthaft ist, da viele Gestaltungsverhältnisse nicht bloß durch die gegenwärtige Lebensweise, sondern auch durch die der Vorfahren bestimmt werden, indem selbst Organe, die physiologisch nicht mehr fungieren, und Formen, die ihre unmittelbare Bedeutung verloren haben, doch morphologisch noch wiederkehren und durch Vererbung erhalten werden. Die wichtigsten der hier in Betracht kommenden Verhältnisse sind die der homologen Bildungen, die durch Blutsverwandtschaft, wenn auch in entfernten Graden, bedingt werden, und ihre Unterscheidung von den analogen Bildungen, den durch Gewöhnung an eine gleichartige Lebensweise erlangten übereinstimmenden Formverhältnissen einander völlig fremder Organismen. So sind die vordern Gliedmaßen der Vierfüßer und Vögel trotz ihrer sehr verschiedenen Gestaltung homologe Bildungen, die Flügel der Fliegen, Vögel und Fledermäuse aber untereinander nur analoge Bildungen als Anpassungen an das Luftleben (s. Ähnlichkeit). Die wissenschaftliche Behandlung der M. fällt den Gebieten der Entwickelungsgeschichte und vergleichenden Anatomie zu und bildet die Grundlage der Systematik u. Verwandtschaftslehre der Organismen. Vgl. Botanik und Zoologie.

Morphometrie (griech.), s. Orographie.

Morphon, s. Individuum.

Morphotropie (griech., morphotropische Wirkung), die Formänderung, welche die Kristalle einer Verbindung zeigen, wenn ein Atom eines Elements durch ein oder mehrere Atome eines andern Elements oder eine Atomgruppe ersetzt wird. Vgl. Isomorphie.

Morphy, Paul, berühmter Schachspieler, geb. 22. Juni 1837 in New Orleans, gest. 11. Juli 1884 in New York, war seit 1857 Rechtsanwalt und machte sich schon seit seinem zehnten Jahre, in welchem Alter er einen bedeutenden europäischen Meister im Schachspiel, Löwenthal, bei dessen Durchreise in New Orleans besiegte, durch viele Triumphe auf den nordamerikanischen Schachkongressen sowie in den Jahren 1858—60 in Europa (in Paris gegen Harrwitz und Anderssen) bekannt. Seit 1867 übte er das Schachspiel nicht mehr aus; später wurde er geisteskrank. Vgl. M. Lange, Paul M. (3. Aufl., Leipz. 1893).

Morpio, die Filzlaus.

Morr.* et *Dne., bei Pflanzennamen Abkürzung für Charles François Antoine Morren, geb. 1807 in Gent, gest. 1858 als Direktor des botanischen Gartens in Lüttich. Japanische Pflanzen. — *Dne.*, s. Decaisne 2).

Morra, Spiel, s. Mora.

Morray (spr. mórre), James Stuart, Graf von, natürlicher Sohn Jakobs V. von Schottland und der Margarete, Tochter des Lords Erskine, geb. 1531, gest. 23. Jan. 1570, erhielt im siebenten Jahre, von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt, das Priorat von St. Andrews, ward aber nach dessen Tode von seiner Mutter nach dem Schloß Lochleven mitgenommen und in deren ehrgeizige Pläne gezogen. 1548 begleitete er seine Halbschwester, die sechsjährige Königin Maria Stuart, nach Frankreich. Nach Schottland zurückgekehrt, trat er zur protestantischen Partei über und spielte infolge des Vertrauens, das die jugendliche Königin ihm schenkte, in Schottland eine bedeutende Rolle. Hauptsächlich auf seinen Rat suchte Maria, 1561 nach ihrem Reiche zurückgekehrt, ein erträgliches Verhältnis zu Elisabeth anzubahnen. Er behielt die Leitung der Geschäfte zunächst in seinen Händen, trat der Königin aber, als sie sich 1565 mit Darnley vermählte und nun eine mehr katholische Politik verfolgte, offen entgegen und wurde infolgedessen mit andern protestantischen Lords zur Flucht nach England genötigt. Nach Riccios Ermordung kehrte M. im März 1566 nach Schottland zurück, begab sich aber nach Darnleys Ermordung (an der er keinen sicher nachweisbaren Anteil hatte) wiederum ins Ausland, nach Frankreich, und wurde nach Marias Gefangennahme und Abdankung 1567 zum Regenten des Landes für den jungen Jakob VI. ernannt. Als die Königin aber aus ihrer Haft entkommen war, eilte er mit 4000 Mann herbei und zerstreute ihren Anhang 13. Mai 1568 zu Langside, worauf Maria nach England floh. Auf den Konferenzen von York und Westminster suchte er die Schuld seiner Schwester an der Ermordung Darnleys nachzuweisen. Er wurde 23. Jan. 1570 aus Privatrache meuchlerisch ermordet.

Morre, Karl, steirischer Volksschriftsteller, geb. 8. Nov. 1832 in Klagenfurt, studierte Rechtswissenschaft, war seit 1855 Amtspraktikant bei der Kameralbezirksverwaltung in Graz, 1857—68 Kanzleiassistent in Bruck, wurde nach Aufhebung dieser Stellen Sekretär der Bezirksvertretung von Bruck, trat 1875 wieder in den Staatsdienst zurück und verblieb darin bis 1883, wo ihn ein Augenleiden nötigte, in den Ruhestand zu treten. 1886 wurde M. als Abgeordneter des Stadtbezirks Leibnitz in den steirischen Landtag, 1891 in den österreichischen Reichsrat gewählt, wo er sich der deutschnationalen Partei anschloß. In seiner Schrift »Die Arbeiterpartei und der Bauernstand« (Graz 1890) tritt er für die Altersversorgung der ländlichen Dienstboten und Kleinbauern ein. Die gleiche Teilnahme für das ländliche Proletariat erfüllt auch sein meistgespieltes Volksstück mit Gesang: »'s Nullerl« (zum erstenmal aufgeführt 30. Okt. 1884 in Graz). Außerdem schrieb M. die Possen: »Durch die Presse« (1872), »Drei Drittel« (1882; das Original, eine Satire auf den Nationalitätenstreit in Österreich, wurde verboten, die Umarbeitung fiel durch), »Die Frau Rätin« (1884); die Volksstücke: »Familie Schneck« (1881), »Die Statuten der Ehe« (1881), »Ein Regimentsarzt« (1887); die ländlichen Gemälde: »A Räuscherl«, »Vor'n Suppenessen« u. a.

Morris, Stadt im nordamerikan. Staat Illinois, am Illinois und Michigankanal, hat große Kohlengruben und (1890) 3653 Einw.

Morris, 1) Sir Lewis, engl. Dichter, geb. 23. Jan. 1833 zu Carmarthen in Südwales, erhielt eine sorgfältige Erziehung, bezog die Universität Oxford,

wo er 1858 promovierte u. sich mehrfach auszeichnete, wurde Rechtsanwalt, auch Schriftführer des neuerrichteten University College für Südwales, zu dessen Begründung er wesentlich beigetragen hat. Seine Gedichtsammlungen: »Songs of two worlds« (1871, anonym), »Epic of Hades« (1877), »Gwen« (1878), »An ode of life« (1880), »Songs unsung« erlebten zahlreiche Auflagen, fanden aber bei den Kritikern nur geringen Beifall, ebenso seine spätern Dichtungen: »Lyric« (1886), »Songs of Britain« (1887) und »Songs without notes« (1894). 1895 wurde er in den Ritterstand erhoben.

2) **William**, hervorragender engl. Dichter, geb. 1834 in London, erhielt eine vortreffliche Erziehung, studierte in Oxford, wandte sich auch der Malerei zu und veröffentlichte 1858 sein erstes Buch: »The defence of Guenevere, and other poems«, mit dem er sich an die damals mit Jubel begrüßten »Idylls of the king« von Tennyson anlehnte, aber auch schon in dem Hervorheben des Stark-Sinnlichen und dem Aufnehmen fremdländischen Elements einen eignen Weg betrat. Es folgten: das Epos »The life and death of Jason« (1867, 8. Aufl. 1882) und die Dichtung »Earthly paradise« (1868—70, 4 Bde.; neue Ausg. 1886, 5 Bde.; Ausg. in 1 Bd. 1890), welche 24 Legenden und romantische Erzählungen aus dem Altertum und Mittelalter in phantastischer Umrahmung behandelt. Beide wurden mit großem Beifall aufgenommen, und namentlich mit dem letztern, in wahrhaft dichterischem Sinne geschaffenen, an Chaucer erinnernden Werk war M.' Stellung neben Swinburne und Rossetti als eines der Häupter der jüngern englischen Romantik begründet. Seine Dichtungen zeichneten sich durch Formvollendung, Sprachreichtum und romantische, farbenreiche Behandlung auch klassischer Themen aus. M. hat außerdem die »Äneide« übersetzt (1876) und in Gemeinschaft mit dem Isländer Erik Magnussen verschiedene nordische Sagen aus dem Isländischen übertragen, wie: »The story of Grettir the Strong« (1869); »Völsunga Saga« (1870); »Three northern love stories« (1875). Seine eignen Dichtungen: »The story of Sigurd the Volsung and the fall of the Niblungs« (1876, 4. Aufl. 1887) und »Tale of the house of the Wolfings« (1888) schließen sich diesen Studien an. Neuere Werke sind: »The roots of the mountains« (1890), »Story of the glittering plain« (1891), »Poems by the way« (1893) und eine Übersetzung des Beowulf (1895). Mit D. G. Rossetti, F. M. Brown, Burne-Jones u. a. gründete er 1863 eine Kunstfabrik zur Herstellung von bemalten Fliesen, buntem Glas u. Tapeten, an welcher M. seitdem als Zeichner mit Erfolg thätig war. Auf kunstgewerblichem Gebiet veröffentlichte er die Schriften: »The decorative arts. Their relation to modern life« (1878) und »Hopes and fears for art« (1882). Mit »The day is coming. A chant for socialist« (1884) trat er für die sozialistische Bewegung ein und veröffentlichte als einer der Führer derselben unter anderm noch: »Signs of change«, Vorträge (1888), und mit E. B. Bax: »Socialism, its growth and outcome« (1893).

Morrisdance (spr. mórris-dāns, Mohrentanz), ein in England ehemals außerordentlich beliebter Frühlingsschwerttanz, der am 1. Mai oder durch den ganzen Mai bis Pfingsten von jungen Leuten oder Fahrenden aufgeführt wurde, wobei als feststehende Kostümfiguren Robin Hood (s. d.), die Maid-Marrian (Sommerkönigin), Drache und Drachentöter (Snap-Dragon), der letztere auf einem Steckenpferd, dem bei Shakespeare oft erwähnten Hobby-horse, reitend, und eine Schar von Kämpfern mit geschwärzten Gesichtern auftraten. Der Sinn dieser weit zurück verfolgbaren und in manchen Gegenden Englands noch bis vor kurzem stattfindenden Aufführung war die Erkämpfung des Frühlings oder der Frühlingssonne von den als Drachen, altes Weib (Bessie) ꝛc. dargestellten Wintermächten. Vgl. Maifest u. Waffentanz.

Morrison, Robert, engl. Sinolog, geb. 5. Jan. 1782 in Morpeth, gest. 1. Aug. 1834 in Kanton, wurde von der Britischen Bibelgesellschaft 1807 nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die Bibel in diese Sprache zu übersetzen, welchem Auftrag er nachkam. Das Werk erschien in einzelnen Partien 1810—18. Im J. 1816 begleitete er Lord Amherst als Dolmetsch nach Peking, gründete 1818 zu Malakka ein Anglo-Chinese College für englische und chinesische Litteratur und Ausbreitung des Christentums und kehrte 1823 mit einer Sammlung von 10,000 chinesischen Büchern nach England zurück. Drei Jahre später (1826) begab er sich im Auftrag der Ostindischen Kompanie von neuem nach China und war zuletzt Dolmetsch des britischen Gesandten in Kanton. Von ihm erschienen im Druck: »Horae sinicae« (Lond. 1812), eine chinesische Grammatik (Serampur 1815), ein chinesisch-englisches Wörterbuch (Macao 1815—19, 6 Bde.), »Chinese miscellany« (Lond. 1825) u. a. Seine »Memoirs« wurden von seiner Witwe (1839, 2 Bde.) veröffentlicht. Vgl. Townsend, Robert M. (New York 1888).

Morristown (spr. -taun), Stadt im nordamerikan. Staate New Jersey, am Whippany River, beliebte Sommerfrische der New Yorker, mit Irrenanstalt, Eisen- und Pappfabriken und (1890) 8156 Einw.

Morro velho (spr. wéljo), Goldgruben in Minas Geraës, s. Sabará und São João d'El Rey.

Mors (lat.), der Tod.

Mors, Insel im westlichen Teil des Limfjords in Jütland (Amt Thisted), umfaßt 363 qkm (6,6 QM.) mit (1890) 21,020 Einw., ist ziemlich hoch, mit steilen Ufern gegen den Fjord (höchster Punkt der Salgjerhöi, 88 m) und durchgehends fruchtbar. An der Ostseite Nykjöbing (s. d.).

Mörs (Meurs), ehemaliges deutsches Fürstentum, zwischen dem Rhein und dem Herzogtum Geldern, 330 qkm (6 QM.) groß mit 28,000 meist reform. Einwohnern, stand im Mittelalter unter den Grafen von M., ging 1493 durch Verheiratung an den Grafen Wilhelm von Wied und von diesem 1519 an seinen Schwiegersohn, den Grafen Wilhelm von Neuenahr, über. Dessen Tochter Walburg (gest. 1600) vermachte trotz der vertragsmäßigen Ansprüche Kleves die Grafschaft dem Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, bei dessen Hause sie verblieb, bis nach dem Tode Wilhelms III., Königs von Großbritannien (1702), der König Friedrich I. von Preußen als Herzog von Kleve sie in Besitz nahm und 1708 zu einem Fürstentum erheben ließ. 1801 wurde M. mit dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, kam 1814 an Preußen zurück und gehört gegenwärtig zum Regbez. Düsseldorf. Vgl. Altgelt, Geschichte der Grafen und Herren von M. (Düsseld. 1845); Hirschberg, Geschichte der Grafschaft M. (Mörs 1893).

Mörs, Kreisstadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums (s. oben), Knotenpunkt der Linien Homberg-M. der Preußischen Staatsbahn und Hüls-M. der Krefelder Eisenbahn,

29 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein altes Schloß, ein Gymnasium, ein evangelisches Schullehrerseminar, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, Seiden-, Kammgarn-, Baumwollwaren- , Maschinen- und Zigarrenfabrikation, Gerberei und (1890) 5159 Einw., davon 1802 Katholiken und 152 Juden. Dabei Schloß Blömersheim, dem Freiherrn von der Leyen gehörig, mit Sammlungen.

Morsbach, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Waldbröl, an der Wisse und der Linie Wissen-M. b. W. der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, eine Pulverfabrik, Eisenstein- u. Bleierzgruben und (1890) 4404 Einw.

Mörsburg, s. Meersburg.

Mörsch, Dorf im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Ettlingen, an der Eisenbahn Karlsruhe-Durmersheim, hat eine kath. Kirche, Landwirtschaft und (1890) 2471 Einwohner.

Morschach, Luftkurort, s. Axenberg.

Morschansk (beim Volke Morscha), Kreisstadt im russ. Gouv. Tambow, an der schiffbaren Zna und den Eisenbahnen Rjashsk-M. und M.-Syzran, mit bedeutenden Talgsiedereien, Fabrikation von Seife, Malz, Leim, Weingeist, lebhaftem Handel (namentlich in Getreide und Vieh) und (1889) 21,951 Einw. M. ist ein Hauptabsatzpunkt für die Landesprodukte der Gouvernements Tambow, Pensa, Saratow und Rjasan. 1874 brannte fast die ganze Stadt nieder.

Morse, Seesäugetier, s. Walroß.

Morse (spr. mors), Samuel Finley Breese, Mitbegründer der elektrischen Telegraphie, geb. 27. April 1791 zu Charlestown in Massachusetts, gest. 2. April 1872 in New York, widmete sich der Malerei, ging zu seiner Ausbildung 1811 nach London, lebte dann in mehreren Städten der Union, gründete 1825 zu New York eine Malergesellschaft, aus welcher sich später die National Academy of Design entwickelte, präsidierte derselben mehrere Jahre und ging 1829 wieder nach Europa, um die dortigen Maler- u. Zeichenschulen kennen zu lernen. Mächtig angeregt durch die damals im Gange befindlichen elektromagnetischen Untersuchungen, entwarf er 1832 auf der Heimreise nach Amerika einen Drucktelegraphen und bildete ein System von Zeichen, welches aus Kombinationen von Punkten und Linien bestand. 1835 stellte er seinen Telegraphen in New York aus, 1837 nahm er ein amerikanisches Patent auf die Erfindung, und 1843 richtete er mit Unterstützung der Regierung die erste Versuchslinie zwischen Washington und Baltimore ein, auf welcher 27. Mai 1844 die erste Depesche befördert wurde. 1849 brachte Robinson diesen Telegraphen nach Europa (Linie Kuxhaven-Hamburg), und bald darauf wurde derselbe von dem Deutsch-Österreichischen Telegraphenverein allgemein eingeführt. M. ward in der Folge Elektriker bei der New York and New Foundland Telegraph Company und bei der New York, New Foundland and London Telegraph Company und Professor der Naturgeschichte am Yale College in Newhaven. 1857 erhielt er von zehn Staaten Europas eine Dotation von 400,000 Frank. In den Ruhestand getreten, lebte er in Poughkeepsie bei New York. In New York wurde ihm 1871 ein Denkmal errichtet. Eine Biographie Morses schrieb Prime (New York 1875). Vgl. auch Reid, The Telegraph in America, its founders, etc. (New York 1879).

Morsee, s. Morges.

Morsellen (neulat. Morsuli, »Bissen«), kristallinische Zuckermasse mit fein geschnittenen Mandeln, Gewürzen, Schokolade, Zitronensaft, Himbeer-, Berberitzensirup, Pomeranzenschalen, auch Zitronat, fein zerschnittenen Rosenblättern etc. Die sogen. Magenmorsellen bestehen aus einer Mischung von Zucker, Zimt, Gewürznelken, Kardamomen, Muskatnuß, Zitronenschale, Zitronat, Pomeranzenschale und Mandeln, enthalten nicht selten auch Ingwer und Galgantwurzel. Man kocht den Zucker zu gehöriger Konsistenz, mischt die Zuthaten bei, gießt die Masse in eine Form und zerschneidet sie nach dem Erkalten in Täfelchen.

Mörser, Gefäß, worin mittels einer Keule allerlei Gegenstände zerstoßen und zerrieben werden. Die größten M. bestehen aus Eisen und sind oft mit Vorrichtungen versehen, durch welche die schwere Mörserkeule nach jedem Stoß automatisch wieder in die Höhe gezogen wird, so daß dem Arbeiter nur das Herabziehen der Keule obliegt. Kleinere M. bestehen aus Messing, Serpentin, Porzellan. Letztere sind innen nicht glasiert und werden besonders in den Apotheken gebraucht. Zur chemischen Analyse benutzt man Achatmörser, um sicher zu sein, daß die zu zerreibende Substanz nicht durch abgeriebene Teilchen des Mörsers verunreinigt wird. — In der Artillerie versteht man unter M. 5—6 Kaliber lange Geschützrohre, welche unter Erhöhungen von 30—75° feuern, um dicht hinter Deckungen stehende Ziele zu treffen oder durch die Fallkraft der Geschosse Eindeckungen von Hohlräumen, Decks von Schiffen etc. zu zerstören. Die glatten M. hatten nur eine Wurf- (Schuß-) Weite bis 1400 m, die gezogenen M. reichen dagegen bis zu 10 km. Die glatten M. wurden ehemals nach dem Gewicht der Steinkugel, die aus ihnen geworfen wurde, als 7-, 10-, 25-, 50- und 75pfündige benannt. Die Kammer für die Pulverladung war cylindrisch oder konisch (Frankreich), die Schildzapfen saßen am halbkugelförmigen Bodenstück, aus ihnen wurden Bomben (s. d.), bei größerm Kaliber auch Spiegelgranaten (s. Hebespiegel), Leucht- und Brandkugeln und Kartätschen, aus dem Steinmörser auch Steine geworfen. Heute sind M. von 12—30 cm Seelenweite im Gebrauch, 12 und 15 cm in Feldlaffetten (s. »Geschütze«, Tafel I, Fig. 2) als Feldmörser (Schweiz 12 cm, Rußland 15 cm), die von 24—30 cm meist als Küstenmörser. Die 15, 21 und 30 cm-M. (s. »Geschütze«, Tafel II, Fig. 2 u. 3) werden bei Belagerungen in Mörserbatterien, in Festungen auf dem Wallgang oder in bedeckten Mörserbatterien (Carnotsche Batterien, bombenfest eingedeckte Hohlräume mit einer etwa 2 m über dem Geschützstand beginnenden weiten, schartenartigen Öffnung) aufgestellt. Sie stehen auf besonders festen Bettungen, die schweren Küstenmörser meist auf Rahmen, welche um ein Mittelpivot schwenkbar sind. Die M. traten an die Stelle der Ballisten oder Blyden und haben von jeher zu monströsen Konstruktionen verleitet. Der Paixhanssche M. (mortier-monstre, Lüttich) von 1832 wog 155 Ztr. und hatte 60 cm Seelendurchmesser; die Bombe wog $10^{3}/_{4}$ Ztr. einschließlich 1 Ztr. Sprengladung. Der 1858 in England gefertigte Palmerstonsche M. (Palmerston's Folly) wog 1830 Ztr.; die Bombe hatte einen Durchmesser von 93 cm, faßte $4^{1}/_{4}$ Ztr. Sprengladung und wog mit dieser $31^{1}/_{4}$ Ztr.

Morsuli, s. Morsellen.

Morsum, Ort auf Sylt (s. d.).

Mort (franz., spr. mōr), der Tod; tot; der Tote, Strohmann beim Kartenspiel.

Mortadella (Mortadello), eine Art italienischer (Bologneser) Cervelatwurst.

Mortagne (spr. -tánnj'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Orne, Knotenpunkt der Westbahn, hat eine schöne Kirche aus dem 15. und 16. Jahrh. (der Turm ist 1890 eingestürzt), ein Stadthaus mit Park, eine Ackerbaukammer, Fabrikation von Leinwand und Handschuhen, Pferdemärkte und (1891) 4132 Einw. M. ist Geburtsort des Grafen Puisaye.

Mortain (spr. -täng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Manche, auf einer felsigen Anhöhe über der Cance, Knotenpunkt der Westbahn, mit interessanter Kirche (von 1082), Collège, Seminar (ehemalige Abtei), Baumwollspinnerei und (1891) 2018 Einwohnern.

Mortalität (lat.), soviel wie Sterblichkeit (s. d.).

Mortalitätstafeln, s. Lebensversicherung, S. 108.

Mortalitätsziffer, s. Sterblichkeit.

Mortāra, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Pavia, an der Arbogna, Hauptort der Lomellina, Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Novara-M.-Alessandria, M.-Mailand, Vercelli-M.-Pavia und M.-Casale, mit Dampfstraßenbahn nach Pieve del Cairo, hat eine gotische Kirche (San Lorenzo) und eine Klosterkirche (Santa Croce), ein Theater, ein Gymnasium, eine technische Schule, Reisbau, Käserei, Fabrikation von Maschinen u. Hüten, lebhaften Handel und (1881) 5058 (als Gemeinde 8085) Einw. — Hier 21. März 1849 siegreiches Gefecht der Österreicher unter Erzherzog Albrecht gegen die Piemontesen.

Mörtel (Mauerspeise, Speise), aus gelöschtem Kalk und Sand bereitete breiartige Mischung, die teils zur Verbindung der Mauersteine, teils zum Abputz ꝛc. dient. Man unterscheidet Luftmörtel (gemeinen Kalkmörtel) und Wassermörtel (hydraulischen M., s. Zement). Ersterer erstarrt bei Luftzutritt, aber nicht, wie letzterer, unter Wasser, wird vielmehr von diesem vollständig in seine Bestandteile zerlegt. Der zur Mörtelbereitung taugliche Sand muß frei von Thon und Humus sein und möglichst eckig und kantig im Korn. Am besten ist der Sand mehr fein als grob und von verschiedener Größe des Korns. Je fetter der Kalk (s. d.) ist, um so mehr Sandzuschlag verträgt er. Man rechnet auf 1 cbm steifen Kalkbrei (aus fettem Kalk) 3—4 cbm Sand; bei magerm Kalk nimmt man nur 1—2,5 cbm Sand, weil seine fremden Gemengteile sich selbst wie Sand verhalten. Guter M. soll so viel Kalk enthalten, daß die Zwischenräume im Sand nur, aber auch vollständig mit Kalkbrei ausgefüllt sind. Ist der M. fetter (kalkreicher), so schwindet und reißt er; ist er magerer (kalkärmer), so wird er mürbe und zerfällt, besonders unter dem Einfluß des Frostes. Ist grober Sand mit feinem gemischt, so erspart man Kalkbrei; die Kalkschicht wird dünner und reißt weniger leicht, und die Adhäsion wird vergrößert. Für geringern Bedarf bereitet man den M. in den Löschbutten, indem man zuerst den Kalk zu Brei löscht und dann den feuchten Sand einrührt; für größere Bauten benutzt man Mörtelmaschinen, in welchen eine mit Armen versehene rotierende Welle die Bestandteile mischt. Beim Auftragen müssen die Mauersteine genetzt werden, damit dem M. nicht zu schnell Wasser entzogen wird. Die bindende Kraft des Mörtels ist auf die Absorption von Kohlensäure durch den Ätzkalk und auf Flächenanziehung zurückzuführen. Je scharfkörniger, oberflächenreicher der Sand und je dünner die Mörtelschicht ist, um so fester haftet diese. Schon auf Chausseesteinen, welche mit Kalkmilch besprengt werden, bildet sich eine sehr fest haftende Schicht von kohlensaurem Kalk. Allmählich trocknet der M. unter Aufnahme von Kohlensäure aus, und es bildet sich unter dem Druck des Mauerwerks ein fest werdendes Konglomerat. Jedenfalls schreitet die Erhärtung des Mörtels sehr langsam vor und erreicht selbst nach Jahrhunderten noch nicht ihr Maximum. Die Menge der absorbierten Kohlensäure ist dabei sehr verschieden. Oft enthält alter M. nur kohlensauren Kalk, in andern Fällen bleibt die Kohlensäure um 20—70 Proz. hinter der zur Bildung von neutralem kohlensaurem Kalk erforderlichen Menge zurück. War der M. mit Quarzsand bereitet, so kann sich auch etwas kieselsaurer Kalk bilden. Doch trägt dieser zur Erhärtung nicht wesentlich bei, denn einmal gibt Kalksand oder dolomitischer Sand ebenfalls sehr festen M., und dann wird der kieselsaure Kalk später durch eindringende Kohlensäure zersetzt, so daß sich freie Kieselsäure im M. findet. Da das erste Stadium des Erhärtungsprozesses des Mörtels durch Frost gestört wird, so darf man bei einer Temperatur von —4° nicht mehr mauern; polizeiliche Verordnungen haben die Minimaltemperatur mehrfach auch auf —2° R. festgesetzt. Über Gipsmörtel s. Gips, S. 589. Sättigt man Wasser mit Gips und löscht mit der Lösung gewöhnlichen, aber sich träge löschenden Kalk, so erhitzt sich der Kalk nur noch wenig beim Löschen, bindet aber doppelt soviel und mehr Sand als gewöhnlicher fetter Mauerkalk, und dieser sandreiche Mörtel soll nach einiger Zeit größere Festigkeit und Härte annehmen als gemeiner Luftmörtel (Selenitmörtel). Mischt man den Kalk mit 1,5 Proz. Gips, so wird er hydraulisch und erstarrt ohne Mitwirkung von Kohlensäure auch unter Wasser. Lehm, mit Wasser erweicht und, falls er zu fett ist, mit Sand magerer gemacht oder mit gehacktem Stroh vermischt, gibt den Lehmmörtel, welcher als Bindemittel für Lehmsteinwände und bisweilen auch zum Vermauern der Backsteine im Innern der Gebäude verbraucht wird. Lehmmörtel erhärtet bei weitem nicht in dem Maß wie Kalkmörtel, auch treten keine chemischen Veränderungen ein. Da er sehr weich verarbeitet wird, so schwindet er stark. Einmal getrocknet, scheidet der Lehmmörtel nicht weiter (wie der Kalkmörtel durch Aufnahme von Kohlensäure aus der ausgeatmeten Luft der Bewohner) Wasser aus; die mit Lehmmörtel verputzten Zimmer sind daher auch früher bewohnbar als die mit Kalkmörtel verputzten. Dagegen zieht der Lehmmörtel sehr leicht Feuchtigkeit an. Ausgedehnte Anwendung findet er zum Aufführen des Mauerwerks für gewöhnliche Feuerungsanlagen; auch dient er als Schutzmittel gegen Feuersgefahr, insofern das damit überzogene Holz ziemlich lange dem Feuer widersteht. Schamottemörtel besteht aus feuerfestem Thon (s. Thon) und dem Pulver der Porzellankapseln, der Schamottesteinbruchstücke oder Quarzsand. Man benutzt ihn zu feuerfesten Mauerwerken. Vgl. Heusinger v. Waldegg, Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei (4. Aufl., Leipz. 1892); Zwick, Kalk- und Luftmörtel (Wien 1879); Feichtinger, Chemische Technologie der Mörtelmaterialien (Braunschw. 1885).

Mörtelbiene (Chalicodoma *Lep.*), Insektengattung aus der Familie der Bienen (Apidae), enthält 50 Arten in der Alten Welt, von denen in Deutschland nur die gemeine M. (C. muraria *Fabr.*, s. Tafel »Hautflügler II«, Fig. 1) lebt. Das 15—18 mm lange Weibchen ist überall dicht schwarz behaart, nur die Sammelhaare sind in der Mitte rostrot, die Flügel braun mit violettem Schimmer. Das 11—13 mm lange Männchen ist braungelb behaart, der Hinterleib

vom vierten Ringe an schwarz; die Flügel sind wasserhell, am Rande getrübt. Das Weibchen baut an Felsen, Mauersteinen ꝛc. aus Mörtelstücken, Sand und Erde ein Nest mit 6—8 fingerhutähnlichen Zellen, welche durch eine gewölbte, länglichrunde Decke verschlossen werden, und aus denen die Bienen im Mai oder Juni des nächsten Jahres auskriechen.

Mörtelstruktur, Gesteinsstruktur, bei welcher einzelne größer ausgebildete Gemengteile, Mauersteinen gleich, in einem feinkörnigen Aggregat der gleichen Mineralien wie in einem Mörtel liegen.

Morten-Müller (eigentlich Müller, Morten), norweg. Maler, geb. 29. Febr. 1828 in Holmestrand am Christianiafjord, begann 1847 seine Kunststudien in Düsseldorf, zuerst bei Tidemand und Gude, später als Schüler der Akademie bei J. W. Schirmer. Von 1850—51 lebte er in Stockholm, und 1866 siedelte er nach Christiania über, wo er mit Unterstützung des Staates eine Malerschule leitete. Seit 1871 lebt M. wieder in Düsseldorf. Er veranschaulicht auf seinen Landschaften die Natur seines Vaterlandes am liebsten in den großartigen Gestaltungen der engen Fjorde und Thalspalten, der Hochgebirge und Waldwildnisse. Von besonderm Interesse sind seine Darstellungen der Nadelholzwaldungen beim Übergang der Thäler in das Hochgebirge. Von seinen Landschaften sind die bedeutendsten: norwegische Landschaft und die Einfahrt in den Hardangerfjord (beide in der Nationalgalerie zu Christiania), Föhrenwald (in der Kunsthalle zu Hamburg), Romsdalfjord mit historischer Staffage von Tidemand (1876), nächtlicher Fischfang in Norwegen, Wasserfall mit Tannenwald (1879), Fischerdorf am Christianiafjord (1880), Waldgegend mit Elentieren, Urwald (1883), Waldsee bei Mondschein (1892). Mit romantischer Naturanschauung verbindet er ein Kolorit von voller realistischer Wirkung. 1874 wurde er Hofmaler und Mitglied der Akademie von Stockholm.

Mortér, Insel an der dalmatin. Küste, zur Bezirksh. Sebenico gehörig, wird durch einen schmalen Kanal, über den eine Drehbrücke führt, vom Festlande geschieden, ist bis 127 m hoch, 18 qkm groß und hat (1890) 4832 Einw. Hauptort ist Stretto (slaw. Tiesno) mit 1663 Einw.

Morteratschgletscher, s. Bernina.

Mortes-payes (spr. mort'-pä'), ehemals in Frankreich zum Felddienst nicht mehr taugliche Soldaten, welche, auf halben Sold gesetzt, nur zu Besatzungszwecken dienten.

Mort-gage (franz., spr. mōr-gāsch'), in der ältern französischen Rechtssprache eine Form des Nutzungspfandes. Eine der ältesten Arten des Immobiliarpfandrechts bestand nämlich in der Übertragung des Besitzes und der Nutzung des Grundstücks an den Gläubiger; war hierbei vereinbart, daß der Gläubiger die Nutzungen an seiner Kapitalforderung in Abzug zu bringen habe, so hieß dies Totsatzung, franz. vif-gage (weil die Nutzung des Gutes nicht tot liegen blieb, sondern die Schuld minderte); es konnte aber auch vereinbart werden, daß der Gläubiger die Nutzungen behalte, ohne sie auf die Forderung anzurechnen, so daß sie wirtschaftlich eine Verzinsung darstellten; dies hieß nach französischer Terminologie M. Vgl. Franken, Das französische Pfandrecht im Mittelalter, 1. Teil (Berl. 1879); Kohler, Pfandrechtliche Forschungen (Jena 1882). — Im Englischen bedeutet M. (spr. mörgedsch) Unterpfand, Hypothek; M.-bond, Pfandbrief, Anteilschein von einer hypothekarischen Anleihe.

Mortier (spr. mortjē), Edouard Adolphe Casimir Joseph M., Herzog von Treviso, Marschall von Frankreich, geb. 13. Febr. 1768 in Cateau-Cambrésis (Nord), gest. 28. Juli 1835, trat 1791 in die Armee und focht in den belgischen Feldzügen 1792—1794. Im J. 1795 zeichnete er sich unter Lefebvre und Kléber bei Altenkirchen und Friedberg aus; 1798 focht er als Brigadegeneral bei Liptingen und Stockach, ward dann zum Armeekorps Massénas in die Schweiz beordert und kommandierte die 4. Division desselben. 1803 besetzte er Hannover und ward 1805 zum Marschall befördert. Er führte hierauf das 2. Korps gegen Österreich, ward aber vor Dürnstein (11. Nov.) von Kutusow geschlagen. In dem Kriege mit Preußen leitete er den Feldzug gegen die Schweden, welche er bei Anklam (16. und 17. April 1807) schlug, worauf er den Waffenstillstand zu Schlatkow (18. April) mit ihnen schloß. In der Schlacht bei Friedland (14. Juni) kommandierte er den linken Flügel. 1808 zum Herzog von Treviso erhoben, befehligte er in Spanien, wo er mit Lannes Saragossa eroberte, die Schlacht bei Ocaña (19. Nov. 1809) gewann und Soult in seinen Operationen gegen Badajoz unterstützte. Im Feldzug gegen Rußland erhielt er das Kommando über die junge Garde, an deren Spitze er auch 1813 bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und Hanau focht. Am 30. März 1814 verteidigte er mit dem Marschall Marmont Paris. Am 8. April unterwarf er sich Ludwig XVIII. und wurde zum Pair von Frankreich ernannt. Im März 1815 schloß er sich wieder an Napoleon an und verlor deshalb nach der zweiten Restauration die Pairswürde. 1816 wurde er im Norddepartement zum Mitglied der Deputiertenkammer erwählt, in welcher er bis Ende 1818 blieb, und endlich im März 1819 in die Pairswürde wieder eingesetzt. 1833 ward er Großkanzler der Ehrenlegion und 18. Nov. 1834 Kriegsminister und Präsident des Ministerrats, nahm aber schon 20. Febr. 1835 seine Entlassung. Er fiel an des Königs Seite auf dem Boulevard-du-Temple als ein Opfer der Höllenmaschine Fieschis. Denkmäler wurden ihm in seiner Vaterstadt und zu Lille errichtet. — Sein Sohn Napoléon M., Herzog von Treviso, geb. 7. Aug. 1804, wurde 1845 zum Pair erhoben, im März 1853 Mitglied des Senats und 1. Nov. 1862 Kammerherr Napoleons III.; er starb 29. Dez. 1869. Dessen ältester Sohn ist Hippolyte Charles Napoléon M., Herzog von Treviso, geb. 4. Mai 1835.

Mortifikation (lat., »Tötung, Totschlag«), in der Medizin das Absterben organischer Teile, das Verschwinden jeder Lebensspur in denselben (s. Brand). In der kirchlichen Sprache Ertötung der sinnlichen Begierden durch Kasteien, Fasten, Geißeln und sonstige freiwillig übernommene Entbehrungen und Qualen. In der Gerichtssprache ist M. soviel wie Ungültigerklärung eines Schuldscheins oder einer sonstigen Urkunde; daher Mortifikationsschein (Tilgungsschein), ein Schein, wodurch eine Forderung, eine Obligation, ein Wechsel ꝛc. nach vorgängigem Aufgebot (s. d.) für ungültig erklärt wird; gebräuchlicher hierfür ist der Ausdruck Amortisation (s. d.).

Mortifizieren (lat.), ertöten, absterben lassen; stark kasteien; tief demütigen, kränken; eine Urkunde für ungültig erklären (s. Mortifikation); in der Kochkunst: Wild und Geflügel durch Aufhängen an einem luftigen, trocknen Ort mürbe und schmackhaft machen. Auer- und Birkhähne, wilde Tauben werden eingegraben, um das Fleisch wohlschmeckender zu machen.

Mortimer, Roger, Graf von March, geb. 1286 oder 1287, war unter Eduard II. 1316—21 Statthalter von Irland, wo er erfolgreich gegen Bruce kämpfte, und erhob sich dann gegen die Günstlingsherrschaft der Despenser. Er wurde 1322 in den Tower gesetzt, floh aber 1324 nach Frankreich und verband sich hier mit Isabella, der Gemahlin Eduards, für deren Buhlen er galt. Nachdem der König gestürzt und auf sein Betreiben ermordet war, übte M. durch Isabella im Namen des jungen Eduard III. eine unerträgliche Gewaltherrschaft, wurde aber nach des letztern Mündigkeit verhaftet und starb 29. Nov. 1330 am Galgen.

Mortis causa (lat.), von Sterbens wegen.

Morton (spr. mort'n), James, Graf von, Regent von Schottland, s. Douglas 14).

Morton, 1) Oliver Perry, amerikan. Staatsmann, geb. 4. Aug. 1823 zu Wayne County im Staat Indiana, gest. 1. Nov. 1877 in Indianapolis, stammte aus der englischen Familie Throckmorton, welche unter der Königin Elisabeth hohe Ämter und Würden bekleidete, 1770 nach Amerika auswanderte und sich M. nannte. M. verlor früh seinen Vater, ward anfangs einem Hutmacher in die Lehre gegeben, ging aber dann auf das Wayne County-Seminar und ward nach dem Besuch der Miami-Universität Advokat zu Centreville in Indiana. Er schloß sich der republikanischen Partei an, wurde bald einer der eifrigsten und einflußreichsten Vorkämpfer derselben und 1861 zum Gouverneur des Staates erwählt. Er ordnete die durch Korruption der Beamten zerrütteten Finanzverhältnisse und erwarb sich das große Verdienst, Indiana bei der Union zu erhalten trotz der südstaatlichen Sympathien des Landtags. 1866 ward er zum Bundessenator erwählt und übernahm sofort die Führung der republikanischen Partei im Senat. Den Südstaaten gegenüber bewahrte er stets eine unversöhnliche Haltung, wie er anderseits die Schäden und die Korruption in seiner eignen Partei zu beschönigen und zu verbergen eifrig bemüht war, obwohl er selbst sich von jeder Schwäche in dieser Beziehung freihielt. 1876 bewarb er sich um die Aufstellung zum Kandidaten für das Präsidentenamt, doch ohne Erfolg. Vgl. Walker, Sketch of the life of Oliver Perry M. (Indianapolis 1877).

2) Levi Parsons, amerikan. Politiker, geb. 16. Mai 1824 in Shoreham (Vermont), trat in ein Bankgeschäft in Boston, siedelte 1854 nach New York über und gründete hier 1863 eine große Bank, welche auch eine Filiale in London hatte und glänzende Geschäfte machte, auch für die Regierung thätig war. 1878 wurde er zum Kommissar für die Pariser Ausstellung ernannt und in den Kongreß gewählt. Seine Aufstellung als republikanischer Kandidat für die Vizepräsidentschaft lehnte er 1880 ab und ward von Garfield 1881 zum Gesandten in Paris ernannt, wo er bis 1885 blieb. 1888 wurde er zum Kandidaten für die Vizepräsidentschaft von der republikanischen Konvention zu Chicago bestimmt, 6. Nov. gewählt und verwaltete dies Amt 1889—93. Seit 1895 ist er Gouverneur des Staates New York.

3) Julius Sterling, nordamerikan. Landwirt und Politiker, geb. 22. April 1832, siedelte sich 1854 in Nebraska an, war 1858—61 Sekretär des damaligen noch wenig bevölkerten Territoriums und nahm hervorragenden Anteil an der Erhebung desselben zum Staat, die 1867 erfolgte. Sein gründliches Studium landwirtschaftlicher Fragen ist dem ganzen Lande förderlich gewesen, und ihm verdankt die Nation den sogen. Arbor-day, den jährlichen Baumpflanzungstag, durch welchen er der Bewegung für die Anlegung von Waldbäumen in den westlichen Präriestaaten mächtigen Vorschub leistete, und der ihm zu Ehren 1874 in Nebraska an seinem Geburtstag festgesetzt wurde. Mehrere Male als demokratischer Kandidat für das Gouverneuramt von Nebraska aufgestellt, unterlag er stets dem republikanischen Kandidaten. Eine Reihe von Jahren war er Mitarbeiter der »Chicago Times«, namentlich in finanziellen und ackerbaulichen Fragen, und ihm hauptsächlich dankt diese Zeitung ihren großen Einfluß in den Weststaaten. Präsident Cleveland ernannte ihn 1893 zum Minister für Landwirtschaft.

Mortuarium (lat.), s. Bauleibung.

Morŭla (Maulbeerlarve), s. Entwickelungsgeschichte, S. 825.

Morus, Pflanzengattung, s. Maulbeerbaum.

Morus, Thomas, s. More 1).

Morvan, das hochbeinige Guineaschaf, s. Schaf.

Morvangebirge (spr. morwāng-), granitisches, plateauartiges Gebirge an der Grenze der franz. Depart. Nièvre, Saône-et-Loire und Côte-d'Or, ist waldreich und erreicht 902 m Höhe.

Morvenīt, s. Harmotom.

Morvern, Halbinsel in Argyllshire (Schottland), zwischen den Lochs Sunart und Linnhe, 367 qkm groß mit (1891) 749 Einw.

Morychos, Beiname des Dionysos in Sizilien, dessen Statue nicht im, sondern vor dem Tempel stand.

Mosabiten, s. Mzabiten.

Mosaīk (v. arab. musauik, »geschmückt«, lat. Opus musivum, ital. Musaico, franz. Mosaïque, musivische Arbeit), jede Flächenzeichnung oder Flächenmalerei, welche durch eine Nebeneinanderreihung von festen verschiedenfarbigen Körpern hervorgebracht wird. Wahrscheinlich stammte die Kunst der M. aus dem Orient, wo sie schon Ägypter und Perser geübt haben sollen. Anfänglich wurde sie nur zur Verzierung der Fußböden benutzt, und zwar begann man mit großen Mustern, die aus geometrisch zugeschnittenen Scheiben von Stein oder Marmor gebildet wurden (pavimenta sectilia) und auch später noch im Gebrauch blieben. Allmählich wurden kleinere Würfel benutzt und die Zeichnung dadurch reichhaltiger, sie blieb aber zunächst auf den Fußboden beschränkt (pav. tendata, lithostrata), der in Tempeln, Säulengängen, Prachtgemächern immer prunkender wurde und in der alexandrinischen Zeit selbst figürliche Darstellungen aufnahm. Dann wendete man kleinste Stein- oder Glasflußstifte zur Erreichung feinerer Zeichnung an, behielt jedoch die Bestimmung des Fußbodens im Auge und ahmte im M. entweder Teppichmuster mit breiten Borten (so in dem Mosaikfußboden in der Vorhalle des Zeustempels zu Olympia, s. auch Tafel »Ornamente I«, Fig. 45 u. 46) oder für Speisezimmer den Abfall der Mahlzeit nach, den man unter den Tisch zu werfen pflegte. Mosaiken dieser Art, oikos asarōtos (»ungekehrter Fußboden«) genannt, führte besonders Sosos von Pergamon in hoher Vollendung aus. Ein andres, vermutlich aus dieser Zeit stammendes Motiv gibt das berühmte Taubenmosaik aus Hadrians Villa bei Tivoli wieder, jetzt im kapitolinischen Museum, ein auf dem Boden stehendes Wasserbecken, auf dessen Rändern vier Tauben sitzen. Erst der alle Grenzen überschreitende Luxus der ersten Kaiserzeit hielt die natürlichen Schranken des M.,

welches Ornament des Estrichs sein soll, nicht mehr ein, überzog mit M. selbst die Wände und Decken und versuchte sich endlich mit steigendem Erfolg in der Wiedergabe von Gemälden, die schließlich, auf den Boden gelegt, dem Betreten preisgegeben wurden. Über das ältere römische M. sind wir nicht unterrichtet, das spätere ist durchweg von griechischen Motiven abhängig und hat uns verschiedene Gemälde alexandrinischer Zeit in gelungenen Nachbildungen gerettet. Das bedeutendste ist die 1831 in Pompeji in der Casa di Goethe gefundene Alexanderschlacht (s. d.), eins der herrlichsten Kunstwerke dieser Art, jetzt im Nationalmuseum zu Neapel. Das umfangreichste M., welches uns teilweise erhalten ist, befand sich in Präneste (daher das pränestinische genannt) u. enthielt eine naturhistorische u. ethnographische Darstellung Ägyptens. Ein großes, mehr dekoratives M. mit einem Medusenhaupt in der Mitte, Kentauren, Nereiden etc. darum, aus Otricoli, ist im vatikanischen Museum, ein herrlicher Panther- und Kentaurenkampf aus Hadrians Villa jetzt in Berlin, viele Prachtstücke aus den verschütteten kampanischen Landstädten im Museum zu Neapel. Die Künsteleien der letzten Kaiserzeit führten selbst zur Verwendung kostbarer Edelsteine. Sehr reich an Mosaiken sind auch die Villen der Römer in Germanien, Gallien und Britannien gewesen, von denen namentlich die erstern infolge neuerer Ausgrabungen Prachtstücke hergegeben haben.

Eine besondere Ausbildung erfuhr die M. durch das Christentum schon im Anfang des Mittelalters; dieser Teil der Geschichte der M. kann als ihre zweite Periode betrachtet werden, welche vom 5.–12. Jahrh. reicht, da die M. später, verdrängt durch die Freskomalerei, nur noch in einzelnen Fällen zur Anwendung kam. Die Ausschmückung der Chornischen, Kuppeln und Seitenwände, auch der Fassaden der Kirchen wurde durch das byzantinische Kaisertum begonnen. Man verwendete meist farbige Glasstifte dazu und, wie auch bei der eigentlichen byzantinischen Malerei, einen Goldgrund, der ebenfalls mit durchsichtigem Glasfluß überzogen war, so daß diese Art der Malerei ebenso glänzend wie dauerhaft in der Wirkung war. In diesen musivischen Malereien lehnte sich die altchristliche Kunst noch an den antiken Stil an (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 1—4). Zu den frühesten Werken dieser Art gehören die aus der Zeit Konstantins stammenden Mosaiken an den Gewölben des Mausoleums der Constantia bei Rom; sie enthalten zwar bacchische Embleme, jedoch in der Weise der christlichen Symbolik. Bedeutender sind die Mosaiken des Baptisteriums beim Dom zu Ravenna (um 435), welche in der Kuppel die zwölf Apostel, im Mittelbild die Taufe Christi darstellen. Ferner sind zu erwähnen: die Mosaiken in der Grabkapelle der Galla Placidia zu Ravenna, in Santa Sabina und Santa Maria Maggiore zu Rom mit Szenen aus der alttestamentlichen Geschichte, die Mosaiken an dem Triumphbogen der Paulskirche bei Rom mit apokalyptischen Darstellungen, die in der Tribüne von San Cosma e Damiano, welche Christus zwischen fünf Heiligen darstellen (526). Einer etwas spätern Zeit gehören die für die Ausbildung des altchristlichen Stils sehr wichtigen Mosaiken in den Kirchen von Ravenna an, namentlich die in den Baptisterien der Santa Maria in Cosmedin, in Sant' Apollinare Nuovo und San Vitale (um 550). Ähnlichen Stils sind die Mosaiken, welche unter Justinian in den Kirchen von Konstantinopel ausgeführt wurden. Alle diese Mosaiken zeigen noch Anklänge an die Antike, bis sich im 7. Jahrh. der eigentliche byzantinische Stil vollständig ausbildete. Beispiele davon sind die Mosaiken in der Altartribüne von Sant' Agnese (630), in den Baptisterien des Laterans und in San Pietro in Vincoli in Rom. In den Mosaiken des 9. Jahrh., z. B. in den Kirchen von Santa Cecilia und Santa Maria della Navicella zu Rom, zeigt sich bereits ein Verfall, der auch in der rohern Technik offenbar wird.

Die dritte Periode fällt mit der Ausbildung der nationalen italienischen Malerei in der romanischen Kunstepoche zusammen. Der erste Fortschritt auf dem Gebiet der M. zeigt sich in den Arbeiten der Tribüne von Santa Maria in Trastevere zu Rom (1140), denen sich die Mosaiken von San Clemente und Santa Francesca Romana anschließen. In dieser Zeit hatte sich eine förmliche Schule griechischer Mosaizisten gebildet, von denen die Mosaiken des Domes zu Salerno (1080) und die in den normännischen Basiliken Siziliens, namentlich in der Kirche Santa Maria dell' Ammiraglio und in der Schloßkapelle zu Palermo (1140) sowie in der Kathedrale von Cefalù und von Monreale (1174), herrühren, während die am Ende des 10. Jahrh. begonnene Mosaizierung der Markuskirche in Venedig sich noch an den byzantinischen Stil anschließt. Von spätern, dem 13. Jahrh. angehörigen Mosaiken, welche einen mehr romanischen Charakter zeigen, sind anzuführen: die Arbeiten in der Kapelle San Zeno und in der des rechten Querarms in San Marco zu Venedig, das große M. des Domes von Torcello bei Venedig, die Mosaiken in dem Kuppelgewölbe von San Giovanni zu Florenz, ausgeführt von dem Mönch Jacobus (1225), von Andrea Tafi und dem Griechen Apollonius. Am vollkommensten spricht sich der romanische Stil in den Mosaiken aus, welche die Gewölbe und Lünetten des um die Markuskirche zu Venedig laufenden Umganges mit Darstellungen aus dem Alten Testament schmücken. Endlich sind noch aus dem Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrh. einige große Mosaikarbeiten im Stil der Florentiner Schule zu erwähnen: eine Krönung der Maria im Dom zu Florenz und eine Himmelfahrt der Maria im Dom von Pisa, gearbeitet von dem Florentiner Gaddo Gaddi (um 1310), das Tribünenmosaik in der Kirche San Miniato zu Florenz, in San Giovanni in Laterano und Santa Maria Maggiore zu Rom, von Jacobus Turriti, Jac. de Camerino und Rusuti (1300), das M. einer Seitennische in Santa Restituta zu Neapel. In Nordeuropa hatten die antiken Traditionen länger vorgehalten als selbst in Italien. Schon im 11. Jahrh. wird der vielfarbige Schmuck des Bodens erwähnt, und Bernhard von Clairvaux eifert im folgenden gegen figürliche Darstellungen in M. Der Dom zu Hildesheim, St.-Rémy in Reims, die Kathedrale von Canterbury bieten entsprechende Beispiele. In England fand im 13. Jahrh. die erneuerte italienische Technik Eingang. Im Bau des Suger in St.-Denis finden wir indessen bereits verschiedenfarbige Ziegel zu mannigfaltigen Mustern zusammengesetzt. Beispiele von Wanddekorationen mit M. besitzen wir erst aus dem 14. Jahrh. und zwar an dem St. Veitsdom zu Prag die Darstellung des Jüngsten Gerichts, ausgeführt wahrscheinlich durch von Karl IV. aus Italien herbeigezogene Arbeiter. Die einzigen außerdem in Deutschland existierenden Mosaiken sind: die Reliefgestalt der Jungfrau mit dem Kind an der Schloßkapelle in Marienburg und die Marter des Evangelisten Johannes am Dom zu

Marienwerder (1380). Inzwischen hatte die Freskomalerei allmählich einen solchen Aufschwung und solche Verbreitung gewonnen, daß dadurch die Mosaikmalerei mehr und mehr in den Hintergrund trat. Ausnahmsweise kam sie wohl noch in Anwendung, z. B. in der innern Kuppel der Peterskirche, welche unter Papst Clemens VIII. gegen Anfang des 17. Jahrh. von Zucchi u. Rosetti mit Mosaiken geschmückt wurde. Auch diente sie zuweilen zur Kopierung von Originalgemälden alter Meister, wie noch in neuerer Zeit das Abendmahl Leonardo da Vincis auf Veranlassung Napoleons I. in der Größe des Originals in M. nachgebildet wurde. Im 18. Jahrh. entstand sogar in Rom eine neue Schule von Mosaizisten, die bis auf die neueste Zeit insofern wirksam gewesen ist, als sie den modernen römischen Mosaiken, im Gegensatz zu der mehr industriellen Fabrikmosaik der Florentiner, einen mehr künstlerischen Charakter bewahrt hat.

Mit der Gründung dieser römischen Schule hebt die vierte Periode der Mosaikmalerei an, welche einen dem der frühern Periode ganz unähnlichen Charakter angenommen hat. Beide, die heutige römische und die florentinische M., beschäftigen sich, außer (in Rom) mit Nachbildung älterer Meisterwerke, nur noch mit kleinern Arbeiten, und zwar die römische mit musivischen Verzierungen von Schmuckgegenständen, wie Broschen, Halsbändern &c., die florentinische mit Herstellung musivischer Tischplatten, Thürpfosten, Kamine, Vasen u. dgl. Das technische Verfahren ist ebenfalls bei beiden wesentlich verschieden. In Rom besteht eine Fabrik im Vatikan, aus welcher namentlich für Kirchen zahlreiche Werke hervorgehen, von denen die Peterskirche viele zum Ersatz der ursprünglichen, in Öl gemalten Altarbilder besitzt. In Venedig gründete Salviati eine große Glasmosaikfabrik, die sich auch mit Nachbildung großer Werke der Malerei befaßt und bei wesentlich vervollkommter Technik einen großen Aufschwung genommen hat. — Auch in der arabischen und maurischen Baukunst spielt die M. eine große Rolle bei der Bekleidung von Wänden und Fußböden durch glasierte Thonplatten und Ziegel, die zu geometrischen Mustern verbunden wurden (s. Tafel »Ornamente II«, Fig. 7 u. 13).

Bei der mittelalterlichen M. wurden die darzustellenden Gegenstände auf die Putzfläche gemalt und die Glaspasten an Ort und Stelle fertig eingefügt. Dies Verfahren wird jetzt dadurch ersetzt, daß der Künstler das ganze Bild in seinem Atelier auf einem horizontalen Boden aus den Pasten zusammensetzt, wobei ein Verbessern fortwährend möglich ist, und dann mit starkem Papier überklebt. Das auf diese Weise zu einem Ganzen vereinigte Werk wird hierauf in einzelne Stücke zerschnitten, welche numeriert, verpackt, versendet, am Verwendungsort auf die Rüstung geschafft und dort ihren Nummern entsprechend in den weichen Mörtel gedrückt werden. Nach Erhärtung des Mörtels wird das Papier abgeschabt, die störende Helligkeit der weißen Mörtelfugen dadurch gedämpft, daß die einzelnen Teile in ihrer Hauptfarbe übermalt werden, und dann das Ganze abgewaschen, wobei die Farbe an dem Mörtel haften bleibt. Von dem Festhalten der Pasten überzeugt man sich durch mäßiges Anschlagen mit dem Hammer. Das größte derartige seit dem Mittelalter ausgeführte Werk sind die nach zweijähriger Arbeit von Salviati vollendeten Mosaiken an der Kuppel des Münsters zu Aachen. Man hat sich hierbei streng an die geringen Reste des ursprünglichen Bildes angeschlossen, das die im 4. Kapitel der Offenbarung St. Johannis enthaltene Vision darstellt. Auch die Herstellung des nach A. v. Werners Karton ausgeführten Mosaikbildes der Berliner Siegessäule (1873 vollendet) ist ein Werk Salviatis. Fast in allen größern Städten Europas haben Salviati u. Komp. außerdem Glasmosaiken ausgeführt, in Deutschland besonders zum Schmuck von Häuserfassaden, da das Glasmosaik durch seine Wetterfestigkeit den Vorzug vor jeder Malerei verdient. In neuester Zeit ist auch in Rixdorf bei Berlin eine Glasmosaikfabrik gegründet worden, welche vornehmlich für Kirchen arbeitet. In Frankreich sind große Dekorationen in Glasmosaik von Salviati und andern venezianischen Ateliers in der Pariser Oper, in der Apsis des Pariser Pantheons und in der Kathedrale zu Marseille ausgeführt wurden. Vgl. B. Bucher, Geschichte der technischen Künste, Bd. 1 (Stuttg. 1876, mit Litteraturnachweisen); Gerspach, La mosaïque (Par. 1881); v. Wilmowsky, Römische Mosaiken aus Trier und dessen Umgebung (Trier 1888); De Rossi, Musaici cristiani (Rom 1895). — Die musivische Technik, d. h. das Zusammensetzen von verschiedenfarbigen Plättchen zu dekorativen Mustern, ist auch auf andre Materialien als Glas und Stein ausgedehnt worden, so besonders auf Holz und Leder. Die Holzmosaik (Marketerie) hat ihre höchste künstlerische Ausbildung in der Intarsia (s. d.) erfahren (s. Tafel »Ornamente III«, Fig. 14; Tafel IV, Fig. 14 u. 15). Die Ledermosaik wird vornehmlich von der modernen Buchbinderei und Albumfabrikation, auch als Liebhaberkunst geübt.

Mosaikdamast, s. Damaszener Stahl.

Mosaikdruck, ein mittels einer der Buchdruckpresse ähnlichen Presse ausgeführtes Druckverfahren, bei welchem ganze farbige Bilder durch einen einzigen Druck hergestellt wurden. Die Druckformen zu denselben wurden aus Täfelchen in verschiedenen Farben, bestehend aus einer pastösen Masse, die beim Druck hinreichenden Farbstoff an chemisch gefeuchtetes Papier abgibt, um als Bild auf demselben zu erscheinen, zusammengesetzt, nachdem man sie mittels Laubsäge aus Farbkuchen herausgeschnitten und ihnen die Form gegeben hatte, wie sie durch die bildliche Darstellung bedingt war. Dadurch, daß die Farben an ihren Zusammensetzungsgrenzen etwas ineinander verliefen, milderte sich zwar die Härte der Übergänge, doch blieb das Ergebnis künstlerisch unbefriedigend, wie schon Senefelder, welcher das Verfahren auch in der Lithographie anwenden wollte, erfahren mußte. Diese aber sowie auch der autotypische Farbendruck (die Chromotypie) und der Farbenlichtdruck haben den M. gänzlich verdrängt, und selbst als er um 1880 als Stenochromie (s. d.) wieder auftrat, hat er keine geschäftliche Bedeutung erlangt.

Mosaikemail, eine Nachahmung des Zellenschmelzes durch Zusammensetzung verschiedenfarbiger Glaspasten, die in Metall gefaßt sind.

Mosaikfenster, aus farbigen Glastäfelchen zusammengesetzte Fenster, welche vor der Erfindung der Glasmalerei (s. d.) als Kirchenschmuck dienten.

Mosaikgläser, s. Millefiori.

Mosaikgold (mosaisches Gold), soviel wie Chrysorin oder Musivgold (Schwefelzinn).

Mosaikmalerei, in früherer Zeit Bezeichnung der Mosaikarbeit mit Steinen, Stiften, Glasflüssen &c., jetzt der durch Malerei hergestellte Ersatz der Mosaiken. Diese M. wird zumeist bei Gegenständen der Kunstindustrie angewendet.

Mosaikpflaster, s. Straßenbau.

Mosaisch, von Moses herrührend, ihn betreffend, sich zu seiner Lehre, dem Judentum, bekennend.

Mosaisches Gesetz, der Inbegriff der in den fünf Büchern Moses' sowie in der jüdischen Tradition (halacha l'mosche missinai) vorliegenden Religionslehren, Gesetze und Verordnungen des Judentums.

Mosaisches Gold, s. Mosaikgold.

Mosaismus, der Inbegriff aller religiösen und sittlichen Ideen, Gewohnheiten und Gesetze, welche sich aus der auf die Stiftung des Moses zurückgeführten religiös-politischen Entwickelung des israelitischen Volkes ergeben haben; s. Judentum.

Mosambik (Moçambique), portug. Generalgouvernement an der Ostküste von Südafrika, offiziell seit 1891 Freistaat von Ostafrika genannt, begrenzt im O. vom Indischen Ozean, im nördlichen Teil vom Kanal von M., zwischen Kap Delgado (10° 24' südl. Br.) u. 26° 45' (südlich der Delagoabai, s. die Karten »Äquatorialafrika« [Bd. 1] und »Südafrika« [Bd. 9]), im N. von Deutsch-Ostafrika, gegen welches der Rovuma fast durchweg die Grenze bildet, im W. von dem britischen Nyassaland, 768,740 qkm (13,961 QM.) groß mit 800,000 Einw. (1 auf 1 qkm), darunter 2000 Weiße. Die flache und sumpfige, äußerst einförmig verlaufende Küste ist nur von wenigen unbedeutenden Inseln (Querimba-, Mosambik-, Angoinseln) besäumt. Dahinter steigt das Land nördlich vom 20.° südl. Br. rasch zu einem Plateau an, auf dem sich im N. das Mandimba- und das Namuligebirge Okitika (2280 m), dann am Nyassasee die Msengaberge mit den Zwillingsgipfeln Litschingo und Mtonia erheben. Südlich vom Sambesi sind die Gebirge (Gorongosa-, Urcregebirge) niedriger, treten auch immer weiter ins Innere zurück, nahe der Westgrenze der Schimanimane (1400 m) und der Silindi (1200 m), bis sich im Gasaland eine weite Steppe ausbreitet, die in ihrem südlichsten Teile gegen Transvaal von den 520 m hohen Lebombobergen begrenzt wird. Unter den Flüssen ist der Sambesi mit dem Schire der bedeutendste, an der Nordgrenze der Rovuma, südlicher der Pungue, Sabi und Limpopo. Für die Schiffahrt sind wegen zahlreicher Stromschnellen und Wasserfälle diese Flüsse nur auf kurze Strecken von den durch Barren verstopften Mündungen aus fahrbar; der Sabi ist ein echter Steppenfluß, der in der Trockenzeit fast versiegt, in der Regenzeit zu einem bis 3 km breiten, reißenden Strom anschwillt. Das Klima ist äußerst heiß bei schnellen gewaltigen Differenzen (um 35°) und besonders an der fast überall sumpfigen Küste sehr ungesund, nur in den Berglandschaften herrscht ein zuträgliches Klima. Die Regenzeit dauert von Mitte November bis Ende März. Die Vegetation ist in den wohl bewässerten Landschaften von tropischer Üppigkeit, dort hausen noch in großer Zahl Elefanten, Büffel, Flußpferde, Nashörner, in den großen Ebenen tummeln sich Giraffen, Herden von Antilopen, Zebras, Büffeln. Die Bevölkerung setzt sich aus einer sehr großen Anzahl von Bantustämmen zusammen; Sulu haben sich bis in den äußersten Norden vorgeschoben, wo die Yao am Rovuma sitzen, während im Gasaland der Häuptling Umzila ein mächtiges Reich gründete. Die Sklaverei wurde erst 1878 abgeschafft, im Innern besteht dieselbe indes ungestört fort; der Sklavenhandel über See ist indes so ziemlich unterdrückt worden. Ackerbau wird in sehr lässiger Weise betrieben, obschon der Boden Hirse, Reis, Zucker, Baumwolle, Tabak, Rhabarber, Ricinus, Sesam etc. ohne Mühe hervorbringt. Die vorhandenen Gold-, Eisen- und Kohlenlager werden nicht ausgebeutet. Der Haupthandel findet mit England und Britisch-Indien mittels englischer und indischer Postdampfer statt, die monatlich einmal zwischen den Häfen der Kolonie (Delagoabai, Schiluane, Quillimane, M., Ibo), dem Suezkanal, Bombay und dem Kapland verkehren und dafür eine Subvention von 320,000 Mk. jährlich erhalten. Deutsche Dampfer laufen alle wichtigen Häfen bis zur Delagoabai an. Französische Dampfer fahren zwischen der Stadt M. und Mojanga auf Madagaskar. Doch ist die Schiffahrt in dem 1700 km langen und 400—800 km breiten Kanal von M. wegen der namentlich bei Nordostmonsun sehr heftigen Südströmung äußerst gefährlich. Die Einfuhr besteht in ungebleichten Baumwollzeugen, farbigen Taschentüchern, Spirituosen, Glaswaren und Perlen etc., die Ausfuhr in Goldstaub, Erdnüssen, Sesam, Gummi, Ebenholz, Wachs, Schildpatt, Elfenbein, Reis, Indigo, Tabak etc. Es wurden 1893 eingeführt für 2,381,930, ausgeführt für 1,114,920 Milreïs Waren. Die Zölle betragen im nördlichen Teile meist 5, im mittlern Teile bis 100 Proz. vom Wert. Das Gebiet der Companhia de Mozambique zwischen Inhambane und Quillimane wird als Ausland betrachtet. Eine Eisenbahn von Fontesvilla, oberhalb Beira am Pungue, nach Maschonaland ist im Bau, eine Strecke von Lourenço Marquez zur Grenze des Transvaal ist vollendet; jetzt stehen 88 km in Betrieb, projektiert sind 689 km. Von Telegraphenlinien waren 1891 in Betrieb 370, im Bau 89, projektiert 550 km. Telegraphische Verbindung besteht mit Kapstadt u. Aden. Im portugiesischen Ostafrika laufen neben Münzen und Wertzeichen des Besitzstaates vorzugsweise englische Münzen und altspanische Piaster = 4,35 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1) um. Dieselben werden = 4 Milreïs zu 2½ Cruzados und der Cruzado zu 4 Testões von 100 Reïs, Rupien nach Abstempelung = 450 Reïs gerechnet. Papierwirtschaft verursacht große Kursschwankungen. Das Gewicht für Goldkörner ist die Pasta von 100 Metikal zu 1½ portugiesischen Outavas = 537,89 g; 1 Dogado = 4 Metikal (Chivingoue); 1 Bahar von 20 Frehsil = 108,86 kg. Die Kolonie steht unter einem Generalgouverneur in der Stadt M. und zerfällt in zwei Provinzen: in das eigentliche M. vom Kap Delgado bis zum Sabi u. in die Provinz Lourenço Marquez vom Sabi bis zur Südgrenze. Das Budget der Kolonie ist seit langer Zeit passiv, für 1894/95 wurden die Einnahmen auf 1,335,880, die Ausgaben auf 1,555,238 Milreïs veranschlagt. — Der Teil der Kolonie südlich vom Sambesi bildete am Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrh. das sagenhafte Reich Monomotapa. Als Vasco da Gama 1498 die Insel M. besuchte, herrschten hier Araber. Die Portugiesen besetzten die Stadt M. 1506 und dehnten ihre Herrschaft am Sambesi aufwärts 1632 bis Tete aus und erhoben bald Ansprüche auf das ganze Hinterland, die aber von England nicht anerkannt wurden, als es 1889 das Matabeleland, Manika u. das Gebiet südwestlich und westlich vom Nyassa unter sein Protektorat stellte.

Mosambik, die Hauptstadt des gleichnamigen portug. Generalgouvernements in Südostafrika (s. oben), unter 15° 3' südl. Br. u. 38° 48' östl. L. v. Gr. auf der Insel M., einer schmalen, kaum 7 km langen Korallenbildung, die eine nur wenige Kilometer breite Meeresstraße vom Festland trennt, ist Sitz des Generalgouverneurs, eines Bischofs und eines deutschen

Konsuls, hat einen stattlichen Gouverneurspalast, eine Kathedrale, Zollhaus, Arsenal, großartige Faktoreien französischer, schweizer und deutscher Handelshäuser und (1887) 7380 Einw., darunter 150 Weiße, meist Portugiesen, mehrere hundert Banianen, welche den Handel mit Indien in Händen haben, und einige Chinesen und Araber. An der Nordspitze der Insel liegt das Fort San Sebastian, 1508 unter Albuquerque mit einem ungeheuern Geldaufwand erbaut; die Steine kamen numeriert aus Europa. Die Garnison besteht aus Goanesen unter portugiesischen Offizieren. Die Reede ist flach, nur kleine Fahrzeuge können am Strande anlegen. Die Einfuhr betrug 1893: 607,165, die Ausfuhr 401,127 Milreïs, doch sind beide bedeutend unterschätzt. Es verkehrten im Hafen 137 Schiffe (59 deutsche, 31 britische Dampfer) von 155,982 Ton.

Mosasaurier, s. Reptilien.

Mosbach, 1) Kreis- und Amtsstadt im Großherzogtum Baden, im Odenwald, am Elzbach und an der Linie Heidelberg-Würzburg der Badischen Staatsbahn, 158 m ü. M., hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, ein altes, schönes Rathaus (ehemalige Cäcilienkirche) mit reichem Archiv, ein altes Schloß, ein Realprogymnasium, eine Gewerbeschule, eine Idiotenanstalt, ein Landgericht, eine Bezirksforstei, Thonofen- und Sohllederfabrikation, Bierbrauerei, Wein- und Obstbau und (1890) 3459 Einw., davon 1326 Katholiken und 143 Juden. Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die acht Amtsgerichte zu: Adelsheim, Boxberg, Buchen, Eberbach, M., Tauberbischofsheim, Walldürn und Wertheim. M. erhielt am Ende des 13. Jahrh. Stadtrecht und kam 1331 an die Pfalz, 1806 an Baden. — 2) Stadt, s. Biebrich.

Mosbacher Sande, diluviale Sande, zu Mosbach bei Wiesbaden reich an Schneckenschalen, weit verbreitet im Rhein- und Mainthal und hier älter als der Löß.

Moscatello, s. Muskatellerwein.

Mösch, gemeiner Waldmeister, s. Asperula.

Moschee (franz. mosquée, span. mezquita, ital. meschita, v. arab. mesdschid, »Anbetungsort«, von sadschad, »sich niederwerfen, anbeten«), das mohammedanische Gotteshaus. Die größern Moscheen heißen bei den Türken Dschâmi' (d. h. Versammlungsort), während die kleinern, die gewöhnlich kein Minaret haben, Mesdschid (d. h. Anbetungsort) genannt werden. In den erstern wird jeden Freitag von dem Châtib (Prediger) die Freitagspredigt, Chutbe genannt, abgehalten. Die älteste M. wurde von Mohammed selbst in Kubâ bei Medina gegründet, an der Stelle, wo die Kamelstute, auf der er von Mekka floh, niederkniete. Sie war ohne Kuppel, Nische und Minaret; diese wurden erst 80 Jahre später von Al-Walid hinzugefügt. Die heiligsten Moscheen sind: die Mesdschid-ul-Harâm (»die heilige M.«) in Mekka, welche die Kaaba umschließt (s. Mekka), die Mesdschid-un-Nabî (»die M. des Propheten«) in Medina (s. Medina) und die Mesdschid-as-Sachra (»Felsen-M.«), auch Omar-M. genannt, in Jerusalem (s. d.). In ihrem Baustil (s. Tafel »Architektur VII«) stehen die arabischen Moscheen dem altchristlichen Basilikenstil näher u. lassen zugleich den Einfluß persischer Bauten der Arsakiden- u. Sassanidenzeit erkennen. Die türkischen schließen sich an ihr Vorbild, die Sophienkirche zu Konstantinopel, an; nur steigt die mittlere Hauptkuppel gewöhnlich freier und höher empor und ist außerdem von einem System von Nebenkuppeln und Bogen umgeben. Die Minarets (s. d.) sind in der Regel an den Ecken der Moscheen angebracht, stehen oft aber auch ganz isoliert; ihre Zahl ist verschieden (bei größern Gebäuden zwei oder vier, die Ahmed-M. in Konstantinopel hat sechs). Die größern Moscheen haben gewöhnlich außer dem eigentlichen, mit Säulengängen und einem Brunnen für die Abwaschungen versehenen Moscheenhof (Harâm) noch einen äußern, durch Mauern abgeschlossenen, bisweilen mit Bäumen bepflanzten Hof, welcher Fontänen, Waschplätze, Mausoleen, Friedhöfe ꝛc. einschließt, und an den häufig noch Bibliotheken (Kutubhane), gelehrte Schulen (Medresse) oder Elementarschulen (Mekteb), Armenküchen (Imaret), Brunnen (Sebil), ja selbst Bäder (Hammâm) und Logierhäuser (Hân) angebaut sind. Die Hauptachse der M. liegt in der Richtung nach Mekka, welche bei der Verrichtung des Gebets stets mit dem Gesicht innegehalten werden muß und als Kibla bezeichnet sowie durch eine Nische (Mihrâb) in der Hinterwand angezeigt wird. Diese Nische entspricht gewissermaßen dem Altar der christlichen Kirchen. Rechts neben ihr liegt die Kanzel (Minbar, s. d.), von welcher am Freitag die Predigt gehalten wird, und links davon in den größern Moscheen Konstantinopels, welche der Sultan besucht, eine für ihn bestimmte Tribüne mit vergoldetem Gitter (Maksura). Gegen die Mitte zu erhebt sich eine (auch zwei) auf Säulen ruhende hohe Estrade (Mahfil), auf der die Koranvorleser Platz nehmen, ferner eine viereckige erhöhte Plattform (Mastaba), von der aus die Mueßins im Innern zum Gebet rufen. Wände und Pfeiler sind mit großen Tafeln geschmückt, auf welchen die Namen Gottes, des Propheten, der vier ersten Chalifen und viele Koransprüche in kalligraphischen Verschlingungen aufgemalt sind; von der Decke herab hängen eiserne Kronleuchter. Der Fußboden ist mit Teppichen oder Strohmatten bedeckt; Bänke und Stühle fehlen ganz. Wände und Pfeiler sind mit farbigen Marmorplatten bekleidet; die Malerei kommt nur als Kalligraphie, die Skulptur nur bei Nischen, Portalen und Gesimsen, dort aber oft meisterhaft zur Anwendung. Die M. dient nur zu Gebet, Predigt und Vorlesungen, nicht aber zu religiösen Zeremonien, wie Trauungen, Beschneidungen u. dgl. Im Sommer halten die Professoren (Muderris) ihre theologischen und juristischen Vorlesungen mit Vorliebe in denselben. Als Einkünfte sind den Moscheen besondere liegende Gründe angewiesen. Bei den Moscheen sind in der Regel folgende Beamte angestellt: der Scheich (Vorsteher), der Châtib (Prediger) und sein Stellvertreter, zwei bis vier Imâme (dienstthuende Geistliche), mehrere Mueßin (Gebetausrufer) und eine größere Anzahl Kâim (Küster).

Moscheles, Ignaz, Klavierspieler und Komponist, geb. 30. Mai 1794 in Prag, gest. 10. März 1870 in Leipzig, Sohn eines israelitischen Kaufmanns, begann seine musikalischen Studien 1804 in Prag unter Dionys Weber, setzte sie 1808 in Wien unter Albrechtsberger und Salieri fort und wurde bald einer der beliebtesten Virtuosen und gesuchtesten Lehrer Wiens. 1816 unternahm er seine erste Kunstreise, 1820 eine zweite nach Holland, Frankreich und England und erregte überall durch seinen feurigen Vortrag, seine geistvollen und effektreichen Kompositionen und sein glänzendes Talent, frei zu phantasieren, Bewunderung. Von 1825 an in London ansässig, entfaltete er hier als Lehrer an der Akademie der Musik und als Mitdirektor der philharmonischen Konzerte eine rühmliche Thätigkeit und wirkte namentlich auch durch die von ihm ver-

anstalteten Ausgaben der klassischen deutschen Meisterwerke zu deren Einführung in England mit. 1844 folgte er einem Rufe an das Konservatorium zu Leipzig, dem er bis zu seinem Tode in erfolgreichster Weise seine Kräfte widmete. M.' Kompositionen für sein Instrument (7 Konzerte, Klaviersonaten, Sextette, Duos etc.) nehmen mit denen Hummels einen Ehrenplatz in der nachbeethovenschen Klavierlitteratur ein, vor allem sind seine Etüden Op. 70 u. 95 von bleibendem Wert. Eine von ihm veröffentlichte englische Bearbeitung von Schindlers Biographie Beethovens (Lond. 1841) und sein nach seinem Tode von seiner Gattin (Charlotte, geb. Embden, vermählt 1825, gest. 13. Dez. 1889 in Detmold) unter dem Titel: »Aus M.' Leben« (Leipz. 1872, 2 Bde.) herausgegebenes Tagebuch zeigen ihn auch als einen gewandten und gebildeten Stilisten. Sein Briefwechsel mit Mendelssohn-Bartholdy erschien Leipzig 1888.

Moscherosch, Johann Michael, deutscher Satiriker, geb. 5. März 1601 in Willstädt bei Straßburg als Sohn des dortigen protestantischen Kirchenseniors und Amtmanns, gest. 4. April 1669 auf einer Reise in Worms. Er stammte aus einer aragonesischen Familie (Mosen Rosch = Herr Rodrigo). Er studierte in Straßburg und wurde, nachdem er einige Zeit in Frankreich zugebracht hatte, 1626 Hofmeister bei dem Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1630 Amtmann bei dem Grafen von Criechingen und 1635 Amtmann zu Finstingen a. d. Saar. Um 1643 wurde er in der Festung Benfelden, die damals im Besitz der Schweden war, als schwedischer Staatssekretär und Kriegsrat angestellt und später als Staatssekretär und Fiskal nach Straßburg versetzt, 1656 aber zum gräflich hanauischen Kriegs- und Kirchenrat ernannt. Später legte er dieses Amt nieder und diente dem Kurfürsten von Mainz, dann, seit 1664, der Landgräfin von Hessen. 1645 wurde er mit dem Beinamen »Der Träumende« in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Seine Hauptwerke sind die 13 »Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte« (Visionen), die er seit etwa 1640 herausgab und selber in einer vermehrten und verbesserten Ausgabe (Straßb. 1642—1643, 2 Bde.) erscheinen ließ. Die zahlreichen unberechtigten und durch unechte Zusätze vermehrten Ausgaben, die sich alsbald anschlossen, veranlaßten ihn, eine neue, abermals umgearbeitete und um ein »Gesicht« vermehrte Ausgabe zu veranstalten (Straßb. 1650, weitere rechtmäßige Auflagen 1665 u. 1667). Als Vorbild dienten ihm die »Sueños« des Spaniers Quevedo, die er vermutlich in einer französischen Bearbeitung kennen lernte. Während er aber in den frühern Teilen sich genauer an sein Vorbild hielt und die allgemeine Satire (auf Advokaten, Ärzte etc.) vorwalten ließ, wurde er späterhin durchaus selbständig und schilderte die unglücklichen Zustände Deutschlands in der Epoche des großen Krieges, die er selber durchgemacht hatte, vor allem die sittliche Verwilderung, den Mangel an nationalem Selbstgefühl und besonders die Sucht, ausländische Sitten anzunehmen, obwohl er selber bei einem zweiten Aufenthalt in Paris 1645 den blühenden Zustand der dortigen Kultur aufrichtig bewunderte. Er veröffentlichte die Gesichte unter dem Namen Philander von Sittewalt (Anagramm von Willstädt). Neue Ausgaben besorgten Dittmar (die vier ersten Gesichte, mit Biographie, Berl. 1830) und Bobertag (Auswahl, in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 32, Stuttg. 1884). Unter seinen übrigen deutschen Schriften ist besonders die »Insomnis cura parentum«, christliches Vermächtnis etc. (Straßb. 1643; Neudruck von L. Pariser, Halle 1893) bemerkenswert, ein pädagogisches Büchlein, das er 1641 zunächst im Hinblick auf seine eignen Kinder niedergeschrieben hatte. Vgl. Nickels, M. als Pädagog (Leipz. 1883); Pariser, Beiträge zu einer Biographie von M. (Münchener Dissertation, 1891).

Moschi, Militärstation in Deutsch-Ostafrika, in der Landschaft Dschagga, am Kilima Ndscharo, 1160 m ü. M., mit einer Besatzung von 147 Mann (10 Deutsche) nebst 2 Geschützen.

Moschidae (Moschustiere), eine Familie der Huftiere (s. d., S. 20).

Moschin, Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Schrimm, am Obrakanal und der Linie Lissa-Posen der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche und (1890) 1648 Einw., davon 446 Evangelische und 152 Juden. Nahebei die Oberförsterei Ludwigsberg.

Moscholatrie (griech.), Anbetung eines Kalbes, insbes. des goldenen durch die Israeliten (vgl. Goldenes Kalb).

Moschonisia (im Altertum Hekatonnesoi), Gruppe von mehr als 30 kleinen Inseln an der Westküste von Kleinasien, im Golf von Edremid, zum Insel-Wilajet gehörig, meist von Griechen bewohnt, bringen Baumwolle und Südfrüchte hervor.

Moschopolis (Muskopolje, »Moschusebene«), Ort im östlichen Albanien, zu Anfang des 16. Jahrh. gegründet, 18 km nordwestlich von Koritza an einem südlichen Zufluß des Devol, berühmt als Sitz griechischer Kultur und Wissenschaft im 18. Jahrh., heute ein unbedeutender Flecken von 220 Häusern und 20 Kirchen. M. hat den Ruhm, die erste Druckerei (1740—44) auf der Balkanhalbinsel besessen zu haben; von dort stammen die Barone Sina in Wien, welche Athen mit der Sternwarte und der Akademie der Wissenschaften beschenkt haben. 1769 wurde die damals viel größere reiche Stadt von den Albanesen zerstört.

Moschos, griech. Bukoliker aus Syrakus, lebte um 150 v. Chr. Seinen Namen tragen vier größere Gedichte, von denen jedoch die Totenklage um Bion von einem Schüler dieses herrührt, und vier kleinere (hrsg. und übers. zusammen mit denen des Theokrit und Bion, s. d. 2). Der Charakter seiner Dichtung ist heiter und tändelnd.

Moschus (Bisam), das Sekret, welches von dem männlichen Moschustier (s. d.) in einem besondern Beutel, der in der Nähe der Geschlechtsteile liegt (Moschusbeutel), abgesondert wird. Man unterscheidet im Handel tongkinesischen (tibetischen, orientalischen) als besten, ferner Jünnanmoschus, Nepal-, Assammoschus und kabardinischen (russischen, sibirischen) M. Der tongkinesische kommt in mit Bleifolie ausgekleideten und außen mit Stoff überzogenen Kistchen (Catties) zu je 25–30 Beuteln von Shanghai aus in den Handel (1893: 1963 Catties). Aus den Beuteln genommene Moschussubstanz (M. ex vesicis) wird oft arg verfälscht, doch unterliegen auch die andern Handelssorten der Verfälschung. M. bildet eine anfangs salbenartige, später krümelige, körnige, braune, fettglänzende Masse von bitterlichem, widrig gewürzhaftem, schwach salzigem Geschmack und eigentümlichem, höchst durchdringendem und lange haftendem Geruch, welcher beim Trocknen der Substanz fast verschwindet, beim Befeuchten aber allmählich wieder stärker hervortritt und vielleicht auf einer eigentümlichen Selbstentmischung der Substanz beruht. Auch beim Zusammenreiben mit schwefelsauren und andern

Metallsalzen, mit Sulfuraurat, Kampfer, Mutterkorn, Emulsionen ꝛc. tritt der Geruch sehr zurück, doch nicht immer. Äußerst kleine Mengen von salzsaurem oder schwefelsaurem Chinin sollen den Geruch des M. völlig unterdrücken. An Wasser gibt M. 40—50, an Alkohol 8—10 Proz. lösliche Stoffe ab. M. gehört zu den flüchtigen Erregungsmitteln. Er steigert die Respiration, Zirkulation, Hautthätigkeit, Harnabsonderung; man gibt ihn als Arzneimittel bei typhösen und anomalen Fiebern, Starrkrampf, Keuchhusten, Konvulsionen, Hysterie, Neurosen ꝛc. Die Chinesen benutzen den M. seit alter Zeit, zu uns kam er erst durch die Araber; gegenwärtig wird er namentlich zu Parfümen verwendet, in welchen er sich stets dadurch verrät, daß sein Geruch unverkennbar zurückbleibt, wenn alle ätherischen Öle verdunstet sind. — Moschusgeruch findet sich, zum Teil an Drüsensekrete gebunden, noch beim Fleisch des Moschusochsen, beim Bisamschwein (Pekari), bei der Moschusratte, Bisamspitzmaus, beim Ameisenfresser, bei der türkischen Ente, bei dem Ei des Gänsegeiers, dem Alligator, bei den Schildkröten (mit Ausnahme der Landschildkröten), dem Moschusbock (Käfer), dem Moschuspolyp (Kopffüßer) und bei einer Schnecke (Fasciolaria trapezium), deren Deckel (Bisamnagel) früher als Räuchermittel diente, ferner bei der Sumbulwurzel, bei Mimulus moschatus, Malva moschata, Adoxa moschatellina, zwei Ritterspornarten vom Himalaja, sehr schwach bisweilen bei der weißen Rübe ꝛc. — Bei Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf organische Substanzen, bei der Bildung der Nitroverbindungen, tritt häufig Moschusgeruch auf. Kocht man Toluol C_7H_8 mit Butylchlorid C_4H_9Cl unter Zusatz von Aluminiumchlorid, so entsteht Chlorwasserstoff HCl und Butyltoluol $C_7H_7.C_4H_9$, welches, bei 170—200° abdestilliert, mit einem Gemisch von konzentrierter Schwefelsäure und Salpetersäure Trinitrobutyltoluol liefert. Dies bildet weiße glänzende Kristalle mit merkwürdig starkem und andauerndem Moschusgeruch. Eine einprozentige alkoholische Lösung zeigt diesen Geruch nicht, der aber bei Verdünnung mit Wasser alsbald sehr stark hervortritt und bis zu einer Verdünnung von 1:3000 an Intensität zuzunehmen scheint. Bei Lösungen von 1:5000 ist der Geruch noch deutlich wahrzunehmen. Der Geruch der Lösung von 1:3000 kann durch Kochen mit Ätznatronlösung noch bedeutend verstärkt werden, und dies Verhalten ist für die Verwendung der Substanz zum Parfümieren von Seife äußerst wertvoll. Dieser künstliche M. (Tonkinol) kommt mit Acetanilid gemischt in den Handel und dient als ein gutes Surrogat des M., wenngleich geübte Parfümeure den Geruch des natürlichen vom künstlichen M. zu unterscheiden wissen. Über künstlichen M. vgl. auch Bernsteinöl.

Moschusbeutel, s. Moschus und Moschustier.

Moschusbiber, s. Rüsselmaus.

Moschusblume, soviel wie Centaurea moschata und Mimulus moschatus.

Moschusbock, Käfer, s. Bockkäfer.

Moschusente, s. Enten, S. 814.

Moschushyazinthe, s. Muscari.

Moschuskraut, s. Adoxa moschatellina und Mimulus.

Moschusochs (Bisamochs, Ovibos *Blainv.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der paarzehigen Huftiere und der Familie der Horntiere (Cavicornia) mit der einzigen Art O. moschatus *Blainv.* Dieser ist 2,37 m lang, 1,1 m hoch, mit 7 cm langem Schwanz, sein Körper ist massig, der Hals kurz und dick, der Kopf plump, schmal und hoch, das Ohr im Pelz versteckt, das Auge klein und die Schnauzenspitze behaart. Die an der Basis stark verbreiterten und abgeflachten Hörner biegen sich abwärts, dann nach vorn und außen und endlich mit ihren Spitzen wieder nach oben. Die Beine sind kurz und kräftig, die Hufe groß, breit und rund, die Afterhufe klein und hoch angesetzt. Der ungemein dichte und sehr langhaarige Pelz ist dunkelbraun, am Unterteil der Beine grauweiß. Der M. bewohnt Nordamerika jenseit des 60.° nördl. Br., einen Teil von Grönland und die meisten Inseln zwischen dem Festland und Grönland bis über den 81.° hinaus, er lebt in Herden vorzugsweise in Thälern und Niederungen, in der Nähe der Flüsse, im Winter in Wäldern, durchzieht weite Strecken und ernährt sich von dem kärglichen Pflanzenwuchs jener Gegenden. Nach neunmonatiger Tragzeit wirft die Kuh ein Junges. Der M. bewegt sich mit großer Leichtigkeit, erklettert steile Felsen und Abhänge und springt meisterhaft. Verwundet greift er den Jäger grimmig an. Das Fleisch ist trotz seines (schwachen) Moschusgeruchs genießbar, besonders das der Kühe; Haut und Haare werden gut verwertet. Früher war der M. sehr viel weiter südlich auch in der Alten Welt verbreitet, und ein fossiler Schädel, welcher unzweifelhaft von Menschenhand mit Steinwerkzeugen hervorgebrachte Einschnitte zeigt, ist im Moselthal gefunden worden. S. Tafel »Arktische Fauna«, Fig. 7.

Moschusschafgarbe, s. Achillea.

Moschusschwein, s. Nabelschwein.

Moschusspitzmaus, s. Rüsselmaus.

Moschustier (Bisamtier, Bisamziege, Moschus moschiferus *L.*), einzige Art der Säugetiergattung Moschus *L.*, welche allein die Familie der Moschustiere (Moschidae) aus der Ordnung der paarzehigen Huftiere repräsentiert, ein zierliches Tier von der Größe und dem Habitus eines Rehes, etwa 1,15 m lang, 40 cm hoch, mit mittellangem Hals, mittelgroßen Augen und Ohren, ohne Geweih, das Männchen mit 5—7 cm langen, hauerartig hervorragenden obern Eckzähnen, schlanken Beinen, zierlichen Hufen, bis auf den Boden herabreichenden Afterklauen und kurzem, dickem, beim Männchen nur an der Spitze behaartem Schwanz. Das Haarkleid ist bald sehr dunkel, unten schmutzig weiß, bald rotbraun oder gelblichbraun, unten weiß, auch gescheckt. Das M. bewohnt die Gebirge Hinterasiens, vom Amur bis zum Hindukusch und vom 60.° nördl. Br. bis nach Indien und China, findet sich am häufigsten auf den tibetischen Abhängen des Himalaja, in der Umgebung des Baikalsees und in den Gebirgen der Mongolei bis in die Nähe der obern Baumgrenze. Es springt, läuft u. klettert vortrefflich; es ist zwar sehr scheu, aber nicht klug und berechnend. Es lebt paarweise, hält sich am Tage verborgen und betritt nur in der Dämmerung und in der Morgenstunde die Weideplätze. Zur Brunstzeit im November und Dezember schlagen sich die Rudel zusammen, dann kämpfen die Männchen wütend miteinander und verbreiten um diese Zeit einen außerordentlich starken Moschusgeruch. Das Weibchen wirft im Mai 1—2 Junge. Das M. nährt sich von Baumflechten, Kräutern, Wurzeln und Beeren. Das Männchen hat am Bauch zwischen dem Nabel und den Genitalien einen rundlichen Beutel von 5—7 cm Länge, 3 cm Breite und 3 cm Höhe, welcher auf beiden Seiten, bis auf eine kreisförmige Stelle in der Mitte, mit straff anliegenden Haaren besetzt ist. An der kahlen Stelle liegen zwei kleine Öffnungen hintereinander, welche durch kurze Röhren in das

Innere des Beutels führen. Hier sondern seine Drüsen den Moschus ab (30—50 g), welcher, wenn er sich zu sehr angehäuft hat, durch die vordere Röhre entleert wird. Die Jagd des wegen dieses Moschusbeutels höchst wertvollen Tieres ist sehr schwierig; gewöhnlich wendet man Schlingen an, die man auf die Wechsel legt. In Sibirien lockt man es im Winter mit Flechten an. Die Tungusen erlegen es mit dem Bogen und locken es durch Blatten, d. h. Nachahmen des Blökens der Kälber, herbei. Das Fleisch ist für den Europäer ungenießbar, der Moschusbeutel aber wirft reichlichen Gewinn ab. Nach amtlichen Berichten werden in Sibirien jährlich an 50,000 Moschustiere erlegt, darunter etwa 9000 Männchen. In Tibet darf das M. nur mit Erlaubnis der Regierung gejagt werden, welche auf den Beutel das fürstliche Siegel drückt. Das Fell des Tieres dient zu Kappen, Winterkleidern und Decken oder wird gegerbt. Griechen und Römern war das M. unbekannt, die Chinesen aber benutzen den Moschus seit Jahrtausenden. In Europa erhielt man die erste Kunde von dem Tier durch die Araber, und Marco Polo gab dann genauere Nachrichten.

Moschusvogel, Schmetterling, s. Goldafter.

Mosciska (spr. moschzista), Stadt in Galizien, an der Krakau-Lemberger Staatsbahnlinie, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit Essigfabrik, besuchten Pferdemärkten, Handel und (1890) 4314 poln. Einwohnern (2230 Juden).

Mosco (span.), Volksstamm, s. Mosquitoküste.

Moscou (spr. moskú), franz. Name für Moskau.

Mosdok, Stadt im Terekgebiet des russ. Generalgouvernements Kaukasien, links am Terek, 141 m ü. M., hat 4 griechisch-katholische, 5 armen. Kirchen sowie je eine katholische und protestantische und mit einer Batterie Kosaken (1892) 14,104 Einw. (Kabardiner, Osseten, Tschetschenzen, Georgier, Armenier), welche Lichte, Seife, Leder, Ziegel und Branntwein fabrizieren u. Handel mit groben Baumwollen- und Wollenstoffen, Schafen und Pferden, Ziegelthee, Seidenzeugen u. a. treiben. In der Umgebung Seidenraupen-, Wein- und Obstzucht. Jährlich werden zwei bedeutende Märkte für Pferde, Vieh (besonders Schafe) und Lebensmittel abgehalten.

Mosel (lat. Mosella, franz. Moselle), linker Nebenfluß des Rheins, entspringt auf der westlichen oder französischen Seite der Vogesen am Südende derselben, am Felleringen Kopf, 735 m ü. M., fließt durch die französischen Departements Vogesen und Meurthe-et-Moselle, anfangs in nordwestlicher Richtung bis Toul, wo sie sich der Maas bis auf 15 km nähert, darauf in nordöstlicher bis Frouard und nun in fast nördlicher bis Diedenhofen. Auf dieser Strecke erreicht sie unterhalb Pont-à-Mousson das deutsche Gebiet, in das sie bei Novéant ganz eintritt. Von Diedenhofen ab bleibt die nordöstliche Richtung die Hauptrichtung. Von unterhalb Sierk bis Wasserbillig bildet sie die Grenze zwischen Rheinpreußen und Luxemburg; bei Koblenz erreicht sie (59 m ü. M.) den Rhein. Anfangs fließt die M. zwischen felsigen Höhen in feuchtem Wiesengrund bis Epinal, wo sie aus den Vogesen in die Hochebene von Lothringen tritt, die Thalseiten aber meist noch steil bleiben. Von Metz bis Diedenhofen treten die Höhen am linken Ufer mehr zurück, und die fruchtbaren Thalgründe sind mit Wiesen und Äckern angefüllt. Von Sierk ab bis zur Mündung ist aber das Flußthal größtenteils wieder von steilen und felsigen Höhen eingeschlossen. Die bedeutendsten Städte an der M. sind in Frankreich: Remiremont, Epinal, Toul und Pont-à-Mousson, in Deutschland: Metz, Diedenhofen, Trier und Koblenz. Ihre wichtigsten Nebenflüsse sind: die Moselotte, Meurthe und Seille rechts, der Madon, die Orne und Sauer links; ferner als Hauptzufluß die Saar rechts, die Kyll, Lieser, Alf u. Elz links. Die vollständige Stromentwickelung der M. beträgt 505 km, die direkte Entfernung der Quelle von der Mündung nur 278 km. Schiffbar ist die M. für kleine Fahrzeuge von Frouard an (344 km weit), die Entfernung von der Mündung bis zur deutsch-französischen Grenze beträgt 316,4 km. Zur Hebung der Schiffahrt ist oberhalb Metz bis zur Grenze der Moselkanal erbaut worden. Auf der Strecke von Trier bis Koblenz ist die Schiffahrt wegen der vielen Krümmungen langwierig; ohne diese Krümmungen wäre sie jedoch sehr problematisch, da dieselben dem Fluß das Wasser erhalten und so die Bergfahrt gestatten. Die Moselkähne (Traubertenkähne und Bohrnachen) sind sehr stark gebaut, haben glatte, enge Böden, sind vorn spitz und hinten rund, gewöhnlich 25 m lang, 6 m breit und tragen 400—500 Doppelztr. Die Dampfschiffahrt auf der M. abwärts Trier wird von zwei Gesellschaften unterhalten und besteht seit 1840; die Versuche auf der Strecke Metz-Trier hatten wegen des geringen Wasserstandes keinen dauernden Erfolg. Die untern Stromufer sind zum Teil mit Wein bepflanzt und erzeugen die geschätzten Moselweine (s. d.). Das Moselthal gehört zu den lieblichsten Gegenden der Rheinlande; es ist reich an Ortschaften, Ruinen und geschichtlichen Erinnerungen. Die landschaftlichen Schönheiten liegen hauptsächlich zwischen Trier und Kochem. Die Moselthalbahn (Linie Trier-Koblenz der Preußischen Staatsbahn) folgt dem Flusse zunächst von Koblenz bis Kochem, schneidet dann in dem berühmten, 4216 m langen Kochemer Tunnel (Kaiser Wilhelm-Tunnel) die 22 km lange Moselserpentine »Kochemer Krampen« ab, um dann bald bei Pünderich nach rechts abzugehen und erst bei Schweich wieder in das Moselthal einzutreten. Vgl. Schlichting, Die Kanalisation der M. von Arnaville bis Metz (Berl. 1875); »Führer an der M. etc.« (3. Aufl., Trier 1883); Rutsch, Wanderungen durch die Thäler der M., Ahr und Nahe (das. 1879); Hocker, Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden (das. 1852).

Das ehemalige franz. Departement M. (5468 qkm groß), mit der Hauptstadt Metz, ging durch den Frankfurter Frieden zum großen Teil an Deutschland über, während der Rest, das Arrond. Briey, mit dem bei Frankreich verbliebenen Teil des Depart. Meurthe zu dem neuen Depart. Meurthe-et-Moselle (s. d.) vereinigt wurde. Vgl. Quépat, Dictionnaire biographique de l'ancien département de la Moselle (Paris u. Metz 1887).

Moselblümchen, s. Moselweine.

Moselbund, s. Mosellaner.

Möseler, 3486 m hoher Berg der Zillerthaler Alpen, steil abstürzend, von einem Gletscher bedeckt, schöner Aussichtspunkt, wird von Lappach im Mühlwaldthal aus bestiegen.

Moselkanal, s. Mosel.

Mosellaner (Moselbund), in Jena 1746 begründeter Studentenorden, verschmolz 1771 mit der Landsmannschaft der Oberrheiner zum Amicistenorden, der bis um 1780 blühte. Vgl. Universitäten.

Mosellanus, Petrus, eigentlich Schade, gelehrter Humanist, geb. 1493 zu Bruttig an der Mosel im Trierschen (daher auch Protegensis), gest.

19. April 1524 in Leipzig, studierte seit 1512 in Köln und Leipzig und entwickelte von 1517 an in Leipzig als Professor der griechischen und lateinischen Sprache eine bedeutende Lehrthätigkeit; Camerarius, Cruciger, Trotzendorf sind seine Schüler. Mit den Häuptern des Humanismus, Reuchlin, Erasmus, Hutten, Mutian u. a., stand er in regem Verkehr. Der Reformation gegenüber nahm er eine abwartende Stellung ein. Vgl. O. G. Schmidt, Petrus M. (Leipz. 1867).

Moselle (spr. mōsäll'), franz. Name der Mosel (s. d.).

Moselweine, Weine, welche im Moselgebiet, besonders von Trier bis Kochem, in geringerer Qualität noch bis Koblenz (um Winningen) gebaut werden. Der Weinbau nimmt etwa 5500 Hektar ein und beträgt 43 Proz. alles Weinlandes der preußischen Rheinprovinz. Die durchschnittliche jährliche Produktion beziffert sich auf 165,000 hl. Man produziert fast nur Weißweine, die stets sehr hell mit grünlichgelbem Farbenschimmer, etwas leicht, frisch, kühlend, sehr trocken und mit nur wenig Feuer, aber einem außerordentlich milden und lieblichen Aroma begabt sind. Sie besitzen mehr Säure als die Rheinweine, sind aber gesund und wohlschmeckend. Man erkennt sie an einem ganz eigentümlich leisen, aber unverkennbaren Erdgeschmack. Gewöhnlich halten sie sich nicht über 10—12 Jahre. In gewöhnlichen Jahren, wo die spät reifende Rieslingtraube nicht zu völliger Reife gelangt, wird vielfach gallisiert. Die ganz geringen Sorten werden vielfach nach Frankreich ausgeführt, nachdem sie einen Alkoholzusatz bis 16 Proz. erhalten haben. Die roten M. sind bis auf kleine Quantitäten verschwunden. Auch im Großherzogtum Luxemburg (Varmeldinger) und an der Obermosel, namentlich bei Metz und Château-Salins an der Seille, werden leichte Weine gebaut. Zu den Moselweinen erster Klasse gehören Grünhäuser, Thiergärtner und Avelsbacher bei Trier, Pisport, Neuberg und Oligsberg bei Wintrich, Brauneberg bei Dusemond, Elisenberg bei Mülheim, Bernkastel: Doktor, Lay, Steinkaul, Olk, ferner Graach mit dem Josephshof, Wehlen, Zeltingen, Ürzig, Trarbach, Enkirch (Stephansberg), Poltersdorf (Rüberberg), Kobern, Winningen ꝛc. Moselblümchen, Muskateller Mosel ꝛc. sind willkürliche Bezeichnungen für mit Holunderblüten gewürzte M. Geschätzt ist auch der moussierende Moselwein, der besonders in Koblenz und Zell fabriziert wird. Den Moselweinen entsprechen ziemlich die Saarweine (durchschnittliche jährliche Produktion 18,000 hl), welche auch unter deren Namen in den Handel kommen, aber mehr Körper und Feuer haben und in guten Jahrgängen auch hoch aromatisch sind. Die besten Saarweine sind der Wiltinger (Scharzhofsberger, Scharzberger) und der Bockstein.

Mosen, Julius, Dichter, geb. 8. Juli 1803 zu Marieney im sächs. Vogtland, gest. 10. Okt. 1867 in Oldenburg, besuchte das Gymnasium zu Plauen, studierte seit 1822 in Jena die Rechte, reiste während seiner Studienzeit nach Italien und arbeitete dann längere Zeit bei einem Sachwalter in seiner Heimat. 1831 erhielt er eine Anstellung beim Patrimonialgericht zu Kohren; 1834 ließ er sich als Advokat in Dresden nieder, wo er bald zu litterarischem Ansehen gelangte. 1844 ging er als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg. Leider ward hier schon seit 1848 seine Thätigkeit durch unheilbare Krankheit, die zuletzt in völlige Lähmung überging, unterbrochen. M. ward nach 1850 pensioniert, blieb aber bei schwerem Siechtum geistig frisch. Als Dichter trat er zuerst mit dem epischen Gedicht »Das Lied vom Ritter Wahn« (Leipz. 1831), der freien Gestaltung einer uralten italienischen Sage, hervor, welche einen tiefsinnigen Gedanken allegorisch verkörperte. Einen größern Anlauf nahm er in seinem »Ahasver« (Dresd. 1838), welcher sich durch großartige historische Anschauung, Pracht und Schwung der poetischen Bilder auszeichnete, aber dabei die Sprödigkeit der mehr philosophischen als poetischen Anlage nicht ganz überwand. In seinen »Gedichten« (Leipz. 1836, 2. Aufl. 1843) zeigte sich M. als eine zart besaitete Natur mit feinem Verständnis für das geheimste Naturleben und doch wieder von so frischer Volkstümlichkeit, daß eine Reihe balladenähnlicher Gedichte, wie »Die letzten Zehn vom vierten Regiment«, »Andreas Hofer« und »Der Trompeter an der Katzbach«, in den Mund des Volkes übergingen. Als Erzähler trat M. mit der Novelle »Georg Venlot« (Leipz. 1831), den »Novellen« (das. 1837), dem historisch-politischen Roman »Der Kongreß von Verona« (Berl. 1842, 2 Bde.) und dem reizenden, frischen und stimmungsvollen Novellenbuch: »Bilder im Moose« (Leipz. 1846, 2 Bde.) hervor. Letztere enthielten Meisterstücke voll idyllischen Hauches und zartester Färbung, wenn auch unleugbare Nachklänge der falschen Romantik in einzelne Erzählungen hineintönten. Mosens Hauptbestrebungen wandten sich inzwischen dem Drama zu. Hier aber erlag er dem verhängnisvollen Irrtum der jungdeutschen Periode, indem er meinte, das Verständnis historischer und politischer Ideen durch seine Dramen erschließen zu müssen, und benutzte dabei seine Gestalten nicht zu lebendigen Trägern, sondern zu bloßen Sprechern seiner allgemeinen Ideen und schuf auf diese Weise Stücke, in denen das rhetorische Element die dramatischen Gestalten weit überwog, als: »Heinrich der Finkler« (Leipz. 1836); »Cola Rienzi«, »Die Bräute von Florenz«, »Wendelin und Helene«, »Kaiser Otto III.« (diese vier gesammelt als »Theater«, Stuttg. 1842), die letztgenannte Tragödie war die bedeutendste. In spätern Dramen: »Don Johann von Österreich«, »Herzog Bernhard« (Leipz. 1855), »Der Sohn des Fürsten« (Oldenb. 1858), versuchte M. seine Rhetorik durch äußerliche theatralische Effekte auszugleichen. Noch ist das geistvolle Werkchen »Die Dresdener Gemäldegalerie« (Dresd. 1844) zu erwähnen. Mosens »Sämtliche Werke« erschienen in 8 Bänden (Oldenb. 1863); eine neue vermehrte Ausgabe mit Biographie gab sein Sohn heraus (Leipz. 1880, 6 Bde.). Vgl. Mosens »Erinnerungen«, fortgeführt und herausgegeben von M. Zschommler (Plauen 1893); »Julius M., eine biographische Skizze« (Oldenb. 1878).

Mosenthal, Salomon Hermann von, dramatischer Dichter, geb. 14. Jan. 1821 in Kassel, gest. 17. Febr. 1877 in Wien, israelitischer Abkunft, studierte in Marburg, kam als Erzieher nach Wien, ward 1850 Offizial im Unterrichtsministerium und erhielt bald darauf die Bibliothekarstelle daselbst. 1871 wurde er durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den österreichischen Ritterstand erhoben. M. trat als Dramatiker zuerst mit dem Schauspiel »Deborah« (Pest 1849, 6. Aufl. 1890) auf, dessen ungemeiner Erfolg seinen spätern Dramen: »Cäcilia von Albano« (das. 1851), »Der Sonnenwendhof« (Leipz. 1857, 3. Aufl. 1875), »Düweke« (das. 1860), »Die deutschen Komödianten« (das. 1863), »Das gefangene Bild« (Stuttg. 1858), »Pietra«, Tragödie (Leipz. 1865), »Der Schulz von Altenbüren«, Volks-

schauspiel (Leipz. 1868), »Isabella Orsini«, Drama (das. 1870), »Maryna«, historisches Drama (das. 1871), »Die Sirene«, Komödie (das. 1875), sowie den als Manuskript gedruckten Stücken: »Ein deutsches Dichterleben« (Bürger und Molly, 1850), »Gabriele von Precy«, »Lambertine« u. a. rasche Aufnahme bei den Bühnen verschaffte. Sämtliche Mosenthalsche Dramen sind durch theatralisches Geschick und effektvolle Höhepunkte ausgezeichnet, aber psychologisch unwahr und äußerlich rhetorisch. M. schrieb außerdem zahlreiche Operntexte (unter andern zu Nicolais »Lustigen Weibern von Windsor«, Kretschmers »Folkungern«, Goldmarks »Königin von Saba«) und gab »Gedichte« (Wien 1847) und »Gesammelte Gedichte« (das. 1866) heraus. Seine »Gesammelten Werke« erschienen Stuttgart 1877—78 in 6 Bänden.

Moser, 1) Johann Jakob, einer der fruchtbarsten Publizisten Deutschlands, geb. 18. Jan. 1701 in Stuttgart, gest. 30. Sept. 1785, studierte in Tübingen und wurde schon 1720 Professor der Rechte daselbst, ging 1721 nach Wien, wo er jedoch die gehoffte Anstellung nicht erhielt, da er sich nicht zum Übertritt zur katholischen Kirche entschließen konnte, ward 1726 als Regierungsrat nach Stuttgart berufen und 1727 als ordentlicher Professor der Rechte bei der Universität in Tübingen angestellt. Streitigkeiten mit der Zensur bewogen ihn aber 1732 zur Niederlegung der Lehrstelle und zum Wiedereintritt in das Regierungskollegium, aus dem er 1736 abermals austrat, um einem Rufe als preußischer Geheimrat, Direktor der Universität und Ordinarius der Juristenfakultät nach Frankfurt a. O. zu folgen. Auch dieses Verhältnis löste sich jedoch nach mehrfachen Differenzen mit König Friedrich Wilhelm I. schon 1739 wieder, und M. lebte nun acht Jahre lang zu Ebersdorf im reußischen Vogtland, seine Zeit schriftstellerischer Thätigkeit widmend. 1747 trat er als Geheimrat und Chef der Kanzlei in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Homburg. Schon 1749 aber war er wieder in Hanau, wo er eine »Staats- und Kanzleiakademie« gründete, endlich 1751 Landschaftskonsulent in Stuttgart. Nachdem er acht Jahre lang unter beständigen Kämpfen gegen den die Landesrechte mit Füßen tretenden Herzog Karl Eugen in dieser Stellung zugebracht, ward er nach der Ablehnung einer neuen Geldforderung des Herzogs als angeblicher Verfasser der gegen denselben gerichteten Schriften vom Herzog selbst (1759) im Audienzsaal verhaftet und fünf Jahre lang auf der Bergfestung Hohentwiel in harter Gefangenschaft gehalten. Erst 1764 befreiten den Unschuldigen, der eine Entlassung unter ehrenrühriger Bedingung standhaft verworfen hatte, die Fürsprache Friedrichs d. Gr. beim Kaiser und ein reichshofrätlicher Befehl. Der Herzog erklärte M. nun zwar für schuldlos und setzte ihn wieder in sein Amt als Landschaftskonsulenten ein; doch nahm M. seitdem wenig und seit 1770 fast gar keinen Anteil mehr an den Geschäften, sondern widmete den Rest seines Lebens bloß schriftstellerischer Thätigkeit. 1885 wurde seine Büste, von Kopp modelliert, in Stuttgart aufgestellt. Das bedeutendste Werk unter seinen 500 Bände umfassenden Schriften ist sein »Deutsches Staatsrecht« (Nürnb. 1737—54, 50 Bde. nebst 2 Supplementbänden und 1 Bd. Register). Außerdem sind zu erwähnen: »Neues deutsches Staatsrecht« (Stuttg. u. Frankf. 1766—75, 21 Bde., und Zusätze, 1781—82, 3 Bde.); »Deutsches Staatsarchiv« (Hanau u. Frankf. 1751—57, 13 Bde.); »Grundriß der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches« (7. Ausg., Tübing. 1754). Auch schrieb er seine »Lebensgeschichte« (3. Aufl., Frankf. u. Leipz. 1777—83, 4 Bde.). Vgl. Schmid, Das Leben J. J. Mosers (Stuttg. 1868); Herm. Schulze, J. J. Moser, der Vater des deutschen Staatsrechts (Leipz. 1869); Wächter, Joh. Jak. Moser (Stuttg. 1885); Adam, J. J. Moser als württembergischer Landschaftskonsulent (das. 1887).

2) Friedrich Karl, Freiherr von, ebenfalls staatsrechtlicher Schriftsteller, ältester Sohn des vorigen, geb. 18. Dez. 1723 in Stuttgart, gest. 10. Nov. 1798 in Ludwigsburg, studierte in Jena die Rechte, trat mit dem Vater 1747 in hessen-homburgische Dienste und folgte ihm nach Hanau als Gehilfe und Lehrer an dessen Staats- und Kanzleiakademie. Er übernahm dann einen gesandtschaftlichen Posten von Hessen-Darmstadt, später einen ähnlichen von Hessen-Kassel, trat 1766 in den österreichischen Staatsdienst und ward im folgenden Jahre Reichshofrat in Wien, auch vom Kaiser in den Reichsfreiherrenstand erhoben und führte 1770 die Verwaltung der kaiserlichen Herrschaft Falkenstein. 1772 ward er dirigierender Minister und Kanzler in Hessen-Darmstadt. 1780 auf seinen Antrag entlassen, wurde er mit Prozessen verfolgt, bis endlich der neue Großherzog, Ludwig I., das Verfahren niederschlug und M. wenigstens teilweise Entschädigung für die zugefügten Verluste bot. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts« (Frankf. 1751—65, 12 Bde.); »Sammlung von Reichshofratsgutachten« (das. 1752—69, 6 Bde.); »Sammlung der neuesten und wichtigsten Deduktionen in deutschen Staats- und Rechtssachen« (Ebersd. 1752—64, 9 Bde.); »Patriotisches Archiv« (Frankf. u. Leipz. 1784—90, 12 Bde.); »Neues patriotisches Archiv« (Mannh. 1792—94, 2 Bde.); »Luthers Fürstenspiegel« (Frankf. 1783; neue Ausg. von Meyer, das. 1834); »Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit« (das. 1759, 3. Aufl. 1763). Sein Leben beschrieben Herm. v. Busche (Stuttg. 1846), A. Baumstark (das. 1846) u. Ledderhose (Volksschrift, Heidelb. 1871).

3) Wilhelm Gottfried von, Forstmann, geb. 27. Nov. 1729 in Tübingen, gest. 31. Jan. 1793 in Ulm, studierte in Halle und Tübingen, wurde 1757 württembergischer Expeditionsrat, dann Forstrat in der Grafschaft Hanau, darmstädtischer Oberforstmeister, 1772 Jägermeister und 1786 fürstlich taxisscher Kammerpräsident in Ulm. M. war der Begründer der forstlichen Systemkunde. Er schrieb: »Grundsätze der Forstökonomie« (Frankf. 1757) und gab das »Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft ꝛc.« (das. 1788—95, 17 Bde.; fortgesetzt von Gatterer) heraus.

4) Gustav von, Lustspieldichter, geb. 11. Mai 1825 in Spandau als der Sohn eines Majors, wurde im Berliner Kadettenkorps für die Militärlaufbahn erzogen, quittierte 1856 als Offizier in Görlitz den Militärdienst und wurde Landwirt auf seinem Gute Holzkirch bei Lauban in Schlesien. Seinen ersten dramatischen Versuch machte M. schon als Offizier mit dem Lustspiele »Der Husar« (späterer Titel: »Eine Frau, die in Paris war«), welches 1856 mit Erfolg in Görlitz aufgeführt wurde. Da er in der Landwirtschaft keine Befriedigung fand, widmete er sich, vom Possendichter David Kalisch ermuntert, ausschließlich der Litteratur. Von seinen zahlreichen (gegen 100) mit frischem Humor entworfenen und

durch eine gewisse Keckheit der Erfindung ausgezeichneten, übrigens ohne jeden poetischen und litterarischen Anspruch rein auf die theatralische Unterhaltung abzielenden Stücken, die fast sämtlich gute Aufnahme fanden, nennen wir: »Er soll dein Herr sein!« (1860), »Wie denken Sie über Rußland?« (1861), »Ein moderner Barbar« (1861), »Kaudels Gardinenpredigten« (1871), »Aus Liebe zur Kunst« (1873), »Das Stiftungsfest« (1873), »Ultimo« (1874), »Der Veilchenfresser« (1876), »Mädchenschwüre« (1877), »Der Bibliothekar« (1878), »Der Hypochonder« (1878), »Der Registrator auf Reisen« (mit L'Arronge, 1879), »Krieg im Frieden« (mit v. Schönthan, 1881), »Unsre Frauen« (mit v. Schönthan, 1882), »Reif Reiflingen« (mit demselben, 1882), »Die Amazone« (1889), »Die neue Gouvernante« (1891), »Fräulein Frau« (1892), »Blaues Blut« (1893), »Der sechste Sinn« (mit Rob. Misch, 1893), »Militärfromm« (mit J. von Trotha, 1893). Von einer Sammlung seiner »Lustspiele« erschienen bisher 21 Bände (Berl. 1873–95).

5) Julius, Bildhauer, geb. 14. Juni 1832 in Berlin, bildete sich auf der dortigen Akademie und bei Aug. Fischer und Drake und machte 1857 und 1858 Studienreisen nach Rom und Paris. Seine Statuen und Gruppen religiösen, mythologischen und allegorischen Inhalts zeichnen sich durch edle Formenbildung aus, während sich in seinen Porträtbüsten und -Statuen ein lebendiges Naturgefühl bei schlichtrealistischer Auffassung kundgibt. Seine Hauptwerke sind: das Denkmal des Cornelius de Greiff in Krefeld, des Wohltäters der Stadt, die sitzende Sandsteinfigur der Kunsttechnik an der Außenseite der Nationalgalerie, die kolossale Statue eines segnenden Christus für die Dreifaltigkeitskirche zu Berlin (1875), das Kriegerdenkmal für Naumburg, die kolossalen Bronzestatuen Friedrich Wilhelms I. und III. am Hauptportal der Kadettenanstalt zu Lichterfelde bei Berlin, die Gruppe der Fischerei für die Belle-Alliancebrücke, die Marmorgruppe eines Amor, dem eine Nymphe die Waffen raubt, ein Chamissodenkmal für Berlin (1888), Psyche (nach Heine), eine Bacchantin, Pan und Amor und Nymphe, von Amor überrascht (1893).

Möser, 1) Justus, deutscher Publizist, geb. 14. Dez. 1720 in Osnabrück, wo sein Vater Kanzleidirektor war, gest. 8. Jan. 1794, studierte 1740–42 in Jena und Göttingen die Rechte, erhielt 1742 in seiner Vaterstadt das Amt eines Sekretärs der Landstände und wurde zwei Jahre später dort Rechtsanwalt. Er zeichnete sich durch redlichen Freimut und besonders durch energisches Auftreten gegen die Willkürlichkeiten des damaligen Statthalters von Osnabrück so aus, daß er zum Advocatus patriae, d. h. zum Anwalt des Staates in Rechtsstreitigkeiten, ernannt wurde. Seit 1755 vertrat er zugleich als Syndikus die Rechte der Ritterschaft. Die schwere Heimsuchung des Bistums Osnabrück durch den Siebenjährigen Krieg wurde durch Mösers kluges und festes Verhalten in ihren Folgen erheblich gemildert. 1763 nach London geschickt, um die Zahlung der englischen Subsidiengelder für die Alliierten zu betreiben, bewährte M. auch hier sein hohes staatsmännisches Geschick, und zugleich eignete er sich damals eine gründliche Kenntnis der englischen Institutionen und des britischen Volkscharakters an. Als der König Georg III. seinen minderjährigen Sohn Friedrich zum Bischof des ihm 1761 zugefallenen Stifts Osnabrück ernannte, wurde M., der 1768 zum Geheimen Referendar ernannt wurde, bis 1783 die Seele der gesamten Landesverwaltung. Seine einflußreiche Thätigkeit hatte mit ungemeinen, in den eigentümlichen Verhältnissen von Osnabrück begründeten Schwierigkeiten zu kämpfen. In dem kleinen Ländchen, wo sich mehr als irgend anderswo Reste altgermanischen Lebens in Verfassung und Volkssitte erhalten hatten, fand sich ein seltsames Gemisch von Freiheiten und Einschränkungen des öffentlichen Wesens, und gerade die Eigentümlichkeit dieser Zustände war es, welche Mösers politische Einsicht zu einer Höhe gelangen ließ, auf der er geradezu alle seine deutschen Zeitgenossen überragte. M. war eine Persönlichkeit von kerngesundem Schlag, stark und groß von Gestalt, humoristisch und voll festen Ernstes, treuherzig und Vertrauen weckend, ein deutscher Mann im besten Sinne des Wortes. Als Schriftsteller nimmt er im Fach der Publizistik und Geschichtschreibung eine hervorragende Stellung ein. Er begründete 1766 die »Wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter«, welche von ihm bis Mitte 1782 geleitet, bis 1792 mit Beiträgen ausgestattet wurden. Aus den für diese Zeitschrift verfaßten Abhandlungen stellte er 1774 eine Auswahl unter dem Gesamttitel: »Patriotische Phantasien« (4. Aufl., hrsg. von seiner Tochter J. v. Voigt, Berl. 1820, 4 Bde.; neue Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von R. Zöllner, Leipz. 1871, 2 Bde.) zusammen. Diese Aufsätze sind in ihrer Mehrheit unvergleichliche Muster populärer Behandlung der verschiedenartigsten Gegenstände, kleine Meisterwerke voll klarer Gedankenfülle, humoristischer Laune, psychologischen Tiefblicks, politischer und volkswirtschaftlicher Weisheit, gründlichen Wissens und sittlichen Ernstes. Zugleich bekunden die kleinen Abhandlungen ein entschieden künstlerisches Talent ihres Verfassers, wie denn M. auch durch seine gegen Gottsched gerichtete Abhandlung »Harlekin, oder Verteidigung des Grotesk-Komischen« in dem Aufsatz »Über die deutsche Sprache und Litteratur« sehr helle ästhetische Einsichten an den Tag legt. Am bewundernswürdigsten erscheint er jedoch in der Klarheit und dem divinatorischen Tief- und Scharfblick seiner volkswirtschaftlichen und politischen Überzeugungen. Der Einfluß, den er als gelehrter und zugleich echt populärer Schriftsteller geübt hat, war außerordentlich und wirkt noch jetzt nach. Mitten in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges und seinen mühseligen Geschäften entwarf er seine ausgezeichnete »Osnabrückische Geschichte« (Osnabr. 1768, 2 Bde.; 2. umgearb. Aufl., Berl. 1780; 3. Aufl. 1819). Auch als Dichter hat sich M. versucht, doch zeigt er in seinem Trauerspiel »Arminius« (Hannov. 1749) sich noch gänzlich in der Enge Gottschedscher Ästhetik befangen. Am 12. Sept. 1836 wurde ein Denkmal Mösers (von Drake) in seiner Vaterstadt aufgestellt. Die sämtlichen Werke Mösers gab Abeken in 10 Bänden (Berl. 1842–44, neue Ausg. 1858) heraus. Vgl. Nicolai, Leben Justus Mösers (Berl. 1797, neue Ausg. als 10. Bd. von Mösers Werken); Kreyssig, Justus M. (das. 1857); Rupprecht, J. Mösers soziale und volkswirtschaftliche Anschauungen (Stuttg. 1892).

2) Albert, lyrischer Dichter, geb. 7. Mai 1835 in Göttingen, studierte daselbst klassische Philologie und ward dann Lehrer der alten Sprachen an der Krauseschen Lehr- und Erziehungsanstalt zu Dresden, wo er noch jetzt als Professor am Wettiner Gymnasium wirkt. Wir besitzen fünf größere Gedichtsammlungen von M.: »Gedichte« (Leipz. 1865; 3. Aufl., Hamb. 1890), »Nacht und Sterne« (Halle 1872), »Schauen

und Schaffen« (Stuttg. 1881), »Singen und Sagen« (Hamb. 1889), »Aus der Mansarde« (Brem. 1893). In ihnen allen offenbart sich eine tiefe, von Schopenhauer und Darwin beeinflußte Weltanschauung und eine eigenartige Auffassung vom Wesen der Schönheit. Ein Meister der Form im Sinne der Platenschen Verskunst, hat der an Petrarca, Camões u. Hölderlin herangebildete Dichter insbes. im Sonett und in der Ode Bemerkenswertes geschaffen. Der elegische Grundzug beherrscht alle seine Dichtungen. Aus dem Vlämischen übersetzte M. die »Idyllen« (Berl. 1893) und »Neue Idyllen« (Leipz. 1895) von Pol de Mont (s. d.). Außerdem schrieb er die geschichtliche Skizze »Das Dresdener Hoftheater 1862—69« (Dresd. 1869) und »Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich« (Berl. 1890).

Mosersche Bilder, s. Hauchbilder.

Moses (in der Bibel als »aus dem Wasser gezogen« gedeutet, anklingend an das ägyptische mesu, »Kind«), der Befreier der Israeliten aus Ägypten und ihr Gesetzgeber, der Sohn Amrams und der Jochebed aus dem Stamm Levi, geb. um 1350 v. Chr. in Ägypten zu einer Zeit, wo der Druck der Pharaonen schwer auf seinem Volke lastete. Herkunft und Bedeutung seines Namens sind bis zur Stunde noch nicht sicher ermittelt. Jedenfalls nahm er teil an der ägyptischen Bildung; aber zum Religionsstifter ist er erst auf der Halbinsel des Sinai ausgereift, wo er Zipora, die Tochter des Hirtenfürsten von Midian, Jethro, heiratete. Ohne Zweifel ist es sein Werk, daß das Volk Israel, welches in Ägypten den hier üblichen Gottesdiensten zufiel, der weltgeschichtliche Träger des einheitlichen Gottesgedankens geworden ist. Bereits 80 Jahre alt, begab er sich nach Ägypten, wo er allmählich als Gesandter und Prophet des Einen Gottes bei seinem Volke Anerkennung fand und es zum Auszug aus Ägypten bewog. Zunächst führte es M. wieder zum Berg Sinai, wo die feierliche Kundgebung des Gesetzes (d. h. zunächst des Dekalogs) und die Bundesstiftung, vielleicht auch bereits die Errichtung der Stiftshütte stattfand. Erst nach Jahresfrist brach er vom Sinai auf. Schon hatte der Zug der Israeliten die Grenzen des verheißenen Landes erreicht, als sich M. teils durch neue Gärungen und neuen Unglauben des Volkes, teils aber auch durch den erfolgreichen Widerstand der Edomiter und Moabiter genötigt sah, das Volk in die Wüste zurückzuführen. 40 Jahre eines mühseligen Umherziehens in derselben, während welcher alle, die im Mannesalter aus Ägypten gezogen waren, starben, machten das Volk kriegstüchtig. Dann näherte er sich zum zweitenmal dem Lande der Verheißung, welches er aber persönlich nicht mehr betreten sollte. Er starb auf dem Berg Nebo in Peräa jenseit des Jordans, von dem aus er das Gelobte Land überschaute, nach biblischem Bericht 120 Jahre alt. Die Vorstellung von dem gehörnten Haupt M.', mit dem ihn die Maler abbildeten, beruht auf einer falschen Übersetzung der Vulgata von der Stelle 2. Mos. 34, 29, wo die hebräischen Worte bloß bedeuten: sein Antlitz leuchtete. Als M. nämlich vom Sinai zurückkam, hatte er ein so glänzendes Angesicht, daß niemand es ansehen konnte; daher trug er jederzeit ein Tuch über seinem Haupte (Decke M.'). Über die ihm zugeschriebenen mosaischen Bücher s. Pentateuch; über seine Gesetzgebung s. Judentum. Vgl. Lauth, M. der Ebräer (Münch. 1869); Derselbe, Moses Hosarsyphos (1879); Schöbel, Le Moïse historique et la rédaction mosaïque du Pentateuque (Par. 1875); Baum, M., sein Leben, Streben und Wirken (2. Aufl., Leipz. 1885); H. Weiß, M. und sein Volk (Freiburg 1885); Rawlinson, M., his life and times (Lond. 1887).

Moses und die Propheten haben, s. Moos.

Moses von Chorene, armen. Geschichtschreiber, s. Armenische Sprache und Litteratur.

Moshaisk (spr. moschá-, fälschl. Mojaisk), Kreisstadt im russ. Gouv. Moskau, an der Mündung der Moshaika in die Moskwa und an der Eisenbahn Moskau-Brest-Litowsk, hat Handel mit Getreide und Holzwaren und (1889) 4640 Einw. Johann der Grausame erbaute hier 1541 eine starke Festung, deren Ruinen jetzt einen Hauptschmuck der Stadt bilden.

Mosheim, Johann Lorenz von, berühmter deutscher Theolog, geb. 9. Okt. 1694 in Lübeck, gest. 9. Sept. 1755 in Göttingen, studierte in Kiel, wo er 1719 Beisitzer in der philosophischen Fakultät ward, folgte 1723 einem Rufe als Professor der Theologie nach Helmstedt und wurde 1726 auch Konsistorialrat und Abt zu Marienthal sowie 1727 zu Michaelstein und 1747 erster Professor der Theologie und Kanzler der Universität zu Göttingen. Er gab der Kirchengeschichte zuerst eine pragmatische Gestalt. Hierher gehören die Werke: »Institutiones historiae ecclesiasticae« (Helmst. 1755; deutsch von J. v. Einem, Leipz. 1769—78, 9 Bde., und von Schlegel, Heilbr. 1786—96, 7 Bde.); »Institutiones historiae christianae majores« (1. Abt., 2. Aufl., Helmst. 1763); »De rebus Christianorum ante Constantinum M. commentarii« (das. 1753); »Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes« (neue Aufl., Altona 1767, 2 Bde.) und der »Versuch einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte« (Helmst. 1746—48, 2 Bde.). Seiner »Sittenlehre der Heiligen Schrift« (4. Aufl., Helmst. 1753—61, 5 Bde.; fortgesetzt von Miller, 6.—9. Tl., 1762—70) fehlte es an systematischem Plan. Auch in der Kanzelberedsamkeit (s. d.) machte er durch seine »Heiligen Reden« (4. Aufl., Hamb. 1765, 3 Bde.) Epoche. Vgl. Ehrenfeuchter in »Göttinger Professoren« (Gotha 1872).

Mösien (lat. Moesia, bei den Griechen auch Mysia), röm. Provinz im S. der untern Donau, erstreckte sich zwischen dieser und dem Hämus (Balkan) von der Mündung des Savus (Save) in die Donau bis an das Schwarze Meer und entsprach also ungefähr dem heutigen Serbien und Bulgarien. In den ältesten Zeiten saßen dort die thrakischen Stämme der Triballer, Krobyzen, Myser und Geten, neben denen um 300 v. Chr. der keltische Stamm der Skordisker sich niederließ. Die Römer kamen zuerst 75 v. Chr. mit ihnen in feindliche Berührung, eroberten dann 29 Ober- und 15 Untermösien und vereinigten es mit der Provinz Makedonien. Unter Tiberius hatte M., nun eigne Provinz, viel von den nördlicher wohnenden Daciern und Sarmaten zu leiden. Domitian teilte M. in Moesia superior (Ober-) und inferior (Unter-M.); die Grenze bildete der Fluß Ciabrus (Zibritza). Zu Untermösien wurde 57 n. Chr. der Küstenstrich am Schwarzen Meer bis über den Tyras hinaus und durch Trajan das heutige Rumänien östlich des Alutus (Oltu), zu Obermösien, das im Süden bis auf Diokletian auch Dardanien umfaßte, das westliche Dacien zwischen Donau und Maros geschlagen. 270 zwangen die Goten den Kaiser Aurelian, ihnen Dacien zu überlassen. Kaiser Valens wies 375 den von den Hunnen bedrängten Westgoten Sitze in M. an. Dann kamen im 5.—7. Jahrh. die Slawen

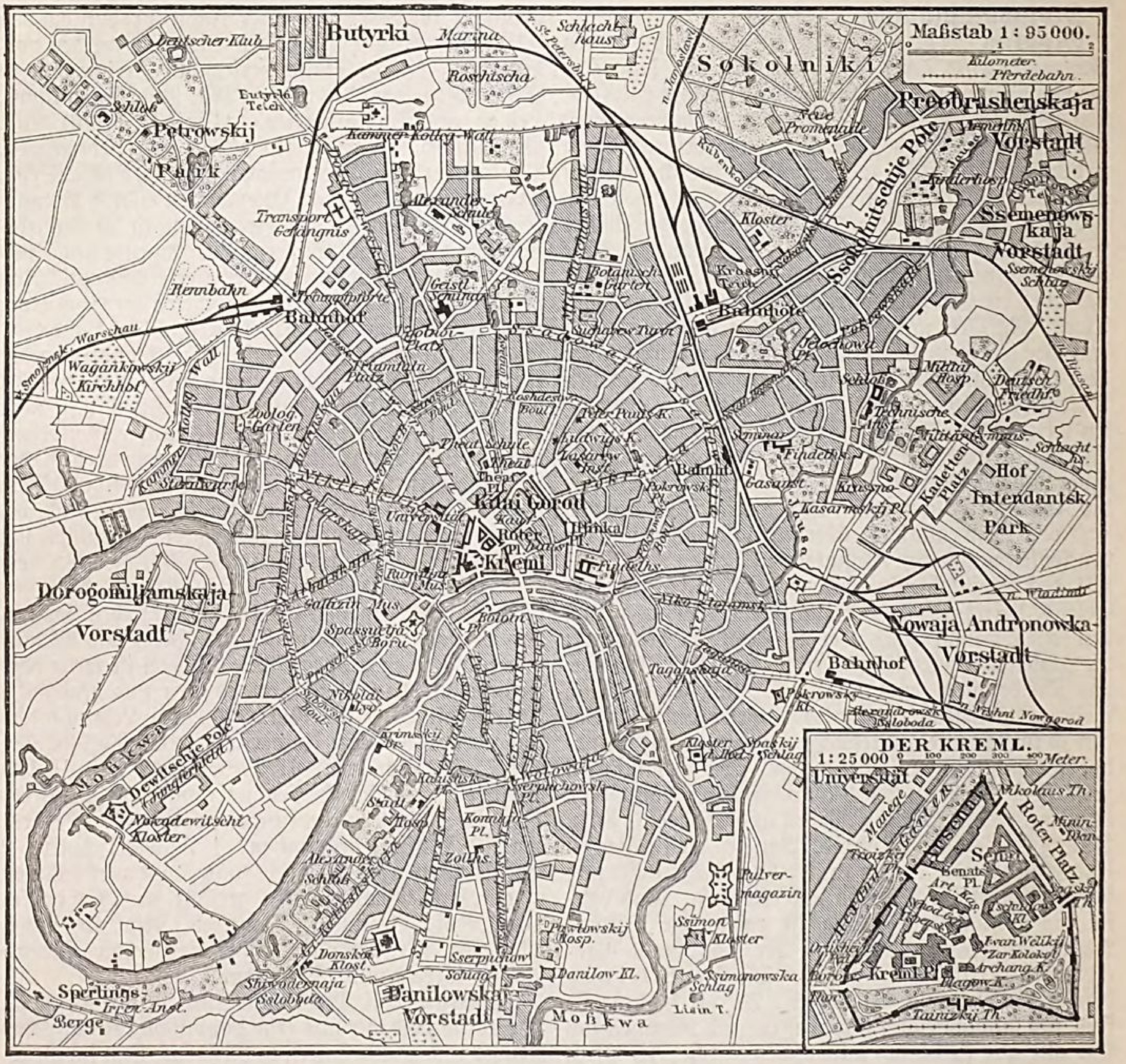
und setzten sich vorzüglich in Obermösien fest, und endlich nahmen das Land die Bulgaren ein, von denen dasselbe noch jetzt größtenteils bewohnt wird. Unter den Städten sind in Obermösien Viminacium (Kostolatz), Singidunum (Belgrad), Naissus (Nisch) und Ratiaria (Artscher), in Niedermösien Tomis (Küstendsche), Öscus (Gigen), Novä (Swischtow), Durostorum (Silistria) an der Donau, Nicopolis ad Hämum (Ruinen bei Nikup), Marcianopolis (Dewna) im Innern zu nennen.

Mositwatunjafälle, s. Sambesi.

Moskau (Moskwa), russ. Gouv., wird von den Gouvernements Twer, Wladimir, Rjasan, Tula, Kaluga und Smolensk umschlossen und umfaßt ein Areal von 33,304 qkm (604,8 QM.). Das Gouvernement bildet seiner Oberfläche nach eine von niedrigen Hügeln und steilen Flußufern unterbrochene, im allgemeinen nach SO. abfallende, wellenförmige Ebene von 150—250 m Meereshöhe und gehört in geognostischer Hinsicht zum Steinkohlensystem. Es bildet die Mitte des sogen. moskauischen Steinkohlenbassins, welches sich über die Gouvernements Rjasan, Kaluga, Tula, Twer, M., Orel und Nishnij Nowgorod erstreckt und von hier in einem über 1000 km langen Streifen sich über die Städte Bjeschezk und Kargopol bis an den Mesenschen Meerbusen hinzieht. Außer der genannten treten in M. die Juraformation, in einem breiten Streifen zu beiden Seiten der St. Petersburg-Moskauer und der Moskau-Rjasanschen Eisenbahn, sowie die Kreideformation auf. Alle ältern Formationen sind von Schwemmland überdeckt und treten nur bei den steilen und hohen Flußufern zu Tage. Der Bergkalk des Steinkohlensystems, in drei Schichten auftretend, liefert gesuchtes Baumaterial (darunter auch den sogen. kolomenschen oder moskauischen Marmor); die Innenbildungen liefern Lehm- und Porzellanerde, das Kreidesystem endlich gute Trottoirsteine. Auch mehrere eisenhaltige Quellen sind vorhanden. Der Boden ist im allgemeinen lehmig; Schlamm- und Sandboden kommt an den Flüssen vor. Das Gesamtareal zerfällt in 39 Proz. Wald (vorherrschend Nadelholz), 34 Proz. Äcker, 22 Proz. Wiesen und Weiden, 5 Proz. Sümpfe u. sonstiges Unland. Von den vielen Flüssen sind schiffbar: die Wolga (auf 10 km Grenzfluß) und deren Nebenflüsse Schoscha und Moskwa. Das vollständig kontinentale Klima ist rauh, die mittlere Jahrestemperatur beträgt in der Hauptstadt 4,47° (Januar —10, Juli +19,2°). Die Bevölkerung betrug 1891: 2,336,187 Seelen, 70 auf 1 qkm; sie sind fast ausschließlich Großrussen und bekennen sich fast alle zur griechisch-katholischen Kirche; 10 Proz. derselben sollen Raskolniken sein. Protestanten, Römisch-Katholische, Juden, Mohammedaner und Armenier machen zusammen kaum 1 Proz. aus. Die Zahl der Eheschließungen war 1889: 27,340, der Geburten 85,147, der Sterbefälle 77,752. Der Ackerbau deckt auch in den besten Erntejahren noch nicht einmal den Bedarf der Landbevölkerung. Die Getreideernte lieferte 1893: 2,9 Mill. hl Roggen, $2\frac{3}{5}$ Mill. hl Hafer, 226,000 hl Gerste. Weizen wird fast gar nicht gebaut. An Kartoffeln wurden $5\frac{1}{2}$ Mill. hl geerntet. Mehr entwickelt ist der Anbau von Gemüsen wie von Stachel-, Johannis- und Himbeeren. In großem Maßstabe wird der Zwiebel- und der Kohlbau in einigen Kreisen betrieben. Der Viehstand, gleichfalls den innern Bedarf nicht deckend, betrug 1888: 291,045 Pferde, 245,530 Stück Hornvieh, 233,120 Schafe, 28,282 Schweine. Die Pferdezucht (berühmt sind die Stutereien von Wojeikow, Tscherkassow, Golochwastow, Scheremetjew etc.) ist etwas zurückgegangen. In industrieller Hinsicht nimmt M. den ersten Platz unter allen Gouvernements der Monarchie ein. Der Produktionswert sämtlicher 1737 Etablissements beträgt annähernd 246 Mill. Rubel. In erster Linie steht die Fabrikation in Baumwolle (1890 gab es 21 Spinnereien und 147 Webereien mit einer Produktion für über 61 Mill. Rub.) und Wolle (31 Spinnereien, 45 Tuchfabriken und 139 Fabriken für Wollen- und gemischte Gewebe, mit einer Jahresproduktion von $32\frac{1}{2}$ Mill. Rub.). In beiden Branchen werden vorherrschend billige Stoffe verfertigt. Ferner gibt es Seidenwebereien (146 mit $8\frac{1}{4}$ Mill. Rub. Produktion), Leinen- und Tuchfärbereien (141 mit $41\frac{1}{2}$ Mill. Rub. Produktion), Fabriken für Leder und Lederwaren, Papier, Teppiche, Strumpfwaren, Talg, Lichte, Seife, Chemikalien, Maschinen, Eisenwaren, endlich Brennereien, Ziegeleien etc.; weniger wichtig ist die Fabrikation von Gold- und Silbersachen, Fayence und Leinwand. Die Großindustrie konzentriert sich hauptsächlich in der Hauptstadt M., dagegen spielen im Gouvernement selbst die von den Bauern neben ihrer Landwirtschaft betriebenen Hausindustrien u. Wandergewerbe eine wichtige Rolle. Nicht weniger als 62,000 Familien befassen sich mit hausindustriellen Arbeiten, d. h. über 30 Proz. aller Haushaltungen des ganzen Gouvernements. Der Verarbeitung von Rohstoffen, d. h. der Hausindustrie im engern Sinne, liegen 140,000 Personen ob, deren Verdienst auf ca. $7\frac{1}{2}$ Mill. Rub. berechnet wird, während der Wert ihrer Produktion sich auf 38 Mill. Rub. belaufen soll. Mit den Wandergewerben sind 40,000 Arbeiter beschäftigt, die einen jährlichen Verdienst von 4 Mill. Rub. erwerben. Hauptsächlich werden die Web-, Thon-, Holz- und Metallwarenindustrien gepflegt. Die Weberei ist mehr oder weniger in allen Kreisen anzutreffen und produziert jährlich für ca. $13\frac{1}{2}$ Mill. Rub. An Lehranstalten bestanden 1889: eine Universität, 1027 Volksschulen mit 71,792 Schülern, 61 Mittelschulen mit 16,103 Schülern, 2 geistliche Seminare mit 888 Schülern, 7 Lehrer- und Lehrerinnenseminare mit 1098 Lernenden, 2 Militärlehranstalten, 4 Feldscherschulen, 2 Handelsschulen, 8 technische und Handwerkerschulen u. a. Das Gouvernement zerfällt in 13 Kreise: Bogorodsk, Bronnizy, Dmitrow, Klin, Kolomna, Moshaisk, M., Podolsk, Rusa, Serpuchow, Swenigorod, Wereja und Wolokolamsk.

Moskau (russ. Moskwa, franz. Moscou, engl. Moscow), die alte und erste Hauptstadt des russischen Reiches und zweite kaiserliche Residenz, liegt im gleichnamigen Gouvernement, an der Moskwa, in welche hier die Jausa mündet, 142 m ü. M., unter 55° 45' nördl. Br. und 37° 37' östl. L. v. Gr., bedeckt ein Areal von 73 qkm und besteht aus vier Hauptteilen: dem Kreml und dem ehemals sogen. Kitai Gorod (»Chinesenstadt«), Bjeloigorod (»weiße Stadt«) und Semljanoi Gorod (»Erdstadt«), welchen sich nach allen Richtungen hin weit ausgedehnte, ehemalige Vorstädte anschließen. Der Kreml war und ist auch jetzt noch für M., was das Kapitol für Rom war; in ihm gipfeln alle Reminiszenzen der Vergangenheit. Für den rechtgläubigen Russen ist er, wie Kiew, ein heiliger Wallfahrtsort, zu dessen Reliquien jährlich Tausende von Frommen aus dem weiten Reiche pilgern. Durch seine hohen, zinnengekrönten und turmgeschmückten Mauern führen fünf Thore (darunter das Erlöserthor, »Spaskija Warota«, mit einem wunderthätigen

Heiligenbild, vor dem auch jeder Fremde das Haupt entblößen muß) ins Innere, welches von kirchlichen Bauten, Palästen, Staatsgebäuden u. großen Plätzen bedeckt ist. Die bemerkenswertesten Gebäude sind: Der Uspenskij Sabor (die Mariä-Himmelfahrtskathedrale), 1326 unter Johann Kalita aus Holz erbaut, 1475—79 vom Baumeister Fioraventi aus Bologna von neuem in Stein aufgeführt, halb in byzantinischem, halb in tatarischem Stil. Sie birgt ebenso wie die folgenden Kirchen eine Menge Reliquien, ist mit alten Fresken, mit von Edelsteinen bedeckten Heiligenbildern, Mosaiken und verschiedenen Kostbarkeiten überfüllt und dient seit ihrem Bestehen als Krönungskirche der russischen Zaren sowie als Grabstätte der Metropoliten von M. Ihr gegenüber steht der Archangelskij Sabor (Kathedrale des Erzengels Michael), 1333 errichtet, 1505 von dem Mailänder A. Novi umgebaut, mit den Gräbern der russischen Zaren von Johann Kalita bis Johann Alexejewitsch (gest. 1696), dem Bruder Peters d. Gr. Den höchsten Punkt des Kremls krönt der Blagowjeschtschenski Sabor (Kathedrale der Verkündigung Mariä), 1489 erbaut, nach einem Brande 1554 neugebaut und 1863—67 restauriert, mit neun Kuppeln. Die Kirche Spaß na Ború (des »Heilands im Walde«, 1330 aus Stein neuerbaut) wird als älteste aller Kirchen betrachtet. Bemerkenswert ist der 1600 von Boris Godunow erbaute, 82 m hohe Glockenturm Iwan Welikijs (Johanns d. Gr.), von dessen Spitze man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt genießt. Am Fuße des Iwan Welikij steht die berühmte, 1731 gegossene, ca. 1960 metr. Ztr. schwere Riesenglocke »Zar-Kolokol«. Insgesamt gibt es in M. (die Klosterkirchen mit eingerechnet) über 400 griechisch-katholische, 2 lutherische, 2 reformierte, 2 römisch-kath. Kirchen, 3 armeno-gregorian. Kirchen und 3 der Altgläubigen, dazu eine Synagoge und eine Moschee. Unter ihnen nennen wir nur die auf dem Roten Platz im Kitai Gorod stehende, durch ihre phantastisch-bizarre Bauart bekannte Kathedrale des heil. Basilius (Wassilij Blashennij), 1554 unter Iwan dem Schrecklichen erbaut. Andre interessante Gebäude im Kreml sind: der vom 15.—17. Jahrh. erbaute Belvederepalast (Teremni Dworéz); der Facettenpalast (Granowitaja Palata), unter Johann III. erbaut, mit einem kolossalen Saal, dessen Gewölbebogen von einer in der Mitte stehenden Säule ausgehen; der durch architektonische Schönheit ausgezeichnete große kaiserliche Palast, 1838—49 erbaut;



Lageplan von Moskau.

die 1851 vollendete Orushejnaja Palata, welche unschätzbare Sammlungen von Kostbarkeiten (Kronen, Goldsachen, Waffen, Kunstwerke des Altertums, Prunkwagen etc.) enthält (neben derselben steht die unter Feodor Iwanowitsch gegossene, 393 metr. Ztr. schwere Riesenkanone »Zar Puschka«), und das 1701—36 erbaute Arsenal, vor dessen Fronte die 1812 erbeuteten Geschützrohre (über 800) liegen; ferner das Synodalgebäude, vom Patriarchen Nikon gegründet, mit einer kostbaren Bibliothek u. einer Sammlung von Kirchengewändern und Silbergeräten. Im Kitai Gorod, an dem mit dem Denkmal von Minin und Posharski (von Martos, 1818) geschmückten Roten Platz, befindet sich das Kaufhaus (Gostinnij Dwor) mit über 1200 Verkaufsläden, wohl die größte beständige Warenniederlage Europas; im Bjeloigorod das Exerzierhaus (151 m lang, 47 m breit). Erwähnenswert ist auch der im gotischen Stile 1692—95 erbaute Sucharewsche Turm mit dem Reservoir der über 15 km langen, aus den wasserreichen Quellen beim Dorfe Mytischtschi hergeleiteten städtischen Wasserleitung. An Denkmälern besitzt M. noch ein Puschkindenkmal (1880, in Bronze) am Twerskoi-Boulevard und eins für Alexander II. (1893 im Kreml errichtet).

M. hat (1891) 822,397 Einw. (davon 94,5 Proz. Russen, 2,2 Deutsche; nach der Konfession 92 Proz. Griechisch-Orthodoxe, 2,5 Protestanten) und in seinen 17 Stadtteilen 25,300 Häuser; 9/10 der Häuser haben nur zwei Etagen, 1/10 haben drei Etagen und darüber hinaus; die Zahl der fünfstöckigen Häuser betrug 1893: 5. Sehr viele Häuser sind aus Holz erbaut. Die Zahl der Wohnungen beträgt ca. 50,000, wovon 10 Proz. im Keller liegen. Die ungünstigen Wirkungen der Wohnungsverhältnisse äußern sich in der großen Sterblichkeitsziffer der Bevölkerung (40 : 1000), welche die Geburtsziffer erheblich übersteigt. Die männliche Bevölkerung (57,4 Proz.) überwiegt bedeutend die weibliche. Die **Industrie** der Stadt nimmt nach der von St. Petersburg den ersten Platz im Reiche ein. Hinsichtlich der Produkte gilt dasselbe, was schon bei Beschreibung des Gouvernements Erwähnung fand. 1890 gab es in M. 9819 Gewerbebetriebe, darunter besonders Spinnereien u. Webereien für Baumwolle, Wolle und Seide, Maschinenfabriken, Etablissements für Metallverarbeitung, Gerbereien und Tabaksfabriken. Wichtiger noch ist M. in seiner Eigenschaft als Hauptstapelplatz des **Binnenhandels** von Rußland. Als Mittelpunkt sämtlicher russischer Eisenbahnen (M. hat nach sechs Richtungen hin Bahnverbindungen: mit St. Petersburg, Jaroslaw, Nishnij Nowgorod, Kasan, Kursk und Brest-Litowsk), nebenbei auch noch durch die Moskwa (s. d.) mit dem Kaspischen und Baltischen Meere verbunden, ist M. sozusagen die Seele des innern Handels geworden. Hier strömen die Produkte aus allen Gegenden des weiten Reiches zusammen: das Getreide der kornreichen Zentralgouvernements, die Metalle des Urals, die Holzprodukte des Nordens, Pelzwerk und Talg aus Sibirien, Vieh und Felle aus dem Osten, Wolle aus dem Süden, Rohzucker aus Kiew, Thee aus China, Baumwolle aus Bochara und den Häfen der Ostsee, Seide und Farbstoffe aus dem Kaukasus und Persien, Manufakturwaren aus den nördlichen Wolgagouvernements und St. Petersburg, Kolonial- und Drogeriewaren sowie Südfrüchte und Weine aus dem Ausland, hauptsächlich über Reval und St. Petersburg. Von der Großartigkeit des Handels gibt die Thatsache eine Vorstellung, daß 1893 für 58,7 Mill. Rubel Waren über das Moskauer Zollamt eingeführt wurden, darunter Thee (14 Mill.), Seide u. Seidenwaren (5,5 Mill.), Rohseide (4,9 Mill.), Wolle und Wollwaren (3,6 Mill.), Baumwollgarn u. -Gewebe (1,9 Mill.), Indigo (2,9 Mill.), Maschinen (2,8 Mill.), Wein (1,8 Mill.), Farbstoffe (1,7 Mill.) etc.

Bildungsanstalten sind: die **Universität**, mit historisch-philologischer, juristischer, physikalisch-mathematischer und medizinischer Fakultät (1891 mit 3888 Studierenden); die Sternwarte, das Lasarewsche Institut für orientalische Sprachen, das Nikolai Lyceum mit dem Lomonossowschen Seminar, eine Landwirtschafts- und Forstakademie in Petrowskoje Rasumowskoje, 8 Gymnasien und 5 Realschulen für Knaben, 12 Gymnasien für Mädchen, 500 Elementar- und Kreisschulen, 25 Fachschulen, darunter 2 geistliche Akademien, 5 Lehrer- und Lehrerinnenseminare, 2 Handelsschulen, ein Musikkonservatorium, eine Theaterschule, die Kommissarowsche technische Anstalt etc. Unter den nichtrussischen Schulen bemerken wir: die Kirchenschulen bei der französischen Ludwigskirche (katholisch), bei der polnischen Peter-Paulskirche (katholisch) und die deutschen Schulen bei der Michaels- und Peter-Paulskirche (lutherisch), letztere mit den Rechten eines Gymnasiums. Unter den **Museen** Moskaus sind bemerkenswert (außer den verschiedenen wissenschaftlichen Kabinetten bei der Universität): das Rumjanzowsche Museum (1861 aus St. Petersburg nach M. übergeführt), mit Bibliothek, Kunstgalerien, Altertümern, ethnographischem und mineralogischem Kabinett; die Galerie Tretjakow, eine große Sammlung moderner russischer Gemälde; das Historische Museum (im indischen Stil 1873—85 erbaut; s. Tafel »Russische Kultur I«, Fig. 4); das Polytechnische Museum (meist von der Ausstellung von 1872) und das Museum für Kunst und Gewerbe (seit 1868). An **Wohlthätigkeitsanstalten** (Waisen-, Armen-, Krankenhäusern etc.) ist kein Mangel, besonders bemerkenswert ist das kolossale Findelhaus, das eine dreifach so große Zahl von Kindern, wie in der Anstalt selbst untergebracht ist, in Dörfern, Schulen etc. unterhält. Unter den Wohlthätigkeitsvereinen verdienen Erwähnung: der Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger, der das Friedrich Wilhelm-Viktoria-Stift unterhält, der Österreichisch-Ungarische und der Evangelische Hilfsverein. Weiter besitzt M. 14 gelehrte und 10 andre Gesellschaften für Sport, Kunst u. dgl., 5 Klubs (Englischer, Artisten-, Adels-, Kaufmanns- und Deutscher Klub), 2 botanische Gärten (einer bei der Universität, der andre mit dem zoologischen Garten verbunden), viele Banken und Kreditinstitute, 5 Theater (das Große und das Kleine, das Puschkin-Theater, das Vaudevilletheater und das Volkstheater), einen Zirkus und ein Panorama (Einzug der Russen in Kars). Es erscheinen über 90 Zeitungen und Zeitschriften. M. ist Sitz eines griechischen Metropoliten, eines Generalgouvernements, eines Militärbezirks, des Grenadierkorpskommandos, eines Lehrbezirks, eines Stadtpräfekten und vieler Konsuln, darunter eines deutschen.

Aus der Umgegend Moskaus sind bemerkenswert: **Sokolniki**, ein Urwald, noch bis vor kurzem bis hart an die Stadt reichend, jetzt teilweise in einen schönen Park mit anmutigen Sommerhäusern verwandelt; die **Sperlingsberge** mit wundervoller Aussicht auf M.; der sogen. Park mit Belustigungsorten; die historisch interessanten Orte: Ismailowo, das alte Stammgut der Familie Romanow, mit Tiergarten und dem Nikolai-Invalidenhaus (seit 1849); Zarizyno, ein unter

Katharina II. in malerischer Gegend, aber in bizarrem Stil erbautes, halb vollendetes Schloß; Alexejewskoje, von Alexei Michailowitsch angelegt; Kolomenskoje, mit einem verfallenen Schloß; Petrowskoje-Rasumowskoje, mit der gleichnamigen landwirtschaftlichen Akademie, und die beiden Klöster u. Wallfahrtsorte Troizko-Sergiewsk und Woßkressensk oder Neu-Jerusalem, mit einer Kirche nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem.

[Geschichte.] M. wird in den Chroniken zuerst 1147 erwähnt. Nach der Volksüberlieferung stand hier Kutschkowo, die reiche Besitzung des Bojaren Kutschka, welchen Juri Dolgorukij hinrichten ließ, und dessen Güter er einzog. Später erbaute Juri auf einem der sieben Hügel an der Moskwa (wo jetzt der Kreml steht) eine Stadt, die er nach dem Fluß Moskwa nannte (doch findet sich auch der Name Kutschkowo noch später). 1176 ward es durch den Fürsten von Rjasan und wieder 1237 durch die Mongolen zerstört. Michael der Tapfere, der jüngere Bruder Alexander Newskys, führte 1248 zuerst den Titel eines Fürsten von Moskwa, und 1328 verlegte Johann Danilowitsch, welcher den Titel Großfürst führte, seine Residenz von Wladimir nach M., das seitdem Hauptstadt des davon benannten Großfürstentums blieb, auch der Sitz eines Metropoliten ward. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. unter Johann I. Kalita bestand M. aus dem mit Palissaden umgebenen Kreml, dem Possad (dem um den Kreml gelegenen Stadtteil), dem Sagorodje, der alle Vorstädte umfaßte, und dem Saretschje, dem auf dem andern Ufer der Moskwa gelegenen Teil (jetzt Somoskworetschje). 1367 ließ Dmitri Joannowitsch den Kreml mit einer Steinmauer umgeben. 1368 hatte M. eine Belagerung durch die Litauer zu bestehen. 1382 zerstörten die Mongolen die Stadt abermals, und 1493 und 1547 legten Feuersbrünste dieselbe fast ganz in Asche; 1571 ward sie von Dewlet-Gerai-Chan von der Krim eingeäschert. Im 16. Jahrh. zählte M. bereits über 100,000 Einw. In demselben Jahrhundert entstanden auch die drei andern alten Stadtteile, der Kitai Gorod, indem 1534 der Possad mit einem Wallgraben umgeben wurde, der Bjely Gorod (Bjelgorod), der sich halbkreisförmig um den Kreml und den Kitai Gorod zieht und 1586 von Feodor Joannowitsch ebenfalls mit Steinmauern, durch welche 9 Thore führten, und Erdwällen befestigt wurde. Diese Erdwälle ließ Katharina II. in die berühmten Boulevards (Twerskoi, Strastnoi, Pretschistenski ꝛc.) verwandeln. Endlich wurden von 1588—1592 auch sämtliche Vorstädte in die Befestigungslinie gezogen und mit hohen Palissaden, die 1638 durch einen Erdwall ersetzt wurden, umgeben; so entstand der Semljänoi Gorod, welcher damals vom Volke bewohnt wurde, während die Bürger, Kaufleute und der niedere Adel im Bjelgorod, die Bojaren und die Gäste (Gósti, d. h. die Gesandten u. dgl.) im Kitai Gorod wohnten und die Fürsten und angesehensten Bojaren im Kreml ihren Sitz hatten. Nach 1703 verlegte Peter d. Gr. seine Residenz nach St. Petersburg, wohin 1712 auch die Senatoren übersiedeln mußten. Der härteste Schlag aber traf M. 1812, als Napoleon I. in das Innere des russischen Reiches vordrang und, an der Moskwa bei Borodino vergebens aufgehalten, 14. und 15. Sept. in die verlassene Stadt einzog. Die Vorräte des Zeughauses und die öffentlichen Schätze waren aus M. gerettet worden, der größte Teil der Einwohner geflohen, so daß die Zahl der in M. Zurückgebliebenen nur 12—15,000 betragen mochte, zur Hälfte Gesindel, außerdem Kranke in den Hospitälern. Schon in der ersten Nacht nach dem Einzug der Franzosen brach in mehreren Gegenden der Stadt Feuer aus; am zweiten Tage verbreitete ein heftiger Wind die Flammen nach allen Seiten hin, so daß bald ganz M. in Feuer stand. Am 16. Sept. verließ Napoleon den Kreml und eilte nach dem Lustschloß Petrowskoje, eine Stunde von der Stadt, worauf das Feuer immer mehr überhandnahm, da die Soldaten, statt zu löschen, plünderten; erst 20. Sept. erlosch es allmählich. Der Brand von M. war nach der allgemeinen Meinung ein vorher berechneter Plan und das Werk des Grafen Rastoptschin. Letzterer widersprach zwar in seiner Schrift »La vérité sur l'incendie de Moscou« (Par. 1823) diesem Verdacht; doch ist es jetzt erwiesen und auch von den russischen Geschichtschreibern zugestanden, daß Rastoptschin, allerdings ohne Wissen des Kaisers und Kutusows, auf eigne Faust die Vernichtung der heiligen Stadt beschloß, um ihren Besitz für den Feind wertlos zu machen. Als Kutusow M. verlassen, setzte Rastoptschin den Plan ins Werk: er beseitigte die Feuerspritzen, ließ das Zuchthaus öffnen und durch die Sträflinge das Feuer anfachen, zu welchem der Zündstoff planmäßig aufgehäuft war; sein eigner Palast bei M. wurde zuerst angesteckt. Er erreichte sein Ziel, denn Napoleon mußte nicht nur M. wieder räumen, sondern hatte auch durch sein allzu langes Verweilen den Rückzug gefährdet. Von ungefähr 2600 steinernen Häusern waren 525 und von 6600 hölzernen nur 1797 übriggeblieben. Der gesamte Verlust an Brand- und Kriegsschäden in der Stadt und dem Gouv. M. ward auf 321 Mill. Rubel geschätzt. Nach der Befreiung des Landes erhob sich M. schöner aus seiner Asche. Vgl. Richter, Description historique et topographique de Moscou (Par. 1812); Sulkowski, An historical account and description of the city of Moscow (Lond. 1813); Schnitzler, Moscou (Petersburg 1834); Großmann u. Knöbel, Führer durch M. (Mosk. 1882); Fabricius, Le Kremlin de Moscou (das. 1883); Castevin, Moscou (Führer, 1891).

Moskitos, Stech- und Kriebelmücken verschiedener Gattungen, welche in heißen Ländern eine große Plage bilden, zumal bei der hohen Temperatur durch die Stiche stärkere Entzündung herbeigeführt wird.

Moskonisia, s. Moschonisia.

Moskóstrom, s. Malstrom.

Moskovade (franz. moscouade), s. Zucker.

Moskowiten (Moskowiter), eigentlich die Bewohner des russ. Gouv. Moskau (s. d.); dann überhaupt soviel wie Russen, insbes. Großrussen (s. Russen).

Moskowiterschanzen, s. Befestigungswerke, prähistorische.

Moskwa, 1) Fluß in Rußland, entspringt im Gouv. Smolensk als Konoplewka, durchfließt den Sumpf Moskworezkaja Lusha, erhält beim Austritt aus demselben den Namen M., fließt östlich in das Gouv. Moskau bis zur Hauptstadt Moskau, wendet sich dann südöstlich und mündet nach einem Laufe von 491 km unterhalb Kolomna in die Oka. Ihre Breite beträgt oberhalb Moskau 85 m, von Bronnizy ab bis 150 m. Schiffbar ist die M. auf 181 km von Moskau bis zur Mündung, doch ist sie hier von Mitte November bis Mitte April mit Eis bedeckt. Nebenflüsse sind: Istonjy, Rusa und Istra links; Pachra rechts. Über die Schlacht an der M. s. Borodino. — 2) Stadt, soviel wie Moskau.

Moslavina, berühmte Weingebirgsgegend im kroatisch-slawon. Komitat Belovar-Kreutz, zwischen der

Čazma, Lonja u. Ilova. Das Moslaviner oder Garic-Gebirge (zur Römerzeit Mons Claudius genannt, weil Kaiser Claudius die Gegend mit Reben bepflanzen ließ) bildet einen südlich vom Vilo Brh im untern Teil des Komitats isoliert stehenden Granitstock, der im Hunkaberg 494 m Höhe erreicht.

Moslem, s. Muslim.

Mosler, s. Weinstock.

Mosler, Karl Friedrich, Mediziner, geb. 8. März 1831 in Ortenberg in Hessen, studierte in Gießen, Würzburg, Berlin, Prag und Wien, wurde 1854 Assistenzarzt der medizinischen Klinik, habilitierte sich daselbst 1858 und wurde 1862 außerordentlicher, 1864 ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Klinik in Greifswald. Er schrieb: »Helminthologische Studien und Beobachtungen« (Berl. 1864); »Behandlung des Typhus exanthematicus« (das. 1868); »Pathologie und Therapie der Leukämie« (das. 1872); »Die Krankheiten der Milz« (in Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«, Bd. 8, 2. Aufl., Leipz. 1878); »Über Lungenchirurgie« (Wiesbad. 1883); »Über Milz-Echinococcus und seine Behandlung« (das. 1884); »Die medizinische Bedeutung des Medinawurms« (Wien 1884); ferner Arbeiten über Alkoholmißbrauch (1890), Influenza (1890), ansteckende Formen der Lungenentzündung (1890); mit Peiper: »Tierische Parasiten« (in Nothnagels »Pathologie und Therapie«, Wien 1894).

Mosony (spr. móschonj), ungar. Komitat und Markt, s. Wieselburg.

Mosquitoküste (spr. moskito-), der zur zentralamerikan. Republik Nicaragua gehörige Küstenstrich am Karibischen Meer, vom Kap Gracias a Dios im N. bis zum San Juanfluß im S., mit etwa 15,000 Bewohnern, im Innern meist spanisch redende Indianerstämme, an der Küste die Mosquito (span. Mosco), eine verkommene Mischlingsrasse von Indianern und Schwarzen, die, gegen 6000 Köpfe stark, neben Fischfang auch etwas Landbau treiben. Hauptprodukte sind Kaffee, Zucker, Kakao; in den Wäldern, die auch Raubtiere bergen, wertvolle Hölzer, Sassaparille, Ingwer. Hauptort ist Bluefields (s. d.). Die M. war im 17. Jahrh. ein Hauptsitz der Bukanier (s. d.); seit 1655 machten die Engländer wiederholt Anstrengungen, die Landschaft, welche von den Spaniern nie erobert worden, für sich in Besitz zu nehmen, und seit 1841 betrachten sie sich als Protektoren des souveränen Staates der Mosquito (Mosquitia), wogegen jedoch die Vereinigten Staaten von Nordamerika protestierten. Es kam zu Streitigkeiten zwischen beiden Mächten, die damit endeten, daß Großbritannien durch Vertrag vom 28. Jan. 1860 die M. nebst dem Freihafen Greytown an Nicaragua abtrat.

Moss, Stadt im südlichen Norwegen, Amt Smaalenene, an der Ostseite des Christianiafjords und an der Staatsbahnlinie Christiania-Frederikshald, hat mehrere Fabriken, bedeutende Holzausfuhr und (1891) 8036 Einw. M. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Hier ward 14. Aug. 1814 zwischen Schweden und Norwegen die Konvention abgeschlossen, welche die Vereinigung der beiden Staaten unter Einem König zur Folge hatte. Vgl. Y. Nielsen, Der Vertrag von M. (deutsch, Kiel 1895).

Mossalsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Kaluga, an der Moshaika, mit 4 Kirchen und (1889) 2412 Einw. M. gehörte im 13. Jahrh. zum Fürstentum Tschernigow, war dann Hauptstadt eines eignen Fürstentums und fiel 1500 an Rußland.

Mossamedes, der südlichste Distrikt der europäisch-westafrikan. Kolonie Angola (s. d.), erstreckt sich an der atlantischen Küste zwischen 13° 10′ (Kap Santa Maria) u. 17° 18′ südl. Br. (Kunene, Grenzfluß gegen Deutsch-Südwestafrika), während im übrigen die Grenzen noch unbestimmt sind. Das Land erhebt sich von der Küstenebene zu dem großen innern Hochplateau, dessen Rand die Sierras da Neiva, da Munda, Schella und Kanna bilden, und von dem der Kunene mit zahlreichen Nebenflüssen abfließt. Im N. wachsen Öl- und Weinpalmen, Pandanus und andre tropische Gewächse, der regenärmere südliche Teil ist zum großen Teil offenes Grasland, wo der Baobab nicht mehr gedeiht, bis er in der Südgrenze in die Kalahari mit der ihr eigentümlichen Welwitschia übergeht. In den fruchtbaren, stark bevölkerten Flußthälern werden Baumwolle, Zuckerrohr, Bananen, Orangen gebaut und Rinder (auch Reitochsen) sowie Schafe in großer Menge gezogen. Im S. haben Buren den Ort Humpata angelegt. — Die gleichnamige Hauptstadt, an der Kleinen Fischbai, unter 15° 7′ südl. Br., in öder, regenloser, sandiger Umgebung, hat ein gesundes Klima, mit Palmen bepflanzte, gerade Straßen, ansehnliches Regierungsgebäude und 4500 Einw., davon über 1000 Weiße, die einen zunehmenden Handel und Schiffahrt (Dampferlinie nach Oporto) betreiben.

Mosse, Rudolf, Zeitungsverleger und Inhaber eines Annoncenbüreaus, geb. 9. Mai 1843 zu Grätz in Posen, eröffnete 1867 in Berlin ein Annoncenbüreau, dem bald zahlreiche Zweigniederlassungen in allen größern Städten Deutschlands und den Hauptstädten des Auslandes folgten. 1872 begründete er das »Berliner Tageblatt«, von dem 1889 die »Berliner Morgenzeitung« abgezweigt wurde.

Mosselbai, 1) Division der britisch-südafrikan. Kapkolonie, am Indischen Ozean, zwischen dem Groote- oder Gouritzfluß und der Mosselbai, 1831 qkm (33,2 QM.) groß, mit (1891) 7291 Einw. (3452 Weiße, 3756 Hottentoten). Die Hauptstadt Aliwal North hat einen guten Ankerplatz, ein deutsches Vizekonsulat, lebhaften Handel und (1891) 2057 Einw. — 2) Station der schwedischen Überwinterungsexpedition 1872/73, an der Nordküste von Spitzbergen (s. d.), unter 79° 53′ nördl. Br. und 16° 15′ östl. L.

Mössingen, Dorf im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg, an der Steinlach und der Linie Tübingen-Sigmaringen der Württembergischen Staatsbahn, 477 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Seidenzwirnerei, mechanische Buntweberei, Zementsteinfabrikation, Mehl- u. Gipsmühlen, Sägewerke, bedeutenden Handel mit hölzernen Rechen und Gabeln und (1890) 3592 Einw., davon 29 Katholiken. Zur Gemeinde gehören das Dorf Belsen mit uralter Kapelle und Schwefelbad und der Luftkurort Sebastiansweiler (s. d.).

Mosskwa, s. Moskwa.

Mossley (spr. -li), Stadt in Lancashire (England), 5 km nordöstlich von Ashton, am Tame, mit 6 Kirchen, großartigen Baumwoll- und Wollwarenfabriken und (1891) 14,162 Einw.

Mosso (ital.), bewegt; meno mosso, weniger bewegt; più mosso, bewegter.

Mosso, Angelo, Physiolog, geb. 31. Mai 1846, studierte in Turin, Florenz, Leipzig und Paris und wurde 1876 Professor der Pharmakologie, 1879 Professor der Physiologie in Turin. M. hat sich besonders um die Untersuchungsmethoden der Physiologie des Menschen verdient gemacht. Mit seinem Plethysmo-

graphen untersuchte er die Bewegungen der Blutgefäße, wie sie beispielsweise unter dem Einflusse psychischer Erregungen eintreten. Der Hydrosphygmograph zeigt die pulsatorischen Volumschwankungen des Vorderarmes; mit dem Ergographen schreibt man die Ermüdungskurve der Muskeln am menschlichen Vorderarm und mißt die von diesen Muskeln erzeugte Arbeitskraft; mit dem Ponometer kann man andre Ermüdungserscheinungen nachweisen. Endlich hat M. mit einer besondern Wage die Veränderungen im Blutkreislauf demonstriert, welche beim Schlafe, bei der Gehirnthätigkeit ꝛc. eintreten. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind viele in den »Archives italiennes de biologie« erschienen, die M. 1882 begründet hat. Er schrieb: »Die Diagnostik des Pulses« (Leipz. 1879); »Über den Kreislauf des Blutes im menschlichen Gehirne« (das. 1881); »Die Furcht« (deutsch von Finger, das. 1889); »Die Ermüdung« (deutsch von Glinzer, das. 1892); »Die Temperatur des Gehirns« (das. 1894); »Die körperliche Erziehung der Jugend« (deutsch von Glinzer, Hamb. 1894).

Mossor, Gebirge, s. Dalmatien, S. 490.

Mossoró (Santa Lucia do M.), Hafenort im brasil. Staat Rio Grande do Norte, 50 km oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Atlantischen Ozean, mit bedeutendem Salzhandel und Ausfuhr von Baumwolle.

Moß Side (spr. ßaid), Stadt in Lancashire (England), bei Manchester, zu dem ein Teil von M. gehört, mit Baumwollweberei und (1891) 23,833 Einw.

Moßtypie, ein Ätzverfahren, benannt nach seinem Erfinder John C. Moß in New York, wird von der Moß Engraving Company daselbst ausgeübt und beruht auf den Grundsätzen der Autotypie (s. d.).

Mossul, Stadt, s. Mosul.

Most, beim Keltern gewonnener Traubensaft. Man unterscheidet den von selbst abfließenden Saft der reifsten Trauben (Vormost), welcher sich durch besondere Güte und Süße auszeichnet; den Preßmost, der durch Pressen der Trauben gewonnen wird, und den durch nochmaliges starkes Pressen aus den mit Wasser übergossenen Trestern gewonnenen Saft (Lauer, Leirer, Nachwein, franz. Piquette oder Piqueton). Durch die schnell eintretende Gärung verwandelt sich der M. in Wein; er wird nach der ersten, stürmischen Gärung trübe und milchig (Federweiß, Vin trouble) und erst nach der zweiten Gärung, bei welcher starke Kohlensäureentwickelung eintritt, wieder einigermaßen klar (Sauser, Suser, Stürmer, Rauscher). Bitzler (Bixler, Böckser) ist aus geschwefelten Trauben gewonnener M. M. dient auch zur Mostrichfabrikation und zur Bereitung von Mostsirup (Traubensirup), im Orient wird aus dem M. unreifer Trauben der saure Schiré (Vert-jus) gewonnen, der als Zusatz zu Scherbetten ꝛc. dient. In Süddeutschland und der Schweiz versteht man unter M. den Obstwein, namentlich Apfelwein.

Most, Stadt, s. Brüx.

Most, Johann Joseph, Sozialdemokrat, geb. 5. Febr. 1846 in Augsburg, erlernte die Buchbinderei, durchzog 1863—68 als Handwerksbursche Deutschland, Österreich, Italien und die Schweiz, widmete sich sodann der sozialistischen Schriftstellerei und redigierte längere Zeit die »Freie Presse« in Berlin. M. liebte es namentlich, die Wirkung seiner nicht unbedeutenden Volksberedsamkeit durch cynische Verhöhnung der Religion, Moral und Vaterlandsliebe zu verschärfen und dadurch bei der halbwüchsigen, ungebildeten Arbeiterjugend, auch den Frauen, einen höchst verderblichen Einfluß auszuüben. Zahlreiche Gefängnisstrafen (4½ Jahre) steigerten nur seinen agitatorischen Eifer. 1874—78 Mitglied des deutschen Reichstags, ward er 1878 nicht wieder gewählt und auf Grund des Sozialistengesetzes ausgewiesen. Er begab sich nach London und begründete hier eine neue sozialistische Zeitung, »Die Freiheit«, in welcher er so maßlose Ansichten in so cynisch frecher Form verfocht, daß selbst die deutschen Sozialdemokraten ihn verleugneten. Wegen eines solchen Artikels über die Ermordung Alexanders II. von Rußland ward er im Juni 1881 von den englischen Gerichten zu 1½jähriger Zwangsarbeit verurteilt. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis begab er sich nach New York, wo er die »Freiheit« weiter herausgab, 1886 und wiederum 1887 aber wegen Aufreizung zu gewaltsamer Empörung zu Kerkerstrafen verurteilt wurde. Unter seinen Schriften befinden sich das »Proletarierliederbuch« und eine gegen Mommsen gerichtete Schrift über römische Geschichte.

Moesta (spr. möſta), Karl Wilhelm, Astronom, geb. 21. Aug. 1825 zu Zierenberg in Kurhessen, gest. 2. April 1884 in Dresden, studierte in Marburg Mathematik u. Astronomie, war dann in Eschwege als Lehrer thätig, ging 1850 nach Chile und beteiligte sich dort an der Landestriangulation und an den Beobachtungen, welche Gilliß als Leiter einer von Washington ausgesandten Expedition in Santiago de Chile auf einer provisorisch errichteten Sternwarte anstellte. Nach Gilliß' Rückkehr wurde M. 1852 Direktor der vom chilenischen Staat übernommenen Sternwarte, und 1857 wurde unter seiner Leitung die neue Sternwarte erbaut. 1865 kehrte er nach Europa zurück und lebte seit 1870 in Dresden als chilenischer Generalkonsul. Er veröffentlichte »Untersuchungen über das dreiachsige Ellipsoid, betreffend die Komplanation und die Lage des Schwerpunktes seiner Oktanten« (Marb. 1848); »Observaciones astronomicas, hechas en el Observatorio Nacional de Santiago de Chile«, Bd. 1 u. 2 (Santiago 1859 u. Dresd. 1875); »Informe sobre las observaciones, hechas durante el eclipse solar de 30 Nov. 1853«; »Observaciones relativas el planeta Marte al tiempo de su oposicion 1862«.

Mostaganem, Arrondissementshauptstadt in der alger. Provinz Oran, an der Ostküste der Bucht von Arzeu, durch Zweigbahn mit der Linie Oran-Algier verbunden, auf steilem Felsen, 104 m ü. M., mit unsicherer Reede, in die der wasserreiche Aïn Safra mündet, der viele Mühlen treibt, hat (1891) 14,374 Einw., davon 3200 Franzosen, 390 Juden und 7107 Eingeborne, welche nach Europa Wein, Wolle, Vieh, Korn, Feigen u. a. ausführen. M. ist eine Gründung der Berber, zählte im 16. Jahrh. 40,000 Einw. und wurde 1833 von den Franzosen genommen.

Mostar, Stadt in Bosnien, ehemalige Hauptstadt der Herzegowina, jetzt des Kreises M. und Station der bosnischen Staatsbahnlinie M.-Metković, ist die freundlichste Stadt der Herzegowina und liegt malerisch längs der Felsabhänge des Podvelež und Hum an der Narenta, über die eine imposante alte Steinbrücke (sogen. Römerbrücke, mit einem einzigen Bogen von 19 m innerer Höhe) und die neue Franz Joseph-Brücke führen. M. ist aus Stein gebaut, war früher stark befestigt und wird jetzt durch 13 neue Werke und 4 permanente Sternbatterien geschützt, hat 31 Moscheen, eine griechisch-orientalische u. eine römisch-kath.

Kirche, ein Kloster der Barmherzigen Schwestern, ein früher festes Bergschloß (Konak), (1895) 14,370 Einw. (darunter 1885: 6825 Mohammedaner), berühmte Waffen- und Lederindustrie, Tabaks- u. Weinbau, eine Tabaksfabrik, blühenden Handel, mehrere katholische und orthodoxe Schulen, eine Handelsschule, ein Gymnasium, eine Militärschule und eine Wasserleitung und ist der Sitz eines katholischen und eines griechisch-orient. Bischofs, eines Militärplatzkommandos und Kreisgerichts. Vgl. Peez, M. und sein Kulturkreis (Leipz. 1891).

Most Honourable (spr. möst-, abgekürzt M. H.), s. Honourable.

Mostjöcken, soviel wie Preißelbeeren.

Möstlin, Michael, s. Mästlin.

Mostmesser, s. Mostwage.

Mostpalme, s. Oenocarpus.

Mostrich (Möstrich), s. Senf.

Mostwage (Mostmesser, Glaukometer, Mustimeter), ein Aräometer zur Bestimmung des spezifischen Gewichts des Mostes. Die am Rhein übliche M. von Oechsle gibt in ihren Graden das spezifische Gewicht an (70° = 1,070). Babos (Klosterneuburger) M. gibt die Menge gärungsfähigen Zuckers im Most an und zwar unter der Voraussetzung, daß der Most durchschnittlich auf 17 Teile Zucker 3 Teile andre Substanzen gelöst enthält. Diese M. hat Pillitz verbessert, indem er der Teilung der Skala das richtige Verhältnis 15,7:4,3 zu Grunde legte.

Mosul (Mossul), Hauptstadt des gleichnamigen asiatisch-türk. Wilajets (mit den drei Sandschaks M., Schehrizor od. Kerkuk und Suleimanie, ca. 80,000 qkm Areal und 600,000, nach andern nur 300,000 Einw. sehr verschiedener Nationalität und Religion), am rechten Ufer des Tigris, ist mit halb zerfallenen Mauern umgeben, hat enge und meist ungepflasterte Straßen, einige Bazare, 2 Druckereien, internationale Post- und Telegraphenverbindung, 60 zum Teil schöne Kaffeehäuser, 29 Moscheen und 13 Kirchen der Nestorianer, Jakobiten und andrer christlicher Sekten. Im nordwestlichen Teil der Stadt befinden sich die Friedhöfe und Grabmäler verschiedener Heiligen. Die Bevölkerung, zwischen 40—60,000 angegeben, ist eine sehr gemischte (Türken, Araber, Kurden, Chaldäer rc.). M. ist Sitz eines türkischen Paschas und hat eine Besatzung von einem Reiterregiment u. einem Regiment zu Fuß. Der früher bedeutende Handel ist in neuerer Zeit stark in Verfall geraten; doch hat es noch immer einen beträchtlichen Transithandel zwischen Bagdad und Syrien und ins Innere von Kurdistan. Musselin, der hier früher gefertigt wurde und von M. seinen Namen hat, bildet jetzt nur noch einen sehr geringen Teil seiner Industrie; dieselbe besteht hauptsächlich in Wollen- und Baumwollenweberei, Gerberei und Färberei. Eine Schiffbrücke verbindet M. mit dem östlichen Ufer des Tigris, wo das alte Ninive (s. d.) gestanden.

Mosyr, Kreisstadt im russ. Gouv. Minsk, am Pripet u. der Eisenbahn Shabinka-Homel-Brjansk, mit 3 griechisch-katholischen und einer römisch-kath. Kirche, einer Synagoge, Fabrikation von Leder, Öl, Bier, Handel mit Getreide, Vieh, Holz, Terpentin und (1889) 11,089 Einw. M. hatte viel von den Überfällen der Tataren zu leiden und wurde 1609 und zuletzt 1864 durch große Brände heimgesucht.

Moszkowski, Moritz, Klavierspieler und Komponist, geb. 23. Aug. 1854 in Breslau, erhielt seine Ausbildung am Dresdener und Berliner (Sternschen) Konservatorium, namentlich aber von 1870 an durch Kullak und Wüerst und konnte bereits 1873 mit einem eignen erfolgreichen Konzert in Berlin seine Künstlerlaufbahn beginnen. Seitdem hat er sich nicht nur in der genannten Stadt, sondern auch in andern Orten Deutschlands, Frankreichs, Rußlands rc. als Virtuose wie als Komponist einen geachteten Namen erworben. Von Moszkowskis Kompositionen haben besonders die für Klavier zu vier Händen weite Verbreitung gefunden; demnächst sind zu erwähnen die in vielen Städten mit Beifall aufgeführte symphonische Dichtung »Jeanne d'Arc«, zwei Orchestersuiten (Op. 39 und 47), ein Violinkonzert (Op. 30), »Phantastischer Zug« für Orchester, Konzertetüden für Klavier, Konzertstücke für Violine, spanische Tänze, Lieder rc. sowie die 1892 zu Berlin erstmalig aufgeführte große Oper »Boabdil, der letzte Maurenkönig«. — Sein Bruder Alexander, geb. 15. Jan. 1851 zu Pilica in Polen, lebt als Musikkritiker und Redakteur der »Lustigen Blätter« in Berlin. Er veröffentlichte das satirische Gedicht »Anton Notenquetscher« (7. Aufl., Berl. 1894); »A. Notenquetschers neue Humoresken« (1893), »heitere Dichtungen« (1894), »lustige Fahrten« (1895); »Poetische Musikgeschichte« (3. Aufl., Leipz. 1891) u. a.

Motacilla, die Bachstelze (s. d.); Motacillidae, Bachstelzen, eine Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Motágua (Rio Grande), Fluß im mittelamerikan. Staat Guatemala, entspringt nordwestlich vom See Atitlan, fließt östlich und fällt nach 550 km langem Lauf, wovon 200 km für Boote fahrbar, in die Hondurasbai des Karibischen Meeres.

Motāla (spr. mu-), der wasserreiche Abfluß des großen Wettersees in Schweden, durchfließt die Landseen Boren, Norrby, Roxen und Glan und mündet nach einem Laufe von ungefähr 82 km unterhalb Norrköping in den Bråviken, einen Busen der Ostsee. Wegen der vielen Wasserfälle, die übrigens als Triebkraft benutzt werden, ist der Fluß nur bis Norrköping schiffbar, bildet dort aber einen guten Hafen.

Motala, Stadt im schwed. Län Östgotland, am Ausfluß der Motala aus dem Wettersee und an der Staatsbahnlinie Örebro-Mjölby, mit (1890) 2616 Einw., verdankt ihren Ursprung einer 1822 hier angelegten mechanischen Werkstätte, die jetzt das größte Etablissement dieser Art in Schweden ist. Dieselbe besitzt drei Schiffswerften für den Bau von Dampfschiffen (eine bei M. selbst, zwei bei Norrköping), ferner mechanische Werkstätten in Lindholmen (Gotenburg) und Nyköping und ein großes Eisenwerk in Bängbro im Örebro-Län.

Mot d'ordre (franz., spr. mo dórdr'), Losungswort.

Motenebbi, arab. Dichter, s. Mutanabbi.

Motette (lat. motetus, mutetus, motellus, motecta rc., ital. motetto, franz. und engl. motet), seit Jahrhunderten Bezeichnung für mehrstimmige kirchliche Gesänge von mäßiger Ausdehnung, ohne Instrumentalbegleitung; die Texte der Motetten sind biblisch und in der Regel lateinisch, doch kommen auch weltliche Texte in französischer Sprache vor; eine Sammlung solcher gab Gaston Raynaud heraus (»Recueil de motets français des XII. et XIII. siècles«, mit einer »Étude sur la musique au siècle de saint Louis« von H. Lavoix, Par. 1882, 2 Bde.). In den ersten Zeiten der begleiteten Gesangsmusik (nach 1600) sind vielfach auch Motetten mit Continuo oder mit mehreren Violen rc., sogar Motetten für eine einzige Stimme (a voce sola) mit Begleitung geschrieben worden; doch blieben diese Fälle Ausnahmen und der

a cappella-Stil Regel. Die Stimmenzahl, im 16. Jahrh. meist auf 4—5 beschränkt, wurde von den Meistern der römischen Schule im 17.—18. Jahrh. sehr hoch getrieben (bis 12, 16, ja noch höher); doch blieb der 4—6stimmige Satz bis heute der bevorzugte. Die neuern Komponisten versuchten tiefer und freier in den Text einzudringen, woraus schärfere Betonung der Einzelheiten, größerer Ausdruck und Lebhaftigkeit erwuchsen. Hierdurch gewinnt diese an sich immer lyrisch bleibende Kunstform häufig ein dramatisierendes Ansehen; Recitative und Arien aber enthält sie ihrem Wesen nach nicht, nur ab und zu mehrstimmige Solosätze, die entweder ganze Stücke für sich bilden oder in den Chor eingeflochten sind. Die größten Meister im Motettenstil sind Palestrina und Orlando di Lasso für die ältere katholische M., Seb. Bach für die protestantische; letzterer verflocht den Choral in die M. Vgl. Kirchenmusik.

Mothaken, s. Heloten.

Motherwell, Fabrikstadt in Lanarkshire (Schottland), bei Hamilton, mit Eisen- u. Stahlwerken (1935 Arbeiter) und (1891) 18,726 Einw.

Motherwell, William, schott. Dichter, geb. 13. Okt. 1797 in Glasgow, war Untersekretär des Sheriffs zu Paisley und starb 1. Nov. 1835 in Glasgow. Schon 1819 gab er eine Sammlung von Liedern: »The harp of Renfrewshire«, heraus. Die Ergebnisse seiner Forschungen über schottische Dichtkunst legte er in seiner Ausgabe von Burns' Werken und in der »Minstrelsy, ancient and modern« (1827), viele seiner Gedichte in einer 1825 von ihm begründeten Monatsschrift nieder. Gesammelt erschienen von ihm »Poems narrative and lyrical« (Glasg. 1832), in erweiterter Ausgabe (mit Biographie) von Mac Conechy (das. 1846) und nochmals vermehrt von W. Kennedy (1848, neue Ausg. 1881).

Mothes, Oskar, Architekt und Kunstschriftsteller, geb. 27. Dez. 1828 in Leipzig, bildete sich in Dresden unter Semper, bereiste 1851 und 1852 Italien und Spanien, erlangte 1865 das philosophische Doktordiplom in Leipzig und wurde 1870 königlich sächsischer Baurat. Er baute in und außerhalb Sachsens zahlreiche Kirchen und Kapellen, auch die englische Kapelle in Karlsbad, und restaurierte neben verschiedenen Kirchen (Matthäikirche in Leipzig, Marienkirche in Zwickau, wo er seit 1884 wohnt) mehrere Burgen (Rudelsburg) und Schlösser. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Illustriertes Baulexikon« (4. Aufl., Leipz. 1881—83, 4 Bde.); »Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs« (das. 1858—60, 2 Bde.); »Die Basilikenform bei den Christen der ersten Jahrhunderte« (das. 1865); »Illustriertes archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Altertums, des Mittelalters und der Renaissance« (mit H. A. Müller, das. 1874—77, 2 Bde.); »Die Baukunst des Mittelalters in Italien« (Jena 1882—83, 5 Tle.); »Handbuch für Hausbesitzer und Baulustige« (Leipz. [1883).

Mothone, s. Methone.

Mothonen, s. Heloten.

Môtiers (spr. motjē), auch Môtiers-Travers, Hauptort des Val de Travers im schweizer. Kanton Neuenburg, 740 m ü. M., durch Zweigbahn mit der Linie Neuchâtel-Pontarlier der Jura-Simplonbahn verbunden, mit Weiberzuchthaus, Industrie in Uhren, Spitzen und Extrait d'Absinthe und (1888) 1078 Einw. M. war eine Zeitlang der Aufenthaltsort Rousseaus nach seiner Verbannung aus Paris und Genf.

Motika (der Hauer, Weinhauer), ungar. Flächenmaß für Weingärten, ursprünglich von einem Mann in einer Tagesarbeit zu behacken, jetzt 200 Wiener QKlafter = 719,33 qkm, aber im Innern des Landes auch 250 QKlafter groß; kommt gleichfalls in Serbien vor.

Motilität (neulat.), Beweglichkeit, besonders eine eigentümliche, wie die der Muskeln. Störungen der M. treten nach Schlaganfällen häufig in gewissen Muskelgruppen auf, unabhängig von Störungen der Sensibilität.

Motilitätsneurosen, funktionelle Erkrankungen der motorischen Abschnitte des Nervensystems. Die motorische Funktion kann entweder abnorm gesteigert (Hyperkinese) oder herabgesetzt, selbst aufgehoben sein (Akinese). Zu der ersten Gruppe gehören: der Veitstanz mit störendem Hinzutreten unwillkürlicher koordinierter Bewegungen zu den gewollten, die Thomsensche Krankheit mit tonischem Krampf der Muskeln bei dem Versuch, sie willkürlich zu bewegen, der Schreibkrampf und die Beschäftigungsneurosen mit tonischem Krampf solcher Muskeln, welche habitueller Überanstrengung ausgesetzt sind. In allen angeführten Neurosen äußert sich die Hyperkinese nur oder vorwiegend bei willkürlichen Bewegungen, in andern äußert sie sich nur bei sensibeln Reizen, wie bei dem saltatorischen Reflexkrampf mit unwillkürlichen Hüpfbewegungen, sobald die Füße den Boden berühren. Die Hyperkinese äußert sich in unwillkürlichen Muskelkontraktionen ausschließlich oder wenigstens auch dann, wenn willkürliche Bewegungen nicht versucht werden: klonische Muskelkontraktionen beim Tic convulsif im Gebiet des Gesichtsnervs, beim Accessorius- und Zwerchfellkrampf, bei der Paralysis agitans; tonische Muskelkontraktionen bei Tetanus, Tetanie; tonisch klonische Anfälle bei Epilepsie, Eklampsie; koordinierte unwillkürliche Bewegungen bei Maladie des tics (unwillkürliche mimische Bewegungen), Athetose. Zur zweiten Gruppe mit Akinese gehören alle Fälle einfacher funktioneller Lähmung. Endlich erscheint die Hysterie als eine Motilitätsneurose mit anfallsweise auftretenden unwillkürlichen klonischen, tonischen und koordinierten Muskelkontraktionen einerseits und Lähmungen und sogen. Kontrakturen anderseits.

Motilones, wilder Indianerstamm karibischer Abstammung an der Grenze zwischen Kolumbien und Venezuela und zwischen den Flüssen Rio César u. Zulia.

Motion (lat.), Bewegung, besonders die des Körpers in diätetischer Hinsicht; dann in dem frühern parlamentarischen Sprachgebrauch ein in der Kammer gestellter Antrag; davon: Motionnaire, Motionneur (franz., spr. mößjonnär', -nör), Antragsteller.

Motiv (mittellat. motivum, »das in Bewegung Setzende«, von movere, bewegen), soviel wie Beweggrund; daher: etwas motivieren, soviel wie die bestimmenden Gründe dafür angeben und es dadurch rechtfertigen. In der Psychologie heißen Motive im weitern Sinne alle innern Momente (Vorstellungen, Gefühle 2c.), welche in einem gegebenen Falle als Antriebe oder Triebfedern des Wollens sich geltend machen; im engern Sinne nur die Vorstellungen (von den Zwecken und möglichen Wirkungen unsers Handelns), welche bei der zwischen mehreren möglichen Willensakten stattfindenden Wahl im Bewußtsein vorhanden sind. Ob durch die jeweilig vorhandenen Motive der Wille mit Notwendigkeit bestimmt wird oder nicht, ist eine zwischen dem Determinismus und dem Indeterminismus (s. d.) strittige Frage. Ein M. kann auch durch Irrtum hervorgerufen sein; über die recht-

lichen Folgen hiervon vgl. Irrtum. Im öffentlichen Leben versteht man unter den Motiven eines Gesetzentwurfs die demselben beigegebene Begründung (*Motivierung*). Man spricht ferner von einer *motivierten Tagesordnung* im Gegensatz zur *einfachen*, wenn der Antrag, über einen Gegenstand zur Tagesordnung überzugehen, in diesem Antrag selbst kurz begründet wird, was als eine mildere Form der Ablehnung aufzufassen ist. — In der Poesie und dem entsprechend in der *Kunst* überhaupt sind Motive die Grundzüge einer dichterischen Konzeption, die des Dichters (Künstlers) Phantasie in Bewegung setzen und den Kern und Mittelpunkt seiner Schöpfungen bilden. — In ähnlichem Sinne heißen in der *Musik* Motive die letzten charakteristischen Glieder eines Kunstwerkes, aus denen sich dasselbe entwickelt. Man unterscheidet rhythmische, melodische und harmonische Motive, doch verbinden sich in der Regel mehrere dieser Faktoren zu einem prägnanten M. Die klare Ausprägung der Motive und der aus mehreren Motiven zusammengesetzten Phrasen ist die Aufgabe der Phrasierung (s. d.); es gilt daher, die Motive voneinander zu sondern, sie in sich gedrungen vorzutragen und ihnen Leben einzuhauchen durch eine naturgemäße dynamische u. agogische Schattierung. Vgl. *Wolff*, Das musikalische M. (Bonn 1891). Über *Leitmotiv* s. d.

Motivieren (franz.), Beweggründe zu etwas (besonders einer Handlung ꝛc.) angeben; etwas mit Gründen belegen und unterstützen; in der Kunst, vor allem in der Dichtkunst: eine dargestellte Handlung oder Begebenheit durch andre, mit dargestellte Momente verständlich machen und begründen, so daß jene als folgerichtig und wahrscheinlich erscheint.

Motley (spr. mottli), *John Lothrop*, amerikan. Geschichtschreiber, geb. 15. April 1814 zu Dorchester in Massachusetts, gest. daselbst 29. Mai 1877, studierte auf der Harvard-Universität in Cambridge, sodann zu Göttingen, wo er sich mit Bismarck befreundete, und Berlin, bereiste hierauf Frankreich, Italien, die Schweiz und England und erhielt 1841 eine Anstellung als Gesandtschaftssekretär in Petersburg. Schon 1842 kehrte er in seine Heimat zurück und widmete sich fortan der schriftstellerischen Thätigkeit, namentlich als Mitarbeiter der in Boston erscheinenden »North-American Review«; auch schrieb er, nachdem 1839 seine Novelle »Morton's hope« erschienen war, den Roman »Merry Mount« (1849). Hierauf veröffentlichte er nach archivalischen Studien in Europa: »History of the rise of the Dutch republic« (Lond. 1856, 3 Bde.; letzte Ausg. 1894; deutsch, Dresd. 1857—60, 3 Bde.). Die Fortsetzung erschien unter dem Titel: »History of the United Netherlands from the death of William the Silent to the synod of Dort« (Lond. 1860—64, 4 Bde.; neue Ausg. 1879). 1861 wurde er von Lincoln zum Gesandten in Wien ernannt, von wo er im Februar 1867 wieder abberufen wurde. Vom Juni 1869 bis 1871 war er Gesandter in London. Seine letzten Werke waren: »The life and death of John of Barneveld, with a view of the primary causes of the Thirty year's war« (1873, 2 Bde.). Vgl. *Holmes*, Memoir of J. L. M. (neue Ausg., Lond. 1889). Sein Briefwechsel wurde 1889 von Curtis herausgegeben und von Eltze ins Deutsche übersetzt (Berl. 1889).

Mōtor (lat., »Beweger«), im Maschinenwesen im Gegensatz zu Arbeitsmaschine eine Vorrichtung, mittels welcher eine bewegende Kraft veranlaßt werden kann, sich in mechanischer Arbeit zu äußern (*Kraftmaschine*, *Rezeptor*), daneben aber auch diese bewegende oder motorische Kraft selbst. Man nennt also z. B. sowohl die Dampfmaschine als den Dampf einen M. Im folgenden soll unter M. immer eine mechanische Vorrichtung verstanden werden. Man kann unter den Motoren solche, welche direkt von einer Naturkraft betrieben werden (*Motoren im engern Sinne*, *Motoren erster Ordnung*, *primäre Motoren*), von andern unterscheiden, deren Triebkraft erst mit Hilfe eines andern Motors rege gemacht werden muß (*Motoren im weitern Sinne*, *Motoren zweiter Ordnung*, *sekundäre Motoren*). Motoren im engern Sinne sind die Maschinen zur Aufnahme der Muskelkräfte der Menschen und Tiere (*Hebel*, *Kurbel*, *Haspel*, *Göpel*, *Tretscheibe*, *Tretmühle* ꝛc.); die durch die Kraft des strömenden oder langsam niedersinkenden Wassers getriebenen Wasser- oder hydraulischen Motoren: *Wasserräder*, *Turbinen* u. *Wassersäulenmaschinen*; die den Druck der bewegten Luft ausnutzenden *Windräder*; ferner die *Dampfmaschinen*, welche den Druck von gespanntem Wasserdampf nutzbar machen, sowie die andern kalorischen Maschinen: die *Heißluftmaschinen*, welche die Spannkraft erhitzter Luft, die *Feuerluftmaschinen*, welche diejenige von Verbrennungsgasen motorisch verwerten, die *Gaskraftmaschinen* (durch den Druck sich entzündender Gase betrieben), die *Petroleumkraftmaschinen* (durch die Verbrennungsgase von vergastem Petroleum im Gang erhalten). Als Motoren zweiter Ordnung sind anzusehen die *Elektromotoren* oder *dynamoelektrischen Kraftmaschinen*, insofern die zu ihrem Betrieb erforderliche elektromagnetische Kraft erst durch Vermittelung von Wasser-, Dampf- oder Gasmotoren erregt wird; die durch flüssige Kohlensäure getriebenen *Kohlensäuremotoren*, da die gewöhnlich luftförmige Kohlensäure vorher erst durch Verdichtung flüssig gemacht werden muß; die Maschinen, welche die Spannkraft *komprimierter Luft* oder den Druck künstlicher hoher *Wassersäulen* in mechanische Arbeit umsetzen, da die Luft vorher komprimiert, der Wasserdruck erst vorher erzeugt werden muß; ferner die *Uhren* und *Federmotoren*, welche erst dadurch Betriebskraft erhalten, daß sie aufgezogen werden. Motoren im weitern Sinne nennt man auch wohl die Teile von Arbeitsmaschinen, welche die Betriebskraft von irgend einem M. empfangen, z. B. die Riemenscheiben der Drehbänke, Hobelmaschinen, Webstühle ꝛc. In demselben Sinne bezeichnet man auch die Schaufelräder oder Schrauben der Dampfschiffe als Motoren. Zuweilen ist ein M. mit einer Arbeitsmaschine so eng verwachsen, daß sich gar nicht bestimmen läßt, was davon M., was Arbeitsmaschine ist. Das ist z. B. der Fall bei den Pulsometern, deren Kammern zugleich als Dampfcylinder und als Pumpen fungieren; ähnlich bei den Strahlapparaten und dem hydraulischen Widder.

Die motorischen Kräfte teilt man ein in *animalische* (Muskelkräfte der Menschen und Tiere) und in *Elementarkräfte* (Wasser-, Wind-, Dampfkraft ꝛc.). Bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß sie sich fast alle auf die Wärme oder in letzter Linie auf die Massenanziehung zurückführen lassen, aber nicht alle direkten oder indirekten, durch die Wärme oder die Massenanziehung begründeten Kräfte werden motorisch benutzt; so wird die Sonnenwärme, der Druck von sich entwickelnden Gasen, die Wellenbewegung des Meeres, die Erscheinung von Ebbe und Flut ꝛc. gar nicht oder

nur ausnahmsweise zur Arbeitsleistung gezwungen und zwar teils aus ökonomischen Gründen, teils darum, weil dazu geeignete Maschinen (»Motoren«) noch nicht erfunden worden sind (vgl. Sonnenmaschine). Bei der Wahl der motorischen Kräfte ist nämlich sowohl die ökonomische Frage als der Standpunkt der heutigen Vollendung der Konstruktion des Motors maßgebend. Wenn auch die motorische Kraft des Menschen im allgemeinen die teuerste von allen ist, besonders wo es sich um größere Kraftleistungen handelt, so wird sie doch nie entbehrlich sein, besonders weil zu vielen Arbeiten außer der motorischen Kraft auch menschliche Überlegung gehört. Die Tierkraft ist gleichfalls teuer, jedoch als Zugkraft für Fuhrwerke auf ungeschienten Straßen sowie als bewegende Kraft landwirtschaftlicher Maschinen für kleinen und mittlern Betrieb unersetzlich. Am billigsten bieten uns die hydraulischen Motoren ihren Dienst, denn die Kraft des fallenden Wassers ist ein Naturgeschenk, welches sich ohne unser Zuthun erneut, freilich in der trocknen Jahreszeit auch oft ausbleibt. Deshalb findet man neben Wassermotoren noch Dampfmaschinen zur Reserve aufgestellt. Windräder sind noch mehr von den Launen des Klimas abhängig und können auch nicht leicht sehr beträchtliche Effekte erzeugen. Gänzlich unabhängig aber von den Änderungen der Witterung ist die Dampfmaschine, welche noch dazu infolge der angewandten hohen Spannungen bei verhältnismäßig kleinen Dimensionen zur Hervorbringung der größten notwendig werdenden Wirkungen fähig ist, ja um so billiger im Betrieb wird, auf je größere Leistungen sie bemessen ist. Dieser letztere Umstand gerade hat der Großindustrie ihr Übergewicht über das Handwerk und die Kleinindustrie gegeben, welche sich mit ökonomisch ungünstiger arbeitenden kleinern Dampfmaschinen oder Heißluft-, Feuerluft-, Gaskraft- oder Petroleumkraftmaschinen behelfen muß, s. Kleinkraftmaschinen. Wenn nun auch diese Kleinkraftmaschinen oder Kleinmotoren sehr weitgehende Verbesserungen erfahren haben, so sind sie doch noch nicht konkurrenzfähig mit der Dampfmaschine der Großbetriebe. Eine Verbilligung der Triebkraft für das Kleingewerbe hat man aber auch durch Kraftverteilung zu erreichen gesucht, s. Kraftübertragung und -Verteilung. — Die ersten Versuche, Tierkräfte motorisch nutzbar zu machen, und die ersten Anfänge der Heranziehung der Wasserkraft zu mechanischer Arbeit (chinesische Schöpfräder) fallen in die vorgeschichtliche Zeit. Über die Motoren für Menschen-, Tier- und Wasserkraft kam der Erfindungsgeist lange nicht hinaus. Nur von diesen wird uns aus dem ganzen geschichtlichen Altertum und dem Mittelalter Kunde, und wenn auch die alten Griechen und Römer den Dampf zu mechanischen Spielereien (Heronsball, Äolipile etc.) zu benutzen wußten, so hatten sie doch nicht im entferntesten eine Vorstellung von der großartigen Steigerung, deren die motorische Wirkung des Dampfes fähig ist. Erst die Erweiterung der physikalischen Kenntnisse im 16. und 17. Jahrh. ermöglichte die Erfindung der Dampfmaschine, daneben auch eine bedeutende Verbesserung der Wassermotoren. In unserm Jahrhundert folgte die Erfindung der Heißluft-, Feuerluft- u. Gaskraftmaschinen. Die Verwendung elektrodynamischer Kraftmaschinen datiert erst von der Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzips, gewinnt aber von Tag zu Tag an Verbreitung. Vgl. Grashof, Theorie der Kraftmaschinen (Hamb. 1886—90), und die Litteratur bei den einzelnen Artikeln (Dampfmaschine, Kleinkraftmaschinen etc.).

Motōrisch (lat.), bewegend, Bewegung hervorbringend (z. B. motorische Nerven, s. Rückenmark); vgl. Motor.

Motorische Kraft, s. Motor.

Motorzähler, ein Elektrizitätszähler (s. Elektrotechnische Kontrollinstrumente), der im wesentlichen aus einem vom Gebrauchsstrom angetriebenen Elektromotor besteht, dessen passend gedämpfte Umdrehungen von einem Zählwerk registriert werden.

Motril, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Granada, 2 km vom Mittelländischen Meer, hat sehr mildes Klima, Zucker- u. Baumwollplantagen, Weinbau, Zuckerfabrik und (1887) 17,122 Einw. Südöstlich davon der Hafenort Calahonda.

Motten (Schaben, Teneïdae), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge, kleine, oft sehr kleine Falter von mannigfachem und zierlichem Bau, mit borstenförmigen Fühlern, meist sehr stark entwickelten und besonders dicht buschig beschuppten Lippentastern, schmalen, oft linearen, gewöhnlich zugespitzten und langgefransten, in der Ruhe horizontal aufliegenden oder um den Körper gewickelten Flügeln, oft mit feinster Zeichnung und reichster Färbung. Bei einigen, deren Weibchen flügellos sind, und deren Raupen nach Art der Sackträger (s. d.) in selbstgefertigten röhrenförmigen Säcken leben, ist Parthenogenesis nachgewiesen worden. Die Raupen haben 14—16 Beine und verpuppen sich in Gespinsten. Einige Raupen leben nach Art der Spinner gesellig an Blättern in großen Gespinsten; andre bewohnen das Mark von Stengeln, das Innere von Blütenknospen, von Baumschwämmen, das Parenchym der Blätter, welches sie wie manche Käferlarven minieren; einzelne ernähren sich auch von Pelz, Wolle, toten tierischen Stoffen etc. Zu letztern gehören die Kleider- und Pelzmotten (Haarschaben), von denen die kleinere, gelblich seidenglänzende Tinea pellionella *L.*, mit einem oder zwei dunkeln Pünktchen auf den Vorderflügeln und grauen Hinterflügeln, besonders Wolle, die größere, Tapeten-, Kutschenmotte, T. tapetiella *L.*, mit an der Wurzel violettbraunen, dahinter gelblichweißen, an der Spitze mit violettgrauem Fleck gezeichneten Vorder- und grauen Hinterflügeln, namentlich Pelzwerk heimsucht. Die Raupen erscheinen im August und fertigen zur Überwinterung kleine, hängende Säckchen, in welchen sie sich auch verpuppen. Sorgfältiger Abschluß, wo es möglich ist (Einnähen in Leinwand, verklebte Kisten), sonst fleißiges Ausklopfen, Terpentinöl, Insektenpulver schützen am besten gegen Mottenfraß. Der weiße Kornwurm (Korn-, Getreidemotte, Kornschabe, Tinea granella *L.*), 13 mm breit, auf den Vorderflügeln silberweiß, dunkel marmoriert, auf den Hinterflügeln weißgrau, fliegt im Juni und legt in Speichern, Magazinen je 1—2 Eier an ein Getreidekorn oder auch an andre Stoffe. Die im Juli erscheinenden beinfarbenen, am Kopf und Nackenschild dunklern Raupen nähren sich vom Mehl des Korns und gehen, wenn dieses ausgefressen ist, an ein zweites und drittes etc., wobei sie die Körner zusammenspinnen. Sie überwintern in einem Gespinst, in ausgefressenen Körnern, Ritzen etc. und verpuppen sich im März oder Mai. Die Kümmelmotte (Kümmelschabe, Pfeifer im Kümmel, Depressaria nervosa *Haw.*), 20 mm breit, mit rötlich graubraunen Vorderflügeln, in deren Spitze ein heller Winkelhaken steht, und graubraunen Hinterflügeln, überwintert und legt im Frühjahr die Eier an Kümmel- oder andre Doldenpflanzen; die sehr bunten, oben blaß olivengrünen, unten lichtern Raupen mit orangerotem

Seitenstreifen, schwarzen, weiß geringelten Warzen und schwarzem Kopf, Nackenschild u. Afterklappe leben in der Dolde, die sie durch einige Fäden zusammenziehen, und nähren sich von den Blüten und jungen Samen; sie bohren sich endlich in den Stengel der Futterpflanze ein und verpuppen sich hier alsbald. Schon vom Juni an schlüpfen die M. aus. Die Lärchenminiermotte (Coleophora laricella *Hüb.*, s. Tafel »Schmetterlinge II«), 9 mm breit, mit sehr lang befransten, grauen, seidenglänzenden Flügeln, fliegt im Mai und Juni, legt ihre Eier einzeln an die Nadeln der Lärche, besonders 10—40jähriger Bäume; das bald auskriechende, dunkel rotbraune Räupchen frißt sich in die Nadeln ein und verkriecht sich im Herbst in einem abgebissenen Stück der ausgehöhlten Nadel an den Stämmen hinter Flechten, in Rissen etc., wo es überwintert. Im nächsten Frühjahr frißt die Raupe weiter, vergrößert den Sack, befestigt ihn Ende April an einer Nadel und verpuppt sich. Sie richtet oft erheblichen Schaden an. Viele M., wie z. B. die Apfelmotte (Tinea malinella *Zeller*), leben auf Obst- und Zierbäumen und werden durch Absuchen ihrer Nester bekämpft. Über die Bienenmotte s. d. Über die Schnauzen- oder Gespinstmotte s. d. Vgl. Stainton, Zeller und Douglas, The natural history of the Tineina (Lond. 1855—73, 13 Bde.); Flothow, Die schädlichen Arten der M. (Berl. 1888).

Mottenkönig, s. Plectanthrus.

Mottenkraut, s. Chenopodium, Ledum und Melilotus.

Mottenschwarm, s. Bienenmotte.

Motterone, Monte, 1491 m hoher Berg, zwischen dem Lago Maggiore und dem Ortasee, mit prächtiger Aussicht.

Motte Saint-Martin, La (spr. mott' ßäng-martäng, auch La Motte-les-Bains, spr. lä-bäng), Dorf im franz. Depart. Isère, Arrond. Grenoble, 620 m ü. M., in malerischer Lage über dem Drac, an der Lokalbahn St.-Georges de-Commiers-La Mure, mit salinischen Quellen von 58—62°, welche gegen Rheumatismus, Katarrhe, Skrofulose etc. angewendet werden, besuchter Badeanstalt (ehemaliges Schloß) und (1891) 775 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Mottl, Felix, Dirigent, geb. 29. Aug. 1856 in St. Veit bei Wien, erhielt als Schüler des Löwenbergschen Konvikts seine erste musikalische Ausbildung, absolvierte sodann mit Auszeichnung das Wiener Konservatorium und begann seine Dirigententhätigkeit als Leiter des Wiener akademischen Wagnervereins. 1876 betraute ihn Wagner mit Vorarbeiten zur Fertigstellung der »Nibelungen« für die Aufführung, 1881 wurde er als Nachfolger O. Dessoffs zum Hofkapellmeister in Karlsruhe ernannt, wo er noch gegenwärtig wirkt, bis 1892 zugleich als Leiter des Philharmonischen Vereins, seit Ende 1893 mit dem Titel Generalmusikdirektor. 1886 dirigierte er zum erstenmal die Bayreuther Festspiele (»Parsifal« und »Tristan«) und ist auch seither ständiger Mitdirigent derselben geblieben. Als Komponist trat M. mit einer Oper, »Agnes Bernauer«, die 1880 in Weimar zur Aufführung gelangte, einem Festspiel: »Eberstein« (1881 in Karlsruhe aufgeführt), und kleinern Werken (Liedern) hervor.

Mottlau, linker Nebenfluß der Weichsel, kommt westlich von Dirschau im preuß. Regbez. Danzig aus dem Liebauschen See, tritt dann in den Danziger Werder, nimmt hier die Kladau und die Radaune auf, bildet in Danzig selbst, wo sie für Seeschiffe ausgegraben ist, die Speicherinsel und mündet unterhalb der Festungswerke.

Motto (ital.), Sinn- oder Denkspruch; Bezeichnung einer einem Schriftsteller entlehnten Stelle, welche einer Schrift zur Andeutung ihres Inhalts oder ihrer Tendenz vorangestellt wird, »Leitspruch, Kennwort«.

Mottōla, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Tarent, auf einer Anhöhe an der Eisenbahnlinie Bari-Tarent, mit Ölgewinnung, Kalkbrennerei, Teigwarenerzeugung und (1881) 5611 (als Gemeinde 6871) Einw.

Mottram in Longdendale (spr. móttrĕm, lóng-dĕndēl), Stadt in Cheshire (England), 5 km westlich von Glossop, mit Baumwollspinnerei, Druckerei und (1891) 3270 Einw.

Motu-iti, Insel, s. Tubai.

Motu proprio (lat., »auf eignen Antrieb«), eine seit Innocenz VIII. gebräuchliche Formel in päpstlichen Reskripten, die bedeutet, daß die betreffende Entschließung auf eigner Initiative oder doch selbständiger Erwägung des Papstes beruht, und bewirkt, daß sie unabhängig von der Richtigkeit der im Bittgesuch angegebenen Gründe zu Recht besteht; als Hauptwort auch Bezeichnung für diese Reskripte selbst.

Motye, antike Stadt, s. Stagnone.

Motz, Friedrich Christian Adolf von, preuß. Staatsmann, geb. 18. Nov. 1775 in Kassel aus einer alten hessischen Familie, gest. 30. Juni 1830 in Berlin, studierte in Marburg die Rechte, trat 1795 in den preußischen Staatsdienst und ward Landrat erst in Halberstadt, dann im Eichsfeld. Während der westfälischen Herrschaft lebte er auf seinem Gut Vollenborn und trat erst gegen Ende derselben als Direktor der direkten Steuern des Harzdépartements in den öffentlichen Dienst und als Mitglied in die Reichsversammlung. Nach dem Befreiungskrieg wurde er Vizepräsident, dann Präsident zu Erfurt, 1820 provisorisch, 1824 definitiv Oberpräsident der Provinz Sachsen und 1825 Finanzminister. Indem er 1826 die Aufhebung der bisher bestandenen Generalkontrolle der Finanzen erreichte, erhöhte er den Einfluß seines Amtes. Trotz großer Schwierigkeiten gelang es ihm, das Finanzwesen zu vereinfachen und einen Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben zu erzielen. Von besonderer Wichtigkeit für die Zollreform und die Entwickelung des Handels waren die Verträge, welche er 1828 mit dem Großherzogtum Hessen, dann mit Anhalt und Sachsen-Koburg schloß, aus welchen der Zollverein erwuchs. Vgl. »F. Chr. A. v. M. Eine Biographie« (Erfurt 1832).

Motzen (Moczen), rumän. Volksstamm in den Gebirgen des westlichen Siebenbürgen, hoch und schlank gewachsen, mit länglichem Gesicht und gelblichweißer Farbe, blauen Augen und hellem Haar und auffallend starkem Hals. Sie sind von wildem Charakter und deshalb gefürchtet, beschäftigen sich in den Bergen mit Viehzucht und Holzschnitzerei, in den Thälern mit Bergbau und sind bei nationalen Erhebungen (so 1848—1849) immer die Vorkämpfer gewesen.

Mouchard (spr. muschār, von mouche, »Fliege«), in Frankreich spottweise soviel wie Polizeispion, Spitzel.

Mouche (franz., spr. músch', »Fliege«), Schminkt-, Schönpflästerchen, kleines, länglich oder halbrund oder zu allerlei Figuren zugeschnittenes Stückchen schwarzen Tafts, das von den Modedamen auf das Gesicht geklebt ward, um die Haut weißer erscheinen zu lassen oder um Hautflecke, Warzen u. dgl. zu verdecken. Diese Mode, im 17. Jahrh. in Paris aufgekommen, beschränkte sich anfangs auf Frankreich, verbreitete sich

im 18. Jahrh. aber auch nach Deutschland und verschwand gegen Ende des Jahrhunderts. — Auch ein Kartenspiel (s. Mistigri).

Moucheron (spr. müsch'róng), 1) Frederik de, holländ. Maler, geb. 1634 in Amsterdam, gest. daselbst im Januar 1686, bildete sich bei Jan Asselyn zum Landschaftsmaler aus, ging im Alter von 22 Jahren nach Paris und ließ sich nach seiner Rückkehr zuerst in Antwerpen und 1659 in Amsterdam nieder. Er hat französische, italienische und holländische Berg-, Fluß- und Waldlandschaften gemalt, die geschickt arrangiert sind, aber an schwerer, kalter Farbe leiden. Bilder von ihm befinden sich in den Galerien und Museen von St. Petersburg (Eremitage), Paris (Louvre), Amsterdam, München, Haag, Lille, Braunschweig, Dresden, Schwerin und Wien.

2) Isaac de, holländ. Maler und Radierer, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 1670 in Amsterdam, gest. daselbst 20. Juni 1744, ging im Alter von 24 Jahren nach Italien und erhielt in Rom wegen der guten Komposition seiner Landschaften den Beinamen Ordonnance. Um 1697 kehrte er nach Amsterdam zurück, wo er eine Ansicht der Stadt bei festlicher Illumination radierte. Seine meist italienischen Landschaften sind wahrer und harmonischer in der Farbe als die seines Vaters. Die Galerien von Braunschweig, Augsburg, Kassel, Kopenhagen und Schwerin besitzen Bilder von ihm.

Mouches volantes (franz., spr. müsch' wolángt'), s. Gesichtstäuschungen.

Moucheticren (franz., spr. müsch't-), sprenkeln, [tüpfeln.

Mouchez (spr. müsché), Ernest Amédée Barthélemy, franz. Marineoffizier und Astronom, geb. 24. Aug. 1821 in Madrid, gest. 25. Juni 1892 in Wissous (Seine-et-Oise), trat 1837 in die Seeschule zu Brest, machte 1840—45 auf der Favorite als astronomischer Beobachter eine Reise um die Erde mit und führte später umfangreiche Vermessungsarbeiten am La Plata und an der brasilischen Küste aus. 1860 studierte er in England das von Fitzroy eingeführte System der Sturmwarnungen und richtete es dann, unabhängig von den Witterungsberichten der Pariser Sternwarte, an den französischen Hafenstationen ein. 1870 ging er als Kapitän mit der französischen Flotte nach der Ostsee, wurde aber bald zurückberufen, um die Verteidigung von Havre zu leiten; 1874 ward er zur Beobachtung des Venusdurchganges nach St. Paul geschickt. Auf seine Anregung wurde 1875 die Sternwarte in Montsouris eingerichtet, um Seeoffiziere in astronomischen Beobachtungen zu üben. Auch führte er in den 70er Jahren ausgedehnte Aufnahmen an der Küste Algeriens aus. M. war seit 1873 Mitglied des Längenbüreaus, auch zeitweilig im Verwaltungsrat der Pariser Sternwarte und seit 1878 Direktor derselben. 1884 gründete er das »Bulletin Astronomique«, und 1887 wurde auf seine Veranlassung von der französischen Regierung die internationale astronomische Konferenz nach Paris berufen, welche die Herstellung einer photographischen Himmelskarte unter Mitwirkung von 18 Sternwarten beschloß. Vgl. M.' Schrift: »La photographie astronomique à l'observatoire de Paris et la carte du ciel« (Par. 1887).

Mouchoir (franz., spr. müschŭär), Schnupftuch.

Moudon (spr. mudóng, deutsch Milden), Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Waadt, 518 m ü. M., an der Broye und der Linie Palézieux-Lyß der Jura-Simplonbahn, hat ein Gymnasium mit Realschule, Tuch- und Zigarrenfabrikation, Gerbereien, Mühlen, Getreidehandel und (1888) 2647 meist reform. Einwohner. Das heutige M. überragt der alte Stadtteil Bourg, der, selbst von den Schlössern Carouge und Rochefort überragt, auf die Zähringer oder gar auf Pippin den Kleinen zurückgeführt wird.

Moufang (spr. mu-), Christoph, kath. Geistlicher, geb. 12. Febr. 1817 in Mainz, gest. daselbst 27. Febr. 1890, studierte Medizin, dann Theologie, ward 1839 Priester, 1845 Lehrer am Gymnasium zu Mainz, 1851 Regens des bischöflichen Seminars, 1854 Mitglied des Domkapitels daselbst, 1863 Vertreter des Bischofs Ketteler von Mainz in der hessischen Ersten Kammer zu Darmstadt, wie er sich überhaupt als publizistischer Gehilfe seines Bischofs thätig zeigte und auch 1871 an seiner Stelle in den Reichstag gewählt wurde. Nach dem Tode Kettelers (1877) ward er vom Domkapitel zum Stellvertreter des Bischofs bis zu einer Neuwahl erwählt, indessen von der Regierung nicht bestätigt. Er veröffentlichte: »Aktenstücke, betreffend die Jesuiten in Deutschland« (Mainz 1872), »Die Mainzer Katechismen von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zu Ende des 18. Jahrhunderts« (das. 1877), »Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache« (das. 1881) und gab mit Heinrich die Zeitschrift »Der Katholik« heraus.

Mouflon, s. Schaf.

Mouillieren (franz., spr. mu(l)ji-), in der Grammatik soviel wie einen Konsonanten, besonders l und n, weich mit mehr oder weniger vernehmlich nachklingendem, gehauchtem j, also wie (l)j und nj, aussprechen, was durch Emporhebung der Zunge und Öffnung der Lippen bewirkt wird. Die Italiener schreiben dafür gl, gn, die Spanier gl, ñ, die Portugiesen lh, nh. Besonders häufig sind mouillierte Konsonanten jeder Art in den slawischen Sprachen.

Moule, Le (spr. mūl'), Hafenstadt auf der Ostküste der Grande Terre der französisch westind. Insel Guadeloupe, hat einen durch einen Leuchtturm geschützten Hafen, in der Umgebung große Zuckerplantagen und Zuckerfabriken und mit diesen (1889) 11,257 Einw., davon 2282 indische Kulis. Die Ausfuhr von Zucker etc. beträgt jährlich gegen 5 Mill. Fr.

Moulinieren (franz., spr. mu-), das Zwirnen der Seide.

Moulins (spr. mulāng), Hauptstadt des franz. Depart. Allier, 227 m ü. M., am Allier, über welchen eine schöne Brücke (von 1763) führt, Knotenpunkt der Lyoner und der Orléansbahn, hat eine 1368 gegründete, 1861 vollendete Kathedrale in gotischem Stil, mit einem Triptychon von Ghirlandajo u. zwei neuen, 85 m hohen Türmen, eine ehemalige Klosterkirche mit schönem Grabmal des 1632 hingerichteten Herzogs Heinrich II. von Montmorency, eine moderne gotische Herz-Jesukirche (1850), einen Uhrturm aus dem 15. Jahrh., Reste des alten Schlosses der Herzöge von Bourbon, einen Justizpalast (ehemaliges Jesuitenkollegium), ein neues Stadthaus und (1891) 22,219 Einw. Die Industrie umfaßt Fabrikation von Sägeholz, Kunsttischlerwaren, Hüten, Öl und Essig. M. ist Sitz eines Bischofs, eines Assisenhofs und eines Handelsgerichts, hat ein Lyceum, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Seminar, ein Mädchenlyceum, eine Musikschule, ein naturhistorisches, ein Kunst- und Antiquitätenmuseum, eine Bibliothek (30,000 Bände), ein Theater, eine Ackerbau- und eine Gewerbekammer. M. ist Geburtsort des Marschalls [Villars.

Moulmein, Stadt, s. Maulmain.

Moultrie (spr. mūltrĭ oder mūtri), Fort bei Charleston (s. d. 1).

Moulure (franz., spr. mulür'), Kehlung, Simswerk.

Mounds und **Moundbuilders** (spr. maundbilders), s. Amerikanische Altertümer, S. 507 u. 508.

Mounier (spr. munjē), Jean Joseph, franz. Politiker, geb. 12. Nov. 1758 in Grenoble, gest. 26. Jan. 1806, wurde 1783 Richter zu Grenoble, 1788 Sekretär der Stände des Dauphiné und 1789 zum Deputierten für die Generalstaaten gewählt. Auf seinen Antrag erklärte sich der dritte Stand als die Nationalversammlung und leistete 20. Juni 1789 den bedeutungsvollen Schwur im Ballhaus. Aber M. sah sich bei seiner gemäßigten Gesinnung bald von der politischen Bewegung überflügelt u. schloß sich den Monarchisten an. Gleichwohl ward er 29. Sept. zum Präsidenten der Versammlung erwählt und bewies bei den Ereignissen vom 5. und 6. Okt. Mut und Energie. Nachdem aber die Versammlung den Beschluß gefaßt hatte, nach Paris überzusiedeln, reichte er seine Entlassung ein und begab sich in das Dauphiné, wo er zu einer Versammlung der Provinzialstände aufforderte. Als die Nationalversammlung dieselbe untersagte, begab er sich 1790 nach Savoyen und von da in die Schweiz. Hier veröffentlichte er seine berühmte Schrift »Recherches sur les causes qui ont empeché les Français de devenir libres« (Genf 1792, 2 Bde.; deutsch von Genz, Berl. 1794, 2 Bde.). 1793 ließ er sich in Weimar nieder und errichtete 1795 auf dem Schloß Belvedere eine Unterrichtsanstalt für junge Engländer. 1801 in sein Vaterland zurückgekehrt, ward er von Bonaparte zum Präfekten im Departement Ille-et-Vilaine ernannt und nach Errichtung des Kaisertums 1805 in den Staatsrat berufen. Unter seinen Schriften ist noch hervorzuheben: »De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la Révolution de France« (Tübing. 1801; neue Aufl., Par. 1821). Vgl. Lanzac de Laborie, Un royaliste libéral en 1789: Jean Jos. M. (Par. 1887). — Sein Sohn Claude Edouard Philippe M., geb. 2. Dez. 1784, unter der Restauration Generaldirektor der Polizei und Pair, starb 11. Mai 1853 in Passy.

Mount (Mountain, engl., spr. maunt, mauntin), Berg.

Mountain Ash (spr. mauntin äsch), Stadt in Glamorganshire (Wales), am Cynon, einem Nebenfluß des Taff, mit Kohlen- und Eisengruben und (1891) 17,590 Einwohnern.

Mount Carmel, 1) Ort in der Grafschaft Northumberland des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, Bahnknotenpunkt, mit großen Kohlengruben und (1890) 8254 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Wabash in Illinois, am Zusammenfluß des Wabash und White River, Bahnknotenpunkt, mit Fabriken und (1890) 3376 Einw.

Mount Clemens, Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, am Clinton, der hier für Dampfer schiffbar wird, hat eine berühmte Mineralquelle und (1890) 4748 Einw.

Mount Desert Island (spr. maunt déssert ailänd), Insel an der Küste von Maine, s. Frenchman's Bay.

Mount Edgcumbe (spr. maunt éddschtöm), Landsitz gegenüber Plymouth (s. d.).

Mount Everest (spr. maunt éwwereſt), s. Gaurisankar.

Mount Grace Priory (spr. maunt greß praieri), Ruine eines 1397 von Kartäusern gegründeten Klosters im Nordriding von Yorkshire (England), 8 km nordöstlich von Northallerton.

Mount Hamilton (spr. hämmilt'n), Berg in Kalifornien bei San José mit der Lick-Sternwarte (s. Lick).

Mount Melbourne (spr. maunt méllbörn), Berg im antarktischen Victorialand, von vulkanischer Gestalt, zwischen 74 und 75° südl. Br., von James Roß 1841 entdeckt und auf 4570 m Höhe geschätzt.

Mount Mellery, Kloster, s. Cappoquin.

Mountmellick (spr. mauntméllick), Stadt in Queen's County (Irland), mit Tuchfabrikation, Brauerei, Tabaksfabrik und (1891) 2623 Einw.

Mount Mitchell (spr. maunt mittschël, Black Dome, Clingman's Berg), höchster Gipfel des Alleghanygebirges (s. d.).

Mount Pleasant (spr. maunt pleſ'nt), 1) Hauptstadt der Grafschaft Henry im nordamerikan. Staat Iowa, in hoher, fruchtbarer Prärie, 40 km westlich von Burlington, hat eine wesleyanische Universität, ein College (Whittier's), Irrenhaus u. (1890) 3997 Einw. — 2) Stadt in der Grafschaft Westmoreland in Pennsylvanien, in reichem Ackerbaudistrikt, mit höherer Schule und (1890) 3652 Einw.

Mount St. Bernard (spr. maunt ßent bérnard), Cistercienserkloster in Leicestershire (England), unweit des Bardon Hill, vom ältern Pugin erbaut; der erste Klosterbau in England seit der Reformation.

Mountsbai (spr. maunts-), s. Kanal (La Manche).

Mount Sterling, Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikan. Staat Kentucky, mit Sägemühlen, Möbelfabriken und (1890) 3629 Einw.

Mount Vernon (spr. maunt wérnen), Name mehrerer Orte in der nordamerikan. Union: 1) Stadt in Ohio, Grafschaft Knox, am Vernonfluß, 65 km nordöstlich von Columbus, mit Eisengießereien, Mühlen und (1890) 6027 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Jefferson in Illinois, mit Kornmühlen, Wollfabriken, bedeutendem Handel u. (1890) 3233 Einw. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Posey in Indiana, am Ohio, mit Kornmühlen, Eisengießerei, Sägewerken und (1890) 4705 Einw. — 4) Ort in der Grafschaft Westchester, Staat New York, Wohnsitz vieler Geschäftsleute von New York, hat verschiedene Fabriken und (1890) 10,830 Einw. — 5) Landgut im nordamerikan. Staat Virginia, Grafschaft Fairfax, am Potomac, 22 km unterhalb Washington, gehörte einst George Washington, der hier seine letzte Ruhestätte fand.

Mourea (Eimeo), eine der franz. Gesellschaftsinseln im Stillen Ozean, westlich von Tahiti, 132 qkm groß, mit (1889) 1577 Einw. u. dem Hauptort Papeotai.

Mourmelon le Grand (spr. murm'lóng), Flecken im franz. Depart. Marne, Arrond. Châlons-sur-Marne, hat ein Militärspital und (1891) 4795 Einw. Südöstlich von M. befindet sich das Lager von Châlons (s. Châlons-sur-Marne).

Mournegebirge (spr. mörn-), s. Down.

Mouscron (spr. muskróng), Gemeinde in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Courtrai, nahe der französischen Grenze, an der Staatsbahnlinie Gent-Tournai, mit Zollamt, bischöflichem Collège, Woll- und Baumwollweberei, Färberei, Fabrikation von Schokolade, Öl, Tabak und (1890) 13,764 Einw.

Mouskes (spr. muskä), Philipp, altfranz. Chronist, lebte in Tournai und verfaßte dort 1243 seine umfangreiche Reimchronik, für die er vielfach alte Volksepen benutzte. Sie ist für die Ereignisse aus der Zeit des Verfassers eine wichtige Quelle; herausgegeben von Reiffenberg (Brüss. 1836—38, 2 Bde.).

Mousquetaires (franz., spr. musk'tär'), ehemals berittene adlige Leibgarde des Königs von Frankreich,

von Ludwig XIII. 1622 aus den Carabins, der leichten Reiterei der Gendarmerie de la Maison, gebildet, ritt Grauschimmel (m. gris), während die Leibwache von Richelieu und Mazarin, die später ebenfalls beritten gemacht und in die Maison du Roi aufgenommen wurde, Rappen ritt (m. noirs). Die M. wurden 1815 abgeschafft.

Mousqueton (franz., spr. musk'tóng), kurze Muskete (s. d.), ein Feuergewehr, mit welchem die zu Anfang des 17. Jahrh. errichteten Dragoner (berittene Musketiere) bewaffnet wurden, also etwa soviel wie Karabiner. In Frankreich heißt das auf 510 mm verkürzte Infanteriegewehr der Artillerie M.

Mousse (franz., spr. muß'), Gefrornes, welches während des Frierens nicht gerührt wird; auch eine Creme aus einer Mischung von Sahne und fein gerührtem Fleisch, mit Trüffelsauce angerichtet.

Mousselin, s. Musselin. [S. 191.

Mousseuxhahn (spr. mussö-, Spritzhahn), s. Hahn,

Moussieren (franz., spr. mu-), soviel wie schäumen, besonders von Flüssigkeiten, welche viel Kohlensäure gelöst enthalten, die beim Ausgießen derselben lebhaft entweicht, wie bei Bier, Champagner, Mineralwasser. Vgl. Aufbrausen.

Moussons (franz., spr. mussóng), s. Monsune.

Moustache (franz., spr. mustásch'), Schnurrbart.

Moustiers-Sainte-Marie (spr. mustjē-ßängt'-marī'), Stadt im franz. Depart. Niederalpen, Arrond. Digne, malerisch in einer Schlucht gelegen, welche in der Höhe von einer Eisenkette mit einem vergoldeten Kreuz überspannt wird, mit (1891) 664 (als Gemeinde 1062) Einw., war im 17. u. 18. Jahrh. durch ihre Fayencen berühmt. Vgl. Fouque, M. et ses faïences (Aix 1887).

Moustille (spr. mustīj'), die leichte Kohlensäureentwickelung, welche viele Weine während des ersten Jahres zeigen, bedingt den angenehmen Geschmack und die berauschende Kraft.

Moutarde (franz., spr. mutárd'), Mostrich, Senf.

Moutier-Grandval (spr. mutjē-grangwáll), schweizer. Flecken, s. Münster 5).

Moûtiers (spr. mūtjē), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Savoyen, ehemalige Hauptstadt der Tarentaise, an der Isère und der Lyoner Bahn, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale (teilweise aus dem 11. Jahrh.), ein Seminar u. (1891) 2349 Einw. Südlich die Badeorte Salins und Brides-les-Bains mit Kochsalzquellen von 36°, östlich der wegen seiner schönen Aussicht oft bestiegene Mont Jovet (2563 m).

Mouton (franz., spr. mutóng), Schöps, Hammel; Hammelfleisch; auch ein feiner Bordeauxwein.

Mouton (spr. mutóng), Georges, s. Lobau.

Mouÿ (spr. mu-ĭ), Charles Louis Stanislas, Graf de, franz. Diplomat und Schriftsteller, geb. 11. Sept. 1835 in Paris aus einer alten Familie der Picardie, widmete sich der Journalistik und trat 1865 in das auswärtige Ministerium als Attaché ein. 1875 wurde er zum Botschaftssekretär in Konstantinopel ernannt und 1878 nach Berlin versetzt, wo er Protokollführer des Kongresses war. 1879 wurde er Direktor im Ministerium, 1880 Gesandter in Athen, 1886 Botschafter beim König von Italien in Rom; 1888 ward er zur Disposition gestellt. Er schrieb: »Grands seigneurs et grandes dames du temps passé« (1862); »Don Carlos et Philippe II« (1863, 3. Aufl. 1888; von der Akademie mit einem Preise gekrönt); »Le roman d'un homme sérieux« (1864); »Les jeunes ombres« (1865); »Lettres du Bosphore« (1879); »Lettres athéniennes« (1887); »Rome« (1890); »Louis XIV et le Saint-Siège. L'ambassade du duc de Créqui 1662—65« (1893, 2 Bde.) u. a.; auch gab er die Korrespondenz Stanislaus August Poniatowskis und der Madame Geoffrin (1875) heraus.

Mouzon (spr. musóng), Stadt im franz. Depart. Ardennen, Arrond. Sedan, an der Maas und der Eisenbahn Verdun-Sedan, hat eine schöne gotische Kirche (aus dem 13. Jahrh., Rest einer alten Benediktinerabtei), Tuchfabrikation und (1891) 1620 Einw. — Bei M. wurde Mac Mahon 30. Aug. 1870 von der vierten deutschen Armee über die Maas gegen Sedan zurückgeworfen.

Möve, s. Möwe.

Movens (lat.), das Bewegende.

Movers, Franz Karl, Forscher auf dem Gebiete des phönikischen und biblischen Altertums, geb. 17. Juli 1806 zu Koesfeld in Westfalen, gest. 28. Sept. 1856 in Breslau, studierte zu Münster und Bonn Theologie und orientalische Sprachen, wurde 1829 in Paderborn zum Priester geweiht, wirkte 1833—39 als Pfarrer zu Berkum bei Bonn, wo er seine »Kritischen Untersuchungen über die biblische Chronik« (Bonn 1834) schrieb, und wurde 1839 in Breslau außerordentlicher, 1842 ordentlicher Professor der alttestamentlichen Theologie. Sein durch umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Hauptwerk ist: »Die Phönicier« (Bd. 1, Bonn 1841; Bd. 2 in 3 Teilen, Berl. 1849—56), dazu als Ergänzung: »Phönicische Texte, erklärt« (Bresl. 1845—47, 2 Bde.).

Movieren (lat.), bewegen; sich regen, mucksen.

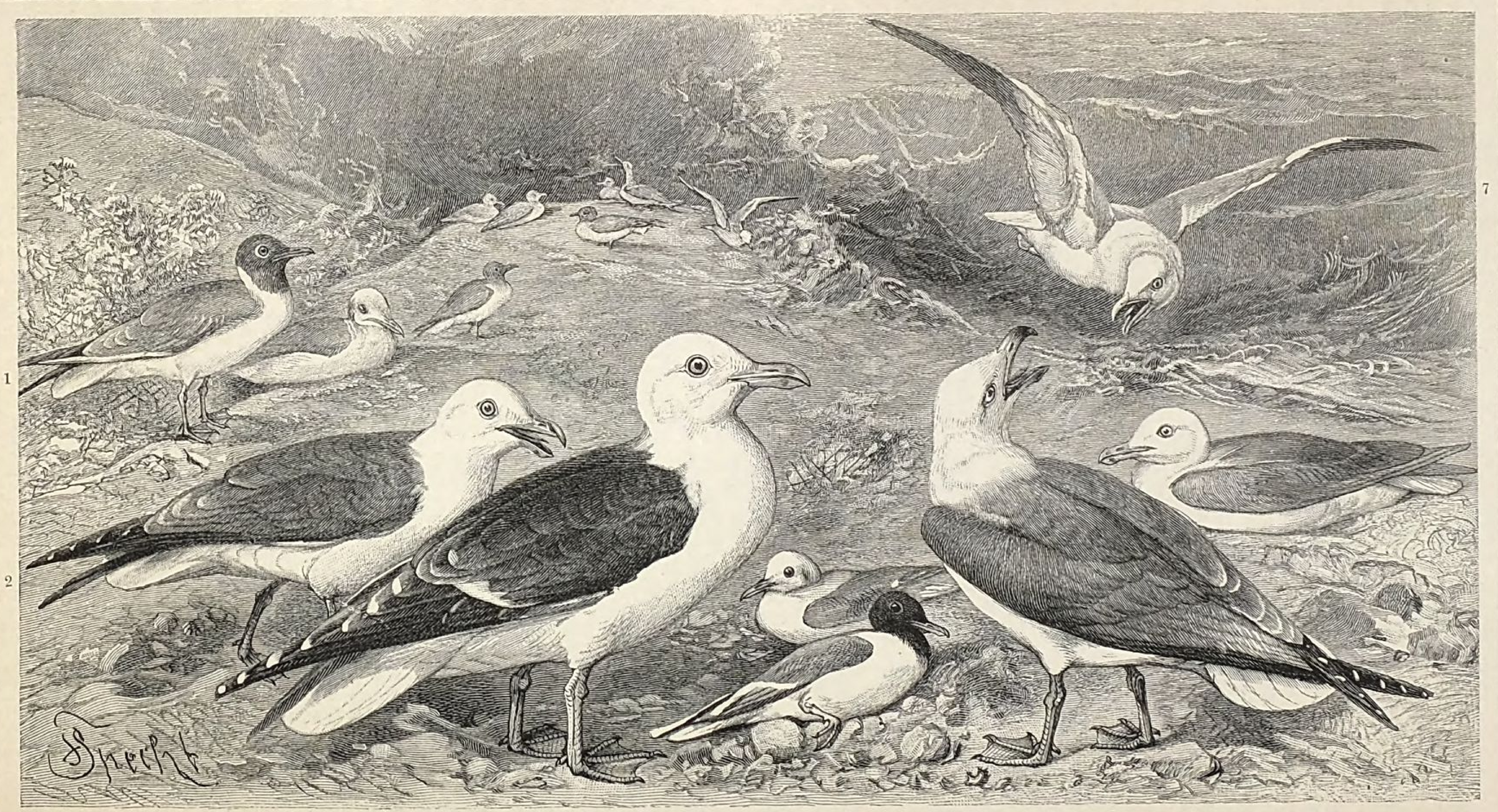
Moville (spr. mówill), Seestädtchen in der irischen Grafschaft Donegal, an der Mündung des Lough Foyle, wo die nach Amerika fahrenden Postdampfer anlegen, mit 1100 Einw.

Moviménto (ital.), Bewegung; Zeitmaß.

Möwchen, s. Tauben.

Möwe (Larus *L.*, hierzu Tafel »Möwen«), Vogelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Möwen (Laridae), kräftig gebaute Vögel mit ziemlich großem Kopf, mittellangem, bis zur Mitte der Firste geradem, dann sanft hakig abwärts gebogenem, scharfschneidigem Schnabel, bis ans Auge gespaltenem Rachen, kurzem Hals, mittelhohem, meist vierzehigem Fuß mit Schwimmhäuten, langen, breiten, schmal zugespitzten Flügeln und mittellangem, breitem, geradem, seltener seicht ausgeschnittenem Schwanz. Sie bewohnen die Küsten fast aller Länder, vorzugsweise des Nordens, und entfernen sich von denselben häufiger landeinwärts als seewärts; einzelne siedeln sich gern an Binnengewässern an, und mehrere sind Zugvögel. Sie schwimmen und fliegen vortrefflich, ihre Stimme ist krächzend und kreischend. Sie sind mutig, herrschsüchtig, mißgünstig andern Vögeln und mißtrauisch dem Menschen gegenüber, erscheinen aber beständig in Häfen, in der Nähe der Ortschaften und Schiffe, um Abfälle aufzulesen. Sie leben hauptsächlich von Fischen, viele jagen eifrig Insekten; sie nehmen auch Aas und sind äußerst gefräßig. In der Brutzeit scharen sie sich zu Gesellschaften zusammen, und besonders die kleinern bilden dicht gedrängt ungeheure Brutansiedelungen, welche ganze Felsen und Berge bedecken. Sie legen 2—4 große, braungrünliche, grau oder schwarzbraun gefleckte Eier, welche von beiden Eltern in 3—4 Wochen ausgebrütet werden. An die Brut zeigen die Alten außerordentliche Anhänglichkeit. Die Eier sind besonders im Norden, wie auch die Federn und das Fleisch der Jungen, sehr geschätzt. Möweneier kommen auch in

Möwen.



1. Lachmöwe (Larus ridibundus). 1/7. — 2. Heringsmöwe (Larus fuscus). 1/7. — 3. Mantelmöwe (Larus marinus). 1/7. — 4. Zwergmöwe (Larus minutus). 1/5. — 5. Silbermöwe (Larus argentatus). 1/7. — 6. Eismöwe (Larus glaucus). 1/12. — 7. Sturmmöwe (Larus canus). 1/12.

Deutschland vielfach als Kiebitzeier im Handel vor. In Norddeutschland bildet hier und da das »Möwenschießen« an einem bestimmten Tage des Jahres eine verwerfliche Belustigung. In der Gefangenschaft halten sich jung aus dem Neste gehobene Möwen sehr gut, fliegen meilenweit aus, kehren aber regelmäßig zurück und pflanzen sich auch in der Gefangenschaft fort. Die Eismöwe (Taucher-, Bürgermeistermöwe, L. glaucus *L.*, s. Tafel »Möwen«, Fig. 6), 75 cm lang, 170 cm breit, auf Mantel und Rücken zart blaugrau, auf den großen Schwingen hell bläulichgrau, sonst weiß, mit gelbem Fuß, Auge und Schnabel und rotem Längsfleck auf dem Unterschnabel, bewohnt den hohen Norden beider Erdhälften und geht auf dem Zuge bis Nordafrika, selten erscheint sie an den deutschen Küsten. Die Mantelmöwe (L. marinus *L.*, s. Tafel »Möwen«, Fig. 3), 73 cm lang, 1,7 m breit, am Kopf, Hals, Nacken, an der Unterseite, dem Unterrücken und Schwanz weiß, am Oberrücken und an den Flügeln schwarz, an der Spitze der Schwungfedern weiß, mit silbergrauen Augen, zinnoberrotem Augenring, gelbem Schnabel, an der Spitze rotem Unterschnabel und hell graugelblichen Füßen. Sie findet sich zwischen 70 u. 60° nördl. Br., kommt im Winter an die Küsten der Nord- und Ostsee, einzeln auch im Sommer, und geht bis Südeuropa und weiter. Im Sommer ist sie südlich des 50.° selten. Die Silbermöwe (Blaumantel, L. argentatus *Brünn.*, s. Tafel »Möwen«, Fig. 5), 65 cm lang, 145 cm breit, mit hell blaugrauem Mantel und am Ende weiß gesäumten Schulterfedern; von den Handschwingen sind die beiden ersten schwarz, an dem weißen Ende durch ein schwarzes Band geziert, die übrigen nach hinten zunehmend grau, vor der Spitze schwarz und an derselben weiß; der Fuß ist blaß fleischfarbig. Sie bewohnt die Nordsee, das Südliche Eismeer und die Küsten Nordamerikas, erscheint im Winter an allen Küsten Europas, oft tief im Lande, brütet im Mai und Juni (s. Tafel »Eier II«). Die Sturmmöwe (Wintermöwe, Stromvogel, L. canus *L.*, s. Tafel »Möwen«, Fig. 7), 45 cm lang, 112 cm breit, auf dem Mantel möwenblau, an den drei ersten Handschwingen schwarz, an den übrigen grau, sonst weiß, mit braunen Augen, grauem Schnabel u. blaugrünlichem Fuß, bewohnt den Norden der Alten Welt, besucht im Winter die deutschen Küsten, geht weit ins Land und bis Nordafrika. Die Heringsmöwe (L. fuscus *L.*, s. Tafel »Möwen«, Fig. 2), 60 cm lang, 140 cm breit, der Mantelmöwe sehr ähnlich u. mit lebhaft gelben Füßen, bewohnt Nordeuropa, erscheint im Winter an den deutschen Küsten, besonders der Ostsee, bisweilen auch vereinzelt im Binnenlande, und verbreitet sich von China bis Westafrika. Die Zwergmöwe (L. minutus *Pall.*, s. Tafel »Möwen«, Fig. 4), 28 cm lang, 70 cm breit, mit schwarzem Kopf, zart möwenblauem Mantel und Schwingen, sonst weiß, unterseits rosenrot angehaucht, mit braunem Auge, schwärzlichrotem Schnabel und rotem Fuß, lebt in Osteuropa und Westsibirien, besucht im Winter Südasien, Südeuropa u. Nordafrika und erscheint unregelmäßig an der Ostsee, selten an der Nordsee. Die dreizehige M. (Stummelmöwe, L. [Rissa] tridactylus *Bp.*), 43 cm lang, 100 cm breit, mit rudimentärer Hinterzehe, schwächlichem Schnabel und verhältnismäßig kurzen, langzehigen Füßen, ist weiß, auf dem Mantel hell graublau mit weißgrauen, schwarzspitzigen Schwingen, braunen Augen, korallenrotem Augenring, gelbem Schnabel, blutrotem Mundwinkel und schwarzen Füßen, lebt im hohen Norden, einzeln an der Ostsee, erscheint im Winter häufig an unsern Küsten, folgt zahlreich den Flüssen bis weit ins Innere des Landes und bildet an der Küste des Eismeeres kolossale Brutansiedelungen, welche wegen ihrer Lage schwer auszubeuten sind. Das Gelege besteht aus 3—4 gelbbräunlichen oder hellgrünlichen, spärlich dunkler gefleckten Eiern. Die Lachmöwe (Seekrähe, Mohrenkopf, Gieritz, Hutmöwe L. [Chroicocephalus] ridibundus *L.*, s. Tafel »Möwen«, Fig. 1), 42 cm lang, 94 cm breit, mit nußbraunem Oberkopf und Vorderhals, hell graublauem Mantel u. weißen, schwarzspitzigen Schwingen, sonst weiß, mit braunen Augen, rotem Augenring und lackrotem Schnabel und Füßen, im Winterkleid ohne die dunkle Kopffärbung, brütet zwischen dem 30. und 60.° nördl. Br. an allen Küsten und Binnengewässern Europas, Asiens und Amerikas, verweilt bei uns vom April bis September, ist bei uns sehr zurückgedrängt u. erscheint fast nur noch auf dem Zuge; einzelne überwintern bei uns. Sie nährt sich hauptsächlich von Kerbtieren und kleinen Fischen, legt 4—5 Eier und brütet Ende April bis Juni gesellig auf Schilf- und Binsenbüscheln im flachen Wasser, im Morast oder im Sumpf. In der Gefangenschaft ist sie allerliebst. — Über die Familie der Möwen s. Schwimmvögel.

Moxa (Brenncylinder, Brennkegel), kleiner, ungefähr 4 cm hoher und an seiner Basis 1,3 cm dicker, aus irgend einem leicht verglimmenden Stoff angefertigter Kegel oder Cylinder, welcher bei Gicht, chronischem Rheumatismus etc. zum Zweck energischer Ableitung auf der Haut verbrannt wird. Die Moxen kamen aus dem Orient durch Prosper Alpino nach Europa, sind jetzt aber fast außer Gebrauch.

Moxoindianer, s. Mojo.

Moya, vulkanische Schlammströme, s. Moja.

Moyafa, Tücher der Galla, s. Aba.

Moyen-âge (franz., spr. möajenn-āsch'), Mittelalter.

Moyeuvre-Grande (spr. möajöwr'-grängd'), s. Groß-Moyeuvre.

Moyo (spr. mōjo), früheres span. Weinmaß zu 16 Cantaras (Arrobas de vino) = 258,128 Lit.

Moyobamba, Hauptstadt des peruan. Depart. Loreto, am schiffbaren Rio Mayo (Nebenfluß des Huallaga), 860 m ü. M., mit Fabriken für grobe Baumwollenzeuge u. Strohhüte u. (1876) 7103 Einw. Sein Hafen ist Yurimagua am Huallaga.

Moys, Dorf im preuß. Regbez. Liegnitz, Landkreis Görlitz, Knotenpunkt der Linien Kohlfurt-Görlitz und Görlitz-Lauban der Preußischen Staatsbahn, hat (1890) 874 Einw. und ist bekannt durch das siegreiche Gefecht der Österreicher unter Nádasdy gegen die Preußen unter Winterfeld 7. Sept. 1757.

Mozambique, s. Mosambik.

Mozaraber (Mostaraber, »unechte Araber«), Bezeichnung der christlichen Einwohner Spaniens, welche unter die Herrschaft der Araber kamen, aber in einigen Städten (Toledo, Leon etc.) ungestört ihren Gottesdienst halten durften. Diese Städte behielten auch nach Vertreibung der Mauren ihre alte Liturgie (s. Officium gothicum) bei; doch war dieselbe schon 1285 sehr verändert und erlitt weitere Modifikationen in der vom Erzbischof von Toledo, Fr. von Jimenez, veranstalteten Ausgabe als »Missale mixtum secundum regulam beati Isidori dictum Mozarabicum« (1500, 1502). Noch jetzt wird in mehreren Kirchen des Erzbistums Toledo nach dieser Liturgie der Gottesdienst abgehalten.

Mozart, Johannes Chrysostomus Wolfgang Gottlieb, gewöhnlich Wolfgang Amade genannt, Komponist, geb. 27. Jan. 1756 in Salzburg, gest. 5. Dez. 1791 in Wien, offenbarte auffallend frühzeitig ein außerordentliches musikalisches Talent und erhielt alsbald von seinem Vater Leopold M. (geb. 14. Nov. 1719 in Salzburg, gest. 28. Mai 1787), der als Vizekapellmeister der erzbischöflichen Kapelle angestellt war, die sorgfältigste Ausbildung. Bereits im sechsten Jahre komponierte er kleine Stücke auf dem Klavier und war im Spiel selbst so weit vorgeschritten, daß der Vater sich entschloß, mit dem Wunderknaben und dessen fünf Jahre älterer gleichfalls Klavier spielenden Schwester, Maria Anna, 1762 eine Kunstreise zu machen. Der erste Ausflug ging nach München, wo der kleine Virtuose beispiellosen Beifall erntete. Die zweite Reise unternahm die Familie im Herbst d. J. nach Wien, wo ihr einflußreiche Gönner Zutritt bei Hofe verschafften. Kaiser Franz I. überschüttete den Knaben mit Gunstbezeigungen. Als man ihm in Wien eine Geige schenkte, versuchte er sich auch im Violinspiel und machte hierin ebenfalls ungemeine Fortschritte. Von 1763–66 unternahm die Familie die erste größere Kunstreise, durch Bayern, die Rheinprovinzen, die Niederlande und Frankreich, wo sich der achtjährige M. in der königlichen Kapelle zu Versailles vor dem König und dem ganzen Hof auf der Orgel hören ließ und zu Paris seine ersten Kompositionen, Sonaten fürs Klavier, veröffentlichte. Von Frankreich aus begab sich die Familie 1764 nach England. Während seines Aufenthalts in England komponierte er sechs Klaviersonaten, welche in London gestochen und der Königin gewidmet wurden (vgl. C. F. Pohl, M. und Haydn in London, Wien 1867). Den Sommer des nächsten Jahres verlebte die Familie in Flandern, Brabant und Holland. Hier mit seiner Schwester durch heftige Erkrankung mehrere Monate lang an das Bett gefesselt, schrieb M. wiederum sechs Klaviersonaten, welche er später dem Prinzen von Nassau-Weilburg widmete. 1766 kehrte die Familie über Paris und Lyon durch die Schweiz und Schwaben nach Salzburg zurück, wo M. während der beiden folgenden Jahre seine Kompositionsstudien mit Eifer fortsetzte und seinen Geschmack namentlich an den Werken Emanuel Bachs, Hasses und Händels sowie der ältern Italiener bildete. Auf einer dann folgenden abermaligen Kunstreise nach Wien komponierte er im Auftrag des Kaisers Joseph II. seine erste komische Oper: »La finte semplice« (1776), die jedoch nicht zur Aufführung gelangte. Bemerkenswert ist noch aus dieser Zeit ein Tedeum, welches der junge Künstler zur Einweihung einer Kirche komponierte und persönlich dirigierte, sowie die zu Wien im Hause des musikliebenden Schuldirektors Mesmer aufgeführte Operette »Bastien und Bastienne«. 1769 ward er zum Konzertmeister am salzburgischen Hof ernannt. Anfang 1770 unternahm er mit seinem Vater eine Reise nach Italien, wo er in Bologna, Rom und Neapel neue Triumphe feierte und in Rom eine glänzende Probe seines musikalischen Gedächtnisses ablegte, indem er das »Miserere« von Allegri nach einmaliger Anhörung am Mittwoch der Karwoche niederschrieb. In Mailand, wo er gegen Ende Oktober 1770 anlangte, komponierte er die Oper »Mitridate«, welche schon 26. Dez. unter seiner Leitung über die Bühne ging und 20mal hintereinander aufgeführt wurde. Weiter schrieb er für Mailand das Festspiel »Ascanio in Alba« (1771) und kehrte dann, nachdem er noch Venedig und Verona besucht und die bedeutendsten Auszeichnungen, wie den päpstlichen Orden des goldenen Sporns, denselben, dessen Besitz Gluck veranlaßte, sich »Ritter« zu nennen, und das Diplom der philharmonischen Akademie von Bologna erhalten hatte, nach Salzburg zurück. Hier komponierte er zur Einführung des neuen Erzbischofs von Salzburg 1772 Metastasios azione teatrale »Il sogno di Scipione« und begab sich im folgenden Jahr abermals nach Mailand, wo seine Oper »Lucio Silla« zur Aufführung kam. Wieder nach Salzburg zurückgekehrt, vollendete er hier 1774 die komische Oper »La finta giardiniera« und die Festoper »Il re pastore«, denen sich im Laufe der folgenden Jahre noch verschiedene Kirchenkompositionen, die Musik zum Drama »Thamos« und die Operette »Zaide« anschlossen. Inzwischen hatte ihm der Mangel an künstlerischer Anregung und die geringschätzige Behandlung des Erzbischofs den Aufenthalt in Salzburg verleidet, und er begab sich 1777 wieder auf Reisen, doch blieben seine Anstrengungen, in München, in Mannheim als Musiklehrer der fürstlichen Kinder oder in Paris eine Anstellung zu erhalten, erfolglos, und enttäuscht kehrte er im Januar 1779 nach Salzburg zurück. Bald darauf zum Hof- und Domorganisten ernannt, wurde ihm auch die Freude zu teil, eine Oper für München schreiben zu dürfen; es war der 1781 dort aufgeführte »Idomeneo«, mit welcher Oper M. zum erstenmal von den Wegen der italienischen Oper abwich und, im Anschluß an die französische Glucks, eine neue selbständige Richtung verfolgte. Noch in demselben Jahre zwang ihn die Rücksichtslosigkeit seines Fürsten, der ihn auf einer Reise nach Wien wie den letzten seiner Domestiken behandelte, seine Salzburger Stellung aufzugeben; er siedelte nun nach Wien über, wo er sich im nächsten Jahre mit Konstanze Weber, einer Schwester seiner ersten Jugendliebe, der Sängerin Aloysia Weber, später verehelichten Lange, vermählte. Hier entstand, angeregt durch die von Joseph II. begründete nationale Opernbühne, Mozarts erste deutsche Oper: »Belmonte und Konstanze, oder die Entführung aus dem Serail«, die zwar bei ihrer Aufführung 1783 vielen Beifall fand, vom Kaiser jedoch nicht mit Unrecht als »zu schön für die Ohren der Zeitgenossen« bezeichnet wurde und dem Künstler keine weitern Aufträge für die genannte Bühne einbrachte. Nicht viel mehr Glück machten seine 1786 aufgeführten Opern: »Der Schauspieldirektor« und »Figaros Hochzeit«, und selbst sein Meisterwerk »Don Juan«, obwohl bei der ersten Aufführung 1787 in Prag mit Jubel aufgenommen (vgl. Prochazka, M. in Prag, Prag 1892), hatte in Wien geraume Zeit gegen die Intrigen der italienischen Sänger und die Gleichgültigkeit des Publikums zu kämpfen, bis es seinem vollen Wert nach erkannt wurde. Im folgenden Jahr entstanden außer andern Instrumentalsachen seine drei Meistersymphonien in Es dur, G moll und C dur (»Jupiter-Symphonie«). Im Dezember 1789 folgte das italienische komische Singspiel »Così fan tutte«, das, 26. Jan. 1790 zuerst aufgeführt, trotz des schlechten Textes außerordentlich gefiel. In jene Zeit fällt Mozarts Reise über Leipzig und Dresden nach Berlin. Der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen bot ihm die Stelle eines Kapellmeisters mit einem Jahrgehalt von 3000 Thlr. an; aber M., wiewohl er zu Wien mit dem Titel eines kaiserlichen Kammerkomponisten eine Besoldung von nur 800 Gulden bezog, antwortete ihm: »Kann ich meinen guten Kaiser verlassen?« Letzterer er-

öffnete dem Künstler nach seiner Rückkehr zwar die Aussicht, daß in Zukunft auf ihn Bedacht genommen werden solle; aber das bald darauf erfolgte Ableben Josephs II. vernichtete jede Hoffnung Mozarts auf eine Verbesserung seiner Lage. 1791 komponierte er für seinen in Schulden geratenen Freund Schikaneder die Oper »Die Zauberflöte«, für die Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Leopold II. die Oper »La clemenza di Tito« und sein »Requiem«, letzteres für die verstorbene Gräfin Walsegg, deren Gemahl es bei M. bestellt hatte. Es war des Künstlers letzte Arbeit (vgl. J. Ev. Engls Festschrift zur M.-Zentenarfeier 1891). Noch in seinen Phantasien mit dieser Komposition beschäftigt, starb M. im 36. Jahre seines Lebens.

Mozarts Charakter als Mensch war von einer fast sprichwörtlich gewordenen Gutherzigkeit und Naivität. Hilfreich gegen alle Welt, neidlos gegenüber seinen vom Glück begünstigten Kunstgenossen, hatte er seinen eignen Vorteil so wenig im Auge, daß er zeit seines Lebens mit Mangel kämpfen mußte. Dabei war er von einer unglaublichen Arbeitskraft, besonders in seinen letzten Lebensjahren. Er hat im ganzen 626 Werke hinterlassen, darunter 20 Messen ꝛc., 8 Litaneien und Vespern, 40 Offertorien, Hymnen und andre geistliche Gesangstücke, 17 Orgelsonaten, 10 Kantaten mit Orgelbegleitung, 23 Opern, über 100 Arien und Lieder mit Orchester- und Klavierbegleitung, 23 Kanons für 2—12 Stimmen, 22 Klaviersonaten, über 50 andre Klavierstücke, 45 Sonaten für Klavier und Violine, 11 Trios, Quartette ꝛc. mit Klavier, 48 Kammermusikstücke für Streichinstrumente, 49 Symphonien, gegen 100 kleinere Werke für Orchester und 55 Konzerte. Eine solche Fruchtbarkeit in einem so kurzen Leben, von welchem die Reisen zwei Drittel in Anspruch genommen, ist um so bewunderungswürdiger, als M. auch übrigens durch seine Kapellmeisterpflichten und Lektionen so vielfach vom Komponieren abgezogen wurde, daß er meist nur die frühen Morgenstunden oder die Nacht dazu verwenden konnte.

M. hat sich, wie wir sahen, in allen Gattungen der musikalischen Komposition bethätigt und überall Ausgezeichnetes geleistet. Am größten aber und wahrhaft epochemachend ist seine Bedeutung auf dem Gebiet der Oper, die durch ihn vermöge der reichen Innerlichkeit, welche einen Grundzug seines Wesens bildete, eine Stufe der Vollendung erreichte, auf welcher sie sowohl die der Italiener als auch die durch Gluck veredelte große Oper der Franzosen hinter sich zurückließ. Das erste Werk, in welchem seine kunsthistorische Bedeutung als dramatischer Komponist offenbar wird, ist der »Idomeneo«. Die vor diesem entstandenen, oben genannten Opern und Festspiele, selbst die in Hinsicht auf Instrumentation und dramatischen Ausdruck reifere »Finta giardiniera«, sind durchaus in den herkömmlichen Formen gehalten, auch »Idomeneo« (»Idomeneo, re di Creta, ossia Ilia i Idamante«) steht im ganzen noch auf dem Boden der altitalienischen Opera seria, wie schon die große Zahl der Arien andeutet sowie der Umstand, daß die Rolle des Idamante einem Kastraten bestimmt war. Aber trotz aller der bloßen Gesangsvirtuosität gemachten Zugeständnisse und neben der in der Behandlung der Recitative ersichtlichen Nachahmung der Gluckschen Muster tritt Mozarts Genius in den großartigen Chören und noch mehr in der für jene Zeit unerhört kühnen und durch feinste Charakteristik ausgezeichneten Instrumentierung bereits mächtig hervor. Erscheint M. in dieser wie auch in seinen beiden letzten italienischen Opern, »Così fan tutte« und »Titus«, noch vielfach von italienischen Vorbildern abhängig, so sehen wir ihn in allen seinen übrigen dramatischen Schöpfungen durchaus neue Gebiete erobern und mit jeder folgenden ein Muster der Gattung aufstellen. Die »Entführung aus dem Serail«, welche zunächst folgt, ist größernteils in der Weise und nach dem Maß des damaligen Singspiels angelegt, aber bedeutsam durch vielfach reichere Ausführung, treffende Charakteristik u. Innigkeit des Ausdrucks, an welcher vielleicht die gehobene Stimmung des Komponisten, welcher eben damals glücklicher Bräutigam war, einigen Anteil gehabt hat. Zugleich aber stellte M. gerade hier die Schilderung zarter und treuer Liebesgefühle die heiterste Laune und (im Osmin) eine von ihm selbst kaum wieder erreichte Komik entgegen, welche mit der Sentimentalität der Hauptfiguren aufs glücklichste kontrastiert. Noch bewunderungswürdiger erscheint er in seiner nächsten Oper, der nach Beaumarchais' gleichnamigem Lustspiel von Da Ponte bearbeiteten »Hochzeit des Figaro« (»Le nozze di Figaro«). Die schwierige Aufgabe, den eleganten Konversationsstil des französischen Lustspiels in die natürliche Sprache des Gefühls zu übersetzen, hat M. hier wie spielend bewältigt. Er vermochte die kalte Ironie und Satire und selbst die stellenweise nackte Frivolität der Dichtung durch die naive Anmut seiner Musik zu verdecken und die Unsittlichkeit des Stoffes aufzuheben, indem er als Grundmotiv des unaufhörlichen Intrigenspiels die echte Liebe darstellte, die er mit durchdringender Herzenskenntnis in allen denkbaren Beziehungen schildert und wie im Feuer der Leidenschaft erprobt aus allen Verwickelungen siegreich hervorgehen läßt. Die höchste Stufe aber erreicht M. mit seinem »Don Juan« (»Il dissoluto punito, o il Don Giovanni«). Indem er hier die Lieblichkeit und Anmut der italienischen Melodik mit dem großartigen Pathos der Gluckschen französischen Oper, den Fluß und die wirkungsvolle Behandlung des vokalen Teils mit einem bis dahin unbekannten Reichtum und Glanz des Orchesters vereint, indem er ferner die Charaktere, sowohl die tragischen als die komischen, unter steter Mitwirkung der Instrumente mit höchster Schärfe und vollendeter Naturwahrheit zeichnet und diese wichtigste Aufgabe des dramatischen Komponisten selbst dann keinen Augenblick vernachlässigt, wenn er, seinem spezifisch musikalischen Genius folgend, die wunderbarsten kontrapunktischen Gebilde gestaltet, hat er ein musikalisch-dramatisches Meisterwerk geschaffen, welches alles vor seiner Zeit auf diesem Gebiet Entstandene hinter sich zurückließ und der deutschen Tonkunst einen entscheidenden Sieg über die fremdländische errang. Dieselbe Leichtlebigkeit, um nicht zu sagen derselbe Leichtsinn der ethischen Seite seiner Kunst gegenüber erklärt es, daß M. nach Vollendung des »Don Juan« seine schöpferische Kraft auf Stoffe verwenden konnte wie die geistlose Opera buffa des Da Ponte: »Così fan tutte, ossia La scuola degli amanti«, wie Metastasios frostige Galaoper »La clemenza di Tito«, an denen die Hand selbst des größten Meisters erlahmen mußte, oder wie die dem Geschmack eines vorstädtischen Theaterpublikums huldigende Zauberposse Schikaneders: »Die Zauberflöte«. Aber gerade im letztern Fall sollte sich sein Genie glänzender bewähren als je zuvor, denn durch den Adel seiner Kunst wußte er das seichte Machwerk des Dichters in die Sphäre des Ideals zu erheben. Die »Zauberflöte« ist es, um mit Jahn zu reden, durch welche M. seiner Nation das Heiligtum der deutschen Kunst erschlossen

hat; unmittelbar und allgemein drang diese Oper ins Volk ein, wie wohl nie vorher ein musikalisches Kunstwerk, um bis heute ihren Platz auf der deutschen Bühne zu behaupten.

Als ein Kind seiner Zeit erscheint M. auch in den meisten seiner Kirchenkompositionen. Die kraftlose Religiosität der sogen. Aufklärungsepoche einerseits, die bereits im 17. Jahrh. begonnene, zu seiner Zeit vollendete Überflutung der Kirchenmusik durch die dramatische anderseits bestimmten auch sein Schaffen auf diesem Gebiet, und wiewohl seine zahlreichen Vespern, Litaneien, Motetten, Hymnen, Kantaten und Messen, das Oratorium »La Betulia liberata«, vor allem das »Requiem« von seiner tonkünstlerischen Meisterschaft vollgültiges Zeugnis ablegen, so ist ihnen doch beim Mangel eines spezifisch kirchlichen Geistes eine epochemachende Bedeutung, wie sie den Werken Bachs und Händels zukommt, nicht beizulegen. Auch auf dem Gebiet des Liedes konnte er nicht bahnbrechend wirken, weil die lyrische Dichtkunst seiner Zeit noch zu unentwickelt war, um ihm den nötigen Spielraum für seine Kunst zu gewähren; doch zeigt seine Komposition des Goetheschen »Veilchen« deutlich genug, was er als Liederkomponist geschaffen haben würde, wenn ihm ein solcher Schatz lyrischer Dichtungen zur Verfügung gewesen wäre, wie ihn einige Jahrzehnte nach seinem Tode Franz Schubert vorfand. Dagegen leistete M. wiederum das Höchste auf dem Felde der reinen Instrumentalmusik. Zwar hat er die Formen derselben, wie er sie aus den Händen Emanuel Bachs u. J. Haydns empfangen, nicht wesentlich verändert oder erweitert; auch war es ihm nicht beschieden, die absolute Musik über die Sphäre des geist- und sinnvollen Tonspiels hinaus zu jener Höhe zu erheben, auf welcher sie, wie bei Beethoven, zum Ausdruck eines bestimmten dichterischen Gedankens befähigt war. Gleichwohl war die Förderung, welche die Instrumentalmusik hinsichts ihrer innern Entwickelung M. verdankt, eine so bedeutende, daß nicht nur Beethoven als sein Schüler gelten kann, sondern auch Haydn, auf dessen spätere Arbeiten die seinigen einen großen Einfluß ausübten, wie Haydns nach Mozarts Tode komponierte Symphonien deutlich beweisen. Die Meisterschaft, mit welcher er das Orchester zum ausdrucksvollen Organ seiner künstlerischen Stimmungen machte, bewährt sich namentlich in seinen schon erwähnten drei größten Symphonien: Es dur, G moll und C dur, in denen er, wie R. Wagner (»Gesammelte Schriften«, Bd. 3) sagt, »seinen Instrumenten den sehnsuchtsvollen Atem der menschlichen Stimme einhauchte, der sein Genius mit weit vorwaltender Liebe sich zuneigte. Den unversiegbaren Strom reicher Harmonie leitete er in das Herz der Melodie, gleichsam in rastloser Sorge, ihr, der nur von Instrumenten vorgetragenen, ersatzweise die Gefühlstiefe und Inbrunst zu geben, wie sie der natürlichen menschlichen Stimme als unerschöpflichem Quell des Ausdrucks im Innersten des Herzens zu Grunde liegt.« Die gleichen Vorzüge zeigen seine Streichquartette, unter denen die sechs Haydn gewidmeten obenan stehen, sowie, wenn auch nur in beschränktem Maß, seine zahlreichen kleinern Orchesterwerke: Kassationen, Serenaden, Divertimenti für Saiten- und Blasinstrumente. Von unvergänglichem Wert sind endlich noch Mozarts Arbeiten für Soloinstrumente, besonders für das Klavier. Schon im Jünglingsalter stand er als Virtuose auf drei Instrumenten, dem Klavier, der Orgel und der Violine, den größten Meistern seiner Zeit ebenbürtig da; später aber widmete er sich vorwiegend dem Klavier, und seine Lehrthätigkeit nicht minder als seine Kompositionen für dies Instrument bildeten den Ausgangspunkt für die nach seinem Tode unter der Führung seines Schülers Hummel weltberühmt gewordene Wiener Klavierschule. — Eine vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe der Werke Mozarts veranstalteten 1876—86 Breitkopf u. Härtel in Leipzig. Ein »Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke Mozarts« lieferte v. Köchel (Leipz. 1862; Nachtrag 1889). Mozarts Leben beschrieb zuerst Niemtschek (Prag 1798), dann, mit Benutzung von Familienpapieren, der Gatte von Mozarts Witwe (s. unten), G. N. v. Nissen (»Biographie Mozarts«, Leipz. 1828), der Russe Ulibischew (Mosk. 1843; deutsch, 2. Aufl., Stuttg. 1859, 4 Bde.), E. Holmes (»Life and correspondance of M.«, Lond. 1845, neue Ausg. 1878), O. Jahn (»W. A. Mozart«, das Hauptwerk über M., Leipz. 1856—59, 4 Bde.; 3. Aufl. von Deiters, 1889—91, 2 Bde.), Nohl (»Mozarts Leben«, 2. Aufl., das. 1877) und Meinardus (»M., ein Künstlerleben«, Berl. 1882). Nohl gab auch die Briefe Mozarts (2. Aufl., Leipz. 1877) u. »M. nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen« (das. 1879) heraus. Weitere Briefe der Witwe und der Schwester Mozarts veröffentlichte Nottebohm in »Mozartiana« (Leipz. 1880).

[Denkmäler, Familie.] Das Grab Mozarts auf dem Wiener Zentralfriedhof schmückt ein Denkmal von Hanns Gasser (von der frühern Ruhestätte Mozarts auf dem St. Marxer Friedhof [hier 5. Dez. 1859 enthüllt] dahin übertragen). 1896 wird in Wien auf dem Albrechtsplatz, beim Opernhause, ein Marmorstandbild Mozarts, von Tilgner, errichtet. In Salzburg wurde 4. Sept. 1842 seine Erzstatue (von Schwanthaler) enthüllt. Von den vorhandenen Porträten Mozarts sind das von Tischbein 1789 in Mainz gemalte und ein aus früherer Zeit stammendes, in Buchsbaum geschnittenes Medaillon von Posch hervorzuheben. Letzteres befindet sich nebst einem Gesamtbild der Familie Mozart (1780 von della Croce gemalt) im Mozarteum zu Salzburg, einer 1842 zur Pflege der Musik gestifteten Anstalt, die zugleich die Dokumente des Mozartschen Familienarchivs und Reliquien des Meisters bewahrt. Neuerdings hat sich das Mozarteum, das durch den 1892 in Düsseldorf gegründeten Mozart-Verein unterstützt wird, auch die Veranstaltung größerer Musikfeste, die Errichtung eines Mozarthauses mit einem Mozartarchiv 2c. zur Aufgabe gestellt. Über die Mozart-Stiftung s. d.

Mozarts Witwe, welcher Kaiser Leopold II. eine Pension von 260 Gulden bewilligte, verheiratete sich 1809 mit dem dänischen Etatsrat Georg Nikolaus v. Nissen (dem Biographen Mozarts, s. oben), ward 1826 zum zweitenmal Witwe und starb 6. März 1842 in Salzburg. — Mozarts Schwester Maria Anna, geb. 30. Juli 1751, war ebenfalls ein musikalisches Talent, trat auf den Kunstreisen der Familie 1762—66 als Klaviervirtuosin auf, lebte dann bei ihrer Mutter in Salzburg und verheiratete sich 1784 mit dem Freiherrn Johann Baptist v. Sonnenberg. Nach dessen Tode (1801) kehrte sie nach Salzburg zurück, wo sie, seit 1820 erblindet, 29. Okt. 1829 starb. Mozarts ältester Sohn, Karl, geb. 1784, starb 1859 in Mailand als Steuerbeamter. Sein zweiter Sohn, Wolfgang Amadeus, geb. 26. Juli 1791 in Wien und von Neukomm und Albrechtsberger in der Musik gebildet, trat im 14. Jahr zum erstenmal als Virtuose und Komponist auf, ging dann 1808 nach Galizien,

wo er als Privatlehrer auf dem Lande, seit 1823 zu Lemberg wirkte, gründete daselbst 1826 einen Cäcilienverein und übernahm später die Kapellmeisterstelle am dortigen Theater. Er starb 30. Juli 1844 in Karlsbad. Seine Kompositionen (zwei Klavierkonzerte, ein Streichquartett, Sonaten, Variationen ɩc.) sind nicht von Bedeutung. Sein Leben beschrieb Jos. Fischer (Karlsbad 1888).

Mozart-Stiftung, eine zu Frankfurt a. M. 1838 durch den Ertrag eines vom »Liederkranz« gegebenen Musikfestes gegründeter Fonds, aus welchem hoffnungsvollen Talenten Mittel zum Studium der Komposition verliehen werden; die Verwaltung bestimmt deren Lehrer. Das Stipendium, früher 400 Gulden, beträgt jetzt 1800 Mk. jährlich und wird immer auf je vier Jahre gewährt. Zu den bisherigen Stipendiaten (im ganzen elf) gehören: J. J. Bott, M. Bruch, C. J. Brambach, A. Krug, F. Steinbach, Paul Umlauft, Ad. Weidig ɩc. Neuerdings ist die Bestimmung getroffen worden, daß der Stipendiat der M. zwei der Stipendienjahre am Hochschen Konservatorium zu Frankfurt a. M. studieren muß.

Mozetta (ital.), eine im 16. Jahrh. für Bischöfe und Domherren aufgekommene Art von Humerale oder Schulterkragen mit Kapuze; s. Camail.

mp, Abkürzung für mezzopiano (s. Mezzo).

Mpongwe, ein zu den Bantu gehöriges Negervolk, am Gabun in Französisch-Kongo (s. d.), das seiner Angabe nach aus dem Innern an die Küste gewandert ist. Ihre Sprache, welche zu der westlichen Gruppe der Bantusprachen (s. Bantu) gehört, ist von amerikanischen Missionaren (New York 1847) und von dem französischen Missionar Le Berre (Par. 1873) dargestellt. S. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 1 u. 2.

Mpwápwa (Mpápua), Militärstation in Deutsch-Ostafrika, in der Landschaft Ugogo, 386 m ü. M., unter 6° 22′ nördl. Br. und 36° 40′ östl. L. v. Gr., mit einer Besatzung von 88 Mann (8 Deutsche) nebst 2 Geschützen, welche die wichtige Karawanenstraße in die Usagaraberge beherrscht. Dabei eine englische Missionsstation.

Mr., Abkürzung für Mister (s. d.), seltener (anstatt M.) für Monsieur.

Mrima (»Gebirge«), einheimischer Name für den den Inseln Pemba und Sansibar gegenüberliegenden, nördlich bis Mombas, südlich bis zum Rufidschi reichenden Küstenstrich, der nahe dem Meer aus Sand, weiter landeinwärts aus braunrotem Lehmboden mit Savannen, Getreidefeldern u. Baumwollpflanzungen besteht, endlich von dornigem Gebüsch und Kopalwaldungen bedeckt ist. Die mohammedanischen Bewohner, Bantuneger, zum großen Teil mit arabischem Blut vermischt, nennen sich selber Wamrima, während sie die heidnischen Bewohner des Innern als Waschanzi (»Unterworfene«) bezeichnen.

Mrittschhakatikâ, indisches Drama, s. Sanskrit.

Mrotschen (Mroczen), Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Wirsitz, an der Rokitka, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, bedeutende Schuhmacherei und (1890) 1809 Einw., davon 817 Katholiken und 164 Juden.

Mrs. (spr. missis), Abkürzung für Mistress (s. d.).

Msapere (Msapure), Haupthandelsplatz der französisch-afrikan. Insel Mayotte (Komoren), auf der Ostküste, Sitz sämtlicher indischer Kaufleute der Insel, mit 900 Einw.

M. Sch., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Max Schultze (s. d.).

Mscheno, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Melnik, mit Bierbrauerei, Malzfabrik, Handel mit Getreide, Hopfen ɩc. und (1890) 2242 tschech. Einwohnern.

Mschtschonow (poln. Mszczonów), Stadt im russisch-poln. Gouv. Warschau, 10 km von der Warschau-Wiener Eisenbahn, mit (1890) 5526 meist jüd. Einwohnern.

Msgr., Abkürzung für Monsignore oder Monseigneur (s. d.).

Msh., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Thomas Marsham (spr. mārschĕm), Entomolog in London, gest. 1819.

Msiris Reich (Msidis Reich, Garenganza, bei den Arabern Katanga), großes Gebiet in Äquatorialafrika, zwischen dem Lualaba im W., dem Luapula und dem Moerosee im O. und dem 8.—12.° südl. Br., dem auch das Land des früher mächtigen Kasembe unterworfen war, eine Gründung des aus Unjamwesi eingewanderten Häuptlings Msiri, der 1891 im Kampfe fiel, jetzt Teil des Kongostaates. Das Land wird im N. von den Biano- oder Mitumbobergen (1300—1650 m), im S. von dem Mochingagebirge (1525 m), der Wasserscheide zwischen Lualaba u. Sambesi, durchzogen und zwischen den Flüssen Lualaba, Lufira und Luapula von 1200 m hohen Plateaus erfüllt, welche vorwiegend den Charakter der Buschsavanne tragen, in denen zahlreiche Antilopen-, Büffel- und Elefantenherden weiden. Das Klima ist gleichmäßig warm (25—35°), doch infolge beständiger Luftströmungen nicht ungesund; man unterscheidet eine Trockenzeit und eine kleine und eine große Regenzeit (Mai bis September). Die zu verschiedenen Bantustämmen (Urua, Mbuga, Iramba) gehörigen Einwohner bauen etwas Sorghum, Reis, Maniok, Erdnüsse und Bataten. Im südlichen Teil befinden sich reiche Kupfergruben, deren Ausbeutung unter Msiris Herrschaft verboten war. Das hier gewonnene Kupfer, das viel Gold enthält, geht durch ganz Südafrika. Neben Kupfer sind Elfenbein, Kautschuk, Wachs und junge Sklaven die gesuchtesten Handelsartikel, die letztern gehen sowohl westwärts zur Küste als zu den großen Seen Innerafrikas. Residenz Msiris war Mukurru (Bunkea, Kimpatu), an einem westlichen Zufluß des Lufira; östlich davon hat der Kongostaat die Station Lufui angelegt. — Das Land wurde zum erstenmal 1883—84 von Böhm und Reichard bereist, danach von Arnot 1885, Le Marinel 1890 und Sharpe 1890—91, durch die Abgesandten der in Brüssel 1890 gegründeten Katangagesellschaft: Delcommune 1891—1892, Stairs Ende 1891, Bia und Franqui 1892. Vgl. »Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland«, 1885; Arnot, Garenganze (Lond. 1889); »Proceedings of the Royal Geographical Society« (das. 1892); »Mouvement géographique« (Brüss. 1892—93); »Petermanns Mitteilungen«, 1894 (geologische Ergebnisse der Katanga-Expedition).

Msta, fischreicher Fluß in Rußland, entspringt im Gouv. Twer aus dem See Mstino (12 qkm), fließt durch das Gouv. Nishnij Nowgorod und ergießt sich in den Ilmensee. Die Länge des Laufes beträgt, wenn man die sich in den Mstinosee ergießende Zna als seinen Ursprung betrachtet, 576, ohne diese 368 km. Trotz seiner 31 Stromschnellen, unter denen die Borowitschifälle die bedeutendsten, ist der Fluß durch Kanäle und Schleusen schiffbar gemacht. Er steht durch das Kanalsystem von Wishne-Wolotschok mit der Wolga in Verbindung.

Mstera, industrielle Slobode im russ. Gouv. Wladimir, Kreis Wjasniköw, an den Flüßchen Msterka

Tara und der schiffbaren Kljasma, Station der Eisenbahn Moskau-Nishnij Nowgorod, hat eine öffentliche Bibliothek, eine Zeichenschule und (1885) 2615 Einw., welche sich mit Schiffbau, Fabrikation von Leinwand und Heiligenbildern (jährlich über 175,000 Stück) und Getreidehandel beschäftigen.

Mstino, See, s. Msta.

Mstislawl, Kreisstadt im russ. Gouv. Mohilew, an der Wechra, hat 5 griechisch-kath. Kirchen, 2 Klöster mit 4 Kirchen, eine römisch-kath. Kirche, Handel mit Hanf, Getreide und Pferden und (1889) 8447 Einw. (davon ⅔ Juden). M. war von 1380—1527 Hauptort eines litauischen Fürstentums.

v. Mstr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Georg, Graf zu Münster, geb. 1776, gest. 1844 als Finanzdirektor in Bayreuth. Paläontolog.

Mszczonów, s. Mschtschonow.

mt, Abkürzung für Metertonne (s. d.).

Mtesa, Sultan des zentralafrikan. Reiches Uganda (s. d.), bekannt durch seine Speke, Grant, Baker, Stanley, Felkin und Wilson bezeigte Gastfreundschaft, residierte zu Rubaga im N. des Victoria Nyanza und wurde 1871 durch arabische Händler aus Sansibar zum Islam bekehrt. Er unterhielt eine Armee von 3000 Kriegern sowie auf dem See zahlreiche Boote und begünstigte die Anwesenheit von Europäern in seinem Lande, auch die von Missionaren, deren Bekehrungsversuche indes von keinem Erfolg bei ihm waren. M. sandte 1882 eine Gesandtschaft an die Königin von England und starb 10. Okt. 1884.

M. Tr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johannes Müller (s. d. 19) und Franz Hermann Troschel (s. d.).

Muanza, s. Moansa.

Muata Jamvos Reich (Mutiamvos, Maliamvos Reich, Lundareich), großes Reich im innern Südafrika, zwischen 7.—11.° südl. Br. und 18.—24.° östl. L. v. Gr., 345,000 qkm (6260 QM.) groß, mit nur 1 Mill. Einw., wozu noch in früherer Zeit mehrere abhängige Landschaften, darunter das Land des mächtigen Kazembe, kamen. In jenem engern Umfang besteht das Reich aus den Ländern Nordwestkalunda, Südostkalunda, Molua, Mataba und Kioko, deren Häuptlinge an den Oberherrscher Tribut zu zahlen hatten, den sie indes auch häufig verweigerten. Gegenwärtig gehört das Land teils zur portugiesischen Kolonie Angola, teils zum Kongostaat. Das im W. vom N'Galla Mungogebirge u. der Mosombakette begrenzte Gebiet ist, soweit bekannt, ein leichtgewelltes Savannenland, zum großen Teil bedeckt mit dichten Galeriewäldern an den zahlreichen Flüssen (Kuango mit Wambu und Kuilu, Kassai mit Lulua u. a.), welche sämtlich dem Kongo zufließen. Die Tierwelt ist äußerst dürftig. Die Bevölkerung besteht zum großen Teil aus den Lunda, einem Bantustamm von großer Statur, gutmütig und friedliebend, aber auch faul, feig, überaus eitel und abergläubisch. Sie leben in Polygamie, sind schlechte Jäger und Fischer, betreiben aber lebhaften Sklavenhandel, der ihnen den Unterhalt zu liefern scheint. Männer und Frauen gehen mit Fazenda (Tuchstreifen) bekleidet, erstere, wenn sie vornehm, mit künstlichen Haarfrisuren; die Frauen brechen die untern Schneidezähne aus und scheren das Haupt. Den neugebornen Kindern wird der Kopf zusammengedrückt, so daß er monströs weit nach hinten steht. Die Frau bearbeitet den Acker zusammen mit den Sklaven. An Haustieren finden sich Ziegen, Hühner, Hunde, aber keine Rinder und Hauskatzen. Industrie findet sich bei ihnen sehr wenig und besteht nur im Verfertigen von Holzschüsseln, Gewehrschäften, Ruhekissen, Löffeln, Schmuck- und Fetischgerätschaften, Perücken, Töpferwaren, Pfeifen rc. Sie lieben die Musik und wohnen in backofenartigen Hütten. In neuerer Zeit machen indes die energischern, Handel treibenden Kioko (s. d.) den schlaffern Lunda das Land immer mehr streitig; während sie vor 30 Jahren den 10. Längengrad noch nicht überschritten hatten, ziehen sich jetzt ihre Dörfer schon am 7. hin. Das aus fruchtbarem Laterit bestehende Land liefert namentlich Maniok und Hirse. Der Herrscher des Reiches, der Muata Jamvo, hat absolute Gewalt über seine Unterthanen, die Lehnsfürsten haben ihm Abgaben an Salz und Kupfer, Elfenbein, Flechtwaren, Sklaven und Tierfellen, Zeug und Pulver zu senden und Heeresfolge zu leisten. Neben dem Muata Jamvo steht als oberste Würdenträgerin die Lukokescha, ein unverheiratetes Weib, die »Mutter des Volkes«, die sich Männer nach Belieben wählt. Beide müssen von einer der Hauptfrauen des letzten Muata Jamvo geboren sein und werden von den vier obersten Räten des Staates gewählt; sie müssen sich gegenseitig bestätigen, stellen also eine förmliche Verflechtung zweier Staaten und Staatsgewalten in einem Lande dar. Haupt- und Residenzstadt ist Mussumba (»Residenz«) in einer Ebene östlich vom Luisa, einem Nebenfluß des Lulua, mit 8—10,000 Einw. Sie wird nach dem Tode jedes Muata Jamvo an andrer Stelle immer von neuem aufgebaut, aber stets zwischen den beiden Zuflüssen des Lulua, Luisa und Kallanji. Den größten Raum nehmen die in einer weiten Umzäunung (Kipanga) errichteten Wohnungen der beiden Herrscher und ihrer ersten Würdenträger ein. Reisenden, die das Land betraten, wurde stets der Weitermarsch nach N. oder O. verwehrt; Pogge mußte 1876, Buchner 1880 nach Angola zurückkehren, erst Pogge und Wissmann konnten 1881 in das Land der Baschilange vordringen. Vgl. Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo (Berl. 1880); Buchner, Das Reich des Muata Jamwo (in den »Deutschen Geographischen Blättern«, Brem. 1883); Wissmann, Wolf, François u. Müller, Im Innern Afrikas (Leipz. 1888).

Muawibaum, ein Baum in Mosambik, über welchen botanisch nichts Näheres bekannt ist. Seine Rinde soll ganz ähnliche giftige Eigenschaften besitzen wie die Sassyrinde (s. Erythrophlaeum), nur soll die Wirkung bedeutend schneller und heftiger eintreten. Die Rinde dient in Ostafrika zu Gottesurteilen. Ein daraus dargestelltes Alkaloid, Muawin, ist amorph, dick sirupartig, leicht löslich in Alkohol und Äther und gleicht im allgemeinen dem Erythrophläin.

Muáwija, s. Moáwija.

Mucedin, s. Kleber.

Much, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Siegkreis, an der Wahn, hat eine kath. Kirche, Ölmühlen, eine Papierfabrik (Hoffnungsthal) u. (1890) 6260 Einw.

Much ado about nothing (spr. mötsch ädū äbaut nothing), »Viel Lärm um nichts«, sprichwörtlich gewordener Titel eines Lustspiels von Shakespeare.

Muchawez (poln. Muchawiec), rechter Nebenfluß des westlichen Bug, im russ. Gouv. Grodno, mündet bei Brest-Litowsk (s. d.); Länge 106 km. Von seinem Laufe gehören 90 km dem Königskanal (s. d.) an.

Mücheln, Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Querfurt, an der Geisel und der Linie Merseburg-M. der Preußischen Staatsbahn, 120 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Rathaus aus dem 16. Jahrh.,

ein Amtsgericht und (1890) 1644 Einw., davon 20 Katholiken und 10 Juden; nahebei eine Zuckerfabrik und Braunkohlengrube.

Muchtār (arab., »erwählt, erkoren«), in der Türkei soviel wie Ortsvorsteher; vgl. Mudir.

Muchtar Pascha (Achmed Muchtar Pascha), türk. General, geb 1832 in Brussa als Sohn eines höhern Zivilbeamten, trat 1854 als Offizier in die Armee, ward während des Krimkriegs als Adjutant verwendet, dann Lehrer der Militärwissenschaften an der Militärschule (Harbije Mekteb), 1865 militärischer Erzieher des Lieblingssohnes des Sultans Abd ul Asis, des Prinzen Jusuf Isseddin, 1867 türkischer Kommissar an der montenegrinischen Grenze und Oberstleutnant, 1870 zweiter Befehlshaber (neben Redif Pascha) der Expedition nach Jemen, 1871 Oberbefehlshaber daselbst und Muschir, 1873 Kommandant des 2. Armeekorps in Schumna und 1874 des 4. in Erzerum. 1875—76 war er Oberbefehlshaber in der Herzegowina, wo er aber gegen die Aufständischen und die Montenegriner ungeschickt operierte und im Dugapaß von den letztern eine empfindliche Niederlage erlitt, und 1877 beim Ausbruch des russischen Krieges wieder Oberbefehlshaber in Erzerum. Vor dem ersten energischen Angriff der Russen wich M. bis Köprikiöj zurück, ergriff aber im Juni, nachdem er Verstärkungen erhalten, die Offensive, besiegte die Russen 21. und 22. Juni bei Elbar, 25. bei Sewin, zog 10. Juli in das entsetzte Kars ein, schlug 18. Aug. einen Angriff der Russen zurück und eroberte 25. Aug. ihre Stellung bei Baschkadiklar. Für diese Siege erhielt er vom Sultan den Titel »Ghasi« (der Siegreiche). Als aber die Russen ihre Streitkräfte ansehnlich verstärkt hatten, durchbrachen sie 15. Okt. Muchtars Stellung auf dem Aladschaberg und besiegten ihn 4. Nov. bei Dewe-Bojun. M. wurde darauf abberufen, um die Verteidigung von Konstantinopel zu leiten, und im September 1878 nach Kreta geschickt, um den dortigen Aufstand zu dämpfen. Nachdem ihm dies gelungen, ward er zum Oberbefehlshaber in Thessalien und Epirus, 1879 zum Gouverneur in Monastir ernannt und 1884 als türkischer Kommissar nach Ägypten geschickt.

Much Woolton (spr. möttsch wull'n), Stadt in Lancashire (England), 8 km südöstlich von Liverpool, mit Steinbrüchen und (1891) 4545 Einw.

Mucilāgo (lat.), Schleim; M. cydoniae, Quittenschleim, aus 1 Teil Quittensamen und 50 Teilen Rosenwasser bereitet; M. gummi arabici, Gummischleim, Lösung, von 1 Teil Gummi arabikum in 2 Teilen Wasser bereitet; M. Salep, Salepschleim, aus 1 Teil Saleppulver und 100 Teilen Wasser bereitet.

Mucīn, s. Schleim.

Mucius (Mucia Gens), röm. plebejisches Geschlecht, berühmt geworden durch die That des Gajus M. Als nämlich 507 der Etruskerkönig Porsena Rom bedrängte, faßte M., wie die Sage erzählt, den Entschluß, durch die Ermordung des Königs die Vaterstadt zu befreien, begab sich deshalb mit Genehmigung des Senats ins feindliche Lager, erstach aber aus Irrtum einen Schreiber desselben. Vor den König gebracht und mit Folter und Tod bedroht, streckte er zum Zeichen, daß ihn das nicht schrecke, seine rechte Hand in das Feuer eines nahen Altars und ließ sie unbewegten Gesichts verbrennen, worauf ihn Porsena aus Bewunderung seines Heldenmuts ungestraft entließ und, durch seine Vorspiegelung geschreckt, daß sich 300 römische Jünglinge gegen des Königs Leben verschworen hätten, Frieden mit Rom schloß. Für seine That wurde M. vom Senat mit einem Stück Acker jenseit des Tiber, welches fortan Mucia prata hieß, belohnt und erhielt von dem Verlust der rechten Hand den Beinamen Scävola, d. h. Linkhand. — In der Geschichte tritt das Geschlecht erst gegen das Ende des 3. Jahrh. v. Chr. auf, indem es sich namentlich durch tüchtige Rechtsgelehrte auszeichnet; von diesen sind folgende hervorzuheben: 1) Publius M. Scävola, Konsul 133 und als solcher Gönner des Tiberius Gracchus, dessen Sache er jedoch nach seiner Ermordung verließ, und seitdem auch Pontifex maximus, der Begründer des Ruhmes der Rechtsgelehrsamkeit in seiner Familie. — 2) Q. M. Scävola, Vetter des vorigen und, weil er diese Priesterwürde bekleidete, gewöhnlich Augur zubenannt, Konsul 117, der juristische Lehrer Ciceros. — 3) Q. M. Scävola, Sohn von M. 1), von dem vorigen durch den Namen seines Vaters und durch die Bezeichnung als Pontifex maximus unterschieden, war 95 Konsul, nachdem er vorher als Prätor die Provinz Asien so ausgezeichnet verwaltet hatte, daß ihm zu Ehren daselbst ein besonderes Fest, Mucia genannt, gefeiert wurde, und ward nach einem in strenger Rechtlichkeit und Lauterkeit verbrachten Leben in dem Bürgerkrieg zwischen Sulla und Marius 82 auf Befehl des jüngern Marius ermordet. Er war gründlich und vielseitig gebildet, stand auch als Redner in Ansehen, hat sich aber namentlich dadurch einen Namen gemacht, daß er zuerst das bürgerliche Recht in ein System brachte; sein 18 Bücher umfassendes Werk ist die Grundlage für die spätern Bearbeitungen des bürgerlichen Rechts geworden.

Mücke, Heinrich, Maler, geb. 9. April 1806 in Breslau, gest. 16. Jan. 1891 in Düsseldorf, bildete sich seit 1824 auf der Berliner Akademie bei Schadow, dem er 1826 nach Düsseldorf folgte. Im Auftrag des Grafen Spee schmückte er das Schloß Heltorf mit einem Freskencyklus aus Friedrich Barbarossas Leben. Nach einer Studienreise nach Italien 1833 führte er zahlreiche religiöse und geschichtliche Bilder sowie auch Illustrationen zu Prachtwerken aus. Seine Hauptwerke sind: die heilige Katharina, von Engeln auf den Berg Sinai getragen (1836, Berliner Nationalgalerie); die heil. Elisabeth, Almosen spendend (1841, ebenda); Dante, die Göttliche Komödie vorlesend; Maria mit dem Jesuskind und David, Johannes dem Täufer und St. Aloysius (Freskobild für die Andreaskirche in Düsseldorf); die Erstürmung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon; die Einführung des Christentums im Wupperthal (Freskofries im Rathaus zu Elberfeld); der Cyklus aus dem Leben des heil. Meinhard, Grafen von Zollern (in Sigmaringen über dem Grab des Prinzen Anton von Hohenzollern); Christus am Kreuz (großes Altarbild in Marienbad); der gute Hirt (Altarbild in Kaiserswerth); Lurlei; Ecce homo u. a. Daneben schuf er noch viele Aquarelle und Zeichnungen, von denen ein Fries hervorzuheben ist, der Sage, Geschichte und Volksleben des Rheins von den Quellen bis zur Mündung schildert. Von 1844—68 war M. Lehrer der Anatomie an der Düsseldorfer Akademie.

Mücken (Langhörner, Nematocera), Unterordnung der Zweiflügler, Insekten mit sechs- bis vielgliederigen, langen, bei den Männchen bisweilen federbuschartig behaarten Fühlern, langen, meist weit vorragenden, drei- bis fünfgliederigen Tastern, von der Oberlippe bedeckten Unterkiefern, fast verschmolzenen Bruftringen, großen, nackten oder behaarten Flügeln, freien Schwingern, langen, dünnen Beinen und sieben-

bis neunringeligem Hinterleib. Die Weibchen legen Eier, und die Larven verwandeln sich nach Abwerfung ihrer Körperhaut in eine schmetterlingsartige Puppe. Man teilt die M. in Schlankmücken (Tipulariae) mit meist langem und schlankem Körper, langen, dünnen Fühlern, langen, dünnen Beinen und ohne Nebenaugen, und in Fliegenmücken (Dickhörner, Crassicornia), oft den Fliegen ähnliche M. mit zwei oder drei Nebenaugen und wenn diese fehlen, mit Fühlern kürzer als der Mittelleib. Zu den Schlankmücken gehören die Stechmücken (Stechschnaken, Culicidae), 5 Gattungen mit 46 europäischen Arten. Bei den zur Gattung Culex *L.* (Stechmücke, Gelse) gehörenden Arten finden sich die Männchen an Blumen und Blättern, die Weibchen stechen und saugen Blut bei Menschen und Tieren. Beim Fliegen erzeugen sie das sogen. Singen, welches sich aus einem tiefern, durch die Schwingungen der Flügel hervorgebrachten und aus einem höhern Ton zusammensetzt, der durch die Stimmbänder in den Stigmen der Brust erzeugt wird. Von der gemeinen Stechmücke (C. pipiens *L.*) und der größern geringelten Stechmücke (C. annulatus *Fab.*, s. Tafel »Zweiflügler«), mit 3—5 Punkten auf den Flügeln, weiß geringeltem Hinterleib und Beinen, deren Männchen bei beiden Arten an den langbehaarten Tastern und Fühlern kenntlich sind, leben die Larven im Wasser, nähren sich von allerlei sich zersetzenden Substanzen und hängen mit den Atemröhren, die am vorletzten Leibesring entspringen, den Kopf nach unten gerichtet, an der Oberfläche. Auch die beweglichen Puppen hängen mit den am Thorax befindlichen Atemröhren an der Oberfläche des Wassers und liefern nach etwa 10 Tagen das geschlechtsreife Insekt, dessen Rüssel lang, fadenförmig und hornig ist. Das Weibchen legt etwa 300 zusammenklebende, kahnförmig angeordnete Eier auf einen im Wasser schwimmenden Gegenstand, und aus diesen schlüpfen in 4—5 Wochen wieder fortpflanzungsfähige M. aus. Die befruchteten Weibchen der letzten Generation überwintern in Kellern &c. Mehrere Arten sind in den Tropen als Moskitos verrufen. Von dem brennenden Jucken des Mückenstichs befreit am besten Betupfen mit Ammoniak (Salmiakgeist). — Alle übrigen M. besitzen einen kurzen, dicken, fleischigen Rüssel, mit welchem sie nicht stechen können. Die größten M. sind die Bachmücken (Tipula *L.*) aus der Familie der Bachmücken (Schnaken, Erdschnaken, Tipulidae), die durch ihren langen Hinterleib und ihre sehr langen Beine auffallen, auf Wiesen, Gebüsch oder an Baumstämmen leben und ihre Eier einzeln in lockere Erde, an feuchten Stellen, legen. Die Larven nähren sich von abgestorbenen Pflanzenstoffen, einige benagen aber auch junge Wurzeln und werden dadurch schädlich. Sie überwintern und verpuppen sich im nächsten Frühjahr. Die Puppen sind stachelig. Hierher gehören auch die Gallmücken (Cecidomyidae), s. d. — Zu den Fliegenmücken (Crassicornia) gehört die Gattung Sciara *Meig.* (Trauermücken) aus der Familie der Pilzmücken (Mycetophilidae) mit der Heerwurm-Trauermücke (Sciara militaris *Klg.*, s. Tafel »Zweiflügler«), 4,5 mm lang, überall, auch an den Flügeln fein behaart, am Körper und an den Flügeln schwarz, an den Füßen pechbraun, an den Verbindungsstellen der Glieder des Hinterleibes gelb, findet sich sehr häufig, und ihre 9—10 mm langen, bleichen, glasig glänzenden, am Kopf schwarzen Larven unternehmen bisweilen vor der Verpuppung (Anfang Juli bis Mitte August) in zahlloser Menge Wanderungen, wobei sie, dicht aneinander gedrängt und durch ihre schleimige Körperoberfläche zusammengehalten, das Bild eines 3—4 m langen, bis handbreiten und etwa daumendicken Bandes darbieten. Diese Erscheinung erregte seit dem 17. Jahrh. Aufmerksamkeit und war als Heerwurm (Kriegswurm, Wurmdrache) Gegenstand vieler Fabeleien. Erst Beling stellte 1868 fest, daß die unter feuchter Laubschicht aus den Eiern geschlüpften und von verwesendem Laub sich nährenden Larven die Wanderung antreten, um passende Weideplätze zu finden. Nach 8—12 Wochen verpuppen sie sich, und nach 8—10 Tagen schlüpfen die M. aus, welche nur 1—3 Tage leben. Die Eier (je 100 Stück von einem Weibchen) überwintern unter dem Laub, und im Mai erscheinen die Larven. Über den Heerwurm vgl. die Schriften von Bechstein (Nürnb. 1851), Berthold (Götting. 1854) und Beling (im »Zoologischen Garten«, Bd. 9 u. 10). Die Larven andrer Trauermücken leben in Birnen, und in Louisiana tritt eine Art stets zur Zeit, wo das gelbe Fieber herrscht, in größer Menge auf (daher Yellow-fever fly). — Zur Familie der Haarmücken (Bibionidae) gehört die Gattung Haarmücke (Bibio), s. d. — Die Gnitzen oder Kriebelmücken (Simulia *Latr.*) aus der Familie der Kriebelmücken (Simuliidae) sind sehr klein, buckelig, mit kurzen, gedrungenen Fühlern, derben Beinen und breiten, milchig getrübten Flügeln; sie treten scharenweise auf, und die Weibchen stechen und nähren sich von Blut. Die Larven und Puppen leben im Wasser unter tütenartigen Gehäusen. Hierher gehören manche Moskitos und die Golubatzer (fälschlich Kolumbacser) Mücke (S. colombacschensis *Fab.*, s. Tafel »Zweiflügler«), welche in den untern Donaugegenden die Viehherden überfällt und oft die kräftigsten Tiere dergestalt plagt, daß sich dieselben in wahrer Tollwut zu Tode hetzen. Die Mücke ist 4 mm lang, schwärzlich, überall weißlich bestäubt und dicht messinggelb behaart. Der Hinterleib ist weißgelb, oben bräunlich, die Flügel sind glashell. Sie erscheinen im April und Mai und im August in der Nähe von Gewässern in wolkenähnlichen Zügen. Das Volk glaubt, sie kämen aus einer Höhle bei dem Dorfe Golubatz, wo St. Georg den Lindwurm erschlug, und hält das Fleisch der von diesen M. getöteten Tiere für giftig.

Mückensehen (Fleckensehen oder Nebelsehen, franz. Mouches volantes), s. Gesichtstäuschungen.

Mückenvogel, soviel wie Kolibri.

Mucker, allgemeiner Spottname für die Anhänger einer ungesunden und exklusiven Frömmigkeit. Der Name ist vielleicht schon ältern Ursprungs, ward aber jedenfalls erst populär, seitdem er in Königsberg den Anhängern Joh. Heinrich Schönherrs beigelegt worden war (s. Ebel 2).

Mucor *Mich.* (Kopfschimmel), Pilzgattung aus der Familie der Mukoraceen in der Ordnung der Zygomyceten, mit meist einzelligem, verzweigtem, fadenförmigem Mycelium u. einfachen Fruchthyphen, die an ihrer Spitze eine kugelförmige Zelle als Sporangium tragen, in welchem aus dem Protoplasma zahlreiche runde, einfache Sporen gebildet werden, die bei der Reife nach Durchreißung der Sporangiumhaut verstäuben. Außerdem kommt allen Arten von M. geschlechtliche Zeugung durch Kopulation unter Bildung großer, dunkel gefärbter Zygosporen zu (vgl. Pilze). Die Arten sind alle Fäulnisbewohner und gehören zu den gemeinsten Schimmelpilzen (s. d.) auf allerlei verderbenden organischen Substanzen. Am

häufigsten ist M. Mucedo *L.*, besonders auf Pferdedünger und Speiseresten. Die keimenden Sporen sowie das Mycelium von M. racemosus *Fresen.* treiben in gärungsfähigen Flüssigkeiten oder bei Luftabschluß, anstatt Fruchttypen zu erzeugen, hefenähnliche Sprossungen (sogen. Kugel-, Glieder-, Mucorhefe oder Gemmen). Wegen ihrer starken Anziehung zum Sauerstoff bewirken die Mycelien leicht Sauerstoffmangel im Medium, unter welchen Umständen M. ebenso wie echte Hefe vorhandenen Zucker in Kohlensäure und Alkohol zersetzt. M. stolonifer *Ehrb.* (Rhizopus nigricans *Ehrb.*) ist durch lange, ausläuferartige Seitenzweige des Myceliums ausgezeichnet, die an ihren Enden bei Berührung eines Substrats eigentümliche Haftorgane in Form rosettenartiger Wurzelzweige (Rhizoiden) treiben.

Mucuja, Baum, s. Acrocomia.

Mucūna *Adans.* (Juckbohne, Juckfasel), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, hochwindende, selten aufrechte Kräuter oder Sträucher mit dreizählig gefiederten Blättern, ansehnlichen Blüten in achselständigen Trauben oder an der Spitze des gemeinschaftlichen Blütenstiels gebüschelt und dicker, gerippter oder mit Lamellen versehener, bisweilen geflügelter, meist mit Brennhaaren besetzter Hülse. 22 tropische Arten. Etwa 30 Arten in den wärmern Gebieten beider Halbkugeln, sie werden zum Teil als Zierpflanzen kultiviert. M. pruriens *Dec.* (Kratzbohne, Kuhkrätze) ist ein Strauch in Ost- und Westindien, mit unterseits rauhhaarigen Blättern und rötlichvioletten Blüten in 30—50 cm langen Trauben. Die 5—10 cm langen, 1—1,5 cm breiten, vier- bis sechssamigen Hülsen kommen als Siliquae hirsutae, Fructus Stizolobii noch bisweilen im Handel vor. Die leicht abspringenden und in die Haut eindringenden Brennborsten derselben werden in Westindien als wurmtreibendes Mittel benutzt. Auf der Haut bringen sie ein unerträgliches Jucken hervor.

Mucury, Fluß in Brasilien, entspringt in der Serra dos Aimores in Minas Geraës und fließt überwiegend gegen O. durch Espiritu Santo, bis er bei São José do Porto Alegre in den Atlantischen Ozean mündet. Er wird von Dampfern befahren. An ihm wurden 1851 mehrere, meist von Deutschen bewohnte Kolonien gegründet mit dem Hauptort Philadelphia, deren Lage sich günstiger gestaltet, nachdem eine Bahn von dem Hafen Caravellas (s. d.) nach Santa Clara gebaut worden ist.

Mucus (lat.), s. Schleim.

Mud, früheres niederländ. Getreidemaß zu 4 Schepels = 111,256 Lit., von 1816—70 (Zak, Bat) der Name für das Hektoliter zu 10 Schepels von 10 Koppen; im Kaplande (engl. Muid) für 4 Winchester Bushels = 140,95 L. gebraucht. Vgl. auch Almud und Almude.

Mud (engl., spr. mödd, »Schlamm«), aus abgestorbener Pflanzensubstanz entstandene Ablagerungen im Meer, namentlich an der Mündung der Flüsse. Mudlumps, die kleinen, nur 3—6 m über das Wasser aufragenden, wesentlich aus von Schlamm bedeckten Treibholzanhäufungen bestehenden Inseln an der Mündung des Mississippi, welche auf ihrer Spitze kraterartige Vertiefungen besitzen, aus denen Sumpfgas, Kohlensäure und Schlamm emporsteigen. Diese Schlammsprudel verdanken ihre Entstehung den Gasen, welche sich bei der Verwesung des mit Schlamm überdeckten pflanzlichen Detritus entwickeln.

Mudania (im Altertum Myrleia), Stadt im türk. Wilajet Chodawendikjâr in Kleinasien, am Golf von Gemlik des Marmarameers, hat einen kleinen Hafen und 5000 meist griech. Einwohner; Sitz eines Kaimakams u. mit Brussa durch Eisenbahn verbunden.

Mudar, Strauch, s. Calotropis.

Mudeford (spr. mjüd'förd), Badeort, s. Christchurch 1).

Mudejarstil (spr. mudĕchar-), in der span. Architektur ein dekorativer Stil, ein Gemisch von gotischen oder Renaissanceformen mit maurischen Formen. Er wurde vorzugsweise im Süden Spaniens in der zweiten Hälfte des 15. und im 16. Jahrh. von den Moriskos oder Mudéjares, den Nachkommen der alten Mauren und Berber, geübt. Hauptdenkmäler sind der Palast Infantado in Guadalajara, das sogen. Haus des Pilatus und einige Teile des Alcazars in Sevilla.

Mudēla, Gangeskrokodil, s. Gaviale.

Muderris (arab., »Lehrer«), an den mohammedanischen Hochschulen (Medressen) Titel der Professoren.

Mudersbach, Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Altenkirchen, an der Sieg, hat eine kath. Kirche, 2 Hochöfen, ein Hammerwerk, bedeutende Eisenerzgruben und (1890) 2099 Einw.

Mudīr (arab., »Verwalter, Direktor, Inspektor«), in der türkischen Provinzialverwaltung der Vorsteher eines Kantons (Nâhije), von dem die Muchtars (Ortsvorsteher, Dorfschulzen) ressortieren, und der selber unter dem Kaimakam (s. d.) steht. In Ägypten nennt man M. den Gouverneur einer Provinz (Mudīrije), welcher die administrative, finanzielle und polizeiliche Verwaltung derselben leitet; eine seiner wichtigsten Obliegenheiten ist die Eintreibung der Steuern.

Mudlumps (spr. mödblömps), s. Mud.

Mudschtehid (arab., »einer der bestrebt ist, sich befleißigt«), in Persien Bezeichnung für die Ulema (Rechts- und Gottesgelehrten), welche den höchsten Grad in der kirchlichen Hierarchie einnehmen. Die persische Regierung kann diesen Grad nur an Leute verleihen, die sich durch große Gelehrsamkeit und tadellosen Lebenswandel auszeichnen. Sie üben einen großen Einfluß aus, indem sie, unabhängig von der weltlichen Autorität, Recht sprechen oder den Gerichten die zu fällenden Entscheidungen an die Hand geben.

Mudschuinseln (Woodlarkinseln), Gruppe an der Ostspitze von Neuguinea, besteht aus der 1087 qkm (19,8 QM.) großen Woodlarkinsel, der Juvency-, Tolun- und Laughlan- oder Nadelinsel, mit einem Areal von 1247 qkm (22,7 QM.), von Korallenriffen umgeben, mit üppiger Vegetation, aber sehr ungesund und bewohnt von wilden Melanesiern.

Muela de San Juan (spr. chuān), 1610 m hoher Berg in der span. Provinz Teruel, höchster Punkt in den zum Iberischen Gebirgssystem (s. d.) gehörigen Montes Universales; auf ihm entspringen der Tajo und der Guadalaviar.

Muelenaere (spr. mülenāre), Felix Amand, Graf von, niederländ. Staatsmann, geb. 9. Febr. 1794 zu Pittham in Westflandern, gest. 5. Aug. 1862, ward frühzeitig Generalprokurator in Brügge. 1824 zum Deputierten bei der Zweiten Kammer der Generalstaaten des damaligen Königreichs der Niederlande erwählt, galt er in kurzem als einer der ausgezeichnetsten Redner der Opposition. Nach der belgischen Revolution ward er zum Mitglied des Nationalkongresses und bald darauf von der provisorischen Regierung zum Gouverneur von Westflandern ernannt. Vom 24. Juni 1831 bis September 1832, wiederum vom August 1834—36 und zum drittenmal von 1841

bis April 1843 war er Minister des Auswärtigen. Der Vertrag der 24 Artikel (1831) ist sein Werk. 1836 ward er zum Grafen und abermals zum Gouverneur von Westflandern ernannt, welch letzteres Amt er bis 1849 bekleidete. Auch blieb er fortdauernd Mitglied der Repräsentantenkammer, wo er mit der katholischen Partei stimmte.

Müelich, Hans, Maler, s. Mielich.

Mueffin (Muezzin, arab.), bei den Mohammedanern der Rufer zum Gebet. Der Ruf zum Gebet selbst heißt esān (ezan), wovon das Wort abgeleitet ist, und erschallt fünfmal täglich. In den kleinern Moscheen ruft der Imām (Priester) selbst zum Gebet auf, in den größern ist ein eigner Beamter, der M., zu diesem Zwecke angestellt. Hat die Moschee ein Minaret, so wird von der Galerie desselben zum Gebet gerufen. Der Ruf (esān) lautet in wörtlicher Übersetzung: »Gott ist groß! (dreimal) Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah! (zweimal) Ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist! (zweimal) Kommt zum Gebet! Kommt zum Heil! Gott ist groß! (zweimal) Es gibt keinen Gott außer Allah!« (am frühen Morgen wird noch hinzugefügt: »Das Gebet ist besser als der Schlaf!« zweimal). Der erste M. war der Gebetsausrufer Mohammeds, Bilāl, der Sohn einer abessinischen Sklavin. Nach einer Tradition hat Mohammed gesagt: »Der Mueffins wartet das Paradies, wer sieben Jahre dieses Amtes gewaltet hat, wird vom Höllenfeuer erlöst.«

Mufettisch (arab., »Untersucher, Inspektor«), in der Türkei Titel der türkischen Regierungskommissare, welche mit der Untersuchung einer Rechts- oder Verwaltungsangelegenheit oder mit der Inspektion gewisser Verwaltungen betraut sind. Insbesondere Titel der Ewkāfbeamten, welche in Angelegenheiten der frommen Stiftungen oder Wakufgüter zu entscheiden haben (Ewkāf-Mufettischi).

Muff (der; auch die Muffe), eine cylinderförmige Hülle aus Pelzwerk zum Erwärmen der Hände, kam in den 80er Jahren des 16. Jahrh. auf, wurde anfangs nur von den Frauen, eine Zeitlang auch in bedeutender Größe von den Männern getragen und hing, an einer um den Hals geschlungenen Schnur befestigt, auf den Leib herab. Nachdem er sich gegen das Ende des 18. Jahrh. verloren, kam er im 19. bei dem weiblichen Geschlecht wieder in Aufnahme.

Muffe, ein zur Verbindung von Wellen oder Röhren dienendes kurzes Rohrstück.

Muffel, ein halbcylindrisches Gefäß aus feuerfestem Thon oder Eisen mit flachem Boden (Muffelblatt), hinten geschlossen und vorn offen, wird in einem Ofen (Muffelofen) durch Glüh- oder Flammenfeuer erhitzt (s. die Abbildung bei »Destillation«, S. 779). Hinsichtlich der Ausnutzung des Brennmaterials unvorteilhafter als Schacht- und Flammöfen, werden Muffelöfen zu Oxydationsprozessen unter Ausschluß der Feuergase benutzt, z. B. zum Rösten von Arsenerzen behufs Gewinnung von arseniger Säure, zum Rösten von Schwefelmetallen behufs Nutzbarmachung der entwickelten schwefligen Säure für die Schwefelsäurefabrikation, zur Darstellung von Natriumsulfat aus Chlornatrium und Schwefelsäure; in Probierlaboratorien zum Rösten von Schwefel-, Antimon- und Arsenmetallen, zum Abtreiben des Werkbleies, zum Garmachen des Schwarzkupfers, zur Bestimmung des Feingehalts von Gold und Silber, zu Aschenbestimmungen rc. Man benutzt Muffelöfen aber auch beim Schmelzen von Kupfer- und andern Metallproben, beim Einbrennen von Emails und Farben, resp. auf Metallen und Porzellan. In der M. eines Probierofens läßt sich keine viel höhere Temperatur als die des schmelzenden Goldes und Kupfers hervorbringen.

Muffelfarben, Porzellanfarben, welche bei geringer Hitze auf der Glasur eingebrannt werden.

Muffelofen, s. Muffel.

Muffenkuppelung, s. Kuppelungen.

Muffenröhren, Röhren, die durch an ihnen befindliche oder durch freie Muffen miteinander verbunden werden.

Muffins (engl., spr. möff-), aus Weizenmehl, Butter und Eiweiß bereitetes englisches Theegebäck.

Muffkuchen, aus Butter, Eiern, Zucker, Zimt, Mandeln, Kardamomen, Hirschhornsalz und Mehl bereiteter Kuchen, der vorzüglich in Braunschweig viel genossen und von dort auch ausgeführt wird.

Müffling, Karl, Freiherr von, mit dem Familiennamen Weiß, preuß. Generalfeldmarschall, geb. 12. Juni 1775 in Halle, gest. 16. Jan. 1851 in Erfurt, trat 1787 als Junker in ein Füsilierbataillon, mit welchem er 1790 nach Schlesien ging und 1792—94 den Feldzug gegen Frankreich mitmachte. Von 1797—1802 ward er bei der trigonometrischen Vermessung Westfalens für die Lecoqsche Karte, sodann 1803 als Premierleutnant bei der Gradmessung in Thüringen beschäftigt. 1805 trat er als Hauptmann in den Generalstab. 1806 stand er bei dem Korps des Herzogs von Weimar, schloß sich nach der Katastrophe von Jena Blücher an und erhielt nach dem Treffen bei Lübeck den Auftrag, die Kapitulation von Rattkau abzuschließen. 1808 trat er als Mitglied des sogen. geheimen Konseils in weimarische Dienste, 1813 aber wieder in die preußische Armee und ward als Oberstleutnant dem Generalstab Blüchers zugeteilt. Nach dem Gefecht bei Hainau in Schlesien, zu dem er die Disposition entworfen, avancierte er zum Obersten; nach dem Ende des Waffenstillstands ward er Generalquartiermeister bei der schlesischen Armee, nach der Schlacht bei Leipzig Generalmajor, nach Abschluß des ersten Pariser Friedens Chef des Generalstabs der am Rhein zurückgebliebenen Armee. 1815 ward er der britischen Armee unter Wellington zugeteilt. Nach der zweiten Einnahme von Paris ward er dann zum Gouverneur der Stadt ernannt und blieb 1816 als Bevollmächtigter Preußens im Hauptquartier des Herzogs von Wellington. Hier verband er sich mit französischen Offizieren und Gelehrten zu einer Gradmessung zwischen Dünkirchen und dem Seeberg. 1818 wohnte er dem Kongreß in Aachen bei. 1820 wurde er Chef des Generalstabs der preußischen Armee. Als Generalleutnant erhielt er 1829 eine Mission nach Konstantinopel, um die Pforte für den Frieden mit Rußland geneigt zu machen, und wurde im März 1832 Kommandeur des 7. Armeekorps, 1837 Gouverneur von Berlin, 1841 Präsident im Staatsrat. 1847 erhielt er die erbetene Entlassung mit dem Titel eines Generalfeldmarschalls und als Geschenk die Domäne Wandersleben und ließ sich hierauf in Erfurt nieder. Seine namhaftesten Schriften, die unter der Chiffer C. v. W. erschienen, sind: »Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee 1806« (Weim. 1806); »Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die österreichischen Generäle« (das. 1808, 2. Aufl. 1810); »Die preußisch-russische Kampagne im Jahr 1813« (Bresl. 1813; 2. Aufl., Leipz. 1815); »Geschichte des Feldzugs der englisch-hannöversch-nieder-

ländischen und braunschweigischen Armee unter dem Herzog von Wellington und der preußischen unter dem Fürsten Blücher im Jahr 1815« (Stuttg. 1815); »Beiträge zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814; die Feldzüge der schlesischen Armee« (Berl. 1824, 2 Bde.); »Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten ꝛc.« (daf. 1825); »Napoleons Strategie im Jahr 1813« (daf. 1827). Die nachgelassene Schrift »Aus meinem Leben« (Berl. 1851, 2. Aufl. 1855) gab sein Sohn heraus; dieselbe enthält interessante Schilderungen über die Vorgänge im Blücherschen Hauptquartier 1813—14, ist indes nicht durchaus zuverlässig, da Müfflings Eitelkeit und sein Haß gegen Gneisenau ihn zu ungerechten Urteilen, ja zur Verdunkelung der Wahrheit verleiteten. Eine herbe Kritik erfuhren Müfflings Memoiren durch Th. v. Bernhardi (»Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals v. Toll«, Bd. 4).

Mufflon (Mouflon), s. Schaf.

Muffrika und **Muffrikaner,** scherzhafte Benennungen des hannöverschen Emslandes und seiner Bewohner, welche ihnen angeblich bei der Belagerung von Rotterdam (1665) von den Holländern beigelegt wurden, weil die hannöverschen Soldaten wegen der grimmigen Kälte eine Art Pelzhandschuhe (lat. muffula) oder wirkliche Muffe trugen. In Holland gelten aber die Spottnamen Moff und Moffrika heute allgemein für Deutsche und Deutschland.

Mufti (arab., »Rechtsprecher«), in den islamitischen Ländern ein Rechtsgelehrter, welcher das Gesetz auslegt und Fetwas, d. h. religiös-gesetzliche Gutachten (s. Fetwa), abgibt. Auf Grund seiner theoretischen Gutachten oder Gesetzesauslegungen spricht der Kadi (Richter) das Urteil. Der M. muß in der Wissenschaft des Korans und der Hadis (Traditionen) bewandert und mit den Werken der berühmten mohammedanischen Rechtsgelehrten vertraut sein. Jedermann kann über eine Rechtsfrage ein Fetwa verlangen, das unentgeltlich erteilt wird, indem er sich an den Fetwa-Emini, d. h. den Vorsteher der Kanzlei des M., wendet. Es gibt Sammlungen von Fetwas. Großmufti und Haupt aller Ulemas ist der Scheich ul Islam (s. d.) in Konstantinopel, welcher auch die höchste Instanz in Rechts- und Religionsfragen ist.

Mugan (Mogan), Sand- und Sumpfsteppe im nördlichen Teil des Distrikts Lenkoran im russisch-transkaukas. Gouv. Baku, zwischen Aras, Kur und Kalabi Bolgary und im W. und SW. auf persisches Gebiet hinübergreifend, 4440 qkm (81 QM.) groß, aber nur im Frühjahr von Kurden bewohnt, die hierher mit ihren Herden aus Persien kommen. Im Sommer herrscht unerträgliche Hitze mit bösartigen Fiebern, im Winter ist das ganze Land ein ungeheurer Morast. Vor dem Einfall der Mongolen im 13. Jahrh. war dieser heute wüste Strich, dank eines vielverzweigten Kanalnetzes, mit Kulturen bedeckt und besaß eine zahlreiche Bevölkerung u. ansehnliche Städte.

Mugel, s. Meeräsche.

Mugelig (muschelig) geschnitten, von Edelsteinen, s. En cabochon.

Mügeln, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Oschatz, an der Döllnitz, Knotenpunkt der Linien Döbeln-Oschatz und M.-Trebsen der Sächsischen Staatsbahn, 149 m ü. M., hat eine alte, restaurierte evang. Kirche, ein Schloß (Ruhethal), eine höhere Privatknabenschule, ein Amtsgericht, Schuhwarenfabrikation, eine neu errichtete Ofen- und Porzellanfabrik u. (1890) 2520 Einw., davon 16 Katholiken.

Mügge, Theodor, Roman- und Reiseschriftsteller, geb. 8. Nov. 1806 in Berlin, gest. daselbst 18. Febr. 1861, war zuerst Kaufmann, dann kurze Zeit Soldat, studierte darauf seit 1826 in seiner Vaterstadt Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie und widmete sich schließlich ganz der Litteratur, indem er zugleich Mitarbeiter an mehreren politischen Journalen wurde. 1848 war er an der Gründung der Berliner »Nationalzeitung« beteiligt, deren Feuilleton er eine Zeitlang redigierte. Am bekanntesten machte er sich durch seine zahlreichen Romane und Novellen, die sich durchgängig durch Reichtum der Erfindung, durchdachte Behandlung des Stoffes und leichte und gefällige Darstellung auszeichnen. Wir erwähnen als die vorzüglichsten: »Der Chevalier« (Leipz. 1835); »Die Vendéerin« (Berl. 1837); »Toussaint« (Stuttg. 1840); »Der Vogt von Sylt« (Berl. 1851); »Der Majoratsherr« (daf. 1853); »Afraja« (Frankf. 1854); »Erich Randal« (daf. 1856); »Der Prophet« (Leipz. 1860) und die letzte Novellensammlung: »Leben und Lieben in Norwegen« (Frankf. 1858). Wie die Romane mit dem Hintergrund nordischen Lebens Mügges beste poetische Leistungen waren, so ragten auch unter seinen Reisebildern die Schilderungen aus dem Norden, wie: »Skizzen aus dem Norden« (Hannov. 1844, 2 Bde.), »Streifzüge in Schleswig-Holstein« (Frankf. 1846, 2 Bde.) und »Nordisches Bilderbuch. Reisebilder« (daf. 1858; 3. Aufl., Bresl. 1862), hervor, und bei glücklicher Auffassung der geographischen und ethnographischen Eigentümlichkeiten der durchstreiften Länder werden darin auch die politischen Verhältnisse mit Sachkenntnis besprochen. Gesammelt erschienen seine Romane in 33 Bänden (Berl. 1862—67, teilweise in neuen Auflagen).

Müggelsee, s. Spree.

Muggendorf, Flecken und Luftkurort im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Ebermannstadt, in der Fränkischen Schweiz und an der Wiesent, 325 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Molkenkur- und Kaltwasserheilanstalt, ein Fichtennadelbad und (1890) 453 evang. Einwohner. M. ist besonders berühmt durch die hier und in der nächsten Umgegend im Fränkischen Jura befindlichen Tropfsteinhöhlen (Muggendorfer Höhlen), deren man bereits 24 kennt. Die wichtigsten derselben sind: die Rosenmüllershöhle bei M.; die schwer zugängliche Kappshöhle; die durch die Untersuchungen von Esper (1771), Rosenmüller, Cuvier, Goldfuß ꝛc. berühmt gewordene Gaillenreuther oder Zoolithenhöhle bei Burggaillenreuth, aus vier Stockwerken und vielen Kammern bestehend, welche mit Überresten vorweltlicher Tiere (Bären, Hyänen, Wölfe) angefüllt sind; die erst 1832 entdeckte Sophien- oder Rabensteiner Höhle bei Schloß Rabenstein, die sehenswerteste unter allen und leicht zugänglich. In der Nähe merkwürdige Felsgruppen (Riesenburg, Rabenecker Thal u. a.).

Muggensturm, Flecken im bad. Kreis Baden, Amt Rastatt, an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, ein altes Schloß, Hadernschneiderei, Kartonagenfabrikation, Torfstecherei, eine Thonerdegrube, berühmte Obstbaumschulen, ausgedehnten Obstbau und (1890) 2040 fast nur kath. Einwohner. Hier 29. Juni 1849 Gefecht zwischen den Preußen u. badischen Insurgenten.

Muggia (spr. müddscha, slaw. Mile), Stadt im österreichisch-illyr. Küstenland, Bezirksh. Capodistria, an der Bucht von M. des Golfes von Triest, hat ein

Bergschloß (Alt-M.), ein Stadthaus, eine Villa (Zindis) des Erzherzogs Ludwig Salvator, einen Hafen, in welchem 1893: 416 Schiffe von 15,311 Ton. eingelaufen sind, mehrere Schiffswerften, darunter die große Schiffbauanstalt San Rocco des Stabilimento tecnico Triestino (insbes. für Kriegsschiffe), ein Seelazarett (San Bartolommeo), Steinbrüche, Weinbau, Fischerei und (1890) 3592 (als Gemeinde 7651) meist ital. Einwohner. — M., das römische Mugla, wurde von Karl d. Gr. dem Patriarchen von Aquileja geschenkt. 1354 wurde es von dem genuesischen Admiral Paganino Doria zerstört.

Muggio, Valle di (spr. müddscho), Thal im schweizer. Kanton Tessin, von der Breggia durchflossen, welche bei Balerna-Chiasso umwendet und in den Comersee sich ergießt, wird von mehreren Gemeinden bewohnt und ist fruchtbar an Obst, Wein, Kastanien ꝛc. Über dem obern Teil erhebt sich der Monte Generoso (s. d.). Vor der Thalpforte führt seit Ende 1874 die Eisenbahn vorüber, ein Zweig der zur Gotthardbahn gehörigen tessinischen Thallinie (Lugano-Chiasso).

Mūgil, die Meeräsche.

Müglitz, linksseitiger Nebenfluß der Elbe, entsteht in der Nähe von Lauenstein auf der sächsisch-böhm. Grenze, durchfließt den westlichen Teil der Sächsischen Schweiz und mündet unweit Mügeln. Das zum Teil sehr malerische Thal der M. wird von der Müglitzthalbahn (Linie Mügeln bei Pirna-Altenberg der Sächsischen Staatsbahn) durchzogen.

Müglitz (tschech. Mohelnice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Hohenstadt, nahe dem rechten Ufer der March, an der Linie Böhmisch-Trübau-Olmütz der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Denkmal Josephs II., Graphitbergbau, Zucker-, Stärke-, Watten-, Leder- und Schuhwarenfabriken u. (1890) 4391 meist deutsche Einwohner. — 5 km nordwestlich der Marktflecken Mürau (tschech. Mirov) mit einem alten Bergschloß des Erzbischofs von Olmütz, Männerstrafanstalt und (1890) 1286 (als Gemeinde 1982) Einw.

Mugodschar, s. Ural (Gebirge).

Mugwumps (spr. möggwömps, »[Indianer-]Häuptlinge«), in New York 1884 aufgekommene spöttische Bezeichnung der »Unabhängigen« der republikanischen Partei. Vgl. Stalwarts.

Muhādschir (arab., von hidschra, »Flucht«), Flüchtling, Auswanderer; in der Türkei die mohammedanischen Emigranten, welche aus christlichen Ländern (Rußland, Bulgarien, Bosnien) nach der Türkei auswandern und von der türkischen Regierung Ländereien zur Bebauung unentgeltlich angewiesen erhalten. Muhādschirūn (Plural von M.), die ersten Bekenner des Islam, welche mit Mohammed von Mekka nach Medina flohen. Sie nehmen unter den Gefährten des Propheten den ersten Rang ein.

Muhalidsch, kleinasiat. Ort, s. Rhyndakos.

Muhammed, s. Mohammed.

Muharrem (arab., eigentlich »das Verbotene«), der erste Monat des mohammedan. Mondjahres; bei den Schiiten der Monat der Buße und Trauer, zum Gedächtnis an den Tod ihres Nationalheiligen, des Imams Husein (s. d.). Der Monat ist so benannt, weil während desselben bei den vorislamitischen Arabern der Krieg verboten (harām) war.

Muhd, Getreidemaß in Marokko, soviel wie Almud.

Mühl (Große und Kleine M.), Flüsse in Oberösterreich, welche im südlichen Böhmerwald entspringen und der Donau links zufließen. Der Schwarzenbergsche Schwemmkanal verbindet die Große M. mit der Moldau. Nach der M. war das frühere oberösterreichische Mühlviertel benannt.

Mühlau, Dorf in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Rochlitz, hat eine evang. Kirche, Fabrikation von baumwollenen und seidenen Stoffhandschuhen und (1890) 2786 Einw.

Mühlbach, 1) Marktflecken in Tirol, Bezirksh. Brixen, 774 m ü. M., an der Mündung des Valserbachs in die Rienz, am Eingang in das Pusterthal und an der Südbahnlinie Marburg-Franzensfeste gelegen, besuchter Sommeraufenthalt, mit einer gotischen Kirche, Nonnenkloster mit Erziehungsinstitut und (1890) 579 Einw. Nordöstlich die Mühlbacher Klause mit Resten der 1809 von den Franzosen gesprengten Befestigungswerke, südwestlich das durch blutige Gefechte zwischen den Tirolern und Franzosen 1797 bekannte Dorf Spinges (274 Einw.) und südöstlich, jenseit der Rienz, das restaurierte Schloß Rodeneck. — 2) M. (ungar. Szász-Sebes, spr. ßāß-schébesch), königliche Freistadt im ungar. Komitat Hermannstadt (Siebenbürgen), ehemals eine deutsche und befestigte Stadt, zu beiden Seiten des Flusses M. (ungarisch Sebes), mit evang. gotischer Kirche, einem der ältesten u. schönsten Baudenkmäler Siebenbürgens, Franziskanerkloster, Tuchweberei, Acker- und hervorragendem Weinbau, evang. Gymnasium, Forstdirektion, Bezirksgericht und (1890) 6692 meist rumänischen und sächs. (griechisch-orientalischen und evang.) Einwohnern. In der Nähe Dorf Petersdorf mit großer Papierfabrik. — 3) Kupferbergwerk, s. Mittersill.

Mühlbach, Luise, s. Mundt 2).

Mühlbachthal, s. Bischofshofen.

Mühlberg, 1) Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Liebenwerda, an der Elbe, Güternebenstelle von Burxdorf an der Linie Jüterbog-Röderau der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt, eine Zuckerfabrik, 2 Dampfsägewerke, Holz- und Getreidehandel, Schiffahrt und (1890) 3443 Einw., davon 36 Katholiken; bekannt durch den Sieg Kaiser Karls V. über Johann Friedrich den Großmütigen 24. April 1547. Vgl. Bertram, Chronik der Stadt M. (Torg. 1864); Lenz, Die Schlacht bei M. (Gotha 1879). — 2) Flecken im preuß. Regbez. und Landkreis Erfurt, in einer Exklave im Gothaischen, hat eine evang. Kirche, mechanische Weberei, Ziegel- und Kalkbrennerei und (1890) 1350 evang. Einwohner. In der Nähe die drei Gleichen (s. Gleichen).

Mühlburg, früher selbständige Stadt im bad. Kreis Karlsruhe, seit 1. Jan. 1886 Stadtteil von Karlsruhe (s. d.).

Mühldorf, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberbayern, am Inn, Knotenpunkt der Linien Ulm-Simbach und Rosenheim-M.-Eisenstein der Bayrischen Staatsbahn, 385 m ü. M., hat 3 kath. Kirchen, ein Waisenhaus, ein Franziskanerhospiz, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Bürsten-, Ofen- und Thonwarenfabrikation, Bierbrauerei, Geflügelzucht, Schiffahrt, Getreidehandel und (1890) 2938 Einw., davon 35 Evangelische und 2 Juden. Dabei ein Eisenhammer u. das Mineralbad Annabrunn. — M., ursprünglich ein Königshof, gehörte zunächst den Grafen von Kraiburg und kam dann an das Erzstift Salzburg. Hier 25. Aug. 1257 Sieg der Herzöge von Bayern über Ottokar von Böhmen. Bekannter noch ist die Stadt durch die Schlacht vom 28. Sept. 1322 (auch Schlacht bei Ampfing genannt), in welcher Kaiser

Mühlen.

Vorbereitungsmaschinen. Der **Aspirator** oder **Tarar** besteht in einfachster Ausführung *(Fig. 1)* aus dem Saugventilator C, der einen Luftstrom in der

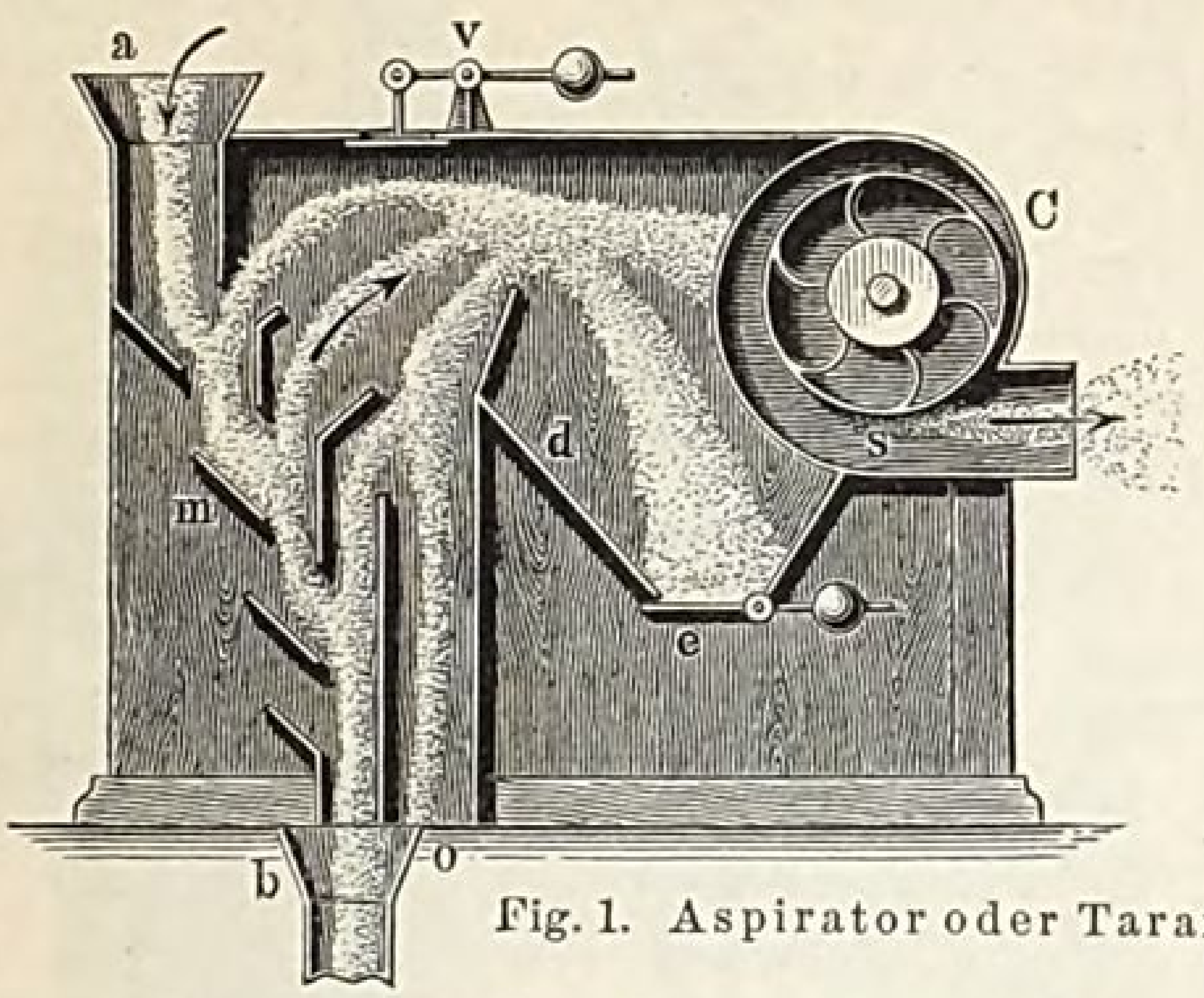


Fig. 1. Aspirator oder Tarar.

Richtung des Pfeils hervorbringt, welcher dem vo einem Rüttelsieb bei a einlaufenden, über die schrägen Bretter m fallenden Getreide entgegentritt. Dadurch werden die leichten Verunreinigungen durch s weggeblasen, während die schwereren sich in d absetzen und die vollen Getreidekörner durch b, die leichten durch o auslaufen. Zum Herausnehmen aus d dient die Klappe e und zur Regulierung des Zugs und des Vorganges das Luftventil v und ein Schieber vor a. Die Tarare erhalten oft mehrere Auslaufkanäle hintereinander und sortieren dann zugleich die Körner nach ihrem spezifischen Gewicht und ihrer Größe.

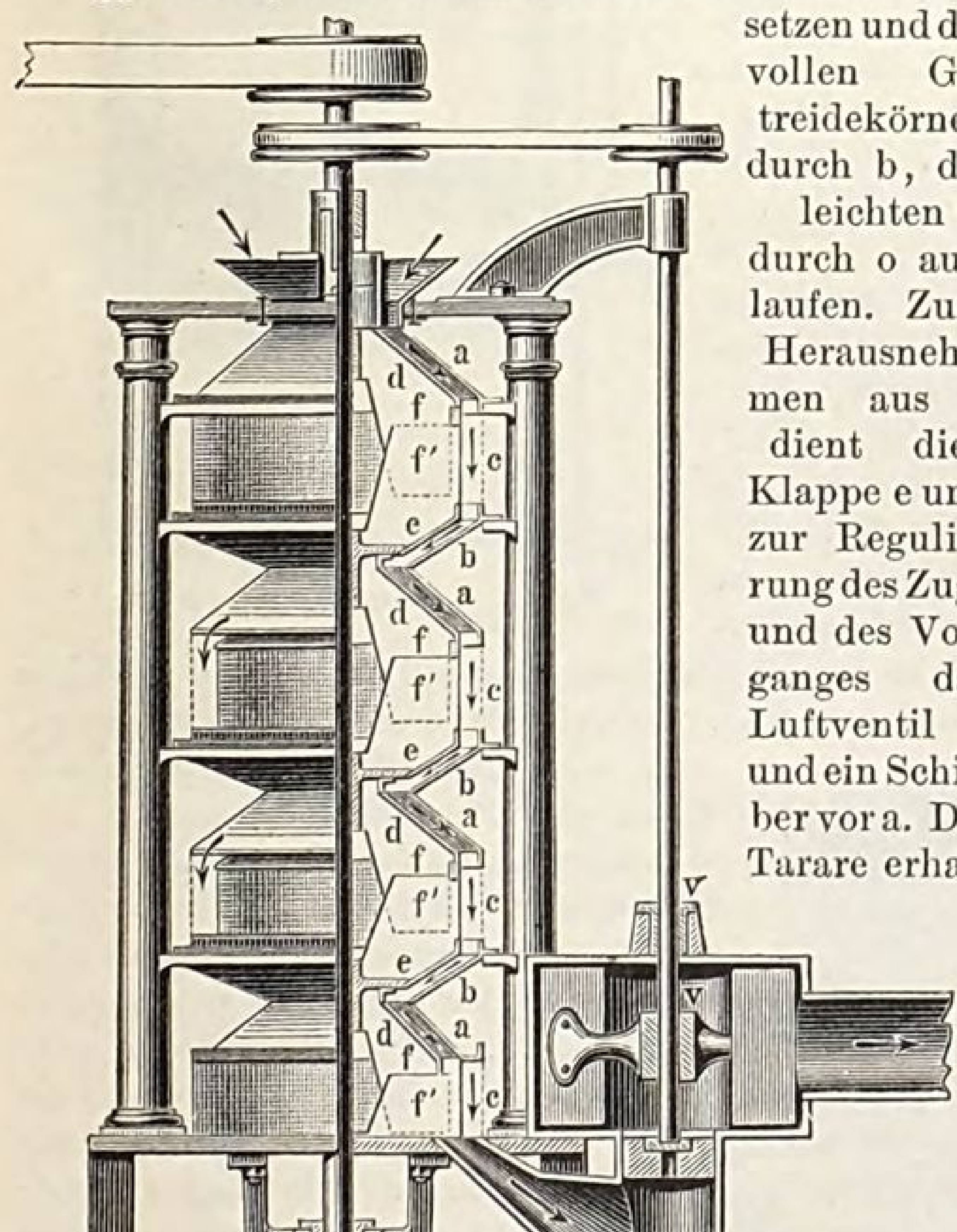


Fig. 2. Schälmaschine von Walworth u. Harrowby.

Bei der **Schälmaschine** von *Walworth u. Harrowby (Fig. 2)* sitzen an einer Achse, welche in einer Minute 450–500 Umdrehungen macht, Kegelflächen de, die außen kanneliert sind und mit den am Mantel befindlichen Flächen ab zusammen arbeiten. An d und e sind Flügel ff' angegossen, welche bei der raschen Drehung der Achse als Ventilatoren wirken und Staub und Hülsenstückchen großenteils durch das Sieb c treiben. Auch die an der Achse befestigten Kegel d und e sind durch ein cylindrisches Sieb verbunden, so daß die Körner zuerst einen von zwei kannelierten Flächen begrenzten Raum passieren, in welchem sie gegeneinander und gegen diese Flächen stark gerieben werden, dann zwischen die beiden cylindrischen Siebflächen, abermals zwischen zwei kannelierte Flächen gelangen etc. Schließlich wird das Getreide der Wirkung eines kräftigen Saugventilators v ausgesetzt und verläßt sehr gut geputzt die Maschine.

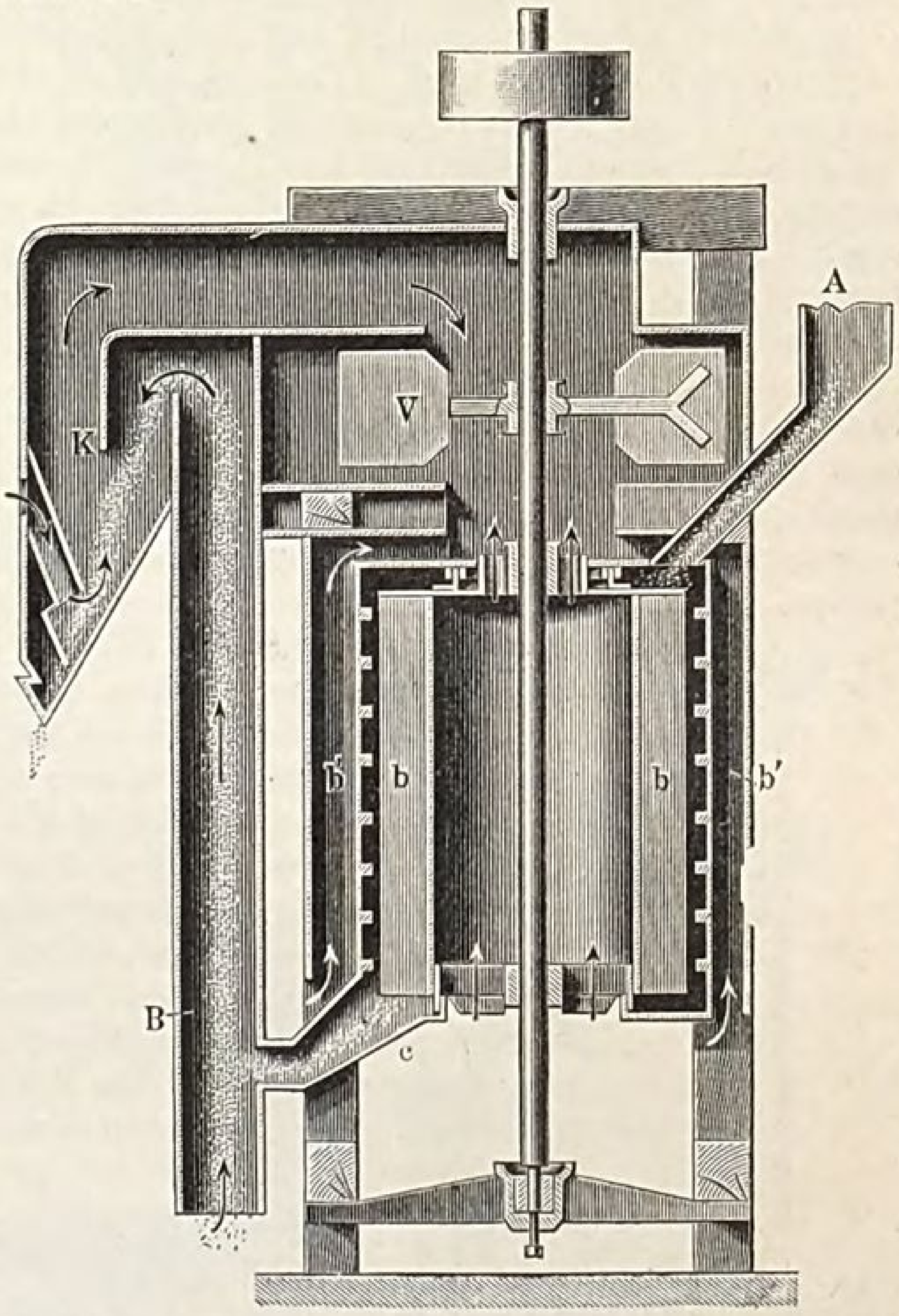


Fig. 3. Getreidereinigungsmaschine ‚Heureka'.

Zu den verbreitetsten **Getreidereinigungsmaschinen** gehört die unter dem Namen **Heureka** bekannte, von *Babcook* erfundene und in *Fig. 3* im Querschnitt dargestellte. Das bei A aufgegebene Getreide wird von Schlagleisten bb an den durchlöcherten und kannelierten Mantel b'b' geworfen und gelangt durch den Kanal c nach außen. Der Staub wird durch den Mantel hindurch getrieben, von dem oberhalb wirkenden Ventilator V angesaugt und durch ein seitliches Ausblaserohr fortgeführt. Bevor das Getreide durch die Röhre B herabfällt, wird es von dem aufsteigenden Luftstrom getroffen, der Schmutz- und Schalenteilchen sowie leichte Körner mit fortführt. Die letztern lagern sich dann in der Kammer K ab und gelangen nach außen, während die erstern vom Ventilator angesaugt und mit den übrigen Verunreinigungen fortgeblasen werden. Diese Maschine wird in 10 verschiedenen Größen gebaut. Maschine No. 5 soll bei 450 Umdrehungen der Schlagleisten- und Ventilatorwelle täglich 1800 hl Weizen putzen.

Zerkleinerungsmaschinen. Steingänge. Die Anlage einer sogen. deutschen Mühle mit Steingang zeigt *Fig. 4.* Sie besteht aus dem festliegenden runden Stein D *(Bodenstein)* und dem sich drehenden Stein C, der durch die vertikale Welle E E *(Mühleisen, Mühlspindel)* in Rotation versetzt wird und zwar von der Wasserradwelle F aus vermittelst der Triebstockräder G und H. Das Mühleisen geht mitten durch eine Öffnung *(Auge)* des Bodensteins, abgedichtet mittels einer Büchse, und trägt den Läufer schwebend, indem es mit einem viereckigen Zapfen in die Haue b b eintritt, welche in das Auge des Läufers eingesetzt und bei bessern Ausführungen so konstruiert ist, daß der Oberstein wie ein Kompaß ausbalanciert hängt, weil derselbe dadurch eine Nachgiebigkeit erhält. Das Getreide wird in den Rumpf A geschüttet, der in einem verstellbaren Rahmen *(Rumpfleiter)* sitzt. Unter dem Rumpf hängt an vier Schnüren a a der Schuh B, der den Ausfluß des Getreides dadurch herbeiführt, daß er in eine zitternde Bewegung gebracht wird, indem ein abwärts gehender Stift an Vorsprüngen vorbeistreift, die im Läuferauge sitzen. Die Schnüre a a lassen durch eine Höher- und Tieferstellung des Schuhs die Ausflußregulierung zu. Durch das Läuferauge, bez. die Haue, fällt das Getreide auf den Bodenstein, wird dann von dem Läufer gefaßt, zwischen C und D zerrieben und, gehörig zermalmt aus den Steinen herausgeschoben, zwischen den Stein und den umgebenden Mantel *(Zarge)* geworfen, um zum Zweck des Absiebens durch das Mehlloch in das Sieb J *(Beutelgeschirr, Beutelwerk)* zu gelangen. Dieser Beutel bildet einen Schlauch aus Müllergaze (Beuteltuch), der durch eine schwingende Gabel d heftig gerüttelt wird, das feine Mehl durch die Maschen in den Mehlkasten K und die gröbern Teile in ein flaches Sieb L *(Sauberer)* wirft, das diese Teile noch in grobes Mehl (Grieß) und Kleie trennt und zu diesem Zweck von der Stange e kräftig geschüttelt wird. Die Bewegung der Gabel d und der Schüttelstange e erfolgt durch drei Zähne *(Dreischlag)* an der Mühlspindel E.

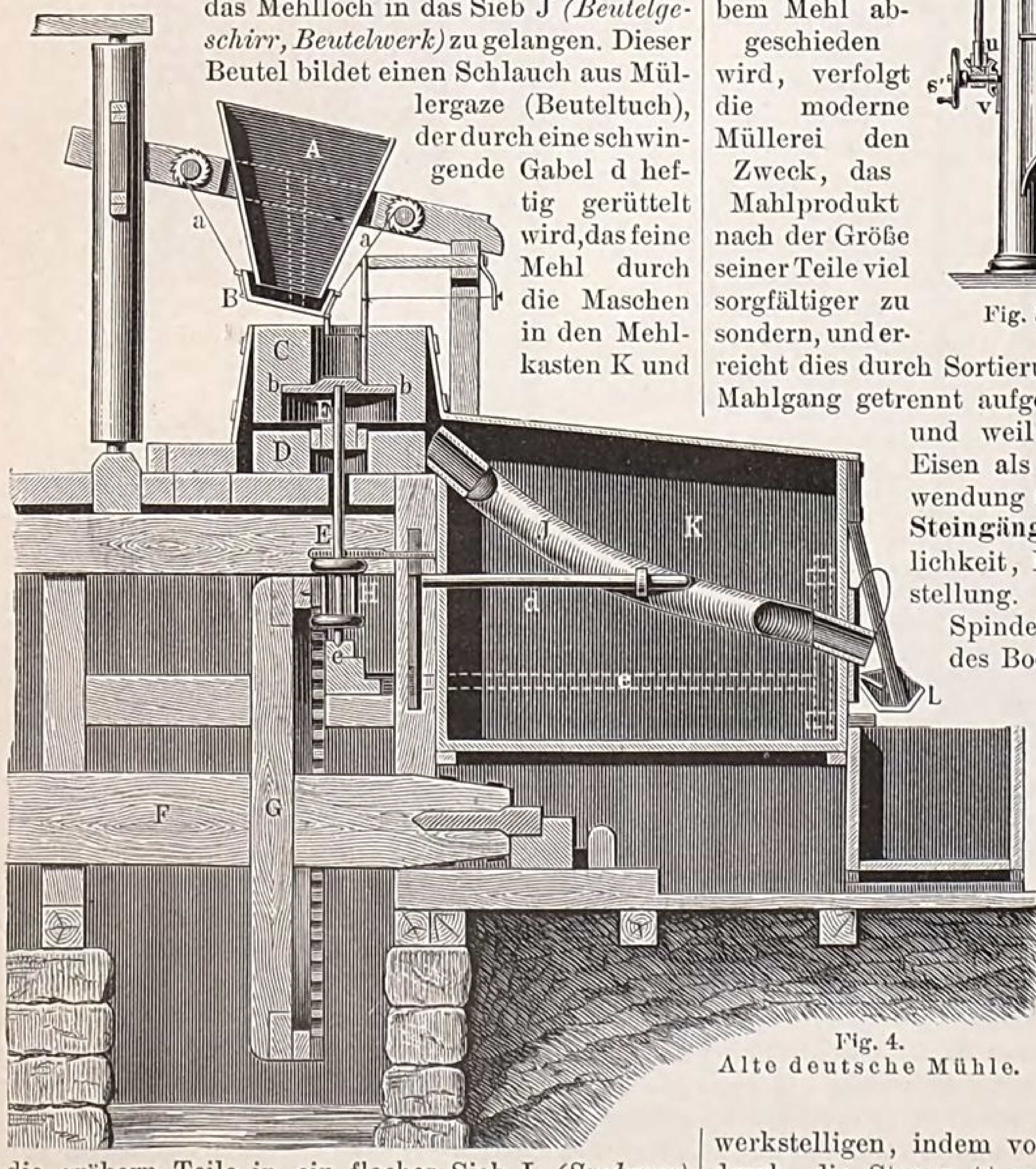


Fig. 4. Alte deutsche Mühle.

Da die Feinheit des Mahlprodukts insbesondere von der Entfernung der Mühlsteine abhängt, so ist es notwendig, den Läufer einzustellen, was mittels eines Hebels c *(Lichtwerk, Steinstellung)* geschieht, der das Mühleisen trägt und gestellt (gelichtet) werden kann.

Während bei der alten Mahlmethode das Mahlgut direkt aus dem Mahlgang in die Beutelsiebe fällt und sofort nach feinem und grobem Mehl abgeschieden wird, verfolgt die moderne Müllerei den Zweck, das Mahlprodukt nach der Größe seiner Teile viel sorgfältiger zu sondern, und erreicht dies durch Sortierungsapparate, die von dem Mahlgang getrennt aufgestellt sind. Infolgedessen, und weil neuerdings hauptsächlich Eisen als Konstruktionsmaterial Anwendung findet, gewinnen die **neuen Steingänge** *(Fig. 5)* leichtere Zugänglichkeit, Bedienung und bessere Einstellung. Der Läufer A ruht auf der Spindel i, welche in der Steinbüchse des Bodensteines B, in dem Halslager q und dem Fußlager Z eine Lagerung erhält, die jedes Schwanken ausschließt. Das Fußlager Z ruht auf der Schraube y, die ihre Mutter in dem Rad x besitzt, so daß eine Drehung dieses Rades eine äußerst genaue Einstellung des Läufers gestattet. Diese Drehung ist sowohl durch das Handrad s als das Handrad s′, also von zwei Stellen aus, zu bewerkstelligen, indem von s′ aus direkt, von s aus durch die Stange t t und die Kegelräder u v die Welle w gedreht wird, an der eine Schnecke sitzt,

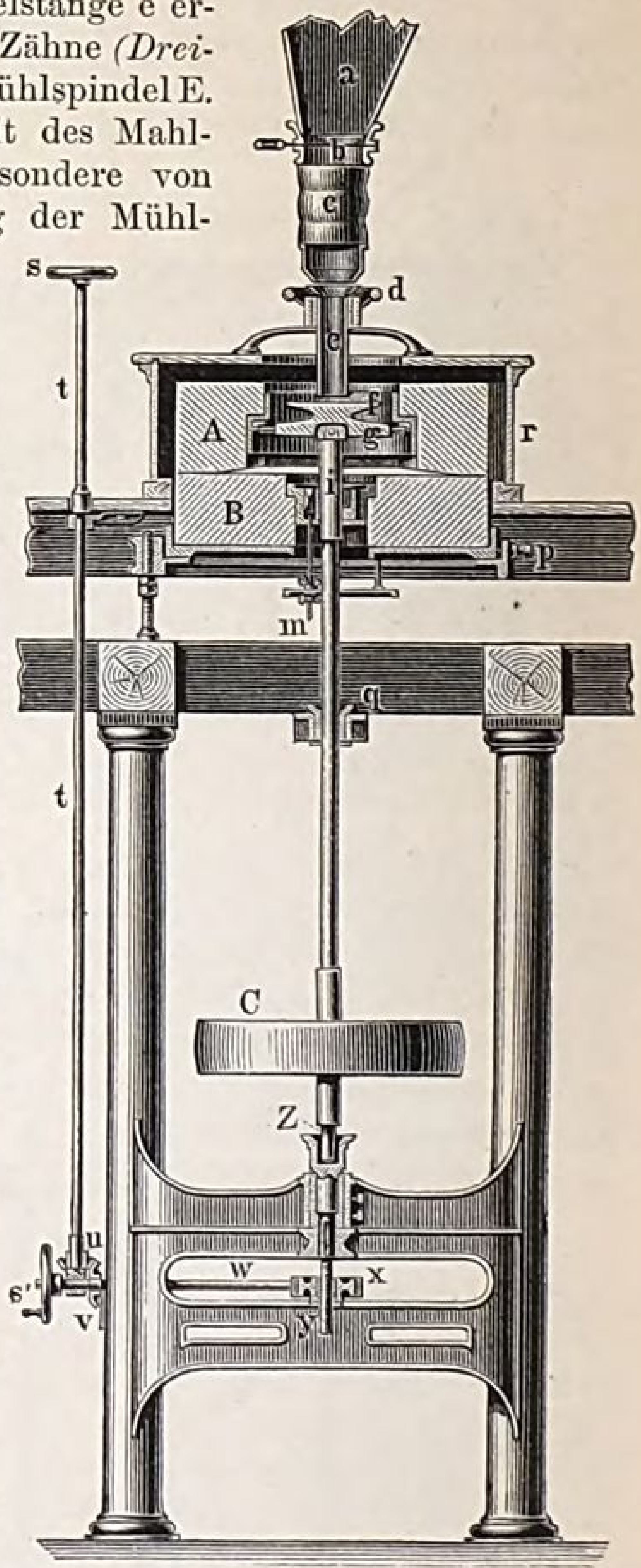


Fig. 5. Neuer Steingang.

die in die Verzahnung des Rades x eingreift. Das Getreide fällt aus dem Rumpf a durch den Regulierschieber b, den Lederschlauch c und das Metallrohr e auf einen von der Haue getragenen, also mitrotierenden Teller f, g, um, vermöge der Zentrifugalwirkung *(Zentrifugalaufschütter)* gleichmäßig verteilt, zwischen die Mahlflächen zu gelangen, wobei die höhere oder tiefere Einstellung des Rohres e vermittelst des Handrades d mit Schraubenmutter eine weitere Regulierung des Zuflusses gestattet. Das Mahlprodukt gelangt aus den Steinen in den Raum zwischen diesen und der Zarge r sowie von hier durch einen Abfallkanal zu einem Elevator, der es den Siebapparaten zuführt. Zur genauen horizontalen und zentrischen Einstellung dienen drei vertikale Schrauben, welche eine gußeiserne Lagerplatte tragen, und drei horizontale Schrauben p, welche durch die Wand dieser tellerförmigen Platte gehen. Die Umdrehung des Läufers erfolgt durch die Riemscheibe C und die Nachstellung der etwa ausgenutzten Büchse durch die bei m sichtbaren Schrauben.

Die Ventilation dieses Mahlganges erfolgt allgemein in der Weise, daß man in dem Zargendeckel ein Rohr anbringt, welches mit einem Saugventilator in Verbindung steht, so daß unausgesetzt kalte Luft von oben in das Steinauge eindringt und die Mahlflächen passiert. Das Läuferauge wird dabei gegen den äußern Raum zwischen Stein und Deckel durch ein aufgesetztes Rohr luftdicht abgeschlossen und zwischen dem Deckel und Stein ein Filter ausgespannt, das wohl Luft, aber kein Mehl durchläßt, damit letzteres nicht mit fortgerissen wird. Zur Entfernung des an der untern Fläche des Filters sich ansammelnden Mehles erfolgt von Zeit zu Zeit ein Abklopfen des Filters.

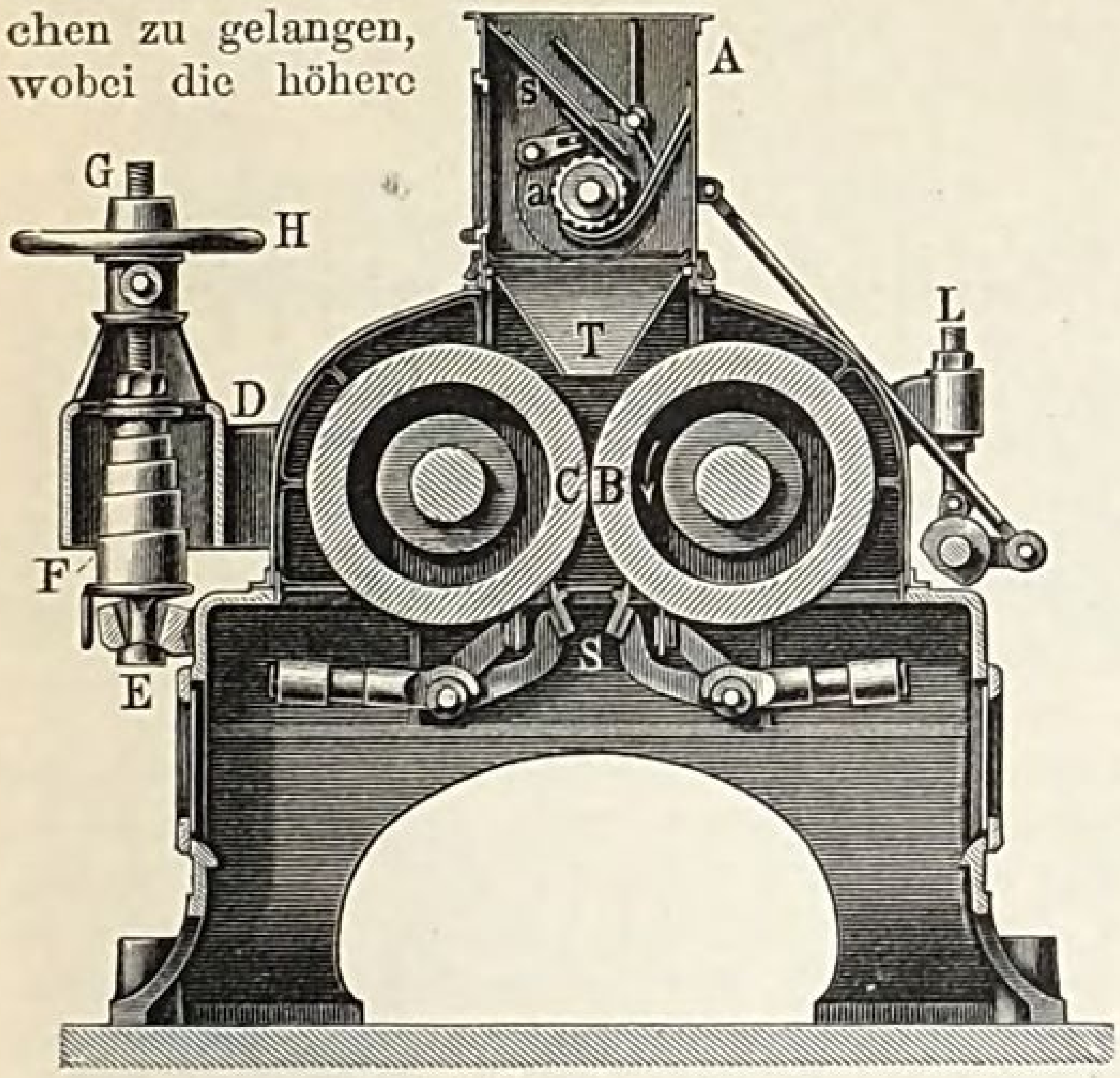


Fig. 6. Querschnitt.

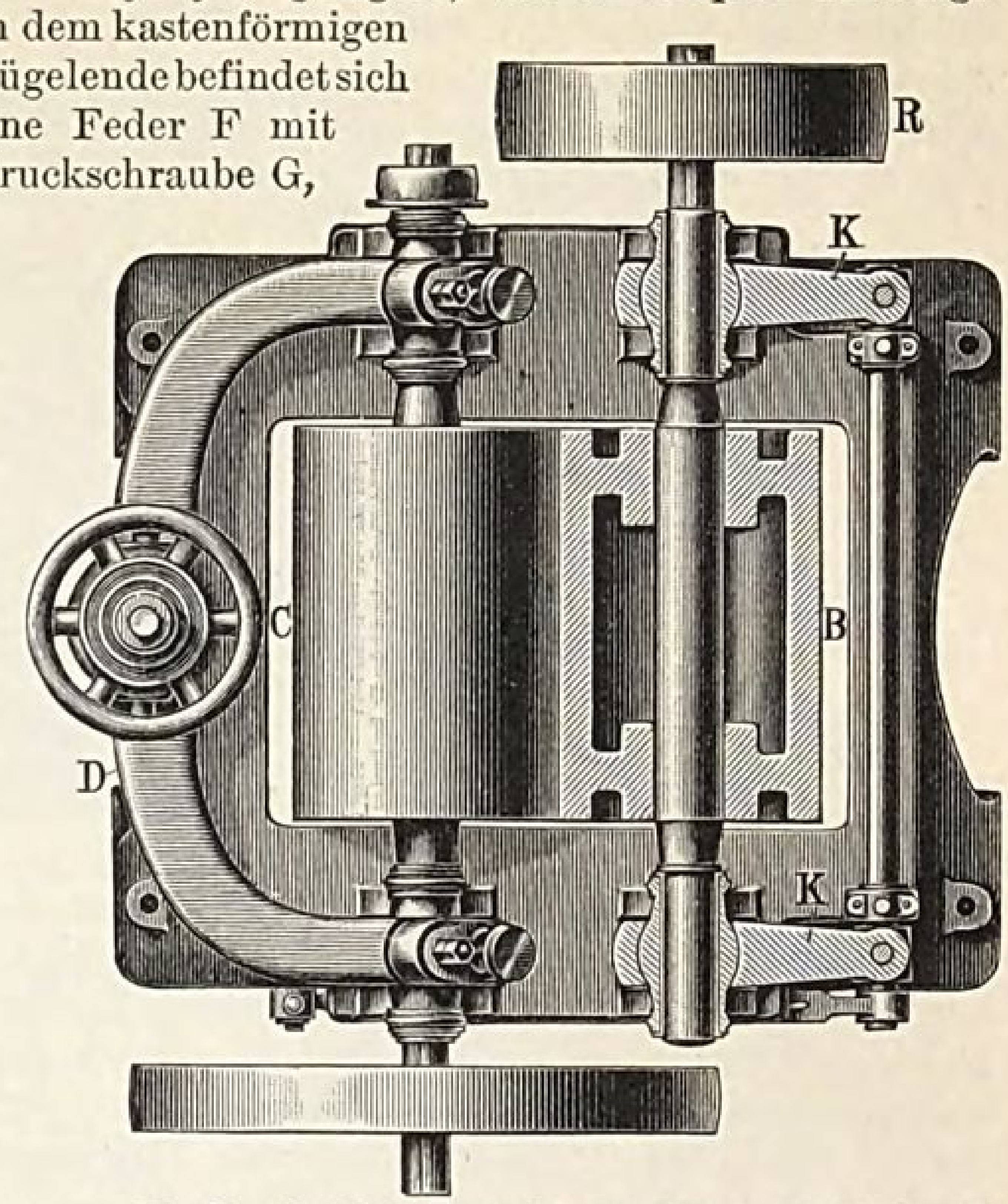


Fig. 7. Aufsicht und Schnitt durch die Walze B.

Fig. 6 u. 7. Walzenstuhl von Nagel u. Kämp.

Walzenstühle. Bei dem durch Einfachheit und vorzügliche Leistung ausgezeichneten Walzenstuhl von vormals *Nagel u. Kämp* in Hamburg *(Fig. 6 u. 7)* wird von den zwei Hartgußwalzen B und C, die erstere durch die Riemenscheibe R direkt angetrieben, während C als sogen. *Schleppwalze* durch Reibung mitgenommen wird. Das Mahlgut gelangt aus dem Rumpf A über einen Regulierschieber s vermittelst der mit Schabern S versehenen Zellenwalze a und Trichter T zwischen die von einer Riemenscheibe gedrehten Walzen B und C, um zerkleinert die Maschine zu verlassen. Zur Hervorbringung eines starken, nachgiebigen Andrucks ist die Walze C in dem Bügel D *(Schwingbügel)* gelagert, der um Zapfen schwingt. In dem kastenförmigen Bügelende befindet sich eine Feder F mit Druckschraube G, die von E gehalten und durch das Handrad H reguliert wird. Hebel K K mit Justierschrauben L dienen zur genauen Einstellung der Walze B. Ein Walzenstuhl mit Walzen von 600 mm Länge und 400 mm Durchmesser quetscht in der Stunde 2000—2400 kg, oder löst 800–1000 kg grobe oder 400 - 500 kg feine Grieße auf. Zum Schroten sind die Walzen geriffelt, zum Auflösen glatt.

Fig. 8 zeigt einen **Walzenstuhl** mit vier Walzen. Das Mahlgut fällt aus dem Rumpf r durch die Zellenwalze v und den Trichter f sowie die Wand f^1 zwischen die erste und zweite Walze, dann über das Fallbrett f^2 zwischen die zweite und dritte, über f^3 zwischen die dritte und vierte Walze und über f^4 gegen die Zerteilungswalze, welche etwaige Fladen zerteilt, in den Mehltrichter. Sämtliche Walzen sind senkrecht gegeneinander verstellbar und zum Reinhalten mit Schabern a ausgestattet.

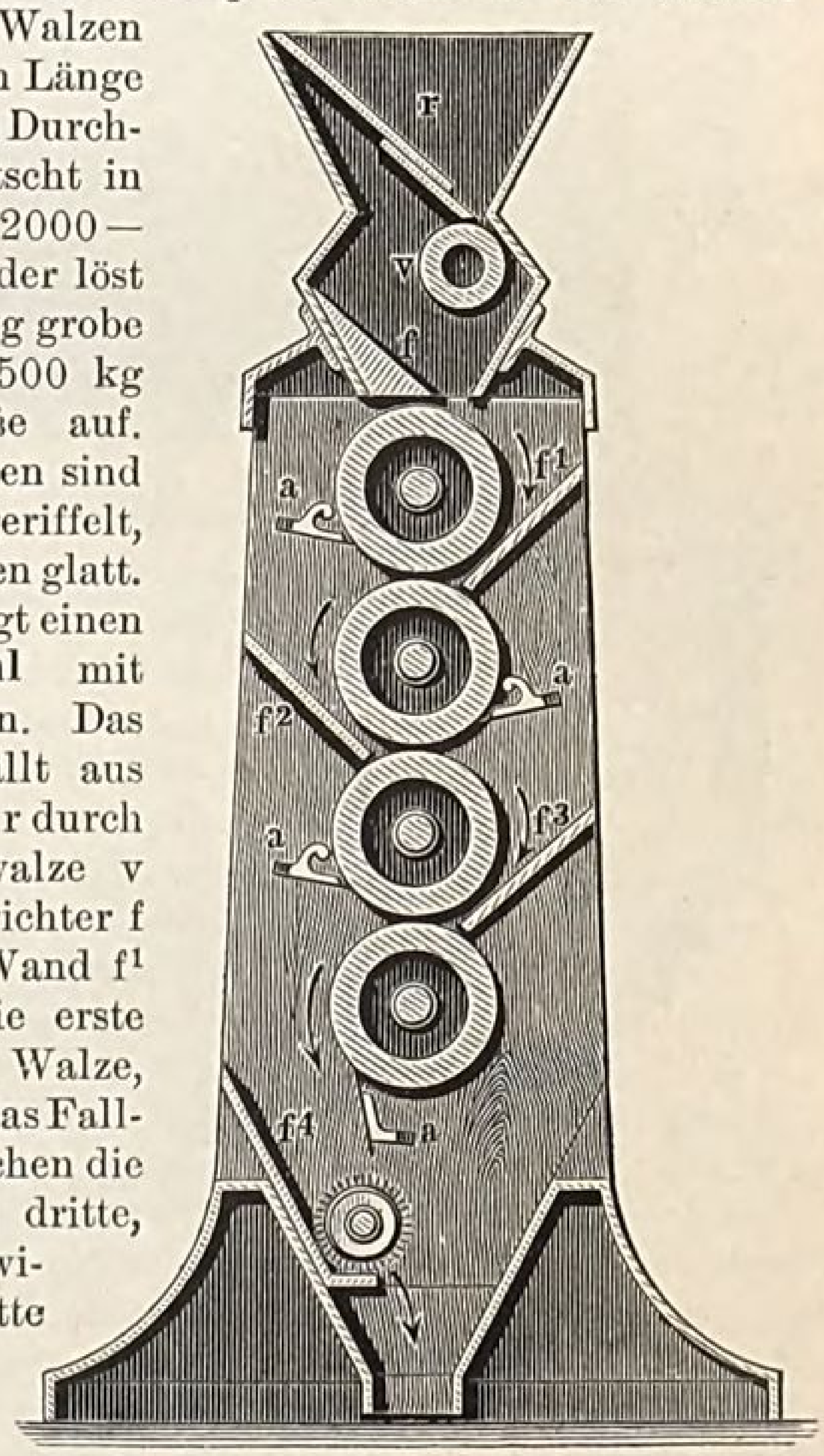


Fig. 8. Walzenstuhl mit 4 Walzen.

Sicht- und Putzmaschinen. Nachdem der einfache Plansichter in der Mehlsortierung durch den Mehlcylinder verdrängt war, ist derselbe in neuester Zeit infolge einer vollständig veränderten Anordnung wieder vielfach zur Anwendung gelangt. Das Prinzip dieser Anordnung von *Haggenmacher* geht aus *Fig. 9 u. 10* hervor. Der Siebrahmen S oder das eigentliche Plansieb ruht mit dem Mittelpunkt m auf einer Drehkurbel u und mit den vier Ecken e auf Stützen s mit Kugelgelenken oder Kurbeln. Indem die Kurbel u von einer Riemenscheibe r in Umdrehung versetzt wird, bewegen sich die vier Eckpunkte und damit jeder Punkt des Siebes in Kreisbahnen vom Halbmesser der Kurbel, indem die Stützen Kegelflächen beschreiben. In dem Rahmen hängen 2—4 Siebe übereinander, so daß das Sichtgut von oben nach unten diese Siebe zu passieren hat und nach der Feinheit der Maschen getrennt wird. Um dabei zugleich die notwendige, aber durch die Kreisbewegung nicht mögliche Weiterbeförderung des Sichtgutes nebst einem genügenden Offenhalten der Siebmaschen zu erzielen, sind sogen. *Wurf-* und *Verteilungsleisten* angebracht, welche eine völlig neue Einrichtung darstellen. Man versteht hierunter Leisten w und v, welche so angeordnet sind, daß sie das Sichtgut durch Anstoßen in eine hüpfende Bewegung versetzen und demselben zugleich einen bestimmten Weg anweisen. Der Unterschied zwischen Wurf- und Verteilungsleisten w und v besteht darin, daß die letztern v niedriger als w und mit einer abgerundeten obern Kante versehen sind, über welche das Sichtgut hinwegspringen kann. Die Anordnung der Leisten kann verschieden getroffen werden. Aus dem Beispiel Fig. 10 ist zu erkennen, daß das bei a auf das mit Drahtsieb, z. B. Nr. 14, bezogene Sieb gelangende Sichtgut abwechselnd gegen die Wurfleisten w und Verteilungsleisten v gestoßen und dadurch gezwungen wird, den Weg in den Pfeilrichtungen einzuschlagen und zuletzt auf das Endfeld e zu kommen, welches mit Drahtsieb, z. B. Nr. 4, ausgestattet ist. Durch das Sieb Nr. 14 fallen die Grieße, Dünste und Mehl auf das darunter liegende Sieb, durch das Sieb Nr. 4 das Schrot unter Zurücklassung gröberer Teile. In gleicher Weise erfolgt eine weitere Scheidung auf den untern Sieben, so daß eine weitgehende Trennung um so mehr zu erreichen ist, als sich einzelne Siebe abteilungsweise mit Gaze von verschiedener Feinheit beziehen lassen. Selbstverständlich ist dann für jede einzelne Siebgröße ein besonderer Auslauf an der Maschine anzubringen.

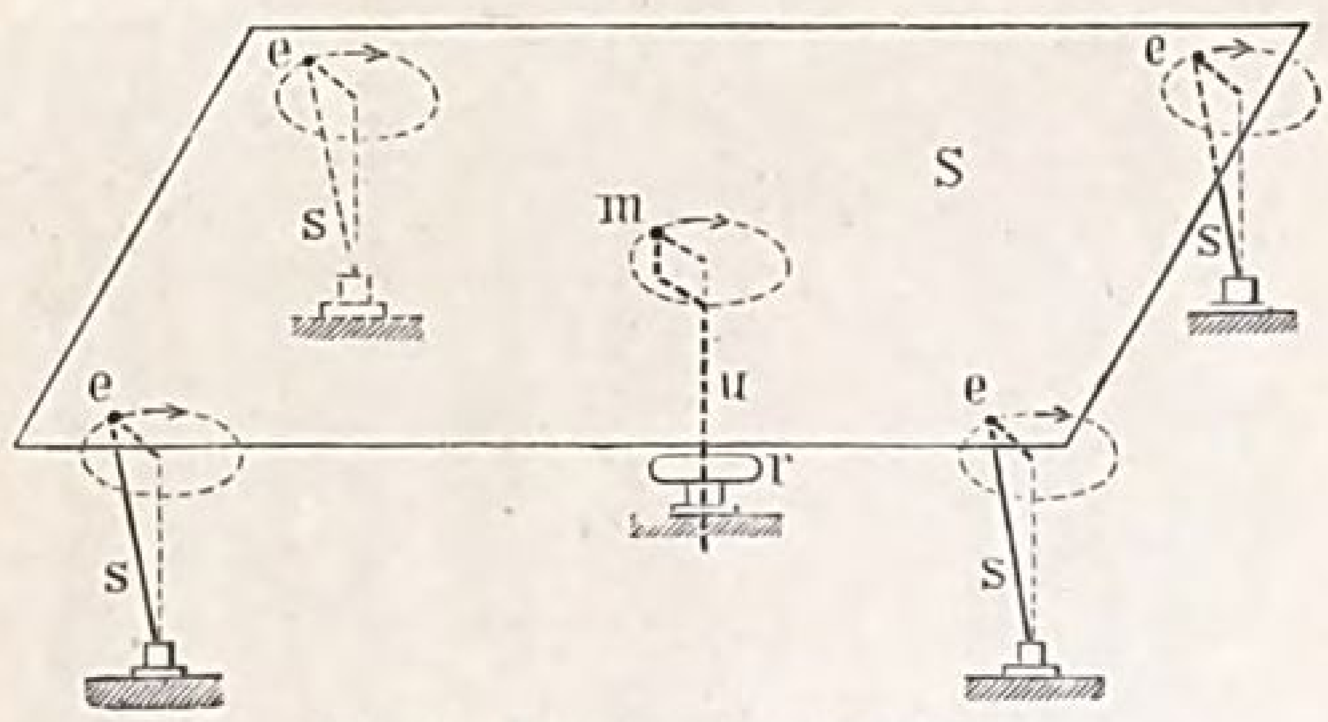


Fig. 9. Plansiebmaschine.

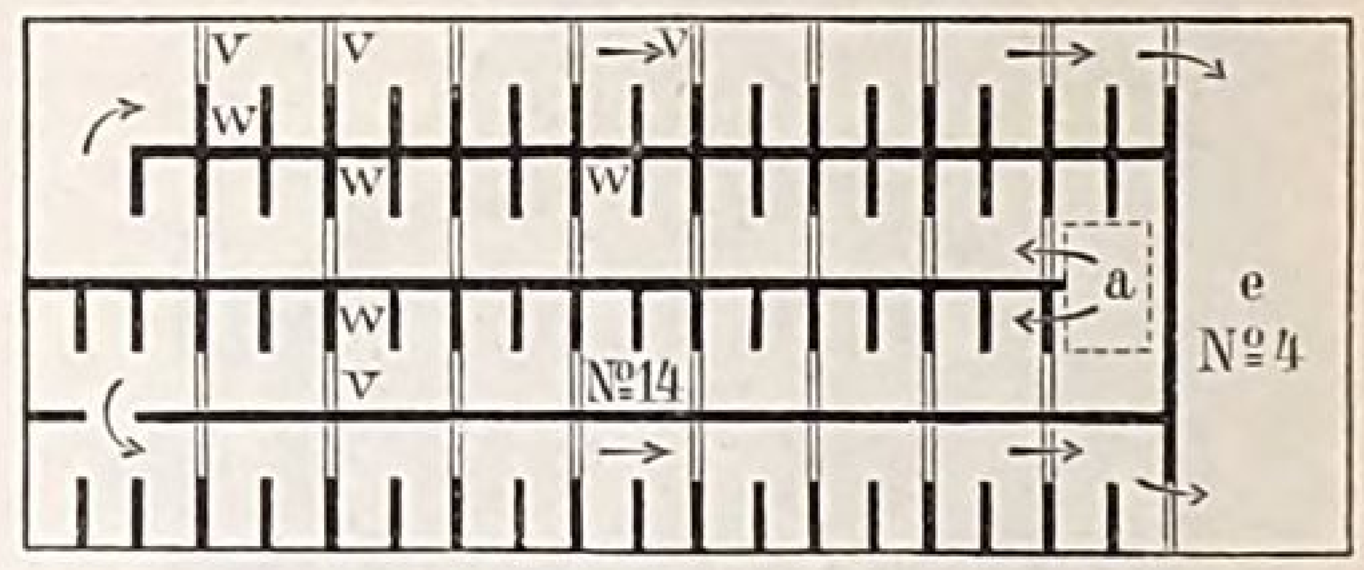


Fig. 10. Plansieb.

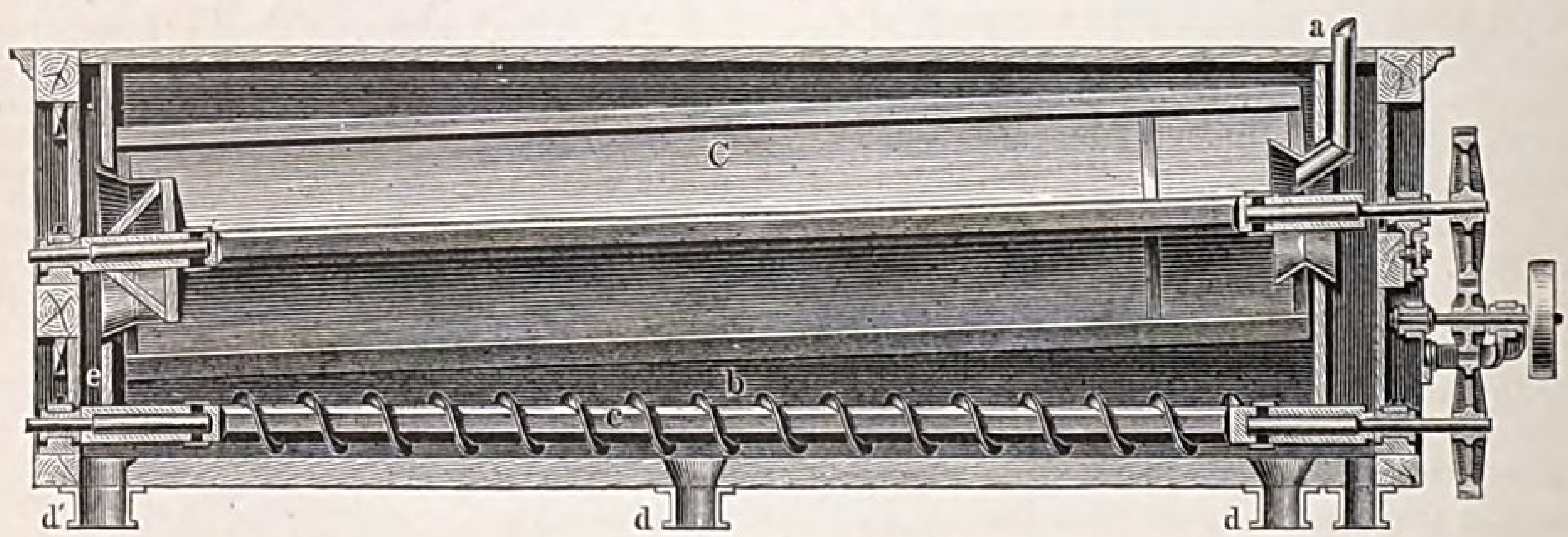


Fig. 11. Längsschnitt.

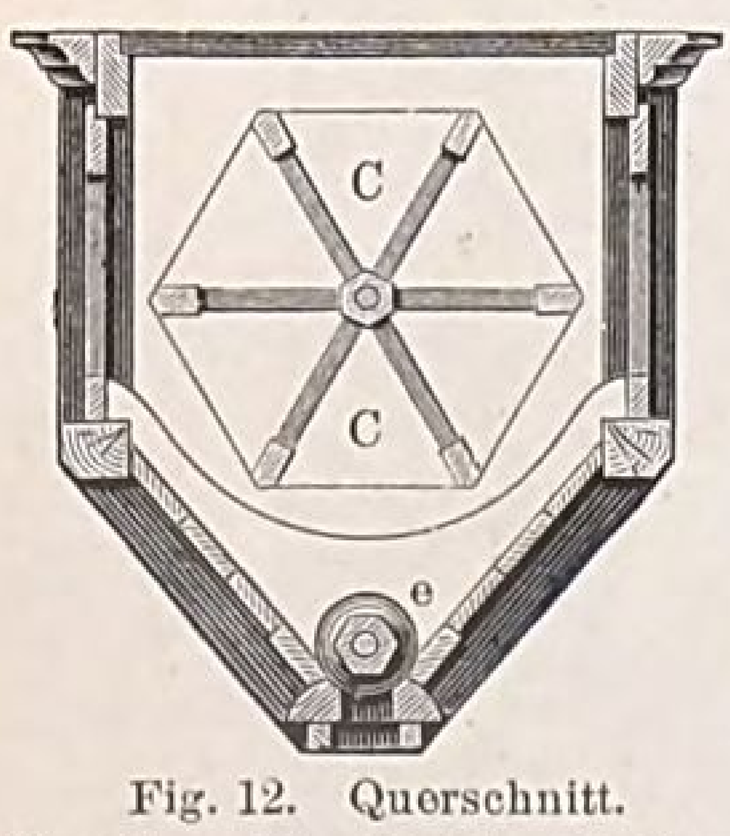


Fig. 12. Querschnitt.
Fig. 11 u. 12. Mehlcylinder.

Die Einrichtung eines gewöhnlichen **Mehlcylinders** zeigen *Fig. 11 u. 12.* Das Mahlgut fällt durch das Rohr a am höchsten Ende in den Cylinder C und verteilt sich bald über die ganze Siebfläche, teils infolge der Neigung, teils infolge der Drehbewegung des Siebcylinders, welcher durchschnittlich 25—30 Umdrehungen in der Minute ausführt. Das Mehl geht durch das Sieb in den Raum b und wird vermittelst der Transportschnecke c durch die Trichter d und d direkt in die untergebundenen Säcke geleitet. Die zurückbleibenden Teile gelangen aus dem andern Ende des Siebes durch den Raum e in das Abfallrohr d'. Bespannt man den Cylinder nicht der ganzen Länge nach mit Müllergaze von einer, sondern von drei oder vier verschiedenen Maschengrößen, so erfolgt auch eine dementsprechende Sortierung des Mehls nach der Feinheit.

Zur Steigerung der Leistung der Maschine bringt man vielfach in dem Siebcylinder Flügel an, die sich in einer der des letztern entgegengesetzten Richtung schnell drehen und durch die Zentrifugalwirkung das Mehl auf der ganzen Siebfläche gleichzeitig durchjagen *(Zentrifugalsichtmaschine).*

Bei der **Zentrifugalsichtmaschine** von *Nagel u. Kämp (Fig. 13 u. 14)* liegt in einem Kasten ein mittels Riemenscheibe 1 in Umdrehung versetzter Siebcylin-

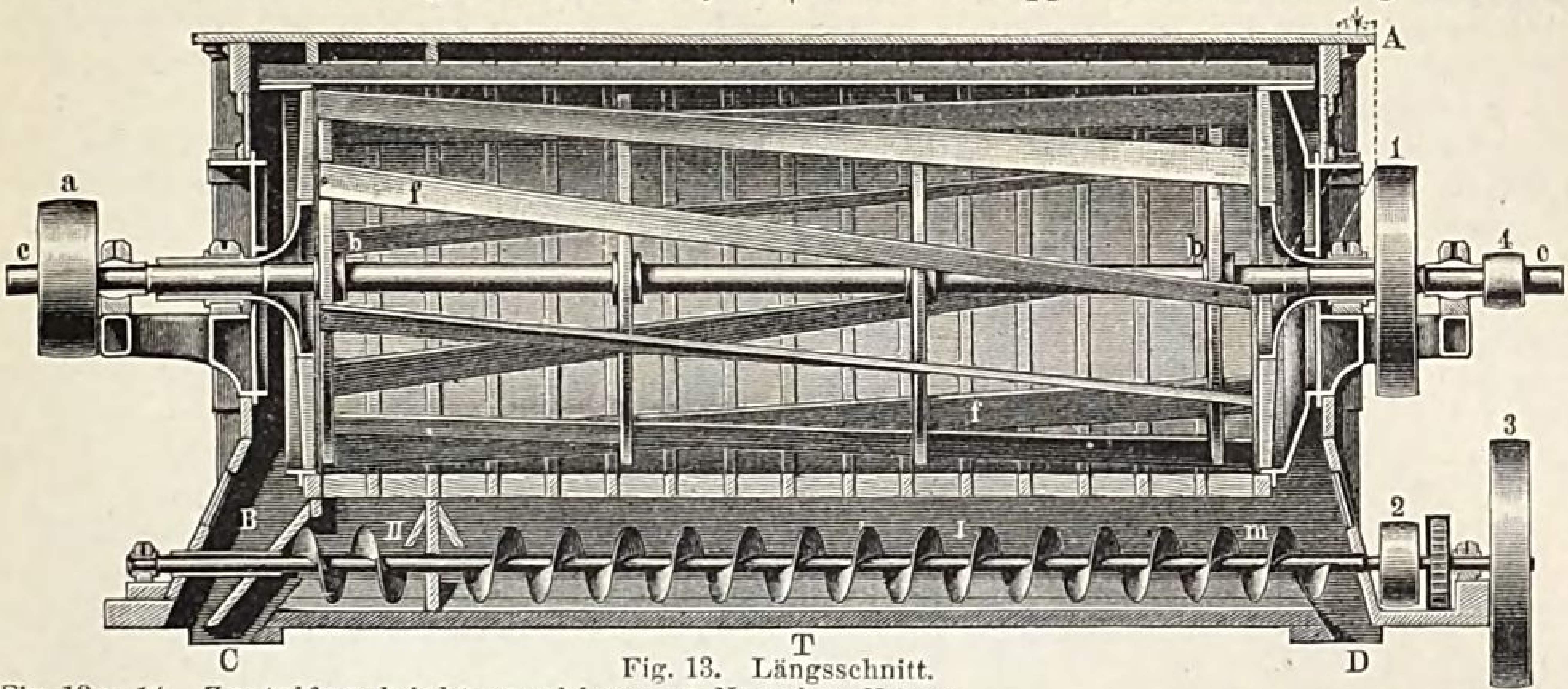


Fig. 13. Längsschnitt.

Fig. 13 u. 14. Zentrifugalsichtmaschine von Nagel u. Kämp.

der S mit der Welle cc, welche auf vier Armsystemen b acht schraubenförmig verlaufende Flügel f trägt, die sich mit der von der Riemenscheibe a angetriebenen Welle c in gleicher Richtung mit S, aber rascher drehen. Das Sichtgut gelangt durch A in die Trommel, wird von den Flügeln gegen und durch das Sieb geschleudert, bei der schrägen Stellung der Flügel dem Ausgange B zugeführt und in zwei Feinheiten in die Räume I und II und mittels der Mehlschrauben mm zu den Ausläufen D und C gebracht. Die Bewegung der Mehlschrauben erfolgt von den Riemenscheiben 4 und 3. Von Welle m aus erhält vermittelst der Riemenscheiben 2 und 1 der Siebcylinder S langsamere Drehung.

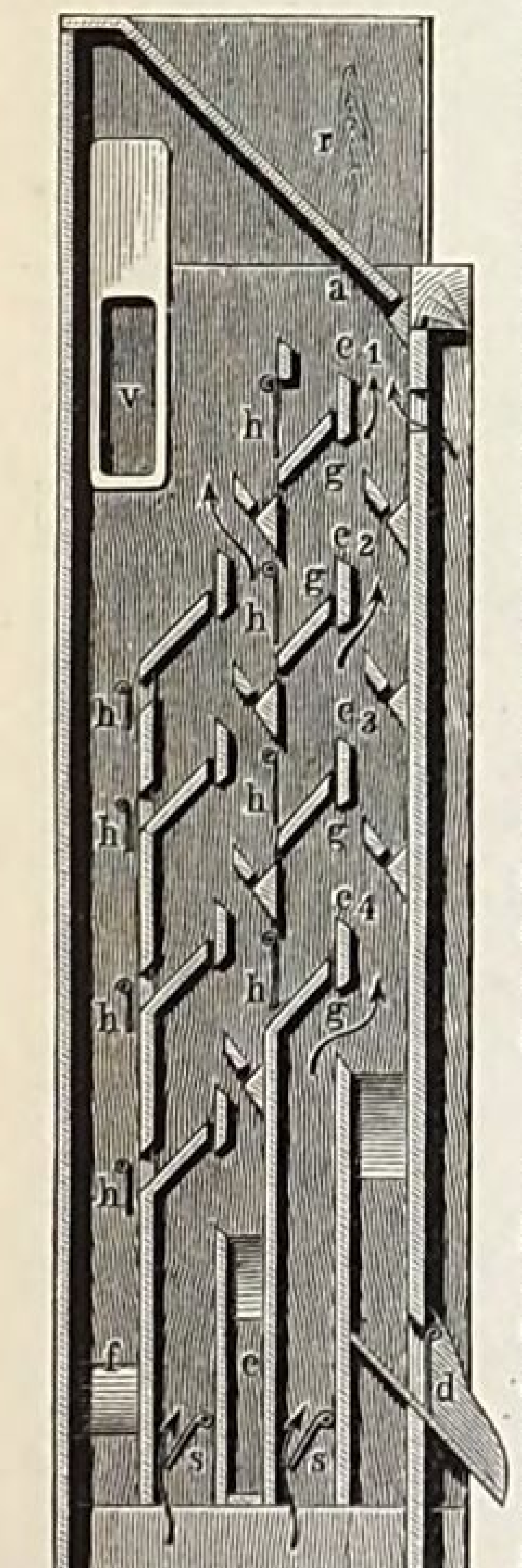


Fig. 15. Grießputzmaschine von Haggenmacher.

Bei der **Grießputzmaschine** von *Haggenmacher (Fig. 15)* gelangt der nach der Größe der Körner sortierte Grieß aus der Gosse r durch die Öffnung a in den Sortierraum. Ein Ventilator saugt durch die Räume v Luft aus, welche unten an Regulierschiebern ss vorbei eintritt, in der Pfeilrichtung sich weiter bewegt, den die vier Stockwerke e_1 bis e_4 herabfallenden Grieß trifft und diesen in Grieße und Überschlag sortiert, welche bei d, e und f aus der Maschine treten, während die Kleie von dem Ventilator durch v abgeführt wird. Die Schieber g lassen die Übersprunghöhe der Abteilungen passend einstellen, während die Klappen h sich durch die sich ansammelnden Grieße etc. öffnen. Aus dieser Maschine ist die Konstruktion *Fig. 16* hervorgegangen.

Der Grieß geht in der Einlaufgosse a über eine Speisewalze und gelangt durch die zum Luftabschluß mit einer Drehklappe versehene Öffnung in den untern Teil der ersten Windleitung 1, wo die erste Windströmung die leichtern Teile hebt und über den Schubrahmen n verteilt. Dieser und die Schubrahmen m, o, p bestehen aus dreieckig prismatischen Stäben, welche übereinander angeordnete schmale Durchlaßöffnungen

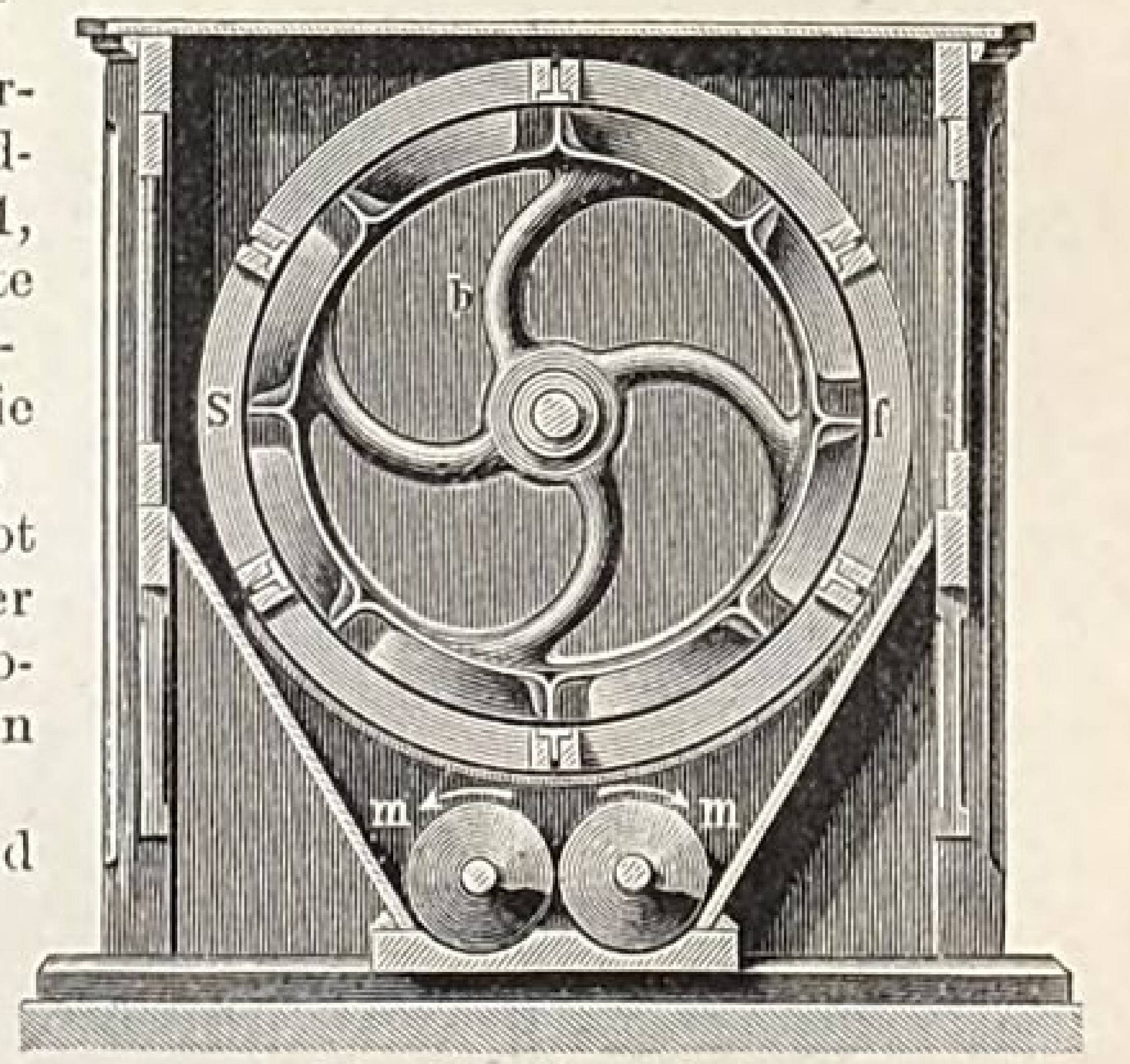


Fig. 14. Querschnitt.

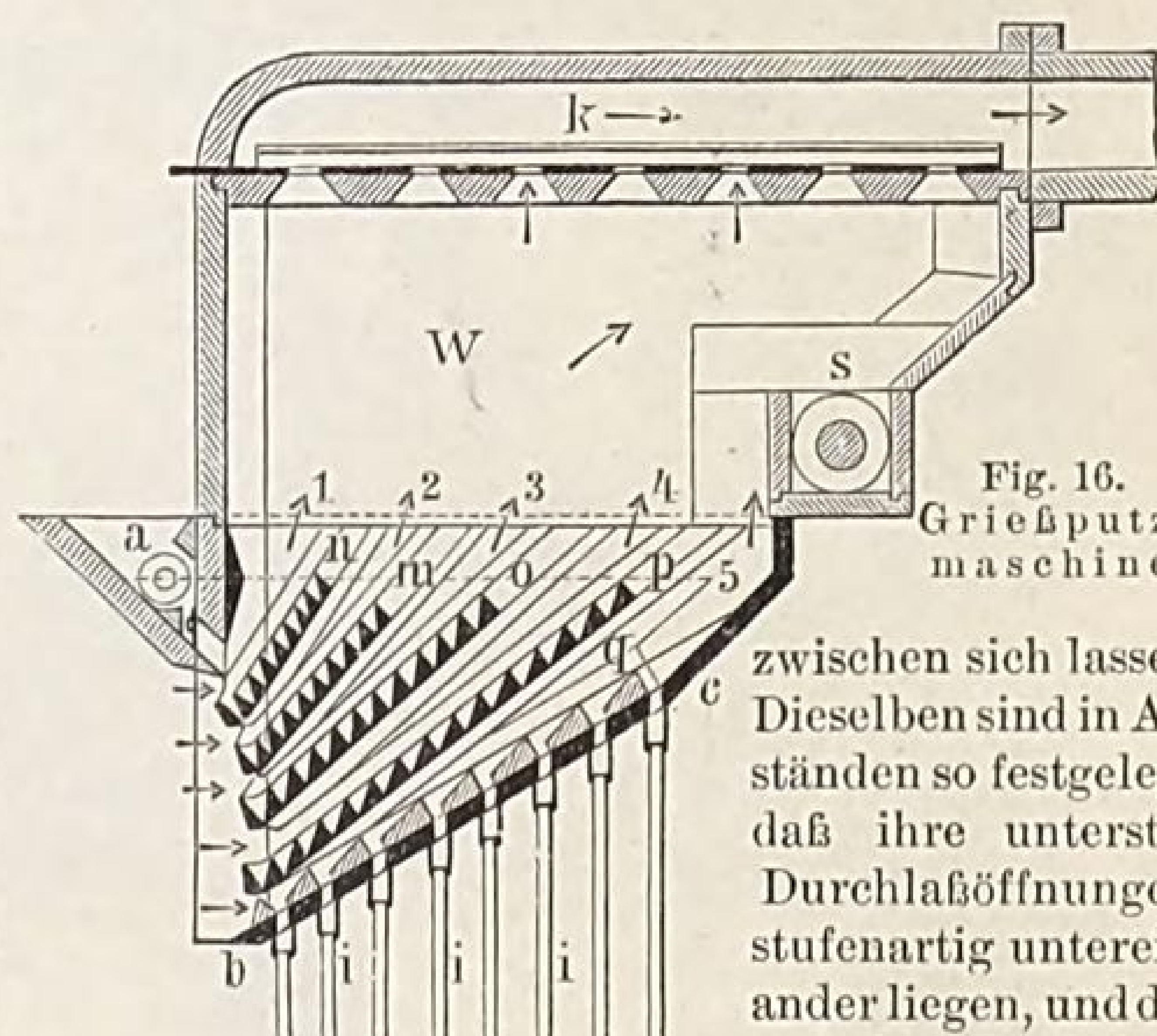


Fig. 16. Grießputzmaschine.

zwischen sich lassen. Dieselben sind in Abständen so festgelegt, daß ihre untersten Durchlaßöffnungen stufenartig untereinander liegen, und daß zwischen den Schubrahmen Windleitungen 1, 2, 3, 4, 5 entstehen, die sich nach oben erweitern. Die untere Wandung b c der Maschine enthält ähnliche, stufenartig ansteigende Durchgangsöffnungen, an welche sich die durch Kautschukschläuche damit verbundenen beweglichen Grießausläufe i anschließen. Die Grieße gelangen nun der Reihe nach durch die einzelnen Schubrahmen in die fünf Windleitungen, so daß sie im letzten Fach-

werk q in allmählich abgestuften Größen und Stärken in den Grießausläufen i gesammelt und abgeführt werden, während nur die leichtesten Teile, *Flugkleie,* dem Windstrom folgen und in eine Schnecke S fallen, welche sie abführt. Die Windströmung wird durch einen Saugventilator hervorgebracht, der sich seitwärts an den Kanal k des obern geschlossenen Teiles W der Maschine anschließt.

Mühlenanlagen. Die *Fig. 17* gewährt in einem Querschnitt die Einsicht in eine moderne Anlage einer Walzenhochmühle mit Plansichter für eine tägliche Vermahlung von 420 metr. Ztr. Weizen. Neben dieser Anlage befindet sich eine besondere Kopperei. Das Erdgeschoß nimmt die Betriebsdampfmaschine von 200 Pferdekräften auf, von deren Hauptwelle H die einzelnen Transmissionen mittels Seile angetrieben werden. Im ersten Geschoß liegen bei X 11 Walzenstühle zum Schroten und Ausmahlen sowie 4 Steingänge zum Abmahlen der Schalen und des Mahldunstes. Durch 15 Elevatoren e wird das Mahlgut vertikal gehoben und zwar zu der Grießputzerei mit Plansichtern S zum Sortieren und mit Grießputzmaschinen P, als auch zu den Plansichtern S auf dem Plansichterboden, auf dem die eigentliche Beutlerei vereinigt ist. Das Mischen der Mehle erfolgt durch eine zwei Stockwerke durchlaufende Mischmaschine. Sieben Cyklone C nehmen die Flugkleie auf, welche die Ventilatoren der Grieß- und Dunstputzmaschinen abscheiden.

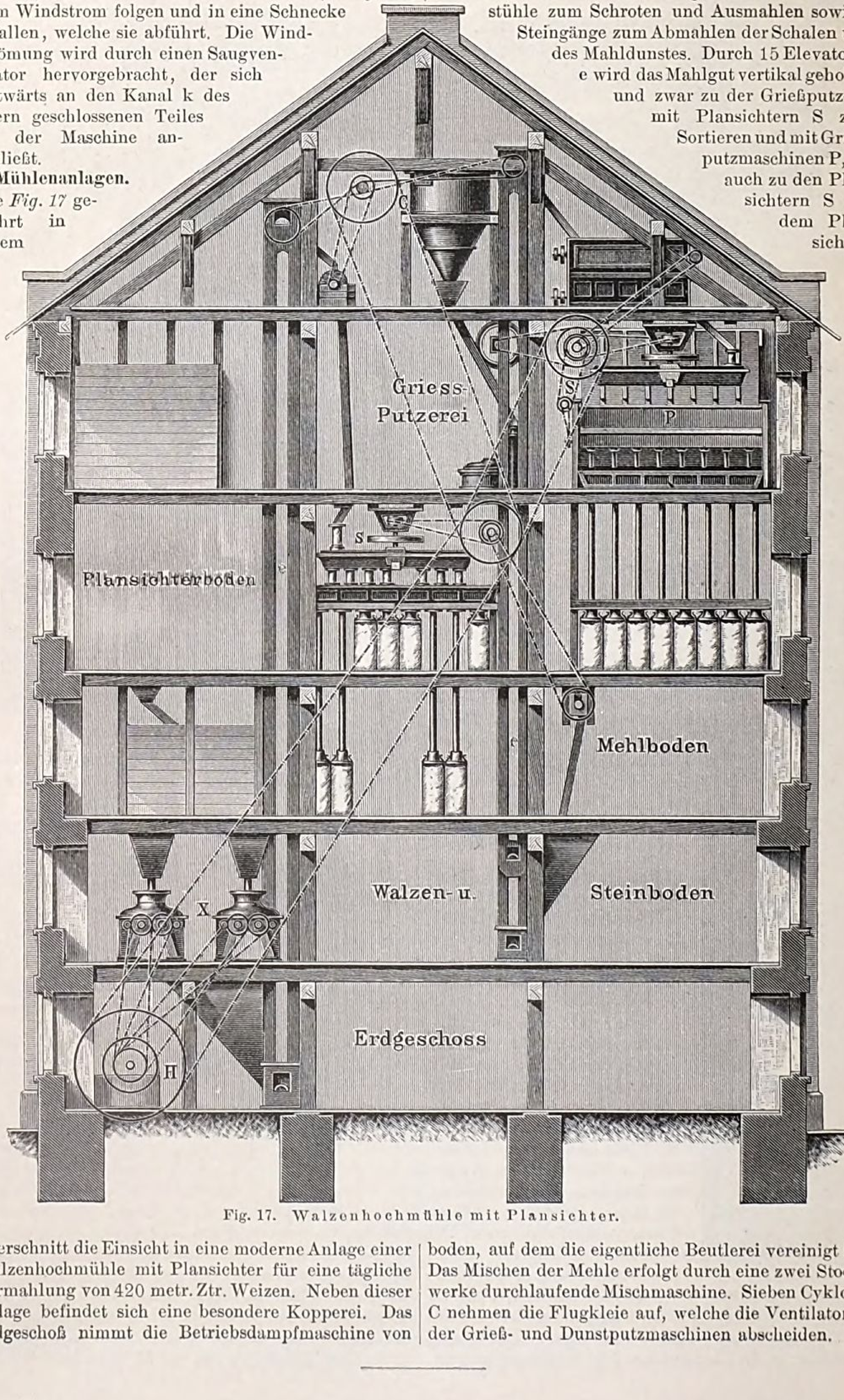


Fig. 17. Walzenhochmühle mit Plansichter.

Ludwig der Bayer seinen Gegenkönig, Herzog Friedrich von Österreich, besiegte und gefangen nahm. Ludwig gewann durch diesen Sieg den Alleinbesitz des Kaiserthrons. Die Volkssage hat das Verdienst des Sieges bei M. der Kriegskunst des Nürnberger Feldhauptmanns Siegfried Schweppermann (Seyfried Schweppermann) zugeschrieben und die bekannte Erzählung von den Eiern (»Jedem Mann ein Ei, dem braven Schweppermann zwei«) daran geknüpft. Des tapfern Ritters Name wird bei der Schlacht von Gammelsdorf (1313) erwähnt, seine Teilnahme an der von M. ist aber unverbürgt. M. fiel 1802 an Bayern. Vgl. Pfannenschmid, Die Schlacht bei M. (»Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 3 u. 4, Götting. 1863—64); »Chroniken der deutschen Städte«, Bd. 15 (Leipz. 1878).

Mühldorfer, Joseph, Dekorationsmaler und Maschinist, geb. 10. April 1800 zu Meersburg in Baden, gest. 9. März 1863 in Mannheim, bildete sich zu München und wurde hier schon 1817 mit der szenischen Einrichtung des Schweigerschen Sommertheaters beauftragt. Nachdem er bei mehreren Stadtbühnen als Maschinist und Dekorationsmaler gewirkt, erhielt er 1824 einen Ruf in diesen Eigenschaften an das Theater in Nürnberg, 1826 an das zu Aachen und 1832 an das zu Mannheim. M. versah die neuen Hoftheater zu Dresden, Hannover, Karlsruhe, München (1853), die Stadttheater zu Köln, Bremen, Würzburg, Heilbronn, Landau, Heidelberg, Bukarest &c. mit sämtlichen Maschinen, teilweise auch mit Dekorationen und übernahm die szenische Einrichtung mehrerer großen Opern in Hamburg, Wien, Frankfurt und Augsburg. Er hat sich um die Verbesserung der Theatermechanik und des Dekorationswesens durch eigne Erfindungen wie durch Einführung fremder Verbesserungen verdient gemacht.

Mühle (hierzu Tafel »Mühlen«), Anlage zum Mahlen der Getreidekörner behufs der Gewinnung von Mehl; im weitern Sinne heißen Mühlen Apparate, Maschinen oder Anlagen zum Mahlen von Kaffee, Gewürz, Gips, Zement, Steinen, Farben, Glassätzen &c., sowie unter Beibehaltung der alten Namen, zum Pochen von Erzen, zum Zerkleinern von Knochen, Schnupftabak, zum Schneiden von Holz, zur Ölgewinnung, zum Tuchwalken, zur Papierfabrikation, zum Spinnen, Zwirnen, Weben &c. Uneigentlich bezeichnet man als M. ferner eine Reihe von Zerkleinerungsvorrichtungen, wie z. B. die Bogardusmühle, den Desintegrator oder die Schleudermühle, die Excelsiormühle, in einzelnen Ausführungen Diamant- und Fortschrittsmühle genannt, Kugelmühle &c. Nach der motorischen Kraft unterscheidet man Wasser-, Wind-, Hand-, Roß- und Dampfmühlen.

Das zum Vermahlen in die M. gebrachte Getreide enthält trotz der damit vorgenommenen Reinigung (s. Getreidereinigungsmaschinen) noch eine ansehnliche Menge von Stroh, Sand, Steinchen, Gesäme, Nägeln &c. beigemengt, so daß es stets in der M. zunächst gereinigt werden muß. Jedes Getreidekorn selbst besteht aus der Schale (zusammengesetzt aus der Fruchthaut u. Samenhaut), der unter der Schale liegenden Kleberschicht, dem von der Kleberschicht eingeschlossenen Mehlkern oder Mehlkörper, den feinen, von der Oberhaut ausgehenden Härchen (Bärtchen) und dem in einer Vertiefung liegenden Keim (vgl. die Abbild. bei »Mehl«). Da nun die Schale nebst Bärtchen keinen Nährwert besitzt, sondern dem Mehle nur eine unansehnliche Farbe gibt, so ist die Entfernung der Schale geboten und allgemein üblich. Desgleichen wird auch bei der Herstellung weißer Mehle auf die Beseitigung der Kleberschicht und des Keimes gesehen, obwohl diese Teile einen stickstoffhaltigen (mithin fleischbildenden) Zelleninhalt besitzen, weil mit dieser Schicht auch dunkelgefärbte und mit dem Keim ölige Teilchen ins Mehl gelangen würden. Aus diesen Gründen sind neben den Reinigungsarbeiten noch Vorbereitungsarbeiten erforderlich, welche allgemein Schälen, Spitzen und Putzen umfassen und mit den Reinigungsarbeiten zusammen Koppen (Kopperei) genannt werden. Die eigentümliche Gestalt des Getreidekornes mit einer in der Länge desselben verlaufenen Einschnürung oder Furche, schließt ein vollkommenes Schälen aus, weshalb man durch die Verkleinerung des Getreides beim Mahlen stets zwei Produkte enthält: das Mehl und die zerrissenen Teile der Schale und der Kleberschicht, welche man zusammen als Kleie bezeichnet. Es liegt außerdem in der Natur des Mahlvorganges, daß die Mehlkörnchen von ungleicher Größe sind. Um demnach ein möglichst kleiefreies und gleichmäßig feines Mehl zu erhalten, wird das rohe Mahlerzeugnis noch einem Sichtungsprozesse unterworfen, der die Abscheidung der Kleie und die Trennung des Mehles nach Feinheit bezweckt.

I. Vorbereitung. Die Vorbereitungsarbeiten werden zweckmäßig in einem besondern Gebäude (Kopperei) vorgenommen. Das Reinigen erfolgt durch Waschen oder auf trocknem Wege (mechanisch). Das Waschen ermöglicht eine gründliche Reinigung, wird aber verhältnismäßig selten angewendet, weil es leicht schädlich auf den Mahlprozeß und die Mahlprodukte wirkt und wegen des damit verbundenen Trocknens umständlich und kostspielig ist. Man benutzt dazu Waschmaschinen, bei denen das Getreide, in dünnen ebenen oder Kegelschichten verteilt, einem Wasserstrom entgegenfällt, der es unter Zurücklassung von schweren Teilen (Steinen &c.) zunächst mitnimmt und dann unter Abführung der leichtern und abgelösten Teile auf Siebflächen &c. sich ablagern läßt. Zum Trocknen dienen Zentrifugen und Trockenmaschinen, in welchen trockne Blasluft das Getreide durchströmt. In neuester Zeit läßt man die Körner zwischen dem Waschen und Trocknen eine Enthülsungsmaschine passieren.

Bei der mechanischen Reinigung kann man sich bisweilen auf die nochmalige Anwendung der Getreidereinigungsmaschinen, Trieure und Sortiermaschinen beschränken. In der Regel benutzt man daneben Tarare, Eisen- u. Steinausleser und Sortiermaschinen. Die Steinausleser gleichen der Sortiermaschine von Josse (s. Getreidereinigungsmaschinen). Die Eisenausleser bestehen der Hauptsache nach aus geneigten Ebenen, in welche Magnete eingesetzt sind, die aus dem in dünner Schicht über die Fläche wegrollenden Getreide die Eisenstücke (Nägel, Bindedraht &c.) ausziehen und festhalten. Die Tarare folgen auf die Putzmaschinen und reinigen das Getreide durch einen kräftigen Luftstrom (daher auch Aspiratoren oder Tararaspiratoren genannt) von Hülsen, Spreu &c. und scheiden auch die tauben und leichten mit Kornbrand (Kugelbrand) behafteten Körner aus. Außerdem veranlassen sie zugleich eine Sortierung des Getreides nach dem spezifischen Gewicht mit Hilfe des Luftstroms, sowie vor dem Einlaufen des Getreides eine Abscheidung der groben Verunreinigungen durch Siebe.

Das Putzen bezweckt die Entfernung des den Körnern anhaftenden Staubes, das Spitzen, die Be-

seitigung des Bärtchens und das Schälen die Abtrennung der Schale. Die benutzten Maschinen können häufig gleichzeitig putzen, schälen und spitzen und besitzen Vorrichtungen (meist Ventilatoren), welche die abgeschiedenen Teile abführen. Zum Putzen dienen Bürsten aus Borsten, Stuhlrohr, Piassava oder Stahldraht, welche auf der Oberfläche drehender Trommeln sitzen, die von Mänteln aus Siebblech umgeben sind. Das Getreide gelangt zwischen Mantel und Bürstentrommel und wird von der letztern herumgeschleudert, während der Staub ꝛc. durch die Maschen des Mantels entweicht. Auf den meisten Schälmaschinen werden die Getreidekörner wiederholt mit bedeutender Gewalt an harten, rauhen Flächen hingeschleudert oder vorbeigeführt. Diese Flächen bestehen aus Reibeisen, Sägen, Steinen oder Schmirgelscheiben oder sind einfach mit dreieckigen Furchen (kannelierten Arbeitsteilen) versehen; zum Anschleudern sind schnell drehende Trommeln von Cylinder- oder Kegelstumpfform mit gleichen Arbeitsorganen vorhanden. Soweit das Spitzen nicht zugleich mit dem Schälen erfolgt, findet es am häufigsten zwischen zwei Mühlsteinen nach Art eines gewöhnlichen Mahlganges (Koppmühle, Spitzgang) statt. Damit beim Schälen die Haut in größern Stücken bleibt, wird das Getreide mitunter vor dem Schälen mit Wasser bespritzt (Netzen). Zum Abführen des Staubes sind die Reinigungsmaschinen entweder mit Staubkammern in Verbindung zu bringen, in welche der Staub hineingeblasen wird, oder mit Staubfängern zu versehen.

Bei neuern Koppereien wird das Getreide mit Hilfe besonderer Transportvorrichtungen ohne Zuthun von Handarbeit von einer Maschine der nächstfolgenden zugeführt. Eine solche Kopperei für eine tägliche Leistung von etwa 600 metr. Ztr. umfaßt ein Gebäude mit Kellerraum, 3 Stockwerken und Dachraum. Das Getreide gelangt durch einen Aufzug unter das Dach und hier zunächst auf ein grobes Sieb (Schrollensieb), welches die gröbsten Verunreinigungen zurückhält, sowie über einen Magnet. In dem 3. Stock stehen 5 Tarare; in dem 2. Stock 6 Cylindersiebe (Kleinweizencylinder) mit geschlitzten Blechmänteln zur Abscheidung der feinen Körner, nebst 6 Trieuren; im 1. Stock (Erdgeschoß) die Putz-, Schäl- und Spitzmaschinen. Das Getreide fällt vom Magnet in den 1. Tarar, geht dann über die Siebe und die Trieure, von hier in die 1. Putzschälmaschine, mit Hilfe eines Elevators in den 2. Tarar, dann zur 2. Putzschälmaschine hinab, zum 3. Tarar hinauf, zur 3. Putzschälmaschine und zum 4. Tarar. Von diesem gelangt es in den Spitzgang und endlich zum 5. Tarar, um der Vermahlung zugeführt zu werden. Über Vorbereitungsmaschinen u. Mühlenanlagen s. Tafel, S. I u. VI.

II. Mahlen. Die Verwandlung der Getreidekörner in Mehl (Mahlen) erfolgt entweder durch Zerreiben zwischen den ebenen Flächen (Mahlflächen) zweier sich gegeneinander drehenden Steine (Mühlsteine [s. d.]: Steingang), oder durch Zerschneiden oder Zerquetschen zwischen drehenden Walzen (Walzengang), oder durch Zerschlagen in Schleudermühlen (Desintegrator, s. d.), oder auch durch Kombination dieser Zerkleinerungsmethoden. Dabei unterscheidet man zwei verschiedene Verfahren: Flachmüllerei und Hochmüllerei. Bei der Flachmüllerei wird das gespitzte Getreide möglichst vollständig mittels Eines Durchganges durch den Mahlapparat (Mahlgang) in Mehl verwandelt. Sie setzt zwischen den Arbeitsflächen der Steine einen äußerst geringen Abstand voraus u. leitet hiervon die Benennung ab. Die Hochmüllerei (Wiener, österreichisches, ungarisches Verfahren) zerkleinert das Getreide stufenweise in mehreren Durchgängen. Bei dem ersten Durchgange (Spitzen) steht der Läufer des Steinganges hoch (daher der Name), oder die Walzen stehen weit, so daß von den Körnern nur die äußere Schicht abgerieben wird und ein rundlicher Körper zurück bleibt. Beim zweiten, dritten ꝛc. Durchgang mit stets enger gestellten Mahlwerkzeugen wiederholt sich derselbe Vorgang, so daß immer feinere Produkte entstehen; jeder Mahlprozeß liefert dabei Körner von sehr verschiedener Größe, die jedoch nach fünf Größen benannt und durch Siebe getrennt werden: Schrot, Auflösung, Gries, Dunst, Mehl. Das zuerst entstandene, von Kleie, Gries und Mehl gesonderte Schrot, liefert zweites Schrot, Auflösung, Gries, Dunst, Mehl ꝛc. Die auf solche Weise gewonnenen Griese werden, nachdem sie von den begleitenden Kleienteilchen ꝛc. befreit (geputzt) sind, nun in Mehl verwandelt (daher auch Griesmüllerei), welches um so reiner und weißer wird, je feiner die vermahlten Griese (zuletzt Kerngries genannt) waren. Da die Zahl der Vermahlungen sehr verschieden sein kann, so erhält man zahlreiche Gries- und Mehlsorten. Die letztern werden mit Nummern und Namen versehen, und zwar in abnehmender Feinheit in der Regel folgendermaßen, bei Weizen: Nr. 00 Kaiserauszug, Nr. 0 Auszug, Nr. 1 und 2 Bäckerauszug, Nr. 3 Mundmehl, Nr. 4 Semmelmehl, Nr. 5 weißes Pollmehl, Nr. 6 schwarzes Pollmehl.

Spitzmehl entsteht beim Spitzen; Staubmehl befindet sich in dem Staubabgang der Sicht- und Putzmaschinen; Fußmehl ist das vom Fußboden zusammengekehrte Mehl. Die weißen Mehle heißen auch feine Züge und Vordermehle, die dunklern dagegen grobe Züge und Hintermehle; feine Schalen führen auch den Namen Haspan.

Zu einem gewöhnlichen Mahlgange gehören zwei Steine, wovon der untere (Bodenstein) festliegt, der obere (Läufer) mittels einer sogen. Haue schwebend auf einer Achse (Mühlspindel, Mühleisen) getragen und gedreht wird, die durch ein Loch des Bodensteins geht. Das Getreide fällt aus dem Rumpfzeug durch ein zentrisches Loch (Steinloch, Läuferauge) des Läufers auf den Bodenstein, um von hier zwischen die Mahlflächen zu gelangen, von denen es zerrieben an der Steinperipherie in die die Steine umgebene Zarge geschoben wird, die es durch das Mehlloch verläßt. Da die Feinheit des Mahlproduktes von der Entfernung der Mahlflächen abhängt, so ist der Läufer mit einer Steinstellung (Lichtwerk) versehen, welche mit Hilfe eines Hebels oder einer Schraube die Mühlspindel hebt oder senkt. Diesen oberläufigen Mahlgängen stehen die viel seltener verwendeten unterläufigen, mit drehenden Untersteinen, gegenüber.

Das gewaltsame Zerreiben der Zellen erzeugt zwischen den Mahlflächen um so mehr Wärme, je schneller die letztern sich bewegen; da nun die Wärme aus dem Mahlgut Wasser austreibt, welches das Mehl leicht verkleistert oder dunstig macht, infolgedessen die Siebmaschen verstopft und den Siebprozeß stört, so ist entweder die Steingeschwindigkeit so zu bemessen, daß sich keine erhebliche Wärme bildet, oder es ist das Mehl zu kühlen, bevor es in die Siebe kommt. Neuerdings wird gewöhnlich der letztere Weg eingeschlagen, weil infolge einer genügenden Kühlung die Drehgeschwindig-

keit der Steine und somit die **Leistung des Mahlganges** bedeutend gesteigert werden kann. Statt der früher vielfach geübten Art der Abkühlung, bei welcher man das Mehl vermittelst eines drehenden Rechens (**Hopperboy**) auf einer Tenne fortwährend durchrührte, treibt oder saugt man jetzt vermittelst Gebläse kalte Luft zwischen den Steinen durch. In der Regel saugt man nach Abschluß des Läuferauges aus dem Raum zwischen der Zarge und den Steinen die Luft aus, so daß durch das Steinauge kalte Luft eindringt und mit Feuchtigkeit gesättigt abzieht. Zur Verhinderung der Mitnahme von Mehlstaub ist über dem Läufer ein faltenreiches Filter aus Barchent angebracht, welches die Luft durchläßt, aber den Staub zurückhält, der durch Abklopfer entfernt wird. Seit Einführung solcher **Ventilation** ist die Leistung eines Mahlganges auf mehr als das Doppelte gesteigert.

Nebst den Steingängen finden die sogen. **Walzenstühle** eine große, stetig zunehmende Verwendung. Die wirkenden Teile derselben sind Walzen von 320—1000 mm Länge und 200—350 mm Durchmesser aus widerstandsfähigstem Material, vornehmlich Hartguß und Porzellan. Die Oberfläche ist entweder glatt oder mit dreieckigen Furchen versehen (**geriffelt**, Fig. 1), welche der Walzenachse parallel oder nach steilen Schraubengängen eingeschnitten sind (s. Hobelmaschinen). Je nach der zu verrichtenden Arbeit teilt man die Walzenstühle ein in: 1) **Schrotstühle**, welche Schrot liefern; Walzen mit groben Riffeln; 2) **Auflösestühle**, welche Gries auflösen; Walzen mit feinen Riffeln oder glatt; 3) **Ausmahlstühle**, welche Dunst in Mehl verwandeln; Walzen gewöhnlich glatt, selten fein geriffelt.

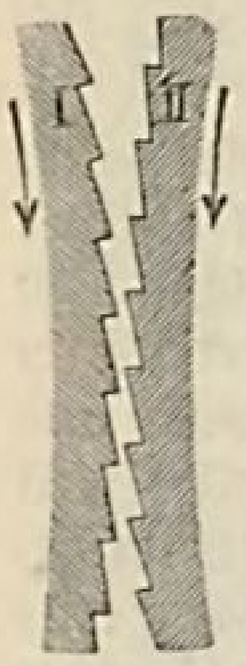


Fig. 1. Geriffelte Walzen.

Um den Walzen eine vorteilhaftere, zugleich zerreibende Wirkung zu geben, erhält die eine I eine größere Geschwindigkeit als II (**Voreilung, Differentialwalzen**). Bei gleicher Geschwindigkeit entstehen leicht zusammengebackene Stücke (**Fladen**), deren Zerteilung eine Art Schälmaschine (**Detacheur**) oder **Dismembratoren** (s. d.) bewerkstelligen. Die Zahl der Walzen in einem Stuhl beträgt 2, 3 oder 4, selten mehr; ihre Lage und Verteilung ist horizontal paarweise nebeneinander oder vertikal übereinander und zwar einzeln oder paarweise. Besonders wichtig ist bei den Walzenmühlen die Regelung der Materialzufuhr oder Aufschüttung und der Walzenstellung, indem die Speisung sehr regelmäßig und das Walzenstellzeug derart eingerichtet sein soll, daß die Walzen durch Gewichte oder Federn mit einem bestimmten Druck gegeneinander gepreßt, aber voneinander gerückt werden, wenn größere harte Körper (Steine, Nägel ꝛc.) dazwischen geraten. Bei vielen Walzenmühlen findet sich eine selbstthätige Abstellungsvorrichtung, welche in Thätigkeit tritt, wenn die Speisung aufhört, indem sie ein Läutewerk in Gang setzt.

Eine Abart der Walzenstuhlung bildet der sogen. **Walzenscheibenstuhl**, der Hauptsache nach aus zwei Kegelwalzen bestehend, in deren keilförmigen Zwischenraum der keilförmige Rand einer größern Scheibe tritt. Anwendung finden ferner noch die Desintegratoren (s. d.) und Scheibenmühlen, genannt Excelsiormühle (s. d.). Über die Zerkleinerungsmaschinen s. Tafel, S. II u. III.

III. **Sichten.** Das Sichten umfaßt nicht nur die Abscheidung der Kleie von dem Mehl, sondern auch die Sortierung der Mahlprodukte in Schrot, Gries, Mehl ꝛc. Es wurde früher in Beuteln aus lose gewebtem sogen. **Beuteltuch** vorgenommen (daher **Beutlerei, Beutelgeschirr, Beutelmaschine, Beutelwerk, Beutelprozeß**) und beschränkte sich auf das **Beuteln** des Mehles zur Abscheidung der Kleie. Diese einfache Sichtung, welche fast nur noch bei der Roggenmehlerzeugung und in einzelnen Fällen beim Vermahlen von Weizen in der Flachmüllerei vorkommt, hat entsprechend dem Bestreben, immer feinere und weißere Mehle zu gewinnen, die größte Ausbildung in der Hochmüllerei erhalten, wo sie ausschlaggebend für den Erfolg geworden ist.

Die Vorrichtungen zum Sichten (Tafel, S. IV u. V) beruhen entweder auf der verschiedenen Größe oder dem verschiedenen spezifischen Gewicht der zu trennenden Teile und wirken zur Trennung demgemäß entweder durch **Siebe** oder durch einen **Luftstrom.** Abgesehen von dem alten Beutel, werden die Siebe durch Bespannen ebener Rahmen (**Plansichter**), oder sechs und achteckiger Prismen (**Mehlcylinder**), oder cylindrischer Skelette (**Rundsichter**) mit Müllergaze (s. d.) hergestellt. Die Bethätigung erfolgt bei den Plansichtern durch eine eigentümliche Rüttel- oder kreisende Bewegung, bei den Mehlcylindern und Rundsieben durch Drehung um die Achse, sehr oft kräftig unterstützt durch die Wirkung von Flügeln, die sich im Innern drehen (**Zentrifugalsichtmaschinen**). Bespannt man die Sichtmaschinen mit Müllergaze von verschiedener Feinheit, so erfolgt auch mit einer Maschine eine Sortierung in mehrere Mehle ꝛc. von verschiedener Feinheit. Die **Putzmaschinen** (Schrot-, Gries-, Dunstputzmaschinen) beruhen auf der Thatsache, daß, wenn ein Luftstrom von entsprechender Stärke auf einen Strom herabfallenden Mahlgutes getrieben wird, alle Teilchen des letztern auf ihrem Wege eine Ablenkung, und zwar die spezifisch leichtesten die größte und die spezifisch schwersten die kleinste, erfahren. Man sondert auf diese Weise die ungeputzten Griese in **Gries, Kleie** und einen zwischen beiden stehenden **Überschlag**, also in drei Produkte, die in besondern Behältern aufgefangen werden. Da zu einer guten Wirkung der Putzmaschinen notwendig ist, daß das Mahlgut der Größe nach sorgfältig sortiert ist, bevor es dem Luftstrom dargeboten wird, so befinden sich in der Regel über den Griesputzmaschinen noch besondere Siebe (Griescylinder, Dunstcylinder, Plansichter oder Säuberer), welche das Mahlgut zuerst passiert.

IV. **Mischen, Numerieren, Trocknen der Mehle.** Das Mischen der Mehle hat den Zweck, die möglichst größte Gleichförmigkeit einer größern Menge eines oder verschiedener Mehle für den Handel herzustellen, und erfolgt auf den **Mehlmischmaschinen** oder in Mischkammern durch Umschaufeln. Die Mischmaschinen sind entweder der Hauptsache nach horizontale Scheiben mit nach oben gerichteten Pflöcken, die sich schnell drehen und das in der Mitte auffallende Mehl in der Mischkammer herumschleudern, oder große viereckige Kasten, welche sich unten verengern und in welchen das eingeschüttete Mehl frei herunterfällt. Die Numerierung der Mehlsorten bezieht sich auf deren Farbe in der Weise, daß die niedrigste Nummer, z. B. Nr. 0, die weißeste, die höchste, z. B. Nr. 6, die dunkelste Farbe bedeutet. Die Farbenunterschiede und Vergleiche lassen sich durch Glattstreichen der dicht aneinanderliegenden Proben ermitteln. Das **Pekarisieren** (von Pékar erfunden) beruht auf dieser Methode und wird mit Glasplatten

unter Anfeuchtung des Mehles vorgenommen, wodurch der Farbenunterschied noch deutlicher wird. Versandmehle werden der Haltbarkeit wegen vielfach auf besondern Trockenmaschinen getrocknet.

V. Mühlenanlagen. Die Mühlen der Neuzeit (Kunstmühlen) zeichnen sich besonders noch dadurch aus, daß der Transport des Getreides zu den Reinigungsmaschinen, den Schälmaschinen und Spitzgängen, von diesen zu den Mahlgängen, Sortiermaschinen etc. durch mechanische Vorrichtungen, die sogen. Elevatoren oder Eimerwerke, in vertikaler u. Transportschrauben (Mehlschrauben) in horizontaler Richtung verrichtet wird, so daß nach Ingangsetzung der M. mit den entsprechenden Geschwindigkeiten an den einzelnen Maschinen die sämtlichen Arbeiten automatisch vor sich gehen (automatische Mühlen). Auch zum Einstampfen des Mehles in die Säcke und Fässer benutzt man dann Mehlpackmaschinen. — Beschreibung und Abbildung der in der Müllerei benutzten Maschinen u. Apparate s. auf beifolgender Tafel.

Häufig kommen in Mühlen Brände ohne direkt wahrnehmbare Veranlassung vor. Eine Erklärung gibt die Untersuchung von Weber, nach welcher in der Luft suspendierter Mehlstaub unter gewissen Umständen durch eine Flamme oder glühende Körper explosionsartig zur Entzündung gebracht werden kann (vgl. Staubexplosionen).

[Geschichtliches.] Die Erfindung der Mehlbereitung und der Mühlen wird von Plinius nach der attischen und sizilischen Sage der Demeter (Ceres), nach der dorischen dem Leleger Myles in Alesiä (Mahlstadt) zugeschrieben. Nach andern Sagen war ein Telchine, Mylas, der Erfinder, der in Kamiros ein Heiligtum der Mahlgötter errichtete und selbst als Erfinder des Mühlsteins verehrt wurde. Von dem hohen Alter der Erfindung zeugt der Umstand, daß Zeus auch den Beinamen der »Müller« (myleus) hatte. Alte ägyptische Wandgemälde zeigen Mörser und Siebe und die Bereitung des Mehles mit Hilfe derselben. Die Indianer zu Monterey und die Nubier zerreiben die Getreidekörner zwischen zwei kleinen, mit der Hand geführten Steinen, und auf ähnliche Weise dürfte man zur Anwendung der Mühlsteine geführt worden sein. Im Norden sind die ältesten, der Steinzeit angehörigen Handmühlen größere, trogförmig ausgehöhlte Granitblöcke, sogen. Riesenhacken, in denen die Körner mit einem kleinern kugeligen Stein zerrieben oder zerquetscht wurden (vgl. Mahlsteine). Alsdann finden sich, z. B. in Ungarn, auch in der Steinzeit flache Steine, zwischen denen die Körner zerrieben wurden. Solche wurden in der frühern Metallzeit auch im Norden gefunden, z. B. in der Mark Brandenburg und Sachsen, mit einem der Form nach an einen Kommißbrotlaib erinnernden Oberstein. Mahlmühlen mit zwei Steinen erwähnen Moses

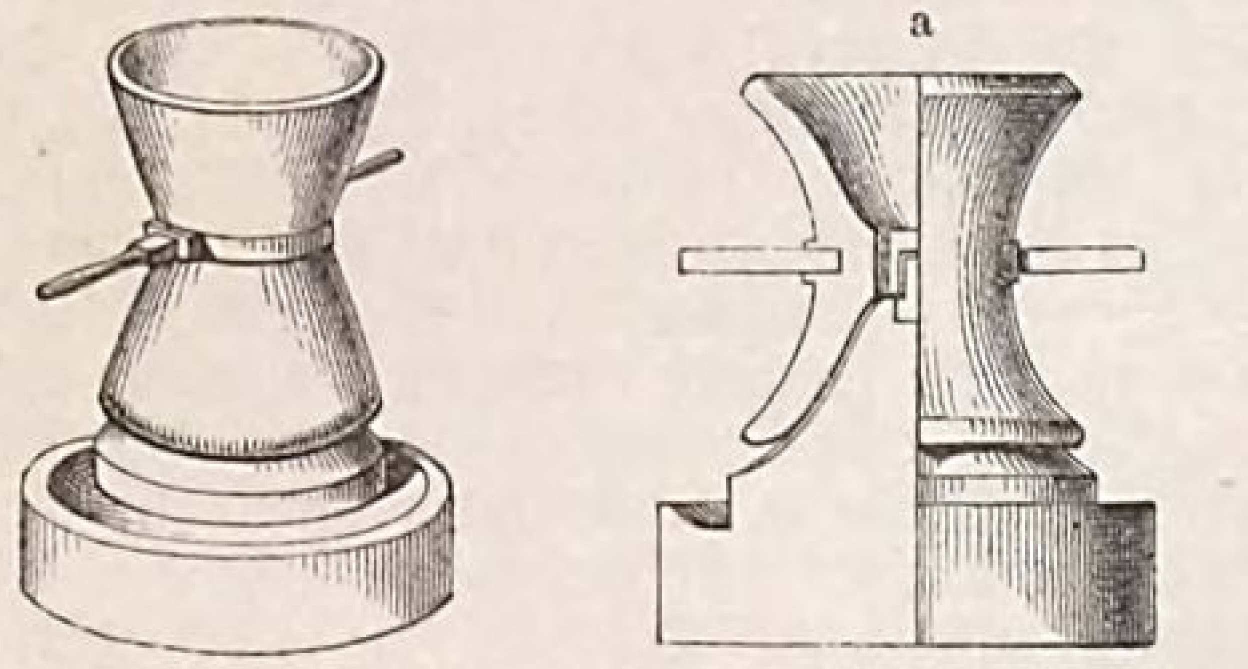


Fig. 2. Mahlmühle aus Pompeji (a Durchschnitt).

und Homer, doch sind die Steine solcher alter Mühlen sehr klein gewesen; bei Abbeville ausgegrabene hatten nur einen Durchmesser von 30 cm. Derartige Mühlen haben sich im Orient und in China bis heute erhalten. In Pompeji hat man anders gestaltete Mühlen ausgegraben (Fig. 2). Der untere Stein von 1,5 m Durchmesser trägt auf einem emporragenden Kegel, dessen Spitze mit einem eisernen Zapfen gekrönt ist, den obern Stein, welcher einer Sanduhr gleicht, indem er zwei glockenförmige Höhlungen besitzt, welche mit ihren Spitzen in der Mitte des Steines zusammenstoßen. An der offenen Verbindungsstelle der Glockenscheitel ist ein stegartiges Eisen befestigt mit einer Öffnung in der Mitte zur Aufnahme des Zapfens des Untersteins. Das Getreide wurde in die obere Glocke geschüttet und der Oberstein durch Hebel gedreht. Bei Anwendung schwererer Mühlsteine benutzte man zum Betrieb Pferde, Esel oder Rinder. Vitruv beschreibt zuerst durch unterschlächtige Wasserräder betriebene Mühlen, die unsern altdeutschen ähnlich gewesen zu sein scheinen. Diese Mühlen haben sich jedenfalls bald über ganz Europa verbreitet. In Holland erbaute man die erste Windmühle 1439. Jahrhundertelang ist dann das Mühlwesen auf der alten Stufe stehen geblieben, bis von Amerika her ein mächtiger Anstoß erfolgte. Dort bestanden bereits im Anfang dieses Jahrhunderts in Pennsylvanien und am Mississippi Hunderte von Mühlen, die alles weit übertrafen, was bis dahin die deutsche Müllerei geleistet hatte. In England (London) wurde 1784 die erste mit entschiedenem Erfolg arbeitende Dampfmahlmühle in London errichtet. 1826 kam die erste verbesserte Dampfmühle nach Frankreich, und 1825 arbeiteten bereits in Magdeburg, Eupen und Berlin nach amerikanischem Prinzip gebaute Mühlen mit Dampfbetrieb. Mit dem Ende der 40er Jahre waren die verbesserten amerikanisch-englischen Mühlen vollständig über Deutschland verbreitet. 1834 wandte Sulzberger nach dem versuchsweisen Vorgang andrer (Helfenberger 1821) eiserne Walzen statt der Mühlsteine an und legte dadurch den Grund für die zur außerordentlich schnellen Entwickelung der Walzenmüllerei, die einen weitern Aufschwung durch Wegmann (Zürich), den Erfinder der Porzellanwalzen, 1874 erhielt. 1894 zählte man im Deutschen Reiche: 14,301 Windmühlen, 25,851 Wassermühlen, 2094 Dampfmühlen, 1352 Mühlen mit Wasser u. Dampf, 624 Mühlen mit Wasser und Wind; zusammen 44,222 Mühlenanlagen überhaupt. Vgl. Wiebe, Die Mahlmühlen, eine Darstellung des Baues und Betriebes etc. (Stuttg. 1861); Fairbairn, Treatise on mills and mill-work (4. Aufl., Lond. 1878); Haase, Die praktische Müllerei (5. Aufl., Bresl. 1885); Neumann, Der Mahlmühlenbetrieb (3. Aufl., Weim. 1890); Derselbe, Die Windmühlen (2. Aufl., das. 1881); Lohmann, Wassermahlmühlenbau (3. Aufl. von Krüdener, das. 1883); Meißner, Die Walzenmüllerei (Jena 1881); Kunis, Die Reinigung des Getreides und die dazu benutzten Maschinen und Apparate (Leipz. 1884); Derselbe, Die Einrichtungen zur Unfallverhütung etc. (das. 1885); Pappenheim, Populäres Lehrbuch der Müllerei (3. Aufl., Wien 1890); Kick, Mehlfabrikation (3. Aufl., Leipz. 1894); Thaler, Die Müllerei (Wien 1894); Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 2 (2. Aufl., Braunschw. 1876); Haase, Neuerungen im Müllereibetriebe (Berl. 1892); Trempenau, Deutsche Müllereibuchführung (Dresd. 1891); »Die Mühle« (redigiert von Kunis, Leipz., seit 1864).

Mühlenbecher (holländ. Molenbeker), eine seit dem 16. Jahrh. in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden vorkommende Spielerei in Form eines Bechers, dessen Fuß von einer Mühle gebildet war (s. Abbildung). Wenn man in die unterhalb der Mühle befindliche Röhre hineinblies, drehten sich sowohl die Flügel der Mühle als die Zeiger eines am Mühlengehäuse angebrachten Zifferblattes. Wer beim Hineinblasen die häufigsten Umdrehungen der Flügel und Zeiger hervorbrachte, erhielt von dem Gegner beim Spiel oder beim Wett- und Gesundheittrinken den Becher mit Wein gefüllt. Die M. sind meist aus vergoldetem Silber oder Glas gefertigt.



Mühlenbecher.

Mühlenberg, H. L., Botaniker, s. *Mhlbg.*

Mühlenbeutelmaschinen, s. Mühlen, S. 587.

Mühlenexplosionen, s. Staubexplosionen.

Mühlen-Rahmede, Dorf, zur Landgemeinde Lüdenscheid, im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Altena, gehörig, in einem tiefen, von 400 m hohen, steilen Bergen eingeschlossenen Thale an der Rahmede und der Linie Altena-Lüdenscheid der Kreis Altenaer Schmalspurbahnen, hat Drahtzieherei, Hammerwerke, Eisenwarenfabrikation, Kalkbrüche u. (1890) 340 Einw.

Mühlenrecht, diejenigen Rechtssatzungen, welche sich auf die Anlage und den Betrieb von Mühlwerken beziehen. Die Mühlengesetzgebung ist ein Ausfluß der Mühlenhoheit, d. h. der Befugnis des Staates, die Anlage, Veränderung und den Betrieb von Mühlen jeder Art zu überwachen und durch besondere Mühlenordnungen (z. B. preußische Mühlenordnung von 1810, österreichische von 1814, badische von 1822 ꝛc.) zu regeln. Was insbes. die Wassermühlen anbelangt, so bestand früher in Deutschland vielfach das sogen. Mühlenregal, d. h. das ausschließliche Recht des Staates, die Wasserkräfte öffentlicher (und in manchen Staaten, z. B. in Sachsen, auch privater) Flüsse zum Mühlenbetrieb zu verwenden. Die Befugnis zur Anlage von Mühlwerken in solchen Flüssen (Mühlengerechtigkeit) konnte alsdann seitens der Privaten nur durch besondere staatliche Verleihung erworben werden, welch letztere in der Regel nur gegen eine ständige Abgabe (Mühlzins) an den Staat erteilt wurde, die in älterer Zeit meistens als Reallast auf das betreffende Mühlgrundstück gelegt ward. Der Umfang der Berechtigung des Müllers bestimmt sich im einzelnen Falle durch die Festsetzung der Breite und der Tiefe des Gewässers. Erstere erfolgt durch amtliche Normierung der Breite des Mühlendammes oder des sogen. Fachbaums, d. h. des obersten Balkens des wagerecht in den Fluß gelegten Wehres, hinter welchem sich das Wasser anstaut. Die Höhe des Wasserstandes, bis zu der die Stauung geschehen darf, wird durch den senkrecht in den Fluß eingerammten Merkpfahl (Eichpfahl, Sicherheitspfahl) fixiert. Die deutsche Gewerbeordnung verlangt zur Errichtung von Stauanlagen für Wassertriebwerke die Genehmigung seitens der zuständigen Verwaltungsbehörde und räumt den höhern Verwaltungsbehörden die Befugnis ein, über die Entfernung, welche bei Errichtung von durch Wind bewegten Triebwerken von benachbarten fremden Grundstücken und von öffentlichen Wegen innezuhalten ist, durch Polizeiverordnungen Bestimmung zu treffen. Ebenso bedarf nach dem österreichischen Reichswassergesetz vom 30. Mai 1869, bez. nach den betreffenden Landesgesetzen die Errichtung eines Stauwerks der Einwilligung der polizeilichen Behörde. Der sogen. Mahlzwang (Mühlzwang), welcher früher vielfach vorkam und in dem mit dem Besitz einer Mühle verbundenen Rechte bestand, die Bewohner eines bestimmten Bezirks zu zwingen, ihre Früchte nur bei dem Berechtigten mahlen und schroten zu lassen, ist durch die Reichsgewerbeordnung beseitigt worden, soweit dies nicht bereits durch frühere Partikulargesetze geschehen war. Vgl. Deutsche Gewerbeordnung, § 7, 16—23, 28; österreichisches Wassergesetz vom 30. Mai 1869, insbes. § 16 u. 17, und die Litteratur bei Art. »Wasserrecht«.

Mühlensandstein, s. Grit und Sandstein.

Mühlenspiel, Spiel, das von zwei Personen auf einer aus drei konzentrischen, in der Mitte jeder der vier Seiten durch eine Linie durchschnittenen Vierecken bestehenden Figur, dergleichen sich meist auf der untern Fläche des Damenbrettes befinden, gespielt wird. Jeder der Spielenden hat neun Damensteine und sucht, indem er die Steine, einen nach dem andern, entweder in die Ecken oder in die Mitte aufsetzt, eine »Mühle« zu bekommen, d. h. drei Steine nebeneinander in Einer Linie zu erhalten. Dann zieht er seine Mühle auf und schlägt, wenn er sie wieder zuzieht, einen Stein des Gegners, der nicht in einer Mühle steht. Man sucht besonders eine Zwickmühle zu bekommen, d. h. eine solche Mühle, die auf den einander parallelen Linien steht und, wenn sie aufgezogen wird, zugleich die andre zuzieht, so daß man bei jedem Zug einen feindlichen Stein schlägt. Das Spiel hat der verloren, welcher alle Steine bis auf zwei eingebüßt hat, so daß es ihm nicht mehr möglich ist, eine Mühle zu bekommen. Hat man bloß noch drei Steine, so kann man springen, d. h. die Steine nach Willkür setzen, wohin man will. Unter Umständen kann auch der eine Spieler den andern festziehen, d. h. ihm jeden weitern Zug versperren.

Mühler, 1) Heinrich Gottlob von, preuß. Staatsmann, geb. 23. Juni 1780 zu Luisenhof bei Pleß in Schlesien, gest. 15. Jan. 1857 in Berlin, studierte zu Halle die Rechte, ward 1804 Assessor am Oberlandesgericht in Brieg, 1810 Oberlandesgerichtsrat, 1815 Kammergerichtsrat in Berlin, 1819 Geheimer Oberrevisionsrat bei dem rheinischen Kassationshof daselbst, 1822 Vizepräsident des Oberlandesgerichts zu Halberstadt, 1824 zu Breslau, 1832 Justizminister für die östlichen Provinzen und erhielt 1838 die gesamte vereinigte Justizverwaltung. Er führte in Zivilsachen Öffentlichkeit und Mündlichkeit ein und trennte die Justiz von der Verwaltung. Im August 1846 trat er vom Justizministerium zurück und ward zum Chefpräsidenten des Obertribunals ernannt, auch behielt er bis 1848 Sitz und Stimme im Ministerium. Er trat 1854 in den Ruhestand.

2) Heinrich von, preuß. Kultusminister, Sohn des vorigen, geb. 4. Nov. 1813 in Brieg, gest. 2. April

1874 in Potsdam, studierte 1830—35 in Berlin die Rechte und wurde, nachdem er an verschiedenen Gerichten der Provinz als Auskultator und Referendar gearbeitet hatte, 1840 von Eichhorn als Hilfsarbeiter ins Kultusministerium berufen. Seitdem wurde er besonders bei der Ausarbeitung einer neuen Verfassung der evangelischen Kirche beschäftigt und 1846 der Generalsynode als Sekretär beigegeben; damals gab er auch eine »Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg« (Weim. 1846) heraus. 1846 wurde er vortragender Rat im Kultusministerium, 1849 Mitglied des Oberkirchenrats. An der Begründung des Geschäftskreises und der Wirksamkeit dieser neuen Behörde nahm er eifrigen Anteil. Zugleich bildete sich aber in ihm unter dem Einfluß seiner ehrgeizigen, frömmelnden Gattin Adelheid, geborne v. Goßler, eine Hinneigung zum Pietismus aus, welche seine liebenswürdigen Eigenschaften, Geist, Gemüt u. gesellige Talente, wie sie seine »Gedichte« (Berl. 1842; 2. Aufl., Jena 1879) bekunden, unterdrückte, ohne ihm Selbständigkeit und energische Thatkraft zu verleihen. Als er daher 18. März 1862 im Ministerium Hohenlohe das Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten übernahm, das er auch unter Bismarck (September 1862) behielt, zeigte er sich seiner Stellung nicht gewachsen. Zwar fehlte es ihm, als gewandtem Juristen, nicht an der Gabe, mit wohlgebildeten Phrasen über die Pflichten der von Gott eingesetzten Regierung den ebenfalls vagen Angriffen der Opposition entgegenzutreten; aber in der eigentlichen Verwaltung seines Amtes that er im wesentlichen nichts, ging der Entscheidung aller Prinzipienfragen aus dem Wege, kam den Anforderungen der kirchlichen Behörden in geradezu verderblicher Weise entgegen und gestattete seiner Frau in wichtigen Dingen entscheidenden Einfluß. Immer größer wurde die Mißstimmung gegen ihn, die durch seine schwächlichen Versuche, nach dem Vatikanum der katholischen Hierarchie entgegenzutreten, nicht beschwichtigt wurde. Endlich (im Januar 1872) wurde seine Entlassung vom König genehmigt. In der Zeit seiner Muße zu Potsdam stellte er noch ein System seiner pietistischen Anschauungen zusammen (»Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Prinzipien«, Berl. 1873).

Mühlf., s. *Mgl.*

Mühlfeld, 1) Eugen Megerle, Edler von, österreich. Staatsmann, geb. 1810, gest. 24. Mai 1868 in Wien, studierte in seiner Vaterstadt die Rechte, war sodann eine Zeitlang Supplent der Philologie an der Wiener Hochschule und wurde im Anfang der 40er Jahre Advokat. Als solcher erlangte er bald einen bedeutenden Ruf und wurde 1848 als Vertreter von Wien in die Frankfurter Nationalversammlung gesandt, wo er zu Giskra in einem besonders nahen Verhältnis stand. 1861 von der innern Stadt Wien in den niederösterreichischen Landtag gewählt und von diesem in den Reichsrat deputiert, zählte er zu den hervorragendsten Führern des Liberalismus und der sogen. großösterreichischen Partei. Wie er schon 1861—62 als Referent des Ausschusses für konfessionelle Angelegenheiten Religionsfreiheit und Unabhängigkeit der staatlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnis befürwortete, so wirkte er bis in die letzte Zeit mit aller Entschiedenheit für Aufhebung des Konkordats. An seinem Begräbnistag (26. Mai) wurden die freisinnigen konfessionellen Gesetze publiziert.

2) Karl Megerle von, Naturforscher, s. *Mgl.*

Mühlgraben, s. Wasserrad.

Mühlhausen, 1) (M. in Thüringen) Stadt (Stadtkreis) im preuß. Regbez. Erfurt, ehemals freie Reichsstadt, an der Unstrut und der Linie Gotha-Leinefelde der Preußischen Staatsbahn, 207 m ü. M., hat 9 evang. Kirchen (darunter die fünfschiffige Marien- oder Frauenkirche aus dem 14. und die Blasiuskirche aus dem 12. Jahrh. mit alten Glasmalereien), eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein altertümliches Rathaus ꝛc. und (1890) 27,538 Einw., davon 1417 Katholiken und 256 Juden. M. hat Fabrikation von Woll-, Baumwoll- und Halbwollwaren, Leder, Leim, Holzwaren, Möbeln ꝛc., eine Fabrik für Herstellung von Strick- und Nähmaschinen und Fahrrädern (über 600 Arbeiter), Wollgarnspinnerei, Färberei und Bierbrauerei. Der Handel wird unterstützt durch eine Reichsbanknebenstelle und andre öffentliche Geldinstitute. M. ist Sitz eines Amtsgerichts (mit Strafkammer) und hat ein Gymnasium, ein Realprogymnasium, ein evang. Schullehrerseminar, eine Handelsschule, ein Theater und ein Waisenhaus. — M., ursprünglich ein königliches Kammergut, erhielt zu Anfang des 13. Jahrh. Stadtrecht und dann Münz- und Zollrecht. Gegen die Burg, auf der ein königlicher Burggraf waltete, schloß sich die Stadt um die Mitte des 13. Jahrh. durch Mauern ab. 1251 erhielt sie das Recht, den Schultheißen zu ernennen, und wurde dadurch freie Reichsstadt, wenn auch jenes Amt noch im 14. Jahrh. eine Zeitlang an die Grafen von Henneberg verpfändet war. Inzwischen hatte auch die Burggrafschaft ihr Ende erreicht, und ihre Befugnisse wurden von der Stadt erworben. Unter Karl IV. erhielten die Zünfte Vertretung im Rat. Aus den Stürmen des Bauernkriegs, während dessen Thomas Münzer M. zum Schauplatz seiner Agitation machte, rettete die Stadt ihre damals sehr bedrohte Freiheit und nahm erst 1556 die Reformation an. Durch den Ankauf der Liegenschaften des Deutschen Ritterordens (1599) erwarb die Stadt einen großen Grundbesitz (im ganzen 220 qkm). Auf dem Fürstentag zu M. (März 1620) gab der Kurfürst von Sachsen die Sache der Union preis und erklärte sich mit den rheinischen Erzbischöfen für den Kaiser. 1802 kam M. an Preußen, 1807 an Westfalen und 1815 abermals an Preußen. Vgl. Herquet, Urkundenbuch der ehemaligen freien Reichsstadt M. (Halle 1874); Pfaff, Chronik der Stadt M. in Thüringen (Nordhaus. 1874); Stephan, Verfassungsgeschichte der Reichsstadt M. (Sondersh. 1886 ff.). — 2) (M. in Ostpreußen) Stadt im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Preußisch-Holland, an der Linie Dirschau-Seepothen der Preußischen Staatsbahn, 45 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Bierbrauerei, Töpferei, Gerberei, eine Dampfschneidemühle, Holzhandel u. (1890) 2227 Einw., davon 440 Katholiken und 44 Juden. — 3) (tschech. Milevsko) Stadt in Böhmen, an der Staatsbahnlinie Iglau-Taus, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat 2 kath. Kirchen, ein Schloß des Prämonstratenserstifts Strahow in Prag, Plüschfabrikation u. (1890) 2823 tschech. Einwohner. — 4) Dorf in Böhmen, bei Kralup (s. d.). — 5) Stadt im Elsaß, s. Mülhausen.



Wappen von Mühlhausen in Thüringen.

Mühlheim, 1) (M. an der Donau) Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Tuttlingen, an der Donau und der Linie Ulm-Immendingen der Württembergischen Staatsbahn, 664 m ü. M., hat eine schöne restaurierte kath. Kirche, 2 Schlösser, elektrische Straßenbeleuchtung, Uhren- und Uhrkastenfabrikation und (1890) 1017 Einw., davon 61 Evangelische. Dabei die Wallfahrtskirche Maria Hilf auf dem Welschenberg. — 2) M. am Rhein und M. an der Ruhr, s. Mülheim.

Mühlhofen, Weiler im preuß. Regbez. und Landkreis Koblenz, an der Mündung der Sayn in den Rhein, hat zwei der Firma Krupp in Essen gehörige Eisenhütten (Mühlhofener Hütte u. Konkordiahütte) mit Hochöfen, Gußwarenfabrikation und 625 Einw.

Mühlibachfall, s. Brienz.

Mühlinghausen, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Schwelm, hat bedeutende Holzschrauben-, Pflugschar-, Sensen- u. Eisenwarenfabrikation, Eisengießerei und (1890) 2518 Einw. Dabei die Kluterthöhle, jetzt vom Sauerländischen Gebirgsverein erweitert und zugänglich gemacht, und im nahen Heilenbecker Thal eine Thalsperre.

Mühlstaub, s. Staub und Staubexplosionen.

Mühlsteine, diejenigen Teile der gewöhnlichen Mühlen, zwischen welchen das Getreide gemahlen wird. Die M. müssen bei großer Härte ein körniges oder besser ein poröses Gefüge mit natürlichen Schnittkanten und Ecken besitzen, sich leicht bearbeiten lassen, ohne spröde zu sein, beim Gebrauch die rechte Mahlfähigkeit möglichst lange behalten (nicht leicht stumpf werden) und sich nicht merklich abnutzen, um das Mahlgut weder durch Steinpulver zu verunreinigen, noch die Farbe des Mehls zu beeinträchtigen. In den alten Mühlen behalf man sich mit Sandsteinen, wie sie möglichst nahe am Orte vorkamen; jetzt verwendet man auf die Beschaffung der Steine viel größere Sorgfalt, da von deren Beschaffenheit zum sehr großen Teil der Erfolg des ganzen Mahlprozesses abhängt. Sandsteine benutzt man noch für die grobe Müllerei, zum Spitzen und Schroten der Körner, und man erhält gute M. aus diesem Material von Jonsdorf unweit Zittau im Liebethaler Grund, aus der Gegend zwischen Löwenberg und Bunzlau, von Rothenburg a. d. T., von Münden und vom Osterwald bei Elze im Hannöverschen, von Neckartenzlingen bei Nürtingen, aus den Niederwallseer Steinbrüchen unweit Wien, aus dem Dogeser Steinbruch bei Prag, von Waldshut in Baden etc. Besser als Sandstein ist Porphyr, den besonders der Thüringer Wald oberhalb Frankenhain und Dörrberg und Krawinkel liefert. Verschlackter Basalt (Mühlsteinlava) bildet die rheinischen M., die bei Andernach gewonnen werden und erst in neuerer Zeit durch die französischen M. etwas verdrängt worden sind. Die ausgezeichnetsten M. bestehen aus porösem Süßwasserquarz, wie er bei La Ferté-sous-Jouarre (Depart. Seine-et-Marne) vorkommt. Sie sind sehr hart und porös und besitzen zahllose kleine Höhlungen, in denen Quarzfäden, dem netzförmigen Knochengewebe vergleichbar, sich zeigen, die natürliche Schneiden bilden und sich beim Abarbeiten teilweise von selbst erneuern. Man findet aber dies Quarzgestein nicht in der Mächtigkeit und Gleichartigkeit, daß man die M. in einem Stück daraus bearbeiten könnte, und muß dieselben aus kleinern Stücken zusammensetzen und letztere mit Zement oder Gips untereinander verkitten, wobei man aber den Kern aus gewöhnlichem Sandstein bildet. Das Ganze wird mit eisernen Reifen umgeben. Den eben genannten Steinen ähnlich sind die von Bergerac sowie die von Fony und Segelong in Ungarn. — Zum erforderlichen Angriff haut man mit den Mühlpicken Rinnen in die M., welche scherenartig wirken und das Mehl zugleich nach dem Umfang des Steines treiben. Diese Rinnen (Fig. 1), welche von dreieckigem Querschnitt ab sind, nennt man Hauschläge oder Steinschläge, auch Luftfurchen, die stehen bleibenden Streifen Balken, und die damit versehenen M. heißen geschärft. Ihre Form und ihr Verlauf sind verschieden, aber für das Gelingen der Mahloperation von großer Wichtigkeit. Bei deutschen Mühlen sind die Hauschläge des Bodensteins radiale Linien st (Fig. 2), die des Läufers sind dagegen gekrümmt mno und zwar so, daß sie wenigstens annähernd eine logarithmische Spirallinie bilden, welche die Eigenschaft hat, daß alle vom Mittelpunkt gezogenen Linien mit derselben gleiche Winkel bilden. Man unterscheidet Felderschärfe mit geradlinig,

Fig. 1.

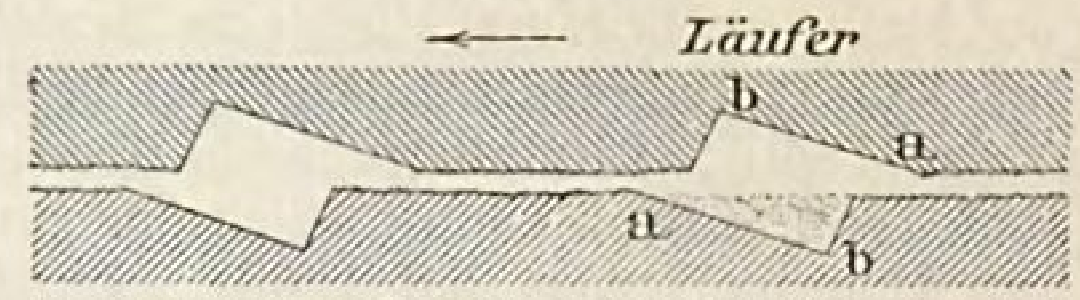


Fig. 2.

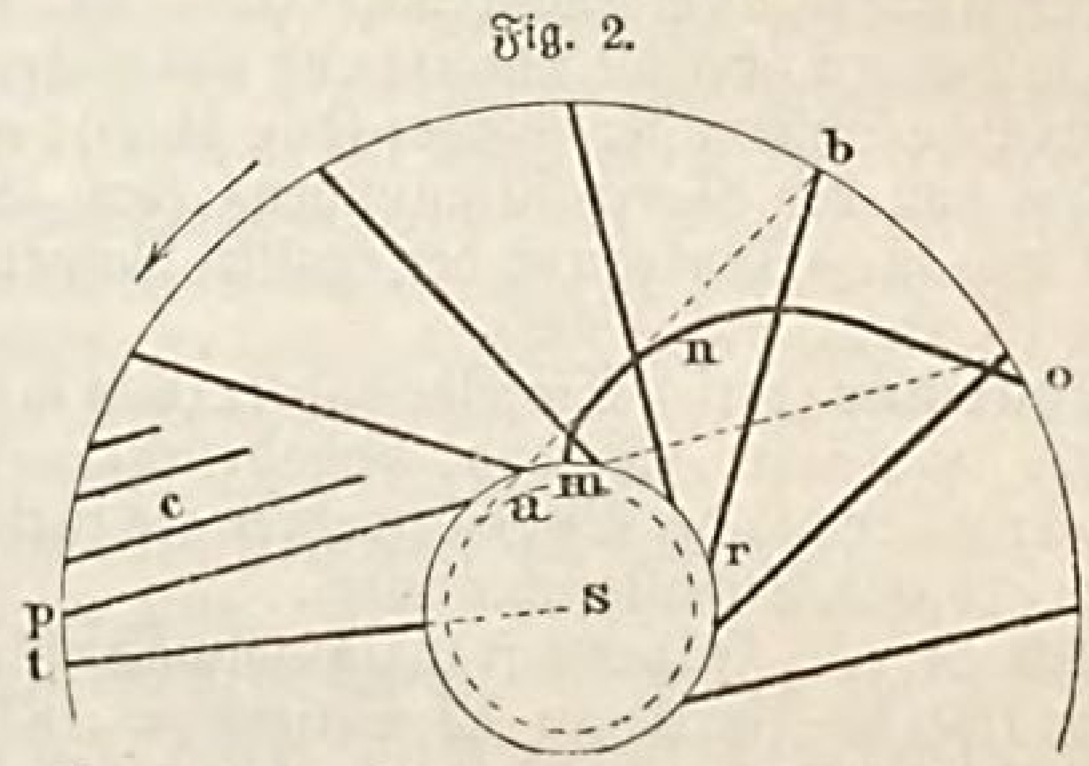


Fig. 1 u. 2. Schärfung der Mühlsteine.

Kreisschärfe mit bogenförmig und logarithmische Schärfung mit nach der logarithmischen Spirale verlaufenden Furchen. Im Mittelpunkt der Steine, wo das Korn aufgeschüttet wird, hat dieses noch ein größeres Volumen als an der Peripherie der Steine, und man macht daher die Rillen dort tiefer als am Umfang. Die scherenartige Wirkung der Hauschläge veranlaßt bei weiter Stellung der Steine zunächst ein Schälen des Getreides, welches erst in Mehl verwandelt wird, wenn man nach dem folgenden Aufschütten die Steine einander mehr nähert. Nach einer andern Methode sind die französischen und amerikanischen Steine geschärft. Bei erstern sind die Rillen geradlinig, aber nicht Radien des Steines, sondern sie bilden Tangenten ap, rb zu den Augen des Steines und parallele Linien c mit diesen Tangenten. Die ähnlich verlaufenden Rillen der amerikanischen Steine sind gekrümmt. Zur Herstellung der Furchen hat man mehrfach Maschinen in Anwendung gebracht, doch konnten sich dieselben bisher nicht recht Eingang verschaffen. Vortrefflich arbeiten die mit Diamanten armierten Schärfmaschinen, deren bedeutende Anschaffungskosten aber wohl nur von großen Mühlenetablissements getragen werden können.

Mühlsteinkragen, s. »Duttenkragen« und Tafel »Kostüme III«, Fig. 6.

Mühlsteinlava, blasig ausgebildete, zu Mühlsteinen brauchbare Lava (Niedermendig); s. Basalte.

Mühlsteinporphyr, poröse, zu Mühlsteinen geeignete Varietäten des Porphyrs und des Trachyts.

Mühlstuhl, s. Bandweberei.

Mühltroff, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Plauen, an der Wiesenthal u. der Linie Schönberg-Schleiz der Sächsischen Staatsbahn, 483 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß, mechanische Kammgarnweberei (270 Stühle), Vorbereitung von Material zur Chenillefabrikation, Gold- und Silbermanufaktur, Schiffchenstickerei, Strumpfwirkerei, Mahl- und Schneidemühlen und (1890) 1893 evang. Einwohner.

Mühlzins, s. Mühlenrecht.

Muhme, s. Tante.

Mühry, Adalbert Adolf, Klimatolog, geb. 4. Sept. 1810 in Hannover, gest. 13. Juni 1888 in Göttingen, studierte in Göttingen Medizin und lebte nach mehrjährigen Reisen in Hannover, seit 1854 in Göttingen. Er schrieb: »Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten, oder Grundzüge der Nosogeographie« (Leipz. 1856, 2 Tle.); »Klimatologische Untersuchungen, oder Grundzüge der Klimatologie in Bezug auf die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerungen« (das. 1858); »Allgemeine geographische Meteorologie« (das. 1860); »Klimatographische übersicht der Erde« (das. 1862, Suppl. 1865); »Beiträge zur Geophysik und Klimatographie« (das. 1863); »Das Klima der Alpen unterhalb der Schneelinie« (Götting. 1865); »Untersuchungen über die Theorie und das allgemeine geographische System der Winde« (das. 1869); »Über die Lehre von den Meeresströmungen« (das. 1869); »Kritik und kurze Darlegung der exakten Naturphilosophie« (5. Aufl., das. 1882).

Mühür-dār (pers.), Siegelbewahrer (von mühür, »Siegel«, und dār, »haltend, bewahrend«). Mühür-dār Efendi, der Siegelbewahrer des türkischen Großwesirs (ein Subalternbeamter).

Muid (spr. müi), früheres franz. Hohlmaß: für Getreide etc. (M. de Paris) zu 12 Setiers = 1873,196 Lit. und für Hafer doppelt so groß, für Flüssigkeiten zu 2 Feuillettes oder 3 Tierçons = 268,22 L.; seit 1800, bez. 1812—39 Bezeichnung von 10 hl. In der Schweiz nach 1835 französischer Name für Saum und Ohm = 150 L., im Waadtland 1823—76 Getreidemaß zu 10 Sacs von 10 Quarterons = 13,5 hl. Vgl. Mud.

Muiden (spr. meu-), Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, an der Mündung der Vecht in den Zuidersee und an der Dampfstraßenbahn Amsterdam-Naarden, mit Schloß, Pulverfabrik und (1889) 2061 Einw. Das Schloß war einst Wohnsitz des Dichters Hooft (s. d.), daher man von einer »Muider Dichterschule« spricht.

Muir (spr. mjūr), 1) John, Sanskritist, geb. 5. Febr. 1810 in Glasgow, gest. 7. März 1882 in Edinburg, erhielt seine Ausbildung an der Universität seiner Vaterstadt und am East India College zu Haileybury, trat dann in den Dienst der Ostindischen Kompanie, zunächst (1828) als Clerk in Bengalen, und verblieb in demselben bis 1853, mannigfache Posten in den Gerichts- und Steuerdepartements (zuletzt den eines Zivilrichters zu Fathipur) bekleidend. Sein bedeutendstes Werk ist: »Original Sanskrit texts on the origin and history of the people of India, their religion and institutions«, in 5 Bänden (Lond. 1858—72, teilweise in 3. Aufl. erschienen), eine Auswahl der wichtigsten Quellenbelege zur indischen Kultur- und Religionsgeschichte mit englischer Übersetzung. Eine hübsche Blumenlese indischer Sprüche sind seine »Religious and moral sentiments metrically rendered from Sanskrit writers« (Lond. 1875). Praktischen Zwecken diente »Natapariksha, or examination of religions« (Kalk. 1854). Großes Verdienst erwarb sich M. 1862 um die Gründung einer Professur für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität zu Edinburg, zu welchem Behuf er derselben die Summe von 4000 Pfd. Sterl. (später erhöht auf 5000 Pfd.) überwies.

2) William, Bruder des vorigen, geb. 1819 in Glasgow, seit 1837 im indischen Dienste, seit 1868 Gouverneur der nordwestlichen Provinzen, 1874—76 Mitglied des India Council in London, 1885 Präsident der Universität Edinburg; er schrieb: »The life of Mahomet and history of Islam« (1858—61, 4 Bde.; Ausg. in 1 Bd. 1884, 3. Aufl. 1894); »Annals of early caliphate« (1883); »Rise and decline of Islam« (1883); »The caliphate, its rise, decline, and fall« (2. Aufl. 1892) u. a.

Muirfoot (spr. mjūrfūt), Höhenzug, s. Moorfoot.

Muirkirk (spr. mjūrkörk), Binnenstadt im mittlern Ayrshire (Schottland), am Ayr, mit großen Eisenhütten und (1891) 3329 Einw.

Muisca (Muysca), s. Tschibtscha.

Mukāri (arab.), Vermieter von Pferden, Maultieren, Kamelen u. dgl.; von dem reisenden Europäer gewöhnlich »Mukar, Mucker« ausgesprochen.

Mukden (Schingjang), Hauptstadt der chines. Provinz Schingking oder Liaotong (Mandschurei), unter 41° 50′ nördl. Br. und 123° 37′ östl. L. v. Gr., in anmutiger, sehr fruchtbarer Gegend, umgeben von einer 18 km messenden Lehmmauer, innerhalb welcher eine quadratische, 3 km messende, aus Ziegeln erbaute und mit Türmen gekrönte Mauer den zentralen Teil einschließt mit dem kaiserlichen Palast, in dem der Generalgouverneur residiert, ist Sitz des Oberbefehlshabers der Mandschutruppen und hat über 250,000 Einw. Als Stammsitz der jetzigen Dynastie, deren Gräber (Tschauling, Peling, Fuling) 8—10 km nordwestlich liegen, genießt M. vieler Privilegien.

Mukhtar Pascha, s. Muchtar Pascha.

Mukondokwa, Oberlauf des Wami (s. d.) in Deutsch-Ostafrika.

Mukronatenkreide, Bildungen mit Belemnitella mucronata in der obern Kreideformation (s. d.).

Mül., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johannes Müller (s. d. 19); auch für Otto Friedr. Müller, Botaniker und Zoolog, geb. 1730 in Kopenhagen, gest. 26. Dez. 1784 daselbst als Staatsrat.

Mula, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Murcia, mit Schloßruinen und (1887) 10,768 Einw. 6 km östlich von M. finden sich eisenhaltige Thermen.

Mulahacen (Mulhacen), Cumbre (Cerro) de, der höchste Gipfel der Sierra Nevada in Spanien und der Pyrenäenhalbinsel überhaupt, ist 3481 m hoch und führt seinen Namen nach Mulei Hassan, dem vorletzten maurischen König von Granada.

Mulāsim (arab.), in der Türkei der erste Grad richterlicher Befähigung der mohammedanischen Rechtsgelehrten (Kandidat); die nächste Stufe ist die des Nāib (vgl. Türkisches Reich). In der Armee bezeichnet M. den Grad eines Leutnants; M. ewwel, Ober- und M. sani, Unterleutnant.

Mulatten (v. arab. múvallad, muallad), Abkömmlinge von Weißen und Negern, s. Farbige.

Mulchen (spr. multschén), Hauptstadt des gleichnam. Departements der chilen. Provinz Biobio, am Fluß M., in fruchtbarer Gegend und an einer Zweiglinie

der großen Nordsüdbahn, hat Handel mit Bauholz aus den nahen Wäldern und (1892) 7958 Einw.

Mulciber (lat.), Beiname des Vulcanus (s. d.).

Muldbrett, Geräte zum Ebnen und Transport des Bodens, besteht aus einer größern durch ein Pferd gezogenen Schaufel mit eiserner oder stählerner Schneide. Am hintern Ende befindet sich ein Hebel zum Führen des Muldbretts, auch wird es mit automatischer Kippvorrichtung versehen.

Mulde, aus einem einzigen Stück Holz gefertigtes nachenförmiges Gefäß zum Backen, Waschen, Transportieren des Fleisches ꝛc.; auch eine länglich-viereckige Form, worin das Blei gegossen wird; daher Muldenblei, in solcher Form gegossenes Blei. In der Geognosie jede längliche, nach allen Richtungen abgegrenzte Einsenkung einer Fläche, insbes. einer Schichtfläche, wie die »Hilsmulde« in Norddeutschland, die böhmische Kohlenmulde und Braunkohlenmulde, während man die Kreideablagerung Westfalens, welche nach Westen offen, als Becken (s. d.) bezeichnet, ebenso wie das Pariser Tertiärbecken u. a. Vgl. Schichtung. In der Orographie bezeichnet man als M. eine allerseits von ansteigendem Terrain umgrenzte längliche Senkung der Bodenoberfläche.

Mulde, nächst der Elbe der bedeutendste Fluß des Königreichs Sachsen, entsteht unterhalb Kolditz durch die Vereinigung der Zwickauer M., welche bei Schöneck im sächsischen Vogtland entspringt, die Städte Zwickau, Glauchau, Rochlitz und Kolditz berührt und bei Aue das Schwarzwasser, bei Wechselburg die Chemnitz aufnimmt, und der Freiberger M., die bei Graupen in Böhmen ihre Quelle hat, an Freiberg, Roßwein, Döbeln und Leisnig vorüberfließt und bei Roßwein die Striegis und unweit Döbeln die Zschopau aufnimmt. Der vereinigte Fluß geht in einem breiten Thal nordwestwärts nach Grimma, von da nach Wurzen, tritt unterhalb Wasewitz nach Preußen über, berührt in gewundenem Lauf Eilenburg, Düben und Bitterfeld und mündet unterhalb Dessau, Roßlau gegenüber, links in die Elbe. Die Länge des vereinigten Flusses beträgt 124, der Zwickauer M. 128 und der Freiberger M. 102 km, die Breite an der Mündung 40 m. Die M. ist an vielen Stellen sehr reißend und verursacht in ihrem untern Lauf häufig bedeutende Überschwemmungen; sie wird fast nur zum Holzflößen benutzt.

Muldenachse, s. Schichtung.

Muldengewölbe, s. Gewölbe.

Muldenhütten (Muldener Hütten), Fabrikort in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Freiberg, zu Hilbersdorf gehörig, an der Freiberger Mulde und der Linie Dresden-Chemnitz der Sächsischen Staatsbahn, 4 km von Freiberg, hat die königlichen Schmelzhütten mit Goldscheideanstalt, Zink- und Arsenikhütte, Schwefelsäure-, Schrot- und Bleiwarenfabrik und Pulvermühlen.

Muldenkalander (Muldenpresse), s. Kalander.

Muldenlinie, s. Schichtung.

Mulder, 1) Gerard Johannes, Chemiker, geb. 27. Dez. 1802 in Utrecht, gest. daselbst 18. April 1880, studierte in Utrecht seit 1819 Medizin, Naturwissenschaften und Mathematik, ließ sich 1825 als Arzt in Amsterdam nieder, wurde 1826 Lehrer der Physik bei der Batavischen Gesellschaft in Rotterdam, 1827 an der dortigen medizinischen Schule Dozent für Botanik und Chemie und 1841 Professor der Chemie in Utrecht. M. hat sich um die Tierchemie große Verdienste erworben; seine Untersuchungen über die eiweißartigen Körper (Proteïnkörper), bei denen er einen gemeinsamen Grundstoff, das Proteïn, annahm, verwickelten ihn in einen heftigen Streit mit Liebig, welcher für M. ungünstig endete. Auch in der Frage der Pflanzenernährung nahm er eine der herrschenden Strömung entgegengesetzte Richtung ein und betonte mehr als andre die Bedeutung des Humus. 1868 trat er in den Ruhestand, war aber bis 1875 noch als Advisor des niederländischen Kolonialministeriums thätig. Er schrieb: »Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie« (Rotterd. 1843; deutsch von Kolbe, Braunschw. 1844—51); »Die Ernährung in ihrem Zusammenhang mit dem Volksgeist« (deutsch von Moleschott, Düsseld. 1847); »De voeding van den neger in Suriname« (Rotterd. 1847); »Chemische Untersuchungen« (deutsch, Frankf. 1848); »Die Chemie des Weines« (deutsch, Leipz. 1856); »Die Chemie des Bieres« (deutsch, das. 1858); »Die Silberprobiermethode« (deutsch, das. 1859); »Die Chemie der Ackerkrume« (deutsch, Berl. 1861—64, 3 Bde.); »Die Chemie der austrocknenden Öle« (das. 1867); »De natuurkundige methode en de verspreiding der Cholera« (Rotterd. 1866). Mit van Hall und Vrolik redigierte er 1826—32 die »Bijdragen tot de natuurkundige wetenschappen«, allein 1832—36 und mit Wenckebach 1836—38 das »Natuur- en scheikundig archief«, endlich mit Miquel und Wenckebach das »Bulletin des sciences physiques et naturelles en Néerlande«, seit 1842 allein die »Scheikundige onderzoekingen gedaan in het laboratorium der Utrechtsche hoogeschool« u. 1857—65 die »Scheikundige verhandelingen en onderzoekingen«. Seine Selbstbiographie (»Levensschets«) erschien nach seinem Tode (Utrecht 1881, 2. Aufl. 1883).

2) Lodewijk, niederländ. Schriftsteller, geb. 9. April 1822 im Haag, war 1851—59 als Lehrer an der Militärschule in Breda und später am Kriegsministerium im Haag thätig, 1868—72 Unterrichtsinspektor in Utrecht und lebt jetzt, seit 1867 als Major pensioniert, im Haag. Er gab ein verbreitetes Schulbuch: »Handleiding tot de kennis der geschiedenis des vaderlands« (Arnheim 1857, 12. Aufl. 1881), heraus, außerdem das »Journael van Anthonis Duyck« (1862—66, 3 Bde.) und übersetzte Napoleons III. »Leben Cäsars« (Utrecht 1865—67). Besonders verdankt man ihm einen vorzüglichen historischen Roman: »Jan Faessen«, und die ergötzlichen Skizzen »Afdrukken van Indrukken« (Arnheim 1854), zu welchen auch sein Freund Mark Prager Lindo (»De oude Heer Smits«), der Stifter des »Nederlandschen Spectators«, dessen Leben er beschrieb (1877), beigesteuert hat. Später schrieb M. noch: »Losse schetsen uit mijn reisdagboek« (1883) und trat mit einigen Lustspielen auf: »De kiesvereeniging van Stellendijk« (1880), »Een liefvers« (1881) u. »Een gevaarlijke vriendendienst« (1890). Jan ten Brink schrieb seine Biographie.

Mulejenny (spr. mjūl-dschenni, Mulemaschine), s. Spinnen.

Muletwist (spr. mjūl-), s. Garn.

Mulgrave (spr. mŏllgrēw, Mili), eine der Marshallinseln (s. d.).

Mulgrave (spr. mŏllgrēw), 1) Constantine John Phipps, Lord, brit. Seefahrer, geb. 30. Mai 1744, gest. 10. Okt. 1792 in Lüttich, befehligte 1773 eine Polarexpedition, welche bis 80° 48′ nördl. Br. im N. von Spitzbergen vordrang, wurde 1775 Lord und Parlamentsmitglied, 1777 Kommissar der Admira-

lität, kommandierte im Kriege mit den nordamerikanischen Kolonien bis 1783 ein Linienschiff und wurde 1784 zum Peer ernannt. Eine Beschreibung seiner Polarfahrt enthält das »Journal of a voyage towards the North-Pole« (Lond. 1774; deutsch, Bern 1777).

2) Henry Philip Phipps, Lord, brit. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 14. Febr. 1755, gest. 7. April 1831, widmete sich dem Seedienst und zeichnete sich im amerikanischen Kriege aus, trat 1781 ins Unterhaus und wurde 1792 irischer Peer, 1794 aber Baron und Mitglied des Oberhauses. 1804 wurde er Kanzler des Herzogtums Lancaster, erhielt aber nach Pitts Tode seine Entlassung. Nach Fox' Tode gelangte er als erster Lord der Admiralität wieder ins Ministerium und zeigte sich seit 1807 als einen der erklärtesten Gegner der Emanzipation der Katholiken. Die Expedition nach Walcheren 1809, die er persönlich betrieb, wurde für ihn die Veranlassung zu einem heftigen Kampf mit der Opposition. 1812 ward er zum Großmeister der Artillerie und zugleich zum Earl M. und Viscount of Normanby ernannt. 1818 trat er seine Würde als Großmeister zwar an den Herzog von Wellington ab, blieb aber Mitglied des Kabinetts. Sein Sohn war der erste Marquis of Normanby (s. d.).

Mülhausen (franz. Mulhouse), Kreis- und Kantonshauptstadt im deutschen Bezirk Oberelsaß, an der Ill und am Rhein-Rhônekanal, 243 m ü. M., besteht aus der Altstadt, auf einer von Armen der Ill gebildeten Insel, der Neustadt (seit 1826), südlich von jener am Rhein-Rhônekanal, und der im N. gelegenen Arbeiterstadt (cité ouvrière), welche 1853 von Dollfus gegründet ist, aus etwa 1200 ein- und zweistöckigen, durchweg mit Gärtchen versehenen Wohnungen besteht und mit Back-, Wasch- und Badehaus, mit Restauration, Bibliothek ꝛc. versehen ist. Der schönste Teil der Stadt liegt am Kanal. In der Nähe desselben befindet sich auch das sogen. neue Quartier mit seinen modernen Bauten. Die Straßen sind im allgemeinen breit und nur in der Altstadt etwas unregelmäßig und eng. Die Stadt hat 2 evangelische und 3 kath. Kirchen (unter jenen der neue deutsch-evangelische Tempel mit einem 100 m hohen Turm und die französisch-reform. Kirche, unter diesen die neue kath. Kirche, ebenfalls mit einem 100 m hohen Turm), eine Synagoge, ein Rathaus (von 1551), einen öffentlichen Schlacht- und Viehhof ꝛc. Die Belforter Straße ziert ein Denkmal des in M. gebornen Mathematikers Joh. Heinr. Lambert (s. d. 2). Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 112, 2½ Bataillone Infanterie Nr. 142 und ein Dragonerregiment Nr. 22) auf 76,892 Seelen, davon 16,960 Evangelische, 57,479 Katholiken und 2132 Juden. M. ist eine Fabrikstadt ersten Ranges. Den Grund zu der großartigen Industrie legten 1746 Samuel Köchlin, Joh. Jak. Schmalzer und J. Heinr. Dollfus mit der Begründung einer Fabrik für bunte Baumwollgewebe, für welche gegenwärtig in der Stadt über 16,000 und in den Dörfern der Umgegend über 60,000 Arbeiter beschäftigt und 14 Baumwollspinnereien und -Webereien mit 525,000 Spindeln und 5400 mechanischen Webstühlen, zahlreiche Kattundruckereien ꝛc. thätig sind. Wichtig sind ferner: bedeutende Wollspinnereien (5), eine Eisenbahnwerkstätte, die elsässische Maschinenbaugesellschaft (über 3000 Arbeiter), Eisen-, Kupfer- und Bleigießerei, zahlreiche Färbereien, Zeichner- und Walzenstecherateliers, Fabriken für Nähgarn, Leinwand, Tuch- und Wollwaren, chemische Produkte, Näh- und Spinnmaschinen, Maschinenöl, Farben, Fayenceöfen, Stärke, Bürsten, Zement, Senf, Seilerwaren, Herde und Kochmaschinen, endlich Dampfsägemühlen, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und Schiffbau. Der lebhafte Handel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 767,4 Mill. Mk.) und mehrere Bankinstitute, befaßt sich vorzugsweise mit den Erzeugnissen der dortigen Industrie; außerdem bilden Wein, Getreide, Spezereien, Holz ꝛc. einen bedeutenden Handelsartikel. Der Güterverkehr auf der Eisenbahn (inkl. Station Dornach) beläuft sich jährlich auf 3—400,000 Ton., auf dem Kanal ca. 200,000 T. Die Kohlenzufuhr beträgt jährlich etwa 200,000 T. Für den Eisenbahnverkehr ist M. Knotenpunkt der Eisenbahnen Straßburg-Basel, M.-Altmünsterol, M.-Wesserling, M.-Banzenheim und Lutterbach-M. sowie der Straßenbahnen M.-Ensisheim, M.-Wittenheim und M.-Pfastatt. Dem Verkehr in der Stadt dient eine Telephonanlage. An Bildungs- und andern Anstalten befinden sich dort: ein Gymnasium, eine Oberrealschule, ein Gemälde- und Kunstmuseum, eine Mustersammlung (Industriemuseum) von Produkten aller Länder, eine Schule für Spinnerei und Weberei, eine Chemieschule ꝛc. Die städtischen Behörden setzen sich zusammen aus einem Bürgermeister, 3 Beigeordneten und 36 Stadträten. Sonst ist M. Sitz des Kommandos der 58. Infanteriebrigade, der Kreisdirektion, eines Landgerichts, eines Hauptsteueramtes und dreier Oberförstereien. — Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die elf Amtsgerichte zu Altkirch, Dammerkirch, Hirsingen, Hüningen, Masmünster, M., Pfirt, St. Amarin, Sennheim, Sierenz und Thann. — Die ersten Nachrichten über M. stammen von 717, wo Adalbert, Herzog von Elsaß, M. an das Stephanskloster zu Straßburg verschenkte. 823 besaß die Abtei Masmünster M. Im 13. Jahrh. stritten die Hohenstaufen mit den Bischöfen von Straßburg um die Stadt; nachdem sie diesen 1221 durch Schiedsspruch überwiesen war, verlieh sie Bischof Berthold I. dem Kaiser Friedrich II. als Lehen, zog sie aber, als dieser dem Bann verfiel, ein. Rudolf von Habsburg nahm 1261 die Stadt in Besitz und erhob sie später als König zur Reichsstadt. Das Bistum Straßburg wurde 1308 von Heinrich VII. für seine Ansprüche entschädigt. Später ist M. oft verpfändet worden, erlangte aber seine Reichsfreiheit immer wieder. Vielfach hatte es im Mittelalter durch Kriege zu leiden. Seine Bürger widerstanden 1365 den englischen Kompanien, 1375 dem Einfall Enguerrand de Coucys und 1445 den Armagnaken. Nachdem es schon 1466 ein Bündnis mit Bern und Solothurn geschlossen, trat es 1515 dem Schweizerbund bei. Die Reformation wurde in M. 1528 eingeführt. Der Westfälische Friede stellte M. in die Reihe der Schweizer Orte, während die Umgegend französisch wurde. Am 29. Dez. 1674 besiegte Turenne bei M. die Kaiserlichen unter Bournonville. Die Industrie ward 1746 (s. oben) begründet und hatte bereits einen hohen Aufschwung gewonnen, als, durch die äußern Verhältnisse gezwungen, M. 1797 die Einverleibung in Frankreich nachsuchte, die 1798 stattfand. Mit der



Wappen von Mülhausen im Elsaß.

Vollendung des Rhein-Rhônekanals (1829) und der Anlage der Eisenbahnen erfolgte eine neue Entwickelung der Stadt, die durch die Einwanderung zahlreicher katholischer Arbeiter nach und nach ihren protestantischen Charakter verlor, unter französischer Herrschaft sich aber stets durch republikanische Gesinnung auszeichnete. Der Anschluß an Deutschland (1871) brachte der Stadt vorübergehenden Nachteil. Die Fabrikanten gehörten daher zu den eifrigsten Protestlern, während bei den Arbeitern die Sozialdemokratie zur Herrschaft gelangte. Die Geschichte von M. beschrieben Mieg (Mülh. 1816), de Sablière (das. 1856), Metzger (»La république de Mulhouse, son histoire, etc.«, bis 1798, Lyon 1883). Vgl. auch Moßmann, Cartulaire de Mulhouse (Straßb. 1883—85, 3 Bde.); Schall, Das Arbeiterquartier von M. (2. Aufl., Berl. 1877); Herkner, Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter (Straßb. 1887).

Mülhäuser Konfession, s. Baseler Konfession.

Mülheim, 1) (M. am Rhein) Kreisstadt im preuß. Regbez. Köln, rechts am Rhein, an der Mündung der Strunder, gegenüber Köln-Nippes (mit dem es durch eine Schiffbrücke verbunden ist), Knotenpunkt der Linien Haan-Kalk, M.-Immekeppel, Speldorf-Urbach und Deutz-Oberhausen der Preußischen Staatsbahn, 47 m ü. M., ist sehr alt, aber schön und regelmäßig gebaut, hat 2 evangelische und 4 kath. Kirchen, eine Synagoge, einen Sicherheitshafen und (1890) 30,996 Einw., davon 5957 Evangelische und 192 Juden. Die Industrie erstreckt sich auf Draht-, Drahtseil- und Kabelfabrikation (Karlswerk mit ca. 3000 Arbeitern), Fabriken für Samt- und Seidenweberei (davon eine Fabrik mit ca. 1200 Arbeitern), Segeltuch, feuerfeste Steine, Wagen, Chemikalien, Essig, Tabak und Zigarren, Maschinenriemen &c.; ferner hat M. Schiffbau, ein Walzwerk, Eisengießerei, bedeutende Bierbrauerei, Färberei, Dampfsägewerke, Ziegelbrennerei und Gerberei. Der Handel (besonders Speditionshandel) wird unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbanknebenstelle sowie durch die lebhafte Schiffahrt auf dem Rhein. Den Verkehr in der Stadt und mit dem nahen Deutz vermittelt eine Straßenbahn. M. ist Sitz eines Amts- und eines Schiffahrtsgerichts und hat ein Realgymnasium mit Gymnasialklassen und eine höhere Webeschule. In der Nähe die Mülheimer Heide mit Militärübungsplatz. M. erhielt 1322 Stadtrecht, wurde 1614 von den Spaniern unter Spinola zerstört und 28. Febr. 1784 durch schweren Eisgang und Hochwasser arg verwüstet. — 2) (M. an der Ruhr) Kreisstadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, an der Ruhr, Knotenpunkt der Linien Ruhrort-Holzwickede, M.-Duisburg, M.-Oberhausen, Kettwig-M. und Hochfeld-Langendreer der Preußischen Staatsbahn, 38 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, ein Denkmal des Liederdichters Tersteegen, ein öffentliches Schlachthaus und (1890) 27,903 Einw., davon 8577 Katholiken und 493 Juden. M. hat große Roheisen-, Röhren- u. Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Walzwerke, Verzinkerei u. dgl., namhafte Lederindustrie, bedeutenden Steinkohlenbergbau &c. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbanknebenstelle sowie durch die lebhafte Schiffahrt auf Ruhr und Rhein, ist besonders bedeutend in Kohlen. Den Verkehr in der Stadt und mit dem nahen Duisburg vermittelt eine Straßenbahn. M. ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium, eine Realschule, ein evangelisches und ein katholisches Waisenhaus. M. gehörte früher zum Herzogtum Berg. Der Stadt gegenüber liegt das Dorf Broich (s. d. 1). Vgl. Klanke u. Richter, Geschichte der bergischen Unterherrschaft Broich sowie der Stadt M. (Mülh. 1891). — 3) Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Arnsberg, an der Möhne, hat eine kath. Kirche, ein Mutterhaus der Franziskanerinnen (ehemals Kommende des Deutschen Ritterordens), Kettenfabrikation, Lohgerberei, eine Sägemühle und (1890) 319 Einw. — 4) Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Koblenz, hat Schwemmsteinfabrikation, Thongruben, bedeutenden Kirschenbau u. (1890) 2419 Einw.


Wappen von Mülheim am Rhein.

Mulier, Pieter, genannt Tempesta, niederländ. Maler, geb. 1637 in Haarlem, gest. 29. Juli 1701 in Mailand, war Sohn und wahrscheinlich auch Schüler des Landschaftsmalers Pieter M. (gest. im April 1670 in Haarlem), ging frühzeitig nach Italien, wo er sich in seinen Landschaften an den großen dekorativen Stil der Italiener anschloß, war anfangs in Rom, dann in Genua und zuletzt in Mailand thätig. In Genua war er lange Jahre im Gefängnis, weil er im Verdacht stand, seine Gattin ermordet zu haben. Er galt früher irrtümlich als ein Sohn des Pieter Molyn (s. d.). M. hat seinen Beinamen erhalten, weil er gern Landschaften und Marinen mit Gewitter- und Regenstürmen malte. Einige charakteristische Bilder von ihm besitzt die Galerie in Dresden.

Mulier tacĕat in ecclesĭa (lat.), »das Weib soll in der Kirche schweigen« (nach 1. Kor. 14, 34).

Mülk (Milk, arab., »Eigentum«), in der Türkei unbewegliches Privateigentum, über das der Besitzer frei verfügen kann, im Gegensatz zum Wakuf (Moscheengut) und Mirije (Staatsland). Vgl. Miri.

Mull, klarer, feiner, weißer und weicher Musselin zu Frauenkleidern, Kragen &c., ursprünglich ostindisches Fabrikat, wird jetzt in Europa überall dargestellt, wo man feine Baumwollware erzeugt.

Mull, soviel wie Maulwurf.

Mull (spr. möll), nächst Skye die größte der innern Hebriden, vom festländischen Teil der Grafschaft Argyll durch einen 3 km breiten Meeresarm geschieden, ist 909 qkm (16,5 QM.) groß und steigt im Ben More bis zu 967 m an. Basalt und Granit bedecken fast die ganze Insel. Nur etwa 6 Proz. der Oberfläche bestehen aus Ackerland, und die Einwohner (4691 an der Zahl, von denen 901 nur gälisch und 3112 daneben auch englisch sprechen) beschäftigen sich vorwiegend mit Schafzucht und Fischfang. Hauptort ist Tobermory.

Müll (Kehricht), häusliche Abfallstoffe, wie Lumpen, Küchenreste, Asche, Scherben &c. (Hausmüll), nebst Sand, Staub, Pferdemist &c. von der Straße (Straßenmüll). Die Beseitigung des Mülls vollzieht sich in kleinern Städten ohne Schwierigkeit gleichzeitig mit der Beseitigung der Exkremente, indem man das Hausmüll in die Grube wirft, das Straßenmüll abfährt. In Städten mit Kanalisation muß aber eine geregelte Abfuhr auch für Hausmüll organisiert werden, und zwar ist notwendig, daß dieselbe schnell erfolgt, weil die Küchenreste in Fäulnis übergehen, und daß die Entleerung der Behälter in die sammelnden Wagen staubfrei ausgeführt wird, um die Vorübergehenden vor Belästigung und auch vor Ansteckungs-

gefahr zu schützen. Zur Ausführung der staubfreien Abfuhr sind zahlreiche Konstruktionen in Vorschlag gebracht worden. Das aus der Stadt entfernte M. wird auf möglichst entlegenen Stapelplätzen gelagert und hier der Zersetzung überlassen. Die Umständlichkeit und die großen Kosten dieses Verfahrens sowie die zweifellosen Gefahren der offenen Lagerung von mit organischen Stoffen und Krankheitskeimen aller Art durchsetzten Massen haben zu einer andern Behandlung des Mülls angeregt, und namentlich in England hat man etwa seit 1870 Öfen konstruiert, um das M. zu verbrennen. Der Fryersche Kehrichtofen besitzt z. B. acht schräg liegende Verbrennungskammern, die von der Decke des Ofens aus beschickt werden und am untern Ende den Verbrennungsrückstand entlassen. Die Verbrennungsgase werden durch hohe Schornsteine abgeführt. Die Rückstände, welche etwa ein Drittel des Volumens des Mülls besitzen, benutzt man zum Straßenbau und gemahlen zu Zement. Der feine Staub aus den Feuerzügen liefert, mit Karbolsäure gemischt, ein Desinfektionspulver. Die Verbrennungsgase dienen zum Teil zum Heizen eines Dampfkessels, welcher den Dampf zum Betrieb von Maschinen liefert, die die Materialien bewegen, zerkleinern, mischen ꝛc. In Ealing bei London heizt man mit den Feuerungsgasen Dampfkessel zum Betrieb der Kanalisationsdampfpumpen und betreibt mit dem Überschuß der in sieben Verbrennungsöfen erzeugten Wärme ein Elektrizitätswerk, dessen Kessel abends, wenn der Kraftbedarf größer wird, in gewöhnlicher Weise mit Steinkohle geheizt werden. Schneider hat einen Generatorschmelzofen konstruiert, in welchem sämtliche Abfallstoffe, einschließlich der gewerblichen, ohne weitere Vorbehandlung unter Beimischung geeigneter Zuschläge verbrannt und zusammengeschmolzen werden. Die aus den organischen Substanzen sich entwickelnden Gase werden rauch- und geruchlos verbrannt, die Verbrennungsprodukte werden mit zum Heizen des Ofens benutzt, der außerdem auf 100 kg Berliner Durchschnittsmüll noch 24 kg billigste Braunkohle verbraucht und dabei 40 kg geschmolzene glasartige Masse liefert, die in Form von Blöcken ein sehr widerstandsfähiges Baumaterial bildet, auch durch Einleiten in Wasser in einer Form erhalten werden kann, die sie als Kiessurrogat verwertbar macht. Die Erfolge der Müllverbrennung hängen wesentlich von der Beschaffenheit des Mülls ab. In dem kohlenreichen England, in Brüssel, Hamburg, in Steinkohlenbezirken ist dasselbe sehr reich an Kohle, welche die Verbrennung begünstigt, während überall, wo viel Braunkohle gebrannt wird, wie in Berlin, die Kohle fast vollständig zurücktritt und eine staubige Asche vorherrscht, welche große Schwierigkeiten bereitet. Vgl. Weyl, Studien zur Straßenhygiene (Jena 1893); Bohm u. Grohn, Über Müllverbrennung in England (Berl. 1894).

Muell., bei botan. Namen Abkürzung für Ferd. v. Müller, Karl Müller und Hermann Müller (s. Müller 24, 21, 26).

Müllen, s. Vitex.

Müllenhoff, Karl Viktor, Germanist, geb. 8. Sept. 1818 zu Marne (Süderdithmarschen), gest. 19. Febr. 1884 in Berlin, studierte in Kiel, Leipzig und Berlin, ward 1846 außerordentlicher u. 1854 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Altertumskunde in Kiel und ging 1858 in gleicher Stellung nach Berlin, wo er 1864 auch Mitglied der Akademie wurde. Neben einer Anzahl schätzbarer Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der altdeutschen Philologie und Altertumskunde (z. B. »De antiquorum Germanorum poesi chorica«, Kiel 1847) und Beiträgen zur alten Geographie in Zeitschriften veröffentlichte er: »Kudrun« (Kiel 1845), eine kritische Ausgabe, mit Abhandlung; »Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg« (das. 1845); »Zur Runenlehre« (mit Liliencron, Halle 1852); »über den Bau der Elegien des Properz« (1854) und die Untersuchung »Zur Geschichte der Nibelunge Not« (Braunschw. 1855). Später folgten: »De carmine Wessofontano« (Berl. 1861); »Altdeutsche Sprachproben« (das. 1864, 4. Aufl. 1885); »Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert« (in Gemeinschaft mit Scherer, das. 1864; 3. Ausg. von Steinmeyer, 1892); »Über den Schwerttanz« (in den »Festgaben für G. Homeyer«, das. 1871) und »Germania antiqua«, eine Stellensammlung zur Erläuterung der »Germania« des Tacitus (das. 1873). Sein Hauptwerk ist die »Deutsche Altertumskunde«, von welcher Bd. 1 (Berl. 1870; neuer vermehrter Abdruck 1890), Bd. 2 (das. 1887), Bd. 3 (das. 1892) und Bd. 5 (in 2 Abtlgn., 1883 u. 1891) vorliegen. Unter seiner Leitung erschien auch »Das deutsche Heldenbuch« (Berl. 1866—70, 5 Bde.), für das er selbst den »Laurin« (besonders gedruckt, das. 1871) bearbeitete. Vgl. W. Scherer, Karl M., ein Lebensbild (Berl. 1896).

Muller (spr. müller), 1) Pieter, niederländ. Historiker, geb. 9. Nov. 1842 zu Koog in Nordholland, studierte in Leiden, promovierte daselbst mit einer Dissertation über die »Geschiedenis der regering in de nader geunieerde provincien 1579—85« (Leiden 1868), arbeitete dann in den Archiven zu Brüssel, Berlin, Dresden und Wien, ward später Beamter am Reichsarchiv im Haag, 1878 Professor der Geschichte in Groningen und 1883 in Leiden. Er schrieb: »De staat der vereenigde Nederlanden in de jaren zyner wording 1572—94« (Haarl. 1872); »Wilhelm von Oranien und Georg Friedrich von Waldeck« (Haag 1873—80, 2 Bde.); »De Unie van Utrecht« (Utrecht 1878); »Regesta Hannonensia« (Haag 1882); »Documents concernant le Duc d'Anjou« (Utrecht 1889 ff., mit Diegerick).

2) Samuel, niederländ. Historiker, geb. 1848 in Amsterdam, seit 1874 Stadt-, seit 1879 auch Reichsarchivar in Utrecht, machte sich besonders verdient um die mittelalterliche Geschichte dieses Stiftes wie um die Herausgabe und Bearbeitung der Rechtsquellen der Stadt Utrecht. Seine Hauptwerke sind: »Middeleeuwsche rechtsbronnen der Stad Utrecht« (Haag 1883—86, 4 Bde.); »Registers en rekeningen van het bisdom Utrecht« (Utrecht 1889—91, 2 Bde.); »Over claustraliteit« (Amsterd. 1890).

Müller, Käfer, s. Mehlkäfer.

Müller, 1) Friedrich von, weimar. Kanzler, geb. 13. April 1779 in Kunreuth bei Forchheim, gest. 21. Okt. 1849, studierte in Erlangen und Göttingen die Rechte, trat 1801 in den weimarischen Staatsdienst, ward 1804 Regierungsrat und machte sich namentlich 1806 und 1807 dadurch verdient, daß er bei Napoleon die Erhaltung der Selbständigkeit Weimars und die Milderung der Kriegslasten erreichte, wofür er zum Geheimrat ernannt und in den Adelstand erhoben wurde (vgl. seine »Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813«, Braunschw. 1851). Nachdem er die Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege durchgeführt, trat er 1815 als Kanzler

an die Spitze der Justiz. Liebenswürdig und vielseitig gebildet, trat er zu Goethe in nähere Beziehungen (vgl. »Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. v. M.«, hrsg. von Burkhardt, Stuttg. 1870). Seit 1835 Mitglied des Landtags, nahm er 1848 seine Entlassung.

2) **Adam Heinrich**, Romantiker und Publizist, berüchtigter Apostat, geb. 30. Juni 1779 in Berlin, gest. 17. Jan. 1829, studierte seit 1798 in Göttingen die Rechte und wurde nach seiner Rückkehr nach Berlin nominell bei der kurmärkischen Kammer angestellt, behielt aber dabei Freiheit genug, allerlei Reisen, z. B. nach Schweden und Dänemark, zu unternehmen. Einen längern Aufenthalt in Polen unterbrach er durch einen Besuch in Wien, wo er 30. April 1805 zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Über Polen begab er sich nach Dresden, hielt dort öffentliche, auch im Druck erschienene »Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur« (Dresd. 1806, 2. Aufl. 1807), worin er die Schlegelsche Romantik vertrat, und gab 1808 mit H. v. Kleist, dessen böser Genius er wurde, die Zeitschrift »Phöbus« heraus. Durch den Krieg vertrieben, kehrte er nach Berlin zurück. Er verfaßte hier, nachdem sein Gesuch um Anstellung vom Staatskanzler v. Hardenberg zurückgewiesen worden, namens der kurbrandenburgischen reaktionären Ritterschaft eine gegen jenen an den König gerichtete Anklageschrift, welche den Kanzler revolutionärer Grundsätze bezichtigte, aber fruchtlos blieb. M. ging nun im Mai 1811 wieder nach Wien und wurde dort auf Empfehlung seines Freundes Gentz mit politischer Korrespondenz beschäftigt. 1813 sandte man ihn als k. k. Landeskommissar nach Tirol und verwendete ihn später unter dem Titel eines Regierungsrats auch bei der neuen Organisation dieses Landes. 1815 zurückberufen, folgte M. dem Kaiser ins Feldhoflager nach Heidelberg und Paris. Hierauf wurde er österreichischer Generalkonsul für Sachsen und Resident der anhaltischen Höfe in Leipzig, in welcher Stellung er eine bedeutende Agitation gegen Preußen betrieb und (1816—18) seine »Staatsanzeigen« erscheinen ließ. 1827 erfolgte seine Rückberufung nach Wien, wo man ihn mit dem Beinamen **von Plittersdorf** in den Adelstand erhob und in der Hof- und Staatskanzlei beschäftigte. Unter seinen Schriften, in denen sich der Hang zum Mystizismus mit katholisch-reaktionären Tendenzen verbindet, sind noch hervorzuheben: »Die Lehre vom Gegensatz« (Berl. 1804); »Von der Idee des Staates« (Dresd. 1809); »Die Elemente der Staatskunst« (Berl. 1809, 3 Bde.); »Die Theorie der Staatshaushaltung« (Wien 1812, 2 Bde.); »Versuch einer neuen Theorie des Geldes« (Leipz. 1816); »Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland« (das. 1817); »Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften« (das. 1819). Vgl. Varnhagen v. Ense, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, Bd. 2 (Leipz. 1836); »Briefwechsel zwischen Friedr. Gentz und Adam Heinr. M.« (Stuttg. 1857).

3) **Ludwig August von**, bayr. Kultusminister, geb. 19. Aug. 1846 in Dachau bei München, gest. 24. März 1895, Sohn eines Staatsbeamten, studierte in München die Rechte, trat in den bayrischen Staatsverwaltungsdienst, wurde 1878 Kabinettssekretär des Königs Ludwig II., 1880 Regierungsrat, dann Oberregierungsrat im Ministerium des Innern und Vorstand des statistischen Büreaus, 1887 Polizeipräsident von München und im Juni 1890 an Stelle von Lutz Kultusminister.

Geschichtschreiber.

4) **Johannes von**, berühmter deutscher Historiker, geb. 3. Jan. 1752 in Schaffhausen, wo sein Vater das Amt eines Diakonus und Konrektors bekleidete, gest. 29. Mai 1809 in Kassel, bezog 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, widmete sich aber dort, vorzüglich unter Schlözers Anleitung, hauptsächlich historischen Studien. Im Herbst 1771 nach Hause zurückgekehrt, absolvierte er sein theologisches Examen und wurde bald darauf als Professor der griechischen Sprache an dem Collegium humanitatis seiner Vaterstadt angestellt. Damals erschien seine Erstlingsarbeit: »Bellum Cimbricum« (Zürich 1772; deutsch von Dippold, 1810). 1774 nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Staatsrat Tronchin-Calandrini in Genf an, wo er auch nach dem Aufhören dieser Stellung verweilte und 1778 und 1779 öffentliche Vorlesungen über Universalgeschichte hielt, die, in französischer Sprache niedergeschrieben, die erste Grundlage zu dem erst nach Müllers Tode herausgekommenen Werk »Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit« (Tübing. 1810, 3 Bde., u. öfter; neue Ausg. 1852) bildeten. Nachdem er 1780 die Herausgabe des ersten Buches seiner »Geschichten der Schweizer« besorgt hatte (es erschien in Bern, trug aber aus Zensurrücksichten auf dem Titel als Verlagsort Boston), reiste er im Herbst nach Berlin. Hier wurde ihm zwar die Ehre einer Unterredung mit Friedrich d. Gr., welchem er seine in Berlin herausgegebenen »Essais historiques« übersandt hatte, aber nicht die gehoffte Anstellung im preußischen Staatsdienst zu teil; dagegen erhielt er eine Professur der Geschichte am Carolinum in Kassel, dann mit dem Ratstitel eine Bibliothekarstelle. Hier schrieb er, angeregt durch Josephs II. Reformen, das Buch »Reisen der Päpste« (o. O. 1782; neu hrsg. von Kloth, Aachen 1831), in welchem die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft dargestellt ist, daher es für M. Beifall in Rom und dem katholischen Deutschland, aber harte Anfechtungen von protestantischer Seite zur Folge hatte. 1783 kehrte er nach der Schweiz zurück und folgte 1786 einem Rufe als Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz. 1786 erschien der 1. Teil von seiner »Schweizergeschichte« in neuer Bearbeitung (»Die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft«, Leipz. 1786; der 2. und 3. Band folgten 1786—95, der 4. und die 1. Abt. des 5. Bandes 1805—1808; Bd. 1 in verbesserter Auflage 1806; dann Bd. 1—5, das. 1826). In Mainz wirkte M. eifrig für die Idee des Fürstenbundes durch die Abhandlungen: »Zweierlei Freiheit« (»Deutsches Museum«, 1786), »Darstellung des deutschen Fürstenbundes« (Leipz. 1787) und »Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbund«. 1787 wurde er vom Kurfürsten mit einer Mission nach Rom betraut, um dort für Dalbergs Wahl zum Koadjutor zu wirken. 1788 zum Geheimen Legationsrat, dann zum Geheimen Konferenzrat, endlich zum Wirklichen Geheimen Staatsrat ernannt, wurde er 1791 vom Kaiser als **Johannes, Edler von M. zu Sylvelden**, zum Reichsritter erhoben. Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen im Oktober 1792 siedelte er nach Wien über, wo er zu Anfang des Jahres 1793 als Wirklicher Hofrat bei der Geheimen Hof- und Staatskanzlei angestellt wurde. In österreichischem Interesse verfaßte er hier 1795 die

Flugschriften: »Die Übereilungen und der Reichsfriede«, »Die Gefahren der Zeit«, »Mantua und die Ausbeute von Borgoforte« und »Das sicherste Mittel zum Frieden«, Meisterstücke politischer Beredsamkeit. Als Protestant jedoch ohne Aussicht auf höhere Stellen im Staatsdienst, ja vielfach angefeindet und durch betrügerische kaufmännische Machinationen um den größten Teil seines Vermögens gebracht, befand er sich in Wien in wenig glücklicher Lage und begab sich daher 1804 nach Berlin, wo er zum Mitglied der Akademie und zum Historiographen des hohenzollerischen Hauses mit dem Titel eines Geheimen Kriegsrats ernannt wurde. Jetzt sollte eine Hauptaufgabe seiner geschichtlichen Forschung die Lebensbeschreibung Friedrichs d. Gr. werden. Außer den dieselbe betreffenden Abhandlungen, welche er für die Akademie abfaßte, schrieb M. damals die Essays: »Über den Untergang der Freiheit der alten Völker« und »Über die Zeitrechnungen der Vorwelt«; daneben beteiligte er sich an der Herausgabe der Werke Herders (mit Heyne, J. G. Müller, W. G. und Karoline v. Herder) und lieferte für dieselbe eine historische Abhandlung über den »Cid« und wertvolle Anmerkungen zu »Persepolis«. Er blieb 1806 in Berlin, auch als die Franzosen hier einrückten. Napoleon I. berief ihn zu einer Unterredung und nahm ihn (nach Müllers eignem Ausdruck) durch »sein Genie und seine unbefangene Güte« völlig gefangen. M. trat daher auch auf Wunsch des Kaisers, der ihn nach Fontainebleau berief, als Staatssekretär in das Ministerium des neuen Königreichs Westfalen. Auf sein dringendes Ersuchen entband ihn ein Dekret König Jérômes bereits 21. Jan. 1808 des Staatssekretariats und übertrug ihm das Amt eines Generaldirektors des öffentlichen Unterrichtswesens. Auch diese Thätigkeit befriedigte M. nicht. Die tiefe Entsittlichung des ihn umgebenden französischen Treibens, die Unmöglichkeit, der Ausführung seiner wissenschaftlichen Pläne nach Wunsch zu leben, die Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse, dazu die allmählich ihm physisch fühlbar werdenden Folgen geistiger Überanstrengung erfüllten sein Gemüt mit Gram und Verdüsterung, so daß er schon 1809 starb. Seine Grabstätte in Kassel ward 1852 durch den König Ludwig von Bayern mit einem Denkmal geschmückt, welches die Inschrift trägt: »Was Thukydides Hellas, Tacitus Rom, das war M. seinem Vaterland.« Auch in seiner Vaterstadt wurde ihm 1851 ein von Öchslin gefertigtes Monument errichtet. Begabt mit wunderbar rascher Auffassungsgabe, hatte sich M., mit dem leichten Erfassen des Stoffes gründlichste Durchdringung desselben verbindend, eine unermeßliche Fülle geschichtlichen Wissens zu eigen gemacht. Um eine Geschichte der Welt zu schreiben, hatte er seit 1781 nicht weniger als 1833 Quellenschriftsteller bis auf die Reformation auf 17,000 eng geschriebenen Folioseiten exzerpiert. Die Gabe, anschaulich zu schildern, deutlich und plastisch zu gruppieren, war ihm in hohem Maße eigen. Doch leidet sein Stil mitunter an Manieriertheit. Die harten Urteile über M., namentlich über seinen allerdings bedauerlichen Anschluß an Napoleon, sind ungerecht. M. war für eine über den Nationen stehende Humanität begeistert und hielt Napoleon irrtümlich für ein Werkzeug derselben, wie ja auch andre Zeitgenossen. Verheiratet war er nie; innige Liebe verband ihn unter allen seinen Freunden am meisten mit seinem Bruder **Johann Georg** M. (geb. 1759 in Schaffhausen, gest. als Oberschulherr und Professor daselbst 1819); der Briefwechsel zwischen beiden wurde von Haug herausgegeben (Frauenf. 1891). Müllers »Sämtliche Werke« erschienen, herausgegeben von seinem eben genannten Bruder, in 27 Bänden (Tübing. 1809—19), dann in 40 Bänden (Stuttg. 1831—35). Seine »Schweizergeschichte«, das Werk, in welchem des Historikers M. große Eigenschaften sich am glänzendsten entfalten, wurde fortgesetzt von R. Glutz-Blotzheim (Bd. 5, 2. Abt., Zürich 1816), dann von J. J. Hottinger (Bd. 6. u. 7, das. 1825—29); ferner von J. Vulliemin (Bd. 8—10, das. 1842—45) und von C. Monnard (Bd. 11—15, das. 1847—53). Über Müllers Leben vgl. außer seinen Briefen an Bonstetten (hrsg. 1809) die »Briefe Müllers an seinen ältesten Freund« (hrsg. von Füßli, Zürich 1812); v. **Woltmann**, J. v. M., mit Müllers Briefen an Woltmann (Berl. 1811); **Heeren**, J. v. M., der Historiker (Leipz. 1820); **Döring**, Leben J. v. Müllers (Zeitz 1835); **Monnard**, Biographie de Jean de Muller (Par. 1839); **Thiersch**, Über J. v. M. (Augsb. 1881).

5) **Wilhelm**, geb. 2. Dez. 1820 zu Giengen in Württemberg, gest. 8. Febr. 1892 in Ravensburg, studierte zu Tübingen Theologie u. Philologie, ward 1847 Lehrer der alten Sprachen und Geschichte an der Kantonschule in Trogen (Appenzell), 1851 Oberlehrer an der Lateinschule in Weinsberg, 1865 Professor am Gymnasium in Tübingen und trat 1884 in den Ruhestand. Er schrieb: »Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte« (14. Aufl., Stuttg. 1890); »Politische Geschichte der neuesten Zeit 1816—1867« (das. 1867, 4. Aufl. 1889); »Illustrierte Geschichte des deutsch-französischen Krieges« (das. 1873); »Der russisch-türkische Krieg von 1877—78« (das. 1878); »Historische Frauen« (Berl. 1876, 2. Aufl. 1885); »Kaiser Wilhelm« (4. Ausg., das. 1888); »Generalfeldmarschall Graf Moltke« (3. Aufl., Stuttg. 1889); »Deutsche Geschichte« (das. 1880; 2. Ausg. 1888); »Fürst Bismarck« (3. Aufl., das. 1890); »Europäische Geschichte und Politik 1871—1881« (das. 1882); »Kaiser Friedrich« (das. 1888); »Deutschlands Einigungskriege 1864—1871« (Leipz. 1889); »Bilder aus der neuern Geschichte« (Stuttg. 1892). Auch gab er ein Jahrbuch unter dem Titel: »Politische Geschichte der Gegenwart« (Berl. 1867—91, 25 Bde.; fortgesetzt von Wippermann) u. eine Neubearbeitung von »Beckers Weltgeschichte« (Stuttg. 1884, 12 Bde.) heraus.

Theologen, Philosophen.

6) **Julius**, deutscher Theolog, geb. 10. April 1801 in Brieg, gest. 27. Sept. 1878 in Halle, studierte anfangs die Rechte, dann Theologie; 1825 wurde er Pfarrer zu Schönbrunn bei Strehlen, 1831 zweiter Universitätsprediger in Göttingen, wo er zugleich über praktische Exegese und Pädagogik Vorlesungen hielt und 1834 eine außerordentliche Professur der Theologie erhielt. Als ordentlicher Professor ging er 1835 nach Marburg, 1839 nach Halle. Seinen Ruf als Dogmatiker begründete er durch sein Hauptwerk: »Die christliche Lehre von der Sünde« (Bresl. 1839; 6. Aufl., Stuttg. 1877, 2 Bde.; neue Ausg., Brem. 1889). 1846 nahm er an der evangelischen Landessynode zu Berlin als Vertreter der evangelischen Bekenntnisunion teil und veröffentlichte hierauf: »Die erste Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens« (Berl. 1847) und »Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht« (das. 1854); »Dogmatische Abhandlungen« (Brem. 1870, 2 Bde.). Er gab mit Nitzsch u. a. die »Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben« (1850—

1861) heraus. Vgl. Kähler, Julius M. (Halle 1878); L. Schultze, Dr. theol. J. M. (das. 1879); Derselbe, Julius M. als Ethiker (das. 1895).

7) Karl, evang. Theolog, geb. 3. Sept. 1852 zu Langenburg in Württemberg, wurde 1875 Vikar in Ludwigsburg, 1878 Repetent in Tübingen, 1880 Privatdozent in Berlin, 1882 daselbst und 1884 in Halle außerordentlicher Professor der Theologie, 1886 ordentlicher Professor in Gießen, 1891 in Breslau. Er schrieb: »Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der römischen Kurie« (Tübing. 1879—80, 2 Bde.); »Die Anfänge des Minoritenordens und der Bußbrüderschaften« (Freiburg 1885); »Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts« (Gotha 1886); »Kirchengeschichte« (Bd. 1, Freiburg 1892).

8) Georg Elias, Philosoph, geb. 20. Juli 1850 in Grimma, studierte in Leipzig, Berlin und Göttingen, habilitierte sich 1876 als Privatdozent daselbst, wurde 1880 als Professor nach Czernowitz berufen und wirkt seit 1881 als ordentlicher Professor in Göttingen. M. machte sich zuerst durch seine an dem Fechnerschen »psychophysischen Gesetze« geübte scharfsinnige Kritik und seine auf exakt mathematischer Grundlage beruhende selbständige Behandlung der fundamentalen Fragen der Psychophysik bekannt und zählt gegenwärtig zu den namhaftesten Mitarbeitern an dieser neuen Wissenschaft. Er schrieb: »Zur Theorie der sinnlichen Aufmerksamkeit« (Leipz. 1873); »Zur Grundlegung der Psychophysik« (Berl. 1879); »Theorie der Muskelkontraktion« (das. 1891, Bd. 1).

Altertumsforscher, Philologen.

9) Peter Erasmus, nordischer Altertumsforscher und Theolog, geb. 29. Mai 1776 in Kopenhagen, gest. 4. Sept. 1834, studierte in seiner Vaterstadt Theologie und erhielt, nachdem er Deutschland, Frankreich und England bereist hatte, 1801 die Professur der Theologie an der Universität in Kopenhagen. Er redigierte 26 Jahre lang die »Kjöbenhavnske lærde Efterretninger« (1801—10) und deren Fortsetzung »Dansk Litteraturtidende« (1811—30). 1830 ward er zum Bischof von Seeland und zum Ordensbischof ernannt. Von seinen theologischen Schriften sind seine »Moral« (Kopenh. 1808), »Christliche Apologetik« (1810), »Symbolik« (1817) und »Dogmatik« (1826) hervorzuheben. Als Altertumsforscher machte er sich bekannt unter andern durch folgende Schriften: »Antiquarisk Undersögelse over de ved Gallehus fundne Guldhorn« (1806); »Om det islandske Sprogs Vigtighed« (1813); »Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie« (1813) und »Über die Authentie der Edda Snorros und die Echtheit der Asalehre« (1811), beide deutsch von Sander; »Sagabibliothek« (Kopenh. 1816—19, 3 Bde.; 1. Bd. deutsch von Lachmann, Berl. 1816; 2. Bd. von Lange, Frankf. a. M. 1832), eine kritische Darstellung der gesamten Sagalitteratur; »Kritisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie« (1823—30, 2 Bde.); »Kritisk Undersögelse af Saxo's Historiens syv sidste Böger« und seine Ausgabe von »Saxonis Grammatici historia danica« (1. Bd. 1839; fortgesetzt von Velschow, 1839—58). Von Wert ist auch seine »Dansk Synonymik« (1829, 2 Bde.; 3. umgearbeitete Aufl. von Dahl, 1872).

10) Karl Otfried, berühmter Altertumsforscher, geb. 28. Aug. 1797 in Brieg, gest. 1. Aug. 1840 in Athen, studierte seit 1814 in Breslau und Berlin (unter Böckh), wurde 1818 Lehrer am Magdaleneum in Breslau, 1819 außerordentlicher Professor der Archäologie und Direktor des philologischen Seminars in Göttingen, 1823 ordentlicher Professor, 1832 Hofrat, 1835 Professor der Beredsamkeit, unternahm im September 1839 eine Reise nach Italien und Griechenland und erkrankte inmitten anstrengender Untersuchungen zu Delphi. Er wurde am alten Kolonos Hippios bei Athen begraben. Der genialste Schüler Böckhs, erstrebte auch er eine umfassende Kenntnis des Altertums, insbes. auch das Kunstgebiet in den Bereich seiner Forschung ziehend. Als tüchtiger Geschichtsforscher bewährte er sich nach seinem Erstlingswerk: »Aegineticorum liber« (Berl. 1817), in seinen »Geschichten hellenischer Stämme u. Städte« (Bd. 1: »Orchomenos und die Minyer«, Bd. 2: »Die Dorier«, Bresl. 1820—24; 2. Aufl. von Schneidewin, 1844), die er später durch das Werk »Über die Wohnsitze, Abstammung und ältere Geschichte des makedonischen Volkes« (Berl. 1825) u. »Die Etrusker« (Bresl. 1828, 2 Bde.; 2. Aufl. von Deecke, Stuttg. 1877—1878) erweiterte. Bahnbrechend wirkten auch seine »Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie« (Götting. 1825), welche die Entstehung der Mythen einzelnen Lokalitäten zusprechen. Auf dem Gebiet der Kunstgeschichte lieferte er das erste systematische »Handbuch der Archäologie der Kunst« (Bresl. 1830; 3. Aufl. von Welcker, 1848; 2. Abdruck, Stuttg. 1878), dem er die von Österley gezeichneten »Denkmäler der alten Kunst« (Götting. 1832 ff.; 3. Aufl. von Wieseler, 1876—81, 2 Bde.) folgen ließ. Als scharfsinniger Kritiker und Grammatiker bekundete sich M. durch seine Rezension von Varros »De lingua latina« (Leipz. 1833) und Festus' »De verborum significatione« (das. 1839). Seine Ausgabe von Äschylos' »Eumeniden« (griech. u. deutsch, Götting. 1833; Anhänge 1834—35) verwickelte ihn in eine litterarische Fehde mit G. Hermann und dessen Schwiegersohn Fritzsche. Von englischen Gelehrten veranlaßt, schrieb er endlich seine »History of the literature of ancient Greece« (Bd. 1, Lond. 1840), von welcher nach der Handschrift des Verfassers sein Bruder Eduard (geb. 12. Nov. 1804 in Brieg, seit 1853 Direktor des Gymnasiums in Liegnitz, gest. daselbst 30. Nov. 1875) eine deutsche Ausgabe besorgte: »Geschichte der griechischen Litteratur bis auf das Zeitalter Alexanders« (Bresl. 1841, 2 Bde.; 4. Aufl. von Heitz, Stuttg. 1882—84). Gesammelt erschienen seine »Kleinen deutschen Schriften« (hrsg. von seinem Bruder Eduard, mit Biographie, Bresl. 1847—48, 2 Bde.), seine »Kunstarchäologischen Werke« (Berl. 1872—73, 5 Bde.) und sein Briefwechsel mit A. Böckh (Leipz. 1883). Vgl. F. Ranke, K. O. M., ein Lebensbild (Berl. 1870).

11) Wilhelm, Germanist, geb. 27. Mai 1812 in Holzminden, gest. 4. Jan. 1890 in Göttingen, habilitierte sich 1841 in Göttingen für altdeutsche Sprache und Litteratur und ward 1845 zum außerordentlichen, 1856 zum ordentlichen Professor ernannt. Er veröffentlichte: »Geschichte und System der altdeutschen Religion« (Götting. 1844), eine Ausgabe des Heinrich von Müglin (das. 1848), »Niedersächsische Sagen und Märchen« (mit Schambach, das. 1855), »Mythologie der deutschen Heldensage« (Heilbr. 1886), »Zur Mythologie der griechischen und deutschen Heldensage« (das. 1889) und bearbeitete mit Zarncke (nach Beneckes Vorarbeiten) das »Mittelhochdeutsche Wörterbuch« (Leipz. 1854—67, 4 Bde.).

12) Friedrich Max, berühmter Orientalist, Sprachforscher und Schriftsteller, Sohn des Dichters Wil-

helm M. (M. 31), geb. 6. Dez. 1823 in Dessau, besuchte die dortige Schule und das Leipziger Nikolaigymnasium und trieb nachher in Leipzig philologische, besonders Sanskritstudien (unter Brockhaus), als deren erste Frucht 1844 eine deutsche Übersetzung der indischen Fabelsammlung »Hitopadeça« erschien. In demselben Jahre ging er nach Berlin, 1845 nach Paris, wo Burnouf Müllers Augenmerk auf den Rigweda richtete. Um die von Rosen begonnene Ausgabe dieses ältesten Sanskritwerks fortzusetzen, ging M. 1846 nach England, wo ihm einige Jahre später durch Vermittelung Bunsens von den Direktoren der Ostindischen Kompanie der Auftrag erteilt wurde, den ganzen Rigweda mit dem ausführlichen Kommentar des Sayana herauszugeben. Diese Ausgabe erschien in 6 großen Quartbänden 1849—75 (2. Aufl. in 4 Bänden, Oxford 1890—92), daraus das erste der 10 Bücher des Rigweda ohne Kommentar »zum Gebrauch für Vorlesungen« (Leipz. 1869), später auch der ganze Rigweda ohne Kommentar »zum Handgebrauch« (Lond. 1873). Eine Übersetzung von 16 ausgewählten Hymnen aus dem Rigweda enthalten seine »Sacred hymns of the Brahmans« (Lond. 1869). Seit 1848 lebt M. dauernd in Oxford, wo er 1850 Deputy professor, 1854 ordentlicher Professor für neuere Sprachen und Litteraturen, 1858 Fellow von All Soul's College, 1869 Professor für vergleichende Sprachwissenschaft wurde. 1872 bei der Gründung der Universität Straßburg als Professor an dieselbe berufen, hielt er dort Vorlesungen, kehrte aber bald nach Oxford zurück. Auch dort gab er 1876 seine Lehrverpflichtungen auf, um sich ganz der ihm von der Universität Oxford übertragenen Herausgabe der »Sacred books of the East« widmen zu können. Die erste Serie dieses großen Unternehmens, einer Sammlung von englischen Übersetzungen orientalischer Religionsbücher des Altertums, erschien in 24 Bänden 1879—85, die zweite Serie von 25 Bänden 1886—95, eine dritte Serie, die 1894 mit Unterstützung des Königs von Siam begonnen wurde, soll nur Übersetzungen buddhistischer Werke enthalten. Von M. selbst rühren her: der 1. und 15. Band, eine Übersetzung der philosophischen Upanishads, der 32. und 48. Band, eine Übersetzung wedischer Hymnen aus dem Sanskrit, und ein Teil des 49. Bandes, buddhistische Schriften enthaltend. Neben diesen Übersetzungen gab M. in den »Anecdota Oxoniensia« mehrere buddhistische, aus Japan stammende, aber in Sanskrit abgefaßte Werke im Grundtext heraus (Oxford 1881 ff.). Schon früher veröffentlichte er aus dem Gebiete der altindischen Litteratur: Übersetzungen des Fabelbuchs »Hitopadesa« (Leipz. 1844) und des lyrischen Gedichts »Meghaduta« (Königsb. 1847), eine »History of ancient Sanskrit literature« (2. Aufl., Lond. 1860), eine englische Sanskritgrammatik (von Kielhorn u. Oppert ins Deutsche übersetzt, Leipz. 1868), eine englische Übersetzung des buddhistischen Moralwerks »Dhammapada« (Lond. 1870), »India, what can it teach us« (1883, deutsch u. d. T.: »Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung«, Leipz. 1884) u. a. Als Sprachforscher hat sich M. besonders durch seine »Lectures on the science of language« (Lond. 1861; neue Serie 1864; 14. Aufl. 1885, neue Bearbeitung 1891; deutsch von Böttger als »Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache«; 4. Aufl., neue Bearbeitung von Fick und Wischmann, Leipz. 1892), die überall zur Weckung und Belebung des Interesses für sprachwissenschaftliche Studien bedeutend beigetragen haben, bekannt gemacht. Mannigfachen Inhalts, doch vornehmlich auf vergleichende Mythologie und Sprachwissenschaft bezüglich, sind die Aufsätze, welche er unter dem Titel: »Chips from a German workshop« (Lond. 1867—1875, 4 Bde.; neue Ausg. 1895; deutsch als »Essays«, Leipz. 1869—76, 4 Bde.) veröffentlichte. Eine Auswahl derselben erschien als »Selected essays on language, mythology and religion« (1881, 2 Bde.). Neuerdings hat M. seine Thätigkeit vornehmlich dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte zugewendet. Eine »Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft« erschien 1874 (auch englisch), und »Lectures on the origin and growth of religion« (deutsch, Straßb. 1880), »Gifford lectures« über »Physical religion« (1891), »Anthropological religion« (1892) und »Theosophy or Psychological religion« (1893; alle drei deutsch von Winternitz, Leipz. 1891—95) u. a. schlossen sich daran an. Auf philosophischem Gebiet hat M. die erste vollständige englische Übersetzung von Kants »Kritik der reinen Vernunft« (1881), »The science of thought« (1887; deutsch, Leipz. 1888) und viele Aufsätze in Zeitschriften veröffentlicht. Dem belletristischen Gebiet gehört unter anderm seine anziehende Erzählung »Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings« an (Leipz. 1857; 9. Aufl., das. 1889). Auch gab er »Schillers Briefwechsel mit Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein« (Berl. 1875) und die Denkschrift »Basedow. Von seinem Urenkel« (1877) heraus. M. (in England gewöhnlich Max-Müller genannt) ist Ritter des Ordens pour le mérite und eins der acht auswärtigen Mitglieder des Institut de France, das ihm bereits 1849 den Volney-Preis zuerkannte.

13) **Iwan**, Philolog, geb. 20. Mai 1830 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, studierte seit 1848 in Erlangen und wurde 1853 Alumnatsinspektor in Ansbach, 1856 Studienlehrer daselbst, 1858 Professor am Gymnasium zu Zweibrücken, 1862 zu Erlangen, 1864 ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der dortigen Universität, 1893 in München. Zu Galenus verdanken wir ihm eine kritische Ausgabe von dessen »De placitis Hippocratis et Platonis« (Bd. 1, Leipz. 1874) und eine Textausgabe der »Scripta minora« (mit J. Marquardt und Helmreich, das. 1884—93, 3 Bde). Er redigiert das »Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft« (Nördl. u. Münch. 1885 ff.), in dem er selbst die »Griechischen Privataltertümer« (Bd. 4, Abt. 1, 1887; 2. Aufl. 1893) bearbeitete, die »Acta seminarii philologici Erlangensis« (anfangs mit Wölfflin, später mit Luchs, Erlang. 1878—91, 5 Bde.) sowie den von Bursian 1873 begründeten »Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft« (Berl., seit 1883). Auch besorgte er Umarbeitungen von Nägelsbachs »Lateinischer Stilistik« (6. Aufl., Nürnb. 1876; 8. Aufl. 1888).

14) **Friedrich**, ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 5. März 1834 zu Jemnik in Böhmen, studierte 1853—57 zu Wien und Göttingen Philologie, wurde 1858 an der Universitätsbibliothek in Wien, 1861 an der kaiserlichen Hofbibliothek daselbst angestellt, erhielt 1866, nachdem er sich bereits 1860 als Privatdozent habilitiert hatte, eine außerordentliche, 1869 eine ordentliche Professur für vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit an der Wiener Universität und wurde noch in demselben Jahre zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ernannt. M. ist der Hauptvertreter der linguistischen Ethnographie. Als seine Hauptwerke sind zu bezeichnen: der »Linguistische

Teil« und der »Ethnographische Teil« der »Reise der österreichischen Fregatte Novara« (Wien 1867 u. 1868), die »Allgemeine Ethnographie« (das. 1873, 2. Aufl. 1879) und der »Grundriß der Sprachwissenschaft« (das. 1876—87, Bd. 1—4, 1. Abt.). Außerdem veröffentlichte er seit 1857 in den »Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie« eine große Anzahl wichtiger, meist auch separat erschienener linguistischer Abhandlungen u. zahlreiche andre Aufsätze in Benfeys »Orient und Occident«, in Kuhn und Schleichers »Beiträgen«, in Behms »Geographischem Jahrbuch«, in den »Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft« zu Wien und der »Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes«. Bei den beiden letztgenannten Zeitschriften ist er als Mitredakteur thätig.

15) Lucian, Philolog, geb. 17. März 1836 in Merseburg, studierte 1854—60 in Berlin und Halle, privatisierte 1862—67 in Holland, besonders mit der Durchforschung der Leidener Bibliothek beschäftigt, habilitierte sich 1867 in Bonn, wurde 1870 ordentlicher Professor der lateinischen Sprache und Litteratur am historisch-philologischen Institut zu Petersburg, 1873 außerdem Professor der lateinischen und griechischen Sprache an der römisch-katholischen Akademie daselbst und 1878 auch Professor der lateinischen Paläographie am archäologischen Institut. Durch das Studium Bentleys und Lachmanns angeregt, hat er sich besonders um die lateinischen Dichter verdient gemacht. Es erschienen hierzu von ihm: »De re metrica poetarum latinorum praeter Plautum et Terentium libri VII« (Leipz. 1861, 2. Aufl. 1894); »Der saturnische Vers und seine Denkmäler« (das. 1885); »De Pacuvii fabulis« (Berl. 1889); »De Accii fabulis« (das. 1890); ferner die Ausgaben von Ovids »Amores, Ars amandi, Remedia amoris« (das. 1861), des Horaz (Leipz. 1869, 2. Ausg. 1879; Miniaturausg. 1874; »Oden und Epoden, mit deutschen Anmerkungen«, Gieß. 1882, Satiren und Episteln, Wien und Leipz. 1891—93, 2 Bde.), Catull, Tibull, Properz (Leipz. 1870), Rutilius Namatianus (das. 1870), Lucilius (das. 1872), Phädrus (das. 1877), Publilius Optatianus Porphyrius (das. 1877); »Q. Enni reliquiae« (Petersb. 1885); »Livi Andronici et Cn. Naevi fabularum reliquiae« (Berl. 1885), des Nonius Marcellus (Leipz. 1888, 2 Bde.); endlich litterarhistorische Biographien: »Leben und Werke des C. Lucilius« (das. 1876), »Q. Horatius Flaccus« (das. 1880) und »Quintus Ennius« (Petersb. 1884). Außerdem schrieb er: »Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden« (Leipz. 1869) und die Biographie »Friedrich Ritschl« (Berl. 1877; 2., mit einem Anhang vermehrte Ausg. 1878). Für Schulzwecke sind bestimmt: »Rei metricae poetarum latinorum praeter Plautum et Terentium summarium« (Leipz. 1878); »Orthographiae et prosodiae latinae summarium« (das. 1878); »Metrik der Griechen und Römer« (das. 1880, 2. Aufl. 1885).

16) David Heinrich, Semitolog, geb. 6. Juli 1846 zu Buczacz in Galizien, studierte in Wien, Leipzig, Straßburg und Berlin, wurde 1885 ordentlicher Professor an der Universität Wien. Er veröffentlichte: »Kitâb-al-Fark von Alaßma'î« (Wien 1876); »Südarabische Studien« (das. 1877); »Die Burgen und Schlösser Südarabiens« (das. 1879—81, 2 Hefte); »Sabäische Denkmäler« (mit Mordtmann, das. 1883); »Siegfried Langers Reiseberichte aus Syrien und Arabien und die von ihm gesammelten Inschriften« (Leipz. 1883); »Zur vergleichenden semitischen Sprachforschung« (Leid. 1884); »Die Keilinschrift von Aschrut-Darga« (Wien 1886—87); »Zur Geschichte der semitischen Zischlaute« (das. 1888); »Epigraphische Denkmäler aus Arabien« (das. 1889); »Die Rezensionen und Versionen des Eldad-had-Dânî« (das. 1892); »Die altsemitischen Inschriften von Sendschirli« (das. 1893); ferner gab er Hamdânîs »Geographie der arabischen Halbinsel« (Leid. 1884—91, 2 Bde.) und Teile von Tabarîs »Annales« (das. 1888—89) heraus. Sein Bericht über eine Studienreise nach Konstantinopel erschien 1878 in Wien. M. ist Mitredakteur der »Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes« sowie Vorsteher des orientalischen Instituts.

17) August, Orientalist, geb. 3. Dez. 1848 in Stettin, gest. 12. Sept. 1892 in Halle, studierte von 1864—68 in Halle und Leipzig klassische und orientalische Philologie, war eine Zeitlang Gymnasiallehrer in Neuruppin und am Waisenhause zu Halle, habilitierte sich in Halle 1870, wurde 1874 zum außerordentlichen Professor ernannt, ging 1882 als ordentlicher Professor nach Königsberg und kehrte 1890 in gleicher Eigenschaft nach Halle zurück. Die wichtigsten seiner Schriften sind: »Imruulkaisi Mu'allaka« (Halle 1869); »Hebräische Schulgrammatik« (das. 1878); »Ibn Abi Useibia« (arab. Text, Königsb. 1884); »Der Islam im Morgen- und Abendland« (in Onckens »Allgemeiner Geschichte«, Berl. 1885—87, 2 Bde.); »Türkische Grammatik« (das. 1889) ꝛc. Daneben bearbeitete er das »Verzeichnis der orientalischen Handschriften des Hallischen Waisenhauses« (mit F. A. Arnold, Halle 1876), den »Katalog der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« (Leipz. 1880—81, 2 Tle.) und gab die »Orientalische Bibliographie« (Bd. 1—5, Berl. 1888—92, fortgesetzt von Kuhn) heraus. Casparis »Arabische Grammatik« bearbeitete er in 4. und 5. Auflage (Halle 1876 u. 1887). Zu Nöldekes »Delectus veterum carminum Arabicorum« schrieb er das Glossar (Berl. 1890) und für Haupts »Sacred books of the Old Testament« (Leipz. u. Baltimore 1893 ff.) eine Übersetzung der »Proverbien«. Außerdem gab er Fr. Rückerts »Koran« (1888) und zusammen mit J. Rödiger Flügels »Kitâb al-Fihrist« (Leipz. 1871—72, 2 Bde.) heraus.

Naturforscher.

18) Johann, berühmter Mathematiker und Astronom, s. Regiomontanus.

19) Johannes Peter, Physiolog, geb. 14. Juli 1801 in Koblenz, gest. 28. April 1858 in Berlin, studierte seit 1819 in Bonn und Berlin, habilitierte sich 1824 als Privatdozent für Physiologie und vergleichende Anatomie in Bonn, wurde 1826 außerordentlicher und 1830 ordentlicher Professor daselbst und 1833 Professor der Anatomie und Physiologie in Berlin. Seine beiden ersten wichtigern Arbeiten: »Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinns« (Leipz. 1826) und »Über die phantastischen Gesichtserscheinungen« (Kobl. 1826), gehören einer eigentümlichen subjektiv-philosophischen Richtung an; die erste enthält eine Fülle der wichtigsten Thatsachen über das Sehen des Menschen u. der Tiere, während die zweite sich in die schwersten psychologischen Probleme vertieft. In der Folge wandte sich M. einer objektiv physiologisch-anatomischen Richtung zu und ward zum hervorragendsten Vertreter der morphologischen Richtung in der Zoologie und zum Urheber der experimentellen Physiologie in Deutschland. Zahlreiche Untersuchungen aus dieser Periode finden sich in Fachjournalen und Sammelwerken; auch gehört hierher die Arbeit:

»Über die feinere Struktur und Entwickelungsgeschichte der Drüsen« (Leipz. 1830), durch welche diese Organe für das Tierreich genauer bekannt und der alte Streit über die geschlossenen Enden der Drüsengänge entschieden wurde. Experimentell-physiologische Untersuchungen (seit 1830) führten zur sichern Begründung des Bellschen Lehrsatzes über die Verrichtungen der Wurzeln der Rückenmarksnerven, zur Feststellung der Lehre von den Reflexbewegungen, zur genauern Kenntnis der Konstitution des Blutes, der Lymphe, des Chylus ꝛc.; auch untersuchte er die Organe und Gesetze der Stimmbildung und lieferte fundamentale Arbeiten über das Gehör. In Berlin vollendete er das »Handbuch der Physiologie des Menschen« (Kobl. 1833—40, 2 Bde.; Bd. 1, 4. Aufl. 1841—44), in welchem die gesamte Physiologie, die vergleichende Organologie und die gesamte Gewebelehre in mikroskopischer und chemischer Hinsicht niedergelegt sind. Durch dies Werk übte M. den größten Einfluß auf seine Zeit, er wurde durch dasselbe der Begründer der physikalisch-chemischen Schule und schuf damit die Grundlage der ganzen neuern Physiologie. Seit 1833 lieferte er zahlreiche vergleichende und pathologisch-anatomische sowie systematisch zoologische Arbeiten: »Die vergleichende Anatomie der Myxinoiden« (Berl. 1835—41), durch welche der Grund zu einer vergleichenden Gewebelehre gelegt wurde; die »Beschreibung der Plagiostomen«; »Über den Bau und die Grenzen der Ganoiden und das natürliche System der Fische« (1844); »Über die Larven und die Metamorphose der Echinodermen« (das. 1849). Sein (unvollendetes) Werk »Über den feinern Bau der krankhaften Geschwülste« (Berl. 1838) wurde bahnbrechend für die mikroskopische Forschung in der pathologischen Anatomie. Dann aber arbeitete er fast ausschließlich auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und lieferte namentlich über die niedern Tiere viele Untersuchungen. Zur Beobachtung des Lebens der Seetiere unternahm er 19 Reisen an die Ost- und Nordsee, das Adriatische und Mittelmeer. M. gilt als der vielseitigste, fruchtbarste, genialste und glücklichste Forscher der neuern Zeit, er huldigte bis an sein Ende dem Vitalismus. Das Recht der Philosophie, selbst des Glaubens und einer positiven Religion hat er nicht bestritten, aber niemand hat mehr als er dazu beigetragen, Physik und Chemie in ihre Rechte in der Physiologie einzusetzen und die exakte Methode gegenüber den Verirrungen der Naturphilosophie, des Spiritualismus und der Orthodoxie für alle Zeiten festzustellen. Seit 1834 gab er das »Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin« heraus. Vgl. die Gedächtnisreden von Virchow (Berl. 1858) und Du Bois-Reymond (das. 1860).

20) Johann Heinrich Jakob, Physiker geb. 30. April 1809 in Kassel, gest. 3. Okt. 1875 in Freiburg, studierte seit 1827 in Darmstadt, Bonn und Gießen, ward 1834 Lehrer in Darmstadt, 1837 in Gießen, 1844 Professor der Physik an der Universität Freiburg. Außer zahlreichen Abhandlungen über Elektromagnetismus, Optik u. Wärmelehre schrieb er: »Lehrbuch der Physik und Meteorologie«, ursprünglich eine Bearbeitung von Pouillets »Éléments de physique« (Braunschw. 1842—44, 2 Bde.; 9. Aufl. von Pfaundler, 1886 ff., 3 Bde.); »Lehrbuch der kosmischen Physik« (das. 1856, 5. Aufl. 1894); »Grundriß der Physik und Meteorologie« (das. 1846, 13. Aufl. 1881) und »Mathematischer Supplementband und Auflösungen der Aufgaben« (3. Aufl., das. 1875).

21) Karl (genannt M. von Halle), Naturforscher, geb. 16. Dez. 1818 in Allstedt, erlernte die Pharmazie in Berka a. d. Ilm, studierte darauf seit 1843 in Halle Botanik und reihte sich mit seiner »Synopsis muscorum frondosorum« (Berl. 1849—51, 2 Bde.) den hervorragendsten Bryologen an. Er schuf eine Moossammlung, welche gegenwärtig 10,000 Arten enthält. Mit Roßmäßler und Ule gründete er 1852 eine naturwissenschaftliche Zeitschrift, »Die Natur«, welche er mit Ule und seit dessen Tode (1876) allein herausgibt, und durch welche beide einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die populär-naturwissenschaftliche Litteratur ausübten. M. schrieb noch: »Deutschlands Moose« (Halle 1853); »Das Buch der Pflanzenwelt. Versuch einer kosmischen Botanik« (Leipz. 1857, 2 Bde.; 2. Aufl. 1869); »Der Pflanzenstaat, Entwurf einer Entwickelungsgeschichte des Pflanzenreichs« (das. 1860); »Wanderungen durch die grüne Natur« (Berl. 1850; in 2. Aufl. als »Das Kleid der Erde«, Leipz. 1873); »Ansichten aus den deutschen Alpen« (Halle 1858).

22) Adolf, naturwissenschaftl. Schriftsteller, geb. 16. Jan. 1821 zu Friedberg in der Wetterau, studierte bis 1842 Forstwissenschaft in Gießen, wurde Oberförster zu Gladenbach, trat 1866 in den preußischen Staatsdienst und wurde 1877 Oberförster in Krofdorf bei Gießen; 1891 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Darmstadt über. Mit seinem Bruder Karl (geb. 16. Juli 1825, lebt als Pfarrer in Alsfeld, gab einen Band religiöser und weltlicher »Gedichte«, Frankf. 1865, heraus) schrieb er: »Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel« (Leipz. 1865); »Wohnungen, Leben und Eigentümlichkeiten in der Tierwelt« (das. 1869); »Gefangenleben der besten einheimischen Singvögel« (das. 1871); »Die einheimischen Säugetiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden« (das. 1873); »Unsre nützlichsten Säugetiere und Vögel« (Köln 1876); »Der Hund und seine Jagd« (mit Aquarellen von Deiker, Frankf. 1880); »Tiere der Heimat« (Kassel 1881—83, 2. Aufl. 1888—94). M. schrieb auch mehrere Dramen, darunter die Tragödie »Doktor Fausts Ende« (1869; 2. Aufl., Ilfeld 1887), und Operntexte.

23) Fritz, Naturforscher, geb. 31. März 1821 in Windischholzhausen bei Erfurt, erlernte die Pharmazie in Naumburg, studierte seit 1840 in Berlin und Greifswald Naturwissenschaft, dann Medizin u. wanderte 1852 nach Brasilien aus, wo er erst einige Jahre als Farmer in Blumenau, dann als Lehrer der Mathematik in Desterro lebte. Hier widmete er sich der Erforschung der Meeresfauna und nach dem Erscheinen von Darwins Buch der Entwickelungsgeschichte der Krustaceen. Durch die Resultate dieser Arbeiten (»Für Darwin«, Leipz. 1864) trug er viel zur Verbreitung des Darwinismus in Deutschland bei. Als die Jesuiten am Lyceum in Desterro Eingang fanden, kehrte er als Naturforscher der Provinz Santa Catharina nach Blumenau zurück. Hier lieferte er noch mehrere Arbeiten mit Bezug auf die Darwinsche Theorie, besonders Beobachtungen über die Bienen- und Schmetterlingsfauna.

24) Ferdinand von, Naturforscher, geb. 30. Juni 1825 in Rostock, studierte 1846—47 in Kiel und bereiste 1848—52 Südaustralien, dann als Regierungsbotaniker Victoria bis 1855, begleitete Gregory auf seiner Vermessungsreise und übernahm hierauf die Direktion des botanischen Gartens zu Melbourne, den er in wenigen Jahren zu einem der berühmtesten derartigen Institute erhob. Er selbst benannte mehr als

2000 Pflanzen und erwarb sich auch große Verdienste um Akklimatisation von Kulturpflanzen. Namentlich veranlaßte er die massenhafte Anpflanzung von Eukalyptus in den Mittelmeerländern und allen warmen gemäßigten Zonen, wodurch er zur Verbesserung des Klimas ausgedehnter Landstrecken beitrug. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Fragmenta phytographiae Australiae« (Lond. 1862—81, Bd. 1—11); »Flora australiana« (mit Bentham, 1863—70, 7 Bde.); »Plants of Victoria« (Melb. 1860—65, 2 Bde.); »The vegetation of the Chatham Islands« (das. 1864); »Eucalyptographia« (das. 1879—82); »Select extratropical plants« (das. 1891).

25) Alexander, Agrikulturchemiker, geb. 1828 in der bayrischen Oberpfalz, studierte 1846—50 in Leipzig, war 1851—56 Lehrer an der Gewerbeschule in Chemnitz, seit 1853 auch Vorstand der agrikulturchemischen Versuchsstation, wurde dann Professor der Agrikulturchemie in Stockholm und privatisiert seit 1869 in Berlin. Er wies 1851 auf einen eigentümlichen Akkommodationsfehler des menschlichen Auges hin, welcher seitdem als »Astigmatismus« sehr häufig beobachtet wird. Auch konstruierte er ein Kolorimeter und Schlämmapparate für Bodenuntersuchung, einen Verdunstungsmesser ꝛc. Seine Untersuchungen über Harngärung, Harnkonservierung und Fäkaldesinfektion führten zu Vorschlägen für Städtereinigung nach dem Prinzip möglichster Sonderung der einzelnen Abfälle. Eine 1877 ausgearbeitete Methode der Fleischkonservierung gab Veranlassung zur Fabrikation von Fleischpulver (Carne pura) in Südamerika. Er bearbeitete auch eine »Graphische Darstellung der chemischen Zusammensetzung der gebräuchlichsten Futterstoffe und Nahrungsmittel« (4. Aufl., Dresd. 1875) und gab mit Heiden und Langsdorff »Die Verwertung der städtischen Fäkalien« (Hannov. 1885) heraus.

26) Hermann, Naturforscher, Bruder von M. 23), geb. 23. Sept. 1829 in Mühlberg a. E., gest. 26. Aug. 1883 bei Meran, studierte seit 1848 in Halle und Berlin und ward 1855 Lehrer in Lippstadt. Er durchforschte die Höhlen Krains nach augenlosen Höhlenkäfern, stellte die Phanerogamenflora der Umgegend von Lippstadt, dann 1858—66 die Moosflora der Provinz Westfalen fest und gab Herbarien westfälischer Laubmoose (1864—66) heraus. Darauf widmete er sich der Blütenbiologie, studierte fünf Jahre lang die Befruchtung der Alpenblumen durch Insekten und veröffentlichte seine epochemachenden Resultate in den Werken »Die Befruchtung der Blumen durch Insekten« (Leipz. 1873); »Alpenblumen, ihre Befruchtung durch Insekten« (das. 1881). Außerdem schrieb er: »Weitere Beobachtungen über Befruchtung der Blumen durch Insekten« (Berl. 1879—82, 3 Tle.).

27) Peter Erasmus, Forstmann, geb. 25. Okt. 1840 in Kopenhagen, studierte daselbst und im Auslande, wurde 1872 Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Kopenhagen, 1883 Forstmeister und Oberinspektor des Forstwesens an der Akademie Sorö. Er schrieb: »Studier over Skovjord« (Kopenh. 1878—84, 2 Bde.; deutsch als »Studien über die natürlichen Humusformen und deren Einwirkung auf Vegetation und Boden«, Berl. 1887); »Om Aedelgrassens Forekomst i nogle franske Skove« (in der »Tidsskrift for populaer Fremstilling af Naturvidenskaben«, 1871); »Om Bjergfyrren. Et Forsög i anvendt Plantegeografi«, in der »Tidsskrift for Skovbrug«, 1886—87, die er 1876—90 herausgab.

28) Otto Friedrich, s. *Mül*

Dichter und Schriftsteller.

29) Johann Gottwerth, Romanschriftsteller, geb. 17. Mai 1743 in Hamburg, gest. 23. Juni 1828 in Itzehoe, studierte seit 1762 Medizin, wendete sich aber dann der Litteratur zu und lebte seit 1773 in Itzehoe als Buchhändler. 1783 gab er sein Geschäft auf, 1796 erhielt er vom König von Dänemark eine Pension. Müllers einst vielgelesene Romane, denen zum Teil ausländische Originale stofflich zu Grunde liegen, sind nicht ohne Witz und Laune geschrieben, lassen aber in ihrer hausbackenen Verständigkeit, die das gleichzeitige kraftgeniale Treiben in satirischer Weise bekämpfen wollte, das eigentlich poetische Element zurücktreten. Sein bekanntestes Werk ist der Roman »Siegfried von Lindenberg«, zuerst in 1 Band erschienen (Hamb. 1779), dann, nicht zu seinem Vorteil, zu 4 Bänden erweitert, wo er mit entschiedenem Geschick und Glück die in England ausgebildete Gattung des komischen Romans auf deutschen Boden übertrug (Leipz. 1781—82; 8. Aufl., Jena 1830; Leipz. 1867). Unter seinen übrigen Schriften sind die »Komischen Romane aus den Papieren des braunen Mannes« (Götting. 1784—91, 8 Bde.) hervorzuheben. Vgl. Schröder, J. G. Müller (Itzehoe 1843).

30) Friedrich, genannt »Maler M.«, Dichter, Maler und Kupferstecher, geb. 13. Jan. 1749 in Kreuznach als Sohn eines Bäckers und Wirtes, gest. 23. April 1825 in Rom, bildete sich, von einem Gönner unterstützt, seit 1766 oder 1767 in Zweibrücken als Maler aus und siedelte im Winter 1774/75 nach Mannheim über, wo er in den nächsten Jahren, von der Sturm- und Drangbewegung angeregt, vor allem als Schriftsteller thätig war. 1777 wurde er kurfürstlicher Kabinettsmaler; durch eine Subskription, für deren Zustandekommen besonders Goethe thätig war, wurde es ihm ermöglicht 1778 nach Italien zu reisen. In Rom verbrachte er fast den ganzen Rest seines Lebens. 1780 ließ er sich während einer Krankheit zum Übertritt zur katholischen Kirche bestimmen. Müllers noch in Deutschland herausgegebene radierte Blätter (Hirtenszenen, Tierstücke und Genrebilder im niederländischen Geschmack) waren nicht ohne Beifall aufgenommen worden; in Italien wirkte das Studium Michelangelos auf ihn wie auf viele andre ungünstig und ließ ihn sich ins Barocke und Verzerrte verirren. Seine künstlerischen Mißerfolge veranlaßten ihn, sich auf kunstgeschichtliche Studien zu verlegen und als Cicerone thätig zu sein. Goethes freimütiger Tadel seiner Gemälde verstimmte ihn, so daß während dessen römischen Aufenthalts M. mit ihm fast gar nicht in Berührung kam, doch wurde er in seinen alten Tagen von den Romantikern, besonders von Tieck und auch von dem spätern König Ludwig II. von Bayern, mit Auszeichnung behandelt. Die Hauptcharakterzüge seiner Poesie sind Überschwenglichkeit, kraftgeniale Wortfülle neben stellenweise hervortretendem derben Realismus. Von seinen dramatischen Versuchen ist das lyrische Drama »Niobe« (Mannh. 1778) das mindest gelungene; charakteristischer ist »Fausts Leben, dramatisiert« (1. Teil, das. 1778; neu hrsg. von Seuffert, Heilbr. 1881). Am höchsten steht »Golo und Genoveva« (begonnen ca. 1776; bruchstückweise zuerst gedruckt in der »Zeitung für Einsiedler«, 1808). Das Stück vermag sich allerdings, obschon in den Einzelszenen und in der Charakteristik von einem nicht selten energischen Naturalismus, nicht zu einer Totalwirkung zu erheben, weil es jeder künstlerischen Komposition entbehrt; immerhin aber wirkte es mit seiner

phantasievollen Versenkung in vergangenes deutsches Leben mächtig auf die spätere Entwickelung des historischen Dramas und Romans ein und war eine der besten Nachahmungen, die durch Goethes »Götz« hervorgerufen wurden. Viel Anerkennung hat M. als Idyllendichter erfahren. Während er hier anfangs mehr unter Geßners Einfluß stand, zeigen seine Darstellungen aus dem pfälzischen Landleben: »Die Schafschur« (Mannh. 1775) und »Das Nußkernen«, unvergleichlich mehr Lebendigkeit und Naturwahrheit und einzelne sehr glückliche Züge. Seine frühesten lyrischen Dichtungen, von denen einige im »Göttinger Musenalmanach« erschienen, zeigen den Einfluß Klopstocks und der Anakreontiker, ungleich wertvoller sind die spätern Lieder, in denen er den inzwischen aufgekommenen volkstümlichen Ton anschlug, besonders der zum Volkslied gewordene »Soldatenabschied« (»Heute scheid' ich«). Eine Ausgabe von Müllers Werken, von Tieck besorgt, erschien in 3 Bänden (Heidelb. 1811 u. 1825); ausgewählte Dichtungen veröffentlichten H. Hettner (Leipz. 1868, 2 Bde.) und Sauer (in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 81); eine Nachlese Hans Graf Yorck (Jena 1873). Vgl. Seuffert, Maler M. (Berl. 1877).

31) Wilhelm, Dichter, geb. 7. Okt. 1794 in Dessau, gest. daselbst 30. Sept. 1827, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte 1812 behufs philologischer und geschichtlicher Studien die Berliner Universität, machte 1813 und 1814 als Freiwilliger die Befreiungskriege mit und setzte dann in Berlin seine Studien fort, die nunmehr, dem Zug der Zeit entsprechend, sich auch auf die ältere deutsche Sprache und Litteratur erstreckten. Im Kreise einiger poetisch begabter Freunde fand sein Talent zuerst bedeutendere Anregung; die mit ihnen gemeinsam herausgegebenen »Bundesblüten« (Berl. 1815) enthalten die Erstlinge seiner Muse. 1817 unternahm er als Begleiter des Grafen Sack eine Reise nach Italien, als deren litterarische Frucht das lebendig und anschaulich geschriebene Werk »Rom, Römer und Römerinnen« (Berl. 1820, 2 Bde.) zu nennen ist. Bald nach seiner Rückkehr (1819) wurde er als Lehrer der alten Sprachen an die Gelehrtenschule zu Dessau berufen und erhielt hier wenig später auch die Stelle eines Bibliothekars an der soeben gebildeten herzoglichen Bibliothek. Als Dichter machte er sich in weitern Kreisen bekannt durch die »Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten« (Dessau 1821—24, 2 Bdchn.; 1. Bdchn., 2. Aufl. 1826) und die »Lieder der Griechen« (das. u. Leipz. 1821—24, 5 Hefte; vollständige Ausg., Leipz. 1844), in welchen die Sympathie der Deutschen für den Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken einen begeisterten Ausdruck fand. Ihnen reihten sich »Neugriechische Volkslieder« (Leipz. 1825, 2 Bde.) und »Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge« (das. 1827) würdig an. Außerdem schrieb er die Novelle »Der Dreizehnte« (1827) und eine »Homerische Vorschule« (Leipz. 1824, 2. Aufl. 1836), worin er sich als tüchtigen Schüler F. A. Wolfs bekundete, nebst zahlreichen kritischen Abhandlungen. Ein verdienstliches Werk Müllers ist auch die Übersetzung von Marlowes »Faustus« (Berl. 1818), die Herausgabe einer »Bibliothek der Dichtungen des 17. Jahrhunderts« (Leipz. 1822—27, 10 Bde.; fortgesetzt von K. Förster, das. 1828—38, Bd. 11—14). M. gehört zu den frischesten deutschen Liederdichtern; eine helle, innige Naturfreude singt und klingt in seinen Liedern, die auch zu den sangbarsten gehören, z. B. »Es lebe, was auf Erden«, »Im Krug zum grünen Kranze«, und sehr häufig komponiert sind (am schönsten von Franz Schubert die Cyklen »Die schöne Müllerin« und »Winterreise«). Seine »Vermischten Schriften« mit biographischem Vorwort gab G. Schwab (Leipz. 1830, 5 Bde.) heraus; seine »Gedichte« erschienen in neuer Ausgabe, eingeleitet von seinem Sohn Max (s. oben, M. 12), Leipzig 1869, illustriert Berlin 1874 u. ö.

32) Wolfgang (genannt M. von Königswinter), Dichter, geb. 5. März 1816 in Königswinter a. Rh., gest. 29. Juni 1873 in Bad Neuenahr, studierte in Bonn Medizin, ließ sich 1842 als praktischer Arzt in Düsseldorf nieder, von wo er 1848 ins Parlament gesendet wurde, zog sich jedoch bald gänzlich von der Politik zurück und nahm 1853 seinen Wohnsitz in Köln, wo er bald nachher die ärztliche Praxis aufgab, um sich ganz der Litteratur zu widmen. 1869 ließ er sich in Wiesbaden nieder. Von seinen Dichtungen und Schriften, großenteils mit rheinischem Lebenshintergrund, sind hervorzuheben: »Junge Lieder« (Düsseld. 1841); »Balladen und Romanzen« (das. 1842); »Rheinfahrt« (Frankf. 1846; 2. Aufl., Leipz. 1871); »Gedichte« (Frankf. 1847; 3. Aufl., Hannov. 1868, 2 Bde.); »Germania, ein satirisches Märchen« (Frankf. 1848); »Lorelei«, Rheinsagen in Balladenform (Köln 1851; 4. Aufl., Leipz. 1873); »Die Maikönigin«, eine Dorfgeschichte in Versen (Stuttg. 1852); »Prinz Minnewin« (Köln 1854, 2. Aufl. 1856); »Das Rheinbuch« (Brüssel 1855); »Der Rattenfänger von St. Goar« (Köln 1856); die Satire »Heinrich Heines Höllenfahrt« (anonym, Hannov. 1856); »Mein Herz ist am Rhein«, eine Liederauswahl aus den »Gedichten« (das. 1857; 4. Aufl., Leipz. 1871); »Johann von Werth« (das. 1858); »Erzählungen eines rheinischen Chronisten« (Bd. 1: »Karl Immermann und sein Kreis«, Bd. 2: »Aus Jacobis Garten. Furioso, aus Beethovens Jugend«, das. 1860—61); »Aschenbrödel«, episches Gedicht (Frankf. 1863); »Vier Burgen« (Leipz. 1862, 2 Bde.); »Von drei Mühlen«, ländliche Geschichten (das. 1865); »Zum stillen Vergnügen«, Künstlergeschichten (das. 1865, 2 Bde.); »Märchenbuch für meine Kinder« (das. 1866); »Der Pilger in Italien«, Sonette (das. 1868); »Der Zauberer Merlin«, Gedicht (Berl. 1871); »Durch Kampf zum Sieg«, Zeitgedichte (das. 1870); »Im Rittersaal«, rheinische Historien (Leipz. 1874). Unter vielen dramatischen Versuchen gewann nur das Lustspiel »Sie hat ihr Herz entdeckt« einigen Bühnenerfolg. Von Müllers kunsthistorischen Schriften erschienen selbständig: »Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren« (Leipz. 1854); »Münchener Skizzenbuch« (das. 1856); »Alfred Rethel« (das. 1861) und der »Katalog des Museums Wallraf-Richartz« (Köln 1864, 2 Bde.). Eine Auswahl aus seinen Dichtungen erschien unter dem Titel: »Dichtungen eines rheinischen Poeten« (Leipz. 1871—76, 6 Bde.). Vgl. Joesten, Wolfg. M. (Köln 1895).

33) Otto, Romanschriftsteller, geb. 1. Juni 1816 in Schotten am Vogelsberg, gest. 7. Aug. 1894 in Stuttgart, widmete sich anfangs der kameralistischen Laufbahn, erhielt dann eine Stelle an der Darmstädter Hofbibliothek, übernahm 1843 die Redaktion des »Frankfurter Konversationsblatts«, 1848 die des »Mannheimer Journals«, siedelte 1852 nach Bremen über, kehrte 1854 nach Frankfurt zurück, wo er das »Frankfurter Museum« begründete, und nahm Ende 1856 seinen Wohnsitz in Stuttgart. Seinem viel-

gelesenen Jugendroman: »Bürger. Ein deutsches Dichterleben« (Frankf. 1845; 3. Aufl., Stuttg. 1870) folgte noch eine Reihe anderer Litteratur- u. Künstlerromane, wie: »Charlotte Ackermann« (Frankf. 1854; franz. von Porchat, Par. 1854; von M. selbst auch dramatisiert), »Der Stadtschultheiß von Frankfurt« (Goethes großelterliche Familie behandelnd; Stuttg. 1856, 3. Aufl. 1878), »Aus Petrarcas alten Tagen« (Berl. 1861, 2 Bde.), »Ekhof und seine Schüler« (Leipz. 1863, 2 Bde.), »Der Professor von Heidelberg« (Lotichius, Stuttg. 1870, 3 Bde.). Von seinen zahlreichen andern Werken nennen wir: »Die Mediatisierten« (Frankf. 1848, 2 Bde.), »Georg Volker« (Brem. 1851, 3 Bde.), »Der Tannenschütz« (das. 1852; 4. Abdruck, Stuttg. 1883), »Andrea del Castagno« (Frankf. 1857), »Der Klosterhof« (2. Ausg., Berl. 1862, 3 Bde.), »Roderich« (2. Aufl., Stuttg. 1862, 2 Bde.), »Zwei Sünder an einem Herzen« (Braunschw. 1863, 2 Bde.), »Erzählungen und Charakterbilder« (Berl. 1865, 3 Bde.), »Der Wildpfarrer«, historischer Volksroman (das. 1866, 3 Bde.), »Erzählungen« (2. Aufl., Stuttg. 1870), »Der Fall von Konstanz« (Leipz. 1872, 3 Bde.), »Der Majoratsherr« (das. 1873, 3 Bde.), »Monika«, Dorfgeschichte (Stuttg. 1877), »Münchhausen im Vogelsberg«, Erzählung (Brem. 1880), »Schatten auf Höhen« (das. 1881, 2 Bde.). Eine Sammlung »Ausgewählter Schriften« (Stuttg. 1872—73, 12 Bde.) vereinigte die beliebtern Romane des Verfassers. Vgl. Schulte vom Brühl, Otto M. (Stuttg. 1895).

34) Karl, unter dem Pseudonym Otfried Mylius bekannter Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1819 in Stuttgart, gest. daselbst 28. Nov. 1889, lernte als Buchdrucker, bezog 1840 die Universität Tübingen, führte 1842—68 die Redaktion der Zeitschrift »Erheiterungen« in Stuttgart, trat dann in die »Allgemeine Familienzeitung« ein und war seit 1885 Redakteur des Cottaschen »Ausland«. Als Romanschriftsteller debütierte er mit »Des Lebens Wandelungen« (unter dem Namen Fr. von Elling, Stuttg. 1854, 3 Bde.), veröffentlichte dann historische Romane wie: »Graveneck« (Stuttg. 1862; 2. Aufl., Leipz. 1872) und »Die Irre von Eschenau« (Stuttg. 1869, 2 Bde.), worin das Zeitalter des Herzogs Karl Eugen von Württemberg geschildert wird; die Kulturgemälde: »Neue Pariser Mysterien« (das. 1863, 3 Bde.) und »Neue Londoner Mysterien« (das. 1865—67, 4 Bde.); ferner: »Das Testament von St. Helena« (das. 1868—69, 2 Bde.); »Die Weiße Frau« (das. 1868—73, 3 Bde.); »Die Türken vor Wien« (Leipz. 1870); »Am Hof der nordischen Semiramis« (Hannov. 1873, 2 Bde.); »Ein verlorner Sohn« (Jena 1874); »Iphigenie« (Hannov. 1875); »Die Opfer des Mammon« (das. 1882) u. a. Außerdem schrieb er Erzählungen und Novellen (Auswahl, Leipz. 1874, 2 Bde.) sowie eine Reihe belehrender Jugendschriften und brachte eine deutsche Bearbeitung von A. Morgans Buch »Der Shakespeare-Mythus« (Leipz. 1885).

Maler, Bildhauer, Architekten.

35) Lukas, Maler, s. Cranach.

36) Johann Gotthard von, Kupferstecher, geb. 4. Mai 1747 in Bernhausen bei Stuttgart, gest. 14. März 1830 in Stuttgart, widmete sich seit 1770 in Paris bei Wille der Kupferstecherkunst und ward 1776 nach Stuttgart berufen, um eine Schule für Kupferstecher zu gründen. Von seinen Schülern sind die namhaftesten: Leybold, Bitthäuser, Ulmer, Barth, Riß, Hof, Krüger und besonders sein Sohn Friedrich. 1818 wurde er geadelt. M. wußte die frühere Behandlung des Stiches, welche das Kolorit der Gemälde wiederzugeben suchte, mit der neuern, durch Wille eingeführten Anwendung des Grabstichels glücklich zu verbinden. Unter seinen Blättern sind vornehmlich zu nennen: Fr. Schiller, nach A. Graff; die Schlacht bei Bunker Hill, nach Trumbull, 1799 vollendet; die Madonna della Sedia, nach Raffael, und die heil. Cäcilia, nach Domenichino, beide für das Musée français. Andre treffliche Porträte sind die Ludwigs XVI. im Krönungsornat, des Malers Graff, Dalbergs, des Königs Jérôme von Westfalen und des Anatomen Loder. Vgl. Andresen, Joh. Gotthard v. M. und Joh. Friedr. Wilh. M., beschreibendes Verzeichnis ihrer Kupferstiche (Leipz. 1865).

37) Friedrich, Kupferstecher, Sohn des vorigen, geb. 1782 in Stuttgart, gest. 3. Mai 1816 auf dem Sonnenstein bei Pirna, besuchte das Gymnasium in Stuttgart, hatte daneben seinen Vater zum Lehrer in der Kupferstecherkunst und widmete sich ihr seit 1802 zu Paris. Hier stach er für das Musée français die Venus von Arles und eine Statue der Jugend, letztere ausgezeichnet durch treue Charakteristik des Marmors. 1805 stach er das von ihm selbst gemalte Porträt des nachmaligen Königs Wilhelm I. von Württemberg und 1808 den Evangelisten Johannes von Domenichino; hierauf zeichnete er die heil. Cäcilia von Domenichino, welche nachher sein Vater in Kupferstich ausführte. 1809 von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Stich der Sixtinischen Madonna Raffaels in der Galerie zu Dresden (jedoch nach einer Zeichnung von andrer Hand), worauf er 1814 bei der Dresdener Kunstakademie als Professor der Kupferstecherkunst angestellt ward. Neben dieser großen Arbeit stach er noch die Bildnisse Jacobis, Schillers (nach Danneckers Büste), Hebels (nach dem Leben) und das Blatt: Adam und Eva, nach einem Raffaelschen Deckengemälde im Vatikan. Kurz nach Vollendung der Madonna, welche sein Hauptwerk ist, das noch heute unübertroffene Vorzüge vor allen spätern Stichen besitzt, verfiel er jedoch in eine unheilbare Gemütskrankheit. Die Platte der Madonna wurde 1827 wieder aufgestochen.

38) Andreas, Maler, geb. 9. Febr. 1811 in Kassel, gest. 29. März 1890 in Düsseldorf, erhielt die erste Anleitung von seinem Vater Franz Hubert M., Galeriedirektor in Darmstadt, bildete sich von 1832—34 bei Schnorr und Cornelius in München und darauf in Düsseldorf bei Sohn und Schadow, ging 1837 nach Italien und blieb dort bis 1842 zur Vorbereitung für die Fresken in der Apollinariskirche. 1855 wurde er Professor, Lehrer und Konservator der Kunstsammlungen an der königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf, welche Ämter er bis 1882 versah. M. hat besonders religiöse und Kirchenbilder von stilvoller Auffassung und äußerst fleißiger Ausführung gemalt. Er beteiligte sich an der Ausschmückung der Apollinariskirche zu Remagen mit Wandgemälden, die sämtlich nach einer von ihm erfundenen Technik der Wandmalerei mit gekochtem Öl ausgeführt wurden. Auch hatte er die Leitung aller Dekorationsmalereien, welchen jene Kirche einen großen Teil ihres harmonischen Eindrucks verdankt. Später führte er für den Fürsten von Hohenzollern im Kunstsaal des Schlosses zu Sigmaringen 24 Darstellungen deutscher Meister aus. Von seinen Ölgemälden sind hervorzuheben: drei singende Engel (1836), Maria mit Jesus und Joseph und St. Anna mit der kleinen Maria,

St. Cäcilia und das durch Vervielfältigungen bekannte Rosenkranzbild (Altarblatt für die Kirche in Zifflich).

39) Karl Friedrich, Maler, Sohn des Kupferstechers Friedrich M. (M. 37), geb. 1813 in Stuttgart, gest. 27. April 1881 in Frankfurt a. M., bildete sich in Stuttgart bei seinem Großvater Johann Gotthard M., seit 1831 in München unter Cornelius, hauptsächlich aber von 1833—37 in Paris bei Ingres, dem er nach Italien folgte. Er blieb bis 1848 in Rom, war dann zwei Jahre in Frankfurt a. M., ging darauf wieder nach Paris und lebte seit 1870 in Frankfurt a. M. Der König von Württemberg erhob ihn 1877 in den Adelstand. Seine bedeutendsten Gemälde sind: Oktoberfest in der Villa Borghese bei Rom (1848, gestochen unter dem Namen il Saltarello) und römischer Karneval (beide in der königlichen Villa Berg bei Stuttgart), worin er mit feinem Formgefühl das italienische Leben von der heitern Seite aufs glücklichste zur Darstellung brachte. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben: das Urteil des Paris und Romeo und Julie (beide in der Staatsgalerie in Stuttgart), Faust und Helena, Diana und Endymion, Aktäons Strafe, Romeos Abschied von Julie.

40) Charles Louis, genannt M. von Paris, franz. Maler, geb. 22. Dez. 1815 in Paris, gest. daselbst 10. Jan. 1892, erhielt seine Bildung bei L. Cogniet, dem Baron Gros und in der École des beaux-arts. 1850 wurde er Direktor der Gobelinsmanufaktur. M. hat eine große Anzahl historischer Bilder und Porträte gemalt. Zu erwähnen sind: Heliogabal (1841), Primavera (1846), die Mairunde und die Folie d'Haydée (1848), Lady Macbeth und sein Hauptwerk: Verlesung der letzten Opfer der Schreckenszeit (1849—50, beide in der Galerie des Luxembourg), Vive l'empereur (1855), Marie Antoinette (1857), eine Messe unter der Schreckensherrschaft (1863), der Wahnsinn des Königs Lear (1875), Thomas Diafoirus nach Molière und eine Mater dolorosa (1877). Im Louvre hat er die Salle d'Etat ausgemalt. Er zeichnete sich weniger durch Virtuosität der Farbe als durch wohlarrangierte Komposition aus.

41) Karl, Maler, Bruder von M. 38), geb. 1818 in Darmstadt, gest. 15. Aug. 1893 in Neuenahr, begann seine Kunststudien bei seinem Vater und ging nach dessen Tode 1835 auf die Akademie in Düsseldorf, wo er sich unter Sohn und Schadow bildete. Von 1839—43 verweilte er in Italien, wo er Studien zu den Fresken in der Apollinariskirche machte, die ihm mehrere der besten Bilder (Szenen aus dem Leben der Maria und die Anbetung des Lammes) verdankt. Ein sorgfältiges Studium der Natur bei idealer Auffassung, ein feiner Sinn für Schönheit und eine sorgfältige Ausführung bei heller Farbe charakterisieren seine Werke. Hervorzuheben sind davon: die Himmelskönigin (Altarbild für die Kirche zu Altena in Westfalen), die Verkündigung (städtische Galerie in Düsseldorf), das heilige Abendmahl, Christus in der Werkstatt des heil. Joseph, Madonna mit dem Jesuskind in einer Grotte, die Jünger zu Emmaus, Vision der heil. Hedwig, das Rosenwunder der heil. Elisabeth. Er war Lehrer an der Düsseldorfer Kunstakademie.

42) Heinrich, Architekt, geb. 2. Febr. 1819 in Bremen, gest. daselbst 8. März 1890, bezog nach praktischer Vorbildung die Bauakademie in München und trat später in das Baubüreau des Baurats Bürklein. 1841 kam er als Zeichner in das Büreau des Architekten Alexis de Châteauneuf in Hamburg, und 1847 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er sich als Privatarchitekt niederließ. Später machte er Studienreisen nach Paris, London und Rom. Von seinen Monumentalbauten sind hervorzuheben: die gotische Kirche zu Oberneuland bei Bremen, in Bremen: die gotische Börse (1864 vollendet), ein Werk basilikenähnlicher Anlage, von geistreicher Konzeption und praktischer Disposition, die gotische Rembertikirche (1871), das Gebäude der Gesellschaft »Museum«, im Renaissancestil (1875), der im Innern praktische, im gotischen Äußern aber allzu monotone Saalbau des Doms, das Gebäude der Freimaurerloge Friedrich W. G. zur Eintracht (1880) und das unvollendet hinterlassene Zolldirektionsgebäude; ferner der Renaissancebau der Börse in Königsberg.

43) Eduard, Bildhauer, geb. 9. Aug. 1828 in Hildburghausen, gest. 29. Dez. 1895 in Rom, trat 1842 als Lehrling in die herzogliche Hofküche, ging vier Jahre später als Koch nach München und Paris, hielt sich zwei Jahre in Antwerpen auf und folgte, nachdem er bisher in seinen Mußestunden schon viel modelliert hatte, 1850 auf den Rat des Bildhauers Joseph Geefs seinem Drang zur Bildhauerkunst. Er besuchte die dortige Akademie und erwarb sich daneben durch Porträte seinen Unterhalt. 1852 ging er nach Brüssel, schuf dort 1854 die Marmorstatue eines erwachenden Knaben und 1856 eine Psyche, die er, nachdem er 1857 in Rom seinen bleibenden Aufenthalt genommen, für den Prinz-Gemahl von England in Marmor ausführte. Sowohl diese wie auch seine nachfolgenden Werke idealen Inhalts sind von meisterhafter Komposition, großer Lebenswahrheit und besonders in der Behandlung der Stoffe von hoher technischer Vollendung, so namentlich die Marmorgruppen und -Einzelfiguren: Nymphe, den Amor küssend (1862); Glaube, Liebe, Hoffnung, für ein Mausoleum in Hamburg (1869); Satyr mit der Maske (1870); ein erwachendes Mädchen (1872); das Geheimnis des Fauns und die Bacchantin, die dem Amor die Flügel zu beschneiden droht (1874); der neapolitanische Fischer und sein Knabe (1875); die im geistigen Ausdruck ausgezeichnete Eva mit ihren Kindern und die erschreckte Nymphe (Pendant zu jenem Satyr mit der Maske). Sein Hauptwerk ist die von 1874—79 in Marmor ausgeführte kolossale Gruppe: Prometheus und die Okeaniden (Nationalgalerie in Berlin), aus einem einzigen Block gehauen. In der Zwischenzeit entstanden noch: ein neapolitanischer Fischer (1875) und eine Römerin mit dem Moccololicht. Nachdem er noch eine Skizze zu einem Pendant der Prometheusgruppe (die Befreiung des Prometheus durch Herkules) vollendet, schloß er seine künstlerische Thätigkeit ab. — Sein Zwillingsbruder Gustav M. hat sich als Bildnis- und Genremaler bekannt gemacht; er lebt in Rom als Professor der Akademie von San Luca.

44) Viktor, Maler, geb. 29. März 1829 in Frankfurt a. M., gest. 21. Dez. 1871 in München, besuchte die Kunstschule in Frankfurt, ging nach Antwerpen und 1849 nach Paris, wo er bis 1860 blieb und sich namentlich nach Couture, Delacroix und Courbet bildete. Durch die Normandie, Lothringen, Elsaß und Basel heimgekehrt, besuchte er England und wiederholt Holland und führte dann in den Patrizierhäusern der Graham und Lachmann zu Frankfurt a. M. mehrere Bilder aus, worauf er 1865 nach München übersiedelte. Dort malte er zwei Szenen aus der Geschichte des Ritters Hartmuth von Kronberg für das Schloß Kronberg im Taunus und ein fein gestimmtes Bild:

Hero und Leander. Dann folgten: Hamlet mit Horatio auf dem Friedhof, Ophelia am Bach, zwei Mohren, die einen Schädel betrachten, und Romeo und Julia. Unvollendet blieb sein letztes Bild: Faust auf dem Spaziergang. Dazwischen entstanden eine Waldnymphe, Tannhäuser im Venusberg, eine große Landschaft mit einer Szene aus Victor Hugos »Les misérables«, Schneewittchen, mit den Zwergen tanzend. Sein letztes vollendetes Bild war ein Blumenmädchen. Seine Stärke lag im Lyrischen, in der poetisch-romantischen Empfindung und im Kolorit, das freilich zuletzt in Bizarrerien ausartete.

45) **Leopold Karl**, Maler, geb. 1834 in Dresden von österreichischen Eltern, gest. 4. Aug. 1892 in Wien, wurde auf der Akademie in Wien unter Karl Blaas und Chr. Ruben ausgebildet und versuchte sich zuerst in der Historienmalerei, die er jedoch bald mit der Genremalerei vertauschte, zu welcher er seine Vorwürfe anfangs aus Oberösterreich und Ungarn holte. Da er gezwungen wurde, nach dem Tode seines Vaters für seine Familie zu sorgen, war er nunmehr acht Jahre lang als Illustrator für den Wiener »Figaro« thätig. Dann konnte er sich wieder seinen Studien widmen und bereiste zu wiederholten Malen Italien und Ägypten. Er malte zunächst eine Reihe von Bildern aus dem italienischen und ungarischen Volksleben, bisweilen mit Tierstaffage, von geistvoller Komposition, kräftigem Vortrag und feinem Kolorit, z. B.: am Brunnen, der Flickschneider, die letzte Tagesmühe, die Lautenschlägerin, Geistliche im Klosterhof, auf dem Marktplatz in Venedig, Strand von Palermo. Zu voller Kraft entwickelte sich seine hohe koloristische Begabung und die Feinheit seiner Charakteristik jedoch erst in seinen Schilderungen aus dem orientalischen Volksleben, unter denen die arabischen Geldwechsler, die Rast der Mekkapilger, ägyptische Wasserträger, Mildthätigkeit im Osten, arabische Schule, lagernde Beduinen, Kamelmarkt, Dolce far niente in Nubien, ein Fellahweib hervorzuheben sind. Seit 1877 war er Professor und zuletzt (1890—92) Rektor an der Akademie der bildenden Künste in Wien.

46) **Paul**, Bildhauer, geb. 1843 in Mergelstetten auf der Schwäbischen Alb, kam früh nach Stuttgart, wo er anfangs sein künstlerisches Naturell durch Ziselier- und Gravierarbeiten bethätigte, dann aber zur Bildhauerei überging und auf der Kunstschule unter Theod. Wagner studierte, worauf er zu Schilling nach Dresden ging. Seine ersten selbständigen Arbeiten waren lebensgroße Büsten nach der Natur, Porträtstatuetten (Wiederhold, Schiller, Uhland u. a.) und die große Statue Goethes für das Polytechnikum in Stuttgart. Lange blieb er dieser Neigung treu, und seine Büsten hervorragender Württemberger, wie Neher, Strauß, Gerock, Golther, zeugten von seinem außerordentlichen Talent für scharfe Auffassung des Charakteristischen. Seine Büste König Karls, mehrmals ausgeführt, gewann ihm in diesem einen großen Gönner, welcher ihn mit der Aufgabe betraute, die Kolossalgruppe: Graf Eberhard im Schoße eines Hirten für den Schloßpark in Stuttgart (1881) auszuführen, ein durch Schönheit der Komposition wie durch markige Kraft und Wahrheit der Situation ausgezeichnetes Werk, dem das Denkmal Herzog Christophs für den Schloßplatz in Stuttgart (1889 enthüllt) und die Kolossalstatue des Herzogs Karl von Württemberg folgten. Von seinen Werken auf dem Gebiete der Idealplastik sind hervorzuheben: der Fries, Orest von den Furien verfolgt (Galerie in Stuttgart), die Braut von Korinth (nach Goethe), die Resignation, der Friedensgenius und vor allen der Achillesschild, eine Komposition mit 200 Figuren.

47) **Morten**, Maler, s. Morten-Müller.

48) **Robert**, Maler, s. Warthmüller.

Musiker.

49) **Wenzel**, Opernkomponist, geb. 26. Sept. 1767 zu Tyrnau in Mähren, gest. 3. Aug. 1835 in Baden bei Wien, erhielt seine künstlerische Ausbildung durch Dittersdorf, ging als Violinspieler zum Brünner Theater, ward Kapellmeister an demselben und kam 1786 in gleicher Eigenschaft zur Marinellischen Gesellschaft nach Wien. M. hinterließ außer vielen Kantaten, Symphonien, Messen rc. nicht weniger als 225 Bühnenwerke (vgl. Riemanns »Opernhandbuch«, S. 816 ff.), von denen er sein erstes: »Das verfehlte Rendezvous«, bereits 1783 komponiert hatte. Erst ein Jahr vor seinem Tode nahm er von der Bühne Abschied; sein letztes Werk war »Asmodi« (1834). Die bekanntesten seiner durch Natürlichkeit und joviale Laune ausgezeichneten Opern, Singspiele und Zauberpossen sind: »Die Zauberzither«, »Das neue Sonntagskind«, »Die Schwestern von Prag«, »Die Teufelsmühle«, »Der Alpenkönig und der Menschenfeind« (noch heute mit Müllers Musik auf dem Repertoire).

50) **Gebrüder M.**, Name zweier berühmter Streichquartette, von denen das **ältere** seinen Wohnsitz in Braunschweig hatte und aus den vier Söhnen des Hofmusikus Ägidius Christoph M. (gest. 1841) daselbst bestand; diese waren: **Karl Friedrich** M. (geb. 11. Nov. 1797, gest 4. April 1873 als Konzertmeister, erste Violine), **Gustav** M. (geb. 3. Dez. 1799, gest. 7. Sept. 1855 als herzoglicher Symphoniedirektor, Viola), **Theodor** M. (geb. 27. Sept. 1802, gest. 22. Mai 1875 als Kammermusikus, Cello) und **Georg** M. (geb. 29. Juli 1808, gest. 20. Okt. 1875 als herzoglicher Kapellmeister, zweite Violine). Die Zeit des Zusammenspielens der vier Brüder fällt in die Zeit von 1831—55; sie besuchten außer Deutschland auch Paris, Holland, Dänemark und Rußland. — Das **jüngere** M.-Quartett bildete sich gleich nach der Zersprengung des ältern durch den Tod (1855) aus vier Söhnen von Karl Friedrich M., nämlich: **Karl** M. (M.-**Berghaus**, geb. 14. April 1829, erste Violine), **Hugo** M. (geb. 21. Sept. 1832, gest. 26. Juni 1886 in Braunschweig, zweite Violine), **Bernhard** M. (geb. 24. Febr. 1825, gest. 4. Sept. 1895 in Rostock, Bratsche) u. **Wilhelm** M. (geb. 1. Juni 1834, Cello). Die Brüder, sämtlich in Braunschweig geboren, wurden als Hofmusiker in Meiningen angestellt, siedelten aber 1866 nach Wiesbaden über, und als Karl Kapellmeister in Rostock wurde, folgten ihm die andern auch dorthin. Als Wilhelm M. 1873 als erster Cellist der königlichen Kapelle und Lehrer an der Hochschule in Berlin angestellt wurde, löste sich das Quartett auf.

Müller-Guttenbrunn, Adam, Schriftsteller und Dramaturg, geb. 22. Okt. 1852 zu Guttenbrunn im Banat, studierte in Hermannstadt und Wien, lebte 1873—79 als Beamter in Linz, siedelte dann nach Wien über und ward zuerst durch eine kecke Fortsetzung zu Em. Augiers Drama »Haus Fourchambault« bekannt, die er »Des Hauses Fourchambault Ende« (Bresl. 1881) betitelte und die H. Laube bevorwortete. Von ihm wurden ferner die Schauspiele: »Gräfin Judith«, »Im Banne der Pflicht«, »Irma« und das mit H. Laube gemeinsam geschriebene Lustspiel »Schauspielerei« aufgeführt. Außer zahlreichen Novellen in Zeitschriften schrieb er den Roman »Frau Dornröschen«

(Berl. 1884; 3. Aufl., Dresd. 1892) und »Gescheiterte Liebe«, ein Novellenbuch (Leipz. 1889), ferner mehrere polemische Flugschriften: »Wien war eine Theaterstadt« (4. Aufl. 1885), »Die Lektüre des Volkes« (9. Aufl. 1886), »Das Wiener Theaterleben« (2. Aufl., Leipz. 1890). Seine Aufsätze über Theaterwesen erschienen gesammelt als »Dramaturgische Gänge« (Dresd. 1892) u. die lebensgeschichtlichen Essays über die bedeutendsten deutsch-österreichischen Dichter des 19. Jahrh. unter dem Titel: »Im Jahrhundert Grillparzers« (Wien 1893). Mit Pawikovski gab M. das »Trost- u. Trutzbüchlein der Deutschen in Österreich«, Zeitgedichte (Leipz. 1889), heraus. 1893 bis Anfang 1896 war er Leiter des neu gegründeten Raimund-Theaters in Wien.

Müller von Steinla, s. Steinla.

Müllerchen, Vogel, s. Grasmücke.

Müllergaze, s. Beuteltuch.

Müllerit, soviel wie Nickelkies.

Müllerscher Gang, s. Eileiter und Geschlechtsorgane.

Müllersches Glas, s. Opal.

Müllerschulen, Lehranstalten zur Ausbildung von Mühlenbesitzern u. Mühlenleitern. Die städtische Müllerschule in Dippoldiswalde in Sachsen, 1881 gegründet, vom Staate und vom Verband deutscher Müller unterstützt, lehrt in anderthalbjährigem Kursus Mathematik, Mechanik, Maschinenkunde, Feld- und Wassermessen, Baukunde, Mühlenbaukunde und »Betriebslehre, Zeichnen, Buchführung, Handelswissenschaft, kaufmännisches Rechnen rc. Mit der Schule ist eine Lehr- und Mustermühle verbunden. Abteilungen für Müller haben auch das Technikum in Mittweida und Neustadt (Holzminden) sowie die Baugewerkenschule in Holzminden.

Mullet (spr. möll-), Halbinsel, s. Mayo.

Müllheim, Amtsstadt im bad. Kreis Lörrach, am Fuß des Blauen, Knotenpunkt der Linien Mannheim-Konstanz und M.-Neuenburg der Badischen Staatsbahn, 269 m ü. M., hat eine neue gotische evangelische und eine neue romanische kath. Kirche, ein Rathaus mit großem Saal, eine Real- und eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, eine Bezirksforstei, eine Mineralquelle mit Bad, vorzüglichen Weinbau (Markgräfler) und (1890) 3187 Einw., davon 497 Katholiken und 363 Juden. In der Nähe Bad und Luftkurort Badenweiler (s. d.), mit M. durch eine Straßenbahn verbunden. M. wurde 1810 zur Stadt erhoben.

Mullicit, s. Vivianit.

Mulligatawny (spr. mölligätaōni), stark gewürzte, ursprünglich indische Suppe, welche in England bei Diners gegeben wird, besteht aus sehr starker Fleischbrühe, Kalbskopf, Geflügel, Fleischstückchen, Speck, Currypulver, Gemüsen und Reis.

Mülligen, Dorf, s. Birmenstorf.

Mullingar, Hauptstadt der irischen Grafschaft Westmeath, am Königskanal, Sitz des katholischen Bischofs von Meath, hat eine große Infanteriekaserne, bedeutende Pferde- und Viehmärkte und (1891) 5323 Einwohner.

Mullion (spr. möllien), Dorf in der engl. Grafschaft Cornwall, 8 km nördlich vom Vorgebirge Lizard, mit berühmter Höhle und (1891) 666 Einw.

Mullkrapp, s. Krapp.

Müllner, Amadeus Gottfried Adolf, Kritiker und dramatischer Dichter, geb. 18. Okt. 1774 in Langendorf bei Weißenfels, Schwestersohn des Dichters Bürger, studierte in Leipzig die Rechte, wurde 1798 Rechtsanwalt in Weißenfels, gab 1816 seine Praxis auf und starb 11. Juni 1829 daselbst. Als Dichter trat M. (anonym) zuerst mit dem Roman »Incest« (Greiz 1799, 2 Bde.) vor die Öffentlichkeit und schrieb dann eine Anzahl Lustspiele für ein Liebhabertheater, wie: »Der angolische Kater«, »Der Blitz«, »Die Rückkehr aus Surinam«, »Die großen Kinder«, »Die Onkelei« rc. (gesammelt in »Spiele für die Bühne«, Leipz. 1815—21, 2 Bde., und im »Almanach für Privatbühnen«, das. 1817—19, 3 Bde.), die sich meist an französische Vorbilder anlehnen. Sein dichterischer Ruf beruht aber auf seinen Tragödien: »Der neunundzwanzigste Februar« (Leipz. 1812), einem matten Nachklang des Wernerschen Trauerspiels »Der vierundzwanzigste Februar«, ferner »Die Schuld« (zuerst aufgeführt am Wiener Burgtheater 1813, gedruckt Leipz. 1816), »König Yngurd« (das. 1817) und »Die Albaneserin« (Stuttg. 1820). Wie »Der neunundzwanzigste Februar«, so gehören auch »Die Schuld« und »Die Albaneserin« zur Gattung des Schicksalsdramas (s. d.). Allerdings ist bei M. die Schicksalsidee in rein äußerlicher Weise mit der Handlung verknüpft, z. B. in der »Schuld« wird der Erbfluch dadurch motiviert, daß der Stammhalter des fluchbeladenen Geschlechts einer Bettlerin ein Almosen verweigerte. Der Fluch hat »keinen andern Zweck, als dem Stücke, in dem auch ohne den Fluch alles so gekommen sein würde, einen fatalistischen Hintergrund zu geben, der für die mangelnde Idee Ersatz leisten mußte« (Goedeke). Im »König Yngurd« hat der Held Züge vom Charakter Napoleons, auch hier ist, wie in den Schicksalstragödien, ein Incest in die Handlung verflochten. Bei aller Vorliebe des Dichters für Herbeiziehung des Furchtbaren und Schaudererregenden ist der Totaleindruck, den die Müllnerschen Trauerspiele auf den gebildeten Geschmack hervorbringen, der dem echt tragischen gerade entgegengesetzte, nämlich der des Greulichen und zugleich Lächerlichen. Gleichwohl haben Müllners Tragödien eine Zeitlang von der deutschen Bühne herab eine bedeutende Wirkung geübt, zumal da Schauspieler, wie Eßlair (s. d.), mit Vorliebe in den effektvollen Hauptrollen auftraten, auch haben sie eine ganze Reihe geistesverwandter dramatischer Produkte hervorgerufen. Seit 1820 wandte sich M. ausschließlich der litterarischen und dramaturgischen Kritik zu, die er in sehr parteiischer und cliquenhafter Weise handhabte. Er führte 1820—25 die Redaktion des »Litteraturblattes« zum »Morgenblatt« und gab dann 1823 die Zeitschrift »Hecate«, seit 1826 das »Mitternachtsblatt« selbständig heraus. Auch als juristischer Schriftsteller ist M. aufgetreten. Seine Dichtungen erschienen als »Dramatische Werke« (Braunschw. 1828, 8 Bde.); zuvor schon hatte er »Vermischte Schriften« (Stuttg. 1819—26, 2 Bde.) herausgegeben. Vgl. Schütz, Müllners Leben, Charakter und Geist (Meißen 1830); Höhne, Zur Biographie und Charakteristik Müllners (Wohlau 1875).

Müllnerhorn, Berg, s. Reichenhall.

Müllrose, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Lebus, am Friedrich Wilhelms- (Müllroser) Kanal und an der Linie Frankfurt a. O.-Kottbus der Preußischen Staatsbahn, 42 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, bedeutende Waldungen, eine Dampfmahl- und 2 Dampfsägemühlen, Schiffahrt, Holzhandel und (1890) 2228 Einw., davon 20 Katholiken. Der Müllroser oder Friedrich Wilhelms-Kanal, 1662—68 vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm angelegt, verbindet die Spree mit der Oder, ist

27 km lang, hat eine mittlere Fahrtiefe bis 2 m, 8 Schleusen, steigt von der Oder von 21 m bis auf 42 m in der Wasserscheide und fällt alsdann zur Spree wieder auf 39 m. In der Abdachung zur Oder bildet den Kanal das kanalisierte Flüßchen Schlaube. Seit Eröffnung des Oder-Spree-Kanals (s. d.), welcher den Müllroser Kanal bei Schlaubehammer 2,7 km östlich von M. erreicht und bis zur Abzweigung nach Neuhaus bei Busch-Schleuse benutzt, ist diese Wasserstraße nur noch von untergeordneter Bedeutung. Vgl. Toeche-Mittler, Der Friedrich Wilhelms-Kanal u. die Berlin-Hamburger Flußschiffahrt (in Schmollers »Forschungen«, Bd. 11, Heft 3, Leipz. 1891).

Mullus, die Seebarbe.

Müllverbrennung, s. Müll.

Mulm, trockne, lockere Erde; erdige Erze, z. B. erdiger Magneteisenstein (Eisenmulm); Fäulnis im Holz oder verfaultes, zu Pulver gewordenes Holz.

Mulmen, Stadt, s. Maulmain.

Mulock, Dinah Maria, engl. Romandichterin, s. Craik 2).

Muls., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Étienne Mulsant (spr. mülßāng), geb. 1797, gest. 1880 als Bibliothekar in Lyon; schrieb: »Histoire naturelle des coléoptères de France« (mit Rey, Lyon 1842–78, 23 Bde.).

Mülsen (Mülsener Grund), großer Fabrikdistrikt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Glauchau, mit den Stationen M.-St. Micheln, St. Jakob, St. Nikolaus und Ortmannsdorf an der Linie Mosel-Ortmannsdorf der Sächsischen Staatsbahn, bildet eine fast 15 km lange, ununterbrochen fortlaufende Reihe von Wohnhäusern und Fabrikgebäuden, hat Weberei, Strumpfwirkerei, Bleicherei, Färberei, Appreturanstalten, Korbwarenfabrikation und besteht aus den sieben Dörfern: Nieder-M. mit (1890) 489 Einw., Thurm (M.-St. Urban) mit evang. Kirche, Rittergut mit Schloß und 1593 Einw., Stangendorf (M.-St. Annen) mit 765 Einw., Micheln (M.-St. Michael) mit evang. Kirche und 1696 Einw., M.-St. Jakob mit evang. Kirche und 3978 Einw., M.-St. Niklas mit evang. Kirche und 3153 Einw. und Ortmannsdorf (in der Amtsh. Zwickau) mit evang. Kirche und 1445 Einw.

Mulsum (lat.), mit Honig gemischter Wein.

Multan (Mooltan), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der britisch-ind. Provinz Pandschab, unter 30° 12' nördl. Br. und 27° 31' östl. L. v. Gr., wichtiger Bahnknotenpunkt, in fruchtbarer Umgebung 6½ km links vom Tschinab auf einem niedrigen Hügel gelegen, hat ein altes, von einer europäischen Garnison besetztes Fort, mit den Grabmälern von mohammedanischen Heiligen, eine große Moschee, viele Trümmer ehemaliger Prachtbauten, anglikanische Mission und mit der nahen starken Militärstation (1891) 74,562 Einw., davon 39,765 Mohammedaner, 32,130 Hindu und 1672 Christen, welche Seiden- und Baumwollweberei, Teppichwirkerei und Fabrikation von berühmtem emaillierten Geschirr betreiben. Seit Eröffnung der Induseisenbahn ist M. ein wichtiges Depot geworden für Baumwolle, Weizen, Ölsaaten, Zucker und Indigo aus der Provinz, für Rohseide, Drogen, Gewürze, Früchte von Kandahar, die es nach Karatschi führt, von wo es europäische Waren empfängt. — Die sehr alte Stadt (sie soll schon zu Alexanders Zeit bestanden haben) hieß ursprünglich Kasyapapura und wird von griechischen Schriftstellern häufig genannt, fiel mit Said früh in die Hände der mohammedanischen Eroberer, wurde 1818 von den Sikh genommen u. 1849 von den Engländern erstürmt, welche Stadt und Distrikt fortan behielten.

Multa nocent (lat.), vieles (vielerlei) schadet.

Multasim (türk.), s. Iltisām.

Multatuli, Pseudonym, s. Dekker 1).

Multebeere, s. Rubus.

Multiceps (lat., »vielköpfig«), in der Botanik Bezeichnung eines unterirdischen Stammes (Wurzelstockes), der in mehrere aufsteigende Äste geteilt ist und mit denselben an die Oberfläche des Bodens hervortritt, z. B. bei Armeria vulgaris, Potentilla verna, Dianthus plumarius.

Multigraph (lat.-griech., »Vielschreiber«), s. Hektograph.

Multiplex (lat., multipel), vielfältig.

Multiplextelegraphie, s. Telegraph.

Multiplicativa (lat.), s. Numeralia.

Multiplikandus (lat.), s. Multiplikation.

Multiplikation (lat.), Vervielfachung, in der Rechenkunst eine der vier Spezies. Wenn große Mengen gezählt werden müssen, ist es nötig, die betreffende große Menge in Teile zu zerlegen, diese Teilmengen einzeln abzuzählen und aus den Anzahlen derselben durch Addition die Gesamtsumme festzustellen. Dabei ist es vorteilhaft, die Teilmengen gleich zu machen, so daß die Gesamtsumme erhalten wird als Summe von gleichen Summanden, d. h. also die ganze Menge erscheint als Vielfaches (multiplum, dividuum) einer bestimmten kleinern Teilmenge. Eine solche Summe von gleichen Teilmengen oder Summanden heißt ein Produkt, und ebenso heißt ihr Zahlenwert, welche auch als Produktform und Produkt unterschieden werden. Jede der gleichen Teilmengen heißt Multiplikandus, ihre Anzahl Multiplikator; ersterer kann benannt oder unbenannt sein, letzterer, da er zählt, nur unbenannt. Das Zeichen der M. ist ein Punkt zwischen beiden (gelesen: mal), oft auch ein × (s. Mathematische Zeichen). In der Buchstabenrechnung wird die M. als Hauptoperation bevorzugt, und wenn zwischen zwei Buchstabenzahlen a und b kein Zeichen steht, so gelten sie als multipliziert, so daß ab soviel wie a.b ist. Soweit erscheint die M. nur als ein besonderer Fall der Addition in abgekürzter äußerer Form. Aber der Verkäufer, der z. B. die Nüsse nie einzeln, sondern stets »handvoll«, d. h. zu je fünf, vorzählt und dabei nur die Zahl seiner Griffe zählt, bildet nur nebenbei Summen von gleichen Summanden; seine Absicht geht dahin, neue Zahlenreihen zu bilden, dadurch, daß er eine Vielheit der bisherigen Einheit (5, 100, 500 etc.) zu einer neuen Einheit, Übereinheit (auch Nebeneinheit), macht, und statt die große Zahl der ursprünglichen Einheit, die nun im Gegensatz zur Übereinheit zur Haupteinheit wird, abzuzählen, die viel kleinere Zahl der Übereinheiten abzählt. Die Teilmenge, der Multiplikand, wird somit zur Übereinheit, der Multiplikator zum Zähler oder Zahlenwert der Übereinheit und es werden zu den Zahlen der Haupteinheit, der Hauptreihe, unzählige Zahlenreihen der Übereinheiten, Nebenreihen, gebildet. Man definiert jetzt: das Produkt des Multiplikandus a mit dem Multiplikator b ist die Zahl a.b, welche so aus a erzählt (durch Zählen gebildet) ist, wie b aus 1; bez. kürzer: ab ist die Zahl b der Nebenreihe a. Zählt der Verkäufer nach Übereinheiten, so zählt der Käufer nach Haupteinheiten; er muß z. B. wissen, daß 20 »Handvoll« 100 sind, d. h. es entsteht die Aufgabe, das Produkt auszurechnen oder aus der Überreihe, z. B. Nr. 5, in der es z. B. als 20 erzählt ist, in die Hauptreihe einzureihen, hier als 100

oder 1.100. In dieser Umwertung besteht die einzige Aufgabe der M., welche wir nun als selbständige Rechenoperation definieren: Bildung von Zahlen beliebiger übereinheiten und Umwertung derselben in die Hauptreihe. Die Rechnung vollzieht sich sehr schnell durch die Bemerkung, daß z. B. a 17, die 17 in der a Reihe, eine 17 ist wie jede andre 17, zusammengesetzt z. B. aus 10a und 7a oder 12a und 5a somit I $a(b + c) = ab + ac$ (*distributives Gesetz*). Ferner wird z. B. in jeder 8 jedesmal zugleich *eine* 5 und *eine* 3 gezählt, somit II $(a + \alpha)b = ab + \alpha b$. Beide Formeln verbunden geben den Satz III: Eine Summe wird mit einer Summe multipliziert, indem man jeden Summanden der einen mit jedem der andern multipliziert und die Teilprodukte addiert. Satz III zeigt, daß die Bildung der Produkte größerer Zahlen stets auf die kleinerer zurückgeführt werden kann, zuletzt auf die der Einer mit den Einern: das kleine *Einmaleins*, welches dann fortgesetzt wird als großes. Durch dieses und die drei Sätze ist die M. auch rechnerisch von der Addition losgelöst. Aus der Tabelle des Einmaleins fließt der Satz $ab = ba$, das kommutative Gesetz der M. oder die Vertauschbarkeit der Zahlenwerte des Multiplikanden u. Multiplikators, welche danach gemeinsam *Faktoren* heißen. Der Begriff der M. läßt sich samt dem Satz über die Vertauschbarkeit unschwer auf Produkte von drei oder mehr Faktoren ausdehnen, man findet zunächst, wie in der Addition, das *associative* Gesetz $a(bc) = (ab)c$; erst wenn man erkennt, daß z. B. $50.7 = (10.5)7 = 10(5.7)$ ist, wird das praktische Verfahren ganz verständlich. Sind die Faktoren gleich, so entsteht aus der Produktform eine neue Form, die *Potenz*. Unser heutiges Verfahren danken wir Adam *Riese*; die Inder haben viele Methoden ausgebildet und die »Summa« Luca Paciuolos (1494), das große Lehrbuch der Rechenkunst und der doppelten Buchführung, lehrt die M. nach acht verschiedenen Methoden. Vgl. *Unger*, Die Methodik der praktischen Arithmetik in historischer Entwickelung ꝛc. (Leipz. 1888); für die begriffliche Seite unter andern die Lehrbücher von F. Meyer, H. Schubert, O. Reichel, M. Simon ꝛc., insbesondere Robert *Graßmann*, Formenlehre (Stett. 1872) u. H. *Hankel*, Vorlesungen über die komplexen Zahlen (Leipz. 1867).

Abgekürzte M., eine in der Dezimalbruchrechnung viel gebrauchte Vereinfachung der M. In der Praxis sind Dezimalbrüche meist auf nur wenige Stellen genau und dadurch mit einem Fehler behaftet, der bis zu einer halben Einheit der letzten beibehaltenen Stelle gehen kann. Multipliziert man z. B. 4,2634 und 5,382 in der gewöhnlichen Weise, so zieht man 7 Dezimalstellen in Rechnung, und doch ist schon die zweite unsicher. Man wählt nun den ungenauern Faktor, also hier 5,382 zum Multiplikator, und schreibt ihn rückwärts unter den Multiplikand, und zwar so, daß die Einerziffer unter diejenige Stelle desselben kommt, welche man als letzte noch berücksichtigen will. Man läßt dann bei der M. alle Ziffern des Multiplikanden, welche rechts von der Ziffer des Multiplikators stehen, mit der man gerade multipliziert, unberücksichtigt, wobei man aber wie auch sonst, wenn die erste wegzulassende Ziffer größer als 4 ist, die vorhergehende um 1 erhöht. Schema nebenstehend:

```
 4,2634
  283,5
 ------
  21315
   1278
    344
      8
 ------
 22,945
```

Multiplikationsschiffer, s. Geheimschrift.

Multiplikationskreis (*Repetitionskreis*), astronomisches Instrument, s. Theodolit.

Multiplikātor (lat.), s. Multiplikation; *elektromagnetischer M.*, s. Galvanometer.

Multiplizieren, vervielfältigen, s. Multiplikation.

Multiplum, s. Multiplikation.

Multipolārmaschine, eine Dynamomaschine mit mehr als zwei Polen.

Multum, Zeug, s. Molton.

Multum, non multa (lat.), »viel, nicht vielerlei« (soll man nämlich lernen ꝛc.), Citat aus den »Briefen« (VII, 9) des jüngern Plinius.

Multungŭla (lat.), Vielhufer, soviel wie Dickhäuter (s. d.).

Muluja (*Mulwia*), Fluß in Marokko, entsteht aus mehreren Quellflüssen am Hohen Atlas beim Dschebel Aijaschin, fällt nach 450 km langem Lauf gegenüber den Islas Chafarinas, 10 km westlich von der algerischen Grenze, ins Mittelländische Meer. Rechts geht ihm der Ued Sa zu, dessen Ufer wie die des M. allein bewohnt sind. Bis 1830 war er Grenzfluß gegen Algerien.

Mulus (lat., »Maulesel«), burschikose Bezeichnung für einen, der das Gymnasium und die Reifeprüfung hinter sich hat, aber noch nicht Student ist.

Mulwia, Fluß, s. Muluja.

Mumbles (spr. mömbels), Vorgebirge, s. Oystermouth.

Mumien, durch physikalische Verhältnisse oder chemische Zubereitung vor Verwesung geschützte und in ihrer allgemeinen Form erhaltene tierische und menschliche Körper. *Natürliche* M. werden durch Trockenheit des Bodens am Begräbnisort, z. B. in der Sahara (*weiße M.*) oder in der peruanischen Wüste, oder durch einen kalten austrocknenden Luftzug, wie im Bleikeller des Doms zu Bremen oder auf dem Großen St. Bernhard, oder durch mineralische Bestandteile des Bodens (z. B. Kochsalz- oder Alaungehalt) erzeugt. Unter den *künstlichen*, durch besondere Präparation mit fäulniswidrigen Stoffen erzeugten M. sind die ägyptischen seit alter Zeit berühmt. Der Name stammt von dem arabischen Wort mūmiā, welches ursprünglich verschiedene Erdharze (Asphalt u. a.) bezeichnet zu haben scheint und darum auf die von derartigen Harzen erfüllten und durchdrungenen ägyptischen M. übertragen wurde. Schon Abd ul Latif, ein arabischer Reisender des 12. Jahrh., berichtet, daß man die nach Myrrhen duftenden M. in Ägypten zu medizinischen Zwecken verkaufe. Noch im 16. Jahrh. und im Anfang des 17. Jahrh. wurde in Europa ein schwungvoller Handel damit betrieben, da sie als ein vorzügliches Heilmittel gegen Brüche, Wunden und Kontusionen galten, und selbst jetzt noch verlangen Landleute hier und da Mumie in den Apotheken. — Die M. liegen in den ägyptischen Gräbern zum Teil in Sarkophagen oder in Särgen, welche nicht selten die äußere Form einer Mumie haben (s. Tafel »Grabmäler«, Fig. 1); namentlich gilt dies von dem innersten Kasten, welcher oft nur aus einer Art von Pappe gemacht ist; sie sind mit einer außerordentlichen Menge von Binden aus Leinwand, dem Byssus der Alten, in seltenen Fällen aus Baumwolle (man hat 100—1000 Ellen geschätzt), fest umwickelt, und der Kopf ist mitunter durch einen »Hypokephalos« gestützt. Manchmal, z. B. in thebanischen Volksgräbern, liegen die M. uneingesargt in Haufen zu Hunderten und Tausenden. Sie sind langgestreckt, mit den Händen über der Brust oder über der Schoßgegend gekreuzt oder mit eng an der Seite liegenden Armen, Frauen zuweilen in der Stellung der Venus von Medici. Zwischen den Beinen oder Händen, sel-

tener in den Achselhöhlen, findet man bei den Vornehmern religiöse Handschriften auf Papyrus, besonders aus dem »Totenbuch«, womit bei Ärmern die Mumienbinden beschrieben sind. Am Bauch und auf der Brust, häufiger noch zwischen den Binden, finden sich kleinere Amulette; die M. von Vornehmern sind oft mit Schmucksachen aus Gold und edlen Steinen, Halsbändern, Ringen, Ohrringen, Skarabäen, Amuletten und Götterfiguren geschmückt. Bei einigen hat man auch Kränze aus Blättern und Blumen von oft wunderbarer Erhaltung und Ketten von Beeren gefunden. Die Haare sind meist kurz geschoren oder auch in Löckchen frisiert, bei Weibern manchmal lang und vortrefflich erhalten; die Schamhaare fehlen. Brust- und Bauchhöhle sind leer, durch Leinwandballen voneinander getrennt und mit einer harten, schwarzen, harzigen Substanz angefüllt. Die weiblichen Brüste finden sich nicht selten mit Leinwand ausgestopft oder mit Harz ausgegossen. Die M. sind von den antiseptischen, harzigen und aromatischen Stoffen, mit welchen sie behandelt wurden, so vollständig durchdrungen, daß sie eine dunkelgelbe, rötliche, braune oder schwarze Farbe und einen nicht unangenehmen, aromatischen Geruch angenommen haben. Die M. von Memphis sind nach Mariette schwarz, ausgetrocknet und sehr zerbrechlich, während die von Theben gelb, mattglänzend und oft noch geschmeidig sind, was auf eine verschiedenartige Behandlungsweise deutet; die linke Hand ist fast immer mit Ringen oder Skarabäen geschmückt. Die M. der spätern Zeit sind schwarz und schwer und bilden mit den verpichten Binden eine unförmliche Masse. Schon der arabische Gelehrte Abd ul Latif erzählt von Goldstückchen, welche sich auf den M. fänden, und in vielen Museen hat man Exemplare, welche Vergoldung im Gesicht, auf den Augenlidern, auf den Lippen, an den Geschlechtsteilen, an Händen und Füßen zeigen. Das Gesicht wurde in den ältern Zeiten mit einer oft vergoldeten Reliefmaske, in den spätern hellenistischen Zeiten mit einem auf Sykomorenholz gemalten Porträt bedeckt (s. Mumienbildnisse).

Die Art der Behandlung und Ausstattung ist bei den M. je nach Zeit, Ort und natürlich auch nach dem Stand sehr verschieden gewesen; nach Herodot und Diodor gab es bei den Ägyptern drei **Arten der Einbalsamierung**: die erste habe 1 Talent (etwa 4500 Mk.) gekostet, die zweite 20 Minen (etwa 1500 Mk.), die dritte sei sehr wohlfeil gewesen. Nach der ersten Art, welche die Körperformen am besten konservierte, wurden zunächst von den »Paraschisten« durch einen Seiteneinschnitt, der mit steinernem Messer geschehen mußte, die Eingeweide herausgenommen, welche teils in den sogen. Kanopenvasen besonders einbalsamiert und beigesetzt, teils, wenn wir einer Nachricht des Porphyrius Glauben schenken dürfen, in den Nil geworfen wurden; das Gehirn wurde vermittelst eines Hakens durch die Nase herausgezogen. Danach wurde der Leichnam mit Palmwein und aromatischen Ölen gewaschen und mit Myrrhen und Kassie angefüllt, oder er wurde mit sogen. Natron, einem von dem jetzt Natron genannten verschiedenen alkalischen Salz, imprägniert und danach mit Harzen und andern aromatischen und fäulniswidrigen Stoffen angefüllt, worauf man ihn 70 Tage trocknen ließ und ihn dann in Binden wickelte. Die Einbalsamierung der zweiten Art geschah ohne Seiteneinschnitt, indem man, nach Entleerung der Baucheingeweide durch den After, den Leichnam mit Zedernöl anfüllte. Dies Verfahren dauerte ebenfalls 70 Tage. Die Einbalsamierung der dritten Art bestand im Waschen mit einer geringern Flüssigkeit (Syrmaia) und Einsalzung. Viele M. wurden dann noch mit Asphalt umgeben, so daß sie ganz schwarz und unkenntlich wurden. Die alten Schriftsteller haben indes nur das allgemeine Verfahren der Einbalsamierung beschrieben ohne die Einzelheiten, von denen die leider sehr dunkeln Einbalsamierungsrituale der alten Ägypter selbst sprechen. Es befinden sich dergleichen in Bulak und in Paris, und sie wurden von Maspero erklärt; aromatische Wässer verschiedener Art, allerlei kostbare Öle, Pech, Wohlgerüche, Natron, Blumen und andre Substanzen wurden danach reichlich und in mystischer Bedeutung angewendet. In dem Papyrus Rhind, welchen Birch und Brugsch übersetzten, heißt es von einem Verstorbenen: »er sei gereinigt mit dem Wasser aus Elefantine (dem Nil) und mit dem Natron aus Eileithyiaspolis und mit der Milch der Stadt Kim«. Diese Texte sind verhältnismäßig jung; aber schon im Totenbuch heißt es, der Verstorbene sei von allem Schmutzigen durch die Entfernung der Eingeweide befreit und durch ein Bad im Salzbassin und im Natronbassin gereinigt. Die Einwickelung in die Binden, welche mit jedem einzelnen Glied besonders vorgenommen wurde, geschah gleichfalls unter mystischen Zeremonien, unter Sprüchen und Gebeten, wie denn ja das ganze Verfahren in der Religion der alten Ägypter tief begründet ist. Sie mumifizierten auch die Körper ihrer **heiligen Tiere**, namentlich Ibisse, Geier, Sperber, Eulen, Katzen, Schakale, Krokodile, Affen, Mäuse, Fledermäuse, die Köpfe von Stieren und Widdern, Schlangen, einzelne Fischarten, Käfer u. a. Der Gebrauch der Einbalsamierung wurde erst im 6. Jahrh. n. Chr. aufgegeben. Großes Aufsehen machte im Juli 1881 die Auffindung zahlreicher Königsmumien durch H. Brugsch, unter denen sich diejenigen der berühmtesten Herrscher des Landes, des großen Eroberers Seti I., Ramses II. (Sesostris der Griechen), Ramses III (Rhampsinit) befinden und jetzt im Museum von Bulak aufgestellt sind. Vgl. **Pettigrew**, History of Egyptian mummies (Lond. 1834); **Wallis Budge**, The Mummy (Cambridge 1893); **Virchow** in den »Schriften der Berliner Akademie« (über die Königsmumien, 1888).

Auch die alten **Guanchen** auf den Kanarischen Inseln verstanden sich auf die Einbalsamierung; ihre M. sind in Ziegenfelle eingenäht und gut erhalten. Diese, wie auch die **Mexikaner** und **Peruaner**, trockneten, wie es scheint, die Leichname an der Luft oder durch Begraben in einem sehr trocknen Boden; die M. der letztern finden sich in hockender Stellung, mit beiden Händen das Gesicht verdeckend (vgl. **Reiß** u. **Stübel**, Das Totenfeld von Ancon in Peru, Berl. 1887); s. Amerikanische Altertümer, S. 511. Auch bei den **birmanischen** Priestern besteht die Sitte der Einbalsamierung, welche meistens mit dem Glauben an ein Wiederaufleben der toten Körper zusammenhängt, und mancherlei primitive Völker verstehen es, die abgeschnittenen Häupter von Feinden und sonst erlegten Personen haltbar zu machen, um sie als Trophäen zu tragen (s. Kopfjagden). In neuerer Zeit, mit den Mitteln der fortgeschrittenen Chemie, würde man, wenn darauf Wert gelegt würde, nicht weniger vollkommene M. erzeugen können als im alten Ägypten, wie unter andern Brunnetti in Padua mit seinen künstlich versteinerten Leichen bewiesen hat. Vgl. Einbalsamieren. — In dem Heilsystem des Paracelsus und seiner Nachfolger spielte **neue Mumie**, die man

aus den Körpern von Gehenkten wie denjenigen lebender Menschen bereitete, eine große Rolle, ebenso im Hexenglauben, indem man durch Benutzung derselben den Lebenden schaden zu können glaubte (s. Bildzauber). Daher die noch heute im Volk lebendige Vorsicht, Haare und Nägelabschnitte zu verbrennen, damit sie nicht in böse Hände fallen können.

Mumienbildnisse, die seit 1887 im Fayûm in Ägypten gefundenen, auf Sykomorenholz mit Wachsfarben gemalten und eingebrannten Bildnisse, die als einzig erhaltene Proben altgriechischer Tafelmalerei (Enkaustik) von hohem künstlerischen u. kulturgeschichtlichen Werte sind. Sie stellen männliche und weibliche Personen aller Altersstufen meist im Brustbild, seltener auch mit den Händen dar. Die Tafeln waren mit Asphalt am Kopfende der Mumien befestigt und von Binden so eng umrahmt, daß meist nur das Gesicht zu sehen war. Sie sollten die wirklichen Abbilder der Gestorbenen wiedergeben. Die aufgefundenen Tafeln, von denen einige in die Museen zu London, Dresden, Berlin und Wien gekommen sind, gehören der römischen Kaiserzeit an; sie stehen jedoch noch unter dem Einfluß der hellenistischen Kunst, wie sie in Alexandria geübt wurde. Die größten Sammlungen haben der Wiener Großhändler Graf und der Forscher Flinders Petrie zusammengebracht. Vgl. Graul, Die antiken Porträtgemälde aus den Grabstätten des Fayûm (Leipz. 1889); Ebers, Die hellenistischen Bildnisse aus dem Fajjûm, untersucht und gewürdigt (das. 1893); Donner-v. Richter, Über Technisches in der Malerei der Alten (Münch. 1885).

Mumifikation, trockner Brand, Mumienbildung.

Mumin (arab., Plur. Muminûn), Gläubiger, einer der den Glauben (imân) hat, gleichbedeutend mit Muslim oder Mohammedaner. Emir ul Muminîn („Anführer der Gläubigen") ist ein Titel, den die Chalifen seit Abu Bekr angenommen hatten u. den jetzt die Sultane der Türkei führen.

Mümling, linksseitiger Nebenfluß des Mains, ist der östliche Abfluß des Odenwaldes, entspringt bei Beerfelden in Hessen, mündet bei Obernburg im bayr. Regbez. Unterfranken und ist 60 km lang.

Mümling-Linie, s. Limes.

Mumme, s. Braunschweiger Mumme.

Mummel, s. Nuphar und Nymphaea.

Mummelsee, See im bad. Kreis Baden, Amt Achern, liegt in einer Einsenkung in der südlichen Abdachung der Hornisgrinde, 1032 m ü. M., zwischen mit Fichten bewachsenen Felsen, angeblich grundlos, ohne Fische und berühmt durch Sagen. Ihm entströmt die Acher.

Mummenschanz (Mummerei), soviel wie Maskerade (s. d. und „Karneval").

Mummius, L., Römer, aus einem plebejischen Geschlecht, feierte 153 v. Chr. einen Triumph über die Lusitanier und wurde 146 mit Cn. Cornelius Lentulus Konsul. Als solcher besiegte er die schon von Metellus mehrfach geschlagenen Achäer noch einmal unter ihrem feigen Feldherrn Diäos bei Leukopetra, zerstörte mit der rohesten Grausamkeit die Stadt Korinth, die ohne Widerstand sich ihm ergeben hatte, und führte ganze Schiffsladungen von Kunstschätzen nach Rom, um dort die Tempel mit ihnen zu schmücken. Dafür erhielt er einen Triumph und den Beinamen Achaicus, weil er Achaia zur römischen Provinz gemacht hatte. 142 war er Zensor mit dem jüngern Scipio, dem seine Gutmütigkeit und sein Ungeschick viel Verdruß bereitete. — Sein jüngerer Bruder, Spurius, übertraf ihn an Bildung und Beredsamkeit. Er begleitete ihn als sein Legat nach Achaia, schrieb von dort poetische Briefe nach Rom, welche wegen ihres Witzes gerühmt wurden, und ward mit ihnen der Erfinder der Litteraturgattung der poetischen Epistel.

Mumps (engl., spr. mömps), s. Ohrspeicheldrüsenentzündung.

Mun, ostind. Gewicht, s. Mahnd.

Mun (spr. möng), Albert, Graf de, franz. Politiker, geb. 23. Febr. 1841 in Lumigny (Seine-et-Marne), Urenkel des Philosophen Helvétius, trat in die Armee, wurde Offizier in einem Kürassierregiment und war Kapitän und Ordonnanzoffizier des Gouverneurs von Paris, als er sich schon der ultramontanen Agitation widmete und die katholischen Arbeitervereine gründete. Auf die Beschwerden der Liberalen über solche Thätigkeit eines Offiziers nahm er 1875 seinen Abschied und ward mit Unterstützung des Klerus in Pontivy 1876 zum Deputierten gewählt, was er, mit kurzer Unterbrechung 1879—81, geblieben ist. Er schloß sich der äußersten Rechten an und vertrat neben seinen klerikalen auch monarchische Ansichten; eine rein klerikale Partei in der Kammer zu bilden, gelang ihm nicht, zumal der Papst diese Absicht nicht billigte. Auch leitete er die ultramontane Massenagitation im Volke für die Wiederherstellung der Rechte der Kirche und die soziale Reform im kirchlichen Sinne. Seine Reden erschienen gesammelt als „Questions sociales" und „Discours politiques" (Par. 1888, 3 Bde.).

Munamal, s. Mimusops.

Munch, 1) Peter Andreas, ausgezeichneter norweg. Geschichtsforscher, geb. 15. Dez. 1810 in Christiania, gest. 23. Mai 1863 in Rom. Nach beendigten juridischen und philologischen Studien an der Universität zu Christiania erhielt M. den ehrenvollen Auftrag, J. R. Keyser (s. d. 3) bei der Ausgabe der altnorwegischen Gesetze beizustehen, wurde 1841 Professor der Geschichte an der Universität zu Christiania und machte mehrere wissenschaftliche Reisen ins Ausland, z. B. 1858 und 1863 nach Rom. M. hat die nordische Altertumskunde und Geschichte außerordentlich gefördert. Sein Hauptwerk ist: „Det norske Folks Historie", bis 1319 reichend (1851—64, 8 Bde., wovon die vier ersten Hauptabschnitte von Claussen ins Deutsche übersetzt sind, Lübeck 1853—54, 2 Bde.). Unter seinen übrigen Schriften sind, abgesehen von seinen Ausgaben altnordischer Texte, hervorzuheben: „Nordens gamle gude og Heltesagn" (1840); „Det gothiske Sprogs Formläre" (1848); „Sammenlignende Fremstilling af det danske, svenske og tydske Sprogs Formläre" (1848); „Kortfattet Fremstilling af den äldste nordiske Runeskrift" (1848); „Historisk-geographisk Beskrivelse over Kongeriget Norge i Middelalderen" (1849) u. a. Eine Ausgabe seiner gesammelten Abhandlungen, herausgegeben von G. Storm, erschien auf Staatskosten (Christ. 1873—76, 4 Bde.; 2. Aufl. 1894).

2) Andreas, norweg. Dichter, Vetter des vorigen, geb. 19. Okt. 1811 in Christiania, gest. 27. Juni 1884 unweit Kopenhagen, trat als Dichter zuerst auf mit der Sammlung „Ephemerer" (1836) u. dem Drama „Kong Sverres Ungdom" (1837). Seine folgenden Gedichte und Erzählungen wurden mit immer größerm Beifall aufgenommen und nachher gesammelt in: „Digte, gamle og nye" (1848); „Nye Digte" (1850); „Digte og Fortaellinger" (1855); „Nyeste Digte" (1861); „Kongedatterens Brudefart", Romanzencyklus (1861; deutsch von v. Arentschild, Hann. 1866; von Jonas, Bresl. 1882); „Jesu Billede" (1865, 7.

Aufl. 1893; deutsch: »Jesu Bild«, Leipz. 1888); »Eftersommer« (1867). Dazu kamen Reiseschilderungen: »Billeder fra Nord og Syd«, Erinnerungen aus Italien (1849) und »Reiseminder« (1865); die Dramen: »Salomon de Caus« (1854; deutsch, Braunschw. 1857), »Lord William Russell« (1857, 3. Aufl. 1888; deutsch von Burt, 2. Ausg., Leipz. 1860), »En Aften paa Giske« (1855), »Hertug Skule« (1864), »Fangen paa Munkholm« (1875). Die meiste Anerkennung im ganzen Norden verschafften ihm die Gedichte auf den Tod seiner Gattin: »Sorg og Tröst« (1852, 7. Aufl. 1891; deutsch: »Leid und Trost«, Berl. 1860). Später erschien noch: »Pave og Reformator« (1880; deutsch von Jonas: »Papst und Reformator«, Berl. 1892), eine historische Dichtung. M. war der erste norwegische Dichter, der einen Ehrensold erhielt (1860). Munchs »Samlede Skrifter« gaben M. J. Monrad und H. Lassen heraus (Kopenh. 1887—90, 5 Bde.).

Münch-Bellinghausen, 1) Joachim, Graf von, österreich. Staatsmann, geb. 29. Sept. 1786 in Wien als Sprößling eines ursprünglich kurtrierschen, 1580 geadelten Geschlechts, gest. 3. Aug. 1866, der jüngste Sohn des kaiserlichen Reichshofrats Reichsfreiherrn Franz Joseph von M. (geb. 10. Nov. 1735, gest. 3. Okt. 1802), trat 1806 in den österreichischen Staatsdienst und erhielt 1819 den Posten eines Stadthauptmanns in Prag, als welcher er besonders auf dem Elbschiffahrtskongreß zu Dresden 1820—21 erfolgreich wirkte. 1822 wurde er zum Hofrat in der Staatskanzlei, 1823 zum Staatsminister und Präsidialgesandten am Bundestag in Frankfurt ernannt, wo er in Metternichs Geist auf die politischen Verhältnisse von Deutschland bedeutenden Einfluß geübt hat. Er wurde 1831 in den Grafenstand erhoben und zog sich nach den Ereignissen von 1848 ins Privatleben zurück. 1861 wurde er zum erblichen Mitglied des Herrenhauses ernannt.

2) Eligius Franz Joseph, Freiherr von, unter dem Namen Friedrich Halm bekannter Dichter, Sohn des Freiherrn Cajetan v. M., geb. 2. April 1806 in Krakau, gest. 22. Mai 1871 in Wien, studierte in Wien die Rechte, trat schon in seinem 20. Jahre bei der niederösterreichischen Regierung in den Staatsdienst und verheiratete sich gleichzeitig. Auf seine noch verschiedene Jahre geheimgehaltenen litterarischen und poetischen Bestrebungen hatte Michael Enk von der Burg (s. d.) bedeutenden Einfluß. 1834 ward das Drama »Griseldis« (10. Aufl., Wien 1893) unter dem auch später beibehaltenen Pseudonym Friedrich Halm dem Burgtheater übergeben und mit so außerordentlichem Erfolg zur Aufführung gebracht, daß es sich rasch über alle Bühnen verbreitete. Die Mischung echt dramatischen Aufbaues, lyrischer Stimmungsfülle und psychologischen Raffinements, die durch die Bearbeitung der alten Griseldis-Erzählung hindurchging, war charakteristisch für Halms ganze Anlage und Talentrichtung, welche sich auch in den nächstfolgenden, minder erfolgreichen Dramen: »Der Adept« (1836), »Camoens« (1837), »Imelda Lambertazzi« (1838), »Ein mildes Urteil« (1840), unverändert zeigte. Einen neuen Triumphzug über die deutschen Bühnen hielt der Dichter mit dem romantischen Drama »Der Sohn der Wildnis« (1842; 9. Aufl. 1894), in welchem die lebendige Wärme und sinnliche Unmittelbarkeit des Halmschen Talents die damals beinahe allein herrschenden Tendenzdramen entschieden schlug. Aber die gesuchte Unnatur des psychologischen Motivs und das Bestreben, jede einzelne Szene, unbekümmert um das Ganze, zur höchstmöglichen theatralischen Wirkung zu bringen, konnten ebensowenig wie die eigentümlichen Vorzüge geleugnet werden. M. war inzwischen 1840 zum Regierungsrat bei der niederösterreichischen Regierung ernannt worden; 1845 übernahm er mit dem Titel eines k. k. Hofrats die erste Kustosstelle bei der kaiserlichen Hofbibliothek, um die er sich durch wichtige Reformen verdient machte. 1861 ward er zum lebenslänglichen Mitglied des österreichischen Herrenhauses, später zum Hofbibliothekarpräfekten ernannt; 1869—1871 leitete er unter dem Titel eines Generalintendanten die beiden Wiener Hoftheater, speziell das Burgtheater. Seine dichterische Thätigkeit hatte er während aller Wandlungen seiner äußern Stellung gleichmäßig fortgesetzt. Die Tragödien: »Sampiero« (1844) und »Maria da Molina« (nach dem Spanischen des Gabriel Tellez, 1847), das Lustspiel »Verbot und Befehl« errangen nur mäßige Bühnenerfolge. Dafür wurde die Tragödie »Der Fechter von Ravenna« (1854; 5. Aufl. 1893), welche die alten Halmschen Vorzüge neben den alten Mängeln aufwies, mit rauschendem Beifall allerorts aufgenommen. Nächst den kleinen Festspielen zur Schiller- und Shakespeare-Feier: »Vor hundert Jahren« und »Ein Abend in Titchfield« dichtete Halm noch die Dramen: »Eine Königin« (1857), »Iphigenie in Delphi« (1857), »Begum Somru« (1860) und »Wildfeuer« (1864, 6. Aufl. 1894), ein romantisches Lustspiel, in dessen Erfolg sich die Triumphe seiner Dichterjugend nochmals erneuerten. Der Sammlung seiner »Gedichte« (Stuttg. 1850; 3. Aufl., Wien 1877; Auswahl 1886) folgte eine Sammlung seiner »Werke« in 8 Bänden (das. 1856—1864), dazu 1872 aus dem Nachlaß, herausgegeben von F. Pachler u. E. Kuh: Bd. 9: »Neueste Gedichte«, Bd. 10 dramatische Werke, Bd. 11 u. 12 interessante, aber krankhaft gespannte und düstere Erzählungen. Den »Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und M.« gab Schachinger heraus (das. 1890).

Münchberg, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberfranken, an der Pulschnitz, Knotenpunkt der Linien München-Bamberg-Hof und M.-Helmbrechts der Bayrischen Staatsbahn, 553 m ü. M., hat eine schöne neue gotische Kirche, ein kath. Bethaus, eine Webschule, ein Dr. Martin Luther-Stift (Anstalt für verwaiste und verwahrloste Kinder), ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, bedeutende Woll- und Baumwollweberei, Zwirnerei, eine große Dampffärberei (250 Arbeiter) mit Appreturanstalt, Korsett- und Drellfabrikation, Bierbrauerei und (1890) 4451 Einw., davon 214 Katholiken. Südöstlich von M. die Waldsteinkette des Fichtelgebirges mit dem Großen Waldstein (880 m). M. wird schon 1298 als Stadt erwähnt.

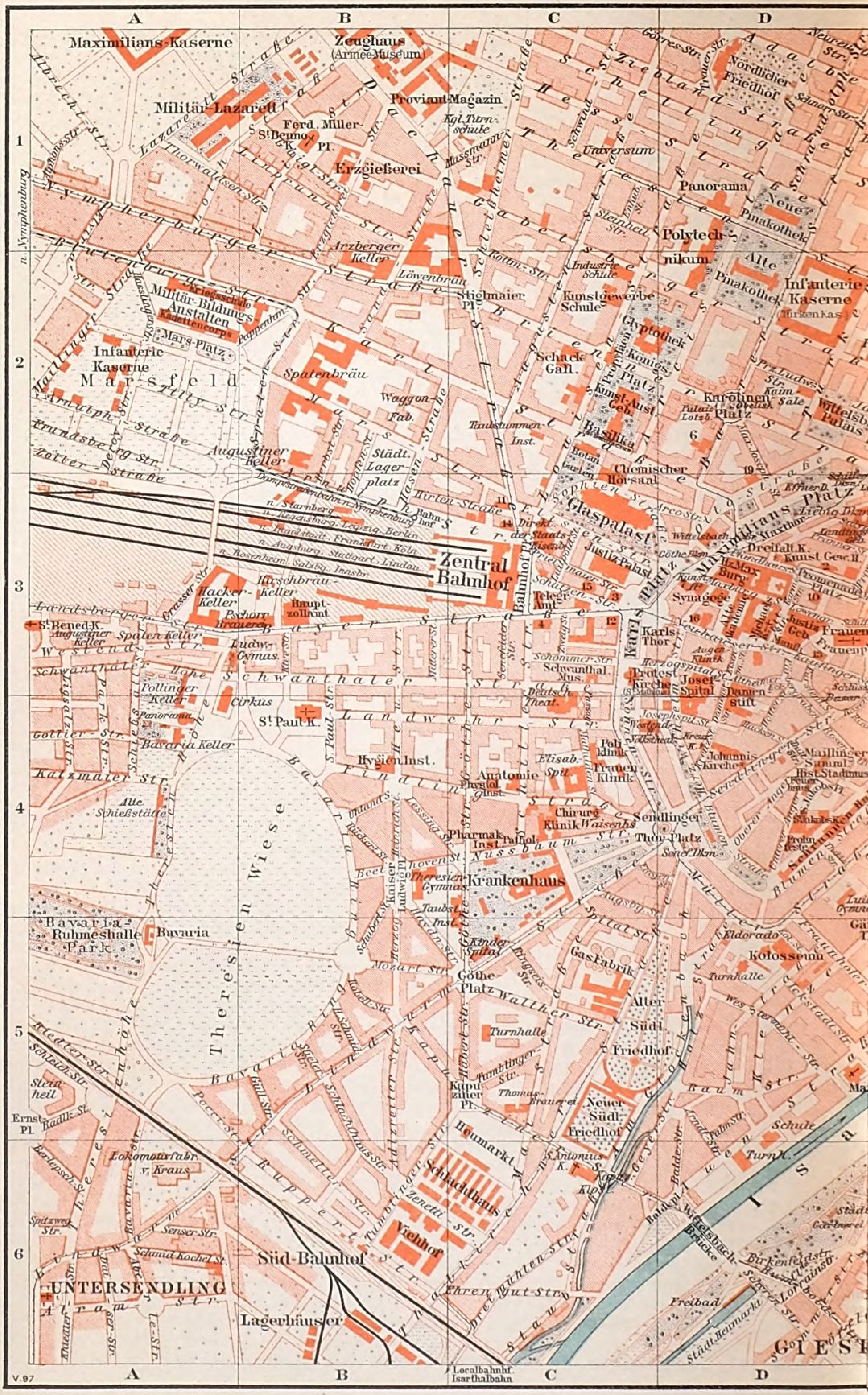
Müncheberg, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Lebus, mit Station Dahmsdorf-M. an der Linie Berlin-Schneidemühl der Preußischen Staatsbahn, hat eine gotische Pfarrkirche (1823—26 und 1868 restauriert), eine Sammlung von Altertümern und Münzen, ein Amtsgericht, bedeutende Landwirtschaft, Spiritusbrennerei, Drahtseil- und Stärkefabrikation, Bierbrauerei, 2 Dampfmühlen und (1890) 3856 Einw., davon 57 Katholiken und 57 Juden. — M. ward 1224 vom Kloster Leubus gegründet, fiel 1300 an Brandenburg und wurde 1432 von den Hussiten niedergebrannt. Der größte Teil der mittelalterlichen Stadtmauer (aus Feldsteinen) nebst zwei Türmen ist noch erhalten.

München (hierzu der Stadtplan und Tafel »Münchener Bauten«), die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, liegt am Südende einer im O. von niedrigen Hügeln begrenzten Ebene, zu beiden Seiten der Isar, 520 m ü. M. Wegen dieser hohen Lage ist das Klima oft rauh (Temperaturwechsel im Sommer bis zu 9° von Mittag zum Abend), aber nicht ungesund. Die Sterblichkeitsziffer (in den letzten Jahren 26, 1894 nur 24 auf 1000 Einw.) ist durch die in ganz Süddeutschland große Kindersterblichkeit bedingt. Die Stadt ist in 22 **Bezirke** geteilt, von welchen 17 (das eigentliche M. und die Vorstädte Sendling, Neuhausen und Schwabing) links und 5 (die ursprünglichen Dörfer, jetzigen Vorstädte Haidhausen, Bogenhausen, Au, Giesing und Ramersdorf umfassend) rechts der Isar liegen. M. ist vorzüglich kanalisiert, großenteils elektrisch beleuchtet und mit vortrefflicher Wasserleitung aus dem Mangfallthal versehen, die täglich 100,000 cbm frisches Quellwasser liefern kann. Die Stadtmauern sind vollständig niedergelegt. Von Thoren bestehen noch gegen O. das Isarthor mit 2 Barbakantürmen (1833 restauriert und mit einem Gemälde von Bernh. Neher geschmückt, das den Einzug Kaiser Ludwigs nach der Schlacht bei Ampfing darstellt), gegen S. das Sendlinger, gegen W. das Karlsthor, gegen NW. die unter König Ludwig I. zum Andenken an den Freiheitskampf der Griechen von Leo v. Klenze 1854—62 nach dem Vorbild der athenischen erbauten Propyläen mit reichen Skulpturen nach Schwanthalers Entwürfen in den Giebelfeldern und Reliefs an den Turmwänden sowie gegen N. das Siegesthor, im Stil römischer Triumphbogen 1844 von Gärtner entworfen und begonnen, von Metzger 1850 vollendet, gekrönt von der 5 m hohen Viktoria und ihrem herrlichen Löwenviergespann (ersteres von Brugger, letzteres von Halbig geformt); im Innern der Stadt das Thalthor unter dem alten Rathausturm. Sieben Brücken verbinden die Stadtteile links und rechts der Isar: die beiden Maximiliansbrücken, die Ludwigsbrücke und die sogen. »alte« Isarbrücke, beide in mächtiger Breite vollständig neu aufgeführt, mit figürlichen Sinnbildern der Industrie, Schiffahrt, des Handels und der Kunst von S. Eberle, Hahn und Kaufmann, die hölzerne Reichenbachbrücke und die eiserne Wittelsbacher Brücke; dazu kamen in den letzten Jahren nordwärts die vom Oberbaudirektor Siebert ausgeführte Luitpoldbrücke als Fortsetzung der (neuen) Prinz-Regentenstraße an das rechte Isarufer, wo ein mächtiger Terrassenbau den Übergang zu den schönen, von König Max II. geschaffenen Anlagen bildet, und die Bogenhauser Brücke, welche den Englischen Garten mit diesen Anlagen verbindet. Südlich dient eine eiserne Brücke nächst dem Südbahnhof nur für den Eisenbahnbetrieb.

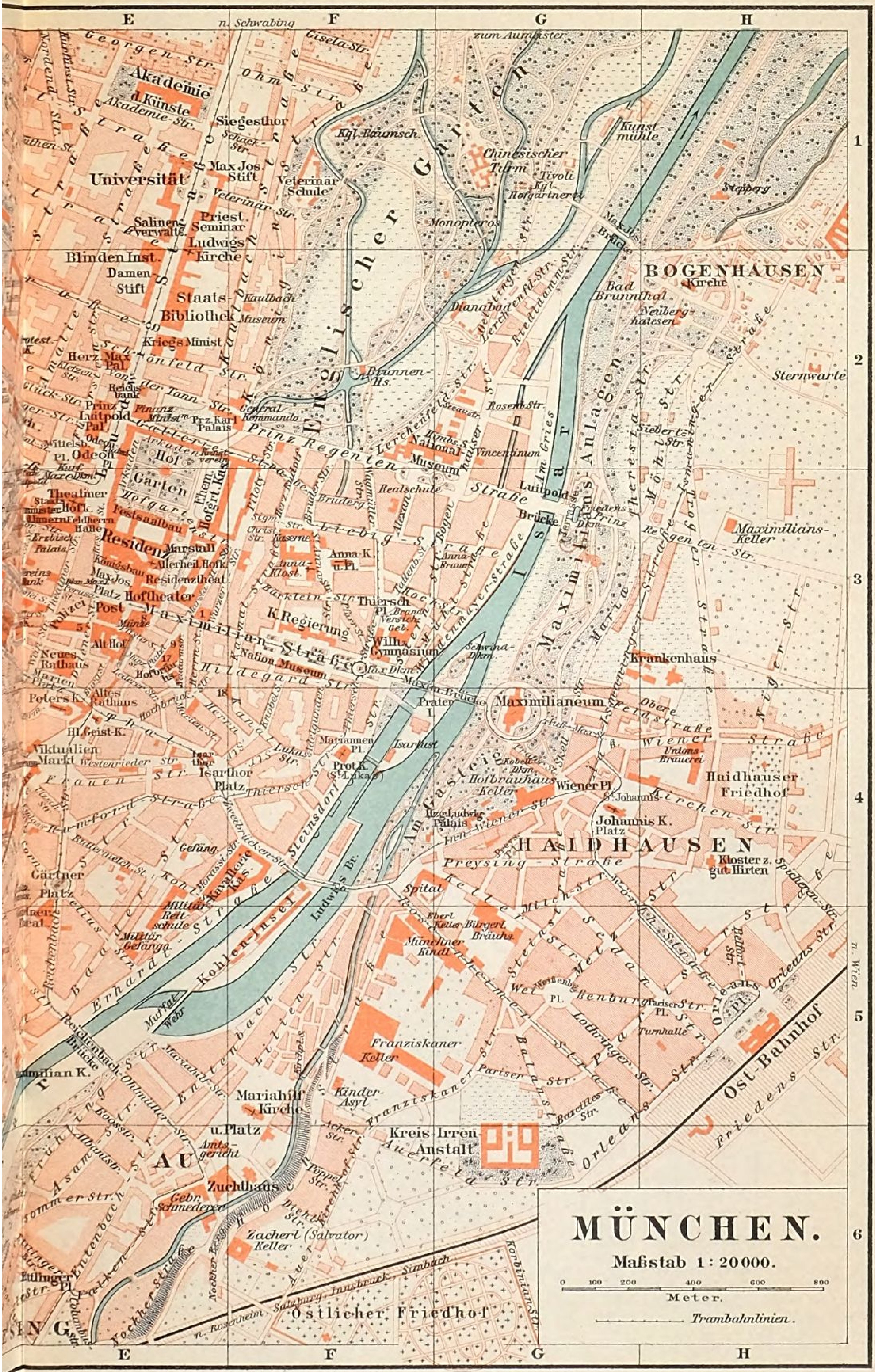

Wappen von München.

[Plätze und Straßen.] Von öffentlichen Plätzen sind besonders erwähnenswert: der Marienplatz (früher Markt- und Schrannenplatz), der Mittelpunkt des alten M., mit der Mariensäule von Joachim Krumper, dem Fischbrunnen von Knoll, an welchem in Zwischenräumen von mehreren Jahren am Faschingsmontag der »Metzgersprung« (s. d.), eine aus der Zunftzeit erhaltene Freisagungszeremonie, stattfindet, dem alten und dem neuen Rathaus, dem Stadtarchiv u. einer Reihe schöner Privatgebäude; der Max Josephs-Platz, mit dem Denkmal König Maximilians I. (von Rauch), dem sogen. Königsbau der Residenz, dem Hof- und Nationaltheater sowie dem durch eine gedeckte Terrasse im pompejanischen Stil auffallenden Postgebäude; ferner der Odeonsplatz, mit dem hauptsächlich zu Konzerten dienenden Odeon (darin auch die königliche Akademie der Tonkunst und der anglikanische Betsaal) und dem von Widnmann modellierten Reiterstandbild König Ludwigs I., dann dem Palais des Prinz-Regenten Luitpold, der jedoch persönlich die königliche Residenz bewohnt; der Wittelsbacher Platz, mit der Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. (von Thorwaldsen); der Promenadeplatz, mit den Erzstandbildern des Kurfürsten Max Emanuel, der Tondichter Gluck (beide von Brugger) und Orlando di Lasso (von Widnmann), des Rechtslehrers Kreitmayr (von Schwanthaler) sowie des Geschichtschreibers Westenrieder (von Widnmann); der Maximiliansplatz, mit Promenadenanlage und dem Standbild Liebigs (von Wagmüller, s. Tafel »Bildhauerkunst XV«, Fig. 14) sowie dem erst 1895 vollendeten Wittelsbacher Brunnen (von Hildebrand); der Karlsplatz, mit einem Standbild Goethes (von Widnmann), der ersten protestantischen Kirche (von Pertsch erbaut), einem vom Bildhauer Gasteiger der Stadt geschenkten hübschen Brunnen, der neuen Synagoge (von Albert Schmidt) und dem von Prof. Aug. Thiersch erbauten mächtigen Justizpalast; der Karolinenplatz, mit dem Obelisk, einer 32 m hohen Erzsäule auf massigem Unterbau von weißem Marmor (von König Ludwig I. dem Andenken der 30,000 Bayern gewidmet, die in Napoleons Heeresfolge auf den Gefilden Rußlands fielen); der Königsplatz, mit den Propyläen (s. oben) im dorischen, der Glyptothek (s. unten) im ionischen u. dem Kunstausstellungsgebäude im korinthischen Stil; der Gärtnerplatz, mit dem Volkstheater und den Erzstandbildern der Baumeister Gärtner und Klenze; der Sendlinger Thorplatz, mit einem schönen Springbrunnen, dem Senefelder-Denkmal und der Büste des Chirurgen Nußbaum in den nahen Krankenhausanlagen.

Das Straßennetz Münchens ist dicht verzweigt und umfaßt einschließlich der freien Plätze 252 Hektar. Zunächst verdient Erwähnung die Ludwigsstraße, die am Nordende vom Siegesthor (s. oben), am Südende von der 19 m hohen, 12 m tiefen und 38 m breiten Feldherrenhalle (von Gärtner 1841—44 nach der Loggia dei Lanzi in Florenz erbaut) mit hoher Freitreppe, den Statuen Tillys u. Wredes (nach Schwanthaler) u. dem vom Prinz-Regenten Luitpold der bayrischen Armee gewidmeten, von Ferdinand v. Miller entworfenen und 1892 in Erz ausgeführten Siegesdenkmal begrenzt wird und eine Anzahl der herrlichsten, großenteils von Gärtner entworfenen Bauten enthält, darunter: die Universität (1835—40), im Rundbogenstil, mit dem Priesterseminar (Georgianum); die Ludwigskirche, 1830—44 im italienisch-romanischen Stil, mit pyramidenförmig zugespitzten Türmen und dem berühmten Chorgemälde: das Jüngste Gericht, von Cornelius; die Hof- und Staatsbibliothek, 1832—43 erbaut, die 1¼ Mill. gedruckte Bände und 40,000 Handschriften in 77 Sälen geordnet enthält; das Gebäude der Salinenadministration; das Kriegsministerium, mit offener Bogenhalle; das Herzog Max-Palais ꝛc. Eine zweite, erst unter König Max II. entstandene Hauptstraße ist die



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliographisches



Institut in Leipzig.

Zum Artikel »München«.

Namen-Register zum ‚Plan von München'.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | A6 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Aberlestraße	A6
Adalbertstraße	DE1
Adelgundenstraße	F3, 4
Adlzreiterstraße	B5, 6
Akademie	D3
— der Künste	E1
Akademiestraße	E1
Albrechtstraße	A1
Alexandrastraße	F2, 3
Allerheiligenhofkirche	E3
Alphonsstraße	A1
Alramstraße	A6
Altheimereck	D3
Alt-Hof	E3
Amalienstraße	E1, 2
Am Gasteig	FG4
— Glockenbach	C6, 5, D5
Anatomie	C4
Anger, Oberer und Unterer	D4
Arcisstraße	C2, D1, 2
Arcostraße	D3
Arkaden	E2, 3
Armeemuseum (Zeughaus)	B1
Arndtstraße	D5
Arzberger Keller	B2
Asamstraße	E5, 6
Au	E6
Auenstraße	D5, 6
Auer Friedhof	F6
Augsburger Straße	C4
Augustenstraße	C1, 2
Augustinerkeller	B2
Äußere Maximilianstraße	G4
Äußere Wiener Straße	GH4
Baader Straße	E4, 5
Bad Brunnthal	G2
Bahnhofplatz	C3
Balanstraße	G5
Baldestraße	D5, 6
Barer Straße	D1, 2
Basilika	C2
Baumstraße	D5
Bavaria	A5
Bavariakeller	A4
Bavariaring	A5, B5, 4
Bayerstraße	BC3
Beethovenstraße	B4
Berlepschstraße	A6
Birkenau	D6
Blindeninstitut	E2
Blumenstraße	D4
Blüthenstraße	DE1
Bogenhausen	H1, 2
Botanischer Garten	C2, 3
Brienner Straße	CD2
Brüderstraße	F3
Burgstraße	E3, 4
Buttermelcherstraße	E4
Chemischer Hörsaal	C2, 3
Chinesischer Turm	G1
Christophstraße	F3
Claude-Lorrainplatz	D6
Corneliusstraße	E4, 5
Dachauer Straße	B1, C1-3
Daiser Straße	A6
Damenstift	E2
Damenstiftstraße	D3, 4
Dianabad	FG2
Dichtlstraße	F6
Direktorium d. Staatseisenb.	C3
Dreifaltigkeitskirche	D3
Dreimühlenstraße	C6
Ehrengutstraße	C6
Einlaßstraße	E4
Eisbahn	D6
Eisenmannstraße	D3
Eldorado	D5

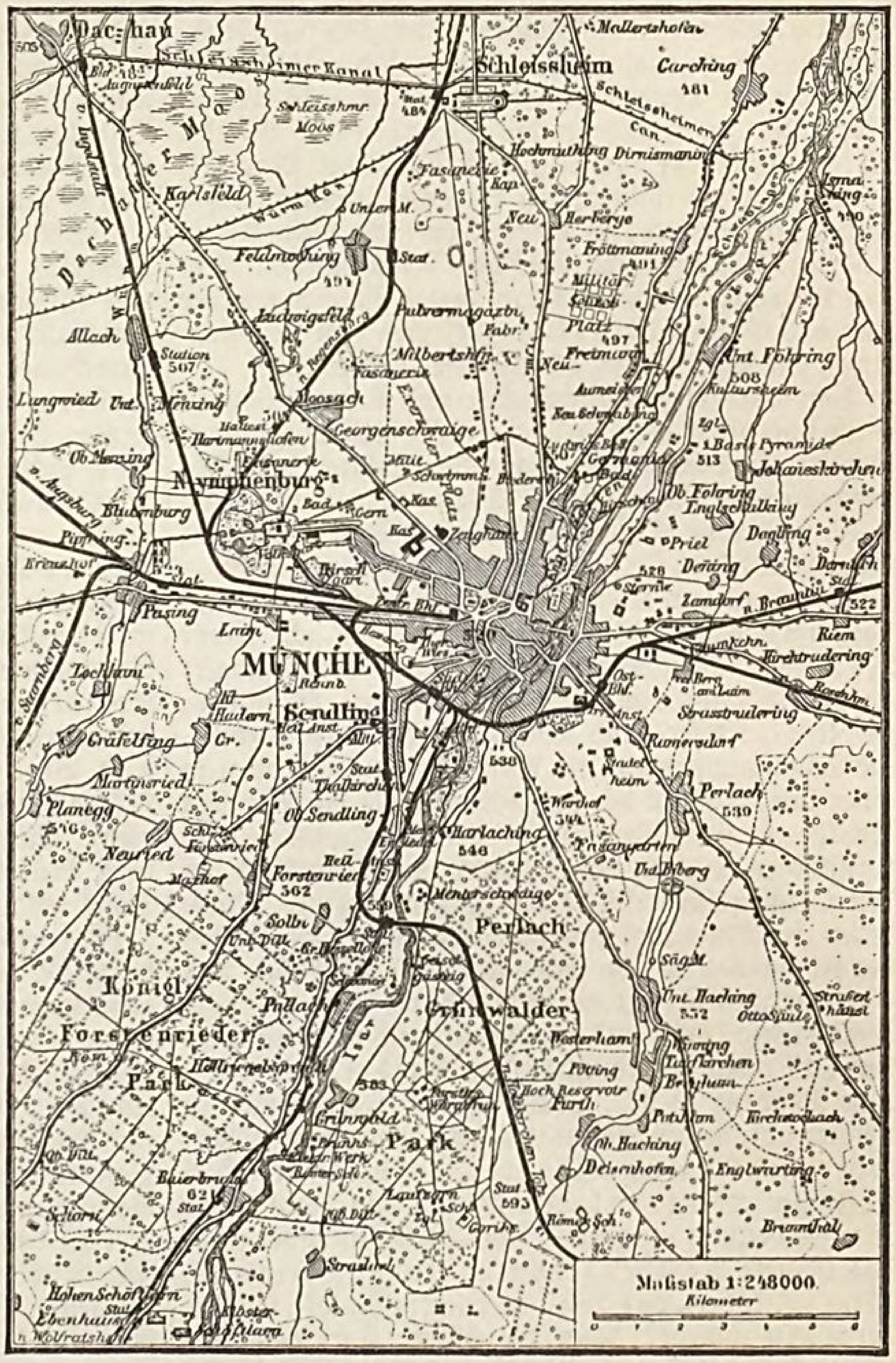
Elisabethstraße	G2
Elisenstraße	C3
Elsaßstraße	H4
Englischer Garten	FG1, 2
Enhuberstraße	C1
Entenbachstraße	E6, 5, F5
Erzgießerei, Königl.	B1
Erzgießereistraße	B1
Ettstraße	D3
Fabrikstraße	F4
Falkenstraße	E6
Färbergraben	D3, 4
Feldherrnhalle	E3
Festsaalbau	E3
Findlingstraße	BC4
Finkstraße	DE2
Fliegenstraße	CD4
Franziskanerkeller	F5
Frauenkirche	D3
Frauenklinik	C4
Frauenplatz	D3
Frauenstraße	E4
Fraunhoferstraße	DE5
Freibad	D6
Frühlingstraße	E5, 6
Fürstenfelder Straße	D3,4
Fürstenstraße	E2
Gabelsbergerstraße	C1, 2, D2
Galleriestraße	E2, F2, 3
Gärtnerplatz	E4
Gärtnertheater	E4, 5
Gasfabrik	C5
Geierstraße	C6, D5
Georgenstraße	E1
Giesing	DE6
Gieselastraße	F1
Glaspalast	C3
Glückstraße	E2
Glyptothek	CD2
Görresstraße	CD1
Goetheplatz	C5
Goethestraße	C3-5
Grasserstraße	A3
Güllstraße	B5
Gymnasium	F3
Häberlstraße	C5
Hackenstraße	D4
Hackerkeller	A3
Haidhausen	GH4
Haidhauser Friedhof	H4
Hasenstraße	B2, 3
Haßlingerstraße	A2
Hauptzollamt	B3
Haydnstraße	B4, 5
Heilige Geistkirche	E4
Herbststraße	B2, 3
Herm. Schmid-Straße	B5
Herrnstraße	E3, 4
Herzog-Heinrichstraße	B4, 5
— -Maxburg	D3
— -Maxpalais	E2
— -Rudolfstraße	F2, 3
Herzogspitalstraße	CD3
Herzog-Wilhelmstraße	D3, 4
Heßstraße	CD1
Heumarkt	C5
Heustraße	B3, 4
Hildegardstraße	EF3
Hirschbräukeller	B3
Hirtenstraße	BC3
Hochbrückstraße	E3, 4
Hochstraße	F5, 6
Hofbräuhauskeller	G4
Hofgarten	E2, 3
— -Straße	E3
Hoftheater	E3
Holzstraße	D5
Hopfenstraße	B2, 3

Hotterstraße	D4
Humboldtstraße	D6
Hygienisches Institut	B4
Ickstadtstraße	D5
Infanteriekaserne	D2 u. E3
Innere Wiener Straße	G4
Isarstraße	G3
Isarthorplatz	EF4
Ismaninger Straße	G4, 3, H3
Jägerstraße	DE2
Jahnstraße	D5
Johanniskirche	D4 u. G4
Josephspitalstraße	CD4
Justizpalast	C3
Kaiser-Ludwigplatz	B4
Kanalstraße	F3, 4
Kapuzinerplatz	C5
Kapuzinerstraße	B5, C5, 6
Karlsplatz	CD3
Karlstraße	BC2
Karmeliterstraße	D3
Karolinenplatz	D2
Kaufingerstraße	D3
Kaulbachstraße	F1, 2
Kavalleriekaserne	EF4
Kellerstraße	G4, 5
Khidlerstraße	A6
Kinderspital	C5
Kirchenstraße	H4
Kleestraße	B3
Klenzestraße	D5, E4
Kletzenstraße	E2
Knöbelstraße	F4
Kobellstraße	B5
Kochstraße	FG3
Kohlen-I.	EF4, 5
Kohlstraße	E4
Kolosseum	D5
Kolosseumstraße	D5
Königinstraße	F1, 2
Königsbau	E3
Königsplatz	CD2
Krankenhaus	C4 u. GH3
Krankenhausstraße	C4
Kreisirrenanstalt	G5, 6
Kreuzstraße	D4
Kriegsministerium	E2
Kunstausstellungsgebäude	C2
— Ausst. (Sezessionisten)	F2
Kunstgewerbeausstellg. 1888	F4
Kunstgewerbehalle	D3
Kunstgewerbeschule	C2
Kunstmühle	G1
Lagerhäuser	B6
Landsberger Straße	A3
Landwehrstraße	BC4
Ledererstraße	E3, 4
Lerchenfelder	FG2
Lessingstraße	B4
Liebigdenkmal	D3
Liebigstraße	FG3
Lilienstraße	F5
Lindwurmstraße	A6, B5, C5, 4
Linprunnstraße	B1
Lothringerstraße	G5
Lothstraße	AB1
Louisenstraße	C3, 2, D1
Löwenbräu	B1, 2
Löwengrube	D3
Ludwigsbrücke	F4
Ludwigskirche	E1, 2
Ludwigstraße	E1, 2
Luitpoldbrücke	G3
Luitpoldquai	G2,3
Luitpoldstraße	C3

Namen-Register zum ‚Plan von München'.

Maximiliansstraße, die vom Max Josephs-Platz bis zur Isar zieht und die schönen Bauten der Kreisregierung (von Bürklein) und des Nationalmuseums (von Riedel, s. unten), dann des Wilhelmsgymnasiums an der Ecke der Thierschstraße u. a. umfaßt, durch elegante Cafés, den Gasthof Zu den vier Jahreszeiten und viele Geschäftsläden mit den reizendsten Auslagen äußerst belebt ist und in der Osthälfte von einem Forum mit lieblichen Blumenanlagen unterbrochen wird, innerhalb dessen die Standbilder des Philosophen Schelling (von Brugger), des Optikers Fraunhofer (von Halbig), des Grafen Rumford (von Zumbusch) und des Generals Deroy (von Halbig) aufgestellt sind, mächtig überragt von dem großartigen Denkmal, welches das bayrische Volk dem König Maximilian II. setzte (nach dem Modell von Zumbusch von Miller gegossen; s. Tafel »Bildhauerkunst XIV«, Fig. 7). Den Abschluß bildet das Maximilianeum (nach Bürkleins Plan) mit seiner auf hoher Terrasse in zwei Bogenreihen aufsteigenden Fassade, gekrönt von der ehernen Viktoria, geschmückt mit geschichtlichen Fresken von Piloty, Echter, Dietz und Spieß, im Innern eine historische Galerie von neuern Meistern bergend. In der Fortsetzung der Straße zwischen den beiden Teilen der Maximiliansbrücke steht auf der Praterinsel ein schönes Denkmal für Moritz von Schwind u. ein einfacher Brunnen zum Gedächtnis des Bürgermeisters Alois von Erhardt. Hier darf auch genannt werden die Brienner Straße, welche östlich mit dem Hofgartenthor, westlich mit den Propyläen abschließt, das Schillerdenkmal (von Widnmann), das Wittelsbacher Palais, im englisch-mittelalterlichen Spitzbogenstil 1843—49 von Gärtner und K. Klumpp erbaut, König Ludwigs I. Residenz nach seiner Thronentsagung, jetzt Wohnsitz mehrerer Prinzen, das prachtvolle Café Luitpold und eine stattliche Reihe eleganter Häuser umschließt, den Karolinen- und den Königsplatz durchschneidet, in ihrer westlichen Verlängerung unmittelbar nach Nymphenburg, in ihrer östlichen am Hofgarten und der Residenz vorüber durch die Liebigstraße zur Isar führt und so eine gerade Linie von W. nach O. durch die ganze Stadt zieht; nicht minder die an der Südseite des Englischen Gartens angelegte Prinz-Regentenstraße mit prächtigen Privatbauten, dem eleganten Café Prinz-Regent und dem der Vollendung entgegeneilenden Neubau des Nationalmuseums von Professor G. Seidl. Freundliche Bilder bieten auch die Sonnenstraße mit Doppelfahrbahnen zu beiden Seiten einer schattenreichen Baumanlage, die Schwanthalerstraße mit dem Schwanthaler-Museum, die Ottostraße mit dem schönen Gabelsberger-Denkmal von Eberle, die zum größern Teil nur an der Westseite bebaute Königinstraße längs des Englischen Gartens, mit zierlichen Villen u. a.

[Bauwerke.] Außer der Dom- oder Frauenkirche, einem massiven Ziegelbau von gewaltigem Umfang (1468—88 erbaut, die Kuppeln der unvollendeten, 99 m hohen Türme im 16. Jahrh.) von Jörg Ganghofer, mit dem 1622 von Peter Candid entworfenen figurenreichen Denkmal Ludwigs des Bayern, schönen ältern und neuern Glasmalereien und dem Hochaltar von Knabl, besitzt M. jetzt 14 (die Errichtung einiger neuer Pfarreien steht in den nächsten Jahren bevor, die Kirchen sind schon im Bau)



Umgebung von München.

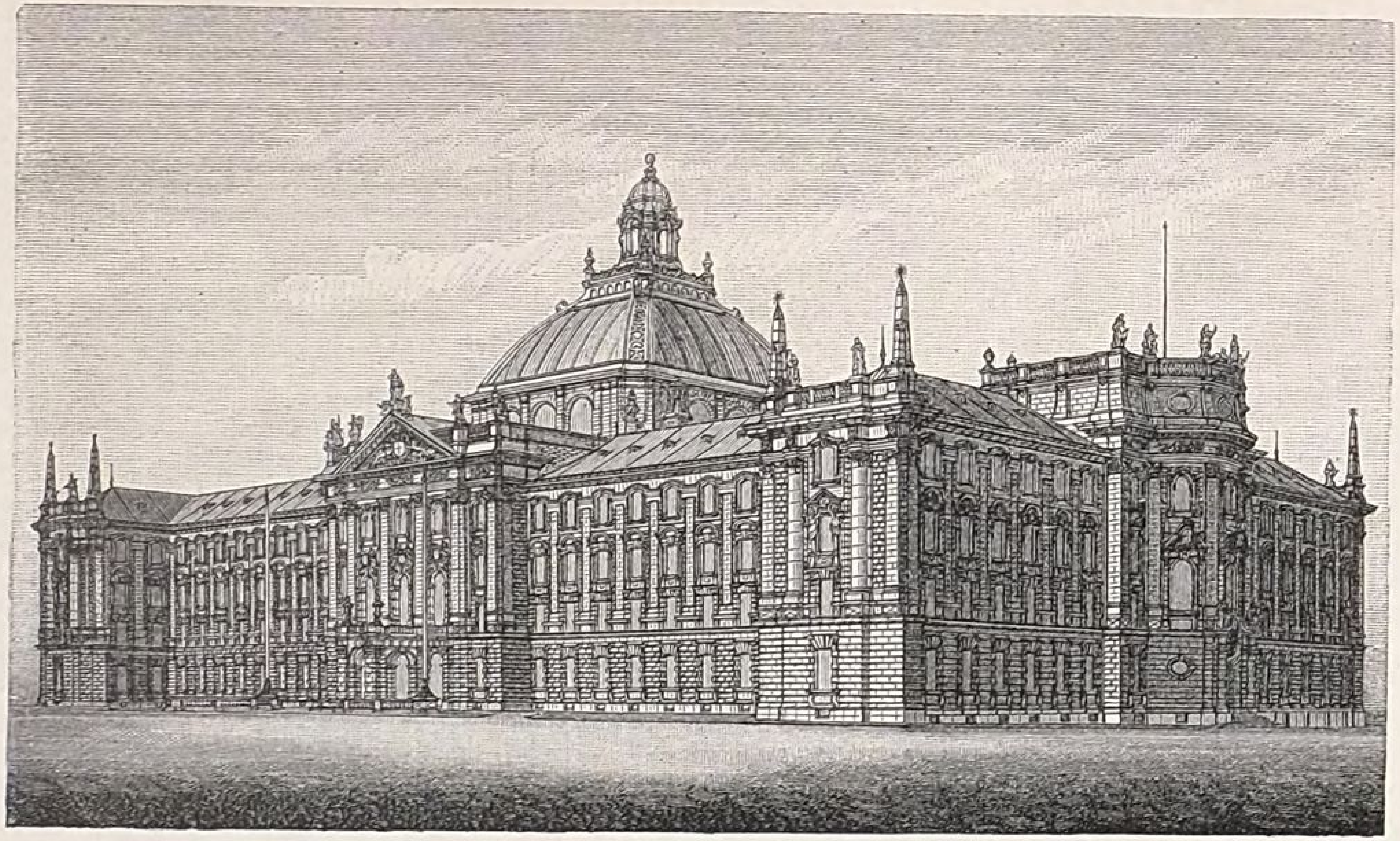
kath. Pfarrkirchen, von denen einige schon oben genannt sind. Erwähnung verdienen noch die Peters- und die Heiliggeistkirche als die ältesten (13. und 14. Jahrh.), die von Ohlmüller 1831—39 im rein gotischen Spitzbogenstil erbaute, mit herrlichen Glasgemälden von H. Heß und Ainmiller und schönen Altären von Schönlaub gezierte Mariahilfkirche der Vorstadt Au, die Basilika der Bonifaciuspfarrei, 1835—50 von Ziebland erbaut, im Innern mit offener gold- und farbenreicher Dachrüstung, einem reichen Freskenschatz von H. Heß und Schraudolph und der Grabstätte König Ludwigs I., die neue St. Annakirche an der gleichnamigen Straße, von Gebrüder Seidl in strengem klösterlich romanischen

Stil erbaut und 1892 vollendet, die gleichfalls neue von Professor Romeis erbaute romanische Bennokirche im Nordosten der Stadt, nahe der Erzgießerei, und die von Dollmann als gotische Halle erbaute, hoch gelegene Giesinger Kirche mit herrlicher Fernsicht. Ferner sind die drei protestantischen Pfarrkirchen (Matthäus, Markus und Lukas, letztere von gewaltiger Ausdehnung, am Mariannenplatz, unter Leitung des Professors Albert Schmidt 1896 vollendet), die griechische (Salvator-) Kirche und die ebenfalls von Albert Schmidt erbaute, prächtige neue Synagoge hervorzuheben. Muster von Kirchen im vollendeten Rokokostil sind die Dreifaltigkeitskirche am Promenadeplatz, 1711, und die Johanneskirche an der Sendlinger Straße, 1733—46 erbaut. Noch sind zu erwähnen die Theatiner- und die Michaelskirche, erstere, das Grabmal Max' II. enthaltend, im italienischen Barockstil zwischen 1662 und 1675, letztere, in deren Gruft die Reste König Ludwigs II. ruhen, im römischen Renaissancestil 1583—91 erbaut, durch ihr 29 m weites Tonnengewölbe und das Grabmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, ein Meisterwerk Thorwaldsens, berühmt.

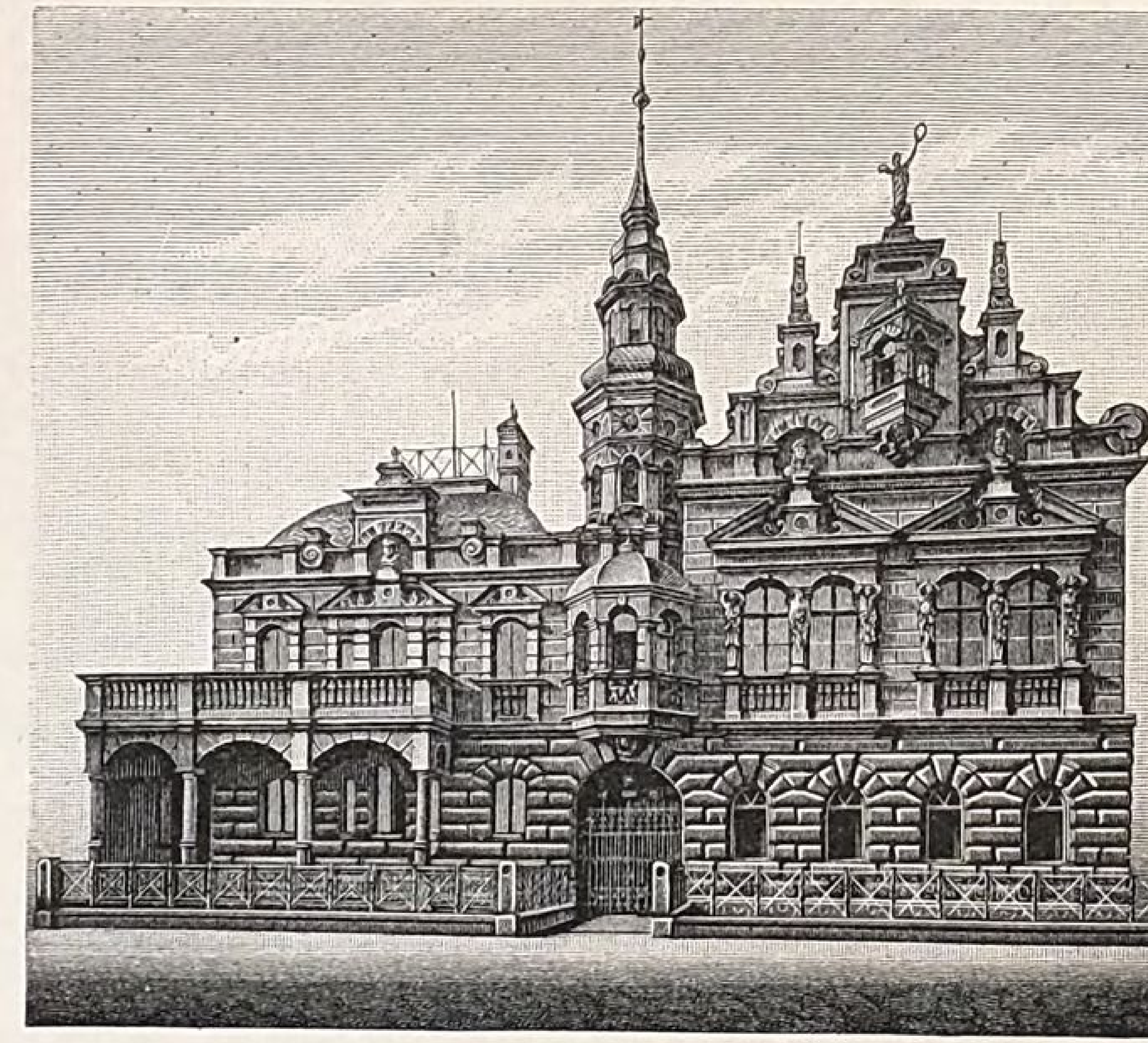
Von den übrigen öffentlichen und Privatgebäuden muß vor allen die königliche Residenz genannt werden; sie besteht aus dem Alten Schloß, dem Königsbau (am Max Josephs-Platz, von Klenze 1826—35 nach dem Muster des Palastes Pitti in Florenz erbaut) und dem Festsaalbau (am Hofgarten, 1832—1842 erbaut von Klenze im ital. Renaissancestil mit balkonartigem Loggienbau, auf dem die acht Kreise des Königreichs in Marmorfiguren von Schwanthaler dargestellt sind), umschließt den Kapellen-, Brunnen-, Grotten-, Kaiser- und Küchenhof, die reiche Kapelle, die Schatzkammer und ein Antiquarium, und birgt in einer langen Reihe der herrlichsten Säle die seltensten Schätze an Gemälden (so in den Nibelungen- und Kaisersälen Fresken von Schnorr von Carolsfeld, in den Odysseussälen solche von Hiltensperger), Skulpturen (im Thronsaal zwölf Kolossalstatuen der Ahnen des Königshauses von Schwanthaler), Teppichen und Geräten und ist mit der Allerheiligenhofkirche (von Klenze 1826—37 im byzantinisch-romanisierenden Stil erbaut) verbunden (vgl. Seidel, Die königliche Residenz in M., Leipz. 1883). Ferner sind zu nennen: die beiden Hoftheater, von denen das größere Hof- und Nationaltheater, 1811—18 von Karl v. Fischer erbaut, nach dem Brand von 1823 unter Klenzes Leitung umgebaut, über 2600 Zuschauer faßt; das kleinere Residenztheater (früher Opernhaus, 1760 vollendet), das 1857 in reichem Rokoko wiederhergestellt wurde; dann die ältern Fürstenhöfe (Alter Hof und Herzog Max-Burg), die Gebäude für Kunst- u. wissenschaftliche Sammlungen, Unterrichtsanstalten &c.; der Bazar, mit den Arkaden im Hofgarten, mit geschichtlichen und symbolischen Fresken von Cornelius und seinen Schülern, den berühmten italienischen Landschaften Rottmanns, und Bildern aus den griechischen Befreiungskämpfen von P. Heß; das alte Rathaus, mit zwei ehrwürdigen Sälen und dem im barocken Stil restaurierten Ratsturm; das neue Rathaus, von Hauberrisser im gotischen Stil mit reichster Fassade gebaut (s. Abbildung auf der Tafel) und 1874 von den städtischen Behörden bezogen, mit zwei Sitzungssälen, deren einen ein großes Bild aus der Geschichte Münchens von Piloty und ein Bildnis des Prinz-Regenten Luitpold von Friedr. v. Kaulbach schmücken, während der andre durch Werke von Lindenschmitt u. a. geziert ist, schönen Bürgermeisterzimmern und dem vielbesuchten Ratskeller. Ferner sind erwähnenswert: der Glaspalast an der Sophienstraße, 240 m lang, im Mittel 26 m hoch, 1854 zum Zweck der deutschen Industrieausstellung ganz aus Glas und Eisen erbaut und seitdem zu einer Reihe glänzender Feste und Ausstellungen verwertet; die Alte Pinakothek (Gemäldesammlung), von Klenze 1826—36 in geschmackvoller Verwendung antiker Formen erbaut, mit 24 Standbildern berühmter Maler nach Schwanthaler; die Neue Pinakothek, nach Voits Plänen 1846—53 erbaut, mit den von Nilson nach Kaulbachs Entwürfen ausgeführten Fresken an den Außenseiten, in denen das Künstlerleben unter König Ludwig I. in Rom und M. mit genialer Offenheit geschildert wird; die technische Hochschule, von Neureuther im Renaissancestil 1865—68 erbaut, 260 m lang, mit 138 m breitem Vorbau, vor diesem seit 1895 das in weißem Marmor ausgeführte Ohm-Denkmal von Rümann auf gelbrötlichem Unterbau von August Thiersch; die Akademie der Künste, gleichfalls von Neureuther erbaut, in italienischer Hochrenaissance, in der Hauptfronte 229 m lang; der Zentralbahnhof, von Graff, mit mächtiger vierteiliger Einsteighalle, die über zwei Hektar Fläche bedeckt, und einem reich ausgestatteten Königspavillon; der Ostbahnhof (in Haidhausen); die Schrannenhalle, ein 470 m langer, von Eisen und Glas umfriedeter Marktraum mit einem Mittel- und zwei Flügelbauten; die Maximilianskasernen in der Vorstadt Neuhausen mit dem Militärlazarett, Zeughaus, Armeemuseum und großen Provianthäusern; die Kreisirrenanstalt in der Vorstadt Au, mit ausgedehnten Gärten; der von Zenetti erbaute Schlacht- und Viehhof am Südbahnhof, der über 4 Hektar Fläche bedeckt (jährlich rund 430,000 Stück Schlachtvieh). Einige Beispiele der architektonischen Entwickelung Münchens in der neuesten Zeit gibt beifolgende Tafel »Münchener Bauten«.

[Öffentliche Anlagen.] An öffentlichen Anlagen besitzt M. den schon genannten, 1895 sehr hübsch umgestalteten Hofgarten; den Englischen Garten, einen 6 km langen, 2 km breiten, durch viele Vergnügungsplätze belebten Park mit künstlich angelegtem See, Wasserfällen, zahlreichen Kanälen, Wiesen und Waldflächen; den botanischen Garten mit Palmenhaus; die von König Max II. geschaffenen Gasteig- und Bogenhauser Anlagen am rechten Isarufer zu beiden Seiten des Maximilianeums, die köstliche Ausblicke auf die Stadt bieten; die südwärts gelegenen Isar-Auen, in denen die Friedenseiche steht und das Volksbad für Frauen sich befindet, und eine Anzahl von Einzelanlagen, die einen grünenden, blumenreichen Gürtel um die innern Stadtteile schlingen. Am Fuß einer Anhöhe, auf der die Ruhmeshalle, 1843—53 von Klenze erbaut, ein Kolonnadenbau im dorischen Stil mit zwei vorspringenden Flügeln, 70 m lang und 32 m breit, 80 Büsten berühmter Männer Bayerns umschließend, den würdigen Hintergrund der von Schwanthaler modellierten Kolossalstatue der Bavaria (fast 20 m hoch, aus 64,177 kg Erz gegossen, ein Werk des Münchener Erzgießers F. v. Miller) bildet, breitet sich die Theresienwiese aus, auf der das berühmte Oktoberfest (Tierschau, landwirtschaftliche Ausstellung, Pferderennen und verschiedene Volksbelustigungen) abgehalten wird. Auch die Münchener Friedhöfe gleichen blumenreichen Gartenanlagen, veredelt durch herr-

Münchener Bauten.

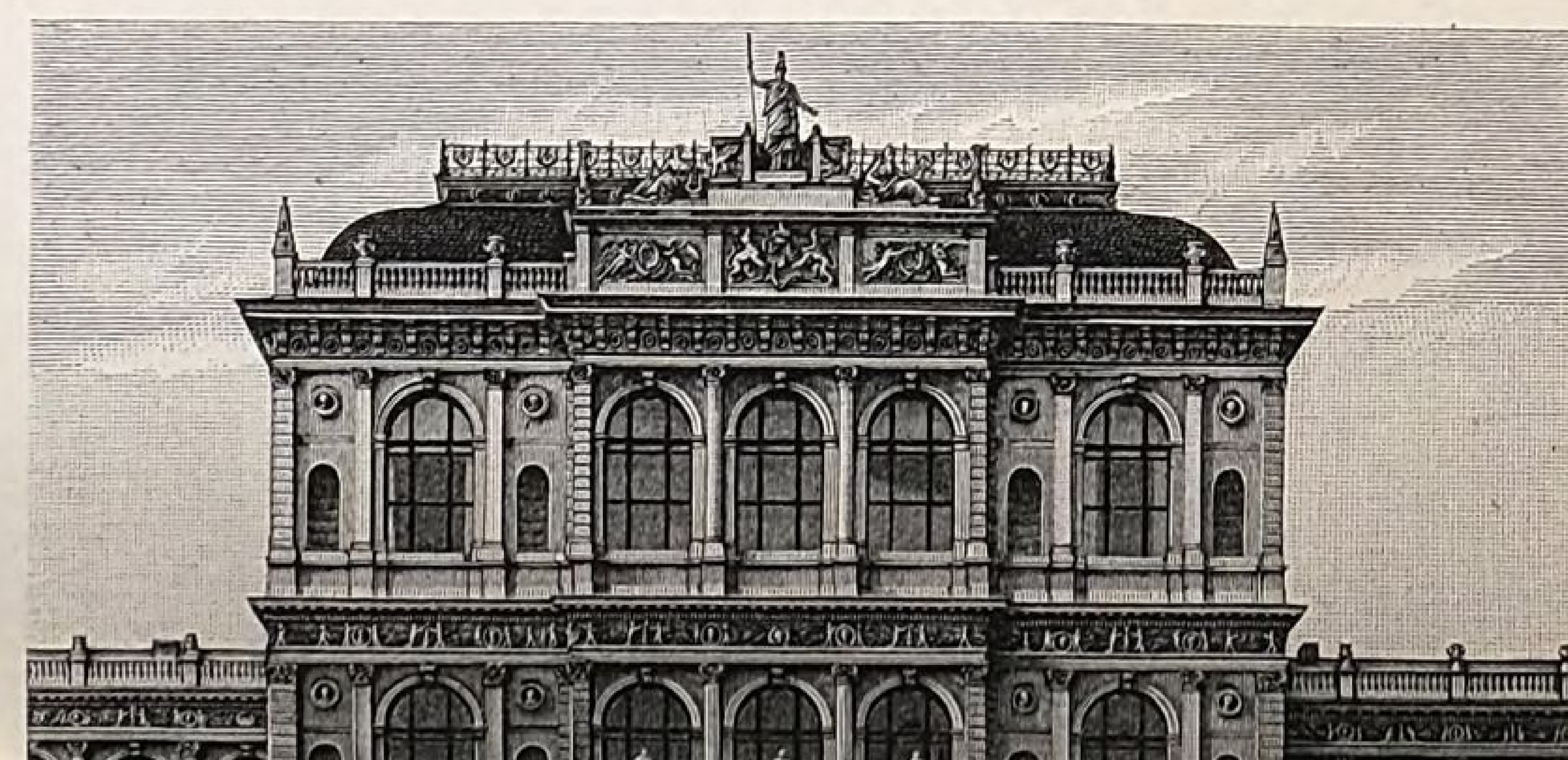


1. Justizgebäude. (Friedr. Thiersch.)



2. Schacksches Palais. (L. Gedon.)



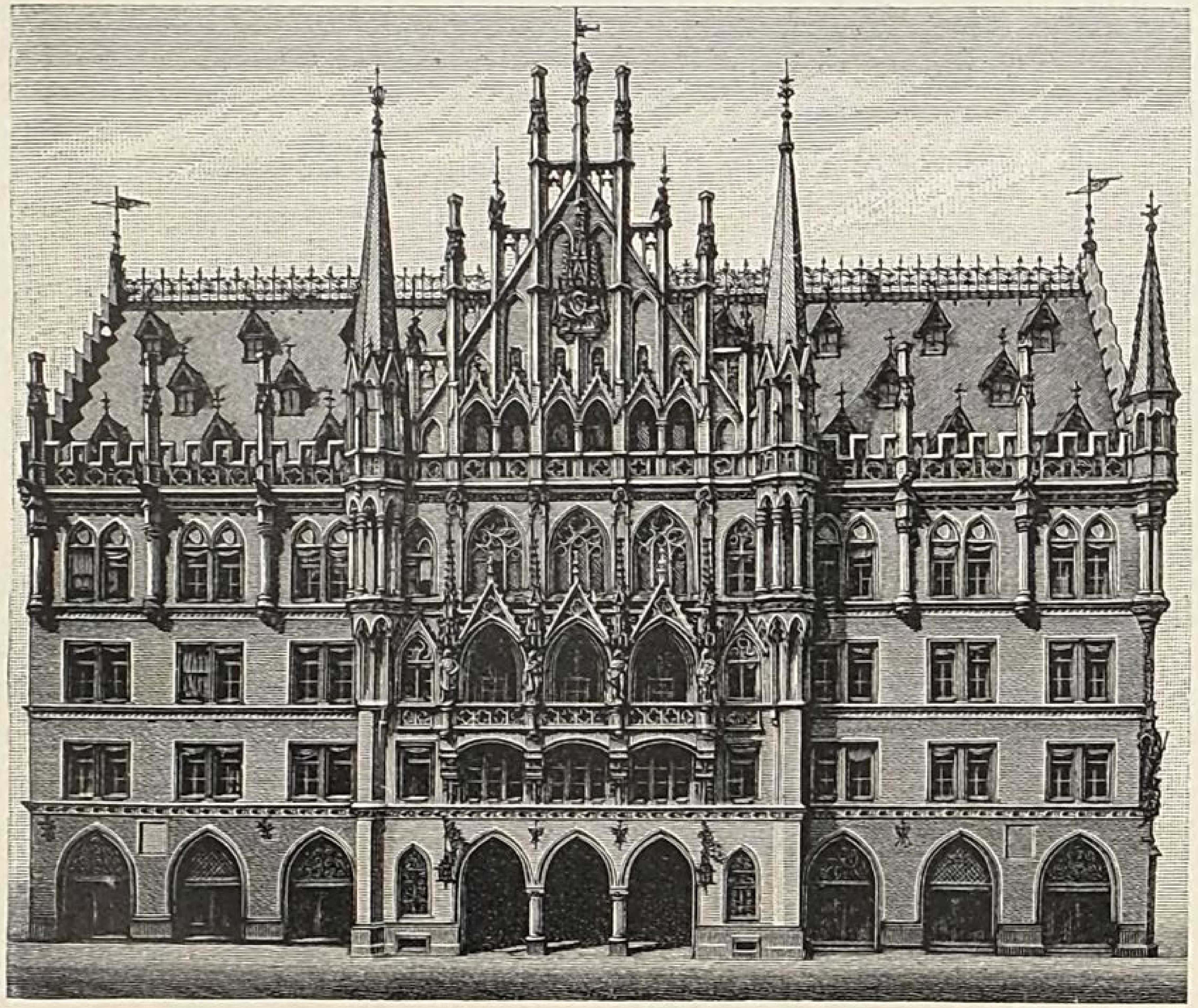




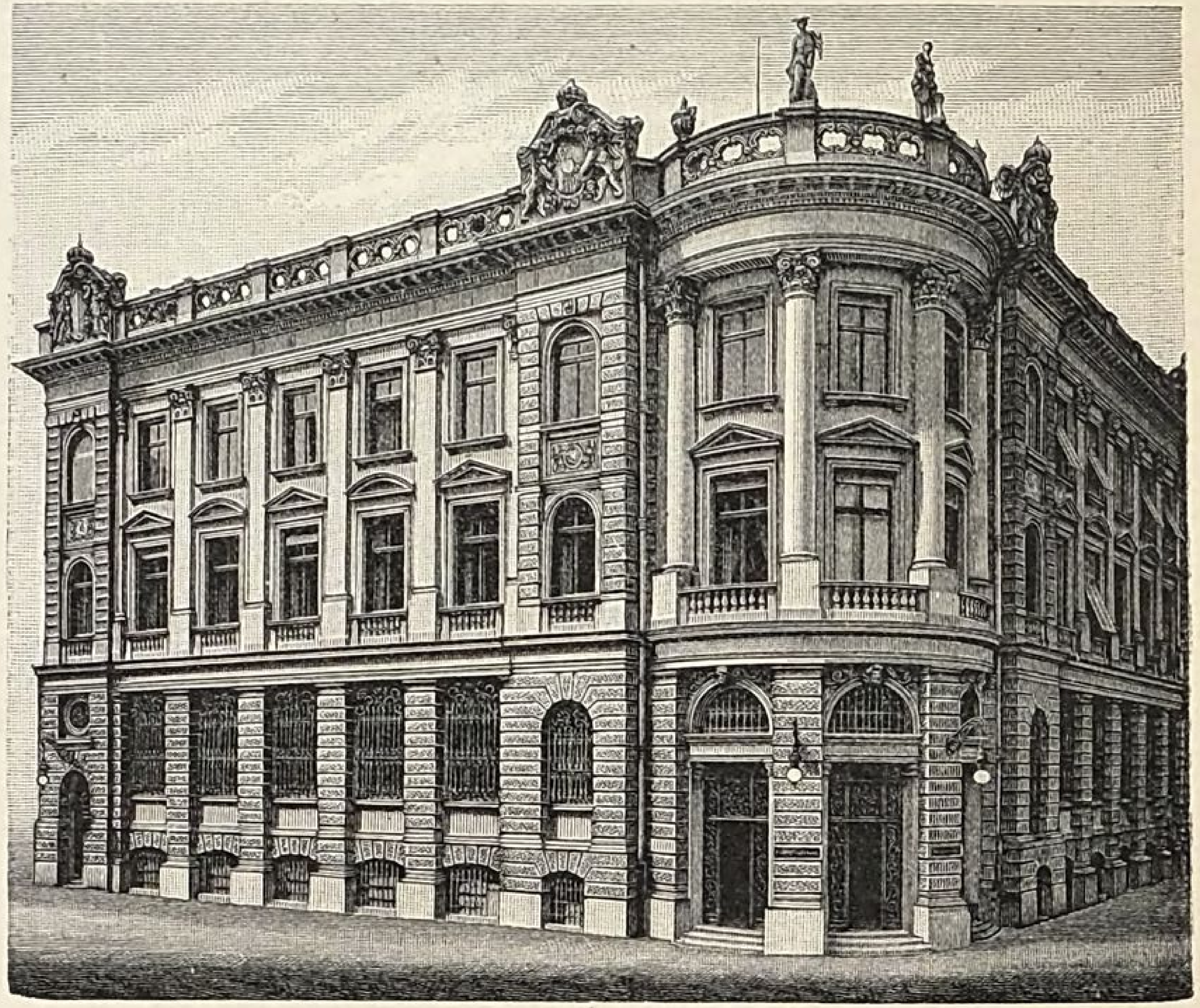
3. Technische Hochschule. Hauptportal. (G. v. Neureuther.)



4. Akademie der Künste. (G. v. Neureuther.)



5. Neues Rathaus. (G. Hauberrißer.)



6. Königl. Bayrische Filialbank. (Albert Schmidt.)

liche Kunstwerke in Arkadengemälden, Standbildern und Gedenktafeln. Die Stadt hat deren acht ohne konfessionelle Scheidung, die israelitische Gemeinde einen eignen.

[Bevölkerung.] Die Zahl der Bewohner Münchens betrug 1890 (einschließlich der neu einverleibten Orte) 350,594 und ist bis Ende 1895 auf 407,000 (in ca. 93,000 Haushaltungen) gestiegen. Die Bevölkerung besteht zu 84 Proz. aus Katholiken, 14 Proz. Protestanten, 2 Proz. Israeliten und nur zu 37 Proz. aus Eingebornen, zur größern Hälfte aus zugezogenen Bayern, zu 6 Proz. aus andern Deutschen, zu 4 Proz. aus Ausländern, unter denen die Österreicher u. Ungarn überwiegen. Insoweit sich noch typische Figuren des echten Müncheners finden, zeigt dieser sich bieder, trocknen Humors, genußfreudig, aber bei schwerer Arbeit ausdauernd u. kräftig, für das Fremde nicht leicht einzunehmen, auf seine Stadt und ihre Schönheiten stolz, wenn auch mit mancher großstädtischen Neuerung nicht immer sofort einverstanden. Im Hofbräuhaus, wo man sich selbst bedient, statt des Stuhls mit einem Faß, statt des Tellers mit einem Blatt Papier oder auch der flachen Hand begnügt, um Stand und Würden des Nachbars unbekümmert, mit diesem rasch ein gemütliches Gespräch anknüpft, oder in den zahlreichen Lagerbierkellern (schattigen Gärten und Höfen bei den größern Brauereien im Ost- und Westende der Vorstädte) spielen sich köstliche Volksbilder ab, deren Eigenart sich steigert zur Zeit des Bocks, einer im Monat Mai zum Ausschank gelangenden, besonders kräftigen Biersorte, oder des Salvators, der schon um Ostern im sogen. Zacherlbräu verabreicht wird.

[Industrie und Handel.] Das Gewerbe (1895 wurden mehr als 40,000 Gewerbebetriebe gezählt) ist in manchen Zweigen vorzüglich vertreten, so vor allem auf dem Gebiet der Kunstindustrie, wo der Einfluß der künstlerischen Schöpfungen König Ludwigs I. und des 1851 gegründeten Kunstgewerbevereins sowie der Prachtliebe König Ludwigs II. und der verständnisvollen, thatkräftigen Unterstützung des Prinz-Regenten Luitpold unverkennbar von wohlthätigen Folgen ist. Die Erzgießerei und Glasmalerei stehen auf hoher Stufe. Hierher gehören auch sehr viele Etablissements für Gold-, Silber- und Juwelenschmuckarbeiten, für optische, physikalische, mathematische, chirurgische und musikalische Instrumente, für Bronze- und Zinkguß, für Leder-, Papier-, Blumen- und Tapetenfabrikation, für Seiden- und Stoffstickerei und -Wirkerei, für Waggon- und Wagenbau und -Ausrüstung, für Kunsttischlerei, Dekorationsmalerei, Steinhauerarbeiten, photographische, lithographische, xylographische und typographische Vervielfältigungen, für Herstellung von Kirchengewändern und Kirchenschmuck jeder Art. Auch das nicht oder in geringerm Maße mit den eigentlichen Kunstbestrebungen zusammenhängende Gewerbe ist reich und gut vertreten, macht sich jedoch entschieden mehr im Klein- als im Fabrikbetrieb bemerkbar. Im letztern ragen mehrere Maschinen-, Leder-, Handschuh-, Papier-, Gummiwaren-, Parfümerie-, Kerzen-, Bürsten-, Schirm-, Geldschrank-, Öl-, Spiritus-, Malz- und Malzkaffeefabriken und ganz besonders die Bierbrauereien hervor, welche meist fabrikmäßig betrieben werden. Ihre Zahl umfaßte Ende 1895: 28 Betriebe mit einer ungefähren Jahreserzeugung von fast 3 Mill. hl im Detailverkaufswert von mindestens 66 Mill. Mk., wovon etwas mehr als die Hälfte in M. selbst verbraucht wird. Der Handel Münchens ist auf vielen Gebieten bedeutend. Im Geld- und Effektenverkehr dienen die Bayrische Hypotheken- und Wechselbank, eine Reichsbankhauptstelle, eine Filiale der Königlich Bayrischen Bank in Nürnberg, eine solche der Deutschen Bank in Berlin, die Bayrische Notenbank, die Bayrische Vereinsbank, die Bayrische Handelsbank, die Süddeutsche Bodenkreditbank, die Industriebank (eingetragene Genossenschaft) und eine nicht unbedeutende Anzahl namhafter Privatbankhäuser dem mehr und mehr sich entwickelnden Bedürfnis. M. ist Sitz mehrerer großer Versicherungsgesellschaften, darunter die staatliche Immobiliar-Brandversicherung, die Feuerversicherungsanstalt der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank und die Münchener Rückversicherungsgesellschaft. Für den Handel mit Bodenerzeugnissen sind die großen städtischen und mehrere von Gesellschaften und Privaten betriebene Lagerhäuser, die Schranne, die Obsthalle, die Viktualienmärkte von Bedeutung. Sehr entwickelt ist der Kunsthandel, dessen Fäden alle Weltteile umspannen. Von den drei Dulten (Jahrmärkten), die Ende Juli in der Vorstadt Haidhausen, um Ostern und Anfang Oktober in der Vorstadt Au abgehalten werden, sind die beiden letztern mit einem äußerst eigenartigen Trödelmarkt verbunden. M. hat 5 Bahnhöfe (Zentral-, Ost-, Süd-, Sendlinger und Isarthal-Bahnhof) und ist Knotenpunkt folgender Eisenbahnlinien: M.-Regensburg-Oberkotzau, M.-Ingolstadt-Hof, Ulm-M.-Simbach, M.-Lindau, M.-Rosenheim-Salzburg, M.-Holzkirchen-Schliersee, M.-Tutzing-Peißenberg (sämtlich der Bayrischen Staatsbahn gehörig) und der Isarthalbahn M.-Wolfratshausen. Die Einnahmen aus dem Personenverkehr belaufen sich jährlich auf 3 Mill., die aus dem Güterverkehr auf 10 Mill. Mk. Dem Personenverkehr in der Stadt dienen die vielverzweigte Pferdebahn, auf einzelnen Strecken elektrische und Dampfstraßenbahnen sowie ein- und zweispännige Droschken und Fiaker.

[Bildungsanstalten.] Unter den wissenschaftlichen und Bildungsanstalten behaupten die beiden Akademien der Künste und der Wissenschaften sowie die Universität (Ludwig Maximilians-Hochschule) den ersten Rang. Letztere wurde 1826 von Landshut nach M. verpflanzt und zerfällt in fünf Fakultäten (juristische, medizinische, theologische, philosophische, staatswirtschaftliche); sie zählte im Sommer 1895: 166 Professoren und Dozenten und 3754 Studierende. Zu ihren Hilfsinstituten gehören: eine sehr gut ausgestattete Bibliothek, ein physikalisches, mathematisches und pharmazeutisch-technisches Kabinett, Kupferstich- und Gemälde-, Münzen- und Medaillen-, anatomische, zoologische und botanische Sammlungen, eine medizinische, chirurgische und geburtshilfliche Poliklinik, der botanische Garten mit neuem Palmenhaus und die vorzüglich ausgestattete Sternwarte. Mit ihr stehen in Verbindung verschiedene medizinisch-klinische Anstalten, darunter die beiden großen städtischen Krankenhäuser, die Frauenklinik und das Kinderspital, das von Pettenkofer gegründete hygienische Institut, ein katholisches geistliches Seminar (Georgianum), das Maximilianeum, eine Erziehungsanstalt für besonders begabte Studierende, ein historisches, mathematisch-physikalisches, homiletisches, juristisches und philologisches Seminar, eine forstliche Versuchsanstalt und eine Hebammenschule. Außerdem besitzt M. eine im Sommer sehr stark (gegen 1000 Studierende und 400 Hospitanten) besuchte technische Hochschule mit einer allgemeinen, einer

Ingenieur-, Hochbau-, mechanisch-technischen, chemisch-technischen und landwirtschaftlichen Abteilung, 51 Professoren und Dozenten und umfassenden Attributen, eine tierärztliche Hochschule, eine Akademie der Tonkunst, 4 humanistische Gymnasien, ein Realgymnasium, eine Kriegsschule, Kadettenkorps, Ingenieur- und Artillerieschule, Kriegsakademie, eine Kunstschule für die männliche sowohl als für die weibliche Jugend, eine Industrie-, eine Baugewerk-, eine Kunstgewerbe- und 2 Kreisrealschulen, eine Handelsschule für Knaben und eine solche für Mädchen, eine Frauenarbeitsschule, gewerbliche Fortbildungsschulen für Knaben und Mädchen, ein Kreislehrerinnen- und ein Arbeitslehrerinnenseminar, eine Turnlehrerbildungsanstalt, Taubstummen- u. Blindeninstitut. Die Zahl der Volksschulen betrug Ende 1895: 27 mit 37,100 Kindern. Von den in M. erscheinenden ca. 20 politischen Zeitungen sind die bekanntesten die »Allgemeine Zeitung« (s. d., früher in Augsburg), die »Münchener Neuesten Nachrichten« (s. d.), »Das bayrische Vaterland« (Herausgeber Sigl), der ultramontane »Bayerische Kurier«. Außerdem erscheinen in M. zahlreiche wissenschaftliche und andre Zeitschriften, darunter die »Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland« und die weltbekannten humoristischen »Fliegenden Blätter«.

[Kunstsammlungen etc.] Den Hauptvorzug vor andern deutschen Städten besitzt M. in seinen Kunstschätzen. Voran steht die Glyptothek, 1816—30 von Klenze erbaut, in ihrer baulich-künstlerischen Ausschmückung durch Bildhauer wie Schwanthaler und Maler wie Cornelius für sich schon ein Juwel, in ihren 13 Sälen aber die hervorragendsten Werke der Bildhauerkunst von den Ägyptern und Assyrern, den Phönikern, Griechen und Römern bis zu Thorwaldsen, Rauch und ihren Schülern umfassend (s. Tafel »Bildhauerkunst XIV«, Fig. 1). Die beiden Pinakotheken zeigen in ihren gewaltigen, zum Teil mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Räumen die Werke der Malerei aller Zeiten und Schulen, kunstsinnig geordnet: die Alte hauptsächlich wegen ihrer altdeutschen und niederländischen Bilder, der Werke von Rubens und des Cinquecento, der ehemals Boisseréeschen und Düsseldorfer Sammlungen und der von Cornelius in den Bogengängen in Fresken dargestellten Geschichte der Malerei berühmt, gleichzeitig ein Kupferstichkabinett mit 300,000 Blättern u. eine Handzeichnungensammlung von 22,000 Nummern, darunter solche von Raffael, Benvenuto Cellini, Rembrandt, Dürer und Holbein, sowie eine 1500 Vasen enthaltende Sammlung von unschätzbarem Wert beherbergend (vgl. den »Cicerone in der königlichen ältern Pinakothek« von Hirth u. Muther, 1888), die Neue nur Bilder neuerer Meister (19. Jahrh.), darunter Rottmanns enkaustisch gemalte griechische Landschaften, enthaltend. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Akademie der Wissenschaften, die Bücher- u. Handschriftenschätze der Bibliothek, das Ethnographische Museum sowie die Vereinigten Sammlungen bieten Stoff zur Belehrung u. Betrachtung in Überfülle. Ganz besonders reichhaltig ist das Bayrische Nationalmuseum ausgestattet, nach den Ideen König Max' II. von Aretin angelegt, von Hefner-Alteneck und Riehl fortgeführt. Weit über 100 Freskogemälde, Szenen aus der Geschichte der Wittelsbacher darstellend, zieren die Säle. Außerdem stehen viele Privatsammlungen dem Besuch der Einheimischen wie der Fremden offen, so die vorzügliche vom Freiherrn v. Schack angelegte Gemäldesammlung, die 1894 in das Eigentum des deutschen Kaisers überging, die Freiherr v. Lotzbecksche Galerie, das Kaulbach-, das Schwanthaler- u. das Erzgießereimuseum, das Historische Museum der Stadt mit der Maillingersammlung etc. Im Kunstverein findet sich eine permanente Ausstellung neuer Werke lebender Meister, im Kunstgewerbeverein, in der Verkaufshalle des Gewerbevereins am Färbergraben sowie in zahlreichen Privatläden das Beste, was die mit der Kunst eng verbündete Industrie Münchens schafft. — Die Tonkunst wird hauptsächlich in der durch F. Lachners vieljährige Wirksamkeit zu verdientem Ruhm gelangten Musikalischen Akademie gepflegt, die in jedem Winter zwei Reihen von großen Konzerten mit meist klassischem Programm veranstaltet, sowie in dem Konzertinstitut von Kaim, für das 1895 an der Türkenstraße ein eigner großer Saalbau entstand. Daran schließen sich Quartettsoireen für Kammermusik, Konzerte und Unterhaltungen der Gesangvereine verschiedensten Stils (Oratorienverein, Liedertafel, Bürgersängerzunft, der Akademische und der Lehrergesangverein u. a.). Für weitere bildende Unterhaltung sorgt das königliche Hoftheater, das der Oper und dem großen Schau- u. Trauerspiel vorzugsweise gewidmet ist und namentlich durch sorgsame Pflege des Wagnerschen Musikdramas sich einen Weltruhm errungen hat, während das Residenztheater unter der gleichen Leitung steht und mit demselben Personal vorzugsweise für die den Konversationston bedingenden Aufführungen bestimmt ist. Neben den Hoftheatern besteht das 1865 als Aktienunternehmen gegründete, seit 1870 aber gleichfalls in den Besitz der königlichen Zivilliste übergegangene Theater am Gärtnerplatz (für Volksschauspiele, Possen, Operetten), ein Volkstheater in der ehemaligen Westendhalle an der Sonnenstraße und das »Deutsche Theater« an der Schwanthaler Straße.

[Behörden.] M. ist Sitz der höchsten Hof- und Staatsstellen: der sämtlichen Ministerien, des Staatsrats, des obersten Landesgerichts, des Verwaltungsgerichtshofs, des obersten Rechnungshofs, des obersten Schulrats, der Generaldirektionen der Eisenbahnen sowie der Posten und Telegraphen mit Oberbahn- und Oberpostamt, des Reichsarchivs, der General-Bergwerks- und Salinenadministration und der Generaldirektion der Zölle und der indirekten Steuern, der Staatsschuldentilgungskommission, der Brandversicherungskammer, des landwirtschaftlichen Generalkomités, der Landgestütsverwaltung, der höchsten Militärstellen u. Kommandos, der Verwaltungsbehörden des oberbayrischen Regierungsbezirks, eines Oberlandesgerichts u. zweier Landgerichte (München I mit einer Kammer für Handelssachen u. 2 Amtsgerichten, München II mit 14 Amtsgerichten, s. unten). M. ist ferner der Sitz aller dem bayrischen Fürstenhaus angehörigen Prinzen u. ihrer Hofhaltungen, vieler Gesandtschaften und Konsulate, des aus Reichsrat und Abgeordnetenkammer bestehenden Landtags, des oberbayrischen Landrats, des Erzbischofs von M.-Freising und seines Domkapitels u. des protestantischen Oberkonsistoriums u. hat eine ständige Garnison von drei Infanterie- (Leib-Infanterieregiment, 3 Bataillone vom 1. Infanterieregiment König und das 2. Infanterieregiment Kronprinz), zwei Artillerieregimentern, einem Trainbataillon, einem Eisenbahnbataillon mit Luftschifferabteilung, einer Sanitätskompanie, dem 1. schweren Reiterregiment Prinz Karl von Bayern und der königlichen Leibgarde der Hartschiere. Gehört so auch ein

großer Teil seiner Einwohnerschaft (15 Proz.) dem Beamten-, Militär-, Künstler- u. Gelehrtenstand an, so bildet den Kern derselben doch die Bürgerschaft in ihren verschiedenen Verzweigungen (mehr als 60 Proz.). Sehr stark ist aber auch (mit mehr als 10 Proz. der Gesamtbevölkerung) das Element der Berufslosen (Rentner, Pensionisten und Witwen) vertreten. Die Stadtverwaltung Münchens besteht aus zwei Bürgermeistern, 36 Magistratsmitgliedern (16 besoldeten), 60 Gemeindebevollmächtigten und einer königlichen Polizeidirektion. Der Haushaltsplan für 1896 schloß ab in Einnahme u. Ausgabe mit 19²/₃ Mill. Mk. Verwendet werden für Schulen 3 Mill. Mk., für Wohlthätigkeitsanstalten über 1 Mill. Mk., für Armen- und Krankenwesen ca. 2¹/₂ Mill. Mk. Die direkten Steuern (Gemeindeumlagen 110 Proz. der Staatssteuer) ergaben 5¹/₃ Mill. Mk., die indirekten 3¹/₃ Mill. Mk., darunter 2³/₄ Mill. Mk. Malz- u. Bieraufschlag. Die Schulden betragen 85³/₄ Mill. Mk., das Vermögen einschließlich der Stiftungen etwa 176³/₄ Mill. Mk. — Der Landgerichtsbezirk München I umfaßt die beiden Amtsgerichte München I u. München II; der Landgerichtsbezirk II die 14 Amtsgerichte: Bruck, Dachau, Dorfen, Ebersberg, Erding, Freising, Garmisch, Haag, Miesbach, Starnberg, Tegernsee, Tölz, Weilheim u. Wolfratshausen.

Die Umgebung Münchens (s. Kärtchen, S. 615) enthält an der Südseite die reizendsten Partien mit seltener Flora, die der Mischung des Berglandes mit der Ebene entspricht und überallhin die lohnendsten Ausflüge bietet (nach Nymphenburg, wohin die Dampfstraßenbahn führt, Starnberg, Bruck, Tölz, Rosenheim, Miesbach, Tegernsee, Ammersee, Wolfratshausen etc.).

[Geschichte.] Der Name Munichen kommt zuerst in den Klosterannalen von Tegernsee von 1102—54 vor, doch ist der Mönch erst im 13. Jahrh. in das Stadtwappen gekommen. Herzog Heinrich der Löwe erhob die Villa Munichen 1158 zu einer Münzstätte und zur Hauptniederlage für das von Reichenhall und Hallein kommende Salz. 1164 hatte es schon Mauern und bürgerliche Verfassung; doch erst die Herzöge aus dem Hause Wittelsbach residierten zuweilen da, und Ludwig der Strenge nahm 1255 in der neuerbauten Ludwigsburg bleibend seine Residenz. 1254 wurde die innere Stadt mit Ringmauern, Wällen und Gräben umgeben, und vier Thore vermittelten ihre Verbindung mit den Vorstädten, bis diese mit in den Umfang der innern Stadt gezogen wurden, welche seit 1301 eine neue Umfassungsmauer erhielt. Kaiser Ludwig der Bayer gab der alten Stadt nach dem furchtbaren Brande von 1327 den Umfang und die Gestalt, welche sie bis zu Anfang des 19. Jahrh. im wesentlichen bewahrte. Die Stadt erweiterte sich dann bis zu dem Isar-, Sendlinger, Karls- und Schwabinger Thore, und auch die äußere Stadt ward mit Mauern und Gräben umgeben. Albrecht V. gründete die Bibliothek, die Gemäldegalerie, die Schatzkammer, den Antikensaal u. das Münzkabinett. Durch Wilhelm V. (1579—96) wurden die Jesuiten nach M. gezogen und ihnen ein großes Kollegium und eine prächtige Kirche (jetzt Michaelshofkirche) gebaut; unweit davon führte dieser Fürst seine neue Burg (die jetzige Maxburg) auf. Kurfürst Maximilian I. (1597—1651) erbaute sich ein neues prachtvolles Schloß (die gegenwärtige alte Residenz) und ließ das Zeughaus und das Josephs- und Herzogsspital aufführen. Denkmäler in Marmor und Erz erhoben sich an allen Orten, und vor allen war es der geniale Peter de Witte, genannt Candid, ein Schüler des Florentiners Vasari, der auf des Kurfürsten umfassende Pläne mit Geschick und Geist einging. Zugleich erhielt M. damals neue Befestigungen, vorzüglich gegen Gustav Adolf, der aber 17. Mai 1632 siegreich daselbst einzog. Unter Ferdinand Maria (1651—79) wurden die Theatinerkirche und das benachbarte Schloß Nymphenburg gebaut. Alle wissenschaftlichen und Kunstsammlungen erhielten in diesem Zeitraum bedeutenden Zuwachs, namentlich letztere durch die in M. und Schleißheim vereinigten Gemäldegalerien. Mit Maximilian II. Emanuel (1679—1726) gewann der französische Geschmack das Übergewicht. 1705 und 1742 ward M. von den Österreichern besetzt. Für die Wissenschaft ward unter der Regierung des Kurfürsten Maximilian III. Joseph (1745—77) durch Gründung neuer Schulen und vor allem der Akademie der Wissenschaften (1759) eine neue Zeit heraufgeführt. Unter Karl Theodor (1778—99) erweiterte sich die Stadt, welche damals 35,000 Einw. zählte, nach allen Seiten hin. Die Festungswerke aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurden seit 1791 geschleift, und an der Stelle der geebneten Wälle erhoben sich neue Straßen. 1801 erhielt der erste Protestant das Bürgerrecht. 1806 ward M. königliche Residenz. König Maximilian (Max) I. begann seit 1814 das noch immer sehr enge und düstere M. zu einer geräumigen und heitern Königsstadt umzuschaffen. 1818 bekam es eine neue Gemeindeverfassung, 1826 die Universität, welche von Landshut nach M. verlegt wurde. Sein eigentümliches Gepräge erhielt M. aber durch Ludwig I. und Max II., welche die prachtvollen Bauten begannen und die reichen Kunstsammlungen gründeten, die M. zu einer der schönsten Städte Deutschlands erhoben. 1854 fand in M. eine große Kunst- und Industrieausstellung statt, die jedoch durch die gleichzeitig die Stadt heimsuchende Cholera sehr beeinträchtigt ward, 1876 eine große deutsche Kunstgewerbeausstellung. Während die Schöpfungen der Könige zunächst nur das Äußere der Stadt umwandelten, die Einwohner aber lange noch als beschränkt und der klerikalen Herrschaft unterthan galten, vollzog sich allmählich unter dem Einfluß der wissenschaftlichen und Kunstinstitute sowie des durch die Eisenbahnen hervorgerufenen großen Verkehrs auch ein geistiger Umschwung in M., das bei den entscheidenden Ereignissen der neuesten Zeit in kirchlicher wie politischer Beziehung in überraschender Weise seine freiheitliche und deutsch-nationale Gesinnung bekundete.

Vgl. Burgholzer, Stadtgeschichte von M. (Münch. 1796, 2 Bde.); »Chroniken der deutschen Städte«, Bd. 15 (Leipz. 1878); Söltl, M. mit seinen Umgebungen, vorzüglich in geschichtlicher Beziehung (Münch. 1854); v. Destouches, Illustrierte Geschichte der Haupt- und Residenzstadt M. (Nürnb. 1895); »Jahrbuch für Münchener Geschichte« (hrsg. von Reinhardstöttner u. Trautmann, Münch. 1887 ff.); Prantl, Geschichte der Ludwig Maximilians-Universität (das. 1872, 2 Bde.); Grandaur, Chronik des königlichen Hof- und Nationaltheaters in M. (das. 1878); Aufleger u. Trautmann, Alt-M. in Bild und Wort (das. 1895); Reber, Technischer Führer durch M. (das. 1876); Kahn, Münchens Großindustrie und Großhandel (das. 1891); Trautwein, Führer durch M. (15. Aufl., das. 1895); »Mitteilungen des Statistischen Büreaus der Stadt M.«, die »Berichte über die Gemeindeverwaltung der Stadt M.«; v. Ammon, Die Gegend von M., geologisch geschildert (das. 1895).

Münchenbernsdorf, Flecken im sachsen-weimar. Verwaltungsbezirk V (Neustadt a. O.), 334 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Teppichweberei, Strumpfwirkerei, Zigarrenfabrikation, Schnittwarenhandel und (1890) 2048 Einw.

Münchener Lack (Karminlack), s. Florentiner Lack.

Münchener Neueste Nachrichten, zweimal täglich in München erscheinende politische Zeitung liberaler und deutschnationaler Richtung. Sie wurde 1848 von R. Schmitz gegründet und wird jetzt (1896) von den Herausgebern und Eigentümern Knorr und G. Hirth (s. d.) geleitet.

München-Gladbach, s. Gladbach 1).

Münchengrätz (tschech. Mnichovo Hradiště), Stadt in Böhmen, am linken Ufer der Iser und an der Linie Bakow-Turnau der Böhmischen Nordbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß des Grafen Waldstein, mit Kapelle, Familiengruft und großem Park, die St. Annakirche, in welcher seit 1785 der Leichnam Wallensteins ruht, Zuckerfabrik, Kunstmühle, Spiritus-, Teppich-, Decken-, Seidenzeug- und Schuhwarenfabrikation, lebhaften Handel und (1890) 3601 tschech. Einwohner. Westlich das Dorf Kloster mit großer Bierbrauerei (ehemaliges Cistercienserkloster mit schönem gotischen Portal) und 817 Einw. — Bei M. fand 28. Juni 1866 ein Treffen statt zwischen dem österreichischen Korps Clam-Gallas und dem preußischen 4. Korps von der ersten Armee und der Avantgarde der Elbarmee, welche um Mittag den Muskyberg und das Dorf Kloster nahmen, worauf Clam-Gallas M. räumte und auf Fürstenbruck zurückwich.

Münchhausen, altes niedersächs. Adelsgeschlecht. Der erste dieses Namens, Heino, soll den Kaiser Friedrich II. auf dessen Zug in das Gelobte Land begleitet haben und 1212 mit dem Hause Sparenberg beliehen worden sein. Seine Söhne wurden die Gründer einer schwarzen und einer weißen Linie. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Gerlach Adolf, Freiherr von, deutscher Staatsmann, geb. 14. Okt. 1688 in Berlin, gest. 26. Nov. 1770, studierte in Jena, Halle und Utrecht, ward 1714 Appellationsrat in Dresden, 1715 Oberappellationsrat in Celle, 1726 hannöverscher Komitialgesandter in Regensburg, 1728 Mitglied des Geheimratskollegiums in Hannover und bei der Stiftung der Göttinger Universität deren Kurator; er gab der Universität ihre ganze Einrichtung und begründete die Bibliothek, die Societät der Wissenschaften u. a. Auch für das allgemeine Wohl des Landes wirkte er segensreich. Seit 1765 war er erster hannöverscher Minister.

2) Karl Friedrich Hieronymus, Freiherr von, geb. 11. Mai 1720 auf Bodenwerder in Hannover, gest. 22. Febr. 1797, machte in russischen Kriegsdiensten 1740—41 mehrere Feldzüge gegen die Türken mit und lebte, nachdem er seinen Abschied genommen, auf seinem Gut Bodenwerder. Er ist bekannt durch die ihm beigelegten Aufschneidereien, die sprichwörtlich gewordenen sogen. Münchhausiaden, die zuerst von Raspe in englischer Sprache (Lond. 1785 u. ö.; deutsch, mit verschiedenen Zuthaten, von Bürger, das. 1786) bearbeitet wurden, allein nach dem Nachweis Ellissens in der Einleitung zu den spätern deutschen Ausgaben (11. Aufl., Götting. 1873; Neudruck 1890) und nach Müller-Fraureuth (»Die deutschen Lügendichtungen bis auf M.«, Halle 1881) sich zum Teil schon in ältern Büchern (z. B. in Bebels »Facetien«, Langes »Deliciae academicae« u. a.) finden.

3) Alexander, Freiherr von, hannöv. Staatsmann, geb. 1813 auf Apelern in der Grafschaft Schaumburg, gest. 4. Nov. 1886 in Göttingen, studierte in Berlin und Göttingen die Rechte und trat dann als Auditor in den Staatsdienst, in dem er bis 1844 bis zum Kammerrat aufrückte. Seit 1841 war er als Abgeordneter der Hoyaschen Ritterschaft Mitglied der Ersten Kammer, wo er sich zu gemäßigt aristokratischen Grundsätzen bekannte. 1847 wurde er Kabinettsrat des Königs Ernst August. Nach Rücktritt des Märzministeriums gelangte er 26. Okt. 1850 an die Spitze der Regierung und schlug eine gemäßigt konservative Richtung ein, erhielt aber nach dem Regierungsantritt des Königs Georg V. 22. Nov. 1851 seine Entlassung. Als Mitglied der Zweiten Kammer (seit 1856) setzte er mit Bennigsen, Windthorst u. a. weitern Rückschritten, als sie in den Oktroyierungen von 1855 enthalten waren, und besonders den sogen. Notgesetzen des Herrn v. Borries entschiedenen Widerstand entgegen. Namentlich bekämpfte er auch in der Domänenfrage die Politik der Regierung und zog sich dadurch die höchste Ungnade des Königs zu. 1866 suchte er vergeblich das Ministerium zur Neutralität beim Kriege zwischen Österreich und Preußen zu bewegen. Nach der Annexion kehrte er aber ganz den hannöverschen partikularistischen Standpunkt hervor und hielt im norddeutschen Reichstag 11. März 1867 eine heftige Rede gegen die preußische Politik, welche Bismarck energisch zurückwies. 1870 wurde er sogar wegen Verdachts welfischer Umtriebe auf Befehl des Generals v. Falckenstein verhaftet und eine Zeitlang in Königsberg gefangen gehalten.

Muncie (spr. mönnßi), Hauptstadt der Grafschaft Delaware im nordamerikan. Staat Indiana, am White River, Bahnknotenpunkt, hat 20 natürliche Gasbrunnen (täglich 90 Mill. Kubikfuß), die größten Säckefabriken der Union, Glas- und Nägelfabriken und (1890) 11,345 Einw.

Muncker, Franz, Litterarhistoriker, geb. 4. Dez. 1855 in Bayreuth, studierte Philologie u. Litteraturgeschichte in München, wo er hauptsächlich Michael Bernays entscheidende Förderung zu danken hatte, habilitierte sich 1880 an der Universität daselbst und wurde 1890 zum außerordentlichen Professor ernannt. Er schrieb: »Über zwei kleinere deutsche Schriften Aventins« (Münch. 1879); »Lessings persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock« (Frankf. 1880); »Johann Kaspar Lavater« (Stuttg. 1883); »Fr. Gottl. Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften« (das. 1888); »Richard Wagner; eine Skizze seines Lebens und Wirkens« (Bamb. 1891). Mit K. Hofmann gab er das altfranzösische Rittergedicht »Joufrois« (Halle 1880), allein Wielands Fragment »Hermann« (Heilbr. 1882), »Lessings ausgewählte Schriften« (Stuttg. 1886, 6 Bde.) und die dritte Auflage der großen Lachmannschen Ausgabe von »Lessings sämtlichen Schriften« (das. 1886 ff.) heraus. Auch besorgte er die zweite Auflage von J. W. Schäfers »Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts« (Leipz. 1881) u. a.

Muncsel (spr. muntschel), Gipfel im Rodnaer Gebirge (s. d. und »Karpathen«).

Mund (Os, hierzu Tafel »Mundhöhle, Nasenhöhlen und Kehlkopf«), der Eingang zum Darmkanal. In der vergleichenden Entwickelungsgeschichte unterscheidet man den Urmund, welcher in den Urdarm führt, vom bleibenden Munde, der sich oft an einer andern Körperstelle bildet. Bei vielen Tieren

Mundhöhle, Nasenhöhlen und Kehlkopf.

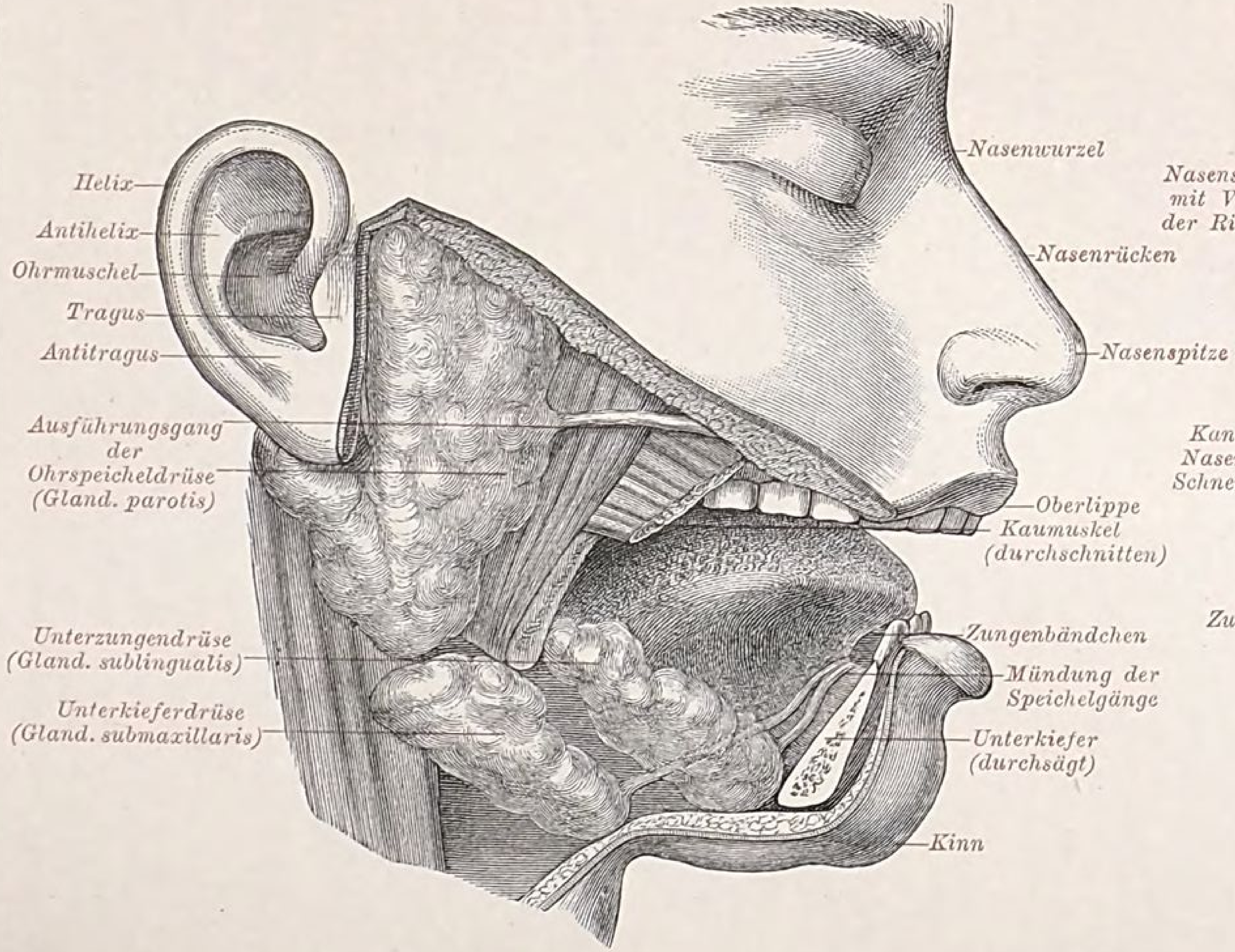


Fig. 1. Mund- und Speicheldrüsen in Seitenansicht.

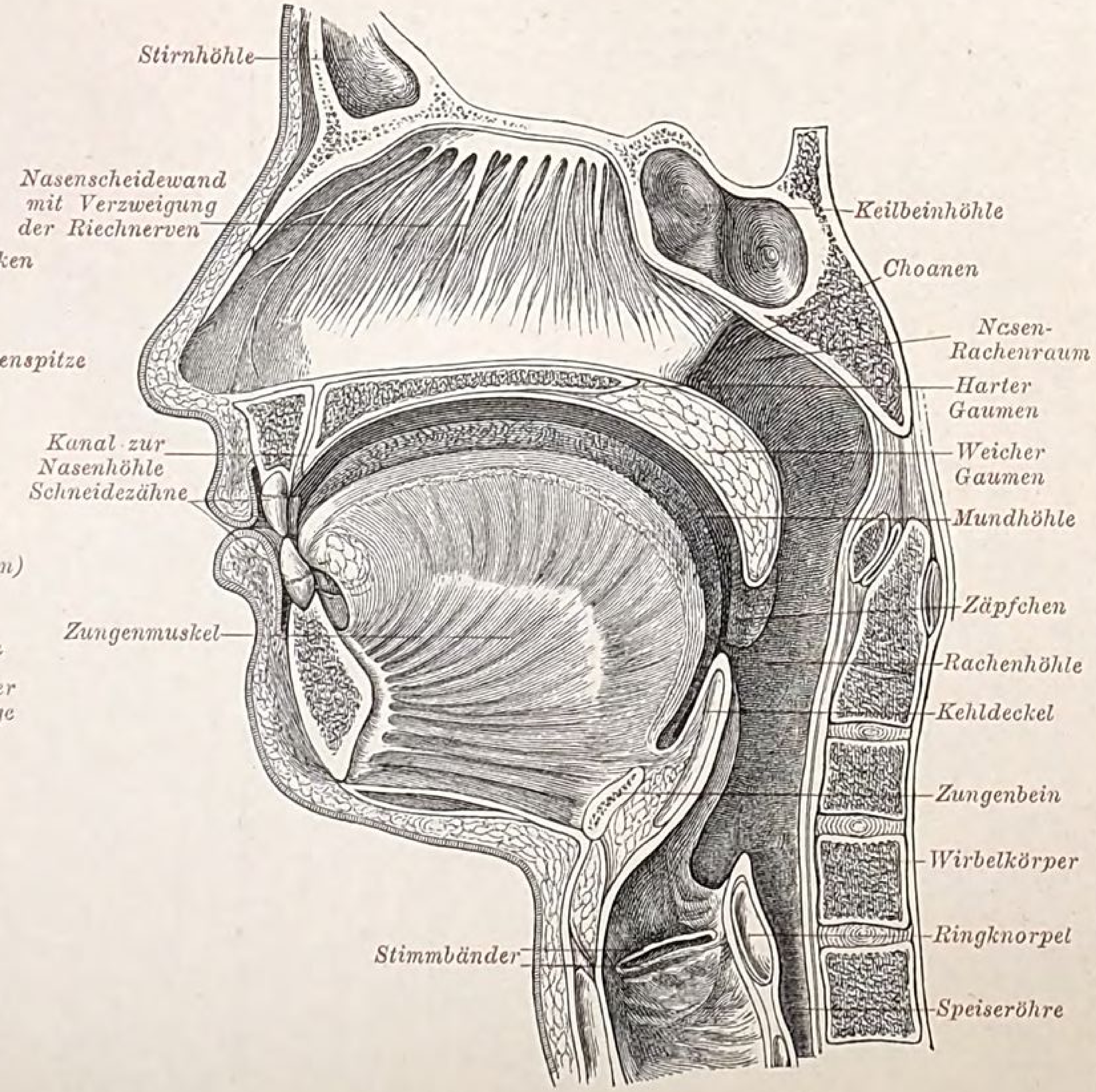


Fig. 2. Mund-, Nasen- und Rachenhöhle (Durchschnitt)

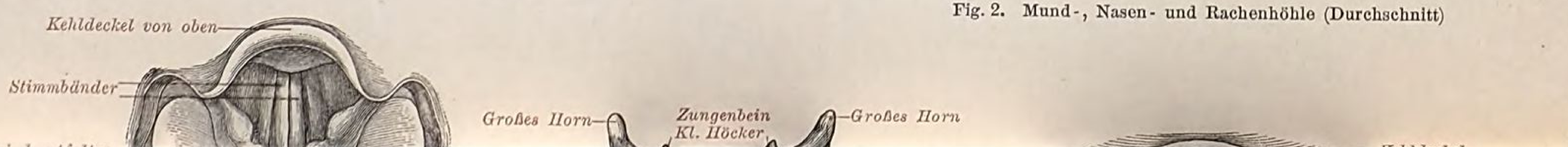




Fig. 3. Stimmritze, geschlossen (Bild im Kehlkopfspiegel).

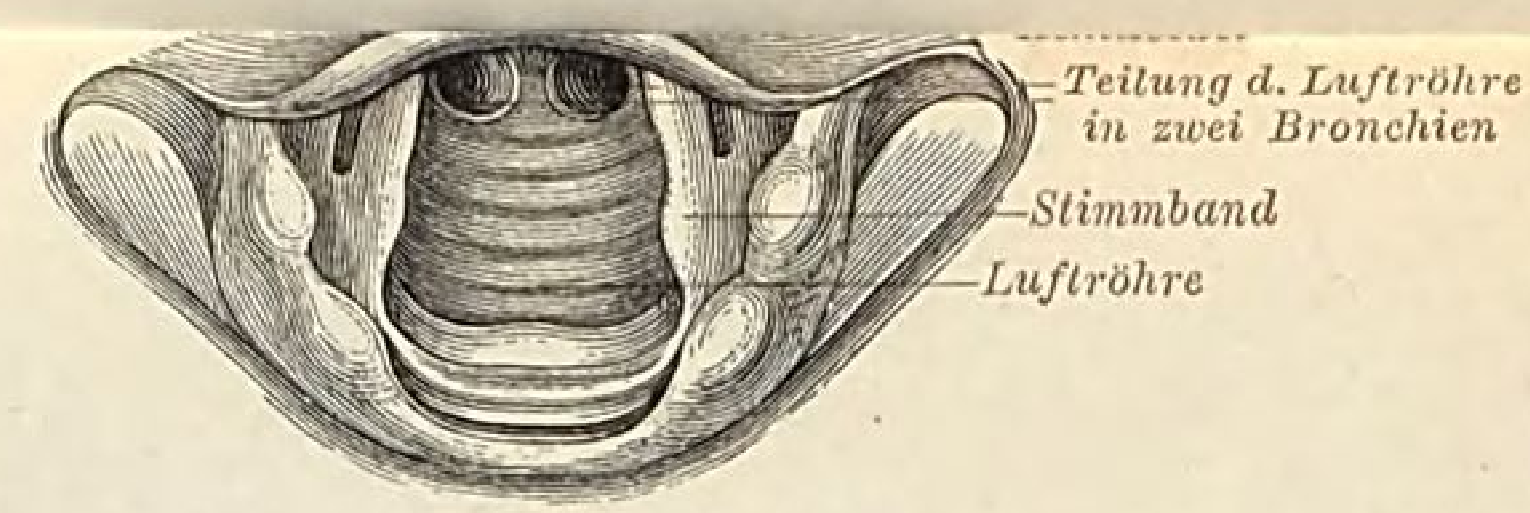


Fig. 4. Stimmritze, weit geöffnet (Bild im Kehlkopfspiegel).

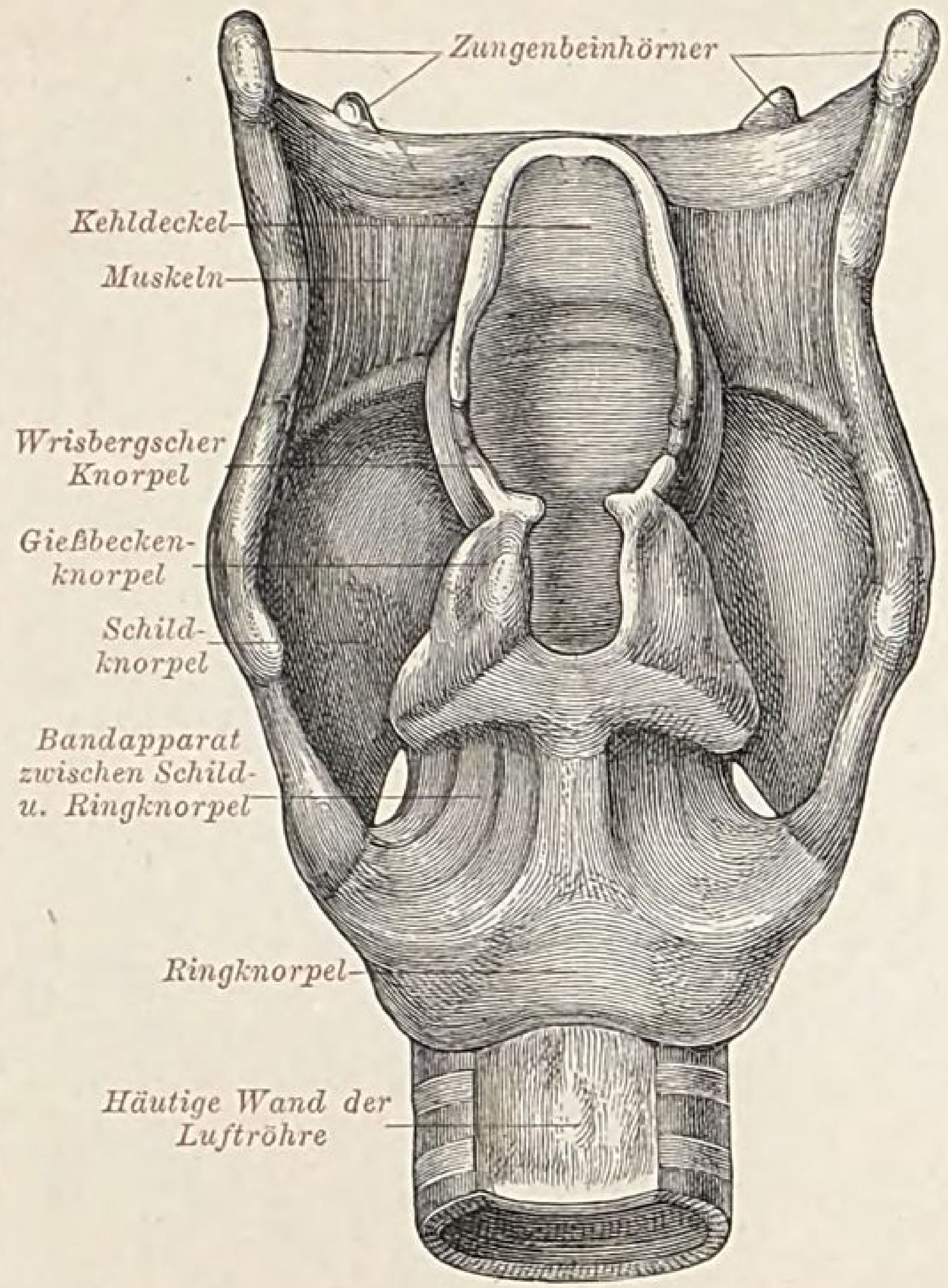


Fig. 5. Kehlkopf im Zusammenhang mit Zungenbein und oberstem Stück der Luftröhre (von hinten).

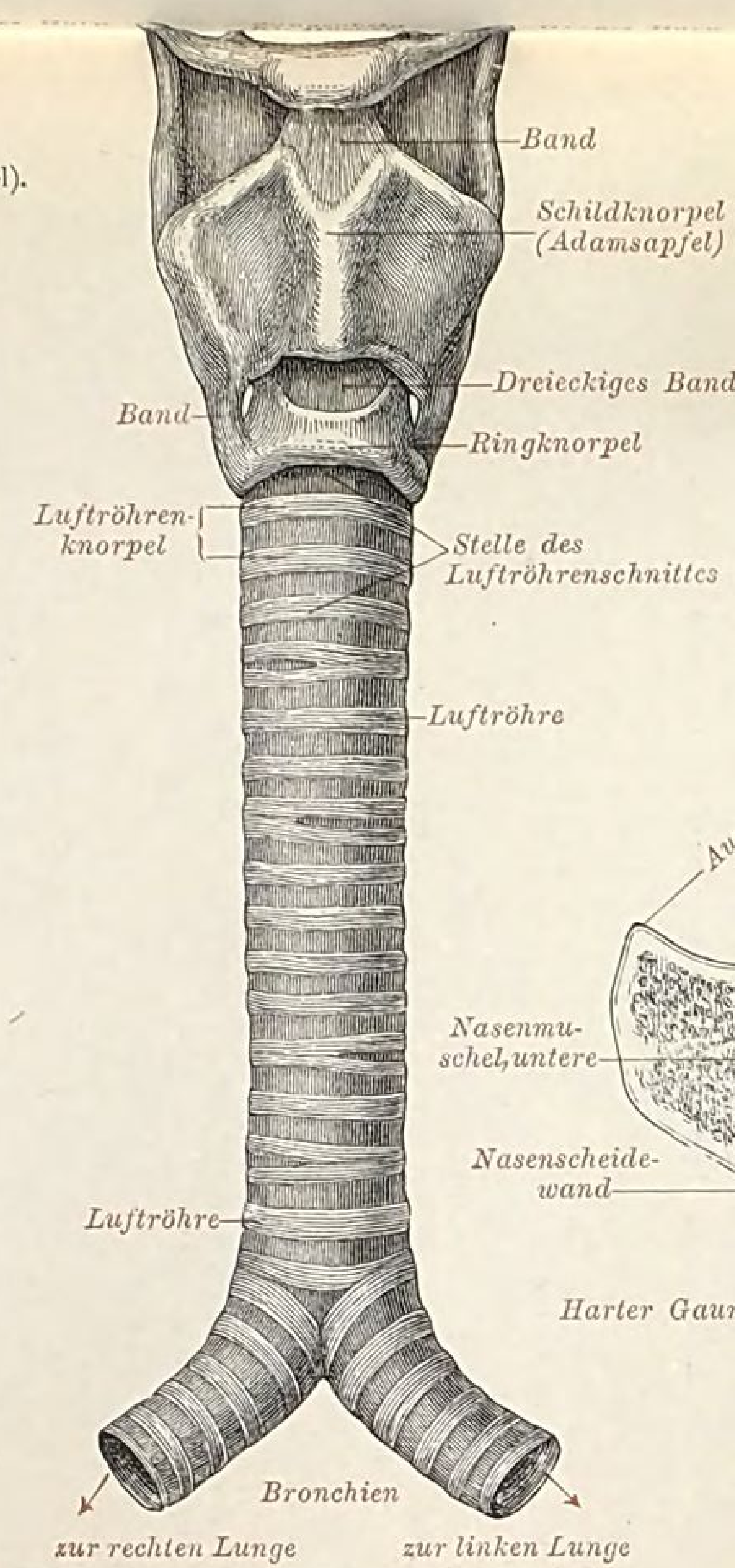


Fig. 6. Kehlkopf im Zusammenhang mit Zungenbein und Luftröhre (von vorn).

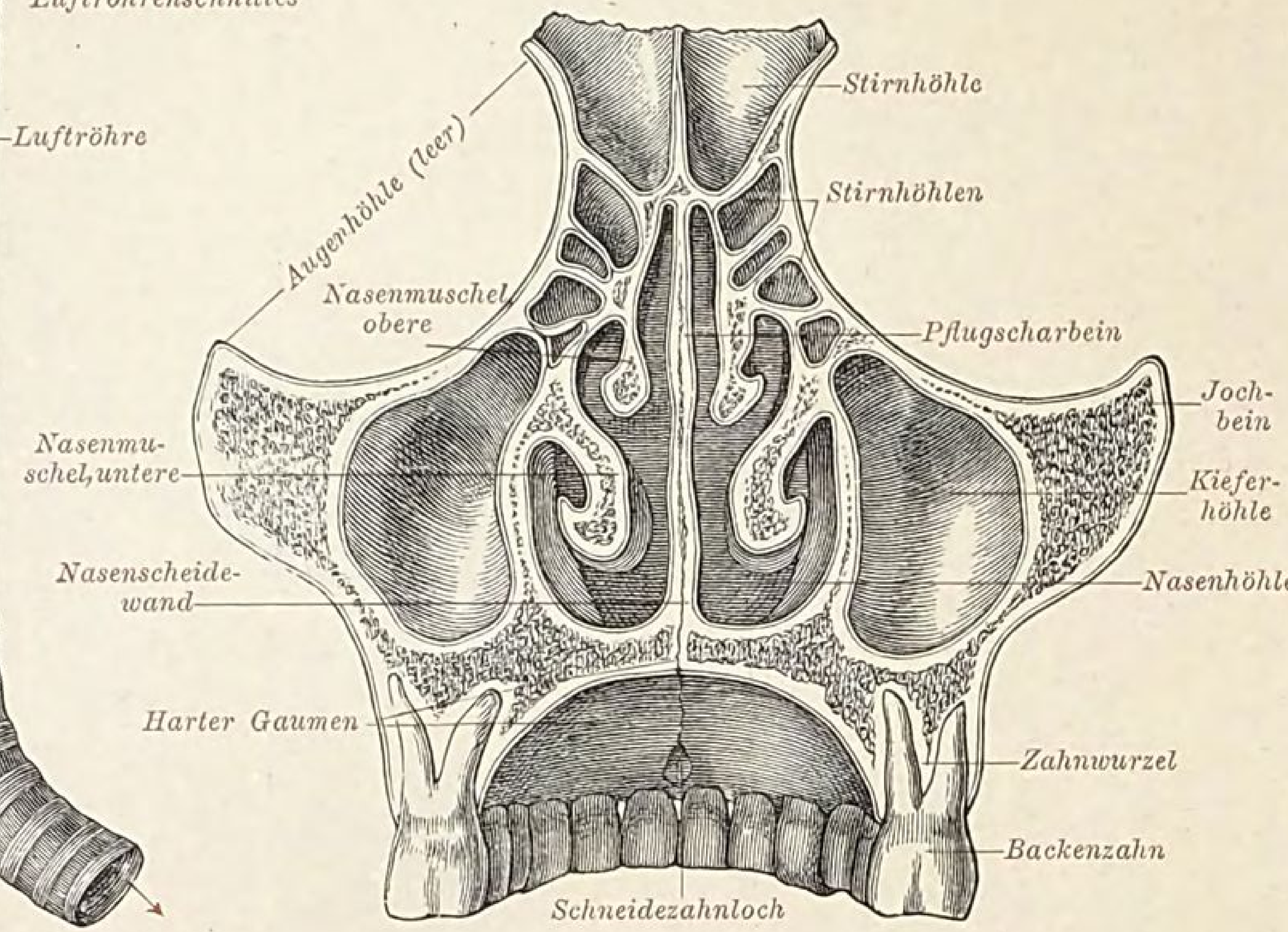


Fig. 7. Durchsägter Oberkiefer von hinten. Ansicht der Nasen-, Mund- und Oberkieferhöhlen.

führt er in eine besondere Erweiterung des Darms, die Mundhöhle. Meist ist er durch Muskeln verschließbar; in einzelnen Tiergruppen dient er zugleich als After. Im übertragenen Sinne ist M. überhaupt die Eingangsöffnung in einen hohlen Körper (z. B. der Muttermund der Gebärmutter). — Die **Mundhöhle** der höhern Wirbeltiere begreift beim Embryo noch die Nasenhöhle und den Rachen in sich, grenzt also nach hinten unmittelbar an die Speiseröhre. Bei den Erwachsenen ist sie dagegen von erstgenannter durch den harten Gaumen, welcher sie gewissermaßen in zwei Stockwerke (unten die eigentliche Mund-, oben die Nasenhöhle) teilt, vom Rachen durch den weichen Gaumen getrennt (s. »Gaumen« u. Tafel »Mundhöhle ꝛc.«, Fig. 2 u. 7). Sie enthält die Zunge, die Zähne u. mancherlei Drüsen (Fig. 1) und wird vorn durch die **Lippen** (s. d.) geschlossen. Bei den Säugetieren zerfällt sie, wenn die obere und untere Zahnreihe aufeinander ruhen, durch diese in eine äußere und eine innere Abteilung; erstere wird auch als **Wangenhöhle** (s. Backe) bezeichnet. Beide Höhlen sind von Schleimhaut ausgekleidet, welche an den Lippen beginnt, die Zähne an ihren Hälsen als **Zahnfleisch** umschließt, vom Boden der eigentlichen Mundhöhle auf die Zunge übergeht, wobei sie häufig eine Falte (**Zungenbändchen**) bildet, und weiter nach hinten in einer andern Falte (**weicher Gaumen**) von der Decke der Mundhöhle, dem **harten Gaumen**, gegen die Zunge herabhängt und so die Mundhöhle nach hinten unvollkommen verschließt. Die Schleimhaut besteht aus Bindegewebe und der an manchen Stellen stark verhornten Oberhaut (Epithel); sie ist reich an Nerven, Gefäßen und Drüsen. Über die Erkrankungen des Mundes s. Mundkrankheiten.

Munda, Stadt und röm. Kolonie in Hispania Baetica, wohl das heutige Campo de Munda bei Teba, berühmt durch den Sieg des Cn. Scipio über die Karthager 216 v. Chr. und durch den des Julius Cäsar über die Söhne des Pompejus 45 v. Chr.

Mundān (lat.), weltlich.

Mundart, s. Dialekt.

Mundāt, eine Verdeutschung des lat. immunitas (Immunität), die sich seit dem 13. Jahrh. findet.

Mundbinde, ein veraltetes Zwangsmittel, um lärmende (Geistes-) Kranke, auch wohl Gefangene, zur Ruhe zu bringen. Die M. verschließt den Mund und verhindert den, dem sie angelegt ist, am Sprechen, erschwert aber auch die Atmung. Die Anlegung der M. ist eine Grausamkeit, dürfte heute nicht mehr gestattet werden und kann, besonders bei Personen, deren Nasenatmung nicht vollkommen frei ist (was höchst selten der Fall), das Leben bedrohende Atmungsstörungen hervorrufen.

Mündel (lat. Pupillus, weiblich: Pupilla), die unter Vormundschaft (s. d.) stehende minderjährige Person; **Mündelvermögen** (**Mündelgut**), das von einem Vormund verwaltete Vermögen einer solchen.

Mundella, **Anthony John**, engl. Staatsmann, geb. 28. März 1825 als Sohn eines italienischen Flüchtlings, betrat die kaufmännische Laufbahn und wurde einer der angesehensten, reichsten Fabrikanten zu Nottingham, wo man ihn zum Alderman, Sheriff und Präsidenten der Handelskammer wählte. 1868 wurde er für Sheffield ins Unterhaus gewählt und schloß sich der radikalen Partei an. 1880 wurde er im Ministerium Gladstone zum Vizepräsidenten des Geheimen Rates (Unterrichtsminister) ernannt, welches Amt er bis 1885 behielt. 1886 und wiederum im August 1892 wurde er unter Gladstone Präsident des Handelsamts, mußte aber im Mai 1894 zurücktreten, weil er in Angelegenheiten einer neuseeländischen Aktiengesellschaft kompromittiert war. Er veröffentlichte Vorlesungen über »Education«, »Capital and labour«, »Boards of arbitration« u. a.

Mundelsheim, Flecken im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Marbach, am Neckar, 195 m ü. M., hat eine alte evang. Kirche, Bierbrauerei, vorzüglichen Weinbau und (1890) 1665 evang. Einwohner.

Münden (**Hannöversch-M.**), Kreisstadt im preuß. Regbez. Hildesheim, am Zusammenfluß der Werra und Fulda zur Weser, Knotenpunkt der Linien Hannover-Kassel und Halle-M. der Preußischen Staatsbahn, in romantischer, waldiger Gegend, 120 m ü. M., hat 2 luther. Kirchen (die Blasiikirche von 1263 mit einem Denkmal Erichs II. von Braunschweig u. die Ägidiikirche mit dem Grabstein des Dr. Eisenbart), eine reformierte Kirche, eine katholische Kapelle, eine Synagoge, ein altes Schloß, ein Bismarck-Denkmal, eine Forstakademie, ein Progymnasium mit Realprogymnasium, ein öffentliches Schlachthaus, einen Winterhafen, ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt, 3 Oberförstereien, eine Spezialkommission, Fabrikation von Gummi-, Holz- und Bleiwaren, Leder, Tabak und Zigarren, Cellulose, künstlichem Dünger und Glaspapier, eine Zuckerraffinerie, eine Kesselschmiede, eine große Kunstmühle, Spedition, Holzhandel, Schiffahrt und (1890) 7227 Einw., davon 373 Katholiken und 143 Juden. Auf dem rechten Ufer der Werra der als Vorstadt bezeichnete, jedoch selbständige Ort **Blume** (446 Einw.). — M. ist von den thüringischen Landgrafen angelegt, kam nach deren Aussterben (1247) an das Haus Braunschweig u. erhielt damals Stadtrecht; es wurde 1626 von Tilly fast gänzlich zerstört. Vgl. **Willigerod**, Geschichte von M. (Götting. 1808); **Fischer**, Führer durch M. (Münd. 1879).

Mundenheim, Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Ludwigshafen, Knotenpunkt der Linien Neunkirchen-Worms und Dannstadt-Schauernheim der Pfälzischen Eisenbahn, hat eine kath. Kirche, Thonwarenfabrikation und (1890) 4089 Einw.

Münder (**M. am Deister**), Stadt im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Springe, an der Hamel und der Linie Hannover-Altenbeken der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, 3 Stuhlfabriken (400 Arbeiter), Holzessig- und Glasfabrikation, eine Saline, Sandsteinbrüche, Steinkohlengruben und (1890) 2566 Einw., davon 71 Katholiken und 35 Juden.

Munderkingen, Stadt im württemberg. Donaukreis, Oberamt Ehingen, an der Donau und der Linie Ulm-Immendingen der Württembergischen Staatsbahn, 516 m ü. M., ist noch mit alten Mauern umgeben, hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Franziskanerkloster, Bürsten- u. Blechwarenfabrikation, Gerberei, eine Kunstmühle, Getreide- und Viehmärkte und (1890) 1861 Einw., davon 58 Evangelische. Dabei der **Frauenberg** mit Kapelle und schöner Aussicht bis nach den Alpen. Hier 31. Juli 1703 Sieg der Franzosen unter Legall über die Kaiserlichen unter Latour.

Münder Mergel, nach ihrem Vorkommen bei Münder am Deister benannte Schichtengruppe der norddeutschen Wealdenformation (s. d.).

Mundfäule, s. Mundkrankheiten.

Mundgeld, s. Mundium.

Mundharmonika, eine vervollkommte Art der Maultrommel (s. d.) mit mehreren Zungen; dann be-

kanntes Kindermusikinstrument, bestehend aus einem Metallplättchen mit einer Anzahl in den Akkord gestimmter Zungen, welche durch Einziehen und Ausstoßen des Atems zum Erklingen gebracht werden.

Mundhöhle, s. Mund.

Mundialsystem, s. Güterrecht der Ehegatten.

Mundieren, ins Reine (lat. mundum) schreiben (entgegengesetzt: konzipieren); daher: Mundierpapier, bessere (weiße) Schreibpapiersorte (im Gegensatz zum Konzeptpapier).

Mündigkeit, s. Alter, S. 441.

Mundium (latinisiert aus althochd. munt, niederd. und nordd. mund, »Hand«, im neuhochd. in Verbindungen und Ableitungen wie Vormund, Mündel ꝛc. erhalten; Mundschaft, Mundrecht), im germanischen Recht eine Schutzgewalt, deren hauptsächlichste Bedeutung im Familienrecht liegt. Das M. über Unmündige und weibliche Personen stand ursprünglich der Sippe in ihrer Gesamtheit zu, welche erforderlichenfalls eines ihrer Mitglieder als Verwalter bestellte. Aus der Sitte, den nächsten männlichen Verwandten als Verwalter der Mundschaft zu bestellen, entwickelte sich später der Rechtssatz, daß der nächste männliche Verwandte kraft Geburtsrechts zum Vormund berufen sei, während die ehemalige Gesamtvormundschaft der Sippe zur Obervormundschaft einschrumpfte. Inhaber des Mundiums konnten nur großjährige Männer sein; das M. stand zunächst dem Vater über seine ehelichen Kinder zu; demselben erwuchs hieraus Recht und Pflicht des Schutzes und der Vertretung der Kinder, Erziehungs- und Züchtigungsrecht und das Recht auf den Genuß des Vermögens der Kinder. Das M. des Vaters endete mit der Schutzbedürftigkeit des Kindes. Dies war der Fall, wenn der mündige Sohn seinen Unterhalt allein erwarb und sich deshalb vom Vater unabhängig stellte, ferner bei Eintritt in eine Gefolgschaft und Annahme an Kindesstatt, welche den Übergang des Mundiums auf den Gefolgsherrn, bez. Adoptivvater, bewirkte; das M. über die Tochter endete mit der Verheiratung, welche ursprünglich als käuflicher Erwerb des Mundiums (daher Mundkauf, Mundgeld, vgl. Frauenkauf) seitens des Bräutigams aufgefaßt wurde; während sonach die verheiratete Frau in das M. des Mannes trat, blieb die unverheiratete Tochter lebenslänglich im M. des Vaters, bez. nach dessen Tode des nächsten männlichen Verwandten. — Als M. wird auch die Schutzgewalt des Königs, ferner das Verhältnis des Grundherrn zum Hörigen bezeichnet (s. Vogtei).

Mundkatarrh, s. Mundkrankheiten.

Mundkauf, s. Mundium.

Mundklemme (Mundsperre, Kinnbackenkrampf, Trismus), s. Starrkrampf.

Mundkrampf, soviel wie Mundklemme oder Lachkrampf (Krampflachen, s. Lachen).

Mundkrankheiten. Von den Krankheiten der Mundschleimhaut oder schlechtweg M. sind hier folgende zu erwähnen: Der Katarrh der Mundschleimhaut (Stomatitis catarrhalis) ist eine überaus häufige Krankheit und entsteht durch allerhand Reize, z. B. durch den Druck der hervorbrechenden Zähne, welcher zu den schwersten Formen des Mundkatarrhs führen kann. Scharfe Zahnränder, Zahngeschwüre, Wunden im Mund, sehr heiße, sehr kalte oder sonstwie reizende Speisen und Getränke, Tabakrauchen und Tabakkauen rufen Mundkatarrh hervor. Katarrhalische Entzündung der Rachenschleimhaut u. der Mandeln ist fast stets mit Mundkatarrh verbunden. Ganz gewöhnlich aber tritt letzterer zu dem akuten und chronischen Magenkatarrh, ebenso auch zu fieberhaften Krankheiten und allgemeinen konstitutionellen Leiden, wie z. B. zum Skorbut, zum Typhus, Scharlachfieber ꝛc., hinzu. Beim akuten Mundkatarrh ist die Schleimhaut zuerst stark gerötet, geschwollen, schmerzhaft und trocken; später stellt sich reichliche Schleimabsonderung ein. An der Wangenschleimhaut und den Zungenrändern drücken sich oft die Zähne ab. Bei dem chronischen Mundkatarrh ist die Schleimhaut mehr oder weniger geschwollen; an den seitlichen Rändern der Zunge bemerkt man die oben erwähnten Eindrücke, und die Zunge ist mit einem dicken weißen Belag versehen, welcher teils aus Schleim, teils aus abgestoßenen Epithelzellen besteht. In diesem Belag findet man mikroskopisch feine Fadenpilze und Vibrionen. Bei mäßigen Graden des akuten Mundkatarrhs klagen die Kranken über einen schleimig-pappigen, faden oder bittern Geschmack im Munde und über die übelriechenden, gasförmigen Ausdünstungen des sich rasch zersetzenden Zungenbelags. Dabei haben die Kranken oft das normale Hungergefühl, doch verlangen sie meist nach pikanten Speisen. Bei der Behandlung des Mundkatarrhs besteht die Hauptaufgabe in der Beseitigung der ihn unterhaltenden Ursachen. Scharfe Zahnränder, die so leicht übersehen werden, sind mit Sorgfalt durch Abfeilen zu beseitigen; Wunden und Geschwüre der Mundschleimhaut sind gehörig zu behandeln; das Rauchen ist zu unterlassen oder eine lange Pfeife anstatt schwerer Zigarren einzuführen. Der sekundäre Mundkatarrh verliert sich gewöhnlich mit der Beseitigung der Grundkrankheit. Gute Dienste leisten bei dem chronischen Mundkatarrh Ausspülungen des Mundes mit einer Lösung von kohlensaurem Natron oder der langsame Genuß einer Flasche Sodawasser bei nüchternem Magen. Auch Ausspülen des Mundes mit Lösung von chlorsaurem Kali sowie der innerliche Gebrauch des letztern wird empfohlen. — Eine eigne Art der brandigen Zerstörung der Mundschleimhaut kommt beim Wasserkrebs (s. d.) vor. Die Mundfäule (Stomakace) ist eine mit Geschwürbildung einhergehende Entzündung der Mundschleimhaut, wobei die Absonderung der Mundflüssigkeit wie die des Speichels in hohem Grade vermehrt ist, und durch den auf der innern Mundfläche faulenden, mit Epithelzellen vermischten Schleim ein höchst widerlicher und intensiver Geruch entsteht. Die Mundfäule kommt zu manchen Zeiten auffallend häufig, besonders bei Kindern, vor, und es hat fast den Anschein, als ob sie sich durch einen Ansteckungsstoff von einer Person auf die andre übertragen könne. Die Geschwüre der Mundschleimhaut rufen meist empfindliche Schmerzen hervor, die durch das Sprechen und Kauen vermehrt werden. Der widerliche Geruch aus dem Munde bessert sich bei häufig wiederholten Ausspülungen der Mundhöhle mit verdünntem Chlorwasser. Die Geschwüre selbst pflegen, wenn sie nicht zu tief gehen, bei der Anwendung des chlorsauren Kalis, welches man entweder als Gurgelwasser verwenden, oder in geringen Mengen von höchstens 2 g täglich schlucken lassen kann, überraschend schnell zu heilen. Wenn die Besserung länger auf sich warten läßt, so bepinselt man die Geschwürchen mit einer Höllensteinlösung. Die übrigen M. s. unter den Artikeln: Schwämmchen, Skorbut, Syphilis, Zähne und Zunge.

Mündlichkeit, im modernen Prozeßrecht der Grundsatz, wonach im Zivil- wie im Strafprozeß die Erkenntnisse auf Grund mündlicher Verhandlung der

Sache erlassen werden; im Gegensatz zu dem Prinzip der Schriftlichkeit des frühern gemeinen deutschen Prozesses, wonach auf Grund der Akten entschieden wurde. Im Strafprozeß ist der Grundsatz der M. nach den meisten Strafprozeßordnungen konsequent nur für die Hauptverhandlung in erster Instanz durchgeführt; für das Vorverfahren ist er in der deutschen Strafprozeßordnung nicht anerkannt, ebensowenig für die Beschwerdeinstanz. Auch der Antrag auf Wiederaufnahme einer Untersuchung kann ohne mündliche Verhandlung erledigt werden. In der Berufungs- und Revisionsinstanz kommt das Prinzip der M. nach deutschem Strafprozeßrecht wenigstens nicht unbedingt zur Geltung. Dagegen erfordert es der Grundsatz der M. oder, richtiger gesagt, der Unmittelbarkeit des Verfahrens, daß das Urteil in erster Instanz auf Grund einer vor dem Gericht stattgefundenen mündlichen Verhandlung und Beweisaufnahme und nach unmittelbar gewonnener Überzeugung der zur Urteilsfällung berufenen Richter erfolge. Darum muß die Hauptverhandlung in ununterbrochener Gegenwart der Richter und ohne größere Unterbrechungen stattfinden. In der Verhandlung ist alles, was zur Urteilsfällung von Wichtigkeit, von dem Beschuldigten, Staatsanwalt, den Zeugen, Sachverständigen rc. mündlich vorzutragen, und nur das mündlich Vorgetragene ist bei der Urteilsfällung zu berücksichtigen. Abgesehen von der Verlesung der unmittelbar als Beweismittel dienenden Schriftstücke, ist die Verlesung von Schriftstücken nach der deutschen Strafprozeßordnung nur ausnahmsweise gestattet. Insbesondere darf in der Regel die Vernehmung einer Person, auf deren Wahrnehmung der Beweis einer Thatsache beruht, nicht durch Verlesung des über eine frühere Vernehmung aufgenommenen Protokolls oder einer schriftlichen Erklärung ersetzt werden (deutsche Strafprozeßordnung, § 249). Dagegen geht die österreichische Strafprozeßordnung weiter, indem sie (§ 242) insbes. in dem Fall, wenn geladene Zeugen oder Sachverständige ausgeblieben sind, die Befugnis gewährt, nach Anhörung der Parteien darüber zu entscheiden, ob die Hauptverhandlung vertagt oder fortgesetzt werden und statt der mündlichen Abhörung jener Zeugen oder Sachverständigen die Verlesung der in der Voruntersuchung abgelegten Aussagen derselben erfolgen soll. — Im Zivilprozeß war früher in Deutschland das Prinzip der Schriftlichkeit in solchem Maße herrschend, daß die Gerichte lediglich auf Grund des ihnen in schriftlicher Form, sei es in Parteischriftsätzen, sei es in Protokollen, unterbreiteten Materials erkannten, und daß sie dabei nur dasjenige berücksichtigten, was in den Prozeßakten geschrieben stand. Das moderne Prozeßrecht hat mit diesem Grundsatz vollständig gebrochen. Die deutsche Zivilprozeßordnung (§ 119) stellt im Anschluß an das französische System den Grundsatz auf, daß die Verhandlung der Parteien über den Rechtsstreit vor dem erkennenden Gericht eine mündliche sein müsse. Damit ist auch die strenge Gliederung des Verfahrens in besondere Prozeßabschnitte, namentlich die im frühern gemeinen Zivilprozeß durchgeführte Scheidung in das Stadium des Schriftenwechsels und das Beweisverfahren, hinweggefallen. Vielmehr können die Parteien ihre Angriffs- und Verteidigungsmittel, ihre Beweismittel und Beweiseinreden bis zum Schlusse derjenigen mündlichen Verhandlung geltend machen, auf welche das Urteil ergeht. Zudem ist dem Richter ein ausgedehntes Fragerecht eingeräumt, durch dessen Ausübung er auf möglichste Klarstellung und Ergänzung des Materials hinwirken kann. Auf der andern Seite macht die M. des Verfahrens die Schrift nicht ganz entbehrlich. So erfolgt im Anwaltsprozeß die mündliche Verhandlung auf Grund der vorbereitenden Schriftsätze der Parteien, namentlich der schriftlichen Klage und der Klagebeantwortung. Zur Beurkundung wichtiger prozessualischer Vorgänge und des Prozeßstoffes dient ferner das vorschriftsmäßige schriftliche Sitzungsprotokoll. Auch muß jedes Urteil schriftlich zu den Akten gebracht werden, und es muß in seinem »Thatbestand« eine gedrängte Darstellung des Sach- u. Streitgegenstandes geben. Vgl. außer den Lehrbüchern des Strafprozesses und des Zivilprozesses: Wach, Vorträge über die Reichszivilprozeßordnung (Bonn 1879); die Aufsätze in der »Zeitschrift für den deutschen Zivilprozeß« von Sonnenschmidt (1880), Vierhaus (1880), Goldenring (1889), v. Krämel (1882), Koffka (1887). Besonders lehrreich für die Erkenntnis des Wertes der M. ist auch der von O. Bähr gegen und von Wach für die M. von 1885—88 geführte Streit, und die hierbei von Wach bei den deutschen Gerichten veranstaltete »zivilprozessuale Enquete« (vgl. Bd. 10 u. 11 der genannten Zeitschrift).

Mundloch, die Öffnung eines bergmännischen Stollens am Tage. Bei Geschossen die an der Spitze befindliche Öffnung, welche den Zünder aufnimmt und während der Aufbewahrung der Geschosse mit der Mundlochschraube verschlossen wird.

Mundmanen, s. Bauer, S. 563.

Mundmehl, s. Mühle, S. 586.

Mundöffnen und -Schließen, die Zeremonie, die an neu ernannten Kardinälen, nachdem ihnen der Hut bereits zugeschickt, vor Überreichung des Ringes vom Papst vorgenommen wird.

Mundraub, die Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln von unbedeutendem Werte oder in geringer Menge zum alsbaldigen Verbrauch und unmittelbaren Genuß; s. Diebstahl. Vgl. Berger, Mundraub (Hannov. 1895).

Mundrecht, Mundschaft, s. Mundium.

Mundschenk, im Hofdienst der Bedienstete, dem es obliegt, dem Herrn das Getränk zu reichen. An den fürstlichen Höfen ist M. ein oft erbliches Hofamt, dessen Inhaber (Erbmundschenk) bei feierlichen Gelegenheiten dem Herrscher den mit Wein gefüllten Becher überreicht (vgl. Erbämter). Der Oberstschenk gehört zu den obersten Hofchargen.

Mundschließung, s. Mundöffnen.

Mundseuche, akute Infektionskrankheit, die durch Übertragung des Krankheitserregers der Maul- und Klauenseuche auf den Menschen bei diesem hervorgerufen wird. Sie beginnt 8—10 Tage nach der Ansteckung mit Kreuzschmerzen, Schwindel, Verdauungsstörungen, worauf alsbald Zunge und Zahnfleisch schwellen, die Zähne sich lockern und auf der Mundschleimhaut Bläschen entstehen, welche platzen und flache Geschwüre zurücklassen. Auf der Haut des Körpers entsteht ein bläschenförmiger oder fleckiger Ausschlag, begleitet von leichtem Fieber. Bei zweckmäßigem Verhalten schwindet die Krankheit nach etwa zwei Wochen; während dieser Zeit ist der Mund mit desinfizierenden u. adstringierenden Mundwässern fleißig zu spülen.

Mundsperre, s. Starrkrampf.

Mundspiegel, ein chirurgisches Instrument, bestimmt, den Mund offen zu erhalten, um in der Tiefe der Mundhöhle oder des Rachens eine Operation vor-

nehmen zu können; wird in den meisten Fällen durch einen zwischen die Zähne gebrachten Korkpfropfen ersetzt.

Mundt, 1) Theodor, Schriftsteller des »jungen Deutschland«, geb. 19. Sept. 1808 in Potsdam, gest. 30. Nov. 1861 in Berlin, studierte Philologie und Philosophie in Berlin, lebte seit 1832 als Mitredakteur der »Blätter für litterarische Unterhaltung« in Leipzig, trat in freundschaftliche Beziehungen zu Charlotte Stieglitz (s. d.), hatte unter den Verfolgungen, die das Junge Deutschland erfuhr, zu leiden, machte verschiedene Reisen und nahm 1839 seinen dauernden Wohnsitz in Berlin, wo er sich auch 1842 habilitierte. 1848 ward er als Professor der allgemeinen Litteraturgeschichte an die Universität zu Breslau versetzt und 1850 als Professor und Universitätsbibliothekar nach Berlin zurückberufen. Mundts litterarische Laufbahn begann mit Novellen und Kritiken. Er schrieb: »Madelon« (Leipz. 1832), »Das Duett« (Berl. 1832), »Der Basilisk« (Leipz. 1833), »Moderne Lebenswirren« (das. 1834) und »Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen« [Ch. Stieglitz] (das. 1835), sämtlich echte Proben jener Mischung publizistischer und poetischer Aufgaben, jener Auflösung aller unmittelbaren Darstellung zu gunsten willkürlich subjektiver Reflexion, welche die jungdeutsche Schule erstrebte. Später erschienen die Romane: »Thomas Münzer« (Altona 1841, 3 Bde.; 3. Aufl. 1860); »Carmela, oder die Wiedertaufe« (Hannov. 1844); »Mendoza, der Vater der Schelmen« (Berl. 1847, 2 Bde.); »Die Matadore« (Leipz. 1850, 2 Bde.); »Ein deutscher Herzog« (das. 1855); »Graf Mirabeau« (das. 1858, 4 Bde.); »Cagliostro in Petersburg« (Prag 1858); »Robespierre« (Berl. 1859, 3 Bde.) und »Czar Paul« (das. 1861, 6 Bde.), letztere fünf Werke Memoiren- und Romanform vermischend, daneben: »Kleine Romane« (das. 1857, 2 Bde.). Bedeutenderes leistete M. als Kritiker. Hierher gehören: »Kritische Wälder« (Leipz. 1833); »Die Kunst der deutschen Prosa« (Berl. 1837, 2. Aufl. 1843); »Geschichte der Litteratur der Gegenwart (das. 1842; 2. Aufl., Leipz. 1853); »Geschichte der Gesellschaft« (das. 1844, 2. Aufl. 1856); »Ästhetik« (das. 1845, neue Ausg. 1868); »Allgemeine Litteraturgeschichte« (Berl. 1846, 3 Bde.; 2. Aufl. 1848); »Die Götterwelt der alten Völker« (das. 1846, 2. Aufl. 1854); »Dramaturgie« (das. 1847, 2 Bde.); »Die Staatsberedsamkeit der neuern Völker« (das. 1848) und »Geschichte der deutschen Stände« (das. 1854), Schriften, die zumeist das Resultat seiner akademischen Vorlesungen waren. Die besten Leistungen Mundts sind seine Charakteristiken und Schilderungen. Hier beweist er, trotz vieler ungesunder und paradoxensüchtiger Geistreichigkeit, eine glänzende Gabe der Auffassung, wie namentlich in seiner Schilderung Knebels in der von ihm mit Varnhagen v. Ense veranstalteten Herausgabe von Knebels »Litterarischem Nachlaß und Briefwechsel« (Leipz. 1835—36, 3 Bde.), ferner in seinen Monographien über Fürst Pückler, Hippel, Thümmel, G. Sand, Lamennais, Fr. v. Heyden, in seinem der Charlotte Stieglitz gesetzten »Denkmal« (anonym, Berl. 1835), endlich in seinen »Spaziergängen und Weltfahrten« (Altona 1838—39, 3 Bde.), seiner »Völkerschau auf Reisen« (das. 1840), die reich an interessanten Schilderungen aus London, Paris, Südfrankreich, der Schweiz ist, in den »Pariser Kaiserskizzen« (Berl. 1857), denen sich »Paris und Louis Napoleon« (das. 1859, 2 Bde.) anschloß, und in dem Werk »Italienische Zustände« (das. 1859—60, 4 Bde.). In den »Charakteren und Situationen, Novellen und Skizzen« (Wismar 1837, 2 Bde.) stellte er Reiseschilderungen mit Streifzügen durch die neueste Litteratur zusammen. M. gab unter anderm auch Luthers »Politische Schriften« (Leipz. 1844) sowie kleinere Schriften politischen Inhalts heraus. Über Mundts Verhältnis zu Charlotte Stieglitz und über die Verfolgungen, die er 1835 von der Regierung in Berlin erfuhr, vgl. E. Pierson, Gustav Kühne (Dresd. 1890).

2) Klara, als Romanschriftstellerin unter dem Namen Luise Mühlbach bekannt, geb. 2. Jan. 1814 in Neubrandenburg als Tochter des Oberbürgermeisters Müller daselbst, gest. 26. Sept. 1873 in Berlin, verheiratete sich 1839 mit Theodor M. und entfaltete seitdem eine außerordentliche Fruchtbarkeit in der Romanschriftstellerei. In ihren ersten Werken spielen Gift und Dolch, Notzucht und Blutschande die Hauptrolle. Etwas höher stehen ihre zahlreichen geschichtlichen Romane, von denen wir hier nur anführen: »Johann Gotzkowsky« (Berl. 1850, 3 Bde.); »Friedrich d. Gr. und sein Hof« (das. 1853, 3 Bde.; 8. Aufl. 1882, mit mehreren Fortsetzungen); »Historische Charakterbilder« (das. 1856—58, 4 Bde.); »Kaiser Joseph II. und sein Hof« (3 Abtlgn. in 12 Bdn., das. 1855—57; 9. Aufl. 1866); »Königin Hortense« (das. 1856, 2 Bde.; 5. Aufl. 1861); »Erzherzog Johann und seine Zeit« (das. 1859—63, 4 Abtlgn. in 12 Bdn.); »Napoleon in Deutschland« (das. 1858, 4 Abtlgn. in 16 Bdn.); »Der Große Kurfürst und seine Zeit« (Jena 1864—66, 3 Abtlgn. in 11 Bdn.); »Deutschland in Sturm und Drang« (das. 1866—67, 4 Abtlgn. in 17 Bdn.); »Kaiserin Claudia, Prinzessin von Tirol« (Leipz. 1867, 3 Bde.); »Marie Antoinette und ihr Sohn« (Jena 1867, 6 Bde.); »Kaiser Alexander und sein Hof« (Berl. 1868, 4 Bde.); »Kaiserburg und Engelsburg« (Jena 1871, 2 Bde.); »Mohammed Ali und sein Haus« (das. 1871, 4 Bde.); »Von Königgrätz bis Chiselhurst« (Stuttg. 1873—1875, 6 Bde.) ꝛc., Werke, in denen mancherlei interessante Episoden der historischen und Memoirenlitteratur verwertet sind, die aber nur dem flachsten Unterhaltungsbedürfnis genügen können und durch häßliche Züge der niedrigsten Lebensauffassung entstellt sind.

Mundteile (Freßwerkzeuge), bei niedern Tieren, besonders den Gliederfüßern, die Vorrichtungen zur Aufnahme der Nahrung durch Kauen, Lecken oder Saugen ꝛc. Fast alle sind zu Kiefern (s. Kiefer, S. 89) umgewandelte Beine, jedoch sind auch Abschnitte der Haut um den Mund in Gestalt von Lippen dabei beteiligt. Bei den saugenden Insekten bestehen die M. meist aus oft sehr langen Rohren und Stechborsten zum Anstechen von tierischen oder pflanzlichen Geweben und zum Aufsaugen der Säfte (s. auch Insekten, S. 268).

Mundtot (v. althochd. munt, s. Mundium), entmündigt (vgl. Entmündigung); »m. machen«, außerhalb der Rechtssprache soviel wie das Reden verbieten.

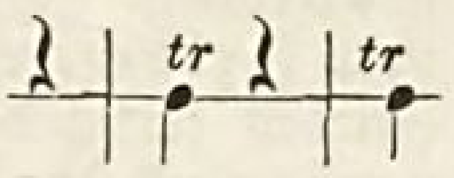
Mundum (lat.), Reinschrift (vgl. Mundieren).

Mundus vult decipi, ergo decipiātur (lat.), »Die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen«, viel angeführte Übersetzung eines Ausspruchs in S. Brants »Narrenschiff«: »Die wellt die will betrogen syn« (Ausg. von Zarncke, S. 65).

Mundwässer, Flüssigkeiten zum Spülen des Mundes behufs Beseitigung von Speiseresten und zur Bekämpfung der im Munde reichlich vorhandenen Bakterien, durch deren Wucherung in kranken Zähnen sehr häufig auch der Atem übelriechend wird. Zu Mundwässern sind zahlreiche Vorschriften gegeben worden, von denen diejenigen aus älterer Zeit meist nur auf angenehmen Geschmack u. Geruch des Präparats Rücksicht

nehmen und oft sehr unrationell zusammengesetzt sind. Günstig wirkt eine Lösung von übermangansaurem Kali (3:50), von welcher man etwa 10 Tropfen in ein halb mit lauwarmem Wasser gefülltes Glas gießt. Man spült den Mund mit diesem Wasser nach dem Putzen der Zähne und erreicht oft ein vollständiges Verschwinden des übeln Geruches. Miller empfiehlt eine Lösung von 30 g Benzoesäure, 0,25 g Thymol, 15 g Eukalyptustinktur, 100 g Alkohol und 20 Tropfen Pfefferminzöl. Von dieser Lösung gießt man einen Kinderlöffel voll in ein halbes Weinglas Wasser, spült nach jeder Mahlzeit und vor dem Schlafengehen und behält das Wasser mindestens eine Minute im Munde. Vorzuziehen sind aber mit Rücksicht auf die Zähne säurefreie M., wie das Odol, welches eine nicht näher bekannte antiseptische Substanz u. Pfefferminzöl enthält und mit Wasser eine milchige Flüssigkeit gibt, in der das Antiseptikum in feinsten Tröpfchen verteilt ist, die beim Spülen des Mundes vielfach zwischen den Zähnen, am Zahnfleisch, in hohlen Zähnen zurückbleiben und nachhaltig wirken.

Muñeira (spr. munjēira), galicischer (spanischer) Tanz im zweiteiligen Takt mit 1/4 Auftakt, in mäßiger Bewegung, mit Markierung der schweren Zeit durch Kastagnetten:



Munĕra (lat., Plur. von munus, »Leistung, Geschenk«), insbesondere bei den alten Römern die von den höchsten Beamten dem Volke gewährte Spende in Form von Schauspielen und Gladiatorenkämpfen (vgl. Ludi und Gladiatoren).

Munghunamal, s. Mimusops.

Mungir, britisch-ind. Ort, s. Monghir.

Mungo, eine Art Wolle, s. Shoddy.

Mungobohne, s. Bohne.

Mungo Park, Reisender, s. Park.

Mungos, s. Ichneumon.

Müngsten, Höfe, zur Stadt Remscheid (s. d.) gehörig, an der Wupper und der Ronsdorf-Müngstener Eisenbahn. Hier großartige Brücke über das Wupperthal, im Zuge der Linie Solingen-Remscheid der Preußischen Staatsbahn, die höchste Deutschlands, 107 m über der Wupper, mit einer Länge von 485 m und einer einzigen Bogenspannung von 180 m.

Munichia, s. Munychia.

Municipal borough (engl., spr. mjunißipĕl börro), in England Gemeinde mit Stadtverfassung; solche, die Bischofsitze sind oder waren, heißen City.

Municipal Corporation (spr. mjunißipĕl korporēschen, »städtische Körperschaft«), die durch die Reformakte von 1835 (nunmehr ersetzt durch eine Anzahl von Gesetzen aus dem Jahre 1882) einer Anzahl englischer Städte verliehene Bezeichnung. Danach besteht die Bevölkerung aus dem Mayor (Bürgermeister), der in York, Liverpool und Manchester, gleichwie in London, Lord Mayor heißt, den Aldermen (Ältesten, Ratsherren) und Burgesses (Bürgern). Bürgerrecht genießt, wer Engländer und männlichen Geschlechts ist, drei Jahre lang im Borough (der Stadt) selbst oder nicht mehr als 11 km von demselben entfernt gewohnt hat und Armensteuer zahlt. Die Bürger erwählen jährlich am 1. Nov. die Councillors (Stadträte), welche drei Jahre im Amt bleiben und ihrerseits die Aldermen (Ratsherren) wählen, deren Amtsdauer sechs Jahre beträgt. Der Mayor wird von den Councillors gewählt und bleibt in der Regel nur ein Jahr im Amt. Von den städtischen Beamten werden der Town Clerk (Stadtschreiber) und der Schatzmeister vom Stadtrat, die 2 Auditoren und 2 Assessoren (die mit Revision der Wählerlisten betraut sind) von sämtlichen Bürgern erwählt. Friedensrichter und besoldete Polizeirichter, gleichwie für größere Städte ein Recorder (s. d.), werden von der Krone ernannt. Die Munizipalität sorgt für Erhaltung des öffentlichen Friedens, bestallt die städtische Polizei, pflastert und beleuchtet die Straßen und übernimmt event. auch die Schulverwaltung, die Herstellung von Wasserwerken und Gasanstalten ꝛc. Die Armenpflege liegt in den Händen besonderer Behörden. Die von einer M. C. erlassenen Gesetze (bye-laws) bedürfen der königlichen Bestätigung. 1835 wurden 178 Städten die Rechte von Korporationen erteilt, und ihre Zahl ist seitdem auf 304 mit über 11 Millionen Einwohnern gestiegen. Die City von London hat eine ihr eigentümliche Verfassung (s. London, S. 487). — In Schottland führen die Munizipalstädte den Titel burghs, ihre oberste Behörde heißt in Edinburg, Glasgow, Aberdeen und Dundee Lord Provost, in den übrigen burghs Provost. Auch in Irland gibt es 11 Städte mit ähnlichen Vorrechten, davon stehen Dublin und Belfast unter einem Lord Mayor.

Municipium (lat.), bei den Römern eine Landstadt, deren Stellung zu der Hauptstadt im Laufe der Zeit vielfach gewechselt hat. Als nämlich das Gebiet Roms sich so erweitert hatte, daß es nicht mehr alle eroberten Städte in sein eignes Stadtgebiet oder in den lateinischen Bund aufnehmen konnte, nannte es so eine in den J. 384—338 neu geschaffene Klasse von Städten mit römischem Bürgerrecht, die zwar des Stimm- und Ehrenrechts entbehrten, aber wenigstens zum großen Teil (z. B. Tuskulum und Cäre) in der innern Verwaltung selbständig blieben. Diese Einrichtung bestand bis zum J. 90, in welchem die lex Julia allen Munizipien das volle römische Bürgerrecht verlieh, so daß also der Bürger eines Munizipiums (municeps) zugleich römischer Bürger (civis Romanus) war, während die Verwaltung und Gerichtsbarkeit der einzelnen Städte zu Rom durch besondere Anordnungen (leges municipales) geregelt wurden. Cäsar und nach ihm die Kaiser dehnten nun aber den Namen und die Rechte eines Munizipiums auf einzelne Städte auch in den Provinzen aus, namentlich im Osten des Reiches, jedoch in der ältern Weise ohne das volle römische Bürgerrecht, sofern es nicht Einzelnen oder auch ganzen Städten besonders verliehen wurde, bis durch Caracalla 212 alle freien Unterthanen das römische Bürgerrecht erhielten. Seitdem hieß M. eine jede Gemeinde im Gegensatz zu Rom. — Die Bevölkerung bestand aus den in Kurien eingeteilten Vollbürgern und aus Insassen (incolae), die aus andern Städten zugewandert, in dem M. dauernd ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, aber nur Pflichten besaßen, keine Rechte. Die Volksversammlung wählte die Beamten, die in der republikanischen Zeit verschiedene Namen und Pflichten hatten (Diktator, Prätor, Ädil); zu Ende derselben trat in den meisten Munizipien an die Spitze ein Kollegium von 4 oder zweimal 2 Männern (quatuorviri oder duoviri), von denen die erstern die Gerichtsbarkeit, die andern (aediles) die Verwaltung und Polizei unter sich hatten. Das höchste Ansehen genoß der Gemeinderat (ordo decurionum), der dem römischen Senat entsprechend meist aus 100 lebenslänglichen Mitgliedern bestand und in der Kaiserzeit vielfach auch die Wahlen der Beamten übernahm, nächst ihm die Augustales, ein aus dem Kaiserkult hervorgewachsener Stand, der

aber mit dem Eindringen des Christentums allmählich verschwand. Das Leben in den Munizipien nahm unter den Kaisern einen frischen Aufschwung, ging aber seit dem Ende des 2. Jahrh. in demselben Maße zurück, in welchem ihre Selbständigkeit beschränkt wurde; allmählich wurden die Dekurionen Beamte des Kaisers, für welchen sie besonders die Steuern einzutreiben hatten, und die Verwaltung des Amtes eine schwere Last, da es für alle Ausfälle aufkommen mußte. Doch haben sich die Grundzüge der römischen Städteverfassung bis ins Mittelalter erhalten und sind für dasselbe von großer Bedeutung geworden; vgl. hierüber besonders Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, Bd. 1, und Raynouard, Histoire du droit municipal en France (Par. 1829). Die Organisation der Munizipien ist uns zum großen Teil aus den Inschriften bekannt, unter denen zu nennen sind die Bruchstücke der lex Rubria des J. 49 und der lex Julia des J. 45 v. Chr., Beispiele von leges municipales, und die 1851 aufgefundenen Stadtrechte der spanischen Munizipien Salpensa und Malaca (aus den J. 82—84). Vgl. Roth, De re municipali Romanorum (Stuttg. 1801); E. Kuhn, Die städtische und bürgerliche Verfassung des römischen Reiches, Bd. 1 (Leipz. 1864). — Über die Munizipien, d. h. die autonomen Verwaltungskörper der Komitate, der königlichen Freistädte und der mit Munizipalrecht bekleideten Städte in Ungarn, s. Ungarn (Verwaltg.). Vgl. auch Municipal Corporation.

Munifizénz (lat.), Freigebigkeit.

Munif Pascha, türk. Minister, geb. 1832 in Aintab am Euphrat von arabischen Eltern, kam 1848 in das Übersetzungsbüreau nach Konstantinopel und ward 1856 an die türkische Gesandtschaft nach Berlin versetzt, wo er die deutsche Sprache lernte und Heines Gedichte in das Persische und Urquharts Werk »The spirit of the East« ins Türkische übersetzte. 1860 nach Konstantinopel zurückgekehrt, wurde er wieder im Übersetzungsbüreau angestellt, aus dem er wiederholt austrat, um die Posten eines Handelsgerichtspräsidenten, eines Präsidenten der Munizipalität von Pera und Galata und eines Unterstaatssekretärs im Polizeiministerium zu bekleiden. Doch wurde er nach kurzer Zeit dieser Ämter wieder entsetzt, schließlich verlor er auch seine Stelle als erster Dragoman des Diwans, weil er dem Sultan Abd ul Asis als radikaler Reformer verdächtigt wurde. Denn M. trieb eifrig Schriftstellerei, übersetzte Voltaire, redigierte eine wissenschaftliche Monatsschrift und korrigierte sogar eine türkische Übersetzung der Bibel. 1873 wurde er zum türkischen Botschafter in Teheran ernannt und übernahm 1877 und wieder 1885 das Unterrichtsministerium. Trotz der beschränkten Mittel, die ihm zu Gebote standen, leistete er für die Hebung des öffentlichen Unterrichts in der Türkei dennoch Bedeutendes; er eröffnete das Museum für antike Kunst in Konstantinopel und verschaffte der preußischen Regierung den Ferman für die Ausgrabung der pergamenischen Skulpturen. In seinen Mußestunden verfaßte er ein arabisches Wörterbuch.

Munimént (lat.), Befestigungs-, Schutzmittel; im Rechtsstreit Umstand, welcher einer Partei günstig ist.

Munition (lat.), Schießbedarf, die Gesamtheit aller Gegenstände, welche zum Schießen aus Feuerwaffen dienen. Man unterscheidet scharfe und blinde oder Manövermunition. Ein scharfer Schuß besteht aus dem Geschoß, der Pulverladung und der Zündung, ein blinder oder Manöverschuß nur aus der Pulverladung und der Zündung. Dazu kommt noch bei den Hinterladungs-Handfeuerwaffen und Schnellfeuerkanonen die metallene Patronenhülse, welche Ladung, Zündung und Geschoß vereinigt, daher Einheitspatrone (Metallpatrone) genannt. Eisenmunition ist die Sammelbezeichnung für alle Arten Artilleriegeschosse und Pulvermunition diejenige für die fertigen Geschützladungen, also die Kartuschen. Das Fertigmachen der M. zum Gebrauch geschieht in den Artillerie-Laboratorien oder Munitionsfabriken. Hier werden die Geschosse mit der Füllung (Schrapnells), der Sprengladung und Zündung (s. d.) versehen und die Kartuschen (s. d.) gefertigt. Die Anfertigung der Gewehrpatronen für die deutsche Armee geschieht in Munitionsfabriken. Für die Massenanfertigung sind eine Anzahl Maschinen konstruiert worden, von denen z. B. die Pulverfüllmaschine, Geschoßeinsetzmaschine ꝛc. in 10 Stunden 120,000 Patronen fertigen. Bereits verschossene Patronenhülsen werden wieder gereinigt und kalibriert, was vier- bis fünfmal geschehen kann. Die zu den Schießübungen erforderliche M. heißt Übungsmunition. — Die für den Krieg nötige scharfe M. oder Feldchargierung wird in der Regel im Frieden fertig bereit gehalten. Der Munitionsverbrauch der preußischen Infanterie betrug 1866 bei der Armee in Böhmen 6 pro Mann = 1,368,000, bei der Mainarmee 11 pro Mann = 440,000, zusammen 1,808,000 Patronen, sehr viel weniger, als bei den Friedensübungen verbraucht worden wären. 1870/71 wurden beim 1. bayrischen Armeekorps 166 pro Mann, zusammen 4,163,000, beim 2. Armeekorps 1,105,600, also pro Mann 44, beim sächsischen Armeekorps 1,450,000, pro Mann 58, Patronen verschossen. Die 874 Geschütze der preußischen Armeen haben 1866 zusammen 36,000 Schuß verfeuert. Dagegen hat die deutsche Feldartillerie 1870/71 in Summa 362,662, die Belagerungsartillerie 376,576 Schüsse abgegeben. Über den Ersatz der M. im Gefecht s. Munitionsergänzung.

Munitionsdiebstahl (Munitionsaneignung), die widerrechtliche Zueignung der bei den Übungen der Artillerie verschossenen Munition oder der Bleikugeln aus den Kugelfängen der Schießstände der Truppen, wird nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu 900 Mk. bestraft.

Munitionsergänzung, Ersatz der im Gefecht verbrauchten Munition. Der deutsche Infanterist trägt die sogen. Taschenmunition bei sich und zwar hauptsächlich in den beiden vordern und der hintern Patrontasche. Vor Beginn eines Gefechts wird ein Mehr an Patronen im Brotbeutel, den Hosen-, Rocktaschen ꝛc. untergebracht. Man entnimmt sie den Patronenwagen, welche auch während des Gefechts möglichst nicht über 800 m von der fechtenden Truppe ab bleiben dürfen. Auch ist Verwundeten und Gefallenen die Munition abzunehmen. Die Patronenwagen ergänzen sich aus den Infanteriemunitionskolonnen. Die Artillerie führt ihren Schießbedarf in den Protzen (Protzmunition), demnächst in der bei der Batterie verbleibenden ersten, und dann der 800 m rückwärts aufgestellten zweiten Wagenstaffel der Munitionswagen. Leere Wagen ergänzen sich aus den Artilleriemunitionskolonnen. Infanterie- und Artilleriemunitionskolonnen werden aus den Feldmunitionsparken ergänzt, welche die Munitionsausrüstung in zweiter Linie an

Etappenhauptorten bilden und auch Munitionsfahrzeuge nach *Munitionszwischendepots* vorschieben. Die Feldmunitionsparke werden aus *Hauptmunitionsdepots*, weiter rückwärts an wichtigen Eisenbahnpunkten, und diese aus heimatlichen *Artilleriedepots* (s. d.) gefüllt. Über M. der Fußartillerie s. Belagerungspark. Ähnliche Einrichtungen bestehen bei andern Heeren. Den deutschen Feldmunitionsparken entsprechen z. B. in Österreich die Armeemunitionsreserveparke, in Rußland die Munitionsdepots, den deutschen Hauptmunitionsparken in Österreich die Armeemunitionsfelddepots.

Munitionsfördertraverse, s. Traverse.

Munitions-Fuhrparkkolonnen, in Deutschland bei der Mobilmachung vom Train zu formierende Transportkolonnen, welche den Artilleriebelagerungstrains beigegeben werden. Vgl. Fuhrpark.

Munitionskolonnen (*Munitionstrain*), Truppenteile, welche bei der Mobilmachung von der Artillerie aufgestellt werden, um der Armee Munition nachzuführen. In Deutschland werden die M. in eine erste und zweite Staffel eingeteilt und erstere möglichst nahe an das Gefechtsfeld herangeführt. Das mobile Armeekorps hat 4 *Infanterie-* u. 6 *Artillerie-M.*

Munitionsnischen, s. Traverse.

Munitionspark, s. Park.

Munitionsräume, Räume auf Kriegsschiffen zur Aufbewahrung des Pulvers (*Pulverkammern*), der Geschosse (*Granatkammern*), scharfer Torpedoköpfe, der Zündungen, Gewehr- und Revolvermunition. Die M. liegen unter der Wasserlinie, meist unter dem Zwischendeck, werden von außen beleuchtet, sind außer bei Klarschiff geschlossen, werden durch Posten bewacht und dürfen zum Teil nur unter besondern Vorsichtsmaßregeln betreten werden. Beim Ausbruch von Feuer können sie unter Wasser gesetzt werden.

Munitionstrain, s. Munitionskolonnen.

Munitionswagen, s. Munitionsergänzung.

Munitionszwischendepots, s. Munitionsergänzung, Festung, S. 350, und Festungskrieg, S. 356.

Munizipāl (lat.), städtisch; daher *Munizipalbehörde*, *Munizipalbeamter*, soviel wie städtische Behörde, städtischer Beamter; *Munizipalverfassung*, die Verfassung einer Stadtgemeinde; *Munizipalität* (franz. municipalité), der städtische Beamtenkörper; letztere Bezeichnung besonders in Frankreich gebräuchlich, woselbst die Munizipalität sich aus dem Maire, dessen Beigeordneten (adjoints) und einem oder in größern Städten mehreren Polizeikommissaren zusammensetzt, neben welchen dann ein *Munizipalrat* (conseil municipal), das städtische Kollegium zu Wahrung der Gemeindeinteressen, steht; *Munizipalrecht*, die einer Gemeinde verliehenen städtischen Gerechtsame; *Munizipalstadt*, soviel wie Municipium.

Munizipien, s. Municipium.

Munjeet, Krapp von Rubia munjista, s. Krapp.

Munk, 1) *Eduard*, Philolog, geb. 14. Jan. 1803 in Glogau, gest. daselbst 3. Mai 1871, studierte 1822—25 in Breslau und Berlin, wirkte 1827—48 als Lehrer an der Wilhelmsschule zu Breslau, 1850—57 interimistisch am Gymnasium in Glogau und privatisierte seitdem (1862 zum Professor ernannt) daselbst. Seine Hauptwerke sind: »Die Metrik der Griechen und Römer« (Glog. 1834); »De fabulis Atellanis« (Leipz. 1840); »Die natürliche Ordnung der Platonischen Schriften« (Berl. 1857); »Geschichte der griechischen Litteratur« (das. 1849—50, 2 Bde.; 3. Aufl. von Volkmann, 1879—80) und »Geschichte der römischen Litteratur« (das. 1858—61, 3 Bde.; 2. Aufl. von O. Seyffert, 1875—77, 2 Bde.). — Sein Bruder *Salomon*, geb. 9. Mai 1802, gest. 6. Febr. 1867 in Paris, daselbst 1840—52 Kustos der orientalischen Handschriften der Bibliothek, seit 1865 Professor der semitischen Sprachen am Collège de France, seit 1858 Mitglied der Akademie, machte sich insbesondere als Erklärer des Maimonides (s. d.) einen Namen.

2) *Hermann*, Physiolog, geb. 3. Febr. 1839 in Posen, studierte seit 1855 in Berlin und Göttingen, habilitierte sich 1862 in Berlin als Privatdozent der Physiologie und wurde 1869 außerordentlicher Professor und 1876 Lehrer der Physiologie und Vorstand des physiologischen Laboratoriums der tierärztlichen Hochschule in Berlin. M. gehört zu den hervorragendsten Forschern über Gehirnphysiologie. Er lieferte auch Untersuchungen über Ei- und Samenbildung und Befruchtung bei den Nematoden und publizierte seit 1860 zahlreiche Arbeiten über allgemeine und spezielle Nervenphysiologie. Außerdem schrieb er: »Untersuchungen über das Wesen der Nervenerregung« (Bd. 1, Leipz. 1868); »Die elektrischen u. Bewegungserscheinungen am Blatte der Dionaea muscipula« (das. 1876); »Über die Funktionen der Großhirnrinde« (Berl. 1881, 2. Aufl. 1890).

Munkács (spr. múnkātsch), Stadt im ungar. Komitat Bereg, an der Latorcza und der Bahnlinie Stryj-Bátya, mit gräflich Schönbornschem Schloß, griechisch-kath. Kirche, neuer Kaserne, (1890) 10,531 magyarischen, deutschen und ruthen. Einwohnern (darunter fünf Zehntel Israeliten, die übrigen Griechisch- u. Römisch-Katholische), Weinbau, bedeutenden Alaun- u. Eisengruben, Gewerbe (grobes Tuch, Bauernpelze), einer Dampfmühle, Handel mit Holz, Vieh u. Getreide, einem Realgymnasium, einer Kinderspielzeug-Lehrwerkstätte u. einem Bezirksgericht. Daselbst werden auch Bergkristalle (die sogen. ungarischen Diamanten) gefunden. Das in der Ebene auf einem 76 m hohen Felsen liegende *Bergschloß M.* dient als Staatsgefängnis. — M. war seit Ludwigs I. (1342—82) Zeit infolge der Einwanderung u. Ansiedelung der podolischen Ruthenen unter ihrem Fürsten Theodor Keriatowič Vorort der ruthenischen »Krajna« (Mark) oder des »Herzogtums« M., welches seit 1370 meist als Apanage ungarischer Königinnen eine große Krondomäne bildete. Keriatowič, 1352 vom König Ludwig zum Herzog erhoben, ließ sieben Jahre später die Festung erbauen. Die Herrschaft kam 1591 an Sig. Rákóczy als Mitbesitzer, 1614 an Nik. Eszterházy, später an Gabr. Bethlen, an dessen Witwe Katharina, Prinzessin von Brandenburg, und bald an Georg Rákóczy I. und dessen Haus. Die Burg von M. wurde als Hauptwaffenplatz Emmerich Tökölys von dessen Gemahlin Helene Zriny lange gegen die Kaiserlichen verteidigt und erst nach dreijähriger Belagerung 14. Jan. 1688 übergeben. Am 14. Juni 1703 erlitt hier Franz Rákóczy II. durch die Kaiserlichen unter Nigrelli eine Niederlage, und 1708 ward der Ort an letztere übergeben. 1728 kam M. an das gräfliche Haus Schönborn. 1834 brannte die Festung aus. Sie ward vielfach als Staatsgefängnis benutzt. Hier saß Alexander Ypsilanti 1821—23 gefangen. Während des ungarischen Revolutionskrieges von 1848 geriet die Feste in die Hände der Insurgenten, mußte sich aber 26. Aug. 1849 den Russen ergeben.

Munkacsy (spr. múnkatschi), *Michael*, eigentlich Lieb, ungar. Maler, geb. 10. Okt. 1846 zu Munkács in Ungarn, erlernte das Tischlerhandwerk und

arbeitete schon als Geselle, als er durch einen reisenden Porträtmaler in Gyula, der ihm den ersten Unterricht erteilte, zur Kunst geführt wurde. Er bildete sich dann auf eigne Hand weiter und zeichnete und malte Porträte und Genrebilder aus dem Volksleben, deren eins (Bauernidyll) der Pester Kunstverein ankaufte. 1865 ging er nach Wien auf die Kunstakademie, mußte aber schon im folgenden Jahre wegen Mittellosigkeit nach Pest zurückkehren. Von da begab er sich nach kurzer Pause nach München, wo sich der Schlachtenmaler Franz Adam seiner annahm. Hier beteiligte sich M. an einer Konkurrenz, die das ungarische Kultusministerium ausgeschrieben hatte, und errang mit Genrebildern dreimal den ersten Preis, wodurch er die Mittel erhielt, 1868 nach Düsseldorf zu gehen, wo Knaus und Vautier ihn zur Behandlung nationaler Stoffe weiter ermutigten. Hier entstanden der erwachende Schusterjunge und einige Porträte; dann folgte das tief ergreifende Bild: der letzte Tag eines Verurteilten (1870), welches ihn mit einemmal berühmt machte und ihm die Bestellung eines andern großen Bildes: Kriegszeit (1871), eintrug. M. siedelte im Januar 1872 nach Paris über, wo seine Arbeiten bald außerordentliche Anerkennung fanden. Von den kleinern Bildern dieser frühern Zeit sind noch zu nennen: der Gang zur Schule (1871), die Küchenpolitiker, die Butterfrau, der betrunkene Schneider sowie einige Landschaften; von den größern: der Transport von gefangenen Nachtschwärmern (1873), im Pfandhaus (1874), der Abschied der Rekruten und der Dorfheld (1877). Alle diese Bilder kennzeichnet eine energische Charakteristik, eine große Kraft der Darstellung und Breite des malerischen Vortrags, aber auch eine starke Neigung zum Häßlichen und zu einem schwarzen Gesamtton, in welchem alle Lokalfarben untergehen. Diese Eigenschaften zeigten sich jedoch nur in seinen Genrebildern aus dem ungarischen Volksleben. Seit 1876 begann er auch Szenen aus den Pariser Salons zu malen, in welchen er nach einem immer reichern Kolorit strebte und schließlich zu einer ganz hellen und lichten Farbenstimmung bei einer skizzenhaft andeutenden, fast impressionistischen Behandlung der Zeichnung und Modellierung gelangte. Die Hauptbilder dieser Gattung sind: der Künstler mit seiner Gattin im Atelier (1876), der Besuch bei der Wöchnerin (1881), das Namensfest des Vaters, die Amme, die beiden Familien (1881) sowie mehrere Stillleben und Blumenstücke. 1877 betrat er mit einem Milton, seinen Töchtern das »Verlorne Paradies« diktierend, das Gebiet des historischen Genres, wobei er zugleich nach einer tiefern Charakteristik strebte und an die Stelle der schwarzen Gesamtstimmung eine graue setzte. Dieses Bild brachte ihm 1878 die Ehrenmedaille der Pariser Weltausstellung ein. Zu voller Farbigkeit auch auf diesem Gebiet seines Schaffens wendete sich M. 1882 mit einem figurenreichen Kolossalbild: Christus vor Pilatus (1882, radiert von Waltner), welchem 1884 eine Kreuzigung Christi (le Calvaire, radiert von Köpping) folgte. Auf diesen Bildern ist die Erregung des Volkes mit großer dramatischer Lebendigkeit und ebenso großer malerischer Kraft geschildert, welche dem Geistigen wie dem Materiellen in gleichem Maß gerecht wird. Die biblischen Vorgänge sind im historischen Licht betrachtet und demgemäß in vollster, ethnographischer Realität dargestellt. Das religiöse Moment ist gänzlich zu gunsten des geschichtlichen zurückgedrängt. Dieser Richtung gehört auch Christus am Kreuz mit den Seinen (in der Dresdener Galerie) an. Nachdem er dann noch 1886 die letzten Augenblicke Mozarts in derselben ernsten und feierlichen Tonart gemalt hatte, wandte er sich der Hellmalerei zu, die er sowohl auf dekorative Malereien wie auf Kostümstücken, meist mit Figuren in der Tracht des 17. Jahrh., und auf Bildnissen anwendete. Seine Hauptwerke dieser Art sind: der Triumph der Künste (Deckengemälde für das Kunsthistorische Museum zu Wien), intime Unterhaltung, eine Erzählung und mehrere Damenbildnisse. Christus vor Pilatus ist für 120,000 Dollar, die letzten Augenblicke Mozarts für 50,000 Doll. nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika verkauft worden. M. hat auch Herrenbildnisse (Kardinal Haynald, Liszt) und Landschaften gemalt. Er ist vom Kaiser von Österreich geadelt worden, besitzt die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung und ist Mitglied der Berliner Kunstakademie.

Münnerstadt, Stadt im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Kissingen, an der Lauer und der Linie Schweinfurt-Meiningen der Bayrischen Staatsbahn, 234 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Gymnasium, ein Augustinerkloster mit Knabenseminar und Konvikt für Augustinerzöglinge, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Bierbrauerei, Wein- und Hopfenbau, Vieh- und Getreidemärkte und (1890) 2270 Einw., davon 63 Evangelische.

Münnich, Burkhard Christoph, Graf von, russ. Generalfeldmarschall, geb. 9. Mai 1683 zu Neuenhuntorf im Großherzogtum Oldenburg, gest. 16. Okt. 1767 in Petersburg, Sohn des Deichgrafen Anton Günther v. M., trat beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges 1701 als Hauptmann in hessen-darmstädtische, 1706 in hessen-kasselsche Dienste, wohnte den Kämpfen in Italien und den Niederlanden bei, erwarb sich bei Malplaquet 1709 den Oberstleutnantsrang und geriet, schwer verwundet, 1712 bei Denain in französische Gefangenschaft. Nach seiner Freilassung 1713 legte er Karlshafen an, trat 1716 als Oberst in polnische, dann 1721 als Ingenieurgeneral in russische Dienste, in denen er zunächst den Bau des Ladogakanals, des Hafens von Kronstadt und der Festungswerke von Riga leitete. Von Peter d. Gr. zum Generalleutnant, von Peter II. 1727 zum General en chef und 1728 in den russischen Grafenstand, von der Kaiserin Anna, auf die er nebst Ostermann und Biron den größten Einfluß ausübte, 1731 zum Generalfeldzeugmeister und 1732 zum Generalfeldmarschall und Präsidenten des Kriegskollegiums erhoben, gab er dem russischen Landheer eine neue Organisation und errichtete das Landkadettenkorps sowie die Garnisonschulen. 1734 eroberte er Danzig, stillte die Unruhen in Warschau und übernahm sodann in der Ukraine den Oberbefehl gegen die Türken, eroberte 1736 die Krim, nahm 1737 Otschakow mit Sturm, schlug 1739 die Türken bei Stawutschan, bemächtigte sich der Festung Chotin und besetzte die Moldau, worauf 18. Sept. 1739 der Friede von Belgrad zu stande kam. Den von Anna als Vormund des Thronfolgers Iwan zum Regenten des Reiches erklärten Herzog Ernst Johann Biron von Kurland stürzte er 1740, da derselbe ihn von den Geschäften verdrängen wollte, ließ sich zum Premierminister ernennen und betrieb mit vielem Eifer das Bündnis mit Preußen. Da die Regentin sich aber zu Österreich und Sachsen hinneigte, nahm er im Mai 1741 seinen Abschied. Bald darauf wurde er bei der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth verhaftet und

zum Tode verurteilt, auf dem Schafott aber begnadigt, nur seiner Güter für verlustig erklärt und nach Pelym in Sibirien verwiesen, wo er das auf seinen Befehl für Biron erbaute Haus bezog und 20 Jahre in Einsamkeit und Entbehrung lebte. 1762 setzte ihn Peter III. wieder in den Besitz aller seiner frühern Güter und Würden. Nach dessen Sturz ernannte ihn die Kaiserin Katharina II. zum Generaldirektor der Häfen am Baltischen Meer. Sein Leben beschrieben v. Halem (Oldenb. 1803, neue Ausg. 1838) und Kostomarow (russisch, Petersb. 1884).

Muñoz (spr. munjŏs), Don Fernando M., Herzog von Rianzares, Gemahl der spanischen Königin Maria Christine, geb. 4. Mai 1808, gest. 12. Sept. 1873, Sohn eines Alkalden zu Tarrancon in Cuenca, erregte 1833 als Leibgardist die Aufmerksamkeit der Königin, die ihn 28. Dez., drei Monate nach dem Tode ihres Gemahls Ferdinand VII., heimlich heiratete. Am 13. Okt. 1844 ward die Ehe auch öffentlich eingesegnet und M. hierbei zum spanischen Granden erster Klasse und Herzog von Rianzares erhoben. 1847, bei Gelegenheit der spanischen Heiraten, wurde er von Ludwig Philipp von Frankreich zum Herzog von Montmorot ernannt. Doch hielt sich M. stets zurück und weigerte sich, eine politische Rolle zu spielen, welche die Königin ihm gern aufgedrängt hätte.

Munro, Hugh, Philolog, geb. 14. Okt. 1819 zu Elgin im nördlichen Schottland, gest. 30. März 1885 auf einer italienischen Reise in Rom, studierte 1838—42 in dem Trinity College zu Cambridge, wurde 1844 Fellow an demselben, bald darauf auch Dozent der klassischen Studien und erhielt 1869 die neubegründete Professur für lateinische Sprache daselbst, trat jedoch schon 1871 von diesem Amt zurück, um sich ausschließlich litterarischer Thätigkeit zu widmen. Auf dem Gebiet der lateinischen Sprachwissenschaft gilt M. als der bedeutendste Gelehrte Großbritanniens seit Bentley. Sein Hauptwerk ist die kritisch-exegetische Ausgabe des Lukrez (Cambridge 1864; 4. Aufl. 1886, 2 Bde.; Textausgabe schon 1860). Sonst nennen wir: die kritisch-exegetische Ausgabe des Gedichts »Aetna« (Cambridge 1867); eine Textausgabe des Horaz mit englischer Einleitung (das. 1868) und »Criticisms or elucidations of Catullus« (das. 1878).

Münsingen, 1) Oberamtsstadt im württemberg. Donaukreis, auf der Rauhen Alb und an der Linie Reutlingen-M. der Württembergischen Staatsbahn, 707 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß, eine Realschule, ein Amtsgericht, Eisenwaren- und Beschlagfabrikation und (1890) 1699 Einw., davon 78 Katholiken. In der Nähe der königliche Gestütshof Marbach und das Schloß Grafeneck. Hier wurde 14. Dez. 1482 der Münsinger Vertrag abgeschlossen, durch welchen die Grafen Eberhard V. und Eberhard VI. das vorher geteilte Württemberg wieder vereinigten. — 2) (Münsigen) Dorf im schweizer. Kanton Bern, Bezirk Konolfingen, 543 m ü. M., an der Linie Olten-Bern-Thun der Zentralbahn, mit schöner Kirche, einer Irrenanstalt und (1888) 1325 Einw. In der Nähe Reste mittelalterlicher Burgen und römische Altertümer.

Münsinger Hardt, s. Hardt, Münsinger.

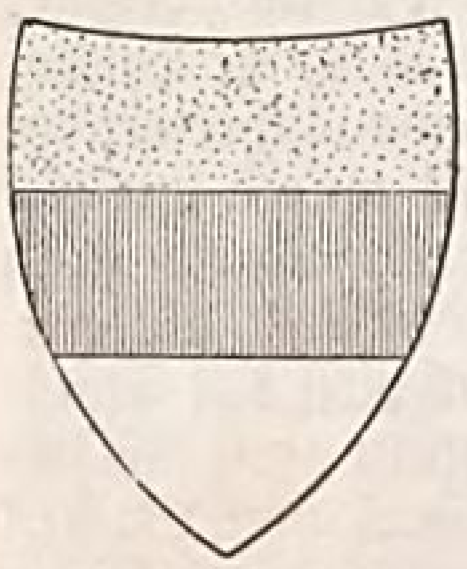
Munster (spr. mönnster), die südwestlichste u. größte Provinz Irlands, umfaßt 24,554 qkm (445,9 QM.), wovon (1890) 20,3 Proz. auf Ackerland, 1,8 Proz. auf Wald, 54,6 Proz. auf Weide, 19,3 Proz. auf unproduktives Bergland und Moore und 4 Proz. auf Gewässer kommen. Die Bevölkerung, in stetem Abnehmen begriffen, betrug 1841: 2,396,161, 1891 nur noch 1,172,402 Seelen, darunter 93,7 Proz. Katholiken. Irisch wurde 1881 noch von 445,766 Personen gesprochen. M. zerfällt in die Grafschaften: Clare, Cork (East- und Westriding), Kerry, Limerick, Tipperary (North- und Southriding) und Waterford (näheres s. d.). Cork, Limerick und Waterford sind die wichtigsten Städte. S. Karte »Großbritannien«.

Münster (v. lat. monasterium, »Kloster«), ursprünglich die Gesamtheit einer Klosteranlage (wie noch heute das franz. moutier, soviel wie Abtei), insbes. die dazu gehörige Kirche; später Bezeichnung für die prächtigen Kirchen der größern geistlichen Stifter und die bischöflichen Kathedralen. In Norddeutschland gebraucht man für M. meist den Ausdruck Dom (s. d.).

Münster, ehemaliges Hochstift, das bedeutendste des westfälischen Kreises, umfaßte 9900 qkm (180 QM.) mit 350,000 Einw. und 12 landtagsfähigen Städten. Es zerfiel in das Oberstift im S. und das Unterstift im N., welche durch die Grafschaft Lingen getrennt waren. Das Wappen des Bistums war ein goldener Querbalken im roten Felde. Der jedesmalige Bischof war im westfälischen Kreis erster kreisausschreibender Fürst und Direktor. Das Bistum M. wurde um 791 von Karl d. Gr. gestiftet und der Erzdiözese Köln überwiesen; der erste Bischof war der heil. Liudger. Kaiser Friedrich I. verlieh dem Domkapitel das Wahlrecht, und Otto IV. erhob das Bistum zum Reichsfürstentum. Der Bischof Franz, Graf von Waldeck (1532—53), hatte mit den Wiedertäufern (s. d.) zu kämpfen, welche die Herrschaft in der Stadt an sich rissen. Er wurde ihrer mit Hilfe von Reichstruppen 1535 Herr. Die nun folgende katholische Reaktion rottete alle Keime der evangelischen Lehre in M. aus. Der kriegerische Bischof Christoph Bernhard von Galen (1650—78) unterwarf die Stadt M. und verlegte seinen Hofhalt von Koesfeld in dieselbe. Seit 1719 war der Erzbischof von Köln zugleich Bischof von M., doch ward dieses durch besondere Statthalter regiert. Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde das Hochstift säkularisiert. Der größte Teil, 5500 qkm (110 QM.) mit 260,000 Einw., kam an Preußen und wurde zum Fürstentum M. erhoben. Im Frieden von Tilsit 1807 an Frankreich abgetreten, wurde es dem Großherzogtum Berg einverleibt, aber im Wiener Kongreß (1815) an Preußen zurückgegeben. 1821 wurde das Bistum wiederhergestellt. Vgl. »Geschichtsquellen des Bistums M.« (Münst. 1851—81, 4 Bde.; Bd. 1 enthält: »Die Münsterschen Chroniken des Mittelalters«, hrsg. von Ficker); Hüsing, Der Kampf um die katholische Religion im Bistum M. 1535—1585 (das. 1883); Tücking, Geschichte des Stifts M. unter Christ. Bernh. von Galen (das. 1865); Brückmann, Altes und Neues aus dem Münsterlande (Paderb. 1863), und Litteratur über die Stadt M. (s. unten).

Münster, 1) Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Westfalen und Stadtkreis, früher Hauptstadt des Bistums M., an der Aa und am Dortmund-Emskanal, 51 m ü. M., hat mehrere öffentliche Plätze, darunter den Domplatz mit dem Denkmal Fürstenbergs und den Ludgeriplatz mit dem Kriegerdenkmal. Von den zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmten Gebäuden (10 katholische und eine evang. Pfarrkirche und eine Synagoge) sind hervorzuheben: der Dom (aus dem 12.—14. Jahrh.), merkwürdig durch die Verschmelzung des gotischen und romanischen Stils; die gotische Liebfrauenkirche (um 1340 erbaut); die Lambertikirche (aus dem 14. Jahrh.);

an der Spitze des jüngst abgetragenen und jetzt [1896] wieder im Bau begriffenen Turmes wurden 1536 die Anführer der Wiedertäufer nach ihrer Hinrichtung in drei Eisenkäfigen aufgehängt); die Ludgerikirche (1170 im romanischen Stil erbaut, 1330 im gotischen Stil umgebaut); die St. Mauritzkirche (aus dem 12. Jahrh., 1859 restauriert) mit drei romanischen Türmen; die gotische Ignatiuskirche (1857—58 erbaut) und die Ägidiikirche (aus dem 18. Jahrh.) mit schönen Wandgemälden. Andre hervorragende Gebäude sind: das gotische Rathaus (aus dem 14. Jahrh.), in dessen altem Saal (Friedenssaal) 24. Okt. 1648 der Westfälische Friede abgeschlossen wurde; der neue Saal (Rathaussaal) wurde 1861—62 ausgebaut; das Schloß (1767 erbaut, früher bischöfliche Residenz) mit Parkanlagen und einem botanischen Garten; der Stadtkeller (aus der 2. Hälfte des 16. Jahrh.) mit den Sammlungen des Kunstvereins (darunter seltene Gemälde aus der altdeutschen Schule); das Ständehaus (aus neuerer Zeit); der Erbdrosten- und der Romberger Hof. Die ehemaligen Befestigungen wurden 1770 in Promenaden umgewandelt. Die Einwohnerzahl der Stadt beläuft sich (1890) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 13, ein Kürassierregiment Nr. 4, 2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 22 und ein Trainbataillon Nr. 7) auf 49,340 Seelen, davon 41,133 Katholiken, 7642 Evangelische und 546 Juden.



Wappen von Münster in Westfalen.

Die Industrie besteht vorzugsweise in Baumwollzeugweberei, Färberei, Druckerei, Pianoforte-, Zinkornamenten-, Maschinen-, Korbwaren-, Papier- und Emailgeschirrfabrikation; ferner hat die Stadt Goldschmiederei für kirchliche Geräte, Eisengießerei, eine große Dampfmühle, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei ꝛc. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 800,9 Mill. Mk.) und andre Geldinstitute, ist besonders bedeutend im Zwischenhandel mit Waren aller Art im Bereiche des Regierungsbezirks und beschränkt sich sonst fast nur auf Leinen- und Wollwaren, Garn, Vieh, Getreide ꝛc. Zweimal im Jahre findet ein achttägiger Markt statt, der sogen. Fasten- und Herbst-Send; einmal ein fünftägiger, der Peter- und Paul-Send. Dem Verkehr in der Stadt und mit den Städten des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks dient eine Telephonanlage. Für den Eisenbahnverkehr ist M. Knotenpunkt der Linien M.-Bremen, M.-Recklinghausen, M.-Emden, M.-Enschede, M.-Hamm und M.-Rheda der Preußischen Staatsbahn. Von Behörden haben dort ihren Sitz: das Oberpräsidium der Provinz Westfalen, das Provinzialschul- und das Medizinalkollegium, das Konsistorium, ein Generalsuperintendent, ein Bischof, ein Domkapitel, ein Generalvikariat, die Provinzialverwaltung, Provinzialsteuerdirektion, die Generalkommission zur Regulierung der bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse, eine Oberpostdirektion, eine königliche Regierung, ein Landratsamt (für den Landkreis M.), ein Landgericht, ein Hauptsteueramt, eine königliche Eisenbahndirektion, die Landschaft der Provinz Westfalen, die Provinzalrentenbank, das Staatsarchiv der Provinz Westfalen ꝛc.; ferner: das Kommando des 7. Armeekorps, der 13. Division, der 25. Infanterie-, 13. Kavallerie-, 7. Gendarmerie- und 7. Feldartilleriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 9 Magistratsmitglieder und 36 Stadtverordnete. Unter den Bildungsanstalten nimmt die Akademie, die aus einer katholisch-theologischen und aus einer philosophischen Fakultät besteht, den ersten Platz ein. Zu derselben gehört eine Bibliothek, ein naturhistorisches und ein archäologisches Museum, ein chemisches Institut, ein physikalisches Laboratorium, ein botanischer und ein zoologischer Garten. Die Zahl der Studierenden betrug 1894/95: 421; außerdem hat die Stadt ein Gymnasium, ein Realgymnasium, ein Priesterseminar, ein katholisches Lehrerinnenseminar, eine Vereinsschule zur Ausbildung israelitischer Lehrer, eine Zeichenschule für Kunst und Kunstgewerbe ꝛc.; ferner Vereine für Kunst und Wissenschaft; einen Musikverein, einen Verein für Geschichte und Altertumskunde und einen landwirtschaftlichen Zentralverein. Sonst befinden sich noch in M.: ein Waisenhaus, eine Provinzialirrenanstalt (Marienthal), ein Zuchthaus, Klöster der Barmherzigen Schwestern, der Franziskanerinnen, der Schwestern der Vorsehung, der Kongregation Unsrer lieben Frau und der Schwestern vom guten Hirten (mit Mädchenbesserungsanstalt). — Zum Landgerichtsbezirk M. gehören die 18 Amtsgerichte zu: Ahaus, Ahlen, Beckum, Bocholt, Borken, Dülmen, Haltern, Ibbenbüren, Koesfeld, Lüdinghausen, M., Ölde, Rheine, Steinfurt, Tecklenburg, Vreden, Warendorf und Werne.

M. wird zuerst um 800 erwähnt, wo Karl d. Gr. dem für die Sachsen ernannten Bischof Liudger diesen Ort (Mimigardevord) zum Wohnort anwies. Im 11. Jahrh. erstanden hier eine Pfarrkirche und ein Kloster (monasterium), das nun zu dem Namen M. Veranlassung gab. Bald nach 1186 erhielt M. Stadtrecht und wurde vom Bischof Hermann II. befestigt. Es blieb unter bischöflicher Herrschaft, obgleich der Bischof schon 1277 der Stadt wegen der Besetzung des Gerichts und Verwendung des städtischen Einkommens Zugeständnisse machte. Zu Ende des 13. Jahrh. wurde M. Mitglied der Hansa. 1532 neigte sich die ganze Stadt, mit Ausnahme des Domkapitels, zur lutherischen Konfession; 1535 war die Stadt der Schauplatz der politisch-religiösen Bewegungen der Wiedertäufer (s. d.). Nachdem M. nach tapferer Gegenwehr 24. Juni 1535 von dem Bischof erobert worden, ward der evangelische Gottesdienst unterdrückt. Im Dreißigjährigen Kriege litt M. besonders durch die protestantischen Heere. Wie oben erwähnt, ward hier 1648 der Westfälische Friede geschlossen. Die Bischöfe besaßen damals in M. nur sehr beschränkte Herrschaftsrechte, bis der Bischof Bernhard von Galen 1661 die Stadt, welche ihm im Einverständnis mit Holland den Gehorsam verweigerte, mit Gewalt nahm, eine Citadelle erbaute und den Bürgern ihre meisten Privilegien entriß. Doch residierten die Bischöfe selten in M. Im Siebenjährigen Kriege wurde M. sowohl von den Franzosen als den Verbündeten belagert und erobert. Vgl. Erhard, Geschichte Münsters (Münst. 1837); Cornelius, Geschichte des Münsterschen Aufruhrs (Leipz. 1855—60, 2 Bde.); Keller, Geschichte der Wiedertäufer zu M. (Münst. 1880); Detten, M., seine Entstehung ꝛc. (das. 1887); Geisberg, Merkwürdigkeiten der Stadt M. (9. Aufl., das. 1889).

Der **Regierungsbezirk Münster** (s. Karte »Westfalen«) umfaßt 7252 qkm (131,71 QM.), zählt (1890) 536,241 Einw. (74 auf 1 qkm), darunter 61,692 Evangelische, 470,755 Katholiken und 3593 Juden, nach der Berufszählung von 1895: 586,523 Einw., und besteht aus den 11 Kreisen:

Kreise	QKilometer	QMeilen	Einwohner 1890	Einw. auf 1 QKilom.
Ahaus	683	12,40	39123	57
Beckum	687	12,48	45248	66
Borken	649	11,79	48578	75
Koesfeld	753	13,68	44468	59
Lüdinghausen	697	12,66	40939	59
Münster (Stadt)	11	0,20	49340	—
Münster (Land)	849	15,42	41432	49
Recklinghausen	780	14,17	93593	120
Steinfurt	770	13,98	54945	71
Tecklenburg	812	14,75	49236	61
Warendorf	559	10,15	29339	52

Über die 4 Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks M. s. Karte »Reichstagswahlen«. Vgl. Bahlmann, Der Regierungsbezirk M. (Münst. 1893).

2) M. im Gregorienthal, Kantonshauptstadt im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Kolmar, im Münsterthal, an der Fecht, Knotenpunkt der Eisenbahnen Kolmar-M. und M.-Metzeral, 380 m ü. M., hat eine schöne neue evangelische und eine kath. Kirche, eine Realschule, bedeutende Baumwollspinnerei und -Weberei, Bleicherei und Appretur, Käsefabrikation (Münsterkäse) und (1890) 5664 Einw., davon 2777 Evangelische und 21 Juden. In der Nähe die Ruine Schwarzenberg und der Schloßwald, ein schöner Park mit Musterwirtschaft. Der Ursprung der Stadt geht auf ein 634 begründetes Benediktinerkloster zurück. Dieses trat 1235 die Vogtei an das Reich ab, infolgedessen M. die Rechte einer Reichsstadt erlangte und 1354 in den Zehn-Städtebund des Elsaß trat. Die großartige Industrie wurde 1780 von A. Hartmann begründet. Das Münsterthal, von der reißenden Fecht durchflossen, sehr anmutig und interessant, hat auf den südlichen Bergabhängen noch Weinbau; auf den Bergwiesen wird Alpenwirtschaft mit zahlreichen Sennhütten betrieben, die den berühmten Münsterkäse (jährlich etwa 500,000 kg) erzeugt. Aus dem Thal führt eine großartige, 1842—60 erbaute Straße über die Vogesen nach Gerardmer in Frankreich. Vgl. Rathgeber, M. im Gregorienthal (Straßb. 1874); Calmet, Histoire de l'abbaye de Munster (Kolmar 1882); Hecker, Die Stadt und das Thal zu M. im Gregorienthal (Münst. 1890). — 3) (M. in Hessen) Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Dieburg, an der Gersprenz, hat eine kath. Kirche, Eisengießerei, Hasenhaarschneiderei, 2 Mahl- und eine Sägemühle und (1890) 2094 Einw. — 4) (Beromünster) Chorherrenstift und Flecken (1106 Einw.) im schweizer. Kanton Luzern, Bezirk Sursee; hier bestand um 1470 eine Buchdruckerei, angeblich die älteste der Schweiz. — 5) (Moutier-Grandval) Flecken und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Bern, im romantischen Münsterthal, einem Jurathal, das unterhalb gegen Courendlin hin einen von steilen Kalksteinfelsen eingerahmten Engpaß bildet, an der Birs, 540 m ü. M., an der Linie Lausanne-Biel-Basel der Jura-Simplonbahn, mit Schloß, 2 Kirchen, Uhrmacherei, Glasbläserei, Töpferei, Viehzucht und (1888) 2346 Einw., darunter 607 Katholiken. — 6) Dorf in Graubünden, s. Mustair.

Münster, altes deutsches Adelsgeschlecht in Westfalen, welches seinen Ursprung bis ins 9. Jahrh. zurückführt und sich gegenwärtig in die drei Äste M.-Langelage, M.-Meinhövel und M.-Ledenburg spaltet, die 1792 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Namhafteste Sprößlinge des Geschlechts: 1) Ernst Friedrich Herbert, Reichsgraf zu M.-Ledenburg, hannöverscher Staatsmann, geb. 1. März 1766 in Osnabrück, gest. 20. Mai 1839, studierte in Göttingen, trat 1788 als Kammerauditor in den hannöverschen Staatsdienst und ward 1791 Hof- und Kanzleirat, 1798 Finanzkammerrat. Von 1801—1804 war er hannöverscher Gesandter am russischen Hof, ward dann Kabinettsminister des Königs in London und übte auf die britische Politik im Sinne energischen Kampfes gegen Napoleon Einfluß; er stand mit Stein, Stadion, dem Herzog von Braunschweig u. a. in lebhaftem Verkehr. Sein Ziel dabei war neben der Befreiung Deutschlands die Gründung eines Nordwestdeutschland und die Niederlande umfassenden Welfenreichs mit einer liberalen Verfassung. 1813 und 1814 war er im Hauptquartier der Verbündeten und wohnte dann dem Wiener Kongreß bei. Hier bemühte er sich vergeblich für Herstellung des Kaisertums und die Einführung freiheitlicher Verfassungen in den deutschen Landen; zugleich trat hier sein Haß gegen Preußen hervor, und die Schaffung des hannöverschen Königreichs inmitten dieses Staates war wesentlich sein Werk, wie auch die ständische Verfassung desselben. M. richtete nun, nachdem er 1814 Erblandmarschall von Hannover geworden und die Domäne Derenburg als Dotation erhalten hatte, die Verwaltung des neuen Staates ein, blieb aber Kabinettsminister in London. Gleichzeitig erhielt er die Spezialvollmacht zur Führung der Vormundschaft über den Herzog Karl von Braunschweig. Als dieser, nachdem er die Regierung selbst angetreten, 1827 gegen Münsters vormundschaftliche Verwaltung öffentlich Klage erhob, suchte dieser sich und den König von England in einer besondern Schrift (»Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen ꝛc.«, Hannov. 1827) zu rechtfertigen. Infolge der Bewegungen in Hannover 1831 erhielt M. 12. Febr. seine Entlassung.

2) Georg Herbert, Reichsgraf zu M.-Ledenburg, Freiherr von Grotthaus, deutscher Staatsmann, einziger Sohn des vorigen, geb. 23. Dez. 1820 in London, war von 1857—65 hannöverscher Gesandter in Petersburg und bemühte sich 1866 vergeblich, den König Georg V. zu einer gemäßigten, preußenfreundlichen Politik zu bewegen; nach der Annexion schloß er sich Preußen an, wurde 1867 erbliches Mitglied des Herrenhauses und Landtagsmarschall der Provinz Hannover, war vom selben Jahre ab Mitglied des norddeutschen, dann des deutschen Reichstags und gehörte zur freikonservativen Partei. Er wurde 1873 Botschafter des Deutschen Reiches in London und 1885 in Paris. Er schrieb: »Politische Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart« (Leipz. 1867), worin er wichtige Depeschen seines Vaters veröffentlichte; »Mein Anteil an den Ereignissen des Jahres 1866 in Hannover« (Hannov. 1867, 2. Aufl. 1868); »Der Norddeutsche Bund und dessen Übergang zu einem deutschen Reich« (Leipz. 1868); »Deutschlands Zukunft, das deutsche Reich« (Berl. 1870).

3) Georg, Graf zu, Paläontolog, s. *Mstr.*

Münster, Sebastian, Gelehrter des Reformationszeitalters, geb. 1489 in Ingelheim, gest. 23. Mai 1552 in Basel, studierte in Heidelberg und Tübingen, ward Franziskaner, trat aber 1529 zur reformierten Kirche über und lehrte erst das Hebräische und Theologie zu Heidelberg, dann seit 1536 in Basel auch Mathematik. Er gab zuerst unter den Deutschen eine hebräische Bibel (Basel 1534—35) heraus und schrieb das Werk »Cosmographia« (das. 1544),

eine der frühesten Geographien, die neben der Länder- und Völkerbeschreibung auch historische und genealogische Notizen enthält und in kaum 100 Jahren (von den Übersetzungen ins Lateinische, Französische und Italienische abgesehen) 24 Auflagen erlebte.

Münster am Stein, Dorf u. Badeort im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Kreuznach, in prächtiger Lage an der Nahe, Knotenpunkt der Linien Bingerbrück-Neunkirchen der Preußischen Staatsbahn und Hochspeyer-M. der Pfälzischen Alsenzbahn, 117 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Weinbau, Saline, eine jod- und bromhaltige Kochsalzquelle (0,083 Bromnatrium, 0,0001 Jodnatrium) von 30°, welche gegen Skrofulose, chronische Gebärmutterleiden, Hautausschläge ꝛc. mit Erfolg gebraucht wird, starke Versendung von Mutterlauge und (1890) 700 meist evang. Einwohner. Die Zahl der Kurgäste beträgt jährlich über 1900. In der romantischen Umgegend die Ruine der 1689 von den Franzosen zerstörten Burg Rheingrafenstein und die der Ebernburg (s. d.). Vgl. Frantzius, Das Solbad Kreuznach-M. (Kreuzn. 1881); Welsch, Das Sol- und Thermalbad M. (das. 1886); Gläßgen, Soltherme M. (das. 1889).

Münsterberg, ehemaliges Fürstentum in Schlesien, zwischen Brieg, Neiße, Schweidnitz und Glatz gelegen, umfaßte 770 qkm (14 QM.) mit 52,000 Einw., war seit dem 14. Jahrh. im Besitz einer Linie der schlesischen Piasten, kam 1569 an Böhmen und gehörte später der fürstlich Auerspergschen Familie, bis es 1791 die Krone Preußen durch Kauf an sich brachte. Gegenwärtig ist es unter die Kreise M. und Frankenstein des Regbez. Breslau verteilt. Die Kreisstadt M., an der Ohlau und der Linie Breslau-Mittelwalde der Preußischen Staatsbahn, 208 m ü. M., hat noch zum Teil erhaltene alte Stadtmauern, 2 evangelische und 3 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein schönes, neues Rathaus, ein evang. Schullehrerseminar, ein Kloster der Elisabethinerinnen, ein Waisenhaus, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, 2 Schwefelquellen, eine Zucker-, eine Präserven-, eine Goldleisten- und eine große Thonröhren- und Schamottefabrik und (1890) 6162 Einw., davon 1126 Evangelische und 100 Juden. Unfern die ehemals gefürstete Cistercienserabtei Heinrichau.



Wappen von Münsterberg.

Münsterbilsen, s. Bilsen.

Münsterbusch, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Aachen, an der Linie Stolberg-M. der Preußischen Staatsbahn, 220 m ü. M., hat Steinkohlenbergbau, eine Zink- und eine Bleihütte (letztere mit einem 122 m hohen, am obern Ende 3,80 m im Durchmesser haltenden Schornstein, 1891—93 zur Abführung der schädlichen Gase errichtet), eine Schwefelsäurefabrik, eine Fabrik für Herstellung von Spiegelscheiben, eine Fabrik für Gewinnung von chemischem Dünger, Spinnerei, Tuchfabrikation, Steinbrüche und (1890) mit der Gemeinde Büsbach, zu welcher es gehört, 5827 meist evang. Einwohner.

Münstereifel, Stadt im preuß. Regbez. Köln, Kreis Rheinbach, an der Erft, an der Eifel und der Linie Euskirchen-M. der Preußischen Staatsbahn, 279 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen (darunter die schöne Stiftskirche), ein Gymnasium (im ehemaligen Jesuitenkollegium), ein erzbischöfliches Konvikt, ein kath. Lehrerinnenseminar, Gerberei, Streichgarnspinnerei und (1890) 2409 Einw., davon 17 Evangelische und 118 Juden. Vgl. Katzfey, Geschichte der Stadt M. (Köln 1854); Plönnis, Geschichte des Stiftes M. (Bonn 1891); Scheins, Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt M. (1. Bd., das. 1894—95).

Münsterkäse, s. Münster 2).

Münstermayfeld, Flecken im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Mayen, im sogen. Mayfeld (Landschaft zwischen Elz, Nette und Mosel), auf der Eifel, 249 m ü. M., hat eine schöne kath. Kirche im gotischen Stil (Stiftskirche St. Martin, aus dem 13. Jahrh.), mit großartig angelegtem romanischen Turm an der Westseite, eine Kapelle, ein kath. Schullehrerseminar, ein Amtsgericht u. (1890) 1595 meist kath. Einwohner. In der Nähe das Schloß Eltz (s. d.) und die Ruinen Trutzeltz und Pyrmont.

Münstersche Friede, soviel wie Westfälischer Friede.

Münsterthal, 1) schönes Thal des Schwarzwaldes, im N. des Belchen, mit den badischen Gemeinden Ober- und Untermünsterthal (mit 1105, bez. 1688 Einw.) zum Amtsbezirk Staufen gehörig. Vgl. A. Schmidt, Geologie des Münsterthals (Heidelb. 1886—89, 3 Tle.). — 2) Thal im Oberelsaß, s. Münster 2). — 3) Thal im Kanton Bern, s. Münster 5). — 4) Thal in Graubünden, s. Mustair.

Muntaner, En Ramon, namhafter roman. Chronist, geb. 1265 zu Peralada in Katalonien, gest. um 1340 in Valencia, führte seit 1285 in verschiedenen Kriegsdiensten 30 Jahre lang ein abenteuerndes Leben, ließ sich sodann in Valencia nieder und schrieb hier seit 1325 eine Geschichte von den Großthaten der Fürsten des aragonischen Hauses (Valencia 1558 u. ö.), die ein wahrhaft epischer Geist durchweht. Neuere Ausgaben von Lanz (Stuttg., Litter. Verein, 1844), Bofarull (Barcelona 1860), Coroleu (das. 1886), Übersetzung von Lanz (Leipz. 1842, 2 Bde.).

Muntbilleten, s. Münzbillets.

Münter, 1) Balthasar, Kanzelredner und Liederdichter, geb. 24. März 1735 in Lübeck, gest. 5. Okt. 1793 in Kopenhagen, habilitierte sich 1757 in Jena, ward 1761 Waisenhausprediger und Hofdiakonus zu Gotha, 1763 Superintendent zu Tonna und 1765 Prediger bei der deutschen Petrigemeinde zu Kopenhagen. Außer vielen Predigten gab er heraus: »Geistliche Lieder« (1773 u. 1774), welche, den Gellertschen und Cramerschen verwandt, in viele Gesangbücher übergegangen sind. Noch schrieb er die »Belehrungsgeschichte des Grafen Struensee« (1772; Stolberg 1845), den er 1772 zum Tode begleitet hatte. Sein Leben beschrieb sein Sohn (Kopenh. 1793).

2) Friedrich Christian Karl Heinrich, Theolog und Altertumsforscher, Sohn des vorigen, geb. 14. Okt. 1761 in Gotha, gest. 9. April 1830 in Kopenhagen, trat 1784 eine Reise nach Rom an, wo er in der Corsinischen Bibliothek die Statuten der Tempelherren entdeckte (Berl. 1794). Bald nach seiner Rückkehr wurde er (1788) zum Professor der Theologie in Kopenhagen und 1808 zum Bischof von Seeland ernannt. Er schrieb unter anderm: »Magazin für Kirchengeschichte und Kirchenrecht des Nordens« (Altona 1792—96, 2 Bde.); »Handbuch der ältern christlichen Dogmengeschichte« (Götting. 1802—1806, 2 Bde.; dän., Kopenh. 1801—1804); »Die Religion der Karthager« (das. 1816, 2. Aufl. 1821); »Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen« (Leipz. 1823—33, 3 Bde.); »Sinnbilder u. Kunstvorstellungen der alten Christen« (Altona 1825); »Der Stern der Weisen, Unter-

suchungen über das Geburtsjahr Christi« (Kopenh. 1827); »Die Religion der Babylonier« (das. 1827). Seine Biographie lieferte Mynster (Kopenh. 1834).

Munteratsch, Piz, s. Err, Piz d'.

Munthe, Ludwig, Maler, geb. 11. März 1841 auf dem Landgut Aaröen im Stift Bergen in Norwegen, genoß den ersten Unterricht bei dem deutschen Landschaftsmaler und Architekten Schiertz in Bergen und kam 1861 nach Düsseldorf, wo er einige Monate Schüler von Flamm war und auch später seinen Wohnsitz behielt. Er malt hauptsächlich Herbst- und Winterlandschaften bei oder nach dem Regen und im Nebel; sein Vortrag ist breit und energisch, verliert sich aber oft ins Skizzenhafte, und seine Auffassung ist durchaus realistisch. M. gehört zu den hervorragendsten Vertretern der Gattung der Landschaftsmalerei, welche bloß die einfachsten und schlichtesten Motive zur Darstellung wählt, ihnen aber durch die frappante Wiedergabe der charakteristischen Eigentümlichkeiten des Terrains und der Beleuchtung einen fesselnden Reiz verleiht. Von seinen Bildern sind hervorzuheben: Waldinterieur im Winter mit Hirschen (Galerie zu Christiania); Fichtenwald im Winter (Galerie zu Hamburg); Herbstbild mit Kühen; Fischer auf dem Eis; Kartoffelernte; Tauwetter; Birkenwald im Herbst (1886); Winterabendstimmung im Walde (1893); holländische Herbststimmung (1895, in der Berliner Nationalgalerie). M. erhielt 1875 vom König von Schweden den Titel eines Hofmalers und ist seit 1893 königlich preußischer Professor.

Muntjak, s. Hirsch, S. 841.

Muntje le mare (»der große Berg«, auch Djalumara), 1828 m hoher Gipfel des Aranyosgebirges, s. Karpathen, S. 959.

Muntok, Hauptort der Insel Banka (s. d.).

Müntz, Eugène, franz. Kunstschriftsteller, geb. 1845 zu Sulz im Elsaß, machte seine Studien am Lycée Bonaparte in Paris, wirkte 1873—76 an der französischen Schule in Rom, ward 1876 Bibliothekar an der Schule der schönen Künste in Paris, 1880 Konservator der Bibliothek, der Archive und des Museums und unternahm wiederholte Studienreisen nach Deutschland, England und Italien. Er veröffentlichte: »Les arts à la cour des Papes pendant le XV. et le XVI. siècle« (1878—82, 3 Bde., von der Akademie der schönen Künste preisgekrönt); »Histoire générale de la tapisserie. Tapisseries italiennes« (1877—79); »Raphaël, sa vie, son œuvre et son temps« (1881; 2. Aufl. 1885, preisgekrönt); »Ricerche intorno ai lavori archeologici di Giacomo Grimaldi« (1881); »Études sur l'histoire des arts à Rome pendant le moyen-âge; Boniface VIII et Giotto« (1881); »La tapisserie« (1882); »Donatello« (1885); »La Renaissance en Italie et en France à l'époque de Charles VIII« (1885); »La bibliothèque du Vatican au XV. siècle« (1887); »Les antiquités de la ville de Rome au XIV., XV. et XVI. siècles« (1887); »Histoire de l'art pendant la Renaissance« (1889—95, 4 Bde.); »Tapisseries, broderies et dentelles« (1890). Unter dem Titel: »Bibliothèque internationale de l'art« gibt M. in Verbindung mit ausländischen Forschern seit 1882 eine Sammlung von kunstwissenschaftlichen Monographien heraus, welche er mit »Les précurseurs de la Renaissance« (Nachtrag dazu: »Les collections des Médicis«, 1887) einleitete, und in welcher er ferner »Les historiens et les critiques de Raphaël« (1884) und »Études sur l'histoire de la peinture et de l'iconographie« (2. Aufl. 1885) veröffentlichte. M. ist Mitglied des Institut de France.

Muntzmetall, nach dem Verfahren von Muntz dargestelltes, schmiedbares Messing mit 40 Proz. Zink (auch etwas Eisen), welches besonders zu Schiffsbeschlägen dient.

Munychia (Munichia), ein mit einer Burg versehener, 86½ m hoher Hügel beim alten Athen, welcher die drei Häfen der Piräischen Halbinsel, Piräeus, Zea und Munychia (jetzt Porto Phanari), beherrschte, daher strategisch von großer Wichtigkeit. Daselbst wurde im Monat Munychion (s. d.) der Artemis Munychia, einer Mondgöttin, das Fest der Munychien gefeiert. In den nordwestlichen Fuß der Burg ist ein Theater eingegraben.

Munychiōn, der zehnte attische Monat, die zweite Hälfte unsers Aprils und erste des Mai umfassend, in welchen das Fest der Munychischen Artemis (s. Munychia) fiel.

Münzbecher (Münzhumpen, Münzpokale), silberne Trinkgefäße von verschiedener Form, in deren Bauch und Deckel echte Münzen so eingelassen sind,



Thalerhumpen (Nationalmuseum in München).

daß der Avers nach außen, der Revers nach innen gekehrt ist (s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 7). Da meist große Münzen (Thaler) dazu gewählt sind, nennt man die M. auch Thalerhumpen (s. die Abbildung). Die M. tauchten im Anfang des 16. Jahrh. auf und werden noch jetzt zu Ehrengeschenken angefertigt. Vgl. Pokal.

Münzbetrug, s. Münzverbrechen.

Münzbillets (Muntbilleten), das holländ. uneinlösliche, als gesetzliches Zahlmittel erklärte Staatspapiergeld, in Stücken zu 10, 50 und 100 Gulden.

Münzbuchstabe, s. Münzwesen, S. 638.

Münzdelikte, s. Münzverbrechen.

Münze (Minze), Pflanzengattung, s. Mentha.

Münze, geprägtes Geld, s. Münzwesen; im engern Sinne soviel wie Scheidemünze; dann die Anstalt, wo Metallgeld geprägt wird. Das Wort M. kommt vom lat. Moneta (s. d.) her.

Münzenberg, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, hat eine evang. Kirche, eine Burgruine, Basaltbrüche u. (1890) 792 evang. Einw.

Münzer, s. Münzregal.

Münzer, Thomas, Schwärmer im Reformationszeitalter, geb. um 1489 in Stolberg am Harz, studierte Theologie, ward 1519 Kaplan des Beutitzer Nonnenklosters zu Halle. 1520 als evangelischer Prediger nach Zwickau berufen, trat er hier mit einer schwärmerischen Brüderschaft, deren Haupt der Tuchmacher Niklas Storch war, in Verbindung und ward daher 1521 seiner Stelle entsetzt. Er wandte sich hierauf zuerst nach Prag, sodann nach Nordhausen, bis er 1523 als Prediger zu Allstedt in Thüringen angestellt ward. Hier trat er als fanatischer Gegner alles Kirchentums auf und forderte mit Berufung auf sein »inneres Licht« eine Radikalreform im Kirchlichen wie im Politischen. 1524 genötigt, Allstedt zu verlassen, ging er nach Mühlhausen, von wo er seine »Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg« veröffentlichte. Nachdem er einige Zeit in Nürnberg, Basel, im Hegau ꝛc. zugebracht, kehrte M. im Dezember 1524 nach Mühlhausen zurück und ward 1525 von den Wiedertäufern zum Pfarrer daselbst berufen. Er gewann sofort die Volksmenge, ernannte sich zum Vorsitzenden des aus seinen Anhängern neuerwählten Rates und drang auf Gütergemeinschaft, Beseitigung der Kindertaufe ꝛc. Umsonst eiferte Luther gegen den »Mordpropheten« und seine Sendboten; bald stand alles Land rings um Mühlhausen in hellen Flammen des Aufruhrs. Als der Landgraf Philipp von Hessen kriegsgerüstet den Bauern entgegentrat, eilte M. nach Frankenhausen, ward aber hier 15. Mai 1525 völlig geschlagen. Auf der Flucht ergriffen, wurde er gefoltert und zu Mühlhausen nebst 25 andern Aufrührern 30. Mai enthauptet. Sein Leben beschrieben unter andern: Melanchthon (»Die Historie von Thome Müntzer des anfengers der döringischen Uffrur«, 1525), Strobel (Nürnb. 1795) und in neuerer Zeit Seidemann (»Thomas M., eine Biographie«, Leipz. 1842). Vgl. O. Merx, Th. M. und Heinrich Pfeifer (Götting. 1889).

Münzfälschung, s. Münzverbrechen und Münzwesen.

Münzfuß, allgemein das gesetzlich bestimmte Verhältnis zwischen dem Nennwert der Geldrechnungseinheit eines Staates und der Gewichtseinheit des Edelmetalls in seinen Hauptmünzen, welche die Rechnungseinheit nicht immer vertreten; unmittelbar ist der Wert jedoch hier und da (wie in England) auf das beständige Rauhgewicht oder das Standard-Metall, statt auf das Feingewicht bezogen. Um heute die Münzfuße der Länder zu vergleichen, pflegt man das Sollgewicht der Rechnungseinheit an Gold oder Silber in Grammen anzugeben, oder man verzeichnet die Menge der Rechnungseinheiten, deren Feingewicht einem Kilogramm des Währungsmetalls entspricht. Früher bezeichnete man den M., welcher teils nach dem jeweiligen Wertverhältnis des Goldes zum Silber (namentlich in romanischen Staaten), teils und vornehmlich durch Abschleifung der Münzen im Umlaufe ohne Wiedereinlösung von den Staatskassen, teils infolge von Gesetzesverletzung durch die Münzherren oftmaliger Veränderung unterlag, gewöhnlich mittels der Menge der Rechnungseinheiten (Livres, Scudos, Gulden ꝛc.), die aus einer Mark Feingewicht zu prägen waren. Die Verschlechterung eines Münzfußes hatte immer schwere Verluste von Eingesessenen und Fremden, zahlreiche Rechtsstreitigkeiten, zuweilen nachbarliche Kämpfe und innere Aufstände zur Folge; dennoch war sie nicht selten durch Ausfuhr der vollwichtigen Münzen in das Gebiet rücksichtsloser Regierungen unvermeidlich, weshalb wohlgesinnte Landesherren Verträge untereinander schlossen, um einen bestimmten M. innezuhalten. Dies gelang auf die Dauer erst in neuerer Zeit. Im ehemaligen Deutschen Reiche veranlaßten gehäufte Willkürhandlungen der allzusehr vermehrten Münzberechtigten zuerst Karl V., eine Reichsmünzordnung (von Eßlingen, 1524) zu erlassen; sie erklärte die kölnische Mark für das allgemeine deutsche Münzgewicht, erregte aber den Protest mehrerer größern Reichsstände. 1559 legte Kaiser Ferdinand I. dem Reichstag zu Augsburg ein Münzedikt vor, demzufolge statt der frühern Speziesreichsgulden zu 72 Kreuzer Reichsgulden zu 60 Kr., welche den rheinischen Rechnungsgulden entsprächen, $9^1/_2$ Stück aus der rauhen $14^{3}/_{9}$lötigen Mark, aus der feinen Mark also 10,209 Guld. geprägt werden sollten. Der Reichstag zu Augsburg von 1566 beschloß, 8 Thaler zu 68 Kr. aus der rauhen kölnischen $14^2/_9$lötigen Mark, 9 Stück aus der feinen Mark auszuprägen (9-Reichsthalerfuß), wodurch die feine Mark zu $10^1/_5$ Gulden ausgebracht ward; die süddeutschen Kreise behielten den Gulden als Rechnungsmünze bei. Auf dem Frankfurter Reichstag von 1571 überwies man das Münzwesen den Kreisen und schlug den kurrheinischen, oberrheinischen und westfälischen, den ober- und niedersächsischen sowie den bayrischen, schwäbischen und fränkischen Kreis in Bezug auf den M. zusammen; der österreichische sollte mit den drei letztern Kreisen in Münzsachen »gute nachbarliche Gemeinschaft und Gleichheit« halten. Die Unordnung nahm mehr und mehr überhand und wurde zur Zeit der Kipper und Wipper (s. d.) im 17. Jahrh. auf das äußerste gebracht. Auch die zwischen Reichsfürsten nun fester geschlossenen Übereinkünfte wurden nicht immer streng gehalten und von Zeit zu Zeit deren Abänderung unvermeidlich. Wichtige Münzfuße waren: der zwischen Sachsen und Brandenburg 1667 verabredete sogen. zinnaische M., nach welchem die Mark Silber zu $10^1/_2$ Reichsthlr. oder $15^3/_4$ Guld. ausgeprägt wurde; der Leipziger oder 18-Guldenfuß von 1690, der die Mark zu 12 Thlr. oder 18 Guld. ausbrachte und 1738 zwar zum Reichsfuß erhoben, aber nicht allgemein eingeführt wurde; der preußische oder (nach dem damaligen Generalmünzdirektor Philipp Graumann genannte) Graumannsche M. von 1750 (durch das Edikt vom 29. März 1764 fester gestaltet), nach welchem die Mark zu 14 Thlr. ausgeprägt wurde; der Konventions- oder 20-Guldenfuß, nach welchem infolge einer 1753 zwischen Österreich und Bayern abgeschlossenen Konvention, welcher später bis 1763 der bayrische, schwäbische, ober- und niederrheinische Kreis sowie der Kurfürst und die Herzöge von Sachsen beitraten, die kölnische Mark fein Silber zu 20 Guld. oder $13^1/_3$ Reichsthlr. ausgeprägt wurde. Die nach demselben geprägten Münzen nannte man Konventionsmünze. Der 24-Guldenfuß von 1776 galt bis zur Münzkonvention von 1837 unter den Zollvereinsstaaten in Bayern, Württemberg, Baden, Hohenzollern, Großherzogtum Hessen, Nassau, Koburg und Meiningen. Man prägte aber (mit wenigen Ausnahmen) keine Kurantmünzen nach demselben, sondern münzte diejenigen des 20-Guldenfußes weiter und gab ihnen eine um ein Fünftel höhere Geltung als ihr Nennwert. An die Stelle dieses Münzfußes trat 1837 in den genannten Staaten der $24^1/_2$-Guldenfuß oder die süddeutsche Währung, nach

der die Mark zu $24^1/_2$ Guld., entsprechend 14 Thlr., ausgemünzt wurde. In Preußen war der Graumannsche M. beibehalten und durch ein Gesetz von 1821 weiter ausgebildet worden. Der Konventionsfuß bestand in Österreich bis zu der Münzkonvention vom 24. Jan. 1857, durch die, wie in den Staaten des bisherigen Münzvereins, der neue österreichisch-deutsche M., welchem nicht mehr die Mark, sondern das Zollpfund zu Grunde lag, eingeführt ward. Für Norddeutschland wurde der 30-Thalerfuß (d. h. 30 Thlr. aus 1 Pfd. fein Silber), für Österreich der 45-Guldenfuß, für Süddeutschland der $52^1/_2$-Guldenfuß eingeführt. Erwähnenswert sind noch einige Münzfuße, die sich aber meist auf sogen. Rechnungsmünzen bezogen: der schleswig-holsteinische Kurantfuß, nach welchem $34^{11}/_{16}$ Mk. oder $11^9/_{16}$ Thlr. auf eine Gewichtsmark gingen; die hamburgische Bankvaluta, auch im Großverkehr Schleswig-Holsteins üblich, nach welcher früher $27^5/_8$ Mk. Banko oder $9^5/_{24}$ Speziesthlr., später $27^3/_4$ Mk. Banko oder $9^1/_4$ Speziesthlr. auf die Mark, zuletzt $59^1/_3$ Bankmark auf das deutsche Zollpfund gingen; der lübische M., nach welchem die Mark zu $11^1/_3$ Thlr. oder 34 Mk. gerechnet wurde, der aber ein bloßer Rechnungsfuß geworden ist, da man im Verkehr sich der groben Sorten des 14-Thalerfußes bediente, wobei der Thaler 40 Schill. oder $2^1/_2$ Mk. galt, so daß dieser lübische M. thatsächlich und zuletzt gesetzlich ein 35-Markfuß war. Der eigentliche lübische M. galt in Lübeck und im Kleinverkehr Hamburgs. Die bremische Louisd'or- oder Pistolenwährung, nach welcher die deutschen Pistolen zu 5 Thlr. gerechnet wurden, war früher der einzige deutsche M., welchem eine Goldmünze zu Grunde lag, dessen Zahlwert im übrigen Deutschland daher nach dem Steigen und Fallen der Goldpreise veränderlich war. Alle diese Münzfuße haben seit der Einführung der deutschen Markwährung im Verkehr keine Geltung mehr.

Münzgewicht, das wirkliche Gewicht einer Münze zum Unterschied vom Korn oder Gehalt an feinem Silber oder Gold; dann dasjenige Gewicht (Münzgrundgewicht), nach welchem das Gewicht und der Feingehalt der Münzen bestimmt wird (s. Mark).

Münzhecken, s. Heckmünzen.

Münzhoheit, s. Münzregal.

Münzhumpen, s. Münzbecher.

Munzingen, Dorf im bad. Kreis und Amt Freiburg i. Br., im Rheinthal, hat eine evang. Kirche, Weinbau, Kalksteinbrüche und (1890) 732 Einw. M. ist seit 1874 bekannt durch seine Funde am Tuniberg aus der ältesten Periode der Steinzeit.

Munzinger, Werner, Reisender und Linguist, geb. 21. April 1832 zu Olten in der Schweiz, gest. 16. Nov. 1875, studierte Naturwissenschaft, orientalische Sprachen und Geschichte in Bern, München und Paris, ging 1854 als Chef einer Handelsexpedition nach Massaua, verweilte 1855 in Keren, dem Hauptort der Bogos, und ließ als Resultat seiner Beobachtungen das Buch »Über die Sitten und das Recht der Bogos« (Winterth. 1859) erscheinen. 1861 beteiligte er sich an Heuglins Expedition nach Zentralafrika, kehrte aber 1864 nach den nördlichen und nordöstlichen Grenzländern Abessiniens zurück. Er wurde 1865 britischer Konsul in Massaua und leistete 1867 der englischen Armee in Abessinien die wichtigsten Dienste. 1868 übernahm er auch das französische Konsulat, welches er bereits früher verwaltet hatte, legte aber 1870 beide Konsulate nieder und bereiste von Aden aus mit Kapitän Miles die südöstlichen Küstenländer Arabiens. Nachdem er 1871 als Gouverneur von Massaua (mit dem Titel Bei) in die Dienste des Chedive getreten, annektierte er einen Teil der nordabessinischen Grenzländer und wurde 1872 zum Pascha und Generalgouverneur des östlichen Sudân ernannt. Ende Oktober 1875 unternahm er von Tadschurra aus einen Kriegszug in das Land der Galla, auf welchem er 14. Nov. bei Aussa überfallen und tödlich verwundet wurde. M. veröffentlichte noch: »Ostafrikanische Studien« (Schaffh. 1864; 2. Ausg., Bas. 1883): »Die deutsche Expedition in Ostafrika« (Gotha 1865) und »Vocabulaire de la langue Tigré« (Leipz. 1865). Vgl. Dietschi und Weber, W. M., ein Lebensbild (Olten 1875); J. v. Keller-Zschokke, Werner M.-Pascha (Aarau 1890).

Münzkabinett, s. Numismatik.

Münzkonventionen (lat.), s. Münzverträge.

Münzkunde, s. Numismatik.

Münzpokale, s. Münzbecher.

Münzprobe, s. Feinprobe.

Münzrecht, die Befugnis, das Münzwesen zu ordnen und Münzen schlagen zu lassen. Dasselbe steht heutzutage nur dem Staat zu (s. Münzregal).

Münzregal, das nur dem Staat zustehende Recht, Münzen zu bestimmen und prägen zu lassen (M. im weitern Sinne). Die früher vielfach vorgekommene und zu großen Mißbräuchen führende Verleihung der Ausübung dieses Regals an Dritte ist jetzt abgestellt. Gewöhnlich hat auch der Staat den Fabrikationsprozeß der Münzen ausschließlich in die Hand genommen, wie denn auch in Frankreich die früher übliche Verpachtung 1879 aufgegeben wurde. Das M. ist damit begründet, daß Metall- und Nominalgehalt des Kurantgeldes miteinander übereinstimmen müssen, daß die Prägung desselben keinen, die der Scheidemünzen nur einen beschränkten Gewinn abwerfen darf, der privaten Spekulation also keinen Reiz bieten kann und darf, sowie endlich darin, daß die Münze gesetzliches Zahlungsmittel ist. Früher hatte man dagegen oft das M. als Quelle von Einnahmen benutzt, welche man durch Herabsetzung des Nennwertes behufs der Einziehung, Verrufung und heimliche Münzverschlechterungen erzielte. Schon die römischen Kaiser übten ausschließlich das Münzrecht, und es war eine besondere Begünstigung, daß sie das Recht, goldene Münzen zu schlagen, den gotischen Königen erteilten. In Deutschland stand dies Recht den Kaisern und Königen zu, die es anfänglich durch die Körperschaften der Münzer und Hausgenossen verwalten ließen, später auch einzelnen Stiftern, Bischöfen, Äbten, weltlichen Fürsten und Städten verliehen. Die alten Herzöge von Sachsen, Bayern und Schwaben legten es sich aber ebenfalls bei, und es wurde demzufolge als ein gesetzliches Vorrecht der Kurfürsten in der Goldenen Bulle anerkannt. Sonst aber blieb das Münzrecht kaiserliches Reservat und konnte nur durch Verleihung erlangt werden. In Deutschland unterliegt gegenwärtig das Münzwesen der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches. Die Ausprägung erfolgt auf Kosten des Reiches für sämtliche Bundesstaaten auf den Münzstätten derjenigen Bundesstaaten, welche sich hierzu bereit erklären. Die Gold- und größern Silbermünzen (5- und 2-Markstücke) tragen auf der Reversseite das Bildnis des Landesherrn, bez. das Hoheitszeichen der Freien Städte. Die Einziehung abgenutzter Münzen, deren Gewicht geringer als das Passiergewicht ist, erfolgt

auf Kosten des Reiches, dem auch der Gewinn aus der Ausprägung von Scheidemünzen zufällt. Vgl. Deutschland, S. 889.

Münzsammlungen, s. Numismatik.

Münzscheine nennt man häufig solche papierne Wertzeichen, für welche volle Bardeckung in Barren oder gemünztem Geld hinterlegt ist. Ihre Verteidiger (besonders seiner Zeit Tellkampf) überschätzen die Gefahren der nicht voll gedeckten Noten und erblicken in dem Papiergeld nur ein Mittel für die Bequemlichkeit des Publikums beim Zählen, Versenden rc. Als Holland 1845 sein Münzwesen änderte, wurde in der Zwischenzeit die Lücke in den Umlaufsmitteln durch Ausgabe von 30 Mill. Gulden Münzscheinen ausgefüllt, die in dem Maße wieder eingezogen wurden, als die Umprägung der Münzen vorschritt. S. auch Banken (Notenbanken), S. 425.

Münzstätte, s. Münzwesen, S. 638.

Münzsteine, s. Nummuliten.

Münztarif, s. Valvation.

Münzverbrechen (Münzdelikte), diejenigen strafbaren Handlungen, durch welche das öffentliche Vertrauen in Ansehung des Geldverkehrs betrügerischerweise geschädigt und die Münzhoheit des Staates beeinträchtigt wird. Dieselben können sich sowohl auf Metall- als auch auf Papiergeld beziehen, und zwar erachtet das deutsche Reichsstrafgesetzbuch dem Papiergeld nicht nur die von dem Reich, dem Norddeutschen Bund, einem Bundesstaat oder fremden Staat, sondern auch die von einer zur Ausgabe solcher Papiere berechtigten Gemeinde, Korporation, Gesellschaft oder Privatperson ausgestellten Inhaberpapiere, Banknoten, Aktien oder deren Stelle vertretenden Interimsscheine oder Quittungen sowie die zugehörigen Zins-, Gewinnanteils- oder Erneuerungsscheine gleich. Ebenso werden in Österreich nach § 106 des Strafgesetzbuches die von der Österreichisch-Ungarischen Bank ausgefertigten Noten aus Aktien sowie die von einer inländischen, von der Behörde genehmigten, öffentlichen Kreditanstalt ausgestellten Schuldverschreibungen den öffentlichen Kreditpapieren gleichgehalten. Im einzelnen werden folgende M. unterschieden: 1) Der Falschmünzerei (Münzfälschung) macht sich derjenige schuldig, welcher inländisches oder ausländisches Metall- oder Papiergeld oder Geldpapier nachmacht, um dies Falsifikat als echt zu gebrauchen oder sonst in den Verkehr zu bringen. Außer dieser Anfertigung falschen Geldes liegt eine Münzfälschung aber auch dann vor, wenn jemand echt gewesenes, aber nicht mehr geltendes (»verrufenes«) Geld in gleicher Absicht verändert, um ihm das Ansehen von gültigem Geld zu geben. Daß dies falsche Geld wirklich auch ausgegeben worden sei, wird zur Vollendung des Verbrechens nicht erfordert; die Herstellung desselben in der gedachten Absicht läßt das Verbrechen schon als vollendet erscheinen und soll nach dem deutschen Strafgesetzbuch mit Zuchthaus von 2—15 Jahren geahndet werden; auch kann auf Zulässigkeit der Polizeiaufsicht erkannt werden. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe von 1 Tag bis zu 5 Jahren ein. 2) Münzverfälschung liegt dann vor, wenn entweder echtem Geld in betrügerischer Absicht der Schein eines höhern Wertes gegeben, oder wenn echte, zum Umlauf bestimmte Metallgeldstücke durch Beschneiden, Abfeilen oder auf andre Art verringert und dann als vollgültig in den Verkehr gebracht werden. Im erstern Falle trifft den Schuldigen die gleiche Strafe wie den Falschmünzer, während im letztern Falle auf Gefängnisstrafe bis zu 5 Jahren erkannt werden soll, neben welcher noch eine Geldstrafe bis zu 3000 Mk., auch der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte ausgesprochen werden kann. Ein M. ist endlich auch 3) das wissentliche Einführen oder Ausgeben falschen oder verfälschten Geldes (Münzbetrug). Der schwerste Fall dieses Delikts ist der, wenn jemand Geld, welches er ursprünglich ohne betrügerische Absicht nachgemacht oder verfälscht hatte, nun doch als echtes in den Verkehr bringt, oder wenn jemand sich solches nachgemachte oder verfälschte Geld verschafft und dann in den Verkehr bringt, oder wenn er es zum Zweck der Verbreitung aus dem Ausland einführt. Hier tritt dieselbe Strafe wie bei der Münzfälschung ein. Weiter gehört der Fall hierher, wenn jemand Metallgeldstücke, welche durch Beschneiden, Abfeilen oder sonst irgendwie in ihrem Werte verringert sind, gewohnheitsmäßig oder im Einverständnis mit dem, welcher sie verringert hat, als vollgültig in Verkehr bringt. Die Strafe ist hier ebendieselbe wie bei dem leichtern Fall der Münzverfälschung. Endlich ist es aber auch für strafbar erklärt, wenn man nachgemachtes oder verfälschtes Geld, welches man selbst als echt eingenommen hatte, nach erkannter Unechtheit als echtes in Verkehr bringt. Die Strafe ist jedoch hier nur Gefängnis von 1 Tag bis zu 3 Monaten oder Geldstrafe von 3—300 Mk. In allen diesen Fällen ist auf Einziehung des nachgemachten oder verfälschten Geldes und der zur Herstellung desselben benutzten Werkzeuge selbst dann zu erkennen, wenn die Verfolgung oder Verurteilung einer bestimmten Person nicht möglich war. 4) Endlich ist hier noch der Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs zu gedenken, wonach es für eine mit Geldstrafe bis zu 150 Mk. oder mit Haft bis zu 6 Wochen zu bestrafende Übertretung erklärt ist, wenn jemand ohne schriftlichen Auftrag seitens einer Behörde Stempel, Siegel, Stiche, Platten oder andre Formen, welche zur Anfertigung von Metall- oder Papiergeld oder Geldpapier oder von Stempelpapier, Stempelmarken, Stempelblanketten, Stempelabdrücken, öffentlichen Bescheinigungen oder Beglaubigungen dienen können, anfertigt oder an einen andern als die Behörde verabfolgt, oder wenn jemand ohne schriftlichen Auftrag einer Behörde den Abdruck solcher Stempel, Siegel, Stiche, Platten oder Formen oder einen Druck von Formularen zu den eben bezeichneten öffentlichen Papieren, Beglaubigungen oder Bescheinigungen unternimmt oder Abdrücke an einen andern als die Behörde verabfolgt, oder endlich wenn jemand Warenempfehlungskarten, Ankündigungen oder andre Drucksachen oder Abbildungen, welche in der Form oder Verzierung dem Papiergeld oder dem Geldpapier ähnlich sind, anfertigt oder verbreitet, oder wenn jemand Stempel, Stiche, Platten oder andre Formen, welche zur Anfertigung von solchen Drucksachen oder Abbildungen dienen können, anfertigt. Vgl. Reichsstrafgesetzbuch, § 4, 139, 146—152, 360, Nr. 4—6. Das in Ansehung von nachgemachten, verfälschten oder nicht mehr umlaufsfähigen Reichsmünzen, die bei Reichs- und Landeskassen eingehen, zu beobachtende Verfahren ist auf Grund eines Bundesratsbeschlusses durch Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 9. Mai 1876 (»Zentralblatt« 1876, S. 260) geregelt. Besondere Bestimmungen sind zum Schutze des zur Anfertigung von Reichskassenscheinen (s. d.) verwendeten Papiers gegen unbefugte Nachahmung getroffen. — Nach

österreichischem Strafrechte muß man unterscheiden: 1) die Verfälschung öffentlicher Kreditpapiere (Strafe: schwerer Kerker von 10 Jahren bis zu lebenslanger Dauer); 2) die Münzverfälschung. Diese begeht, wer unbefugt Münze schlägt, wer falscher Münze das Ansehen echten Geldes gibt, wer echtes Geld im Wert und Gehalt verringert oder ihm die Gestalt von Stücken höhern Wertes zu geben sucht; endlich, wer Werkzeuge zur falschen Münzung herbeischafft. Die Strafe ist 5—10jähriger, bei mildernden Umständen 1—5jähriger schwerer Kerker. 3) Die Teilnahme an der Münzverfälschung, der sich jene Person schuldig macht, welche verfälschtes Geld im Einverständnis mit dem Fälscher ausgibt; Strafe: schwerer Kerker von 1—5, unter Umständen bis 10 Jahren. Vgl. Gubser, Die M. in den kantonalen Strafgesetzgebungen der Schweiz, eine vergleichend-kritische Studie (Zürich 1891).

Münzverfälschung, s. Münzverbrechen.

Münzverträge (Münzkonventionen) sind zwischen verschiedenen Staaten getroffene Übereinkünfte über gleiche oder auch gemeinschaftliche Einrichtungen im Münzwesen. Sie beziehen sich insbes. auf den Münzfuß, auf die Art der Ausprägung (Legierung), auf die zulässige Menge der auszuprägenden Scheidemünze, auf gegenseitige Annahme gleichmäßig ausgeprägter Kurantmünzen an öffentlichen Kassen ꝛc. Solche M. wurden in großer Zahl, jedoch ohne dauernden Erfolg, bereits im Mittelalter abgeschlossen, um die damalige Verwirrung im sehr buntscheckig gestalteten Münzwesen zu beseitigen. Erst in diesem Jahrhundert führten die M. zur Münzeinheit auf größern Ländergebieten. Als Österreich im vorigen Jahrhundert zum 20-Guldenfuß überging, schloß sich ihm für kurze Zeit Bayern an durch die Münzkonvention vom 20. Sept. 1753. Die süddeutschen Zollvereinsstaaten nahmen durch Vertrag vom 25. Aug. 1837 den $24^1/_2$-Guldenfuß an. Diesem Vertrag folgte 30. Juli 1838 die Doppelkonvention zu Dresden, in welcher die norddeutschen Staaten den preußischen 14-Thalerfuß einführten. Die vertragschließenden Staaten verpflichteten sich, ihre eignen groben Münzen nie unter den ihnen beigelegten Wert herabzusetzen und Scheidemünzen nur in der für den eignen Bedarf erforderlichen Menge auszuprägen. Größere Annäherung an volle Münzeinheit wurde durch den Wiener Vertrag vom 24. Jan. 1857 erzielt. Durch denselben wurde das Zollpfund zu 500 g als Münzgrundgewicht statt der alten Mark eingeführt. Fast alle norddeutschen Staaten prägten fortab nach dem 30-Thalerfuß (30 Thlr. aus 1 Pfund Silber), die süddeutschen Staaten nach dem $52^1/_2$-Guldenfuß ($52^1/_2$ Guld. = 1 Pfd.) und Österreich nach dem 45-Guldenfuß (45 Guld. = 1 Pfd. feinen Silbers). Der Wiener Vertrag wurde mit Einführung der deutschen Reichswährung hinfällig. Als wichtig und zur Zeit in Kraft bestehend sind zu erwähnen der Lateinische Münzvertrag (s. d.), dann der skandinavische vom 18. Dez. 1872 und 16. Okt. 1875. Vgl. Münzfuß.

Münzwardein, s. Wardein.

Münzwechsel, die Umwechselung von Geldsorten verschiedener Länder gegeneinander. Der M. war früher in mehreren Ländern, so z. B. in England unter Heinrich VII., ein Regal; auch in Deutschland hatten während des Mittelalters und später noch die Münzherren das Recht, zu fordern, daß alle fremden Münzen an ihre Münzstätten oder besonders eingesetzte Wechsler verkauft werden sollten.

Münzwesen. In allen zivilisierten Ländern bestehen die Münzen aus legiertem Gold und Silber, Kupfer oder einer Kupferlegierung (mit Nickel, Zinn, Zink ꝛc., s. Bronze); die russischen Platinmünzen sind wieder eingezogen. Man nennt die dem Münzfuß eines Landes entsprechend hergestellten Münzen Kurantmünzen, dagegen Scheidemünzen die kleinen Münzsorten, die gewöhnlich aus minderwertigem Material (Scheidemünzfuß) geprägt werden, wozu das Scheidemünzsilber oder Billon gehört, das mehr Kupfer als Silber enthält. Das ganze Gewicht einer Münze nennt man Schrot, das Gewicht des darin enthaltenen reinen Goldes oder Silbers (Feingewicht) aber Korn, das Verhältnis zwischen Feingewicht und Schrot Feingehalt. Über Münzfuß s. d. Unter Münzsystem versteht man die Art der Teilung der Hauptmünzen in kleinere Münzen. In Deutschland hat man zwölf verschiedene Münzstücke gewählt. Das Schrot bestimmte man in Deutschland früher durch die Anzahl Münzstücke, welche zusammen eine kölnische Mark (rauhe, beschickte Mark, Bruttomark), das Korn durch die Anzahl der Stücke, welche zusammen eine Mark reinen oder edlen Metalls enthielten (feine Mark). So gingen von den preußischen Thalerstücken $10^1/_2$ auf die rauhe Mark und 14 auf die feine Mark; ein Stück wog mithin $^4/_{42}$ Mark und enthielt $^1/_{14}$ oder $^3/_{42}$ Mark feinen Silbers. 1857 wurde statt der Mark das Münzpfund von 500 g eingeführt, und es gingen nun 27 Thlr. auf das beschickte und 30 auf das feine Pfund; der Thaler wog danach 18,518 g und enthielt 16,666 g feinen Silbers. Nach dem deutschen Münzgesetz vom 4. Dez. 1871 und 9. Juli 1873 werden aus 1 Pfd. feinen Goldes $139^1/_2$ Stück 10-Markstücke und $69^3/_4$ Stück 20-Markstücke ausgebracht und dabei 900 Gold mit 100 Kupfer legiert; aus 1 Pfd. Feinsilber werden geprägt 100 1-Markstücke mit dem Mischungsverhältnis von 900 Silber mit 100 Kupfer. Für Schrot und Korn der Münzen ist gewöhnlich eine kleine Abweichung unter oder über den gesetzlichen Vorschriften gestattet (Remedium, Toleranz), weil es praktisch so gut wie unmöglich ist, den Vorschriften stets mit völliger Schärfe zu genügen. Die Toleranz beträgt bei den deutschen Goldmünzen in der Feinheit 2 Tausendstel, im Gewicht bei den 10- und 20-Markstücken 2,5, bei den 5-Markstücken 4 Tausendstel, bei den Silbermünzen in der Feinheit 3, im Gewicht 10 Tausendstel. Die Herstellungskosten werden ganz oder zum Teil gedeckt durch den Unterschied zwischen dem Ankaufspreis des Metalls und dem Nenngehalt der Münzen (Schlagschatz, Prägschatz im weitern Sinne), zum Teil durch Erhebung einer Prägegebühr (Schlagschatz im engern Sinne). In Deutschland hat der Private, welcher Gold ausprägen lassen will, für das Pfund Feingold nach dem Bankgesetz 3 Mk. zu zahlen, von welchen 2,75 Mk. die Münze, 25 Pf. das Reich erhält. Die Kosten der Münzprägung trägt das Reich. Es besorgt den Ankauf des Metalls und zahlt an die Münzstätten, welche Landesanstalten sind, für das Pfund Feingold bei 20-Markstücken 3 Mk., 10-Markstücken 6 Mk., 5-Markstücken 8 Mk. Dann zahlt es in Prozenten vom Wert bei Silbermünzen: 5-Markstücken 0,75, 2-Markstücken 1,5, 1-Markstücken 1,75, 50-Pfennigstücken 2,5, 20-Pfennigstücken 4 Proz.; bei Nickelmünzen: 20-Pfennigstücken 1,5, 10-Pfennigstücken 3, 5-Pfennigstücken 6 Proz.; bei Kupfermünzen: 2-Pfennigstücken 15, 1-Pfennigstücken 30 Proz.

Das Format der Münzen ist nicht nur durch die Rücksichten auf den Gebrauch, sondern auch durch die

Abnutzung, welche mit der Oberfläche wächst, bedingt. Die *Abnutzung* beträgt im Jahre bei deutschen Doppelthalern (Feingehalt 0,900) 0,0107 Proz., bei preußischen Thalern vor 1857 (Feingehalt 0,750) 0,0242 Proz., bei englischen Sovereigns (Feingehalt 0,916 Gold) 0,0325 Proz., bei französischen 20-Frankstücken (Feingehalt 0,900) 1,3 Proz. Nach neuern Wägungen kann man bei ältern, frei geprägten großen Silbermünzen pro 100 Jahre Umlaufszeit eine Abnutzung von 1 Proz. annehmen, während dieselbe bei im Ringe geprägten Münzen größer ist und bei kleiner Scheidemünze das Zehn- und Zwanzigfache erreicht. Untersuchungen von Soetbeer lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß sich unsre Doppelkronen jährlich 0,0904, die Kronen 0,2026 pro Mille abnutzen und demnach etwa 50 u. 25 Jahre Umlaufszeit gebrauchen, um unter das *Passiergewicht* (5 Tausendstel unter dem Normalgewicht) zu sinken. Das *Gepräge* der Münze soll die Garantie eines bestimmten Feingehalts ausdrücken, den Nennwert bezeichnen und die Oberfläche vor betrügerischem Wegnehmen von Metall schützen. Man unterscheidet *Avers* (Vorder-, Kopf-, Bild-, Hauptseite) und *Revers* (Rück-, Kehr-, Wappen-, Schriftseite); erstere zeigt in der Regel das Bild des Landesherrn, letztere das Wappen, und eine oder beide Seite zeigen eine Umschrift, die *Legende*. Außerdem findet sich auf einer Seite der *Münzbuchstabe*, durch welchen die *Münzstätte* bezeichnet wird, z. B. auf deutschen Münzen A = Berlin, B = Hannover, C = Frankfurt, D = München, E = Dresden, F = Stuttgart, G = Karlsruhe, H = Darmstadt, J = Hamburg, K = Straßburg. Die neuern deutschen Münzen haben der Symmetrie halber doppelte Münzbuchstaben (AA = Berlin ꝛc.). Der *Rand* der Münzen besitzt einen durch das *Rändeln* aufgeworfenen schmalen Reifen, das *Stäbchen*, über welches kein Teil des Gepräges hinausragen darf, und wird oft mit einer *Rändelung* versehen, d. h. mit einem Gepräge (Schrift oder figürlicher Verzierung) im Relief (*hoher Rand*) oder gewöhnlicher einwärts gehend (*vertiefter Rand*), welches die Münzen vor Abfeilen ꝛc. schützt. In den meisten neuern Münzgesetzen ist das *Feingewicht* (Korn) der Münzen in Tausendsteln des Bruttogewichts ausgedrückt und beträgt meist 900 Tausendstel, so daß also das Zusatzmetall 100 Tausendstel beträgt. Bei den brasilischen, englischen, portugiesischen, russischen, türkischen und den vor 1834 geprägten nordamerikanischen Goldmünzen ist der gesetzliche Feingehalt $^{11}/_{12}$ oder 916$^{2}/_{3}$ Tausendstel des Bruttogewichts.

Herstellung der Münzen.

(Hierzu Tafel »Münzwesen«.)

Die Herstellung der Münzen (*Münzkunst*) zerfällt in zwei Aufgaben: in die Herstellung der Legierung von festgestelltem Gehalt, und die Herstellung der Platten von festgestelltem Gewicht in vorgeschriebener Größe und Prägung. Das Münzmetall gelangt in verschiedenen Formen (alte Münzen, Barren ꝛc.) in die Münzwerkstätten. Man stellt daraus durch Einschmelzen in Graphittiegeln (im Tiegelofen, s. Gießerei) unter gleichzeitigem Zusatz der fehlenden Metalle und Probieren die erforderlichen Legierungen her. Sind die zur Vermeidung von Oxydation mit Kohlenstaub bedeckten Metalle nach 4—6 Stunden geschmolzen, so rührt man die Legierung mit *Rührern* (runde, 50 cm lange und 5—7 cm dicke Stangen aus Graphit an Holzstangen befestigt) um, nimmt Probe und schreitet zum *Gießen*, um Stangen (*Zaine*) von 40—45 cm Länge, 6—10 mm Dicke und einer Breite zu erhalten, welche dem 1-, 2- oder 3fachen Durchmesser, der daraus zu fertigenden Münze nahe kommt. Die Gießform besteht aus einer eisernen viereckigen Platte mit einem an drei Seiten herumlaufenden Rand, der so hoch als der Zain dick ist. Gewöhnlich werden diese *Platteneingüsse*, 20—100 an der Zahl, so nebeneinander aufrecht hingestellt, daß der Rücken des einen Eingusses den andern bedeckt, in einem Rahmen mit Schrauben zusammengehalten, der auf einem fahrbaren Gestell (Wagen) angebracht ist (*Gießmaschine*, s. Tafel, Fig. 1). Das Eingießen in die Formen geschieht in den meisten Fällen mit Schöpfkellen aus den Tiegeln, oder mitunter durch direktes Entleeren der Tiegel, die dann an einem Kran hängen und transportiert werden.

Die aus der Schmelze erhaltenen Zaine sind stets dicker als die Münzplatten und deshalb durch *Strecken* der Länge nach mittels Walzen auf die genaue Dicke der Münzplatten zu bringen, zu welchem Zwecke sie der Reihe nach erst das *Streck-* oder *Vorwalzwerk* und darauf das *Schlicht-* oder *Justierwalzwerk* passieren. Die hier zur Verwendung kommenden Walzen bilden genau abgedrehte polierte Cylinder aus Hartguß oder Stahl von 10—30 cm Länge und 8—20 cm Durchmesser, die namentlich in dem Schlichtwalzwerk auf das genaueste zu einander eingestellt werden können. Das Strecken erfolgt meistens kalt; nur sehr dicke Platten werden anfangs glühend gestreckt. Da die Zaine durch das Walzen eine bedeutende Härte und Sprödigkeit annehmen, so glüht man sie in der Regel nach jedem zweimaligen Durchgang in besondern Muffelöfen unter möglichstem Luftabschluß aus. Goldzaine bedürfen vielfach des Ausglühens nicht. In manchen Münzen zieht man die gestreckten Zaine mittels Zangen auf einem *Zainzug* durch zwei stählerne Backen, um alle Ungleichheiten in der Dicke zu beseitigen. Nachdem die Zaine nochmals ausgeglüht sind, zerschneidet man sie auf Kreisscheren in Streifen von etwa 1 m Länge und entsprechender Breite, um aus diesen durch das *Stückeln* oder *Ausstückeln* die runden Münzplatten zu gewinnen. Hierzu dient in der Regel ein gewöhnlicher Handdurchschnitt (s. Lochen) mit Schraube, auf der ein Arbeiter in einer Stunde, je nach der Größe, 1000—1500 Platten ausstückeln kann. In sehr großen Münzen benutzt man auch Durchschnitte, deren Stempel (*Drücker*) mittels Kreisexzenter von der Transmission angetrieben werden, und die Vorrichtungen zum selbstthätigen Vorschub der Zaine bekommen. Die ausgestückelten Streifen heißen *Schroten*, betragen etwa 33 Proz. des Metalls und gelangen zur Schmelze zurück. Obgleich beim Walzen der Zaine und Ausschneiden der Platten die größte Sorgfalt verwendet wird, so sind doch Platten von ganz gleichem Gewicht nicht zu erhalten. Deswegen folgt auf das Ausstückeln das *Justieren*, wobei die Platten einzeln abgewogen und nach dem Gewichte getrennt werden, um die zu leichten in die Schmelze zurückgehen zu lassen, die normalen zum Prägen zu bringen und zu schwere so lange durch Schaben mit Handschabern oder auf Schabemaschinen (früher durch Feilen) zu bearbeiten, bis dieselben das richtige Gewicht haben. Zum Abwägen gebraucht man die *Justierwage*, die die Münzen nach genau festgestellten Gewichtsunterschieden sichtet und einzeln in entsprechende Behälter abliefert (s. Tafel, Fig. 2). — Geringwertige Münzen justiert man *in der Mark*, indem man die Anzahl Stücke, welche auf eine Mark oder 1 kg gehen, abzählt und

Münzwesen.

Die gebräuchlichste **Gießmaschine** zum Gießen der Zaine besteht *(Fig. 1)* aus einem rahmenartigen, auf Schienen beweglichen Wagen AB, in den die Eingüsse EE (hier 26) von oben eingesetzt werden. Zwei Kopfplatten C und D, wovon D durch die Schraube a angepreßt wird, stützen die Eingüsse, welche außerdem der Rahmen F mit Druckschraube b scharf zusammenpreßt.

Die verbreitetste **Justierwage** von *Seyß* in Atzgersdorf bei Wien hat folgende Einrichtung *(Fig. 2)*. Der aus zwei parallelen Schienen bestehende Balken AA trägt bei B das Normalgewicht *(Richtpfennig)*, bei C eine Tasche zur Aufnahme der Münzplatte, welche aus dem Kocher H vermittelst des Zubringers G durch den Kanal J in die Tasche C fällt und von der Platte P aufgefangen wird. Während dieses Vorganges ist die Wage arretiert, indem eine mit vier Armen versehene Hülse FF längs der Wagesäule E aufwärts geschoben wird, so daß die Federn ff gegen

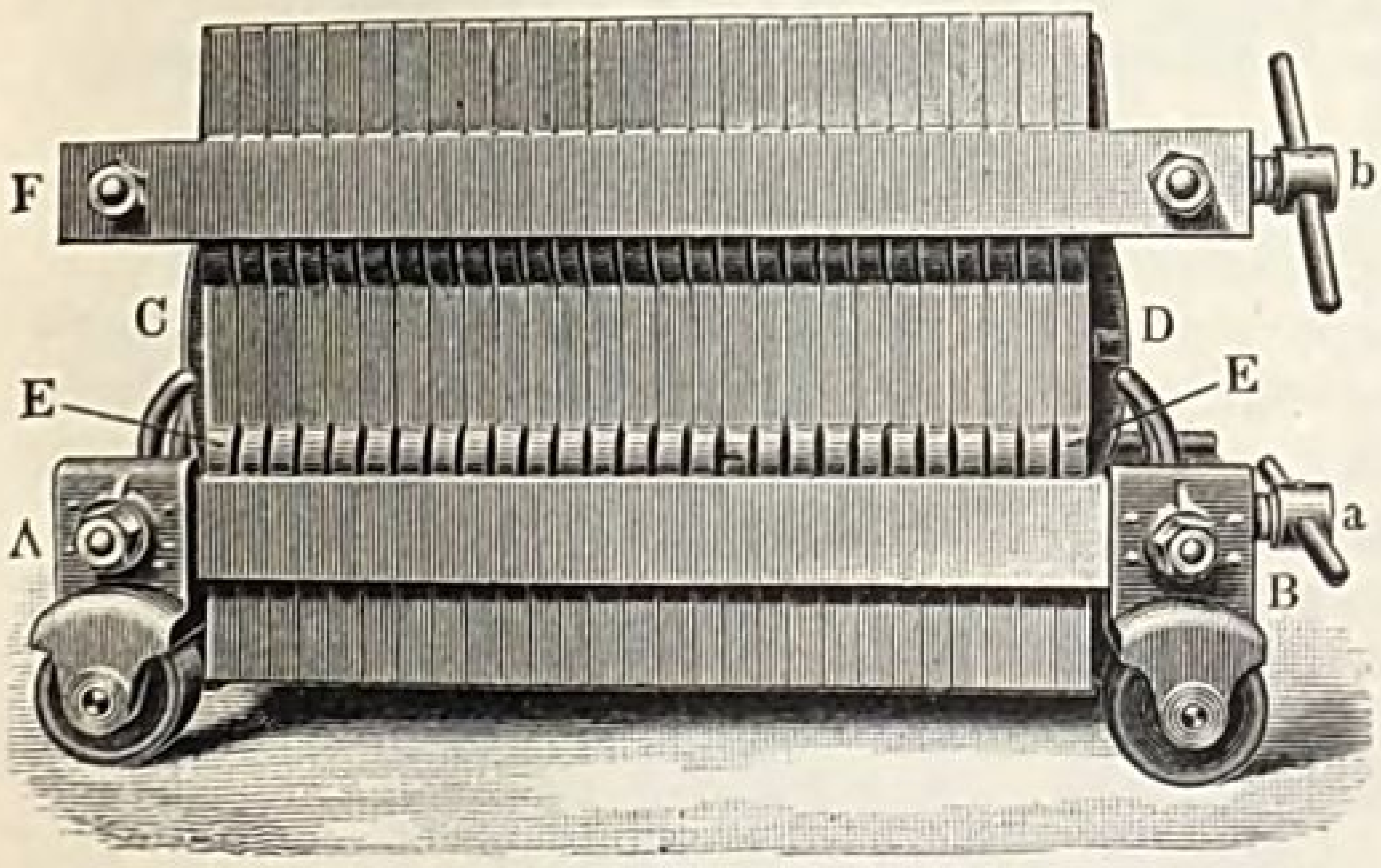


Fig. 1. Gießmaschine.

den Wagebalken AA und die an 11 schleifenden Fänger LL gegen die Taschen B und C treten und damit die Wage von der vorhergehenden Schwingung zur Ruhe bringen. Wird darauf durch Senkung von FF die Wage wieder frei gemacht, so gelangt die Tasche C je nach dem Gewichte der Münze vor eine der in dem Rahmen R angebrachten Zellen 1, 2, 3, 4, 5, 6 und wirft die Münze nach Zurückziehen der Platte P über u in die betreffende Zelle. Damit die Münze sicher in die richtige Zelle fällt, tritt folgende Einrichtung in Thätigkeit. An der Säule E sitzt ein Querarm mit zwei ausgezackten Stahlblechen MM. Diese Zacken korrespondieren mit den Stiften 0, 1, 2, 3, 4, 5 an dem Wagebalken AA. Ist die Platte viel zu leicht oder viel zu schwer, so stoßen die Stifte 0 oder 5 an die zugehörenden Einschnitte von MM und die Platte fällt in die oberste oder unterste Zelle. An den Stiften 1, 2, 3 und 4 hängen Drahtreiter, welche je nach dem Spiele des Wagebalkens von den Zacken aufgenommen werden und dadurch die Wage für eine bestimmte Zelle einstellen. Zu einem Sortiersystem gehören 10—12 Wagen, die nebeneinander aufgestellt und von einem einzigen Mechanismus angetrieben werden, der rechtzeitig den Zubringer G und den Schieber K zum Öffnen des Kanals J bewegt, die Hülse F mittels der Schiene m hebt, die auf dem Schieber t mit Stützen ss befestigte Platte P zurückschiebt sowie den Rahmen R bis an C vorschiebt. Da eine Sortierung etwa 15 Sekunden dauert, so sortiert ein System von 12 Wagen bei zehnstündiger Arbeit am Tage 28,800 Platten nach sechs Abstufungen.

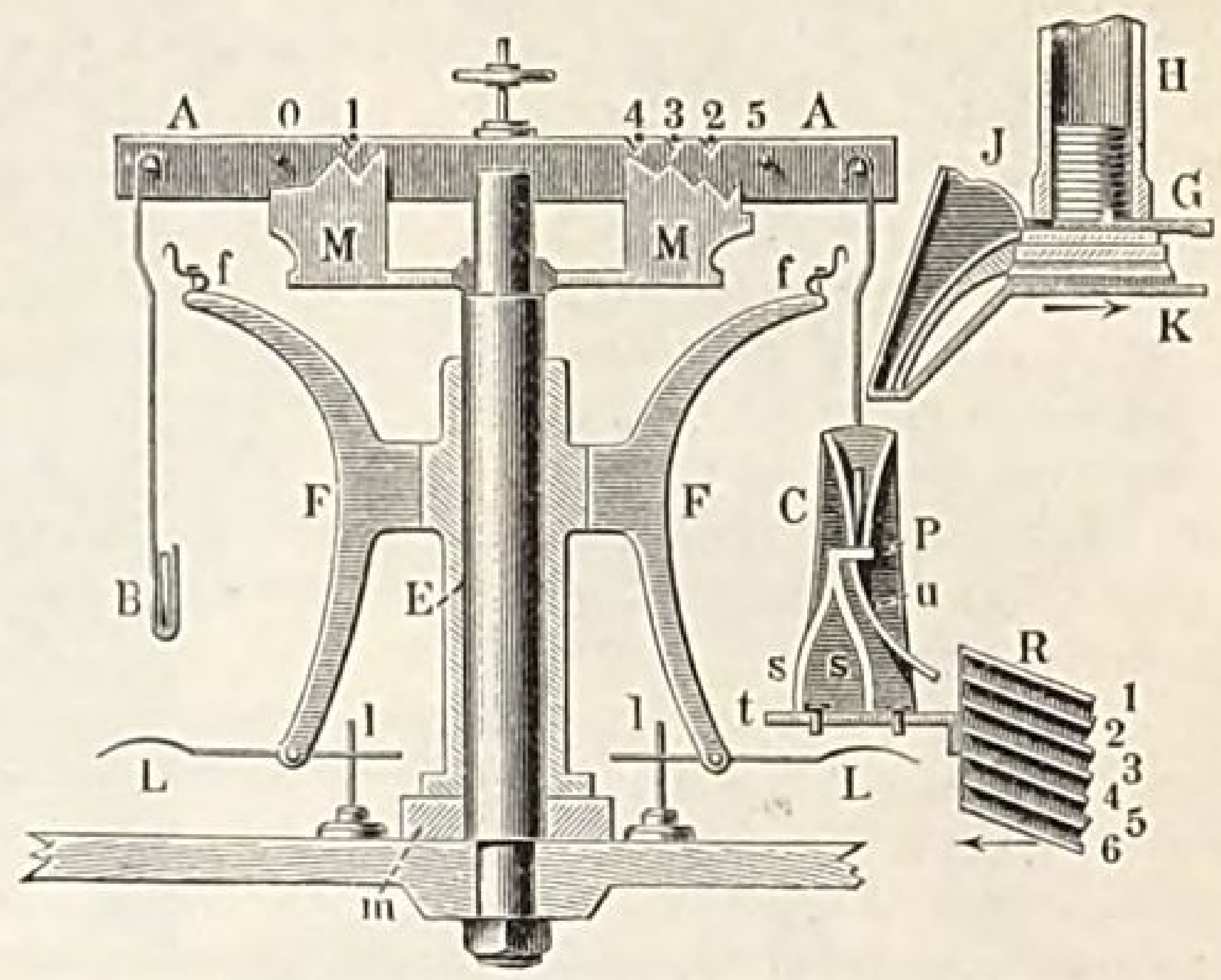


Fig. 2. Justierwage von Seyß.

Der Antriebsmechanismus für die sämtlichen Wagen besteht der Hauptsache nach aus einer unter K liegenden, sich drehenden Welle mit aufgekeilten Daumen, welche auf Hebel einwirken, die mit G, K, m und R verbunden und so gestellt sind, daß die Bewegungen in der notwendigen Reihenfolge stattfinden.

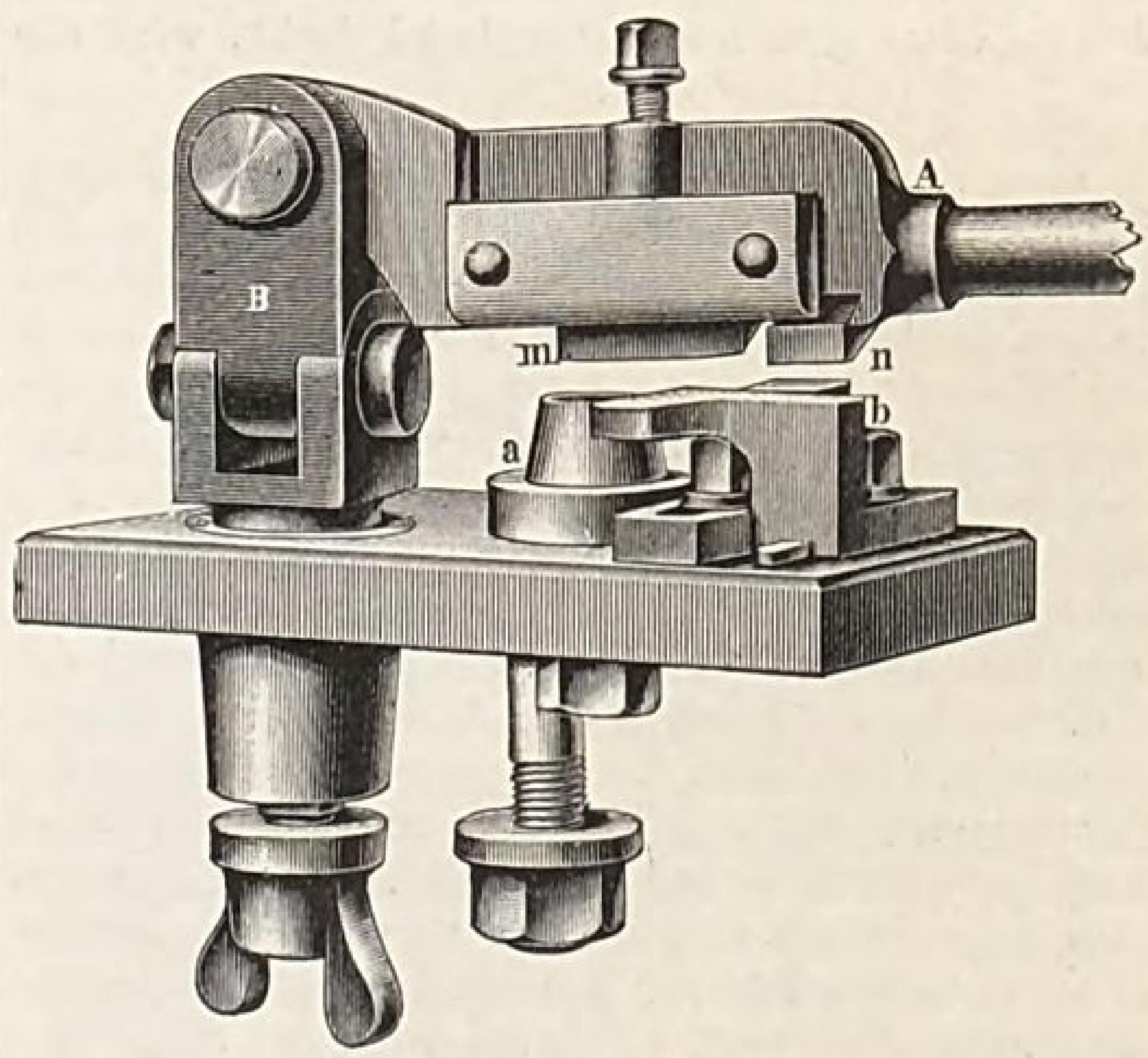


Fig. 3. Handschaber.

Zum **Schaben** mit der Hand bedient man sich des durch *Fig. 3* dargestellten Apparats. An dem Arm A sitzt das Schabemesser m über dem Justierklotz a, der oben eine Vertiefung für die Aufnahme der Platten und neben sich einen Bock b besitzt, auf dem der Arm A mit dem Vorsprung n eine Stütze findet, um zugleich das Eindringen des Messers zu begrenzen, das durch Hin- und Herdrehen des Armes A um den Bolzen B zur Wirkung gelangt.

Bei der **Schabemaschine** von *Ludw. Löwe u. Ko.* in Berlin *(Fig. 4 u. 5)* werden die Münzplatten in die 6 Kocher kk eingefüllt, ein horizontaler Schieber bringt Schabemesser m vorbeigeführt, das auf einem seitlich verschiebbaren Support s befestigt ist und mit diesem durch die Schlitzkurbel e hin und her geschoben wird, so daß das Messer das überflüssige Material um die Mitte herum

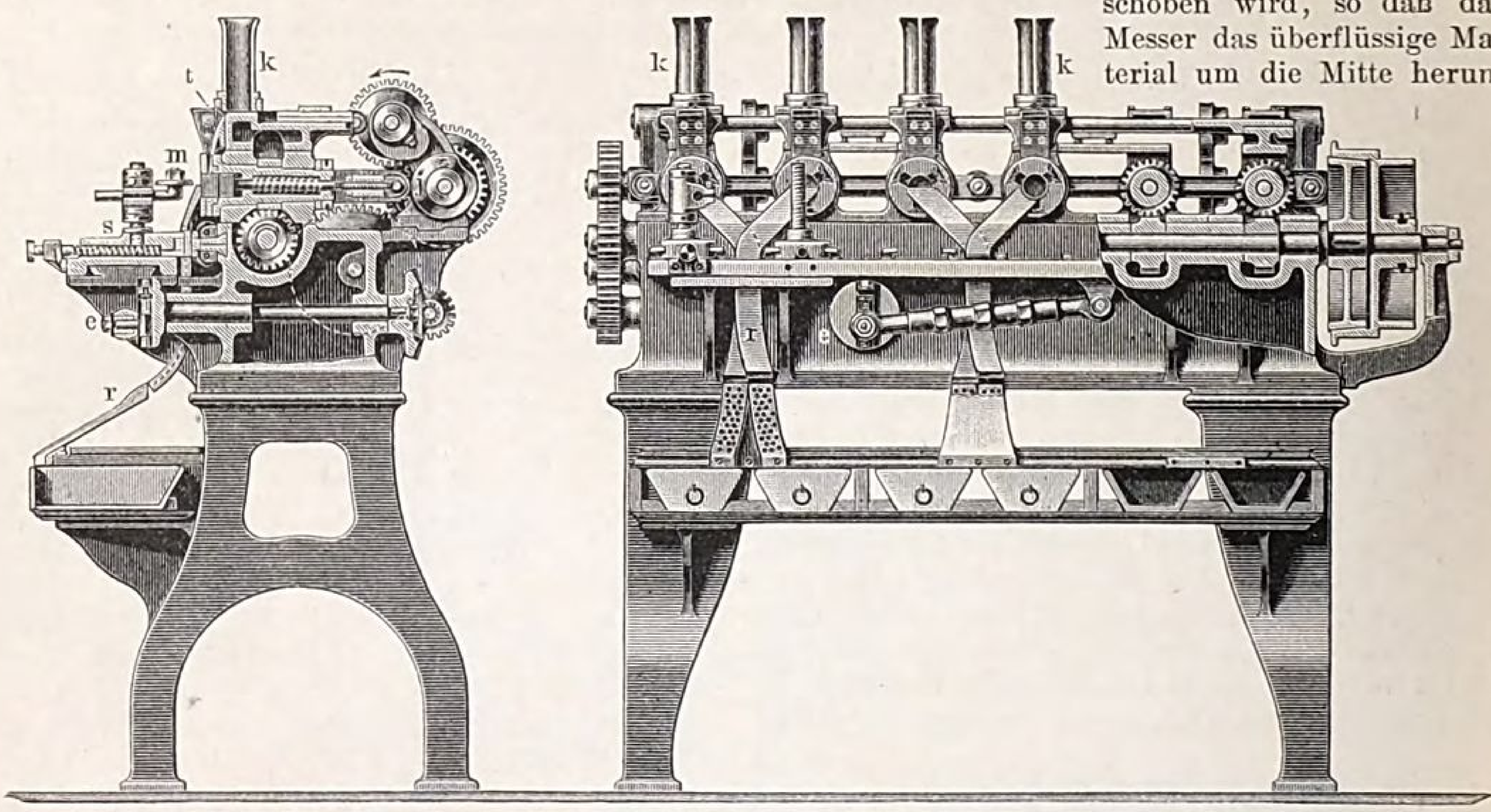


Fig. 4. Querschnitt. Fig. 5. Längsschnitt.
Fig. 4 u. 5. Münzenschabemaschine von L. Löwe.

jedesmal die unterste Platte in einen Trichter t, von welchem aus dieselbe in eine rotierende Spindel geleitet wird, die der Länge nach durchbohrt ist und in dieser Bohrung einen Kolben aufnimmt, der, von einer dahinter sitzenden Kurvenscheibe j bethätigt, die Platte in einen am vordern Ende der Spindel befindlichen Spannkopf schiebt, welcher die Platte festhält. Indem diese sich mit der Spindel dreht, wird ein wegnimmt. Die nächste Platte stößt die geschabte in eine Abfuhrrinne r, welche siebartig durchlocht ist, so daß die Späne von den Münzen getrennt in unterhalb der Maschine aufgestellte Sammelgefäße fallen, während die Platten in die Schubkasten 1, 2, 3, 4 etc. gelangen. Die Maschine ist sechsfach angeordnet und schabt in 10 Stunden bis 40,000 Stück. Über *Rändelmaschinen* s. S. IV.

Eine vorzügliche auf dem Prinzip des Kniehebels beruhende **Münzprägmaschine** von *L. Löwe u. Ko.* *(Fig. 10—12)* besteht aus dem eigentlichen Prägwerk A und dem Antriebsständer B, beide verbunden durch drei Paar Stehbolzen t. In dem Ständer B liegt die Welle W mit Schwungrad S, welches eine gleichmäßige Bewegung der ganzen Maschine sichert und in Umdrehung gesetzt wird durch die Riemenscheibe R mittels einer auslösbaren Stiftenkuppelung m. Das aus einem schweren Rahmen gebildete Gestell des Prägewerks A nimmt zunächst den vertikal beweglichen Schieber s auf, der an seinem untern Ende den Oberstempel trägt und mittels zweier Stangen an zwei Federn ff so aufgehängt ist, daß die letztern den Schieber stets nach oben ziehen. Unmittelbar unter dem Oberstempel befindet sich der Unterstempel. Zum Zwecke des Prägens wird der Schieber s mit Hilfe des Kniehebels L abwärts bewegt, indem an dem langen Arm des Kniehebels eine Zugstange a angreift, die von einem auf der Welle W sitzenden Krummzapfen hin und her bewegt wird. Um die Senkung des Oberstempels genau der Münzendicke anpassen zu können, ist das obere Lager des Kniehebels durch einen Keil von dem Handrade d mit Mutter auf das sorgfältigste einzustellen. Damit beim Prägen die Münzplatte sich nicht in der Fläche vergrößert, seitlich ausweicht, wird sie während des Prägens von einem stählernen Prägring umschlossen. Bei i erkennt man den sogen. Zubringer, der für jede Prägung eine Münzplatte aus dem Kocher K zwischen die Stempel bringt, zugleich aber auch die geprägte Platte seitwärts in einen an dem Grundbalken C angebrachten Kanal stößt. Damit das letztere geschehen kann, tritt ein Ausstoßmechanismus in Thätigkeit, der den Unterstempel so weit hebt, daß die Münze über den Prägring gelangt. Dieser Ausstoßmechanismus besteht wesentlich aus dem um den Bolzen p drehbaren Hebel H, mit zwei bei c sichtbaren, gegen den Unterstempel wirkenden Stangen, der einerseits durch einen auf der Welle W sitzenden Daumen, anderseits durch die Feder x in Bewegung gesetzt wird. Der bei y gezeichnete Handhebel dient zum Ein- und Ausrücken der Kuppelung m, der Fußhebel Z zum Bremsen des Schwungrades S. Da die Antriebswelle W in der Minute 60—70 Umdrehungen ausführt, so prägt diese Maschine bei zehnstündiger Arbeitszeit 36—42,000 Münzen.

Um einer Beschädigung der Prägstempel bei eintretenden Unordnungen vorzubeugen, namentlich dann, wenn zufällig keine Platte zwischen die Stempel gelangt ist, rückt eine Vorrichtung sofort den Antrieb aus und bringt die Maschine zum Stillstand. Ein andrer, äußerst sinnreicher Mechanismus mindert die Druckkraft des Stempels, falls etwa zwei Platten übereinander auf den Unterstempel zu liegen kommen oder die neu zugebrachte Platte nicht gänzlich in die Öffnung des Prägringes eintritt und gequetscht wird.

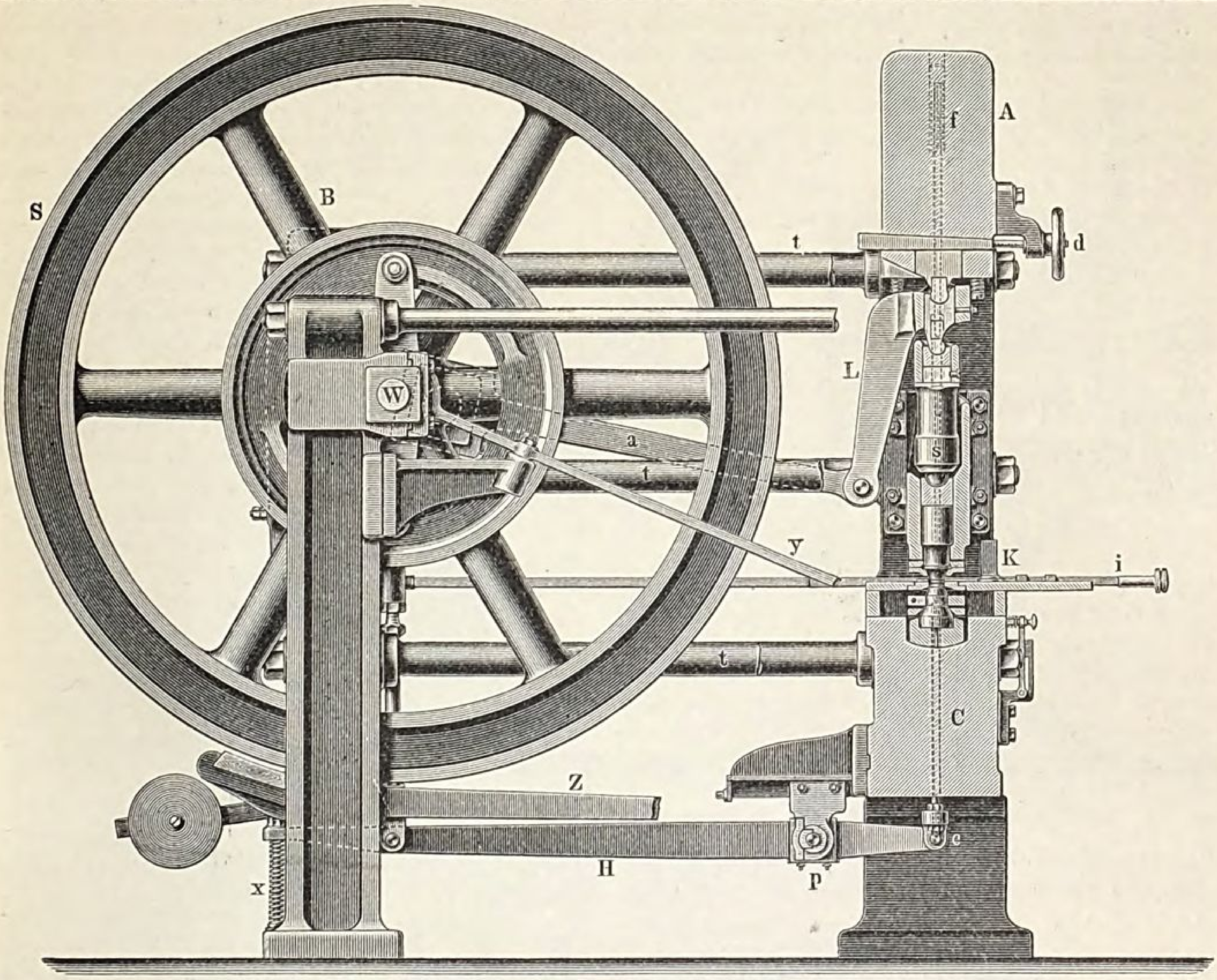


Fig. 10. Prägwerk. Seitenansicht mit Durchschnitt des Prägständers.

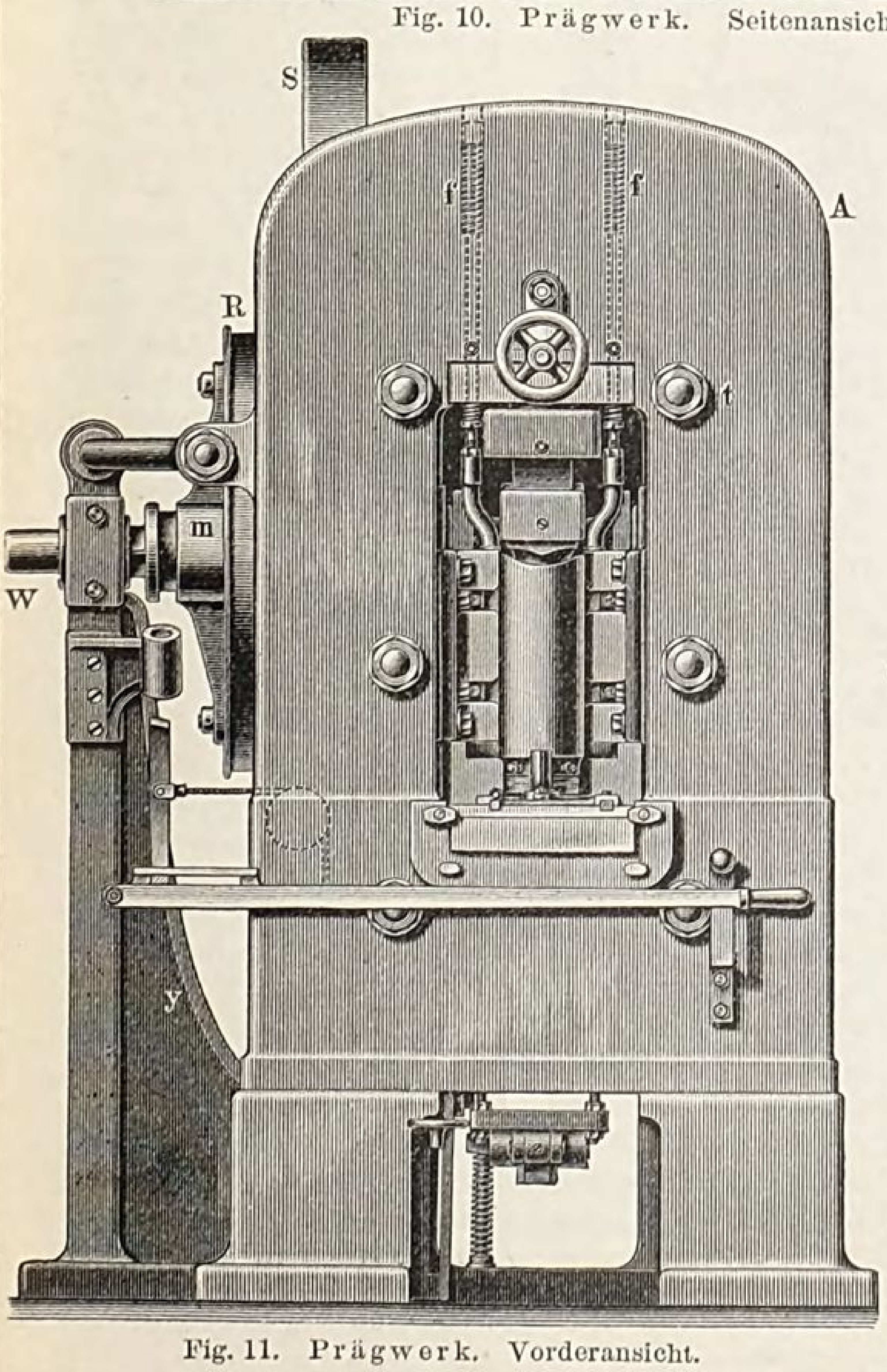


Fig. 11. Prägwerk. Vorderansicht.

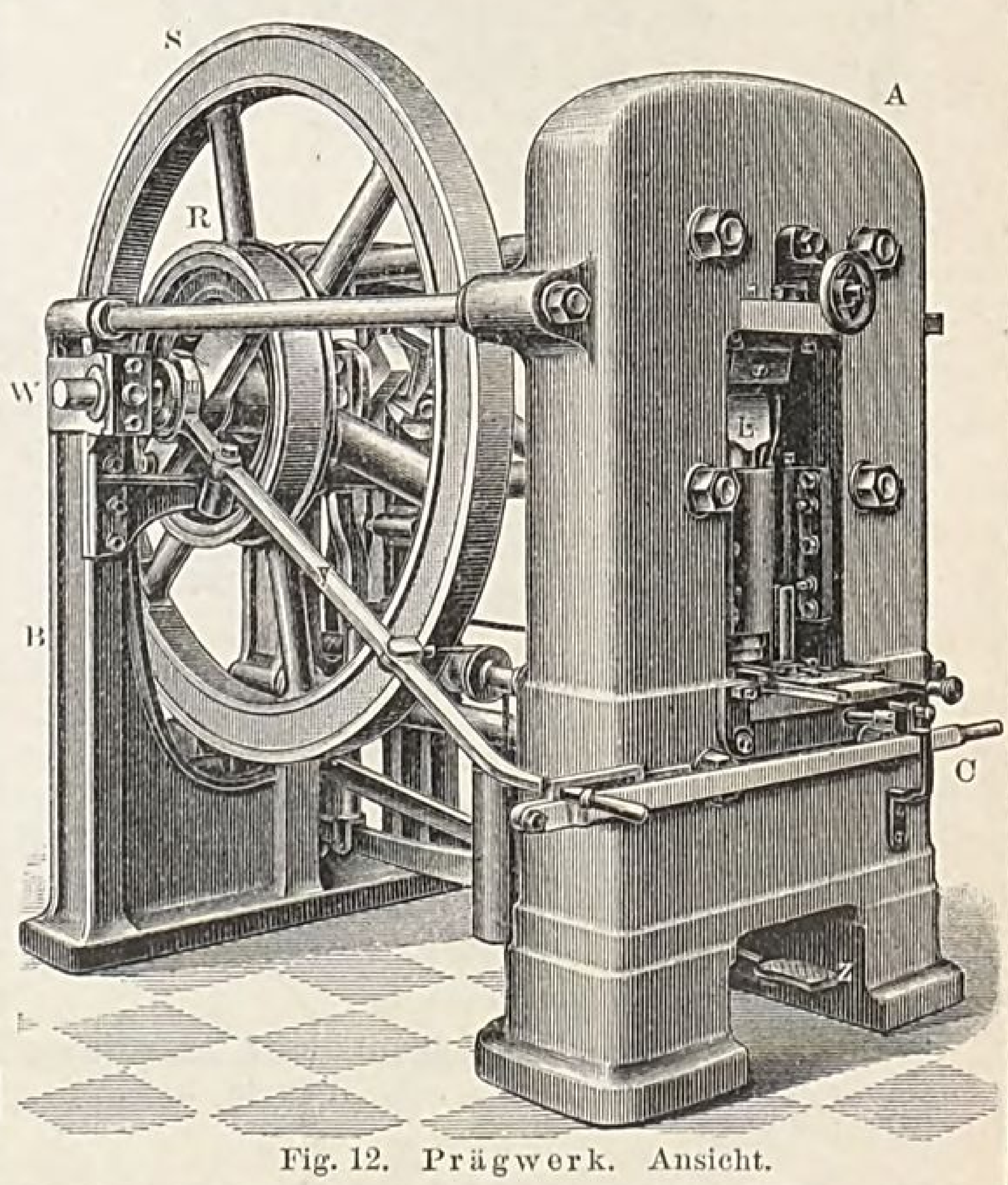


Fig. 12. Prägwerk. Ansicht.

Wenn nur zum Schutze des Gepräges die Ränder gestaucht werden sollen, so benutzt man allgemein

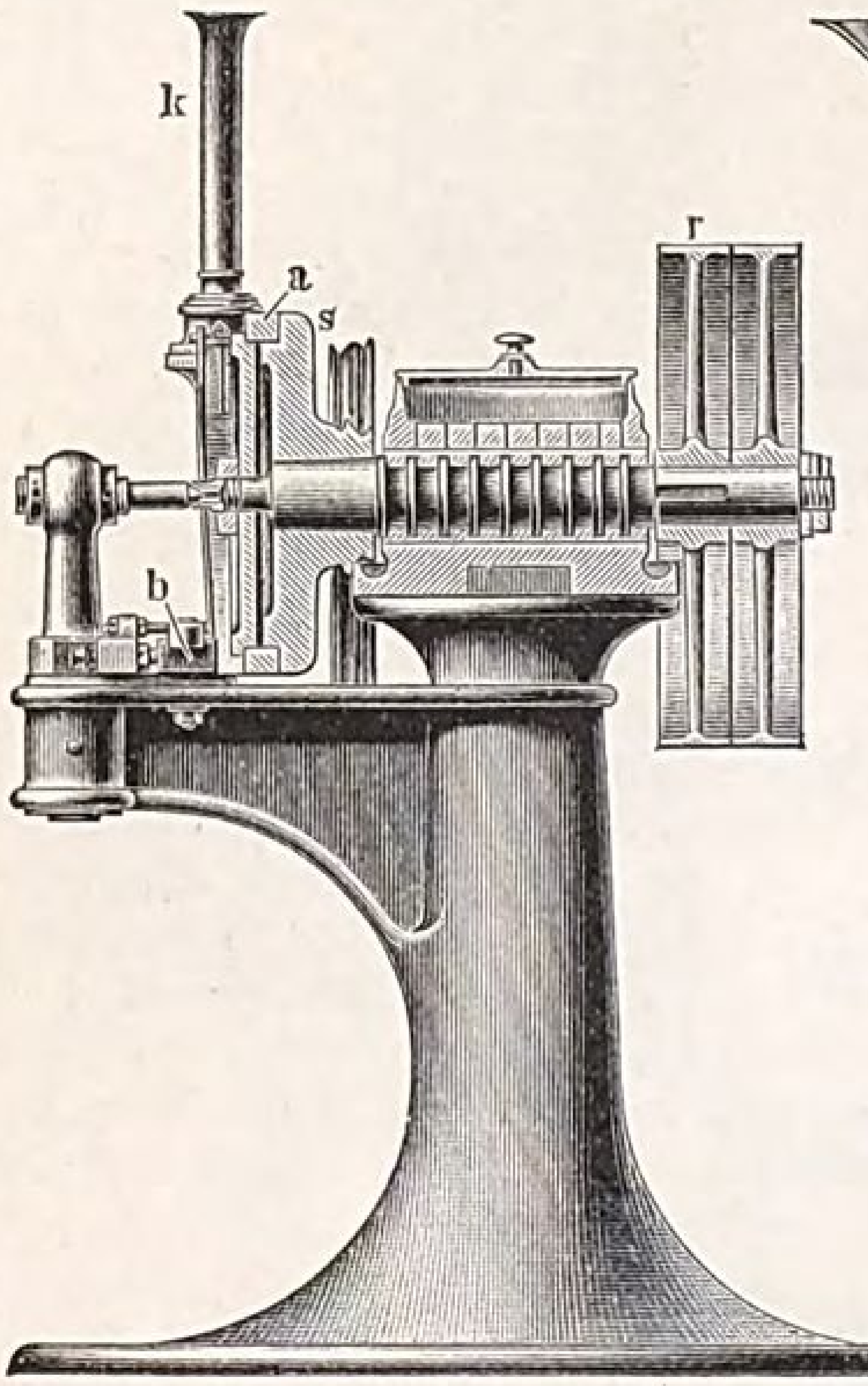


Fig. 6. Durchschnitt.

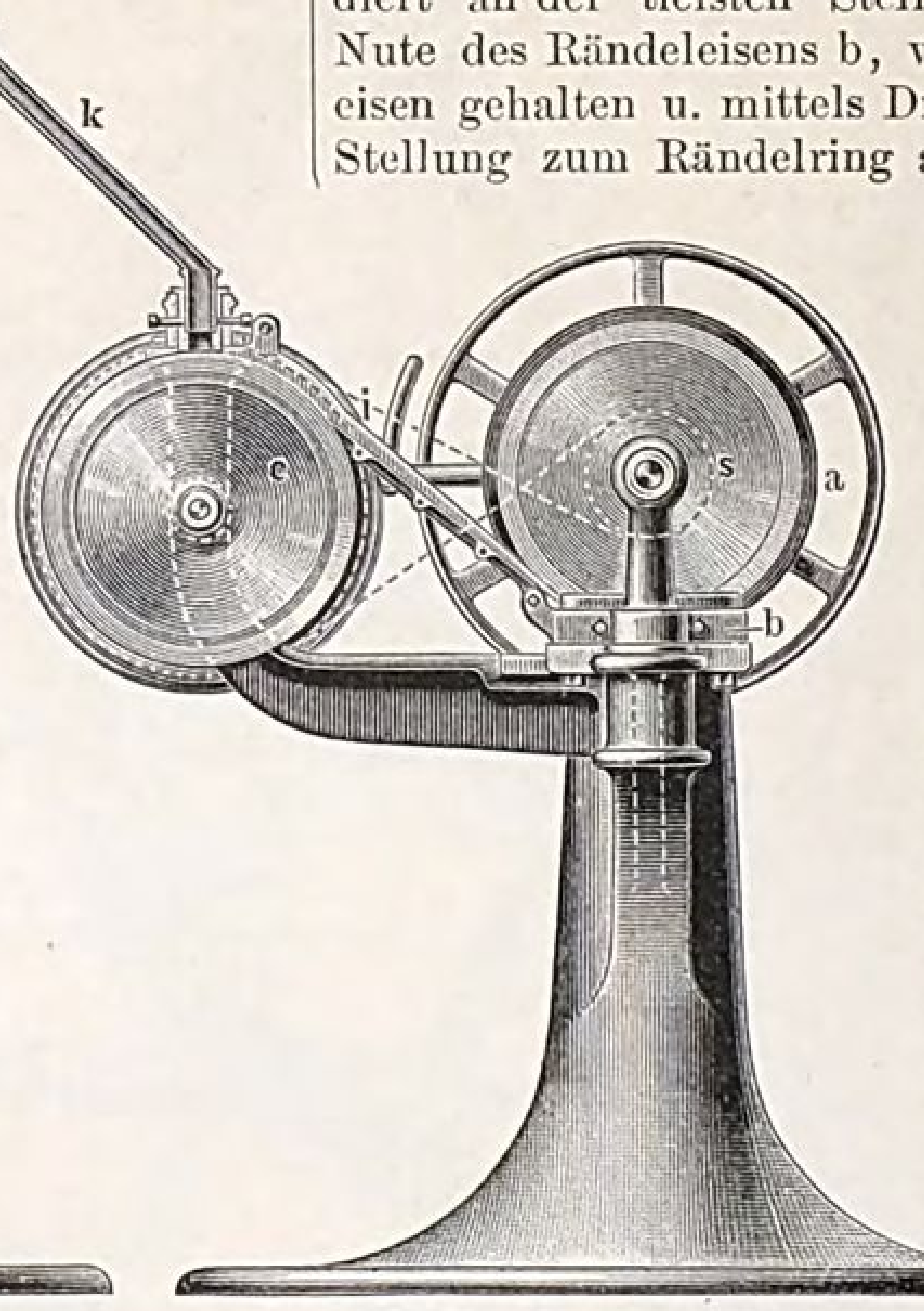


Fig. 7. Seitenansicht.

Fig. 6 u. 7. Rändelmaschine.

die durch *Fig. 6 u. 7* dargestellte **Rändelmaschine.** Ein gehärteter Gußstahlring a, welcher auf eine Plan-

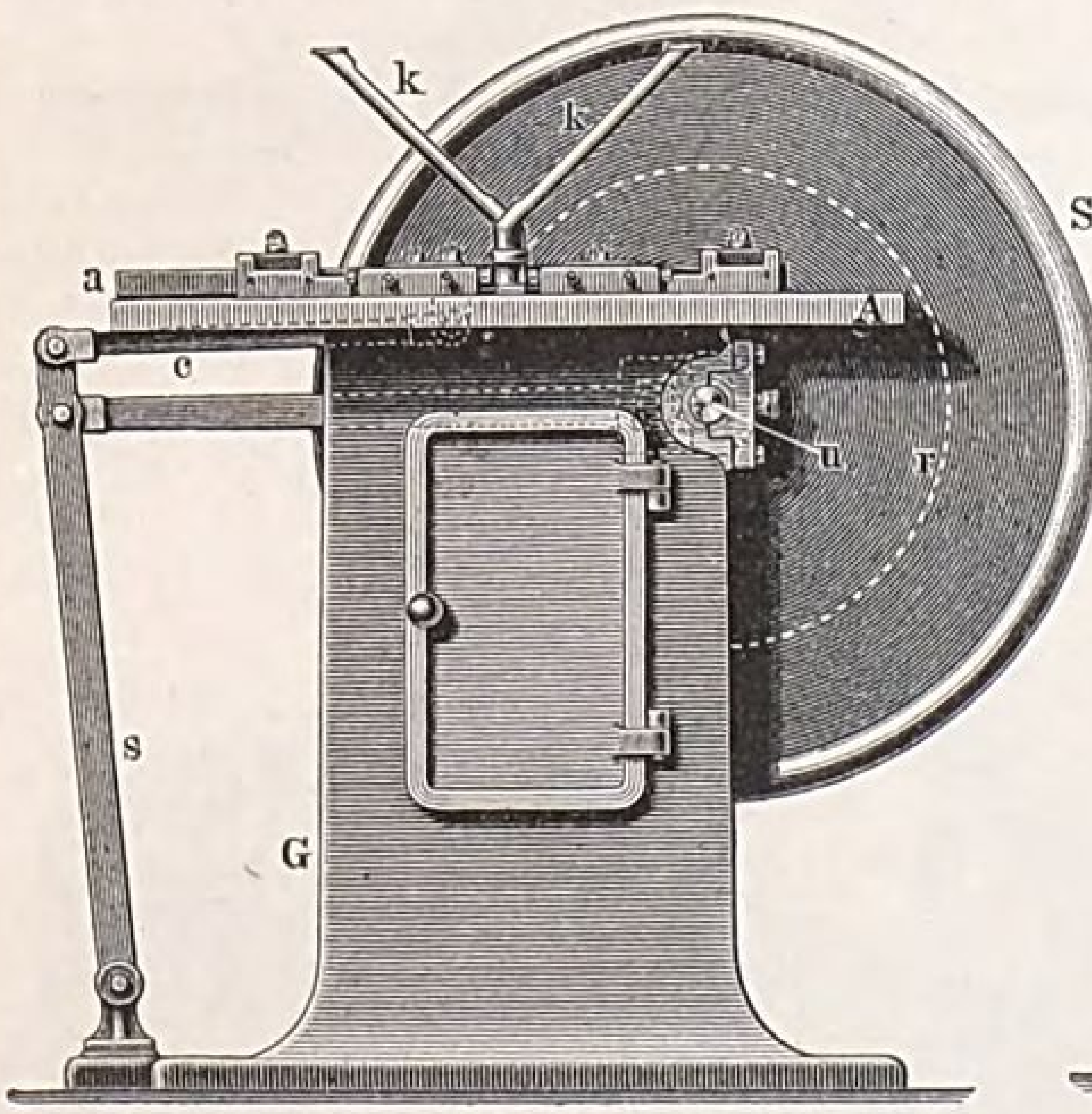


Fig. 8. Seitenansicht.

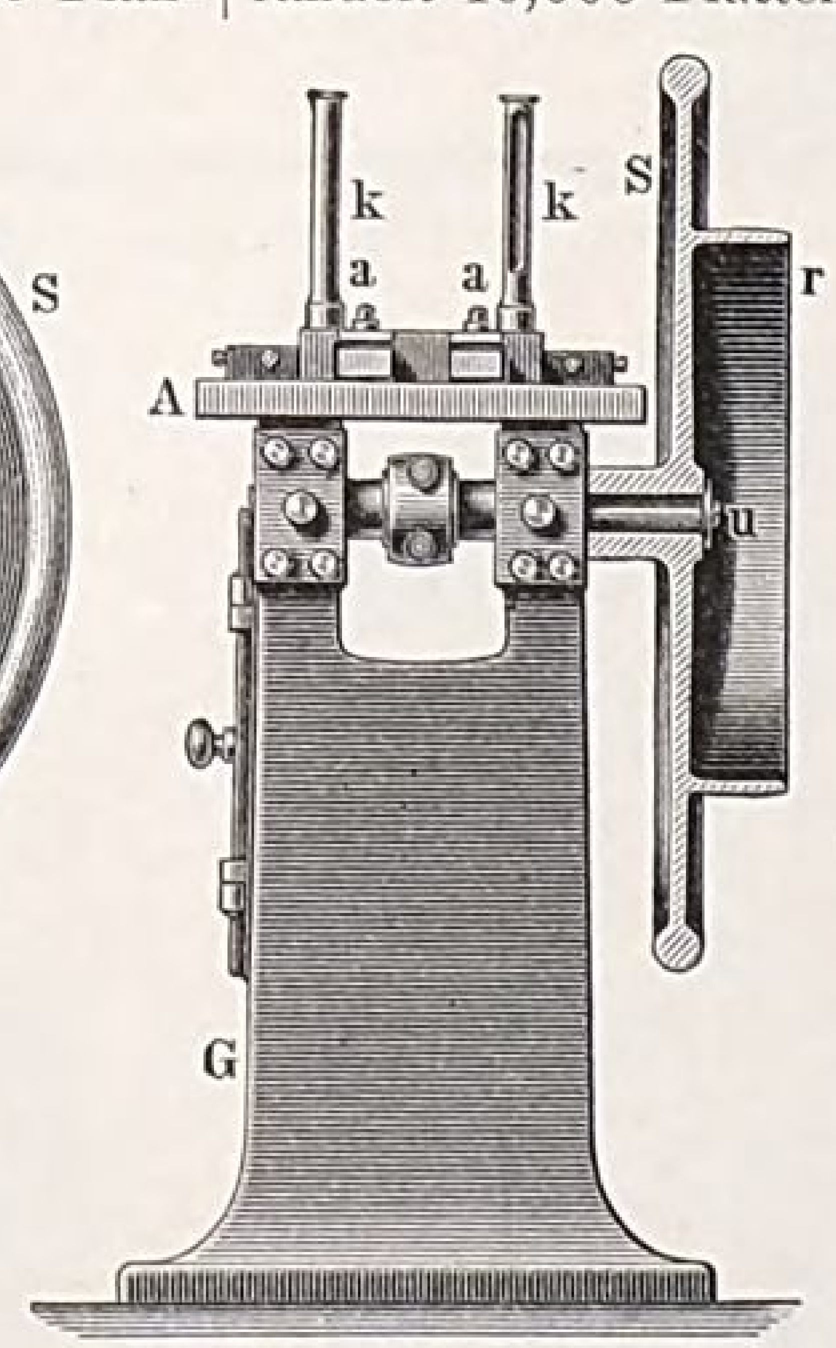


Fig. 9. Vorderansicht.

Fig. 8, 8 a u. 9. Münzenrändelmaschine für Schriftrand.

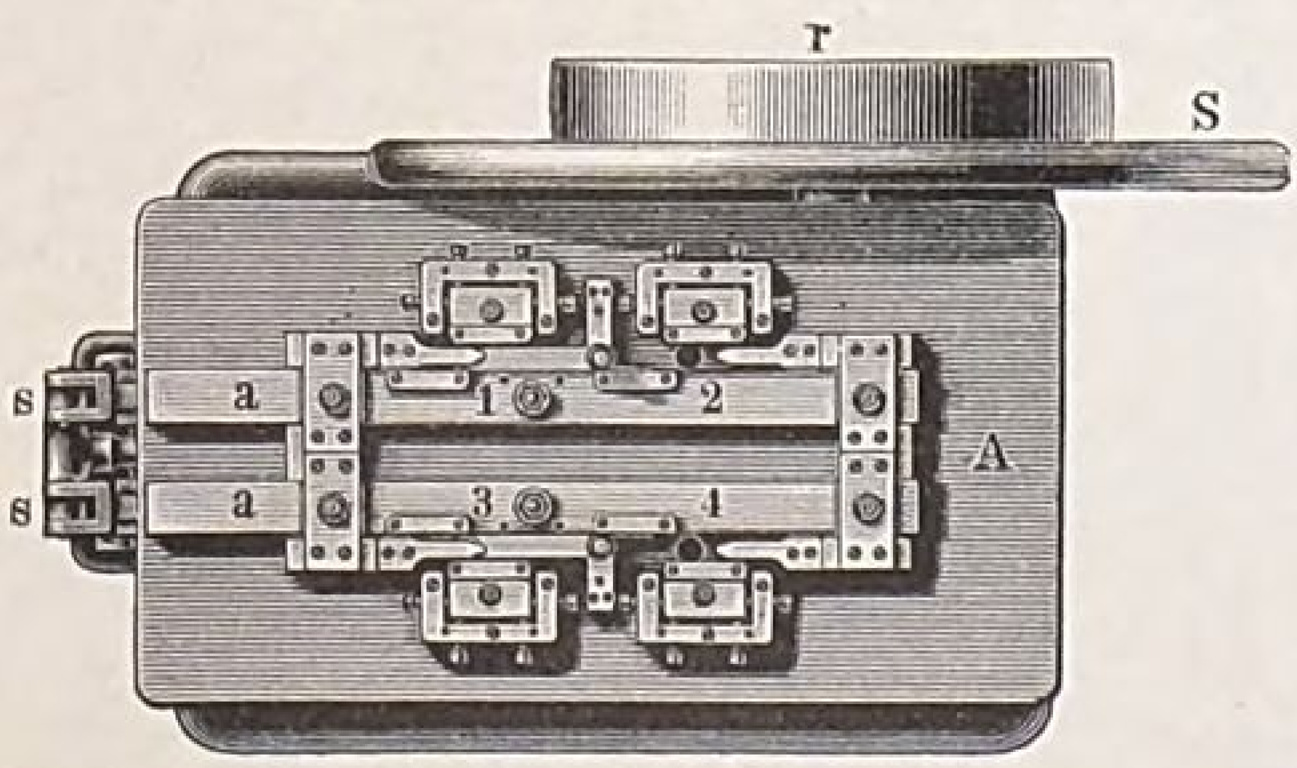


Fig. 8 a. Grundriß.

scheibe s gespannt ist und sich mit dieser, angetrieben durch die Riemenscheibe r, schnell dreht, hat in der Mitte eine der zu rändelnden Münze entsprechende eingedrehte Nute. Mit dieser Kreisnute korrespondiert an der tiefsten Stelle die kreisbogenförmige Nute des Rändeleisens b, welches durch ein Spanneisen gehalten u. mittels Druckschrauben in genaue Stellung zum Rändelring a gebracht wird, so daß jede durch a und b durchgeschobene Münze hier die Stauchung erfährt. Die Zuführung der Platten erfolgt aus dem Kocher k durch die unterhalb desselben sich drehende Scheibe c, die mit flachen Zähnen versehen ist, auf deren gerade nach oben gerichtete Flächen sich jedesmal nur die unterste Platte aus dem Kocher legt, die sodann längs der geneigten Rinne i abwärts und zwischen die Teile a und b rutscht. Von dem Ring a sofort erfaßt, wird die Platte gewaltsam an b entlang gerollt, dadurch gestaucht und zugleich auf einen ganz bestimmten Durchmesser gebracht. Diese Maschine rändelt 40,000 Platten in der Stunde.

Auf der **Münzenrändelmaschine für Schriftrand** von *L. Löwe u. Ko.* in Berlin *(Fig. 8, 8a u. 9)* erfolgt das Einprägen von Schrift, Sternen, Arabesken etc. in die Ränder der Münzen mittels gerader Rändeleisen an vier Stellen 1, 2, 3, 4. Auf der obern Platte A des Gestelles G werden gleichzeitig zwei Schlitten a, a hin und her bewegt, indem sie mittels Stangen c an Schwingen ss angeschlossen sind, welche von dem Krummzapfen der Welle u mit Riemenscheibe r und Schwungrad S in Schwingungen versetzt werden und die Schlitten a, a mitnehmen. Jeder Schlitten hat zwei Rändeleisen *(Backen)* 1, 2 und 3, 4, welche mit zwei auf der Tischplatte festgeschraubten Rändeleisen korrespondieren. Aus den zwei mit Münzen gefüllten Kochern k, k werden beim Vorgange und beim Rückgange der Schlitten von Mitnehmern je zwei Münzen vorgeschoben, zwischen die Rändeleisen gebracht und infolge der Schlittenbewegung zwischen den letztern abgerollt und mit Schrift etc. versehen. Die Schlittenbacken gehen dann so weit über die festen hinaus, daß dadurch die Münzen frei werden und durch ein Rohr in einen unterhalb des Tisches angebrachten Kasten fallen. Die Maschine rändelt daher bei jeder Umdrehung der Welle u vier Münzen; da sie gewöhnlich 60 Touren in der Minute macht, so rändelt sie in der Stunde 14,400 Münzen.

wägt; Goldmünzen werden zum Vorjustieren geschabt (Schaber, Fig. 3—5), zum Nachjustieren gefeilt. Bei dem nun folgenden Rändeln erzeugt man an dem Rande der Münzen einen Grat und auf der Randfläche eine Verzierung oder Schrift, um das Gepräge der Münzen vor Abnutzung und die Münzen selbst gegen betrügerische Wertverringerung durch Beschneiden oder Befeilen zu schützen. Auf geringwertigen Münzen bleibt die Randverzierung fort. Die Rändelwerke (Fig. 6—9) bestehen aus zwei gehärteten stählernen Rändeleisen oder Backen, die entweder geradlinige Lineale oder konzentrische Kreisbogen bilden, und dadurch zur Wirkung gebracht werden, daß man einen Backen verschiebt oder dreht, während der zweite festliegt, und somit die zwischen den beiden Backen liegende Münze unter entsprechendem Drucke wälzt, wobei der Rand verbreitert und die auf den Backen angebrachte Verzierung oder Schrift eingepreßt wird. Vor oder gewöhnlich nach dem Rändeln werden die Münzen geglüht, um anhaftenden Schmutz (Öl ꝛc.) zu verbrennen und das Metall weich zu machen, dann gebeizt, um die Oberfläche metallrein zu bekommen. Das Glühen findet in offenen Pfannen bei Luftzutritt oder in kupfernen oder eisernen Cylindern von 40—45 cm Länge und 10—12 cm Durchmesser unter Luftabschluß und Zusatz von Kohlenpulver statt. Als Beizflüssigkeit benutzt man verdünnte Schwefelsäure (auf 14 Lit. Wasser 150 g Schwefelsäure), selten eine Lösung von Weinstein. Zum Beizen dienen hölzerne Beizfässer, welche mit Platten und der kochenden Beizflüssigkeit versehen, etwa 3—4 Minuten gedreht und darauf in ein Siebbecken entleert werden. Nachdem die Beize abgelaufen, spült man die Platten mit Wasser gehörig ab und trocknet sie, indem man sie auf heißen Tischplatten ausbreitet und mit Tüchern abreibt. Da die Beize von den Gold- und Silbermünzen das oxydierte Kupfer auflöst, so besitzen diese Münzen neu ganz die Farbe des reinen Goldes und Silbers, nach Abnutzung der zarten Gold- und Silberhaut aber die Farbe der Legierung. Der Beizverlust beträgt bei Silbermünzen 0,12—2,5 Proz., bei Goldmünzen 0,07 Proz. im Durchschnitt.

Das Prägen der Münzen erfolgt zwischen zwei gehärteten Prägstempeln aus Stahl durch einen auf den Oberstempel ausgeübten äußerst kräftigen Druck oder Stoß. Die Prägstempel, welche das Gepräge umgekehrt besitzen, werden durch Abpressen eines recht geschnittenen oder gravierten und gehärteten Stahlstempels (Urstempel) mittels eines besonders starken Prägwerkes erhalten (Senken, Absenken). Auf diese Weise lassen sich eine größere Anzahl vollkommen gleicher Prägstempel herstellen, die 2—400,000 Prägungen aushalten bis sie unbrauchbar werden. Zu einzelnen Münzen preßt man den erhaben gravierten Urstempel (Patrize) ab, erzeugt mit der so gewonnenen Matrize einen wieder erhabenen Stempel und benutzt diesen zur Herstellung der Prägstempel durch Absenken. Den Stoß erzeugte man anfangs durch einen Hammer (Klippwerk), später, bisweilen noch heute, auf einem Schraubenstoßwerk (Spindelwerk, Druckwerk, Anwurf), welches wie die Lochmaschine eingerichtet ist. Am gebräuchlichsten ist jedoch die Prägmaschine mit Kniehebel (s. Tafel, Fig. 10—12), welche in Deutschland von Uhlhorn in Grevenbroich erfunden wurde. Bei dieser mechanisch äußerst vollkommen ausgebildeten Prägmaschine werden die in größerer Anzahl in einen rohrartigen Behälter (Köcher) geschütteten Münzplatten von der Maschine selbstthätig einzeln mittels eines Fingers (Zubringer) zwischen die Stempel geschoben, darauf durch einen kräftigen Druck auf den Oberstempel geprägt und dann fertig aus der Maschine ausgeworfen, und zwar mit einer Geschwindigkeit, je nach der Größe der Maschine, von 2400—4200 Stück in der Stunde. Damit unter dem großen Druck zwischen den Stempeln die Platten nicht seitlich ausweichen und dadurch unansehnlich werden, wird über dem Unterstempel ein sogen. Prägring aus gehärtetem Stahl angebracht, der genau auf den Durchmesser der Münzen ausgedreht ist (glatter Ring) und die Platten während des Prägens umschließt (Ringprägen). Das Innere dieses Ringes enthält mitunter Schrift oder Verzierung, um zugleich den Rand der Münze zu prägen. Damit in diesem Falle die Münze aus dem Ringe leicht herausgebracht werden kann, teilt man diesen in drei Segmente, die sich beim Prägen fest zusammenschließen, beim Auswerfen aber etwas voneinander entfernen (gebrochener Ring). Bestehen die Verzierungen im Ringe nur aus Kerben zur Hervorbringung der parallelen Riffeln, so ist die Teilung des Ringes nicht notwendig (Kerbring). Da erfahrungsgemäß die Prägung schärfer ausfällt und weniger Kraft gebraucht, wenn im Moment des Druckes der Unterstempel um etwa 3 Grad gedreht wird, so ist jede Prägmaschine mit einer hierzu dienenden Einrichtung versehen. Das geprägte Geld ist nur noch auf Gewicht, Gehalt ꝛc. zu prüfen, zu welchem Zweck es genügt, aus einer größern Menge ein Stück herauszugreifen.

Trotz der bedeutenden Fortschritte der Münztechnik kommen falsche Münzen doch noch häufig vor. Von dem Polizeipräsidium in Berlin wurden z. B. 1880 an falschen Münzen angehalten: 1263 1-Markstücke, 1018 20-Pfennigstücke, 629 2-Markstücke, 147 Thalerstücke, 132 5-Markstücke, 4 10-Markstücke, 3 20-Markstücke. Die falschen Münzen sind entweder a) mit nachgeahmten Stempeln aus unedlen Metallen oder minderwertigen Legierungen geprägt und dann event. noch galvanisch versilbert oder vergoldet; b) in von echten Münzen abgenommenen Formen gegossen und dann häufig versilbert oder vergoldet; sie bestehen häufig auch c) aus einem minderwertigen Metallkern, auf welchen die mittels einer ganz feinen Säge in Gestalt dünner Blättchen abgeschnittene Avers- und Reversseite einer echten Münze aufgelötet sind; d) aus einem minderwertigen Metallkern, auf welchen Kupferplatten, die galvanisch auf echten Münzen erzeugt, dann vergoldet und versilbert wurden, aufgelötet sind; e) häufig werden echte Münzen am Rande befeilt, beschnitten, abgekratzt; seltener werden Goldmünzen am Rande ausgebohrt und das Bohrloch mit unedlem Metall gefüllt. Auch werden die Münzen durch Ätzen mit Säuren minderwertig gemacht. Alle derartig gewaltsam minderwertig gemachten Münzen werden in Deutschland von den königlichen, resp. Reichskassen angehalten und dem Einlieferer eingeschnitten zurückgegeben. Falschstücke von Goldmünzen wurden bisweilen hergestellt, indem man Silber- oder Platinbleche mit dünnen Goldblechen belegte und dann ausprägte. Vergoldete Münzen aus Platin-Kupferlegierungen mit Silber- und Zinkgehalt werden mit großem Geschick und seit länger als 20 Jahren in Valencia und Barcelona hergestellt. Zum Guß von Silbermünzen benutzt man Zinn mit Blei, Antimon, Zink, Wismut, zum Prägen Neusilber, Messing ꝛc.

Zur Prüfung der Münzen benutzt man vor allem das Gewicht. Es wiegt:

		Passiergewicht	Maximalgewicht
das 20-Markstück (Gold)	7,965 g	7,9252 g	7,9849 g
„ 10-Markstück „	3,9825 -	3,9626 -	3,9925 -
„ 5-Markstück „	1,9912 -	1,9753 -	2,0708 -
„ 5-Markstück (Silber)	27,7778 -		28,055 -
„ 2-Markstück „	11,1111 -		11,222 -
„ 1-Markstück „	5,5555 -		5,611 -
„ 50-Pfennigstück „	2,7778 -		2,805 -

Außer dem absoluten Gewicht kommt auch das spezifische Gewicht in Betracht, daß äußere Ansehen und der Klang. Für die Anwendung chemischer Erkennungsmittel ist in Betracht zu ziehen, daß die falschen Münzen meist vergoldet oder versilbert vorkommen; man muß also die äußere Schicht abkratzen, wenn man die Strichprobe anwenden will. Vgl. *Dammer*, Lexikon der Verfälschungen (Leipz. 1886).

Medaillen haben in der Regel einen größern Umfang und ein stärkeres Relief als Geldmünzen, fordern deshalb zum Prägen sehr bedeutende Kraft und eine größere Anzahl (bis 20) Stöße, welche mit Ausglühen und Beizen der Platten abwechseln und gewöhnlich mit einem starken Spindelwerk ausgeübt werden. Die Platten gewinnt man entweder durch Ausstoßen aus dicken Zainen oder durch Gießen in runden Metallformen, mitunter durch Schmieden aus Barren, wobei man, um das Prägen zu erleichtern, die beiden Flächen konvex ausbildet (*vorschlagen*). Vor dem Prägen reinigt man die Platten durch Abscheuern, bei Gold und Silber mit angefeuchtetem Weinstein, bei andern Metallen mit feinem Sand u. dgl. Um die eigentlichen Prägstempel zu schonen, verwendet man vielfach erst Vorstempel, die die Prägung im Groben hervorbringen und dann die Prägstempel (*Glanzstempel*) zur Vollendung (*Glanzstoß*). Kupferne Medaillen werden bronziert (s. Bronzieren). Vgl. *Karmarsch*, Mechanische Technologie (6. Aufl. von Fischer, Leipz. 1891); Derselbe, Beitrag zur Technik des Münzwesens (Hannover 1856); *Ansell*, The Royal Mint; its working, conduct and operations fully and practically explained (3. Aufl., Lond. 1871); *Schlösser*, Die Münztechnik (Hannov. 1884).

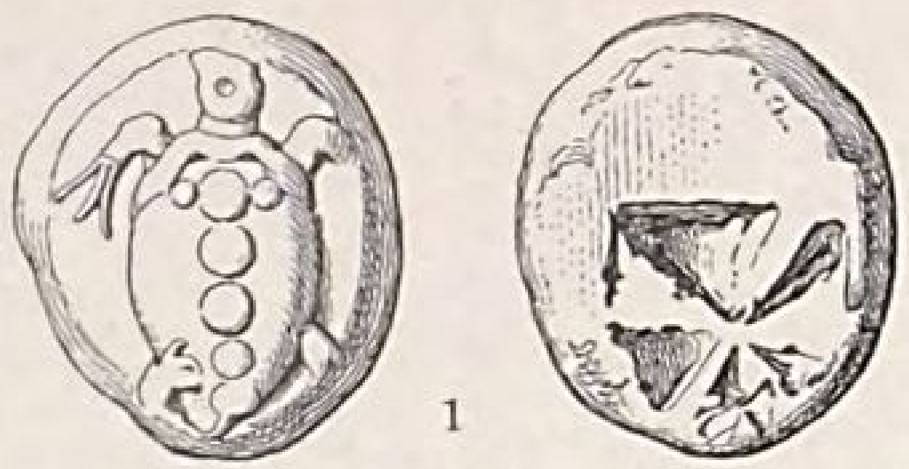
Geschichtliches.

(Hierzu die Tafeln »Münzen I u. II«: Münzen des Altertums u. des Mittelalters; Tafel III u. IV: Münzen des Weltverkehrs.)

Das M. des ältesten Kulturvolkes, der *Ägypter*, ist noch in Dunkel gehüllt; doch scheint es, daß sie keine Münzen im eigentlichen Sinne des Wortes besessen, sondern sich nur gewisser Metallmengen als eines Tauschmittels bedient haben. Für das *klassische Altertum* und die den Griechen benachbarten asiatischen Reiche sind die Anfänge der Ausprägung von Münzen chronologisch nicht festzustellen, doch finden wir bereits im 6. Jahrh. v. Chr. eine hohe technische Vollendung. Die ältesten *griechischen* Münzen sind von Silber; Gold und die Elektron genannte Mischung von Gold und Silber treten etwas später auf; Kupferprägung beginnt erst um 400. Die Rechnungsmünzen sind das Talent = 60 Minen und die Mine = 60 Drachmen; die Münzeinheit ist die Drachme = 6 Obolen. Die größte griechische Goldmünze ist das 20-Staterenstück des griechisch-baktrischen Königs Eukratides (in Paris; Tafel I, Fig. 8, vgl. auch Fig. 6); die größten Silbermünzen sind die 10-Drachmenstücke von Syrakus (Tafel I, Fig. 5), Alexander d. Gr. und Athen. Das Metall der griechischen Münzen (Tafel I, Fig. 2—4) ist gewöhnlich sehr rein; erst lange nach Alexander (Tafel I, Fig. 7) beginnt das Silber sich zu verschlechtern, jedoch sind antike Fälschungen, versilberte Kupfermünzen (nummi subaerati) sehr häufig schon in ältester Zeit. Die eisernen Münzen der Spartaner scheinen der Fabel anzugehören. Die Gestalt der griechischen Münzen ist rund oder rundlich, doch wurde in der frühern Zeit oft auffallend nachlässig geprägt. Das Metallstück der Münzen wurde kugel- oder eiförmig gegossen und der Stempel dann aufgeschlagen, wobei oft tiefe Risse am Rand entstanden. Die uralten Münzen Großgriechenlands tragen auf einer Seite ein erhabenes, auf der andern ein vertieftes Bild (nummi incusi); fast alle übrigen sehr alten Münzen zeigen auf der Rückseite ein vertieftes, oft mehrfach geteiltes Viereck (quadratum incusum; Tafel I, Fig. 1). Eine viereckige Form hat eine große Anzahl von Silber- und Kupfermünzen der griechisch-baktrischen Könige. Neben den einheimischen Münzen waren in Griechenland auch persische Goldmünzen (Dareiken; Tafel I, Fig. 9) in Umlauf. Seit der römischen Kaiserzeit prägen die griechischen Städte fast stets Münzen mit den Bildnissen der Kaiser; in spätester Zeit hört jede Autonomie auf, und die griechischen Städte werden zu Münzstätten des römischen Reiches (weiteres s. Griechische Münzen). Die ältesten *römischen* Münzen sind gegossene, bisweilen viereckige, oft sehr große Kupferstücke (aes grave). Die nachweisbar ältesten römischen Münzen sind die runden Asse (Tafel I, Fig. 11) und deren Teilstücke. Silber (Denar und seine Teilstücke; Tafel I, Fig. 12—15) wurde in Rom seit 269 v. Chr. geprägt; Goldmünzen der Republik erscheinen sehr spät und sind sämtlich sehr selten. Das edle Metall der Republikmünzen ist fein, doch sind subärate Silberstücke (versilberte Kupfermünzen) häufig. Das Gold der römischen Kaisermünzen (aurei, später solidi; Tafel I, Fig. 16) ist immer rein; erst die Byzantiner mischen es mit Silber und Kupfer (weiteres s. Römische Münzen). Innerhalb des römischen Reiches durfte das Münzrecht von keinem der unterworfenen Völker ausgeübt werden. Eine Ausnahme machten nur die Juden unter den Makkabäern (Tafel I, Fig. 10, und »Makkabäermünzen«). Die Münzen der aus der *Völkerwanderung* hervorgegangenen Reiche schließen sich, wenn auch meist viel roher, in Typen und Metall den spätesten römischen an. Die Münzen der Langobarden (s. »Langobardische Münzen« und Tafel II, Fig. 1), der Westgoten und der Merowinger (s. Merowingermünzen) zeichnen sich durch Roheit des Gepräges aus, während die der Karolinger (Tafel II, Fig. 2) und der englischen Könige des frühesten Mittelalters (fast nur Silber; Tafel II, Fig. 8) saubere Arbeit und meist richtige Aufschriften zeigen. Die *deutschen Münzen* (Denare, selten Teilstücke) sind meist rohe, bisweilen aber auch zierliche Gepräge von reinem Silber (Tafel II, Fig. 3—5). In der Mitte des 12. Jahrh. begann die Ausprägung der oft künstlerisch sehr hoch stehenden Hohlmünzen (damals denarii, jetzt Brakteaten genannt; Tafel II, Fig. 6 u. 7), welche im 13. und 14. Jahrh. seltener werden und in den folgenden Jahrhunderten verschwinden. Schon im 13. und besonders im 14. Jahrh. werden überall zweiseitige Gepräge in Gold und Silber häufiger (Tafel II, Fig. 9); wichtige Klassen sind die venezianischen Zechinen, der Florentiner Goldgulden, die Turnosen (Silber), die Prager Groschen, Gepräge, die vielfach nachgeahmt wurden (Tafel II, Fig. 10). Seit dem Ende des 15. Jahrh. werden große Silbermünzen (Thaler) geprägt (Tafel II, Fig. 12, 13, 15 u. 16). Seit dem 16. Jahrh. vermehrt sich die Zahl der Münzsorten, besonders in

Münzen I (Altertum).

Jede Münze in Vorder- und Rückansicht.



1

Schildkröte. Vertieftes Viereck.
Didrachmon von Aegina.
6. Jahrh. v. Chr.



2

Pallaskopf. Eule.
Tetradrachmon von Athen.
Zeit der Perserkriege.



3

Hermeskopf. Bock.
Tetradrachmon von Aenos in Thrakien.
Zeit des Peloponnesischen Kriegs.



4

Zeuskopf. Adler.
Didrachmon von Elis.
Um 400 v. Chr.



5

Kopf der Persephone. Siegreiches Viergespann und Waffen (Siegespreise).
Dekadrachmon von Syrakus.
Vom Stempelschneider Euaenetos, ca. 400 v. Chr.



6

Apollonkopf. Siegreiches Zweigespann.
Goldstater Philipps II.
von Makedonien.



7

Kopf des Herakles. Zeus.
Tetradrachmon von Alexander dem Großen.



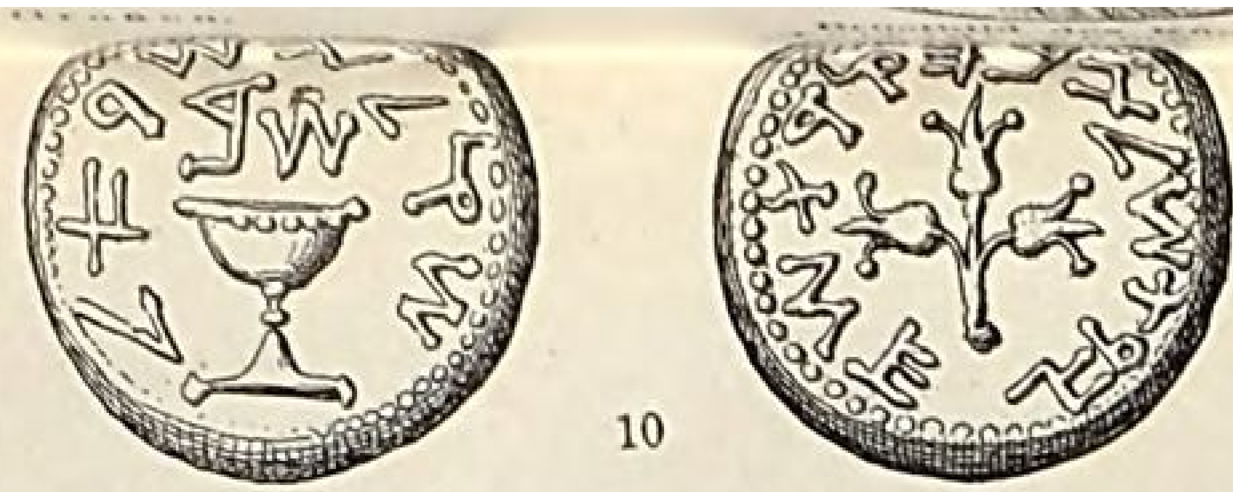
8

Brustbild des Königs. Dioskuren.
Tetradrachmon des baktrischen Königs Eukratides,
ca. 150 v. Chr.



9

Der König als Bogenschütze. Vertieftes Viereck.
Persische Königsgoldmünze (Dariçus).



10

Jüdischer Silbersekel von Simon Makkabäus (143 v. Chr.).
Althebr. Umschrift: »Sekel Israels, Jahr 2.
Jerusalem die heilige.«



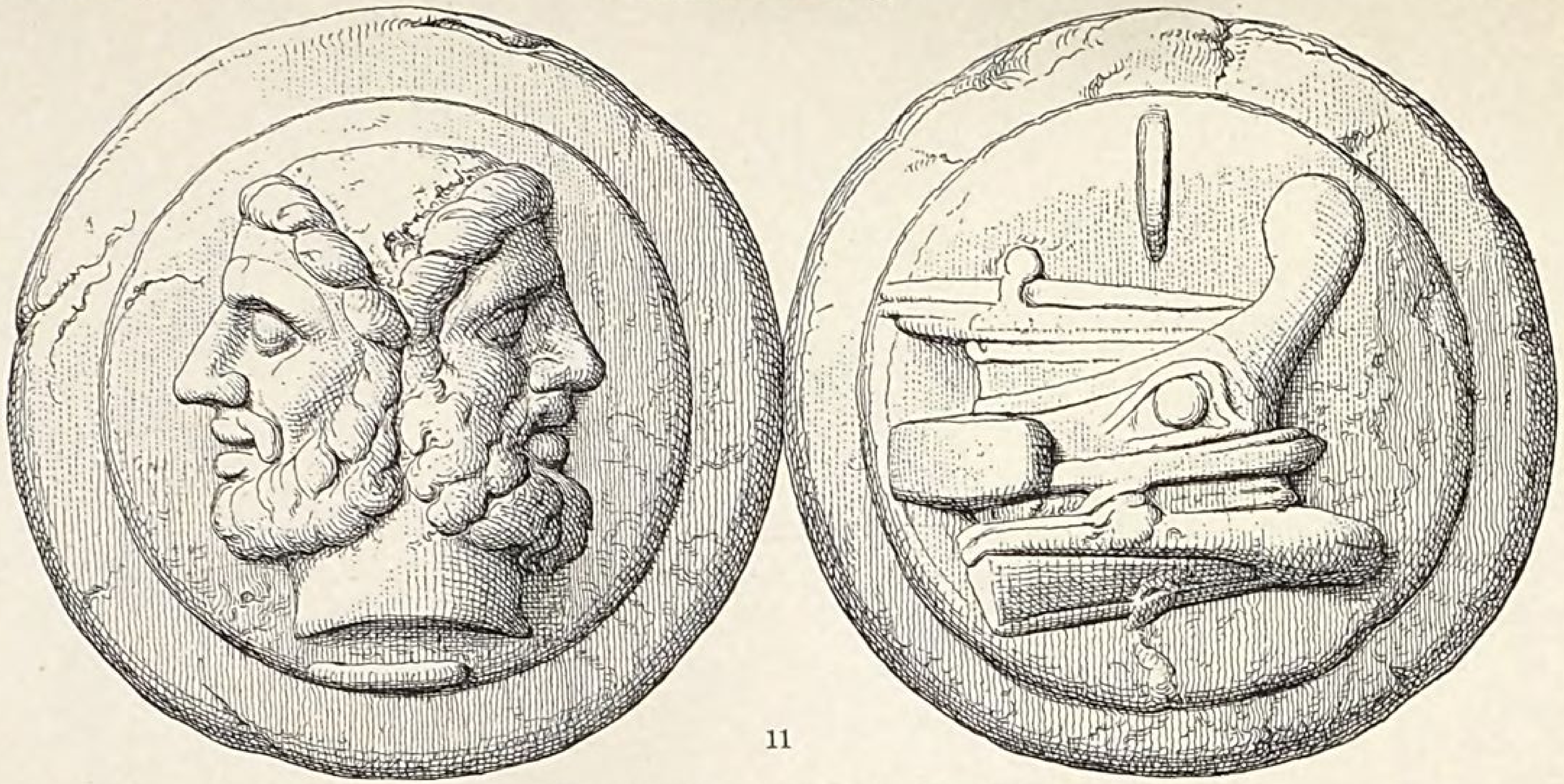
12

Kopf der Roma. X = 10 (Asse). Dioskuren.
Römischer Denar.

15



Kopf Caesars mit
dem Titel eines Diktators zum viertenmal.
Denar
des Julius Caesar.



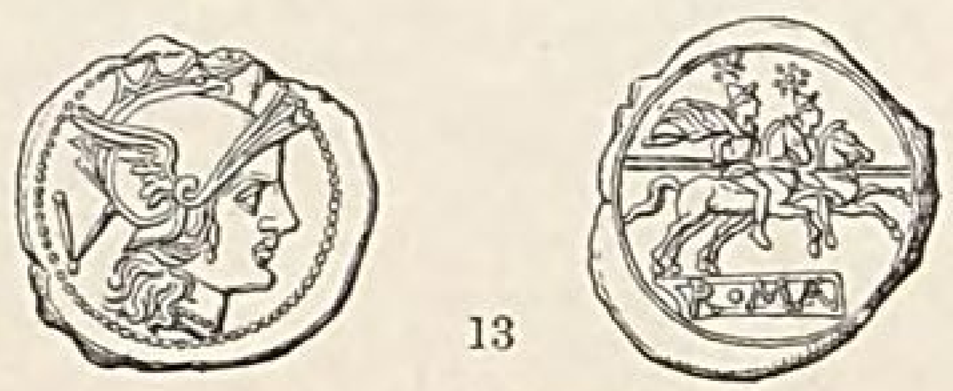
11

Januskopf. Gegossener römischer Kupferas. Schiff.

15



Juno im Zweigespann.
Denar
des Julius Caesar.
Vom Münzmeister
M. Mettius, 44 v. Chr.



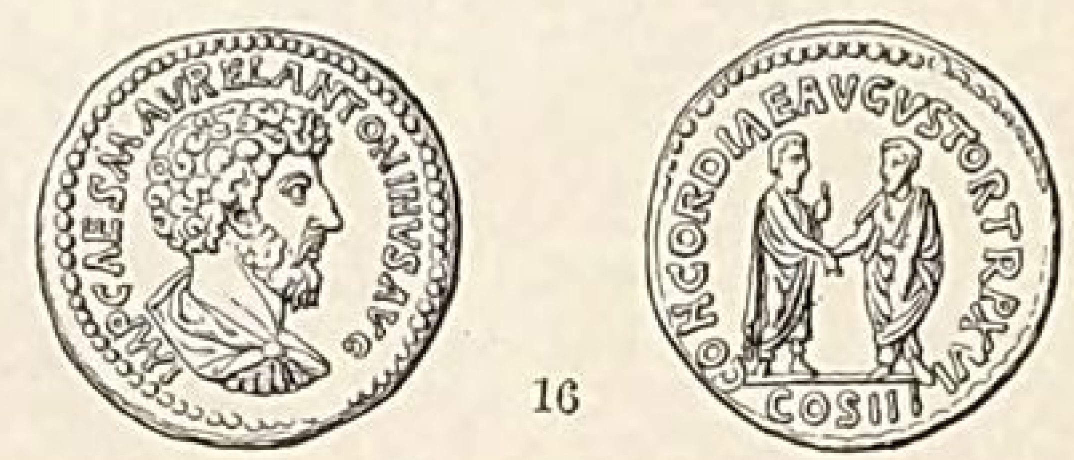
13

V = 5 (Asse).
Römischer Quinar.



14

IIS = $2\frac{1}{2}$ (Asse).
Römischer Sestertius.



16

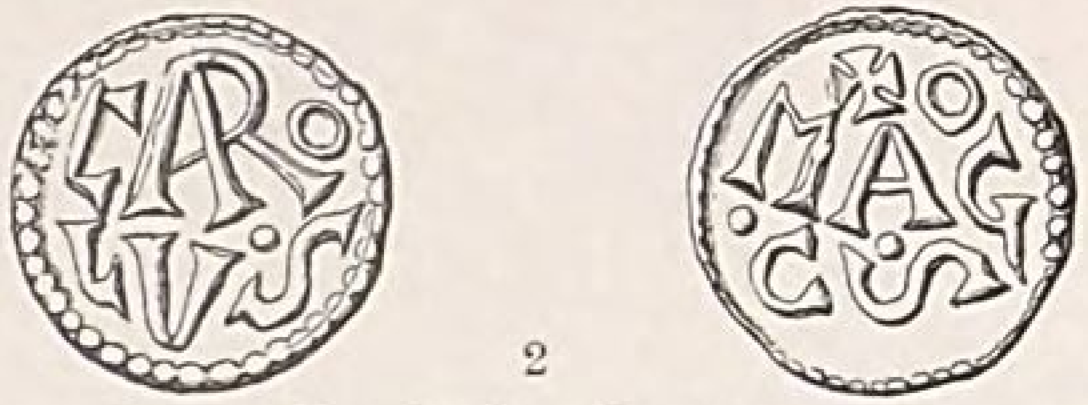
Brustbild des Kaisers. M. Aurel und sein Mitkaiser L. Verus.
Aureus des Marc Aurel. 161—180 n. Chr.

Münzen II (5.—17. Jahrh.).

Jede Münze in Vorder- und Rückansicht.



1
Silbermünze des Odoaker
(476—493).



2
Denar Karls des Großen. Mainz
(768—814).



5
Denar Kaiser Heinrichs IV. Duisburg
(1056—1106).



3
Denar Ottos d. Gr. Straßburg (Erzbischof Udo)
(936—973). (950—965).



4
Denar Ottos III.
(983—1002).



6
Brakteat Friedrichs I. Barbarossa
(1152—90).



7
Brakteat des Erzbischofs Wichmann
von Magdeburg (1152—92).



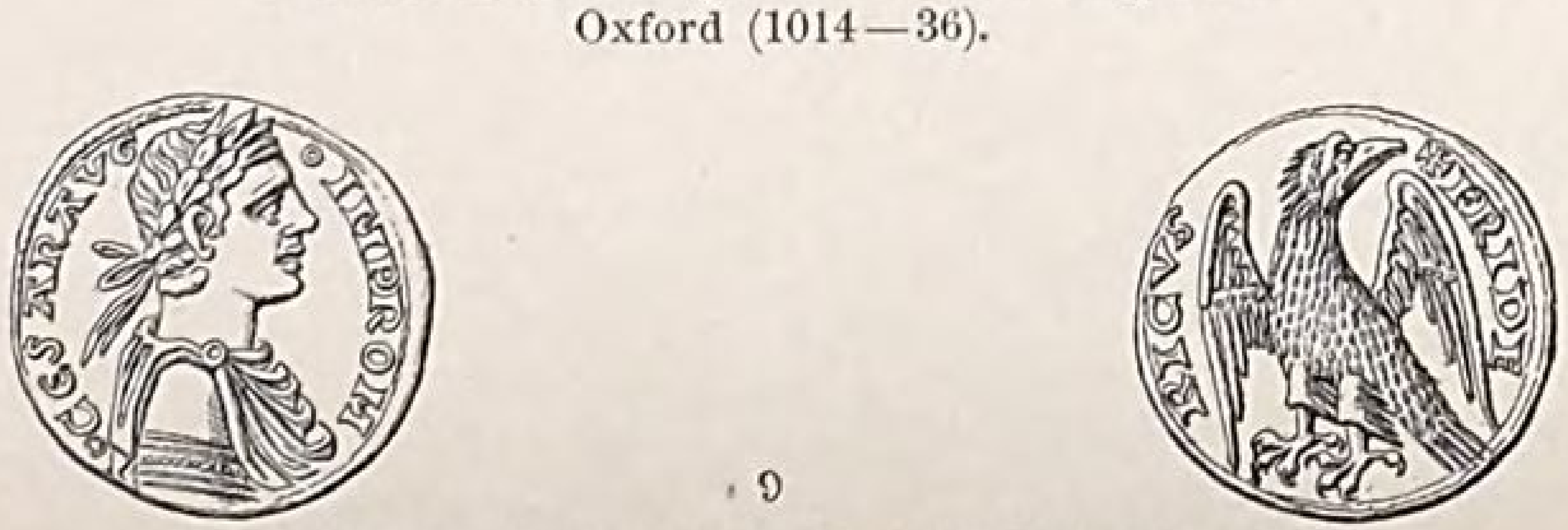
4
Denar Ottos III.



8
Denar des Königs Knut von England.
Oxford (1014—36).



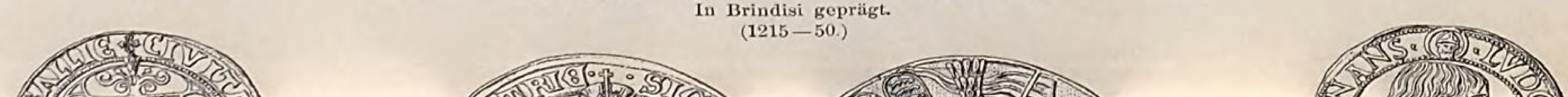
10



9
Goldener Augustalis Kaiser Friedrichs II.
In Brindisi geprägt.
(1215—50.)



11





10
Groschen von Aachen
(1492).



12
Thaler Sigismunds von Tirol (1439—96).



11
Teston des Johann Galeazzo Visconti
von Mailand (1481—94)
und seines Vormundes Lud. Moro.



13
Thaler Kaiser Maximilians I.
(1493—1519).



14



16
Viertelthaler Wallensteins (1626).



14
Dreigroscher des Herzogs Albrecht
von Preußen (1525—68).



15
Thaler von Lübeck
(1557).

Münzen III.

Goldmünzen des Weltverkehrs.



1. Zwanzig Francs.
Frankreich.



2. Imperial.
Rußland.



3. Mohur.
Britisch-Indien.



4. Dukaten.
Österreich.



5. Zehn Pesos.
Guatemala.



6. Doppelkrone (20 Mark). Deutsches Reich.



7. Zehn Jen.
Japan.



8. Zehn Milreïs.
Brasilien.



9. Sovereign (1 Pfund Sterling). Großbritannien.



10. Lira turca
(100 Gurusch). Türkei.



11. Zwanzig Haikuan-Tael. China.



12. Corõa (10 Milreïs).
Portugal.



13. Persischer Toman.



14. Tientje (10 Gulden).
Niederlande.



15. Fünfundzwanzig Pesetas.
Spanien.



16. Ein Beutel (500 Gurusch).
Türkei.



17. Eagle (Adler).
Verein. Staaten von N.-A.

Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliogr. Institut in Leipzig. *Zum Artikel »Münzwesen«.*

Münzen IV.

Silbermünzen des Weltverkehrs.



1. Gulden. Niederlande.



2. Mariatheresienthaler. Österreich.



3. Rubel. Rußland.



4. Ein Tostão. Portugal.



5. Ein Haikuan-Tael. China.



6. Kran. Persien.



7. Ein Silber-Jen. Japan.



8. Ein halber Dollar. Verein. Staaten von N.-A.



9. Trade-Dollar. Verein. Staaten.



10. Rupie der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft.



11. Rupie der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.



12. Säulenpiaster Karls III. Spanien.



13. Ein Milreïs. Brasilien.



14. Gersch, türk. Piaster.



15. Peso duro (Piaster). Mexiko.

Übersicht der wichtigern Gold- und Silbermünzen.

Vorbemerkungen: Als Rauhgewicht der Geldstücke, als Feingehalt in Tausendteilen und als Feingewicht der Stücke an Gold oder Silber sind die gesetzlich vorgeschriebenen verzeichnet, die Werte demgemäß nach dem mittlern Sollgehalt der vollwertigen Stücke ohne Rücksicht auf die ungleiche Toleranz berechnet. Ein Gramm Feingehalt an Gold = 2,79 deutsche Reichsmark, ein Kilogramm Gold = 15,5 kg Silber angenommen, daher 1 g Feingehalt an Silber = 18 deutsche Pfennig. Außerhalb der Landeswährung stehende Münzen für Handelszwecke werden mit †, ältere mit * kenntlich gemacht; von den gesetzlichen sind zur Zeit nicht alle Sorten geprägt.

I. Goldmünzen (vgl. beifolgende Tafel »Münzen III«).

Länder, Stückelung und Namen	Rauhgewicht g 1	Feingehalt ‰ 2	Feingewicht g 3	Wert Mk. 4
A. Europa.				
1. Deutsches Reich.				
20 Mark (Doppelkrone)	7,96495	900	7,16846	20
10 - (Krone)	3,98248	900	3,58423	10
5 - (halbe Krone)	1,99124	900	1,79211	5
*Friedrichsd'or 1771—1855	6,68159	$902^{7}/_{9}$	6,03199	16,829
*†Goldkrone 1857—73 . .	11,11111	900	10	27,9
*†$^{1}/_{2}$ - - . .	5,55556	900	5	13,95
2. Österreich-Ungarn.				
20 Kronen	6,77507	900	6,09756	17,012
10 -	3,38753	900	3,04878	8,506
*4facher Reichsdukaten 1799—1857	13,96356	$986^{1}/_{9}$	13,7696	38,417
†Dukaten seit 1671	3,49089	$986^{1}/_{9}$	3,44241	9,604
*Franz-Josefd'or 1870–93	6,4516	900	5,8064	16,2
*4 Gulden (=4,05 G. in Gold)	3,2258	900	2,9032	8,1
3. Rußland.				
Imperial = 10 Rubel Gold	12,90388	900	11,61349	32,402
Poluimperial = 5 Rubel	6,45194	900	5,80675	16,201
* - 1763—1885 . .	6,5440	$916^{2}/_{3}$	5,9987	16,736
*Imperskij Cervonej 1834—85	3,9264	$916^{2}/_{3}$	3,5992	10,042
*†GollandskijCerv. 1810-68	3,4904	$979^{1}/_{6}$	3,4177	9,557
*50 poln. Gulden 1815—31	9,8121	$916^{2}/_{3}$	8,9944	25,094
4. Finnland besonders.				
20 Markkaa	6,4516	900	5,8064	16,2
10 -	3,2258	900	2,9032	8,1
5. Schweden.				
20 Kronor	8,96057	900	8,06452	22,5
10 -	4,48029	900	4,03226	11,25
*†Karolin (=7,1 Rd.) 1868-72	3,2258	900	2,9032	8,1
*Dukaten 1835—68	3,4851	$975^{25}/_{41}$	3,4001	9,486
6, 7. Norwegen, Dänemark.				
20 Kroner	8,96057	900	8,06452	22,5
10 -	4,48029	900	4,03226	11,25
8. Großbrit. u. Irland.				
Sovereign = 1 Pfund Sterl.	7,98806	$916^{2}/_{3}$	7,32239	20,429
$^{1}/_{2}$ - = 10 Shillings .	3,99403	$916^{2}/_{3}$	3,66119	10,215
5 u. 2 Sov. im Verhältnis.				
*Guinea = 21 Shill. 1666—1816	8,3873	$916^{2}/_{3}$	7,6884	21,451
9. Niederlande.				
10 Gulden (Tientje)	6,72	900	6,048	16,874
†2 Dukaten seit 1847 . . .	6,988	983	6,8692	19,165
†Dukaten seit 1755	3,494	983	3,4346	9,583
*Gouden Willem 1816—75	6,7290	900	6,0561	16,896
10. Belgien.				
20 Francs	6,4516	900	5,8064	16,2
10, auch 100, 50, 5 u. (1861-65) *40 Fr. nach Verhältn.				
*25 Francs 1847—54 . . .	7,9155	900	7,1239	19,876
11. Schweiz.				
20 Franken	6,4516	900	5,8065	16,2
*Pistole = 16 alte Fr. 1818-50	7,6486	900	6,8838	19,206
*Berner Dukaten = 8 Fr. 1814—30	3,4904	$979^{1}/_{6}$	3,4177	9,535
12. Frankreich.				
100 Francs	32,25806	900	29,03225	81
50, 20, 10, 5 Fr. entspr				
*40 Francs 1803—40 . . .	12,9032	900	11,6129	32,4
*Louis = 24 Livres 1726-85	8,1584	$901^{1}/_{24}$	7,3511	20,510
13. Monaco.				
100 Francs	32,2581	900	29,0323	81
20 -	6,4516	900	5,8065	16,2
14. Spanien.				
20 Pesetas	6,45161	900	5,80645	16,2
10, 5, auch 100, 50 u. (seit 1876) 25 Pes. n. Verhältn.				
*Onza de oro (Quadruple) 1730—72	27,0643	$916^{2}/_{3}$	24,8089	69,217
*2Escudos de oro (Pistole) 1772—86	6,7660	$895^{5}/_{6}$	6,0612	16,911
*Onza = 16 Pesos 1786-1848	27,0643	875	23,6813	66,071
*Escudo de oro (zu 2 Piaster)	3,3830	875	2,9601	8,259
*Escudillo de oro (Veinteno)	1,7473	$848^{23}/_{24}$	1,4834	4,139
*Doblon (Isabellino) 1854-68	8,3871	900	7,5484	21,060
15. Portugal.				
Corôa = 10 Milreïs	17,7350	$916^{2}/_{3}$	16,25709	45,357
5, 2, 1 Milr. nach Verhältn.				
*Corôa de ouro 1835—54	9,5600	$916^{2}/_{3}$	8,7633	24,450
*Dobra = 8 Escudos 1722—1854	28,6830	$916^{2}/_{3}$	26,2927	73,357
*Cruzado velho in ouro dgl.	0,8963	$916^{2}/_{3}$	0,8216	2,042
16. Italien.				
20 Lire	6,45161	900	5,80645	16,2
100, 50, 10, 5 Lire nach Verhältnis.				
*Scudi cinque Roms 1835-66	8,668	900	7,8012	21,765
*Doppia Roms 1776—1846	5,4689	$916^{2}/_{3}$	5,0132	13,987
*Zecchino Roms 1729—99	3,425	1000	3,425	9,556
*Gran Fiorino d'oro Toscanas 1826—59	32,6181	1000	32,6181	91,005
*Ruspone Toscanas 1719-1826	10,4633	1000	10,4633	29,193
*Sovrana Österr. 1823—58	11,3314	900	10,1982	28,453
*Scudo d'oro Venedigs = 12 Zecchini	40,992	993	40,705	113,567
*Zecchino Mailands 1750-86	3,494	993	3,4685	9,677
*Oncetta Neapels (Onza Siziliens) 1818—61 . . .	3,7867	996	3,7716	10,523
*Oncia napoletana 1749—1809	8,799	906	7,9719	22,241
*Doppia Onza Siziliens 1751—1818	8,799	906	7,9719	22,241
17. Griechenland.				
20 Drachmen	6,4516	900	5,8065	16,2
100, 50, 10, 5 Dr. n. Verh.				
*20 Drachmen (Ottonion) 1833—67	5,7766	900	5,199	14,505
18. Serbien.				
20 Dinar	6,4516	900	5,8065	16,2
10 -	3,2258	900	2,9032	8,1
19. Rumänien.				
20 Leï	6,4516	900	5,8065	16,2
10 u. 5 Leï nach Verhältn.				
20. Türkei.				
Lira turca (Medschidiē) . .	7,21598	916	6,60963	18,441
50 Gurusch (Ellilik) . . .	3,60799	916	3,30482	9,220
25 - (Missir)	1,80399	916	1,65241	4,610
B. Afrika.				
1. Ägypten.				
Lira egiziana = 100 Gurusch	8,5	875	7,4375	20,751
50, 20, 10, 5 Gurusch im Verhältnis.				
*Bedidlik = 100 Piaster 1839	8,5392	875	7,4718	20,847
2. Tunis.				
20 Francs	6,4516	900	5,8065	16,2
10 -	3,2258	900	2,9032	8,1
*100 Rial Sebili 1872—92	19,492	900	17,5428	48,944
3. Kongostaat.				
20 Francs	6,4516	900	5,8065	16,2
4. Sansibar.				
5 Dollars oder Rials . . .	8,3590	900	7,5231	20,989
C. Asien.				
1. Persien.				
Tomân	3,2258	900	2,9032	8,1
$^{1}/_{2}$ u. $^{1}/_{4}$ T. entsprechend.				
2. Bochara.				
*Tilla (Tela) = 21 Tjanje	4,659	1000	4,659	13
3. Britisch-Ostindien.				
†Mohur (vor 1853 = 15 Rup.)	11,6637	$916^{2}/_{3}$	10,6916	29,830
$^{2}/_{3}$, $^{1}/_{3}$ M., auch 2 (1835—1870) im Verhältnis.				

Länder, Stückelung und Namen	1	2	3	4
*Bengal.Mohur(Goldrupie) 1818—35	13,2638	$916\frac{2}{3}$	12,1584	33,922
*Starpagoda von Madras	3,4230	$840\frac{5}{18}$	2,8763	8,025
4. Annam.				
Tam-wang-tron (a. $\frac{1}{2}$ u. $\frac{1}{4}$)	24,242	772	18,715	52,214
5. Japan.				
10 Jen (Yen)	16,6667	900	15	41,85
20, 5, 2, 1 Jen im Verhältn.				
6. Philippinen (spanisch).				
Doblon de oro = 4 Duros	6,7660	875	5,9203	16,518
2 Duros (Escudo), 1 (Escudillo) im Verhältnis.				
D. Amerika.				
1. Neufundland (britisch).				
2 Dollars = 100 Pence	3,328	$916\frac{2}{3}$	3,05067	8,511
2. Vereinigte Staaten von Nordamerika.				
10 Dollars (Eagle)	16,7181	900	15,04632	41,979
5, $2\frac{1}{2}$ (Quarter Eagle), 20, 3, 1 Doll. im Verhältn.				
*Eagle = 10 Doll. 1792-1834	17,4955	$916\frac{2}{3}$	16,0376	44,745
3. Mexico.				
20 Pesos	33,8410	875	29,6108	82,614
10 - (Hidalgo)	16,9205	875	14,8054	41,307
5, $2\frac{1}{2}$, 1 Peso im Verhältn.				
*Onza = 16 Pesos 1730-1867	27,0643	875	23,6813	66,071
*Escudo de oro 1786—1867	3,383	875	2,9601	8,259
4. Guatemala.				
10 Pesos	16,129	900	14,516	40,5
*Peso de oro 1824—59	1,692	875	1,480	4,129
5. Costarica.				
20 Pesos	32,2581	900	29,0322	81
10, 5, 2, 1 Peso im Verhältn.				
6. Venezuela.				
20 Bolivares	6,4516	900	5,8065	16,2
100, 50, 10, 5 B. im Verhältn.				
*Doblon = 10 Venezolanos 1857—87	16,129	900	14,516	40,5
*Onza = 16 Pesos	25,806	900	23,225	64,8

Länder, Stückelung und Namen	1	2	3	4
7. Kolumbien.				
10 Pesos (Condor)	16,129	900	14,516	40,5
20, 5, 2, 1 Peso im Verhältn.				
*Onza oder Doblon 1821-46	27,0643	875	23,6813	66,071
*Condor = 10 Pesos 1853-57	16,4	900	14,76	41,180
8. Ecuador.				
*Media Onza de oro 1835-56	13,532	875	11,8405	33,035
9. Peru.				
20 Soles	32,258	900	29,0322	81
10, 5, 2, 1 Sol im Verhältn.				
*Sol = 20 Pesos 1857—62	29,7543	900	26,7788	74,713
*Doblon = 5 Pesos	7,4385	900	6,6947	18,678
*Onza = 16 Pesos 1826—56	27,064	875	23,681	66,070
10. Bolivia.				
Onza = 10 Escudos ($17\frac{1}{2}$ Bolivianos)	25	900	22,5	62,775
5, 2, 1, $\frac{1}{2}$ Esc. im Verhältn.				
*Onza = 10 Escudos 1863-71	24,9616	900	22,4655	62,679
*Onza = 16 Pesos fuertes 1827—36	27,0643	875	23,6813	66,071
11. Chile.				
*Condor = 10 Pesos (b. 1894)	15,253	900	13,7277	38,300
*5 P. (Doblon), 2 (Escudo), 1 im Verhältnis.				
*Onza = 8 Escudos 1817—50	27,0643	875	23,6813	66,071
Condor = 20 Pesos	15,9761	$916\frac{2}{3}$	14,64476	40,859
10 P. (Doblon), 5 (Escudo) im Verhältnis.				
12. Argentina.				
Argentino = 5 Pesos	8,0645	900	7,2581	20,25
Medio Argentino	4,0323	900	3,6290	10,125
*Onza oder Doblon 1813-75	27,0643	875	23,6813	66,071
*Colon = 10 Pesos f. 1875-81	16,6667	900	15	41,85
13. Brasilien.				
20 Milreïs	17,92968	$916\frac{2}{3}$	16,43554	45,855
10, 5 Milreïs im Verh.				
*Dobra 1722—1849	28,6830	$916\frac{2}{3}$	26,2928	73,357
*Moeda de ouro	8,0670	$916\frac{2}{3}$	7,3948	20,632
*Quartinho (vor 1722 Milreïs) bis 1833	2,690	$916\frac{2}{3}$	2,4658	6,900

II. *Silbermünzen* (*vgl. beifolgende Tafel »Münzen IV«*).

Länder, Stückelung und Namen	1	2	3	4
A. Europa.				
1. Deutsches Reich.				
5 Mark	27,7778	900	25	4,5
2 -	11,1111	900	10	1,8
1 Mark	5,5556	900	5	0,9
50 Pfennig	2,7778	900	2,5	0,45
20 -	1,1111	900	1	0,18
*Vereinsthaler 1857—71	18,51851	900	16,66667	3
*Doppelthaler ($3\frac{1}{2}$ Gulden)	37,0370	900	33,3333	6
*5 Silbergroschen (prß. etc.)	5,34188	520	2,7778	0,5
*$2\frac{1}{2}$ -	3,2206	375	1,2077	0,217
*1 -	2,1958	220	0,4831	0,087
*$\frac{1}{2}$ -	1,0979	220	0,2415	0,043
*Thaler 1750-1856 (prß. etc.)	22,27195	750	16,70397	3,007
*$\frac{1}{3}$ - 1750—1809	8,35198	$666\frac{2}{3}$	5,56799	1,002
*$\frac{1}{6}$ - 1750—1856	5,34527	$520\frac{5}{6}$	2,78399	0,501
*2 Gulden 1857-71 (bayr. etc.)	21,1640	900	19,0477	3,429
*Gulden	10,5820	900	9,5238	1,714
*$\frac{1}{2}$ -	5,2910	900	4,7619	0,857
*6 Kreuzer	2,4630	350	0,8620	0,155
*3 -	1,2315	350	0,4310	0,078
*1 -	0,8417	165	0,1388	0,025
*Mark lübisch Kurant = 16 Schilling	9,1708	750	6,8781	1,238
*Schilling 1840—72	1,0826	375	0,4060	0,073
*$\frac{1}{2}$ - = 6 Pfennig	0,7692	250	0,1923	0,035
*$\frac{1}{4}$ -	0,5128	$187\frac{1}{2}$	0,0961	0,017
2. Österreich-Ungarn.				
Krone = 100 Heller	5	835	4,175	0,752
†Mariatheresienthaler	28,0668	$833\frac{1}{3}$	23,3890	4,210
*2 Gulden 1857—93	24,6914	900	22,2222	4
*Gulden	12,3457	900	11,1111	2
*$\frac{1}{4}$ -	5,3419	520	2,7778	0,5
*20 Kreuzer 1868—93	2,6667	500	1,3333	0,24
*10 -	1,6667	400	0,6667	0,12
*5 -	0,9527	350	0,3333	0,06
*10 Neukreuzer 1857—68	2	500	1	0,18
*5 -	1,3333	375	0,5	0,09
*Konventionsguld. 1852-57	12,9920	900	11,6927	2,105
*20 Kreuzer = 1 lombard. Lira	4,3307	900	3,8976	0,702
*Gulden = $\frac{1}{2}$ Speziesthaler 1753—1852	14,0313	$833\frac{1}{3}$	11,6928	2,105
*Krakauer Gulden 1835-46	3,113	875	2,7239	0,490

Länder, Stückelung und Namen	1	2	3	4
3. Rußland.				
Rubel = 100 Kopeken	20	900	18	3,24
50, 25 Kopeken i. Verh.				
20 Kopeken	3,6	500	1,8	0,324
15, 10, 5 Kop. im Verhältn.				
*Rubel (Bankmze.) 1810-86	20,7315	$868\frac{1}{18}$	17,9961	3,239
*20 Kopeken 1867—86	3,5992	500	1,7996	0,324
*Polnischer Zloty 1832—42	3,1097	$868\frac{1}{18}$	2,6994	0,486
4. Finnland besonders.				
2 Markkaa	10,3658	$868\frac{1}{18}$	8,9980	1,620
Markka	5,1829	$868\frac{1}{18}$	4,4990	0,810
50 Penniä	2,5494	750	1,9120	0,344
25 -	1,2747	750	0,9560	0,172
5. Schweden, 6. Norwegen, 7. Dänemark.				
2 Kronor (Kroner)	15	800	12	2,16
Krona (Krone)	7,5	800	6	1,08
50 Öre	5	600	3	0,54
25 -	2,42	600	1,452	0,261
10 -	1,45	400	0,58	0,104
40 - (für Norw., Dän.)	4	600	2,4	0,432
*(5.) Riksdaler Species 1830—63	34,0008	750	25,5006	4,590
*Riksdaler Riksmynt = 100 Öre	8,5002	750	6,3751	1,148
*R. Species = 48 Skillingar 1664—1830	29,2477	$878\frac{17}{36}$	25,6933	4,625
*(6.) Rigsort = 24 Skilling 1824—72	5,7787	875	5,0563	0,910
*(7.) Species Riksdaler 1787—1872	28,8933	875	25,2816	4,551
*Mark = $\frac{1}{3}$ (Bank-) Riksd.	6,1289	$687\frac{1}{2}$	4,2136	0,758
8. Großbrit. u. Irland.				
Crown = 5 Shillings Sterl.	28,27590	925	26,1552	4,708
Half Crown	14,13795	925	13,0776	2,354
Florin = 2 Shillings (s. 1849)	11,31036	925	10,4621	1,883
Shilling = 12 Pence	5,65518	925	5,2310	0,942
Sixpence Sterling	2,82759	925	2,6155	0,471
Fourpence (Groat)	1,88506	925	1,7437	0,314
Threepence (Half Sixpence)	1,41379	925	1,3077	0,235
Twopence (Half Groat)	0,94253	925	0,8718	0,157
Penny	0,47126	925	0,4359	0,078
*Crown 1673—1816	30,0998	925	27,8424	5,011
*(Bank) Dollar = 5 Sh. 1801—16	26,88	$895\frac{5}{6}$	24,079	4,334

Länder. Stückelung und Namen	1	2	3	4
9. Niederlande.				
Rijksdaalder = 2½ Gulden	25	945	23,625	4,253
Gulden = 100 Centen	10	945	9,45	1,701
50 Centen (Halve Gulden)	5	945	4,725	0,851
25 - seit 1847	3,575	640	2,288	0,412
10 u. 5 Cent. im Verhältn.				
*Gulden 1816—39	10,7648	893	9,6130	1,730
* - 1679-1801 = 20 Stuiv.	10,5618	913,19	9,645	1,736
*Schilling = 6 Stuivers 1651—1803	4,9889	571	2,8478	0,513
†*Rijksdaalder (Albertusd.) 1659—1847	28,0779	868	24,3716	4,387
†*Rijder (Ducaton) 1659—1847	32,5613	937	30,5099	5,492
10. Belgien.				
5, 2, 1, ½ Franc wie Nr. 12.				
*Franc = 100 Centimes 1832—65	5	900	4,5	0,81
*2½ (seit 1847), 2, ½, ¼ (bis 1852), ⅕ (seit 1853) im Verhältnis.				
11. Schweiz.				
5, 2, 1, ½ Frank wie Nr. 12.				
*Fr. = 100 Rappen 1860—65	5	800	4	0,72
*Frank 1850—59	5	900	4,5	0,81
*Schweizer Fr. = 10 Batzen	7,5123	900	6,7611	1,217
*Franken von Bern 1814-30	7,6486	838	6,4095	1,154
12. Frankreich.				
5 Francs	25	900	22,5	4,05
2 -	10	835	8,35	1,503
Franc = 100 Centimes	5	835	4,175	0,752
50 Centimes	2,5	835	2,0875	0,376
20 -	1	835	0,835	0,150
*10 - 1807—48	2	200	0,4	0,072
*2 Francs 1795—1864	10	900	9	1,62
*1, ½, ¼ (bis 1848), ⅕ (ab 1848) im Verhältnis.				
*Écu neuf = 6 Livres 1726-96	29,372	916⅔	26,9248	4,846
13. Spanien.				
5, 2, 1, ½, ⅕ Peseta wie Nr. 12.				
*Duro 1853—68	25,9601	900	23,3641	4,206
*Escudo = 10 Reales	12,9800	900	11,6820	2,103
*Peseta = 4 Reales 1864—68	5,1920	810	4,2055	0,757
*Peso duro = 20 R. de vallon 1772—1848	27,0643	902 7/9	24,4330	4,398
*Peseta provincial = 4 Real.	5,9752	812½	4,8549	0,874
14. Portugal.				
5 Tostões	12,5	916⅔	11,4583	2,062
2 -	5	916⅔	4,5833	0,825
Tostão = 100 Reïs	2,5	916⅔	2,2917	0,412
50 Reïs (Meio Tostão)	1,25	916⅔	1,1458	0,206
*Corôa de prata 1835—54	29,613	916⅔	27,1453	4,886
*Cruzado novo (Pinto) 1795-1835	14,6408	916⅔	13,4207	2,416
15. Italien.				
5, 2, 1, ½, ⅕ Lira wie Nr. 12.				
*5 Lire italiane (Scudo) 1800—65	25	900	22,5	4,05
*2, 1 (beide ab 1822), ½ (ab 1824), ¼ (seit 1826) Lira im Verhältnis.				
*Scudo Piemonts = 6 Lire 1755—1800	35,169	906	31,863	5,735
*Scudo sardo = 10 Reali 1768 ff.	23,587	896	21,134	4,004
*Scudo Genuas = 8 Lire 1790—1805	33,273	889	29,585	5,325
*Lira austriaca 1823—57	4,3306	900	3,8976	0,702
*Scudo Mailands = 6 Lire 1778—1801	23,133	896	20,7272	3,731
*Fiorino Toscanas 1826-59	6,8773	916⅔	6,3042	1,135
*Dena = 10 Lire 1803—44	39,446	958	37,789	6,802
*Scudo Roms = 100 Baiocchi 1835—65	26,898	900	24,2082	4,357
*Scudo Neapels = 12 Carlini 1784—1861	27,5318	833⅓	22,9431	4,130
*Ducato = 100 Grana	22,9431	833⅓	19,1193	3,441
16. Griechenland.				
Pentadrachmon = 5 Dr.	25	900	22,5	4,05
Drachmon = 100 Lepta	5	835	4,175	0,752
2 (Didr.), ½ (Emidr.), ⅕ Dr. im Verh.				
*5 Drachmon (Talleron) 1833—67	22,3849	900	20,1465	3,623
*1, ½, ¼ Dr. im Verhältnis.				
*Phönix = 100 Lepta 1829-33	4,4764	900	4,0284	0,725
*6 Oboli z. 5 Obolicci (ion.)	1,41379	925	1,3077	0,235
17. Serbien.				
Dinar = 100 Para	5	835	4,175	0,752
5, 2, ½ Dinar wie Nr. 12.				

Länder, Stückelung und Namen	1	2	3	4
18. Rumänien.				
Lëu = 100 Bani	5	835	4,175	0,752
5, 2, ½ Lëi wie Nr. 12.				
19. Bulgarien.				
Lew = 100 Stotinki	5	835	4,175	0,752
5, 2 Lewa, ½ wie Nr. 12.				
20. Türkei.				
20 Piaster (Jirmilik, Bejas Medschidie)	24,055	830	19,9656	3,594
10 P. oder Gurusch (Onlik), 5 (Beschlik), 2 (Ikilik) i. V. Gersch (Bir Grusch, Kirkpara)	1,2027	830	0,9983	0,180
20 Para (Jarimlik)	0,6014	830	0,4991	0,090
*Beschlik-5 Gurusch 1830 ff.	16,2	276	4,4692	0,804
*Gersch = 40 Para 1780 ff.	18,015	500	9,0075	1,621
*Altmischlik = 60 Para 1771 ff.	28,882	550	15,8851	2,859
B. Afrika.				
1. Ägypten.				
20 Piaster oder Gurusch	28	833⅓	23,3333	4,2
10, 5, 2, 1, ½, ¼ Piaster im Verhältnis.				
*10 Gurusch vor 1885	12,5	900	11,25	2,025
*5, 2½, 1 G. im Verhältnis.				
*20 G. (Rial, Tallaro) 1839	27,8413	833⅓	23,2010	4,176
2. Tunis.				
2 Francs	10	900	9	1,62
1, ½ Fr. im Verhältnis.				
*Burial Sebili (Piaster) 1872—91	3,13	900	2,817	0,507
*5, 4, 3, 2, ½ Rial im Verhältn.				
3. Marokko.				
Mitkal = 10 Okia Schraja	29,116	900	26,204	4,697
Okia Schraja	2,911	835	2,431	0,438
5, 2½, ½ O. entsprechend.				
4. Kongostaat.				
5, 2, 1, ½ Franc, wie Nr. 12.				
5. Angola (portugiesisch).				
10 Macutas = 500 Reïs	14,633	896	13,111	2,36
12, 8, 6, 4, 2 M. im Verhältn.				
6. Sansibar.				
Dollar (2⅛ Rupien)	27,215	900	24,4935	4,409
7. Mauritius.				
20 Cents	2,333	800	1,866	0,336
10 -	1,166	800	0,933	0,168
*Dollar = 100 Cents	26,9833	900	24,2850	4,371
*50, 25, 12½, 6¼ Cents im Verhältnis.				
C. Asien.				
1. Persien.				
Panabat = 10 Schahi	5,20	900	4,680	0,842
Abassi = 4 Schahi	2,08	900	1,872	0,337
*Kerân (Sahib Kran) 1857-77	4,78125	960	4,59	0,826
*½, ¼, ⅛ K. im Verhältn.				
2. Bochara.				
*Tenga (Tjanje) = 44 Pul bis 1894	3,375	1000	3,375	0,607
3. Britisch-Ostindien.				
Rupee = 16 Annas	11,66381	916⅔	10,69183	1,925
½, ¼, ⅛ R. im Verhältn.				
*Two Company's Rupees 1835—70	23,32762	916⅔	21,38365	3,849
*Sicca-Rupee von Kalkutta 1818—35	12,4349	916⅔	11,3987	2,052
*Sicca-Rupee des Großmoguls 1793	11,6412	979⅙	11,3987	2,052
*Bombay-Rupee = 4 Quarters 1800—24	11,5994	920	10,6715	1,921
*½ Star Pagoda von Madras 1811	21,172	892	18,885	3,399
4. Goa (portugiesisch).				
Xerafin (Pardao) = 5 Tangas	5,832	916⅔	5,346	0,962
5. Franz. Vorderindien.				
*Roupie von Ponditscherri: 8 Fanons	11,41038	958⅓	10,93495	1,972
*Double Fanon = 36 Caches	2,959	908	2,687	0,484
6. Niederl.-Ostindien.				
Gulden (Roepije) = 100 Duiten	10	945	9,45	1,701
50 Duiten	5	945	4,725	0,851
25 -	3,18	720	2,2896	0,412
10 -	1,25	720	0,9	0,162
5 -	0,61	720	0,4392	0,079

Länder, Stückelung und Namen	1	2	3	4
7. Siam.				
Tikal (Bat) = 4 Salung	15,29255	928	14,1916	2,554
Salung (Salyn) = 2 Fuang	3,9527	929	3,6721	0,661
Fuang (Fyan) = 4 Painung	1,944	907	1,7632	0,317
8. Indochina (französisch).				
†Piastre = 100 Centièmes	27,215	900	24,4935	4,409
50, 20, 10 C. im Verhältn.				
9. Annam.				
Tam-bac-tron (auch halbe)	27	707	19,1	3,436
10. Hongkong (britisch).				
†Dollar = 100 Cents	26,956	900	24,260	4,367
50 Cents	13,580	800	10,864	1,956
20,10,5 Cents im Verhältn.				
11. China.				
Piaster von Kanton seit 1890	26,900	900	24,210	4,358
1/2 -	13,450	866	11,648	2,097
1/5 -	5,380	820	4,412	0,794
1/10 u. 1/20 P. im Verhältn.				
12. Japan.				
Jen (Yen) = 100 Sen	26,9563	900	24,2607	4,367
50 Sen	13,4781	800	10,7826	1,941
20, 10, 5 Sen im Verhältn.				
*Jen zu 420 Troygrains 1875—78	27,21556	900	24,4940	4,409
*50 Sen 1871—73	12,5	800	10	1,8
13. Philippinen-Archipel (spanisch).				
50 Centavos (Escudo, Medio Duro)	12,980	900	11,682	2,103
20,10 Centav. im Verhältn.				
D. Amerika.				
1. Neufundland.				
50 Cents	11,782	925	10,8983	1,962
25, 20, 10, 5 C. im Verhältn.				
2. Kanada.				
50 Cents	11,664	925	10,7892	1,942
25, 10, 5 C. im Verhältn.				
3. Vereinigte Staaten von Nordamerika.				
Dollar = 100 Cents (412 1/2 Tr. Gr.)	26,72957	900	24,0566	4,330
50 Cents	12,5	900	11,25	2,025
25, 20, 10 C. (Dime) i. Vh.				
†*Trade Dollar 1873	27,21556	900	24,4940	4,409
*50 Cents 1853—73	12,4413	900	11,1972	2,015
*25, 10, 5, 3 C. im Verhältn.				
*50 Cents 1837—52	13,3648	900	12,0282	2,165
*25, 10, 5 Cents im Verhältn.				
*Dollar (416 Tr. Gr.) 1792—1836	26,9563	892 89/208	24,0564	4,330
*Dollar 1786—91	26,5515	916 2/3	24,3389	4,381
4. Mexiko.				
Peso (Duro, Dollar)	27,073	902 7/9	24,433	4,398
50 Centavos (Toston, Medio Peso)	13,536	902 7/9	12,2204	2,200
25 C. (Peseta), 10 (Decimo), 5 im Verhältnis.				
*Peso (P. duro, P. fuerte, P. colunario, Piaster) 1728-1861	27,0643	902 7/9	24,4330	4,398
*Real de plata mejicano	3,383	902 7/9	3,0541	0,550
*4 Reales, 2 (Peseta, Pesado), 1/2 (Realito) i. Verh.				
*Cuartillo = 2 Tlacos 1772-1861	0,846	902 7/9	0,7635	0,137
5. Guatemala.				
Peso = 100 Centimos	25	900	22,5	4,05
6. Nicaragua.				
20 Centavos	5	800	4	0,324
10, 5 Cent. oder Centesimos im Verhältnis.				
7. Costarica.				
1/2 Peso = 50 Centavos	12,5	835	10,4375	1,879
25, 10, 5 Cent. im Verhältn.				
*Peso duro = 8 Reales 1842—65	27,064	903	24,433	4,398
*Medio Peso = 50 Centavos 1865	12,8	750	9,6	1,728
8. Britisch-Westindien (wie A. 8).				
Praedial = 1 1/2 Pence	0,7069	925	10,6539	0,118
*Bit = 1/16 Dollar 1797-1822	1,6605	895	1,4862	0,278
*4 u. 2 Bits im Verhältnis.				
9. Haïti.				
Gourde	25	900	22,5	4,05
50 Centièmes	12,5	835	10,4375	1,879
20, 10 Cent. im Verhältn.				

Länder, Stückelung und Namen	1	2	3	4
10. Venezuela.				
5 Bolivares	25	900	22,5	4,05
1 Bolivar = 100 Centavos	5	835	4,175	0,752
2, 1/2, 1/5 B. im Verhältn.				
*Venezolano = 100 Centavos 1871—87	25	900	22,5	4,05
*50 Centavos	12,5	835	10,4375	1,879
*20, 10, 5 Cent. im Verhältn.				
*2 Reales Macuquina (Peseta) 1848—70	4,6	900	4,14	0,745
*5, 1, 1/2 Real M. im Verhältn.				
11. Kolumbien.				
Colombiano (Peso, 1847–53 Granadina = 10 Reales) = 100 Centavos	25	900	22,5	4,05
Decimo = 10 Centavos	2,5	835	2,0875	0,376
5, 2, 1/2 D. im Verhältn.				
*Decimo (1846 Real = 10 Decimos) 1853—67 = 10 Centavos	2,5	900	2,25	0,405
*Peso Macuquino (P. Sencillo) = 8 Reales 1823-45	27,064	666 2/3	18,043	3,248
12. Ecuador.				
Sucre = 100 Centavos	25	900	22,5	4,05
1/2, 1/5, 1/10 S. im Verhältn.				
*Peso Macuquina vor 1858	24,273	750	18,204	3,277
*Peseta = 2 Reales Mac. 1847	6,739	675	4,549	0,819
13. Peru.				
Sol = 100 Centavos	25	900	22,5	4,05
1/2, 1/5, 1/10 (Dinéro), 1/20 im Verhältnis.				
*Peso duro = 100 Centesimos 1857—62	23,7136	900	21,3422	3,842
*Peso duro = 8 Reales 1822-53	27,0643	902 7/9	24,433	4,398
14. Bolivia.				
Boliviano = 100 Centimos	25	900	22,5	4,05
Medio Boliviano	12,5	900	11,25	2,025
Tomin = 20 Centimos 1876	5	800	4	0,72
*Boliviano 1863—70	24,9616	900	22,4655	4,044
*1/2, 1/5, 1/10, 1/20 B. i. Verhältn.				
*Peso feble = 8 Reales 1859—66	19,969	902 7/9	18,0275	3,245
*Peso fuerte (Peso duro) 1827—58	27,0643	902 7/9	24,433	4,398
*Cuatro = 4 Reales 1830-58	13,479	666 2/3	8,986	1,617
15. Chile.				
Peso (Dollar) = 100 Centavos	25	900	22,5	4,05
50 Centavos (Medio Peso)	12,5	900	11,25	2,025
20 - (Quinto de Peso)	4,6	900	4,14	0,745
10, 5 Cent. im Verhältn.				
*Decimo 1851—60	2,5	900	2,25	0,405
*20, 5 Cent. im Verhältnis.				
*Peso duro = 8 Reales 1817-50	27,0643	902 7/9	24,433	4,398
*Real = 4 Cuartillos	3,383	902 7/9	3,0551	0,550
Neu: Scheidemünzen.				
100 Centavos (Peso)	20	835	16,7	3,006
20, 10, 5 C. im Verhältn.				
16. Argentina.				
Peso fuerte = 100 Centesim.	25	900	22,5	4,05
50, 20, 10, 5 C. im Verhältn.				
*Peso Plata (Patacon) 1875—81	27,110	900	24,399	4,392
*Peso = 8 Reales 1813-57	27,0643	902 7/9	24,4330	4,398
17. Uruguay.				
Peso = 100 Centesimos	25	900	22,5	4,05
50, 20, 10 C. im Verhältn.				
*Peso = 100 Centes. 1862-76	25,48	916 2/3	23,3567	4,204
*50, 20, 10, 5 C. im Verhältn.				
*Peso = 8 Reales 1828-61	27,0643	875	23,6813	4,263
*5 Reales corrientes = 500 Reïs 1854—61	13,010	833 1/3	10,8417	1,951
*250, 125 Reïs i. Verhältn.				
18. Brasilien.				
2 Milreïs	25,5	916 2/3	23,375	4,208
1, 1/2 Milreïs im Verhältn.				
*Milreïs 1867—71	12,5	900	11,25	2,025
*500 Reïs	6,25	835	5,2187	0,939
*Patacão = 3 Patacas 1833—49	26,8903	916 2/3	24,6495	4,437
*Pataca = 320 Reïs 1800-33	9,489	895	8,4926	1,529
E. Australien und Ozeanien.				
Hawaii.				
Dollar = 8 Reales oder 100 Cents	26,729	900	24,056	4,330
1/2, 1/4, 1/10 Doll. wie D. 3.				

Deutschland, ins Unendliche (Tafel II, Fig. 16). Von den Prägungen des nichtgriechischen Orients sind die mit Ausnahme einiger messerförmiger Stücke ganz einförmigen Kupfermünzen der Chinesen, welche vor der hellenischen Kulturepoche vorhanden gewesen sein sollen, die ältesten. Die indischen Münzen (namentlich Gold und Kupfer) schließen sich an die spätesten Münzen der griechisch-indoskythischen Könige an; nur wird die griechische Inschrift ganz von der einheimischen verdrängt. Die mohammedanischen Münzen ahmen zuerst die byzantinischen und sassanidischen in Gepräge und Münzwert nach; später verschwindet jedes Bild, und das Gepräge besteht bis auf die neueste Zeit nur aus Inschrift. Über das gegenwärtige M. in den verschiedenen Staaten geben die betreffenden Länderartikel Auskunft, sowie beifolgende tabellarische »Übersicht der wichtigsten Gold- und Silbermünzen«; dazu Tafel III und IV mit einer Auswahl der wichtigsten Münzen des Weltverkehrs.

Vgl. Kunis, Abbildung und Beschreibung der gegenwärtig kursierenden Gold- und Silbermünzen (5. Aufl., Leipz. 1882); die Handbücher der Münz-, Maß- und Gewichtskunde von Noback (2. Aufl., das. 1877), Bleibtreu-Huber (2. Aufl., Stuttg. 1878), Schlössing (das. 1885), Klimpert (Lexikon, Berl. 1885), Nelkenbrecher-Jerusalem (20. Aufl., das. 1890), Treuber (2. Aufl., Dresd. 1891); Auböck, Handlexikon über Münzen, Geldwerte, Tauschmittel ꝛc. aller Länder der Erde (Wien 1893); Hickmann, Neueste Münzenkunde aller Staaten der Erde (2. Aufl., das. 1895); Soetbeer, Die deutsche Münzverfassung (Erlang. 1874–75); Koch, Die Reichsgesetzgebung über Münz- und Bankwesen ꝛc. (2. Aufl., Berl. 1890); Haupt, Histoire monétaire de notre temps (Par. 1886); Derselbe, Arbitrages et parités (8. Aufl., das. 1894) und die Litteratur bei »Währung«. Über die Geschichte der Münzkunde und die darauf bezügliche Litteratur s. Numismatik.

Münzwissenschaft, soviel wie Numismatik (s. d.).

Münzwürdigung, soviel wie Valvation (s. d.).

Münzzeichen, eine Figur oder ein Buchstabe auf Münzen zur Bezeichnung der Münzstätte, des Stempelschneiders oder Münzmeisters. Schon auf altgriechischen Münzen ist bisweilen der Name des Stempelschneiders angedeutet, auf den Münzen der römischen Republik und auf merowingischen Münzen die Wappen der Münzbeamten. Seit dem 16. Jahrh. zeigen die Münzen allgemein Buchstaben, Monogramme oder Hausmarken als Münzmeisterzeichen, die später auch gesetzlich vorgeschrieben wurden. Gegenwärtig werden auf den deutschen Münzen die Münzstätten durch Münzbuchstaben angedeutet (s. Münzwesen, S. 638). Vgl. Schlickeysen, Erklärung der Abkürzungen auf Münzen (2. Aufl., Berl. 1882).

Muong, wilde Stämme in Anam (s. d.).

Muonio, Fluß auf der Grenze zwischen Schweden u. Rußland, bildet bei dem finnischen Orte Muonioniska den 2 km langen Katarakt Muoniokoski, mündet nach 350 km langem Lauf links in den Torneå.

Muota, ein 26½ km langer Zufluß des Vierwaldstätter Sees in der Schweiz, entsteht aus mehreren Quellbächen der Bergwildnisse der Tödigruppe, durchfließt das wald- u. alpenreiche Muotathal, aus dem er sich durch eine enge Schlucht hinauszwängt, und erreicht im Thal von Schwyz-Brunnen, nach Aufnahme der Seewern, den See. Das Muotathal wird von einem durchaus katholischen Hirtenvölklein (2015 Seelen) bewohnt und erhält durch die Zugangsstraße zum Pragel, dem 1543 m hohen Paß nach dem Klönthal, in der Reisezeit einiges Leben. — Die russische Armee unter Suworow stieg 27. und 28. Sept. 1799 von Uri über den Kinzigpaß in das Thal der M., von wo sie sich unter blutigen Kämpfen mit den Franzosen den Rückweg über den Pragelpaß erzwang.

Muotta, ein in Graubünden, besonders im Engadin, häufiger Lokalname, soviel wie Bühl, d. h. ein Hügel von mäßiger Höhe mit abgerundetem Gipfel (Kuppe), meist frei in der Ebene oder auf der Thalsohle sich erhebend. Muot dagegen bedeutet Kopf, Stock eines Berges.

Mur, Sand, Schlamm, zerstückeltes Gestein; s. [Murgang.

Mur, linker Nebenfluß der Drau und Hauptfluß Steiermarks, entspringt am Nordfuße des Marchkarecks in den Kärntnerisch-Steirischen Alpen, durchfließt in östlicher Richtung den salzburgischen Lungau, tritt bei Predlitz nach Steiermark über und fließt, von Judenburg an flößbar, in breitem Thal nach NO. Bei Bruck, wo sie von den niederösterreichischen Alpen her die Mürz empfängt, wendet sie sich nach S., wird bei Graz schiffbar und schlägt bei Ehrenhausen östliche, dann südöstliche Richtung ein. Sie tritt unterhalb Radkersburg nach Ungarn über, bildet mit der Drau die Murinsel und mündet, 438 km lang, bei Legrád. Der Fluß ist im Oberlauf sehr reißend und wurde 1874–94 reguliert; unter seinen Nebenflüssen sind rechts die Kainach und Sulm, links die Mürz die bedeutendsten.

Murabba, türk. Flächenmaße: älteres M.-Adim zu 4 M.-Kadem = 0,574 qm (das Quadratarschin); metrisches: M.-i-â'chary (M.-i-scherij) = 1 Ar.

Murad, Quellfluß des Euphrat (s. d.).

Murad, Name mehrerer türk. Sultane: 1) M. I., zweiter Sohn Urchans, geb. 1319, folgte, nachdem sein älterer Bruder, Suleiman, schon vor Urchan gestorben, seinem Vater 1359 auf dem osmanischen Thron und setzte die Eroberungen seines Vaters und Bruders fort. Nach Eroberung Adrianopels und Philippopels bemächtigte er sich 1362 ganz Thrakiens und schuf diese Städte zu prächtigen Herrschersitzen um. 1365 verlegte er seine Residenz nach Adrianopel. Die Serben, Walachen und Bulgaren unterwarfen sich ihm freiwillig, und durch Besiegung des Ali-Begs von Konia 1386 brachte M. ganz Kleinasien unter seine Gewalt. Seinen Sohn Saudschi, der sich gegen ihn empört, ließ er blenden und enthaupten. Bei Kossowa, auf dem Amselfeld, schlug er 15. Juni 1389 die vereinigten Serben, Albanesen und Walachen, die einen Versuch wagten, die türkische Herrschaft abzuschütteln, in einer langen, blutigen Schlacht, wurde aber nach dem Sieg von einem verwundeten serbischen Edelmann, Milosch Obilitsch, erstochen und in Brussa beigesetzt. Er wurde sowohl wegen seiner glänzenden Thaten als wegen seiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Liebe zur Bildung von den Osmanen als Herr (Chudawendkiar) und Sieger (Ghasi) hoch geehrt.

2) M. II., Sohn Mohammeds I., geb. 1401, gest. 5. Febr. 1451, wurde von demselben zum Statthalter von Amasia ernannt und folgte ihm 1421 auf dem Thron. Gleich zu Beginn seiner Herrschaft hatte er mit dem Kronprätendenten Mustafa zu kämpfen, den er 1422 besiegte und hinrichten ließ. Sofort begann er die Belagerung Konstantinopels, wurde aber nach dem vergeblichen Sturm 24. Aug. durch Aufstände in Asien abberufen und begann nach deren Unterdrückung einen Krieg mit den Venezianern, denen er 1430 Thessalonich entriß. Darauf unterjochte er

die Walachei und Serbien, nur Belgrad konnte er 1440 nicht erobern. Durch neue Niederlagen, welche der tapfere Johann Hunyades den Osmanen zufügte, erschüttert, schloß M. 1444 mit den Christen den Frieden von Szegedin und dankte zu gunsten seines Sohnes Mohammed ab, um sich nach Magnesia zurückzuziehen. Aber als die Christen den Frieden brachen und in Bulgarien einfielen, eilte er mit einem zahlreichen Heere herbei und besiegte König Wladislaw von Ungarn 10. Nov. 1444 in der glorreichen Schlacht bei Warna, in der Wladislaw fiel. 1446 eroberte er Morea. Ein Aufstand der Janitscharen und die Erhebung Georg Kastriotas (Skanderbegs) in Albanien zwangen ihn, die Herrschaft weiterzuführen. In einer dreitägigen Schlacht bei Kossowa (18.—20. Okt. 1448) besiegte er wiederum die Christen unter Hunyades, Skanderbeg konnte er aber nicht überwinden.

3) M. III., Sohn Selims II., geb. 1546, gest. 1595, bestieg 1574 nach Selims Tode den Thron und ließ sofort fünf jüngere Brüder ermorden. Er versank bald in Weichlichkeit und träumerischen Müßiggang, erschöpfte sich in den Genüssen des Harems und war nur bemüht, Schätze an Gold und Silber aufzuspeichern. Der große Perserkrieg, den er 1576 begann, endete trotz ungeheurer Opfer an Geld und Menschen 1590 mit der Erwerbung wenig wertvoller Grenzprovinzen.

4) M. IV., Sohn Achmeds, geb. 1609, gest. 9. Febr. 1640, wurde 1623 nach der Absetzung seines Oheims Mustafa auf den Thron erhoben. Er war ein kräftiger, in allen körperlichen Übungen geschickter, auch geistig fein gebildeter Fürst, der aber bald unter dem Übermaß sinnlicher Genüsse entartete und sich dem Laster der Trunksucht und der Grausamkeit hingab. Von 1632—37 wurden 25,000 Menschen teils durch ihn selbst, teils durch seine Henker hingerichtet. Mit dem Vermögen der Ermordeten füllte er seinen Schatz. Die unbotmäßigen Janitscharen bändigte er durch Strenge und führte mit ihnen mehrere glückliche Kriege. 1638 entriß er den Persern Eriwan, Tebriz und Bagdad wieder, züchtigte die Kosaken und legte den Venezianern einen nachteiligen Frieden auf.

5) M. V., Sohn Abd ul Medschids, geb. 21. Sept. 1840, als Prinz Mohammed M. Efendi genannt, wurde nach der Thronbesteigung seines Oheims Abd ul Asis (1861) von allen öffentlichen Angelegenheiten fern gehalten und hart behandelt, da er die von Abd ul Asis beabsichtigte Änderung der Thronfolge nicht genehmigen wollte. Als sein Oheim durch seine Unfähigkeit selbst die strenggläubigen Türken von sich abwendig gemacht hatte, wurde M. durch eine Palastrevolution 30. Mai 1876 auf den Thron erhoben und zum »Kaiser von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation« proklamiert. Da sich aber bald zeigte, daß seine Gesundheit körperlich und geistig unheilbar zerrüttet war, wurde er 31. Aug. d. J. des Thrones wieder entsetzt und nach einem einsamen Palast gebracht, wo er seitdem in Stumpfsinn verfallen lebt. Vgl. Kératry, Mourad V, prince-sultan prisonnier d'État (Par. 1878); Djemaleddin Beg, Sultan Murad V., the Turkish dynastic mystery 1876—1895 (Lond. 1895).

Muradabad, britisch-ind. Stadt, s. Moradabad.

Murad Efendi (Franz von Werner), deutscher Schriftsteller und türk. Diplomat, geb. 30. Mai 1836 in Wien, gest. 12. Sept. 1881 im Haag, trat nach vollendeten Gymnasialstudien in ein österreichisches Kavallerieregiment und während des russisch-türkischen Krieges als Offizier in die türkische Armee. Nach dem Friedensschluß vertauschte er den Militärdienst mit dem diplomatischen, ward als Sekretär einer außerordentlichen Mission für die Angelegenheiten Montenegros u. der Herzegowina beigegeben, wurde hierauf persönlicher Sekretär des Großwesirs Mehemed Pascha, erhielt 1859 Spezialmissionen nach Bukarest, 1860 nach Palermo, ward 1864 zum türkischen Konsul für das Banat mit dem Sitz in Temesvár, 1872 zum Generalkonsul in Venedig, 1874 zum Generalkonsul in Dresden, 1877 zum Ministerresidenten an den Höfen vom Haag und von Stockholm und 1880 zum bevollmächtigten Minister u. außerordentlichen Gesandten daselbst ernannt. In Temesvár hatte er seine seit frühester Jugend gepflegten poetischen Bestrebungen wieder aufgenommen. Außer den Gedichtsammlungen: »Klänge aus Osten« (Temesvár 1865) und »Durch Thüringen« (1870) entstanden die Tragödien: »Marino Falieri« (Leipz. 1871), »Selim III.« (1872), »Ines de Castro« (1872), »Mirabeau« (1875), die auf einer Reihe von Bühnen mit Erfolg in Szene gingen, und die Lustspiele: »Bogadil« (1874), »Mit dem Strom« (1874), »Professors Brautfahrt« (1874), »Ein Roman« und »Durch die Vase« (1875). Außerdem veröffentlichte er: »Türkische Skizzen« (2. Aufl., Leipz. 1878, 2 Bde.), eine Reihe instruktiver Aufsätze über orientalische Zustände; »Ost und West«, Gedichte (Oldenb. 1877, 3. Aufl. 1881); »Nassreddin Chodja, ein osmanischer Eulenspiegel« (das. 1878, 4. Aufl. 1894) und »Balladen und Bilder« (das. 1879, 3. Aufl. 1885). Seine »Dramatischen Werke« erschienen gesammelt in 3 Bänden (Leipz. 1881).

Muraille (franz., spr. müráj'), Mauer. Attaque en m., veraltete Angriffsform der Kavallerie, bei der die ganze Linie Knie an Knie ritt.

Murajewaja, Dorf im russ. Gouv. Rjasan, Kreis Dankow, an der Ranowa (zur Pronja), mit Steinkohlengruben und 1400 Einw.

Muraköz, s. Murinsel.

Muralt (spr. mü-), Béat de, franz. Schriftsteller (Biographie von Greyerz, Frauenfeld 1888), s. Französische Litteratur in der Schweiz, S. 807.

Muräne (Gymnothorax *Bl.*, Muraena *L.*), Gattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der Aale (Muraenoidei), aalähnliche, plump gebaute Fische mit schuppenloser Haut, ohne Brustflossen, mit sehr niedriger Rücken- u. Afterflosse, sehr enger Kiemenöffnung und spitzigen, langen Zähnen in einer Reihe. Die gemeine M. (G. Helena *L.*, s. Tafel »Fische II«, Fig. 8), bis 1,5 m lang und 6 kg schwer, am Vorderleib gelb, am Hinterleib bräunlich mit braunen, von dunkeln Binden umschlossenen Flecken, lebt im Mittelmeer und im südlichen Atlantischen Ozean, gelangt bisweilen an die englischen Küsten, hält sich am Grunde auf, laicht im Frühjahr an den Küsten, nährt sich von Krebsen und Tintenfischen, ist äußerst gefräßig und bringt den Fischern leicht gefährliche Wunden bei. Wegen des sehr schmackhaften Fleisches wurde die M. von den Römern seit Cäsars Zeit in Teichen gezüchtet; Vidius Pollio soll sie sogar mit dem Fleisch seiner Sklaven gemästet haben.

Muraenidae (Aale), s. Aale.

Murāno, Stadt in der ital. Provinz Venedig, auf einer Insel der Lagunen, 2 km nordöstlich von Venedig gelegen, hat einen Dom San Donato (Basilika aus dem 12. Jahrh.), eine Renaissancekirche San Pietro Martire (von 1509) mit einem Altarbild von Giov. Bellini, ein Glasindustriemuseum und (1881)

3629 Einw. — Seit früher Zeit war M. Hauptsitz der venezianischen Glasmacher, die schon im 13. Jahrh. eine Innung bildeten. Die Glaskunstindustrie beschränkte sich vorzugsweise auf Gefäße und Spiegel, im 18. Jahrh. auf Perlen, wurde aber in neuerer Zeit durch Salviati (s. d.) und Radi wieder auf die alte Höhe gebracht. Die Fabrikation wird von der Compagnia Venezia-Murano betrieben.

Murānum, s. Morano-Calabro.

Murány (spr. múrānj), Dorf im ungar. Komitat Gömör, Endstation der Murányer Vizinalbahn Pelsöcz-M., Sitz der M.-Salgó-Tarjáner Bergwerks-Aktiengesellschaft, mit (1890) 1170 meist slowakischen (römisch-kath.) Einwohnern. In der Nähe, am Südfuße des Murányer Kalkplateaus, auf steilem Felsen die Reste der uralten, historisch berühmten Feste M. Diese war im 15. Jahrh. im Besitz der Hussiten und wurde 1620 von Gabriel Bethlen als königliche Schenkung dem Georg Széchi übergeben, dessen Witwe Marie Széchi (»die Venus von M.«) zu vielfachen Dichtungen Anregung gegeben hat (z. B. zu Dóczys Schauspiel »Maria Széchi«). M. gehört jetzt dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha.

Muraschkino-Bolschoje, Kirchdorf im russ. Gouv. Nishnij Nowgorod, Kreis Knjaginin, mit 8 Kirchen, 10 Gerbereien, deren Produkte (namentlich Handschuhe, bis 100,000 Paar jährlich) weit ins Ausland verführt werden, und (1889) 4041 Einw. Es war im 17. Jahrh. befestigt.

Murat (spr. müra), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Cantal, am Fuße des Basaltkegels Bonnevie (1070 m), welcher eine kolossale eiserne Marienstatue trägt, am Alagnon und an der Orléansbahn, mit Fabrikation von Tuch, Spitzen und Hüten, Handel mit Getreide und Käse und (1891) 3031 Einw.

Murat (spr. müra), Joachim, König von Neapel, einer der tapfersten Generale Napoleons I., geb. 25. März 1771 als der Sohn eines Gastwirts in La Bastide bei Cahors (Lot), gest. 13. Okt. 1815. Er studierte Theologie zu Toulouse, trat jedoch bei Beginn der Revolution in die Armee und stieg durch seine Tapferkeit und seinen Eifer für die Sache der Revolution rasch bis zum Kommandeur eines reitenden Jägerregiments in der Pyrenäenarmee, wurde aber nach dem Sturz der Schreckensregierung im Juli 1794 abgesetzt. Während seiner Unthätigkeit wurde er mit Bonaparte bekannt und befreundet, stand ihm bei der Verteidigung des Konvents 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795) bei, begleitete ihn als Adjutant nach Italien, wo er an der Spitze der Reiterei große Dienste leistete und zum Brigadegeneral ernannt wurde. 1798 folgte er Bonaparte auch nach Ägypten und Syrien, wo er in den Schlachten von Gaza u. St.-Jean d'Acre seine stürmische Tapferkeit bewährte und 25. Juli 1799 bei Abukir den Sieg entschied, wofür ihn Bonaparte zum Divisionsgeneral ernannte. Nach Europa zurückgekehrt, trieb M. bei dem Staatsstreich vom 18. Brumaire in St.-Cloud an der Spitze von 60 Grenadieren den Rat der Fünfhundert auseinander. Bonaparte ernannte ihn dafür zum Kommandanten der Konsulargarde und verheiratete ihn 20. Jan. 1800 mit seiner jüngsten Schwester, Karoline (s. Bonaparte 7). Zum Gouverneur der Cisalpinischen Republik ernannt, vertrieb er 1801 die Neapolitaner aus dem Kirchenstaat und schloß einen Waffenstillstand mit dem König beider Sizilien. Napoleon erhob ihn nach seiner Thronbesteigung 1804 zum Reichsmarschall, zum Prinzen des französischen Reiches, zum Großadmiral und zum Großoffizier der Ehrenlegion und übertrug ihm im Feldzug von 1805 den Oberbefehl über die Reiterei. Am 8. Okt. schlug M. die Österreicher bei Wertingen, nahm am 18. den General Werneck mit 16,000 Mann gefangen, drang 13. Nov. bis nach Wien vor und trug bei Austerlitz 2. Dez. als Befehlshaber der gesamten Reiterei viel zum Siege bei, wofür er 15. März 1806 zum Großherzog des neugeschaffenen Großherzogtums Berg erhoben wurde. Im Feldzug von 1806 wieder an der Spitze der Kavallerie, half er zum Siege bei Jena mit, nahm Erfurt durch Kapitulation, zwang Hohenlohe zur Kapitulation von Prenzlau und focht dann bei Eylau und Friedland. Nach dem Tilsiter Frieden von dem Kaiser nach Spanien gesandt, bewog er Karl IV. zu der verhängnisvollen Reise nach Bayonne, zog 23. April 1808 an der Spitze der französischen Armee in Madrid ein, erhielt aber nicht den spanischen Thron, wie er gehofft, sondern an Joseph Bonapartes Stelle das Königreich Neapel, wurde 1. Aug. unter dem Namen Joachim I. Napoleon als König beider Sizilien proklamiert und nahm im September Besitz von Neapel; Sizilien blieb aber unter dem Schutze der englischen Flotte im Besitz der Bourbonen, und eine Unternehmung Murats gegen diese Insel 1810 scheiterte. Er wußte Milde mit Kraft zu vereinigen und that viel für die Herstellung der innern Ordnung und die Regelung der Verwaltung des Landes. Mit Napoleon geriet er allerdings manchmal in Konflikt, da auch er sich die rücksichtslose Ausbeutung seines Königreichs zum Vorteil des Eroberers nicht ruhig gefallen lassen wollte. Dennoch stieß M., als ihn der Kaiser zur Teilnahme am Feldzuge gegen Rußland aufforderte, mit 10,000 Mann zur Großen Armee, übernahm im April 1812 den Oberbefehl über die gesamte Kavallerie und focht mit glänzender Tapferkeit fast immer als Führer der Avantgarde. Als der Kaiser die Armee verließ, übertrug er (5. Dez. 1812) M. den Oberbefehl; dieser leitete den Rückzug von Smolensk nach Wilna. Während eines Aufenthalts in Italien begann er die ersten geheimen Verhandlungen mit Österreich und England, begab sich aber nach den Mai-Erfolgen Napoleons wieder zu dessen Heer. In der Schlacht bei Dresden 1813 befehligte er den rechten Flügel der Franzosen, der die Österreicher zum Rückzuge zwang. Nach der Schlacht bei Leipzig verließ er das Heer, um seinen Abfall vorzubereiten, und schloß 11. Jan. 1814 mit Österreich einen Vertrag, dem zufolge er 30,000 Mann zu dem Heere der Alliierten stellen sollte, wofür er den Besitz seiner Staaten durch Österreich und England garantiert erhielt. Er bekämpfte hierauf den Vizekönig Eugen in Oberitalien. Da indessen nach dem ersten Pariser Frieden die Bourbonen seine Absetzung verlangten und auch die Verhandlungen des Wiener Kongresses sich ungünstig für ihn zu gestalten schienen, trat er mit dem Kaiser auf Elba in geheime Verbindung. Auf die Kunde von Napoleons Landung in Frankreich, ließ er im Februar 1815 den Kirchenstaat besetzen und begann ohne Kriegserklärung 30. März die Feindseligkeiten gegen Österreich. Aber von den Österreichern 12. April bei Ferrara geschlagen und bald mehrfach umgangen, trat er den Rückzug an, erlitt jedoch bei Tolentino (2. Mai) noch eine vollständige Niederlage. Er floh daher nach Frankreich. Von Napoleon zurückgewiesen, flüchtete er nach der Schlacht bei Waterloo 25. Aug. 1815 nach Corsica, sammelte hier ein kleines Korps Corsen und französischer Flüchtlinge und schiffte sich, auf die Sympathien der neapolitanischen Bevölkerung rechnend, 28. Sept.

auf sechs Schiffen nach Neapel ein. Ein Sturm zerstreute jedoch seine Fahrzeuge, und der schadhafte Zustand seines Schiffes zwang ihn 8. Okt. zur Landung bei Pizzo in Kalabrien. Er ward auf dem Marsche nach Monteleone von einem Haufen Bewaffneter angegriffen, auf der Flucht nach der Küste gefangen genommen, durch ein Kriegsgericht als Usurpator zum Tode verurteilt und 13. Okt. auf Schloß Pizzo erschossen. Sein Leichnam ruht in der Kirche daselbst. Zu Cahors ist ihm ein Denkmal errichtet. Seine Witwe Maria Annunciata Karoline, geb. 26. März 1782 in Ajaccio, nahm den Titel einer Gräfin von Lipona (Anagramm von Napoli) an und starb 18. Mai 1839 in Florenz. Vgl. Gallois, Histoire de J. M. (Par. 1828); Helfert, Joachim M., seine letzten Kämpfe und sein Ende (Wien 1878).

Joachim M. hinterließ zwei Söhne: Achille M., geb. 21. Jan. 1801, gest. 15. April 1847, lebte als Landwirt und Advokat in der Grafschaft Jefferson in Florida und war seit 1826 mit Karoline Dudley, einer Nichte Washingtons, vermählt. Er ist Verfasser des Werkes »Exposition des principes du gouvernement républicain tel qu'il a été perfectionné en Amérique« (1833). — Lucien Napoléon Charles, geb. 6. Mai 1803, gest. 10. April 1878, begab sich gleichfalls nach Amerika, heiratete dort 1831 eine Amerikanerin, Georgine Fraser, und sah sich wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse genötigt, ein Mädchenpensionat zu gründen. Nach der Februarrevolution von 1848 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde 1849 von dem Präsidenten Napoleon zum Gesandten in Turin, 1852 zum Senator ernannt und erhielt 1853 den Titel »Prinz«. Während der politischen Umwälzungen in Italien 1859—61 wurden von seiten des Napoleonischen Hofes Versuche gemacht, um Lucien Napoleon auf den Thron von Neapel und Sizilien zu bringen. Seine Gattin starb 10. Febr. 1879. Lucien M. hinterließ 3 Söhne und 2 Töchter: Joachim, Prinz M., geb. 21. Juli 1834, wurde Ordonnanzoffizier Napoleons III., war 1870 Oberst und Brigadier der Kavallerie und ließ sich 16. Aug. bei Vionville von den Deutschen völlig überraschen; er war 1854—84 mit einer Tochter des Fürsten von Wagram vermählt; Achille Napoleon, geb. 2. Jan. 1847, vermählt 1868 mit der Prinzessin Dadiani von Mingrelien, gest. 3. März 1895 zu Sugdidi in Mingrelien; Ludwig Napoleon, geb. 22. Dez. 1851, trat in die kaiserliche Marine ein und war einige Zeit Ordonnanzoffizier König Karls XV. von Schweden; Karoline Lätitia, geb. 31. Dez. 1832, vermählt 1850 mit Herrn v. Chassiron, 1872—85 mit John Garden of Redisham Hall; Anna, geb. 3. Febr. 1841, vermählt 1865 mit Antoine de Noailles, Herzog von Mouchy, gehörte zu den intimsten Freundinnen der Kaiserin Eugenie. — Von den Töchtern des Königs M. war Lätitia Josephina, geb. 1802, mit dem Marquis von Pepoli in Bologna vermählt und starb 12. März 1859; Luise Julie Karoline, geb. 1805, mit dem Grafen Rasponi in Ravenna vermählt, seit 1877 Witwe, starb 1. Dez. 1889 in Ravenna.

Muratōri, Lodovico Antonio, ital. Gelehrter, geb. 21. Okt. 1672 zu Vignola im Modenesischen, gest. 23. Jan. 1750 in Modena, trat 1688 in den geistlichen Stand, ward 1695 zum Konservator der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand ernannt und erwarb sich zuerst durch seine »Anecdota ex Ambrosianae bibliothecae codicibus« (Bd. 1 u. 2, Mail. 1697—1698; Bd. 3 u. 4, Padua 1713), denen später die »Anecdota graeca« (das. 1709) folgten, den Ruf eines ausgezeichneten Gelehrten. 1700 wurde er als herzoglicher Bibliothekar u. Archivar nach Modena berufen. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch die Anfeindungen und Verleumdungen seitens der Jesuiten, welche ihn wegen freisinniger Äußerungen über einige Lehrsätze der Kirche der Ketzerei beschuldigten, verbittert, wogegen ihn jedoch Benedikt XIV. in Schutz nahm. Von seinen zahlreichen Schriften philosophischen, theologischen, juristischen, antiquarischen, geschichtlichen und poetischen Inhalts sind außer den oben genannten die namhaftesten: »Della perfetta poesia italiana« (Modena 1706); »Delle antichità estensi ed italiane« (das. 1717—40, 2 Bde.); die große Sammlung von Geschichtsquellen: »Rerum italicarum scriptores« (Mail. 1723—51, 25 Bde., oft in 27—29 geb.; Fortsetzung von Tartini, Flor. 1748—70, und Mittarelli, Vened. 1771); »Antiquitates italicae medii aevi« (Mail. 1738—42, 6 Bde.; Arezzo 1770—80, 17 Bde.); »Annali d'Italia« (Mail. 1744—49, 12 Bde.; vollständiger [bis 1750] Mail. u. Vened. 1753—56, 17 Bde.; neue Ausg., Vened. 1830—36, 66 Bde., mit Fortsetzung; deutsch, Leipz. 1745—50, 9 Bde.); »Novus thesaurus veterum inscriptionum« (Mail. 1739—1742, 4 Bde.). Seine gesammelten Werke erschienen zu Arezzo 1767—80 in 36 Bänden und zu Venedig 1790—1810 in 48 Bänden. Ferner erschienen: »Scritti inediti« (Bologna 1872); eine Bibliographie der Briefe gab Spinelli im »Bollettino dell' Istituto storico italiano«, 1888, seinen Briefwechsel mit Leibniz gab Campori heraus (Modena 1892). Seine Biographie schrieb sein Neffe (Vened. 1756) u. Belviglieri in den »Scritti storici« (Verona 1882). Vgl. Troya, Studi intorno agli Annali d'Italia del M. (Neapel 1877, 2 Bde.).

Muratorianischer Kanon, ein von L. A. Muratori (s. d.) in Mailand aufgefundenes Verzeichnis neutestamentlicher Schriften, welches, 1740 im dritten Band seiner »Antiquitates italicae« veröffentlicht, um seiner Bedeutung für die Geschichte des Kanons willen Gegenstand von unzähligen Untersuchungen und Bearbeitungen geworden ist; wir nennen aus neuerer Zeit bloß Hesse, Hilgenfeld, A. Harnack, Overbeck, Zahn, Kuhn und Koffmane. Das verstümmelte, in barbarischem Latein abgefaßte anonyme Stück scheint den etwa von einem Zeitgenossen des Irenäus, vielleicht aber auch später, aufgezeichneten Kanon der römischen Kirche zu enthalten.

Murau, Stadt in Steiermark, 797 m ü. M., an der Mur und der Lokalbahn Unzmarkt-Mauterndorf (Murthalbahn), Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat alte Stadtmauern, ein fürstlich Schwarzenbergsches Schloß Ober-M., eine gotische Pfarrkirche, Stahlwerke und (1890) 1293 Einw.

Müräu, s. Müglitz.

Murawjew, alte russ. Bojarenfamilie, die, ursprünglich im Großfürstentum Moskau ansässig, 1488 durch Iwan Wasiljewitsch I. Ländereien im Nowgorodschen erhielt. Namhaft sind:

1) Nikolai Jerofejewitsch, war Kapitän im Geniekorps und gab 1752 das erste Werk über Algebra in russischer Sprache heraus. Er starb als Generalleutnant und Gouverneur von Livland auf einer Reise in Montpellier 1770.

2) Michail Nikititsch, Fürst, geb. 25. Okt. 1757 in Smolensk, gest. 29. Juli 1807, ward 1785 von der Kaiserin Katharina zum Gouverneur der Großfürsten Alexander und Konstantin, 1796 zum Kurator der Universität Moskau, 1800 zum Senator von

Rußland, 1801 zum Staatssekretär und 1802 zum Staatsrat im Ministerium der Volksaufklärung ernannt. Seine »Opyty«, historischen, moralischen und litterarischen Inhalts, die er in seiner Stellung als Gouverneur geschrieben und die in der russischen Litteratur für klassisch gelten, wurden von Karamsin herausgegeben (Moskau 1810, 3 Bde.); ein Nachtrag, »Emiliewy pisma«, erschien Petersburg 1815.

3) Nikolai Nikolajewitsch, Sohn von M. 1), geb. 1768 in Riga, gest. 1. Sept. 1840 in Moskau, studierte in Straßburg und wurde, 1788 nach Rußland zurückgekehrt, Leutnant bei der Ostseeflotte. In der Schlacht bei Rotschensalm gefangen und erst nach dem Frieden von Werelä wieder in Freiheit gesetzt, erhielt er das Kommando des sogen. goldenen Jachtschiffes der Kaiserin Katharina, ging aber 1796 in die Armee über und nahm 1797 als Oberstleutnant seinen Abschied. Er gründete nun auf einem Gute bei Moskau eine Privatlehranstalt für Offiziere des Generalstabs, machte die Feldzüge von 1812—14 als Oberst und Stabschef des Grafen Tolstoi mit, schloß mit dem französischen General Dumas die Kapitulation von Dresden ab und nahm an der Belagerung von Hamburg teil. Mit dem Range als Generalmajor kehrte er zu seiner Militärakademie zurück, die 1816 für kaiserlich erklärt wurde, gab aber 1823 die Leitung derselben auf und widmete sich der Landwirtschaft.

4) Alexander, ältester Sohn des vorigen, geb. 1792, gest. 1864 in Moskau, ward als Oberst, der Teilnahme an der Verschwörung von 1825 verdächtig, nach Sibirien verbannt, später jedoch von dort zurückberufen. Beim Ausbruch des orientalischen Krieges von 1853 trat er wieder in aktiven Dienst, ward Generalmajor und 1856 Gouverneur von Nishnij Nowgorod. Mit großem Eifer wirkte er in dieser Stellung für Aufhebung der Leibeigenschaft.

5) Nikolai Nikolajewitsch, Fürst M. Karskij, Bruder des vorigen, geb. 1794, gest. 4. Nov. 1866 in Petersburg, trat 1810 in die Armee, ward Kapitän im Generalstab, diente im Kaukasus und erhielt 1819 vom General Jermolow eine Sendung nach Chiwa, über welches Land er durch seine »Puteschestwie w'Turkmeniju i Chiwu« (Petersb. 1822) schätzenswerte Aufschlüsse gab. Im persischen Kriege avancierte er zum Generalmajor, focht mit Auszeichnung 1828 bei Kars und Achalzych, 1829 bei Kalila und Milli Djus und erhielt 1830 im polnischen Feldzug das Kommando der litauischen Grenadierbrigade, mit welcher er den Sieg bei Kasimiersh entschied. 1831 befehligte er 6. und 7. Sept. beim Sturm auf Warschau den rechten Flügel und erstürmte die Verschanzungen von Rakowiec. Ende 1832 ging er als außerordentlicher Bevollmächtigter Rußlands nach Ägypten, um Mehemed Ali zum Einstellen der Feindseligkeiten zu bewegen, kommandierte dann die am Bosporus gelandeten russischen Truppen und ward 1835 Befehlshaber des 5. Infanteriekorps. Seit 1838 verabschiedet, trat er erst 1848 wieder in Dienst und ward Mitglied des Militärkonseils, im Dezember Chef des Grenadierkorps und 1855 an die Spitze der kaukasischen Armee gestellt, mit welcher er Kars nach mehr als halbjähriger ruhmreicher Belagerung (Anfang Juni bis Ende November) eroberte. Dieser Erfolg gestattete Rußland, trotz des Verlustes von Sebastopol den Frieden anzunehmen. M. ward hierauf in den Fürstenstand erhoben und zum Generaladjutanten des Kaisers und Mitglied des Reichsrats ernannt, war auch Mitglied der Kommission, welche die Mißbräuche während des Krimkriegs untersuchen sollte, lebte aber die nächsten Jahre teils zurückgezogen in Rußland, teils auf Reisen im südlichen Europa.

6) Michail Nikolajewitsch, Graf, Bruder des vorigen, geb. 1795, gest. 10. Sept. 1866 auf seinem Gut Syrez bei Luga, zeichnete sich früh durch seine Leistungen in der Mathematik aus, machte die Feldzüge von 1812—13 mit, wurde später Generalgouverneur von Grodno, dann von Kursk, 1842 Oberdirektor des Feldmesserkorps, 1850 Mitglied des Reichsrats und gab, zum Vizepräsidenten der Russischen Geographischen Gesellschaft gewählt, den Anstoß zu einer bedeutenden wissenschaftlichen Expedition nach Sibirien. Alexander II. ernannte ihn 1857 zum Minister der Reichsdomänen und zum Präsidenten des Verwaltungsrats der kaiserlichen Apanagen. M. ließ sich namentlich die Hebung der Landwirtschaft angelegen sein und stiftete unter anderm auch die agronomische Akademie zu Petrowsk bei Moskau. Der Aufhebung der Leibeigenschaft aber trat er entschieden entgegen. 1861 und 1862 fühlte sich M. durch seine geringe Popularität zum Rücktritt von seinen Ämtern bewogen. Als jedoch der polnische Aufstand mehr und mehr um sich griff und bis nach Litauen reichte, schickte ihn der Kaiser 1863 als Generalgouverneur nach Wilna, wo er eine solche Härte, ja Grausamkeit (er ließ Edelleute und Priester henken) entwickelte, daß sein Name in ganz Europa verhaßt ward. Aber dafür war ihm die Unterdrückung des Aufstandes gelungen. Der Kaiser belohnte ihn mit dem Grafentitel. Vgl. »Der Diktator von Wilna. Memoiren des Grafen M. N. M.« (aus dem Russ., Leipz. 1883).

7) Andrei Nikolajewitsch, Reisender u. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1798 in Moskau, gest. 30. April 1874 in Kiew, bereiste 1830 Syrien und Palästina, später Südrußland und den Kaukasus nebst Armenien, endlich Italien sowie wiederholt den Orient. Unter seinen (in russischer Sprache geschriebenen) Reisewerken sind besonders namhaft zu machen: »Wallfahrt nach der Heiligen Stadt« (Petersb. 1830); »Schilderung Grusiens und Armeniens« (das. 1848) und »Eindrücke aus der Ukraine und Sebastopol« (das. 1859). Ein starrer Anhänger der orthodoxen Kirche, bethätigte er sich auch nach dieser Richtung schriftstellerisch. Außerdem veröffentlichte er einige dramatische Versuche, eine »Geschichte von Jerusalem« (Petersb. 1844), eine »Geschichte der russischen Kirche« (3. Aufl., das. 1845) u. a.

Andern Zweigen der Familie gehören an:

8) Sergei M. Apostol, Sohn von Iwan Matwejewitsch M. Apostol (geb. 1769, gest. 24. März 1851 als Senator), war 1825 Oberstleutnant im Regiment Tschernigow und einer der Hauptleiter der Verschwörung der Dekabristen von 1825 gegen Nikolaus I. Nach der Entdeckung derselben ließ M. den zu seiner Verhaftung abgeschickten Obersten Gebel festnehmen, rief mit sechs Kompanien 5. Jan. 1826 den Großfürsten Konstantin zum Kaiser aus und bemächtigte sich der Stadt Wassilkow, wurde aber 15. Jan. geschlagen und schwer verwundet gefangen genommen. Er ward 25. Juli 1826 in Petersburg gehenkt. Sein Bruder Matwei, verabschiedeter Oberstleutnant, ward zu 20jähriger Verbannung nach Sibirien verurteilt.

9) Nikolai Nikolajewitsch, Graf M. Amurskij, geb. 1810 in Petersburg, gest. 1. Dez. 1881, widmete sich dem Militärdienst, ward aber zeitig auch in der Zivilverwaltung beschäftigt. Von 1836—40 war er Zivilgouverneur von Kursk, bis 1847 von Grodno

und bis 1848 von Tula, von wo er in demselben Jahre zum Gouverneur von Ostsibirien berufen wurde. M. warf sein Auge sofort auf die fruchtbaren und wohlbewässerten Ebenen zwischen dem Amur und der Jablonowoikette, legte 1850 unweit der Amurmündung einen stark befestigten Posten, Nikolajewsk, als Stütze und Ausgangspunkt der beabsichtigten friedlichen Eroberung an, erforschte die Ufer des Amur und seiner Quellenarme und gründete an ihnen zahlreiche russische Kolonien. China zog eben ein starkes Heer gegen M. zusammen, als es auch mit England in Konflikte geriet, die es bestimmten, durch den Vertrag von Aigun vom 28. Mai 1858 das Amurgebiet an Rußland abzutreten. M. erhielt hierauf von seinem Kaiser den Ehrentitel Amurskij. 1859 unternahm er eine Expedition gegen Japan, erzwang von diesem die nämlichen Vertragsbedingungen, die es den übrigen großen Seemächten bewilligt hatte, und nahm die an Kohlen reiche japanische Insel Sachalin vor der Amurmündung vertragsmäßig in Besitz. Daneben hatte sich M. auch die Konsolidierung seiner Erwerbungen eine stete Sorge sein lassen, unter anderm durch die Konstituierung der Handelsgesellschaft des Amur (1856). 1861 legte er seine Stelle nieder und wurde Mitglied des Reichsrats.

10) Nikolai Walerianowitsch, geb. 1850, studierte die Rechte, trat in den russischen Justizdienst, ward Staatsanwalt in Petersburg, dann in Moskau, 1892 Oberprokurator am Kriminalkassationshof und 1894 Justizminister.

Murbach, ehemals berühmte Benediktinerabtei im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Gebweiler, in einem Thal der Vogesen, wurde 727 durch den heil. Pirmin gegründet und 1680 von Frankreich in Besitz genommen; 1759 ward das Kapitel nach Gebweiler verlegt. Die Gebäude der Abtei, eines der frühesten gewölbten romanischen Bauwerke, wurden 1789 von aufständischen Bauern verwüstet, die Abtei dann aufgehoben. Ihr Gebiet umfaßte 3 Städte und 30 Dörfer, ihr Abt war gefürstet und seit 1548 deutscher Reichsstand. Vgl. Gatrio, Die Abtei M. (Straßb. 1895, 2 Bde.).

Mürbraten, s. Filet.

Murbruch, s. Murgang.

Murch., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für R. J. Murchison (s. d.).

Murchison (spr. mörtschis'n), Fluß der britisch-austral. Kolonie Westaustralien, entsteht südlich von der Robinsonkette und fällt unter 27° 30′ südl. Br. in die Gantheaumebai des Indischen Ozeans. Wasser enthält sein im Unterlauf 30 m breites und mit Bäumen bestandenes Bett nur an vereinzelten Stellen. Am linken Ufer liegt die früher sehr ergiebige, jetzt geschlossene Kupfergrube Geraldine.

Murchison (spr. mörtschis'n), Sir Roderick Impey, Geolog, geb. 19. Febr. 1792 zu Taradale in Schottland, gest. 22. Okt. 1871, nahm an den Feldzügen in Spanien teil, verließ aber 1816 den Militärdienst wieder, um sich den Wissenschaften zu widmen. Die Ergebnisse einer mit Phillips unternommenen geologischen Reise durch England legte er in dem epochemachenden Werk »The silurian system« (Lond. 1839, 2 Bde.) nieder, von dem er später eine populäre Bearbeitung unter dem Titel: »Siluria« (das. 1849; 5. Aufl. 1872, 2 Bde.) herausgab. Die Frucht von zwei Reisen durch Rußland in Begleitung Verneuils und Keyserlings sind die Werke »On the geological structure of the northern and central regions of Russia in Europe« (Lond. 1842) und »Geology of Russia in Europe and the Ural mountains« (das. 1846, 2 Bde.; 2. Aufl. 1853; deutsch von Leonhard, Stuttg. 1847—1848). Noch gab er einen »Geological atlas of Europe« (Edinb. 1856) heraus. Er präsidierte seit 1831 wiederholt der Geologischen Gesellschaft, gehörte 1830 zu den Gründern der Geographischen Gesellschaft, war 1843—58 Präsident derselben und wurde 1855 Generaldirektor der geologischen Aufnahme Großbritanniens und Präsident des Museums für praktische Geologie. M. übte auf die Geologie und ihre Entwickelung längere Zeit einen bestimmenden Einfluß aus, und trotz aller gegenteiligen Bemühungen ist seine Anschauungsweise in betreff vieler der von ihm untersuchten geschichteten Formationen die maßgebende geworden. Vgl. Geikie, Life of Sir R. M.; journals and letters (Lond. 1875, 2 Bde.).

Murchisonĭa, s. Schnecken.

Murcia, ehemaliges Königreich im südöstlichen Spanien, 26,400 qkm (479 QM.) mit (1887) 720,541 Einw. umfassend, grenzt gegen N. an Neukastilien, gegen O. an Valencia, gegen S. an das Mittelländische Meer, gegen W. an Andalusien und zerfällt in die zwei Provinzen M. und Albacete. — Die Provinz M., die südliche Hälfte des ehemaligen Königreichs M., nördlich von der Provinz Albacete, östlich von Alicante, südlich vom Meer und westlich von Almeria und Granada begrenzt, hat einen Flächenraum von 11,537 qkm (209 QM.), ist im nördlichen Teil gebirgig und von Ausläufern des bätischen Systems (Sierra de España 1563 m) und des valencianischen Hochlandes (El Carche 1381 m, Sierra de las Salinas 1117 m) durchzogen. Der südlich gelegene Landstrich ist großenteils eben, aber wasserarm. Die Küstenlinie umfaßt einen großen Strandsee, Mar Menor, und ist außerdem felsig. Hauptfluß ist der Segura, welcher hier an Nebenflüssen den Caravaca, Quipar und Sangonera aufnimmt; die Flüsse sind zwar nicht wasserreich, verursachen aber zuweilen verheerende Überschwemmungen (die letzte 1879). Das Klima ist angenehm, im Sommer aber sehr heiß (mittlere Jahrestemperatur 17,7°), der Niederschlag ist gering (jährlich 337 mm). Die Bevölkerung beträgt (1887) 491,436 Bewohner, d. h. 43 auf das QKilometer. Der Boden ist im allgemeinen, abgesehen von den Flußthälern, nicht sehr fruchtbar. Die wichtigsten Produkte sind: Weizen, Gerste, Mais, Hülsenfrüchte, Hanf, Südfrüchte, Öl, Wein, Esparto, Kork und Kastanien; das Tierreich liefert Wild, Geflügel, Schafe, Schweine, Ziegen, Maulesel sowie Seide; die Rindviehzucht ist vernachlässigt. An Wald herrscht in der Provinz Mangel. Sehr ergiebig ist der Bergbau, namentlich auf Blei, Eisen, Schwefel, Kupfer, Galmei und Zink. Hüttenwerke bestehen insbes. bei Cartagena für Silber und Blei; auch wird an der Küste und im Binnenlande Salz gewonnen. Die Provinz besitzt auch Mineralquellen (Alhama, Archena). Die Industrie beschränkt sich in der Hauptsache auf Seidenweberei und Espartoflechterei. Außerdem wird noch vereinzelt Fabrikation von Schießpulver, Töpfergeschirr, Ziegeln, Glas, Seife, Papier und Stahlwaren betrieben. Die Provinz umfaßt zehn Gerichtsbezirke.

Murcia, die Hauptstadt des alten Königreichs und der jetzigen span. Provinz gleiches Namens (s. oben), 43 m ü. M., in fruchtbarer, wohlbewässerter Huerta (10,769 Hektar), am linken Ufer des Segura, über welchen eine prächtige Brücke führt, und an den Eisenbahnlinien Madrid-Cartagena, M.-Alicante und M.-

Lorca gelegen, hat meist breite, schöne Straßen und Plätze, eine große, reichausgestattete Kathedrale aus dem 16. Jahrh. mit hohem Glockenturm, einen bischöflichen Palast, eine Getreidehalle, ein Priesterseminar, eine Normalschule für Lehrer u. Lehrerinnen, eine höhere Bürgerschule, eine Zeichen- u. Bauschule, 2 öffentliche Bibliotheken, ein Museum, ein Theater und einen Zirkus, hübsche Anlagen mit dem Denkmal des Staatsmannes Floridablanca und (1887) 98,538 Einw., die sich vorzugsweise mit Frucht- und Ölbau, Seidenraupenzucht, Seidenspinnerei und -Weberei, Espartoflechterei, Soda-, Salpeter- und Pulverfabrikation, Verfertigung von musikalischen Instrumenten, namentlich Guitarren, Fabrikation von Wolldecken und Glas beschäftigen. M. ist Sitz des Gouverneurs, eines Handelsgerichts und eines Bischofs. — M. gilt für das alte Vergilia. Die Stadt wurde 1263 vom König Alfons X. von Kastilien den Mauren entrissen und blieb diesem, als sein zweiter Sohn, Sancho, 1276 den väterlichen Thron beanspruchte, von allen Städten allein treu. Durch das Erdbeben vom 18.—21. März 1829 wurde M. fast ganz verwüstet. Am 23. Juni 1843 wurde es von den Insurgenten durch Kapitulation genommen.

Mure, La (spr. mür'), Stadt im franz. Depart. Isère, Arrond. Grenoble, an der Lokalbahn St.-Georges-de-Commiers-M., hat Marmorbrüche, Nagelschmieden, Fabrikation von Packleinwand und (1891) 3387 Einw. In der Nähe finden sich Steinkohlengruben (1894: 165,944 Ton. Produktion).

Murēna, Zuname einer Familie des Licinischen Geschlechts in Rom, welche, aus Lanuvium gebürtig, diesen Namen den vom Prätor P. Licinius M. angelegten Fischteichen verdankte. Dessen Sohn L. Licinius M. kämpfte unter Sulla 86 v. Chr. in Griechenland gegen Mithridates und wurde 84 Statthalter in Asien, ließ sich aber hier mit Mithridates selbständig in einen Krieg ein (83—81), in welchem er besiegt wurde, so daß Sulla ihn zurückrief. Sein Sohn L. Licinius M. war mehrere Jahre Legat des Lucullus im dritten Mithridatischen Krieg, 65 Prätor, 62 Konsul, wurde in diesem Jahre der Bestechung angeklagt, aber von Cicero in der noch erhaltenen glänzenden Rede verteidigt und freigesprochen.

Mures articulāres (lat.), Gelenkmäuse (s. d.).

Muret (spr. mürä), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Obergaronne, an der Mündung der Louge in die Garonne und an der Südbahn, hat einen schönen Glockenturm (14. Jahrh.), eine Ackerbaukammer, Produkten- und Viehhandel und (1891) 2712 (als Gemeinde 4142) Einw. M. ist Geburtsort des Marschalls Niel und des Komponisten Dalayrac, welchen hier Denkmäler errichtet wurden. — Bei M. 1213 Sieg Simons von Montfort über Raimund von Toulouse und Peter II. von Aragonien, welcher hier fiel.

Muret (spr. mürä), Marc Antoine (latinisiert Muretus), Humanist, geb. 12. April 1526 in Muret bei Limoges, gest. 4. Juni 1585 in Rom, lehrte, 18 Jahre alt, in Auch, dann in Bordeaux, Paris und Toulouse, mußte infolge seines unzüchtigen Lebens Frankreich verlassen, lebte seit 1554 abwechselnd in Venedig und Padua, bis ihn der Kardinal Hippolyt von Este zu sich nach Rom einlud, wo M. seit 1563 öffentliche Vorträge über griechische und lateinische Klassiker, später über das bürgerliche Recht hielt, ließ sich 1576 zum Priester weihen und gab 1584 seine Lehrstelle auf. M. ist bewundernswert durch seine Lehrthätigkeit und die klassische Latinität seiner Schriften, ein tiefer Kritiker aber war er nicht. Wir erwähnen seine »Orationes«, größtenteils Eingangsreden zu seinen Vorlesungen, die »Epistolae« und die »Variae lectiones« (Vened. 1559; von Wolf und Fäsi, Halle 1791—1828, 2 Bde.). Außerdem besorgte er Ausgaben verschiedener römischer Klassiker. Seine gesammelten Werke wurden zuletzt von Ruhnken (Leid. 1789, 4 Bde.), sodann von Frotscher und Koch (Leipz. 1834—41, 3 Bde.), seine »Scripta selecta« von Kayser (Heidelb. 1809) und von Frey (Leipz. 1871—73, 2 Bde.) herausgegeben. Vgl. Dejob, Marc-Antoine M. (Par. 1881).

Muretto, ein wilder Gebirgspfad der Graubündner Alpen (2557 m), eine Einsattelung, welche die Gruppe des Monte della Disgrazia von der Berninagruppe trennt. Es ist die schwer gangbare Verbindung zwischen Engadin-Bergell, wo Casaccia 1460 m ü. M. liegt, und dem italienischen Val Malenco, einem Seitenthal des Veltlin (Sondrio 365 m).

Murex, die Stachelschnecke, s. Schnecken.

Murexid (purpursaures Ammoniak) $(NH_4)C_8H_4N_5O_6$, das Ammoniumsalz der im freien Zustand nicht bekannten Purpursäure $C_8H_5N_5O_6$, welche sich auf verschiedene Weise aus Harnsäure bildet. Zur Darstellung bringt man Harnsäure in Salpetersäure, neutralisiert nach 10—12 Stunden mit Ammoniak und verdampft die Lösung unter 80°. M. entsteht auch beim Erhitzen von Alloxanthin mit Ammoniak auf 100°. Es bildet grün metallisch glänzende, rot durchscheinende Kristalle, löst sich mit intensiver Purpurfarbe in kochendem Wasser, nicht in Alkohol und Äther, mit dunkelblauer Farbe in Kalilauge, gibt, mit Salpeter gekocht, purpursaures Kali, mit Metallsalzen unlösliche purpurfarbene Niederschläge, durch Säuren wird es vollständig zersetzt, indem die freigemachte Purpursäure in Uramil und Alloxan zerfällt. M. färbt Wolle und Seide prachtvoll rot. Es wurde 1839 von Liebig und Wöhler entdeckt und vor Entdeckung der Anilinfarben vielfach in der Färberei und Zeugdruckerei benutzt. Die Entstehung von M. auf angegebene Weise benutzt man allgemein zur Nachweisung von Harnsäure (Murexidprobe).

Murfreesborough (spr. mörfrisbörro), Hauptstadt der Grafschaft Rutherford im nordamerikan. Staate Tennessee, Sitz der Union University, mit (1890) 3739 Einw.; war 1817—27 Hauptstadt des Staates Tennessee. Hier 31. Dez. 1862 die Schlacht am Stone River, in der die Südstaaten unterlagen.

Murg, Fluß im südwestlichen Deutschland, einer der wildesten des Schwarzwaldes, entspringt im Oberamt Freudenstadt des württemberg. Schwarzwaldkreises, am Kniebis, aus zwei Quellen (der Weißen und der Roten M., 933 m ü. M.), empfängt unterhalb Baiersbronn den Forbach, weiter unten die Schönmünz und Raumünz, geht unterhalb Schönmünzbach in das Badische über, nimmt hier noch die Oos auf und mündet bei Steinmauern unterhalb Rastatt in den Rhein. Ihr Gesamtlauf beträgt 96 km; von Rastatt aus ist sie kanalisiert. Das Thal der M. ist das tiefste und wildromantischte im nördlichen Schwarzwald, ihr Gebiet reich an schönen Waldungen, daher die Holzflößerei auf ihr und selbst auf den kleinern Nebenflüssen (betrieben von den Murgflößern oder der Murgschifferschaft, einer seit Jahrhunderten bestehenden Handelsverbindung, die große Waldbesitzungen, Floßrechte, Sägeetablissements, eigne Förster 2c. besitzt) mit Hilfe großartiger Schwellungen von alters her bedeutend. Der Flußspiegel liegt bei

Baiersbronn 528, bei Rastatt 114 m ü. M. Seit 1869 wird das Murgthal von der Murgthalbahn (Rastatt-Gernsbach) durchzogen. Vgl. Emminghaus, Die Murgschifferschaft (Jena 1870).

Murgang (Murbruch), das Herabstürzen großer Massen festen, mit flüssigem untermischten Materials (s. Mur) bei starken Niederschlägen oder plötzlichem Schmelzen des Schnees in den Rinnen (Runsen) der Wildbäche. Dieses Material bildet an der Ausmündung der Runse in das Thal nach und nach sich erhöhende Schuttkegel. Zuweilen richten Murgänge die schwersten Verheerungen an. 1874 u. 1875 häuften Murgänge bei Ried im Oberinnthal 320,000 cbm Schutt an. Bekannt sind auch die Murgänge des Vintschgaues.

Murger (spr. mürschär, eigentlich Mürger), Henri, franz. Schriftsteller, geb. 24. März 1822 in Paris, hatte mit Not und Entbehrungen zu kämpfen und starb daselbst 28. Jan. 1861 im Hospital, als die öffentliche Aufmerksamkeit sich seinen realistischen Schilderungen des Lebens zuzuwenden begann. Diese erschienen unter dem Titel: »Scènes de la vie de Bohême« (1851; deutsch, Leipz. 1882), eine durch ihn typisch gewordene Bezeichnung (s. Bohême). Er schilderte darin sich selbst als Rodolphe, den Philosophen Jean Wallon als Colline, Alex. Schanne (der noch lebt) als Schaunard. Ferner: »Le pays latin« (1851), »Scènes de campagne«, »Adeline Protat« (1854), »Le sabot rouge« (1860) u. a. Die beiden ersten, welche er mit Barrière und Mousseux dramatisierte, errangen auch auf der Bühne Beifall. Seine Gedichte »Les nuits d'hiver« (1861) sind in schwermütigem und nervösem Tone gehalten und klingen stark an A. de Musset an. Vgl. Pelloquet, Henri M. (Par. 1861); Delvau, H. M. et la Bohême (das. 1866).

Murghab, Fluß in Zentralasien, entspringt am Nordabhang des Sefid Koh in Afghanistan, fließt in engem Thal an den Forts Bala M. und Merutschak vorüber, betritt nun russisches Gebiet, wo sich sein Thal erweitert, bewässert die Oase Pendschdeh, nimmt links den Kuschk auf u. fließt in breitem Thale zur Oase Merw, wo er, in zahlreiche Arme und Kanäle zerspalten, durch Bewässerung erschöpft wird, worauf er sich in der Sandwüste Karakorum verliert.

Muri, 1) Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Aargau, an der Aargauischen Südbahn (Aarau-Rothkreuz), mit (1888) 1982 Einw. und einer 1026 gegründeten, 1841 aufgehobenen Benediktinerabtei, deren umfangreiche Gebäude in den letzten Jahren zu einer aargauischen Pfründneranstalt umgebaut worden sind. Neuerdings wird M. als Kurort besucht. Vgl. Kiem, Geschichte der Benediktinerabtei M.-Gries (Stans 1889). — 2) Dorf im schweizer. Kanton und Bezirk Bern, an der Straße nach Thun, mit Schloß und 1220 Einw. — 3) (Mure, Hamarua) Stadt in der gleichnamigen Landschaft im westlichen Sudân, südlich von Sokoto, dem sie tributpflichtig ist, 20 km südlich von Binuë auf einer Bergterrasse, bewohnt von Fulbe, welche große Herden von Schafen u. Rindern halten u. die fleißigsten Ackerbauer dieses Gebietes sind.

Muriacīt, s. Anhydrit.

Muriātisch (v. lat. muria, Salzbrühe), salzsäurehaltig. Muriatisches Pulver, von Berthollet 1788 angegebenes Knallpulver aus chlorsaurem Kali, Schwefel und Kohle, welches sich durch Schlag unter heftiger Detonation entzündet. Es sollte das Schießpulver ersetzen, eignete sich aber besonders seiner leichten Entzündlichkeit wegen hierzu nicht; später diente es auch zur Füllung von Zündhütchen. Häufig sind auch Mischungen mit Knallquecksilber als muriatisches Pulver bezeichnet worden. Muriatische Wässer, soviel wie Solquellen, kochsalzreiche Mineralwässer.

Muriatum, s. Chlor (am Schluß).

Murichipalme (Moriche), s. Mauritia. [(s. d.).

Murĭdae (Mäuse), eine Familie der Nagetiere

Muriden (v. türk. murid, »Schüler, Novize«), eine mohammedan. Sekte im Kaukasus, die zum Kampfe gegen die Ungläubigen 1828 von Mulla Mohammed angeblich nach Vorbildern aus Bochara gestiftet wurde. Nach ihm war ihr Haupt (Imam) Kasi Mulla, der den Krieg mit den Russen aufnahm und 1832 in Ghimri seinen Tod fand, zuletzt Schamyl, ebenfalls ein Schüler des Begründers. Seit Vernichtung der M. unter Schamyl ist die Kraft des Islam im Kaukasus gebrochen und trotz des noch jahrelang fortglimmenden Aufstandes der »Muridismus« erloschen.

Murillo (spr. -illjo), 1) Bartolomé Estéban, span. Maler, geb. Ende Dezember 1617 in Sevilla (getauft 1. Jan. 1618), gest. daselbst 3. April 1682, wurde zuerst von J. del Castillo unterrichtet und begab sich zu seiner weitern Ausbildung 1642 nach Madrid, wo ihm sein Landsmann Velazquez Gelegenheit verschaffte, in der königlichen Sammlung und im Escorial zu studieren. Dabei sollen namentlich Ribera, Tizian, Rubens, van Dyck und Velazquez ihn beeinflußt haben. 1645 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er durch elf jetzt zerstreute Gemälde aus der Geschichte berühmter Franziskaner für das Kloster San Francisco schnell seinen Ruf begründete. Die Hauptstücke darunter sind die Armenspeisung durch den heil. Diego (in der Akademie Fernando zu Madrid), die sogen. Engelsküche (im Louvre zu Paris) und der Tod der heil. Klara (in der Dresdener Galerie). In diesen Werken spricht sich trotz einer gewissen Schwerfälligkeit des Tones bereits der nationale, speziell sevillanische Charakter Murillos aus, der die Vorbilder zu seinen Figuren aus dem Volk genommen hatte. Flüssiger bereits ist seine koloristische Behandlung in den Heiligen Leander und Isidor (in der Sakristei der Kathedrale), der Geburt Marias (im Louvre zu Paris, 1655) und der Vision des heil. Antonius (in der Kathedrale zu Sevilla, 1656), den beiden Hauptwerken des Meisters aus seiner mittlern Zeit. Seit 1665 war M. für die Kirche Santa Maria la Blanca thätig, für welche er unter anderm vier halbkreisförmige, jetzt zerstreute Darstellungen lieferte, welche die triumphierende Kirche, die unbefleckte Empfängnis (im Louvre zu Paris) und die Gründung der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom (in der Akademie zu Madrid) schildern. Um 1668 malte er die in den Wolken schwebende Jungfrau (la purisima), umgeben von acht Heiligen Sevillas (im Kapitelsaal der Kathedrale zu Sevilla) und um 1670 die heil. Familie mit Elisabeth und dem kleinen Johannes (im Louvre), eins seiner koloristisch reizvollsten Werke. Seine glänzendste Periode umfaßt die Zeit von 1670—80. Im J. 1674 vollendete er acht große Gemälde, welche die Werke der Barmherzigkeit darstellen, für die Kirche des Caridad-Hospitals, ausgezeichnet durch Kolorit, Zeichnung, sprechenden Ausdruck der Gesichter, Komposition und Perspektive; nur drei von diesen Bildern befinden sich noch am Ort (Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend; die Vermehrung der Brote; San Juan de Dios als Krankenträger). Ein viertes Bild, die heil. Elisabeth, Kranke waschend, besitzt die Akademie zu Madrid. In den nächsten Jahren bis 1676 malte M.

über 20 Bilder für das Kapuzinerkloster in Sevilla, von denen sich 17 im dortigen Museum befinden, darunter zwei Darstellungen der unbefleckten Empfängnis, des heil. Antonius mit dem Jesuskind und die Vision des heil. Franziskus. Derselben Zeit gehört eine Empfängnis (im Museum zu Sevilla) und eine 1648 für das Hospital Venerables Sacerdotes gemalte Darstellung gleichen Inhalts, das berühmte Bild des Louvre, an, das dem Marschall Soult, der es aus Spanien entführt hatte, mit 615,300 Frank bezahlt worden ist. Mit der Ausführung der Verlobung der heil. Katharina für den Hauptaltar der Kapuzinerkirche zu Cadiz beschäftigt, stürzte M. vom Gerüst und starb an den Folgen dieses Sturzes. Dieses Gemälde wurde von seinem Schüler Osorio vollendet. Bei der Eröffnung einer Malerakademie zu Sevilla (1660), worin zuerst das Studium des Nackten öffentlich gelehrt ward, wurde M. ihr Direktor. Von seinen Schülern sind Meneses Osorio (ca. 1630–1705), Villavicencio (1635–1700) u. sein Sklave Sebastian Gomez, von seinen spätern Nachahmern Tobar (1678 bis ca. 1729) und Llorente (1685–1757) hervorzuheben. M. hat gegen 400 Bilder hinterlassen, überwiegend Andachtsbilder, unter denen zahlreiche Darstellungen der Unbefleckten Empfängnis, eines von M. geschaffenen Bildertypus, eine besondere Gruppe bilden, in welcher M. uns als »der unerreichte Darsteller der inbrünstigen Andacht, der göttlichen Wundererscheinungen und der himmlischen Herrlichkeit« entgegentritt. Seine Bedeutung beruht vornehmlich auf der »Kühnheit und Ungezwungenheit, mit denen er die realistischte, spanisch-volkstümlichste Formenauffassung seiner glühendsten seelischen Begeisterung dienstbar zu machen« wußte (Woermann). In seiner mittlern Zeit entfaltete er sein Kolorit zu üppigem Reichtum warmer, lichtumflossener Lokalfarben, die später zu einem duftigen, leichten Gesamtton gestimmt wurden, welcher der vollkommenste Ausdruck seiner spiritualistischen und übernatürlichen Stoffe wurde. M. hat auch kräftig realistische Sittenbilder aus dem Sevillaner Volksleben gemalt, welche als »Murillosche Gassenjungen« bekannt sind (Hauptbilder in der Münchener Pinakothek, im Louvre zu Paris, in der Nationalgalerie zu London, in der Eremitage zu Petersburg und im Museum zu Madrid). Buben und Mädchen sind beim Essen, Würfeln und Geldzählen oder beim Verkauf von Eßwaren und Blumen dargestellt. Von den übrigen Werken Murillos sind noch zu nennen: Rebekka und Eliefer und der Unterricht der kleinen Maria (im Museum zu Madrid), die Madonnen in der Galerie zu Dresden, im Palazzo Pitti zu Florenz, im Palazzo Corsini zu Rom und in den Museen zu Sevilla und Madrid, die heil. Familie und der kleine Jesus und der kleine Johannes im Museum zu Madrid, die Vision des heil. Antonius (im Berliner Museum), die Madonna, dem heil. Bernard von Clairvaux in seiner Zelle erscheinend (im Museum zu Madrid). M. hat auch Landschaften und Bildnisse gemalt. Vgl. Tubino, M., su epoca, su vida, sus cuadros (Sevilla 1864); Lücke in Dohmes »Kunst und Künstler«, Bd. 3 (Leipz. 1880); Curtis, Velasquez and M. (Lond. 1883); Lefort, M. et ses élèves (Par. 1892); Derselbe, M.; catalogue de ses principaux ouvrages (das. 1892); Justi, Murillo (Leipz. 1892).

2) Don Juan Bravo-M., span. Staatsmann, f. Bravo-Murillo.

Murinsel (ungar. Muraköz), sehr fruchtbares Gebiet mit vielen Ortschaften im ungar. Komitat Zala, zwischen der Mur und Drau, von der steirischen Grenze bis zur Vereinigung beider Flüsse. Hauptort der von zwei Bahnlinien (Pragerhof-Groß-Kanizsa und Warasdin-Boba) durchschnittenen M. ist Csakathurn (s. d.).

Müritzsee (die Müritz), Landsee in Mecklenburg-Schwerin, 132 qkm (2,4 QM.) groß, 63 m ü. M., steht durch die Elde mit der Elbe und durch den Müritz-Havelkanal mit der obern Havel in schiffbarer Verbindung (f. Elde).

Murium, f. Chlor (am Schluß).

Murmanskische Küste (korrumpiert aus »Normännische Küste«), die Nordküste der russ. Halbinsel Kola, am Nördlichen Eismeer, von der norwegischen Grenze bis zum Kap Swjatoi-Noß, über 420 km lang, wegen der Nähe des Golfstroms eisfrei, im Sommer beliebter Jagdgrund für Jäger und Fischer (1891 waren 706 Boote mit dem Fischfang beschäftigt), besteht meist aus Granitfelsen, welche sich stellenweise 200 m ü. M. erheben und viele ausgezeichnete Ankerbuchten bilden. Daselbst hat das Rote Kreuz drei Lazarette wegen des großen Andranges der Fischer (1892: 1519 Personen). Hauptort Kola. Vgl. Goulewitsch, Die M. K. in handelspolitischer und sanitärer Beziehung (russ., Archangel 1885).

Murmanskisches Meer, f. Barentssee.

Murmel (Marmeln), f. Klicker.

Murmelling (oder Murmellius), Johannes, niederländ. Gelehrter und Schulmann, geb. um 1479 in Roermonde, gest. 2. Okt. 1517 in Deventer, Schüler von Alex. Hegius, gebildet in Deventer und Köln, kam 1498 nach Münster, ward 1501 Lehrer an der Domschule, 1509 Rektor an der Ludgerischule daselbst, 1513 Rektor in Alkmar und ging 1517 infolge der Plünderung Alkmars in großer Not nach Deventer. Er schrieb eine Reihe vielgebrauchter Schulbücher, namentlich »Versificatoriae artis rudimenta« und »Pappa puerorum«, und gab verschiedene alte Schriften (wie Persius' Satiren, Boethius' Trostschrift) heraus. Mit dem »Scoparius in barbariei propugnatores et humanitatis osores« mischte er sich in den Kampf gegen die Feinde des Humanismus und nahm offen Partei für Joh. Reuchlin in dessen Streit mit den sogen. Dunkelmännern. In sapphischen Strophen verfaßte er eine »Descriptio urbis Monasteriensis« (1502) und sonst noch viele andre lateinische Gedichte. Ausgewählte Werke des M. gab Bömer (Münster 1895), eine Auswahl seiner Gedichte, mit Übersetzung, Reichling (Freiburg 1881) heraus. Vgl. Reichling, Johannes M. (Freiburg 1880).

Murmeltier (Arctomys *Gmel.*), Gattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der Eichhörnchen (Sciuridae), gedrungen gebaute Tiere mit kurzen Beinen, stumpfer, kurzer Schnauze, abgerundeten, kurzen, im Pelz versteckten Ohren, großen, zum Graben geschickten Krallen und kurzem, von der Wurzel an buschig behaartem Schwanz. Das Alpenmurmeltier (A. Marmota *Schreb.*, f. Tafel »Nagetiere IV«, Fig. 4) ist 50 cm lang, mit 11 cm langem Schwanz, und am Widerrist 15 cm hoch, dicht u. ziemlich lang, am Kopfe glatt anliegend, an den übrigen Körperteilen locker und hinter den Wangen lang behaart, so daß diese wie angeschwollen erscheinen. Die Oberseite ist mehr oder weniger braunschwarz, auf dem Scheitel und Hinterkopf mit einigen hellern Punkten; Nacken, Schwanzwurzel und Unterseite sind dunkel rötlichbraun, Schnauze und Füße rostgelblich-weiß. Das M. lebt auf den Matten der Alpen, Pyrenäen

und Karpathen dicht unter der Grenze des ewigen Schnees. An vom Verkehr der Menschen entfernt liegenden, freien, ringsum von steilen Felswänden umgebenen sonnigen Plätzen und in engen Gebirgsschluchten gräbt es sich Höhlen, kleinere für den Sommer und umfangreichere, tiefere, oft weit unter der obern Baumgrenze liegende und für eine Familie aus 5—15 Köpfen berechnete für den Winter, in denen es zwei Drittel des Jahres verschläft. Zu den Sommerwohnungen führen lange Gänge mit Verzweigungen und Fluchtlöchern und harten, glatten Wänden. In dem wenig geräumigen Kessel findet wahrscheinlich im April die Paarung statt. Das Weibchen wirft nach 6 Wochen 2—4 Junge, welche den Sommerbau der Alten bis zum nächsten Sommer bewohnen. Die Mündung der Winterwohnung wird gut mit Heu, Erde und Steinen von innen verstopft. Innen, oft 8—10 m bergwärts, ist ein weiter Kessel, der mit kurzem, weichem Heu angefüllt ist und als gemeinsames Lager für den Winterschlaf dient. Das M. nährt sich von frischen, saftigen Alpenpflanzen und Wurzeln. Es trinkt selten, aber viel auf einmal. Es gibt einen pfeifenden Ton von sich, welcher Witterungsveränderungen anzeigen soll. Wie die meisten Winterschläfer, sind die Murmeltiere im Spätsommer und Herbst ungemein fett; sobald aber der erste Frost eintritt, fressen sie nicht mehr, trinken aber noch, entleeren sich dann und beziehen familienweise die Winterwohnungen, in denen die Temperatur sich auf 10—11° erhält. Sie liegen hier dicht bei einander, den Kopf am Schwanz, regungslos und kalt, indem die Blutwärme auf die Wärme der Luft herabgesunken und alle Lebensthätigkeit aufs äußerste herabgestimmt ist, so daß in der Stunde nur 15 Atemzüge erfolgen. Nimmt man ein M. im Winterschlaf aus seiner Höhle und bringt es in größere Wärme, so gibt sich erst bei 21° Wärme ein deutliches Atmen kund; bei 25° beginnt es zu schnarchen, bei 28° streckt es seine Glieder, bei 31° erwacht es, bewegt sich taumelnd, wird nach und nach munterer und fängt an zu fressen. Im Frühjahr erscheinen die Murmeltiere in sehr abgemagertem Zustand vor den Öffnungen der Winterwohnungen und nähren sich anfangs von dem überwinterten Gras, bis die jungen Alpenpflanzen ihnen besseres Futter gewähren. Man fängt die Murmeltiere in Fallen oder gräbt sie zu Anfang des Winters aus. Die Alpenbewohner genießen das Fleisch und benutzen es auch, wie das Fett und den Balg, bei mancherlei Krankheiten. In der Gefangenschaft werden halbwüchsige Murmeltiere bald zahm, lassen sich abrichten und ergötzen durch ihr possierliches Wesen. Ehemals wurden sie von den Savoyardenknaben mit umhergeführt und zu einfachen Schaustellungen in Städten und Dörfern benutzt. Im warmen Zimmer verfallen sie nicht in einen Winterschlaf; im kalten bauen sie sich aus verschiedenem Material ein Nest und schlafen, aber mit Unterbrechung. Selbst bei guter Pflege dauern sie in der Gefangenschaft selten über 5—6 Jahre aus. Das Pelzwerk ist von geringem Wert. Vgl. Girtanner, Die Murmeltierkolonie in St. Gallen ꝛc. (St. Gallen 1887). — Der Bobak (A. Bobac *Schreb.*), 37 cm lang, mit 9 cm langem Schwanz, ist fahl rostgelb, auf der Oberseite etwas dunkler, auf dem Kopf bräunlich rostgelb, am Schwanz dunkel rostgelb, an der Schwanzspitze schwarzbraun, bewohnt das südliche Polen und Galizien, Südrußland und das südliche Sibirien bis zum Amur und Kaschmir. Er lebt gesellig in der Ebene und in Niederungen und bildet große Siedelungen, in welchen sich Hügel an Hügel reiht, die durch Aufhäufen des ausgewühlten Erdreichs entstanden sind. Das Lager liegt 5—7, selbst 14 m von der Eingangsöffnung in dem unterirdischen Bau. Der Bobak nährt sich von Kräutern und Wurzeln und trägt großen Wintervorrat ein. Er zieht sich bald zurück, führt noch eine Weile im Bau ein Halbleben, erstarrt dann und erwacht im Frühjahr sehr zeitig. Im April oder Mai werden die Jungen geboren. Adler und Wolf rauben viele Bobaks, aber auch Tungusen und Buräten jagen die feisten Tierchen, deren Fleisch schmackhaft ist. In Sibirien hält man die Bobaks für verzauberte Schützen, welche den bösen Geist durch Übermut erzürnt hatten.

Murnau, Flecken und klimatischer Kurort im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Weilheim, am Fuße der Alpen und unweit des Staffelsees, Knotenpunkt der Linie Weilheim-M. und der Eisenbahn M.-Garmisch-Partenkirchen, 691 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Schloß, ein Denkmal König Ludwigs II., ein Stahl-, ein Moor- und ein Seebad, Dampfmolkerei, Bierbrauerei und (1890) 1739 kath. Einwohner. Südlich, links von der Loisach, das Murnauer Moos.

Murner, Name des Katers in der Tierfabel.

Murner, Thomas, Satiriker, geb. 24. Dez. 1475 zu Oberehnheim im Elsaß, gest. daselbst 1537, trat in das Minoritenkloster zu Straßburg, empfing mit 19 Jahren die Priesterweihe, studierte darauf in Freiburg, ging dann nach Paris, Krakau (wo er Baccalaureus der Theologie wurde), Köln, Rostock, Prag und kehrte um 1499 nach Straßburg zurück. Er hielt sich hierauf als öffentlicher Lehrer zu Freiburg i. Br. auf und veröffentlichte unter dem Titel: »Nova Germania« (Straßb. 1502) eine Schrift wider Wimpfelings »Germania«, in welcher er zu beweisen suchte, daß es im Elsaß eine französische Partei gäbe und Frankreich Ansprüche auf diese Provinz habe. Der Magistrat von Straßburg legte Beschlag auf diese Schrift, die bis auf sechs Exemplare vernichtet wurde (mit Wimpfelings Schrift neu hrsg., Straßb. 1874). M. wurde 1505 vom Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt und hielt sich abwechselnd in Krakau, Freiburg, Bern, Speyer und Frankfurt auf. In dieser Zeit erregte er Aufsehen durch einige Lehrbücher, in denen er die Logik und andre Wissenschaften den Schülern spielend beibringen wollte. Besonders charakteristisch für ihn und seine Zeit sind aber zwei Werke, mit denen er 1512 hervortrat. Erstens »Die Narrenbeschwörung«, die mehrere Auflagen erlebte (neue Ausg. von Spanier, Halle 1893). Die Anregung zu diesem Werk verdankt M. offenbar dem »Narrenschiff« des Sebastian Brant, aus welchem er auch Holzschnitte übernahm u. auf seine Weise neu verwertete. M. geißelt darin in elsässischer Mundart die Laster und Thorheiten seiner Zeit und verschont keinen Stand, auch den geistlichen nicht. Sodann die »Schelmenzunft« (neue Ausg. von Matthias, Halle 1890; photolithogr. Ausg., Berl. 1881), die aus Predigten, welche M. zu Frankfurt a. M. gehalten hatte, entstand und eine beißende Satire auf alle Kreise der menschlichen Gesellschaft war (lat. u. d. T.: »Nebulo nebulonum«, Frankf. 1620 u. ö.). Einen ernsthaftern Charakter trägt die »Andächtig geistliche Badenfahrt« (1514; neu hrsg. von Martin, Straßb. 1887). Echt volkstümlich ist dagegen Murners humoristische Schrift »Die Mülle (Mühle) von Schwyndelsheim und Gredt Müllerin Jarzeit« (Straßb. 1515; neue Ausg. von Albrecht in Martins »Straßburger Studien«,

Bd. 2, das. 1883—84). Von 1515—21 finden wir M. in Italien, in Straßburg, von wo aus er dem Kaiser Maximilian eine Übersetzung von Vergils »Äneide« in Knittelversen widmete (1515), in Trier u. Basel, wo er 1519 die juristische Doktorwürde erwarb und wegen seines Strebens nach Popularisierung der Rechtswissenschaft mit den Fachgelehrten in Streit geriet, dann in Italien u. 1521 wieder in Straßburg. In diesen Jahren entstand auch seine »Gäuchmatt« (»Narrenwiese«, Basel 1519; neue Ausg. von Uhl, Leipz. 1896). M. zeigt darin, welche Mittel u. Künste die Weiber anwenden, um die Männer zu Gäuchen (Narren) zu machen, und läßt dabei eine ansehnliche Reihe berühmter Männer auf der Matte erscheinen. Wie er schon im Streit Reuchlins mit den Dominikanern sich auf die Seite der Humanisten stellte, so nahm er auch zuerst Partei für Luther und übersetzte 1520 dessen Schrift »De captivitate babylonica«. Doch noch in demselben Jahre wendete er sich mit der »Christlichen und brüderlichen Ermahnung« auf die Seite von Luthers Gegnern und wurde bald in eine heftige Polemik verwickelt. 1522 übersetzte er Heinrichs VIII. von England Traktat »De septem sacramentis« und verteidigte ihn in seiner Schrift »Ob der Künig uß Engelland ein Lügner sei oder der Luther«. Gleichzeitig erschien von ihm (1522) das allegorisch-satirische Gedicht: »Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doktor M. beschworen hat« (hrsg. von Heinr. Kurz, Zürich 1848), wo die schwachen Seiten der Reformationsbewegung so geschickt und eindringlich dargelegt sind, wie in keiner andern unter den zahlreichen Streitschriften dieser Zeit. Wegen dieser Schriften wurde er auch bei einer Reise nach England 1523 vom König huldreich aufgenommen. Nach seiner Rückkehr zerfiel er mit dem Rat der immer mehr zur Reformation neigenden Stadt Straßburg; 1525 flüchtete er vor den aufständischen Bauern in die Schweiz, wo er im Kanton Luzern als Pfarrer angestellt wurde, wohnte 1526 dem Religionsgespräch von Baden (im Aargau) bei, mußte aber 1529 wegen heftiger Streitigkeiten mit den Evangelischen die Schweiz verlassen und wandte sich nun nach Heidelberg, wo ihn Kurfürst Friedrich wohlwollend aufnahm. Zuletzt hatte er eine kleine Pfründe in Oberehnheim. M. war einer der genialsten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit, aber ein zügelloser Charakter und abenteuerlicher Geist. Die satirische Polemik ist sein eigentliches Element, »wo er harmlos ist, wird er auch leicht langweilig« (Martin). Schließlich sei noch erwähnt, daß ihm manche die Abfassung der hochdeutschen Bearbeitung des Volksbuchs von Eulenspiegel (s. d.) zuschreiben. Murners Schriften, von denen die meisten selten sind, bilden, über 50 an der Zahl, eine ganze Bibliothek. Vgl. Waldau, Nachrichten von Murners Leben und Schriften (Nürnb. 1775); Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace, Bd. 2 (Par. 1879); Ries, Quellenstudien zu Murners satirisch-didaktischen Dichtungen, Teil 1 (Berl. 1890, Dissertation); W. Kawerau, M. und die Kirche des Mittelalters (Halle 1890); Derselbe, M. und die deutsche Reformation (das. 1891).

Muro Lucāno, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Kreis Melfi, im Neapolitanischen Apennin, Bischofsitz, hat eine Kathedrale aus dem 12. Jahrh., Ruinen eines Schlosses, in welchem Johanna von Neapel 1382 auf Befehl Karls III. ermordet ward, ein Gymnasium, Ölgewinnung und (1881) 7547 (als Gemeinde 8895) Einw. Die Stadt hat 1694 und 1857 durch Erdbeben sehr gelitten.

Murom, Kreisstadt im russ. Gouv. Wladimir, an der Oka und an der Eisenbahn Kowrow-M., hat eine alte Kathedrale, Theater, Stadtbank, Realgymnasium, Fabriken für Leinwand, Leder, Talg und Seife, Eisen etc., bedeutenden Gartenbau, Handel mit Getreide, Holz, Metallen, Fischen etc., Schiffahrt und (1889) 13,992 Einw. — M. soll ehemals Hauptstadt des finnischen Stammes der Muroma gewesen sein und war schon im 10. Jahrh. ein wichtiger Handelsplatz. Zu Anfang des 11. Jahrh. entstand hier ein unabhängiges Fürstentum, das 1353 dem Fürstentum Wladimir einverleibt wurde.

Muroran, Hafen auf der japan. Insel Jeso, 90 km nordöstlich von Hakodate, an der vortrefflichen Bai von Endermo, einem nördlichen Einschnitt der Volcanobai, wurde 1894 dem auswärtigen Handel geöffnet.

Muros, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Coruña, an der Nordseite der Bai (Ria) von M., hat einen Hafen, Fischerei, Ausfuhr von Sardinen und (1887) 9036 Einw.

Murowana-Goslin, Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Obornik, hat eine evangelische und eine kath. Kirche und (1890) 1495 Einw., davon 418 Evangelische und 162 Juden.

Murr, Fluß im württemberg. Neckarkreis, entspringt auf dem Murrhardter Wald bei Westermurr, 473 m ü. M., nimmt die Lauter und die Bottwar auf und mündet nach 53 km langem Lauf bei dem Dorf M., unterhalb Marbach, 190 m ü. M., rechts in den Neckar. Das Murrthal hat anfangs den Charakter eines wilden Schwarzwaldthales, wird aber in seinem untern Laufe immer anmutiger und ist zuletzt mit Reben bepflanzt; durch dasselbe führt die Murrbahn (Teile der Linien Bietigheim-Backnang und Waiblingen-Hessenthal der Württembergischen Staatsbahn).

Murr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für John Andreas Murray (spr. mörre), geb. 27. Jan. 1740 in Stockholm, gest. 22. Mai 1791 in Göttingen als Professor. Schrieb: »Apparatus medicaminum« (Götting. 1776—92, 6 Bde.); »Opuscula« (das. 1785—86, 2 Bde.).

Murray (spr. mörre, von den Eingebornen Goolwa oder Gulba, früher im obern Lauf Hume genannt), größter Strom Australiens, entspringt unter 36° 40' südl. Br. und 148° östl. L. v. Gr. am Westabhang der Warragongberge, fließt, die Grenze zwischen Neusüdwales und Victoria bildend, erst nördlich, dann nordwestlich, bis er auf südaustralischem Gebiet sich plötzlich nach S. wendet, und bildet dann, ehe er sich durch eine schmale, nicht passierbare Mündung unter 35° 35' südl. Br. und 138° 55' östl. L. v. Gr. in die Encounterbai ergießt, den See Alexandrina mit dem Albertsee. Der M. hat eine Länge von 2000 km mit einem Flußgebiet von 317,000 qkm. Seine bedeutendsten Nebenflüsse auf der rechten Seite sind: der Murrumbidschi (s. d.) und der noch größere Darling (s. d.); von den linksseitigen sind der Goulburn und der Loddon zu nennen. Die Uferlandschaften sind nur an einigen Punkten des obern Laufes (Albury), wo das Land vorzüglich ist, und in den in neuester Zeit entstandenen Berieselungskolonien Mildura (s. d.) und Renmark angebaut. Ein großer Teil ist sandig, steinig und nur mit dichtem Gebüsch, dem sogen. Malleescrub (Eucalyptus), sowie mit Stachelschweingras bedeckt und fast nutzlos, der übrige eignet sich gut für Weidezwecke, ist aber bei hinreichender Bewässerung recht fruchtbar (s. oben) und bessert sich in

der Nähe der Mündung. Schiffbar ist der M. den größten Teil des Jahres von Goolwa, dem südlichsten Hafen, bis Albury in Neusüdwales. Seine wichtigsten Häfen sind in Südaustralien Goolwa und Morgan, in Neusüdwales Wentworth und Albury, in Victoria Mildura, Echuca und Swan Hill; in den letzten drei verkehrten 1894: 882 Dampfer von 137,994 Ton.

Murray (spr. mörre), 1) James Stuart, Graf von, s. Morray.

2) John, einer der namhaftesten engl. Verlagsbuchhändler, geb. 27. Nov. 1778 in London, gest. 27. Juni 1843, war der Sohn eines Schotten, John Mac M., der, nachdem er als Marineoffizier gedient hatte, 1768 W. Sandbys Buchhandlung in London übernahm und unter seinem Namen, mit Weglassung des Mac, fortführte. Nach dem Tode desselben (6. Nov. 1793) stand das Geschäft einige Jahre unter Leitung der Witwe, bis es der inzwischen mündig gewordene Sohn übernehmen konnte, der es bald zu einem der bedeutendsten Englands erhob. Unter anderm begründete M. 1809 die einflußreiche toryistische Zeitschrift »The Quarterly Review« und gab durch seine »Family library« (1830—41) den Anstoß zu den jetzt so verbreiteten wohlfeilen Volksbibliotheken. Fast alle litterarischen Notabilitäten seiner Zeit und seines Vaterlandes, unter andern Lord Byron, W. Scott, Southey, W. Irving, wußte er an seine Firma zu ziehen. Vgl. Smiles, A publisher and his friends (Lond. 1891, 2 Bde.). — Das Geschäft wurde von seinem namtlich durch die »Handbooks for travellers« weit bekannten Sohn John M. (III) dem jüngern, geb. 1808, gest. 2. April 1892, fortgeführt. Letzterer pflegte mit Vorliebe die wissenschaftliche Richtung; sein Verlag enthält Werke von Hallam, Barrow, Wilkinson, Grote, Motley, Lyell, Layard, Murchison, Livingstone, Darwin, Schliemann, Crowe und Cavalcaselle u. a. Jetzige Inhaber des Geschäfts sind John M. (IV) und A. H. Hallam-M.

3) E. C. A. Grenville, engl. Diplomat u. Schriftsteller, geb. 1824, gest. 20. Dez. 1881, natürlicher Sohn des zweiten Herzogs von Buckingham, studierte in Oxford, ward 1851 zum Attaché bei der britischen Gesandtschaft in Wien, 1852 zu Hannover, dann in Konstantinopel ernannt, war darauf Vizekonsul in Mitylene und von 1858—68 Generalkonsul für Südrußland in Odessa. Nach seiner Rückkehr nach England war er hier journalistisch thätig u. besprach insbes. in dem von ihm herausgegebenen »Queen's Messenger«, einem Vorläufer der später sogen. Society Papers, schonungs- und rücksichtslos die Zustände und Verhältnisse der vornehmen englischen Gesellschaft. Im Juni 1869 wurde er vom Lord Carrington wegen seiner Angriffe gegen dessen Vater gemißhandelt und zog sich, da er die Autorschaft des betreffenden Artikels abgeleugnet hatte, eine Anklage wegen Meineids zu. Vor dieser flüchtete er nach Paris, nahm hier nach seiner Gemahlin den Namen Comte Rethel d'Aragon an u. war bis zu seinem Tode schriftstellerisch und als Korrespondent englischer Zeitungen thätig. Außer mehreren Romanen schrieb er: »Droits et devoirs des envoyés diplomatiques« (1853); »Embassies and foreign courts« (1855) und mehrere Reisewerke über die Türkei, Rumänien, Griechenland, Persien und Südrußland; ferner: »The Member for Paris« (1871, 3 Bde.; franz. u. d. T.: »Un député de Paris«, 1876); »French pictures in English chalks«, humoristische Skizzen; »History of the French press« (1874); »Men of the Second Empire, of the Septennate, of the Third Republic« (1872—74); »The Russians of to-day« (1878); »Round about France« (1878); »Side lights on English society« (1881, 2 Bde.; 3. Aufl. 1889); »High life in France under the Republic« (1885, 2. Ausg. 1887) u. a.; die letztern Bücher sind meist auch französisch erschienen. Vgl. die von seiner Witwe veröffentlichten »Memoirs of Grenville M.« (Lond. 1887, 2 Bde.).

Murrayinsel (spr. mörre-), kleine Insel an der Südküste von Neuguinea, zu Queensland gehörig, unter 10° 5' südl. Br. und 144° 5' östl. L. v. Gr., vulkanisch und außerordentlich fruchtbar, Sitz der London Mission, mit 400 Einw., darunter 6 Europäer.

Murraysburg (spr. mörres-), Division der britisch-südafrikan. Kapkolonie, in der Karru, auf einer gut bewässerten und von der Bahn Kapstadt-Kimberley durchschnittenen Hochfläche, 5270 qkm (95,7 QM.) groß mit (1891) 4452 Einw. (1496 Weiße, 2085 Hottentoten, 871 Bantu), und dem gleichnamigen Hauptort an einem Arm des Buffalo River mit (1891) 1045 Einw.

Murree-Cart (engl., spr. mörri-kärt), verdeckter zweiräderiger, mit 2—3 Pferden bespannter Wagen in Britisch-Indien zur Beförderung von Reisenden und Postsachen auf Bergstraßen.

Mürren, Bergdorf im schweizer. Kanton Bern, Bezirk Interlaken, zur Gemeinde Lauterbrunnen gehörig, 1630 m ü. M., mit Lauterbrunnen durch eine Schmalspurbahn (teils Seil-, teils elektrische Bahn) verbunden, wegen der prachtvollen Aussicht auf die gegenüberliegende Jungfrau viel besucht, mit großartigen Hotels und (1888) 209 Einw.

Murrhardt, Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Backnang, an der Murr u. der Linie Waiblingen-Hessenthal der Württembergischen Staatsbahn, hat eine ehemalige Benediktinerabtei, deren Kirche (St. Walterichskirche) jetzt evangelische Stadtkirche ist, mit der sehr alten, architektonisch wertvollen Walterichskapelle, ein Standbild des Herzogs Ludwig auf dem Markt, eine Reallateinschule, ein Revieramt, Möbeltischlerei, mechanische Buntweberei und Strickerei, Fabrikation von Tafel- und Brückenwagen, Holzhandel und (1890) 4209 Einw., davon 41 Katholiken.

Murrhardter Wald, s. Murr.

Murrīnische Gefäße (Murrīna vasa, ungut Murrhina v., v. lat. murra, »Flußspat«), bei den alten Römern eine Art kostbarer, höher als Gold geschätzter, buntschimmernder Gefäße, wahrscheinlich aus einer edlern Art des orientalischen Flußspats verfertigt.

Murrumbidschi (Morumbidschi, engl. Murrumbidgee), großer, 2160 km langer, rechtsseitiger Nebenfluß des Murray in Neusüdwales, entspringt unter 35° 40' südl. Br. auf dem Nordostabhang der Manerooberge, fließt erst nördlich, dann westlich durch weite, schöne Weidegründe, in denen sich die von ihm wie vom Murray ausgesandten Arme bei hohem Wasserstand begegnen, und fällt, nachdem er den von den Cullarinbergen kommenden seichten Lachlan aufgenommen, in den Murray. Zur Zeit des Hochwassers ist der M. bis Gundagai für Dampfer fahrbar.

Murschidabad (Maksudabad), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der britisch-ind. Provinz Bengalen, unter 24° 11' nördl. Br. und 88° 19' östl. L. v. Gr., an einer Zweiglinie der East Indianbahn, links am Bhagirathi, hat einen großen, prächtigen Palast des Nawabs von Bengalen, eine schöne Moschee und (1891) 35,576 Einw., davon 20,789 Hindu, 12,615 Mohammedaner und 40 Christen, deren Elfenbeinschnitzereien altberühmt sind.

Mursinka, Kirchdorf im russ. Gouv. Perm, Kreis Werchotursk, an der Neiwa, mit Edelsteingruben, welche sich auf einem Terrain von 114 qkm an den Flüßchen Neiwa, Alabaschka und Ambarka hinziehen und früher reich an Topasen, Beryllen und Amethysten waren. Die Ausbeutung, ehedem von der Regierung betrieben, ist jetzt verpachtet.

Mursuk (Murzuq), Hauptstadt von Fezzan in Tripolis, unter 25° 55′ nördl. Br. und 14° 10′ östl. L. v. Gr. in einer mit Salzsümpfen erfüllten und wegen der großen klimatischen Schwankungen (5° im Winter, 45° im Sommer) äußerst ungesunden Bodensenkung, Knotenpunkt verschiedener Karawanenstraßen, bedeckt einen Raum von 3 qkm, der, von einer hohen Lehmmauer eingefaßt, die Kasba mit einer Kaserne, Moschee und der Residenz des türkischen Gouverneurs einschließt, und hat 6500 Einw. der verschiedensten Stämme, die Lederarbeiten, Gewebe 2c. anfertigen und Handel mit den Produkten des Sudân wie mit den Industrieerzeugnissen Europas und trotz aller Verbote noch immer Sklavenhandel treiben.

Murtana, Ort in Kleinasien, mit Ruinen des alten Perge (s. d.).

Murten (franz. Morat), Hauptstadt des Seebezirks im schweizer. Kanton Freiburg, am gleichnamigen See und an der Linie Palézieux-Lyß der Jura-Simplonbahn, mit Uhren-, Zigarren-, Absinth- und Kirschwasserfabrikation, Handelsschule und (1888) 2360 Einw., geschichtlich bekannt durch den glänzenden Sieg der Eidgenossen über Karl den Kühnen von Burgund 22. Juni 1476 (s. Schweiz [Geschichte]), zu dessen Gedächtnis 22. Juni 1876 eine großartige, aus allen Teilen der Schweiz besuchte Feier stattfand. An Stelle des von den Franzosen 1798 zerstörten Beinhauses wurde 1822 ein 18 m hoher marmorner Obelisk errichtet. Der Murtensee, 27½ qkm groß, ca. 46 m tief, ist ein ziemlich einsames, von Weinbergen, Obsthainen und Fruchtfeldern eingerahmtes Wasserbecken, das von der Broye durchflossen wird. Früher lag sein Spiegel nur 10 cm über demjenigen des Neuenburger Sees; dann mußte auch diese Flußstrecke in das System der Juragewässerkorrektion (s. d.) hineingezogen und von ihr aus ein Verbindungsarm zum Aarekanal geschaffen werden. Infolge dieser Arbeiten liegt jetzt der mittlere Wasserstand 433 m ü. M. (früher 435,2 m). Auch hier sind wichtige Pfahlbaufunde gemacht worden. Vgl. Ochsenbein, Die Urkunden der Belagerung und Schlacht von M. (Basel 1876); Wattelet, Die Schlacht bei M. (Freiburg i. d. Schweiz 1894).

Mürtschenstock, Berg, s. Sardona.

Murundsa, Stadt, s. Mokschan.

Muruxirinde, s. Byrsonima.

Murviedro, Stadt in Spanien, s. Sagunto.

Murwa, aus Hirse bereitetes Bier der Krimtataren, s. Bier, S. 1006.

Mürz, Fluß, s. Mur.

Mürzsteg, Dorf und Jagdschloß, s. Neuberg.

Murzuq, Stadt, s. Mursuk.

Mürzzuschlag, Marktflecken in Steiermark, Bezirksh. Bruck, 672 m ü. M., an der Mürz (s. Mur), die hier die Fröschnitz aufnimmt, an der Südbahnlinie Wien-Triest und der Staatsbahnlinie M.-Neuberg, Sitz eines Bezirksgerichts, als Sommeraufenthalt und klimatischer Kurort sowie als Ausflugspunkt sehr beliebt, hat ein Kurhaus, eine Kaltwasserheilanstalt, ein Denkmal Scheffels (1895), Eisenhammerwerke, Sensenschmieden, ein Gußstahlwerk, eine Holzstoff- und Holzwollefabrik, Bierbrauerei, Gerberei 2c. und (1890) 3651 Einw. Vgl. Kupferschmid, M. als Terrainkurort (Wien 1887).

Mus, zerriebenes und zur Extraktkonsistenz verdampftes Fruchtfleisch 2c., unterscheidet sich durch den Gehalt an Fasern von dem »Kraut« (s. d.), welches aus dem reinen Safte dargestellt wird.

Mus (lat.), die Maus.

Musa *L.* (Pisang, Banane, Paradiesfeige), Gattung aus der Familie der Musaceen, sehr große, üppig entwickelte, baumartige Stauden, mit einfachem, kurzem, von den Blattstielscheiden vollständig umschlossenem u. durch sie scheinbar verlängertem Stamm und mächtigen, kurzgestielten, meist länglichen, ganzrandigen Blättern, zwischen denen lange, vom Rhizom ausgehende Blütenkolben hervortreten, die unten fruchtbare, weiter nach oben unfruchtbare Zwitterblüten und zu oberst männliche Blüten tragen. Sobald diese Blüten zur Entwickelung gelangen, fallen die dazugehörigen, lederigen, oft rötlich gefärbten Deckblätter ab. Die Frucht ist gurkenähnlich, drei- bis sechskantig, dreifächerig, vielsamig, bei den Kulturvarietäten häufig samenlos. Etwa 20 Arten im tropischen Asien, auf den Inseln des Stillen Meeres, in Australien und in Afrika heimisch, durch Kultur überall in den Tropenländern verbreitet. M. sapientum *L.* (gemeine Banane, s. Tafel »Nahrungspflanzen II«, Fig. 7) hat einen knolligen Wurzelstock, wird 6 m hoch, mit bis 4 m langen, 60 cm breiten Blättern, 1,5 m langen Kolben und gelblichweißen Blütenscheiden mit roten Spitzen. Die Früchte sind 20–30 cm lang. Der Schaft stirbt nach der Fruchtreife ab, und es erscheinen neue, schnell wachsende Nebensprossen, welche nach wenigen Monaten Früchte tragen. Die Banane, von welcher etwa 200 Kulturrassen und Formen bekannt sind (zu denen auch die früher als Art betrachtete M. paradisiaca *L.* gehört), gedeiht am besten in niedrigen Gegenden bei einer Temperatur von 26–27°, sie wird aber an der Golfküste von Nordamerika noch bei einer Temperatur von 21—24° und in Florida bis zum 29.° gebaut; weiter nördlich, bis 35°, wird der Ertrag unsicher. In Algerien ertrug die Banane 1878 eine Temperatur von 3°. Man baut sie hauptsächlich der Frucht halber, welche nahrhafter ist als die Brotfrucht, und genießt sowohl die unreifen mehligen als die reifen Früchte, in welchen fast alle Stärke in Zucker umgewandelt ist. In manchen Gegenden der Tropen bildet die Banane das Hauptnahrungsmittel. Ein Stamm gibt bis 40 kg Früchte, und da an derselben Stelle in einem Jahre drei fruchttragende Stämme hintereinander erscheinen können, so kann eine einzige Pflanze über 2 Ztr. Früchte liefern. Auf gleicher Grundfläche gibt sie 44 mal mehr Nahrungsstoff als die Kartoffel und 133 mal mehr als der Weizen. Aus den unreifen Früchten des Bananenpisangs bereitet man Stärke (Arrowroot von Guayana); die unreifen, ausgeschnittenen, an der Sonne getrockneten Früchte geben ein rötliches, angenehm riechendes und schmeckendes Pulver (Bananenmehl), aus welchem die Stärke leicht abgeschieden werden kann. In Venezuela benutzt man die Bananen zur Darstellung von Branntwein. Auch die Blätter der Banane finden mannigfache Verwendung. Aus dem Stamme beider Arten gewinnt man an mehreren Orten eine Faser, die als Musafaser oder Manilahanf (s. d.) in den Handel kommt. Die größte Menge des letztern stammt aber von M. textilis *Luis Née* auf den Molukken und Philippinen. M. Ensete *Gmel.* (Ensetebanane), in Abessinien,

wird 9 m hoch und trägt 6 m lange, 90 cm breite Blätter. Ihre Früchte sind ungenießbar, aber ihre Sprößlinge bilden ein treffliches Gemüse, und das Innere des Stammes wird gekocht und ist das einzige vegetabilische Nahrungsmittel einiger afrikanischer Völkerschaften. Eine einzige Pflanze produziert gegen 19,000 Blüten. Aus dem Stamme gewinnt man ebenfalls Gespinstfasern, namentlich auch in Neusüdwales, wo die Pflanze kultiviert wird. Seit 1853 kultiviert man sie in Europa als Zierpflanze, die auch die Auspflanzung ins Freie verträgt. M. chinensis *Sweet.* (M. Cavendishii *Paxt.*) und M. coccinea *And.*, beide in China, bleiben kleiner als die vorigen Arten und werden deshalb häufig in Warmhäusern als Zierpflanzen gezogen; auch eignen sie sich für das Zimmer.

Musaceen, monokotyle Familie aus der Ordnung der Scitamineen, Stauden von meist riesenhaften, zum Teil baumartigen Gestalten; der Stengel ist bald verlängert, bald verkürzt, von den Scheiden der abgefallenen Blätter bedeckt; die Blätter sind wechselständig, gestielt, am Grunde scheidenförmig, mit großer, in der Jugend zusammengerollter, einfacher Fläche und starker Mittelrippe, von welcher parallel gebogene Seitennerven ausgehen. Die vollständigen, zygomorphen Blüten stehen in den Achseln großer, oft schönfarbiger Deckblätter, welche zweizeilig an dem Blütenstil angeordnet sind. Das Perigon besteht aus sechs blumenartig gefärbten, ungleichen Blättern; das vordere des äußern Kreises ist bisweilen das größte, gelielt; die beiden seitlichen des innern Kreises sind kleiner, das hintere ist am kleinsten, lippenförmig. Der unterständige, dreifächerige Fruchtknoten enthält eine bis viele Samenknospen in jedem Fache. Die Frucht ist eine Beere oder Kapsel. Die Samen enthalten ein mehliges Nährgewebe, das sich aus Endosperm und Perisperm zusammensetzt. Die wichtigsten Gattungen sind: Musa, Strelitzia, Ravenala u. Heliconia, deren Arten (ca. 50) alle den Tropen angehören, wo sie durch ihre Größe und Schönheit eine Zierde der Flora und zum Teil wegen ihrer schmackhaften Früchte als Nutz- und Kulturpflanzen, wie die Bananen oder Paradiesfeigen (von Musa paradisiaca und M. sapientium), in hohem Ansehen sind; die Schößlinge dienen als Gemüse und die Fasern (besonders von M. textilis und M. Ensete) liefern den Manilahanf der Philippinen, Molukken und Ostafrikas. Vgl. Wittmack, Musa Ensete (Halle 1867). Einige zweifelhafte Arten der Gattung Musophyllum *Göpp.* sind fossil in Tertiärschichten aufgefunden worden.

Musafaser, soviel wie Manilahanf.

Musagetes (»Musenführer«), Beiname des Apollon und des Herakles; allgemeiner (Musaget) soviel wie Freund und Gönner der Künste.

Musäos, 1) mythischer Sänger, Seher und Priester der attischen Sage, angeblich noch der vorhomerischen Zeit angehörig, Sohn der Selene u. des Orpheus oder Linos oder Eumolpos. Man führte auf ihn zahlreiche Orakel, Hymnen, Weihe- u. Reinigungslieder zurück, die in der Zeit der Peisistratiden Onomakritos sammelte und fälschte. Sein Grab zeigte man in Athen auf dem der Akropolis gegenüberliegenden Musenhügel.

2) M. der Grammatiker, griech. Dichter, vermutlich des 6. Jahrh. n. Chr., verfaßte ein kleines erotisches Epos: »Hero und Leander«, eins der vorzüglichsten Produkte der spätern griechischen Poesie (hrsg. von Passow, Leipz. 1810, und Dilthey, Bonn 1874; übersetzt von Passow, Güstrow 1829, Ölschläger, Leipz. 1882, und Ottmann, das. 1888).

Musartpaß, Paß im Tiënschan-Gebirge (s. d.), 3660 m hoch, führt aus dem Thale des zum Tekes gehenden Tschon-Musart zum Thale des zum Tarim gehenden Musartssu.

Musäus, Johann Karl August, Schriftsteller, geb. 29. März 1735 in Jena, gest. 28. Okt. 1787 in Weimar, studierte seit 1754 in Jena Theologie, wurde 1763 Pagenhofmeister am weimarischen Hof, 1770 Professor am dortigen Gymnasium. Seine erste litterarische Veröffentlichung war: »Grandison der Zweite« (Eisenach 1760—62, 2 Bde.; später umgearbeitet: »Der deutsche Grandison«, das. 1781—82, 2 Bde.), womit er dem schwärmerisch-sentimentalen Enthusiasmus für den gleichnamigen Roman des Engländers Richardson satirisch entgegenwirken wollte. Dann folgten die gegen Lavater gerichtete Satire »Physiognomische Reisen« (Altenb. 1778—79, 4 Hefte) und die »Volksmärchen der Deutschen« (Gotha 1782—86, 5 Bde., u. ö.; neue Ausg. von M. Müller, Leipz. 1868, 3 Tle.; von Klee, Hamb. 1870), welche die aus dem Volksmund genommenen Märchen- und Sagenstoffe keineswegs in naiv volksmäßiger Gestalt wiedergeben, sie vielmehr in Wielands Manier mit allerlei satirischen Streif- und Schlaglichtern ausstatten, aber dennoch durch joviale Laune, liebenswürdige Schalkhaftigkeit und lebendige Anmut des Vortrags, die aus ihnen spricht, einen eigentümlichen Reiz besitzen. Unter M.' übrigen Schriften sind hervorzuheben: »Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier« (Winterth. 1785), Darstellungen mehr betrachtender als erzählender Manier, und die Sammlung von Erzählungen: »Straußfedern« (Berl. 1787, Bd. 1). Seine »Nachgelassenen Schriften« wurden mit Charakteristik herausgegeben von seinem Verwandten und Zögling Aug. v. Kotzebue (Leipz. 1791). Vgl. M. Müller, Johann Karl August M. (Jena 1867); Ad. Stern, Beiträge zur Litteraturgeschichte (Leipz. 1893).

Mus. Bac., in England Abkürzung für Bachelor of Music, Bakkalaureus der Musik, wie Mus. Doc. für Doctor of Music, Doktor der Musik.

Musca, die Fliege; Muscidae (Fliegen), Familie aus der Ordnung der Zweiflügler; s. Fliegen.

Muscardīnus, die Haselmaus, s. Siebenschläfer.

Muscāri *Tourn.* (Muskat- oder Traubenhyazinthe), Gattung aus der Familie der Liliaceen, niedrige, ausdauernde Zwiebelgewächse in Mittel- u. Südeuropa und im mittlern Westasien, mit kleinen Zwiebeln, schmalen Blättern und dicht traubig stehenden, zierlichen, meist dunkelblauen, hängenden oder nickenden Blumen auf nacktem Schaft und mit dreifächeriger Kapsel, von denen etwa 40 Arten M. botryoides *Willd.* (Straußhyazinthe), mit weißen, dunkelblauen, fleisch- oder purpurroten Blumen, M. comosum *Mill.*, mit grünlichgrauen untern u. schön amethystblauen obern Blüten, die einem Federbusch ähnlich sehen (Federhyacinthe), und M. racemosum *Mill.*, mit blauen, weißen oder fleischfarbenen Blüten, die in Süd- und Mitteldeutschland hier und da wild wachsend vorkommen und in Gärten als Zierpflanzen kultiviert werden. Auch M. moschatum *Willd.* (Moschushyazinthe), in Kleinasien am Bosporus, mit graublauen, wohlriechenden Blüten, ist eine beliebte Gartenpflanze. Ihre Zwiebel diente früher als Brechmittel.

Muscarin $C_5H_{13}NO_2 + H_2O$, Alkaloid, welches sich im Fliegenschwamm (Agaricus muscarius) findet und aus Cholin durch Oxydation mit konzentrierter

Salpetersäure entsteht. Es bildet farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, nicht in Äther und reagiert alkalisch. M. hat wahrscheinlich die Konstitution eines Amidoaldehyds, dessen zugehöriger Alkohol das Cholin ist; es wirkt ähnlich wie Physostigmin und Pilokarpin, erzeugt Herz- und Atmungslähmung und verengert die Pupille. Daher kann es als Gegengift bei Atropinvergiftung benutzt werden, wie auch Atropin bei Fliegenschwammvergiftung wirksam ist.

Muscatéles, span. Rosinen aus der Muskatellertraube.

Muscatine (spr. möskätin), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Iowa, auf hohem Bluff am Mississippi, Bahnknotenpunkt u. Flußhafen, mit Schweineschlächterei, Kornmühlen, Handel mit Melonen, Gemüse, süßen Kartoffeln, Holz, Vieh und (1890) 11,454 Einw. (viele Deutsche).

Muscel, rumän. Kreis, s. Mutschel.

Muschainseln, drei franz. Inseln im Golf von Aden, am Eingang der Bai von Tadschurra, zur Kolonie Obok gehörig, unter 11° 43′ nördl. Br. und 43° 12′ östl. L. v. Gr., 165 qkm (3 QM.) groß. Sie wurden dem Sultan von Tadschurra durch England bereits 1840 abgekauft, die förmliche Besitzergreifung fand aber erst 1858 statt. Anfang 1887 wurden dieselben an Frankreich abgetreten.

Muscharabie (arab. maschrabijje, eigentlich »Ort für das Getränk«), hölzerne Gitterfenster an orientalischen Häusern, in welchen Wassergefäße zur Abkühlung durch den Luftzug aufgestellt wurden; in der mittelalterlichen Befestigungskunst oben an den Mauern vorgekragte Erker zu Verteidigungszwecken.

Muschel, s. Muscheln. — In der Anatomie ein Teil der Nase und des Ohres (s. d.).

Muschelbänke, durch gesellig lebende Muscheln gebildete Ansammlung von Muschelschalen im Meere. Außer den sandige Ufer liebenden Erycinen und Cyrenen kommen hierbei besonders Austern, Kamm- und Miesmuscheln in Betracht, die sich zum Teil auf dem felsigen Grunde, zum Teil aneinander anheften und dicht gedrängte Massen bilden, zwischen und auf denen andre Mollusken und röhrenbauende Ringelwürmer sich einnisten. Auch Paludinen, Litorinellen u. Cerithien bilden an flachen Ufen massenhafte Anhäufungen.

Muschelbart, s. Byssus. Bei der Auster heißt der gefranste Mantelrand nebst den Kiemen auch wohl Bart.

Muschelblume, s. Pistia.

Muschel-Chowder (Clam Chowder, spr. klämm-tschauder), Muschelsuppe, amerikan. Lieblings- und Nationalspeise, zu welcher außer den Muscheln noch mit Zwiebel gebratenes Schweinefleisch, Sahne, Fleischbrühe, Kartoffeln oder Crackers (eine Art harter Biskuits) und verschiedene Gewürze verwendet werden.

Muschelfäden, soviel wie Byssus.

Muschelgift, s. Muschelvergiftung.

Muschelgold (Malergold, echte Goldbronze), sehr fein verteiltes Gold, dient zum Malen, Schreiben, Illuminieren und zum Vergolden. Man bereitet es durch Zerreiben von Blattgold oder aus einer Goldlösung, indem man diese mit Chlorantimon oder salpetersaurem Quecksilberoxydul fällt. Der Niederschlag wird mit Gummi angerieben und in Porzellannäpfchen oder Muscheln gebracht.

Muschelhügel, s. Kjökkenmöddinger.

Muschelig (mugelig) geschnitten, von Edelsteinen, s. En cabochon. Muscheliger Bruch, s. Mineralien, S. 344.

Muschelkalk, mittlere Abteilung der Triasformation (s. d.).

Muschelkrebse (Ostracoda), Ordnung der niedern Krebstiere (Entomostraca), kleine Tiere mit einer zweiklappigen, sie völlig umhüllenden Schale, daher äußerlich und in der Ruhe den Muscheln sehr ähnlich. Sie haben nur sieben Paar Gliedmaßen, von denen die vordern als Fühler u. Kiefer, die hintern als Kriech- und Schwimmbeine dienen. Der Leib ist undeutlich in Segmente (Ringe) gegliedert; Kopf, Brust und Hinterleib sind nicht scharf getrennt. Am Ende des Körpers befinden sich starke Haken, die zum Fortschieben im Sande benutzt werden. Wenn das Tier sich ganz zurückgezogen hat, so schließt es die Schale, genau wie es die Muscheln thun, mittels zweier Schließmuskeln, welche quer von Schale zu Schale gehen. In dem innern Bau weichen die M. nicht sehr von den Blattfüßern (s. d.) ab, sind aber einfacher organisiert. Ein Herz ist nur bei den Cypridiniden u. Halocypriden vorhanden, auch wird die Atmung nur selten von besondern Kiemen, meist dagegen von der Haut besorgt. Die Geschlechter sind getrennt; Männchen und Weibchen unterscheiden sich auch äußerlich, da erstere besondere Vorrichtungen zum Ergreifen und Festhalten der letztern besitzen. Auch Jungfernzeugung (Parthenogenese, s. d.) kommt bei einigen Arten jahrelang hintereinander vor. Die Eier werden entweder abgelegt, oder seltener in einem Brutraum zwischen den Schalen bis zum Ausschlüpfen der Jungen umhergetragen. Letztere haben von Anfang an die Schalen, aber in der Regel nur drei Beinpaare und machen gewöhnlich viele Verwandlungen durch. Die M. sind meist Bewohner des Meeres (bis in die größten Tiefen) und leben fast alle von tierischen Stoffen, in der Regel von Kadavern. Die fossilen Formen sind sehr zahlreich, aber mit einer einzigen Ausnahme nur in ihren Schalenresten bekannt; man benennt sogar nach der Gattung Cypridina (Entomis) den sogen. Cypridinen- (Entomis-) Schiefer (s. Tafel »Devonische Formation II«, Fig. 3 u. 4; s. auch Cypris auf Tafel »Juraformation III«, Fig. 7). Auch die lebenden sind sehr artenreich. Man unterscheidet zwei Hauptabteilungen: die Podocopa mit fünf und die Myodocopa mit drei Familien. Vgl. Zenker, Monographie der Ostrakoden (Berl. 1854); Claus, Beiträge zur Kenntnis der Ostrakoden (Marburg 1868); Derselbe, Die Familie der Halocypriden (Wien 1874); Brady u. Norman, A monograph of the marine and freshwater Ostracoda etc. (Dubl. 1889); Dahl, Die Cytheriden der westlichen Ostsee (Jena 1888); Brady, Report on the Ostracoda of the Challenger (Lond. 1880); Müller, Ostrakoden des Golfes von Neapel (Berl. 1894).

Muschellinie, s. Konchoide.

Muschelmarmor, s. Marmor.

Muschelmergel, Süßwassermergel neuesten Ursprungs mit vielen Konchylien.

Muscheln (Muscheltiere, Blattkiemer, Konchiferen, Lamellibranchia, Acephala, Conchifera), die unterste Klasse der Weichtiere (s. d.), deren Kiemen den Blättern eines Buches gleichen (daher »Blattkiemer«) und von der zweilappigen Schale (daher »Bivalven«), der Muschel (Concha, daher Conchifera), umgeben sind. »Kopflose« (Acephala) sind sie, da ihnen im Gegensatz zu den höhern Weichtieren ein Kopf, d. h. ein besonderer Abschnitt des Körpers mit Augen, Mund, Fühlern 2c., abgeht. Derjenige Teil der M., welcher die Hauptmasse der Eingeweide birgt und darum als Rumpf bezeichnet werden könnte, liegt zu innerst. Von seinem obern Rande aus erhebt sich die Haut zu einer rechten u. linken Falte, dem Mantel,

bedeckt ihn auf den Seiten völlig und ragt unten noch über ihn hinaus, so daß ein Raum entsteht, in welchem die Kiemen liegen (s. »Austern«, Abbildung, S. 221). Vom Mantel wird die Schale abgesondert, und zwar in der Art, daß Kalksalze zugleich mit einem organischen Stoffe (dem Konchiolin) sich außen auf dem Mantel ablagern und mit dem Wachstum des Tieres gleichen Schritt halten. Der Mantel selbst hat auf der Innenseite Flimmern und am Rande Drüsen zur Erzeugung der Schalensubstanz und zur Färbung derselben sowie manchmal Tentakeln und in einigen Fällen auch Augen. Bei vielen M. legen sich die beiden Mantelklappen mit ihren freien Rändern aneinander, jedoch bleiben noch zwei Schlitze offen, ein vorderer zur Einfuhr, ein hinterer zur Ausfuhr des Wassers. Durch jenen, die sogen. Atemöffnung, gelangt das frische Wasser zu den Kiemen und zugleich die in ihm enthaltene Nahrung zu dem Munde, während die Exkremente, das Sekret der Nieren, die Geschlechtsstoffe und das verbrauchte Wasser durch die Ausfuhr- oder Kloakenöffnung entleert werden. In sehr vielen Fällen sind die Mantelränder miteinander verwachsen u. bilden einen Sack, in dem aber außer jenen Schlitzen auch noch eine Öffnung für den sogen. Fuß (s. unten) bleibt. Alsdann ist der Mantel häufig nach hinten so weit verlängert, daß die Atem- und Kloakenöffnung an das Ende zweier kürzerer oder längerer Röhren (*Siphonen*) zu liegen kommen (s. Textfig. 1). Verwachsen nun diese in ihrer ganzen Ausdehnung miteinander und werden sie im Vergleich zur Schale sehr groß, so verändern sie die Gestalt des Tieres derart, daß es eher einem Wurm als einer Muschel ähnlich sieht; so der Pfahlwurm (Teredo, s. Tafel »Weichtiere«, Fig. 8). Was die *Schale* betrifft, so sind ihre beiden Klappen selten vollkommen gleich, bisweilen auffallend ungleich (Auster); die untere, größere ist dann tief gewölbt, die obere, kleinere flach, deckelartig; meist schließen ihre Ränder fest aneinander, können jedoch auch an verschiedenen Stellen zum Durchtritt des Fußes etc. klaffen und selbst weit auseinander stehen. Stets sind sie oben durch ein horniges Band verbunden, welches durch seine Spannung die Klappen zu öffnen strebt, wogegen ineinander greifende Zähne und Gruben des obern Schalenrandes (das sogen. *Schloß*, s. Textfigur 2) die feste Verbindung derselben befördern. Zu ihrem Schluß dienen ein oder zwei starke Muskeln, welche von Klappe zu Klappe quer durch das Tier hindurchgehen; man sieht die Stellen, wo sie befestigt gewesen sind, auch noch an den leeren Klappen (Fig. 2; auch der Teil der Mantellappen, welcher den Klappen

Fig. 1.

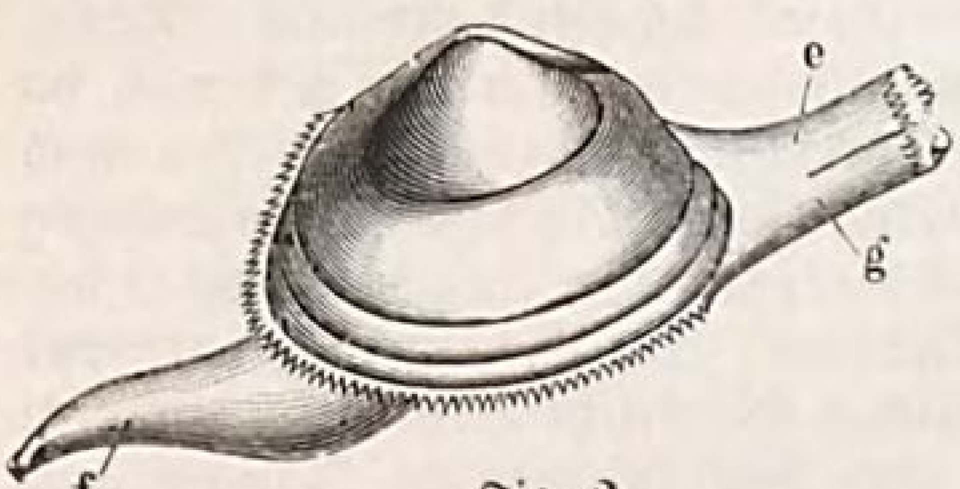


Fig. 2.

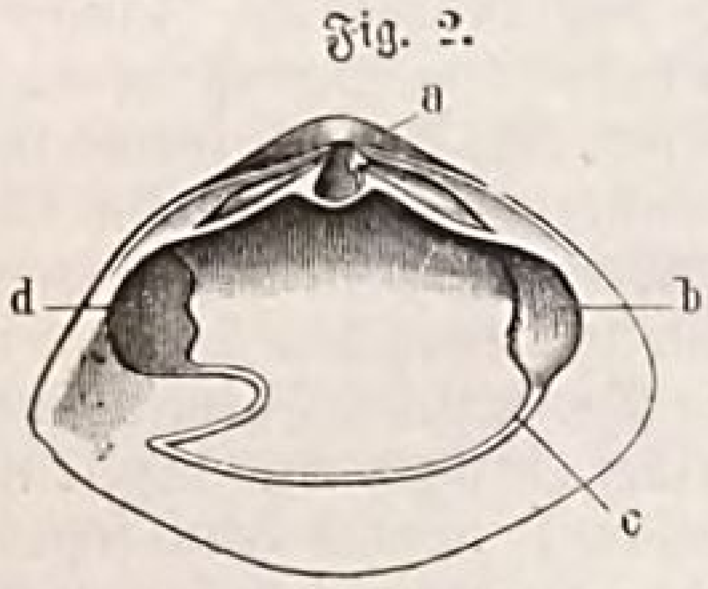


Fig. 1. Mactra elliptica, Tier mit Schale. e Kloakensipho, g Kiemensipho, f Fuß. Fig. 2. Linke Schalenklappe von M. solida. a Schloß, b vorderer, d hinterer Schließmuskel, c Mantellinie.

anliegt, hinterläßt eine Grenzlinie auf ihnen). Vom untern Ende der die Eingeweide umhüllenden Haut- und Muskelschicht springt nach außen ein besonderer Teil, der Fuß, hervor und kann meist aus der Schale weit herausgestreckt werden. Er dient als hauptsächliches Bewegungsorgan. Aus einer Furche an ihm treten bei einzelnen M. lange Fäden einer seidenartigen Substanz, des Byssus (s. d.), hervor und werden mittels des Fußes entweder an die Gegenstände angeheftet, an denen sich die Muschel vor Anker legt, oder sogar zu einer Art Nest verwebt. Das *Nervensystem* besteht aus drei Ganglienpaaren (s. Weichtiere), von denen das Oberschlundganglion verhältnismäßig wenig entwickelt ist. Ein Paar Hörbläschen liegt unterhalb des Schlundes; Augen finden sich teils als einfache Pigmentflecke am Ende der Atemröhre, teils in viel höherer Ausbildung am Mantelrand (z. B. bei den Kammmuscheln, s. d.). Auch Tastwerkzeuge sind reichlich vorhanden. Die mit dem Wasser in die Mantelhöhle gelangte Nahrung wird durch die Thätigkeit der Wimpern auf zwei Paar Hautlappen (sogen. Mundlappen) dem Munde zugeführt und gelangt ohne weiteres, da Kauwerkzeuge fehlen, in die kurze Speiseröhre, von da in den kugeligen Magen und in den langen Darm, welcher auf einer in den Mantelraum hineinragenden Papille endet. Das *Herz*, welches in seine zwei Vorkammern das von den Kiemen kommende arterielle Blut aufnimmt und durch eine vordere u. eine hintere Aorta aus der Kammer weiter befördert, liegt in der Mittellinie des Rückens und wird bei den meisten M. vom Darm durchbohrt. Die Arterien schaffen das Blut gewöhnlich nicht in Kapillaren, sondern in weite Bluträume; von diesen gelangt es teils sofort, teils nachdem es die Nieren passiert hat, in die *Kiemen*. Diese bilden in der Regel zwei Paar Blätter, welche hinter den Mundlappen entspringen u. zwischen Mantel und Rumpf frei herabhängen. Sie sind von sehr zierlichem und kompliziertem Bau. Die *Nieren*, nach ihrem Entdecker das *Bojanussche Organ* genannt, sind paare Drüsen, welche einerseits mit dem Herzbeutel, anderseits mit der Außenwelt in Verbindung stehen und nicht nur die harnartigen Stoffe, sondern auch bei vielen M. Eier und Samen aus dem Tiere herausbefördern. Die *Geschlechtswerkzeuge* münden nämlich nur bei den höhern M. selbständig auf einer besondern Papille aus, während sie bei den niedern sich direkt in die Nieren öffnen. Sie bestehen aus einem Paar Keimdrüsen. Diese bereiten nur bei wenigen M. Eier und Samen zugleich, zerfallen häufiger in einen männlichen u. weiblichen Abschnitt und sind bei weitaus den meisten entweder Eierstock oder Hoden. Indessen auch die getrenntgeschlechtlichen M. lassen äußerlich nur selten, innerlich zwar zur Laichzeit schon durch die Farbe der Eier oder des Samens, sonst aber lediglich an der feinern Struktur der Keimdrüse ihr Geschlecht erkennen. Übrigens können auch, wie bei der Auster, die einzelnen Tiere eine Zeitlang Männchen und darauf Weibchen sein. Befruchtet werden die Eier gewöhnlich im Mantelraum und verbleiben darin auch später noch lange. In ähnlicher Weise sind oft die Kiemenblätter die Brutstätte für die Embryonen. Die ins Freie gelangten Larven der Meeresmuscheln schwimmen mit einem großen Wimpersegel umher, welches später sich zu den Mundlappen zurückbildet, und machen noch viele Verwandlungen durch, ehe sie den alten ähnlich sehen. Die jungen Teich- und Flußmuscheln leben parasitisch an Fischen.

Die M. sind ausnahmslos Bewohner des Wassers,

zu vier Fünftel des Meeres. In letzterm sind manche Arten an bestimmte Tiefen gebunden, während andre nur die Strandzone bevölkern und sich mittels ihres Byssus (s. d.) zuweilen so hoch anheften, daß sie nur bei Flut unter Wasser sind. Einzelne Arten sind vertikal und horizontal überall verbreitet. Meist leben die M. frei und kriechen mit Hilfe ihres Fußes umher oder schnellen sich mit ihm vom Boden auf, schießen auch wohl durch den Rückstoß des plötzlich aus der Kloake entleerten Wassers fort oder schwimmen durch rasches Auf- und Zuklappen der Schale kurze Zeit. Doch setzen sich viele frühzeitig mittels ihres Byssus für immer fest oder wachsen gar mit der einen Schale an, wobei sie sich häufig in großen Gesellschaften zu sogen. Bänken (s. Auster) vereinigen. (Über die eßbaren M. s. die Artikel »Frutti di mare«, »Clams«, »Messerscheide«, »Miesmuschel«, »Austern«; vgl. Muschelvergiftung.) In den tropischen Meeren ist die Muschelfauna am reichsten. Fossil erscheinen M. schon im Silur. Man kann im allgemeinen annehmen, daß die Formen ohne Siphonen die ältern sind; ihre Zahl wird in jüngern Formationen im Verhältnis zu denen mit Siphonen geringer. Die Süßwassermuscheln werden in der Tertiärformation zahlreicher, noch mehr aber in der Gegenwart. Von den etwa 14,000 beschriebenen Arten sind 8—9000 fossil. Unter den letztern sind die einmuskeligen die zahlreichsten, während von lebenden Formen die meisten mit Siphonen versehene Zweimuskler sind.

[Einteilung.] Man teilt die M. nach dem Vorhandensein oder Fehlen der Siphonen in Siphoniata und Asiphonia, nach der Zahl der Schließmuskeln (Monomyarier, Dimyarier), der Form des Fußes, den Kiemen 2c. und unterscheidet daraufhin viele Familien, von denen die hauptsächlichsten hier kurz genannt werden mögen. **Asiphonia.** Die Ostreidae oder Austern (s. d.) mit nur einem Schließmuskel, sehr kleinem oder ganz verkümmertem Fuß und meist sehr ungleichen Schalenklappen, enthalten die wichtige Gattung Ostrea (Auster), die ausgestorbenen Exogyra (s. Tafel »Kreideformation II«) und Gryphaea (s. Tafel »Juraformation III«). Ihnen nahe verwandt sind die Pectinidae (Pilger- oder Kammmuscheln, s. d.) mit vielen Augen am Mantelrand. Zu den Aviculidae oder Vogelmuscheln mit zwei Schließmuskeln gehören Meleagrina, die echte Perlmuschel (s. Perlmuscheln), und viele andre, auch fossile Gattungen (Avicula, Daonella, Gervillia und Monotis, s. Tafel »Triasformation I«; Inoceramus, s. Tafel »Kreideformation II«; Pseudomonotis u. Gervillia, s. Tafel »Dyasformation«; Posidonia, s. Tafel »Steinkohlenformation I«). Von den Mytilidae oder Miesmuscheln sind die bekanntesten Mytilus (Miesmuschel, s. d.), Pinna (Steckmuschel, s. d.), Lithodomus (Steindattel, s. d.) und Dreissena (Wandermuschel, s. d.). Die Arcidae oder Archemuscheln enthalten die noch lebenden Gattungen Arca (Arche, s. Tafel »Dyasformation«) und Pectunculus (s. Tafel »Tertiärformation I«) und die ausgestorbene Cardiola (s. Tafel »Silurformation II«). Ihnen nahe stehen die Nuculiden (hierher unter andern Leda, s. Tafel »Tertiärformation I«, und Yoldia, s. Tafel »Diluvium«). Zu den Trigoniidae gehören Schizodus (s. Tafel »Dyasformation«), Myophoria (s. Tafel »Triasformation I«) u. Trigonia (s. Tafel »Juraformation III«, »Kreideformation II«). Unter den Unionidae oder Najades, den Flußmuscheln, zeichnen sich Anodonta (Teichmuschel, s. d.), Unio (Malermuschel) und Margaritana (Flußperlmuschel, s. Perlmuscheln) besonders aus. — **Siphoniata.** Hierher die Familie der Veneridae (Venusmuscheln, s. d.). Zu den Chamidae gehört die fossile Gattung Diceras (s. Tafel »Juraformation III«); nahe verwandt sind die Tridacnidae oder Riesenmuscheln (s. d.), während die ebenfalls hierher gerechneten Rudisten (s. d.; z. B. Caprina) gänzlich ausgestorben sind. Unter den Herzmuscheln (s. d.) oder Cardiidae ist die eßbare Gattung Cardium bemerkenswert. Ferner sind noch von den Cyprinidae die Gattungen Astarte (s. Tafel »Juraformation III«), Pleurophorus (s. Tafel »Dyasformation«), Crassatella (s. Tafel »Tertiärformation I«) und Cardita (s. Tafel »Triasformation I«) zu nennen. Bewohner des Süßwassers sind die Cycladidae (s. auch die Abbildung von Cyrena auf Tafel »Tertiärformation I«). Die Myidae oder Klaffmuscheln haben ihren Namen von dem Umstand, daß die Schalen an beiden Enden offen stehen; sie graben sich so tief in Schlamm und Sand ein, daß nur die langen Siphonen herausragen. Zu ihnen gehören Solen (Messerscheide, s. d.), Mya, Panopaea 2c. Als die am weitesten, allerdings nur sehr einseitig entwickelten M. können die Pholadidae betrachtet werden, die sich zum Teil in Holz und Stein tief einbohren (s. Bohrmuscheln) und auf den ersten Blick kaum noch für M. gehalten werden. Litteratur s. Weichtiere.

Muschelsandstein (Wellensandstein), in Luxemburg und Elsaß-Lothringen die untere, hier sandig entwickelte Abteilung des Muschelkalks, s. Triasformation.

Muschelschieber, s. Schieber.

Muschelseide, s. Byssus.

Muschelsilber (Silberbronze, Malersilber), sehr fein verteiltes Silber, wird durch Zerreiben von Blattsilber erhalten und wie Muschelgold weiter behandelt und benutzt.

Muscheltierchen, s. Infusorien.

Muscheltiere, s. Muscheln.

Muschelvergiftung, eine durch den Genuß von Mollusken, wie Miesmuscheln, Austern 2c., verursachte Vergiftung. Das Gift wird nicht von den Mollusken aus dem Wasser aufgenommen, sondern in den einzelnen Tieren gebildet, sei es unter bestimmten örtlichen Verhältnissen, wie bei den Miesmuscheln, sei es in bestimmten Lebensperioden, wie von den Austern während der Laichzeit (Austernvergiftung), analog der periodischen Giftigkeit mancher Fische. Auch Cardium edule, Donax denticulata und Cypraea tigris sollen zuzeiten giftig sein. Vielfach erkranken von einer Tischgesellschaft nur diejenigen, welche die giftigen Exemplare des Gerichts gegessen haben. Dabei scheint die Verschiedenheit der Symptome, die sich bei M. zeigen, auf verschiedenartige giftige Zersetzungsprodukte des Tierleibes zu deuten. Über die Erkennung giftiger Miesmuscheln s. d. Ein altes Mittel zur Entgiftung der Miesmuscheln besteht in einstündiger Lagerung in Salzwasser, indes liegen neuere Untersuchungen über die Wirksamkeit dieses Mittels nicht vor. Drei bis vier Stunden nach dem Genuß giftiger Muscheln bildet sich unter Prickeln u. Jucken ein Hautausschlag, oft mit Schwellung im Gesicht u. Ödem an den Gliedmaßen; in manchen Fällen stellen sich Erbrechen, Durchfall, Leibschmerzen, auch Schüttelfrost, Benommensein, Ohnmachten, Delirien, verstärkter Bewegungstrieb, Angstgefühl und Konvulsionen ein und im schlimmsten Falle sensible und motorische Lähmungserscheinungen, Taumeln, Schwindel u. Taubsein der Hände. Der Tod kann ohne Bewußtseinsstörung und ohne

Krämpfe in 2—5 Stunden erfolgen. Die Behandlung hat sich auf Bekämpfung der Symptome zu beschränken. Die große Weinbergschnecke (Helix pomatia) soll giftig wirken, wenn sie Giftpflanzen, wie Tollkirsche, Wolfsmilch ꝛc., gefressen hat.

Muschelwächter, s. Steckmuschel und Krabben.

Muschelwasser (Eau de moule), in Paris eine Mischung von Wasser und Absinth (besitzt die Farbe des Wassers, in dem Miesmuscheln gekocht wurden).

Muschelwerk, ein in der Spätrenaissance aufgekommenes, namentlich aber von der Rokokokunst angewendetes und für diese charakteristisches Ornament, dessen Grundlage die Kammmuschel bildet. Beispiele: Tafel »Tierornamente I«, Fig. 6; »Buchverzierung II«, Fig. 9. Vgl. auch Grotte.

Muschenwang, Schloßruine, s. Schelklingen.

Muscheron, soviel wie Musseron, s. Agaricus.

Muschi (russ., »Männer«), in Rußland ehedem die Bezeichnung der Freien, später der Krieger und insbesondere der Gemeindevorsteher.

Muschik (»kleiner Mann«), in Rußland soviel wie Bauer; dann auch grober, roher Mensch.

Muschikongo, Negerstamm in der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, südlich vom untern Kongo, namentlich im Becken des Mpozo, 16,860 Seelen stark auf 2460 qkm (44,7 QM.) mit dem Hauptort Ngulungu. Sie hatten früher besondere Richtplätze, wo die nächsten Verwandten des Hingerichteten einige Stücke von dessen Hand zum Zeichen der Sühne verzehren mußten.

Muschir (arab., wörtlich »Rat, Staatsrat«), zur Zeit der höchste militärische Rang in der Türkei, Feldmarschall. Gewöhnlich hat der Kommandeur eines Armeekorps (ordu) den Rang eines Muschir.

Musci (Muscineae, Bryophyta), s. Moose.

Muscicăpa, Fliegenfänger (s. d.); Muscicapidae, Fliegenfänger, eine Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Muscidae, Fliegen, Familie der Zweiflügler, s. Fliegen.

Muscineae, die Moose.

Muscogee (spr. möskodschi), Ort im nordamerikan. Indianerterritorium, 9 km südlich vom Arkansasfluß, an der Atchison-Topeka- und Santa Fé-Bahn, Sitz der Regierungsagentur für die Fünf Stämme, einer indianischen Universität u. mehrerer Indianerschulen, hat bedeutenden Handel und 2000 Einw. — Über den Indianerstamm der Muskogi s. Krik.

Muscŭlus, der Muskel.

Muscŭlus (lat., »Mäuschen«), eine niedrige, aus starken Bohlen gezimmerte und durch untergelegte Walzen beweglich gemachte Hütte, die bei Belagerungsarbeiten der alten Römer die Soldaten vor feindlichen Geschossen schützte.

Muscŭlus, 1) Wolfgang (eigentlich Muslin), reform. Theolog, geb. 1497 zu Dieuze in Lothringen, gest. 30. Aug. 1563 in Bern, verließ 1527 das Benediktinerkloster zu Lixheim, wurde Diakon am Straßburger Münster und 1531 Pfarrer zu Augsburg. Nach 17jähriger Wirksamkeit daselbst verließ er die Stadt infolge der Einführung des Interim, ging nach der Schweiz und war von 1549 an Professor der Theologie in Bern. Er schrieb: »Loci communes« (Basel 1560). Vgl. Grote, Wolfgang M. (Hamb. 1855).

2) Andreas (eigentlich Meusel), Vertreter der lutherischen Theologie, geb. 1514 zu Schneeberg in Sachsen, wurde zu Wittenberg ein glühender Anhänger Luthers. Seit 1540 hielt er Vorlesungen zu Frankfurt a. O., wo er dann von 1544 bis zu seinem 1581 erfolgten Tode eine Professur der Theologie bekleidete. Er war bei der Abfassung der Konkordienformel beteiligt. Vgl. Spieker, Lebensgeschichte des Andreas M. (Frankf. a. O. 1858).

Mus. Doc., s. Mus. Bac.

Muselmann, s. Muslim.

Musen (Musae), in der griech. Mythologie ursprünglich wahrscheinlich Quellnymphen, dann die Göttinnen des Rhythmus und Gesanges, später auch die Vorsteherinnen der verschiedenen Dichtungsarten und überhaupt der Künste und Wissenschaften. Sie wurden besonders bei den Gesang und Dichtkunst liebenden Thrakern verehrt, desgleichen in Pierien am Olymp, weshalb sie auch Pieriden und Olympiaden hießen; Pimpleïden nannte man sie von einem Berg und einer Quelle Pimpleia (Pimpla) in Pierien, Libethriden nach einer Berggegend in Böotien oder in Pierien. Andre Beinamen erhielten sie von den Bergen, Grotten und Quellen, wo sie gern verweilten. Später verbreitete sich ihr Dienst nach Attika, in den Peloponnes, nach Kreta, Unteritalien und selbst zu den Lydiern. Nach der ältesten Sage sind sie die Töchter des Uranos und der Gäa, nach Homer des Zeus, nach Hesiod des Zeus und der Mnemosyne (s. d.), nach andern des Apollon. Ursprünglich gab es nur eine Muse, dann steigt ihre Zahl von drei bis neun, die stets eine zusammengehörige Gruppe bilden. Drei sollen es gewesen sein, deren Dienst die Aloïden, Otos und Ephialtes, zuerst auf dem Helikon einführten, nämlich Melete (»Nachdenken«), Mneme (»Gedächtnis«) und Aoïde (»Gesang«). Aratos kennt ihrer vier als Töchter des Zeus und der Plusia; ferner kommen (wenn auch nur scherzhaft, bei Epicharmos) sieben vor, als Töchter des Pieros. Die gewöhnlich angenommene Zahl der M. war aber neun, und wir finden dieselbe schon bei Hesiod, welcher ihnen folgende Namen gibt: Kleio, Euterpe, Thaleia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania, Kalliope. Weiteres darüber s. die einzelnen Artikel. In späterer Zeit kam noch Arethusa als die Muse des Hirtengedichts in Aufnahme; auch die Dichterin Sappho wurde als zehnte Muse bezeichnet. Der Lieblingsaufenthalt der M. war der Helikon; sie badeten sich in den Quellen Aganippe und Hippokrene und den Flüssen Permessos und Olmios. Auf dem Olymp hatten sie ihre Wohnung gemeinsam mit den Charitinnen und dem Himeros; auch auf dem Kithäron, Pindos und besonders auf dem Parnassos verweilten sie gern. Hier befand sich die Kastalische Quelle, aus welcher Begeisterung zur Poesie und Weissagung getrunken wurde. Im Göttersaal sind sie beim Mahl anwesend und erfreuen die Unsterblichen durch ihren Gesang. Ihr Führer ist Apollon (daher Musagetes genannt). Hesiod teilt ihnen auch die Kunst des Tanzes zu; mit den Charitinnen führen sie gemeinschaftlich Chorreigen auf. Sie sind ewig jungfräulich und frei von jeder sinnlichen Regung, doch wurden allmählich viele berühmte Sänger der Mythenzeit zu ihren Söhnen gemacht. Wie Apollon der Gott der Weissagung ist, so liegen auch den M. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klar vor Augen. Sie üben auch das musikalische Richteramt, z. B. im Wettkampf zwischen Apollon und Marsyas, und lassen sich selbst in Wettkämpfe, z. B. mit den Sirenen und Thamyris, ein. In Rom wurden sie mit den Kamenen (s. d.) identifiziert. Die bildende Kunst stellte die M. anfangs in der Dreizahl dar mit Flöte, Leier und Barbiton. Die Neunzahl trat erst auf, als Apollon Musagetes mit langem Kitharodengewand und schwungvoller Haltung sein Kunst-

ideal erhalten hatte, wurde dann aber sehr häufig in Statuen, Reliefs und Gemälden behandelt. Die jetzt noch beliebten, namentlich in der Römerzeit gern wiederholten Musentypen haben sich, wie es scheint, erst in der alexandrinischen Epoche entwickelt. In Relief finden sich (außer auf verschiedenen Sarkophagen, z. B. dem Pariser Sarkophag des Louvre, s. Abbildung) die M. auch vereint in der sogen. Homer-Apotheose des Künstlers Archelaos von Priëne (Britisches Museum, London). Unter den erhaltenen Statuengruppen sind die bekanntesten: 1) die in der sogen. Villa des Cassius zu Tivoli gefundene Gruppe, jetzt im Vatikan, 2) eine aus der Sammlung der Königin Christine von Schweden nach Madrid gekommene Gruppe und 3) diejenige des Berliner Museums (früher als Töchter des Lykomedes bezeichnet). Vgl. Deiters, Über die Verehrung der M. bei den Griechen (Bonn 1868); Krause, Die M., Grazien, Horen und Nymphen ꝛc. (Halle 1871); Oberg, Musarum typi (Berl. 1873); Rödiger, Die M. (Leipz. 1875); Trendelenburg, Der Musenchor, Relief einer Marmorbasis aus Halikarnaß (Berl. 1876); Bie, Die M. in der antiken Kunst (das. 1887).

Müsen, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kr. Siegen, 345 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein großes Eisenhütten- und Stahlwerk (für Rohstahl und Spiegeleisen), eine Silber-, Blei- und Kupferhütte, Bergbau auf Zinkerze, Bleierze u. Eisenstein u. (1890) 1352 meist evang. Einwohner. Nahebei liegt der Stahlberg mit ausgezeichnetem Eisenerzlager und bedeutendem Bergbau auf Spateisenstein, Blende, Silber-, Kupfer- und Bleierz. Der Betrieb des Bergbaues datiert aus dem Jahr 1200.

Musenalmanache, jährlich erscheinende Sammlungen dichterischer Erzeugnisse, kamen zur Zeit der wieder auflebenden Poesie der Deutschen um das Jahr 1770 in Aufnahme und dienten geraume Zeit als Vereinigungspunkte für die bedeutendsten poetischen Kräfte der Nation. Schon vor dem Aufkommen der eigentlichen M. gab es Sammelplätze für poetische Versuche, unter denen zu nennen sind: die »Poesien der Niedersachsen« von Weichmann (Hamb. 1721—36, 6 Bde.), welche Hagedorns Jünglingsgaben aufnahmen; die »Belustigungen des Verstandes und Witzes« von Schwabe (Leipz. 1741—45, 8 Bde.), in denen Gellert, Rabener u. a. zuerst vor die Öffentlichkeit traten, und deren Fortsetzung: »Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes« (Brem. 1745—48, 6 Bde.; gewöhnlich die »Bremer Beiträge« [s. d.] genannt).



Sokrates und Erato.



Kalliope und Homer.



Kleio Thaleia Erato Euterpe Polyhymnia Kalliope Terpsichore Urania Melpomene

Die Musen (sogen. Musensarkophag im Louvre zu Paris).

Einige Jahrzehnte später (1769) verbanden sich Gotter und Boie zur Herausgabe einer poetischen Blumenlese, welcher sie nach dem Vorbild des seit 1765 herausgekommenen französischen »Almanac des Muses« den Titel »Musenalmanach« gaben. Während jedoch der französische Musenalmanach eine Sammelstelle der besten im Laufe des Jahres erschienenen Gedichte sein sollte, nahm der deutsche von vornherein auch ungedruckte Gedichte auf, und diese gewannen im Laufe der Zeit mehr u. mehr das Übergewicht. Noch vor dem Erscheinen dieses Musenalmanachs veröffentlichte der räuberische Buchhändler Schwickert (Dodsley u. Komp.) in Leipzig den »Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770«, für den er sich einen Teil des von Boie gesammelten Materials auf Schleichwegen verschafft hatte. Doch war der »Göttinger Musenalmanach« bei weitem der wertvollere. Er wurde herausgegeben: bis 1774 von Boie, 1775 von Voß als dessen Vertreter, 1776—78 von Göckingk, 1779—94 von Bürger und 1795—1804 von Reinhard. Einen Neudruck der ersten Jahrgänge (1770 u. 1771) veranstaltete Redlich (Stuttgart 1894 ff.). Seit 1776 gab Voß neben dem »Göttinger Musenalmanach« einen andern heraus, dessen erster Band in Lauenburg, die übrigen bis 1798 in Hamburg erschienen. 1771—88 war Göckingk Mitherausgeber. Der »Leipziger Musenalmanach« wurde bis 1787 fortgesetzt; 1777—96 erschien auch ein »Wienerischer Musenalmanach«. Die bedeutendste Erscheinung auf diesem Felde war jedoch der 1796—1801 von Schiller herausgegebene »Musenalmanach«, an welchem außer Schiller u. Goethe die talentvollsten Dichter jener Zeit teilnahmen, und der unter anderm in Bd. 2 die

Xenien, in Bd. 3 die schönsten Balladen Schillers und Goethes, in Bd. 5 das Lied von der Glocke enthielt. Nach diesem entstanden die M. von A. W. Schlegel und Tieck (Tübing. 1802), von Vermehren (Jena 1802—1803), von Varnhagen v. Ense und Chamisso (1804, Neudruck des 3. Bandes von Geiger, Berl. 1889) und von Leo v. Seckendorf (1807—1808) und das »Poetische Taschenbuch« von Fr. Schlegel (Berl. 1805—1806). Ein verwandtes Unternehmen ist der »Kalender der Musen und Grazien« von Fr. W. A. Schmidt (s. d.). Diese M. erschienen in kleinem Format, sorgfältig ausgestattet und mit Kupferstichen geziert. In der nächsten Zeit wurden die M. von den neu aufkommenden »Taschenbüchern« (s. d.) verdrängt, und erst 1830 traten wieder zwei M. gleichzeitig hervor: der Berliner »Musenalmanach« von M. Veit, der aber nur zwei Jahrgänge erlebte, und der Leipziger von Am. Wendt, der als »Deutscher Musenalmanach« 1834—39 von Chamisso und G. Schwab fortgesetzt und von den bedeutendsten Dichtern mit Beiträgen ausgestattet ward. Neuere Erscheinungen von Bedeutung sind der »Deutsche Musenalmanach« von Echtermeyer u. Ruge (Berl. 1840—41), der von K. Schad (Würzb. 1850—59) und der von O. Gruppe (Berl. 1851—55). In den letzten Jahren wurde die Einrichtung der M. durch den »Cottaschen Musenalmanach« (Stuttg. 1891 ff.) wieder erneuert. Vgl. Weinhold, H. Chr. Boie (Halle 1868), und die Bibliographie in Goedekes »Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung«.

Musenroß, soviel wie Pegasos.

Musensohn, soviel wie Student.

Musette (franz., spr. mü-), soviel wie Dudelsack (s. d.); danach auch Bezeichnung eines im Tripeltakt geschriebenen Tanzes, der zur Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., wo die M. Lieblingsinstrument war, in Aufnahme kam; offenbar wurde derselbe mit Musetten begleitet, wie daraus hervorgeht, daß das Charakteristische des Tanzes ein festliegender Baß ist. Übrigens kommen auch andre Tänze mit der Bezeichnung à la M. vor (Gavotte).

Musēum (v. griech. musa, Muse), ursprünglich ein Musentempel; dann überhaupt ein den Musen, d. h. der Gelehrsamkeit, den Wissenschaften und Künsten, geweihter Ort &c. Das bedeutendste und wichtigste M. des Altertums im letztern Sinne war das zu Alexandria, als dessen Stifter gewöhnlich Ptolemäos Philadelphos (284—246 v. Chr.) genannt wird. Es befand sich in dem Teil des königlichen Palastes, welcher zugleich für die Bibliothek bestimmt war. Dort versammelte sich eine ausgewählte Gesellschaft von Gelehrten, die auf Staatskosten unterhalten wurden, um ungestört ihren wissenschaftlichen Bestrebungen leben zu können. Ihre Thätigkeit war eine vorherrschend philologische; aber auch Poesie wurde geübt und für die Medizin und die sogen. exakten Wissenschaften ein fruchtbarer Boden gewonnen. Die größte Blüte der Anstalt fällt in die Zeiten der Ptolemäer; aber auch unter der römischen Herrschaft blieb sie in Wirksamkeit. Der römische Kaiser Claudius fügte ein zweites M. zu gleichem Zweck hinzu und benannte es nach sich. Vgl. Parthey, Das alexandrinische M. (Berl. 1838); Klippel, Über das alexandrinische M. (Götting. 1838). Andre berühmte Museen waren zu Pergamon, Antiochia und Konstantinopel.

Seit dem Ende des Mittelalters bezeichnete man mit dem Ausdruck M. im weitern Sinne eine in einem besonders dazu hergestellten Gebäude zur Ansicht aufgestellte Sammlung seltener und interessanter Gegenstände aus dem Gebiet der Naturgeschichte oder der Künste; später verstand man darunter ein Gebäude zur Aufbewahrung von Kunstdenkmälern, bis in der Neuzeit das Wort M. für Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen jeglicher Art angewendet wird. Es gibt anatomische, landwirtschaftliche, mineralogische, botanische, zoologische, geologische, naturhistorische, ethnologische (Museen für Völkerkunde), physikalische, historische, prähistorische, hygienische, Waffen-, Volkstrachten- u. a. Museen, in welchen die Geschichte und das System jeder Wissenschaft durch Naturerzeugnisse, Präparate oder Kunstprodukte veranschaulicht wird. Sammlungen dieser Art befinden sich in den meisten Großstädten und sind regelmäßig mit den Hochschulen verbunden. Neben diesen wissenschaftlichen Museen bilden die Kunstmuseen, die sich wieder in solche für höhere Kunst (Malerei, Plastik) und in solche für das Kunstgewerbe teilen, eine besondere Gruppe (vgl. Kunstgewerbemuseum). Endlich gibt es Museen, welche der Aufbewahrung von Werken einzelner Meister dienen (Thorwaldsen-M. in Kopenhagen, Rauch-M. in Berlin, Ingres-M. in Montauban, Rietschel- u. Schilling-M. in Dresden), und solche, die ihren Namen von ihren Stiftern tragen (Städelsches Institut in Frankfurt a. M., Suermondt-M. in Aachen, Wallraf-Richartz-M. in Köln). Die ersten Kunstmuseen wurden in Florenz angelegt. Man ging von Münz- und Gemmensammlungen aus, deren erste die Familie Este errichtete; dann sammelte man Büsten und schmückte damit Bibliotheken u. Säle, während man andre Bildwerke in geräumigen Hallen und offenen Höfen aufstellte. Das berühmteste Lokal dieser Art war die Villa Borghese (s. d.) vor der Porta del Popolo in Rom. Dann stellte man in Museen überhaupt Kunstgegenstände des Altertums auf, Gemälde, Säulen, Reliefs &c., und vereinigte sie auch wohl mit Kunstgegenständen der neuern Zeit. Cosimo I. von Medici veranstaltete mehrere bedeutende Sammlungen, unter denen das Florentiner M. den berühmtesten Namen gewann. In Rom gehen die Museen im Vatikan (s. d.) auf Julius II. zurück. Im Italien des 16. Jahrh. wurden vornehmlich Antiken (griechische, römische, ägyptische und etruskische) gesammelt. Gemälde und Handzeichnungen traten erst später hinzu. Die Museen des Vatikans und des Kapitols und das Museo nazionale sind die umfangreichsten Roms. In Bezug auf Mannigfaltigkeit und Universalität stehen ihnen zur Seite das Louvre (s. d.) in Paris, welches seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Kunstzwecken eingeräumt wurde und zur Zeit Napoleons I. unter dem Namen Musée Napoléon aus allen Ländern zusammengeraubte Kunstschätze enthielt, das Britische M. (s. d.) zu London, die königlichen Museen zu Berlin (s. d., S. 837 f.), die Eremitage (s. d.) zu Petersburg und die kaiserlichen Hofmuseen zu Wien (s. d.). In Rom befinden sich außer den genannten noch ein M. im Lateran (s. d.) und zahlreiche Kunstsammlungen in Privatpalästen und Villen (s. die einzelnen Namen). Die älteste von ihnen ist das M. Kircherianum, von Kircher begründet, im Jesuitenkollegium. Von den übrigen Museen Italiens sind hervorzuheben: das Museo nazionale (früher Museo borbonico) in Neapel (mit den Ergebnissen der Ausgrabungen in den verschütteten Vesuvstädten), die Kunstsammlungen in den Uffizien, im Palazzo Pitti und im Museo nazionale (Bargello) zu Florenz, die Brera und und das Museo Poldi-Pezzoli in Mailand, die Sammlung der Akademie und das Museo Correr in Venedig,

ferner die Kunstsammlungen in Turin, Verona, Brescia, Genua (Palazzo Rosso), Bologna (Pinakothek) und Palermo. Frankreich besitzt außerhalb von Paris, wo noch das Luxembourgmuseum und das Musée Cluny zu nennen sind, gegen 250 (meist städtische oder von wissenschaftlichen Gesellschaften gegründete) Museen. Die bedeutendsten sind die in Marseille, Aix, Caen, Dijon, Besançon, Nîmes, Toulouse, Bordeaux, Montpellier, Tours, Grenoble, Nantes, Lille, Valenciennes, Lyon, St.-Germain, Versailles (historisches M.), Rouen und Amiens. Vgl. Clément de Ris, Les musées de province (2. Aufl., Par. 1871); Champier, L'année artistique (das. 1882). Von den Museen in Großbritannien und Irland ist das zu Oxford das älteste (1679 von Elias Ashmole gestiftet). Kunstsammler in großem Maßstab war schon Karl I., doch wurden seine Sammlungen nach seinem Tode zerstreut. Außerhalb Londons gibt es noch öffentliche Museen in Edinburg, Manchester, Liverpool u. a. O. Die Mehrzahl der englischen Kunstsammlungen ist jedoch in Privatbesitz. Öffentliche Museen gibt es auch in Spanien (Madrid, Valencia, Granada, Toledo), Schweden (Stockholm), Norwegen (Christiania) und Dänemark (Kopenhagen). Doch sind es meist Gemälde- und andre Spezialsammlungen. Besonders reich an Museen sind Belgien (Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge, Lüttich) und Holland (Reichsmuseum zu Amsterdam, Rotterdam, Haag, Haarlem, Utrecht, Leiden). In Österreich-Ungarn bildet Wien den Mittelpunkt mit zahlreichen Museen für Kunst und Wissenschaft. Daneben kommt noch Pest in Betracht. Vgl. »Handbuch der Kunstpflege in Österreich« (2. Aufl., Wien 1893). Die an Museen reichsten Städte Deutschlands sind nächst Berlin Dresden und München. Im ganzen besitzt Deutschland gegen 210 Museen (d. h. öffentliche Kunstsammlungen jeglicher Art), teils den Staaten oder den Landesfürsten gehörig, teils städtische oder von Provinzialverbänden und Privatvereinen gegründete, unter denen die in Aachen, Augsburg, Braunschweig, Breslau, Darmstadt, Dessau, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Gotha, Hamburg (Kunsthalle), Hannover, Karlsruhe, Kassel, Köln, Königsberg, Leipzig, Mainz (Römisch-Germanisches Zentralmuseum), Nürnberg (Germanisches M.), Oldenburg, Schwerin, Stuttgart, Trier und Weimar die bedeutendsten sind. Vgl. R. Springer, Kunsthandbuch für Deutschland, Österreich und die Schweiz (Berl. 1886). In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es auch eine Anzahl meist aus Privatmitteln gegründeter Kunstsammlungen, von denen besonders diejenigen in Boston (M. of fine arts), Cincinnati, New York (Metropolitan M. of art), Philadelphia und Washington (National M.) zu nennen sind. — M. ist auch der Name von Lesegesellschaften u. dgl. sowie Titel von Sammelwerken und Zeitschriften. In der Litteraturgeschichte bekannt ist das »Deutsche M.« (Leipz. 1776—88, 26 Bde., hrsg. von Dohm und Boie, fortgeführt als »Neues deutsches M.«, das. 1789—91, 4 Bde.), die unter gleichem Titel von Prutz 1851 (mit Wolfsohn) begründete Wochenschrift, die jener bis 1866, sodann bis 1867 K. Frenzel herausgab, das »Attische M.« von Wieland (1796 ff.), das 1833 von Welcker begründete »Rheinische M. für Philologie« (jetzt hrsg. von Ribbeck u. Bücheler).

Museumskunde, s. Kunstwissenschaft.

Muse verte (franz., spr. müs' wärt', »grüne Muse«), Pariser Bezeichnung für Absinth (seit Alfred de Musset). Der Name soll den Ersatz der mangelnden Begeisterung durch Alkohol bezeichnen.

Musi, Agostino di, ital. Kupferstecher, geb. Ende des 15. Jahrh. in Venedig, daher meist Agostino Veneziano genannt, kopierte zuerst 1514 und 1515 einige Blätter nach Giulio Campagnola und Dürer und befand sich 1515 und Anfang 1516 zu Florenz, wo er nach Bandinelli und A. del Sarto stach. Ende 1516 in Rom, schloß er sich an Marcanton an, unter dem er bald die frühere Schwäche seiner Zeichnung und die Regellosigkeit seiner Behandlung verlor. Er stach nun zumeist nach Raffael, verschiedenes auch nach Bandinelli, Michelangelo u. a. Die Plünderung Roms 1527 scheint ihn vertrieben zu haben; 1528 stach er in Mantua nach Giulio Romano. 1530 nach Rom zurückgekehrt, führte er eine Folge von 12 antiken Vasen aus, ferner 20 Arabesken nach G. da Udine. 1535 und 1536 befaßte er sich hauptsächlich mit dem Porträtstich. In das Jahr 1536 fallen seine letzten sichern Werke. M. war der beste Schüler Marcantons, hat diesen jedoch nicht erreicht, da seine Technik weniger fein und in der Behandlung der Strichlagen ungleich ist. Er zeichnete mit den Initialen A V. Zwei Verwandte von ihm lebten als Kupferstecher in Venedig und Rom: Lorenzo di M. um 1535, wahrscheinlich sein Bruder, Giulio di M. um 1554, sein Sohn oder Neffe.

Musiert (neulat.), in mosaikartiger Weise gemustert, besonders von Glasfenstern, die aus einzelnen farbigen Stücken so zusammengesetzt sind, daß sie ein Muster bilden (s. Glasmalerei). Musierte Schriften, s. Schriftarten.

Musik (v. griech. musikḗ [téchnē], lat. [ars] musica), die »Kunst der Musen«, welche nach der ältern griechischen Mythologie (Homer, Hesiod) Göttinnen des Gesanges und Tanzes, nicht aber, wie später, auch der Dichtkunst, Geschichtschreibung und Astronomie waren. Das Wort bedeutete daher bei den Griechen gleich zuerst wie heute speziell die Tonkunst und wurde erst später in übertragenem Sinne für die harmonische Ausbildung des menschlichen Geistes überhaupt gebraucht; doch blieb auch dann die vulgäre Bedeutung des Wortes die alte. Wie den Namen für die M. selbst, so haben wir auch die Bezeichnungen der Hauptelemente derselben von den Griechen übernommen: Melodie, Harmonie und Rhythmus. In der Lehre von der Harmonie (Harmonik) betrachteten die Griechen die Größenverhältnisse der Intervalle, ihre Konsonanz oder Dissonanz, vor allem die Zusammensetzung der Tonleitern; da sie mehrstimmige M. nicht kannten (s. unten, Geschichte), so fiel das, was wir heute unter Harmonielehre verstehen, nämlich die Lehre von der Konsonanz und Dissonanz der Akkorde und die Entwickelung der Regeln der Akkordverbindung, nicht in den Bereich ihrer Betrachtung. Die Lehre vom Rhythmus (Rhythmik, Rhythmopöie) wurde viel umständlicher abgehandelt als heute; ihr Inhalt war aber im wesentlichen derselbe, nämlich die Betrachtung der Taktarten, ihrer Unterteilungen und ihrer Zusammenordnung zu Taktgruppen. Die Lehre von der Melodie (Melodik, Melopöie) endlich war die eigentliche Kompositionslehre der Griechen, da in Ermangelung der Mehrstimmigkeit in dem Fortspinnen einer Melodie das Ganze der musikalischen Komposition bestand. Auch die Worte Metrum und Metrik (Lehre vom Metrum) sind griechischen Ursprungs. Die Griechen verstanden, wie auch wir heute, unter Metrik die Lehre von den Vers-

füßen, überhaupt Versmaßen in der Poesie; in der musikalischen Theorie versteht man heute unter Metrik die Lehre von den Taktarten u. vom Zusammenschluß der Takte zu größern Formgliedern (Periodenbau).

Die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen aus die M. betrachtet wird, ergeben eine Anzahl getrennter Arbeitsfelder, deren jedes dem menschlichen Geist Gelegenheit zur vollen Entfaltung seiner Kräfte gibt. Vor allen andern muß natürlich die *schöpferische Thätigkeit* der Komponisten genannt werden, die wie jede künstlerische Produktivität in erster Linie die Folge besonderer Begabung und erst in zweiter Resultat fachmännischer Ausbildung (Schule) ist. Das *Komponieren* kann allerdings gelehrt werden; doch sind bedeutende Komponisten allezeit nur diejenigen geworden, bei denen die Schule nur regelnd, klärend einzuwirken brauchte, nicht aber den ersten Anstoß zur Komposition geben mußte. Nächst der Komposition ist die musikalische *Exekution* zu nennen, die als Reproduktion der Produktion gegenübersteht; auch der reproduzierende Musiker ist Künstler, und die Qualität seiner Leistungen ist nicht minder von speziellem Talent abhängig als die des Komponisten. Das kongeniale Verstehen der Intentionen des Komponisten ist Vorbedingung der wahren reproduktiven Künstlerschaft. Das rein Technische der Exekution kann erlernt werden u. setzt nur eine gewisse normale körperliche Entwickelung voraus: eine gesunde Lunge, einen gesunden Kehlkopf, wohlgebildete Finger, leichtes Handgelenk, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß zu besonders hervorragenden Leistungen auch eine besondere körperliche Begabung erforderlich ist, besonders für den Sänger. Aber auch die eminenteste Technik und die schönste, bestgeschulte Stimme macht noch nicht den rechten Künstler aus: wenn ihm der göttliche Funke, das musikalische Talent, fehlt, d. h. dasselbe, was dem Komponisten nötig ist, so werden seine Leistungen vielleicht als virtuose, aber niemals als wahrhaft große erscheinen. Der wahre ausübende Tonkünstler fühlt dem Komponisten nach, schafft sein Werk neu; darum sind die eminentesten Virtuosen auch zugleich gute Komponisten. Der musikalischen Begabung steht gegenüber als ergänzend und fördernd die *musikalische Schule*. Sofern dieselbe sich auf die Ausbildung der technischen Fertigkeit bezieht, steht sie kaum höher als die Lehre eines Handwerks, und es sind daher sehr viele Musiker, welche ohne Talent und ohne theoretische Ausbildung ein Instrument haben spielen lernen, in der That als Handwerker zu betrachten. Indessen erstreckt sich der Musikunterricht, gleichviel ob derselbe die Ausbildung für ein Instrument oder für Gesang bezweckt, in der Regel und bei einem guten Lehrer immer zugleich auf die *Theorie der M.*, wenn auch nur auf die einfachsten Dinge (Tonarten, Akkorde). Einen fachmännisch ausgebildeten Musiker kann sich nur der nennen, der, auch wenn er nicht Komponist ist, doch die Schule der Komposition durchgemacht hat, d. h. die Regeln des musikalischen Satzes versteht und den Aufbau der musikalischen Kunstwerke begreift; nur ein solcher ist im stande, ohne Gefahr die Interpretation von Musikwerken zu übernehmen. Diese für die Praxis berechnete Theorie der M. ist die eigentliche *musikalische Grammatik*, und der Beruf des Lehrers der Musiktheorie ist darum ein ganz ähnlicher wie der des Lehrers überhaupt: er hat das Denkvermögen seines Schülers auszubilden nur auf dem Gebiete der M. statt etwa auf dem der Sprachenkunde, der Mathematik ꝛc. Die verschiedenen Stadien der theoretischen Ausbildung sowie zugleich die Methode der Unterweisung charakterisieren die Namen: *Harmonielehre* (Generalbaß), *Kontrapunkt* (einfacher, doppelter, Kanon, Fuge), freie *Komposition* (musikalische Formenlehre).

Mit diesen Bestimmungen ist die eigentliche Kunstlehre der M. umschrieben, d. h. die Lehre dessen, was für die Ausbildung des musikalischen Künstlers notwendig ist; der rechte Künstler wird sich freilich damit nicht bescheiden, sondern sich auch mit der Geschichte seiner Kunst vertraut machen, sich für die natürliche Begründung der Kunstgesetze interessieren und von den Ergebnissen der Kunstphilosophie profitieren. In diese drei Gebiete scheidet sich die *Musikwissenschaft*. Da die M. sich aus sehr einfachen und bescheidenen Anfängen ganz allmählich zu ihrer heutigen Großartigkeit und Vielgestaltigkeit entwickelt hat und die verschiedenen Phasen dieser Entwickelung in engster Beziehung zur Entwickelung der Kultur überhaupt stehen, so ist ihre *Geschichte* nicht nur die Lebensgeschichte der Komponisten, Virtuosen und Theoretiker, sondern auch eine Geschichte der musikalischen Bildung überhaupt und als solche ein Teil der Kulturgeschichte und scheidet sich weiter in eine Geschichte der musikalischen Formen und Stilarten, eine Geschichte der Musiktheorie ꝛc. Die Untersuchungen der exakten Wissenschaft über das *Wesen der M.* erstrecken sich besonders auf die Formen der Bewegung tönender Körper (Schwingungen, Klang ꝛc.) und führen die speziell musikalischen Begriffe Konsonanz, Dissonanz, Tonalität sowie die Regeln der Akkordverbindung auf einfache Gesetze zurück. Soweit sie sich nur auf die leblose Natur beziehen, werden sie in der *Akustik* abgehandelt; die Vorgänge des Hörens aber, die Untersuchungen über die Konstruktion des Ohres und die Funktionen der Hörnerven gehören ins Gebiet der *Physiologie* und, soweit sie eine Geistesthätigkeit voraussetzen (was beim eigentlichen musikalischen Hören durchaus der Fall ist), ins Gebiet der *Psychologie*. Die *Philosophie* der M. endlich, die Musikästhetik, die man auch als die *spekulative Theorie der M.* bezeichnen kann im Gegensatz zu der für die Praxis berechneten Kunstlehre und der naturwissenschaftlichen Untersuchung der Klangerscheinungen, ist ein Teil der Kunstphilosophie (Ästhetik) überhaupt. Wie alle Philosophie, kann dieselbe einen zweifachen Weg einschlagen, indem sie entweder dialektisch gewisse allgemeine Begriffe auf die M. anwendet (wie z. B. Karl Köstlin in Vischers »Ästhetik«) oder aber, ausgehend von den Thatsachen der Wahrnehmung auf induktivem Weg, zu allgemeinern Gesichtspunkten vorzudringen sucht (wie z. B. Th. Fechner in der »Vorschule der Ästhetik«). Hauptgegenstände der musikalischen Ästhetik sind die Feststellung der psychischen Wirkungen der einzelnen Elemente der M. (Tonhöhenveränderung, Dynamik, Agogik) sowie ihrer verschiedenartigen Kombinationen, die Zurückführung ihrer spätern Handhabung seitens des schaffenden Künstlers auf allgemeine Gesetze unsers Seelenlebens, der Nachweis der Naturnotwendigkeit für die Ausdrucksformen der M. (vgl. Fr. v. Hauseggers »Musik als Ausdruck«, 2. Aufl., Leipz. 1887), die Scheidung des rein subjektiven Elementaren der M. vom Formalen, durch welche das Werk aus bloßem Willen als Kunst zum objektivierten, dem Schöpfer selbst Genuß bereitenden Dinge außerhalb seiner wird (das Musikalisch-Schöne; vgl. Hanslicks Schrift dieses Titels und die zahlreichen Gegenschriften), endlich die Untersuchung der

Frage, ob die M. derart vom subjektiven Empfindungsleben losgelöst werden kann, daß sie fähig wird, vom Komponisten beabsichtigte Verkettungen von Vorstellungen zu erwecken (s. Programmmusik). Ferner hat dieselbe zum Gegenstand die Untersuchung des Anteils der M. an der Wirkung gemischter Kunstformen, z. B. der Vereinigung von M. und Poesie ꝛc. (Vokalmusik) oder auch noch als dritter der darstellenden Kunst (Oper).

Da in richtiger Erkenntnis der direkten Wirkung der M. auf das Gemüt zu allen Zeiten und bei allen Völkern, besonders aber von der christlichen Kirche, dieselbe zur Verschönerung und Bereicherung des religiösen Kultus herangezogen worden ist, so ist ein erheblicher Bruchteil der musikalischen Litteratur direkt für kirchliche Zwecke geschrieben, und man unterscheidet daher die Kirchenmusik (s. d.) als eine besondere Art der M. Ein besonderer Stil ist der Kirchenmusik nicht eigen, nur schließt natürlich ihre Bestimmung das humoristische Element aus. Dagegen bedingt die besondere Eigenart der Instrumente, für welche eine M. geschrieben ist, gewisse Eigentümlichkeiten des Tonsatzes; man darf für Singstimmen nicht ebenso schreiben wie für Instrumente, wohl aber umgekehrt: die Vokalmusik unterliegt daher gegenüber der Instrumentalmusik gewissen Einschränkungen. Wo beide Arten vereinigt auftreten, im Gesang mit Instrumentalbegleitung, verringert sich der Unterschied erheblich, weil die Begleitung den Singstimmen viele sonst unüberwindliche Schwierigkeiten leichter macht. Instrumente von schnell verhallendem Ton, wie das Pianoforte, erfordern eine andre Behandlung als solche von lange aushaltendem Ton; man kann deshalb von einem besondern Stil der Klaviermusik reden. Eine M. von wenigen zusammenwirkenden Instrumenten ist einer geringern Zahl von Abwechselungen der Klangfarbe und Stärke fähig als eine vom reichbesetzten Orchester vorgetragene; sie muß diesen Ausfall decken durch feinere Detailarbeit; die sogen. Kammermusik unterscheidet sich daher nicht unerheblich von der Orchestermusik. Je nach der Auswahl der Instrumente unterscheidet man auch Streichmusik (M. für Streichinstrumente) und Hornmusik (Blasinstrumente). Die Unterscheidung von Hausmusik und Konzertmusik betrifft kaum etwas andres als die von Kammermusik u. Orchestermusik. Eine Bezeichnung von etwas geringschätziger Bedeutung ist die heutzutage für oberflächliche, aber brillante oder sentimental-melodische Erzeugnisse besonders für Klavier übliche Salonmusik.

Geschichte.

I. Die Musik des Altertums.

Der historischen Forschung auf dem Gebiete der M. steht ein Umstand hindernd im Wege, nämlich das gänzliche Fehlen von Monumenten dieser Kunst aus Zeiten, welche für die andern Künste uns solche in reicher Menge übermacht haben. So sind wir denn für ganze Kulturepochen nur auf mehr oder weniger phantastische und mit Mythen durchsetzte Berichte und auf die Darstellungen der Theorie der M. beschränkt, oder z. B. bei den Ägyptern gar nur auf bildliche Darstellungen. Letztere lassen allerdings darauf schließen, daß die Musikübung im öffentlichen Leben und beim Tempelkult schon vor Jahrtausenden eine große Rolle gespielt hat, ja die große Zahl gleichzeitig musizierend abgebildeter Sänger, Harfen-, Lyren-, Flöten- und Paukenspieler könnte sogar zu dem Schluß verleiten, daß die Ägypter bereits in grauer Vorzeit eine Art Orchestermusik gekannt hätten. Auch von der M. der Hebräer kann man aus den gelegentlichen Angaben der Berichte des Alten Testaments eine hohe Meinung gewinnen. Aber hier wie dort fehlt es gänzlich auch an dem geringsten Überbleibsel alter M. selbst. Es ist das eben in der Natur dieser Kunst begründet, deren Darstellungsmaterial die flüchtigen Töne sind, von welchen noch ein Isidor von Sevilla (7. Jahrh. n. Chr.) sagte, daß sie nur durch das Gedächtnis bewahrt werden könne, andernfalls aber vergehe, da sie »nicht durch Niederschrift fixiert werden könne«. Mit andern Worten, Denkmäler der Tonkunst kann es nur geben aus Kulturepochen, welche sich im Besitz einer Tonschrift befanden (deren Möglichkeit Isidor allerdings nur aus Unkenntnis der seiner Zeit in Vergessenheit geratenen griechischen leugnet); denn die Überlieferung von Melodien durch die direkte Weitergabe (Singen — Hören — Wiedersingen), die Festhaltung nur durch das Gedächtnis, ist gewiß nur auf beschränkte Zeit hin als verläßlich anzuerkennen: nur zu bald wird auch die Veränderung der Geschmacksrichtung durchgreifende Umwandlungen herbeiführen, von denen aus auf die ursprüngliche Beschaffenheit kaum mehr richtige Schlüsse gezogen werden können. Inwieweit die heutigen Tempelgesänge der Juden noch mit den vor Jahrtausenden üblichen übereinstimmen, entzieht sich jeder Schätzung; war doch selbst der Kultusgesang der katholischen Kirche trotz einer allerdings unzulänglichen Notenschrift (der sogen. Neumenschrift) bis zu deren Vervollkommnung (im 11. Jahrh.) bereits im Laufe weniger Jahrhunderte aus einem jubilierenden Jauchzen (nach dem Zeugnisse des Augustin im 4. Jahrh.) zu einem rhythmisch wechsellosen Psalmodieren entartet, welchem man den Namen Musica plana (Plainchant) beilegen konnte. Wie es hiernach um die angebliche Konservierung uralter Tempelmelodien bei den Chinesen stehen mag, läßt sich leicht ermessen. Immerhin aber ist es wohl denkbar, daß eine melodische Eigentümlichkeit dieser als uralt geltenden Melodien, zu welcher sich Analogien auch in altüberlieferten gälischen und skandinavischen Gesängen, ja auch in gewissen Traditionen der griechischen Musiktheorie finden, uns berechtigen, eine Urzeit anzunehmen, in welcher der Melodik die Halbtonintervalle fremd waren. Diese archaistische M. basiert nicht, wie die weiterhin bei allen Völkern nachweisbare, auf einer Skala, deren achte Stufe (die Oktave) der ersten gleichklingt, sondern auf einer mit nur vier oder fünf Stufen, welche wir uns so vorzustellen haben, daß ihr die Terz als Bestandteil der Harmonie fremd ist, so daß nur zwei Töne (Prim und Quinte) die Harmonie repräsentieren, z. B. FCGD als Komplex einer Haupttharmonie mit den beiden nächstverwandten, woraus die Skala CDFGC sich ergibt (natürlich handelt es sich dabei nicht um Zusammenklänge, sondern um Tonfolgen). Die überlieferte fünfstufige Form dieser Urskala enthält bereits einen für die Modulation (den Wechsel der Tonart) disponibeln Ton:

CDFGAC = FCGDA (CG oder GD Hauptharmonie).

Diese archaistische M. unterscheidet also noch nicht zwischen Dur und Moll (Tongeschlecht). Bei den Griechen weist die Sage von der ältern Enharmonik, die in der Auslassung zweier Stufen der spätern, der unsern entsprechenden, Skala bestand, auf eine solche Urform der Melodik hin, und auch die Aufschlüsse, welche Philolaos (bei Plutarch) über die Eigentüm-

lichkeiten gewisser feierlicher Weihgesänge (des sogen. Tropos spondeiazon) gibt, beweisen, daß jene stufenarme Skalen auch in der klassischen Zeit des Griechentums noch nicht ganz vergessen waren. Ja, es muß als offene Frage gelten, ob nicht die im Gregorianischen Gesange so sehr häufigen Anfänge der Melodien mit Schritten wie DE—G oder CD—F noch Nachklänge uralter Bräuche sind.

Das erste Volk, bei dem sich die M. zu einer wirklichen Kunst entwickelte, d. h. bei dem sie nicht nur natürlicher Stimmungsausdruck (Gesang bei der Arbeit, Gesang und Tanz als gesellige Belustigung) und auch nicht nur verschönerndes Beiwerk des Götterkultus blieb, in welchen beiden Formen man M. bei allen Völkern aller Zeiten nachweisen kann, sondern vielmehr um ihrer selbst willen gepflegt und nach bestimmten Formprinzipien gestaltet wurde, so daß sie bald eine ausgebildete Theorie erhielt, sind die Griechen, zugleich das Volk, von dessen Kunst uns einige, wenn auch nur wenige zum Teil nur trümmerhafte Monumente erhalten sind. Bis vor wenigen Jahren kannte man nur die von Athanasius Kircher gefundene, ihrer Echtheit nach zweifelhafte Komposition des Anfangs der ersten pythischen Ode Pindars, ferner die drei 1840 von Fr. Bellermann zuerst herausgegebenen Hymnen des Mesomedes (aus dem 2. Jahrh. n. Chr.) und ein paar kurze Übungsbeispiele für Kithara noch jüngern Datums. Dazu haben aber die letzten Jahre nun fünf weitere unzweifelhaft echte Überbleibsel gebracht, nämlich als ältestes (aus dem 5. Jahrh. v. Chr.) ein kleines Bruchstück des ersten Stasimon aus Euripides' »Orestes«, also ein Spezimen der unsrer Oper verwandten Tragödie mit M. (Papyrus Erzherzog Rainer, 1892 entziffert von Wessely), ferner Bruchstücke dreier aus dem 2. Jahrh. v. Chr. herrührenden Hymnen, die in der athenischen Schatzkammer zu Delphi eingemeißelt waren (1894—95 im »Bulletin de correspondance hellénique« durch Th. Reinach veröffentlicht), und endlich (ebenfalls aus dem 2. Jahrh. v. Chr.) die Grabschrift eines gewissen Seikilos (1883 gefunden auf einer Säule zu Tralles in Kleinasien, s. »Bulletin de correspondance hellénique«, Bd. 7). Vgl. Gevaert, La mélopée antique dans le chant de l'Église latine (Gent 1895), u. »Musici scriptores graeci« (hrsg. von Jan, Leipz. 1895), welche die genannten Monumente nebst Übertragungen in heutige Noten enthalten. Durch diese Monumente ist der Beweis erbracht, daß das enharmonische Tongeschlecht mit seinen Vierteltönen wirklich in der praktischen Musikübung der klassischen Zeit des Griechentums eine hervorragende Rolle gespielt hat (vgl. Griechische Musik V.), überhaupt aber ist nun die griechische M. aus der Sphäre theoretischer Spekulation in die praktische Würdigung gerückt. Die Verwandtschaft der griechischen Hymnenkomposition mit der Gestaltungsweise der uns, wenn auch wohl nicht unverfälscht, so doch in großer Menge erhaltenen alten Kultusgesänge der christlichen Kirche, ist eingehend erörtert und erwiesen worden durch Gevaert (a. a. O.). Eine Skizze der ältern Geschichte der M. in Griechenland gibt Plutarch (*περὶ μουσικῆς*, hrsg. von Westphal, Bresl. 1865); leider ist von den vielen dort als hochverdient angeführten Meistern keine Note erhalten.

II. Die Musik des frühen Mittelalters.

Das einzige Denkmal frühmittelalterlicher M. ist der mit seinen Wurzeln einerseits sicher in die Tempelmusik der Hebräer, anderseits aber in die griechische M. zurückreichende Kultusgesang der christlichen Kirche, der sogen. Gregorianische Gesang. Derselbe ist, wie die gesamte Musikübung des Altertums, durchaus homophon (unison), d. h. einstimmig, und kennt nicht den Begriff der Harmonie im modernen Sinn; von der M. der Griechen unterscheidet ihn vor allem das Wiederzurückgehen von der Verkünstelung der Enharmonik u. Chromatik zur reinen Diatonik sowie ferner der Umstand, daß seine Textunterlagen, soweit es sich nicht um Hymnen handelt, prosaische, eines strengen Rhythmus entbehrende sind, wodurch (da aller M. der Rhythmus unentbehrlich ist) ein freierer musikalischer Rhythmus sich entwickeln mußte; vielleicht lebt aber sogar in diesen Kompositionen prosaischer Texte (überwiegend Psalmenverse) eine Art musikalischer Formgebung weiter, welche die Hebräer seit langen Jahrhunderten geübt hatten, und bei der der Inhalt der Worte, nicht wie bei den Griechen ihr Silbenmaß, den symmetrischen Aufbau der Melodie bestimmte und die Gliederung derselben in größere und kleinere Abschnitte bedingte. Dem gleichsam über den Worten schwebenden Rhythmus hatten diese sich einzufügen, und ihr Vortrag mußte deshalb bald (wo die Silben sich häuften) schneller, bald (wo nur wenige Silben auf einen Melodieteil fielen) langsamer erfolgen. Heute, wo die Entzifferung der Neumenschrift kein unlösbares Problem mehr bietet, wissen wir, daß thatsächlich die Melodien dieser Gesänge von dem Texte unabhängig dastehen, da viele Melodien mit einer größern Anzahl verschiedener Texte nachweisbar sind und nur die Verteilung der Melodie auf mehr oder weniger Silben scheinbare Unterschiede der Notierung bedingt. Lange hat man nach einem verloren gegangenen Schlüssel für die rhythmische Geltung der Neumenzeichen (s. Neumen) wie auch für ihre Intervallbedeutung gesucht (vgl. Notenschrift); heute ist besonders durch J. Pothier (»Les melodies Grégoriennes«, Turin 1880; deutsch, Aachen 1881) zur Evidenz erwiesen, daß alle solche Bemühungen vergeblich sein müssen. Eine eigentliche Notenschrift war die Neumenschrift niemals, sondern vielmehr nur eine Aufzeichnung der Umrißlinien der Melodie, eine direkte Veranschaulichung des Steigens und Fallens der Tonhöhe, eine Gedächtnishilfe für den, welcher die Melodie kannte, ursprünglich wohl nur eingeführt, um die verschiedene Verteilung der bereits bekannten Melodien auf die jedesmalige Textunterlage deutlich zu machen. Erst als das Verständnis für diese Gesetzmäßigkeit schwand, begann daher die Klage über die Unsicherheit der Bedeutung der Neumenschrift: man verlangte mehr von ihr, als sie je zu leisten gehabt hatte. Das Tonartensystem, welches den Kirchengesängen zu Grunde liegt (vgl. Kirchentöne), ist direkt aus dem antiken herausgewachsen, aber vereinfacht (ohne Transpositionen). Die Tradition schreibt die Einführung des neuen Tonartensystems dem heil. Ambrosius (gest. 397) und dem Papste Gregor d. Gr. (gest. 604) zu; letzterer soll den bis heute bis auf vereinzelte Zuthaten unverändert gebliebenen Gesamtbestand der Kirchengesänge für das ganze Jahr festgestellt haben. Doch ist diese Tradition neuerdings mit schwer wiegenden Gründen von Gevaert (»Les origines du chant liturgique«, 1890) angefochten worden, welcher nachzuweisen sucht, daß die einfachen Elemente, der mehr syllabische Gesang, entschieden älter, die komplizierten aber (der verzierte Gesang) mehr als 100 Jahre jünger als Gregor I. sind. Ohne Zweifel wird wohl für die ersten Jahrhunderte des Christentums eine Übereinstimmung der kirchlichen Gesänge der griechischen und der römischen Kirche angenommen werden müssen,

welche später sich immer mehr voneinander entfernten, auch in der Aufzeichnungsweise der Melodien, für welche die byzantinische Kirche durch Aufnahme von Zeichen für Rhythmus und Melodieintervalle allmählich ein noch heute im Gebrauch befindliches, äußerst kompliziertes System auf der vermutlich von Haus aus gemeinsamen Grundlage der einfachen Neumen erbaute.
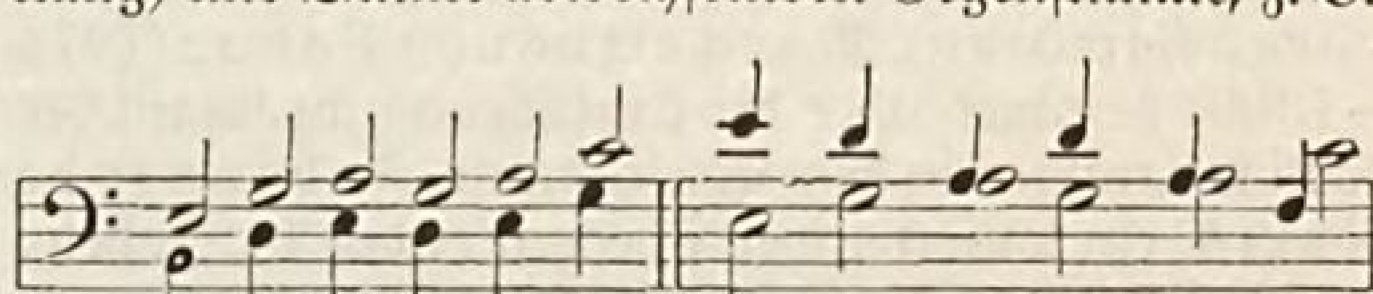
Im 9. Jahrh. war bereits das Verständnis der Struktur der alten Melodien so weit im Allgemeinbewußtsein abgestorben, daß man insbes. mit den ausgedehnten Neumierungen der Schluß-Halleluja der Psalmenverse nichts Rechtes mehr anzufangen wußte. Immerhin aber hatte man noch ein Gefühl von ihrem melodischen Werte, wie daraus hervorgeht, daß man nun anfing, sie durch freie Bearbeitung mit Unterlegung umfangreicher Texte neu zu beleben. So entstanden die Sequenzen (auch Prosen genannt), deren erste Komponisten die St. Gallener Mönche Notker Balbulus, Tutilo und der Reichenauer Mönch Hermann von Vehringen (Hermannus Contractus) sind. Damit war nach langem Stillstand wieder ein neuer Ausgangspunkt für ein im beschränkten Maße selbständiges musikalisches Schaffen gewonnen. Papst Nikolaus I. bestätigte die Aufnahme der Sequenzen in den Gottesdienst, doch nahm später das Sequenzensingen so überhand, daß Pius V. 1568 dieselben bis auf fünf noch heute übliche wieder abzuschaffen sich veranlaßt sah.

Ein neues Ferment wurde der musikalischen Gestaltungskraft zugeführt durch die ersten rohen Versuche mehrstimmigen Musizierens im 9. Jahrh., welche unter dem Namen Organum bekannt sind. Mit Unrecht werden dieselben auf den um die Wende des 9. u. 10. Jahrh. lebenden Mönch Hucbald (s. d.) im Kloster St.-Amand zurückgeführt (vgl. H. Müllers Schrift über Hucbald, Leipz. 1884); vielmehr ist diese Art roher Zweistimmigkeit, fortgesetzt in parallelen Quarten oder Quinten, bereits im 9. Jahrh. bekannt und verbreitet (z. B. spricht bereits Scotus Erigena davon). Der Name weist auf die Orgel hin; es scheint, daß die stets hörbaren dritten Obertöne der Orgelpfeifen zuerst auf diese Idee des Parallelgesangs geführt haben, oder aber, daß man die Choralmelodie sang, die Zusatzstimme (vox organalis) aber auf der Orgel spielte. Das geht beinahe mit Gewißheit hervor aus Stellen der alten Schriftsteller (meist anonymer), welche für die Organalstimmen die Unmöglichkeit betonen, unter klein c (den tiefsten Ton der damaligen Orgeln) hinabzusteigen; die Notwendigkeit, im Organum dann c so lange auszuhalten, bis wieder Töne im cantus firmus kommen, deren Quartebegleitung dem Organum möglich war, führte zuerst auf die Abweichung von dieser fortgesetzten Parallelität und mittelbar vielleicht sogar schließlich auf das völlig gegensätzliche Prinzip des Discantus (vgl. III).

Den Abschluß dieser musikalisch sehr unproduktiven Epoche bilden die Versuche, an Stelle der nicht mehr genügenden Neumenschrift eine bessere, die Tonhöheveränderungen unzweideutig ausdrückende Notenschrift zu setzen. Solche Versuche machten der schon genannte Hucbald (Dasia-Notierung), ferner Hermann der Lahme (s. d., Intervallschrift), beide ohne durchzudringen, weil eine inzwischen wohl für die Instrumente (Orgel, Rotta, Viella) aufgekommene Notierung mit den ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets ihren Versuchen durch Einfachheit überlegen war. Aber auch diese trat bald in den Hintergrund (wenn sie auch wohl für Instrumente im Gebrauch blieb; im 15. Jahrh. finden wir sie wieder als deutsche Tabulatur), als die bereits von Hucbald angebahnte Vervollkommnung der Neumenschrift durch Stellung der Neumen auf Linien durch Guido von Arezzo (s. d., gest. 1050) perfekt wurde, indem derselbe unser noch heute übliches Linien- u. Schlüsselsystem ins Leben rief. Fast noch wichtiger ist eine andre Neuerung Guidos, nämlich die Begründung der bis ins 18. Jahrh. hinein die Theorie beherrschenden Methode der Solmisation, der endgültigen Beseitigung der antiken Tetrachordenlehre (vgl. Griechische Musik I.), durch seine Hexachordenlehre, d. h. die Annahme einer Skala von nur sechs Stufen (c d e f g a), deren Überschreitung in der Höhe oder Tiefe als Übergang in eine Transposition eben dieses Hexachords (f g a b c d = hexachordum molle oder g a h c d e = hexachordum durum; daher schließlich unser Dur und Moll) definiert wurde (die sogen. Mutation). Damit war der Melodik wieder eine freiere Bewegung erschlossen, und bald genug entwickelte sich nun auch wieder eine reichere Produktivität.

III. Die Mensuralmusik und der Kontrapunkt.
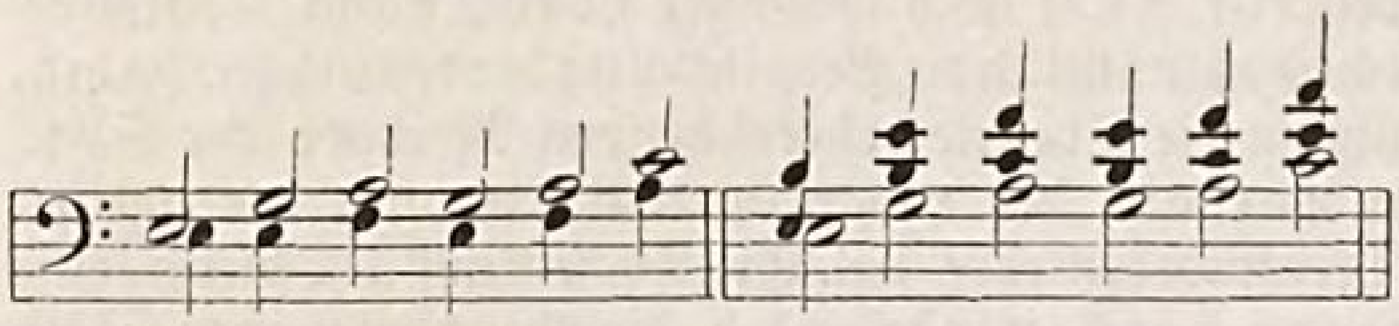
Die nächste Folgezeit (das 12. Jahrh.) brachte endlich auch das letzte Element, das der Notenschrift noch fehlte, nämlich die Möglichkeit genauer Bestimmung der Tondauerverhältnisse, des Rhythmus. Im Gegensatz zu dem immer parallelen oder nur in bestimmter Beschränkung von der Parallelität abweichenden Organum war inzwischen der sogen. Discantus aufgekommen, die Begleitung eines dem Gregorianischen Choral entnommenen cantus firmus durch eine in strenger Gegenbewegung zwischen Oktave (Einklang) und Quinte abwechselnden Gegenstimme, z. B.:



(Organum.) (Discantus.)

Sowohl der neue Discantus als das alte Organum entwickelten sich nun zu freierer Gestaltung durch Zulassung figurativer Zwischentöne in der hinzugefügten Stimme; da aber auch für diese die Regeln so streng waren, daß jeder Ton festbestimmt war, so bedurfte es noch immer nicht einer Fixierung des Rhythmus, wenn dieser sich nicht vielleicht längst als Bedürfnis für die Niederschrift neuer Melodien geltend gemacht hatte. Erst die Hinzufügung einer dritten (triplum) oder gar vierten Stimme (quadruplum) zum Organum oder Discantus machte die Feststellung von Tondauerzeichen gebieterisch notwendig. So entstand im 12. Jahrh. die Mensuralnotenschrift (s. d.). Die ersten Meister des ältesten Satzes mit 2—4 mehr oder minder selbständig rhythmisierten Stimmen sind Leoninus (nichts erhalten), Perotinus (einzelne Stücke in Coussemakers »L'harmonie aux XII et XIII siècles«), Robert von Sabilon, Petrus de Cruce, Johannes de Garlandia, Franco von Paris und Franco von Köln. Die ersten Kompositionsformen dieser Zeit sind das Organum (figuriert, auch mit dritter und vierter Stimme), der Motetus (dreistimmig, die Mittelstimme [medius cantus] einen bestimmten Rhythmus festhaltend), die Copula (fortgesetzt mit zweitönigen Ligaturen in der Gegenstimme), der Hoquetus (mit abwechselndem Pausieren der Stimmen) und der Conductus, in welchem alle (2—4) Stimmen frei erfunden sind.

Von unzweifelhaft allergrößter Wichtigkeit wurde der im 13. Jahrh. von England aus bekannt werdende, dort wohl schon im 12. Jahrh., wenn nicht früher, gepflegte Gesang in parallelen Terzen (gymel), oder dreistimmig in parallelen Terzen u. Sexten (fauxbourdon), jener beginnend u. schließend im Einklang, dieser beginnend mit Einklang und Quinte, z. B.:



Die Figuration des dreistimmigen faux-bourdon ließ natürlich nicht lange auf sich warten; sie führte geradeswegs zu derjenigen Setzweise, welche wir in den Erstlingen des voll ausgebildeten Kontrapunkts um 1425 antreffen; Tonsätze, die noch heute Kunstgenuß bereiten. Ja, ein tadelloser sechsstimmiger Kanon (rota) aus dem Jahre 1226 (»Sumer is icomen in«) legt die Überzeugung nahe, daß das 14. Jahrh. bereits eine Kunstblüte erlebte (in England?), als deren direkte Fortsetzung die Epoche Dunstaple, Binchois, Dufay (um 1450) gelten muß.

Der Name Kontrapunkt tritt zuerst im 14. Jahrh. auf; Philipp von Vitry, der durch Aufstellung der verschiedenen Taktzeichen den Grund zur nachherigen überkünstelten Kombination verschiedener Taktarten (im 15.—16. Jahrh.) legte, bringt zuerst die fest formulierten Verbote paralleler Oktaven und Quinten, womit das alte Organum definitiv begraben ist; doch ist anzunehmen, daß die Engländer wenigstens schon 100 Jahre früher diese Gesetze befolgten (das »Sumer is icomen in« ist vollständig rein von falschen Parallelen). Marchettus von Padua (1274—1309) berichtet über die Einführung chromatischer Fortschreitungen in dem Kontrapunkt, Johannes de Muris, ein konservativer Theoretiker des 14. Jahrh., sträubt sich gegen die Neuerungen de Vitrys und meldet, daß die neuen Komponisten die alten Formen (s. oben) vernachlässigen und mit Vorliebe die Chanson (cantilena) und den Kanon (fuga) kultivieren.

Die Pflege der Kunstmusik war damals und noch lange (bis zu dem großen Wendepunkte in der Musikgeschichte um 1600) fast ausschließlich Sache der kirchlichen Kreise (Mönche, Kapellsänger, zuletzt auch Organisten); man würde aber doch sehr fehlgehen, wollte man darum annehmen, daß in den breiten Schichten des Volkes der Musiksinn ganz geschlummert oder sich nur rezeptiv verhalten hätte. Die fahrenden Spielleute reichen tief ins frühe Mittelalter zurück, im 11. Jahrh. mehren sich die Beweise, daß auch die Edlen auf ihre Weise die Kunst nicht gering achteten. Reliefs aus dieser Zeit zeigen Damen, welche die Drehleier (das Klavier jener Zeit) spielen; Volker im Nibelungenlied ist ein ritterlicher Spielmann. Welcher Art diese weltliche M. war, von der leider nichts erhalten ist, können wir zuerst nur aus den naturwüchsigen Volksliedermelodien schließen, die uns die Kontrapunktisten seit dem 12. Jahrh. bis in das 15. und 16. hinein als Tenore ihrer künstlichen Sätze erhalten haben. Doch bringen das 12.—14. Jahrh. mit einer neuen Blüte der Poesie zugleich ein neues Aufblühen der weltlichen M. in den Gesängen der provenzalischen Troubadoure (Chatelain de Coucy, Adam de la Halle u. a.) und der deutschen Minnesinger (Melodien erhalten).

Die eigentliche Blütezeit des streng polyphonen Stiles, des imitierenden Vokalsatzes ist die von 1450—1600, ihre vornehmsten Repräsentanten sind die Niederländer Okeghem, Isaak, Hobrecht, Josquin de Prés, Larue, Willaert (der Begründer der venezianischen Schule), Goudimel (der Begründer der römischen Schule) und Orlando Lasso, die Deutschen P. Hofhaimer, Heinrich und Hermann Finck, Ludwig Senfl, Jakobus Gallus und H. L. Hasler sowie die Italiener Palestrina und Giov. Gabrieli. Die Formen der von diesen Meistern gepflegten und in einer schier unermeßlichen Fülle von Drucken und Handschriften erhaltenen Werke sind außer den überkommenen, aber erweiterten u. vertieften der Motette und Chanson, die aus einer Reihe motettenartiger Sätze bestehende, vollständige Messe sowie das weltliche und geistliche Madrigal; die Zahl der Stimmen ist bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts fast ausschließlich vier, doch kam durch die venezianischen und römischen Meister der mehr als vierstimmige Satz immer mehr in Aufnahme (in der römischen Schule des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf 16 und noch mehr Stimmen gesteigert). Das Madrigal war meist fünfstimmig (schon bei Arcadelt 1538). Die kanonischen Künste wurden besonders durch die Meister der sogen. zweiten niederländischen Schule (Okeghem, Josquin, Larue ꝛc.) ins Unglaubliche gesteigert, so daß man schließlich dahin kam, einen kunstvollen vierstimmigen Satz in Gestalt nur einer Stimme zu notieren und nur durch (meist noch obendrein rätselartig verhüllte) Vorschriften anzudeuten, wie aus ihr die sämtlichen Stimmen zu entwickeln waren. Doch macht sich gerade um die Zeit dieser höchsten Verkünstelung bereits die Reaktion bemerkbar; einerseits in der mehr und mehr wachsenden Pflege des mehrstimmigen Liedes (von der simpeln Kanzonette [Villanelle, Villote, Gassenhawerlin] bis zur edlern Frottola, Chanson und dem geistvollen Madrigal), anderseits in der Vereinfachung der kunstvollen Sätze im Arrangement für eine Singstimme mit Laute; der gesunde Sinn des Volkes für die schlichte musikalische Deklamation des Liedes fand auch Unterstützung der Gelehrten, welche auf eine natürliche Scansion der Verse drangen und zur Komposition antiker und moderner Metra Anregung gaben (Horazischer Oden, auch Sonette ꝛc.). Besonders aber erwuchs in der allmählich sich heranbildenden Instrumentalmusik (für Laute, Klavier, Orgel, Streichinstrumente) ganz unmerklich ein Faktor, der den imitierenden Vokalsatz von seinem Throne zu stürzen berufen war.

IV. Die begleitete Monodie. Oper, Oratorium, Kantate und Instrumentalmusik.

Wie mit einem Zauberschlage verwandelt sich die gesamte äußere Erscheinung und auch das innere Wesen der musikalischen Kunst in den Dezennien um das Jahr 1600. Denn ungefähr gleichzeitig entstehen die neuen Kunstformen der Oper, des Oratoriums und der Instrumentalkanzone oder Sonate und zwar allem Anscheine nach alle drei in Italien, wo der wiedererwachte Sinn für das Studium der Alten auch den Wunsch zeitigte, die Wunderwirkungen der griechischen M. zu erneuern. Auf dem Wege ästhetischen Räsonnements wurde in Florenz im Hause des Grafen Bardi der stile recitativo oder rappresentativo gefunden, dessen erste Vertreter die Musiker Jacopo Peri und Giulio Caccini sind; 1594 wurde die von Rinuccini gedichtete erste wirkliche Oper dieser beiden Komponisten im Hause des Jacopo Corsi aufgeführt, 1600 folgte in Emilio Cavalieris »Rappresentazione di animo e di corpo« das erste Oratorium

(Cavalieri starb aber schon 1599), und ungefähr um die gleiche Zeit fällt die erste Ausbildung eines selbständigen Instrumentalsatzes durch die beiden Gabrieli in Venedig (Andrea Gabrielis fünfstimmige Sonaten erschienen 1586), und der erste nachweisbare Gebrauch des Generalbasses, jener dem Kontrapunkt einen tödlichen Streich versetzenden abgekürzten Notierung der instrumentalen Nebenparte, fällt ebenfalls in die 90er Jahre des 16. Jahrh. (in Venedig?). Viadanas 1602 erschienene Kirchenkonzerte bilden ebenfalls den Ausgangspunkt eines ganz neuen Litteraturzweiges (1—4stimmige geistliche Gesänge mit Orgel). Alle diese neuen Triebe schossen mächtig empor und überschwemmten die Welt mit neuer M. (Nuove musiche nannte Caccini seine 1602 erschienenen Madrigale für eine Singstimme mit Generalbaß); der neue Stil verbreitete sich außerordentlich schnell, so daß die an dem stile osservato, dem a cappella-Stil, festhaltende römische Schule bald genug wie ein Denkmal vergangener Zeiten in die neue Welt hineinragte. Deutschland u. England brachten als neues Element dazu die kunstvollere Ausgestaltung der bereits im 16. Jahrh. in mehrstimmigen Instrumentalsätzen allmählich breiter entwickelten Tanztypen und deren Zusammenstellung zur drei-, fünf- und mehrsätzigen Variationen-Suite (4—8stimmig), deren Verschmelzung mit der durch die Gabrieli begründeten und durch eine schier unübersehbare Menge andrer italienischer Komponisten (darunter etwa von 1620 ab eine große Zahl von Geigern!) ausgebildeten Instrumentalkanzone oder Sonate (sonata da chiesa) um die Mitte des Jahrhunderts zur Entstehung der Kammersonate führte (Rosenmüller 1667), deren weitere Entwickelung zur Orchestersuite und dem concerto grosso (Torelli, Corelli) direkt in die Orchestermusik unsrer Altmeister Händel und Bach überführt. Naturgemäß zog aber nun die Oper das Interesse des großen Publikums auf sich, sobald sie ihren privaten Charakter einer Hoffestlichkeit abgestreift hatte und nach Eröffnung des ersten Operntheaters (San Cassiano in Venedig, 1637) zu einer öffentlichen Schaustellung geworden war. Den nüchternen und erfindungsarmen ersten Opernkomponisten folgten schon nach wenigen Jahren genialere Meister, nämlich Claudio Monteverde (»Orfeo«, 1608), Cavalli und Cesti, und gar nicht lange währte es, so faßte die Oper auch im Auslande Fuß, zunächst mit italienischen Werken und italienischem Personal (1645 in Paris, wenig später auch in Wien, München, Dresden, Stuttgart), bald aber auch mit nationaler Selbständigkeit (Hamburg 1678, Paris 1671 [Perrin, Lully], London [Purcell]). Die eigentliche Glanzzeit der Oper beginnt indessen erst mit Alessandro Scarlatti und seinen Schülern, d. h. mit der neapolitanischen Schule (gegen Ende des Jahrhunderts), welche der Melodie, dem eigentlichen Gesange (gegen den ebenso wie gegen den Kontrapunkt sich die Florentiner Reform gerichtet hatte), nicht nur wieder zu seinem Rechte, sondern nun zu einer beispiellosen Alleinherrschaft verhalf. Durch die unglaublichen Dimensionen, welche die Pflege der Oper annahm (Venedig allein besaß um 1700 etwa zwölf Opernbühnen), wurde die Gesamtphysiognomie der musikalischen Welt gänzlich verändert, sofern die Opernkapellmeister (welche fast alle auch das verwandte Gebiet des Oratoriums kultivierten) nunmehr an Stelle der Konzertsänger u. Leiter der Vokalkapellen als Komponisten in die erste Reihe rückten und die gar weltlichen Opernsänger und Opernsängerinnen nun statt der dem Priesterstande angehörigen Kapellsänger die Vermittler der Kunstgenüsse wurden. In zweiter Linie aber traten in die Reihe der Komponisten an Stelle der seit der Mitte des 16. Jahrh. allmählich die Aufmerksamkeit erregenden, der Kirche noch nahestehenden Organisten (Buus, Merulo, A. und G. Gabrieli, Frescobaldi, Froberger, Sweelinck) die mit der Vervollkommnung des Violinbaues aus der früher verfemten und gering geachteten Gilde der Musikanten auftauchenden Violinisten (Marini 1617, Farina [Dresden 1626], T. Merula, Vitali, Bassani, Torelli u. a.) und vom Ende des 17. Jahrh. ab auch die Klavierkomponisten (d'Anglebert, Kuhnau, Couperin, D. Scarlatti). Kurz, die Musikübung und die musikalische Produktion wurde im 17. Jahrh. in einem Maße verweltlicht, wie man es im vorhergehenden nicht ahnen konnte. Daneben wurde auch die kirchliche M. weiter gepflegt, nicht nur in der römischen Schule, sondern besonders auch durch die protestantischen Kirchenkomponisten (Kantoren u. Organisten), aber überwiegend in den neuen, durch die venezianische Schule und die Florentiner Reform beeinflußten Formen der Vereinigung von Singstimmen mit Instrumenten (Heinrich Schütz, M. Prätorius, J. Eccard, A. Hammerschmidt). So finden wir denn gegen Ende des 17. Jahrh. alle die Felder der musikalischen Kunst angebaut und in ersprießlicher Entwickelung begriffen, auf welchen Bach und Händel ihre Riesengröße entfalten sollten.

V. Die Musik des 18. Jahrhunderts. Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart.

Wenn die Instrumentalmusik des 17. Jahrh. bis auf die Orgellitteratur und wenige einer Neubearbeitung unterzogene Stücke für mehrere Instrumente von Corelli und in weitem Abstande Giovanni Gabrieli so gut wie ganz für die Gegenwart in Vergessenheit geraten ist, so trägt daran ohne allen Zweifel der Umstand die Hauptschuld, daß in derselben der bezifferte Baß (Generalbaß) nicht eine accessorische, sondern eine substantielle Bedeutung hat, daß diese Werke zum großen Teile ohne eine kunstgerechte vollstimmige Ausführung des bezifferten Basses der Mittelstimmen entbehren und daher dürftig und unvollständig klingen. Selbst J. S. Bachs und Händels Sonaten für ein oder mehrere Melodieinstrumente mit Generalbaß gehören daher, soweit sie nicht überarbeitet wurden, heute zur abgestorbenen Litteratur, obgleich ihr Inhalt hochbedeutend ist. Ja selbst die gewaltigen Orchestersuiten und Konzerte dieser Meister kommen nur zur vollen Geltung, wenn sie entweder mit Ausführung des vorgeschriebenen Continuo oder aber in einer denselben anderweit ersetzenden Überarbeitung gespielt werden. Doch ist besonders J. S. Bach von der herkömmlichen Vernachlässigung der Mittelstimmen, für welche der Generalbaß (Continuo) zu sorgen hatte, wieder einigermaßen zurückgegangen, so daß bei ihm der Generalbaß wieder mehr seine allerursprünglichste Rolle (bei Gabrieli, Banchieri u. a. vor 1600) der bloßen Verstärkung der Begleitung spielt. Die gänzliche Beseitigung des Generalbasses aber, den selbst Bachs Söhne noch in der Weise des 17. Jahrhunderts festhielten, ist das Werk Joseph Haydns, der damit zum eigentlichen Schöpfer der neuern (vollständig ausgearbeiteten) Instrumentalmusik geworden ist. Die Bedeutung Händels wie Bachs (s. d.) beruht nicht im Finden neuer Formen und Wege, sondern vielmehr in der Erfüllung der vorgefundenen Formen mit hoch-

bedeutendem Inhalt. Für Johann Sebastian Bach (1685—1750) sind es in erster Linie die kirchlichen Vokalwerke mit Orchester (Oratorien [Passionen], Kantaten, Messen), welche die bedeutsamen Anfänge bei G. Gabrieli und L. Viadana auf dem von H. Schütz und andern protestantischen Meistern des 17. Jahrh. betretenen Wege zur höchsten Vollendung und unübertrefflichen Großartigkeit der Gesamtanlage wie der Durchführung im einzelnen geführt zeigen; auch auf dem Gebiete der Orgelmusik erreichte Seb. Bach den Gipfel, auf welchen ihm die Folgezeit vergeblich nachstrebte. Seine Klaviermusik ist zwar ebenfalls bewunderungswürdig und (besonders das »Wohltemperierte Klavier«) von hochbedeutendem Inhalt, steht aber teilweise im Banne des Geschmacks und der Stileigentümlichkeiten seiner Epoche und konnte daher noch durch ihm folgende Meister, welchen die gewaltige Vervollkommnung des Baues der Klavierinstrumente zu gute kam, überboten werden (Beethoven). Die Größe Georg Friedr. Händels (1685—1759) beruht ebenfalls im Oratorium, das derselbe aber nach einer ganz andern Richtung entwickelte; wie Bach mit der Kirche und der Orgel, so ist Händel mit der Opernbühne verwachsen, sein eigentliches Gebiet ist daher das Dramatische, Drastische und Plastische, während das Bachs das Lyrische in seiner erhabensten Form ist. Händels Oratorien, auch der »Messias«, sind daher gewaltigen Fresken vergleichbar; die großen Konturen, weniger das feine Detail sind seine Stärke, der gewaltige Aufbau seiner Chorfugen ist vorbildlich für alle Zeiten. Dieselbe reckenhafte Kraft offenbart sich auch in seinen Orchesterwerken. Seine Opern bilden den Höhepunkt der Leistungen der neapolitanischen Schule, der man ihn beizuzählen versucht ist, sind aber heute kaum mehr lebensfähig, weil sich der Zeitgeschmack von der den bel canto in die erste Linie stellenden Richtung abgewendet hat und für die dramatische Musik andre Ideale verlangt. Er wurde auf diesem Gebiete geschlagen durch seinen jüngern Zeitgenossen Christoph Wilibald Gluck (1714—87), dessen Größe durchaus auf dem Gebiete der Oper liegt, und der bewußt eine Reaktion, ähnlich der zuerst auf die Oper führenden der Florentiner, gegen das Überwuchern des melodischen Elements über den natürlichen Ausdruck der Worte vollzog (»Orpheus«, 1762). Für seine Ideen fand er das Verständnis in Paris, wo von jeher, teilweise zufolge der Eigenart der französischen Sprache, die italienische Oper eine starke Gegnerschaft gehabt und bereits Rameau wenige Dezennien früher in ähnlichem Sinne gewirkt hatte. Auch die um die Mitte des Jahrhunderts angeregte, durch Pergoleses »Serva padrona« entstandene komische Oper (opera buffa) war eine Reaktion gegen die italienische Oper, welche für Glucks Erfolge den Boden bereitete (Duni, Monsigny, Grétry). Was Gluck auf dem Boden der heroischen Oper, leistete Wolfgang Amade Mozart (1756—91) auf dem Boden der komischen für Deutschland, indem er aus den harmlosen und unbedeutenden Ansätzen des deutschen Singspiels (Weiße, Hiller, Schenk) heraus die vollendeten Kunstschöpfungen seiner italienischen Melodienschmelz mit deutscher Innigkeit und Wahrheit des Ausdrucks vereinenden Opern entwickelte (»Figaros Hochzeit« 1785, »Don Juan« 1787, »Zauberflöte« 1791). Die fast unvergleichliche natürliche Beanlagung Mozarts für melodischen Wohllaut hat denselben auf allen Gebieten, die er betrat, Werke von unvergänglicher Schönheit schaffen lassen, so besonders auf dem der Kirchenmusik (Requiem, Ave verum) und Orchester (Symphonien in C dur, G moll und Es dur) und Kammermusik. Für diese beiden Gebiete aber hatte er in Joseph Haydn einen neuen Pfadfinder zum Vorläufer, dessen Lebenszeit freilich die seine mit 34 Jahren überschuß umschließt, so daß der spätere Haydn wieder das Erbe Mozarts antrat. Joseph Haydn (1732—1809), eine ebenso ursprüngliche Musiknatur wie Mozart, aber weniger streng geschult, schrieb unbeirrt durch doktrinäre oder traditionelle Einflüsse irgend welcher Art, noch obendrein angeregt zum Betreten des ihm von Natur sympathischen Weges durch die von D. Scarlatti, Rameau und Ph. Em. Bach und Friedemann Bach ausgehende Strömung und wurde so zum Befreier der Instrumentalmusik aus den letzten Fesseln, die sie noch mit sich herumtrug aus der Zeit her, wo sie mühsam sich aus dem Banne der Vokalmusik zu selbständiger Existenz durchrang. Die moderne Homophonie des Instrumentalsatzes, die nicht mehr eine Art Verpflichtung fühlt, die verschiedenen beteiligten Stimmen abwechselnd den Hauptinhalt übernehmen zu lassen, sondern die vielmehr in der Gesamtheit der zur Verfügung stehenden Organe nur ein einziges sieht, ist unleugbar Haydns Werk. Den Generalbaß konnte er dabei nicht gebrauchen und warf ihn beiseite. Diejenigen Organe, mit denen er dieses Werk am vollkommensten verwirklichen konnte und verwirklichte, sind das Streichquartett und das farbenreiche Orchester. Hier liegt der Schwerpunkt seines Schaffens, hier ist er nicht eigentlich überboten, sondern nur erreicht worden (bei Mozart und Beethoven ist nur der Inhalt gelegentlich ein tieferer, die Form aber war nicht zu übertreffen). Haydns Naivität des Schaffens und Mangel jeglicher Bedenklichkeit ließ ihn auch an Aufgaben herantreten, die ihm von Natur fern lagen, wenn es von ihm verlangt wurde. So hat er denn auch eine ganze Reihe kirchlicher Werke geschaffen, und als er in höherm Alter aufgefordert wurde, Oratorien zu schreiben, schrieb er sie und mit welchem Erfolg! Seine »Schöpfung« (1798) und »Jahreszeiten« (1801) sind ewig jugendfrische, unverwelkliche Schöpfungen eines Greises. Auf dem Gebiete der Klavierkomposition ist Haydn nicht bahnbrechend geworden, sondern knüpft an Scarlatti und Ph. Em. Bach an und hält in der Folge ungefähr Schritt mit seinem Zeitgenossen M. Clementi (1752—1832), der auf diesem Gebiete ein bei weitem nicht hinlänglich geschätzter wirklicher Bahnbrecher war, und Mozart. Die Kammermusik für Klavier (an Stelle des Generalbasses) mit Streichinstrumenten wurde durch Haydn zuerst mitbegründet, freilich durch seine Nachfolger weit überboten.

Der gewaltige Umschwung in der Richtung der gesamten musikalischen Produktion seit dem 16. Jahrh. hatte ganz allmählich auch das zu Grunde liegende theoretische System über den Haufen geworfen und an Stelle der alten Anschauungen vom Wesen der Tonarten gänzlich neue gesetzt. Während die Theoretiker der vorausgehenden Epoche immer nur von den Intervallen sprechen, welche mehrere gleichzeitig sich bewegende Stimmen (Melodien) ergaben, haben es nun die Theoretiker mit der Lehre von den Akkorden zu thun. Schon Zarlino (»Istituzioni armoniche«, 1558), ein Zeitgenosse Glareans, des vielleicht vollendetsten Darstellers des alten Systems (»Dodekachordon«, 1547), definiert den Durakkord (divisione armonica) und Mollakkord (divisione autentica) als die beiden Pole, um die sich alle M. dreht. Der wenig

später aufkommende Generalbaß (um 1600) führte zu abgekürzten, der Praxis bequemen Bezeichnungen ganzer Kategorien von Akkorden, wodurch die Weiterentwickelung der spekulativen Theorie vorerst zurückgehalten wurde. Erst J. P. Rameau (1722) unternimmt die Begründung der Harmonie durch die akustischen Phänomene (Obertöne); einen Fortschritt über ihn hinaus macht Tartini (1754, Kombinationstöne). Die zeitgenössischen Theoretiker, wie Kirnberger und Marpurg, kamen über Rameau nicht hinaus, verdunkeln vielmehr zum Teil wieder Rameaus Erkenntnisse, die erst im 19. Jahrh. ihre Weiterbildung finden (G. Weber, M. Hauptmann). Ganz rückwärts schauend (d. h. schließlich wieder mit Glarean übereinstimmend) sind die Werke von J. J. Fux (»Gradus ad Parnassum«, 1725) u. Padre Martini (»Saggio di contrappunto«, 1774), denen gleich noch ihr Nachfolger im 19. Jahrh., H. Bellermann, angeschlossen sei. Thatsächlich ist das System der Kirchentöne seit dem Ende des 17. Jahrh. veraltet und durch das der Dur- und Molltonart und ihre Transpositionen, die Glarean als Ergänzung des alten Systems in die Theorie einführte (ionisch und äolisch), verdrängt.

VI. Die Musik des 19. Jahrhunderts. Beethoven. Die Romantiker.

Wie man sagen kann, daß in J. S. Bach sich noch einmal der hohe Wert der Ideale der ihm vorausgegangenen Jahrhunderte zeigt, wie er gleichsam der letzte und größte Repräsentant des schon bei seinen Lebzeiten in Verfall geratenen polyphonen Stils ist, ein würdiger Partner von Palestrina und Orlando Lasso, aber zugleich auf dem jenen noch so gut wie unbekannten Gebiete der Instrumentalmusik, so verkörpern sich auch in Ludwig van Beethoven (1770—1827) die Ideale zweier Zeitalter, das ihm vorausgehende der Epoche Haydn-Mozart und das ihm folgende der musikalischen Romantik. Die gesteigerte Subjektivität des Ausdrucks ist wohl zuerst in stärkerm Maße bei Beethoven fühlbar, doch noch ohne Überschreitung der Linie der Schönheit. »Musik soll dem Menschen Feuer aus dem Geiste schlagen«, das war Beethovens Wahlspruch, der sich deshalb nirgends mit harmlosem Tändeln oder naivem Schwelgen im Wohlgefühl des Daseins genügen läßt, die bei Haydn und Mozart oft genug deutlich nachweisbar sind, sondern überall über die Grenze der Alltäglichkeit hinausgeht und ebenso, wo er im lichten Gebiete entzückten Schauens wandelt, wie da, wo er an den dunkeln Schleier rührt, mit welchem die Gottheit das Jenseitige bedeckt, Saiten zu rühren weiß, die noch nie erklungen und das Herz in seinen Tiefen bewegt. Eine eminente Vornehmheit, ein unvergleichlicher Adel ist in der That allen Konzeptionen Beethovens eigen, ebenso wie auf dem Gebiete seiner größten Kunstthaten, dem der Symphonie und Ouvertüre, dem der Kammermusik (Quartett, Trio, Sonate), so auch auf dem der Vokalkomposition (Missa solemnis, Oper, Lied, Chorlied). Im Liede hat er noch nicht die Biegsamkeit der Melodik gefunden, welche Franz Schubert (1797—1828) zum eigentlichen ersten und nicht wieder überbotenen Interpreten der jungen deutschen Lyrik machte, steht aber jedenfalls an Wahrheit des Ausdrucks hoch über seinen Vorgängern (Reichardt, Zelter). Beethovens einzige Oper, »Fidelio« (1804), tritt nicht nur ebenbürtig neben die Opern Glucks und Mozarts, sondern vermittelt zwischen diesen und Wagner, doch ohne eine Spur von doktrinärer Tendenz; sie ist mit dem Herzblut eines echten, wahren Künstlers geschrieben, und darum vermag sie jeder künftigen ästhetischen Analyse standzuhalten. In der That antizipiert sie in ihren hervorstechenden Momenten die Lösung von Aufgaben, die sich die Opernkomponisten des 19. Jahrhunderts stellten, die erhöhte Teilnahme des Orchesters am Ausdruck der seelischen Vorgänge, die Steigerung des Recitativs zum lebensvollen Ausdruck. Obgleich der Text des »Fidelio« auf dem Boden der italienischen opera semiseria steht (Gaveaux schrieb zu demselben eine französische komische Oper), so erreichte es doch Beethoven, aus ihm eine echt deutsche Oper zu machen, welche der Zeit trotzt.

Wenn überhaupt nicht zu leugnen ist, daß das herrliche Emporblühen der deutschen Poesie einen bedeutsamen Einfluß auf die gleichzeitige Entwickelung der Schwesterkunst ausübte, so tritt das besonders in den ersten Dezennien des 19. Jahrh. deutlich hervor, wo die Ideale der romantischen Dichtung allmählich auch ihren adäquaten musikalischen Ausdruck finden, zunächst auf dem Gebiete der Oper bei Ludw. Spohr (1784—1859, »Faust« 1816), Karl Maria v. Weber (1796—1826, »Der Freischütz«, 1821; »Euryanthe«, 1823; »Oberon«, 1826) und Heinr. Marschner (1795—1861; »Der Vampir«, 1828; »Hans Heiling«, 1833) als Wiedererweckung der Gestalten der Volkssage und ihrer Geisterwelt, im Liede als verfeinertes Verständnis der Naturpoesie (Schubert und an ihn anknüpfend Mendelssohn, Schumann und die neuern R. Franz, Ad. Jensen und Joh. Brahms), aber bald auch auf dem Gebiete der Instrumentalmusik als Streben nach charakteristischem Ausdruck eines bestimmten Vorwurfs: Mendelssohns »Sommernachtstraum« etc. knüpft direkt an Webers Romantik des Waldes an, Robert Schumann entwickelt besonders die Klaviermusik zu redendem Ausdruck, und schließlich wächst die ganze Programmmusik von Berlioz und Liszt bis auf Richard Strauß in der natürlichsten Weise aus diesen Ansätzen heraus.

Richard Wagner (1813—83) endlich steht zwar mit seinem Rienzi (1842) noch ganz auf dem Boden der französischen großen Oper, wie dieselbe durch Cherubini und Spontini (»Vestalin«, 1807) inauguriert, in Halévy (»Die Jüdin«, 1835) und Meyerbeer (»Die Hugenotten«, 1836; »Der Prophet«, 1843) ihre stärksten Repräsentanten fand, der aber auch Aubers »Stumme von Portici« (1828) und Rossinis »Tell« (1825) angehören. Übrigens vertritt Auber (»Fra Diavolo«, 1830) neben Boieldieu (»Die weiße Dame«, 1825), Herold (»Zampa«, 1831) und Adam (»Der Postillon von Lonjumeau«, 1836) die französische komische Oper, Rossini (»Der Barbier von Sevilla«, 1816) die italienische Opera buffa in ihrer letzten Blüte. Mit dem »Fliegenden Holländer« (1843) knüpft dagegen Wagner direkt an Marschner und Weber an und bleibt fortan der erste Vertreter der romantischen Richtung in der Tonkunst (»Tannhäuser«, 1843; »Lohengrin«, 1850; »Tristan u. Isolde«, 1865; »Die Meistersinger«, 1868). Sein an die Florentiner Reform und die Gluckische Reaktion gegen den bel canto gemahnendes Ideal der radikalen Umgestaltung der Oper zu einem die Schwesterkünste mehr auf gleiche Stufe stellenden Musikdrama hatte er bereits 1851 in dem didaktischen Werke »Oper und Drama« auseinandergesetzt. Die volle Verwirklichung seiner Ideen brachte aber erst die von der deutschen Volkssage wieder auf den altnordischen Göttermythus zurückgreifende und damit die romantischen Ideale vertiefende, den Gesichtskreis erweiternde gewaltige

Trilogie »Der Ring des Nibelungen« (erste Aufführung des ganzen Werkes in Bayreuth 1876). Der »Parsifal« (1882), in der musikalischen Faktur mit den »Nibelungen« zusammengehörig, steht dagegen wieder auf dem Boden der mittelalterlichen Romantik.

Seit Wagners Triumphen steht die Opernkomposition des Auslandes unleugbar unter deutschem Einfluß; das gilt zunächst von den Franzosen Gounod (»Faust« 1859), Ambroise Thomas (»Hamlet«, 1868), Bizet (»Carmen«, 1875), aber auch von den Italienern Verdi (seit »Aida«, 1871, und »Othello«, 1887) und Boito (»Mefistofele«, 1868) u. den slawischen Komponisten (Smetana, Dvořák). Die Orchester- und Kammermusikkomposition fand nach Beethoven zunächst Pflege durch die Romantiker (Schubert, Mendelssohn, Schumann), denen sich wieder als bemerkenswert anschlossen Franz Lachner, Niels W. Gade, Joachim Raff, Anton Rubinstein, R. Volkmann, Anton Bruckner, C. Saint-Saëns, F. Dräseke, Hermann Götz, der Norweger Edvard Grieg und Johannes Brahms, letzterer durch Zurückgreifen auf Bach und Händel sich einer Verschmelzung des Beethovenschen und Bachschen Stiles nähernd, während Berlioz, Liszt und die ihnen nachfolgenden slawischen Komponisten (Glinka, Dvořák, Smetana, Tschaikowsky) sowie Richard Strauß mit der alten Form mehr u. mehr brachen und neue anstrebten. Das Gebiet des Oratoriums, überhaupt der Komposition im großen Stil für Chor und Orchester, wurde nach Haydn zuerst von Mendelssohn (»Paulus«, 1836; »Elias«, 1846) u. Schumann (»Paradies und Peri«, »Szenen aus Faust«), Hektor Berlioz (»Fausts Verdammnis«, »Requiem«), Franz Liszt (»Graner Messe«, »Christus«, »Heilige Elisabeth«), Johannes Brahms (»Deutsches Requiem«), Rubinstein (»Moses«, »Christus«), Fr. Kiel (»Requiem«, »Christus«) u. Ludwig Meinardus (»Simon Petrus«) bebaut. Als geschickte Eklektiker, die sowohl auf instrumentalem als vokalem Gebiete Achtunggebietendes leisteten, haben wir noch anzuführen die Namen Ferd. Hiller, Karl Reinecke, Fr. Kiel, Jos. Rheinberger, Max Bruch, Heinrich Hofmann, Fr. Gernsheim, K. Goldmark, Emil Hartmann, M. Moszkowski. Besondere Beachtung beansprucht auch das seit dem Beginne des Jahrhunderts sich mehr und mehr in den Vordergrund drängende musikalische Virtuosentum, welches in seinen beiden berühmtesten Hauptvertretern, dem Violinisten Niccolò Paganini und dem Pianisten Franz Liszt, zugleich nicht gering begabte Komponisten hinstellte, durch welche die Produktion in besondere Bahnen gedrängt wurde. Beide sind allerdings nicht Ausgang, sondern eigentlich Abschluß einer vorgängigen allmählichen Steigerung der Anforderung an die technischen Leistungen der Konzertspieler; durch die tonangebende Rolle aber, welche sie in Musikerkreisen zu spielen berufen waren, gewannen sie einen lange nachwirkenden Einfluß auf die gesamte Musikbildung u. Musikübung, ja die Produktion selbst. Auf dem Gebiete des Klavierspiels hat hier die Vorgeschichte die Namen Clementi, Hummel, Czerny, Henselt und Thalberg mit Auszeichnung zu nennen; mehr in den Lisztschen Kreis selbst gehören Fr. Chopin, der eigentliche lyrische Romantiker unter den Pianisten, und der mehr didaktische Hans v. Bülow. Als spezielle Pfleger des kleinern Genres der Klaviermusik sind hervorzuheben Stephan Heller u. Theod. Kirchner. Auf dem Gebiete des Violinspiels seien nur Tartini, Nardini und Spohr genannt (vgl. die Spezialartikel). Die Gegenwart befindet sich unzweifelhaft in einem Zustande der Gärung, des Suchens und Ringens nach neuen Formen und Ausdrucksmitteln einerseits und der Regeneration durch das Schöpfen aus dem Jungbrunnen der großen Vergangenheit. Immer breitern Raum gewinnt die Würdigung und das Studium der Schöpfungen Bachs, der mehr und mehr als gleichmäßiger Faktor neben Beethoven tritt, und monumentale Ausgaben der Werke der Altmeister (Händel, Bach, Palestrina, Orlando Lasso, Schütz rc.) treten ins Leben.

[Litteratur.] Dieselbe Tendenz offenbart sich auch in der schriftstellerischen Thätigkeit der Musiker, sofern die musikalische Geschichtsforschung einen starken Aufschwung genommen hat: Hawkins, Burney, Forkel, Gerbert, Fétis, Kiesewetter, Ambros, Coussemaker, Gevaert; dazu die Biographen O. Jahn (Mozart), Chrysander (Händel), Spitta (Bach), Thayer (Beethoven). Auch auf dem Gebiete der musikalischen Ästhetik ist eine erhöhte Thätigkeit bemerkbar (Hanslick, Ambros, Engel, Ehrlich, Wallaschek, v. Hausegger, Hostinsky, Seidl; auch Schumann, Liszt, Wagner und Berlioz sind hier zu nennen), und die gänzlich neuen Gebiete der Tonphysiologie (Helmholtz) und Tonpsychologie (Stumpf) versprechen einen dauernden Einfluß auf die Gestaltung der Musiktheorie zu gewinnen (M. Hauptmann, v. Öttingen, Riemann).

Vgl. Kiesewetter, Geschichte der europäisch-abendländischen M. (2. Aufl., Leipz. 1846); Ambros, Geschichte der M. (2. Aufl., das. 1880—81, 4 Bde., unvollendet); Fétis, Histoire générale de la musique (Brüss. u. Par. 1868—76, 5 Bde.); Reißmann, Allgemeine Geschichte der M. (Münch. 1863—65, 3 Bde.); Brendel, Geschichte der M. in Italien, Deutschland und Frankreich (Leipz. 1851, 7. Aufl. 1887); A. v. Dommer, Handbuch der Musikgeschichte (2. Aufl., das. 1878); H. A. Köstlin, Geschichte der M. im Umriß (3. Aufl., Tübing. 1883); Langhans, Die Musikgeschichte in zwölf Vorträgen (2. Aufl., Leipz. 1878); Derselbe, Geschichte der M. des 17., 18. u. 19. Jahrhunderts (das. 1882—87, 2 Bde.); Riemann, Katechismus der Musikgeschichte (das. 1888—89, 2 Tle.). Die Litteratur über die einzelnen Zweige der M. siehe unter den betreffenden Artikeln. Lexika: Schilling, Universal-Lexikon der Tonkunst (Stuttg. 1834—42, 6 Bde.); A. v. Dommer, Musikalisches Lexikon (auf Grundlage des Kochschen, Leipz. 1865); Mendel-Reißmann, Musikalisches Konversations-Lexikon (Berl. 1870—79, 11 Bde.; Supplement 1881); Riemann, Musiklexikon (4. Aufl., Leipz. 1893); Fétis, Biographie universelle des musiciens (2. Aufl., Par. 1860—65, 8 Bde.; Supplement von Pougin 1878—80, 2 Bde.); Grove, Dictionary of music and musicians (Lond. 1878—89, 4 Bde. u. Supplement). Von musikalischen Zeitschriften seien nur die wichtigsten genannt: die von Rochlitz begründete Leipziger »Allgemeine musikalische Zeitung« (1799, 50 Jahrgänge), Schumanns »Neue Zeitschrift für Musik«, (gegründet 1834), Fétis' »Revue musicale« (1827), G. Webers »Cäcilia« (1824—48), Marx' »Berliner allgemeine musikalische Zeitung« (1824—30), der Pariser »Ménestrel« (1835), Dwights »Journal of Music« (1841, Boston), die Mailänder »Gazetta muscale« (1845), die Londoner »Musical Times« (1859), Eitners »Monatshefte für Musikgeschichte« (seit 1869), die »Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft« (Leipz. 1884—94), das »Musikalische Wochenblatt« (das., seit 1870), der Brüsseler »Guide musical« (seit 1854), die Leipziger »Signale für die musikalische Welt« (seit 1843).

Musikalienhandel. In Bezug auf den Geschäftsbetrieb s. Buchhandel, S. 626 f. Um dem gegenseitigen Nachdruck zu steuern und die verwickelten Fragen des musikalischen Verlagsrechts zu regeln sowie das im M. besonders häufig vorkommende geteilte Verlagseigentum (zwischen England, Frankreich und Deutschland, worunter die österreichische Monarchie und alle übrigen nicht genannten Länder, auch außerhalb Deutschlands, verstanden werden) zu ordnen, gründeten die deutschen Musikalienhändler 23. Mai 1829 (Zusatzartikel vom 12. Mai 1830) einen Verein mit dem Sitz in Leipzig, der 1876 reorganisiert wurde. Er gibt seit 1888 »Mitteilungen« heraus. Die wichtigsten bibliographischen Hilfsmittel sind: Immanuel Breitkopfs Kataloge von Musikalien (1760—87, 3 Sammlungen), Forkels »Allgemeine Litteratur der Musik« (Leipz. 1792), K. F. Beckers »Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Litteratur« (das. 1836—39), Whistlings »Handbuch der musikalischen Litteratur« (das. 1816, 3. Aufl. von A. Hofmeister, 1844), fortgesetzt von F. Hofmeister (Bd. 4—10, das. 1852—91) und die seit 1852 alljährlich erscheinenden Kataloge von Hofmeister.

Musikantenzünfte, im Mittelalter Vereinigungen der fahrenden Spielleute (Fiedler und Pfeifer) zu sogen. Bruderschaften, denen durch Privilegien die Ausübung ihres Gewerbes in bestimmten Distrikten als Recht zugesprochen und auch der Schutz des Gesetzes gesichert war. Die älteste Korporation dieser Art war die 1288 gegründete »Nikolaibruderschaft« in Wien, die später unter einem Musikantenvogt stand und in einem Oberspielgrafenamt (erst 1782 aufgehoben) die oberste Rechtsinstanz für Streitigkeiten der Musiker untereinander erhielt. Andre sind: die »Confrérie de Saint-Julien des ménestriers« in Paris (1330 gegründet), welche königliche Privilegien erhielt und bis 1773 bestand; die »Bruderschaft vom heiligen Kreuz« in Uznach und die »Bruderschaft der Krone« in Straßburg, letztere unter Oberaufsicht der Herren von Rappoltstein, die vier »Pfeiferkönigen« die Exekutive übertrugen (vgl. Barre, über die Bruderschaft der Pfeifer im Elsaß, Kolmar 1874); ferner die »Musicians' company of the city of London« (1472 bestätigt), die einen Marschall (auf Lebenszeit) und zwei jährlich gewählte Wardeine (custodes) erhielt und mit veränderten Einrichtungen noch heute besteht, u. a. Organisation und Befugnisse dieser Gesellschaften und ihrer Vorsteher waren im großen und ganzen überall dieselben; in dem einer Zunft zugesprochenen Bezirk durfte niemand für Geld spielen oder singen, der nicht zur Zunft gehörte. Nach dem Vorbild dieser Korporationen entstanden dann seit dem 15. Jahrh. in fast allen Städten die Gilden der Stadt- oder Kunstpfeifer (Stadtzinkenisten), die unter Leitung eines Stadtmusikus (Stadtzinkenmeisters) standen und das obrigkeitliche Privilegium hatten, bei allen öffentlichen Gelegenheiten wie bürgerlichen Vorkommnissen (Hochzeiten, Begräbnissen etc.) die nötige Musik zu machen. Nach den Statuten der Gilden war jeder, welcher Mitglied derselben werden wollte, verpflichtet, sich vom Stadtmusikus als Lehrling aufdingen und nach überstandener Lehrzeit ordentlich lossprechen zu lassen.

Musikchor (Musikkorps), s. Chor, S. 112.

Musikdiktat, das Nachschreiben von Musik nach dem Gehör, wurde als musikalisches Bildungsmittel in den Musikschulen zuerst von Ambroise Thomas 1871 am Pariser Konservatorium als obligatorischer Kursus eingeführt und danach auch in Deutschland verbreitet. Beispielsammlungen sind: A. Lavignacs »Cours complet de dictée musicale« (Par. 1882), Heinrich Götzes »Musikalische Schreibübungen« (Leipz. 1882) und H. Riemanns »Katechismus des Musikdiktats« (das. 1889). Der Zwang, das Gehörte in Noten zu verwandeln, ist jedenfalls ein außerordentliches Förderungsmittel für den umgekehrten Prozeß, das Umsetzen der Noten in Töne, und besonders für das rhythmische Verständnis wie für die Entwickelung des absoluten Gehörs und von großer Bedeutung für die Ausbildung des Verständnisses der Phrasierung.

Musikertag, s. Musikverein, Allgemeiner deutscher.

Musikfeste in größerm Stil, d. h. Aufführungen großer Chor- und Orchesterwerke mit ausnahmsweise verstärktem Chor und Orchester, reichen, abgesehen von einzelnen Gelegenheitsarrangements bei Huldigungen etc., nicht über das vorige Jahrhundert zurück. Die ältesten sind die »Sons of the clergy Festivals« in der Paulskirche zu London (seit 1709), die »Three Choirs Festivals« der englischen Städte Gloucester, Worcester und Hereford in alljährlichem Wechsel (seit 1724); die alljährlichen Aufführungen von Händels »Messias« in London (seit 1749), die M. zu Birmingham (seit 1768, fast regelmäßig alle drei Jahre), die Händel-Feste in der Westminsterabtei (1784, 1785, 1786, 1787 und 1791), die M. zu York (seit 1791 alljährlich bis 1802 und seit 1823 wieder); in Wien die M. der Tonkünstlersocietät (seit 1772 alle Jahre zweimal), die thüringischen M. zu Frankenhausen 1810 (Spohr) und zu Erfurt 1811 und die niederrheinischen M. (seit 1817, anfangs zwischen Elberfeld und Düsseldorf wechselnd, bis 1821 Köln und 1825 Aachen hinzutraten, während Elberfeld 1827 ausschied). Jüngern Ursprungs sind die M. zu Birmingham, Leeds, Liverpool und Bristol (alle drei Jahre), die Händel-Feste der Sacred Harmonic Society im Kristallpalast zu London (alle drei Jahre seit 1859), die Tonkünstlerversammlungen des »Allgemeinen deutschen Musikvereins« (s. Musikverein), die schlesischen M. (seit 1876) etc.

Musikinstrumente, Mechanismen zur Hervorbringung musikalischer Töne, werden gewöhnlich eingeteilt in Saiteninstrumente, Blasinstrumente und Schlaginstrumente; doch ist in diesen drei Rubriken für viele Instrumente kein Platz (z. B. Glasharmonika), und andre könnten in zwei derselben eingestellt werden (z. B. Klavier unter Saiten- und unter Schlaginstrumente). Korrekt ist daher wohl eine Einteilung, welche durchweg auf die Art der Handhabung Bezug nimmt; demnach wären zuerst zu unterscheiden: Instrumente mit variabler Tonhöhe (eigentliche M.) und solche mit konstanter Tonhöhe (Schlag-, Klingel-, Klapperinstrumente). Die erstern scheiden sich wieder in M. mit Applikatur und mechanische Musikwerke (Drehorgel, Orchestrion, Spieluhr). Die Instrumente mit Applikatur zerfallen in solche, bei denen das tongebende Medium Saiten (Saiteninstrumente) oder Stahlstäbe, Gabeln, abgestimmte Holz- oder Steinplatten, Glocken etc. sind (Adiaphon, Harmonika, Carillon, Strohfiedel), die also sämtlich mit den Händen bearbeitet werden (durch Streichen, Zupfen oder Schlagen), und solche, bei denen komprimierte Luft intermittierend ausströmt und daher Schallwellen erzeugt (Blasinstrumente). Die Saiteninstrumente scheiden sich wieder in solche, bei denen jede Saite stets nur Einen Ton gibt

(Harfeninstrumente, Klaviere, Bogenflügel), u. solche, bei denen die Saiten durch Verkürzung verschiedene Töne geben (Lauteninstrumente und Streichinstrumente). Die Blasinstrumente scheiden sich in zusammengesetzte, bei denen für jeden Ton ein besonderes Blasinstrument da ist, und die mittels einer Klaviatur gespielt werden (Orgel, Harmonium, Ziehharmonika), und einfache, bei denen durch verschiedenen Ansatz und Öffnen oder Schließen von Tonlöchern Töne verschiedener Höhe hervorgebracht werden (eigentliche Blasinstrumente). Je nach der Art der Tonerzeugung zerfallen diese wieder in Lippenpfeifen (Flöten) und Zungenpfeifen, letztere entweder mit doppeltem Rohrblatt (Schalmei, Oboe, Fagott ꝛc.) oder einfachem Rohrblatt (Klarinetten), oder mit membranösen Zungen, nämlich den als Zungen fungierenden, im Mundstück schwingenden Lippenrändern des Bläsers (Hörner, Trompete, Posaune ꝛc.). Vgl. die Einzelartikel. Über die Verbindung verschiedener M. zu einem Orchester s. Instrumentation. Über die mechanischen Musikwerke s. d. Von ältern Musikinstrumenten seien genannt: Aulos, Kithara, Drehleier, Dudelsack, Bomhart, Laute, Baryton, Zink, Serpent (vgl. die betreffenden Artikel). Die Namen berühmter Orgel-, Musik- u. Streichinstrumentenbauer s. unter »Orgel«, »Klavier«, »Geige«. Die Industrie des Musikinstrumentenbaues ist in der Gegenwart hochentwickelt und beschäftigt Tausende von Arbeitern besonders in Deutschland, Frankreich, England und Amerika. Der Klavierbau hat beinahe in allen größern Städten Vertreter, doch sind Leipzig, Berlin, Paris, London, New York besonders hervorzuheben; für Orgelbau insbes. Paris, Brüssel, Ludwigsburg (Walcker), Frankfurt a. O.; der Bau von Streichinstrumenten wird besonders im sächsischen Vogtlande im großen betrieben (Markneukirchen). Vgl. Musikinstrumentenbauschulen. Die bedeutendsten Sammlungen alter M. befinden sich in Paris, London, München, Nürnberg (Germanisches Museum), Salzburg, Florenz, Leipzig (Paul de Wit), besonders wertvoll sind die Loan-Collection in London (vgl. Hipkins, Musical Instruments, historic, rare and unique, Lond. 1887), das Museum des Konservatoriums in Brüssel (Katalog von Mahillon, 1893) und die königliche Musikinstrumentensammlung in Berlin (Katalog von O. Fleischer, 1892), letztere auch reich an historisch berühmten Instrumenten von Friedrich d. Gr., Bach, Mozart, Beethoven u. a. — Von prähistorischen Musikinstrumenten sind nur Rasseln aus Thon (hohle Körper mit kleinen Steinen im Innern), Flöten aus Hirschhorn, Beinknochen (Röhrenknochen vom Pferd und Zehenknochen von Wiederkäuern) und Klapperbleche aus Bronze erhalten.

Musikinstrumentenbauschulen, Fachschulen zum Unterricht im Gebrauch und in der Behandlung der Musikinstrumente, im Hinblick auf rationelle Herstellung derselben. Die älteste und größte dieser M. ist die zu Markneukirchen, seit 1834 (10 Lehrer, 120 Vorschüler, 60 Fachschüler); die zu Klingenthal wurde 1843, die zu Adorf 1860 errichtet. Alle drei sind städtisch u. dienen der Förderung der sehr bedeutenden Musikinstrumentenindustrie im sächsischen Vogtland. Ihnen nachgebildet wurden die M. in den böhmischen Orten Graslitz und Schönbach. Zur Förderung der Schwarzwälder Industrie bestehen seit 1868 M. zu Furtwangen, Unterkirch, Villingen und Vöhrenbach.

Musikkorps (Musikchor), s. Chor, S. 112.

Musiknotendruck, s. Notendruck.

Musikschulen, s. Konservatorium.

Musikverein, Allgemeiner deutscher, wurde durch Louis Köhler, Franz Brendel u. a. ins Leben gerufen und hat hauptsächlich die Bestimmung, neuere sowie selten gehörte ältere größere Tonwerke zur Aufführung zu bringen und so gewissermaßen für die lebenden Komponisten das zu sein, was die Gemäldeausstellungen für die lebenden Maler sind. Der genannte Verein hielt 1859 unter Munifizenz des Fürsten Konstantin von Hohenzollern-Hechingen anläßlich des 25jährigen Bestehens der »Neuen Zeitschrift für Musik« (des Organs dieses Vereins) in Leipzig seine erste Hauptversammlung ab und steht gegenwärtig unter dem Protektorat des Großherzogs von Weimar. Der Allgemeine deutsche Musikverein hat eine Reihe großer, zum Teil glänzender Tonkünstlerversammlungen veranstaltet, so namentlich 1861 (Weimar), 1864 (Karlsruhe), 1865 (Dessau), 1867 (Meiningen), 1868 (Altenburg), 1870 (Weimar), 1878 (Erfurt), 1880 (Baden-Baden), 1881 (Magdeburg) und 1883 (Leipzig). Die in demselben vorzugsweise vertretene Richtung ist die der sogen. neudeutschen (Liszt-Wagnerschen) Schule. Meist im Anschluß an die Hauptversammlungen des Vereins hält der Musikertag seine Zusammenkünfte ab, dessen Bestrebungen mehr auf die äußern Interessen der Orchestermusiker, Musiklehrer ꝛc. gerichtet sind.

Musikwerke (mechanische, automatische) sind Apparate, welche nur unter Anwendung mechanischer Mittel (Drehen einer Kurbel, Aufziehen einer Feder), also ohne seitens des Spielers Musikbildung vorauszusetzen, Tonstücke mehr oder minder vollkommen vorzutragen ermöglichen. Apparate solcher Art sind erst in den letzten hundert Jahren zu größerer Verbreitung und Beliebtheit gelangt; doch reicht ihre Erfindung und vereinzelte Herstellung viel weiter zurück (s. Automat). Von den bis ins Altertum zurückreichenden singenden Vögeln bis zu Vaucansons automatischem Flötenspieler sind die ältern mechanischen M. durchaus Raritäten, die mit großem Aufwand von Zeit hergestellt und teuer bezahlt wurden. Dagegen sind die heutigen M. ein billiger Ersatz für eine durch geschulte Musiker hervorgebrachte Musik. Es scheint, daß der Ursprung solcher M. in der Kirche zu suchen ist, und zwar zuerst in der Form von mit der Turmuhr verbundenen Glockenspielen (im 17. oder schon im 16. Jahrh.) einerseits und in der Form mechanisch gespielter Orgeln (wie die vielleicht zuerst von Wright um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für eine Londoner Kirche gebaute) anderseits.

Nach der Art, wie die M. in Bewegung gesetzt werden, hat man zu unterscheiden a) solche mit Federkraft oder Gewichten (wie die Uhren) und b) solche mit Kurbel zum Drehen, also wie Spieluhren und Leierkasten. Dazu sei aber gleich bemerkt, daß die frühmittelalterliche Drehleier (s. d.) kein eigentliches mechanisches Musikwerk war, sondern vielmehr ein mittels einer Klaviatur gespieltes Streichinstrument, dessen Saiten mittels eines durch eine Kurbel gedrehten Rades gestrichen wurden. Unterscheidet man die M. nach den tongebenden Mitteln, so sind zu unterscheiden c) solche mit abgestimmten Glocken, Glöckchen, Stahlstäben oder Saiten (Schlaginstrumente) und d) solche mit Flöten- oder Zungenpfeifen (Blasinstrumente). Eine allen ältern Musikwerken gemeinsame Einrichtung, die man daher für deren eigentliches Charakteristikum halten muß, ist die mit Stiften besetzte Walze, mag diese durch ein Uhrwerk

getrieben oder durch eine Kurbel gedreht werden, mag sie Glocken, Stahlstäbe, Saiten oder Pfeifen zum Klingen bringen. Erst in allerneuester Zeit ist die Walze aus ihrer Alleinherrschaft verdrängt worden durch eine sozusagen gegenteilige Einrichtung, nämlich die der durchlöcherten *Scheiben*, so daß wir eine dritte Zweiteilung der mechanischen M. haben: e) mit Walzen und Stiften und f) mit durchlöcherten Scheiben (sogen. Notenblättern). Die in die Walze eingelassenen Stifte bringen bei den Glockenspielen die Töne durch Anheben der Hämmer hervor, welche die Glocken schlagen; erst in allerneuester Zeit hat die englische Firma Gillett u. Bland in Croydon den Mechanismus der Glockenspiele dahin verändert, daß die Stifte nicht Federn anzuheben, sondern nur sie auszulösen haben. Bei den kleinern *Spieldosen* oder *Spieluhren* reißen die Stifte die verschieden abgestimmten Zähne eines Metallkammes an, der als der Komplex einer Reihe von Metallstäben (statt Glocken) definiert werden muß. Bei den *Drehorgeln* (mechanischen Orgeln, engl. Barrel-organs) öffnen die Stifte die Ventile der einzelnen Pfeifen; da nun aber nach dem Passieren des Stiftes das Ventil sich sofort wieder schließen würde, also nur ein ganz kurzer Ton entstehen könnte, so treten an Stelle der Stifte bei den Drehorgeln zweimal rechtwinkelig gebogene, mit beiden Enden eingelassene Drähte ┌┐, welche die Ventile so lange offen halten, bis jene ihrer ganzen Länge nach passiert sind. Die durchlöcherten Scheiben nun setzen ebenso wie die neuere Mechanik der Carillons an Stelle des Anhebens das Freigeben einer Feder, das Auslösen, mag nun dadurch ein Ventil geöffnet oder ein Hämmerchen gegen eine Saite geworfen oder ein Zinken eines Metallkammes ergriffen werden.

Nach dieser allgemeinen Klassifikation sind alle die vielnamigen neuern M. leicht zu verstehen. Sie alle setzen einerseits eine Skala verschieden abgestimmter klangfähiger Körper (Glocken, Metallstäbe, Saiten, Pfeifen, Zungen) und anderseits eine genau berechnete Einstellung der dieselben regierenden Stifte oder Balken, resp. der in die Scheiben geschnittenen Löcher voraus, so daß die Töne in der gewünschten Folge oder den gewünschten Zusammenklängen und in den gewünschten zeitlichen Abständen herauskommen. Jede einmalige Umdrehung der Walze bringt das Tonstück zu Ende; die Walze der Drehorgel dreht sich deshalb viel langsamer als die Kurbel, durch welche ja außerdem die beiden Schöpfbälge des Instruments abwechselnd aufgezogen werden. Spielt ein Musikwerk mit Walze mehrere Stücke, so muß die Walze für jedes derselben etwas anders gestellt werden; alsdann passieren die nicht zu dem gerade gespielten Stücke gehörigen Stifte zwischen den Ventilen frei durch. Auf die Instrumente mit durchlöcherten Scheiben wird für jedes neue Stück eine neue Scheibe eingesetzt. Es ist das ein großer Fortschritt des Baues solcher M., da die »Notenblätter« sehr billig sind, während bei den ältern Instrumenten eine neue Walze nicht viel weniger kostete als ein neues Instrument. Das *Orchestrion* (erfunden 1851 von Fr. Th. Kaufmann, eine Verbesserung des 1835 von seinem Vater konstruierten »Symphonions«) ist eine mechanische Orgel von ziemlicher Größe mit starken Flöten- und Zungenstimmen mit Räderwerk und Gewichten, die nur wieder aufgezogen zu werden brauchen, wenn sie abgelaufen sind, oder auch mit einer Kurbel. Bis jetzt hat man Orchestrions wohl nur mit Stiftwalzen. Dagegen sind das *Ariston* (die kleinern Instrumente auch Aristonette genannt), *Herophon* und *Manopan* sich voneinander nur wenig unterscheidende »Salonorgeln« mit durchlöcherten Scheiben; beim Ariston und Herophon sind dieselben von Pappe, kreisförmig, werden durch Federn aufgeklemmt und drehen sich um ihren Mittelpunkt; beim Manopan sind sie von Leder und in Gestalt breiter Bänder oder Streifen; alle drei Instrumente haben Zungenstimmen wie das Harmonium. Die Schweizer *Spieldosen* (mit Kurbel) oder *Spieluhren* (mit Uhrwerk), welche seit 100 Jahren, was Akkuratesse und Präzision anlangt, den Vorrang behaupten, haben Metallkämme und Stiftwalzen; die sogen. deutschen Spieldosen oder *Symphonions* haben statt der Walzen durchlöcherte kreisförmige Stahlblätter (Lochmanns Patent). Das Drehpiano (Orgelklavier) *Orpheus* ist eine von Paul Ehrlich (Direktor der Fabrik Leipziger M., dem Erfinder der an Stelle der Walzen gesetzten Scheiben) bewerkstelligte Übertragung desselben Prinzips auf ein kleines Klavier, sofern gespannte Federn die Hämmerchen (Finger) gegen die Tasten werfen, sobald die Löcher der Pappscheibe sie auslösen. Nur Vergrößerungen und Verbesserungen dieser Instrumente sind P. Ehrlichs *Klavierautomat*, der an jedem Pianino angebracht werden kann (die *Tasten* werden durch den Apparat angeschlagen), sowie das *mechanische Klavier* von J. M. Hirt in Leipzig, an dem wie beim Manopan die durchlöcherten Notenblätter Bandform haben. Ariston, Herophon, Manopan, Orpheus, die »Klavierspieler« u. das »mechanische Klavier« werden durch Drehen einer Kurbel gespielt.

Musisch, auf die Musen bezüglich.

Musivgold, s. Zinnsulfid.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Musivisches Sehen, s. Auge, S. 153.

Musivsilber, gepulvertes Zinnwismutamalgam, dient, mit Eiweiß oder Firnis gemischt, zum Malen.

Muska, s. Weinstock.

Muskardine, eine Krankheit der Seidenraupe, s. Seidenspinner.

Muskatbalsam, s. Muskatnußöl.

Muskatblüt, deutscher Meistersinger des 15. Jahrh., aus Nordbayern, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. an den Höfen seine Kunst ausübte, einer der angesehensten Dichter dieser Zeit. Vollständige Ausgabe seiner Lieder von E. v. Groote (Köln 1852).

Muskatblüte, s. Myristica.

Muskatblütöl (Macisöl), ätherisches Öl, welches aus dem Samenmantel der Muskatnüsse, der sogen. Muskatblüte, durch Destillation mit Wasser gewonnen wird (Ausbeute 7—8 Proz.), ist farblos oder gelblich, dünnflüssig, riecht und schmeckt gewürzhaft, spez. Gew. 0,927—0,947, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, besteht aus Pinen, Dipenten, Myristikol, Myristicin und Myristinsäure, wird in der Parfümerie, zu Likören, zur Nachahmung von Ausbruchweinen und in der Medizin benutzt.

Muskatbutter, soviel wie Muskatnußöl.

Muskatellerbirnen, s. Birnbaum.

Muskatellerweine (*Muskatweine*), mehrere Arten süßer, starker, roter oder weißer Weine, die aus der Muskatellertraube (s. Weinstock) dargestellt werden und einen prägnanten würzigen Geschmack besitzen. Sie verlieren im Alter mehr und mehr die Süße und den üppigen Geschmack und eignen sich besonders zum Verschneiden boukettarmer Weine. Von den französischen Muskatellerweinen sind der weiße von Rivesaltes

und der rote Bagnol aus Roussillon sowie der Muskat-Lunel aus Lunel die feinsten und kostbarsten; ihnen folgt der Frontignac in Güte und Annehmlichkeit des Geschmacks, dann der Montbasin (Montbason). Der von Béziers ist der geringste. Unter den Muskatellerweinen der Provence sind der St.-Laurent, Cante Perdrix und Ciotat die schmackhaftesten und angenehmsten. Unter den italienischen sind vorzüglich der von Syrakus, der Moscato oder Moscatello von Cagliari und verschiedene aus Sardinien, Toscana, z. B. der Aleatico Castello und der Albano aus der Campagna, berühmt. Die Insel Lipari liefert besonders schöne M., desgleichen Korfu, Cypern und Kandia sowie Spanien (Lagrima Malaga), Portugal (Carcavellos), die Kanarischen Inseln und das Kap.

Muskat-Frontignan, s. Languedocweine.

Muskatholz, s. Letternholz.

Muskathyazinthe, s. Muscari.

Muskatkraut, s. Pelargonium.

Muskat-Lunel, s. Languedocweine u. Muskatellerweine.

Muskatnußbaum, s. Myristica.

Muskatnußleber, s. Leberkrankheiten, S. 114.

Muskatnußöl (Muskatbutter, Bandaseife, Oleum nucistae), aus den schwach gerösteten und gepulverten Muskatnüssen gepreßtes Fett, wird in der Heimat des Baumes, aber auch in Europa dargestellt, kommt in würfelförmigen Stücken in den Handel, hat Talgkonsistenz, ist gelbrötlich bis rötlichbraun, von körniger, weißlicher Masse durchsetzt, riecht u. schmeckt angenehm nach Muskatnuß, schmilzt zwischen 41 und 51°, löst sich nur teilweise in kaltem, vollständig in heißem Alkohol und Äther, besteht aus Myristin, Oleïn und ätherischem Öl. Es dient, mit Wachs und Öl zusammengeschmolzen, als Muskatbalsam zu Einreibungen bei gastrischen Störungen, Kopfschmerzen ꝛc., ist aber ziemlich wirkungslos. — Ätherisches M., durch Destillation mit Wasserdämpfen oder durch Extraktion mit Schwefelkohlenstoff aus den Nüssen gewonnen, ist farblos oder blaßgelb, dünnflüssig, riecht stark, schmeckt stechend scharf, spez. Gew. 0,883 — 0,948, löst sich leicht in Alkohol und besteht aus Terpenen, Cymol, Myristikol und Myristicin. Es wirkt in größern Dosen giftig und erregt auf der Haut Brennen fast wie Senföl.

Muskatvogel, s. Amadinen.

Muskatweine, s. Muskatellerweine.

Muskau (Muzakow, »Männerstadt«), Standesherrschaft im preuß. Regbez. Liegnitz, zwischen der Lausitzer Neiße und Spree, 470 qkm (8,54 QM.) groß mit 41 Ortschaften und etwa 16,000 Einw. (ca. 9000 Wenden), gehörte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. der Familie von Schönaich und fiel hierauf an den Kaiser Rudolf II., der sie 1597 an die Burggrafen von Dohna erblich verkaufte. 1784 kam sie an den Grafen (seit 1822 Fürsten) Pückler. Fürst Hermann Pückler (s. d.) verkaufte sie 1845 an den Grafen Edmund von Hatzfeld-Weißweilers und dieser wieder 1846 an den Prinzen Friedrich der Niederlande. Gegenwärtiger Besitzer (seit 1883) ist Graf Arnim. — Hauptort der Standesherrschaft ist die Stadt M., im Kreis Rothenburg, an der Lausitzer Neiße und der Linie Weißwasser-M. der Preußischen Staatsbahn, 108 m ü. M. M. hat 2 evangelische (darunter eine wendische) und eine kath. Kirche, ein prächtiges Schloß (1864—66 im Renaissancestil umgebaut), ein altes Schloß (sogen. Amtshaus), eine höhere Knabenschule, ein Amtsgericht, eine bedeutende Buckskinfabrik, Holzstoff-, Papier-, Thonwaren-, Glas- und Zigarrenfabrikation, ein Eisenhüttenwerk (Keula), Eisengießerei und Maschinenfabrik, Braunkohlengruben und (1890) 3356 Einw., davon 241 Katholiken und 18 Juden. Ein berühmter, vom Fürsten Hermann Pückler angelegter, 604 Hektar großer Park zu beiden Seiten der Neiße, über welche zwei Verbindungsbrücken führen, umgibt Schloß u. Stadt (s. Tafel »Gartenkunst III«); derselbe hat eine berühmte Baumschule, ein Arboretum mit großem Bestand seltener Bäume und Holzarten, bedeutende Ananaszucht, das Hermannsbad mit einer glaubersalzhaltigen Eisenquelle von 12°, Alaunquelle, Moor- u. Fichtennadelbädern, eine schöne Begräbniskapelle mit Glasmalerei und dem Sarkophag der 1886 verstorbenen Gräfin Arnim (von Vegas), das Englische Haus, eine Fasanerie, das Jagdschloß Hermannsruhe ꝛc. In M. lebte und starb der Dichter L. Schefer sowie der Germanist H. F. Maßmann. M. ist nach dem großen Brande von 1766 ganz neu erbaut. Vgl. »Der Park und das Arboretum von M.« (Spremb. 1869); Petzold, Fürst von Pückler-M. in seinem Wirken in M. ꝛc. (Leipz. 1874); Liebusch, Sagen und Bilder aus M. (Dresd. 1885).

Muskegon (spr. mößkigön), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Michigan, bei der Mündung des Flusses M. in eine Bai des Michigansees, an mehreren Bahnen, mit Chicago durch Dampfer verbunden, hat 38 Sägemühlen, sehr bedeutenden Holzhandel und (1890) 22,702 Einw.

Muskelatrophie (progressive M.), Form des Muskelschwundes, wobei die Muskeln infolge einer schleichend verlaufenden parenchymatösen Entzündung an Umfang abnehmen, blaß und gelblich werden und zuletzt die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, verlieren, so daß die betroffenen Glieder alsdann gelähmt sind. Am häufigsten betrifft die M. den Daumenballen, die Muskeln der Hand, der Schulter und schreitet in vielen Fällen von einem Glied auf das andre über. Häufig bleibt jedoch die Krankheit auch auf bestimmte Muskeln beschränkt. Der M. liegt gewöhnlich eine Nervenlähmung zu Grunde, die entweder zentral in einer Rückenmarkserkrankung begründet oder peripherisch sein kann, wie bei der chronischen Bleivergiftung. Auch im Gefolge von Typhus, Scharlach, Pocken ist die Krankheit beobachtet worden. Die methodische Anwendung des induzierten elektrischen Stromes auf die erkrankten Muskeln verdient das größte Vertrauen als Mittel, dem Schwund Einhalt zu thun, ebenso der Gebrauch der methodischen Übung (s. Heilgymnastik) und der passiven Erregung (s. Knetkur), oft aber ist die M. unheilbar. Vgl. Friedreich, Über progressive M. (Berl. 1873).

Muskelbänder, s. Bänder.

Muskelblatt, s. Keimblätter.

Muskelbündel, s. Muskeln.

Muskelelektrizität, die Gesamtheit der im lebenden Muskel zu beobachtenden elektrischen Erscheinungen; s. Muskeln, S. 677.

Muskelfasergewächs (Myoma), s. Myom.

Muskelfasern, Muskelfibrillen, s. Muskeln.

Muskelfibrin, s. Fibrin.

Muskelgefühl, eine zu den Gemeingefühlen zu zählende Empfindung, welche die Thätigkeit der Muskeln begleitet und uns Vorstellungen von der Ruhe und Thätigkeit derselben, von dem Grade ihrer Anstrengung (Anstrengungsgefühl) und dadurch von der Lage und Lageveränderung der Glieder sowie von der Größe der den Bewegungen sich entgegenstellenden Widerstände vermittelt. Um unsre Muskeln in zweck-

Muskeln des Menschen.

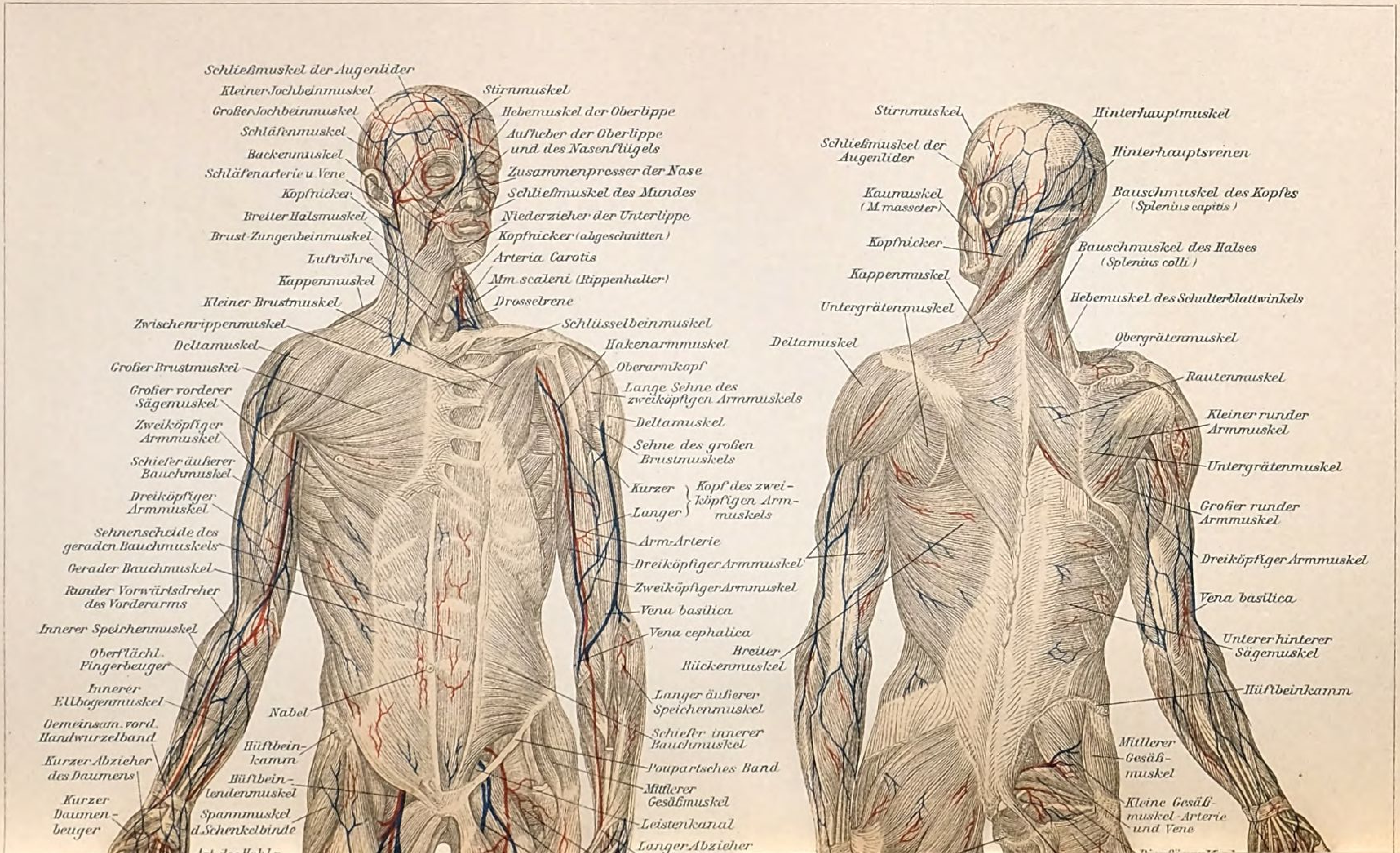




Fig. 1. Vorderansicht.

Auf der linken Körperhälfte sind am Halse, der Schulter, dem Unterarm und Oberschenkel die oberflächlichen Muskeln abgetragen worden.

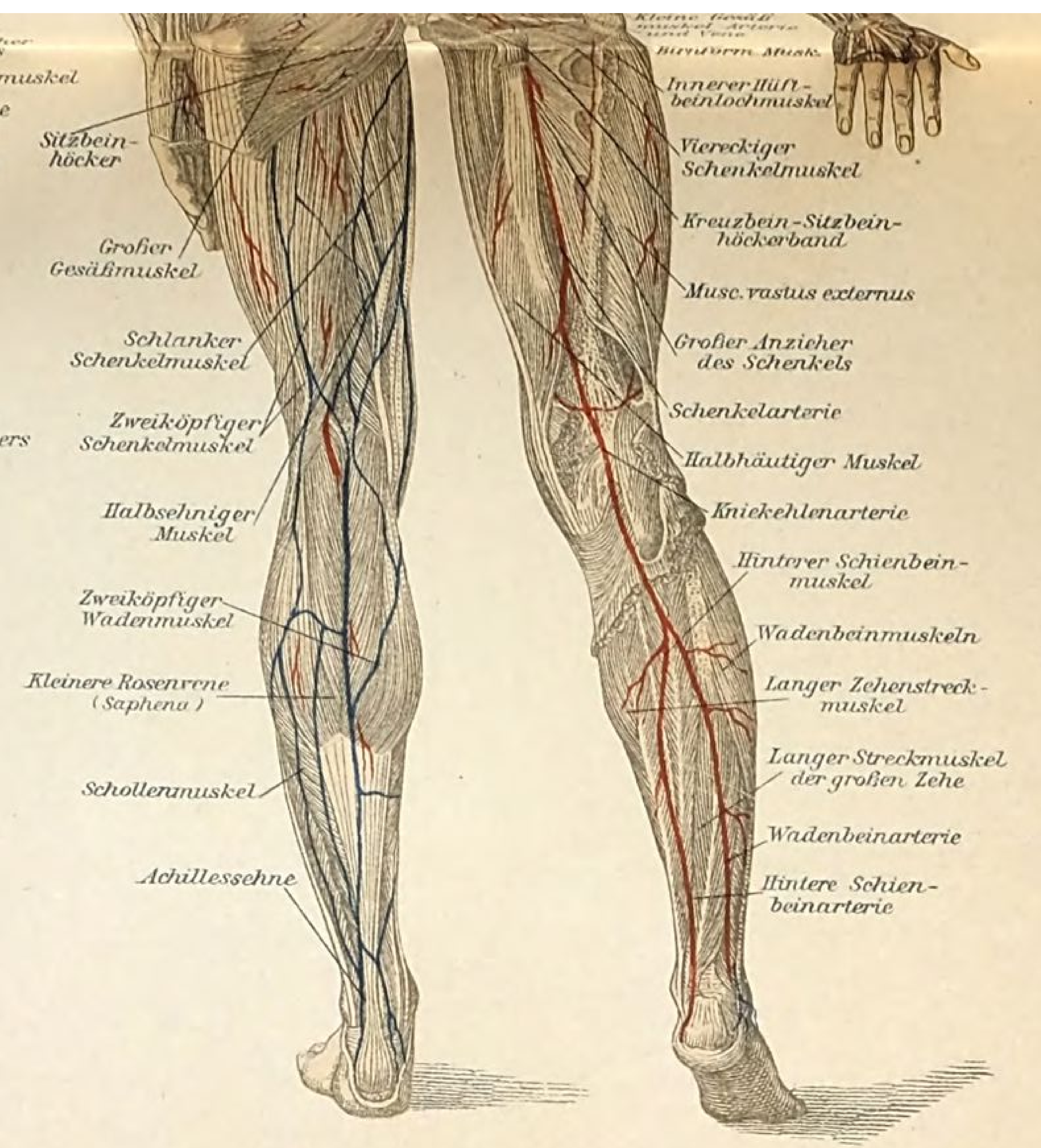


Fig. 2. Rückenansicht.

Auf der rechten Körperhälfte sind die oberflächlichen Muskeln teilweise abgetragen worden, dadurch tritt die Schenkelarterie in ihrem ganzen Verlauf zum Vorschein.

Die roten Linien bezeichnen die Arterien, die blauen die Venen (vgl. Tafel ‚Blutgefäße‘).

entsprechender Weise gebrauchen zu können, bedürfen wir einer steten Kontrolle über ihre Wirksamkeit. Diese wird teils dadurch ermöglicht, daß wir unmittelbar die Intensität der vom Gehirn ausgehenden Bewegungsimpulse empfinden (*Innervationsgefühl*), teils aber durch die die Bewegungen begleitenden und je nach deren Stärke u. Art wechselnden Empfindungen, die uns sowohl durch die sensibeln Nerven der die Muskeln bedeckenden Haut, der in Bewegung gesetzten Gelenke und der Muskelsehnen als auch durch die den Muskeln selbst zukommenden Empfindungsnerven übermittelt werden. Diese letztern stellen das M. (auch *Muskelsinn* oder *Kraftsinn* genannt) dar. Fehlt dasselbe, wie das bei gewissen Erkrankungen des Rückenmarkes der Fall ist, so werden die Bewegungen ungeschickt ausgeführt, der Fuß wird z. B. zu stark oder zu schwach aufgesetzt, das Stehen und Gehen wird unsicher. Bis zu einem gewissen Grade kann in diesen Fällen der Gesichtssinn (wie in andern der Gehörsinn) die Kontrolle über die Muskeln übernehmen; die Geh- und Stehstörungen treten daher besonders bei geschlossenen Augen auf. Von größter Bedeutung ist das ungemein fein ausgebildete M. der Augenmuskeln, das bei der Abschätzung der Größe gesehener Objekte, ihrer Entfernung, ihrer Lage im Raume von Wichtigkeit ist. Auch die ungemein sichere Beherrschung der Muskeln des Kehlkopfes, der Mundhöhle ꝛc. beim Singen und Sprechen ist zum Teil auf ein stark entwickeltes M. zurückzuführen. Bei der Abschätzung der den Muskelbewegungen sich entgegenstellenden Widerstände, also auch bei der Beurteilung der Schwere von Gewichten, bedürfen wir des Muskelgefühls. Soll die Schwere zweier Gewichte verglichen werden, so kann das dadurch geschehen, daß wir dieselben successive auf die durch die Tischplatte gestützte Hand auflegen. Dann wirkt allein der Tastsinn der Haut. Bedeutend verfeinert wird aber die Gewichtsschätzung, wenn wir die mit dem Gewicht belastete Hand erheben, die Gewichte also wägend taxieren. In diesem Falle wirkt das M. mit. Als eine besondere Art von M. muß das *Ermüdungsgefühl* bezeichnet werden, das in stark angestrengten Muskeln entsteht und vermutlich ebenfalls durch die sensibeln Muskelnerven vermittelt wird.

Muskelgeräusch, s. Muskeln, S. 677.

Muskelgewebe, s. Gewebe, S. 508.

Muskelgift, s. Gift, S. 566.

Muskelkurve, s. Myographion.

Muskellehre, s. Anatomie.

Muskeln (lat. Musculi, »Mäuschen«; hierzu Tafel »Muskeln des Menschen«), die Bewegungsorgane der mehrzelligen Tiere, bestehen aus einer, mehreren oder vielen Zellen, die sich auf einen Reiz hin zusammenziehen und so die mit ihren Enden in Verbindung stehenden Gegenstände (Knochen ꝛc.) von der Stelle rücken können. Man unterscheidet *glatte* und *quergestreifte* M.; die erstern, einfachern sind nichts als kontraktile, sehr in die Länge gezogene Zellen (Fig. 1), die letztern gehen meist aus der Verschmelzung einer Reihe Zellen zu einer Faser hervor und enthalten immer mehrere Kerne, sind also mehreren Zellen gleich zu setzen. Die Haut einer solchen Faser (*Muskelfaser* oder *Primitivbündel*) heißt *Sarkolemma* (Fig. 2b); der Inhalt ist in eigentümlicher Weise quer gestreift und zerfällt bei Behandlung mit gewissen Reagenzien in noch feinere Fasern (*Primitiv-* oder *Muskelfibrillen*, Fig. 2a), was bei der glatten Muskelfaser nicht der Fall ist. Nur selten jedoch besteht der ganze Muskel aus einer einzigen Faser; gewöhnlich vereinigen sich viele nebeneinander gelegene zu einem *Muskelbündel* und mehrere Bündel erst zu einem Muskel (im engern Sinn). Letztere sind es, die bei den höhern Tieren das sogen. *Fleisch* ausmachen, aber auch sonst noch in den meisten Organen des Körpers vertreten sind. Im allgemeinen sind die quergestreiften M. als die kräftigern für alle Bewegungen vorhanden, welche schnell ausgeführt werden müssen, somit fast immer dem Willen unterworfen sind (willkürliche oder animale M.), während die glatten M. meist die unwillkürlichen Zusammenziehungen der vegetativen (Ernährungs-, Fortpflanzungs- ꝛc.) Organe besorgen. Doch ist diese Scheidung nicht streng durchführbar, denn z. B. das Herz der höhern Tiere besteht aus quergestreiften M. Zu jedem Muskel gehören außer dem wesentlichen Bestandteil, nämlich der kontraktilen Substanz, und außer dem Sarkolemma noch Bindegewebe zur Trennung der einzelnen Bündel und Fasern, ferner Gefäße und Nerven. Letztere, welche den Anstoß zur Zusammenziehung liefern müssen, verzweigen sich an ihm und endigen unter noch nicht völlig ermittelten Umständen mit einer sogen. Nervenendplatte (Fig. 2b). Die Anordnung der willkürlichen M., wie man sie bei den höhern Tieren in so komplizierter Weise antrifft, ist aus der sehr viel einfachern mancher niedern Tiere hervorgegangen. Ursprünglich nämlich haben die M. in der Haut selbst gelegen und dort eine mehr oder



Fig. 1. Glatte Muskelzellen.

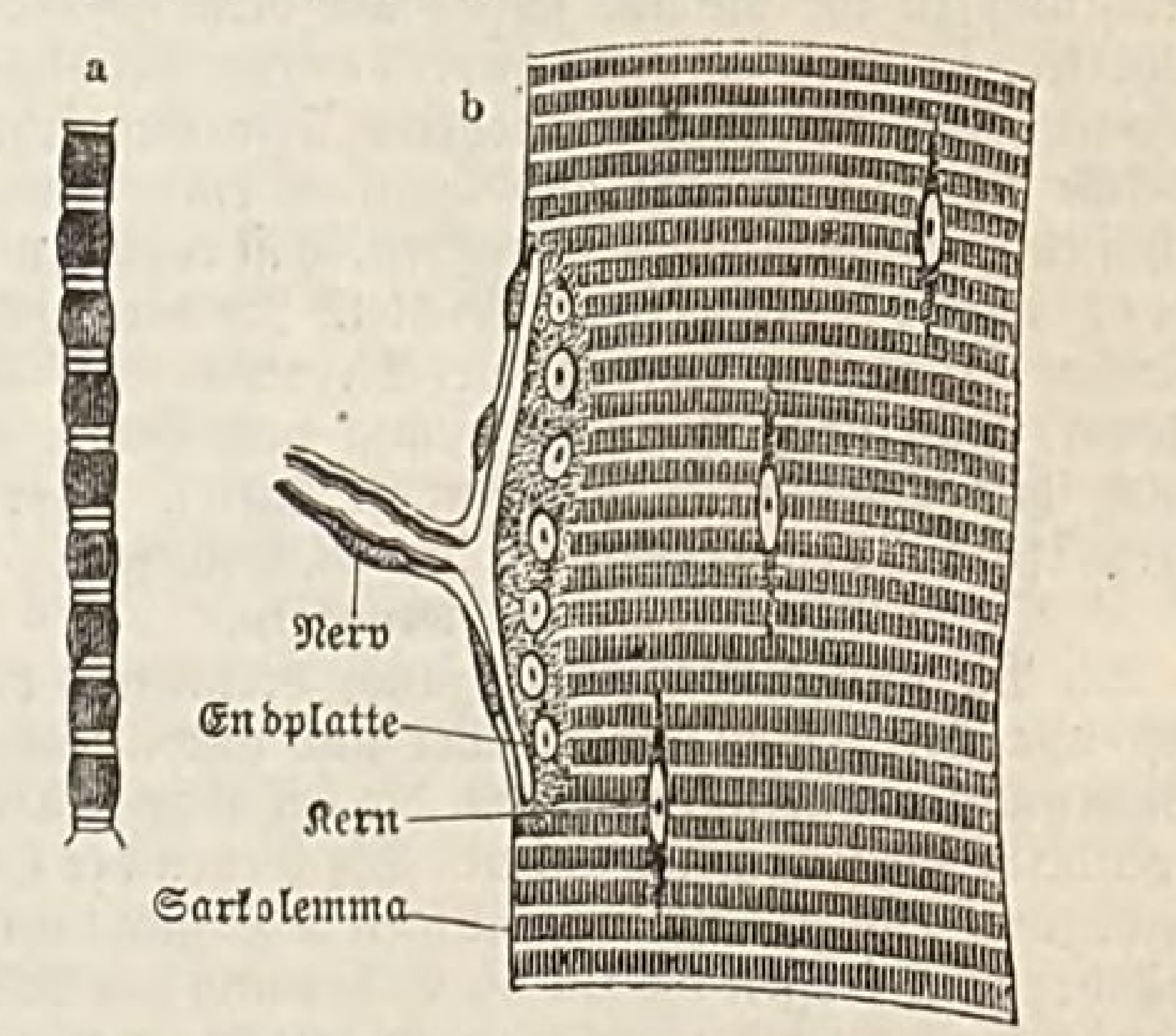


Fig. 2. a Primitiv-Fibrille, b quergestreifte Muskelfaser der Eidechse (Lacerta).

minder vollständige Schicht gebildet, die später von der Haut weg unmittelbar unter dieselbe gerückt ist und in dieser Form als *Hautmuskelschlauch* noch bei Würmern vorkommt. Bei diesen umschließt er die Leibeshöhle und besteht aus Ringmuskeln zur Verengerung und Längsmuskeln zur Verkürzung des Gesamtkörpers. Bei den Tieren, wo letzterer in Seg-

mente zerfällt, werden diese, indem die Längsmuskulatur gleichfalls in Stücke zerlegt ist, gegeneinander beweglich; treten Gliedmaßen auf, so verlaufen zu ihnen vom Rumpf aus M., die sich alsdann an die Haut derselben ansetzen (Krebse, Insekten). Erst wo es zur Bildung eines innern Skelettes kommt (Wirbeltiere), tritt der Hautmuskelschlauch mehr gegen die tiefer gelegene Muskulatur der Knochen zurück, hat sich jedoch auch bei den Säugetieren noch vielfach in großer Ausdehnung erhalten (z. B. beim Igel, wo er die Zusammenkugelung besorgt, oder beim Pferde, das sich mit seiner Hilfe der Insekten erwehrt; beim Menschen ist er nur noch am Hals als sogen. Platysma myoides vorhanden). Bei den M. der Wirbeltiere geht nicht nur jede glatte, sondern auch jede quergestreifte Faser aus einer einzigen Zelle hervor, welche über 10 cm Länge erreichen kann und an Stelle des einen ursprünglichen Kerns deren mehrere besitzt. Die Farbe der M. wechselt von Weiß bis zu intensivem Fleischrot; sie wird zum Teil vom Gehalt an Blut bedingt, ist aber auch den Fasern eigen; der Farbstoff ist dem der roten Blutkörperchen (Hämoglobin) gleich. Die lebhaft roten M. scheinen energischer zu sein als die blassen. — Die willkürlichen M. stehen fast alle an ihrem Anfang und Ende mit faserigen, seidenglänzenden Strängen (*Flechsen, Sehnen*, s. d.) oder Häuten (Sehnenhäuten) in Verbindung. Diese stellen gleichsam die Zugseile vor, durch welche die lebendige Kraft des Muskels auf den beweglichen Knochen übertragen wird. Bei der Kontraktion wird der Muskel kürzer u. dem entsprechend dicker, indes die Sehne unverändert bleibt. Man unterscheidet an jedem Muskel eine Ursprungs- und eine Endsehne, während das eigentliche Fleisch des Muskels *Muskelbauch* heißt. Zerfällt letzterer durch eine eingeschobene Sehne in zwei Teile, so ist er ein *zweibäuchiger* Muskel. Verläuft die Sehne eine Strecke weit in dem Muskel selbst, und befestigen sich die Muskelbündel von zwei Seiten her unter spitzem Winkel an sie, so hat man einen *gefiederten* Muskel. Liegt die Sehne an einem Rande des Fleisches, und ist die Richtung zu ihr dieselbe schiefe wie beim gefiederten Muskel, so wird er *halbgefiederter* Muskel genannt. Hat ein Muskel mehrere Ursprungssehnen, welche fleischig werden und dann in einen gemeinschaftlichen Muskelbauch übergehen, so ist er ein *zwei-, drei- oder vierköpfiger* Muskel. In der beschreibenden Anatomie werden die M. teils nach ihrer Form, teils nach ihrem Ursprung und Ende, teils nach ihrer Wirkung etc. benannt (s. Tafel). Über die *chemische Beschaffenheit* der M. s. Fleisch.

Physiologie der Muskeln.

Die M. sind diejenigen Organe, vermittelst deren fast alle Arten von willkürlicher und unwillkürlicher Bewegung ausgeführt werden, die bei höhern Tieren und beim Menschen sich finden. Sie dienen der Ortsbewegung wie der mannigfaltigen Thätigkeit unsrer Hände; sie besorgen die für die Erhaltung des Lebens notwendigen Atembewegungen, wie die Fortbewegung der Nahrungsstoffe durch den Verdauungskanal; ein Muskel, das Herz, treibt die Blutmasse durch den Körper, ein andrer, der Blasenmuskel, dient der Herausbeförderung des Harnes, noch ein andrer, der Gebärmuttermuskel, fördert das Neugeborne ans Tageslicht etc. Diese Leistungen der M. werden verdankt ihrer fundamentalsten Eigenschaft, der *Kontraktilität*, d. h. ihrer Fähigkeit, auf Grund gewisser Anstöße, sogen. *Reize*, sich zu verkürzen und wieder auszudehnen. Indem dabei die am Skelett befestigten M. die einzelnen Knochen gegeneinander bewegen, die Hohlmuskeln um ihren flüssigen oder festen Inhalt sich fest schließen, vermögen sie die verschiedenen ihnen gestellten Aufgaben zu vollbringen. Die die M. zur Thätigkeit, also zur Zusammenziehung anregenden Impulse gehen meistens vom Zentralnervensystem aus und werden den M. durch die Bewegungsnerven vermittelt; doch besitzen, wie die Erfahrungen an nervenlosen Muskelstücken u. Beobachtungen an M. lehren, deren Nerven künstlich zur Entartung gebracht oder durch Vergiftung (mit dem indianischen Pfeilgift Curare) ausgeschaltet sind, die M. auch eine *direkte Reizbarkeit* (oft auch *Irritabilität* genannt). Die direkten Muskelreize sind im wesentlichen die nämlichen, durch die der Muskel auch von seinem Nerv aus zur Thätigkeit veranlaßt werden kann, also Einwirkungen mechanischer, chemischer, thermischer und elektrischer Natur. Die elektrischen Reize haben für die Experimentalphysiologie eine besondere Bedeutung erlangt, weil man sie so genau beherrschen u. abstufen kann, daß sie weniger als die übrigen Reize die M. erschöpfen und für fernere Reize untauglich machen. Da schnelle Stromesschwankungen weit wirksamer sind als der konstante Strom, so bedient man sich allgemein des Induktionsstromes. Jeder einzelne Induktionsschlag bedingt eine *Zuckung*, deren Umfang von der Stärke des Stromes und der Erregbarkeit des Muskels abhängig ist. Die Experimentalphysiologie bedient sich bei ihren Untersuchungen der Muskelpräparate von frisch getöteten Kaltblütern (besonders Fröschen), weil diese weit länger ihre Erregbarkeit bewahren als diejenigen der Warmblüter. Zum genauern Studium der Muskelzuckung dient die Selbstregistrierung derselben vermittelst des *Myographions* (s. d.). Durch Benutzung dieses Hilfsmittels hat sich gezeigt, daß die anscheinend blitzschnell vorübergehende Zuckung doch einen verhältnismäßig großen Zeitraum in Anspruch nimmt; dieser ist bei den M. einzelner Tierarten und auch bei verschiedenartigen M. desselben Tieres von verschiedener Größe; beim Froschmuskel beansprucht die Zuckung etwa 1/6—1/10 Sekunde; weit langsamer läuft sie bei den M. der Schildkröte ab, um vieles schneller dagegen bei denen der Insekten. Es hat sich ferner gezeigt, daß die Zusammenziehung der M. nicht in demselben Augenblick beginnt, in welchem die Reizung erfolgt, sondern daß eine Zeit von etwa 0,01 Sekunde verfließt, ehe die ersten Verkürzungserscheinungen sichtbar werden (Zeitraum der *latenten Reizung* oder *Latenzzeit*).

Treffen einen Muskel schnell aufeinander folgende Reize, so daß er in den zwischen ihnen liegenden Pausen keine Zeit hat, sich wieder auszudehnen, zu erschlaffen, so gerät er in einen Zustand der Dauerkontraktion, den man als *Starrkrampf* oder *Tetanus* bezeichnet. Reize, die den Muskel in diesen Zustand versetzen, heißen tetanisierende. Die willkürliche oder unwillkürliche Thätigkeit der M. im unversehrten Organismus gleicht in der Regel mehr einem langsamen Tetanus als der blitzschnellen Zuckung; doch kommen auch, wie z. B. beim schnellen Sprechen, beim Klavierspielen, äußerst kurzdauernde Muskelkontraktionen vor. Der Tetanus ist noch dadurch von der Zuckung verschieden, daß der Grad der Verkürzung, den der Muskel dabei gewinnt, bei jenem sehr viel größer ist als bei dieser. Der Muskel vermag im Tetanus sich bis auf 0,2 seiner Ruhelänge zusammen-

zuziehen. Der in Thätigkeit geratende Muskel wird nicht nur kürzer, sondern auch dicker, das läßt sich leicht durch die Haut hindurch fühlen, wenn man die Hand auf die Beugefläche des Oberarms legt und den Arm im Ellbogengelenk beugt. Eine merkliche Volumveränderung findet bei der Zusammenziehung nicht statt: der Muskel gewinnt so viel an Dicke, wie er an Länge verliert. Legt man das Ohr auf einen Muskel, so hört man bei jeder Kontraktion desselben ein dumpfes, rollendes Geräusch, das Muskelgeräusch oder den Muskelton, ein Zeichen dafür, daß auch bei anscheinend gleichmäßig bleibender Zusammenziehung des Muskels in ihm gewisse rhythmische Bewegungsvorgänge ablaufen, die aber vermutlich molekularer Natur sind. Sehr leicht hört man die Muskelgeräusche des eignen Körpers, wenn man in der Stille der Nacht die Augenlider fest schließt oder die Kiefer stark zusammenpreßt, oder wenn man einen Arm kräftig beugt und den kleinen Finger desselben ins Ohr steckt.

Die Kraft, mit der ein künstlich gereizter oder willkürlich sich zusammenziehender Muskel bei seiner Zusammenziehung sich entfaltet, kann gemessen werden durch dasjenige Gewicht, das der Muskel eben noch zu heben im stande ist, oder durch den Widerstand einer Feder, den er gerade noch überwindet. Apparate, durch die solche Messungen am lebenden Menschen ausgeführt werden können, und die gewöhnlich nach dem Prinzip der Federwage eingerichtet sind, heißen Dynamometer. Eine Hand eines Mannes entfaltet, wenn sie sich möglichst kräftig schließt, eine Kraft von 40—50 kg; beide Hände zusammen eine solche von 80—100 kg. Bei besonders starken Menschen hat man noch viel größere Werte gefunden. Groß ist die Kraft der Kiefermuskeln; es gibt Menschen, die Pfirsichkerne zerbeißen können, was einer Kraft von 100—150 kg entspricht. Die Beißkraft eines 25 kg schweren Hundes beträgt etwa 200 kg. Krokodile beißen mit einer Kraft, die fast das Dreizehnfache ihres Körpergewichts betragen kann. Sehr beträchtlich ist die Kraft, mit der die Muschel ihre Schale geschlossen hält. — Je dicker ein Muskel ist, desto größer ist die von ihm bei maximaler Zusammenziehung entfaltete Kraft. Will man daher die Kraft verschiedener Muskeln, z. B. bei verschiedenen Tieren, miteinander vergleichen, so muß man das gefundene Gewicht auf die gleiche Muskeldicke reduzieren. Es zeigt sich dann, daß 1 qcm Menschenmuskel eine Kraft von 8—10 kg, 1 qcm Froschmuskel dagegen nur eine solche von 2—3 kg zu entwickeln vermag.

Bei seiner Zusammenziehung kann der Muskel, indem er ein an ihn angehängtes Gewicht bis zu einer gewissen Höhe hebt, Arbeit leisten. Die Arbeit, auch als Nutzeffekt der M. bezeichnet, wird ausgedrückt durch das Produkt aus dem gehobenen Gewicht in die Hubhöhe: $a = p . h$. Je länger ein Muskel ist, desto höher vermag er ein Gewicht zu heben, je dicker, desto größere Gewichte zwingt er; der Nutzeffekt ist somit dem Volumen des Muskels proportional.

Man hat nun gefunden, daß der größte Nutzeffekt nicht mit dem größten Grade der Verkürzung zusammenfällt; es tritt derselbe aber auch dann nicht ein, wenn der Muskel seine größte Kraft entwickelt, sondern bei mittlern Graden der Verkürzung und Belastung. Mit der Ermüdung vermindert sich der Nutzeffekt, die Kraft nimmt dabei weit schneller ab als die Verkürzungsgröße. Da die Leistung eines Bewegungsmechanismus nicht vollständig bestimmt ist durch die Angabe des Nutzeffekts einer einmaligen Bewegung, so muß noch beigefügt werden, innerhalb welcher Zeit die Bewegung ausgeführt wird, und wie oft sie wiederholt werden kann. Man reduziert daher die Nutzeffekte, um sie untereinander vergleichbar zu machen, auf eine Sekunde als Zeiteinheit. Nach zahlreichen praktischen Erfahrungen nimmt man für die Sekundenleistung eines mittlern Arbeiters während seiner Arbeitszeit 7 Kilogrammometer an. Die M. können aber nicht beständig arbeiten, daher muß auch die Ruhezeit eingerechnet werden. Wird die Arbeitsdauer zu 8 Stunden angenommen, so beträgt der tägliche Nutzeffekt des mittlern Arbeiters 201,600 Kilogrammometer, die durchschnittliche Sekundenleistung (die Ruhezeit eingerechnet) also nur 2,3 Kilogrammometer. Jeder Motor, der leblose wie der lebende, ist nur zu einem bestimmten durchschnittlichen Nutzeffekt befähigt, die Beschäftigung selbst mag sein, welche sie wolle. Bei lebenden Motoren kann dieselbe zwar vorübergehend nicht unbedeutend gesteigert werden, aber stets nur auf Kosten späterer Arbeitsfähigkeit, ja selbst der Gesundheit. Der Arbeiter gehorcht der angegebenen Norm instinktmäßig. Soll er Tag für Tag den möglichsten Nutzeffekt erreichen, so beschwert er sich bei jeder Einzelbewegung nur mit einer bestimmten Last, läßt die Bewegungen in bestimmten Zwischenräumen aufeinander folgen und sorgt für eine gehörige Verteilung der Ruhezeiten. Die Sekundenleistung des Pferdes wird gewöhnlich zu 75 Kilogrammometer angenommen, u. diesen Wert bezeichnet man als eine Pferdekraft. Die Leistungen künstlicher Motoren berechnet man bekanntlich oft nach dieser Einheit, drückt sie in »Pferdekräften« aus. An einem achtstündigen Arbeitstage würde ein Pferd eine Nutzwirkung von mehr als 2 Mill. Kilogrammometer entfalten können.

Sowohl am lebenden Organismus als am ausgeschnittenen Muskelpräparat kann man nachweisen, daß die Muskelthätigkeit mit einer nicht unerheblichen Wärmebildung verknüpft ist. Durch anhaltende Muskelthätigkeit wird die Temperatur des ganzen Organismus nicht selten um ca. 1° erhöht. Am ausgeschnittenen Muskel beträgt die Temperatursteigerung für jede einzelne Kontraktion 0,001—0,005°. Im Tetanus leistet der Muskel nach außen hin keine mechanische Arbeit; es wird nur innere Arbeit geleistet, die sich durch lebhafte Wärmeproduktion geltend macht. Bei gewissen Krankheitszuständen hat man infolge des dabei auftretenden allgemeinen Muskelkrampfes die Körpertemperatur bis auf ganz ungewöhnliche Höhen steigen sehen. Die Wärmeentwickelung des thätigen Muskels ist ein Beweis dafür, daß in ihm Oxydationsprozesse ablaufen, die, ähnlich wie die Verbrennung der Kohle bei der künstlichen Maschine, die Quelle der nach außen geleisteten Arbeit sind.

Ein ausgeschnittener Muskel zeigt, solange er sich in leistungsfähigem Zustand befindet, eine elektromotorische Wirksamkeit. Leitet man zwei seiner Punkte zu einem empfindlichen Galvanometer (Multiplikator, Spiegelbussole, Kapillarelektrometer) ab, so zeigt dieses einen elektrischen Strom an, den Muskelstrom. Gänzlich unverletzte M. zeigen diesen Strom nicht; er rührt nämlich her von einem elektrischen Gegensatz, der sich zwischen einer verletzten Muskelstelle und dem unverletzten Reste ausbildet. Der Muskelstrom ist 1786 von Galvani entdeckt worden, dann besonders von A. v. Humboldt, Matteucci, Du Bois-Reymond, Hermann eingehend untersucht worden. Wird ein Muskel thätig, so tritt eine neue elektrische Erscheinung in ihm auf, der Aktionsstrom, der in ge-

wissen Fällen dem Ruhestrom entgegengesetzt verläuft und deshalb am Galvanometer zur Erscheinung der sogen. negativen Schwankung führt. Eine große Ähnlichkeit mit den galvanischen Thätigkeitsäußerungen der M. haben die Erscheinungen, die man an den elektrischen Organen mancher Fische (elektrischer Fische) beobachtet. Die hier auf Anregung durch das Nervensystem entwickelten Elektrizitätsmengen sind so beträchtlich, daß die Tiere starke und heftig wirkende elektrische Schläge auszuteilen im stande sind.

Unsre Kenntnisse vom Stoffwechsel des Muskels bei seiner Thätigkeit sind sehr gering; tägliche Erfahrung und die Versuche am ausgeschnittenen Muskel lehren, daß derselbe ermüdet; seine Kontraktionsfähigkeit wird durch die Thätigkeit selbst herabgesetzt, um so mehr, je intensiver und anhaltender die Thätigkeit war. In der Ruhe erholt er sich wieder. Diese Ermüdung ist unstreitig die Folge der durch die Thätigkeit herbeigeführten Veränderung der Muskelsubstanz selbst. Die erholende Wirkung der Ruhe beruht auf der Ausgleichung dieser Mischungsveränderungen durch das zum Muskel hinfließende und ihn ernährende Blut. Aufgehobener Blutzufluß führt auch am lebenden Körper den Muskel in den toten Zustand über; der infolge mangelnder Erregung oder Entartung seiner Nerven längere Zeit unthätige Muskel atrophiert und entartet allmählich. Die Ernährung allein ist im stande, alle unter physiologischen Verhältnissen eintretenden, mit Herabsetzung der Kontraktionsfähigkeit verknüpften chemischen Alterationen der Muskelsubstanz wieder auszugleichen und so die gesunkene Leistungsfähigkeit auf ihr ursprüngliches Maß zurückzuführen. Ihr Stillstand nach dem Tode und im ausgeschnittenen Muskel bedingt das allmähliche Sinken und endliche Erlöschen der physiologischen Thätigkeit; das völlige Erlöschen wird durch die Totenstarre bezeichnet. Diese ist ein Zustand, in dem der Muskel seine Erregbarkeit völlig eingebüßt hat; er ist, ähnlich wie im Tetanus, verdickt und verkürzt, seine Elastizität ist bedeutend verringert, seine sonst alkalische oder neutrale Reaktion ist sauer geworden. Die M. verfallen kurze Zeit nach dem Tode stets in den Zustand der Starre, und dadurch ist die eigentümliche steife Beschaffenheit der Leichen bedingt, die unter dem Namen der Totenstarre (rigor mortis) bekannt ist. Nach längerer oder kürzerer Zeit löst sich die Muskelstarre wieder, die M. werden wieder schlaff, weich, ihre Erregbarkeit ist aber definitiv verschwunden. Eintritt und Lösung der Muskelstarre hängt in hohem Maße von der Höhe der Umgebungstemperatur ab; bei 40—50° erstarren ausgeschnittene M. fast momentan. — Von Einzelheiten des Stoffwechsels ist bekannt, daß der Muskel durch die Thätigkeit eine saure Reaktion annimmt, deren Intensität mit zunehmender Thätigkeit wächst. Ferner konnte direkt nachgewiesen werden, daß der Muskel während der Arbeit mehr Sauerstoff aus dem durchströmenden Blut aufnimmt und mehr Kohlensäure an dasselbe abgibt als während der Ruhe. Sodann ist festgestellt, daß der Glykogengehalt des Muskels während der Arbeit abnimmt, während die Menge der in Alkohol löslichen Produkte der regressiven Metamorphose zunimmt. Experimentelle Belege für die Anschauung, daß der Muskel bei seiner Thätigkeit Eiweißkörper verbrenne, sind nicht gebracht worden. Gegen diese Anschauung redet aber die Thatsache, daß die Stickstoffausscheidung, welche uns bekanntlich einen Maßstab für den Eiweißumsatz liefert, selbst durch sehr anhaltende Muskelthätigkeit nicht vermehrt wird. Man nimmt deshalb an, daß die Muskelarbeit auf Kosten der Oxydation stickstofffreier Stoffe geleistet werde.

Verschieden von der dieser Schilderung zu Grunde gelegten Thätigkeit der willkürlichen oder quergestreiften M. ist diejenige der glatten M. oder der kontraktilen Faserzellen. Man hat sie auch als organische M. oder, da ihre Funktion dem Einfluß des Willens entzogen ist, als unwillkürliche M. bezeichnet. Sie finden sich hauptsächlich in den Eingeweiden u. zwar in Form von Muskelhäuten, die oftmals eine schichtenweise Abwechselung in der Richtung der Faserung zeigen. Der chemische Bau der glatten M. scheint in den Hauptstücken mit dem der quergestreiften M. übereinzustimmen. Auch besteht ihre Thätigkeit aus einer Verkürzung bei zunehmender Dicke der Muskelmasse, allein Energie und zeitliche Verhältnisse der Reaktion in Beziehung auf die zeitlichen Verhältnisse des Reizes sind verschieden. Die quergestreiften M. geraten nämlich fast in demselben Moment in Verkürzung, in welchem die in ihnen verbreiteten Nerven in den erregten Zustand versetzt wurden (s. oben), erreichen in sehr kurzer Zeit das Maximum ihrer Verkürzungsgröße, welche der jedesmaligen Intensität des Reizes und der Leistungsfähigkeit des Muskels zukommt, und gehen ebenso rasch in den erschlafften Zustand über, in demselben Moment, in welchem der Reiz zu wirken aufhört, die Nerven also in den ruhenden Zustand zurückkehren. Bei den aus kontraktilen Faserzellen (glatten Muskelfasern) zusammengesetzten M. dagegen beginnt die Kontraktion erst eine nach ganzen Sekunden abzumessende Zeit nach dem Beginn der Reizung, steigert sich allmählich, dauert nach dem Aufhören des Reizes fort und geht ganz allmählich wieder in Erschlaffung über. Vgl. Du Bois-Reymond, Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik (Leipz. 1875—77, 2 Bde.); Rosenthal, Physiologie der M. und Nerven (das. 1877); Fick: Mechanische Arbeit und Wärmeentwickelung bei der Muskelthätigkeit (das. 1882), Myothermische Fragen und Versuche (Würzb. 1884) und Myothermische Untersuchungen (Wiesb. 1889).

Muskelschwund, s. Muskelatrophie.

Muskelsinn, s. Muskelgefühl.

Muskelstarre, **Muskelton**, s. Muskeln (Physiologie).

Muskelzucker, s. Inosit.

Muskelzuckung, s. Muskeln und Nervenkrankheiten.

Muskete (franz. mousquet, vom mittellat. muscetus, »Sperber«), die zum Gebrauch im Felde auf eine tragbare Musketengabel beim Schießen gelegte 9—10 kg schwere Hakenbüchse mit Luntenschloß, nach deren krummem Hahn sie den Namen erhielt. Sie kam zuerst in Spanien zum Durchschießen der starken Brustharnische in Anwendung und 1519 durch Karl V. nach Deutschland, wo jedes Landsknechtsfähnlein zehn solcher Musketiere erhielt, die immer an der Spitze marschierten, also die heutige Schützenlinie bildeten. Die M. schoß anfänglich 60—70, im 17. Jahrh. 40 und später 30—40 g schwere Bleikugeln. Gustav Adolf erleichterte die Musketen, gab ihnen das Kaliber von 18 mm, brachte ihr Gewicht auf etwa 5 kg und machte dadurch die Gabeln entbehrlich; er brachte es durch häufige Übung seiner Musketiere dahin, daß sie auf Kommando in Gliedern feuern und auf der Stelle wieder laden lernten, während die deutschen Musketiere nach abgegebenem Feuer hinter die Fronte ihrer Abteilung liefen, um dort wieder zu laden. Friedrich d. Gr. hatte die Feuergeschwindigkeit zu fünf

Schuß in der Minute entwickelt. Gegen Ende des 17. Jahrh. verdrängten die Füsiliere (s. d.) die Musketiere, wenigstens in Frankreich; in den preußischen Infanterieregimentern hießen bis 1889 die ersten beiden Bataillone Musketierbataillone; sie trugen wie die Grenadierregimenter weißes Lederzeug. Noch heute werden die preußischen Infanteristen außer bei den Garde-, Grenadier- und Füsilierregimentern Musketiere genannt.

Musketiere, s. Muskete.

Musketon (franz. mousqueton, Musketonner), früher kleines Geschütz von ca. 4,5 cm Kaliber, welches Kugeln von Eisen, 330 g, oder von Blei, 400 g schwer, mit gleich schwerer Pulverladung schoß. Das Geschützrohr hatte bei 125 kg Gewicht eine Länge von 38 Kalibern, kam also dem Falkonett sehr nahe; s. Feldschlange. Auch bezeichnete man mit M. (oder Tromblon) eine Handfeuerwaffe, deren Lauf sich nach vorn trichterförmig erweiterte und mit 10—12 Laufkugeln geladen wurde. Vgl. Mousqueton.

Muskingum (spr. mösskinggöm), schiffbarer Nebenfluß des Ohio (Nordamerika), den er nach einem Laufe von 250 km bei Marietta erreicht. Er liefert im Oberlauf bedeutende Wasserkraft und ist im Unterlauf von Dresden ab 148 km weit schiffbar.

Muskogi, Indianerstamm, s. Krik. — Von den M. hat der Ort Muscogee (s. d.) den Namen.

Muskoka, See in der kanad. Provinz Ontario, welcher durch den gleichnamigen Fluß in die Georgian Bay des Obern Sees abfließt.

Muskovade (Moskovade), s. Zucker.

Muskovit, s. Glimmer.

Muskulär (lat.), die Muskeln betreffend; Muskulatur, die Gesamtheit der Muskeln eines Individuums, Muskelstärke; muskulös, muskelstark.

Muskwa, soviel wie Baribal, s. Bär, S. 448.

Muslim (auch Moslim, Moslem geschrieben, in der Mehrzahl Muslimîn), die Bekenner des Islam (eigentlich »Gott-ergeben«, denn Islam bedeutet im Arabischen Ergebung in Gott), Mohammedaner ohne Unterschied der verschiedenen Riten. Hiervon ist mit der persischen Endung ân das Adjektivum Muslimân, Müsülmân, »muslimisch, mohammedanisch« gebildet; daraus verderbt: Muselman.

Musmaschine (Rübenmusmaschine), Maschine zum Zerteilen der Futterrüben zu einer breiartigen Masse, dem Mus, um dieses, gemischt mit andern Futtermitteln, zu verfüttern. Die M., welche vor einigen Dezennien in der Konstruktion von Bentall in Heybridge (England) sehr beliebt war, ist derzeit durch die Rübenschneidmaschine, welche das Material in Streifen schneidet, nahezu verdrängt worden, da bei letzterer kein Saftverlust stattfindet.

Musomanie (griech.), leidenschaftliche Liebe zu den Musenkünsten, namentlich zur Musik.

Musône, 1) Fluß in Oberitalien, entspringt nördlich von Asolo in der Provinz Treviso, fließt südlich und südöstlich und vereinigt sich schließlich mit den kanalisierten Mündungsarmen der Brenta. — 2) Fluß in der ital. Provinz Macerata, entspringt im Römischen Apennin und mündet bei Loreto, 60 km lang, in das Adriatische Meer.

Musophagidae, s. Klettervögel.

Muspelheim, s. Nordische Mythologie.

Muspilli, Titel eines althochdeutschen (wahrscheinlich von einem Bayern) in allitterierenden Versen abgefaßten Gedichtfragments, das zuerst von Schmeller herausgegeben und erläutert wurde (Münch. 1832). Es enthält eine im christlichen Sinne gehaltene Darstellung des Weltunterganges und daran geknüpfte Mahnungen zur Buße. Über die Bedeutung des Wortes M. gehen die Ansichten auseinander. Man vermutet, daß das Fragment auf die leeren Blätter und Ränder der Handschrift, in der es uns erhalten ist, eigenhändig von Ludwig dem Deutschen (gest. 876) geschrieben sei. Vgl. Vetter, Zum M. und zur altgermanischen Allitterationspoesie (Wien 1873).

Muspratt, James, Chemiker und Industrieller, geb. 12. Aug. 1793 in Dublin, gest. 4. Mai 1886 in Seaforth Hall bei Liverpool, erlernte in Dublin das Drogengeschäft, trat 1812 in die Armee Wellingtons in Spanien, ging zur Marine, verließ aber nach einigen Jahren auch den Seedienst, associierte sich in Dublin mit Abbott, welcher seltene chemische Präparate herstellte, und begann 1822 in Liverpool die Fabrikation von Blutlaugensalz, Schwefelsäure, Soda &c. Hierbei hatte er so großen Erfolg, daß er sehr bald noch zwei Fabriken zu St. Helens und Newton anlegen konnte. Mit Tennant in Glasgow führte M. den Schwefelkies an Stelle des Schwefels in die Schwefelsäurefabrikation ein. 1846 gründete er auf Liebigs Anregung eine Mineraldüngerfabrik, die den Anstoß zu der gegenwärtigen Kunstdüngerfabrikation gegeben hat. M. gilt als Mitbegründer der chemischen Großindustrie und namentlich als Urheber der Sodafabrikation. Seine Fabriken in Liverpool, Widnes und Flint dienten als Vorbild für zahlreiche andre Fabriken des In- und Auslandes. — Sein Sohn James Sheridan, geb. 8. März 1821, gest. 3. Febr. 1871, studierte in Gießen und München, war Direktor des von ihm 1848 gegründeten College of Chemistry in Liverpool, machte zahlreiche Forschungen auf dem Gebiet der angewandten Chemie und schrieb: »Dictionary of chemistry« (Glasgow 1853, 2 Bde.; deutsch, bearbeitet von Stohmann und Kerl als »Theoretische, praktische und analytische Chemie in Anwendung auf Künste und Gewerbe«, 4. Aufl. 1885 ff.).

Musquafelle, s. Bisamratte.

Mussaf (hebr., »Zusatz«), das an Sabbat-, Neumonds- und Festtagen zu dem Morgengebet (s. Schacharit) hinzugefügte Gebet.

Mussafia, Adolf, roman. Philolog, geb. 15. Febr. 1835 zu Spalato in Dalmatien, wurde, nachdem er erst Medizin studiert hatte, 1855 Lehrer des Italienischen an der Universität zu Wien, 1860 zum außerordentlichen und 1867 zum ordentlichen Professor der romanischen Philologie daselbst ernannt. Außer zahlreichen, höchst wichtigen Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, deren Mitglied er seit 1866 ist (darunter die vorzüglichen »Monumenti antichi di dialetti italiani«, 1864; »Darstellung des Altmailändischen nach Bonvesin«, 1868) u. in Zeitschriften veröffentlichte er unter anderm: »Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften« (1864); Fra Paolinos »De regimine rectoris« (1868); in den Denkschriften der Wiener Akademie: »Beiträge zur Kunde der norditalischen Mundarten im 15. Jahrhundert« (1873); »Die katalanische metrische Version der Sieben weisen Meister« (1876) und eine weitverbreitete »Italienische Sprachlehre in Regeln und Beispielen« (24. Aufl., Wien 1895).

Mußa ibn Nußeir, arab. Feldherr, geb. 640 n. Chr., gest. 716 (oder 717), wurde um 704 Statthalter Nordafrikas, dessen Eroberung bis an den Ozean er 706—709 vollendete. Er schickte 711 Tarik nach Spanien, hemmte aus Neid dessen Siegeslauf, warf ihn

sogar in den Kerker und führte sodann die Eroberung des Westgotenreichs durch. 713 abberufen, hielt er einen glänzenden Triumphzug durch ganz Afrika bis Damaskus, wurde aber, vom Chalifen Suleiman, wie es scheint nicht mit Unrecht, großer Unterschleife beschuldigt und zu schwerer Geldbuße verurteilt; sein in Spanien zurückgebliebener Sohn Abd Al-Asis wurde ermordet.

Mußbach, Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Neustadt a. H., am Mußbach und mit Station M.-Gimmeldingen an der Linie Neustadt a.H.-Monsheim der Pfälzischen Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, starken Weinbau und (1890) 2473 Einw.

Musschenbroek (spr. mössenbruk), Peter van, Physiker, geb. 14. März 1692 in Leiden, gest. daselbst 19. Sept. 1761, studierte in seiner Vaterstadt Medizin, Physik und Mathematik, begab sich dann nach London und wurde mit Newton persönlich bekannt. Er erhielt die Professur der Physik und Mathematik an der Universität zu Duisburg, 1723 an der zu Utrecht, und 1739 übernahm er denselben Lehrstuhl in Leiden. M. hat sich besonders in der Experimentalphysik Verdienste von dauerndem Wert erworben. Er schrieb: »Tentamina experimentorum naturalium« (Leiden 1731); »Elementa physices« (das. 1729 u. 1734; deutsch von Gottsched, Leipz. 1747); »Compendium physices experimentalis« (Leiden 1762); »Introductio ad philosophiam naturalem« (das. 1762, 2 Bde.).

Musschenbroeks Aräometer, s. Spezifisches Gewicht.

Musselburgh (spr. müsselborro), Stadt in Edinburghshire (Schottland), an der Mündung des Esk in den Firth of Forth, hat Netz- und Segeltuchfabrikation, einen kleinen Hafen und (1891) 8888 Einw. Von den drei Brücken über den Esk soll eine von den Römern herstammen. In der Nähe Pinkie House (Sieg der Engländer über die Schotten 1547) und Carberry Hill, wo Maria Stuart sich 1567 dem aufständischen Adel überlieferte.

Musselin (benannt nach der Stadt Mosul am Tigris, die im Mittelalter durch Fabrikation seidener Tücher berühmt war, auch Nesseltuch), ostindisches, jetzt in Europa dargestelltes feines, locker gewebtes, halbdurchsichtiges baumwollenes Gewebe, kommt glatt, gestreift, durchbrochen, geblümt und bedruckt vor und zeichnet sich durch einen zarten Flaum aus, welchen der wenig gedrehte Faden erzeugt. Das Garn wird mit Glycerinschlichte geschlichtet auf dem Handstuhl verwebt, weil der Stoff für den Maschinenstuhl zu zart ist. In Ostindien verarbeitet man jetzt auch englische Garne, und nur in Dacca hat sich das Handgespinst erhalten, aus welchem wahrhafte Wunder der Weberei hergestellt werden. Besondere Musselinsorten sind: Musselinets mit eingewebten, weiß oder bunt gemusterten Streifen, Mull (s. d.), Vapeur, sehr lockerer und feiner M., und der noch zartere Zephyr. Verwendet man in der Kette in gewissen Abständen dickere Fäden, so entsteht der Schnürchen-M.

Musselinglas, Tafelglas mit durchsichtigen Dessins auf mattem Grunde oder umgekehrt, meist zur Verglasung von Vorhausthüren, Fenstern (Jalousieglas) ꝛc. dienend, wird durch Auffritten von leicht schmelzbarem Bleiglaspulver, welches eine rauhe, undurchsichtige Schicht gibt, oder durch Aufschmelzen von Email dargestellt. Das staubfeine Glas- oder Emailpulver wird mit Wasser angerührt und mittels eines Pinsels gleichmäßig aufgetragen. Nach dem Trocknen bedeckt man die Glasplatte mit einer Schablone aus dünnem Messingblech, bürstet das durch die Schablone nicht geschützte Pulver ab und erhitzt nun die Platte bis zum beginnenden Schmelzen des letztern. Durch das Sandblasverfahren, welches ein gefälligeres Matt liefert und billiger ist, ist das M. fast vollständig verdrängt worden.

Musseron, s. Agaricus.

Musset (spr. müssä), Alfred de, einer der ersten modernen franz. Dichter, geb. 11. Dez. 1810 in Paris, gest. daselbst 2. Mai 1857, war der Sohn eines Schriftstellers, der unter anderm ein Leben J. J. Rousseaus veröffentlicht hatte, absolvierte 1827 mit Glanz das Collège Henri IV und widmete sich, nachdem er es mit medizinischen und juristischen Studien und mit dem kaufmännischen Beruf versucht hatte, hauptsächlich durch den Verkehr mit Victor Hugo und dessen Freunden angeregt, dem schriftstellerischen Beruf. Schon als 19jähriger Jüngling gab er seinen ersten Band Gedichte heraus: »Contes d'Espagne et d'Italie« (1830), welche sofort durch die Grazie der Form und die Tiefe der Empfindung, vielleicht auch durch die Schalkhaftigkeit, stellenweise sogar Schlüpfrigkeit des Inhalts das allgemeinste Aufsehen erregten. Eine zweite Sammlung (1831) machte geringeres Aufsehen, mehr dagegen eine dritte: »Un spectacle dans un fauteuil« (1832—34, 2 Bde.), mit dem Gedicht »La coupe et les lèvres« und dem komischen Heldenepos »Namouna«, vielleicht dem Bedeutendsten, was die moderne französische Dichtung überhaupt hervorgebracht hat. Mit seinen ersten dramatischen Versuchen hatte M. kein Glück gehabt; er veröffentlichte sie daher 1833 einstweilen in Buchausgabe (»Andrea del Sarto«, »Les caprices de Marianne«, »Fantasio«). Im Sommer 1833 erschien in der »Revue des Deux Mondes« das bedeutende Gedicht »Rolla«. In demselben Jahre trat er in ein intimes Verhältnis mit G. Sand und unternahm mit ihr eine Reise nach Italien; jedoch die Verschiedenheit ihrer Naturen führte bald zu unerquicklichen Auftritten, und in Venedig kam es zu einem vollständigen Bruche. In der düstersten Stimmung kehrte M. nach Paris zurück u. schrieb seine »Confession d'un enfant du siècle« (1836, 2 Bde.), ein Buch voll Leidenschaft und Sinnlichkeit, Unglauben und Menschenhaß. Gemäßigter ist er in den Gedichten, welche von 1835—40 in der »Revue des Deux Mondes« erschienen, besonders: »Une bonne fortune«, »L'ode à la Malibran«, »Les nuits«, »Lettre à Lamartine«, »L'espoir en Dieu«. Seine Antwort auf Beckers Rheinlied: »Nous l'avons eu, votre Rhin allemand!« wurde von den Franzosen als eine patriotische That gefeiert. Alle seine Gedichte sind gesammelt unter den Titeln: »Premières poésies« (1829—35), »Poésies nouvelles« (1836—52) u. »Poésies complètes« (1851). Seine äußerst feinen und geistreichen Salonstücke, wie: »On ne badine pas avec l'amour«, »Il ne faut jurer de rien«, »Un caprice«, »Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée« u. a. (gesammelt als »Comédies et proverbes«, 1856, 2 Bde.), haben den Weg auf die Bühne gefunden und sich zum Teil bis heute auf dem Repertoire behauptet. Persönliche Erlebnisse regten M. dazu an, auch eine Reihe graziöser Novellen und Erzählungen zu schreiben (gesammelt unter dem Titel: »Nouvelles«, 1861), von denen die ersten: »Emmeline«, »Les deux maîtresses«, »Le fils du Titien« u. a., weitaus die besten sind; die spätern verraten die frühzeitige Ermattung des Dichters und trugen zur Erhöhung seines Ruhmes nichts mehr bei. Sein Amt als Bibliothekar am Ministerium des Innern, welches ihm die Revo-

lution von 1848 genommen, gab ihm das Kaiserreich zurück; auch wurde er 1852 in die Akademie aufgenommen. M. nimmt unter den französischen Dichtern seiner Zeit eine der hervorragendsten Stellen ein, als Lyriker unzweifelhaft die erste. Gegenüber der Sentimentalität Lamartines u. dem Schwulst Victor Hugos zeichnen sich seine Gedichte durch die tiefe Wahrheit der Empfindung, durch Harmonie und Grazie besonders aus. Anderseits zeigt er sich zuweilen wunderlich, blasiert und cynisch. Die beste Ausgabe seiner Werke (die jedoch einzelne Stellen willkürlich ändert) ist die bei Lemerre in Paris 1876 und 1886 f. in 10 Bänden erschienene; eine illustrierte Ausgabe, mit Biographie von Paul de M., erschien in 11 Bänden (neue Ausg. 1882). Viele seiner Gedichte wurden von Freiligrath, Geibel u. a. ins Deutsche übertragen, zuletzt von O. Baisch (Brem. 1880) u. M. Hahn (Bresl. 1887). Vgl. P. Lindau, Alfred de M. (3. Aufl., Berl. 1879); Clouard, Bibliographie des œuvres d'A. de M. (Par. 1883); de Janzé, Études et récits sur A. de M. (das. 1891); Barine, A. de M. (das. 1893); Söderman, A. de M., hans lif och verk (Stockh. 1894). — Sein Bruder Paul de M., ebenfalls Schriftsteller, geb. 7. Nov. 1804 in Paris, gest. daselbst 17. Mai 1880, veröffentlichte zuerst eine Reihe gut geschriebener Romane, wie: »La table de nuit« (1832), »Samuel« (1833), »Lauzun« (1835, 4. Aufl. 1873), »Femmes de la Régence« (1841, 2 Bde.; 1858) u. a.; ferner: »Lui et Elle« (1860), nach den Aufzeichnungen seines Bruders und als Antwort auf G. Sands »Elle et Lui«; »Voyage en Italie« (1851) u. a.; einige Theaterstücke. Die Biographie seines Bruders (»Alfred de M., sa vie et ses œuvres«, 1877) hat den Erwartungen nicht entsprochen.

Müßiggang (Arbeitsscheu) wird nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 361, Ziff. 5) dann bestraft, wenn sich jemand demselben dergestalt hingibt, daß er in einen Zustand gerät, in welchem zu seinem Unterhalt oder zu dem Unterhalt derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hilfe in Anspruch genommen werden muß. Die Strafe ist Haft bis zu sechs Wochen, auch kann auf Überweisung an die Landespolizeibehörde erkannt werden (s. Arbeitshäuser).

Mussitieren (lat.), unverständliche Worte leise vor sich hinmurmeln, wie bei manchen Delirien in fieberhaften Krankheiten.

Mußliboote, s. Katamaran.

Mussomeli, Stadt in der ital. Provinz Caltanissetta (Sizilien), 888 m ü. M., hat Ruinen eines Kastells (14. Jahrh.), Salz- und Schwefelbergbau und (1881) 9770 Einw.

Mussumba, Stadt in Afrika, s. Muata Jamwos Reich.

Mustacioli (spr. -tschóli), ital. Gebäck aus Mehl, Zucker, Eiern, Salz, Muskatblüte und Nelken, mit Schokoladenguß versehen.

Mustafa, Kara, s. Kara Mustafa.

Mustafa Bairakdar, s. Bairakdar.

Mustagh, Gebirgskette, s. Karakorum 1).

Mustahfis, im türk. Heere der Landsturm.

Mustair (rätoroman., auch Müstair, deutsch Münster), Dorf im gleichnamigen Thale des schweizer. Kantons Graubünden, 1257 m ü. M., mit 568 kath. Einwohnern und einem Benediktinerinnenkloster, welches nach dem nahen Tauferس »Monasterium Tuberis« genannt wurde. Das Val M., deutsch Münsterthal, von der Ram, einem Zufluß der Etsch, durchströmt, ist eins der höchsten u. rauhesten der in Dörfern bewohnten Thäler Europas (bei Cierfs 1664 m) und verkehrt mit dem Engadin durch den Buffalora- und Ofenpaß, mit Bormio (Worms) durch den Bergpfad des Wormser Jochs. Es ist von einem fast gänzlich rätoromanischen, größernteils protestantischen Hirtenvölklein von 1502 Seelen bewohnt, welche sechs Gemeinden bilden.

Mustangs (Mestangs), halbwilde Pferde in den nord- u. südamerikanischen Prärien (vgl. Cimarrones). Die M. haben lebend keinen Marktwert, es ist deshalb in Portland (Oregon) eine Aktiengesellschaft ins Leben getreten, um die besitzlosen Pferde aufzufangen, zu töten und die Kadaver zu verwerten. Man schätzt die Anzahl der nordamerikanischen M. auf 2 Mill., welche sich trotz der Vernichtung bei der außerordentlichen Vermehrung dieser Tiere nach einigen Jahren durch die in den Gebirgen, Schluchten ꝛc. versteckten Reste wieder außerordentlich vermehrt haben werden.

Musteil (Cibaria), im Rechte des Sachsenspiegels der Hälfteanteil der Witwe an den am 30. Tage nach dem Tode des Mannes auf dem Hofe vorhandenen Speisevorräten, einschließlich des Mastviehs (sogen. Hofspeise). Im Laufe der Zeit wurde das Recht der Witwe eingeschränkt und hat sich mit dem veränderten Güterrecht der Ehegatten (s. d.) ziemlich allgemein verloren.

Mustēla (lat.), der Marder. Mustelidae (Marder), eine Familie der Raubtiere (s. d.).

Mustĕlus, der Sternhai, s. Haifische.

Muster (ital. mostra, v. lat. monstrare, holländ. monster), gleichbedeutend mit Probe, d. h. ein kleiner Teil einer Warenpartie, nach welcher eine größere Menge rücksichtlich ihrer Güte und Äußerlichkeit beurteilt und bestellt werden kann; dann die Zeichnung, welche durch die Verschiedenartigkeit der Fadenlagen oder durch Aufdrucken den gewebten, gewirkten, gestrickten, gehäkelten ꝛc. Waren erteilt wird; Vorlage, welche zur Kopie dient, wie z. B. die Stickmuster zur Nachbildung mittels der Stickerei; ein vorzüglich gearbeiteter Gegenstand, der zum Vorbild dienen kann. In Fabriken hat man zur Anfertigung von Vorlagen besondere Musterzeichner (Dessinateure), die anfangs in besondern Musterzeichenschulen (s. d.), jetzt in Fachschulen und Kunstgewerbeschulen ausgebildet werden. Für jeden Zweig des Gewerbes und Kunstgewerbes gibt es außerdem zahlreiche Vorbilder-(Muster-)Sammlungen, die bei den einzelnen Artikeln angeführt sind. Beim Sticken wird das M. vom Papier, worauf es gezeichnet ist, auf das zu stickende Zeug übertragen, indem es, auf seinem ganzen Umriß mit Nadeln durchstochen, auf das Zeug gelegt und feiner Kohlenstaub oder gepulverte Kreide darauf gestreut wird; die auf dem Zeuge entstandenen Punkte geben dann einen Umriß, nach welchem das M. leicht mit Kreide, Rötel oder Tusche nachgezeichnet werden kann.

Mustèr, schweizer. Ort, s. Disentis.

Mustergrundstücke (franz. Types), Grundstücke, welche für den Zweck der Besteuerung als Vertreter je einer Klasse von Ländereien ausgewählt und in Bezug auf ihre Einträglichkeit näher untersucht werden. S. Grundsteuer.

Musterherr, s. Landsknechte, S. 1025.

Musterlager, Lager von Warenproben, welche zur Ansicht von Käufern ausgestellt sind. Vgl. Exportmusterlager.

Musterregister, s. Musterschutz.

Musterrolle, in der Handelsflotte der auf dem Seemannsamt gerichtlich vollzogene Kontrakt zwischen

dem Schiffsführer und der Mannschaft, enthält Name und Nationalität des Schiffes, Name und Wohnort des Schiffers, Namen und Nationale der Mannschaft, die Höhe der verschiedenen Monatsgagen, die Menge und Beschaffenheit des zu verabreichenden Proviants ꝛc. Da dieselbe zu den Haupt-Schiffspapieren gehört, muß sie sich stets an Bord befinden. In die M. wird auch jede nach ihrer Ausfertigung vorkommende An- und Abmusterung (s. d.) vom Seemannsamt eingetragen. Nach Beendigung der Reise wird die M. bei der Abmusterung dem Seemannsamt übergeben und von diesem dem Seemannsamt des Heimathafens übersendet.

Musterschneidemaschine, mechanische Vorrichtung nach Art einer Rahmenschere zum Zerschneiden von Geweben, Papier ꝛc. zu rechteckigen Probeblättchen.

Musterschule, s. Normalschule.

Musterschutz, die ausschließliche Berechtigung des Urhebers eines neuen Warenmusters, dasselbe während einer bestimmten Schutzfrist ganz oder teilweise nachzubilden. Der Ursprung des Musterschutzes ist in Frankreich zu suchen, wo schon 1744 die Nachahmung fremder Seidenmuster durch die Lyoner Fabrikreglements untersagt wurde. Als mit dem Zunftzwang die Fabrikreglements aufgehoben wurden, behielt man den M. in der richtigen Erkenntnis bei, daß der Wetteifer in der Erzeugung geschmackvoller Muster erlöschen würde, falls dem Urheber nicht die Frucht seiner Arbeit gesichert werde. Durch das Dekret vom 18. März 1806 wurde die Hinterlegung der Muster bei dem Gewerberat gestattet, womit der Fabrikant sich das Recht der ausschließlichen Benutzung auf 1—5 Jahre oder auf immer gegen eine Abgabe von 1—10 Frank vorbehalten konnte. In England wurden zuerst durch die Akte von 1787 Muster zum Zeugdruck für die Dauer von zwei Monaten vom Tage der ersten Ausgabe des Musters an geschützt. In Deutschland hatte der M. in den Rheinlanden schon seit 1806 durch die französische Gesetzgebung Eingang gefunden. Die allgemeine Einführung desselben erfolgte aber erst durch das Reichsgesetz vom 11. Jan. 1876, betreffend das Urheberrecht an Mustern und Modellen, nachdem die Erfahrung gelehrt hatte, daß die mit schweren Opfern gegründeten Musterzeichenschulen nur der fremden Industrie zu gute gekommen waren, da alle auf den deutschen Schulen ausgebildeten Zöglinge in fremde Ateliers übergegangen waren, um dort einen angemessenen Lohn für ihre Leistungen zu finden. Gegenstand des Musterschutzes nach dem Gesetz vom 11. Jan. 1876 sind nur Geschmacksmuster, d. h. Vorbilder für die Formen von industriellen Erzeugnissen, welche zugleich dazu bestimmt oder geeignet sind, den Geschmack oder das ästhetische Gefühl (Formen- und Farbensinn) zu befriedigen; innerhalb dieser Grenze bezieht sich das Gesetz sowohl auf plastische Muster (Modelle), d. h. solche, welche lediglich durch die körperlichen Verhältnisse auf den Geschmack zu wirken bestimmt sind, als auch auf Flächenmuster, d. h. Muster, die sich durch Zeichnung oder Farbenzusammenstellung vor andern auszeichnen. Für Gebrauchs- oder Nützlichkeitsmuster, d. h. plastische Vorbilder von Arbeitsgerätschaften oder Gebrauchsgegenständen oder von Teilen derselben, insoweit sie dem Arbeits- und Gebrauchszwecke durch eine neue Gestaltung, Anordnung oder Vorrichtung dienen sollen, wurde 1. Juni 1891 ein besonderes Reichsgesetz erlassen. Die Unterscheidungsmerkmale zwischen Geschmacks- u. Gebrauchsmuster sind also: ästhetische Wirkung einerseits, technischer Effekt anderseits. Ein Muster kann den Erfordernissen beider Mustergattungen entsprechen und so nach beiden Gesetzen schutzfähig sein. — Der Unterschied zwischen Geschmacksmustern und reinen Kunstwerken beruht darauf, daß letztere ausschließlich zur Befriedigung des Schönheitssinnes bestimmt sind, während erstere außerdem irgend einem Gebrauchsbedürfnis des menschlichen Lebens dienen. Hierbei ist zu bemerken, daß im Falle der Nachbildung eines Werkes der bildenden Kunst in Verbindung mit einem Gebrauchsgegenstand (z. B. eines Gemäldes mit einem Erzeugnis der Porzellanindustrie) das kombinierte Erzeugnis der Kunstindustrie (Genehmigung des Künstlers vorausgesetzt) wohl als Geschmacksmuster, nicht aber als Kunstwerk schutzfähig ist.

Für Geschmacksmuster gelten folgende Grundsätze: der M. wird nur gewährt für neue und eigentümliche, d. h. aus der eignen geistigen produktiven Thätigkeit des Urhebers hervorgegangene Erzeugnisse. Das Recht auf den M. steht dem Urheber zu und ist frei vererblich und veräußerlich; als Urheber gilt bis zum Gegenbeweis derjenige, welcher das Muster zur Eintragung ins Musterregister angemeldet und niedergelegt hat. Bei Mustern, welche von angestellten Zeichnern in einer inländischen gewerblichen Anstalt im Auftrag des Eigentümers angefertigt werden, gilt der letztere mangels entgegenstehender Vereinbarung als Urheber. Der M. wird den inländischen Urhebern und solchen Ausländern, welche im Deutschen Reich ihre gewerbliche Niederlassung haben, für die im Inlande gefertigten Erzeugnisse zu teil; im übrigen richtet sich der Schutz der Ausländer nach den bestehenden Staatsverträgen (s. unten). Formelle Voraussetzung des Musterschutzes ist, daß das Muster zur Eintragung in das Musterregister angemeldet und ein Exemplar oder eine Abbildung bei der Registerbehörde niedergelegt ist. Das Musterregister wird von den mit der Führung des Handelsregisters (s. d.) beauftragten Behörden für diejenigen Personen geführt, deren Hauptniederlassung, event. Wohnsitz sich im Bezirk des Gerichts befindet. Für Urheber, welche im Inlande weder eine Niederlassung noch Wohnsitz haben, wird das Musterregister beim Amtsgericht in Leipzig geführt. Die nähern Bestimmungen über Führung der Register enthält die Bekanntmachung des Reichskanzleramts vom 29. Febr. 1876. Die Anmeldung u. Niederlegung muß erfolgen, bevor ein nach dem Muster gefertigtes Erzeugnis verbreitet wird. Die Muster können offen oder versiegelt, einzeln oder in Paketen hinterlegt werden; doch darf ein Paket nicht mehr als 50 Muster enthalten; die Eröffnung der versiegelten Muster erfolgt nach drei Jahren seit der Anmeldung, bez. nach Ablauf der kürzern Schutzfrist. Die Eintragungen erfolgen ohne vorherige Prüfung der Berechtigung des Antragstellers oder der Richtigkeit der angemeldeten Thatsachen. Die Eintragungen werden monatlich durch den »Deutschen Reichsanzeiger« bekannt gemacht. Jeder ist befugt, von dem Musterregister und den nicht versiegelten Mustern Einsicht zu nehmen; dagegen können die versiegelten Pakete nur zur Herbeiführung einer richterlichen oder schiedsrichterlichen Entscheidung darüber, ob ein Muster geschützt sei, von der Registerbehörde geöffnet werden. Der M. wird nach der Wahl des Anmeldenden auf 1—3 Jahre vom Tage der Anmeldung an gewährt. Diese Schutzfrist kann auf Antrag des Urhebers, welcher auch schon gleich bei der Anmeldung gestellt werden kann, bis auf 15 Jahre verlängert werden. Die Gebühren für

jede Eintragung betragen 1 Mk. für jedes der ersten drei Jahre, für jedes weitere Jahr bis zum 10. Jahre 2 Mk. und weiter bis zum 15. Jahre 3 Mk.

Der M. erstreckt sich auf jede unmittelbare oder mittelbare Nachbildung des Musters oder Modells, welche in der Absicht, dieselbe zu verbreiten, ohne Genehmigung des Berechtigten hergestellt wird, wenn auch durch ein andres Verfahren oder für einen andern Gewerbszweig, in andern Dimensionen oder Farben oder mit Abweichungen, welche schwer wahrnehmbar sind. Gestattet ist die Anfertigung einer Einzelkopie ohne die Absicht gewerbsmäßiger Verwertung, die Wiedergabe eines Flächenmusters durch ein plastisches Erzeugnis und umgekehrt, ferner die Aufnahme von Nachbildungen einzelner Muster in Schriftwerken. Als Nachbildung gilt endlich nicht die freie Benutzung einzelner Motive zur Herstellung eines neuen, wirklich originalen Musters. Die Strafen der verbotenen Nachbildung sind dieselben, welche durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 gegen den Nachdruck (s. d.) angedroht sind. Auch das Verfahren bei der Verfolgung des Vergehens und die Verjährung desselben richten sich nach den durch das erwähnte Gesetz gegen den Nachdruck gegebenen Regeln.

Für Gebrauchsmuster stellt das Gesetz vom 1. Juni 1891, in Kraft seit 1. Okt. dess. J., folgende Rechtsregeln auf: Auch hier gilt das Erfordernis der Neuheit, und zwar gelten Modelle nicht als neu, wenn sie zur Zeit der Anmeldung bereits in öffentlichen Druckschriften beschrieben oder im Inlande offenkundig benutzt wurden. Fehlt es an einer Vorbedingung der Schutzfähigkeit, so hat jedermann einen Anspruch auf Löschung einer etwaigen Eintragung eines Musters. Formelle Voraussetzung für den M. ist die Eintragung in die vom Patentamt in Berlin geführte Rolle für Gebrauchsmuster. Die Anmeldung hierzu hat schriftlich unter Beifügung einer Nach- oder Abbildung des Modells zu erfolgen und muß angeben, unter welcher Bezeichnung das Modell eingetragen werden und welche neue Gestaltung oder Vorrichtung dem Gebrauchszwecke dienen soll. Mit der Anmeldung ist eine Gebühr von 15 Mk. einzuzahlen. Nähere Bestimmungen über den Geschäftsgang und über Führung der Musterrolle enthält die Verordnung vom 11. Juli 1891, durch welche eine besondere Anmeldestelle für Gebrauchsmuster im Patentamte gebildet wurde, und die Bekanntmachung des Patentamts vom 31. Aug. d. J. Der Schutz des Gesetzes wird nur demjenigen zu teil, der Wohnsitz oder Niederlassung in Deutschland oder in einem Staate hat, in welchem deutsche Gebrauchsmuster gemäß Bekanntmachung im Reichsgesetzblatt einen Schutz genießen (s. hierüber unten). Entspricht die Anmeldung den obigen formalen Erfordernissen, so verfügt das Patentamt die Eintragung unter Angabe des Namens und Wohnsitzes des Anmelders sowie des Zeitpunktes der Anmeldung. Die Eintragungen werden durch den »Reichsanzeiger« bekannt gemacht. Änderungen in der Person des Eingetragenen werden auf Antrag in der Rolle vermerkt; die Einsicht der Rolle sowie der Anmeldungen steht jedermann frei. Durch die Eintragung erwirbt der Eingetragene das vererbliche und veräußerliche ausschließliche Recht, das Muster gewerbsmäßig nachzubilden, die durch die Nachbildung hervorgebrachten Gegenstände in Verkehr zu bringen, feilzuhalten und zu gebrauchen; soweit jedoch ein auf eine spätere Anmeldung gestütztes Recht mit einem durch frühere Anmeldung begründeten Muster- oder Patentrechte kollidiert, darf es ohne Erlaubnis des früher Eingetragenen nicht ausgeübt werden. Die eigenmächtige Entnahme des wesentlichen Inhalts der Eintragung aus Beschreibungen, Darstellungen, Modellen andrer begründet dem Verletzten gegenüber keinerlei gesetzlichen Schutz und erzeugt für letztern einen Anspruch auf Löschung des Eintrags. Die Dauer des Schutzes ist drei Jahre von dem auf die Anmeldung folgenden Tage. Gegen Zahlung weiterer 60 Mk. vor Ablauf dieser Frist tritt eine Verlängerung auf weitere drei Jahre ein, welche in der Rolle vermerkt wird. Verzichtet der Eingetragene auf den Schutz, so wird der Eintrag gelöscht. Bezüglich der zivil- und strafrechtlichen Folgen der Verletzung des Gebrauchsmusterrechts gelten die für Patentverletzungen gegebenen Bestimmungen (s. Patent).

Für das Verhältnis Deutschlands zum Ausland kommen in Betracht: der durch Deklaration vom 14. April 1875 auf das Deutsche Reich ausgedehnte Handelsvertrag des Zollvereins mit Großbritannien vom 30. Mai 1865, der Konsularvertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika vom 11. Dez. 1871, das unterm 11. Juli 1872 bekannt gemachte Übereinkommen mit Schweden u. Norwegen, die Handelsverträge mit Portugal vom 2. März 1872 und Spanien vom 12. Juli 1883, ferner der Vertrag mit Belgien vom 12. Dez. 1883 und die an Stelle älterer Verträge getretenen Übereinkommen mit Österreich-Ungarn vom 6. Dez. 1891, mit Italien vom 18. Jan. 1892, der Schweiz vom 13. April 1892 u. mit Serbien vom 9. Aug. 1892. Alle diese Verträge verbürgen hinsichtlich des Musterschutzes die Gleichbehandlung der beiderseitigen Staatsangehörigen. Nach den neuern Verträgen mit Österreich-Ungarn, Italien, der Schweiz und Serbien sollen ferner Muster und Modelle, welche in dem einen Vertragsstaate angemeldet sind und innerhalb drei Monaten auch in dem andern Vertragsstaat angemeldet werden, in letzterm ebenso behandelt werden, als wenn sie daselbst am gleichen Tage wie im Ursprungslande angemeldet worden wären. Die Verträge mit Österreich, Italien und der Schweiz beziehen sich ausdrücklich auch auf Gebrauchsmuster. Ob jene ältern Verträge, bei deren Abschluß ein Gebrauchsmusterschutz in Deutschland noch nicht bestand, ohne weiteres nun auch auf Gebrauchsmuster Anwendung finden, ist zum mindesten zweifelhaft.

Nach den im »Reichsanzeiger« erlassenen Bekanntmachungen wurden in Deutschland an Geschmacksmustern geschützt im Jahre:

1876	12 759,	darunter	2 660 plastische	und	10 099	Flächenmuster
1877	53 468	=	8 343 =	=	45 125	=
1880	47 640	=	13 856 =	=	33 784	=
1885	73 121	=	23 319 =	=	49 802	=
1890	75 496	=	22 317 =	=	53 179	=
1894	95 073	=	26 778 =	=	68 295	=

Von diesen eingetragenen Mustern waren 8856 von Ausländern niedergelegt (von Österreichern 6139, Franzosen 910, Engländern 536, Spaniern 21, Nordamerikanern 258, Belgiern 870, Norwegern 21, Schweden 7, Italienern 47, Schweizern 44, Liechtensteinern 12). Seit dem Bestehen des Gebrauchsmusterschutzes bis zum Jahre 1895 sind angemeldet worden: 37,774 Gebrauchsmuster.

Nach dem österreichischen Gesetz vom 7. Dez. 1868 besteht für die auf die Form von Industrieerzeugnissen bezüglichen, zur Übertragung auf ein solches geeigneten Vorbilder ein ausschließliches Benutzungsrecht für 1—3 Jahre, bedingt durch die offene

oder versiegelte Hinterlegung des Musters bei der Kanzlei der örtlich zuständigen Handels- u. Gewerbekammer, gegen Zahlung von 50 Kr. für das Muster und Jahr der Schutzfrist. Die Registrierung begründet die Rechtsvermutung, daß der Hinterleger der wirkliche Eigentümer ist; sie ist nichtig, wenn das Muster schon vorher bekannt, von einem andern angemeldet oder einem andern entlehnt ist. Das Recht erlischt, wenn der Hinterleger nicht binnen Jahresfrist das Muster auf österreichischem Gebiet benutzt, oder wenn er Waren, welche im Auslande nach dem Muster hergestellt sind, einführt. Die Schweiz gewährt nach dem Bundesgesetz vom 31. Dez. 1888, nach Wahl des Hinterlegenden, ein ausschließliches Benutzungsrecht von 2, 5, 10 oder 15 Jahren. Für die beiden ersten Jahre ist nur eine Hinterlegungsgebühr zu entrichten; nach Ablauf derselben wird die periodisch zunehmende Gebühr für jedes einzelne den Schutz fernerhin beanspruchende Muster oder Modell erhoben. Die Gebühren werden vom Bundesrat bestimmt. In England wurde durch die Patent Designs and Trade marks Act vom 25. Aug. 1883 der M. auf alle Arten von Warenmustern erstreckt. Das Urheberrecht steht dem Erfinder zu, sofern er nicht das Muster gegen Bezahlung für einen Dritten angefertigt hat. Das Muster wird beim Patentamt in London ohne vorgängige Prüfung registriert; dem wirklichen Urheber steht die Klage auf Löschung einer unberechtigten Eintragung oder Übertragung derselben auf seinen Namen zu. Das Musterregister wird nach Warenklassen geführt. Die Registrierung begründet für fünf Jahre ein ausschließliches Benutzungsrecht; dieses Recht erlischt jedoch, wenn nicht sämtliche nach dem Muster hergestellte Waren, bevor sie in den Verkehr gelangen, mit einem Registrierungsvermerk versehen werden, oder wenn der Berechtigte das Muster nicht innerhalb sechs Monaten in Großbritannien gewerblich benutzt, während er es im Auslande verwendet. Die Einsicht der eingetragenen Muster ist Dritten erst nach Ablauf der Schutzfrist gestattet. Wer ein Musterrecht verletzt, ist schadensersatzpflichtig und verfällt zu gunsten des Verletzten in eine Buße bis zu 50 Pfd. Sterl. Frankreich schützt auf Grund älterer Verordnungen (vom 19. Juli 1793, 18. März 1806, 29. Aug. 1825) und der Praxis Geschmacksmuster, wenn sie beim Zivilgericht erster Instanz deponiert sind, nach Wahl des Deponenten auf 1, 3, 5 Jahre oder für immer, letzternfalls gegen Zahlung einer Gebühr von 10 Fr. Verletzung des Schutzrechts zieht zunächst nur zivilrechtliche Folgen nach sich; doch werden die Art. 425—429 des Code pénal auch auf Musterkontraventionen angewendet. In Italien kann der Erfinder von Fabrikmustern und Modellen gemäß Gesetz vom 30. Aug. 1868 durch Privilegium auf 2 Jahre das ausschließliche Recht erwerben, die Muster zu vervielfältigen und diese Erzeugnisse in Verkehr zu bringen. Die Gebühr beträgt 10 Lire. Das Recht erlischt, wenn nicht innerhalb Jahresfrist die Ausführung erfolgt. Verletzungen werden nach den allgemeinen zivil- und strafrechtlichen Bestimmungen verfolgt. In Belgien gilt das französische Dekret von 1806, in Rußland ein Gesetz von 1864, das ebenso wie das englische Recht den Registrierungsvermerk fordert und eine Schutzfrist bis zu 10 Jahren statuiert. Nach dem Patentgesetze der Vereinigten Staaten werden Gebrauchs- und Geschmacksmuster unter denselben Bedingungen und Formen geschützt wie Erfindungen; nur die Gebühren und die Schutzfrist sind abweichend geregelt. Musterpatente werden nach Wahl der Anmeldung auf 3½, 7 oder 14 Jahre verliehen, gegen eine Gebühr von 10, bez. 20 oder 30 Dollar. Vgl. Klostermann, Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken, Mustern und Modellen (Berl. 1876); Derselbe, Die Patentgesetzgebung aller Länder nebst den Gesetzen über M. und Markenschutz (2. Aufl., das. 1876); Dambach, Das Musterschutzgesetz vom 11. Jan. 1876 erläutert (das. 1876); Landgraf, Das deutsche Reichsgesetz, betreffend den Schutz von Erfindungen und von Gebrauchsmustern (2. Aufl., Berl. 1893); Haase, Leitfaden über Patent- und Musterschutzangelegenheiten aller Staaten (das. 1894, Nachtrag 1895); dann die Litteratur des Patentrechts (s. Patent).

Musterstamm, s. Holzmeßkunde.

Musterung. Die ökonomische M. der Truppen, in Deutschland meist durch die Brigadekommandeure in Gemeinschaft mit einem Intendanturbeamten abgehalten, soll das Vorhandensein der vorschriftsmäßigen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände nach den hierfür geltenden Etats für Kriegs- und Friedensstärke in den Händen der Leute und auf den Kammern nachweisen. Über M. der Militärpflichtigen s. Ersatzwesen. M. des Pferdebestandes, s. Pferdeaushebung. Über M. im Seewesen s. Abmusterung, Anmusterung, Musterrolle.

Musterweberei, s. Weben.

Musterwirtschaften, solche Wirtschaften, die durch ihre Einrichtung und Führung andern Wirtschaften zum Muster dienen sollen. Zu der Zeit, als es bei uns noch an Gelegenheit zur Erlernung richtigen landwirtschaftlichen Betriebes fehlte, waren die gut geführten Wirtschaften einzelner Privaten die von den Standesgenossen eifrig besuchten Orte, um sich durch Augenschein von dem Bessern belehren zu lassen (so z. B. Thaers Wirtschaft in Celle, s. Landwirtschaft, S. 1032). Dadurch veranlaßt, errichteten dann die Regierungen solche M. und zwar da, wo sie glaubten, am meisten Nutzen damit zu stiften, nämlich in Verbindung mit den Lehranstalten für Landwirte (s. Landwirtschaftliche Lehranstalten). So entstand die Akademie mit Musterbetrieb und so die Meinung, daß eine Lehranstalt ohne diese Zugabe wirkungslos bleibe. Man vergaß aber dabei leider, den Besuchern auch Einsicht in die verwendeten Mittel zu gewähren, und als es dann bald nicht mehr an einer genügenden Zahl von gut geführten Wirtschaften fehlte und diese selbstverständlich größern Vertrauens sich erfreuten als jene, welche aus dem großen Staatsfonds unterhalten wurden, verloren allmählich die M. an Interesse. Gegenwärtig errichtet man sie staatlicherseits nur noch da, wo es unter den Privaten an Musterbetrieb fehlt, oder man unterstützt einzelne Private in ihrem Thun. Notwendig ist aber, wenn die Musterwirtschaft belehrend für andre wirken soll, daß sie im ganzen Betrieb offen vor jedermann daliege und in allem sich auszeichne. Sie muß nichts Fremdes, sondern das für die lokalen Verhältnisse Beste darstellen, richtig organisiert und dirigiert werden und ihre Resultate auf Grund exakter Buchführung veröffentlichen.

Musterzeichenschulen, in früherer Bedeutung fast ausschließlich Schulen zur Ausbildung der Musterzeichner (Dessinateure), die an Orten mit ausgedehnter Textilindustrie, auch wohl in unmittelbarer Verbindung mit großen Fabriken für Stoffweberei, Gobelinsmanufaktur u. dgl. bestanden. In England existierte seit 1847 die School of design (London, Somerset House) als Zentralanstalt für Musterzeichner, um welche sich Zweigschulen in den Provinzen

gruppieren sollten; 1851 gab es erst 20 dieser letztern, und ihr Wirken war ziemlich fruchtlos geblieben, weil sie der Grundlage eines allgemeinen rationellen Zeichenunterrichts ermangelten. Die seit der Ausstellung von 1851 durchgeführte Organisation der von den Gemeinden mit staatlicher Beihilfe unterhaltenen National training schools for art, welche 1863 bereits über das ganze Königreich verbreitet waren, mit der Schule des Kensington-Museums als oberster und leitender Anstalt, ist nach und nach unter Berücksichtigung der Landesverhältnisse überall nachgeahmt worden. Aus den M. haben sich später in England wie auf dem ganzen Kontinent kunstgewerbliche Lehranstalten entwickelt, welche entweder alle Zweige der Kunstindustrie berücksichtigen, oder nur die in der betreffenden Gegend besonders gepflegten, oder nur den Zeichenunterricht kultivieren. Vgl. Kunstgewerbeschulen.

Musteschār (türk., »Rat, Staatsrat, Ministerialrat«), in der Türkei jetzt Titel für die Unterstaatssekretäre des Großwesirats und der verschiedenen Ministerien, z. B. Chāridschie Musteschāri, Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten.

Mustie, die Tochter eines Weißen und einer Mulattin.

Mustiméter, soviel wie Mostwage.

Mustoxydis, Andreas, neugriech. Gelehrter, geb. 1785 auf Korfu, gest. daselbst 29. Juli 1860, studierte in Pavia die Rechte, ward nach der Herausgabe seiner »Notizie per servire alla storia Corcirese dai tempi eroici al secolo XII« (Korfu 1804) von der Republik der Sieben Inseln zum Historiographen ernannt und machte dann eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wo er seine »Illustrazioni Corciresi« (Mail. 1811—14, 2 Bde.) herausgab, und weiter nach Frankreich und Deutschland. 1820 wurde er von der russischen Regierung zum Gesandten in Turin ernannt, gab bald darauf zu Venedig seine »Considerazione sulla presente lingua dei Greci« (Vened. 1825) heraus und ward 1828 von Kapo d'Istrias zur Leitung des öffentlichen Unterrichts und zur Aufsicht über die Zentralanstalt zu Ägina berufen. Nach Kapo d'Istrias' Tode nach Korfu zurückgekehrt, wurde er zum Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung der Jonischen Inseln ernannt und schrieb die »Renseignements sur la Grèce et sur l'administration du comte Capodistrias« (Par. 1833). Auch übersetzte er altgriechische Historiker ins Italienische u. sammelte bisher unbekannte mittelgriechische Texte.

Musuna (Blankil, Blanquillo), bisherige marokkan. Rechnungsstufe zu ¼ Ucia = 3,12 Pfennig (Gold zu Silber = 15½:1), eingeteilt in 6 Flus, früher 24 Flus zu 4 Kirat.

Musūros, Markos, gelehrter Grieche und Humanist, geb. um 1470 in Retimo auf Kreta, gest. im Herbst 1517, ward Schüler des Laskaris und 1503 Lehrer zu Padua, 1509 zu Venedig, 1516 in Rom, wo ihn Papst Leo X. zum Erzbischof von Monemvasia ernannte. Er war Mitherausgeber der Aldinen, namentlich der Scholien zu Aristophanes (1498), des Platon (1513), Athenäos (1514), Hesychios (1514), Pausanias (1516).

Mut, Gemütsstimmung, welche sich durch die Vorstellung drohender Gefahren nicht schrecken läßt, sondern vielmehr durch dieselbe zu energischer Gegenwehr und tapferm Entgegengehen befeuert wird, also das Gegenteil der Feigheit (s. d.).

Mut, ägypt. Göttin, die Gemahlin des Ammon, mit diesem und ihrem Sohn Chons die Göttertriade von Theben bildend. Sie trägt gewöhnlich die Doppelkrone. S. Ammon (mit Abbildung).

Mut., bei botan. Namen Abkürzung für José Celestino Mutis, geb. 6. April 1732 in Cadiz, bereiste Neugranada, gest. 2. Sept. 1808 als Kanonikus in Santa Fé. Er war wohl einer der ersten Anbauer des Chinarindenbaums.

Muta (lat., »verändere«), Bezeichnung für den Wechsel der Stimmung bei den Pauken und einigen Blasinstrumenten (Klarinette, Trompeten u. Hörner).

Mutae (lat.), s. Lautlehre.

Mutābel (lat.), veränderlich; Mutabilität, Veränderlichkeit.

Mutacismus (lat.), ein Stottern, bei welchem die Lippenbuchstaben m b p nicht ausgesprochen werden können.

Mutanabbi (Motenebbi, Abu 't-Taijib), berühmter arab. Lyriker, geb. 915 n. Chr. in Kufa, gest. im September 965, studierte in Syrien und gab sich eine Zeitlang für einen Propheten (Nabí) aus, weshalb er den Beinamen »al Mutanabbi« (der Prophet sein wollende) erhielt. Seit 948 lebte er zu Aleppo in der Gunst des Fürsten Seif ud-Daula, seit 957 in Ägypten, Persien, Bagdad und Kufa. Er wurde auf einer Reise in der Nähe des Tigris von Beduinen ermordet. Sein vielbewunderter »Diwan«, eine Sammlung von 289 Gedichten, durch Genialität und Witz ausgezeichnet, aber oft durch geschmacklose Übertreibung und stillose Vermischung von Altem und Neuem sowie durch niedrige Schmeichelei verunziert, ist mit dem Kommentar des Wâhidi von Dieterici (»Mutanabbii carmina«, Berl. 1861), mit Kommentar, bez. Glossen auch Kairo, Bombay u. Beirut herausgegeben; übersetzt ist er von Hammer-Purgstall (Wien 1824). Vgl. Bohlen, De Motenabbio (Bonn 1824); Dieterici, M. und Seifuddaula (Leipz. 1847).

Muta Nsige, s. Albert Edward-See.

Mu'tasiliten (»Sektierer, Separatisten«), Anhänger einer religiösen Sekte des Islam mit rationalistischen Lehren, gegründet von Wāsil ibn 'Atā (110 d. H.). Sie waren am Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. der Hedschra besonders zahlreich in Irak Arabi u. auch in Persien. Sie verwarfen die Attribute Gottes als der Einheit Gottes widerstreitend, indem z. B. Allwissenheit, Allmächtigkeit, Lebendigkeit zur Wesenheit Gottes gehören, nicht aber Kenntnis, Kraft, Leben zur Voraussetzung haben. Sie verwarfen ferner die Lehre von der absoluten Vorherbestimmung (Prädestination) und lehrten, daß Gott die Quelle alles Guten, nicht aber des Bösen sei, daß der Mensch willensfrei sei, daß das Gebet eines sündhaften Menschen von Gott nicht angenommen werde, daß der Koran geschaffen sei, daß Almosen und Gebet dem Toten nichts nutzen, daß es am Tage des Jüngsten Gerichts keine Wage (misān) und kein Buch (kitāb) gebe ꝛc.

Mutation (Mutierung, lat., »Veränderung, Wechsel«), die Periode, in welcher sich bei beiden Geschlechtern eine bedeutende Veränderung und Vervollkommnung der Stimme in jeder Hinsicht offenbart (Stimmbruch, Stimmwechsel), welche Periode bei Mädchen vom 12.—16., bei Knaben vom 14.—18. Jahre eintritt. Die tiefer werdende Stimme entspricht einem Längerwerden der Stimmbänder durch allgemeines Wachstum des Kehlkopfes. Diese Veränderung steht mit der Entwickelung der Genitalien im innigen Zusammenhang; bei Kastraten findet keine M. statt. Während der manchmal ein ganzes Jahr dauernden M. darf der Knabe nicht singen, wenn er

sich nicht die Stimme für die Zukunft verderben will. Vgl. auch Solmisation.

Mutationsgebühr (Mutationsabgabe, lat.), eine Abgabe, welche bei Besitzveränderungen insbes. von Liegenschaften zu entrichten ist. S. Besitzveränderungsabgaben.

Mutatis mutandis (lat., abgekürzt m. m.), »nach Veränderung des zu Verändernden«, d. h. mit oder nach den erforderlichen Abänderungen.

Muten, um Verleihung eines Bergwerkseigentums in einem gewissen Felde bei der Bergbehörde nachsuchen. Das Gesuch heißt Mutung (s. d.).

Muterdschim (arab., »Übersetzer«), soviel wie Terdschumân (Dragoman), s. Dolmetsch.

Mutesarrif (arab.), in der Türkei Gouverneur eines Sandschak oder Liwa (Mutesarriflik, »Regierungsbezirk«), welcher dem Wali, dem Generalgouverneur einer Provinz, unterstellt ist.

Mutewellî (arab., »Vorgesetzter, Verwalter«), in der Türkei der Verwalter von Stiftungsgütern oder Wakufs (s. Wakuf), auch Vorsteher oder Intendant einer Moschee.

Muth, früher österreich. Rechnungsmaß für Getreide, = 30 Metzen oder 18,446 hl, zerfiel für Mehl in 31 Strich; auch ein Kalkmaß (s. d.).

Muther, 1) Theodor, Romanist, geb. 15. Aug. 1826 zu Rottenbach im Herzogtum Koburg, gest. 26. Nov. 1878 in Jena, studierte die Rechte in Jena und Erlangen, habilitierte sich 1853 in Halle für römisches Recht und Zivilprozeß, ward in Königsberg 1856 außerordentlicher, 1859 ordentlicher Professor und siedelte in gleicher Eigenschaft 1863 nach Rostock, 1872 als Oberappellationsgerichtsrat und Professor nach Jena über. Er schrieb: »Die Ersitzung der Servituten« (Erlang. 1852); »Sequestration und Arrest im römischen Recht« (Leipz. 1856); »Zur Lehre von der römischen Actio« (Erlang. 1857, gegen Windscheid gerichtet); »Die Gewissensvertretung im gemeinen deutschen Recht« (das. 1860); »Zur Geschichte des römisch-kanonischen Prozesses in Deutschland« (Rost. 1872); »Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation« (Erlang. 1866); »Römisches und kanonisches Recht im deutschen Mittelalter« (Rost. 1871); »Zur Geschichte der Rechtswissenschaft und der Universitäten in Deutschland« (Jena 1876); »Johannes Urbach« (in Gierkes »Untersuchungen«, Bresl. 1882). Auch gab er Joh. Urbachs »Processus judicii« (Halle 1873) und mit E. J. Bekker und Stobbe das »Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts« (Leipz. 1857—62, 6 Bde.) heraus.

2) Richard, Kunstgelehrter, geb. 25. Febr. 1860 in Ohrdruf, studierte seit 1877 auf den Universitäten Heidelberg und Leipzig Philosophie, Archäologie und Kunstgeschichte, wurde in Leipzig 1881 zum Doktor promoviert auf Grund der Schrift »Anton Graff, der Porträtmaler unsrer Klassiker« (Leipz. 1881) und habilitierte sich 1883 als Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität München. Dort wandte er sich anfangs dem Studium der Bücherillustration zu, als dessen Früchte erschienen: »Die ältesten deutschen Bilderbibeln« (Münch. 1883); »Die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance« (das. 1884) und »Meisterholzschnitte aus vier Jahrhunderten« (mit G. Hirth, das. 1888—93). Ferner gab er mit Hirth einen »Cicerone durch die Münchener Pinakothek« und einen »Cicerone durch die Berliner Gemäldegalerie« heraus. In weitern Kreisen machte er sich durch eine »Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts« (Münch. 1893; engl. Übersetzung, Lond. 1896) bekannt, in der er mit Entschiedenheit für die Bestrebungen des modernen Naturalismus, des Neuidealismus und verwandter Richtungen eintrat. 1894 wurde er als außerordentlicher Professor der Kunstgeschichte an die Universität Breslau berufen und ein Jahr später zum ordentlichen Professor ernannt.

Mutianus, Konrad (eigentl. Mut, mit dem Beinamen Rufus wegen seines roten Haares), Humanist, geb. 15. Okt. 1471 zu Homberg im Regbez. Kassel, gest. 30. März 1526 in Gotha, besuchte die Schule des Hegius in Deventer, studierte seit 1486 in Erfurt, war 1495—1502 in Italien und wurde 1503 Kanonikus in Gotha. Grundsätzlich keine Bücher für die Öffentlichkeit schreibend, doch einer der vielseitigsten Gelehrten und stets hilfsbereit, hat er als Haupt eines Bundes, dem besonders jüngere Leute aus Erfurt angehörten, wie Eoban Hesse, Crotus Rubianus, Justus Jonas, nächst Reuchlin und Erasmus von den deutschen Humanisten den größten Einfluß ausgeübt. In dem Reuchlinschen Streit gingen zwar die »Epistolae obscurorum virorum« aus seinem Kreise hervor, doch zeigt sich M. schon hier nicht ohne Schwanken. Von der Reformation zog er sich, ähnlich wie Erasmus, allmählich ganz zurück. Zuletzt versank er, besonders durch die Bauernunruhen, in Armut. Vgl. Krause, Der Briefwechsel des M. R. (mit Biographie, Kassel 1885); Gillert, Der Briefwechsel des K. M. (»Geschichtsquellen der Provinz Sachsen«, Bd. 18, Halle 1890).

Mutieren (lat.), verändern, wechseln; Stimmbruch erleiden (s. Mutation).

Mutilation (lat.), Verstümmelung.

Mutina, Stadt, s. Modena.

Mutinensischer Krieg, s. Modena (Stadt).

Mutis, José Celestine, s. *Mut.*

Mutkurow, S., bulgar. General, geb. 1851 in Bessarabien, gest. 15. März 1891 in Neapel, ward russischer Offizier, nahm 1877—78 am Türkenkrieg teil, trat sodann in die ostrumelische Miliz und ward nach der Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien 1885 als Oberst Befehlshaber derselben. Er zeichnete sich im Kriege gegen die Serben aus und stellte sich nach der Gefangennahme des Fürsten Alexander (21. Aug. 1886) an die Spitze der Anhänger desselben. Er stürzte die Regierung der Aufrührer in Sofia, ward Mitglied der Regentschaft und nach der Wahl des Fürsten Ferdinand bis 1891 Kriegsminister.

Mutschel (Muscel), rumän. Kreis in der nördlichen (Großen) Walachei, an der Grenze Siebenbürgens, mit der Hauptstadt Kimpolung.

Mutschelmehl, soviel wie geriebene Semmel.

Mutschierung (v. mittelhochd. muotscharunge, »Teilung«), im Mittelalter die von Mitbesitzern vorgenommene Teilung der Nutzungen ohne Aufhebung der Gemeinschaft hinsichtlich der Verfügung und des gegenseitigen Successionsrechts der Genossen; Gegensatz: That- oder Grundteilung (s. d.). Auch auf die Regierungsnachfolge wurde dieses System, solange die Primogeniturordnung nicht eingeführt war, zuweilen angewendet. So war z. B. den Söhnen Johann Friedrichs des Großmütigen von Sachsen die wirkliche Teilung ihrer gemeinschaftlichen Lande in dem väterlichen Testament untersagt, weshalb sie, um nicht gemeinschaftlich regieren zu müssen, 1566 einen Mutschierungsvergleich abschlossen, vermöge dessen sie sich in die Regierung und in die Nutzungen der gemeinschaftlichen Lande teilten.

Mutsuhito, Kaiser (Tenno, auch Mikado) von Japan, geb. 3. Nov. 1852 in Kioto, Sohn des Mikado Osahito (Komei Tenno), folgte diesem 13. Febr. 1867 auf dem Thron, wurde aber erst 3. Febr. 1868 durch den Sturz des Shôgunats wirklicher Herrscher von Japan und verlegte seine Residenz von Kioto nach Tokio (Jedo); er gab nun seiner Herrschaft den Namen Meiji (erleuchtete Regierung). Von ausgezeichneten Männern beraten, begann M. eine großartige Reformthätigkeit, welche das Land von der fremden feindlichen Feudalherrschaft befreite, europäische Kultur einführte und Japan in die Reihe der zivilisierten Staaten einführte. Mit Beharrlichkeit überwand M. alle Schwierigkeiten und widerstand mit Erfolg den Eroberungsgelüsten der alten Kriegerkaste. Nachdem er 12. Okt. 1881 seine Absicht, eine konstitutionelle Verfassung zu verleihen, kundgethan hatte, erfolgte die feierliche Verkündigung durch den Mikado 11. Febr. 1889 in Tokio. 1894—95 führte M. einen glücklichen Krieg mit China, in dem er Formosa eroberte. M. ist seit 9. Febr. 1869 vermählt mit Haruko, der Tochter eines Kuge (Hofadligen); sein Thronerbe Prinz (Yoshihito) Harunomiya wurde ihm 31. Aug. 1879 von einer Nebenfrau geboren.

Mutte (Mutje), einmastiges, flachbordiges, vorn und hinten gleichförmiges Fluß- und Wattenfahrzeug.

Muttekopf, Berg, s. Imst.

Mutter (Mater), eine Frauensperson im Verhältnis zu einer oder mehreren andern Personen (Kindern), die sie geboren hat. Uneheliche Kinder teilen Namen und Stand der M., eheliche Namen und Stand des Vaters. Erstere stehen nur zu der M., nicht auch, wie die ehelichen, zu ihrem Erzeuger und Vater in einem Familien- und Verwandtschaftsverhältnis. Vgl. Zmigrodzki, Die M. bei den Völkern des arischen Stammes (Münch. 1886), und Art. »Mutterrecht«. — M. ist außerdem soviel wie Gebärmutter; in der Technik soviel wie Schraubenmutter.

Mutterbänder, s. Gebärmutter.

Mutterbiene, Königin, s. Bienen und Bienenzucht.

Mutterbohrer, s. Schraube.

Muttergottesbild, soviel wie Madonnenbild.

Muttergut (Bona materna), die Vermögenswerte, welche ein Kind in väterlicher Gewalt von der Mutter oder von den mütterlichen Verwandten ererbt oder geschenkt erhalten hat. Die Nutznießung daran steht dem Vater zu. Der Unterschied zwischen dem väterlichen Vermögen (Bona paterna) und M. ist im deutschen Erbrecht von Wichtigkeit, indem nach manchen Partikularrechten ein sogen. Fallrecht (s. d.) eintritt.

Mutterhalter (Mutterkranz, Pessarium), mechanische Vorrichtung, deren man sich bedient, um die Gebärmutter in normaler Lage zu erhalten, besteht in einem rundlichen, ovalen oder cylindrischen, bald ringförmigen, bald soliden, meist elastischen Körper, welcher in die Mutterscheide eingeführt wird (vgl. Gebärmutter). Sofern der M. den Muttermund verschließt, kann er auch dazu dienen, eine Befruchtung zu verhindern. Vgl. Gebärmutterkrankheiten.

Mutterharz, s. Galbanum.

Mutterhefe, s. Kunsthefe.

Mutterhering, s. Alse.

Mutterkirche, die von einem Apostel gestiftete Gemeinde; dann soviel wie älteste Landeskirche und soviel wie Metropolitan- oder Kathedralkirche; auch die Hauptkirche eines Kirchspiels, im Gegensatz zu Filialkirchen (Tochterkirchen, s. Filial).

Mutterkoller, s. Koller.

Mutterkorn (Hungerkorn, Hahnenkamm, Secale cornutum), Pflanzenkrankheit, wird durch einen zwischen den Spelzen des Roggens, der Gerste, des Weizens und zahlreicher wild wachsender Gräser, wie z. B. Arten von Bromus, Lolium, Phleum u. a., hervorwachsenden, eckig walzenförmigen, etwas gekrümmten, außen schwarzvioletten, inwendig weißen, harten Körper, das Sklerotium eines Schmarotzerpilzes, Claviceps purpurea *Tul.*, hervorgerufen. Sein Mycelium findet sich nur im Fruchtknoten der jungen Blüte, welcher dadurch frühzeitig zerstört wird, so daß an seiner Stelle zunächst ein schmutzig weißer, käseartig weicher, an der Oberfläche durch ganz unregelmäßig gewundene Furchen unebener Pilzkörper entsteht; seine Fäden schnüren an kleinen Seitenästen ovale, farblose Sporen (Konidien) zu mehreren nebeneinander ab, welche in einer von dem Pilz abgeschiedenen, süß schmeckenden, milchartig getrübten Flüssigkeit in sehr großer Menge enthalten sind und mit derselben durch Insekten weiter verbreitet werden; dieselbe dringt zwischen den Spelzen hervor, tropft ab und stellt den sogen. Honigtau des Getreides dar, der hiernach der Vorläufer des Mutterkorns ist. Dieser Pilz bildet die erste Generation der C. purpurea; er wurde früher für eine selbständige Gattung gehalten und Sphacelia segetum *Lév.* genannt. Durch diese Konidienform wird die Krankheit schnell oft über ein ganzes Feld verbreitet. Während die Sphacelia im jüngern Fruchtknoten wuchert, beginnen die Myceliumfäden am Grunde älterer Fruchtknoten zu dem eigentlichen M. auszuwachsen, das zuletzt zwischen den Spelzen hervortritt und die alsdann vergehende Sphacelia nebst den Resten von Fruchtknoten und Griffel als ein helles Mützchen auf seiner Spitze trägt. Es besteht aus einem Pseudoparenchym, dessen unregelmäßig polygonale Zellen fest miteinander verwachsen sind und an der Peripherie des Körpers dunkelviolette, übrigens farblose Membranen besitzen. Das M. ist ein Ruhezustand des Myceliums (Sklerotium), für den Pilz ungefähr dasselbe wie die Knollen für die Kartoffelpflanze. Gerät das Sklerotium auf oder in feuchten Boden, so läßt es nach längerer Ruheperiode, in der Regel Ende Mai und Anfang Juni des folgenden Jahres, bei künstlicher Kultur schon nach etwa drei Monaten kugelige, rote, gestielte, fleischige Köpfchen von der Größe eines Stecknadelkopfes hervorwachsen, in deren Peripherie die zahlreichen Perithecien mit ihren Sporenschläuchen eingesenkt sind. Aus den frei stehenden Mündungen derselben werden die fadenförmigen Sporen in rankenförmigen Massen langsam ausgestoßen, sobald sie ihre Reife erlangt haben. Durch Infektion gesunder Roggenblüten mit den Sporen des Schmarotzers entsteht M., indem dieselben daselbst keimen und zu dem Mycelium sich entwickeln, und zwar bringen die im Frühjahr von den auf der Erde liegenden fruktifizierenden Mutterkörnern stammenden Sporen die ersten Anfänge der Krankheit hervor, während die ungemein rasch keimenden Konidien der Sphacelia, wenn sie durch Regen oder Insekten auf gesunde Ähren gelangen, die unmittelbare Verbreitung des Übels auf demselben Felde bewirken. Man kann der Krankheit nur vorbeugen, wenn man kein mit M. verunreinigtes Saatgut verwendet, durch zeitiges Abmähen an M. reicher Felder oder durch Absammeln der Mutterkörner vor der Ernte das Ausfallen derselben in den Boden verhindert, durch Sorge für ein gleichmäßiges Aufgehen und Entwickeln der Saat die Zeit der Ansteckbarkeit durch die Konidien möglichst

abkürzt und solche wild wachsende Gräser, welche häufig von M. heimgesucht sind, aus der Nähe der Felder, besonders von den Rainen, fern hält. Das M. wirkt in größern Dosen scharf narkotisch. Der fortgesetzte Genuß von Brot, welches mit M. verunreinigt ist, hat in Gegenden, wo der Roggen stark daran leidet, zu allgemeinen eigentümlichen Krankheiten der Bevölkerung (s. Kriebelkrankheit und Antoniusfeuer) Veranlassung gegeben. Man entdeckt das M. im Mehl, indem man einen kleinen Löffel voll Mehl mit der 5—10fachen Menge Wasser und etwas Salzsäure einige Minuten kocht und den dünnen Mehlkleister auf einen flachen weißen Teller gießt. Auch wenn nur Spuren von M. vorhanden sind, findet man in der Flüssigkeit einzelne blutrote oder wenigstens rotbraune Pünktchen, die man mikroskopisch weiter untersuchen kann. Beim Erwärmen mit etwas Kalilauge entwickelt mutterkornhaltiges Mehl Heringsgeruch (Trimethylamin). M. enthält außer einem Zucker (Mykose), Fett (Mutterkornöl), Harz, Trimethylamin ꝛc., ein Alkaloid Cornutin, Ekbolin, Ergotin, Sphacelinsäure, Ergotinsäure ꝛc. (vgl. Ergotin). M. bewirkt anhaltende Kontraktion der Blutgefäße und gewisser Muskelfasern, besonders der Gebärmuttermuskulatur, und wird deshalb gegen profuse Blutungen verschiedener Organe u. zur Verbesserung der Wehen (daher der Name) benutzt. S. Tafel »Pflanzenkrankheiten I«, Fig. 18—23. Über die Entwickelung des Mutterkorns vgl. Tulasne, Mémoire sur l'ergot des glumacées (in den »Annales des sciences naturelles«, Serie 3, Bd. 20); Kühn, Untersuchungen über die Entwickelung ꝛc. des Mutterkorns (Halle 1863); Kobert, Bestandteile und Wirkungen des Mutterkorns (Leipz. 1884); Krysinski, Pathologische Beiträge zur Mutterkornfrage (Jena 1888).

Mutterkornbrand und **Mutterkornvergiftung**, s. Kriebelkrankheit.

Mutterkrankheit, s. Hysterie.

Mutterkranz, s. Mutterhalter.

Mutterkraut, s. Artemisia, Glaux, Melissa, Pyrethrum.

Mutterkuchen (Placenta, Fruchtkuchen), das Organ, durch welches der Embryo im Mutterleibe mit der Gebärmutter in Zusammenhang steht. Bei manchen lebendiggebärenden Haifischen bilden sich auf dem blutgefäßreichen Dottersack (s. d.) zottige Vorsprünge, welche in die Schleimhaut der Gebärmutter eingreifen und so (als sogen. Dottersackplacenta) eine Verbindung mit der Mutter bewirken. Unter den Säugetieren ist diese Art des Mutterkuchens nur noch bei den niedersten Ordnungen (Kloaken- und Beuteltieren) vorhanden, während die übrigen einen echten M. entwickeln. Man unterscheidet an ihm den mütterlichen und den embryonalen Teil. Ersterer wird von einem Stück der Wandung der Gebärmutter, letzterer von dem ihm anliegenden Teil der äußern Embryonalhülle (des Chorions) gebildet. Die Verbindung beider kommt so zu stande, daß das sehr gefäßreiche Chorion (s. Embryonalhüllen) mit seinen Zotten von der Haut der Gebärmutter umwachsen wird, wobei letztere ihre Muskeln einbüßt. Alsdann strömt auch das mütterliche Blut innerhalb des Mutterkuchens in weiten Gefäßen mit ganz dünner Wandung; diesen liegen die gleichfalls sehr zarten Gefäße des Embryos (s. d.) dicht an, und so kann das embryonale Blut durch die Wände hindurch aus dem mütterlichen Nahrung und Sauerstoff aufnehmen sowie allerlei unbrauchbare Stoffe dahin abgeben. Bei der Geburt nun ziehen sich entweder die Zotten des Chorions einfach aus den Vertiefungen in der Wand der Gebärmutter heraus, so daß von letzterer nichts verloren geht (bei den Mammalia nondeciduata: Walen, Huftieren u. a. m.), oder es löst sich das Stück der Wandung als sogen. Decidua mit ab (bei den Mammalia deciduata: Nagetieren, Raubtieren, Fledermäusen, Affen, Menschen) und bildet mit den Eihäuten die sogen. Nachgeburt (s. d.). Auch die Form des Mutterkuchens ist sehr verschieden; umgibt er das Ei wie ein Gürtel, so heißt er ringförmig (Placenta zonaria der Raubtiere), liegt er nur an einer Stelle dem Ei auf, so ist er scheibenförmig (P. discoidea, z. B. beim Menschen), ist er in vielen kleinen Lappen (Kotyledonen) über das ganze Ei zerstreut, so heißt er Placenta multiplex (bei den Wiederkäuern) ꝛc. Beim Menschen ist er scheiben- oder kuchenförmig, 3—4 cm dick, hat 16—21 cm im Durchmesser und wiegt ½—1 kg (s. Tafel »Entwickelung des Menschen« bei Artikel »Embryo«). Beim Menschen liegt der M. meist an der hintern, seltener an der vordern Wand der Gebärmutter; sehr gefürchtet ist die als Placenta praevia in der Geburtshilfe bekannte abnorme Lage des Mutterkuchens auf oder am innern Muttermund. Bei Beginn der Geburt eröffnet sich der Muttermund, der Kuchen wird dadurch gelöst, die Folge ist eine Blutung, die um so gefährlicher ist, als das Kind durch die enge Öffnung selbst mit Kunsthilfe zunächst noch nicht geboren werden kann. Die Symptome bestehen allein in Blutungen, welche in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft zuerst meist schwach, dann sich häufiger und stärker wiederholen. Die Blutung muß durch Wattebäusche nach Möglichkeit in Schranken gehalten werden (Tamponade), darauf ist die Entbindung so sehr als möglich durch Wendung oder Zange zu beschleunigen. Außer dieser krankhaften Lage kommen am M. Mißbildungen vor, welche als Molen (s. d.) bekannt sind. Selten sind Geschwülste am M., z. B. Gummiknoten bei Syphilis der Mutter.

Mutterkümmel, s. Cuminum.

Mutterlauge, die Flüssigkeit, welche zurückbleibt, wenn aus einer Salzlösung ein Teil des Salzes herauskristallisiert. Sie ist bei der herrschenden Temperatur mit diesem Salz gesättigt und liefert oft bei weiterm Abdampfen oder durch Abkühlen abermals Kristalle desselben. Enthält eine Salzlösung mehrere Salze, so wird dasjenige, welches in größter Menge vorhanden oder welches am schwersten löslich ist, zuerst kristallisieren und zwar ziemlich rein. Bei einer zweiten Kristallisation erhält man vielleicht nochmals eine Partie desselben Salzes; endlich aber wird die Lauge auch für die andern Salze gesättigt sein, und dann kristallisieren diese ebenfalls, so daß man ein Salzgemisch erhält. In der letzten M. sammeln sich die am leichtesten löslichen Salze und diejenigen, welche in geringster Menge in der Lösung enthalten waren. Derartige Mutterlaugen entstehen bei der Gewinnung von Kochsalz aus Meerwasser oder Solquellen und enthalten besonders Chlornatrium, Jod- und Bromalkalimetalle, Chlormagnesium und Chlorcalcium, schwefelsaures Natron ꝛc. Man benutzt diese Mutterlaugen vielfach zu Heilzwecken, zur Bereitung von Bädern u. dgl. Bisweilen werden sie auch vollständig zur Trockne verdampft und liefern dann das Muttersalz. Aus der M., die bei der Verarbeitung des Meerwassers und der Staßfurter Abraumsalze erhalten wird, gewinnt man Brom und aus der M. von der Verarbeitung des Kelps und des Chilisalpeters Jod. Auch die Melasse der Zuckerfabrikation ist eine M.

Mutterlehre, s. Lehren.

Muttermal (Naevus maternus, Macula materna), Name verschiedener Arten von angebornen, örtlich begrenzten, durch Farbeveränderung oder Hervorragung über die Oberfläche sich kundgebenden Mißbildungen der Haut. Ihrem anatomischen Charakter nach zerfallen die Muttermale in Pigmentmale (naevi spili, pigmentarii), Flecke und Erhabenheiten auf der Haut von dunkelgelber, grauer oder schwarzer Farbe, zuweilen mit Haaren bewachsen, Warzen, die weder Schmerz, Jucken u. dgl. noch sonstige Funktionsstörungen veranlassen, und Blut- (naevi vasculares, sanguinei) oder Feuermale (s. d.), Gefäßgeschwülste der oberflächlichen Lederhautgefäße, welche mannigfach mit der ersten Art kompliziert sein können. Die gefärbten, namentlich schwarzen, warzenartigen Male sind an sich harmlose »Schönheitsfehler«, jedoch kommt es nicht eben selten vor, daß sich im höhern Lebensalter sehr bösartige schwarze Krebs- oder Sarkomgeschwülste daraus entwickeln. Sobald ein solches M. anfängt sich zu vergrößern oder schmerzhaft zu werden, sollte man nicht zögern, es mit dem Messer abtragen zu lassen. Vgl. Geschwülste.

Muttermilch (Frauenmilch), s. Milch.

Muttermund, s. Gebärmutter.

Mutternelken, s. Caryophyllus.

Mutterpflaster, s. Bleipflaster.

Mutterplage, soviel wie Hysterie.

Mutterrecht (Matriarchat), das bei gewissen dem Naturzustand näher stehenden Völkern bestehende Rechtsverhältnis, nach welchem die Kinder Namen, Besitz, Vorrechte, Stammeszugehörigkeit u. a. nur von mütterlicher Seite her erben, auch wenn der Vater bekannt ist. Das M. ist eine notwendige Einrichtung bei allen jenen Völkern, bei denen das Vaterrecht (Patriarchat) und die Ehe als rechtliche Institutionen noch nicht eingeführt und anerkannt sind, und die entweder in sogen. Gemeinschaftsehe (s. d.) oder in Polyandrie leben. Es findet sich daher noch jetzt bei sehr vielen Naturvölkern beider Weltteile und greift daselbst in viele wichtige Lebensverhältnisse ein, sofern die Kinder bei ausbrechendem Zwist zum Stamm der Mutter stehen, dagegen vielfach nicht in den Stamm der Mutter hineinheiraten dürfen (vgl. Exogamie). Die Schriftsteller der Alten wußten auch noch von vielen europäischen Stämmen zu erzählen, bei denen das M. noch in Geltung war. Selbst in Rom blieb lange Zeit hindurch die Ehe nur ein Vorrecht der Patrizier, während die Plebs im ehelosen Zustand der Vorzeit weiterlebte. Daß bei den indogermanischen Völkern übrigens das Vaterrecht schon vor ihrer Trennung eingeführt worden sein muß, sucht Delbrück in seiner Arbeit über die indogermanischen Verwandtschaftsnamen (Leipz. 1889) zu beweisen. Auch bei Völkern, die in monogamischer Ehe lebten, erhielt sich das M. oft noch eine Zeitlang als Überlebsel, so daß Häuptlinge in vielen Ländern ihre Würde nicht auf den eignen Sohn, sondern nur auf den Sohn ihrer Schwester vererben können (Neffenrecht), weil man nur in der weiblichen Linie sicher zu sein glaubt, fürstliches Geblüt anzutreffen. Bei dem Übergang zum Vaterrecht führten sich gewisse Gebräuche ein, welche die Erwerbung der Kinder, die sonst der Mutter gehörten, durch den Vater symbolisieren mußten (vgl. Couvade). Das M. hat auch sonst, namentlich in der Mythologie und Geschichte, mannigfache Spuren zurückgelassen, z. B. in den Amazonensagen, ohne daß man daraus schließen dürfte, wie es irrtümlicherweise vielfach geschehen ist, die Frauen hätten ehemals allgemein eine wirkliche Oberherrschaft ausgeübt. Vgl. Bachofen, Das M. (Stuttg. 1861); Derselbe, Antiquarische Briefe (Straßb. 1881—86, 2 Bde.); Giraud-Teulon, Les origines du mariage et de la famille (Par. 1885); Dargun, M. und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht (Bresl. 1883); Derselbe, Studien zum ältesten Familienrecht (Leipz. 1892 ff.); Wilken, Het matriarchaat bij de oude Arabieren (Amsterd. 1884).

Mutterrollen, die nach dem Grundsteuerkataster für die steuerpflichtigen Liegenschaften eingerichteten Bücher, in welchen die Eigentumsverhältnisse fortlaufend berichtigt (evident erhalten) werden.

Mutterscheide, s. Scheide.

Muttersholz, Dorf im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, Kanton Markolsheim, unweit der Ill, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Baumwollweberei und (1890) 2129 Einw.

Mutterspiegel (Speculum uteri, Metroskop), Instrument zur Untersuchung der Gebärmutter. Der M. besteht aus etwa 10 cm langen cylindrischen Röhren aus Milchglas, welche 2—4 cm weit sind und entweder unten senkrecht abgeschnitten und dann mit einem das Einführen erleichternden, an einem Stiel nebst Griff befindlichen Holzpfropf (Obturator) verschlossen werden, der nach dem Einführen zurückgezogen wird, oder unten schräg abgeschnitten sind und dann ohne Obturator eingeführt werden können. In beiden Fällen bekommt man nur ein kleines rundes Feld (z. B. den Muttermund) zu Gesicht. Deshalb wird vielfach der M. von Syme vorgezogen, eine mit einem Griffe versehene flach gebogene Metallrinne, welche weit größere Übersicht gestattet und namentlich bei größern Operationen, bei denen jederseits ein Gehilfe einen solchen M. hält, unentbehrlich ist.

Mutterstadt, Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Ludwigshafen, Knotenpunkt der Linien Neunkirchen-Worms und Dannstadt-Schauernheim der Pfälzischen Eisenbahn, 99 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine höhere Bürgerschule, Tabaksbau und (1890) 3708 Einw.

Mutterteil, dasjenige, was die Kinder aus dem Nachlaß der Mutter empfangen, namentlich wenn der Vater derselben als Miterbe in Betracht kommt, so daß den Kindern ein Vormund zu bestellen ist. Vgl. Muttergut.

Muttertrompete, s. Eileiter und Geschlechtsorgane.

Mutterwurz, soviel wie Arnica montana; auch soviel wie gemeiner Fenchel (s. d.) und Bärenfenchel [s. Meum.

Mutterwut, s. Nymphomanie.

Mutterzäpfchen, cylindrische oder kegelförmige, 8—10 g schwere Zäpfchen, welche aus mit Arzneien vermischter Kakaobutter und Wachs (bis 20 Proz.) bestehen und in die Scheide eingeführt werden, um dort, nachdem sie in der Körperwärme geschmolzen, an der gewollten Stelle arzneiliche Wirkung zu entfalten. Am häufigsten werden auf diese Weise zusammenziehende Mittel (Tannin, schwefelsaures Kupfer oder Zink) oder beruhigende (Opium, Morphium) angewendet. Statt Kakaoöl verwendet man auch Tragantschleim und gepulverte Altheewurzel; auch benutzt man die nur in ihrer Gestalt verschiedenen Vaginalkugeln, welche bis 25 g schwer hergestellt werden.

Mutterzimt, s. Cinnamomum.

Mutthorn, Berg der St. Gotthardgruppe in der Schweiz, 3200 m hoch.

Muttler, Berg, s. Silvretta.

Mutton-chops (engl., spr. mötten-tschopps), Hammelkoteletten.

Muttra, ind. Stadt, s. Mattra.

Mutuāl (neulat., mutuell), gegen-, wechselseitig.

Mutualismus (neulat.), s. Schmarotzer.

Mutualität (neulat.), Gegen-, Wechselseitigkeit.

Mutŭlus, s. Dielenkopf.

Mutung (v. altdeutsch. muten, »um etwas nachsuchen«), im Lehnwesen das Gesuch des Vasallen um Lehnserneuerung (s. Lehnwesen), im Bergrecht das Gesuch um Verleihung des Bergwerkseigentums. Während nach dem ältesten deutschen Bergrecht der Finder das Bergwerkseigentum behielt, d. h. ohne weiteres nach den Regeln der Okkupation erwarb, erwirbt er nach dem seit dem 16. Jahrh. entwickelten Bergrecht nur einen Anspruch gegen den Staat auf Verleihung des Bergbaurechts; das Gesuch, durch welches dieser Anspruch geltend zu machen ist, heißt M. Auch die neuesten deutschen Berggesetze behielten das Institut der M. mit ihren Rechtswirkungen bei. Im österreichischen Bergrecht ist sie durch den Freischurf, eine eigentümliche Form des Schurfscheins (s. d.), ersetzt. Das Konzessionsgesuch des französischen Bergrechts hat mit der M. nur den Zweck, nicht die rechtlichen Wirkungen gemein, da dasselbe keinen Rechtsanspruch auf Verleihung gegenüber den spätern Bewerbern gewährt. Die M. muß bei der kompetenten Bergbehörde (in Preußen bei dem Oberbergamt, bez. dem von diesem zur Annahme der M. ermächtigten Bergrevierbeamten, in Bayern, Sachsen und Württemberg bei dem Bergamt) in Form einer schriftlichen oder protokollarischen Erklärung eingelegt werden. Die Einlegung kann auch durch Telegramm gültig erfolgen. Ein Duplikat oder eine Abschrift der M. wird mit dem Vermerk über die Zeit der Präsentation als Mutschein zurückgegeben. Die M. muß den Namen und Wohnort des Muters, die Bezeichnung des Minerals und des Fundpunktes sowie den Namen, unter welchem das Bergwerk verliehen werden soll, enthalten. Die Gültigkeit der M. ist außerdem bedingt durch die Fündigkeit, d. h. durch die vor Einlegung der M. erfolgte Entdeckung des gemuteten Minerals in abbauwürdiger Menge an dem angegebenen Fundpunkt. Eine blinde M., welcher ein solcher Fund nicht zu Grunde liegt, begründet keinen Anspruch auf Verleihung. Der aufgeschlossene Fund kann von jedem gemutet werden; doch begründet das Finderrecht (s. d.) ein Vorrecht zum Muten nach der Regel: der erste Finder ist der erste Muter. Der Muter muß binnen sechs Wochen nach erfolgter Präsentation der M. das begehrte Feld, dessen Lage er bis zu dem gesetzlichen Maximum (in Preußen regelmäßig 500,000 Quadratlachter = 2,188,979 qm) frei wählen kann, »strecken«, d. h. durch rißliche Darstellung fest begrenzen. Das begehrte Feld muß den gemuteten Fund einschließen. Hierauf findet eine kontradiktorische Erörterung der etwa vorliegenden Einsprüche statt, und die verleihende Behörde entscheidet vorbehaltlich des Rechtswegs über die Erteilung der Verleihung oder die Zurückweisung der M. Wird die M. durch den Beschluß für verleihungsfähig erkannt, so erfolgt die Ausfertigung der Verleihungsurkunde; sie bleibt jedoch nach den neuern Berggesetzen, falls Einsprüche gegen die M. zurückgewiesen sind, drei Monate lang ausgesetzt, innerhalb welcher Frist der verworfene Einspruch durch gerichtliche Klage geltend gemacht werden kann. Das Bergbaurecht selbst erlangt der Muter erst durch die auf Grund der M. erfolgende Verleihung seitens der Bergbehörde. Vgl. Bergrecht.

Mutŭo soccorso (ital.), gegenseitige Unterstützung, Hilfskasse; vgl. Hilfskassen, S. 807.

Mutŭum (lat.), Darlehen.

Mutŭus consensus (lat.), gegenseitige Übereinstimmung als Erfordernis des Vertragsabschlusses.

Mutŭus dissensus (lat.), die Vereinbarung zweier Kontrahenten, ihren Vertrag aufzulösen.

Mutwāli (weniger korrekt Metwāli; Mehrz. Metāwile), Anhänger einer schiitischen Sekte, welche in Syrien, namentlich in der Gegend von Tyrus (Sur) und im Libanon ansässig sind und sich durch Fanatismus gegen Andersgläubige auszeichnen. Sie gelten als räuberisch, unehrlich und moralisch verkommen. Wie die persischen Schiiten, verwerfen sie die Autorität der drei ersten Chalifen und betrachten Ali, den Schwiegersohn Mohammeds, als den wahren »Imām« und rechtmäßigen Nachfolger des Propheten. Die Anzahl der M. in Syrien wird auf 60,000 Seelen geschätzt.

Mützen (Mössorna), schwed. Adelspartei, s. Hüte.

Mützenklappe, s. Herz, S. 718.

Mützenrobbe, s. Seehund.

Mutzig, Stadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Molsheim, am Eingang in das Breuschthal und an der Eisenbahn Straßburg-Rothau-Saales, hat eine kath. Kirche, bedeutende Stahl- und Eisenwarenfabrikation, Gerberei, Bierbrauerei und (1890) 2518 Einw., davon 86 Evangelische und 137 Juden.

Mutzschen, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Grimma, an der Linie Mügeln-Trebsen der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Rittergut mit Schloß, Töpferei, Zigarren- und Wagenfabrikation und (1890) 1559 Einw., davon 18 Katholiken. In der Nähe, besonders am Schloßberg, werden die sogen. Mutzschener Diamanten (Achatkugeln mit Quarz) gefunden.

Muzaffarnagar, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der britisch-ind. Nordwestprovinzen, am rechten Ufer des in den Ganges mündenden Kali Naddi und an der Bahn Dehli-Amritsar-Lahore, eng gebaut und ungesund, mit (1891) 18,166 Einw. (10,377 Hindu, 7193 Mohammedaner, 80 Christen).

Muzaïa (Dschebel M.), Berg (1604 m), welcher den berühmten Paß der Schiffa (1043 m) über den Kleinen Atlas in der algerischen Provinz Algier überragt. Der Paß wurde 21. Nov. 1830 von den Franzosen erstürmt und hat jetzt eine fahrbare Straße von Algier nach Medea.

Mužáková (spr. múschākowā), Johana, tschech. Schriftstellerin, s. Světlá.

Muzio, Signor, ital. Schachspieler des 17. Jahrh., nach dem man irrtümlich eine der kühnsten Angriffsvarianten des Königsgambits benannt hat. Sie kommt aber schon im Manuskript des Polerio (s. d.) vor.

Muzo, Stadt im Depart. Boyacá der südamerikan. Republik Kolumbien, 838 m ü. M., hat Bau von vorzüglichem Kaffee, Smaragdgruben, die von einer Gesellschaft mit 800 Arbeitern gegen eine Jahresabgabe von 70,000 Frank an den Staat betrieben werden, und (1870) 3706 Einw.

M. v. Bieb., s. *Bieb.*

Mwanga, König von Uganda in Zentralafrika, Nachfolger Mtesas (s. d.), bekannt durch die grausame Ermordung des Missionsbischofs Hannington und die feindselige Haltung gegenüber Emin Pascha, damals Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinz.

Mwutan Nsige, s. Albert-See.

Myalgīa (griech.), Muskelschmerz; M. lumbalis (Lumbago), Hexenschuß ꝛc.

Myasthenie (griech.), Muskelschwäche.

Mycelium, s. Pilze.

Mycētes, soviel wie Pilze.

Mycētes, der Brüllaffe.

Mycetōm (Mycetoma), s. Madurafuß.

Mycetozōen (Pilztiere), s. Myxomyceten.

Mycodérma *Pers.* (Kahmpilz), Pilzgattung von zweifelhafter Verwandtschaft, von manchen Forschern zu den Hefepilzen gestellt, hefenartig sprossende, ovale bis cylindrische, zu reichverzweigten Zellenreihen verbundene Zellen, welche eine farblose Haut auf der Oberfläche vergorner und halbvergorner Flüssigkeiten bilden. M. vini *Desm.* (Weinkahmpilz) und M. cerevisiae *Desm.* (Bierkahmpilz, Saccharomyces Mycoderma *Rees*) bilden eine zarte, weiße oder gelblichweiße, sogen. Kahmhaut auf Wein und Bier. Die Zellen sind 0,006—0,007 mm lang, 0,002—0,003 mm breit. Sie wirken nicht als Fermente, sondern als Verwesungspilze, indem sie Sauerstoff auf Wein und Bier übertragen und das Verderben dieser Flüssigkeiten bedingen. Die angebliche Sporenbildung des Pilzes beruht nach Zopf auf einer Verwechselung der Sporen mit Fetttröpfchen. Nicht zu der Gattung M., sondern vielmehr zu den Schizomyceten rechnet man jetzt die Essigmutter (Bacillus aceti *Ktz.*, M. aceti *Pasteur*, Ulvina aceti *Ktz.*), deren Zellen nur 0,0015 mm breit, doppelt so lang als breit und zu langen, in Kurzglieder zerfallenden Fäden auswachsen, die in einer Schleimmasse eingebettet sind und ebenfalls ein Häutchen an der Oberfläche der Flüssigkeit bilden. Sie ist ein regelmäßiger Begleiter der Essiggärung und nach Pasteur der hierbei als Ferment wirkende Organismus, indem er während seiner Vermehrung Sauerstoff aus der Luft auf den Alkohol überträgt, der dadurch in Essigsäure und Wasser zerfällt; in altem Essig wirkt er schädlich, indem er die Essigsäure weiter zu Kohlensäure und Wasser oxydiert. Die Fähigkeit, irgend eine Zuckerart zu vergären, geht dem Pilz ab.

Myconius, 1) Oswald (eigentlich Geißhüsler), schweizer. Kirchenreformator, geb. 1488 in Luzern, wirkte nacheinander als Lehrer in Zürich, Luzern, Einsiedeln und seit 1532 als Pfarrer und Professor in Basel, wo er 14. Okt. 1552 starb. Er machte sich um die Reformation der Schulen seines Vaterlandes verdient, ging freudig auf Bucers Vermittelung zwischen Luther und den Schweizern ein und lieferte unter anderm eine Biographie Zwinglis (1532). Vgl. Hagenbach, Ökolampad und M. (Elberf. 1859).

2) Friedrich (eigentlich Mekum), deutscher Kirchenreformator, geb. 26. Dez. 1491 zu Lichtenfels in Oberfranken, gest. 7. April 1546 in Gotha, trat 1510 in das Franziskanerkloster zu Annaberg, später in das zu Weimar, ward 1524 evangelischer Pfarrer in Gotha und wirkte als solcher für Einführung der Reformation in Thüringen sowie in Leipzig, wohin er 1539 berufen wurde. Er nahm am Marburger Religionsgespräch 1529, an der Wittenberger Konkordie 1536, an dem Schmalkaldener Tag 1537, an dem Hagenauer Religionsgespräch 1540 teil und war 1538 als Gesandter des Kurfürsten in England. Seine »Historia reformationis«, die Geschichte der Jahre 1517—1542 enthaltend, erschien erst 1715 zu Gotha. Vgl. Ledderhose, Friedr. M. (Gotha 1854); Meurer, F. M. (im »Leben der Altväter der lutherischen Kirche«, Bd. 4, Leipz. 1864).

Mycorhiza (griech., Pilzwurzel), die Verbindung von Saugwurzeln höherer Gewächse mit dem Mycelium gewisser Pilze zu einem wachstumsfähigen und für die Ernährung der verbundenen Pflanzen vorteilhaften Organ. Diese als eine Form von Symbiose (s. d.) aufzufassende Verbindung kommt in zwei Hauptformen vor, indem die Pilze entweder den Wurzeln nur als äußerer Mantel aufsitzen (ektotrophe M.) oder im Innern der Wurzel leben (endotrophe M.). Der erstere Fall tritt regelmäßig ein, sobald frei im Boden wachsende Hauptwurzeln der Buche, Hainbuche, Eiche, Hasel, Kiefer, Fichte, Tanne, Weide, Erle, Birke u. a., nach der Keimung einige Seitenwurzeln getrieben haben und sich mit Saugwurzeln zu bekleiden anfangen. An derartigen Wurzeln beginnt die Verpilzung mit dem Anlegen einzelner Pilzfäden an die Wurzeloberfläche und endet mit der Bildung eines die ganze Saugwurzel bis zur Spitze gleichmäßig umhüllenden Pilzfasermantels. An der jungen Wurzelspitze schieben sich fortgesetzt neue Pilzfäden zwischen die alten ein. An ausgewachsenen Wurzeln dringen die Fäden des Pilzes auch zwischen die Zellen der Wurzel ein. Die Pilzhülle verhindert die Bildung von Wurzelhaaren; sie ersetzt letztere aber dadurch, daß zahlreiche Pilzfäden von der Wurzel aus zwischen die umgebenden Bodenpartikelchen eindringen. Durch die Verpilzung werden die Wurzeln zu korallenähnlich geformten Wucherungen veranlaßt, ein Nachteil wird jedoch durch die Wurzelpilze wenigstens im Myzelzustand derselben den Bäumen nicht zugefügt. Innerhalb der Wurzeln wachsende (endotrophe) Pilzwucherungen leben in den Wurzeln zahlreicher Erikaceen. Die Wurzelhaare fehlen bei Vorhandensein der M. auch hier, dagegen erscheinen die Wurzelepidermiszellen sehr voluminös und von einem Gewirr feiner, regellos ineinander verschlungener Pilzfäden erfüllt; nach außen wachsen bisweilen langgestreckte Fäden aus, welche die Humusbestandteile der umgebenden Torfmoose und andrer Pflanzenreste durchwuchern. In den tiefern Zellen des Rindenparenchyms lebt die M. in den Wurzeln und Rhizomen von Orchideen, ferner der humusbewohnenden Corallorhiza innata, Epipogon Gmelini und Neottia nidus avis. Die pilzführenden Zellen sind in der Wurzel dieser Orchideen so gestellt, daß sie notwendig die Vermittelung zwischen den aufzunehmenden Humusstoffen und der im Zentralcylinder der Wurzel liegenden Leitungsbahn derselben übernehmen müssen. Auch zeigen gerade die chlorophyllfreien, oben genannten Orchideen, die ihren Kohlenstoffbedarf aus dem Humus ihrer Unterlage entnehmen, die vollständigste Entwickelung dieser endotrophischen Form der M.

In physiologischer Beziehung stellt die M. ein Humus assimilierendes Organ der Pflanze vor, sie besitzt eine ganz deutliche Abhängigkeit vom Humusgehalt des Bodens, so daß bei vollkommener Abwesenheit von Humus auch jene verschwindet. Unter gewöhnlichen Bedingungen verliert die Baumwurzel ihren Pilzmantel zu keiner Jahreszeit, und letzterer stirbt meist erst nach mehreren Vegetationsperioden ab, wenn auch die ihn tragenden Saugwurzeln zu Grunde gehen. Da die M. keine Spur von Salpetersäure enthält, welche für die pilzfreien, aus anorganischen Quellen sich ernährenden Pflanzen das gewöhnliche stickstoffhaltige Nahrungsmittel ist und auch in zahlreichen pilzfreien Pflanzenwurzeln auftritt, so ist es wahrscheinlich, daß für zahlreiche chlorophyllhaltige Gewächse die Wurzelpilze hauptsächlich die Erschließung des Humusstickstoffes bewirken. Die Bildung der M. hat demnach für die Ernährung der Waldbäume und die Humusbildung des Waldbodens die größte Bedeutung. Ebenso ist die Anwesenheit der M. bei der Kultur von Erika-

ceen, Orchideen u. a. in Töpfen oder dem freien Lande von Wichtigkeit. Das Verhältnis zwischen der M. und der Baumwurzel erscheint als ein gegenseitiges, indem einerseits die Waldbäume mittels der Humus- und Wurzelpilze das wertvolle stickstoff- und kohlenstoffhaltige Material ihrer eignen Abfälle sich wieder dienstbar machen, anderseits die Pilze selbst auf der Baumwurzel einen beständig erneuten Bildungsherd für ihre Mycelien finden. Mykorhizabildend können zahlreiche Hutpilze, wie Arten von Agaricus, Cortinarius, Lactarius, und Gasteromyceten, wie Elaphomyces granulatus, Geaster fimbriatus, auftreten. Eine mit der M. verwandte Form der Symbiose von Wurzeln und Pilzmycelien stellen die Wurzelwucherungen (Mykodomatien) dar, die an den Erlenwurzeln bis kopfgroße korallenartige Verästelungen bilden und in ihrem Innern von traubenförmigen Knäueln von Pilzmycelien (Schinzia alni *Woron.*) erfüllt werden; letztere erzeugen an ihrer Peripherie blasenförmige Zellen, die zuletzt in kleine, sporenartige Körper zerfallen. Innerhalb der Erlenwurzelzellen verwandelt sich der Pilz zu einer eiweißreichen, degenerierten Masse, deren Substanz schließlich von der Wirtspflanze völlig verzehrt wird. Ähnliche Wucherungen sind auch aus den Wurzeln der Eläagnaceen, mancher Leguminosen, Cyperaceen, Junkaceen u. a. bekannt. Endlich stellen auch die von Bakteroiden bewohnten Wurzelknöllchen der Leguminosen (s. d.) eine mit der M. verwandte Form der Symbiose dar. Vgl. die Arbeiten von Frank in den »Berichten der Deutschen botanischen Gesellschaft«, Bd. 3, 5 u. 6 (1885—88), Schlicht (ebenda), Noack in der »Botanischen Zeitung«, 1889.

Mycosis, s. Mykosen.

Mydatoxin, s. Leichenalkaloide.

Mydriăsis (griech.), Pupillenerweiterung.

Mydriatica (sc. remedia), pupillenerweiternde Mittel, wie Atropin (Gegensatz: Myotica, s. d.).

Myelīn, Nervenmark, fettähnliche Substanz (Lecithin), in den meisten Nervenfasern der Wirbeltiere und mancher Wirbellosen.

Myelītis (griech.), Rückenmarksentzündung.

Myelōm (griech.), geschwulstförmige Neubildung von Knochenmark.

Myelomalacie (griech.), Rückenmarkserweichung.

Myelomeningītis (griech.), Entzündung der Rückenmarkshäute.

Myeloplaxen, s. Riesenzellen.

Myer (spr. mai'r), Albert Joseph, Telegraphenbeamter, geb. 20. Sept. 1828 zu Newburg im Staate New York, gest. 24. Aug. 1880 in Buffalo, studierte in Buffalo Medizin, trat 1854 als Hilfsarzt in das Bundesheer, wurde 1858 zum Signaldienst (Telegraphendienst) kommandiert und bald darauf zum Chefsignaloffizier der Armee befördert. Während des Krieges leistete er im Stab des Generals Butler und des Generals Mac Clellan vorzügliche Dienste. Er begleitete General Sherman auf seinem Marsch durch Georgia, trug wesentlich zu dessen großem Erfolg bei und rettete die in Allatoona liegenden Unionstruppen vor dem Verderben. Nach dem Frieden wurde er Chef des Signaldienstes, führte in der Militärakademie zu West Point und in der Marineschule zu Annapolis den Unterricht im Signaldienst als besondern Lehrgegenstand ein, und seit 1870 veranlaßte er systematische Wetterbeobachtungen in den Vereinigten Staaten und tägliche Publikation des Wetterberichts. 1873 dehnte M. das Beobachtungsnetz bedeutend aus und entwickelte den praktischen Witterungsdienst in den Vereinigten Staaten zu großer Vollkommenheit.

Mygale, die Vogelspinne.

Mygdonien, 1) Landschaft in Makedonien (s. d.). — 2) Teil von Mesopotamien (s. d.).

My house is my castle (spr. mai haus is mai kāßl, »Mein Haus ist meine Burg«), engl. Rechtssprichwort, welches den Satz zum Ausdruck bringt, daß es den Behörden und ihren Organen untersagt ist, willkürlich in Privatwohnungen einzudringen. Man pflegt das zu den sogen. Grundrechten (s. d.) zu rechnen. Nach Büchmann (»Geflügelte Worte«) ist der Spruch die Umformung eines Rechtsspruches bei Sir E. Coke (1551—1633), Institutes, »for a man's house is his castle«, »denn eines Mannes Haus ist seine Burg«. Vgl. Hausfriede.

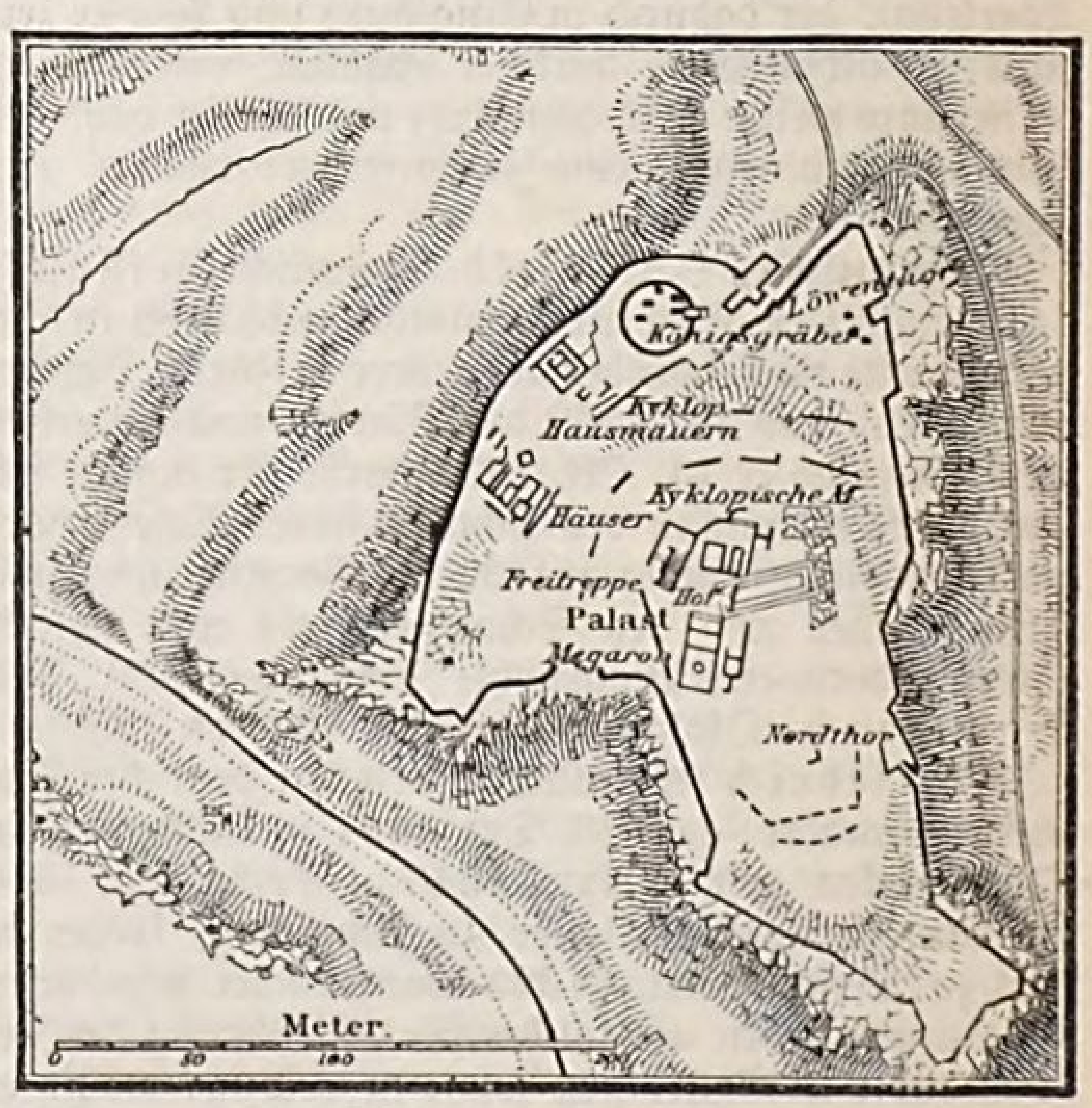
Myidae, s. Muscheln.

Myiocephălon (griech., Fliegenkopf), stecknadelkopfgroßer Vorfall der Iris durch Hornhautgeschwüre, wobei die Iris in der entstehenden Narbe in Form vielfacher pigmentierter Punkte, daher einem Fliegenkopfe ähnlich, erscheint.

Myiopīe (Myiodesopsie, griech.), Mückensehen.

Mykăle, Waldgebirge in Jonien, 1265 m hoch, Samos gegenüber, bildet mit diesem eine Meerenge, an welcher 479 v. Chr. die berühmte Schlacht geliefert wurde, worin Leotychides u. Xanthippos über die am Land befindlichen Perser siegten; jetzt Samsun Dagh.

Mykenä, uralte Stadt im innersten, nördlichsten Winkel der Ebene von Argos, angeblich von Perseus erbaut, in frühester Zeit als Residenz des Agamemnon zugleich Hauptstadt eines kleinen achäischen Reiches.



Plan von Mykenä.

Obgleich stark befestigt, wurde sie doch 463 v. Chr. von den Argeiern erobert und zerstört. Ruinen der Stadt bei dem Dorfe Charvati, unfern von Argos, Reste der kyklopischen Ringmauer mit dem berühmten Löwenthor (s. Tafel »Bildhauerkunst I«, Fig. 16, und Tafel »Architektur III«, Fig. 2, 3) und ein unterirdisches Kuppelgebäude von bienenkorbähnlicher Form, das ursprünglich für eine Schatzkammer gehalten wurde (»Schatzhaus des Atreus«), in Wahrheit aber ein Grabgewölbe ist, waren schon seit der wissenschaftlichen Expedition der Franzosen nach dem Peloponnes (1822) genauer bekannt. Doch haben

erst die 1876 und 1877 von Schliemann veranstalteten und in spätern Jahren von der Archäologischen Gesellschaft zu Athen fortgesetzten Ausgrabungen eine genügende Anschauung von der alten Königsburg und den zu ihr gehörigen Bauanlagen (Gräbern ꝛc.) ermöglicht (s. Plan). Die Entdeckungen bestehen in der Ausgrabung mehrerer Kuppelgräber, von Massengräbern, Mauern ꝛc. und in einer großen Zahl von Architekturfragmenten, Grabstelen, Terrakotten, Thongefäßen, goldenen Masken (Abbildungen bei Art. »Maske«), Schmucksachen aus Goldblech, welche in den Gräbern gefunden worden sind. Diese Gräberfunde, die in andern auf dem Peloponnes gemachten ihresgleichen finden, sind Produkte einer ziemlich hochentwickelten Kunst, welche von den alten Kulturländern Mesopotamiens ausgegangen, aber in Kleinasien und Phönikien mit neuen Formen und Typen bereichert und stilistisch beeinflußt worden ist. Sie gehören der Zeit vor der Dorischen Wanderung (1000 v. Chr.) an und sind nach Athen gebracht worden. Vgl. Schliemann, Mykenä (Leipz. 1878); Furtwängler und Löschke, Mykenische Vasen (Berl. 1886, mit 49 Tafeln); Steffen, Karten von M. (das. 1884); Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, M. ꝛc. (2. Aufl., Leipz. 1891); Tsuntas, M. und die mykenische Kultur (neugriech., Athen 1893).

Mykerinos, König von Ägypten, s. Menkaure.

Mykocecidien, durch Pilze veranlaßte Pflanzengallen (s. Gallen).

Mykodomatien, s. Mycorhiza.

Mykologie (griech., auch Mycetologie), Naturgeschichte der Pilze (s. d.).

Mykomyceten, Hauptabteilung der Pilze (s. d.).

Mykonos, eine der Kykladen, südöstlich von Tinos, 86 qkm groß, bildet eine bis 364 m ansteigende, kahle und wasserarme Granitfläche, die aber guten Wein, Südfrüchte und etwas Gerste hervorbringt. Die in Essig eingemachten Wachteln, von welchen alljährlich ungeheure Züge auf M. sich niederlassen, sind als Delikatesse gesucht. Die Einwohner (1889: 4525) standen schon im Altertum im Rufe tüchtiger Seeleute und treiben besonders Schiffahrt und Handel. Die Hauptstadt M. an der Westküste hat eine geschützte Reede und (1889) 3382 Einw.; an der Nordküste liegt der Hafen Panormo. Das Altertum verlegte nach M. den Schauplatz des Gigantenkampfes.

Mykophyceen, soviel wie Algenpilze, Bezeichnung für Phykomyceten (s. Pilze).

Mykorhiza, s. Mycorhiza.

Mykose (Trehalose) $C_{12}H_{22}O_{11} + 2\,HO$, eine Zuckerart, findet sich in einigen Pilzen, z. B. im Steinpilz (Boletus edulis), im Mutterkorn und in der orientalischen Trehalamanna, den hohlen Kokons eines syrischen Käfers, Larinus maculatus *Fald.*, kristallisiert leicht, ist leicht löslich in Alkohol und gibt bei Behandlung mit verdünnten Säuren Traubenzucker.

Mykosen (v. griech. mykos, Schwamm, Pilz), ursprünglich alle diejenigen Erkrankungen einzelner Gewebe (Haut, Schleimhäute, Knochenmark ꝛc.), welche direkt durch das parasitäre Wachstum niederer Pilze hervorgebracht werden. Da der Name M. zu einer Zeit entstand (Anfang der 50er Jahre), zu welcher über die niedrigsten Pilzformen, die Schizomyceten, überhaupt nur sehr wenig, über ihre Bedeutung als Krankheitserreger gar nichts bekannt war, so hat man bei den frühern Autoren (bis etwa 1868) unter M. immer nur Erkrankungen zu verstehen, denen als Ursache Ansiedelungen von Schimmelpilzen zu Grunde liegen; da diese Pilze niemals allgemeine Krankheiten verursachen, so schließt der ältere Begriff schon an sich mit ein, daß unter M. nur örtliche Leiden gemeint sein können. Hierher gehören die Schwämmchen (s. d.), der Erbgrind, die Flechte (Herpes tonsurans), der Madurafuß u. a. Später wurde dann der Name auf alle diejenigen Allgemein- oder Lokalaffektionen ausgedehnt, welche durch Bakterien hervorgebracht werden. Als Mycosis fungoïdes bezeichnet man eine bei schwächlichen und blutarmen Personen aus einfachen ekzemartigen Erscheinungen hervorgehende, von heftigem Jucken und Schlaflosigkeit begleitete Mykose der Haut, welche nach kürzerer oder längerer Zeit zu flächenförmigen und knotigen Infiltraten, später zu umfangreichen papillären und verschwärenden Geschwülsten und in der Regel unter fortschreitendem Kräfteverfall zum Tode führt.

Mylä (jetzt Milazzo), 716 v. Chr. von den Griechen Zankles (des spätern Messana) gegründete Kolonie an der Nordküste Siziliens, berühmt durch zwei Seeschlachten, in deren erster, 260 v. Chr., Gajus Duilius die Karthager besiegte, in der zweiten, 36 v. Chr., schlug Agrippa die Flotte des S. Pompejus.

My lady (engl., spr. milēdi, »meine Lady«), Anrede an alle diejenigen Engländerinnen, welche zur Führung des Titels »Lady« berechtigt sind (s. Lady). In der Umgangssprache wird aber aus Höflichkeit jede Mistreß höhern Standes mit diesem Titel geehrt.

Mylasa, bis auf Maussollos die alte Residenz der karischen Fürsten, in einer kleinen Küstenebene gelegen, noch heute türk. Milâs, griech. Melisós genannt. Ihr gehörte Labranda am Latmos mit einem berühmten Heiligtum des Zeus und der Hafen Passala, heute Tikambaré.

Mylau, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Plauen, an der Göltzsch und an der Linie Reichenbach-M. der Sächsischen Staatsbahn, 304 m ü. M., hat eine neue gotische evang. Kirche, ein altes Schloß (Burg M.) auf hohem Felsen in der Stadt (seit 1892 städtisch und in Renovierung begriffen), mit Museum, ein Elektrizitätswerk, ein Rettungshaus, bedeutende Kammgarnweberei (16 Etablissements mit über 1400 Arbeitern), Kammgarnspinnerei, Färberei, Appreturanstalten, Wollwäscherei und -Kämmerei, Deckendruckerei und (1890) 6353 Einw., davon 123 Katholiken und 6 Juden. 2 km unterhalb der Stadt der großartige Göltzschthalviadukt im Zuge der Linie Leipzig-Hof der Sächsischen Staatsbahn. M. erhielt 1367 von Karl IV. Stadtrecht und kam 1459 zunächst als böhmisches Lehen an Kursachsen.

Myli-achary, in der Türkei das Kilometer.

Myliobatis, s. Haifische.

Mylitta, s. Istar.

Mylius, 1) Christlob, Schriftsteller, geb. 11. Nov. 1722 zu Reichenbach bei Kamenz in der Lausitz, gest. 7. März 1754 in London, studierte in Leipzig, wo sein Interesse zwischen medizinisch-naturwissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen Studien geteilt war. Er war Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, die den Gottschedschen Standpunkt vertraten. Mit J. A. Cremer veröffentlichte er die »Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks« (Halle 1743–47), in denen eine heftige Polemik gegen Haller geführt wurde, im »Naturforscher« (Leipz. 1847–48) erörterte er naturwissenschaftliche Fragen in populärer Form. Auch gab er noch mehrere andre kurzlebige Zeitschriften heraus, war daneben

als Übersetzer und Lustspieldichter thätig und zersplitterte auf diese Art seine reiche Begabung. Mit seinem Vetter Lessing, der seit 1746 in Leipzig studierte und seine dichterischen Erstlingswerke in den Myliusschen Zeitschriften veröffentlichte, stand M. in freundschaftlichem Verkehr, obwohl Lessings Eltern den Umgang ihres Sohnes mit einem Manne, der wegen seiner Leichtfertigkeit und seiner Spottsucht in der Heimat verrufen war, nicht gern sahen. Im Sommer 1748 siedelte er nach Berlin über, und als Lessing im November gleichfalls dorthin kam, erleichterte er ihm freundschaftlich die ersten Schritte auf dem neuen Boden. Beide veröffentlichten gemeinsam die Zeitschrift: »Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters« (Stuttg. 1750). 1753 erhielt M. durch Vermittelung Hallers, mit dem er sich inzwischen ausgesöhnt hatte, von einer Gesellschaft zur Veranstaltung naturwissenschaftlicher Reisen die Mittel zu einer Expedition nach Surinam, doch zog er es vor, die Mittel unterwegs in Holland und England zu vergeuden, wo ihn ein früher Tod ereilte. Nach seinem Tode erschienen seine »Vermischten Schriften« (Berl. 1754) mit einer Einleitung Lessings, in welcher mit befremdender Schonungslosigkeit die schwachen Seiten seines persönlichen und litterarischen Charakters aufgedeckt wurden. Günstiger hat ihn ein andrer Leipziger Freund, der Mathematiker Kästner (»Gesammelte poetische und schönwissenschaftliche Werke«, Bd. 3, S. 156), beurteilt. Vgl. E. Schmidt, Lessing, Bd. 1, S. 59 ff. (Berl. 1884).

2) Otfried, Pseudonym, s. Müller 34).

Mylōdon, s. Megatherium.

My lord (engl., spr. milōrd, »mein Lord«), Anrede an einen Lord oder überhaupt ein Mitglied des englischen hohen Adels (s. Lord). Verallgemeinert als Anrede in der Bedeutung »gnädiger Herr«.

Mylothrites, s. Schmetterlinge.

Mynheer (holl., spr. mein-), mein Herr; auch (scherzhafte) Bezeichnung eines Holländers.

Mynster, Jakob Peter, dän. Theolog, geb. 8. Nov. 1775 in Kopenhagen, gest. daselbst 30. Jan. 1854, wurde 1801 Prediger zu Spjellerup auf Seeland, 1811 an der Frauenkirche zu Kopenhagen, 1828 Hof- und Schloßprediger daselbst und zugleich Mitglied der Direktion der Universität, 1834 Bischof von Seeland. Er veröffentlichte außer mehreren Predigtsammlungen: »Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren« (Kopenh. 1823, 2 Bde.; deutsch von Schorn, 4. Aufl., Gotha 1871); »Ordinationsreden« (deutsch von Kalkar, Hamb. 1843); »Kasualreden« (Kopenh. 1854) und eine »Selbstbiographie« (das. 1854).

Mynwy, s. Monmouth 1).

Myōdes, der Lemming.

Myodynamomēter (griech.), Muskelkraftmesser, s. Muskeln, S. 677.

Myodynīe (griech.), Muskelschmerz.

Myofibrōm, s. Myom.

Myogale, die Rüsselmaus.

Myográphion (griech.), Apparat zur Untersuchung der Muskelzuckungen. Der Muskel schreibt vermittelst eines solchen Apparats seine Bewegungen gewissermaßen selbst auf (Selbstregistrierung). Er wirkt dabei auf einen Hebel, dessen Spitze den Mantel eines mit Ruß geschwärzten, in schnelle Umdrehung versetzten Cylinders berührt. Dadurch wird eine Muskelkurve aufgezeichnet, aus deren Gestalt das Gesetz der Muskelzusammenziehung abgeleitet werden kann. Der große Wert solcher Aufzeichnungen für die Erforschung der Muskelthätigkeit beruht darauf, daß der ganze zeitliche Ablauf einer der einfachen Beobachtung fast blitzschnell erscheinenden Bewegung mit allen seinen Einzelheiten und seinen den verschiedenen Bedingungen entsprechenden Modifikationen objektiv fixiert wird. Das erste M. ist von Helmholtz konstruiert worden; später ist sein Apparat nach verschiedenen Richtungen umgestaltet und vereinfacht worden; besonders bemerkenswert sind die von Du Bois-Reymond, von Marey und von Fick eingeführten Verbesserungen; das Federmyographion des erstgenannten und das Pendelmyographion von Fick sind vielfach im Gebrauch; bei beiden ist an die Stelle des rotierenden Cylinders eine zur Aufnahme der Zeichnung bestimmte, in horizontaler Ebene vor der Zeichenspitze vorbeigeführte Glasplatte gesetzt.

Myokárdium (griech.), Herzfleisch; Myokarditis, Entzündung des Herzfleisches.

Myŏlogie (griech.), Muskellehre, s. Anatomie.

Myōm (Myoma, griech.), Muskelfasergewächs, Neubildung aus glatten oder aus gestreiften Muskelfasern. Das letztere (Rhabdomyom oder Myoma striocellulare) ist äußerst selten, soll als reines M. dieser Art überhaupt noch nicht beobachtet worden sein, als Mischgeschwulst dagegen mit Sarkomgewebe, also als Myosarcoma striocellulare. Umgekehrt ist das aus glatten Muskelfasern bestehende M. (Leiomyoma oder M. laevicellulare) recht häufig und entwickelt sich da, wo glatte Muskelfasern normal vorkommen, also ganz besonders im Uterus, dann im Darm, im Magen in der äußern Haut. Die spindelförmigen Muskelzellen dieser Geschwülste sind mikroskopisch nachzuweisen. Wuchern nun nicht nur die glatten Muskelfasern, sondern wuchert neben und mit diesen auch das Bindegewebe, so entsteht eine aus Bindegewebe und Muskelfasern bestehende Mischgeschwulst, welche man, je nach dem Vorwiegen des einen oder andern Gewebes, als Myofibrom oder Fibromyom bezeichnet. Das M. ist eine gutartige, keine Metastasen machende Geschwulst, in der Regel rundlich, zuweilen höckerig an der Oberfläche, immer scharf umschrieben und leicht ausschälbar. Die in der Uteruswand entstehenden Myome können die Größe eines Kindskopfes erreichen und durch Druck auf die Nachbarorgane große Beschwerden machen. Die Behandlung kann nur in operativer Entfernung bestehen.

Myong (Muong), wilde Stämme in Anam (s. d.).

Myonnēsos, Kap an der Küste Joniens, 11 km westlich von Lebedos, berühmt durch den Seesieg der Römer unter L. Ämilius Regillus über Antiochos d. Gr. 190 v. Chr.

Myopathīe (griech.), Muskelschmerz.

Myopīe (griech.), Kurzsichtigkeit; myopisch, kurzsichtig.

Myoporaceen, dikotyle, etwa 80 Arten umfassende, in Asien, Australien und auf ozeanischen Inseln einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Tubifloren, Holzpflanzen mit wechsel- oder gegenständigen Blättern, fünfgliederigen, regelmäßigen oder symmetrischen Blüten und Steinfrüchten, deren Innenschicht (Endokarp) gefächert ist, oder die zwei bis viele Steinkerne enthalten.

Myopotămus, der Sumpfbiber.

Myorrhēxis (griech.), Muskelzerreißung.

Myosīn, zu den Globulinen gehörender Eiweißkörper, findet sich in totenstarren Muskeln und kann aus fein zerhacktem und mit kaltem Wasser gut ausgewaschenem Fleisch durch Behandeln mit 10proz

Salmiaklösung und Fällen des Filtrats mit Wasser erhalten werden. Es bildet dann eine farblose, meist faserige Substanz, die sich wie andre Globuline in verdünnter Salzlösung löst und durch Sättigen der Lösung mit Salz wieder gefällt wird. Die Lösung des Myosins in Salmiak gerinnt bei 56° und bildet mit Salzsäure Syntonin, welches wieder in M. zurückverwandelt werden kann. Beim Verbrennen hinterläßt es alkalisch reagierende Asche, die Kalk, Magnesia, Schwefelsäure und Phosphorsäure enthält. Durch Pepsin wird es in saurer Lösung schnell, durch Pankreasferment in alkalischer langsam in Pepton übergeführt (verdaut). M. findet sich nicht im lebenden Muskel, es entsteht erst nach dem Tode, ähnlich wie das Fibrin aus dem Fibrinogen des Blutes bei dessen Gerinnung. Indem sich das M. als gallertartiges Koagulum im Muskel ausscheidet, bewirkt es die Totenstarre.

Myōsis (griech.), abnorme dauernde Verengerung der Pupille, kommt bei Gehirnleiden durch Reizung der betreffenden Nerven oder durch Lähmung von Sympathikusfasern zu stande.

Myosītis (griech.), Muskelentzündung; M. ossificans, eine Erkrankung, die zu ausgedehnter Knochenbildung in der Muskulatur führt.

Myosōtis *L.* (Mauseohr, Leuchte, Vergißmeinnicht), Gattung aus der Familie der Asperifoliaceen, einjährige oder ausdauernde, selten kahle Kräuter mit abwechselnden Blättern, unbeblätterten oder nur am Grunde beblätterten wickeligen Blütenständen und gestielten oder fast sitzenden blauen, rosenroten oder weißen Blüten. Etwa 30 Arten in den gemäßigten Klimaten der östlichen Erdhälfte. M. palustris *Whit.* (Vergißmeinnicht), ausdauernd, mit schiefem, etwas kriechendem Wurzelstock, länglich-lanzettförmigen, stumpfen Blättern und in der Knospe rötlichen, später himmelblauen Blüten mit gelbem Schlund, auf feuchten Wiesen und Bächen, ein wenigstens in Deutschland sehr beliebtes Blümchen, von der ein Blendling (M. palustris semperflorens) wegen der langen Blütezeit in Gärten gezogen wird. M. alpestris *Schmidt*, eine zweijährige Alpenpflanze mit rauhhaarigen Stengeln und himmelblauen Blüten, ist wie noch einige andre Arten als Zierpflanze verbreitet.

Myotica (sc. remedia), die Pupille verengernde Mittel, wie Pilocarpin, Physostigmin (Gegensatz: Mydriatica, s. d.).

Myotomīe (griech.), subkutane Muskeldurchschneidung (bei Muskelkontraktur).

Myoxīdae (Schlafmäuse), eine Familie der Nagetiere (s. d.).

Myoxus, der Siebenschläfer.

Myra, Stadt in Lykien, seit Theodosius II. die Hauptstadt des Landes, wo der Apostel Paulus landete, 3 km vom Meer. Hier war zu Anfang des 4. Jahrh. der heil. Nikolaus Bischof. Aus alter Zeit haben sich ein prachtvolles Theater, Felsengräber mit Inschriften ꝛc. beim heutigen Dorf Kjöidschük erhalten.

Myria (griech.), in Zusammensetzungen das 10,000fache; beim metrischen Maßsystem kommen hier und da thatsächlich vor: Myriameter für Längen = 10 km und im Quadrat = 100 qkm, sowie Myriagramm für Gewichte = 10 kg, aber weder Myrialiter noch Myriar.

Myriāde (griech.), ursprünglich eine Zahl von 10,000, dann überhaupt eine sehr große Menge; bei den Griechen so viel wie unzählig. Die Griechen machten in der Zahlenschreibung Abschnitte zu je 4 Stellen, wie wir zu je 3; statt 123,456,789 sagten sie 1,2345,6789 (lies: eine Myriade Myriaden, 2345 Myriaden, 6789 Monaden).

Myrīca *L.* (Gagel, Wachs-, Lichtmyrte), einzige Gattung aus der Familie der Myrikaceen (s. d.), von welcher gegenwärtig nur eine Art in Europa vorkommt. M. cerifera *L.* (Kerzenbeerstrauch, Wachsgagel, s. Tafel »Fett und Öl liefernde Pflanzen«, Fig. 1), ein niedriger Strauch mit fast sitzenden, länglich-lanzettlichen, spitzen, lederigen, in der Jugend unterseits zottig-flaumigen, später fast kahlen, beiderseits mit harzigen Pünktchen bestreuten Blättern, männlichen walzigen, weiblichen ellipsoidischen Kätzchen und kugeligen, erbsengroßen, schwarzen, dicht mit einem weißen Reif belegten Früchten, wächst in Sümpfen und auf moorigen Stellen im östlichen Nordamerika von Florida bis zum Eriesee und am Kap. Der die Früchte überziehende Reif wird durch Kochen in Wasser und Abschöpfen gewonnen und bildet das Myrtle- und Myrtenwachs des Handels (s. Pflanzentalg). Derartiges Wachs wird auch noch von andern nordamerikanischen und einigen Arten am Kap gewonnen. M. Gale *L.* (Brabanter Myrte), ein 50—150 cm hoher Strauch mit lanzettförmigen, vorn gezähnelten, oberseits dunkelgrünen, unterseits braunfilzigen Blättern, etwa 1 cm langen Blütenähren in den Achseln der vorjährigen Blätter und durch die Vorblätter zweiflügeliger Frucht, wächst auf Heide-, Sumpf- und Moorboden in West- und Nordeuropa, Nordasien und Nordamerika. Die Blätter waren sonst als brabantische Myrtenblätter gegen Krätze und bösartige Ausschläge in Gebrauch. Mit einer Abkochung reinigt man die Haustiere von Ungeziefer. Die Rinde kann zum Gerben benutzt werden.

Myricīn, Palmitinsäuremyricyläther, ein Bestandteil des Bienenwachses, s. Wachs.

Myricylalkohol, s. Melissylalkohol.

Myrikaceen (Myriceen, Gagelsträucher), dikotyle, etwa 40 Arten umfassende, die gemäßigte Zone bewohnende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Juglandalen, Holzpflanzen mit wechselständigen, ungeteilten, oft harzdrüsigen Blättern und ein- oder zweihäusigen, meist in kätzchenförmigen Ähren zusammengestellten, in der Achsel schuppenartiger Deckblättern und mit Vorblättern versehenen rudimentären perigonlosen Blüten. Die Familie besteht nur aus der Gattung Myrica *L.*, welche schon während der Tertiärzeit und damals in Europa sehr viel reichlicher als jetzt entwickelt war.

Myrikawachs, s. Pflanzentalg.

Myrina, antike griech. Küstenstadt in Äolis (Kleinasien), zwischen Kyme und der Kaikos-Mündung, schon von Herodot genannt und noch Ende des 13. Jahrh. existierend. Die umfangreichen Nekropolen von M., beim heutigen Tschiftlik Kalavassari, wurden 1881 ff. von Pottier, Reinach und Veyries ausgegraben und lieferten besonders zahlreiche, den tanagräischen ähnliche Terrakotten. Vgl. Pottier u. Reinach, La nécropole de M. (Par. 1886—88, 2 Bde.).

Myringa (griech.), das Trommelfell im Ohr; daher Myringitis, Entzündung des Trommelfells. Myringotomie, Durchschneidung des Trommelfells.

Myringoplastik (griech.), natürliche oder künstliche Wiederbildung des Trommelfells, erstere durch Heilung alter Trommelfelldurchlöcherung.

Myriomorphoskop (griech.), s. Kaleidoskop.

Myriopōden (Myriopŏda), Tausendfüßer (s. d.).

Myriorāma (griech., »Zehntausendschau«), eine Art von landschaftlichem Kaleidoskop, von Brès in

Paris erfunden und von Clark in London vervollkommt, besteht aus einer auf einem langen Streifen in den buntesten Farben ausgemalten Landschaft, welche in viele Teile so zerschnitten ist, daß die Durchschnittslinien überall aneinander passen und die einzelnen Landschaftsstücke vielfach von neuem zusammengesetzt werden können, wodurch sehr viele verschiedene Landschaftsbilder entstehen.

Myristica *L.* (Muskatnußbaum), einzige Gattung aus der Familie der Myristikaceen, gewürzhafte, mit einem etwas scharfen, rötlichen Saft erfüllte Bäume und Sträucher, mit wechselständigen, immergrünen, lederartigen, ungeteilten Blättern, diözischen, kleinen Blüten in meist achselständigen, zusammengesetzten Trauben und fleischiger, zwei- bis vierklappig aufspringender Frucht, deren nußartiger Same von einem fleischigen oder dünnen, vielfach zerschlitzten Mantel umgeben ist. Die etwa 80 Arten gehören ausschließlich den Tropen, vorwiegend Asien, etwa 20 Südamerika, wenige Madagaskar, Guinea und Australien an. M. moschata *Thunb.* (M. fragrans *Houtt.*, echter Muskatnußbaum, s. Tafel »Gewürzpflanzen«, Fig. 5), ein in allen Teilen stark aromatischer, 15—20 m hoher Baum mit fast zweizeiligen, länglich-eiförmigen, bis 10 cm langen, drüsig punktierten Blättern, kleinen, gelblichen, einzeln stehenden weiblichen und in wenigblütigen Trauben geordneten männlichen Blüten, kugeliger, ockerfarbener Beere von 5 cm Durchmesser, mit anfangs fleischigem, dann austrocknendem Fruchtgehäuse, nußartigem, ovalem, 3 cm langem, 2,3 cm breitem Samen und fleischigem, karminrotem, nach dem Trocknen orangegelbem, gewürzhaftem Samenmantel. Der Baum ist heimisch auf den Molukken und wird jetzt dort, auf den Philippinen, Mauritius, in Brasilien und Guayana kultiviert. In seiner Heimat beginnt er im 9. Jahre zu tragen, bleibt fruchtbar bis zum 60. und 80. Jahre, und man erntet von einem Baum im Jahre an 2000 Früchte, die sieben Monate zu ihrer Reife brauchen. Man sammelt die Früchte dreimal im Jahre, entfernt die Fruchtschale und den Samenmantel, trocknet die Samen über mäßigem Feuer, bricht dann die Samenschale auf und legt die Kerne einige Zeit in Kalkwasser. Getrocknet kommen sie als Muskatnüsse (Nuces moschatae) in den Handel. Sie riechen und schmecken eigentümlich aromatisch, sind reich an Stärkemehl und eiweißartiger Substanz, enthalten ca. 25 Proz. Fett, welches zum Teil in ihrer Heimat ausgepreßt wird und als Muskatnußöl in den Handel kommt; außerdem ätherisches Öl (s. Muskatnußöl). Der zerschlitzte, fleischige Samenmantel wird an der Luft getrocknet und bildet die Muskatblüte (Macis) des Handels. Er ist sehr aromatisch, enthält kein Stärkemehl, wenig Fett, aber Eiweißkörper, Dextrin, Schleim und ätherisches Öl (s. Muskatblütöl). Die Muskatnüsse werden in der Medizin kaum, sondern, wie auch die Muskatblüte, fast nur als Gewürz (namentlich in England und Nordamerika) benutzt, gegenwärtig bei uns viel weniger als früher; als Hausmittel dienen sie gegen Durchfall. Große Gaben (eine Nuß und mehr) wirken übrigens giftig. Nach der gewöhnlichen Annahme waren die Muskatnuß und die Muskatblüte den Alten nicht bekannt; Martius aber hat nachzuweisen gesucht, daß die Macis zur Zeit des Plautus und die Nuß schon Plinius bekannt gewesen sei. Das in Rom beliebte Salböl Myron scheint auch zum Teil unser Muskatnußöl gewesen zu sein. Schon sehr früh haben jedenfalls die Araber die Droge aus Indien geholt und im Abendland verbreitet. In Indien war sie wohl schon lange zuvor als Gewürz benutzt worden, und auch in altägyptischen Mumiensärgen hat man die Muskatnuß gefunden. Am Ende des 12. Jahrh. war die letztere und die Muskatblüte in Nordeuropa bekannt, und lange bevor der Venezianer Niccolò Conti im 15. Jahrh. die erste Nachricht von dem Baum brachte und die Portugiesen ihn auf den Bandainseln fanden, waren beide Drogen ein wenn auch sehr kostbares Gewürz in Europa. Die Portugiesen hielten den Handel mit den Nüssen fest, bis sie den Holländern weichen mußten, welche ihn nun, wie den Zimt- und Gewürznelkenhandel, zu monopolisieren suchten, die Bäume auf Banda und Amboina beschränkten, an allen andern Orten ausrotteten und bei sehr reicher Ernte den Überfluß verbrannten. Während der Besetzung der Gewürzinseln durch die Engländer 1796—1802 wurde die Muskatnußkultur nach Benkulen und Pinang verpflanzt, später auch nach Singapur, wo indes eine 1860 ausgebrochene Krankheit binnen einigen Jahren sämtliche Bäume vernichtete. 1864 stellte die holländische Regierung die Kultur auf Java ein, weil der Verbrauch immer mehr abgenommen hatte. M. tomentosa *Thunb.* liefert größere, längliche, fast 5 cm lange und weniger aromatische Nüsse, die auch in den europäischen Handel kommen. Aus den Samenkernen von M. Otoba *H. B.*, in Neugranada, preßt man das Otobafett (amerikanische Muskatbutter), welches der offizinellen Muskatbutter ähnlich ist und wie diese in Amerika benutzt wird. M. officinalis *Mart.*, in Brasilien, liefert ein minder angenehm riechendes, säuerlich scharf schmeckendes Fett (Bikuibafett). Von M. Ocuba *H. B.*, am Amazonenstrom, gewinnt man das Okubawachs, welches weicher als Bienenwachs ist, bei 36,5° schmilzt und in Brasilien zur Kerzenbereitung benutzt wird. Die Samen von M. surinamensis *Roland* kommen als afrikanische Nüsse in den Handel.

Myristikaceen, dikotyle, etwa 80 Arten umfassende, in der Tropenzone einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Ranalen, Holzpflanzen mit ungeteilten, immergrünen Blättern und diözischen Blüten, die ein dreigliederiges Perigon, 3—18 verwachsene Staubgefäße und ein einfächeriges und einsamiges Ovar besitzen. Die Samen sind durch einen Samenmantel ausgezeichnet.

Myristinsäure (Myristicinsäure, Sericinsäure) $C_{14}H_{28}O_2$ findet sich als Glycerid in Muskatbutter, im Dikabrot, Kokosöl, Walrat und in Butter, bildet farblose, feine, seidenglänzende Kristalle, löst sich leicht in siedendem, schwer in kaltem Alkohol, nicht in Wasser, schmilzt bei 53,8°, siedet bei 220,5°.

Myrleia, antike Stadt, s. Mudania.

Myrmecismus (v. griech. mýrmex, Ameise), das Ameisenkriechen (s. d.).

Myrmecobiidae (Ameisenbeutler), eine Familie der Beuteltiere (s. d.).

Myrmecobius, s. Ameisenbeutler.

Myrmecocystus, Honigameise, s. Ameisen, S. 481.

Myrmecodia *Jack.*, Gattung aus der Familie der Rubiaceen, epiphytische Halbsträucher mit stachligen oder warzigen Grundknollen, an den Enden der Zweige gehäuften, lederartigen oder fleischigen Blättern, welche auf langem Stiel einem ringsum bestachelten Felde aufsitzen, großen, zuerst einfachen, später zweispaltigen Nebenblättern, kleinen Blüten in spaltenförmigen oder schüsselartigen, mit Schuppen und Haaren umgebenen Vertiefungen und kleinen weißen

oder gelblichen Früchten. 18 Arten in Ostasien, auf den Molukken, Neuguinea und Nordaustralien. Am bekanntesten ist M. echinata *Jack.*, mit großen bestachelten Knollen und ansehnlichen, lang-spatelförmigen Blättern auf Malakka, Java, Sumatra, Borneo. Vgl. Ameisenpflanzen.

Myrmecoleon, der Ameisenlöwe.

Myrmecophăga, der Ameisenfresser.

Myrmecophagidae (Ameisenfresser), eine Familie der Zahnlücker (s. d.).

Myrmekodomatien, s. Domatien.

Myrmekophīlen, s. Ameisen, S. 480.

Myrmekophile Pflanzen, s. Ameisenpflanzen.

Myrmīca, s. Ameisen, S. 481.

Myrmidŏnen, alte achäische Völkerschaft in Thessalien (Phthiotis), von wo aus sie die Insel Ägina (s. d.) kolonisierten. Sie waren mit Achilleus vor Troja und zeigten sich hier als tapfere Krieger. Den Namen leiten einige von Myrmidon, einem Sohn des Zeus, andre von myrmex (Ameise) her, weil Zeus nach einer Pest auf Äakos' (s. d.) Bitten Ameisen in Menschen verwandelt haben sollte.

Myrobalănen, die Früchte mehrerer Terminalia-Arten und von Emblica officinalis (Phyllanthus Emblica), wurden früher medizinisch benutzt. Gegenwärtig sind als M. nur die Früchte von Terminalia Chebula *Willd.* im Handel, welche in Indien vom Kap Comorin bis in die Gebirge Bengalens gesammelt werden. Sie sind gelb bis braun, dattel- bis länglich-birnförmig, 3—5 cm lang, die größern meist deutlich fünfkantig, die kleinern ziemlich oval, abgerundet, mit stielartigem Fortsatz, und zeigen auf dem Querschnitt eine äußere braune bis schwarzbraune und eine innere blaßgelbliche, den einzelnen Samen umschließende Schicht mit deutlichen Harzbehältern. Sie enthalten bis 45 Proz. Gerbstoff vorzugsweise in der äußern braunen Schicht, außerdem Gallussäure, Schleim und ein braungelbes Pigment und dienen zum Schwarzfärben und Gerben. Weil sie schwer pulverisierbar sind, kommen sie gewöhnlich schon als Pulver in den Handel. Im Altertum verstand man unter M. die Früchte der in Ägypten wild wachsenden Balanites aegyptiaca *Del.*, die zu Salben benutzt wurden; im Mittelalter übertrug man den Namen auf gelbe, in Syrien wachsende Pflaumen, wahrscheinlich unsre jetzigen Mirabellen (nicht die Früchte von Prunus cerasifera, die gegenwärtig oft M. genannt werden).

Myron, Salböl, s. Myristica.

Myron, griech. Bildhauer, um 450 v. Chr., aus Eleutherä, einem Grenzort Böotiens, soll nebst Pheidias und Polyklet Schüler des Ageladas gewesen sein und war vorwiegend in Athen thätig. Ein vielseitiger Künstler, Erzgießer und Ziseleur in Silber, beherrschte er alle Stoffgebiete. Er schuf Götterstatuen, Heroen- und Athletenbilder, vorzugsweise aber letztere, die sich meist in Delphi und Olympia befanden. Unter ihnen waren am berühmtesten die Statuen des Schnellläufers Ladas und eines Diskoswerfers (Diskobolos, s. Tafel »Bildhauerkunst II«, Fig. 2), von dem in römischer Zeit zahlreiche Kopien in Marmor angefertigt worden sind (die beste im Palazzo Lancelotti in Rom). Auch von einer athenischen Gruppe, Athene die Flöten wegwerfend und der Silen Marsyas erschreckt zurückfahrend, besitzen wir auf Münzen, Vasenbildern und Reliefs Nachbildungen; eine Marmorkopie des Marsyas befindet sich im lateranischen Museum zu Rom, eine Kopie in Erz im Britischen Museum zu London. Mit besonderm Glück zog er das Tierreich in den Bereich seiner Kunst. Seine durch zahlreiche Sinngedichte gefeierte Kuh auf dem Markt zu Athen ward zu Ciceros Zeit nach Rom gebracht. Der Stil Myrons zeichnete sich durch Knappheit der Formen aus; der Künstler, der nur für den Erzguß arbeitete, war Meister in scharfer Erfassung bewegtester Motive, ohne freilich schon die volle Beseelung des Kopfes zu erreichen.

Myronsäure $C_{10}H_{19}NS_2O_{10}$ findet sich als Kalisalz im Samen des schwarzen Senfs, bildet einen geruchlosen Sirup, schmeckt sauer und bitter und zersetzt sich sehr leicht. Das Kalisalz erhält man aus dem Samen, wenn man denselben wiederholt mit Alkohol auskocht und dann mit Wasser auszieht. Es bildet kleine, farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt bitter kühlend, löst sich leicht in Wasser, nicht in Alkohol und wird bei der Einwirkung eines in den Senfsamen enthaltenen Eiweißstoffes, des Myrosins, in Traubenzucker, ätherisches Senföl und saures schwefelsaures Kali zersetzt. Dieser Prozeß verläuft im zerstoßenen Senfsamen, sobald man ihn mit Wasser anrührt. Hierauf beruht die Bildung des ätherischen Senföls und die Wirkung des Senfpflasters. Tränkt man ein Blatt Papier mit myronsaurem Kali, ein andres mit Myrosin und legt beide befeuchtet übereinander auf die Haut, so wirken sie wie ein Senfpflaster.

Myrosin, s. Myronsäure.

Myrothamnaceen, kleine, nur aus zwei afrikanischen Arten bestehende, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rosalen, kleine Sträucher mit gegenständigen, fächerig gefalteten Blättern, ährenförmig gehäuften, hüllenlosen, getrenntgeschlechtigen Blüten und Kapselfrüchten.

Myroxȳlon *L. fil.* (Balsambaum, Balsamholz, Toluifera *L.*), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, balsamreiche Bäume mit unpaarig gefiederten, immergrünen Blättern, weißlichen Blüten in einfachen, achselständigen oder an der Spitze der Zweige rispig gebüschelten Trauben und gestielter, stark zusammengedrückter, einsamiger Hülse. Sechs, vielleicht nur zwei oder drei südamerikanische Arten. M. toluifera *H. B. Kth.* (Toluifera Balsamum *Müller*), 26 m hoher Baum mit reichblütigen Trauben, im nordöstlichen Südamerika, liefert den Tolubalsam, welcher im untern Gebiet des Magdalenenstromes, besonders bei Turbaco, Las Mercedes und Plato, bei Tolu (daher der Name), in den Wäldern zwischen Cauca und Zenu ꝛc. gewonnen wird. M. Pereirae *Kl.* (T. Pereirae *Baill.*), hoher Baum mit 2—3 m über dem Boden sich entwickelnden Ästen, unpaarig gefiederten Blättern, mit zahlreichen Ölräumen durchsetzten Blättchen, lockern Blütentrauben und bis 10 cm langen Hülsen, in welchen ein ansehnlicher Same zwischen zwei mit dickflüssigem, schwach gelblichem Balsam gefüllten Hohlräumen liegt. Der Baum wächst im ganzen nördlichen Südamerika bis Mexiko, wird auch in Singapur kultiviert, aber nur in dem Küstenstrich (Costa del Balsamo) der Republik San Salvador zwischen Acajutla und dem Comalapa wird aus der Rinde des Baumes Perubalsam gewonnen. Die Hülsen liefern den weißen Perubalsam (Balsamito), der aber nicht in den Handel kommt. M. peruiferum *L. fil.* (T. peruifera *Baill.*, s. Tafel »Arzneipflanzen I«), im nordöstlichen Südamerika, liefert in geringer Menge einen dem Tolubalsam ähnlichen Balsam.

Myrrha, Mutter des Adonis (s. d.).

Myrrhe (Myrrhenharz), Gummiharz, welches aus der Rinde von Balsamodendron Myrrha aus-

fließt und aus Arabien und der Somaliküste meist über Aden und Bombay in den Handel kommt. Die M. bildet unregelmäßige Körner oder größere Massen, ist gelblich bis braun, spröde, durchscheinend, riecht eigentümlich balsamisch, schmeckt gewürzhaft bitter, gibt mit Wasser eine Emulsion, löst sich auch in Alkohol unvollständig, bläht sich beim Erhitzen auf, ohne zu schmelzen, und verbreitet dabei einen angenehmen Geruch. Sie besteht aus Gummi, Harz, ätherischem Öl ꝛc. Das Öl ist farblos, riecht nach M., schmeckt mild, dann balsamisch kampferartig, spez. Gew. 1,019 und besteht hauptsächlich aus einem Körper $C_{10}H_{14}O$. M. dient als tonisch balsamisches Mittel bei zu starken Absonderungen der Atmungs- u. Urogenitalorgane, bei Verdauungsstörungen, Magenkatarrh, äußerlich als Myrrhentinktur (aus 1 Teil M. und 5 Teilen Alkohol bereitet) zum Verbinden schlecht eiternder Geschwüre und zu adstringierenden Mundwässern. Das Myrrhenöl dient zu Mundwässern und Zahnmitteln. M. bildete seit den ältesten Zeiten neben Weihrauch einen Bestandteil von Räucherungsmitteln und Salben und wurde von den Ägyptern auch beim Einbalsamieren benutzt. Besonders zu gottesdienstlichen Zwecken blieb die M. fortwährend auch bei den Griechen im Gebrauch, und als »Smyrna« findet sie sich auf der Liste der römischen Zollstätte in Alexandria. Die römische Kirche aber bevorzugte bei weitem den Weihrauch.

Myrsinaceen, dikotyle, etwa 520 Arten umfassende, der Tropenzone angehörige Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Primulalen, Holzpflanzen mit lederartigen Blättern und typisch fünfzähligen Blüten, von den nahe verwandten Primulaceen vorzugsweise durch Steinfrüchte verschieden. Einige Arten, wie Ardisia crenulata und das an den tropischen Meeresküsten der Alten Welt verbreitete Aegiceras majus, zeichnen sich durch lebendig gebärende Früchte aus, deren Embryonen aus der Frucht herauswachsen.

Myrtaceen, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Myrtifloren, meist Bäume und Sträucher mit immergrünen Blättern und vollständigen, regelmäßigen, bald einzeln achselständigen, bald in Ähren, Trugdolden, Rispen oder Köpfen stehenden Blüten (s. Abbildung). Der Kelch bildet oberhalb des Fruchtknotens einen meist vier- oder fünfspaltigen Saum, dessen Abschnitte stehen bleiben oder abfallen und klappige Knospenlage haben, oder der Saum ist ganz und geschlossen, vor dem Aufblühen deckelartig sich ablösend. Die Blumenblätter stehen abwechselnd und in der gleichen Anzahl mit den Kelchabschnitten auf einem im Schlunde des Kelchs befindlichen Diskus. Die zahlreichen, meist durch Spaltung aus vier oder acht Grundanlagen hervorgegangenen Staubgefäße entspringen ebendaselbst und sind alle fruchtbar oder zum Teil steril; die Staubfäden sind entweder frei, oder nur am Grund etwas verbunden, oder in Bündel, welche den Blumenblättern gegenüberstehen, oder zu einem becherförmigen Körper verwachsen. Der unterständige oder halbunterständige, mit einem fleischigen Diskus bedeckte Fruchtknoten ist entweder einfächerig und hat dann eine oder mehrere grundständige Samenknospen, oder er ist zwei- bis mehrfächerig und enthält dann im Innenwinkel der Fächer meist zahlreiche Samenknospen. Die gewöhnlich vom Kelchsaum gekrönte Frucht ist entweder einfächerig und einsamig oder zwei- bis vielfächerig und dann kapsel-, seltener beerenartig. Die Samen haben meist kein Nährgewebe und einen geraden oder gekrümmten oder spiralig gerollten Keimling mit meist kurzen Kotyledonen und dickem Würzelchen. Die aus ca. 1700 Arten bestehende Familie der M. enthält zum größten Teil tropische Gewächse, nur wenige kommen außerhalb der Wendekreise vor; die meisten besitzt Australien und das tropische Amerika. Als Gewürz finden die Blütenknospen des auf den Molukken einheimischen Gewürznelkenbaums (Eugenia caryophyllata *Thbg.*) sowie der »Nelkenpfeffer« oder »englisches Gewürz« von Pimenta officinalis *Berg.* aus Westindien Anwendung. Auch macht man von dem Öl mancher Melaleuca-Arten (Kajeputöl) sowie dem Gummiharz (Kino) verschiedener Eucalyptus-Arten (Gummibäume) Australiens Gebrauch. Der australische Fieberrindenbaum (Eucalyptus globulus) wird in fieberreichen warmen Ländern mit Erfolg gegen Malaria angewendet. Eine Anzahl von M. findet sich fossil in Kreide- u. Tertiärschichten, besonders aus den Gattungen: Myrtophyllum, Myrtus, Eucalyptus und Metrosideros; die im Mittelmeergebiet einheimische Myrtus communis hat in einigen Formen der Tertiärflora, wie M. atavia *Sap.* und M. Veneris *Gaud.*, Vorläufer gehabt und kommt bereits in quartären Tuffen Montpelliers und Madeiras vor.



Blüte von Melaleuca.

Myrte, s. Myrtus; Brabanter M., s. Myrica

Myrtenessenz, s. Myrtenöl.

Myrtengrün, s. Chromgrün.

Myrtenholz, s. Eugenia und Buche.

Myrtenöl, ätherisches Öl, welches aus den Blättern der Myrte durch Destillation mit Wasser gewonnen wird (Ausbeute 0,31 Proz.). Es ist hellgelb, riecht angenehm aromatisch, spez. Gew. 0,91 bei 16°, beginnt bei 160° zu sieden. Der zwischen 160 und 180° siedende Teil des Öls wird als Myrtol in den Handel gebracht, er besteht aus Rechtspinen $C_{10}H_{16}$ und Cineol $C_{10}H_{18}O$ und wird als desinfizierendes und desodorisierendes Mittel bei putrider Bronchitis und Lungengangrän, auch bei Erkrankungen der Harnblase, als Einreibung gegen Rheumatismus und gegen Bandwurm benutzt. Das feinste M. liefert Corsica, minder feines Spanien und Frankreich. Es wird in der Parfümerie benutzt. Myrtenessenz ist eine Mischung verschiedener ätherischer Öle und Essenzen.

Myrtenorange, s. Citrus, S. 193.

Myrtenwachs (Myrtlewachs), s. Myrica und Pflanzentalg.

Myrtiflōren, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem in der Abteilung der Archichlamydeen unter den Dikotyledonen, charakterisiert durch regelmäßige oder symmetrische, epigyne oder perigyne, oft vier- oder fünfzählige Blüten, in einem oder zwei Kreisen stehenden oder durch Spaltung sehr zahlreichen Staubblättern und selten freien, meist mit der Achse zusammenhängenden Fruchtblättern, umfaßt die Familien Lythraceen, Punikaceen, Lecythidaceen, Rhizophoraceen, Myrtaceen, Kombretaceen, Melastomaceen, Önotheraceen und Halorrhagidaceen.

Myrtĭlis Julia, s. Mertola.

Myrtĭlos, in der griech. Sage ein Sohn des Hermes, Wagenlenker des Önomaos, brachte, von Pelops (s. d.) bestochen, seinen Herrn um den Sieg bei der Bewerbung um die Hippodameia, ward aber dann von Pelops in das Myrtoische Meer gestürzt. Hermes versetzte ihn als Fuhrmann unter die Sterne.

Myrtoisches Meer, im Altertum der südwestliche Teil des griechischen Archipelagus (s. d.), zwischen den Kykladen und dem Peloponnes, nach der kleinen Insel Myrto an der Südspitze Euböas benannt.

Myrtöl, s. Myrtenöl.

Myrtus *L.* (Myrte), Gattung aus der Familie der Myrtaceen, immergrüne Sträucher u. Bäume mit einfachen, gegenständigen Blättern, achselständigen, einzeln oder in schirmartigen Trauben stehenden roten oder weißen Blüten u. kugeligen, ein- bis vielsamigen, gekrönten Beeren. Etwa 60 Arten in allen Erdteilen. Die gemeine Myrte (M. communis *L.*), im Mittelmeergebiet, ist ein immergrüner, gewürzhafter, 2—4,3 m hoher Strauch oder ein mäßiges Bäumchen mit glatten, glänzenden, lanzettförmigen, spitzen, wohlriechenden Blättern und weißen oder rötlichen, auch gefüllten Blüten. Größe und Form der Blätter ändern oft nach Maßgabe des Klimas, der Kultur und des Standortes ab. Auch kultiviert man in Gärten zahlreiche Varietäten. Das Holz dient zu Spazierstöcken, die Beeren benutzte man früher als Gewürz, jetzt wohl noch wie die Blätter arzneilich, aus den Blüten wird durch Destillation mit Wasser ein Schönheitswasser (Engelwasser) bereitet. Bei den Griechen war die Myrte der Aphrodite geweiht und der eigentümliche Schmuck der tellurischen Gottheiten, besonders der Demeter und ihres Sohnes Triptolemos. Die durch eine Ovation belohnten Sieger schmückte, wenn sie selbst kein Blut vergossen hatten, ein Myrtenkranz. In der Bibel ist die Myrte ein Bild, um die Herrlichkeit des Gelobten Landes, im Gegensatz des Zustandes im Exil, zu beschreiben. Die Zweige des dicht belaubten Baumes dienten häufig zu den Laubhütten. Der Gebrauch eines Myrtenkranzes bei Vermählungen ist von alters her bis auf heute geblieben. Die großblätterige Myrte nimmt man dagegen zu Kränzen und Guirlanden für Verstorbene (daher Totenmyrte). Die erbsengroßen, roten Beeren der kleinblätterigen Myrte (M. microphylla *H.B.K.*), in Peru, sind wohlschmeckend und zuckersüß. Auch die schmackhaften Beeren der Lumamyrte (M. Luma *Mol.*) werden in Chile häufig gegessen. Die Beeren u. Blüten von M. Pseudocaryophyllus *Gomez* kommen als mexikanischer Piment in den Handel.

Myschkin, Kreisstadt im russ. Gouv. Jaroslaw, links an der Wolga, hat 3 Kirchen, Handel mit Korn, Eiern, Leinwand, Papier, Salz, Metall ꝛc. und (1889) 2877 Einw.

Mysidae, s. Schildkrebse.

Mysien, alte Landschaft Kleinasiens, die Nordwestecke der Halbinsel umfassend (s. Karte »Altgriechenland«), war im O. von Phrygien und Bithynien, im S. von Lydien begrenzt und zerfiel in: Klein-Phrygien, zum Teil von thrakischen Stämmen bewohnt, an der Propontis; das eigentliche M., im Innern; Troas, den nördlichen Teil der Westküste; Äolis, den südlichen Teil derselben, und Teuthrania, an der Südgrenze. Es ist eine waldige, an Städten arme Binnen- und Berglandschaft, die sich nordwestlich gegen die Propontis und den Hellespont abdacht und erst in der Zeit römischer Provinzialverwaltung unter dem gemeinsamen Namen M. begriffen wird. Die Hauptgebirge sind: der Ida (Kaz Dagh) und der mysische Olympos (Keschisch Dagh) im N., der Temnos (Demirdschi Dagh) im S. Die Westküste bildet zwei große Meerbusen, den von Adramyttion (Edremid) und von Eläa, an welchem heute Tschandarly liegt. Die Flüsse Mysiens sind Rhyndakos (Adranos Tschai), Makestos (Susurlu), der Äsepos (Gönen Tschai), der berühmte Granikos (Bigha Tschai); in Troas der Skamandros (Menderez Tschai) und in Teuthrania der Kaikos (Bakyr Tschai) mit dem Ketios (Bergama Tschai), an welchem die wichtigste Stadt des Landes, Pergamon (s. d.), lag. Die Bewohner Mysiens bestanden aus Phrygiern, Troern, Äoliern und den eigentlichen Mysiern. Letztere, welche nach der Angabe Strabons erst nach dem Trojanischen Krieg von N. her eingewandert sein sollen, waren ein einfaches Hirtenvolk, das sich zum Teil von der Perserherrschaft frei erhielt, weit zerstreut bis nach Makedonien hinein saß und wahrscheinlich von Asien nach Europa (nicht umgekehrt) gewandert ist.

Myslbeck, Joseph, Bildhauer, geb. 21. Juli 1848 in Prag, bildete sich auf der dortigen Kunstakademie und bei den Bildhauern Thomas Seidan und Wenzel Levy und erhielt 1868 ein Atelier an der Prager Akademie, in welchem er bis 1872 thätig war. Dann gründete er sich eine eigne Werkstatt, aus welcher eine Reihe von monumentalen und dekorativen Arbeiten hervorging, unter denen vier allegorische Sandsteingruppen für die Palackybrücke und das Grabdenkmal Sladkowskys auf dem Wolschauer Friedhof in Prag und die Marmorfiguren der Gesinnungstreue und der Ergebenheit für das Parlamentsgebäude in Wien die bedeutendsten sind. Letztere brachte ihm 1886 den Reichel-Preis in Wien und die kleine goldene Medaille der Berliner Ausstellung ein. Er verbindet in seinen Werken, von denen noch ein überlebensgroßer Christus am Kreuz (Bronze), die Bronzestatue des verstorbenen Kardinals Friedrich Fürst zu Schwarzenberg (im Dom St. Veit zu Prag) und die bronzene Reiterstatue des heil. Wenzel zu erwähnen sind, Größe der Auffassung mit streng naturalistischer Durchbildung in den Einzelheiten. Seit 1885 ist er Professor an der Kunstgewerbeschule in Prag.

Myslenice (spr. -nitze), Stadt in Galizien, an der Raba, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Wallfahrtskirche und (1890) 2600 poln. Einwohner.

Myslowitz, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kattowitz, an der schiffbaren Przemsa, über welche hier eine ca. 200 m lange Brücke nach dem polnischen Städtchen Modrzejow führt, Knotenpunkt der Linien Kosel-Kandrzin–Oswiecim der Preußischen Staatsbahn und Trzebinia–M. der Kaiser Ferdinand-Nordbahn, 267 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Schloß, ein öffentliches Schlachthaus, eine höhere Knabenschule, ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, eine Berginspektion, Steinkohlenbergbau, ein Zinkwalz- und ein Dampfhobelwerk, Flachsgarnspinnerei, eine Dampfziegelei und (1890) 9392 Einw., davon 1049 Evangelische und 634 Juden. In der Nähe die Kolonie Slupne, Ausflugsort der Bewohner von M., mit der sogen. Dreikaiserecke. M. wurde erst 1857 zur Stadt erhoben. Vgl. Lustig, Geschichte von M. (Myslowitz 1867).

Mysore (spr. maißōr), britisch-ind. Staat, s. Maissur.

Mysost (Molkenkäse), zu einer braunen, krümeligen Masse verdampfte Molken, dient in Norwegen als Nahrungsmittel.

Mystagōg (griech.), bei den Griechen der in die Mysterien (s. d.) einführende Priester; jetzt zuweilen soviel wie Geheimniskrämer.

Mysterien (griech., »Geheimnisse«), bei den Griechen und später auch bei den Römern Geheimkulte,

eine besondere Art von nur den Eingeweihten zugänglichen Gottesdiensten, denen teils objektiv das Geheimnisvolle in den rituellen Gebräuchen (Mysteria), teils subjektiv eine besondere Gemütsstimmung und daraus folgende religiöse Erbauung charakteristisch war. Reinigungen, Sühnungen u. Büßungen, Opfer, Prozessionen, Gesänge, Tänze, kurz alle Gebräuche der übrigen Gottesdienste (Teletai) waren auch Bestandteile der M., hatten hier aber stets den Charakter des besonders Geheimnisvollen und wurden meist bei Nacht unter Fackelschein und mit Musik vorgenommen. Auch Mythen und Bilder gab es in den M., doch waltete in ihnen das Symbolische und Allegorische vor. Die Mythen in den M. sind heilige Legenden hieratischen Inhalts, in denen der theologische Gedanke durch die mythische Form nur leicht verhüllt ist. Meist dreht sich diese Mythologie um die Geburt, die wechselnden Zustände, das Leiden und Sterben der Götter, wobei eine Art von sinnlicher Vergegenwärtigung des Göttlichen im Gebrauch war. Hierher gehören auch die Symbole göttlicher Zeugungskraft und Fruchtbarkeit, wie der Phallos in den Dionysien; ferner die verschiedenen Attribute der Gottheiten, wie der Mischtrank, die mystische Lade, die Fackel, der Blumenkorb (Kalathos, s. d.) in den M. der Demeter, die Zimbel in den phrygischen M., die Schlangen, der Eppich, der Thyrsos, das Hirschkalbfell (Nebris), der Schwingkorb, Kreisel und Spiegel bei den Dionysien, das Sistrum bei den Isismysterien. Die Festfeier (Orgia) selbst war bei den M. ebenfalls größtenteils symbolischer Art. Sie bestand aus mimisch-dramatischen Aufführungen der Göttergeschichte, z. B. des Raubes der Persephone, des Leidens und Sterbens des Dionysos &c. Die Aufnahme in die M. erfolgte mittels feierlicher Weihe, wobei der Mystagog dem Aufzunehmenden den Eid der Verschwiegenheit abnahm, und durch verschiedene Grade. Die, welche die Vorweihe erhalten hatten, hießen Mysten, die völlig Eingeweihten Epopten. In manche M. konnten alle, in andre bloß Frauen aufgenommen werden; noch andre waren auf streng geschlossene Kreise beschränkt. Über die den Eingeweihten mitgeteilte Lehre steht nur so viel fest, daß den Kern der berühmtesten M., der Eleusinischen, der Unsterblichkeitsglaube als der Glaube an ein Leben im Jenseits bildete. Über das negative Resultat andrer Bemühungen, den Inhalt der M. zu erforschen, liefert Lobecks »Aglaophamus« (Königsb. 1829) erschöpfenden Aufschluß. Was die Geschichte der M. betrifft, so sind unter den sporadisch vorkommenden Gebräuchen vor allen die Reinigungen und Sühnungen sehr alt und eigentlich das Grundelement der M. Zusammenhängendere Gebräuche mystischen Charakters haben sich besonders früh in den chthonischen Götterdiensten entwickelt, z. B. zu Ephyra in Thesprotien, zu Phigalia in Arkadien, zu Hermione &c. Als bestimmtere Arten mystischen Dienstes treten zuerst innerhalb der Demeterreligion die Thesmophorien und Eleusinien hervor. Jene sind rein cerealisch und beruhen auf der religiösen Auffassung der Erde als fruchtbarer Mutter und des aus der Pflege des Erdbodens hervorgehenden sittlichen Gewinns, während sich in diesen mit dem cerealischen Glauben noch ein Element des Dionysosdienstes verbunden hat. Nächst den Eleusinien galten die samothrakischen M. für die heiligsten, besonders unter den asiatischen und thrakischen sowie allen seefahrenden Griechen. Sehr alt und angesehen waren auch die M. des Zeus auf Kreta, deren Feier gewöhnlich auf hoch gelegenen Punkten unter freiem Himmel und bei Tage stattfand. Aus dem Dionysosdienst gingen die Triëterischen Nächte hervor, ein durch ganz Griechenland verbreitetes, höchst fanatisches Frauenfest. Nachmals gehörten die M. der Kybele zu den verbreitetsten und ausgebildetsten. Eine Weihe der Hekate kannte man in Ägina, Thessalien und auf Samothrake. Auch M. der Aphrodite gab es, die jedoch denen der Kybele insofern gerade entgegengesetzt waren, als in diesen die Verstümmelung der Geschlechtsteile, in jenen der Geschlechtsgenuß bis zur Prostitution heiliges Gesetz war. Sie wurden auf Cypern sowie in vielen griechischen Staaten, später namentlich zu Athen begangen. Auch die ägyptische Isis hatte ihre M. Die Orphischen M. waren vielleicht zuerst aus dem thrakischen Dionysosdienst entstanden, zogen aber später auch andre Seiten eines Geheimglaubens in ihren Bereich. Sie machten sich in Athen bereits zur Zeit der Peisistratiden geltend und verbreiteten sich dann besonders im Laufe des Peloponnesischen Krieges. Orphisch und mystisch wurde zuletzt fast gleichbedeutend und Orpheus als der Stifter sämtlicher M. des Altertums angesehen. Mit der Ausbreitung der christlichen Religion verschwanden im 2. und 3. Jahrh. allmählich die M. Vgl. Sainte-Croix, Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme (2. Aufl. von de Sacy, Par. 1817, 2 Bde.; deutsch, Gotha 1790); Welcker, Griechische Götterlehre, Bd. 2, S. 511 ff. (Götting. 1859); E. Rohde, Psyche (Freiburg 1890—93, 2 Bde.); Rebe, De mysteriorum Eleusiniorum tempore et administratione publica (Halle 1886); Rubensohn, Die Mysterienheiligtümer in Eleusis und Samothrake (Berl. 1892); Aurich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christentum (Götting. 1894).

Mysterien (Misterien, v. lat. ministerium, »geistliche Verrichtung«), im Mittelalter eine Art geistlicher Schauspiele, in welchen Szenen der heiligen Geschichte, besonders der Geburt, der Passion, der Auferstehung und der Wiederkunft des Heilands, dargestellt wurden. Die Aufführung fand im Anfang nur in den Kirchen durch Geistliche und Chorknaben statt, später auch auf Straßen und öffentlichen Plätzen, besonders zu Ostern, Pfingsten u. Weihnachten. Geschichtlich kann man die Spuren der M. bis ins 11. Jahrh. zurück verfolgen. In der frühesten Zeit bestanden sie fast ausschließlich in pantomimischen Darstellungen; der Dialog kam erst später hinzu, und der Text war anfangs, solange nur Geistliche die Spielenden waren, ganz oder zum größten Teil lateinisch abgefaßt (sogen. officium), erst später in der Volkssprache; übrigens wechselten Gesänge mit der Rede. Zu den ältesten der auf uns gekommenen deutschen Dramen dieser Art gehören Bruchstücke eines Passionsspiels aus dem Anfang des 13. Jahrh. (hrsg. von Bartsch in der »Germania«, Bd. 8), sodann das »Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen« (1322 zu Eisenach aufgeführt) und das »Spiel von St. Katharina«. Im 15. und 16. Jahrh. fand die Aufführung in Frankreich von einer privilegierten Gesellschaft, der »Confrérie de la Passion« (s. d.), statt. Überbleibsel der M. sind die Passionsspiele (s. d.) in Oberammergau und in Tirol. Sammlungen französischer M. veranstalteten Monmerqué und Michel (»Théâtre français du moyen-âge«, Par. 1839), Jubinal (»Mystères inédits du XV. siècle«, das. 1837, 2 Bde.), Paris und Robert, (43) »Miracles de Nostre Dame par personnages« (das. 1876—93, 8 Bde.); deutsche

M. veröffentlichten Mone (»Altdeutsche Schauspiele«, Quedlinb. 1841, und »Schauspiele des Mittelalters«, Karlsr. 1846, 2 Bde.) und Kummer (»Erlauer Spiele. Sechs altdeutsche M.«, Wien 1882). Vgl. Wright, Early mysteries (Lond. 1838); Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. 1 (Leipz. 1848); Pichler, über das Drama des Mittelalters in Tirol (Innsbr. 1850); Hase, Das geistliche Schauspiel (Leipz. 1858); Ebert, Die englischen M. (im »Jahrbuch für romanische und englische Litteratur«, Bd. 1, das. 1859); Derselbe, Die ältesten italienischen M. (ebenda, Bd. 5, 1863); Reidt, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland (Frankf. 1868); Wilken, Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland (Götting. 1872); Petit de Julleville, Histoire du théâtre en France. Les mystères (Par. 1880, 2 Bde.); Creizenach, Geschichte des neuern Dramas, Bd. 1 (Halle 1893); Davidson, Studies in the English mystery plays (Newhaven, Yale-Universität, 1893); d'Ancona, Origini del teatro italiano (2. Aufl., Turin 1891, 2 Bde.).

Mysteriös (griech.), geheimnisvoll, in geheimnisvolles Dunkel gehüllt.

Mysterium (griech.), Geheimnis (s. Mysterien); auch soviel wie Arcanum, Geheimmittel.

Mysticēte (Bartenwale), Gruppe der Wale (s. d.).

Mystifizieren (franz.), hinters Licht führen, d. h. jemand durch Benutzung seiner Leichtgläubigkeit zum besten haben, foppen; daher Mystifikation.

Mystik und **Mystizismus** (griech., verwandt mit Mysterium) bezeichnet nach herrschendem theologischen Sprachgebrauch zunächst eine Richtung des religiösen Lebens, welche ihre bestimmtere Ausprägung zwar erst im Gegensatz zur scholastischen Theologie des Mittelalters gefunden hat, aber schon in den dem Dionysios Areopagita zugeschriebenen Schriften Vertretung findet und durch sie mit dem Neuplatonismus zusammenhängt. Der Name Mystik an sich führt nicht weiter als auf eine Geheimlehre, in welche nur Auserwählte eingeweiht werden; erst die Geschichte der christlichen Theologie hat den Begriff abgerundet. Wie aber unmittelbare Vereinigung mit Gott das letzte Ziel schon der heidnischen Mysterien (s. d.) gebildet hatte, so heißt Mystik auch im christlichen Sinne vornehmlich die durch den Areopagitischen Gottesbegriff geleitete Andacht, in welcher die Überschreitung aller verstandesmäßigen Vermittelungen bis zum Aufgeben des bestimmten Bewußtseins in das unterschiedslose Wesen Gottes als etwas schon in der irdischen Gegenwart Erreichbares erstrebt wird, während die Scholastik dasselbe Ziel alles christlichen Strebens erst im jenseitigen Leben für erreichbar erachtete. Wenn daher die Scholastik auf eine Weltanschauung der Transscendenz in Form eines dialektischen Verstandesformalismus hinausläuft, sucht die Mystik die Immanenz des Unendlichen im Endlichen zugleich praktisch zu erfahren und theoretisch festzustellen. Dieses in allen Wesen gleichmäßig vorhandene Allgemeine kann ebendarum nichts Bestimmtes, Persönliches sein, weshalb alle ausgeprägte Mystik mit dem Pantheismus wahlverwandt ist. An sich beruht sie auf einer besondern Virtuosität einseitig und exzentrisch religiöser Naturen, welche, weil Gott »alles in allem« ist, ebendarum auch geneigt sind, phantastische und überschwengliche Regungen des Gemütslebens direkt auf Gott als die erste Ursache zurückzuführen; daher der moderne Sprachgebrauch mit dem Namen Mystizismus gewöhnlich allerlei frucht- und ziellose Gelüste bezeichnet, mit übersinnlichen Wesen in geheimnisvolle Berührung zu treten. Nachdem die griechische Philosophie im letzten Stadium ihrer Entwickelung derartigen Tendenzen Raum gegeben, mußte sie notwendig in den neuplatonischen Mystizismus auslaufen, der sich von dem echten Platonismus grundsätzlich durch Aufnahme eines ekstatischen Erkenntnisprinzips unterscheidet. Während aber die daran anknüpfende morgenländisch-christliche Mystik des Areopagiten die Frage nach der Erkenntnis Gottes und der Idealwelt in den Vordergrund stellt, weist die abendländische Mystik zunächst einen mehr praktischen Gehalt auf. Aber auch hier unterscheiden sich wieder sehr bestimmt die romanische Mystik, die durch Johannes Scotus Erigena mit dem Areopagiten zusammenhängt, in Bernhard von Clairvaux, den Viktorinern und in Bonaventura, überhaupt zum Teil in denselben Männern, welche gleichzeitig die Scholastik kultivieren, ihre Hauptträger besitzt und mehr nur eine psychologische Theorie der mystischen Andacht repräsentiert, und die germanische Mystik, welche, von Meister Eckard, Tauler, Suso, Ruysbroek u. a. vertreten, durchaus spekulativ verfahrend, denselben Prozeß, welchen jene nur nach seiner subjektiven Seite auffaßte, objektivierte, in das Wesen Gottes verlegte und so jene Anschauungen von demselben gewann, welche dann wieder von Jakob Böhme, Schelling und andern Theosophen und Philosophen der Neuzeit aufgenommen wurden. In naturalistischer Färbung fand der neuere Mystizismus Vertretung durch Paracelsus, Bruno, Campanella u. a., in katholisch gläubigem Sinn durch Franz von Sales, Angelus Silesius und den Quietisten Molinos. Vgl. Tholuck, Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik (Berl. 1825); Görres, Die christliche Mystik (2. Aufl., Regensb. 1879, 5 Bde.); Helfferich, Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und ihren Denkmalen (Hamb. 1842, 2 Bde.); Pfeiffer, Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts (Leipz. 1845—57, 2 Bde.); Noack, Die christliche Mystik (Königsb. 1853, 2 Bde.); Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter (Leipz. 1874—92, 3 Bde.); Heppe, Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche (Berl. 1875); Derselbe, Geschichte des Pietismus und der M. in der reformierten Kirche (Leiden 1879); Denifle, Das geistliche Leben. Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts (4. Aufl., Graz 1895); Merx, Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der M. (Heidelb. 1893); Gebhart, L'Italie mystique (Par. 1893).

Mystisch (griech.), soviel wie geheimnisvoll, durch geheimen Sinn dunkel; der Mystik (s. d.) angehörig, huldigend.

Mystische Lade (Cista mystica), s. Cista.

Mystisches Testament, eine letztwillige Verfügung, in welcher der Erbe nicht genannt oder eine sonstige wesentliche Bestimmung nicht enthalten, sondern statt dessen auf eine andre Urkunde verwiesen ist, wo sich dieselbe vorfinden soll.

Mytazismus (griech.), das zu häufige Vorkommen des Lautes m (griech. my).

Mytens, Martin van, Maler, s. Meytens.

Mythen (Große und Kleine M.), zwei Berggipfel in den Schwyzer Alpen (s. d.).

Mythenstein, s. Grütli.

Mytho (Mitho), Stadt in der franz. Kolonie Kotschinchina, unter 10° 21′ nördl. Br., am linken Ufer des Ostarmes des Mekhong, 46 km oberhalb der

Mündung, mit dem 77 km entfernten Saigon durch Eisenbahn verbunden, besteht aus vier durch Flußarme getrennten Quartieren: dem eigentlichen M., Altmytho, Kulubieng, einer Flußinsel, und Kulauho, einer zweiten Insel, hat ein Fort, Hospital, Collège, lebhaften Handel auf dem Fluß und 6000 Einw. Die Stadt wurde 1861 von den Franzosen erstürmt und 1892 von Anam abgetreten.

Mythographen (griech., »Mythenschreiber«), Bezeichnung der Schriftsteller des Altertums, welche die Sagen und Dichtungen der Vorzeit in Prosa bearbeiteten und zusammenstellten, wie unter den Griechen Apollodor, Parthenios, Paläphatos, Antonius Liberalis, unter den Römern Hygin, Fulgentius u. a. Beste Sammlung der »Mythographi graeci« von Westermann (Braunschw. 1843; neue Ausg. von Wagner, Bd. 1, Leipz. 1894); der »Mythographi latini« von Muncker (Amsterd. 1681, 2 Bde.) und Staveren (Leiden 1742, 2 Bde.).

Mythologie (griech.), die Lehre von den Mythen. Mythus heißt im allgemeinen Rede, dann Überlieferung, im engern Sinne die Überlieferung aus vorhistorischer Zeit (in welchem wir das Wort mythisch auch im täglichen Leben gebrauchen), in der modernen wissenschaftlichen Sprache eine Erzählung, deren Mittelpunkt ein göttliches Wesen ist, und das in konkreter Erzählungsform auftretende Dogma der alten heidnischen Völker, besonders der Griechen, bei denen sich der Mythus am freiesten und reichsten ausgebildet hat, und deren M. hier vorzugsweise in Betracht kommt. Das Dogma braucht nicht immer ein eigentlich religiöses zu sein. Jene frühern Menschen haben vielmehr all ihr Denken und Fühlen, ihre gesamte Vorstellungswelt im Mythus niedergelegt, und die M. bildet so den ganzen Komplex ihres Wissens und ihrer Moral. Die Entstehung der Mythen ist, wenigstens zu einem großen Teil, darauf zurückzuführen, daß man die Wirkungen der Naturkräfte willensbegabten Persönlichkeiten zuschrieb, welche, je nachdem diese Wirkungen dem Menschen gegenüber freundlich und segensvoll oder verderblich und zerstörend waren, als milde und freundliche oder als zürnende und feindliche Wesen aufgefaßt wurden. Weil aber die Wirkungen der Naturkräfte, also auch die sie hervorbringenden Persönlichkeiten weit über die menschliche Kraft erhaben waren, so erschienen letztere als Gottheiten. Da jedoch der Mensch solche ihn überragende Persönlichkeiten nur als potenzierte Menschen sich vorstellen kann, so müssen sie zwar einen dem menschlichen analogen Ursprung haben und auf menschliche Weise leben und empfinden, aber zugleich, da sie nicht aufhören, sich in der Natur zu manifestieren, unsterblich sein. Diese aus der Naturbetrachtung entstandenen Mythen, die wir physische nennen können, sind die ältesten; dieselben werden jedoch im Fortschritt menschlicher Gesittung mehr und mehr zu ethischen umgebildet. Derjenige Gott, welcher nach physischer Auffassung als der mächtigste erscheint, wird als König der Götter betrachtet. Indem sich nun die ethische Weiterbildung dieses Götterkönigs bemächtigt, muß sie ihn notwendig mit denjenigen Eigenschaften ausstatten, welche von einem guten irdischen König verlangt werden, also neben Macht u. Majestät mit Gerechtigkeit, Milde, Weisheit, festem Willen etc. Ferner leitet die mythenschaffende Thätigkeit aus dem Wesen dieses Charakters in seinem Verhältnis zu andern Charakteren Begebenheiten, Erlebnisse und Konflikte ab, in denen sich der Charakter des Gottes oder eine Seite desselben manifestiert. Als letzte Phase dieser Thätigkeit ist die vollendete Vermenschlichung ursprünglich göttlicher Wesen zu bezeichnen, die aber erst dann möglich ist, wenn die Naturbedeutung gegen die ethische Entwickelung ganz in den Hintergrund getreten ist. Die vermenschlichte Gottheit erhält dann eine neue menschliche Genealogie, tritt aber damit aus dem Gebiete des Mythus in das der Sage über, welche auf ihre Weise an das vom Mythus Überkommene anknüpft und daran fortspinnt. Bei der griechischen Mythenbildung müssen noch erwähnt werden das lokale Element, d. h. die Berührung verschiedener Stämme Griechenlands, und das zeitliche, d. h. die Aufeinanderfolge verschiedener Kulte. Bei der Berührung verschiedener Stämme erfolgte natürlich ein Austausch von (lokal entstandenen) Mythen und von religiösen Ideen, und es erwuchsen hieraus die Sagen von Wanderungen der Götter, aber auch, durch gegenseitige Konzession oder durch Überwiegen eines Stammes, ein Synkretismus, wonach zwei (oder mehrere) göttliche Wesen ähnlicher Natur zu einem verschmolzen und mit den Eigenschaften beider ausgestattet wurden. Aus der Aufeinanderfolge verschiedener Kultusepochen aber entstanden die Sagen von Vernichtungskämpfen einzelner Götter oder der Göttergeschlechter gegeneinander, wie z. B. die Sage von dem siegreichen Kampf gegen die Titanen, durch welchen die olympische Götterdynastie zur Herrschaft gelangte.

Die Quellen der M. sind die Schrift- und Kunstwerke der Alten. Am wichtigsten sind die ältesten Dichter, besonders Homer, der die heroische, Hesiod und die Orphiker, welche die kosmogonische und theogonische M. repräsentieren. Doch ist diese Dichtermythologie in zahllosen Fällen poetisch ausgeschmückt oder spekulativ umgewandelt, so daß sehr oft verhältnismäßig späte Schriftsteller (z. B. Pausanias, welcher aus lokaler Tradition schöpfte) das Ursprünglichere enthalten. Das Geschäft des Sammelns und Systematisierens der Mythen vollzogen vornehmlich die Chronisten und ältern Historiker, an deren Stelle in der Zeit der sinkenden griechischen Bildung die Periegeten und Grammatiker, welche Lokalsagen mit großem Fleiß und in weiter Ausdehnung sammelten und mythologische Cyklen zum Zweck der Litteraturstudien und des Unterrichts der Jugend bildeten. In der spätern Litteratur sind die dem Apollodor von Athen zugeschriebene »Bibliothek«, die »Bibliothek« des Diodorus Siculus, Ovids »Metamorphosen«, Hygins »Fabeln« und »Poetische Astronomie«, ferner die sogen. Mythographen Hauptquellen der M., und einen außerordentlichen Reichtum von Lokaltraditionen bietet Pausanias dar. Ergänzende Quellen unsrer mythologischen Kenntnis sind die Kunstwerke, indem sie meistens die von den Dichtern dargebotenen Mythen künstlerisch umbilden, bisweilen aber auch Mythen vorführen, die in schriftlicher Überlieferung verloren gegangen sind, ja hin und wieder auch selbst zu Mythenbildungen Anlaß gegeben haben.

Was die M. als Wissenschaft in der neuern Zeit betrifft, so hat man im 17. und 18. Jahrh. einerseits, wie schon die Alten (Euemeros, Paläphatos, s. d.), die Mythen auf pragmatische Weise wie Geschichte behandelt, anderseits die religiösen Ansichten der Alten von einem einseitigen Standpunkt aus beurteilt, indem man in ihnen bald ein Vorspiel, bald eine Entstellung der wahren Religion, d. h. der biblischen Offenbarung oder des Christentums, sah. Einen bedeutenden Einfluß auf die M. als Wissen-

schaft gewann dann zu Anfang unsers Jahrhunderts jene Richtung der Philosophie der Geschichte, die von der Annahme eines Urvolkes im Orient (Indien, Ägypten, Hochasien ꝛc.) ausgeht, das im Besitz einer Urreligion, d. h. einer reinen Gotteserkenntnis, gewesen sei. Von dort sei diese Urweisheit durch Priester unter den rohen Völkern der Erde und namentlich auch bei dem unkultivierten Volk der Griechen ausgebreitet worden, und zwar wegen der unzulänglichen Bildung und Erkenntniskraft der Völker auf allegorische Weise, in einer absichtlich erfundenen Bildersprache (d. h. in der Form des Mythus), während die abstrakte Lehre der reinen Religion sich esoterisch in den Mysterien (s. d.) erhalten habe. Zu den Vertretern dieser Richtung gehören unter andern die Romantiker Fr. Schlegel (»Über die Sprache und Weisheit der Inder«, 1808) und Görres (»Mythengeschichte der asiatischen Welt«, 1810), auch Schelling. Andre Forscher suchten in der Fabelwelt der Alten die bildliche Überlieferung einer bestimmten positiven Wissenschaft, besonders der Astronomie, oder der Physik, oder der Chemie. Am meisten Förderung ist der M. (besonders der griechisch-römischen) von seiten der Philologie geworden. Der unter Herders Einfluß stehende Christian Gottlob Heyne (1729—1812) war der erste, welcher die M. als einen Teil der Realphilologie behandelte und den Mythus als die Ausdrucksweise einer bestimmten Zeit betrachtete. Er ging allerdings in seinen Ansichten über die frühesten Zustände Griechenlands noch ganz von der Überlieferung aus, daß die Pelasger höhlenbewohnende, tierisch-einfältige Menschen gewesen, zu denen durch Kadmos, Danaos, Kekrops der Same uralter Weisheit und Gotteserkenntnis in einer symbolisch-mythischen Sprache gekommen sei, und daß Homer und Hesiod diesen zu epischen Erzählungen von den Göttern und Heroen umgestaltet hätten. Aber trotz dieser schiefen Ansicht von bewußten Schöpfern und Erfindern von Mythen hat Heyne zuerst durch Klassifikation der Schichten die M. zu einer Wissenschaft erhoben. Aus der Schule Heynes ist Creuzer (»Symbolik und M. der alten Völker«, Leipz. 1810—12, 4 Bde., u. ö.) hervorgegangen, auf den jedoch später die Ansichten von Jos. Görres und der geistesverwandten Richtungen großen Einfluß gewannen. Eine Reaktion gegen das Creuzersche System ging von J. H. Voß aus, der von seinen »Mythologischen Briefen« (Stuttg. 1794, 2 Bde.) und in seiner »Antisymbolik« (das. 1824—26, 2 Tle.) die Forderungen der Kritik und der philologischen Methode verfocht, indessen nicht ohne Einseitigkeit, insofern er im höhern Alter des Schriftstellers (Berichterstatters) auch eine größere Gewähr für echte, unverfälschte M. erblickte, außerdem auch durch seinen Rationalismus am wahren Verständnis der Mythen als Gebilden naiver Volksanschauung verhindert war. Seine Lichtseiten zeigt in stärkerm Maße Lobecks berühmtes Werk »Aglaophamus, sive de theologiae mysticae Graecorum causis« (Königsb. 1829). Auch Gottfr. Hermann (»De antiquissima Graecorum mythologia« und »De historiae graecae primordiis«, »Briefe über Homer und Hesiod«, 1817) hielt daran fest, daß die Mythen eine von Priestern geschaffene bildliche Rede seien; das Volk und auch die Dichter hätten dieselbe wörtlich genommen. Um die wahre Bedeutung der Mythen zu erforschen, müsse auf dem Wege der Etymologie der Sinn der mythischen Namen erkundet werden. Auf die neuern Ansichten über M. hat Otfried Müller (besonders in seinen »Prolegomena zu einer wissenschaftlichen M.«, Götting. 1825) besondern Einfluß gewonnen. Indem er das Prinzip der Autochthonie aller griechischen Entwickelung mit Konsequenz und Erfolg geltend machte, hat er den volkstümlichen Ursprung und Inhalt der M. zuerst systematisch durchgeführt und begründet und ist zu der Annahme einer mythenproduzierenden Zeit gekommen, in der das griechische Volk nach innerer Notwendigkeit seiner damaligen Bildungszustände in den Mythen die natürlichen Formen seines Denkens und Dichtens besaß. Ziemlich dieselbe Richtung finden wir allerdings schon vorher bei Buttmann (»Mythologus«, Sammlung seiner ausgezeichneten, seit 1794 erschienenen mythologischen Aufsätze, Berl. 1828), nur daß dieser das lokale Gepräge, auf welches Müller in erster Linie ausgeht, weniger berücksichtigt, dafür aber bereits historische Mythenvergleichung übt. Auch Welcker vertritt einen verwandten Standpunkt, namentlich in seiner ausgezeichneten »Griechischen Götterlehre« (Götting. 1858—60, 3 Bde.), desgleichen Preller (»Griechische M.«, Berl. 1854, 2 Bde.; 3. Aufl., besorgt von E. Plew, 1872—75; 4. Aufl., Bd. 1, besorgt von Robert, 1888—94).

Vom Standpunkt der neuern Philosophie und Theologie ward die M. der Alten betrachtet von Solger, Hegel, Chr. Herm. Weiße, Stuhr (»Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients«, Berl. 1836; »Religionssysteme der Hellenen«, das. 1838). Mehr in theologischer Beziehung ist Baurs vom Schleiermacherschen Standpunkt bearbeitete »Symbolik und M., oder die Naturreligion« (Stuttg. 1824—25, 2 Tle.) wichtig. An einer unberechtigten Hineintragung des christlichen Standpunktes in die griechischen Mythen leiden bisweilen die Ansichten von Nägelsbachs »Homerischer Theologie« (Nürnb. 1840, 3. Aufl. 1884) und »Nachhomerischer Theologie« (das. 1857). Demselben Fehler verfällt auch Lasaulx (»Studien des klassischen Altertums«, Regensb. 1854), der von einer nahen Verwandtschaft der antiken Religionsideen mit denen der Offenbarung des Alten und Neuen Testaments ausgeht.

Besonders folgenreich ist in neuester Zeit der Einfluß der vergleichenden M. geworden. Sie beruht auf Vergleichung der Mythen; diese Vergleichung aber erstreckt sich nicht auf die Mythen aller möglichen, sondern im wesentlichen nur auf die der zum indogermanischen (oder arischen) Stamm gehörigen Völker. Sie ist eine Tochter der vergleichenden Sprachwissenschaft. Zwar hatte sich schon vor 100 Jahren der englische Orientalist William Jones viel mit Mythenvergleichung abgegeben, aber diese bestand nur in einer kritiklosen Zusammenstellung indischer Mythen mit denen andrer arischer oder semitischer Völker. Als der eigentliche Vater der vergleichenden M. ist (von dem oben genannten Buttmann abgesehen) Adalbert Kuhn (s. d. 2), ein Schüler Bopps, des Vaters der vergleichenden Sprachwissenschaft, anzusehen, obwohl nicht zu vergessen ist, daß bereits Jakob Grimm auf dem Wege der Vergleichung schöne Beobachtungen gemacht hat. In ähnlichem Sinne, wenn auch mit Unterschieden im einzelnen, haben gearbeitet: Max Müller (»Essays«, Bd. 2: »Beiträge zur vergleichenden M. und Ethnologie«, 1869; »Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft«, 1874; »Natürliche Religion«, 1890), Wilhelm Schwartz (s. d.), W. Mannhardt (s. d. 2), Bréal (»Mélanges de mythologie et de linguistique«, Par. 1877), Th. Benfey (s. d.), Cox (»Mythology of

the Aryan nations«, Lond. 1870), E. H. Meyer (»Indogermanische Mythen«, Bd. 1 u. 2, Berl. 1883—87; »Die eddische Kosmogonie«, Freiburg 1891; »Germanische M.«, das. 1891), Leopold v. Schröder (»Griechische Götter u. Heroen«, Bd. 1, Berl. 1887) u. a.

Ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel für die Rekonstruktion der indogermanischen Religion und zugleich ein Korrektiv für die vergleichende M. bietet die Ethnologie, insofern sie von dem religiösen und sittlichen Zustand andrer noch auf gleicher oder ähnlicher Stufe befindlicher Völker Kunde gibt und zeigt, wie unter ähnlichen Umständen überall und allezeit ähnliche Mythen entstehen. Nach dieser Seite sind außer Mannhardts und Schwartz' Arbeiten besonders Bastian (»Allgemeine Grundzüge der Ethnologie«, Berl. 1884), Andrew Lang (»Custom and myth«, 3. Aufl., Lond. 1890), Laistner (»Das Rätsel der Sphinx«, Berl. 1889, 2 Bde.), Rich. Andree (»Die Flutsagen«, Braunschw. 1891) fruchtbar geworden.

Was war es nun, was zuerst die religiösen Empfindungen und deren Äußerungen bei den Indogermanen anregte? Die Untersuchung der Götternamen und Göttersagen bei den verwandten Völkern gibt in Übereinstimmung mit der Ethnologie darauf die Antwort, daß dies die Vorgänge in der Natur waren: die Erscheinungen der Sonne und des Mondes, der Morgen- und Abendröte, des Blitzes und Donners, des Sturmes und Windes. Die Menschen fühlten sich abhängig von der Macht dieser Naturerscheinungen und stellten sich diese Naturwesen belebt und zwar, ihrer kindlich-naiven Anschauung folgend, als Wesen wie sie selbst oder wie die Wesen ihrer Umgebung, nur, den Wirkungen entsprechend, mit übermenschlicher Kraft ausgestattet vor. Wie das Leben der Menschen auf jener Stufe ein nur von natürlichen, nicht von sittlichen Prinzipien getragenes war, so ließen sie auch die Naturgötter rein nach natürlichen Trieben, nicht mit sittlichem Bewußtsein handeln. Zwar blieb der sittliche Fortschritt nicht ohne Einfluß auf die Vorstellungen von den Göttern, insofern auch diese allmählich mehr und mehr in sittlicher Beziehung vervollkommt wurden; aber alle jene uralten Züge von natürlicher Roheit zu verwischen, ist keinem Fortschritt gelungen. Obwohl die vergleichende M. nicht nur den Glauben an »Dyaus«, den Himmel, als den höchsten Gott, sondern auch noch andre religiöse Vorstellungen als indogermanisches Eigentum erwiesen hat, so stellt sich doch ebenso zweifellos heraus, daß die Periode der Mythenbildung mit dem Eintritt der Trennung der arischen Völkerfamilie nichts weniger als abgeschlossen gewesen, daß dieselbe vielmehr, nur in andern Formen, stetig fortgeschritten ist. Mit Recht erkennt es daher die Wissenschaft der M. als ihre Aufgabe, die verschiedenen Mythenschichten zu scheiden und die Frage nach ihrem Eintritt und Alter aufzuwerfen. Mithin wird es auch fortgesetzte Aufgabe der Wissenschaft bleiben, sich in die M. jedes einzelnen der stammverwandten Völker zu versenken, und dieser Zweig der Forschung wird durch die Mythenvergleichung in keiner Weise beeinträchtigt, im Gegenteil gefördert. Aber auch noch eine besondere Art der Mythenvergleichung muß Platz greifen. Es steht nämlich fest, daß die Trennung der arischen Völker nicht mit einemmal, sondern allmählich und gruppenweise erfolgt ist, wenn auch über das Wie und Wann der Trennung bei weitem noch keine Sicherheit herrscht, nicht einmal darüber, ob die Griechen und Italer mit oder ohne Kelten nach der Trennung von den Germanen und Slawo-Letten noch eine Einheit gebildet haben. Gerade hier vermag vielleicht eine in dieser Richtung angestellte Mythenvergleichung der Sprachforschung in die Hände zu arbeiten, und jedenfalls ist die insbes. von W. H. Roscher (s. d.) gepflegte Vergleichung griechischer und italischer Mythen als sehr verdienstvoll zu bezeichnen. Was nun den Inhalt der Mythen betrifft, so ist es auch nach der Trennung und nach der erfolgten Sonderexistenz der Völker die Natur gewesen, welche ihrem Mythentrieb die mächtigsten Impulse gegeben hat. Es wurden nicht nur die mitgebrachten Naturanschauungen auf die neuen Wohnsitze übertragen, wobei größere oder kleinere Veränderungen derselben eintraten, sondern auch die neuen Wohnsitze selbst riefen durch die Besonderheit ihrer landschaftlichen und klimatischen Verhältnisse neue Mythen hervor. Da diese Verhältnisse aber von den unsrigen vielfach abweichen, so ist es für denjenigen, welcher in das Wesen dieser Mythenschicht eindringen will, unerläßlich, womöglich durch eigne Beobachtung sich die größtmögliche Bekanntschaft mit jenen Verhältnissen zu verschaffen. Dadurch sind die Arbeiten von Forchhammer (»Hellenika«, Berl. 1837) und Aug. Mommsen (»Zur Kunde des griechischen Klimas«, Schlesw. 1870; »Griechische Jahreszeiten«, das. 1873—76) besonders wichtig. E. Curtius (»Griechische Geschichte« und in zahlreichen Aufsätzen), Heinr. Dietr. Müller (»M. der griechischen Stämme«, Götting. 1857—69, 2 Bde.; »Hermes Argeiphontes und Jo-Demeter«, das. 1866), Aug. Mommsen (»Delphika«, Leipz. 1878), Ulrich v. Wilamowitz, Crusius, Eduard Meyer (»Griechische Geschichte«) u. a. haben, O. Müllers Anregung folgend, die Aufhellung und Wanderung der Mythen der einzelnen griechischen Stämme und Städte unternommen, während die Arbeiten von Bernh. Schmidt (»Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum«, Leipz. 1871; »Griechische Märchen«, das. 1877) und Usener (»Legenden der heil. Pelagia«, Bonn 1879; »Religionsgeschichtliche Untersuchungen«, das. 1888) vorzugsweise der Aufdeckung des Nachlebens griechischer und römischer Mythen in Legenden, Sagen und Gebräuchen der Jetztzeit gewidmet sind. Dem Nachweis des bedeutenden Einflusses des Seelenkultes und des Unsterblichkeitsglaubens auf die Sagen und Gebräuche der Alten ist das ausgezeichnete Werk von Erwin Rohde, »Psyche« (Freib. i. Br. 1890—93, 2 Bde.) gewidmet.

Über Kunstwerke als Quellen von Mythen handelt Milchhöfer in den »Mitteilungen des Archäologischen Instituts in Athen« (Bd. 4, S. 42 ff.). Ein großes kunstmythologisches Werk ist die von Overbeck unternommene »Griechische Kunstmythologie« (besonderer Teil, Bd. 1—3, Leipz. 1871—89), neben welchem Conze (»Heroen und Göttergestalten der griechischen Kunst«, Wien 1874—75) zu nennen ist. Populäre Zwecke verfolgen: Seemann, Die Götter und Heroen der Griechen (Leipz. 1869); Derselbe, M. der Griechen und Römer (3. Aufl., das. 1885); Stoll, Die Götter und Heroen des klassischen Altertums (7. Aufl., das. 1885); Derselbe, Handbuch der Religion und M. der Griechen und Römer, für Gymnasien (6. Aufl., das. 1875). Auch in Baumeisters »Denkmälern des klassischen Altertums« (Münch. 1884—1888, 3 Bde.) ist ein beträchtlicher Raum der M. gewidmet. Die ausschließlich auf römische M. und auf die germanische Mythenwelt bezüglichen Werke sind unter den Artikeln »Römische Mythologie«, »Deutsche

Mythologie« und »Nordische Mythologie« angeführt. Ein »Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen M.« gibt Roscher im Verein mit Birt, Crusius, Deecke u. a. heraus (Leipz. 1884 ff.). Durch dieses sind die ältern Werke, unter denen das »Handwörterbuch der griechischen und römischen M.« von Ed. Jacobi (Koburg 1830—35, 2 Bde.) das beste war, beinahe überflüssig gemacht worden.

Mythus (griech. Mythos), s. Mythologie.

Mytilēne (Mitylene), im Altertum die wichtigste Stadt der asiatischen Äoler und der Insel Lesbos, auf einer deren Ostseite vorgelagerten, jetzt landfesten Insel und der gegenüberliegenden Küste, hatte zwei Häfen, einen im N. und einen im S., sowie starke Befestigungen und war durch ihre hohe Bildung wie eifrige Förderung von Kunst und Wissenschaft von alters her berühmt (s. Lesbos). Nachdem die Insel 428 unter Mytilenes Leitung von dem Attischen Seebund abgefallen war, wurde die Stadt nach langer Belagerung von den Athenern erobert, grausam bestraft und ihrer Mauern und Seemacht beraubt. Zur Zeit Alexanders d. Gr. litt M. sehr infolge der Einnahme durch die Perser und der spätern Eroberung durch die Makedonier. Indessen erholte es sich von diesen und spätern Schlägen immer schnell wieder und wurde später von den römischen Kaisern wesentlich begünstigt. Im Mittelalter ging der Name M. (türk. Midüllü) auf die ganze Insel über. Die heutige Hauptstadt M. (oft bloß Kastro genannt) ist Sitz eines Mutessarif und eines griechischen Metropoliten, hat ein großes, 1373 von Gatelusi auf der Stelle der antiken Akropolis erbautes Schloß, 14 Moscheen, 7 Kirchen und 15,000 Einw. Die Handelsbewegung des Hafens beläuft sich jährlich auf 24—28 Mill. Mk. (1889/90: 954 Dampfer, 2512 Segelschiffe von zusammen 392,000 Ton.).

Mytilini, Insel, s. Lesbos.

Mytilotoxin, s. Miesmuschel.

Mytĭlus, die Miesmuschel.

Mytistraton, s. Mistretta.

Myūs, die kleinste der zwölf ionischen Städte in Karien, südlich am Mäandros, war eine der drei Städte, welche Themistokles vom Perserkönig geschenkt erhielt. In der Nähe erlitten die Athener während des Peloponnesischen Krieges eine Niederlage durch die Karier. Zur Zeit des Augustus war M. verlassen, ihr Gebiet milesisch. Heute Ruinen Awschar Kalessi.

Myvatn (»Mückensee«), See auf Island, im nördlichen Teil der Insel, etwa 10 km lang und 8 km breit, mit 34 Lavainseln und einer Menge kleiner Holme, reich an Fischen und Seevögeln, friert wegen der vulkanischen Wärme an einzelnen Stellen nie zu und fließt durch den Laxa in den Skjálfandafjord ab. In der Nähe finden sich heiße Quellen und Schwefelablagerungen.

Myxae, s. Cordia.

Myxine, Fisch, s. Inger.

Myxinoiden, s. Rundmäuler.

Myxödem (griech., Schleimgeschwulst), eine eigentümliche Erkrankung, welche in bedeutender Wucherung des gesamten Bindegewebes und Durchtränkung desselben mit einer schleimigen, sulzigen Masse besteht. An der Haut des Gesichts beginnend, sich dann auf den ganzen Kopf, den Rumpf und die Gliedmaßen ausdehnend, bewirkt dieselbe eine beträchtliche Volumzunahme der betroffenen Körperteile. Die Haut des Gesichts wird dabei brettartig hart, die Augenlider können kaum noch bewegt werden, nähern sich einander, so daß schließlich nur noch ein schmaler Spalt sichtbar ist. Auch das Gehirn wird ergriffen, und die hierauf zu beziehenden Erscheinungen sind mit dem Kretinismus sowie den Zuständen, welche nach operativer Entfernung der Schilddrüse beobachtet werden (Kachexia strumipriva), höchst übereinstimmend. Die Kranken werden zuerst apathisch, zuletzt aber geradezu blödsinnig. Die Krankheit wurde zuerst von Ord in London näher studiert; sie befällt vorwiegend das weibliche Geschlecht im mittlern Alter. Bei der Obduktion findet man neben der erwähnten Vermehrung und Infiltration des Bindegewebes regelmäßig eine Atrophie der Schilddrüse. Diese Beobachtungen weisen augenscheinlich darauf hin, daß das M. durch Unterdrückung der Funktion der Schilddrüse zu stande kommt, sowie daß die operative Entfernung der Schilddrüse öfters ein gleichsam experimentell erzeugtes M. zur Folge hat. Ersteres ist jetzt durch zwei Thatsachen bewiesen worden: Trat nach Schilddrüsenexstirpation das M. nicht ein, so waren entweder Nebenschilddrüsen vorhanden oder beim Operieren war die Schilddrüse nicht vollkommen exstirpiert. Sodann bildet sich ein schon ziemlich vorgeschrittenes M. zurück, wenn man die Patienten Schilddrüsensaft, gewonnen von der Schilddrüse von Tieren (Schaf), einnehmen läßt. Allerdings scheint es, daß diese Kranken, um den erreichten Erfolg zu sichern, dauernd den Saft einnehmen müssen.

Myxogastēres, soviel wie Myxomyceten (s. d.).

Myxōma (griech.), s. Schleimgewebsgeschwulst.

Myxomyceten (Myxomycetes, Schleimpilze, Mycetozoa, Pilztiere), eine von den ältern Mykologen zu den Bauchpilzen gerechnete, jetzt wegen ihrer von allen übrigen Pilzen wesentlich abweichenden und mit den Monadiceen unter den Protozoen verwandten Organisation als selbständige Gruppe zwischen Tierreich und Pilze gestellte, von andern auch zum Tierreich gezogene Klasse von Organismen. Die M. entwickeln kein Mycelium und bestehen überhaupt nicht aus Pilzhyphen, sondern zeigen in ihren vegetativen Zuständen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den niedersten Tieren; nur in ihren Fortpflanzungskörpern ähneln sie gewissen Pilzen. Unter ihren vegetativen Zuständen sind das Schwärmerstadium, das Amöbenstadium und das Plasmodienstadium zu unterscheiden. In ersterm bilden sich hautlose, durch fadenförmige Geißeln (Cilien) bewegliche Schwärmer aus, die im stande sind, feste Nahrung aufzunehmen und sich durch fortgesetzte Zweiteilung zu vermehren. Dieses Stadium kommt bei der Mehrzahl der M. vor und fehlt nur z. B. den Vampyrellen und Diktyostelien. In dem durch den Mangel von Cilien gekennzeichneten Amöbenstadium vermittelt das kontraktile Körperplasma die Bewegung durch Aussendung von Pseudopodien, die wie Fangarme feste Nahrungskörper heranholen; auch in diesem Stadium, das stets auf die Schwärmerbildung folgt, ist Teilungsfähigkeit vorhanden. Durch Verschmelzung der Amöben kommt das Plasmodienstadium zu stande, das bei allen höhern M. bekannt ist, und das bisweilen zur Bildung zoll- bis fußgroßer, in langsamer Bewegung begriffener Schleimkörper (Plasmodium, Fig. 1) führt. Dasselbe fließt oft nach höhern Punkten empor, erklimmt selbst Stengel und Blätter größerer Pflanzen, verkriecht sich auch bei dem Wechsel von Helligkeit und Dunkelheit zwischen die Lücken des Substrats. Die Oberfläche der Masse wird von einer dichtern Randschicht gebildet, das wasserreiche Innere ist durchsäet mit Vakuolen und mit Kalkkörnchen, die häufig von einem gelben oder dunkelvioletten Pigment über-

zogen sind, welches dem Plasmodium dieselbe Färbung erteilt. In chemischer Beziehung besteht dasselbe aus einem unlöslichen Eiweißstoff (Plastin) neben

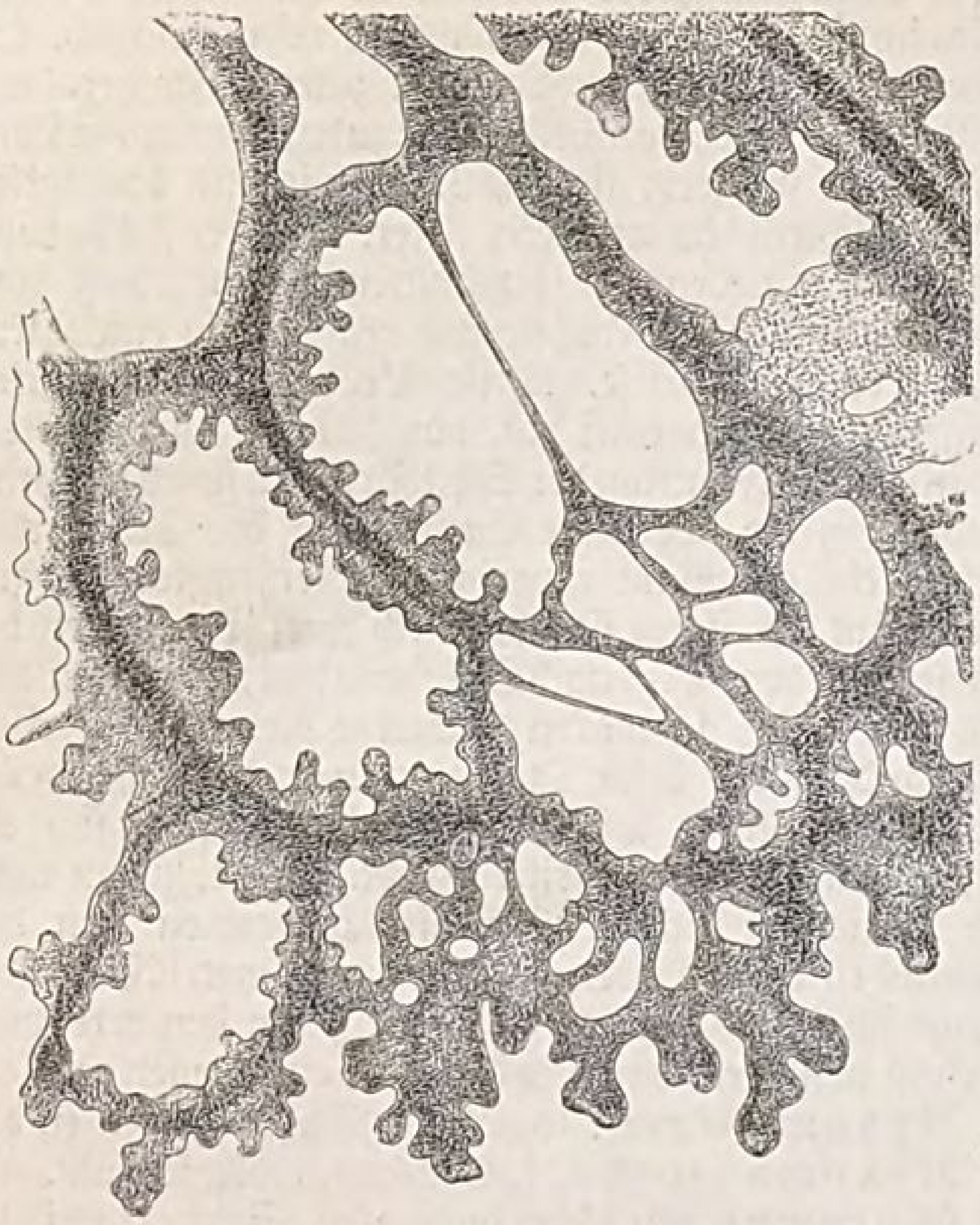


Fig. 1. Plasmodium von Didymium. 350fach vergr.

Vitellin, Myosin, ferner Asparagin, Peptonen, Glykogen, einer Zuckerart, Cholesterin, Fettsäuren, Glycerin, Harz, zahlreichen Salzen und Wasser (72 Proz.).

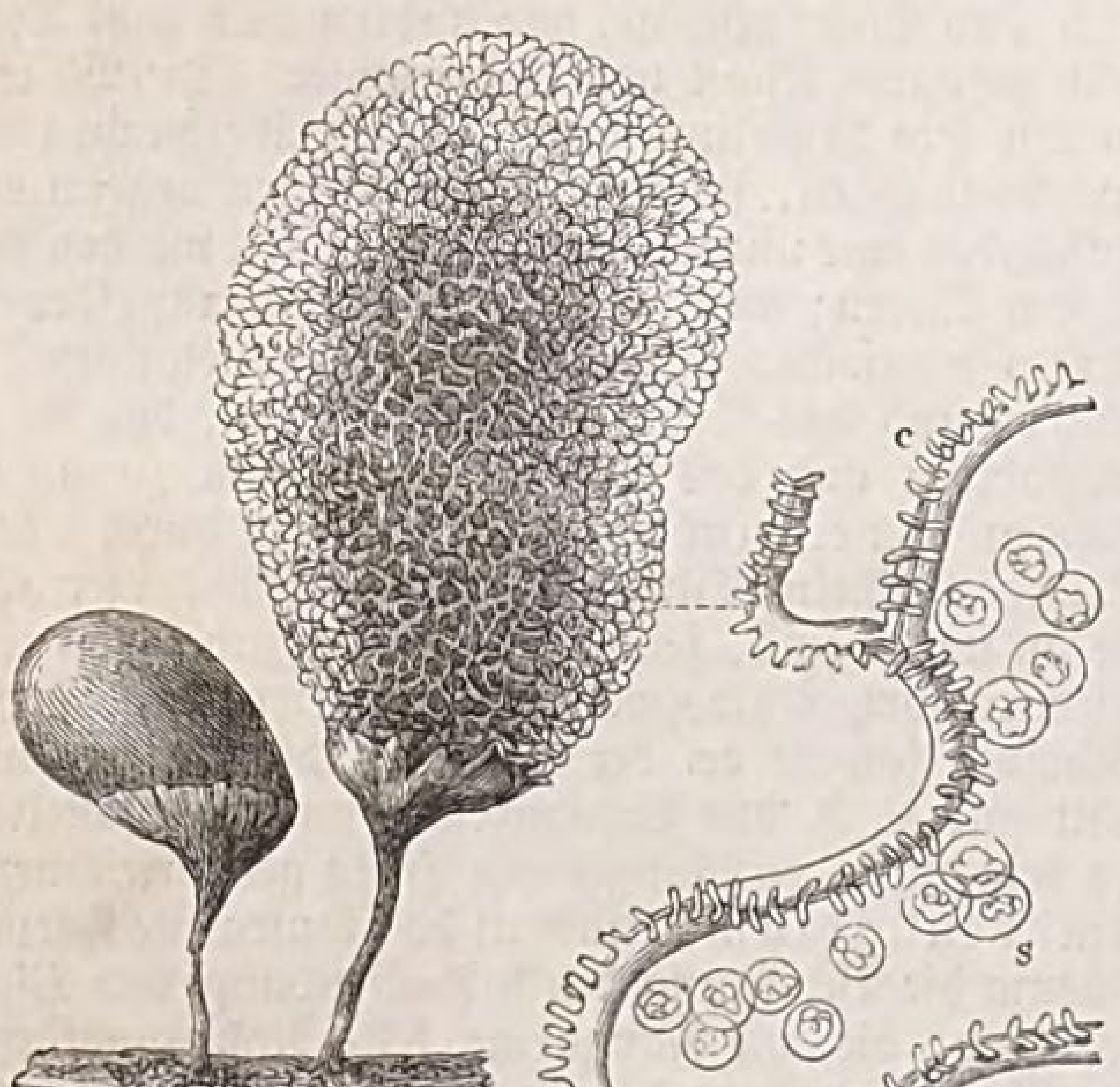


Fig. 2. Arcyria punicea. a Sporocysten, natürl. Größe, b 40fach vergr., c Kapillitium, 300fach vergr., s Sporen.

Die Bewegung besteht in einem Aussenden und Wiedereinziehen aderartiger, oft netzförmig zusammenfließender Fortsätze, womit eine innere Strömung der körnigen Masse verbunden ist; da das Austreiben der Fortsätze vorwiegend nach Einer Richtung, meist der Wirkung der Schwere entgegengesetzt, stattfindet, so kommt die Ortsbewegung zu stande. Sobald die Schwärmer, Amöben oder Plasmodien der M. eine hinreichende Größe und Ausbildung erreicht haben, gehen sie in den Fruchtzustand über. Bei demselben umgibt sich der Plasmakörper entweder mit einer festen Haut (Cystenbildung), oder es bilden sich durch Zusammenhäufung von Einzelfrüchten nackte oder behüllte Fruchtkörper (die sogen. Äthalien) als mehr oder weniger einheitliche Gebilde. Unter den Cysten sind solche mit beweglichen Fortpflanzungszellen (Zoocysten) u. mit ruhenden Fortpflanzungszellen (Sporocysten) zu unterscheiden; erstere Form kommt z. B. bei vielen Monadinen, letztere bei der Mehrzahl der höhern M. vor. An den entwickelten Sporocysten (Fig. 2) läßt sich meist eine einfache oder doppelte Hülle, ein Stiel mit einer innerhalb der Cyste liegenden Fortsetzung (Mittelsäule, columella), die Sporen (Fig. 2 c bei s) und ein die Sporen umgebendes Haargeflecht (capillitium, Fig. 2 c) unterscheiden; letzteres besteht aus einfachen oder netzförmig verbundenen, soliden oder röhrenartigen, an ihrer Oberfläche oft spiralig, stachel- oder leistenförmig verdickten Fasern, die teils durch Erstarrung von Plasmasträngen, teils als Membranausscheidungen im Umkreis langgestreckter Vakuolen gebildet werden. Die Äthalienbildung, die am bekanntesten bei der gelben Lohblüte (Fuligo varians *Sommerf.*, Aethalium septicum *Lk.*) ist, beginnt damit, daß die im Innern des Substrats verbreiteten Plasmodien an der Oberfläche desselben sich ansammeln, durch Umlagerung der Plasmakörner eine Rindenschicht und im Innern derselben die Sporenfrüchte mit netzförmigem Kapillitium u. violettbraunen Sporen ausbilden. Die M. nähren sich teils von toten organischen Körpern, wie Anhäufungen von Pflanzenteilen, Holzstümpfen, Exkrementen, Federn u. Klauen von Tieren, teils leben sie als Parasiten besonders in zahlreichen Algen, Vorkeimen von Farnen, höhern Wasserpflanzen, wie Lemna, Wurzeln und Knollen von Brassica-Arten, Leguminosen, Pilzen, auch in Tieren, wie Euglenen, Infusorien, Krustaceen sowie den Muskeln der Schweine und dem Darm des Menschen. Nach Zopf zerfallen sie in die meist wasserbewohnenden, oft parasitischen Monadineen und die luftbewohnenden, niemals parasitischen Eumycetozoen; letztere zerfallen in die Gruppe der Sorophoreen mit fehlender Schwärmerbildung; der Endosporeen mit Sporocysten und der Exosporeen mit Sporen, die auf basidienartigen Trägern gebildet werden. Vgl. E. Fries, Systema mycologicum (Greifsw. 1821—29); De Bary, Die Mycetozoen (2. Aufl., Leipz. 1864); Rostafinsky, Versuch eines Systems der Mycetozoen (Straßb. 1873); Cooke, The Myxomycetes of Great Britain (Lond. 1877); Zopf, Die Pilztiere oder Schleimpilze (in Schenks »Handbuch der Botanik«, Bd. 3, Bresl. 1887).

Myxorrhöe (griech.), Schleimfluß.

Myxosporidien, s. Gregarinen.

Myxozōa, s. Bauchtiere.

Myzodendraceen, kleine, nur neun chilenische Arten umfassende, dikotyle, zunächst mit den Loranthaceen verwandte Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Santalalen. Halbschmarotzende Sträucher mit abwechselnden Blättern, sehr kleinen eingeschlechtigen, im männlichen Geschlecht nackten Blüten und dreikantigen oder dreiflügeligen Früchten, die durch drei stark verlängerte, federartige Borsten der Windverbreitung angepaßt erscheinen.

Mzabiten (Mosabiten, Beni Mzab), Berberstamm in der alger. Sahara, im südlichsten Teile der Provinz Algier, der zwischen 32°—33° 20′ nördl. Br. und 2° 16′ — 5° 10′ östl. L. v. Gr. sieben Ortschaften in vier Oasen bewohnt, die in ein 300—800 m hohes Plateau eingesenkt und von den Wadis Methili, Mzab, Neßa und Sogrir durchzogen sind. Sehr gutes Wasser von 20—21° findet man in Fülle 20—25 m unter der Oberfläche. Das Thermometer erreicht im Sommer 40° (auch die Nächte sind sehr heiß), im Winter fällt es nachts bis —4°, steigt bei Tage aber wieder bis 20°. Man zählt in diesen Oasen 193,000 Dattelpalmen mit 24 Varietäten von ausgezeichneter Güte, außerdem Feigen, Granaten, Aprikosen, Wein, Orangen, Zitronen, Gemüse aller Art, Gerste, etwas Weizen. Doch genügt die Produktion nicht dem Bedarf der Bevölkerung, von der ein Drittel der Männer jährlich nach Algier, Tunis und andern Städten der Küste auswandert, um Fleischerei, Betrieb der öffentlichen Bäder, namentlich aber Handel, auch Großhandel mit europäischen Ländern zu betreiben, wobei die mzabitischen Kaufleute sich eines ausgezeichneten Rufes erfreuen. Die Gesamtzahl der M. betrug 1891: 38,153 Seelen, wovon mehr als die Hälfte auf die Oase Gharbaja mit dem gleichnamigen Hauptort (s. Gharbaja) kommen, der Rest auf die Ortschaften Melika, Beni Isgen, Bu Nura, El Atef, Berrian und Gerara. Darunter befinden sich nur 26 Franzosen und 786 Tunesier. Außerdem wohnen in den Küstenstädten gegen 3000 M., die meist nach einigen Jahren mit ihren Ersparnissen in die Heimat zurückkehren, worauf ihre Stellen von andern ihres Stammes eingenommen werden. Die M. leiten ihren Ursprung von den Moabitern ab und sind vielleicht libysch-phönikischen Ursprungs, wiewohl ihre Sprache ein echter Berberdialekt ist. Zur Zeit der arabischen Invasion wohnten sie im südlichen Tunis, mußten aber in die Wüste zurückweichen und nahmen den Islam an, der jedoch noch manche Spuren ihres ehemaligen christlichen Bekenntnisses zeigt und von den rechtgläubigen Mohammedanern als ketzerisch angesehen wird. Die französische Herrschaft haben sie erst seit 1850 anerkannt, 1857 mußte sich ihre Hauptstadt Gharbaja ergeben, und 1882 wurde daselbst ein Fort mit französischer Besatzung errichtet. Vgl. Amat, Le M'Zab et les M'Zabites (Par. 1888).

Mzchet, Dorf im Kreise Tiflis des russisch-kaukas. Gouv. Tiflis, nordwestlich von der Stadt Tiflis, an der Mündung der Aragwa in die Kura und an der Bahn Batum-Samtredi-Tiflis, hat 3 griechisch-kath. Kirchen u. eine armenisch-gregorianische, ein Nonnenkloster u. (1893) 1221 Einw. M. ist wohl der älteste Ort des Kaukasus, war bis zum 15. Jahrh. die Residenz der Könige von Georgien, soll 30 km im Umfang gehabt und 80,000 waffenfähige Männer gestellt haben und hat eine bereits im 4. Jahrh. gegründete Kathedrale, die lange Zeit Begräbnisstätte der Herrscher und höchsten Würdenträger war. In der Nähe liegen die Ruinen der alten Stadt Armasis (Arma-Ziche, Harmozica). Hier wurde bei den Erdarbeiten an der Eisenbahn Poti-Tiflis ein Leichenfeld aufgedeckt, das den Beweis lieferte, daß die jetzigen Georgier von den alten Iberiern stammen (vgl. Iberien 1). Die zum Teil mehrere tausend Jahre alten Steingräber gehören noch der anthropophagen Periode an.

Mzensk, Kreisstadt im russ. Gouv. Orel, an der Suscha u. der Eisenbahn Moskau-Kursk, mit 13 Kirchen, dem außerhalb der Stadt gelegenen Peter-Paulskloster, einer Stadtbank, Kreditanstalt, Fabrikation von Spitzen, Talg, Seife, Leder, Schiffahrt, Handel mit Landesprodukten u. (1889) 16,028 Einw. M. wird zuerst 1147 erwähnt und gehört seit 1509 zu Rußland.

N.

N (en), **n**, lat., **N, n**, der dentale Nasallaut, wird dadurch gebildet, daß man ganz wie bei der Bildung des d mit der Zunge einen Verschluß im Mund hervorbringt und die Luft bei tönender Stimme zur Nase heraustreten läßt. In der deutschen und andern vom lateinischen Alphabet abstammenden Schriften wird außer dem dentalen auch der gutturale Nasal (z. B. in Ding, denken, engl. thing, to think) durch das n bezeichnet, obwohl bei der Hervorbringung desselben eine andre Artikulation der Zunge stattfindet, nämlich dieselbe wie bei der Bildung des g, weshalb in der griechischen Schrift der gutturale Nasal durch das Zeichen für g (γ, Gamma) ausgedrückt wird. Noch andre Arten des n werden in einigen orientalischen Alphabeten durch besondere Buchstaben bezeichnet, so im Sanskrit das cerebrale, eine Unterart des dentalen, und das palatale, eine Unterart des gutturalen n. Unser Buchstabe n findet sich schon im Phönikischen und Hebräischen, wo er Nun (»Fisch«) hieß. Geschichtlich betrachtet, ist das n in den indogermanischen Sprachen häufig aus m entstanden, besonders im Griechischen.

Abkürzungen.

Als Zahlzeichen bedeutet im Griechischen ν′ = 50, ͵ν = 50,000, im Lateinischen N = 900 (bisweilen auch 90), N̄ = 900,000 (auch 90,000); als Abkürzung soviel wie Numerus, Neutrum, Nominativus ꝛc.; im Handel soviel wie netto. In der Chemie ist N Zeichen für 1 Atom Stickstoff (Nitrogenium), in der Meteorologie internationales Zeichen für Nord. Endlich gebraucht man N. oder NN. häufig als Ersatz für einen unbekannten oder absichtlich nicht genannten Namen, welche Abkürzung durch das lateinische nomen nescio (»den Namen weiß ich nicht«) oder notetur nomen (»der Name werde bemerkt«) erklärt wird.

N. oder *N. ab E.* oder *N. v. E.*, bei naturwissenschaftl. Namen = Nees v. Esenbeck (s. d.).
NB. (N. B.) = Nota bene (s. d.).
n. Br. = nördliche Breite (s. »Breite«).
N. C. = Nordcarolina.
n. Chr. = nach Christo, nach Christi Geburt.
N. D. = Norddakota.
N. D. C. = Niederwald-Deputierten-Konvent (s. d.).
N. E. = North-East (engl.), Nord-Est (franz.), Nordost.
N. H., 1) = Normalhöhenpunkt (s. »Normalnull«); 2) = New Hampshire.
N. J. = New Jersey.
NN., in Preußen = Normalnull (s. d.).
n. n. = netto-netto.
NO. = Nordost.
N. R., in der Buchhaltung = neue Rechnung.
N. S., 1) auch **n. St.** = neuen Stils, Zeitrechnung nach dem gregorianischen Kalender (s. »Kalender«); 2) = nach Sicht (auf Wechseln); 3) = Nachschrift.
N.-S. (J.-C.), in Frankreich = Notre-Seigneur (Jésus-Christ).
N. T. = Neues Testament.
NW. = Nordwest.
N. Y. = New York.

Na, in der Chemie Zeichen für ein Atom Natrium.

Naab, Fluß, s. Nab.

Naarden, befestigte Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, an dem Zuidersee, durch einen Kanal mit Muiden a. d. Vecht verbunden, an der Eisenbahn Amsterdam-Winterswijk und den Dampfstraßenbahnen Amsterdam-N. und N.-Huizen, mit reformierter und kath. Kirche, Kalikofabrikation und (1889) 3189 Einw. N. wurde 1542 von den Spaniern gänzlich zerstört.

Naas (spr. nās), Hauptstadt der irischen Grafschaft Kildare, mit 3 Kirchen, Nonnenkloster, Armenhaus, Gefängnis, Kaserne und (1891) 3735 Einw.; früher Residenz der Könige von Leinster.

Nab (Naab), linksseitiger Nebenfluß der Donau in Bayern, entsteht aus der Böhmischen oder Waldnab, welche südlich von Bärnau am Nordabfall des Böhmerwaldes entspringt, der vom Ochsenkopf des Fichtelgebirges kommenden Fichtelnab (Quelle 870 m ü. M.) und der Heidenab, welche auf der sogen. Nassen Heide nördlich von Kemnat entsteht. Die beiden erstern vereinigen sich bei Neuhaus und empfangen die letztere 4 km oberhalb Luhe. Nebenflüsse sind rechts: die Vils; links: die Luhe, Pfreimt und Schwarzach. Die N. durchfließt einen großen Teil der Oberpfalz, wird bei Kalmünz für kleine Fahrzeuge schiffbar und mündet nach einem Laufe von 165 km bei Mariaort oberhalb Regensburg, 340 m ü. M.

Nabaroh, Hauptort des Distrikts Talkha der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, am linken Ufer des Bahr Schibin, mit (1882) 6017 Einw.

Nabatäer (in der Bibel Nebajoth), semitischer Stamm im Peträischen Arabien mit der Hauptstadt Petra, erscheint Ende des 4. Jahrh. v. Chr. als ein mächtiger Zweig der ismaelitischen Araber, freiheitliebend, kriegerisch und reich durch Kamel- und Schafherden sowie als Vermittler des arabisch-indischen Handels. Ihre Staatsverfassung war eine monarchische; ihre Häuptlinge werden von den Alten Könige genannt. Sie führten mit den syrischen Königen und den Makkabäern Krieg. Pompejus war der erste Römer, der 63 v. Chr. eine Expedition in ihr Gebiet sandte; bald darauf unterwarfen sie sich den Römern, unter deren Oberhoheit sie vorläufig ihre Stellung behaupteten. Unter Trajan ward dem Reich ein Ende gemacht (105 n. Chr.); die noch vorhandenen Ruinen der Hauptstadt gehören zu den merkwürdigsten und prachtvollsten Überbleibseln des hellenistisch-orientalischen Stiles. Außerdem sind zahlreiche arabische Inschriften (in aramäischer Sprache) vorhanden; vgl. Euting, Nabatäische Inschriften aus Arabien (Berl. 1885; mit historischen Notizen von A. v. Gutschmid).

Nabburg, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, an der Nab und der Linie München-Regensburg-Oberkotzau der Bayrischen Staatsbahn, 391 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen (davon eine schöne gotische), ein Amtsgericht, bedeutende Granit-, Fluß- und Schwerspatbrüche, eine große Zinngußwarenfabrik, Blechwarenfabrikation und (1895) 2086 Einw., davon 23 Evangelische und 3 Juden. Die Vorstadt Venedig soll von Wenden angelegt sein. Dabei die Burg Trausnitz, in welcher Ludwigs des Bayern Gegenkönig Friedrich der Schöne gefangen saß.

Nabe, hülsenförmige Teile von Maschinenteilen, besonders Rädern, Scheiben, Rollen, Kurbeln, mit denen diese auf Stangen, Wellen, Achsen u. dgl. befestigt werden. S. auch Rad.

Nabel (Umbilicus), die rundliche Vertiefung in der Mittellinie des Bauches der höhern Tiere, bezeichnet die Stelle, wo der Körper des Embryos sich zuletzt schließt, und wird auch wohl Bauchnabel oder Hautnabel genannt, im Gegensatz zum Darmnabel, d. h. der entsprechenden Stelle des Darmes. Speziell am Embryo der Säugetiere bleibt letzterer an seiner Bauchseite lange Zeit offen, auch gehen von dort zwei Gebilde aus und treten durch den Hautnabel aus dem Körper heraus: die Nabelblase oder der Dottersack (s. d.) und der Harnsack oder die Allantois (s. d.). Beide sind anfangs im Verhältnis zum Embryo sehr groß, werden aber gegen Ende der Embryonalzeit relativ kleiner und stehen dann mit dem Darm durch einen langen Stiel (Nabelstrang, Nabelschnur) in Verbindung. Letzterer enthält aber außerdem zwei Arterien sowie eine, seltener zwei Venen, durch welche das Blut des Embryos zum Mutterkuchen (s. d.) und zurück gelangt, und in der Nähe des Nabels auch Nerven (s. die Tafel zum Art. »Embryo«). Umschlossen sind diese Teile von gallertigem Bindegewebe (der sogen. Whartonschen Sulze) und von einer Haut, welche eine Fortsetzung des Amnions ist (s. Embryonalhüllen). Der gesamte Nabelstrang ist beim Embryo des Menschen meist 48—60 cm, ausnahmsweise auch 12—167 cm lang und 11—13 mm dick, 30—40mal spiralig gedreht und umschlingt zuweilen den Hals des Embryos oder hat sogar Knoten in sich. Bei der Geburt wird er unterbunden und abgeschnitten, worauf das Stück, welches am Körper des Kindes bleibt, nach 4—8 Tagen abfällt. Der N. selbst vernarbt nicht immer rasch, bisweilen treten gefährliche Entzündungen und Blutungen ein, und nicht selten bildet sich ein Nabelbruch aus. Der Behandlung des Nabels ist mithin große Sorgfalt zu widmen.

Nabel, in der Botanik (Hilum, Umbilicus) besonders die Stelle des Samens, wo derselbe am Samenträger befestigt ist. — Auch die gewölbte Mitte des Bodens von Trinkgläsern, Flaschen ꝛc. heißt N.

Nâbel, Stadt im nördlichen Tunis, 2 km vom Mittelmeer, am Golf von Hammamet, mit 5000 Einw. In der Umgebung viele schöne Oliven-, Feigen- und Blumengärten zur Bereitung von Essenzen; Fabrikation von Wollzeug, Mützen, Decken und Töpferwaren. Der Ort wird seines milden Klimas wegen von Lungenkranken viel aufgesucht. In der Nähe spärliche Ruinen des alten, erst phönikischen, dann punischen, zuletzt römischen Neapolis.

Nabelblase, s. Nabel.

Nabelbruch, s. Bruch, S. 545.

Nabeleisen (Hefteisen), s. Tafel »Glasfabrikation II«, S. I.

Nabelgegend, s. Bauch.

Nabelkraut, s. Cotyledon.

Nabelpunkt (Kreispunkt), s. Indikatrix.

Nabelschnur, s. Nabel.

Nabelschwein (Dicotyles *Cuv.*), Huftiergattung aus der Unterordnung der paarzehigen Dickhäuter und der Familie der Schweine (Suidae), gedrungen gebaute Tiere mit kurzem Kopf, ziemlich kleinen Ohren, verkümmertem Schwanz, dreizehigen Hinterfüßen und einer Drüse auf dem Hinterteil des Rückens. Das Halsbandnabelschwein (Pekari, D. torquatus *Cuv.*), 95 cm lang, mit 2 cm langem Schwanz, 40 cm hoch, ist ziemlich schlank, mit Borsten dicht bedeckt, schwarzbraun, an den Seiten gelblichbraun, am Bauch braun, an der Vorderbrust weiß, mit gelblicher Halsbinde, sondert aus der Rückendrüse eine durchdringend riechende Flüssigkeit ab. Es bewohnt die waldreichen

Gegenden Südamerikas bis 1000 m ü. M., befindet sich beständig auf der Wanderschaft und durchschwimmt sogar Ströme. Es nährt sich von Wurzeln und Früchten, soll auch Reptilien und Würmer fressen und zerstört oft die Pflanzungen. Die Sau wirft ein oder zwei Junge. Man jagt es wegen des Fleisches und benutzt das Fell zu Säcken und Riemen. Jung eingefangene Tiere werden sehr zahm und anhänglich; in europäischen Tiergärten haben sich die Pekaris wiederholt fortgepflanzt. Das Bisamschwein (Moschusschwein, D. labiatus *Cuv.*), 96 cm lang, mit 5 cm langem Schwanz und lockerm Haarkleid, gleichmäßig grauschwarz mit großem, weißem Fleck am Unterkiefer, findet sich neben dem vorigen, wandert in zuweilen Hunderte zählenden Trupps.

Nabelstrang (Nabelschnur), s. Nabel; in der Botanik ist N. (Funiculus, Samenstiel) der stielförmige Träger der Samenknospe und des aus ihr hervorgehenden Samens.

Nabelvenenentzündung (Omphalophlebitis), eine bei Fohlen und Kälbern, seltener bei Lämmern in den ersten Tagen bis Wochen nach der Geburt auftretende schwere Erkrankung, welche ihren Ausgang nimmt von einer Infektion der Nabelwunde. Die hierdurch zunächst bedingte eiterig-jauchige Nabelentzündung kriecht in den Nabelvenen weiter, oft bis in die Pfortader und Leber. Es kommt hierbei zu Eitervergiftung des Blutes (Pyämie) und Verschleppung der zerstörenden Stoffe in andre Organe (während die Nabelentzündung abheilen kann). Besonders schnell und auffällig werden auf diesem Wege zahlreiche Gelenke ergriffen, weshalb die Krankheit auch als eiterige Gelenkentzündung oder Lähme (s. d.) bezeichnet wird. Außerdem bilden sich Eiterherde in Lunge, Leber, Nieren ꝛc., und die Tiere gehen unter den Erscheinungen allgemeiner Eiter- und Blutvergiftung zu Grunde. In größern Beständen junger Tiere verläuft die N. häufig seuchenartig. In Gestüten geht oft ein großer Teil der Fohlen daran zu Grunde. Behandlung ist nur aussichtsvoll, solange lediglich die Nabelentzündung besteht. Unerläßlich ist die sorgfältige Reinhaltung des Nabels nach der Geburt bis zum Schluß der Nabelwunde.

Nabenbüchse, s. Rad.

N. ab Es., s. *N.* (Abkürzungen).

Nabis, Tyrann von Sparta, bemächtigte sich in den Kämpfen gegen den Achäischen Bund, nachdem der Tyrann Machanidas von Philopömen getötet worden war, 206 v. Chr. der Herrschaft in Sparta, regierte mit Härte und Grausamkeit, rottete das altlakonische Wesen aus, eroberte mit seinen räuberischen Söldnerscharen erst als Freund, dann als Gegner der Römer und Verbündeter Makedoniens Messenien und Argos, wurde 195 von Flaminius zur Unterwerfung gezwungen, von Philopömen bei Gythion geschlagen und von dem Anführer der ätolischen Hilfstruppen, Alexamenes, 192 ermordet.

Nablum, ein Saiteninstrument der alten Hebräer, nach der Überlieferung der kleinen Spitzharfe ähnlich, doch wahrscheinlich identisch mit dem altägyptischen Nabla, einer Art Laute.

Nablus, Stadt, s. Nabulus.

Nabob, in Europa gebräuchlicher, aus dem arabischen Wort nawwab (Plural von nāib [s. d.], Stellvertreter, Statthalter, Vizekönig) verderbter Ehrentitel, den ursprünglich die Provinzgouverneure in den mohammedanischen Reichen Indiens führten. Die Großmoguls von Dehli verliehen ihn dann als Titel ohne Amt. Die Engländer pflegten danach als N. jeden zu bezeichnen, der mit großen Reichtümern aus Indien zurückkehrte.

Nabonassar (Nabu-nazir, »Nebo schirmt«), König von Babylonien 747—733 v. Chr., regierte, ziemlich unbehelligt von seinem assyrischen Zeitgenossen Tiglathpileser III. (745—727), 14 Jahre über Babylonien, erkrankte und starb, die Herrschaft seinem Sohne vererbend. Nach ihm ist die Ära des N. (Aera Nabonassari) benannt, die mit dem 26. Febr. 747 beginnt. Sie bezeichnet den Eintritt eines neuen Kalenders in Babylon, nämlich des beweglichen Sonnenjahres von 365 Tagen an Stelle des gebundenen Mondjahres. Die Ära des N. war die von den Gelehrten des alexandrinischen Museums angewandte Zeitrechnung, zu deren Gebrauch der sogen. Canon Ptolemaei Anlaß gab, den sie bei ihren Aufzeichnungen zu Grunde legten. Wie Berosos berichtet, habe »N. die Annalen der Könige, die vor ihm herrschten, vernichten lassen, damit von ihm an hinfort die Chaldäerkönige gezählt würden« (d. h. um, soweit möglich, die von ihm ausgehende neue Zeitrechnung zu sichern).

Naboneтos (Nabu-naïd, »Nebo ist erhaben«, bei Herodot Labynetos), letzter König des neubabylonischen Reiches, 555—538 v. Chr., wurde nach der Ermordung des Königs Labosoarchad durch eine Verschwörung auf den Thron erhoben. Er erweiterte die Befestigungen des Landes und insonderheit der Hauptstadt. Rastlos thätig, alle alten Kulte neu zu beleben und die ältesten Landesheiligtümer neu zu gründen, stand er der von Osten her in der Person des jungen Perserkönigs Kyros u. seines von ihm von Sieg zu Sieg geführten Heeres immer näher heranziehenden Gefahr völlig rat- und thatlos gegenüber, ja er überließ sogar den Oberbefehl über die babylonischen Truppen auch in den entscheidenden Kämpfen des Jahres 538 seinem Sohne Belsazar (s. d.). Nach den Keilinschriften wurde er, als die Perser ohne Kampf in Babylon einzogen, »infolge von Verzug« in seiner Hauptstadt selbst gefangen genommen. Nach griechischen Berichten hätte ein Teil des babylonischen Heeres unter N.' Oberbefehl sich nach Borsippa geflüchtet, nach der Eroberung Babylons sich aber ergeben, worauf N. (wie Abydenus mitteilt) von Kyros die Statthalterschaft über Karamanien übertragen erhalten habe.

Nabopolassar (Nabu-pal-uzur, »Nebo, schirme den Sohn«), König von Babylonien 625—604 v. Chr., anfangs vielleicht nur ein von Assyrien abhängiger Vizekönig, aber späterhin selbständig: der erste Chaldäer, welcher als unabhängiger König Babylonien dauernd beherrschte und seine Herrschaft vererbte. Das Hauptereignis seiner letzten Regierungsjahre war die Zerstörung Ninives durch die Meder und der Zusammenbruch des assyrischen Reiches 606 v. Chr. Inwieweit N. selbst dabei mitbeteiligt war, ist noch nicht ausgemacht. Durch Ninives Untergang fielen die westasiatischen Provinzen des ehemaligen assyrischen Reiches an die Chaldäer, doch mußten sie erst den Ägyptern entrissen werden, die unter Psammetichs Sohn und Nachfolger Necho II. (609—595) die Länder vom Mittelmeer bis zum Euphrat in Besitz genommen hatten und gegen drei Jahre lang behaupteten. Der erkrankte N. betraute mit dieser für das neubabylonische Reich entscheidenden Aufgabe seinen Sohn Nebukadnezar im J. 605, welcher durch seinen glänzenden Sieg über Pharao Necho bei Karkemisch (s. Karchemisch) der eigentliche Begründer des neubabylonischen Reiches wurde. Wie Herodot berichtet, hatte er eine Ägypterin, Namens Nitokris, zur Gemahlin.

Nabothseier, s. Gebärmutter.

Nabulus (Nablus), Hauptort eines Liwa im asiatisch-türk. Wilajet Beirut, liegt in einem quellen-, baum- und gartenreichen Thale, zwischen Ebal und Garizim, 570 m ü. M., hat 8 Moscheen (darunter die große Dschâmi el Kebir, ursprünglich eine Basilika Justinians, dann Kreuzfahrerkirche), sehr enge und krumme Straßen, Handel in Wolle und Baumwolle (mit dem Ostjordanland), 26 Seifenfabriken und etwa 13,000 Einw. (darunter 190 Samaritaner, einige Juden und 800 Christen), als unruhig und streitsüchtig bekannt. — N. ist das alte Sichem (s. d.) und hieß zur Römerzeit nach seinem Wiederhersteller Titus Flavius Vespasianus Flavia Neapolis (daraus korrumpiert N.).

Nabwondreb-Ebene, Einsenkung zwischen dem nordwestlichsten Teil des Böhmerwaldes u. dem Fichtelgebirge, im bayr. Regbez. Oberpfalz, deren nördlichen Teil die Wondreb (zur Eger) und deren südlichen Teil die Waldnab (zur Donau, s. Nab) durchfließt.

Nacahuita, soviel wie Anacahuitholz.

Nachäffung, s. Mimikry.

Nachahmung (Imitation), in der Musik die Umbildung einzelner Motive. Ihre häufigste Form ist die Wiederkehr des Motivs auf andrer Tonstufe; ihr entspringen ebensowohl die kunstvollen Formen des Kanons und der Fuge (s. d.) wie die als dilettantisch oder handwerksmäßig verurteilten sogen. Schusterflecke (s. d.). Die wichtigsten Arten der N. sind: 1) die N. in paralleler Bewegung, 2) die N. in Gegenbewegung (Umkehrung), 3) die N. in der Verlängerung (Augmentation), 4) die N. in der Verkürzung (Diminution); jede der beiden letztgenannten kann mit jeder der beiden ersten kombiniert werden. Die Kontrapunktiker des 15.—16. Jahrh., welche die Kunst der N. zu einer übertriebenen Künstelei entwickelten, benutzten außerdem noch die umgekehrte Notenfolge (Krebskanon) und ersannen sonst noch allerlei Spielereien (Überspringen der Pausen ꝛc.). — Über N. in rechtlicher Beziehung s. Nachbildung.

Nachahmungstrieb, die bei begabtern Tieren und auch beim Menschen bestehende Neigung, öfters vernommene Klänge und Wörter, wahrgenommene Bewegungen und Gebärden sowie schließlich Handlungen und Gewohnheiten, deren Vorstellung auf irgend eine Weise erweckt wird, zu wiederholen. Unter den Tieren zeigen nur geistig besonders begabte Wesen, die zugleich scharfe Beobachter sind, wie gewisse Sing-, Raub- und Krähenvögel, Papageien und Affen N.; beim Menschen ist der N. namentlich in früher Kindheit und bei mangelnder Erziehung ungemein stark entwickelt; kleine Kinder ahmen alles nach, was sie sehen, Naturvölker wiederholen lange Sätze in der ihnen fremden Sprache der Neuangekommenen und ahmen letztere außerdem in allen Bewegungen und zufälligen Äußerungen (Husten, Niesen, Stottern ꝛc.) überraschend getreu nach. Aber auch im erwachsenen Kulturmenschen, bei welchem die Erziehung auf möglichste Unterdrückung dieses leicht lästig werdenden Triebes hingewirkt hat, tritt die Macht desselben bei gewissen Gelegenheiten immer von neuem hervor, und die »ansteckende Kraft« des Lachens, Weinens, der Begeisterung, des Gähnens, gewisser Nervenzufälle und Krankheiten (wie Veitstanz, Lach- und Weinkrampf, Konvulsionen in Kinderschulen ꝛc.) beruht darauf. Natürlich sind nerven- und willensschwache Personen dem N. am meisten unterworfen, aber die Erfahrungen des Hypnotismus (s. d.) haben gezeigt, daß auch kräftige und gesunde Menschen demselben sofort im höchsten Grade verfallen und jede beliebige Handlung, deren Vorstellung in ihnen erweckt wird, nachahmen müssen, sobald in ihnen das Selbstbewußtsein und damit das Vermögen, dem N. entgegenzuwirken, eingeschläfert wird. Es handelt sich somit im N. um eine Grunderscheinung des Intellekts, deren Bedeutung für alles Lernen und für die Entwickelungsgeschichte des Geistes erheblich ist. Vgl. C. Sterne, Die Krone der Schöpfung. Essays über die Stellung des Menschen in der Natur (Teschen 1884).

Nachbargeld, s. Einzugsgeld.

Nachbarlosung, s. Näherrecht.

Nachbarrecht, diejenigen Beschränkungen in der Benutzung des Grundeigentums, welche sich auf die Verhältnisse der benachbarten Grundeigentümer unter- und zu einander beziehen; s. Legalservituten. Vgl. Hesse, Rechtsverhältnisse zwischen Grundstücksnachbarn (2. Aufl., Jena 1880). Auch das auf der Nachbarschaft beruhende Näherrecht heißt N. Endlich wird auch der Inbegriff der aus der Mitgliedschaft einer Dorfgemeinde fließenden Rechte, namentlich bezüglich der Allmande (s. d.), als N. bezeichnet.

Nachbarschaftsgilden (engl. Neighbourhood guilds), die seit 1887 in den Vereinigten Staaten, seit 1889 auch in England sich bildenden Vereinigungen von Arbeiterfamilien einer oder mehrerer benachbarter Straßen einer Stadt (etwa je 100 Familien), welche darauf abzielen, aus eignen Kräften eine Hebung der untern Klassen durch Reformen im Haus-, Erziehungs-, Gewerbe-, Erholungswesen sowie durch Fürsorge für die Zukunft herbeizuführen.

Nachbaur, Franz, Opernsänger (Tenor), geb. 25. März 1835 auf Schloß Gießen bei Tettnang in Württemberg, besuchte das Polytechnikum zu Stuttgart, betrat 1856 in Basel zum erstenmal die Bühne, bildete sich dann namentlich bei Lamperti in Mailand aus und wurde nach kurzer Thätigkeit an verschiedenen Bühnen Deutschlands 1867 Mitglied des Münchener Hoftheaters, dem er bis 1889 angehörte. Er hat sich hier wie auf zahlreichen Gastspielen namentlich als Wagner-Sänger, unter anderm als erster Darsteller des Walther von Stolzing in den »Meistersingern« (1868) hervorgethan.

Nachbier (Kofent), s. Bier, S. 1002.

Nachbild, s. Gesicht, S. 464.

Nachbildung von Kunstwerken ꝛc., unbefugte Reproduktion von Kunstwerken und andern durch ein Urheberrecht, ein Erfindungspatent, den Musterschutz ꝛc. gesetzlich geschützten Erfindungen, Gebrauchs- oder Geschmacksmustern, Fabrikmarken, Aufführungen und sonstigen Darstellungen, ist als Verletzung des Urheberrechts strafbar. Näheres in den Artikeln: Fabrik- und Handelszeichen, Markenschutz, Musterschutz, Nachdruck, Patent, Urheberrecht.

Nachblutung, ein nach Verletzungen oder Operationen einige Stunden oder mehrere Tage nach Stillung der ersten Blutung wiederauftretender Bluterguß. Bei Verletzten und Operierten, bei denen im Moment der Verletzung durch Einwirkung des Shock, bez. durch die Narkose, die Herzkraft herabgesetzt war, tritt eine nur unbedeutende Blutung ein, die alsbald ganz steht und die Anlegung eines Verbandes gestattet. Erholt sich nun der Verletzte, so kehrt damit die normale Herzkraft zurück, und die Wunde beginnt aufs neue zu bluten. Man hat z. B. bei einer Amputation scheinbar alle spritzenden Gefäße unterbunden und legt einen Verband an. Nach einigen Stunden wird die Herz-

kraft stärker, und damit tritt aus kleinen, vorher nicht bemerkten Gefäßen eine N. auf; endlich kann auch einmal eine zu knapp angelegte Ligatur abgleiten, oder es kann eine Ligatur bei größern Gefäßen zu früh, d. h. ehe sich über der Unterbindungsstelle in der Ader der feste, den Verschluß nach Abfall der Ligatur dauernd bewirkende Blutpfropf (thrombus), der sich mit der Zeit in festes Gewebe umwandelt, gebildet hat, durchschneiden und eine je nach der Größe des Gefäßes gefährliche N. veranlassen. Bei den durch Quetschung erzeugten Wunden kann ein Teil der Wand eines Gefäßes mitbetroffen werden, aber so, daß das Gefäß nicht zerriß, der Blutumlauf also noch fortdauerte. Das gequetschte Gewebe stirbt dann ab, und plötzlich durchbricht der Blutstrom die abgestorbene Stelle und, falls nicht Hilfe unmittelbar zur Stelle, ist das Schicksal des Betreffenden besiegelt. Eine solche N. kann auch bei größern eiternden Wunden vorkommen, in deren Nähe größere Schlagadern liegen. Nach Durchtrennung einer Schlagader erweitern sich die oberhalb der Durchtrennungsstelle liegenden Seitenäste des Gefäßes um so rascher und stärker, je größer das durchtrennte Gefäß ist. Da aber diese Seitenäste durch das Haargefäßsystem, in welches sie sich auflösen, mit dem der unterhalb der Durchtrennungsstelle abgehenden Seitenadern in Verbindung stehen, so wird meistens bald nach Unterbindung des zentralen Schlagaderstumpfes eine N. aus dem peripheren Ende der Ader erfolgen. Eine Blutung aus einer durchtrennten größern Schlagader stillt man daher sicher nur dadurch, daß man beide Enden sorgsam unterbindet. Ganz gefährlich ist es in solchem Falle, die Blutung durch Unterbindung der blutenden Schlagader oberhalb der Blutung zu stillen, eine Maßregel, die nur gestattet ist, wenn das blutende Gefäß am Orte der Blutung thatsächlich nicht auffindbar ist. Aber auch dann wird die Amputation des Gliedes der zweifelhaften Erfolg versprechenden Unterbindung vorzuziehen sein. Als eine an sich weniger gefährliche N., wenn auch sonst meist von übler Vorbedeutung, ist die parenchymatöse N. zu bezeichnen, welche bei Entartung der Gewebe infolge von Skorbut, Septichämie oder auch infolge von Hämophilie vorkommt. Dabei erfolgt keine Blutung aus spritzendem Gefäß, sondern eine gleichmäßige, wenig energische Blutung aus den wuchernden Granulationen. Eine ähnliche, als phlebostatische bezeichnete N. kommt vor, wo in dem eine Wunde umgebenden Gewebe der Rücklauf des venösen Blutes gehemmt ist, das Blut in den Venen also dauernd sich anstaut und endlich durch zahllose Kapillarzerreißungen sich den Weg nach außen bahnt. Die Behandlung der arteriellen N. verlangt Entschlossenheit und Sicherheit vom Wartepersonal wie vom Arzte. Der Wärter oder die Wärterin müssen vom Arzte für den jedesmaligen Fall unterrichtet werden, woran sie die entstehende N. erkennen. Dann muß je nach der Beschaffenheit der Wunde die Kompression in der letztern oder die Kompression der zuführenden Hauptarterie mit dem Finger, leichter die Anlegung des elastischen Schlauches oberhalb der Blutung (wenigstens an den Extremitäten), ausgeführt werden. Erst nachdem dies geschehen, wird der Arzt möglichst schnell herbeigeholt. Dieser wird versuchen, die N. durch fortgesetzte Kompression der zuführenden Schlagader zu stillen, oder er wird die Unterbindung am Orte der Blutung, im Notfalle oberhalb der Stelle der Verletzung, machen, aber so, daß er die Arterie bloßlegt und dieselbe mit ihren nächsten über der Durchtrennungsstelle abgehenden Kollateralen zugleich unterbindet. Bei den parenchymatösen Blutungen genügt die Anwendung von Eis, von mit Eisenchlorid getränkter Watte, von Tannin, oder die Anwendung von Druck, eventuell auch das glühende Eisen.

Nachbürge, soviel wie Afterbürge, s. Bürgschaft.

Nach Canossa gehen wir nicht, Ausspruch des Reichskanzlers Fürsten Bismarck im deutschen Reichstag 14. Mai 1872, als über den Posten eines Gesandten bei der päpstlichen Kurie, für den Kaiser Wilhelm den Kardinal Hohenlohe vorgeschlagen, der Papst aber abgelehnt hatte, verhandelt wurde. Mit dieser Anspielung auf die einstige Demütigung des Kaisers Heinrich IV. vor Papst Gregor VII. (1077) wollte der Reichskanzler die Besorgnis zerstreuen, daß die Reichsregierung die Souveränität der deutschen Gesetzgebung preisgeben werde. In diesem Sinne wurde der Ausspruch im deutschen Volke mit Beifall begrüßt und an einer auf dem Burgberg bei Harzburg errichteten Denksäule angebracht. Als aber nach 1880 die preußische Regierung den Kulturkampf aufgab und mit der römischen Kurie Frieden machte, redete man spöttisch von einem Gang nach Canossa.

Nachding, s. Ding.

Nachdruck (franz. Contrefaçon), die unbefugte Vervielfältigung eines Schriftwerkes, an welchem ein Urheberrecht besteht; im weitern Sinne jede Verletzung des Urheberrechts, so daß außer dem eigentlichen N. auch die Nachbildung von Kunstwerken und Photographien, die Verbreitung der nachgedruckten Exemplare sowie die unbefugte Aufführung von dramatischen und musikalischen Werken nicht selten als N. bezeichnet werden (s. Urheberrecht).

Nachdunkeln, das auf Gemälden bald früher, bald später eintretende Dunkelwerden einzelner Ölfarben oder auch der ganzen Fläche des Bildes. Die Ursachen dieser der Wirkung eines Gemäldes sehr nachteiligen Erscheinung sind verschieden. Einige Farbstoffe sind ihrer Natur zufolge dem N. unterworfen, z. B. Auripigment, Umbra ꝛc.; andre dunkeln nur infolge gewisser Vermischungen (Asphalt) nach. Im allgemeinen dunkeln fast alle dunkeln und dabei durchsichtigen Farben nach. Es geschieht in um so stärkerm Maße, je größer die Menge an Öl ist, die zum Reiben der Farben benutzt wird. Dann ist aber das N. öfters auch Folge einer zu dunkeln Grundierung oder einer öftern Übermalung. Endlich kann auch die Beschaffenheit des Öles, mit welchem die Farben angemacht werden, sowie des Firnisses, besonders wenn dieser vor der gehörigen Austrocknung der Farben aufgetragen wird, das N. herbeiführen. Hat sich das N. schon bemerkbar gemacht, so ist es schwer, meist gar nicht wieder zu beseitigen. Man kann dem N. nur dadurch vorbeugen, daß man gewisse Farben, die der Veränderung durch Öl am meisten unterworfen sind (Mennige, Schüttgelb, Kasseler Gelb, die Chrome und die aus Kupfer bereiteten Farben), ausschließt und die mit Asphalt versetzten Farben (Terra di Siena und grüne Erde) nur gebrannt zuläßt, oder indem man frisch gemalte Bilder nur in hellen (nicht dunkeln) Räumen aufbewahrt. Vgl. Bouvier-Ehrhardt, Handbuch der Ölmalerei (7. Aufl., Braunschw. 1894); Ehrhardt, Die Kunst der Malerei (das. 1885).

Nacheid, s. Eid.

Nacheile (Sequela judicialis), Verfolgung eines flüchtigen Verbrechers, wozu nach altgermanischem Strafverfahren die Gemeinde auf ein bestimmtes Geschrei (Gerüffte) verbunden war, während man später

annahm, daß alle Gerichtseingesessenen verpflichtet seien, auf Aufforderung des Gerichts zur Verfolgung eines mutmaßlichen Verbrechers mitzuwirken (Gerichtsfolge). Jetzt pflegt die Gendarmerie für die N. benutzt zu werden; wo aber die Erreichung des Zweckes auf diesem Wege nicht zu erwarten steht, tritt die Requisition auswärtiger Behörden und die steckbriefliche Verfolgung (s. Steckbrief) ein. Über die Grenzen des Staatsgebiets hinaus und ins Ausland hinein ist die N. nicht gestattet, wofern nicht besondere Staatsverträge darüber abgeschlossen sind. Für das Deutsche Reich (Gerichtsverfassungsgesetz, § 168) besteht jedoch die Vorschrift, daß die Sicherheitsbeamten des einen Bundesstaats ermächtigt sind, die Verfolgung eines Flüchtigen im Wege der N. auf das Gebiet eines andern Bundesstaats fortzusetzen und den Flüchtigen daselbst festzunehmen. Der Festgenommene ist aber unverzüglich an die nächste Gerichts- oder Polizeibehörde des Bundesstaats, in welchem er ergriffen wurde, abzuführen.

Nachempfängnis, s. Überfruchtung.

Nachempfindungen, Empfindungen gewisser Sinnesorgane, welche ihren Erregungszustand noch eine Zeitlang bewahren, nachdem der die Erregung verursachende Reiz schon zu wirken aufgehört hat. Hierher gehören die Nachbilder beim Sehen (s. Gesicht). Auch bei Schallempfindungen wird ähnliches beobachtet (Nachklang). Ob die oft sehr lebhaften N. beim Geruchs- und beim Geschmackssinn (Nachgeruch und Nachgeschmack) ebenso wie die zuerst erwähnten subjektiver Natur sind, also in dem Andauern des erregten Zustandes, in einer Trägheit des affizierten Sinnesorganes ihren Grund haben, oder ob sie darauf beruhen, daß schmeckbare oder riechbare Teilchen auf den empfindenden Schleimhäuten oder in ihrer Nachbarschaft zurückgeblieben sind, ist noch zweifelhaft. Am seltensten scheinen die Tastwahrnehmungen Anlaß zum Auftreten von N. zu geben.

Nacherbe (Substitut), derjenige, welcher nach einem zunächst ernannten Erben, d. h. für den Fall, daß dieser die Erbschaft nicht erwerben würde, als Erbe in einem Testament ernannt ist.

Nachersatz, im deutschen Heere weitere Gestellung von Rekruten, wenn die Zahl der Ausgehobenen bis zum 1. Febr. aufgebraucht ist. N. wird vom Truppenteil beantragt.

Nachexerzieren, s. Strafexerzieren.

Nachfall, beim Erdbohren das von den Bohrlochswänden sich ablösende und ins Bohrloch hineinstürzende Gestein, welches leicht Verklemmungen der Bohrwerkzeuge herbeiführt, s. Erdbohrer. Im Bergbau eine mitunter das unmittelbare Hangende eines Steinkohlenflözes bildende sehr gebräche Schicht von Schieferthon, Brandschiefer od. dgl., die bei Gewinnung der Kohlen mit hereinbricht und letztere verunreinigt.

Nachfolge, soviel wie Nacheile; dann soviel wie Succession, Erbfolge.

Nachfolge Christi (Imitatio Christi), die von Matth. 16, 24 hergenommene Bezeichnung des gottinnigen und werkthätigen Christentums, welches von der Mystik des spätern Mittelalters kultiviert und empfohlen wurde. Vgl. F. Bosse, Prolegomena zu einer Geschichte des Begriffs N. C. (Berl. 1895). Über das berühmte Buch »Von der N. C.« (»De imitatione Christi«) s. Thomas a Kempis.

Nachforderungsrecht der Gläubiger, das Recht der im Konkurs ihres Schuldners nicht befriedigten Gläubiger, nach Beendigung des Konkurses ihre Forderungen nachträglich gegen den Schuldner geltend zu machen. Dieses Recht war früher vielfach Beschränkungen unterworfen, indem entweder nur neu erworbenes Vermögen des Schuldners angegriffen werden konnte, oder der Zugriff nur beim Nachweis einer gewissen Höhe des Vermögens des Schuldners gestattet war, oder dem Schuldner die Rechtswohlthat der Kompetenz zustand u. dgl. m. Nunmehr ist durch den § 152 der deutschen Konkursordnung das N. für die Zeit der Aufhebung des Konkursverfahrens (d. h. sobald der Beschluß der Aufhebung vom Gericht gemäß § 151 a. a. O. öffentlich bekannt gemacht ist) unbeschränkt gestattet. Inwieweit dabei die Gläubiger an die infolge des Konkurses eingetretenen Modifikationen ihrer Forderungen auch nach dem Konkurs noch gebunden sind, ist bestritten. Jedenfalls hören aber die Beschränkungen hinsichtlich der Geltendmachung ihrer Forderungen, wie sie insbes. in den § 10 und 11 der deutschen Konkursordnung enthalten sind, nunmehr auf. Die Gläubiger können ihre Forderungen in jeder nach dem Prozeßrecht statthaften Weise gegen den Schuldner geltend machen, wobei ihnen bezüglich der im Konkurs festgestellten Forderungen der in die Tabelle eingetragene Feststellungsvermerk als vollstreckbarer Titel dient: sie können auf Grund desselben sofort die Zwangsvollstreckung einleiten. Vgl. die Kommentare zum § 152 der deutschen Konkursordnung; König, Das Konkursverfahren, § 83 (2. Aufl., Hannov. 1879); Schultze, Das deutsche Konkursrecht, S. 70 ff. (Berl. 1880); Fitting, Das Reichskonkursrecht, § 25 (2. Aufl., das. 1883).

Nachfrage bezeichnet sowohl den Begehr nach Gütern (lebhafte, dringende, flaue N.) als die Summe der Güter, welche zu kaufen gesucht werden. Effektive N. (engl. effectual demand), die N., welche mit Erfolg, d. h. mit der Fähigkeit zu zahlen, auftreten kann, im Gegensatz zum Bedarf und dem bloßen Wunsch nach Befriedigung (vgl. Preis).

Nachfrist, eine für die nachträgliche Erfüllung einer fälligen Verpflichtung zu gewährende Frist, insbes. im Handelsrecht diejenige Frist, welche bei dem Kaufvertrag, falls eine festbestimmte Lieferungszeit nicht vereinbart ist, der eine Kontrahent dem andern zur Erfüllung seiner Verpflichtungen noch gewähren muß, bevor er statt der Erfüllung Schadenersatz wegen Nichterfüllung fordern und (als Verkäufer) die Sache auf Rechnung des Käufers anderweitig verkaufen oder von dem Vertrag abgehen kann. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 356) hat der betreffende Kontrahent dem Gegenteil jene Absicht anzuzeigen und ihm dabei, »wenn die Natur des Geschäfts dies zuläßt, eine den Umständen angemessene Frist zur Nachholung des Versäumten zu gewähren«. Eine N. muß auch dem mit der Einzahlung säumigen Aktionär gewährt werden, ehe zur Kaduzierung der Aktie geschritten wird (vgl. Aktie ꝛc., S. 277). Ähnlich bei der Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Nachfrucht, s. Fruchtfolge.

Nachgärung, s. Bier und Wein.

Nachgeborne, im allgemeinen solche Kinder, denen ältere Geschwister vorhergehen; im engern und besondern Sinne die erst nach dem Tode des Vaters zur Welt gekommenen (posthumi). In der Regel ist die frühere oder spätere Geburt von keinem Einfluß auf die Vermögensrechte; nur in Bezug auf gewisse Arten von Besitzungen, z. B. bei Familienfideikommißgütern, und bei dem hohen Adel werden auf Grund jener rechtlichen Unterschiede gemacht (s. Majorat, Primogenitur).

überall, wo Primogenitur gilt, werden diejenigen, welche nicht folgeberechtigt sind, als N. bezeichnet. Das erst nach dem Ableben des Vaters zur Welt gekommene Kind (Posthumus, weiblich Posthuma) ist ebenso legitim wie die noch bei dessen Lebzeiten gebornen Kinder, nur darf die Niederkunft der Mutter nicht später als mit Ablauf des zehnten Monats nach dem letzten Lebenstage des Gatten erfolgt sein. Der noch ungebornen Frucht der schwangern Witwe wird ein Vertreter (curator ventris) bestellt, welcher die eventuellen Successionsrechte des zu erwartenden Kindes (nasciturus) zu vertreten hat (vgl. Embryo, S. 733 f.).

Nachgeburt, bei den Säugetieren die Eihäute mit dem Mutterkuchen und dem daran befindlichen Teil der Nabelschnur, so genannt, weil diese Teile bei der Geburt dem Austritt des Kindes nachfolgen. Der Mutterkuchen (s. d.) löst sich von der Gebärmutterwand während der Austreibung der Frucht ab, indem sich die Gebärmutter zusammenzieht. Nach etwa einer Viertel- oder einer halben Stunde, häufig früher, selten später, treten neue Wehen ein, die nicht besonders schmerzhaft sind (Nachgeburtswehen od. blutige Wehen, weil etwas Blut mit abgeht). Sie pressen die N. aus der Gebärmutter und allmählich auch aus dem Körper heraus; oft folgt gleich nachher flüssiges oder halb geronnenes Blut, das aus den Gefäßen der Gebärmutter stammt. Zuweilen aber vergehen Stunden, ohne daß die N. zum Vorschein kommt (Verhaltung der N.); alsdann sind stets Unregelmäßigkeiten in der Gebärmutter vorhanden und machen das Eingreifen eines Arztes erforderlich.

Nachgeschäft, soviel wie Nochgeschäft (s. d.).

Nachgeschmack, s. Geschmack.

Nachhaft, s. Haft und Arbeitshäuser.

Nachhaltsbetrieb, ein Forstbetrieb, der für Wiederverjüngung alter abgetriebener Bestände sorgt.

Nachhirn, s. Gehirn, S. 211.

Nachhut (niederd. Nachhude), s. Weidegerechtigkeit.

Nachhut, im Militärwesen, s. Arrieregarde.

Nachimow, Paul Stephanowitsch, russ. Admiral, geb. 1803 im Gouv. Smolensk, gest. 10. Juli 1855, im Seekadettenkorps zu St. Petersburg erzogen, war Teilnehmer an der Weltumseglung unter Lasarew (1822—25), kämpfte dann bei Navarino mit und nahm, 1828 als Kapitänleutnant mit der Führung einer den Ägyptern abgenommenen Korvette betraut, an der Blockade der Dardanellen teil, worauf er 1830 nach Kronstadt zurückkehrte. Als Führer der Fregatte Pallas zur Flotte im Schwarzen Meere versetzt, eilte er 1844 dem durch die Bergvölker bedrohten Fort Golowin zu Hilfe, landete und trieb jene zurück. Infolge davon wurde er Konteradmiral und 1852 Vizeadmiral. Als Oberbefehlshaber der russischen Flotte vernichtete er bei Sinope 30. Nov. 1853 eine türkische Flotte. Während der Belagerung von Sebastopol entfaltete er eine rastlose Thätigkeit und bewundernswürdige Energie. Er starb bald nach seiner Ernennung zum Admiral an den Folgen einer Wunde.

Nachindossament (Indossament nach Verfall), das Indossament (s. d.), welches auf einen verfallenen Wechsel nach Ablauf der Protestfrist gesetzt wird. Ist der Wechsel gültig protestiert worden, so überträgt das N. die Rechte des protestierenden Wechselgläubigers gegen alle Wechselschuldner auf den Indossatar, ohne daß ersterer dem letztern wechselmäßig regreßpflichtig würde; das N. des protestierten Wechsels hat die rechtliche Bedeutung einer Zession. Ist dagegen die Protestfrist unbenutzt verstrichen, der Wechsel »präjudiziert«, so sind der Aussteller und die Indossanten von ihrer Regreßpflicht frei und der Nachindossator erwirbt nur das Recht aus dem etwaigen Accepte und Regreßrechte gegen die Nachindossanten (Deutsche Wechselordnung, Art. 16).

Nachitschewan, 1) Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (4301 qkm mit [1886] 87,333 Einw.) im Gouv. Eriwan der russ. Statthalterschaft Kaukasien, zwischen dem Nachitschewan-Tschai und dem Aras, 900 m ü. M. gelegen, hat eine griechisch-katholische und 3 armenisch-gregorian. Kirchen, 4 Moscheen, 2 Karawanseraien, ein Zollamt und (1886) 6939 Einw. (meist Tataren und Armenier), die sich mit Garten-, Wein- u. Seidenbau und Handel nach Persien beschäftigen. In der Nähe liegen die von der alten Größe zeugenden Ruinen eines Palastes, des Turmes der Chane u. a. und in den felsigen Bergen im NW. die gleichnamigen Salzbergwerke (jährliche Produktion 4500 Ton.) sowie Steinbrüche, welche ganz Armenien mit Mühlsteinen versorgen. N. ist ein uralter Ort, dessen erster Bewohner nach der armenischen Sage Noah war. Im 6. Jahrh. v. Chr. ließ der armenische Zar Tigranes I. nach der Eroberung Mediens durch Kyros gefangene Meder hier ansiedeln. Später eine blühende Stadt, war N. wiederholten Angriffen seitens verschiedener asiatischer Völker ausgesetzt. Seit 1673 war N. unter der Herrschaft der Perser, die es 1828 an Rußland abtraten. — 2) (N. am Don, Katschewan) Stadt im Donischen Gebiet (Rußland), Kreis Rostow, am Don und der Eisenbahn Koslow-Rostow, hat eine griechisch-katholische und 6 armen. Kirchen, eine Realschule, Kreditbank, ein Theater, Fabrikation von Baumwollwaren, Talg, Ziegeln und (1885) 17,347 Einw., meist handeltreibende Armenier. N. ist auch Sitz eines armenischen Patriarchen. Es wurde 1780 von Armeniern, welche aus der Krim einwanderten, gegründet.

Nachkinder, Kinder aus einer spätern Ehe gegenüber solchen aus einer frühern Ehe.

Nachkomme, Abkömmling, Deszendent.

Nachkonkurs, das nach der formellen Beendigung des Konkurses noch stattfindende konkursmäßige Verfahren behufs Verwaltung, Verwertung und Verteilung solcher Gegenstände, welche zur Masse gehören, aber jetzt erst für die Zwecke der Masse verfügbar werden (§ 153 der deutschen Konkursordnung). Es handelt sich dabei z. B. um Gegenstände, welche zwar bereits zur Zeit der Konkurseröffnung einen Bestandteil der Masse bildeten, jedoch beiseite geschafft und erst jetzt wieder zur Stelle gebracht sind; oder um Überschüsse aus Gegenständen, an denen Absonderungsrechte bestanden, wenn das Verfahren behufs der abgesonderten Befriedigung erst nach der Schlußverteilung beendigt wurde. Die Verwaltung, Verwertung, Verteilung solcher Objekte ist dann noch Aufgabe des Konkursverwalters, als Nachwirkung seines Amtes. Vgl. Nachtragsverteilung.

Nachkur, die Gesamtheit derjenigen ärztlichen Maßregeln, welche einem Patienten, der eine bestimmte, eingreifendere Kur durchgemacht hat, vorgeschrieben werden, um ihn allmählich wieder in seine frühere gewohnte Lebensweise überzuführen, und um die Wirkung der eigentlichen Kur zu verstärken, nachhaltiger zu machen. So darf ein aus rauherm Klima stammender Kranker, der eine Kur in südlichem Klima gebraucht hat, nicht sofort in seine Heimat zurückreisen, sondern muß in einem Übergangsorte eine N. gebrauchen. Ebenso muß jemand, der zur Heilung eines Magen- oder Darmleidens eine Kur in Karlsbad

oder Kissingen gebraucht hat, einer N. in Form einer bestimmten Diät, verbunden mit dem Gebrauch gewisser Medikamente, sich unterwerfen, um die Wirkung jener Kur zu verstärken.

Nachlaß, die Gesamtheit des aktiven und passiven Vermögens eines Verstorbenen, dessen Erbschaft (s. d.).

Nachlassen, Weichmachen von Stahl ꝛc., s. Anlassen.

Nachlaßpfleger, der gerichtlich ernannte Verwalter einer sogen. ruhenden Erbschaft (hereditas jacens); vgl. Erbschaft.

Nachlaßvertrag (Akkord), der Vertrag, vermöge dessen dem Schuldner ein Teil der Schuld von den Gläubigern erlassen wird. Im Konkurs kann die Mehrheit der Gläubiger die Minderheit zum Beitritt zwingen (s. Zwangsvergleich).

Nachlaßverzeichnis, vgl. Beneficium inventarii.

Nachlauf, das bei der Spiritusrektifikation nach dem Abtreiben des Spiritus destillierende Produkt, besteht aus Fuselöl und wird auf Amylalkohol und verschiedene chemische Präparate verarbeitet.

Nachlese, soviel wie Ährenlese (s. d.).

Nachlieferung, verspätete Lieferung von Waren, welche, wenn nicht eine genau bestimmte Lieferungszeit verabredet war, der Käufer innerhalb einer bestimmten Zeit sich gefallen lassen muß, sofern nur die Art des Geschäfts einen Aufschub gestattet (Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 356 ff.); s. auch Nachfrist.

Nachmahd, s. Grummet.

Nachmanides (eigentl. Rabbi Moses ben Nachman, abgekürzt »Ramban«, nach seiner Vaterstadt Gerona Gerundi genannt), jüd. Gelehrter, geb. Ende des 12. Jahrh., entfaltete in dem um Maimonides' Schriften entbrannten Streit eine vermittelnde Thätigkeit. Seine Erklärungen zum Talmud, Pentateuch und zum Buch Hiob lassen ihn als nüchtern gewandten Exegeten erkennen, der sich freilich von der kabbalistischen Strömung seiner Zeit mit fortreißen ließ.

Nachmann (Hintermann), im Wechselwesen je der zeitlich folgende Indossant, für welchen alle vorherigen Indossanten mit Einschluß des Remittenten Vormänner oder Vordermänner sind. Nur gegen letztere, nicht auch gegen einen N. kann Regreß genommen werden (vgl. Wechsel).

Nachmittagsblume, s. Mesembryanthemum.

Nachnahme, die vorschußweiße Entnahme einer Geldsumme bei einem Frachtführer oder Spediteur bei Übergabe von Frachtgut an denselben unter der Vereinbarung, daß der Frachtführer diese Auslage bei Ablieferung des Gutes am Bestimmungsorte vom Empfänger für sich einkassieren dürfe. Zur Sicherung für diese Forderung hat der Frachtführer oder Spediteur ein gesetzliches Pfandrecht am Frachtgute. Auch die Kosten an Fracht und Spesen werden als N. behandelt und wie diese im Frachtbrief, gewöhnlich auch auf der äußern Adresse desselben, bemerkt. Nur gegen Erstattung der N. darf der Frachtführer oder Spediteur das Gut abliefern, widrigenfalls er seinen Regreß an den Absender verliert und sich deshalb nur an den Empfänger zu halten hat. Geht das Gut durch die Hände mehrerer Frachtführer oder Spediteure, so hat der letzte bei der Ablieferung, sofern aus dem Frachtbrief nicht das Gegenteil hervorgeht, auch die Forderungen seiner Vormänner mit einzuziehen und deren Pfandrechte mit auszuüben, und zwar, falls die Vormänner durch ihn befriedigt wurden (»von ihm nachgenommen haben«), kraft eignen Rechts, wenn dagegen dies nicht der Fall ist, auf Grund erteilten oder gesetzlich unterstellten Einkassierungsauftrags (»die Vormänner nehmen durch ihn nach«; deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 382, 409 ff.). Über N. bei Postsendungen s. Postnachnahme.

Nachod (Neschud, »Kichererbse«), Stufe des persischen Edelmetall- und Medizinalgewichts, $^1/_4$ Dung (Dong) = 191$^2/_3$ mg, zu 4 Gendum (Gerstenkörner) und früher 3 Habbi.

Náchod, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Neustadt, 4 km von der preußischen Grenze, an der Mettau und der Linie Chotzen-Halbstadt der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein altes, hochgelegenes Schloß mit reichem Archiv, Gemäldesammlung und schönem Park (1634 dem General Oktavian Piccolomini geschenkt, jetzt dem Fürsten von Schaumburg-Lippe gehörig), eine Dechanteikirche (von 1350), eine Webschule, große Baumwollspinnereien u. mechanische Webereien, Bleicherei, Bierbrauerei und (1890) 5304 (als Gemeinde 6364) meist tschech. Einwohner. 7 km östlich das Bad Kudowa (s. d.). — In der Nähe von N. fand 27. Juni 1866 ein heftiges Gefecht zwischen den Preußen und Österreichern statt, in welchem das österreichische 6. Korps (Ramming) nach einem vergeblichen Versuch, die Avantgarde des 5. preußischen Korps (Steinmetz) in den Engpaß von N. zurückzuwerfen, von den Preußen mit großem Verlust zurückgeschlagen wurde.

Nachprozeß, soviel wie Nachverfahren, s. Hauptverfahren.

Nachrede, üble, Gefährdung der Ehre eines andern durch Behauptung oder Verbreitung von nicht erweislich wahren, ihn herabwürdigenden Thatsachen ohne das Bewußtsein ihrer Unwahrheit (Reichsstrafgesetzbuch, § 186). Vgl. Beleidigung.

Nachreifen, s. Getreide.

Nachreißen, einen Grubenbau (Schacht, Stollen, Strecke ꝛc.) durch Keilhauen-, Schlägel- und Eisen-, Hereintreibe- oder Sprengarbeit erweitern.

Nachrichtenwesen, Sammlung von Nachrichten über fremde Heere und Kriegsschauplätze, ein wesentlicher Zweig der Thätigkeit der Generalstäbe. Im Frieden erhält man solche Nachrichten durch die Presse, durch Berichte der Gesandtschaften, speziell der Militärattachés (s. d.), durch Reisen ꝛc., beim Herannahen kriegerischer Verwickelungen durch Kundschafter (s. d.) u. dgl. Die Prüfung und Zusammenstellung der eingehenden Berichte ꝛc. geschieht durch ein sogen. Nachrichtenbüreau, welches auch den Verkehr mit den etwaigen Abgesandten vermittelt. Ein solches Büreau wird wie in der Heimat, so auch im Hauptquartier der Feldarmee eingerichtet. Zur Sammlung der durch Truppen, besonders Kavallerie, Rekognoszenten, Patrouillen, Gefangene ꝛc. eingehenden Nachrichten wird im Felde bei jedem Armee- und Korpskommando ein Generalstabsoffizier mit dem N. betraut. Der Feldtelegraph, optische Telegraph, Fernsprecher, Brieftauben, Luftschiffe u. gefesselte Luftschiffe leisten beim N. wesentliche Dienste, zumal bei der Nachrichtenübermittelung.

Nachrichter, soviel wie Scharfrichter.

Nachromantiker, s. Deutsche Litteratur, S. 809, und Romantik.

Nachschieber, s. Schmetterlinge (Raupen).

Nachschlag, 1) die den gewöhnlichen Abschluß des Trillers (s. d.) bildende einmalige Berührung der tiefern Nachbarnote. Der N. wird häufig durch Noten angedeutet:

oder aber in ältern Kompositionen (Bach) durch die

sogen. Nachschleife am Trillerzeichen. — 2) Andre kurze Ziernoten, welche am Ende eines Tones vor der Einsatzzeit des folgenden eingeschoben werden sollen, also das Gegenteil des Vorschlags (s. d.).

Nachschlüssel (falscher Schlüssel), ein zum Zweck der Verwendung an Stelle des für ein Schloß bestimmten Schlüssels nachgemachter Schlüssel (s. Schloß). Da N. nicht selten in unredlicher Absicht angefertig werden, so sind Schlosser, die ohne polizeiliche Erlaubnis N. (wie auch Dietriche) verabfolgen, mit Strafe bedroht und zwar nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 369, Ziff. 1) mit Geldstrafe bis zu 100 Mk. oder mit Haft bis zu 4 Wochen. Der Diebstahl (s. d.) mit N. wird als schwerer Diebstahl strenger bestraft. Für Österreich kommt hier der § 409 des Strafgesetzbuchs in Betracht, nach welchem Schlosser, die unbekannten Personen N. anfertigen, für den ersten Fall mit einer Geldstrafe von 25—50 Gulden bestraft werden; bei Wiederholung wird die Strafe verdoppelt, die dritte Übertretung zieht Gewerbeverlust nach sich.

Nachschoß, soviel wie Abschoß (s. d.) und zwar in der Form des Erbschaftsgeldes.

Nachschub, Nachführung des Ersatzes an Personal, Material, Lebens- und Belagerungsmitteln ꝛc. zum Heere im Kriege. Die Regelung des Nachschubes liegt den Etappenbehörden ob.

Nachschußprämien, bei Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit die nach Ablauf des Geschäftsjahres nachträglich zu zahlenden Beiträge der Mitglieder, wenn sich die Unzulänglichkeit der im voraus veranschlagten und provisorisch erhobenen Beiträge herausstellt. S. Versicherung.

Nachschußzahlung wird beim Lombarddarlehen geleistet, wenn der Kurs der verpfändeten Wertpapiere unter einen gewissen Betrag sinkt.

Nachschwaden, s. Schwaden.

Nachschwarm, s. Bienenzucht.

Nach Sicht, s. Wechsel.

Nachsommer, soviel wie Altweibersommer.

Nachspiel, kleines, meist einaktiges Theaterstück, welches bestimmt ist, nach dem Schluß größerer Stücke gegeben zu werden. In der Musik heißt N. (Postludium) ein Orgelstück, das nach Schluß des Gottesdienstes gespielt wird, während die Gemeinde die Kirche verläßt; auch der thematisch ausgearbeitete Schluß der Begleitung mancher Gesangstücke.

Nachspitze, der letzte, hinterste Teil der Arrieregarde (s. d.), meist aus Kavallerie bestehend. Vgl. Sicherheitsdienst.

Nachstar, Augenkrankheit, s. Star.

Nächstebreck, Landgemeinde im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Schwelm, aus zahlreichen kleinen Ortschaften bestehend, hat (1890) 2228 Einw.

Nachsteuer, s. Abschoß.

Nachstoß, s. Fechtkunst, S. 244.

Nacht, die Zeit, während welcher die Sonne sich unter dem Horizont befindet. Ihre Dauer richtet sich nach den Jahreszeiten und nach der Lage des Ortes auf der Erdoberfläche. Unter dem Äquator herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche; zwischen den Polen und dem Äquator aber verursacht die Schiefe der Ekliptik eine ungleiche Dauer der Tage und Nächte, und nur zweimal im Jahre (21. März und 22. Sept.) tritt hier Tag- und Nachtgleiche (s. Äquinoktium) ein. Die kürzeste und längste N. findet in der Zeit der Sonnenwenden (21. Juni und 21. Dez.) statt. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Unter den Polarkreisen gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne N. und eine N. ohne Tag; in den kalten Zonen aber, innerhalb der Polarkreise, geht die Sonne im Winter mehrere Tage, Wochen und Monate, je nach der nähern Lage des Ortes nach dem Pol, gar nicht auf und im Sommer ebenso lange nicht unter. Unter den Polen selbst herrscht eine N. von einem halben Jahr, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein ebenso langer Tag folgt. Die genaue astronomische Bestimmung des Anfangs der N. richtet sich nach dem Augenblick, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt, wobei die Strahlenbrechung in der Atmosphäre zu berücksichtigen ist. Als Zeit der hellen Nächte bezeichnet man für Orte von größerer geographischer Breite die Zeit, während welcher in der N. beständige Dämmerung herrscht. Schon in Norddeutschland sind die hellen Nächte sehr merkbar und dauern für Hamburg beispielsweise vom 13. Mai bis 30. Juli.

Nacht (Nachtgöttin), s. Nyx.

Nachtaffe (Nyctipithecus *Spix.*), Gattung aus der Familie der Breitnasen (Platyrrhini) und der Unterfamilie der Schlafschwänze (Piteciina), Affen mit kleinem, rundlichem Kopf, großen, eulenähnlichen Augen, wenig vorragender, breiter, großer Schnauze, kleinen Ohren und etwas buschigem Schwanz. Der Mirikina (N. trivirgatus *Gray*, s. Tafel »Affen VI«, Fig. 5) ist 35 cm lang, mit 50 cm langem Schwanz, weich und locker behaart, graubraun mit hell gelbbraunem Rückenstreifen, schwarzer Schwanzspitze und drei schwarzen Streifen auf dem Scheitel. Er bewohnt den Osten des wärmern Südamerika vom Paraguay bis zum Cassiquiare, lebt in Wäldern, hält sich am Tage in einer ausgepolsterten Baumhöhle verborgen und geht nachts auf Raub aus; er klettert und springt vortrefflich und jagt besonders kleine Vögel, frißt aber auch vegetabilische Nahrung. Besonders charakteristisch ist seine große Lichtscheu und das Leuchten der Augen im Dunkeln. In der Gefangenschaft zeigt er wenig Begabung. Männchen und Weibchen besitzen so große Anhänglichkeit aneinander, daß eins das andre niemals lange überlebt.

Nachtage, soviel wie Respekttage (s. d.).

Nachtarbeit von Frauen, Kindern und jungen Leuten in Fabriken und deren Beschränkung, s. Fabrikgesetzgebung.

Nachtblau, s. Viktoriablau.

Nachtblindheit (Mondblindheit, Hühnerblindheit, griech. Hemeralopie), eine Herabsetzung der Netzhautempfindlichkeit, so daß die Gegenstände nur bei heller Sonnenbeleuchtung deutlich, beim Abend- oder Mondlicht, wie überhaupt beim Verdunkeln, sehr unvollständig gesehen werden. N. kommt als Teilerscheinung bei Schwachsichtigkeit, aber auch als selbständige Krankheit vor; im letztern Falle befällt sie meist schlecht genährte, skrofulöse oder skorbutische Personen, welche lange Zeit blendendem Licht ausgesetzt sind, wie Truppen in südlichen Klimaten und besonders häufig Schiffsmannschaften. Die Behandlung besteht demnach in Aufbesserung der Ernährung und Schutz der Augen durch blaue Gläser oder Aufenthalt in dunkeln Räumen. Vgl. Krienes, Über Hemeralopie (Wiesb. 1895). — N. bei Haustieren, s. Mondblindheit.

Nachtblume, s. Jasminum.

Nachtblütler, s. Nyktaginaceen.

Nachtbogen, Teil des Parallelkreises, den ein Gestirn beim täglichen Umlauf um die Erde unterhalb

des Horizonts beschreibt, im Gegensatz zu dem oberhalb des Horizonts gelegenen Teil, dem Tagbogen.

Nachtfalter, soviel wie Eulen (s. d., S. 25).

Nachtfernrohr (Nachtrohr), Doppelfernrohr mit großem Gesichtsfeld und großer Helligkeit, welches besonders von Seefahrern bei Nacht benutzt wird.

Nachtfrost, das Sinken der Lufttemperatur während der Nacht bis unter die Temperatur des schmelzenden Schnees. Das Eintreten eines Nachtfrostes ist bei klarem Himmel wahrscheinlicher als bei bezogenem und läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersagen, wenn der Taupunkt (s. Hygrometer und Tau) unter 0° liegt. Häufig stellen sich Nachtfröste an tief gelegenen, feuchten Orten ein und sind dann eine Folge der Verdunstungskälte; wenn sie aber auf hoch und frei gelegenen Orten auftreten, so sind sie durch die Wärmestrahlung oder durch kalte Winde hervorgebracht. Zuweilen lassen sich die im Frühjahr meistens Mitte Mai (s. Gestrenge Herren) oft verderblichen Nachtfröste unschädlich machen, wenn man die zu schützenden Gewächse mit einer Wolke von Rauch bedeckt. Zu diesem Ende werden in vielen Gegenden zahlreiche Feuerstellen, ca. 20 pro Hektar, durch Anhäufen von stark rauchgebenden Substanzen, wie Gras, Heu, Gasteer ꝛc., vorbereitet. Diese Massen werden entzündet, sobald die Temperatur dem Gefrierpunkt nahekommt. Der durch den Luftzug verbreitete Rauch bedeckt dann die zu schützenden Felder und verhindert die namentlich in klaren Nächten durch Wärmeausstrahlung bewirkte Erkaltung der Pflanzen. In neuerer Zeit hat man das rechtzeitige Anzünden der Feuer, welches früher von Wächtern besorgt wurde, durch eine automatische Einrichtung, das Thermomètre automoteur von Bouziat, bewirkt. Dasselbe besteht in einem langen, quer über das Feld gehenden Eisen- oder Zinkdraht von 2 mm Stärke, welcher über eine Rolle gewickelt ist, die sich bei abnehmender Temperatur dreht und, wenn der Nullpunkt beinahe erreicht ist, einen Mechanismus löst, welcher die verschiedenen Feuerstellen entzündet.

Nachtgarne, Decknetze von etwa 10 m Länge und 8 m Breite, mit denen des Nachts in der Weise Lerchen im Spätherbst gefangen werden, daß zwei Männer das straff gezogene Garn an je einer Stange, hinten etwas gesenkt, über solche Stoppelfelder tragen, auf denen viele Lerchen bei Tage bemerkt worden sind. Sobald man unter dem Garn Lerchen aufflattern hört, wird dasselbe darüber gedeckt, worauf man die gefangenen Vögel auslöst.

Nachtgefechte, Kämpfe, welche als Fortsetzung eines bei Tage begonnenen Kampfes oder in ihrem ganzen Verlauf unter dem Schutze der Nacht durchgefochten werden. Sind die für das Gelingen erforderlichen Vorbedingungen des unvorhergesehenen, überraschenden Angriffs erfüllt, so können die N. zu bedeutenden Erfolgen führen; doch setzen sie sichere Leitung des Angriffs auf Grund vorheriger Orientierung und den mutigen Gebrauch der blanken Waffen voraus. Gerade die Unmöglichkeit eines gezielten Feuergefechts bei Nacht hat bei den heutigen so außerordentlich vervollkommten Feuerwaffen die Bedeutung der N. sehr gehoben, da letztere die große Tragweite und Treffsicherheit dieser Waffen gänzlich aufheben. In Rußland und Frankreich gehören deshalb N. zu den regelmäßigen Truppenübungen (Nachtübungen), welche die Führer in der bei der mangelnden Übersicht außerordentlich schwierigen Leitung der Truppen ausbilden und die letztern an geordnete Bewegungen und Kampfhandlungen während der Nacht gewöhnen sollen. Die Feldartillerie ist von den Nachtgefechten ausgeschlossen, auch die Kavallerie ist nur in unbedecktem und bekanntem Gelände verwendbar, und mithin werden N. hauptsächlich von der Infanterie mit Bajonett u. Salvenfeuer ausgefochten. Im Festungskrieg, wo die örtlichen Verhältnisse genau bekannt sind, haben N. zu allen Zeiten eine große Rolle gespielt und finden jetzt durch die Anwendung elektrischer Beleuchtung eine wesentliche Unterstützung. Vgl. Cardinal von Widdern, Das Nachtgefecht im Feld- und Festungskriege (3. Aufl., Berl. 1894), und die anonyme Schrift »Über N., ihre Eigentümlichkeit und ihre Bedeutung« (Hannov. 1889).

Nachtgleiche, s. Äquinoktium.

Nachtgrün, s. Jodgrün.

Nachthörnchen, s. Eichhörnchen.

Nachthunde, soviel wie Flederhunde.

Nachthyazinthe, s. Polianthes.

Nachtigal, Gustav, Afrikareisender, geb. 23. Febr. 1834 in Eichstedt bei Stendal, gest. 19. April 1885, studierte Medizin in Berlin, Halle, Würzburg und Greifswald, wirkte als Militärarzt in Köln und ging 1863 aus Gesundheitsrücksichten nach Algerien. Später siedelte er nach Tunis über und wurde Leibarzt beim Chasnadar des Beis, in welcher Eigenschaft er mit der tunesischen Armee einen Feldzug gegen Aufständische mitmachte. 1868 auf Rohlfs' Empfehlung mit der Überbringung der Geschenke des Königs von Preußen für den Sultan Omar von Bornu beauftragt, brach N. im Januar 1869 von Tripolis auf, erreichte Fezzan und machte von hier einen denkwürdigen und gefahrvollen Abstecher nach Tibesti, welches Land noch nie vorher von einem Europäer besucht worden war. Mit Mühe dem Tode entronnen, setzte er seine Reise fort und hielt im Juli 1870 seinen Einzug in Kuka, der Hauptstadt von Bornu. Von hier aus unternahm er eine äußerst wichtige Reise nach dem nordöstlich vom Tsadsee gelegenen Borgu sowie nach dem südlich vom Tsad gelegenen Bagirmi und bewerkstelligte dann die Rückreise über Wadai, Dar Fur und Kordofan nach Kairo, von wo er 1875 nach Europa zurückkehrte. Diese lange Reise, auf welcher N. als erster Europäer die Länder Tibesti, Borgu und Wadai aus eigner Anschauung kennen lernte, und die uns höchst wichtige Aufschlüsse über Topographie, Ethnographie ꝛc. dieser Gegenden gab, erhob N. zu einem Entdeckungsreisenden ersten Ranges. Die Pariser Geographische Gesellschaft würdigte seine Verdienste durch Verleihung der großen goldenen Medaille, und die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erwählte ihn zu ihrem Präsidenten, welches Amt er niederlegte, als die deutsche Regierung ihn 1882 zum Generalkonsul in Tunis ernannte. Hier erhielt er 1884 den Auftrag, die Westküste Afrikas zu besuchen und die noch von keiner andern europäischen Macht beanspruchten Küstenstrecken, an welchen deutsche Interessen des Schutzes bedürftig waren, unter die deutsche Reichshoheit zu stellen. Nachdem er seine Aufgabe mit Erfolg gelöst hatte, wodurch Togoland, Kamerun und Lüderitzland deutsches Kolonialgebiet wurden, machte er sich, schwer erkrankt, auf den Heimweg, starb aber schon am Bord der Möwe auf der Höhe von Kap Palmas, wo man ihn bestattete. 1887 wurden seine Gebeine nach Kamerun übergeführt, wo ihm bei dem Gouvernementsgebäude ein Denkmal errichtet ist. Die Ergebnisse seiner Reise enthält das große Werk »Sahara und Sudân« (Berl. 1879—89, 3 Bde., der

3. Bd. nach seinem Tode hrsg. von E. Groddek; im Auszug bearb. von Fränkel, Leipz. 1887). Seine Büste in Marmor wurde 23. Febr. 1892 im Museum für Völkerkunde in Berlin aufgestellt; in Stendal wurde ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. Dorothea Berlin, Erinnerungen an G. N. (Berl. 1887); Ruhle, Gustav N. (Münst. 1892).

Nachtigall (Lusciola *Reich.*, als Gattung Luscinia *Brehm*), Untergattung der Sperlingsvogelgattung Rotschwanz (Erithacus *Cuv.*), schlank gebaute Vögel mit hochläufigen, kräftigen Beinen, mittellangen Flügeln, mittellangem, etwas abgerundetem Schwanz und fast geradem, ziemlich gestrecktem, spitzem, pfriemenförmigem Schnabel. Die N. (Erithacus luscinia *L.*, Luscinia Philomela *Bp.*, s. Tafel »Stubenvögel I«, Fig. 1) ist 17 cm lang, 25 cm breit, auf der Oberseite rostrotgrau, auf der Unterseite hell gelblichgrau, an der Kehle und Brustmitte am lichtesten, mit dunkelbraunen Schwingen und rotbraunem Schwanz; sie bewohnt Europa bis zum mittlern Schweden, Nordwestafrika und Vorderasien und ist besonders häufig im Süden; sie fehlt im nordöstlichen Deutschland. Der Sprosser (Bastard-, Aunachtigall, große, polnische N., E. philomela *Bchst.*, L. major *Brehm*), 19 cm lang, 28 cm breit, der vorigen sehr ähnlich, nur mit muschelfleckiger Oberbrust, bewohnt Skandinavien, Dänemark, Osteuropa und Westsibirien, findet sich nur hier und da in Deutschland (in Preußen östlich der Weichsel, längs der Ostseeküste weiter westlich bis Mecklenburg) und fast ausschließlich in Niederungen, während die N. auch bergige Gelände nicht gänzlich meidet. Beide finden sich nur im Laubwald mit viel Unterholz, im Gebüsch, welches Bäche, Gräben und Flußufer umsäumt, und häufig in der Nähe menschlicher Wohnungen. Sie gehen im Winter nach Mittel- und Westafrika, der Sprosser wohl auch nach südlichen Ländern Asiens. Die N. kommt in der zweiten Hälfte des April, der Sprosser Ende April oder Anfang Mai, beide gehen im August oder September. Die N. ist zutraulich, friedfertig, bedächtig, fliegt schnell und leicht, aber meist nur von Busch zu Busch, wo man sie meist niedrig über dem Boden auf Zweigen sitzen sieht, und nährt sich von Insekten und Beeren. Sie nistet im Mai und Juni auf oder dicht über dem Boden, in Erdhöhlungen, im Gestrüppe oder in einem Grasbusch und legt 4—6 grünlich braungraue, gelblichbraun gestrichelte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 46), welche Männchen und Weibchen gemeinsam ausbrüten. Die Jungen füttern sie, selbst wenn man dieselben in einen Bauer steckt und diesen in der Nähe des Nistorts aufhängt. Der Gesang der N. übertrifft den aller andern Vögel durch die Fülle der Töne, die Abwechselung und Harmonie; er unterscheidet sich deutlich von dem des Sprossers, doch ziehen manche den letztern noch vor. Man hört den Gesang besonders am frühen Morgen, am späten Abend und vor dem Legen der Eier zu allen Stunden der Nacht, während es später um diese Zeit stiller wird und um Johannis der Gesang völlig verstummt. Die N. ist leicht zu fangen; aber alte Vögel, die sich schon gepaart haben, sterben regelmäßig bald, und auch die jüngern erfordern die sorgsamste Pflege. Außer den genannten beiden Arten unterscheidet man noch den Zweischaller (E. hybrida), von der Größe des Sprossers, oberseits wie dieser, unterseits fast ganz wie die N. gefärbt, in Polen; die Steppennachtigall (E. Golzii), oberseits deutlich rotbraun, und die Hafisnachtigall (Bülbül der Perser, E. Hafizii), mit längerm Schwanz und von blasserer Färbung. Der indische Kuckuck ist für die indischen Dichter, was die N. für die andern indogermanischen Nationen, und so ist die N. zu einer phallischen Bedeutung gelangt. Als »Nachtsängerin« (das Wort N. hängt zusammen mit althochdeutsch gëllan, laut singen, tönen) ergötzt sie Verliebte, welche sie in deutschen u. französischen Volksliedern zu ihrem geheimnisvollen Boten machen. Vgl. Lazarus, Der Sprosser oder die Aunachtigall (Berl. 1876); Köppen, Anleitung zur Züchtung und Ansiedelung von Nachtigallen (2. Aufl., das. 1886); Böcker, Der Sprosser (Minden 1889). Virginische N., s. Kardinal.

Nachttisch, s. Dessert.

Nachtkauz (Steinkauz), s. Eulen, S. 23.

Nachtkerze, Pflanzengattung, s. Oenothera.

Nachtkerzen, Pflanzenfamilie, s. Önotheraceen.

Nachtlichte, s. Lampen, S. 986 f.

Nachtmahl, soviel wie Abendmahl (s. d.).

Nachtmahlsbulle (Bulla In coena Domini), s. Bulle.

Nachtmärsche, s. Marsch.

Nachtpapagei, s. Guacharo und Papageien.

Nachtpfauenauge, s. Pfauenauge.

Nachtrab, s. Arrieregarde.

Nachtrabe, s. Reiher.

Nachtragsetat (Supplementaretat), der Etat, welcher erst nach Festsetzung des für eine bestimmte Zeit gültigen Voranschlags festgestellt wird, um weitern in demselben nicht vorgesehenen Bedürfnissen (unzutreffenden Ansätzen, inzwischen eingetretenen Änderungen, namentlich Mehrforderungen) zu genügen. Vgl. Budget.

Nachtragsverteilung, im deutschen Konkursrecht eine der Schlußverteilung nachfolgende Verteilung an die Gläubiger. Werden nämlich nach Vollzug der Schlußverteilung Beträge, welche von der Masse zurückbehalten sind, für dieselbe frei, oder fließen Beträge, welche aus der Masse gezahlt sind, zu dieser zurück, so sind dieselben von dem Konkursverwalter nach Anordnung des Konkursgerichts auf Grund des Schlußverzeichnisses zur N. zu bringen. Dasselbe gilt bei nachträglicher Ermittelung von Vermögensstücken. Vgl. Deutsche Konkursordnung, § 153.

Nachtreiher, s. Reiher.

Nachtrohr, s. Nachtfernrohr.

Nachtrupp, s. Sicherheitsdienst.

Nachtsänger, s. Grasmücke.

Nachtschatten, Pflanze, s. Solanum u. Hesperis.

Nachtschatten, Vogel, soviel wie Ziegenmelker.

Nachtschwalbe, s. Ziegenmelker.

Nachtschwalben (Caprimulgidae), eine Familie der Segler (s. d.).

Nachtsehen, s. Tagblindheit.

Nachtsignale, s. Signallichter.

Nachtstücke, Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Gegenstände nicht von dem Tageslicht, sondern von dem Mond, von Feuer- oder Lichtschein beleuchtet oder überhaupt unter künstlicher Beleuchtung dargestellt werden. Das berühmteste Werk dieser Art ist Correggios Anbetung der Hirten, wo das Licht vom Kind ausstrahlt. Von deutschen Künstlern des 16. und 17. Jahrh. hat namentlich Elsheimer N. gemalt. Dann hat besonders die niederländische Schule ausgezeichnete Meister in diesem Genre aufzuweisen, z. B. Rubens, Aart van der Neer (Feuersbrünste, Mondscheinlandschaften), Rembrandt, Honthorst (mit dem Beinamen dalle notti), G. Dou, Neefs, G. Schalcken u. a. Unter den französischen Malern hat M. Valentin, unter den italienischen die Schule von Neapel

ausgezeichnete N. geliefert. Im 19. Jahrh. haben besonders Moritz Müller (der »Feuermüller«) und F. Geselschap das Nachtstück in Genrebildern kultiviert. Gegenwärtig beschränkt sich die Gattung meist auf Mondscheinlandschaften (Eschke, O. Achenbach, Douzette, Xylander), auf Marinen bei Mondschein, Sternenlicht oder bedecktem Himmel und auf Darstellungen von Illuminationen u. dgl. (O. Achenbach, Berninger). Auf die Poesie übertragen sind N. soviel wie düstere, Trauer, Schrecken und Schauer erweckende Darstellungen, wie die bekannten N. von E. T. A. Hoffmann.

Nachttrunk, ein schlafbefördernder Trunk, den man in früherer Zeit unmittelbar vor dem Schlafengehen einzunehmen pflegte (meist Würzwein oder Würzbier).

Nachtübungen, s. Nachtgefechte.

Nacht- und Dämmerungstiere (hierzu die Tafel »Nachttiere«), Säugetiere, Vögel, Kriechtiere, Insekten und niedere Tiere, welche den Tag schlafend in ihren Verstecken zubringen und des Nachts auf ihren Unterhalt ausgehen. Diese Umkehrung der Regel findet sich nicht bloß bei Raubtieren, sondern auch bei Frucht- und Pflanzenfressern, ja es gibt manche Tiere, welche, wie die meisten Dämmerungs- u. Nachtfalter, nur in ihrer Jugend (als Larven) Tagestiere sind, oder gar, wie manche Sphingiden-Raupen, nur in ihrer ersten Jugend am Lichte grasen, dann aber, wenn sie größer und auffälliger werden, nur noch des Nachts fressen und am Tage unter welkem Laube am Fuße der Futterpflanze ruhen. Bei den Wassertieren tritt der Unterschied von Tiefseetieren, die in ewiger Nacht leben oder nur ihr eignes Phosphoreszenzlicht kennen, und solchen Arten ein, die bei Tage größere Tiefen aufsuchen u. nur des Nachts an die Oberfläche steigen. Faßt man alles zusammen, so läßt sich schließen, daß es sich bei dieser Dunkelheitsbevorzugung hauptsächlich um eine Schutzgewohnheit schwächerer Arten handelt, die der Konkurrenz der Tagestiere nicht gewachsen sind, wie z. B. Frösche, Grillen und Cikaden des Nachts lärmen, weil dann Störche und die meisten Insektenfresser schlafen. Im besondern Umfange finden sich N. in gewissen Klassen und Ordnungen, wie z. B. unter den Fledermäusen, Halbaffen, Insektenfressern u. Insekten, und da die betreffenden Arten zum Teil zu den niedrigsten ihrer Ordnungen gehören, wie z. B. die Nachtschmetterlinge unter den Faltern, die Halbaffen unter den Affen, die Insektenfresser unter den Säugern, welche tierische Nahrung verspeisen, so hat man schließen wollen, daß die Urtiere überhaupt Nachttiere gewesen seien, aus denen erst allmählich Dämmerungs- und Tagtiere hervorgegangen seien. — Die N. bieten gewisse übereinstimmende Merkmale dar, welche man einteilen kann in solche, die ihre Verbergung bei Tage erleichtern, und andre, die ihnen des Nachts beim Nahrungserwerb nützlich sind. Zu den erstern gehören die düstern Farben und scheckigen Zeichnungen, welche die Oberseite der an Baumästen ruhenden Nachtschwalben, der an Stämmen, Felsen, Zäunen ꝛc. ruhenden Eulen, Spinner und Schwärmer zeigen, um am Tage nicht erkannt zu werden (s. Schutzeinrichtungen und Mimikry). Anderseits tritt die stärkere Entwickelung gewisser Sinne, die großen, oft in eine Trichtergrube gesenkten Augen (Fig. 10, 11, 13, 14), um einerseits so viel Licht als möglich einzulassen, anderseits blendendes Seitenlicht, z. B. des Vollmondes, möglichst auszuschließen, sehr ausdehnbare Pupillen, die sich bei Tage auf einen Punkt oder schmalen Spalt verengern, wie sie besonders bei Eulen, Halbaffen und Nachtraubtieren auffallen, große Ohrmuscheln, stark entwickelte Geruchs- und Tastorgane, wie z. B. die als Riechorgane dienenden, stark gekämmten Fühler mancher Spinner und Nachtkäfer (Fig. 1, 2 u. 6), welch letztere meist von schwarzer Körperfarbe sind (Melasomen und zahlreiche Malacodermen), die langen Fühlhaare der Springmaus (Fig. 12) ꝛc. Bei Fledermäusen, die nach vorgenommener Blendung fast ebenso geschickt den Hindernissen im Fluge ausweichen wie vorher, hat man einen gesteigerten Gefühls- und Temperatursinn der gesamten Haut angenommen, welcher die Annäherung an feste Körper durch von denselben ausgehende Luft- und Wärmeströmungen erkennen läßt. Sehr häufig sind Gefieder und sonstige Hautgebilde bei Nacht- und Dämmerungstieren besonders weich, z. B. bei den Eulen und Nachtschwalben, um alle Flug- u. Schreitgeräusche zu vermeiden, welche die verfolgte Beute warnen könnten. Die N. unter den Faltern haben besondere Nachtblumen gezüchtet, die sich erst abends öffnen und ihre Auffindung durch weiße oder hellblaue Farben u. starke Duftentbindung erleichtern. — Beim Übergang der N., welche immer noch eine schwache Erleuchtung der Umgebung voraussetzen, in eigentliche Finsternistiere, die in Ameisennestern, Erdgängen, wie Maulwürfe und Erdwürmer, in Höhlen (s. Höhlenfauna) oder auf dem Meeresgrunde (s. Tiefseefauna) leben, gewahrt man oft erst eine außerordentliche Vergrößerung der Augenfläche (z. B. bei Trilobiten und Cystosoma Neptuni [Fig. 3]), so daß die gesamte Kopffläche als Auge erscheint, daneben aber völlige Zurückbildung des nicht mehr thätigen Organs. Bei andern Nachttieren vermehrt sich die Zahl der Einzelaugen stark, bei Julus londinensis (Fig. 4) auf ca. 100 Augen. Oft zeigen N. auch die Fähigkeit zu phosphoreszieren, z. B. viele Insekten und Tiefseefische (Fig. 9), und solche N. des Meeres bringen, wenn sie an die Oberfläche steigen, das Meeresleuchten hervor. In vielen Fällen scheint es sich hier um eine Selbstkennzeichnung ungenießbarer Tiere zu handeln, die den Trutzfarben und Widrigkeitszeichen der Tagtiere (s. Schutzeinrichtungen) entspricht. Um das Leuchten nach außen dringen und den unter einem Kopfschilde geborgenen Augen sichtbar werden zu lassen, sind Kopfschild und Flügeldecken bei Leuchtkäfern oft mit sogen. Fenstern, d. h. durchsichtigen Stellen der Chitindecke, versehen, wie bei Cratomorphus diaphanus (Fig. 5), dessen Körperbedeckungen außer der durchsichtigen Bedeckung der Leuchtringe noch 4 Fenster zeigen. Manche Tiere, wie z. B. die in unsern Häusern schmarotzenden Nager, sind nur durch den Zwang ihrer Lebensweise zu Nachttieren geworden. Die meisten dieser leise huschenden und fliegenden Tiere haben, mögen sie auch sonst noch so harmlos oder für den Menschen geradezu nützlich sein, abergläubische Gefühle erregt und sind den bildenden Künstlern, wie z. B. Fledermäuse, Eulen, Gespensteraffen, Vorbilder zu Spuk- und Teufelsfratzen geworden. Die leise an den Wänden u. Decken der Hütten schleichenden Geckos (Fig. 7) und fliegenden Frösche (Fig. 8) bereiten wohl selbst reisenden Naturforschern unangenehme Gefühle, bis sie sich an ihre harmlose Gesellschaft gewöhnt haben.

Nachtviole, Pflanzengattung, s. Hesperis.

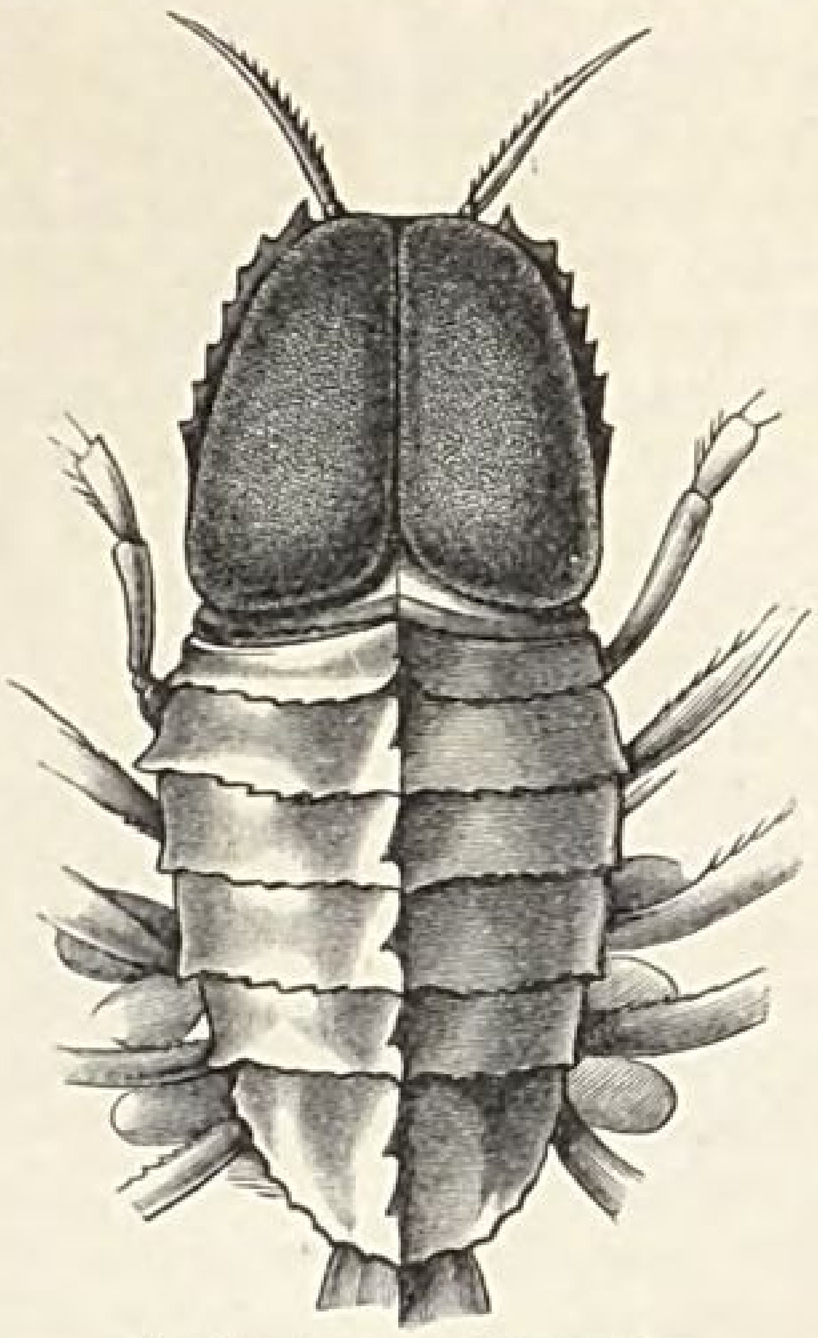
Nachtvogel, soviel wie Guacharo.

Nachtwache, bei den alten Völkern, Griechen, Römern, Juden ꝛc. ein Teil der Nachtzeit, ungefähr drei Stunden umfassend. Man teilte nämlich die Nacht zum Behuf der ausgestellten Wachtposten in Abschnitte

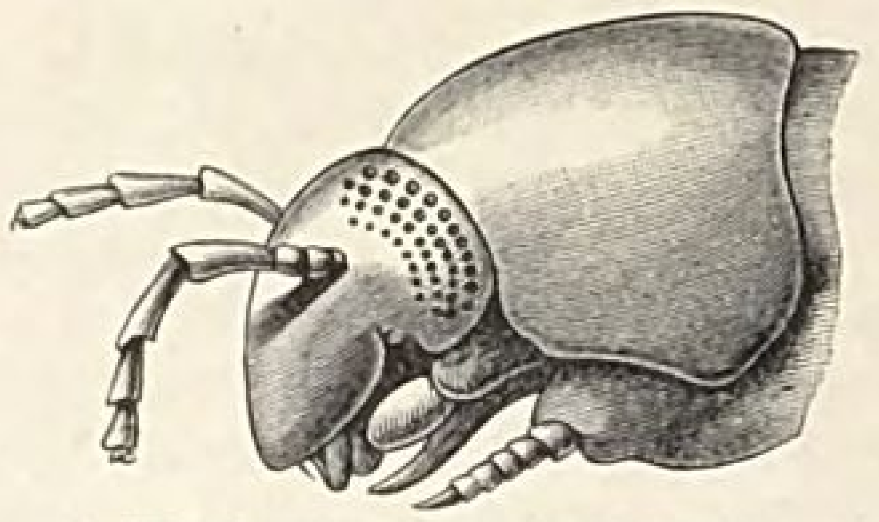
Nachttiere.



1. Kopf von Attacus Atlas.



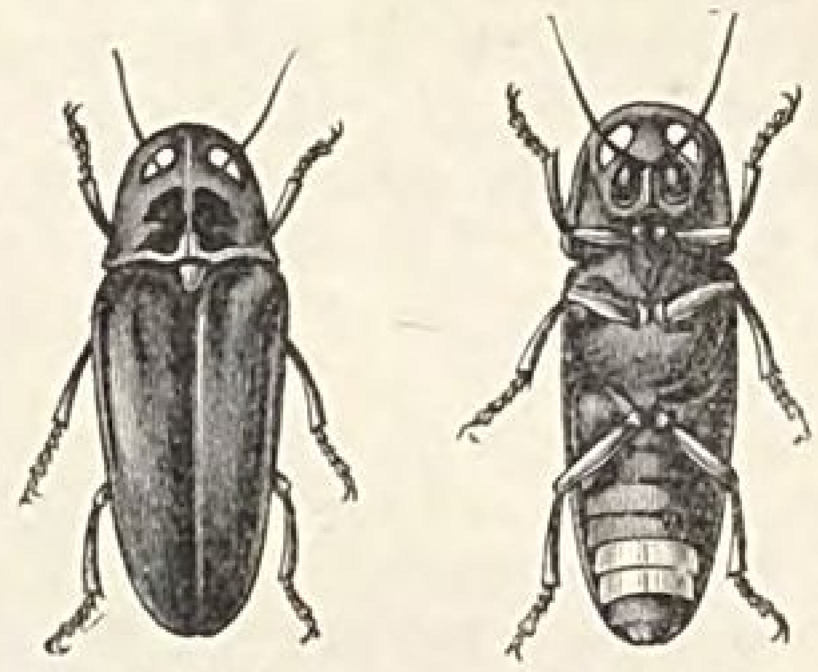
3. Cystosoma Neptuni.



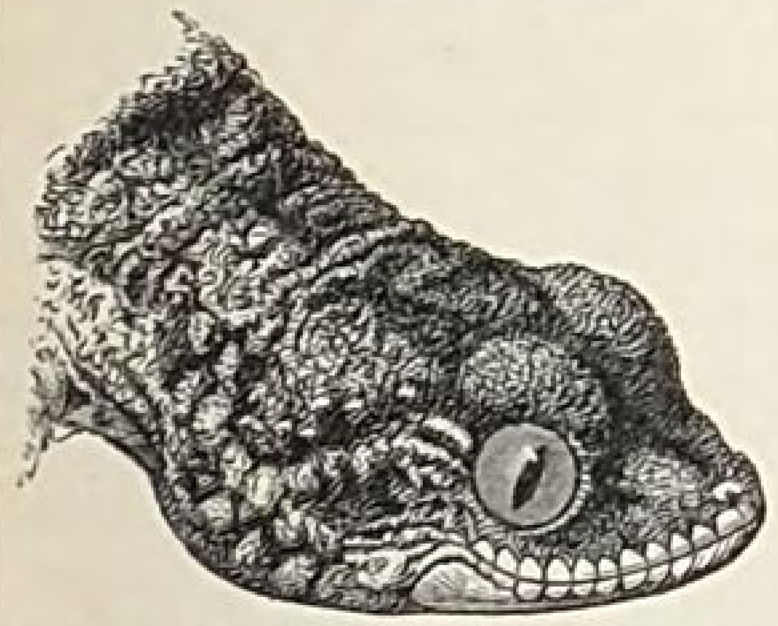
4. Kopf von Julus londinensis.



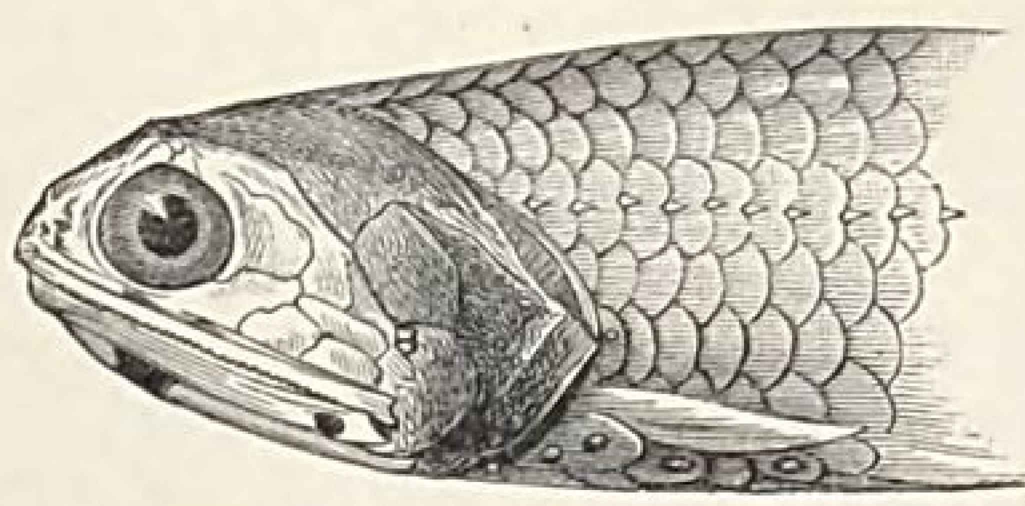
2. Phengodes pulchellus.



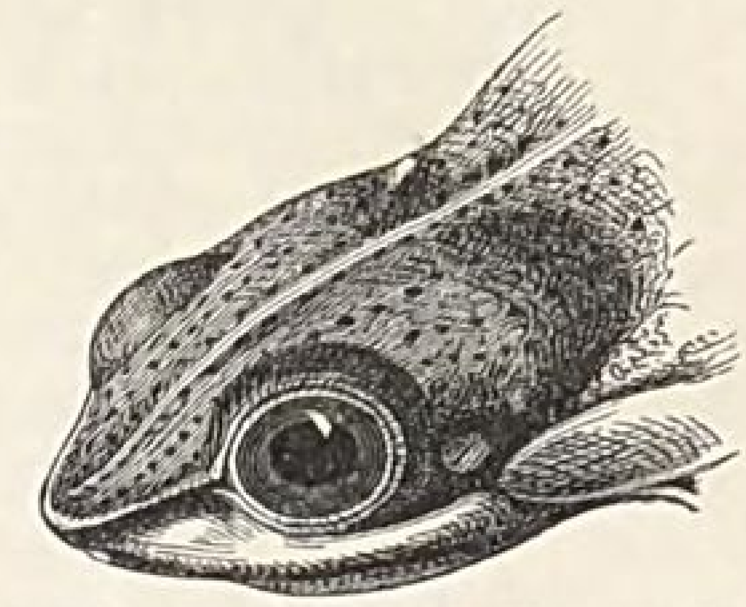
Rückenseite. Bauchseite.
5. Cratomorphus diaphanus.



7. Mauergeko (Tarentola mauritanica).



9. Leuchtsardine (Scopelus engraulis).



8. Flugfrosch (Rhacophorus Reinwardti).



10. Sperbereule (Strix ulula).



6. Amydetes plumicornis.



11. Eulenpapagei (Stringops habroptilus)



13. Plumplori (Nycticebus tardigradus).



12. Springmaus (Dipus aegyptiacus).



14. Koboldmaki (Tarsius spectrum).

von mehreren Stunden ein, nach deren Ablauf allemal ein Wechsel der Posten stattfand. Die alten Hebräer vor dem Exil und die Griechen zählten nur drei solcher Abschnitte, die Römer aber vier, jeden zu drei Stunden, welche im Neuen Testament (Matth. 14, 25) durch die Benennungen Abend, Mitternacht, Hahnenruf und frühmorgens unterschieden werden. Vgl. Vigilien.

Nachtwandeln, s. Somnambulismus.

Nachtwinde, s. Wind.

Nachud (Nakhud), Stadt, s. Kuschk i Nakhud.

Nachverfahren, s. Hauptverfahren.

Nachverjüngung, in der Forstwirtschaft die Verjüngung bei Kahlschlagbetrieb durch künstliche Saat oder Pflanzung.

Nachvermächtnis, ein Vermächtnis (s. d.), welches jemand zugedacht ist, falls es ein zuerst Bedachter nicht erwerben würde.

Nachwahl, s. Wahl.

Nachwehen, die schmerzhaften Zusammenziehungen der Gebärmutter nach stattgefundener Austreibung der Nachgeburt (s. d.), pflegen namentlich bei solchen Frauen, welche mehr als einmal niedergekommen sind, als mehr oder weniger bedeutende, mit Unterbrechungen auftretende Schmerzen im Unterleib bald nach der Geburt sich einzustellen. Zuweilen zeigen sie sich nur am ersten Tage, zuweilen dauern sie bis zum dritten oder vierten, selten bis zum sechsten Tage oder noch länger nach der Niederkunft. Anfangs sind sie stärker und häufiger, später werden sie schwächer und seltener. Sie fehlen in der Regel, wenn die Geburt langsam verlief, während sie am stärksten sind, wenn die Gebärmutter sehr ausgedehnt, und die Austreibungsperiode mit wenigen Wehen verlaufen war. Besonders leicht werden sie durch das Saugen des Kindes hervorgerufen. Die N. sind nicht als krankhaft anzusehen, solange sie nicht ungewöhnlich schmerzhaft und nicht von Fieber begleitet sind, solange der Leib gegen Berührung schmerzlos bleibt und die N. in Anfällen auftreten, zwischen denen die Frau sich ganz wohl fühlt. Stellen sich aber bei Erstgebärenden schmerzhafte N. ein, so erheischen diese stets große Aufmerksamkeit von seiten des Arztes.

Nachwein, s. Wein.

Nachweisebüreaus, im allgemeinen soviel wie Auskunftsbüreau (s. Auskunft) oder Adreßbüreau (s. d.); in der freiwilligen Krankenpflege diejenigen Büreaus, welche im Kriege die Erteilung von Nachrichten über die in den Lazaretten befindlichen Verwundeten und Kranken an deren Angehörige vermitteln (§ 209, 1 c, § 223, 1 u. 2 der Kriegssanitätsordnung). In Berlin wird ein Zentralnachweisungsbüreau errichtet, welches regelmäßige Zu- und Abgangsmeldungen aus allen Lazaretten erhält.

Nachwinter, stärkeres Frostwetter mit Schneefällen, die oft längere Zeit liegen bleiben, nach Beginn des Frühjahrs, speziell nach dem Frühlingsäquinoktium.

Nachzehrer, im nördlichen Deutschland Bezeichnung für Vampir (s. d.).

Nachzettel (Legatszettel), ein formloses schriftliches Kodizill. Solche N. werden, wenn sich der Erblasser in dem Testament auf dieselben bezogen oder sich die Ergänzung des Testaments durch N. vorbehalten hat, nach einigen Partikularrechten, so nach preußischem u. bayrischem Landrechte, als gültige letztwillige Verfügungen behandelt.

Nacken (Genick, Cervix), bei den Wirbeltieren der obere (beim Menschen hintere) Teil des Halses, besteht aus den Halswirbeln samt den sie umgebenden Muskeln, welche sie und den Kopf bewegen, sowie der Haut. Beim Menschen treten die Muskelwülste zu beiden Seiten der Wirbel so stark hervor, daß zwischen ihnen eine flache Grube (Nackengrube) entsteht, von der aus das Rückenmark besonders leicht zugänglich ist. Im allgemeinen ist der N. beim Mann in Knochenbau und Muskulatur stärker als beim Weib u. nimmt zuweilen den Charakter des Stiernackens an; er erscheint beim Weib wegen seiner Schlankheit länger. Die Dornfortsätze sämtlicher Halswirbel sind durch ein elastisches Band, Nackenband (ligamentum nuchae), verbunden, welches den Kopf vor dem Herabsinken zu bewahren hat und darum bei vielen Säugetieren stark entwickelt ist.

Nackenheimer, s. Rheinhessische Weine.

Nackenjoch, s. Anschirrung.

Nackenstarre (griech. Opisthotonus), starrkrampfartige Zusammenziehung der Nackenmuskeln mit Zurückziehung des Kopfes, ist ein wichtiges Symptom gewisser schwerer Gehirnstörungen, vorzüglich der eiterigen und der tuberkulösen Hirnhautentzündung, z. B. dem epidemischen Kopfgenickkrampf. Auch Teilerscheinung des allgemeinen Starrkrampfes.

Nacktdrüse, Pflanze, s. Gymnadenia.

Nackte Jungfrau (Nackte Hure), die Herbstzeitlose, s. Colchicum; auch Schneeglöckchen, s. Galanthus.

Nacktfarn, s. Gymnogramme.

Nacktfrüchtig (gymnokarp), s. Flechten, S. 534.

Nacktsamige Pflanzen, s. Gymnospermen.

Nacktschnecken, s. Schnecken.

Nacktzähner, soviel wie Gymnodontes.

Nacré chinois (spr. schinŭá), s. Lackieren.

Nadar, Félix Tournachon, genannt N., Schriftsteller, Zeichner und Luftschiffer, geb. 5. April 1820 in Paris, studierte in Lyon Medizin, wurde später in Paris Schriftsteller, auch Zeichner, war beim Theater und selbst in der Industrie thätig, gründete 1849 die »Revue comique« und richtete ein photographisches Atelier ein. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Quand j'étais étudiant« (1856); »La robe de Déjanire«; »Sous l'incendie« (1882); »Le monde où l'on patauge« (1883) u. a. Er konstruierte selbst ein Schraubenluftschiff und stieg 1863 wiederholt mit dem Riesenballon Le Géant auf, welcher ihn bei der zweiten Fahrt von Paris bis Hannover trug. Diese Fahrten beschrieb er in den »Mémoires du Géant; à terre et en l'air« (1864) und in »Le droit au vol« (1865). — Sein Sohn Paul, geb. 1856, ist Herausgeber der Fachzeitschrift »Le Paris-Photographe«.

Nádasdy (spr. nādaschdi), altes ungarisches, ursprünglich kroat. Adelsgeschlecht, welches seit 1625 die Grafenwürde hat. Es ist im Besitz des großen Majorats Fogarás und blühte in zwei Linien, von denen die jüngere 2. Aug. 1860 mit dem Grafen Thomas von N., österreichischem Feldmarschallleutnant, im Mannesstamm erlosch. Das Haupt der ältern ist gegenwärtig Graf Franz von N., geb. 28. Juni 1842. Sein Großoheim, Graf Michael von N., geb. 6. Sept. 1775, gest. 18. März 1854, war eine Zeitlang österreichischer Staats- und Konferenzminister. Ein Sohn des letztern, Graf Franz Seraphin von N., geb. 1. April 1801, gest. 1. Nov. 1883 in Wien, war von 1857—60 Justizminister, dann Präsident des Reichsrats, endlich 7. Nov. 1861—65 Hofkanzler für Siebenbürgen und österreichischer Minister. Andre Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Thomas, Palatin von Ungarn, geb. 1498, gest. 2. Juni 1562, verschaffte sich in Italien, zu Bologna

und Rom, eine höhere Bildung, ward dann König Ludwigs Geheimschreiber, bewirkte nach dessen Tode Ferdinands von Österreich Wahl zum König und ward als Kommandant von Ofen 1529 nach hartnäckiger Verteidigung von den Türken gefangen genommen. Auf Verwendung Ludovicos Gritti bei Zápolya mit dem Tode verschont, hing er fortan diesem an und erhielt zum Lohn die Herrschaft Fogarás in Siebenbürgen als »Erbherr«. Später (1534) wandte er sich wieder Ferdinand zu, ward 1554 zum Palatin erwählt und verwaltete dies hohe Amt so gut, daß er sich den Namen »der große Palatin« erwarb. Als Anhänger der Reformation hat er gleichfalls hervorragende Bedeutung. Im Nádasdyschen Palais zu Pest wurde ihm eine Statue errichtet.

2) Franz, Urenkel des vorigen, Enkel des Generals Franz N. (1555—1603) und der Prinzessin Elisabeth Báthori (s. d.), der 1611 wegen ihrer grausamen Mädchenschlächtereien der Prozeß gemacht wurde, Sohn des Grafen Paul und der Gräfin Judith von Révay, Günstling des Kaisers, war oberster Kronrichter, wurde als Teilhaber an einer Verschwörung des ungarischen Adels zur Aufrechthaltung seiner Rechte und Freiheiten auf Kaiser Leopolds I. Befehl 30. April 1671 zu Wien enthauptet. Er gab das Werk des Grafen Petrus Révay: »De monarchia et S. corona regni Hungariae« in neuer vermehrter Auflage heraus (Frankf. 1659). Ihm selbst werden zugeschrieben: »Mausoleum regni apostolici hungarici regum et primorum ducum« (Nürnb. 1664); »Cynosura juristarum« (1668, Leutschau 1700).

3) Franz Leopold, Graf von, Enkel des vorigen, geb. 30. Sept. 1708 zu Radkersburg in Steiermark, gest. 22. März 1783 in Karlstadt, machte schon als Oberst eines Husarenregiments von 1734—39 die Feldzüge in Italien, in Ungarn und am Rhein, sodann als Kavalleriegeneral den Österreichischen Erbfolgekrieg mit, entriß im November 1741 den Franzosen und Bayern Neuhaus in Böhmen, schlug 1743 bei Braunau die Bayern und leitete 1744 den meisterhaften Übergang des Heeres des Prinzen Karl von Lothringen über den Rhein, worauf er sich der Linien von Lauterburg und Weißenburg bemächtigte. Im Mai 1745 verlor er zwar das Gefecht gegen Winterfeld bei Hirschberg, deckte aber später mit vieler Umsicht den Rückzug Karls von Lothringen und nahm während der Schlacht bei Soor (30. Sept. 1745) das preußische Lager. Nach Abschluß des Dresdener Friedens kam N. zur Armee nach Italien, bei welcher er ebenfalls mit Auszeichnung focht. 1754 ernannte ihn Maria Theresia zum General der Kavallerie und Kommandanten von Ofen und 1756 zum Ban von Kroatien. 1757 führte N. die kroatischen Nationaltruppen dem Heere Dauns zu, focht mit Auszeichnung bei Kolin, schlug Winterfeld 7. Sept. bei Moys und nahm Schweidnitz (12. Nov.). In der Schlacht bei Leuthen (5. Dez. 1757) war N. der erste, der das Manöver Friedrichs II. durchschaute, blieb aber zu lange ohne Unterstützung, um der Schlacht eine andre Wendung geben zu können. Er kehrte hierauf in sein Banat zurück, wo er starb.

Nadaud (spr. -dō), Gustave, franz. Volksdichter und Komponist, geb. 20. Febr. 1820 in Roubaix (Depart. Nord), gest. 28. April 1893 in Paris, erhielt seine Bildung im Collège Rollin zu Paris und war dann in dem Handelsgeschäft seines Vaters, zuerst in Roubaix, später in Paris beschäftigt, bis er demselben den Rücken kehrte, um sich ganz seiner Liebhaberei, der Poesie u. der Musik, zu widmen. Seine Lieder (»Chansons«, 1849 u. ö.; »Encore des chansons«, 1873; »Chansons inédites«, 1876; »Nouvelles chansons«, 1889; 2. Aufl. 1892), die er meistens selbst in Musik setzte, auch selbst sang, schlagen alle Saiten des menschlichen Gemüts an, die heitern wie die ernsten; das Gepräge ist echt volkstümlich u. erinnert an Béranger. Daneben hat N. auch kleine Operetten, einen Sittenroman: »Une idylle« (2. Aufl. 1886) verfaßt. Gesammelt erschienen seine »Chansons« 1879—80 in 3 Bänden und sein »Théâtre inédit« 1893.

Nadelarbeit, kalte, s. Kalte Nadelarbeiten.

Nadelbräune, s. Lophodermium.

Nadeldiorit, Gestein aus der Gruppe des Diorits (s. d.), welches in einer hellern Grundmasse dunkle nadelförmig ausgebildete Hornblendekristalle regellos eingelagert enthält.

Nadeleisenerz, s. Goethit.

Nadelfeilen, aus ungehärtetem Stahl oder aus Eisen bestehende Feilen, die ihrer Biegsamkeit halber zur Bearbeitung vertiefter Oberflächen, namentlich von Bijouterieartikeln, dienen.

Nadelfisch (Syngnathus *Gthr.*), Gattung aus der Unterordnung der Büschelkiemer (Lophobranchii), Tiere mit ungemein gestrecktem, meist deutlich siebenkantigem Körper, großer Rückenflosse, deutlich ausgebildeter Schwanzflosse und beim Männchen mit einer Schwanztasche, in welcher sich die Eier entwickeln. Man kennt etwa 50 Arten aus allen Meeren. Die Seenadel (Trompete, S. acus *L.*), 30—90 cm lang, mit dünnem, abgerundetem Rüssel, hinten abgerundeter Schwanzflosse, auf blaßbraunem Grunde dunkelbraun gebändert, lebt im östlichen Atlantischen Ozean von Nordeuropa bis zum Kap, im Mittelländischen und Schwarzen Meer, fehlt in der Ostsee. Sie hält sich besonders in seichten Strandgewässern zwischen Seegras ꝛc. auf, schwimmt langsam und nährt sich von allerlei Kleingetier. Das Weibchen legt seine Eier in die Schwanztasche des Männchens, in welche die Jungen bei Gefahr zurückkehren sollen.

Nadelgeld (Spillgeld, Spielgeld, Trüffelgeld), ursprünglich Gaben, welche der Mann der Frau zur Bestreitung ihrer persönlichen Ausgaben für Kleidung, Leibwäsche u. dgl. zuwendet. Bei Abschluß von Ehen des hohen Adels ist es üblich, in den Eheverträgen den Betrag des Nadelgeldes zu bestimmen. Mitunter bezeichnet N. auch eine jährliche Rente für ledige Töchter des Souveräns, welche vom Staate oder aus dem Hausvermögen von dem Eintritt der Volljährigkeit bis zur Verheiratung der Prinzessinnen zu zahlen ist. Vgl. auch Leibgeigenschaft.

Nadelhölzer, s. Koniferen.

Nadelholzzone, der vorwiegend von winterharten Koniferen gebildete Waldgürtel, welcher sich zwischen der arktischen Baumgrenze und der Laubholzzone (s. d. und »Waldpflanzen«) ausbreitet. Südlich von der Baumgrenze herrschen in Europa, Sibirien und Kanada Lärchen, Fichten und Kiefern vor. Die Südgrenze der Zone verläuft vom südlichen Skandinavien über den Oberlauf der Wolga nach Sibirien (unter 55° nördl. Br.) bis zum Amur und folgt in Amerika ungefähr dem 50. Breitengrad. Der oft sehr reichliche Harzgehalt der Nadelhölzer bedingt eine hervorragende Widerstandsfähigkeit gegen Kälte; auch die immergrüne Benadelung, mit der eigentümliche, anatomische Einrichtungen (s. Immergrüne Gehölze) Hand in Hand gehen, schützt sowohl gegen niedrige Temperaturen als gegen anhaltende Dürre; übrigens wirft die am

weitesten nach Norden vordringende Nadelholzgattung, die Lärche (Larix), ihre Nadeln alljährlich ab. Larix europaea ist in der mitteleuropäischen N. ursprünglich nicht heimisch, sondern dorthin aus den Alpen und Karpathen gelangt; hier steigt sie bis 3000 m und höher empor und bildet teils allein, teils in Gesellschaft von Fichten und Zirbelkiefern die obere Grenze der Baumregion. Larix sibirica geht in Sibirien bis gegen 69° nordwärts und greift über den Ural bis zum Onegasee; eine dritte, in Kamtschatka und Daurien wachsende Lärche (L. dahurica) erreicht bei 72° ihren nördlichsten Punkt. Die beiden Hauptcharakterbäume der europäischen N. sind die Fichte (Picea excelsa *L.*) und die Kiefer (Pinus silvestris *L.*). Erstere erreicht ihre Nordgrenze in Norwegen bei 67° und im östlichen Finnmarken bei 69°, letztere geht in Norwegen bis 70°; weiter östlich in Rußland fallen die Nordgrenzen beider Bäume im allgemeinen zusammen, indem sie auf der Halbinsel Kola sich an dem Südufer des Flusses Ponoj entlang ziehen und dann weiter nach Osten ungefähr dem Polarkreis folgen. Die in Irland, England, dem französischen Tiefland, Belgien, Holland und Dänemark nicht einheimische Kiefer kommt in Torfmooren an mehreren Orten dieser Gebiete in subfossilem Zustande vor, so daß die gegenwärtige Lücke ihres Verbreitungsgebiets während älterer postglazialer Perioden nicht bestanden zu haben scheint. Die von der gewöhnlichen Fichte nur als Varietät zu unterscheidende sibirische Fichte (Picea obovata) kommt im nördlichen Norwegen stellenweise mit der Hauptform vermischt vor, bildet auf Kola größere Bestände und verbreitet sich jenseit des Urals bis an das Ochotskische Meer. In Skandinavien und Finnland geht an Stelle der Nadelhölzer die nordische Weißbirke am weitesten nach Norden, die Wälder bestehen jedoch vorherrschend auch hier aus Fichten und Kiefern. Im Norden der russischen N. greift die Tundra mit ihrer kärglichen Pflanzendecke (s. Arktische Flora) vielfach zwischen die Wälder ein, im S. bildet die Eichenzone die Grenze. Die Waldzone des nordamerikanischen Kontinents beginnt auf der Halbinsel Alaska mit spärlichen Waldinseln (von Picea sitchensis) und spannt sich von da in weitem Bogen durch das Mackenziegebiet um die Hudsonbai bis Labrador und Neufundland. Die nördliche Grenze der Nadelhölzer wird von der Weißfichte (Picea alba) gebildet; etwas südlicher folgt die amerikanische Lärche (Larix americana). Von Laubhölzern geht auch hier eine Birkenart (Betula papyracea) am weitesten nach Norden. Bedeutende Bestände bildet auch die Schwarzfichte (Picea nigra) von Neufundland bis zum nördlichen Kolumbien und bis zur Eismeerküste; bis zur Mündung des Mackenzie geht eine Kiefernart (Pinus Banksiana). An der Nordgrenze der amerikanischen N. greift vielfach die Tundraformation in den Wald ein, die Südgrenze wird wie in Osteuropa von Eichenwaldungen umsäumt. In pflanzengeographischer Hinsicht ist für die N. der nördlichen Halbkugel das zirkumpolare Vorherrschen der Gattungen Pinus, Larix, Picea und Betula besonders hervorzuheben, das mit dem arktotertiären Ursprung der borealen Wälder in Beziehung steht (s. Waldpflanzen); auf der östlichen und westlichen Halbkugel sind es die nämlichen Gattungen, welche hervorragend winterharte Baumformen bis an die hochnordischen Tundren vorgeschickt haben. Teils sind die nördlich am weitesten vordringenden Waldelemente bereits in der Pliocänzeit vorhanden gewesen (wie Pinus silvestris, Larix europaea, Picea excelsa), teils mögen sie aus tertiären Stammformen erst nach der Eiszeit entstanden sein.

Nadelkap, s. Agulhas.

Nadelkohle, s. Braunkohle, S. 418.

Nadeln. 1) Nähnadeln werden aus Stahldraht gemacht, der auf einem Haspel von 5—6 m Umfang gehaspelt wird, um ihm die starke Biegung, die er in den käuflichen Ringen besitzt, zu nehmen. Ein solcher Ring aus etwa 100 Windungen wird mit einer Schere (Drahtschneidmaschine) erst an zwei diametral gegenüberliegenden Stellen, dann in kurze Stücke (Schachte, Schafte) von der doppelten Länge der herzustellenden N. zerschnitten, deren Längen durch das Schachtmodell geregelt werden. Um die stets etwas gekrümmten Drähte völlig gerade zu richten, werden 5—15,000 Schachte dicht zusammen in zwei eiserne Ringe gesteckt, schwach zwischen Holzkohlenfeuer geglüht und in der sogen. Richtmaschine zwischen einer horizontalen festliegenden und einer darübergelegten beweglichen Platte (Streicheisen, Streicher) gerollt. Das Streicheisen ist mit Nuten versehen, in welchen die Ringe laufen, so daß es nur auf die N. drückt. Die geraden Schachte werden auf der Schleifmühle an beiden Enden zugespitzt. Hierzu dient eine eigentümliche Nadelspitzmaschine mit einem Schleifstein von hohlkehlartig ausgeschweifter Gestalt, welcher in der Minute 1500 Umdrehungen macht. Über dem Stein befindet sich auf einer horizontalen, zum Steinmittel nahezu rechtwinkelig angeordneten Achse eine Scheibe mit Kautschukring, welche in die Hohlkehle des Steines hineinreicht und die aus einem Vorratskästchen herausfallenden Schachte auf einer geeigneten Unterlage in langsame rollende Bewegung versetzt, wobei sie von einem Ende des Steins zum andern weiter schreiten und mit dem zuzuspitzenden Teil den Stein berühren. Die Scheibe macht in der Minute eine Umdrehung, wobei 500 Schachte über den Stein geführt und an einer Seite mit Spitzen versehen werden. Da aber die Schachte an beiden Seiten zugespitzt werden müssen, so passieren sie zweimal die Maschine. Weil der Schleifstaub sehr gesundheitsschädlich ist, umgibt man die Schleifsteine immer mit einem Mantel, aus welchem ein Ventilator die Luft aussaugt und so den Staub abführt. Nach dem Spitzen werden die Schachte in der Mitte durch Prägen (Pflöcken) zwischen entsprechend geformten Stempeln platt gedrückt, wobei ein beträchtlicher Grat oder Bart aufgetrieben wird. Zur Schonung der Stempel schleift man darauf die Schachte in der Mitte auf der sogen. Mittelschleifmaschine blank. Das Pflöcken oder Vorschlagen erfolgt auf Stampfmaschinen, auf welchen in der Stunde 4—5000 Schachte gestampft, d. h. mit den Eindrücken für die Öhre u. mit den zum Einfädeln dienenden Furchen (Fuhren) versehen werden. Auf das Stampfen folgt das Lochen der beiden Öhre auf Lochmaschinen (Stechmaschinen) mit zwei kleinen Stempeln, welchen die N. durch gekerbte Scheiben zugeführt werden. Zur Beseitigung des beim Stampfen entstandenen Grates steckt man etwa 100 Schachte auf einen haarnadelartig gebogenen Draht (Einreihen) wodurch die Grate nebeneinander in eine Fläche kommen, und schleift sie, zwischen eiserne Platten gehalten, auf einem Drehstein weg. Darauf bricht man die ganze Partie Schachte in der Mitte auseinander und erhält auf den erwähnten zwei Drähten aufgefädelt zwei Reihen N., die man mit einer Zange mit sehr breitem Maul so anfaßt, daß die Kopfenden der N. durch Abschleifen oder Befeilen poliert und vom

Grat befreit werden können. Die rauhen Öhre müssen nun poliert werden. Runde Öhre pflegt man bei bessern N. in einer spätern Arbeitsperiode auszubohren (Drillen). Für längliche Öhre benutzt man eine kleine Maschine, wobei die N. zu 100—200 Stück auf dünne, gehärtete, kantige oder mit der Feile rauh gemachte Stahldrähte locker angefädelt und in schwingende Bewegung gesetzt werden. Die N. aus Stahl werden nun gehärtet, indem man sie zu etwa 10,000 Stück auf Eisenblechtafeln in Glühöfen rotglühend macht, in Öl ablöscht und dann in siedendem Öl bis zur gelben oder blauen Farbe anläßt. Zum Anlassen benutzt man auch eine selbstthätige Blaumachmaschine, bei der ein rotierendes Rädchen die N. einzeln aufnimmt und durch eine so regulierte Gasflamme führt, daß sie beim Verlassen derselben bis zur richtigen Länge blau angelaufen sind. Zur Entfernung der Oxydhaut werden bis zu 500,000 Stück N. in grober Leinwand mit Schmirgel, Öl und weicher Seife zu einem cylindrischen Ballen vereinigt und 12—20 und mehr solcher Ballen in der Scheuermühle geschauert. Vorher sucht man die verbogenen und zerbrochenen N. aus. Die N. mit rundem Öhr werden dann behufs des Glättens auf einer kleinen drehbankähnlichen Vorrichtung nachgebohrt, indem man die Spitze des feinen reibahlenähnlichen Werkzeugs von beiden Seiten einen Augenblick in das Öhr treten läßt (Drillen). Viele N. werden dann im Öhr nach irgend einer einfachen Methode vergoldet. Um alle Rauhigkeiten zu entfernen und die auf der Scheuermühle etwas stumpf gewordenen Spitzen zu schärfen, werden die N. auf einer mit feinem Schmirgel überzogenen, rasch rotierenden Scheibe geschliffen und dann auf einer andern, mit Leder überzogenen Scheibe mit Zinnasche und Kolkothar poliert (Braunieren). Nach dem Schauern erfolgt oft noch ein Blaumachen der Öhre auf der Blaumachmaschine. Die N. sind damit fertig und werden nun gezählt und verpackt. Zum Abzählen benutzt man gewöhnlich ein Lineal mit so viel kleinen Querfurchen, als N. abgezählt werden sollen. Man hält eine Partie N. zwischen den Fingern und streicht über das Lineal, wodurch in jeder Furche Eine Nadel liegen bleibt. Man hat auch Zählapparate, wo ein von einer Handkurbel gedrehtes, am Umfang geriffeltes Scheibchen die N. aus einer Vorlage abzählt und ein Zeichen macht, wenn 25 oder 100 Stück in das Nadelpapier gefallen sind. Endlich hat man auch Nadelzählmaschinen konstruiert, bei denen die Arbeiterin nur das Auflegen und Abnehmen der Nadelpapiere zu besorgen hat, während eine sich kontinuierlich drehende Zählscheibe die gewünschte Zahl N. in die Papiere einzählt. Man unterscheidet im Handel rundöhrige und langöhrige N., und schlanke, halbschlanke, kurze, mittlere, stumpfe und Strohnadeln. Die Stopf-, Pack-, Sattler-, Tapet-, Hut-, und Schusternadeln werden wie die gewöhnlichen Nähnadeln erzeugt. In Deutschland sind die wichtigsten Orte für Nadelfabrikation Aachen, Burtscheid, Iserlohn, Altena, Ichtershausen, Nürnberg und Schwabach.

2) Stricknadeln werden wie Nähnadeln fabriziert; doch ist ihre Herstellung einfacher, weil alle auf Bildung des Öhrs sich beziehenden Arbeiten wegfallen. Die Schachte werden in einer Länge von 200—250 mm aus Eisen- oder Stahldraht geschnitten, auf Maschinen gerichtet, an beiden Enden rundspitzig angeschliffen, gehärtet (die eisernen eingesetzt), angelassen und auf der Scheuermühle poliert.

3) Haarnadeln werden aus Eisendraht im Schachtmodell geschnitten, an beiden Enden zugespitzt und über einer Klammer zusammengebogen. Zuletzt läßt man sie in heißen Pfannen blau anlaufen oder schwärzt sie mit Leinöl, das eingebrannt wird.

4) Stecknadeln bestehen aus Schaft und Kopf und werden aus Messing- oder Stahldraht gefertigt. Der Draht wird zunächst gerichtet, dann zerkneipt man ihn in Stücke von 5—7 m Länge und zerschrotet diese mit der Schrotschere in Schafte von der zwei-, drei- oder vierfachen Länge der N. Das Spitzen geschieht durch eine scheibenförmige Feile, den Spitzring. Dieser hat 125—150 mm im Durchmesser, 45 mm in der Breite und macht wenigstens 1200 Umdrehungen in einer Minute. Sein Umkreis oder seine Stirn ist mit Stahl belegt, wie eine Feile mit Unter- u. Oberhieb versehen und gehärtet. Nach dem Spitzen werden die Schafte mit der Schrotschere weiter zerteilt und (wenn man lange Schafte verarbeitet) abermals gespitzt. Zu den Knöpfen oder Köpfen nimmt man etwas feinern Draht (Knopfdraht) als zu den N., windet (»spinnt«) denselben mittels des Knopfrades über einem 600—900 mm langen Messingdraht von der Stärke der Nadelschafte zu schraubenartigen Röhrchen (Spindeln), deren Windungen dicht aneinander liegen, und zerschneidet diese mit der Knopfschere so, daß jeder Teil genau zwei Umgänge des gewundenen Drahtes erhält. Ein kleines Fallwerk, die Wippe, dient zur Verbindung des Nadelschafts mit dem Kopf. Die Wippe besteht im wesentlichen aus zwei stählernen Stempeln, von denen der eine ein halbkugeliges Grübchen, der andre außerdem noch eine Rinne enthält. Die Arbeiterin spießt mit der Nadel einen Kopf auf, schiebt ihn ans Ende und hält die Nadel dann so zwischen die Stempel, daß der Schaft in der Rinne, der Kopf aber in einer der beiden Halbkugeln liegt. Fällt nun der schwere Oberstempel sechs- bis siebenmal herab, und wird jedesmal die Nadel etwas gedreht, so runden sich die Drahtwindungen des Kopfes zu einer kleinen Kugel, die fest auf dem Schaft sitzt. Ein Arbeiter versieht auf diese Weise in einer Stunde 1000—1200 N. mit Köpfen. Neuerdings macht man N. mit gestauchten Köpfen und zwar auf Maschinen, die, nach Art der Stampfmaschine gebaut, je nach Größe 120—200 Stück in der Minute erzeugen. Die fertigen N. werden mit Weinsteinlösung oder verdünnter Schwefelsäure gekocht, dann weiß gesotten oder auf nassem Wege verzinnt. Zuletzt schüttelt man sie in einem ledernen Sack mit grober trockner Kleie und poliert sie ebenfalls mit Kleie in einem um seine Achse gedrehten Faß.

[Geschichtliches.] Sowohl die N. zum Zusammenhalten und Zusammennähen der Gewänder (Steck- u. Nähnadeln) als zum Schmuck (Haar- und Gewandnadeln) sind uralt und den zuerst verwendeten Dornen und Fischgräten, anfangs aus Horn, Knochen, Hirschgeweih, später aus Metall (Bronze, Kupfer, Gold, Eisen), nachgebildet. Prähistorische Funde haben N. aus Hirschhorn und Knochen geliefert, die auch schon mit einem Öhr versehen waren. Bei den ältern Bronzenadeln befindet sich dasselbe in der Mitte und erst bei den spätern an einem Ende der Nadel. N. aus Metall finden sich bei den alten Babyloniern, Griechen, Römern und Kelten und zwar vielfach aus schmiedbarem Metall (Eisen, Bronze). Man fertigte sie aus dünn gehämmerten Stäben durch Schleifen und Feilen, bildete den Kopf durch Anstauchen, Auflöten oder Annieten und das Öhr an den Nähnadeln durch Umbiegen des einen Endes. Durch die Erfindung des Drahtziehens, zunächst vor dem 11. Jahrh. zur

Drahterzeugung für die Kettenpanzer, dann der Drahtmühle um die Mitte des 14. Jahrh., gewann besonders das Gewerbe der Nadler Bedeutung, welches 1370 in Nürnberg erscheint. Nähnadeln machte man aus zugespitztem Eisendraht, indem man ein Öhr in der Weise bildete, daß man das Ende breit schlug, spaltete und dann wieder die entstandenen Enden übereinander klopfte. Die Härte erhielten sie durch Zementieren. Wahrscheinlich noch im 14. Jahrh. entstanden die heutigen N. mit gelochten oder gebohrten Öhren. Erst in unserm Jahrhundert erlitt diese Herstellungsmethode durch Einführung der selbstthätigen Maschinen zum Spitzen der Schachte, des Fallwerkes und andrer Vorrichtungen zum Prägen und Lochen (Milward 1853), Apparate zum mechanischen Einlegen in die Briefe (Pastor 1835, James 1853), insbes. durch Anwendung des Stahldrahts die weitgehende Umwandlung, welche sie auszeichnet. Stecknadeln fabrizierte man aus zugespitzten Messingdrahtstiften, denen die Köpfe angestaucht wurden. Im 16. Jahrh. entstand die heute noch übliche Bildung des Kopfes durch zwei schraubenartige Drahtwindungen, welche mit kleinen Hämmern kugelförmig und fest geklopft wurden. Etwa um das Jahr 1680 erfand man zu dieser Arbeit die Wippe, welche die Leistung so erhöhte, daß ein Arbeiter damit täglich 10,000 N. anköpfen konnte. In unserm Jahrhundert kehrte man, um die vollständige Herstellung der N. auf einer Maschine zu ermöglichen, zum Teil auf die uralte Kopfbildung durch Stauchen zurück (Hunt 1817), dann gewann wieder das heute allgemein übliche Verfahren mittels Handarbeit, unterstützt durch einfache Geräte (Knopfrad, Knopfspindel) und Arbeitsteilung, die Oberhand.

Nadeln der Kleopatra, s. Obelisk.

Nadelpalme, s. Raphia.

Nadelpapier, s. Rostpapier.

Nadelproblem, ein Problem der geometrischen Wahrscheinlichkeit, welches zuerst bei Buffon im »Essai d'arithmétique morale« (Par. 1777) vorkommt. Zieht man nämlich auf einer Tafel, im gleichen Abstande a voneinander, eine beliebige Anzahl Parallelen, so besteht das N. darin, die Wahrscheinlichkeit w zu ermitteln, dafür daß eine beliebig auf die Tafel geworfene Nadel, deren Länge 2r kleiner a ist, eine der Parallelen schneidet. Man findet durch eine kurze Rechnung, welche sich unter anderm bei R. Wolf (»Handbuch der Astronomie«, Bd. 1, S. 127) findet, $w = 4r : a\pi$ und daraus $\pi = 4r : aw$. Ist w durch Versuche ermittelt, so gibt das N. ein Mittel zur Berechnung von π, zur Quadratur des Zirkels (s. Kreis). R. Wolf fand auf diese eigenartige Weise für π: 3,1596, was vom wahren Wert um weniger als 0,02 abweicht. Vgl. auch Czuber, Geometrische Wahrscheinlichkeiten und Mittelwerte (Leipz. 1884).

Nadelschmierapparat, s. Schmiervorrichtungen.

Nadelschütte der Weißtanne, s. Lophodermium.

Nadelspitzen, genähte Spitzen im Gegensatz zu Klöppelspitzen (s. Spitzen).

Nadelstein, Quarz mit eingewachsenen, nadelförmigen Kristallen andrer Mineralien.

Nadir (Fußpunkt), s. Zenith.

Nadir (Thamas Kuli), Schah von Persien, geb. 1688 in dem Dorf Kelat in Chorasan, Sohn eines turkmenischen Befehlshabers, nahm bei dem Statthalter von Chorasan Militärdienste, stellte sich aber sodann an die Spitze einer ihm ergebenen Schar, mit welcher er den von der Regierung verdrängten rechtmäßigen Thronerben, Schah Tahmasp, dem Namen nach wieder auf den Thron setzte; thatsächlich erhielt N. die Leitung aller Staatsgeschäfte, entthronte 1732 den Schah, bemächtigte sich im Namen des jungen Schahs Abbas III. der Regentschaft und begann seine Feldzüge gegen die Türken, die er bei Akderbend (1733) und bei Eriwan (1735) schlug. Nach dem Tode seines Mündels (20. März 1736) von den Großen des Reiches zum Schah ausgerufen, nahm er den Namen N. an. Sein Ehrgeiz ließ ihn den Versuch wagen, die schiitischen Perser zu Sunniten zu machen, um durch den Religionshaß nicht in seinen Eroberungen gehemmt zu sein; der Plan mißlang jedoch. N. trug seine Waffen siegreich in alle Nachbarländer; sein glänzendster, aber auch greuelvollster Feldzug war der gegen den Großmogul, dessen Hauptstadt Dehli er eroberte, wobei er 200,000 Einw. niedermetzeln ließ. Durch seine Strenge und Unduldsamkeit verhaßt, ward N. auf Anstiften seines Neffen Ali Kulichan 20. Juni 1747 ermordet. Seinen Sohn retteten einige seiner Getreuen nach Semlin, wo ihn die Kaiserin Maria Theresia taufen und erziehen ließ. Derselbe trat als Baron v. Semlin in russische Dienste und machte den Siebenjährigen Krieg mit Auszeichnung mit; er starb in Mödling bei Wien. Nadirs Leben beschrieben Fraser (Lond. 1742, 4 Tle.) u. Maynard (das. 1885).

Nadler, Karl Christian Gottfried, Dialektdichter, geb. 19. Aug. 1809 in Heidelberg, gest. daselbst 26. Aug. 1849, studierte hier und in Berlin die Rechte, wurde dann Aktuar in seiner Vaterstadt und 1834 Advokat daselbst. Seine Gedichte in Pfälzer Mundart erschienen unter dem Titel: »Fröhlich Palz, Gott erhalt's!« (Frankf. 1847, 8. Aufl. 1882; auch hrsg. von Eichrodt, 5. Aufl., Lahr 1892; mit andern Pfälzer Dialektgedichten, Karlsr. 1893).

Nadowessier, Indianer, s. Dakota.

Nádson, Semjón Jákowlewitsch, russ. Dichter, geb. 26. (14.) Dez. 1862 in Petersburg, gest. 31. (19.) Jan. 1887 zu Jalta in der Krim, besuchte in seiner Vaterstadt bis 1878 das Militärgymnasium, dann die Pawlowskij-Kriegsschule und kam 1882 als Offizier nach Kronstadt, mußte jedoch den Dienst aus Gesundheitsrücksichten schon 1884 verlassen, war dann kurze Zeit Sekretär der Wochenschrift »Nedélja« (»Die Woche«) und lebte zuletzt in Jalta. Seine ersten lyrischen Versuche erschienen 1878 im Journal »Svêt«, und darauf begegnete man seinen Gedichten in allen russischen Zeitschriften. Seine »Gedichte« (1885), vom Pessimismus angesteckt, spiegeln den Geist und die Stimmung der Zeit auf das getreueste wider und sind frei von allem Gemachten und Gekünstelten; sie erlebten bereits vier Auflagen.

Nádudvár (spr. nāhdūdwār), 1) Markt im ungar. Komitat Hajdu, in sumpfiger Gegend, mit Weizen-, Kukuruz- u. Weinbau und (1890) 7835 magyar. (meist reformierten) Einwohnern. — 2) Markt im ungar. Komitat Pest, oberhalb Baja, mit (1890) 2419 meist deutschen (römisch-kath.) Einwohnern.

Nadwórna, Marktflecken in Galizien, am Fuße der Karpathen an der Goldenen Bystrzyca (Zufluß des Dnjestr) und an der Staatsbahnlinie Stanislau-Woronienka, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altes Schloß, Sägemühlen, Holzhandel und (1890) 7341 Einw. (davon 3633 Juden).

Nafa, Hafenstadt an der Südspitze der Insel Okinawashima, einer der japan. Liukiuinseln, mit einem von Korallenriffen eingefaßten Hafen, der 1894 dem Handel mit China geöffnet wurde, wo die Dampfer

der japanischen Gesellschaft Mitsu-Bisi (zwischen hier und Kobe) verkehren, Ausfuhr von Zucker, Baumwolle, Seidenstoffen &c. (jährlich für 800,000 Mk.) und (1890) 42,250 Einw.

Näfels, Pfarrdorf im schweizer. Kanton Glarus, Knotenpunkt der Bahnlinien Zürich-Glarus-Linththal und Weesen-Glarus, mit Baumwollspinnereien, 2 Druckereien, einer Maschinenwerkstätte u. (1888) 2423 kath. Einwohnern. Hier 9. April 1388 Sieg von 1300 Schweizern über 6000 Österreicher, noch jetzt alljährlich durch die »Näfelser Fahrt« gefeiert. Vgl. Heer, Zur 500jährigen Gedächtnisfeier der Schlacht bei N. (Glarus 1888).

Naftia, Lago, s. Mineo.

Naga, zu den Lohitavölkern gehörige Volksstämme in Indien, die sich selbst Kwaphi nennen und einen Landstrich bewohnen, der, westlich vom Fluß Kopili, östlich von den Bergen, die Assam von dem Vor-Khamtiland scheiden, nördlich vom Thal von Assam und südlich von einer Linie, welche mit dem 23.° nördl. Br. zusammenfällt, begrenzt wird. Sie zerfallen in zwei sprachlich getrennte Hauptgruppen, eine östliche (darunter die Angami) und eine westliche (darunter die Katscha und Rengma). Die Zahl der in Assam (Naga Hills) wohnenden N. betrug 1891: 101,568. Die N. sind stark gebaut, tapfer und kriegerisch, aber auch roh, hinterlistig, rachsüchtig und eifrige Kopfjäger; jedes Dorf hat seinen Schädelbaum. Tättowiert (an Kinn und Brust) werden nur junge Männer, welche einen Kopf erbeutet haben. Ihr höchst grotesker Kriegsschmuck ist genau nach dem Range des Trägers bemessen, am höchsten geschätzt ist ein Halsband aus Ziegenhaaren mit den Skalpen erschlagener Feinde. Waffen sind Speer, Schild und Hackmesser (letzteres zugleich ihr einziges Ackerwerkzeug), seit neuester Zeit auch Schießgewehre. Die Sprache gehört zu der tibeto-birmanischen und zerfällt in 8 Dialekte; in sie haben sich einige chinesische Wörter gemischt. Sie glauben an Seelenwanderung und stehen unter Häuptlingen. Mit den Engländern haben die N. wiederholt blutige Konflikte gehabt; 1880 wurde das Land endgültig besetzt und Kohima zum Sitz der Verwaltung gemacht. Vgl. Soppitt, A short account of the Kachhâ Naga tribe with grammar (Shillong 1884); Witter, Outline grammar of the Lhôtâ Nagir language (Kalkutta 1888); Mc Cabe, Outline grammar of the Angamie Nagar language (das. 1889); Clark, Ao Naga grammar (Shillong 1893).

Nagajka (Nogajka), die Peitsche der russ. Kosaken.

Nagasaki (Nangasaki), Hauptstadt der japan. Provinz Hizen und dem fremden Verkehr geöffneter Hafen auf der Westküste der Insel Kiushiu, unter 32°43' nördl. Br. und 129° 46' östl. L. v. Gr., am Ende einer langen schmalen Bucht prächtig gelegen, vor einem der tiefsten und sichersten Häfen von Japan, den auf drei Seiten Bergrücken schützen mit 300—400 m hohen Gipfeln, der vierten, westlichen, ist die Insel Takaboko vorgelagert, von deren steiler Höhe einst viele hundert Christen hinabgestürzt wurden, von den Holländern deshalb Papenberg (»Pfaffenberg«) genannt. Die Stadt hat enge Straßen, auch in dem weiter zurückliegenden Chinesenviertel, doch ist das Fremdenviertel an der Küste geräumig u. sauber; von öffentlichen Anstalten sind ein Hospital, medizinische Schule, Irrenanstalt, Arsenal, Schiffswerfte, Gefängnis, botanischer Garten zu nennen. N. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls und mehrerer Missionsgesellschaften und hat (1894) 65,374 Einw., darunter 400 Europäer u. Amerikaner und 700 Chinesen. Die Industrie erzeugt Schildpattarbeiten, Lackarbeiten mit Perlmuttereinlage, lackierte Thonwaren u. a., die alle nebst Arikaporzellan, Tabak, Thee, Pflanzentalg und Kampfer ausgeführt werden. Doch tritt der Handel Nagasakis gegen den von Jokohama und Kobe jetzt weit zurück. Durch Dampfschiffahrt ist N. verbunden mit Korea, China, Hongkong, Wladiwostok und Nordamerika; 1894 liefen vom Ausland ein 514 Dampfer von 815,807 Ton. und 24 Segelschiffe von 18,668 T. Der Hafen von N. war zuerst den Portugiesen, seit 1639 und bis 1859 nur den Holländern und Chinesen geöffnet. Die ersten hatten auf der künstlich geschaffenen Insel Deshima ihr Warenlager und Gefängnis, während die chinesische Faktorei, von einer Mauer umschlossen, im Innern der Stadt lag.

Nagebeutler, s. Beuteltiere.

Nagekäfer, soviel wie Klopfkäfer.

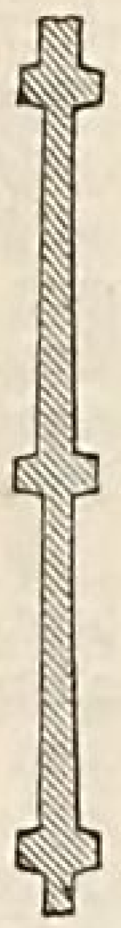
Nagel, s. Nägel. — In der Botanik (Unguis) ein Teil des Blumenblattes (s. Blüte, S. 126). N. am Auge (Onyx), eine Eitersenkung in der Nähe des untern Hornhautrandes, bildet sich oft bei Geschwüren und Abscessen der Hornhaut.

Nagel, Albrecht Eduard, Mediziner, geb. 14. Juni 1833 in Danzig, gest. 24. Juli 1895 in Tübingen, studierte seit 1851 in Königsberg, widmete sich dann in Berlin der Augenheilkunde, ließ sich in Danzig als Arzt nieder, habilitierte sich aber 1864 als Privatdozent für Augenheilkunde in Tübingen und wurde 1867 außerordentlicher, 1874 ordentlicher Professor der Augenheilkunde, zugleich Direktor der ophthalmiatrischen Universitätsklinik daselbst. N. war der erste, welcher das Gesetz von der Identität der Netzhäute in seiner Arbeit: »Das Sehen mit zwei Augen« (Leipz. 1861) angriff und demselben die Projektionstheorie gegenüberstellte, durch welche er das Doppeltsehen bei Augenmuskellähmungen lediglich als Ausdruck fehlerhafter Gesichtsfeldsprojektion interpretierte, eine Anschauung, die durch Alfred Gräfe weiter ausgeführt worden ist. Auch ist von N. die Empfehlung der Strychnineinspritzungen als Heilmittel bei Sehnervenleiden (schwarzem Star) ausgegangen. Er schrieb noch: »Die Refraktions- und Akkommodationsanomalien des Auges« (Tübing. 1866); »Behandlung der Amaurosen und Amblyopien mit Strychnin« (das. 1871); »Die Anomalien der Refraktion und Akkommodation des Auges« (im »Handbuch der gesamten Augenheilkunde« von Gräfe u. Sämisch, Leipz. 1880); »Die Vorbildung zum medizinischen Studium und die Frage der Schulreform« (Tübing. 1890); auch redigierte er 1871—78 den von ihm begründeten »Jahresbericht über Leistungen und Fortschritte im Gebiet der Ophthalmologie« und gab seit 1882 die »Mitteilungen aus der ophthalmiatrischen Klinik in Tübingen« heraus.

Nägel (Ungues), dünne, weißliche, durchscheinende Hornplatten auf den letzten Finger- und Zehengliedern vieler Wirbeltiere. Sie sind nichts als Stücke der Oberhaut, gehen daher an ihren Rändern in die Haut über, liegen aber in einer besondern Vertiefung der Lederhaut, dem sogen. Nagelbett. Die Nagelwurzel ist der hintere dünnere und weichere Teil der N., welcher in der Lederhaut verborgen ist und beim Menschen nur als ein weißer Fleck (Möndchen, Lunula) hervorsieht. In ihrem feinern Bau weichen die N. nur unwesentlich von der übrigen Oberhaut (s. Haut) ab, bestehen daher aus einer äußern Horn- und einer innern Schleimschicht. Beim Wachstum verändert die

letztere ihre Lage nicht, wohl aber die Hornschicht, welche beständig nach vorn geschoben wird und sich zugleich verdickt. Wie die Oberhaut und ihre Haare sind auch die N. gefäß- und nervenlos, daher unempfindlich. Doch sind sie für die Feinheit des Gefühls der Finger und Zehen sehr wichtig, da ein Druck, welcher auf die Tastwärzchen der Haut an den Fingerspitzen wirkt, in dem festen Nagel einen Gegendruck findet und die Einwirkung des Druckes auf die Nervenenden nun um so sicherer wird. Sie werden beim Menschen bis zu 5 cm lang. Zu ihrer gänzlichen Erneuerung sind an den Fingern 120—140, an den Zehen 180—300 Tage (an der großen Zehe sogar mehr als ein Jahr) erforderlich. — Bei Schwindsüchtigen pflegen die N. der Finger stark gewölbt zu sein, weil das letzte Fingerglied mit dem Schwunde des Fettes dünner und schmäler wird. Bei allen länger dauernden fieberhaften Krankheiten bleiben die Fingernägel im Wachstum zurück, eine quer verlaufende flache Rinne bezeichnet nach der Genesung diese Wachstumshemmung. Bei schwerer Ernährungsstörung der Haut, wie sie z. B. bei den akuten Exanthemen und auch bei Quecksilberkuren vorkommt, werden unter andern die N. trocken, rissig und brüchig. Hatte sich Blut oder Eiter unter dem Nagel angesammelt, so wird dieser meist abgestoßen, nach einiger Zeit aber durch einen neuen Nagel ersetzt. Ein sehr beschwerliches Übel entsteht durch *Einwachsen* des Nagels in das Fleisch (*Nagelzwang*). Dies ist bedingt durch das Heraufdrücken der Weichteile infolge von Zusammenpressen der Zehen durch enge Schuhe und kommt beinahe nur an der großen Zehe vor, hauptsächlich an der Seite, welche der zweiten Zehe zugewendet ist. Der Reiz des Nagelrandes bewirkt eine schmerzhafte Entzündung, welche zu hochgradiger Verbildung des ganzen Nagelgliedes führen kann. Bei den leichtern Graden des Übels legt man ein Blättchen von Blei unter den Rand des Nagels, welches man durch einen Heftpflasterstreifen befestigt. Dadurch wird der Nagel in die Höhe gehoben u. das Fleisch herabgedrückt. Höhere Grade des Übels erfordern die Wegnahme des ganzen Nagels oder eine Spaltung der Länge nach und Ausziehen der reizenden Hälfte. Auch bei Entzündungen und Vereiterungen des Nagelbettes thut man gut, sich rechtzeitig an einen Arzt zu wenden. Zuweilen entwickeln sich in den Nägeln der Finger und Zehen *Pilze*, welche die Textur der N. wesentlich beeinträchtigen (*Nagelgrind, Onychomykosis*). Der Nagel erscheint dann verdickt, aber nur in seiner obern Platte noch normal hart, während die tiefern Schichten der Nagelsubstanz weich und leicht zu zerbröckeln sind und gelbe Pilzmassen enthalten. Die *Behandlung* erfordert langdauernde Bäder in warmem Laugen- oder Seifenwasser, Entfernung der weichen Schüppchen, Abschneiden der N. und Bürsten mit starkem Alkohol, Sublimatlösung oder Seifenspiritus. Vgl. auch Nagelverkrümmung. Vgl. *Schultz*, Haut, Haare und N., ihre Pflege rc. (3. Aufl., Leipz. 1885).

Nägel, zugespitzte, meist mit einem Kopfe versehene, aus Metall, besonders Schmiedeeisen, mitunter aus Holz hergestellte Stifte, deren man sich bedient, um Körper miteinander zu verbinden. Von den eisernen Nägeln werden die stärksten mit mechanischen Hämmern, die übrigen größtenteils durch Handarbeit aus vierkantigem Stabeisen unter Anstauchen des Kopfes mittels des Nageleisens *geschmiedet*. Ein Schmied fertigt in zwölf Stunden 500—600 große Brettnägel oder 2000—2500 kleine Schuhstifte. Beim Schmieden gewisser Nägelsorten wird die Schmiedemaschine u. zum Spitzen ein eigentümliches Walzwerk benutzt. Beim Schiffbau, zu großen Zimmermannsarbeiten und neuerdings zum Zunageln von Kisten fertigt man Schraubennägel an, indem man Eisenstäbe glühend windet, dann zerhaut und die Köpfe und Spitzen anschmiedet. Solche N. drehen sich beim Einschlagen und sitzen sehr fest. *Maschinennägel* (*geschnittene N.*) werden aus Blech kalt geschnitten (ohne jeglichen Abfall) und später oder gleichzeitig auf der Maschine mit dem Kopfe versehen. Sie haben statt der Spitze nur eine stumpfe Schneide und keilförmige Gestalt. Die kopflosen Absatzstifte werden aus zuvor keilförmig wie eine Messerklinge ausgewalzten Schienen (300 in einer Minute) geschnitten. Andre Nägelmaschinen sind den Drahtstiftmaschinen nachgebaut, jedoch stärker konstruiert, und dickeres Material (dickere Drähte, dünnes Stangeneisen) wird ihnen glühend vorgelegt. Die Anspitzung erfolgt durch besondere exzentrische Walzen oder scherenartig wirkende Schneidstähle.



Ferner dienen zur Herstellung der N. aus glühendem Eisen Walzwerke, welche im wesentlichen aus zwei an beiden Seiten mit Zahngetrieben ineinander greifenden Walzen bestehen, die auf ihren Umfängen mit Furchen, entsprechend der Form der zu erzeugenden N., versehen sind. Man erhält beim Walzen Formeisen von der Form nebenstehender Abbildung, welches zwischen ein Paar Schneidwalzen in Streifen, gleich der Breite der N., zerlegt wird. Diese Streifen kommen in erhitztem Zustand in eine besonders für diesen Zweck konstruierte Maschine, wo sie zwischen Klemmbacken durch Druck fertig geformt und die N. einzeln abgeschnitten werden. Auf diese Weise werden hauptsächlich Hufnägel erzeugt. *Drahtnägel* (*Drahtstifte, Pariser Stifte, Stifte*) werden von 6 mm Länge und 0,6—0,8 mm Dicke bis zu 150—240 mm Länge und 6—9 mm Dicke aus hart gezogenem (nicht ausgeglühtem) Eisendraht auf Drahtstiftmaschinen erzeugt, die, je nach der Größe der Stifte, pro Minute 50 Stück (100—200 mm lang) bis 300 Stück (10—20 mm lang) liefern. Diese Maschine hat für jeden Umgang folgende Verrichtungen zu besorgen: 1) Hereinziehen des Drahts in der richtigen Länge; 2) Festhalten des Drahts durch eine Zange, damit 3) das vorstehende Drahtstückchen durch einen vordringenden Stempel zur Kopfform gepreßt werden kann; 4) Abschneiden des Drahts durch zwei stählerne Preßbacken, welche eine vierseitige, gepreßte Spitze erzeugen, also zugleich auch 5) die Zuspitzung ausführen; 6) eine andre Schneide führt einen Querschnitt aus, um das Drahtende für die Bildung des nächsten Kopfes abzugleichen; 7) Entfernung des fertigen Stifts durch einen Stoß mit einem mechanischen Finger. Eiserne Drahtstifte werden öfters durch Erhitzen auf einer Eisenplatte blau gemacht oder verzinnt oder mit Zinn angesotten oder mit Leinöl geschwärzt. *Gußeiserne*, d. h. gegossene und später adoucierte N. werden in zweiteiligen Formflaschen in Sand und zwar in großer Zahl auf einmal gegossen, nachher zwischen gepulvertem Blutstein ausgeglüht (um sie weich zu machen) und in einer rotierenden Tonne mit Sand gescheuert. *Kupferne N.* werden geschmiedet und zum Befestigen der Kupferbeschläge an Seeschiffen gebraucht (eiserne N. werden durch elektrische Wirkung schnell zerstört). Für Schiffsbeschläge aus Muntzmetall und für Schieferdächer benutzt man auch gegossene *Bronzenägel*. *Zinknägel* werden

aus Stäbchen, die aus gewalzten Platten geschnitten sind, oder aus starkem Draht warm geschmiedet, in Nägeleisen mit Köpfen versehen und besonders bei Dachdeckungen mit Zinkblech gebraucht. Tapeziernägel, zum Beschlagen gepolsterter Möbel, besitzen halbkugelige, oft verzierte, unterwärts hohle Köpfe und werden teils im ganzen aus Messing gegossen und an den Köpfen abgedreht, mit Goldfirnis gefirnißt, mit Zinn weiß gesotten oder naß versilbert, teils auch durch Zusammenlöten von Kopf und Nagel erzeugt. Gegenwärtig wird Nagel und Kopf meist durch Prägung mit Umbördelung verbunden. Man hat auch Maschinen konstruiert, welche alle Operationen, wie das Ausstoßen der kleinen Metallköpfe aus Blech, das vorbereitende Prägen zu runden Näpfchen und die Anfertigung der kleinen eisernen N. mit glattem Schaft, Kopf und Spitze, gleichzeitig und selbstthätig verrichten und das Fabrikat in rohem Zustand fertig liefern. Der Eisendraht wird in Ringen und das Blech in Streifen der Maschine vorgelegt. N. mit gegossenen Köpfen bestehen aus einem geschmiedeten Schaft, über den ein großer messingener Kopf gegossen wird (Bildernägel). Porzellannägel sind Tapeziernägel aus eisernen Stiften mit aufgekitteten Porzellanköpfchen. Hölzerne N. kommen als Döbel, Dippel, Dübbel (rund und etwas verjüngt zugeschnittene Holzstücke, die in vorgebohrte Löcher eingetrieben werden) u. namentlich als hölzerne Schuhstifte vor. Über letztere s. Holzstifte.

Geschichtliches. N. aus Eisen, Bronze und Kupfer als verbindende Teile bei Bauwerken wurden bei allen alten Kulturvölkern, insbes. den Ägyptern, Griechen und Römern, dann auch, wie die Funde bei Hallstatt, in den Totenkammern der Hünengräber und den spätern Pfahlbauten beweisen, schon in prähistorischer Zeit, von den Kelten vor 2000 Jahren in verschiedenen Größen und Gestalten, namentlich der Köpfe, durch Gießen und Schmieden hergestellt. Daß dabei Nageleisen Verwendung fanden, zeigt der Fund eines solchen aus prähistorischer Zeit im Jura bei Eisenschmelzhütten. Im Mittelalter bildete sich die Zunft der Nagelschmiede, welche bis auf den heutigen Tag in althergebrachter Weise eiserne N. schmieden. Daneben bildete sich seit Beginn unsers Jahrhunderts die fabrikmäßige Erzeugung von Nägeln mit Hilfe von Maschinen aus. Zuerst ahmte man dabei die Handarbeit nach, indem man das Eisen glühend zwischen Walzen verarbeitete (Clifford 1790), die mit zwei entsprechenden Vertiefungen versehen waren, zwischen denen das Metall zu Nägeln geformt wurde, oder indem man Schmiedemaschinen mit Gesenken verwendete (Ryder 1841). Viel wichtiger wurde die Fabrikation auf kaltem Weg, durch Zerschneiden von Eisenschienen, welche in einem Walzwerk mit einem entsprechenden Querschnitt vorgewalzt wurden (geschnittene N., Guppy 1796 u. 1804), mehr noch aber von Eisenblech seit 1830 (Blechnägel). Die größte Verbreitung fand endlich die Anfertigung aus Draht (Drahtstifte), welche lange Zeit ihren Hauptsitz in Paris hatte (Pariser Stifte) und seit etwa 1840 in Deutschland eingeführt ist. Die erste hierzu vorgeschlagene Maschine wurde 1811 White patentiert; wirklich brauchbar aber wurde sie erst später, besonders durch Philippe in Paris (1832) und durch Werder in Nürnberg (1846).

Nagelbaum, s. Nageleinschlagen.

Nagelbett, s. Nägel.

Nagelbrand, s. Brandpilze.

Nägele, 1) Franz Karl, Mediziner, geb. 12. Juli 1778 in Düsseldorf, gest. 21. Jan. 1851, studierte in Straßburg, Freiburg und Bamberg, praktizierte als Arzt in Barmen, ging 1807 als außerordentlicher Professor nach Heidelberg und erhielt hier 1810 die ordentliche Professur der Geburtshilfe und das Direktorium der Entbindungsanstalt. N. förderte besonders die wissenschaftliche Entwickelung der Geburtshilfe und vor allem die Kenntnis der krankhaften Vorgänge bei und nach der Entbindung in erfolgreichster Weise. Er schrieb: »Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der Krankheiten des weiblichen Geschlechts« (Mannh. 1812); »Über den Mechanismus der Geburt« (Heidelb. 1822); »Das weibliche Becken« (Karlsr. 1825); »Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen« (Heidelb. 1830, in 14 Auflagen; neu bearbeitet von Fehling, Tübing. 1883; 3. Aufl. 1895 von Walcher); »Das schräg verengte Becken« (Mainz 1839); »Zur Methodologie der Geburtshilfe« (1. Lief., Heidelb. 1847). Seit 1825 war N. Mitherausgeber der »Heidelberger klinischen (seit 1835, medizinischen') Annalen« (bis 1847).

2) Hermann Franz, Sohn des vorigen, als Geburtshelfer nicht minder bedeutend als sein Vater, geb. 1810 in Heidelberg, gest. 5. Juli 1851, habilitierte sich 1835 als Privatdozent daselbst und wurde 1838 außerordentlicher Professor, später Kreisoberhebearzt. Ein besonderes Verdienst hat er sich um die Lehre vom Geburtsmechanismus sowie um die Ausbildung der geburtshilflichen Auskultation erworben. Er schrieb: »Die Lehre vom Mechanismus der Geburt« (Mainz 1838); »Die geburtshilfliche Auskultation« (das. 1838); »Lehrbuch der Geburtshilfe« (das. 1843—45, 2 Bde.; 8. Aufl. von Grenser, 1871). — Sein Bruder Maximilian, gest. 9. März 1852 als Privatdozent in Heidelberg, schrieb: »Studien über altitalisches und römisches Staats- und Rechtsleben« (Schaffh. 1849).

Nageleinschlagen, symbolischer Brauch, um einen Gegenstand zu weihen, wie bei der feierlichen Nagelung der Armeefahnen, oder um ein Bündnis, einen Beschluß &c. zu etwas Unwiderruflichem zu erheben, daher auch um den Abschluß des Jahres u. a. damit zu kennzeichnen. So der Nagel, den man alljährlich in den Tempel der Schicksalsgöttin Nortia in Volsinii und in die rechte Wand des kapitolinischen Tempels in Rom feierlich einschlug; der Nagel, mit dem man schon im Altertum (und noch heute) Krankheiten in einen Baum zu pflöcken glaubte; die Erinnerungsnägel, welche Reisende und Handwerksburschen in eine Linde (Nagelbaum) neben dem Grab des Till Eulenspiegel in Mölln einschlugen. Auch der mehrfach vorkommende Stock im Eisen (Wien, Waidhofen, Preßburg) ist ein solcher Nagelbaum. Vgl. Burgenstein, Der Stock im Eisen der Stadt Wien (Wien 1893).

Nägeleinwurzel, s. Geum.

Nageleisen, Werkzeug zum Anköpfen der Nägel oder zur Ausbildung der Nägelköpfe, besteht aus einem vierkantigen Eisenstab, an dessen Enden sich Erhöhungen aus Stahl (Kronen) befinden, die gesenkartig vertieft und mit einem durchgehenden Loche versehen sind. In dieses Loch wird der Nagel gesteckt, dessen überstehendes Ende in der Vertiefung mittels des Hammers zum Kopfe ausgearbeitet wird.

Nagelfluе (Nagelfluh, Gompholith), ein Konglomerat von Kalksteinen, Sandsteinen, Quarziten, Graniten &c., aus dem an den Felswänden die rundlichen Geschiebe wie Nagelköpfe hervorragen; daher der Name. S. Tertiärformation.

Nagelgrind, s. Nägel.

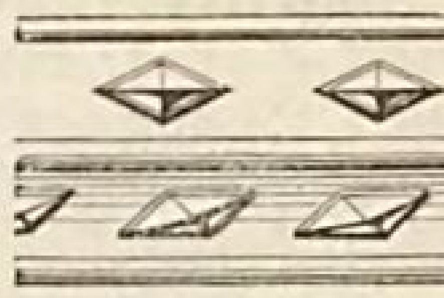
Nägeli, 1) Hans Georg, Komponist u. Musikschriftsteller, geb. 16. Mai 1773 zu Wetzikon im Kanton

Zürich, gest. 26. Dez. 1836 in Zürich, errichtete 1792 zu Zürich eine Musikalienhandlung, bethätigte sich gleichzeitig als Gründer verschiedener Gesangvereine sowie durch Herausgabe der Pfeifferschen »Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen« (1812), der er eine »Chorgesangschule« (1820) folgen ließ. Seine in verschiedenen süddeutschen Städten gehaltenen Vorlesungen über Musik (veröffentlicht Tübing. 1826) verwickelten ihn in eine Polemik mit dem Heidelberger Professor Thibaut (s. d.), die N. unter dem Titel: »Der Streit zwischen der alten und neuen Musik« (1827) veröffentlichte. Während seiner letzten Lebensjahre war er Mitglied des Züricher Erziehungsrats, dann auch des Großen Rates und zugleich Präsident der Schweizerischen Musikgesellschaft in Zürich. Von seinen Kompositionen fanden namentlich die volkstümlichen Lieder (»Freut euch des Lebens«) weite Verbreitung. Vgl. A. Kellers Festrede zur Einweihung von Nägelis Denkmal in Zürich 1848 (Aarau 1849); seine Biographie schrieb J. Schnabeli (1873).

2) Karl Wilhelm, Botaniker, geb. 27. März 1817 in Kilchberg bei Zürich, gest. 10. Mai 1891 in München, studierte in Zürich, Genf, Berlin, habilitierte sich 1842 in Zürich, wurde daselbst 1848 außerordentlicher, 1852 ordentlicher Professor in Freiburg, 1855 in Zürich und 1858 in München. N. hat in allen Teilen der Botanik grundlegend gearbeitet. Er gab der Morphologie eine streng entwickelungsgeschichtliche Grundlage, indem er seine morphologischen Untersuchungen vorwiegend an die niedern Kryptogamen anknüpfte, welche auf diese Weise in den Bereich methodischer Forschung hineingezogen wurden. Dabei machte er die neue Zellenlehre zum Ausgangspunkt der Morphologie und untersuchte namentlich auch die Zellbildung und die Molekularstruktur der einzelnen Organe der Zelle. Er behandelte auch die Algen im systematisch-deskriptiven Sinne und lieferte sehr wertvolle Untersuchungen über Phanerogamengattungen, bei denen die Artbegrenzung wegen des Vorkommens von Hybriden oder von konstantern Zwischenformen der Systematik Schwierigkeiten bietet. Besonders bei den Hieracien gelangte er zur Aufstellung von Zwischenarten, deren Entstehung durch Transmutation der Arten er als einen in dieser Gattung noch gegenwärtig fortdauernden und zugleich von Standortsverhältnissen abhängigen Prozeß nachwies. In neuerer Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Bakterien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Die neuern Algensysteme« (Zürich 1847); »Gattungen einzelliger Algen« (das. 1849); »Zur Entwickelungsgeschichte des Pollens« (das. 1842); »Die Cirsien der Schweiz« (Neuchâtel 1841); »Pflanzenphysiologische Untersuchungen« (mit Cramer, Zürich 1855—58, 4 Hefte); »Beiträge zur wissenschaftlichen Botanik« (Leipz. 1858—1868, 4 Hefte); »Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art« (1. u. 2. Aufl., das. 1865); »Das Mikroskop« (mit Schwendener, Leipz. 1865—67, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877); »Die niedern Pilze in ihren Beziehungen zu den Infektionskrankheiten und der Gesundheitspflege« (Münch. 1877); »Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis« (das. 1877); »Theorie der Gärung« (das. 1879); »Untersuchungen über niedere Pilze« (das. 1882); »Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre« (das. 1883); »Die Hieracien Mitteleuropas« (mit A. Peter, das. 1885—89); »Botanische Mitteilungen« (aus den Sitzungsberichten der Akademie, 3 Bde., das. 1863, 1866 u. 1881); »Über oligodynamische Erscheinungen in lebenden Zellen« (hrsg. von Schwendener u. Cramer, Basel 1893). Mit Schleiden gab er die »Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik« (Zürich 1844—46, 4 Hefte) heraus. Vgl. Wunschmann, Karl Wilh. N. (Berl. 1893).

Nagelkalk (Tutenmergel), spitze, tutenförmig ineinandersteckende Kegel von Mergelkalk mit quer gerunzelter Oberfläche, welche, in größerer Zahl dicht nebeneinander senkrecht zur Schichtungsfläche gestellt, zentimeterdicke Platten zusammensetzen. Sie kommen in verschiedenen Formationen, namentlich im Lias und Muschelkalk, vor; wahrscheinlich verdanken sie Infiltrationsvorgängen ihre Entstehung, oder sind ähnlich wie die Stylolithen (s. d.) entstanden.

Nagelkopf, eine im anglonormänn. Baustil vorkommende Gliedbesetzung (s. Abbildung).



Nagelkopf.

Nagelkraut, s. Sanguisorba.

Nagelmaschine, Vorrichtung zur Herstellung von Kisten, besteht in einfachster Form aus einer horizontalen eisernen Tischplatte mit Anschlägen zum Auflegen des Bodenbrettes und zur Aufnahme von wagerecht sich bewegenden Stempeln in solcher Zahl, als gleichzeitig Nägel eingeschlagen werden sollen. Nachdem der Arbeiter an das Bodenbrett das Seitenbrett gestellt, legt sich durch einen besondern Verteilungsapparat vor jeden Stempel ein Nagel und schieben sich sämtliche Stempel, von Exzentern bewegt, vor und pressen die Nägel ein. Darauf wird das Bodenbrett noch dreimal gewendet, um alle vier Seitenstücke anzunageln, worauf die letztern auf gleiche Weise unter sich verbunden werden. Andre Nagelmaschinen erhalten zwei oder vier gegenüberliegende Stempelsysteme, so daß gleichzeitig zwei oder alle vier Seiten angestiftet werden. Neuere Nagelmaschinen verarbeiten statt der fertigen Nägel Nageldraht, von welchem passende Drahtstücke abgetrennt und zugleich eingenagelt werden.

Nägelsbach, Karl Friedrich, Philolog und Schulmann, geb. 28. März 1806 in Wöhrd bei Nürnberg, gest. 21. April 1859 in Erlangen, studierte seit 1822 in Erlangen und Berlin und wurde 1827 Professor am Gymnasium zu Nürnberg, 1842 ordentlicher Professor der klassischen Philologie zu Erlangen. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Anmerkungen zur Ilias« (Erlang. 1834; 3. Aufl. von Autenrieth, Nürnb. 1864); »Übungen des lateinischen Stils« (Nürnb. 1829—37 u. ö., 3 Hefte; Heft 1 u. 2 mit Roth); »Lateinische Stilistik für Deutsche« (das. 1846; 8. Aufl. von Iwan Müller, 1888); »Die Homerische Theologie« (das. 1840; 3. Aufl. von Autenrieth, 1884) und »Die nachhomerische Theologie« (das. 1857). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Autenrieth die »Gymnasialpädagogik« (Erlang. 1862, 3. Aufl. 1879) und List eine Ausgabe von Äschylos' »Agamemnon« (das. 1863). Vgl. Lübker, Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert (Hamb. 1862); Iw. Müller, De seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis (Erlang. 1878).

Nagelschwamm, s. Agaricus.

Nagelspitzkreuz, s. Kreuz (mit Fig. 9).

Nageltritt, s. Hufkrankheiten, S. 16.

Nagelverkrümmung (Gryphosis, von Greif, daher auch Greifenklaue), entsteht nach chronischen Entzündungen des Nagelbettes, welche zu Ernährungsstörungen und eigentümlichen geschwulstartigen Wucherungen der Hornschicht des Nagels (Onychogryphosis) führen, so daß zuweilen ganz monströse, dicke Nägel oder lange, gewundene Krallen entstehen. Diese

Onychogryphosis ist zuweilen durch Innervationsstörungen oder auch durch parasitäre Ursachen bedingt. An den Zehennägeln entsteht die N. sehr häufig bei Leuten, welche die Nägel nicht ordentlich und regelmäßig schneiden oder unreinlich sind und unpassendes, namentlich enges Schuhwerk tragen. Die Behandlung besteht in Entfernung des Nagels und in dem Gebrauch von antiparasitären Mitteln.

Nagelwurzel, s. Nägel.

Nagelzwang, s. Nägel.

Nager (Frucht), Pfirsichbaum.

Nagetiere (Glires, Rodentia; hierzu Tafel »Nagetiere I—IV«), eine durch ihr Gebiß scharf umschriebene Ordnung der Säugetiere. Sie haben keine Eckzähne und meist nur wenige Backenzähne; auch die Schneidezähne sind an Zahl verringert (mit Ausnahme der Hasen, welche im Oberkiefer 4, im Unterkiefer 2 haben, sind in jedem Kiefer nur 2 vorhanden), dafür aber stark und scharf, bogenförmig gekrümmt und stetig nachwachsend. Sie büßen daher trotz der raschen Abnutzung durch Beißen nichts von ihrer Länge ein, wachsen aber, wenn die ihnen entsprechenden Zähne im andern Kiefer durch einen Zufall entfernt werden, im Bogen fort, so daß sie sogar das Fressen unmöglich machen. Das Nagen mit den Schneidezähnen geschieht durch Vor- und Rückwärtsbewegung des Unterkiefers; seitliche Bewegungen hingegen, wie sie die Wiederkäuer ausführen, sind durch den Bau des Kiefergelenks fast ganz ausgeschlossen. — Die Gliedmaßen sind bei den raschen und vielfachen Bewegungen der N. (sie laufen, schwimmen, graben, springen und klettern meist vortrefflich) sehr stark gebaut; namentlich gilt dies von den Hinterbeinen, während die Vorderbeine meist zum Halten der Nahrung benutzt werden. Der Gang erfolgt auf der Sohle; die Zehen sind frei und tragen meist Krallen. Ein Schlüsselbein ist vorhanden, obwohl mitunter nur schwach. Die Nahrung besteht meist aus Pflanzenstoffen, besonders aus Früchten, Körnern und Wurzeln; einige Arten sammeln Vorräte in eignen Backentaschen (die sich innerhalb oder außerhalb des Mundes öffnen) und bringen sie so in die Nester. Der Magen ist häufig in zwei Teile geschieden und mit Blindsäcken versehen; am Darm fehlt der Blinddarm fast nie, ebenso ist fast immer eine Gallenblase vorhanden. Die Hoden liegen meist in der Bauchhöhle, rücken aber zur Brunstzeit in den Hodensack. Die Gebärmutter ist mehr oder weniger doppelt; bei einzelnen Gattungen sind sogar zwei Scheiden vorhanden. Die Zitzen, 2—14 an der Zahl, liegen meist in der Weichengegend, selten auch an der Brust. — Die geistigen Fähigkeiten der N. sind im allgemeinen, entsprechend dem kleinen und windungslosen Gehirn, nur gering; indessen äußern einige Arten Kunsttriebe, indem sie Nester bauen, Wohnungen graben und Wintervorräte aufhäufen. Die Sinneswerkzeuge sind gut entwickelt, nur mehrere grabende Arten haben keine äußern Ohren und nur sehr kleine Augen. Einige N. verfallen in Winterschlaf, andre stellen in großen Scharen Wanderungen an. Sie sind sehr fruchtbar, und manche werfen im Jahr 4—6mal. Die N. sind über die ganze Erde verbreitet, vorzugsweise aber in Nordamerika zu Haus; einige Arten folgen dem Menschen in alle Weltteile. Südamerika unterscheidet sich durch seine N. sehr bestimmt von Nordamerika, und auch Afrika weicht durch besondere Gattungen vom Rest des Alten Kontinents ab. In Australien sind nur einige Gattungen von Mäusen heimisch. Fossil treten N. schon sehr früh auf; sie waren zum Teil viel größer als die noch lebenden, welche kaum 1 m lang und ½ m hoch werden, dagegen in der Regel sehr klein bleiben. Wahrscheinlich stammen sie von den Beuteltieren ab; die ältesten echten N. sind die Eichhörnchen. Die lebenden (über 700) Arten reiht man in etwa 100 Gattungen und in 6—16 Familien, resp. Unterfamilien ein. Sehr gebräuchlich ist jetzt folgende Einteilung:

1. Familie. **Hasen** (Leporidae). Behaarung dicht, Ohren lang, Schwanz kurz, Hinterbeine länger als Vorderbeine, hinter den obern beiden Schneidezähnen stehen noch zwei andre, oben 12, unten 10 Backenzähne, Schlüsselbeine verkümmert, vorn 5, hinten 4 auch auf der Sohle behaarte Zehen, Blinddarm groß. Die Hasen sind schnelle Läufer. Die einzige lebende Gattung, Lepus (Hase), mit 30—40 Arten, ist hauptsächlich in Nordamerika, Europa und Nordasien verbreitet, fehlt gänzlich in Australien, Polynesien und einigen andern Inselgruppen. Fossil sind die ältesten Hasen in Nordamerika gefunden worden.

2. Familie. **Pfeifhasen** (Lagomyidae). Stehen den echten Hasen sehr nahe, haben jedoch kürzere Ohren und Hinterbeine, keinen Schwanz, nur 20 Backenzähne und vollständigere Schlüsselbeine. Sie leben in selbstgegrabenen Höhlen, in deren Nähe sie Wintervorräte aufhäufen, auf den Hochebenen Nordindiens und in Sibirien bis zur Wolga hin sowie im Felsengebirge Nordamerikas; bei Gefahr lassen sie einen starken Pfiff hören. Lebend nur die Gattung Lagomys, Taf. I, Fig. 2, mit etwa 10 Arten; fossil andre in der Alten Welt und Nordamerika.

3. Familie. **Meerschweinchen** (Caviidae) oder **Halbhufer** (Subungulata). Nägel stumpf, hufähnlich, Füße vorn mit 4, hinten meist mit 3 Zehen, Schlüsselbeine fehlen, Ohren gewöhnlich groß, Schwanz verkümmert, Haar grob und straff, nur 16 Backenzähne. Die lebenden 6 Gattungen mit etwa 30 Arten gehören Mittel- und Südamerika an, fossil sind sie auch in Nordamerika vertreten. Hierher unter andern Cavia (Meerschweinchen, Tafel I, Fig. 1), Dasyprocta (Aguti), Dolichotis (Mara) und Hydrochoerus, das größte lebende Nagetier, Taf. I, Fig. 3.

4. Familie. **Stachelschweine** (Hystricidae). Auf dem Rücken lange Stacheln, Zehen mit scharfen, starken Krallen, Beine und Schnauze kurz, nur 16 Backenzähne. Nächtliche Tiere; leben teils auf Bäumen, teils in selbstgegrabenen Löchern. Von den lebenden 6 Gattungen mit etwa 25 Arten sind die kletternden und mit langem Greifschwanz versehenen Baumstachelschweine (Cercolabina) nur in Amerika heimisch, während die Hystricina oder echten Stachelschweine (Taf. I, Fig. 4) nur in Afrika, Südasien und Südeuropa vorkommen, jedoch fossil auch in Nordamerika gefunden sind.

5. Familie. **Schrotmäuse** (Echimyidae) oder **Trugratten**, ähneln den echten Ratten in der Form des Körpers sowie durch den langen, geringelten Schwanz, Haarkleid teils weich, teils straff und selbst mit Borsten und Stacheln versehen, Füße meist mit 5 Zehen, Backenzähne 16 oder 12. Die etwa 20 lebenden Gattungen mit etwa 50 Arten leben vorzugsweise in Südamerika, aber auch in Südeuropa und Afrika; fossil finden sie sich selbst in Mitteleuropa. Hierher unter andern Myopotamus (Sumpfbiber, Taf. II, Fig. 1).

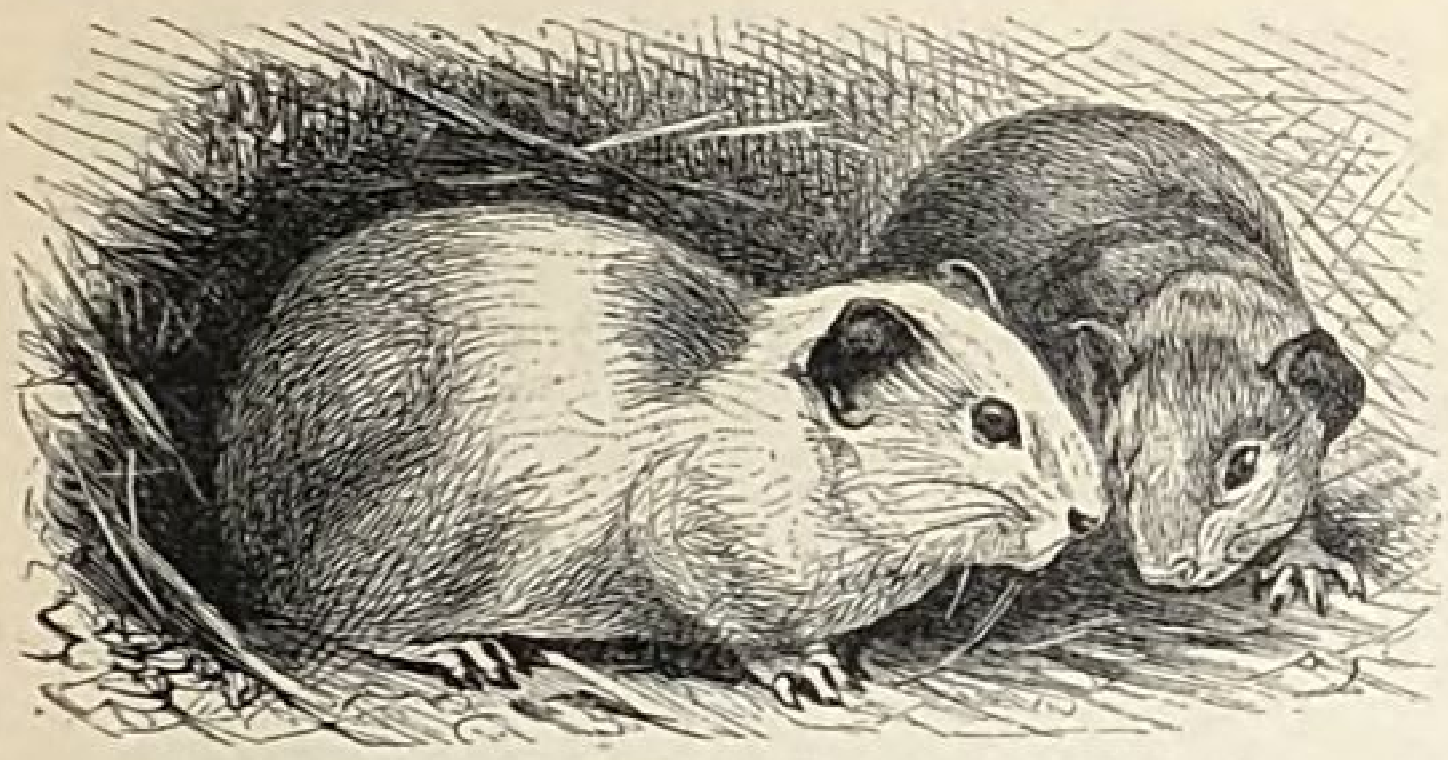
6. Familie. **Hasenmäuse** (Lagostomidae) oder **Chinchillen** (Chinchillidae). Schwanz buschig, lang, Pelz weich und wollig, Ohren lang, Hinterfüße länger als Vorderfüße. Sie leben gesellig meist in den höhern Regionen (bis zu 5000 m) der Anden Südamerikas; 3 Gattungen mit 6 Arten; fossil ebenfalls in Südamerika. Hierher unter andern Lagostomus (Pampashase) und Eriomys (Chinchilla, Taf. II, Fig. 2).

7. Familie. **Biber** (Castoridae). Groß und plump, Beine kurz, mit 5 Zehen und starken Krallen, Hinterfüße mit Schwimmhäuten, Schwanz platt, mit Schuppen, Schneidezähne sehr stark, 16 Backenzähne; in die Vorhaut münden zwei Säcke ein, welche das Bibergeil absondern. Lebend nur Castor (Biber), mit 2 Arten (Taf. II, Fig. 3), in Nordamerika sowie in Mitteleuropa und Mittelasien; fossil in denselben Gegenden mehrere Arten Castor und andre Gattungen.

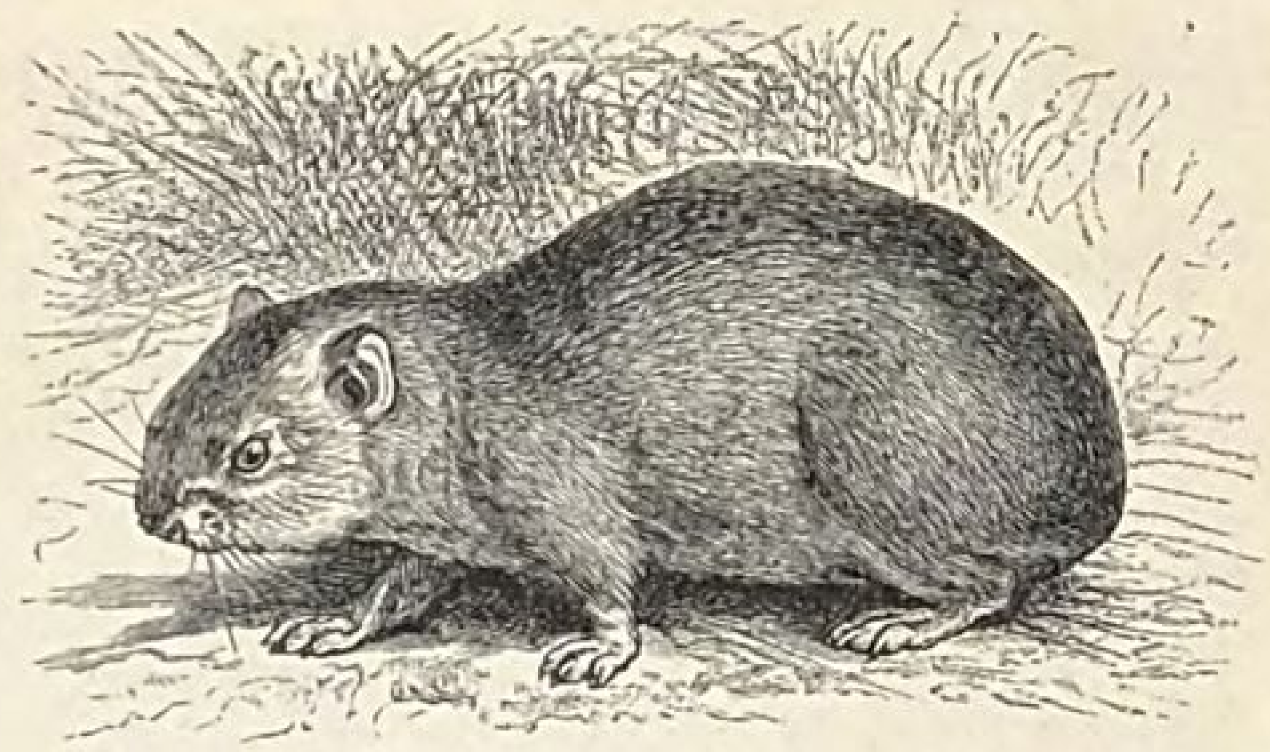
8. Familie. **Sackmäuse** (Saccomydae). Mit Backentaschen, die von außen gefüllt werden und innen behaart sind, Füße mit 5 Zehen, 16 Backenzähne. 6 Gattungen mit 25 Arten, in Nordamerika.

9. Familie. **Springmäuse** (Dipodidae). Hinterbeine sehr lang, Mittelfußknochen derselben wie bei den Vögeln zu einem einzigen Röhrenknochen verschmolzen, mit 3—5 Zehen, Vorder-

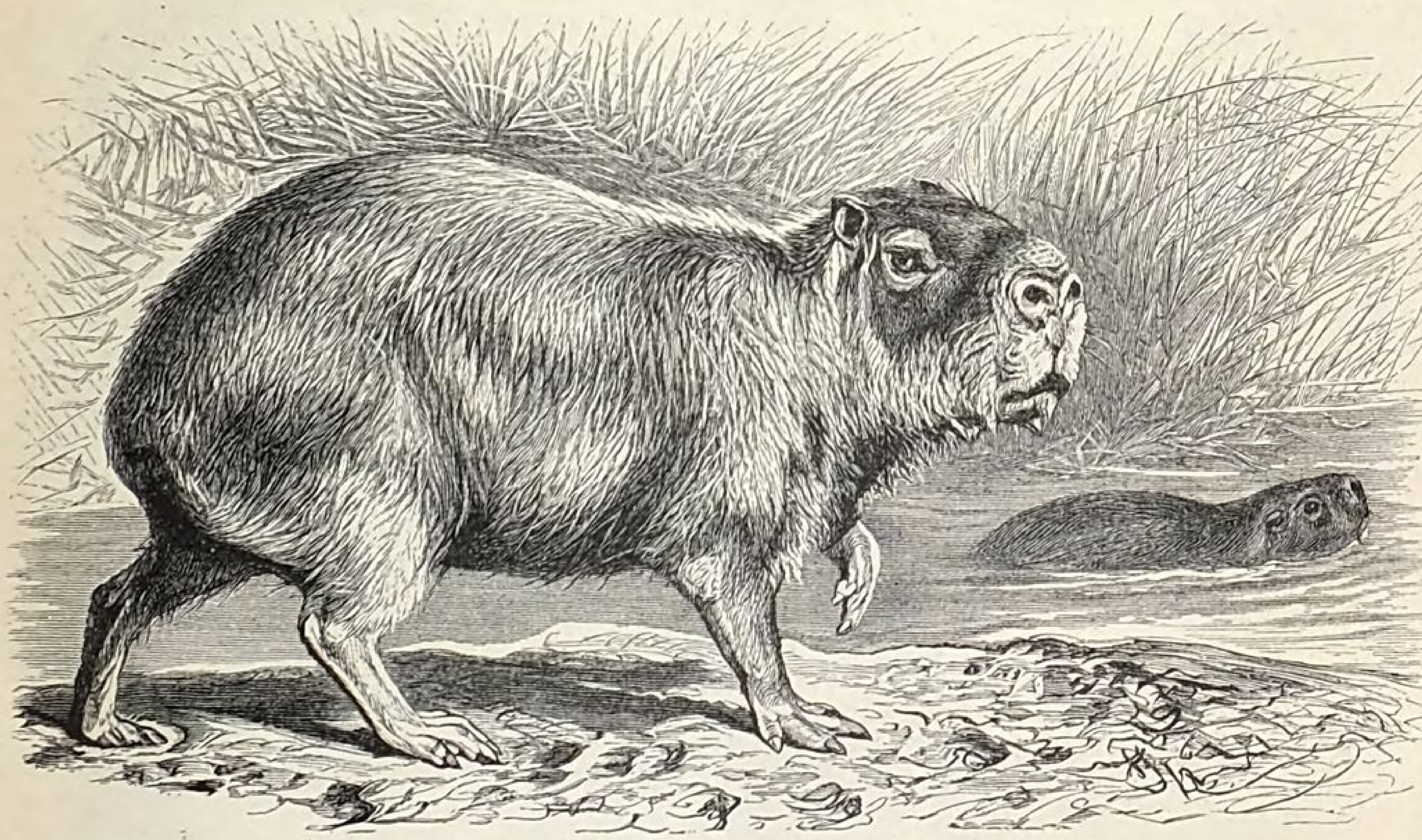
Nagetiere I.



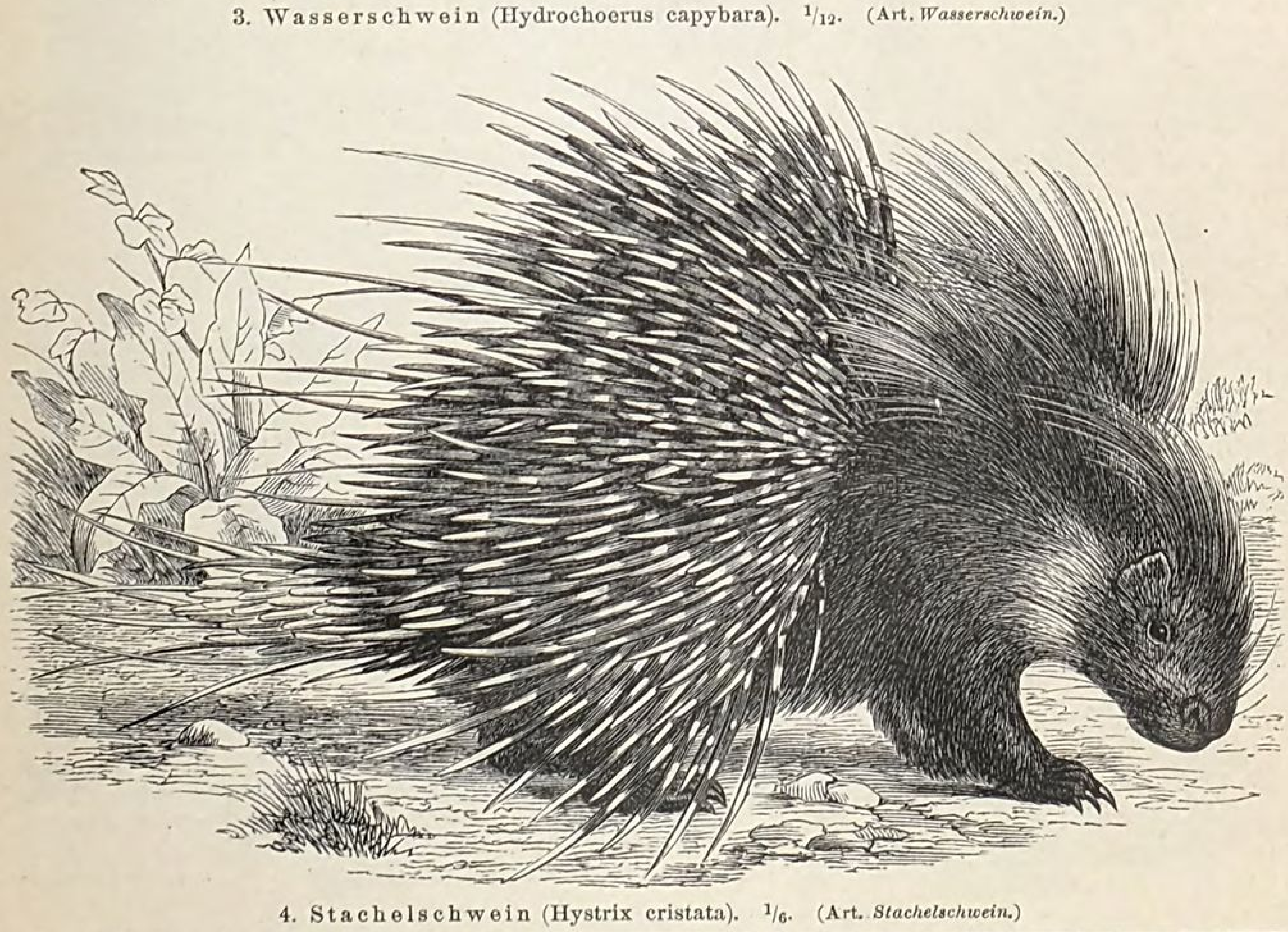
1. Meerschweinchen (Cavia porcellus). 1/4.
(Art. *Meerschweinchen.*)



2. Alpenpfeifhase (Lagomys alpinus). 1/6.
(Art. *Pfeifhasen.*)



3. Wasserschwein (Hydrochoerus capybara). 1/12. (Art. *Wasserschwein.*)

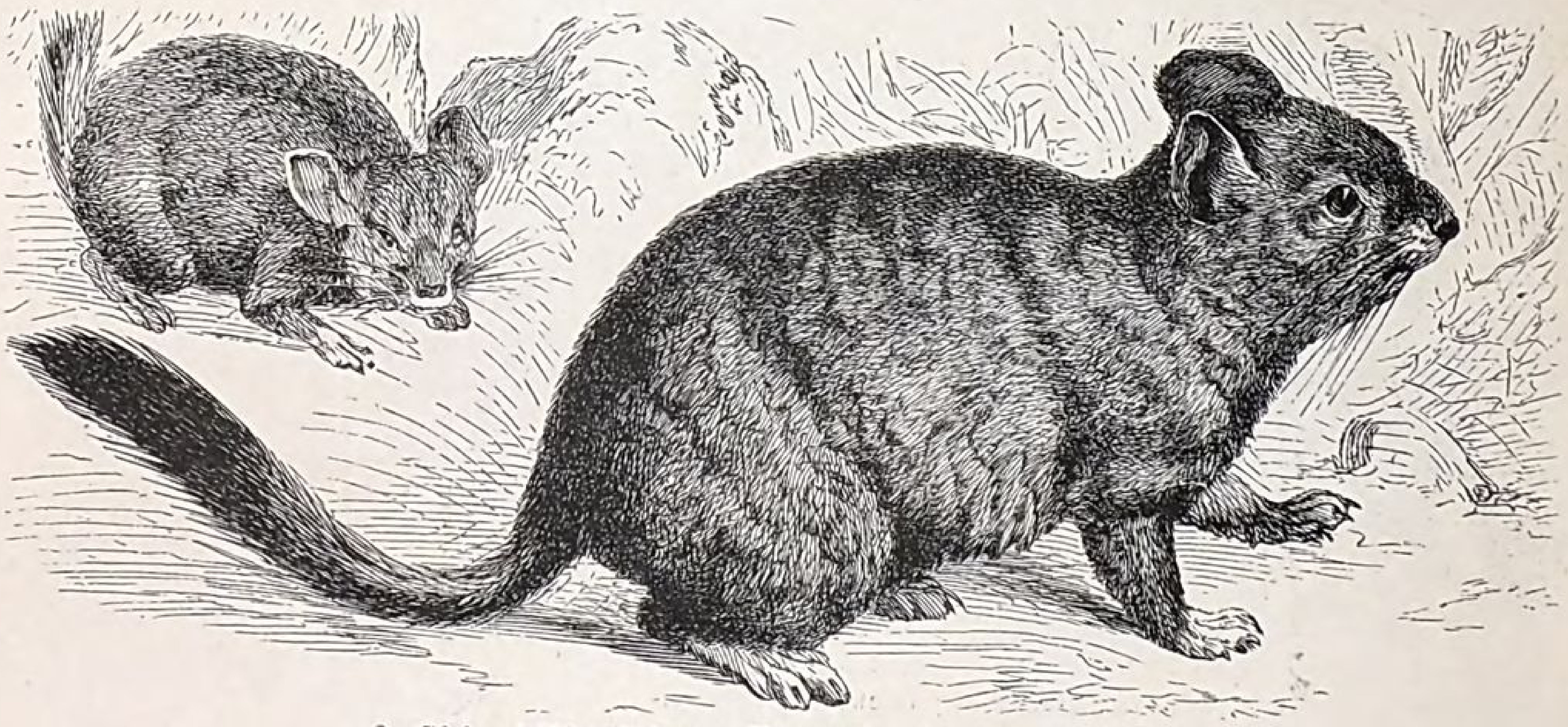


4. Stachelschwein (Hystrix cristata). 1/6. (Art. *Stachelschwein.*)

Nagetiere II.



1. Sumpfbiber (Myopotamus Coypu). $^1/_5$. (Art. *Sumpfbiber.*)



2. Chinchilla (Eriomys Chinchilla). $^1/_3$. (Art. *Chinchilla.*)

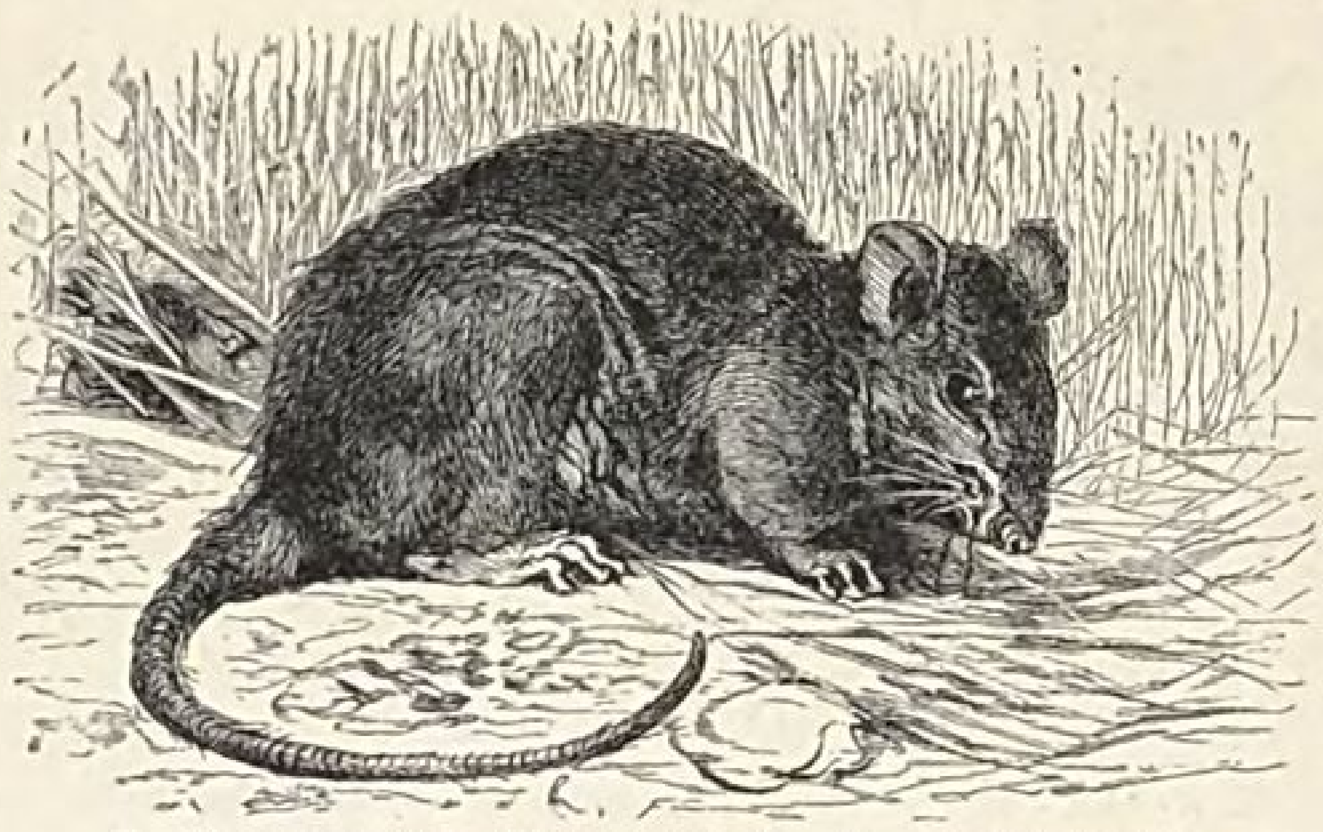


3. Biber (Castor Fiber). $^1/_{10}$. (Art. *Biber.*)

Nagetiere III.



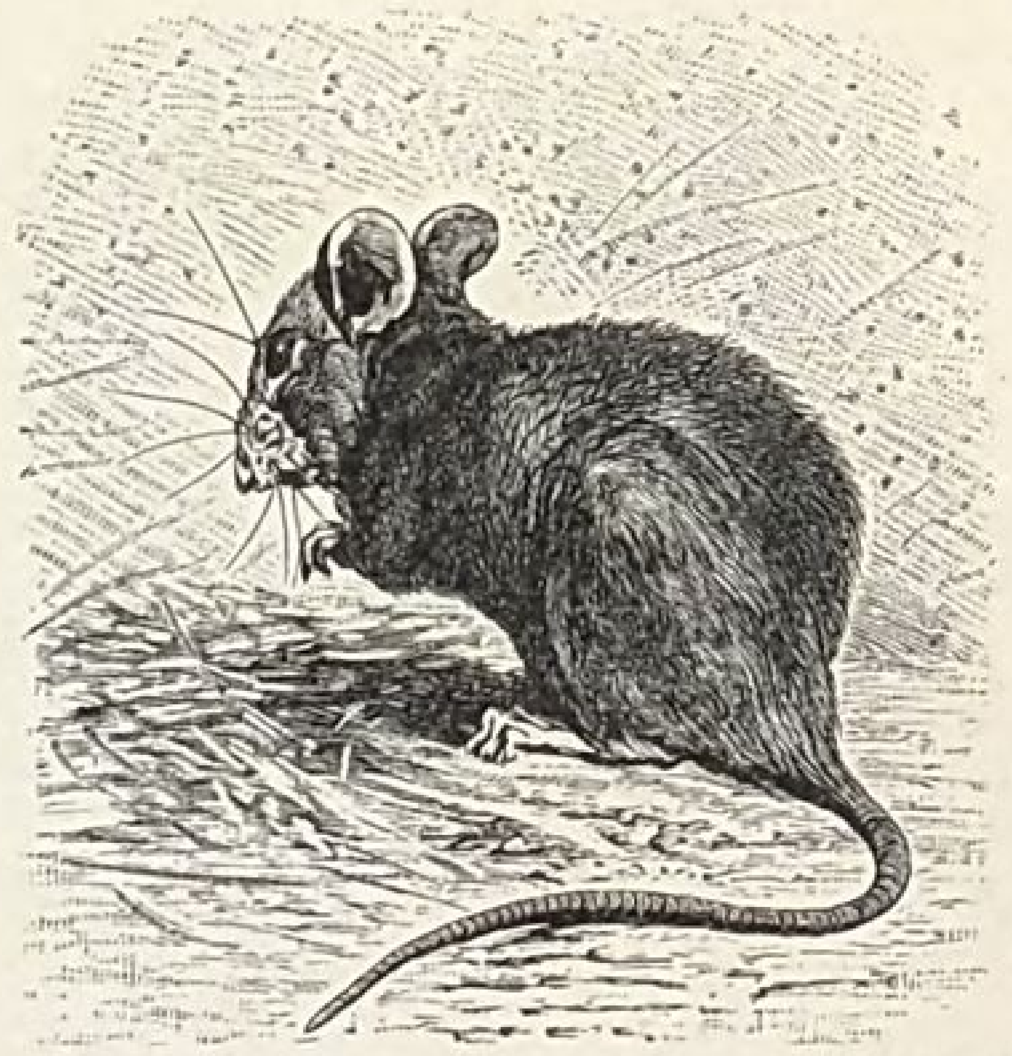
1. Wanderratte (Mus decumanus). 1/5. (Art. *Ratte.*)



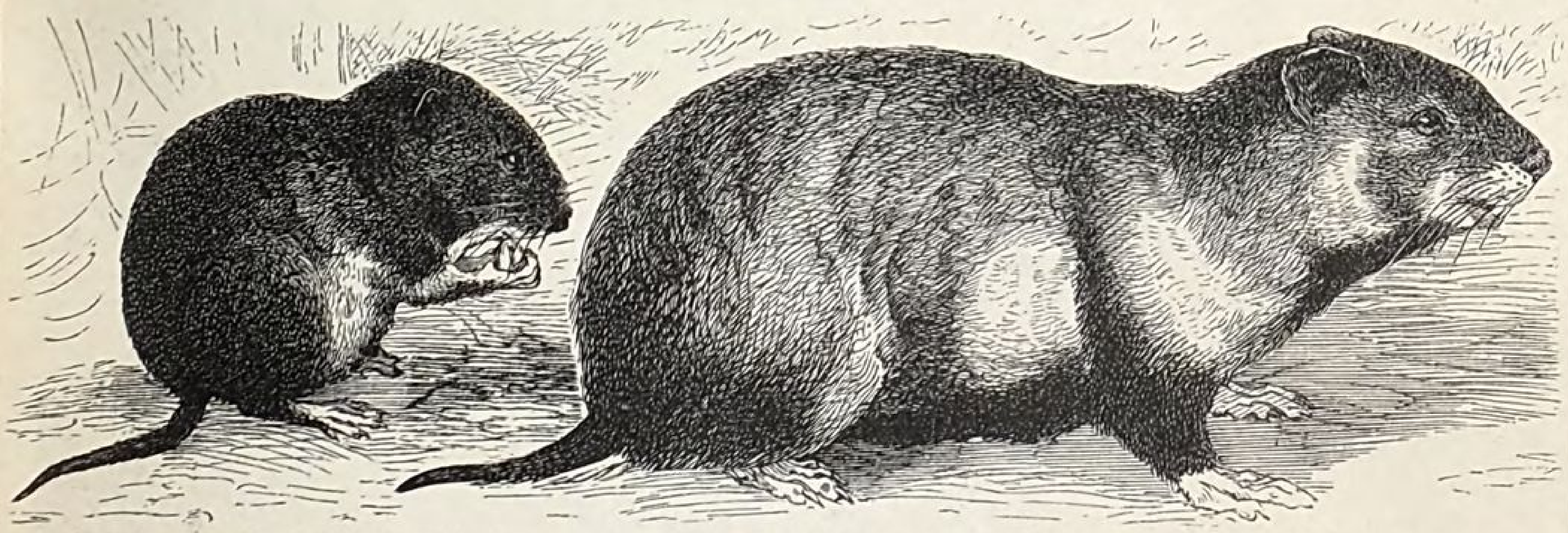
2. Hausratte (Mus rattus). 1/4. (Art. *Ratte.*)



3. Lemming (Myodes Lemmus). 1/2. (Art. *Lemming.*)

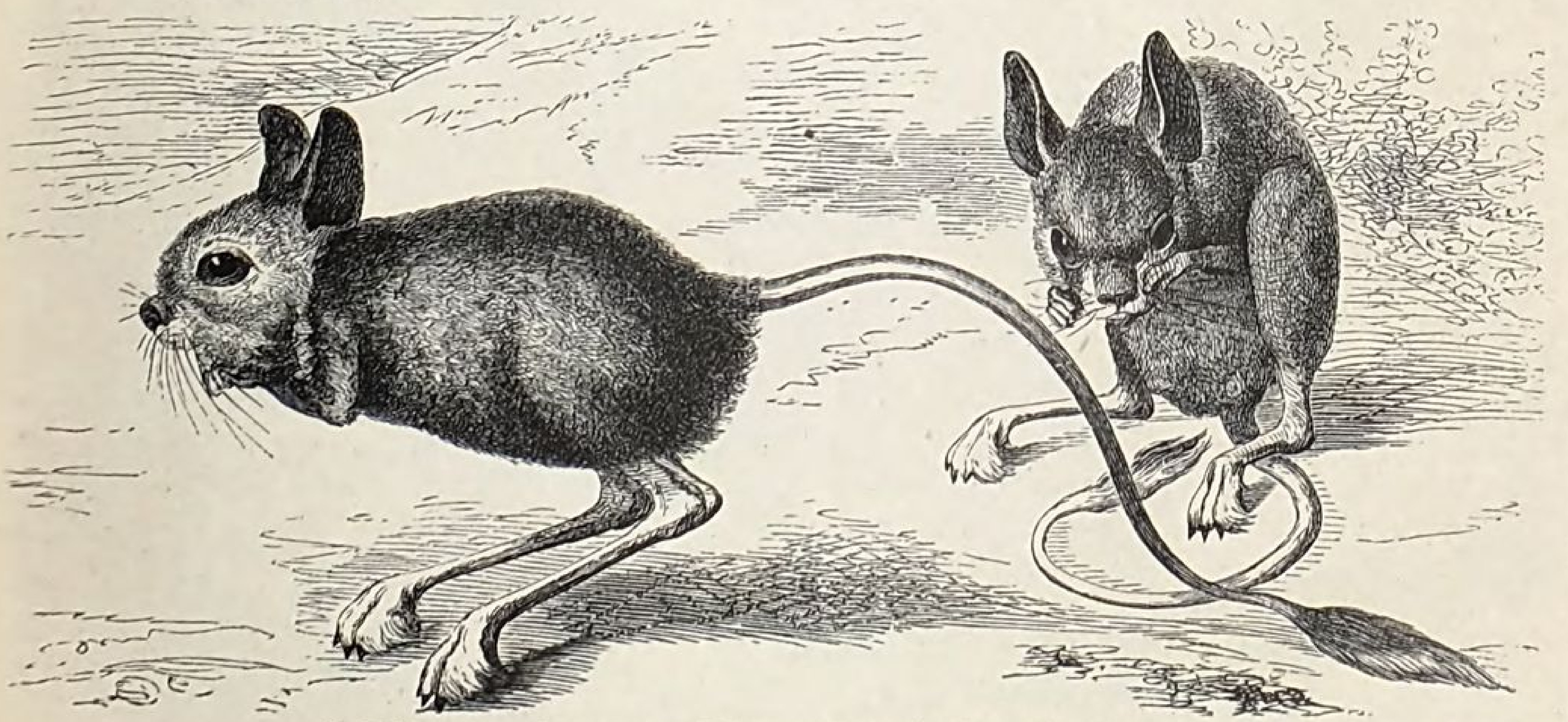


4. Hausmaus (Mus musculus). 1/2. (Art. *Maus.*)



5. Feldmaus (Arvicola arvalis). 2/3. (Art. *Wühlmaus.*)

6. Hamster (Cricetus frumentarius). 2/5. (Art. *Hamster.*)



7. Wüstenspringmaus (Dipus aegyptius). 1/2. (Art. *Springmaus.*)

Nagetiere IV.



1. Zieselmaus (Spermophilus citillus). $^1/_6$.
(Art. *Zieselmaus.*)



2. Siebenschläfer (Myoxus Glis). $^1/_4$.
(Art. *Siebenschläfer.*)



3. Eichhorn (Sciurus vulgaris). $^1/_3$. (Art. *Eichhörnchen.*)



4. Alpenmurmeltier (Arctomys Marmota). $^1/_6$. (Art. *Murmeltier.*)

füße sehr kurz, fünfzehig, Schwanz stark, hilft zum Springen, 12—16 Backenzähne, Blinddarm groß. Lebend 3 Gattungen mit über 20 Arten, hauptsächlich in den Küstenländern des östlichen Teiles des Mittelländischen Meeres, jedoch auch in Ostindien, am Kap der Guten Hoffnung und in Nordamerika. Hierher unter andern Dipus (Springmaus, Taf. III, Fig. 7). Fossil in den Alpen und in Frankreich.

10. Familie. **Maulwurfmäuse** (Spalacidae oder Georychidae). Ähnlich den Maulwürfen, Ohren und Augen versteckt, Beine kurz und fünfzehig, zu Grabfüßen umgestaltet, Schwanz stummelförmig, 12—16 Backenzähne. Leben in selbstgegrabenen Gängen. 7 Gattungen mit fast 20 Arten, in Südeuropa, West- und Südasien sowie in fast ganz Afrika.

11. Familie. **Mäuse** (Muridae). Schnauze spitz, Ohren lang, Schwanz lang und entweder behaart oder schuppig geringelt, Füße fünfzehig, jedoch an den Vorderfüßen der Daumen meist verkümmert, 8—14 Backenzähne. Hausen meist in selbstgegrabenen Gängen und fressen zum Teil auch Insekten und Fleisch. Lebend etwa 30 Gattungen mit über 250 Arten, fehlen nur auf den australischen Inseln und Polynesien. Hierher unter andern Mus (Taf. III, Fig. 1, 2, 4, mit über 100 Arten, fehlt in Amerika), Maus und Ratte; Cricetus (Hamster, Taf. III, Fig. 6).

12. Familie. **Wühlmäuse** (Arvicolidae). Schnauze stumpf, Ohren und Schwanz kurz, 12 Backenzähne. Hausen unterirdisch, vielfach in der Nähe des Wassers und schwimmen dann gut. 6 lebende Gattungen mit etwa 60 Arten; Verbreitung wie bei der vorigen Familie. Hierher unter andern Arvicola (Wühlmaus, Taf. III, Fig. 5), Myodes (Lemming, Taf. III, Fig. 3) und Fiber (Bisamratte).

13. Familie. **Schlafmäuse** (Myoxidae). Gleichen den Eichhörnchen, stehen aber im Knochenbau den Mäusen nahe, vermitteln also zwischen beiden Familien. Hinterfüße mit 5, Vorderfüße mit 4 Zehen und einem verkümmerten Daumen, der einen Plattnagel trägt, Schwanz dicht behaart, 16 Backenzähne, Blinddarm fehlt. Nächtliche Tiere; leben von Früchten, Insekten, Eiern u. dgl. und verfallen in einen Winterschlaf. Nur Myoxus mit 12 Arten, die in ganz Afrika und dem gemäßigten Europa und Asien verbreitet sind; auch fossil in Europa. Hierher Siebenschläfer (Taf. IV, Fig. 2) und Gartenschläfer u. a.

14. Familie. **Eichhörnchen** (Sciuridae). Schwanz lang, dicht behaart, meist buschig, Gliedmaßen wie bei der vorigen Familie, 16—20 Backenzähne, Blinddarm vorhanden. Sie leben meist auf Bäumen, seltener in selbstgegrabenen Höhlen, und halten einen Winterschlaf. Die lebenden 8 Gattungen mit etwa 180 Arten fehlen nur auf Madagaskar, Westindien, Australien und Polynesien. Hierher unter andern Sciurus (Eichhörnchen, Taf. IV, Fig. 3), Spermophilus (Zieselmaus, Taf. IV, Fig. 1), Arctomys (Murmeltier, Taf. IV, Fig. 4) und Cynomys (Präriehund). Die fossilen Eichhörnchen sind die ältesten fossilen N. (bereits im Eocän).

Nagi, Längenmaß im franz. Vorderindien zu 2 Cupuduturams (Tragweiten der Stimme) = 800 Vilcadés oder 1663,17 m.

Nagler, 1) Karl Ferdinand Friedrich von, preuß. Staatsmann, geb. 1770 in Ansbach, gest. 13. Juni 1846, studierte in Erlangen und Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften, ward unter Hardenberg Expedient beim fränkischen Departement und Referendar bei der ansbachischen Regierung, dann Kriegsrat und Mitglied des Regierungskollegiums, 1802 Geheimer Legationsrat zu Berlin und 1809 Geheimer Staatsrat und Direktor der zweiten Sektion des Kabinettsministeriums. Schon 1810 wegen seiner reaktionären Tendenzen zur Disposition gestellt, lebte N. nun ganz seiner Liebe zur Kunst und erwarb sehr umfassende Sammlungen, die, mit Ausnahme der Gemälde, 1835 vom Staate für das Museum zu Berlin angekauft wurden. Seit 1821 Präsident des Generalpostamts und seit 1823 preußischer Generalpostmeister, begründete er das moderne Postwesen in Deutschland, wenn er auch von Vorurteilen, z. B. gegen die Eisenbahnen, nicht frei war. Nach ihm wurde eine Sorte sehr dünnen Briefpapiers »Naglers Verdruß« genannt. 1823 verlieh ihm der König das Adelsdiplom, und 1824 wurde er mit Belassung des Postdepartements als Gesandter bei dem Bundestag in Frankfurt a. M. akkreditiert; 1835 von da abberufen, trat er in seine Stellung als Generalpostmeister zurück und wurde 1836 zugleich zum Staatsminister ernannt. Seine übrigens ziemlich wertlosen »Briefe an einen Staatsbeamten« (Staatsrat Kelchner) sind von E. Kelchner u. Mendelssohn-Bartholdy (Leipz. 1869, 2 Bde.) veröffentlicht worden.

2) Georg Kaspar, Kunstschriftsteller, geb. 6. Jan. 1801 in Obersüßbach bei Freising, gest. 20. Jan. 1866 in München, besuchte die Universität zu München und ward Antiquar und Buchhändler. Die Hauptwerke Naglers, dessen Bedeutung weniger in der Kritik als im fleißigen Sammeln lag, sind: »Neues allgemeines Künstlerlexikon« (Münch. 1835—52, 22 Bde.; neue Bearbeitung von J. Meyer u. a., Leipz. 1870—85, nur 3 Bde.) u. »Die Monogrammisten« (Bd. 1—3, Münch. 1858—63; Bd. 4, hrsg. von Andresen, 1864 ff.; Bd. 5, von Clauß, 1876—80).

Nago, Ort mit Fort bei Riva (s. d.) in Tirol.

Nagoja, Hauptort des Ken Oridschi in der japan. Provinz Owari, auf der Insel Honshiu, an der seichten Bucht von Owari, Knotenpunkt von drei Bahnen, hat ein großes Schloß des frühern Daimyo, jetzt als Kaserne verwandt, Präfektur, Hospital, Postamt in europäischem Baustil, großen Tempel und (1894) 194,796 Einw., welche namentlich schöne Stickereien auf Woll- und Seidenstoffen, Emaillierung von Kupfer und Porzellan anfertigen, auch das Porzellan von Seto (vgl. Seto-Ware) vertreiben. N. war Hauptstadt Japans unter Ota Nobunaga, dem Beschützer Franz Xaviers.

Nagold, Fluß im südwestlichen Deutschland, entspringt bei Urnagold im württemberg. Schwarzwaldkreis, 809 m ü. M., fließt an Altensteig, Nagold, Wildberg, Kalw und Liebenzell vorüber, tritt dann nach Baden über und mündet nach 92 km langem Lauf bei Pforzheim, 201 m ü. M., rechts in die Enz. Nebenflüsse sind: die Waldach, Teinach und Würm.

Nagold, Oberamtsstadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, an der Nagold, Knotenpunkt der Linien Pforzheim-Horb und N.-Altensteig der Württembergischen Staatsbahn, 395 m ü. M., hat eine neue große evang. Kirche, elektrische Straßenbeleuchtung, eine Latein- und eine Realschule, ein Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, eine Taubstummenanstalt, ein Amtsgericht, ein Revieramt, ein Elektrizitätswerk, Fabrikation von wollenen Decken, Tuch- und Zuckerwaren, bedeutende Möbeltischlerei, eine Waldsamendörranstalt, Sägemühlen, Holzhandel und (1890) 3540 Einw., davon 115 Katholiken. N. wird zuerst 773 genannt und kam 1363 an Württemberg. Über der Stadt die Ruinen der Burg Hohennagold und unfern das Bad Röthenbach.

Nagpur, Division (Regierungsbezirk) der britisch-ind. Zentralprovinzen, 62,261 qkm (1131 QM.) groß mit (1891) 2,982,507 Einw. (2,452,889 Hindu, 89,560 Mohammedaner und 5981 Christen). Die zahlreichen Urbewohner gehören zum Stamm der Gond. Das ebene, aber mit zahlreichen isolierten Hügeln besäete Land wird von der Wainganga in nordsüdlicher Richtung mitten durchflossen, bis dieselbe in die Godaweri fällt, welche mit der Pranhita u. a. die Süd- und Südwestgrenze gegen Haidarabad und Berar bildet. Fieber treten häufig verderblich auf, ebenso Cholera und Pocken. Hauptkulturen sind: Reis, Weizen, Ölsaaten, Baumwolle. Von Mineralien findet man Gold, etwas Malachit, sehr viel vorzügliches Eisenerz, das die Gond

schmelzen, Kohle (bei Warora ausgebeutet), Antimon, Ocker. Früher waren die hier gefertigten Baumwollgewebe ihrer Feinheit halber hochberühmt, jetzt ist die Baumwollweberei sehr gesunken; noch fertigt man Gewebe aus wilder Seide, Messingwaren und Steingut. Ausgeführt werden Baumwolle, Getreide, Lack, Wachs. Die Division, ein Marathenstaat bis 1853, zerfällt in die Distrikte N. (9805 qkm mit (1891) 757,862 Einw.), Bhandara, Tschanda, Wardha und Balaghat. Hauptstadt ist Nagpur (s. unten). — Um 1700 wurde der Bezirk noch von Radschas des Deogarh-Gondreichs regiert; 1716 kam er unter die Gewalt der Bhonsla-Könige von Berar. Diese leisteten später den Pindhari Beistand und kamen dadurch 1816 in feindliche Berührung mit den Engländern, die das Reich zuerst beschnitten, dann 1853 es als heimgefallen erklärten u. zum Mittelpunkt der neuen Zentralprovinz machten.

Nagpur, Hauptstadt der gleichnamigen Division der britisch-ind. Zentralprovinzen (s. oben), unter 21° 9' nördl. Br. und 79° 7' östl. L. v. Gr., an einer Zweigbahn der Bombay-Allahabadbahn, hat meist enge, von Wasserläufen durchzogene Gassen, aber mehrere große, gut gebaute Vorstädte, darunter das europäische Viertel, ein altes Fort, Zentralgefängnis, Hospital, mehrere höhere und Missionsschulen und mit der Garnison (1891) 117,014 Einw., darunter 94,549 Hindu, 16,387 Mohammedaner und 3087 Christen, welche feine Baumwollgewebe fertigen und Handel mit Getreide, Salz, Stoffen, Seide, Gewürzen u. a. treiben. 14 km nordöstlich die Militärstation Kamthi (s. d.).

Nagy (ungar., spr. nōdj), »groß«, häufig bei Ortsnamen; s. die folgenden Artikel.

Nagy-Ág (spr. nódj-āg), rechter Nebenfluß der Theiß in Ungarn, entspringt im Norden des Marmaroser Komitats im Karpathischen Waldgebirge, fließt gegen S. und mündet nach 89 km langem Lauf bei Huszt.

Nagy-Ág (spr. nódj-āg), wichtiger Bergort im ungar. Komitat Hunyad (Siebenbürgen), mit berühmten Gold- und Silberbergwerken in Szekeremb, wo auch Tellur, Mangan, Arsenik und Amethyste gewonnen werden. Das Dorf N. hat eine Bergschule, ein Bergamt und (1890) 1756 meist rumänische (römisch-katholische und griechisch-orientalische) Einwohner. Vgl. Inkey, N. und seine Erzlagerstätten (Budapest 1885).

Nagyáger Erz (Nagyagit), s. Blättertellur.

Nagybánya (spr. nódj-bānja, ehemals Frauenstadt), königliche Frei- und Bergstadt im ungar. Komitat Szatmár, Endstation der Bahnlinie Szatmár-N., war einst befestigt, ist hübsch gebaut und hat schöne Plätze, ein Minoritenkloster und (1890) 9838 meist magyarische und rumän. (römisch- u. griechisch-katholische und reformierte) Einwohner, die sich mit Berg- und Obstbau und Fabrikation von Leinwand, Baumwoll- und Töpferwaren und Spiritus beschäftigen und lebhaften Handel treiben. N. hat ein Obergymnasium und ist Sitz einer Berghauptmannschaft, einer Montandirektion u. eines Bezirksgerichts. Das sich von Nagy-Szölös über N. bis Kapnik-Bánya hinziehende erzreiche Trachytgebirge enthält bedeutende Berg- und Hüttenwerke, die ihren Mittelpunkt in N. haben. In den Bergwerken N. (Rothwasser und Kreuzberg) und Felsö-Bánya, die meist schon seit dem 14. Jahrh. in Betrieb stehen, und von denen jenes im Kreuzberg 1490 Eigentum der Familie Fugger war, sowie in den Hüttenwerken Kapnik-Bánya und Fernezely, wo insgesamt ca. 2000 Arbeiter beschäftigt sind, wurden zuletzt jährlich ca. 540 kg Gold, 11,000 kg Silber, 29,000 kg Blei und 800 metr. Ztr. Kupfer gewonnen.

Nagy-Becskerek (spr. nódj-bétschk-), s. Groß-Becskerek.

Nagy-Bocskó (spr. nódj-bótschkō), s. Bocskó.

Nagy-Disznód (spr. nódj-dißnōd), s. Heltau.

Nagy-Enyed (spr. nódj-énjed, deutsch Straßburg), Stadt und Sitz des ungar. Komitats Unterweißenburg (Siebenbürgen) und des siebenbürgischen reformierten Bistums, unweit der Maros, an der Bahnlinie Klausenburg-Tövis, mit Rathaus, Minoritenkloster, großer Strafanstalt und neuem großartigen Kollegiumsgebäude, hat (1890) 5932 magyarische und rumän. (reformierte, griechisch- u. römisch-katholische) Einwohner, starken Getreide- und Weinbau, ein berühmtes und reiches, vom Fürsten Gabriel Bethlen 1658 gegründetes reform. Kollegium, eine reformierte theologische Anstalt samt Lehrerpräparandie, eine Handels- und Winzerschule, eine Finanzdirektion und ein Bezirksgericht.

Nagy-Gyulla (spr. nódj-djulla), Berg, s. Mátra.

Nagy-Kalló (spr. nódj-), Markt im ungar. Komitat Szabolcs, an der Bahnlinie Nyiregyháza-Mátészalka, mit Oberrealschule, Bezirksgericht, Komitatsspital und (1890) 5632 magyar. (meist reform.) Einwohnern.

Nagy-Kanizsa (spr. nódj-kánischa), s. Kanizsa 1).

Nagy-Károly (spr. nódj-károlj), Stadt und Sitz des ungar. Komitats Szatmár, an den Bahnlinien Debreczin-Szatmár und N.-Zilah, mit Piaristenkloster, großer, schöner Kirche, gräflich Károlyischem Schloß und Park und (1890) 13,475 magyar. (römisch- und griechisch-katholischen, reformierten und israelitischen) Einwohnern. N. hat Lein- und Wollweberei (besonders Gubas [Bauernmäntel]), Fabrikation von Leder-, Kunsttischler- und Kunstschlosserwaren, Wein-, Roggen-, Mais- und Tabaksbau, ein Piaristengymnasium, eine Finanzdirektion, ein Bezirksgericht, ein Tabakseinlösungsamt und einen Volksgarten. N. war schon im 14. Jahrh. Stammsitz der Familie Károlyi.

Nagy-Káta (spr. nódj-kāta), Markt im ungar. Komitat Pest, an der Bahnlinie Budapest-Szolnok, mit schönem Schloß des Grafen Keglevich, Bezirksgericht und (1890) 6028 magyar. (römisch-katholischen) Einw.

Nagy-Kikinda (spr. nódj-), s. Groß-Kikinda.

Nagy-Komlós (spr. nódj-kómlōsch), s. Komlós.

Nagy-Körös (spr. nódj-köröſch), Stadt im ungar. Komitat Pest, an der Bahnlinie Czegléd-Félegyháza, liegt in flacher Gegend und hat eine alte reform. Kirche, ein reform. Gymnasium, eine reform. Lehrerpräparandie, ein Bezirksgericht, schöne Parkanlagen und (1890) 24,584 magyar. (reformierte und römisch-katholische) Einwohner, die hervorragenden Gemüse- und Gurkenbau (mit bedeutender Ausfuhr) betreiben.

Nagy-Küküllö (spr. nódj-kükülló), s. Kokelburg.

Nagy-Lak (spr. nódj-), Markt im ungar. Komitat Csanád, an der Maros und der Bahnlinie Szegedin-Arad, mit Ackerbau, bedeutender Vieh- und Geflügelzucht, Bezirksgericht und (1890) 12,800 slowakischen, rumänischen und magyarischen (meist evangelischen und griechisch-orientalischen) Einwohnern. N. war früher befestigt und bis zur Türkenherrschaft von Serben bewohnt.

Nagy-Maros (spr. nódj-márosch), Markt im ungar. Komitat Hont, an den Bahnlinien Wien-Budapest und Gran-Budapest, Donaudampfschiffstation, gegenüber der alten Königsburg Visegrád, mit Wein- und Tabaksbau und (1890) 3508 meist deutschen (römisch-katholischen) Einwohnern.

Nagy-Márton, s. Mattersdorf.

Nagy-Röcze (spr. nódj-rötze, ehemals Rauschenbach), Bergstadt im ungar. Komitat Gömör, an der

Bahnlinie Pelsöcz-Murány, mit Gymnasium, Lehrerpräparandie, vielen Eisenhämmern, Bezirksgericht, Bad und (1890) 1817 meist slowak. (evangelischen) Einwohnern. N. ist der Sitz der Rimamuránythaler Eisenwerkgesellschaft.

Nagy Sándor (spr. nádj schándor), Joseph, ungar. Revolutionsgeneral, geb. 1804 zu Großwardein im Biharer Komitat, gest. 6. Okt. 1849 in Arad, trat frühzeitig in die österreichische Armee, verließ sie aber als pensionierter Rittmeister im Anfang der 40er Jahre. 1848 ward er zum Major und Kommandanten der berittenen Nationalgarde des Pester Komitats ernannt und kämpfte im Süden gegen die Raizen. Den Frühlingsfeldzug von 1849 machte er als Oberst bei der Hauptarmee mit und zeichnete sich auch hier durch persönliche Tapferkeit wie Raschheit seiner Bewegungen aus. Am 6. April 1849 ward er zum General und Kommandanten des 1. Armeekorps ernannt, an dessen Spitze er sich 21. Mai bei der Einnahme Ofens hervorthat, jedoch 16. Juni bei Sempta von den Österreichern geschlagen wurde. Als Görgei 13. Juli von Komorn abmarschierte, begleitete ihn auch N. mit seinem Armeekorps; doch erlitt dieses als Avantgarde in der Schlacht bei Waitzen (15. und 16. Juli) und ebenso zwei Tage später als Arrieregarde bei Felsö-Szügyi bedeutenden Verlust. Nachdem die ganze Armee die Theiß überschritten, schickte Görgei N. nach Debreczin, wo er 7. Aug. mit seinen 7000 Mann gegen die weit überlegene russische Macht unter Paskewitsch einen ruhmvollen fünfstündigen Kampf bestand, sich aber am Abend zurückziehen mußte. Am 9. Aug. gelangte er mit dem Rest seiner Truppen nach Arad, wo er sich mit Görgei vereinigte. N. mußte sich der Waffenstreckung desselben anschließen und endete, von den Russen an die Österreicher ausgeliefert, mit andern zu Arad am Galgen. Vgl. Lapinski, Feldzug der ungarischen Hauptarmee im Jahr 1849 (Hamb. 1850).

Nagy-Somkut (spr. nádj-schómkut), s. Kövár.

Nagy-Surány (spr. nádj-schúránj), Markt im ungar. Komitat Neutra, an der Neutra und der Neutrathalbahn (Tótmegyer-Nagy-Bélicz), mit großer Zuckerfabrik, Asylhaus für ungarische Schauspieler und (1890) 4613 slowakischen, magyarischen u. deutschen (römisch-katholischen) Einwohnern.

Nagy-Szálók (spr. nádj-ßáhlok), s. Groß-Schlagendorf.

Nagy-Szalonta (spr. nádj-ßá-), Markt im ungar. Komitat Bihar, an der Bahnlinie Großwardein-Szegedin, mit starker Schaf- und Schweinezucht, lebhaftem Handel, reform. Gymnasium, Bezirksgericht und (1890) 12,650 magyar. (meist reformierten) Einwohnern. N., Geburtsort des Dichters János Arany (s. d.), war früher eine privilegierte Hajdukenstadt, auf deren Hauptplatz eine 1620 erbaute Hajdukenburg stand. Von dieser ist jetzt nur der sogen. Stumpfe Turm übrig, in dem die Arany-Reliquien untergebracht werden sollen. In der Nähe, nordwestlich von N., liegt der Ort Geszt mit dem Schloß des ehemaligen Ministerpräsidenten Koloman Tisza.

Nagyszeben (spr. nádj-ßében), ungar. Name für Hermannstadt (s. d.).

Nagy-Szent-Miklós (spr. nádj-ßent-miklósch, Serbisch-N.), Markt im ungar. Komitat Torontál, an der Aranka und der Bahnlinie Valkány-Varjas, mit Getreide- u. Weinbau, Bierbrauerei, Spiritus-, Essig- und Likörfabrikation, Ackerbauschule, Bezirksgericht und (1890) 10,340 rumänischen, deutschen, magyarischen und serb. (meist griechisch-orientalischen und römisch-katholischen) Einwohnern. In der Nähe liegt der Markt Deutsch-N., mit (1890) 1971 deutschen (römisch-katholischen) Einwohnern. Hier wurden 1799 die im Wiener Hofmuseum befindlichen Goldgefäße im Gewicht von 1678$^{9}/_{16}$ Dukaten, angeblich der Schatz des Attila, gefunden. Vgl. Hampel, Der Goldfund von N. (Budapest 1885).

Nagy-Szöllös (spr. nádj-ßöllösch), Markt und Sitz des ungar. Komitats Ugocsa, unweit der Theiß, an der Bahnlinie Bátyu-Királyháza, mit Franziskanerkloster, der Schloßruine Ugocsa, Landwirtschaft, Viehzucht, Bezirksgericht und (1890) 5187 magyarischen und ruthen. (meist griechisch-katholischen und israelitischen) Einwohnern.

Nagyszombat (spr. nádj-ßóm-), s. Tirnau.

Nagy-Tapolcsány (spr. nádj-tápoltschánj), Markt, s. Groß-Tapolcsány.

Nagyvárad (spr. nádj-wárad), s. Großwardein.

Naharro, Bartolomé de Torres, einer der ältesten span. Dramatiker, wahrscheinlich im letzten Viertel des 15. Jahrh. in Latorre bei Badajoz geboren, trat in den geistlichen Stand. Nach einem an Abenteuern reichen Aufenthalt in Algier, wohin er als Gefangener kam, trat er in Rom mit der Familie Colonna in Verbindung und fand an dem Papst Leo X. einen Mäcen. Später lebte er zu Neapel, seine fernern Schicksale aber sowie sein Todesjahr sind unbekannt. Seine acht Lustspiele, die nebst seinen lyrischen und satirischen Gedichten unter dem Titel: »Propaladia« (Neapel 1517, Sevilla 1520, Toledo 1535 u. ö.) erschienen, gehören zu den ersten Anfängen des spanischen Dramas. Sie sind sämtlich in Redondillen abgefaßt, in fünf Akte (hier zuerst »Jornadas« genannt) geteilt und zum Teil gut erfunden, auch in reiner und fließender Sprache geschrieben. Die besten sind die »Soldadesca« und die »Tinelaria«. Wegen der darin enthaltenen satirischen Ausfälle gegen den päpstlichen Hof wurde die »Propaladia« von der Inquisition verboten; die meisten Exemplare wurden unterdrückt, dagegen eine gereinigte Ausgabe veranstaltet (Madr. 1573). Böhl v. Fabers »Teatro español« (Hamb. 1832) enthält einige Proben und Ochoas »Tesoro del teatro español« (Par. 1838) die »Himenea«, die auch im 2. Band der »Bibliotheca de autores españoles« steht. Eine kritische Ausgabe der »Propaladia« besorgte M. Cañete (Madr. 1880) in den »Libros de antaño«.

Nahe, linksseitiger Nebenfluß des Rheins, entspringt 414 m ü. M. bei Selbach im oldenburg. Fürstentum Birkenfeld, geht nach Rheinpreußen über, trennt dann den dortigen Regbez. Koblenz von der bayrischen Pfalz und zuletzt von Rheinhessen, ist wegen geringer Tiefe und felsigen Bettes nicht schiffbar und mündet nach 130 km langem Lauf, 75 m ü. M., bei Bingen. Durch das Nahethal, eins der schönsten Nebenthäler des Rheinthals, führt die Rhein-Nahebahn (Linie Bingerbrück-Neunkirchen der Preußischen Staatsbahn) mit zahlreichen Tunnels. Nebenflüsse der N. sind: links der Hahnebach und Kellenbach (Simmerbach), rechts die Glan und Alsenz. Vgl. Litteratur bei »Kreuznach«.

Nähen, mit Hilfe von Nadel und Faden Gewebe befestigen, verbinden oder verzieren und zwar durch Hand- oder Maschinenarbeit. Die bei der Handarbeit benutzte Nähnadel hat am dickern Ende ein Öhr, durch welches der Faden hindurchgezogen wird, und beim N. sticht man die Nadel stets vollständig durch das Gewebe hindurch (Unterschied von der Maschinenarbeit). Man unterscheidet Verbindungs- und Zier-

naht und den Saum. Erstere dienen dazu, zwei Zeugstücke miteinander zu verbinden, oder zum Schmuck der Stoffe, letzterer die doppelt umgelegte Schnittkante eines Stückes zu befestigen. Zu Naht und Saum verwendet man im wesentlichen dieselben Stiche. Der Vorderstich, ein einfaches Aufnehmen und Liegenlassen weniger Fäden des Gewebes, gibt eine lose Naht, die beim flüchtigen N., bei leichten Stoffen und hauptsächlich zum Kräuseln oder Faltenaufziehen gebraucht wird. Beim N. mit Seiten- oder Saumstichen legt man die eingebogene Schnittkante des einen Stoffteils auf den andern Stoffteil und nimmt nun abwechselnd einige Fäden des untern Stoffes und dann der darauf liegenden Kante auf. Dieser Stich kommt besonders beim Flicken zur Verwendung. Der Hinter- oder Steppstich entsteht, wenn man mit der Nadel auf der Oberseite des Stoffes nach rückwärts bis zum letzten Stiche geht, dicht an demselben durchsticht und auf der Unterseite des Stoffes wieder einige Fäden vorwärts geht. Er gibt die festeste Naht und wird daher hauptsächlich beim Wäschenähen angewendet. Mit überwendlichen Stichen kann man nur entweder zwei Webekanten oder zwei gesäumte Schnittkanten verbinden. Man legt beide Kanten aufeinander und sticht, ein bis zwei Fäden tief, durch beide hindurch. Bei der Hohlstichnaht werden einige Längsfäden aus dem Stoffe gezogen und die stehenbleibenden Querfäden in Gruppen von je zwei, drei oder mehr geteilt und durch Seitenstiche befestigt. Mit Stiel-, Fischgräten-, Hexen- und Kettenstich werden besonders Verschönerungs- oder Ziernähte ausgeführt. Aus Naht und Saum zusammengesetzt sind die französische und die Kappnaht. Bei beiden werden erst zwei Schnittkanten durch Steppstiche miteinander verbunden, dann beide Schnittkanten nach derselben Seite umgebogen, bei der französischen Naht eingebogen und mit Steppstichen, bei der Kappnaht fest eingerollt und mit Saumstichen auf den einen Stoffteil genäht. Vgl. Litteratur bei Artikel »Handarbeitsunterricht«.

Näherrecht (Retrakt, Einstand, Geltung, Losung, Näher geltung, Zugrecht), das dingliche Recht an einem fremden Grundstück, kraft dessen eine Person (der Retrahent, Näher gelter) beim Verkauf des Grundstücks seitens des Eigentümers an einen Dritten gegen Erfüllung der von dem Dritten übernommenen Verpflichtungen die Übereignung des Grundstücks an sich selbst fordern kann. Der älteste Fall, in welchem das heutzutage fast gänzlich unpraktische N. zur Anwendung kam, ist die sogen. Erblosung (Retractus gentilitius), nämlich dasjenige N., welches den gesetzlichen Erben des Verkäufers in Ansehung eines sogen. Erbgutes zustand, d. h. eines von den beiderseitigen Vorfahren ererbten Gutes. Dasselbe kam zunächst neben dem Beispruchsrecht des nächsten Erben für Fälle der Veräußerung in echter Not in Aufnahme, verdrängte dann das Beispruchsrecht und wurde auf Veräußerungen überhaupt ausgedehnt. Diesem sind dann verschiedene Arten des Näherrechts nachgebildet worden, so die Mark- oder Landlosung (Territorialretrakt, Bürgerretrakt, Retractus ex jure incolatus), das N. der Gemeindeangehörigen für den Fall, daß ein in der Gemeindeflur gelegenes Grundstück an ein Nichtgemeindemitglied verkauft worden; ferner das dem Anlieger eines Grundstückes bei dessen Verkauf an einen andern gegebene Nachbarrecht (Nachbarlosung, Retractus ex jure vicinitatis); das Gespilderecht (Teillosung, Jus congrui), d. h. das N. des Besitzers einer Liegenschaft in Ansehung von Grundstücken, welche früher mit der erstern zu einem Ganzen vereinigt waren; das Ganerbenrecht (Kondominalretrakt, Retractus ex jure condominii), welches den Miteigentümern eines Grundstückes in Ansehung ihrer Anteile daran wechselseitig zustand; endlich das N. des Gutsherrn bei Veräußerung von Bauerngütern und des Lehnsherrn sowie der Lehnsfolger, bei Veräußerungen des Lehnsgutes durch den Vasallen Lehnsretrakt (Retractus feudalis), welcher selbst bei zulässigen oder durch Konsenserteilung gültig gewordenen Veräußerungen stattfindet. In allen diesen Fällen konnte aber das N. nur vermöge eignen Rechts geltend gemacht werden, eine Zession desselben war nicht zulässig; auch konnte das N. nur gegen Erstattung des Kaufpreises, der Kaufkosten und des etwaigen Aufwandes, welchen der Käufer bereits auf das Grundstück gemacht, ausgeübt werden. Die Verzichtleistung des Nähergelters auf das Retraktsrecht, als welche auch das Ausschlagen des zum Verkauf angebotenen Gutes oder die Einwilligung in dessen Veräußerung anzusehen war, hob dasselbe auf, und ebenso erlosch es nach gemeinem Recht, wenn der Retraktberechtigte, nachdem er die geschehene Veräußerung des Grundstückes erfahren, binnen Jahr und Tag, d. h. binnen einer Frist von 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tagen, sein N. nicht geltend machte. Ein N. kann auch vertragsmäßig begründet werden. Die moderne Gesetzgebung hat das N. bis auf wenige Überreste beseitigt. Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches beseitigt das gesetzliche N., erkennt dagegen das vertragsmäßige N. an, welches jedoch, um dingliche Wirkung zu haben, ins Grundbuch einzutragen ist. Vgl. außer den Lehrbüchern des deutschen Privatrechts Walch, Das N. (3. Aufl., Jena 1795).

Näherungsverfahren, im allgemeinen soviel wie Grenzverfahren (s. d.), im besondern das Verfahren zur genauern Berechnung der Wurzeln oder Lösungen einer numerischen Gleichung $f(x) = 0$. Wichtig für die Praxis ist nur das Newtonsche N. Wenn ein annähernder Wert der Wurzel in a gefunden ist, so daß also $f(a)$ wenig von 0 abweicht, so wird die genauere Wurzel mit $a + h$ bezeichnet, und h so klein geschätzt, daß h^2 ꝛc. vernachlässigt werden kann, alsdann ist: $f(a+h) = f(a) + h f'(a)$, und da $f(a+h)$ gleich 0 gesetzt wird, h die Korrektur, gleich: $-f(a):f'(a)$. Ist z. B. $f(x) = x^3 - 3x^2 + 2x + 0{,}192 = 0$, so ist $f(x)$ für $x = 1$ gleich 0,192 und da $f'(x) = 3x^2 - 6x + 2$ für $x = 1$ gleich -1 ist, so ist $h = 0{,}192$, also die korrigierte Wurzel 1,192, was von der genauen Wurzel 1,2 nur um 0,008 abweicht. Durch wiederholte Anwendung desselben Verfahrens kann die Korrektur immer weiter verbessert werden.

Näherungswert, im allgemeinen jede Zahl, welche näherungsweise für eine andre, den wahren Wert, eintritt, um die Rechnung abzukürzen oder eine deutlichere Vorstellung von der andern zu geben. So wird für den Ausdehnungskoeffizienten der Gase statt $^{100}/_{273}$ meist als N. $^1/_3$ gesetzt, für den Inhalt des Kreises statt π oder 3,14159 ꝛc. der N. des Archimedes $^{22}/_7$; statt $\sqrt{2}$ oder 1,414.. mehrfach 1,4. Bei der geringen Schärfe unsrer Sinne und der davon herrührenden Ungenauigkeit unsrer Messungen haben wir es in der Praxis stets mit Näherungswerten zu thun, und es gibt wenig menschliche Zwecke, wo nicht 1,4 für $\sqrt{2}$ ausreicht. Der N. unterscheidet sich von dem wahren Wert um einen je nach den Zwecken der Rechnung größern

oder kleinern **Fehler**; am weitesten treiben die Astronomen die Genauigkeit der Rechnung. Ist der wahre Wert eine irrationale oder eine Reihenzahl, so kann man nie mit ihr selbst numerisch rechnen, sondern dabei tritt stets der N. ein. Der Fehler selbst ist dann unbestimmt, und man kann nur die **Fehlergrenzen** angeben; so weicht 1,4 von $\sqrt{2}$ um weniger als 0,02 und mehr als 0,01 ab, $^{22}/_{7}$ von π um weniger als 0,003 und mehr als 0,002 ꝛc. Im besondern heißt N. der Bruch, den man erhält, wenn man einen Kettenbruch (s. d.) bei einem Teilnenner abbricht und den so erhaltenen endlichen Kettenbruch zu einem gewöhnlichen Bruch aufrollt.

Naheweine, die im Nahegebiet, in den Kreisen Kreuznach und Meisenheim und im Fürstentum Birkenfeld, auf Kalkboden oder fettem Thonschiefer, im ganzen auf etwa 2400 Hektar erzeugten Weine, kommen aus den bessern Lagen als rheinhessische, aus den geringern als Moselverschnittweine in den Handel. Der Rebsatz ist Riesling mit Österreicher und Elbling, ferner Traminer und Ruländer. Bei Kreuznach wird auch aus Spätburgundern etwas roter Wein erzogen. Die Weine verdanken der Sorgfalt und Intelligenz, mit welcher man allgemein verfährt, ihren guten Ruf und erzielen Preise wie die des Rheingaus. Die Produktion beträgt etwa 66,000 hl. Vorzüglichste Gewächse: Kreuznach (Schloß Kautzenberg, Belz, Kalenberg, Brückes), Münster am Stein, Norheim, Sarmsheim, Bretzenheim, Langenlonsheim, Heddesheim, Münster bei Bingen, Weiler bei Bingen, Winzenheim, Monzingen, Laubenheim (sehr oft verwechselt mit dem rheinhessischen Laubenheim).

Nâhije (türk.), in der türkischen Provinzialeinteilung ein dem Kasâ (s. d.) oder Kreise untergeordneter Verwaltungsbezirk, an dessen Spitze ein Mudîr (Bezirksvorsteher) steht, welcher seinerseits dem Kaimakam (Kreisvorsteher oder Landrat) untergeordnet ist.

Nahkampf, s. Handgemenge.

Nahl, Seesäugetier, s. Narwal.

Nahl, Johann August, Maler, Sohn des Bildhauers Joh. Aug. N. (geb. 1710 in Berlin, gest. 1781 in Kassel), geb. 2. Jan. 1752 auf dem Gute Klanne bei Bern, gest. 31. Jan. 1825 in Kassel, lernte bei seinem Vater, sodann bei dem Landschaftsmaler Bemmel in Straßburg und bei Lesueur in Paris und hielt sich von 1774—81 in Rom auf. Eins seiner bedeutendsten Gemälde aus jener Zeit stellt ein Opfer an die Venus dar. Nach 15monatigem Aufenthalt in England kehrte er 1782 in seine Heimat zurück. 1786—87 unternahm er wieder Reisen nach Rom, Neapel und London; einige Jahre später begab er sich zum drittenmal nach Rom, um jetzt 10 Jahre daselbst zu verweilen. In der letzten Zeit seines Aufenthalts daselbst verfertigte er mehrere Zeichnungen historischen Inhalts in brauner Tusche, welche großen Beifall fanden, weshalb er sich fortan vorwiegend dieser Art der Malerei widmete. Zu seinen größern Gemälden gehören: Venus, welcher Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, Ariadne auf Naxos und Narcissus. 1792 nach Kassel zurückgekehrt, ward er Professor an der Akademie daselbst und 1815 auch Direktor der Klasse der Malerei. Er lieferte viele historisch-mythologische Bilder für den weimarischen Hof und gewann den von Goethe in den »Propyläen« ausgeschriebenen Preis für malerische Kompositionen zweimal: durch seinen Abschied Hektors von Andromache und die Darstellung des Achilleus am Hofe des Lykomedes. Seine Werke tragen das Gepräge eines frostigen Klassizismus.

Nähmaschine (hierzu Tafel »Nähmaschinen«), eine Maschine zur Herstellung von Nähten auf mechanischem Wege, durch welche Stoffe zusammengenäht oder verziert werden. Beim Maschinennähen bildet der Nadelfaden, wenn die Nadel den Stoff durchstochen und nun wieder aus ihm heraustreten will, eine Schlinge, welche dadurch erzeugt wird, daß der im Stoff steckende Faden durch die Reibung zurückgehalten und durch das Nadelöhr angezogen wird. Um eine Naht zu bilden, muß nun durch die erzeugte Schlinge ein zweiter Faden hindurchgeführt werden, der es unmöglich macht, daß die Schlinge wieder aus dem Stoff herausgezogen wird, oder es müssen zu gleichem Zweck die einzelnen nacheinander entstehenden Schlingen miteinander verknüpft werden. Im ersten Falle hat man es mit **Zweifadennähmaschinen**, die in **Schnurstich-** und **Doppelsteppstich-Maschinen** unterschieden werden, und im letztern Falle mit **Einfaden-** oder **Kettenstich-Maschinen** zu thun. Da die sichere Schlingenbildung für die fehlerfreie Erzeugung einer Naht unbedingt notwendig ist, so hat man der Maschinennadel eine solche Gestalt gegeben, daß schon durch deren Beschaffenheit dies Erfordernis gewährleistet wird. Außerdem wendet man aber noch verschiedene andre darauf hinzielende Sicherheitsmaßregeln an. Die gewöhnliche Maschinennadel, welche je nach ihrer Bewegungsart gerade oder gekrümmt sein kann, hat auf einer Seite (Fig. 1) eine lange Nut, die den von der Garnrolle kommenden Faden aufnimmt, wodurch längs dieser Nut die Schlingenbildung verhindert wird. Nun soll aber auf der andern Seite der Nadel, welche dem Schlingenfänger zugekehrt ist, der mit dem Stoff verbundene Faden eine Schlinge werfen. Dies ermöglicht der kleine, unmittelbar über dem Öhr in der langen Nut sitzende Höcker. Die kurze Nadelnut, der langen gegenüberliegend, dient lediglich zur Schonung des Fadens durch Aufnahme desselben während des Durchstechens des Stoffes. Organe, durch welche ein zweiter Faden in die Nadelfadenschlinge eingeführt oder mit deren Hilfe die Verbindung einer Schlinge mit der andern ermöglicht wird, heißen **Schlingenfänger**. Sie unterscheiden sich voneinander in Gestalt und Arbeitsweise je nach der Art des zu bildenden Stiches. Für den allgemeinern Gebrauch kommen nur drei Sticharten in Betracht: der Kettenstich, der Schnurstich und der Doppelsteppstich. Der **Kettenstich** oder Tambourierstich, seines kettenartigen Aussehens wegen so genannt, bedarf je nach der Stoffstärke und Stichlänge an Garn das $3^1/_2$—4fache der Nahtlänge. Er kann hergestellt werden mittels eines rotierenden oder oszillierenden **Greifers** und mittels einer **Häkelnadel** in Verbindung mit einem **Schlingenleger**. In den beiden ersten Fällen hat der Schlingenfänger die Nadelfadenschlinge nicht allein zu erfassen, sondern auch so lange festzuhalten und dabei auszudehnen, bis die Nadel beim nächsten Stich in die offengehaltene Schlinge eingetreten ist und dann die neue Schlinge zu erfassen, welch letztere somit nun in der ersten sitzt und diese bindet. Dieser Vorgang, an einem Wilcox u. Gibbs-Greifer gezeigt, wird durch Fig. 2 erläutert. Auf dem letzterwähnten Prinzip der Herstellung des Kettenstichs beruht Bonnaz' Tambouriermaschine und mehrere in der Lederindustrie benutzte Nähmaschinen. Während

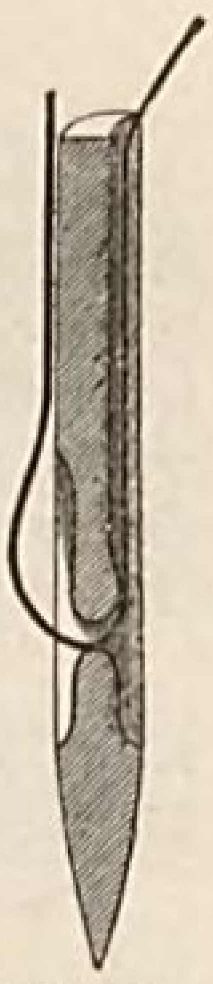


Fig. 1. Maschinennadel.

die Nadel noch in der letzten Schlinge steckt, wird der Nähfaden in den Haken der Nadel gelegt, die ihn nun durch die letzte Schlinge zieht und diese somit verriegelt (Fig. 3). Inbetreff der Hakennadel ist zu bemerken, daß der Haken derselben etwas nach innen gebogen ist, und daß ihre Öffnung gerade von dem zu benutzenden Garn ausgefüllt werden muß. Eine Reihe fertig gebildeter Stiche veranschaulicht Fig. 4. Einmal hat der Greifer die Schlinge nicht erfaßt; es ist ein Fehlstich entstanden, von welchem ab die vorhergehende Naht lösbar ist. Auch wenn man an dem freien Ende des Fadens zieht, läßt sich die ganze Naht wieder aufrebbeln. Um dies zu verhüten, ist er durch Stiche von der Hand festzunähen. Kettenstichnähmaschinen finden wegen der elastischen Naht für Spezialzwecke vielfach Verwendung. Auf Tafel »Nähmaschinen« ist in Fig. 15 eine solche Spezialmaschine abgebildet. Man gibt dem Wilcox u. Gibbs-Greifer zur Erzielung einer besonders elastischen Naht, wie solche bei Trikotnähereien verlangt wird, eine entsprechende eigentümliche Gestalt, welche darin besteht, daß der Greifer nach hinten eine zweite Spitze erhält. Diese erfüllt ihren Zweck dadurch, daß der Fadenanzug sanfter geschieht. Der **Schnurstich**, auch **Knoten-** oder **Doppelkettenstich** genannt, bedarf je nach der Stoffstärke und Stichlänge an Garn das 4½—6fache der Nahtlänge. Er kann hergestellt werden mittels einer öhrspitzigen Nadel in Verbindung 1) mit einer schwingenden, sogen. **Zirkuliernadel**, 2) mit einer zweiten öhrspitzigen Nadel mit zweifacher Bewegung. Eine Maschine der letztern Art ist auf der Tafel, Fig. 16, abgebildet. Die Bildung des Stiches mit Hilfe der Zirkuliernadel von Grover u. Baker zeigt Fig. 5. Die letztere oszilliert infolge der Schwingung einer schraubenförmig gewundenen Spindel, auf deren obern Ende sie sitzt, um die obere Nadel in einem Bogen von etwa 240°. Die Verschlingung des untern Bindefadens mit dem obern Faden geschieht in der Weise (Fig. 6), daß der Bindefaden durch die erste Nadelfadenschlinge, dann um die zweite Schlinge herum, durch die erste zurück und in die zweite hineingeht. Es findet also eine Durchdringung und Umschlingung der Oberfadenschlinge statt. Diese anscheinend komplizierte Verschlingung der Fäden wird sofort klar, wenn man beachtet, daß, während die Zirkuliernadel noch in der ersten Schlinge sitzt, die obere Nadel hinter dem Faden der Zirkuliernadel einsticht, und diese sich nun aus der ersten Oberfadenschlinge herauswindet und dabei die obere Nadel also auch die nächste Schlinge derselben umschlingt. Ist das geschehen, so bildet die Obernadel eine Schlinge, in welche die Zirkuliernadel infolge einer Drehung, welche der eben vollendeten entgegengesetzt ist, eindringt. So wiederholt sich das Spiel. In Fig. 6, in welcher eine Reihe fertig gebildeter Stiche zur Anschauung gebracht ist, bemerkt man zwei vorkommende Arten von Fehlstichen. Bei dem Fehlstich a ist die obere Nadel nicht in die Schlinge der Zirkuliernadel eingetreten; es macht sich solcher Fehlstich auf der obern Seite des Stoffes nicht bemerkbar. Beim Fehlstich b ist die Zirkuliernadel nicht in die Schlinge der obern Nadel eingetreten, und infolgedessen wird diese Schlinge wieder nach oben gezogen, und es entsteht ein langer Stich. Auch die Schnurnaht ist lösbar; denn wenn man am Fadenende c zieht, so winden sich alle Schlingen des Unter- oder Bindefadens aus denen des Oberfadens heraus. Die Schnurnaht findet jetzt nur noch für Spezialzwecke Verwendung, und zwar dann, wenn es entweder auf eine sehr elastische Naht ankommt, oder wenn eine Ziernaht verlangt wird. In dem letztern Falle hat man sogar Schnurstich-Nähmaschinen mit doppelten Stichbildungsorganen angewendet.

Fig 2.

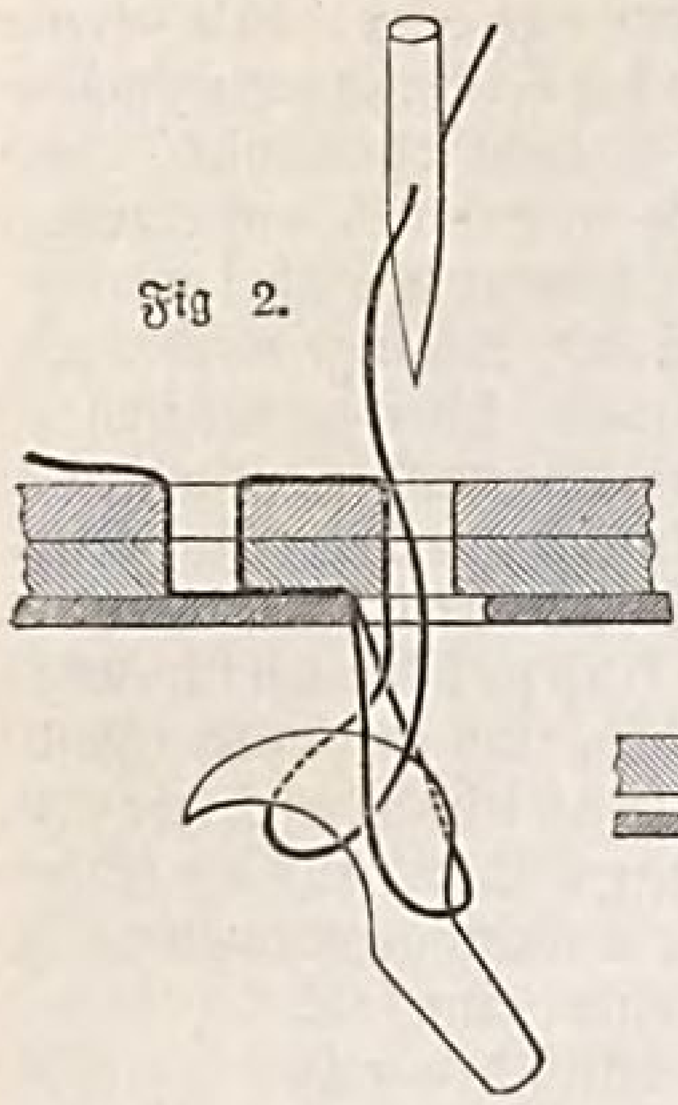


Fig. 3.

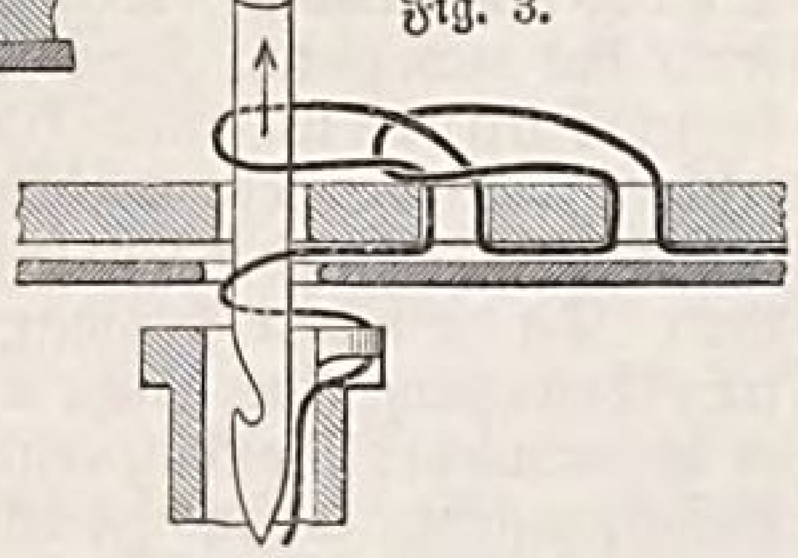


Fig. 2 u. 3. Kettenstichbildung.

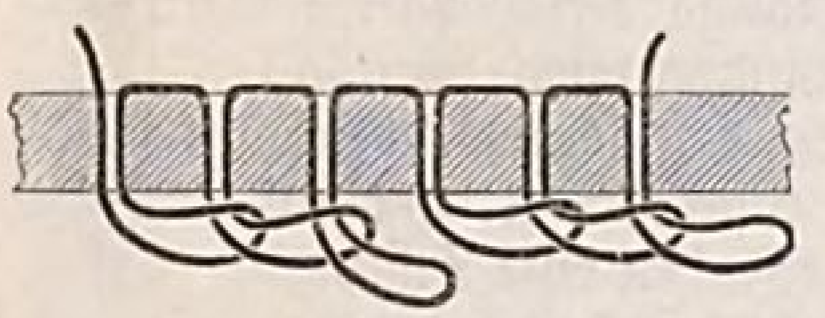


Fig. 4. Kettenstich.

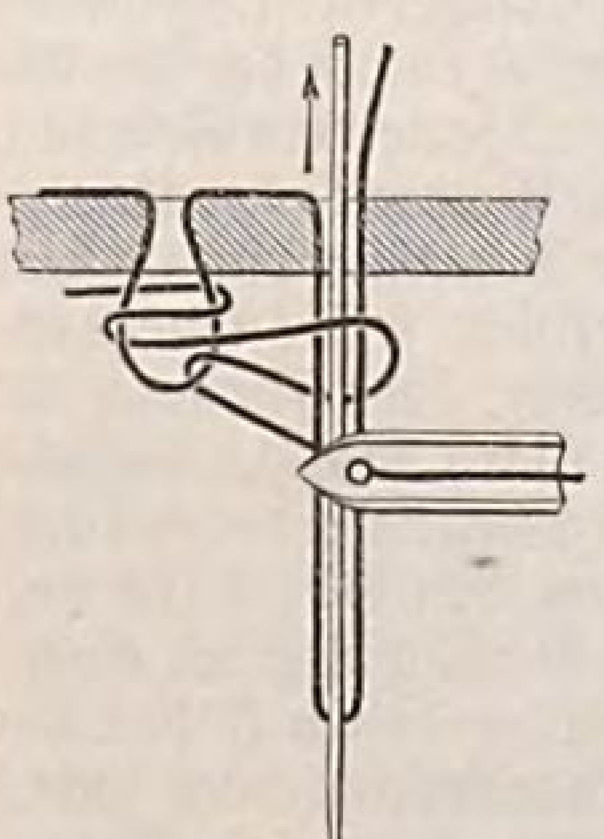


Fig. 5. Stichbildung mit der Zirkuliernadel.

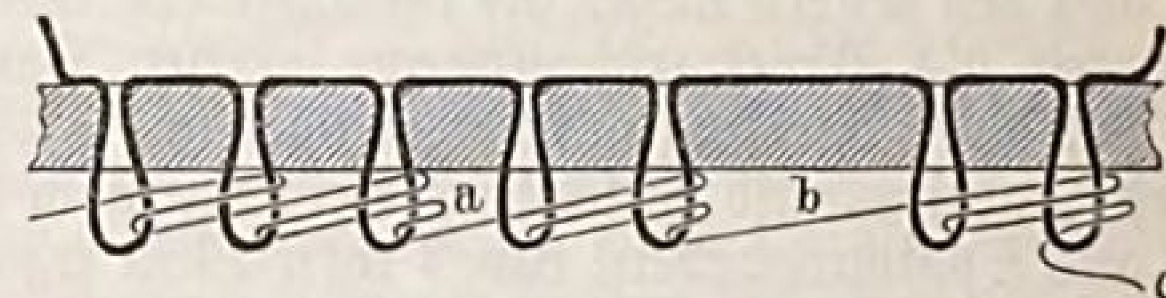


Fig. 6. Verschlingung des untern Bindefadens mit dem obern Faden.

Der **Doppelsteppstich**, nach dem gleichartigen Aussehen der Naht auf beiden Seiten des Stoffes benannt, braucht an Garn je nach der Stoffstärke und Stichlänge das 2½—3fache der Nahtlänge. Die Herstellung des Stiches erfolgt in der Weise, daß 1) ein zweiter Faden in die Schlinge des Oberfadens mittels eines **Schiffchens** (**Langschiffchen**), das den zweiten Faden auf einer Spule in seinem Innern birgt, geführt wird; 2) der Oberfaden mittels eines **Greifers** um eine ruhende, den zweiten Faden aufnehmende Spule herumgezogen wird; 3) der Oberfaden mittels eines greiferähnlichen Schiffchens (**Greiferschiffchen**) um eine mit diesem bewegliche, den zweiten Faden fassende Spule gezogen wird. Je nachdem einer dieser Schlingenfänger zur Herstellung des Doppelsteppstiches verwendet wird, hat man es mit einer Langschiffchen-, Greifer- oder Greiferschiffchenmaschine zu thun. Folgende Zusammenstellung läßt erkennen, wie die einzelnen Gattungen der Schlingenfänger noch in weitere besondere Arten zerfallen.

Langschiffchen

- Gerad-Langschiffchen
  - seitlich offen
  - hinten offen (Cylinderschiffchen)
- Bogen-Langschiffchen
  - seitlich offen
  - hinten offen (Cylinderschiffchen)

Greifer

- frei laufend: gewöhnlicher Greifer
- geschlossen laufend: Ringgreifer

Greiferschiffchen

- frei laufend: gewöhnliches Greiferschiffchen
- geschlossen laufend: Ringschiffchen.

Die Abbildungen 7—10 zeigen einige charakteristische Schlingenfänger. Fig. 7 stellt ein **seitlich offenes Geradlangschiffchen** mit eingelegter Spule dar. Der Faden erhält die für den Anzug des Stiches erforderliche Spannung teils durch die Lagerung der Spule zwischen einem Piston und der hintern Schiffchenwand, teils durch die innen liegende Blattfeder. Die äußere Blattfeder dient lediglich zur Leitung des Fadens, damit dieser, während das Schiffchen seinen

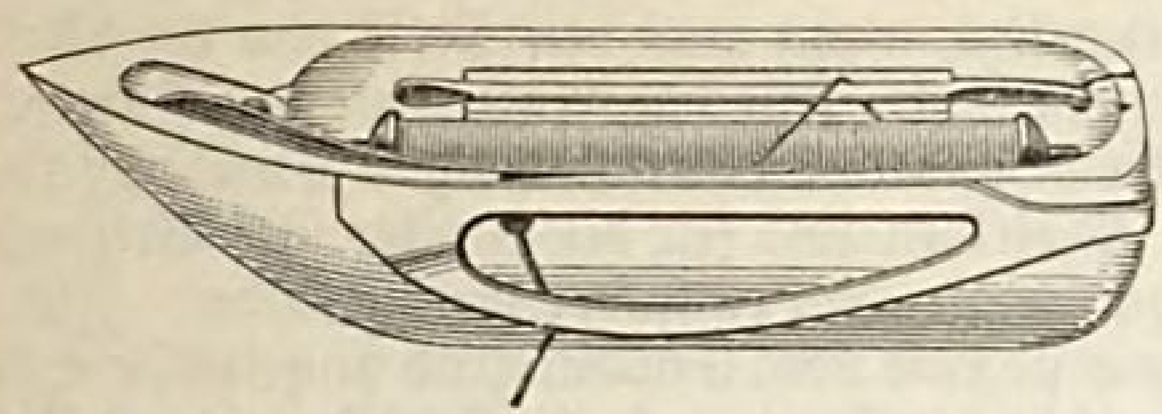


Fig. 7. Seitlich offenes Geradlangschiffchen.

Weg hin und her macht, nicht mit der Nadel oder dem Stoffschieber in Kollision gerate. Fig. 8 veranschaulicht ein **hinten offenes Bogenlangschiffchen** (Cylinderschiffchen). Dabei liegt die Spule lose im Schiffchen, und der Faden erhält durch die äußere Feder Führung und Spannung zugleich. Bei dem **Ringschiffchen** (Fig. 9), ist auf dem umklappbaren Deckel desselben die Fadenspannfeder angebracht. Durch den im Deckel innen vorspringenden Rand, gegen welchen die Spule mittels einer zarten Blattfeder angedrückt

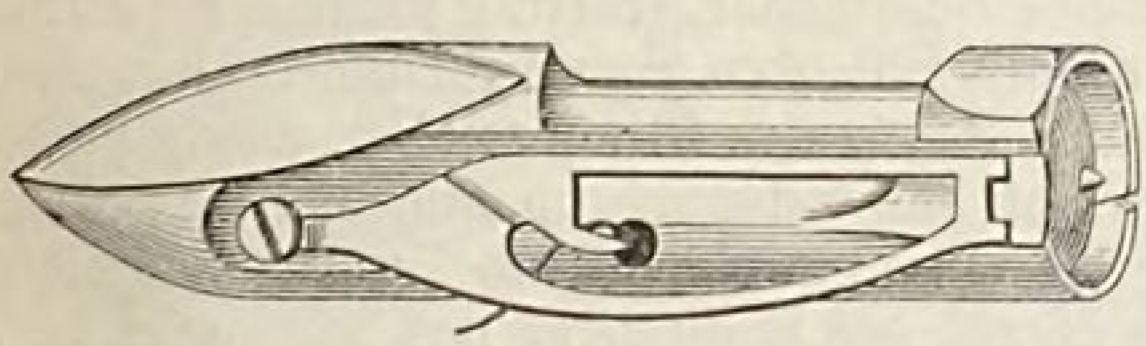


Fig. 8. Hinten offenes Bogenlangschiffchen.

wird, wird die Spule gefangen gehalten. Fig. 10 stellt einen **Ringgreifer** mit Treiber dar. Der erstere besitzt in der Mitte einen Stift, auf welchen die Spule nebst der sie umgebenden Kapsel, welche die Spannungsfeder trägt, aufgeschoben wird. In welcher Weise der Oberfaden mit dem Unterfaden verriegelt wird, ersieht man aus den Fig. 11 u. 12. In Fig. 12 ist auch ein Fehlstich abgebildet. Das Nichterfassen der Nadelfadenschlinge hat nur einen langen Stich zur

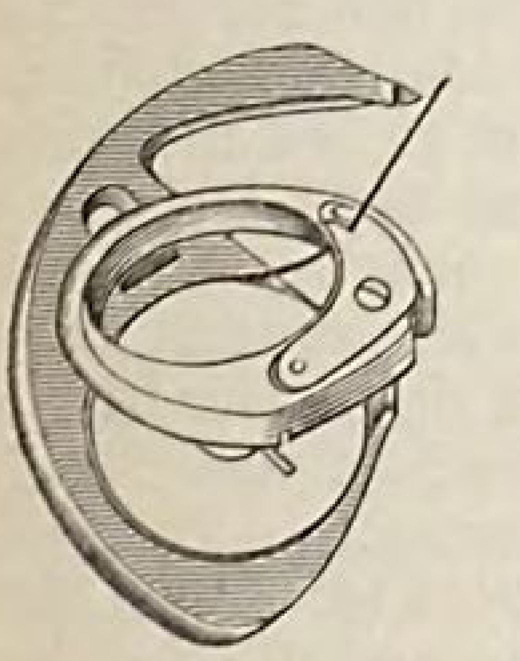


Fig. 9. Ringschiffchen.



Fig. 10. Ringgreifer.

Folge, auf die Festigkeit der Naht ist dies ohne Einfluß. Diese Eigenschaft des Steppstichs in Verbindung mit seinem geringen Garnverbrauch stellt ihn für den allgemeinen Gebrauch über den Ketten- und Schnurstich. Einer besondern Erläuterung bedarf die Schlingenbildung (Fig. 13 u. 14) der ältern, auf der Tafel Fig. 9 abgebildeten Wheeler u. Wilson-Maschine mit gebogener Nadel, weil bei dieser erst die nachfolgende Schlinge die vorhergehende weg- und zuzieht. Die erste Schlinge wird nämlich durch eine an den Greiferrand sich legende Bürste so lange aufgehalten, bis die zweite Schlinge von der Greiferspitze erfaßt ist, und nun kann die erste Schlinge zwischen Bürste u. Greifer hindurchschlüpfen, weil ein zurückspringender Teil, die **Fadenabfallfläche** des Greifers, an die Bürste gelangt ist.

Von den sonst noch zu erwähnenden Nähten sei noch die **Überwend-** und die **Ziernaht** hervorgehoben. Erstere wird besonders zur Besäumung von Knopflöchern angewendet. Es wird dabei entweder der Stoff unter der Nadel hin und her geführt, oder die Nadel erhält außer der Bewegung in der Richtung ihrer Achse eine Bewegung quer dagegen. In beiden Fällen sticht die Nadel abwechselnd einmal in die Öffnung und dann auf den Rand des Knopfloches ein, wodurch sich um den Rand desselben eine Naht bildet. Auch mit Hilfe eines Schlingenlegers kann die Überwendnaht hergestellt werden. Ziernähte der verschiedensten Art können leicht erzeugt werden, wenn man der Nadelstange außer ihrer gewöhnlichen Bewegung eine veränderliche Querbewegung erteilt, und wenn man gleichzeitig einen Stoffschieber anwendet, welcher den Stoff in verschiedener Stichlänge bald vorwärts, bald rückwärts schiebt. Außer den Stichbildungsorganen bedarf jede N. eines Mechanismus, welcher den Stoff vorschiebt, sobald die Nadel im Begriff ist, den Stoff zu verlassen. Dies ist der **Stoffschieber**. In der Regel besteht dieser aus einer gerade geführten hin und her, sowie auf und ab gehenden (Wilsons Viereckbewegung) Schiene, auf welcher ein verzahnter, in der Höhe verstellbarer Lappen sitzt, welcher direkt den Vorschub des Stoffes besorgt. Die Bewegung der Schiene ist teils kraftschlüssig, teils zwangläufig. Bei schnellgehenden Maschinen (3000—4000 Stiche in der Minute) muß sie ganz zwangläufig sein. Die Transportierung kann auch durch ein periodisch sich drehendes, fein verzahntes Rad (Schubrad) geschehen, oder endlich mit Hilfe des gezahnten, bei einigen Maschinen sogar nach jeder Richtung sich einstellenden Presserfußes (Tafel, Fig. 14). Der Ausschlag des Stoffschiebers, d. h. seine Einstellung auf die gewünschte Stichlänge, wird durch den

Fig. 11.

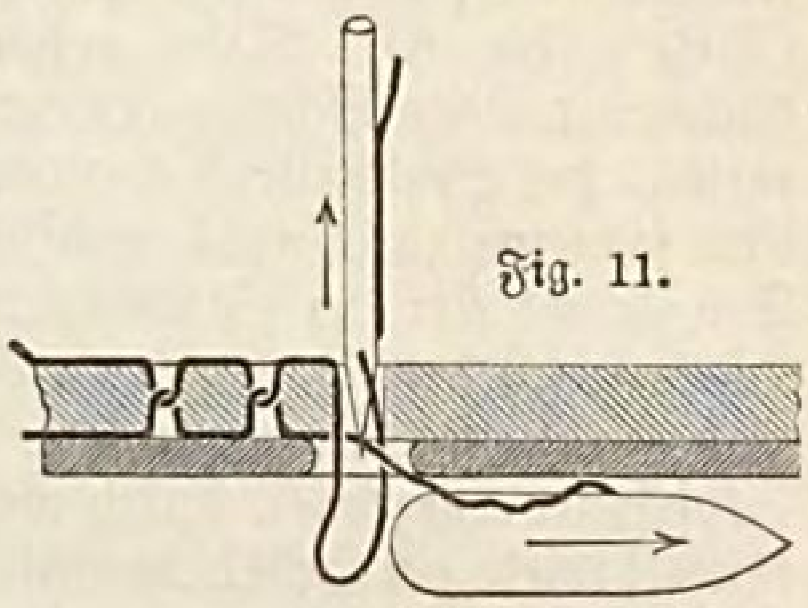


Fig. 12.

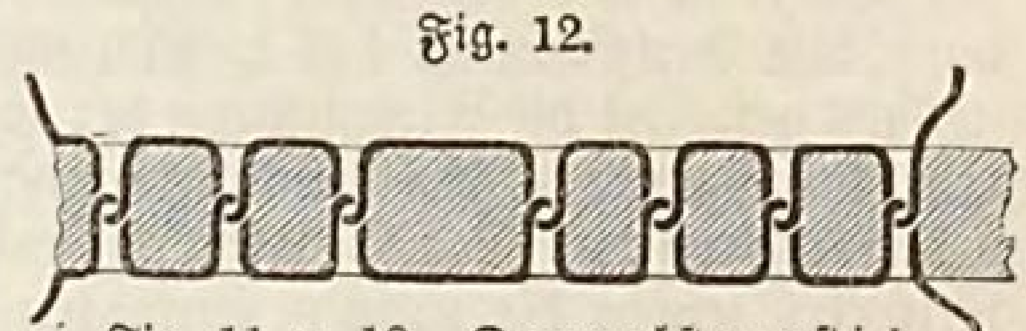


Fig. 11 u. 12. Doppelsteppstich.

Fig. 13.

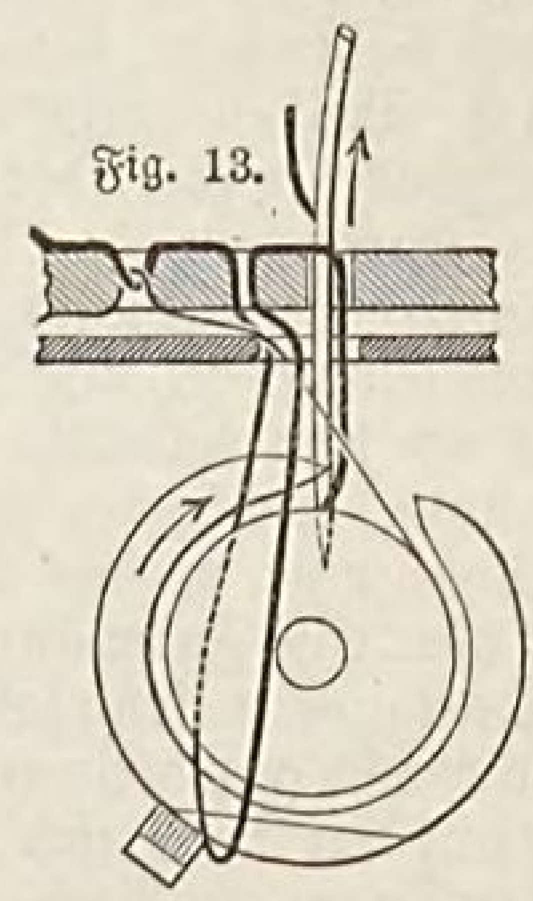


Fig. 14.

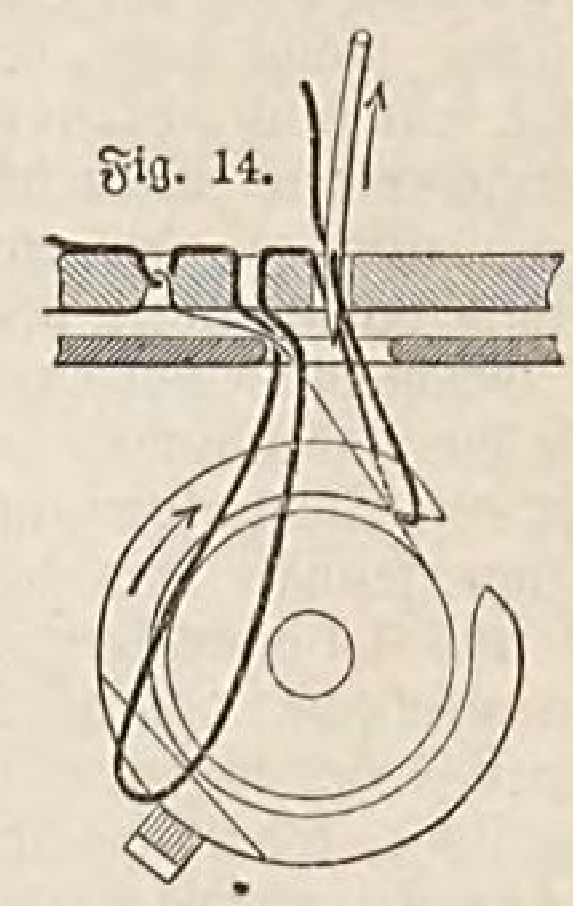


Fig. 13 u. 14. Stichbildung bei der Wheeler u. Wilson-Maschine.

Stichsteller geregelt; jedoch bei den Stoffschiebern mit Viereckbewegung in verschiedener Weise. Der größte Ausschlag (größte Stich) des Stoffschiebers wird von dem Anfangs- und Endpunkt seiner Bewegung bestimmt. Nun kann man den Weg des Stoffschiebers entweder dadurch verkürzen, daß man ihn vom Anfangspunkt des größten Stiches seine Bewegung beginnen und vor dem Endpunkt aufhören läßt, oder dadurch, daß man die Bewegung im Endpunkte aufhören, aber hinter dem Anfangspunkte beginnen läßt. Beide Arten der Stichänderung sind im Gebrauch; die letztere ist die einfachere, nur noch selten angewendete (Tafel, Fig. 6). Dabei wird der Stoffschieber von einer unrunden Scheibe bewegt und bei kleinerm Stich mittels des Stichstellers von derselben abgerückt, so daß ihre Exzentrizität nicht vollständig ausgenutzt wird. Die zweite Art der Stichänderung kann auf dreierlei Weise geschehen, die hier zu besprechende ist die beste und am meisten angewendete. Dabei liegt gegen das Stoffschieberexzenter, durch welches der Vorschub vermittelt wird, ein Hebel, der mit der Stoffschieberschiene verkuppelt ist und der einen veränderlichen Drehpunkt hat. Die Verschiebung des letztern mittels des Stichstellers gestattet die Ausnutzung der Exzentrizität des Vorschubexzenters zur Stichänderung innerhalb gegebener Grenzen. Stoffschieberkonstruktionen der letztern Art zeigen die untern Ansichten der Maschinen 2 u. 5 der Tafel. Mittels des unter Federdruck stehenden Stoffpressers (Tafel, Fig. 6 u. 13) wird der Stoff auf den Stoffschieber niedergedrückt, durch einen Hebel läßt er sich, um entweder die Naht zu verfolgen oder den Stoff zu entfernen, hoch heben.

Der während der Stichbildungsperiode für die Nadel und den Schlingenfänger benötigte lose Faden und seine Beiseiteschaffung nach der Stichbildung erfolgt durch den Fadengeber, indem dieser den Weg des Fadens zwischen Spannungsapparat u. Nadelöhr abwechselnd verkürzt und verlängert. Durch die Verkürzung des Weges wird loser Faden beschafft. Die Einschaltung eines Fadengebers in den durch Ösen ꝛc. vorgeschriebenen Weg des Fadens, d. h. in die Fadenleitung, macht diese, da der Fadengeber selbst beweglich sein muß, beweglich. Meistens besteht der Fadengeber aus einem schwingenden Hebel, der von der Nadelstange oder einem Kurvengetriebe (s. die Maschinenabbildungen der Tafel) seine Bewegung erhält. Geschieht die Fadengebung ohne Hebel, also direkt durch die Nadelstange, so ist vor dem Nadelöhr entweder eine Klemmspannung nötig, welche den Faden so lange festhält, bis die Nadelspitze in den Stoff sticht und ihn dann freigibt, oder eine Fadenanzugsfeder, welche den von der Nadelstange zu früh lose gemachten Faden wegzieht, und welche gegen einen Anschlag stößt, sobald die Nadel in den Stoff sticht, um dieser den ferner lose werdenden Faden zur Verfügung zu lassen. Ist die Fadenleitung wie bei der ältern Wheeler u. Wilson-Maschine (Tafel, Fig. 9) unbeweglich, so wird der während der Stichbildungsperiode nötige lose Faden vom Schlingenfänger gleich anfangs (Fig. 13 u. 14 im Text) von der Garnrolle abgezogen, und es wird, wie schon erwähnt worden ist, der vorhergehende Stich erst durch den nachfolgenden fertig gebildet. Da die Spannung des Fadens für das Gelingen der Naht von größtem Einfluß ist, so sind bei jeder N. auch Spannungsapparate für den Ober- und Unterfaden nötig. Bei der Besprechung der Schlingenfänger ist auf die Unterfadenspannung schon hingewiesen worden. Der Oberfaden erhält seine Spannung dadurch, daß man ihn entweder zwischen Scheiben festklemmt, oder daß man ihn einmal um die Nut einer sich drehenden, unter Federdruck stehenden Scheibe schlägt, oder endlich, daß man ihn mehrmals um die Mantelfläche eines Rotationskörpers windet. In allen Fällen ist die Reibung, welche der angezogene Faden zu überwinden hat, die Ursache der Spannung. Mittels Spannungsauslösungen wird in den beiden ersten Fällen, meistens durch Anhub des Stoffpresserhebels, die Spannungsvorrichtung außer Thätigkeit gesetzt, wenn man den Stoff von der Maschine entfernen will. Für das Aufspulen des Unterfadens auf die besondern Spulen sind eigne Spuler erforderlich. Dieselben sind für die Greifer und Greiferschiffchenmaschinen von einfacher Konstruktion. Für diese besitzen sie eine vom Schwungrad angetriebene Welle, auf welche die Spule aufgesteckt wird, und die Leitung des Fadens auf die Spule geschieht von der Hand, was auch wegen der geringen Breite derselben vollkommen genügt. Für die längern Schiffchenspulen hat man die selbstthätige Aufwickelung des Fadens eingeführt. Besonders haben sich die Carterspuler bewährt. Ihre Konstruktion beruht darauf, daß der Faden, nachdem er durch eine zarte Klemmspannung gegangen ist, über einen parabolischen Leitsteg und von diesem auf die sich drehende Spule gelangt. Vermöge des Leitstegs legt sich Faden an Faden, und verbürgt wird diese regelmäßige Aufwindung noch durch eine gegen die Spule sich legende, federnde Klappe, die allmählich von der sich füllenden Spule zurückgedrängt wird und bei voller Spule eine Klinke auslöst, welche bisher den Spuler an das Schwungrad angepreßt gehalten hat. Nach der Auslösung hört das Spulen von selbst auf. Da während des Aufspulens das Mitlaufen der Maschine unnötig ist, so läßt man das Schwungrad während des Spulens lose auf der Welle laufen und verkuppelt dasselbe während des Nähens mit der Maschine durch die Radauslösung, welche eine Sperr- oder Friktionskuppelung sein kann. Für besondre Näharbeiten, als Säumen, Kappen, Bandaufnähen, Bandeinfassen, Kräuseln, Falten, Schnuraufnähen, Zierstichnähen ꝛc. werden den Nähmaschinen teils besondere Füßchen, teils besondere Blechapparate beigegeben.

Neuerdings hat man die N. mit Vorteil für Stopf- und Stickarbeiten und ganz kürzlich auch für Häkelarbeiten verwendet. Das Stopfen und Sticken geschieht mittels eines Rahmens, in welchen der Stoff eingespannt wird. Dieser wird nun in der notwendigen Stichlänge von der Hand unter der Nadel hin und her geschoben, nachdem man zuvor den Stoffpresser und Stoffschieber aus der Maschine entfernt und eine lose Spannung gegeben hat. Es gibt gegenwärtig Nähmaschinen für alle Bedürfnisse der Industrie. Man kann die Gesamtzahl von Nähmaschinengattungen auf über 300 schätzen. Beim Handbetrieb der N. sind Rädervorgelege mit einer Übersetzung von $2^1/_2$ ins Rasche im Gebrauch. Ein charakteristisches Beispiel hierfür ist die Handmaschine Meißen (Tafel, Fig. 1). Beim Fußbetrieb ruht die Maschine auf einer Holzplatte, die auf ein eisernes Gestell aufgeschraubt ist. Durch einen Tritt in Verbindung mit einer Schubstange u. Kurbelachse wird eine auf der letztern sitzende Schnurscheibe in Umdrehung versetzt, die vermöge eines Riemens ihre Bewegung auf die Schnurscheibe der Maschine überträgt. Die Übersetzung ins Rasche ist 1:4 bis 1:5. Zur Erzielung eines leichten Ganges haben Gebr. Kayser in Kaiserslautern für die Trittstange und das Schwungrad des Gestells Kugellager angewendet.

Inhalt der Tafel ‚Nähmaschinen'.

Fig. 1 u. 2. **Handmaschine »Meißen«** von *Biesolt u. Locke* in Meißen. Gerad-Langschiffchensystem mit ein- und ausrückbarem seitlichen Handbetrieb. Ist dieser ausgerückt, so kann die Maschine auch als Fußmaschine verwendet werden. Fadengeber durch Nadelstange bewegt, welche von einer Herzkurve in Verbindung mit einer Kurbelscheibe und Reibrolle bethätigt wird. Antrieb der untern Mechanismen geschieht von einer vertikalen Welle, welche mit der Antriebswelle durch konische Räder verbunden ist. Teils kraftschlüssiger, teils zwangläufiger Stoffschieber. Der Schiffchenschlitten, verbunden mit dem Schiffchenkorb, läuft in einer Geradführung quer zum Stoffschieber und wird mittels eines gewöhnlichen Kurbelmechanismus angetrieben. Diese Maschine ist für den Hausgebrauch bestimmt.

Fig. 3 u. 4. **Maschine »Veritas«** von *Clemens Müller* in Dresden. Bogen-Langschiffchensystem für Fußbetrieb. Fadengeber durch Kurvenwalze bewegt. Antrieb der untern Mechanismen erfolgt von einer oszillierenden vertikalen Welle, welche die schräg gekröpfte Antriebswelle mittels einer nachstellbaren Gabel umfaßt. Zwangläufiger Stoffschieber, welcher für den Hin- und Hergang von einem auf der horizontalen Welle sitzenden Bogenexzenter und für den Auf- und Niedergang von einer am Schiffchentreiber angebrachten Kurve bethätigt wird. Für den Hausgebrauch und Gewerbebetrieb geeignet.

Fig. 5. **Maschine »Viktoria«** von *H. Mundlos u. Komp.* in Magdeburg. Bogen-Langschiffchensystem für Fußbetrieb. Fadengeber durch Kurvenwalze bewegt, ähnelt sonst der Maschine 1. Für Hausgebrauch und Gewerbebetrieb geeignet.

Fig. 6. **Maschine »Nova«** von *Lange u. Nicolaus* in Magdeburg. Bogen-Langschiffchensystem für Fußbetrieb. Fadengeber durch Kurvenwalze bewegt. Schiffchenbewegung erfolgt durch zweiarmigen Hebel in Verbindung mit einem Winkelhebel, der der Exzenterstange angekuppelt ist, welche die Stoffschieberwelle dreht. Verkürzung des Stiches erfolgt durch Abrücken des Stoffschiebers vom Vorschubexzenter. Kraftschlüssiger Stoffschieber, welcher von nur einem Exzenter seine Viereckbewegung erhält. Für Hausgebrauch und Gewerbetrieb geeignet.

Fig. 7 u. 8. **Pfaff-Ringschiffchenmaschine** von *G. M. Pfaff* in Kaiserslautern. Greiferschiffchensystem für Fußbetrieb. Fadengeber durch Kurvenwalze bewegt. Greiferschiffchen oszilliert in einem geschlossenen Ring; sein Antrieb erfolgt mittels eines mehrfachen Kurbelmechanismus. Zwangläufige Stoffvorschiebung. Die horizontale Bewegung des Stoffschiebers ist von der Antriebswelle, die vertikale Bewegung von der untern Nebenwelle abgeleitet. Für gewerbliche Arbeiten geeignet.

Fig. 9. **Greifermaschine mit gebogener Nadel** von der Aktiengesellschaft vormals *Frister u. Roßmann* in Berlin. Greifermaschine für Fußbetrieb. Unbewegliche Fadenleitung, daher ohne Fadengeber arbeitend. Kraftschlüssiger, gegabelter Stoffschieber. Überdecktes Fundament. Näharm in cylindrischen, nachstellbaren Lagern laufend. Besonders für Weißzeugnäherei geeignet.

Fig. 10. **Pechdraht-Säulenmaschine** mit Greiferschiffchen von *Rob. Kiehle* in Leipzig. Besonders zum Nähen der Kappnähte an Militär- und Arbeiterstiefeln geeignet.

Fig. 11 u. 12. **Nothmann-Maschine** von *Gebr. Nothmann* in Berlin. Geradnadeliges Greifersystem mit ungleichförmig rotierendem Greifer. Die ungleichförmige Rotation desselben geschieht infolge der Verkuppelung der gekröpften Antriebswelle mit der Greiferwelle durch eine geschlitzte Schubstange, welche um eine horizontale Stange beweglich ist, in Verbindung mit einer sogen. Kurbelkuppelung. Fadengeber durch Kurvenwalze bewegt. Stoffvorschiebung teils kraftschlüssig, teils zwangläufig. Brille selbstthätig umklappbar. Für gewerbliche Arbeiten vorzugsweise geeignet.

Fig. 13. **Phönix-Ringgreifermaschine** von *Baer u. Rempel* in Bielefeld. Ringgreifermaschine nach Wheeler u. Wilson-System. Greifer liegt exzentrisch zum Treiber und rotiert ungleichförmig infolge der Verbindung der hintern untern Welle mit der vordern Greiferwelle durch eine sogen. Kurbelkuppelung. Stoffschieber schiebt vor- und rückwärts. Stoffpresserlüfter. Umklappbarer Garnrollenstift. Für Tuch- und Lederarbeiten geeignet.

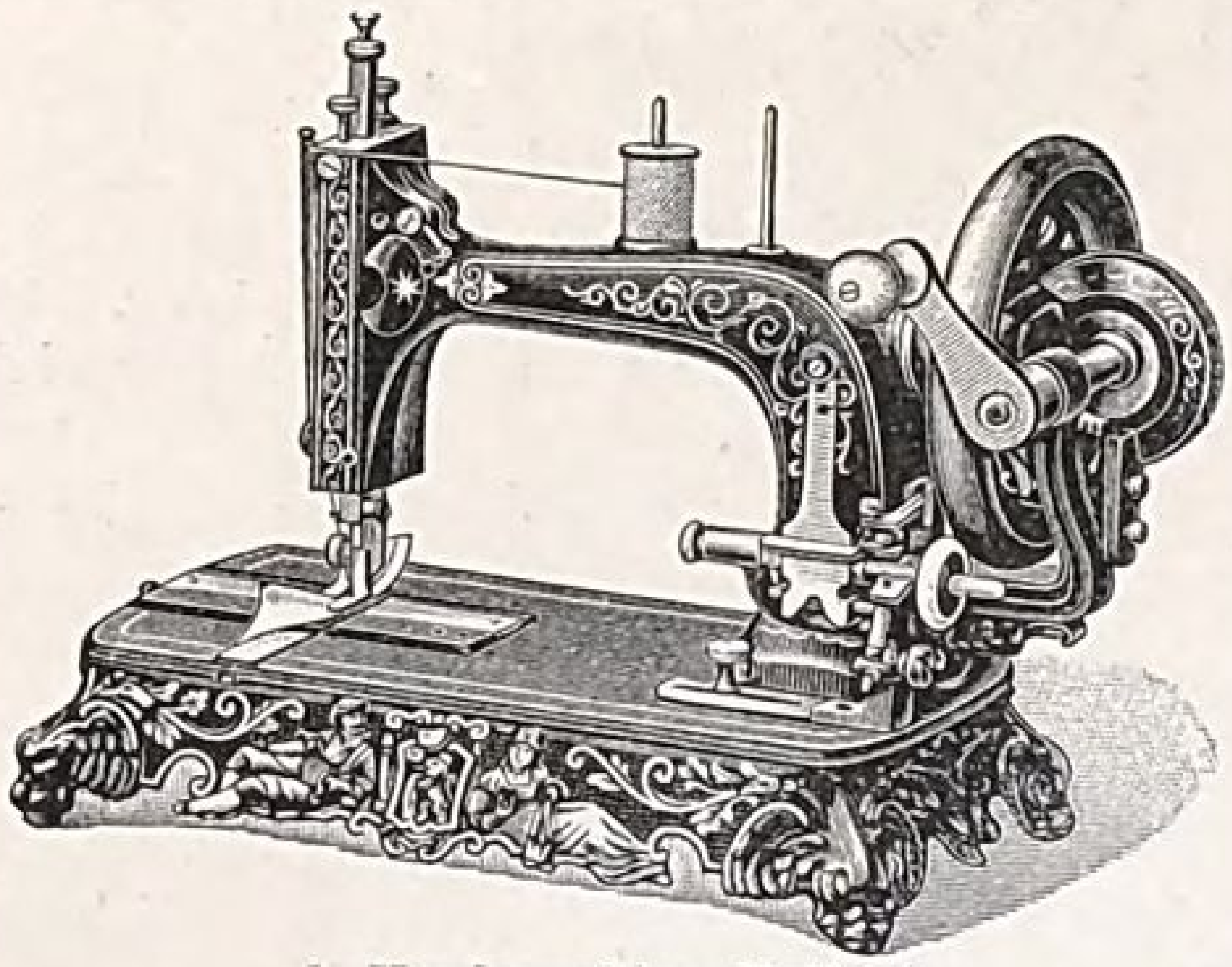
Fig. 14. **Elastik-Maschine** von *Dürkopp u. Komp.* in Bielefeld. Mit ringsherum drehbarem, oberm Stoffschieber. Weil sie eine Cylindermaschine ist, so ist sie besonders für schlauchartige Lederwaren bestimmt.

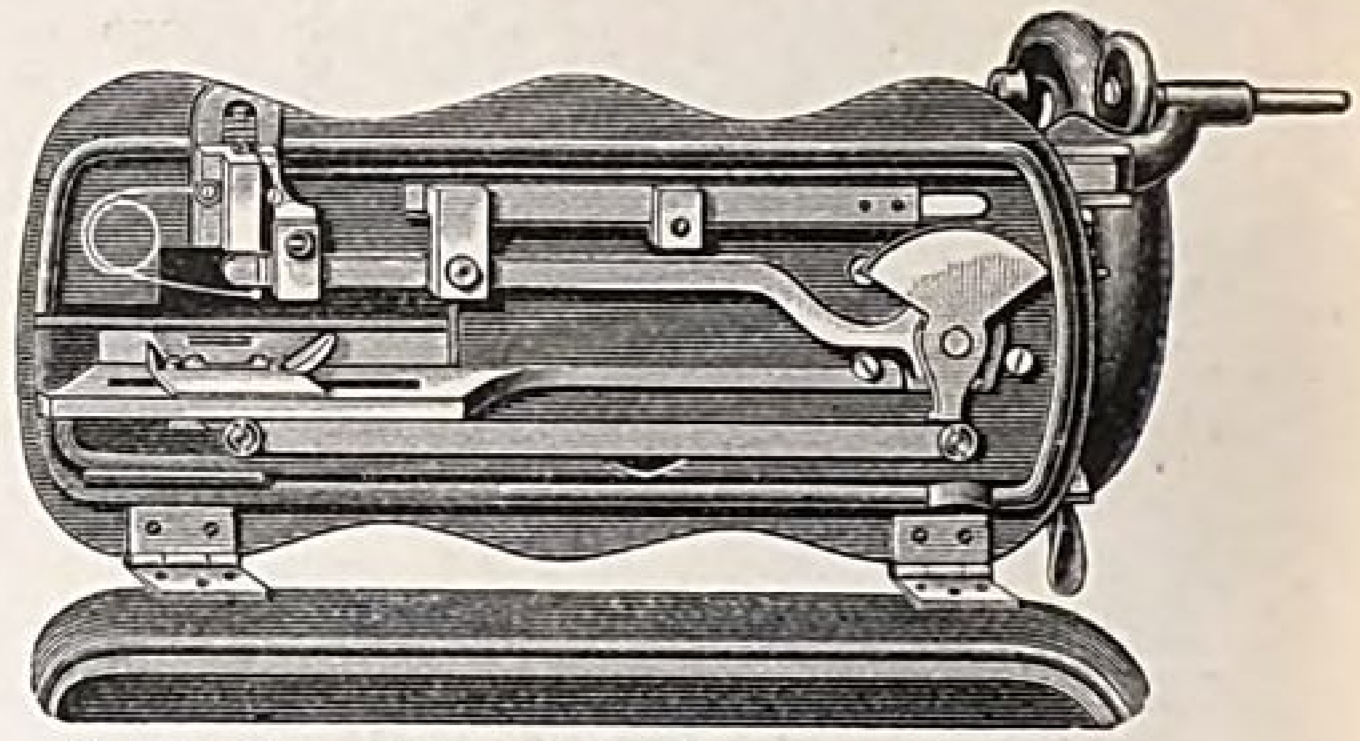
Fig. 15. **Kettenstichmaschine** von *E. Böttcher* in Berlin mit zweispitzigem Wilcox- und Gibbs-Greifer, automatischer Spannung mit kontrollierbarer Fadenausgabe. Fadenhebel und Stoffabschneider. Zur Fabrikation von Wollwaren und Trikotagen geeignet.

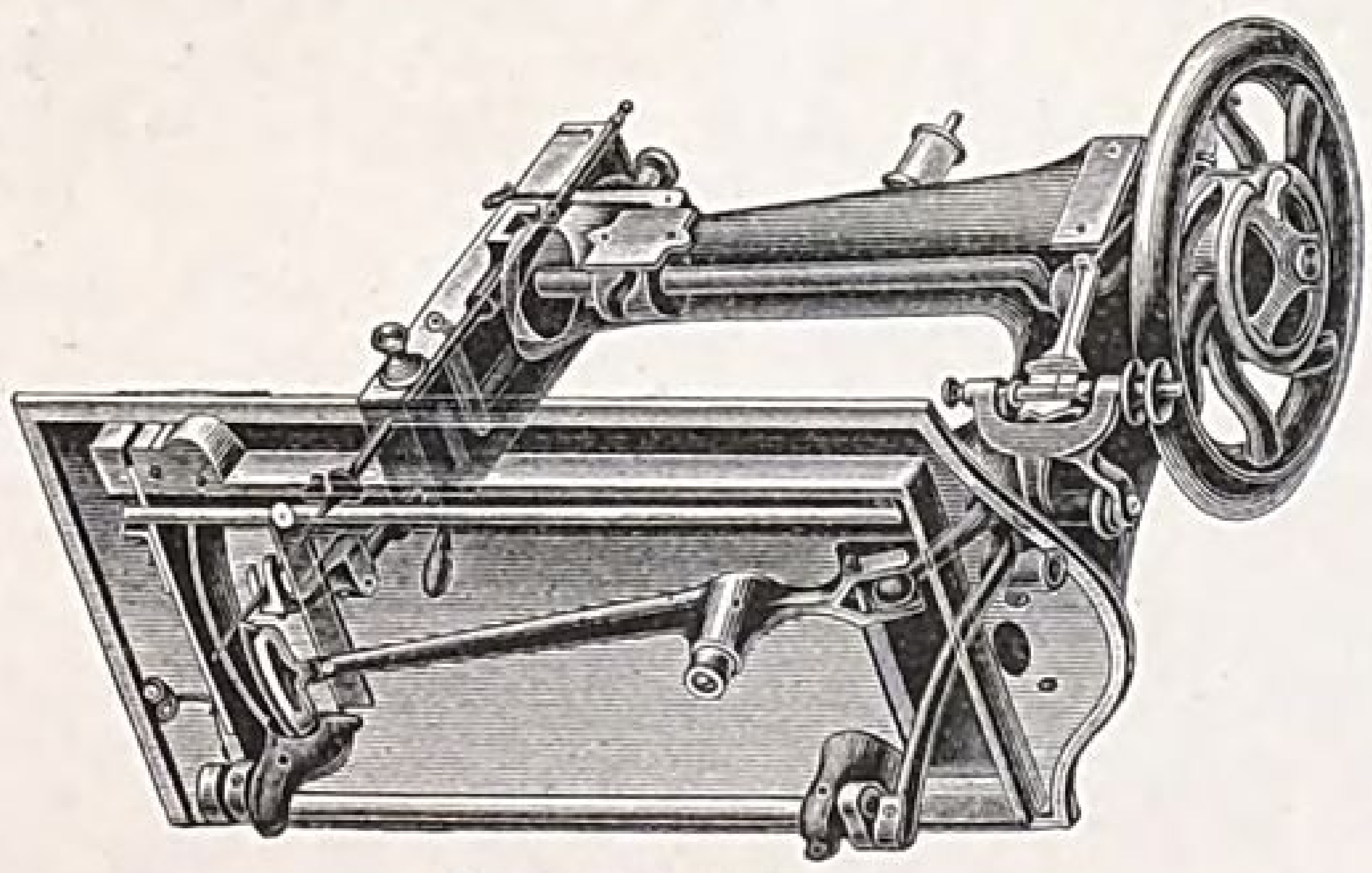
Fig. 16. **Schnurstichmaschine** von *E. Böttcher* in Berlin mit zwei öhrspitzigen Nadeln. Maschine hat Säumer sowie Stoffabschneider. Sie ist als Cylindermaschine gebaut und dient daher zum Nähen von wollenen Schlauchwaren, die einer besonders elastischen Naht bedürfen. Zwangläufiger Stoffschieber. Fadengebung durch die Nadelstange.

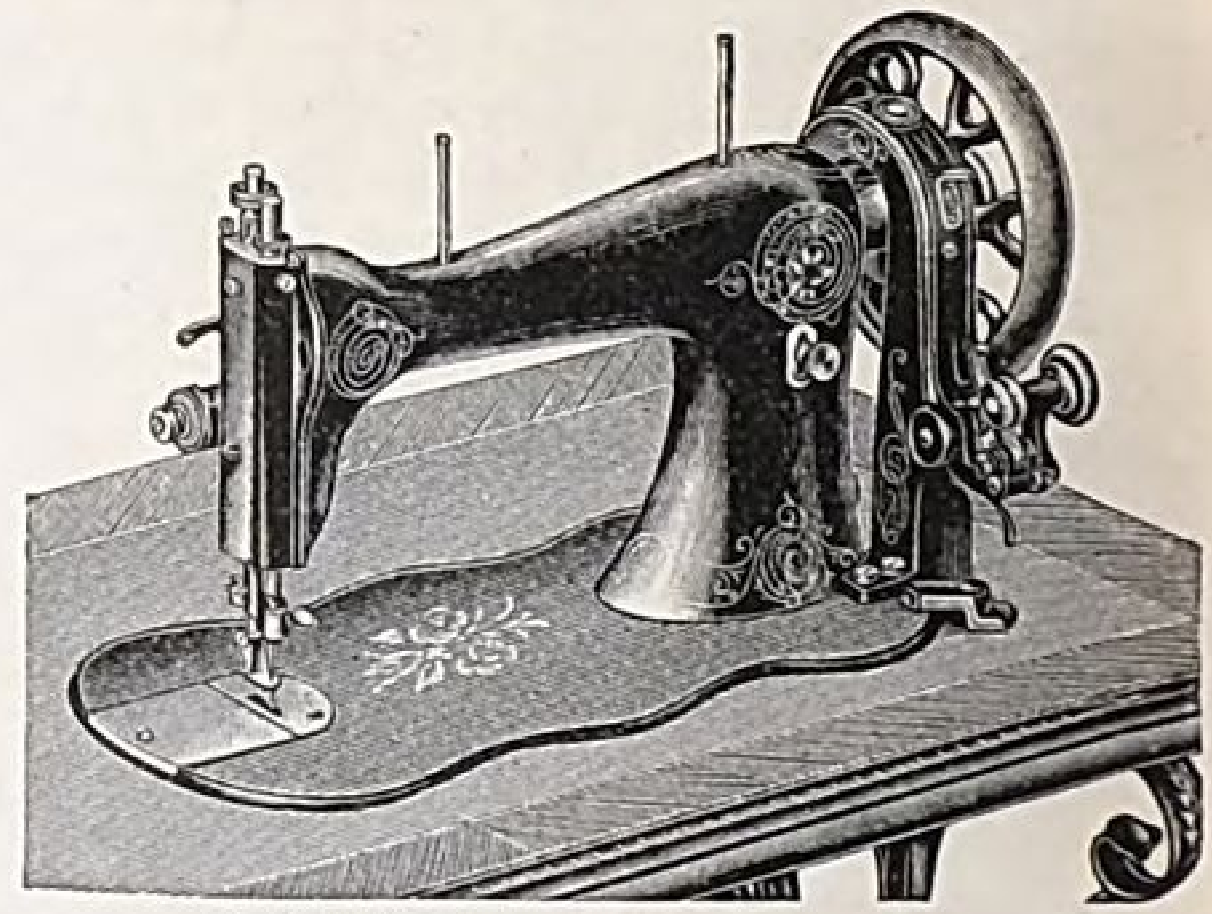
Fig. 17. **Knopfannähmaschine** für zwei- und vierlöcherige Knöpfe von *Clausen u. Komp.* in Berlin. System Wheeler u. Wilson mit gerader Nadel. Knopf wird in einer Zange unter der Nadel hin und her bewegt. Erstere wird bei vierlöcherigen Knöpfen nach vorn geschoben, sobald der Knopf in den beiden ersten Löchern angenäht ist. Durch ein Schaltwerk wird die Stichzahl bestimmt. Alles geschieht automatisch.

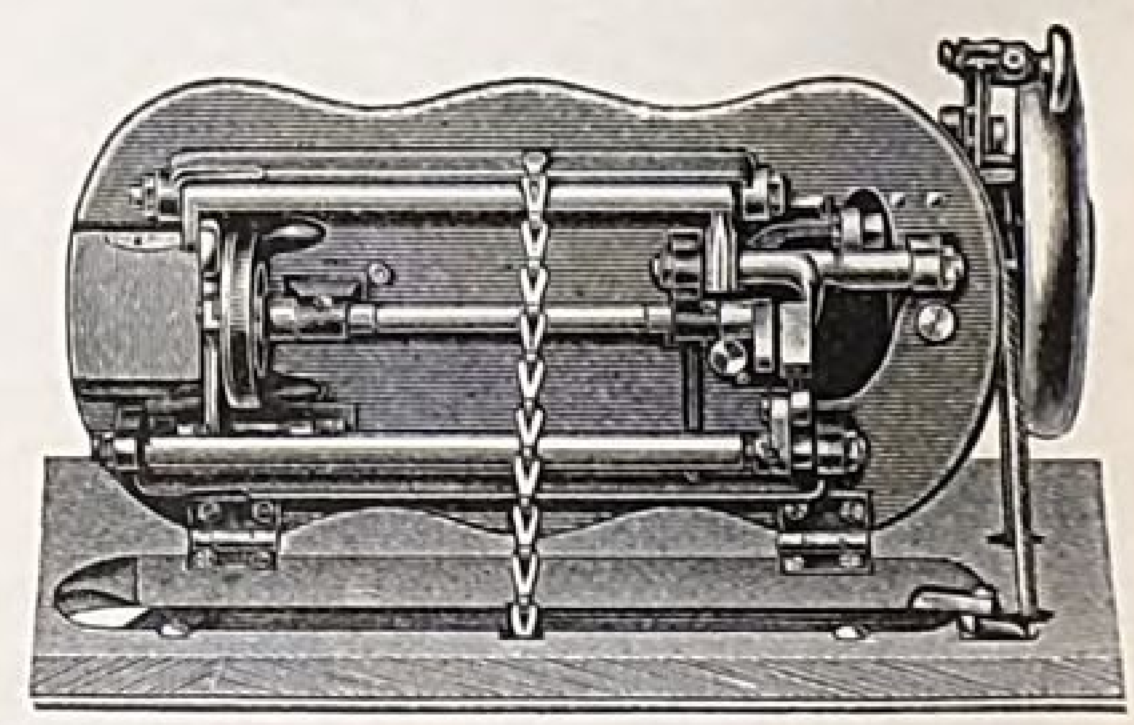
Fig. 18. **Doppelsteppstich-Knopflochnähmaschine »Grandiosa«** von *A. Herrmann u. Komp.* in Berlin. Nadel hat Seitenbewegung quer zur Maschinenachse. Die Längsbewegung des Stoffes sowie seine Bewegung unter der Nadel, um die zweite Naht zu bilden, erfolgt mittels des Stoffklemmers, welcher in Verbindung mit der auf dem Fundament aufgebauten Vorschubeinrichtung steht. Sind die zwei Nähte fertig, so werden sie mit einem Messer voneinander getrennt und das Knopfloch ist fertig. Alles geschieht selbstthätig.

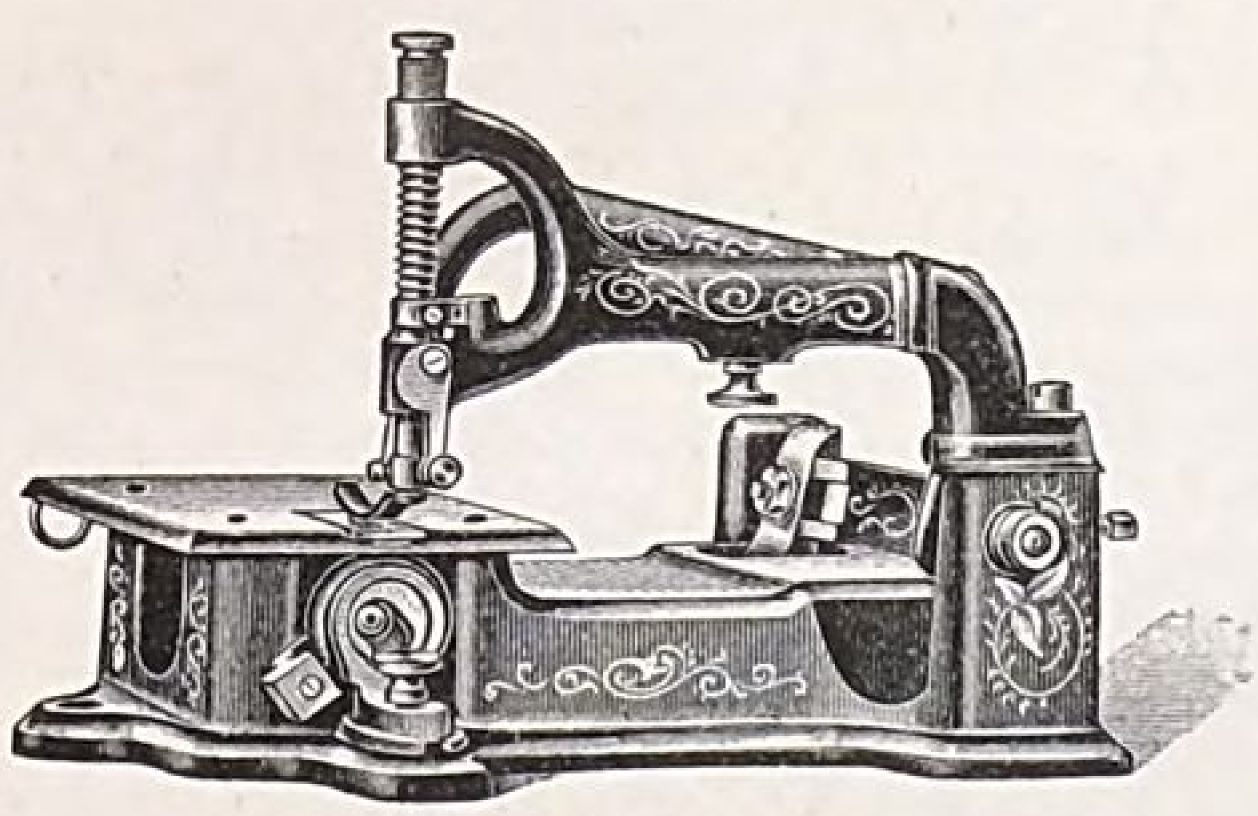

1. Handmaschine ‚Meißen‘.

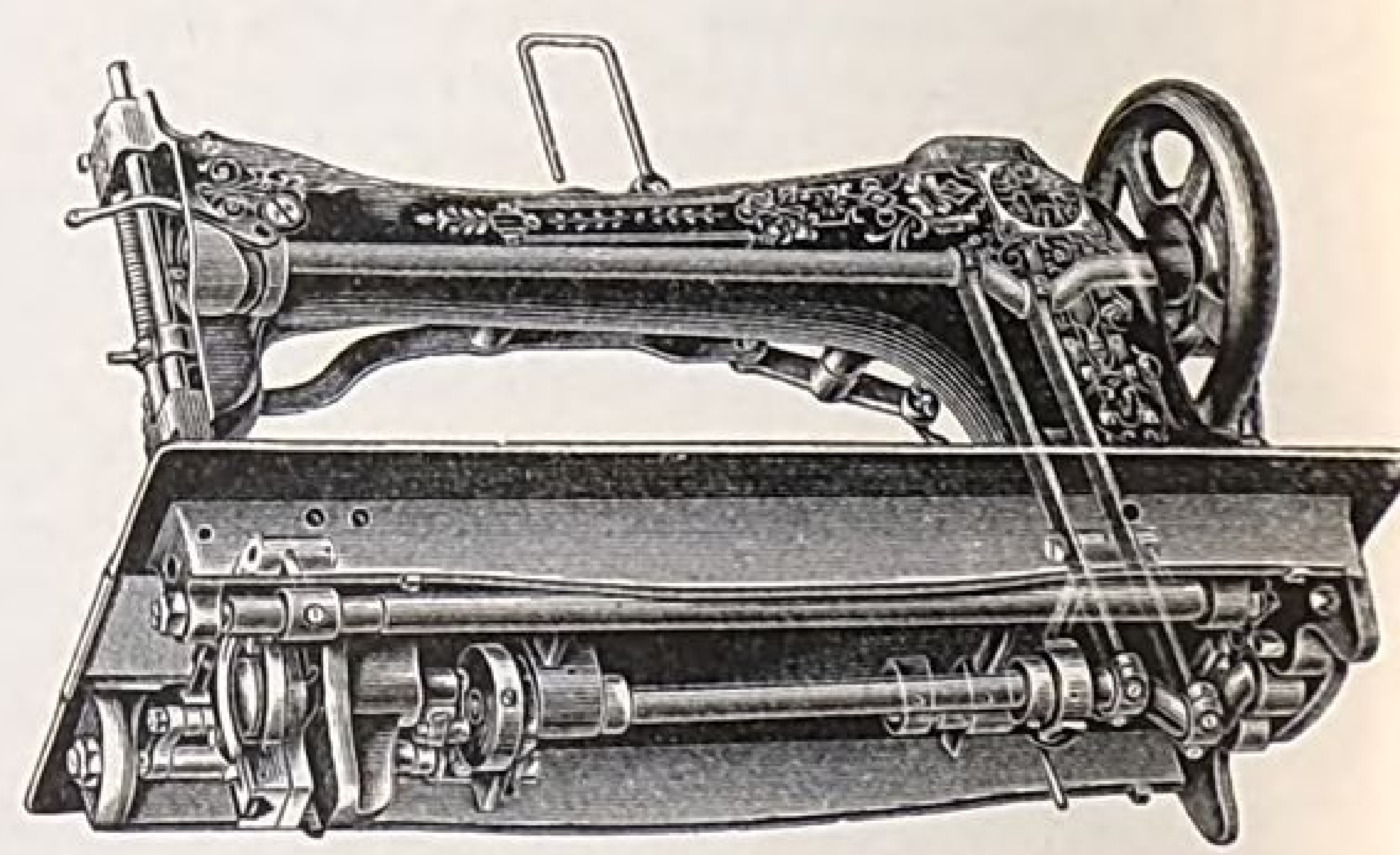

2. Handmaschine ‚Meißen‘, untere Ansicht.

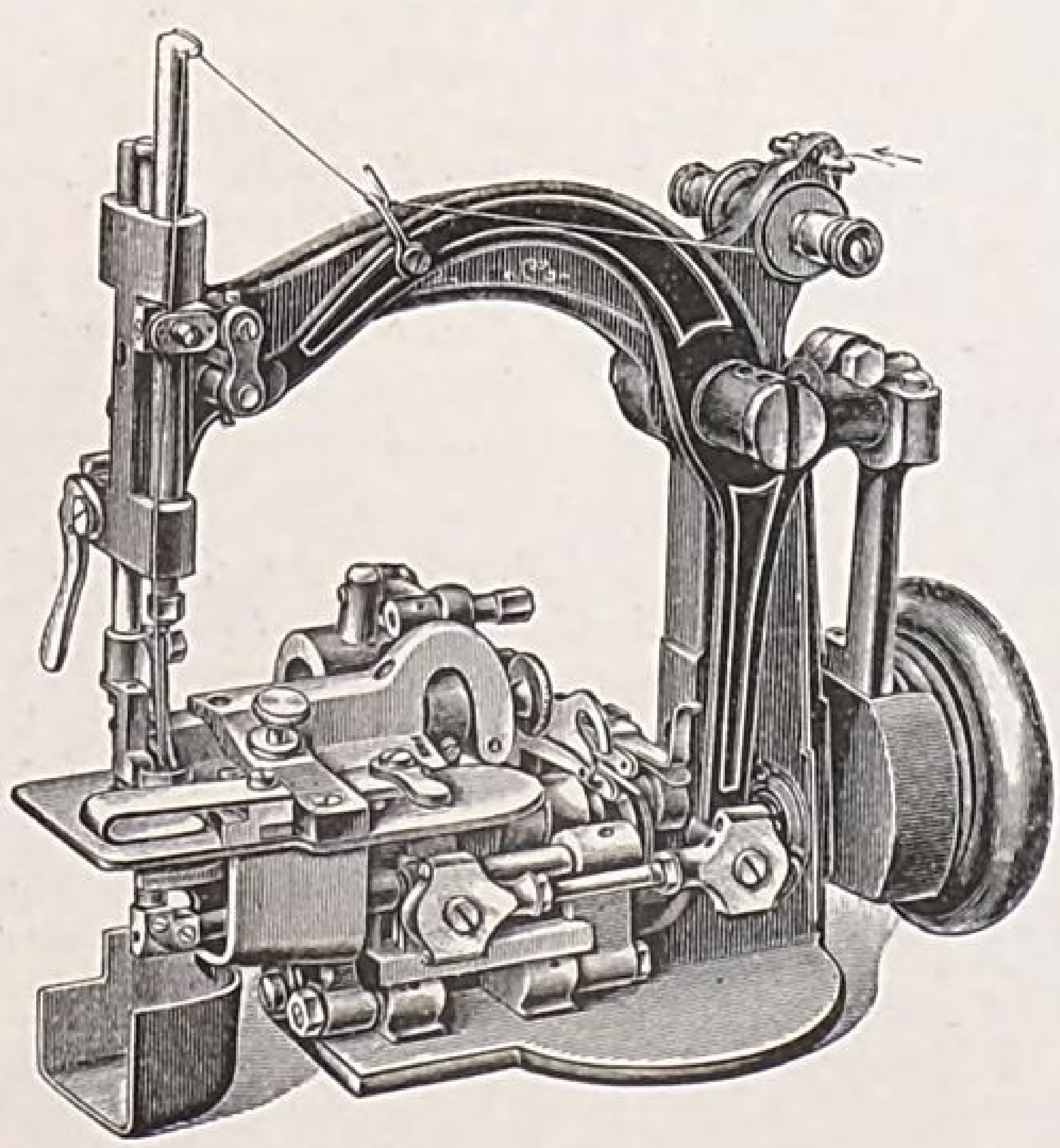

6. Maschine ‚Nova‘.

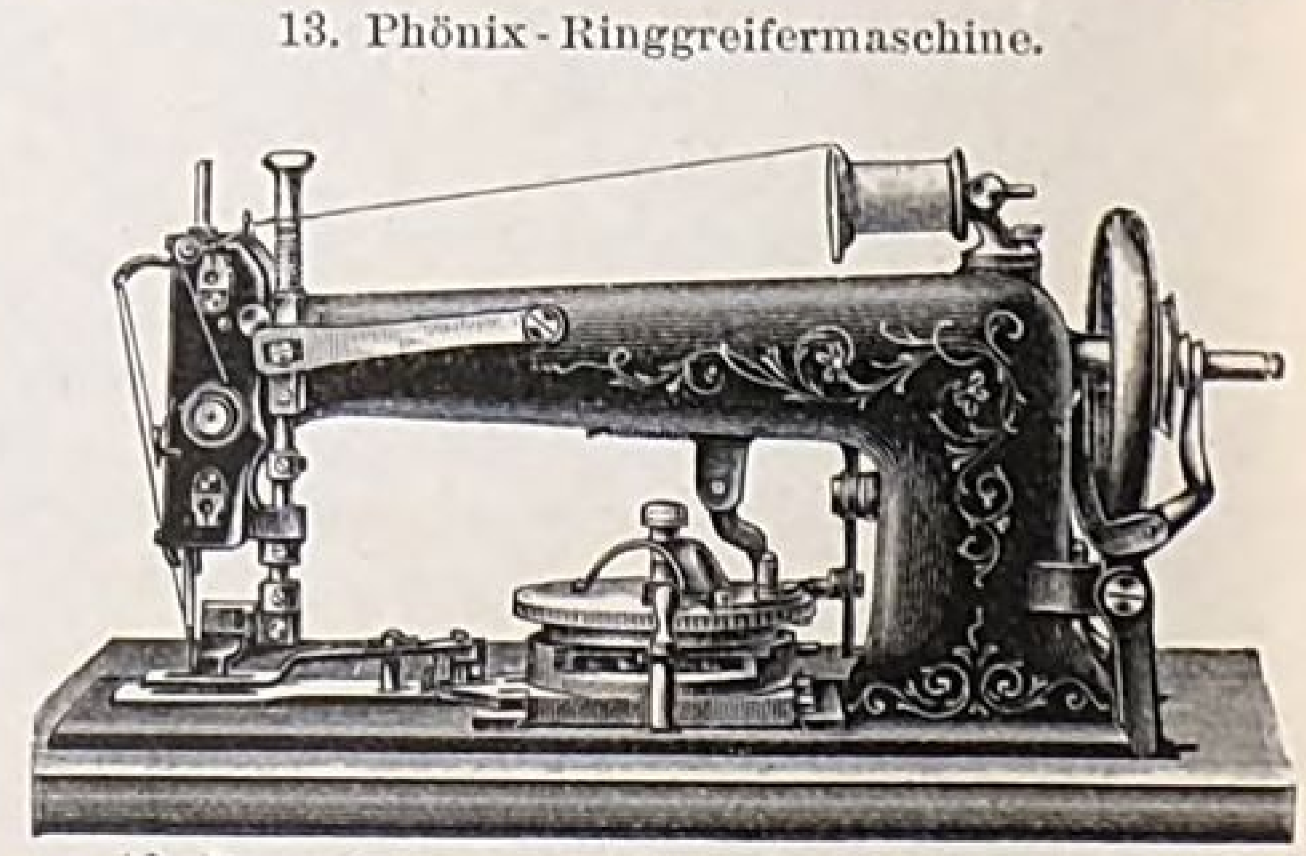

7. Pfaff-Ringschiffchenmaschine.

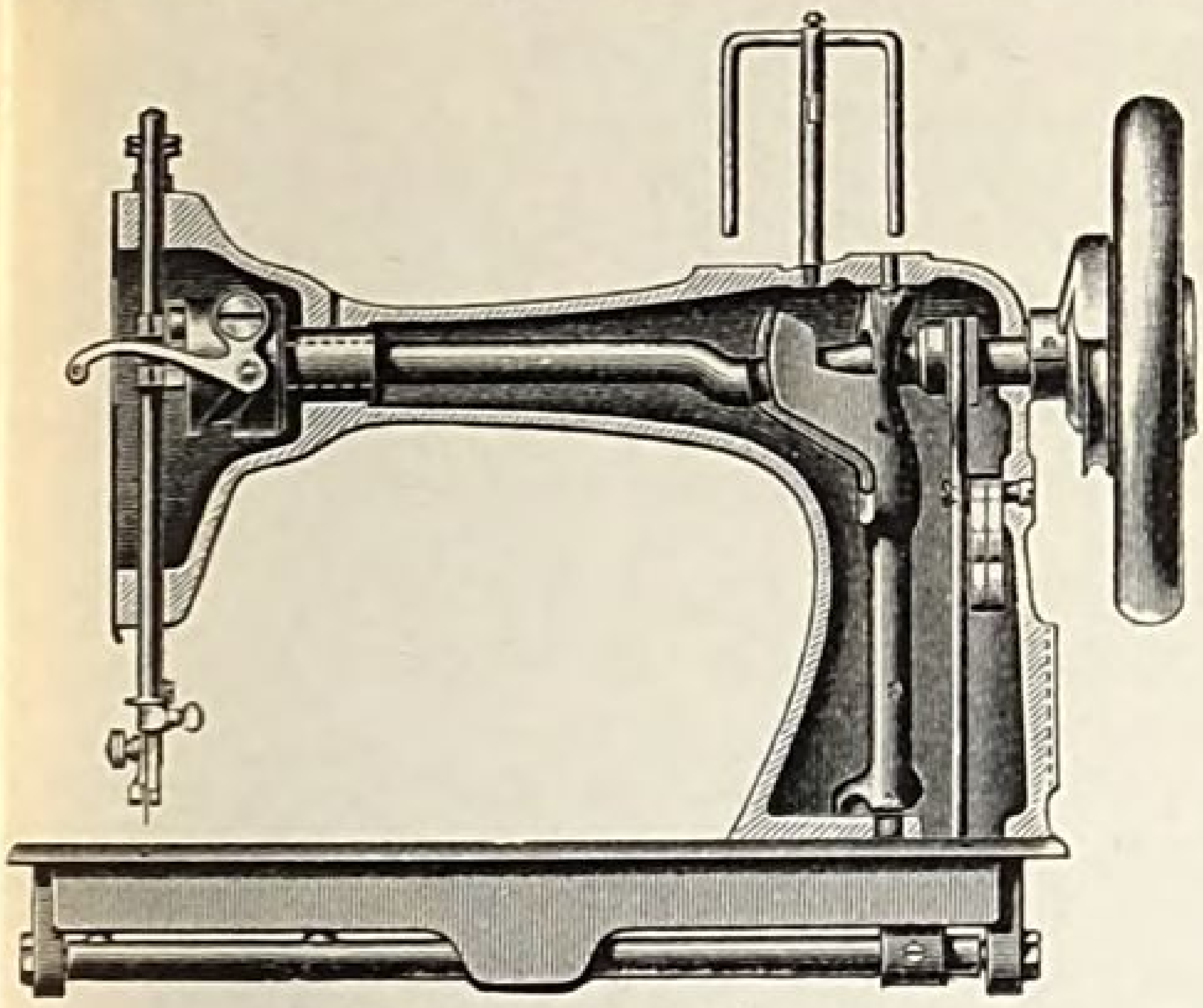

8. Pfaff-Ringschiffchenmaschine, untere Ansicht.


9. Greifermaschine.

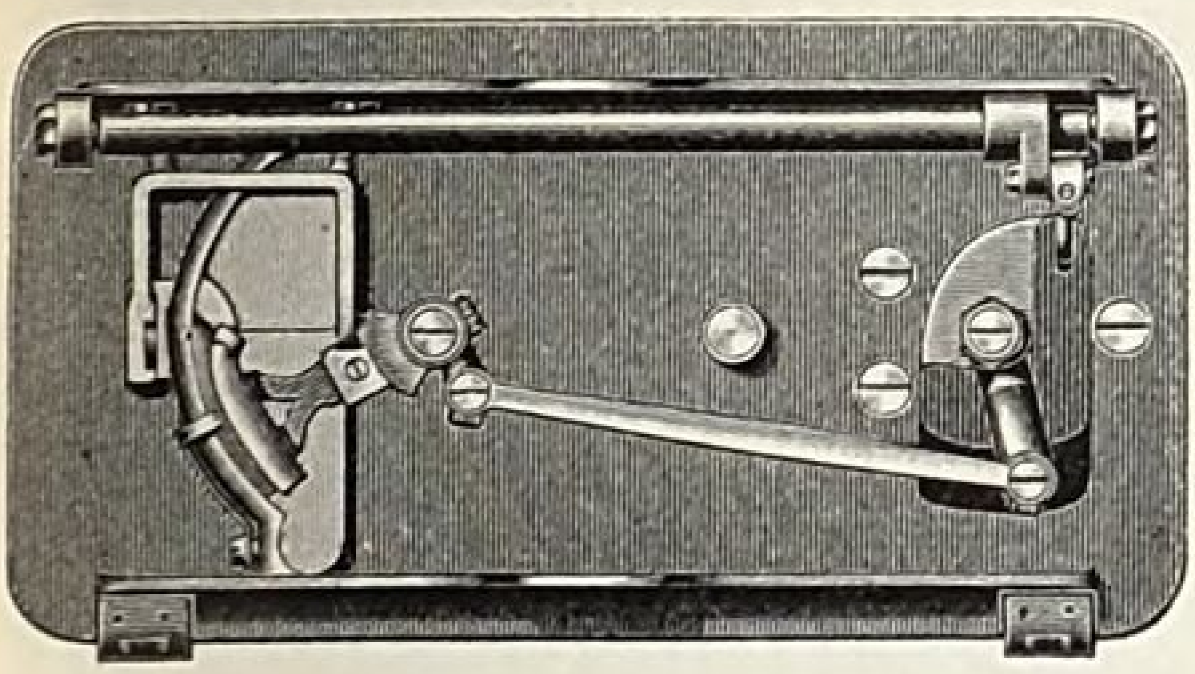

13. Phönix-Ringgreifermaschine.


16. Schnurstichmaschine.

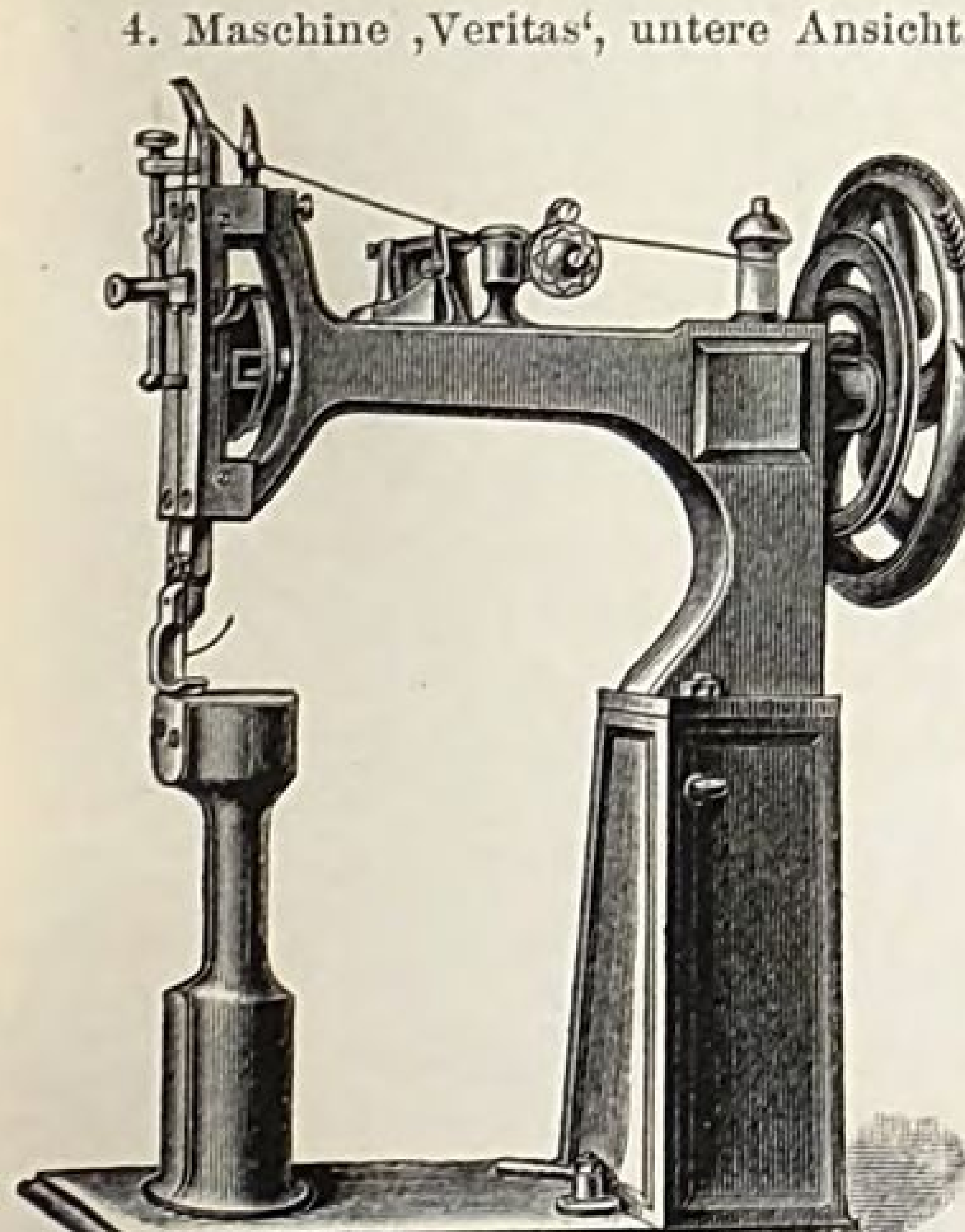

18. Doppelsteppstich-Knopflochnähmaschine.



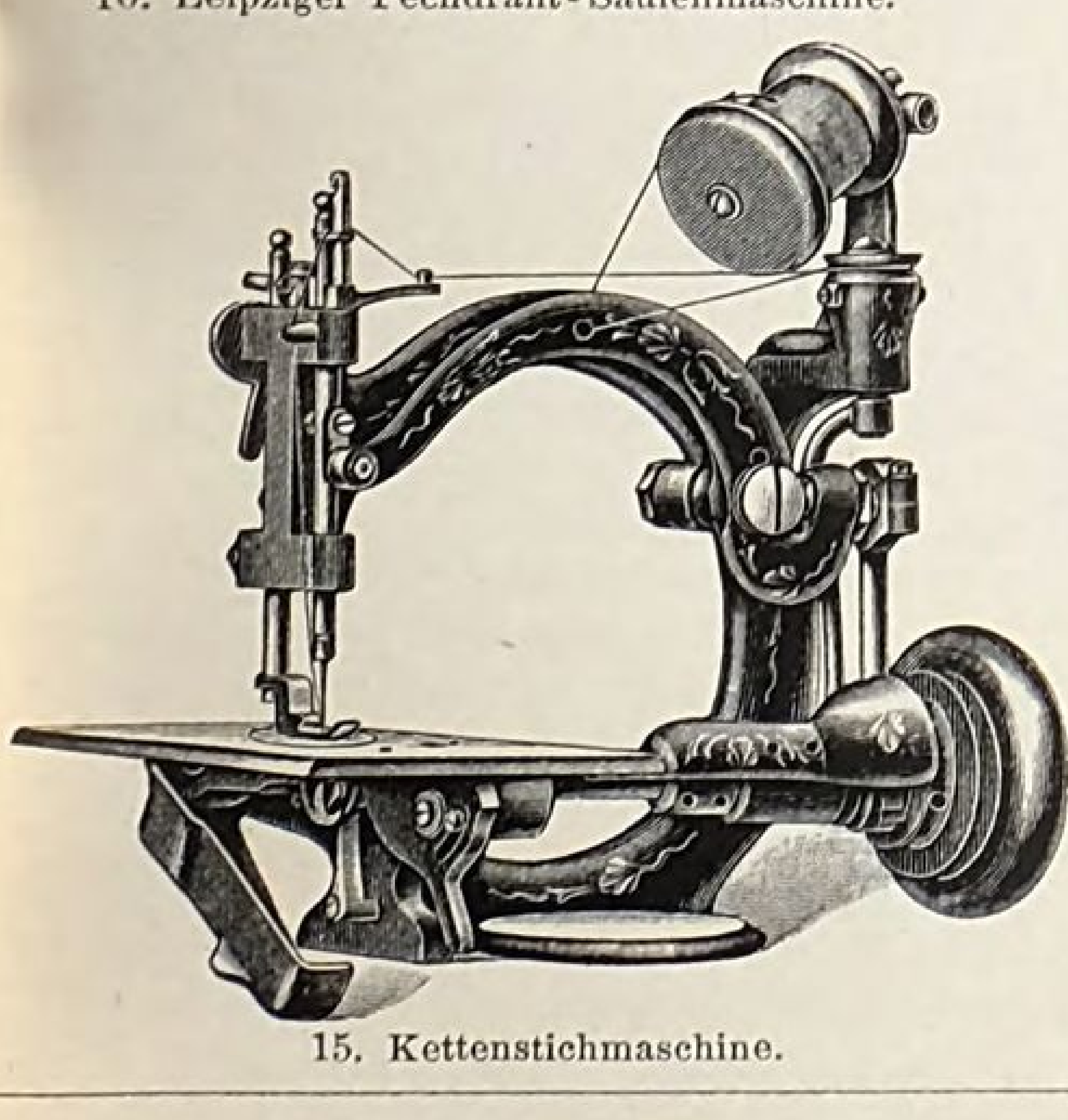
3. Maschine ‚Veritas'.



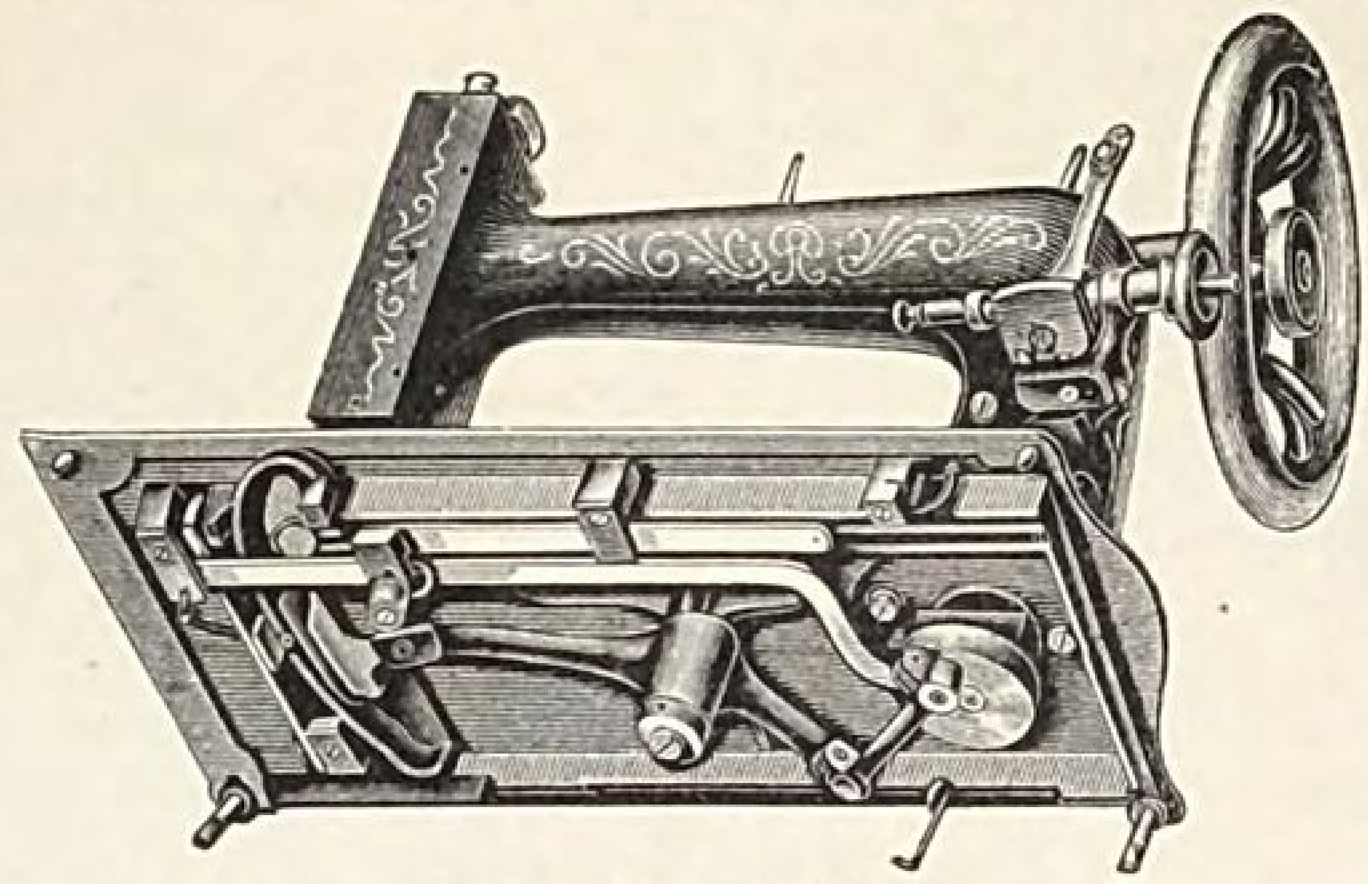
4. Maschine ‚Veritas', untere Ansicht.



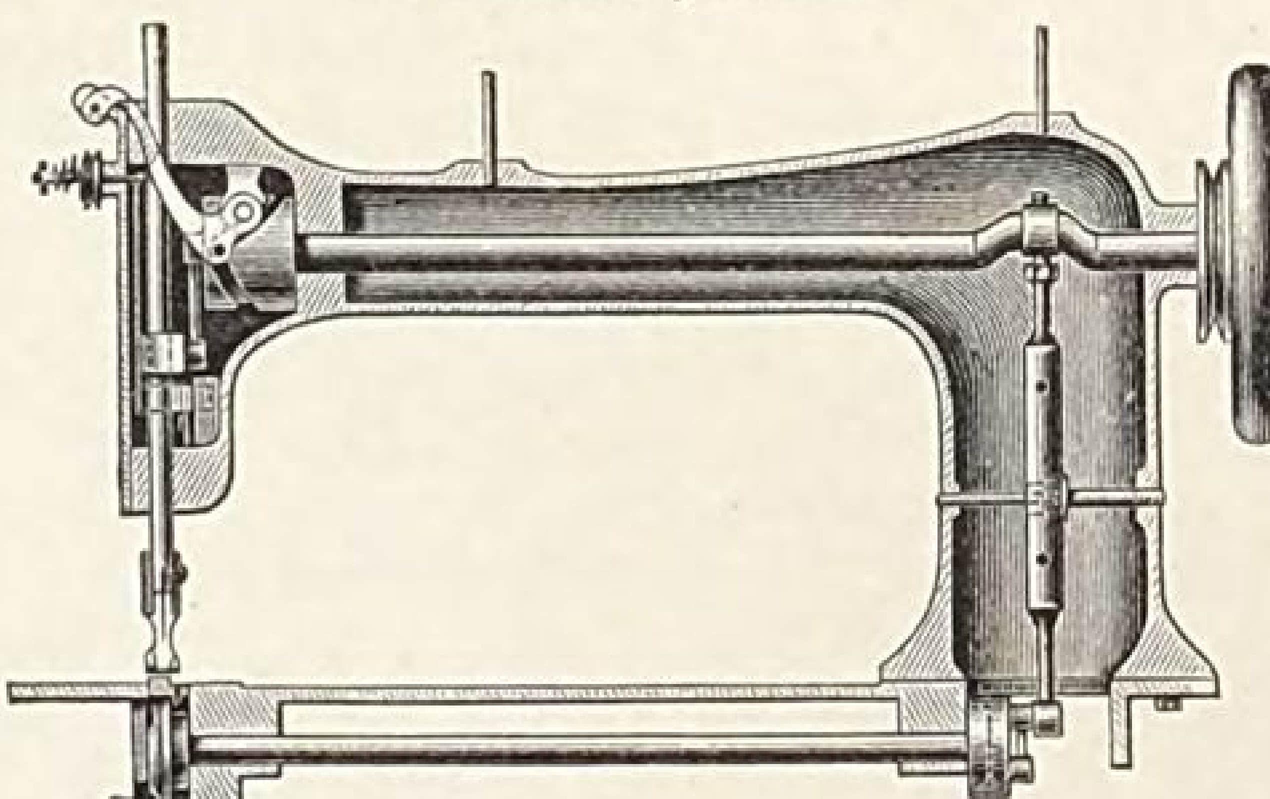
10. Leipziger Pechdraht-Säulenmaschine.



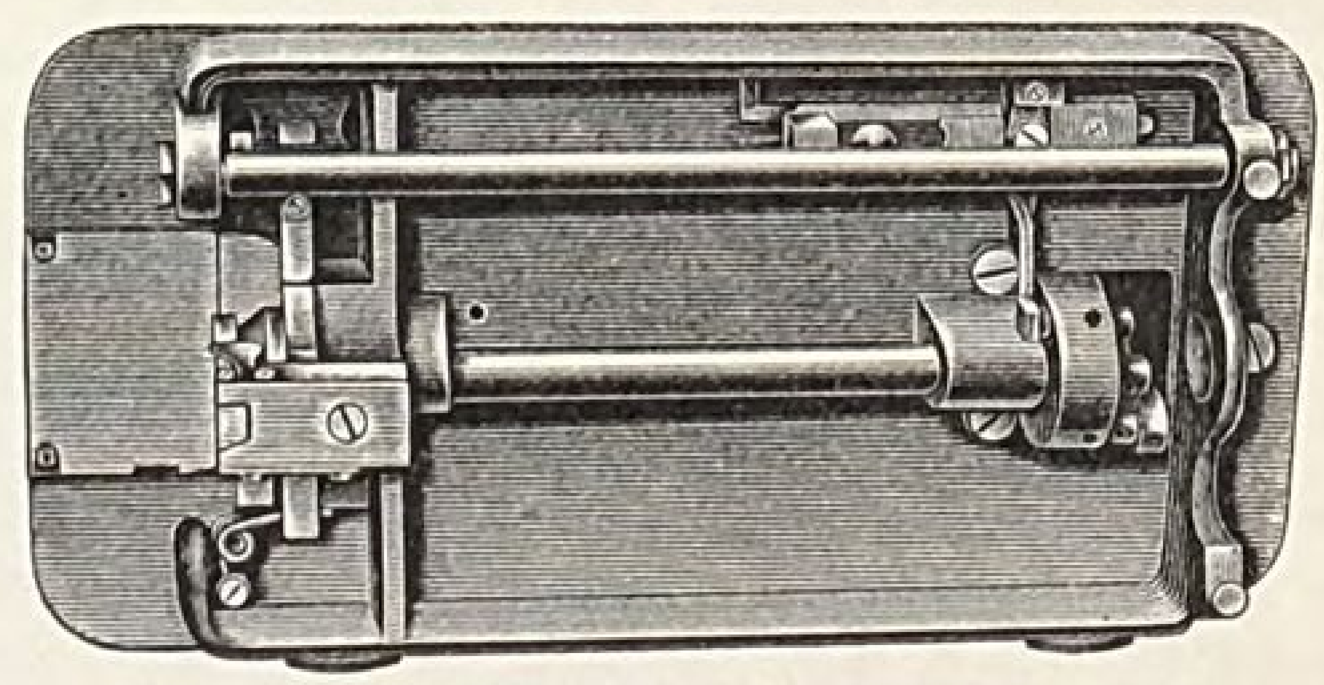
15. Kettenstichmaschine.



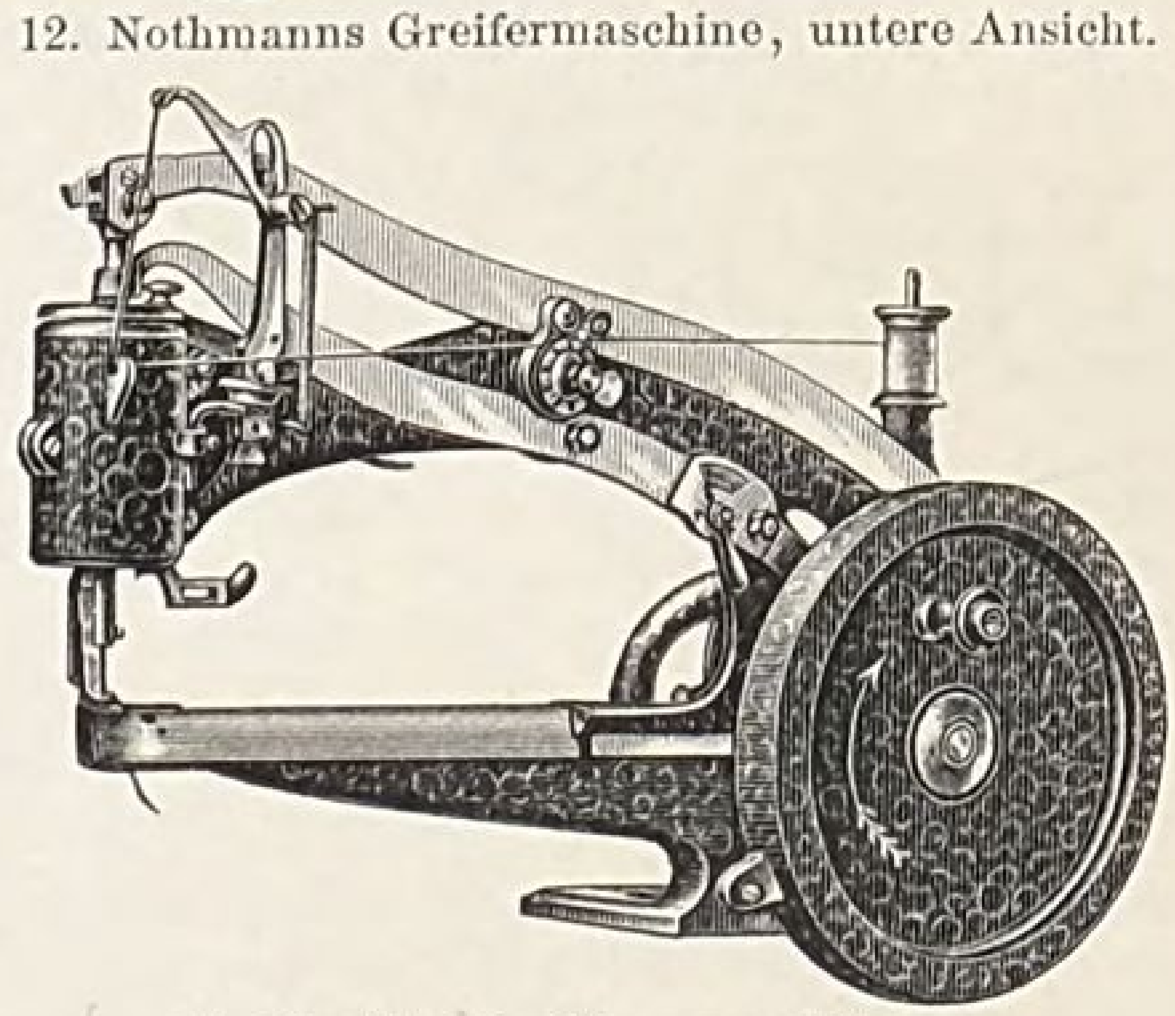
5. Maschine ‚Viktoria'.



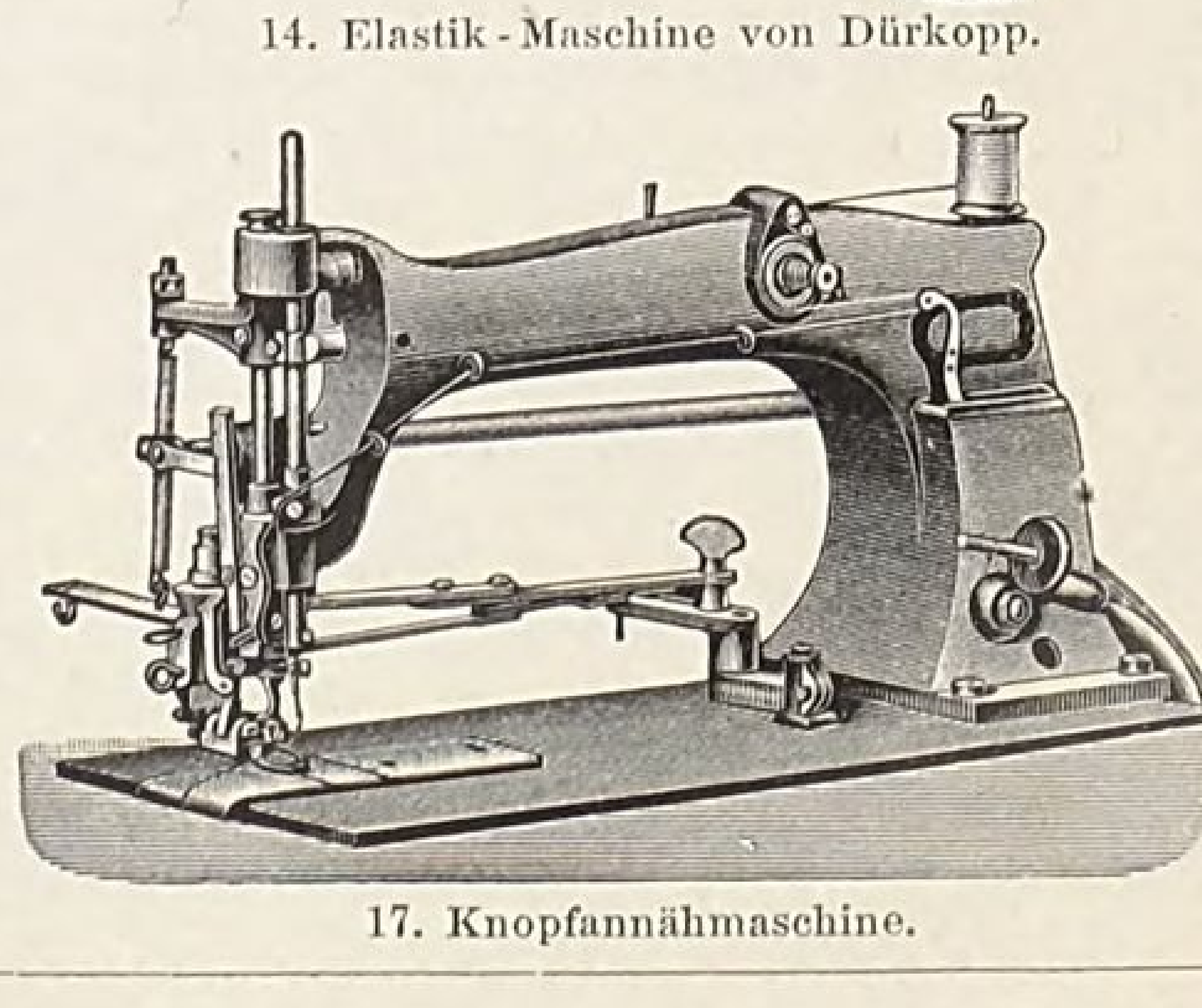
11. Nothmanns Greifermaschine.



12. Nothmanns Greifermaschine, untere Ansicht.



14. Elastik-Maschine von Dürkopp.



17. Knopfannähmaschine.

Während die Handnäherin höchstens 50 Stiche in der Minute macht, kann die Maschinennäherin 500–600 und zeitweise sogar 1000 Stiche machen. Der Betrieb einzelner Maschinen durch Motoren kommt nicht in Betracht, obwohl Versuche nach dieser Richtung mit Feder-, Wasser-, Dampf- und elektrischen Motoren gemacht worden sind. Die Federmotoren sind zum Betrieb deshalb ungeeignet, weil die Energieaufnahmefähigkeit der Stahlfeder zu gering ist. Die Wassermotoren sind zu kostspielig und die Dampfmotoren belästigend im Betrieb. Der elektrische Betrieb durch kleine Dynamomaschinen setzt eine Elektrizitätsanlage voraus, an welche der Dynamo angeschlossen werden kann. Der Antrieb durch galvanische Batterien oder Akkumulatoren ist wegen der vielfachen Unbequemlichkeiten der erstern und der Schwere der letztern ausgeschlossen. Bei dem Betrieb mehrerer Nähmaschinen durch Elementarkraft spielt die Art des Motors keine Rolle, von Interesse ist dabei nur der direkte Antrieb der Nähmaschinen. Diese sind auf einem Werktische aufgestellt, und ihr Antrieb erfolgt einzeln durch Riemenbetrieb von je einem Friktionsvorgelege. Alle Vorgelege werden von einer Transmissionswelle angetrieben, und ihre Verbindung kann mit jeder Maschine durch je einen Tritt oder Hebel gelöst oder hergestellt werden, so daß man die Maschine rasch in und außer Betrieb setzen kann. Die Geschwindigkeit, welche man der N. im Einzelfalle geben darf, findet ihre natürliche Grenze in der Erhitzung der Nadel, die je nach der Weichheit und Porosität des Stoffes früher oder später eintritt. Um die Erhitzungsgrenze hinauszuschieben, hat man für bestimmte Fabrikationszwecke die Nadel aufwärts vom Öhr dünner gemacht, damit die Reibung derselben im Stoff vermindert werde. Als äußerste Geschwindigkeitsgrenze darf man 3–4000 Stiche in der Minute bei ganz weichen, porösen Stoffen annehmen. Über den Kraftverbrauch einzelner Nähmaschinen mit Motorenbetrieb sind vor kurzem dynamometrische Versuche von L. Loos, Ingenieur am Gewerbemuseum in Wien, angestellt worden. Aus diesen hat sich ergeben, daß eine N. bei etwa 700 Stichen in der Minute inklusive der Transmission durchschnittlich $^1/_{20}$ Pferdekraft bedarf, davon entfällt $^1/_3$ auf die Maschine selbst, so daß diese $^1/_{60}$ Pferdekraft zu ihrem Betrieb erfordert. Dies kann selbstverständlich nur als ein ganz roher Näherungswert gelten, da die Art der Maschine und besonders die der Arbeit dabei ins Gewicht fällt. Für 16 Maschinen soll 1 Pferdekraft genügen.

Geschichtliches. Die ersten Versuche, die man machte, um das Nähen auf mechanischem Wege zu erreichen, datieren aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, denn 1790 nahm Th. Saint ein englisches Patent auf eine Maschine zum Sohlennähen, welche mit einem endlosen Faden arbeitete und wahrscheinlich den Kettenstich herstellte. Der erste, welcher zwei Fäden zur Bildung einer Naht verwendete und sich an das Verfahren des Webens anlehnte, war Jos. Madersperger in Wien. Er bediente sich auch schon der öhrspitzigen Nadel. Seine Maschine, die zum Abnähen von Steppdecken bestimmt war, hatte wegen ihrer konstruktiven Unvollkommenheit keinen Erfolg. Er hatte 1807–39 an ihrer Vervollkommnung gearbeitet. Erst B. Thimonnier glückte es, 1830 eine brauchbare, den Kettenstich herstellende Maschine zu bauen. Sie soll in 80 Exemplaren ausgeführt worden sein und besonders zur Herstellung von Militärkleidung gedient haben. Mit wirklichem Erfolg löste E. Howe 1845 das Problem des Maschinennähens, weil er die richtige Idee zu dessen Lösung erfaßte und sie auch konstruktiv in genügender Weise auszuführen verstand. W. Hunt in New York hatte schon 1834 eine Maschine nach Howes Prinzipien gebaut, ohne Erfolg damit gehabt zu haben. Howe benutzte zu seiner Maschine als Stichbildungsorgane eine Nadel, an welcher das Öhr sich nahe an der Spitze befand, und ein Weberschiffchen. Unvollkommen war bei seiner Maschine die nicht kontinuierliche Stoffvorschiebung. Sie geschah mittels einer durch Trieb und Zahnstange bewegten Heftplatte, auf welche der Stoff aufgesteckt wurde. Diese, auf die Länge der Zahnstange beschränkte Transportweise, welche überdies nur das Nähen gerader Nähte gestattete, mußte der allgemeinen Einführung der N. hinderlich sein. J. M. Singer verbesserte 1851 die Stoffvorschiebung durch die Anwendung eines unterhalb des Stoffes befindlichen, fein gezahnten Schaltrades in Verbindung mit einem unter Federdruck stehenden, auf den Stoff drückenden Stoffpresserfuße. Da jedoch hierbei der Stoff beständig unter Druck auf dem Transportrade liegt, so ist dessen Lenkbarkeit ungenügend. Dies erkennend, ersann A. B. Wilson 1852 den kontinuierlich wirkenden Stoffschieber mit Viereckbewegung, der, weil er nach Vollendung jeden Stiches unter die Nähplatte sinkt, der Lenkbarkeit des Stoffes nicht hinderlich ist. Wickersham erfand 1853 die Transportierung von oben, indem er den gezahnten Drückerfuß als Stoffschieber benutzte. Mit diesen Erfindungen war der Nähmaschinenbau zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Die weitere Ausbildung der Schlingenfänger war bei dem Streben, die Howeschen Patente zu umgehen, auch nicht vernachlässigt worden. A. B. Wilson hatte schon 1851 den Greifer zur Herstellung des Doppelsteppstichs und Grover 1852 die Zirkuliernadel zur Erzeugung des Schnurstichs erfunden. J. E. A. Gibbs folgte 1857 mit der Erfindung des Kettenstichgreifers. Diese rasch einander folgenden wertvollen Erfindungen haben in kurzer Zeit die N. für Gewerbe und Familienzwecke gebrauchsfähig gemacht und erklären die so schnelle Entwickelung der Nähmaschinenindustrie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier waren bis zum Jahre 1859 bereits 104,000 Maschinen erzeugt und abgesetzt worden. Da die Kettenstichnähmaschinen den Nachteil der leicht lösbaren Naht haben, die Schnurstichmaschinen zu viel Garn verbrauchen u. die Wheeler- u. Wilson-Maschinen mit gekrümmter Nadel in ihren Verrichtungen leicht versagen, so ist es nicht verwunderlich, wenn alle diese Maschinen aus dem Familiengebrauch nach und nach durch die von Singer 1859 in den Handel gebrachte A-Maschine (s. Tafel, Fig. 1 u. 2) verdrängt wurden. Mit der Einführung dieses Systems entwickelte sich namentlich die deutsche Nähmaschinenindustrie zu großer Blüte. Sie ist ausschließlich für die Vervollkommnung desselben eingetreten. Den verminderten Absatz ihrer Maschinen gewahrend, faßte die Wheeler u. Wilson Co. den Entschluß, eine neue Maschine zu bauen. Sie stellte 1873 auf der Wiener Weltausstellung ihre geradnadelige, von House konstruierte Wheeler u. Wilson Nr. 8-Maschine aus, welche vor ihrer ältern Maschine den Vorzug hat, daß Stich für Stich gleich fertig gebildet wird. Erreicht wird dies durch die ungleichförmige Bewegung der Greiferwelle unter gleichzeitiger Anwendung eines durch ein Kurvengetriebe bewegten Fadengebers (Tafel, Fig. 11 u. 12, 13). Weil man der Singer-A-Konstruktion einen schweren Gang, besonders hervorgerufen durch den in einer Gleitbahn gerade geführten Schiffchenschlitten, vorwirft, so entstanden neben

der Wheeler u. Wilson Nr. 8 eine Reihe von Schiffchenmaschinen (White, Domestic, New Home sowie andre und später die Vibrating Shuttle der Singer Company), welche, nach Art der ältern Grover u. Baker-Schiffchenmaschine, ein im Bogen frei schwingendes Schiffchen haben (Tafel, Fig. 3 u. 4, 5, 6). Nebenbei wurde an diesen Maschinen der Durchgangsraum vergrößert; es entstanden hocharmige Maschinen. Die Schiffchenmaschinen genügen wegen ihres langsamen Ganges dem Gewerbe nicht durchweg. Nach dem Vorgange Leslies trat daher die Singer Co. Ende der 70er Jahre mit einem neuen Schlingenfängertypus auf. Sie brachte die von Diehl u. Miller konstruierte, speziell für gewerbliche Zwecke bestimmte Ringschiffchenmaschine mit oszillierendem Greiferschiffchen auf den Markt (Tafel, Fig. 7 u. 8). Die Wheeler u. Wilson folgte diesem Vorgehen mit der Konstruktion der Ringgreifermaschine (Tafel, Fig. 13), welche dadurch gekennzeichnet ist, daß der Ringgreifer exzentrisch zum Treiber gelagert ist, dadurch das ungehinderte Durchschlüpfen des Nadelfadens zwischen Greifer u. Treiber ermöglichend. Die Standard Co. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte gleichzeitig eine andre von den Gebr. Mack erbaute Ringgreifermaschine in den Handel gebracht, bei welcher der Greifer abwechselnd durch zwei Stifte, welche ihre Bewegung von einem Kurvengetriebe erhalten, angetrieben wird. Die Wheeler u. Wilson Co. hat später die Wheeler u. Wilson Nr. 8 umkonstruiert u. dabei nach Art der Singer-Ringschiffchenmaschine den Fadengeber zweckmäßig vorn in den Arm gelegt (Tafel, Fig. 11 u. 12). Seit zwei Jahren hat diese Gesellschaft eine Maschine W. & W. Nr. 11 herausgebracht, deren Greifer nach dem Vorgange Wardwells inwendig eine Nute besitzt, in welcher die Spulenkapsel gelagert ist, durch diese Anordnung die Anwendung der sonst üblichen Brille vermeidend.

Statistik. Es existieren gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen 40 Nähmaschinenfabriken. In Deutschland zählt man etwa 60 Nähmaschinenfabriken. Einige wenige dieser Fabriken wurden schon Mitte der 50er Jahre, doch die meisten Anfang der 60er Jahre gegründet. Der Wert der deutschen Produktion dürfte bei einer Arbeiterzahl von 16,000 Mann 30—35 Mill. Mk. betragen. Gegen 3000 deutsche Nähmaschinen-Händler sind vorhanden. England besitzt etwa 30 Nähmaschinenfabriken. In Frankreich zählt man etwa 15 Fabriken, ebenso viele in Österreich-Ungarn, in Dänemark deren 3 und in Schweden, Italien und der Schweiz je eine Fabrik. Die gesamte jährliche Nähmaschinenproduktion wird auf etwa 2½ Mill. Stück zu schätzen sein; davon entfallen 600,000 auf Deutschland, 600,000 auf die Singer Co., je 150,000 auf die Wheeler u. Wilson Co. und die New Home Co. Vgl. Herzberg, Die N. (Berl. 1863); Richard, Die N. (Hannov. 1876); Lind, Katechismus der Nähmaschinenlehre (Berl. 1885); Derselbe, Das Buch von der N. (das. 1891); Zeitschrift »Linds Nähmaschinen-Techniker« (das., seit 1887).

Nähnadel, s. Nadeln.

Nahpunkt, s. Gesicht, S. 461.

Nahr (arab., spr. nahr), soviel wie Fluß. Damit zusammengesetzte Flußnamen s. unter dem dazugehörigen Stichwort.

Nahr Barada, Fluß in Syrien, s. Chrysorrhoas.

Nährboden, die Substanzen, auf welchen Bakterien zu wissenschaftlichen Zwecken kultiviert werden. Näheres s. Bakterien, S. 368.

Nahr el Asi, Fluß, s. Orontes.

Nähriemen, feine Lederriemen zum Zusammennähen der Treibriemen.

Nahr Naamēn, Fluß in Palästina, s. Belus.

Nährsalze, die mineralischen Bestandteile der Nahrungsmittel.

Nährstoffe (Nahrungsstoffe), s. Nahrungsmittel.

Nährstoffverhältnis, s. Futter und Fütterung.

Nahrung, s. Nahrungsmittel; N. in der Gerberei, s. Leder, S. 129.

Nahrungsbrei (Speisebrei), s. Chymus.

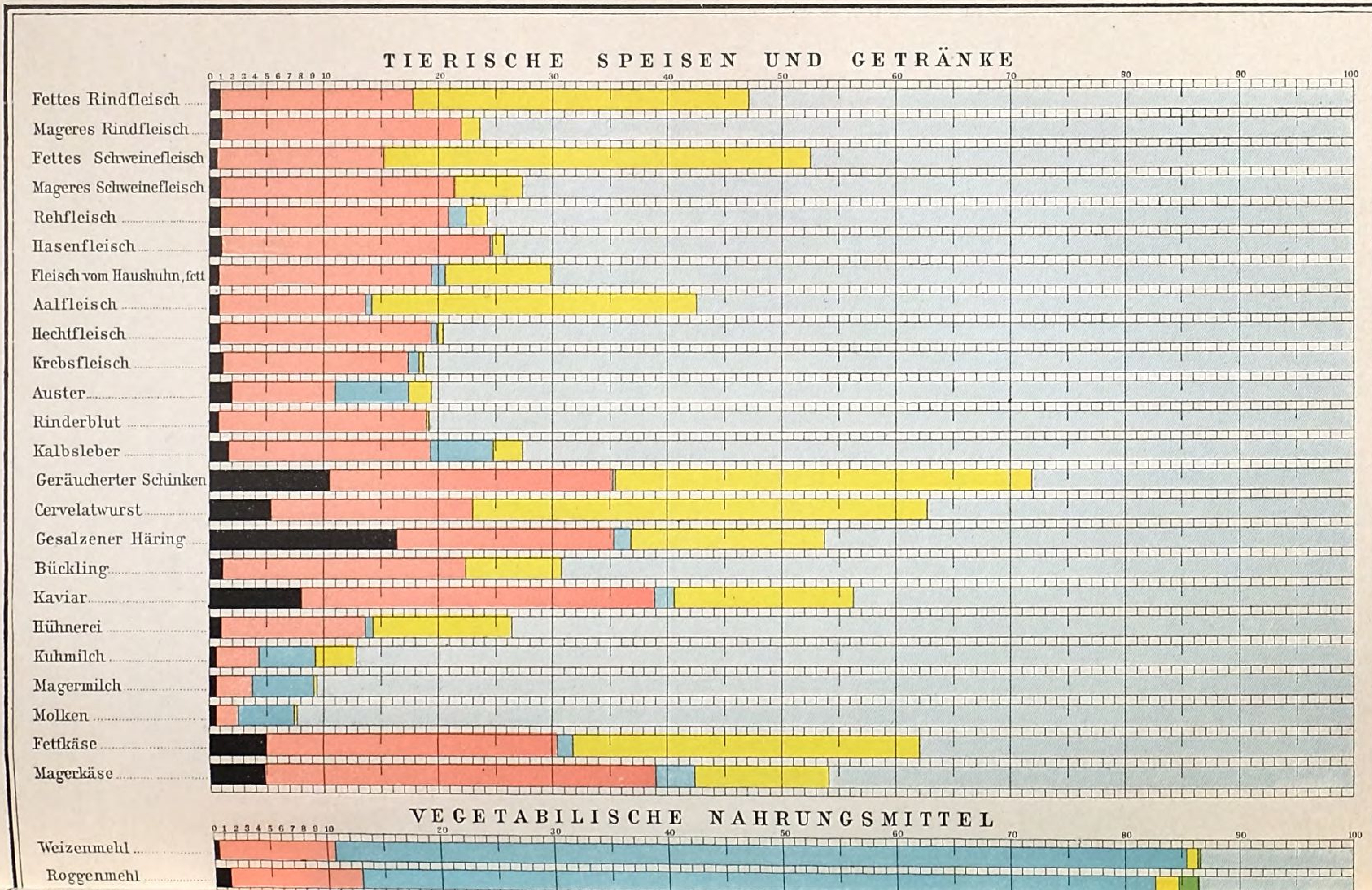
Nahrungsdotter, s. Ei, S. 426.

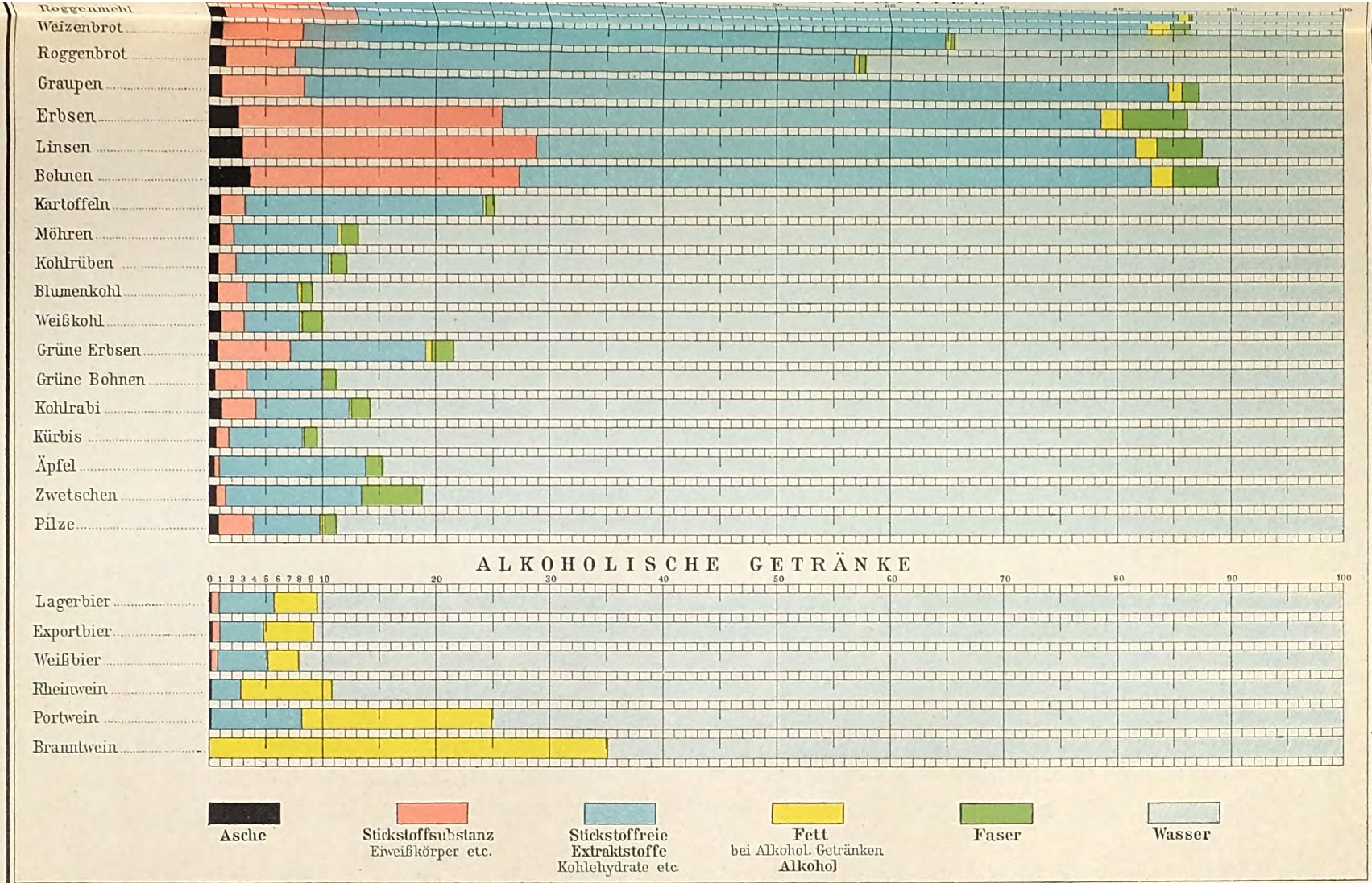
Nahrungsmittel (hierzu Tafel »Nahrungsmittel«, mit Tabelle), diejenigen Substanzen, welche der Organismus zu seinem Aufbau und als Ersatzmaterial für die im Stoffwechsel verbrauchten Körperbestandteile aufnimmt. Bei den nicht parasitisch lebenden Pflanzen kommen als N. im wesentlichen nur Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, Salpetersäure und gewisse Salze in Betracht. Aus diesen einfachen Verbindungen bildet die Pflanze die große Mannigfaltigkeit der organischen Substanzen, aus welchen sie besteht. Das Tier besitzt das Vermögen, aus unorganischem Material organische Substanzen zu bilden, nicht, es ist also direkt oder indirekt auf die Ernährung durch Pflanzensubstanz angewiesen, denn der Fleischfresser verzehrt nur die in tierische umgewandelte vegetabilische Substanz. Die N. des Menschen und der Tiere gehören fünf Gruppen von Nährstoffen (Nahrungsstoffen) an oder sind aus solchen zusammengesetzt. Diese Nährstoffe: Eiweißkörper, Fette, Kohlehydrate, Salze und Wasser, müssen in jeder aus verschiedenen Nahrungsmitteln zusammengesetzten Kost in gewissem Verhältnis und in gewisser Menge vertreten sein, wenn der Organismus auf die Dauer gesund und leistungsfähig erhalten werden soll (s. Ernährung). Neben den Nährstoffen kommen aber auch die Genußmittel in Betracht, insofern eine aus reinen Nährstoffen bestehende Kost in der Regel ungenießbar erscheint. Erst durch Beimischung von ätherischen Ölen, Säuren, Bitterstoffen etc., welche in vielen Nahrungsmitteln hinreichend enthalten sind oder in Form von Würzen oder Gewürzen den Speisen zugesetzt werden, erhält die Kost ihre volle Ausnutzbarkeit. Hiervon abgesehen, ergibt sich der Wert eines Nahrungsmittels zunächst aus der chemischen Zusammensetzung, welche angibt, wieviel Eiweißkörper, Fette, Kohlehydrate, Salze und Wasser die fragliche Substanz enthält. Eine Betrachtung der Tafel, welche die prozentische Zusammensetzung der wichtigsten N. angibt, zeigt, wie manche Vorurteile über Wert und Unwert von Nahrungsmitteln durch die chemische Analyse beseitigt werden. Den Gehalt der N. an Eiweißkörpern bestimmte man seither durch Ermittelung des Stickstoffgehalts, indem man annahm, daß der Stickstoff in den Nahrungsmitteln nur in Form von Eiweißkörpern (die man dem entsprechend auch als Stickstoffsubstanz bezeichnete) vorhanden sei. Man hat nun aber gefunden, daß ein oft beträchtlicher Teil des Stickstoffs sogen. Amidosubstanzen (s. d.) zukommt, deren Bedeutung für die Ernährung jedenfalls eine andre ist als die der Eiweißkörper. In den Kartoffeln sind 44,7, in Kohlrüben 42 Proz. des Gesamtstickstoffs in Gestalt von Nichteiweiß vorhanden.

Die in den Körper eingeführten N. werden durch die Verdauungssäfte mehr oder minder leicht und vollständig gelöst und umgewandelt, d. h. verdaut. Hierbei verhalten sich aber die einzelnen N. sehr verschieden; reines Fleisch wird fast gänzlich verdaut, Brot

NAHRUNGSMITTEL.

Mittlere chemische Zusammensetzung.




Roggenmehl
Weizenbrot
Roggenbrot
Graupen
Erbsen
Linsen
Bohnen
Kartoffeln
Möhren
Kohlrüben
Blumenkohl
Weißkohl
Grüne Erbsen
Grüne Bohnen
Kohlrabi
Kürbis
Äpfel
Zwetschen
Pilze
ALKOHOLISCHE GETRÄNKE
0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
20
30
40
50
60
70
80
90
100
Lagerbier
Exportbier
Weißbier
Rheinwein
Portwein
Branntwein
Asche
Stickstoffsubstanz
Eiweißkörper etc.
Stickstoffreie
Extraktstoffe
Kohlehydrate etc.
Fett
bei Alkohol. Getränken
Alkohol
Faser
Wasser

Die wichtigsten Nahrungsmittel.

Zusammensetzung, Nährstoffverhältnis und Nährwerteinheiten, nach König: ‚Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel' (3. Aufl., Berlin 1889).

Nahrungsmittel	Wasser	Stickstoffsubstanz	Fett	Stickstofffreie Extraktstoffe[1]	Faser	Asche	Nährstoffverhältnis Nh : Nfr = 1 : [2]	1 kg enthält Nährwerteinheiten	1 kg kostet im Kleinverkauf Pfg.	F. 1 M. erhält man Nährwerteinheiten
Fleisch und Fleischwaren ohne Knochen.										
Sehr fettes Ochsenfleisch	53,05	16,75	29,28	—	—	0,92	4,38	1715,9	168	1021,1
Mageres Ochsenfleisch	76,37	20,71	1,74	—	—	1,18	0,21	1087,7	175	621,6
Fettes Kalbfleisch	72,31	18,88	7,41	0,07	—	1,33	0,99	1167,0	160	729,4
Mageres Kalbfleisch	78,84	19,86	0,82	—	—	0,50	0,10	1017,6	165	616,8
Sehr fettes Hammelfleisch	53,31	16,62	28,61	0,54	—	0,93	4,33	1694,7	152	1114,9
Fettes Schweinefleisch	47,40	14,54	37,34	—	—	0,72	2,71	1847,2	154	1199,5
Mageres Schweinefleisch	72,57	20,25	6,81	—	—	1,10	0,84	1216,8	138	881,7
Kalbslunge	78,34	16,33	2,32	1,69	—	1,32	0,46	903,0	30	3010,0
Kalbsleber	72,80	17,66	2,39	5,47	—	1,68	0,65	1009,4	35	2912,6
Kalbsniere	72,85	22,13	3,77	—	—	1,25	0,42	1219,6	290	421,0
Blut	80,82	18,12	0,18	0,03	—	0,85	0,03	917,7	—	—
Hasenfleisch	74,16	23,34	1,13	0,19	—	1,18	0,13	1202,8	240	501,2
Rehfleisch	75,76	19,77	1,92	1,42	—	1,13	0,31	1060,3	—	—
Mageres Huhn	76,22	19,72	1,42	1,27	—	1,37	0,24	1041,3	—	—
Fettes Huhn	70,06	18,49	9,34	1,20	—	0,91	1,33	1216,7	240	507,0
Feldhuhn	71,96	25,26	1,43	—	—	1,39	0,14	1305,9	570	229,1
Taube	75,10	22,14	1,00	0,76	—	1,00	0,15	1144,6	—	—
Lachs	64,29	21,60	12,72	—	—	1,39	1,47	1461,6	400	365,4
Aal	57,42	12,83	28,37	0,53	—	0,85	5,56	1497,9	—	—
Hecht	79,63	18,42	0,53	0,46	—	0,96	0,09	941,5	200	470,8
Schellfisch	81,50	16,93	0,26	—	—	1,31	0,04	854,3	75	1139,1
Flunder	84,00	14,03	0,69	—	—	1,28	0,12	722,2	—	—
Auster	80,52	9,04	2,04	6,44	—	1,96	1,28	577,6	—	—
Miesmuschel	84,16	8,69	1,12	4,12	—	1,91	0,80	509,3	—	—
Flußkrebs	81,22	16,00	0,46	1,01	—	1,31	0,08	823,9	—	—
Hummer	81,84	14,49	1,84	0,12	—	1,71	0,33	780,9	—	—
Konserven.										
Rauchfleisch (Rind)	47,68	27,10	15,35	—	—	10,59	1,42	1815,5	320	567,3
Schinken	28,11	24,74	36,45	0,16	—	10,54	3,69	2332,1	300	777,4
Gänsebrust	41,35	21,45	31,49	1,15	—	4,56	3,72	2028,7	360	563,5
Mettwurst	20,76	27,31	39,88	5,10	—	6,95	3,84	2612,9	160	1633,1
Cervelatwurst	37,37	17,64	39,76	—	—	5,44	5,63	2074,8	370	560,8
Leberwurst I	48,70	15,93	26,33	6,38	—	2,66	8,30	1650,2	160	1031,4
Hering, gesalzen	46,23	18,90	16,89	1,57	—	16,41	2,32	1467,4	105	1397,5
Lachs	51,46	24,19	11,86	0,45	—	12,04	1,24	1569,8	550	285,4
Bücklinge	69,49	21,12	8,51	—	—	1,24	1,01	1311,3	170	771,4
Kaviar	43,89	30,79	15,66	1,67	—	8,09	1,32	2026,0	1000	202,6
Erbsen-Fleischsuppe	11,28	27,53	18,61	28,83	1,80	11,95	2,81	2223,1	200	1111,6
Fleischextrakt-Erbsensuppe	9,61	19,61	17,88	38,80	1,53	12,07	4,26	1904,9	180	1058,3
— -Kartoffelsuppe	9,48	8,69	14,08	53,13	1,88	12,74	10,16	1388,2	200	694,1
— -Reissuppe	9,80	9,00	10,09	56,46	0,79	13,86	9,07	1317,3	200	658,7
Milch und Molkereiprodukte.										
Kuhmilch	87,17	3,55	3,69	4,88	—	0,71	3,98	337,0	15	2246,7
Butter	13,59	0,74	84,39	0,62	—	0,66	258,92	2574,9	230	1119,5
Kunstbutter	10,57	—	85,82	1,14	—	2,47	—	2586,0	—	—
Rahmkäse	36,33	18,84	40,71	1,02	—	3,10	5,46	2173,5	300	724,5
Fettkäse	38,00	25,35	30,25	1,43	—	4,97	3,00	2189,3	190	1152,3
Magerkäse	46,00	34,06	11,65	3,42	—	4,87	0,96	2086,7	105	1987,3
Zentrifugenmagermilch	90,60	3,06	0,31	5,29	—	0,74	1,58	215,2	7	3074,3
Molken aus Kuhmilch	93,38	1,86	0,32	4,79	—	0,65	2,95	150,5	—	—
Hühnereier	73,67	12,55	12,11	0,55	—	1,12	2,46	996,3	170	586,1
Cerealien und Hülsenfrüchte.										
Reis, enthülst	12,58	6,73	0,88	78,48	0,51	0,82	11,99	1147,7	60	1912,8
Hirse, geschält (Pan. ital.)	12,04	7,40	3,87	74,21	1,37	1,11	11,34	1228,2	—	—
Buchweizen, geschält	12,68	10,18	1,90	71,73	1,65	1,86	5,86	1283,3	—	—
Ackerbohnen	13,49	25,31	1,68	48,33	8,06	3,13	2,08	1842,0	30	6140,0
Schminkbohnen	11,24	23,66	1,96	55,60	3,88	3,66	2,56	1799,2	32	5622,5
Erbsen	13,92	23,15	1,89	52,68	5,68	2,68	2,48	1741,0	30	5803,3
Linsen	12,33	25,94	1,93	52,84	3,92	3,04	2,22	1883,3	36	5231,4
Mehle etc.										
Weizenmehl, feines	13,37	10,21	0,94	74,71	0,29	0,48	7,55	1285,2	36	3570,0
— gröberes	12,81	12,06	1,36	71,83	0,98	0,96	6,24	1362,1	28	4864,6
— aus ganzem Korn	13,00	11,70	1,70	69,90	1,90	1,80	6,34	1335,0	22	6068,2
Weizengrieß	13,05	9,43	0,94	75,92	0,21	0,40	8,30	1258,9	42	2997,2
Graupen	12,82	7,25	1,15	76,19	1,36	1,23	10,91	1158,9	38	3049,7
Roggenmehl	13,71	11,57	2,08	69,71	1,59	1,44	6,48	1338,0	26	5146,2
Hafermehl	9,65	13,44	5,92	67,01	1,86	2,12	6,09	1519,7	48	3166,0
Buchweizenmehl	13,51	8,87	1,56	74,31	0,67	1,14	8,82	1233,4	38	3245,8
Erbsenmehl	11,41	25,20	2,01	57,17	1,32	2,89	2,47	1892,0	50	3784,0
Kartoffelmehl	17,18	1,03	—	80,83	—	0,96	78,47	859,8	66	1302,7
Makkaroni	13,07	9,02	0,30	76,77	—	0,84	8,59	1227,7	80	1534,6
Kondensierte Hafergrütze	9,34	11,29	6,67	70,30	0,91	1,49	7,70	1467,6	70	2096,6
Grünkornextrakt	11,09	8,93	1,85	76,28	0,57	1,28	9,06	1264,8	140	903,4
Sparsuppenmehl	10,54	23,00	2,20	12,86	48,98	2,42	0,80	1344,6	60	2241,0

Nahrungsmittel	Wasser	Stickstoffsubstanz	Fett	Stickstofffreie Extraktstoffe[1]	Faser	Asche	Nährstoffverhältnis Nh : Nfr = 1 : [2]	1 kg enthält Nährwerteinheiten	1 kg kostet im Kleinverkauf Pfg.	F. 1 M. erhält man Nährwerteinheiten
Brot etc.										
Feines Weizenbrot	35,59	7,06	0,46	56,58	0,32	1,09	8,18	932,6	42	2220,5
Grobes Weizenbrot	40,45	6,15	0,44	51,12	0,62	1,22	8,49	831,9	30	2773,0
Roggenbrot	42,27	6,11	0,43	49,26	0,49	1,46	8,24	811,0	18	4505,6
Pumpernickel	43,42	7,59	1,51	45,12	0,94	1,42	6,44	876,0	16	5475,0
Preuß. Kommisbrot	36,71	7,47	0,45	49,41	1,51	1,46	6,77	881,1	—	—
Biskuits, deutsche	10,07	11,93	7,47	68,67	0,75	1,14	7,32	1507,3	400	376,8
Pfeffernüsse	5,01	6,81	0,68	85,15	0,42	1,98	12,75	1212,4	132	918,5
Cakes	9,60	11,00	4,60	73,30	—	1,50	7,71	1421,0	—	—
Wurzelgewächse.										
Kartoffeln	74,98	2,08	0,15	21,01	0,69	1,09	10,28	318,6	6,5	4901,5
Kohlrübe	87,80	1,54	0,21	8,22	1,32	0,91	10,92	165,5	—	—
Weiße Rübe	90,78	1,18	0,22	5,89	1,13	0,80	5,46	124,5	—	—
Mohrrübe, große	86,79	1,23	0,30	9,17	1,49	1,02	8,07	162,2	2,5	6488,0
Teltower Rübchen	81,90	3,52	0,14	11,34	1,82	1,28	3,32	293,6	70	419,4
Rettich	86,92	1,92	0,11	8,43	1,55	1,07	4,54	183,6	30	612,0
Sellerie	84,09	1,48	0,39	11,80	1,40	0,84	8,81	203,7	—	—
Blattgemüse etc.										
Kohlrabi	85,89	2,87	0,21	8,18	1,68	1,17	3,03	231,6	12	1930,0
Zwiebel	85,99	1,68	0,10	10,82	0,71	0,70	6,59	195,2	—	—
Gurke	95,20	1,18	0,09	2,31	0,78	0,44	2,15	84,8	—	—
Melone	90,38	1,00	0,32	6,53	1,09	0,68	7,33	124,9	—	—
Kürbis	90,32	1,10	0,13	6,50	1,22	0,73	6,21	123,9	—	—
Spargel	93,75	1,79	0,25	2,63	1,04	0,54	1,82	123,3	150	82,2
Gartenerbse, unreif	78,44	6,35	0,53	12,00	1,87	0,81	2,10	453,4	44	1030,5
Saubohne, unreif	84,07	5,43	0,33	7,35	2,08	0,74	1,51	354,9	38	934,0
Schnittbohne	88,75	2,72	0,14	6,60	1,18	0,61	2,55	206,2	—	—
Blumenkohl	90,89	2,48	0,34	4,55	0,91	0,83	2,18	179,7	320	56,2
Winterkohl	80,03	3,99	0,90	11,63	1,88	1,57	2,37	342,8	20	1714,0
Savoyerkohl	87,09	3,31	0,71	6,02	1,23	1,64	2,36	247,0	—	—
Rotkraut	90,06	1,83	0,19	5,86	1,29	0,77	3,47	155,8	—	—
Weißkraut	89,97	1,89	0,20	4,87	1,84	1,23	2,54	149,2	10	1492,0
Spinat	88,47	3,49	0,58	4,44	0,93	2,09	1,69	236,3	22	1074,1
Kopfsalat	94,33	1,41	0,31	2,19	0,73	1,03	2,11	101,7	—	—
Gemüsekonserven.										
Karotten	22,08	7,20	1,44	54,77	8,65	5,86	8,11	950,9	240	396,2
Schnittbohnen	20,66	18,36	1,54	45,20	9,46	4,78	2,67	1416,2	550	257,5
Wirsing	24,81	20,87	1,67	36,94	8,99	6,72	1,97	1463,0	300	487,7
Blumenkohl	21,48	29,97	3,00	30,43	8,34	6,78	1,27	1892,8	840	237,2
Pilze.										
Champignon	91,28	3,74	0,15	3,51	0,84	0,48	1,04	226,6	—	—
Sonstige Agaricus-Arten	88,77	3,04	0,35	5,90	1,04	0,90	2,23	221,5	—	—
Speisemorchel	90,00	3,48	0,24	4,67	0,67	0,94	1,51	227,9	—	—
Steinpilz	91,30	3,61	0,17	3,72	0,57	0,63	1,12	222,8	—	—
Eierschwamm (Cantharellus)	91,91	2,94	0,32	2,87	1,21	0,75	1,25	185,3	—	—
Obst.										
Äpfel	84,79	0,36	—	12,85	1,51	0,49	38,5	147	—	—
Birnen	83,03	0,36	—	12,00	4,30	0,31	33,3	138	—	—
Zwetschen	81,18	0,78	—	11,92	5,41	0,71	15,3	158	—	—
Pflaumen	84,86	0,40	—	9,74	4,34	0,66	24,3	117	—	—
Pfirsiche	80,03	0,75	—	12,57	6,06	0,69	19,3	158	—	—
Kirschen	79,82	0,67	—	12,91	6,07	0,73	19,3	153	—	—
Weintrauben	78,17	0,59	—	17,11	3,60	0,53	29,0	201	—	—
Erdbeeren	87,66	0,54	0,45	8,22	2,32	0,81	16,6	125	—	—
Heidelbeeren	78,36	0,78	—	7,55	12,29	1,02	9,7	115	—	—
Stachelbeeren	85,74	0,47	—	9,85	3,52	0,42	21,0	122	—	—
Backobst.										
Zwetschen	29,30	2,25	0,49	65,07	1,52	1,37	29,3	778	100	778
Birnen	29,41	2,07	0,35	59,64	6,86	1,67	29,1	710	140	507
Äpfel	27,95	1,28	0,82	63,39	4,99	1,57	42,8	723	104	700
Kirschen	49,88	2,07	0,30	45,51	0,61	1,63	22,2	568	120	473
Rosinen	32,02	2,42	0,59	62,04	1,72	1,21	26,0	779	200	389
Feigen	31,20	4,01	—	49,79	—	2,86	12,4	708	136	521

[1]) Unter »stickstofffreie Extraktstoffe« ist bei Fleisch und Fleischwaren die Differenz zu verstehen, welche verbleibt, wenn man Wasser, Stickstoffsubstanz, Fett und Asche addiert und die Summe von 100 abzieht.

[2]) Das Nährstoffverhältnis ist in der Weise berechnet, daß das Fett durch Multiplikation mit 2,5 auf den Wert der stickstofffreien Extraktstoffe (Kohlehydrate) zurückgeführt und die Summe von (Fett × 2,5) + stickstofffreie Extraktstoffe durch den Gehalt von Stickstoffsubstanz dividiert wurde.

ist schon weniger verdaulich, Gemüse, wenn sie nicht in sehr jugendlichem Zustand genossen werden, in noch geringerm Grade, die Schalen der Körner und Hülsenfrüchte sind ganz unverdaulich. Die chemische Zusammensetzung der N. gibt also kein zutreffendes Bild von dem Werte derselben, wenn sie nicht erkennen läßt, wieviel von der vorhandenen Stickstoffsubstanz, den Kohlehydraten ꝛc. verdaut, vom Körper ausgenutzt wird. Untersuchungen über die Ausnutzung der wichtigsten N. ergaben, daß bei mehrtägigem ausschließlichen Genuß einer Speise von deren Trockensubstanz durch die Exkremente entleert wurden: bei Weißbrot 3,7 und 5,2, bei Reis 4,1, bei Makkaroni 4,3 und 5,7, bei Fleisch 4,7 und 5,6, bei Eiern 5,2, bei gemischter Kost 5,5, bei Milch mit Käse 6,0 und 11,3, bei Milch allein 7,8 und 10,2, bei Fett 6,7 und 9,4, bei Erbsen 9,1 und 14,5, bei Kartoffeln 9,4, bei Wirsingkohl 14,9, bei grünen Bohnen und Schwarzbrot je 15, bei gelben Rüben 20,7 Proz. Diese Zahlen geben Andeutungen, welche im allgemeinen den Erwartungen entsprechen, die man von der Ausnutzung der einzelnen N. hegt; sie sind aber keineswegs als allgemein gültig aufzufassen, sondern bedürfen nach mancher Richtung hin einer Interpretation, weil bei der Bildung der Exkremente Verhältnisse mitsprechen, die wohl mit der Zusammensetzung der N., aber nicht mit ihrem Wert, mit ihrer Ausnutzbarkeit etwas zu thun haben.

Die chemische Zusammensetzung der N. gestattet auch, die Preiswürdigkeit oder den Nährgeldwert zu berechnen. Man kann mit König den Wert der eiweißartigen Substanzen fünfmal und den des Fettes dreimal höher ansetzen als den der Kohlehydrate und erhält dann z. B. für 1 kg Erbsen folgende Berechnung der Nährwerteinheiten (N):

Eiweißartige Körper . . .	230×5 =	1150 N
Fett	20×3 =	60 -
Kohlehydrate	525×1 =	525 -
		1735 N.

1 kg Erbsen enthält also 1735 Nährwerteinheiten. Derartige Berechnungen sind sehr geeignet, weitverbreiteten irrigen Vorstellungen entgegenzuwirken. Es gelingt zweifellos, die Massenernährung ohne Erhöhung der Kosten wesentlich zu verbessern, wenn man nicht den Einkaufspreis der Lebensmittel für sich, sondern im Verhältnis zu deren Bedeutung für die Ernährung ins Auge faßt. Bei der Benutzung der Zahlen, welche die Preiswürdigkeit der N. angeben, darf man aber immer nur N. von annähernd gleicher Beschaffenheit vergleichen, niemals z. B. vegetabilische mit animalischen, weil, wie erwähnt, die Ausnutzbarkeit der letztern erheblich größer ist als die der erstern. Die der Tafel beigegebene Tabelle enthält neben der chemischen Zusammensetzung der wichtigsten N. auch die Nährwerteinheiten und den Nährgeldwert.

Eine erhebliche Bedeutung für die Ausnutzung der N. hat die Zubereitung. Bei tierischen Nahrungsmitteln tritt der Einfluß der Zubereitung weniger hervor. Durch zu starkes Braten, durch Auskochen des Fleisches mit viel Wasser kann manches verdorben werden, im allgemeinen verdaut der normale Organismus Fleisch und andre tierische Substanzen ebenso im rohen Zustand wie im gekochten. Auch die Zerkleinerung (Würste) scheint nicht von Bedeutung zu sein, sofern nur der Kauapparat normal funktioniert. Sehr wesentlich ist dagegen die Zubereitung, insofern sie die tierischen N. schmackhaft und damit auf die Dauer genießbar macht. Hierbei kommen besonders Veränderungen der Konsistenz und des Geschmacks durch Bildung eigenartiger Substanzen bei der Zubereitung (Aroma des Bratens) in Betracht. Bei den pflanzlichen Nahrungsmitteln werden durch das Kochen die Zellen gesprengt und ihr Inhalt der Einwirkung der Verdauungssäfte zugänglich gemacht, das Stärkemehl wird zur Quellung gebracht und in Modifikationen umgewandelt, welche durch die Verdauungsfermente leichter angegriffen werden. Tierische N. werden durch Kochen wasserärmer, vegetabilische dagegen wasserreicher und zwar so, daß im zubereiteten Zustand Fleisch weniger Wasser enthält als vegetabilische Speisen. Letztere sind daher bei gleichem oder ähnlichem Nährstoffgehalt ungleich voluminöser als Fleischspeisen. Sehr wesentlich ist auch der Umstand, daß durch das Kochen gewisse schädliche Bestandteile der N., namentlich Parasiten (Finnen, Trichinen), unschädlich gemacht werden.

Die N. wirken je nach ihrer chemischen Zusammensetzung verschieden auf die Verdauung und Ernährung, welche im wesentlichen chemische Prozesse sind. Mithin ist klar, daß der Stoffwechsel durch die Wahl der N. bedeutend beeinflußt wird. Unter diesem Einfluß steht der ganze Organismus und mithin auch das Nervenleben, und es ist allgemein bekannt, wie verschieden eine entgegenstehende Schwierigkeit beurteilt wird, je nachdem man sich vorher mit gedeihlicher Kost gesättigt oder seit längerer Zeit gefastet hatte. Schlechte Nahrung sättigt auch, aber der Genuß von guter Kost gewährt eine Befriedigung, welche dem Gedankengang einen unverkennbaren Stempel aufdrückt. Kraft und Mut sind die Folgen einer vollkommenen Ernährung; dauernder Mangel macht kleinmütig, feig und schwach. Vegetabilische Kost macht träge, Fett erweckt das Bedürfnis nach kräftiger Bewegung, und wenn man dies alles zusammenfaßt und zahlreiche Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens hinzunimmt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß von den Nahrungsmitteln auch die geistige Thätigkeit abhängig ist. Wird aber eine gewisse Ernährungsweise sehr lange Zeit hindurch fortgesetzt, so muß ihre Wirkung sich unverwischbar ausprägen, und wenn sie durch Generationen hindurch fortdauert, so wird der Charakter wesentlich verändert werden. Wo sich dergleichen aber bei ganzen Volksschichten zeigt, da beobachtet man den Einfluß der Ernährung auf den Volksgeist, und ganz gewiß beruht die Verschiedenheit der Hindu und der Gauchos, der englischen Maschinenbauer und der schlesischen Weber wesentlich mit auf deren abweichender Ernährung.

Die N. unterliegen häufigen und argen Verfälschungen. Mehl wird mit Gips (bis 30 Proz.), Schwerspat (bis 20 Proz.) und andern farblosen, oft gesundheitsschädlichen Pulvern vermischt, verdorbenes Mehl »verbessert« man durch Alaun u. Kupfervitriol, Nudeln färbt man mit Pikrinsäure statt mit Eigelb, und in der Konditorei werden Gips, Schwerspat, Kreide und schädliche Farbstoffe angewendet. Zucker wird mit Mehl, Dextrin, indischer Sirup mit Runkelrüben- und Kartoffelsirup verfälscht. Beim Fleisch kommen Unterschiebungen des Fleisches kranker oder gar gefallener Tiere, von Pferdefleisch für Rindfleisch vor, und Wurst wird sehr oft mit Stärkemehl oder Mehl verfälscht. Milch wird abgerahmt und mit Wasser verdünnt, Honig mit Stärkesirup, Butter mit Kunstbutter versetzt. Die Fälschungen von Wein (Unterschiebungen geringerer Sorten und Gemische, Färbungen, Zusatz von Spiritus ꝛc.) sind allgemein bekannt, es wird sehr viel mehr Madeira, Médoc ꝛc. getrunken, als die betreffenden Weingegenden produzieren, und reiner Rum,

Kognak oder Arrak ist eine Seltenheit im Handel. Kaffeebohnen und Theeblätter werden gefärbt, letztere auch durch Pulver beschwert oder mit bereits benutzten und wieder getrockneten Theeblättern gemischt, gemahlener Kaffee wird mit Kaffeesatz, Sand, Zichorie, gebranntem Getreide gemischt, Kakao und Schokolade enthalten oft bedeutende Mengen von Stärke, Mehl, Talg, Ocker, Kalk etc. Für die Verfälschung gemahlener Gewürze werden geeignete Fälschungsmittel (s. Matta) in besondern Fabriken dargestellt. Haben nun auch alle diese betrügerischen Manipulationen in der neuern Zeit sehr bedeutend an Umfang gewonnen, so kamen doch Verfälschungen von Nahrungs- und Genußmitteln schon vor Jahrhunderten häufig genug vor und gaben schon frühzeitig Veranlassung zum Einschreiten des Gesetzgebers. Friedrich III. bedrohte 1475 die Weinfälscher, und im 16. Jahrh. wurde eine Kontrolle des Gewürzhandels eingeführt. Die spätere Zeit ist reich an Verordnungen, welche polizeiliche Revisionen einführten und die Physici zur Untersuchung von Proben verpflichteten. — Im neuen Deutschen Reich wurde 14. Mai 1879 ein Gesetz (*Nahrungsmittelgesetz*), betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen, publiziert, welches die Polizei ermächtigt, bei Händlern von Nahrungs- und Genußmitteln, Spielwaren, Tapeten, Farben, Eß-, Trink- und Kochgeschirr und Petroleum Proben zu entnehmen und bei Händlern, welche auf Grund dieses Gesetzes zu Freiheitsstrafe verurteilt sind, Revisionen vorzunehmen. Mit Gefängnis bis zu 6 Monaten und (oder) mit Geldstrafe bis zu 1500 Mk. wird bestraft: 1) wer zum Zweck der Täuschung im Handel und Verkehr N. oder Genußmittel nachmacht oder verfälscht; 2) wer wissentlich N. oder Genußmittel, welche verdorben oder nachgemacht oder verfälscht sind, unter Verschweigung dieses Umstandes verkauft oder unter einer zur Täuschung geeigneten Bezeichnung feilhält. Ist die unter 2) bezeichnete Handlung aus Fahrlässigkeit begangen, so tritt Geldstrafe bis 150 Mk. oder Haft ein. Mit Gefängnis wird bestraft: 1) wer vorsätzlich Gegenstände, welche bestimmt sind, andern als N. oder Genußmittel zu dienen, derart herstellt, daß der Genuß derselben die menschliche Gesundheit zu schädigen geeignet ist, ingleichen, wer wissentlich Gegenstände, deren Genuß die menschliche Gesundheit zu schädigen geeignet ist, als N. oder Genußmittel verkauft, feilhält oder sonst in Verkehr bringt; 2) wer vorsätzlich Bekleidungsgegenstände, Spielwaren, Tapeten, Eß-, Trink- oder Kochgeschirr oder Petroleum derartig herstellt, daß der bestimmungsgemäße oder vorauszusehende Gebrauch dieser Gegenstände die menschliche Gesundheit zu schädigen geeignet ist, ingleichen, wer wissentlich solche Gegenstände verkauft, feilhält oder in den Verkehr bringt. Der Versuch ist strafbar. Ist durch die Handlung eine schwere Körperverletzung oder der Tod eines Menschen verursacht worden, so tritt Zuchthausstrafe bis zu 5 Jahren ein. War der Genuß oder Gebrauch des Gegenstandes die menschliche Gesundheit zu zerstören geeignet, und war diese Eigenschaft dem Thäter bekannt, so tritt Zuchthausstrafe bis zu 10 Jahren und, wenn durch die Handlung der Tod eines Menschen verursacht worden ist, Zuchthausstrafe nicht unter 10 Jahren oder lebenslängliche Zuchthausstrafe ein. Ist eine dieser Handlungen aus Fahrlässigkeit begangen, so tritt je nach den Folgen Geld- oder Gefängnisstrafe ein. Auf Grund des Gesetzes können mit Zustimmung des Bundesrats gewisse Verordnungen erlassen werden, die aber dem Reichstag vorzulegen sind und auf dessen Verlangen außer Kraft treten. Besondere Bestimmungen gelten 1) für den Verkehr mit blei- und zinkhaltigen Gegenständen nach dem Gesetz vom 25. Juni 1887; 2) für die Verwendung gesundheitsschädlicher Farben (s. Farbstoffe, S. 198) nach dem Gesetz vom 5. Juli 1887; 3) für den Verkehr mit Ersatzmitteln für Butter (s. Kunstbutter) nach dem Gesetz vom 12. Juli 1887; 4) über den Verkehr mit Wein, weinhaltigen und weinähnlichen Getränken (s. Wein) nach dem Gesetz vom 20. April 1892. In *Österreich* wird die Beaufsichtigung der N. durch eine Reihe von Einzelbestimmungen geregelt; so z. B. durch die Verordnung vom 2. Mai 1793 und vom 10. Juli 1801, das Dekret vom 16. Jan. 1875, die Verordnung vom 1. März 1886 und vom 5. Juni 1888. Vgl. *Moleschott*, Physiologie der N. (2. Aufl., Gießen 1859); Derselbe, Lehre der N. für das Volk (3. Aufl., Erlang. 1857); *Reich*, Nahrungs- und Genußmittelkunde (Götting. 1860—61, 2 Bde.); *König*, Die menschlichen Nahrungs- und Genußmittel (3. Aufl., Berl. 1889—93, 2 Bde.); Derselbe, Prozentische Zusammensetzung und Nährgeldwert der menschlichen N. (6. Aufl., das. 1893); *Hanausek*, Nahrungs- und Genußmittel aus dem Pflanzenreich (Kassel 1884); *Möller*, Mikroskopie der Nahrungs- u. Genußmittel aus dem Pflanzenreich (Berl. 1886); *Dammer*, Lexikon der Verfälschungen (Leipz. 1886); *Meyer* und *Finkelnburg*, Erläuterungen zum Gesetz vom 14. Mai 1875 (2. Aufl., Berl. 1885); *Tschirch* u. *Österle*, Anatomischer Atlas der Pharmakognosie und Nahrungsmittelkunde (Leipz. 1893 ff.); *Peterson*, Unsere N. in ihrer volkswirtschaftlichen und gesundheitlichen Bedeutung (Stuttg. 1894); *Ephraim*, Bibliothek für Nahrungsmittelchemiker (Leipz. 1894 ff.); *Elsner*, Praxis des Chemikers bei Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln (6. Aufl., Hamb. 1895).

Nahrungsmittelgesetz, s. Nahrungsmittel, S. 740.

Nahrungspflanzen (hierzu Tafeln »Nahrungspflanzen I—III«), die von dem Menschen zur Nahrung benutzten Pflanzen, finden sich sehr ungleich über die Erde verteilt, am reichlichsten und mannigfaltigsten in den Tropen, während die Polarzone außer Algen, Flechten, Pilzen u. einigen genießbaren Beeren wenig namhafte einheimische N. hervorbringt. In den Tropen selbst ist in dieser Beziehung keine Gegend bevorzugt; in der gemäßigten Zone dagegen kann die westliche Halbkugel mit der östlichen durchaus nicht in die Schranken treten, und auf der letztern stehen wieder die westlichen Teile und die östlichen gegen den mittlern Teil weit zurück. Unsre wichtigsten N. stammen nämlich fast ohne Ausnahme aus dem Landstrich zwischen dem Persischen und Arabischen Meerbusen, dem Mittelländischen, Schwarzen und Kaspischen Meere; aber die meisten bieten in ihrem ursprünglichen Zustande kaum angenehme u. wohlschmeckende Teile dar, und erst durch die Kultur sind sie zu dem geworden, was sie jetzt sind. Im ganzen schätzt man die Zahl der N. auf etwa 1000, und wenn man für jede Art durchschnittlich nur 10 Spielarten annimmt, so übersteigt die Mannigfaltigkeit der N. die Zahl von 10,000 Sorten. Im einzelnen kennt man etwa

	östliche Halbkugel	westliche Halbkugel
236 mehlliefernde N. und zwar . .	191	45
94 ölreiche N.	49	45
81 zuckerreiche N.	52	29
213 säuerliche N.	151	62
145 salzhaltige N.	122	23
769 N. und zwar	565	204.

Nahrungsp

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe u



1. Dioscorea Batatas (Yamswurzel).

2. Maranta arundina

5. Manihot utilissima (Kassawastrauch).

6. Metroxylon Rumphii (Sagopalme).

7. Cycas rev

rungspflanzen I.

(…unter den lateinischen Gattungsnamen.)



…Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Nahrungspflanzen«.

Nahrungsp

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe



1. Adansonia digitata (Affenbrotbaum).

2. Paullinia sorbilis (Guarana).

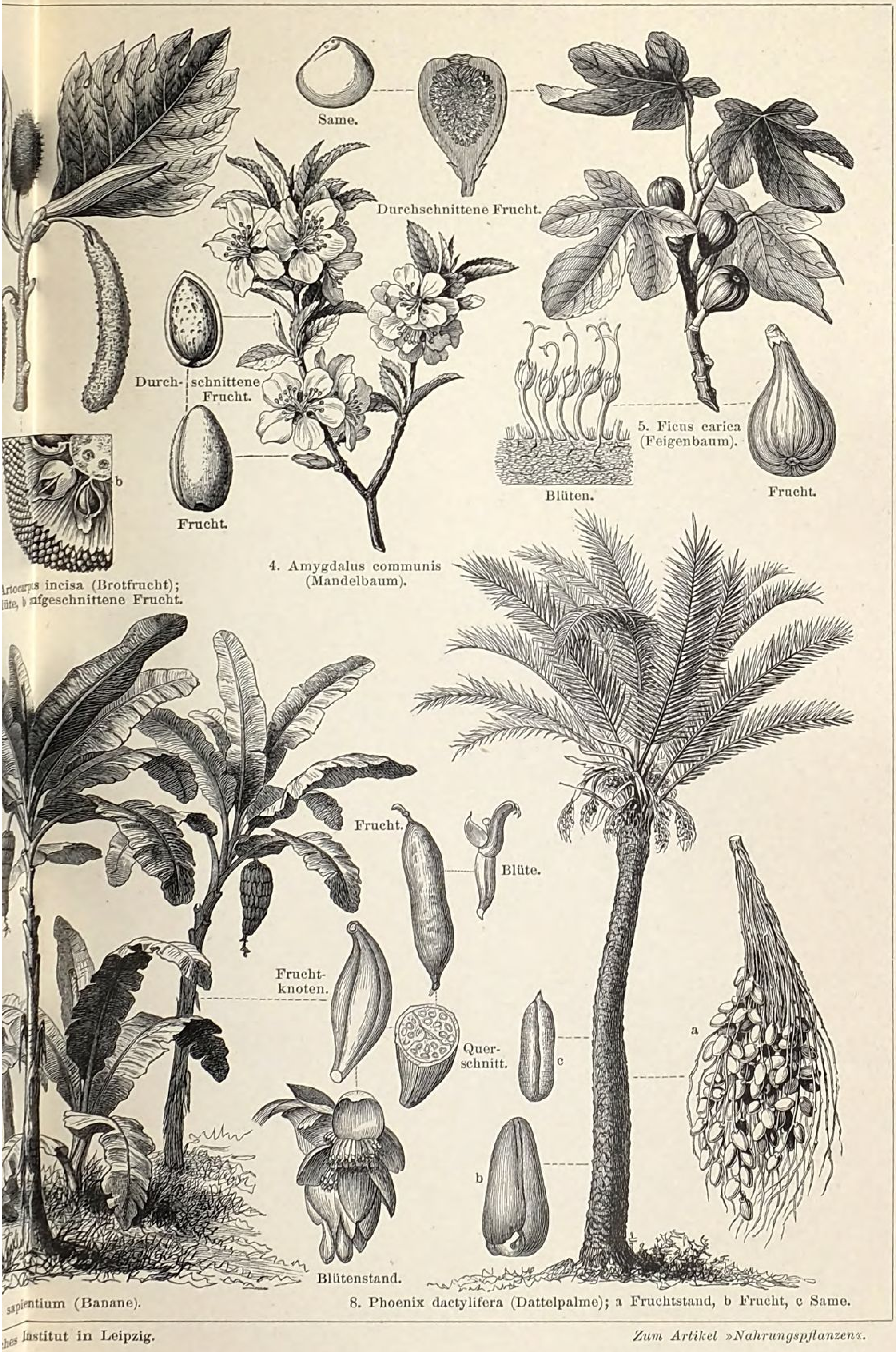
3. Artocarp
a Blüte, b

6. Pandanus odoratissimus (Schraubenbaum).

7. Musa sa

ungspflanzen II.

(…unter den lateinischen Gattungsnamen.)



…ocarpus incisa (Brotfrucht); …üte, b aufgeschnittene Frucht.

4. Amygdalus communis (Mandelbaum).

5. Ficus carica (Feigenbaum).

…sapientium (Banane).

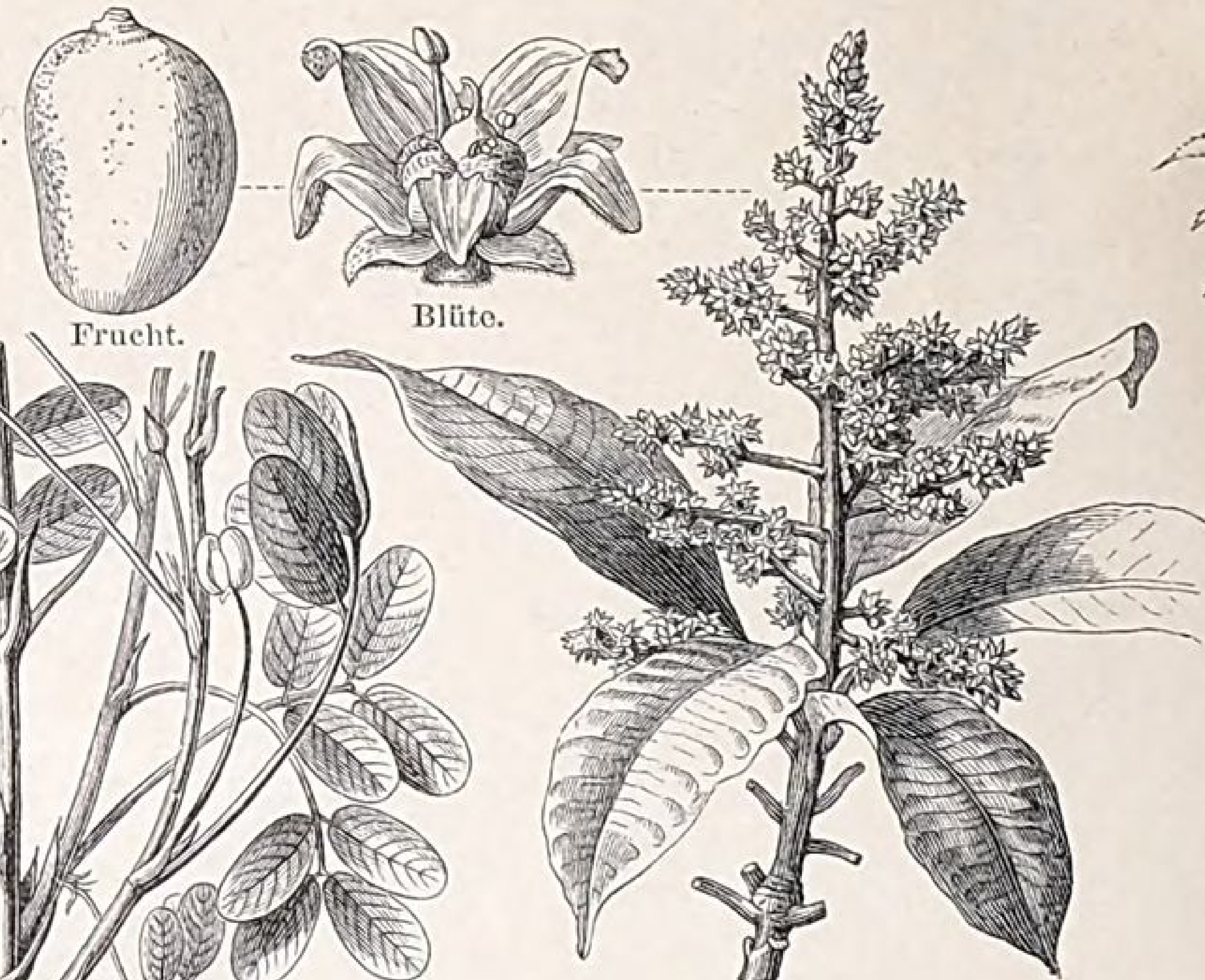
8. Phoenix dactylifera (Dattelpalme); a Fruchtstand, b Frucht, c Same.

Nahrungsp

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe



1. Arachis hypogaea (Erdmandel).



2. Mangifera indica (Mangobaum).



3. Ananas sat



6. Cicer arietinum (Kichererbse).



8. Bambusa (Bambus).



9. Araucaria im

…gspflanzen III.

(… siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)



Die Basis aller vegetabilischen Nahrung bildeten die **mehlgebenden Pflanzen**. Zu ihnen gehören unsre Getreidearten (Hafer, Gerste, Roggen, Weizen mit Spelz, Einkorn, Emmerkorn), der Reis, der Mais, die Hirse, Kolbenhirse, Mohrhirse, Bambus und manche andre Gräser, dann Buchweizen, die peruanische Quinoa und einige weniger bedeutende Samenpflanzen; ferner von Wurzelgewächsen: Papyrus u. Nymphaea Lotus der Alten, die Yamswurzel, die Takka und der Tarro (Caladium esculentum) der südlichen Halbkugel, die Kartoffel, die Batate und Mandioka (Manihot) der Neuen Welt. Auch Maranten, Arum-Arten, Topinambur, Oxalis-Arten, Apios tuberosa, Lathyrus tuberosa ꝛc. schließen sich hier an, dann die Sagopalmen, Cycas-Arten, der Kastanienbaum, mehrere Eichen, der Brotfruchtbaum ꝛc. Eine geschlossene Gruppe, charakterisiert durch den hohen Gehalt an eiweißartigen Stoffen, bilden die Hülsenfrüchte, zu denen die Erbsen, Bohnen, Kichererbsen, Lupinen, viele Dolichos-Arten, die Erdeichel (Arachis), die Sojabohne ꝛc. gehören. Endlich sind hier auch die Pilze, die Algen und Flechten zu erwähnen. Die Soja und Erdeichel bilden den Übergang zu den **ölreichen** N., welche indes auch viel Stärkemehl, Gummi, Zucker und Eiweißkörper zu enthalten pflegen. Hier sind besonders hervorzuheben: die Mandel, die Ölpalme und andre Palmen, die Olive, Walnuß, Haselnuß, Pistazie, Araukarie, Wassernuß, der Kakao und die Erdmandel (Cyperus esculentus). Von den **zuckerreichen** N. steht das Zuckerrohr an erster Stelle, und Ahorn und Runkelrüben schließen sich ihm an. Auch Rüben, Radieschen, Meerrettich, die gelbe Rübe, Pastinake, Zuckerwurzel, der Sellerie, die Laucharten ꝛc. gehören hierher; doch haben die süßen Früchte stets eine viel größere Bedeutung als die Wurzeln, ja zum Teil eine kaum minder große als die Cerealien gehabt. Dies gilt besonders von der Dattelpalme und der Banane, während andre mehr oder weniger die Rolle des Obstes spielen. Zu nennen sind etwa: die Ananas, der Melonenbaum, die Feige, der Johannisbrotbaum, der Pandanus, die Kakteen und die Kürbis- und Gurkenfrüchte. Die süßen Früchte erlangen ihren größten Wohlgeschmack, wenn sich dem Zucker **Säure** in mäßiger Menge und ein Aroma zugesellen. Von diesen wohlschmeckenden Obstarten besitzt jeder Weltteil zahlreiche und ihm eigentümliche Arten, die zum Teil sehr weite Verbreitung gefunden haben. Zu den ursprünglich asiatischen gehören: der Mangobaum, der Rosenapfel, Nephelium Litchi, die Orange, Zitrone, der Pfirsich, die Pflaume, Aprikose, Kirsche, Quitte, der Apfel, die Birne, Tamarinde, Diospyros-Arten, die Mangostane, Mispel, Maulbeere, der Weinstock, der Granatapfel u. a.; Afrika dagegen hat nur wenige ihm eigentümliche Arten (Affenbrotbaum, Judendorn ꝛc.), und eine noch geringere Auswahl bietet Europa dar. Amerika dagegen ist wieder reich an Obst, es bietet unter anderm den Anakardienbaum, den Mammeibaum, die liebliche Avogate (Persea gratissima), die Goyava (Psidium), die Ikakopflaume, den Breiapfel (Sapota Achras), den Zuckerapfel (Anona) ꝛc. Zur letzten Gruppe der N. rechnet man die **Gemüse**, die zahlreichen Kohl- und Krautarten, Spinat, Salat, Spargel, Artischocken, Palmenknospen, Corchorus-Arten, die Eierpflanze ꝛc. Eine Übersicht der wichtigsten N. geben die beifolgenden Tafeln. Vgl. **Unger**, Die N. des Menschen (Wien 1857).

Nahrungssaft, soviel wie Chylus.

Nahrungsstoffe, s. Nahrungsmittel.

Nahrungsverweigerung (grch. **Sitophobie**), eine nicht seltene krankhafte Willensäußerung, die bei allen Formen und Stadien von Geisteskrankheit zuweilen vorkommt, am häufigsten jedoch in der Melancholie. Bald ist es eine dunkle Empfindung eines krankhaften Zustandes des Magens u. Darmes, welche dem Geisteskranken einen Abscheu gegen jede Nahrung eingibt; bald beruht die N. auf Halluzinationen, namentlich des Geschmackssinns, indem der Kranke ungenießbare, übelschmeckende Dinge vor sich zu haben glaubt, bald auf allerhand Wahnideen; bald ist die N. nur eine Modifikation des Selbstmordtriebs, welche für den Kranken höchst lebensgefährlich werden kann, die Ernährung aufs äußerste stört und nicht selten trotz aller ärztlichen Bemühungen zum Hungertod führt. Die Ernährung muß in solchen Fällen künstlich mit der Schlundsonde bewirkt werden, und wenn die Kranken durch willkürliches Erbrechen die Speisen wieder von sich geben, bleibt nur der Versuch durch Klystierernährung übrig.

Nahsichtigkeit, s. Plesiopsie.

Naht, s. Nähen. — Im Schiffbau heißen Nähte die Fugen zwischen den Planken, bez. Platten der Schiffshaut. In der Baukunst heißt N. der Zusammenstoß zweier Gewölbflächen, auch der Grat eines Kreuzgewölbes; bei Abgüssen der Grat, welcher bei Anwendung zusammengesetzter Formen durch das Eindringen des Gußmaterials in die Fugen der Form entsteht.

Naht (Sutura), in der Anatomie, s. Knochennaht, in der Botanik, s. Samenknospe. — In der Chirurgie ist die N. ein schon im Mittelalter sehr gebräuchliches Mittel, um Wundränder zu vereinigen. Man hat wohl die Vereinigung der Wundflächen durch Verbände, Heftpflaster, Kollodium, Stahlklammern als **unblutige** N. bezeichnet, welcher die eigentliche mit Nadel und Faden ausgeführte als **blutige** gegenübersteht. Von den vielfachen Methoden sind fast allein noch zwei üblich: die gewöhnlichste, die **Knopfnaht**, und die **umschlungene** N. Bei der ersten wird nahe am Rande des Wundspalts eingestochen und der Faden an einer genau gegenüberliegenden Stelle des andern Randes wieder herausgeführt; die Enden des Fadens werden angezogen und über dem so geschlossenen Spalt mit einfachen oder chirurgischen Knoten, die man am besten **nicht** gerade auf die Wunde, sondern seitlich davon anbringt, geknüpft. Zur umschlungenen N. dienen gerade, lange, sogen. Karlsbader Insektennadeln, welche tagelang in der Wunde liegen bleiben und dadurch wirken, daß der in ∞-Touren umschlungene Faden die Ränder aneinander hält. Man bedient sich dieser Methode, wenn man das Umlegen und Einrollen der Wundränder fürchtet (bei Hasenscharten und andern kosmetischen Operationen), bei Fällen, in denen die N. zugleich blutstillend wirken soll, und endlich bei großen Bauchwunden, bei denen es auf genauen Schluß des Spaltes ankommt. Man wählt als Fäden meistens präparierte Seide und Catgut (in Karbolöl aufbewahrte, aus Katzendarm gedrehte Fäden), seltener Silberdraht; das Catgut hat den Vorzug, daß es in tiefen Wunden einheilt u. liegen bleiben darf, weil es mit der Zeit aufgesaugt wird, während die andern Fäden nach 2, 3, 4—8 Tagen entfernt werden müssen oder von selbst ausgestoßen werden. Die N. wird bei Weichteilen, namentlich Haut, Muskeln, Sehnen, bei Nerven, selten am Darm und der Gebärmutter angewandt, immer aber nur dann, wenn eine Aussicht auf direkte Verheilung, d. h. Heilung ohne Eiterung, vorliegt; gequetschte oder allzu tiefe Schuß-

oder Rißwunden dürfen nicht genäht werden, weil sie doch in Eiterung übergehen und die N. üblerweise den Abfluß der Sekrete hindert. Die (künstliche) Knochennaht wird bei sogen. falschen Gelenken (Pseudarthrosis) angewandt, wo zwei sich gegenüberliegende Knochenenden gereizt und durch hindurchgezogene Silberdrähte vereinigt werden, um ihr Zusammenheilen zu bewirken. Die Nervennaht dient namentlich bei Schußverletzungen, aber auch sonst bei Nerventrennungen dazu, die getrennten Stücke zu vereinigen, um so die Leitung und Bewegungsfähigkeit des Gliedes wiederherzustellen. Die Sehnennaht wird bei Trennungen namentlich einzelner Sehnen der Finger mit gutem Erfolg ausgeführt und rettet oft die Beweglichkeit, welche ohne die Operation verloren wäre. Vgl. Ravoth, Grundriß der Akiurgie (2. Aufl., Berl. 1868).

Nahuatl, merikan. Sprache, s. Nauatl.

Nahuelhuapi, See in Argentinien, auf der Grenze zwischen den Gouvernements Neuquen u. Rio Negro, mitten durchschnitten von 41° 30′ südl. Br. u. 71° 10′ westl. L. v. Gr., am Ostfuße der Anden, 539 m ü. M., 1260 qkm (22,9 QM.) groß, von fruchtbarem Hügelland umgeben, aus dessen Südende der Limay (ein Quellfluß des Rio Negro) abfließt. Von dem westlich liegenden Vulkan Tronador führen die nur 877 und 840 m hohen Pässe von Rosalez und Bariloche nach Chile. Die Jesuiten gründeten 1670 und 1715 am See Missionen.

Nahum, einer der zwölf sogen. kleinen Propheten, gebürtig aus Elkosch, lebte entweder unter König Hiskias oder wahrscheinlicher unter Josias. Jedenfalls verkündigt er die bevorstehende Zerstörung der assyrischen Hauptstadt Ninive.

Nahwaffen, soviel wie Hieb- und Stoßwaffen.

Näib (arab.), Stellvertreter, Vikar; in der Türkei die geistlichen Richter (als Stellvertreter des Kadi oder Molla); in den östlichen Ländern des Islam soviel wie Statthalter (als Stellvertreter des Fürsten). In der Mehrzahl lautet das Wort nawwâb, von dem das Wort Nabob (s. d.) abzuleiten ist, weil die Statthalter sich gewöhnlich sehr bereichern.

Nail (engl., spr. nēl, »Nagel«), engl. Längenmaß für Manufakturwaren, = 1/4 Quarter oder 2 1/4 Inches.

Naila, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberfranken, an der Selbitz und der Linie Hof-Marxgrün-Steben der Bayrischen Staatsbahn, 502 m ü. M., hat eine evang. Kirche, einen Monumentalbrunnen (Luitpoldbrunnen), eine Rettungsanstalt (Martinsberg), ein Amtsgericht, 2 mechanische Buntwebereien, Decken- und Teppichfabrikation, eine große Schuhfabrik (300 Arbeiter), Bierbrauerei, Marmorbrüche, Viehhandel u. (1890) 2045 Einw., davon 76 Katholiken. N. ist nach dem großen Brande von 1862 fast ganz neuerbaut.

Naïn, 1) Ort in Galiläa, am Nordfuß des Kleinen Hermon gelegen, aus Luk. 7, 11 bekannt. — 2) Missionsstation der Herrnhuter an der Nordostküste von Labrador in Nordamerika, unter 56° 33′ nördl. Br., mit sehr rauhem Klima (Durchschnittstemperatur Sommer 9°, Winter —20,6°), 1771 gegründet, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat 270 Einw.

Naing Sing, ein um die Erforschung Hochasiens sehr verdienter Pundit (d. h. wissenschaftlich gebildeter Brahmane), aus Kamaon gebürtig, gest. 1. Febr. 1882 in Morabad, bereiste seit 1856 zuerst Kaschmir und Ladak, besuchte 1865 u. 1866 Lhassa, 1867 die Goldbergwerke von Thok-Dschalong und begleitete 1873 Forsyth nach Jarkand. Nach Leh zurückgekehrt, brach er noch in demselben Jahre von dort nach Osten auf drang über Rudok in das seenreiche, bisher unerforschte Gebiet des innern Tibet bis zum Tengri-Nor vor, wandte sich dann nach Lhassa, von da, den Brahmaputra überschreitend, durch die Landschaft Tawang nach Assam und langte im Mai 1875 wieder in Kalkutta an. Vgl. »Geographical discoveries in Tibet by N.« (im »Geographical Magazine«, Lond. 1876).

Naïni Tal, Gesundheitsstation im Distrikt Kamaon der britisch-ind. Nordwestprovinzen, unter 29° 22′ nördl. Br. und 29° 30′ östl. L. v. Gr., am Ufer eines schönen Sees in den Ausläufern des Himalaja, 1945 m ü. M., hat ein Militärhospital für 350 Europäer und mit der 572 Köpfe starken Militärstation (1891) 8455 Einw., deren Zahl aber im Sommer, wo N. Sitz der Regierung der Nordwestprovinzen ist, sich bedeutend erhöht.

Naïr, drawidischer Volksstamm an der Malabarküste von Britisch-Indien, welcher die Hindureligion angenommen hat, zur Sudrakaste gehört, aber sich zu den Kschatria rechnet; ihm gehört die regierende Familie von Travankor an. Die N. haben die uralte Sitte der Vielmännerei bis heute beibehalten und sind (1891) 980,860 Köpfe stark.

Nairn (spr. nārn), Hauptstadt der nach ihr benannten Grafschaft in Schottland, an der Mündung des Flusses N. in den Moray Firth, mit Hafen, Seebad und (1891) 4014 Einw.

Nairnshire (spr. nārnschir), schott. Grafschaft, südlich am Moray Firth, 556 qkm (10,1 QM.) groß mit (1891) 10,019 Einw. (von denen 2487 neben englisch gälisch sprechen), ist im S. gebirgig mit ausgedehnten Moorstrecken, während die nördliche Küste meist mit Flugsand bedeckt, strichweise aber auch fruchtbar ist. Bewässert wird das Land vom Flusse N. und dem Findhorn, die beide in den Moray Firth münden. Hauptbeschäftigung bilden Ackerbau u. Fischerei. 1890 waren 18,4 Proz. der Oberfläche Ackerland, 1,7 Proz. Weiden, 10,2 Proz. Wald. Hauptstadt ist Nairn.

Naissus, Stadt aus nachtrajanischer Zeit in Moesia superior, an einem wichtigen Knotenpunkt von Straßen gelegen, seit Diokletian Hauptort der Provinz Dardania, berühmt als Geburtsstadt Konstantins d. Gr. und durch den Sieg des Kaisers Claudius II. 269 über die Goten. Von Attila zerstört, wurde es durch Justinian als Naissopolis wiederhergestellt; unter den Byzantinern hieß es Nisus. N. lag an der Stelle des »Grad« (Festung) von Nisch (s. d.) am nördlichen Ufer der Nischawa.

Naïv, s. Naivität. — Naïve (franz. Ingénue), Bühnenrolle, s. Agnesenrollen.

Naïvität (v. lat. nativus, »angeboren«), ein Ausdruck, der aus dem Französischen (naïf und naïveté) zuerst durch Gellert in die deutsche Sprache eingeführt wurde. Er bezeichnet die Natürlichkeit, die natürliche Weise des Empfindens und Denkens im Gegensatz zu allem Künstlichen, Erlernten, durch Umgang und Erziehung Angeeigneten, Reflektierten, Konventionellen. Für die Ästhetik von besonderer Bedeutung ist der Begriff des Naiv-komischen. Naiv-komisch ist die Äußerung oder Bethätigung eines natürlichen Empfindens oder Denkens, die als solche, oder vom Standpunkt der naiven Persönlichkeit aus, berechtigt, gesund, wertvoll, vielleicht erhaben, zugleich aber von unserm Standpunkt aus, d. h. angesichts der Forderungen der Reflexion, Konvention, Bildung unberechtigt, unzulässig, nichtig erscheint. Wegen seines positiven Moments steht die naive Komik unter den Gattungen der Komik dem Humor am nächsten (s. Komik und Humor). Außerdem hat der Begriff der N. für die Ästhetik da-

durch spezielle Bedeutung gewonnen, daß Schiller und Goethe die naive und die sentimentalische Dichtung als zwei wesentliche Grundformen der poetischen Darstellung unterschieden. Die Dichtung der Alten ist nach ihnen naiv, objektiv, aus unmittelbarem Sicheinsfühlen mit der Natur entstammend, die Dichtung der Neuzeit dagegen sentimentalisch, subjektiv, die Naturgemäßheit anstrebend (vgl. Schillers Abhandlung: »Über naive und sentimentalische Dichtung«).

Naiwascha, See in Ostafrika, unter 0° 43′ südl. Br. und 36° östl. L. v. Gr., 1830 m ü. M., 22 km lang, 16 km breit, mit drei kleinen Inseln, eingefaßt im O. von der Aberdarekette (Kinangop 4000 m), im W. von dem Steilabfall des Mauplateaus (2930 m), im S. von den Lonongotbergen (2400 m). Er empfängt von Norden her den Guasso Giligili und den Murundat, deren Alluvionen ihn mit der Zeit ganz auszufüllen drohen. Der See hat keinen Abfluß, trotzdem frisches Wasser, enthält aber keine Fische, dagegen sind Flußpferde und wilde Enten an seinen mit Schilf bewachsenen Ufern sehr zahlreich.

Naja, die Brillenschlange.

Najac (spr. naschack), Emile, Graf de, franz. Theaterdichter, geb. 14. Dez. 1828 in Lorient (Morbihan), gest. 11. April 1889 in Paris, studierte die Rechte und bekleidete ein Amt im Ministerium des Innern, bis er sich gänzlich der Bühnenlitteratur widmete. Ein Menschenalter hindurch hat er dann, meist im Verein mit den namhaftesten Dramatikern der Gegenwart, eine Unzahl von Lustspielen, Possen und Operetten geliefert, von denen als die beliebtesten (zum Teil auch in Deutschland bekannt gewordenen) zu nennen sind: »La poule et ses poussins«, Lustspiel (1861); die Einakter: »Les oiseaux en cage« (1863) und »La dernière poupée« (1875); »Théâtre des gens du monde« (1872); »Madame est servie« (1874); ferner mit Scribe: »La fille de trente ans« (1859); mit About; »Gaëtana« (1862); mit Meilhac: »Nany« (1872); mit Hennequin: »Bébé« (1877), »Niniche« (1878) und »Nounou« (1879); mit Sardou: »Les noces de Fernande«, Musik von Deffès (1878), und »Divorçons!«, Lustspiel (1880).

Najadaceen, monokotyle, etwa 10 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Helobien, untergetauchte Wasserpflanzen mit linealen gezahnten Blättern und eingeschlechtigen ein- oder zweihäusigen, sehr reduzierten Blüten, die bei Najas aus einer doppelt behüllten, endständigen Anthere und einem nackten oder behüllten Fruchtknoten mit 2—4 Narbenschenkeln bestehen. Die einzige Gattung der Familie ist Najas *L.*, die über den ganzen Erdkreis verbreitet ist; einzelne Arten, wie N. major *All.*, sind kosmopolitisch, andre, wie N. Wrigtliana auf Cuba, N. tenuissima *A. Br.* in Finnland, haben nur ein sehr enges Areal. Vgl. Magnus, Beiträge zur Morphologie der Gattung Najas (Berl. 1870).

Najāden, s. Nymphen.

Najades (Flußmuscheln), s. Muscheln.

Najas *L.*, s. Najadaceen.

Najera (spr. náchera), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Logroño, an der Najerilla (Nebenfluß des Ebro), hat eine Kirche mit Grabmälern mehrerer Könige von Navarra, Kastellruinen u. (1887) 2622 Einw.; hier 3. April 1367 Sieg der Engländer über Bertrand du Guesclin und den kastilischen Infanten Heinrich von Trastamare.

Nakādah, Ort im Distrikt Kus der ägypt. Provinz Keneh, am linken Nilufer, Dampferstation, malerisch am Strom gelegen, mit koptischer und römisch-kath. Kirche, amerikanischer Mission und (1882) 4534 Einw.

Nakas (russ.), Instruktion, Ausführungsbestimmung; im Gegensatz zum Ukas, dem eigentlichen Gesetz oder der Verordnung.

Nakel (Naklo), Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Wirsitz, an der Netze und am Anfang des Bromberger Kanals, Knotenpunkt der Linien Schneidemühl-Thorn und Gnesen-N. der Preußischen Staatsbahn, 56 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, Eisengießereien und Maschinenfabriken, ein großes Mühlwerk, eine Molkerei, Käsefabrik, Fabrikation feiner Wurstwaren, Getreide-, Mehl-, Holz- und Bretterhandel, Bierbrauereien und (1890) 6766 Einw., davon 2735 Katholiken und 581 Juden. — N. war ehemals eine wichtige Festung, um deren Besitz die Pommern und Polen lange stritten. Es erhielt 1259 deutsches Stadtrecht und fiel 1772 an Preußen.

Nakheilah, el, Ort im Distrikt Abu Tig der ägypt. Provinz (Mudirieh) Siut, 3 km südlich von Abu Tig, am linken Nilufer, mit (1882) 9619 Einw.

Nakhon-Vat (Angkor-Vat), Ruinenstätte in der Nähe der Stadt Angkor (s. d.) im hinterind. Reiche Siam, ein Tempelkloster von 3,5 km Umfang, mit gewaltigem Dom der untergegangenen großen Stadt Nakhon-Tom, deren von einer 10 m hohen und 13,6 km langen Mauer umgebene Ruinen mit fünf phantastischen Thoren vielleicht aus dem 14. Jahrh. stammen. Der Tempel war das Nationalheiligtum Kambodschas und stark besuchter buddhistischer Wallfahrtsort. Vgl. Delaporte, Voyage au Cambodge. L'architecture khmer (Par. 1880); Aymonier, L'épigraphie cambodjéenne (Saigon 1885); Fournereau, Les ruines d'Angkor (mit Porcher, Par. 1890); Derselbe, Les ruines khmères (das. 1891).

Nakib ul-eschrâf (arab.), »der Vorsteher, das Haupt der Scherife«, d. h. der Nachkommen des Propheten Mohammed (Eschrâf ist der Plural von Scherif). Er wird auch Scherîf ul-eschrâf (der oberste Scherif) genannt und ist eine Art Adelsmarschall, im Range der Erste nach dem Scheich ul-Islâm. Er ist der Hüter der Reliquien und des heiligen Banners (Sandschak i Scherif) des Propheten, und ihm steht die Entscheidung über den Stammbaum der Nachkommen Mohammeds zu. Am 15. Ramadan bereitet er vor dem Sultan und den Großen des Reiches das heilige Wasser, welches durch Befeuchtung eines Zipfels vom Mantel des Propheten (Chirka i Scherîf), der im Schatzhaus zu Stambul aufbewahrt wird, gewonnen wird.

Näkkebröd (schwed.), soviel wie Marlekor.

Nakschbendi (Nakischbendi), Name eines mohammed. Derwisch-Ordens, der 1319 von Pir Mohammed Nakschbend gegründet wurde und in der Türkei sehr verbreitet ist.

Nakskov, Hafenstadt auf der Westküste der dän. Insel Laaland, Amt Maribo, am Nakskovfjord und an der Eisenbahn Nykjöbing-N., mit (1890) 6722 Einw., die Kornhandel, Schiffbau und Schiffahrt treiben. N. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten. Es war ehemals befestigt und wurde 1658 von den Schweden eingenommen.

Nala (Nalas), in der ind. Sage ein König im Lande der Nischadher, verlor im Würfelspiel sein Reich und irrte nun mit seiner Gattin Damajantî in der Wildnis umher, verließ sie aber sodann heimlich, damit sie sein Unglück nicht länger teilen, sondern zu

ihrem Vater zurückkehren solle. Nach vielerlei Abenteuern wurden die Liebenden endlich wieder vereinigt, und N. gewann sein Reich wieder. Die ausführliche Erzählung dieser Geschichte findet sich als Episode im dritten Buch des Mahâbhârata und wurde besonders herausgegeben von Bopp (»Nalus Mahâbhârati episodium«, mit latein. Übersetzung, 2. Aufl., Berl. 1832), gekürzt von Böhtlingk in seiner »Sanskrit-Chrestomathie« und noch stärker von Charles Bruce (»Die Geschichte von N.; Versuch einer Herstellung des Textes«, Petersb. 1862). Übersetzungen lieferten Kosegarten (Jena 1820), Bopp (Berl. 1838), E. Meier (»Klassische Dichtungen der Inder«, Bd. 1, Stuttg. 1847), Kellner (Leipz. 1886); freiere Nachdichtungen Fr. Rückert (»Nal und Damajanti«, Frankf. 1828) und E. Lobedanz (»König Nal und sein Weib«, Leipz. 1863). Die Geschichte des N. bis zu seiner Vermählung mit Damajantî ist auch in den vier Gesängen des geschmacklosen und schwer verständlichen späten Epos »Nalodaya« erzählt, das mit Unrecht dem Kâlidâsa (s. d.) zugeschrieben wird. Eine andre Bearbeitung der Schicksale des N. ist das 22 Gesänge umfassende »Naishadhatscharita« des Çrîharscha, eins der formell bessern Epen der spätern Zeit (der 1. Teil hrsg. Kalk. 1836, der 2. von E. Röer, das. 1856). Auch ein Abschnitt der Märchensammlung des Somadeva enthält die Geschichte des N. und der Damajantî (Kap. 56, in Tawneys Übersetzung I, 559 ff.). Dramatisch wurde die Sage behandelt von De Gubernatis (»Il re Nala«, Turin 1869).

Naleski, ein polnisches, eierkuchenartiges Gebäck.

Nalifka, ein in Rußland bereiteter leichter Fruchtbranntwein aus Beeren, Kirschen, Pflaumen oder Äpfeln. Der beliebteste N. wird aus Brombeeren, schwarzen Johannisbeeren und Vogelbeeren gemacht, indem man diese mit gutem Branntwein auszieht und dann die Flüssigkeit unter Zuckerzusatz aufkocht.

Nalon, Küstenfluß in der span. Provinz Oviedo, 120 km lang, mit landschaftlich schönem Thale; Nebenfluß: Narcea.

Nama, s. Hottentoten.

Namangan, Kreis der russisch-zentralasiat. Provinz Ferghana im Generalgouv. Turkistan, am rechten Ufer des Narym u. am Sir Darja, umfaßt 17,382 qkm (315,7 QM.) mit (1892) 198,560 Einw. (seßhafte Sarten und nomadisierende Kirgisen). Der Ackerbau ist auf die Oasen an den Wasserläufen beschränkt. An den Gebirgsbächen herrscht Gartenbau vor, während am Sir Darja, bez. Naryn mehr der Getreidebau betrieben wird. An Salz, Steinkohlen, Naphtha ist das Land reich. Die gleichnamige Hauptstadt, rechts am Sir Darja, hat 82 Moscheen, 11 Medressen, Baumwollspinnerei, große Märkte, auf denen jährlich 300,000 Steppenschafe verkauft werden, bedeutenden Handel mit Früchten, Fellen und Filzen, welche auf Flößen bis Perowsk und Kasalinsk gehen, und (1892) 33,369 Einw. In der Umgebung reiche Naphthaquellen und Kohlenlager.

Namaqua, Volksstamm, s. Hottentoten.

Namaqualand, Division der britisch-südafrikan. Kapkolonie, in der Karru, 50,405 qkm (915,2 QM.) groß mit (1891) 16,809 Einw. (3661 Weiße, 12,886 Hottentoten, 262 Bantu), dem Hauptort Springbokfontein (268 Einw.) und den Missionsstationen Steinkopf und Komaggas (rheinische Mission), Lily Fontein (Wesleyaner) und Pella (Londoner Mission).

Namaröl, s. Grasöle.

Namâs (pers.), Gebet, speziell das gesetzlich vorgeschriebene, täglich fünfmal (frühmorgens, mittags, nachmittags, abends und nachts) zu verrichtende Gebet der Mohammedaner. Das Wort wird von den Türken und Persern gebraucht, während die Araber für Gebet das arabische Wort salât gebrauchen.

Namatiānus, Rutilius Claudius, röm. Dichter aus Gallien, unter Honorius Präfekt von Rom, beschrieb seine Reise aus dem von Alarich zerstörten Rom nach dem von den Westgoten verwüsteten Gallien, 416 n. Chr., in elegischem Maß in zwei Büchern (»De reditu suo«). Anfang u. Schluß des in Sprache u. Metrik korrekten und das Unglück der Zeit beweglich schildernden Gedichts sind verstümmelt (hrsg. von L. Müller, Leipz. 1870, und Bährens in »Poetae latini minores«, Bd. 5, das. 1883; übersetzt und erläutert von Itasius Lemniacus [A. v. Reumont], Berl. 1872).

Namdal, norweg. Landschaft, s. Namsos.

Name, im weitesten Sinne jede Benennung, im engern als Eigenname (Nomen proprium) die Bezeichnung eines einzelnen Wesens oder Dinges zur Unterscheidung desselben von andern gleicher Gattung, und zwar insbes. die eines menschlichen Individuums (Personenname). Über Ortsnamen vgl. den besondern Artikel. Die Personennamen sind bei allen alten oder weniger zivilisierten Völkern von irgend einer Eigenschaft des betreffenden Individuums hergenommen, wie noch jetzt die Beinamen und Spitznamen; es ist ein Zeichen fortschreitender Kultur, wenn sich daneben erbliche Namen oder sonstige regelmäßige Bezeichnungen der Familie einstellen. Die Griechen hatten keine Familien- oder Geschlechtsnamen; dem neugebornen Kind wurde sein N. nach der freien Wahl der Eltern in derselben Weise gegeben wie bei uns die Vornamen und zwar gewöhnlich am zehnten Tage bei einem mit einem Opfer verbundenen Familienfest. Die meisten griechischen Namen sind zusammengesetzt und, soweit ihr Sinn sich noch erkennen läßt, höchst charakteristisch, z. B. Damokles, »volksberühmt«; Leukippos, »weiße Pferde habend«; Sophokles, »durch Weisheit berühmt«; Nikophanes, »siegprangend«; Aglaophon, »herrlich redend«; Theodotos, »gottgegeben«, etc. In der ältesten Zeit bildete man häufig ein Patronymikum (s. d.), z. B. Atreides, »Sohn des Atreus«, Beiname des Agamemnon; auch erhielt der älteste Sohn meistens den Namen des Großvaters oder auch des Vaters. Später setzte man, wo es auf genauere Bezeichnung ankam, den Namen des Vaters im Genitiv bei, z. B. Kimon (Sohn) des Perikles. Spitznamen waren besonders in Athen beliebt, und auch Verkleinerungsformen kommen zahlreich vor, z. B. Dion von Diodoros, Timon von Timotheos, Zeuxis von Zeuxippos etc. Die römischen Namen bestehen meist aus einfachen Wörtern und sind weit weniger zahlreich und mannigfaltig als die griechischen. In der ältesten Zeit bestanden die der Männer nur aus einem Namen (Romulus, Faustulus), dann aus zwei (Numa Pompilius, Ancus Marcius); seit den ersten Zeiten der Republik finden sich endlich regelmäßig drei verbundene Namen für jede Person: der Vorname (praenomen), der in der Schrift häufig abgekürzt wurde, wie C. für Cajus, M. für Marcus etc.; der N. des Geschlechts oder der Gens (nomen), der fast stets auf »ius« auslautete, wie Fabius, Julius etc., und der Zuname (cognomen), d. h. der N. der unter der Gens begriffenen Familie, welcher der Träger angehörte, wie Cicero, Cäsar etc. Zu diesen drei Namen kam bisweilen noch ein vierter als Beiname (agnomen) hinzu, wie in der Familie der Scipionen die bekannten Namen Africanus und Asiaticus. In

dem Namen Marcus Porcius Cato Censorinus ist demnach Marcus der Vor-, Porcius der Geschlechts-, Cato der Familien-, Censorinus der Beiname. Bei den weiblichen Namen war die Regel, daß die Töchter das nomen ihres Vaters mit der weiblichen Endung als Namen führten, wie Tullia, Cornelia rc.; häufig waren auch die Diminutivformen, wie Tertulla rc. Uneheliche Kinder wurden nach der Mutter benannt, die Namen der Freigelassenen in der Regel nach dem Namen des freilassenden Herrn gebildet. Die Sklaven führten anfangs gewöhnlich nur einen Namen, bestehend aus einer Verbindung des Namens ihres Herrn mit dem Wort puer (Lucipor, Marcipor), später aber vielerlei Namen, die von der Heimat des Sklaven oder andern Umständen hergenommen oder nach der Willkür des Herrn gewählt waren. Die Zeit der Namengebung war bei Knaben der neunte, bei Mädchen der achte Tag nach der Geburt. Der älteste Sohn bekam in der Regel das praenomen des Vaters; beide wurden dann durch den Beisatz pater und filius oder junior oder durch major und minor unterschieden. Die Fremden pflegten, wenn sie das römische Bürgerrecht erhielten, gewöhnlich den Vor- und Geschlechtsnamen desjenigen anzunehmen, durch dessen Verwendung sie das Bürgerrecht erhalten hatten, mit Beibehaltung ihres vorigen Namens. Im allgemeinen ist für das römische Namenwesen die der politischen Schulung der Römer entsprechende, streng durchgeführte staatliche Regelung desselben charakteristisch; anderseits sind aber die römischen Namen, besonders die Vornamen, deren es nach Varro nur ungefähr 30 gab, viel nüchterner u. farbloser als bei andern Völkern. So gehen die bekannten Namen Quintus, Sextus, Septimius, Octavianus einfach auf Zahlennamen zurück (der fünfte, sechste, siebente, achte).

Auch bei den alten Germanen erhielt, wie bei den alten Griechen, das Kind bei seiner Geburt nur einen einzigen Namen. Natürlich hatten diese Namen, die wie die griechischen meistenteils zusammengesetzt waren, eine allgemeine und verständliche Bedeutung und bewegten sich in dem Kreis der nationalen Lieblingsanschauungen. So Bernhart (Bernhard), d. h. stark oder kühn wie ein Bär; Hildemar, »schlachtberühmt«; Garibald, »speerkühn« (daraus ital. Garibaldi); Gertrud, »Speerbraut«. Manche dieser Namen lassen sich buchstäblich in griechische übertragen; so heißt z. B. Volkmar und Dietmar wie das griechische Damokles »volksberühmt«; Sigmar oder Sigimer (N. des Vaters von Armin dem Cherusker), »sieg- oder kraftberühmt«, entspricht dem griechischen Nikokles, Kuonrat (Konrad), »kühn im Rat«, dem griechischen Thrasybulos. Diese ursprünglichen und volltönenden Namen unterlagen aber, ähnlich wie die Namen der Griechen, schon in uralter Zeit häufigen und starken Verkürzungen, wobei namentlich der ganze zweite Teil entweder mit Hinterlassung eines o als Zeichen seiner frühern Existenz oder spurlos abfiel. So wurde z. B. aus Hugibert Hugo, aus Audomar (Otmar) Otto, aus Kuonrat Kuno (Kuhn und Kurt), aus Chlodowig (Ludwig) Lutz, aus Godofried (Gottfried) Götz rc. Endlich traten an diese abgekürzten Formen noch gewisse Verkleinerungssilben oder -Buchstaben an, wodurch z. B. aus Hugo Hugilo (später Hügel, Heuglin rc.), aus Kuno Künilo (Kühnel) oder Kunizo (Kunze, Künzel) wurde. Aus diesen sogen. Koseformen oder Kurznamen erklärt sich die Entstehung eines sehr großen Teils der jetzigen deutschen Familiennamen, während in den Vornamen sich häufig die vollern Formen erhalten haben, z. B. Friedrich, Rudolf, Albrecht. Eine Unterscheidung zwischen den Familiennamen und den Vornamen oder sogen. Taufnamen wurde übrigens in Deutschland erst lange nach der Einführung des Christentums, nämlich etwa im 14. Jahrh., allgemein. Das Material für die erstern lieferten außer den alten Personennamen, welche die zahlreichste Klasse bilden, namentlich: Eigenschaften des Leibes oder der Seele (daher die Namen Schwarz, Kraus, Starke, Rotbart, Fromm rc.); Gewerbe, Stand und Würde (daher z. B. der so verbreitete N. Meier aus lat. major, in der Bedeutung »Oberster eines Hofes«); die frühere Heimat des Betreffenden (daher z. B. Schwab, Heß, die zahlreichen Namen auf -bacher und -reuter) oder die Lage seines Hauses (z. B. Amthor, Amberg), auch der N. des letztern (daher Namen wie Adler, Hirsch, Falk, Rothahn rc.) u. v. a. Vorzugsweise auf Ortsnamen beruhen die adligen Namen, die Stammsitze und Familiengüter bezeichnend, mit vorgesetztem von; doch ist das von auch bei bürgerlichen Namen, zur Bezeichnung der Herkunft, im 13. Jahrh. noch überaus häufig und wird erst im 14. und 15. Jahrh. bei nichtadligen Namen allmählich weggelassen. In der Zeit der Humanisten kamen die latinisierten Namen auf, wie Molitor für Müller, Pellicanus für Kürschner, Marius für Meier, auch gräcisierte, wie Melanchthon für Schwarzerd, eigentlich Schwarzert, Rhagius für Rack. Später wurden manche dieser Namen wieder verdeutscht, nicht ohne daß dabei arge Mißverständnisse unterliefen, wie z. B. »Pflaumbaum« aus »Blei« entstand, indem letzteres in Plumbum latinisiert und später in Pluhmboom (niederdeutsch für Pflaumbaum) zurückverdeutscht wurde. Unter den deutschen Taufnamen herrschten bis ins 15. Jahrh. die alten Personennamen sehr entschieden vor; dann wurden die Heiligennamen und die biblischen, letztere bei Protestanten, beliebt; in der Zeit der Renaissance drangen viele griechische (Philipp, Alexander rc.) und römische (August, Julius rc.), im 17. und 18. Jahrh. auch französische, englische, italienische Namen rc. ein. Daß die Frau bei der Verheiratung den Namen des Mannes annimmt, ist schon alte Sitte; in der Schweiz, im Elsaß, in Frankfurt rc. setzen umgekehrt verheiratete Männer den Mädchennamen ihrer Frau dem eignen bei, z. B. Vogt-Maier (d. h. Vogt, mit einer gebornen Maier verheiratet), während manche deutsche Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen in ähnlicher Weise bei der Verheiratung ihren Mädchennamen mit beibehalten, z. B. Schröder-Devrient rc. Bei den deutschen Juden wurden die Familiennamen erst im vorigen Jahrhundert ganz allgemein und gesetzlich eingeführt, woraus es sich erklärt, daß so viele derselben mit modernen Ortsnamen zusammengesetzt sind oder sonst einen modernen Anstrich haben. Charakteristisch ist dabei die Vorliebe für schön klingende Namen, wie Goldstein, Lilienthal rc., denen freilich andre (aufgedrungene), wie Pulverbestandteil, Kanalgeruch rc. gegenüberstehen.

Die Eigennamen der meisten übrigen europäischen Völker lassen sich ähnlich einteilen wie die deutschen. Sehr häufig kommen überall Familiennamen vor, welche die Abstammung bezeichnen. Die Russen und Serben führen bloß einen Taufnamen, aber die Russen außerdem einen vom Vornamen des Vaters gebildeten Namen, der für Knaben auf »itsch«, für Mädchen auf »owna« endigt, z. B. Nikolaus Pawlowitsch (Pauls Sohn), Maria Pawlowna (Pauls Tochter), und in der erstern Form häufig Familienname

geworden ist, wie die Serben ebenfalls viele Namen auf »witsch« haben. Die Normannen bedienten sich zur Ableitung vom Vatersnamen des Wortes Fitz (von filius), wie Fitzgerald ꝛc. Die Schotten brauchen als Familiennamen den Vatersnamen mit vorgesetztem M' (Abkürzung für Mac, »Sohn«), ebenso die Irländer O', was nach einigen Sohn bedeuten, nach andern Abkürzung der englischen Präposition of (»von«) sein soll, z. B. John M'Culloch, Daniel O'Connell. In England herrscht die Sitte, Familiennamen (besonders den Familiennamen der Mutter) als Taufnamen einem Sohn zu geben. Zur Ableitung vom Vatersnamen bedienen sich die Engländer eines angehängten »son« (wie Johnson), ebenso die Schweden (wie Eriksson), und die Dänen (wie Martenson). Ebensolche Namen sind übrigens auch in Niederdeutschland häufig, z. B. Matthison, Paulsen. Bei den Spaniern endigen sich die von den Vätern hergenommenen Namen auf »ez«, z. B. Hernandez, Sohn Hernandos; jedoch erhalten die Söhne von Adligen zu dem väterlichen Namen auch noch Beinamen von dem Namen der Mutter. Von den altorientalischen Völkern hatten die beiden indogermanischen, Perser und Inder, ähnliche zusammengesetzte Namen wie die Griechen und Germanen, und wahrscheinlich ragen viele dieser Namen schon in die indogermanische Urzeit hinauf. Bei den Persern finden sich, charakteristisch für eine Reiternation, besonders mit aspa (»Pferd«) zusammengesetzte Namen, z. B. Vistaspa (Hystaspes), »Pferde besitzend«, Pourushaspa (N. von Zoroasters Vater), »pferdereich«; bei den Indern, die übrigens auch eigne Geschlechtsnamen hatten, ebenso wie bei den Hebräern besonders viele Namen mit religiösen Beziehungen, z. B. Kalidasa (»Knecht der Göttin Kali«), Obadja (»Knecht Gottes«), Elieser (»dem Gott Hilfe ist«) ꝛc. Hervorragend erfinderisch in Namen waren und sind die Araber. Sie haben Vornamen, meist mit Ebu (»Vater«) gebildet, z. B. Ebu Mohammed, der »Vater Mohammeds«; unvererbliche Eigennamen, wie Hassan, auf welche gewöhnlich der N. des Vaters, Großvaters ꝛc. mit einem dazwischenstehenden »ebn« oder »ben« (Sohn des) folgt, z. B. ebn Sina; Zunamen, von der Religion oder dem Hof hergenommen, wie Salah ed din (»Heil des Glaubens«, Saladin); Beinamen, nach Beschäftigung, Stamm, Geburtsort, Sekte ꝛc. gewählt; Dichternamen, welche nur Dichter in ihren Gedichten zu führen pflegen; lobende oder tadelnde Spitznamen. Bei den Chinesen gibt es Vornamen, die jedoch nicht fest bestimmt sind und bei besondern Ereignissen nach Belieben gewechselt werden bis zu der Zeit, wo man in eine Unterrichtsanstalt eintritt oder ein öffentliches Amt erhält; Vornamen von dem Haus, aus dem man der männlichen Linie nach abstammt; Ehrennamen und Beinamen, jedoch nur bei ausgezeichneten Personen.

In einem geordneten modernen Staatswesen sind genau geführte Zivilstandsregister (früher Kirchenbücher) im Interesse der Rechtssicherheit unentbehrlich. Über Führung falscher Namen s. Alias; über Namensänderung s. d. Auch die Wahl der Taufnamen ist durch die Sitte oder sogar das Gesetz beschränkt. In manchen Ländern müssen sie aus der Zahl der Kalenderheiligen genommen werden. In Frankreich war mit der Revolution unbedingte Freiheit hierin eingetreten; Napoleon I. befahl jedoch, daß man sich auf die in den Kalendern und in der alten Geschichte vorkommenden Namen zu beschränken habe. Russen und Serben werden auf den Namen des Heiligen ihres Geburtstags getauft, oder es wird einer unter den Namen der acht Tage vor und nach dem Geburtstag ausgewählt. In England ging unter den Puritanern die Sucht, recht bibelfeste Namen zu haben, ins Lächerliche; man wählte oft ganze Bibelstellen zu Vornamen (z. B. »Wenn Jesus Christus nicht für mich gestorben wäre, so wäre ich verdammt«, abgekürzt in »Verdammt«). In Deutschland entstanden 1813 Vornamen wie »Blücherine«, »Gneisenauette«, »Landsturmine« ꝛc. Vgl. Pott, Die Personennamen (2. Aufl., Leipz. 1859); Beleze, Dictionnaire des noms de baptême (Par. 1863); Fick, Die griechischen Personennamen (2. Aufl., Götting. 1894); Mommsen, Römische Forschungen, Bd. 1 (2. Aufl., Berl. 1865); Abel, Die deutschen Personennamen (das. 1853; 2. Aufl. 1889); Förstemann, Altdeutsches Namenbuch (Nordhaus. 1854—61, 2 Bde.; 2. Bearbeitung des 2. Bds.: Ortsnamen, 1871); Vilmar, Deutsches Namenbüchlein (5. Aufl., Marb. 1880); F. Stark, Die Kosenamen der Germanen (Wien 1868); Steub, Die oberdeutschen Familiennamen (Münch. 1870); Andresen, Die altdeutschen Personennamen (Mainz 1873); Derselbe, Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen (Heilbr. 1883); Nestle, Die israelitischen Eigennamen nach ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung (Haarl. 1876); Heintze, Die deutschen Familiennamen (Halle 1881); Kapff, Die deutschen Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen (Nürtingen 1889); Khull, Deutsches Namenbüchlein (in den »Verdeutschungsbüchern des Allgemeinen deutschen Sprachvereins«, Leipz. 1891); Justi, Iranisches Namenbuch (das. 1895).

Namen (vläm.), Stadt, s. Namur.

Namenaktie, s. Aktie und Aktiengesellschaft, S. 277.

Namenpapiere, s. Rektapapier und Inhaberpapier.

Namensänderung war nach römischem und gemeinem deutschen Recht in das Belieben jeder Privatperson gestellt. Partikularrechtlich ist dagegen zur Abänderung des Familiennamens obrigkeitliche, in manchen Staaten sogar landesherrliche Genehmigung erforderlich. In Preußen (Zuständigkeit der Bezirksregierungen) ist die Sache durch Kabinettsorder vom 15. April 1822 und königlichen Erlaß vom 12. Juli 1867 geregelt. Für Österreich kommen hier in Betracht die allerhöchste Entschließung vom 1. Juni 1826, die kaiserliche Verordnung vom 20. Dez. 1848 und die allerhöchste Entschließung vom 13. März 1866. Vgl. auch Alias.

Namenstag, Tag, der im Kalender dem Heiligen, dessen Namen man führt, gewidmet ist und in römisch-katholischen Ländern statt des Geburtstags, von den Griechisch-Katholischen aber als eins der größten Feste im Jahre gefeiert wird.

Namentliche Abstimmung, s. Abstimmung.

Namenwappen (redende Wappen, franz. Armes parlantes) nennt man solche, die auf den Namen des Inhabers entweder anspielen oder ihn rebusartig darstellen. Die Anspielung liegt meist in der Figur, seltener in der Farbe. Die Grafen von Henneberg führten eine Henne auf einem Dreiberg, die v. Aufenstein einen »Auf« oder Uhu, die Grafen von Helfenstein einen Elefanten; die v. Olvenstedt führten ein Kamel, welches man im Mittelalter olfent nannte.

Namerik, eine der Marshallinseln (s. d.).

Namestnik (russ.), Statthalter, nicht mehr gebräuchlicher Titel, früher namentlich von den Generalgouverneuren Polens u. des Kaukasusgebiets geführt.

Nammen, Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Minden, hat eine kalte salinische Eisenquelle mit Bad (jährlich 500 Badegäste) und 943 Einw. Dabei die Nammener Klippen mit Aussichtsturm.

Namnĕten (Nannetes), kelt. Volk im Norden der Mündung des Liger, trieben schon zur Zeit des Pytheas (300 v. Chr.) bedeutenden Handel mit Britannien; ihre Hauptstadt war Condivincum oder Portus Namnetum (jetzt Nantes).

Namo, eine der Marshallinseln (s. d.).

Namsenelv, Fluß, s. Namsos.

Namslau, Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, an der Weida, Knotenpunkt der Linien Breslau-Tarnowitz und Oppeln-N. der Preußischen Staatsbahn, 158 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine höhere Knabenschule, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, eine bedeutende Bierbrauerei (jährliche Produktion 70,000 hl), Maschinenfabrikation, Ziegelbrennerei, besuchte Viehmärkte und (1890) mit der Garnison (2 Eskadrons Dragoner Nr. 8) 6167 Einw., davon 1985 Katholiken und 156 Juden. N. erhielt 1270 deutsches Stadtrecht. Das befestigte Schloß (früher Kommende des Deutschen Ordens) wurde 1741 geschleift.

Namsos, Städtchen im norweg. Amt Norddrontheim, 1845 gegründet, mit Holz- und Fischhandel und (1891) 1815 Einw., liegt an dem Namsenfjord, dem Mündungsbusen des 138 km langen, lachsreichen Namsenelv, welcher das Nambal durchfließt. Einige Meilen von der Mündung bildet der Fluß einen prachtvollen Wasserfall (s. Fiskum-Fossen). Die Umgegend ist an ausgedehnten Wäldern reich. N. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Die Stadt brannte 1872 größtenteils nieder.

Namur (spr. -ür), belg. Provinz, grenzt nördlich an die Provinz Brabant, nordöstlich an Lüttich, südöstlich an Luxemburg, südlich an Frankreich, westlich an Hennegau und umfaßt 3660 qkm (66,47 QM.). Das Land ist im ganzen gebirgig (durch die Ardennen, die sich bis zu 650 m Höhe erheben) und reich an Wald; der Boden ist besonders in der Landschaft Condroz fruchtbar, während das Arrond. Dinant noch große Heidestrecken hat. Der Hauptfluß ist die Maas mit ihren Nebenflüssen Hermeton, Molignée, Bocq, Sambre, Lesse u. a. Das Klima ist im allgemeinen feucht und kalt. Die Bevölkerung zählte Ende 1890: 335,471 Einw. (1894 auf 342,689 berechnet), mit fast ausschließlich französischer Sprache. 62 Proz. des Areals stehen unter Kultur (davon sind über die Hälfte Pachtungen), die Waldungen umfassen 26,6 Proz. Gebaut werden die gewöhnlichen Getreidearten, Hülsenfrüchte und Obst sowie etwas Tabak und Wein; von großer Wichtigkeit ist die Viehzucht, besonders die Schafzucht. 1880 zählte man 31,306 Pferde, 120,683 Stück Rindvieh, 48,264 Schafe und 52,372 Schweine. Der Bergbau ist namentlich auf Eisen und Steinkohlen von Bedeutung (die Blei-, Zink- und Schwefelkiesgruben sind gegenwärtig außer Betrieb); 1894 wurden 506,086 Ton. Steinkohlen und 43,455 T. Eisenstein gefördert, ferner in Steinbrüchen besonders Hausteine, Kalk, Marmor und plastischer Thon. Die Eisen- und Stahlindustrie ist zurückgegangen; doch sind bedeutend die Fabrikation von Messerwaren, Glas (8 Glashütten und 4 Glasfabriken lieferten 1894 Produkte im Wert von 9,3 Mill. Fr.), Porzellan, Fayence, Papier, ferner Gerberei und Brauerei. Der Handel ist bedeutend; zur Ausfuhr kommen besonders Eisen u. Eisenwaren, Holz, Leder, Vieh, Marmor und Backsteine. Das Land hat ein trefflich organisiertes Eisenbahnnetz, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt N. ist. Die Provinz zerfällt in die drei Arrondissements: Dinant, N. und Philippeville. — Das Land, in der ältesten Zeit von Eburonen und Tungrern bewohnt, wurde von den Franken zu Austrasien gezogen; als erster Graf von N. wird Béranger von Lomme, im 10. Jahrh., genannt. Zu Anfang des 13. Jahrh. kam die Grafschaft in den Besitz des Hauses Hennegau, 1263 durch Kauf an Flandern und 1421 an Burgund. Hierauf bildete sie eine der 17 Provinzen der Niederlande und teilte deren Schicksale. Im Lüneviller Frieden kam sie als Depart. Sambre-et-Meuse unter französische Herrschaft. Seit 1814 bildete sie eine Provinz der Niederlande und fiel 1831 an Belgien.

Namur (spr. -ür, vläm. Namen), Hauptstadt der gleichnamigen belg. Provinz (s. oben), am Einfluß der Sambre in die Maas gelegen, 85 m ü. M., bildet den Knotenpunkt von fünf Eisenbahnlinien in der Richtung nach Brüssel, Lüttich (Aachen und Köln), Luxemburg, Charleville (Reims) und Charleroi (Paris) und eine der Hauptstationen der beiden wichtigen Linien Köln-Paris und Brüssel-Luxemburg. Die durch eine Citadelle und 9 vorgeschobene Forts befestigte Stadt hat schöne, breite Straßen und große öffentliche Plätze, darunter den St.-Aubinplatz, die Grande Place und den Leopoldsplatz (mit einem Denkmal Leopolds I. von Geefs). Unter den zahlreichen Kirchen zeichnen sich besonders aus: die Kathedrale (St.-Aubin, 1751—67 errichtet, mit dem Grab Don Juans d'Austria); die prachtvolle, 1621—53 von den Jesuiten erbaute Lupuskirche; die 1756 erbaute Franziskanerkirche und die durch ihre Größe und schönen Verhältnisse hervorragende Kirche Notre-Dame. Andre bemerkenswerte öffentliche Gebäude sind: die 1691 von Coehorn erbaute Citadelle, der Belfried (Beffroi) aus dem 11. Jahrh., der Justizpalast (ehemaliges Albinuskloster), der Gouvernementspalast, das Stadthaus, das Theater und das Hospice d'Harscamp. Die Bevölkerung beträgt (1890) 30,087 Seelen (1894 auf 31,558 berechnet). Die Industrie ist sehr lebhaft und namentlich vertreten durch Stahlwaren (ausgezeichnete Messerfabrikation), Eisengießerei, Gerberei, Brauerei, Glas-, Porzellan-, Bleiweiß-, Stärke-, Leim-, Papier-, Tabaks- und Ölfabrikation, Seifensiederei 2c. Ferner hat N. Eisen- und Steinkohlenminen, lebhaften, durch die Schiffahrt auf der Maas und Sambre und die großen Eisenbahnlinien begünstigten Handel, bedeutende Jahresmessen und Viehmärkte. N. hat ein Athenäum, ein bischöfliches Seminar, eine Staatsknabenmittelschule, eine Industrieschule, ein Lehrerinnenseminar, ein archäologisches Museum, eine Gemäldegalerie, verschiedene gelehrte und industrielle Gesellschaften, eine Besserungsanstalt für Frauen, ein Taubstummen- und Blindeninstitut, ein Irrenhaus und mehrere Hospitäler. Es ist der Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs, eines Handelsgerichts und eines Tribunals. — N. war in ältester Zeit eine Stadt der belgischen Aduatuker und hieß unter den Römern Oppidum Aduatucorum. Im Mittelalter war es Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft (s. oben). Obgleich 1691 von Coehoorn durch das Fort Wilhelm verstärkt, ward N. dennoch 1692 von den Franzosen unter Vauban nach 6tägiger, das Fort nach 22tägiger, die Citadelle aber nach 30tägiger Belagerung eingenommen. Wilhelm III. von Oranien eroberte 1695 die letztere, welche Vauban noch bedeutend verstärkt hatte, nebst der Stadt, die von 16,000 Mann unter Boufflers

verteidigt wurde, nach zehnwöchentlicher Belagerung. 1715 ward N. durch den Barrieretraktat den Barriereplätzen beigesellt und von den Holländern besetzt. 1746 nahmen die Franzosen unter dem Grafen von Clermont die Stadt und das Fort ein, gaben aber beide 1748 im Aachener Frieden zurück, worauf Joseph II. die Werke von N. (mit Ausnahme der Citadelle) schleifen ließ, was 1794 auch mit der 1792 von den Franzosen eroberten Citadelle geschah. Doch wurde es seitdem von neuem, noch stärker seit 1816 befestigt; seit 1866 sind zwar die Festungswerke, mit Ausnahme der Citadelle, geschleift worden, doch werden neue Außenwerke angelegt.

Nanaimo, Hafenort an der Ostküste der Insel Vancouver in Britisch-Columbia (Nordamerika), unter 49° 15' nördl. Br., durch Eisenbahn mit Victoria verbunden, an der Mündung des Flusses N., mit Kohlengruben und (1891) 4595 Einw.

Nanak, Stifter der Sekte der Sikh (s. d.).

Nánás (spr. náhnäsch), s. Hajdú-Nánás.

Nana Sahib (Naina, auch Nena Sahib), Führer des ostindischen Aufstandes 1857, geb. 1825, Sohn eines Brahmanen im Dekhan und Adoptivsohn von Baschi-Rao, dem letzten Peischwa der Marathen, wurde nach dem Tode des letztern mit seinen Erbansprüchen von den Engländern abgewiesen, verlor in diesem Prozeß einen beträchtlichen Teil seines Vermögens, rettete aber genug, um in seiner Residenz Bithur, nahe bei Khanpur, wie ein Fürst zu leben. Nach dem Ausbruch der indischen Rebellion 1857 übernahm er den Oberbefehl über die aufständischen Sipoy-Soldaten von Khanpur und wütete hier mit einer fast beispiellosen Grausamkeit gegen alle Europäer, selbst Frauen und Kinder. Nach Niederwerfung des Aufstandes ward N. nach Nepal zurückgeworfen, wo er wahrscheinlich gestorben ist.

Nancy (spr. nängßi, deutsch Nanzig), Hauptstadt des franz. Depart. Meurthe-et-Moselle und ehemals des Herzogtums Lothringen, 200 m ü. M., am linken Ufer der Meurthe und am Marne-Rheinkanal, Knotenpunkt der Ostbahn, zerfällt in die Altstadt, welche sich nördlich am Fuße der noch teilweise erhaltenen Citadelle zwischen den schönen Promenaden La Pepinière und Cours Léopold ausdehnt, und in die Neustadt mit breiten, geraden Straßen, schönen öffentlichen Plätzen und monumentalen Gebäuden. Unter den Plätzen zeichnet sich der Stanislausplatz mit der 1831 errichteten Statue des Königs Stanislaus (von Jacquot), schönem Springbrunnen und einem 1751 zu Ehren Ludwigs XV. errichteten Triumphbogen aus, welcher diesen Platz von der Place Carrière scheidet. Von den Kirchen sind hervorzuheben: die Kathedrale (18. Jahrh.), die Kirche der Cordeliers (aus dem 15. Jahrh., Eigentum des Kaisers von Österreich, mit der Herzogskapelle u. schönen Grabmälern), die Kirche Bon Secours mit den Grabmälern des Königs Stanislaus und seiner Gemahlin, die neue gotische Kirche St.-Epvre (1875 vollendet) mit 87 m hohem Turm. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden ist das ehemalige Schloß der Herzöge von Lothringen (aus dem 14. Jahrh.) mit dem lothringischen archäologischen Museum 1871 teilweise abgebrannt, seitdem aber im alten Stil wieder aufgebaut worden. Zu erwähnen sind noch: das ehemalige Universitäts-, jetzt Bibliotheksgebäude, das Stadthaus (17. Jahrh.), das ehemalige Regierungsgebäude (jetzt Sitz des Divisionskommandos), das Theater, das neue Fakultätsgebäude. Die Stadt besitzt auch mehrere imposante Thore, ferner Denkmäler des Herzogs René II., des Generals Drouot, des Agronomen Mathieu Dombasle, des Malers Claude Lorrain, des Kupferstechers Callot und des Präsidenten Thiers. Die Zahl der Einwohner beträgt (1891) 87,110. Die industrielle Produktion erstreckt sich namentlich auf Baumwoll- und Schafwollspinnerei und -Weberei, Fabrikation von Stickereien, Hüten, Handschuhen, Schuhwaren, Makkaroni, Öl, Kerzen, chemischen Produkten, Thonwaren, Glas, Ackergeräten und andern Eisenwaren, Klavieren; ferner Tabaksmanufaktur, Bierbrauerei &c. N. treibt auch lebhaften Handel. Für den Lokalverkehr besteht eine Pferdebahn. An Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt vier Fakultäten (für Jurisprudenz, Medizin, Wissenschaften und Litteratur nebst pharmazeutischer Schule, zusammen mit 1894: 814 Hörern), eine Forstakademie (die einzige in Frankreich), ein großes Seminar, ein Lyceum, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Kunst-, eine Gewerbe- und eine Ackerbauschule, ein Musikkonservatorium, ein Taubstummen- und Blindeninstitut. Auch eine Bibliothek von 75,000 Bänden und 5000 Manuskripten, ein Kunstmuseum (mit Gemälden italienischer, niederländischer und französischer Schulen, Skulpturen u. a.), ein botanischer Garten, ein Naturalienkabinett sowie mehrere wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften und zahlreiche Wohlthätigkeitsinstitute sind vorhanden. N. ist Sitz eines Bischofs, eines evangelisch-reformierten und eines israelitischen Konsistoriums, eines Appell- und Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und einer Filiale der Bank von Frankreich. N. ist der Geburtsort des Agronomen Dombasle, der Künstler Callot, Isabey, Grandville u. a. — Im 12. Jahrh. war N. nur ein Schloß und seit 1153 die Residenz der Herzöge von Lothringen. 1475 wurde es von Karl dem Kühnen von Burgund erobert; Herzog René von Lothringen gewann N. 1476 zurück und schlug mit Hilfe der Schweizer 5. Jan. 1477 die Burgunder, wobei Karl der Kühne selbst blieb. René und seine Nachfolger bauten nun an N. eine neue Stadt an, die Herzog Heinrich II. von Lothringen vollendete. 1670 besetzten es die Franzosen unter dem Marschall v. Créqui. Im Rijswijker Frieden gab zwar Ludwig XIV. N. zurück, doch wurde es während des Spanischen und Polnischen Erbfolgekriegs wiederholt von den Franzosen besetzt. Durch den Wiener Frieden (1735) wurde es Residenz des vertriebenen Königs von Polen, Stanislaus Leszczynski, der bis zu seinem Tode Lothringen erhielt. Ihm verdankt N. eine Anzahl schöner Gebäude und Plätze. Nach seinem Tode 1766 fiel N. definitiv an Frankreich. Seit 1870 sind auf den die Stadt beherrschenden Höhen mehrere Forts errichtet worden. Vgl. Cayon, Histoire physique, civile, etc., de N. (Nancy 1846); Lepage, Les archives de N. (das. 1866, 4 Bde.); Courbe, Les rues de N. du XVI. siècle à nos jours (das. 1886, 3 Bde.).

Nandaime, Stadt im Depart. Granada der zentralamerikan. Republik Nicaragua, am Südwestfuße des Vulkans Mombacho, mit 5500 Einw. In der Umgegend Anbau von Kakao, Kaffee, Reis.

Nándor-Fehérvár (spr. nándor-fëhērwār), ungar. Name von Belgrad (s. d.).

Nandu (Rhea *Möhr.*), einzige Gattung der Familie der Nandus (Rheïdae) aus der Ordnung der Kurzflügler, straußähnliche Vögel mit einem dem des Straußes sehr ähnlichen Schnabel, sehr langen, vorn mit breiten, queren Schildern versehenen Läufen, drei kurzen Zehen, mittellangen Krallen, verkümmerten

Flügeln ohne weiche Federn, mit einem dornartigen Nagel an der Spitze und nicht sichtbarem Schwanz. Man kennt aus der auf Südamerika beschränkten Gattung drei Arten, den Pampasstrauß (Avestruz in Argentinien, R. americana *Lath.*, s. Tafel »Straußvögel I«, Fig. 2), Darwins Strauß (R. Darwinii *Gould*) u. R. macrorhyncha *Sclat.* Ersterer ist 1,5 m lang und 2,5 m breit, am Oberkopf, Oberhals, Nacken und an der Vorderbrust schwarz, an der Halsmitte gelb, an der Kehle, den Backen und obern Halsseiten bleigrau, am Rücken, an den Brustseiten und Flügeln bräunlich aschgrau, an den Unterteilen schmutzig weiß; der nackte Teil des Gesichts ist fleischfarben, der Schnabel horngraubraun. Bisweilen kommen auch ganz weiße Tiere vor. Er bewohnt die Steppen der Staaten des Rio de la Plata, lebt mit meist 5—8 Hennen in gesonderten Familiengruppen, welche sich nach der Brutzeit zu Herden sammeln, ohne sich weit von ihrem Geburtsort zu entfernen. Er nährt sich hauptsächlich von Gras, Beeren, Samen und Kerbtieren. Er läuft ungemein schnell; seine Sinne sind scharf und seine geistigen Fähigkeiten nicht gering; er naht sich den Ansiedelungen, wenn auch vorsichtig, und mischt sich unter die Herden, meidet aber den Gaucho und den Indianer. Häufig mischt er sich den Rudeln des Steppenhirsches bei. Er nistet im Dezember; der Hahn füttert eine Mulde im Boden notdürftig mit Gras aus und sammelt die von den Hennen in die Umgebung des Nestes gelegten Eier. Diese sind von schwankender Größe, bis zu 13 cm im Durchmesser, gelblichweiß, grüngelb gepunktet und werden vom Männchen allein in 39 Tagen ausgebrütet, aber auch stundenlang verlassen, in der Gefahr verteidigt. Die Jungen wachsen ungemein schnell. Die Steppenbewohner genießen die Eier, das grobe Fleisch der erwachsenen Vögel und das zartere der Jungen; auch das Fett, die Halshaut und die Federn werden benutzt. In der Gefangenschaft wird der N. sehr schnell zahm und hat sich in Berlin regelmäßig fortgepflanzt. In Südamerika fängt man an, ihn zu züchten, um die Federn zu gewinnen.

Nane, s. Bergziege.

Nanga Parbat (»nackter Berg«, Diamer, der Dijarmir der Darden), der westliche Eckpfeiler der zentralen Kette des Himalaja, unter 35° 15′ nördl. Br. und 74° 34′ östl. L. v. Gr., an der Nordwestgrenze von Kaschmir, westlich von der Stadt Skardo, 8115 m hoch, erhebt sich um 2000 m über die benachbarten Bergmassen in so steilem Aufstieg, daß Schnee nur in einigen Schluchten liegen kann. Gletscher gehen von seinen Abhängen nach verschiedenen Richtungen bis 2862 m hinab. Der Indus, der an seinem Nordfuß in enger Thalschlucht vorüberfließt, wurde 1881 durch einen Absturz gewaltiger Felsmassen vollständig aufgehalten. Als aber dann diese auf 600 Mill. Kubikmeter geschätzte Barre dem Druck der wachsenden Wassermassen wich, fegte der in 10 m Höhe einherbrausende Wasserschwall ganze Dörfer, auch 500 Mann eines am Ufer lagernden Sikhheeres hinweg, und der Kabulfluß wurde auf 32 km von seiner Mündung zurückgedrängt.

Nangasaki, Stadt, s. Nagasaki.

Nangis (spr. nängschi oder -is), Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Provins, an der Ostbahn, hat eine Kirche aus dem 14. Jahrh., Schloßruinen, Handel mit Getreide und Vieh und (1891) 2709 Einw. Hier 17. Febr. 1814 Sieg Napoleons I. über die Russen unter Pahlen.

Nanhai s. Südchinesisches Meer.

Nanibaum, s. Metrosideros.

Nänien (Neniae, lat.), Trauerlieder, Klagegesänge, dergleichen bei Leichenzügen der Römer von den Hinterbliebenen oder von gemieteten Klageweibern gesungen wurden. Auch kommt Nänia als Gottheit, d. h. als Personifikation der Todesklage, vor und hatte in Rom vor dem Viminalischen Thor eine Kapelle.

Nanino, Giovanni Maria, ital. Komponist, geb. um 1545 in Tivoli, gest. 11. März 1607 in Rom, ein Schüler Palestrinas, war 1571—75 Kapellmeister an Santa Maria Maggiore, vertauschte diese Stelle mit der an der französischen Ludwigskirche, wurde 1577 päpstlicher Kirchensänger und 1604 Kapellmeister. N. ist einer der Hauptvertreter der sogen. römischen Schule. Seine zahlreich erhaltenen geistlichen u. weltlichen mehrstimmigen Gesänge sind neuerdings durch Partiturausgaben (z. B. in Proskes »Musica divina«) zugänglich gemacht. Vgl. Haberl im »Kirchenmusikalischen Jahrbuch«, 1891.

Nanking (franz. Nanquin), chinesisches glattes, festes Baumwollgewebe, dessen sehr echte rötlichgelbe Farbe der dazu verwendeten Baumwolle (N.-Baumwolle) eigentümlich ist. In Europa erzeugter N., aus gefärbter Baumwolle, ist minder echt und dauerhaft. Nankinet ist feiner N., oft auch anders gefärbt.

Nanking (»südliche Hauptstadt«, im Gegensatz zu Peking, »nördliche Hauptstadt«, offiziell Kiangning), Hauptstadt der chines. Provinz Kiangsu, unter 32° 5′ nördl. Br. und 118° 47′ östl. L. v. Gr., am Südufer des Jantsekiang, 210 km von seiner Mündung, war bis zu Ende des 14. Jahrh. die Hauptstadt des chinesischen Reiches und damals wohl die größte und volkreichste Stadt der Erde, die bei einem Umfang von 30 km über 800,000 Einw. gezählt haben soll. Doch schwand ihre Größe seit der Verlegung der Hauptstadt nach Peking. Einen neuen Aufschwung nahm N. während der Revolution der Taiping (s. China, S. 62), wo N., das zur Zeit 400,000 Einw. zählte, seit 1853 Mittelpunkt des neuen Reiches war, bis es 1864 von den Kaiserlichen erobert wurde. Damals wurde N. von Grund aus zerstört, nebst andern Prachtbauten auch der berühmte, 165 m hohe, achteckige, neunstöckige Porzellanturm. Man hat dann N. neu aufgebaut, und es ist jetzt Sitz des Generalgouverneurs von Liang Kiang (die Provinzen Kiangsu, Nganhui und Kiangsi umfassend), eines Mandschugenerals und des Gouverneurs von Nganhui. Die chinesische Regierung hat N. zu einer wichtigen Militärstation gemacht, eine Marineschule, Geschützgießerei und ein Arsenal errichtet, auch hat die Stadt, die jetzt 130,000 Einw. haben soll, darunter 50,000 Mohammedaner, ihren ersten Rang als Hauptsitz chinesischer Künste und Wissenschaften wiedergewonnen; jährlich kommen an 12,000 Kandidaten hierher, um ihr Examen zu machen. Große Bibliotheken u. Druckereien bestehen hier gleichfalls, die letztern chinesisches sowie europäisches Material enthaltend. Die rege Industrie stellt aus der gelblichen, in der Umgegend wachsenden Baumwolle die als »Nankings« bekannten Stoffe sowie schönen Samt her. Als Handelsplatz ist N. jedoch durch das nahe Tschinkiang überflügelt worden. Ein sehr großer Teil innerhalb der von Türmen besetzten alten Mauern ist jetzt Acker, Jagdgrund oder Trümmerfeld, zum letztern gehören die Gräber der Mingdynastie mit ihren Alleen von Kolossalfiguren von Menschen und Tieren.

Nanling (Nanschan, »Südgebirge«), Name für eine Reihe von 800—1000 m hohen Höhenzügen im

südlichen China, welche das Flußgebiet des Jantsekiang von dem Sikiang scheiden, dabei aber solche Lücken zeigen, daß der Kweikiang, ein Nebenfluß des Sikiang, mit dem in den Tungtingsee fließenden Siangkiang durch einen Kanal verbunden werden konnte.

Nannarelli, Fabio, ital. Dichter, geb. 25. Okt. 1825 in Rom, gest. im Mai 1894 in Corneto Tarquinia, machte seine ersten Studien in Viterbo und hörte dann naturwissenschaftliche und philosophische, insbes. ästhetische, Kollegien an der Universität zu Rom, betrieb dabei moderne Sprachstudien und erhielt 1860 die Professur für Ästhetik an der Accademia scientifico-letteraria in Mailand, die er 1870 mit einer für italienische Litteraturgeschichte an der Universität zu Rom vertauschte. Als Dichter bewahrte N. die klassischen Traditionen der römischen Schule. Er veröffentlichte: »Poesie« (Flor. 1853); »Nuove poesie« (das. 1856); die Novellen »Guglielmo« (das. 1858), »Giulia«, »Lucia«; die Biographie »Giovanni Torlonia« (1859); »Dante e Beatrice«, eine Vision (Mail. 1865); »Studi comparativi sui canti popolari di Arlena« (1871); »Nuovi canti« (1875); »Nuove liriche« (1881); »Estetica del diavolo« (1884); »Usca la Settimia«, gesammelte Novellen (1886) und litterargeschichtliche Arbeiten.

Nannariwurzel (Nunnariwurzel, indische Sassaparille), s. Hemidesmus.

Nannini, Giovanni, s. Firenzuola.

Nanokephalie, s. Gehirn, S. 216.

Nanquin (franz., spr. nangkäng), Zeug, s. Nanking.

Nansen, Fridtjof, Nordpolarforscher, geb. 10. Okt. 1861 in der Nähe von Christiania, bezog 1880 die Universität in Christiania, machte 1882 auf dem Seehundsfänger Viking eine Reise ins Eismeer, wurde nach seiner Rückkehr zum Konservator der naturhistorischen Abteilung des Museums in Bergen ernannt und unternahm 1888 als vortrefflicher Schneeschuhläufer und auch sonst körperlich gut vorbereitet eine Durchquerung des grönländischen Binneneises. Mit einer von dem Kopenhagener Kaufmann Gamel ausgerüsteten Expedition ging N. auf dem Robbenfänger Jason zur grönländischen Ostküste, verließ dort mit seinen Begleitern, 2 Norwegern und 3 Lappen, 17. Juli unter 65½° nördl. Br. in zwei Booten das Schiff, erreichte nach zwölftägigem gefahrvollen Treiben im Eise die Küste unter 60½° nördl. Br., ging dann wieder nordwärts bis zum Umivikfjord, wo er 15. Aug. die Eiswanderung begann, anfangs in der Richtung auf Christianshaab, dann auf Godthaab, welch letzteres er glücklich 3. Okt. erreichte. Seine Reise beschrieb er in dem Werke »Auf Schneeschuhen durch Grönland« (Hamb. 1890, 2 Bde.). Die wissenschaftlichen Ergebnisse veröffentlichte er mit H. Mohn als Ergänzungsheft Nr. 105 zu »Petermanns Mitteilungen« (1892). Darauf unternahm er mit Unterstützung der norwegischen Regierung eine Nordpolfahrt. Auf dem nach seinen Angaben erbauten Dampfer Fram fuhr er 22. Juli 1893 von Wardö nach dem sibirischen Eismeer, wo er das Schiff einfrieren und durch die Strömung nach Nordwesten treiben ließ, brach dann 14. März 1895 mit einem Begleiter, Johansen, auf Hundeschlitten nach Norden auf, erreichte 7. April die Polhöhe von 86° 14′ und kehrte über Franz Joseph-Land 13. Aug. 1896 nach Wardö zurück. Wenige Tage darauf, 20. Aug., traf auch der Fram, welcher die Breite von 85° 57′ erreicht hatte, in Hammerfest ein. Diese Reise beschrieb N. in dem Werke »Durch Nacht und Eis« (deutsche Ausg., Leipz. 1897).

Nanterre (spr. nangtär'), Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, am Fuße des Mont Valérien, an der Westbahn, hat Steinbrüche, Fabrikation von chemischen Produkten und (1891) 9093 (als Gemeinde 10,430) Einw. N. ist Geburtsort der heil. Genoveva und des Revolutionsmannes Henriot. Am Pfingsttage wird hier seit altersher ein Mädchen zur Rosenkönigin gekrönt.

Nantes (spr nängt'), Hauptstadt des franz. Depart. Niederloire, ehemals Hauptstadt der Bretagne, liegt unter 47° 13′ nördl. Br. und 1° 33′ westl. L. v. Gr., 5 m ü. M., 52 km vom Atlantischen Ozean entfernt, am rechten Ufer der Loire und auf mehreren Inseln des hier in sechs Arme geteilten Flusses, welcher rechts die Erdre und links die Sèvre Nantaise aufnimmt, ist Knotenpunkt der Orléansbahn, der Westbahn und der Staatsbahnen, hat schöne Kais (4 km lang) mit monumentalen Gebäuden, 20 Brücken, mehrere bemerkenswerte Plätze, darunter die Place Royale mit schöner Fontäne, die Place Louis XVI. mit einer Statue dieses Königs und schöne Promenaden, darunter die Cours St.-Pierre und St.-André sowie den Cours Cambronne mit dem Denkmal dieses Generals. Von den Kirchen, worunter sich auch eine protestantische befindet, sind besonders zu erwähnen: die Kathedrale St.-Pierre aus dem 15. Jahrh. (1886 vollendet), mit den schönen Grabmälern Franz' II., Herzogs der Bretagne (von Michel Colomb, 1507), und des Generals Lamoricière (von Dubois, 1877); die im Stil des 13. Jahrh. 1854 erbaute Kirche St.-Nicolas mit dem Grabmal des Bischofs Fournier und 85 m hohem Turm und die Kirche Ste.-Croix aus dem 17. Jahrh., in den letzten Jahren restauriert. Bemerkenswerte Gebäude sind außerdem: das große ehemalige Residenzschloß der Herzöge der Bretagne (von 1466), die Präfektur (1763), das Stadthaus mit einer schönen Säulenhalle, der Justizpalast (1853) mit monumentaler Treppe und Portikus, die Börse (1809) mit Säulenfassade und Statuen, das Theater, eins der schönsten Frankreichs (1787), mit imposanter Fassade, die Leinwandhalle (jetzt Gemäldegalerie), das neue Post- und Telegraphengebäude, das große Magazin für Kolonialwaren (Salorges), die Passage Pommeraye. N. zählt (1891) 115,608 (als Gemeinde 122,750) Einw. Die Industrie hat in den letzten Jahrzehnten einigen Aufschwung genommen und umfaßt den Schiffbau, die metallurgische und Maschinenindustrie, die Bereitung von Sardinen und andern Konserven, die Zuckerraffinerie, Gerberei, Glasmalerei, Färberei, Fabrikation von Kerzen und Seifen, chemischen und pharmazeutischen Waren, Schokolade, die Tabaksmanufaktur, den Mühlenbetrieb ꝛc. Handel und Schiffahrt von N. sind dagegen, da N. einen großen Teil des Verkehrs, namentlich mit dem Ausland, an den günstiger gelegenen, für die größten Schiffe zugänglichen Außenhafen von St.-Nazaire (s. d.) abgeben mußte, zurückgegangen. Überwiegende Bedeutung hat N. für den Verkehr mit den französischen Häfen behalten; auch ist es für das im Vorhafen von St.-Nazaire sich abwickelnde Geschäft der eigentliche Handelsplatz geblieben. Der zweite Vorhafen von N., zu Paimboeuf (s. d.), dessen Reede sehr verschlammt ist, wird nur wenig besucht. Zur Umgehung der Schiffahrtshindernisse auf der Loire zwischen Pellerin und Paimboeuf ist der 15 km lange Seeschiffahrtskanal der Loire ausgeführt worden (1892 vollendet). Außerdem führt von N. ein 368 km langer, 1842 vollendeter Schiffahrtskanal mit Benutzung der Erdre, des Isac, der Vilaine, des Oust, Blavet

und der Aune in die Reede von Brest. Die Handelsmarine von N. belief sich Ende 1894 auf 287 Schiffe von 52,999 Ton. Der Hafen von N., welcher, am Nordarm der Loire gelegen, mit Schienenverbindungen versehen und auch sonst verbessert worden ist, kann 200 Schiffe bis zu je 300 Ton. aufnehmen. In demselben sind 1894: 331 beladene Schiffe von 111,672 T. ein- und 1070 beladene Schiffe von 148,270 T. ausgelaufen. Auf den internationalen Verkehr kamen 305 ein- und 232 ausgelaufene Schiffe von 106,943, resp. 59,610 T. Der Warenverkehr umfaßte im ganzen 453,274 T., wovon auf den internationalen Verkehr und zwar in der Einfuhr 231,874 T. im Werte von 48 Mill. Fr., in der Ausfuhr 72,194 T. im Werte von 16,7 Mill. Fr. entfielen. Die wichtigsten Artikel waren: in der Einfuhr Kolonialzucker, Getreide u. Mehl, Kakao, Bauholz, Kaffee, Hanf, Olivenöl, Papierzeug, Kupfer, Wein, von französischen Häfen außerdem Eisen und Stahl, Steine und Erden, Salz etc.; in der Ausfuhr Zucker, Getreide und Mehl, Bleierz, Holz, Gerbstoffe, Fische, Farbholzextrakt, Metallwaren, nach französischen Häfen außerdem chemische Produkte, Wein, Getreide und Mehl, Seife u. a. An Unterrichtsanstalten besitzt N. ein Lyceum, eine pharmazeutische Schule, ein großes Seminar, eine hydrographische, eine Gewerbe- und Handelsschule, ein Mädchenlyceum, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Konservatorium für Musik, ein Taubstummeninstitut, eine Bibliothek (100,000 Bände), Museen für Kunst (mit mehr als 1000 Gemälden und 300 Skulpturwerken), für Archäologie, Naturwissenschaften, Gewerbe, Handel und Schiffahrt sowie einen botanischen Garten. Die Stadt hat außerdem mehrere wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten. N. ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichts- und Assisenhofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, einer Warenbörse, einer Filiale der Bank von Frankreich, mehrerer Konsulate fremder Staaten (darunter auch Deutschlands) sowie des Generalkommandos des 11. Armeekorps. Als Vororte von N. sind die angrenzenden Orte Chantenay (s. d.) westlich, Doulon östlich (5521 Einw.) zu betrachten. — In keltischer Zeit hieß N. Condivincum, bei den Römern Portus Namnetum und war eine bedeutende Stadt; im Mittelalter wurde es wiederholt von den Normannen verwüstet und war dann die Residenz der Grafen und Herzöge von Bretagne, die auch zum Teil in der dortigen Kathedrale begraben liegen. Am 13. April 1598 wurde zu N. das berühmte Edikt von N. (s. d.) von König Heinrich IV. erlassen, welches den Protestanten in Frankreich Religionsfreiheit gestattete, 22. Okt. 1685 aber von Ludwig XIV. widerrufen wurde. In der Zeit der französischen Revolution litt N. sehr teils durch den bis unter seine Thore geführten Krieg der Vendée, teils durch die grausamen Hinrichtungen (Noyaden und republikanischen Hochzeiten) Carriers, teils durch die Unterbrechung des Handels. N. ist Geburtsort Annas von Bretagne, Lamoricières und J. Vernes. Vgl. Travers (1680—1750), Histoire de la ville et du comté de N. (Nantes 1844, 3 Bde.); Mellier, Essai sur l'histoire de la ville et du comté de N. (das. 1872); Maillard, N. et le département au XIX. siècle (das. 1896).

Nanteuil (spr. nangtöj), Robert, franz. Kupferstecher, geb. 1630 in Reims, gest. 1678 in Paris, lernte zuerst bei seinem Schwager Nic. Regnesson und seit 1647 zu Paris bei Phil. de Champagne und Abr. Bosse. Ludwig XIV. errichtete für ihn die Stelle eines königlichen Kabinettszeichners und -Kupferstechers. Er bediente sich einer ganz einfachen Lage von Linien, die er allmählich anschwellen und in leichte Punkte verschwimmen ließ, wodurch er eine große koloristische Wirkung erreichte. N. hat zumeist Porträte gestochen, über 200, die sich durch sorgfältige Modellierung und Lebendigkeit auszeichnen, teils nach eignen Zeichnungen, teils nach Lebrun, Du Chastel u. a. Er war auch als Pastellzeichner hervorragend. Vgl. Loriquet, Robert N. (2. Aufl., Reims 1886).

Nantschang, Hauptstadt der chines. Provinz Kiangsi, unter 28° 37′ nördl. Br. und 115° 52′ östl. L. v. Gr., an der Mündung des Kankiang in den Pojangsee, früher Residenz kaiserlicher Prinzen; Sitz einer katholischen Mission; Haupthandelsplatz für Porzellanwaren, welche man östlich vom Pojangsee fabriziert. Im letzten Jahrhundert zählte man in der Umgebung von N. 500 Porzellanfabriken, und 1 Mill. Menschen soll damals hier gewohnt haben. Jetzt wird die Bevölkerung auf 100,000 angegeben.

Nantua (spr. nangtüa), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Ain, 480 m ü. M., in einem Thale des Jura, am See von N. (144 Hektar) und an der Lyoner Bahn, hat eine romanische ehemalige Abteikirche, ein Collège, eine Ackerbaukammer, Fabrikation von Drechslerwaren, Handel und (1891) 2599 Einw.

Nantucket (spr. näntöcket), Insel an der Küste des nordamerikan. Staates Massachusetts, 25 km von der Halbinsel des Cape Cod entfernt, 130 qkm groß, mit (1890) 3268 Einw.; beliebte Sommerfrische. Der ehedem starke Walfischfang hat seit 1846 aufgehört.

Nantwich (spr. nänntitsch), Stadt in Cheshire (England), am Weaver, hat eine merkwürdige Kirche (aus dem 14. Jahrh., von Scott restauriert) u. (1891) 7412 Einw., welche Schuh- u. Handschuhmacherei betreiben. Früher wichtige Salinen.

Nantyglo and Blaina, städtische Gemeinde in Monmouthshire (England), mit bedeutender Eisenindustrie und (1891) 12,410 Einw.

Nanzig, s. Nancy.

Nāo, Kap, 1) Vorgebirge der ital. Halbinsel, am südlichen Eingang in den Golf von Tarent, bei Cotrone, im Altertum Promontorium Lacinium genannt, mit Säulenresten eines antiken Junotempels, daher auch Kap Colonne genannt. — 2) (Cabo de la Nao), Vorgebirge der Pyrenäischen Halbinsel im Mittelländischen Meere, südlicher Abschluß des Golfes von Valencia, bei Javea.

Naogeorgus, Thomas (eigentl. Kirchmeyer), lat. Dichter und protestant. Pamphletist, geb. 1511 in Hubelschmeiß bei Straubing, gest. 29. Dez. 1563 in Wiesloch, soll in Tübingen Humaniora und Theologie studiert haben, wurde aus Sympathie für Luther 1535 Pastor in Sulza und 1541 in Kahla, gab jedoch wegen theologischer Zerwürfnisse mit den strengern Wittenbergern 1546 diese Stellung auf und führte ein unstetes Wanderleben. Zwar erhielt er noch in demselben Jahre die Pfarre zu Kaufbeuren, doch war er 1548—50 Pfarrer in Kempten, dann wiederholt in Basel und Stuttgart, zuletzt im Badischen. Unter seinen Schriften, die eine unwandelbare Begeisterung für Luthers Person und einen unversieglichen Haß gegen den Papismus zeigen, ragen hervor die Dramen: »Pammachius« (Wittenb. 1538 u. ö., auch in Brylingers »Dramensammlung«, Basel 1541; viermal unter verschiedenen Titeln verdeutscht, so von Justus Menius u. d. T. »Vom Papsttum«, Wittenb. 1539; zuletzt von Tyrolff für die Bühne, Zwickau

1540), »Incendia seu Pyrgopolinices« (Wittenberg 1541 und 1561, dreimal verdeutscht als »Der Mordbrandt«, 1541) und besonders »Mercator seu Iudicium« (ohne Ort 1540 u. ö., hochdeutsch: »Der Kaufmann«, viermal 1540—95; daraus abgekürzt des Feldpredigers Martin Gravius aus Stettin »Tragoedia nova«, Frankfurt a. O. 1612 und 1614, Nürnb. 1615), eine der genialsten Komödien des 16. Jahrh. Schwächer sind die biblischen Stücke: »Hamanus«, »Hieremias« und »Judas Iscariotes«, die ebenfalls übersetzt wurden. Außerdem heben wir das satirische Gedicht »Regnum papisticum« (Basel 1553; deutsch 1555 u. ö.) hervor.

Naos, der innere Raum des griech. Tempels.

Napa, Stadt in der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Kalifornien, im fruchtbaren Thal des Flusses N., der sich in die San Francisco-Bai ergießt, hat ein Irrenhaus, Ausfuhr von Weizen, Obst und Wein und (1890) 4395 Einw.

Napajedl, Marktflecken in Mähren, Bezirksh. Ungarisch-Hradisch, am linken Ufer der March und an der Nordbahnlinie Wien-Krakau, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß, eine Dekanatskirche, ein Kloster mit Mädchenunterrichtsanstalt, eine Zuckerfabrik, Bierbrauerei, ein Schwefelbad, Weinbau und (1890) 3601 meist tschech. Einwohner.

Napata, Hauptstadt einer alten ägypt. Provinz am mittlern Nil, oberhalb des dritten Katarakts, um 1550 v. Chr. durch Amenhotep II. erobert und befestigt. Die im 11. Jahrh. aus Oberägypten vertriebenen Priesterkönige des Amun-re ließen sich hier nieder und errichteten ein eignes, von Ägypten unabhängiges Reich; von hier aus unterwarf im 8. Jahrh. die 25., sogen. äthiopische Dynastie wiederum Ägypten. Zu Augustus' Zeit herrschte zu N. eine (Apostelgeschichte 8, 27 erwähnte) Königin Kandake, welcher 45 Negerfürsten tributpflichtig waren. 22 v. Chr. wurde die Stadt von den Römern zerstört. Ansehnliche Ruinen von N., verkleinerte Nachbildungen der Bauwerke Thebens, beim heutigen Merawi (s. Äthiopien).

Napellin, s. Aconitin.

Napf, Berg, s. Luzerner Alpen.

Näpfchenkobalt, s. Arsen.

Näpfchensteine (Rillensteine, Schalensteine), erratische Blöcke, Menhirs, Dolmen-, Altar- oder Grabkammersteine, die von Menschenhand hergestellte grubenartige Vertiefungen besitzen. Dieselben begleiten die megalithischen Denkmäler fast überall; manchmal erscheinen große Flächen mit kleinen, rund ausgeschliffenen Gruben regellos bedeckt; in andern Fällen sind Gruppen von zwei oder drei Gruben, durch Rillen verbunden, seltener, wie z. B. auf dem Baldurstein bei Falköping (Schweden), sind die Gruben mit konzentrischen Ringen umzogen. Man wollte früher Schriftzeichen darin sehen und hat die mannigfachsten Deutungen u. Erklärungsversuche darüber angestellt; Desjardin, der solche Steine auch in Peru fand, vermutet, daß diese Vertiefungen dazu gedient haben, beim Salben der heiligen Steine mit Blut oder Fett größere Mengen desselben zurückzuhalten. Vgl. Keller, Die Zeichen- oder Schalensteine der Schweiz (in den »Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich«, Bd. 17, 1870).

Napfkuchen (Aschkuchen, Topfkuchen), ein aus Mehl, Eiern, Butter, Zucker und Gewürzen mit Hefe oder Backpulver bereiteter Kuchen, welcher in einer irdenen oder metallenen napfförmigen, gerieften Form, die in der Mitte einen Hohlkegel besitzt, gebacken wird.

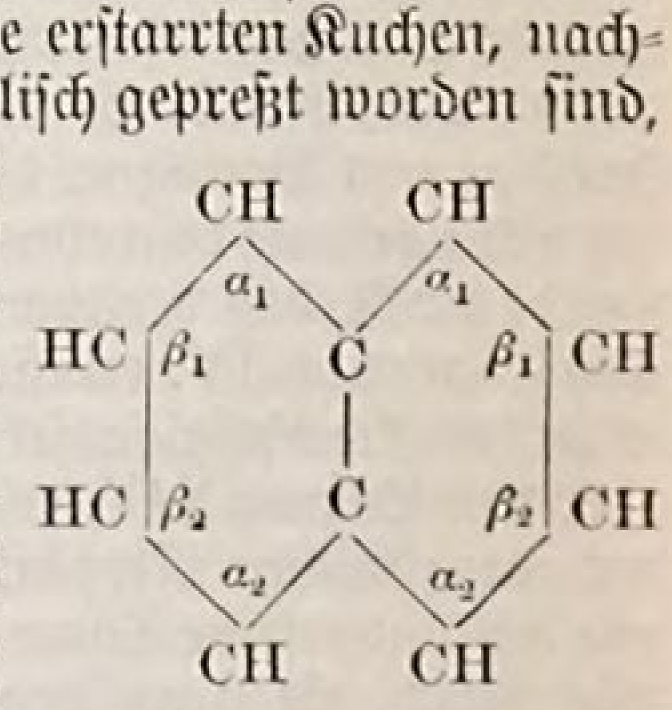
Naphtāli (hebr., »Ringkämpfer«, 1. Mos. 30, 8), der siebente Sohn Jakobs und der Bilha, der Stammvater eines der zwölf israelitischen Stämme, dessen Gebiet im NW. des Galiläischen Sees lag (s. Karte »Palästina«). Aus diesem Stamme ging der Held Barak hervor.

Naphtāli, ein aus schaumig gerührter Butter, Eidotter, Mandeln, Zitronenschale, Zucker und Eischnee bereitetes kleines Gebäck.

Naphtha, leicht flüchtige und sehr entzündliche Flüssigkeit; ursprünglich soviel wie Äther (Schwefeläther, N. vitrioli), dann als Essignaphtha, Salpeternaphtha auch Bezeichnung der zusammengesetzten Äther (Essigäther, N. aceti, N. vegetabilis, Salpeteräther). Als N. bezeichnet man auch im Gegensatz zu den schweren, dickflüssigern und dunklern Sorten die leichten, hellen und sehr entzündlichen Erdölsorten, wie sie namentlich die Gegend am Kaspischen Meere, am Monte Ciara bei Piacenza ꝛc. liefert. Gegenwärtig versteht man in der Technik unter N. die leicht flüchtigen Produkte von der Destillation des Erdöls und der Teeröle. Über die Entstehung des Wortes N. s. Erdöl, S. 918.

Naphthaboot, ein mit einer Naphthamaschine (s. Petroleumkraftmaschine) betriebenes Boot.

Naphthalīn (Steinkohlenteerkampfer, Naphthylwasserstoff) $C_{10}H_8$ oder $H_4C_4.C_2.C_4H_4$ findet sich im Erdöl von Rangun, entsteht, wenn Benzol C_6H_6, Äthylen C_2H_4 und Acetylen C_2H_2 bei hoher Temperatur aufeinander wirken, und findet sich daher im Steinkohlenteer (5—10 Proz.), auch im Braunkohlen- u. Holzteer. Es scheidet sich in großen Mengen aus dem bei der Destillation des Steinkohlenteers gewonnenen u. völlig erkalteten Schweröl aus und kann durch Filtrieren, Ausschleudern oder Pressen abgesondert werden. Zur Darstellung benutzt man meist den Teil des Schweröls, welcher nach Behandlung des Öls mit Natronlauge zur Ausziehung des Phenols zurückbleibt. Dies Öl liefert bei der Destillation zuerst wenig leichtes Öl, dann aber so viel N., daß der Inhalt der Vorlage durch das kristallisierende N. breiartig erstarrt. Man preßt den Brei ab, behandelt den Rückstand mit konzentrierter Schwefelsäure und destilliert im Dampfstrom. Gewöhnlich gießt man das destillierte N. in flache Schalen und bringt die erstarrten Kuchen, nachdem sie noch einmal hydraulisch gepreßt worden sind, in den Handel. N. ist durch Kondensation von zwei Benzolkernen entstanden, wie es nebenstehendes Schema zeigt. Die Derivate des Naphthalins entstehen durch Substitution der Wasserstoffatome analog den Benzolderivaten; die beiden Benzolkerne sind



gleichwertig, die Derivate aber verschieden, je nachdem das substituierende Atom (Atomgruppe) an der mit α oder β bezeichneten Stelle ein Wasserstoffatom vertritt, und mithin gibt es hier, abweichend vom Benzol, zwei verschiedene Monosubstitutionsprodukte. Die Bezeichnung der verschiedenen Abkömmlinge, wie α- u. β-Naphthol ($C_{10}H_7.OH$), α-Naphthylamin ($C_{10}H_7.NH_2$) ꝛc., zeigt die Stellung der substituierenden Atomgruppen an. N. bildet gereinigt farblose, oft silberglänzende Blättchen, riecht schwach, nicht unangenehm (gewöhnlich infolge von Verunreinigungen penetrant), schmeckt brennend, löst sich leicht in Alkohol, Äther und Ölen, nicht in Wasser, spez. Gew. 1,145, schmilzt bei 79°, siedet bei

216,6°, verflüchtigt sich langsam auch bei gewöhnlicher Temperatur und mit Wasserdämpfen, brennt mit leuchtender, rußender Flamme und zeigt in seinem chemischen Verhalten große Ähnlichkeit mit dem Benzol. Es bildet mit konzentrierter Salpetersäure Nitronaphthalin $C_{10}H_7.NO_2$, hellgelbe Säulen, löslich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, verpufft bei schnellem Erhitzen, schmilzt bei 58°, gibt mit Zinn und Salzsäure Naphthylamin $C_{10}H_7.NH_2$, mit schwefligsaurem Ammoniak Naphthionsäure $C_{10}H_6.NH_2.SO_3H$. Beim Erhitzen von N. mit Salpetersäure entstehen α- und β-Dinitronaphthalin $C_{10}H_6(NO_2)_2$, welche beide gelbe Kristalle bilden. Mit Chromsäure bildet N. Naphthochinon, mit verdünnter Salpetersäure Phthalsäure, mit konzentrierter Schwefelsäure zwei Naphthalinmonosulfosäuren $C_{10}H_7.SO_3H$ und bei stärkerer Einwirkung zwei Naphthalindisulfosäuren $C_{10}H_6(SO_3H)_2$. N. wirkt giftig auf niedere Tiere und dient daher als Schutzmittel für ausgestopfte Tiere, in der Technik zum Karburieren des Leuchtgases (s. d., S. 277 u. 278) und besonders in der Farbenfabrikation zur Darstellung von Phthalsäure, Naphthylamin, Naphthol ꝛc. In der Medizin benutzt man N. wegen seiner antiseptischen Eigenschaften gegen Darmkatarrh, Blasenkatarrh, Brechdurchfall, äußerlich gegen Krätze, Herpes tonsurans, Favus ꝛc. Vgl. Ballo, Das N. und seine Derivate (Braunschw. 1870); Reverdin u. Nölting, Über die Konstitution des Naphthalins und seiner Abkömmlinge (Genf 1880); Reverdin und Fulda, Tabellarische Übersicht der Naphthalinderivate (Basel 1893); Täuber u. Norman, Die Derivate des Naphthalins (Berl. 1896).

Naphthalingelb, s. Martiusgelb.

Naphthalinpapier (Mottenpapier), ungeleimtes Papier, welches mit einer zusammengeschmolzenen Mischung aus gleichen Teilen Naphthalin, Karbolsäure und Ceresin getränkt ist; dient zur Vertreibung von Motten und andern Insekten.

Naphthalinrosa, -Rot, -Scharlach, s. Magdalarot.

Naphthalinsulfosäuren, s. Naphthalin.

Naphthalol, s. Betol.

Naphthamaschine, s. Petroleumkraftmaschine.

Naphthameïn, s. Naphthylamine.

Naphthamotor, s. Petroleumkraftmaschine.

Naphthazarin (Dioxynaphthochinon) $C_{10}H_4O_2(OH)_2$ entsteht aus α-Dinitronaphthol bei Einwirkung von Zink und konzentrierter Schwefelsäure bei 200°, bildet rote, metallischgrün glänzende Nadeln, löst sich wenig in kochendem Wasser, leicht in Alkohol und Äther und sublimiert bei 215–240°. Mit essigsaurer Thonerde gebeizte Baumwolle färbt es rötlichviolett, in konzentrierter Schwefelsäure löst es sich mit fuchsinroter, in kaustischen Alkalien mit dunkel purpurblauer Farbe. Seine Verbindung mit Natriumbisulfit ist in Wasser löslich und kommt in Verbindung mit Chrombeizen als Alizarinschwarz in den Handel. N. steht zu Naphthalin in derselben Beziehung wie Alizarin zum Anthracen.

Naphthene, Kohlenwasserstoffe von der Formel C_nH_{2n}, die sich in großer Menge im kaukasischen Erdöl finden. Sie unterscheiden sich von den Alkylenen dadurch, daß sie nicht Halogene aufzunehmen vermögen, sie enthalten also keine doppelten Bindungen wie jene, vielmehr sind ihre Kohlenstoffatome ringförmig angeordnet.

Naphthionsäure (Naphthylaminsulfosäure) $C_{10}H_6.NH_2.SO_3H$ entsteht aus α-Nitronaphthalin u. Ammoniumsulfit, aus α-Naphthylamin und rauchender Schwefelsäure oder beim Erhitzen auf 180–200°. Sie bildet kleine Nadeln mit 1½ Molekülen Kristallwasser, löst sich kaum in Alkohol, schwer in Wasser und dient zur Darstellung von Azofarbstoffen.

Naphthochinone $C_{10}H_6O_2$. α-Naphthochinon entsteht bei Oxydation von Naphthalin oder α-Diamidonaphthalin mit Chromsäure, bildet gelbe, heftig riechende Kristalle, löst sich in Alkohol und Äther, mit rotbrauner Farbe in Alkalien, schmilzt bei 125° und verflüchtigt sich mit Wasserdampf. β-Naphthochinon entsteht bei Oxydation von α-Amido-β-Naphthol, bildet rote, geruchlose Nadeln, zersetzt sich bei 115–120° und ist nicht flüchtig mit Wasserdampf. Die α-Verbindung entspricht dem gewöhnlichen Chinon, die β-Verbindung dem Phenanthrenchinon.

Naphthoësäuren $C_{11}H_8O_2$ oder $C_{10}H_7.COOH$, Verbindungen, welche sich zum Naphthalin verhalten wie Benzoesäure zum Benzol, entstehen bei Einwirkung von Kalilauge oder Salzsäure auf die Cyannaphthaline. α-Naphthoesäure entsteht bei Destillation von α-naphthalinsulfosaurem Kali mit ameisensaurem Natron, bildet farblose Nadeln, ist leicht löslich in kochendem Alkohol, schmilzt bei 160°. β-Naphthoesäure (Isonaphthoesäure) entsteht bei Oxydation von β-Methylnaphthalin mit konzentrierter Salpetersäure, bildet seideglänzende Nadeln, ist leicht löslich in Alkohol und Äther, schmilzt bei 184°.

Naphtholblau, s. Indophenole.

Naphthole (Naphthylalkohole, Monoxynaphthaline) $C_{10}H_7.OH$, die dem Phenol entsprechenden Hydroxylderivate des Naphthalins, zwei isomere Körper, welche bei Einwirkung von salpetriger Säure auf die beiden isomeren Naphthylamine oder beim Schmelzen der beiden Naphthalinsulfosäuren mit Ätzkali entstehen. α-Naphthol bildet farblose Nadeln, riecht schwach phenolartig, schmeckt brennend, sein Staub reizt zum Niesen, es ist leicht löslich in Alkohol und Äther, auch in Alkalien, kaum in Wasser, schmilzt bei 95°, siedet bei etwa 282°, sublimiert bei gelindem Erwärmen, ist mit Wasserdämpfen leicht flüchtig, gibt mit konzentrierter Schwefelsäure α-Naphtholmonosulfosäure $C_{10}H_6.OH.SO_3H$, die durch Eisenchlorid tief blau gefärbt wird. N. dient zu medizinischen Zwecken, auch zur Darstellung von Azofarbstoffen. Nitro-α-Naphthol, aus Nitronaphthalin erhalten, kristallisiert in gelben Nadeln und bildet mit Alkalien goldgelbe, kristallisierbare Salze, deren Lösungen Wolle und Seide goldgelb färben. Sein Natronsalz kam eine Zeitlang als Französischgelb (Campobellogelb) oder Chrysoinsäure in den Handel. Dinitro-α-Naphthol, aus α-Naphtholmonosulfosäure und konzentrierter Salpetersäure erhalten, kristallisiert ebenfalls in gelben Nadeln, und sein Kalk- oder Natronsalz ist als Martiusgelb (s. d.) im Handel. β-Naphthol ist dem α-Naphthol ähnlich, aber fast geruchlos, schmeckt brennend, sein Staub reizt zum Niesen, es löst sich leicht in Alkohol u. Äther, wenig in Wasser, schmilzt bei 123°, siedet bei 285–286°, ist leicht sublimierbar, gibt mit konzentrierter Schwefelsäure β-Naphtholmonosulfosäure, die durch Eisenchlorid schwach grün gefärbt wird. β-Naphthol dient in sehr großer Menge zur Darstellung von Azofarbstoffen, in der Medizin gegen Krätze ꝛc., auch wegen seiner antiseptischen Wirkung zur Herstellung anatomischer Präparate. Vgl. Täuber, Die Sulfosäuren der beiden Naphthylamine und der beiden N. (Berl. 1892).

Naphtholgelb, s. Martiusgelb.

Naphthōlgrün, s. Nitrosofarbstoffe.

Naphthōlorange, Azofarbstoff, entsteht beim Diazotieren von Sulfanilsäure und Kombination des Produkts mit βNaphthol; es wird hauptsächlich für Braun und Modefarben benutzt.

Naphthōlschwarz, Diazofarbstoff, entsteht beim Diazotieren von αNaphthylamin αDisulfosäureazo-αNaphthylamin und Kombination des Produkts mit αNaphthylamin; es ist in Wasser mit schwarzer Farbe löslich und färbt Wolle und Seide im nichtalkalischen Bade schwarz.

Naphthōlsulfosäuren, s. Naphthole.

Naphthorubin, Azofarbstoff, entsteht beim Diazotieren von αNaphthylamin und Kombination des Produkts mit αNaphtholdisulfosäure, bildet ein braunes, in Wasser lösliches Pulver und dient zum Rotfärben von Wolle.

Naphthosalōl, s. Betol.

Naphthylalkohole, s. Naphthole.

Naphthylamine $C_{10}H_7.NH_2$, die dem Anilin entsprechenden Amidoderivate des Naphthalins. αNaphthylamin entsteht aus Nitronaphthalin bei Einwirkung von Eisen und Salzsäure und beim Erhitzen von αNaphthol mit Ammoniak. Es bildet farblose Nadeln, riecht und schmeckt unangenehm, löst sich in Alkohol und Äther, kaum in Wasser, schmilzt bei 50°, siedet bei 300°, sublimiert leicht und bildet mit Säuren lösliche, schön kristallisierende Salze, deren Lösungen mit Oxydationsmitteln zahlreiche gefärbte Produkte liefern; Eisenchlorid fällt blaues Naphthameïn. Man benutzt αNaphthylamin zur Darstellung von Azofarbstoffen, Martiusgelb, Magdalarot rc. βNaphthylamin entsteht aus βNaphthol durch Behandeln mit Chlorcalciumammoniak bei 270—280°. Es bildet weiße, geruchlose Blättchen, schmilzt bei 112°, siedet bei 294°, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther und gibt mit Eisenchlorid keine charakteristischen Färbungen. Es dient zur Darstellung von Azofarbstoffen.

Naphthylamīngelb, s. Martiusgelb.

Naphthylamīnsulfosäure, s. Naphthionsäure.

Naphthylenblau, s. Meldolasblau.

Napier (spr. népir), Hauptort der Provinz Hawkesbai auf der Nordinsel der britisch-austral. Kolonie Neuseeland, an der Südküste der Hawkesbai, durch Eisenbahn mit Wellington verbunden, mit dem Hafen Port Ahuriri, Sitz des anglikanischen Bischofs von Waiapu, Ausfuhrhafen für ein reiches Acker- und Weideland mit (1891) 8341 Einw.

Napier (spr. népīr), 1) John (meist Neper, Nepper, Nepair), Lord von Merchiston, Mathematiker, Haupterfinder der Logarithmen, geb. 1550 in Merchiston Castle bei Edinburg, gest. daselbst 4. April 1617, studierte im College von St. Andrews und im Auslande, kehrte 1571 nach Schottland zurück und widmete sich mathematischen und astronomischen Forschungen. Als eifriger Puritaner veröffentlichte er: »A plaine discovery of the whole Revelation of St. John« (Edinb. 1594, auch franz. und deutsch und wiederholt aufgelegt). Es scheint erwiesen, daß N. bereits 1594, also unabhängig von Jobst Bürgi, die Grundgedanken der Logarithmenrechnung gehabt hat, jedenfalls veröffentlichte er die erste Logarithmentafel: »Mirifici logarithmorum canonis descriptio« (Edinburg 1614), deren zweiter Auflage (1619) sein Sohn Robert eine ältere Schrift Nepers: »Mirifici logarithmorum canonis constructio«, und Anmerkungen von Briggs (s. d.) beifügte. Die Neperschen Rechenstäbchen zur mechanischen Ausführung der Multiplikation und Division verloren durch die Logarithmen ihren Wert. Von bleibendem Werte für Astronomie und Trigonometrie sind dagegen die Neperschen Analogien, Formeln, mittels deren aus einer Seite eines sphärischen Dreiecks und den beiden anliegenden Winkeln, bez. Winkel und anliegenden Seiten, die beiden andern Winkel, bez. Seiten, berechnet werden. 1834 veröffentlichte ein Nachkomme, Mark N., die »Memoirs of John N. of Merchiston« und 1839 dessen unveröffentlichte Manuskripte, von denen eins, »De arte logistica«, zeigt, daß N. bereits 1573 imaginäre Wurzeln kannte.

2) Sir Charles James, brit. General, geb. 10. Aug. 1782 in London, gest. 29. Aug. 1853, in weiblicher Linie von dem vorigen abstammend, trat im zwölften Jahre in die englische Armee, nahm 1798 an den Operationen gegen die irischen Insurgenten teil und avancierte 1803 zum Kapitän, 1806 zum Major, 1811 zum Oberstleutnant. Im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel gegen die Franzosen sowie im amerikanischen Feldzug zeichnete er sich aus, wurde nach dem Frieden von 1815 Oberst und war 1822—1830 Gouverneur von Kephallinia. 1837 ward er zum Generalmajor ernannt, 1841 erhielt er ein Kommando in Ostindien und bald darauf den Oberbefehl über die Truppen in Sind und Belutschistan, wo er durch die glänzenden Siege bei Meanee 17. Febr. 1843 und bei Haidarabad 24. März 1844 die Macht der Emire von Sind vernichtete, die Belutschen zähmte und 1845 die Unterwerfung des Landes vollendete. Da die Ostindische Kompanie sein energisches Verfahren mißbilligte, ward er 1847 abberufen, übernahm 1849, inzwischen zum Generalleutnant ernannt, abermals das Kommando der indischen Truppen, geriet aber in einen Konflikt mit dem Generalgouverneur und kehrte 1851 nach England zurück. Er schrieb unter vielen andern Werken staatswissenschaftlichen, militärischen und belletristischen Inhalts: »Lights and shades of military life« (Lond. 1851, 2. Aufl. 1853) und »Letter on the defence of England by corps of volunteers and militia« (das. 1852; deutsch, Braunschw. 1852). Vgl. Bruce, Life of general Sir Ch. N. (Lond. 1885); W. Napier, The life and opinions of Sir Ch. J. N. (das. 1857, 4 Bde.).

3) Sir George Thomas, brit. General, Bruder des vorigen, geb. 30. Juni 1784, gest. 16. Sept. 1855, zeichnete sich in den spanischen Feldzügen aus, verlor 1812 beim Sturm auf Ciudad Rodrigo den rechten Arm, kehrte aber schon 1814 zum Heere zurück. 1837—43 war er als Generalmajor Gouverneur des Kaplandes, um welches er sich durch energische Maßregeln gegen die unruhigen Kaffern, Vertreibung der Buren aus Natal und Einführung der Munizipalverfassung verdient machte. 1854 wurde er zum General ernannt. Vgl. »Passages in the military life of General Sir G. T. N., written by himself« (2. Aufl., Lond. 1886).

4) Sir William Francis Patrick, brit. General, Bruder des vorigen, geb. 17. Dez. 1785 in der irischen Grafschaft Kildare, gest. 12. Febr. 1860, trat 1800 in die englische Armee und nahm 1808—14 an den Feldzügen auf der Pyrenäischen Halbinsel mit Auszeichnung teil. Er wurde 1830 Oberst, 1841 Generalmajor und fungierte 1842—48 als Gouverneur von Guernsey. 1851 ward er zum Generalleutnant und 1859 zum General ernannt. Sein Hauptwerk ist: »History of the war in the Peninsula« (Lond. 1828—40, 6 Bde.; neue Ausg. 1893, 3 Bde.), eins der besten Werke der kriegsgeschichtlichen englischen Litte-

ratur. Ein Auszug daraus ist: »English battles and sieges in the Peninsula« (neue Ausg., Lond. 1865). Die Thaten seines Bruders (N. 2) feiern: »The conquest of Scinde« (Lond. 1845) und »History of General Sir Charles Napier's administration of Scinde« (das. 1851). Vieles andre von seiner Feder ist in englischen Zeitschriften zerstreut. Vgl. Bruce, Life of General Sir W. N. (Lond. 1864, 2 Bde.).

5) Sir Charles, brit. Vizeadmiral, geb. 6. März 1786 zu Falkirk in Schottland, gest. 6. Nov. 1860, Vetter des vorigen, trat 1799 in den britischen Seedienst, zeichnete sich im Kriege gegen Frankreich aus und wurde 1809 nach einem glänzenden Kampfe bei Guadeloupe zum Kapitän ernannt, aber bald danach auf Halbsold gestellt. Er wohnte darauf als Freiwilliger dem Feldzug auf der Pyrenäischen Halbinsel bei, ward aber 1811 wieder mit dem Kommando einer Fregatte betraut, mit der er sich bei der Expedition an den neapolitanischen Küsten großen Ruhm erwarb. Infolge der Eroberung der Insel Ponza bei Gaeta verlieh ihm der König Ferdinand von Sizilien den Titel eines Cavaliere di Ponza. 1833 trat er als Admiral in die Dienste Dom Pedros von Portugal, der ihn für seinen glänzenden Seesieg über die miguelistische Flotte beim Vorgebirge St. Vincent (5. Juli 1833) zum Vizconde (später zum Conde) de Cabo de S. Vincente erhob. Ende 1834 in sein Vaterland zurückgekehrt, befehligte er im Herbst 1840 als Kommodore unter Admiral Stopford in dem Kriege gegen Mehemed Ali und diktierte nach der Erstürmung von Saida u. der Wegnahme St.-Jean d'Acres 1841 den Frieden. Nach England zurückgekehrt, ward er 1841 ins Parlament gewählt, wo er sich als konsequenter Whig bewährte. 1846 ward er Konteradmiral, kommandierte 1847—49 die Kanalflotte und veröffentlichte nach seiner Rückkehr eine Reihe von Briefen an die »Times«, die von seinem Vetter, dem General William N., gesammelt wurden (»The navy, its past and present state«, Lond. 1850), und in denen er die englische Marineverwaltung heftig angriff. 1853 zum Vizeadmiral avanciert, erhielt er im Februar 1854 den Oberbefehl über die britische Ostseeflotte, mit welcher er seit 28. Mai die russischen Küsten und Häfen der Ostsee blockierte, nach Vereinigung mit der französischen Flotte 21. Juni die Festung Bomarsund nahm und Anfang August die Ålandsinseln besetzte, im übrigen aber nicht viel auszurichten vermochte. Im September deshalb zurückberufen, lebte er fortan in London, trat wieder ins Parlament und rechtfertigte sich hier 1855 gegen die wider ihn erhobenen Vorwürfe. 1858 avancierte er zum Admiral. Er schrieb: »The war in Portugal between Pedro and Miguel« (1836, 2 Bde.); »The war in Syria« (1842, 2 Bde.); »History of the Baltic campaign« (1857). Vgl. Elers Napier, Life and correspondence of Sir Charles N. (Lond. 1861, 2 Bde.); W. F. Butler, Sir Charles N. (das. 1890).

6) Sir Joseph, geb. 26. Dez. 1804 in Belfast, gest. 9. Dez. 1882, war seit 1831 Advokat in Dublin, wurde 1848 ins Unterhaus gewählt, im ersten Ministerium Derbys 1852 Kron-Oberanwalt (Attorney general) für Irland, in dessen zweitem Kabinett (1858—59) Lord-Kanzler für Irland und während dessen dritter Regierung 1867 zum Baronet erhoben. 1868—81 gehörte er der richterlichen Abteilung des englischen Geheimen Rates an. Er schrieb: »Lectures on Butler's analogy of religion« (Dubl. 1862). Vgl. Ewald, Life of Sir Jos. N. (Lond. 1887, 2. Aufl. 1892), wozu Napiers »Lectures, essays and letters« als Supplement erschienen (1888).

7) Robert Cornelis, Lord N. of Magdala, geb. 6. Dez. 1810 auf Ceylon, wo sein Vater als Major diente, gest. 14. Jan. 1890 in London, erzogen in der Militärschule der Ostindischen Kompanie zu Addiscombe, trat 1826 in das Korps der bengalischen Ingenieure ein und organisierte 1842 die militärische Grenzstation Umballah. Hier baute er gesunde und luftige Lagerkasernen, welche allgemeinen Beifall ernteten und Napier-barracks genannt wurden. Nachdem er sich während der Feldzüge gegen die Sikh 1845 und gegen Mulradsch 1848 hervorgethan hatte, ward er 1849 zum Oberstleutnant befördert und nach Einverleibung des Pandschab zum obersten Zivilingenieur dieses Landes ernannt, welches er mit einem System vortrefflicher Land- und Wasserstraßen durchzog. Nach kurzem Aufenthalt in Europa nahm er 1857 als Oberst und Generalstabschef unter Sir J. Outram an der Entsetzung Lakhnaus teil. Ebenso zeichnete er sich bei der zweiten Entsetzung Lakhnaus 17. Nov. 1857 aus, an welchem Tage er ernstlich verwundet wurde. Als Führer einer Infanteriedivision war er unter Sir Hope Grant 1860 in China thätig und übernahm 1861 als Generalmajor das Amt eines Vorsitzenden im militärischen Departement der indischen Regierung. Im Januar 1865 wurde er Oberbefehlshaber der Bombayarmee und im März 1867 zum Generalleutnant ernannt. Im Juli 1867 erhielt er den Oberbefehl über die Expedition gegen Abessinien und landete 2. Jan. 1868 bei Zoulah. Trotz der Schwierigkeit des Geländes, des Mangels an Lebensmitteln und Trinkwasser gelang es ihm vor Eintritt der Regenzeit, durch einige kräftige Stöße die Macht des abessinischen Herrschers zu brechen. Da König Theodor die Übergabe von Magdala verweigerte, so ordnete N. einen Sturm auf diese Felsenfestung an, welcher 13. April 1868 vollen Erfolg hatte, und bei dem Theodor sich selbst den Tod gab. Sofort trat N. den Rückmarsch an, indem er das von innern Unruhen heimgesuchte Land sich selbst überließ. Er traf Anfang Juli in England ein und wurde durch die Verleihung des Großkreuzes des Bathordens, einer jährlichen Pension von 2000 Pfd. Sterl. für sich und seine direkten Nachkommen sowie durch die Ernennung zum Peer mit dem Titel Lord N. of Magdala belohnt. 1874 wurde er zum General, 1876 zum Gouverneur von Gibraltar, 1. Jan. 1883 bei seinem Rücktritt von diesem Amte zum Generalfeldmarschall ernannt. Vom Dezember 1886 bis zu seinem Tode war er Gouverneur (Constable) des Towers zu London. Vgl. »Feldmarschall Lord N. of Magdala« (Bresl. 1890).

8) Francis, Lord, geb. 15. Sept. 1819, betrat die diplomatische Laufbahn 1840 als Gesandtschaftsattaché in Wien, bekleidete später diplomatische Posten in Teheran, Neapel, Petersburg und Konstantinopel und wurde 1857 zum Gesandten in Washington, 1858 im Haag, 1860 aber zum Botschafter in Petersburg ernannt. Hier wurde jedoch infolge des polnischen Aufstandes seine Stellung so schwierig, daß man ihn 1864 in gleicher Eigenschaft nach Berlin sendete. Obwohl er mit dem Leiter der preußischen Politik von Petersburg her in nahen Beziehungen stand, vertauschte er doch den Botschafterposten in Berlin im Januar 1866 mit dem Amt eines Gouverneurs von Madras und wurde nach seiner Rückkehr, nachdem er bis dahin bloß schottischer Peer gewesen war, 1872 als Baron Ettrick zum britischen Peer erhoben.

Napisten (Nappisten, v. neugriech. nappa, »Dicknase«), Spottname der Anhänger Kapo d'Istrias' im neuern Griechenland gegenüber der nationalen Partei.

Naples (franz., spr. näpl', und engl., spr. nēpls), soviel wie Neapel.

Napó, linker Zufluß des Amazonenstromes, entspringt in Ecuador auf dem Ostabfall des Cotopaxi, ist im obern Laufe ein reißender Gebirgsstrom voller Stromschnellen, durchzieht im untern gegen SO. die endlosen Urwälder am Fuße der Kordillere von Ecuador und mündet unter 3° 24′ südl. Br. in Peru, dem 380 km seines 800 km langen Laufes angehören. Für kleine Dampfer ist er bis La Coca (320 km) und zuzeiten selbst bis Santa Rosa fahrbar; allein sein Thal ist trotz der großen Fruchtbarkeit fast unbewohnt.

Napoleon, 1) Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen, geb. zu Ajaccio auf der Insel Corsica nach der gewöhnlichen Annahme 15. Aug. 1769 (während neuere Geschichtschreiber behaupten, daß N. den Geburtstag mit seinem Bruder Joseph getauscht habe und daher 7. Jan. 1768 geboren sei), gest. 5. Mai 1821, Sohn von Carlo Bonaparte (s. d.) und der Letizia Ramolino, wurde auf Betreiben seines Vaters, der sich nach der Besetzung Corsicas durch Frankreich der französischen Regierung angeschlossen hatte, 1779 in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen, wo er sich ganz von seinen Kameraden abschloß und nur für Mathematik u. Geschichte Interesse zeigte. Nachdem er auf der Kriegsschule zu Paris 1786 die Prüfung bestanden, ward er Unterleutnant im Regiment Lafère, das in Valence, dann in Paris, Douai und Auxonne in Garnison stand. Die bedrängte Lage seiner Familie nach dem frühen Tode seines Vaters (1785) nötigte ihn zu der einfachsten Lebensweise, deren Grundsätze er in dem »Discours sur les vérités et les sentiments qu'il importe le plus d'inculquer aux hommes pour leur bonheur«, der Beantwortung einer Preisfrage der Lyoner Akademie, niederlegte; die Arbeit erhielt nicht den Preis, und N. suchte sie später zu beseitigen. Beim Ausbruch der Revolution 1789 war er Premierleutnant in Grenoble und begab sich bei der Auflösung der Armee nach Corsica, wo er sich anfangs dem Vorkämpfer der corsischen Freiheit, Paoli, anschloß und deren Sache in dem Brief an Matteo Buttafuoco (1791) in leidenschaftlicher Sprache verteidigte; da er aber seinen Ehrgeiz nicht befriedigt fand und wegen jenes Briefes als Offizier abgesetzt wurde, ging er 1792 nach Paris, wo er durch die Protektion einflußreicher Gönner seine Wiederanstellung erlangte, und war hier Zeuge des Sturzes der Monarchie. Hierbei empfand er nur Verachtung über die Schwäche der Regierung; aber er erkannte zugleich, daß die hereinbrechende Anarchie seinem Ehrgeiz die freieste Bahn und das höchste Ziel biete. Daher sagte er sich vom corsischen Patriotismus los, wählte Frankreich zu seinem Vaterland und machte im Mai 1793 einen freilich vergeblichen Versuch, durch Überrumpelung der Citadelle von Ajaccio diese Stadt den Franzosen zu erhalten. Von den Corsen als Vaterlandsverräter geächtet, schrieb er im Juli 1793 das für seinen berechnenden und rücksichtslos thatkräftigen Charakter sehr bezeichnende Werkchen »Le souper de Beaucaire« (Avignon 1793), worin er Paoli schmähte, die Insurrektion der südlichen Departements verurteilte, den Staatsstreich der Bergpartei gegen die Gironde rechtfertigte und die stärkste Partei für die zur Herrschaft berechtigte erklärte. Sein Landsmann Salicetti, der Konventskommissar bei der Belagerungsarmee von Toulon war, zog ihn zu derselben. N. erkannte sofort, daß die Erstürmung des Forts Mulgrave und die Besetzung des Vorgebirges L'Eguillette die Engländer zur Räumung des Hafens zwingen müsse, und führte, als Bataillonschef mit dem Oberbefehl betraut, 18. Dez. 1793 das Unternehmen aus, worauf die englische Flotte absegelte und die Stadt sich ergab. Der Lohn für die Einnahme von Toulon war seine Ernennung zum Brigadegeneral der Artillerie (6. Febr. 1794). Nachdem er die Mittelmeerküsten befestigt hatte, ward er im März der italienischen Armee zugeteilt, welche nach einem von ihm entworfenen Plan im April die Piemontesen aus den Seealpen verdrängte, aber dann, da er mit dem jüngern Robespierre befreundet war, in den Sturz desselben (27. Juli 1794) verwickelt, des Verrats angeklagt und verhaftet. Zwar wurde er wieder freigelassen, aber Anfang 1795 zur Armee in der Vendée versetzt und, da er sich weigerte, dorthin zu gehen, von den Listen der Armee gestrichen (Juli 1795).

Ohne Vermögen, niedergedrückt von seiner Armut, lebte N. eine Zeitlang zu Paris in völliger Zurückgezogenheit, bis ihm der Aufstand vom 13. Vendémiaire die ersehnte Gelegenheit bot, emporzukommen. Auf Empfehlung Barras' mit dem Oberbefehl der zum Schutz des Konvents zusammengezogenen Truppen betraut, schlug er durch Kartätschenfeuer den Angriff der insurgierten Sektionen auf die Tuilerien ab, ward vom Konvent als »Retter der Versammlung, der Republik und des Vaterlandes« begrüßt, 16. Okt. zum Divisionsgeneral und Kommandeur der Armee des Innern und 23. Febr. 1796 zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt. Nachdem er sich 9. März mit Josephine, der erheblich ältern Witwe des Generals Beauharnais, deren Gönner Barras war, vermählt hatte, übernahm er 26. März in Nizza den Befehl über das 37,000 Mann starke, kriegsmutige Heer und begann 10. April 1796 den glänzenden Feldzug in Italien, der sein Feldherrngenie im strahlendsten Licht zeigte. Nachdem er durch die Gefechte von Millesimo (13. April) und Dego (14. April) die Österreicher und Piemontesen getrennt hatte, schlug er die letztern bei Ceva und Mondovi (20. u. 21. April) und zwang den König von Sardinien zu einem Waffenstillstand (28. April). Die Österreicher besiegte er bei Fombio, erstürmte die Brücke von Lodi (10. Mai) und zog 15. Mai unter dem enthusiastischen Jubel des Volkes, das ihn als Befreier begrüßte, in Mailand ein. Während er selbst Einfachheit und Strenge der Sitten sowie Unbestechlichkeit zur Schau trug, kettete er Soldaten und Offiziere durch Siegesruhm und Beute immer fester an sich und machte sich durch die hohen Kontributionen, die er den eroberten Ländern auflegte und nebst den wertvollsten Kunstschätzen nach Paris schickte, dem Direktorium unentbehrlich. Ende Mai brach er von neuem gegen die Österreicher auf, drängte sie hinter die Etsch zurück u. belagerte Mantua. Einen Angriff Wurmsers schlug er bei Castiglione (5. Aug.) und bei Bassano (8. Sept.) zurück und schloß denselben in Mantua ein, dessen Entsatz er durch die Siege bei Arcole (15.—17. Nov.) und bei Rivoli (14. Jan. 1797) vereitelte, und das sich 2. Febr. ergeben mußte. Nachdem er durch einen raschen Vorstoß in die Marken den Papst zum Frieden von Tolentino (19. Febr.) gezwungen, drang er ohne Rücksicht auf die Gefährdung seiner Rückzugslinien durch Friaul, Krain und Kärnten bis nach Steiermark vor und erzielte durch diese Kühnheit auch den Präliminarfrieden von

Leoben (18. April), in welchem Österreich gegen Überlassung Venetiens die Lombardei und das linke Rheinufer abtrat, und der am 17. Okt. im Frieden von Campo Formio bestätigt wurde, nachdem N. in gewaltthätigster Weise der Republik Venedig ein Ende gemacht hatte.

Nach seiner Rückkehr nach Paris (5. Dez.) wurde N. der Sitz Carnots im Institut eingeräumt. Anfang 1798 übernahm er die Leitung der Vorbereitungen zu einer Landung in England, erkannte aber bald die Unausführbarkeit derselben und schlug die Unternehmung gegen Ägypten (s. Ägyptische Expedition) vor, zu der das Direktorium auch seine Zustimmung gab, um den allzu mächtigen General zu entfernen. Er beabsichtigte, durch Besetzung dieser wichtigen türkischen Provinz die Pforte zum Bündnis mit Frankreich gegen Rußland und England zu nötigen, jedenfalls gegen das letztere einen festen Stützpunkt im Orient zu erwerben. Am 19. Mai 1798 verließ N. mit der Expedition Toulon, bemächtigte sich durch einen Handstreich Maltas und landete 30. Juni in Alexandria. Nachdem er 6. Juli die Mamelucken bei den Pyramiden von Gizeh geschlagen, hielt er 25. Juli seinen Einzug in Kairo. Da die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir (1. Aug.) ihn von Europa abschnitt, und er Angriffe der Türken gewärtigen mußte, beschloß er im Februar 1799, ihnen durch einen Einfall in Syrien zuvorzukommen, und drang bis Akka (St.-Jean d'Acre) vor, sah sich aber, da 14 Stürme auf Akka von den Engländern und Türken abgeschlagen wurden und die Pest in seinem Heer wütete, genötigt, im Mai den Rückzug anzutreten. In Ägypten warf er 25. Juli bei Abukir ein türkisches Landungsheer zurück, dann aber ließ er, von den Unfällen der Franzosen in Italien und am Rhein und von der unsichern Stellung des Direktoriums unterrichtet, sein Heer im Stiche und schiffte sich mit seinen vertrautesten Offizieren 22. Aug. auf zwei Fregatten heimlich ein. Unbemerkt von den Engländern, gelangte er nach Frankreich und landete 9. Okt. 1799 in Fréjus.

Das französische Volk begrüßte ihn als Retter des in Auflösung begriffenen Staates. Das Direktorium wagte nicht, ihn wegen seiner eigenmächtigen Rückkehr zur Rede zu stellen. N. war entschlossen, sich der Gewalt zu bemächtigen. Sofort begannen die Verschworenen, zu denen außer Napoleons Brüdern, Joseph und Lucian, Sieyès, Talleyrand und Fouché sowie die meisten Generale gehörten, die Vorbereitungen zum Umsturz der Direktorialregierung, der am 18. Brumaire (9. Nov.) erfolgen sollte. An diesem Tage wurde von dem zum Teil eingeweihten Rate der Alten der Rat der Fünfhundert nach St.-Cloud verlegt und N. mit dem Oberbefehl über die Truppen der Hauptstadt beauftragt. Barras ward von Talleyrand zum Verzicht bewogen, die beiden Direktoren Moulins und Gohier von Moreau gefangen gehalten. Am 19. Brumaire (10. Nov.) rückte N. mit 8000 Mann nach St.-Cloud, besetzte die Zugänge zum Sitzungssaal der Fünfhundert und ließ, als die Abgeordneten seine verworrene Rede mit seiner Achtserklärung beantworteten, mit Hilfe des Präsidenten, seines Bruders Lucian, die Deputierten durch Grenadiere mit gefälltem Bajonett verjagen und am Abend von 30 Mitgliedern eine Dankadresse an N. und die Truppen beschließen, 67 Mitglieder für ausgestoßen erklären, beide Räte bis zum 20. Febr. 1800 vertagen und eine Kommission zur Revision der Verfassung sowie ein provisorisches Konsulat, aus N., Sieyès und Roger Ducos bestehend, erwählen. Der Rat der Alten erteilte diesen Beschlüssen seine Genehmigung, und nachts 12 Uhr leisteten die drei Konsuln vor beiden Räten den Eid.

Durch die Verfassung des Jahres VIII, welche bereits im Dezember 1799 verkündet wurde, erhielt N. unter dem Titel eines Ersten Konsuls auf zehn Jahre die volle Gewalt eines konstitutionellen Fürsten; die beiden andern Konsuln, Cambacérès und Lebrun, hatten nur eine beratende Stimme. Durch Besetzung der zahlreichen Staatsämter mit seinen Anhängern belohnte er seine alten und gewann neue. Seine Wohnung verlegte er in die Tuilerien und bildete einen glänzenden Hof. Der Mehrzahl der Emigranten wurde die Rückkehr gestattet und der Krieg in der Vendée durch kluge Maßregeln beendet. Fouché organisierte eine furchtbare Polizei, welche die Tagespresse unterdrückte und die Parteien sprengte. Die innere Verwaltung wurde nach dem Prinzip mechanischer Zentralisation, wie sie dem mathematisch angelegten Geist Napoleons entsprach, umgeformt und war eine Hierarchie von einander übergeordneten Diktaturen, die in der des Ersten Konsuls gipfelten. N. handhabte diese Maschine, die allmählich das ganze geistige und materielle Leben der Nation regelte, mit überlegener Intelligenz, mit bewundernswerter Einsicht und Sachkenntnis, aber auch mit grenzenloser Verachtung aller idealen Gesichtspunkte. Gleichwohl befestigte sich die neue Regierung rasch u. ohne Widerspruch, da das Volk der politischen Aufregungen überdrüssig war. Zudem verschaffte ihm N. durch überraschende Erfolge einen ehrenvollen, vorteilhaften Frieden. Nachdem England und Österreich die angebotene Versöhnung zurückgewiesen hatten, überschritt N. im Mai 1800 den Großen St. Bernhard und siegte in der Schlacht bei Marengo (14. Juni), worauf die Österreicher Italien bis zum Mincio räumten. Nach dem Siege Moreaus bei Hohenlinden (3. Dez.) schloß Österreich 9. Febr. 1801 den Frieden von Lunéville, und nachdem N. Ägypten preisgegeben und dadurch den Frieden mit der Pforte (1. Okt. 1801) ermöglicht hatte, verstand sich auch England zum Frieden von Amiens (27. März 1802).

Die Stiftung der Ehrenlegion und das Konkordat mit dem Papst (15. Juli 1801) verstärkten die Macht des neuen Regiments über das Volk, so daß N. es wagen konnte, sich 11. Mai 1802 durch ein Plebiszit (3 Mill. Stimmen gegen wenige tausend) zum Konsul auf Lebenszeit wählen zu lassen; doch hielt er es auch für nötig, seine Gegner einzuschüchtern und der Opposition jede Möglichkeit, sich geltend zu machen, zu rauben. Die Mitglieder der gemäßigten Opposition im Tribunat und im Gesetzgebenden Körper wurden im Januar 1802 ausgestoßen und durch Offiziere und Beamte ersetzt und durch Verfassungsänderungen jede Kontrolle der Regierung des Konsuls beseitigt. Ein Attentat auf N. (24. Dez. 1800) gab den Anlaß, eine Anzahl Jakobiner hinzurichten und 130 Republikaner zu deportieren. Eine royalistische Verschwörung wurde durch Verhaftung ihrer Häupter, Cadoudal und Pichegru (März 1804), unschädlich gemacht, wobei sich N. auch eines verhaßten Nebenbuhlers, Moreaus, durch Verbannung entledigte; noch schärfer traf er die Familie Bourbon und setzte er die Welt in Schrecken durch die Mordthat an dem Herzog von Enghien (21. März 1804), deren Verantwortung trotz aller Heuchelei und Lügen Napoleons selbst und seiner Helfershelfer allein auf N. fällt. Unter dem erschütternden Eindruck dieser Ereignisse beantragte der Senat 27. März 1804 in einer Adresse an N., die höchste Gewalt in Napo-

leons Familie erblich zu machen. N. nahm den Antrag 25. April an, und nachdem Tribunat und Gesetzgebender Körper ihre Zustimmung gegeben, ward N. 20. Mai 1804 in Paris zum erblichen **Kaiser der Franzosen** proklamiert. Das darauf veranstaltete Plebiszit bestätigte die Thronerhebung mit 3,572,329 Stimmen. Am 2. Dez. 1804 fand die Kaiserkrönung, zu der Papst Pius VII. nach Paris kam, unter großem Pomp in der Kirche Notre-Dame statt. Am 26. Mai 1805 folgte dann im Dom zu Mailand die Krönung mit der Eisernen Krone der Lombardenkönige.

Die Errichtung der neuen Monarchie hatte die Steigerung des Despotismus im Innern zur Folge; auch die geistige Freiheit wurde unterdrückt, die Presse durch die brutalsten Maßregeln geknebelt. Nach außen handelte N. ganz nach Willkür und riß die Nation in seine Eroberungspolitik fort. Sein heißester Wunsch war, England zu demütigen. Nachdem die Besetzung Hannovers (1803) wirkungslos geblieben, bereitete er in Boulogne eine Landung vor, die sich indes schließlich wegen der Mangelhaftigkeit seiner Kriegsflotte als unausführbar erwies. Die Bildung einer neuen Koalition gegen seine gewaltthätige Politik besonders in Italien, welche Pitt im August 1805 zu stande brachte, und welche aus England, Österreich, Rußland und Schweden bestand, befreite ihn von der beschämenden Notwendigkeit, die Unmöglichkeit seines Landungsplans einzugestehen. Mit dem kriegsbereiten Heer von 200,000 Mann warf er sich nach Süddeutschland, zertrümmerte das österreichische Heer unter Mack u. zwang den Rest zur Kapitulation von Ulm (17. Okt.), zog 13. Nov. in Wien ein und schlug in der **Dreikaiserschlacht von Austerlitz** (2. Dez.) die verbündeten Österreicher und Russen; schon 26. Dez. schloß Österreich den Preßburger Frieden, in dem es N. Deutschland und Italien preisgab. N. verfügte nun ganz nach seinem Belieben über diese Länder: sein Stiefsohn Eugen Beauharnais wurde Vizekönig von Italien, sein Bruder Joseph König von Neapel, sein Bruder Ludwig König von Holland, sein Schwager Joachim Murat Großherzog von Berg; seine Schwester Elise erhielt Lucca, Massa und Carrara, seine Schwester Pauline Guastalla. Ein Familienstatut vom 31. März 1806 erklärte N. zum Haupte der Bonaparteschen Familie und sämtliche Glieder derselben nebst ihren Herrschaften zu seinen Vasallen. In Deutschland gründete er 17. Juli 1806 den **Rheinbund** (s. d.), dessen Protektorat er übernahm. Er verfügte unbeschränkt über die militärischen Kräfte desselben, mischte sich aber auch in die innern Angelegenheiten der Bundesstaaten, führte französische Institutionen ein und unterdrückte alle Regungen des beleidigten Nationalgefühls durch Gewaltthaten, wie die Hinrichtung des Buchhändlers Palm in Braunau (27. Aug.).

Unersättlich in seiner Ruhmbegierde und Eroberungssucht, warf er sich nun auf Preußen, das durch seine schwächliche Politik 1805 seine Verachtung und durch seine Schwankungen seinen Haß erweckt hatte. Der **Sieg von Jena** (14. Okt. 1806), den N. selbst erfocht, und die schmähliche Haltung der preußischen Heerführer lieferten ihm mit Einem Schlag Preußen in die Hände. Nachdem N. in Potsdam vom Grab Friedrichs II. dessen Degen geraubt hatte, hielt er 27. Okt. seinen Einzug in Berlin, von wo er 21. Nov. das Dekret über die **Kontinentalsperre** gegen den englischen Handel erließ. In Polen, wo ihm die Preußen zu Hilfe kommenden Russen entgegentraten, geriet sein Siegeszug im Winter von 1806—1807 ins Stocken, und bei Preußisch-Eylau (7. u. 8. Febr.) erfocht N. trotz ungeheurer Verluste keinen Sieg. Nach längerer Unthätigkeit in schwieriger Lage brachte er aber 14. Juni bei Friedland den Russen eine entscheidende Niederlage bei, worauf er mit Kaiser Alexander 25. Juni auf der Memel die Zusammenkunft hatte, in welcher er Polen opferte und Alexander mit der Hoffnung auf die Herrschaft über Nord- u. Osteuropa schmeichelte, dadurch aber ihn ganz für sich gewann und bewog, Preußen preiszugeben. Er konnte sich weder zu großmütiger Behandlung noch zur völligen Vernichtung Preußens entschließen; indem er es zwang, die Hälfte seines Gebiets abzutreten, und drückende Lasten und Demütigungen ihm auferlegte, zog er sich selbst einen unversöhnlichen Feind groß.

N. hatte in Tilsit seinen Plan, eine Weltherrschaft zu begründen, der Verwirklichung näher gebracht; im mittlern und westlichen Kontinent von Europa schaltete er als unbedingter Herr. Aber es lag sowohl im System des Cäsarismus als im Charakter Napoleons selbst, daß sein Ehrgeiz und seine gewaltthätige Herrschsucht keine Schranken in dem Recht und der Freiheit andrer anerkennen wollten und ihn zur Überschätzung seines eignen Könnens und zur Geringschätzung fremder Widerstandskraft verleiteten. Nachdem er 1807 Portugal hatte besetzen lassen, weil es England nicht seine Häfen sperrte, benutzte er 1808 den in der spanischen Königsfamilie ausgebrochenen Streit zwischen Karl IV. und seinem Sohn Ferdinand VII., um beide im Mai zu Bayonne zum Verzicht auf den Thron zu bewegen, den er darauf seinem Bruder Joseph verlieh, während Murat König von Neapel wurde. Aber in **Spanien** stieß er bei dem stolzen, streng katholischen Volk auf ungeahnte Schwierigkeiten, die mit der Kapitulation eines französischen Heeres bei Baylen (21. Juli) begannen. Die Erhebung des spanischen Volkes und das Eingreifen der Engländer unter Wellington, die nach der Vernichtung der letzten französischen Flotte bei Trafalgar (1805) nun auch auf dem Kontinent N. entgegenzutreten vermochten, rieben Napoleons Kräfte auf, ohne daß es ihm gelang, die Pyrenäenhalbinsel dauernd zu erobern. Nachdem Joseph aus Madrid geflohen war und Wellington die Franzosen aus Portugal vertrieben hatte, erneuerte N. sein Bündnis mit Kaiser Alexander auf der **Zusammenkunft in Erfurt** (27. Sept. bis 14. Okt. 1808), auf der die Rheinbundsfürsten teils selbst erschienen, teils sich durch ihre Thronerben vertreten ließen. Darauf eilte er mit 80,000 Mann, meist Rheinbundstruppen, nach Spanien, setzte Joseph 4. Dez. in Madrid wieder als König ein und drängte die in Spanien eingefallenen Engländer nach Valladolid zurück, sah sich dann aber durch die Nachricht von Österreichs drohenden Rüstungen genötigt, umzukehren. Obwohl selbst die Vertrauten des Kaisers, wie Fouché und Talleyrand, Mißvergnügen über seinen maßlosen Ehrgeiz zeigten, auch in der Armee eine gewisse Kriegsmüdigkeit sichtbar wurde, die Bande der Sitte sich lockerten, roher Eigennutz, Raublust und Feigheit bereits in erschreckender Weise hervortraten, obwohl endlich die Geldmittel nicht mehr so reichlich flossen, führte N. den **Krieg gegen Österreich** 1809 wieder mit gewohnter Energie und Schnelligkeit, trieb die Österreicher bei Regensburg in fünftägigen Kämpfen (19.—23. April) mit einem Verlust von 50,000 Mann nach Böhmen zurück, zog 13. Mai zum zweitenmal in Wien ein, und nachdem er nach der Niederlage bei **Aspern** (21. u 22. Mai) eine schwere

Krisis infolge der Unthätigkeit seines Gegners glücklich überwunden hatte, brachte er durch den Sieg bei Wagram (5. u. 6. Juli) den Krieg im Frieden von Wien (14. Okt. 1809) zum günstigen Abschluß.

Der unglückliche Verlauf des Krieges in Spanien, die Erhebung Tirols, die Aufstandsversuche in Deutschland, endlich das Attentat von Staps (12. Okt.) hätten N. auf die erwachenden nationalen Kräfte aufmerksam machen können; doch glaubte er durch rücksichtslose Gewalt der »Ideologie« Herr zu werden. Auch in seinem persönlichen Auftreten wurde er herrisch und gewaltthätig, und jeder Widerspruch reizte ihn zur leidenschaftlichen Wut. Der Kirchenstaat wurde 1809 mit dem Kaiserreich vereinigt und der dagegen protestierende Papst nach Frankreich abgeführt. Nachdem 1810 auch Holland und die deutschen Nordseeküsten einverleibt worden waren, erstreckte sich das Kaiserreich bis zur Ostsee und den Ionischen Inseln, umfaßte 130 Departements, und, die Vasallenstaaten eingerechnet, verfügte N. über 100 Mill. Menschen. Um dies ungeheure Reich an einen Sohn zu vererben und so seine Zukunft zu sichern, ließ er durch einen Senatsbeschluß vom 15. Dez. 1809 seine kinderlose Ehe mit Josephine scheiden und vermählte sich 1. April 1810 mit der Erzherzogin Marie Luise, der Tochter des Kaisers Franz I., die ihm 20. März 1811 einen Sohn gebar, der bei seiner Geburt den Titel eines Königs von Rom empfing. N. glaubte das Reich Karls d. Gr. erneuert und für seine Dynastie gesichert zu haben. Die letzten Freiheiten der Revolution wurden beseitigt, die alte Hofetikette, der Erbadel, die Zensur, ja auch die »lettres de cachet« wiederhergestellt.

Das 1808 erneuerte Bündnis mit Rußland war bei Napoleons Herrschsucht nicht aufrecht zu erhalten. Rußland wollte sich die Kontinentalsperre nicht länger gefallen lassen und hob sie teilweise auf, N. gönnte Rußland die Eroberung Finnlands und seine Erfolge im Türkenkrieg nicht und beleidigte Alexander durch die Annexion Oldenburgs, des Fürstentums seiner Verwandten. Durch das Ungeheure, Ungewohnte seines Unternehmens, eines Zuges gegen Rußland, für den er in Frankreich neue Aushebungen veranstaltete, die Vasallenheere aufbot und Österreich sowie Preußen zur Stellung von Hilfstruppen zwang, gedachte N. seinen Gegner einzuschüchtern und zur Unterwerfung zu zwingen. Mit 450,000 Mann, der Großen Armee, überschritt er 24. Juni 1812 den Niemen und drang in das Innere Rußlands ein. Da die Russen sich defensiv verhielten und nur Rückzugsgefechte lieferten, erreichte N. Mitte August schon Smolensk, wo er den Russen 17. Aug. eine siegreiche Schlacht lieferte. Nach dem blutigen Sieg bei Borodino an der Moskwa (7. Sept.) zog er 14. Sept. in Moskau ein. Der von den Russen selbst angelegte Brand der Stadt machte die Winterquartiere daselbst unmöglich, und nachdem er einen Monat vergeblich die Antwort auf seine Friedensanträge aus Petersburg erwartet hatte, trat er 19. Okt. mit seinem erschöpften Heer von nur noch 100,000 Mann den Rückzug von Moskau an, der infolge des frühen Winters, des Mangels an Lebensmitteln und der energischen russischen Verfolgung mit dem Untergang der Großen Armee endete. Mit 40,000 Mann und wenig Geschützen erreichte N. 9. Nov. Smolensk; die Kämpfe beim Übergang über die Beresina (25.—28. Nov.) vollendeten die Auflösung des Heeres, von dem nur 15,000 Mann Wilna erreichten. Von hier eilte N. in einem Bauernschlitten über Warschau und Dresden nach Paris, wo er, am 19. Dez. angelangt, sofort neue Aushebungen befahl und nur einen ehrenvollen und Frankreichs Größe angemessenen Frieden zu schließen erklärte.

Der Abfall Yorks und die Erhebung Preußens nötigten die Trümmer der Großen Armee, bis hinter die Oder zurückzuweichen und Schlesien sowie Brandenburg zu räumen, worauf die verbündeten Russen und Preußen im April 1813 Sachsen besetzten. Schon hier aber trat ihnen N. wieder entgegen, der eine halbe Million Menschen unter die Waffen gerufen und sofort nach dem Kriegsschauplatz in Marsch gesetzt hatte. Indem er seine ganze Meisterschaft in der Schnelligkeit des Handelns bewährte, erreichte er es, daß er zuerst und mit Überlegenheit auf dem Kampfplatz erschien. Durch die Schlachten bei Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20. u. 21. Mai) nötigte er die Verbündeten zum Rückzug nach Schlesien und zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni). Aber nun versäumte er es aus Stolz und aus Rücksicht auf sein Ansehen bei den Franzosen, den vorteilhaften, ja ehrenvollen Frieden, den ihm Österreich anbot, und der ihm die Rheingrenze und Italien gelassen hätte, anzunehmen. Als sich nun eine große europäische Koalition gegen ihn bildete, blieb er in Dresden stehen, indem er durch einen entscheidenden Schlag die gebietende Stellung wiederzugewinnen hoffte. Zwar siegte er noch einmal bei Dresden (26. und 27. Aug.), aber die Niederlagen seiner Feldherren bei Großbeeren (23. Aug.), an der Katzbach (26. Aug.), bei Kulm (30. Aug.) und bei Dennewitz (6. Sept.) sowie der Übergang Blüchers über die Elbe (3. Okt.) veranlaßten ihn, nach Leipzig zurückzuweichen und hier 16. Okt. eine Schlacht anzunehmen, in welcher er am zweiten Schlachttag (18. Okt.) der Übermacht erlag. Nur 100,000 Mann rettete er aus Leipzig an den Rhein, mit denen er sich 30. und 31. Okt. bei Hanau durch ein bayrisch-österreichisches Heer unter Wrede durchschlug.

N. kämpfte seitdem nur noch um seinen Thron und lehnte daher alle Friedensanträge, so günstig sie für Frankreich waren, ab, da er das Reich nicht kleiner hinterlassen zu dürfen glaubte, als er es 1799 übernommen hatte. Den zu Anfang 1814 in Frankreich eindringenden verbündeten Heeren vermochte N. nur eine Feldarmee von 70,000 Mann entgegenzustellen und erlitt 1. Febr. bei La Rothière eine empfindliche Niederlage. Dennoch gelang es ihm noch einmal durch großartige Entfaltung seines Genies und seiner Thatkraft, in den Gefechten von Champeaubert, Montmirail, Etoges und Vauchamps (11.—14. Febr.) über Blücher und bei Montereau (18. Febr.) über den Kronprinzen von Württemberg unerwartete Erfolge zu erringen. Doch endlich mußte er der Übermacht erliegen. Nach den ungünstigen Schlachten bei Laon (9. u. 10. März) und bei Arcis-sur-Aube (20. und 21. März) wollte er durch einen kühnen Zug an den Rhein den Krieg wieder in Feindesland spielen und war bis Vitry gelangt, als er hörte, daß die Verbündeten im Marsch auf Paris seien. In Gewaltmärschen eilte er zurück, erfuhr aber wenige Stunden von Paris, daß die Stadt 30. März kapituliert habe, und begab sich nach Fontainebleau, wo er auf die Kunde, daß der Senat ihn 1. April abgesetzt habe und die Behörden sowie die meisten Generale von ihm abgefallen seien, erst zu gunsten seines Sohnes und, als dies von den Verbündeten zurückgewiesen wurde, 11. April für sich und seine Erben abdankte. Dafür ward ihm die Insel Elba als Fürstentum, die Beibehaltung des Kaisertitels und eine jährliche Rente von 2 Mill. Frank zugesprochen;

auch durften ihm 400 Mann seiner Garde als Freiwillige folgen. Nachdem er 20. April von seiner Garde in Fontainebleau Abschied genommen, reiste er in Begleitung einiger Generale und mehrerer Offiziere der Verbündeten nach Südfrankreich und langte auf einer britischen Fregatte 4. Mai in Elba an.

Hier widmete er sich mit großem Eifer der Verwaltung der Insel und war der Gegenstand der Neugierde zahlreicher Reisenden. Den Verlauf der Dinge in Frankreich und auf dem Wiener Kongreß beobachtete er, von seinen zahlreichen Agenten wohl unterrichtet, mit Späherblick, und als er von dem steigenden Unwillen gegen die Bourbonen und der Anfang 1815 drohenden Differenz zwischen den Mächten vernahm, beschloß er, zumal er fürchtete, die Verbündeten könnten ihn der größern Sicherheit halber nach einem entlegenern Exil schaffen, einen Einfall in Frankreich zu wagen. Mit seiner Garde landete er, von den Engländern nicht bemerkt, 1. März im Golf Juan. Er wandte sich durch das Gebirge nach dem Dauphiné; vor Grenoble gelang es ihm, ein Bataillon der königlichen Armee auf seine Seite zu bringen, worauf er 7. März in diese Festung einzog. Von Lyon aus, das er 10. März erreichte, ergriff er von Frankreich Besitz. Doch entschied erst der Abfall Neys (14. März) seinen Sieg. Um den Bourbonen Zeit zur Flucht zu lassen, verzögerte er seine Ankunft in Paris, die erst 20. März erfolgte.

Durch Verleihung einer freien Verfassung und durch Berufung liberaler Männer, wie Carnot, suchte er die konstitutionelle und die republikanische Partei zu gewinnen und versicherte den auswärtigen Mächten in feierlichen Erklärungen seine Friedensliebe. Doch hatten diese schon 13. März eine förmliche Achtserklärung gegen ihn erlassen und am 25. ihr Bündnis gegen ihn erneuert und die Zusammenziehung ihrer Heere beschlossen. N. mußte daher seinen Thron von neuem verteidigen. Nachdem er 1. Juni auf dem Marsfeld die freisinnige Zusatzakte vom 22. April beschworen, rückte er in Belgien ein, schlug 16. Juni die Preußen bei Ligny und griff 18. Juni bei Waterloo die Verbündeten unter Wellington an, ward aber, ehe er diesen überwältigen konnte, von Blücher in der rechten Flanke angegriffen und völlig geschlagen. Als er 20. Juni wieder in Paris eintraf, fand er bei den Kammern nicht nur keine Unterstützung für seinen Plan, den Kampf fortzusetzen, sondern dieselben drohten ihm sogar mit Absetzung, ja Verhaftung, wenn er nicht sofort abdanke, und drückten ihm, als er 22. Juni dem Thron zu gunsten seines Sohnes Napoleon II. entsagt hatte, dafür den Dank der Nation aus. Tief gekränkt verließ er, nachdem das zweite Kaiserreich 100 Tage (Cent jours) gedauert hatte, Paris und begab sich, unschlüssig über das, was er thun sollte, nach Rochefort, wo er den Hafen von englischen Schiffen blockiert fand und sich 15. Juli an Bord des englischen Linienschiffs Bellerophon begab, das mit ihm nach der Reede von Plymouth segelte. Auf Befehl der verbündeten Monarchen, die ihn als ihren Gefangenen betrachteten, wurde er nach St. Helena gebracht, wo er 16. Okt. anlangte.

Im Dezember 1815 wurde ihm Longwood, eine Meierei auf der Hochebene der Insel, als Wohnung angewiesen. Nachdem er die Erschöpfung der letzten Monate überwunden, wurde ihm sein Aufenthalt bald unerträglich. Seine Ungeduld und Reizbarkeit ließ er an dem Gouverneur Sir Hudson Lowe aus, der durch die Befehle der Großmächte zu strenger Bewachung gezwungen war. Als man N. nicht mehr erlauben wollte, ohne militärische Aufsicht ins Freie zu gehen, verließ er seine Wohnung nicht mehr. Meist beschäftigte er sich mit dem Diktieren der »Mémoires de Ste-Hélène«, in denen er sein Leben, seine Absichten und Thaten so darstellte, wie er sie von der Nachwelt aufgefaßt wissen wollte, und sich mit dem erlogenen Schein der Vaterlands- und Freiheitsliebe und des Strebens nach der höhern Zivilisation der Menschheit umhüllte. Infolge des ungewohnten Mangels an Bewegung und des feuchten Klimas entwickelte sich bei ihm der Magenkrebs, an dem er bald starb. Sein Leichnam ward an der von N. selbst gewählten Stelle im Thal Stane feierlich beigesetzt, 1840 aber auf der Fregatte La belle Poule durch den Prinzen von Joinville nach Paris gebracht, wo er im Dom der Invaliden ein prächtiges Grabmal erhielt.

Napoleons durch unzählige Bildnisse bekannte Gestalt war klein (er maß nur etwa 1,63 m), sein Kopf im Verhältnis zum Körper stark und mit kastanienbraunem Haar bedeckt, seine Stirn hoch und breit; die Augen, deren Blick in früherer Zeit ein düsteres Feuer, später einen kalten Ausdruck hatte, waren hellblau, die Nase fein geformt, der Mund anmutig und von ungemeiner Beweglichkeit, das Kinn hervorstehend. Das Gesicht hatte einen durchaus italienischen, an klassische Formen erinnernden Charakter. In frühern Jahren blaß und mager, ward N. später voll und stark. Sein Feldherrngenie ist unbestritten eins der bedeutendsten der Geschichte. N. war ein unübertroffener Meister in der Kriegskunst, in der Praxis sowohl als in der Theorie. Das geographische Bild eines Landes, Aufstellung und Bewegungen der Truppen hatte er plastisch vor Augen; er war ebenso unerschöpflich in Hilfsmitteln wie kühn und energisch in der Durchführung. Für die innere Verwaltung des Reiches zeigte er nicht minder wunderbare Befähigung. Weniger hervorragend war seine Begabung für die auswärtige Politik. Er behandelte sie wie den Krieg und ging rücksichtslos auf sein Ziel los; kein Mittel schien ihm unwürdig, wenn es ihm nur diente. Am geringsten ist Napoleons sittlicher Wert anzuschlagen. Er war von 1793 an nur berechnender Egoist von maßlosem Ehrgeiz, der aber mit meisterhaftem Geschick zu heucheln verstand und wirklich Mit- und Nachwelt über sich selbst völlig getäuscht hat. Ohne Begeisterung für ihre Wahrheit, aber mit kluger Berechnung ihrer Wirksamkeit bemächtigte er sich einiger Ideen der französischen Revolution, um sich durch ihre Verwirklichung für den Vollender dieser großen Bewegung auszugeben, und wenigstens das Ausland hat ihm zu danken, daß er mit scharfem Besen eine Menge Schutt weggeräumt hat. In Frankreich hat er aber die große Reform vergiftet und das Volk um ihren Segen betrogen. In der ersten Zeit wußte er sich zu beherrschen; aber als er im Besitz der Macht war, legte er sich keinen Zwang mehr auf und ließ die Schwächen seines Charakters in ihrer ganzen Nacktheit hervortreten: seinen kleinlichen Neid, seine echt corsische Rachsucht, seine brutale Roheit, von der namentlich seine Vertrauten empfindlich zu leiden hatten. Aber er verstand die Menschen zu blenden. Nicht nur in seiner Glanzzeit, noch mehr nach seinem Tode wurde er als der große Heros angestaunt. Die Gefährten des Exils von St. Helena wußten mit großem Geschick das Mitgefühl für sein tragisches Ende auszubeuten. In der Zeit der Reaktion wurde er nicht bloß in Frankreich von Béranger u. a. in begeisterten Liedern gefeiert, sondern auch in den Ländern, wo man ihn vor seinem Sturz

bitter gehaßt, schlug die Stimmung völlig um. Der Napoleon-Kultus wurde geradezu Mode. Erst in späterer Zeit war außerhalb und seit dem zweiten Kaiserreich in Frankreich eine Reaktion gegen die Verherrlichung Napoleons eingetreten, und sein Charakter wurde ohne Voreingenommenheit und Parteilichkeit beurteilt. Das wertvollste Material hierfür lieferte die große, auf Napoleons III. Befehl herausgegebene, freilich tendenziös gesichtete »Correspondance de N. I« (Par. 1858—70, 32 Bde.; Supplement von Ducasse, 1887; deutsche Auswahl von Kurz, Hildburgh. 1868, 3 Bde.), woraus die »Correspondance militaire« (1875—77, 10 Bde.) gesondert erschien. Neuerdings hat der Überdruß an der wenig glänzenden parlamentarischen Regierungsweise in Frankreich ein Wiederaufleben des Napoleon-Kultus herbeigeführt.

Napoleons eigne Schriften erschienen gesammelt in 5 Bänden, Par. 1821—22 (auch Stuttg. 1822—1823, 4 Bde.); eine neue Ausgabe besorgte Martel (Par. 1887—88, 4 Bde.). Die »Mémoires de Ste-Hélène« wurden von Gourgaud u. Montholon (s. d.) herausgegeben (deutsch, Berl. 1822—25, 8 Bde.). Sein Briefwechsel mit Josephine erschien 1895. Masson u. Biagi gaben heraus: »N. inconnu. Papiers inédits, 1786—1793« (Par. 1895, 2 Bde.).

Von den zahllosen Biographien Napoleons sind hervorzuheben: die von Laurent (Par. 1826; neue Ausg. 1869, illustriert von H. Vernet; deutsch, Leipz. 1851), Thibaudeau (Par. 1827—28, 5 Bde.; deutsch, Stuttg. 1828—30, 6 Bde.), Norvins (21. Aufl., Par. 1851; deutsch, Stuttg. 1841, 5 Bde.), Jomini (Par. 1827, 4 Bde.; deutsch, Tübing. 1828—29, 4 Bde.), Walter Scott (1827; neue Ausg., Lond. 1871; deutsch, Leipz. 1835, 2 Bde.), Bailleul (Par. 1829—30, 4 Bde.) und Thiers (»Histoire du Consulat et de l'Empire«, das. 1845—69, 21 Bde.; deutsch von Bülau, Leipz. 1846 ff.). Einen kritischen Standpunkt nehmen ein: Schlosser, Zur Beurteilung Napoleons und seiner neuesten Tadler und Lobredner (Frankf. 1832—35, 3 Bde.); Lanfrey, Histoire de N. I (Par. 1867—1875, 5 Bde., bis 1811 reichend; deutsch von C. v. Glümer, vollendet von Kalckstein, 2. Ausg., Minden 1885, 6 Bde.), der besonders viel zur Zerstörung der Napoleonischen Legende beigetragen hat; Jung, Bonaparte et son temps, 1769—1799 (Par. 1880—81, 3 Bde.); Fournier, N. I. (Leipz. 1886—89, 3 Bde.; franz. von Jaeglé, Par. 1892 ff.), und Taine, Le régime moderne (das. 1891—94, 2 Bde.); gegen den letztern wendet sich Prinz Napoleon, N. et ses détracteurs (das. 1887). Vgl. ferner York v. Wartenburg, N. als Feldherr (2. Aufl., Berl. 1887—88, 2 Bde.); Libri, Souvenirs de la jeunesse de N. (Par. 1842); Böhtlingk, N. Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 18. Brumaire (2. Ausg., Leipz. 1883, 2 Bde.); Peyre, N. I et son temps (Par. 1887, illustriert), Guillois, N., l'homme, le politique, l'orateur (das. 1889, 2 Bde.); Livi, Napoleone all' isola d'Elba (Mail. 1889); Welschinger, Le divorce de N. (Par. 1889); Wolseley, Decline and fall of N. I. (Lond. 1894, 3 Bde.); Vandal, N. I et Alexandre I (Par. 1891—96, 3 Bde.); Masson, N. et les femmes (das. 1893; deutsch, Leipz. 1894); Derselbe, N. chez lui (1894; deutsch, Leipz. 1895); v. Schimpff, 1813. N. in Sachsen, nach des Kaisers Korrespondenz bearbeitet (Dresd. 1894); Gaffarel, Bonaparte et les républiques italiennes (Par. 1894); Dayot, N. in Bild und Wort (deutsche Ausg., Leipz. 1895); Grand-Carteret, N. en image; estampes anglaises (Par. 1895); Lumbroso, Bibliografia dell' epoca Napoleonica (Modena 1895 ff.).

2) N. II., Sohn des vorigen, geb. 20. März 1811, gest. 22. Juli 1832, erhielt gleich nach seiner Geburt den Titel eines Königs von Rom, dann den eines Herzogs von Reichstadt und wurde, da sein Vater 22. Juni 1815 zu seinen gunsten verzichtet und er nominell ein paar Tage Oberhaupt Frankreichs gewesen war, im Dekret Napoleons III. vom 7. Nov. 1852 N. II. genannt. Weiteres s. Reichstadt, Herzog von.

3) N. III., Kaiser der Franzosen, geb. 20. April 1808 im Palais Royal in Paris, gest. 9. Jan. 1873, dritter Sohn Ludwig Bonapartes, Königs von Holland, und der Hortense Beauharnais, Stieftochter Napoleons I., ward Karl Ludwig N. genannt, begleitete nach dem zweiten Sturz des Kaiserreichs seine Mutter in die Verbannung, erst nach Genf, dann nach Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte, endlich nach Arenenberg im Thurgau, beteiligte sich 1831 mit seinem ältern Bruder, Napoleon Louis, der darauf 17. März 1831 an den Masern starb, an dem mißlungenen Aufstandsversuch Menottis in der Romagna und entkam mit Mühe den Österreichern, lebte darauf mehrere Jahre in Zurückgezogenheit auf Arenenberg und trat als Hauptmann der Artillerie in die Schweizer Miliz ein; er veröffentlichte damals: »Considérations politiques et militaires sur la Suisse« und »Manuel sur l'artillerie«. Durch den Tod des Herzogs von Reichstadt (1832) wurde er das anerkannte Haupt der Napoleonischen Dynastie und entwickelte das Ideal des kaiserlichen Regierungssystems in den »Rêveries politiques«. Von Baden-Baden aus bereitete er 1836 das Straßburger Attentat vor, um die Julidynastie zu stürzen. Nachdem er den Befehlshaber der Artillerie in Straßburg, Oberst Vaudrey, für sich gewonnen, begab er sich 28. Okt. 1836 dorthin, ward aber in der Finkmattkaserne 30. Okt. verhaftet und nach Amerika verbannt. Auf die Nachricht von der Krankheit seiner Mutter kehrte er 1837 nach Europa zurück und lebte nach deren Tod (3. Okt.) auf Arenenberg, bis die französische Regierung von der Schweiz seine Ausweisung verlangte. Er kam derselben zuvor, indem er sich nach London begab, wo er in den »Idées Napoléoniennes« (1839) nochmals sein politisches Glaubensbekenntnis entwickelte; dasselbe ist aus den Thaten und noch mehr aus den heuchlerischen Phrasen seines Oheims geschickt zusammengestellt. Als Ludwig Philipp 1840 durch die Abholung der Leiche Napoleons I. nach Frankreich dem Napoleon-Kultus selbst eine Huldigung darbrachte, glaubte N. die günstige Zeit für eine neue Schilderhebung für gekommen und landete, nachdem er eine Anzahl hochgestellter Generale gewonnen, 5. Aug. 1840 an der französischen Küste bei Boulogne und versuchte 6. Okt. in diese Stadt einzudringen, mußte aber, da sich niemand für ihn erklärte, die Flucht ergreifen und ward auf derselben verhaftet; der ganze Putsch war theatralisch angelegt, und sein klägliches Mißlingen belastete N. für lange Zeit mit dem Fluch der Lächerlichkeit. Die Pairskammer verurteilte ihn zu lebenslänglicher Haft in der Festung Ham; hier lebte er in Gesellschaft eines Mitschuldigen, Conneau, fünf Jahre in milder Haft. Als Maurer verkleidet (angeblich unter dem Namen Badinguet, der ihm als Spottname verblieb) entfloh er von Ham 25. Mai 1846 nach England.

Auf die Nachricht von der Februarrevolution 1848 eilte N. sofort nach Paris, wurde aber von der neuen Regierung aufgefordert, Frankreich wieder zu ver-

lassen. Erst im September, als er in Paris und vier Departements zum Deputierten gewählt worden war, erschien er in der Nationalversammlung, wo er, da man ihn für ungefährlich hielt, geduldet, ja von der konservativen Partei protegiert wurde. Er beobachtete eine kluge Zurückhaltung, ließ aber gleichzeitig die Masse des Volkes, in dessen Augen sein Name ihm einen Nimbus gab, für sich bearbeiten und ihr von seiner Herrschaft Ruhe und freie Zeit zum Erwerb in Aussicht stellen. So kam es, daß er bei der Präsidentenwahl, welche die Nationalversammlung unklugerweise nicht selbst vornahm, sondern dem Volk überließ, 10. Dez. 1848: 5½ Mill. Stimmen gegen 1½ Mill. für Cavaignac erhielt; am 20. Dez. leistete er den Eid auf die Verfassung der Republik. Während die Vertreter der Nation ihre Zeit in erbittertem Parteikampf vergeudeten, füllte N. Heer und Beamtenstand mit seinen Anhängern und gewann den Klerus durch die Unterstützung des Papstes gegen die römischen Republikaner (1849) sowie den Bürgerstand durch die Aussicht auf einen dauernden Frieden unter einer starken Regierung. Der Gesetzgebenden Versammlung gegenüber, mit der er bald in Konflikt geriet, trat er als der Erwählte der Nation auf, und als dieselbe sich weigerte, seine Wiederwahl durch eine Revision der Verfassung zu ermöglichen (19. Juli 1851), die Verfügung über die Truppen beanspruchte und eine dritte Gehaltserhöhung Napoleons abschlug, setzte er in der Nacht vom 1. auf den 2. Dez. 1851 den seit langem im geheimen vorbereiteten Staatsstreich ins Werk: die Führer des Parlaments wurden verhaftet und verbannt, ein republikanischer Aufstandsversuch in den Straßen von Paris durch schonungsloses Einschreiten der Truppen im Keim erstickt. Von der Volksvertretung appellierte N. an das souveräne Volk selbst, welches durch die Wahl Napoleons zum Präsidenten auf 10 Jahre mit 7½ Mill. Stimmen (20. Dez.) die Errichtung einer Militärdiktatur billigte; die neue Verfassung vom 14. Jan. 1852 gab dem Volk das Recht des Plebiszits in besondern Fällen, der Volksvertretung (Senat und Gesetzgebendem Körper) nur das der Beratung, dem Staatsoberhaupt eine sonst unumschränkte Gewalt. Durch die Einrichtung eines militärischen Hofstaates und einer Leibwache wurde die Wiederherstellung monarchischer Formen vorbereitet. Auch eine Reise des Präsidenten nach dem südlichen Frankreich im September 1852 war darauf berechnet, durch die Entwickelung nie gesehener Pracht und Freigebigkeit sowie durch Reden (in Bordeaux fiel damals das Wort: »L'Empire c'est la paix«) die Bevölkerung für das Kaisertum zu gewinnen. Hierauf erklärte der Senat 7. Nov. die Wiederherstellung des Kaiserreichs für den Willen der Nation, welche das Senatskonsult am 22. mit über 7,800,000 Stimmen bestätigte. Am 2. Dez. 1852 wurde N. III. als Kaiser der Franzosen proklamiert. Durch eine Revision der Verfassung vom 14. Jan. 1852 wurde Frankreich thatsächlich in eine absolute Monarchie verwandelt. Von den europäischen Mächten wurde N. bald anerkannt, eine Heirat mit einer Prinzessin aus fürstlichem Haus kam aber nicht zu stande. N. vermählte sich daher 29. Jan. 1853 mit einer Spanierin, Eugenie (s. d.), Gräfin von Teba, welche ihm 16. März 1856 einen Erben, den kaiserlichen Prinzen (s. S. 763), gebar.

N. strebte vor allem danach, durch Kriegsruhm die französische Nation zu blenden und sich das Verdienst zu erwerben, Frankreich das legitime Übergewicht in Europa wiederzuerringen. Hierzu diente ihm die Beteiligung am Krimkrieg; die Kämpfe vor Sebastopol befriedigten den Ehrgeiz der Armee, die Niederlage Rußlands befreite das liberale Europa von dem Druck, den der despotische Zar Nikolaus ausgeübt hatte, England und Österreich waren Frankreichs Bundesgenossen, und auf dem Pariser Kongreß 1856 waren die Gesandten sämtlicher Großmächte um den Kaiser versammelt, der durch Großmut auf Kosten seiner Verbündeten Rußland für sich gewann. Das Attentat des Italieners Orsini (14. Jan. 1858), das ebenso wie die vorhergegangenen der Italiener Pianori (28. April 1855) und Bellamare (8. Sept. 1855) scheiterte, bezeichnete einen Wendepunkt in der kaiserlichen Politik. Seiner doktrinären Neigung folgend, erklärte N. jetzt die Befreiung der unterdrückten Völker für das Ziel der französischen Politik. Nachdem er sich mit Cavour in Plombières verständigt und das Bündnis und eine Familienverbindung mit Sardinien geschlossen, zog er mit diesem 1859 gegen die österreichische Herrschaft in Italien zu Felde, siegte, wenn auch nicht glänzend, bei Magenta und Solferino, entzog sich weitern Verwickelungen durch den Frieden von Villafranca (11. Juli) und erwarb Savoyen und Nizza (1860). Er schien jetzt auf der Höhe seiner Macht zu stehen; die mächtigsten Reiche des Kontinents hatte er gedemütigt, und alle Welt lauschte gespannt seinen Worten. Aber der usurpatorische Ursprung seiner Herrschaft nötigte ihn, ruhelos nach immer neuen Erfolgen zu streben, und die Rücksicht auf seine Bundesgenossen beim Staatsstreich bereitete ihm viele Schwierigkeiten. Um den Klerus zu versöhnen, mußte er sich der vollständigen Einigung Italiens widersetzen und 1867 bei Mentana sogar mit den Waffen zu gunsten des Papstes einschreiten, wodurch er die Dankbarkeit der Italiener verscherzte. Die andre Bundesgenossenschaft, welche N. beim Staatsstreich sich aufgeladen, die Abenteurer und Glücksritter, deren Frivolität und cynische Geldgier ihn schon durch verschiedene Börsenschwindeleien kompromittiert hatten, verleitete ihn 1862 zu der verhängnisvollen mexikanischen Expedition, mit der er das nebelhafte Ziel einer französischen Protektion über die lateinische Rasse auch in der Neuen Welt verband. Aber seine Berechnungen erwiesen sich als trügerisch: die Eroberung Mexikos und die Errichtung eines Vasallenthrons waren nicht so leicht, wie er gedacht, und als die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Beendigung ihres Bürgerkrieges gegen die französische Intervention Protest erhoben, mußte N. Mexiko räumen u. seinen Schützling, Kaiser Maximilian, preisgeben (1867), nachdem das Unternehmen an direkten Kosten der Armee und an Anleihen für das mexikanische Kaiserreich ungeheure Geldsummen verschlungen hatte und die Armeevorräte aufgebraucht worden waren. Daher mußte sich N. gefallen lassen, daß Rußland seine Intervention zu gunsten Polens, England seinen Vorschlag eines allgemeinen Kongresses in Paris ablehnte (1863), und konnte 1866 nach dem glänzenden Sieg Preußens über Österreich dem Sieger nicht Einhalt gebieten und Kompensationen am Rhein für Frankreich erzwingen, wie die öffentliche Meinung verlangte; nicht einmal Luxemburg gelang es ihm 1867 zu erwerben.

Diese Mißerfolge minderten Napoleons Ansehen rasch, ja sie riefen sogar Spott und Hohn hervor. Seine Haltung war daher von da ab unsicher und schwankend, wozu auch sein schmerzhaftes Steinleiden beitrug. Einerseits schmiedete er unaufhörlich Pläne, um durch territoriale Erwerbungen die Eroberungsgier

der Nation zu befriedigen, zu welchem Zweck er die Armee durch Niel reorganisieren und mit dem Chassepotgewehr ausrüsten ließ sowie einen Dreibund (mit Italien und Österreich) gegen Preußen anstrebte; anderseits machte er Zugeständnisse in der innern Politik, indem er 1860 dem Gesetzgebenden Körper das Interpellationsrecht, 1867 die Adreßdebatte zurückgab und 1869 ihm Budgetrecht, Verantwortlichkeit der Minister u. a. zugestand. Das 2. Jan. 1870 berufene Ministerium Ollivier sollte Frankreich zu einem konstitutionellen Staat umbilden. Bei dem Plebiszit, dem dieser Reformplan 8. Mai 1870 unterworfen ward, wurden 1½ Mill. Nein abgegeben; diese verhältnismäßig hohe Zahl zeigte, daß die Zugeständnisse zu spät gekommen waren, daß man sie ebensowenig würdigte wie das Verdienst, welches sich N. durch den Handelsvertrag mit England (1860) erworben. Unter dem Eindruck der unversöhnlichen Mißstimmung der Nation ließ sich N. 1870 wider seinen Willen von dem leidenschaftlichen und beschränkten Minister des Äußern, Gramont, sowie von der Hofpartei, den Klerikalen und Reaktionären zum Krieg mit Preußen drängen (s. Deutsch-französischer Krieg). Er teilte die Siegeszuversicht der Hofpartei nicht; sein Mangel an Vertrauen zu sich selbst und seine Krankheit raubten ihm den letzten Rest von Energie und Thatkraft in der Führung der Armee, deren Oberbefehl er schon 12. Aug. niederlegte. Er wurde durch die herrschsüchtige Kaiserin verhindert, von Metz nach Paris zurückzukehren, begab sich mit seinem Sohne nach Châlons und schloß sich rat- und thatlos dem Marschall Mac Mahon an. Der Tag von Sedan (1. Sept.) besiegelte sein Schicksal. Nachdem »es ihm nicht gelungen, den Tod zu finden«, gab er sich kriegsgefangen, wagte aber nicht die Verantwortung für Friedensverhandlungen zu übernehmen. Noch am 2. Sept. reiste er nach dem ihm angewiesenen Aufenthalt, Schloß Wilhelmshöhe, ab und begab sich nach Abschluß des Präliminarfriedens im März 1871 zu seiner Familie nach Chiselhurst in England, nachdem er gegen seine Absetzung durch die Nationalversammlung zu Bordeaux (1. März) am 6. d. M. protestiert hatte. In Chiselhurst starb er an den Folgen einer Steinoperation.

N. hatte in seinem Äußern wenig vom Bonaparteschen Familientypus; auch sein Phlegma, seine träumerische Apathie wiesen auf andern als corsischen Ursprung hin. Von Natur war er sanft und wohlwollend, seinen Freunden und Dienern treu und dankbar; seine geistige Begabung war nicht unbedeutend, wenn auch nicht schöpferisch. Seine Kenntnisse waren vielseitig, er wußte sie nach allgemeinen Gesichtspunkten zu ordnen und seine Gedanken in guter Sprache auszudrücken, nur neigte er etwas zum Doktrinarismus. Sein Verhängnis war sein Prätendententum; die Schuld des Staatsstreiches lastete schwer auf ihm, und sein Regierungssystem mußte an dem unversöhnbaren Widerspruch zwischen Despotismus und Volkssouveränität scheitern. Sein Sturz ist deswegen so tragisch, weil er nicht einmal Mitleid, sondern nur Verwünschungen, Hohn und Spott bei der ganzen Nation hervorrief. Nur das italienische Volk hat ihm ein dankbares Andenken bewahrt und ihm 1879 in Mailand ein Standbild errichtet. In jüngster Zeit zieht auch in Frankreich sein Andenken Vorteil aus dem Wiedererwachen des Napoleon-Kultus.

Seine Werke erschienen gesammelt als »Œuvres de Napoléon III« in 5 Bänden (Par. 1854—69; deutsch von Richard, Leipz. 1857—58, 4 Bde.). Kleinere Schriften sind: »Politique de la France en Algérie« (1865); »Carte de la situation militaire en Europe« (1868); »Titres de la dynastie Napoléonienne« (1868); »Progrès de la France sous le gouvernement impérial« (1869); »Forces militaires de la France« (1872). Sein Hauptwerk ist die »Histoire de Jules César« (1865—66, 2 Bde.; deutsch, Wien 1865—66), deren zweiter Band wegen der gründlichen Studien über den gallischen Krieg wertvoll ist. Nach seinem Tode erschienen: »Œuvres posthumes; autographes inédits de N. III en exil« (Par. u. Lond. 1873). Vgl. Gottschall, N. III. Eine biographische Studie (2. Aufl., Liegn. 1871); v. Sybel, N. III. (Bonn 1873); Delord, Histoire du second Empire (Par. 1869—75, 6 Bde.); Jerrold, The life of N. III. (Lond. 1875—82, 4 Bde.); B. Simson, Die Beziehungen Napoleons III. zu Preußen und Deutschland (Freiburg 1882); de Vieil-Castel, Mémoires sur le règne de N. III (Par. 1881—84, 6 Bde.); Du Casse, Les dessous du coup d'État (das. 1891); De la Gorce, Histoire du second Empire (das. 1894, 2 Bde.); De Lano, La cour de N. III (das. 1892); Hachet-Souplet, Louis N., prisonnier au fort de Ham (das. 1894); Thirria, N. III avant l'Empire (das. 1895—96, 2 Bde.); Ebeling, N. III. und sein Hof (Köln 1891—94, 3 Bde.), Duval, N. III enfance, jeunesse (Par. 1895); Giraudeau, N. III intime (5. Aufl., das. 1895); Fraser, N. III., my recollections (Lond. 1895).

Erbe seiner Rechte und Haupt der Napoleonischen Dynastie wurde sein einziger Sohn, der kaiserliche Prinz Napoléon Eugène Louis Jean Joseph, geb. 16. März 1856 in den Tuilerien, gest. 1. Juni 1879, das »Kind von Frankreich« (spottweise »Loulou«). Er wurde sorgfältig erzogen und sollte 1870 sich die ersten Kriegslorbeeren erwerben. Bei Saarbrücken 2. Aug. feuerte er eine Mitrailleuse ab, flüchtete dann mit seinem Vater von Metz nach Châlons, von da über Belgien nach Chiselhurst, worauf er nach dem Tode seines Vaters die Artillerieschule zu Woolwich besuchte. Beim Eintritt seiner Großjährigkeit 16. März 1874 wurde er von der bonapartistischen Partei feierlich in Chiselhurst als Napoleon IV. zu ihrem Haupt und Prätendenten erklärt. In der That aber hielt ihn seine Mutter in voller politischer und pekuniärer Abhängigkeit. Um dieser wenig befriedigenden Stellung ein Ende zu machen, ohne gegen seine Mutter aufzutreten, wollte er kriegerische Lorbeeren sammeln und begab sich im Februar 1879 nach dem Kapland und nahm am Sulukrieg teil. Hier wurde er bei einem Rekognoszierungsritt am Ityotyosifluß von den Sulu erschlagen. Seine Leiche ward neben der seines Vaters 1887 in einem Mausoleum zu Farnborough beigesetzt. Vgl. Barlee, Life of Prince imperial of France (Lond. 1880); Graf Hérisson, Le Prince impérial, Napoléon IV (Par. 1890); Martinet, Le Prince impérial (1895).

4) Prinz N. (Plon-Plon), s. Bonaparte 4 d).

Napoleond'or (spr. -ong-, Napoléon), eigentlich die unter Napoleon I. u. III. geprägten 20-Frankstücke in Gold, dann auch die neuern französischen Goldstücke von diesem Werte = 16,20 Mk.; auch doppelte.

Napoleones, s. Jereswein.

Napoleoniden, Bezeichnung der Verwandten Napoleons I. und ihrer Nachkommen, s. Bonaparte.

Napoleonische Kriege, die Kriege, welche Kaiser Napoleon I. von 1796—1815 geführt hat; s. Napoleon I. und Koalitionskrieg.

Napoleons Blau, s. Berliner Blau.

Napoleonshuhn (Malaienhuhn), s. Huhn, S. 29.

Napoléon-Vendée (spr. -ong-wangdē), Stadt, s. Roche-sur-Yon (La).

Napoléonville (spr. -ongwil'), Stadt, s. Pontivy.

Napŏli, ital. Name für Neapel.

Napŏli di Malvasĭa, Stadt, s. Monemvasia.

Napŏli di Romania, Stadt, s. Nauplia.

Napolitaines (frz., spr. -tän'), feinwollige weiche Stoffe aus Streichwollgarn, jetzt meist mit Kette von Baumwollzwirn, dienen zu Frauenkleidern, Mänteln, Umschlagtüchern u. dgl. Die rein wollenen Gewebe (Lamas) sind glatt, die halbwollenen sind geköpert.

Nappisten, s. Napisten.

Naquet (spr. -kä), Alfred, franz. Politiker, geb. 6. Okt. 1834 in Carpentras, wurde 1863 Professor an der medizinischen Fakultät in Paris, nahm an der radikalen Parteibewegung, welche gegen das Kaiserreich heftige Opposition machte, eifrigen Anteil und ward als Mitglied geheimer Gesellschaften 1867 zu 15 Monaten Haft verurteilt. 1869 wegen eines Buches: »Religion, propriété, famille« (neue Ausg., Brüssel 1877), wiederum zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, flüchtete er nach Spanien, kehrte 1870 zurück, war bei der Revolution vom 4. Sept. mit thätig und folgte der Delegation nach Tours. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, gehörte er zur äußersten Linken. Seit 1876 Mitglied der Deputiertenkammer, agitierte er besonders für Einführung der Ehescheidung (er lebt von seiner eignen Frau getrennt), hielt viele öffentliche Vorträge über diese Frage und brachte 1879 auch einen Gesetzentwurf in der Kammer ein, welcher die schon 1792—1806 erlaubte Ehescheidung in Frankreich wieder einführte und nach langen Kämpfen 1884 angenommen ward. N. war seit 1882 Senator. Er schloß sich 1888 den Boulangisten an und gab nach deren Niederlage 21. März 1889 seine Entlassung als Senator. Mit den übrigen Häuptern der boulangistischen Patriotenliga wurde er im April 1890 zu einer Geldstrafe wegen Teilnahme an einer unerlaubten Gesellschaft verurteilt. Im März 1890 war er wieder zum Deputierten gewählt worden; indes der gänzliche Zusammenbruch des Boulangismus veranlaßte ihn, im September seine Entlassung zu nehmen. Er schrieb noch: »Principes de chimie fondés sur les théories modernes« (Par. 1865; 5. Aufl., mit Hanriot, das. 1890, 2 Bde.); »De l'atomicité« (1868); »La république radicale« (1873); »Le divorce« (1877, 2. Aufl. 1881) und »Socialisme collectiviste et socialisme libéral« (1890).

Nar, Fluß, s. Nera.

Nara, linker Nebenfluß der Oka in den russ. Gouvernements Moskau und Kaluga, mündet unterhalb Serpuchow; 176 km lang. An ihm fanden 1812 mehrere Gefechte zwischen den Franzosen und Russen statt, und hier überwinterte in demselben Jahre beim Kirchdorf Tarutin die russische Armee.

Nara, Hauptstadt der japan. Provinz Yamato, auf der Insel Nippon, 32 km ostsüdöstlich von Osaka, war früher kaiserliche Residenz, ist jetzt berühmt wegen seiner Buddhatempel, seines reichen Klosters, seiner chinesischen Tusche und seiner Waffen und hat (1887) 23,288 Einw.

Naras, s. Acanthosicyos.

Narawalifaser, s. Cordia.

Narbada (Nerbudda, im Sanskrit Narmadá, »die Liebliche«), Fluß in Vorderindien, der als Grenze zwischen Hindostan und dem Dekhan gilt, entspringt in 1005 m Höhe unter 22° 41' nördl. Br. u. 81° 49' östl. L. v. Gr. auf dem Armankantakplateau, von dem er in 21 m hohem Wasserfall hinabstürzt, um mit vielfachen Stromschnellen und starkem Gefälle in erst westlicher, dann nordwestlicher Richtung nach Dschabalpur zu fließen, worauf er zwischen den Windhyabergen im Norden, den Mahadeo-, Kalabhat- u. Satpuraketten im S. in westlicher Richtung an Hoschangabad, Handia und Madlessar vorüberfließt, um sich unter 21° 38' nördl. Br. und 72° 30' östl. L. v. Gr., 48 km unterhalb Barotsch nach einem Laufe von 1280 km in die Bai von Cambay zu ergießen. Das Gefälle beträgt im Durchschnitt 0,94 m auf das Kilometer; zur Regenzeit schwellen die Wasser oft mächtig an, so daß die Eisenbahnbrücke bei Barotsch wiederholt zerstört ward. Reiche Kornfelder liegen zu beiden Seiten des Flusses, bei Hoschangabad im Oberlauf auch ergiebige Eisen- und Kohlenminen. Die N. ist den Hindu fast so heilig wie der Ganges, und ihre Quelle, an welcher Tempel errichtet sind, wird jährlich von zahlreichen Pilgern aufgesucht.

Narbe (Cicatrix), dasjenige Gewebe, welches sich bei der Heilung von Wunden oder Substanzverlusten aller Art bildet. Am ausgeprägtesten zeigt sich der Charakter der N. an der äußern Haut; die N. ist hier anfänglich weich, reich an Gefäßen, daher gerötet; später wird sie fester, trockner, blässer und schließlich zu einer sehr derben, faserigen, gefäßarmen, weißlichen Substanz umgebildet. Das Narbengewebe entwickelt sich bei Wunden aus den Wundrändern, bei Geschwüren 2c. aus dem Boden des Substanzverlustes und besteht anfänglich aus weichem Granulationsgewebe und feinen Gefäßen. Letztere gehen aber später zum größten Teil unter, und das weiche, saftreiche Bindegewebe schrumpft zu einer derben, trocknen Masse zusammen. Dieses Zusammenschrumpfen bedingt eine Verkleinerung der N. (sogen. Narbenretraktion), welche besonders bei der Heilung von großen Geschwürsflächen von größter Bedeutung ist. Es ist eine nicht zu vernachlässigende Regel, daß man bei Narbenbildung an der Beugeseite der Glieder diese in gestreckter Lage, bei Narbenbildung an der Streckseite in gebeugter Lage erhalten soll; denn würde man z. B. bei einer Brandwunde in der Ellbogenbeuge den Unterarm gegen den Oberarm gebeugt halten, so würde die N. durch ihre Retraktion den erstern vollends gegen den Oberarm heranziehen, so daß sich letzterer gar nicht mehr strecken ließe. Eine Geschwulstart, welche aus Narbengewebe besteht, heißt Keloid (s. d.). — In der Botanik heißt N. (Cicatrix, Stigma) die Bruchstelle eines abgefallenen Blattes an den Zweigen (s. Blattnarbe), dann aber auch das obere, zur Aufnahme des Pollens bestimmte, eigentümlich gebildete Organ des Stempels (s. Blüte, S. 127). — In der Gerberei die natürlichen oder künstlich erzeugten Vertiefungen auf der Außenseite (Narbenseite) des Leders. Die natürlichen Vertiefungen entsprechen den Einstülpungen, in welchen die Haarbälge saßen.

Narbenflechte, soviel wie Hautwolf, s. Lupus.

Narbenkeloid, s. Keloid.

Narbenseite des Leders, s. Narbe.

Narbenzeichnung, s. Tättowieren.

Narbonne (spr. -bónn'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Aude, 8 km vom Mittelländischen Meer entfernt, in der Ebene nördlich vom Strandsee von Sigean, am Kanal Robine (oder Roubine) de N., welcher die Stadt mit dem Mittelländischen Meer (bei La Nouvelle, s. d.), mit dem Aude und dem Canal du Midi in Verbindung setzt, Knotenpunkt der Südbahn, hat 2 gotische Kirchen aus dem 13. Jahrh., St.-Just (ehemalige Kathedrale, mit schönem Chor, bisher

aber unvollendet) u. St.-Paul, ein burgartiges Stadthaus (früher erzbischöflicher Palast) und (1891) 27,150 (als Gemeinde 29,566) Einw. Die wichtigsten Erwerbszweige sind: Weinbau, Branntweinbrennerei, Färberei, Faßbinderei, Fabrikation von Kerzen, Hüten ꝛc., Handel mit Wein, berühmtem Honig, Salz und Getreide. N. hat ein Handelsgericht, ein Collége, eine hydrographische Schule, ein Seminar, eine Bibliothek (18,000 Bände), ein Museum (römische und gallische Altertümer, Gemälde, Zeichnungen, Skulpturen, Fayencen, Münzen ꝛc.) und ein Theater. Die alten Befestigungswerke sind in jüngster Zeit abgetragen worden. — Die Stadt hieß ursprünglich Narbo Martius nach dem Römer Martius, der daselbst 118 v. Chr. die erste außeritalische Bürgerkolonie gründete, später auch Narbona und war die Hauptstadt von Gallia Narbonensis und Sitz des Prokonsuls. Sie ward 412 von den Westgoten erobert, von Aëtius diesen bald wieder abgenommen, aber 462 deren Reich wieder einverleibt. 508 eroberten sie die Burgunder. Um jene Zeit eine der ansehnlichsten Städte Septimaniens, fiel sie mit dem westgotischen Reiche 720 an die Araber, welche sie zu einem Hauptwaffenplatz machten. Die Blüte ihres Handels wurde allmählich dadurch vernichtet, daß das Flüßchen Aude den fast 20 km landeinwärts vom Strande liegenden Hafen verschlammte. Pippin der Kurze eroberte 759 die Stadt. Nach dem Verfall der fränkischen Herrschaft war N. eine Zeitlang im Besitz der Grafen von Toulouse, die davon den Herzogstitel annahmen; dann ging es an die Grafen von Septimanien über, die es durch adlige Vidames oder Viguiers verwalten ließen. Die Würde der letztern ward 1080 erblich, und Berengar du Pelet nannte sich daher Vicomte von N. Der letzte Vicomte verkaufte die Stadt an Gaston IV., und dessen Enkel Gaston von Foix überließ sie gegen das Herzogtum Nemours 1507 der Krone.

Narceïn $C_{23}H_{29}NO_9$, Alkaloid des Opiums, bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt anfangs schwach bitter, dann styptisch, löst sich sehr schwer in kaltem, leichter in heißem Wasser und Alkohol, ist nicht flüchtig, reagiert alkalisch, bildet mit Säuren kristallisierbare Salze, wirkt stark narkotisch, schmerzlindernd und erzeugt schon in geringen Dosen ruhigen Schlaf. Antispasmin, welches als unschädliches schmerzstillendes und Schlafmittel für Kinder empfohlen wird, ist Narceïnnatriumnatriumsalicylat.

Narcissus *L.* (Narzisse), Gattung aus der Familie der Amaryllidaceen, Zwiebelgewächse mit linealen Blättern, blattlosem, ein- oder mehrblütigem Schafte, gestielten, von häutigem Deckblatt umgebenen Blütenstielen, nickenden Blüten, röhriger oder trichterig glockiger Blütenhülle mit regelmäßig sechsteiligem Saum, am Schlund mit röhren-, becher- oder schüsselförmiger Nebenkrone, welche oft die Blütenhülle an Größe übertrifft, und kugelig dreikantiger Kapsel. N. Pseudonarcissus *L.* (gemeine Narzisse, gelbe Märzblume, Osterblume, gelber Jakobsstab, s. Abbild.), mit dünnschaliger, eiförmiger, brauner Zwiebel, zusammengedrückt-zweischneidigem, einblütigem Schaft u. kurzgestielter, blasser oder dunkler gelber Blüte mit glockiger, am Rande welliger und ungleich gekerbter Nebenkrone, auf Bergwiesen im südlichen und stellenweise im mittlern Europa, wird in mehreren Varietäten in Gärten gezogen. Die bittere, schleimige Zwiebel war ehedem als Brechmittel in Anwendung. N. poeticus *L.* (weiße Narzisse, rotrandige Narzisse, Sternblume, s. Abbild.), mit ähnlicher, aber dünnerer, eiförmig-ellipsoidischer Zwiebel, zusammengedrückt-zweischneidigem, einblütigem Schaft u. weißer, wohlriechender Blüte mit sehr kurzer, schüsselförmig ausgebreiteter, mit fein gekerbtem, scharlachrotem Rand versehener Nebenkrone, wächst im wärmern Europa wild, weiter nördlich in Grasgärten, stellenweise verwildert, variiert mit halb und ganz gefüllten, schneeweißen, größern u. kleinern Blüten. Die Zwiebel benutzten die Alten als Brechmittel, äußerlich bei Wunden, Verbrennungen und Geschwüren. N. Jonquilla *L.* (Jonquille, s. Abbild.), in der Levante, in Italien, Spanien, in der Provence, mit brauner, länglichrunder Zwiebel, dunkelgrünen, schmalen, binsenartigen Blättern, vielblumigem Schafte und gelben, sehr wohlriechenden Blumen, wird, wie die vorige, in mehreren Varietäten kultiviert. N. italicus *Kern.* (italienische Narzisse, frühblühende Marseiller Tazette), in Italien, Südfrankreich, mit linienförmigen, graugrünen Blättern, vielblumigem Schafte und schönen, sehr wohlriechenden Blumen, eignet sich vorzüglich zum Treiben. N. Tazetta *L.* (Tazette, s. Abbild.), in Südeuropa und Nordafrika, mit großer, länglich-eiförmiger, brauner Zwiebel, 8—10 blütigem, stielrundlichem Schaft und sehr wohlriechenden, weißen Blüten mit becherförmiger, ganzrandiger, orangegelber Nebenkrone, kommt in vielen Spielarten vor. N. calathinus *L.*, aus Portugal, mit sehr großer röhriger Blumenkrone, und andre südeuropäische Arten werden in Töpfen kultiviert. Vgl. Burbridge und Baker, The N., its history and culture (Lond. 1875).



a Osterblume (Narcissus pseudonarcissus); b Tazette (N. Tazetta); c Narzisse (N. poeticus); d Jonquille (N. Jonquilla).

Narcotica (lat.), soviel wie Betäubende Mittel.

Narda, Stadt, s. Arta 1).

Narde, bei den Alten Benennung mehrerer angenehm riechender Pflanzen, besonders aus der Familie

der Baldriangewächse, sowie eines daraus bereiteten Öls; hierher gehören die gallische oder keltische N. (Valeriana celtica und V. saliunca), die kretische N. (V. italica und V. tuberosa) 2c. Die arabische N. bestand wahrscheinlich aus dem Nardenbartgras (Andropogon Nardus), die italienische N. ist unser Lavendel, und die indische N. stammt von der auf den Gebirgen Ostindiens wachsenden, zur Familie der Valerianeen gehörenden echten N. (Nardostachys Jatamansi *Dec.*, V. Spica *Vahl.*). Aus der Wurzel dieser Pflanze (Nardenwurzel, Spiek oder Spiekanard) wurden die Nardensalbe, als ein kostbares Aroma im ganzen Altertum hochgeschätzt und ein Gegenstand des Luxus, u. das kostbare Nardenöl bereitet. Mit der Salbe pflegten sich die Alten bei den Gastmählern zu salben. Die Wurzel riecht stark gewürzhaft, schmeckt bitter gewürzhaft und ist in Ostindien ein geschätztes Heilmittel. Auch die Wurzel von V. celtica wird noch jetzt von Triest aus nach dem Orient ausgeführt, wo man sie zu einer bei Bädern beliebten Salbe benutzt. Wilde N., s. Asarum.

Nardenbartgras, s. Andropogon.

Nardenöl, soviel wie Grasöl; s. auch Narde.

Nardensame, s. Nigella.

Nardenwurzel, s. Geum.

Nardini, Pietro, Violinspieler und Komponist, geb. 1722 zu Fibiana im Großherzogtum Toscana, Schüler Tartinis zu Padua, war 1762—67 Mitglied der Kapelle des Herzogs Karl Eugen von Württemberg und starb 7. Mai 1793 als Konzertmeister in Florenz. Als Virtuose glänzte er vorzüglich durch seinen gesangreichen Vortrag des Adagio. Von seinen mehr durch anmutige Melodik als durch Gedankentiefe ausgezeichneten Kompositionen für sein Instrument sind mehrere Sonaten (mit Klavierbegleitung) in die von David, Allard u. a. veranstalteten Sammlungen älterer Violinwerke aufgenommen.

Nardò (das alte Neretum), Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Gallipoli, 6 km vom Meerbusen von Tarent, an der Eisenbahnlinie Zollino-Gallipoli, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, ein altes Schloß und Ringmauern, ein Gymnasium, Wein-, Tabaks- u. Olivenbau und (1881) 8662 (als Gemeinde [10,683) Einw.

Nardoo, s. Marsilia.

Nardus *L.* (Borstengras, Bocksgras), Gattung aus der Familie der Gramineen, steife Gräser mit unterirdischem, kriechendem Wurzelstock, knotenlosem Halm, einseitswendiger Ähre, ziemlich kleinen, einblütigen Ährchen ohne Hüllspelzen und begrannten Deckspelzen. Die einzige Art N. stricta *L.*, in ganz Europa und Nordasien, ausdauernd, mit blaugrünen, borstenförmigen, starren, fingerhohen Blättern, die einen festen Büschel bilden, und 30 cm hohem Halm, wächst auf Sandboden, ist aber eins der schlechtesten Futtergräser und auf gutem Wiesengrund ein lästiges Unkraut, da es durch geschlossenen Rasen bessere Gräser verdrängt.

Nare, Hafen im Depart. Antioquia der südamerikan. Republik Kolumbien, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Magdalenenstrom, wichtige Dampferstation, an die sich der Handelsweg nach Medellin anschließt, mit 425 Einw.

Narénta (slaw. Neretva), Fluß, entspringt am Cemernosattel in der Herzegowina, fließt nordwestlich, dann südlich, an Mostar vorüber, betritt Dalmatien bei Metkovic und ergießt sich unterhalb Fort Opus mit mehreren Mündungen, welche ein sumpfiges Delta bilden, ins Adriatische Meer (Canale di N.). Der Fluß ist 180 km lang und wird auf der 30 km langen regulierten Strecke bis Metkovic mit Seeschiffen bis zu 150 Ton. befahren.

Nares (spr. nērs), Sir George Strong, brit. Marineoffizier und Reisender, geb. 1831, machte 1852—54 Belchers arktische Expedition mit, diente im Krimkrieg und dann in verschiedenen Meeren und erhielt 1872 die Leitung der Challenger-Expedition (s. d.), die er bis Hongkong führte, um dann an die Spitze einer von der englischen Regierung ausgerüsteten Nordpolexpedition zu treten. Er unternahm dieselbe 1875—76 mit zwei Dampfern: Discovery (Kapitän Stephenson) und Alert (Kapitän Markham), fuhr direkt in den Smithsund hinein und kam darin bis ca. 82½° nördl. Br., dem höchsten je von einem Schiff erreichten Punkt, wo Alert bei Kap Sheridan überwinterte, während Discovery schon am Eingang in den Lady Franklin-Sund Halt gemacht hatte. Im Frühling des folgenden Jahres wurden auf mehreren Schlittenfahrten die Küsten von Hallland und Grantland untersucht, und Markham (s. d. 2) drang über das Eis bis 83° 20′ nördl. Br. vor. Der Zustand des Eises (palaeocrystic sea) ließ ein weiteres Vordringen zu Schiff aussichtslos erscheinen, und die ganze Expedition kehrte im Sommer 1876 nach Europa zurück. 1878 trat N., der für seine Verdienste in den Ritterstand erhoben wurde, mit dem Alert eine Vermessungsfahrt nach dem südlichen Teil des Großen Ozeans an. Er schrieb: »The naval cadets guide«, später unter dem Titel: »Seamanship etc.« (6. Aufl. 1882); »Reports on Ocean soundings and temperature« (Lond. 1874—75, 6 Bde.); »Official report of the Arctic expedition« (1876); »Narrative of a voyage to the Polar Sea, during 1875—76« (1.—4. Aufl. 1878, 2 Bde.).

Nares externae (lat.), die Nasenlöcher, s. Nase.

Narew, Fluß in Polen, entsteht aus dem Zusammenfluß der Narwa und Narewka, oberhalb des gleichnamigen Städtchens im Gouv. Grodno, wird bei Tikotschin schiffbar, fließt weiter an Lomsha und Pultusk vorüber und mündet unterhalb letzterer Stadt in den westlichen Bug; 395 km lang. Er nimmt rechts den Bobr (Biebrz, von dem der Awgustowsche Kanal zum Njemen führt) und Omulef auf.

Nargen (Nargö), bewaldete, von gefährlichen Riffen und Sandbänken umgebene Insel im Finnischen Meerbusen, 17 km von Reval, 12,5 qkm groß, zu Esthland gehörend. Auf der Insel befindet sich ein Leuchtturm.

Nargīle (pers., von den Türken »nargile«, von den Arabern »argīle« ausgesprochen, auch Schīsche, »Flasche«, genannt), die persische Tabakspfeife, bei welcher der Rauch dadurch abgekühlt wird, daß er mittels eines langen Schlauches (arab. narbîdsch) durch Wasser geleitet wird, welches sich ursprünglich in einer ausgehöhlten Kokosnuß (pers. nârgîl) befand, jetzt aber gewöhnlich in einer Glasflasche sich befindet. Der Rauch wird durch das Auflegen von glühender Holzkohle auf den angefeuchteten Tabak (eine besondere Sorte, Tumbeki, die aus Persien eingeführt wird) erzeugt. Nur der Schlauch, der Metallaufsatz und der Pfeifenkopf aus gebranntem Thon werden im Orient gefertigt, das Glasgefäß ist böhmisches Fabrikat. Eine etwas andre Art von Wasserpfeife ist der persische Kalian (s. d.).

Narisker (Varisci), zum suev. Stamm gehöriges Volk im südlichen Germanien, am Böhmerwald, verschwindet seit dem Markomannenkrieg.

Narkissos, nach griech. Mythus der schöne Sohn des Flußgottes Kephisos und der Nymphe Leiriope,

verliebte sich in sein Bild, das er in einer Quelle erblickte, und verschmachtete in Sehnsucht danach, wie dies auf pompejanischen Wandbildern häufig dargestellt ist (s. Abbildung). Nach andern ward er wegen



Narkissos (Wandgemälde in Neapel).

Nichterwiderung der Liebe der Nymphe Echo von Nemesis mit stets unbefriedigter Selbstliebe bestraft und in die gleichnamige Blume verwandelt. Vgl. Wieseler, Narkissos (Götting. 1856).

Narkōse (Narkōsis, griech., Betäubung), Gefühllosigkeit oder Erstarrung einzelner Teile oder des ganzen Körpers, welche infolge von Krampf oder Schwäche, von heftigen psychischen Aufregungen oder nach Genuß oder Einatmung von betäubenden Mitteln (s. d.) entstehen kann. Gegenwärtig versteht man unter N. allgemein den Zustand, der durch Einatmung von Chloroform- oder Ätherdämpfen behufs Vornahme schmerzloser Operationen hervorgerufen wird.

Narkotin (Opianin, Desrosnesches Salz) $C_{22}H_{23}NO_7$, Alkaloid des Opiums, wird als Nebenprodukt bei der Darstellung des Morphiums erhalten, bildet farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle, löst sich sehr schwer in Wasser, leichter in Alkohol u. Äther, schmilzt bei 176°, ist nicht flüchtig, reagiert alkalisch, bildet mit Säuren meist unkristallisierbare Salze, wird durch Aufnahme von Wasser in Mekonin und Kotarnin gespalten, ist weniger giftig als Morphium und dient in Indien als Mittel gegen Wechselfieber.

Narkōtische Mittel, s. Betäubende Mittel.

Narni (das alte Nequinium, später Narnia), Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Terni, 363 m ü. M., auf einem Felsen über der in tiefer Schlucht fließenden Nera (im Altertum Nar) und an der Eisenbahn Rom-Foligno, ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale (12. Jahrh.) und 7 andre Kirchen, eine alte Burg, ein Stadthaus, Reste einer Römerbrücke (des Augustus) und einer antiken Wasserleitung, ein Gymnasium, Fabriken für Leder- und Kautschukwaren, Ölgewinnung und (1881) 2850 (als Gemeinde 11,671) Einw. N. ist Geburtsort des Kaisers Nerva.

Naro, Stadt in der ital. Provinz Girgenti (Sizilien), 593 m ü. M., am Küstenfluß N., hat ein Kastell, altchristliche Katakomben, Schwefelgruben und (1881) 10,395 Einw.

Narodna Skupschtina, der Gesetzgebende Körper in Serbien.

Narodni Listy (»Nationale Blätter«), zweimal täglich in tschechischer Sprache in Prag erscheinende politische Zeitung, die den Standpunkt der jungtschechischen Partei vertritt. Sie wurde 1861 von Julius Gregr gegründet, der sie noch gegenwärtig leitet.

Näröfjord, s. Sognefjord.

Narowa, der 75 km lange Abfluß des Peipussees in Rußland, bildet die Grenze zwischen den Gouvernements St. Petersburg und Esthland und mündet unterhalb Narwa in die Narwabucht des Finnischen Meerbusens. Bei genannter Stadt bildet der im übrigen durchaus schiffbare Fluß, in zwei Arme geteilt, je einen 8—10 m hohen Wasserfall. Die N. ist von Anfang Dezember bis Ende März mit Eis bedeckt. Sie gehört zu den fischreichsten Flüssen Rußlands (Lachse und Neunaugen) und wird durch 48 Inseln oft in mehrere Arme geteilt. An der Mündung befindet sich eine Rettungsanstalt für Schiffbrüchige. Der einzige Nebenfluß der N. ist die 228 km lange Pljussa.

Narowtschat, Kreisstadt im russ. Gouv. Pensa, an der Schelдaissa und der Eisenbahn Rjasan-Kasan, mit (1889) 4855 Einw.

Narragansettbai, eine 40 km tief in den nordamerikan. Staat Rhode-Island einschneidende Bucht des Atlantischen Ozeans, 44 km lang und 5—19 km breit, in der die Inseln Rhode-Island (mit Newport), Canonicut und Prudence liegen, und in welchen die Flüsse Pawtuxet, Providence, Pawtucket (mit der Stadt Providence) und Taunton münden.

Narragonien (»Narrenland«), fingiertes Land, auf das der Satiriker Sebastian Brant (s. d.) sein »Narrenschiff« zusteuern läßt.

Narrāta refēro (lat.), ich berichte nur Erzähltes (nicht Selbsterlebtes).

Narration (lat.), Erzählung; narrativ, erzählend; narrabel, erzählbar.

Narren, Mißbildungen von Pflaumen, s. Exoascus.

Narrenfest (Festum stultorum s. fatuorum s. innocentium, Dezemberfreiheit), im Mittelalter ein Volksfest um Weihnachten, besonders 28. Dez., 1. und 6. Jan., wahrscheinlich ein Rest des heidnischen Festes der Saturnalien (Calendae Januarii), bei denen die Diener von ihren Herren bedient wurden und die »verkehrte Welt« an der Tagesordnung war. Es ward in der römischen wie in der griechischen Kirche, namentlich in Frankreich und Belgien, als Vorläufer des Karnevals unter den ausgelassensten Aufzügen, üppigen Tänzen und Absingung unanständiger Lieder gefeiert und gipfelte in der Parodierung der gottesdienstlichen Handlungen in den Kirchen unter Vorsitz eines Narrenbischofs oder Narrenpapstes (daher auch Fête des Sous-Diacres, vgl. Eselsfest). Man hatte besondere Zeremonienbücher oder Ritualien zu diesen Narrenfesten, von denen einzelne noch vorhanden sind. Schon seit 633 wurden sie von Päpsten, Bischöfen und Konzilen wiederholt verboten und verdammt; gleichwohl erhielten sie sich noch lange Zeit, und die theologische Fakultät zu Paris nahm sie sogar in Schutz. Erst 1544 erließ auch sie ein Verbot der Narrenfeste, die in der Gesellschaft der Narrenmutter (confrérie de la Mère folle) von Dijon fortlebten, worauf ein Parlamentsbeschluß zu Dijon 1552 dem Unfug vollends ein Ende machte. Ein Nachklang war auch das am Himmelfahrtstage an vielen Orten in Deutschland gefeierte Gregoriusfest, welches angeblich von Papst Gregor IV. 828 gestiftet sein sollte und darin bestand,

daß ein als Bischof gewählter und ausstaffierter Schulknabe, mit zwei Diakonen von der Stadtgeistlichkeit begleitet, im feierlichen Zuge unterm Baldachin nach der Kirche geführt wurde, wo er nach dem Gesange des sogen. Gregoriusliedes eine Predigt hielt. Es wurde in Römhild 1734, in Meiningen erst 1799 abgeschafft und sogar noch 1835 als Umzug der Jugend gefeiert. Vgl. Tilliot, Mémoires pour servir à l'histoire de la Fête des fous (Lausanne 1741); Schneegans in der »Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte« (1858).

Narrenkappe, s. Hofnarren.

Narrenkirchweih, s. Karneval und Narrenfest.

Narrentracht, s. Hofnarren.

Narrenunkräuter (Loco weeds, Locopflanzen) nennen die Nordamerikaner, im besondern Texaner und Mexikaner, nach dem spanischen Worte loco (»Narr«) gewisse Unkräuter, nach deren Genuß Rinder, Schafe und Pferde zeitweise dumm, närrisch und stumpfsinnig werden. Der Name erscheint sehr passend, da solche Tiere sich beim Anblick ungewohnter Gegenstände wie närrisch benehmen, auch wohl tollwütig werden, schließlich, wenn der Genuß fortgesetzt wird, abmagern und nach einigen Monaten sterben (vgl. Lathyrismus). Nach Heyer handelt es sich dabei vorzugsweise um Astragalus mollissimus, nach Hoffmann in New York sind auch andre verwandte Hülsengewächse, wie Astragalus lentiginosus, A. Hornii, Oxytropis Lamberti, O. deflexa und O. multiflora, an der Erscheinung beteiligt und ebenso giftig. Andre nennen andre Arten von Astragalus und Oxytropis, auch Hasackia purshiana und Sophora speciosa. Nach Müller in Melbourne sollen auf den südwestlichen australischen Steppen andre Hülsenpflanzen (namentlich Lotus australis, Swainsonia Greyana und Gastrolobium-Arten) ganz ähnliche Erscheinungen hervorrufen.

Narrheit (Fatuitas, Moria), soviel wie Geistesschwäche, s. Idiotie.

Narses, Feldherr des Kaisers Justinian I., ein Armenier, Eunuch von kleinem Wuchs und schwachem Körper, aber von klarem, kräftigem Geist und großmütigem, uneigennützigem Charakter, kam als Kriegsgefangener in den Palast des Kaisers, schwang sich aber nach und nach zum Aufseher über die Archive, Oberkammerherrn, Privatschatzmeister und Günstling des Kaisers auf. Nachdem er sich schon beim Nika-Aufstand und in dem persischen Kriege ausgezeichnet, wurde er 538 mit 7000 Mann nach Italien gesendet, um Belisar (s. d.) gegen die Ostgoten zu unterstützen und zu überwachen; er bewog denselben, das bedrängte Ariminum zu entsetzen, trennte sich aber, als Belisar Urbino belagerte, mit seinen Truppen von diesem, nahm Imola durch Überfall und eroberte einen Teil der Provinz Emilia. Als darauf infolge der Zwistigkeiten beider Feldherren Mailand verloren ging, wurde N. 539 vom Kaiser zurückberufen, nach Belisars Abgang 552 aber, obwohl schon 75 Jahre alt, aufs neue mit bedeutenden Streitkräften nach Italien geschickt, um den Fortschritten des Gotenkönigs Totilas Einhalt zu thun. Er drang durch Venetien in Italien ein, schlug Totilas bei Taginä unweit Gubbio, nahm Spoleto, Narni, Perugia und Rom, besiegte 553 die Goten unter Tejas abermals in einer dreitägigen Schlacht am Laktarischen Berg in Kampanien und 554 die unter Buccelin und Leutharis in Italien eingefallenen Alemannen und Franken bei Casilinum, unterwarf seinem Kaiser die ganze Halbinsel und ward hierauf von Justinian zum Exarchen (Statthalter) Italiens ernannt. 567 durch Justinus II. dieser Stelle entsetzt, starb er bald darauf in Rom. Der Sage nach soll er aus Rache gegen den Kaiser die Langobarden unter Alboin, die 568 in Italien einfielen, herbeigerufen haben.

Narthecium *Möhr.* (Ährenlilie, Ährenrinse), Gattung aus der Familie der Liliaceen, Sumpfkräuter mit kriechendem, verzweigtem Rhizom, zweizeiligen, schwertförmigen, reitenden Blättern, in endständigen Trauben stehenden Blüten, bisweilen mit einem seitlichen Vorblatt und vielsamiger, verkehrt-eilanzettlicher Kapsel. Vier Arten in der nördlichen gemäßigten Erdhälfte. N. ossifragum *Huds.* (Sumpfährenlilie, Knochenbrecher, Beinbrechgras, Beinheil, Heidgras), 10—30 cm hoch, ausdauernd, mit innen gelben, außen grünen Blüten und glänzend rotgelben Kapseln, wächst im nördlichen und westlichen Europa auf Sumpfboden, besonders in den Heiden des nordwestlichen Deutschland, südlich auf Gebirgen und war früher als Wundmittel im Gebrauch. Für das weidende Vieh ist die Pflanze giftig.

Narthekophoros (»Staudenträger«), Bezeichnung eines Bacchanten.

Narthex (griech.), eine hoch wachsende Doldenpflanze (s. Ferula) mit knotigem und markerfülltem Stengel, in welchem Prometheus nach dem Mythus die Feuerfunken vom Himmel holte. Auch hießen so (Narthekion) die Kästchen oder Büchsen, welche zur Aufbewahrung wertvoller Gegenstände dienten; endlich im Mittelalter der Vorraum einer Kirche, wo Katechumenen, Büßende, Ketzer &c. ihren Platz hatten.

Naruszewicz (spr. -schéwitsch), Adam Stanislaw, poln. Dichter und Historiker, geb. 20. Okt. 1733 in Litauen, gest. 8. Juli 1796 in Janow am Bug, trat nach Beendigung seiner Studien auf der Universität Wilna 1748 in den Jesuitenorden, bereiste dann Deutschland, Frankreich und Italien und ward nach seiner Rückkehr Professor in Wilna, dann Vorsteher des Jesuitenkollegiums in Warschau. Nach Aufhebung seines Ordens wurde er zum Bischof von Smolensk, später (1790) von Luzk ernannt. Sein Hauptwerk ist die freilich nur bis zum Aussterben der Piasten reichende »Geschichte des polnischen Volks« (Bd. 2—7, 1780—1786; Bd. 1, Vorgeschichte, wurde erst 1824 von der Warschauer gelehrten Gesellschaft herausgegeben; neue Ausg., Leipz. 1836, 10 Bde.). Außerdem veröffentlichte er eine Biographie des litauischen Feldherrn Chodkjewicz (1781; neue Ausg., Warsch. 1805, 2 Bde.) und eine Geschichte der Krim (1787). Unter seinen Dichtungen (neueste Aufl., Leipz. 1835, 3 Bde.) zeichnen sich nur die Idylle und Satiren durch poetischen Schwung aus.

Narvaez (spr. -wāës), Don Ramon Maria N., Herzog von Valencia, span. Staatsmann, geb. 4. Aug. 1800 zu Loja in Andalusien als Sprößling eines altadligen Geschlechts, gest. 23. April 1868 in Madrid, trat 1814 in die königliche Garde, schlug sich nach der Revolution von 1820 auf die Seite der Liberalen, wurde unter Mina in Katalonien verwundet und trat erst nach Ferdinands VII. Tod wieder in die Armee. Er that sich im Karlistenkrieg hervor, namentlich 1836 bei der Verfolgung des karlistischen Generals Gomez; bereits 1838 wurde er Generalkapitän von Altkastilien und Oberbefehlshaber einer Reservearmee. Bis 1840 stand er auf seiten Esparteros, zerfiel aber um diese Zeit mit ihm und schloß sich ganz der von der Königin Christine protegierten absolutistischen Camarilla an, als deren eigentlicher Führer er zwei Jahrzehnte hindurch gelten konnte. Nach dem vergeblichen Versuch, Espartero 1841 durch Insurgierung des

südlichen Spanien zu stürzen, mußte er nach Frankreich flüchten, von wo es ihm erst 1842, nachdem er in Valencia gelandet, glückte, sein Ziel zu erreichen und nach Madrid zurückzukehren. Nachdem er die Progressistenpartei, welche ihm beim Sturz Esparteros behilflich gewesen, beseitigt hatte, wurde er im Mai 1844 Ministerpräsident und Herzog von Valencia. An der Spitze der Moderados führte er nun ein wohlthätiges konservatives, aber durchaus nicht absolutistisches Regiment ein. Am 10. Febr. 1841 mußte er dem reaktionär absolutistischen Neigungen Maria Christinens weichen u. als Botschafter nach Paris gehen; indes erlangte er bald die überwiegende Gewalt wieder u. blieb Ministerpräsident bis 10. Jan. 1851, wo die Feindschaft der ganz in Frömmelei versunkenen Königin-Mutter ihn nötigte, sich nach Frankreich zu begeben. Darauf war er vom Oktober 1856 bis Oktober 1857 und vom September 1864 bis Juni 1865 wieder Ministerpräsident. Bei dem Militäraufstand, der im Juni 1866 zu Madrid stattfand, kämpfte N. an der Spitze der treu gebliebenen Truppen und wurde im Juli mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, das aber durch Strenge und Willkür allgemeinen Haß erregte und den Sturz des Thrones der Königin Isabella vorbereitete, den N. selbst nicht mehr erlebte.

Narwa, Stadt im russ. Gouv. St. Petersburg, Kreis Jamburg, links an der Narowa und der Eisenbahn St. Petersburg-Reval gelegen, besteht aus der eigentlichen, von Deutschen bewohnten Stadt und der Vorstadt Iwangorod (s. d. 2). N. hat 5 griechisch-katholische, 4 lutherische u. eine kath. Kirche, ein altes Schloß (jetzt Kaserne), ein Palais aus Peters d. Gr. Zeit, ein Rathaus (von 1683), ein Denkmal für Peter d. Gr. (Obelisk), ein Gymnasium, eine archäologische Gesellschaft, ein Theater, ein Zollamt, Fischerei, Handel und (1889) 11,197 Einw. In der Nähe liegen eine Baumwollspinnerei und -Weberei, Tuchfabrik, Flachsspinnerei, Eisengießerei, 2 Sägemühlen. Der Wert der Einfuhr (meist Baumwolle) belief sich 1894 auf 6¼ Mill. Rub., der der Ausfuhr (meist Holz) auf 1 Mill. Rub. 101 Schiffe von 56,826 Ton. liefen ein. N. ist Sitz eines deutschen Konsuls. — N. war bis 1864 eine starke Festung. Es wurde 1223 vom König Waldemar II. von Dänemark gegründet, von dem russischen Großfürsten Iwan Wasiljewitsch 1558 eingenommen, 1579 von den Schweden unter Horn vergebens belagert und erst 1581 von ihnen unter de la Gardie erobert. Seitdem stand die Stadt, wie ganz Esthland, unter schwedischer Herrschaft. 1590 und 1658 hielt sie Belagerungen von seiten der Russen aus. Am 21. Nov. 1700 erfocht hier Karl XII. einen großen Sieg über die Russen. 1704 von Peter d. Gr. erobert, wurde N. Ingermanland einverleibt; doch behielt es viele seiner alten Rechte und Privilegien. Vgl. Hansen, Geschichte der Stadt N. (Dorpat 1858); v. Hallart, Tagebuch über die Belagerung und Schlacht von N. 1700 (Reval 1894).

Narwabucht, s. Narowa.

Narwal (Nahl, Monodon *L.*), einzige Gattung der Familie der Narwale (Monodontidae) aus der Ordnung der Wale. Die einzige hinlänglich bekannte Art, der gemeine N. (Seeeinhorn, M. monoceros *L.*, s. Tafel »Wale I«, Fig. 3), ist 6 m lang, mit walzigem, vorn abgerundetem Kopf, sehr kurzer, breiter, dicker Schnauze, tief an den Kopfseiten liegenden Augen, weiter nach hinten stehenden, sehr kleinen Ohren, halbmondförmigem Spritzloch auf der Stirnmitte zwischen den Augen, großem, nach vorn gerichtetem, spiralig gefurchtem Stoßzahn (meist der linken Seite angehörig, während der der rechten Seite, wie beim Weibchen beide, verkümmert), kleinen, früh verkümmernden Zähnen in beiden Kiefern, fast spindelförmigem Leib, kurzen Brustflossen, ohne Rückenfinne und mit sehr großer, zweilappiger Schwanzflosse. Die Haut ist nackt, glatt, weiß oder gelblichweiß, braun gefleckt. Der N. findet sich in großen Rudeln in der Davisstraße, der Baffinbai, zwischen Grönland und Island, um Nowaja Semlja sowie weiter in den nordsibirischen Gewässern. Seegurken, nackte Weichtiere und Fische bilden seine Hauptnahrung. Im hohen Meer werden einzelne harpuniert, doch wird nirgends eifrig Jagd auf Narwale gemacht. Die Grönländer essen das Fleisch und den Speck, brennen das Fett in Lampen und verfertigen aus den Flechsen starken Zwirn. Der Stoßzahn wird wie Elfenbein verarbeitet. Den Alten war der N. wohl bekannt; Strabon nennt ihn den Oryx des Meeres, und Albertus Magnus spricht von der Furchtbarkeit seiner Waffe. Den Zähnen schrieb man allerlei Wunderkräfte zu und bezahlte sie mit enormen Summen. Man hielt sie für das Horn des in der Bibel als Einhorn aufgeführten fabelhaften Tieres, und im englischen Wappen trägt daher das Einhorn einen Narwalzahn. Kaiser und Könige ließen mit Schnitzwerk geschmückte Stäbe aus dem Zahne verfertigen, welche ihnen nachgetragen wurden, und auch Bischofsstäbe wurden daraus gefertigt. Später benutzte man das Pulver des gebrannten Zahnes arzneilich, und gegenwärtig ist der Zahn noch in China und Japan sehr geschätzt.

Narzisse, s. Narcissus.

Narzissenlilie, soviel wie Amaryllis.

Näs, soviel wie Vorgebirge, s. Nes.

Nasāl (lat.), auf die Nase Bezug habend.

Nasāle (lat., Nasenlaute), s. Lautlehre.

Nasālvokal, ein Vokal, bei dessen Hervorbringung der Stimmton, anstatt durch den Mund, durch die Nase austritt. Jeder Vokal kann durch näselnde Aussprache zum N. werden; dies ist z. B. häufig in dem mehr oder weniger durch die Nase gesprochenen Englisch der Amerikaner der Fall. Namentlich aber verschmilzt ein Nasenlaut, der auf einen Vokal folgt, leicht mit diesem zu einem N., z. B. franz. bon, sein aus lat. bonus, sinus. Sehr gewöhnlich sind die so entstandenen Nasalvokale auch in den slawischen Sprachen, besonders im Altslawischen; auch im Sanskrit, Zend, Portugiesischen und vielen andern Sprachen sowie in manchen deutschen Mundarten kommen sie vor.

Nasāra (arab., Mehrzahl von Nasrān oder Nusrānī), Nazarener, Christen.

Nasch, s. Bär (Sternbild).

Nascimento, Francisco, portug. Dichter, s. Manoël do Nascimento.

Nascitūrus (lat.), ein noch im Mutterleibe befindliches Wesen, dessen Geburt man entgegensieht; über die rechtlichen Verhältnisse s. Embryo, S. 733.

Nase (Nasus), das Riechwerkzeug der Wirbeltiere, im weitern Sinne und sprachlich weniger gut soviel wie Riechwerkzeug (s. d.) überhaupt. Bei den niedersten Wirbeltieren ist die N. eine unpaare, flache Grube (Riechgrube) am Kopfe, in welcher die Haut zur Aufnahme der Geruchsempfindungen umgewandelt ist (s. unten) und mit dem Riechnerv in Verbindung steht. Bei allen übrigen ist sie paar, aber auch bei fast sämtlichen Fischen noch einfach grubenförmig. Die Haifische haben zwei ziemlich weit voneinander gelegene Nasen; von jeder verläuft eine Rinne zum Mund-

winkel derselben Seite; diese Rinne ist bei den Amphibien zu einem geschlossenen Kanal geworden, der von der äußern Öffnung der N. in den Mund führt und hier mit der sogen. innern Öffnung der N. endet. Bei den höhern Wirbeltieren liegt nur noch während der Entwickelung im Ei die anfangs unpaare N. oberflächlich, zieht sich jedoch schon früh in den obern und hintern Teil der Mundhöhle zurück und wird später durch eine senkrechte Scheidewand in zwei Abteilungen zerlegt sowie durch eine wagerechte Wand von der Mundhöhle abgetrennt, so daß die zwei selbständigen Nasenhöhlen zu stande kommen. In diesen ist aber nur das innerste Stück zum Riechen befähigt, da sich nur hier, in der sogen. **Geruchsregion**, der Riechnerv ausbreitet; das äußerste, meist hervorragende Stück hingegen dient als **Atmungsregion** lediglich dem Durchgang der Luft. Diese gelangt nämlich aus der N. durch die nun gleichfalls doppelten innern Öffnungen (**Choanen**) des Nasenkanals in die Mundhöhle (und zwar in deren hintern Teil, den Rachen) und von dort aus in die Lungen. Die Bedeutung dieses von der eingeatmeten Luft eingeschlagenen Weges besteht darin, daß die oft trockne und kalte Einatmungsluft, indem sie über die feuchte, blutreiche und daher warme Nasenschleimhaut streicht, mit Wasserdampf sich sättigt und so weit sich erwärmt, daß sie mit der zarten innern Oberfläche der Bronchien und der Lungen in Berührung treten kann, ohne einen schädlichen Reiz auszuüben. Zugleich wirkt die mit klebrigem Schleim überzogene Nasenschleimhaut auf die staub- und bakterienhaltige Einatmungsluft wie ein Filter, indem sie solche feste Teilchen zurückhält und allmählich durch Vermittelung des sie überziehenden Flimmerepithels nach außen fortschafft. Bei den Reptilien, noch mehr aber bei den Vögeln und Säugetieren, wird die Innenfläche der Nasenhöhle durch knorpelige Vorsprünge, **Muscheln**, in eine bis drei Abteilungen, **Nasengänge**, zerlegt; am kompliziertesten sind diese Gebilde bei manchen Raubtieren, weniger bei den Affen und beim Menschen, ganz unterdrückt bei den Walen, die wahrscheinlich nicht riechen können. — Viele Reptilien und Säugetiere besitzen sogen. Nebennasenhöhlen oder **Jacobsonsche Organe**. Diese entstehen im Embryo als Ausstülpungen der Nasenhöhlen, schnüren sich aber bald davon ab und treten meist mit der Mundhöhle in Verbindung. Ihre Nerven beziehen sie teils vom Riechnerv, teils vom Trigeminus. Ihre Funktion ist unbekannt; beim Menschen sind nur noch Reste von ihnen vorhanden.

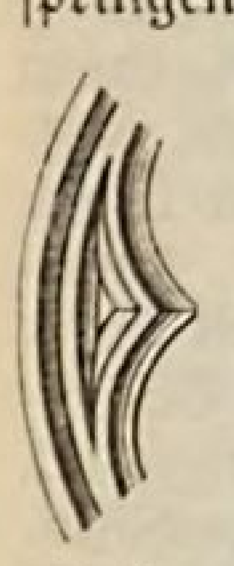
An der N. des **Menschen** (s. Tafel »Mundhöhle ꝛc.«, Fig. 1, 2 u. 7) unterscheidet man die im Gesicht hervorragende **äußere** und die von der Nasenhöhle samt der sie auskleidenden Haut gebildete **innere** N. Von der erstern besitzt nur der obere Teil eine knöcherne Grundlage: die beiden Nasenknochen (s. Tafel »Skelett des Menschen II«, Fig. 1), welche sich an das Mittelstück des Stirnbeins ansetzen, und die Nasen- oder Stirnfortsätze der beiden Oberkieferknochen, welche zu beiden Seiten der Nasenbeine liegen; der untere, bewegliche Teil hingegen besteht nur aus mehreren Knorpelstücken. Nach außen von den Knochen und Knorpeln liegen einige kleine Muskeln, welche die Form der N. verändern können, und darüber die Haut, die sich durch ihren Reichtum an Talgdrüsen auszeichnet und an den **Nasenlöchern** (nares externae), aus denen besonders bei ältern Männern kurze, steife Haare hervorragen, in die Schleimhaut der Nasenhöhle (s. Tafel »Mundhöhle ꝛc.«, Fig. 7) übergeht. Die äußere N. steht selten vollkommen symmetrisch, meist weicht sie nach links ab. Die **Nasenhöhle** wird durch die teils knöcherne, teils knorpelige Nasenscheidewand in zwei seitliche Hälften zerlegt; von den drei Vorsprüngen in ihrer äußern Wandung, den **Nasenmuscheln**, gehören die beiden obern dem Siebbein an, während die untere von einem besondern Knochen gebildet wird. Die zwischen ihnen bleibenden gewundenen **Nasengänge** stehen mit den Höhlen in den umliegenden Knochen in Verbindung, so daß der in ihnen abgesonderte Schleim durch die N. nach außen entleert werden kann. Die Schleimhaut der Nasenhöhle selbst ist im allgemeinen lebhaft rot und reich an Gefäßen und Nerven sowie an Schleimdrüsen. Die Geruchsregion oder **Riechgegend** (regio olfactoria) nimmt nur den obersten Teil der Nasenscheidewand und die obern Nasenmuscheln ein. Hier ist die Schleimhaut dicker, gelblich und wird von einer einzigen Lage Zellen überzogen, die teils gewöhnliche Cylinderzellen, teils sogen. **Riechzellen** sind. Letztere tragen auf ihrer freien, dem Raum der Nasenhöhle zugewandten Seite stäbchenförmige Fortsätze und stehen auf der andern Seite mit feinen Fasern des **Riechnervs** in Verbindung. Dieser selbst (nervus olfactorius) kommt aus dem vordersten Teil des Gehirns (s. d., S. 211, u. Tafel »Gehirn«, Fig. 4) und teilt sich auf einmal in eine große Anzahl feinerer Zweige, die durch ebenso viele Löcher in der Siebplatte (Fig. 2) des Sieb- oder Riechbeins in die Nasenhöhle eintreten und sich in der ganzen Riechgegend verbreiten. Die **Atmungsgegend** (regio respiratoria), der größere untere Teil der Nasenhöhle, wird von einer Schleimhaut mit Flimmerzellen ausgekleidet und nicht vom Riechnerv, sondern vom fünften Hirnnerv (dem Trigeminus) versorgt.

Von den **Krankheiten** der äußern N. sind am wichtigsten der **Lupus** (s. d.) und der sogen. **Kupferausschlag** (s. d.). Das Einfallen der äußern N., wobei schließlich die Gegend zwischen den Augen ganz flach wird und nur durch die kleinen, aufrecht gestellten Nasenlöcher unterbrochen erscheint, ist fast immer eine Folge syphilitischer Zerstörung der innern N., besonders syphilitischer Knochenvereiterungen. Man hat den Defekt durch Bildung einer **künstlichen** N. auf operativem Wege aus der Haut der Stirn ꝛc. zu ersetzen gesucht (**Rhinoplastik**), doch pflegt die neugebildete N. meistens von sehr problematischer Schönheit zu sein. Von den Krankheiten der innern N. ist vor allen zu nennen der Katarrh der Nasenschleimhaut oder der **Schnupfen** (s. d.). Auch geschwürige Zerstörung der Nasenschleimhaut mit gleichartiger Erkrankung der darunterliegenden Knochen ist nicht eben selten und stets mit einem Abgang stinkender Flüssigkeit aus der N. verbunden (**Ozäna**). Bei allen Nasenkrankheiten, bei denen es sich um mit Schleimhautschwellung verbundene chronische Entzündungszustände handelt, wird häufig das Ausbrennen mit dem Galvanokauter angewendet. Die Behinderung der Nasenatmung durch Nasenpolypen, durch Wucherung der Rachentonsille oder durch Wucherung der Schleimhaut der Nasenmuscheln und der sogen. Schwellkörper der N. führt zu einem Zustande geistiger Stumpfheit, die sich, besonders bei Kindern, in der Unfähigkeit äußert, die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentrieren und folgerichtig zu denken (**Aprosexie**). Guye erklärt das Leiden durch Störungen in den Lymphbahnen des Gehirns, entstanden durch Behinderung des Lymphabflusses aus dem Gehirn infolge der Erkrankung der Nasenschleimhaut. Über

Nasenbluten und Nasenpolypen s. diese Artikel. Vgl. Hovorka und Zderas, Die äußere N. (Wien 1893); Reinbold, Die N. in ihrer physiognomischen Bedeutung (Karlsr. 1895); über die Krankheiten der N. die Werke von Scheff (Berl. 1886), Moldenhauer (Leipz. 1886), Bresgen (2. Aufl., Wien 1891), Reiß (Berl. 1892), Rosenthal (das. 1892) u. a.

Nase (Chondrostoma *Ag.*), Gattung aus der Familie der Karpfen, Fische mit unterständigem, querem Mund, knorpeliger Bedeckung des Unterkiefers, der dadurch in eine Schneide ausläuft, mehr oder weniger verlängerter Oberschnauze und in einfache Reihen geordneten Schlundzähnen. Die N. (Näsling, Schnabel, Kräuterling, Sunter, Schwarzbauch, C. nasus *Ag.*), bis 50 cm lang und 1,5 kg schwer, ist auf dem Rücken schwärzlichgrün, an den Seiten und auf dem Bauche silberweiß, auf den Flossen mit Ausnahme der dunkeln Rückenflosse rötlich. Die N. findet sich in Europa und Nordafrika, bei uns besonders im Donau- und Rheingebiet, lebt gesellig, meist am Grunde, und nährt sich von Wasseralgen, die sie von Steinen etc. ablöst. Im April und Mai zieht sie in Scharen in Nebenflüsse und Bäche und laicht hier auf kiesigen Stellen. Als Speisefisch wird sie nicht sonderlich geachtet, aber doch in großen Mengen gefangen.

Nase, in der Architektur Bezeichnung für die vorspringenden Spitzen an den Rippen des gotischen Maßwerkes und an den Bogen, besonders an den Kleeblatt- und Fächerbogen (s. Abbildung); auch soviel wie Abwässerung, vorspringende horizontale oder geneigte Platten oder Simsglieder, die das Regenwasser zum Abtropfen bringen, so daß es nicht an der Mauer herabrinnen kann (daher Wassernase). — Auch der an der Unterseite der Dachziegel befindliche Ansatz, mit welchem die Ziegel auf die Dachlatten aufgehängt werden, heißt N.


Nase.

Naseby (spr. nēs'bi), Dorf in der engl. Grafschaft Northampton, berühmt durch den entscheidenden Sieg der Parlamentstruppen unter Cromwell über Karl I. 14. Juni 1645.

Näseln, s. Sprache.

Nasenaffe (Kahau, Nasalis larvatus *Geoffr.*, Semnopithecus nasicus *Cuv.*), einzige Art der den Schlankaffen nahestehenden Gattung Nasalis *Geoffr.*, ein Affe von 0,7 m Länge mit 0,8 m langem Schwanz und einer über die Lippen weit vorspringenden, wie ein Rüssel beweglichen Nase, die besonders bei ältern Männchen stark ausgebildet erscheint, ist am Kopf braunrot, am Rücken und an den Seiten gelbbraun, an Brust und Bauch hell rötlichgelb. Er lebt gesellig auf Borneo, bewohnt besonders die Wipfel der höchsten Bäume und besitzt ungeheure Fertigkeit im Klettern und Springen. Dabei soll er sehr boshaft, wild und tückisch sein und in der Gefangenschaft bald verkümmern. Die Nahrung besteht aus Blättern und Früchten. Die Dajaken essen sein Fleisch.

Nasenbär (Rüsselbär, Nasua *Stoor*), Raubtiergattung aus der Familie der Bären (Ursidae), schlank gebaute Tiere mit fast marderähnlichem Leib, kurzem Hals, langem, spitzem Kopf, rüsselartig verlängerter Nase, kurzen, abgerundeten Ohren, dicht behaartem, körperlangem Schwanz, kurzen, kräftigen, breittatzigen Beinen, fünf fast ganz verwachsenen Zehen mit langen, spitzen Krallen und nackten Sohlen. Der Cuati (Coati, N. narica *Tschudi*, s. Tafel »Bären II«) ist 55 cm lang, mit 45 cm langem Schwanz, und 29 cm hoch, mit dichtem, langem Haar, auf der Oberseite rot graubraun, auf der Unterseite gelblich, an Stirn und Scheitel gelblichgrau, an den Lippen weiß, um das Auge weiß gefleckt; der Schwanz ist braungelb und schwarzbraun geringelt. Er lebt in Ostbrasilien und wird in Nordbrasilien durch eine ähnliche Art, den Weißrüsselbären (N. leucorhyncha *Tschudi*), vertreten. Die Nasenbären sind in Brasilien sehr häufig, leben gesellig, und nur das Männchen sondert sich in einem bestimmten Alter von dem Trupp ab und lebt außer der Paarungszeit einsiedlerisch. Sie sind Tagtiere, nähren sich von allem Genießbaren des Tier- und Pflanzenreichs und klettern viel auf Bäumen umher, wo sie sich behender und geschickter zeigen als auf dem Boden. Das Weibchen wirft 3–5 Junge, welche dem Trupp sehr bald folgen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, aus dem Fell verfertigen die Indianer Beutel. Man hält den Nasenbären auch häufig gefangen, er wird sehr zahm und pflanzt sich auch fort.

Nasenbein, s. Schädel.

Nasenbluten (Epistaxis), entweder Folge äußerer mechanischer Wirkung (Stoß oder Schlag) auf die Nase und dann ohne besondere Bedeutung; oder es entsteht bei heftigen Aufregungen mit gleichzeitiger Rötung des Gesichts und Herzklopfen, bei manchen Individuen, welche an Herzfehlern leiden, selbst bei geringen Anlässen, nach dem Genuß von starkem Wein, Grog, Thee, Kaffee oft so heftig, daß es bedrohliche Blutverluste herbeiführt. Zur Zeit der oder vor Entwickelung der Mannbarkeit tritt N. häufig auf sowohl bei Knaben als bei Mädchen, bei letztern als vikarierende Menstruation. Kleine Blutverluste sind unbedenklich; man bekämpft sie am besten mit kalten Kompressen auf Stirn und Nase oder steckt einen Wattepfropf, mit reiner Gerbsäure bestreut, in jedes Nasenloch, hält den Kopf möglichst wenig vornüber, sondern gerade aufrecht. Blutet es nur aus einem Nasenloch, so hebt man den Arm dieser Seite über den Kopf und drückt mit der andern Hand das blutende Nasenloch gegen die Nasenscheidewand zu. Bei größern Blutungen und namentlich, wenn diese, wie z. B. bei Bleichsucht, erfahrungsmäßig oft wiederkehren und schwer oder gar nicht zu stillen sind, wie auch z. B. bei Blutern (s. Bluterkrankheit), muß die Tamponade der Nasenhöhle mittels des Bellocqschen Röhrchens vorgenommen werden, d. h. es werden zuerst die hintern Öffnungen der Nasenhöhle, die Choanen, sodann die Nasenlöcher mit Scharpie- oder Wattepfropfen verschlossen, so daß dann nur noch die Nasenhöhle sich mit Blut anfüllen kann, welches dann die Quelle der Blutung komprimiert. Die Pfropfe werden am nächsten Tage wieder entfernt. In solchen Fällen muß durch innere Mittel die schlechte Blutbeschaffenheit zu bessern versucht werden.

Nasenbremse, s. Bremen, S. 445.

Nasendouche, ein Spülapparat (Irrigator) mit Gummischlauch und einem Ansatzrohr, das ziemlich den Umfang eines Nasenlochs haben, nach dem freien Ende zu sich verjüngen und an der Spitze abgerundet sein muß, um nicht zu verwunden. Bei der Anwendung der N. wird dies Rohr ins eine Nasenloch gebracht und in demselben in horizontaler Richtung in dem untern Nasengange bis an die Choanen (hintern Nasenhöhlenöffnungen) vorgeschoben und der Kopf um ein weniges über einer Waschschüssel vornüber geneigt, während man den Mund öffnet und so thut, als ob man den Buchstaben a aussprechen will, alsdann läßt man das Wasser einströmen, welches bei richtiger Kopfhaltung durch das andre Nasenloch abfließt. Sehr wichtig ist, daß man das Wasser nicht unter zu großem

Druck einströmen läßt, da dasselbe sonst z. B. in das Mittelohr oder in die Nebenhöhlen geraten und Schaden anrichten kann. Heftige Kopfschmerzen sind die Folge zu stark angewendeter N. Es genügt den Irrigator eine Handbreit hoch über dem Kopf aufzustellen, um das Wasser zuströmen zu lassen. Die N. wird benutzt zum Ausspülen der Nase, zur Entfernung eingetrockneter katarrhalischer Sekrete oder, um direkt auf die frisch katarrhalisch affizierte Schleimhaut zu wirken. Man benutzt Wasser von etwa 30° Wärme, dem man etwa 1 Proz. Kochsalz zugesetzt hat, da reines und besonders destilliertes Wasser oft einen empfindlichen Reiz ausübt. — In der Ohrenheilkunde wird zur Ausführung der Nasenluftdouche in der Regel ein größerer Gummiballon benutzt, durch welchen in ein Nasenloch, während man das andre zudrückt, mit Kraft ein Luftstrom eingeblasen wird. Während des Einblasens läßt man den Kranken zur Hebung des Gaumensegels Wörter wie Klara, Klapperstorch rc. laut aussprechen.

Nasenkrankheiten, s. Nase.

Nasenlaute (Nasale), s. Lautlehre; vgl. Nasalvokal.

Nasenöstriden, s. Bremen, S. 444.

Nasenpolyp, Sammelname der in der Nase vorkommenden Neubildungen, sowohl der gutartigen Schleimpolypen und der Papillome als auch der bösartigen sarkomatösen und krebsigen Neubildungen. Die häufigern sind die gutartigen Schleimpolypen, weiche Geschwülste, aus Schleimgewebe bestehend, die von der untern Nasenmuschel oder dem mittlern Nasengang auszugehen pflegen, daselbst mit einem Stiel aufsitzen und durch Behinderung der Atmung sowie durch starke Beeinträchtigung des Sprechens die operative Entfernung erheischen. Diese wird am besten durch Abschnüren mittels der kalten Stahldrahtschlinge ausgeführt. Bei Polypen im Nasenrachenraum empfiehlt es sich, die galvanokaustische Schlinge zu benutzen, da diese Polypen (eigentliche Fibrosarkome) aus derbem Gewebe bestehen und meist starke Blutungen bei der Entfernung verursachen. Ein Abreißen der Polypen mit Pinzette, Kornzange rc. ist zu vermeiden, da der Polyp rasch wieder nachwächst. — In den letzten Jahren ist man darauf aufmerksam geworden, daß infolge einer Reflexwirkung bei Anwesenheit von Nasenpolypen Asthma entstehen kann, so daß nicht nur die örtlichen Beschwerden die Entfernung der Polypen notwendig machen (vgl. Polypen).

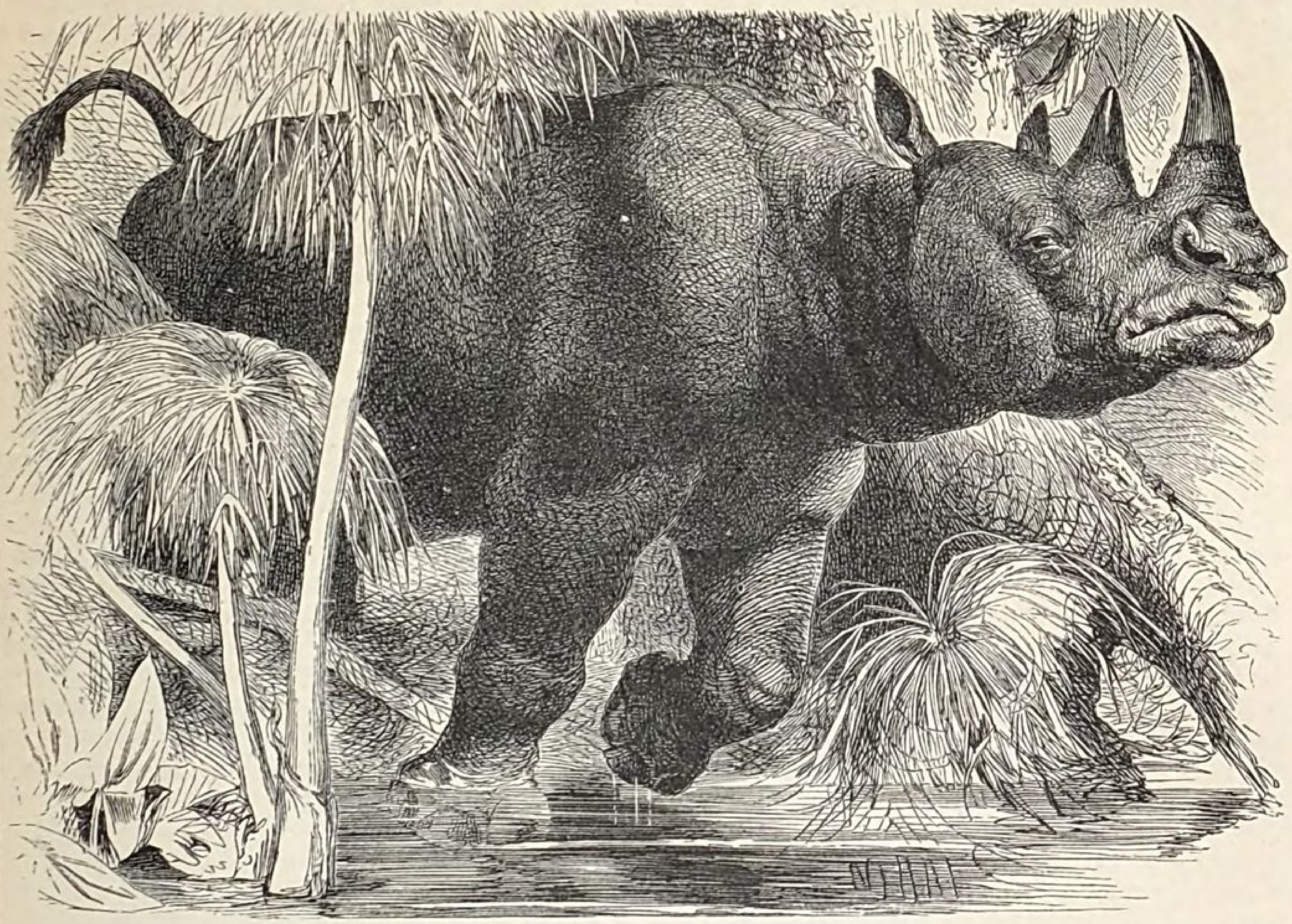
Nasenring, ein durch die Nasenscheidewand der Stiere gezogener Ring zur leichtern Bändigung der störrischen Tiere. Vgl. Rind.

Nasenspiegel, s. Flötzmaul.

Nash (spr. näsch), Thomas, engl. Dichter, geb. 1567 zu Lowestoft in Suffolkshire, studierte auf dem St. John's College in Cambridge, führte zu London in Armut ein ungebundenes Dichterleben und starb daselbst 1600 oder 1601. Die klassische Bildung, mit der er ausgestattet war, stellte er vorzugsweise in den Dienst einer beißenden Satire. »The anatomy of absurdities« (Lond. 1589) war gegen die Schwächen der damaligen Schriftsteller und Gesellschaft im allgemeinen gerichtet. Dann beteiligte er sich an dem Kampfe gegen die bischoffeindlichen Pamphletisten der Puritaner, genannt Marprelats: »The return of Pasquil« (1589) und »Pasquil's Apology« (1590). Sein bedeutendstes Werk war der Abenteurerroman »The unfortunate traveller, or the life of Jack Wilton« (1594; mit Essay über N. hrsg. von E. Gosse, 1892). Für die Bühne schrieb N. 1593 die satirische Komödie »Summers' last will and testament« (gedruckt 1600), in der Will Summers, der Hofnarr Heinrichs VIII., die Hauptrolle hat. Seine Werke wurden gesammelt und mit Einleitung herausgegeben von Grosart (in der »Huth Library«, Lond. 1883—85, 6 Bde.).

Nashorn (Rhinoceros *L.*, hierzu Tafel »Nashorn«), Säugetiergattung aus der Ordnung der unpaarzehigen Huftiere, welche allein die Familie der Nashörner (Nasicornia) repräsentiert, große, plumpe Dickhäuter mit schmalem, auffallend gestrecktem Kopf, unverhältnismäßig kleinem Maul, auffallend kleinem Auge, mäßig großem Ohr und einem oder zwei hintereinander stehenden, nur mit der Haut verbundenen Hörnern auf dem vordern Gesichtsteil. Der Hals ist kurz, stärker als der Kopf, der Leib kräftig, in eine panzerartige Haut gehüllt, fast ganz oder größtenteils unbehaart. Die kurzen, wie beim Dachshund gekrümmten Beine sind ziemlich schmächtig, an den vorn und hinten dreizehigen Füßen ist der mittlere Huf etwa doppelt so breit wie die beiden seitlichen. Der Schwanz ist kurz. Die dicke Haut zerfällt oft in mehrere durch tiefe Falten getrennte Schilder, welche nur durch diese Falten eine gewisse Beweglichkeit erhalten. Das Gebiß besteht aus sieben Backenzähnen in jedem Kiefer; Eckzähne fehlen, und die Schneidezähne durchbrechen entweder das Zahnfleisch gar nicht, oder fallen sämtlich oder zum Teil zeitig aus. Das indische N. (R. unicornis *L.*), 3,15 m lang, mit 60 cm langem Schwanz, 1,7 m hoch, mit verhältnismäßig kurzem Kopf, einem 60 cm hohen, mit der Spitze zurückgebogenen, kräftigen Horn, langen, spitzen, aufrecht stehenden Ohren und durch tiefe Falten in Schilder geteiltem, dunkel graubraunem, nacktem Hautpanzer, der mit hornartigen Warzenschildern bedeckt ist, bewohnt Vorderindien. Auf Java lebt ein kleineres einhörniges (R. javanicus *Cuv.*), auf Sumatra ein großes, zweihörniges N. (R. sumatranus *Cuv.*) mit minder stark entwickelten Hautfalten. Auch Hinterindien und Malakka besitzen eine eigentümliche zweihörnige Art. Das afrikanische N. (Doppelnashorn, R. bicornis *L.*) ist 3,5 m lang, mit 60 cm langem Schwanz, 1,6 m hoch, hat eine glatte, dunkelbraune Haut und zwei Hörner, von denen das größere vordere 60—80 cm lang, nach rückwärts gebogen und zugespitzt ist. Es bewohnt Mittelafrika vom 18.° nördl. Br. bis 24.° südl. Br., und außer ihm kommen noch zwei zweihörnige Arten in Afrika vor, das stumpfnasige N. (R. simus *Burch.*) und das Keitloa (R. keitloa *Smith*). Alle Nashörner leben am häufigsten in Wäldern in der Nähe von Sümpfen und Flüssen, an deren Ufern sie sich täglich im Schlamm wälzen. Sie schlafen am Tage, gehen nachts weit in die Steppen und Wälder hinein und brechen, gleich den Elefanten, durch die verschlungensten Dickichte schnurgerade Wege. Sie schweifen aber nicht wie die Elefanten umher, sondern verändern nur notgezwungen ihren Standort. Das N. frißt sehr große Mengen Kraut, Gras, Blätter, Zweige und Wurzeln. Es lebt meist einzeln oder in kleinen Trupps, bewegt sich zwar plump, aber ziemlich schnell und ausdauernd und schwimmt vortrefflich. Von Natur harmlos, zeigt es sich, wo es häufig verfolgt wurde, ungemein bösartig. Es flieht vor Hunden, aber gereizt, stürzt es in blinder Wut auf jeden Feind und wird dann durch seine furchtbare Körperkraft höchst gefährlich. Bei seiner großen Reizbarkeit fürchtet man es im allgemeinen mehr als den Elefanten, obwohl durchaus nicht alle Arten gleich bösartig sind. Das N. wirft nur ein Junges, welches eine rötliche, faltenlose Haut besitzt und erst nach acht

Nashorn.



1. Doppelnashorn (Rhinoceros bicornis). 1/30.



2. Indisches Nashorn (Rhinoceros unicornis). 1/30.

Jahren Mittelgröße erreicht. Die Mutter säugt das Junge zwei Jahre und verteidigt es mit beispiellosem Grimm. Ein Vogel, der Madenhacker, ist der fortwährende Begleiter des Nashorns; er sitzt beständig auf dessen Rücken und befreit es von dem Ungeziefer, von welchem das Tier arg geplagt wird. Gefangene Nashörner werden verhältnismäßig zahm, zeigen sich sehr gutmütig und gewinnen entschiedene Zuneigung zu dem Wärter, haben sich aber bisher nicht fortgepflanzt. Das Horn liefert sehr schöne Säbelgriffe, namentlich aber fertigt man im Morgenlande Becher und Tassen daraus, welche die Eigenschaft besitzen sollen, aufzubrausen, sobald eine vergiftete Flüssigkeit hineingegossen wird. Aus der Haut verfertigen die Eingebornen Schilde, Panzer, Schüsseln, Reitgerten, Peitschen (Schamboks). Das Fleisch wird gegessen, das Fett sehr geschätzt. Den Alten war das N. sehr wohl bekannt. Pompejus brachte das erste einhörnige N. zu den Spielen nach Rom. Strabon sah ein N. in Alexandria. In den arabischen Märchen kommen beide Nashörner, das indische wie das afrikanische, nicht selten als zauberhafte Wesen vor. Marco Polo sah im 13. Jahrh. das sumatranische N., und 1513 erhielt Emanuel von Portugal ein lebendes N. aus Ostindien, dessen Abbildung Dürer in Holz schnitt. Bessere Nachrichten gab dann erst Bontius. Die ältesten echten Nashörner kommen im Oligocän vor und erreichten in der Alten Welt vom Miocän an eine außerordentliche Entwickelung. R. tichorhinus *Fisch.* (s. Tafel »Diluvium II«, Fig. 1), mit verknöcherter Nasenscheidewand und mit wolligen Haaren bedeckt, findet sich im europäischen und sibirischen Diluvium und war eines der häufigsten und bezeichnendsten Tiere der Eiszeit. Vollständige Leichen hat man im sibirischen Eis gefunden. Vgl. Brandt, Monographie der tichorhinen Nashörner (Petersb. 1877).

Nashornkäfer (Oryctes nasicornis *L.*, s. Tafel »Käfer«), Käfer aus der Familie der Blatthornkäfer (Lamellicornia), 26–37 mm lang, ist glänzend kastanienbraun, auf den Flügeldecken reihenweise fein punktiert, das Männchen mit einem mäßig großen Horn auf dem Kopfe und drei gleichen Höckern auf dem Wulste des in der vordern Mitte vertieften Halsschildes, das Weibchen mit einem stumpfen Höcker statt des Horns; findet sich besonders im nördlichen Europa in ausgelaugter Gerberlohe und in Gartenerde und erscheint im Juni und Juli. Das Weibchen legt die Eier einzeln in die Lohe, und Ende August erscheinen die Larven, welche sich erst nach mehreren Jahren tiefer in der Erde in einem eirunden Kokon verpuppen, worauf dann nach etwa zwei Monaten der Käfer ausschlüpft.

Nashornvogel (Hornvogel, Hornrabe, Buceros *L.*), Gattung aus der Ordnung der Klettervögel und der Familie der Hornvögel (Bucerotidae), ansehnliche Vögel mit sehr gestrecktem Leib, mittel- oder ziemlich langem Hals, verhältnismäßig kleinem Kopf, langem, sehr dickem, aber auffallend leichtem, gebogenem Schnabel mit am Grunde stark gewulsteter, leistenartiger oder mit eigentümlichen Verdickungen oder Aufsätzen (Hörnern) versehener Firste, mittel- oder sehr langem Schwanz, mittellangen und stark zugerundeten Flügeln und niedrigen Füßen, an denen die mittlere und äußere Zehe bis über die Mitte miteinander verwachsen sind. Kehle und Augengegend bleiben oft nackt, und das obere Augenlid trägt oft starke, haarartige Wimpern. Diese Vögel bewohnen Südasien, die Malaiischen Inseln, Mittel- und Südafrika und leben besonders auf Bäumen. Sie brüten in Baumhöhlen, und das Männchen mauert dabei das Weibchen oder vielleicht letzteres sich selbst mit dem eignen Kot bis auf eine kleine Öffnung ein, durch welche es eben nur gefüttert werden kann. Der Jahrvogel (Faltenhornvogel, Kalao, B. plicatus *Lath.*) ist schwarz, mit dunkelbraunem Oberkopf, weißem Schwanz, rotbraunen Augen, licht hornfarbenem Schnabel, schwärzlichgrauen Füßen und hellgelber, nackter Kehlhaut. Auf dem Oberschnabel entwickelt sich beim ausgewachsenen Vogel ein querfaltiger Wulst, und man glaubte früher, daß sich mit jedem Jahre ein neuer Querwulst (daher der Name) bilde. Der Vogel bewohnt die Waldungen der Sundainseln und Malakkas, lebt paarweise, fliegt mit sausendem Geräusch und nährt sich von Früchten. Der Doppelhornvogel (B. bicornis *L.*, s. Tafel »Klettervögel II«, Fig. 5), 102 cm lang, schwarz, Hals, Bauch, ein Flügelfleck, die Spitzen der Schwingen und die Steuerfedern mit Ausnahme eines breiten, schwarzen Bandes sind weiß; das Auge ist scharlachrot, der Oberschnabel einschließlich des großen, hohen, über das erste Schnabeldrittel hinausreichenden, einen großen Teil des Vorderkopfes bedeckenden, vorn in zwei stumpfe Spitzen geteilten Aufsatzes rot, der Unterschnabel gelb, an der Spitze rot, der Wurzelteil des Schnabels und die nackte Augenhaut schwarz, der Fuß dunkelbraun. Er bewohnt die Hochwaldungen Indiens und Sumatras, lebt paarweise oder in kleinen Flügen auf den höchsten Bäumen, wo er stundenlang unbeweglich sitzt, ist auf dem Boden sehr ungeschickt, fliegt schwerfällig, nährt sich von Früchten und kleinen Vögeln und verschlingt die Nahrung, indem er dieselbe emporwirft und wieder auffängt. In der Gefangenschaft sind die Doppelhornvögel unter sich sehr verträglich, gegen andre Vögel aber sehr mordlustig.

Nashua (spr. näschjua, früher Dunstable), Hauptstadt der Grafschaft Hillsborough des nordamerikan. Staates New Hampshire, am Zusammenfluß des Nashua River mit dem Merrimac, hat ein Zuchthaus, Fabriken für Eisen- und Baumwollwaren, Teppiche und (1890) 19,311 Einw.

Nashville (spr. näschwill), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Tennessee, malerisch am Cumberland gelegen, welcher von hier an mit Dampfschiffen befahren wird, Knotenpunkt von sechs Eisenbahnen, mit schönem Kapitol auf einem Hügel, mit 62 m hohem Turm, Rathaus, Markthalle, Gerichtshof, Zollhaus, Irrenhaus, Blindenanstalt, Zuchthaus, Industrieschule für Mädchen, zahlreichen Bildungsanstalten, darunter die große Vanderbilt-Universität (72 Dozenten, 710 Studierende, 20,000 Bände) und die Nashville-Universität (40 Dozenten, 1130 Studierende, 11,000 Bände), deren medizinische Schule mit der Vanderbilt-Universität verschmolzen ist, während ihre akademische Abteilung in das Peabody Normal College (400 Schüler) umgewandelt wurde. Die Fisk-Universität (400 Studenten), Roger William-Universität (300 Studierende) und das Central Tennessee College (600 Studierende) sind die wichtigsten Erziehungsinstitute für Farbige. Das Watkins-Institut besitzt eine gute Bibliothek und Sammlungen. Außerdem bestehen zwei Seminare, je zwei Schulen für Ärzte und Zahnärzte, eine für Apotheker. Die Stadt hatte 1890: 76,168 Einw., darunter 29,395 Farbige und nur 3794 im Ausland (1090 in Deutschland) Geborne; 1895 betrug die Bevölkerung bereits 90,000. Die Industrie ist in bedeutendem Aufschwung begriffen; 1890 wurden in 420 gewerblichen

Anstalten durch 8122 Arbeiter Waren im Werte von 14,590,823 Doll. hergestellt; hervorragend sind besonders die 22 Sägemühlen, die 8 Gießereien und Maschinenbauanstalten, Wagenbau, Sattlerei, Möbelfabrikation. Bedeutend ist auch der Handel mit Baumwolle, Weizen, Mehl, Tabak, Holz. N. wurde 1779 gegründet. Hier 16. und 17. Dez. 1864 großer Sieg des Unionsgenerals Thomas über die Konföderierten unter Hood.

Nasicornĭa (Nashörner), eine Familie der Huftiere (s. d., S. 19).

Nasielsk, Dorf im russisch-poln. Gouv. Lomsha, Kreis Pultusk, an der Nasielka (Nebenfluß der Wkra) und der Eisenbahn Kowel-Mlawa, mit einer kath. Kirche aus dem 15. Jahrh. und (1890) 4847 Einw. Hier 24. Dez. 1806 Gefecht zwischen den Russen und Franzosen.

Nasik, Hauptort des gleichnamigen Distrikts in der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, an beiden Ufern der Godaweri und der Bombay-Allahabadbahn, hat zahlreiche Tempel und mit der Militärstation Deolali (1891) 24,429 Einw., welche berühmte Kupfer- und Messingarbeiten sowie Baumwollgewebe anfertigen. N., einer der heiligsten Wallfahrtsorte der Hindu, wird jährlich von über 27,000 Pilgern besucht.

Nāsir (arab., »Aufseher, Intendant«), in der Türkei Titel der Staatsminister und Direktoren gewisser Verwaltungen; Chāridschije Nāsiri, Minister des Äußern; Dāchilije Nāsiri, Minister des Innern; Adlije Nāsiri, Justizminister; Mālije Nāsiri, Finanzminister; Gömrük- (oder Rusumāt) Nāsiri, Zolldirektor 2c.

Nāsira, arab. Name von Nazareth (s. d.).

Nasiräat, s. Nasiräer.

Nasiräer (Nasir, hebr., »Geweihter«, bei Luther »Verlobter« Gottes), bei den alten Israeliten eine Art von Asketen, die sich durch freiwilliges Gelübde alles dessen, was vom Weinstock kam, sowie jedes berauschenden Getränks enthielten, alle Verunreinigung durch Berührung von Leichen 2c. vermieden und das Haupthaar nie scheren ließen (vgl. 4. Mos. 6, 1—21, und den talmudischen Traktat »Nasir«). Dieses Gelübde, das Nasiräat, das ursprünglich u. vorwiegend von Männern wie nach späterm Gesetz auch von Frauen übernommen werden konnte und durch überstandene Krankheiten, glücklich vollendete gefahrvolle Reisen 2c. veranlaßt zu werden pflegte, dauerte entweder auf Lebenszeit, wie bei Simson, Samuel, Johannes dem Täufer, oder auf mindestens 30 Tage. Das zeitweilige Nasiräat fand seine Lösung durch Darbringung eines bestimmten Opfers.

Nasmyth (spr. neßmith), James, Ingenieur, geb. 19. Aug. 1808 in Edinburg, gest. 7. Mai 1890 in London, bildete sich an der Kunstschule und der Universität in Edinburg, arbeitete dann in den Werkstätten von Maudslay und Field in London, etablierte sich 1834 in Manchester und gründete die Firma »N., Gaskell and Co.«, von welcher er sich 1856 zurückzog. 1838 und 1839 entwarf er Zeichnungen eines Dampfhammers, nach denen derselbe durch Bourdon in Le Creusot ausgeführt wurde. 1842 nahm N. in England selbst ein Patent auf einen doppelt wirkenden Dampfhammer, den er in der Folge noch weiter verbesserte. Er erfand auch die Dampfdramme, wandte 1854 überhitzten Wasserdampf beim Puddeln an, gab neue Konstruktionen für Walzwerke, Bohrmaschinen, Fräsmaschinen, baute die erste Feilmaschine für gröbere Arbeit 2c. Er baute auch große Teleskope, mit denen er die physikalische Beschaffenheit des Mondes erforschte, und schrieb mit J. Carpenter ein vortreffliches Buch über den Mond (»The moon considered as a planet, etc.«, Lond. 1874, 3. Aufl. 1885; deutsch von Klein, 3. Ausg., Leipz. 1883), welches nach genauen Gipsmodellen angefertigte Lichtbilder enthält. Auch ein schweres Geschütz hat N. konstruiert. Seine »Autobiography« gab Smiles heraus (4. Aufl., Lond. 1885).

Naso, Beiname des röm. Dichters Ovidius (s. d.).

Nasreddin (Nasir ed din), Schah von Persien, ältester Sohn Muhamed Schahs, geb. 1831, in seiner Jugend hinter den jüngern Bruder in kränkendster Weise zurückgesetzt und vergessen, ja selbst in bitterer Not zu Tebriz lebend, wurde durch den Tod des Vaters 15. Okt. 1848 auf den Thron berufen, den er sich erst mit den Waffen erkämpfen mußte. Anfangs menschenscheu und nur des Türkischen, nicht einmal der Landessprache kundig, lernte N. neben derselben auch noch Französisch und wandte sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der Geographie, der Dichtkunst wie dem Zeichnen von Karikaturen zu. 1873, 1878 und 1889 unternahm er Reisen an die europäischen Höfe, über die er selbst Beschreibungen in persischer Sprache veröffentlichte (von der ersten erschien 1874 in London eine englische Übersetzung). Man versprach sich hiervon wohlthätige Folgen für Persien; die Mißstände in der Verwaltung blieben jedoch, nur nahm N. im Verkehr mit den an seinem Hofe beglaubigten Gesandten europäische Umgangsformen an. Vgl. Morgan und Burger, N. Schah und das moderne Persien (Dresd. 1889).

Nasreddīn Hodscha, der türk. Eulenspiegel, an dessen Namen sich eine Sammlung türkischer Schnurren und Schwänke aus dem 14. Jahrh., die zuerst durch Galland (»Paroles remarquables et maximes des Orientaux«, Par. 1694) in Europa bekannt geworden sind, anknüpft. Der angebliche Urheber dieses echt türkischen Volksbuchs soll als Hodscha, d. h. als Geistlicher und Schulmeister, in Kleinasien (in Siwri Hissar oder Konia) gelebt haben; sein Grab wird in Akschehir gezeigt; auch wird er mit dem Mongolenherrscher Timur (Tamerlan) in Verbindung gebracht. Deutsche Übersetzungen seiner Schwänke von v. Camerloher und Prelog (Triest 1857), Tewfik u. Müllendorff (in Reclams Universalbibliothek); französische von Decourdemanche (»Les plaisanteries de Nasr eddin Hodja«, Par. 1876; »Sottisier de Nasr eddin Hodja«, Brüss. 1878). Vgl. Murad Efendi, N. H., ein osmanischer Eulenspiegel (4. Aufl., Oldenb. 1894).

Naß, Fluß, s. Naßthal.

Nassau, ehemaliges deutsches Herzogtum, das infolge des Krieges von 1866 an den preußischen Staat kam und gegenwärtig (mit den Kreisen Frankfurt a. M., Stadt und Land, und Biedenkopf) den Regierungsbezirk Wiesbaden der Provinz Hessen-Nassau (s. d.) bildet. Das Herzogtum umfaßte 4700 qkm (85½ QM.) mit (1864) 468,311 Einw.

Geschichte. Im jetzigen N. wohnte zur Zeit der Römer und diesen unterthan die kattische Völkerschaft der Mattiaken, dann die Alemannen. Das Christentum wurde schon im 4. Jahrh. von Trier und Mainz aus verbreitet. Nach der Unterwerfung der Alemannen durch Chlodwig 496 wurde N. mit dem fränkischen Reiche vereinigt und von fränkischen Einwohnern besetzt und kam 843 zum ostfränkischen oder Deutschen Reich. Um 815 gab es einen Grafen Hatto I. im Gau Kunigessundra (Ämter Wiesbaden und Hochheim). Mit seinem Geschlecht hingen wohl die Grafen von

Laurenburg (im Gau Esterau, wofür seit 1643 der Name Grafschaft Holzappel aufkam) durch verwandtschaftliche Bande zusammen. Als erster ist um 970 Drutwin, Herr von Laurenburg, nachzuweisen. Von ihm oder wahrscheinlicher von seinem Bruder Dudo stammten ab: Graf Dudo u. Drutwin von Laurenburg (etwa 1076—1124), zwei Brüder, welche auf einem Berge auf dem linken Ufer der Lahn über einem 915 zuerst erwähnten Hofgut (curtis Nassowa) die Burg N. erbauten, nach der sich Drutwins Nachkommen Grafen von N. nannten. Die Lehnshoheit über die Burg N. ging 1192 von dem Erzstift Trier auf das Reich über. Um 1195 wurde Weilburg erworben. Graf Heinrich (gest. 1247) schenkte die Hälfte der Stadt Siegen 1224 dem Erzstift Köln, was zu einem 200jährigen Streite zwischen seinen Nachkommen und dem Erzstift führte, bis dieses seine Ansprüche auf Siegen wieder aufgab. Von seinen Söhnen erhielt bei der Teilung vom 17. Dez. 1255 Walram II. die Besitzungen auf dem linken Lahnufer und wurde Stifter der *Walramschen Hauptlinie*, Otto I., welchem die Lande auf dem rechten Lahnufer zufielen, Stammvater der *Ottonischen* oder *N.-Oranischen Linie*.

Otto I. hinterließ 1290 drei Söhne, von denen der älteste, Heinrich I., die Linie *N.-Siegen* und 1328 nach dem Tode seines jüngsten Bruders, Johann, den er beerbte, die Linie *N.-Dillenburg*, der zweite, Emich, die alte *Hadamarer Linie* begründete; letztere erlosch 1394 im Mannesstamm, und ihre Besitzungen fielen meist an N.-Dillenburg. Hier teilten nach dem Tode Heinrichs I. (1343) seine beiden Söhne, und der jüngere, Heinrich, begründete auf dem Westerwald die Nebenlinie *N.-Beilstein*, die 1561 ausstarb. Der ältere, Otto II., regierte in Dillenburg bis 1350; seine vier Enkel, die seit 1416 gemeinsam regierten, erwarben 1420 die Grafschaft Vianden im Herzogtum Luxemburg. Der älteste, Adolf, gewann 1384 durch Heirat die Grafschaft Dietz und hinterließ bei seinem Tode 1420 die Hälfte derselben dem Hause N., während die andre seiner mit einem Herrn v. Eppenstein-Münzenberg vermählten Tochter Jutta zufiel. Dem dritten Enkel, Engelbert I., welcher allein die Dillenburger Linie fortsetzte, fielen infolge seiner Vermählung mit Johanne von Polanen ausgedehnte Besitzungen in den Niederlanden (Breda) zu. Seine Enkel teilten 1495: Engelbert II. erhielt die Gebiete in den Niederlanden, Johann V. in N. Des letztern Sohn *Wilhelm der Reiche* (1516—59) führte die Reformation in seinem Lande ein und beendete den langjährigen katzenelnbogenschen Erbfolgestreit mit dem Landgrafen von Hessen 1557 durch einen Vergleich, durch den er 450,000 Gulden und den hessischen Anteil an der Grafschaft Dietz erhielt. Sein Bruder Heinrich III. hatte 1504 von seinem Oheim Engelbert II. die niederländischen Besitzungen geerbt; Heinrichs Sohn Renatus erwarb 1530 aus der Erbschaft seiner Mutter das Fürstentum Orange in Südfrankreich und hinterließ, als er 1544 kinderlos starb, dies und die niederländischen Besitzungen seinem Vetter *Wilhelm I., dem Schweiger*, dem ältern Sohn Wilhelms des Reichen, der auf die nassauischen Stammlande verzichtete und die berühmte *alte Linie N.-Oranien* begründete, die 1702 mit Wilhelm III. erlosch (s. Oranien). Wilhelms des Reichen jüngerer Sohn, Johann VI., regierte in N.-Dillenburg 1559—1606. Nach seinem Tode begründete von seinen Söhnen Johann der Mittlere die Linie *N.-Siegen*, die sich später in einen katholischen und einen reformierten Zweig teilte und erst 1743 erlosch. Johanns VI. zweiter Sohn, Georg, ward Stifter der *neuen Linie N.-Dillenburg*, die 1739 ausstarb. Der dritte Sohn Johanns, Ernst Kasimir, Statthalter von Friesland und Groningen, begründete 1606 die Linie *N.-Dietz* (*Neu-Oranien*). Sein Sohn Wilhelm Friedrich wurde 1654 zum Reichsfürsten erhoben, und dessen Enkel Johann Wilhelm Friso erbte 1702 die oranischen Besitzungen in den Niederlanden und den Titel Prinz von Oranien. Dessen Sohn Wilhelm IV. vereinigte 1743 alle Besitzungen der N.-Ottonischen Linie und ward 1748 Erbstatthalter der Niederlande. Sein Sohn Wilhelm V. verlor diese Würde 1795 und ward 1801 durch die Abteien Fulda und Korvei entschädigt, die indes sein Sohn Wilhelm VI. ebenso wie seine nassauischen Stammlande 1806 verlor, da er sich weigerte, dem Rheinbund beizutreten. Nach Napoleons Sturz ward Wilhelm I. 1815 König der Niederlande und erhielt für die in Deutschland abgetretenen ottonischen Lande das Großherzogtum Luxemburg als Entschädigung. Sein Stamm herrscht noch in den Niederlanden (s. d.). Ein vierter Sohn Johanns VI., Johann Ludwig, stiftete die neue Hadamarer Linie, stellte in seinen Landen die katholische Religion wieder her und wurde 1650 in den Reichsfürstenstand erhoben; mit seinem Enkel Franz Alexander erlosch 1711 diese Linie.

Von Walrams Söhnen trat der ältere, Diether, in den Dominikanerorden und ward 1300 Erzbischof von Trier; der jüngere, Adolf, trat 1277 das väterliche Erbe an und ward 1292 zum deutschen König erwählt, verlor aber in der Schlacht bei Göllheim 2. Juli 1298 Thron und Leben. Bei der Teilung unter Adolfs Enkel 1355 begründete Adolf II. die *alte Idsteiner Linie* (Herrschaften Idstein und Wiesbaden), Johann I. die *alte Weilburger Linie* (mit Weilburg, Kleeberg, Bleidenstadt); doch behielten beide Brüder gemeinschaftlich mit dem nassau-oranischen Hause die Burg N., die Esterau und die Vogtei Schönau. Die alte Idsteiner Linie, welche 1540 evangelisch wurde, erlosch 1605. Johann I. von Weilburg (gest. 1371) wurde 1366 in den Reichsfürstenstand erhoben, auf welche Würde seine Nachkommen aber verzichteten. 1442 teilten seine Enkel Philipp II. und Johann II., und letzterer gründete in den linksrheinischen Besitzungen die *alte Saarbrücksche Linie*, welche mit seinem Enkel Johann III. 1574 ausstarb. Philipp III. von Weilburg (1523—59) trat zur protestantischen Kirche über; sein Enkel Ludwig II. erwarb 1605 die Lande der alten Idsteiner Linie zurück. Er hinterließ 1627 drei Söhne, von denen Wilhelm Ludwig 1629 die *neue Saarbrücker Linie* (Ottweiler, Saarbrücken und Usingen), Johann die *neue Idsteiner Linie* (Idstein, Wiesbaden und Lahr) und Ernst Kasimir die *neue Weilburger Linie* (Weilburg, Kirchheim, Merenberg und Kleeberg) gründeten. Die Idsteiner Linie erlosch schon 1721 mit Georg August Samuel, dem 1688 vom Kaiser die Fürstenwürde erneuert worden war, worauf ihre Besitzungen an N.-Ottweiler fielen. Die Söhne des Stifters der neuen Saarbrücker Linie, Wilhelm Ludwig (gest. 1640), nahmen 1659 eine neue Teilung vor, so daß Johann Ludwig Ottweiler, Gustav Adolf Saarbrücken und Walrad Usingen erhielten. Die Linie *N.-Ottweiler* starb 1728, die *Saarbrücker Nebenlinie* schon 1723 aus. Länger bestand die Linie N.-Usingen, deren Stifter Walrad 1688 gleichfalls in den Fürstenstand erhoben wurde; dessen Enkel Karl (1718—75), durch das Erlöschen der Ottweiler und Saarbrücker Linien

Herr aller neusaarbrückschen Besitzungen, teilte 1735 mit seinem Bruder Wilhelm Heinrich II. und nahm für sich die Länder rechts des Rheins; Wilhelm Heinrich erhielt Saarbrücken und Ottweiler, doch erlosch seine Linie schon 1797 mit seinem Enkel Heinrich. Karls Sohn Karl Wilhelm (1775—1803) schloß 1783 mit N.-Saarbrücken, N.-Weilberg und N.-Dietz den Nassauischen Erbverein, durch welchen die Zusammengehörigkeit und Unveräußerlichkeit von ganz N. und das Recht der Erstgeburt anerkannt wurden. Zur Entschädigung für die linksrheinischen Besitzungen, die im Frieden von Lüneville 1801 an Frankreich fielen, erhielt Karl Wilhelm durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 die mainzischen Ämter Königstein, Höchst, Rüdesheim, Hochheim, Oberlahnstein, Eltville u. a., das pfälzische Amt Kaub, die kurkölnischen Ämter Deutz und Königswinter, die hessischen Ämter Katzenelnbogen, Braubach, Ems, Kleeberg, die Abteien Limburg, Romersdorf, Bleidenstadt, Sayn, die Grafschaft Sayn-Altenkirchen und die Reichsdörfer Soden und Sulzbach, im ganzen 1982 qkm mit 92,000 Einw. Ihm folgte 1803 sein Bruder Friedrich August, der mit seinem Vetter Friedrich Wilhelm von N.-Weilburg (1788—1816), welcher für das im Lüneviller Frieden verlorne Amt Kirchheimbolanden 1803 die kurtrierschen Ämter Ehrenbreitstein, Montabaur, Limburg u. a. (zusammen 881 qkm mit 37,000 Einw.) bekommen hatte, 30. Juni 1806 einen Vertrag dahin schloß, daß die Besitzungen beider Linien einen Gesamtstaat N. bilden sollten. Beide Fürsten traten 1806 unter Annahme des Herzogstitels dem Rheinbund und 1815 dem Deutschen Bunde bei. Durch den Vertrag vom 31. Mai 1815 trat N. mehrere Ämter, wie Ehrenbreitstein, Deutz, Königswinter u. a., an Preußen ab und erhielt dafür die ehemals oranischen Besitzungen Dietz, Hadamar, Dillenburg und Beilstein. Nachdem die Herzöge 1808 die Leibeigenschaft aufgehoben und 1811 die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz sowie ein neues Steuergesetz eingeführt hatten, gaben sie dem Lande 1. und 2. Sept. 1814 eine landständische Verfassung. Friedrich Wilhelm starb 9. Jan. 1816, und sein Sohn Wilhelm wurde durch den Tod Friedrich Augusts, mit dem am 24. März 1816 die Linie N.-Usingen erlosch, Herzog von ganz N., das 4515 qkm mit 340,000 Einw. umfaßte.

Herzog Wilhelm (1816—39) berief 1818 die erste Ständeversammlung, die mit dem Minister v. Marschall sofort wegen der Domänen in Streit geriet. Der Minister beanspruchte nämlich deren Einkünfte für die Zivilliste und verlangte sogar, daß die Staatssteuerkasse als Entschädigung für die durch Aufhebung der Leibeigenschaft erlittene Einbuße alljährlich 140,000 Gulden an die Domänenkasse zahle. Nach längern Zwistigkeiten übernahmen die Stände 1836 jene 140,000 Gulden, zu 2,400,000 Gulden kapitalisiert, als 3proz. Domänenschuld auf das Land, wogegen 1837 die Domänen für unveräußerlich erklärt wurden. Am 1. Jan. 1836 trat N. dem Deutschen Zollverein bei. Auf Herzog Wilhelm folgte 20. Aug. 1839 dessen Sohn Adolf (1839—66). Derselbe gab im April 1848 ein neues Wahlgesetz, wonach der Landtag nur aus einer aus indirekten Wahlen hervorgegangenen Kammer bestehen sollte, und vereinbarte mit dem Landtag eine neue Verfassung, welche 28. Dez. 1849 veröffentlicht wurde. Auch schloß sich N. der preußischen Union an. Nach deren Auflösung und der Herstellung des alten Bundestags lenkte die Regierung in das reaktionäre Fahrwasser ein. Die Verfassung von 1849 wurde 28. Nov. 1851 aufgehoben und wieder zwei Kammern des Landtags eingeführt. Der Minister v. Wintzingerode (seit 1849) wurde durch den Fürsten Sayn-Wittgenstein-Berleburg ersetzt und in beiden Kammern eine regierungsfreundliche Mehrheit erzielt. Erst 1863 errangen die Liberalen bei den Wahlen für die Zweite Kammer den Sieg und forderten sogleich die Wiederherstellung der Verfassung von 1849. Die Regierung, zu deren Direktor Werren ernannt wurde, wies dies entschieden zurück und löste den Landtag 1864 und 1865 auf, doch ohne Erfolg, da die Liberalen nun in beiden Kammern die Mehrheit erlangten. Nun wurde Werren 1865 entlassen u. durch Winter ersetzt, doch damit keine Einigung mit dem Landtag erreicht. Von seinem Adjutanten, General v. Zimiecki, beeinflußt, hielt sich der Herzog in der deutschen Frage ganz zu Österreich, verfügte 1866 bereits 4. Mai die Mobilmachung des nassauischen Kontingents und forderte 5. Juni von den Kammern die Bewilligung eines außerordentlichen Kredits von 500,000 Gulden. Der Landtag sprach sich entschieden gegen die Politik der Regierung aus und lehnte, auch nachdem diese 14. Juni am Bundestag für Österreich gestimmt hatte und der Krieg ausgebrochen war, 26. Juni und 6. Juli die Kreditforderung ab, worauf er aufgelöst wurde. Das nassauische Kontingent, eine Brigade, sollte sich eigentlich mit dem 8. Bundeskorps vereinigen, dann aber, als der Fürst von Hohenzollern von Norden her in N. einrückte, die preußischen Truppen abwehren und marschierte zwecklos hin und her. Der Herzog verließ 15. Juli seine Residenz und begab sich erst nach Mainz, dann nach Augsburg, während die nassauischen Truppen bei Günzburg an der Donau konzentriert wurden. Der Landrat von Wetzlar, v. Diest, übernahm unter Zustimmung des größten Teiles der Bevölkerung als preußischer Zivilkommissar die Verwaltung des Landes, das durch königliches Patent vom 3. Okt. 1866 mit Preußen vereinigt wurde; es bildete mit Hessen-Homburg und Frankfurt a. M. den Regbez. Wiesbaden der neuen Provinz Hessen-N., erhielt aber 1867 ein besonderes Konsistorium und einen eignen Kommunallandtag. Der Herzog, der am 8. Sept. 1866 die Truppen und die Beamten ihres Eides und Dienstes entlassen hatte, schloß 22. Sept. 1867 mit Preußen einen Abfindungsvertrag, in welchem er gegen den Verzicht auf N. eine Entschädigung von 15 Mill. Gulden nebst einigen Schlössern bekam; auch blieb ihm für den Fall des Erlöschens der oranischen Linie im Mannesstamm die Anwartschaft auf Luxemburg, wo er seit 1890 als Großherzog herrscht. Vgl. v. Witzleben, Genealogie und Geschichte des Fürstenhauses N. (Stuttg. 1855); Hennes, Geschichte der Grafen von N. bis 1255 (Köln 1843); v. Schütz, Geschichte des Herzogtums N. (Wiesb. 1853); Schliephake, Geschichte von N. (Bd. 1—4, das. 1865—70; fortgesetzt von Menzel, Bd. 5—7, das. 1879—89); Derselbe, Von dem Ursprung des Hauses N. (das. 1857); Sauer, Das Herzogtum N. in den Jahren 1813—1820 (das. 1892); »Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung« (das. 1827—94, Bd. 1—26); »Codex diplomaticus nassoicus«, hrsg. von Menzel u. Sauer (das. 1885—87, Bd. 1).

Nassau (Lydra), zur polynesischen Gruppe der Manihiki gehörige Insel, unter 11° 32′ südl. Br. und 165° 24′ westl. L. v. Gr., eine runde, 15 m hohe, mit Bäumen bedeckte Koralleninsel, 2 qkm groß, mit einigen Bewohnern, die Baumwolle bauen und Schildkröten fangen. Die Insel wurde 1892 von England in Besitz genommen.

Nassau, 1) Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Unterlahnkreis, an der Lahn und der Linie Koblenz-Wetzlar der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Realschule, eine Kaltwasserheilanstalt, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Agentur der Nassauischen Landesbank, Bierbrauerei, Sägewerke, Blei- und Silberbergbau und (1890) 1824 Einw., davon 291 Katholiken und 56 Juden. N. ist Geburtsort des Freiherrn vom Stein, neben dessen ehemaligem Wohnhaus (jetzt dem Grafen von Kielmansegg gehörig) ein von Stein zur Erinnerung an die Befreiungskriege erbauter gotischer Turm steht. Dabei auf einem Berge die Ruinen der Burg N. (der Stammburg des Hauses N.) und am Fuße desselben die Ruinen der Burg Stein (zuerst 1138 erwähnt) mit der 1872 errichteten kolossalen Marmorstatue des Freiherrn vom Stein (von Pfuhl). — 2) Hauptstadt der britisch-westind. Bahamainseln, an der Nordküste der Insel New Providence, mit vorzüglichem, durch Forts geschütztem Hafen, lebhaftem Handel (namentlich mit den Vereinigten Staaten), 6 Kirchen, einem Kranken- und einem Armenhaus, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat 8000 Einw.

Nassau, Johann von, Erzbischof von Mainz, s. Johann 12).

Nassau-Dietz, Ludwig, Graf von, s. Ludwig 45).

Nassauer, ein neuerdings (von Berlin aus) allgemein verbreiteter volkstümlicher Ausdruck für solche, die sich einen Genuß auf andrer Kosten verschaffen, wird zurückgeführt auf einen studentischen Freitisch, der von den ehemaligen nassauischen Fürsten in Göttingen für dort studierende Landeskinder unterhalten und bei günstiger Gelegenheit auch von andern Studenten (Nicht-Nassauern) mitbenutzt wurde.

Nassauischer Hausorden vom Goldenen Löwen, s. Löwenorden 5).

Nassauischer (jetzt **Luxemburgischer**) **Zivil- und Militärverdienstorden,** gestiftet vom Herzog Adolf von Nassau 8. Mai 1858, mit Großkreuzen, Komturen erster und zweiter Klasse, Rittern und Inhabern des silbernen Verdienstkreuzes, dazu auch die Medaille für Kunst und Wissenschaft. Die Dekoration ist ein weiß emailliertes Kreuz mit acht Spitzen und der Herzogskrone, im weißen Mittelschild ein altdeutsches A mit der Kaiserkrone, umschlungen von goldenem Kranz und der Devise: »Virtute« (»Für Tapferkeit«), auf der Rückseite: »1292 und 1858«. Die Großkreuze tragen einen achtspitzigen Silberstern, die Komture erster Klasse ein vierarmiges brillantiertes Kreuz, die Militärpersonen erhalten den Orden mit Schwertern. Das Band ist blau mit Orangeeinfassung.

Nassau-Siegen, 1) Karl Heinrich Nikolaus Otto, Prinz von, russ. Admiral, geb. 5. Jan. 1745, gest. 10. April 1808, trat schon in seinem 15. Jahre in die französische Armee, in der er bis zum Dragonerrittmeister aufrückte, begleitete 1766—69 Bougainville auf seiner Reise um die Welt, nahm mit dem Range eines Obersten der Infanterie wieder französische Kriegsdienste und machte sich vornehmlich 1779 durch seinen verunglückten Versuch, die Insel Jersey zu nehmen, bekannt. Im Kriege zwischen Spanien und England befehligte er die neuerfundenen schwimmenden Batterien. Der König Karl III. von Spanien erhob ihn zum Granden erster Klasse. Nach dem Frieden (1783) ging der Prinz nach Rußland, ward von Katharina II. zum Vizeadmiral ernannt und mit dem Kommando einer kleinen gegen die Pforte bestimmten Flottille auf dem Schwarzen Meer betraut, mit welcher er im Juni 1788 bei Otschakow die weit überlegene türkische Flotte fast vernichtete. 1789 erhielt er den Oberbefehl über die russische Flotte in der Ostsee, schlug mit dieser das schwedische Geschwader unter Gustav III. 24. Aug. 1789 bei Swenskfund und dann wieder 3. Juli 1790 an der Küste von Finnland, wurde aber schließlich von den Schweden zurückgeschlagen (9. Juli 1790). Die Kaiserin sandte ihn nach dem Frieden von Werälä an den Rhein, wo er den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich organisieren helfen sollte. Nach Katharinas Tode begab er sich auf Reisen und kehrte nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich zurück, wo er sich vergebens Napoleon zu nähern suchte. Vgl. Marquis d'Aragon, Un paladin au XVIII. siècle. Le Prince Charles de N. (Par. 1893).

2) Johann Moritz, Fürst von, s. Johann 13).

Naßbagger, s. Bagger.

Nasse, Erwin, Nationalökonom, geb. 2. Dez. 1829 in Bonn, gest. daselbst 4. Jan. 1890, habilitierte sich 1854 in Bonn als Privatdozent, wurde Ostern 1856 zum Professor in Basel ernannt, im Herbst d. J. nach Rostock und von da 1860 nach seiner Vaterstadt berufen. Von 1869—79 war N. Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, in welchem er der freikonservativen Partei angehörte, seit 1889 lebenslängliches Mitglied des preußischen Herrenhauses. Er war einer der Gründer des Vereins für Sozialpolitik und seit 1874 bis zu seinem Tode dessen Vorsitzender. Seine litterarischen Arbeiten gehören vornehmlich den Gebieten des Bank-, Münz- und Steuerwesens, dann der Agrargeschichte an. Neben zahlreichen Abhandlungen schrieb er: »Bemerkungen über das preußische Steuersystem« (Bonn 1861); »Die Preußische Bank« (das. 1866); »Über die mittelalterliche Feldgemeinschaft und die Einhegungen des 16. Jahrhunderts in England« (das. 1869); »Geld- und Münzwesen«, in Schönbergs »Handbuch der politischen Ökonomie« (3. Aufl., Tübing. 1891); »Agrarische Zustände in England«, in Bd. 27 der »Schriften des Vereins für Sozialpolitik« (Leipz. 1884).

Nässende Flechte, s. Ekzem.

Nasser Weg, in der Chemie, chemischen Technik und in der Metallurgie das Verfahren, bei welchem mit Lösungen gearbeitet wird, im Gegensatz zum trocknen Wege, bei welchem man das Ziel durch Erhitzung, Rösten und Schmelzen mit oder ohne Zuschläge erreicht.

Naßfäule (Rotz), eine durch Bakterien, wie Clostridium butyricum, bedingte Krankheit der Kartoffel, bei welcher dieselbe schon im Acker oder in den Aufbewahrungsräumen einen weichen, jaucheartigen, höchst übelriechenden gelben Inhalt besitzt. Bei trockner Aufbewahrung der Kartoffeln kann der von einem nur kleinen Herd ausgehende Fäulnisprozeß zum Stillstand gebracht werden, indem sich in dem gesunden Gewebe Korkschichten als Schutzhüllen bilden; die eintrocknende Kartoffel enthält dann Löcher, die häufig mit gelben oder violetten Schimmelmassen ausgekleidet sind, und das noch nicht aufgelöste, aber bereits erkrankte Gewebe wird zunderartig locker, während sich auf der Schale weißliche, dichte, etwas fleischige Pilzpolster zeigen. Derartige Knollen heißen trockenfaul, und die N. kann daher in Trockenfäule (s. d.) übergehen. Ähnliche, durch Fäulnisbakterien hervorgerufene Zersetzungen treten in Zwiebeln von Hyacinthen (weißer Rotz), in Speisezwiebeln, in Weizenkörnern, in Stengeln von Kakteen, Pelargonien u. a. auf.

Naßfeld-Tauern (Mallnitzer Tauern), s. Gastein und Obervellach.

Naßgalle, s. Galle, S. 25.

Nässjö, Gemeinde im schwed. Län Jönköping, 314 m ü. M., unweit des Hjetsölabergs (377 m hoch), höchster Punkt des südschwedischen Bahnnetzes, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Katrineholm-N. und Falköping-Malmö und der Eisenbahnen Halmstad-N. und Oskarshamn-N., mit 3000 Einw., welche einigen Handel treiben.

Naßpochwerke, s. Aufbereitung.

Naßriden, Beni Naßr, spanisch-arab. Geschlecht aus Arjona, das seinen Ursprung auf Sa'd ibn Obâda, einen der ältesten medinischen Anhänger des Propheten Mohammed, zurückführte. In den auf die Vertreibung der Almohaden aus Spanien (s. Almoraviden) folgenden Bürgerkriegen gelang es dem Naßriden Mohammed ibn Al-Achmar, 1238 sich Granadas und eines Teiles von Andalusien zu bemächtigen, wo seine Nachkommen, während das übrige Spanien bereits wieder christlich war, bis 1492 (s. Boabdil) sich noch hielten. Sie waren ein kunstsinniges Geschlecht; ihr Königsschloß, die Alhambra (s. d.), ist bis heute die Perle unter den erhaltenen mohammedanischen Bauwerken außerhalb Indiens.

Naßspinnerei, s. Spinnen.

Naßthal, schönes, von der Naß (Zufluß der Schwarza) gebildetes Thal in Niederösterreich, nördlich von der Raxalpe. Im N. findet sich die von protestantischen Holzknechten aus dem Gosauthal 1782 gegründete evangelische Gemeinde Naßwald. Das N. wird von Wien aus viel besucht. Vgl. Silberstein, Land und Leute im Naßwald (Wien 1868).

Naßwald, Ortschaft, s. Naßthal.

Nastätten, Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis St. Goarshausen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Agentur der Nassauischen Landesbank, einen Sauerbrunnen und (1890) 1469 Einw., davon 348 Katholiken und 85 Juden.

Nasturän, s. Uranpecherz.

Nasturtium *R. Br.* (Brunnenkresse), Gattung aus der Familie der Kruciferen, ein- oder mehrjährige, kahle oder behaarte Kräuter mit meist fiederteilig gezahnten Blättern, kleinen, meist gelben Blüten und linearischen oder elliptischen bis kugeligen Schoten. Über 50 Arten in allen Gebieten. N. officinale *R. Br.* (Sisymbrium nasturtium *L.*, gemeine Brunnenkresse, Wasserkresse, Quellenraute, s. Tafel »Gemüsepflanzen III«, Fig. 6), mit am Grunde niederliegendem und aus den Gelenken wurzelndem, dann aufsteigendem, 30—60 cm langem Stengel, drei- bis siebenpaarig gefiederten Blättern, dichten Blütensträußchen, weißen Blüten und linearischen Schoten, wächst in Quellen, Bächen, Gräben, am Rande der Teiche (immer im Wasser) in Europa, Nord- und Ostasien, eingeführt in Nordamerika. Das bitterlich-scharfe, rettichartig schmeckende frische Kraut wird gegen Skorbut sowie zu Frühlingskuren, häufiger noch als Salat benutzt. Zu diesem Zwecke wird die Kresse in Quellen kultiviert und liefert vom Oktober bis April ein sehr wohlschmeckendes, mildes Kraut. Man legt in der Quelle gut vorbereitete Wasserbeete (Klingen) an, bepflanzt diese im Hochsommer mit Fechsern und düngt gut mit Kompost. Bei starker Kälte wird die Kresse überstaut, wobei jeden Morgen das Eis an mehreren Stellen gebrochen werden muß. Besonders großartig wird der Kressenbau bei Erfurt betrieben.

Næstved (Nestved), Stadt auf der dän. Insel Seeland, Amt Präftö, an der Susaa und den Staatsbahnlinien Roeskilde-Masnedö und N.-Slagelse, mit einem Hafen (Karrebäksminde) und (1890) 5502 Einw. N. ist Sitz eines deutschen Konsuls. In der Nähe das Kloster Herlufsholm (s. d.).

Nasüa, der Nasenbär.

Naszód (spr. náßöd), Markt im ungar. Komitat Bistritz-N. (Siebenbürgen), am Szamos, mit Rindvieh- und Schafzucht, griechisch-kath. Obergymnasium, Bezirksgericht und (1890) 2697 meist rumän. (griechisch-katholischen) Einwohnern.

Natá (Santiago de los Caballeros), Stadt im Depart. Panama der Republik Kolumbien, am Rio Chico, 15 km oberhalb dessen Mündung in die Paritabai des Stillen Ozeans, in schöner, viehreicher Ebene, mit (1870) 5888 Einw., die Strohhüte, Leder und Thongeschirr herstellen. N. wurde 1515 gegründet.

Natal, brit. Kolonie an der Ostküste von Südafrika (s. Karte »Kapkolonien«), zwischen 27° 20′—31° 5′ südl. Br. und 28° 50′—31° 35′ östl. L. v. Gr., begrenzt im O. vom Indischen Ozean, im S. von Britisch-Kaffraria, im W. vom Basutoland und der Oranjerepublik, im Norden vom Sululand und der Transvaalrepublik, mit einem Areal von 42,920 qkm (779,5 QM.). Das Land steigt von dem durchschnittlich 30 km breiten welligen Küstenstreifen in drei Terrassen zu den die Westgrenze bildenden Kathlamba- oder Drakenbergen (s. d.) empor. Der geologische Bau ist ähnlich dem der Kapkolonie (s. d.). Im östlichen Teile des Landes lagern über Granit, Gneis und kristallinischen Schiefern, die an einzelnen Stellen hervortreten, Sandsteine (Tafelbergsandstein) der Kapformation, diskordant bedeckt von wenig ausgedehnten, ammonitenreichen Kreideschichten; weiter im Innern folgen dann Ablagerungen der Karooformation, zum Teil kohlenführend. Steinkohlen werden ausgebeutet bei Newcastle im Clip River County, am Movifluß und an der Küste; 1891 betrug die Förderung 93,551 Ton. Außerdem findet man Gold, Eisen, Kupfer und Blei. Das Klima ist an der Küste gleichmäßig, im Innern im Sommer heiß, im Winter kalt. Ostwinde herrschen vor, namentlich im Sommer; im Sommer und Herbst sind West- oder Südwestwinde häufiger. Temperatur Port d'Urban im Jahr 19,8°, Januar 24°, Juli 14,4°, Pieter-Maritzburg (639 m) Jahr 17,5°, Januar 21,4°, Juli 11,8° (Jahresextreme 35 und 0°, absolute 36 und —2°). Durchschnittlich fallen 95 cm Regen (Port d'Urban 102, Pieter-Maritzburg 77 cm), am meisten in der wärmern Jahreszeit. Im allgemeinen gleicht die Vegetation Natals derjenigen der Kapkolonie (s. d.), obwohl die Gesträuchformationen, die in letzterm den größten Teil des Landes bedecken, hier ihre nördliche Grenze finden. An den Küsten findet sich dichter Tropenwald, während die Hügelterrassen offne Savannen mit Mesembryanthemum Stopelia, Aloe, Zwiebelgewächsen und der meterhohen Amaryllis Belladonna bilden. Die Küstenregion erzeugt alle tropischen Kulturen: Zuckerrohr, Reis, Kaffee, Thee, Indigo, Tabak, Baumwolle, Ananas, Orangen, Bananen ꝛc. Die erste, 500—1200 m hohe Terrasse ist ein reiches Grasland, in dem Mais, Hafer, Gerste, Kartoffeln gedeihen und große Herden vortreffliche Weiden finden. Die zweite, 1500—2300 m hohe Terrasse ist ein dicht bewaldetes Hügelland, gleichfalls mit vortrefflichen Weiden, an das sich die letzte und höchste Bergregion anschließt. Von hier fließen alle Gewässer dem Indischen Ozean zu. Wo die Kathlamba einen nach W. vorspringenden Winkel bilden, stürzt der Hauptfluß, die Tugela, in einem Falle

von fast 700 m herunter, wie denn überhaupt prachtvolle Wasserfälle in N. häufig sind. Andre Flüsse sind: der Umzimkulu, Umkomanzi, Umgeni und Umwoti, die meisten goldhaltig, aber keiner schiffbar. Die ursprüngliche **Fauna** hat mit der Kultivierung des Landes mannigfache Änderung erlitten; so sind der Löwe und der Elefant jetzt aus N. verschwunden; von großen Raubtieren ist nur der Leopard vorhanden; Antilopenarten gibt es noch viele; ein charakteristisches Tier ist der Goldmull, zu den Insektenfressern gehörig. Sehr verbreitet sind giftige Schlangen, besonders Echidna; Termiten und die Blutwanze (Tick der Kolonisten) können zur wahren Landplage werden. Europäische Haustiere gedeihen in N. sehr gut, besonders in den nördlichen Distrikten die Schafe, welche eine vortreffliche Wolle liefern.

Die **Bevölkerung** betrug 1891: 543,913 (268,062 männlich, 275,851 weiblich) Seelen, darunter 37,390 Weiße (Buren, Engländer, Deutsche) und 33,480 indische Kulis, welche als Arbeiter auf den Pflanzungen und zu häuslichen Verrichtungen eingeführt wurden; die Hauptmasse (473,043) bilden Sulukaffern, welche meist Viehzucht und auch etwas Ackerbau treiben. Für die Volksbildung ist seit 1877 viel gethan worden, namentlich durch die verschiedenen Religionsgemeinschaften. Die Regierung unterstützt die öffentlichen Schulen, von denen 73 für Europäer 2000 Schüler und 42 für Eingeborne 1500 Schüler haben, durch einen Jahreszuschuß von 6000 Pfd. Sterl. Allen Konfessionen ist freie Ausübung ihrer Religion gewährleistet; ein anglikanischer und ein katholischer Bischof residieren in der Hauptstadt. Acht Missionsgesellschaften sind hier thätig, darunter zwei deutsche (Hermannsburger und Berliner), drei englische und je eine schwedische, norwegische und amerikanische, die auf 65 Stationen mit 74 Missionaren 13,518 Christen und in 68 Schulen 3631 Kinder gesammelt haben. Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau und Viehzucht, auch wird Bergbau auf Kohle (1893: 129,672 Ton.) betrieben. Der Viehstand der Europäer und der Eingebornen war 1893: 26,942, bez. 38,085 Pferde, 205,542, bez. 518,578 Rinder, 2256, bez. 280,908 Ziegen, 924,920, bez. 21,075 Schafe, 14,539, bez. 31,857 Schweine, außerdem besaßen die Europäer 1944 Maulesel und Esel und 66,395 Angoraziegen. Zur Hebung der unbedeutenden Industrie hat die Regierung Prämien ausgesetzt. Der überseeische **Handel** ist seit einigen Jahren stark zurückgegangen, 1894 betrug die Einfuhr (Kurz- und Modewaren, Eisen und Eisenwaren, Kleider, Leder- und Apothekerwaren ꝛc.) 2,171,322, die Ausfuhr (Wolle, Angorahaar, Häute und Felle, Gold, Zucker, Kohle, Silber) 1,184,650 Pfd. Sterl., doch stammt ein großer Teil der Ausfuhr aus dem Oranje-Freistaat und dem Transvaal. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 638, die Telegraphenlinien von 1101 km. Ein Kabel verbindet Durban mit Aden. In Durban, dem einzigen Hafen der Kolonie, liefen 1893 ein: 415 Dampfer (13 deutsche) von 576,409 Ton. und 94 Segelschiffe von 41,661 T. Dampferlinien verbinden Durban mit den Häfen der Kapstadt, Ostafrikas und Mauritius'. An der Spitze der Verwaltung steht ein von England ernannter Gouverneur mit einem aus zwei Häusern bestehenden Parlament. Die Einkünfte betrugen 1894: 1,011,017, die Ausgaben 1,082,373, die Kolonialschuld 8,060,354 Pfd. Sterl. Administrativ zerfällt N. in zwölf Distrikte (Grafschaften; seit 1887 steht das angrenzende Sululand unter der Verwaltung des Gouverneurs von N.). Hauptstadt ist Pieter-Maritzburg, Haupthafen und Handelsort Durban.

Die Küste von N. wurde zuerst Weihnachten 1497 von Vasco da Gama erreicht und, weil er am Weihnachtstag (dies natalis Domini) hierher kam, N. genannt. Um 1575 besuchte der Portugiese Perastrello das Land, doch ward dasselbe trotz seiner günstigen Lage nicht kolonisiert. Erst 1719 gründeten die Holländer daselbst eine Kolonie, welche jedoch bald wieder einging. Keinen längern Bestand hatte die vom englischen Leutnant Farewell 1824 gegründete Niederlassung. Kapitän Gardiner bereiste das Land 1835 in verschiedenen Richtungen, trat in freundschaftliche Verbindung mit dem Sulukaffernkönig Dingaan und erhielt von ihm über 28,000 qkm Landes abgetreten. Er gründete Port Durban und konstituierte die Kolonie als **Republik Victoria**, bat aber die englische Regierung vergebens, dieselbe als britische Kolonie in Besitz und Schutz zu nehmen. Gardiner verließ deshalb N., und die Kolonie ging wieder ein. Inzwischen kamen 1837 nach und nach verschiedene Züge unzufriedener Buren, welche aus der Kapkolonie auswanderten, nach N., bestanden unter Peter Retief, Gert Maritz und Andreas Pretorius mehrere siegreiche Kämpfe gegen die Sulukaffern und gründeten im eroberten Gebiet das zum Andenken Peter Retiefs und Gert Maritz' genannte Pieter-Maritzburg. Die Kolonie, die »batavisch-afrikanische Maatschappij«, wie die Buren ihre Niederlassung in N. nannten, blühte rasch auf und konstituierte sich im November 1839 als unabhängige **Republik Port Natal**. Aber der Gouverneur der Kapkolonie, Sir George Napier, bestritt 1840 den Buren das Recht, in N. einen unabhängigen Staat zu gründen, und begann 1842 die Feindseligkeiten, infolge deren das Gebiet von N. der britischen Hoheit unterworfen wurde, die Buren aber meist in das Gebiet des Vaal und Oranje auswanderten. Die zurückgebliebenen Buren wurden zufriedengestellt und ordneten sich willig der britischen Herrschaft unter. N. wurde 1856 zu einer besondern, von der Kapkolonie unabhängigen Kolonie erhoben und durch verschiedene neue Erwerbungen (zuletzt 1865 Alfredia) vergrößert. Vgl. Brooks, History and description of the colony of N. (Lond. 1876); Peace, Our colony of N. (das. 1885); E. v. Weber, Vier Jahre in Afrika (Leipz. 1879); R. Russell, N., geography and history (Lond. 1891); »N. official handbook« (das.); »N. Almanac« (das.).

Natal, Hauptstadt des brasil. Staates Rio Grande do Norte, am rechten Ufer der Mündung des Rio Grande do Norte in den Atlantischen Ozean, Ausgangspunkt einer südwärts laufenden Eisenbahn, Station einer brasilischen Dampferlinie, hat 4 Kirchen, ein Landtagsgebäude, ein Schatzamt, eine höhere Schule, ein Hospital und 8—10,000 Einw., die Ausfuhr von Baumwolle und Zucker betreiben.

Natalie, Königin von Serbien, geb. 14. Mai 1859, Tochter eines russischen Obersten, Keschko, und einer Rumänin, 17. Okt. 1875 mit dem Fürsten, spätern König Milan von Serbien vermählt, zeigte sich ehrgeizig, herrschsüchtig und eigenmächtig, so daß sich Milan 24. Okt. 1888 von ihr scheiden ließ. Sie erhob vergeblich gegen diese Scheidung als rechtswidrig Einspruch und durfte auch nach Milans Abdankung 1889 von Bukarest, wo sie sich niedergelassen, nicht nach Serbien zurückkehren. Erst Ende 1889 begab sie sich zu ihrem Sohn, König Alexander, nach Belgrad, wurde aber, nachdem sie die Aufforderung der Skupschtina,

im Interesse des innern Friedens das Land zu verlassen, nicht beachtet hatte, im Mai 1891 zur Abreise gezwungen. Im März 1893 versöhnte sie sich mit ihrem Gemahl, worauf die Scheidung wieder aufgehoben wurde. Vgl. »Mémoires de Nathalie, reine de Serbie« (Par. 1891; deutsch, Berl. 1892).

Natālis (sc. dies, lat.), bei den Kirchenvätern soviel wie Tag der Geburt, insbes. der Todestag eines Märtyrers (natalitia martyrum), als Geburtstag für das ewige Leben; in späterer Zeit auch der Tag der Erhebung zum Bischof, der Eintrittstag eines Novizen in das Kloster, der Tag des Professes, auch der Kirchweihtag.

Natalkörner, s. Gelbbeeren.

Natan ben Jechiel, aus der Familie der Mansi (Anawim), jüd. Gelehrter, lebte um 1100 in Rom und lieferte in seinem talmudischen Wörterbuch »Aruch« einen vorzüglichen Schlüssel zur rabbinischen Litteratur, auf welchem die neuern Werke von Buxtorf und Levy beruhen. Zusätze zu der Amsterdamer Ausgabe gab heraus Benj. Musafia (Amsterd. 1655). Bearbeitungen von Landau (Prag 1819—24, 5 Bde.) und Kohut (»Aruch completum«, Wien 1878—92, 8 Bde.).

Natangen, Gau der alten Preußen am Frischen Haff (im heutigen Ostpreußen).

Natatōres (lat.), Schwimmvögel (s. d.).

Natchez (spr. nattsches), Hauptort der Grafschaft Adams des nordamerikan. Staates Mississippi, am Mississippifluß, auf 60 m hohem Bluff sowie am Fuß desselben gelegen, hat von immergrünen Eichen und andern subtropischen Bäumen beschattete Straßen, einen Gerichtshof, eine Freimaurerhalle, eine katholische Kathedrale und (1890) 10,101 Einw. N. wurde 1700 gegründet und hat seinen Namen von einem ausgestorbenen Indianerstamm.

Naterweistumlen, s. Deutsche Reiter.

Nathan, hebr. Prophet, rügte mit Freimut Davids sittliche Schwächen, namentlich den Ehebruch mit Bathseba (2. Sam. 12). David vertraute ihm die Erziehung seines Sohnes Salomo an, unter welchem er eine einflußreiche Stellung behauptete.

Nathanaël, eine dem Johanneïschen Evangelium (1, 45—52; 21, 2) eigentümliche Gestalt, das Ideal eines Jüngers darstellend.

Nathusius, 1) Gottlob, Industrieller, geb. 30. April 1760 in Baruth, gest. 23. Juli 1835, lernte in Berlin bei einem Kleinhändler, konditionierte dann in dem Handelshaus Sengewald in Magdeburg, wurde später Teilhaber (Richter u. N.), dann alleiniger Besitzer desselben und brachte es, namentlich durch Errichtung einer Tabaksfabrik 1787, zu hoher Blüte. Nach Wiedereinführung des Tabaksmonopols wurde er königlicher Generalfabrikdirektor, legte aber diese Stelle bald nieder und führte später die Fabrik, die bis dahin als Kronfabrik fortbestanden hatte, bis 1807 wieder auf eigne Rechnung. Er kaufte dann das Kloster Althaldensleben und das Gut Hundisburg und begründete hier neben musterhaften landwirtschaftlichen Betrieb umfassende industrielle Anstalten, wie Brauereien und Branntweinbrennereien, Öl-, Graupen-, Kartoffel- ꝛc. Mühlen, eine Obstkelterei, Zuckerfabrik, Ziegelei, Steingut- und Porzellanfabrik.

2) Hermann Engelhard von, Tierzüchter, Sohn des vorigen, geb. 9. Dez. 1809 in Magdeburg, gest. 29. Juni 1879 in Berlin, studierte Naturwissenschaften, übernahm das Gut Hundisburg, führte edle Zuchttiere aus England ein und wirkte für die Hebung der Viehzucht mit großem Erfolg. Er war 1847 Mitglied des preußischen Vereinigten Landtags und wurde 1868 zum Präsidenten des preußischen Landesökonomiekollegiums, in das Ministerium für Landwirtschaft und in den Bundesrat berufen. Er sammelte ein ungemein großes Beobachtungsmaterial in seinen Herden und in seiner Skelettsammlung der Haustierrassen, und seine Schriften wurden zu grundlegenden Arbeiten für wissenschaftliche Behandlung der Tierzuchtlehre. N. schrieb: »Erfahrungen und Ansichten über die Zucht von Fleischschafen« (Berl. 1856), »Über Konstanz in der Tierzucht« (das. 1860), »Über Shorthorn-Rindvieh« (2. Aufl., das. 1861), »Die Rassen des Schweins« (das. 1860), »Vorstudien für Geschichte und Zucht der Haustiere, zunächst am Schweineschädel« (das. 1864), sämtlich wieder abgedruckt im 3. Bd. seiner »Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntnis« (das. 1872—80, 3 Bde.; 2. Aufl. 1890); »Über die sogen. Leporiden« (das. 1876). Auch gab er das »Deutsche Gestütalbum«, Photographien vorzüglicher Pferde (das. 1868—70), »Wandtafeln für den naturwissenschaftlichen Unterricht« (das. 1871—73, 2 Tle.) u. mit Thiel die »Landwirtschaftlichen Jahrbücher« (Berl.) heraus. Vgl. W. v. Nathusius, Hermann v. N., Rückerinnerungen aus seinem Leben (Berl. 1880).

3) Philipp Engelhard von, Bruder des vorigen, geb. 5. Nov. 1815 in Althaldensleben, gest. 16. Aug. 1872 in Luzern, war seit 1848 Mitarbeiter der »Kreuzzeitung«, gab dann, um den Grundsätzen und Anschauungen seiner Partei bei der Landbevölkerung Eingang zu verschaffen, das »Volksblatt für Stadt und Land« heraus und ließ sich schließlich zu Neinstedt am Harz nieder, wo er eine Knabenerrettungsanstalt nach dem Vorbild des Rauhen Hauses bei Hamburg gründete. Gegen die Union der protestantischen Bekenntnisse schrieb er: »Zur Verständigung über Union« (Halle 1857); auch erschienen zwei Sammlungen Gedichte von ihm (1839 u. 1841).

4) Marie von, Gattin des vorigen, geborne Scheele, geb. 10. März 1817 in Magdeburg, verheiratet seit 1841, gest. 22. Dez. 1857 in Neinstedt, hat sich durch eine Reihe sittlich-schöner, aber pietistisch gefärbter Erzählungen, wie: »Tagebuch eines armen Fräuleins« (Halle 1854), »Elisabeth« (das. 1858), »Langenstein und Boblingen« (das. 1856), »Die alte Jungfer« (das. 1857) ꝛc., die alle in zahlreichen Auflagen erschienen sind, litterarischen Ruf erworben. Ihre »Gesammelten Schriften« (Halle 1858—69, 15 Bde.; 1889, 9 Bde.) enthalten auch ihr »Lebensbild« (Bd. 13—15). Vgl. »Marie N., ein Lebensbild, in neuer Darstellung von E. G.« (Gotha 1894).

5) Wilhelm von, Bruder von N. 3), geb. 27. Juni 1829 in Hundisburg, studierte in Paris und Berlin Chemie, übernahm dann das Gut Königsborn bei Magdeburg, war 1852—78 Mitglied des Landesökonomiekollegiums und seit 1869 Direktor des Landwirtschaftlichen Zentralvereins der Provinz Sachsen. Er gehörte 1855 im preußischen Abgeordnetenhaus der Fraktion Gerlach an und lebt seit 1888 in Halle. Er schrieb: »Das Wollhaar des Schafes« (Berl. 1866); »Untersuchungen über nichtcelluläre Organismen, namentlich Krustaceenpanzer, Molluskenschalen und Eihüllen« (Berl. 1877); »Die Vorgänge der Vererbung bei Haustieren« (das. 1891). — Sein Bruder Heinrich von N., geb. 14. Sept. 1824 in Althaldensleben, gest. 13. Sept. 1890 auf Sylt, 1854—63 Landrat des Kreises Neuhaldensleben, schrieb: »Über die Lage der Landespferdezucht in Preußen« (Berl. 1872); »Das schwere Arbeitspferd« (das. 1882); »Über die Zucht

schwerer Arbeitspferde« (das. 1885). Vgl. W. v. Nathusius, Herm. v. N., ein Lebensbild (Berl. 1891).

6) Philipp von N.-Ludom, preuß. Politiker, Sohn von N. 3), geb. 4. Mai 1842 in Althaldensleben, studierte in Heidelberg und Halle Rechtswissenschaft und Geschichte, lernte dann die Landwirtschaft in Hundisburg u. a. O. kennen und trat 1865 den Besitz des Rittergutes Ludom im Kreis Obornik an. Im Herbst 1872 übernahm er die Redaktion der »Kreuzzeitung«, die er jedoch 1876 wieder niederlegte, um nach Ludom zurückzukehren. Doch behielt er die Leitung des von ihm gegründeten »Reichsboten« bei und beteiligte sich auch an der Bildung der deutsch-(streng-) konservativen Partei. 1877—78 gehörte er dem Reichstag an; er wohnt seit 1885 in Rudolstadt. Er schrieb: »Konservative Partei und Ministerium« (Berl. 1872); »Die Zivilehe« (das. 1872); »Ständische Gliederung und Kreisordnung (das. 1872) und »Konservative Position« (das. 1876).

Natick, Stadt in der Grafschaft Middlesex des nordamerikan. Staates Massachusetts, 20 km westsüdwestlich von Boston, am Cochituatesee, der für die Wasserleitung von Boston nutzbar gemacht ist, mit einer höhern Schule, Bibliothek, Schuh- und Stiefelfabriken und (1890) 9118 Einw.

Nation (lat., Völkerschaft), ein nach Abstammung, Sitte und Sprache zusammengehöriger Teil der Menschheit; Nationalität, die Zugehörigkeit zu diesem Teil. Das Wort N. wird nur in diesem Sinne, das Wort Volk sowohl in diesem Sinne als auch zur Bezeichnung der Angehörigen eines bestimmten Staates gebraucht. Man kann also deutsches Volk und deutsche N. sagen, dagegen wohl von einem österreichischen Volk, nicht aber von einer österreichischen N. sprechen. Zu beachten ist ferner, daß nach englischem und französischem Sprachgebrauch der Ausdruck N. gerade umgekehrt das Staatsvolk (die politische Nationalität), daher auch Nationalität soviel wie Staatsangehörigkeit bezeichnet, während für die N. im deutschen Sinne des Wortes, für das Naturvolk (die natürliche Nationalität), die Worte Peuple (franz.) und People (engl.) gebräuchlich sind. In dem Begriff der N. liegt das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung und der Zusammengehörigkeit: das Nationalgefühl. Ebendieses ist es aber, welches zugleich den Gegensatz zwischen der einen und der andern N. hervortreten läßt. Kann zudem eine N. auf eine große Vergangenheit zurückblicken, oder nimmt sie unter den verschiedenen Nationen eine besonders hervorragende Stellung ein, so steigert sich das Nationalgefühl zum Nationalstolz, während sich jener Gegensatz zwischen verschiedenen Nationalitäten zuweilen bis zum Nationalhaß verschärft. Mit dem Nationalgefühl steht der nationale Selbsterhaltungstrieb im Zusammenhange; darum gilt jeder N. die Nationalfreiheit als höchstes Gut, und die Nationalehre verbietet ihr die freiwillige Unterwerfung unter eine andre N. Aus demselben Grund ist auch jede N. auf die Erhaltung ihrer nationalen Eigentümlichkeiten bedacht, vor allem auf die der Nationalsprache, denn auf dieser beruht zumeist das Wesen der N., und sie ist es, welche die Stammesgenossen am engsten verbindet. Dazu kommt bei den Kulturvölkerschaften eine gemeinsame Nationallitteratur, in welcher die Nationalsitte ihren besten Ausdruck findet. Denn wie die Ausdrucksweise jeder N., d. h. ihre Sprache, eine besondere ist, so pflegt es auch ihre Anschauungs- und Auffassungsweise auf dem sittlichen Gebiet, der Nationalcharakter, zu sein. Am leichtesten wird natürlich einer N. die Erhaltung ihrer Selbständigkeit dann werden, wenn sie allein ohne anderweite nationale Elemente einen Staat bildet, und dieser Staat wird sich durch besondere Stetigkeit und Festigkeit auszeichnen, weil er eine natürliche Grundlage hat. Jedenfalls ist es für einen Staat von großer Bedeutung, wenn eine Hauptnationalität die Grundlage desselben bildet. Sind aber in einem Staatswesen verschiedene Nationalitäten vereinigt, so können für die politische Behandlungsweise derselben folgende Systeme zur Anwendung kommen: 1) das System der Unterdrückung, welches z. B. von Rußland der polnischen N. gegenüber befolgt wird; 2) das System der Verschmelzung, das altrömische und das französische System; 3) das System der Gleichberechtigung der verschiedenen Nationalitäten, auch wohl das deutsche System genannt, welches aber auch in der Schweiz mit bestem Erfolg angewendet worden ist. Verwerflich war dagegen die Art und Weise, wie dieses System früher zum Zweck der Erhaltung der österreichischen Monarchie von österreichischen Staatsmännern, namentlich von Metternich, lange Zeit hindurch zur Anwendung gebracht worden ist, indem hier die einzelnen Nationalitäten gegeneinander gereizt und die eine durch die andre in Schach gehalten wurden. Das politische Leben der Neuzeit hat die Bildung nationaler Staaten besonders begünstigt. Dies zeigt sich nicht nur in dem erfolgreichen Streben der in verschiedene Staaten zersplitterten Nationen nach Einheit, wie dies namentlich in Italien und Deutschland der Fall war, sondern auch in den Bestrebungen verschiedener zu einem gemeinsamen Staatskörper vereinigter Nationalitäten nach politischer Selbständigkeit, wie in Österreich-Ungarn. Man hat es sogar geradezu als einen politischen Grundsatz hingestellt, daß jede N. es als ihr Recht beanspruchen könne, einen besondern Staat zu bilden (Nationalitätsprinzip), ein Grundsatz, den Napoleon III. zur Grundlage seiner Politik erhoben hatte. Indessen hat nicht jede N. die Kraft, einen lebensfähigen Staat zu bilden, und umgekehrt sind manche Nationen kräftig und vielseitig genug, um die Grundlage für verschiedene Staaten abgeben zu können. Daß übrigens Napoleon III. das Nationalitätsprinzip zumeist nur als Mittel zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke benutzt hat, geht am besten aus der Einverleibung von Nizza und des größten Teiles von Savoyen hervor, welche zu diesem Grundsatz im schärfsten Gegensatz stand. Immerhin muß aber die Theorie, wonach der Staat auf wesentlich nationaler Grundlage beruhen soll, freilich mit der gehörigen Einschränkung aus der geschichtlichen Entwickelung, dem einseitigen Festhalten an dem sogen. Legitimitätsprinzip (s. Legitimität) und der Gleichgewichtstheorie des Wiener Kongresses gegenüber als ein wichtiger Fortschritt in der Entwickelung des politischen Völkerlebens bezeichnet werden. Vgl. v. Kremer, Die Nationalitätsidee und der Staat (Wien 1885).

Nation, die, in Berlin seit 1883 erscheinende Wochenschrift für Politik, Litteratur, Theater, wissenschaftliche Tagesfragen 2c. In der Politik vertritt sie die Richtung der freisinnigen Vereinigung. Herausgeber ist der Reichstagsabgeordnete Th. Barth (s. d. 8), Redakteur P. Nathan.

Nationalanlehen, soviel wie Staatsanlehen, durch die Nation gemachtes Anlehen; auch soviel wie patriotisches oder Zwangsanlehen. Vgl. Staatsschulden.

Nationalbank, Bezeichnung für manche Banken, insbes. die zur Notenausgabe berechtigten Monopol-

banken, auch wenn sie nicht gerade Staatsbanken sind, so die privilegierte Österreichische Nationalbank, die Banque nationale de Belgique, die nordamerikanischen Nationalbanken (s. Banken, S. 436).

Nationaldenkmal, deutsches, s. Niederwald.

Nationale (das, neulat.), Nachweisung, enthaltend Namen, Lebens- und Dienstalter, Größe, Religion, Gewerbe und sonstige Verhältnisse einer Person. Das N. aller zu einem Truppenteil gehörigen Individuen wird in eine Stammrolle (s. d.) zusammengetragen. Die bei der Entlassung deutscher Soldaten an die Kontrollbehörden zu sendenden Überweisungs-nationale haben denselben Inhalt, wie die N. Bei der Kavallerie und Artillerie hat man auch N. von den Pferden, welche deren Geschlecht, Größe, Alter, Farbe ꝛc. angeben. N. heißt auch das an den Tschakos der Jäger u. des Trains getragene rosettenförmige Abzeichen mit den Landesfarben (also soviel wie Kokarde).

Nationaleinkommen, soviel wie Volkseinkommen, s. Einkommen, S. 466.

National-Expedition, 1889, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

Nationalfarben, ein in der neuern Zeit den mehr dynastischen Landeswappen (s. Wappen) an die Seite gestelltes nationales Symbol, das lediglich aus zwei oder mehr Farben besteht. Nur innerhalb der ihnen genau angewiesenen Folge bilden die Farben die N. eines Landes. Die N. werden vorzugsweise in Fahnen zur Schau getragen, die bei feierlichen Gelegenheiten auf öffentlichen und Privatgebäuden aufgezogen oder ausgehängt werden. In den Freundschaftsverträgen zwischen verschiedenen Nationen wird den diplomatischen Agenten in der Regel das Recht zugesichert, von den N. in der erwähnten Weise Gebrauch machen zu dürfen. Das Herabreißen einer solchen Fahne ist eine schwere Beschimpfung der betreffenden Nation, für die nach dem Völkerrecht Genugthuung gewährt werden muß. Die Schiffe einer Nation erhalten (in Deutschland auf Grund eines Flaggenattestes) das Recht zur Führung der N. Außerdem kommen sie bei der Landarmee in Fahnen, Kokarden (s. d.), Feldbinden, Portepées u. dgl. zur Anwendung. Die N. sind als solche durchaus modernen Ursprungs, obgleich sie nicht selten auf eine ältere Quelle, die Wappenfarben, zurückgehen. Deutschland hat erst mit Errichtung des Norddeutschen Bundes, dessen Farben auf das Deutsche Reich übergingen, N. erhalten; denn die Farben Schwarz-Rot-Gold (s. Deutsche Farben) waren die Burschenschaftsfarben. Daß sich die N. in Deutschland nicht früher nachweisen lassen, erklärt sich durch die territoriale Zerklüftung des alten Reiches und das mangelnde nationale Bewußtsein. Die Farben der einzelnen Territorien sind, wo sie vorkommen, mehr fürstliche Hausfarben, die sich nicht immer an das Wappen anlehnen. Schwarz-Weiß (-Silber) waren ursprünglich die Hausfarben der fränkischen Hohenzollern. Es zeigt sich zwar in den Wappen des Uradels eine zuweilen frappierende provinzielle Vorliebe für gewisse Farben, z. B. in Franken für Rot-Weiß; doch ist durch diese Thatsache die Existenz von Landesfarben noch keineswegs erwiesen. Die N. dürften nicht hinter die Trikolore der ersten französischen Republik zurückzudatieren sein. S. die Tafeln »Flaggen« und die Übersicht der Landesfarben bei Tafel »Wappen«. Vgl. Greuser, Die National- und Landesfarben von 130 Staaten (2. Aufl. 1881); Heyer v. Rosenfeld, Die Staatswappen der bekanntesten Länder der Erde nebst deren Landesflaggen und Kokarden (10. Aufl., Frankf. a. M. 1895).

National Farmers Alliance (spr. näschönel färmers ällaiänß), nationaler Farmerbund, ein agrarischer Bund amerikanischer Landleute, der zu Anfang der 70er Jahre in den westlichen ackerbautreibenden Staaten entstand, sich aber seit 1889 nach Verschmelzung mit den Grangers (s. d.) über die ganze Union erstreckt und in einigen Staaten unter dem Namen People's Party auch großen politischen Einfluß gewann. Auf seinem Programm steht namentlich das Verbot des Erwerbs von Grund und Boden durch Nichtamerikaner, die Beseitigung der Schutzzölle und des nationalen Banksystems sowie die gesetzliche Regelung des Wertverhältnisses zwischen Gold und Silber.

Nationalflagge, s. Flagge.

Nationalfreiwillige, s. Freiwillige, S. 861.

Nationalgarde (franz. Garde nationale), im allgemeinen soviel wie Bürgerwehr, besonders die 1789 in Frankreich durch Lafayette organisierte Volkswehr. Die Nationalversammlung erließ einen Aufruf vom 4. Febr. 1791 zur Bildung einer Freiwilligenarmee, der aber nicht zur Ausführung kam. Man beschloß daher, aus der N. ein Heer von 100,000 Mann aufzustellen, welches die Offiziere und Unteroffiziere selbst wählte. Mit diesem Heer und der aktiven Armee begannen die Revolutionskriege. Nach wechselnder Organisation erhielt die N. 1797 die Einrichtung, welche sie längere Zeit behielt. Sie war zwar nur zum Dienst im Innern bestimmt, fand aber auch teilweise im Felde Verwendung. Unter den Bourbonen wurde sie den Präfekten unterstellt und verlor das Recht, ihre Offiziere zu wählen. 1827 aufgelöst, wurde sie 1830 von neuem organisiert und von Ludwig Philipp hochgeschätzt. Nachdem die N. sich an der Niederkämpfung des Juniaufstandes 1848 beteiligt, wurde sie 1852 in ihren Rechten wesentlich beschränkt, um die revolutionären Elemente aus ihren Reihen fern zu halten; der Kaiser ernannte die Offiziere und unterstellte die N. dem Kriegsministerium. Durch das Wehrgesetz von 1868 wurden alle waffenfähigen Bürger, welche nicht aktiv gedient, vom 30.—60. Lebensjahr der N. zugeteilt, die jüngern sollten die Garde nationale mobilisée, der Rest die Garde nationale sédentaire bilden. Beim Einzug der deutschen Armee in Paris Anfang März 1871 blieben 12,000 Mann N. zur Aufrechthaltung der Ordnung unter Waffen. Das Rekrutierungsgesetz von 1872 hob die N. wieder auf.

Nationalisieren (neulat.), jemand in den Staatsverband einer andern Nation, als der er ursprünglich angehörte, aufnehmen (vgl. Naturalisation).

Nationalität (lat.), die Zugehörigkeit zu einer Nation; Nationalitätsprinzip, s. Nation.

Nationalkollegien (Nationen), akademische, s. Studentenverbindungen; über die römisch-katholischen Anstalten dieses Namens zur Vorbildung von Geistlichen s. Collegia nationalia.

Nationalkonvent (Convention nationale), Name der 1792 in Frankreich gewählten Volksvertretung von 749 Mitgliedern, welche 21. Sept. zusammentrat, sofort das Königtum abschaffte, die Republik proklamierte und bis 26. Okt. 1795 den Staat leitete; er erließ 15,414 Dekrete. S. Frankreich, S. 751.

Nationalliberale Korrespondenz, täglich in Berlin seit 1874 erscheinende, den Zeitungen zugehende Korrespondenz, das Zentralorgan der nationalliberalen Partei. Herausgeber ist der frühere Reichstagsabgeordnete Fr. Böttcher.

Nationalliberale Partei, politische Partei in Deutschland, ging aus der preußischen Fortschritts-

partei nach dem großen Umschwung der Dinge 1866 hervor und bildete sich unter Laskers und Twestens Führung im August 1866 aus den Männern, welche, ohne ihre liberalen Grundsätze zu verleugnen, sich entschlossen, den Verfassungskonflikt durch Bewilligung der von der preußischen Regierung verlangten Indemnität zu beendigen und dieselbe in ihrer deutsch-nationalen Politik offen und rückhaltlos zu unterstützen. Die Mehrzahl der liberalen Abgeordneten der neuen Provinzen, unter ihnen Miquel und Bennigsen, schloß sich dieser neuen Partei an. Sie erlangte namentlich nach der Begründung des Deutschen Reiches große Bedeutung, indem sie im preußischen Abgeordnetenhaus 1873—76: 182, im Reichstag 1874—77: 155 Mitglieder zählte. Als sich aber Bismarck, durch die erste Ablehnung des Sozialistengesetzes, dann durch die ablehnende Haltung der Mehrheit der Partei gegen seine Zoll- und Wirtschaftspolitik gereizt, sich von ihr lossagte, erlitt die Partei bei den Neuwahlen zum Reichstag und zum Abgeordnetenhaus 1878 und 1879 große Verluste. Nachdem sich 1879 wegen der Opposition der Partei gegen die neue Wirtschaftspolitik Bismarcks eine Gruppe von 17 Mitgliedern unter Völk u. Schauß von ihr losgelöst hatte, schieden 1880 die entschiedenen Freihändler (Forckenbeck, Stauffenberg, Rickert, Bamberger u. a.) aus und bildeten die »liberale Vereinigung« (Sezessionisten), welche sich 1884 mit der Fortschrittspartei zur deutschfreisinnigen Partei verschmolz. Die n. P. verlor infolgedessen ihre meisten Sitze in den östlichen Provinzen Preußens und sank bei den Wahlen von 1881 und 1884 auf 45 Mitglieder im Reichstag herab, während sie im Abgeordnetenhaus 65 zählte. Nachdem sich die Partei indes durch die Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884 ein neues klares Programm gegeben hatte, gewann sie wieder größern Einfluß und stieg nach der Auflösung des Reichstags wegen Ablehnung des Septennats durch die ultramontan-deutschfreisinnige Mehrheit bei den Neuwahlen (21. Febr. 1887) wieder auf 101 Mitglieder. Jetzt zählt sie im Reichstag 54, im Abgeordnetenhaus 90 Mitglieder. Vgl. »Die nationalliberale Partei, 1867—1892« (Denkschrift von Patzig, Leipz. 1892); Maaß, 25 Jahre deutscher Reichsgesetzgebung (das. 1892); »Deutsche Parteichronik, 1866—1890« (das. 1892) und die Karte »Reichstagswahlen«. — Auch in Dänemark gab es eine n. P., auch die eiderdänische genannt, die sich besonders auf das Übergewicht Kopenhagens stützte, und deren Politik 1864 so glänzendes Fiasko machte.

Nationalliga, Irische, s. Irland, S. 339.

Nationallitteratur, s. Litteratur.

Nationalökonomie, soviel wie Volkswirtschaft; auch in Deutschland übliche Bezeichnung für Volkswirtschaftslehre, obwohl diese eigentlich besser nach Roschers Vorgang als Nationalökonomik zu bezeichnen wäre. Vgl. Volkswirtschaftslehre.

Nationalpark, s. Yellowstone National Park.

Nationalrat, in der Schweiz die eine Abteilung der Bundesversammlung, entsprechend der Zweiten Kammer; auch Titel eines Mitglieds derselben.

Nationalreichtum, s. Reichtum.

Nationaltheater, im 18. Jahrh. aufgekommene Bezeichnung für Schaubühnen, die sich die Ausbildung der vaterländischen dramatischen Dichtkunst u. Schauspielkunst zur Aufgabe stellten und demgemäß vorzugsweise einheimische Stücke von nationalem Charakter zur Darstellung brachten. Die erste Unternehmung dieser Art war das durch Lessings dramaturgische Wirkung berühmt gewordene N. zu Hamburg, das 1767 von einer Anzahl patriotischer Bürger daselbst ins Leben gerufen wurde, aber schon nach zwei Jahren wieder einging. Andre Bühnen mit derselben Tendenz waren das von Joseph II. 1776 gegründete Theater an der Burg zu Wien und das vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz 1779 errichtete N. zu Mannheim, dem Heribert von Dalberg vorstand, und wo die ersten Dramen Schillers die erste Aufführung fanden. Auch das aus der Truppe des Schauspieldirektors Döbbelin (s. d.) entstandene königliche Theater in Berlin führte seit 1786 unter Leitung J. J. Engels und Ramlers, dann 1796—1814 unter Leitung Ifflands den Namen N. Von Bühnen des Auslandes gehören hierher das Théâtre-Français (s. d.) in Paris und aus neuerer Zeit das N. zu Budapest, das tschechische zu Prag, das polnische zu Lemberg, das serbische N. in Belgrad, das kroatische in Agram, das (dänisch-)norwegische in Christiania.

Nationaltracht, Art der Kleidung, welche einer Nation als solcher eigentümlich ist und, ohne unter der Herrschaft der Mode zu stehen, von allen Ständen getragen wird. Solche Nationaltrachten waren früher besonders in Schottland, Spanien, Polen, Rußland, Schweden, Serbien und Ungarn üblich, während bei andern Völkern die Kleidertracht der höhern Stände dem Wechsel unterworfen war und eine N. nur in niedern Volksklassen, besonders bei den Bauern, sich vorfand, die sich bei den letztern noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Näheres s. Volkstrachten.

Nationaltruppen, aus Landesangehörigen bestehende Truppen, im besondern solche, welche einem bestimmten Teile des Landes entstammen, z. B. in Österreich-Ungarn die Kaiserjäger (Tirol), die Honvéds (Ungarn); in Frankreich die Turkos; in Rußland die Donischen Kosaken.

Nationalverein, deutscher, polit. Verein, welcher aus einer auf Veranlassung des hannöverschen Abgeordneten R. v. Bennigsen 17. Juli 1859 in Eisenach abgehaltenen Versammlung mehrerer sogen. Gothaer hervorging und auf einer zweiten Zusammenkunft in Eisenach 14. Aug. sein Programm aufstellte, welches die einheitliche Gestaltung Deutschlands unter preußischer Hegemonie sowie eine dem entsprechende Reform der Bundesverfassung mit einer deutschen Nationalvertretung anstrebte. Er breitete sich rasch aus, da die Ereignisse während des italienischen Krieges die heillose politische Zerfahrenheit Deutschlands zu deutlich dargelegt hatten u. die Schillerfeier 10. Nov. 1859 der nationalen Begeisterung einen mächtigen Aufschwung gab. Bereits im Herbst d. J. organisierte sich der Verein als d. N.; der Sitz des Ausschusses war Koburg, sein Organ eine »Wochenschrift«, die seit 1860 erschien. Die Zahl seiner Mitglieder betrug 1864: 21,000, seine Einnahme 25,000 Gulden jährlich. Die preußische Regierung, welcher man im ersten Programm die Führung Deutschlands zugedacht hatte, wußte jedoch mit dieser Bewegung unglücklicherweise nichts zu machen und verhielt sich von Anfang an sehr kühl, fast ablehnend gegen sie. Noch mehr verscherzte sich Preußen das Vertrauen, als dort 1862 der Verfassungskonflikt ausbrach. Die Preußenfreunde im N. verloren mehr und mehr den Mut, offen für die preußische Hegemonie aufzutreten, und die demokratischen Elemente erlangten bald das Übergewicht. Die Flottenbeiträge, welche gesammelt waren, wurden nicht mehr an die preußische Regierung abgeliefert; ja, 1863 versuchte es der N. sogar, gegen Preußen aufzutreten,

indem er in der schleswig-holsteinischen Frage ein eignes Programm aufstellte und sich zu dessen Durchführung mit seinem Gegner, dem deutschen Reformverein (s. Großdeutsch), verband und im Dezember 1863 den Sechsunddreißiger-Ausschuß bildete. Der N. sprach sich in offenem Bruch mit der preußischen Hegemonie sogar dahin aus, daß erst ein allgemeines deutsches Parlament über den künftigen Träger der Zentralgewalt in Deutschland entscheiden solle, und der Ausschuß verwarf Bismarcks Bundesreformvorschläge. Die Ereignisse von 1866 machten den N. überflüssig, und er löste sich im Herbst 1867 zu Frankfurt a. M. förmlich auf. Die angesammelten Flottengelder wurden dem Verein für Rettung Schiffbrüchiger übergeben.

Nationalvermögen, Volksvermögen, s. Vermögen.

Nationalversammlung, Bezeichnung mehrerer aus Volksbewegungen hervorgegangener und vollständige politische Umgestaltungen erstrebender parlamentarischer Körperschaften. Die namhaftesten sind: die französischen Nationalversammlungen, die konstituierende (1789—91) und die gesetzgebende (1791—92), die von 1848 u. 1871—76 nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs (s. Frankreich, S. 749 ff.), die deutsche N. zu Frankfurt a. M. 1848—49 (s. Deutschland, S. 931 ff.) und die preußische N. von 1848 (s. Preußen, Geschichte). Die gegenwärtige französische Verfassung versteht unter N. (Assemblée nationale) die zeitweise Vereinigung von Senat u. Deputiertenkammer zu einer gemeinsamen Versammlung (s. Frankreich, S. 729).

Nationalwerkstätten, s. Ateliers nationaux.

Nationalzeitung, in Berlin zweimal täglich erscheinende politische Zeitung, eins der Hauptorgane der nationalliberalen Partei, gegründet 1848, jetzt im Besitz einer Aktiengesellschaft; Chefredakteur (seit 1890): S. E. Köbner, Redakteur des Feuilletons: Karl Frenzel. Frühere Leiter des Blattes waren F. Zabel (1848—75) und Friedr. Dernburg. Nach der Spaltung der nationalliberalen Partei 1880 hat die N. ihre Stellung in der Partei mehrfach gewechselt.

Nation of shopkeepers (engl., spr. nesch'n ōw schópp-kipers), Krämervolk, bisweilen als geringschätzige Bezeichnung für die Engländer gebraucht. Der Ausdruck findet sich in Ad. Smiths »Wealth of nation« (II, 4, Kap. 7, Tl. 3) und mag aus der Bibel (Zephanja 1, 11) entlehnt worden sein.

Nativ (lat.), angeboren; natürlich.

Natives (engl., spr. nētiws, »Eingeborne«, Native American Party), Name einer politischen Partei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sich um 1835 zur Verteidigung der Vorrechte der Eingebornen den Eingewanderten gegenüber gebildet hatte u. namentlich Verlängerung der zur Naturalisierung erforderlichen Zeit des Aufenthalts von 7 auf 21 Jahre beantragte. Aus den N. gingen 1854 die noch strengern Knownothings (s. d.) hervor. — Im Handel heißen N. Austern, die nicht in sogen. Parken rc. gezüchtet wurden; auch eine Sorte der englischen Austern.

Nativismus (v. neulat. nativus, »angeboren«), Natürlichkeit, Denk- und Handlungsweise eines Menschen oder Volkes, welches durch keine Erziehung oder Bildung geändert ist. In der Psychologie heißt N. die dem erkenntnistheoretischen Apriorismus (s. »a priori«) nachgebildete Theorie, welche die räumliche Anordnung der Empfindungen des Gesichts- und Tastsinnes und somit das Zustandekommen der Wahrnehmungsvorstellungen von ausgedehnten, im Raume lokalisierten Objekten aus einem, dem wahrnehmenden Subjekt eigentümlichen Vermögen der Raumanschauung ableitet. Dabei kann der Grund des räumlichen Vorstellens entweder in der (immateriellen) Seele oder in der besondern Einrichtung und Thätigkeitsweise der Sinnesnerven gesucht werden. Dem auf jede Erklärung des räumlichen Charakters unsrer Wahrnehmungen verzichtenden N. steht als entgegengesetztes Extrem der psychologische Empirismus gegenüber, welcher die räumliche Ordnung der Empfindungen aus der Beschaffenheit der letztern selbst zu erklären sucht; eine vermittelnde Stellung nehmen die genetischen Theorien ein, welche dieselbe als Ergebnis eines Prozesses betrachten, bei dem subjektive und objektive Faktoren zusammen beteiligt sind. Vgl. Raumanschauung. — In der Politik bezeichnet man mit N. die Ansicht, wonach allen Eingebornen der Vorzug gebührt, besonders der Grundsatz der »Natives« (s. d.).

Nativität (lat.), Geburt, Geburtsstunde; in der Statistik soviel wie Geburtsziffer (s. Bevölkerung, S. 940). Früher nannte man N. insbes. das angeblich durch den Stand der Gestirne zur Geburtszeit eines Menschen bedingte Geburtsverhängnis; daher einem die N. stellen, soviel wie jemandes Schicksale aus dem Stande der Gestirne zur Zeit seiner Geburt vorhersagen. Vgl. Horoskop und Astrologie.

Natolien, soviel wie Anatolien (s. d.).

Natorp, Paul Gerhard, Philosoph, geb. 24. Jan. 1854 in Düsseldorf, studierte in Berlin, Bonn, Straßburg, habilitierte sich 1881 in Marburg, wurde daselbst 1885 außerordentlicher und 1892 ordentlicher Professor der Philosophie. Seiner Richtung nach gehört er zu den sogen. Neukantianern. Er veröffentlichte unter anderm: »Descartes' Erkenntnistheorie« (Marb. 1882); »Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum« (Berl. 1884); »Die Ethika des Demokritos«, Text und Untersuchungen (Marb. 1893); »Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode« (Freiburg 1888); »Religion innerhalb der Grenzen der Humanität« (Heilbronn 1894).

Natrium (Sodium) Na, Alkalimetall, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, aber weitverbreitet in zahlreichen Verbindungen. N. ist das Metall aller Natronsalze (s. d.), von denen sich Chlornatrium als Steinsalz, salpetersaures Natron als Chilisalpeter, kohlensaures Natron als Urao und Trona, borsaures Natron als Borax, schwefelsaures Natron als Glauberit, Fluornatrium im Kryolith, kieselsaures Natron im Nephelin, Sodalith, Andesin, Albit, Labradorit rc. findet. Geringe Mengen oder Spuren von Natronsalzen fehlen kaum in irgend einem Mineral. Ebenso enthält jede Ackererde und jedes Gewässer Natronsalze, und manche Quellen und das Meerwasser sind sehr reich daran. Auch im Pflanzenreich ist N. sehr verbreitet, in den Landpflanzen aber treten Natriumverbindungen gegen Kaliumverbindungen zurück. Strandpflanzen und Seegewächse sind reich an N. Im tierischen Organismus sind Natriumverbindungen allgemein verbreitet, am reichlichsten im Blutserum, während Kalium in den Blutkörperchen auftritt. Zur Darstellung von N. erhitzt man ein inniges Gemisch von kohlensaurem Natron mit Kohle und Kreide in einem Destillationsapparat auf Weißglut. Dabei entzieht die Kohle der Kohlensäure und dem Natron Sauerstoff, und es entweichen Kohlenoxyd und Natriumdämpfe, welch letztere in einer platten, kastenartigen Vorlage verdichtet werden. Aus dieser tropft das N. in ein mit Steinöl gefülltes Gefäß. Castner erhitzt Natriumhydroxyd mit Kohlenstoffeisen (Eisenkarbid, erhalten durch Erhitzen von

Eisenoxyd oder Eisenspänen mit Teer) auf 800°. Dabei wird Natriumhydroxyd reduziert, sein Sauerstoff bildet mit Kohlenstoff Kohlensäure, und diese verbindet sich mit einem Teil des Natriumhydroxyds; Wasserstoff entweicht. Die Natriumdämpfe werden durch ein Rohr in das Kondensationsgefäß geleitet. Der Vorzug des Verfahrens liegt in der niedrigen Temperatur bei der Destillation, der schnellen Ausführung der Operation und dem geringen Kostenaufwand für Gefäße. N. kann auch elektrolytisch aus Chlornatrium dargestellt werden, doch ist es vorteilhaft, ein Gemenge von Chlornatrium, Chlorkalium und Chlorstrontium anzuwenden. Das erhaltene Metall ist frei von Strontium, enthält aber 3 Proz. Kalium, welches durch oxydierendes Schmelzen entfernt werden kann. Der nach Grabau anzuwendende Apparat (Fig. 1 u. 2) besitzt ein von einem als Luftbad dienenden Mantel m umgebenes Schmelzgefäß g, welches bei Beginn der Operation durch die Feuerung ff geheizt wird. Konzentrisch um die Kathodenpolzelle p befindet sich eine Reihe von durch eine gemeinschaftliche Leitung l verbundenen, aus Graphitkohle angefertigten Anoden a a, während die Stromleitung zu der Kathode k, einer an starkem Eisendraht befestigten Eisenscheibe, vermittelst des eisernen Aufsatzes b geschieht. Letzterer ist mit dem Körper der eigentlichen Kathodenpolzelle dicht verbunden u. trägt das zur Abführung des im obern Teile dieser letztern sich ansammelnden Alkalimetalles bestimmte Rohr c, außerdem eine Bohrvorrichtung d zur Beseitigung etwaiger Verstopfungen vor der Abzweigung des Rohres c. Das durch einen Deckel e luftdicht abgeschlossene Schmelzgefäß wird bis zum Niveau n n mit der Schmelze gefüllt; die Nachfüllung des Salzgemisches geschieht durch die Deckelöffnung o, während das in der Anodenabteilung entwickelte Chlor durch das Rohr h abgeleitet wird. Die Kathodenpolzelle p ist ein doppelwandiges Gefäß, welches dadurch gebildet wird, daß man von dem untern Rande der eigentlichen, die Kathoden umgebenden Polzelle z_1 aus eine Wand z_2 bis über das Niveau n n der Schmelze führt, so daß der Raum zwischen den Wandungen von z_1 und z_2 mit Luft gefüllt bleibt. Der elektrische Strom kann daher nur an der untern Öffnung der Polzelle p, nicht aber durch die Wandungen derselben seinen Weg finden. Auch bewirkt die kühlende Wirkung der Luftschicht, daß die Beschickung an der Oberfläche der äußern u. innern Wandungen der Polzelle starr bleibt und mithin nicht zerstörend auf das Material der Gefäße wirken kann. Das im obern Teile der Kathodenpolzelle sich sammelnde flüssige N. wird durch den Druck der im Außenraum befindlichen spezifisch schwereren Schmelze bis zur Mündung des Abflußrohres c getrieben und gelangt in die mit Wasserstoff oder Stickstoff gefüllte Glocke i, welche in dem mit Petroleum gefüllten Behälter r hängt. Hier sammelt sich das erstarrende Metall.

N. kann in einem trocknen Gefäß ziemlich lange aufbewahrt werden, da eine sich alsbald bildende Oxydschicht die weitere Oxydation verhindert. Besser aber überzieht man das N. mit Paraffin, und kleinere Quantitäten bewahrt man in Erdöl auf. N. ist bei gewöhnlicher Temperatur knetbar wie Wachs, in der Kälte spröde, schmilzt bei 90° (95,6°), gibt bei Rotglut farblosen Dampf, spez. Gew. 0,972, Atomgewicht 22,99. Das Flammenspektrum zeigt nur eine sehr glänzende gelbe Linie, welche mit der Linie D des Sonnenspektrums zusammenfällt. N. ist auf frischer Schnittfläche silberweiß, läuft aber an der Luft sofort an, indem sich Natriumhydroxyd bildet. Es besitzt eine sehr große Neigung, sich mit andern Elementen zu verbinden, steht darin aber doch dem Kalium nach. Wie dieses, rotiert es auf Wasser, indem es dieses zersetzt und sich mit dem Sauerstoff desselben verbindet; aber der dabei frei werdende Wasserstoff entzündet sich nur, wenn das Wasser erwärmt ist oder das Metall an einer Stelle festgehalten wird. Beim Erhitzen an der Luft verbrennt es mit gelber Flamme. Seine Verbindungen sind denen des Kaliums analog und so ähnlich, daß sie in vielen Fällen dieselben vertreten können. Es ist einwertig und bildet mit Sauerstoff zwei Oxyde, von welchen das Natriumoxyd (Natron) Na_2O weitaus am wichtigsten ist. Mit Kalium bildet es eine bei gewöhnlicher Temperatur flüssige Legierung, die wie Quecksilber aussieht. Es dient zur Gewinnung von Aluminium, Magnesium, Silicium und andern Metallen, von reinem Natriumhydroxyd und vielen chemischen Präparaten. Bei der Goldgewinnung mittels Quecksilbers setzt man zu letzterm N. zu, um die Amalgamierung des Goldes zu befördern. N. wurde zuerst 1807 von Davy dargestellt. Durch die Aluminium- und Magnesiumindustrie hat N. technische Wichtigkeit erlangt u. wird daher im großen Maßstab dargestellt.

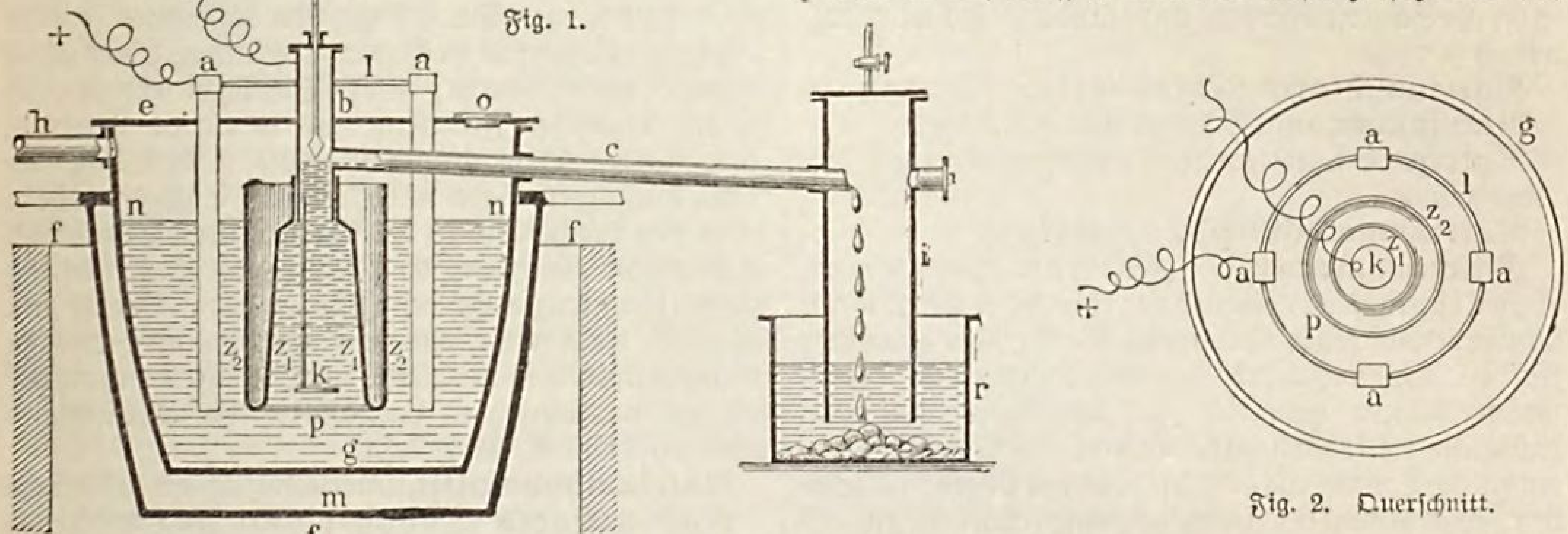


Fig. 1 u. 2. Apparat zur Darstellung von Natrium.

Natrium, Natrium; N. aceticum, essigsaures Natron; N. benzoicum, benzoesaures Natron; N. bicarbonicum, saures oder doppeltkohlensaures Natron; N. bromatum, Bromnatrium; N. carbonicum, kohlensaures Natron; N. carbonicum crudum, Soda; N. carbonicum siccum, verwittertes kohlensaures Natron; N. chloratum, Natriumchlorid, Kochsalz; N. jodatum, Natriumjodid; N. nitricum, salpetersaures Natron; N. phosphoricum, phosphorsaures Natron;

N. salicylicum, salicylsaures Natron; N. sulfuricum, schwefelsaures Natron, Glaubersalz; N. sulfuricum siccum, verwittertes schwefelsaures Natron; N. thiosulfuricum, unterschwefligsaures Natron.

Natriumacetāt, essigsaures Natron.

Natriumalumināt, s. Aluminiumhydroxyd.

Natriumamalgām, s. Quecksilberlegierungen.

Natriumammoniumphosphāt, s. Phosphorsaures Natron.

Natriumbiborāt, soviel wie Borax (s. d.).

Natriumbichromāt, saures chromsaures Natron.

Natriumbikarbonāt, saures kohlensaures Natron, s. Kohlensaures Natron.

Natriumbisulfāt, saures schwefelsaures Natron.

Natriumbisulfīt, saures schwefligsaures Natron.

Natriumborāt, soviel wie Borax (s. d.).

Natriumbromīd (Bromnatrium) Na Br findet sich im Meerwasser (Totes Meer), in Steinsalz und Salzsolen, wird wie Kaliumbromid dargestellt, bildet farblose Würfel, schmeckt mehr alkalisch als salzig, reagiert neutral, löst sich leicht in Wasser, spez. Gew. 3,079, schmilzt bei 727°, bleibt beim Glühen, selbst im Sauerstoffstrom, unverändert. Es wird arzneilich benutzt.

Natriumchlorīd (Chlornatrium), s. Salz.

Natriumchromāt, chromsaures Natron.

Natriumeisencyanür, Ferrocyannatrium, s. Ferrocyankalium.

Natriumgoldchlorīd, s. Goldchlorid.

Natriumhydroxyd (Natriumoxydhydrat, Ätznatron, Natronhydrat) NaOH entsteht, wenn Natrium auf kohlensäurefreies Wasser oder gelöschter Kalk (Calciumhydroxyd) auf eine Lösung von kohlensaurem Natron einwirkt. Zur Darstellung löst man kristallisiertes kohlensaures Natron in 4 Teilen Wasser, erhitzt die Lösung im blanken eisernen Kessel zum Sieden, setzt allmählich frisch gelöschten Kalk hinzu und verfährt im übrigen wie bei der Bereitung des Kaliumhydroxyds (s. d.). Die so erhaltene Lösung von N. (Ätzlauge, Ätznatronlauge, Natronlauge) ist auch wie die Kalilauge zu behandeln. Die offizinelle Natronlauge enthält in 100 Teilen etwa 15 Teile N. und besitzt das spez. Gew. 1,168—1,172. Den Gehalt einer Natronlauge an N. bei verschiedenem spezifischen Gewicht zeigt folgende Tabelle, die für 15° gültig ist:

Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.
1	1,012	16	1,181	31	1,343	46	1,499
2	1,023	17	1,192	32	1,353	47	1,508
3	1,035	18	1,202	33	1,363	48	1,519
4	1,046	19	1,213	34	1,374	49	1,529
5	1,059	20	1,225	35	1,384	50	1,540
6	1,070	21	1,236	36	1,395	51	1,550
7	1,081	22	1,247	37	1,405	52	1,560
8	1,092	23	1,258	38	1,415	53	1,570
9	1,103	24	1,269	39	1,426	54	1,580
10	1,115	25	1,279	40	1,437	55	1,591
11	1,126	26	1,290	41	1,447	56	1,601
12	1,137	27	1,300	42	1,456	57	1,611
13	1,148	28	1,310	43	1,468	58	1,622
14	1,159	29	1,321	44	1,478	59	1,633
15	1,170	30	1,332	45	1,488	60	1,643

Durch Verdampfen der Natronlauge erhält man festes N.; doch wird dies gegenwärtig meist in den Sodafabriken im großen dargestellt und als kaustische Soda (Seifenstein, Sodastein) in den Handel gebracht (s. Soda). Man bereitet N. auch durch Zersetzung von schwefelsaurem Natron mit Ätzbaryt, wobei schwefelsaurer Baryt (Blanc fixe) als Nebenprodukt auftritt: ferner bei der Verarbeitung des Kryoliths auf schwefelsaure Thonerde und durch Glühen von Natronsalpeter mit Braunstein oder metallischem Eisen. Chemisch reines N. stellt man mit Natrium dar, indem man dieses in einer silbernen Schale vorsichtig mit Wasser oder in einem eisernen Tiegel mit Wasserdampf zusammenbringt. Das N. des Handels bildet eine weiße, steinartige Masse. Reines N. besteht aus 77,5 Proz. Natron und 22,5 Proz. Wasser, ist kristallinisch, durchscheinend, vom spez. Gew. 2,13, zerfließt an der Luft, erstarrt dann aber wieder unter Bildung von kohlensaurem Natron, löst sich leicht in Wasser und Alkohol und gleicht in seinen chemischen Eigenschaften im allgemeinen dem Kaliumhydroxyd. Es zerstört die meisten Pflanzen- und Tierstoffe und fühlt sich, weil es die Haut stark angreift, zwischen den Fingern schlüpfrig an. Es schmilzt unter Rotglut und ist in höherer Temperatur flüchtig. Mit Säuren bildet es die Natronsalze, und aus Metallsalzen fällt es Metallhydroxyde. Man benutzt es in der Seifenfabrikation, zur Verarbeitung und Reinigung der Teeröle, des Erdöls ꝛc., zur Darstellung von Natronwasserglas und Holzcellulose für die Papierfabrikation, künstlichem Alizarin und Resorcin, in der Bleicherei und überall in der chemischen Industrie, wo es auf die Wirkung einer starken Base ankommt. Die Fabrikation der festen kaustischen Soda mit Hilfe von Salpeter wurde 1844 von Weißenfeld in der Tennantschen Sodafabrik in Glasgow erfunden, doch beginnt die Entwickelung dieses Industriezweigs erst 1853 mit dem Patent von Gossage, welcher die schwefelnatriumhaltigen Laugen in einem Koksturm oxydierte. Die Industrie entwickelte sich fast vollständig in Lancashire. In Deutschland wird seit 1859 N. dargestellt.

Natriumhyposulfīt, unterschwefligsaures Natron.

Natriumjodīd (Jodnatrium) NaJ wird wie Kaliumjodid dargestellt, doch wird es durch Glühen von jodsaurem Natron nicht rein erhalten, und überdies verflüchtigt sich dabei Jod; es bildet farblose Würfel, reagiert neutral, ist in feuchter Luft zerfließlich, löst sich leicht in Wasser, auch in Alkohol, spez. Gew. 3,45, schmilzt bei 650°, zersetzt sich beim Erhitzen leichter als Jodkalium, gibt beim Erhitzen im Sauerstoffstrom Jod ab und färbt sich auch bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft rosa unter Bildung von Jodjodnatrium und kohlensaurem Natron. Es wird wie Jodkalium und zum Ausbringen der Edelmetalle benutzt.

Natriummetaphosphāt, s. Phosphorsaures Natron.

Natriummetasilikāt, s. Kieselsaures Natron.

Natriumnitrāt, salpetersaures Natron.

Natriumnitrīt, salpetrigsaures Natron.

Natriumoxyd (Natron) Na_2O entsteht beim Verbrennen von Natrium in trockner Luft (das Produkt ist mit Natrium zu erhitzen) und beim Erhitzen von salpetersaurem Natron mit Braunstein. Es ist farblos, schwer flüchtig und verbindet sich lebhaft mit Wasser zu Natriumhydroxyd. Beim Verbrennen von Natrium an der Luft entsteht auch Natriumsuperoxyd (Natriumperoxyd) NaO, welches im großen durch Verbrennen von Natrium in trocknem Sauerstoff dargestellt wird. Es ist farblos, zersetzt sich in der Hitze nicht, gibt aber mit Wasser Natriumhydroxyd und Wasserstoffsuperoxyd und wird deshalb zum Bleichen benutzt.

Natriumoxydhydrāt, s. Natriumhydroxyd.

Natriumperoxyd, s. Natriumoxyd.

Natriumphosphāt, s. Phosphorsaures Natron.

Natriumplumbāt (Natronplumbat), s. Bleioxyd.

Natriumpyrosulfāt, s. Schwefelsaures Natron.

Natriumsalicylāt, salicylsaures Natron.

Natriumsalze, s. Natronsalze.

Natriumsilikāt, kieselsaures Natron.

Natriumstannāt, s. Zinnsäure.

Natriumsulfāt, schwefelsaures Natron.

Natriumsulfīde, Verbindungen des Natriums mit Schwefel, entsprechen im wesentlichen den Kaliumsulfiden (s. d.).

Natriumsulfīt, schwefligsaures Natron.

Natriumthiosulfāt, unterschwefligsaures Natron.

Natroborocalcīt, s. Boronatrocalcit.

Natro-Kali tartarĭcum, soviel wie weinsaures Kalinatron.

Natrolith (Natronmesotyp, Spreustein, Bergmanit), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Zeolithgruppe), kristallisiert rhombisch, meist in dünnen Säulen, findet sich in Drusen und büschelförmigen und nierenförmigen Aggregaten. Er ist meist nur durchscheinend, farblos oder grau, gelblich, selten rötlich, glasglänzend, Härte 5—5,5, spez. Gew. 2,17—2,26, besteht aus Natronthonerdesilikat $Na_2Al_2Si_3O_{10}+2H_2O$ und tritt in Spalten und Blasenräumen besonders basaltischer und phonolithischer Gesteine auf (Aussig, Marburg, Hohentwiel, Auvergne, Island). Bemerkenswert ist sein Vorkommen bei Brevig in Norwegen, das allein etwas größere Kristalle geliefert hat, und das bei Sontra mit rötlicher Färbung.

Natron, soviel wie Natriumoxyd und Natriumhydroxyd; im Volksmund auch doppeltkohlensaures N.

Natronalaun, s. Alaun.

Natronalumināt (Natriumaluminat), s. Aluminiumhydroxyd.

Natroncellulose, s. Holzstoff.

Natronfeldspat, s. Albit.

Natronglimmer, s. Glimmer.

Natronhydrāt, soviel wie Natriumhydroxyd.

Natronkalk, ein Gemisch von Ätznatron mit Ätzkalk, erhalten durch Erhitzen von 4 Teilen frisch gebranntem Kalk u. 6 Teilen Ätznatronlauge von 36° B., dient in der chemischen Analyse, besonders zur Bestimmung des Stickstoffs. Beim Glühen organischer Substanzen mit N. wird der Stickstoff in Ammoniak verwandelt, welches man in einer Säure auffängt.

Natronkoks, s. Kreosot.

Natronlauge, s. Natriumhydroxyd.

Natronlokomotive, s. Lokomotive, S. 471.

Natronmesotyp, s. Natrolith.

Natronplumbāt, s. Bleioxyd.

Natronsalpeter (Chilisalpeter), s. Salpetersaures Natron.

Natronsalze (Natriumsalze, Natriumoxydsalze) finden sich weitverbreitet in der Natur (s. Natrium) und entstehen meist durch Zersetzung des kohlensauren Natrons mit einer Säure, auch durch Wechselzersetzung. Sie sind farblos, wenn die Säure ungefärbt ist, meist kristallisierbar und in Wasser löslich, nur das metantimonsaure Natron ist schwer löslich, bei schwacher Glühhitze nicht flüchtig; Weinstein und Platinchlorid fällen auch konzentrierte Lösungen nicht (Unterschied von Kalisalzen). Die N. färben die Weingeist- und die Lötrohrflamme gelb, und diese Färbung wird auch durch viel Kali nicht verdeckt. Die N. sind für Pflanzen und Tiere als Nahrungsstoffe von höchster Bedeutung und, so sehr sie in chemischer Hinsicht mit den Kalisalzen übereinstimmen, durch diese nicht überall zu ersetzen. Auf den tierischen Organismus wirken sie viel weniger stark als die Kalisalze. Eine Dosis, die mehrfach stärker ist als die todbringende bei den Kalisalzen, ruft nur eine vorübergehende Mattigkeit hervor. Für manche technische Zwecke ist das billige Natron an die Stelle des teuern Kalis getreten, und namentlich hat das kohlensaure Natron (Soda) das kohlensaure Kali (Pottasche) in vielen Industriezweigen verdrängt. Außerdem werden salpetersaures, schwefelsaures, borsaures, kieselsaures Natron und vor allem Chlornatrium (Kochsalz) in großer Menge benutzt.

Natronsee, s. Natronthal.

Natronseen, s. See.

Natronthal (Wadi Natrûn), Thal in der Libyschen Wüste, etwa 40 km nordwestlich von Kairo, 33 km lang, 3—8 km breit, benannt nach dem hier aus sechs größern Wasserbecken in großer Menge durch Verdunstung gewonnenen Natron, einem Salze, das neben 52 Proz. Kochsalz und 11 Proz. Glaubersalz 23 Proz. kohlensaures Natron enthält, das durch Zersetzung aus Chlornatrium mit kohlensaurem Kalk gebunden wird. Die Natrongewinnung wird auf Kosten der Regierung betrieben und bildet einen wichtigen, allerdings durch die Fabrikation künstlicher Soda jetzt weit weniger bedeutenden Erwerbszweig. Östlich davon liegen vier koptische Klöster, die ihre Entstehung dem Einsiedler Makarius von Alexandrien verdanken, der sich 373 in einer Zelle hier niederließ. Diese Klöster enthielten früher wertvolle Manuskripte, die jetzt teils in England, teils in der Bibliothek des koptischen Patriarchen in Kairo sich befinden. Die Mönche jener Klöster sind die einzigen Bewohner des Thales. — Auch an der Nordostgrenze von Deutsch-Ostafrika findet sich ein Natronsee, 90 km lang, 650 m ü. M., ein Sumpf, der durch zahlreiche warme Quellen (bis 55°) gebildet wird, die dem Fuße des seine Ufer einfassenden Gebirges entströmen.

Natronverfahren, s. Holzstoff.

Natronweinstein, s. Weinsäure.

Natropēgae, s. Mineralwässer, S. 348.

Natschalnik, in Serbien der Kreischef, in Bulgarien der Bezirkschef.

Natschowitsch, Gregor, bulgar. Politiker, geb. 1840 in Sistowa, empfing seine Bildung in Paris und Konstantinopel, mußte aber vor der türkischen Verfolgung schon 1867 aus seiner Heimat fliehen und lebte dann als Kaufmann in Wien. Nach der Befreiung Bulgariens dahin zurückgekehrt, redigierte er erst mit Geschow die Zeitung »Mavira«, war im ersten Ministerium des Fürsten Alexander Minister der Finanzen, unter Kliment des Auswärtigen, 1882—84 und 1887—88 mit Stoilow wieder Mitglied des Ministeriums und übernahm 1894 nach dem Sturz Stambulows das Äußere und die öffentlichen Arbeiten.

Natt., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Joh. Natterer, geb. 9. Nov. 1787 in Laxenburg bei Wien, bereiste 1817—36 Brasilien, starb 17. Juni 1843 als Kustos am Naturalienkabinett in Wien. Ornitholog.

Natten, provinzielle Bezeichnung der Herzkirschen, [s. Kirschbaum.

Natter, 1) Johann Lorenz, Steinschneider, geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, gest. 27. Okt. 1763 in Petersburg, erlernte die Goldschmiedekunst, wandte sich in Italien der Steinschneidekunst zu und ließ sich 1762 in Petersburg nieder. Er veröffentlichte: »Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne« (Lond. 1754,

gleichzeitig in engl. Ausgabe; neue Ausg. der franz. Übersetzung, Lond. 1781).

2) Heinrich, Bildhauer, geb. 16. März 1846 zu Graun in Tirol, gest. 13. April 1892 in Wien, war zuerst 5 Jahre Lehrling eines Bildhauers in Meran, ging dann nach Augsburg, wo er ein halbes Jahr lang bei Geyer zeichnen lernte, und von da nach München, wo er auf der Akademie, besonders bei Widnmann, seine Studien fortsetzte. Nach einem Jahre zwang ihn seine schwächliche Gesundheit, nach Riva und von da nach Venedig zu gehen, bis der Krieg von 1866 ihn zur Ableistung seiner Militärpflicht nötigte. Dann nahm er wieder seinen Wohnsitz in München, wo er sich durch Porträtbüsten, Grabdenkmäler, eine Kolossalstatue des Gottes Wotan (1873), den Kopf eines schlafenden Satyrs u. a. bekannt machte. Eine reichere Thätigkeit eröffnete sich ihm, als er nach Wien übersiedelte, wo er außer zahlreichen Porträtbüsten bekannter Persönlichkeiten und Grabdenkmälern das Zwingli-Denkmal für Zürich, das Haydn-Denkmal für Wien, die Porträtstatuen Laubes und Dingelstedts für das Hofburgtheater daselbst und das Denkmal Walthers von der Vogelweide (1889) für Bozen schuf. Sein Hauptwerk ist das erst nach seinem Tode enthüllte Denkmal für Andreas Hofer auf dem Berge Isel bei Innsbruck. Eine zarte poetische Empfindung und ein fein ausgebildeter Sinn für das Malerische sind die charakteristischen Vorzüge seiner Werke. Sein litterarischer Nachlaß wurde von L. Speidel herausgegeben (»Kleine Schriften«, Innsbr. 1893).

Natterblümchen, s. Polygala.

Natterers Apparat, der zur Kondensation der Kohlensäure durch Druck und Kälte dienende Apparat, besteht im wesentlichen aus einer Druckpumpe, welche das Kohlensäuregas in eine gut abzukühlende, starke schmiedeeiserne Flasche preßt.

Nattergras, s. Scorzonera.

Natterkopf, Pflanzengattung, s. Echium.

Nattern (Colubridae *Gthr.*), Familie der giftlosen Schlangen, schlank gebaute Tiere mit deutlich abgesetztem, kleinem, länglichem, beschildetem Kopfe, vollständiger, gleichmäßiger Bezahnung und doppelten Schilderreihen an der Unterseite des in eine lange Spitze auslaufenden Schwanzes. Die etwa 250 Arten sind über die ganze Erde verbreitet und finden sich bis gegen den Polarkreis; viele lieben feuchte Gegenden und Gewässer, manche bevorzugen trockne Orte. Sie sind sehr beweglich und munter, echte Tagtiere, schwimmen zum Teil vorzüglich, klettern auch gut und nähren sich von kleinen Reptilien und Lurchen, aber auch von kleinen Säugetieren, Vögeln und Fischen. In kältern Gegenden verbringen sie den Winter in Erstarrung; im Frühjahr legt das Weibchen 10—30 Eier an einen feuchtwarmen Ort und überläßt deren Zeitigung der Sonnenwärme oder trägt sie so weit aus, daß die Jungen unmittelbar vor oder nach dem Legen die Eihülle sprengen. Die Ringelnatter (Wassernatter, Unke, Schnake, Tropidonotus natrix *Gesn.*, Coluber natrix *L.*, s. Tafel »Schlangen II«), bis 1,6 m lang, hat einen kleinen, flach gedrückten, deutlich vom dünnen Hals abgesetzten Kopf, mäßig langen Schwanz, auf dem Rücken scharf gekielte Schuppen, ist graublau, auf dem Rücken bläulich, grünlich, selbst schwarz und mit zwei Reihen dunkler Flecke, weiter unten seitlich weiß gefleckt, auf dem Bauch schwarz, das Weibchen mit zwei weißen, das Männchen mit zwei gelben Mondflecken hinter den Schläfen (Krone). Sie findet sich in Europa, Westasien und Nordwestafrika bis 1800 m ü. M. und lebt besonders in Buschwerk am Wasser, in feuchten Wäldern, im Ried und Sumpf, aber auch weit entfernt vom Wasser und in der Nähe menschlicher Wohnungen, in Mist- und Müllhaufen, in Kellern, Enten- und Hühnerställen. Vom November bis März oder April hält sie sich verborgen. Sie sonnt sich gern, streift viel umher, kriecht ziemlich schnell, klettert gut, schwimmt trefflich und kann lange unter Wasser verweilen. Bisweilen ruht sie auf dem Rücken schwimmender Enten (daher der Aberglaube, daß sie mit Enten sich paare). Sie ist völlig harmlos; gereizt sucht sie zwar zu beißen, doch vermag sie nichts auszurichten und verteidigt sich schließlich nur durch ihren stinkenden Unrat. Sie frißt hauptsächlich Frösche, auch Eidechsen, Kröten, Molche und Fische, kann aber monatelang hungern; Wasser trinkt sie selten. Die Paarung erfolgt im Mai und Juni; das Weibchen legt im Juli, August oder September 15—35 perlschnurartig zusammenhängende, weiße Eier (die Hahneneier des Volksglaubens) von der Größe der Taubeneier, mit weicher, biegsamer Schale und sehr wenig Eiweiß, an feuchte Orte unter Mist, Laub, Moos, in lockere Erde. Nach drei Wochen schlüpfen die 15 cm langen Jungen aus, um welche die Mutter sich nicht kümmert. In der Gefangenschaft hält sie sich ohne besondere Pflege recht gut. Die glatte Natter (österreichische, thüringische Natter, Schling-, Hasel-, Kragennatter, Jach-, Zornschlange, Coronella laevis *Lac.*, s. Tafel »Schlangen II«), 60—100 cm lang, mit mittelgroßem, plattem, wenig abgesetztem Kopf, großen Schildern auf dem Kopf, kurzem Schwanz und glatten Rückenschuppen ohne erhabene Kiele; sie ist oberseits braun mit großem dunklern Fleck im Nacken und zwei Reihen dunklerer Flecke längs des Rückens, einem dunkelbraunen Streifen hinter den Augen, unterseits stahlblau oder rotgelblich und weißlich, auch oft dunkler gefleckt. Sie findet sich in Süd- und Mitteleuropa, auch noch in Norwegen, Ägypten und im Kaukasus, in Deutschland in allen Mittelgebirgen, bewohnt meist sonnige Abhänge, ist viel lebhafter als die Ringelnatter, geht nicht freiwillig ins Wasser, frißt hauptsächlich Eidechsen, auch Blindschleichen und Mäuse und umschlingt regelmäßig ihre Beute. Sie ist bisweilen ungemein jähzornig, wird aber in der Gefangenschaft meist bald sehr zahm. Aus ihren im August und September gelegten 3—13 Eiern kriechen die 15 cm langen Jungen sofort aus. Die Äskulapschlange (Coluber [Calopeltis] Aesculapii *Gesn.*), 1,5 m lang, mit ziemlich kleinem, wenig abgesetztem, an der Schnauze gerundetem Kopf, langem Hals und mittellangem Schwanz, am Vorderkörper mit glatten, nach hinten zu aber mit sehr schwach gekielten Schuppen, ist oberseits bräunlich graugelb, unterseits weißlich, am Hinterkopf jederseits mit einem gelben Fleck u. auf dem Rücken und an den Seiten weiß getüpfelt. Sie bewohnt Südeuropa und scheint im Altertum von Rom aus in Schlangenbad, in Baden bei Wien 2c. angesiedelt zu sein, wo sie sich noch heute findet. Sie erscheint erst im Juni, liebt die Nähe alten Gemäuers, ist höchst anmutig, klettert sehr geschickt, geht nicht freiwillig ins Wasser, nährt sich besonders von Mäusen und legt nur etwa fünf Eier. In der Gefangenschaft zeigt sie sich anfangs sehr boshaft und verschmäht oft lange Zeit die Nahrung.

Natternberg, Bergschloß, s. Deggendorf.

Natterweisstumlen, s. Deutsche Reiter.

Natterwendel, Vogel, s. Wendehals.

Natterwurz, s. Polygonum.

Natterzunge, soviel wie Ophioglossum.

Natuna, Inselgruppe des Indischen Archipels, nordwestlich von Borneo, zur niederländ. Residentschaft Riau gehörig, 1723 qkm (31 QM.) groß mit 8000 malaiischen Einwohnern, besteht aus der Insel Bunguran oder Groß-N. (1450 qkm mit 4000 Einw.) und vielen kleinen, hohen und mit guter Vegetation bedeckten Eilanden in drei Gruppen.

Natūr (lat. natura, von nasci, entstehen), die uns umgebende Welt in ihren gesetzmäßigen Veränderungen und mit ihrem gesamten Inhalt, namentlich soweit sie dem Einfluß der Menschen noch unverändert gegenübersteht, daher auch im Gegensatz zur Kultur oder Kunst gebraucht. Zur N. gehören alle ursprünglichen, nicht durch die Hand des Menschen veränderten Dinge, die anorganischen Gebilde, Weltkörper und alle Lebewesen, der Mensch nicht ausgenommen, insofern auch die mit ihm vorgehenden Veränderungen von Naturgesetzen abhängen, wie die Statistik so deutlich zeigt. Der Mensch hat aber außer der objektiven Auffassung der Dinge noch eine Auffassung derselben nach subjektiven Ideen. Diese erheben ihn über die N. zur Würdigung des Schönen, des Guten, des Zweckmäßigen. So ist er zwar nicht Bürger zweier Welten, wie man oft gefabelt hat; wohl aber hat er von einer und derselben Welt zwei ganz verschiedene Anschauungsweisen: die natürliche und die religiöse oder ideale. Man spricht von der freien N. im Gegensatz zu den durch überlieferte Anschauungen, politischen Zwang, juristische Satzungen, Verkehr und Willkür eingeengten geselligen und bürgerlichen Verhältnissen, von denen man sich in der freien N. erholt, weil jeder Zwang da aufhört, wo nur unabänderliche, allgemein gültige Naturgesetze, aber keine willkürlichen menschlichen Satzungen herrschen. Die N. eines Dinges ist seine Abhängigkeit vom Naturgesetz in der ihm eigentümlichen Form. So kann man auch von der besondern N. eines Menschen sprechen, insofern seine ihm vererbte Anlage sich in ihm nach ganz bestimmter gesetzmäßiger Form entwickelt. Diese Anlage nennt man auch Naturell (s. d.) oder Naturanlage. Man spricht in diesem Sinne von der N. bestimmter Dinge und Erscheinungen. Insoweit die Eigentümlichkeit eines Menschen, eines Tieres, einer Pflanze oder irgend eines Körpers überhaupt von den ihrer N. fremden Einflüssen völlig unberührt bleibt, nennt man ihr Wesen natürlich. Der Gegensatz dazu ist das durch Absicht, Kunst, Erziehung, Dressur 2c. Erworbene. Die Erziehung sucht den natürlichen Menschen den Ideen des Guten und Schönen gemäß auszubilden. Man spricht auch von der schönen N. und deutet damit auf eine ideelle Auffassung der N. hin, die von dem Seelenzustande und Bildungsgrade des Beschauers abhängt. Die Erforschung der Gesetze der N. ist Gegenstand der Naturwissenschaft (s. Naturforschung).

Naturāl-, in der Zusammensetzung mit Abgabe, Leistung, Lieferung, Lohn, Steuern, Tausch, Wirtschaft 2c. gebraucht, um Leistungen in Arbeit oder in Gütern zu bezeichnen im Gegensatz zu Geldleistungen und zur sogen. Geldwirtschaft (s. Geld, S. 261).

Naturalia non sunt turpia (lat.), »das Natürliche ist nicht schändlich«, stammt aus der Schule der Kyniker und spricht insofern etwas Wahres aus, als das bloß Physische keiner moralischen Beurteilung unterliegt, darf aber nicht (wie von jener) so verstanden werden, daß der Mensch sich alles erlauben dürfe, was er natürlicherweise thun kann.

Naturalien, alle Naturkörper in ihrem der Form nach möglichst unveränderten Zustand, z. B. Mineralien, Gebirgsarten, Pflanzen und Tiere. Man stellt von solchen für Unterrichtszwecke u. zum Selbststudium Naturaliensammlungen (Naturalienkabinette, naturwissenschaftliche Museen) zusammen. Eine solche Sammlung enthält die Gegenstände entweder ganz roh und unbearbeitet (manche Mineralien, Kristalle, Versteinerungen) oder so, daß sie für den Unterricht zubereitet sind, um bequemer, handlicher und lehrreicher, z. B. ihrem innern Bau nach, zu werden. Zu diesem Zwecke gibt man Gesteinsarten, Hölzern 2c. gleichmäßige Formen, um sie bequem in handliche Kasten zu legen, Pflanzen werden entweder zwischen Papier getrocknet oder in konservierenden Flüssigkeiten (Weingeist 2c.) aufbewahrt. Von sehr zarten oder durch einen lehrreichen innern Bau ausgezeichneten Mineralien, Tier- und Pflanzenteilen macht man Dünnschliffe oder feine Schnitte und hebt die letztern zwischen Glasplättchen in einer passenden Flüssigkeit auf (mikroskopische Präparate). Von größern Tieren wird die Haut, von Vögeln und Fischen der befiederte oder beschuppte Balg ausgestopft. Die Kunst des Ausstopfens (Taxidermie) besteht im wesentlichen in dem Abbalgen oder in der Entfernung aller fäulnisfähigen Weichteile aus dem Hautsack, Ausfüllen desselben mit trocknem Sand oder Ausstopfen des Balges mit entsprechend geformten Körpern aus Werg und Trocknen des soweit hergerichteten Tieres in einer möglichst natürlichen Stellung. Bei größern Tieren zieht man, um die nötige Festigkeit zu erzielen, Drähte oder Eisenstäbe durch das Werg, bildet auch wohl den Körper oder nur einzelne Teile desselben aus festem Stoff nach und überzieht ihn dann mit der Haut. Der Erfolg ist wesentlich von der genauen Beachtung der anatomischen Verhältnisse abhängig, und eine verbesserte Methode, die Dermatoplastik, geht hierin am weitesten, indem sie die Gestalt des Tieres vor dem Überziehen der Haut durch plastischen Thon naturgetreu nachbildet. Um der Beschädigung der ausgestopften Tiere durch Insekten vorzubeugen, benutzt man Arseniksseife, auch Kampfer mit Seife und Koloquintentinktur und ähnliche Mittel. Raupen und Eier werden ausgeblasen, und neuerdings wird besonderer Wert auf entwickelungsgeschichtliche Folgen (z. B. Eier, Larven, Puppen, Kokons bei Insekten) gelegt. Alle Naturgegenstände aus dem Tier- und Pflanzenreich müssen (mit Ausnahme der Spirituspräparate und der mikroskopischen Objekte) vergiftet, d. h. mit Quecksilbersublimat, Arsenik oder mit stark riechenden Substanzen präpariert werden, um sie vor den Nachstellungen kleiner Tiere und Pflanzen (Schimmel) zu sichern. Von Wirbeltieren pflegt man die Skelette frei zu präparieren, zu bleichen und ganz oder in Teile zerlegt aufzubewahren (anatomische Präparate). Niedere Tiere setzt man in Spiritus und bewahrt nur die etwa vorhandenen festen Teile, so z. B. die Gehäuse der Muscheln und Schnecken, trocken auf. Für Objekte, deren Farbe oder Substanz sehr leicht leidet, sind anstatt des Weingeistes vielerlei Mischungen empfohlen worden, unter denen sich die Wickersheimersche Flüssigkeit (s. d.) in neuerer Zeit einen Namen gemacht hat, weil sie die Objekte vor dem Eintrocknen schützt und ihnen eine bleibende Biegsamkeit verleiht, die für viele Studienzwecke von Wert ist. Die geflügelten Gattungen der Insekten werden zum Teil mit ausgespannten Flügeln auf gefirnißte Nadeln gespießt, die man in weicher Unterlage (Kork oder Torf) befestigt. Für das

Studium wären natürlich überall Sammlungen lebender Tiere und Pflanzen vorzuziehen, doch können sie nicht entfernt die Vollständigkeit von naturhistorischen Museen erreichen. Die richtige Benennung (s. Determinieren) und leicht erkennbare Anbringung der Namen bei jedem Objekt gelten als erste Erfordernisse solcher Sammlungen. Die Anordnung einer Naturaliensammlung muß zwar soviel wie möglich nach wissenschaftlichen Prinzipien geschehen, indessen ist die leichte Orientierung bei weitem die Hauptsache. Größere Naturaliensammlungen von wissenschaftlichem Wert sind erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden. Vgl. Naumann, Taxidermie (2. Aufl., Halle 1848); Eger, Der Naturaliensammler (5. Aufl., Wien 1882); Martin, Die Praxis der Naturgeschichte (neue Aufl., Weimar 1876—82, 3 Bde.); Klasing, Das Buch der Sammlungen (5. Aufl., Leipz. 1890); Hinterwaldner, Wegweiser für Naturaliensammler (Wien 1889); Andés, Das Konservieren von Tierbälgen, Pflanzen etc. (das. 1894); Vögler, Der Präparator und Konservator (Magdeb. 1895); über Ausstopfen kleinere Schriften von Förster, Eiben, Schmeling, Grotrian u. a.

Naturalisation (lat.), Verleihung der Staatsangehörigkeit an einen Ausländer; naturalisieren, in den Staatsverband aufnehmen; Naturalisationsurkunde (-Akte, -Brief, franz. Lettre de n.), die hierüber ausgefertigte Urkunde. Die N. wird in den meisten Staaten nur nach längerm Aufenthalt im Inland erteilt; so besteht in Belgien, England, Nordamerika und Rußland eine solche Niederlassungsfrist von fünf, in Frankreich, Griechenland und Schweden von drei, in der Argentinischen Republik und in Brasilien von zwei Jahren, während in Portugal ein einjähriger Aufenthalt genügt. In Italien, Österreich, der Schweiz und im Deutschen Reich ist eine solche Frist nicht vorgeschrieben, doch erlangt man (unter gewissen Voraussetzungen) in Österreich die Staatsbürgerschaft von selbst durch einen 10jährigen ununterbrochenen Wohnsitz (§ 29 des allgem. bürgerl. Gesetzbuchs). Über das deutsche Recht s. Staatsangehörigkeit.

Naturalismus (lat.), die Betreibung einer Kunst oder Wissenschaft nicht infolge und im Sinne eines strengen, regelrechten Studiums, sondern auf Grund natürlicher Anlage oder Begabung, also in tadelndem Sinne ohne Anleitung und Schulung. — Im philosophischen Sinne bezeichnet N. die Verwerfung aller Glaubenssätze, von deren Gültigkeit man sich nicht durch eignes Denken überzeugt hat. Er unterscheidet sich vom (theologischen) Rationalismus dadurch, daß er die Thatsache der Offenbarung selbst leugnet, während dieser sich nur das Recht zur Prüfung der geoffenbarten Lehren gewahrt wissen will. — In der Malerei nennt man N. als Gegensatz des Idealismus diejenige Kunstrichtung, welche in der möglichst treuen Nachahmung der Natur und des wirklichen Lebens die höchste Aufgabe der Kunst sieht und auf jede Abweichung von der Natur durch Stilisierung oder Idealisierung verzichtet. Wenn man unter N. nur den engen Anschluß an die Natur, ohne persönliche Zusätze des Malers, versteht, so waren schon die van Eyck und ihre Schüler und Nachfolger, die Meister der kölnischen Schule, Dürer und Holbein gelegentlich Naturalisten. Zu einem künstlerischen Prinzip wurde der N., mit entschiedener Neigung zum Charakteristischen und in weiterer Entwickelung zum Häßlichen, im 17. Jahrh. in Italien durch Caravaggio, in den Niederlanden durch Rubens, vornehmlich aber durch Jordaens und durch Rembrandt und seine Schule ausgebildet. Doch gaben diese Künstler durch Farbe und Licht dem N. ein poetisches Gegengewicht. Zu einer platten Naturnachahmung ohne poetische Elemente artete der N. erst im 19. Jahrh. durch die Franzosen Courbet, Manet und die Impressionisten sowie durch die sogen. Naturalisten (Bastien-Lepage, L'Hermitte u. a.) aus, welche nach dem Grundsatz: »Le laid c'est le beau« (»das Häßliche ist das Schöne«) verfuhren. Durch französische und holländische Einflüsse hat der N. auch in Deutschland Boden gewonnen, in seiner übertriebenen Erscheinungsform durch M. Liebermann, F. v. Uhde, W. Trübner, F. Stuck und ihre Nachahmer. Am breitesten macht er sich in der Landschaftsmalerei, besonders in der Münchens, wo er unter den jüngern Künstlern zahlreiche Vertreter besitzt. Auch unter den jüngern Künstlern in Berlin, Düsseldorf und Dresden hat er Anhänger gefunden, die gleich den Münchenern im Gegensatz zu den ältern Künstlergenossenschaften eigne Vereine gegründet haben (vgl. Sezession, auch Hellmalerei und Impressionisten). N. wird auch oft identisch mit Realismus (s. d.) gebraucht. Doch besteht zwischen beiden Richtungen der Kunst insofern ein Unterschied, als der N. ein wirkliches Abbild der Natur mit allen ihren Zufälligkeiten bieten will, während der Realismus nur den Schein des Lebens in kleinerm Maßstab wiedergibt. — Genau dieselbe Rolle wie in der bildenden Kunst hat der N. in der Poesie gespielt; auch hier ist er vorwiegend in neuester Zeit zur Geltung gelangt, scheint aber bereits seinen Höhepunkt überschritten zu haben. Er hat sich über die gesamte Litteratur Europas verbreitet und sich in allen Gattungen (Roman, Drama, Lyrik) kundgegeben; als das größte naturalistische Talent darf Zola betrachtet werden; in Deutschland stehen Gerhart Hauptmann und Sudermann als die besten Dichter dieser Richtung in Ansehen. Es ist aber zu bemerken, daß bei den Dichtern, die den N. ausdrücklich proklamieren (z. B. Zola), die eignen Kunstwerke oft die beste Widerlegung der Theorie bilden. Vgl. Leo Berg, Der N. (Münch. 1892); Zola, Le roman expérimental (Par. 1880); Derselbe, Le naturalisme au théatre (das. 1881).

Naturalkomputation, s. Komputation.

Naturalleistungen, die für die bewaffnete Macht seitens der Zivilbevölkerung aufzubringenden Leistungen (s. Militärlasten).

Naturallohn, s. Arbeitslohn.

Naturalobligation, s. Obligation.

Naturalquartier, die von den Gemeinden nach Bedarf zu beschaffende Wohnung für die Truppen (s. Einquartierung).

Natural selection (engl., spr. nätschörel ßiléckschön), natürliche Zuchtwahl, s. Darwinismus.

Naturalverpflegung, die den Truppen für Mann und Pferd verabfolgte Verpflegung. Sie wird durch die Quartiergeber, durch Nachschub von rückwärts (Magazinverpflegung) oder im Kriege auch durch Anforderung (Requisitionssystem), besonders in Feindesland, beschafft. S. Militärlasten.

Naturalverpflegungsanstalten, s. Arbeiterkolonien.

Naturalwirtschaft, s. Geld, S. 261.

Naturalzins, s. Grundzinsen.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret (lat.), »Du magst die Natur (das Naturell) mit Gewalt austreiben, sie wird doch stets zurückkehren«, Citat aus Horaz' Episteln (I, 10, 24).

Natūra natūrans (lat.), bei Spinoza und manchen Frühern Bezeichnung des Urgrundes der end-

lichen Dinge, im Gegensatz zu der Natura naturata, dem Inbegriff dieser selbst.

Naturanlage, soviel wie Naturell.

Natura non facit saltum, lat. Sprichwort: »Die Natur macht keinen Sprung«, d. h. in der Natur geht alles stufenweise.

Naturarzt, s. Naturheilkunde.

Naturbeschreibung, s. Naturgeschichte.

Naturbleiche (Rasenbleiche), s. Bleichen.

Naturdichter, Bezeichnung solcher Dichter, die, ohne höhere Bildung genossen zu haben, bloß von ihrem natürlichen Gefühl geleitet, sich poetisch aussprechen. Der vorwaltende Charakter dieser Naturpoesie ist heiter und gemütlich, und ihr Inhalt pflegt selten über die Gegenstände des gewöhnlichen Lebens hinauszugehen; aber diese werden in einfacher Natürlichkeit aufgefaßt und dargestellt, weshalb N. nicht mit schlecht gebildeten Dilettanten zu verwechseln sind, wie häufig geschieht. Als N. sind besonders zu nennen: unter den Deutschen der Nürnberger Flaschnermeister Grübel, unter den Franzosen der Friseur Jasmin, der Müller Basselin, der Bäckermeister Jean Reboul, unter den Schotten Robert Burns und James Hogg.

Naturdienst, religiöser Kult, der sich den vergötterten Gegenständen der Natur zuwendet. Weiteres darüber vgl. in den Artikeln: Ackerkulte, Baumkultus, Feuerdienst, Höhenkultus, Höhlenkultus, Quellenkultus, Sabäismus, Schlangendienst, Sonnenkultus, Sonnenfestfeuer, Mondkult, Steindienst, Tierdienst.

Naturell (franz. naturel), der Inbegriff der ganzen leiblichen Eigentümlichkeit des Individuums, sofern seine geistige dadurch bleibend beeinflußt wird. Streng genommen hat jeder Mensch, weil unter besondern äußern physikalischen Einflüssen (Boden, Klima, Nahrungsverhältnissen ꝛc.) und von besondern Eltern (Goethes »Frohnatur« von der Mutter, »Statur« und »des Lebens ernste Führung« vom Vater) geboren, sein eignes N. Wird im weitern Sinne die ganzen Familien, Stämmen, Völkern, die unter gemeinsamem Himmelsstrich und verwandten physischen Bedingungen leben, sowie die Geschlechtern und Lebensaltern allenthalben gemeinschaftliche leibliche Beschaffenheit in Betracht gezogen, so läßt sich von einem Familien-, Stammes-, Volks- sowie von einem Geschlechts- und Altersnaturell sprechen. Südlichen Völkern wird ein hitziges, nördlichen ein kälteres N. beigelegt; gewisse Familien, z. B. die der ersten römischen Cäsaren, zeichneten sich durch ein erbliches N. (»Cäsarenwahnsinn«) aus; große Herrscherinnen, wie Elisabeth, Maria Theresia, Katharina II., vermochten doch niemals vollständig das N. des Weibes zu verleugnen; im Knaben, Jüngling, Mann und Greis äußert sich nach der berühmten Schilderung der Lebensalter in Horatius' »Brief an die Pisonen« ein verwandeltes N. Da sich die leibliche Konstitution bis zu einem gewissen Grade durch künstliche Mittel (Diät, ausschließlichen Genuß gewisser Nahrungsstoffe, Vegetarismus) bleibend umstimmen läßt, wodurch auch deren Einfluß auf das geistige und Gemütsleben sich ändert, so kann man im Gegensatz zum ursprünglichen (angebornen) auch von einem anerzogenen (erworbenen) N. reden. Auf Verschiedenheiten des Naturells, sofern nämlich verschiedene Individuen in verschiedener Weise zu Affekten und Trieben disponiert sind, beruht auch das Temperament (s. d.).

Naturfarbendruck, s. Photographie.

Naturforschende Gesellschaften, s. Naturwissenschaftliche Vereine.

Naturforscherversammlungen, jährliche Versammlungen der Naturforscher eines Landes oder weiterer Gebiete. Oken forderte in seiner Zeitschrift »Isis« 1821 auf, die deutschen Naturforscher und Ärzte möchten sich alljährlich zum Zweck persönlicher Annäherung, geselligen und wissenschaftlichen Verkehrs und Austausches einmal versammeln, nachdem Graf Sternberg schon 1815 solche Kongresse der Botaniker vorgeschlagen und ein Kapital dafür gestiftet hatte. Am 18. Sept. 1822 fand in Leipzig die Eröffnung der ersten Versammlung statt. Graf Sternberg war es auch, der A. v. Humboldt und den Minister v. Altenstein für diese durch Okens politisches Auftreten einigermaßen diskreditierten Versammlungen gewann und sowohl die erste großdeutsche Naturforscherversammlung in Berlin (1826) als in Wien (1832) zu stande brachte. Damit waren die politischen Vorurteile überwunden, und seitdem hat mit wenigen durch Seuchen oder Kriege veranlaßten Ausnahmen alljährlich vom 18.—25. Sept. eine solche Versammlung stattgefunden, und diese Einrichtung ist auch von andern Kulturvölkern adoptiert sowie von andern Fachkreisen nachgeahmt worden. Die Vereinigung deutscher Naturforscher bestand früher nur in ihren Jahresversammlungen; sie besaß bis 1891 keine Bibliothek, keinen bleibenden Vorstand oder festen Wohnsitz; seit 1. Jan. 1892 hat sie den Charakter einer festen, in Leipzig domizilierten Gesellschaft mit eignem Vermögen und den Rechten einer juristischen Person angenommen. Ihre Mitgliedschaft steht jedem wissenschaftlich thätigen, unbescholtenen Manne gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes von 10 Mk. und eines Jahresbeitrags von 5 Mk. offen, und ihre Jahresversammlung, in der nur die anwesenden Mitglieder, nicht die Gäste, stimmfähig sind, beginnt regelmäßig am dritten Montag im September. Der Vorstand, bestehend aus dem Vorsitzenden und sieben Mitgliedern, denen die Herausgabe eines Archivs der Gesellschaft obliegt, wird auf ein Jahr gewählt, während Schatzmeister und Generalsekretär für je 3 Jahre ernannt werden. Der Ort der Versammlung und die Geschäftsführer derselben werden jedesmal für das folgende Jahr im voraus erwählt. Es finden öffentliche Sitzungen und Sitzungen der Sektionen statt, deren Zahl bei der zweiten Berliner Versammlung (1886) bereits auf 30 gestiegen war. Seit der Freiburger Versammlung 1883 erscheint in den Sitzungstagen ein Tageblatt, welches die Vorträge und Verhandlungen im wortgetreuen Abdrucke oder im Auszuge bringt. Das Vermögen der Gesellschaft ergänzt sich aus den Beiträgen der Mitglieder, den Überschüssen der Versammlungen und freiwilligen Stiftungen. In neuerer Zeit haben sich die Vertreter mehrerer Disziplinen, wie z. B. die Meteorologen, Anthropologen u. a., zur Abhaltung besonderer Jahresversammlungen vereinigt.

Naturforschung, im allgemeinen jede Bestrebung, welche den Zweck hat, unser Wissen von der Natur zu vermehren, im höhern Sinne aber besonders die Erforschung der Normen, nach denen die Veränderungen in der Natur stattfinden (Naturgesetze). Sind solche Gesetze vollständig erkannt, so verlangen sie einen mathematischen Ausdruck. Die Naturwissenschaften sind aber noch keineswegs überall im stande, die mathematischen Formeln für alles Geschehen aufzustellen. Am vollständigsten ist das der Fall in der Astronomie seit Kepler und Newton, doch beherrscht die Mathematik auch bereits einen guten Teil der Physik, der Chemie und selbst der Physiologie; die Darwinschen

Untersuchungen haben einen nachhaltigen Anstoß gegeben, um auch bei der Betrachtung des organischen Lebens mechanische Prinzipien in Anwendung zu bringen. Freilich liegen hier die Verhältnisse so verwickelt, daß ihre Ergründung und Zurückführung auf einfache Zahlenwerte ungleich schwieriger fallen. Während nämlich bei der Bewegung der Himmelskörper zunächst eine Naturkraft, die Schwerkraft oder Gravitation, so in den Vordergrund tritt, daß wir ohne wesentlichen Fehler von den übrigen Naturkräften absehen können, sind bei den Lebensvorgängen der ganze Komplex der Naturkräfte, wie Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus, die chemischen Affinitäten und physikalischen Molekularkräfte, zugleich wirksam beteiligt und zwar so, daß wir keine dieser Kräfte in ihrer Wirkung vernachlässigen dürfen. Dazu kommt noch, daß wir die letztern, bei Berührung der Teilchen zur Wirkung kommenden Kräfte noch nicht mathematisch ableiten können wie die meßbaren Raumveränderungen, d. h. Bewegungen. Einer der ersten und unabweislich notwendigen Grundsätze unsrer Vernunft, ohne den wir nicht den geringsten Gedanken zu fassen vermögen, ist der **Grundsatz der Kausalität**, d. h. die notwendige Voraussetzung, daß jede Veränderung ihre Ursache haben müsse. Damit hängt innig zusammen der Grundsatz der Beharrlichkeit von Masse und Kraft, d. h. die Vorstellung, daß jedes Ding so lange genau in demselben Zustande der Ruhe oder der Bewegung verharrt, bis eine neue Ursache hinzutritt, und daß von der vorhandenen Masse und Kraft nichts verloren geht, daß aber auch nichts hinzukommt. Sehen wir also eine Veränderung des Zustandes der Körper, so suchen wir nach den Ursachen derselben, die wir als **Naturkräfte** (s. d.) bezeichnen. Wo die elementaren Naturkräfte alsdann in psychische übergehen, also in der Psychologie, hat man der N. eine letzte Grenze stecken und ein »ignorabimus!« aussprechen wollen, welches einerseits zwar auf lebhaften Widerspruch gestoßen ist, anderseits aber in einer neuen Auffassung der lebenden Natur Berücksichtigung findet (s. Neovitalismus). Die auf der Münchener Naturforscherversammlung ausgesprochene Forderung einer Selbstbeschränkung der Forschung gegenüber gewissen kühnen Folgerungen der Neuzeit ist mit einer energischen Betonung der Freiheit der Forschung und ihrer Lehre beantwortet worden. Vgl. **Du Bois-Reymond**, Über die Grenzen des Naturerkennens; Die sieben Welträtsel, zwei Vorträge (neue Ausg., Leipz. 1884); **Virchow**, Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat (Berl. 1877); **Haeckel**, Freie Wissenschaft und freie Lehre (Stuttg. 1878).

Naturgefühl, die Empfänglichkeit für das Schöne, Erhabene und für die verborgene Gesetzmäßigkeit der Natur, welche bei den einzelnen Völkerstämmen und in verschiedenen Zeitepochen den mannigfachsten Wandlungen und Kultureinflüssen unterliegt. Bereits in der Dichtung Altindiens, namentlich aber bei Kalidasa, spricht sich ein überaus lebhaftes N. aus, das Buch Hiob bezeugt, daß dasselbe den Semiten nicht mangelte, die zu Delphi gesungenen Frühlingspäane und zahlreiche Schilderungen griechischer Dichter und Prosaiker von Homer bis zu den Alexandrinern lassen die Stärke desselben bei den Griechen erkennen, was ja auch bei dem engen Anschluß ihrer Religion an Naturkultus nicht anders erwartet werden konnte. Im spätern Rom machte sich, wie in jeder sich verfeinernden Kultur, zunächst eine Abkehr von der Natur fühlbar, der im Gegensatz zu dem naiven N. der Naturvölker ein sentimentaler Rückschlag folgte, eine erkünstelte Übertreibung des Naturgefühls, welche sich in der Vorliebe für bukolische Dichtungen, gekünstelte Gärten- und Villenanlagen kundgab, wie sie der jüngere Plinius in seinen Briefen schilderte und in der Villa Hadrians (s. d.) zu Tivoli mit allem Raffinement (Tempethal) verwirklicht ward. Das aufsteigende Christentum wirkte in gewisser Weise auf Ertötung des Naturgefühls hin, sofern seine Verkünder die Natur als mit dem Fluche behaftet und die Freude selbst nur am Nachtigallgesang als Sünde und Ableitung von der notwendigen Buße hinstellten. Das Jahrhundert der Entdeckungen belebte dann das N. durch die Schilderungen der Üppigkeit fremder Zonen; es begann eine Zeit der romantischen Naturbegeisterung, die sich namentlich in den farbenprächtigen Schilderungen des Calderon und in den »Lusiaden« des Camoens ausprägte. Die Erhebung der Landschaftsmalerei (s. d.) zur selbständigen Kunst im 16. und 17. Jahrh. darf als äußeres Zeichen der damaligen gesunden Wandlung des Naturgefühls betrachtet werden; sie lenkte aber mit den Poussins und Claude Lorrain wieder in eine idealisierende und schließlich sentimentale Richtung ein. Die Befreiung von dem »falschen Regelzwang« ging von den germanischen Stämmen aus, namentlich von England, wo Shakespeare als Bahnbrecher gewirkt und der neue Geist besonders in der Gartenkunst zum Durchbruch kam. Inzwischen hatte das N. eine beständige Vertiefung durch die steigende Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens gewonnen: Kopernikus, Kepler, Newton und Herschel hatten die Wirksamkeit der irdischen Naturgesetze bis in die fernsten Himmelsräume dargethan; ein innerer Zusammenhang zwischen Bodenbildung, Klima, Pflanzen-, Tier- und Menschenleben drängte sich ins Bewußtsein, und wenn auch die romantische Schule nochmals eine märchenhafte, unheimliche Naturbelebung heraufbeschwor, die in der zeitgenössischen Philosophie ihren Widerhall weckte, so wurde diesen Auswüchsen durch das Gewicht Goethes und A. v. Humboldts bald wieder der Boden entzogen, während durch Darwin die Erkenntnis des Zusammenhanges alles Lebens unter sich und mit der Umgebung angebahnt wurde. In neuerer Zeit haben die bildenden Künste, besonders die Malerei, in ihren naturalistischen, impressionistischen ꝛc. Richtungen einen engern Anschluß an die Natur in ihrer wirklichen Erscheinung (Freilichtmalerei) gesucht, und die Naturwissenschaft hat im Sinne Darwins Anläufe genommen, die **Naturschönheit** in einer mehr objektiven Weise zu erläutern. Vgl. **Humboldt**, Kosmos, Bd. 2; **Biese**, Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern (Kiel 1882—84, 2 Bde.); Derselbe, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit (Leipz. 1888); **Hallier**, Ästhetik der Natur (Stuttg. 1890); **Krause**, Natur und Kunst (Berl. 1891); **Kralik**, Weltschönheit (Wien 1894); **Lubbock**, The beauties of nature (3. Ausg., Lond. 1893).

Naturgeschichte, Geschichte des Welt- und Erdganzen sowie aller einzelnen Formen und deren Entwickelung in der Zeit wie im Individuum. In diesem Sinne begreift N. den Inhalt der gesamten Naturwissenschaften. Die Geschichte des Weltganzen umfaßt die kosmische Physik, die Astronomie und die Astrognosie. Die Erdgeschichte ist zunächst Geologie oder Geschichte des Erdkörpers selbst mit seiner Atmosphäre, als solche ein Teil der Geschichte des Kosmos; der Geologie sind untergeordnet: die Geognosie, die Mi-

neralogie und die Paläontologie. Diese bietet das Material zur Geschichte der Organismen auf der Erde und zerfällt ihrerseits in Paläophytologie und Paläozoologie. Ein Teil der Erdgeschichte ist ferner die Geographie, die Klimatologie oder Meteorologie, die Hydrographie. Die Pflanzenkunde (Botanik) wie die Tierkunde (Zoologie) zerfallen zunächst in Morphologie und Physiologie. Ein Teil der Morphologie ist die Histologie oder Gewebelehre, ein andrer beschäftigt sich mit der Entwickelungsgeschichte der Formen und vergleichenden Anatomie. Auf Morphologie und Physiologie soll sich die systematische Botanik und Zoologie, d. h. die Wissenschaft von den Verwandtschaftsverhältnissen der Lebewesen, gründen. Die Chorologie der Lebewesen (Pflanzen- und Tiergeographie) verbindet diese Disziplinen einesteils mit der Paläophytologie und Paläozoologie sowie anderseits mit der Klimatologie und kosmischen Physik. Als neuerschlossenes Gebiet schließt sich hier die **Biologie**, die Kunde von den allgemeinen Lebensverhältnissen und Wechselbeziehungen der Tiere und Pflanzen unter sich wie gegeneinander an. Mit dem Menschen als Naturobjekt beschäftigen sich vergleichende Anatomie, Anthropologie und Ethnologie. Die menschliche, oft sehr anmaßend »Weltgeschichte« genannte Geschichte ist nur ein sehr kleiner Teil der Erdgeschichte und die menschliche Geographie, welche in politische Geographie und Ethnographie oder Völkerlehre zerfällt, nur ein Teil der allgemeinen Chorologie der Lebewesen. Die wahre Menschengeschichte würde nicht eine bloße chronologische Darstellung von Schlachten und Umwälzungen und allerlei Thaten der Feldherren, Fürsten und Eroberer, sondern eine Untersuchung der Entstehung des Menschengeschlechts auf der Erde, ihrer Wanderungen, der Entstehung der verschiedenen Rassen und Völkerstämme, ihrer Sprachen u. Religionen, ihrer kulturellen Weiterentwickelung und ihrer Schicksale darzustellen haben, wofür die Untersuchung der vorgeschichtlichen Zustände (Prähistorie), Soziologie und Völkerpsychologie bereits ein großes Material zusammengetragen haben. Eine solche Behandlung läßt die Menschengeschichte als einen Zweig der N. erscheinen.

Unter N. versteht man auch die **beschreibende Naturwissenschaft**. Die bloße Unterscheidung der Naturkörper nach äußern Merkmalen, Systematik im frühern Sinne des Wortes, ist zwar für die Kenntnisnahme und Übersicht durchaus notwendig, aber doch nur von propädeutischem, also sehr untergeordnetem Werte. Den Namen N. verdient sie jedenfalls nicht. Die Entwickelung der Naturwissenschaft gehört unserm Jahrhundert an. Die alten Griechen hatten, mit Ausnahme des Empedokles und Anaxagoras, welche auf dem richtigen Wege der mechanischen Naturanschauung waren, noch eine teleologische, d. h. nach Zweckbegriffen ordnende, Weltansicht. Aristoteles ordnete mit logischem Scharfsinn das naturwissenschaftliche Material und fügte zahlreiche eigne Beobachtungen hinzu; Dioskorides und Theophrast lieferten Werke über die Pflanzenwelt, welche uns als Quellen für die Pflanzenkenntnis der Alten unentbehrlich sind; Strabon bearbeitete vortrefflich die geographischen Kenntnisse der Alten. Während durch Baco, Descartes, Leibniz, Hume und Kant das wissenschaftliche Denken und Forschen allmählich auf die gegenwärtige Stufe der Ausbildung erhoben wurde, brachen Tycho Brahe, Kepler, Galilei, Newton, Laplace und in unsrer Zeit Darwin einer neuen Weltanschauung Bahn. Linné ordnete das systematische Material (»Vollständiges Natursystem«, nach der 12. lat. Ausg., Nürnb. 1773–76, 9 Bde.) in genialer, meist noch jetzt unentbehrlicher Form. Die eigentliche N. faßte Bronn zusammen (»Handbuch einer Geschichte der Natur«, Stuttg. 1841–49, 3 Bde.). Die großartigste Zusammenfassung des den Weltbau betreffenden Materials verdanken wir Alexander v. Humboldt im »Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung« (Stuttg. 1845–62, 5 Bde.). Für eine Orientierung über die Formen der Organismen ist die »Synopsis der drei Naturreiche« von J. Leunis (s. d.) zu empfehlen. Jede Universität, ja fast jede größere Stadt hat eine naturforschende Gesellschaft, die selbständig oder als Sektion einer wissenschaftlichen Akademie wirkt. Diese geben fast alle regelmäßig oder zwanglos erscheinende Abhandlungen heraus. Seit 1665 erscheinen die »Transactions of the Royal Society of London«, seit 1666 die »Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris«, seit 1670 die »Veröffentlichungen der kaiserlichen Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher«. Von den Zeitschriften neuern Datums sind in erster Linie zu nennen Monats- und Vierteljahrsschriften der verschiedenen Universitäten, Akademien, Institute und Vereine, deren es unzählige gibt, so daß bloß referierende und sammelnde Organe für die einzelnen Disziplinen mehr und mehr Bedürfnis geworden sind. Die letztern haben ihre besondern Fachzeitschriften.

Naturgesetz, s. Naturforschung.

Naturgravierung, s. Photogalvanographie.

Naturheilkunde (Physiatrie), die Lehre von der Heilung der Krankheiten ohne arzneiliche Einwirkung. Die N. ist in ihren Theorien wie in ihrem Handeln außerhalb der Fortschritte der Naturwissenschaft entstanden und gründet sich zum Teil auf die Erfahrung, daß viele Krankheiten von selbst, d. h. ohne Medizin, heilen (vgl. Naturheilung), zum Teil auf die populär gewordenen Anschauungen, welche nach und nach von den verschiedensten Seiten her zusammengetragen worden sind. Die N. spricht von einem tiefgreifenden Verfall der Kulturmenschheit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. und leitet denselben ab von den veränderten sozialen Lebensbedingungen und den ungemein verschlechterten Ernährungsverhältnissen, besonders auch von dem Genuß von Kaffee, kleiefreiem Brot, zu viel Fleisch, Alkohol und Tabak. Da nach der Lehre der Anhänger der N., der **Naturärzte**, »die aus falschen diätetischen Gewohnheiten entspringende minderwertige Körperqualität die Hauptursache für das Zustandekommen von Krankheiten abgibt, so ist dem Individuum und seinen Lebensbedingungen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden und nicht den Krankheitsauslösern, den Pilzen«. Dem entsprechend soll der kranke Organismus durch naturgemäße Diät und Diätetik im weitesten Sinne, durch Wasser, Massage, Bewegungskuren, Schwitz-, Luft- und Lichtbäder, rationelle Bekleidung, Hypnose und Suggestion geheilt werden, wobei überall vernünftige Einschränkung, die die einseitige Anwendung dieser Mittel verhütet, empfohlen wird. Gegenüber der »Schulmedizin«, welche die N. in ähnlicher Weise sich konstruiert hat und bekämpft wie die Homöopathie die »Allopathie«, verwirft sie die Anwendung von Arzneimitteln prinzipiell und setzt sich in einen Gegensatz zur wissenschaftlichen Medizin, wie er thatsächlich gar nicht besteht. Letztere verwirft durchaus einen übermäßigen Gebrauch von Arzneimitteln, sie sucht in jedem einzelnen Falle auf das schärfste zu individualisieren und wendet alle Mittel an, deren sich die N. bedient; Arzneien ver-

schreibt der Arzt nur, wo es gilt, ein übermäßig starkes Krankheitssymptom, z. B. das Fieber, einzudämmen, zu starke, den Kranken erschöpfende Schmerzen zu mildern, ein lebenswichtiges, von der Krankheit besonders angegriffenes Organ zu kräftigen ꝛc. Aber die wissenschaftliche Medizin würde es einem Arzte geradezu zum Verbrechen anrechnen, wollte er unter bestimmten Umständen ein Arzneimittel, welches zu verordnen in seiner Macht steht, aus Prinzipienreiterei dem Kranken vorenthalten. Dem entsprechend verwerfen die der N. anhängenden Laien die Arzneimittel am eifrigsten, während viele Naturärzte im gegebenen Fall die gebotenen Arzneimittel ohne Bedenken anwenden. Es kann gar nicht bestritten werden, daß das Naturheilverfahren viele günstige Erfolge aufzuweisen hat, nur haben diese Erfolge mit der N. als solcher im Gegensatz zur »Schulmedizin« sehr wenig zu thun, und überdies ist zu bedenken, daß den Naturärzten in der Hauptsache gerade die Krankheiten zur Behandlung zufallen, die mit einem Minimum an der Zahl aller Todesfälle beteiligt sind. Nach Reder verhält sich die Gefahr eines unglücklichen Ausganges bei denjenigen Krankheiten, welche notwendig in Behandlung eines Arztes stehen (akute Infektionskrankheiten, schwere fieberhafte Erkrankungen, Tuberkulose, Krebs, Verletzungen), zu denen, welche in einer Naturheilanstalt behandelt werden können, wie 8:1. Kann man zugeben, daß das Naturheilverfahren in vielen Fällen sich nützlich erweisen wird, so ist doch die nicht von einem Arzte überwachte Hingabe an dasselbe insofern sehr bedenklich, als leicht während der vertrauensvollen Anwendung desselben der Zeitpunkt verpaßt werden kann, in welchem der Arzt noch Hilfe hätte bringen können. Man wird nicht umhin können, die ganze Richtung der N. als ein Zeichen der Zeit zu betrachten, als einen Beweis für den immer lebhafter werdenden Bildungsdrang immer größerer Volkskreise. Der 1888 gegründete Deutsche Bund der Vereine für Gesundheitspflege und arzneilose Heilweise, neben dem noch die Kneipp-Vereine und ein »Verband« selbständig bestehen, zählt bereits 430 Vereine mit 54,000 Mitgliedern, und sein Vereinsblatt: »Der Naturarzt«, hat 61,000 Leser. Zu beklagen ist nur, daß die N. fast noch mehr als die Homöopathie die Kurpfuscherei begünstigt, daß zahlreiche Laien als sogen. Naturärzte auftreten und auch ohne Anwendung von Arzneimitteln oft schweres Unheil stiften. Vgl. Disqué, Naturgemäße Behandlung der Krankheiten (4. Aufl., Leipz. 1896); Walser, Die neue Naturheilmethode (2. Aufl., Posen 1893); Siegert, Anwendungsformen der N. (43. Tausend, Berl.); Damaschke, Jahrbuch der N. (das., seit 1894); M. u. S. Böhm, Lehrbuch der Naturheilmethode (Chemn. 1894, 2 Bde.); Prager, Die Vor- und Nachteile der Naturheilmethode (Leipz. 1890); Lahmann, Die wichtigsten Kapitel der natürlichen Heilweise (2. Aufl. der »Physiatrischen Blätter«, Stuttg. 1894); Derselbe, Diätetische Blutentmischung als Grundursache aller Krankheiten (5. Aufl., das. 1895). Zeitschriften: »Der Naturarzt« (Berl., seit 1873); »Natur- und Volksheilkunde« (Zeitschrift des Verbandes der Vereine für Natur- und Volksheilkunde, Altenburg, seit 1891); »Natur- und Volksarzt« (Leipz., seit 1862) u. a.

Naturheilung, die Heilung von Krankheiten durch die im Organismus wirksamen physikalischen und chemischen Prozesse des Stoffwechsels ohne Anwendung von Arzneien. Eine solche spontane Heilung kommt dadurch zu stande, daß die krankhaften Störungen des Stoffwechsels, welche den einzelnen Krankheiten zu Grunde liegen, zuweilen sogar unter den ungünstigsten äußern Bedingungen sich wieder ausgleichen. Eine Wunde heilt beispielsweise »von selbst« durch direkte Verklebung oder Bildung von Granulationen; eine Lungenentzündung heilt dadurch »von selbst«, daß das in den Lungenbläschen ausgeschiedene Exsudat sich wieder verflüssigt, dann ausgehustet oder durch die Blut- und Lymphgefäße wieder aufgesogen wird ꝛc. Diese N. ist heute um vieles verständlicher geworden, seitdem man weiß, daß das z. B. nach Einwanderung von krankheiterregenden Mikroorganismen in den Organismus sich entwickelnde Fieber nichts andres ist als die auf die Wiederherstellung hinzielende Anstrengung, welche die Natur macht, um den eingewanderten Feind zu vernichten. Hierher gehört auch die Thatsache, daß die Mikrobien, die Erreger einer großen Zahl unsrer schlimmsten Krankheiten, ein Produkt absondern, in dem sie selbst schließlich untergehen müssen. Kann der Organismus also so lange in Funktion erhalten werden, wie diese Prozesse zu ihrem Ablauf an Zeit gebrauchen, so geht er als Sieger hervor, der Kranke wird geheilt. Daher besteht die Therapie bei den verschiedensten Krankheiten einzig und allein in einer Unterstützung dieses Naturheilungsprozesses. So ist der am Krankenbette sorgfältig beobachtende Arzt jeder Zeit zum Eingreifen bereit, um ein übermächtig werdendes Symptom (z. B. Fieber) zu mildern, die nachlassende Herzkraft im geeigneten Moment zu kräftigen und so dem Kranken zum Überstehen der Krankheit zu verhelfen. Denn eine besondere »Naturheilkraft« (Selbsterhaltungstrieb) gibt es ebensowenig wie die sogen. Lebenskraft (s. d.). Eine wirkliche N. findet daher auch verhältnismäßig selten statt. Die verschiedenartigsten Krankheiten, bei welchen das ärztliche Eingreifen erfolgreich zu wirken im stande wäre, endigen, sich selbst überlassen, mit der Zerstörung einzelner Organe oder mit dem Tod.

Naturheilverfahren, s. Naturheilkunde.

Naturkräfte, s. Kraft.

Naturkunde, soviel wie Naturgeschichte.

Naturlehre, meist soviel wie Physik.

Natürliche Auslese (engl. natural selection), s. Darwinismus.

Natürliche Aussaat, s. Aussaat.

Natürliche Deckungen, s. Feldbefestigung und Deckung.

Natürliche Kinder, die leiblichen Kinder eines Elternpaares im Gegensatz zu adoptierten; dann im gewöhnlichen Sprachgebrauch soviel wie unehelich erzeugte Kinder, in der römischen Rechtssprache waren aber liberi naturales nur die Kinder der Konkubine im Verhältnis zu ihrem Erzeuger.

Natürliche Religion, das lediglich auf der sittlichen Natur des Menschen beruhende religiöse Verhalten im Gegensatz zur geoffenbarten Religion, wohl zu unterscheiden von natürlicher Religion und von Naturalismus (s. d.). Vgl. Religion.

Natürliches System, s. System.

Natürliche Zuchtwahl, s. Darwinismus.

Naturmaß (natürliches Maß), s. Maße.

Naturphilosophie (die »rationale Kosmologie« der ältern Schulsprache) heißt der Teil der Metaphysik, der sich mit der materiellen Außenwelt beschäftigt, im Gegensatz zur Geistesphilosophie, deren Objekt die geistige Welt ist. Wie diese zur Psychologie, so steht jene zur Naturwissenschaft in näherer Beziehung. Im griechischen Altertum waren (wie das Beispiel des Aristoteles zeigt) N. und Naturwissenschaft noch ungeschieden, und auch die Begründer der neuern Natur-

erkenntnis (Kopernikus, Galilei, Kepler, Descartes) kennen noch keinen Unterschied beider Gebiete, der erst hervortrat, als man anfing, das Geschäft der (empirischen) Feststellung von Thatsachen und das der Erklärung derselben zu trennen. Bei Newton und noch heute im englischen Sprachgebrauch ist deshalb N. soviel wie theoretische (mathematisch-deduktive) Naturlehre, und in ähnlichem Sinne nimmt auch Haeckel für die durch die Deszendenztheorie versuchte Erklärung der organischen Welt (im Gegensatz zu der in der Naturgeschichte enthaltenen bloßen Beschreibung und Klassifikation der Lebewesen) den Namen N. in Anspruch. Seit Wolff und Kant versteht man in Deutschland im allgemeinen unter N. in noch engerm Sinne den Inbegriff der unabhängig von aller Erfahrung, lediglich durch philosophische Spekulation zu gewinnenden Naturerkenntnis. In diesem Sinne unternahmen es besonders Schelling und Hegel, die ganze Natur begrifflich zu konstruieren. Die Verachtung aller Erfahrung, welche dieselben zur Schau trugen, und die Willkürlichkeit ihrer Naturdeutung brachten jedoch die spekulative N. bei den Naturforschern in Mißkredit, welche nun ihrerseits nur die nackte Erfahrung gelten lassen wollten und die philosophische Naturauffassung prinzipiell als wertlos verwarfen. Erst in der Gegenwart dringt mehr und mehr die Einsicht durch, daß Naturwissenschaft und N. nicht im Gegensatze zu einander stehen, sondern sich ergänzen. Der Bereich jener erstreckt sich so weit, als die Erfahrung reicht; sie hat die Thatsachen festzustellen und zu deren Erklärung geeignete Annahmen über die Stoffe und Kräfte zu bilden. Hierbei zeigt sich aber, daß sie auf verschiedenen Gebieten (z. B. in der Physik und in der Chemie) oft zu abweichenden, nicht harmonierenden Grundvorstellungen geführt wird, außerdem bleiben Fragen übrig, welche sich (wie die nach der Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt, nach dem Ursprunge und der Bedeutung des geistigen Lebens in der Natur etc.) überhaupt auf Grund der Erfahrung nicht lösen lassen. So wird es zur Aufgabe der N., die Resultate der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen zusammenzufassen, die in denselben entwickelten Begriffe über das Wesen der Stoffe und Kräfte so zu gestalten und nötigen Falls weiterzubilden, daß sie nicht nur der Erfahrung, sondern auch den allgemeinen logischen Forderungen unsers Denkens (wie sie in den Begriffen der Substanz und Kausalität sich ausdrücken) genügen, und schließlich auch dafür zu sorgen, daß der Inhalt unsrer Naturauffassung sich mit den Thatsachen der geistigen Welt zu einer umfassenden Weltanschauung verknüpfen läßt. Vgl. Schaller, Geschichte der N. von Bacon v. Verulam bis auf unsre Zeit (Leipz. 1841—46, 2 Bde.); Lotze, Grundzüge der N. (2. Aufl., das. 1889); Fr. Schultze, Philosophie der Naturwissenschaft (das. 1881—82, 2 Bde.), sowie die auf N. bezüglichen Abschnitte in Lotzes »System der Logik und Metaphysik«, Bd. 2 (2. Aufl., das. 1880), und in Wundts »System der Philosophie« (das. 1889).

Naturrecht, s. Vernunftrecht.

Naturreiche, von Emanuel König (1682) herrührende Bezeichnung für die drei großen Gruppen der Naturkörper: Mineral-, Pflanzen- und Tierreich. Gegenwärtig trennt man zunächst die Anorganismen oder unbelebten Körper von den Organismen oder Lebewesen. Nur den letztern kommt Ernährung und Fortpflanzung zu. Die Organismen sondern sich auf höhern Stufen sehr deutlich in zwei nach den meisten Lebensverhältnissen gesonderte Gruppen (Pflanzen und Tiere), von denen sich die letztern hauptsächlich durch willkürliches Bewegungsvermögen und Zentralisation des Empfindungsapparats sowie der psychischen Fähigkeiten unterscheiden; doch werden besonders in den niedern Regionen fast alle Trennungsschranken hinfällig, u. neuere Naturforscher, namentlich Haeckel, haben ein eignes neutrales Reich der Protisten oder Urwesen aufgestellt, um den Streit, ob ein bestimmter niederer Organismus zu den Pflanzen oder Tieren zu rechnen sei, zu vermeiden.

Naturreligion (wohl zu unterscheiden von natürlicher Religion) nennt man in erster Linie im Gegensatz zur Kulturreligion die Religion der sogen. Naturvölker, welche noch keine wirkliche Geschichte haben. Da keins dieser Völker mehr den wirklichen Urzustand der Menschheit veranschaulicht, ihr gegenwärtiger Zustand vielmehr häufig als Entartung und Verwilderung erscheint, so sind die Untersuchungen über die unzähligen Formen der N. mit großen Schwierigkeiten verknüpft. In zweiter Linie aber und im Gegensatz zur ethischen Religion muß der Komplex aller vorzugsweise mythologischen Religionen als N. bezeichnet werden. Ihr Geheimnis besteht im Mythus, d. h. in dichterischer Personifikation der Naturkräfte und darauf beruhender Dramatisierung der Naturvorgänge, insonderheit der Himmelserscheinungen. Erst die ethische Religion erhebt diese Vorgänge und jene Kräfte in den Bereich des Geistes, indem sie die Figuren der Mythologie zu Vertretern sittlicher Mächte und das sich ergebende Drama zu einer Darstellung der sittlichen Grunderfahrungen der Menschen, ja der Menschheitsgeschichte selbst unter dem Gesichtspunkt der Erreichbarkeit der ihr gestellten sittlichen Aufgaben umbildet. Denn Gott ist dann die Macht, welche diese Erreichbarkeit bedingt und verbürgt. Alle N. ist bedingt durch den lokalen Gesichtspunkt, von welchem aus die Naturkräfte und Erscheinungen in Sicht genommen werden; sie umfaßt daher polydämonistisch-magische Stammreligionen und polytheistische Volksreligionen; alle ethischen Religionen schreiten in ihrer Entwickelung über die Volks- und Sprachgrenzen hinweg, weil sie in unvermeidlichen Erlebnissen des persönlichen Bewußtseins wurzeln und die wahren Güter des persönlichen Lebens schützen wollen. Beide Stufen der Religion sind in fließendem Übergang begriffen, und die N. setzt sich bis zu einem gewissen Grade auch in jede ethische Religion hinein fort.

Naturschönheit, s. Naturgefühl.

Naturselbstdruck (Physiotypie, Autoplastik), von Auer zuerst in ausgedehnter Weise gepflegte Kunst, von Gegenständen der Natur oder Industrie mittels des Originals selbst Druckformen herzustellen. Man legt den abzuformenden Gegenstand (Blätter, getrocknete Pflanzen, Gewebe, Insekten, Abdrücke fossiler Pflanzen oder Tiere, polierte und angeätzte Steine etc.) zwischen eine polierte Stahlplatte und eine etwa 2 mm starke Bleitafel und läßt das Ganze unter einem Druck von 800—1000 Ztr. zwischen zwei Walzen hindurchgehen. Die Struktur des abgeformten Gegenstandes prägt sich hierbei auf das genaueste in dem Blei ab, von welchem man nun zunächst auf galvanoplastischem Wege eine erhabene Kopie und sodann von dieser eine vertiefte für den Druck erzeugt. Die damit auf der Kupferdruckpresse angefertigten Abzüge geben den entsprechend eingefärbten Gegenstand naturgetreu wieder. Man überträgt auch von der Bleiplatte oder von der galvanoplastisch erzeugten Tiefplatte mittels der Kupferdruckpresse einen Abdruck auf eine rein polierte

Zinkplatte und ätzt diese so lange, bis der durch das Fett der Farbe geschützte Abdruck erhaben hervortritt. Solche Platten liefern auf der Buchdruckpresse Abdrücke, welche denen des Kupferdrucks nahe kommen und sich namentlich auch zur photographischen Aufnahme in mäßiger Verkleinerung vortrefflich eignen. Auch ist der Umdruck der Originalplatten auf den lithographischen Stein gelungen, und man hat dadurch das in seiner ursprünglichen Form ziemlich kostspielige und langsame Verfahren, welches deshalb in die tägliche Praxis keinen Eingang finden konnte, mit Vorteil zu verwenden vermocht. Ein dem N. sehr ähnliches Verfahren ist bereits 1748 von dem Nürnberger Kupferstecher M. Seligmann zum Druck von Pflanzenbildern geübt, seitdem aber wieder gänzlich vergessen worden. Vgl. Auer, Der N. (Wien 1854).

Naturspiel (Lusus naturae), ältere Bezeichnung mancher auffallenden Erscheinungen, die man sich nicht erklären konnte, z. B. eigentümlich gewachsene Pflanzenwurzeln, Blumen &c., besonders aber sonderbar gestaltete Mineralgebilde (Dendriten, Konkretionen &c.). Auch die Versteinerungen wurden ehedem als Naturspiele aufgefaßt, ja selbst die Graburnen prähistorischer Völker galten lange Zeit als solche.

Naturstand, derjenige Zustand des Menschen, bei dem er in keiner gesellschaftlichen oder bürgerlichen Ordnung lebt, also auch keinen Rechtsschutz hat und behufs der Verteidigung seiner Rechte lediglich an seine eignen Kräfte gewiesen ist; in der Dogmatik der sittliche Zustand des Menschen, wie er, abgesehen von der göttlichen Gnade, lediglich aus den natürlichen Kräften des Menschen resultiert.

Naturtöne, diejenigen Töne der Blasinstrumente, welche ohne Verkürzung oder Verlängerung der Schallröhre nur durch veränderte Art des Anblasens hervorgebracht werden, die Eigentöne des Rohres, d. h. sämtliche Aliquottöne (s. d.) des tiefsten (aber nicht bei allen Blasinstrumenten ansprechenden) Tons, bei der Klarinette und ihren Verwandten (den quintierenden Instrumenten) aber nur die geradzahligen.

Naturtrieb, die Richtung der Kräfte, welche einem Lebewesen innewohnen und seine Bewegungen und Veränderungen, seine Ernährungsweise, sein Handeln und schließlich sein Schicksal bestimmen. Insofern auch die Formen der Organismen von solchen Kräften und deren Ineinandergreifen abhängen, hat Blumenbach für die Gruppe der formgestaltenden Kräfte das Wort Bildungstrieb (s. d.) eingeführt. Bei Tieren und Menschen versteht man unter N. auch den nach dem Drange der Gewohnheit oder des Nachahmungstriebes (s. d.) verstärkten Hang, gewisse Handlungen zu verrichten. Eine Handlung, die wir schon einmal ausgeführt haben, wird uns beim zweitenmal leichter, weil die Muskeln und Nerven durch den Gebrauch in der entsprechenden Richtung gekräftigt und eingeübt werden. Auf N. in diesem Sinne des Wortes sind die Instinkte der Tiere und alle unsre Kunstfertigkeiten und Geschicklichkeiten, das Auswendiglernen, mit Einem Worte alle physischen und alle geistigen Fertigkeiten zurückzuführen. Auf künstlicher Regelung der Naturtriebe beruht die Möglichkeit der Abrichtung, des Unterrichts und der Erziehung.

Naturwissenschaft, s. Naturgeschichte und Naturforschung.

Naturwissenschaftliche Vereine (naturforschende Gesellschaften), Vereinigungen von Naturforschern und andern wissenschaftlich gebildeten Männern, um unter sich einen Mittelpunkt für die verschiedensten naturwissenschaftlichen Bestrebungen und deren zweckentsprechende Leitung und Förderung zu schaffen. Nur wenige sind Staatsinstitute. Dennoch üben diese Privatgesellschaften einen bedeutsamen Einfluß auf die Entwickelung und Verallgemeinerung des naturwissenschaftlichen Studiums aus, und ihre Schriften, welche als Abhandlungen, Jahresberichte, Mémoires, Atti, Bulletins &c. erscheinen, erfreuen sich einer oft hohen Wertschätzung. Von diesen Schriften sind besonders hervorzuheben: »Nova Acta« der kaiserlichen Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher zu Dresden (zum erstenmal 1670 u. d. T.: »Ephemerides« erschienen), die Schriften der Gesellschaft der naturforschenden Freunde zu Berlin (gegründet 1773), der Senckenbergschen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. (1817), der naturwissenschaftlichen Gesellschaft »Isis« zu Dresden (1834), der königlich bayrischen Botanischen Gesellschaft zu Regensburg (der ältesten derartigen Deutschlands, gegründet 1790), der Medizinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena (1850), der Gesellschaft »Lotos« zu Prag (1849), der Naturforschenden Gesellschaft zu Brünn (1861), der Zoologisch-botanischen Gesellschaft (1851) zu Wien, der Ungarischen Geologischen Gesellschaft zu Pest (1850), der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft (1815), der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (1822, welcher früher Okens »Isis« als Organ diente, die jetzt aber ein Archiv und ein Tageblatt über ihre Verhandlungen herausgibt), der Linnéschen Gesellschaft in Paris und London u. a. Von den allgemeinen, den gesamten naturwissenschaftlichen Disziplinen obliegenden Gesellschaften sind die Fachvereine, z. B. für Zoologie, Entomologie, Ornithologie, Botanik, Geologie, Physik, Chemie &c. zu trennen, von deren Schriften diejenigen der Berliner Chemischen Gesellschaft (1868), der Berliner und Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (1869 u. 1870) sowie der Deutschen Botanischen Gesellschaft (1883) eine weiterreichende Bedeutung erlangt haben. Zur Bibliographie ihrer Veröffentlichungen vgl. die Monatsschrift: »Societatum litterae« (Berl. 1887 ff., hrsg. von Klittke) und Joh. Müller, Die wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands (das. 1884—87). S. auch Naturforscherversammlungen.

Naturwolle, ungefärbte braune oder graue Wolle zu Garn, das besonders zu Strick- und Wirkwaren dient. Auch neue unbenutzte Schafwolle im Gegensatz zur Kunstwolle.

Natzmer, Oldwig Leopold Anton von, preuß. General, geb. 18. April 1782 zu Vellin in Pommern, gest. 1. Nov. 1861 zu Matzdorf in Schlesien, stammte aus einer echten Soldatenfamilie, welche Preußen auch einen Feldmarschall (Dubislav Gneomar von N., 1654—1739, vgl. seine »Memoiren«, hrsg. von Gräfin E. Ballestrem, Berl. 1881) gegeben hat. N. wurde 1795 Leibpage des Königs Friedrich Wilhelm II., trat 1798 als Fähnrich in die Leibgarde, ward schon als Leutnant im Generalstab beschäftigt, machte 1806 die Schlacht bei Auerstädt mit und ward bei Prenzlau gefangen, jedoch 1807 wieder ausgewechselt. 1809 ward er zum Flügeladjutanten und Hauptmann ernannt und mit der Bildung des Gardefüsilierbataillons beauftragt. 1810 zum Major befördert, nahm er teil an der Abfassung des neuen Exerzierreglements für Infanterie und Kavallerie. Er begleitete 1812 den König zu dem Fürstenkongreß nach Dresden, wurde im Herbst 1812 nach Wien, im Januar 1813

in das französische Hauptquartier, um über die Trennung des Generals v. York von der französischen Armee Erklärungen abzugeben, und unmittelbar hierauf an Kaiser Alexander gesendet, wobei er das Bündnis mit Rußland einleitete. Als Oberstleutnant und Flügeladjutant wohnte er dem Kriege von 1813 sowie als Oberst und militärischer Begleiter des Prinzen Wilhelm (des spätern Kaisers) dem Feldzug von 1814 bei. Nach dem Pariser Frieden begleitete er den König nach England. Im Herbst 1814 erhielt er das Kommando der Grenadierbrigade in Berlin, mit der er am Feldzuge von 1815 teilnahm, und wurde zum Generalmajor befördert. 1817 geleitete er die Prinzessin Charlotte nach Rußland, 1820 erhielt er das Kommando der 11. Division. 1821 begleitete er den Kronprinzen zu dem Kongreß in Troppau und wohnte dann als preußischer Militärkommissar dem Feldzuge des österreichischen Heeres gegen Neapel bei. Später begleitete er den Prinzen Wilhelm auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, wurde 1825 Generalleutnant und erhielt 1827 das Kommando der 8. Division in Erfurt, mit welcher er 1830—32 am Rhein stand. Im März 1832 erfolgte seine Ernennung zum kommandierenden General des 1. Armeekorps in Preußen. Im November 1839 wurde er auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt, gleichzeitig zum Mitglied des Staatsrats u. Generaladjutanten des Königs ernannt und 1840 zum General der Infanterie befördert. 1850 schied er aus der aktiven Armee. Vgl. Gneomar Ernst v. Natzmer, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals O. v. N. (Gotha 1887—88, 4 Bde.).

Nauarchos (griech.), bei den Spartanern der Anführer der Kriegsflotte; seine Würde hieß Nauarchīa. Später kam das Wort zu der allgemeinen Bedeutung Schiffskapitän.

Nauatl (Mehrzahl: Naua oder Nauatlaca), bei den alten Bewohnern der Stadt Mexiko und ihren Verwandten diejenigen ihrer Nachbarn, die dieselbe Sprache wie sie oder eine von ihr nur dialektisch abweichende Sprache redeten. Man gebraucht deshalb in neuerer Zeit das Wort N. als allgemeine Benennung für die sonst auch als mexikanische oder aztekische bezeichnete Sprache und ihre Dialekte. Es ist ein wohlklingendes Idiom, das zu den sogen. sonorischen Sprachen, einer Anzahl verwandter Dialekte, die in den nordwestlichen Teilen der heutigen Republik Mexiko gesprochen werden, in gewisser Beziehung steht, und dessen weitere Verwandtschaften ziemlich weit nach Norden bis in das Great Basin, die Territorien Utah und Idaho zu reichen scheinen. Entsprechend der hohen Kultur, die das Volk, das diese Sprache sprach, erreicht hatte, zeigt das N. eine reiche Ausbildung sowohl nach der grammatikalischen und syntaktischen Seite hin als in dem Wortschatz. Die spanischen Mönche schrieben die Laute des N. mit den Buchstaben des spanischen Alphabets nieder, verfaßten Wörterbücher und Grammatiken und zeichneten im Verein mit gebildeten Eingebornen die alten Traditionen des Landes, die Geschichte, die Sagen, die alten heidnischen Zeremonien und die alten Gesänge auf, so daß zur Zeit von allen eingebornen amerikanischen Sprachen für das N. das beste und reichste sprachliche Material vorliegt. Die alte einheimische Litteratur enthalten das Geschichtswerk des Pater Sahagun, die Annalen des Chimalpain (ein Teil von Rémi Siméon publiziert), die Annalen von Quauhtitlan (in den »Anales del Museo Nacional de México« publiziert), der Kodex Aubin (hrsg. von Goupil-Boban) u. a. Eine Anzahl Lieder und Gesänge hat Brinton unter dem Titel »Ancient Nahuatl poetry« (Philad. 1887), allerdings mit ungenügender Übersetzung, herausgegeben. Von der kirchlichen Litteratur sei das »Evangeliarium, Epistolarium et Lectionarium« des Pater Sahagun (hrsg. von Biondelli, Mail. 1858) und der »Camino del Cielo« des P. Nicolas de Leon (Mexiko 1611) erwähnt. Ein reichhaltiges Lexikon ist das des P. Molina (Mexiko 1571; von J. Platzmann in Faksimiledruck, Leipz. 1880, neu herausgegeben), die besten Grammatiken sind die des P. Olmos (1547, von Rémi Siméon in Paris 1875 und korrekter von del Paso y Troncoso im 3. Bande der »Anales del Museo Nacional de México« herausgegeben) und die des Jesuitenpaters Horacio Carochi (Mexiko 1645). Die Sprache wird noch heute in weiten Teilen des Landes gesprochen.

Nauck, August, Philolog, geb. 18. Sept. 1822 in Auerstedt bei Eckartsberga, gest. 3. Aug. 1892 in Terijoki bei Petersburg, studierte seit 1841 in Halle, war 1847—51 Hauslehrer in Dünamünde bei Riga, wurde 1853 Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, 1858 Oberlehrer am Grauen Kloster daselbst, siedelte 1859 als außerordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Petersburg über und wurde 1861 ordentliches Mitglied derselben; 1869—83 war er zugleich ordentlicher Professor der griechischen Litteratur am historisch-philologischen Institut daselbst. N. hat sich besonders um die Kritik und Erklärung der griechischen Tragiker und Homers verdient gemacht. Zu erstern veröffentlichte er: »Euripidis tragoediae« (Leipz. 1854, Bd. 1 u. 2; 3. Aufl. 1871; Bd. 3 [Fragmente] 1869) und »Euripideïsche Studien« (Petersb. 1859—62, 2 Tle.); »Tragicorum graecorum fragmenta« (Leipz. 1856, 2. Aufl. 1889) und dazu »Tragicae dictionis index« (Petersb. 1892); »Sophoclis tragoediae« (Berl. 1867) und seit 1856 wiederholte Auflagen des Schneidewinschen sowie 1862 die 3. Auflage des Dindorfschen Sophokles. Von Homer edierte er die »Odyssee« (Berl. 1874, 2 Bde.) und »Ilias« (das. 1877—79, 2 Bde.); auch gab er »Aristophanis Byzantii grammatici Alexandrini fragmenta« (Halle 1848) heraus. Außerdem erschienen von ihm: »Kritische Bemerkungen« (8 Tle., in den »Mélanges gréco-romains«, Petersb. 1860—80); »Porphyrii philosophi opuscula tria« (Leipz. 1860; 2. Aufl. erweitert zu »Opuscula selecta«, 1886); »Lexicon Vindobonense« (Petersb. 1867); »Jamblichi de vita Pythagorica liber« (das. 1884); »Johannis Damasceni Canones iambici« (das. 1894). Vgl. Th. Zielinski, August N. (Berl. 1894).

Naucrates, der Pilot (Fisch).

Naud., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Charles Naudin (spr. nodāng), geb. 14. Aug. 1815 in Autun, seit 1878 Direktor des Laboratoriums in Antibes. Solanaceen, Melastomaceen.

Nauders, Dorf in Tirol, Bezirksh. Landeck, 1362 m ü. M., an der Straße aus dem Vintschgau zum Paß Finstermünz, von welcher hier westlich die Straße in das Engadin abzweigt, hat ein Schloß Naudersberg, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1890) 1233 Einw. Nördlich liegt das 1840 errichtete Fort N.

Naudet (spr. nodā), Joseph, franz. Gelehrter, geb. 8. Dez. 1786 in Paris, gest. 16. Aug. 1878, wurde 1821 Professor der lateinischen Poesie am Collège de France, war 1830—40 Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts, wurde 1840 Direktor der königlichen Bibliothek und trat 1860 in den Ruhestand

Er war Großoffizier der Ehrenlegion und (seit 1817) Mitglied der Akademie der Inschriften. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: »Histoire de la guerre des esclaves en Sicile« (1807); »Histoire de l'établissement, des progrès et de la décadence de la monarchie des Goths en Italie« (vom Institut gekrönt, 1811); »Conjuration d'Étienne Marcel« (1815); »Histoire des changements opérés dans toutes les parties de l'administration de l'Empire Romain depuis Dioclétien jusqu'à Julien« (preisgekrönt, 1817, 2 Bde.); »De l'administration des postes chez les Romains« (1863).

Naudin, Charles, Botaniker, s. *Naud.*

Naue (mittelhochd. nâwe), im bayrischen u. schweizerischen Dialekt ein kleines Schiff.

Naue, Julius, Maler, geb. 17. Juli 1835 in Köthen, bildete sich anfangs in Nürnberg bei Kreling und war 1861—66 Schüler von M. v. Schwind in München. Unter dessen Leitung malte er 1862 eine Verkündigung Mariä; 1864 die nordische Sage (Aquarell); 1865 den Krötenring; 1865—67 das Märchen vom Kaiser Heinrich I. und der Prinzessin Ilse, einen Cyklus in Aquarell; 1868 acht große Fresken: Germania, Roma, Alarich ꝛc., für eine Villa bei Lindau. 1869—71 zeichnete er 15 große Kartons zur Geschichte der Völkerwanderung (in Lichtdruck vervielfältigt). 1872—73 entstand ein Prometheus-Cyklus in Aquarell, 1873—74 malte er im Ballsaal des sogen. römischen Hauses zu Leipzig Schwinds Aschenbrödel in Wachsfarben. 1875—77 führte er in einem Privathaus in Hamburg einen Freskencyklus: das Schicksal der Götter nach der deutschen Heldensage, und 1879 in einem Schloß in Mecklenburg sieben Temperabilder aus dem Epos »Helgi und Sigrun« aus. Er hat auch radiert und Zeichnungen für den Holzschnitt nach Schwind gefertigt und wurde infolge seines Werkes »Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee« (Stuttg. 1887, mit 52 Tafeln) von der Universität Tübingen durch die Doktorwürde ausgezeichnet. Außerdem schrieb er: »Die prähistorischen Schwerter« (Münch. 1885), »Die Bronzezeit in Oberbayern« (das. 1894, mit 49 Tafeln) und gibt seit 1889 die »Prähistorischen Blätter« (das.) heraus.

Nauen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Osthavelland, am Havelländischen Luch, unweit des havelländischen Hauptkanals, Knotenpunkt der Linien Berlin-N. und N.-Hamburg der Preußischen Staatsbahn sowie N.-Ketzin der Osthavelländischen Kreisbahnen, 34 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Realprogymnasium, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, Maschinen- und Zigarrenfabrikation, Dampfsägemühlen, Gärtnerei und (1895) 8434 Einw., davon (1890) 379 Katholiken und 107 Juden. — N., zuerst 1186 erwähnt, erhielt 1292 Stadtrechte. Vgl. Bardey, Geschichte von N. und Osthavelland (Rathenow 1892).

Naugard, Kreisstadt im preuß. Regbez. Stettin, an einem See und der Linie Gollnow-Kolberg der Altdamm-Kolberger Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, eine Strafanstalt für Männer, 2 Rettungshäuser, ein Amtsgericht, eine Eisenbahnreparaturwerkstatt, Ziegelbrennerei u. (1895) 5110 Einw., davon (1890) 66 Katholiken und 107 Juden.

Naugatuck, Stadt im nordamerikan. Unionsstaat Connecticut, am Fluß N., mit höherer Schule, mehreren Fabriken und (1890) 6218 Einw.

Nauheim (Bad-N.), Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, an der Usa, am Nordostende des Taunus u. an der Linie Lollar-Frankfurt a.M. der Preußischen Staatsbahn, 176 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, eine uralte Saline, ein sehr schönes Kurhaus, Fabrikation feuerfester Steine und kohlensaurer Magnesia u. (1895) 3480 Einw., davon 400 Katholiken u. 80 Juden. — Bohrungen, seit 1823 zur Erzielung einer reichhaltigern Sole angestellt, brachten die vorzüglichsten Solquellen mit reichem Kohlensäuregehalt von 29—34° zu Tage. Es erfolgte 1834 die Gründung der ersten u. 1892 der fünften Badeanstalt. Da das Wasser unmittelbar benutzt wird, so können die Bäder in natürlicher Wärme und mit vollem Kohlensäuregehalt (moussierende Sprudelbäder) genommen werden. Zum Trinken benutzt man den Kurbrunnen und Karlsbrunnen, der der Homburger Elisabethquelle ähnlich ist, und einen alkalischen Säuerling, die Ludwigsquelle, zu Gasbädern den Kleinen Sprudel, zu Solbädern den Großen Sprudel und den Friedrich Wilhelms-Sprudel und zwar hauptsächlich gegen Rheumatismus, Rückenmarksleiden, Skrofeln, Gicht, Frauenkrankheiten ꝛc., besonders aber gegen Herzkrankheiten. Die Zahl der Badegäste beträgt jährlich ca. 6000. — N. war während des ersten französischen Kaiserreichs Dotation des Marschalls Davout, ward 1854 Stadt, gehörte bis 1866 als Enklave zu Kurhessen und ward darauf von Preußen an das Großherzogtum Hessen abgetreten. — Vom Turm des nahen Johannisberges hat man eine herrliche Aussicht. Am Fuß dieses Berges fand 30. Aug. 1762 ein Gefecht zwischen den Alliierten und Franzosen statt, ein andres Gefecht im Oktober 1792 zwischen Hessen und Franzosen. Vgl. Weiß und Gröbel, Bad N., Führer für Kurgäste (6. Aufl., Friedb. 1893); Bode, Bad N., seine Kurmittel und Erfolge (2. Aufl., Wiesb. 1889); Credner, Die Kurmittel in Bad N. (Leipz. 1894).

Naukrarien, örtliche Verwaltungsbezirke, in die im Altertum das athenische Volk zum Zweck der Besteuerung und Stellung von Schiffen eingeteilt war; jede der vier Phylen hatte 12 N., also der ganze Staat 48, und jede der letztern hatte ein Schiff sowie zwei Reiter zu stellen. Die Vorsteher der N. hießen Prytanen, welche die finanziellen und Kriegsangelegenheiten verwalteten. Die N. bestanden auch nach der Verfassung des Solon und den Reformen des Kleisthenes, der sie auf 50 vermehrte, fort, bis sie im 5. Jahrh. v. Chr. durch die Triërarchien ersetzt wurden.

Naukrätis, Handelsstadt im westlichen Nildelta, von Milesiern um 560 v. Chr. gegründet, berühmt durch die dort fabrizierten Gefäße u. Blumengewinde, der einzige Ort Ägyptens, wo Griechen Handel treiben durften. Athenäos schildert die Einwohner als üppig und dem Kulte der Aphrodite ergeben. Die Ruinen von N. (Apollon-, Zeus-, Pallastempel, Palästra, Citadelle, Fabrik für Amulette ꝛc.) wurden 1884/85 von Flinders Petrie bei Nebireh am Kanal Abu-Dibab, etwa 75 km südöstlich von Alexandria, aufgefunden.

Naukydes, griech. Bildhauer aus Argos, blühte in dem ersten Viertel des 4. Jahrh. v. Chr. Unter dem Einfluß des ältern Polyklet gebildet, schuf er eine Goldelfenbeinstatue der Hebe für den Heratempel in Argos, ein Erzbild der Hekate, einen Hermes, mehrere Siegesstatuen, das Bildnis der Dichterin Erinna, einen widderopfernden Phrixos (auf der Akropolis zu Athen) und einen Diskoswerfer. Sein Schüler war Polyklet der jüngere.

Naum., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Joh. Friedr. Naumann (s. d. 2).

Naumachiarier, Kämpfer in einer Naumachie.

Naumachie (griech.), Seeschlacht. Zu derselben wurden von den Griechen nur Ruderschiffe verwendet (bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges Triëren, später auch Tetreren und Penteren, ja selbst Schiffe mit 16 Ruderreihen übereinander), und es kam darauf an, durch geschickte Manöver das feindliche Schiff seeunfähig zu machen, indem man ihm entweder den eisenbeschlagenen Schnabel des eignen Schiffes in den Leib trieb oder im Vorbeifahren die Ruder abbrach. Von den Römern wurden seit Cäsar (46 v. Chr.) Naumachien als Schauspiele dem Volk vorgeführt. Die Kämpfenden waren gewöhnlich Gefangene oder verurteilte Verbrecher. Während Cäsar und Augustus hierfür eigne Seen graben ließen, benutzte Claudius den Fuciner See und ließ hierbei 19,000 Mann auf 100 Kriegsschiffen kämpfen. Auch wurden die Amphitheater zu diesem Zweck verwendet, indem durch große, zum Teil noch erhaltene Wasserleitungen die Arena derselben unter Wasser gesetzt wurde. Auch der für den Zweck dieser Kämpfe hergerichtete Platz hieß Naumachia, die Kämpfer nannte man Naumachiarier.

Naumann, 1) Johann Gottlieb oder Amadeus, Komponist, geb. 17. April 1741 in Blasewitz bei Dresden, gest. 2. Okt. 1801 in Dresden, begleitete einen schwedischen Virtuosen (Weeström) 1757 zunächst nach Hamburg und 1758 weiter nach Padua (Studien bei Tartini), wo er sich von Weeström trennte. 1761 ging er mit dem Virtuosen Pitscher über Rom nach Neapel, 1762 nach Rom zurück und mit einer Empfehlung des Padre Martini nach Bologna und Venedig, wo er seine ersten Opern zur Aufführung brachte. 1765 nach Dresden zurückgekehrt, ward er hier als kurfürstlicher Kirchenkomponist, bald darauf als Kammerkomponist angestellt, unternahm in der Folge (1765—68 u. 1771—72) noch zwei Reisen nach Italien, wo in verschiedenen Städten mehrere seiner Opern, wie »Achilles auf Skiros«, »Soliman«, »Hypermnestra«, »Armida« u. a., mit vielem Beifall über die Bühne gingen. 1776 wurde er vom Kurfürsten von Sachsen zum Kapellmeister, 1786 zum Oberkapellmeister ernannt. 1777 begab er sich auf Einladung des Königs von Schweden nach Stockholm, um die Kapelle zu reformieren (Oper »Amphion«), weilte auch 1780 wieder dort (Oper »Cora«), brachte 1785 zu Kopenhagen in neuer Überarbeitung die Oper »Orpheus« auf die Bühne und veranstaltete auch am Berliner Hof mehrfache Aufführungen seiner Opern. Noch sind von seinen Opern hervorzuheben: »Elisa«, »Tutto per amore«, »La dama soldato« und die letzte, »Acis e Galatea«. Später wandte sich N. vorwiegend der Kirchenmusik zu und schrieb unter anderm für die von Fasch begründete und geleitete Berliner Singakademie allein 27 große Messen und 10 Oratorien. Bekannt ist sein »Vaterunser« (Text von Klopstock). Sein Leben beschrieb A. G. Meißner (Prag 1803—1808, 2 Bde.), ein Ungenannter (Dresd. 1841) und sein Enkel Emil N. in der »Allgemeinen deutschen Biographie«.

2) Johann Friedrich, Ornitholog, geb. 14. Febr. 1780 in Ziebigk bei Köthen, gest. daselbst 15. Aug. 1857, Sohn des ebenfalls als Ornitholog bekannten Johann Andreas N. (geb. 1747, gest. 1826), erlernte bei seinem Vater die Landwirtschaft und ward später Professor und Inspektor des ornithologischen Museums des Herzogs von Anhalt-Köthen. Sein Hauptwerk ist die an eignen Beobachtungen reiche, höchst gründliche und zuverlässige »Naturgeschichte der Vögel Deutschlands« (2. Aufl., Leipz. 1822—44, 12 Bde.; Nachträge hierzu von Blasius, Baldamus und Sturm, 1851—60). N. fertigte selbst die Zeichnungen zu derselben und stach gegen 500 Platten in Kupfer. Außerdem schrieb er: »Taxidermie« (Halle 1815, 2. Aufl. 1848); »Über den Haushalt der nördlichen Seevögel Europas« (Leipz. 1824). Mit Buhle gab er »Die Eier der Vögel Deutschlands und der benachbarten Länder« (Halle 1819—28, 5 Hefte) heraus. 1880 wurde ihm in Köthen ein Denkmal errichtet, und die Deutsche Ornithologengesellschaft benannte nach ihm ihr Organ »Naumannia« (1850 ff.).

3) Karl Friedrich, Mineralog und Geognost, Sohn von N. 1), geb. 30. Mai 1797 in Dresden, gest. daselbst 26. Nov. 1873, studierte seit 1816 in Freiberg, Leipzig und Jena, bereiste 1821—22 Norwegen, ward 1823 Privatdozent für Mineralogie in Jena, 1824 Professor in Leipzig und 1826 Professor der Kristallographie und Geognosie in Freiberg, 1842 in Leipzig und trat 1872 in den Ruhestand. Er schrieb: »Beiträge zur Kenntnis Norwegens« (Leipz. 1824, 2 Bde.); »Lehrbuch der Kristallographie« (das. 1830, 2 Bde.); »Anfangsgründe der Kristallographie« (Dresd. 1841; 2. Aufl., Leipz. 1854); »Elemente der theoretischen Kristallographie« (das. 1856); »Elemente der Mineralogie« (das. 1846; 12. Aufl. von Zirkel, 1885); »Lehrbuch der Geognosie« (das. 1850—54, 2 Bde.; 2. Aufl. 1857—72, Bd. 1—3, letzterer unvollendet); »Über den Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung« (Dresd. u. Leipz. 1845). Mit Cotta gab er die geognostische Karte des Königreichs Sachsen in 12 Sektionen heraus (Dresd. 1834—43; dazu Erläuterungen 1836—1845, 5 Hefte; 2. Aufl. 1845, 4 Hefte); später lieferte er eine geognostische Spezialkarte des Kohlenbassins von Flöha mit »Beschreibung« (Leipz. 1865), »Geognostische Karte des erzgebirgischen Bassins« (das. 1866) und eine ebensolche der Umgegend von Hainichen (das. 1871).

4) Moritz Ernst Adolf, Mediziner, Bruder des vorigen, geb. 7. Okt. 1798 in Dresden, gest. 19. Okt. 1871 in Bonn, studierte seit 1816 in Leipzig, habilitierte sich 1824 daselbst als Privatdozent, ward 1825 außerordentlicher Professor in Berlin, 1828 ordentlicher Professor in Bonn und 1851 Direktor des gesamten klinischen Instituts; 1864 legte er die Leitung der Klinik nieder. Er schrieb: »Handbuch der medizinischen Klinik« (Berl. 1829—39, 8 Bde.; 2. Aufl., 1. Bd., das. 1848); »Die Pathogenie« (das. 1840; mit 3 Fortsetzungen, 1841—45); »Vermischte Schriften« (Bonn 1850); »Allgemeine Pathologie und Therapie« (Berl. 1851); »Ergebnisse und Studien aus der medizinischen Klinik zu Bonn« (Leipz. 1858—60, 2 Bde.).

5) Emil, Komponist und Musikschriftsteller, Enkel von N. 1), geb. 8. Sept. 1827 in Berlin, gest. 23. Juni 1888 in Dresden, erhielt seine musikalische Ausbildung durch Schnyder von Wartensee in Frankfurt, am Leipziger Konservatorium durch Mendelssohn und Hauptmann und trat 1848 mit dem Oratorium »Christus der Friedensbote« zu Dresden in die Öffentlichkeit. Nachdem er in den folgenden Jahren noch eine große Zahl von Kompositionen aller Gattungen hatte nachfolgen lassen, wurde er 1856 auf Grund einer Schrift: »Über Einführung des Psalmengesanges in die evangelische Kirche«, zum Hofkirchenmusikdirektor in Berlin ernannt und schrieb als solcher ein umfangreiches Werk: »Psalmen auf alle Sonn- und Feiertage des evangelischen Kirchenjahrs« (Bd. 8—10 in Commers »Musica sacra«). Später bethätigte sich N. vorwiegend als Schriftsteller und veröffentlichte: »Die Tonkunst

in der Kulturgeschichte« (Bd. 1, Berl. 1870); »Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart« (das. 1871, 6. Aufl. 1895); »Italienische Tondichter« (das. 1876, 2. Aufl. 1883); »Illustrierte Musikgeschichte« (Stuttg. 1880—85) u. a. Seit 1874 lebte N. in Dresden, wo er als Lehrer der Musikgeschichte am Konservatorium wirkte. 1889 wurde seine nachgelassene Oper »Loreley« in Dresden aufgeführt.

6) Alexander, Chemiker, geb. 31. Juli 1837 in Eudorf (Hessen), studierte in Gießen seit 1855, habilitierte sich 1864 daselbst als Privatdozent und wurde ebenda 1869 außerordentlicher, 1882 ordentlicher Professor und Direktor des chemischen Universitätslaboratoriums. Er arbeitete besonders über Dissociation chemischer Verbindungen und thermochemische Probleme. Seine Hauptwerke sind: »Grundriß der Thermochemie« (Braunschw. 1869); »Allgemeine und physikalische Chemie« (Bd. 1 von Gmelin-Krauts »Handbuch der anorganischen Chemie«, Heidelb. 1877); »Grundlehren der Chemie« (das. 1879); »Lehr- und Handbuch der Thermochemie« (Braunschw. 1881); »Technisch-thermochemische Berechnungen zur Heizung, insbesondere mit gasförmigen Brennstoffen« (das. 1893).

Naumburg (N.-Zeitz), früher selbständiges, später zu Kursachsen gehöriges Hochstift im obersächsischen Kreis, in zwei getrennten Teilen an der Saale und an der Elster gelegen, im ganzen 500 qkm (9 QM.) groß mit 40,000 Einw., zerfiel in die Ämter N., Zeitz und Hainsburg. Das Wappen war: Degen und Schlüssel, kreuzweise übereinander gelegt, im roten Felde. Das von Kaiser Otto I. 968 gestiftete Bistum zu Zeitz wurde wegen der fortwährenden Beunruhigungen durch die Böhmen und Wenden 1029 nach N. verlegt, während in Zeitz nur ein untergeordnetes Kollegiatstift blieb. Der Bischof war Suffragan von Magdeburg und Reichsfürst; sein Sprengel erstreckte sich im W. bis zur Saale, im Norden bis Weißenfels, im O. bis zur Weißen Elster und Zwickauer Mulde, im S. bis zum Fichtelgebirge. 1542 setzte Johann Friedrich der Großmütige einen lutherischen Bischof, Nikolaus von Amsdorf, in N. ein; allein das Domkapitel erkannte ihn nicht an und wählte den katholischen Domherrn Julius Pflug als Gegenbischof, welcher nach Amsdorfs Vertreibung (1546) als der letzte Bischof zu N. bis zu seinem Tode (1564) regierte. Darauf wurde das Stift lutherisch. Kraft Vertrags ging nunmehr das Stiftsregiment an den Kurfürsten August I. von Sachsen als Administrator über, während das Domkapitel als geistliche Körperschaft fortbestand. Als Herzog Moritz 1650 die Zeitzer Nebenlinie des Kurhauses Sachsen (s. d.) stiftete, erhielt er die Stifter N. und Zeitz. Da sich sein Sohn Moritz Wilhelm 1717 öffentlich zur römisch-katholischen Kirche bekannte, erklärte das evangelische Domkapitel das Hochstift für erledigt und wollte zur Wahl eines neuen Bischofs schreiten. August der Starke nahm es aber mit bewaffneter Hand in Besitz und einigte sich mit Moritz Wilhelm, der 1718 wieder lutherisch wurde und unmittelbar darauf starb. Nun kam das Stift wieder an das Kurhaus Sachsen. Am 18. Mai 1815 wurde es an Preußen abgetreten und bildet einen Teil des Regierungsbezirks Merseburg, das Domkapitel aber besteht noch. Vgl. Philipp, Geschichte des Stifts N. und Zeitz (Zeitz 1800); Lepsius, Über das Altertum und die Stifter des Doms zu N. (Naumb. 1822); Derselbe, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts N. (das. 1846, Bd. 1); Lange, Chronik des Bistums N. (hrsg. von Köster, das. 1891).

Naumburg, 1) (N. an der Saale) Kreisstadt im preuß. Regbez. Merseburg, in schöner Lage an der Saale, Knotenpunkt der Linien Bebra-Halle, N.-Artern und N.-Deuben der Preußischen Staatsbahn, 108 m ü. M., besteht aus der eigentlichen Stadt und mehreren Vorstädten, hat 5 evangelische und eine kath. Kirche, darunter den Dom, dessen Grundsteinlegung in seiner jetzigen Gestalt in den Ausgang des 12. Jahrh. fällt, und dessen Einweihung am Peter-Paulstage 1242 erfolgte. Das im Übergangsstile romanisch-gotisch errichtete, jetzt restaurierte Gebäude hat 3 Schiffe, eine Krypte, 4 Türme (von denen der eine 1892—94 neu aufgeführt wurde), zahlreiche Denkmäler altdeutscher Kunst ꝛc. Bemerkenswert sind ferner die 1892—94 restaurierte Wenzels- und die Moritzkirche. An sonstigen hervorragenden Gebäuden sind zu nennen: das sogen. Schloß oder Residenzhaus, das Rathaus mit Verkaufsgewölben und das Schlachthaus. Die Zahl der Einwohner beträgt (1895) mit der Garnison (2 Bat. Infanterie Nr. 36) 21,202 Seelen, davon 558 Katholiken und 13 Juden. Die Industrie besteht in Fabrikation von Kämmen, Elfenbein, Strumpf- und Bürstenwaren, Schaumwein, Essig, Leder, Spielkarten, Malz ꝛc. und Bierbrauerei; nennenswert ist auch der dortige Weinbau. Den Handel, ansehnlich namentlich in Wein, unterstützt eine Reichsbanknebenstelle. Die früher berühmte Messe hat an Bedeutung sehr verloren. Dem Verkehr in der Stadt dienen eine Dampfstraßenbahn und eine Telephonanlage, letztere stellt auch Verbindung mit Berlin, Halle, Leipzig, Erfurt ꝛc. her. N. ist Sitz eines Oberlandesgerichts, eines Land- und Amtsgerichts, eines Domkapitels, eines Hauptsteueramts und einer Spezialkommission und hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine Rettungsanstalt, mehrere Hospitäler, andre Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. — Zum Oberlandesgerichtsbezirk N. gehören die 8 Landgerichte: Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Magdeburg, N., Nordhausen, Stendal und Torgau, zum Landgerichtsbezirk N. die 15 Amtsgerichte zu: Eckartsberga, Freiburg a. U., Heldrungen, Hohenmölsen, Kölleda, Lützen, Mücheln, N., Nebra, Osterfeld, Querfurt, Teuchern, Weißenfels, Wiehe und Zeitz. Das bekannte, noch jährlich durch einen öffentlichen Auszug der Schuljugend gefeierte Hussiten- oder Kirschfest soll seine Entstehung der Belagerung der Stadt durch die Hussiten unter Prokopius (28. Juli 1432) verdanken, der sich durch eine Prozession der Kinder von N. zum Abzug bewegen ließ; doch wird die ganze Thatsache von neuern Geschichtschreibern bezweifelt und die Vermutung aufgestellt, daß ein ähnlicher Vorgang im sächsischen Bruderkriege stattgefunden hat, und daß das ganze Fest ein Brunnen- und Schulfest ist. — N. war schon im 10. Jahrh. eine den Markgrafen von Meißen gehörige Domäne, die sie dem Stift Zeitz schenkten unter der Bedingung, daß der bischöfliche Stuhl hierher verlegt werde; Kaiser Konrad II. erteilte dem Orte das Stadt- und Marktrecht, und 1029 ward das Zeitzer Bistum nach N. verlegt. Auf dem hier 27. Jan. 1451 gehaltenen Fürstentag wurde der sogen. Bruderkrieg beendigt und durch den Naumburger Schied vom 25. Juni 1486 die Teilung der Wettinischen Lande zum Abschluß



Wappen von Naumburg an der Saale.

gebracht. Am 28. April 1457 wurde der Naumburger Erbvertrag zwischen Brandenburg, Schlesien und Sachsen und 24. Febr. 1554 ein Vertrag (Naumburger Vertrag) zwischen dem seiner Länder beraubten Johann Friedrich dem Großmütigen und dem Kurfürsten August abgeschlossen, durch den ersterer einen Teil seiner Länder zurückerhielt, worauf beide daselbst im März 1555 mit Brandenburg die Erbverbrüderung erneuerten. Vom 20. Jan. bis 8. Febr. 1561 fand hier eine Versammlung evangelischer Fürsten und Stände statt, auf der die Augsburgische Konfession von 1530 von neuem anerkannt ward. Am 29. Aug. 1631 wurde N. von Tilly, 8. Nov. 1632 von den Schweden erobert, 1642 aber von dem schwedischen General Königsmark vergeblich belagert. 1814 wurde N. preußisch. Vgl. Puttrich, N. an der Saale, sein Dom und andre altertümliche Bauwerke (Text von Lepsius, Leipz. 1841—43); Mitzschke, Naumburger Inschriften (Naumb. 1876—81, 6 Hefte); Braun, Naumburger Annalen vom J. 799—1613 (das. 1892), und Krottenschmidt, Naumburger Annalen vom J. 1305—1547 (das. 1893, beide hrsg. von Köster); Schmarsow und E. v. Flottwell, Die Bildwerke des Naumburger Doms (Magdeb. 1892). — 2) Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Wolfhagen, an der Elbe (links zur Eder), 320 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Fabrikation von Thon-, Zucker- und Holzwaren und Mühlsteinen, Ziegelbrennerei, Kalk- und Sandsteinbrüche, Thongruben und (1895) 1320 Einw., davon 374 Evangelische und 51 Juden. N. gehörte bis 1266 den Grafen von N. und war dann bis 1802 zwischen Kurmainz und Hessen streitig. — 3) (N. am Queis) Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Bunzlau, am Queis, hat eine schöne neue evangelische und 2 kath. Kirchen, ein ehemaliges, 1217 vom Herzog Heinrich dem Bärtigen gestiftetes Magdalenerinnenkloster (in welchem demnächst ein evang. Predigerseminar errichtet werden soll), ein Amtsgericht, bedeutende Töpferei und (1895) 1962 Einw., davon 663 Evangelische und 4 Juden. Nahebei die Kaiser-Friedrichshöhe (Joachimsberg) mit Aussichtsturm. — 4) (N. am Bober) Stadt daselbst, Kreis Sagan, rechts am Bober, Christianstadt gegenüber, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß, Töpferei, bedeutende Mühlen, eine schwefelhaltige Mineralquelle mit Bad und (1895) 842 Einw., davon 83 Katholiken und 2 Juden. N. erhielt 1293 deutsches Stadtrecht.

Naundorf, Karl Wilhelm, angeblicher Sohn Ludwigs XVI. von Frankreich, gest. 10. Aug. 1845 zu Delft in Holland; s. Ludwig 37).

Naunhof, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Grimma, an der Parthe und an der Linie Leipzig-Döbeln-Dresden der Sächsischen Staatsbahn, 134 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Vigognespinnerei, Zigarrenfabrikation und (1895) 2348 Einw., davon 14 Katholiken. In N. befinden sich zwei Wasserwerke der Stadt Leipzig.

Naunyn, Bernhard, Mediziner, geb. 2. Sept. 1839 in Berlin, studierte daselbst und in Bonn, war 1862—68 Assistent an der Frerichsschen Klinik in Berlin, wurde 1869 Professor der medizinischen Klinik in Dorpat, 1871 in Bern, 1872 in Königsberg, 1888 in Straßburg. Er arbeitete besonders über den Krebs, über Blutgerinnung, Gelbsucht, Gallensteine, Diabetes, Fieber, Aphasie etc., gab »Mitteilungen aus der medizinischen Klinik in Königsberg« (Leipz. 1888) und »Klinik der Cholelithiasis« (das. 1892) heraus und begründete 1873 mit Klebs und Schmiedeberg das »Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie« (das.), dessen Mitredakteur er noch ist.

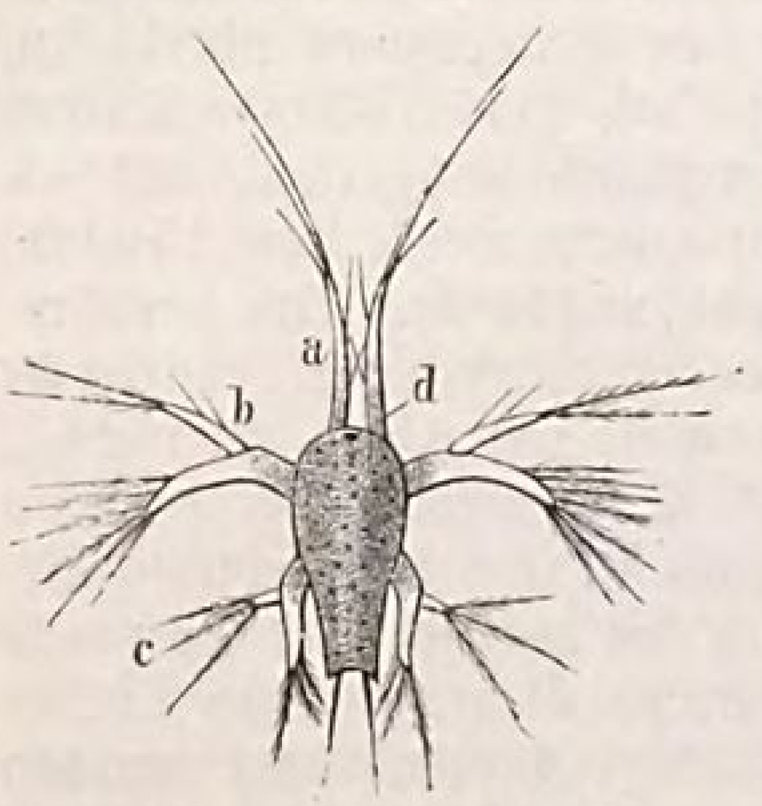
Naupaktos (spr. náupaktos; auch Epaktos; ital. Lepanto), Stadt im griech. Nomos Akarnanien und Ätolien, nördlich am Eingang des Korinthischen Meerbusens, von verfallenden venezianischen Mauern umgeben und von einer mächtigen Burgruine überragt, hat einen seichten, versandeten Hafen und (1889) 2296 Einw. Der Eingang des Meerbusens wird durch zwei verfallene Schlösser, die sogen. Kleinen Dardanellen, bezeichnet. — N. (»Schiffswerfte«) war im Altertum ein wichtiger Hafenplatz im westlichen oder ozolischen Lokris, der 455 v. Chr. durch die Athener den Lokrern entrissen und mit flüchtigen Messeniern besetzt ward. Im Peloponnesischen Kriege war es eine Flottenstation der Athener, wurde ihnen 405 entrissen, und die Messenier wurden daraus vertrieben. 338 bemächtigten sich die Ätolier der Stadt, die sie 191 lange, aber vergeblich gegen die Römer verteidigten. Im Mittelalter wurde die Stadt vom byzantinischen Kaiser Manuel den Venezianern überlassen, die sie so stark befestigten, daß 1477: 30,000 Türken sie vier Monate lang vergeblich belagerten, und erst Bajesid II. sie 1499 mit einem Heere von 150,000 Mann zur Übergabe zwingen konnte. Am berühmtesten ist N.' Name geworden durch die Seeschlacht (Schlacht von Lepanto) 7. Okt. 1571, in welcher Don Juan d'Austria als Oberbefehlshaber der von Spanien, dem Papst Pius V. und der Republik Venedig ausgerüsteten Flotte die weit stärkere Seemacht der Türken vollständig schlug. Gegen 30,000 Türken fielen (darunter der Kapudan-Pascha) oder wurden gefangen genommen, 130 Schiffe erobert, 12,000 christliche Galeerensklaven von ihren Ketten befreit; die Christen büßten 15 Galeeren und 8000 Mann ein. Der berühmte Dichter Cervantes verlor hier durch eine türkische Kugel einen Arm. Durch den Sieg bei N. ward die Übermacht der Christen zur See entschieden, und es begann mit ihm der Verfall der türkischen Macht. Infolge des griechischen Freiheitskampfes wurde N. 27. März 1829 den Griechen übergeben. Vgl. Jurien de la Gravière, La guerre de Chypre et la bataille de Lépante (Par. 1888, 2 Bde.).

Nauplia (Navplion, ital. Napoli di Romania), Hauptstadt des griech. Nomos Argolis und Korinth, am Argolischen Meerbusen, über Argos mit Korinth und Kalamata durch Eisenbahn verbunden, hat 7 Kirchen, Gymnasium, Kaserne, Arsenal, einen geräumigen und sichern Hafen und (1889) 5459 Einw. N. ist einer der wichtigsten Seeplätze Griechenlands und Sitz des Nomarchen, eines Erzbischofs und eines Appellationsgerichts. Stadt und Hafen beherrschen die Burg Itsch-kale, einst Akropolis, und die auf einem 215 m hohen, steilen Felsen gelegene, als Gefängnis dienende Citadelle Palamidi, einst wahrscheinlich ein Heiligtum des phönikischen Palamedes, wie denn N. überhaupt ursprünglich eine Gründung der Phöniker war. Im übrigen hatte es im Altertum keine Bedeutung, dagegen war es im Mittelalter als wichtige Küstenfestung einer der Hauptorte der Halbinsel. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner (1204) kam die Stadt in den Besitz der Franken, unter deren Herrschaft N. mit Argos ein besonderes Herzogtum bildete. 1383 ging es an Venedig, 1539 von diesem an die Türken über. Ersteres nahm N. zwar 1686 wieder, doch fiel es 1715 samt dem Peloponnes wieder in die Hände der Türken. Seit Oktober

1821 ward der Hafen von N. durch die Heldin Bobolina mit ihren Schiffen und von der Landseite durch Demetrios Ypsilanti gesperrt; aber erst im Dezember 1822 wurde die Stadt von den Türken übergeben. Am 30. April 1823 trat in N. der erste ordentliche Kongreß des hellenischen Volkes zusammen, und bis zur Übersiedelung nach Athen (1834) blieb es der Sitz der Regierung und Residenz König Ottos.

Nauplios, König auf Euböa, führte aus Rache für den Tod seines Sohnes Palamedes (s. d.) die von Troja heimkehrenden Griechen irre, so daß sie Schiffbruch erlitten.

Nauplius, die Jugendform vieler Krebse, in der sie das Ei verlassen, im vorigen Jahrhundert für eine eigne Gattung angesehen und als solche benannt. Der N. ist ein mikroskopisch kleines Krebstierchen mit länglichem Leib und sechs Beinen, von denen die vier letzten je aus zwei Ästen bestehen (Spaltbeine). Er ist sehr einfach gebaut. Wichtig ist er insofern, als bei den höhern Krebstieren, die meist in viel vollständigerer Form aus dem Ei ausschlüpfen, doch noch einige Arten als N. auskriechen und die übrigen wenigstens im Ei vorübergehend nur drei Beinpaare haben (sogen. Naupliusstadium); ferner als selbst die durch Parasitismus äußerst rückgebildeten (oft aller Beine, Sinnesorgane, ja des Darmes ledigen) Arten der niedern Krebstiere in der frühesten Jugend eine Zeitlang als N. frei im Meere umherschwimmen (s. Abbildung und Tafel »Entwickelungsgeschichte«, Fig. 2—5). Dies hat die Ansicht hervorgerufen, als ob der N. ein Abbild der ältesten, ursprünglichsten Krebstiere sei, so daß aus ihm heraus sich sogar der riesige Hummer ꝛc. entwickelt habe; die richtige Deutung ist aber wohl, daß der N. nur die Jugendform des Stammvaters sämtlicher Krebstiere, nicht er selber gewesen ist. Aus den drei Beinpaaren, welche beim N. noch vorzugsweise zum Schwimmen dienen, werden bei der Umwandlung in die erwachsene Form die beiden Fühlerpaare und die Vorderkiefer, während alle übrigen Beine und auch die Körperringe (Segmente) erst nach und nach hervorwachsen.



Nauplius von Penaeus. Stark vergr. a Vorder-, b Hinterfühler, c Vorderkiefer, d Auge.

Naupórtus, einst blühende Handelsstadt der Taurisker in Pannonia superior, verlor nach Gründung des nahen Emona (jetzt Laibach) seine Bedeutung und wurde von den aufständischen pannonischen Legionen nach des Augustus Tod zerstört; jetzt Oberlaibach.

Náusa, griech. Hafenplatz, s. Paros.

Nausĕa (v. griech. naus, Schiff), eigentlich Seekrankheit (s. d.), dann Ekel, Übelkeit, Brechreiz (s. d.).

Nauseōsa (lat.), Übelkeit erregende Mittel, die anhaltenden Brechreiz, aber nicht Erbrechen hervorrufen.

Nausikáa, in der griech. Sage Tochter des Phäakenkönigs Alkinoos, fand am Ufer den schiffbrüchigen Odysseus und führte ihn in das Haus ihres Vaters; nach späterer Sage wurde sie die Gemahlin des Telemach. Ihr Verhältnis zu Odysseus bot der Poesie dankbaren Stoff dar; unter andern hat Sophokles es behandelt, Goethe hat ein Fragment gleichen Inhalts hinterlassen, und Geibel eine Ballade danach gestaltet.

Nauta, Stadt im Depart. Loreto der südamerikan. Republik Peru, unter 4° 31′ südl. Br., am Zusammenfluß des Marañon und Ucayali zum Amazonenstrom, 128 m ü. M., mit lebhaftem Dampfschiffsverkehr und Handel mit Fischen, Sassaparille u. Wachs.

Naute, gewürzreiches Honigkonfekt aus Mohn, Nüssen und Mandeln, welches in altgläubigen israelitischen Haushaltungen am Purimfest genossen wird.

Nautical Almanac, s. Ephemeriden.

Nautik (griech.), Schiffahrtskunde (s. Navigation); nautisch, auf die Schiffahrt bezüglich, dazu gehörig; Nautiker, Schiffahrtskundiger.

Nautilus (Schiffsboot), Gattung der Tintenschnecken (s. d.), die einzige noch lebende Form der Vierkiemer, die früher außerordentlich verbreitet waren. Die häufigste Art, N. pompilius (Irismuschel, Perlboot), hat eine spiralig in einer Ebene aufgerollte Schale, von der nur die letzte Windung sichtbar ist (s. Tafel »Weichtiere«, Fig. 7). Die Schale hat etwa 15 cm Durchmesser und zeigt auf dem Querschnitt zahlreiche Scheidewände, welche ebenso viele Kammern abgrenzen, die durch eine Röhre (sipho) miteinander verbunden sind. In der äußersten, geräumigsten Kammer sitzt das Tier. Es bewohnt die indischen Gewässer, lebt meist am Meeresgrund, kommt aber auch an die Oberfläche und benutzt als Hilfsmittel zum Steigen und Sinken die Luft in den hintern Kammern. Das Tier wird gegessen, aus der Schale werden Trinkgefäße gefertigt, wobei man die äußere Haut mit Säuren abbeizt und nach dem Hervortreten des Perlmutterglanzes Ornamente einschneidet; auch dient die Schale zu eingelegter Arbeit. Vgl. die Abbildung des fossilen N. Konincki auf Tafel »Steinkohlenformation II«, Fig. 2.

Nautische Abteilung des Reichsmarineamtes, s. Hydrographie.

Nautische Instrumente, alle zur Schiffahrt erforderlichen Instrumente für die Bestimmung des geographischen Ortes von Schiffen, für die Wetterbeobachtung, Tiefen-, Zeit- und Fahrtmessung ꝛc., z. B. Kompaß, Sextant, Oktant, Chronometer, Log, Lot, Thermometer, Barometer, Fernrohr ꝛc. Vgl. »Handbuch der nautischen Instrumente« (hrsg. vom Hydrographischen Amt der Admiralität, 2. Aufl., Berl. 1890).

Nautische Meile, s. Seemeile.

Nautschmädchen, die öffentlichen Tänzerinnen in Ostindien; s. Prostitution.

Nauvoo City (spr. nowú-ßitti), Stadt in der Grafschaft Hancock des nordamerikan. Staates Illinois, am Mississippi, 1840 von den Mormonen (s. d.) gegründet, die hier einen großen Tempel bauten. Smith, der Mormonenprophet, wurde hier 1844 mit einigen seiner Anhänger ermordet, der Tempel 1848 in Brand gesteckt und die Mormonen vertrieben. Französische Sozialisten unter Cabet ließen sich 1852 hier nieder (vgl. Kommunismus, S. 416). N., früher eine blühende Stadt mit 15,000 Einw., zählt (1890) nur 1208 Einw., die Weinbau und Weinbereitung treiben.

Navacello (ital., spr. -tschello), zweimastiger Küstenfahrer des Mittelmeeres; der stark nach vorn geneigte Vordermast steht nahe dem Vorsteven.

Nava del Rey, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valladolid, an der Eisenbahn Medina-Zamora, hat eine roman. Kirche, ausgezeichneten Weinbau und (1887) 6025 Einw.

Navaja (span., spr. -wácha), Taschenmesser.

Navajo (spr. -wácho, Apaches de Navajo), nordamerikanischer, zu den Athabasken gehöriger Indianer-

stamm in Neumexiko, mit den Apatschen verwandt. Früher als kühne Räuber gefürchtet, sind sie in neuester Zeit zur Viehzucht übergegangen. 1890 lebten in der Navajo-Agentur in Neumexiko 17,204 Seelen.

Navāl (lat.), was zur Schiffahrt, zum See- und Schiffswesen gehört.

Navālarchitektur (lat.), die Schiffbaukunst; daher »stud. arch. nav.«, Abkürzung für studiosus architecturae navalis, Studierender des Schiffbaues an technischen Hochschulen.

Navan (spr. näwwen), Stadt in der irischen Grafschaft Meath, am Zusammenfluß von Boyne u. Blackwater, ist Sitz eines protestantischen Bischofs, hat ein kath. Seminar und (1891) 3963 Einw. 5 km südlich davon die malerischen Ruinen von Bective Abbey.

Navarīno, Stadt, s. Pylos.

Navarra, ehemaliges Königreich, jetzt Provinz im nördlichen Spanien, grenzt nördlich an Frankreich, östlich und südlich an Aragonien (Provinzen Huesca und Saragossa), südlich an Altkastilien (Provinz Logroño), westlich an die Baskischen Provinzen (Alava u. Guipuzcoa) und umfaßt 10,506 qkm (190,8 QM.). Das Land ist im Norden und NO. gebirgig und enthält hier den Hauptzug der Westpyrenäen (Pic d'Ory, 2017 m) mit dessen südlichen Vorlagen und den westlichen Ausläufern, welche die Verbindung mit dem Kantabrischen Gebirge herstellen. Dieser Teil, die Montaña, ist waldreich u. wird von zahlreichen, südlich gerichteten Flußthälern durchzogen. Den mittlern Teil des Landes bildet die baumarme Hochebene von Pamplona, den südlichen Teil die an den Ebro grenzende fruchtbare Ribera. Der südöstliche, zwischen Aragon und Ebro gelegene Landstrich gehört zu der öden, salzigen Steppe Las Bardenas. Das Klima ist, je nach der Höhe, verschieden, im S. heiß, in der Montaña kühl und feucht. Hauptflüsse sind: Ebro (Nebenflüsse: Ega und Aragon mit Arga), dann Bidassoa. Die Bevölkerung belief sich 1887 auf 304,122 Seelen, d. h. 29 Einw. auf 1 qkm. Die Navarresen, aus der Vermischung der Basken und Goten während der arabischen Herrschaft und des Kampfes gegen dieselbe hervorgegangen, sind ein kräftiger Menschenschlag, arbeitsam, scharfsinnig, geborne Jäger, Schmuggler und Soldaten, aber auch sehr eingebildet, heftig und unbeugsam. Gleich den Basken, hängen sie mit großer Vorliebe an ihrem Vaterland und ihren Gebräuchen. In den tiefer liegenden mildern Gegenden baut man Getreide, guten Wein (namentlich in der Ribera), Hanf, Flachs, Öl, Gemüse und Obst aller Art. Von Wichtigkeit ist auch die Viehzucht. Das Mineralreich liefert Eisen, Kohle, Steinsalz, Marmor und Kalk. Auch enthält die Provinz mehrere Mineralquellen. Die Hauptprodukte der Industrie sind: Roheisen, Ziegel, Glas, Papier, Tuch, Leinwand, Leder, Seife, Schokolade und Nudeln. Die Provinz umfaßt fünf Gerichtsbezirke. Hauptstadt ist Pamplona.

Geschichte. Die spanische Provinz N. bildet nur die südliche Hälfte des ehemaligen Königreichs N. (Obernavarra), während Niedernavarra, am Nordabhang der Pyrenäen, jetzt zum französischen Depart. Niederpyrenäen gehört. Die ältesten bekannten Bewohner Navarras waren die Vaskonen, Abkömmlinge der alten Iberer, der Urbevölkerung Spaniens, welche noch jetzt unter dem Namen Basken das Land bewohnen. Es wurde, wie das übrige Spanien, von den Römern unterworfen u. dann von den Sueven, Westgoten und Arabern erobert. Karl d. Gr. fiel 778 in N. ein, verlor indes durch seine Niederlage gegen die Basken im Thale von Ronceval seine Eroberungen, und erst sein Sohn Ludwig der Fromme stellte als König von Aquitanien (806) die spanische Mark wieder her, welche auch N. umfaßte. Die Einwohner von N. benutzten aber die innern Zwistigkeiten im fränkischen Reiche, um sich unabhängig zu machen, und wählten Sancho Garcia, angeblich einen Abkömmling des Westgotenkönigs Reccared, zu ihrem Grafen, welcher Pamplona und das Gebiet am Aragon eroberte und sich 905 den Titel eines Königs von N. beilegte. Er starb 925, nachdem er das ganze Gebiet des obern Ebro den Sarazenen entrissen hatte. In der Reihe seiner Nachfolger ragt Sancho III., der Große (1001—1035), hervor, der die Grenzen seines Reiches beträchtlich erweiterte und dasselbe bei seinem Ableben so unter seine vier Söhne verteilte, daß Garcia N. mit Viscaya, Ferdinand Kastilien, Gonzales den nördlichen Teil von Aragonien und Ramiro den übrigen erhielt. 1076 wurde Sancho IV. von N. von Sancho Ramirez von Aragonien, seinem Vetter, gestürzt und N. mit diesem Königreich vereinigt, nach Alfons' I. Tod (1134) aber unter Garcia V. wieder ein selbständiges Königreich. 1234 erbte es nach dem söhnelosen Tode Sanchos VII. Thibaut von Champagne, der eine neue Dynastie gründete. Durch Verheiratung der letzten Erbin derselben, Johanna, mit Philipp IV., dem Schönen, kam N. 1285 an Frankreich. Nach dem Aussterben des Mannesstamms der Kapetinger 1328 erbte Ludwigs X. Tochter Johanna II. N., das durch ihren Gemahl Philipp III., Grafen von Evreux, 1329 wieder einen Herrscher erhielt. Sein Sohn Karl II., der Böse, verband sich mit dem Prinzen von Wales und dem König von Aragon, begann einen Krieg gegen Frankreich und Kastilien, in welchem sein Reich verwüstet ward, und konnte nur mit großen Opfern 1379 den Frieden wiedererlangen. Mit der Hand seiner Enkelin Blanka kam N. 1441 an Johann von Aragon, mit welchem Königreich es nun 38 Jahre vereinigt blieb. König Johann hinterließ 1479 N. seiner Tochter Eleonore, die an Gaston, Grafen von Foix und Vicomte von Béarn, vermählt war, durch welchen Béarn an N. kam. Johanns Enkeltochter Katharina, die ganz N. ihrem Gemahl Johann von Albret als Mitgift zubrachte, verlor 1512 im Kampfe mit Ferdinand dem Katholischen Obernavarra, das ganze Gebiet südlich der Pyrenäen, welches nun als spanisches N. Spanien einverleibt wurde. Heinrich II., Johanns Sohn, folgte 1517 in Niedernavarra und in Béarn. Heinrich vermählte sich 1527 mit Margarete von Valois, Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, die sich durch Gründung von Kollegien und andern Schulen um Niedernavarra verdient machte. Seine Erbtochter, Johanna von Albret, vermählt mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, führte die Lehre Calvins in N. ein. Durch ihren Sohn Heinrich III., der 1589 als Heinrich IV. den Thron Frankreichs bestieg, kam Niedernavarra an Frankreich, dessen Könige bis zur Julirevolution den Titel König von Frankreich und N. führten. Doch behielt Niedernavarra noch bis zur französischen Revolution 1789 eine besondere Verwaltung und manche Vorrechte. Vgl. Olhagaray, Histoire de Foix, Béarn et Navarre (Par. 1609); Favyn, Histoire de Navarre (das. 1622); Bordenave (gest. 1572), Histoire de Béarn et de Navarre (hrsg. von Raymond, das. 1873); Boissonnade, Histoire de la réunion de la Navarre à la Castille (das. 1893).

Navarra, Philipp von, s. Philipp de Novaire.

Navarrete, 1) Juan Fernandez, span. Maler, genannt »el Mudo«, weil er taubstumm war, geb. um 1526 in Logroño, gest. 1579 in Toledo, bildete sich zuerst bei einem malenden Mönch, Fray Vicente, und dann in Italien, vornehmlich nach Tizian. 1568 wurde er als Hofmaler Philipps II. nach Spanien zurückberufen, wo er seine Thätigkeit zumeist dem Escorial widmete. Seine ersten, noch dort erhaltenen Bilder (der heil. Hieronymus, 1569; das Martyrium Jacobus' des ältern, 1571) schlossen sich noch an den strengern Stil der ältern italienischen und spanischen Schule an, welchen auch die früher gemalte Taufe Christi (Museum zu Madrid) zeigt. Der Einfluß Tizians offenbart sich erst stärker in der Geburt Christi, einer heiligen Familie und einer Geißelung Christi (im Escorial, 1571—75). N. hat auf die technische Weiterentwickelung der spanischen Schule einen großen Einfluß geübt.

2) Don Martin Fernandez de, span. Gelehrter, geb. 9. Nov. 1765 zu Abalos in der Provinz Rioja, gest. 8. Okt. 1844, trat 1780 in die Gardemarine, machte den Krieg gegen England, dann den gegen die französische Republik mit und ward 1797 Offizial im Marineministerium, dann Fiskal des obersten Admiralitätsrats. Während der französischen Invasion lebte er in Zurückgezogenheit zu Sevilla und Cadiz. 1823 wurde er zum Direktor des Hydrographischen Instituts, 1825 zum Mitglied der Direktionsjunta der königlichen Armada, 1836 zum Senator und Direktor der Akademie der Geschichte ernannt. Sein Hauptwerk ist die »Coleccion de los viajes y descubrimientos, que hicieron los Españoles desde el fin del siglo XV« (Madr. 1825—37, 5 Bde.). Außerdem gab er eine Biographie von Cervantes (1849) heraus. Auch wurde er Mitbegründer der großen Coleccion de documentos inéditos para la historia de España (seit 1842). Aus seinem Nachlaß erschien: »Disertacion sobre la historia de la nautica« (Madr. 1846) und »Biblioteca maritima española« (das. 1851, 2 Bde.).

3) Ramon de, span. Dramatiker der Gegenwart, geb. in Madrid als Sohn eines Beamten der Staatsdruckerei, begann seine Laufbahn in diesem Institut, wo er bis zum Posten eines obersten Chefs aufrückte. Schriftstellerisch trat er als Novellist auf und erregte zuerst mit seinen »Creencias y desengaños« Aufsehen. Das Hauptgewicht seiner dichterischen Thätigkeit beruht jedoch auf dem dramatischen Gebiete, das er mit »Emilia« und »Don Rodrigo Calderon« betrat, die sofort ins Französische übersetzt und in Paris aufgeführt wurden. Von seinen weitern Stücken sind die besten: »Caprichos de la fortuna«, »Un matrimonio a la moda«, »Verdades y ficciones« (1874), »Sueños y realidades« (1877), »El duque de Alcira« (1890), »Los dominós blancos«. Eine Besonderheit sind die »Revistas de salones«, welche N. mit seinen »Cartas Madrileñas« einführte.

Navas de Tolōsa, Las, Dorf in der span. Provinz Jaen, am Südabhang der Sierra Morena, 4 km nordöstlich von La Carolina. Hier 16. Juli 1212 großer und entscheidender Sieg der Spanier über die Mauren, auch 1812 Schlacht zwischen den Spaniern und Franzosen.

Navassa, kleine Koralleninsel im Kanal von Jamaica, unter 18° 25′ nördl. Br., zu Haïti gehörig, 100 m hoch, reich an Guano, der seit 1856 von der amerikanischen N. Phosphate Co. ausgebeutet wird.

Navassit, s. Phosphorit.

Navez (spr. -wä), François, belg. Maler, geb. 16. Nov. 1787 in Charleroi, gest. 12. Okt. 1869 in Brüssel, bildete sich auf der Akademie zu Brüssel und seit 1813 zu Paris bei David, mit welchem er nach dessen Verbannung in die Heimat zurückkehrte. In den Jahren 1817—22 hielt er sich in Italien auf und wurde später Direktor der Akademie zu Brüssel, welches Amt er bis 1859 verwaltete. Er hat teils religiöse Bilder im akademischen Stil (Hagar und Ismael, Begegnung Isaaks mit Rebekka, beide im Museum zu Brüssel), teils Genrebilder aus dem italienischen Volksleben (Spinnerinnen von Fondi, in der Münchener Pinakothek; das kranke Kind, in der Berliner Nationalgalerie) gemalt.

Navezsches Pendel, s. Chronoskop, S. 155.

Navicella (ital., spr. nawitschélla, »Schiffchen, Nachen«), Bezeichnung eines berühmten Bildes des italienischen Malers Giotto di Bondone (s. d.).

Navicŭla (lat., »Schiffchen«), ein kahnförmiger, mit zwei Deckeln versehener Behälter des Weihrauchs für den Kirchendienst. Dieselbe Form wurde später auch für Salz- und Gewürzgefäße verwendet.

Navier (spr. nawjē), Ludwig, Ingenieur und Mechaniker, geb. 15. Febr. 1785 in Dijon, gest. 1836, trat 1808 in das Korps der Brücken- und Straßenbauingenieure ein und wurde nach längerer praktischer Thätigkeit 1819 Professor der Mechanik an der École des ponts et chaussées und 1831 an der polytechnischen Schule in Paris. Durch sein »Résumé des leçons« legte N. den Grund zu der neuern Ingenieurmechanik. Er schrieb: »Mémoire sur les roues à élever l'eau, sur la flexion des lames élastiques, sur les lois de l'équilibre et du mouvement des corps élastiques« und »Sur le mouvement des fluides en ayant égard à l'adhésion de molécules«; auch gab er den litterarischen Nachlaß seines Oheims Gauthey unter dem Titel: »Traité de la construction des ponts« (1813, 2 Bde.) heraus, dem er 1816 einen 3. Band hinzufügte (neue Bearbeitung 1832, 3 Bde.).

Navigābel (lat.), schiffbar.

Navigare necesse est, vivere non est necesse (lat.), »Schiffahrt zu treiben ist notwendig, zu leben ist nicht notwendig«, ein auf Plutarch (»Pomp.«, c. 50) zurückzuführender Ausspruch, Inschrift am Hause Seefahrt zu Bremen.

Navigation (Schiffahrtskunde, Nautik), die Wissenschaft, welche lehrt, ein Schiff mit Sicherheit über See zu führen und den Ort desselben jederzeit zu bestimmen. Man teilt die N. in die terrestrische oder geographische und die astronomische N. Die geographische N. umfaßt die Bestimmung des Ortes des Schiffes mittels Benutzung terrestrischer Gegenstände und die Bestimmung der Richtung und Weite des Schiffsweges (Kurs etc.). Die Berechnungen sind meist aus der ebenen Trigonometrie entnommen; ihre Lehren schöpft die geographische N. aus der mathematischen Geographie; ihre Werkzeuge sind: der Kompaß, das Log, das Lot und die Seekarten. Die astronomische N. umfaßt die Kenntnis und Beobachtung des gestirnten Himmels und seiner Körper, die Bestimmung des Ortes des Schiffes mittels Beobachtung derselben und das Auffinden von Fehlern an Instrumenten, von Strömungen etc. Die Berechnungen geschehen nach den Sätzen der sphärischen Trigonometrie; ihre Lehren schöpft die astronomische N. aus der Astronomie; ihre Werkzeuge sind: das Chronometer, Spiegelinstrumente (Sextant, Oktant, Pistorscher Kreis) und Azimutkompasse. Die Anwendung derselben bezieht sich auf Bestimmung der Länge und Breite für den Augenblick der Beobachtung. Hilfsmittel der N.

sind außer den genannten Instrumenten nautische Tafeln, die logarithmischer, trigonometrischer und astronomischer Art sind. Vgl. Albrecht u. Vierow, Lehrbuch der N. (7. Aufl., Berl. 1893); Breusing, Steuermannskunst (5. Aufl., Brem. 1890); Derselbe, Nautische Hilfstafeln (5. Aufl., das. 1885); Freeden, Handbuch der Nautik (Oldenb. 1864); Rümker, Handbuch der Schiffahrtskunde (6. Aufl., Hamb. 1858); Paugger, Lehrbuch des terrestrischen Teiles der Nautik (2. Aufl., Triest 1874); Schaub, Nautische Astronomie (neubearbeitet von E. Gelcich, 3. Aufl., Wien 1878); »Handbuch der N., herausgegeben vom Hydrographischen Amte des Reichsmarineamtes« (3. Aufl., Berl. 1891); Dittmer, Handbuch der Seeschiffahrtskunde (Leipz. 1894); Domke, Nautische, astronomische und logarithmische Tafeln (8. Aufl., Berl. 1885); Ligowski, Sammlung fünfstelliger logarithmischer Tafeln &c. (2. Aufl., Kiel 1892); Breusing, Die Nautik der Alten (Brem. 1886).

Navigationsakte (engl. Navigation Act), Schiffahrts- und Seehandelsgesetz, welches das republikanische englische Parlament 9. Okt. 1651 zur Förderung der britischen Schiffahrt erließ. Hiernach durften namentlich alle aus Asien, Afrika und Amerika stammenden Waren nur durch britische Schiffe in Großbritannien und Irland und den britischen Kolonien eingeführt und alle in Europa erzeugten oder verfertigten Waren im britischen Reich nur auf britischen oder solchen Schiffen eingeführt werden, die Eigentum des Landes waren, von welchem die Waren ausgeführt wurden; letztere Bestimmung wurde jedoch später auf gewisse Artikel beschränkt, die man seitdem im Handel als »enumerated articles« bezeichnete. Später folgte das Verbot jeder Einfuhr aus den Niederlanden und Deutschland unter jedem Verhältnis und in jedem Schiff, und 1696 wurde den britischen Kolonien und Pflanzungen sogar verboten, ihre Produkte selbst nach Irland oder Schottland zu senden. 1787 erließen die Vereinigten Staaten von Amerika als Repressalie ein der britischen N. wörtlich entlehntes Gesetz gegen England, und auch die nordischen Mächte drohten in gleicher Weise zu verfahren. Daher wurde die englische N. 1821 und 1825 durch neue Gesetze und durch die Annahme des Grundsatzes der Gegenseitigkeit (Reciprozitätssystem) wesentlich gemildert, bis endlich durch das Gesetz vom 26. Juni 1849 alle noch übrigen Bestimmungen der N., mit Ausnahme der Begünstigungen der einheimischen Küstenschiffahrt und Fischerei, aufgehoben wurden und auch dieser Vorbehalt 1854 grundsätzlich beseitigt ward. Doch ist der Regierung (Customs Consolidation Act von 1876) das Recht vorbehalten, die Schiffe derjenigen Länder von der Küstenschiffahrt auszuschließen, welche britischen Schiffen die Gegenseitigkeit versagen.

Navigationskammer, in Schiffen der Raum zur Aufbewahrung der nautischen Instrumente.

Navigationsoffizier, s. Observieren.

Navigationsschulen, in Deutschland staatliche Lehranstalten für die theoretische Ausbildung von Seeleuten der Handelsflotte zu Seesteuerleuten und Seeschiffern. Für den Besuch dieser Schulen sind bestimmte Fahrzeiten vorgeschrieben, in der Steuermannsklasse für die Matrosen 33 Monate, in der Schifferklasse für die Steuerleute (dazu noch) 24 Monate auf seegehenden Schiffen, nicht auf Küstenfahrern. 1749 wurde in Hamburg auf Staatskosten die erste öffentliche Navigationsschule (mit freiem Unterricht) eröffnet. Außer dieser bestehen N. in Leer, Papenburg, Timmel, Emden, Elsfleth, Bremen, Geestemünde, Grünendeich, Altona, Flensburg, Apenrade, Lübeck, Wustrow, Rostock (städtisch), Barth, Stralsund, Grabow-Stettin, Danzig, Pillau, Memel. Jede Navigationsschule, vom Handelsministerium ressortierend, steht unter einem Direktor und wird durch ein Kuratorium beaufsichtigt und verwaltet. Die Lehrer sind Seeleute, welche die Schifferprüfung für große Fahrt bestanden haben. Das Bestehen der Prüfungen berechtigt am Ende des Steuermannskursus zum Seesteuermann, zu Ende des Seeschifferkursus zum Seeschiffer (Kapitän) für große oder europäische Fahrt. Die europäische Fahrt berechtigt nur zur Führung von Segelschiffen unter 250 Ton., jedoch zur Führung von Dampfern aller Größen. Es besteht auch eine Prüfung für Seeschiffer der kleinen Fahrt in Ost- und Nordsee bis zum 61. Breitengrad auf Schiffen über 30 und unter 100 T. Tragfähigkeit, für welche 60monatige Seefahrzeit vorgeschrieben ist, und die jederzeit abgelegt werden kann. Küstenfahrer, d. h. Führer von Schiffen unter 30 T., sind keiner Prüfung unterworfen. Alle Seestaaten besitzen ähnliche Lehranstalten, Österreich-Ungarn in Triest, Ragusa, Lussinpiccolo, Fiume und Buccari. Vgl. Dittmer, Katechismus der deutschen Handelsmarine (Leipz. 1892). — Navigationsvorschulen, zur Vorbereitung zum Steuermannskursus, bestehen in Stolpmünde, Swinemünde, Wiek, Zingst, Prerow, Arnis, Westrhauderfehn und Grohn-Vegesack.

Navigatorsinseln, s. Samoa.

Naviglio Grande (spr. nawilljo-, »großer Kanal«), Kanal in der ital. Provinz Mailand, führt vom Ticino bei Tornavento über Abbiategrasso nach Mailand, ist 50 km lang, 12 m breit und steht mit dem Naviglio di Bereguardo, dem Naviglio della Martesana und dem N. di Pavia in Verbindung. Er dient der Schiffahrt und der Bewässerung und geht seiner ersten Anlage nach bis ins 12. Jahrh. zurück.

Naville (spr. -wil'), Jules Ernest, schweizer. Publizist, geb. 13. Dez. 1816 zu Chancy im Kanton Genf, studierte zu Genf Philosophie und Theologie, wurde 1844 Professor der Philosophie an der Akademie zu Genf, verlor aber infolge der Revolution 1846 diese Stelle. 1865 wurde er zum korrespondierenden Mitglied des Instituts von Frankreich gewählt und gründete in Genf die Association réformiste zur Verbreitung des Prinzips der Minoritätenvertretung, deren Arbeiten er herausgab. Von seinen Schriften (zum Teil seine Vorträge) führen wir an: »Maine de Biran, sa vie et ses pensées« (Genf 1857, 3. Aufl. 1874); »La vie éternelle« (1861; deutsch, Leipz. 1863); »Madame Swetchine« (1864); »Le père céleste« (1865, 3. Aufl. 1880; deutsch, Leipz. 1865); »Le problème du mal« (1868; deutsch, Jena 1871); »La question électorale en Europe et en Amérique« (2. Aufl. 1871; deutsch, Zür. 1868); »Le devoir« (1868; deutsch, Leipz. 1869); »Le Christ« (2. Aufl. 1880; deutsch, Leipz. 1880); »La logique de l'hypothèse« (1880); »La physique moderne« (1883, 2. Aufl. 1890); »Le Libre arbitre« (1890). Mit Debrit gab er unedierte Schriften von Maine de Biran (1859, 3 Bde.) heraus.

Navisonce (spr. nawisóngß'), Fluß im Val d'Anniviers (s. Anniviers).

Nävius, Gnäus, röm. Dramatiker und Epiker, aus Kampanien, Mitkämpfer im ersten Punischen Krieg, brachte 235 v. Chr. sein erstes Stück in Rom zur Aufführung und starb in Utica um 200. Der rücksichtslose Freimut, mit dem er in seinen Dramen auch po-

litische Größen angriff, brachte ihm zuerst Gefängnis, dann Verbannung nach Utica. Seine Hauptstärke war die Komödie, in der er die griechischen Originale frei und selbständig verarbeitete; in der Tragödie hat er das Verdienst, zuerst neben griechischen Nachbildungen nationale Stoffe dramatisiert zu haben (die dramatischen Überreste in Ribbecks »Scaenicae poesis Romanorum fragmenta«, 2. Aufl., Leipz. 1871—73, und mit denen des Livius Andronicus hrsg. von L. Müller, Berl. 1885). Ebenso schuf er in seinem »Bellum poenicum« (in saturnischem Metrum) das erste nationale Epos (Fragmentsammlung von Vahlen, Leipz. 1854, und mit den Ennius-Fragmenten von L. Müller, Petersb. 1884).

Naevus (lat.), ein angebornes Mal; N. maternus, Muttermal; N. vascularis, Gefäßmal (Telangiektasie); N. flammeus, Feuermal.

Navy (engl., spr. nēwi), Flotte.

Navy Bay (spr. nēwi bē), Hauptkriegshafen von Kanada am östlichen Ende des Ontariosees, zwischen zwei Landzungen, 1 km von Kingston, mit Arsenal und Werften, und durch Fort Henry verteidigt.

Nawab-Wesir (»Vizekönig«), seit 1858 Titel des Vizekönigs und Generalgouverneurs von Indien.

Nawodo, s. Pleasantinsel.

Naworth, Schloß, s. Brampton 1).

Naxos (jetzt Naxiá, vulgär Axiá), Insel im Ägäischen Meer, die schönste und größte der Kykladen, 423 qkm (7,68 QM.) groß mit (1889) 14,572 Einw., von Paros nur durch eine schmale Meerenge getrennt, hat im O. steile Ufer, nach W. zu ebneres Land u. wird von Norden nach S. von einem im Ozia bis zu 1003 m ansteigenden Granitgebirge, dessen Gipfel Kalk und Marmor bilden, durchzogen. Die Insel ist gut bewässert und in ihren untern Teilen höchst fruchtbar. Hauptprodukte sind: Weizen, Gerste, Südfrüchte, Wein, Öl, Mastix, von Mineralien Marmor und namentlich Schmirgel (jetzt jährlich 2$^1/_5$ Mill. kg). Merkwürdig ist eine antike, nur aus dem Rohen zugehauene, fast 10 m lange Kolossalstatue, welche noch jetzt unweit der Bruchstelle liegt. Die Hauptstadt N., auf der Nordwestküste, hat ein von den Venezianern erbautes Schloß und einen Hafen, ist Sitz eines katholischen Erzbischofs und eines griechischen Bischofs und zählt (1889) 1869 Einw. — In der ältesten Zeit hieß die Insel von ihrer Gestalt Strongyle (die Abgerundete), auch Dia und Dionysias und war durch den Mythus von Dionysos berühmt. Die ältesten Bewohner der Insel waren Karer, welche von den Ioniern verdrängt wurden. Dieselben gründeten auf N. einen mächtigen Staat, welcher eine Hegemonie über die Nachbarinseln ausübte. 536 v. Chr. geriet N. in einen Krieg mit Peisistratos von Athen, welcher es überwand und Lygdamis, den Führer der oligarchischen Partei auf N., als Tyrannen daselbst einsetzte. Schon 510 wurden jedoch die Aristokraten wieder verjagt, und die von denselben zu Hilfe gerufenen Perser mußten nach viermonatiger Belagerung 501 unverrichteter Dinge wieder abziehen. Dafür verwüsteten dieselben 490 bei ihrem Zuge gegen Griechenland die Insel mit Feuer und Schwert. Nachdem die Naxier in der Schlacht von Salamis zu den Griechen übergegangen waren und dadurch die Freiheit von der persischen Oberherrschaft erlangt hatten, bildete N. ein Glied des Attischen Seebundes, war jedoch der erste der verbündeten Staaten, welcher der Bundespflicht nachzukommen sich weigerte, aber von Athen 466 unterworfen und als erobertes Land behandelt wurde. 376 besiegte der Athener Chabrias, welcher N. dem neuen Seebund mit Gewalt einverleiben wollte und es belagerte, dort die zum Ersatz herangekommene spartanische Flotte, worauf N. für kurze Zeit wieder dem Athenischen Seebund beitrat. Später war N. Makedonien, in der Diadochenzeit Ägypten unterthan, dann den Rhodiern, endlich den Römern. Im Mittelalter erhielt die Insel den Namen Naxia. Nach Errichtung des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel eroberte sie 1207 der Venezianer Marco Sanudo nebst den andern Kykladen, und der lateinische Kaiser Heinrich erhob 1210 den Eroberer zum erblichen Herzog des Archipelagos, der sogen. Dodekanesos, und N. zum Sitz des Herzogtums. Als das Haus Sanudo 1362 ausstarb, erhielt der Gemahl der Tochter des letzten Herzogs, Johann dalle Carceri, Herr von Negroponte, das Herzogtum N. Von 1383—1566 herrschten dort die Crispi. 1566 kam die Insel unter türkische Herrschaft. Sultan Selim II. erhob den portugiesischen Juden Jussuf Nassy zum Herzog von N. Nach der Erhebung Griechenlands wurde auch N. demselben einverleibt. Vgl. Grüter, De Naxo insula (Halle 1833); Curtius, Naxos (Berl. 1846); Dugit, De insula Naxo (Par. 1867).

Naxos, im Altertum Stadt auf der Ostküste von Sizilien beim Kap Schiso, als die erste griechische Ansiedelung auf der Insel wahrscheinlich schon 735 v. Chr. von Chalkidiern gegründet, wurde bald so blühend, daß sie selbst wieder Kolonisten nach Leontini, Catana &c. aussenden konnte. Zu Beginn des 5. Jahrh. von Gela und Syrakus beherrscht, machte sie sich 461 wieder frei, kämpfte als Verbündete der Leontiner und Athener gegen Syrakus und blühte, bis sie 403 von Dionysios zerstört wurde. Die vertriebenen Bewohner wurden 358 in dem etwas nördlicher gelegenen Tauromenion (jetzt Taormina) angesiedelt.

Nay (spr. nä), Stadt im franz. Depart. Niederpyrenäen, Arrond. Pau, am Gave de Pau und der Südbahn, hat eine gotische Kirche, Fabrikation von Tuch-, Baumwoll- und Wirkwaren, insbes. von Baretten (der Kopfbedeckung der Béarner) und Fes, Gerbereien, Mühlen, Handel mit Schinken, Pferdemärkte und (1891) 3401 Einw.

Nazarēner, 1) (Nazaräer) nach der Apostelgeschichte (24, 5) ursprünglich gemeinschaftlicher Name aller Christen, dagegen bei Hieronymus Parteiname derjenigen syrischen Christen, welche sich an das mosaische Gesetz für gebunden erachteten; verwandt sind die Ebioniten (s. d.). Die Evangelien der Ebioniten und Nazaräer haben sich als stammverwandt mit dem Evangelium Matthäi ausgewiesen und bilden zusammen eine unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer bekannte Familie. — 2) Sekte, deren Anhänger sich an das apostolische Glaubensbekenntnis halten, nur Taufe und Abendmahl als Sakrament anerkennen, nur die Erwachsenen taufen, das Abendmahl in der Form des Brotes und Weines nehmen, nicht schwören, das Tragen von Waffen verwerfen, der Militärpflicht nur gezwungen Genüge leisten und einen extrem puritanischen Gottesdienst, darin jeder Erleuchtete das Wort nehmen kann, feiern. Durch zwei Schlossergesellen (Denkel und Kropacsek) fand die Sekte 1839 Eingang in Ungarn, wo der Schlossergeselle Hencsei (gest. 1841 in der Schweiz) ihr Apostel wurde; dort wuchs sie auf 5—6000 Anhänger und machte sich sogar der ungarischen Regierung bemerkbar.

Nazarēner, Spottname für die Vertreter einer Richtung der neuern deutschen Malerei, welche an die

zwar durch Naivität anziehende, aber in der Formgebung wie in der Technik unentwickelte Darstellungsweise der Italiener des 14. und 15. Jahrh. (Giotto, Fiesole, Perugino) anknüpfte und sich schließlich in einseitiger Askese und geistiger Leere verlor. Hauptvertreter dieser Richtung waren: Overbeck, Schadow, Ph. Veit, Schnorr v. Carolsfeld u. a., welche um 1812 in Rom die Genossenschaft der »Klosterbrüder von San Isidoro« bildeten (s. Malerei, S. 823 u. 824). Schnorr und Schadow verließen später die Richtung, dafür traten Führich und Steinle hinzu. In der englischen Malerei entspricht den Nazarenern die Richtung der Präraffaeliten (s. d.).

Nazareth, 1) Flecken in Galiläa, im alten Stammgebiet Sebulon, an und auf einem Hügel des Hochlandes zwischen den Ebenen Jesreel und Battauf, 360—450 m hoch, bekannt als Wohnort der Eltern Jesu. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde das Erzbistum von Bethsean hierher verlegt, und N. ward ein besuchter Wallfahrtsort der Christen bis zum Ende des 13. Jahrh. Die neue Stadt N. (arab. en-Nâsira), seit Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufblühend, hat (1891) ca. 7500 Einw., bis auf 1800 Mohammedaner alles Christen, 11 Kirchen, eine Moschee, 7 Klöster, ca. 15 Schulen, 5 Karawanseraien, 2 Hotels. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Handel und namentlich Gewerbe. Juden ist der Aufenthalt nicht gestattet. Dagegen haben neuerdings die Russen in N. festen Fuß gefaßt; sie besitzen dort einen Bischof, eine Kirche und ein Kloster, eine Knaben- und Mädchenschule, ein Lehrerseminar und ein Pilgerhaus. Die Verkündigungskirche rührt in ihrer jetzigen Gestalt von 1730 her; sie gehört zu einem Franziskanerkloster, an dessen Stelle nach der Legende die Santa Casa von Loreto gestanden hat. Außerdem werden dem Reisenden gezeigt: die Werkstätte Josephs; eine große Steinplatte, an welcher der Herr mit seinen Jüngern gespeist haben soll; die Überreste der Synagoge, worin Jesus lehrte, u. a. — 2) Stadt im brasil. Staate Bahia, am schiffbaren Jaguaripe und an der Bahn Onha-Tuity, 85 km westsüdwestlich von Bahia, in fruchtbarer Gegend, hat Ziegelbrennerei, starken Bau von und Handel mit Mandioka und 4000 Einw.

Nazarius, röm. Rhetor, Verfasser eines 321 n. Chr. auf Konstantin gehaltenen Panegyrikus (s. d.).

Nazarvogel, s. Dronte.

Nazas (Cinco Señores de N.), Stadt im mexikan. Staate Durango, am Rio de Nazas und am Rande des Bolson de Mapimi, mit ausgedehntem Baumwollbau und (1877) als Gemeinde 6526 Einw.

Nâzir, s. Nâsir.

Nb, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Niobium.

Ndali, Dorf in der Landschaft Barbar des Reiches Gando im westlichen Sudân, wo der Afrikaforscher Ludwig Wolf 26. Juni 1889 starb.

Nea, Fluß, s. Nidelven.

Nea Ephesos, Stadt in Kleinasien, s. Scalanova.

Nea Epidavros, griech. Ort, s. Piada.

Neagh (Lough N., spr. loch nē), der größte See Irlands (in Ulster), 30 km lang, bis 19 km breit, 396 qkm (7,2 QM.) groß, nur 14 m ü. M., bis 31 m tief, vom Bann, der bei Coleraine ins Meer mündet, durchflossen. Kanäle verbinden ihn mit Belfast, Newry und dem Lough Erne. An seinem Ufer liegt Antrim.

Nea Kaimeni, Insel, s. Santorin.

Nea-Korinthos, s. Korinth.

Neamtz (Neamtzu, rumän. Neamtu), Stadt im Kreise N. in Rumänien, im nordwestlichen Teil der Moldau, 410 m ü. M., mit (1889) 7653 Einw. (davon ein Drittel Juden). Dabei die Ruinen der Festung N., die 1210 von den Deutschordensrittern erbaut, 1220 von ihnen verlassen wurde und 1686 nach heldenmütiger Verteidigung sich den Polen ergab. Westlich davon das Kloster N., 1392 gegründet, 1497 von Stephan d. Gr. erweitert, mit 2 Kirchen, einer Bibliothek, einem Krankenhaus und 2 Tuchfabriken.

Neánder (gräzisiert für Neumann), 1) Michael, Humanist, geb. 1525 in Sorau, gest. 26. April 1595 in Ilfeld, studierte seit 1542 in Wittenberg unter Luther und Melanchthon und ward 1547 Lehrer an der Schule in Nordhausen, 1550 an der Klosterschule zu Ilfeld, 1559 rector scholae und administrator coenobii an derselben. Der »Normallehrer seiner Zeit«, hat N. fast das gesamte Gebiet des Unterrichts mit neuen, lange Zeit geschätzten und zum Teil oft wiederholten Lehrbüchern versehen. So lieferte er betreffs des Griechischen für den ersten Unterricht »Graecae linguae tabulae« (Basel 1564), für die Fortgeschrittenen »Graecae linguae erotemata« (das. 1561), als Beispielsammlung dazu die »Gnomologia graeco-latina« (das. 1557), als Stoff für die Lektüre »Opus aureum et scholasticum« (das. 1559), als Anleitung zur Anfertigung griechischer Verse »De re poetica Graecorum« (Leipz. 1582). Vgl. Klemm, Michael N. (Großenhain 1885).

2) Joachim, der bedeutendste Kirchenliederdichter der deutschen reformierten Kirche, geb. 1650 in Bremen, gest. daselbst 31. Mai 1680, wurde zuerst Rektor der reformierten Schule in Düsseldorf, dann Pfarrer an der St. Martinskirche seiner Vaterstadt. Neanders Lieder (»Glaub- und Liebesübung«, Brem. 1679 u. ö.) sind durch Wahrheit und Wärme des religiösen Gefühls wie durch Mannigfaltigkeit und Wohllaut des Versbaues ausgezeichnet. Eins der bekanntesten ist »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren«. Vgl. Bormbaum, J. Neanders Leben und Lieder (Elberf. 1864); Iken, Joachim N. (Brem. 1880).

3) Daniel Amadeus, Bischof der evangelischen Kirche, geb. 17. Nov. 1775 in Lengefeld im sächsischen Erzgebirge, gest. 18. Nov. 1869, ward 1805 Pfarrer zu Flemmingen bei Naumburg, 1817 Konsistorialrat und Vorsteher des theologischen Seminars in Merseburg, 1823 Oberkonsistorialrat und Mitglied des Kultusministeriums, zugleich Propst und Pfarrer an der Petrikirche zu Berlin, 1829 erster Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg und Direktor des Konsistoriums, 1830 mit der Würde eines Bischofs der evangelischen Kirche bekleidet und 1831 auch zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Er hatte den namhaftesten Anteil an der Einführung der Union und der neuen Agende in Preußen. Auch präsidierte er 1846 der Generalsynode. Emeritiert seit 1856.

4) Johann August Wilhelm, einer der bedeutendsten Kirchenhistoriker der neuern Zeit, geb. 17. Jan. 1789 in Göttingen von jüdischen Eltern, gest. 14. Juli 1850, hieß eigentlich David Mendel, erhielt von der Mutter eine fromme Erziehung, besuchte das Johanneum zu Hamburg, ließ sich 1806 taufen und studierte dann in Halle und Göttingen Theologie. 1811 habilitierte er sich in Heidelberg und wurde hier 1812 außerordentlicher Professor der Theologie, folgte 1813 einem Rufe an die Universität zu Berlin, wo er, ein außerordentlich wirksamer Vertreter der sogen. Pektoraltheologie, ordentlicher Professor der Theologie, Oberkonsistorialrat und Mitglied des Konsistoriums der Provinz Brandenburg und der Akademie der

Wissenschaften ward. Unter seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: »Über den Kaiser Julianus und sein Zeitalter« (Hamb. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867); »Der heil. Bernhard und sein Zeitalter« (Berl. 1813; 3. Aufl., Gotha 1865; neue Ausg. von Deutsch, das. 1889); »Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme« (Berl. 1818); »Der heilige Johannes Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter« (das. 1821—22, 2 Bde.; 3. Aufl. 1848); »Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christentums und des christlichen Lebens« (das. 1822—24, 3 Bde.; 4. Aufl., Gotha 1866); »Antignosticus, Geist des Tertullianus« (Berl. 1826, 2. Aufl. 1849); »Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche« (Hamb. 1825—52, 6 Bde.; 4. Aufl., Gotha 1863—65, 9 Bde.); »Kleine Gelegenheitsschriften« (Berl. 1824, 3. Aufl. 1829); »Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel« (das. 1832—33, 2 Bde.; 5. Aufl., Gotha 1862; neuer Abdruck 1890); »Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhang« (Berl. 1837; 7. Aufl., Gotha 1873). Seine »Wissenschaftlichen Abhandlungen« (Berl. 1851) sowie seine »Christliche Dogmengeschichte« (das. 1857, 2 Bde.) gab Jacobi, seinen Kommentar zu den Briefen an die Korinther (das. 1859) Beyschlag, seine »Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus« Meßner (das. 1863), seine »Geschichte der christlichen Ethik« (das. 1864) D. Erdmann heraus. Eine Sammlung seiner Werke erschien in 14 Bänden (Gotha 1863—75). Vgl. Krabbe, August N. (Hamb. 1852); J. L. Jacobi, Erinnerungen an A. N. (Halle 1882); Schaff, Aug. N., Erinnerungen (Gotha 1886); A. Wiegand, A. Neanders Leben (Erfurt 1889).

Neanderhöhle und **Neanderthal**, s. Mettmann.

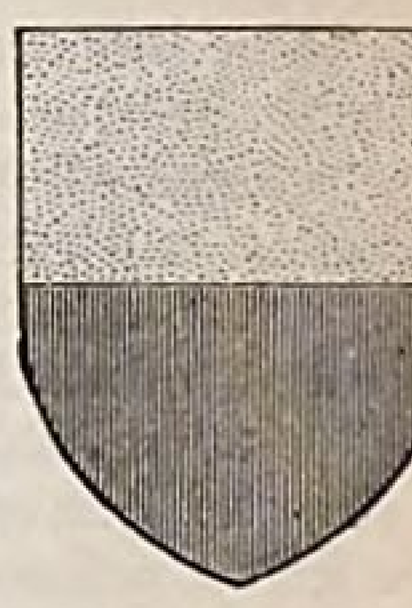
Neanderthalrasse, s. Menschenrassen, S. 139.

Neapatra, Stadt, s. Hypata.

Neāpel, Königreich, s. Sizilien, Königreich beider.

Neāpel, ital. Provinz, umfaßt den südöstlichen Teil der Landschaft Kampanien, grenzt nördlich an die Provinz Caserta, östlich an Salerno, südlich und westlich an den Golf von N. des Tyrrhenischen Meeres und hat mit den dazu gehörigen Inseln einen Flächenraum von 906 qkm (16,5 QM.). Das Land umfaßt einen hügelig-vulkanischen Teil, welcher sich vom Vesuv über die Phlegräischen Felder bis zum Kap Miseno hinzieht, ferner die gebirgige Apenninhalbinsel von Sorrent, einen Teil der kampanischen Ebene und die Inseln, darunter Ischia, Procida, Nisida und Capri. Bewässert wird die Provinz von mehreren kleinen Flüssen und Seen. Die Bevölkerung belief sich 1881 auf 1,001,245 Seelen und wurde Ende 1894 auf 1,135,691 berechnet, so daß die Provinz mit 1254 Bewohnern auf 1 qkm der am dichtesten bevölkerte Landstrich von ganz Italien ist. Der Boden ist sehr fruchtbar. Hauptprodukte sind: Weizen und Mais, Hülsenfrüchte, Hanf, Wein (1894: 608,628 hl), Agrumen (47,5 Mill. Stück) und Oliven. Von Bedeutung ist auch die Vieh- u. Seidenraupenzucht. Die wichtigsten Industriezweige sind: die Fabrikation von Metallwaren, Maschinen und Instrumenten, Kriegs- und Eisenbahnmaterial, der Schiffbau, die Gewinnung und Bearbeitung von Steinen, die Fabrikation von Teigwaren (Makkaroni), Öl, Konfitüren, chemischen Produkten, Seiden- und Baumwollwaren, die Gerberei und Handschuhfabrikation, die Verfertigung von Gold-, Korallen- und Lavaarbeiten und die Tabaksmanufaktur. Die Zahl der industriellen Etablissements betrug 1888: 2704, die der Arbeiter (ohne die Hausindustrie) 49,592. Der Handel und die Schiffahrt haben ihren Hauptsitz in der Stadt N. Die Provinz zerfällt in die vier Kreise: Casoria, Castellammare, N., Pozzuoli.

Neāpel (ital. Napoli; hierzu der Stadtplan und Karte der Umgebung), Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), die ehemalige Haupt- und Residenzstadt des Königreichs beider Sizilien, liegt unter 40° 52′ nördl. Br. und 14° 15′ östl. L. v. Gr., am Golf von N., welcher nördlich durch das Kap Miseno und die Inseln Procida und Ischia, südlich durch die in der Punta della Campanella endigende Halbinsel von Sorrent und die Insel Capri begrenzt wird, am Abhang und am Fuße mehrerer sanft zum Meere abfallender Hügel (westlich Posilipo und Vomero, nördlich Capodimonte und Capodichino). Gegen O. fließt N. mit den zwischen Weinpflanzungen und Pinien liegenden Landhäusern sowie mit den am Fuße des Vesuvs längs der Küste sich hinziehenden Städten San Giovanni a Teduccio, Barra, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata zusammen. Die Lage der Stadt und ihre Umgebung vereinigen sich zu einem Gesamtbild von unnennbarem Zauber, mit welchem nur die Städtebilder von Lissabon und Konstantinopel verglichen werden können, und welches das geflügelte Wort: »Vedi Napoli e poi muori« (»Sieh N. und dann stirb«) veranlaßt hat. Von fließenden Gewässern berührt nur das wasserarme Flüßchen Sebeto das Gebiet der Stadt in ihrem östlichsten Teile. Das Klima von N. ist sehr angenehm; die mittlere Temperatur beträgt im Jahre 15,8, im Januar 8,2, im Juli 24,2°; die jährliche Niederschlagsmenge (an 111 Regentagen) beträgt 823 mm. Doch sind die Unterschiede der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft zu den verschiedenen Tageszeiten oft sehr bedeutend. Die hygienischen Verhältnisse von N. haben sich, seit die Cholera 1884 in N. so viele Opfer forderte, sehr verbessert. Zur Assanierung der Stadt wurden seither mit einem Kostenaufwand von 100 Mill. Lire umfangreiche Arbeiten in Angriff genommen, zahlreiche Häuser (17,000) niedergelegt, breite Straßenzüge in den ungesunden Stadtteilen (auf einem Flächenraum von 980,686 qm) durchgeführt, neue Stadtteile im O. und W. (insbes. am Vomero) angelegt, eine vollständige Kanalisierung und eine 80 km lange Wasserleitung von Serino (im Flußgebiet des Sabato) ausgeführt, die ein tägliches Wasserquantum von 90—170,000 cbm nach N. liefert.



Wappen von Neapel.

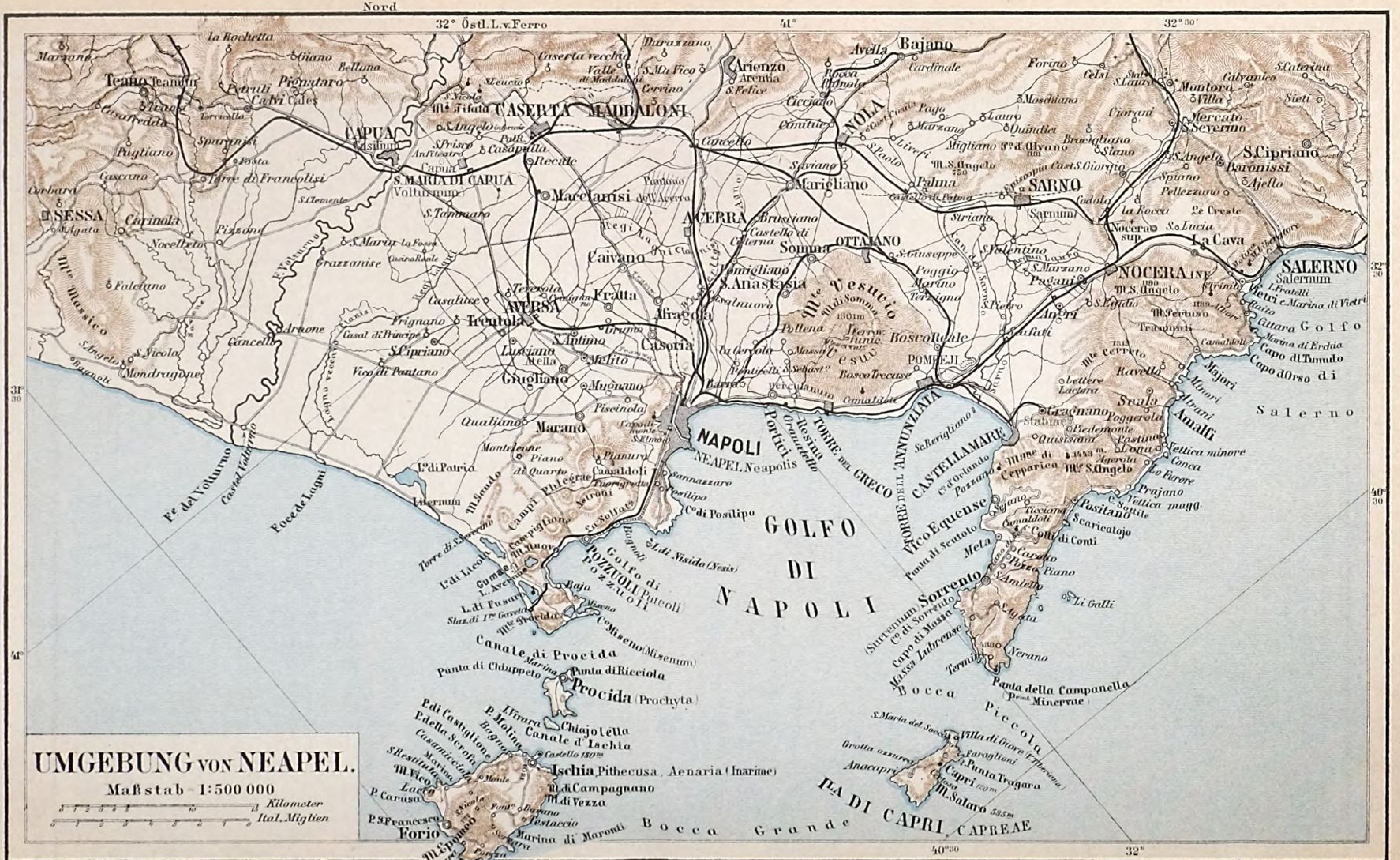
[Stadtteile, Straßen, Plätze.] N. wird durch den Bergrücken, auf dessen Höhe das Kastell Sant' Elmo liegt, und der, über den Pizzofalcone verlaufend, in der Felseninsel des Kastells dell' Ovo endigt, in zwei ungleich große Hälften geteilt. Östlich liegt der ältere und größere Teil, mit dem Hafen und der Bucht; westlich dehnt sich der neuere, elegantere, mit dem herrlichen Spaziergang am Meer, nach der kleinern Bucht der Mergellina hin. Administrativ zerfällt die Stadt in zwölf Bezirke. Das eigentliche Zentrum, das alte N., hat enge Straßen, hohe Häuser und ist sehr dicht bewohnt. Die wichtigsten Straßen sind: die den ältern Stadtteil von Norden nach S. in einer Länge von 2¼ km durchschneidende Strada di Roma (ehemals Toledostraße), mit zahlreichen Läden und leb-



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches


NEAPEL.
Maßstab 1 : 26 000.
1000 Meter = 1 Kilometer.
Eisenbahnen
Dampfstraßenbahnen
Pferdebahnen.
E
F
G
H
2
3
4
5
6
Palazzo Reale di Capodimonte
Osservat. Astronomico (Specola)
Rione S. Efremo
Reclusorio (Albergo de' Poveri)
Orto Botanico
Camposanto vecchio
Camposanto de' Colerici
Ponti Rossi
n. Aversa u. Caivano
Salnitiera
Cimitero dei Protestanti
Rione Orientale
Le Paludi
Strada vecchia di Poggio Reale
Strada nuova di Poggio Reale
per Foggia Ancona Brindisi
per Roma
Camposanto
S. Maria della Sanità
S. Teresa
Museo Nazionale
Piazza Cavour
Corso Garibaldi
S. Giovanni a Carbonara
S. Caterina a formello
Porta Capuana
Staz. Nola Baiano
Staz. Aversa Caivano
Castel Capuano
Stazione Centrale
S. Restituta
Duomo
S. Gennaro
S. Maria Donna Regina
S. Filippo Neri
S. Paolo Magg.
S. Lorenzo
Teatro Bellini
S. S. Annunziata
Porta Nolana
Arenaccia
Gazometro
Piazza Dante
S. Domenico
S. Severino
Università
S. Chiara
Gesù Nuovo
S. Marcellino
Accademia
Pal. Maddaloni
S. Croce
Piaz. del Mercato
S. Maria del Carmine
Castel del Carmine
Borgo di Loreto
Largo e Ponte d. Maddalena
Villa del Popolo
Via Marina
Granili (Caserma)
Rione Margherita
Pal. Gravina (Post u. Tel.)
S. Giovanni Magg.
S. Maria la nuova
Incoronata
Teatro Fiorentini
S. Giacomo d. Spagnuoli
Municipio
Castel Nuovo
S. Barbara
Teat. S. Carlo
Palazzo Reale
Piazza Plebiscito
Arsenale di Marina
Porto Militare
Darsena
Molo di San Vicenzo
Molosiglio
Bacino da Raddobbo
Avamporto
S. Gennaro
Molo
Porto Franco
Porto Mercantile
Nuovo
Vecchio
Dogana nuova
Ponte Trapezoidale
Grande Darsena
Bacino di carenaggio
Cantiere dei bacini
Molo a Martello
Molo Curvilineo
Rione S. Lucia
Borgo Marinaro
Castel dell' Ovo
Piana del Castello



Bibliographisches Institut in Leipzig.

haftem Verkehr; die seit 1870 erweiterte, mit der Strada di Roma beinahe parallel laufende Strada del Duomo, die Strada dei Tribunali, Santa Trinità, Medina, dann die neuen, breit angelegten Straßen Corso Garibaldi, San Giovanni a Carbonara und Strada Foria. Die prächtigste Straße ist die an der Südseite des Quartiers Chiaja gelegene Riviera di Chiaja mit einer Reihe von Palästen nach dem Meer zu, der eigentliche Korso der Neapolitaner. Zwischen dieser Straße und dem Meer liegt der öffentliche Lustgarten Neapels, die Villa Nazionale, mit Statuen, Springbrunnen und dem Aquarium. Gegen das Meer ist ein prächtiger Kai, die Via Caracciolo, angelegt, welche beim Kastell dell' Ovo vorüber, als Via Partenope, zur volksbelebten Straße Santa Lucia fortgeführt ist. Dieser Stadtteil sowie die östlich gelegene Hafenstadt ist durch Anschüttungen, neue Straßen und Kais gänzlich umgestaltet und mit einer öffentlichen Anlage, Villa del Popolo, versehen. Zu den neuen Straßenanlagen gehören endlich der Corso Vittorio Emanuele, welcher sich an den vom Kastell Sant' Elmo gegen die Stadt abfallenden Hügeln über 4 km weit hinzieht, die von demselben westlich zum Posiliphügel führende Via Tasso und die von der nördlichen Fortsetzung der Strada di Roma zu dem neuen Stadtviertel am Vomero emporführende Strada Salvatore Rosa. Die bedeutendsten Plätze der Stadt sind: die Piazza del Plebiscito mit dem königlichen Schloß, der Kirche San Francesco di Paola und den Reiterstatuen Karls III. (von Canova) und Ferdinands I. (von Cali); die Piazza del Municipio, seit 1886 erweitert, mit dem Denkmal Viktor Emanuels II. und Gartenanlagen; die Piazza del Mercato, wo Konradin von Schwaben und Friedrich von Baden 1268 hingerichtet wurden, mit der Markthalle und drei Brunnen; die Piazza de' Martiri mit der an die vier freiheitlichen Staatsumwälzungen von 1799, 1820, 1848 und 1860 erinnernden Denksäule; der Largo della Vittoria und die Piazza Umberto, beide an der Riviera di Chiaja; die Piazza Dante, eine Erweiterung der Strada di Roma, mit der Statue Dantes und dem königlichen Gymnasium; die Piazza Cavour mit hübschen Anlagen u. dem Nationalmuseum.

[Bauwerke.] N. hat in Bezug auf Architektur gegenüber andern italienischen Städten geringere Bedeutung. Von den antiken Bauten hat sich bis auf spärliche Reste nichts erhalten; aus dem Mittelalter und der Zeit der Renaissance stammen, abgesehen von einer Anzahl von Kirchen, hauptsächlich nur die Kastelle. Die hervorragendste der etwa 350 Kirchen ist der Dom des heil. Januarius (San Gennaro), von König Karl II. neben der alten Kathedrale Santa Restituta, welche jetzt nur eine große Kapelle des Domes bildet, 1299 angelegt und nach dem Erdbeben von 1456 wie auch später vielfach restauriert. Er hat ein imposantes gotisches Mittelportal, ist dreischiffig und enthält zahlreiche Grabdenkmäler (des Papstes Innocenz IV. u. a.), einen gotischen Bischofstuhl von 1342, ein altes Taufbecken, schöne Gemälde und mehrere reichverzierte Kapellen, darunter die Cappella del Tesoro, ein prächtiger Kuppelbau mit dem in Silber und Gold gefaßten Haupte des Schutzpatrons und einem silbernen Tabernakel mit dem wunderthätigen Blute des Heiligen (s. Januarius). Andre bemerkenswerte Kirchen sind: Sant' Angelo a Nilo (von 1385), mit dem Grabdenkmal des Gründers, Kardinals Brancaccio (von Donatello und Michelozzo, 1458); Santa Maria del Carmine, 1269 gegründet, 1769 erneuert, mit dem Grabmal Konradins von Schwaben (Statue von Thorwaldsen, 1847 von Maximilian von Bayern errichtet) und dem größten Glockenturm der Stadt; Santa Chiara (1310 gegründet), mit Reliefs aus dem 14. Jahrh. und gotischen Grabmälern des Hauses Anjou; San Domenico Maggiore, ein großer gotischer Bau (1255), wiederholt, zuletzt 1850—53 restauriert, mit schönen Renaissancegrabmälern; San Filippo Neri, eine der glänzendsten Kirchen Neapels (von 1592); San Francesco di Paola, eine Nachahmung des römischen Pantheons, 1816—31 erbaut; Gesù Nuovo, eine reich ausgestattete Jesuitenkirche von 1584; San Giacomo degli Spagnuoli, vom Vizekönig Peter von Toledo 1540 errichtet, mit Grabmal des Gründers; San Giovanni a Carbonara (1343 gegründet), mit den Denkmälern des Königs Ladislaus, des Giov. Caracciolo u. a. sowie der schönen Altarkapelle der Mirabolli; San Giovanni Pappacoda, mit prächtigem gotischen Portal von 1415; San Lorenzo, 1324 im gotischen Stil ausgeführt, später mehrfach erneuert; Santa Maria l'Incoronata (von 1352), mit Fresken im Kreuzgewölbe aus der Schule Giottos, die sieben Sakramente darstellend; Santa Maria la Nuova, 1599 im Frührenaissancestil umgebaut, mit ehemaligem Kloster (jetzt Gerichtshof); San Martino, unterhalb des Kastells Sant' Elmo, 1325 erbaut, 1650 prächtig erneuert, mit schönen Gemälden und ehemaligem Kartäuserkloster, gegenwärtig mit Sammlungen des Nationalmuseums und herrlicher Aussicht auf Stadt und Umgebung; Montoliveto (Santa Anna dei Lombardi), ein Frührenaissancebau von Ciccione (1420), mit schönen Skulpturen und Grabmälern und anstoßendem Kloster, in welchem Tasso 1588 eine Zufluchtsstätte fand; San Paolo Maggiore (von 1590), an der Stelle eines römischen Dioskurentempels, mit zwei von der antiken Vorhalle stehen gebliebenen Säulen; San Severino e Sosio, mit ehemaligem Benediktinerkloster (jetzt Staatsarchiv), schönen Fresken (von 1495) im Kreuzgang und einer Kapelle mit den Grabmälern der drei Brüder Sanseverini. Unter den Friedhöfen ist der Camposanto Nuovo, mit einer Kirche, großem Atrium und tempelartigen Grabkapellen der Brüderschaften, einer der schönsten der Welt. N. besitzt auch einen protestantischen Friedhof. Im nördlichen Teile der Stadt, beim Hospiz San Gennaro dei Poveri, befinden sich die altchristlichen Katakomben, bestehend aus drei durch Treppen miteinander verbundenen Galerien mit Gräbern und alten Wandmalereien (vgl. Schultze, Die Katakomben von San Gennaro de' Poveri, Jena 1877). Unter den weltlichen Gebäuden Neapels sind vor allem die fünf mittelalterlichen Kastelle zu erwähnen; es sind dies: das Castello Nuovo am Kriegshafen, 1277 von Karl I. angelegt, früher königlicher Palast, jetzt Kaserne, mit dem 1470 erbauten schönen Triumphbogen König Alfonsos I. von Aragonien, im Innern mit einer Kirche; das Castello dell' Ovo, welches auf einer Insel im Meer am Fuße des Pizzofalcone liegt und durch einen 200 m langen Steindamm mit dem Lande verbunden ist (gegenwärtig Kaserne und Militärgefängnis); das Castello Capuano, angeblich schon im 12. Jahrh. erbaut, seit dem 16. Jahrh. Justizgebäude; das Castello del Carmine, welches 1647 nach dem Volksaufstand am Hafen erbaut wurde; endlich das die Stadt überragende Castello Sant' Elmo aus dem Jahre 1535, jetzt Militärgefängnis, mit schöner Aussicht. Das schönste der mittelalterlichen Stadtthore ist die 1484—95 von Giuliano da Majano im Renais-

sancestil erbaute Porta Capuana. Das königliche Schloß auf der Piazza del Plebiscito wurde 1600 von Fontana erbaut und nach dem Brande 1837 wiederhergestellt; es hat zwei Säulenreihen an der Fassade, eine schöne Treppe und große Säle mit Gemälden und andern Kunstwerken. An das Schloß stößt südlich das Marinearsenal. Ein großer Bau ist ferner der Munizipalpalast, 1819—25 für die Ministerien errichtet, mit den Statuen Rogers I. und Friedrichs II. im Vestibül. Bemerkenswerte Gebäude innerhalb der Stadt sind noch: das Nationalmuseum, 1586 als Kaserne erbaut, 1615 der Universität eingeräumt und 1790 zur Aufnahme der Sammlungen eingerichtet, der Palazzo Gravina von 1510, später umgebaut (jetzt Post- und Telegraphenamt), die Palazzi Maddaloni (jetzt Nationalbank), Angri, Sant' Angelo, Ottajano, das Theater San Carlo (von 1737), eins der schönsten und größten Theater, mit 192 in sechs Reihen aufsteigenden Logen, die neue Galleria Umberto I., zwischen der Strada di Roma und der Piazza Municipale, 1887—90 in der Form eines lateinischen Kreuzes erbaut, 147 m lang, 122 m breit, mit 57 m hoher Kuppel und elektrischer Beleuchtung, und die Galleria Principe di Napoli, ein ähnlicher Bau gegenüber dem Nationalmuseum. Nördlich, außerhalb der Stadt, liegt, von schönen Anlagen umgeben, der Palazzo Reale di Capodimonte, ein 1738 begonnener, 1833—43 vollendeter Bau mit Gemälden, Skulpturen und Waffensammlung.

[Bevölkerung und Erwerbszweige.] N. ist die volkreichste Stadt Italiens und zählte 1881: 463,172 (als Gemeinde 494,314), nach der Berechnung für Ende 1894: 539,400 Einw. Die Industrie hat in den letzten Jahrzehnten in N. einigen Aufschwung genommen und umfaßt neben den für den Lokalbedarf und für den Fremdenverkehr thätigen Gewerbszweigen mehrere große moderne Etablissements. Nach der letzten Aufnahme von 1888 bestanden in N. 6 Fabriken für Briketts, 26 für Metallgußwaren, 97 Unternehmungen für Maschinen- und Schiffbau (mit 2953 Arbeitern), 3 große Staatswerkstätten und zwar ein Marine-, ein Artilleriearsenal und eine Geschützgießerei (4887 Arbeiter), 3 Eisenbahnwerkstätten (1826 Arbeiter), ferner eine Gas- und eine elektrische Zentralanstalt, 64 Unternehmungen für Marmorbearbeitung, 14 Thonwaren-, 3 Zündhölzchen-, 3 Seifenfabriken, eine Militärbäckerei, 4 Brotfabriken, 21 Schokolade-, 102 Spiritus- und Likörfabriken, 4 Fabriken für Wäscheartikel u. Mieder, 40 Gerbereien, 41 Handschuhfabriken (6800 Arbeiter), 63 Buch- und Steindruckereien, 12 Holzwaren-, 50 Möbel- und Wagenfabriken, 210 Goldarbeiter (1818 Arbeiter) ꝛc., endlich eine königliche Tabaksmanufaktur (2194 Arbeiter). Wichtiger noch ist der Handel, bezüglich dessen N. den Mittelpunkt für ganz Süditalien bildet. Er wird durch eine Börse, Notenbank, mehrere andre Banken und Bankfilialen, Versicherungs- und Handelsgesellschaften unterstützt. Von dem im O. der Stadt gelegenen Zentralbahnhof nebst drei andern Bahnhöfen laufen die Eisenbahnlinien N.-Rom, N.-Foggia, N.-Avellino-Benevent, N.-Potenza-Brindisi und die Sekundärbahnen N.-Torregaveta (mit Tunnel unter dem Vomerohügel), N.-San Giuseppe und N.-Bajano aus. Dampfstraßenbahnen führen vom Museum über die Strada Salvatore Rosa (mit Zahnrad), dann über den Corso Vittorio Emanuele nach Torretta und nach Pozzuoli, ferner von N. nach Aversa und Caivano. Pferdebahnlinien durchziehen nebst Omnibuslinien die Stadt und führen über Portici nach Torre del Greco, durch den Posilip und zum neuen Friedhof. Drahtseilbahnen führen von O. und S. auf den Vomero. Von größter Bedeutung für den Verkehr Neapels ist der Hafen. Derselbe wurde 1302 von Karl II. angelegt, 1836 und neuestens seit 1890 erweitert und verbessert; er wird südwestlich durch den 1596 errichteten, seit 1890 verlängerten Molo San Vincenzo, nordöstlich durch den neu aufgeführten Molo Orientale begrenzt. Durch den breiten, 1302 errichteten Molo San Gennaro (Angivino) zerfällt das Hafenbecken in den 1826 angelegten Kriegshafen (südwestlich) und in den Handelshafen (nordöstlich). Die Moli sind mit Leuchttürmen, der letztgenannte Molo mit geräumigen Freilagern, hydraulischen Aufzügen und Kränen versehen; längs der Kais des Handelshafens zieht sich ein Eisenbahngleis hin. Ein neues Trockendock wird anstoßend an den Molo Orientale gebaut. Im Hafen von N. sind 1894 im internationalen Verkehr 647 Schiffe von 749,274 Ton. ein- und 580 Schiffe von 830,942 T. ausgelaufen. Hierzu kommt der Küstenverkehr mit 6941 eingelaufenen Schiffen von 2,116,720 T. und 6891 ausgelaufenen Schiffen von 2,020,809 T., so daß sich der gesamte Schiffsverkehr auf einen Tonnengehalt von 5,717,745 T. beläuft und unter den italienischen Häfen nur dem Verkehr von Genua nachsteht. Neben der italienischen Flagge sind am Schiffsverkehr namentlich die englische, deutsche, österreichisch-ungarische, französische und griechische Flagge beteiligt. Die Warenbewegung zur See belief sich im internationalen Verkehr in der Einfuhr auf 267,217, in der Ausfuhr auf 76,385, im Küstenverkehr in der Einfuhr auf 229,269, in der Ausfuhr auf 164,200, insgesamt auf 737,071 Ton. Der Wert der Wareneinfuhr über das Zollamt von N. betrug 1894: 79,5, jener der Ausfuhr 48 Mill. Lire. Die wichtigsten Artikel sind in der Einfuhr: Getreide, Eisen, Stahl und Maschinen, Holz, Petroleum, Steinkohlen, Fische, Leder, Baumwolle und Baumwollwaren; in der Ausfuhr: Wein, Olivenöl, Hanf, Feigen und andre Südfrüchte, Nüsse und Haselnüsse, Vieh, Häute und Felle. N. ist auch ein wichtiger Hafen für die Auswanderung, namentlich nach Süd- und Nordamerika.

N. hat eine große Zahl von Wohlthätigkeitsanstalten, darunter: das allgemeine Krankenhaus nebst zwei andern Spitälern, das große Findelhaus, das großartige Reale Albergo de' Poveri (1751 erbaut) für Arme, Waisen, Lahme, Blinde und Taubstumme (zusammen für 2000 Personen), 2 Waisenhäuser, das große Armenversorgungshaus, das deutsche und englische Hospital u. a. N. besitzt auch mehrere Mineralquellen, darunter die Schwefelquelle von Santa Lucia, Badeanstalten u. Seebäder.

[Bildungsanstalten, Behörden.] Die Universität, 1224 von Kaiser Friedrich II. gestiftet, hat vier Fakultäten nebst einer Notariats- und einer pharmazeutischen Schule, ein wertvolles mineralogisches und zoologisches Museum, zahlreiche Kabinette, einen im nordöstlichen Teile der Stadt befindlichen botanischen Garten, ein astronomisches und meteorologisches Observatorium, am Capodimonte (150 m ü. M.) gelegen und mit trefflichen Apparaten versehen, sowie eine Bibliothek von 145,000 Bänden. Die Frequenz der Universität ist die höchste in ganz Italien und belief sich 1892 auf 4721 Studierende. Außerdem besitzt die Stadt eine Ingenieurschule, eine Tierarzneischule, ein Institut für orientalische Sprachen, ein Institut

für die Handelsmarine, ein theologisches Seminar, ein Gewerbeinstitut, 3 königliche Lyceen und Gymnasien, ein königliches technisches Institut und eine technische Schule, eine Normalschule, eine Schule der schönen Künste, ein Musikkonservatorium, ein Militärkollegium, zahlreiche Gemeinde- u. Privatmittelschulen, Konvikte, Erziehungsanstalten und Elementarschulen. N. besitzt 10 öffentliche Bibliotheken, darunter die *Nationalbibliothek* mit 329,550 Bänden u. 7578 Manuskripten, die Brancacciana mit 110,000 Bänden u. die Universitätsbibliothek. Unter den *Kunstsammlungen* nimmt den ersten Rang das *Nationalmuseum* ein. Dasselbe wurde durch Vereinigung der Sammlungen der Krone von N. und der Farnesischen Sammlungen in Rom und Parma, dann insbes. der Ausgrabungen von Pompeji, Herculaneum und Cumä gebildet, ist eine der reichsten Sammlungen von Kunstwerken und Altertümern und enthält unter anderm pompejanische Fresken, Mosaiken (die der Alexanderschlacht, s. d.) und Wanddekorationen, eine Galerie der Inschriften, die beiden berühmten Marmorwerke: den Farnesischen Stier und den Farnesischen Herkules (s. Tafel »Bildhauerkunst II«, Fig. 9, und V, Fig. 2), antike Marmorstatuen (s. Tafel »Bildhauerkunst IV«, Fig. 2, 4 u. 7), Bronzen, ägyptische Altertümer und altchristliche Inschriften, Papyrusrollen aus Herculaneum, eine Sammlung antiker Waffen, Glassachen, Terrakotten, kleiner Bronzegeräte, Kameen, Gemmen und Preziosen, Vasen; ferner Sammlungen von Renaissancearbeiten, Kupferstichen und Münzen, eine wertvolle Gemäldesammlung und die oben erwähnte Nationalbibliothek. Außerdem besitzt N. ein 1888 errichtetes Museo Civico, hauptsächlich für Kunstgewerbe, eine berühmte, von Dohrn gegründete *zoologische Station* (s. d.) mit Aquarium u. Laboratorium und 7 *Theater*, darunter das schon erwähnte San Carlo und das Teatro Bellini (von 1877) für Opern, dann die Theater Sannazaro, Fiorentini, Mercadante, Nuovo und Rossini sowie eine Anzahl von Volkstheatern. — N. ist Sitz des Präfekten, eines Erzbischofs, eines Kassationshofs, Appellhofs, Tribunals, Handels- und Militärgerichts, des Generalkommandos des 10. Armeekorps, eines Marinekommandos, einer Handels- und Gewerbekammer, eines deutschen Berufskonsuls und andrer Konsulate fremder Staaten etc.

Die schönsten Punkte der *Umgebung* Neapels (s. beifolgende Karte) bilden im W. der Bergrücken *Posilipo* mit den beiden Tunnels und dem Grabe des Vergil, darunter am Meeresufer der herrliche Küstenstrich *Mergellina* mit der neuen Straße, ferner *Pozzuoli* mit dem See von Agnano, der Hundsgrotte, dem Krater von Astroni, der Solfatara, dem Monte Nuovo, den Ruinen von Cumä und Bajä, im NW. das ehemalige Kloster *Camaldoli* (450 m ü. M.) mit seiner weltberühmten Aussicht, im Norden *Caserta* mit dem königlichen Schloß, im O. der *Vesuv*, *Herculaneum* und *Pompeji*, *Castellammare* und *Sorrent*, endlich die Inseln *Capri* u. *Ischia* (s. die betr. Artikel).

[Geschichte.] N. ist das alte *Neapolis* (»Neustadt«), eine griechische Kolonie in Kampanien, unweit der ältern *Paläopolis* (Altstadt), welch letztere auf dem heutigen Monte Posilipo zu suchen ist und vor der Gründung der Neustadt vielleicht *Parthenope* hieß, ein Name, den später die römischen Dichter für N. gebrauchen. Dort ließen sich nach Strabon die Kolonisten aus dem nahen Kyme (Cumä) zuerst nieder und gründeten erst später, durch Chalkidier und Athener verstärkt, die »neue Stadt«. Obwohl von den Samnitern erobert, bewahrte Neapolis doch seinen griechischen Charakter, seine altgriechischen Spiele und Wettkämpfe, seine Einteilung in Phratrien bis in späte Zeiten. Während Paläopolis einen Krieg mit den Römern begann und nach der römischen Eroberung 326 v. Chr. aus der Geschichte verschwand, unterwarf sich N. den Römern, die der Stadt als civitas foederata ihre eigentümliche Verfassung ließen, bis sie nach der lex Julia Munizipium und in der Kaiserzeit Kolonie wurde. N. stieg rasch zu hoher Blüte, leistete Rom durch seine Flotte wesentliche Dienste und war der herrlichen Gegend und der daselbst blühenden griechischen Kunst und Wissenschaft wegen ein Lieblingsaufenthalt gebildeter und vornehmer Römer, wie des Vergil, Claudius, Nero, Statius u. a. 536 ward N. den Goten durch Belisar entrissen, gehörte dann zum byzantinischen Reiche, war aber unter eignen Herzögen fast selbständig und wurde 1140 den Normannen unterworfen. Über die weitere Geschichte s. Sizilien, Königreich beider. N. ist Geburtsort des römischen Dichters Statius, des Malers Luca Giordano, des Philosophen Vico, des Dichters Sannazaro und des Rechtsgelehrten Filangieri. Vgl. *di Meo*, Annali critico-diplomatichi del regno di Napoli (Neapel 1795—1819, 12 Bde.); *Beloch*, Kampanien. Geschichte und Topographie des antiken N. etc. (2. Ausg., Berl. 1890); *Heß*, Der Golf von N., seine klassischen Denkmale etc. (2. Aufl., Leipz. 1878); *Wyl*, Spaziergänge in N. etc. (Zürich 1877); *Capasso*, Sulla circoscrizione e sulla popolazione della città di Napoli, 1300—1809 (Neapel 1882); *Del Balzo*, Napoli e i Napolitani (Mail. 1884); *Kleinpaul*, N. und seine Umgebung (Leipz. 1884); Herzogin *Ravaschieri*, Storia della carità napoletana (Neapel 1875—76, 2 Bde.); *Gsell Fels*, Unteritalien (in »Meyers Reisebüchern«).

Neapel, Prinz von, Titel des italienischen Thronfolgers.

Neapelgelb, s. Antimonsäuren.

Neapelgrün, soviel wie Chromgrün.

Neapelrot, s. Englischrot.

Neapŏlis (griech., »Neustadt«), Name verschiedener Städte des Altertums: 1) N. in Kampanien, s. Neapel. — 2) *Flavia* N., zur Römerzeit Name des alten Sichem (s. d.) in Palästina; jetzt Nabulus (s. d.). — 3) Ruinenstätte bei der tunesischen Stadt Nâbel (s. d.), von den Eingebornen *Makomades* genannt. — 4) S. Simferopol.

Néapolitaine (spr. -tän'), Kunstausdruck für die Sequenz von Drei, Zwei, As etc. im Tresettspiel.

Neapolitanische Kuchen, kleine, runde Kuchen aus Mandelteig mit einem Zusatz von Orangeblütenwasser und Zitrone.

Neapolitanische Sauce, pikante Sauce zu Wildbraten, besteht aus Wein, Fleischbrühe, fein gehacktem Schinken, Sellerie und verschiedenen Gewürzen.

Neapolitanische Sexte, Name der erniedrigten Sexte der Unterdominante der Molltonart (z. B. d f b in A moll), welche die neapolitanischen Opernkomponisten in die Litteratur gebracht haben sollen.

Neárchos, Flottenführer Alexanders d. Gr., aus Amphipolis, Sohn des Androtimos, Jugendfreund Alexanders, begleitete denselben auf seinem Feldzug nach Asien, erhielt hier die Statthalterschaft Lykiens und des angrenzenden Gebietes bis an den Taurus, war bei dem indischen Feldzug 327 Chiliarch der Hypaspisten, übernahm an der Mündung des Indus den Befehl über die Flotte und entdeckte den Weg durch das Erythräische Meer in den Persischen Meer-

busen und zu den Mündungen des Euphrat und Tigris. Der Plan einer Umschiffung Arabiens kam infolge von Alexanders frühem Tode nicht zur Ausführung. Ein Auszug seines Reiseberichts (Paraplus), welchen uns Arrian in seiner »Geschichte der Feldzüge Alexanders« erhalten hat, ist am besten von Geier in den »Alexandri historiarum scriptores aetate suppares« (Leipz. 1844) herausgegeben worden.

Nearktische Region (westliche gemäßigte Region), tiergeographische Region, umfaßt Nordamerika von der südlichen Grenze der arktischen Zirkumpolarregion an bis Mexiko und den Golf von Mexiko, wo sie ohne scharfe Grenze an die neotropische Region (s. d.) stößt, welche für zahlreiche nordamerikanische Brutvögel als Winteraufenthalt dient (s. das Kärtchen beim Artikel »Tiergeographie«). Gegen die Zirkumpolarregion ist die Grenze durch die Grenze des Baumwuchses gegeben, doch gehört die eine oder andre Tierart, z. B. Moschusochs, Elch oder Moostier, sowohl der Zirkumpolar- als der paläarktischen Region an. Der nördlichste Teil der nearktischen Region ist von ungeheuern Nadelwaldungen bedeckt, der Süden enthält in den Prärien wüste, weithin sich erstreckende Ebenen, die hohe Erhebung des Felsengebirges stellt ein steiniges, dürres und fast waldloses Hochplateau dar, und ein großer Teil der ganzen Region ist in intensive Kultur genommen, so daß die natürlichen Existenzbedingungen und mit ihnen der Charakter der Tierwelt vielfach ein andrer als ursprünglich geworden ist. Das Klima ist im ganzen gemäßigt, wenngleich der Charakter des Festlandsklimas tiefe Kältegrade bedingt. Die meist großen Ebenen sind der Entwickelung gewaltiger Stürme (Blizzard) günstig, in Kalifornien dagegen, in Georgien, Louisiana und Florida verleiht das Klima der Tierwelt des Landes einen annähernd subtropischen Charakter. Charakteristisch für die n. R. ist die mächtige Entwickelung des Fluß- und Seensystems, die eine große Mannigfaltigkeit der Süßwasserfauna zur Folge hat. Bei den vielen Ähnlichkeiten, welche die n. R. in topographischen und klimatischen Verhältnissen mit der paläarktischen aufweist, zeigt auch die Tierwelt viele verwandte Züge, so daß selbst die gleichen Arten in der Alten und Neuen Welt sich finden, viele Gattungen und Familien identisch sind und sehr häufig nahe verwandte Familien in ihrem Vorkommen in der Alten und Neuen Welt sich vertreten. Besonders zeigen die Säugetiere in beiden Regionen eine große Ähnlichkeit, während die Vogelfauna durch ihre Verwandtschaft mit der neotropischen Fauna zum Teil ein andres Gepräge gewonnen hat. Die n. R. wird in vier Subregionen geteilt, in die kanadische, östliche, zentrale und westliche Subregion. Die kanadische Subregion umfaßt den ganzen Norden des Kontinents, von der Zirkumpolarregion bis zur Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten und dem Gebiete der großen Seen; sie ist die Heimat der Pelztiere; Biber, Zobel, Luchs, Fuchs, Eichhörnchen werden hier gejagt. Von den Vögeln spielen die Waldhühner die Hauptrolle. Die Gewässer beherbergen den Lachs. Die östliche oder Alleghany-Subregion beginnt südlich von den großen Seen und erstreckt sich westlich bis zu den Vorgebirgen des Felsengebirges und den westlichen Vereinigten Staaten, östlich bis zum Atlantischen Ozean, südlich bis zum Golf von Mexiko. Sie enthält die größte Anzahl der nearktischen Tiere; die Säugetiere ähneln denen der paläarktischen Region, doch sind beispielsweise die Insektenfresser durch eigne Gattungen vertreten. Im Süden kommen auch neotropische Formen hinzu, so die Stinktiere (Mephitis). Charakteristisch sind der Waschbär (Procyon) und das Borstenschwein (Erethizon). Die Vögel sind teils durch die gleichen Familien wie in der paläarktischen Region vertreten, so z. B. Sperlinge und Finken, teils finden sich vikarierende Familien, welche der Region und speziell der Subregion eigen, aber mit paläarktischen Familien verwandt sind, so die neuweltlichen Geier, die Stärlinge, die Blauvögel; eine sehr charakteristische, eigentlich neotropische Familie, die aber einzelne Arten weiter nördlich sendet, sind die Kolibri, und ferner hat der Truthahn in der östlichen Subregion seine Heimat. An Reptilien ist die Subregion sehr reich; im Mississippi findet sich der Alligator, die Schildkröten, die Eidechsen und Schlangen sind durch zahlreiche Arten vertreten; besonders zu erwähnen sind die Klapperschlangen. Charakteristische Amphibien dieser Subregion sind die Menopoma von den südlichen Vereinigten Staaten, der Aalmolch (Amphiuma) von Florida, Siren aus den Sümpfen von Carolina und der bekannte Axolotl, der auch in andern Teilen der Region sich findet. Die Süßwasserfische dieses Gebietes sind durch eine große Anzahl eigentümlicher Arten und durch nicht weniger als fünf eigentümliche Familien charakterisiert, von denen besonders die Schlammfische (Amidae) und Knochenhechte (Lepidosteidae) zu erwähnen sind. Den gleichen Artenreichtum wie die Fische, zeigen die Süßwassermollusken, besonders die Unioniden. Die Insekten zeigen große Ähnlichkeit mit der europäischen Insektenwelt, sind jedoch ebenfalls wie die Vögel mit neotropischen Formen vermischt. Die zentrale Subregion oder die Subregion des Felsengebirges umfaßt den Höhenzug der Rocky Mountains und die südöstlich davon gelegenen Prärien; ihre Fauna ist demgemäß ein Gemisch von Gebirgs- und Steppenfaunen. Bewohner des Felsengebirges sind das Bergschaf (Ovis montana) und die Berg- oder Schneeziege (Haplocerus americanus), in den Ebenen finden sich als charakteristische Arten die Gabelantilope, mit der Schneeziege die einzige Vertreterin der Antilopen in der Neuen Welt, der fast ganz ausgerottete amerikanische Büffel und der sogen. Präriehund, ein dem Murmeltier verwandter Nager, nebst der merkwürdigen Taschenratte. In den Vorbergen des Felsengebirges lebt in Rudeln der gewaltige amerikanische Hirsch, der Wapiti. Die Vogelwelt schließt sich derjenigen der östlichen Region an, und auch diese Subregion bildet vielfach den Winteraufenthalt für südlichere Faunen. Von Reptilien ist die Krötenechse (Phrynosoma) bemerkenswert. Die westliche oder kalifornische Subregion umfaßt den schmalen Landstrich westlich des Felsengebirges von Vancouver Island bis zur Halbinsel Kalifornien. Obwohl eng begrenzt, ist sie die am schärfsten unterschiedene Subregion der nearktischen Region und besitzt eine ganz eigne Fauna; als Charaktertiere sind zu nennen der Grislybär (Ursus ferox) und ein merkwürdiger Insektenfresser (Urotrichus), der seine Verwandten auf der andern Seite des Stillen Ozeans, in Japan, findet. Unter den Geiern ist der kalifornische Geier bemerkenswert, unter den Reptilien die Familie der Wickelschlangen. In allen Gruppen des Tierreiches macht sich, besonders im Süden der Subregion, bereits ein Einfluß der benachbarten neotropischen Region, speziell mexikanischen Subregion geltend.

Nearthrōse (griech.), »Neubildung eines Gelenks« an einer falschen Stelle, kann bei nicht vereinigten

Nebel I.

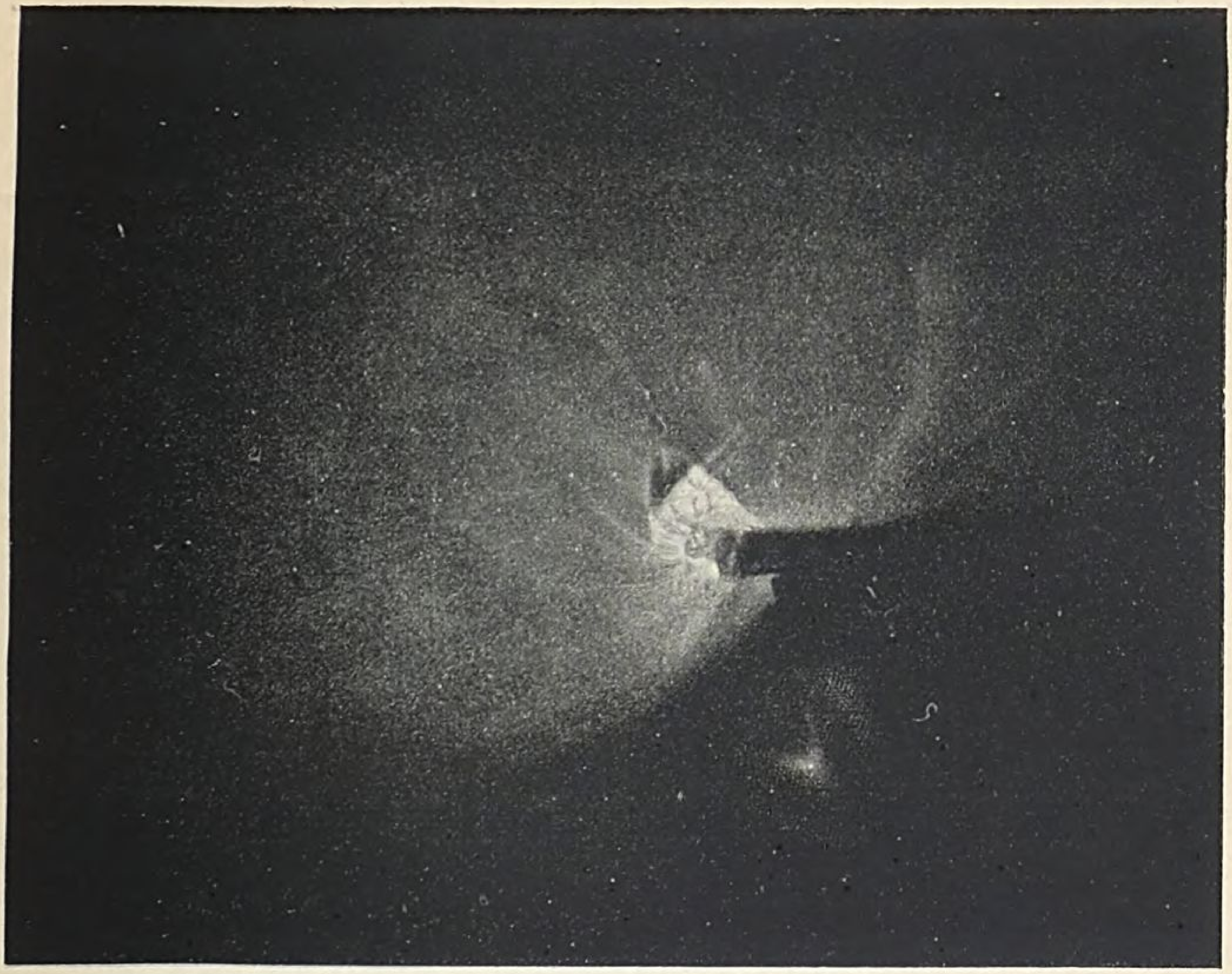


Fig. 1. Der große Orionnebel, nach einer Zeichnung von *G. P. Bond.*



Fig. 2. Photographische Aufnahme der Milchstraßengegend bei α Cygni nebst dem neuen großen Amerikanebel von *M. Wolf* in Heidelberg. (Exposition $13^1/_4$ Stunden.)

Nebel II.



Fig. 3. Andromedanebel, nach einer Zeichnung von *Trouvelot.*

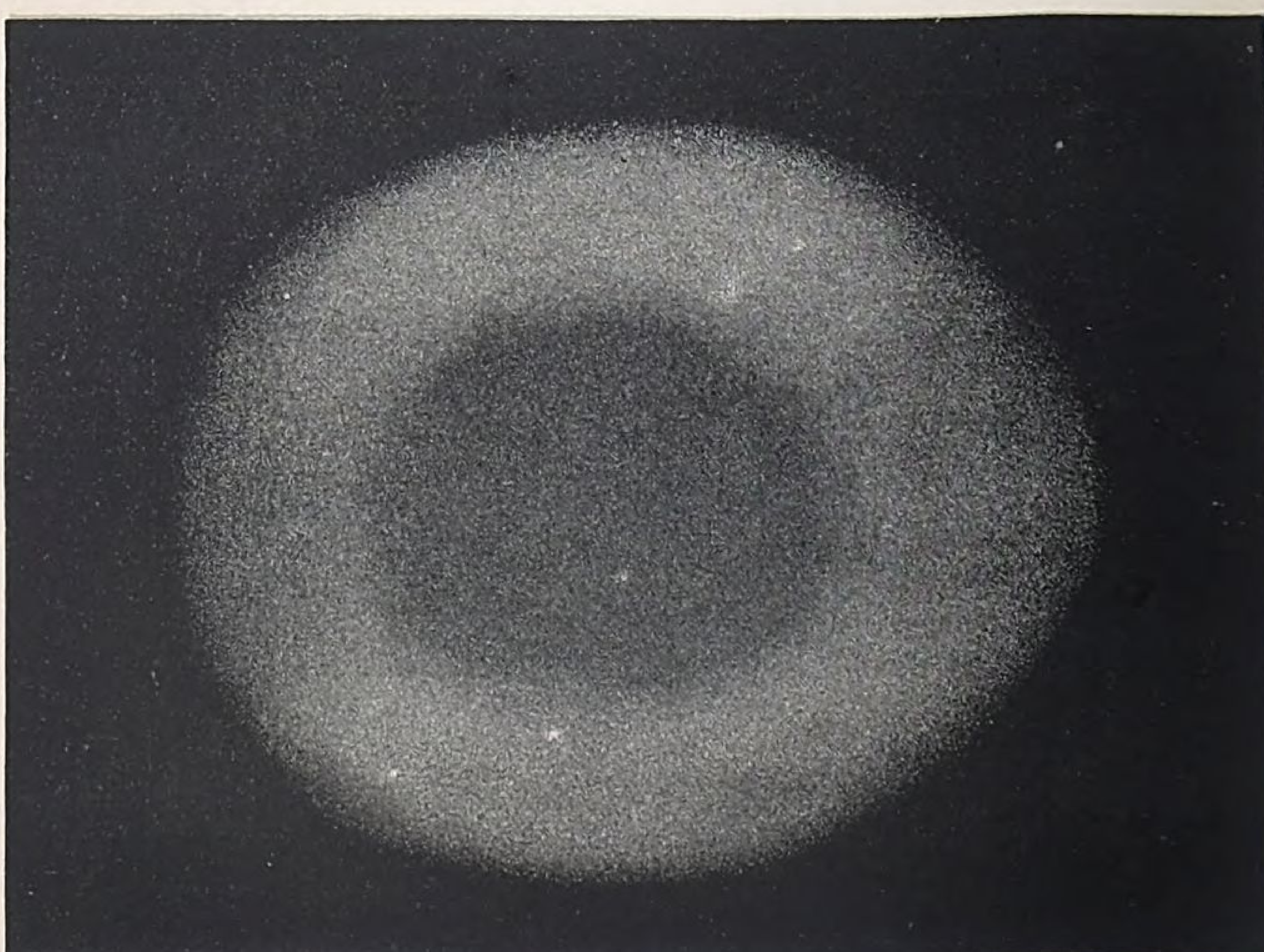


Fig. 5. Ringnebel in der Leier, nach einer Zeichnung von *Trouvelot.*

Nebel III.



Fig. 4. Andromedanebel, nach einer photographischen Aufnahme von *M. Wolf* in Heidelberg.
(Exposition 4 Stunden.)



Fig. 6. Dumb-Bell-Nebel, nach einer Zeichnung von *Trouvelot*.

Knochenbrüchen, auch bei nicht reponierten Verrenkungen eintreten, indem bei andauernder Bewegung zweier Knochenhautflächen aufeinander oder einer Knochenhautfläche auf einer Gelenkfläche die Knochenhaut eine glatte Oberfläche erhält und endlich sogar Knorpelsubstanz in ihrem Gewebe bildet.

Neath (spr. nīth), Stadt in Glamorganshire (Wales), 10 km oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Swanseabai des Bristolkanals, mit Kupferschmelzen, Fabrikation von Blech und Chemikalien, lebhaftem Handel und (1891) 11,113 Einw. N. wurde an Stelle der römischen Station Nidum erbaut. Dabei die Ruinen eines Schlosses und einer Abtei. Das Thal der N. enthält schöne Wasserfälle (besonders beim Dorfe Pont-Neath-Vaughan).

Neb., Abkürzung für Nebraska (Staat).

Nebaliidae, s. Krebstiere.

Nebel, eine der Formen, unter denen sich der in der Luft befindliche Wasserdampf in tropfbarflüssigem Zustande aus derselben ausscheidet. Der N. bildet kleine Wassertröpfchen, welche in größern Mengen die Luft mehr oder weniger trüben und ihre Durchsichtigkeit beeinträchtigen. N. bildet sich, wenn 1) feuchte und wärmere Winde über eine Strecke der Erdoberfläche hinstreichen, welche kälter ist als die Winde. Solche N. treten in der gemäßigten Zone häufig im Winter ein, wenn sich der Erdboden nach einer längern Kältezeit stark abgekühlt hat, und bezeichnen das Eintreten von warmen südwestlichen Luftströmen. Hierher gehören auch die N., welche sich in den Polarländern bilden, so oft feuchte Winde über das Eis hinwehen, sowie diejenigen N., welche über solchen Punkten des Landes oder des Meeres lagern, die eine niedrigere Temperatur haben als die Winde, welche aus wärmern Gegenden herwehen. Beispiele für solche N. bieten die sprichwörtlich gewordenen N. Englands und die N. über der Neufundlandsbank, wo südliche Luftströme, die sich über dem Golfstrom erwärmt und eine reichliche Menge von Wasserdämpfen aufgenommen haben, in Gegenden gelangen, wo das Meer durch die aus der Davisstraße kommenden kalten Polarströme stark abgekühlt ist. Solche N. sind stets besonders dicht und gehen häufig in Regen über. Außerdem entstehen aber auch N., wenn 2) die Oberfläche des Meeres oder eines andern Gewässers wärmer ist als die Luft, welche auf ihnen ruht oder über sie hinweht. Die durch Verdunstung des wärmern Wassers entstehenden Wasserdämpfe sättigen bald die darübergelagerte kältere Luft und scheiden sich dann in Form von N. aus. Dieser Art sind die N., welche im Sommer nach Gewitterregen oder des Morgens oder Abends, besonders im Spätsommer und Herbst, über Flußthälern, Seen, Teichen und Mooren oder feuchten Wiesen lagern, sobald die Temperatur der Luft unter die des Wassers oder des feuchten Erdbodens sinkt. Hierher gehören auch die Gebirgsnebel und die sogen. Seenebel, von denen die letztern durch kalte Winde auf der See entstehen, nach dem Lande ziehen und sich dort zum Teil wieder auflösen. Im Winter sieht man bei ruhiger Luft auch N. über Quellen entstehen, deren Temperatur höher als die der Luft ist. Liegt die Temperatur der Luft unter 0°, so erscheint ein aus feinen Eiskristallen bestehender N., der sogen. Rauhfrost (s. d.), den man am stärksten in den Polarmeeren und in Gebirgsgegenden beobachtet. Die Nebelbildung unterbleibt an Orten, wo Regen und Tau mangeln, wie in den großen Sandwüsten Afrikas und Asiens; denn obwohl hier die Temperatur während der Nacht tief herabsinkt, so fällt sie doch wegen der nachhaltigen Wärme des Sandbodens nicht unter den Taupunkt der Luft. Bildet sich N. am Morgen, so wird er, wenn die Temperatur durch die aufsteigende Sonne wieder hinlänglich erhöht ist, aufgelöst. Aus der Entstehung des Nebels folgt, daß Windstille die Nebelbildung begünstigt, und daß man mit Recht die wohlbekannte Wetterregel aussprechen kann: »Steigender N. bringt Regen, fallender Sonnenschein«.

Als trockne N. bezeichnet man durch Rauch entstandene Trübungen der Atmosphäre. Dieselben treten entweder allein oder mit feuchten Nebeln vereinigt auf und verschwinden über großen Städten selbst unter den günstigsten Verhältnissen fast nie vollständig. Besonders häufig und belästigend sind die schweren trocknen N. (fogs) in London, welche auf Brust- und Atmungsorgane bedrückend wirken, die Geruchsnerven beleidigen, die Sonnenstrahlen zurückhalten und dadurch auch einen nachteiligen Einfluß auf den Pflanzenwuchs ausüben. Sie sind zurückzuführen auf die Hunderttausende von Schornsteinen, deren Rauch nicht durch die mit schweren Dünsten ausgefüllte Atmosphäre zu dringen vermag, sondern sich mit diesen vereinigt. Zu den trocknen Nebeln gehört auch der Herauch (s. d.), die Calina (s. d.) in Spanien und der Qobar (s. d.) in Äthiopien.

Nebel (Nebelflecke, lat. Nebulosae, hierzu Tafel »Nebel I—III«), in mattem Lichte, gleich der Milchstraße, schimmernde, mehr oder weniger ausgebreitete, wolkenartige Gebilde des Sternenhimmels. Die meisten sind nur mit dem Fernrohr zu sehen, doch führt Argelander 19 und Heis 26 mit bloßem Auge sichtbare N. auf. Im Altertum entdeckte Hipparchos 3 N., zwei im Perseus und die sogen. Krippe im Krebs; diese sind jedoch im Fernrohr in einzelne Sterne auflösbar, sind also nicht eigentliche N., sondern, wie die Plejaden, die auch für schwache Augen das Aussehen solcher Gebilde haben, Sternhaufen. Auch Galilei kannte noch keinen eigentlichen N., wohl aber war der in dunkeln Nächten recht gut sichtbare N. beim Stern ν im Gürtel der Andromeda, der im Abendland erst durch Simon Marius 15. Dez. 1612 mit dem Fernrohr entdeckt wurde, schon früh den Arabern bekannt. Cysat erwähnt 1619 den großen N. im Orion, doch wurde dieser erst von Huygens 1659 genauer beobachtet. Am südlichen Himmel entdeckte Halley 1677 mehrere N.; Messier suchte 1764—81 eifrig nach Nebeln, sein Katalog derselben enthält 103 Objekte, darunter 61 neue; der Reichtum des Himmels an Nebeln trat aber erst hervor, als W. Herschel seit 1779 seine großen Spiegelteleskope zu deren Aufsuchung benutzte. Er unterschied 8 Klassen: I. 288 glänzende N., II. 908 schwache N., III. 978 sehr schwache N., IV. 78 planetarische N., V. 52 sehr große N., VI. 44 sehr gedrängte Sternhaufen, VII. 67 etwas gedrängte Sternhaufen, VIII. 88 grob zerstreute Sternhaufen. Im ganzen entdeckte W. Herschel 2500 Objekte, 2303 N. und 197 Sternhaufen. Nach ihm haben Sir John Herschel, Lord Rosse, d'Arrest, Schmidt, Stephan, Tempel, Swift, Stone, Barnard, Bigourdan u. a. zahlreiche neue N. entdeckt, und der Generalkatalog (G. C.), welchen Sir John Herschel 1864 veröffentlichte, enthält 5079 Objekte, der Neue Generalkatalog von Dreyer (N. G. C., 1890) deren 7840, u. das Supplement zu letzterm von 1895 erhöht die Zahl auf 9369. Eine wesentliche Bereicherung unsrer Kenntnis der N. hat die Anwendung der Photographie herbeigeführt, indem mit Hilfe derselben sowohl eine große Anzahl von Nebeln entdeckt

wurde, die nur zum Teil später auch im Fernrohr erkannt wurden, als auch bei bekannten Nebeln eine außerordentlich reiche Detaillierung ihrer Gestalt und Ausdehnung erkennbar wurde, welche mit dem Fernrohr nicht wahrgenommen werden kann. Das Verhältnis der eigentlichen N. zu den Sternhaufen läßt sich mit dem Fernrohr allein nicht feststellen, da viele Objekte, die in kleinern Fernrohren als schwache N. erscheinen, sich in lichtstarken Fernrohren deutlich in einzelne Sterne auflösen lassen, anderseits aber viele helle N. auch in den stärksten Fernrohren keine Spur einer Auflösung zulassen. Nur das Spektroskop ermöglicht eine scharfe Trennung zwischen Sternhaufen und eigentlichen Nebelflecken; während nämlich alle Sternhaufen und die Mehrzahl der bisher nicht auflösbaren N. ein kontinuierliches Spektrum zeigen, geben doch eine Anzahl von Nebelflecken ein aus 3—4 hellen Linien im Blau und Grün bestehendes Spektrum (vgl. Tafel »Spektralanalyse«), von denen zwei Linien dem Wasserstoffspektrum angehören. Diese N. muß man sich daher als weit ausgedehnte glühende Gasmassen von äußerster Verdünnung denken; zu diesen eigentlichen Gasnebeln gehören die meisten großen unregelmäßigen und die planetarischen N., während die Mehrzahl der andern N. ein kontinuierliches Spektrum zeigen, also wahrscheinlich nur unendlich weit entfernte Ansammlungen von Sternen sind, wie W. Herschel es für alle N. annahm. In der Verteilung am Himmel zeigen die N. ein umgekehrtes Verhalten wie die Sternhaufen und die teleskopischen Sterne; während diese in der Nähe der Milchstraße am zahlreichsten sind, sind die eigentlichen N. dort selten, erreichen dagegen auf der nördlichen Halbkugel im Sternbilde der Jungfrau ein Maximum der Häufigkeit, auf der südlichen Halbkugel bilden eine große Anhäufung von Nebeln die sogen. Magellanischen oder Kapwolken. Bezüglich der Form kann man unregelmäßige und regelmäßige N. unterscheiden und unter den letztern wieder ovale, ringförmige, spiralförmige, planetarische und Nebelsterne.

Zu den merkwürdigsten unregelmäßigen Nebeln gehört der große Orionnebel (Tafel I, Fig. 1). Die erste ausführliche Beschreibung desselben gab Huygens 1659, später wurde er namentlich von den beiden Herschel genauer beobachtet. Die besten Zeichnungen desselben rühren von Bond und von Lord Rosse her. Der Hauptnebel nimmt einen Raum von etwa ¼ Quadratgrad des Himmels ein, übertrifft also an scheinbarer Größe die Mondscheibe. Feine Nebelmaterie erstreckt sich zudem noch nach allen Seiten weithin in unbestimmten Formen. Secchi konnte ihn durch 6° in Deklination und 5° in Rektaszension verfolgen, und die neuen photographischen Aufnahmen zeigen eine noch größere Ausdehnung. Der mittlere und hellste Teil des Orionnebels wird nahezu durch vier hellere Sterne bezeichnet, welche das sogen. Trapez (ϑ_1 Orionis) bilden; dieses sowie die Gegend östlich davon erscheint im Fernrohr von Nebelmasse frei und sieht daher die hellste Partie einem geöffneten Tierrachen ähnlich. Die Robertsschen Photographien des Nebels lassen denselben als einen großen Ringnebel erkennen, dessen hellste Partie der eigentliche Orionnebel ist. Das Spektrum des Nebels ist das bekannte Nebelspektrum, und Huggins fand, daß die hellen Liniengruppen, welche die Spektren zweier Sterne im Trapez durchsetzen, sich auch noch auf einige Entfernung hinaus in das Nebelspektrum verfolgen lassen, was jedenfalls für die Zusammengehörigkeit des Nebelfleckes mit jenen Sternen spricht. Der sogen. Dumbbellnebel (Tafel III, Fig. 6) im Sternbilde des Fuchses hat nahezu elliptische Gestalt, jedoch verdichtet sich die Nebelmaterie gegen die Enden der kleinen Achse und breitet sich dort nach beiden Seiten aus, so daß dieser Teil das Aussehen einer Hantel (engl. dumb-bell) erhält. Das Spektrum zeigt nur die bekannten Nebellinien. Weitere unregelmäßige N. sind der Omega-N. im Schützen, dessen Gestalt einem Ω ähnlich ist, sowie der Crabnebel im Stier, der nach Rosse elliptisch, aber mit Ansätzen versehen ist, die wie die Scheren eines Krebses (engl. crab) aus dem Hauptkörper austreten. Auch die meisten der mit Hilfe der Photographie entdeckten großen N. sind von unregelmäßiger Gestalt. Fig. 2 der Tafel I zeigt einen solchen, von M. Wolf photographisch entdeckten N. im Sternbilde des Schwanes, der wegen seiner Gestalt Amerikanebel benannt worden ist. Diese Figur zeigt gleichzeitig den außerordentlichen Sternreichtum der Milchstraße und die Bedeutung, welche die Photographie für Aufnahmen derselben hat.

Von den regelmäßigen Nebeln sind die meisten oval oder elliptisch. Sie erscheinen als runde, mehr oder weniger langgestreckte Massen, in der Regel von schwachem Licht und am Rande sehr verwaschen, nach der Mitte hin dagegen verdichtet. Das Spektrum der meisten ist kontinuierlich. Das beste Beispiel dieser N. bildet der große Andromedanebel (Tafel II u. III, Fig. 3 u. 4). Schon dem bloßen Auge deutlich sichtbar, erscheint er in Fernrohren mittlerer Größe vollkommen elliptisch mit starker Verdichtung, in größern Fernrohren ist er dagegen unregelmäßiger, wenigstens scheint die Nebelmaterie längs der kleinen Achse auch mehr ausgebreitet. Bond und Trouvelot konnten den N. über 3° in Länge und 2° in Breite verfolgen und bemerkten zuerst zwei lange dunkle Streifen, die sich parallel der großen Achse der Ellipse hinziehen (Fig. 3). Diese Streifen haben in neuester Zeit durch die photographischen Aufnahmen, zuerst von Roberts, eine ganz unerwartete Erklärung gefunden; auf diesen erscheint nämlich die Lichtabnahme nach den Rändern hin keineswegs gleichmäßig, vielmehr ist der Kern von mächtigen elliptischen Ringen umgeben (Fig. 4), die erkennen lassen, daß der N. eigentlich ein Spiralnebel ist. Diese Struktur macht die Annahme wahrscheinlich, daß derselbe ein Gasnebel ist, anderseits ist jedoch das Spektrum der N. ein kontinuierliches ohne helle Linien, so daß man annehmen muß, daß die innern Partien des Nebels sich bereits verdichtet haben, während die äußern noch im gasförmigen Zustande sich befinden. Mit dem Fernrohr wurden Spiralnebel zuerst durch Rosse erkannt, und gegenwärtig ist eine größere Zahl derselben bekannt. Der merkwürdigste ist der Spiralnebel in den Jagdhunden, den Messier zuerst entdeckte und als doppelt beschrieb, in jedem Teil mit einem glänzenden Zentrum. Rosses Riesenteleskop zeigte den N. als eine leuchtende Spirale, ein schneckenartig gewundenes Tau, dessen Windungen uneben erscheinen und sowohl im Zentrum als auswärts in dichte, körnige, kugelrunde Knoten auslaufen. Von den ringförmigen Nebeln wurde der interessanteste 1779 im Sternbild der Leier entdeckt (Tafel II, Fig. 5) und von Messier als runder Lichtfleck beschrieben, von dem man vermuten könne, daß er aus Sternen bestehe. Die Ringform hat W. Herschel zuerst beobachtet, auch fand er bereits einzelne Sterne darin; Rosse und Bond glauben den N. später ganz in Sterne aufgelöst zu haben, doch können dies nicht Sterne im gewöhnlichen Sinne sein, da das Spektrum rein gas-

förmig ist. Die neuesten photographischen Aufnahmen lassen in der Mitte einen deutlichen Kern erkennen, der bis dahin nirgends wahrgenommen wurde, jetzt in den größten Fernrohren eben sichtbar ist und wahrscheinlich aus Verdichtungen eines Gases besteht, das nur blaue oder violette Strahlen aussendet. Die planetarischen N. wurden von W. Herschel so benannt, weil sie, ähnlich wie die Planeten, im Fernrohr eine matte Scheibe von geringem Durchmesser zeigen; bei schwacher Vergrößerung sehen sie wie ein Stern aus. Unter ihnen nimmt der N. im Wassermann eine hervorragende Stelle ein. Herschel entdeckte ihn 1782 und bezeichnete ihn als helle, nicht scharf begrenzte Scheibe. Lassell sah mittels seines großen Spiegelteleskops im Innern des Nebels einen glänzenden Ring, vollkommen scharf und ohne Zusammenhang mit dem umgebenden N., der gleich einem Schleier von der feinsten Gaze jenen bedeckt. Dasselbe fand auch Rosse.

Nebelsterne sind einfache Sterne, die von einer Nebelhülle umgeben sind, deren Form sehr mannigfaltig ist, häufig einen Ring, manchmal auch einen Doppelring bildend. Das Spektrum derselben ist ein doppeltes, das bekannte Nebelspektrum gelagert über einem schwachen kontinuierlichen.

Doppel- und mehrfache N. kommen am Himmel häufig vor und sind weit zahlreicher, als man bei zufälliger Ausstreuung der sämtlichen N. über den Himmel erwarten durfte. Unter 5079 Objekten von Sir John Herschel sind: 229 Doppelnebel, 49 dreifache N., 30 vierfache, 5 fünffache, 2 sechsfache, 3 siebenfache, 1 neunfacher N. Es ist wohl anzunehmen, daß die Mehrzahl derselben miteinander physisch verbunden sind. Veränderliche N. sind nur wenige mit einiger Sicherheit bekannt: drei N. im Stier, sehr nahe dem veränderlichen Stern *T* Tauri, welche von Hind 1852, Chacornac 1855 und d'Arrest 1861 als wahrscheinlich veränderlich bezeichnet worden sind, zwei andre im Walfisch und im Löwen, auf welche Winnecke aufmerksam gemacht hat, und endlich ein von W. Herschel 1785 entdeckter, von Lord Rosse 1854 und 1864 und d'Arrest 1863 unter günstigsten atmosphärischen Bedingungen nicht gesehener, von Bigourdan aber 31. Jan. und 26. Febr. 1891 wieder an der von Herschel angegebenen Stelle beobachteter N. im Perseus.

Die Photographie dürfte berufen sein, wie über die Veränderlichkeit der Fixsterne, auch über N. zuverlässige Kunde zu geben. Auch hat Roberts den Andromedanebel als veränderlich bezeichnet, weil drei im Dezember 1895 mit 5, 15 und 60 Min. Belichtungszeit erhaltene Negative einen entschieden sternartigen Kern dieses Nebels zeigen, während andre, mit kürzerer und längerer Belichtung erhaltene keine Spur davon erkennen lassen. Über das Aufleuchten des neuen Sterns in diesem N. 1885 vgl. Fixsterne, S. 506. Vgl. Dreyer, A new general catalogue of Nebulae and Clusters of stars (erweiterte Ausgabe des Katalogs von Sir John F. W. Herschel, Lond. 1890); Derselbe, New Index catalogue of the recent discoveries of Nebulae (das. 1895); Roberts, A selection of photographs of stars, Star-Clusters and Nebulae (das. 1894).

Nebel, Fluß in Mecklenburg-Schwerin, kommt aus dem Krakower See, wird bei Güstrow schiffbar und fließt bei Bützow in die Warnow.

Nebelbilder, s. Laterna magica.

Nebelflecke, s. Nebel.

Nebelhöhle, Höhle in der Württembergischen Alb, westlich von Oberhausen im Schwarzwaldkreis, Oberamt Reutlingen, besteht aus drei Abteilungen, ist 156 m lang, 25 m breit, bis 20 m hoch und mit vielen seltsamen Tropfsteinbildungen angefüllt. Der Sage nach war einst die N. der Zufluchtsort des geächteten Herzogs Ulrich von Württemberg.

Nebelhorn, soviel wie Sirene, s. Schall.

Nebelhorn, Berg in den Algäuer Alpen, südöstlich von Sonthofen, 2251 m hoch. Der leicht ersteigbare Gipfel gewährt eine schöne Aussicht. Unter demselben das Ebenalphaus, Unterkunftshaus des Deutsch-österreichischen Alpenvereins. — 2) S. Grünten.

Nebelkappe, s. Tarnkappe.

Nebelkrähe, s. Rabe.

Nebelmonat, soviel wie November.

Nebelparder (Felis macroscelis *Tem.*), eine dem Tiger nahe stehende Baumkatze, 1 m lang mit nahezu körperlangem Schwanze, sehr niedrigen Beinen, kleinem, sehr stumpfem Kopf und gerundeten Ohren, ist weißlich- bis rötlichgrau, schwarz gefleckt und gestreift. Er bewohnt das südöstliche Asien und die großen Sundainseln, ist nicht häufig, lebt ausschließlich im Walde in den Wipfeln der Bäume und nährt sich von kleinen Säugetieren und Vögeln, soll aber auch Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner rauben. Wegen seines sanften Wesens ist er sehr beliebt, sein Fell dient den Dajaken als Kriegsschmuck, Zähne und Klauen werden als Talismane und Ohrverzierungen getragen.

Nebelsignale, s. Signale.

Nebelsterne, s. Nebel.

Nebelzerteiler (engl. Mist puffers), dumpfe Knallgeräusche, die man in Belgien und Nordfrankreich wie aus weiter Entfernung hört und die sich zwölfmal und öfter in unregelmäßigen Zwischenräumen wiederholen. Man beobachtet sie gewöhnlich bei Tage, wenn der Himmel klar ist, und besonders gegen Abend nach einem sehr heißen Tage. Ähnliche dumpfe Töne, entfernten Kanonenschüssen mehr oder weniger ähnlich, sind im Gangesdelta als Barisalschüsse (benannt nach einer Stadt im Gangesdelta) bekannt, auch sollen dergleichen auf dem Dartmoor und in einigen Gegenden Schottlands gehört werden. Nach Mitteilungen von Matrosen hört man die N. auf der ganzen Nordsee bis Island und betrachtet sie als Anzeichen von schönem Wetter mit Windstille und Wärme. Über die Entstehung dieser Knallgeräusche ist nichts bekannt.

Nebenadresse (Hilfsadresse, Adresse de besoin), soviel wie Notadresse, s. Wechsel.

Nebenarbeit, s. Maschine, S. 1007.

Nebenaugen, s. Auge, S. 153.

Nebenbahnen (Sekundärbahnen, Vizinalbahnen, Lokalbahnen, Zweigbahnen), Eisenbahnlinien, welche die seitlich der Haupt- oder Vollbahnen belegenen Landesteile dem Eisenbahnverkehr erschließen, also hauptsächlich dem örtlichen (im Gegensatz zum durchgehenden) Verkehr dienen. Die geringere Inanspruchnahme und Rentabilität der N. ermöglichen und erfordern die größte Einfachheit bei ihrem Bau, dem Betriebe und der Verwaltung. Es können daher an die N. weder in Bezug auf Bequemlichkeit noch auf Geschwindigkeit dieselben Ansprüche gemacht werden wie bei den Hauptbahnen. Da dem Verkehrsbedürfnis durch leichte Züge Genüge geschehen kann, so lassen sich durch leichtern Unterbau und durch Vermeidung kostspieliger Hochbauten und Aufschüttungen erhebliche Summen bei der Bauausführung ersparen. Oft werden die vorhandenen Chausseen mit geringen Nachhilfen zum Legen der Schienengleise benutzt. Wenn nicht überwiegende Interessen dafür sprechen, das rol-

lende Betriebsmaterial der Hauptbahn auf die anschließende Nebenbahn übergehen zu lassen, läßt sich die Bahn durch Anwendung einer schmälern als der normalen Spurweite (1,435 m) noch billiger herstellen. Man unterscheidet hiernach N. mit normaler Spurweite und Schmalspurbahnen. Die geringere Fahrgeschwindigkeit auf den N. (meist 30 bis höchstens 40 km in der Stunde) ermöglicht verschiedene Erleichterungen betriebstechnischer Art, z. B. in der Bewachung des Bahnkörpers (Übergänge), den Signalvorrichtungen, der Zugbildung ꝛc. In Berücksichtigung ihrer geringern wirtschaftlichen Bedeutung und Leistungsfähigkeit sind den N. ferner manche Erleichterungen in ihrem Verhältnis zu andern Zweigen der Staatsverwaltung (Post) zugestanden worden. Das zu verzinsende Anlagekapital wird bei Herstellung von N. meist dadurch nach Möglichkeit verringert, daß von den nächstbeteiligten Interessenten (Personen, Gemeinde-, Kreis-, Provinzialverbänden) mindestens kostenlose Hergabe des für den Bahnkörper und die zugehörigen baulichen Anlagen erforderlichen Grund und Bodens, oft auch außerdem noch ein unverzinslicher Zuschuß zu den Baukosten (à fonds perdu) verlangt wird (vgl. Eisenbahnsubventionen). Bei Herstellung von N. durch Privatunternehmer wird ein solcher Zuschuß auch wohl vom Staate geleistet. Im allgemeinen haben die N., erst nachdem die Hauptlinien im wesentlichen ausgebaut waren, eine größere Bedeutung und Ausdehnung erlangt. Der von ihnen erschlossene und geschaffene Verkehr kommt teilweise auch den Hauptlinien zu gute, so daß diese auch ihrerseits ein Interesse an dem Bau von N. haben. Hieraus sowie aus dem Interesse der Gesamtheit an der Erleichterung und Hebung des Verkehrs auch der ärmern Landesteile rechtfertigen sich auch die Erleichterungen und Unterstützungen, durch die der Staat die Herstellung von N. zu fördern bestrebt ist. Nur dadurch ist es möglich geworden, den privaten Unternehmungsgeist und das Privatkapital in größerm Umfang für Unternehmungen in Bewegung zu setzen, die an und für sich von vornherein wenig Aussicht auf Abwerfung eines angemessenen Geschäftsgewinnes darbieten.

In Deutschland, wo sich der Bau von N. verhältnismäßig spät entwickelt hat, bestehen hinsichtlich der von den Interessenten verlangten Beihilfen zur Herstellung staatlicher und hinsichtlich der Unterstützung (Subventionierung) privater N. aus öffentlichen Mitteln nicht durchweg einheitliche Grundsätze. In Preußen und den meisten andern Staaten ist von einer gesetzlichen Regelung abgesehen und werden die Bedingungen des Baues und der Beteiligung der Interessenten von Fall zu Fall bestimmt. In Bayern ist der Bau staatlicher N. durch Gesetz vom 28. April 1882 geregelt. In Hessen sind die Grundsätze für den Bau von N. im Gesetz vom 29. Mai 1884 niedergelegt. Bau und Betrieb der N. sind in Deutschland durch die »Bahnordnung für die Nebeneisenbahnen (früher Bahnen untergeordneter Bedeutung) Deutschlands vom 5. Juli 1892«, gültig vom 1. Jan. 1893 ab, geregelt. Nachdem das Netz der N. erster Ordnung im großen und ganzen ausgebaut ist, geht man mehr und mehr zur Herstellung von N. minderer Ordnung (Lokal- und Straßenbahnen), jetzt Kleinbahnen (s. d.) genannt, über. Im Rechnungsjahr 1895/96 waren an N. in Preußen a) im Betriebe 8400 km Staats- und 1182 km Privatnebenbahnen, b) im Bau 1933 Staats- und 115 km Privatnebenbahnen, zusammen 12,630 km. Seit 1880 sind an N. in Preußen hergestellt: 7433 km Staatsbahnen mit einem Baukostenaufwand von 633,245,316 und 461,6 km Privatbahnen mit Staatsbeteiligung von 3,924,840 Mk. Durch Gesetz vom 8. April 1895 sind zur Beteiligung des Staates am Bau von Kleinbahnen 5 Mill. Mk. bewilligt. In Bayern bestanden Ende 1895: 859,2 km N. im staatlichen Betriebe und 335,2 km Privatnebenbahnen, in Sachsen 965 km Staatsnebenbahnen.

Auch in Österreich hat die Herstellung von N. in größerm Umfang erst verhältnismäßig spät begonnen. Wesentlich gefördert wurde sie durch das Gesetz vom 25. Mai 1880, das die Regierung ermächtigte, bei Konzessionierung neuer Lokalbahnen in Bezug auf die Vorarbeiten, den Bau und die Ausrüstung alle thunlichen Erleichterungen zu gewähren und auch in Bezug auf den Betrieb, die Tarife ꝛc. von den für Vollbahnen bestehenden Bestimmungen Beschränkungen eintreten zu lassen. 1887 wurde ein Lokalbahngesetz erlassen, an dessen Stelle 1. Jan. 1895 ein neues Gesetz getreten ist. Dieses hat den Schwerpunkt der Förderung des Lokalbahnwesens in die Landtage verlegt. Besonders wirksam erwies sich das thatkräftige Vorgehen des Landtages in Steiermark mit dem Gesetz vom 11. Febr. 1890; hierdurch wurden auch andre Provinzen zur planmäßigen Förderung des Lokalbahnwesens angeregt. Ende 1895 waren im Staatsbetrieb 1077, im Privatbetrieb 737, zusammen 1814 km. In Ungarn ist der Bau und Betrieb von N. gleichfalls durch besonderes Gesetz (vom 13. Juni 1880 und 24. Febr. 1888) in ähnlicher Weise wie in Österreich unter Gewährung von Erleichterungen beim Bau und Betrieb, Steuerbefreiung ꝛc., aber auch unter weitgehender Beteiligung des Staates, der Munizipien und Gemeinden geregelt. Ende 1895 waren im Staatsbetrieb 3334, im Privatbetrieb 1363, zusammen 4697 km.

In Frankreich ist schon Anfang der 60er Jahre mit der Herstellung von N. begonnen worden. Nachdem die durch Gesetz vom 12. Juli 1865 gebotenen Erleichterungen sich als unzureichend erwiesen hatten, wurde 11. Juni 1880 ein neues Gesetz erlassen, das unter Voraussetzung der Beteiligung von Departements und Gemeinden staatliche Zuschüsse zu dem Ertrage der N. vorsah. Auch dieses Gesetz hatte nicht den gewünschten Erfolg. Ein von der Regierung 1894 vorgelegter Gesetzentwurf bezweckt vor allem stärkere Heranziehung der Unternehmer zu den Bau- und Betriebskosten und damit Hebung ihres Interesses an der Entwickelung des Verkehrs. 1893 besaß Frankreich 6300 km N. mit zum Teil sehr unbefriedigenden Verkehrsergebnissen. In Belgien wurde auf Grund des Gesetzes vom 28. Mai 1884, verbessert durch das Gesetz vom 24. Juni 1885, unter Mithilfe des Staates, der Provinzen und Gemeinden mit dem Bau von N. in größerm Umfang begonnen. 1893 waren 58 Linien mit 1170 km im Betriebe und 4 Linien mit 74,4 km im Bau. In Italien haben sich seit Anfang der 80er Jahre die N. in Form von Dampfstraßenbahnen (s. Straßenbahnen), hauptsächlich dank weitgehender Unterstützung durch den Staat, in großartiger Weise entwickelt. Schon 1891 waren 124 Linien mit 2539 km im Betriebe. In Großbritannien ist durch Gesetz vom 31. Juli 1868 das Handelsamt (Board of Trade) zur Bewilligung sogen. light railways ermächtigt, aber (bei der Härte einzelner Bestimmungen) ohne nennenswerten Erfolg. Nur in Irland, wo der Bau durch Gesetz vom 30. Aug. 1889 erleichtert wurde, besteht ein größeres Netz von light railways. 1893 besaß Großbritannien mit Irland 1440 km. In Rußland hat man sich

erst neuerdings dem Bau von N. zugewendet. Ein kaiserliches Reglement vom 14. April 1887 bestimmt die finanziellen und technischen Bedingungen für N. In Spanien und Portugal suchen die Regierungen seit einer Reihe von Jahren das Interesse für N. durch Zinsbürgschaften zu unterstützen. Vgl. Müller, Die Entwickelung der Lokalbahnen in den verschiedenen Ländern (in Schmollers »Jahrbuch«, 1891); Haarmann, Die Kleinbahnen (Berl. 1896).

Nebenbestand, forstlicher, s. Durchforstung.

Nebenblätter, s. Blatt, S. 55.

Nebenbücher, s. Buchhaltung, S. 616.

Nebendreiklänge, in der üblichen Terminologie der Harmonielehre diejenigen leitereignen Dreiklänge, welche nicht Hauptdreiklänge (d. h. nicht die Dreiklänge der Tonika und der beiden Dominanten) sind, also z. B. in C dur die drei Akkorde ace, egh, dfa und der verminderte Dreiklang hdf; in A moll die Akkorde ceg, fac, ghd, die verminderten Dreiklänge gis h d und h d f und der übermäßige c e gis.

Nebeneierstock, s. Eierstock.

Nebenetat des Generalstabs, s. Generalstab.

Nebenfäden, s. Paraphysen.

Nebenfrage an die Geschwornen, s. Schwurgericht.

Nebengeschäfte, solche Handelsgeschäfte, welche ein Kaufmann im Betriebe seines Handelsgewerbes abschließt, obgleich letzteres regelmäßig auf andre Geschäfte gerichtet ist. Wenn solche Geschäfte unter die Kategorie der (absoluten oder relativen) Grundhandelsgeschäfte (s. Handelsgeschäft) fallen, so sind sie nach dem deutschen Handelsgesetzbuch Handelsgeschäfte, wenngleich sie nicht gewerbsmäßig betrieben werden.

Nebengestein, s. Erzlagerstätten und Gang.

Nebengleise, auf Bahnhöfen alle Gleise, welche nicht zur regelmäßigen Ein- und Ausfahrt der Züge, sondern zu Rangier- und andern Bewegungen, zur Aufstellung von Wagen ꝛc. dienen.

Nebenhoden, s. Hoden.

Nebenintervention, die Einmischung eines Dritten (Nebenintervenienten) in einen zwischen andern Personen anhängigen Rechtsstreit zu dem Zweck, um der einen Partei zum Siege zu verhelfen. Ein Recht zu solcher N. hat derjenige, welcher ein rechtliches (nicht ein rein thatsächliches, verwandtschaftliches u. dgl.) Interesse daran hat, daß in dem anhängigen Rechtsstreit die eine Partei obsiege. Dies Interesse kann begründet sein entweder dadurch, daß der Dritte, wenn die Partei unterliegt, einen Regreßanspruch von ihrer Seite zu befürchten hat, oder dadurch, daß ihm für diesen Fall der Verlust oder die Minderung eines eignen Rechts bevorsteht. Wird dem Dritten das Recht zum Beitritt bestritten, so muß er es in einem eignen Zwischenstreit durchsetzen. Nach dem Beitritt besteht seine Aufgabe regelmäßig lediglich darin, die Partei, an deren Sieg er interessiert ist, in der Prozeßführung zu unterstützen. Er ist also im Verhältnis zu ihr unselbständig, bloße Nebenpartei. Nur in den Fällen, wo nach den Vorschriften des bürgerlichen Rechts die Rechtskraft der in dem Hauptprozeß erlassenen Entscheidung auch gegen ihn sich miterstreckt, kommt er durch seinen Beitritt in die Stellung eines Streitgenossen der Hauptpartei, der er beigetreten ist, wird also selbst zur Hauptpartei. Der Nebenintervenient kann, soweit er selbst in der Lage war, den Prozeßgang und das Urteil zu beeinflussen, dieselben später nicht mehr anfechten mit der Behauptung, daß seine Hauptpartei den Rechtsstreit mangelhaft geführt oder der Richter ihn so, wie er ihm vorgelegen, unrichtig entschieden habe. Vor solchen Einwendungen ist die Hauptpartei, der er sich angeschlossen hat, durch seinen Beitritt gesichert. Sie kann ihn daher auch selbst zum Beitritt auffordern durch sogen. Streitverkündung (s. d.) mit der Wirkung, daß, wenn er nun nicht beitritt, er dennoch jene Einwendungen ihr gegenüber verliert. Nach der österreichischen Zivilprozeßordnung von 1895 kann die Beitrittserklärung des Nebenintervenienten nicht beliebig mündlich oder schriftlich, sondern nur durch Schriftsatz erfolgen; der Nebenintervenient kann mit Einwilligung der Parteien an Stelle seines Interventen als Partei in den Prozeß eintreten. Durch die Gesetze zur Wahrung der Rechte der Besitzer von Pfandbriefen und auf Inhaber lautenden oder indossabeln Teilschuldverschreibungen (vom 24. April 1874 u. 5. Dez. 1877) wurde eine auch fortan bestehende spezielle Nebeninterventionsbefugnis geschaffen. Vgl. Deutsche Zivilprozeßordnung, § 63 ff.; Österreichische Zivilprozeßordnung, § 17 ff.; v. Canstein, Streitgenossenschaft u. N. (Wien 1876); Derselbe, Die Stellung des Nebenintervenienten nach der Zivilprozeßordnung (in der »Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß«, Bd. 8, 1885, S. 217—253); Francke, Die Nebenparteien der deutschen Zivilprozeßordnung (Götting. 1882); Trutter, Prozessualische Rechtsgeschäfte, S. 279 ff. (Münch. 1891). — Etwas der N. des Zivilprozesses Ähnliches kommt im Strafprozeß bei der sogen. Nebenklage (s. d.) und zwar für den Fall vor, daß, wenn von mehreren Privatklageberechtigten der eine die Privatklage erhoben hat, den übrigen der Beitritt zu dem eingeleiteten Verfahren zusteht.

Nebenius, Karl Friedrich, bad. Staatsmann, geb. 29. Sept. 1784 in Rhodt bei Landau, gest. 8. Juni 1857 in Karlsruhe, studierte in Tübingen die Rechte und Staatswissenschaften, ward Advokat beim Hofgericht in Rastatt, 1807 Finanzsekretär, 1810 Kreisrat zu Durlach und 1811 Finanzrat, 1819 aber Geheimer Referendar. Er arbeitete die badische Verfassung von 1818 aus. Als Regierungskommissar wohnte er dem ersten badischen Landtag bei. Er sprach sich entschieden für den Anschluß Badens an den deutschen Zollverband aus und bewies sich überhaupt als Vorkämpfer der Idee einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Handelsfreiheit in seiner Schrift »Der Deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft« (Karlsr. 1835); doch gelang es ihm auf dem Handelskongreß zu Darmstadt nicht, seine patriotischen Ansichten zu verwirklichen. Schon 1823 war er zum Geheimrat und Vorstand der Gesetzgebungskommission sowie zum Staatsrat ernannt worden, 1831 wurde ihm die Oberaufsicht über die höhern Lehranstalten übertragen. Im November 1835 trat er von seiner Stellung als Mitglied der Gesetzgebungskommission zurück und ward Oberhofrichter, schied aber 1836 gänzlich aus dem Staatsdienst aus. Kurz darauf wurde er jedoch als Direktor in das Ministerium des Innern berufen, und im April 1838 übernahm er das Portefeuille des Innern, gab dasselbe jedoch, durch die Reaktion unter Blittersdorff in seiner Wirksamkeit gehemmt, schon im Oktober 1839 wieder ab. 1843 ernannte ihn die Regierung zum Mitglied der Ersten Kammer; im April 1845 übernahm er wieder das Ministerium des Innern und wurde im März 1846 Präsident des Staatsrats. Infolge der Revolution vom Mai 1849 mit dem Ministerium zurückgetreten, lebte er seitdem, zuletzt erblindet, litterarischen Arbeiten und trat nur bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassungsreform in der Broschüre »Baden in seiner Stellung zur deut-

schen Frage« (Karlsr. 1850) öffentlich hervor. Noch sind von seinen vortrefflichen volkswirtschaftlichen Schriften hervorzuheben: »Betrachtungen über den nationalökonomischen Zustand Großbritanniens« (Karlsruhe 1818); »Der öffentliche Kredit« (das. 1820, 2. Aufl. 1829); »Über technische Lehranstalten« (das. 1833); »Über die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden« (Stuttg. 1837); »Über die Zölle des Zollvereins zum Schutze der einheimischen Eisenproduktion« (Karlsr. 1842) und »Die katholischen Zustände in Baden« (das. 1842), eine Entgegnung auf Mones gleichnamige (anonyme) Schrift. Aus seinem Nachlaß erschienen eine Biographie des Großherzogs Karl Friedrich von Baden (Karlsr. 1868) und »Geschichte der Pfalz« (Heidelb. 1874). Vgl. Beck, Karl Friedrich N. (Mannh. 1866).

Nebenkelch, Außen-, Hüllkelch, s. Blüte, S. 126.

Nebenkiemen, gefranste Organe an der Basis der Kiemen von Wasserschnecken, dienen zum Spüren.

Nebenklage, in der deutschen Strafprozeßordnung Bezeichnung für den Anschluß des Privatbeteiligten an die öffentliche Klage der Staatsanwaltschaft. In der Regel werden strafbare Handlungen von der Staatsanwaltschaft von Amts wegen mit der öffentlichen Klage verfolgt. Nur bei Beleidigungen und leichten Körperverletzungen, die lediglich auf Antrag des Verletzten strafrechtlich verfolgt werden, ist es Sache des letztern, als Privatkläger aufzutreten. Bloß wenn es im öffentlichen Interesse liegt, erhebt in diesen Fällen die Staatsanwaltschaft die öffentliche Klage. Dann aber ist es demjenigen, welcher sonst als Privatkläger aufzutreten berechtigt gewesen wäre, gestattet, als Nebenkläger neben dem Staatsanwalt in der Untersuchung aufzutreten und sein Interesse an der Bestrafung wahrzunehmen. Ebenso kann derjenige, welcher die Zuerkennung einer Buße (s. d.) beansprucht oder auch nur berechtigt wäre, die Zuerkennung einer Buße zu verlangen, als Nebenkläger sich der Staatsanwaltschaft anschließen. Dasselbe gilt für die Verwaltungsbehörden bei Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle. Endlich ist eine N. noch statthaft bei strafbaren Handlungen, die unmittelbar gegen Leben, Gesundheit, Freiheit, Personenstand oder gegen die Vermögensrechte einer Person gerichtet sind, falls die Staatsanwaltschaft einen Antrag auf Erhebung der öffentlichen Klage abgelehnt hat. Solchenfalls kann der Verletzte, wenn auch der Vorgesetzte des Staatsanwalts einen ablehnenden Bescheid erteilt, auf gerichtliche Entscheidung antragen. Wird nun auf diese letztgedachte Weise die Erhebung der öffentlichen Klage erzwungen, so hat der Verletzte das Recht, neben dem Staatsanwalt als Nebenkläger seine Sache zu führen und mit zu vertreten; in Österreich dagegen hat solchenfalls der Privatbeteiligte selbst die Anklage zu übernehmen. Vgl. Deutsche Strafprozeßordnung, § 435 ff., 467 ff.; Oppenheim, Die N. im deutschen Strafprozeß (Bresl. 1889).

Nebenkreis, s. Kugel.

Nebenkriegsthore, Thore in Nebenausgängen, welche durch die Kernumwallung einer Festung führen. Sie vermitteln den kleinen militärischen Verkehr im Kriege, z. B. zu den Wachen im gedeckten Wege. Vgl. Festung, S. 351, und Ausfallthor.

Nebenkrone, s. Ligularbildungen.

Nebenlinie, Nachkommenschaft eines jüngern Sohnes, im Gegensatz zu der des Erstgebornen (Hauptlinie).

Nebenmann, der im Gliede rechts oder links neben dem Soldaten stehende Mann. Vgl. Fühlung.

Nebenmilz, s. Milz.

Nebenmonde, s. Hof, S. 885.

Nebennieren (Glandulae suprarenales, Renes succenturiati) bilden bei den niedern Wirbeltieren um sympathische Ganglien des Bauches kleine gelbliche oder weißliche Umhüllungen und liegen über eine größere Strecke der Bauchhöhle verteilt, sind hingegen bei den höhern Wirbeltieren stets über den Nieren, und zwar jederseits zu Einem Organ vereinigt, an der hintern Bauchwand (s. Tafel »Blutgefäße des Menschen«, Fig. 5, und »Eingeweide II«) angebracht. Beim Menschen sind sie platt, halbmondförmig oder dreieckig, weich, schwammig und rötlichbraun. Sie bestehen aus einer dünnen, aber festen Bindegewebshülle und aus einer Rinden- und Marksubstanz. Die Rinde wird aus fächerartig angeordneten Bindegewebsbalken gebildet, in deren Maschen feine Arterien sowie Kapillaren verlaufen; in der Marksubstanz, deren bindegewebiges Gerüst netzförmig ist, verzweigen sich zahlreiche Venen. Die sehr zahlreichen sympathischen Nerven dringen, ohne an die Rinde Zweige abzugeben, bis ins Mark vor und enthalten dort Haufen von Ganglienzellen. Was sonst noch an Raum in der Drüse vorhanden ist, wird von rundlichen Zellen ausgefüllt. Die N. entwickeln sich beim Embryo sehr zeitig und sind anfänglich viel größer als die Nieren. Ihr Gewicht beträgt beim Erwachsenen 5—7 g. Sie haben keinen Ausführungsgang. Ihre Bedeutung für den Organismus ist gänzlich dunkel. Krankheiten der N. kommen selten vor; man kennt nur Blutung, Tuberkulose, kropfartige Geschwülste (Adenome, Strumen) und Krebs der N. Addison beobachtete 1855 zuerst, daß Kranke, welche an Tuberkulose der N. leiden, eine bronzefarbige, rotbraune oder braungrüne Haut besitzen (Addisonsche oder Bronzekrankheit; vgl. Addison, On the constitutional and local effects of disease of the suprarenal capsules, Lond. 1855). Man hat indes auch hochgradigste (tuberkulöse) Entartung der N. konstatiert, ohne daß dabei auch nur eine Spur der Bronzefarbe der Haut bestanden hätte. Bei der Entwickelung der N. können kleine Gewebsstückchen in andre Nachbarorgane versprengt werden, namentlich in das Gewebe der Nieren, in die breiten Mutterbänder, in das Bindegewebe längs der Beckenarterien. Aus Keimen dieser Art entwickeln sich alsdann im spätern Leben selten gutartige, meist aber krebsartige Geschwülste (Nierenstrumen), welche dem Sitze nach den Nieren, bez. dem Bindegewebe angehören, thatsächlich aber aus dem Gewebe der N. stammen.

Nebennoten (Hilfsnoten), im Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelschlag, Battement ꝛc. (s. Verzierungen) die obere und untere Sekunde des zu verzierenden Tones, welcher mit Recht der Hauptton heißt. Auch beim Vorhalt (s. d.) heißt die vor dem Akkordton vorgehaltene Note Nebennote, und auch die Durchgangsnoten und Wechselnoten können unter die N. gerechnet werden (melodische N.), während jeder zum Akkord gehörige Ton eine Hauptnote ist.

Nebenplaneten (Trabanten, Monde, Satelliten), diejenigen Weltkörper unsers Sonnensystems, welche sich um die Hauptplaneten bewegen und dieselben bei ihrem Laufe um die Sonne begleiten. Außer der Erde (s. Mond) werden nur die fünf größten Planeten von N. begleitet, und zwar hat Mars deren 2, Jupiter 5, Saturn 8, Uranus 4, Neptun 1, so daß

man in unserm Sonnensystem 21 N. kennt, wahrscheinlich haben jedoch Uranus u. Neptun noch weitere N., die wegen ihrer Lichtschwäche bisher nicht erkannt worden sind. Das Dasein eines Mondes der Venus, den mehrere Astronomen irrtümlich zu sehen geglaubt, ist nicht erwiesen. Mit Ausnahme unsers Mondes ist keiner dem unbewaffneten Auge gewöhnlich sichtbar, nur einer oder der andre Jupitermond ist von sehr scharfen Augen hin und wieder erkannt worden. Alle bewegen sich um ihren Hauptplaneten nach den Keplerschen Gesetzen von W. nach O., mit Ausnahme der Monde des Uranus und des Neptun, die sich entgegengesetzt bewegen, auch ist die Neigung der Bahnen dieser N. gegen die Ekliptik sehr groß, die des Uranus stehen fast senkrecht darauf, während für die andern N. die Neigung nur klein ist, ebenso wie bei den Bahnen der Hauptplaneten. Bei allen N. ist wahrscheinlich die Rotationszeit der Dauer eines Umlaufs um den Hauptplaneten gleich, weshalb sie diesem immer dieselbe Seite zukehren. Weiteres s. »Planeten« (mit Tafel).

Nebenplätze, Wechselplätze, an welchen die deutsche Reichsbank kein Kontor hat.

Nebenreiser, s. Wasserreiser.

Nebensache (Res accessoria, Accessio), im juristischen Sinne die zu einer andern Sache (Hauptsache) in einem untergeordneten Verhältnis stehende, ihr zugehörige und in ihrer rechtlichen Bestimmung von ihr in gewissem Maße abhängige Sache (s. Accession).

Nebensätze, s. Bienenzucht, S. 999.

Nebenschluß, ein durch seine beiden Enden mit zwei in geeigneter Entfernung befindlichen Stellen einer elektrischen Leitung verbundener Draht, durch welchen ein für gewisse Zwecke bestimmter Teil des elektrischen Stromes fließt. Die relative Stärke dieses Nebenschlußstromes ist der Dicke dieses Drahtes direkt und seiner Länge umgekehrt proportional; die Spannung dieses Stromes richtet sich aber nach der Entfernung der beiden Verbindungsstellen. Nebenschlüsse finden insbes. bei der Einschaltung von elektrischen Meßinstrumenten Anwendung.

Nebenschlußlampe, s. Elektrisches Licht, S. 642.

Nebenseptimenakkorde, in der üblichen Terminologie der Harmonielehre alle Septimenakkorde der Tonart mit Ausnahme des Dominantseptimenakkords (in C dur: g h d f, in A moll: e gis h d), welcher Hauptseptimenakkord genannt wird.

Nebensonnen, s. Hof, S. 885.

Nebenstrafe, diejenige Strafe, die nur neben einer andern (der Hauptstrafe), nicht aber selbständig erkannt werden kann. S. Strafe.

Nebenstraße (Nebenweg), in der Zollverwaltung im Gegensatz zur Zollstraße jeder Weg, auf welchem zoll- und kontrollpflichtige Waren nicht über die Landesgrenze gebracht werden dürfen.

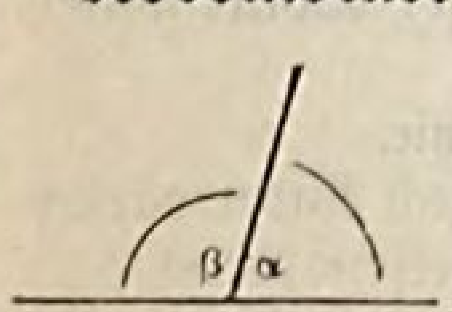
Nebenströme, elektrische, s. Induktion, S. 222.

Nebentonarten, die der Haupttonart eines Musikstücks nächst verwandten Tonarten, besonders die Paralleltonart und die Dominanttonarten.

Nebentöne, s. Aliquottöne.

Nebenwiderstände, s. Maschine.

Nebenwinkel, zwei Winkel α und β (s. Figur), welche den Scheitel und einen Schenkel gemeinschaftlich haben, und deren beide andern Schenkel in die entgegengesetzten Richtungen einer und derselben Geraden fallen. Sie betragen zusammen eine Halbebene oder 180°. Sind zwei N. einander gleich, so ist jeder ein rechter.



Nebenwohner, s. Antipoden.

Nebenzollamt, s. Zollordnung.

Nebī (arab.), soviel wie Prophet, ein von Gott oder einem Engel inspirierter Mann, während der Rasūl (Gesandter Gottes) von Gott mit einer speziellen Mission betraut ist. Im Koran werden 28 Propheten genannt (davon N. Mūsa: Moses, N. Daud: David, N. Sulaiman: Salomo, N. Jūsuf: Joseph, N. Ajjūb: Hiob, N. Jūnus: Jonas, N. Jachjā: Johannes, N. Īsā: Jesus), Mohammed ist der letzte und größte der Propheten, chātim ul-enbijā, »das Siegel der Propheten«.

Nebireh, Ruinenstätte in Ägypten, s. Naukratis.

Ne bis in idem (lat., »Nicht zweimal gegen dasselbe«), Rechtssprichwort, wonach dieselbe Handlung nicht zweimal zum Gegenstand eines rechtlichen Verfahrens gemacht werden kann. Vgl. M. Berner, Der Grundsatz des ne bis in idem im Strafprozeß (Leipz. 1891).

Neb-Neb, s. Bablah.

Nebo, Berg, s. Abarim.

Nebo (Nabu), babylonisch-assyr. Gott, Sohn des Bel oder Merodach (s. d.) und Stadtgott von Babylons Schwesterstadt Borsippa. Er heißt bei den Babyloniern »der Gott, der die Aufsicht führt über die Gesamtheit des Himmels und der Erde«, und gilt als der Schöpfer der Tafelschreibekunst. Sein Tempel in Borsippa (s. d.) ist von Herodot irrig als ein Heiligtum des Bel beschrieben. Der Planet Merkur war ihm geheiligt.

Nebra, Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Querfurt, an der Unstrut und der Linie Artern-Naumburg der Preußischen Staatsbahn, 114 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß, eine Schloßruine, ein Amtsgericht, Sandsteinbrüche, Steinhauerei, Schiffbau, Schiffahrt und (1895) 2780 fast nur evang. Einwohner.

Nebráska (abgekürzt Neb.), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt zwischen 40—43° nördl. Br. und 95° 21′—104° westl. L. v. Gr., grenzt an Süddakota, Iowa, Missouri, Kansas, Colorado und Wyoming und hat ein Areal von 200,740 qkm (3645,6 QM.). Der größere östliche Teil besteht aus trocknen Hochprärien mit Flugsandstrichen, der kleinere östliche Teil aber aus fruchtbaren und in höherm Grade kulturfähigen Wiesenprärien. Von Süddakota aus treten die sogen. Bad lands oder Mauvaises terres in den Staat über, ein unfruchtbarer, aber infolge seiner aus miocänem Gestein gebildeten und phantastisch gestalteten Felsmassen ungemein malerischer Landstrich. Der Boden wird vornehmlich vom Tertiär gebildet; das westliche Kohlenfeld greift nur in geringer Ausdehnung und mit wenig abbauwürdigen Flözen in das Staatsgebiet ein, die jüngern Formationen enthalten weiter westlich Salzquellen und Lignitlager, die Kreideformation nimmt das östliche Viertel ein. Hauptfluß ist der Missouri, der die ganze Ostgrenze des Staates bildet, mit dem Niobrara, die Mitte durchfließt der Platte oder Nebraska, den Süden des Staates der Republican Fork des Kansas. Bis 1866 waren nur 5—6 Proz. der Oberfläche Wald; Bäume (Ahorne, Ulmen, Eichen, Robinien ꝛc.) fand man fast nur in den Flußthälern; seitdem hat man mit großem Erfolg Wälder und Obstgärten angelegt und dadurch das Klima wesentlich beeinflußt. Die mittlere Jahrestemperatur der Osthälfte des Landes (350 m ü. M.) ist 9,5° (Januar —5,6, Juli 25°), und es fallen jährlich 760 mm Regen und Schnee. Dürre und Stürme sind namentlich im W. häufig. Von der ursprünglich sehr reichen einheimischen Fauna finden sich noch der Grislybär, der schwarze Bär, die wilde Ziege, Antilope, Damhirsch, Wolf,

Büffel (früher sehr zahlreich); selten sind: Elentier, Luchs, Biber. Die **Bevölkerung**, die 1860 erst 28,841 Seelen zählte, betrug 1890: 1,058,910 (5 auf 1 qkm), davon 572,824 männlich, 486,086 weiblich; 8913 waren Neger und Mulatten; im Ausland geboren 202,542 Personen, davon 46,423 in Deutschland; 414 Chinesen, 2893 zivilisierte Indianer; auf zwei Agenturen lebten 3804 Omaha, Winnebago und Sioux. Die öffentlichen Schulen mit 10,555 Lehrkräften wurden 1890 besucht von 247,320 Kindern (bei 333,200 schulpflichtigen), die acht Colleges mit 143 Lehrern von 1801 Lernenden, die Universität von N. in Lincoln mit 59 Dozenten von 929 Studierenden. Es erscheinen 624 Zeitungen. Hauptbeschäftigung ist die **Landwirtschaft**; 1890 standen 6,099,082 Hektar unter Kultur. Davon waren bestellt mit Mais 2,192,112, mit Hafer 601,406, mit Weizen 319,542 Hektar, der Rest mit Gerste, Roggen, Buchweizen, Zuckerrüben &c. Auf Mais entfallen 10, auf Hafer 6 Proz. der Gesamternte der Union. Der Viehstand betrug 1890: 626,789 Pferde, 46,512 Maulesel und Esel, 3,142,597 Rinder, 209,243 Schafe und 3,815,247 Schweine. Schlachtvieh geht in Menge zu den großen Schlachthäusern von Omaha und Nebraska City sowie nach Chicago und Kansas City. Von Mineralien werden mittelmäßige Steinkohle, Torf, Töpfererde, Kalk und gute Bausteine gewonnen. Die **Industrie** erzeugte 1890 in 3014 gewerblichen Anstalten mit 23,876 Arbeitern Waren im Werte von 93,037,794 Doll. Wichtig sind namentlich die Kornmühlen, Schlächtereien, Backsteinbrennereien, Sägemühlen, Farbefabriken und Druckereien, Sattlerwerkstätten u. Brauereien. Die Gesamtlänge der **Eisenbahnen** im Staate betrug 1893: 8019 km; Hauptlinien sind die Union-Pacificbahn und die Linien Burlington und Missouri River. Es bestehen sechs elektrische Eisenbahnlinien mit einer Gesamtlänge von 195 km. Nach der **Verfassung** von 1875 werden der Gouverneur und die obersten Staatsbeamten auf zwei, die fünf Richter des Obergerichts auf sechs Jahre vom Volke gewählt. Die gesetzgebende Gewalt üben 34 Senatoren und 100 Repräsentanten. Nach Washington entsendet N. 2 Senatoren und 6 Repräsentanten; bei der Präsidentenwahl hat es 8 Stimmen. Die Staatseinnahmen betrugen 1890: 2,219,496, die Ausgaben 1,050,107, die Schulden des Staates 253,879, der Grafschaften 5,510,175, der Gemeinden 7,124,506, der Schuldistrikte 2,648,212 Doll. Hauptstadt ist Lincoln, die größte Stadt Omaha. — N. ist ein Teil des von Frankreich 1803 angekauften Gebiets Louisiana, 1854 wurde es durch die Kansas-N.-Bill mit Kansas als Territorium organisiert und umfaßte bis 1861 auch Teile des jetzigen Colorado und Süddakota. Die 1866 entworfene Verfassung verbot die Sklaverei, 1867 wurde N. als 37. Staat in die Union aufgenommen. Vgl. Curley, N., its advantages, resources etc. (Lond. 1875); Aughey, Sketches of the physical geography and of geology of N. (Omaha 1880); Johnson, History of N. (das. 1880); True, History and civil government of N. (Fremont 1892).

Nebraska City (spr. -ßitti), Hauptort der Grafschaft Otoe im nordamerikan. Staat Nebraska, am Missouri, 55 km unterhalb Omaha, hat einen Gerichtshof, College (mit theologischem Seminar), Blindenschule, Kornmühlen, Getreide- u. Viehhandel u. (1890) 11,494 Einw.

Nebraska River, s. Platte River.

Nebrodisches Gebirge (Monti Nebrodici), s. Sizilien.

Nebukadnezar (keilschriftlich Nabu-kudurri-uzur, »Nebo, schirme mein Gebiet«), der weitaus bedeutendste König des neubabylonischen oder chaldäischen Reiches, Sohn Nabopolassars, schlug noch bei Lebzeiten seines Vaters, also als Kronprinz, 605 den ägyptischen Pharao Necho bei Karkemisch aufs Haupt, bestieg nach seines Vaters Tode 604 den Thron, unterwarf die Völker Syriens und machte den jüdischen König Jojakim tributpflichtig. 598 zog er gegen Jerusalem, wo nach Jojakims Tode dessen 18jähriger Sohn Jojachin auf den Thron erhoben worden war, und führte den König, die vornehmsten Beamten des Landes und eine große Zahl der Bewohner der Hauptstadt, im ganzen 10,023, nebst dem Tempel- und Palastschatz nach Babylon. Als Jojachins Nachfolger Zedekia 589 abfiel und mit Ägypten in Unterhandlungen trat, belagerte und eroberte das Heer Nebukadnezars (N. selbst hatte sein Standquartier zu Ribla in Cölesyrien) im Juli 586 Jerusalem; Zedekia wurde in Ribla geblendet und als Gefangener nach Babylon gesandt, Jerusalem zerstört und der Rest des jüdischen Volkes in das Exil abgeführt. Die Stadt Tyros belagerte N. 13 Jahre (585—573) vergeblich, doch erkannten die Tyrier in einem Vertrage seine Oberhoheit an. 572 fiel er in Ägypten ein, bis nach Syene und den Grenzen Äthiopiens vordringend. Hophra wurde geschlagen und abgesetzt, doch finden wir schon 569—568 abermals ein babylonisches Heer in Ägypten beschäftigt. Neben diesen seinen Feldzügen war N. rastlos für die Sicherung seines Reiches, die Hebung des Wohlstandes der Bewohner und für die Ausschmückung u. Befestigung seiner Hauptstadt Babylon thätig. Er stellte die verfallenen Kanäle wieder her und legte andre, z. B. den »Königskanal«, neu an. Bei Sippar ließ er ein großes Bassin, dem Mörissee ähnlich, von über 10 Meilen im Umfange, zur Aufnahme und Verteilung des Überschwemmungswassers graben, im Süden befestigte er die Meeresküste zum Schutz gegen die Sturmfluten und erbaute Teredon an der Mündung des Euphrat. Zur Befestigung seines Reiches errichtete er die große Medische Mauer (s. d.), welche oberhalb des nördlichsten Kanals des »Isthmus« vom Euphrat zum Tigris geführt war, und vollendete die großartigen Maueranlagen Babylons, welche Nabopolassar begonnen hatte und welche von Herodot eingehend geschildert werden (s. Babylon). Er schmückte seine Residenz mit prächtigen Tempel- u. Palastbauten, vollendete den Turm der sieben Planeten zu Borsippa, restaurierte und verschönerte den Königspalast seines Vaters und erbaute sich selbst auf einem hochragenden terrassenartigen künstlichen Berg einen neuen, von Gartenanlagen umgebenen Palast, und zwar zauberte er diesen Riesenbau, von welchem erzählt wird, daß er ihn seiner medischen Gemahlin Amytis zu Liebe aufgeführt habe, binnen 15 Tagen aus der Erde (sogen. hängende Gärten der Semiramis). Nach 43jähriger ruhm- und segensreicher Regierung starb N. 561; die Babylonier bewahrten ihm das dankbarste Andenken. Es folgte ihm sein unfähiger Sohn Evil-Merodach (s. d.). — Den Namen N. führte auch der 2. Sohn des Nabonetos, für den sich während des Aufstandes gegen Dareios I. zwei Betrüger, Nidintubel (521—518) und Arachu (517), ausgaben.

Nebŭla (lat.), Nebel; **Nebulist**, Wolkenmaler, Nebler; **nebulistisch**, nebelhaft.

Nebularhypothese, s. Kosmogonie.

Nec aspĕra terrent (lat.), »Auch Widerwärtigkeiten schrecken nicht«, Devise des Guelfenordens.

Nécessaire (franz., spr. -ßessär', »notwendig«), Behältnis zur Aufbewahrung von Handarbeits-, Toilettegegenständen &c., die man häufig gebraucht.

Necho (ägypt. Neku), König von Ägypten, Sohn Psammetichs I., folgte seinem Vater 610 v. Chr., unternahm 609, während des Krieges der Meder und Babylonier gegen Assyrien, einen Feldzug nach Syrien, schlug König Josias von Juda bei Megiddo und eroberte 609—606 ganz Syrien. Als er aber 605 bis zum Euphrat vordrang, erlitt er bei Karkamisch (Circesium) eine vollständige Niederlage durch Nebukadnezar, infolge deren er alle Eroberungen, außer Gaza, wieder verlor. Er begann, den Plan Ramses' II. wieder aufnehmend, die Anlegung eines Verbindungskanals zwischen dem Mittelländischen und Roten Meer, der aber nur bis zu den Bittern Seen vollendet wurde; die Ausgrabung des zweiten Teiles bis zum Roten Meer unterbrach Nechos Tod (595). Durch phönikische Seeleute ließ er Afrika umschiffen, die vom Arabischen Meerbusen absegelten und im dritten Jahre durch die Säulen des Herakles zurückkehrten.

Neck, soviel wie Nix, Wassergeist, s. Nixen.

Neckar (bei den Römern Nicer, Nicarus und Nicerus), Fluß im südwestlichen Deutschland, entspringt bei Schwenningen im württembergischen Schwarzwaldkreis in der sogen. Baar, wo der Schwarzwald und die Alb zusammenstoßen, 697 m ü. M., fließt zuerst in nördlicher Richtung nach Sulz, wo er Württemberg verläßt, um nach kurzem Laufe durch Hohenzollern wieder dahin zurückzukehren, bildet von Kochendorf bis Gundelsheim die Grenze gegen Baden, durchströmt dann Baden in westlicher und nordwestlicher Richtung, tritt unterhalb Heidelberg in die Ebene des Rheinthals und mündet, 84 m ü. M., bei Mannheim in den Rhein. Der direkte Abstand der Mündung von der Quelle beträgt nur 165, die Stromentwickelung 397 km, das Stromgebiet 12,416 qkm (225,5 QM.). Die bedeutendsten Zuflüsse sind auf der linken Seite: die Eschach, Glatt, Ammer, Aich, Kersch und der Nesenbach, vor allen aber die Enz, die ein kleines Flußgebiet für sich bildet, ferner die Zaber, der Leinbach und die Elsenz; auf der rechten (von der Alb): die Prim, Schlichem, Eyach, Starzel, Steinlach, Echatz, Erms, Lauter, Fils, Rems, Murr, Kocher und Jagst, Elz und Itter. Das Neckarthal besteht großenteils aus einer Menge trocken gelegter Seen und Seedurchbrüche. Das Bett des Flusses liegt teils in Muschelkalk, teils in Keupersandstein und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den Schwarzwaldthälern; durch Überschwemmungen wird dasselbe häufig verändert und macht öftere Korrektionen nötig. Das Gebiet des Neckars u. seiner Nebenflüsse ist reich an Getreide, Obst u. Wein. Von Rottenburg an begleiten Weinberge fast ununterbrochen den Lauf des Flusses; im untern Thale reifen Mandeln, Quitten und Aprikosen in großer Menge. Der Charakter des Thales ist im ganzen mild und freundlich, besonders von Heilbronn bis Heidelberg, wo zahlreiche Ruinen von den Felswänden und Waldhöhen herabschauen. Die bedeutendsten Städte am N., meist wichtige Fabrik- und Handelsplätze, sind: Sulz, Tübingen, Eßlingen, Kannstatt, Marbach, Besigheim, Heilbronn, Wimpfen, Eberbach, Heidelberg und Mannheim. Die Schiffahrt auf dem obern N. (bis Horb) wurde zu Anfang des 18. Jahrh. durch die Herzöge von Württemberg hergestellt; der mittlere und untere Lauf, namentlich von Heilbronn an, war von alters her schiffbar und die Schiffahrt auf demselben (mit Ausnahme der Jahre 1808—15, wo Mannheim gesetzlicher Umschlagsort war) durchaus frei. Der N. ist von Rottweil an flößbar, von Kannstatt an auf 188 km für kleinere Fahrzeuge, von Heilbronn an auf 115 km für Dampfboote schiffbar. Er bildet die Hauptwasserstraße für den Handel Württembergs (wo Kannstatt und Heilbronn Freihäfen sind). Die Schiffahrt geschieht jetzt nur mit Segelschiffen, doch besteht zwischen Heilbronn und Mannheim auch eine Kettenschleppschiffahrt mit Dampfbetrieb. Heilbronn berührten 1893 auf der Bergfahrt 1499 Schiffe, darunter 355 Dampfschiffe, mit zusammen 51,244 Ton. Ladung, auf der Thalfahrt 884 Schiffe, darunter 355 Dampfschiffe, mit 158,501 T. Ladung. Bei der Bergfahrt wurden namentlich Steinkohlen und Zuckerrüben, bei der Thalfahrt Bau- und Nutzhölzer und Hafer verladen. Außerdem ist die Holzflößerei (mit dem Stapelplatz Mannheim) sehr wichtig. Die Kanäle, welche vom N. abzweigen, sind bedeutungslos.

Neckarau, Dorf im bad. Kreis und Amt Mannheim, zwischen Rhein und Neckar und an der Linie Mannheim-Karlsruhe (Rheinthalbahn) der Badischen Staatsbahn, hat eine evangelische u. eine kath. Pfarrkirche, Hartgummifabrikation, Eisengießerei, Maschinen- und Kesselfabrikation, eine Fabrik für Eisenbahnbedarf, Steinhauerei, Ziegeleien, Tabaksbau und (1895) 7629 meist evang. Einwohner. N. ist Fundort römischer Altertümer. Hier Siege des Erzherzogs Karl 18. Sept. und 2. Dez. 1799 über die Franzosen.

Neckar-Bischofsheim, Stadt im bad. Kreis Heidelberg, Amt Sinsheim, am Krebsbach, 173 m ü. M., hat eine evang. Kirche, 2 Schlösser des Grafen von Helmstadt, eine Realschule, ein Amtsgericht, eine Bezirksforstei, Rindvieh-, Pferde- u. Schweinezucht, Gerberei und (1895) 1641 Einw., davon 66 Katholiken u. 72 Juden.

Neckarelz, Dorf im bad. Kreis u. Amt Mosbach, am Einfluß der Elz in den Neckar, Knotenpunkt der Linien Heidelberg-Würzburg, Meckesheim-N. und N.-Jagstfeld der Badischen Staatsbahn, hat eine evang. u. eine kath. Kirche, ein ehemaliges Schloß, ein Hammerwerk, Zement- und Farbholzfabrikation, Steinbrüche, Wein-, Obst- u. Tabaksbau und (1895) 1112 Einw. N. ist aus der römischen Ansiedelung Alsinium entstanden.

Neckargartach, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Heilbronn, in schöner Lage am Einfluß der Lein in den Neckar, hat eine evang. Kirche, eine chemische Fabrik (ca. 400 Arbeiter), 2 Hammerwerke, eine Sägemühle und (1895) 2981 Einw.

Neckargemünd, Stadt im bad. Kreis u. Amt Heidelberg, am Einfluß der Elsenz in den Neckar, Knotenpunkt der Linien Heidelberg-Eberbach-Würzburg und N.-Jagstfeld der Badischen Staatsbahn, 129 m ü. M., hat eine evang. u. eine kath. Kirche, 2 Bezirksforsteien, große Steinbrüche, Gerberei, Kunstmühlen, Schiffbau und Schiffahrt, bedeutenden Handel mit griechischem Wein und (1895) 1813 Einw., davon 544 Katholiken. In der Nähe die ehemalige Bergfestung Dilsberg.

Neckarkreis, Kreis des Königreichs Württemberg, umfaßt 3327 qkm (60,42 QM.), zählt (1895) 697,291 Einw. (209 auf 1 qkm), davon (1890) 595,212 Evangelische, 59,607 Katholiken und 5463 Juden, und besteht außer der Stadt Stuttgart aus 16 Oberämtern:

Oberämter	qkm	QM.	Einw.	Oberämter	qkm	QM.	Einw.
Backnang . .	283	5,14	29618	Marbach . .	227	4,12	26535
Besigheim . .	167	3,03	28414	Maulbronn	208	3,78	23521
Böblingen . .	237	4,30	26656	Neckarsulm	295	5,36	29734
Brackenheim .	224	4,07	23342	Stuttgart			
Eßlingen . . .	138	2,51	42847	(Stadt)	30	0,54	158378
Heilbronn . .	189	3,43	58673	" (Amt) .	206	3,74	44018
Kannstatt . .	106	1,93	51005	Vaihingen .	192	3,49	21433
Leonberg . .	287	5,21	31670	Waiblingen	142	2,58	27010
Ludwigsburg	171	3,11	50751	Weinsberg	226	4,10	23686

Neckarsteinach, Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Heppenheim, in schöner Lage rechts am Neckar, der hier die Steinach aufnimmt, und an der Linie Heidelberg-Würzburg der Badischen Staatsbahn, hat eine Simultankirche mit Grabdenkmälern der Herren von Steinach, eine Schifferschule, Fabrikation künstlicher Blumen u. von Kunstwolle, Gerberei, Schiffbau, Schiffahrt, Steinbrüche, eine Kunstmühle und (1895) 1493 Einw., davon (1890) 299 Katholiken u. 53 Juden. — N., jetzt als Luftkurort u. Sommerfrische besucht, war ehedem Sitz der Landschaden von Steinach, eines der angesehensten Rittergeschlechter, und kam 1802 von den Hochstiftern Speyer und Worms an Hessen. In der Nähe befinden sich vier Burgen, früher Eigentum der Herren von Steinach; die Vorder- und Mittelburg (letztere im mittelalterlichen Stile restauriert) sind noch bewohnt, die Hinterburg u. Schadeck (Schwalbennest, s. Tafel »Burgen II«, Fig. 4 u. 5) sind Ruinen. Auf steilem Felskegel gegenüber von N., links am Neckar, liegt das Dorf Dilsberg mit Burgruine und 2 Kirchen.

Neckarsulm, Oberamtsstadt im württemberg. Neckarkreis, an der Mündung der Sulm in den Neckar und an der Linie Bietigheim-Jagstfeld der Württembergischen Staatsbahn, 161 m ü. M., hat eine schöne katholische und eine neue evang. Kirche, ein Schloß (ehemaliges Komtureigebäude des Deutschen Ordens), eine Latein- und Realschule, ein Amtsgericht, eine Schiffswerfte, Fahrrad- und Strickmaschinenfabrikation, Ziegeleien, Dampfsägerei, bedeutenden Weinbau, Holzflößerei, Holzhandel und (1895) 3145 Einw., davon (1890) 534 Katholiken und 18 Juden. N. gehörte bis 1805 dem Deutschen Ritterorden.

Neckarweine, die im obern und untern Neckarthal stromaufwärts bis Eßlingen sowie in den Seitenthälern auf einem Areal von 12,089 Hektar wachsenden Weine. Den Rebsatz bilden Elbling, Sylvaner, Trollinger, weniger Kläfner, Riesling, Gutedel und Traminer. Man gewinnt zum Teil einen geistreichen, gewürzhaften Wein, so bei Untertürkheim (Mönchberg), Kannstatt (Zuckerle), Mundelsheim (Käsberg), Besigheim (Schalkstein), Weinsberg (Burgberg, Weibertreu), Weiler (Hundsberg), Kleinheppach (der Greiner) ꝛc. Die N. werden auch zur Fabrikation von Schaumwein benutzt.

Necker, Jacques, franz. Staatsmann, geb. 30. Sept. 1732 in Genf, wo sein Vater, ein geborner Brandenburger, Professor des Staatsrechts war, gest. 9. April 1804 auf seinem Landgut Coppet, trat 1750 in das Bankgeschäft Vernet zu Paris und gelangte zu so großem Reichtum, daß er bald in Paris ein eignes Bankhaus gründen konnte. 1768 ward er zum Ministerresidenten seiner Vaterstadt bei dem französischen Hofe ernannt und Syndikus der Ostindischen Kompanie, in deren Interesse er 1769 sein Werk über das Merkantilsystem schrieb. Dem Staatsschatz kam er wiederholt mit seinem Reichtum und seinem Kredit zu Hilfe. Sein Haus war der Sammelpunkt einer gewählten, geistreichen Gesellschaft. 1772 zog er sich von dem Bankgeschäft zurück, lenkte aber durch seine von der Akademie gekrönte Lobrede auf Colbert (»Éloge de Colbert«, Par. 1778; deutsch, Dresd. 1786) sowie den »Essai sur la législation et le commerce de grains« (Par. 1775, neue Ausg. 1848; deutsch, Dresd. 1777), worin er gegen die Physiokraten auftrat, die öffentliche Aufmerksamkeit so auf sich, daß ihn Ludwig XVI. im Juli 1776 zum Finanzrat ernannte und im Juni 1777 als Generaldirektor des königlichen Schatzes an die Spitze der Finanzen stellte. Uneigennützig, wohlwollend und gewandt, hatte N. doch nicht die Eigenschaft eines schöpferischen Staatsmanns; seine Eitelkeit hinderte ihn oft an der richtigen Erkenntnis der Dinge. Sein unbegrenzter Kredit in der Geschäftswelt u. seine Geschicklichkeit als Börsenmann bewirkten, daß er die Anleihen zu billigen Bedingungen erhielt und 1770—80 über 500 Mill. neue Schulden machte, was Frankreich die Teilnahme am Kriege in Nordamerika nicht wenig erleichterte und N. Dank und Lob auch von seiten des Hofes eintrug. Allerdings setzte er auch einige Ersparungen durch, errichtete 1777 eine Diskontobank und ein Leihhaus (mont-de-piété) in Paris, wußte jedoch schließlich kein andres Mittel der Besserung als die Reformen Turgots, und als er endlich in seinem »Compte rendu au roi« (Par. 1781; deutsch, Berl. 1781) den Zustand der Finanzen, namentlich die Verschwendung des Hofes, rücksichtslos aufdeckte u. diesen Bericht drucken ließ, erhielt er vom König 19. Mai 1781 plötzlich seine Entlassung. Er zog sich zunächst nach St.-Ouen zurück und begab sich 1784 in die Schweiz, wo er in der Nähe von Genf die Herrschaft Coppet erwarb. Von hier aus schrieb er zur Rechtfertigung seiner öffentlichen Thätigkeit die Schrift »L'administration des finances« (Lausanne 1784; deutsch, Lübeck 1785, 3 Bde.), und als Calonne 1787 die bald wieder eingetretene Zerrüttung der Finanzen Neckers Verwaltung zuschrieb, begab sich dieser selbst nach Paris, widerlegte die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen durch eine treffliche Denkschrift (1787) und geißelte hierauf, aus Paris ausgewiesen, in den »Nouveaux éclaircissements sur le Compte rendu« (1788) die Verwaltung Calonnes auf das schonungsloseste. In die Zeit seiner Zurückgezogenheit fällt auch die Abfassung des beachtungswerten Werkes »Sur l'importance des opinions religieuses« (Par. 1788; deutsch von Ströhlin, Stuttg. 1788), worin sowie in dem später erschienenen »Cours de morale religieuse« (Par. 1800, 3 Bde.) er die Religion als die Grundlage der menschlichen Gesellschaft darzustellen suchte. Am 26. Aug. 1788 trat N., von der öffentlichen Meinung als der Retter aus der Notlage bezeichnet, mit dem Titel eines Generaldirektors der Finanzen von neuem in den Staatsdienst ein und steigerte seine Popularität noch dadurch, daß er sich für die Einberufung der Generalstaaten erklärte. Er eröffnete 5. Mai 1789 die Generalstaaten mit einer dreistündigen Rede, in welcher er die wirkliche Lage der Finanzen verhüllte und nur ein Defizit von 56 Mill. angab. Vergeblich versuchte N. durch die in der königlichen Sitzung vom 23. Juni verheißenen Reformen den dritten Stand zur Nachgiebigkeit gegen den Hof zu bewegen. Dieser entschloß sich zu einem Staatsstreich, und N. erhielt 11. Juli 1789 seine Entlassung mit der Weisung, insgeheim Frankreich sofort zu verlassen, worauf er sich über Brüssel nach seinem Landgut Coppet begab. Das Bekanntwerden dieses Schrittes der Hofpartei führte den Aufstand in Paris (12. und 13. Juli) und die Erstürmung der Bastille (14. Juli) herbei, infolgedessen sich der König genötigt sah, den verabschiedeten Minister zurückzuberufen. Als N. nach langem Zögern nach Paris zurückkehrte, glich seine Reise einem Triumphzug. Es gelang ihm jedoch nicht, nach dem Vorbild der englischen Verfassung ein Zweikammersystem einzuführen. Unsicher hin und her schwankend, verlor er allen Einfluß und ward zuletzt fast gar nicht mehr beachtet. Als sein Plan zu einer Anleihe an der Ungefügigkeit der Deputierten scheiterte und Mirabeau

die Kreierung der Assignaten durchsetzte, forderte und erhielt N. im September 1790 seine Entlassung, vom Pöbel verhöhnt und bedroht. Von der Schweiz aus beleuchtete er die Fehler der Konstitution in seinen Schriften: »Sur l'administration de M. N., par lui-même« (Par. 1791; deutsch, Hildburgh. 1792) und »Du pouvoir exécutif dans les grands États« (Par. 1792; deutsch, Nürnb. 1793, 2 Bde.) mit großer Schärfe. Seine »Réflexions présentées à la nation française« (Par. 1792; deutsch, Passau 1793) zur Verteidigung Ludwigs XVI. hatten für N. die Einziehung seiner Güter zur Folge. Nach dem Sturze des Konvents trat er mit seiner trefflichen Schilderung der französischen Revolution (»De la Révolution française«, Par. 1796, 4 Bde.; deutsch, Zürich 1797, 2 Bde.) hervor. Die Machinationen des Ersten Konsuls veranlaßten N. zur Darlegung der Grundsätze der wahren Republik in der gehaltreichen Schrift »Les dernières vues de politique et de finances« (Par. 1802). Seine Tochter war die berühmte Frau v. Staël-Holstein (s. d.). Seine »Œuvres complètes« erschienen Paris 1821—22, 17 Bde. Vgl. Madame de Staël, Neckers Charakter u. Privatleben (deutsch, Rost. 1805); Leser, Le second ministère de N. (Par. 1871); Nourrisson, Trois révolutionnaires: Turgot, N., Bailly (2. Aufl., das. 1886).

Neckers Gemahlin Susanne, geborne Curchod de la Nasse, geb. 1739 zu Crassier im Waadtland, gest. im Mai 1794 in Coppet, Tochter eines unbemittelten protestantischen Geistlichen, lernte als Erzieherin in Paris N. dort kennen und verheiratete sich 1764 mit ihm. Als N. Generaldirektor der Finanzen geworden war, wandte sie ihre Sorgfalt insbesondere dem Gefängnis- und Hospitalwesen zu und gründete 1778 ein Hospital in Paris, das noch heute ihren Namen trägt. Später wandte sie sich der Schriftstellerei zu. Ihr »Mémoire sur l'établissement des hospices« und die Abhandlung »Des inhumations précipitées« (1790) sowie die »Réflexions sur le divorce« (Lausanne 1794, Par. 1881) bekunden die edelsten Grundsätze. Die nach ihrem Tode von ihrem Gatten herausgegebenen »Mélanges extraits des manuscrits de Madame N.« (Par. 1798, 3 Bde.; deutsch, Chemn. 1799—1800, 2 Bde.) und die »Nouveaux mélanges« (Par. 1801, 3 Bde.; deutsch, Gieß. 1804, 2 Bde.) enthalten viele beachtenswerte Aufschlüsse über das geistige und gesellschaftliche Leben in jener stürmischen Zeit. Ihr Leben beschrieb Aug. de Staël-Holstein (Par. 1820; deutsch in den »Zeitgenossen«, Bd. 1, Leipz. 1821). Vgl. Haussonville, Le salon de Madame N. (Par. 1882, 2 Bde.).

Necker, Jost de, Holzschneider, s. Negker.

Neckera *Hedw.* (Neckers Moos), Gattung der Laubmoose, Gewächse mit zusammengedrücktem Stengel, zweizeiligen, meist querrunzeligen, rippenlosen Blättern, kapuzenförmiger Haube u. Büchse ohne Ring. Etwa 20 ein- oder zweihäusige, in Wäldern an Baumstämmen wachsende Arten, von denen 6 in Deutschland wachsen. N. complanata *Schimp.* (s. Tafel »Moose I«, Fig. 9) ist in Deutschland und Nordamerika gemein.

Necknamen (Spitznamen). Völker, Städte und Menschen haben seit Urzeiten der Gewohnheit gehuldigt, sich gegenseitig allerlei Neckereien zu erweisen, namentlich wenn sie im Streit oder Wettbewerb standen. Gewöhnlich wurde dem Nebenbuhler Dummheit, Blindheit, Feigheit vorgeworfen oder aberwitzige Streiche von demselben erzählt. Die Abderiten und Schildbürger sind weltberühmt geworden, von »Schwabenstreichen« und »blinden Hessen« wird viel erzählt, und noch gegenwärtig hat beinahe jeder Kreis oder Regierungsbezirk sein »Schilda« oder »Buxtehude«. Bemerkenswert ist dabei, daß die Nationen sich gegenseitig die Namen ihrer Lieblingsgerichte beilegten und diese dann die N. auf die lustige Person des Volkstheaters überleiteten. So scheint der Hans Wurst der Deutschen, der Pikelhering der Holländer, Jean Potage der Franzosen, Jack Pudding der Engländer, Maccaroni der Italiener entstanden zu sein. Ebenso alt ist die Sitte, den einzelnen Personen, namentlich den Fürsten und Staatsmännern, N. beizulegen; in Rom wurden die Konsuln und später die Kaiser, wie Valerius Maximus erzählt, vielfach nach Sklaven, Schauspielern oder Personen niedern Stammes benannt, mit denen sie Ähnlichkeiten im Gesicht oder auch nur im Gange darboten.

Necochea (spr. -tschēa), Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, an der Mündung des Quequen Grande in den Atlantischen Ozean, 470 km südlich von Buenos Aires, mit (1890) 3069 Einw.

Necrophŏrus, s. Aaskäfer.

Nectandra *Roland.*, Gattung aus der Familie der Lauraceen, Gehölze mit lederartigen, fiedernervigen Blättern. Etwa 70 Arten im tropischen und subtropischen Südamerika, nördlich bis Mexiko und Westindien. N. Puchury major *Nees* und N. Puchury minor *Nees*, zwei Bäume in Brasilien, liefern in ihren Kotyledonen, die von der Fruchtschale befreit wurden, die scharf aromatischen Pichurimbohnen (brasilische Bohnen), die früher auch in Europa arzneilich benutzt wurden. Die Rinde von N. cinnamomoides *Nees* wird von den Eingebornen als Zimt benutzt. N. Rodiaei *R. Schomb.*, in Westindien und Guayana, liefert die Bebeerurinde (Bibirurinde), welche neben Buxin amorphes, geruchloses, sehr bitteres Bebeerin (Bebirin) $C_{19}H_{26}NO_3$ (als Ersatzmittel des Chinins empfohlen) enthält, und schweres Tischler- und Drechslerholz (Grünholz).

Nectariniidae, s. Honigsauger.

Nedenes, Amt im südlichen Norwegen, am Skagerrak, zerfällt in zwei Vogteien, N. und Robygdelaget, und umfaßt 9348 qkm (169,8 QM.) mit (1891) 77,352 Einw. Die innern Teile des Amtes gehören zu den kahlsten und dürftigsten des ganzen Reiches; doch ist das Klima mild. An der Küste wird lebhafte Schiffahrt und Fischerei getrieben, und die Einwohner dieser Gegenden zählen zu den wohlhabendsten des Landes. 1892 besaß das Amt 947 Schiffe mit 10,538 Matrosen und 401,617 Ton. Der Küstenstrich sowie die vorliegenden Inseln enthalten Eisenerzlager; zur Zeit ist jedoch nur ein einziges Eisenwerk (Næs) im Betrieb. Auch nicht unbedeutende Ausfuhr von Holz findet statt. Hauptstadt ist Arendal.

Nedrigailow (im Volk Drigailow), Stadt im russ. Gouv. Charkow, Kreis Lebedin, an der Sula, hat 2 Kirchen, Fabrikation von Lichten und Seife, Tabaks- und Zwiebelbau und (1885) 6694 Einw.

Nedschd, Landschaft und Reich in Arabien, etwa zwischen 24 und 27° nördl. Br. und zwischen den türkischen Gebieten Hidschas und el Hasa gelegen, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mächtig (s. Wahhabiten), aber unlängst durch Bruderzwist im Herrscherhause zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken. Der jetzige Emir, Mohammed ibn-Saud, ist politisch ganz von Dschebel-Schammar (s. d.) abhängig. — Die Türken nennen fälschlich ihr zum Wilajet Basra gehöriges Liwa el Hasa N.

Nedschef (Meschhed-Ali), Stadt im asiatisch-türk. Wilajet Bagdad, 50 km südlich von Hille, unweit des Nedschefsees, mit 12,000 Einw. und der Grabmoschee Alis, zu der die Schiiten wallfahrten, und bei der viele ihre Angehörigen begraben lassen.

Needham (spr. nīd-hĕm), Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, mit Fabriken u. (1890) 3035 Einw.

Needham (spr. nīd-hĕm), John Tuberville, Naturforscher, geb. 10. Sept. 1713 in London, gest. 30. Dez. 1781 in Brüssel, war Professor am englischen College in Lissabon, privatisierte in Paris und London und wurde 1769 Direktor der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Brüssel. Er schrieb: »Microscopical discoveries« (Lond. 1745, Par. 1750); »Recherches physiques et metaphysiques sur la nature et la religion« (Par. 1769) u. a.

Needhamsche Maschinen, s. Tintenschnecken.

Neefe, Christian Gottlob, Komponist, geb. 5. Febr. 1748 in Chemnitz, gest. 26. Jan. 1798 in Dessau, studierte anfangs die Rechte in Leipzig, dann unter Hiller Musik, ward 1776 Musikdirektor der Seilerschen Schauspielergesellschaft, später Hoforganist in Bonn, wo er Beethoven zum Schüler hatte, und 1791 Konzertmeister des Fürsten von Anhalt-Dessau. Von seinen zahlreichen Kompositionen sind hervorzuheben die Operetten: »Die Apotheke«, »Amors Guckkasten«, »Der neue Gutsherr« und »Heinrich und Lyda«, eine Klopstocksche Ode (»Dem Unendlichen«), Lieder von Herder u. a.

Neefs (richtiger Neeffs), Pieter, der ältere, niederländ. Maler, geb. um 1578 in Antwerpen, gest. daselbst zwischen 1656 und 1661, soll ein Schüler des Architekturmalers Hendrik van Steenwyk des ältern gewesen sein, war seit 1605 nachweislich als Maler thätig und wurde 1609 in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Seine zahlreichen Bilder im Louvre zu Paris, in der Pinakothek zu München, im Museum zu Gent, in der Galerie zu Dresden u. a. O., meist innere Ansichten von Kirchen, deren Dunkel oft durch Fackeln und Kerzen erhellt wird, sind ausgezeichnet in der Luft- und Linienperspektive und in den Lichteffekten. Die Behandlung ist sehr fein und sauber, jedoch nicht ohne Härte. Die Staffage malten ihm oft Fr. Francken, Teniers, Brueghel und Th. van Thulden. — Sein Sohn Pieter, der jüngere, Schüler Steenwyks des jüngern, blühte um 1650—1660 und malte in derselben Art.

Neeffscher Hammer (Wagnerscher Hammer), s. Induktion.

Neeffsches Rad, soviel wie Blitzrad (s. d.).

Neenah (spr. nīna), Stadt im nordamerikan. Staat Wisconsin, am Ausfluß des Fox aus dem Winnebagosee, Bahnkreuzung, hat zahlreiche Papierfabriken, Korn- und Sägemühlen und (1890) 5083 Einw.

Neer (holländ., Neerstrom), das Wasser eines Stromes, welches durch ein entgegenstehendes Hindernis (Sandbank, Felsenriff) abgelenkt wird, so daß ein Wirbel sich bildet.

Neer, 1) Aart van der, holländ. Maler, geb. 1603 in Amsterdam, gest. daselbst 9. Nov. 1677, war dort seit 1640 thätig. Er malte vornehmlich Kanallandschaften in Mondbeleuchtung von höchst malerischer Wirkung, nächtliche Feuersbrünste und Winterlandschaften mit Schlittschuhläufern. Seine Feuersbrünste erhalten durch die bewegte Staffage oft eine starke dramatische Wirkung. Bilder von ihm kommen in den meisten Galerien vor. Er war zuletzt Gastwirt.

2) Eglon Hendrik van der, Maler, Sohn des vorigen, geb. 1643 in Amsterdam, gest. 3. Mai 1703 in Düsseldorf, war Schüler seines Vaters und dann des Jacob van Loo, bildete sich in der Landschaft auch nach Elsheimer und war in Frankreich, Rotterdam, im Haag, in Amsterdam, Brüssel und zuletzt in Düsseldorf thätig, wo er Hofmaler des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz wurde. Er malte Genrebilder, meist Damen, im Stile Terborchs, glatt und von manieristischer Eleganz, und miniaturartig ausgeführte Landschaften mit biblischer und genrebildlicher Staffage, die fast in allen öffentlichen Galerien zu sehen sind. A. van der Werff war sein Schüler.

Neera, Pseudonym, s. Radius.

Neers, Fluß, s. Niers.

Neersen, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Gladbach, mit Station N.-Neuwerk Knotenpunkt der Linien Krefeld-Rheydt und Neuß-Viersen der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, eine Kapelle (Kleinjerusalem, Nachbildung der heiligen Stätten Jerusalems), eine Schloßruine, Velvet- und Seidenwarenfabrikation, Bierbrauerei und (1895) 2556 Einw.

Neerwinden, Dorf in der belg. Provinz Lüttich, Arrond. Waremme, 3 km von Landen, an der Staatsbahnlinie Brüssel-Lüttich, mit (1893) 535 Einw., berühmt durch zwei Schlachten: 29. Juli 1693 Sieg der Franzosen unter dem Marschall von Luxembourg über die verbündeten Holländer und Engländer unter Wilhelm von Oranien (auch Schlacht bei Landen genannt) und 18. März 1793 Sieg der Österreicher unter dem Prinzen Josias von Koburg und Clerfait über die Franzosen unter Dumouriez, welcher die Räumung Belgiens durch die Franzosen zur Folge hatte.

Nees von Esenbeck, 1) Christian Gottfried, Botaniker und Naturphilosoph, geb. 14. Febr. 1776 zu Erbach im Odenwald, gest. 16. März 1858 in Breslau, studierte zu Jena Medizin und Botanik, praktizierte einige Jahre in seiner Heimat als Arzt und lebte dann auf seinem Gute Sickershausen bei Kitzingen a. M. 1816 wurde er Professor der Naturwissenschaften und Direktor des botanischen Gartens in Erlangen und 1818 Präsident der kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher. 1819 ging er als Professor der Botanik nach Bonn, 1831 nach Breslau; 1848 wandte er sich nach Berlin, ward aber wegen seiner Beteiligung an den politischen und freireligiösen Bewegungen 1849 ausgewiesen, 1851 suspendiert und 1852 seines Amtes entsetzt. Er schrieb: »De Cinnamomo disputatio« (Bonn 1843); »Agrostologia brasiliensis« (Stuttg. 1829); »Genera et species Asterearum« (Nürnb. 1833); »Systema Laurinarum« (Berl. 1836); »Florae Africae australioris illustrationes monographicae I. Gramineae« (Glog. 1841); »Die Algen des süßen Wassers« (Bamb. 1814); »Das System der Pilze und Schwämme« (Würzb. 1816); »Naturgeschichte der europäischen Lebermoose« (Berl. u. Bresl. 1833—38, 4 Bde.); »Bryologia germanica« (mit Hornschuch und Sturm, Nürnb. 1823—31, 2 Bde. mit 43 Tafeln); »Synopsis hepaticarum« (mit Gottsche u. Lindenberg, Hamb. 1844—47); »Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae« (Stuttg. 1834, 2 Bde.). Er war einer der Hauptvertreter der Naturphilosophie und schrieb als solcher: »System der spekulativen Philosophie«, Bd. 1: »Die Naturphilosophie« (Glog. 1841); »Die allgemeine Formenlehre der Natur« (Bresl. 1852) sowie die »Vorlesungen zur Entwickelungsgeschichte des magnetischen Schlafes und Traumes« (Bonn 1820).

2) **Theodor Friedrich Ludwig**, Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 26. Juli 1787 in Erbach, gest. 12. Dez. 1837 in Hyères, wurde 1817 Inspektor des botanischen Gartens in Leiden und 1833 Professor und Inspektor des botanischen Gartens zu Bonn. Er schrieb: »Genera plantarum florae germanicae etc.« (Bonn 1833—38, 16 Hefte; fortgesetzt von Spenner, Putterlick, Schnizlein, Bischoff, Caspary, Brandis 1839—60, Heft 17—31); »Handbuch der medizinisch-pharmazeutischen Botanik« (das. 1830—33, 3 Bde.). Auch hat er die »Plantae officinales« von Weihe, Walter und Funke (Düsseld. 1821—33, 18 Hefte mit 552 Tafeln) fortgesetzt.

Nefas (lat.), Unrecht. Nefasti dies, Unglückstage.

Neffe (mittelhochd. neve, franz. neveu), Sohn des Bruders oder der Schwester, wohl auch des Schwagers oder der Schwägerin.

Neffen, s. Blattläuse.

Neffenrecht, s. Mutterrecht.

Neft-gil, s. Ozokerit.

Nefud, s. Dehna.

Negapatam, Hafenstadt im Distrikt Tandschor der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, am Meerbusen von Bengalen, an einer der Mündungen des Flusses Kaweri auf offener, sandiger Küste, Endpunkt der Indischen Südbahn, welche in die Madras-Kalikat-Eisenbahn einmündet, mit höherer Schule der Jesuiten, wesleyanischer Mission und (1891) 59,221 Einw., darunter 39,011 Hindu, 14,341 Mohammedaner, 5863 Christen, welche Seiden- und Baumwollweberei und lebhaften Handel mit Ceylon, Birma und den Straits Settlements treiben. 20 Proz. der Bevölkerung besteht aus Labbai, einer Mischung von Arabern und Hindu, die ihre Handelsniederlassungen bis nach Birma und den Straits Settlements ausgedehnt haben. — Die Stadt war eine der ersten portugiesischen Besitzungen an der Koromandelküste; 1660 wurde sie von den Holländern, 1781 von den Briten erobert.

Negation (lat.), Verneinung, d. h. Aufhebung eines andern in Gedanken Gesetzten, daher stets auf eine vorausgegangene Bejahung oder Position bezüglich und niemals für sich denkbar. In der N. bekundet sich die willkürliche und selbstbewußte Natur unsers Denkens, welches äußerlich dargebotene oder schon vollzogene Urteile ebensogut annehmen wie ablehnen kann. Das Verhältnis der Ausschließung, welches zwischen der Bejahung (Affirmation) und der N. besteht, findet in dem Satze des Widerspruchs (s. Denkgesetze) seinen Ausdruck. Obwohl hiernach eigentlich nur bei Urteilen die N. vorkommen kann, spricht man doch auch von negativen Begriffen, sofern deren Inhalt nur durch Verneinung andrer (positiver) gegeben ist, z. B. Finsternis als Abwesenheit des Lichtes, Freiheit als Verneinung des Zwanges ꝛc. Die negativen Größen in der Mathematik und Mechanik beruhen nicht auf dem (kontradiktorischen) Gegensatz von Bejahung und Verneinung, sondern auf dem (konträren) Gegensatz einander aufhebender Operationen oder Wirkungen.

Negativ (lat.), verneinend (s. Negation), der Gegensatz von positiv (s. d.). — In der Photographie heißt N. (das N.) die durch das Licht hergestellte Kopie, in welcher Licht und Schatten sich umgekehrt verteilen wie im Original, im Gegensatz zur positiven Kopie, die vollständig mit dem Original übereinstimmt.

Negativdruck, ein Druckverfahren, bei welchem die Schrift, Verzierungen ꝛc. in der Farbe des Papiers, die umgebende Fläche in andrer Farbe erscheint und das sich in sehr wirkungsvoller Weise für Buchumschläge, Plakate, Anzeigen ꝛc. verwenden läßt. Zur Herstellung des Negativdrucks zieht man die Charaktere, welche in der Papierfarbe erscheinen sollen, vom Schriftsatz auf sogen. Umdruckpapier ab, überträgt sie vermittelst desselben auf eine Zinkplatte u. überzieht diese mit einer Schellacklösung. Die fette Farbe des Umdrucks nimmt dabei die Lösung nicht an, und man kann erstere mit Terpentin leicht auswaschen, worauf man die jetzt unbedeckten Teile der Zinkplatte tief ätzt. Platten für N. kann man auch durch Gravierung in Metalltafeln erzeugen, und jeder Xylograph vermag sie ebenfalls zu liefern, namentlich wenn auch in diesem Falle das Verfahren des Umdrucks behufs Herstellung der Zeichnung angewendet wird. Auch auf lithographischem Wege lassen sich mittels des Negativdrucks günstige Resultate erzielen, sei es mit Hilfe des typographischen Umdrucks oder mit direkter Zeichnung auf den Stein und dessen nachträglicher Ätzung. Das Verfahren ist umständlicher als das typographische, wurde aber gleichwohl schon von Senefelder geübt.

Negative Höhe, Senkung unter das Niveau der Ozeane, s. Depression (geogr.).

Negativer Pol, s. Galvanische Batterie, S. 46.

Negative Verschiebung der Strandlinie, soviel wie Herabrücken des Meeresspiegels oder Hebung des Landes.

Negative Zahlen (negative Größen, entgegengesetzte Größen), in der Arithmetik Zahlen, welche kleiner als 0 sind, bez. in der Zahlenreihe der Null vorangehen. Man bezeichnet sie mit —1, —2 ꝛc., gelesen Minus 1, Minus 2 ꝛc., seit 1884 auch mit 1', 2' ꝛc., gelesen 1 Strich ꝛc., fast genau so wie die Inder, als sie n. Z. gleichzeitig mit der Null einführten, um die Subtraktion auch dann durchführen zu können, wenn der Subtrahend größer ist als der Minuend. Da für die neuen Glieder der Zahlenreihe die alten Gesetze gelten, so muß z. B. $1' + 10 = 10 + 1'$ sein. Es ist aber $1' + 10$ (vgl. Addition) die Zahl, welche man erhält, wenn man von 1' aus in der Zahlenreihe um 10 Stellen vorwärts geht, also 9, somit auch $10 + 1' = 9$. Das Vorwärtszählen verwandelt sich durch den Strich am Addendus in das Rückwärtszählen. Analog bei der Subtraktion: $10 - 8'$ kann berechnet werden als die Anzahl Zahlen der Zahlenreihe zwischen 8' und 10, und diese ist 18, dieselbe Zahl erhält man, wenn man von 10 aus um 8 vorwärts zählt, durch den Strich am Subtrahend geht also die Subtraktion in Addition, das Rückwärtszählen in ein Vorwärtszählen über. Es ist $1' + 1 = 1 + 1' = 0$, allgemein $a' + a = a + a' = 0$. N. Z. stehen also zu den frühern in der Beziehung des Gegensatzes, bei der Vereinigung heben sie sich gegenseitig auf; es ist $a + x + x' = a + x' + x = a$. Der Gegensatz ist der innere Kern, und deshalb ist die Bezeichnung »entgegengesetzte Größen« die bessere. Um diesen Gegensatz hervorzuheben, werden die alten Zahlen mit dem Vorzeichen + versehen u. als positive Zahlen bezeichnet. Überall also, wo Größenarten auftreten, die einander entgegengesetzt sind, wie Nord- und Südmagnetismus, Gewinn u. Verlust ꝛc., kann man mit beiden Arten zugleich rechnen, indem man die einen als positive, die andern als negative zählt. N. Z. machen die Subtraktion in allen Fällen ausführbar und als selbständige Rechnungsart entbehrlich, da z. B. $8 - 3 = 8 + 3'$ ist. Was die Multiplikation und damit zugleich die Division betrifft, so ist $8'.3 = 8' + 8' + 8' = 24'$; $3.8'$ muß $= 8'.3$, also $= 3'.8$ sein, der Strich am Multiplikator

bewirkt also, daß der Multiplikand in die ihm entgegengesetzte Zahl übergeht, daß er »umgekehrt« wird, danach ist 8'.3'=(8')'.3=8.3 = 24, d. h. also Minus mal Minus ist wieder plus, da eine doppelte Umkehr stattfindet. Vgl. Schubert, System der Arithmetik und Algebra (Potsd. 1885); Reichel, Die Grundlagen der Arithmetik, 1. Teil (Berl. 1886); Stolz, Größen und Zahlen (Leipz. 1891); Meyer, Elemente der Arithmetik und Algebra (5. Aufl., Halle 1885); Simon, Die Elemente der Arithmetik (Straßb. 1884); Derselbe, Methodik und Didaktik der Mathematik (Münch. 1895).

Negatorienklage (Actio negatoria), die zum Schutze des Eigentums gegen widerrechtliche Eingriffe in dasselbe gegebene dingliche Klage, z. B. bei Anmaßung von Servituten und ähnlichen Eigentumsstörungen. Das Klaggesuch ist auf Beseitigung der bereits erfolgten und auf Unterlassung künftiger Beeinträchtigung gerichtet, außerdem auf Schadenersatz und in der Regel auch auf Androhung einer Strafe für den Fall wiederholter Eigentumsstörung.

Negaunee (spr. nigāōni), Stadt im nordamerikan. Staate Michigan, Bahnknotenpunkt, inmitten sehr reicher Eisenerzgruben, hat große Hochöfen, bedeutenden Handel und (1890) 6078 Einw.

Negda (Nigibalzen, Neidalzen, Nigibaier), Volk in Sibirien, Mischlinge der Tungusen (s. d.) und Giljaken (s. d.), am Amgun, einem linken Zufluß des Amur im ostsibirischen Küstengebiet, teilt sich (nach Middendorf) in neun Stämme: Muktagern, Amjukan, Altschakul, Toromkon, Tschuktschager, Njässekagr, Udban, Tschemakagr und Tapkal.

Neger (v. lat. niger, schwarz; Nigritier, Äthiopier), Menschenrasse Afrikas, deren Verbreitung über den Kontinent sehr verschieden gedeutet worden ist. Fr. Müller will zu den Negern nur die Völker des westlichen und mittlern Afrika gerechnet wissen. Peschel dagegen begreift unter dem Namen N. alle Völker vom Südrande der Sahara südwärts bis zum Gebiet der Hottentoten und Buschmänner und scheidet die N. in Sudânneger und Bantu (s. d.). Auch Ratzel faßt als N. alle dunkeln, wollhaarigen Afrikaner zusammen und schließt nur die hellen Südafrikaner ebensowie die hellern Nord- u. Ostafrikaner aus. Die meisten N. haben hohe und schmale Schädel (Index 69—72); dazu gesellt sich ein Vortreten des Oberkiefers und schiefe Stellung der Zähne (Prognathismus). Als allen gemeinsames Merkmal gilt die beharrliche Dunkelung der Haut in vielen Abstufungen, vom rötlichen Braun bis zum tiefsten Dunkelbraun, die auch von weit gröberer Textur ist als bei den Hellfarbigen. Den der Rasse eigentümlichen Geruch führt Falkenstein auf eine etwas öligere Beschaffenheit des Schweißes zurück, der bei unreinlicher Lebensweise leicht ranzige Säure entwickelt. Dazu gesellen sich meist (nicht immer) wulstige Lippen, eine im allgemeinen schwache Behaarung des Körpers, die aber im Gesicht und am Kopf wollig verfilzt auftritt, doch ist der Bartwuchs schwach. Die mittlere Körpergröße der N. beträgt 168 cm. Bemerkenswert sind noch die Dicke des Halses, die verhältnismäßig geringe Biegung der Wirbelsäule, das enge, keilförmige Becken, die Dicke und Elastizität der Haut. Die körperliche Leistungsfähigkeit der N. hat sich unter dem Drucke besonderer Verhältnisse zu bedeutender Höhe entwickelt, doch sind sie weniger geeignet für stetige ununterbrochene Arbeit, dagegen dem Europäer überlegen, wo Geschwindigkeit und stürmischer Kraftaufwand gefordert werden. Von Charakter sind die N. heiter, eitel, gefallsüchtig, lügenhaft und sinnlich, aber auch in hohem Grade gelehrig, europäische Erzeugnisse machen sie mit großer Geschicklichkeit nach, fremde Sprachen eignen sie sich schnell an, in den Schulen der Missionen zeigen sie sich als sehr schnell auffassende Schüler. Musik lieben sie sehr, in Holzschnitzerei, Eisenbearbeitung u. Töpferei haben sie es aber nicht weit gebracht. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist sehr groß, ebenso der Einfluß der Mutter, weniger der des Vaters, auf die Kinder. Die Ehe wird durch Kauf geschlossen, Vielweiberei ist überall üblich, wo die Verhältnisse es gestatten. Die heranwachsenden Knaben, welche meist, aber nicht überall, beschnitten werden, wohnen abgesondert von den heranreifenden Mädchen. Menschenfresserei wird von einigen Völkern in großem Maßstabe geübt, und der Aberglaube an die Wirksamkeit von Teilen menschlicher Leichen geht durch alle N. Auch die Ehrfurcht vor dem immer despotischen Herrscher, dessen Würde mit seltenen Ausnahmen in derselben Familie forterbt, ist sehr groß. Der Häuptling ist Oberzauberer und erster Kaufmann des Volkes, Hüter des Feuers und stets von einem Rat von Ältesten umgeben. Die Sklaverei ist unter den Negern eine sehr alte Institution, und abgesehen von den Haussklaven bestehen neben den Dörfern der Freien oft ganze Sklavendörfer, die für ihre Herren gewisse Arbeiten zu verrichten haben, sonst aber eine ziemlich unbeschränkte Freiheit genießen. Die Waffen (Speer, Wurfkeule, Streitaxt, Messer, Schild, Bogen und Pfeil) sind ziemlich roh gearbeitet. Unter allen Naturvölkern sind die N. die eifrigsten Ackerbauer; nur wenige treiben bloß Viehzucht, viele sind Ackerbauer und Viehzüchter zugleich. Allgemein ist der Glaube an einen ältesten und höchsten Himmelsgott sowie an zahlreiche Geister. Ahnenkultus ist ziemlich weitverbreitet, ebenso der Glaube an Fetische, die gegen Hexerei schützen sollen; grausame Hexenprozesse sind eine natürliche Folge. Der Glaube an die Unsterblichkeit wird vielfach durch die bei dem Begräbnis Vornehmer dargebrachten Menschenopfer bestätigt. S. den Artikel »Afrika« (Bevölkerung, mit den Tafeln »Afrikanische Völker« und »Afrikanische Kultur I—III«). Die Sprachen der N. behandeln Fr. Müller in »Grundriß der Sprachwissenschaft«, Bd. 1 (Wien 1877) u. Lepsius, »Nubische Grammatik« (Berl. 1880). Vgl. Waitz, Die Negervölker und ihre Verwandten (Leipz. 1860); R. Hartmann, Die Nigritier (Berl. 1876); Derselbe, Die Völker Afrikas (Leipz. 1879); F. Müller, Allgemeine Ethnographie (2. Aufl., Wien 1879); Peschel, Völkerkunde (6. Aufl., Leipz. 1885); Schurtz, Katechismus der Völkerkunde (das. 1893); Ratzel, Völkerkunde, Bd. 2 (2. Aufl., das. 1895).

Neger, weiße, s. Albinos.

Negerhandel, s. Sklaverei.

Negerhirse, s. Pennisetum und Setaria.

Negerkaffee, s. Cassia.

Negerkorn, s. Sorghum.

Negerpfeffer, s. Habzelia.

Negieren (lat.), verneinen; s. Negation.

Negker (Necker), Jost de, Holzschneider des 16. Jahrh., aus Antwerpen gebürtig, war durch Peutinger nach Augsburg gezogen worden, um Formschnitte zu den auf Veranlassung des Kaisers Maximilian herausgegebenen Druckwerken nach Zeichnungen von Burgkmair, Schäuffelein u. a. auszuführen, insbes. zum »Tewerdanck«. Er hat Clairobscurschnitte (in drei Farben) nach Burgkmair und Kopien des Holbeinschen Totentanzes angefertigt.

Neglektion (lat.), Vernachlässigung, Versäumnis; Neglektengelder, Strafgelder für Versäumnis.

Negligé (franz., spr. -schē), bequemes Morgenkleid; übertragen soviel wie nachlässiges Wesen.

Négligence (spr. -schängß'), Nachlässigkeit.

Negligieren (lat.), vernachlässigen.

Negoi, höchster Berg der siebenbürg. Karpathen (2536 m), östlich vom Rothenturmpaß im Fogaraser Gebirge, hat eine 218 m über den Kamm emporragende schroffe Felsenpyramide und zwei Gebirgsseen.

Negotin, Stadt im Königreich Serbien, Kreis Krajina, 8 km von der Donau, Sitz der Kreisbehörden, mit Gymnasium und (1890) 5386 Einw. Im S. und W. wird die Stadt von einem großen Sumpf umgeben. Die berühmten Weinberge sind fast gänzlich verwüstet. 1813 fanden hier blutige Kämpfe zwischen den Serben und Türken statt.

Negotiōrum gestio (lat.), Geschäftsführung (s. d.). Negotiorum gestor, Geschäftsführer, d. h. derjenige, der eine N. g. vornimmt.

Negotium (lat., Negoz), Geschäft, Handel, Verkehr; negoziieren, unterhandeln, ein (größeres) Geschäft abschließen, den Unterhändler (Negoziant) machen, Geschäfte, insbes. Geldgeschäfte, vermitteln.

Negoziabel (neulat.), begebbar, für den kaufmännischen Verkehr geeignet. Negoziabilität, Begebbarkeit, Verkehrs-, Zirkulationsfähigkeit, insbes. von Wertpapieren (s. Handelspapier).

Negretti, s. Schaf.

Negri, 1) Cristoforo, ital. Politiker und Schriftsteller, geb. 13. Juni 1809 in Mailand, gest. 18. Febr. 1896 in Florenz, studierte in Pavia, Graz, Wien und Prag und wurde 1843 zum Professor des Staatsrechts in Padua ernannt. 1848 stellte er sich, als einer der ersten unter den Professoren, auf die italienische Seite, wurde Rektor der Universität und bewaffnete die Studenten, mußte aber nach dem Fall von Vicenza die Stadt räumen. Er wandte sich nach Turin, wo er bald darauf Rektor der Universität wurde u. unter Gioberti in das Ministerium trat. Nach der Schlacht bei Novara wurde er Direktor des Konsulatswesens im Auswärtigen Amt und behielt diese Stellung, in welcher er auf Missionen fast alle Länder Europas kennen lernte, auch unter Azeglio, Rattazzi und Cavour. Nach Übersiedelung der Regierung nach Florenz gründete er daselbst die Italienische Geographische Gesellschaft, deren Präsidium er fünf Jahre lang bekleidete. Seine letzte amtliche Thätigkeit war die Verwaltung des Generalkonsulats in Hamburg 1873—74. Seitdem lebte er zurückgezogen in Turin. Außer zahlreichen Aufsätzen und Broschüren hat N. veröffentlicht: »Memorie storico-politiche dei Greci e dei Romani« (Turin 1842); »Grandezza italiana« (das. 1864); »La storia politica dell' antichità paragonata alla moderna« (Venedig 1867, 3 Bde.; deutsch von v. Reinhardstöttner, Hamb. 1882); »I passati viaggi antartici e l'ideata spedizione italiana« (Genua 1880); »Le memorie di Giorgio Pallavicino« (Turin 1882).

2) Ada, ital. Dichterin, geb. 3. Febr. 1870 in Lodi, verlebte, wie ihre Gedichte erraten lassen, eine traurige, entbehrungsvolle Jugend und kam mit 18 Jahren als Volksschullehrerin nach Motta-Visconti. Durch tiefempfundene, schmerzdurchwehte, meist formvollendete Gedichte, in welchen sie, ein Kind des Volkes, vorwiegend das unsägliche Elend der untersten Schichten mit glühenden Farben schildert und Abhilfe heischt, welche einzeln in Blättern, z. B. der »Illustrazione popolare«, erschienen, zog sie die Aufmerksamkeit von Kennern auf sich. Das durch diese bewirkte Erscheinen ihrer ersten Gedichtsammlung unter dem Titel »Fatalità« (Mail. 1892; deutsch von Hedwig Jahn: »Schicksal«, 2. Aufl., Berl. 1895) machte die junge Dichterin mit einem Schlage berühmt und verschaffte ihr den Millisold und eine Stelle als Lehrerin der italienischen Litteratur an der Scuola normale Gaetana Agnesi in Mailand, wo sie sich 1896 mit dem Fabrikanten Garlanda verheiratete. Ihre 1895 erschienene zweite Sammlung: »Tempeste« (deutsch von H. Jahn: »Stürme«, Berl. 1896), ist von gleich edlem Sozialismus durchweht. Vgl. P. Papa, A. N. e la sua poesia (Livorno 1893); Heyse und Grimm, Ada N. (in der »Deutschen Rundschau«, Dezember 1894).

Négrier (spr. negriē), François Oscar de, franz. General, geb. 2. Okt. 1839 in Belfort, aus einer alten Soldatenfamilie, trat 1859 aus der Schule von St.-Cyr als Leutnant in ein Jägerbataillon über, diente in Rom und Afrika, wurde als Hauptmann 1870 bei St.-Privat verwundet, entwich nach der Kapitulation aus dem Lazarett zu Metz und kämpfte als Bataillonschef in der Nordarmee. Nach dem Kriege stand er in Algier. Seit 1883 Brigadegeneral, wurde er 1884 nach Tongking geschickt, eroberte Bac-Ninh u. Langson, ward aber im März 1885 von den Chinesen mit Übermacht angegriffen und dabei verwundet, worauf die Franzosen Langson in fluchtähnlichem Rückzug räumten. N. erhielt trotzdem den Oberbefehl über eine Division in Tongking. Er kehrte 1887 nach Frankreich zurück, war 1889—93 kommandierender General zuerst in Nantes, dann in Besançon, und ist jetzt Mitglied des obersten Kriegsrats.

Negrillo, s. Zwergvölker.

Negrillos (spr. -grilljos), in Südamerika soviel wie Eiserner Hut (s. d.).

Negrīto, der westliche der beiden Zweige (der andre sind die Papua), in die sich die negerähnlichen Völker im Stillen und Indischen Ozean trennen. Wir finden sie vornehmlich auf dem größten Teil der Philippinen, meist mit Malaien gemischt auf den Suluinseln, Dschilolo und Halmahera, Timor, Flores, Borneo, Java und Sumatra, ferner auf der Halbinsel Malakka und auf den Andamanen. Überall sind sie von den Malaien in das Innere oder an die verkehrsarme Seite des Landes zurückgedrängt worden. Der Schädel der N. ist meist ausgesprochen brachykephal und höchst prognath, die Körpergröße bei den Aëta auf Luzon 1,40—1,50 m, die Nase platt und klein. Ihre ursprünglich sehr niedrige Kultur ist durch Malaien stark beeinflußt worden. Die Waffen ähneln denen der Papua, doch fehlt die Keule, auch sind die Wohnungen weniger sorgfältig gebaut. Von größern Staatenbildungen ist keine Rede, die Zersplitterung vielmehr sehr stark. Als größere Gruppen sind zu nennen die Aëta (»Schwarze«) auf Luzon, die Alfuren auf Celebes, die Kalang auf Java, ganz reine N. sind die Semang und Sakai auf der Halbinsel Malakka und entschieden rassenverwandt sind die Mincopies der Andamanen (s. d.); zweifelhaft aber ist die Stellung der Bewohner der Nikobaren sowie der in den Gebirgen Kotschinchinas und des südlichen Siam hausenden wollhaarigen schwarzen Stämme. Was die Sprache der N. betrifft, so schließen sich die Dialekte der Aëta, Zambale, Marivele u. andrer N. der Philippinen eng an die Sprache der Malaien an, anderseits besteht auch ein Zusammenhang mit den kolarischen Sprachen Vorderindiens. Vgl. Schadenberg, Über die Negritos der Philippinen (»Zeitschrift für Ethnologie«, Berl. 1880);

Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen (Ergänzungsheft 67 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1882).

Negro (ital.), schwarz (häufig in geographischen Bezeichnungen, wie Montenegro ꝛc.). Im Englischen ist N. (spr. nīgro, Nigger) soviel wie Neger.

Negroheads (engl., spr. nīgro-hedds, »Negerköpfe«), s. Kautschuk.

Negroïde, den Negern verwandte Menschenrassen [(s. d.).

Negropónte, Insel, s. Euböa.

Negros (Buglas), eine der Philippinen nördlich von Mindanao, zwischen 9° 5′ und 10° 58′ nördl. Br., 12,098 qkm (220 QM.) groß mit 226,000 Einw. (Bisayas und Carolanos). Die mit dichtem Wald bedeckte Insel ist vulkanisch; thätig ist noch der Mandalagan, wohl auch der Malaspina (1950 m), im S. der Bacon. Hauptprodukte sind Reis und Kakao.

Negrovecz (spr. -wetz), Bergspitze im karpathischen Waldgebirge, s. Karpathen.

Negruzzi, 1) Konstantin, rumän. Dichter und Schriftsteller, geb. 1809 in Jassy, wo er 1866 starb. Er machte sich durch das historische Gedicht »Aprode Purice«, durch ausgezeichnete Novellen, durch Theaterstücke und die geschichtliche Skizze »Alecsandro Lepusneanu« sowie als Übersetzer von Dichtungen Victor Hugos, A. Puschkins, Kantemirs u. a. einen sehr geachteten Namen. Ein Teil seiner Gedichte erschien unter dem Titel: »Pacatele tineretelor« (»Jugendsünden«); seine »Opere« gab sein Sohn heraus (Bukarest 1872, 3 Bde.).

2) Jakob, rumän. Dichter, Sohn des vorigen, geb. 11. Jan. 1843 in Jassy, studierte Rechtswissenschaft in Berlin und wurde nach seiner Rückkehr zum Professor an der Universität seiner Vaterstadt ernannt und 1885 als Professor nach Bukarest berufen. Seit 1880 ist er Mitglied der rumänischen Akademie. 1867 gründete er die Revue »Convorbiri Literare«, die er seitdem redigierte, und in der er alle seine Arbeiten veröffentlichte. Besonders erschienen daraus: »Poesie«, lyrische Gedichte, Balladen und Sentenzen enthaltend; »Miron si Florica«, Idyll in fünf Gesängen (auch ins Deutsche übersetzt); »Copii depe natura« (»Kopien nach der Natur«, Novellen und Skizzen) und der Roman »Mihaiu Vereanu«. Auch mehrere Komödien von N. errangen Erfolg. Aus dem Deutschen übertrug er die meisten Dramen Schillers.

Negundo, der eschenblätterige Ahorn (s. d.).

Negus, nach dem engl. Oberst Negus benanntes Getränk, s. Glühwein.

Negus Nagast oder **Negesti** (»König der Könige«), Titel des Herrschers von Abessinien.

Nehalennia, Name einer germanischen Göttin, welche durch Abbildungen und Inschriften auf Altären bekannt geworden ist, die auf der Insel Walcheren und bei Deutz gefunden wurden. Auf denselben findet sich N. sitzend oder stehend mit einem Korb voll Obst auf dem Schoß oder solchen Körben zu beiden Seiten. Bisweilen steht neben ihr ein Hund, oder sie selbst steht auf dem Vorderteil eines Schiffes. Ihren Namen hat man als die »hilfreich nahende« oder als die »Totenbergerin« erklärt; wäre die zweite Deutung die richtige, so würde man N. als eine chthonische Gottheit aufzufassen haben. Vgl. Much in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 35, S. 324 ff.; Kauffmann in den »Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache«, Bd. 16, S. 210 ff.; Jäkel in der »Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 24, S. 289 ff., und Siebs, daselbst, S. 459.

Nehar dinûr (chald.), nach der auf das Buch Daniel gegründeten alten Vorstellung der Feuerstrom, welcher unter dem Thron Gottes strömen soll, und in welchem die Seelen der Frommen gereinigt werden, während die Seelen der Gottlosen mit ihm in die Hölle fortgerissen werden.

Neheim, Stadt im preuß. Regbez. und Kreis Arnsberg, am Einfluß der Möhne in die Ruhr und mit Station N.-Hüsten an der Linie Schwerte-Kassel der Preußischen Staatsbahn, 161 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, bedeutende Lampen- sowie Polsternägel-, Pferdegeschirr-, Blech- und Gürtlerwaren-, Holzessigfabrikation ꝛc. und (1895) 7460 Einw., davon (1890) 620 Evangelische u. 86 Juden. N. erhielt 1263 Stadtrecht.

Nehemia, neben Esra der Wiederhersteller des Judentums nach dem Babylonischen Exil, fungierte als Mundschenk im Dienste des persischen Königs Artaxerxes Longimanus. 445 v. Chr. erwirkte er von demselben die Erlaubnis, mit einer Kolonie nach Jerusalem zurückzukehren, erbaute hier, zum Landpfleger Judäas ernannt, trotz der ihm von den Samaritanern und andern Volksstämmen in den Weg gelegten Hindernisse, die Mauern wieder auf, organisierte den Gottesdienst und kehrte 430 nach Persien zurück. Das Buch N. oder das zweite Buch Esra ist eine Fortsetzung der teilweise (1, 1—7; 5. 13, 4—31) auf schriftlichen Aufzeichnungen des Genannten beruhenden oder Auszüge daraus darstellenden (Kap. 11 u. 12) Geschichte der Juden nach dem Babylonischen Exil bis auf Dareios Nothos. Vgl. Bertheau, Die Bücher Esra, N. und Esther (2. Aufl. von Ryssel, Leipz. 1887); Ryle, The books of Ezra and N. (Cambridge 1893).

Neher, 1) Michael, Maler, geb. 31. März 1798 in München, gest. daselbst 4. Dez. 1876, besuchte drei Jahre lang die Kunstakademie, arbeitete dann bei dem Hofmaler Klotz und dem Dekorationsmaler Angelo Quaglio und ging 1819 nach Italien, wo er sich der Architekturmalerei zuwandte. 1825 kehrte er nach München zurück und machte sich hier durch Kostümstücke, Landschaften, Ansichten von öffentlichen Plätzen sowie architektonische Darstellungen bekannt. Im Schloß Hohenschwangau malte er die Bilder im Saal des Schwanritters nach Rubens und die im Heldensaal nach Schwinds Kompositionen.

2) Bernhard von, Maler, geb. 16. Jan. 1806 in Biberach, gest. 17. Jan. 1886 in Stuttgart, erhielt seit 1822 seine Ausbildung in Stuttgart durch Dannecker und Hetsch, besonders aber in München durch Cornelius und verweilte sodann vier Jahre in Rom. Hier malte er die Auferweckung des Jünglings zu Nain (Staatsgalerie in Stuttgart). 1832 nach München zurückgekehrt, führte er am Isarthor das Freskobild: Einzug Kaiser Ludwigs des Bayern nach der Schlacht bei Ampfing aus. 1836 erhielt er einen Ruf nach Weimar, um zwei Zimmer des großherzoglichen Schlosses daselbst mit Wandbildern nach Dichtungen von Schiller und Goethe zu schmücken. 1841 wurde er Direktor der Malerakademie in Leipzig, 1846 Professor der Kunstschule in Stuttgart, 1854 deren Direktor. Hier malte er die großen Ölbilder: die Kreuzabnahme (Staatsgalerie zu Stuttgart), die Kreuzigung (für die katholische Kirche zu Ravensburg) und die kleinern Ölgemälde: der Frühling (im königlichen Schloß), das Opfer Abrahams, Christus die Kinder segnend, Abraham mit den Engeln und einige Porträte. Vor allem aber beschäftigten ihn große Kartons zu Glasgemälden, deren er sechs für die Stiftskirche, drei für die

Schloßkapelle und je einen für die Leonhardskirche, die griechische Kapelle im königlichen Schloß und die Johanneskirche, sämtlich in Stuttgart, ausführte.

Nehmfall, soviel wie Ablativ, s. Kasus.

Nehring, 1) Władysław, Slawist, geb. 23. Okt. 1830 in Klecko bei Gnesen, studierte in Breslau, wo er seit 1868 ordentlicher Professor der slawischen Sprachen und Litteraturen ist. Er veröffentlichte außer zahlreichen grammatischen und litterarhistorischen Aufsätzen im »Archiv für slawische Philologie«, dessen Mitherausgeber er ist, und andern Zeitschriften: »Kurs literatury polskiéj« (Pos. 1866 u. ö.); »Iter Florianense« (das. 1871); »Psalterii Florianensis pars polonica« (das. 1883); »Studya literackie« (das. 1884); »Altpolnische Sprachdenkmäler« (Berl. 1886); »O paryskich prelekcyach A. Mickiewicza« (Lemb. 1892); »Joseph Dobrowsky« (Bresl. 1893) u. a. Auch lieferte er eine Neubearbeitung von Poplinskis »Grammatik der polnischen Sprache« (7. Aufl., Thorn 1881).

2) Alfred, Zoolog, geb. 29. Jan. 1845 in Gandersheim, studierte in Göttingen und Halle Philologie und Naturwissenschaft, wurde 1867 Gymnasiallehrer in Wesel, 1871 in Wolfenbüttel und 1881 Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin. Er schrieb: »Die geologischen Anschauungen des Philosophen Seneca« (Wolfenb. 1873 u. 1876, 2 Tle.); »Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands« (das. 1874); »Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden« (Berl. 1884); »Die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln« (Braunschw. 1878); »Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna« (Berl. 1890). Für Rohdes »Schweinezucht« (4. Aufl., das. 1892) bearbeitete er den zoologischen Teil.

Nehrlich, Friedrich, Maler, s. Nerly.

Nehrung, an der ostpreußischen Küste Name der langen und schmalen, sandigen Landzungen, welche die Wasserbecken des Frischen und Kurischen Haffs von der Ostsee trennen; s. Frisches Haff u. Kurisches Haff.

Neid, das durch die Wahrnehmung fremder Lust hervorgerufene eigne Unlustgefühl (s. Mitgefühl).

Neidalzen, Volk, s. Negda.

Neidbau, derjenige Bau, welcher nicht sowohl im eignen Interesse als vielmehr zum Nachteil des Nachbars aus Schikane unternommen wird. Ein Verbot desselben läßt sich aus dem röm. Recht zwar nicht ableiten, ist aber in manchen Partikularrechten enthalten.

Neide, Fluß in Ostpreußen, entspringt am Südrande des Preußischen Landrückens, nordwestlich von Neidenburg, fließt mit mehreren großen Bogen zuerst nach SW., dann nach SO., heißt von Soldau ab Soldau, später Wkra und mündet als solche in Polen in den westlichen Bug.

Neide, Emil, Maler, geb. 28. Dez. 1843 zu Königsberg i. Pr., bildete sich auf der dortigen Kunstakademie, dann in Düsseldorf u. München, wo er sich besonders an Diez anschloß, machte darauf Studienreisen nach Belgien, Holland und Oberitalien und kehrte schließlich nach Königsberg zurück. Schon vor seiner Reise hatte er für die Aula der dortigen Universität ein Fresko: Ptolemäos den Lauf der Gestirne beobachtend, angefertigt, welchem nach seiner Heimkehr eine Reihe mythologischer Darstellungen folgte, unter denen Psyche von Charon über den Styx geführt (1873, Museum zu Königsberg), Orpheus und Eurydice (1876) und Szenen aus der »Odyssee« für das Gymnasium zu Insterburg hervorzuheben sind. Eine völlige Umwandlung seiner bisherigen Richtung in der Wahl der Stoffe sowohl als in der koloristischen Behandlung bezeichnen zwei 1886 ausgestellte Genrebilder: am Orte der That (die Auffindung der Leiche eines Ermordeten) und die Lebensmüden, welche den Künstler erst in weitern Kreisen bekannt gemacht haben. Seine spätern Bilder haben diese Werke nicht überboten. Er ist Professor an der Kunstakademie zu Königsberg.

Neidenburg, Kreisstadt im preuß. Regbez. Königsberg, an der Neide und der Linie Allenstein-Soldau der Preußischen Staatsbahn, 173 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine neue Synagoge, ein Ordensschloß, eine Realschule, ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, Branntweinbrennerei, Stärke-, Leder-, Ofen-, Maschinen- und Kupferwarenfabrikation, Dampfmahl- und Schneidemühlen und (1895) 4588 Einw., davon (1890) 561 Katholiken und 154 Juden. N. erhielt 1353 Stadtrechte. N. ist Geburtsort von Ferd. Gregorovius (1821—91), dem 1894 hier ein Denkmal errichtet wurde.

Neidhart von Reuenthal, einer der bedeutendsten u. fruchtbarsten deutschen Lyriker des Mittelalters, Sprößling eines adligen Geschlechts aus Bayern, nachher aber in Österreich lebend, dichtete zwischen 1210 und 1240 und war der Gründer einer besondern Art des Minnegesangs (von Lachmann als »höfische Dorfpoesie« bezeichnet), indem er in seinen Liedern vornehmlich das hoffärtige Treiben und die derbere Liebesweise der Bauern mit geistreich humoristischer Laune schilderte. Mißbräuchlich wurde er später unter dem Namen Neidhart Fuchs als eine Art Hofnarr des österreichischen Herzogs Otto des Fröhlichen dargestellt, während überhaupt in lyrischer Form erzählte Bauernschwänke schlechthin den Namen Neidharte erhielten. Eine noch dem 13. Jahrh. angehörige Sammlung seiner Lieder befindet sich auf Schloß Riedegg und wurde von Benecke in den »Beiträgen zur Kenntnis der altdeutschen Sprache &c.«, Bd. 2 (Götting. 1832), herausgegeben. Eine neuere kritische Ausgabe veranstaltete Haupt (Leipz. 1858), danach F. Keinz (das. 1889). Vgl. v. Liliencron, über Neidharts höfische Dorfpoesie (in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 6, Leipz. 1848); Wilmanns (das., Bd. 21); Schmolke, Leben und Dichten Neidharts &c. (Programm, Potsd. 1875); Bielschowsky, Leben und Dichten Neidharts von Reuenthal (Berl. 1891).

Neidköpfe und **Neidstangen**, an Hausgiebeln und auf Hausdächern angebrachte oder auf Stangen aufgestellte Pferdeköpfe, die den Zweck hatten, böse Einflüsse von einem Hause oder Grundstücke abzuwehren. Der Glaube entstammt den ältesten Zeiten, wie manche sächsische Hausurnen mit Pferdeköpfen am Dache, die Pferdeköpfe am Mamilischen Turm zu Rom (s. Oktoberpferd), der Pferdekopf auf dem Stadtthor von Troja (bei Servius und Dares) und die häufigen Erwähnungen der Neidstangen in den nordischen Sagas beweisen. Die geschnitzten Pferdeköpfe der Bauernhäuser (Abbild. s. Tafel »Tierornamente II«, Fig. 16 u. 18; Tafel »Bauernhaus I u. II«) sind Erinnerungen daran. Im Mittelalter und spätern Zeiten setzte man an deren Stelle Menschenköpfe mit herausgestreckter Zunge (Berliner Neidkopf), denen mitunter von der andern Seite ebenso derb erwidert wurde, wie dem Lalenkönig des Brückenturms von Basel, der bei jedem Pendelschlag der Turmuhr die Zunge gegen Kleinbasel ausstreckte, wo man ihm ein Dukatenmännchen gegenüberstellte. Vgl. Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern (Kiel 1870).

Neidnagel, s. Niednagel.

Neigung (Inclinatio), schiefe Stellung eines in die Höhe gerichteten Körpers, seitwärts gerichtete Senkung eines solchen; in der Mathematik Abweichung einer Ebene von der Horizontalen, die durch den Winkel, den die geneigte Ebene mit der horizontalen bildet (Neigungs- oder Böschungswinkel), gemessen wird; dann die nicht parallele Lage zweier gerader Linien in einer Ebene oder im Raume in Beziehung aufeinander, oder zweier Ebenen oder auch einer geraden Linie und einer Ebene gegeneinander. Neigungswinkel zweier Ebenen ist der Winkel zwischen zwei Loten auf den Schnittgeraden in jeder der beiden Ebenen (Fig. 1), Neigungswinkel einer Geraden u. einer Ebene der Winkel, den die Gerade mit ihrer Projektion auf die Ebene einschließt (Fig. 2, Winkel ABC). N. der Magnetnadel ist der Winkel, welchen die um eine horizontale Achse in der Ebene des magnetischen Meridians drehbare Nadel (Inklinationsnadel) mit der horizontalen Ebene bildet.

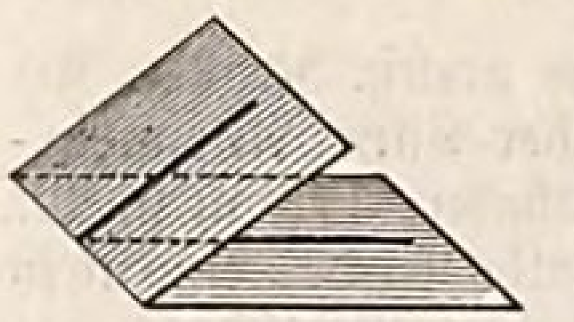


Fig. 1.

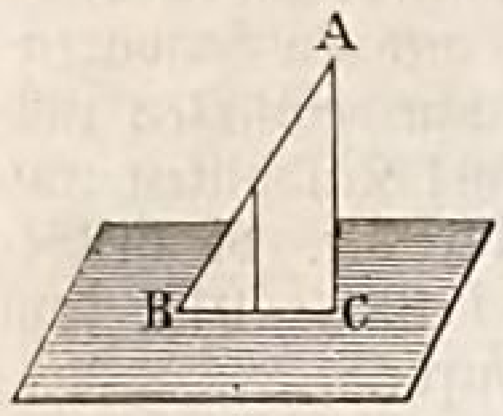


Fig. 2.

Neigung kommt mit der Begierde (s. d.) darin überein, daß sie, wie diese, auf ein Abwesendes gerichtet, mit dem Triebe (s. d.), daß sie, wie dieser, bleibend ist; sie unterscheidet sich aber von letzterm dadurch, daß der Grund ihres Beharrens nicht, wie bei diesem, natürlich (in der Natur des leiblichen Organismus gelegen, angeboren), sondern künstlich (durch wiederholte Befriedigung desselben Begehrens entstanden, erworben), von der Begierde dadurch, daß sie nicht selbst Begehren, sondern bloß vorhandene Disposition zu solchem ist. Durch allmähliche Befestigung und Verstärkung geht die N. in Hang und Leidenschaft (s. d.) über.

Neigungskompaß (Inklinatorium), s. Magnetismus, S. 747.

Neigungsmesser, soviel wie Klinometer (s. d.).

Neinstedt, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Aschersleben, an der Bode und der Linie Wegeleben-Thale der Preußischen Staatsbahn, hat eine schöne neue Anstalts- und eine alte evang. Kirche, eine große Blödsinnigenanstalt (Elisabethstift) mit Asyl (Gottessorge), eine Rettungsanstalt (Lindenhof) für verwahrloste Kinder, Ziegel- u. Kalkbrennerei und (1895) 1685 evang. Einwohner. Zu den Neinstedter Anstalten gehören noch die Filialen Kreuzhilfe in Detzel bei Neuhaldensleben und Kreuzhilfe und Gnadenthal in Thale am Harz, die erstern für Blödsinnige, letztere für Epileptische.

Neipperg, altes, ehemals reichsunmittelbares Rittergeschlecht in Schwaben, dessen Stammschloß N. im ehemaligen Kraichgau liegt, ward 1726 von Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben und erhielt 1766 Sitz und Stimme in dem schwäbischen Grafenkollegium, besitzt gegenwärtig die Standesherrschaft Schwaigern und mehrere andre Güter unter württembergischer und badischer Hoheit, hat standesherrliche Rechte in Württemberg, Ober- und Niederösterreich und seit 1829 den Titel Erlaucht. Vgl. Klunzinger, Die Edeln von N. (Stuttg. 1840). Die Fürsten von Montenuovo (Neuberg) sind ein Seitenzweig der N. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Wilhelm Reinhard, Graf von, geb. 27. Mai 1684, gest. 26. Mai 1774, Sohn des kaiserlichen Feldmarschalls Freiherrn Eberhard Friedrich von N. (1655—1725), trat 1702 in kaiserliche Dienste und ward 1717 Oberst eines Infanterieregiments, zeichnete sich im Türkenkriege 1716 bei Temesvár und 1717 bei Belgrad aus, ward 1723 Generalmajor und Erzieher des Herzogs Franz Stephan von Lothringen, nachherigen Kaisers Franz I., und nachmals dessen vertrauter Freund. 1730 wurde er Kommandant von Luxemburg, machte 1733 als Feldmarschallleutnant den Krieg in Italien mit, ward 1735 Feldzeugmeister, 1737 Gouverneur von Temesvár und focht im Türkenkriege. Am 1. Sept. 1739 schloß er ohne Vollmacht übereilterweise den ungünstigen Frieden von Belgrad ab, ward dafür zu Festungshaft verurteilt, erhielt dann 1741 den Oberbefehl in Schlesien gegen Friedrich II., verlor aber 10. April die Schlacht bei Mollwitz, worauf er abberufen ward. 1743 wohnte er zwar der Schlacht bei Dettingen bei, begab sich aber bald wieder nach Wien und ward 1753 kommandierender General in Österreich, 1755 Hofkriegsratspräsident.

2) Adam Albert, Graf von, Enkel des vorigen, Sohn des Erfinders der Kopiermaschine, Grafen Leopold Jos. von N. (1728—92), geb. 8. April 1775, gest. 22. Febr. 1829, wurde auf der Karlsschule in Stuttgart erzogen, trat 1790 in den österreichischen Militärdienst und focht im französischen Revolutionskriege in der Rheinarmee bei Jemappes und Neerwinden, wurde 14. Sept. 1794 bei Doelen schwer verwundet, nahm an dem Angriff auf die Mainzer Linien (Oktober 1795) teil u. kämpfte sodann in Italien 1796—1801 und 1805; 1809 stand er bei dem Korps des Erzherzogs Ferdinand und avancierte zum Generalmajor. Von 1811—13 war er österreichischer Gesandter am schwedischen Hof. 1813 focht er an der Spitze einer Brigade bei Reichenberg, bei Stolpen und bei Leipzig und ward 20. Okt. 1813 zum Feldmarschallleutnant befördert. Im Dezember ging er nach Neapel, schloß daselbst 14. Jan. 1814 den Allianztraktat mit König Murat, rückte am 23. in die Lombardei ein und erhielt 20. Juni eine Division in der Gegend von Pavia. Seit Juli begleitete er die vormalige Kaiserin von Frankreich, Marie Luise, in die Bäder von Aix und auf ihren Reisen durch die Schweiz, vertrat auch auf dem Wiener Kongreß die Interessen dieser Fürstin und ward 29. März 1815 zu ihrem Oberstallmeister sowie zum Oberkommandanten der Truppen von Parma ernannt. Nach dem Wiederausbruch des Krieges im Frühjahr 1815 zwischen Österreich und Neapel übernahm er das Kommando des 1. Armeekorps, zog 21. Mai in Neapel ein und befehligte bis 25. Juni als Militärgouverneur daselbst, worauf er das Kommando in den von den Österreichern besetzten französischen Departements Gard, Ardèche und Hérault übernahm. Sodann trat er seinen Dienst als Oberstallmeister der Erzherzogin Marie Luise von Parma wieder an und ward von derselben 1816 zum Oberhofmeister und Minister des Auswärtigen sowie im folgenden Jahre vom Kaiser Franz zum k. k. Wirklichen Geheimen Rat ernannt. N. war seit 1821 mit Marie Luise in morganatischer Ehe verbunden; dieselbe gebar ihm zwei Kinder, von denen der überlebende Sohn Wilhelm Albrecht, Graf von Montenuovo, geb. 9. Aug. 1821, gest. 1895, 1864 zum Fürsten von Montenuovo erhoben wurde. Sein ältester Sohn aus erster Ehe, Alfred August Karl Franz Camillus, Graf von N., geb. 26. Jan. 1807, gest. 16. Nov. 1865, war seit 1842 mit der Prinzessin Maria Friederike Charlotte von Württemberg vermählt.

3) **Erwin Franz Ludwig Bernhard Ernst, Graf von**, österreich. General, geb. 6. April 1813 zu Schwaigern in Württemberg als zweiter Sohn des vorigen aus erster Ehe, absolvierte die Ingenieurakademie, trat 1830 in die Armee, ward 1831 Oberleutnant, 1836 Rittmeister, 1847 Major, nahm 1848 an der Einnahme von Wien, 1848—49 am Kriege in Ungarn teil, ward 1850 Oberst und Kommandeur des 2. Dragonerregiments, 1854 Generalmajor und Brigadier und 1863 Feldmarschallleutnant und Divisionär. Nachdem er 1864 den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht hatte, ward er zum Kommandanten der Bundesfestung Mainz ernannt und befehligte 1866 die 4. Division des 8. deutschen Bundesarmeekorps, welche 14. Juli bei Aschaffenburg von der preußischen Mainarmee besiegt wurde. Er erhielt 1867 das Kommando einer österreichischen Division, 1869 das Generalkommando in Wien, dann in Lemberg, ward 1870 General der Kavallerie und 1878 Kapitän der k. u. k. Trabantenleibgarde und der Leibgarde-Infanteriekompanie. N. ist Haupt des standesherrlichen Hauses N. und seit 1879 lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Sein Sohn, der Erbgraf **Reinhard**, geb. 30. Juli 1856 zu Horin in Böhmen, war 1881—90 ultramontanes Mitglied des deutschen Reichstags.

Neira, Insel, s. Banda.

Neiße (Neisse), Name dreier hauptsächlich der preuß. Provinz Schlesien angehöriger Flüsse: 1) Die **Lausitzer** oder **Görlitzer N.**, linksseitiger Nebenfluß der Oder, entspringt oberhalb Reichenberg im südlichen Isergebirge, 345 m ü. M., tritt südlich von Zittau nach Sachsen und bei Radmeritz nach Schlesien über und mündet nach einem Laufe von 225 km bei Ratzdorf im Kreise Guben in der Provinz Brandenburg (32 m ü. M.) in die Oder. Sie ist auf 53 km flößbar, auf 15 km schiffbar. Ihre bedeutendsten Zuflüsse sind rechts die Wittich, Lubis, links Mandau. — 2) Die **Glatzer** oder **Schlesische N.** entspringt am Glatzer Schneegebirge, fließt nördlich an Habelschwerdt und Glatz vorbei, durchbricht dann das Glatzer Gebirge im Warthapaß und wendet sich östlich nach Neiße, hierauf nördlich nach Michelau, endlich nordöstlich und mündet unterhalb Schurgast auf der Grenze der Regierungsbezirke Oppeln und Breslau nach einem Laufe von 195 km, 138 m ü. M., in die Oder. Sie ist flößbar und von Löwen ab (15 km) schiffbar. Ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind: rechts die Wölfel, Glatzer Biele, Neißer Biele und Falkenberger Steine; links die Weistritz, Glatzer Steine und Pausebach. Die N. ist fischreich, richtet aber durch Überschwemmung oft große Verheerung an. — 3) Die **Wütende N.**, ein Nebenfluß der Katzbach (s. d.).

Neiße, Kreisstadt und Festung im preuß. Regbez. Oppeln, in fruchtbarer Gegend am Einfluß der Biele in die Glatzer Neiße, Knotenpunkt der Linien Ziegenhals-Raudten, N.-Brieg und Oppeln-N. der Preußischen Staatsbahn, 185 m ü. M., besteht aus der eigentlichen Stadt auf dem rechten und der Friedrichsstadt auf dem linken Ufer der Neiße. Als Festung ist N. namentlich seit der Aufgabe von Kosel u. Schweidnitz von Wichtigkeit. Die Umwallungen der Stadt sind aber aufgegeben, wodurch die Stadt Raum zur Anlage neuer Quartiere und schöner Promenaden gewonnen hat. Die Straßen sind größtenteils freundlich und breit, der Marktplatz (Ring) groß. N. hat 2 evangelische und 7 kath. Kirchen (unter erstern die neue Garnisonkirche, unter letztern die 1430 vollendete, neuerdings restaurierte herrliche Jakobikirche mit einem sehr hohen, von schlanken Pfeilern getragenen Schiff, die Kreuzkirche und die von den Jesuiten 1688 erbaute Gymnasialkirche), eine Synagoge, ein altes Rathaus mit 88 m hohem Turm, ein neues Stadthaus mit schönem Saal, ein Kämmereigebäude mit schönem Renaissancegiebel und prächtigen Gemälden, einen ehemaligen bischöflichen Palast (jetzt Gerichtsgebäude), ein öffentliches Schlachthaus, einen »Schönen Brunnen« (Meisterwerk der Schmiedekunst von 1686) und ein Denkmal des hier verstorbenen Dichters J. v. Eichendorff. Die Zahl der Einwohner beträgt (1895) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 23, 2 Infanteriebataillone Nr. 63, eine Abteilung Feldartillerie Nr. 21, ein Bataillon Fußartillerie Nr. 6 und ein Pionierbataillon Nr. 6) 24,359, davon 5519 Evangelische und 367 Juden. In industrieller Hinsicht sind nur wenige Wassermühlen und größere Tischlereien zu nennen, doch ist der Gemüsebau in der Umgegend erheblich. Der Handel, unterstützt durch eine Reichsbanknebenstelle und eine Filiale des Schlesischen Bankvereins, befaßt sich besonders mit Landesprodukten. Wichtig sind die dortigen Wochenmärkte. N. hat ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Kriegsschule, ein fürstbischöfliches Knabenseminar, ein Theater, ein Priesterhaus für alte katholische Geistliche (Domus emeritorum), ein großes Hospital, ein Kloster der Grauen Schwestern, 2 Waisenhäuser 2c. und ist Sitz eines Landgerichts, des Stabes der 12. Division, der 23. und 24. Infanterie- und der 12. Kavalleriebrigade. — Zum **Landgerichtsbezirk** N. gehören die 8 Amtsgerichte zu: Falkenberg, Friedland, N., Neustadt, Oberglogau, Ottmachau, Patschkau u. Ziegenhals. — N. soll im 10. Jahrh. erbaut worden sein u. wurde nachher Hauptort des gleichnamigen Fürstentums, welches 1199 in den Besitz des Bistums Breslau überging. Es erhielt schon 1350 durch Bischof Przeclaw Mauern, hinter welchen die Bewohner 1424 den Hussiten tapfern Widerstand leisteten. Während des Dreißigjährigen Krieges ward die Stadt dreimal feindlich besetzt: 1621 vom Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, 1632 von den Sachsen und 1642 von den Schweden unter Torstensson. Im ersten Schlesischen Kriege 1741 von den Preußen belagert, hielt sie sich trotz des heftigen Bombardements (13.—21. Jan.) und kam erst 1. Nov. durch Kapitulation in preußischen Besitz. Friedrich d. Gr. legte 1743 den Grundstein zu dem Fort Preußen sowie zu der nach ihm benannten Friedrichsstadt. 1758 wurde N. zwar von den Österreichern unter General de Ville belagert, die Belagerung jedoch bei dem Herannahen Friedrichs d. Gr. aufgehoben. Am 25. Aug. 1769 hatte Kaiser Joseph II. hier mit Friedrich d. Gr. eine Zusammenkunft. Am 23. Febr. 1807 begann der französische General Vandamme die Belagerung der Stadt und zwang sie 16. Juni zur Kapitulation. Vgl. **Kastner**, Urkundliche Geschichte der Stadt N. (Neiße u. Bresl. 1854—67, 3 Bde.); **Schulte**, Beiträge zur Geschichte von N. (Neiße 1881); **Mücke**, Führer durch N. und Umgebung (Freiwaldau 1887).



Wappen von Neiße.

Das ehemalige **Fürstentum** N., mit einem Areal von 2120 qkm (38,5 QM.), umfaßte die Städte N., Grottkau, Patschkau, Ottmachau, Ziegenhals, Weidenau, Zuckmantel, Jauernig und Freiwaldau und

kam 1201 durch Schenkung an das Bistum Breslau. 1344 erwarb der Bischof Przeclaw durch Kauf auch das Grottkauer Gebiet. 1742 kam der größere Teil an Preußen. Seitdem 1810 alle geistlichen Güter in Preußen für Staatseigentum erklärt worden sind, bildet das Fürstentum mit 1240 qkm (22,5 QM.) die Kreise N. und Grottkau des Regierungsbezirks Oppeln. Der österreichische (kleinere und gebirgige südliche) Teil des Fürstentums, 880 qkm (16 QM.), ist noch im Besitz des Fürstbischofs von Breslau und das Städtchen Jauernig nebst dem dabei gelegenen Schloß Johannesberg Sitz der fürstbischöflichen Regierung.

Neïth, ägypt. Göttin, wurde vorzüglich in Saïs verehrt und von den Griechen mit Athene verglichen. Ursprünglich war sie wohl eine Kriegsgöttin, die namentlich von den im westlichen Delta ansässigen Libyern verehrt wurde; später wurde sie, wie die meisten ägyptischen Gottheiten, als Sonnengöttin aufgefaßt. Sie wird mit der unterägyptischen Krone dargestellt, mitunter trägt sie Bogen und Pfeile. Ihr zu Ehren wurde alljährlich in einer bestimmten Nacht das von Herodot geschilderte Lampenfest gefeiert, bei welchem brennende Lampen durch ganz Ägypten leuchteten, vielleicht eine Symbolisierung der Geburt des Lichts aus dem Dunkel.

Neithardt, Heinrich August, Komponist, geb. 10. Aug. 1793 in Schleiz, gest. 18. April 1861 in Berlin, erhielt seine musikalische Ausbildung in seiner Vaterstadt durch den Hoforganisten Ebhardt, machte 1813—15 die Feldzüge mit, diente darauf als Stabshoboist und wurde, nachdem er noch den Unterricht Zelters in der Komposition genossen hatte, 1822 Dirigent des Musikchors vom Kaiser Franz-Grenadierregiment. 1839 erhielt er, inzwischen durch die Komposition des Liedes »Ich bin ein Preuße« (1826) populär geworden, den Titel eines königlichen Musikdirektors, 1840 nahm er seinen Abschied. Von Friedrich Wilhelm IV. erhielt er 1843 eine Anstellung an dem soeben begründeten Berliner Domchor, dessen alleiniger Dirigent er 1845 wurde und der sich unter seiner Leitung glänzend entwickelte. Im Auftrag des Königs machte er 1846 eine Studienreise nach St. Petersburg, 1857 nach Rom. Von seinen zahlreichen Vokal- und Instrumentalkompositionen hat nur das erwähnte Lied Verbreitung gefunden. Verdienstlich ist seine Fortsetzung von Commers »Musica sacra«, von welcher er Band 5—7 und 12 herausgegeben hat.

Neiva (Concepcion del Valle de N.), Hauptstadt des Depart. Tolima in Kolumbien, am Magdalenenstrom, der bis hierher für Boote befahrbar ist, 437 m ü. M., hat eine höhere Schule, ein Lehrerseminar und (1870) 8332 Einw., die Hüte, Hängematten, Zeug- und Töpferwaren verfertigen und Handel mit Landesprodukten treiben.

Neiwa (Newja), Fluß im russ. Gouv. Perm, entspringt am östlichen Abhang des Urals, auf dem Berge Bakaljskaja, durchströmt im obern Laufe eine Reihe von Seen und verbindet sich nach 268 km langem, gewundenem Laufe mit dem Rjesh, mit dem zusammen sie die Nitza (System des Tobol) bildet. Bekannt ist die N. durch die vielen an ihren Ufern gelegenen Eisenwerke und Gießereien.

Nekrássow, Nikolái Alexéjewitsch, bedeutender russ. Dichter, geb. 4. Dez. (22. Nov.) 1821 im Gouv. Podolien, gest. 8. Jan. 1888 (27. Dez. 1887) in Petersburg, Sohn eines Offiziers, kam mit 13 Jahren auf das Gymnasium in Jaroslaw und ging von hier 1839 nach Petersburg, um sich nach dem Wunsche des Vaters der militärischen Laufbahn zu widmen, zog es jedoch vor, zu studieren, und besuchte einige Jahre die Vorlesungen als freier Zuhörer. Da unterdessen einige von ihm veröffentlichte litterarische Versuche sich viel Beifall erworben hatten, widmete er sich ganz der litterarischen Laufbahn und erwarb in Gemeinschaft mit dem Schriftsteller Panajew 1847 das Journal »Der Zeitgenosse« (»Sovremennik«), welches durch ihn zu der gelesensten Zeitschrift in Rußland erhoben wurde. Nach Unterdrückung desselben im April 1866 trat er (1868) in die Redaktion der Monatsschrift »Vaterländische Annalen«, bei welcher er bis zu seinem Tode verblieb. N. gehörte zu den Heroen der modernen russischen Litteratur; er war ein Lyriker von Gottes Gnaden, dessen durch hinreißende Tiefe der Empfindung ausgezeichnete Poesien in den 50er und 60er Jahren den sozialen Ideen und Bestrebungen der Nation zum gewaltigen Ausdruck gedient haben. Als besonders charakteristisch sind von seinen Dichtungen anzuführen: »Im Dorf«, »Vor dem Regen«, »Das vergessene Dorf«, »Im Hospital«, »Troika«, »Ein sittlicher Mensch«, »Die Heimat«, »Letzte Gesänge« etc. sowie die größern Dichtungen: »Die Bauernkinder«, »Die Korbflechter«, »Russische Frauen«, »Der Frost« und die »Helden der Zeit«. Nekrassows Werke sind in mehreren Ausgaben und Auflagen erschienen, die letzte Ausgabe ist die 4. Auflage der zweibändigen Glasunowschen (Petersb. 1886). Eine deutsche Übersetzung begann A. Köcher (Leipz. 1885—88, Bd. 1 u. 2); eine Auswahl veröffentlichte Jessen (»Dichtungen von Graf Tolstoj und Nik. N.«, russ. u. deutsch, Petersb. 1881); ferner erschien von N.: »Wer lebt glücklich in Rußland?«, in Reclams Universalbibliothek.

Nekro . . . (griech.), in Zusammensetzungen: Toten . . ., Leichen . . .

Nekrobiose (griech., eigentlich »Leben im Tode«), alle diejenigen Veränderungen, welche die völlige Vernichtung der Zellen herbeiführen, wobei niedere Lebensformen auftreten, die mitunter als aus dem Zerfall der Teile herrührend betrachtet wurden. Anderseits bezeichnet man als N. auch das Verhalten, daß abgestorbene Teile in geschrumpftem und trocknem, der Fäulnis unzugänglichem Zustande im Gesunden liegen bleiben können. Vgl. Urzeugung.

Nekrolatrie (griech.), Totendienst.

Nekrologien (griech., »Totenbücher«), im Mittelalter die Kalender der geistlichen Stifter und Klöster, in welche die Sterbetage derjenigen Personen eingetragen wurden, deren Andenken man durch Einschließung in die öffentliche Fürbitte ehren wollte. Dazu gehörten außer den Heiligen u. Märtyrern die Päpste, Kaiser und Könige, die Landesherren, Metropolitan- und Diözesanbischöfe, die Äbte und Äbtissinnen, die Stiftspröpste und Ordensmitglieder etc.; die Hauptstelle aber nahmen die Stifter mit ihren Familien und die Wohlthäter (benefactores) ein, welche Schenkungen gemacht oder Seelenmessen gestiftet hatten. Eine der ältesten N. ist die der Abtei Lorch aus dem 8. Jahrh. In neuerer Zeit bezeichnet man mit Nekrolog die Biographie einer kürzlich verstorbenen Person von Bedeutung, insbes. seit Schlichtegrolls (s. d.) Vorgang eine Sammlung solcher Biographien.

Nekromantie (griech., »Totenorakel«), Heraufbeschwörung von Toten, um sie über die Zukunft zu befragen. So ließ König Saul den Schatten Samuels durch eine Zauberin aus dem Scheol heraufbeschwören (1. Sam. 28, 7 ff.), und im 11. Buch der »Odyssee« beschwört Odysseus den Geist des Sehers Teiresias,

ihm Rede zu stehen, und ebenso kehrt die N. in verschiedenen Eddaliedern wieder. Bestimmte Örtlichkeiten, namentlich wilde Schluchten in vulkanischen Gegenden, die für Eingänge in die Unterwelt galten, mit heißen Mineralquellen oder Dunstgrotten, bei denen man Tempel des Hades und der Persephone errichtete, bildeten das Lokal für diese Totenorakel. Als Haupterfordernis galt bei der N. warmes Tierblut, von welchem die Schatten schlürften, um dadurch die Kraft zu erhalten, dem Fragenden Rede zu stehen. N. oder Nekyia hieß bei den Griechen auch das zu diesem Zwecke vollzogene Totenopfer. In Thessalien artete die N., auch Skiamantie und Psychomantie (Wahrsagen der Schatten oder abgeschiedenen Seelen) genannt und durch sogen. Psychagogen (Heraufführer der Schatten) geübt, zu verschiedenen Greueln aus, z. B. zum Schlachten lebender Menschen, um ihre Geister, noch ehe sie in die Unterwelt hinabstiegen, zu befragen. Auch in den Gesängen der schottischen Barden finden wir Spuren von dieser Wahrsagungsart.

Nekropŏlis (griech.), die Totenstadt. Die Sitte, die Leiber der Gestorbenen aus weitern Bezirken an Kultstätten besonders verehrter Gottheiten beizusetzen, geht bis in die ältesten Zeiten zurück; die Umgebungen von Karnak und Stonehenge (s. d.) stellen Nekropolen der neolithischen und Bronzezeit dar. Besonders verbreitet war der Gebrauch dann in Alt-Assyrien und Etrurien, vor allem in Ägypten, wo neben Menschen- auch Katzen-, Krokodil- u. Apismumien in Nekropolen beigesetzt wurden. Wo verlassene Steinbrüche mit Nischen und Höhlungen sich fanden, wurden diese mit Vorliebe benutzt, sonst Felsenthäler mit steilen Wänden zu solchen Massenbeisetzungen zugerichtet, indem man Nischen einhieb, die dann oft mit künstlerischem Schmuck versehen wurden. Solche Felsen-Nekropolen sind z. B. die von Wan in Armenien und Gueremeh in Kappadokien. Von den ägyptischen Nekropolen sind die berühmtesten diejenigen von Theben und Memphis, von den etruskischen die bei Chiusi (dem alten Clusium) und bei Cervetri (Cäre). Eine griechische N. befindet sich bei Syrakus. Die Katakomben Roms bilden ein altchristliches Seitenstück. Vgl. Totenbestattung.

Nekropsīe (griech.), Leichen-, Totenschau.

Nekrōse (Nekrosis, griech.), das Absterben eines Knochens oder eines Knochenteils im Körper. Die N. an der Oberfläche von Knochen heißt Exfoliation (s. d.). Weiteres s. Knochenbrand.

Nekroskopīe (griech.), Leichen-, Totenschau.

Nekrotomīe (griech.), Leichenöffnung.

Nektar (griech.), bei den Alten der eigentliche, Unsterblichkeit gewährende Trank der Götter, wie Ambrosia (s. d.) die Götterspeise ist. Spätere Dichter verbinden mit N. und Ambrosia den Begriff des anmutig, lieblich Duftenden. Vgl. Roscher, N. und Ambrosia (Leipz. 1883). — In der Botanik heißt N. (Honigsaft) ein süßer Saft, der von den Nektarien (s. d.) ausgeschieden wird und für die betreffenden Pflanzen deshalb wichtig ist, weil er Insekten anlockt, welche die Bestäubung der Blüten bewirken. — N. heißt auch eine in England beliebte Weinbowle mit feinen Äpfeln, in Amerika ein zum Aufbewahren bestimmter Punsch aus Rum, Zitronensaft, Muskatnuß und Milch.

Nektarien (Honigwerkzeuge, Saft-, Honigdrüsen), diejenigen Stellen einer Blütenpflanze, an welchen normalerweise eine zuckerhaltige Flüssigkeit (Nektar) ausgesondert wird, finden sich in der Regel in der Blüte oder in nächster Nähe derselben und stehen dann in deutlicher Beziehung zur Blütenbestäubung (s. d.); bisweilen kommen sie jedoch auch auf Blättern und Blattstielen, weit von den Blüten entfernt, vor. Die Blütennektarien sind im einfachsten Falle bestimmt begrenzte Stellen auf der Oberhaut der Blütenteile und bilden ein kleinzelliges, zartwandiges Gewebe, das körniges Plasma nebst Stärke, Gummiarten und Zucker zu enthalten pflegt; als Umwandlungsprodukt dieser Stoffe tritt dann der Nektar auf, der durch Diffusion bis zur Oberfläche des Nektariums dringt und daselbst ausgesondert wird. N. können auf morphologisch sehr ungleichen Organen der Blüte auftreten und finden sich z. B. auf der innern Fläche der Kelchblätter (Linde), am Grunde der Blumenblätter als fleischige Anschwellungen (Berberitze), auf den am Grunde verbreiterten Staubfäden (Pentastemum), auf beiden Seiten des Fruchtknotens (Caltha). Sie bilden eine kreisförmige Grube am Grunde der Perigonblätter (Kaiserkrone), eine Hohlrinne (Blütenblätter der Lilie), einen Drüsenhöcker (Kruciferen) oder Drüsenring (Nicotiana) oder ein fleischiges Polster auf dem Scheitel des Fruchtknotens (Umbelliferen). Nicht selten werden die nektarientragenden Blütenteile stark umgestaltet und dann als Honigblätter bezeichnet; bei der Nieswurz z. B. bilden die kleinen, grünlichen Blumenblätter taschenförmige, mit Honig gefüllte Behälter, bei dem Aglei stellt jedes Blumenblatt ein trichterförmiges Gefäß mit langausgezogenem Sporn dar, welcher in seinem verdickten Ende Nektar absondert. Beim Eisenhut (Aconitum) finden sich im Innern der Blüte zwei gestielte, hörnchenartig gebogene Körper, deren verdicktes Ende den Honig ausscheidet. Der zur Ansammlung des Nektars bestimmte Blütenteil, der Safthalter, erzeugt in vielen Fällen zugleich den eigentlichen Nektar; jedoch kann auch ein andrer Blütenteil der Nektariumträger sein; bei den Veilchenarten z. B. sondern zwei von den fünf vorhandenen Staubgefäßen aus einem zwischen den Staubbeuteln befindlichen zäpfchenartigen Vorsprung den Honig ab, der sich dann in einem Hohlsporn des Blumenblattes ansammelt. Bei den Marcgraviaceen Brasiliens ist die Honigabsonderung auf Organe außerhalb der Blüte (extraflorale N.), nämlich die Deckblätter, übertragen, auf welchen aus zwei Poren sehr reichlich Honig ausgesondert wird. Bisweilen sind oberhalb der honighaltenden Stelle dichte Haarbüschel oder auch taschenförmige Ausstülpungen der Blumenkrone, z. B. bei vielen Asperifolien die sogen. Schlundklappen, ausgebildet, welche das Einfließen der Regentropfen in die Blumenröhre und zugleich den Zutritt von honigraubenden Insekten verhindern. Auch gegen den Besuch der honigleckenden und der normalen Bestäubung hinderlichen Ameisen treten in den Blüten, besonders im Umkreis der N., mannigfache Schutzeinrichtungen, wie Ringe oder Büschel von Haaren, Fransen, kleinen Stacheln u. a., auf; auch die Außenflächen des Kelches sowie die Umgebung der Blüten wird durch mancherlei Einrichtungen vor feindlichen Blumengästen geschützt (s. Schutzeinrichtungen der Pflanzen). Um erwünschten Blumenbesuchern den Weg zum Honig anzudeuten, erscheinen in vielen Blumen diejenigen Stellen durch auffallende Farbenzeichnung (Saftmale) geziert, an welchen das Saugorgan des Besuchers eingeführt werden muß, wenn die Bestäubung der Blüten mit Sicherheit erfolgen soll.

Dienen die Blumennektarien offenbar der Blumenbestäubung, so erscheint die Deutung der auf Blättern oder Blattstielen (z. B. auf den Blattstipeln von Vicia-Arten, auf den Stielen der Teilblättchen von Erythrina

crista galli, auf der Blattspreite von Ailanthus glandulosa und bei sehr vielen sogen. Ameisenpflanzen, s. d.) vorkommenden N. schwieriger; man nimmt an, daß sie als indirekte Schutzmittel gegen Raupen und andre pflanzenfeindliche Insekten zu betrachten sind, indem durch die Honigabsonderung Wespen und Ameisen angelockt werden, welche die Pflanzenfeinde angreifen und verjagen. Vgl. Kerner, Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste (2. Aufl., Innsbr. 1879); Behrens, Die N. der Blüten (»Flora«, 1879); Stadler, Beiträge zur Kenntnis der N. (Berl. 1886).

Nektarinen, Pfirsiche mit glatter Schale.

Nektarinien (Nectariniidae), s. Honigsauger.

Nekyia (griech.), Totenopfer, Totenbefragung; s. Nekromantie.

Nélaton (spr. -tóng), Auguste, Mediziner, geb. 18. Juni 1807, gest. 21. Sept. 1873 in Paris, studierte in Paris, ward 1836 Chirurg an verschiedenen Hospitälern und habilitierte sich zugleich als Privatdozent bei der medizinischen Fakultät daselbst. 1851 wurde er Professor der chirurgischen Klinik, 1866 Leibchirurg des Kaisers und 1868 Mitglied des Senats. Einer der ausgezeichnetsten Chirurgen der Neuzeit, hat er sich besonders um die Steinoperation verdient gemacht. Er schrieb: »Traité des tumeurs de la mamelle« (Par. 1839); »Parallèle des divers modes opératoires dans le traitement de la cataracte« (1850); »De l'influence de la position dans les maladies chirurgicales« (1851); »Éléments de pathologie chirurgicale« (1844—60, 5 Bde.; 2. Aufl. von Jamain, Péan u. a., 1868—85, 6 Bde.).

Neleus, in der griech. Sage Sohn des Poseidon und der Tyro, Zwillingsbruder des Pelias, wurde nebst diesem von der Mutter aus Furcht vor der Eifersucht ihres Gemahls, des Königs Kretheus von Jolkos, ausgesetzt, aber von einem Hirten aufgefunden und erzogen. Nach dem Tode des Kretheus entzweiten sich die Brüder über die Herrschaft; N. wurde vertrieben und zog nach dem Peloponnes, wo er Pylos erbaute. Als einst Herakles zu ihm kam, um sich von dem Morde des Iphitos reinigen zu lassen, verweigerte dies N., der mit des Iphitos Vater befreundet war; dafür zog Herakles später gegen Pylos und erschlug die Söhne des N. mit Ausnahme des Nestor. Nach Pausanias stellte N. mit Pelias die Olympischen Spiele wieder her und starb in Korinth.

Nelke, Pflanzengattung, s. Dianthus.

Nelken, soviel wie Gewürznelken, s. Caryophyllus.

Nelkenblätterschwamm, s. Agaricus.

Nelkenfarbe, s. Pinkcolour.

Nelkengewächse, s. Karyophyllaceen.

Nelkenholz, s. Caryophyllus und Dicypellium.

Nelkennuß, s. Agathophyllum.

Nelkenöl, soviel wie Gewürznelkenöl.

Nelkenpfeffer, soviel wie Piment, s. Pimenta.

Nelkenrinde, s. Dicypellium.

Nelkensäure, s. Eugenol.

Nelkenstiele, s. Caryophyllus.

Nelkenwurz, s. Geum.

Nelkenzimt, s. Dicypellium.

Nellemann, Johannes, dän. Minister, geb. 1. Nov. 1831 in Kopenhagen, studierte Rechtswissenschaften, wurde 1858 Lektor, 1859 ordentlicher Professor an der Universität zu Kopenhagen, daneben außerordentlicher Rat des dänischen Obertribunalgerichts. Als Mitglied des Landsthings wurde er dieser Kammer durch seinen Fleiß und seine umfassenden Sachkenntnisse bald unentbehrlich. 1875 trat er in das Ministerium Estrup als Justizminister u. Minister für Island. Ihm verdankt man das Konkursgesetz von 1872. Er schrieb: »Den ordinaire civile procesmaade« (4. Aufl. 1892); »Lären om execution og auktion« (1871, Neubearbeitung 1894); »Civilprocessens almindelige deel« (3. Aufl. 1887) u. a.

Nellenburg, ehemalige Landgrafschaft im Hegau in Schwaben, ungefähr 880 qkm (16 QM.) groß mit 30,000 Einw., kam nach dem Aussterben der Grafen von N. 1169 an die Grafen von Veringen, 1422 an die Grafen von Thengen, 1465 durch Kauf an Österreich. 1805 fiel sie an Württemberg, 1810 an Baden und bildet jetzt einen Bestandteil des badischen Kreises Konstanz. Hauptort war das Städtchen Stockach. Das alte Bergschloß N., bei Stockach, ist jetzt Ruine.

Nellor (Nellur), Distrikt der Präsidentschaft Madras des britisch-ind. Kaiserreichs, an der Koromandelküste, 22,633 qkm (411 QM.) groß mit (1891) 1,463,736 Einw. (1,337,979 Hindu, 73,185 Mohammedaner, 47,176 Christen). Es arbeiten hier vier Missionsgesellschaften, darunter die deutsche Hermannsburger. Der zum großen Teil arme und schlecht bewässerte Boden gibt wenig Ertrag, dagegen ist die Rindviehzucht wichtig. Früher war N. wegen seiner Gewebe berühmt. Hauptort ist die Stadt N., am Penner, mit (1891) 29,336 Einw.

Nelson (spr. nellſ'n), 1) Fluß in Kanada, verbindet den Winnipegsee mit der Hudsonbai, in die er im Port Nelson mündet, an dessen rechtem Ufer die York Faktorei der Hudsonbai-Kompanie liegt, ist 650 km lang, aber nur für kleinere Fahrzeuge schiffbar. — 2) Stadt in Lancashire (England), am Calder, oberhalb Burnley, mit Baumwollwarenfabrikation u. (1891) 22,700 Einw. — 3) Hafen der britisch-austral. Kolonie Neuseeland, an der Nordküste der Südinsel, hat Brauerei, Gerberei, Seifensiederei und (1891) 6626 Einw. Dampferlinien verbinden den Hafen mit allen andern Neuseelands; eine Eisenbahn führt nach Greymouth und Hokitika.

Nelson (spr. nellſ'n), Horatio, Viscount, brit. Seeheld, geb. 29. Sept. 1758 zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, wo sein Vater Pfarrer war, gest. 21. Okt. 1805, kam im Alter von 12 Jahren auf ein Linienschiff, dessen Kapitän sein Oheim war, machte 1771 auf einem Kauffahrer eine Fahrt nach Westindien mit und nahm 1773 an der Nordpolexpedition des Kapitäns Lutwidge teil. 1774 ging er als Midshipman nach Ostindien, ward 1777 Leutnant und 1779 Kapitän, in welcher Stellung er im amerikanischen Kriege an der Expedition gegen die Forts San Juan und San Bartolomé in der Hondurasbai teilnahm, bis ihn Kränklichkeit 1780 zur Rückkehr nach England zwang. Wiederhergestellt, ward er 1781 zum Dienst auf der Nordseestation verwendet und im folgenden Jahre von neuem nach Amerika beordert. Nach dem Abschluß des Versailler Friedens besuchte er Frankreich. 1784 ward er als Befehlshaber des Boreas, eines Schiffes von 28 Kanonen, bei den Leewardinseln in Westindien stationiert. Nachdem er sich 1787 mit einer Westindierin verheiratet, kehrte er nach England zurück und wurde beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1793 zum Kapitän des Agamemnon ernannt, welcher zur Flotte des Admirals Hood gehörte. Im August d. J. nach Neapel beordert, trat er hier in vertraute Beziehungen zu der Lady Hamilton (s. d. 8, S. 269). Noch in demselben Jahre nach Corsica geschickt, verlor er bei der Belagerung von Calvi ein Auge. In der Seeschlacht am Kap St. Vincent (15. Febr. 1797), an welcher er unter Sir John Jervis

als Kommodore teilnahm, eroberte er drei spanische Linienschiffe und machte den spanischen Admiral zum Gefangenen. Darauf zum Konteradmiral ernannt und mit dem Befehl über das Blockadegeschwader von Cadiz betraut, verlor er bei einem Angriff auf Santa Cruz den rechten Arm. Erst im Januar 1798 war er wieder dienstfähig und erhielt den Befehl über ein Geschwader im Mittelmeer, zunächst mit dem Auftrag, den Hafen von Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde. Nachdem es Bonaparte geglückt war, unbemerkt auszulaufen, suchte N. ihn auf allen Meeren auf, fuhr von Toulon und Neapel nach Messina, darauf nach Alexandria (28. Juni), kehrte, als er den Feind nicht fand, nach Sizilien zurück und segelte dann zum zweitenmal nach Alexandria. Endlich traf er 1. Aug. die Franzosen und schlug dieselben bei Abukir gänzlich; er selbst ward dabei durch einen Schuß am Kopfe verwundet. Seine Belohnung für diesen glänzenden Sieg war seine Ernennung zum Baron N. vom Nil und eine Pension von 2000 Pfd. Sterl. Von Abukir wurde N. nach Neapel gesandt, dessen König ihn zum Herzog von Bronté ernannte. Der neapolitanische Hof erklärte an Frankreich den Krieg, dessen unglücklicher Ausgang N. zwang, sich mit dem Hof nach Palermo zurückzuziehen (Dezember 1798). Von hier aus unterstützte er die Gegenrevolution im Neapolitanischen, befleckte aber seinen Namen durch den hinterlistigen Bruch der Kapitulation, welche die Republikaner mit dem Kardinal Ruffo geschlossen hatten, und durch die Grausamkeit, mit welcher er den greisen Admiral Caracciolo hinrichten ließ (Juni 1799). Einem Befehl des kommandierenden Admirals, nach Minorca zu segeln, gehorchte N. im Juli 1799 nicht, sondern blieb, da er sich von Lady Hamilton nicht trennen mochte, in Neapel oder Palermo. Darauf wurde er im Mai 1800 von der Admiralität abberufen und kehrte im November in Begleitung der Lady und ihres Gatten nach England zurück. Im folgenden Jahre ward er zum Vizeadmiral ernannt und nahm unter Admiral Parker an der gegen die »bewaffnete Neutralität« der nordischen Seemächte abgesandten Expedition teil. Nachdem die britische Flotte den Sund passiert, erhielt N. am 2. April 1801 den Auftrag, mit 12 Linienschiffen und 3 Fregatten die Defensionslinie von Kopenhagen anzugreifen. Der Kampf blieb nach fünfstündiger Dauer unentschieden, bald darauf führte der Tod des Kaisers Paul von Rußland zu friedlichem Ausgleich. Bei seiner Rückkehr zum Viscount ernannt, erhielt N. das Kommando der Flotte im Kanal, mit welcher er am 16. Aug. 1801 einen vergeblichen Angriff auf die französischen Schiffe vor Boulogne machte. Nach dem Frieden von Amiens zog er sich nach Merton in der Grafschaft Surrey zu Lady Hamilton zurück, deren Gemahl 6. April 1803 starb. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten übernahm er im Mai 1803 den Befehl im Mittelmeer und griff die spanisch-französische Flotte, 33 Linienschiffe stark, 21. Okt. 1805 beim Vorgebirge Trafalgar an. Schon war die Schlacht, welche mit der völligen Niederlage der Franzosen und Spanier endigte, entschieden, als N. von einer Musketenkugel tödlich getroffen wurde. Seine Leiche ward 9. Jan. 1806 in der Paulskirche zu London unter einem prächtigen Monument beigesetzt. Denkmäler wurden ihm außerdem auf Trafalgar Square zu London, ferner in Norwich, Edinburg und zu Montreal in Kanada errichtet. Doch beachtete man seinen Wunsch, für die Lady Hamilton und deren Tochter Horatia zu sorgen, nicht. Seine Erben, erst sein Bruder, dann die Nachkommen seiner Schwester, führen seit 1805 den Titel: Graf N. von Trafalgar. Die »Dispatches and letters of the Viceadmiral Lord Viscount N.« gab Nicolas (1844, 7 Bde.), eine Auswahl daraus Laughton (1886) heraus. Sein Leben beschrieben unter andern Churchill (1808), Clarke u. Mac Arthur (1819, neue Ausg. 1848), Southey (1813 u. ö.), Pettigrew (1849, 2 Bde.), Lathom Browne (1890) und Laughton (1895). Vgl. auch Jeaffreson, Lady Hamilton and Lord N. (Lond. 1887, 2 Bde.); Derselbe, The queen of Naples and Lord N. (das. 1889, 2 Bde.).

Nelsonkotelette, Hammelkotelette mit einer Farce aus Petersilie, Schalotten, Sardellen, Parmesankäse und saurem Rahm.

Nelsonville, Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, am Hocking River und Hockingkanal, inmitten eines großen Kohlendistrikts, mit (1890) 4558 Einw.

Nelumbium *Juss.* (Nelumbo *Adans.*, Nelumbo), Gattung aus der Familie der Nymphäaceen, prächtige, den Seerosen ähnliche Wasserpflanzen mit verlängertem, horizontalem Wurzelstock, langgestielten, aus dem Wasser auftauchenden, fast kreisrunden, schildförmigen, am Rande etwas umgebogenen Blättern, großen, ansehnlichen, einzeln in den Blattachseln stehenden, langgestielten, roten oder weißen Blüten mit vier- bis fünfblätterigem Kelch, vielblätteriger Blumenkrone und zahlreichen Staubgefäßen. Die Frucht ist eine ein- oder zweisamige, frei in den Gruben des Fruchtbodens sitzende Nuß. Von den zwei Arten wächst N. speciosum *Willd.* (Nelumbo nucifera *Gärtn.*, indische Seerose, Nillilie, s. Tafel »Wasserpflanzen«), mit völlig schildförmigen, über 30 cm breiten, metallisch glänzenden, unter dem Wasser silberartig schimmernden Blättern auf 2 m hohen, stachligen Blattstielen und weißen, rosenrot schattierten Blüten, in Gewässern des westlichen Asien von Japan bis zum wärmern Nordostaustralien, westlich bis zum Kaspischen Meer. Früher fand sie sich auch im Nil, ist aber dorthin vielleicht aus Indien verpflanzt und jetzt verschwunden. Herodot nennt sie die Lilie oder Rose des Nils, Theophrast die ägyptische Bohne. Sie ist die heilige Lotos- oder Padmapflanze der Inder, Attribut des Ganges, in Ägypten dem Osiris und der Isis heilig, Symbol der Befruchtung des Landes durch den Nil und der Unsterblichkeit. Ihre stärkemehlreichen Wurzeln und die Samen wurden roh, gesotten und gebraten gegessen. Auch die von Pythagoras verbotenen Bohnen hält man für die Samen des N. Eine andre Art, N. luteum *W.*, mit gelben Blüten, im atlantischen Nordamerika von 42° südwärts durch Westindien bis zur Mündung des Magdalenenstroms, in Kolumbien bis 11° nördl. Br., hat gleichfalls genießbare Wurzeln. Vgl. Wigand, N. speciosum (Kassel 1888).

Nelumbonoideen, Unterfamilie der Nymphäaceen (s. d.).

Nemalith, Mineral, ein Brucit (s. d.) von Hoboken.

Nemathelminthen | s. Fadenwürmer.
Nematoden |

Nemausus, antiker Name von Nîmes (s. d.).

Němcová (spr. njémzowa), Božena (spr. bóschena), geborne Barbara Pankl, tschech. Schriftstellerin, geb. 4. Febr. 1820 in Wien, gest. 21. Jan. 1862 in Prag, verheiratete sich 1837 mit dem Finanzbeamten Joseph Němec in Kostelez und hat sich besonders durch die Sammlungen von »Nationalen Märchen und Sagen« (1845–46, 3 Bde.) und »Slowakischen Märchen und

Sagen« (1858) bekannt gemacht. Außerdem schrieb sie vortreffliche Erzählungen aus dem Volksleben: »Karla«, »Das Dorf im Grenzgebirge« und »Die Großmutter« (1855, mehrfach übersetzt; deutsch in Reclams Universalbibliothek) u. a. Ihre gesammelten Werke (»Sebrané Spisy«) erschienen in 8 Bänden (Leitomischl und Prag 1862—63) und in 9 Bänden (Prag, mit ihrer Biographie von Sophie Podlipská).

Nemea, Tochter des Zeus und der Selene, die Göttin der nemeïschen Spiele.

Nemea, kleines Thal in Argolis, südwestlich von Korinth, zwischen Kleonä und Phlius, im Altertum berühmt durch das Heiligtum des nemeïschen Zeus, in dessen Hain in jedem zweiten Jahr (Nemeade), und zwar im Frühling des zweiten und im Herbste des vierten Jahres jeder Olympiade, die Nemeïschen Spiele (Nemeen) gefeiert wurden. Die Zählung der Nemeaden beginnt mit dem Jahr 576 v. Chr.; doch führte die Sage die Stiftung der Nemeen schon auf die Sieben zurück, als sie gegen Theben zogen, oder auf Herakles, der hier den nemeïschen Löwen (s. Herakles, S. 653) überwunden hatte. Der Siegeskranz war von Eppich oder ein Ölzweig. Die Leitung der Spiele hatte Kleonä, später Argos, nach welcher Stadt unter römischer Herrschaft die ganze Feier übertragen wurde, abwechselnd mit Korinth. Vgl. Krause, Die Pythien, Nemeen und Isthmien (Leipz. 1841); Droysen im »Hermes«, Bd. 14, S. 1 ff. (1879).

Němec, s. Njemetz.

Německý Brod (spr. njémetzki), s. Deutsch-Brod.

Nemeïsche Spiele etc., s. Nemea.

Nemertinen (Schnurwürmer), s. Plattwürmer.

Nemesiānus, Marcus Aurelius Olympius, röm. Dichter aus Karthago, lebte um 280 n. Chr. Wir besitzen von ihm die ersten 325 Verse eines Gedichts über die Jagd: »Cynegetica« (hrsg. von Haupt, Leipz. 1838), u. vier Eklogen, in denen er den Calpurnius (s. Calpurnius Siculus) stark ausgenutzt hat. Ausgaben von Weber (Götting. 1842), Bährens (in »Poetae latini minores«, Bd. 3, Leipz. 1881) und Schenkl (Prag 1885); Übersetzung von Müller (Leipz. 1832).

Nemesios, Bischof von Emesa in Phönikien, um 400, Verfasser einer Schrift »Über die Natur des Menschen«, in welcher er die christliche Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, der Willensfreiheit, der göttlichen Vorsehung und ähnliches mit der neuplatonischen Philosophie verquickt (hrsg. von Matthäi, Halle 1802). In lateinischer Übersetzung (hrsg. von Holzinger, Leipz. 1887) wurde sie im Mittelalter viel gelesen.

Neměsis (griech.), dem Wortsinn nach soviel wie Rechtsgefühl; dann in der Mythologie als Personifikation die Göttin des Gleichmaßes, welche darüber wacht, daß das Gleichgewicht der sittlichen Weltordnung nicht gestört, sondern Glück und Unglück dem Menschen nach Gebühr zugeteilt werde. Hieraus entsprang später (bei den Tragikern) die Vorstellung von einer Rächerin und Bestraferin aller menschlichen Frevel und Verbrechen, wodurch N. mit Ate (s. d.) und den Eumeniden oder Erinnyen (s. d.) verwandt wird. Adrastos sollte ihr das erste Heiligtum errichtet haben, weshalb sie Adrasteia (s. d.) hieß. Am berühmtesten war ihr Kult zu Rhamnus in Attika, welchen ihr Sohn Erechtheus eingerichtet haben sollte. Sie galt für eine Tochter der Nacht. Von der bildenden Kunst wurde die N. je nach der Auffassung verschieden dargestellt. In älterer Zeit ist ihr eine an Aphrodite erinnernde Gestalt gegeben worden, so in der berühmten Marmorstatue des Agorakritos zu Rhamnus. Auf ihre Bedeutung als die milde Göttin des Gleichmaßes aller Dinge spielte der erhobene, das Gewand am Zipfel fassende Arm an, womit das Ellenmaß bezeichnet wurde. Als die strenge Rächerin menschlicher Frevelthaten dagegen fährt sie geflügelt auf einem von Greifen gezogenen Wagen daher, ein Schwert oder eine Geißel haltend. Vgl. Walz, De Nemesi Graecorum (Tüb. 1852); Posnansky, N. u. Adrasteia (Bresl. 1890).

Német (ungar., spr. nēmet), »deutsch«, kommt in vielen ungarischen Ortsnamen vor.

Német-Keresztur (spr. kéreßt-ur), s. Deutsch-Kreutz.

Német-Palánka, Markt, s. Palánka.

Nemi, Dorf in der ital. Provinz Rom, in reizender Gegend auf einem Vorberg des Albanergebirges über dem Lago di N. (Lacus Nemorensis, einem ehemaligen Krater, 325 m ü. M., 2,80 qkm groß), hat ein altes Kastell und (1881) 917 Einw. N. ist nach einem der Diana geweihten Hain (nemus) genannt (s. Ariccia und Diana). 1885 wurden die Reste des alten Dianatempels ausgegraben.

Nemirow (poln. Niemirow), Flecken im russ. Gouv. Podolien, Kreis Braclaw, hat eine lutherische, eine griechisch-katholische und eine römisch-kath. Kirche, ein Gymnasium, etwas Tuchfabrikation und 5419 Einw. In der Nähe das Nikolajewsche Nonnenkloster und 1 km weiter die ein Viereck bildenden Erdwälle der alten Stadt Mirow. Hier im Juni und Juli 1737 Kongreß zwischen den Russen und Österreichern einer- und den Türken anderseits.

Nemirówitsch-Dántschenko, Wassilij Iwánowitsch, russ. Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1849 im Kaukasus, war sieben Jahre in einem Kadettenkorps zu Moskau, widmete sich aber dann der Schriftstellerei und wurde zuerst durch frische Reiseschilderungen, wie »Solowki« und »Lappland und die Lappländer«, bekannt. Die auf seinen fernern Wanderungen durch ganz Europa, Nordafrika, Kleinasien u. Persien und während seiner Teilnahme am russisch-türkischen Feldzug von 1877—78, den er als Kriegskorrespondent mitmachte, gesammelten Beobachtungen u. Eindrücke verwertete er für seine vielgelesenen Romane: »Gewitter«, »Plewna und Schipka« u. »Vorwärts«. Seitdem wendete er sich ganz der Belletristik zu. Von seinen seit 1880 veröffentlichten Romanen, wie »Patmos«, »Die Heldenfamilie«, »In eiserner Faust«, »Börsenfürsten« etc., sind einige auch ins Deutsche übersetzt worden.

Nemitz, Dorf im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Randow, hat eine Wasserheilanstalt (Eckerberg), eine Anstalt für Epileptische (Tabor), ein Diakonissenmutterhaus, eine Anstalt für Idioten (Kückenmühle) und (1895) 3165 Einw.

Nemjaniden, serb. Dynastie, von Stephan Nemanja gegründet, herrschte 1165—1371 (s. Serbien, Geschichte).

Nemmersdorf, Franz von, Pseudonym, s. Reizenstein.

Nemo (lat.), niemand; ein N., soviel wie ein unbedeutender Mensch.

Nemo ante mortem beātus (lat.), »Niemand ist vor dem Tode glücklich«, Ausspruch, den nach Herodot Solon vor Krösos gethan haben soll.

Nemo me impune lacessit (lat.), »Niemand reizt mich ungestraft«, Devise des schottischen Distel-(Andreas-) Ordens.

Nemonien, Fluß im preuß. Regbez. Königsberg, entsteht in den Waldungen der Tilsiter Niederung, wird 13,8 km unterhalb Petricken schiffbar, vereinigt sich mit der ebenfalls schiffbaren Laukne (im Oberlauf Arge genannt) und mündet, 125 m breit, bei dem

Dorfe N. in die südöstliche Ecke des Kurischen Haffs. Er ist wichtig als schiffbares Verbindungsglied zwischen Memel (Gilge) und Pregel (Deime), da von der Gilge der Seckenburger Kanal und von der Deime der Große Friedrichsgraben zu ihm führen. Das gleichnamige Dorf, im Kreise Labiau, hat Fischerei, Schweinezucht, Gemüsebau und (1890) 3355 Einw. Dabei die Oberförsterei N.

Nemophila *Benth.* (Triftenfreund), Gattung aus der Familie der Hydrophyllaceen, einjährige Kräuter in Kalifornien, von denen mehrere Arten als Zierpflanzen kultiviert werden, z. B. N. maculata *Benth.*, mit weißen, inwendig schwarz punktierten Blumen; N. insignis *Lindl.*, mit großen, himmelblauen, im Grunde weißen Blumen, die schönste Art.

Nemoralien (lat.), Wald- und Hainfeste.

Nemorhoedus (Goral), s. Antilopen, S. 672.

Nemours (spr. nömūr), 1) Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Fontainebleau, am Loing, am Loingkanal und an der Lyoner Bahn, hat ein altes mit Türmen versehenes Schloß, ein Stadthaus mit Bibliothek, ein Denkmal des hier gebornen Mathematikers Bezout (gest. 1783), Hutfabrikation, Sandgewinnung (für die Glasfabrikation) und (1891) 4507 Einw. — Geschichtlich denkwürdig ist N. durch die hier 7. Juli 1585 zwischen König Heinrich III. und der Liga geschlossene Übereinkunft gegen die Hugenotten, das Edikt von N. genannt. 1404 ward die Stadt N. nebst Gebiet zu gunsten der Grafen von Evreux zum Herzogtum und zur Pairie erhoben. Nachdem die Besitzungen 1425 wieder an die Krone gekommen waren, stellte König Ludwig XI. die Herzogswürde von N. zu gunsten Jacques d'Armagnacs, Grafen von La Marche, wieder her (1461). 1503 fiel N. abermals der Krone zu, worauf Ludwig XII. das Herzogtum 1507 seinem Vetter Gaston von Foix und nach dessen Ableben (1512) Julian von Medici, dem Gemahl seiner Tante Philiberte von Savoyen, gab. 1528 schon wieder erledigt, ward es von Franz I. an Philipp von Savoyen, den Bruder seiner Mutter, verliehen. Die weiblichen Nachkommen des in männlicher Linie 1659 ausgestorbenen Hauses Savoyen-N. verkauften es 1666 an Ludwig XIV., welcher es der Familie Orléans verlieh, die es bis 1789 behielt. König Ludwig Philipp gab seinem zweiten Sohne, Louis Charles Philippe Raphaël (s. unten), den Titel eines Herzogs von N. — 2) (Dschema Rhasuat) Hafenstadt in der alger. Provinz Oran, nahe der marokkanischen Grenze, am Fuß eines ins Meer vorspringenden Felsens, auf dem sich eine alte Korsarenburg erhebt, hat einen mittelmäßigen Hafen und (1891) 2828 Einw., darunter 574 Franzosen und 1134 Eingeborne, welche Alfa, Gerste, Schlachtvieh ausführen. Die Umgegend ist reich an Eisen- und Manganerzen. Etwa 10 km südwestlich ergab sich 1847 Abd el Kader.

Nemours (spr. nömūr), Louis Charles Philippe Raphaël von Orléans, Herzog von, geb. 25. Okt. 1814 in Paris, zweiter Sohn des Königs der Franzosen, Ludwig Philipp, wohnte, nachdem sein Vater die dem Sohne 1831 angetragene Krone Belgiens aus Rücksicht auf die andern Mächte abgelehnt hatte, den beiden französischen Expeditionen nach Belgien und 1836 in Algerien dem verunglückten Zuge gegen Konstantine bei, befehligte 1837 als Brigadegeneral das Belagerungskorps von Konstantine und wurde hierauf zum Generalleutnant erhoben. Von Charakter streng und kalt, wußte er sich nur in geringem Grade die Neigung der Franzosen zu erwerben. Am 24. Febr. 1848 begleitete er die Herzogin von Orléans auf ihrem Gang nach der Deputiertenkammer und flüchtete dann mit seiner Familie über Boulogne nach England, wo er bis 1871 weilte. Seitdem lebte er in Paris, bis er ebenso wie sein Sohn, der Herzog von Alençon, durch das Ausweisungsgesetz vom 23. Juni 1886 genötigt wurde, Frankreich zu verlassen. N. begab sich nach Belgien, Alençon nach Österreich. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Viktorie Auguste Antoinette von Sachsen-Koburg-Gotha (geb. 14. Febr. 1822, gest. 10. Nov. 1857) entsprangen: Ludwig Philipp von Orléans, Graf von Eu, geb. 29. April 1842, seit 15. Okt. 1864 mit der vormaligen Kronprinzessin Isabella von Brasilien vermählt; Ferdinand von Orléans, Herzog von Alençon, geb. 12. Juli 1844, seit 28. Sept. 1868 mit der Prinzessin Sophie von Bayern vermählt; Marguerite von Orléans, geb. 16. Febr. 1848, gest. 24. Okt. 1893, seit 15. Jan. 1872 mit dem Fürsten Wladislaw Czartoryski (gest. 23. Juni 1894) vermählt; Blanche von Orléans, geb. 28. Okt. 1857.

Nemrūd Dagh, ein 2232 m hoher Berg in Kurdistan, ca. 120 km westlich von Diarbekr, mit den Resten eines großartigen hellenistischen Königsgrabes aus dem 1. Jahrh. v. Chr., das 1882 und 1883 von Puchstein und Humann untersucht worden ist. Den Mittelpunkt desselben bildet ein auf dem Gipfel des Berges aufgeschütteter Tumulus aus kleinern Steinen, 49,8 m hoch und an der Basis 150 m breit, unter welchem sich der Inschrift zufolge das Grab des Erbauers, des Königs Antiochos I. von Kommagene (69—38 v. Chr.), befindet. Auf drei Seiten, im Norden, NO. und SW., ist der den Hügel umgebende Rand des Felsgipfels künstlich zu größern Terrassen geebnet, von denen die im Norden befindliche in ihrer Anlage und Bestimmung nicht erklärt worden ist. Desto reicher und auffallend symmetrisch waren die beiden Terrassen im SW. und NO. mit Bildwerken versehen; auf beiden erheben sich fünf sitzende Kolossalstatuen von ca. 8 m Höhe, aus einzelnen Blöcken roh zusammengesetzt, aber majestätisch, beiderseits eingefaßt von je einem Löwen und Adler: in der Mitte Zeus, ihm zur Seite die personifizierte (im O. noch wohlerhaltene) »Kommagene« und König Antiochos, an den Enden Apollon und Herakles, u. flankiert von Reliefbildern der griechischen und persischen Ahnen des Königs. Auf den Rückwänden der Sessel ist die Stiftungsurkunde zweimal in griechischer Sprache eingehauen. Vgl. Humann und Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien (Berl. 1890, mit Atlas).

Nemzet (spr. némmset, »Nation«), zweimal täglich in Budapest erscheinende politische Zeitung in ungarischer Sprache, das Organ der liberalen Regierungspartei. Sie entstand 1882 aus der Vereinigung der beiden politischen Zeitungen »Hon« und »Ellenor«. Herausgeber ist Maurus Jókai, Redakteur E. v. Gajari.

Nen, anamitisches Gewicht zu 10 Lüong = 390,5 g.

Nen, Fluß im östlichen England, entspringt im westlichen Northamptonshire, fließt an Northampton und Peterborough vorbei und mündet nach 161 km langem Lauf in den Washbusen der Nordsee.

Nenagh (spr. nenna), Hauptstadt des Nordriding der irischen Grafschaft Tipperary, mit lebhaftem Handel und (1891) 4722 Einw.

Nena Sahib, s. Nana Sahib.

Neniae (lat.), s. Nänien.

Nenkersdorf, s. Beuthen 2).

Nenndorf (Groß-N.), Badeort im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Rinteln, an der Linie Weetzen-Haste der

Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche und (1895) 859 meist evang. Einwohner. Die drei Heilquellen, erdig-salinische Schwefelquellen von 11°, die sehr reich an Schwefel sind, werden seit 1796 vorzugsweise bei Gicht, Rheumatismus, Gelenkanschwellungen, Lähmungen, chronischem Kehlkopf- und Bronchialkatarrh, Hämorrhoidalleiden, Knochenkrankheiten, Frauenkrankheiten, Hautflechten angewendet. Auch gibt man Dampfbäder mit Schwefelwasserstoff, Schwefelschlammbäder (die ältesten Schlammbäder in Deutschland) und Inhalationen. Das Klima von N. ist veränderlich und feucht, aber gesund. Die Zahl der Kurgäste beträgt ca. 2000. Vgl. Ewe, Führer durch Bad N. (9. Aufl., Berl. 1893); Rigler, Bad N. (Hannov. 1893).

Renner, s. Bruch, S. 544.

Rennfall, soviel wie Nominativus, s. Kasus.

Rennig, Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis Saarburg, an der Mosel und der Linie Perl-Koblenz der Preußischen Staatsbahn, hat 750 Einw. und ist bekannt durch die 1853 daselbst ausgegrabenen Überreste einer römischen Villa mit prachtvollem, 15,7 m langem, 10,4 m breitem Mosaikfußboden aus der Zeit Trajans oder Hadrians (vgl. Wilmowsky, Die römische Villa zu N., Mosaik und Inschrift, Bonn 1865 u. 1868). Die bei spätern Nachgrabungen 1866 aufgefundenen Inschriften und Malereien wurden als Fälschungen erkannt (vgl. E. aus'm Weerth in den »Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland«, Heft 49, 1870).

Rennwert (Nominalwert), die Summe, welche auf einem Schuldschein als Schuld oder auf einer Münze (Scheidemünze) als gesetzlich gültig genannt ist. Bei dem Schuldschein kann von ihr der Kurs, zu welchem derselbe umgesetzt wird (vgl. Pari), bei der Münze der wirkliche Metallgehalt verschieden sein (Real- oder effektiver Wert als Gegensatz zum N.).

Rennwort, soviel wie Nomen.

Renokfa, Flecken im russ. Gouv. Archangel, am Fluß N., mit (1885) 1154 Einw., schon im 15. Jahrh. durch seine Salzsiedereien bekannt.

Rentershausen, Dorf im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Rotenburg, mit einer evang. Kirche, Amtsgericht, Oberförsterei, Holzschneiderei, Schwerspatgruben, Bergbau auf Kupfer, Kobalt u. Nickel und (1890) 788 Einw. In der Nähe die Ruine Tannenburg.

Reo ... (griech.), in Zusammensetzungen: Neu ..

Reocäsarea, Stadt, s. Kabira.

Reodamoden, in Sparta Name der freigelassenen und zum Kriegsdienst verpflichteten Heloten.

Reodarwinismus (Neudarwinismus), die Systeme, welche sich bestreben, die Darwinsche Theorie in wesentlichen Teilen zu verbessern. Hierher gehören die Versuche von Wallace, welche darauf hinauslaufen, die Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl auszuscheiden und für die Abstammung des Menschen übernatürliche Einflüsse herbeizurufen, besonders aber die Aufstellungen Weismanns, welche die Erblichkeit der erworbenen Eigenschaften verneinen und das ganze Werk der Entwickelung auf eine »Allmacht der Naturzüchtung« zurückführen, welche ein den Organismen innewohnendes Entwickelungsstreben in die rechten Bahnen geleitet habe (vgl. Darwinismus, S. 618, u. Erblichkeit). Diese Lehren erinnern bereits stark an diejenigen von Nägeli und mehrerer älterer Naturphilosophen, welche ein eingebornes Streben zur Vervollkommnung bei den Organismen voraussetzen und daher als Neupräformismus, d. h. als eine Rückkehr zur Präformationslehre (s. d.), bezeichnet werden können. Es schließt sich hier die Orthogenesis-Theorie von Eimer an, welche an Stelle des zufälligen Variierens Darwins ein Auftreten bestimmter Richtungen in der Entwickelung voraussetzt, und das zeitweilige Verharren der Formen auf bestimmten Stufen als Genepistase bezeichnet. Als eine Ergänzung der Darwinschen Theorie kann die von Kerner in seinem »Pflanzenleben« (Leipz. 1891) aufgestellte Vermischungstheorie bezeichnet werden, welche in der Kreuzung der Arten eine Hauptursache der Formenvermannigfaltigung sucht. Durch Kreuzung verschiedener Keimanlagen (Protoplasten) werden (ähnlich wie bei Weismann innerhalb der Art) neue Keimmischungen erzeugt, welche sich für gewöhnlich im Wettbewerb mit den elterlichen Formen nicht halten, dagegen bei Wanderungen, Klimaänderungen u. dgl. infolge ihrer neuen Eigenschaften Aussicht erhalten, sich besser anzupassen und die Urformen zu überleben. Ganz außerhalb des Darwinismus stehen die von W. Haacke (s. unten) dargelegten Ansichten, welche von einer verschiedenartigen Anordnung der Elementarteile (Gemmarien) ausgehen und ein »Streben nach Gleichgewicht« sowie ähnliche dunkle Potenzen als hauptsächlichste Entwickelungsfaktoren hinstellen. Je mehr sich solche Ansichten von der Erklärung der gewordenen Zweckmäßigkeit im Bau der Organismen durch die Zuchtwahltheorie entfernten, je weniger Beachtung haben sie bisher gefunden. Vgl. außer den im Art. »Darwinismus« angeführten Schriften der Nachfolger Darwins und der im Art. »Erblichkeit« aufgezählten Schriften Weismanns noch dessen »Allmacht der Naturzüchtung« (Jena 1893) und »Äußere Einflüsse als Entwickelungsreize« (das. 1894); Eimer, Entstehung der Arten (das. 1888—95, 2 Bde.); Pfeffer, Umwandlung der Arten (Hamb. 1894); Romanes, Darwin and after Darwin (Lond. 1892—95, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1892 ff.); Haacke: Die Schöpfung der Tierwelt (Leipz. 1893); Gestaltung und Vererbung (das. 1893); Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale (Jena 1895).

Reogen (griech.), soviel wie Jungtertiär, s. Tertiärformation.

Reograd (ungar. Nógrád), ungar. Komitat am linken Donauufer, wird von den Komitaten Hont, Sohl, Gömör, Heves und Pest begrenzt, umfaßt 4355 qkm (79,1 QM.), erstreckt sich von der Gran bis zur Donau, ist fast ganz gebirgig (Börzsöny-, Cserhát- und Ostrowskygebirge) und wird von der Eipel und Zagyva bewässert. Im steinigen Norden gedeihen kaum Hafer und Kartoffeln, im S. dagegen wächst Getreide, Obst und Wein. N. ist reich an Mineralquellen, hat (1890) 214,444 Einw. (fast drei Viertel Magyaren, über ein Viertel Slowaken) römisch-katholischen und evangelischen Glaubens, bedeutende Schafzucht und lebhafte Industrie. Außer Getreide und Wein ist Holz ein wichtiger Ausfuhrartikel, welches man auf der Eipel und Zagyva verflößt. Sitz des nach einem bei dem Markt N. liegenden verfallenen Schloß benannten Komitats ist der Markt Balassa-Gyarmath.

Reograder Gebirge, südliche Gruppe des innern Karpathenberglandes in Ungarn, welche das Gebiet südlich von der Eipel bis zur Donau erfüllt. Der westliche Teil, auch Börzsönygebirge genannt, erhebt sich im Hideghegy bis zu 939 m, der östliche bildet das Cserhátgebirge (s. Cserhát).

Reographie, s. Graphische Künste, S. 870.

Néo-grec (Style n.), in der modernen französischen Kunst die Bezeichnung für einen antikisierenden Stil, der sich enger als der Empirestil an das griechisch-



1. Vampir (1/15). — 2. Roter Brüllaffe (1/15). — 3. Hyacinth-Arara (1/25). — 4. Kondor (1/25). — 5. Beutelratte (1/25). —
11. Pekari (1/25). — 12. Aguti (1/15). — 13. Meerschweinchen (1/10). — 14. Ameisenbär (1/25). — 15. Nandu (1/25). — 16.
21. Inambu (1/15). —



6. Riesentukan (1/10). — 7. Pampashirsch (1/25). — 8. Tangaren (1/10). — 9. Schopfkolibri (1/10). — 10. Lama (1/25). —
Jaguar (1/15). — 17. Buschmeister (1/25). — 18. Warzenkröte (1/10). — 19. Schwimmbeutler (1/15). — 20. Gürteltier (1/15). —
22. Lungenfisch (1/25).

römische Altertum, besonders an das pompejanische Dekorationssystem anschloß und der besonders während des zweiten Kaiserreichs Mode war.

Neokantianismus, s. Neukantianismus.

Neokastro, s. Pylos 2).

Neokōm (nach Neocomum, Neuchâtel), unterste Abteilung der Kreideformation (s. d.).

Neokoren (griech., »Tempelwärter«), in Griechenland Beamte, welche die Aufsicht über einen Tempel führten; unter den römischen Kaisern, zu deren Vergötterung die N. als Priester eingesetzt wurden, war ihr Amt ein Ehrenamt. Auch ganze Städte, besonders im Orient, erhielten auf Münzen und in Inschriften den Titel N., wenn sie dem Kaiser bei sich einen Tempel errichtet hatten. Vgl. Büchner, De Neocoria (Gieß. 1888).

Neolamarckismus, Neubelebung der Lamarckschen Lehren, wie sie Darwin gegenüber namentlich in England versucht wurde. Dort sind Herbert Spencer, in Amerika Cope, in Deutschland Eimer (s. Neodarwinismus) die Hauptvertreter dieser die Wirkungen der Anpassung (s. d.) und Gebrauchsstärkung in den Vordergrund stellenden Lehre. [(s. d.).

Neolithisch (neozoisch), soviel wie känozoisch

Neolithisches Zeitalter, s. Steinzeit.

Neologie (griech.), Sprachneuerung, besonders wenn sie in unnötiger Einführung neuer Wörter, Redensarten und Redewendungen (Neologismen) besteht; dann jede andre Neuerung, gewöhnlich mit der Nebenbedeutung des Unnützen oder Verderblichen.

Neomalthusianismus, s. Bevölkerung, S. 943.

Neomelie (griech.), Brutpflege (s. d.).

Neomenie, soviel wie Neumond (s. Mond).

Neophobie (griech.), Scheu vor Neuerungen.

Neophron, s. Geier.

Neophyten (griech., »Neugepflanzte«), die in einen Geheimbund, z. B. in die Eleusinischen Mysterien, neu aufgenommenen Mitglieder; in der alten Kirche die Neugetauften, welche nach der gewöhnlich in der Osterzeit vollzogenen Taufe bis zum Sonntag Quasimodogeniti weiße Kleider trugen; später die in einen Mönchsorden ꝛc. Neuaufgenommenen. [s. Geschwülste.

Neoplasie (Neoplásma, griech.), Neubildung,

Neoplatonismus, s. Neuplatonismus.

Neoptolĕmos (Pyrrhos), Sohn des Achilleus und der Deïdamia, wurde bei seinem Großvater Lykomedes auf der Insel Skyros erzogen und, nachdem der Wahrsager Helenos erklärt hatte, daß Troja ohne N. und Philoktet nicht erobert werden könne, von Odysseus herbeigeholt und mit den Waffen seines Vaters versehen. N. war nächst Memnon der schönste Held vor Troja, ein gewandter Redner und mutiger Kämpfer. Bei der Eroberung der Stadt tötete er den Priamos, stürzte den Astyanax vom Turm und opferte Polyxena auf dem Grabe seines Vaters. Bei der Verlosung der Gefangenen fiel ihm Andromache zu. Nach Homer kehrte er mit den Myrmidonen in die Heimat zurück und vermählte sich mit des Menelaos Tochter Hermione (s. d.), ward in Delphi auf Befehl der Pythia oder auf Antrieb des Orestes, weil er ihm die Hermione entzogen hatte, oder von einem Priester erschlagen. An sein Grab daselbst knüpfte sich ein Heroenkult.

Neoptolĕmus (Morpho Neoptolemus *L.*), ein 16 cm breiter Schmetterling aus der Familie der Tagfalter, ist auf der Oberseite azurblau, metallglänzend und sehr lebhaft opalisierend, mit schwarzer Randeinfassung, auf der Unterseite braun mit gelblichgrauen Zackenlinien und weiß gekanteten Augenflecken. Zu dieser südamerikanischen Gattung, welche durch sehr kleine, pinselförmige Vorderbeine beim Männchen, kurze, dünne Fühler mit zarter Keule und große nackte Augen charakterisiert ist, gehören noch mehrere sehr glanzvoll gefärbte Arten von zum Teil mehr als 18 cm Flügelspannung, welche in den Lichtungen der brasilischen Wälder meist 6 m über dem Boden sich tummeln. S. Tafel »Schmetterlinge I«.

Neorāma (griech.), zum Unterschied vom Diorama (s. d.) und vom Panorama (s. d.) eine Vorrichtung, wodurch man von einem Punkt in der Mitte aus ein Rundgemälde, das Innere eines Gebäudes darstellend, von Figuren belebt, bei wechselnder Beleuchtung sieht. Ihr Erfinder, der Franzose Alleux, stellte 1827 das erste Bild dieser Art, das Innere der Peterskirche zu Rom, [aus.

Neorinopsis, s. Insekten, S. 271.

Neoskulptur, s. Holzverzierungen.

Neotĕrismus (griech.), Neuerungssucht, besonders auf staatlichem und sprachlichem Gebiete; neoterisch, neuerungssüchtig, auf Neuerungen bedacht.

Neotragus, Windspielantilope, s. Antilopen, S. 672.

Neotropische Region (hierzu Tafel »Neotropische Fauna«), tiergeographische Region, umfaßt Zentral- und Südamerika nebst den Antillen, Bahamainseln und den andern im Karibischen Meer gelegenen Inselgruppen. Sie ist nordwärts von der nearktischen Region begrenzt, doch vollzieht sich in den Wüsten und Prärien Nordmexikos eine Vermischung der Fauna beider Regionen. Die südlichsten Teile der Region, Feuerland und die Falklandinseln, tragen einen antarktischen Charakter. Der topographische und klimatische Charakter der Region ist nach ihren einzelnen Teilen sehr verschieden. Der festländische Teil Zentralamerikas enthält in Mexiko Wüsteneien und Steppen, besteht aber im übrigen fast ausschließlich aus Hochebenen und mächtigen gebirgigen Erhebungen, welche die Landenge von Panama überschreiten und längs der ganzen Westküste Südamerikas sich hinziehen. Das Flachland Südamerikas ist ausgezeichnet durch sein reiches Wassernetz, den Besitz von Riesenströmen, deren Thäler von einer tropischen Urwaldvegetation bedeckt sind; im S. aber dehnen sich weithin gewaltige, den Prärien Nordamerikas ähnliche Ebenen und Wüsteneien aus, die Pampas Argentiniens und die Sandebenen Patagoniens. Einen ganz bestimmten, vom Festland verschiedenen physikalischen Charakter endlich besitzen die zur Region gehörigen Inseln des Karibischen Meeres. Diesen physikalischen Unterschieden entsprechend zerfällt die n. R. in vier Subregionen mit wesentlich verschiedener Fauna: die mexikanische, die Antillen- oder westindische, die brasilische und die patagonische oder chilenische Subregion. Die mexikanische Subregion umfaßt das festländische Zentralamerika; hier finden sich neben charakteristisch neotropischen Tieren (s. unten: brasilische Subregion) auch nearktische Einwanderer. Spitzmäuse gehen bis auf das Hochplateau von Guatemala, während sonst Insektenfresser überhaupt nur noch auf den Antillen vorkommen, in der ganzen übrigen Region aber fehlen; auch die Gattung Fuchs geht noch in diese Subregion. Als bemerkenswert für die mexikanische Subregion sind zu erwähnen: das Katzenfrett, der Bergtapir, der Quezal (Colurus) u. die Krusteneidechse (Heloderma), die einzige giftige Eidechse. In der Subregion der Antillen fehlen alle größern Säugetiere, dagegen sind die Nager zahlreich vertreten und finden sich in charakteristischen baumbewohnenden Arten. Eine Gattung großer Insektenfresser (Schlitz-

rüßler) auf Cuba und Haiti findet ihre nächsten Verwandten in Madagaskar. Die Vogelfauna bildet ein Gemisch von nearktischen, neotropischen und einheimischen, auf die einzelnen Inseln beschränkten Formen. Die Reptilien sind sehr zahlreich und die einzelnen Arten zum Teil ebenfalls auf bestimmte Inseln beschränkt; ähnliches gilt von Fröschen und Fischen. Reiche Entwickelung zeigt die charakteristische Landmolluskenfauna, die zum Teil Beziehungen zu Afrika und Asien aufweist. Die bedeutendste Subregion ist die brasilische; sie umfaßt Südamerika vom Karibischen Meer bis zur Mündung des La Plata, mit Ausschluß des Gebirgszuges der Anden und Kordilleren, und zeigt einen durchaus tropischen Charakter. Hier findet sich die charakteristische neotropische Tierwelt; zahlreiche Affen, deren bekanntester der Brüllaffe (Fig. 2), von den Fledermäusen die Familie der Blattnasen (Vampir, Fig. 1); für die n. R. charakteristische Insektenfresser fehlen völlig. An der Spitze der Raubtiere stehen der an den Panther erinnernde Jaguar (Fig. 16) und der Puma oder Silberlöwe (Felis concolor), denen sich als kleinere Verwandte Eyra, Yaguarundi, Ozelot, Tigerkatze u. a. sowie verschiedene Arten Canis, Marder, Ottern ꝛc. anschließen. Von den Mardern ist charakteristisch die Gattung Galictis und das Surilho oder Stinktier. Die Bären sind vertreten durch den Wickelbär, Krabbenwaschbär und den Rüsselbär oder Coati. Sehr charakteristisch sind die Nager, die zum Teil eher an Huftiere als an Nager erinnern, wie der Greifstachler, das Wasserschwein als größtes Nagetier, das Paka, das Aguti (Fig. 12), der Sumpfbiber, die Lanzenratte, die Kammratte, das jetzt nur im gezähmten Zustand bekannte Meerschweinchen (Fig. 13). Charakteristisch sind auch das Nabelschwein (Fig. 11) und der Tapir. Von den in Südamerika die größte Rolle spielenden Zahnarmen finden sich die meisten Arten in der brasilischen Subregion, so z. B. der Ameisenbär (Fig. 14), das große Gürteltier (Fig. 20), das dreizehige Faultier u. a. Die Beuteltiere sind vertreten durch die Beutelratten (Didelphis, Fig. 5) nebst dem Schwimmbeutler (Chironectes, Fig. 19) und die Seesäuger durch eine Delphinart in der Amazonasmündung und den Lamantin an der Nordostküste. Aus der durch Farbenpracht ausgezeichneten Vogelwelt heben wir nur hervor die Kolibri (Fig. 9), die Papageifamilien der Keilschwänze und farbenprächtigen Araras (Fig. 3), die Pfefferfresser mit dem gewaltigen Riesentukan (Fig. 6), die Tanagriden (Fig. 8), die auf die Subregion beschränkten Steißhühner (Straußhuhn, Inambu, Fig. 21). Die Reptilien sind sehr zahlreich vertreten und imponieren durch ihre Größe, wie die vielen Arten der Flußschildkröten des Amazonas. Unter den Schlangen sind die wichtigsten der gefährliche Buschmeister (Fig. 17), Anakonda und Boa. Unter den Amphibien erscheinen als Charaktertiere die Wabenkröte (Pipa, Fig. 18) und der Beutelfrosch Notodelpys, beide wegen ihrer Brutpflege bemerkenswert. Die Fischfauna ist außerordentlich reich entwickelt; zu ihr gehört unter andern der größte Knochenfisch des süßen Wassers, Piracuru oder Arapeima. Eigentümlich sind ferner Süßwasserrochen, Zitteraale und der äußerst seltene Caramuru (Lepidosiren, Fig. 22) des Amazonas. Die Insektenwelt ist von unübertroffener Reichhaltigkeit; hervorzuheben sind große Bockkäfer und leuchtende Schnellkäfer, eigentümliche Cikaden (z. B. Laternenträger), prächtig himmelblaue Schmetterlinge (Morpho), Termiten, Vogelspinnen und einige Tausendfüßer. Überraschend reich entwickelt sind die Süßwassermollusken. Die patagonische oder chilenische Subregion umfaßt Südamerika südlich des La Plata und die ganze Anden- und Kordillerenkette von Peru bis zur Südspitze, also einesteils große wüstenartige Ebenen, anderseits eine mächtige Gebirgskette. Die tropisch reiche Fauna der brasilischen Subprovinz fehlt, und je näher man der Südspitze Amerikas oder den hohen Erhebungen der Kordilleren kommt, um so ärmer wird überhaupt die Fauna, aber sowohl der Gebirgs- als der ebene Teil der Subregion weisen eine Anzahl ihr eigentümliche Tiere auf: wie in den Anden von Peru und Bolivia ein Bär (Tremarctos) u. die Hasenmaus (Lagidium), in Peru und Chile die Chinchilla. In den verschiedenen Teilen des Gebirgszuges sind die zum Teil seit alters gezähmten Lama (Fig. 10), Huanoko, Vicuña u. Alpaka heimisch. In Chile lebt die seltene kleine Gürtelmaus. In Ebenen der Subregion leben der Pampashirsch (Fig. 7) und als bemerkenswerte Nagetiere die Viscacha und weiter südlich der Mara (Dolichotes); auch hier finden sich ferner Gürteltiere. Von Vögeln sind charakteristisch der Kondor (Fig. 4) u. der amerikanische Strauß (Rhea, Fig. 15). Die Reptilien schließen sich bekannten neotropischen Formen an, während Amphibien und Fische völlig zurücktreten. In der Insektenwelt verschwinden die bunten Formen mit abnehmendem Reichtum, überhaupt treten düster gefärbte Arten auf.

Neovitalismus (lat., »neue Lebenskraftlehre«), die Anschauung, daß im lebenden Körper andre Kräfte wirksam seien und andre Gesetze herrschen als außerhalb desselben. Die schon von Descartes und Leibniz angebahnte, von Rob. Mayer, Helmholtz, Clausius, Thomson u. a. gestützte mechanistische Weltanschauung, welche mit dem Gesetz von der Einheit der Naturkräfte rechnet, hatte der schon von Schwann, Schleiden, Du Bois-Reymond u. a. gestürzten Lehre von der Lebenskraft (s. d.) scheinbar völlig das Lebenslicht ausgeblasen. Aber schon seit einer Reihe von Jahren erhoben sich mehr oder weniger begründete Angriffe gegen dieses angeblich in den reinen Materialismus ausmündende System der Naturerklärung, das nur mit toten Atomen und sie bewegenden Kräften rechne und völlig unfähig sei, die noch so zahlreichen Rätsel der Natur und besonders des geistigen Lebens zu lösen. Der erste, welcher eine Neueinführung der Lebenskraftlehre in die Wissenschaft forderte, scheint der Chemiker und Physiolog Bunge (Basel) gewesen zu sein, in seinem »Lehrbuch der physiologischen Chemie« (Leipz. 1887), worauf der Patholog Rindfleisch (Würzburg) in seiner Rektoratsrede über »Ärztliche Philosophie« (1888), an Virchows Zellenlehre anknüpfend, den N. begründete und ihn auf der letzten Naturforscherversammlung (Lübeck 1895) gegen die Einwürfe verteidigte, welche Du Bois-Reymond in einer am Leibniztage 1894 gehaltenen akademischen Rede über »Vitalismus und N.« dagegen erhoben hatte. Rindfleisch spielte hierbei im besondern das Problem des Selbstbewußtseins aus, an dessen naturwissenschaftlicher Erkenntnis sein Gegner früher verzweifelt hatte (s. Ignorabimus), und bezeichnete die lebenden Wesen als in ähnlicher Weise sich selbstbewegende und selbstbestimmende Wesen wie das Weltall als Ganzes. Ihm war schon früher der Anatom und Patholog Driesch (»Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft«, Leipz. 1893) beigetreten, welcher die mechanistische Weltanschauung als für das Verständnis der Entwickelungsmechanik unzureichend bezeichnet hatte, während Ostwald-Leipzig (ebenfalls auf der Lübecker Natur-

forscherversammlung) in einer Rede über »Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus« (Leipz. 1895) zu zeigen suchte, daß die in gewissen Richtungen versagende Verwandlungsfähigkeit der Naturkräfte, wie z. B. der Wärme (s. Entropie), die stets nur in einer Richtung erfolgende Entwickelung vieler Prozesse, z. B. die der lebenerhaltenden Sonnenenergie, welche sich im Weltraum zerstreut, ohne daß wir die Möglichkeit einer Wiedersammlung erkennen, zeige, daß die mathematischen Formeln, welche die Vertauschung des Zeichens der Zeitgröße gestatten, unanwendbar auf die Weltentwickelung seien, denn das Kind könne sich wohl zum Manne, aber der Mann nicht wieder zum Kinde entwickeln. An die Stelle der mechanistischen Weltanschauung müsse daher die energetische treten, welche nur mit Kräften rechne und die Materie selbst nur als das Produkt einer Reihe zusammenwirkender Kräfte auffasse, wie das schon in frühern Jahrzehnten die Vertreter des einseitigen Spiritualismus verlangt haben. Den Anhängern der mechanistischen Weltanschauung werden diese Darlegungen, solange sie nur von dem bisher Unerklärlichen leben u. keinen greifbaren Vorsprung in der Welterklärung bieten, den Eindruck einer Reaktion in der Philosophie, Physik und Biologie machen, der ihnen mit der herrschenden Reaktion auf politischem und religiösem Gebiet in Verbindung zu stehen scheint.

Neovulkanisch, jungvulkanisch (tertiär u. jünger).

Neozoisch (neolithisch), soviel wie känozoisch (s. d.).

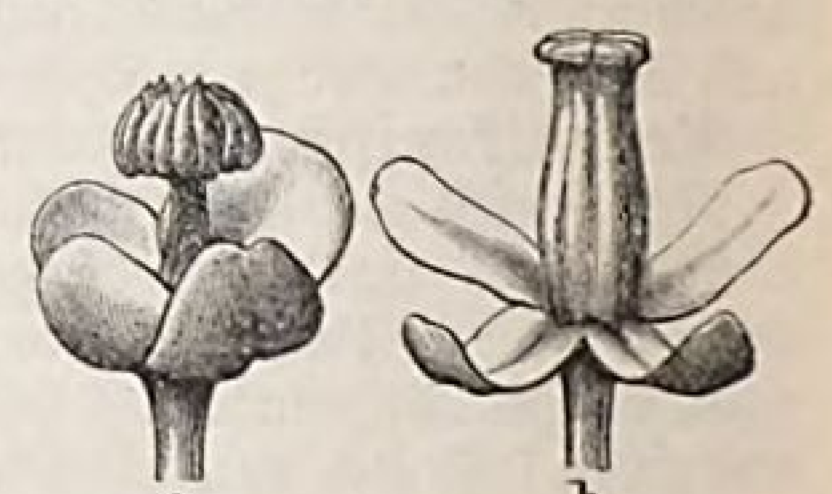
Nepal (Nipal), unabhängiges Reich im Himalaja und an dessen südlichem Abhang (s. Karte »Ostindien«), einer der Himalajastaaten (s. d.), der sich in einer Länge von über 700 und einer Breite von 125 km zwischen 26° 25'—30° 17' nördl. Br. und 80° 6'—88° 14' östl. L. v. Gr. hinzieht und im Norden von Tibet, im O. von Sikkim, im übrigen von den britisch-indischen Provinzen Bengalen u. Nordwestprovinzen und Audh begrenzt wird, umfaßt 147,000 qkm (2670 QM.) mit etwa 3 Mill. Einw. Der Himalaja mit den höchsten Bergen des Systems (Kantschindschinga 8582, Gaurisankar 8840, Dhawalagiri 8176 m) begleitet N. an seiner nördlichen Grenze, fast der ganze Gebirgszug reicht über die Grenze des ewigen Schnees hinaus. Nach W. zu ist es eine dem Hauptkamm parallele Kette, welche die Grenz- und Wasserscheide gegen das Gebiet des Sanpu fortsetzt. Sämtliche Flüsse, unter denen die Gandak und die Maha Koschi die wichtigsten sind, fließen zum Ganges ab. Das Relief des Bodens zeigt die gewaltigsten Unterschiede, welche wir auf der Erde kennen; die vertikale Entfernung zwischen den höchsten Berggipfeln und dem 20—50 km breiten, sumpfigen, dicht bewaldeten und höchst ungesunden Tarai an der Grenze gegen Britisch-Indien übersteigt 8000 m. Das Klima ist bei der großen Verschiedenheit der Höhenlage kein einheitliches. Dardschiling (2107 m, Sanatorium) hat eine mittlere Jahrestemperatur von 16,7°, die mittlern Extreme sind 26° und —2°. Regenmenge in Dardschiling 306 cm, Kathmandu (1327 m) 147 cm, Maximum Juli und August, Minimum November bis Januar. Das Klima der Hauptstadt Kathmandu und andrer ähnlich gelegener Orte gleicht dem von Neapel (16,5°), das Tarai dagegen hat feuchte Hitze. Die Pflanzen- und die Tierwelt Nepals sind im ganzen die des Himalaja (s. d.). Doch scheidet eine scharfe Vegetationsgrenze das Tarai vom Gebirge. Unter die aus Indien so weit nordwärts reichenden Tierformen gehört auch der Tiger. Als einzig N. zukommend ist das Nahoor (Ovis nahoor *Hodgs.*) zu erwähnen. Eine eigne Schweinegattung besitzt N. gemeinsam mit Sikkim im Zwergschwein (Porcula). Von Mineralien gewinnt man besonders Eisen- und Kupfererze und verarbeitet das daraus dargestellte Metall zu allerlei Geräten (auch großen Glocken), namentlich in Patan und Bhatgaon, und führt davon nach Tibet aus. Auch Schwefel wird aus zahlreichen Quellen gewonnen. Das Vorkommen von Blei- und Silbererzen sowie von Gold ist unbedeutend. Über die geologischen Verhältnisse vgl. Himalaja. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Als die ältesten Ansiedler sind die Bewohner der ungesunden Thäler und Schluchten zu betrachten, welche hierher durch Hirtenvölker aus Tibet gedrängt wurden, die sich in den höhern Thälern niederließen, während arische Inder die fruchtbaren mittlern Landschaften einnahmen und die herrschende Klasse wurden. Das regierende Volk sind die Khas oder Gorkha (s. d.), die mit den Magar und Gurung, zwei Stämmen, welche Religion und Gesetz der Hindu nur teilweise annahmen, aber sich stark mit ihnen vermischten, die militärischen Klassen bilden. Die gelehrteste Gruppe bilden die Newar. Ihre Litteratur (meist Übertragungen aus indischen Sprachen) ist umfangreich; zum Schreiben bedienen sie sich eigner Alphabete. Die Brahmanen, deren Masseneinwanderung nach dem Eindringen des Islam in Hindostan erfolgte, erfreuen sich großer Vorrechte. Den Buddhismus brachten im 7. Jahrh. Flüchtlinge aus Indien, im 10. Jahrh. aus China der mit Wunderthaten umgebene und zum Gott erhobene Mandschusri; seit dem 16. Jahrh. fand auch die tibetische Form desselben Eingang. Jetzt ist die Bekehrung zum Brahmanismus nur eine Frage der Zeit. Die fast ausschließliche Beschäftigung der Bevölkerung ist Ackerbau und Viehzucht. Die Newar und Magar weben baumwollene Stoffe, die auch ausgeführt werden; die höhern Klassen kleiden sich in Seide aus China und in Musselin, Baumwoll- und Wollstoffe aus Europa. Die Newar sind die Metallarbeiter und Zimmerleute des Landes; auch stellen sie aus Baumrinde ein starkes Papier her u. bereiten Branntwein aus Reis und Korn, ein starkes, bierähnliches Getränk aus Weizen, Reis u. a. Der Handel geht nach Tibet und nach Indien. In ersteres Land führt von Kathmandu eine Straße über Koti, eine zweite im Thale des Gandak nach Tadam am Sanpu. Von Tibet kommen (meist zur Durchfuhr nach Britisch-Indien) Shawlwolle, grobes Wollenzeug, Salz, Borax, Moschus, Yakschwänze, Arsenik, Goldstaub, Antimon, Drogen, getrocknete Früchte; dahin gehen nepalische Kupfergeräte, Glockengut, Eisen, europäische Stückwaren und Eisenzeug, indische Baumwollwaren, Gewürze, Tabak, Arekanüsse, Betelblätter, Metalle, Edelsteine. Der Handel mit Britisch-Indien wählt vornehmlich die Straße Kathmandu-Patna. Auf nepalischem Gebiete geschieht die Warenbeförderung durch Ochsen, Pferde und Kulis als Lastträger, leichte Karren sind nur stellenweise zu benutzen. Indien empfängt außer den oben genannten Artikeln: Reis, Ölsaaten, zerlassene Butter, Ponies, Rinder, Jagdfalken, Holz, Opium, Jute, Felle und sendet dorthin Rohbaumwolle, Baumwollen- u. Wollenstoffe, Zucker, Indigo, Lack, Pulver, Flinten, Spiegel, Thee u. a.; 1894 betrug der Handel mit Indien bei der Einfuhr 11,610,295, bei der Ausfuhr 15,981,613 Rupien. Den Verkehr mit dem Ausland besorgen Kaufleute aus Indien oder Kaschmir. Die einheimischen Münzen werden aus Silber und Kupfer und zwar in den einzelnen Distrikten von verschiedenem Werte geprägt, doch verdrängt die

indische Rupie das einheimische Geld mehr und mehr. Der Fürst oder **Maharadscha** ist seit 1791 an China tributpflichtig und wird seit 1816 ganz von seinem ersten Minister geleitet. Er besitzt große Ländereien, welche durch Frondienste bewirtschaftet werden. Die Einkünfte (ca. 1 Mill. Pfd. Sterl.) des Fürsten und des Staates ergeben sich aus solchen Ländereien, Ein- u. Ausfuhrzöllen, Bergwerken und der Verpachtung des Handels mit Holz, Elfenbein, Salz, Kardamomen, Tabak, der Regierungsmonopol ist. Dabei wird aber das **Heer** durch jährliche Landanweisungen bezahlt. Dieses Heer besteht aus 17,000 Regulären, die stets in und bei Kathmandu stehen, und 13,000 Irregulären. Die erstern sind mit Enfieldgewehren und kleinen Geschützen, im Lande hergestellt, bewaffnet. Verwaltung und Rechtspflege sind sehr willkürlich, bei der letztern entscheidet häufig das Gottesurteil. Hauptstadt ist Kathmandu (s. d.), wo ein englischer Resident seinen Sitz hat. Andre nennenswerte Orte sind: Patan, Bhatgaon, beide reich an Tempeln, Nayakot, die ehemalige Winterresidenz der Herrscher, und die Handelsstadt Kirong an der Grenze gegen Tibet.

Geschichte. N. wird in indischen Inschriften zuerst 230 n. Chr. genannt; später herrschten hier bis 530 die jüngern Gupta, bis 880 die ältern Gupta. Um 1097 wird eine Dynastie indischen Ursprungs am Südrand Nepals erwähnt, und 1323 ward durch einen Sprößling derselben im Hochland der Newarfürst beseitigt. Später kamen wieder Newar, die sich dem Kriegerstamm der Radschputen (s. d.) zurechnen, zur Regierung; 1767 gelangte die jetzt regierende Sahifamilie vom Khas- oder Gorkhastamm auf den Thron. Als später die Gorkha Einfälle in das chinesische Tibet wagten, entsandten die Chinesen eine stattliche Armee, und noch ehe die Ostindische Kompanie die von den Gorkha erbetene Vermittelung versuchen konnte, standen die Chinesen vor Kathmandu, und die Nepalesen mußten 1791 einen schimpflichen Frieden eingehen, der ihre jetzige Nordgrenze bestimmte. Bald darauf entschädigte sich N. durch die Besetzung der westlichen Grenzdistrikte Kamaon und Garhwal. 1801 erreichte die Britisch-Ostindische Kompanie die Zulassung eines diplomatischen Vertreters in Kathmandu, der aber schon 1804 wieder abberufen wurde. Als zwischen 1804 und 1812 die englischen Grenzdistrikte wiederholt von N. aus überfallen wurden und Vorstellungen erfolglos blieben, kam es 1814 zum Krieg, der im Vertrag von Sigauli vom 4. März 1816 mit der Abtretung von Kamaon und Garhwal an England endete. 1816 kam ein Kind von drei Jahren auf den Thron, an dessen Statt der Minister Bhim Singh Thappa die Regierung in rücksichtslosester Weise führte, bis er 1837 gestürzt und zwei Jahre darauf grausam ermordet wurde. Die neue Regierung bezeigte den Engländern tiefen Haß und übte im Innern die größte Tyrannei; der Fürst, die Fürstin-Mutter, Minister und Thronfolger stritten um Einfluß. 1846 marschierte Dschang Bahadur, ein Untergeneral an der Grenze, gegen die Hauptstadt, ließ seinen Oheim, den ersten Minister, nebst 31 andern Großen töten und erhob den 23jährigen Thronfolger auf den Thron, in dessen Namen er selbst die Regierung des Staates ergriff und, durch die Heiraten seines Sohnes und von zweien seiner Töchter mit Angehörigen der Königsfamilie gefestigt, als »Maharadscha« bis an seinen Tod behauptete. 1850 machte Dschang Bahadur einen Besuch in England, der ihn freundlicher gegen die Briten stimmte, so daß er ihnen 1857 während des Sipoyaufstandes ein Hilfskorps sandte. Dafür wurde er durch Verleihung hoher Orden und die Erhebung in den Ritterstand belohnt. Er starb 1877. Die Würde des ersten Ministers blieb in seiner Familie bis 1885, in welchem Jahre Bir Schamscher Dschang, das Haupt der seiner Familie feindlichen Partei, durch Ermordung seines Rivalen sich an deren Stelle setzte; doch gärt es im Lande fortwährend, noch 1887 kam es zu örtlichen Aufständen. Maharadscha ist seit 1884 Chdiradsch. Das Lehnsverhältnis Nepals zu China wurde 1856 wiederholt vertragsmäßig anerkannt, es sendet demzufolge N. alle fünf Jahre Geschenke nach Lhassa zur Überführung nach Peking. Ein englischer Resident, der in Kathmandu mit einem kleinen Gefolge wohnt, unterhält die von der britisch-indischen Regierung sorgfältig gepflegten Beziehungen mit dem kriegerischen Staate. Vgl. **Hodgson**, Colonization etc. of N. (Kalkutta 1857); Derselbe, Essays on the language, literature and religion of N. and Tibet (Lond. 1874); **Wright**, History of N. (a. d. Ind., das. 1877); **Oldfield**, Sketches from Nipal (das. 1881, 2 Bde.).

Nepalin, s. Aconitin.

Nepenthaceen, dikotyle, etwa 40 Arten umfassende, im indisch-malaiischen Gebiet sowie mit vereinzelten Arten auch auf den Seschellen u. Madagaskar einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Sarracenialen, zunächst mit den Sarraceniaceen und Droseraceen verwandt u. wie diese zu den »insektenfressenden« Pflanzen (s. d.) gehörig, Kletterpflanzen mit spiralig gestellten Blättern, von denen die untern an der Spitze eigentümlich bedeckelte Schläuche, die obern Ranken tragen. Sie unterscheiden sich von den nächstverwandten Familien durch diözische, blumenblattlose Blüten (s. Abbildung) und monadelphische Staubgefäße.


a b

Männliche (a) und weibliche (b) Blüte von Nepenthes destillatoria.

Nepénthes (griech.), bei Homer (Odyssee 4, 221) »ein Zaubertrank, Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtnis«, welchen man teils auf Opium-, teils auf Hanfpräparate gedeutet hat.

Nepénthes *L.* (**Kannenträger, Kannenstaude**), Gattung aus der Familie der Nepenthaceen, Halbsträucher und Sträucher mit niederliegenden oder klimmenden Zweigen u. abwechselnden, sitzenden oder kurzgestielten, einfachen Blättern, deren über die flache Spreite verlängerte Mittelrippe ein aufrecht hängendes, schlauch- oder kannenartiges, auf der Innenfläche aus vielen Drüsen große Quantitäten wässeriger Flüssigkeit absonderndes Organ trägt, welches durch eine kleine, blattartige Spreite geschlossen ist, die sich später aufrichtet. Die Blüten sind klein, grünlich, diözisch, stehen in terminalen oder blattgegenständigen Trauben und entwickeln eine lederige, vielsamige Kapsel. Etwa 40 Arten in den Tropen der Alten Welt, östlich bis Neukaledonien, westlich bis zu den Seschellen und Madagaskar, am zahlreichsten auf Borneo und Sumatra. N. Edwardsiana *Low.*, auf Borneo, schmarotzt auf Bäumen; ihr Krug ist fast 60 cm lang, der Inhalt farblos, rötet Lackmuspapier und enthält 0,92 oder weniger Prozent feste Stoffe, hauptsächlich Apfel- und Zitronensäure. N. Rajah *Hook.*, auf Borneo, hat tief violette, 40 cm lange Krüge mit gefälteltem

fleischrotem Rand und 60 cm Umfang. N. destillatoria *L.*, auf Ceylon, hat länglich-lanzettförmige, 15—20 cm lange Blätter mit 8 cm langem, 2,5 cm weitem Schlauch. Die Nepenthes-Arten gehören zu den insektenfressenden Pflanzen, und in der Flüssigkeit der Kannen findet man stets viele Insektenleichen. Die Flüssigkeit der Kannen löst gekochtes Eiweiß, rohes Fleisch, Knorpelsubstanz höchst energisch, besonders im Krug selbst, dessen Wandungen beständig und dem Bedürfnis entsprechend die lösende, verdauende Substanz absondern mögen. Viele Arten werden nebst zahlreichen hybriden Formen in Gewächshäusern kultiviert. S. Tafel »Insektenfressende Pflanzen«, Fig. 1 u. 2.

Neper, s. Napier 1).

Nepeta *L.* (Katzenminze), Gattung aus der Familie der Labiaten, krautartige Gewächse, etwa 100 Arten, meist in der nördlichen gemäßigten Zone der Alten Welt. Gemeine Katzenminze (N. cataria *L.*), 60—120 cm hoch, mit etwas herz- oder eiförmigen, spitzen, tief gesägt-gekerbten, unterseits graufilzigen Blättern und rötlichen oder weißen Blüten, riecht sehr stark, wächst zerstreut in Europa und war früher ein berühmtes Heilmittel.

Nepēte, Stadt, s. Nepi.

Nephalien (griech.), Trankopfer ohne Wein, aus Wasser, Milch, Honig, Blut ꝛc. bestehend, besonders den Musen, Nymphen und Erinnyen dargebracht.

Nephēle, s. Athamas.

Nephelekokkygia (griech.), s. Wolkenkuckucksheim.

Nephelīn (Fettstein, Eläolith, Davyn), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Nephelingruppe), kristallisiert hexagonal, findet sich in meist kleinen Kristallen, auch derb in individualisierten Massen und großkörnigen Partien, ist farblos oder mannigfach gefärbt, glasglänzend, Härte 5,5—6, spez. Gew. 2,58—2,64, besteht aus einem Silikat von Thonerde, Natron und Kali von der Formel $(NaK)_8(Al_2)_4Si_9O_{34}$, enthält aber auch etwas Kalk und Wasser. Man unterscheidet N. im engern Sinne oder glasigen N., welcher farblos oder schwach gefärbt, meist grau, durchsichtig bis durchscheinend kristallisiert und schwer schmelzbar ist (so in den Auswürflingen der Somma am Vesuv, in der Lava am Capo di Bove bei Rom, am Katzenbuckel im Odenwald, am Löbauer Berg in der Lausitz, bei Meiches am Vogelsberg, besonders wichtig als Gemengteil der Phonolithe, vieler Basalte und Laven sowie des Nephelinits), und Eläolith, unter welchem Namen man meist trübe gefärbte, grüne, rote, braune, dichte Nepheline begreift, welche ziemlich leicht zu blasigem Glas unter geringem Aufblähen schmelzen. Sie finden sich in ältern Silikatgesteinen, so im Syenit von Südnorwegen (Frederiksvaern, Brevig), Mijask, Ditró, Hot Springs in Arkansas.

Nephelinbasalt, Nephelinbasanit, Nephelindolerit, Nephelinit, Nephelintephrit, Gesteine aus der Gruppe der Basalte (s. d.).

Nephelium *Dec.*, Gattung aus der Familie der Sapindaceen, kleine Bäume und Sträucher mit zwei- bis fünfjochig gefiederten Blättern, end- oder achselständigen Blütenrispen, kugeligen oder eiförmigen Früchten mit lederiger oder horniger, häufig stachliger oder warziger Fruchtschale und von einem dicken, sehr saftigen Samenmantel vollständig eingeschlossenem Samen. 20 tropisch-asiatische und australische Arten. N. lappaceum *L.* ist ein Baum auf Malakka und den Sundainseln mit über 5 cm langen, eiförmigen, roten, weichstachligen Früchten, welche als Rambutan (Ramboostan) wegen ihres weinsäuerlichen, angenehm riechenden Fleisches (Samenmantels) ein sehr beliebtes Obst sind. N. longanum *Camb.* (Euphoria Gardneri *Hook. fil.*, Longanbaum, Longyen, Linkeng, Lungngans) ist ein 9—12 m hoher Baum auf Ceylon, vielfach kultiviert im östlichen und südlichen Asien, mit runden, bis 2,5 cm großen, gelbbraunen Früchten, welche gleichfalls in China ein sehr beliebtes Obst sind und auf Formosa zu einer Marmelade verarbeitet werden, die ein bedeutender Handelsartikel ist. N. Litchi *Camb.* (Litchi chinensis *Sonn.*, Litchi- oder Litschibaum, chinesische oder japanische Haselnuß) ist ein 6 m hoher Baum Südchinas mit fast runden, etwa 4 cm dicken, roten, höckerigen Früchten, welche in mehreren Varietäten kultiviert werden und das beliebteste Obst in China und den benachbarten Ländern bilden, auch nach Europa gelangen (s. Tafel »Nahrungspflanzen III«).

Nephelium (griech., »Wölkchen«), Nebelfleck auf der Hornhaut des Auges; auch Wölkchen im Urin und weißer Fleck auf den Nägeln.

Nephoskōp (griech.), Instrument zur Messung der Richtung und der scheinbaren Geschwindigkeit des Wolkenzuges, kann auch so eingerichtet werden, daß es zur direkten Messung der absoluten Höhe der Wolken geeignet wird. Vgl. Wolkenspiegel.

Nephralgīe (griech.), Nierenschmerz, Nierenkolik.

Nephrektomīe (griech.), s. Nierenoperationen.

Nephrīt (Beilstein, Nierenstein, Punamustein der Neuseeländer, Jade im Antiquitätenhandel), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Hornblendereihe), findet sich nur derb, in dichten Massen, ist lauchgrün bis grünlichgrau, auch gelblichweiß und gelblichgrau, an den Kanten wenigstens durchscheinend, matt oder schimmernd, poliert etwas fettglänzend, etwas fettig anzufühlen, sehr schwer zersprengbar, Härte 6,5, spez. Gew. 2,97—3. Der N. ist als dichte Varietät des Strahlsteins (Hornblende) zu betrachten und besteht wesentlich aus Magnesiakalksilikat $(MgCa)SiO_3$ mit Eisenoxydulsilikat in mikroskopischen, sehr feinen, filzartig verwobenen Fasern. Abweichend vom N., enthält der Jadeït, welcher als dichter Pyroxen aufzufassen ist, auch Thonerde und Natron. Er ist grün bis grünlichweiß, durchscheinend, mit geringem Glasglanz, Härte 6,5—7, spez. Gew. 3,2—3,4. Der N. hat mit Jadeït hohe kulturgeschichtliche Bedeutung. Aus vorgeschichtlicher Zeit hat man vielfach Nephritwaffen (Beile ꝛc.) gefunden, z. B. in Deutschland, in den Pfahlbauten der Schweiz, in Frankreich, Italien, Spanien, Griechenland, Kreta, in Troja, Mesopotamien, Sibirien und Neuseeland. Gegenwärtig werden noch in Kleinasien Amulette aus N. getragen, und der Grabstein Tamerlans zu Samarkand besteht ebenfalls aus N. In China spielt N. (Yu) vollkommen die Rolle eines Edelsteins, obwohl er mitunter in ganz kolossalen Blöcken angetroffen wird. Man fertigt daraus Gefäße, Säbelgriffe, Petschafte ꝛc. Von Sibirien aus lassen sich Nephritwaffen, Amulette, Idole, Zierate bis Nordamerika, Mexiko, Südamerika, Westindien verfolgen. Dagegen kennt man N. anstehend nur bei Gulbashen im Karakashthal in Turkistan und an der Westküste der Südinsel von Neuseeland, hier Lager zwischen Hornblendeschiefern, Gneisen und andern archäischen Gesteinen bildend. Erratische Blöcke von N. finden sich in der Nähe des Baikalsees, Gerölle in Flüssen des Gouvernements Irkutsk. Man hat deshalb angenommen, daß das Material aller in Europa u. Amerika gefundenen Nephritobjekte aus Asien stamme. Ähnliches gilt für den Jadeït, von dem ebenfalls prähistorische Beile ꝛc.

weitverbreitet gefunden sind, während ein natürliches Vorkommen des Minerals nur aus Birma bekannt ist. 1884 hat man anstehenden N. bei Jordansmühl in Schlesien gefunden. Vgl. Fischer, N. und Jadeït (2. Aufl., Stuttg. 1881); A. B. Meyer, Jadeït- und Nephritobjekte (Leipz. 1882—83); Derselbe, Neue Beiträge ꝛc. (Berl. 1892).

Nephrītis (griech.), Nierenentzündung (s. Nierenkrankheiten); nephritisch, die Nieren betreffend.

Nephrolithiăsis (griech.), Steinbildung in den Nieren.

Nephrolithotomīe (griech.), s. Nierenoperationen.

Nephrops, s. Krebse.

Nephrorrhaphīe (griech., Nierennaht), eine Operation, welche die Befestigung der »Wanderniere« (s. d.) durch einzulegende Nähte bezweckt.

Nephrotomīe (griech., Nierenschnitt), s. Nierenoperationen.

Nephthys, ägypt. Göttin, Schwester des Osiris und der Isis, erzeugte mit jenem den Anubis. Gewöhnlich heißt sie die Gattin des Seth, obwohl sie häufig mit Isis zusammen den Tod des Osiris beklagend dargestellt wird. Die Griechen haben sie Aphrodite und Nike genannt, weil sie die Gattin des Kriegsgottes ist. Ihre Darstellung ist aus nebenstehender Abbildung ersichtlich. Auf dem Kopfe trägt sie die Hieroglyphenzeichen, mit denen ihr Name geschrieben wird.



Nephthys.

Nepi (das antike Nepĕte), Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, Bischofsitz, von mittelalterlichen Mauern umgeben, mit Kathedrale (ehemaligem Jupitertempel), Resten eines Aquädukts, Burgruinen, schönem Stadthaus und (1881) 2164 Einw.

Nepŏko, rechter Nebenfluß des Aruwimi (s. d.) in Zentralafrika, 1882 von Junker entdeckt, entspringt wahrscheinlich nordwestlich vom Albertsee im Lande der Momfu, fließt durch die Urwälder der Mabode im S. des Landes der Monbuttu und mündet 330 m breit unter 1° 30′ nördl. Br. und 27° 30′ östl. L. v. Gr.

Nepŏmuk, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Přestitz, an der Staatsbahnlinie Wien-Eger, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine 1686 an der Stelle des Geburtshauses des heil. Johann von N. erbaute Kirche, ein Piaristenkollegium, Bierbrauerei u. (1890) 2215 tschech. Einwohner. Nördlich das Schloß Grünberg, 529 m ü. M., ehemals Sitz der Herren von Sternberg, Fundort der sogen. Grünberger Handschrift (s. d.).

Nepŏmuk, Johann von, der Schutzpatron Böhmens, über dessen Leben und Tod wir nur mündliche Traditionen besitzen, soll um 1330 im böhmischen Städtchen Nepomuk geboren worden sein. Die Legende, wie sie 1670 vom Jesuiten Balbinus abgefaßt worden ist, läßt ihn auf der Universität in Prag die Würde eines Magisters erlangen. Nachdem er die Priesterweihe empfangen, ward er Prediger an der Teynkirche in Prag, bald darauf Domherr von St. Veit und Propst der Allerheiligenkirche sowie später Almosenpfleger des Königs Wenzel IV. und Beichtvater der Königin Johanna. Als solcher ward er 1383 am Vorabend von Christi Himmelfahrtstag, weil er trotz aller Drohungen des Königs und aller Folterqualen nicht verraten wollte, was die Königin ihm im Beichtstuhl anvertraut hatte, in die Moldau gestürzt. Die Geschichte kennt allerdings einen Johannes von N. (eigentlich Pomuk), der am 20. März 1393 auf Befehl Wenzels wegen kirchenpolitischer Meinungsverschiedenheiten ertränkt worden ist. Hierdurch wird sowohl die Behauptung Schmudes, es habe zwei Nepomuks gegeben (»Geschichte des Lebens und der öffentlichen Verehrung des ersten Märtyrers des Beichtsiegels«, Innsbr. 1883), als auch die Annahme Abels (»Die Legende vom heil. N.«, Berl. 1855), daß N. eine Umbildung des ketzerischen Volkshelden Huß in einen katholischen Heiligen sei, hinfällig. Vgl. Frind, Der geschichtliche Johannes von N. (2. Aufl., Prag 1871); Derselbe, Der heil. Johann von N. (das. 1879); Reimann in Sybels »Historischer Zeitschrift« (Bd. 27). Schon geraume Zeit, bevor Papst Benedikt XIII. ihn 1729 heilig gesprochen, verehrte ihn das Volk als Schutzpatron gegen Verleumdungen und Verdächtigungen und rief ihn zugleich, da er seinen Tod in den Fluten gefunden, als Helfer gegen Wassersnot an. Sein Gedächtnistag (16. Mai) wird noch jetzt in Böhmen als ein hohes Kirchen- und Volksfest begangen.

Nepos (lat.), Neffe; Enkel, Nachkomme überhaupt.

Nepos, 1) Julius, röm. Kaiser 472—474, ein dalmatinischer Fürst, wurde von dem griechischen Kaiser Leo als Kaiser nach Rom geschickt, aber nach thatenloser Regierung von Orestes entthront.

2) Röm. Geschichtschreiber, s. Cornelius Nepos.

Nepotismus (v. ital. nepote [nipote], Neffe, »Neffengunst«), Bezeichnung für die Gepflogenheit, die bei den Päpsten von Innocenz VIII. an geraume Zeit hindurch herrschte, während ihres Kirchenregiments ihren Familien Ansehen und Reichtümer zuzuwenden; dann überhaupt eine ungerechte Begünstigung, welche höher stehende Personen ihren Verwandten bei der Verleihung von Ämtern, Würden, Pensionen ꝛc. zu teil werden lassen.

Nepper, s. Napier 1).

Neppersche (Nepersche) **Rechenstäbchen**, s. Rechenstäbchen.

Neptūn, der äußerste bekannte Planet, mit dessen Auffindung die Wissenschaft einen ihrer größten Triumphe gefeiert hat, weil rein theoretische Untersuchungen dazu geführt haben, Masse und Ort des vorher unbekannten Himmelskörpers anzugeben. Unregelmäßigkeiten, die sich in der Bewegung des 1781 entdeckten Uranus herausstellten und durch die Störungen der bekannten Planeten nicht zu erklären waren, führten verschiedene Astronomen zu der Überzeugung von der Existenz eines noch unbekannten Planeten jenseit des Uranus. Bessel sprach zuerst 1823 diese Ansicht aus und veranlaßte 1838 Flemming zu Vorarbeiten zur Berechnung der Elemente dieses Himmelskörpers, indessen hinderte Kränklichkeit Bessel an der weitern Verfolgung dieser Idee. Die wirkliche Lösung der Aufgabe erfolgte ganz selbständig von zwei Seiten: durch den Engländer Adams und den Franzosen Leverrier. Der erstere legte schon im September 1845 Challis in Cambridge die ersten Resultate seiner Rechnungen vor, und im Oktober sandte er dieselben auch an Airy in Greenwich. An die Öffentlichkeit trat Adams mit seiner Arbeit erst 1847. Challis suchte nun auf Grund der Adamsschen Angaben nach dem Planeten, und es gelang ihm auch, wie später festgestellt wurde, denselben am 4. und 12. Aug. 1846 zu beobachten, da er jedoch seine Beobachtungen nicht gleich berechnete, so erkannte er damals die planetarische

Natur desselben nicht. Leverrier in Paris fing auf Anregung Aragos im Sommer 1845 an, sich mit der Uranustheorie zu beschäftigen, und seit 10. Nov. 1845 teilte er seine Resultate der Pariser Akademie mit. Am 18. Sept. 1846 richtete er auch an Galle, damals Observator der Berliner Sternwarte, das Ersuchen, an einer von ihm näher bezeichneten Stelle des Himmels nach dem berechneten Planeten zu suchen, den er namentlich an seinem auf 3″ geschätzten scheinbaren Durchmesser für kenntlich hielt. Galle empfing das Schreiben Leverriers am 23. Sept. und fand noch am Abend desselben Tages mit Hilfe des von Bremiker soeben vollendeten Blattes 21ʰ der »Akademischen Sternkarten« nahe an der von Leverrier bezeichneten Stelle ein Sternchen achter Größe, das auf der Karte fehlte. Am nächsten Abend stellte sich eine Ortsveränderung unzweifelhaft heraus, und damit war die planetarische Natur des beobachteten Sternes dargethan. Da, wie bald festgestellt wurde, derselbe schon 1795 als Fixstern von Lalande beobachtet worden war, so war man auch bald imstande, seine Elemente zu bestimmen. Die Exzentrizität der Bahn des N. beträgt nur 0,00899, d. h. etwa 1/111 der halben großen Achse, wonach die Neptunbahn nächst der Venusbahn sich am meisten dem Kreis nähert. Die Neigung derselben gegen die Ekliptik beträgt nur 1° 47′. Die mittlere Entfernung des N. von der Sonne ist 30,05 Sonnenweiten = 4467 Mill. km. Er durchläuft seine Bahn in 164 Jahren 280 Tagen mit ungefähr 1/5 der Geschwindigkeit der Erde. Dieser kann er sich bis auf 4432 Mill. km nähern, sich aber bis auf 4508 Mill. km von ihr entfernen. Im letztern Fall erscheint er mit einem Durchmesser von 2,8″, in erstern von 3,0″, sein mittlerer scheinbarer Durchmesser beträgt 2,87″, was einem wahren Durchmesser von 4,88 Erddurchmessern = 62,200 km entspricht. Er erscheint am Himmel als ein Stern 7.—8. Größe. Seine Masse beträgt 1/19700 der Sonnenmasse, seine Dichte 0,14 von der der Erde (1,12 von der des Wassers); die Intensität der Schwere ist 1,56 von der auf der Erde. Das Studium seiner Oberflächenbeschaffenheit ist bei der Kleinheit seines Durchmessers fast unmöglich und ist daher auch über seine Rotation nichts bekannt. Am 7. Juli 1847 entdeckte Lassell einen Mond des N., der 454,000 km von letzterm entfernt ist, und dessen siderische Umlaufszeit 5 Tage 21 Stunden beträgt; die Bewegung in seiner Bahn ist rückläufig, also der sonst im Sonnensystem herrschenden Richtung entgegengesetzt, und die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik beträgt 40°, nimmt aber in 30 Jahren um ca. 5° zu, was nach Tisserand auf eine Abplattung des N. von 1/100 schließen läßt.

Neptunische Gebirgsarten, soviel wie Sedimentgesteine, s. Gesteine, S. 476.

Neptunismus, geolog. Anschauungsweise, nach welcher alle die feste Erdrinde zusammensetzenden Bestandteile aus dem Wasser oder unter Beihilfe desselben entstanden sein sollen (vgl. Geologie, S. 345). Neptunisten, die Vertreter und Anhänger des N.

Neptunsgürtel, der um den Leib gelegte Prießnitzsche Umschlag.

Neptūnus, italischer Gott, Gemahl der Salacia, der Göttin der Salzflut, oder der Venilia, von den Römern mit dem griechischen Poseidon identifiziert, seitdem 399 v. Chr. durch die Sibyllinischen Bücher für diesen ein Lektisternium angeordnet war. Wie Poseidon wurde auch N. als Gott der See und der ritterlichen Übungen verehrt und hatte als solcher einen von Cn. Domitius Ahenobarbus errichteten und mit dem Nereïdenzuge des Skopas geschmückten Tempel am Circus Flaminius in Rom, während auf dem Circus Maximus der altitalische Gott Consus in gleicher Eigenschaft einen Altar hatte. Später gründete Agrippa für seine Seesiege über Sextus Pompejus und Antonius dem N. ein Heiligtum und eine Halle auf dem Marsfelde. Ein Fest des N. (die Neptunalien) mit Spielen wurde am 23. Juli gefeiert. Vgl. Poseidon.

Ne quid nimis (lat.), »nichts zu viel«, d. h. man muß keine Sache übertreiben, Citat aus Terenz (»Andria«, I, 1), das auf den griechischen Weisen Cheilon, von andern auf Solon zurückgeführt wird. S. Meden agan.

Nequitien (lat.), Nichtsnutzigkeiten.

Nera, 1) (im Altertum Nar) Fluß in der ital. Provinz Perugia, entspringt in den Monti Sibillini, fließt südwestlich, nimmt bei Terni den Velino (s. d.) auf und mündet bei Orte links in den Tiber; 135 km lang. — 2) Fluß in Ungarn, entspringt am 1455 m hohen Semenik im Süden des Komitats Krassó-Szörény, durchschneidet das Almásgebirge und mündet nach 126 km langem Lauf bei O-Palánka in die Donau.

Nérac, Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, an der Baïse und der Südbahn, hat Ruinen des ehemaligen Schlosses der Herren von Albret mit schönem Park, ein Standbild Heinrichs IV., ein Handelsgericht, eine reform. Konsistorialkirche, eine Ackerbaukammer, Fabrikation von Korkwaren, Schiffszwieback, Gänseleberpasteten, Branntwein, Likör und Bier, Handel u. (1891) 4385 (als Gemeinde 6909) Einw.

Nerbudda, Fluß, s. Narbada.

Nerchau, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Grimma, an der Mulde und der Linie Glauchau-Wurzen, mit den Stationen N.-Gornewitz und N.-Trebsen an der Linie Mügeln-N.-Trebsen der Sächsischen Staatsbahn, 138 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Beamtenschule, Farben-, Lack-, Kartonpapier-, Kunstofen-, Thonwaren- und Zementfabrikation, eine chemische Fabrik und (1895) 1914 Einw., davon 37 Katholiken.

Nerechta, Kreisstadt im russ. Gouv. Kostroma, an der Mündung des Flusses N. in die Solonitza und an der Eisenbahn Jaroslaw-Kostroma, hat 7 Kirchen, eine große Leinwandfabrik und (1889) 3327 Einw.

Nereïden, s. Nereus.

Nereïtenschichten, Schiefer mit Nereïten (das sind Kriechspuren von Ringelwürmern etc., nach manchen auch Abdrücke von Fukoideen oder Tangarten) auf den Schichtflächen, in der untern Abteilung der Devonformation in Thüringen; vgl. Tafel »Silurische Formation II«, Fig. 8.

Nereïtes, s. Ringelwürmer.

Neresheim, Oberamtsstadt im württemberg. Jagstkreis, auf dem Härtfeld, an der Egau, 582 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Realschule, ein Amtsgericht, Bierbrauerei, Gänsezucht, Marmorbrüche und (1895) 1215 Einwohner, davon 96 Evangelische. — N. ist geschichtlich bekannt durch die Schlacht 11. Aug. 1796 zwischen den Franzosen unter Moreau und den Österreichern unter Erzherzog Karl, die aber ohne Resultat blieb, sowie durch das Gefecht zwischen den Österreichern unter Werneck und den Franzosen 17. Okt. 1805, in welchem letztere siegten. — Nahe dabei die ehemalige Benediktinerabtei N. (1095 gegründet), die 1763 die Reichsstandschaft erhielt, aber 1802 säkularisiert und dem Fürsten von Thurn und Taxis als Entschädigung gegeben wurde, der das Kloster in ein Schloß verwandelte. Jetzt

befindet sich darin eine Zweigniederlassung des Ordens von St. Vincenz da Paula.

Neresi, Ort auf der Insel Brazza (s. d.).

Nerētum, Stadt, s. Nardò.

Neretva, Fluß, s. Narenta.

Nereus, in der griech. Mythologie ältester Sohn des Pontos und der Gäa, ein wohlratender, weissagender, das Recht liebender Meergreis, Gemahl der Doris, der Tochter des Okeanos, die ihm 50 Töchter (Nereïden) gebar. Sein Wohnsitz ist vorzugsweise das Ägäische Meer. Herakles, dem die Nymphen des Flusses Eridanos den Aufenthaltsort des N. verraten hatten, ergriff diesen, als er schlief, fesselte ihn, da er sich durch Verwandlung in verschiedene Gestalten zu befreien suchte, und gab ihn nicht eher wieder los, als bis er ihm offenbarte, wo die Äpfel der Hesperiden zu finden seien. Seine Töchter, wohlthätige, den Menschen freundlich gesinnte Nymphen des Meeres, wohnen bei ihm in der Meerestiefe, kommen aber, von bedrängten Schiffern angerufen, auf die Oberfläche des Meeres empor, um ihnen zu helfen. Unter ihnen ist außer der Amphitrite, welche Poseidon zur Gemahlin gewählt hatte, besonders Thetis, die schöne Mutter des Achilleus, von den Dichtern verherrlicht worden. Ihre Verehrung findet sich hauptsächlich an Hafenorten. Die bildende Kunst stellte den N. als Greis dar; sein gewöhnliches Attribut ist das Zepter, auch wohl ein Dreizack. Auf Vasenbildern kommt er auch fischleibig, doch mit menschlichem Oberkörper vor. Die Nereïden wurden dargestellt als anmutige Mädchengestalten, in der ältern Zeit leicht bekleidet, später meist nackt, auf Delphinen und Tritonen reitend (vgl. »Triton«, mit Abbild.). Ein Heroon aus dem 4. Jahrh. v. Chr. ist das sogen. Nereïdenmonument von Xanthos in Lykien, welches Michaelis in den »Monumenti dell' Instituto«, Bd. 10, S. 11 ff., und »Annali dell' Instituto« von 1874 u. 1875 behandelt hat. Vgl. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik, Bd. 2, S. 190 ff. (4. Aufl., Leipz. 1894); Heydemann, Nereïden mit den Waffen des Achill (Halle 1879).

Nerfling, Fischgattung, s. Aland.

Nergal, der Kriegs- und Jagdgott der Babylonier und Assyrer, in Babylonien hauptsächlich in Kutha (s. d.) verehrt. Die geflügelten Löwenkolosse mit Menschenhaupt an den Pforten der babylonisch-assyrischen Tempel und Paläste waren seine Bilder. Der Planet Mars, der Stern des blutigen Kriegsgottes, war dem vorwiegend als zerstörende, verderbenbringende Macht betrachteten Gotte N. geweiht.

Neri, Filippo, Heiliger, geb. 22. Juli 1515 in Florenz, gest. 26. Mai 1595 in Rom, studierte zu Rom und gründete daselbst 1548 die Erzbrüderschaft von der heil. Dreifaltigkeit zur Pflege von Pilgern und Kranken. Nachdem er 1551 die Priesterweihe empfangen hatte, hielt er seit 1556 im Verein mit andern Priestern, namentlich mit Cäsar Baronius, erbauliche Abendversammlungen mit frommer Musik in einem Betsaal (Oratorium), woraus 1558 die Kongregation der Oratorianer (s. d.) hervorging, welcher er als »Vater« bis 1592 vorstand. Ihr verdankt auch die Musikgattung des Oratoriums (s. d.) den Namen. Er war nach Franz von Assisi der populärste und ohne Vergleich der originellste aller katholischen Heiligen (Goethe schildert ihn als den »humoristischen Heiligen«); den Kardinalshut schlug er mehrmals aus. Sein Wahlspruch war der auf Augustinus und Bernhard von Clairvaux zurückgehende Satz: »Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere se sperni«. Er ward 1622 kanonisiert und sein Todestag 1726 zum gebotenen Fest erhoben. Vgl. Reiching, Leben des heil. Phil. N. (Regensb. 1859); Capecelatro, Der heil. Ph. N. (deutsch, Freiburg 1886).

Nerike, Landschaft im schwed. Län Örebro (s. d.), zwischen dem Wettersee und Hjelmarsee, 4677 qkm (85 QM.) mit 110,000 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Bergbau auf Eisen und Zink treiben. Hauptorte sind: Örebro, Askersund u. Hallsberg.

Nering, Johann Arnold, Architekt des 17. Jahrh., wahrscheinlich aus Holland gebürtig, trat um 1678 als Ingenieur in brandenburgische Dienste, war zuerst im Festungsbau, später auch im Zivilbau in Berlin thätig, wo er zahlreiche Bauten, darunter das sogen. Fürstenhaus und die Lange Brücke, ausführte und die Friedrichstadt anlegte. Sein Hauptwerk war der Entwurf zur Parochialkirche, der erst nach seinem am 21. Okt. 1695 erfolgten Tode mit starken Veränderungen zur Ausführung kam. Auch war er an dem Bau des Zeughauses beteiligt. Er hielt sich an den Stil der italienischen Spätrenaissance, ohne in barocke Ausschreitungen zu verfallen.

Nerio (Neria), eine Göttin der Sabiner, Gemahlin des Mars und Schutzgöttin der Ehe, von den Römern bald mit Minerva, bald mit Venus identifiziert.

Néris (N.-les-Bains), Badeort im franz. Depart. Allier, Arrond. Montluçon, mit 6 alkalisch-salinischen, stickstoffreichen Thermen (49—53°), römischen Bauresten und (1891) 1395 (als Gemeinde 2588) Einw.

Nerita, Insel, s. Ferdinandea.

Neriton, Berg auf Ithaka (s. d.).

Nerium *L.* (Oleander, Lorbeerrose), Gattung aus der Familie der Apocynaceen, immergrüne Sträucher oder kleine Bäumchen mit zu dreien, seltener zu vieren wirtelständigen, schmalen, lederartigen enggenervten Blättern, schönen, großen Blüten in endständigen korymbösen Rispen und länglichen Balgkapseln mit schopftragenden Samen. Drei Arten in den Mittelmeerländern, in Arabien, Persien, Indien, Japan. N. Oleander *L.* (Rosenlorbeer), bis 8 m hoher Strauch an Bächen und Seen in Südeuropa, Nordafrika und Vorderasien, mit lanzettförmigen Blättern und rosenroten, auch weißen Blüten, ist scharf narkotisch, die Blätter wurden früher gegen Hautausschläge benutzt und dienen wohl auch jetzt noch als Hausmittel. Die Rinde benutzt man in Südeuropa zur Vertilgung des Ungeziefers. Bei uns wird er in mehreren Varietäten als Kalthauspflanze und vielfach auch im Zimmer kultiviert. Sehr ähnlich ist der wohlriechende Oleander (N. odorum *Sol.*), aus Persien und Indien, mit wohlriechenden Blüten, der ebenfalls in mehreren Varietäten kultiviert wird.

Nerium promontorium, s. Finisterre, Kap.

Nerly, Friedrich, eigentlich Nehrlich, Maler, geb. 24. Nov. 1807 in Erfurt, gest. 21. Okt. 1878 in Venedig, war ursprünglich Lithograph und erhielt durch Baron v. Rumohr die Mittel zu seiner Ausbildung als Maler und zu einer Reise nach Rom, wo er 1829—31 verweilte. Dann ging er nach Süditalien und 1837 nach Venedig, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Er malte fast ausschließlich venezianische Ansichten, welche sich großer Beliebtheit erfreuten. So mußte er z. B. das Bild: die Piazzetta bei Mondschein 36mal wiederholen. Die Berliner Nationalgalerie besitzt von ihm eine Ansicht von San Giovanni e Paolo in Venedig. — Sein Sohn Friedrich N., der jüngere, in Rom, malt italienische Marinen und Strandlandschaften mit großer koloristischer Virtuosität.

Nernst, Walter, Physiker, geb. 25. Juni 1864 zu Briesen in Westpreußen, studierte seit 1883 in Zürich, Berlin, Graz u. Würzburg, wurde 1887 Assistent am chemischen Laboratorium von Ostwald in Leipzig, habilitierte sich 1889 daselbst als Privatdozent für physikalische Chemie und wurde 1891 außerordentlicher, 1894 ordentlicher Professor in Göttingen, woselbst er 1895 das Institut für physikalische Chemie und Elektrochemie einrichtete und leitet. Seine Arbeiten betreffen hauptsächlich das Problem der galvanischen Stromerzeugung und die Theorie chemischer Gleichgewichte. Er schrieb: »Theoretische Chemie« (Stuttg. 1893); »Siedepunkt und Schmelzpunkt« (Braunschw. 1893); »Einführung in die mathematische Behandlung der Naturwissenschaften« (mit A. Schönflies, Münch. 1895).

Nero, L. Domitius, nach der Adoption durch Claudius N. Claudius Drusus, röm. Kaiser von 54—68 n. Chr., geb. 15. Dez. 37 in Antium, war der Sohn des Cn. Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, der Tochter des Germanicus, also Urenkel des Augustus und zugleich Urenkel von dessen Schwester Octavia, verlor seinen Vater im dritten Jahr und wuchs, nachdem seine Mutter von ihrem Bruder, dem Kaiser Caligula, verbannt worden war, bis zur Zurückberufung derselben durch Claudius bei seiner Tante Lepida auf. Nach ihrer Verheiratung mit Claudius bot Agrippina alles auf, um die Nachfolge auf dem Thron ihrem Sohn zu verschaffen und unter ihm selbst die Herrschaft zu führen. Bei der Schwäche des Kaisers gelang es ihr auch, daß er, obwohl er einen eignen Sohn, Britannicus, hatte, 50 N. adoptierte und seine Tochter Octavia 51 mit ihm verlobte, 53 verheiratete. Zugleich wußte sie ihren Sohn durch alle möglichen Auszeichnungen in den Augen des Volkes hervorzuheben u. sich des Beistandes der Prätorianer zu vergewissern. Nach solchen Vorbereitungen konnte sie es wagen, Claudius zu vergiften, und täuschte sich auch in ihren Berechnungen nicht: N. wurde von den Prätorianern als Kaiser ausgerufen und vom Senat anerkannt. Die ersten 5 Jahre seiner Regierung galten als wohlthätig. Er war vor allem zunächst bestrebt, die Herrschaft seiner ehrgeizigen Mutter abzuschütteln, und wenn er auch, als sie ihm mit Britannicus drohte, diesen 55 ohne weiteres ermorden ließ, so stützte er sich doch sonst gegenüber ihrem Einfluß auf seine beiden frühern Erzieher, den Befehlshaber der Prätorianer Afranius Burrus und den Philosophen Seneca, und durch diese auf den Senat und erwarb sich dessen volle Anerkennung. Im J. 59 fühlte er sich aber stark genug, seine Mutter durch Mord zu beseitigen, und wie dies der Senat nicht nur ruhig geschehen ließ, sondern ihn auch noch mit Schmeicheleien überhäufte, kannte er überhaupt keine Schranken mehr für seine Lüste und Ausschweifungen; seine Vorgänger auf dem Throne, pflegte er zu sagen, hätten nicht gewußt, was ihnen erlaubt sei. Um die sittenlose Poppäa Sabina zu heiraten, ermordete er 62 seine Gemahlin Octavia; als ein furchtbarer Brand einen großen Teil der Hauptstadt zerstört hatte, ließ er, um den aufgekommenen Verdacht der Brandstiftung von sich abzulenken, als die Urheber die römischen Christen unter den grausamsten Martern 64 hinrichten; die Entdeckung der Pisonischen Verschwörung (65) gab ihm den Anlaß, eine große Anzahl ihm lästiger, zum Teil unschuldiger hochgestellter Männer aus dem Wege zu räumen, darunter Seneca und den Dichter Lucanus. In der Befriedigung seiner sinnlichen Lüste schonte er die Ehre weder eines andern Menschen noch die eigne und setzte seinen einzigen Stolz darauf, durch große Bauten und als Künstler zu glänzen; auf den Trümmern der verbrannten Stadt erbaute er sich einen gewaltigen Palast (die sogen. domus aurea, das »Goldene Haus«), den er mit der üppigsten Verschwendung ausstattete, ließ durch sein neues Rom breite u. gerade Straßen legen, alles dies auf Kosten Italiens und der Provinzen. Auch versuchte er es, den Isthmus von Korinth durchstechen zu lassen. Am meisten aber bildete er sich auf seine künstlerischen Leistungen ein und soll mit den Worten gestorben sein: »Welch ein Künstler stirbt in mir!« Er beschäftigte sich mit den bildenden Künsten, machte Verse, sang, trat als Schauspieler und als Wagenkämpfer auf. Namentlich die Pflege der griechischen Wettkämpfe wurde ihm als ein Abfall von der römischen Sitte und schweres Vergehen angerechnet, und als er gar eine Reise nach Griechenland 66 und 67 unternahm, um in den dortigen Wettspielen zu glänzen, regte sich überall der Unwille. Gallien erhob sich zuerst, die Prätorianer und der Senat verließen ihn; so floh N., ohne Widerstand zu leisten, und ließ sich in der Nähe der Hauptstadt von einem Freigelassenen töten (9. Juni 68). Mit ihm erlosch das Julisch-Claudische Geschlecht der Cäsaren. An der Führung der Kriege unter seiner Regierung hat er selbst nicht thätigen Anteil genommen; doch sind die Grenzen des Reiches in Armenien durch Domitius Corbulo, in Britannien durch Suetonius Paulinus ruhmvoll geführt worden; mit der Unterdrückung eines Aufstandes der Juden hatte er 66 Vespasian beauftragt, der ihn auf Jerusalem beschränkt hat. Die beste Quelle für Neros Geschichte sind die »Annalen« des Tacitus, mit dem die Lebensbeschreibung des Sueton in der Auffassung des Charakters und in der Darstellung der Thatsachen meist übereinstimmt. Unter den vielen angeblichen Büsten des N. beanspruchen die größte Echtheit die in München, im Palatinischen und Britischen Museum und in der Vatikanischen Bibliothek. Vgl. H. Schiller, Geschichte des römischen Kaiserreichs unter N. (Berl. 1872). Pietro Cossa (1871) und A. Wilbrandt (1876) machten ihn zum Helden ihrer Tragödien.

Nero, Lago, See auf dem Berninapaß, s. Flaz.

Nero antico (ital.), ein schwarzer Marmor.

Neroberg, s. Wiesbaden.

Nerolikampfer, s. Pomeranzenblütenöl.

Nerolin $C_{10}H_7O.CH_3$, Methyläther des β Naphthols, wird aus letzterm und Jodmethyl durch Kochen in alkalischer alkoholischer Lösung und beim Erhitzen von β Naphthol mit absolutem Methylalkohol und konzentrierter Schwefelsäure erhalten. Er bildet farblose Kristalle, löst sich schwer in Alkohol, leicht in Äther, Benzol, auch in fetten Ölen, schmilzt bei 72°, siedet bei 274°, riecht intensiv nach Neroliöl und dient als Ersatz desselben in der Parfümerie.

Neroliöl, s. Pomeranzenblütenöl.

Neronien, vom röm. Kaiser Nero im J. 60 n. Chr. gestiftete, neben den 59 eingesetzten Juvenalien regelmäßig wiederkehrende Festspiele.

Neros, bei den Chaldäern u. Ägyptern ein Cyklus von 600 Jahren mit 7421 Monaten.

Nertera *Banks* et *Soland.*, Gattung aus der Familie der Rubiaceen, kleine, zierliche, niederliegende Kräuter mit kleinen, kreuzgegenständigen Blättern, achselständigen, sitzenden Blüten und ei- oder kugelförmigen, sehr saftigen Steinfrüchten. Sechs Arten in Südamerika längs der Anden, in Neuseeland, Australien, auf den Sandwichinseln. N. depressa *Banks* et *Soland.* im ganzen Gebiete wird wegen der rotgelben, kugeligen Beeren als Zierpflanze kultiviert.

Nerthus, eine german. Göttin, von Tacitus als »Mutter Erde« bezeichnet, wahrscheinlich Stammgottheit der Ingwäonen, ward von einer Anzahl norddeutscher Völker als Göttin verehrt und hatte auf einer Insel im Ozean (Alsen?) einen heiligen Hain. Auf einem ihr geweihten Wagen hielt sie von Zeit zu Zeit Umzug bei den Völkern, die sie verehrten, und denen sie Frieden und Fruchtbarkeit brachte. Ehrerbietig folgte der Priester dem verhüllten, von zwei Kühen gezogenen Wagen. Dann waren frohe und festliche Tage, und aller Streit ruhte, bis der Priester die Göttin dem Heiligtum zurückgab. Darauf wurden Wagen und Gewänder in einem geheimen See gewaschen, die Sklaven aber, welche dabei Dienste leisteten, vom See sofort verschlungen (vermutlich geopfert). Da man früher an der betreffenden Stelle des Tacitus Hertha (statt N.) las und Rügen für die Insel ihres Dienstes hielt, lokalisierte man dort von gelehrter Seite die Sage, was allerlei Fiktionen zur Folge hatte. N. hatte wahrscheinlich einen gleichnamigen Bruder, der in der nordischen Mythologie den alten Namen in der Form Njord (s. d.) fortführt.

Nertschinsk, Kreis im nordöstlichen Teil der russisch-sibir. Provinz Transbaikalien, im Norden der Ingoda, im W. der Schilka, 89,851 qkm (1631,8 QM.) groß, wovon 917 qkm Seen, mit (1891) 66,567 Einw. (Russen, Buräten, Jakuten), welche Ackerbau, Jagd auf Pelztiere (besonders hochgeschätzte Zobel) und etwas Bergbau auf Silber und Blei (der aber früher sehr bedeutend war) betreiben. Die große sibirische Poststraße durchschneidet den Kreis. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Nertscha, 4 km von deren Mündung in die Schilka, unter 51° 58' nördl. Br., ist schlecht gebaut, besteht aus der Oberstadt (Kultuk) und der Unterstadt (Kaschtak), hat ein Museum, Bibliothek, Stadtbank und (1892) 5410 Einw., welche Gemüse- u. Tabaksbau und bedeutenden Handel betreiben, obschon nur ganz kleine Fahrzeuge zur Stadt gelangen können, größere nur bis zu dem 160 km unterhalb gelegenen Stretensk. Hier wurde 1689 ein Vertrag mit China geschlossen, indem man sich zum erstenmal über die Grenzen einigte. Der Ort war früher als Verbannungsort sehr gefürchtet, jetzt hat man die Verbrecher nach Sachalin übergeführt.

Nertschinskij Sawod, Kreis im östlichen Teil der russisch-sibir. Provinz Transbaikalien, zwischen den Flüssen Onon, Schilka und Argun, 76,288 qkm (1385 QM.) groß mit (1891) 59,152 Einw. (Russen, Buräten, Tungusen), darunter 2318 Sträflinge (Männer und Frauen), welche in zehn Gefängnissen untergebracht sind, und von denen 1595 Männer und 206 Frauen in den Bergwerken arbeiten. Diese Bergwerke, welche sich namentlich im Nertschinskischen Erzgebirge befinden und früher sehr reich an Gold, Silber, Quecksilber, Zinn, Eisen, Kohle, Salz und Edelsteinen waren, lieferten 1706—1854: 26,708 Pud Silber und 1833—55: 601 Pud Gold, doch ist der Ertrag heute nur noch sehr gering, so daß sich die Bevölkerung dem Ackerbau zugewendet hat. Der gleichnamige Hauptort an der Altascha, Nebenfluß des Argun, unter 51° 18' nördl. Br., ist um eine ehemalige Silberhütte aufgebaut, hat eine Bergschule und (1892) 560 Einw. In dem hier errichteten meteorologischen Observatorium beobachtete man Temperaturextreme von +36,6 und —47,2° bei einer Durchschnittstemperatur von —3,7°.

Neruda, 1) Jan, tschech. Dichter und Novellist, geb. 10. Juli 1834 in Prag, gest. daselbst 22. Aug. 1891, studierte in seiner Vaterstadt Rechtswissenschaft und Philosophie, widmete sich aber dann der Litteratur zuerst Feuilletonist der Prager »Národni Listy«, gründete er 1866 mit Hálek (s. d.) die Zeitschrift »Květy« und erneuerte mit ihm 1873 den »Lumír«. Seine vorzüglichen Feuilletons erschienen gesammelt in 4 Bänden in Prag 1876—77. Seine ersten Gedichte gab er 1854 unter dem Pseudonym Janko Hovora heraus; es folgten alsdann die »Friedhofsblüten« (1858), »Bücher der Verse« (1868, 2. Aufl. 1873), »Kosmische Lieder« (1879, 4. Aufl. 1893; deutsch von Pawikowski, Leipz. 1881). Auch auf dramatischem Gebiete hat sich N. versucht; er schrieb die Tragödie »Francesca da Rimini« und die Lustspiele »Ich bin es nicht«, »Verkaufte Liebe«, »Der Bräutigam aus Hunger« u. a. Von seinen vielgelesenen Skizzen und Novellen sind zu nennen: »Bilder aus der Fremde« (1863), »Allerlei Menschen« (1863), »Arabesken« (1864), »Kleinseitner Geschichten« (1878; deutsch in Reclams Universalbibliothek), wohl sein bestes Werk, u. a. Eine Sammlung seiner Werke von J. Herrmann erscheint seit 1891 in Prag (bis 1893: 6 Bde.).

2) Wilhelmine, Violinspielerin, geb. 29. März 1839 in Brünn als Tochter des dortigen Domorganisten N., erhielt mit ihren Geschwistern den Unterricht in der Musik von ihrem Vater und trat bereits 1846 mit Erfolg in Wien öffentlich auf. Später machte sie mit ihrer Schwester Maria (geb. 1844), einer Pianistin, und ihrem Bruder Franz, einem Violoncellisten, längere Kunstreisen durch ganz Europa. Seit 1864 war sie mit dem Hofkapellmeister Ludw. Normann (gest. 28. März 1885) in Stockholm vermählt, lebte jedoch meist in London, wo sie sowohl als Solo- wie als Quartettspielerin in hohem Ansehen steht. 1888 verheiratete sie sich mit dem Klavierspieler Hallé (gest. 1895) und unternahm mit diesem 1889 eine Konzertreise nach Australien.

Nerva, M. Coccejus, röm. Kaiser, stammte aus Narnia in Umbrien, bekleidete mit Vespasianus 71 n. Chr. und mit Domitianus 90 das Konsulat und wurde nach der Ermordung des Domitianus 18. Sept. 96 von den Verschwornen als Kaiser ausgerufen und vom Senat mit Begeisterung als solcher anerkannt, da er von dem langjährigen greisen Senator eine Regierung in seinem Sinn erwartete. N. erließ auch sogleich eine allgemeine Amnestie, verbesserte die Rechtspflege, minderte die Steuerlast und führte überhaupt die Regierung mit Einsicht und einer vielleicht zu großen Milde. Hochbejahrt, sich dem Übermut der Prätorianer nicht gewachsen fühlend, adoptierte er Trajanus und ernannte ihn zum Mitregenten. Er starb 27. Jan. 98. Vgl. Champagny, Die Antonine, Bd. 1: »N. und Trajanus« (deutsch, Halle 1876). — N. kommt außerdem als Zuname mehrerer Männer aus dem Licinischen Geschlecht vor.

Nerval, Gérard de (spr. scherär dö närwáll, eigentlich G. Labrunie), franz. romantischer Schriftsteller, geb. 21. Mai 1808 in Paris, erhängte sich daselbst nach einem abenteuerlichen und bewegten Leben 26. Jan. 1855 in einem Anfall von Geistesstörung. Mitarbeiter an verschiedenen litterarischen Zeitschriften, schrieb er unter anderm mit Th. Gautier das dramatische Feuilleton der »Presse«. Von seinen durch Phantasie ausgezeichneten Gedichten führen wir an: »Élégies nationales et satires politiques« (1827); von seinen Theaterstücken: »Tartuffe chez Molière«, »L'alchimiste« (mit A. Dumas), »L'imagier de Harlem«, »Misanthropie et repentir« (nach Kotzebue) u. a.; von seinen sonstigen Werken: »Scènes de la vie orientale«

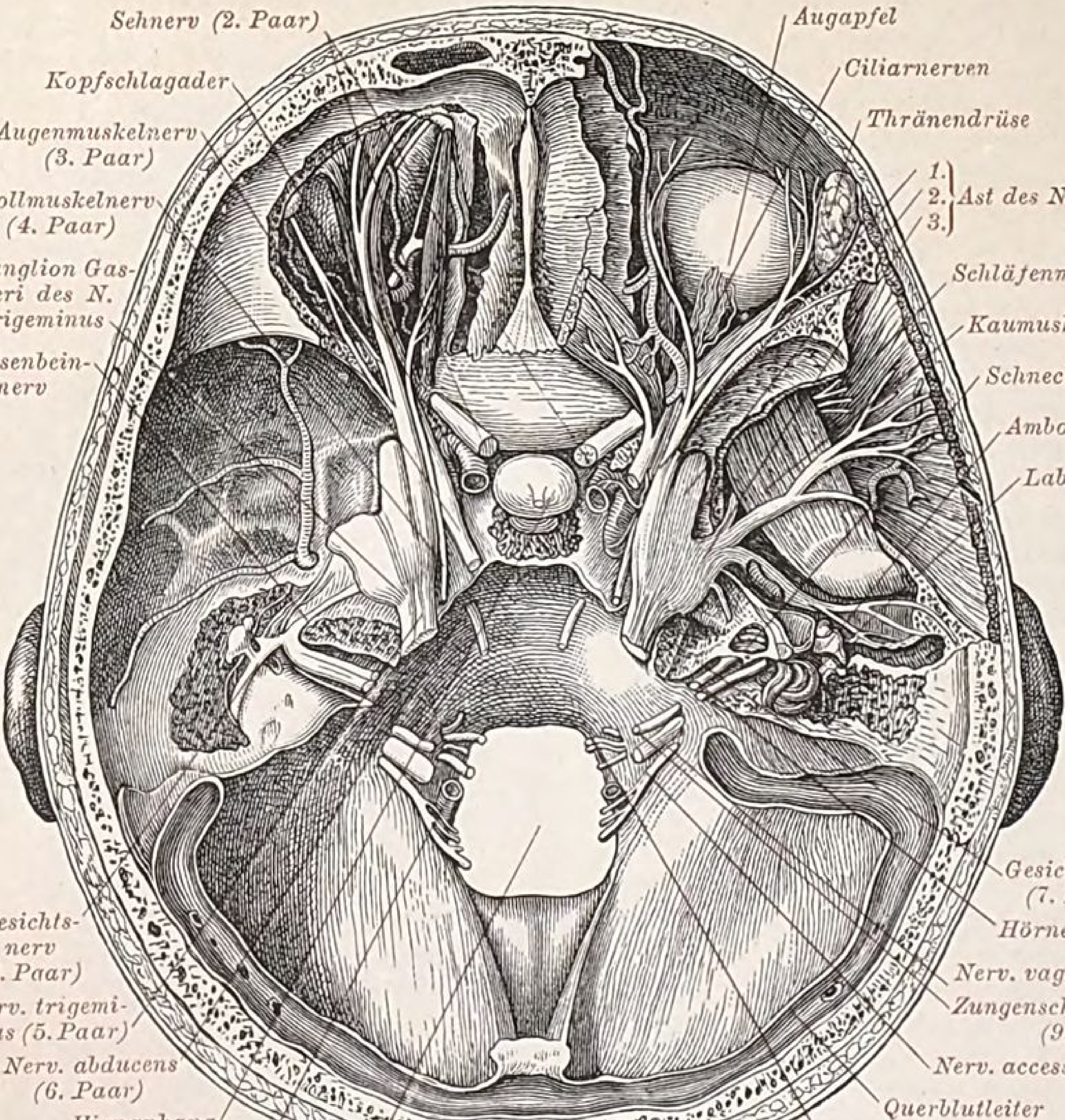


Fig. 1. Nerven an der Schädelbasis.



Fig. 7. Nerven der Fußsohle.



Fig. 6. Nerven

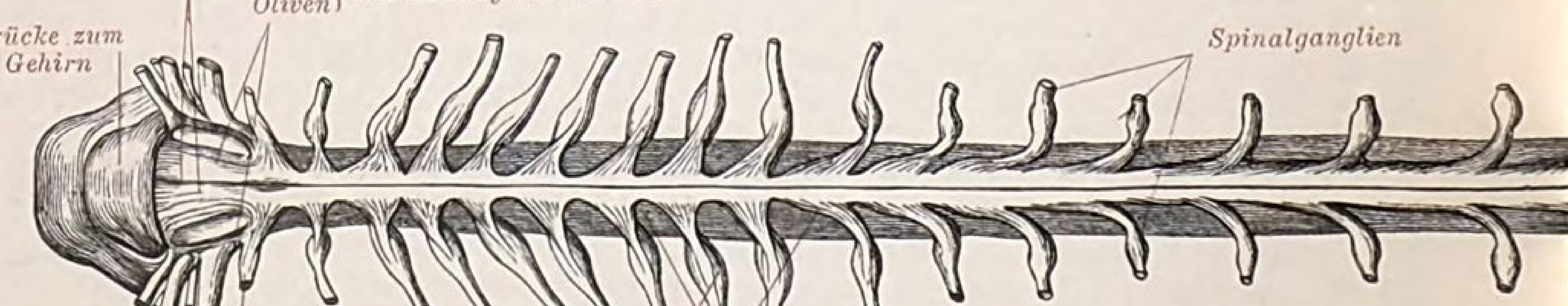


Fig. 3. Das Rücken



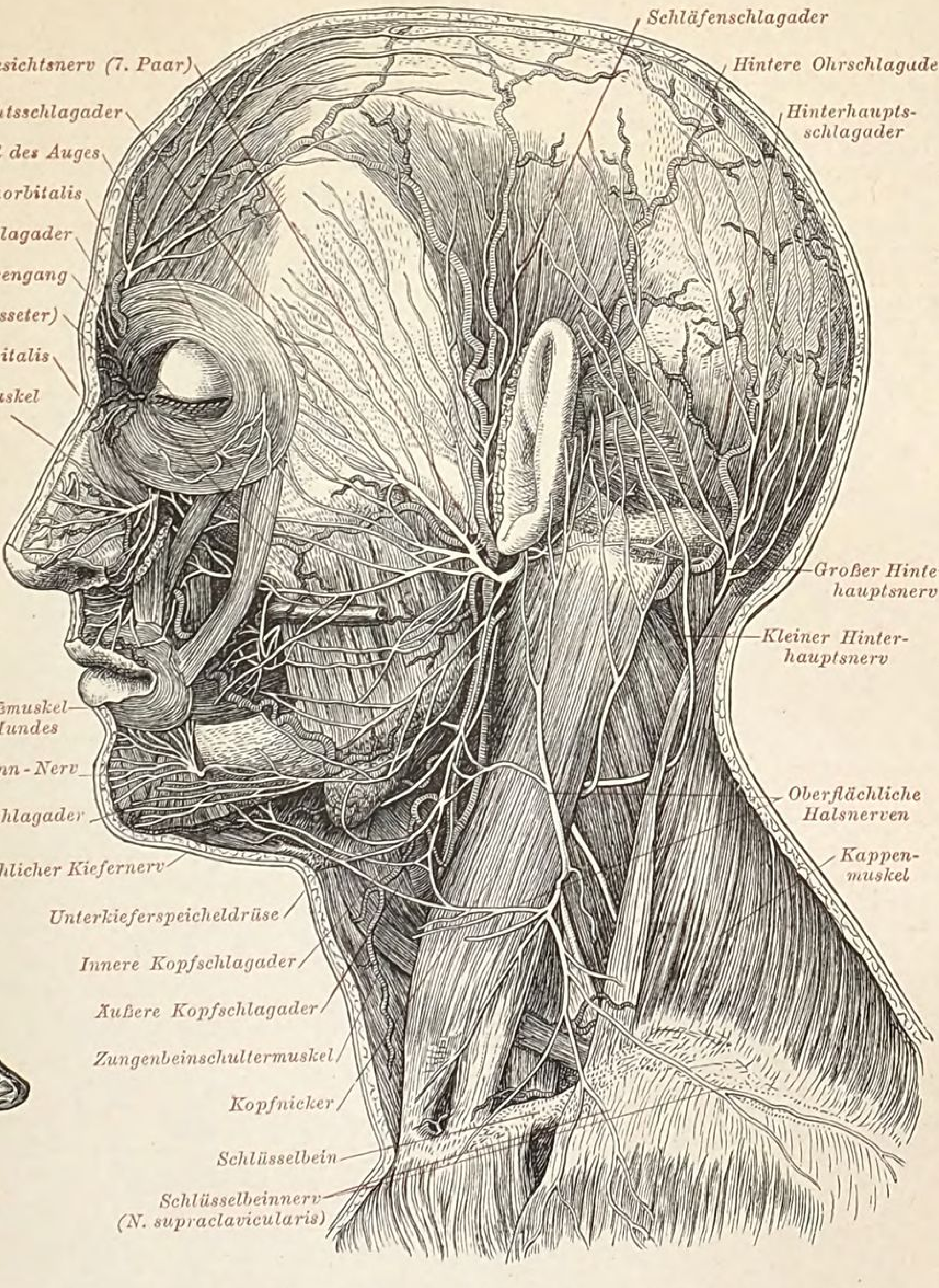
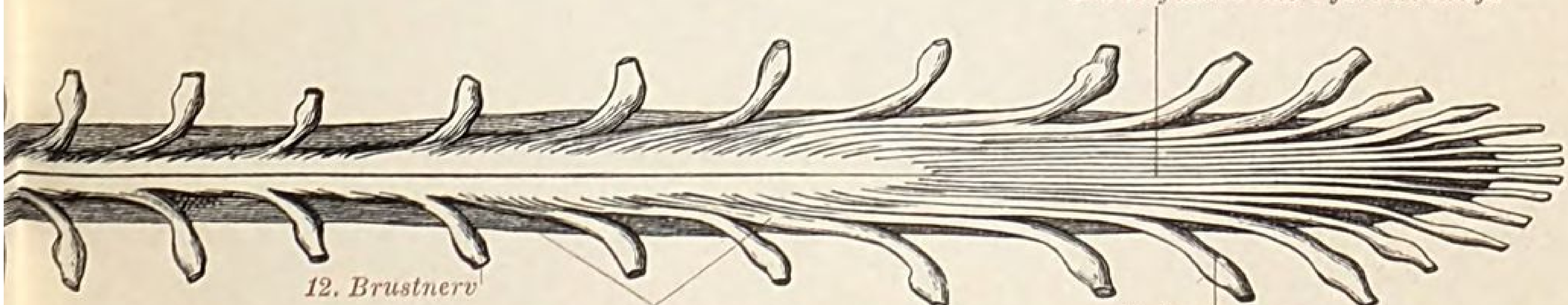


Fig. 2. Oberflächliche Nerven des Kopfes und Halses.

der Hohlhand.



mark (Vorderansicht).

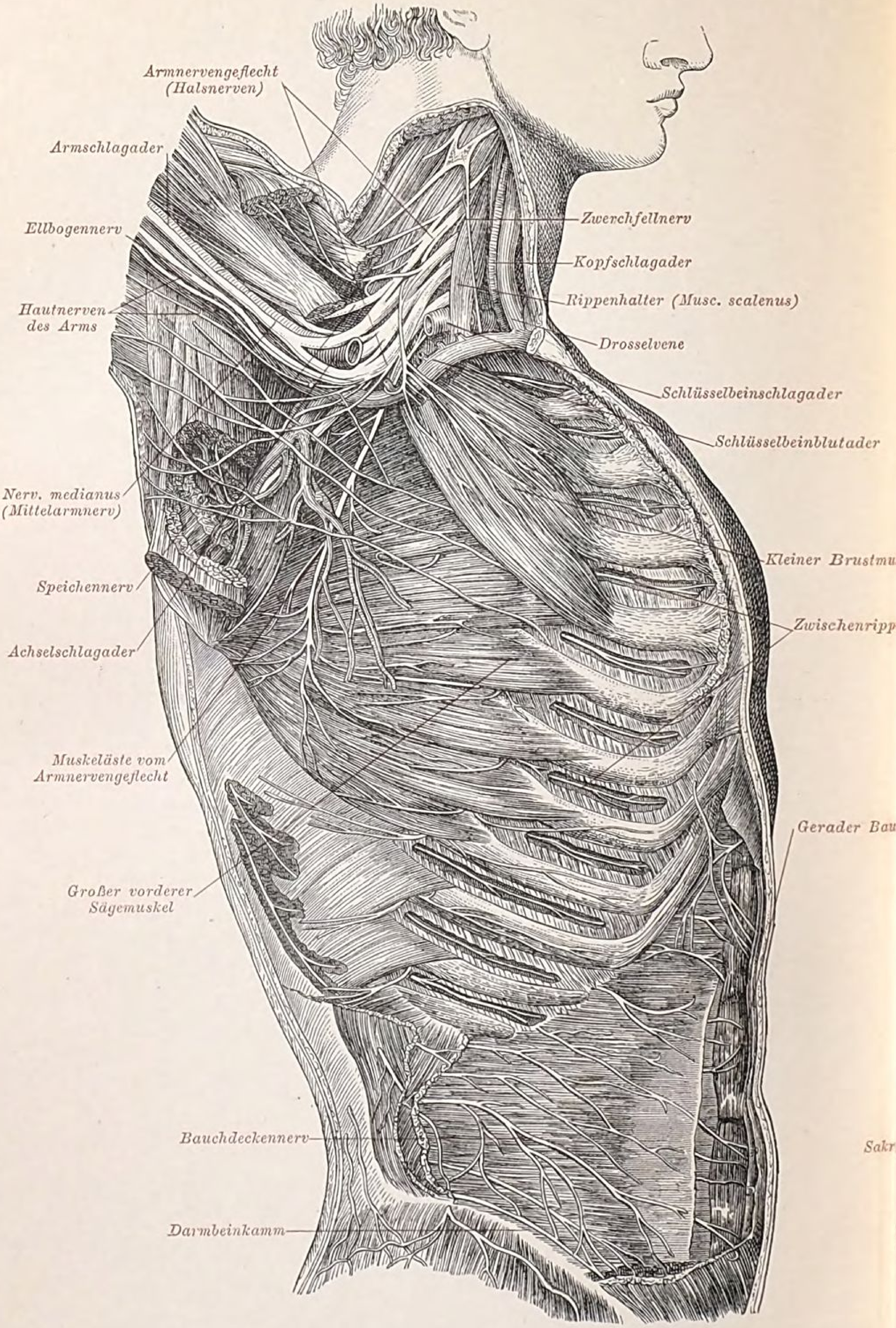


Fig. 4. Nerven des Rumpfes und Armnervengeflecht.

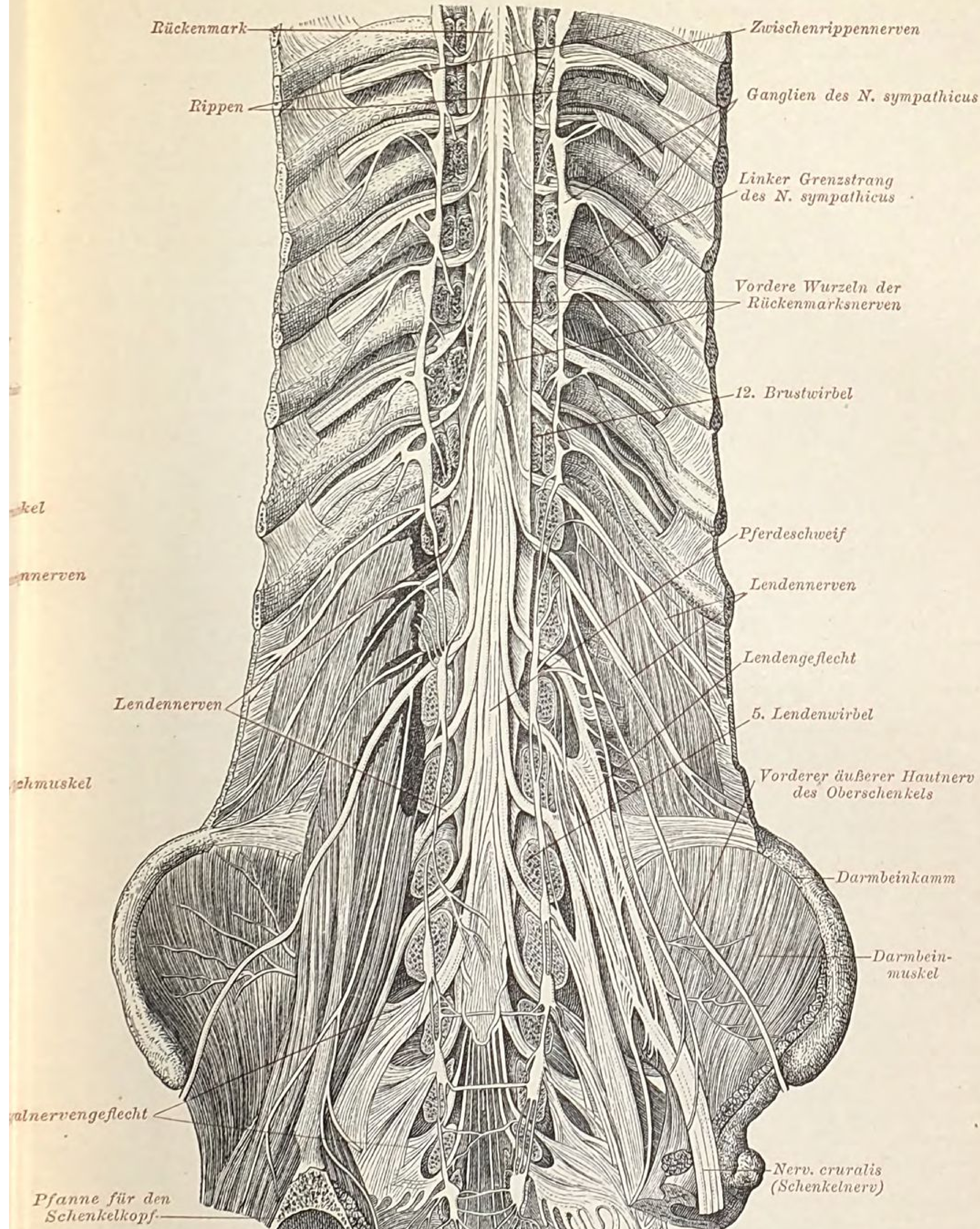


Fig. 5. Nerven am untern Rumpfabschnitt, die Wirbelsäule geöffnet; von vorn gesehen.

(1848—50, 2 Bde.), »La Bohême galante« (1855). Er war mit Heine befreundet, lebte eine Zeitlang in Deutschland und übersetzte Gedichte Schillers, Goethes, Uhlands, Heines u. a. (»Poésies allemandes«, 1830). Auch verdankt man ihm eine der ersten und besten Übersetzungen von Goethes »Faust« (1828). Seine »Œuvres complètes« erschienen in neuer Ausgabe 1868 in 5 Bänden. Vgl. Th. Gautier, Histoire du romantisme (4. Aufl., Par. 1884); Delvau, Gérard de N. (1865); Tourneux, Gérard de N. (1888); Betz, Heine in Frankreich, S. 115 ff. (Zür. 1895).

Nerven (Nervi; hierzu die Tafeln »Nerven des Menschen I u. II«), die Stränge und Fäden, welche im Körper der meisten Tiere von den Zentralorganen des Nervensystems (s. d.) zu den Muskeln, den Sinnesorganen ꝛc. ausstrahlen. Jeder Nerv besteht aus kleinern oder größern, parallel nebeneinander laufenden Bündeln von Nervenfasern; diese zerfallen wieder in noch feinere Fäserchen, Fibrillen. Im einfachsten Fall verläuft eine solche Nervenfibrille selbständig und ist dann entweder in eine sogen. Markscheide, d. h. in ein Rohr aus Fett- und Eiweißstoffen, eingeschlossen (markhaltige Fibrille), oder nicht (marklose Fibrille). In gleicher Weise kann ein Bündel von marklosen Fibrillen, d. h. eine Nervenfaser, marklos bleiben oder sich mit einer Markscheide umgeben; im letztern Fall nennt man das im Innern der Markscheide gelegene Fibrillenbündel den Achsencylinder. Meist ist auch noch die Nervenfaser von einer besondern häutigen Hülle, der Nervenscheide (Schwannschen Scheide oder Neurilemma), umgeben. In lebenden Tieren ist das Markrohr fast flüssig, gerinnt jedoch nach dem Tode zu krümeligen, mit Tropfen untermischten Massen, welche der markhaltigen Nervenfaser ein eigentümliches Ansehen geben; durch Mittel, welche Fett auflösen (Äther, Benzin), ist es nahezu völlig ausziehbar (s. Myelin). Markhaltige Fasern und Fibrillen finden sich nicht nur bei den Wirbeltieren (mit Ausnahme der niedersten Gruppen), sondern auch bei Weichtieren, Krebsen und Ringelwürmern; auch die sogen. marklosen scheinen in ihrer Wand doch etwas Mark zu enthalten. Jede Faser steht an ihrem Anfang mit einer Ganglienzelle, an ihrem (auch bei markhaltigen Fasern stets marklosen) Ende mit einem oder vielen Endapparaten (Sinneszellen, motorischen Endplatten ꝛc.) in Verbindung. Beim Zitterwels (Malapterurus electricus) wird das elektrische Organ von einer einzigen Nervenfaser versorgt, die sich millionenmal teilen muß. Auch Verbindungen (Anastomosen) zweier oder mehrerer N. und Verflechtungen zu einem Netz (Nervengeflecht, Nervenplexus) sind bei höhern Tieren nicht selten. An manchen Stellen können in den Verlauf der N. Haufen von Nerven- oder Ganglienzellen, die sogen. Nervenknoten oder Ganglien (s. d.) eingeschaltet sein.

Physiologische Bedeutung. Die N. verbinden die Körperperipherie mit den Zentralteilen des Nervensystems, dem Gehirn und Rückenmark, und vermitteln dadurch einerseits die von diesen angeregte Thätigkeit der Muskeln, anderseits die Empfindung der den Sinnesorganen zuströmenden Reize. Ihre Aufgabe ist, den an der Körperperipherie empfangenen Impuls zum Gehirn, oder den vom Gehirn erteilten Impuls zu den Muskeln zu leiten. Die natürlichen Impulse können durch künstliche Einwirkungen (Nervenreize) ersetzt werden; wird ein Nerv an irgend einer Stelle seines Verlaufs von einem Reize getroffen, so gerät er aus dem Zustand der Ruhe in den der Thätigkeit, und die Folge einer solchen Reizung ist, je nachdem der betreffende Nerv mit einem Muskel oder mit einem Sinnesorgan in Verbindung steht, Bewegung oder Empfindung.

Die Nervenreize sind chemischer, mechanischer, thermischer oder elektrischer Natur. Schon bloße Wasserentziehung wirkt als starker Reiz, ferner wirken zahlreiche Chemikalien, wie Kochsalz, Glycerin, Mineralsäuren u. a. erregend. Mechanisch reizend wirken alle mit einer gewissen Schnelligkeit und einer gewissen Stärke erfolgenden mechanischen Erschütterungen des Nervs. Läßt man eine Anzahl mechanischer Reize mit genügender Schnelligkeit hintereinander auf den Nerv einwirken, so gerät der Muskel in dauernde Zusammenziehung (Tetanus). Thermisch reizend wirken rasche Übergänge sowohl zu höherer als zu niedriger Temperatur. Ein ganz konstanter, den Nerv durchfließender Strom stellt im allgemeinen (wenigstens für die Bewegungsnerven) keinen Reiz dar, sondern nur Veränderungen der Stromstärke wirken erregend, und zwar um so stärker, je schneller diese Veränderungen vor sich gehen. Daher sind die schnell verlaufenden Induktionsströme außerordentlich wirksame Nervenreize, und die Entladungen einer Leidener Flasche haben, auch wenn die dabei in Bewegung gesetzte Elektrizitätsmenge nicht groß ist, sehr heftige physiologische Wirkungen. Der den Nerv dauernd durchfließende galvanische Strom übt einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Erregbarkeit der N. aus, d. h. auf den Grad der Fähigkeit, aus dem ruhenden in den thätigen Zustand überzugehen; bei hoher Erregbarkeit genügen sehr geringe Anstöße, um den Nerv zu erregen, bei geringer sind starke Reize nötig. An der Eintrittsstelle des Stromes (positive Elektrode oder Anode) sinkt nun die Erregbarkeit, während sie an der Austrittsstelle (negative Elektrode oder Kathode) steigt. Man nennt diesen Zustand modifizierter Erregbarkeit Elektrotonus. Auch andre Einwirkungen können die Erregbarkeit der N. verändern, so z. B. erhöhte und herabgesetzte Temperatur. Wird der Zusammenhang eines Nervs mit seinem Zentralorgan gelöst, so nimmt seine Erregbarkeit ab und wird schließlich gleich Null; dieser Erregbarkeitsverlust geht parallel einer anatomischen Veränderung der N., die man als Degeneration bezeichnet. Andauerndes Thätigsein erschöpft den Nerv nicht, zuweilen hat es den Anschein, als ob er ermüdete, doch liegt dies nur daran, daß die Endorgane, mit denen er verknüpft ist, Muskeln und Nervenzellen, verhältnismäßig rasch der Ermüdung verfallen. Man kann daraus entnehmen, daß die dem Nerv zufallende Leitungsfunktion einen nur geringen Stoffverbrauch beansprucht; dagegen sind die stofflichen Veränderungen in den thätigen Muskeln und Ganglienzellen sehr erheblich.

Die Nervenfaser ist nur dann im Besitz ihres vollen Leitungsvermögens, solange ihr Zusammenhang an keiner Stelle unterbrochen ist. Ist letzteres aber geschehen, so kann sich der Reiz über die verletzte Stelle hinaus nicht fortpflanzen. Die Erregung geht auch nie auf eine benachbarte Nervenfaser über; die Leitung jeder Faser ist vielmehr vollkommen isoliert. Erfolgt die Leitung in der Richtung von der Peripherie nach dem Zentrum, so nennt man sie zentripetal, in umgekehrter Richtung aber zentrifugal. Die N. leiten für gewöhnlich nur in einer Richtung; man unterscheidet deshalb zentripetal von zentrifugal leitenden Nervenfasern. Es besteht indes kein prinzipieller Unterschied zwischen diesen Fasern.

auch ist keineswegs jede Faser überhaupt nur in einer einzigen Richtung zu leiten im stande. Vielmehr besteht zweifellos ein doppelsinniges Leitungsvermögen. Die Erregung pflanzt sich mit einer verhältnismäßig geringen Geschwindigkeit im Nerv fort. Die mittlere Geschwindigkeit im Froschnerv fand Helmholtz = 26,4 m in der Sekunde. Die Erregungsleitung im Nerv ist also unvergleichlich langsamer als die Fortpflanzung von Licht und Elektrizität und sogar weit weniger schnell als die des Schalles.

Am Nerv beobachtet man elektrische Erscheinungen, die eine große Ähnlichkeit mit denen des Muskels besitzen. Bringt man nämlich ein Galvanometer mit der Längsoberfläche und einem künstlichen Querschnitt eines noch nicht abgestorbenen Nervs in Verbindung, so überzeugt man sich von dem Vorhandensein eines elektrischen Stromes, der ähnliche Gesetze befolgt wie der Muskelstrom. Gerät der Nerv in Thätigkeit, so entsteht ein Aktionsstrom, unter dessen Einfluß der Ruhestrom sich vermindert oder sogar aufgehoben wird. Man spricht dann von einer negativen Schwankung des Nervenstroms. Überall, wo die Erregungswelle den Nerv passiert, ist der Aktionsstrom nachweisbar; letzterer pflanzt sich demgemäß mit derselben Geschwindigkeit fort, wie die Erregung. Wahrscheinlich bestehen nahe Beziehungen zwischen jenen elektrischen Vorgängen und dem Prozeß der Erregungsleitung.

Die Aufgaben, die den Nervenfasern zufallen, richten sich nach ihren anatomischen Beziehungen. Man unterscheidet demgemäß vor allem motorische oder Bewegungsnerven und sensible oder Empfindungsnerven. Die erstern, durch deren Vermittelung Muskelzusammenziehung eintritt, gehören zu den zentrifugal leitenden Nerven, die letztern, die Empfindungen vermitteln, zu den zentripetal leitenden. Motorische und sensible Fasern verlaufen meistens nebeneinander in demselben Nervenstamm. Durchschneidet man deshalb einen der größern Nervenstämme, z. B. den Hauptnerv einer Extremität, so ist dadurch nicht nur eine Anzahl von Muskeln außer Zusammenhang mit dem nervösen Zentralorgan gebracht und somit gelähmt, sondern auch die Haut verliert ihre Empfindlichkeit an den von jenen N. versorgten Stellen. Manche N. sind rein motorisch, andre rein sensibel. So werden die Muskeln des Gesichts größtenteils bewegungsunfähig, wenn der Nervus facialis (Gesichtsnerv) verletzt wird, während nach Zerstörung des Sehnervs Blindheit, nach der des Gehörnervs Taubheit eintritt.

Außer denjenigen N., welche die am Skelett ansetzenden und dem Willen unterworfenen Muskeln versorgen, den Bewegungsnerven im engern Sinne, gibt es auch solche, von denen die dem Willen entzogene Bewegung der übrigen Muskeln abhängt. Hierhin gehören die N., welche die Muskulatur des Magens und Darmes, der Blase, der Gebärmutter 2c. versorgen. Auch die Gefäßnerven (vasomotorischen N.) sind zu ihnen zu rechnen, unter deren Herrschaft die Weite und Füllung der Blutgefäße steht. Alle diese N. sind zentrifugale. Zentrifugal leiten aber auch die sekretorischen oder Absonderungsnerven, durch deren Erregung der Absonderungsvorgang in den Speicheldrüsen, Schweißdrüsen 2c. angeregt wird. Gewisse N. hat man als Hemmungsnerven bezeichnet, weil unter ihrem Einfluß die Bewegungen bestimmter Organe gehemmt werden. Der einflußreichste unter diesen ist der Nervus vagus, durch dessen Erregung die Herzthätigkeit verlangsamt, ja sogar eine gewisse Zeit hindurch gänzlich aufgehoben werden kann.

Die zentripetalen N. teilt man in die gewöhnlichen sensiblen N., durch deren Erregung in der Haut und andern Organen Gemeingefühle, besonders Schmerz, ausgelöst werden, und in sensorische oder Sinnesnerven, welche die spezifischen Sinnesorgane mit dem Gehirn verbinden, also Sehen, Hören, Riechen 2c. vermitteln. Ihrem Ursprung nach unterscheidet man Rückenmarksnerven und Gehirnnerven. Die erstern dienen der Bewegung und Empfindung von Hals, Rumpf und Extremitäten; die letztern versorgen im allgemeinen die Organe des Kopfes, der Mund- und Rachenhöhle und den größten Teil der Sinnesorgane; sie haben aber auch wichtige Beziehungen zu den dem vegetativen Leben dienenden Apparaten (Herz, Lungen, Verdauungskanal). Die zwei Wurzeln, mit denen jeder Rückenmarksnerv austritt, sind funktionell verschieden, indem die vordere nur Bewegungs-, die hintere nur Empfindungsnerven führt (Bellscher Lehrsatz). Über den Verlauf der N. beim Menschen s. Tafel I u. II; über die Erkrankungen der N. s. Nervenkrankheiten. Vgl. Du Bois-Reymond, Untersuchungen über tierische Elektrizität (Berl. 1848—84, 2 Bde.); Rosenthal, Physiologie der Muskeln und N. (Leipz. 1877).

Nerven (Blattrippen), s. Blatt, S. 54.

Nervenäther, s. Magnetische Kuren.

Nervendehnung (Distensio nervorum), ein 1872 von v. Nußbaum in einem Falle von Reflexepilepsie mit Erfolg ausgeführtes und dann besonders von Langenbuch in Berlin vielfach geübtes Verfahren, bei dem zur Heilung von Nervenleiden, namentlich Hüftweh und andrer Neuralgien, der Nerv der erkrankten Gegend, nachdem er zuvor durch blutige Operation bloßgelegt worden, mittels des hakenförmig gekrümmten Zeigefingers oder eines stumpfen Hakens erhoben und auf diese Weise allmählich stark gedehnt wird. Der Dehnung folgte wiederholt unmittelbar eine außerordentliche Besserung des Übels; allein der Erfolg ist nicht von langer Dauer, und namentlich sind die Hoffnungen, welche 1881 allseitig von der N. als Heilmittel gegen Rückenmarksschwindsucht gehegt wurden, in keiner Weise in Erfüllung gegangen.

Nervenelektrizität, die Gesamtheit der am lebenden Nerv zu beobachtenden elektrischen Erscheinungen; s. Nerven.

Nervenentzündung (Neuritis), entzündlicher Prozeß in der bindegewebigen Scheide (Perineurium, daher dann Perineuritis) oder in den eigentlichen, sowohl motorischen wie sensibeln und gemischten Nervenfasern, verläuft stets mit großer Schmerzhaftigkeit und später eintretenden Lähmungen mit folgendem Muskelschwund. Der Prozeß geht in der Regel vom Perineurium aus, greift aber früh auf die Nervenröhren über. Eine solche N. kann als reine Wundinfektionskrankheit von einer offenen Wunde oder von einem Eiterherd (in einem Gelenk, im Brustfellsack, in der Bauchhöhle 2c.) ausgehen, und wird in diesem Falle, wie jede andre Wundinfektionskrankheit, durch Bakterieneinwanderung von der Wunde 2c. her erzeugt, wobei auch ein sprungweises Fortschreiten von dem ursprünglichen Herd auf die Nerven statthaben kann. So erklärt Leyden die Reflexlähmungen bei Ruhr, bei Blasen- und Uterusleiden als Folgen einer durch direktes Weiterkriechen der Infektionsträger in die Nerven hinein verursachten N. Auch der Wundstarrkrampf soll durch das Fortschreiten einer spezifischen N., in

diesem Falle aber durch Fortschreiten von einem oder mehreren Nerven bis zum Gehirn oder Rückenmark, hervorgerufen werden. Ferner wird N. unter andern nach Flecktyphus, Pocken, Diphtherie, Syphilis beobachtet und gilt hier als Folge einer Lokalisation des Krankheitsgiftes. Bei Gicht wird zuweilen eine N. hervorgerufen durch Ablagerung harnsaurer Salze in die Nervenscheide. Die N. bei Arsen-, Blei-, Alkohol- und Nikotinvergiftung ist ebenfalls als durch direkte Einwirkung des Giftes auf die Nervenfasern zu deuten. Im übrigen ist die Entstehung dieses Leidens vielfach noch dunkel. Erkältung wird in der Regel nur als ein für N. prädisponierendes Moment angesehen, soll aber für sich allein kaum N. hervorrufen können. Man unterscheidet folgende Formen der N.: 1) die akute N., tritt mit Schüttelfrost, hohem Fieber und einer großen, auf Druck sich steigernden Schmerzhaftigkeit im ganzen Verlauf des erkrankten Nervs auf; gleichzeitig zeigen sich, falls der Nerv motorische Fasern enthielt, Zuckungen oder auch Kontrakturen der Muskeln. Eine anfangs gesteigerte Hautempfindlichkeit an den erkrankten Stellen macht bald einem Gefühl von Taubheit Platz. Allmählich bildet sich eine motorische Schwäche aus, welche bis zur vollständigen Lähmung sich steigern und dann mit Muskelschwund verbunden sein kann. Tritt nicht nach einigen Wochen Heilung ein, wobei die Funktion des Nervs sich zuletzt wieder herstellt, so geht die akute N. in 2) die chronische N. über, bei der sich unter Zurücktreten der Schmerzen Lähmung mit Muskelschwund und Unempfindlichkeit der Haut mehr und mehr entwickeln. Die anfangs erhöhte elektrische Erregbarkeit ist herabgesetzt. Bei längerm Bestehen soll die N. auch auf die Rückenmarkshäute und schließlich auf dieses selbst übergreifen können, wodurch sich auch die bei N. beobachteten Fälle von Reflexepilepsie erklären. In andern Fällen hat man bei erhaltener Leitungsfähigkeit des Nervs eine Wucherung mit schließlicher knotiger Verdickung der Nervenscheide beobachtet, wobei dann durch den auf den Nerv ausgeübten stetigen Druck lästige Schmerzen entstehen. Auch diese chronische N. kann noch nach längerer Zeit heilen, oder aber sie geht in absolute Lähmung mit vollständiger Entartung der Muskeln über. 3) Die multiple degenerative N. (Polyneuritis), eine allgemeine Infektionskrankheit, welche mit dem in Ostasien epidemisch auftretenden Beriberi oder der in Japan als Kak-ke bezeichneten Krankheit identisch sein soll. Unter hohem Fieber treten Kreuzschmerzen und heftige reißende Schmerzen in den Extremitäten auf, zuweilen mit Gelenkschwellungen verbunden, bald aber (und dieses schützt gegen Verwechselung mit akutem Gelenkrheumatismus) gesellen sich Lähmungserscheinungen hinzu. In schweren Fällen können diese letztern sich rasch steigern und durch übergreifen auf die Atmungsmuskulatur den Tod herbeiführen, der in andern Fällen erst nach längerer Dauer der Krankheit durch allmähliches Weiterkriechen des Prozesses eintritt. Aber auch Heilungen kommen vor. Immer aber verbinden sich die Lähmungssymptome mit Muskelschwund, der auch bei erfolgender Heilung oft noch monatelanger, auf die Wiederherstellung der Funktion der Muskeln gerichteter Behandlung bedarf. Oft bleiben aber auch in diesen Fällen Lähmungen einzelner Teile zurück. Bei allen diesen Nervenentzündungen werden gelegentlich auch trophische Störungen von Haut und Nägeln wahrgenommen. Bei der Behandlung der N. spielt die oft monatelang geduldig fortzusetzende Anwendung des konstanten Stromes, mit der man aber erst nach dem Ablauf der akuten Symptome beginnen soll, die größte Rolle, im übrigen ist die Behandlung eine symptomatische (Morphin gegen die Schmerzen, auch Eis oder warme Umschläge), in chronischen Fällen auch wohl eine ableitende. Eine besondere Form der multipeln N. ist 4) die durch Alkoholvergiftung hervorgerufene N. (Pseudotabes). Bei dieser zeigen sich die reißenden Schmerzen meist in den untern Gliedmaßen, welche bald Lähmungssymptome darbieten, die mit deutlichen ataktischen Störungen verbunden sind und in vollständige Lähmung mit Atrophie übergehen können. Wie bei Rückenmarksschwindsucht schwindet bei dieser N. das Kniephänomen, aber es fehlen Gürtelgefühl und Blasenstörungen. Das Leiden fordert Abstellung des Alkoholmißbrauchs, andernfalls endet es nach langem chronischen Verlauf infolge der fortschreitenden Lähmung mit dem Tode.

Nervenfasern, s. Nerven.

Nervenfieber, s. Typhus.

Nervengeflecht, s. Nerven.

Nervengeschwulst (Neuroma) wurde früher jede an Nerven vorkommende Geschwulst genannt. Die meist gutartigen, weil keine Metastasen bedingenden, in der Regel multipel vorkommenden Nervengeschwülste sind meist weich und bestehen aus losem Bindegewebe (falsche Neurome oder Neurofibrome), oder sie sind wirkliche aus Nervenfasern bestehende Knoten (wahre Neurome), wie solche an Amputationsstümpfen am häufigsten vorkommen. Jede N. ist sehr schmerzhaft, die Schmerzen sind periodisch. Ein leiser Druck auf die Geschwulst steigert die Schmerzen zu unerträglicher Höhe. Die Leitungsfähigkeit der Nerven kann durch die Neurome leiden, so daß sich zu den Schmerzen das Gefühl von Taubheit und eine mehr oder weniger vollständige Empfindungslosigkeit der Haut im Bereich des kranken Nervs gesellen. Selten kommen durch Beeinträchtigung motorischer Fasern Zuckungen und Kontrakturen und im weitern Verlauf Lähmungen vor. Die Behandlung einer N. besteht in operativer Entfernung, doch neigen sie zu Rückfällen. Vgl. Courvoisier, Die Neurome (Basel 1885).

Nervengewebe, s. Nervensystem.

Nervengifte, s. Nervenmittel.

Nervenkerne, s. Gehirn, S. 212.

Nervenkitt (Neuroglia), s. Gehirn, S. 212.

Nervenknoten, s. Ganglien.

Nervenkompression, ein von Wide in Stockholm eingeführtes Verfahren, durch systematischen, täglich wiederholt auf einen Nervenstamm eine gewisse Zeitlang ausgeübten Druck (mittels Turnikettes, gekreuzter Lederriemen oder auch nur mit dem Finger) Lähmungen, Kontrakturen, Krampf, Zittern etc. der Muskeln zu heilen.

Nervenkrankheiten, alle Krankheiten des Gehirns, des Rückenmarks, des Sympathikus und der peripherischen Nerven, von denen nur die Geisteskrankheiten (s. d.) ausgenommen sind. Im engern Sinne versteht man unter N. (Neurosen) nur die Anomalien der Empfindungs- u. Bewegungsnerven; allein da die Symptome, z. B. Schmerz, Krampf, Lähmung, sowohl bei Erkrankung der Zentralorgane als auch bei örtlichen Leiden der Nerven selbst vorkommen, so kann nur ein Nervenarzt entscheiden, ob im gegebenen Falle eine Nervenkrankheit im engern oder weitern Sinne vorliegt. Erkrankte Empfindungsnerven zeigen folgende Symptome: 1) Abnahme der Gefühlswahrnehmung (Anästhesie), welche die empfindenden Endapparate betrifft, d. h. den Tastsinn, oder den Drucksinn, welcher uns über die Schwere

der Körper unterrichtet, oder den Muskelsinn, der uns die Lage und Haltung unsers Körpers zum Bewußtsein bringt und die Kraft abschätzt, mit welcher wir zu den verschiedenen Zwecken unsre Hände und Füße in Thätigkeit zu setzen haben; die Anästhesie kann auch im Verlaufe der Nervenbahn, z. B. in einer Geschwulst oder in einem Druck, zu suchen sein, welcher den Nervenstamm betroffen hat, oder sie kann endlich zentralen Ursprungs sein, d. h. von einem Leiden des Gehirns (Hysterie, Blutungen ꝛc.) oder des Rückenmarks (Rückenmarksschwindsucht) ihren Ausgang nehmen. Die Erscheinungen beginnen mit dem leichtesten Taubsein und können sich zur vollen Gefühllosigkeit, zuweilen mit Ameisenkriechen, oft verbunden mit heftigen Schmerzen, Ernährungsstörungen der gefühllosen Teile, steigern. Sofern man die Behandlung gegen ein örtliches Leiden oder gegen eine mit dem Beruf zusammenhängende Störung der Haut richten kann, wie bei der Anästhesie der Wäscherinnen, nach Karbolgebrauch, Frostschaden, ist eine Aussicht auf völlige Heilung vorhanden, während bei den zentralen Ursachen das Grundleiden kaum je direkt in Angriff genommen werden kann; der Arzt ist alsdann genötigt, sich auf örtliche Reizungen der Haut, namentlich mit dem elektrischen Pinsel, sowie auf Hebung des Ernährungszustandes zu beschränken. 2) *Nervenschmerzen* (s. d.) oder *Neuralgien*, welche meist mit Unterbrechungen auftreten, sehr heftig, bohrend, stechend, reißend sind und sich genau auf den Verbreitungsbezirk eines ganz bestimmten Nervs beschränken. Die bekanntesten Formen dieses Leidens sind der *Gesichtsschmerz*, die *Ischias* oder das *Hüftweh*, der *habituelle Kopfschmerz* (s. d.) und die *Gelenkneurose*. 3) *Lähmung*, welche entweder nur den Verbreitungsbezirk eines einzigen Bewegungsnervs betrifft (Monoplegie), oder einseitig ist (Hemiplegie), oder beide Seiten betrifft (Paraplegie). Auch diese Form der N. ist nur als ein Symptom anzusehen, welches nur in einer gewissen Anzahl von Fällen, namentlich der Monoplegien, auf eine Erkrankung oder Verletzung im Laufe des Nervenstammes selbst zu beziehen ist, während die Ursache der einseitigen Lähmungen, z. B. des Gesichtsnervs (nervus facialis), im Gehirn, diejenige der beiderseitigen im Rückenmark zu liegen pflegt. Namentlich die letzte Gruppe der reinen Rückenmarkslähmungen ist oft von einem auffallenden Muskelschwund begleitet, ein Umstand, aus welchem man auf einen eigentümlichen Einfluß der grauen Rückenmarkshörner auf die Ernährung der Muskeln schließt. Ist der gelähmte Teil leicht beweglich durch den untersuchenden Arzt, so liegt eine *schlaffe* Lähmung vor; wenn der gelähmte Muskel einen gewissen Widerstand entgegensetzt, so ist die Lähmung eine *spastische*, d. h. krampfartige. Über die von der neuern Nervenheilkunde aufgestellten typisch wiederkehrenden Krankheitsbilder vgl. Lähmung. 4) *Krämpfe*, d. h. Reizerscheinungen im Gebiete der Bewegungsnerven, welche sich in Bewegungen der Muskeln kundgeben, die ohne den Einfluß des Willens, ja gegen denselben zu stande kommen (s. Schreibkrampf). Unter mannigfachen technischen Bezeichnungen unterscheidet man: a) *epileptiforme Konvulsionen*, bei welchen der ganze Körper in stoßende oder schüttelnde Krämpfe gerät (s. Epilepsie); b) *rhythmische Zuckungen* in einzelnen Muskelgebieten, welche in regelmäßigem Tempo erfolgen, z. B. nach Gehirnschlag; c) *Zitterbewegungen*, wie sie bei chronischem *Alkoholismus* (s. Trunksucht), bei der Paralysis agitans vorkommen (s. Lähmung); d) *einzelne Zuckungen*, welche vom Rückenmark ausgehen; e) *fibrilläre Muskelzuckungen*, welche keine Bewegungen auslösen, sondern nur in kleinen Gruppen von Muskelfasern sich abspielen und in atrophierenden Muskeln beobachtet werden; f) *choreatische Bewegungen* (s. Veitstanz); g) *athetose* (»gesetzlose«) *Bewegungen*, d. h. langsam ablaufende, meist an den Händen vorkommende Spreizungen mit nachfolgendem krampfartigen Zusammen- oder Übereinanderlegen der Finger, welche bei Rückenmarksschwindsucht, aber auch zuweilen bei Kindern neben einseitigen Lähmungen vorkommen; h) *Zwangsbewegungen*, welche sich als *Lachkrämpfe*, Schreikrämpfe, Weinkrämpfe, in Fällen schwerer Erkrankungen oder Verletzungen der Gehirnrinde auch in drehenden, wälzenden, überschlagenden Bewegungen des ganzen Körpers äußern; i) *tonische Krämpfe* (s. Krampf und Wundstarrkrampf); k) *kataleptische Starre*, ein Zustand, bei welchem die Muskeln nicht dem Willen unterliegen und in der Stellung, in die sie durch einen andern gebracht werden, verharren. 5) *Störungen der Koordination* der Bewegungen (Ataxie), wobei die Muskeln zwar ihre volle Kraft noch besitzen, aber ihr harmonisches Zusammenwirken gestört ist. Die Ataxie wird besonders bei Krankheiten des Kleinhirns und der Rückenmarksschwindsucht beobachtet. 6) *Störungen der Reflexerregbarkeit*, welche im Verschwinden der Reflexerscheinungen sich äußert, so daß z. B. beim Kitzeln der Fußsohlen, Stechen mit einer Nadel keine reflektorischen Bewegungen erfolgen, wie man es bei Lähmungen des Rückenmarks an Haut und Sehnen (Sehnenreflexe, s. Kniephänomen) antrifft. 7) Als *vasomotorische* oder *trophische Neurosen* faßt man eine Gruppe von N. zusammen, welche in ihrem Wesen noch wenig bekannt sind, wahrscheinlich aber in besonders naher Beziehung zum sympathischen Nervengeflecht stehen. Hierin gehört die *Migräne* (s. d.), ferner die erst in letzter Zeit näher beobachtete einseitige *Gesichtsatrophie* (Hemiatrophia facialis) und die *Basedowsche Krankheit* (s. d.). Die Bezeichnung *Neurose* ist für alle N. im Gebrauch, vor allem für solche N., bei denen keine anatomischen Veränderungen nachgewiesen werden können, welche wir demnach als funktionelle N. anzusehen pflegen (s. Nervenentzündung). Andre unterscheiden die Neurosen nur als *lokalisierte*, bei denen nur ein einzelnes Nervengebiet affiziert ist, wie wir dies bei den Beschäftigungsneurosen sehen, also z. B. beim Schreibkrampf, und als *allgemeine*, bei denen das ganze Nervensystem mitleidet, wie bei der Neurasthenie, der Hysterie u. a. Hierzu tritt die *allgemeine traumatische*, d. h. durch Verletzung und zwar meist nach heftiger Erschütterung des Zentralnervensystems entstehende *Neurose* Strümpells, als deren Typus der als Railway spine bestehende Symptomenkomplex anzusehen ist. Vgl. *Romberg*, Lehrbuch der N. (3. Aufl., Berl. 1857); *Pierson*, Kompendium der Krankheiten des Nervensystems (Leipz. 1876); *Erb*, Handbuch der Krankheiten des Nervensystems (2. Aufl., das. 1876); *Strümpell*, Krankheiten des Nervensystems (8. Aufl., das. 1894); *Gowers*, Handbuch der N. (deutsch von Grube, Bonn 1892, 3 Bde.); »Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde« (hrsg. von Erb, Strümpel u. a., Leipz. 1891 ff.).

Nervenkristall, s. Menthol.

Nervenlähmung, s. Nervenkrankheiten.

Nervenmark, s. Nerven.

Nervenmittel (Nervina), Arzneimittel, welche vorzugsweise auf das gesamte Nervensystem oder einzelne Teile desselben wirken und zwar reizend, eine gesteigerte Thätigkeit hervorrufend, wie Wein und andre Spirituosen, Ätherarten, ätherische Öle ꝛc., oder herabstimmend, beruhigend, lähmend, betäubend, wie namentlich die narkotischen, betäubenden Mittel, oder umstimmend, die Ernährung und die Thätigkeit des Nervensystems abändernd, wie die giftigen Metallsalze. Die N. lassen sich in dieser Weise nicht streng klassifizieren. Viele betäubende Mittel (wie das Opium) wirken in geringen Mengen stark aufregend, die Reizmittel (wie Wein, Äther, Kampfer) wirken in großen Dosen betäubend, und manche Metallgifte (wie Blei, Arsen, Kupfer) wirken lähmend. Gewisse Stoffe, wie das Curarin, die sogen. Nervengifte, wirken in sehr geringen Dosen lähmend und tötend auf die Nerven, ohne andre Organe zu beeinträchtigen.

Nervennaht, s. Naht.

Nervenplastik, Wiederherstellung verloren gegangener Nerventeile zur Wiedervereinigung der Stümpfe eines getrennten Nervs. Man bildet durch teilweises Abpräparieren von den beiden Stümpfen des Nervs Läppchen, schlägt das eine nach oben, das andre nach unten und vereinigt die freien Enden beider durch Naht. Auch hat man, z. B. am Oberarm, einen Teil des Oberarmknochens durch Resektion entfernt, die Knochenenden mit Silberdraht vernäht, dann auch die jetzt nach Verkürzung des Armes aneinander zu bringenden Nervenenden nach voraufgegangener Anfrischung ebenfalls durch Naht vereinigt und so aus einem total gelähmten unbrauchbaren Arm einen zwar etwas verkürzten, aber völlig brauchbaren Arm geschaffen. Gluck verbindet auseinanderliegende Nervenstümpfe mittels aseptischer Fremdkörper (dekalzinierte Knochenröhren, Catgut ꝛc.) und glaubt beobachtet zu haben, daß an diesen Fremdkörpern von den Stümpfen aus neue Fasern sich emporranken, sich entgegenwachsen und nach Monaten die Leitung wiederherstellen.

Nervenschmerz (Neuralgie) im Gegensatz zu Schmerzen überhaupt, die ja alle durch Nerven vermittelt werden, eine solche Schmerzhaftigkeit, bei welcher anatomische Veränderungen oder nachweisbare Erkrankungen am Nerv nicht vorhanden sind. Am häufigsten werden vom N. die Empfindungsnerven des Gesichts (s. Migräne), der Augenbrauen- u. Stirn- oder Schläfengegend befallen (s. Gesichtsschmerz), nächstdem die Beinnerven (s. Hüftweh), aber auch an allen übrigen Empfindungsnerven wird zuweilen N. beobachtet. Unter den Ursachen der eigentlichen Neuralgie ist Erkältung am häufigsten. Seltener entsteht N. infolge von Überanstrengung, noch seltener infolge von Vergiftungen durch Quecksilber, Blei, Kupfer, durch Sumpffieber, oft ist die Entstehung unbekannt. Bei den meisten Neuralgien kann man zwei Arten des Schmerzes unterscheiden, nämlich einen anhaltenden, durch Druck vermehrten, auf umschriebene Punkte einer Nervenbahn beschränkten, nicht sehr heftigen, aber lästigen Schmerz und einen in Anfällen auftretenden, von jenen Punkten nach dem Verlauf des Nervs ausstrahlenden, überaus quälenden und fast unerträglichen Schmerz. Die Kranken geben gewöhnlich an, daß der Schmerz nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe sitze; gewöhnlich sind mehrere Zweige eines Nervenstammes, aber nur selten alle Zweige eines Nervs an der Affektion beteiligt. Nicht selten breitet sich der N. von einem Nerv auf einen andern aus, welcher nicht denselben Ursprung hat. Manchmal werden im Verbreitungsbezirk des von dem N. heimgesuchten Nervs Unregelmäßigkeiten der Blutverteilung sowie der Sekretion und der Ernährung beobachtet, ohne daß es bekannt wäre, wie die krankhafte Erregung der sensibeln Nerven sich auf die Gefäßnerven überträgt. Im Beginn neuralgischer Anfälle bemerkt man bisweilen, daß die Haut bleich wird, noch häufiger auf der Höhe der Anfälle, daß sie sich rötet, daß die Absonderung der Nasenschleimhaut, die Thränen- und Speichelsekretion vermehrt wird. Bei manchen Neuralgien, namentlich denjenigen der Zwischenrippennerven, entwickeln sich im Verbreitungsbezirk der kranken Nerven eigentümliche Ausschläge (Herpes zoster). Der Verlauf der Neuralgien ist bis auf diejenigen Formen, welche unter dem Einfluß der Malaria entstehen, ein chronischer. Dabei ist er fast niemals gleichmäßig, sondern es wechseln Verschlimmerungen und Nachlässe der Krankheit ab. Zuzeiten wiederholen sich die Schmerzanfälle häufiger und erreichen eine bedeutendere Höhe, zu andern Zeiten kehren sie seltener wieder und sind weniger heftig. Bei den durch Malaria bedingten Neuralgien (larvierte Wechselfieber) kehren die Schmerzanfälle zur regelmäßigen Stunde wieder. Die Dauer des Schmerzes kann sich auf Jahre erstrecken, doch wird eine direkte Gefahr für das Leben durch den N. allein nicht gegeben; nur kann dauernde Schlaflosigkeit, durch den N. hervorgebracht, zur Entkräftung führen. Die Behandlung ist ableitend durch Blasenpflaster, Veratrinsalbe, Schröpfköpfe ꝛc. oder allgemein bei rheumatischem N., wo römische Bäder, Schwitzkuren, Knetkuren empfehlenswert sind; bei Malaria hilft Chinin, gegen die Schmerzen nach Vergiftungen Opium, später Schwefelbäder. Zur Betäubung wirkt vorzüglich das Morphium. Zur dauernden Heilung wendet man neuerlich die Nervendehnung (s. d.) an. Schmerzen, welche durch erkennbare Krankheiten des Nervs oder Geschwülste und fremde Körper oder Druck innerhalb enger Knochenkanäle hervorgerufen werden, sind dem N. sehr ähnlich, sie erfordern örtliche Behandlung, besonders Entfernung der den Druck ausübenden Geschwulst oder dergl. durch Operation.

Nervenschwäche (lat. Nervosität, griech. Neurasthenie), eine in unserm Jahrhundert immer häufiger werdende Störung des gesamten Nervensystems, d. h. des Gehirns, des Rückenmarks, des peripherischen und sympathischen Nervensystems. In diesem weitesten Sinne gefaßt, sind es die »Nerven«, welche bei den erhöhten Ansprüchen an die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit der vornehmen Gesellschaftsklassen angegriffen werden und namentlich zartere Frauen nötigen, nach den Strapazen einer gesellig bewegten Wintersaison für ihre Reizbarkeit, Schwindelanfälle, Kopfschmerzen, reißenden Schmerzen in Armen oder Gesicht, Herzklopfen, Abgeschlagenheit und Unfähigkeit zu körperlichen Anstrengungen einen Arzt zu befragen oder auf eigne Verordnung an einem ruhigen Ort im Walde oder an der See Erholung zu suchen. Ähnlich ergeht es auch den jungen Lebemännern, welche zu viel geschwelgt und zu wenig geschlafen haben; ähnlich aber auch zahllosen Männern, denen eine schwere Berufspflicht, eine angespannte Geistesarbeit, ein rastloser Kampf ums Dasein mehr zugemutet hat, als Körper und Geist auf die Dauer ohne Schaden ertragen können. Ganz irrig ist aber die vielverbreitete Annahme, daß die N. nur ein Leiden der begüterten und gebildeten Klassen sei, denn Not und Sorgen, Entbehrung der notwendigen Nahrung

bei harter körperlicher Arbeit, Überreizung durch Alkohol und Tabak, Kummer und Niedergeschlagenheit führen zu der gleichen Anomalie des Nervensystems. Die N. ist eine Funktionsstörung, keine eigentliche Krankheit; sie besteht, ohne daß man im Gehirn oder in den Nerven eine Entzündung oder sonstige anatomische Veränderung nachweisen kann, wie es bei den echten Nervenkrankheiten (s. d.) der Fall ist. Dennoch ist die Unterscheidung oft ganz außerordentlich schwer, manche Fälle von nervösem Zittern sind z. B. leicht mit dem Zittern beim Beginn von Gehirnlähmungen zu verwechseln, manche Klagen über gestörte Verdauung sind den Erscheinungen bei Magen- u. Darmkrankheiten so ähnlich, daß nur die sorgfältigste Untersuchung eines erfahrenen Arztes hier die Grenzen ziehen kann. Auch sich allmählich und anfangs oft unmerklich entwickelnde konstitutionelle Krankheiten mit chronischem Verlauf, wie z. B. die Zuckerkrankheit, sind schon eine Zeitlang mit N. verwechselt worden. Allmählich hat sich in der Lehre der Nervenkrankheiten der Name **Neurasthenie** eingebürgert für einen Symptomenkomplex, welcher bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen bei scheinbar schwerem Leiden innerer Organe doch dadurch ausgezeichnet ist, daß diese Leiden nicht auf wirklichen anatomisch nachweisbaren Veränderungen beruhen, sondern auf Ernährungsstörungen des Nervensystems, woraus dann als wichtigste Schlußfolgerung hervorgeht, daß alle jene verschiedenartigen Klagen lediglich durch eine geeignete Behandlung der N. verschwinden können. Diese Neurasthenie im engern Sinne ist vorwiegend beim männlichen Geschlecht zu beobachten, obwohl auch Frauen, welche den gleichen Schädlichkeiten ausgesetzt sind, davon befallen werden; im allgemeinen leiden dagegen Frauen mehr an jenem, gleichfalls auf N. zu beziehenden Komplex von Erscheinungen, welche die Neuropathologie als **Hysterie** (s. d.) zu bezeichnen pflegt. Die Ursache der Neurasthenie ist außer der erwähnten Überanstrengung ausschweifender Lebenswandel, zuweilen schließt sich der Prozeß an schwere Krankheiten, namentlich Unterleibstyphus, an, zuweilen führen gewaltsame Kuren, welche zur schnellen Entfettung eingeschlagen werden, jenen Schwächezustand herbei, zuweilen forcierte Schwitz-, Trink-, Hunger- oder Kaltwasserkuren, welche zu den modernen »Heilmitteln« gehören und welche sehr zum Schaden der Patienten oft ohne ärztliche Vorschrift und Überwachung auf eigne Hand unternommen und durchgeführt werden. Vorzugsweise betroffen werden die geistig arbeitenden Klassen und naturgemäß in höherm Maße in dem lebhaften Treiben der großen Städte als auf dem Land; Beamte, Offiziere, Ärzte, Gelehrte und Künstler stellen das größte Kontingent. Bei der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Symptome sei hier an einem Beispiel dargethan, wie bei einem ehrgeizigen Mann die N. aus Überanstrengung sich zu entwickeln pflegt: Im besten Mannesalter stehend, bisher gesund und kräftig, hat er 10 Stunden und darüber angestrengt arbeiten können, ohne an Frische dabei einzubüßen. Unter dem Einfluß einer Gemütsaufregung fühlt er sich plötzlich bei der Arbeit unruhig und zerstreut, zeitweise schwinden die Gedanken, indessen rafft er sie zusammen und arbeitet weiter, bis er wiederum von Aufregung und Angstgefühl befallen wird. Anfangs wird der Schwächezustand gewaltsam überwunden, allmählich versagen die Kräfte, es tritt Unfähigkeit zur Arbeit ein, die Zeit wird mit Grübeln über den krankhaften Zustand ausgefüllt, es stellt sich ein Gefühl von Druck im Kopf ein, welches den Kränkelnden zwingt, sich in den stillsten Winkel seiner Wohnung zurückzuziehen. Dabei wird er leicht erregbar, schreckhaft über jedes Geräusch (**nervöse Hyperakusie**), der Schlaf ist unruhig, gleicht mehr einem unerquicklichen Halbschlummer. Am Morgen erwacht er wieder, es gelingt ihm nicht, Zeitung oder Bücher zu lesen (**nervöse Asthenopie**), er leidet an nervösem Herzklopfen, fühlt sich beängstigt, die Brust zusammengeschnürt. Der Appetit fehlt, die Zunge wird belegt, gegen Speisen stellt sich Widerwillen ein, nach dem Essen folgt Übelkeit und Aufstoßen, Magenschmerzen (**nervöse Kardialgie**) und Stuhlverstopfung (**spastische Obstipation**). Die Gemütsverstimmung kann sich zur Hypochondrie und zu voller Schwermut steigern. Alle diese Symptome hängen vom Gehirn ab (**cerebrale Neurasthenie**). Das Herzklopfen, Blutwallungen und rasch folgende Blässe, übertriebene oder fehlende Schweiß- und Speichelsekretion deuten auf Störungen im sympathischen Nervengeflecht hin. Daran schließt sich zuweilen als drittes Glied eine Reihe von krankhaften Störungen des Rückenmarks (**spinale Neurasthenie**), schnelles Ermüden von Arm und Beinen, Zittern der Hände beim Ausstrecken mit gespreizten Fingern (tremor), krampfartige Muskelzuckungen und ein Gefühl von unaufhörlichen oder zeitweise aussetzenden flatternden Bewegungen. Störungen der Empfindung äußern sich in Taubsein, Eingeschlafensein oder Ameisenlaufen, besonders in den Füßen, Schmerzen in der Wirbelsäule, welche im Verlauf der Nerven auf die Extremitäten ausstrahlen. Zuweilen ist die sexuelle Erregbarkeit gesteigert (Satyriasis), zuweilen erloschen (Azoospermie), namentlich bei bestehenden chronischen Krankheiten dieser Sphäre.

Die **Behandlung** erfordert die größte Umsicht eines Nervenarztes, welche sich in jedem Fall zunächst auf die Beseitigung etwa vorhandener Organleiden, alsdann aber auf die N. als solche richten muß. Vor allem bedarf es eines tröstenden, den Kranken ermutigenden Zuspruchs. Es muß für einen geeigneten Aufenthalt in reiner Wald-, Gebirgs- oder Seeluft gesorgt werden; unter Umständen sind Bäder, Kaltwasserkuren, Massage mit elektrischer Reizung der Nerven, nervenstärkende Mittel, Bromkalium, Chinin, Eisen am Platz. Die Ernährung muß geregelt werden, und unter allen Umständen muß für die Zukunft den Schädlichkeiten, welche die N. hervorgebracht haben, vorgebeugt werden. Die Heilung ist gewöhnlich langsam, aber bei rationeller Behandlung und gutem Willen des Kranken oft von vollkommenem Erfolg. Vgl. **Beard**, Die N., Neurasthenie (deutsch, 3. Aufl., Leipz. 1889); Derselbe, Die sexuelle Neurasthenie (mit Rockwell; deutsch, 2. Aufl., Wien 1890); **Möbius**, Die Nervosität (2. Aufl., Leipz. 1885); v. **Krafft-Ebing**, über gesunde und kranke Nerven (3. Aufl., Tübing. 1886); Derselbe, Nervosität und neurasthenische Zustände (in Nothnagels »Pathologie und Therapie«, Wien 1895); v. **Ziemssen**, Die Neurasthenie (Leipz. 1887); **Erb**, über die wachsende Nervosität unsrer Zeit (Heidelb. 1893); **Kräpelin**, Über geistige Arbeit (Jena 1894); **K. F. Müller**, Handbuch der Neurasthenie (mit andern, Leipz. 1893 ff.); **Löwenfeld**, Pathologie und Therapie der Neurasthenie und Hysterie (Wiesb. 1893, 2 Bde.). Vgl. Nervenkrankheiten.

Nervensystem, die Gesamtheit aller Organe der Empfindung im tierischen Körper. Ursprünglich wohnt einer jeden Zelle die Fähigkeit, die äußern Reize zu empfinden und sich demgemäß zu bewegen, also zu-

sammenzuziehen, auszudehnen etc., inne; daher ist auch bei den niedersten Tieren ein gesondertes N. noch nicht vorhanden. Bei Zusammensetzung des Körpers jedoch aus mehreren Schichten, wie sie bei weitaus den meisten Tieren stattfindet, beschränkt sich die Empfindlichkeit mehr und mehr auf die äußerste Schicht, die Haut, welcher daher auch das N. angehört. In der einfachsten Form, welche das N. einnimmt (vgl. Haut), besteht es aus Hautzellen, welche entweder einzeln oder zu Gruppen angeordnet sich vor den übrigen Hautzellen durch größere Reizbarkeit auszeichnen und unter sich mittels feiner Ausläufer in Verbindung stehen. So z. B. noch bei Quallen und Seerosen. Bei den übrigen Tieren jedoch hat sich das N. mehr oder weniger von der Haut in das schützende Innere des Körpers zurückgezogen und steht mit der Oberfläche meist nur noch an einigen Stellen (den Sinneswerkzeugen, s. d.) in Verbindung. Doch zeigt sich während der Entwickelung jedes höhern Tieres aus dem Ei, wie das gesamte N. auch hier aus einem Teile der Haut hervorgeht und sich erst später in die Tiefe des Körpers versenkt. — Man unterscheidet am N. in seiner vollkommenen Ausbildung zwei Teile: den zentralen und den peripherischen. Ersterer ist vorzugsweise aus sogen. Ganglienzellen (s. Ganglien) zusammengesetzt, letzterer besteht meist aus Nervenfasern (s. Nerven) und verbindet die Zentralorgane mit den Sinnesorganen in der Haut oder mit den Muskeln etc. Ferner läßt sich nach einer andern Richtung hin das N. einteilen in das animale zur Besorgung der bewußten Empfindungen und willkürlichen Bewegungen, und in das vegetative für die Vorgänge der Ernährung, Absonderung etc. sowie für die damit verbundenen unwillkürlichen Bewegungen. Im Zentralteil des animalen Systems treten bei den meisten Tieren die Ganglienzellen zu Gruppen, den sogen. Ganglien (Nervenknoten), zusammen, die unter sich durch Bündel von Nervenfasern (Kommissuren) verbunden sind und die peripherischen Nerven von sich ausstrahlen lassen. Die gegliederten Tiere haben ursprünglich in jedem Abschnitt des Körpers zwei Ganglien nebeneinander, so daß mittels der Längs- und Querkommissuren eine Art von Strickleiter entsteht. Meist jedoch sind die beiden nebeneinander, vielfach auch mehrere hintereinander gelegene Ganglien zu einer Masse verschmolzen; namentlich ist dies im Kopfe der Fall. Man nennt dann den Kopfteil des Nervensystems das Gehirn (s. d.), den Rest je nach seiner Lagerung im Körper Bauchmark (bei Würmern und Gliederfüßern) oder Rückenmark (bei Wirbeltieren). Bei letztern bilden Gehirn- und Rückenmark das animale N. und heißen auch wohl Cerebrospinalsystem; über das vegetative, organische oder sympathische System s. Sympathikus. Ganglienzellen u. Nervenfasern faßt man auch unter dem Namen Nervengewebe zusammen und stellt dieses dem Haut-, Muskel- etc. Gewebe gegenüber. Über den Verlauf der Nerven beim Menschen s. Tafel »Nerven I u. II«.

Nervenzellen, s. Ganglien.

Nervi, Stadt in der ital. Provinz Genua, 10 km östlich von Genua an der Meeresküste und an der Eisenbahn Genua-Pisa, reizend gelegen, besuchter Winterkurort (gleichmäßige Temperatur, ziemlich hohe Feuchtigkeit, reichliche Ventilation, mittlere Temperatur im Winter 11°), hat schöne Villen, Teigwarenfabrikation und (1881) 2887 (als Gemeinde 5486) Einw. Vgl. Thilenius, N. und sein Klima (Wien 1874); Frühauf, Die klimatischen Winterkurorte Pegli, Arenzano und N. (2. Aufl., Leipz. 1886); Schetelig, N. und seine Umgebungen (Frankf. 1890).

Nervier, kelt. Volk in Gallia belgica, zu beiden Seiten des Sabis (Sambre) wohnhaft, tapfer und kriegerisch und vor Cäsars Zeit so mächtig, daß es 50,000 Mann ins Feld stellen konnte, wurde in einem verzweifelten Kampf bei Maubeuge 57 v. Chr. von Cäsar fast ganz vernichtet. Es besaß nur kleinere Ortschaften, von denen Bagacum (Bavay) die bedeutendste war. S. Karte »Germanien«.

Nervīna (neulat.), s. Nervenmittel.

Nervös (franz. nerveux), eigentlich nervig, kraftvoll; dann die Nerven betreffend; jetzt meist soviel wie mit Nervenschwäche (s. d.) behaftet.

Nervöse Fieber und Krankheiten, ältere Bezeichnung derjenigen Affektionen, bei welchen nervöse Symptome für gewöhnlich oder in dem einzelnen konkreten Fall in den Vordergrund treten. Dergleichen Symptome kommen aber bei allen schweren fieberhaften Krankheiten, vorzugsweise bei Typhus, Pocken, Scharlach, Kindbettfieber etc., sehr häufig vor, und sie können ebensowohl in einer Erhöhung wie in einer Verminderung der verschiedenen Arten der Gehirnthätigkeit bestehen. Selten läßt sich eine pathologische anatomische Veränderung des Gehirns als Ursache der nervösen Symptome ermitteln. Der anatomisch festzustellende Sitz der Hauptkrankheit kann dabei in allen möglichen andern Organen sein. Zu den nervösen Symptomen gehören die Delirien, Schwerbesinnlichkeit, Schlafsucht, Sinnestäuschungen, unwillkürliche Muskelbewegungen verschiedener Art, schwere Krämpfe, Doppelbewußtsein, Sehnenhüpfen, lallende Sprache, schwerbewegliche Zunge, Zusammensinken und Herabrutschen des Körpers im Bett, Untersichgehenlassen von Stuhl und Urin. Außer bei fieberhaften örtlichen wie allgemeinen Krankheiten kommen die genannten nervösen Symptome auch noch bei den verschiedensten Krankheiten des Gehirns und der Hirnhäute vor. Im allgemeinen ist das Auftreten der nervösen Symptome diagnostisch oft ohne Wert, prognostisch dagegen von großer und meist von schlimmer Vorbedeutung.

Nervosität (franz.), s. Nervenschwäche.

Nervus (lat.), der Nerv; in der botanischen Terminologie die meist äußerlich sichtbaren, festern Stränge, welche die Blattmasse durchziehen (s. Blatt, S. 54). N. probandi, der Hauptbeweisgrund; N. rerum, der »Nerv der Dinge«, die Hauptsache, d. h. das Geld.

Nerz, soviel wie Nörz.

Nes (Näs, skandinav.), Landenge, Landzunge.

Neschawa (poln. Nieszawa), Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Warschau, links an der Weichsel und der Eisenbahn Skierniewice-Alexandrow, hat ein Zollamt, bedeutenden Getreidehandel und (1889) 2984 Einw.

Neschi (eigentlich »Kopierschrift«) heißt der gewöhnliche arabische Kursivduktus, der sich schon im 1. Jahrh. der Hedschra neben der Kufischen Schrift (s. d.) entwickelt und bis heute vorzugsweise im Gebrauch erhalten hat.

Nescias, quod scis, si sapis, lat. Sprichwort: »Wisse nicht, was du weißt, wenn du klug bist«, d. h. plaudere nichts aus.

Nescio (lat.), ich weiß nicht; Neszienz (nescientia), das Nichtwissen, Unwissenheit.

Neser (hebr.), s. Diadem.

Neshin, Stadt, s. Njeshin.

Nesle (spr. näl'), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Péronne, an der Nordbahn, hat eine roma-

nische Kirche mit Krypte, Zuckerfabrik und (1891) 2339 Einw.; wurde 1472 von den Burgundern erstürmt, worauf Karl der Kühne die ganze Besatzung hinrichten und die Stadt niederbrennen ließ.

Nesologie (griech.), Insellehre, Teil der physikalischen Geographie.

Nespel, s. Mespilus.

Nesper, Joseph, Schauspieler, geb. 2. Juli 1844 in Wien, betrat zuerst 1867 als Kosinsky in den »Räubern« die Bühne, wurde 1868 an das Theater an der Wien engagiert und war dann an den Stadttheatern in Leipzig, Mannheim, Krefeld, Aachen, Köln und Bremen thätig, bis er 1874 in den Verband der Meininger Hofbühne eintrat, dem er bis 1884 angehörte. In diesem Jahre siedelte er an das Königliche Schauspielhaus in Berlin über, wo er das Fach der Heldenväter und Charakterdarsteller vertritt. Wallenstein, Wilhelm Tell, Othello, Saladin sind seine Hauptrollen, in frühern Jahren Fiesco, Essex und Egmont.

Ness, in brit. Lokalnamen soviel wie Landspitze.

Neß, Fluß im nördlichen Schottland, fließt durch den 35 km langen, 241 m tiefen, durch den Caledoniakanal mit dem Moray Firth und dem Loch Oich verbundenen gleichnamigen See (Loch N.) und mündet bei Inverneß in den Moray Firth.

Nessa, Insel, s. Nesserland.

Nesse, Fluß in Thüringen, entspringt nordwestlich von Erfurt bei Alach, durchfließt das Herzogtum Gotha und einen Teil des weimarischen Kreises Eisenach und mündet bei Eisenach rechts in die Hörsel.

Nessel, Pflanzengattung, s. Urtica.

Nesselausschlag, s. Nesselsucht.

Nesselfaden, der nesselnde (ein Gefühl der Berührung von Nessel erzeugende) Faden der Cölenteraten (s. d.).

Nesselfalter (kleiner Fuchs), s. Eckflügler.

Nesselfaser, die aus der großen Nessel gewonnene Spinnfaser, aus welcher das Nesselgarn und Nesseltuch (s. d.) dargestellt wird.

Nesselfieber, **-Friesel**, **-Mal**, s. Nesselsucht.

Nesselorgane, s. Cölenteraten.

Nesselpflanzen, s. Urtikaceen.

Nesselquallen, soviel wie Akalephen.

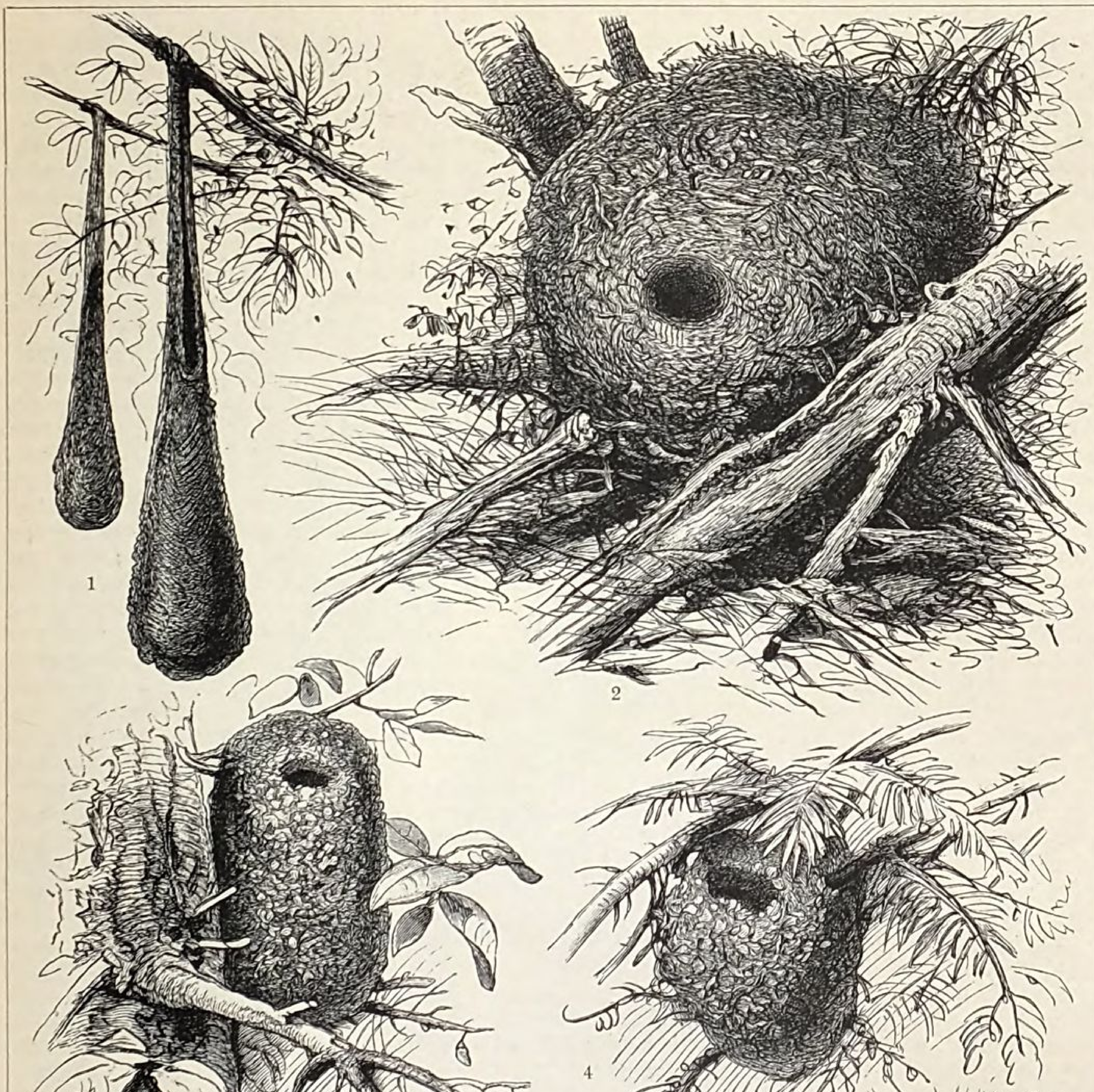
Nesselrode, eine Eiscreme aus Rahm, Eidotter, Zucker, Maronenpüree, Zitronat und Rosinen.

Nesselrode, niederrhein. Adelsgeschlecht, das schon im 10. Jahrh. erwähnt wird, und dessen Stammhaus Nesselroth an der Wupper bei Solingen liegt. Die ältere Linie N.-Landskron, welche 1710 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, ist erloschen; die jüngere, N.-Ereshoven, erhielt 1705 die Reichsgrafenwürde; jetziges Haupt dieser Linie ist Graf Maximilian Bertram von N., geb. 20. Dez. 1817, ehemals Oberhofmeister der Kaiserin Augusta und Mitglied des Herrenhauses. Ein Zweig derselben kam um 1740 nach Rußland, und der berühmteste Sprößling derselben ist Karl Robert, Graf von N., einer der bedeutendsten Diplomaten der Neuzeit, geb. 14. Dez. 1780 in Lissabon, wo sein Vater Max Julius Wilhelm Franz, Graf von N. (geb. 24. Okt. 1728, gest. 8. März 1810 in Frankfurt), damals russischer Gesandter war, gest. 23. März 1862 in Petersburg. Er erhielt seine Bildung zu Berlin, widmete sich frühzeitig der diplomatischen Laufbahn und war zuerst 1802 bei der russischen Gesandtschaft in Berlin, dann bei der in Stuttgart, 1805—1806 als Legationssekretär und Chargé d'affaires im Haag, 1807 als Gesandtschaftsrat in Paris thätig. In dem Kriege Rußlands gegen Frankreich 1813—14 schloß er viele Verträge ab und entwarf fast alle damals von den verbündeten Mächten erlassenen Noten und Erklärungen, auch den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814. Auf dem Kongreß zu Wien war er einer der einflußreichsten Bevollmächtigten. Am 9. Aug. 1816 wurde er von Alexander zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und verwaltete dies Amt 40 Jahre lang mit großem Geschick. Als einer der eifrigsten Verfechter der Heiligen Allianz begleitete er den Kaiser Alexander I. auf die Kongresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Auch unter Kaiser Nikolaus, der ihm 1826 bedeutende Besitzungen im südlichen und westlichen Rußland verlieh, zeigte er sich als bewährten Staatsmann. N. war erst Vizekanzler, dann Kanzler des russischen Reiches. Nachdem er noch den Pariser Frieden 20. März 1856 unterzeichnet, nahm er 15. April d. J. seinen Abschied. Vgl. »Selbstbiographie des Reichskanzlers Grafen N.« (deutsch, Berl. 1866); »Correspondance diplomatique du comte Pozzo di Borgo et du comte de N. 1814—18« (hrsg. von Graf Karl Pozzo di Borgo, Par. 1890).

Nesselseide, s. Cuscuta.

Nesselsucht (Nesselausschlag, Urticaria), Hautkrankheit, bei welcher sich flache, unregelmäßige, mehr breite als hohe, sich etwas derb anfühlende Anschwellungen der Haut ohne Abstoßung der Epidermis bilden. Diese Anschwellungen (Quaddeln, Nesselmäler) sind von rosenrotem oder weißem Ansehen, mit blaßrotem Hof umgeben und entstehen durch eine entzündliche, wässerige Ausschwitzung in das Lederhautgewebe (Ödem). Die Quaddeln stehen bald vereinzelt, bald so nahe bei einander, daß sie zum Teil zusammenfließen; bald ist die Dauer einer Quaddel eine sehr kurze, bald hält sie sich eine längere Zeit hindurch. Bisweilen sind die Quaddeln mit roten Knötchen, den geschwollenen Hautbälgen, besetzt (Nesselfriesel). Nach den Ursachen unterscheidet man 1) die Form, welche durch äußere Schädlichkeiten, durch direkte Reizung der Haut hervorgerufen wird, wie bei der Berührung der Haut mit Brennesseln, mit den Blättern von Rhus Toxicodendron, mit den Haaren mancher Raupen, mit Flöhen, Wanzen, Läusen, Mücken etc.; 2) die symptomatische Form, als Reflex eines von einem andern Organ ausgehenden Nervenreizes, am häufigsten vom Verdauungskanal aus. Sie tritt bei manchen Individuen auf, unmittelbar nachdem sie Erdbeeren, Krebse, Muscheln, Pilze, Käse genossen haben, oder nach manchen Medikamenten, wie nach Kopaivabalsam, Terpentin, Chinin. Es ist völlig rätselhaft, weshalb die genannten Nahrungsmittel nur bei sehr wenigen Menschen und bei diesen gewöhnlich jedesmal N. hervorrufen (Idiosynkrasie). 3) Die fieberhafte N. (Nesselfieber, Febris urticata) ist eine mit heftigem Fieber und Verdauungsstörungen verbundene Form, deren Ursachen unbekannt sind. Endlich tritt 4) N. in Begleitung fieberhafter Krankheiten (Wechselfieber, Scharlach, Masern) zuweilen auf. Die N. ist stets mit lästigem Jucken der Haut verbunden, und dieses Jucken wie die Quaddeln sind die einzigen Symptome der N., mit Ausnahme der fieberhaften N. Die Dauer der Krankheit ist meist auf einen oder wenige Tage beschränkt, doch macht sie nicht selten Rückfälle. Zuweilen tritt der Nesselausschlag viele Wochen, Monate und Jahre hindurch in immer neuen Nachschüben auf (U. recidiva s. chronica s. Urticatio). Das die fieberhafte N. begleitende und dieselbe zuweilen einleitende Fieber kann einen hohen Grad erreichen, auch können

Nester I.



1. Schapu (Cassicus cristatus). $^1/_{16}$. (Art. *Beutelstar.*) — 2. Schattenvogel (Scopus umbretta). $^1/_{30}$. (Art. *Schattenvogel.*) — 3. Schwanzmeise (Acredula caudata). $^1/_5$. (Art. *Meisen.*) — 4. Goldhähnchen (Regulus cristatus). $^1/_3$. (Art. *Goldhähnchen.*) — 5. Kragenvogel (Chlamydodera maculata). $^1/_{10}$. (Art. *Kragenvogel.*) — 6. Wasserhuhn (Fulica atra). $^1/_{10}$. (Art. *Wasserhuhn.*)

Nester II.



1. Beutelmeise (Aegithalus pendulinus). 1/6. (Art. *Meisen.*) — 2. Adlerhorst. 1/15. (Art. *Adler.*) — 3. Webervogelnester. 1/20. (Art. *Webervögel.*) — 4. Gartensänger (Hypolais philomela). 1/5. (Art. *Gartensänger.*) — 5. Töpfervogel (Furnarius rufus). 1/4. (Art. *Töpfervogel.*) — 6. Salangane (Collocalia nidifica). 1/3. (Art. *Salangane.*) — 7. Schneidervogel (Orthotomus Bennettii). 1/4. (Art. *Schneidervogel.*)

sich heftiges Erbrechen und häufige Durchfälle hinzugesellen. Indessen verlieren sich Ausschlag, Fieber und die gastrischen Symptome schon nach einigen Tagen, und es folgt schnelle Genesung. Eine eingreifende ärztliche Behandlung der N. ist nicht nötig. Man beschränkt sich darauf, das etwa beeinträchtigte Allgemeinbefinden der Kranken durch diätetische Mittel wiederherzustellen, Verdauungsstörungen zu beseitigen u. den Genuß von Speisen zu untersagen, nach welchem erfahrungsgemäß manche Personen die N. bekommen. — Bei Tieren kommt N. häufig aus verschiedenen Gründen vor. Die Entstehungsursache kann nicht in allen Fällen ermittelt werden. Einwirkung von jäher Abkühlung starker Hitze sowie von Sonnenstrahlen auf die Haut, anderseits gewisse Futtermittel werden vornehmlich N. veranlassen. Bei Pferden und Rindern bilden sich plötzlich große flache Anschwellungen, bisweilen schwillt der ganze Kopf unförmlich an; ebenso rasch und meist ohne besondere Behandlung (spirituöse Einreibungen) verschwindet die N. wieder. Auch der Buchweizenausschlag (s. d.) ist hierher zu rechnen. Dagegen hat das sogen. Nesselfieber des Schweines eine besondere Stellung (s. Rotlauf).

Nesseltiere, s. Cölenteraten.

Nesseltuch, ursprünglich ein aus den Bastfasern der großen Nessel gewebtes leinwandartiges Zeug, welches meist ungebleicht verbraucht wurde; jetzt Benennung der feinen und mittelfeinen locker gewebten Schirtings und Musseline.

Nessenthal, s. Gadmenthal.

Nesserland (Nessa), ostfries. Insel im Dollart, zum preuß. Regbez. Aurich, Stadtkreis Emden, gehörig, vor dem Hafen von Emden, ist der letzte Rest eines im Dollart untergegangenen Landes und mit dem Festland durch einen Damm verbunden.

Nessing, ein in Holland hergestellter Schnupftabak.

Neßler, 1) Julius, Agrikulturchemiker, geb. 6. Juni 1827 in Kehl, erlernte die Pharmazie, studierte in Straßburg, Freiburg und Heidelberg, trat 1856 als Chemiker in die chemische Fabrik von Pauli bei Karlsruhe ein und errichtete 1859 die agrikulturchemische Versuchsstation Karlsruhe, welche später vom Staat übernommen wurde. Er lieferte zahlreiche agrikulturchemische Untersuchungen und beschäftigte sich seit Mitte der 60er Jahre vorzugsweise mit Versuchen u. Untersuchungen über Weinbau, Weinbehandlung und Erkennung von Verfälschungen des Weines. Außer dem bekannten Neßlerschen Reagens auf Ammoniak (Jodkalium-Jodquecksilber mit freiem Kali) und einer Konservierungsflüssigkeit für Pflanzenpräparate (20proz. Weingeist mit 0,1 Proz. saurem schwefligsaurem Kali) findet das Neßlersche Insektengift (Tabakspulver 30 g mit heißem Wasser übergossen und nach einer halben Stunde abfiltriert, dann 40 g Fuselöl, 30 g Seife, 200 ccm Weingeist zugesetzt und mit Wasser auf 1 Lit. verdünnt) häufige Verwendung. Er schrieb: »Der Wein und seine Bestandteile« (2. Aufl., Chemn. 1866); »Der Tabak, seine Bestandteile und seine Behandlung« (Mannh. 1867); »Die Bereitung, Pflege und Untersuchung des Weines« (6. Aufl., Stuttg. 1894); »Die Rebwurzellaus« (das. 1875); »Naturwissenschaftlicher Leitfaden für Landwirte u. Gärtner« (2. Aufl., Berl. 1888).

2) Viktor, Komponist, geb. 28. Jan. 1841 in Baldenheim bei Schlettstadt, gest. 28. Mai 1890 in Straßburg, studierte in Straßburg Theologie und zugleich unter Leitung Th. Sterns Komposition. Der Erfolg seiner Oper »Fleurette« in Straßburg veranlaßte ihn, das theologische Studium aufzugeben und 1864 in Leipzig unter Hauptmanns Leitung seine musikalische Ausbildung zu vollenden. 1868 trat er mit der romantischen Zauberoper »Dornröschens Brautfahrt« hervor, der später die Singspiele: »Am Alexandertag« und »Der Nachtwächter« sowie die Opern: »Irmingard« (1876), »Der Rattenfänger von Hameln« (1879) und »Der Trompeter von Säckingen« (1884) folgten, von denen besonders die letztere großen Beifall gefunden hat. Seine beiden letzten Opern »Otto der Schütz« (1886) und »Die Rose von Straßburg« (1890) fanden dagegen keinen Anklang. Von seinen kleinern Kompositionen sind hervorzuheben die Vokalwerke: »Der Blumen Rache«, »Das Grab im Busento« u. »Gesang zu Pfingsten«. Die letzten Jahre verlebte N. zu Straßburg.

Nessos, Kentaur, welcher von Herakles am Fluß Euenos erlegt wurde; s. Herakles.

Neßwish (poln. Nieswiez), Stadt im russ. Gouv. Minsk, Kreis Sluzk, an der Lipa (Nebenfluß des Niemen), hat eine römisch-kath. Kirche, ein altes Schloß, ein Dominikaner- und ein Benediktinerkloster und (1889) 8658 Einw. (über zwei Drittel Juden). — N. bildete früher ein besonderes Fürstentum und kam 1533 durch Heirat an die Familie Radziwill, welche die Stadt zu ihrer Residenz erwählte und sie befestigte. 1792 wurde N. von den Russen erstürmt.

Nest (hierzu Tafel »Nester I und II«), die von Tieren zum Schutz für die unerwachsene Nachkommenschaft hergerichtete Wohnstätte. Von den höhern Tieren bauen einige Fische, wie der Stichling, und einige Säugetiere, wie das Eichhörnchen, Nester, ganz allgemein aber thun es die Vögel, wenngleich in sehr verschiedener Vollendung. Bei weitem die meisten Vögel bauen einsam, bisweilen aber vereinigen sich Scharen derselben Art, verschiedener Arten, Gattungen oder Familien von gemeinsamer Lebensweise, wie die Schwimmvögel, zu großen Siedelungen, während solche Siedelungen von Landvögeln immer nur eine Art beherbergen (Reiher, Krähen, Wandertauben, Webervögel; Tafel II, Fig. 3). Man unterscheidet Miniervögel, welche in Höhlen, Uferwänden, festem Lehm etc. Löcher für ihr N. graben, wie die Uferschwalbe, der Eisvogel, Pinguin, Bienenfresser u. a.; Erdnister, die meist ein sehr einfaches N. aus kunstlos übereinander gelegten Baumaterialien auf der Erde bauen, wie die Schwäne, Enten, Gänse, Hühner, Kasuare, Strauße, Möwen, Wasserhühner etc. Das Wasserhuhn baut ein schwimmendes N. (Tafel I, Fig. 6). Die Maurer bauen ihr N. aus naß zusammengekneteter Erde, wie die meisten Tagschwalben, der Blauspecht, welcher den Eingang von Baumhöhlen bis auf eine kleine Öffnung mit Schlamm verklebt, Elster, Singdrossel u. a. Der Töpfervogel (Tafel II, Fig. 5) baut sein halbkugeliges, backofenähnliches N. nur aus Erde u. innen mit einer Scheidewand. Zimmerer, welche Höhlen in Bäume meißeln, sind die Spechte, Wendehals, Blau- und Sumpfmeise. Flache Nester, fast ohne Vertiefung, bauen Ringel- und Turteltauben, Reiher, Störche, Kraniche und die Adler, deren Horste (Tafel II, Fig. 2) frei auf Felsen, aber auch auf Bäumen stehen. Korbflechter bauen ihr N. sehr lose und unvollkommen aus dünnen, trocknen Reisern, Binsen, Pflanzenstengeln, wie die Holzhäher, die Rabenvögel, viele Drosseln, Kernbeißer, Dompfaff, Rohrsänger, Gartensänger (Tafel II, Fig. 4), Rohrammer etc., Webervögel benutzen fadenförmiges Material, Binsen, Bast, Grasblätter, Haare, Schafwolle etc. und fertigen daraus ein N., dessen Wandung mehr oder weniger einem Gewebe ähn-

lich sieht. Graukehlchen, weiße Bachstelze, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Goldhähnchen (Tafel I, Fig. 4), Goldammer, Grünfink, Hänfling füttern ihr N. mit eingewebten Haaren, Federn, Wolle aus. Schwanzmeise und Beutelmeise (Tafel I, Fig. 3, und Tafel II, Fig. 1) bauen ein beutel- oder eiförmiges, nur mit einem kleinen Flugloch versehenes N., zierlich zusammengewebt aus den genannten Materialien und ausgekleidet mit Federn, Wolle und Haaren. Zu den geschicktesten Baumeistern gehören die Webervögel und die Beutelstare (Schapu; Tafel I, Fig. 1). *Schneidervögel* nähen mit Hilfe ihres Schnabels, den sie wie eine Nadel benutzen, ihr N. aus Blättern zusammen (Tafel II, Fig. 7). *Filzmacher* verfilzen faseriges Material zu einer gleichmäßigen Wandung, wie der Buchfink, Stieglitz, manche Kolibris ꝛc. Die *Zementierer* sondern aus besondern Drüsen einen klebrigen Stoff ab, der, mit Speichel vermischt, entweder zusammen mit andern Stoffen, oder allein, wie bei der Salangane (Tafel II, Fig. 6), zum Nestbau benutzt wird. Die *Dombauer* bauen bedeckte, seitlich mit einem Flugloch versehene Nester, vorzüglich aus Moosen, wie der Zaunkönig, der Fitis, Rotschwänzchen, Goldhähnchen, Wasserstar, Schwanzmeise, Schattenvogel (Tafel I, Fig. 2). Endlich sind noch die *Vergnügungsnester* zu erwähnen, große, laubenartige Gewölbe mit bunten Federn, Knochen, Muscheln geschmückt, die nicht zum Brüten, sondern nur zur vergnüglichen Zusammenkunft der Vögel dienen (Tafel I, Fig. 5). — Nester nennt man auch die selbst gesponnene gemeinsame Wohnung mancher Raupen sowie Behausungen für Eier u. Junge, auch wenn die Alten sich nie darin aufhalten. Derartige Nester verfertigen Spinnen, einige Tausendfüßer u. Insekten. Auch die Gehäuse der Frühlingsfliegen könnte man als Nester bezeichnen. Die wissenschaftliche Nesterkunde heißt *Kaliologie*. Vgl. *Wolf-Harnier*, Gefiederte Baukünstler (Berl. 1896), und Litteratur bei Artikel »Ei«.

Nest, Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Köslin, in hübscher Lage zwischen dem Jamunder See und der Ostsee, hat ein Seebad und 300 Einw.

Neste, wasserreicher Nebenfluß der Garonne im Depart. Oberpyrenäen, s. Gers (Fluß u. Departement).

Nestel, dünner lederner Riemen oder Schnur, am Ende mit einer Art Nadel, Stift oder Beischlag zum Einsenken, Durchstecken oder Einschnüren versehen (auch *Senkel* genannt). Daran knüpft sich der Volksglaube vom *Nestelknüpfen* (Ligatura), der vorgeblichen Kunst, durch allerhand Manipulationen, namentlich Knüpfen von Knoten und Verschlingungen der Finger, allerlei Dinge, die den Fortgang eines Geschäfts, das Mahlen einer Mühle, namentlich aber geschlechtliche Beiwohnung und Entbindung zu verhindern (L. neonymphorum). Es ist ein uralter, weitverbreiteter Aberglaube, der schon im Mythus von Minos und Pasiphaë und von der eifersüchtigen Hera, welche die Geburt des Herakles auf diese Weise zu hindern sucht, vorkommt. In späterer Zeit war hauptsächlich nur von der Behinderung der Ehemänner durch diesen Zauber die Rede. Das Nestelknüpfen wurde schon vor Erlassung des Salischen Gesetzes für ein schweres Verbrechen erachtet und auf dem Konzil zu Regensburg mit der Strafe der Enthauptung bedroht. Über den Ursprung dieses Aberglaubens s. Knotenknüpfen.

Nestelknüpfen, s. Nestel.

Nestelornament, im roman. Baustil angewandte Verzierung in Gestalt schmaler, sich rechtwinkelig kreuzender, verknoteter Bänder (s. nebenstehende Abbild.).

Nester, s. Nest. — In der Geologie Bezeichnung für unregelmäßige, nestartige Erzausscheidungen; vgl. Erzlagerstätten.

Nestflüchter, Nesthocker, s. Vögel und Atzvögel.

Nestlésches Kindermehl, s. Kindermehle.

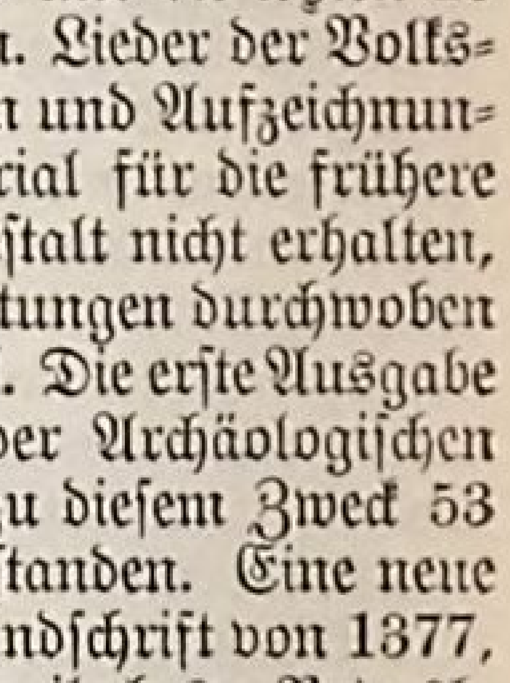
Nestling, junger Vogel, der noch im Nest ist; der nach Ausfliegen der Geschwister zurückbleibende junge Vogel; ein jung aus dem Nest genommener Raubvogel, der zur Beize abgerichtet werden soll.

Neston and Parkgate (spr. nest'n änd pārkgēt), Stadt in Cheshire (England), an der Mündung des Dee, mit Seebädern und (1891) 3577 Einw.

Nestor, s. Papageien.

Nestor, im griech. Mythus Sohn des Neleus und der Chloris, war von allen seinen Geschwistern der einzige, welcher der Vernichtung durch Herakles entging (s. Neleus), weil er damals zu Gerenia in Messenien erzogen wurde. Er ward Fürst von Pylos, nahm teil am Kampf der Lapithen gegen die Kentauren, an der kalydonischen Jagd und am Argonautenzug, besiegte die Arkader, unternahm einen beutereichen Rachezug gegen die Eleer und führte als Greis die Pylier und andre Stämme in 90 Schiffen nach Troja, wo er sich nicht bloß als Held, sondern auch durch weisen Rat und Beredsamkeit auszeichnete. Nach Trojas Fall kehrte er glücklich nach Pylos heim, wo ihn später Telemach besuchte, um von ihm Kunde über seinen Vater zu erhalten. Nach ihm nennt man einen bejahrten erfahrenen Mann, auch das älteste Mitglied einer Körperschaft einen N.

Nestor, russ. Mönch im Höhlenkloster zu Kiew, schrieb vor 1091 die Biographie der Fürsten Boris und Gleb, die geschichtlich sehr wertvoll ist, sowie die des Abtes Theodosius seines Klosters. Irrtümlich wird ihm die älteste in slawischer Sprache verfaßte *Nestorsche Chronik* zugeschrieben, die ein unbekannter Mönch des Höhlenklosters, der, aus Kiew gebürtig, nach 1065 als 17jähriger Jüngling ins Höhlenkloster trat, schrieb; wahrscheinlich war es der Abt Silvester. Der Chronist behandelt die Zeit von 850—1110 und die letzten 40 Jahre als Zeitgenosse; Legenden u. Lieder der Volkstradition, Inschriften, Mitteilungen und Aufzeichnungen andrer dienten ihm als Material für die frühere Zeit. Obwohl die ursprüngliche Gestalt nicht erhalten, der jetzige Text von vielen Einschaltungen durchwoben ist, ist die Chronik doch sehr wertvoll. Die erste Ausgabe wurde 1767 zu Petersburg von der Archäologischen Gesellschaft veranstaltet, welcher zu diesem Zweck 53 verschiedene Abschriften zu Gebote standen. Eine neue Ausgabe auf Grund der ältesten Handschrift von 1377, des Codex Laurentianus (in Faksimile hrsg. Petersb. 1872), lieferte Miklosich (Wien 1860). Die Chronik ist in einem Übergangsdialekt von der altslawischen zur altrussischen Sprache geschrieben. Unter den zahlreichen neuern Arbeiten über dieselbe vgl. *Schlözer*, Russische Annalen (Götting. 1802—1809, 5 Bde.; Übersetzung); *Müller*, Altrussische Geschichte nach N. (Berl. 1812), und »Monumenta Poloniae historica« (hrsg. von Bielowski, Lemb. 1864).



Nestelornament.

Nestorianer, Partei innerhalb der orientalischen Kirche, genannt nach ihrem angesehensten Führer, *Nestorius*. Derselbe war Presbyter in Antiochia gewesen und 428 zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben worden. Infolge der Predigten seines

Presbyters Anastasius machte man es ihm zum Vorwurf, daß er lehrte, das Göttliche und das Menschliche in Jesus habe auch nach der Vereinigung zu Einer Person sein eigentümliches Wesen bewahrt, und man dürfe daher Maria nicht als Gottesgebärerin, sondern nur als Christusgebärerin bezeichnen. Der Patriarch Cyrillus von Alexandria klagte ihn an, daß er die beiden Naturen in Christus zu zwei Personen mache, und das dritte allgemeine Konzil zu Ephesos 431 verdammte des Nestorius Ansichten. Er selbst wurde abgesetzt und von Ort zu Ort geschleppt, bis er um 440 eines kläglichen Todes starb. Aber noch länger als zwei Jahrhunderte dauerte der Streit, wozu er Anlaß gegeben (s. Christologie). Die seit 435 in Syrien konstituierte Partei der N. flüchtete später vor den Verfolgungen der Reichskirche nach Persien, Mesopotamien, Arabien, nannte sich aber nach ihrer Kirchensprache chaldäische Christen. Auf dem Konzil zu Seleukia (498) formulierte die persische Kirche ihr von dem der katholischen Kirche abweichendes Dogma in dem oben angegebenen Sinne. Als Träger der einst in Antiochia, Edessa und Nisibis blühenden Theologie, sodann als Pfleger der Philosophie und Medizin übten sie vorzeiten eine kulturhistorische Mission, und manche von ihnen bekleideten während der arabischen Herrschaft sogar hohe Stellen im Staate. Erst Tamerlan zerstörte die nestorianische Kirche in fast ganz Asien, so daß sich die Reste in die Gebirge Kurdistans zurückzogen. Dagegen begannen schon unter Alexander III., Innocenz IV. und Nikolaus IV. die Unionsversuche mit der römischen Kirche, infolge welcher die N. 1551 über die Wahl eines neuen Bischofs unter sich zerfielen. Ein Teil trat zur römischen Kirche über und bildete die sogen. unierten N., die man jetzt gewöhnlich chaldäische Christen nennt. Sie zählen etwa 20,000 Seelen, erkennen den päpstlichen Primat an und beobachten den Ritus der griechischen Kirche; ihr Patriarch hat seinen Sitz zu Diarbekr. Die nichtunierten N. in Mesopotamien, Persien und Syrien haben nur die Sakramente Taufe, Abendmahl (ohne Wandlung) und Priesterweihe; ihre Geistlichen dürfen sich verheiraten. Ihre Zahl beträgt etwa 150,000 Seelen. Die nach Indien zersprengten N. heißen Thomaschristen; sie mußten sich 1599 Rom unterwerfen. Vgl. Percy Badger, The Nestorians and their rituals (Lond. 1852, 2 Bde.); Germann, Die Kirche der Thomaschristen (Gütersl. 1877); Rae, The Syrian church in India (Lond. 1892).

Nestorianismus, die Lehre des Nestorius, s. Nestorianer.

Nestōrius, s. Nestorianer.

Nestorsche Chronik, s. Nestor.

Nestos (heute Mesta, türk. Karasu), seit Philipp II. Grenzfluß zwischen Makedonien und Thrakien, entspringt im höchsten Teile des Rhodope-Gebirges, fließt südöstlich und mündet nach ca. 200 km langem Laufe Thasos gegenüber in das Ägäische Meer.

Nestraupenfalter, s. Goldafter.

Nestroy, Johann Nepomuk, Komiker u. Possendichter, geb. 7. Dez. 1801 in Wien, gest. 25. Mai 1862 in Graz, studierte die Rechte, wandte sich aber 1822, mit einer schönen Baßstimme ausgestattet, zur Bühne und debütierte 1821 am Hofoperntheater als Sarastro in der »Zauberflöte« so glücklich, daß er sogleich ein Engagement erhielt. Nach zwei Jahren ging er als erster Bassist an das Theater zu Amsterdam, 1824 nach Brünn und 1826 nach Graz, wo er seine Thätigkeit bald ausschließlich auf das komische Fach beschränkte und besonders durch die Darstellung des Sansquartier in Angelys »Zwölf Mädchen in Uniform«, den er bis an sein Lebensende immer wieder spielte (vgl. Vischer, Kritische Gänge: »Eine Reise«), beliebt wurde. 1831 erhielt er ein Engagement für das Theater an der Wien zu Wien, und 1854 übernahm er das Carl-Theater. 1861 zog er sich nach Graz zurück. N. war als Schauspieler ein origineller, scharf satirischer Charakterzeichner. Als Theaterdichter hatte er sich bereits 1827 in Graz versucht; in Wien trat er 1832 zuerst mit dem »Gefühlvollen Kerkermeister«, einer parodierenden Posse, dann mit »Nagerl und Handschuh« hervor, welche Stücke viele Wiederholungen erlebten. Bald folgte »Zamperl«, eine Opernparodie, und nun wandte sich N. mit derbem Realismus und der Karikatur gegen alle Tragik und Sentimentalität, daher auch namentlich gegen Raimund u. seine Geisterwelt. Sein Erstlings- und Hauptwerk in dieser Richtung war die (nach der Weisflogschen Novelle »Das Lotterielos« geschriebene) Posse »Der böse Geist Lumpacivagabundus« (1833), die ihren Weg über alle Bühnen machte und auch jetzt noch bisweilen gespielt wird. Auch seine folgenden Possen: »Eulenspiegel«, »Zu ebener Erde und im ersten Stock«, »Glück, Mißbrauch u. Rückkehr«, »Die verhängnisvolle Faschingsnacht«, »Der Talisman«, »Mäd'l aus der Vorstadt«, »Tritsch-Tratsch«, »Einen Jux will er sich machen« u. a., hatten großen Erfolg. Von spätern Stücken sind »Der Zerrissene«, »Unverhofft«, »Der Unbedeutende«, »Nur Ruhe«, »Die Freiheit in Krähwinkel« (1848), »Kampl«, »Weiß man's denn?«, »Umsonst«, die Parodien »Judith u. Holofernes«, »Tannhäuser oder die Keilerei auf der Wartburg« 2c. hervorzuheben. Seine »Gesammelten Werke« gaben Chiavacci und Ganghofer heraus (Stuttg. 1890—91, 12 Bde.). Vgl. Necker, Johann N. (das. 1891); »Aus N., Erinnerungsgabe« (Citate und Kernsprüche, 3. Aufl., Wien 1885); Schlögl, Vom Wiener Volkstheater (Teschen 1884).

Nestved, Stadt, s. Nästved.

Ne sus Minérvam (sc. doceat), lat. Sprichwort: »Daß doch das Schwein (d. h. der Dumme) die Minerva (d. h. den Weisen) nicht belehren wolle!«

Ne sutor supra crepidam, lat. Sprichwort: »Der Schuster bleibe beim Leisten«, d. h. urteile nicht über Dinge, die du nicht verstehst, nach Plinius' »Historia naturalis« (35, 36) Ausspruch des Malers Apelles, welcher damit die Kritik eines Schusters über ein Gemälde in ihre Schranken wies.

Neszmély (spr. neßmēlj), Dorf im ungar. Komitat Komorn, an der Donau und der Bahnlinie Füzitö-Gran, mit Klosterruine, einer reform. Kirche aus dem 11. Jahrh., berühmtem Weinbau und (1890) 1321 magyar. Einwohnern. Hier starb 27. Okt. 1439 Kaiser Albrecht II.

Nethe, Fluß in der belg. Provinz Antwerpen, entsteht aus der Großen und Kleinen N., welche sich bei Lier vereinigen, und fließt bei Rumpst mit der Dyle zusammen, woraus die Rupel entsteht. Napoleon I. bildete 1809 ein Departement Deux-Nèthes, mit der Hauptstadt Antwerpen.

Néthou, Pic de (Aneto), der höchste Gipfel der Pyrenäen, im Gebirgsstock der Maladetta (s. d.), 3404 m hoch, trägt an der Nordseite einen ausgedehnten Gletscher (4300 m breit, 1800 m lang), bildet eine 23 m lange, 8 m breite Plattform aus quarzhaltigem Porphyr und wird wegen der großartigen Aussicht häufig (zuerst 1842), meist von Bagnères-de-Luchon über den Port de Venasque und die Renclusehütte (2082 m) bestiegen.

Netley Abbey (spr. néttli äbbi), berühmte Ruine einer von Heinrich III. gegründeten Abtei unfern Southampton in England; dabei ein Marinehospital (Victoria-Hospital) mit medizinischer Schule.

Netolitz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Prachatitz, durch eine Lokalbahn mit der Station Nakři-N. der Staatsbahnlinie Wien-Eger verbunden, Sitz eines Bezirksgerichts, hat 2 Kirchen, ein neues Rathaus, bedeutende Pferde- und Rindviehmärkte und (1890) 2805 tschech. Einwohner. Ehemals von Protestanten bewohnt, wurde N. 1619 von den Kaiserlichen zerstört und die Bevölkerung niedergemacht. Nordwestlich das fürstlich Schwarzenbergsche Jagdschloß Kurzweil.

Netra, Flecken im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Eschwege, an der Netra, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, ein Amtsgericht, Ziegel- und Kalkbrennerei und (1895) 750 Einw., davon 67 Juden. In der Nähe der aussichtsreiche Heldrastein und die Burgruinen Boyneburg und Brandenstein.

Netscher, Kaspar, Maler, geb. 1639 in Heidelberg als Sohn des Bildhauers Johann N., gest. 15. Jan. 1684 im Haag, kam schon als Kind nach Holland, widmete sich erst als Adoptivsohn eines Arztes in Arnheim dem Studium der Medizin, sodann aber bei Koster, einem Stilllebenmaler zu Utrecht, und bei Terborch zu Deventer der Kunst. Nach kurzem Aufenthalt in Frankreich (Bordeaux) ließ er sich 1662 im Haag nieder. N. malte nach dem Vorbild Terborchs meist Genrebilder aus dem Leben der höhern Stände, aber auch Kücheninterieurs und Schäferstücke, ferner Bildnisse, mythologische und geschichtliche Bilder in feiner, emailartiger Behandlung, die sich oft in manierierte Glätte verliert. Seine Bilder sind sehr zahlreich und fast in allen Galerien vorhanden. Eine größere Zahl seiner Kabinettsstücke besitzt die Dresdener Galerie (Dame am Klavier, ärztlicher Besuch, Harfenspielerin). — Auch seine Söhne Theodor, geb. 1661 in Bordeaux, gest. 1732 in Hulst, und Konstantin, geb. 1668 im Haag, gest. daselbst 1721, waren Maler, letzterer besonders Bildnismaler.

Nett (engl. net, »Netz«), soviel wie Bobbinet.

Nette, linksseitiger Nebenfluß des Rheins im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Adenau, durchfließt ein schönes und fruchtbares Thal, bildet bei der vielbesuchten Rauschermühle mehrere Wasserfälle und mündet nach 45 km langem Laufe Neuwied gegenüber.

Nettelbeck, Joachim, Schiffskapitän, geb. 20. Sept. 1738 in Kolberg, Sohn eines Brauers, gest. 29. Jan. 1824 in Kolberg, befuhr von seinem 15. bis zum 45. Jahre fast alle europäischen Meere, die westindischen Gewässer und die Küste von Guinea. Bei den wiederholten Belagerungen seiner Vaterstadt im Siebenjährigen Kriege machte er sich als Bürgeradjutant um dieselbe verdient, und 1770 stand er kurze Zeit in preußischen Seediensten. 1783 ließ er sich zu Kolberg als Branntweinbrenner nieder und ward bald darauf zum Bürgerrepräsentanten der Stadt erwählt, welches Ehrenamt er bis zur Einführung der neuen Städteordnung 1809 bekleidete. Als die Franzosen 1806 Kolberg angriffen, bildete er an der Spitze der Bürgerschaft und in Verbindung mit seinem Freunde Schill vom Anfang der Belagerung an durch Vorstellungen und selbst Drohungen der Unentschlossenheit und dem vorurteilsvollen Dünkel des Festungskommandanten, Obersten v. Loucadou, gegenüber ein wirksames Gegengewicht, wodurch allein dieser zu Maßregeln, welche den Fall des Platzes verhüteten, gezwungen wurde. Seinem schriftlichen Gesuch beim König verdankte die Stadt die Zusendung eines neuen tüchtigen Befehlshabers, des Majors Gneisenau, dem N. sofort als Bürgeradjutant zur Seite trat. In dieser Stellung leitete er die Überschwemmungen, das Löschwesen, die Verproviantierung der Truppen und wußte die Eintracht zwischen der Bürgerschaft und der Besatzung sowie den Mut und die Ausdauer beider aufrecht zu erhalten. Nachdem infolge des Abschlusses des Waffenstillstandes zu Tilsit die Belagerung aufgehoben war, ehrte ihn sein König unter anderm durch Erteilung der Erlaubnis, die preußische Marineuniform zu tragen, und 1817 bewilligte er ihm eine lebenslängliche Pension von 200 Thlr. Seine sehr interessante Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet, gab Haken (Leipz. 1821—23, 3 Bde.; 4. Aufl. 1878, 2 Tle.) heraus.

Nettesheim, s. Agrippa von Nettesheim.

Netto (ital., »rein«), das nach Abzug der Produktionskosten, Spesen, des Gewichts der Umhüllung etc. Übrigbleibende, dem Brutto (s. d.) entgegengesetzt. So ist Nettoertrag der Ertrag einer Einnahmequelle nach Abzug der Kosten der Gewinnung des Bruttoertrags; Nettopreis der Preis, von dem der Rabatt bereits abgezogen ist, oder bei welchem überhaupt kein solcher gegeben wird, reiner, genauer Preis, im Buchhandel der Preis, zu welchem der Verleger dem Sortimentshändler seine Verlagsartikel abläßt (abgekürzt: n); Nettogewicht das Gewicht der Ware ohne Emballage etc. Über Nettobudget (Nettoetat) vgl. Budget. Über Nettotara s. Tara.

Netto à point, Ausdruck im Wechselverkehr, soviel wie genau auf den Punkt. Wechsel werden N. gekauft und N. ausgestellt, wenn sie von den Käufern in bestimmten Beträgen verlangt und von den Verkäufern in den gewünschten Beträgen ausgeschrieben werden (vgl. auch Appoint). [107].

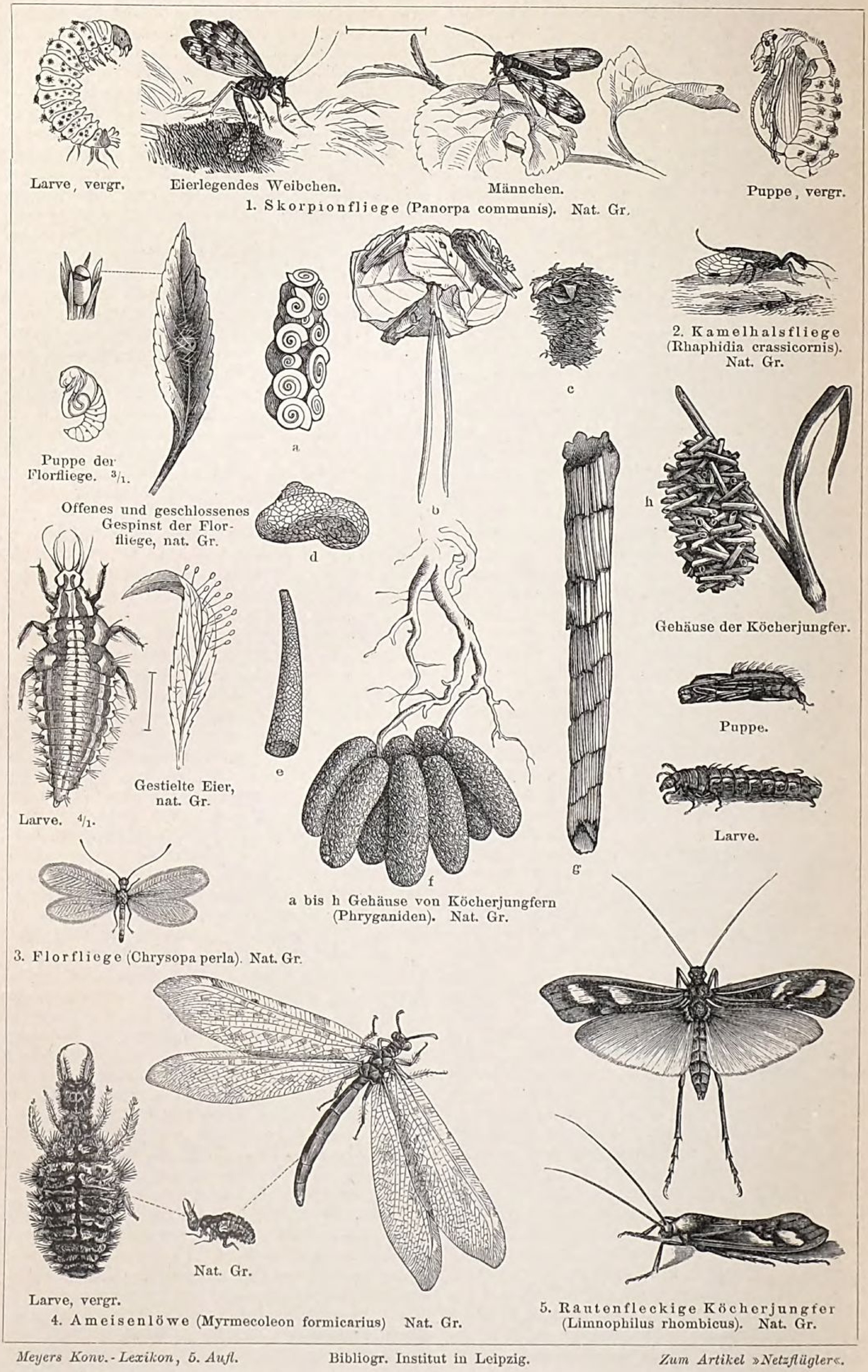
Nettoprämie in der Lebensversicherung, s. d. (S.

Nettuno, Stadt in der ital. Provinz Rom, nahe der Meeresküste, an der Eisenbahnlinie Rom-Cecchina-N. gelegen, mit einem Palast der Doria, alten Befestigungen, Zentralartillerieschießschule u. (1881) 1883 (als Gemeinde 2764) Einw.; berühmt durch die malerische Frauentracht.

Netz, aus weiten Maschen bestehendes Gestrick, dessen man sich beim Fang von Fischen und Wild bedient. Die Netze werden mittels Handarbeit oder Maschinen durch regelmäßige Verknotung hergestellt. Bei der Handarbeit ist der Faden auf einem langen, flachen Holzstück mit zwei gabelförmigen Enden (Netznadel) zwischen diesen Gabeln aufgewickelt. In der linken Hand hält man ein rundes Holz (Netzholz), dessen Stärke die Weite der Maschen bestimmt. Die erste Knotenreihe wird durch Anknoten an eine besondere Schnur gebildet. Darauf erzeugt man eine Maschenreihe nach der andern, indem man den Faden mittels der Netznadel um das Netzholz sowie den ausgespreizten kleinen Finger der linken Hand schlingt, dann durch eine Masche der letzten Reihe und die von dem Finger gehaltene Schlinge hindurchsteckt u. anzieht unter Wegziehen des Fingers. Hierbei legt sich der gebildete Knoten auf das Netzholz. Letzteres wird, nachdem eine Maschenreihe gebildet, herausgezogen und eine neue Reihe auf gleiche Weise angeschlossen. Vgl. Netzstrickmaschinen. — Drahtnetze sind meistens gewöhnliche Drahtgewebe, mitunter nach Art der Gaze hergestellt. Drahtnetze mit sehr großen Maschen erzeugt man durch Drahtstücke, die in einen Winkel gebogen (/\), an den Schenkeln mit Ösen versehen und dann so ineinander gehängt werden, daß die Winkelscheitel in die Schenkelösen zu

Netzflügler.

(Die Beschreibung der Tiere befindet sich bei den deutschen Namen.)



liegen kommen. Über die Netze, welche zum **Fischfang** benutzt werden, s. Fischerei. — In der Geometrie heißt N. eine in eine Ebene gezeichnete Figur, welche die Oberfläche eines Körpers darstellt und so beschaffen ist, daß sie, um den Körper gelegt, denselben genau umschließt; bei der Land- und Feldmeßkunst die im Innern einer aufzunehmenden Gegend mit zuverlässigen Instrumenten genau bestimmten Punkte und ihre durch gerade Linien angegebenen Entfernungen voneinander (**trigonometrisches Netz**); bei Landkarten (**Gradnetz**) die einander durchkreuzenden Parallel- und Meridiankreise, in welche die Länder und Orte eingezeichnet werden; auf Zeichnungen in gleichen Entfernungen gezogene und einander rechtwinkelig durchschneidende gerade Linien (**Quadratnetz**) zur Erleichterung des genauen Nachzeichnens.

Netz (Omentum), beim Menschen derjenige Teil des Bauchfelles (s. d.), welcher den Magen und den Quergrimmdarm bedeckt, beide Organe an die Rückenwand der Bauchhöhle anheftet, den Magen ferner mit der Leber u. der Bauchwand der Bauchhöhle verbindet und vor ihm noch wie eine Schürze über einen Teil des Dünndarms herabhängt (s. Tafel »Eingeweide I«, Tafel III, Fig. 3). Durch diese Anordnung bildet das Bauchfell gewissermaßen einen weiten Sack, das **große N.**, in welchen ein engerer, das **kleine N.**, hineinragt; die Öffnung des letztern, mittels deren seine Höhlung (**Netzsack**) mit der Bauchhöhle in Verbindung steht, heißt das **Winslowsche Loch**. Solange im Embryo der Magen noch senkrecht in der Leibeshöhle herabhängt, ist das N. eine einfache Falte des Bauchfelles; erst mit der Querstellung des Magens und der Verlängerung des Darms im Laufe der weitern embryonalen Entwickelung treten die bezeichneten Komplikationen auf. — Wie alle Organe des Unterleibes, kann auch das N. sowohl für sich allein (reiner **Netzbruch**, Epiplocele) als auch mit Darmteilen zusammen (**Netzdarmbruch**, Epiplo-enterocele) den Inhalt von Bruchsäcken bilden; besonders häufig tritt es in Leisten- und Nabelbrüche ein. Die Netzbrüche fühlen sich teigig, oft strangartig an, haben eine mehr cylindrische Gestalt mit breiterer Basis, entwickeln sich langsam, sind schwer, bei längerm Bestehen infolge alsdann eingetretenen Verwachsungen gar nicht mehr zurückzubringen, und es wird dabei nicht das Gurren gehört, welches bei der Zurückbringung gashaltiger Darmschlingen vernommen wird. Der Netzbruch verursacht lästiges Ziehen am Magen, aber nicht leicht so gefährliche Zufälle, wie es bei andern Brüchen die Einklemmung ist. Bei der Tuberkulose des Netzes wird die zarte Haut zu einem dicken, wurstförmigen Strang zusammengerollt und ist meist schon durch die Bauchdecken hindurch zu fühlen. Zuweilen entstehen im N. Einrisse der Spaltbildungen, durch welche Darmschlingen hindurchtreten und so einer Einklemmung anheimfallen können.

Netzauge (Facettenauge), s. Auge, S. 153.

Netzballspiel, soviel wie Tennis (s. d.).

Netzbruch, Netzdarmbruch, s. Netz (Omentum).

Netze, rechtsseitiger Nebenfluß der Warthe in Preußen, entsteht aus zwei Quellflüssen, der **Montwey** u. **Netze**, von denen letztere, erst in neuerer Zeit so benannt, ihren Ursprung in dem Skorzenciner See zwischen Powidz u. Wittkowo hat, jene bei Kruschwitz dem Goplosee entfließt, in den sie in Polen als **Notez** eintritt. Beide vereinigen sich im Trlonger See, aus dessen Nordende bei Pakosch die N. austritt. Diese fließt in nordwestlicher Hauptrichtung bis Nakel, wo sie schiffbar wird, speist dann den zur Brahe und durch diese zur Weichsel führenden Bromberger Kanal und durchfließt in westsüdwestlicher Hauptrichtung das moorgrundige, aber urbar gemachte **Netzebruch**; darauf tritt sie in die Provinz Brandenburg über und mündet bei Zantoch (zwischen Driesen und Landsberg) nach einem Laufe von 440 km in einer Breite von 110 m in die Warthe; schiffbar ist sie auf der 211,1 km langen Strecke von der Mündung bis zum Bromberger Kanal u. 65,5 km weit in ihrem obern Laufe bis Pakosch, ein Arm (links), 18 km weit schiffbar, folgt dem Pakoschsee bis Bronislaw. Ihre größten Zuflüsse sind die Küddow und die Drage. Das Flußgebiet der N. beträgt beinahe 14,000 qkm (253 QM.).

Netzedistrikt, von 1772—1807 Name des durch die erste Teilung Polens an Preußen gekommenen, der Länge nach von der Netze (s. d.) durchströmten Teiles von Polen, der 9350 qkm (170 QM.) mit 180,000 Einw. umfaßte und ein besonderes Departement von Westpreußen bildete. Durch den Frieden von Tilsit mußte Preußen fast den ganzen N. an das Herzogtum Warschau abtreten, erhielt ihn aber 1815 durch den zu Wien 3. Mai mit Rußland abgeschlossenen Vertrag zurück. Jetzt ist der kleinere Teil desselben dem Regierungsbezirk Marienwerder, der größere dem Regierungsbezirk Bromberg zugeteilt.

Netzfischerei, s. Fischerei.

Netzflügler (**Gitterflügler**, **Neuropteren**, Neuroptera; hierzu Tafel »Netzflügler«), Ordnung der Insekten, umfaßt Kerbtiere mit beißenden oder saugenden Mundteilen, häutigen, netzförmig geäderten Flügeln und vollkommener Verwandlung. Der Körper ist schmächtig, der Kopf meist kurz, der erste Ring des Thorax (Prothorax) stets frei beweglich, der Hinterleib acht- oder neunringelig. Beide Flügelpaare zeigen ein dichtes Adernetz; die vordern erhärten nie (wie z. B. bei den Käfern) zu Flügeldecken, die hintern können bei manchen Arten zusammengefaltet werden. Die dem geschlechtsreifen Tiere vollständig unähnlichen Larven leben meist vom Raub andrer Insekten, ihre Kiefer sind zu Beiß- oder Saugzangen umgebildet; sie atmen, soweit sie im Wasser leben, durch Tracheenkiemen. Nach der letzten Häutung verwandeln sie sich in eine längere Zeit ruhende Puppe, welche schon alle Teile des vollkommenen Insekts deutlich erkennen läßt, entweder frei oder im Kokon liegt, vor dem Ausschlüpfen aber sich fortbewegt und einen zur vollständigen Entwickelung passenden Ort aufsucht. Man kennt gegenwärtig etwa 1000 Arten N. (darunter manche fossile aus dem Tertiär und im Bernstein) und faßt sie in zwei Gruppen zusammen. 1) Die **Plattflügler** (Planipennia) haben gleichartige Vorder- und Hinterflügel, letztere sind niemals faltbar; die Mundteile sind vollständig ausgebildet, zum Kauen befähigt. Hierher die **Schnabel-** oder **Skorpionfliegen** (Panorpidae, Tafel, Fig. 1), die **Großflügler** (Megaloptera), welche man in die Familien der **Florfliegen** (Hemerobidae, Tafel, Fig. 3) und der **Ameisenlöwen** (Myrmeleontidae, Tafel, Fig. 4) geteilt hat, die **Sialiden** (Sialidae) mit der Kamelhalsfliege (Tafel, Fig. 2) ꝛc. 2) Die **Pelzflügler** (Trichoptera) haben beschuppte oder behaarte Flügel, von denen die hintern meist faltbar sind, und verkümmerte, zum Saugen eingerichtete Mundwerkzeuge; die Larven leben in selbstgefertigten Gehäusen im Wasser. Hierher die **Frühlingsfliegen** oder **Köcherjungfern** (Phryganidae, Tafel, Fig. 5). Früher rechnete man auch die **Fächerflügler** (s. d., Strepsiptera) als eine dritte

Gruppe hierher, doch bilden sie besser eine selbständige Ordnung. Vgl. Pictet, Histoire naturelle des insectes névroptères (Genf 1841—45, 2 Bde.); Brauer u. Löw, Neuroptera austriaca (Wien 1857); Brauer, Die Neuropteren Europas (das. 1876); Rostock, Die N. Deutschlands (Zwickau 1888).

Netzgewölbe, s. Gewölbe.

Netzgrund, s. Réseau.

Netzhaut (Nervenhaut), s. Auge, S. 153, und Gesicht, S. 463.

Netzhautablösung, die vollständige oder teilweise Abhebung der Netzhaut des Auges von der Aderhaut, womit dieselbe ihre Leistung als Empfindungsorgan der Lichteindrücke einstellt (s. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 16). Die N. entsteht oft ohne erkennbare Ursachen, andermal können Fremdkörper (z. B. Finnen, welche in die Netzhaut wandern) Geschwülste oder Erweichungen des Glaskörpers, Entzündungen der Aderhaut oder Operationen den Anlaß zur N. liefern. Eine völlige Heilung ist nur höchst selten zu erwarten. Ruhige Lage, kühle Umschläge, leichte Diät und Absperrung des Lichtes bilden die Behandlung der N.

Netzhautpunkte, identische, korrespondierende, s. Gesicht, S. 466.

Netzlegung, trigonometrische, s. Triangulation.

Netzmagen (Haube, Reticulum, Ollula), die zweite Abteilung des Magens der Wiederkäuer (s. d.).

Netzmaschine, soviel wie Einsprengmaschine (s. d.).

Netzpunkte, s. Aufnahme (topographische) und Landesaufnahme.

Netzsack, s. Netz (Omentum).

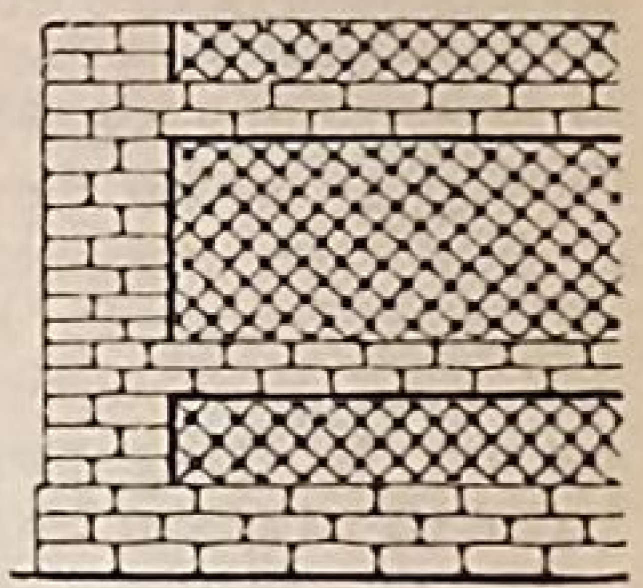
Netzschkau, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Plauen, an den Linien Leipzig-Hof und Reichenbach-Eger der Sächsischen Staatsbahn, 380 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein altes Schloß, bedeutende mechanische Kammgarn- und Baumwollweberei (4 Etablissements mit über 1200 Arbeitern) und (1895) 7538 Einw., davon 110 Katholiken. Der Ort erhielt 1491 Stadtrechte.

Netzschlange, s. Tigerschlange.

Netzschwertel, s. Gladiolus.

Netzstrickmaschinen, Maschinen zur Herstellung von Fischernetzen (s. Netz), arbeiten nach Art des Webstuhls oder der Bobbinetmaschine mit zwei Fadensystemen a und b von gleicher Fadenzahl. Die Faden a sind im ersten Fall vertikal ausgespannt und laufen von gebremsten Spulen abwärts über einen horizontalen Streichbaum. Die Fäden b sind auf sehr dünnen Spulen (ähnlich denjenigen der Greifernähmaschinen) aufgewickelt und so horizontal geführt, daß sie mit den Fäden a an der untern Kante des Streichbaumes zusammentreffen, wo die Verknotung erfolgt. Zu diesem Zweck senken sich soviel über b schwebende Haken, als Fäden vorhanden sind, ergreifen diese und erzeugen durch Drehung um ihre Achse in jedem Faden eine Schlinge. Dann neigen sich die Haken in die horizontale Lage, bewegen sich gegen die Fäden a, ergreifen diese, bilden ebenfalls durch Drehung eine Schlinge, ziehen sich zurück, die Schlingen von a durch die Schlingen von b mitnehmend, und schieben dann die Schlingen von a über die Spulen von b. Indem die Haken darauf die Schlingen fallen lassen und die Fadensysteme a und b angezogen werden, erfolgt die feste Verknotung an der Kante des Streichbaumes, von der aus dann das fertige Netz aufgewickelt wird. Die neueste nach Art der Bobbinetmaschine konstruierte Maschine von Galland u. Chaunier knüpft bei einer Breite von 500 Maschen in der Minute 10 Reihen, also in 10 Stunden theoretisch 3 Mill., in Wirklichkeit 2,400,000 Maschen, d. h. etwa soviel als 300 Fischer.

Netzwerk (Opus reticulatum), eine bei altrömischen Bauten vorkommende eigentümliche netzartige Verbindung der Mauersteine, wobei deren Fugen meist unter halben rechten Winkeln zum Horizont geneigt sind (s. Abbildung). Das N. erfordert einen vorzüglichen Mörtel und muß überdies durch wagerechte und lotrechte, im gewöhnlichen Verband gemauerte Steinschichten eingerahmt u. befestigt werden (vgl. Mauer).



Netzwerk.

Neu-Albion, früherer Name der jetzt die Unionsstaaten Oregon und Washington bildenden Westküste von Amerika.

Neualtwasser, Porzellanfabrik, s. Weißstein.

Neu-Amsterdam, ältester Name von New York.

Neu-Amsterdam, 1) Insel im Indischen Ozean, s. Amsterdam, S. 538. — 2) (Berbice) Hauptort der Grafschaft Berbice in Britisch-Guayana, 3 km oberhalb der Mündung des Berbice, dessen Barre nur kleinen Schiffen die Einfahrt gestattet, hat breite, von Kanälen durchschnittene Straßen, ein Irrenhaus, Krankenhaus, Gefängnis, Mission für Neger, ist Sitz eines deutschen Konsularagenten und hat (1881) 8124 Einw. Bis 1796 lag die Stadt 80 km weiter oberhalb.

Neu-Arad, Markt, s. Arad (Stadt).

Neubajesid, Stadt, s. Nowobajaset.

Neubaurente (Reädifikationsbetrag), die Jahresrente, welche bis zu dem Zeitpunkt, zu welchem ein Gebäude zu erneuern ist, die zum Neubau erforderliche Bausumme ergibt.

Neu-Benatek, Stadt in Böhmen, s. Benatek.

Neuber, Friederike Karoline, Schauspielerin, geb. 9. März 1697 zu Reichenbach im Vogtland als Tochter des Advokaten Weißenborn, gest. 30. Nov. 1760, entfloh mit ihrem Geliebten, dem Gymnasiasten J. Neuber, 1718 zu der Spiegelbergschen Schauspielertruppe in Weißenfels, dann zur Haacke-Hofmannschen Truppe, die sie 1725 neu organisierte, und mit der sie nach Leipzig ging. Als Direktorin dieser Truppe zog sie die besten Talente an sich heran und wußte mit ihnen für die damalige Zeit Außerordentliches zu leisten. In die Ideen Gottscheds eingehend, half sie ihm das regelrechte Drama auf der deutschen Bühne einbürgern und stürzte 1737 den Hanswurst, der bis dahin auf der deutschen Bühne eine Hauptrolle gespielt hatte. 1740 folgte sie einem Rufe nach Petersburg, kehrte dann nach Leipzig zurück, überwarf sich aber mit Gottsched und sah sich 1743 gezwungen, ihre Gesellschaft aufzulösen. Auch nachdem sie sie 1744 neu organisiert hatte, mußte sie ihr 1750 abermals den Abschied geben und versuchte nun noch einmal 1753 ihr Glück als Schauspielerin in Wien, aber ohne Erfolg. Von der Bühne gänzlich zurückgezogen, starb sie in Dürftigkeit in Laubegast bei Dresden. Hier setzten ihr Kunstfreunde 1776 ein Denkmal, das 1852 und 1877 erneuert wurde. Das Auftreten der »Neuberin«, einer energischen, fein gebildeten Frau, bildet den Hauptwendepunkt in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Indem sie dem regelrechten Drama theatralisch zu seinem Rechte verhalf, reformierte sie zugleich das Spiel und machte sich auch um eine Verbesserung des Kostüms und der theatralischen Musik verdient. Vgl. v. Reden-Esbeck, Karoline N. und ihre Zeitgenossen (Leipz. 1881).

Neuberg, Dorf in Steiermark, Bezirksh. Bruck an der Mur, 732 m ü. M., am Südfuß der Schneealpe (1904 m), an der Mürz und der Staatsbahnlinie Mürzzuschlag-N. gelegen, hat ein ehemaliges Cistercienserstift mit schöner gotischer Kirche (1471), ein Denkmal des Erzherzogs Johann (1882), ein großes Eisenhüttenwerk der Alpinen Montangesellschaft und (1890) 2874 Einw. 10 km westlich das Dorf Mürzsteg (783 m ü. M.) mit kaiserlichem Jagdschloß und 172 (als Gemeinde 2310) Einw. Nördlich von hier schöne Straße durch enge Gebirgsschluchten (»Totes Weib«) über Freia nach Mariazell.

Neubergblau, Mischung von Bremer Blau mit wenig Berliner Blau; Öl- und Wasserfarbe.

Neubildung (Afterbildung, Neoplasma, Pseudoplasma), soviel wie Geschwulst. S. auch Regeneration.

Neubildung, in der Grammatik neue Wörter oder Formen, wie z. B. das Futurum der romanischen Sprachen, das im Latein noch nicht vorkommt.

Neu-Bistritz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Neuhaus, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Freiherrn von Riese-Stallburg, ein Denkmal Josephs II., eine Webschule, Baumwollweberei, Bierbrauerei und (1890) 3430 deutsche Einwohner.

Neublau (Waschblau, Holländer Blau), mit wenigen Prozenten Berliner Blau, Ultramarin oder Indigo gefärbte Stärke, dient zum Bläuen der Wäsche und des Papiers.

Neubrandenburg, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, am Ausfluß der Tollense aus dem Tollensesee, Knotenpunkt der Linien Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahn, Lübeck-Strasburg u. Ludwigslust-N. der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn sowie der Eisenbahn N.-Friedland, 19 m ü. M., ist von Mauern umgeben, hat 4 schöne alte gotische Thore, 3 Kirchen, darunter die restaurierte gotische Marienkirche aus dem 13. Jahrh. mit 93 m hohem Turm und die restaurierte Johannis- (früher Kloster-) Kirche, eine Synagoge, ein großherzogliches Palais, ein Standbild Fritz Reuters, ein Gymnasium, eine Kunstsammlung, ein Altertumsmuseum, ein Armenhaus (ehemaliges Franziskanerkloster), ein Rettungshaus, ein Amtsgericht, eine Zentralsteuerdirektion, ein Hauptsteueramt, eine Reichsbanknebenstelle, die Mecklenburgische Mobilien-, Hagel- u. Brandversicherungsanstalt, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, Dampfmolkerei, eine Pianoforte-, eine Konserven- und eine Papierfabrik, eine Wassermühle, eine Dampfsägemühle, bedeutenden Pferde- und Getreidehandel und (1895) 9720 meist evang. Einwohner. 4 km von der Stadt liegt in einem uralten Walde die sogen. Ravensburg, wahrscheinlich ein heidnischer Opferplatz, und am nordwestlichen Ufer des Tollensesees das großherzogliche Lustschloß Belvedere mit reizender Fernsicht, am See auch das Kurhaus Augustabad. — N. wurde 1248 vom Markgrafen Johann I. von Brandenburg gegründet und kam 1292 an Mecklenburg. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 31. März 1631 von Tilly erstürmt. Vgl. Boll, Chronik der Vorderstadt N. (Neubrandenburg 1875).

Neubraunfels, Stadt im nordamerikan. Staate Texas, am Comalfluß, 50 km südwestlich von Austin, in einer der gesegnetsten Gegenden des Landes, wurde 1845 von einer deutschen Kolonisationsgesellschaft unter dem Prinzen Karl vom Solms-Braunfels angelegt und zählt (1890) 1608 Einw.

Neubraunschweig (New Brunswick), Provinz der Dominion of Canada in Britisch-Nordamerika, zwischen 45—48° nördl. Br. und 63° 48′—69° 5′ westl. L. v. Gr., mit Neuschottland durch den Isthmus von Chignecto verbunden, 72,780 qkm (1321,8 QM.) groß. Die 800 km langen Küsten sind von zahlreichen Baien (Passamaquoddy-, Miramichi-, Chaleursbai) eingeschnitten. In seinem mittlern Hauptteil ist N. ein niedriges Flachland, im Norden und S. dagegen ein nirgends 1000 m erreichendes Bergland. Der Untergrund von N. besteht aus gefalteten kambrischen, silurischen und besonders devonischen und karbonischen Ablagerungen. Untergeordnet erscheinen archäische Gesteine als der Kern der vorwiegend nordöstlich gerichteten Falten und triadische Schichten. Glaziale Ablagerungen (erratische Blöcke und Geschiebewälle) bedecken vielfach die ältern Gesteine. Der kulturfähige Boden beschränkt sich auf die mit Glazialschutt und Alluvionen, in großem Umfange mit Torfmooren gefüllten Thäler. Hier finden sich saftige Weidegründe und dichte Waldungen von Tannen, Eichen, Ahornen, Ulmen, Pappeln und Eschen. Hauptfluß ist der St. John (s. d.), danach sind der St. Croix und der Miramichi am wichtigsten. Unter den Seen ist der Grand Lake der größte. Das Klima zeigt große Extreme, zu Fredericton schwankt das Thermometer zwischen 36 und —31° bei einer Jahrestemperatur von 4,6°; Regen 850, Schnee 2790 mm. Pflanzen- u. Tierwelt sind die von Kanada (s. d.). Von nutzbaren Mineralien finden sich außer Steinkohlen besonders Eisen- u. Kupfererze, spärlich auch Bleierze, Braunstein, Graphit u. Antimon. Die Bevölkerung, die 1891: 321,263 Seelen betrug (4 auf 1 qkm), wovon 163,739 männlich, 157,524 weiblich, ist seit 1881 zurückgegangen. Von den 22,109 im Auslande Gebornen stammten nur 193 aus Deutschland, 1521 waren Indianer (meist Mikmak und Etschemin), 1700 Neger. Nicht weniger als 61,767 Personen (19,2 Proz. der Bevölkerung) werden als französisch sprechend aufgeführt, meist Abkömmlinge französischer Akadier. Die 1585 öffentlichen Schulen mit 1669 Lehrkräften wurden 1892 von 31,967 Knaben und 28,819 Mädchen besucht, die höhern Schulen mit 66 Lehrern von 683, die Normalschulen mit 36 Lehrern von 269 Schülern und Schülerinnen. Eine Universität besteht zu St. John. Der Landbau erzeugt namentlich Heu, Hafer, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Rüben und Äpfel; unter Kultur stehen 507,173 Hektar. Der Viehstand bezifferte sich 1891 auf 59,586 Pferde, 202,439 Rinder, 181,110 Schafe und 51,093 Schweine. Der größte Reichtum der Provinz besteht in ihren Wäldern, mit deren Holz 1892: 455 Schiffe von 357,775 Ton. befrachtet wurden. Die Industrie ist im schnellen Aufschwung; 1891 erzeugten in 5419 gewerblichen Anstalten 26,609 Arbeiter Waren im Werte von 23,685,636 Doll., besonders Holzwaren und Schiffe, wollene u. baumwollene Waren, Leder, Möbel, Papier, landwirtschaftliche Geräte, Dampfmaschinen u. a. Die Seefischerei beschäftigte 1893: 6079 Schiffe und Boote mit 12,265 Mann und gab einen Ertrag an Heringen, Hummern, Stockfisch, Lachs ꝛc. von 3,746,121 Doll. Der stets wachsende Handel führt namentlich Industriewaren aus England ein, 1893 für 5,602,669 Doll., und Bauholz, Holzwaren, Fische u. Thran, Eisen, Steinkohle, Pelzwerk aus, 1893 für 7,253,611 Doll. Die wichtigsten der 12 Häfen sind St. Andrews, Moncton, St. Stephen, Newcastle, Chatham, Dalhousie und die Hauptstadt Fredericton. Eisenbahnen verbinden die wichtigsten

Ortschaften mit Kanada und den Vereinigten Staaten. An der Spitze der Verwaltung steht ein Leutnant-Gouverneur mit einem Ministerium von 7 Mitgliedern; die Gesetzgebende Versammlung zählt 41 Mitglieder. Die Einkünfte der Provinz betrugen 1893: 652,669, die Ausgaben 676,483, die Provinzialschulden 2,752,297 Doll. — N. war ehemals ein Teil des französischen Acadia, welches das jetzige Neuschottland, N. und einen Teil von Unterkanada umfaßte. Nach der Abtretung Kanadas 1763 an England wurde das Gebiet zu Neuschottland gezogen, von demselben aber 1783 als N. abgetrennt. Bei der Abtretung bestand die Bevölkerung meist aus sogen. Akadiern, Abkömmlingen französischer Kolonisten. Die Kolonie verdankt ihren raschen Aufschwung namentlich den hohen Differentialzöllen, welche das nicht aus britischen Kolonien eingeführte Holz in England zu zahlen hatte. Seit 1867 bildet N. eine Provinz der Dominion of Canada.

Neubreisach, Kantonstadt und Festung im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Kolmar, am Rhein-Rhône- und Neubreisacher Kanal und an der Eisenbahn Kolmar-N. mit Anschluß an die Linie Freiburg i. Br.–Altbreisach der Badischen Staatsbahn, in Form eines Achtecks gebaut, hat eine kath. Pfarr- und eine neue evang. Garnisonkirche, eine Unteroffizierschule, ein Amtsgericht und (1895) mit der Garnison (1 Infanteriebat. Nr. 142, 1 Abteilung Feldartillerie Nr. 30 und 1 Kompanie Fußartillerie Nr. 14) 3471 Einw., davon (1890) 1123 Evangelische und 101 Juden. — N. ward, nachdem Altbreisach (s. d.) in Baden 1697 von Frankreich an das Deutsche Reich zurückgegeben worden war, 1699 von Ludwig XIV. neu angelegt und von Vauban befestigt; zum Transport von Baumaterial wurde zu gleicher Zeit der Neubreisacher Kanal erbaut. Zu den Festungswerken gehört das Fort Mortier an einem Rheinarme, Altbreisach gegenüber. Während des letzten deutsch-französischen Krieges ward N. vom 2.—10. Nov. 1870 von den Deutschen beschossen, worauf die Festung kapitulierte. Vgl. Wolff, Geschichte des Bombardements von Schlettstadt und N. (Berl. 1874).

Neubritannia-Archipel, früherer Name des Bismarck-Archipels (s. d.).

Neubritannien, Insel, s. Neupommern.

Neubruch (Rodeland, Neuland, Neuriß, Novalacker), in Ackerland umgewandeltes Land, welches früher entweder unkultiviert oder als Wiese, Weide, Holzung 2c. benutzt ward (s. Bodenmelioration). Daher Neubruchzehnte (Novalzehnte), der Zehnte, welcher auf neu zu kultivierende Ländereien gelegt wurde.

Neubuch, Zählmaß für Papier, s. Buch, S. 599.

Neubukow, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Herzogtum Schwerin, an der Linie Wismar-Rostock der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, hat eine evang. Pfarrkirche mit weithin auf dem Meere sichtbarem Turm, ein Amtsgericht, Maschinen-, Zementstein- und Dachziegelfabrikation, Dampfmolkerei, eine Dampfmühle und (1895) 1791 Einw., davon 37 Juden. N. wurde 1306 gegründet.

Neubulach (Bulach), Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Kalw, hat eine evang. Pfarrkirche, Molkerei u. (1895) 563 evang. Einwohner.

Neuburg, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, an der Donau und der Linie Neuoffingen–Ingolstadt der Bayrischen Staatsbahn, Hauptstadt des ehemaligen reichsunmittelbaren Fürstentums N. (s. unten), 392 m ü. M., hat 7 katholische und eine evang. Kirche, ein ehemaliges Schloß, ein vormaliges Jesuitenkollegium, ein Gymnasium mit Studienseminar, eine Realschule, ein Priesterhospiz, ein Kloster der Barmherzigen Brüder, ein Kloster der Elisabethinerinnen, eine weibliche klösterliche Anstalt, ein Englisches Fräulein-Institut, einen Historischen Verein mit wertvollen Sammlungen, ein Theater, ein Landgericht, ein Amtsgericht, ein Bezirksamt, Bierbrauerei, Kreideschlemmerei, Dampfsägemühlen, Obst- u. Gemüsebau und (1895) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 15) 8204 Einw., davon (1890) 1450 Evangelische und 6 Juden. In der Nähe das ehemalige Lustschloß Grünau (jetzt Sitz eines Forstamtes), das Hofgestüt Rohrenfeld, die Ruinen der Altenburg und Kaiserburg und das Dorf Oberhausen, bei welchem das Denkmal des hier gefallenen Latour d'Auvergne (s. d.) steht. Zum Landgerichtsbezirk N. gehören die elf Amtsgerichte zu Dillingen, Donauwörth, Geisenfeld, Höchstädt a. D., Lauingen, N., Nördlingen, Öttingen, Pfaffenhofen, Rain u. Schrobenhausen. — N. war unter Bischof Simpert von Augsburg (778—809) eine Zeitlang Bischofsitz, dann Hauptort einer Pfalzgrafschaft, deren Inhabern die Vogtei über das Reichslehen N. zustand. Sie kam im 10. Jahrh. an die Grafen von Scheyern (s. d.) und somit an Bayern. Das ehemalige Fürstentum N., 2750 qkm (50 QM.) groß mit gegen 100,000 Einw., bestand aus drei Gebieten: um Lauingen (links der Donau), um N. (zu beiden Seiten der Donau) und um Allersberg (zwischen Nürnberg u. Eichstätt). Am Ende des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1503—1507) wurde N. nebst Sulzbach von Bayern an Philipp den Aufrichtigen von der Pfalz abgetreten. Pfalzgraf Otto Heinrich überließ 1557 das Fürstentum (die sogen. Junge Pfalz) an Wolfgang von Zweibrücken, und dessen ältester Sohn, Philipp Ludwig, begründete 1569 die ältere Linie Zweibrücken-N., von welcher sich 1614 die Linie Pfalz-Sulzbach abzweigte. Jene bekam 1614 im Jülich-klevischen Erbfolgestreit (s. Jülich) die Herzogtümer Jülich und Berg, trat bei dieser Gelegenheit zur katholischen Kirche über, folgte 1685 in der Kurpfalz und erlosch 1742; diese erbte 1742 die Besitzungen der ältern Linie und 1777 Bayern (s. Pfalz, Geschichte). Bei der neuen Landeseinteilung Bayerns 1837 ward N. mit Schwaben zu einem Regierungsbezirk (Schwaben) vereinigt. Vgl. Gremmel, Geschichte des Herzogtums N. (Neuburg 1872); Hasselmann, N. und seine Umgebung mit seinen Mineralien 2c. (Münch. 1895).

Neubydžow (spr. -búdschow), Stadt in Böhmen, an der Cidlina und der Linie Chlumetz–Parschnitz der Österreichischen Nordwestbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Rathaus, ein Denkmal Palackýs, ein Realobergymnasium, eine Zuckerfabrik, 2 Bierbrauereien, 2 Dampfsägen, eine Lederfabrik, eine Metallwaren-, eine Zichorienfabrik, eine Dampfmühle und (1890) 7167 tschech. Einw.

Neucamp, s. Neuenkamp.

Neuchâtel (spr. nöschatell, Neuenburg), Hauptstadt des schweizer. Kantons Neuenburg, 441 m ü. M., am Nordwestufer des Neuenburger Sees, Knotenpunkt der Linien Lausanne–Biel–Basel und N.–Pontarlier der Jura–Simplonbahn und der Eisenbahn N.–Chaux-de-Fonds–Locle–Morteau, steigt stufenartig an dem Fuße des Chaumont hinan, eine hübsche, wohlgebaute Stadt, deren gelber Baustein (Neokom) den nahen Steinbrüchen entstammt. Im obern Stadtteil steht das im 13. und 14. Jahrh. erbaute Schloß, welches

einst den preußischen Gouverneuren als Wohnung diente (jetzt Sitz der Kantonsbehörden), sowie die in reinem romanischen Stil aufgeführte Hauptkirche, jetzt renoviert und von neuen, aussichtsreichen Promenaden eingefaßt. Jeder Gang durch die Stadt erinnert an den edlen David Pury, der, als Kaufmann in Lissabon (1786) verstorben, seiner Vaterstadt 4 Mill. Frank zu gemeinnützigen Werken schenkte, ein Vermächtnis, aus welchem unter anderm, wie am Piedestal seiner 1855 errichteten Bronzestatue geschrieben steht, das Hôtel de Ville erbaut (1784), das Collège gegründet (1828), der Bergstrom Seyon abgelenkt (1839) ward. Auch das Pourtalès-Hospital und das Waisenhaus sind Stiftungen reicher Bürger. Die Akademie mit vier Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, philosophisch-historische und philosophisch-naturwissenschaftliche Abteilung, 40 Dozenten und 134 Hörer), einem Seminar für modernes Französisch und das prachtvolle Gymnasium liegen am See, hoch über der Stadt die Strafanstalt und die Sternwarte, während die Irrenanstalt Préfargier (privat, aber mit staatlicher Überwachung) am Unterende des Sees, in der Nähe des Ausflusses der Thièle, liegt. N. hatte 1888: 16,504 Einw., darunter 2436 Katholiken und 101 Israeliten (11,269 mit französischer Sprache). Die Uhrmacherei, Fabrikation von Bijouterien, elektrischen Apparaten u. Handel sowie zahlreiche, durch das hochentwickelte Schulwesen begünstigte Institute und Pensionate für Knaben und Mädchen bilden die Haupterwerbsquellen der Stadt N. Von öffentlichen Anstalten sind noch das naturhistorische Museum, das ethnographisch-archäologische Museum, die Challandesche Sammlung ausgestopfter Alpentiere, die Bibliothèque de la ville (über 100,000 Bände) und insbes. die Gemäldegalerie mit Werken von Calame, Meuron, den Gebrüdern Robert ꝛc. zu nennen. In der Umgegend, zerstreut an den aussichtsreichen Höhen, manche romantisch über dem rauschenden Seyon gelegen, sind zahlreiche Landhäuser und Erziehungsinstitute. Der genannte Fluß durchströmt das jurassische Val de Ruz und stürzt tosend durch die Schlucht herab zum See, den er mittels eines 1839 gebohrten Tunnels erreicht. Ein beliebtes Ausflugsziel ist die wildromantische Schlucht (Gorge), gebildet durch den Durchbruch der Areuse aus dem Traversthal an das Seegelände, sowie der aussichtsreiche Gipfel des Chaumont (1172 m); am Wege liegt ein gewaltiger erratischer Block, die »Pierre à bot«, vom Syenit der Montblanckette. — N. (Novum castellum) wird zum erstenmal in einer Urkunde König Rudolfs III. von 1011 als einer der burgundischen Königssitze erwähnt. Den Kern der Stadt bildete das Schloß, das um 1150 als Sitz der Grafen von N. erscheint. Vgl. Bachelin, Neuenburg und Umgebung (Zürich 1883).

Neuchâtel (spr. nöschatell), Fürst von, s. Berthier.

Neudamm, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Königsberg, an der Eisenbahn Stargard-Küstrin, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Tuch-, Hut-, Glasur- und Dextrinfabrikation, Maschinenbauanstalten, Dampfschneidemühlen, Mineralmüllerei, Gerberei, Buchdruckereien, Bierbrauerei und (1895) 7409 Einw., davon 54 Katholiken und 34 Juden. N. wurde 1562 zur Stadt erhoben. Unmittelbar bei N. das frühere Dorf Damm, jetzt in N. einverleibt.

Neudek, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Graslitz, nahe der sächsischen Grenze, an der Rohlau (Zufluß der Eger) und der Staatsbahnlinie Chodau-N. gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Freiherrn von Königswarter mit Park, ein Eisen- und Blechwalzwerk, Wollwäscherei u. Kammgarnspinnerei, Papierfabrik, Stickerei, Spitzen-, Handschuh- und Eßlöffelfabrikation und (1890) 3574 deutsche Einwohner.

Neudenau, Stadt im badischen Kreis u. Amt Mosbach, an der Jagst und der Linie Jagstfeld-Osterburken der Württembergischen Staatsbahn, 191 m ü. M., Residenz des Grafen von Leiningen-N., hat eine kath. Kirche, ein altes Schloß, Weinbau und (1895) 1226 Einw., davon 16 Evangelische und 41 Juden. Oberhalb der Stadt die alte Gangolfuskapelle. N. erhielt 1236 Stadtrecht, kam im 14. Jahrh. an Kurmainz und 1803 an die Grafen von Leiningen.

Neudeutschland (New Germany), deutsche Missionsstation in der britisch-südafrikanischen Kolonie Natal, 15 km westlich von Durban, 1848 gegründet, zählt mit dem benachbarten Pine Town an der Bahn Durban-Pieter-Maritzburg 2800 fast durchweg deutsche Einwohner, welche Zucker, Kaffee und Tabak bauen.

Neudietendorf, s. Dietendorf.

Neudorf, 1) Vorort von Straßburg i. Els., an der Eisenbahn Straßburg-Kehl und der Straßenbahn nach Markolsheim, hat den Rheinhafen der Stadt Straßburg, bedeutende Tabaksmanufaktur, Eisengießerei, Zucker- und Teigwarenfabrikation, Sägewerke, Gärtnerei, Holzhandel und (1895) 13,926 Einw., davon 5644 Evangelische und 8 Juden. — 2) Dorf im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Mülhausen, Kanton Hüningen, hat eine kath. Kirche, bedeutenden Gemüse- und Spargelbau und (1895) 2130 Einw. — 3) (N. im Erzgebirge) Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Annaberg, an der Sehma, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Gorlnäherei, Zündhölzerfabrikation, Sägemühlen und (1895) 2839 Einw. 3 km südlich der Fichtelberg. — 4) Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kattowitz, hat Steinkohlenbergbau und (1895) 3899 Einw. — 5) (Königlich-N.) Dorf im preuß. Regbez. u. Kreis Oppeln, südöstlich bei Oppeln, hat Zementfabrikation, Kalkbrennerei u. (1895) 3157 meist kath. Einwohner. — 6) Badeort in Böhmen, Bezirksh. Tepl, hat Eisenquellen, Moorbäder, ein Kurhaus u. (1890) 264 deutsche Einwohner. — 7) Stadt in Ungarn, s. Igló.

Neudörfer, Johann Georg, Schreib- und Rechenmeister u. Kunstschriftsteller, geb. 1497 in Nürnberg, gest. daselbst 12. Nov. 1563, bildete sich zum Schreib- und Rechenlehrer aus und wurde Begründer der deutschen Kalligraphie. Von seinen Schriften sind für die Kunst- und Handwerksgeschichte Nürnbergs besonders wertvoll die 1547 von ihm niedergeschriebenen »Nachrichten von Künstlern und Werkleuten daselbst« (zuerst hrsg. von F. Campe, Nürnb. 1828, mit einer bis 1660 reichenden Fortsetzung von A. Gulden; neue Ausgabe von Lochner, Wien 1875).

Neue (das), in der Jägersprache soviel wie frischgefallener Schnee, in welchem man die Spuren des Wildes deutlich erkennen kann. S. Abspüren.

Neue Freie Presse, zweimal täglich in Wien erscheinende politische Zeitung, das Hauptorgan des verfassungstreuen Liberalismus in Deutsch-Österreich und das im Auslande verbreitetste Blatt Österreichs. Sie wurde 1864 von M. Etienne (s. d. 2), Max Friedländer (s. d. 5) und Adolf Werthner, der noch jetzt die Verwaltung leitet, gegründet. Eine besondere Pflege widmet sie dem Feuilleton, an welchem Schriftsteller wie A. Grün, Laube, Gutzkow, Auerbach, Spielhagen, Wilbrandt u. a. mitgewirkt haben. Zu den ständigen Mitarbeitern gehören noch jetzt E. Hanslick (Musikkritik) und L. Speidel (Theaterkritik). Redakteure seit

1879 sind E. Bacher und M. Benedikt. Die N. hat zuerst auf dem Kontinent alle technischen Verbesserungen und Erfindungen im modernen Zeitungswesen zur Anwendung gebracht.

Neue Hebriden, melanesische Inselgruppe im Stillen Ozean, nördlich von Neukaledonien (s. Karte »Ozeanien«) zwischen 13° 4′—22° 24′ südl. Br. und 166° 30′—169° 50′ östl. L. v. Gr., besteht aus 26 größern und kleinern Inseln, darunter als die bedeutendsten: Espiritu Santo (4857 qkm, 30,000 Einw.), Mallicollo (2268 qkm, 10,000 Einw.), mit dem guten Sandwichhafen, Sandwich mit Deception, die schönste und fruchtbarste (518 qkm, 3000 Einw., darunter 30 Weiße), Ambrym (644 qkm, 10,000 Einw.), Arba (325 qkm, 12.000 Einw.), Api (507 qkm, 8000 Einw.), Tanna (380 qkm, 10,000 Einw., darunter 40 Weiße, vornehmlich Holzfäller), Banksinseln (794 qkm, 5000 Einw.), Erromanga, Futuna, Aneitum, Malo, Maiwo, Paama, Lopevi, Matthew, Hunter (Fearn) ꝛc., zusammen 13,227 qkm (240,2 QM.) groß. Die Inseln sind hoch und gebirgig und haben steile Küsten, an denen nur spärlich Korallenriffe beobachtet wurden. Die Mehrzahl der Inseln besteht aus jungvulkanischen Gesteinen und ist demnach wohl vulkanischen Ursprungs. Vulkane sind zahlreich vorhanden; thätige Krater kennt man jedoch nur von Ambrym, Tanna, Erromanga und Lopevi, heiße Quellen u. Solfataren von Matthew. Von nutzbaren Mineralien kommen Kupfer-, Eisen- u. Nickelerze vor. Madreporenkalk findet sich auf vielen Inseln, zumal auf Erromanga, bis zu ziemlich bedeutender Höhe über dem Meeresspiegel, woraus ebenso, wie aus der stufenförmigen Bildung vieler Inseln, auf eine in jüngerer Zeit erfolgte Hebung des Landes geschlossen werden kann. Erdbeben sowie Vulkanausbrüche sind ziemlich häufig. Der Boden ist mit Ausnahme von Erromanga, das jedoch viel Sandelholz liefert, meist sehr fruchtbar u. die Vegetation sehr üppig. Die Fauna schließt sich der auf den indischen Inseln an. Die Bewohner (85,000, nach andern nur 57,900) sind Melanesier (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 8) und zerfallen in viele kleine, durch beständige Kriege getrennte Stämme, die den nördlicher wohnenden Melanesiern an Bildung nachstehen, diese aber durch Mut, Kampflust und Grausamkeit übertreffen; sie sind Kannibalen. Infolge der Übergriffe der Schiffe, welche Arbeiter für Queensland, die Fidschiinseln und Neukaledonien hier anwerben, kommen Ermordungen von Europäern häufig vor. Die protestantische Mission, hat bereits 8000 Bewohner auf den größern Inseln gewonnen, die französisch-katholische Mission auf Sandwich, Mallicollo u. Espiritu Santo. Die Inseln wurden 1774 von Cook genau erforscht; 1886 stellte Frankreich, dessen Kolonisten von Neukaledonien aus Pflanzungen auf der Gruppe anlegten, die Inseln unter seinen Schutz, Sandwich u. Mallicollo erhielten Besatzungen. Die Vorstellungen der englischen Regierung und deren Preisgebung der westlichen Gruppe der Gesellschaftsinseln hatten 16. Nov. 1887 ein Übereinkommen zur Folge, wonach eine gemischte Kommission zum Schutz des Lebens und Eigentums britischer und französischer Unterthanen eingesetzt wurde. Eine große französische Gesellschaft mit dem Hauptsitz in Port Villa (Franceville) auf Sandwich, mit Plantagen auf mehreren andern Inseln, betreibt vornehmlich Kaffeebau. Vgl. Imhaus, Les Nouvelles Hébrides (Par. 1890); Beaune, La terre australe inconnu. Onze croisières aux Nouvelles Hébrides (das. 1894); Daville, La colonisation aux Nouvelles Hébrides (das. 1895).

Neuenahr, Dorf und Bad im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Ahrweiler, an der Ahr, an der Linie Remagen-Adenau der Preußischen Staatsbahn und am Fuße des 327 m hohen Basaltkegels N. gelegen, 87 m ü. M., hat eine kath. Kirche, Weinbau, bedeutenden Mineralwasserversand und (1890) 2265 Einw. N. hat fünf alkalische Thermen von 21—40° Temperatur, deren Wasser gegen chronische Katarrhe, namentlich des Kehlkopfes, des Magens, der Gallenwege und der Blase, gegen Diabetes, Menstruationsstörungen, Eierstocksentzündung, Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten ꝛc. angewendet wird. Die Frequenz beläuft sich jährlich auf ca. 8000 Personen. Das Bad besteht seit 1856, nachdem zwei Jahre zuvor drei der Quellen (darunter die Augusta- und Viktoriaquelle) erbohrt worden waren, und ist Eigentum einer Aktiengesellschaft; später wurde noch der Marienſprudel erbohrt und 1861 der Neue oder Große Sprudel (40°), die einzige alkalische Therme Deutschlands mit bedeutendem Gehalt an Arsen und Lithium. Das Klima ist dem von Kreuznach vergleichbar. Unfern die Burgruine Landskron auf einem Basalthügel. Vgl. Schmitz, Erfahrungen über Bad N. (5. Aufl., Ahrweiler 1887); Derselbe, Altes und Neues über Bad N. (das. 1893); v. Oefele, Bad N., ärztliche Gesichtspunkte (Münch. 1895).

Neuenburg (franz. Neuchâtel), ein Kanton der Schweiz, aus dem ehemaligen Fürstentum N. und der Grafschaft Valangin gebildet, grenzt im Norden an den Kanton Bern, im S. an Waadt und im W. an Frankreich, während ihn im SO. die Thièle und der Neuenburger See von Bern, Freiburg u. Waadt trennen. Sein Flächeninhalt beträgt 807,8 qkm (14,7 QM.). Der Kanton ist ein jurassisches Bergland, das aus der schmalen Küstenebene am Neuenburger See sich in Rücken und Hochthälern aufbaut und dann zur tiefen Thalfurche des Doubs abstürzt; daher die vulgäre Zweiteilung in den flachern, mildern, weinreichen Bas (Unterland) oder Vignoble (Weinland) und in die Montagnes, die rauhen Berge und Hochthäler der Jurahöhen. Während das Niveau des Neuenburger Sees 432 m ü. M. liegt, steigt schon das von der Areuse durchflossene Val de Travers von 719 zu 936 m (Verrières) an, und der Thalkessel des Val de Ruz, das Gebiet des Seyon, liegt bei Valangin, seinem untersten Punkt, 654 m ü. M., während andre Ortschaften noch 100—200 m höher liegen, Les Hauts-Geneveys sogar 976 m hoch. Noch höher liegen die übrigen Jurathäler mit La Brévine (1046 m), Chaux-du-Milieu (1082 m), La Sagne (1043 m), La Chaux-de-Fonds (992 m), Le Locle (925 m), von welch letzterm die Paßstraße des Col des Roches und neuerdings auch die Eisenbahn zu dem vom Doubs gebildeten Lac des Brenets (740 m) hinunterführt. Als die höchsten Rücken des Jura (s. d.) sind zu nennen: die Tête de Rang (1423 m) und der Creux du Van Reuse (1463 m), während der 1172 m hohe Chaumont am zugänglichsten und für die Umschau am lohnendsten ist. Hydrographisch gehört N. größernteils zum Gebiet der Thièle (Neuenburger See, Areuse u. Seyon), kleinernteils zum Gebiet des Doubs. Die Einwohnerzahl des Kantons beträgt (1888) 109,037 und wurde für Ende 1894 auf 114,996 berechnet. Ursprünglich durchaus französischer Abkunft, hat in neuern Zeiten



Wappen des Kantons Neuenburg.

die Bevölkerung, wenigstens mancher Orte, fast einen gemischten Charakter angenommen, eine Folge der Einwanderung deutscher Uhrmacher u. Arbeiter. Immerhin ist 1880—88 die Zahl der deutsch sprechenden Einwohner von 24,489 auf 22,579 zurückgegangen, da die Uhrmacherei in diesen Jahren eine Krisis durchmachte. Die Mischung vollzieht sich auch mehr und mehr auf konfessionellem Gebiet, denn während das durch Farel (s. d.) reformierte Ländchen nur 3 kath. Gemeinden mit etwa 1600 Einw. enthielt, ist jetzt der Gesamtanteil der Katholiken (12,456) auf 11,4 Proz. gestiegen. Außerdem gibt es 740 Juden. An dem Wechsel der politischen Gestaltung haben die Montagnards, die sich durch rascheres Wesen und tief eidgenössischen Sinn wie durch Betriebsamkeit auszeichnen, den meisten Anteil. Die Seeanwohner des Vignoble sind von kälterm, reserviertem Charakter und zählen die meisten Aristokraten. Überall aber erscheint die Bevölkerung ausgezeichnet durch schönen, kräftigen Körperbau, treffliche Geistesbegabung und Bildung, sehr arbeitsam u. geschickt, solid und bieder und im Durchschnitt von großem Wohlstand sowie von feiner, geselliger Sitte.

Ebenso zweigeteilt wie nach dem Terrain erscheint das Klima und danach der wirtschaftliche Charakter. Von der Bodenfläche sind 572,3 qkm (70,85 Proz.) produktives Land. 397,2 qkm (49,17 Proz.) entfallen auf Äcker, Wiesen und Weiden, 12,5 qkm (1,54 Proz.) auf Rebland, 162,6 qkm (20,13 Proz.) auf Wald. Das unproduktive Areal beträgt 235,5 qkm (29,15 Proz.). Während am See Feld-, Garten- und Weinbau blühen, waren die spät, zum Teil erst im 13. und 14. Jahrh. besiedelten Montagnes von der Natur auf Alpenwirtschaft und Holzarbeit angewiesen. In diesen Hochthälern ist das Klima rauh, der Boden dürftig an nährendem Erdreich oder moorig, aber die Bevölkerung so zahlreich, daß wohl doppelt soviel Getreide eingeführt werden muß, als die Produktion beträgt. Kaum daß genug Kartoffeln und Gemüse wachsen. Wein wird viel und in vorzüglicher Qualität erzielt; die Ausfuhr, auch an künstlichem Champagner, ist bedeutend. Ausgezeichnet ist besonders das rote Gewächs; die geschätztesten Weine wachsen um Cortaillod, Boudry u. Neuchâtel (1893 lieferten 1233,48 Hektar: 12,660 hl Rotwein u. 105,355 hl Weißwein). Obst muß eingeführt werden, ebenso Holz und Steinkohlen. Die Rinderzucht der Berge ist Alpenwirtschaft, im Unterland und im Val de Ruz mit Landbau verbunden. N. zählt (1893) 3043 Pferde, 18,611 Rinder, 6472 Schweine, 1060 Schafe, 2496 Ziegen und (1888) 4589 Bienenstöcke. In die zwei Fischzuchtanstalten wurden 1892—93: 260,000 Eier von Seeforellen eingesetzt. Bei Travers bildet der Asphalt ein Lager von 6 m Mächtigkeit mit einem durchschnittlichen Bitumengehalt von 10 Proz. und soll sich unterirdisch über mehr als 20—30,000 qm erstrecken. In den Hochthälern finden sich viel Torf, bei Neuchâtel treffliche Bausteine (Neokom). Die Industrie ernährt 54 Proz. der Bevölkerung, darunter (1880) die Uhrenfabrikation 37 Proz.; 1888 wies N. 69 Fabriken, darunter 65 mit Motoren (1368 Wasser-, 628 Dampfpferdekräfte), und 3110 Arbeiter auf; neben den 14 Uhrenfabriken bestehen 2 Schokoladefabriken, eine Zigarrenfabrik, eine Fabrik elektrischer Kabel, eine Werkstätte für Kleinmechanik, eine Maschinenfabrik, eine Papierfabrik, eine Papierstofffabrik, ein Stahlwalzwerk, 2 Strohhutfabriken, eine Telegraphenwerkstätte, 3 Fabriken für Zement u. hydraulischen Kalk, ein Asphaltbergwerk, 3 Ziegel- und Backsteinfabriken, eine Möbelfabrik und 7 Brauereien (1893 Produktion 34,985 hl Bier). Im Val de Travers betreibt man Fabrikation von Absinthextrakt (Ausfuhr jährlich 150,000 Flaschen), in den Bergen allgemein die Uhrmacherei (s. Chaux-de-Fonds), Schokoladenfabriken in Serrières u. Le Locle. Auch die Fabrikation von Chronometern hat eine ansehnliche Stellung errungen. Während die Stadt Neuchâtel durch die Ausfuhr von Wein u. Käse zu einer nach schweizerischem Maßstab beträchtlichen u. reichen Handelsstadt geworden ist, gibt es in den Hochthälern, besonders in La Chaux-de-Fonds u. Le Locle, aber auch in Le Pont, La Sagne, La Brévine ꝛc. und selbst noch in dem abgelegenen Dorfe Les Brenets, Firmen, die sich denjenigen der ersten schweizerischen Verkehrsplätze an die Seite stellen dürfen. Der Kanton wird von mehreren Linien der Jura-Simplonbahn (Lausanne-Neuchâtel-Biel, Neuchâtel-Pontarlier u. a.) und der Bahn Neuchâtel-Le Locle-Col-des-Roches durchzogen. Über die Dampfschiffahrt auf dem See s. Neuenburger See. An Banken besitzt der Kanton die 1854 gegründete, 1883 vom Staat übernommene Banque Cantonale Neuchâteloise (mit 4 Mill. Frank Kapital), die Handelsbank (4 Mill. Fr. Kapital) und als Hypothekenbank den Crédit foncier de Neuchâtel (mit 11½ Mill. Fr.).

Das Schulwesen des Kantons N. gehört zu den regenerierten und steigt von den Volksschulen, deren Besuch unentgeltlich und obligatorisch ist, zu verschiedenen höhern Lehranstalten auf, unter welchen das Gymnasium von Neuchâtel und die Industrieschulen von La Chaux-de-Fonds und Le Locle den Charakter von Mittelschulen haben, während die 1866 neugegründete Akademie (s. Neuchâtel), mit der auch die staatliche Lehrerbildungsanstalt verbunden ist, unter die Berufsschulen gehört. 5 Uhrmacherschulen, 2 Handelsschulen, eine Kunstgewerbeschule, eine Weinbauschule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt und 4 Gewerbeschulen stehen im Dienste der industriellen Interessen. Ein Privatseminar besteht in Peseux. Die öffentlichen Bibliotheken zählen über 150,000 Bände, wovon ca. 100,000 auf die Stadtbibliothek in Neuchâtel entfallen, viele Manuskripte von Jean Jacques Rousseau. Der Kanton besitzt 6 Rettungsanstalten, eine Zwangsarbeitsanstalt in Devens; er überwacht die private Irrenanstalt Préfargier bei Neuchâtel. Klöster besitzt N. nicht. Die Katholiken gehören zur Diözese Lausanne-Genf (mit Bischofsitz in Freiburg). Die Protestanten teilen sich in die Landeskirche (Église nationale) und in die Freie Kirche (s. unten, Geschichte). Politisch zerfällt der Kanton in sechs Bezirke: Boudry, La Chaux-de-Fonds, Le Locle, Neuchâtel, Val-de-Ruz und Val-de-Travers, bildet einen einzigen (den 48.) Nationalratswahlkreis mit 5 Mandaten und gehört in militärischer Hinsicht zum II. Divisionskreis.

Zufolge der gegenwärtigen Verfassung (vom 21. Nov. 1858, später in einigen Paragraphen abgeändert) bildet der Kanton N. einen repräsentativ-demokratischen Freistaat mit fakultativem Referendum (seit 28. Juni 1879) und der Volksinitiative, welche 3000 stimmfähige Bürger begehren können. Die Souveränität ruht in der Gesamtheit des Volkes. Die Verfassung garantiert die in den Schweizer Republiken üblichen Grundrechte. Der Große Rat (Grand Conseil), auf drei Jahre direkt vom Volke gewählt (je ein Mitglied auf 1000 Seelen, mit Wiederwählbarkeit), übt die legislative Gewalt aus, beschließt die Steuern und führt die Kontrolle über die Verwaltung. Die Exekutive ist einem auf drei Jahre gewählten Staatsrat (Conseil

d'État) von 5 Mitgliedern, die jeweilig wieder wählbar sind, übertragen. Das Präsidium desselben wird alljährlich von ihm selbst neu bezeichnet. Die Staatsräte haben in der Legislative beratende Stimme. Die Rechtspflege üben 19 Friedensrichter und 3 industrielle Schiedsgerichte, vom Volke gewählt, 6 vom Großen Rate gewählte Bezirksgerichte und ein Appellationshof, der in Strafsachen auch die Befugnisse eines Kassationshofes hat. Den Gemeinden und Korporationen sind die Güter garantiert und deren Verwaltung überlassen; letztere steht aber unter der unmittelbaren Aufsicht des Staates. Jede religiöse Genossenschaft bedarf zu ihrer Niederlassung die ausdrückliche und immer widerrufliche Erlaubnis des Großen Rats. Die Einnahmen des Staates betrugen 1894: 3,365,011 Frank, die Ausgaben 3,231,429 Fr., also Überschuß: 133,582 Fr. Unter den Einnahmen bilden den bedeutendsten Posten die Steuern mit 1,152,853 Fr. In den Ausgaben figuriert das Erziehungswesen mit 624,926 Fr. Ende 1894 war der Stand des neuenburgischen Staatsvermögens an Aktiven 22,545,142 Fr., an Passiven 18,947,264 Fr., also reines Vermögen 3,597,878 Fr. Hauptstadt ist Neuchâtel (s. d.).

[Geschichte.] Das Grafenhaus von N., ein altes burgundisches Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz Fenis am Bieler See war, und von dem sich die Nebenlinien von Valengin, Nidau, Straßberg und Aarberg abgezweigt hatten, empfing seinen Namen von der Stadt N., in deren Besitz dasselbe um 1150 erscheint. Durch das Aussterben der Zähringer (1218) wurden die Grafen von N. reichsunmittelbar, bis Graf Raoul die mächtigen Grafen von Châlons 1288 als Oberlehnsherren anerkannte. Nach dem Aussterben des alten Grafenhauses 1395 ging N. durch Erbschaft an einen Seitenverwandten, Konrad von Freiburg, 1457 an die Grafen von Hochberg u. von diesen 1504 durch Heirat an den französischen Prinzen Ludwig von Orléans, Herzog von Longueville, über. Nachdem das Land schon durch ein »ewiges Burgrecht« des Grafen und der Stadt mit Bern (1406) und durch ähnliche Bündnisse mit Solothurn (1369), Freiburg (1495) und Luzern (1501) an die Eidgenossen gekettet worden war, besetzten es diese 1512 infolge des Krieges, den sie mit Frankreich um Mailand führten, und regierten es als gemeine Vogtei bis 1529, wo sie es der Herzogin von Longueville zurückstellten. Unter dem Schutze Berns, das eine Art schiedsrichterlicher Gewalt über N. ausübte, führte Farel 1530 die Reformation ein. 1584 fiel Valengin an N. Im Westfälischen Frieden wurde N. als souveränes, im Schirm der Eidgenossenschaft stehendes Fürstentum anerkannt. Als das Erlöschen des Hauses Longueville in Aussicht stand, erhoben 15 Prätendenten Ansprüche auf N., darunter der Prinz von Conti, der Günstling und Vetter Ludwigs XIV. Allein auf Betreiben des Kanzlers Montmollin, der, im Einverständnis mit Bern, N. nicht zur französischen Provinz herabsinken lassen wollte, machte Wilhelm III. von Oranien im Frieden von Rijswijk das verschollene, aber nie aufgegebene Oberlehnsrecht des Hauses Châlons geltend, dessen Erben die Oranier waren, und übertrug seine Ansprüche auf König Friedrich I. von Preußen, den Sohn der Prinzessin Luise von Oranien. Nach dem Tode Maries, der Herzogin von Nemours (1695—1707), mit welcher die vierte Dynastie erlosch, entschied sich der Gerichtshof der drei Stände (bestehend aus vier Räten als Repräsentanten des Adels, vier Kastellanen als Stellvertretern der Geistlichkeit und vier Abgeordneten der Quatre Ministraux, des Stadtrates von N., als Vertretern des dritten Standes), ermutigt von Bern, 3. Nov. 1707 für die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des Königs von Preußen, der bei der Huldigung die Rechte u. Privilegien des Fürstentums sowie die alten Bündnisse mit den Eidgenossen bestätigte und im Frieden von Utrecht auch von Ludwig XIV. als Fürst von N. anerkannt wurde. Die Einführung der Helvetischen Republik 1798 löste das Verhältnis Neuenburgs zur Schweiz, und Friedrich Wilhelm III. trat es 1806 an Napoleon I. ab, welcher es 30. März als ein Vasallenfürstentum an den Marschall Berthier verlieh. Berthier, der sein Fürstentum nie besucht hatte, verzichtete nach dem ersten Pariser Frieden durch Vertrag vom 3. Juni 1814 gegen eine lebenslängliche Rente von 34,000 Thlr. darauf zu gunsten des Königs von Preußen. Nach der von letzterm bestimmt abgegebenen Erklärung, daß N. ein unveräußerlicher, unteilbarer und von der preußischen Monarchie völlig abgesonderter Staat sei, wurde es 6. April 1815 als 21. Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen, ein Verhältnis, das die Sanktion des Wiener Kongresses empfing. 1830 regte sich auch in N. der Wunsch nach freisinniger Umgestaltung der Verfassung, und der König willfahrte demselben, indem er durch den Generalmajor v. Pfuel die alten Landstände in einen »gesetzgebenden Rat« umwandeln ließ, in welchen der Fürst 10, das Volk aber die übrigen Abgeordneten, auf 500 Seelen einen, wählen sollte. Ein Versuch der Republikaner, durch einen Aufstand die völlige Trennung von Preußen zu erzwingen (13. Sept.), wurde durch eidgenössische Truppen unterdrückt und ein zweiter vom 17. Dez. durch Pfuel erstickt und hart bestraft. 1834 brachte N. sogar den Vorschlag an die Tagsatzung, daß das Fürstentum aus dem Bund austreten und nur an der der Schweiz garantierten Neutralität teilhaben solle, wurde aber von der Tagsatzung damit zurückgewiesen und vom König desavouiert. Zugleich schloß es sich den reaktionären Kantonen aufs engste an, und wenn es nicht förmlich am Sonderbund teilnahm, so stimmte es doch mit demselben auf der Tagsatzung und weigerte sich, sein Kontingent zum eidgenössischen Heer stoßen zu lassen, das ihn auflösen sollte. Dafür wurde N. nach Beendigung des Feldzugs zur Erlegung von 300,000 Frank verpflichtet, die zu einem Pensionsfonds der in eidgenössischem Dienste Verwundeten verwendet werden sollten. Das Jahr 1848 führte indes einen Umschwung aller Verhältnisse herbei. Unmittelbar nach der Februarrevolution brach in Locle ein republikanischer Aufstand aus (29. Febr.); eine Volksversammlung in La Chaux-de-Fonds wählte eine provisorische Regierung, während etwa 1400 bewaffnete Republikaner nach N. marschierten, ohne Widerstand Besitz vom Schloß nahmen, den Staatsrat entsetzten und die widerstrebenden Mitglieder desselben gefangen nahmen (1. März). Die provisorische Regierung, welche alsbald die Wahl eines Verfassungsrats anordnete, wurde von der eidgenössischen Tagsatzung sofort anerkannt. Das Berliner Kabinett begnügte sich mit einem Protest gegen das Geschehene, und der König entband die gefangenen Staatsräte des Eides der Treue, während ein Verfassungsrat eine republikanische Verfassung entwarf, welche 30. April mit 5800 gegen 4400 Stimmen angenommen und von der Tagsatzung gewährleistet wurde. Die schweizerischen Bundesbehörden versäumten es jedoch, rechtzeitig den König von Preußen zum vollständigen Verzicht auf seine Rechte zu bewegen; im Londoner Protokoll (24. Mai 1852) ließ sich der-

selbe seine Ansprüche auf N. von den Mächten anerkennen; eine kleine Minderheit bewahrte dem entthronten Fürsten die alte Treue und sann auf Umsturz der neuen Ordnung. Das Haupt derselben, Graf von Pourtalès-Steiger, von seiner Partei zum militärischen Chef eines revolutionären Ausschusses ernannt, gab 1856 kurz nach der Heimkehr von einer Reise nach Berlin »im Namen des Königs« den Befehl zum Losschlagen. In der Nacht vom 2. auf den 3. Sept. wurden gleichzeitig Locle und Neuchâtel überrascht, die Regierung gefangen gesetzt und die königliche Fahne aufgepflanzt. Aber alsbald erhoben sich die Republikaner, erstürmten am Morgen des 4. Sept. das Schloß in N., befreiten die verhafteten Staatsräte und nahmen 530 Royalisten gefangen. Der schweizerische Bundesrat beschloß, die Urheber des Aufstandes gerichtlich zu verfolgen; allein Preußen, unterstützt von den Mächten, verlangte sofortige Freilassung aller Gefangenen, welche die Schweiz als unvereinbar mit ihrer Ehre verweigerte. Schon wurde von beiden Seiten zum Kriege gerüstet, und nach Verwerfung des von Preußen gestellten Ultimatums schien der Ausbruch der Feindseligkeiten unvermeidlich, als durch die Vermittelung Napoleons III. ein Vergleich zu stande kam, wonach die Eidgenossenschaft die gefangenen Royalisten freiließ, resp. des Landes verwies, worauf der König von Preußen im Pariser Vertrag vom 26. Mai 1857 für sich und seine Nachfolger unter Vorbehalt des Titels auf seine Rechte an N. verzichtete und selbst eine anfänglich verlangte Entschädigung von 1 Mill. Frank fallen ließ. Seitdem erfreute sich der Kanton unter der Herrschaft der Radikalen eines zwar bewegten, aber stets in gesetzlichen Formen verlaufenden politischen Lebens. Nachdem schon 1858 und 1873 die Verfassung modifiziert worden war, wurde durch die Partialrevision von 1879 und 1882 das fakultative Referendum und die Volksinitiative für Gesetze eingeführt. Eine weitere Partialrevision, die 15. Mai 1887 vom Volke angenommen wurde, führte wichtige Neuerungen im Gemeindewesen ein und übertrug die Armenunterstützungspflicht von den Bürgergemeinden auf die Einwohnergemeinden. Infolge des Kirchengesetzes von 1873, welches jeden politisch wahlberechtigten Bürger auch für kirchlich wahlberechtigt erklärte, trat eine große Anzahl Geistlicher und Laien unter der Führung Godets (s. d. 1) aus der Staatskirche aus und gründete eine streng orthodoxe Freikirche (Église libre). Vgl. Chambrier, Histoire de Neuchâtel et Valangin jusqu'à l'avénement de la maison de Prusse (Neuchâtel 1840); Montmollin, Mémoires sur le comté de Neuchâtel (Bern 1834, 2 Bde.); Matile, Monuments de l'histoire de Neuchâtel (Neuchâtel 1844–48); Boyve, Annales historiques du comté de Neuchâtel et Valangin (Bern 1854–59, 5 Bde.); Majer, Geschichte des Fürstentums N. (Tübing. 1857); Benoît, Le canton de Neuchâtel (Neuchâtel 1861); »Musée Neuchâtelois« (das. 1864 ff.); Grandpierre, Histoire du canton de Neuchâtel sous les rois de Prusse 1707–1848 (das. 1889); Humbert, Alexis Marie Piaget et la République neuchâteloise de 1848 à 1858 (das. 1888–95, 2 Bde.).

Neuenburg, 1) Stadt im bad. Kreis Lörrach, Amt Müllheim, am Rhein und an der Linie Müllheim-N. der Badischen Staatsbahn (mit Eisenbahnbrücke über den Rhein und Anschluß an die Eisenbahn Mülhausen-Banzenheim), hat eine neue kath. Pfarrkirche, Schifffahrt und (1895) 1432 Einw., davon 53 Evangelische. N. erhielt 1292 Stadtrecht und kam 1806 an Baden. Hier starb 8. Juli 1639 Herzog Bernhard von Weimar. — 2) Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Schwetz, in schöner Lage an der Mündung der Montau in die Weichsel, hat eine evangelische u. 2 kath. Kirchen, ein altes Ritterschloß, ein Amtsgericht, eine Maschinenfabrik, Kupferschmieden und Eisengießerei, Bierbrauerei u. (1895) 5061 Einw., davon 1739 Evangelische und 243 Juden. N. kam 1308 an den Deutschen Ritterorden, der die Stadt 1465 nach tapferer Verteidigung als letzten Punkt an der Weichsel verlor. — 3) S. Neuchâtel.

Neuenbürg, Oberamtsstadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, an der Enz und der Linie Pforzheim-Wildbad der Württembergischen Staatsbahn, 318 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Bergschloß (von 1658), eine Latein- und Realschule, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Glühlampen-, Sensen-, Bijouteriewaren- und Lederfabrikation, Holzschleiferei, Flößerei, Sägewerke und (1895) 2001 Einwohner, davon 87 Katholiken. In der Nähe (östlich vom Schloß) eine Burgruine.

Neuenburgerli, Gebäck aus Mehl und geschnittenen Mandeln, welche mit in Weißwein getauchtem, bis zum Faden gekochtem Zucker vermischt werden.

Neuenburger See (franz. Lac de Neuchâtel, bei den Römern und im Mittelalter Lacus Eburodunensis), ein schweizerischer, von der Thièle durchflossener See, dem rechterseits auch die Mentue und die Broye, linkerseits die jurassischen Gewässer Areuse und Seyon zufließen, ist 39 km lang, 3–9 km breit, 154 m tief, liegt seit der Juragewässerkorrektion (s. d.) nur noch 432,7 m ü. M. und ist mit einem Areal von 239,68 qkm der größte der Jura-, der drittgrößte der Schweizerseen. Das Westufer, Vignoble, ist ein freundliches Wein- und Wiesengelände, wo Ort an Ort liegt, überragt von dem Tannendunkel und den Felswänden des Jura; die übrigen Ufer sind flach und breit, zum Teil der Versumpfung ausgesetzt, großenteils aber fruchtbares Ackerland. Von jeher war der See eine wichtige Handelsstraße, welche die zwei ersten schweizerischen Handelsstädte, Basel und Genf, verband. Vor dem Bau der Uferbahn besorgten die Dampfer (seit 1827) den Hauptverkehr; drei kleinere Dampfer unterhalten gegenwärtig die Verbindung mit dem Murtensee, d. h. vermittelst der untern Broye. Heftige Nordwinde, denen der See sehr ausgesetzt ist, schaden der Kleinschiffahrt. Die Fischerei gibt reichlichen Ertrag an Trieschen, Weißfelchen, Aalen und Welsen (bis 70 kg). Der See friert selten ganz zu, zuletzt geschah dies 1789, 1830 und 1880. An der Ostseite desselben, namentlich bei Estavayer und Cortaillod, hat man bedeutende Pfahlbauten aufgefunden.

Neuendettelsau, Dorf im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Ansbach, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, eine Missions-, eine Diakonissen- und 2 höhere Unterrichts- u. Erziehungsanstalten für Mädchen, ein Rettungshaus, eine Anstalt für weibliche Idioten, Hostienbäckerei, eine Paramentenfabrik und (1895) 1369 Einw.

Neuendorf, 1) Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, bei Potsdam, an der Nuthe und mit Station Nowawes-N. an der Linie Berlin-Potsdam (Wannseebahn) der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Kammgarnspinnerei (500 Arbeiter), eine Smyrnateppichfabrik, eine mechanische Netzfabrik (150 Arbeiter), Jutespinnerei u. -Weberei, eine Fabrik für Damenmäntelstoffe und Trikotgewebe (500 Arbeiter) u. (1890) 3283 meist evang. Einwohner.

Auf der Gemarkung von N. legte König Friedrich II. 1754 die Kolonie Nowawes (s. d.) an. — 2) (N. auf Wollin) Dorf im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Usedom-Wollin, auf der Insel Wollin, hat ein kleines Seebad und (1890) 280 Einw. — 3) Früher selbständiges Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Koblenz, mit 4609 Einw., ist seit 1. Juli 1895 in Koblenz einverleibt.

Neuengland (engl. New England), die sechs nordöstlichen Staaten der nordamerikan. Union: Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island u. Connecticut, zusammen 172,145 qkm (3126 QM.) mit (1890) 4,700,745 Einw., vorzugsweise Nachkommen englischer Puritaner und Schotten, die sich noch jetzt durch ihre Frömmigkeit, aber auch durch kühnen Unternehmungsgeist auszeichnen. Ihnen allein gebührt der Spitzname Yankee (s. d.). Das Gebiet wurde 1606 von Jakob I. der Plymouthkompanie verliehen. Vgl. Talvj, Geschichte der Kolonisation von N. (Leipz. 1847); Palfrey, History of New England (Bost. 1859—90, 5 Bde.); Weeden, Economic and social history of New England, 1620—1789 (das. 1890, 2 Bde.).

Neuenhain, Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Obertaunuskreis, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, ein Erholungshaus des Bethanienvereins in Frankfurt a. M., Weinbau, eine Mineralquelle und (1890) 1051 Einw.

Neuenhaus, Stadt im preuß. Regbez. Osnabrück, Kreis Grafschaft Bentheim, an der Dinkel und unweit der Vechte, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, Tabaks- u. Zigarrenfabrikation, bedeutenden Viehhandel, Schiffahrt und (1895) 1205 Einw.

Neuenheim, früher selbständiger Ort, seit 1891 mit Heidelberg (s. d. 1) vereinigt.

Neuenkamp (Neucamp), Dorf auf der Insel Rügen, südwestlich von Putbus, am Rügener Bodden, hat Fischerei, 198 Einw. und ist bekannt durch die hier 23. Sept. 1678 erfolgte Landung der Brandenburger unter Admiral Tromp. 1854 wurde hier ein Standbild des Großen Kurfürsten errichtet.

Neuenrade, Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Altena, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, eine Drahtzieherei und -Weberei, Fabriken für Ahlen, Nieten, Schuhnägel, Messinggußwaren, Klavierstifte, Schrauben 2c. und (1895) 1848 Einwohner, davon 393 Katholiken und 8 Juden.

Neuenstadt, 1) (N. an der Linde) Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, an der Mündung der Brettach in den Kocher, über welchen eine alte, kühn gewölbte Brücke führt, 181 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß und (1895) 1361 Einw., davon 38 Katholiken und 7 Juden. N. war 1649—1742 Sitz der Herzöge von Württemberg-N., einer Nebenlinie des württembergischen Hauses. — 2) (Neuveville) Bezirkshauptstadt im schweizer. Kanton Bern, am Bieler See und am Fuße des Chasseral, 438 m ü. M., in fruchtbarer Lage, Station der Linie Lausanne-Biel-Basel der Jura-Simplonbahn, mit Obst- und Weinbau, bedeutender Uhrenindustrie, Gerberei und (1888) 2368 meist reform. Einwohnern.

Neuenstein, Stadt im württemberg. Jagstkreis, Oberamtsbezirk Öhringen, an der Eppach und der Linie Heilbronn-Ellrichshausen der Württembergischen Staatsbahn, 286 ü. M., hat eine alte, jetzt restaurierte evang. Kirche (mit schönem Grabmal des Grafen Wolf von Hohenlohe-N.), ein Schloß mit Familienmuseum der Fürsten Hohenlohe, Mühlenbau, Sandsteinbrüche u. (1895) 1403 Einw., davon 20 Katholiken.

Neue Preußische (†) Zeitung (gewöhnlich nach dem Eisernen Kreuz am Kopfe des Blattes Kreuzzeitung genannt), zweimal täglich in Berlin erscheinende politische Zeitung, das Organ der evangelischen Hochkonservativen. Sie wurde 1848 gegründet und bis 1853 von dem spätern Geheimen Oberregierungsrat Herm. Wagener redigiert, dem Beutner (bis 1872), Ph. v. Nathusius-Ludom (bis 1876), Oberregierungsrat v. Niebelschütz (bis 1881) und Freiherr v. Hammerstein (s. d. 2) folgten, nach dessen Suspension im Juli 1895 Professor Herm. Wilh. Kropatscheck (s. d.) mit der Leitung betraut wurde.

Neuerburg, Stadt im preuß. Regbez. Trier, Kreis Bitburg, in romantischer Gegend an der Enz, 314 m ü. M., hat eine kath. Kirche, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, Sohllederfabrikation und (1895) 1331 Einw., davon 12 Evangelische. N. erhielt vor 1332 Stadtrecht.

Neue Rechnung (abgekürzt N/R, ital. Conto nuovo), die Rechnung, in welche nach Abschluß der alten Rechnung (A/R) der Saldo vorgetragen wird. Vgl. Kontokorrent.

Neue Republik (Nieuwe Republiek), s. Südafrikanische Republik (Geschichte).

Neu-Erkerode, s. Obersickte.

Neuern, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Klattau, am Fuße des Böhmerwaldes, an der Angel und der Staatsbahnlinie Pilsen-Eisenstein gelegen, hat eine Dampfsäge, eine Zündhölzer- und eine Lederfabrik, Glasschleiferei, Handel mit Holz, Federn und Eiern und (1890) 1615 deutsche Einwohner. Nördlich liegt das Dorf Bistritz, mit schönem gotischen Schloß des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen (mit Park) und 501 Einw., südlich die Ruine Baiereck.

Neuer Stil, die Zeitrechnung nach dem Gregorianischen Kalender; s. Kalender.

Neues Testament, s. Bibel.

Neue Welt, soviel wie Amerika; vgl. Alte Welt.

Neue Zürcher Zeitung, dreimal täglich in Zürich erscheinende politische Zeitung, Hauptorgan des Zentralismus und des deutsch-schweizerischen Liberalismus. Sie wurde 1780 als »Nachrichtenblatt« gegründet und erschien bis 1821 zweimal wöchentlich unter dem Titel »Zürcher Zeitung« und dann dreimal wöchentlich unter dem jetzigen Titel, seit 1843 täglich. Redakteure sind jetzt (1896) W. Bissegger, Jak. Flörlin, Alb. Fleiner, Rob. Billeter.

Neufahrwasser, Hafenort und Vorstadt von Danzig, 6 km davon entfernt, auf der linken Seite der Danziger Weichsel, deren eigentliche Mündung seit dem Weichseldurchbruch bei Neufähr durch einen Damm geschlossen ist, durch den in neuester Zeit sehr erweiterten Hafenkanal aber mit der Ostsee in Verbindung steht, und an der Linie Dirschau-Danzig-N. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Hafenbauinspektion, ein Lotsenamt, Stationen zur Rettung Schiffbrüchiger, 2 Leuchttürme, Molen zum Schutz gegen die Versandung der Einfahrt, Spritfabrikation, eine Dampfbierbrauerei, eine Dampfsägemühle und (1895) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 128) 7285 Einw., davon 2258 Katholiken und 29 Juden. N. gegenüber liegen die Festung Weichselmünde u. das Seebad Westernplatte, nordwestlich das Seebad Brösen.

Neufchâteau (spr. nöschatō), 1) ehedem befestigte Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Pro-

vinz Luxemburg, unweit der Eisenbahn Brüssel-Arlon, mit Staatsknabenmittelschule, Tribunal, Schieferbrüchen, Sägemühlen, Strohhutfabrikation, Getreidehandel und (1893) 2145 Einw. — 2) Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Vogesen, an der Maas, welche hier den Mouzon aufnimmt, Knotenpunkt der Ostbahn, hat 2 alte Kirchen, Reste eines Schlosses der Herzöge von Lothringen, eine Statue der Jeanne d'Arc, Collège, Bibliothek, Ackerbaukammer, Fabrikation von Möbeln und andern Holzwaren, Leder ꝛc. und (1891) 4048 Einw.

Neufchâtel (spr. nöfschatell), unrichtig für Neuchâtel [(s. d.).

Neufchâtel-en Bray (spr. nöfschatell-ang-brä), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Niederseine, an der Béthune und der Westbahn, hat eine Kirche aus dem 12.—16. Jahrh., ein Handelsgericht, Bibliothek, Antiquitätenmuseum, Bereitung von Cider und Käse (»Neufchâteller«) und (1891) 3929 Einw.

Neuffen, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Nürtingen, an der Steinach, in dem weinreichen Neuffener Thal, 340 m ü. M., hat eine evang. Kirche, mechanische Stickerei, Gurten- u. Bettdeckenweberei, Fabrikation von Verbandstoffen und Kirschgeist, Obst- und vorzüglichen Weinbau und (1895) 1642 evang. Einwohner. Dabei die großartigen Ruinen der Festung Hohen-Neuffen. Vgl. Kapff, Hohen-Neuffen (2. Aufl., Stuttg. 1886).

Neuformationen, s. Formation.

Neu-Frankreich (Nouvelle France), alter Name für Kanada (s. d., Geschichte).

Neu-Freiburg, Kolonie in Brasilien, s. Nova Friburgo.

Neufriedrichsthal, s. Usch.

Neufundland (New Foundland), Insel und älteste brit. Besitzung in Nordamerika, von Labrador durch die schmale Straße von Belle Isle getrennt, zwischen 46° 37'—51° 39' nördl. Br. und 52° 38'—59° 26' westl. L. v. Gr., wird westlich vom St. Lorenzgolf bespült (s. Karte »Nordamerika«) und umfaßt, mit Einschluß der zahlreichen kleinen Nebeninseln (aber ohne das französische Miquelon und St.-Pierre mit 235 qkm), 110,670 qkm (2119,4 QM.). Die Küsten sind hoch und felsig, zerschnitten von breiten und tiefen, bis 100 km in das Land eindringenden Baien und Fjorden (Trinity-, Conception-, Placentia-, Fortune-, St. George-, White-, Notre Dame-, Bonavistabai), die außer zahlreichen Vorgebirgen und hervorspringenden Landspitzen (Kap Race unter 46° 40' im SO., Kap Ray unter 47° 37' im SW., Kap Norman unter 51° 38' nördl. Br. im Norden) zwei große Halbinseln bilden, von denen die südliche, durch einen ganz schmalen Isthmus mit der Hauptinsel zusammenhängende, Avalon genannt wird. Der größte Teil des Innern ist unfruchtbares Steinland, mit erratischen Blöcken (boulders) übersäet und nur dünn mit Vaccinienarten und labradorischem Thee bewachsen, oder Moor. Größere Ebenen sind selten; die größte Erhebung ist der 635 m hohe Blomidon. Von den zahlreichen, aber kleinen Flüssen ist der bedeutendste der 320 km lange Exploit River, dann Humber, Gander ꝛc., die meist aus Seen kommen oder solche durchfließen, die nebst Sümpfen u. Morästen ein Drittel der Insel bedecken. Geologisch besteht N. aus vorwaltenden stark gefalteten archäischen Gesteinen, welche hauptsächlich der laurentischen Formation zugehören, und aus paläozoischen Ablagerungen. Von letztern bedecken kambrische und silurische Schiefer, vielfach von vulkanischen Gesteinen durchbrochen, fast die ganze Insel. Devonische und karbonische Schichten treten nur im NW. auf. Sehr verbreitet sind diluviale Glazialablagerungen, Geschiebewälle und erratische Blöcke. Das Klima ist feucht und bedeutend kühler als unter ähnlichen Breiten in Europa (St. Johns: Jahrestemperatur 5,1°, mittlere Jahresextreme 28,9° und —22,1°, Regenmenge 132 cm, Niederschlagstage 220, darunter 74 Schneetage). Nebel sind häufig. N. ist pflanzengeographisch charakterisiert durch besondere Koniferenarten von hohem Wuchs, wie Pinus Douglasii, Menziesii, Mertensiana; doch sind Tannen (P. alba und nigra), Lärchen u. Birken von geringerer Größe, und die Waldungen wechseln überall mit offener Landschaft ab. Der nicht bewaldete Teil der Insel ist mit Torfmooren und auf den trocknern Höhen mit den beerentragenden Sträuchern (Vaccinieen) des Nordens bedeckt. Faunistisch bildet N. einen Teil der kanadischen Subregion der nearktischen Region; Hirsche, Wölfe, Bären, Biber, Marder und andre Pelztiere finden sich zahlreich.

Die Bevölkerung bestand ursprünglich aus den zu den Algonkin gehörigen Beothuk, die aber durch die einwandernden Franzosen ausgerottet wurden. Später wanderten Mikmak von Neuschottland ein, die jetzt 100 Köpfe stark sein mögen. Die weiße Bevölkerung betrug 1713, als die Insel von Frankreich an England überging, kaum 4000, 1800 schon 20,000 und 1892: 203,500 (1,8 auf 1 qkm), davon 104,000 männlich und 99,500 weiblich. Unter der Bevölkerung befinden sich etwa 20,000 Nachkommen französischer Akadier. In den Volksunterricht teilen sich die Katholiken und Protestanten, auch die 6 höhern Schulen sind meist durch jene Konfessionen begründet. Dem Ackerbau sind nur 26,102 Hektar gewidmet; doch wird die für Ackerbau und Viehzucht geeignete Bodenfläche auf 4 Mill. Hektar (18—20 Proz.) geschätzt. Der Viehstand betrug 1891: 6138 Pferde, 23,822 Rinder, 60,840 Schafe, 32,011 Schweine. Der Mineralreichtum an Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Blei, Eisen, Mangan, Wismut ꝛc. ist bedeutend, auch an Kohlen fehlt es nicht, doch wird neben etwas Blei nur Kupfer gewonnen. Aber der Hauptreichtum und die Hauptbeschäftigung der Bewohner sind Fischerei und Seehundsfang, die 1892: 53,502 Menschen beschäftigten; Kabeljaufischerei betrieben 279 Fahrzeuge von 15,212 Ton. und 3719 Mann; der Jahresertrag beträgt 6 Mill. Doll. Bei dem Seehundsfang waren 1892 thätig 20 Dampfer von 6278 T. mit 4548 Mann, außerdem 50 Segelboote, es wurden 348,624 Seehunde gefangen im Gewicht von 7736 T. In 340 Anstalten mit 4807 Arbeitern wurden Hummern im Gewicht von 3,734,840 Pfd. eingemacht. Künstliche Zucht von Kabeljaus und Hummern wird namentlich bei der Insel Dido in der Trinitybai bereits seit Jahren betrieben. Am fischreichsten sind die Große Neufundlandbank (s. d.) im O. und SO. der Insel, dann die 200 km östlich liegende Vlämische Kuppe. Die Einfuhr betrug 1893: 1,577,619 Pfd. Sterl., sie besteht vornehmlich in Mehl, Kleiderstoffen, Butter, Zucker, Kohle, Pökelfleisch, Salz ꝛc. Von der Ausfuhr (1,308,523 Pfd. Sterl.) kommen auf getrockneten Stockfisch 901,771 Pfd. Sterl., der Rest auf Kupfer und Kupfererz, Thran und Seehundsfelle; sie geht meist nach Portugal, Brasilien, Westindien, Spanien. Der Schiffsverkehr betrug 1893: 852,308 T., die Eisenbahnen hatten 1893 eine Länge von 391 km, wovon der bei weitem größte Teil in das Thal des Exploit River fällt, die Telegraphen von 1738 km. Bei Hearts Content in der Trinitybai endet

drei von Valentia 1873, 1874 und 1880 gelegte Kabel, bei St. Johns ein 1874—75 gelegtes, die über Land fortgesetzt und nach Neuschottland, Cape Breton, Halifax, Cape Cod und New York weitergeführt werden. Der Gouverneur, unter dessen Verwaltung auch der nordöstliche Teil von Labrador (s. d.) steht, wird von der englischen Krone ernannt; er ernennt die Minister und die Mitglieder des Gesetzgebenden Rats (15 Mitglieder), letztere auf Lebenszeit, dagegen werden die 36 Mitglieder des Abgeordnetenhauses vom Volk auf vier Jahre gewählt. Die Einnahmen betrugen 1893: 365,384, die Ausgaben 276,479, die öffentliche Schuld 1,919,306 Pfd. Sterl. Die Kolonie besitzt eine besondere **Währung**, der Dollar Gold zu 100 Cents. Geprägt werden Stücke zu 2 Dollars $\frac{11}{12}$ fein mit 3,0514 g Gold = 8,5134 Mark und zu 50 Cents $\frac{37}{40}$ fein mit 10,898 g Silber = 1,9617 Mark (Gold zu Silber = 15½:1); das Centstück wird vom britischen Halfpenny vertreten. Hauptstadt ist St. Johns.

N. wurde zuerst von einigen Norwegern entdeckt und Helluland (»Steinland«) genannt. Während des 10. und 11. Jahrh. besuchten die Normannen einen großen Teil der Ostküste von Amerika und kannten wahrscheinlich auch N. 1497 nahm es Cabot für England in Besitz, 1500 fischten schon Portugiesen, Franzosen, Biscayer und andre Nationen an den Bänken und Küsten der Insel, und 1583 versuchte zuerst Sir Humphrey Gilbert, ein Halbbruder von Sir Walter Raleigh, eine Niederlassung hier zu gründen. Dieser und einige weitere Versuche mißlangen, bis 1623 Sir George Calvert am südöstlichen Teil der Insel eine Kolonie gründete, die er Avalon nannte. Auch die Franzosen hatten mittlerweile sich an der Placentiabai niedergelassen, und beständige Streitigkeiten entstanden zwischen ihnen und den britischen Ansiedlern; 1708 zerstörten die Franzosen die englische Niederlassung St. Johns fast vollständig. Durch den Utrechter Frieden 1713 kam endlich die ganze Insel in Besitz der Briten. Doch behielt sich Frankreich das Recht der Fischerei an den Küsten von N. vor. Vgl. A. Murray u. Howley, Geological survey of Newfoundland (Lond. 1881); Hatton u. Harvey, Newfoundland the oldest British colony (das. 1883); v. Hesse-Wartegg, Kanada u. N. (Freiburg 1887); Harvey, Short history of Newfoundland (2. Aufl., Lond. 1890); Derselbe, Newfoundland as it is (das. 1894); Prowse, History of N. (das. 1895).

Neufundlandbank, die steil aus dem Meer ansteigende Terrasse, die sich von der Insel Neufundland aus 500 km weit in südöstlicher Richtung erstreckt und einen Umfang von 120,000 qkm (2360 QM.) hat. Ihr sandiger oder schlickeriger Boden ist mit Muscheln bedeckt und der Tummelplatz der unzähligen Fischchen, welche die Nahrung des hier in ungeheurer Anzahl vorkommenden Kabeljaus bilden. Das Meer über ihr ist 45—175 m tief. Häufig ist sie in Nebel eingehüllt, die durch den Zusammenstoß des warmen Golfstroms mit dem Eisberge führenden Polarstrom entstehen. Die Eisberge schmelzen über ihr und lassen den mitgebrachten Grus auf den Meeresboden sinken, so daß die Bank stetig zunimmt. Berühmt sind schon seit dem Anfang des 16. Jahrh. die Neufundlandbank-Fischereien, die jetzt ausschließlich von Franzosen, Angehörigen der Vereinigten Staaten und den Neufundländern selbst betrieben werden. Die Franzosen rüsten ihre Schiffe in St.-Malo, Dieppe und andern Häfen der Normandie und Bretagne aus, und die Regierung fördert diese der Seetüchtigkeit des Volkes so zuträgliche Beschäftigung durch Prämien, während die Amerikaner meist aus Gloucester kommen. Beiden Nationen steht vertragsmäßig (den Franzosen nach dem Vertrag von Utrecht 1713) das Recht zu, die Fische an der Küste Neufundlands zu trocknen. Doch benutzen die Franzosen zu diesem Zweck meist ihre nahegelegenen Inseln Miquelon und St.-Pierre. Den Ertrag dieser Fischereien, die sich auch auf andre Bänke (s. Neufundland) und den St. Lorenzbusen erstrecken, kann man auf 185,000 Ton. im Werte von 60 Mill. Mk. jährlich schätzen.

Neufundländer, s. Hund, S. 58.

Neufürstliche Häuser, s. Altfürstliche Häuser.

Neugasse, Vorort von Olmütz (s. d.).

Neugedein (tschech. Kdyně), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Taus, an der Staatsbahnlinie Klattau-Taus, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine große Schafwollwarenfabrik, Maschinenstickerei, Fabrikation von Seidenstoffen und Zündhölzern, Viehmärkte und (1890) 2070 tschech. Einwohner. Nördlich die Ruinen Riesenberg und Herrenstein.

Neugelb, Bezeichnung vieler Farbstoffe: Chromgelb, Diphenylaminorange, Echtgelb, Säuregelb etc.

Neugeorgien (New Georgia), 1) früherer Name der jetzigen britischen Kolonie Britisch-Columbia, an der Westküste von Britisch-Nordamerika. — 2) Archipel, s. Salomoninseln.

Neu-Germania, deutsche Kolonie in Paraguay (s. d.).

Neugersdorf, s. Gersdorf 1).

Neugewürz (Piment), s. Pimenta.

Neugierde unterscheidet sich von Wißbegierde dadurch, daß dieser das Gewußte, jener aber das Wissen zur Hauptsache wird.

Neugotische Schrift, soviel wie Mönchsschrift.

Neugottern, s. Dietendorf.

Neu-Gradiska, Markt, s. Gradiška 1).

Neugranada, s. Kolumbien.

Neugriechen, s. Griechenland, S. 948 f.

Neugriechische Litteratur. Die n. L. steht in unmittelbarem, durch fortlaufende Tradition erhaltenem Zusammenhang mit der byzantinischen Litteratur und kann ebenso wie die Sprache nur in diesem Zusammenhang richtig beurteilt werden. Die tiefe Spaltung, welche heute in Griechenland zwischen volkstümlicher und Kunstpoesie besteht, erklärt sich aus dem Bestreben, die Form einer Sprache, die bereits in den ersten Jahrhunderten n. Chr. eine tote war, in litterarischen Erzeugnissen immer weiter zu konservieren, was indessen nicht möglich war ohne eine bald weitergehende, bald mehr beschränkte Aufnahme von Elementen aus der Vulgärsprache (s. Neugriechische Sprache). Eine neugriechische Litteraturgeschichte hat daher zu beginnen mit den Produkten des griechischen Mittelalters, in welchen sich diese Versetzung mit Vulgärgriechisch zuerst zeigt. Am frühesten ist dies der Fall in den Chroniken des Malalas (6. Jahrh.) und Theophanes (9. Jahrh.). Die ältesten Poesien in der Vulgärsprache waren wohl die Heldenlieder, die später zu dem Epos »Digenis Akritas« vereinigt wurden; die frühesten Prosadenkmäler (10. Jahrh.) sind Urkunden aus Unteritalien (Trinchera, Syllabus graecarum membranarum, Neap. 1865). Reichlicher wird die Produktion im 13. und 14. Jahrh.; ihre Mittelpunkte scheinen Konstantinopel, Kreta u. Cypern gewesen zu sein. Indessen sind die wenigsten Werke genau datiert und lokalisiert. Hierher gehört eine Anzahl von Gedichten, die ihren Stoff entweder abendländischen Rittergedichten entnahmen, oder alt-

griechische Stoffe in romantischer Weise behandelten, oder endlich in den schon in byzantinischer Zeit ausgetretenen Gleisen der Didaktik wandelten. Sammlungen solcher Produkte sind: Ellissens »Analekten der mittel- und neugriechischen Litteratur« (Leipz. 1855 ff., 5 Bde.); Mavrophrydes' »Ἐκλογὴ μνημείων τῆς νεωτέρας ἑλληνικῆς γλώσσης« (Athen 1866); Sathas' »Ἑλληνικὰ ἀνέκδοτα« (das. 1867, 2 Bde.); Legrands »Monuments pour servir à l'étude de la langue néo-hellénique« (Athen u. Par. 1869 ff., 19 Hefte; neue Serie 1873 ff., Nr. 1—7); »Bibliothèque grecque vulgaire« (Par. 1880—95, 7 Bde.); W. Wagners »Medieval greek texts« (Lond. 1870, Bd. 1), »Carmina graeca medii aevi« (Leipz. 1874) und »Trois poèmes grecs« (Berl. 1881); Spyridion Lambros' »Collection de romans grecs en langue vulgaire et en vers« (Par. 1880). Alle diese Dichtungen, deren poetischer Wert durchgehends sehr gering ist, sind in den sogen. politischen Versen, d. h. silbenzählenden katalektischen iambischen Tetrametern, geschrieben, deren unendliche Eintönigkeit erst seit dem Ende des 15. Jahrh. durch die dem Abendland entlehnte Anwendung des Reimes (zuerst nachweislich in der 1498 entstandenen »Totenklage von Rhodos« von Georgillas) einige Gliederung erhielt. Verfasser und Entstehungsort der meisten sind unbekannt. Einen glänzenden Abschluß fand diese romantische Richtung in dem großen Kunstepos des Vintentios Kornaros aus Kreta: »Erotokritos«, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welches allerdings unter dem Einfluß der abendländischen Rittergedichte entstanden ist, aber durch Originalität der Erfindung, psychologische Wahrheit und eine Fülle wahrhaft poetischer Schönheiten eine hervorragende Stellung einnimmt und noch heute eine wohlverdiente Popularität genießt. Die ganze griechische Ritterpoesie schildert geistvoll Gidel in seinen »Études sur la littérature etc.« (s. unten), worin auch eine treffliche Analyse des »Erotokritos« enthalten ist. Von besonderm Interesse sind eine Anzahl historischer Dichtungen, zunächst die sogen. Frankenchronik über die Eroberung Moreas durch die Franken (hrsg. von Buchon, Par. 1845), sodann ein Klaggesang auf den Fall Konstantinopels (bei Legrand, Collection II, 5), die Gedichte des Georgillas aus Rhodos über Belisar, den Fall Konstantinopels und die Pest auf Rhodos, und aus späterer Zeit der »Θρῆνος εἰς τὴν Ἑλλάδος καταστροφήν« von A. Eparchos aus Korfu (Vened. 1544; auch in Sathas' »Anecdota«). Die Heldenthaten des Merkurios Buas besang 1519 Koronäos aus Zante (»Ἀνδραγαθήματα Μερκουρίου Μπούα«, abgedruckt in Sathas' »Anecdota«), den Krieg auf Kreta zwischen Türken und Venezianern (1645—69) Athanasios Skliros in seinem »Κρητικὸς πόλεμος«, Stavrinos die Kriege Michaels des Tapfern, Woiwoden der Walachei (Vened. 1668 und 1672; mit kleinern Gedichten neu hrsg. von Legrand im »Recueil de poèmes historiques en grec vulgaire«, Par. 1877). Auch einige Versuche in der Lyrik und in dem Drama aus dieser Zeit tragen den Charakter der Abhängigkeit von fremden Mustern in Stoff und Form. Schon 1658 wurde Guarinis »Pastor fido« ins Vulgärgriechische übersetzt; ein Originalhirtenstück, freilich mit durchgehender Anlehnung an Tassos »Aminta«, ist der »Giparis«, der in dem »Κρητικὸν θέατρον« von Sathas (Vened. 1879) veröffentlicht worden ist. Auf eine italienische Vorlage geht wohl auch die »Voskopúla« (»Schöne Hirtin«) von Nikolaos Dimitrios aus Kreta in gereimten trochäischen Versen zurück (Vened. 1620) sowie die »Geschichte der Susanna« von M. Depharanas (das. 1663). Der Tragödie »Orbecche« von Giraldi ist das Drama »Erophile« von G. Chortatsis aus Kreta nachgedichtet (vgl. Bursian in den »Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften«, 1870). Erquicklicher ist die in Prosa geschriebene Komödie: »Neaira« von Dimitrios Moschos 1478 (hrsg. u. übersetzt von Ellissen, Hannov. 1859). Über das byzantinische Theater handelt eingehend u. reichhaltig, wenn auch mit vielfach verfehlten Anschauungen über die Beziehungen der byzantinischen Bühne zur abendländischen, Konstantin Sathas im ersten Bande seines »Kretischen Theaters« (Vened. 1878). Aus den Metaphrasen altgriechischer Litteraturwerke seien die »Ilias« von Lukanos aus Zante (um 1530) und die Bearbeitungen der »Batrachomyomachie« von Dimitrios Zinos aus Zante (um 1510; hrsg. von Mullach, Berl. 1837) und von Antonios Stratigos aus Korfu (1745) hervorgehoben.

Die Prosa des Zeitraums vom Falle Konstantinopels bis zur Wiedergeburt Griechenlands ist in noch höherm Grad als die Poesie eine Fortsetzung byzantinischer Thätigkeit mit ihrer Richtung auf grammatische und historische Kompilation, theologische Zänkerei und ungemein trübes Philosophieren. Hervorragend sind der Patriarch Gennadios (gest. 1460) und Georgios Gemistos Plethon. Am interessantesten ist die an die Flucht griechischer Gelehrten nach Italien sich anschließende philologische Thätigkeit, die den weitgreifendsten Einfluß auf die Wiederbelebung der klassischen Studien im Abendland ausübte. Zu nennen sind zunächst Theodoros Gasis (gest. 1478), Joannis Argyropulos, vor allen aber dessen Schüler Konstantinos Laskaris (gest. um 1500), der in Mailand, Neapel, Florenz und zuletzt in Sizilien in der segensreichsten Weise wirkte. Sein jüngerer Bruder, Joannis Laskaris (gest. 1535), bildete zahlreiche Schüler, unter denen Nikolaos Sophianos, der Verfasser der ersten Grammatik der griechischen Volkssprache (1544; neu hrsg. von Legrand, Par. 1874), und Markos Musuros (gest. 1517), der für Herausgabe griechischer Schriftsteller in Venedig in hervorragender Weise thätig war, besonders zu nennen sind. Gleichzeitig mit diesen und den sich ihnen anschließenden erfreulichen Leistungen der Griechen in Italien verkam das Volk in Griechenland unter dem brutalen Despotismus der Türken und später unter dem kleinlichen Krämersinn der Venezianer immer mehr. Schulbildung existierte so gut wie gar nicht, und die Geistlichkeit versank immer tiefer in Stumpfsinn und Apathie.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann zugleich mit dem politischen auch das geistige Leben in Griechenland sich zu regen. Französische Aufklärungsideen fanden auch hier Eingang, Lehranstalten wurden durch eine im großartigsten Maßstabe betriebene Privatwohlthätigkeit geschaffen, Zeitschriften (besonders der »Λόγιος Ἑρμῆς«) gegründet, das Studium des Altgriechischen eifrig betrieben und im Anschluß daran der Versuch gemacht, eine gebildete Schriftsprache zu schaffen. In der Reihe der Reformatoren der griechischen Litteratur steht in erster Linie Adamantios Korais (s. d., 1748—1833), der von Paris aus für Hebung des nationalen Bewußtseins und Pflege der Wissenschaft unablässig thätig war, der letztern besonders durch das in den »Atakta« (Par. 1828 ff.) niedergelegte glossologische Material die-

nend. Neben den ältern Akademien von Missolunghi und Patmos wurde 1804 zu Kuru-Tschesme bei Konstantinopel ein *»Ἐπιστημονικὸν σχολεῖον«* gegründet, das einen großen Teil der wissenschaftlichen Kapazitäten jener Zeit gebildet hat. Die evangelische Schule und das philologische Gymnasium in Smyrna haben bis heute ihren Ruf bewahrt; selbst Trapezunt trat in das geistige Leben mit ein, das besonders von den Donaufürstentümern aus (Akademie von Bukarest und Zentralschule von Jassy), von Janina aus und vor allem durch die 1808 gegründete, von dem Philhellenen Lord Guilford aufs reichste ausgestattete Universität zu Korfu mächtige Impulse erhielt; letztere war bis zur Gründung der Universität Athen (1837) der Mittelpunkt der gesamten griechischen Bildung. Neben Korais sind unter den Schöpfern der modernen Litteratur der Griechen zu nennen: der Philosoph Nikiphoros Theotokis (1737—1800), der Philolog Nikolaos Mavrommatis (1771—1817), der als Vermittler westlicher Bildung verdienstliche Polyhistor Michael Kumas (s. d., 1777—1833), der als Redner und Volksbildner gefeierte Konstantinos Ikonomos (Ökonomos [s. d.], 1780—1857), der Historiker Andreas Mustoxydis (1785—1860), der Herausgeber alter Autoren, Neophytos Dukas (1760—1845). Ihnen schließen sich die Darsteller der griechischen Freiheitskämpfe an: Germanos, Metropolit von Paträ (*»Ὑπομνήματα περὶ τῆς ἐπαναστάσεως τῆς Ἑλλάδος«*, Athen 1837), Omiridis (Homerides, über die Thaten der Bewohner von Hydra u. Spezzia, Nauplia 1831), Perrhävos (über die Kämpfe der Sulioten, Vened. 1811—15), Kolokotronis (Memoiren in sehr geschmackloser Darstellung, Athen 1851), Phrantzis (*»Ἐπιτομὴ τῆς ἱστορίας τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος«*, das. 1839), vor allen Trikupis (*»Ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως«*, Lond. 1853, 4 Bde.) und Paparrhigopulos (1815—91; *»Ἱστορία τοῦ ἑλληνικοῦ ἔθνους«*, 6 Bde.). Unter den Philologen u. Archäologen der Neuzeit sind besonders zu nennen: Alexandros Rangawis (Rangabé, s. d.), Stephanos Kumanudis (*»Ἐπιγραφαὶ Ἀττικῆς ἐπιτύμβιοι«*, Athen 1871), Konstantinos Asopios (*»Ἱστορία Ἑλλήνων ποιητῶν καὶ συγγραφέων«*, das. 1850), Nikolaus Pikkolos (gest. 1865, Herausgeber der Tiergeschichte des Aristoteles), Konstantinos Sathas (Herausgeber der *»Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη«*, Vened. u. Par. 1872—1894, Bd. 1—7, der »Documents inédits relatifs à l'histoire de la Grèce au moyen-âge«, Par. 1880 ff., u. a.); Spyr. Lambros, Historiker (geb. 1851, »Collection de romans grecs«, das. 1879; »Historische Studien«, Athen 1884; »Griechische Geschichte«, das. 1886 ff.); der Philolog Kontos, der Sprachforscher Chatzidakis, der Mytholog und Folklorist Politis u. a.

Die poetische Litteratur dieser Epoche wird eingeleitet durch eine Anzahl von Freiheitsdichtern, welche die politischen Erhebungen ihres Vaterlandes unterstützten und dazu begeisterten. So Rigas (s. d., 1754—98), wahrscheinlich Verfasser des berühmten Liedes *»Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων«*, das man nicht mit Unrecht die neugriechische Marseillaise genannt hat; Stephanos Kanelos (1792—1823), von dem wohl die litteraturgeschichtlichen Briefe in Ikens »Leukothea« herrühren; der Historiker Trikupis; Andr. Kalvos, der ebenso wie der treffliche Lyriker Solomos im Voltsdialekt der Jonischen Inseln dichtete; Georgios Zalokostas, einer der hervorragendsten Lyriker (»Werke«, 2. Aufl., Athen 1873); Theod. Orphanidis (1817—86), auch als Satiriker gegen Fallmerayers Hypothesen auftretend; Joan. Karasutsas, meisterhaft in der Form. Den Beinamen eines zweiten Anakreon erwarb sich durch seine allerliebsten erotischen und bakchischen Lieder Athanasios Christopulos (1770—1847). Ferner sind zu nennen: Joannis Vilaras (1771—1823), trefflicher Botaniker, Verfasser ethischer und erotischer Poesien sowie einer Paraphrase der Äsopischen Fabeln und der »Batrachomyomachie« im epirotischen Dialekt, auch als Kämpfer für die Berechtigung der Volkssprache in der Litteratur interessant (*»Ποιήματα«*, Korfu 1827, Zante 1854); Athanasios Manusis, gebildet an romanischer Lyrik und nach eleganter Form strebend, Verfasser von Elegien, Idyllen und Gelegenheitshymnen. Gekünstelt und frostig ist das erotische Epos des Konstantinos Manos: *»Τὰ κατὰ Κλεάνθην καὶ Ἀβροκόμην«* (Pest 1801). Als Didaktiker erwarb sich Ruhm Konstant. Dapontes (1707—1789), der fein gebildete Günstling des Moldaufürsten Mavrokordatos, zuletzt Mönch im Athoskloster, von großer Fruchtbarkeit (*»Καθρέπτης τῶν γυναικῶν«*, Vened. 1766; *»Χρηστοηθεία«*, 1770; Briefe, Reden, Enkomien, zum Teil noch nicht herausgegeben). Der dramatischen Poesie gehört an die *»Βοσπορομαχία«*, d. h. der Streit Asiens und Europas an der Meerenge von Konstantinopel (Vened. 1792), angeblich von Tsanetis verfaßt, sowie der *»Ῥωσσ-Αγγλο-Γάλλος«*, ein satirisches Drama ohne bedeutenden poetischen Wert, aber mit greller Beleuchtung der griechischen Zustände am Ende des 18. Jahrh. (deutsch in Ikens »Eunomia«, Bd. 1). Rhisos Nerulos (1778—1850), politisch vielfach thätig, ist Dichter zweier Tragödien: »Aspasia« und »Polyxena« (Wien 1813—14), einer gegen Korais' sprachreinigende Thätigkeit gerichteten Posse: *»Κορακιστικά«*, mehrerer Komödien, eines komischen Epos: »Der Raub des Truthahns«, und eines gut geschriebenen »Cours de la littérature grecque moderne« (Genf 1826). Für die Volkssprache kämpft auch die Komödie *»Βαβυλωνία«* des Vysantios (Athen 1840, 2. Aufl. 1864). Sehr fruchtbar sind die letzten Dezennien auf dem Gebiet der dramatischen Litteratur gewesen, trotzdem ist Gutes nur spärlich zu finden. Den Freiheitskämpfen entnommen ist der Stoff zu des Theodoros Alkäos Tragödie »Botsaris«; an Alfieris Muster bildete sich Joannis Zampelios (1787—1856; »Timoleon«, »Kodros«, »Medeia«, »Georgios Kastriota«, »Karaiskakis«, »Kapodistrias« 2c.). Althellenischer Darstellung strebten nach Karydis (»Die drei Gräber«, »Die Gesellschaft von Athen«), Vernardakis (»Die Kypseliden«, »Maria Doxopatris«, »Merope«, »Euphrosyne«) und Kleon Rangawis (s. d.); die Leidensgeschichte von Epirus und die Klephtenkämpfe behandelte der volkstümliche, auch als Lyriker bemerkenswerte Arist. Valaoritis (s. d.) in der dramatisierten Epopöe »Phrosyne« und in den Stücken »Astrapojannos« und »Athanasis Diakos«. Abgewendet von der Volkssprache strebten dem Ideale altgriechischer Sprache zu die beiden Brüder Sutsos (s. d.) und A. R. Rangawis (s. d.). Aus der neuesten Zeit sind daneben zu nennen die Novellendichter: Rhoidis (»Die Päpstin Johanna«, 4. Aufl., Athen 1882) und Dimitrios Vikelas (s. d.); ferner Georgios Drosinis als Lyriker (*»Σταλακτῖται«*, das. 1881; *»Εἰδύλλια«*, das. 1884) u. als Novellist (*»Διηγήματα καὶ ἀναμνήσεις«*, das. 1886); Angelos Vlachos (s. d.), Achilleus Paraschos, Lyriker (geb. 1838 in Nauplia; Werke, Athen 1881, 3 Bde.), der leider jung gestorbene Krystallis

und andre jüngere Dichter, deren Arbeiten in der »Ἑστία«, im »Παρνασσός« ꝛc. veröffentlicht werden. Proben und Sammlungen der griechischen Kunstpoesie finden sich besonders in Tepharikis' »Παρνασσός« (Athen 1868, Bd. 1 u. 2), in Kinds »Neugriechischen Poesien im Urtext« (Leipz. 1833) und »Neugriechischer Anthologie« (das. 1844) sowie in Blachos' »Neugriechischer Chrestomathie« (2. Aufl., das. 1883) und Manarakis »Neugriechischem Parnaß« (mit deutschen Übersetzungen, Athen 1877—81, 2 Bde.); in den »Νεοελληνικὰ ἀναγνώσματα« von Drosinis und Kasdonis (das. 1884, 3 Bde.), der »Παιδικὴ ἀνθολογία« von Kurtidis (das. 1885), dem »Ποιητικὸς Ἀνθών« (Zante 1887, 2 Bde.). Die vornehmste Sammelstätte poetischer und feuilletonistischer Thätigkeit ist zur Zeit die in Athen erscheinende Wochenschrift »Ἑστία«.

Neben dieser reich und mannigfach entwickelten Kunstpoesie lebt im neugriechischen Volk heute wie vorzeiten die originellste und liebenswürdigste Volkspoesie, reichhaltig in Form und Inhalt, allerorten in Griechenland verbreitet, auf bestimmte Verfasser fast nie zurückführbar, in mannigfachen Versionen desselben Themas sich immer wieder erneuernd und bei den verschiedenartigsten Gelegenheiten, häufig unter Tanzbegleitung, gesungen. Zahlreiche Sammlungen, leider den dialektischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Landschaften noch immer nicht die gebührende Rücksicht tragend, lassen schon jetzt den ungeheuern Umfang dieser Poesie erkennen. Sie zerfallen in historische und nichthistorische Lieder. Unter den historischen sind ohne Zweifel manche, die in sehr alte Zeit zurückreichen, wie für einzelne die interessanten Untersuchungen von M. Büdinger über die Andronikossage (»Mittelgriechisches Volksepos«, Leipz. 1866) und von Legrand in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Epopöe vom Digenis Akritas (Par. 1875) nachweisen. Andre knüpfen an den Fall Konstantinopels an; in das 18. Jahrh. geht ein großer Teil der Klephtenlieder zurück. Die letztern, die »τραγούδια κλεφτικά«, hervorgegangen aus den die Erhebung der Griechen einleitenden und fortwährend begleitenden Kämpfen der Klephten oder Palikaren (Freischärler) gegen die Türken, meist in Epirus entstanden, bilden den Hauptstock der historischen Lieder und sind durch energische Auffassung, gemütvolle Tiefe und feine Charakteristik ausgezeichnet und vom Schimmer edler Romantik verklärt. Eine wahrscheinlich aus dem Ende des 14. Jahrh. stammende Sammlung reizender, volkstümlicher Liebeslieder hat W. Wagner aus einer Londoner Handschrift veröffentlicht: »Das ABC der Liebe« (Leipz. 1879). Die nichthistorischen Volkslieder spiegeln das Leben der Neugriechen in allen seinen Äußerungen treu wider; Wiegenlieder (»νανναρίσματα«), Schwalbenlieder (»χελιδονίσματα«), Mailieder, erotische Lieder in buntem Überfluß, Ständchen, Hochzeitslieder, Schnitter- und Winzer-, Schiffer- und Hirtenlieder, endlich die ergreifenden Myrologien oder Totenklagen mit der düstern Gestalt des Charos sind die Hauptgattungen dieser Poesie. Besondere Erwähnung verdienen die in raschem Wechselgesang improvisierten, an feinen Gedanken und warmem Gefühl reichen erotischen Distichen, die uns aus verschiedenen Gegenden von Hellas bekannt geworden sind. Aus der überreichen, wenn auch oft unkritischen Litteratur über die Volkslieder seien hervorgehoben: Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne (Par. 1824—1825, 2 Bde.; Ausgabe mit deutscher Übersetzung von W. Müller, Leipz. 1825); Sanders, Neugriechische Volks- und Freiheitslieder (Leipz. 1840); Passow, Popularia carmina Graeciae recentioris (das. (1860); Chasiotis, Συλλογὴ τῶν κατὰ τὴν Ἤπειρον δημοτικῶν ᾀσμάτων (Athen 1866); Tefarikis, Διανοτράγουδα (das. 1868), die reichhaltigste Sammlung von Distichen; Sakellarios, Κυπριακά (das. 1868, Bd. 3); Legrand, Recueil de chansons populaires grecques (Par. 1874); Jeannarakis, Kretische Volkslieder (mit Glossar, Leipz. 1876); B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder (das. 1877); Aravandinos, Συλλογὴ δημωδῶν ᾀσμάτων τῆς Ἠπείρου (Athen 1880). Die von italienischem Geiste nicht unberührt gebliebene Volkspoesie der unteritalischen Griechen lernen wir kennen aus Comparetti, Saggi dei dialetti greci dell' Italia meridionale (Pisa 1866); Morosi, Studj sui dialetti greci della terra d'Otranto (Lecce 1870); Pellegrini, Il dialetto greco-calabro di Bova, Bd. 1 (Turin u. Rom 1880); Proben sind übersetzt in den auch andre Übertragungen enthaltenden »Griechischen Volksliedern« von G. Meyer (Stuttg. 1890) sowie bei Lübke, Neugriechische Volks- und Liebeslieder (Berl. 1895).

Als Hilfsmittel zum Studium der neugriechischen Litteratur sind zu nennen: Zaviras, Θέατρον ἑλληνικὸν ἤτοι Νέα Ἑλλάς (reichhaltige Sammlung von Biographien, nach dem bereits 1804 erfolgten Tode des Verfassers hrsg. von G. Kremos, Athen 1872); Bretos, Νεοελληνικὴ φιλολογία (das. 1854—57, 2 Bde.); Sathas, Νεοελληνικὴ φιλολογία (das. 1868); Paranikas, Σχεδίασμα περὶ τῆς ἐν τῷ ἑλληνικῷ ἔθνει καταστάσεως τῶν γραμμάτων (Konstantin. 1867); Iken, Leukothea, Briefe über Staatswesen, Litteratur u. Dichtkunst des neuen Griechenland (Leipz. 1825, 2 Bde.); Nerulos, Cours de la littérature grecque moderne (2. Ausg., Genf 1828); Kind, Beiträge zur bessern Kenntnis des neuen Griechenland (Neust. a. O. 1831); Nicolai, Geschichte der neugriechischen Litteratur (Leipz. 1876); A. R. Rangabé, Précis d'une histoire de la littérature néohellénique (Berl. 1877, 2 Bde.); Gidel, Études sur la littérature grecque moderne (Par. 1866—78, 2 Bde.); Rangabé und Sanders, Geschichte der neugriechischen Litteratur (Leipz. 1884); Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur, S. 385—480 (Münch. 1891); Legrand, Bibliographie hellénique (Par. 1885—96, 4 Bde.).

Neugriechische Sprache. Das Neugriechische ist die direkte Fortsetzung jener Erscheinungsform des alten attischen Dialektes, welche unter dem Namen der Koine Schrift- und Verkehrssprache des ganzen griechischen Sprachgebietes geworden war, etwa seit der Zeit Alexanders d. Gr. Auf diese Koine (Gemeinsprache) gehen alle heute gesprochenen griechischen Mundarten zurück, auch die in Unteritalien; nur das Zakonische im Peloponnes muß als ein direkter Nachkomme des alten lakonischen Dialektes betrachtet werden; sonst haben sich nur vereinzelt Eigentümlichkeiten alter Mundarten erhalten. Schon die Koine war ohne Zweifel, soweit es sich um die wirklich gesprochene Sprache handelte, mundartlich keine einheitliche; etwas genauer kennen wir bloß das sogen. hellenistische Griechisch in Asien und Ägypten. Später haben vielfach romanische, slawische und türkische Elemente in den Wortschatz des Neugriechischen Eingang gefunden. Die ältere Geschichte der neugriechischen Sprache beginnt erst gegenwärtig durch die Untersuchungen von Hatzidakis, Krumbacher und G. Meyer etwas aufgehellt zu werden. Auch die lebenden Mundarten,

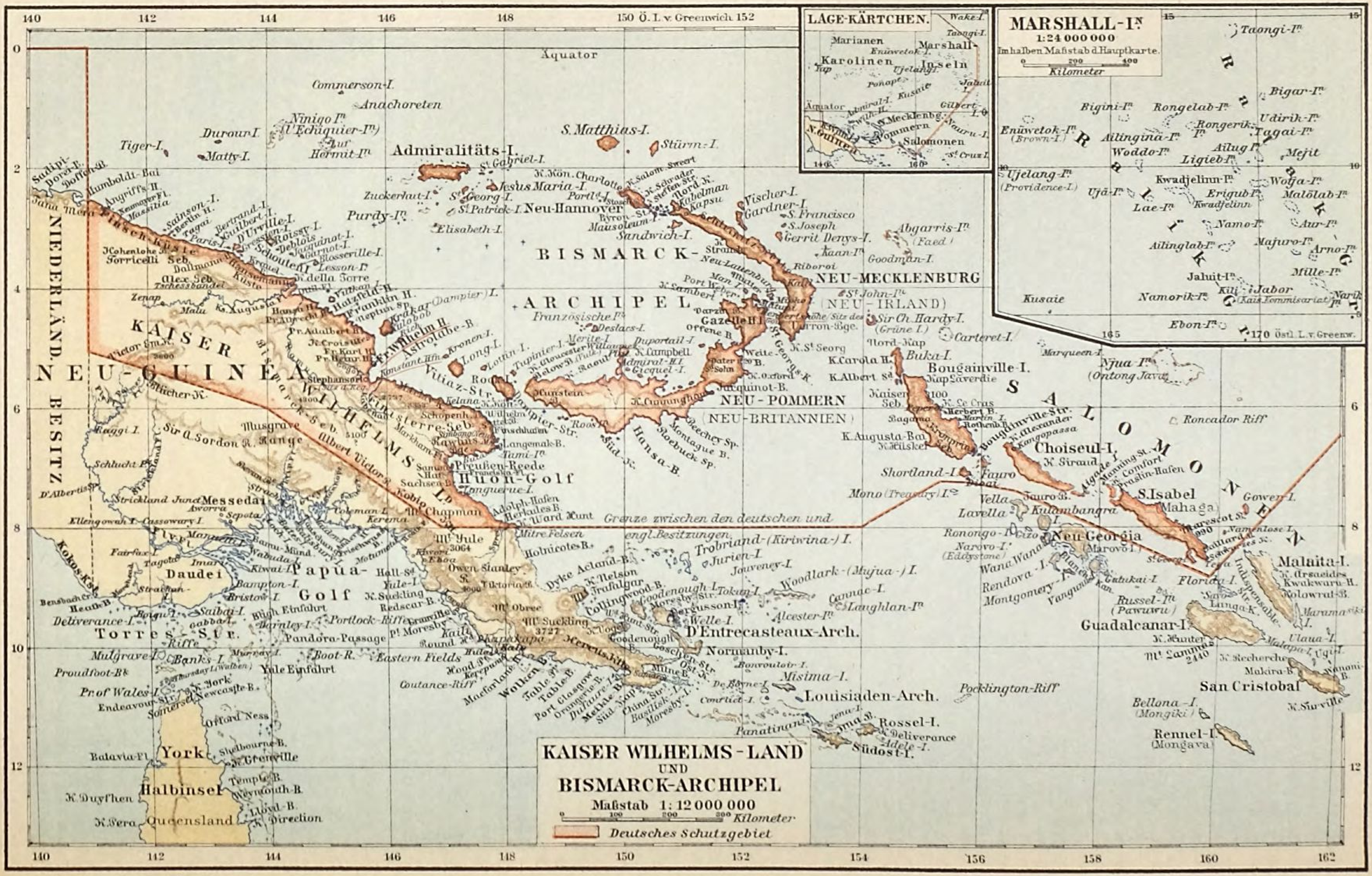
deren Zahl sehr groß ist, sind noch sehr ungenügend bekannt. Die Schriftsprache suchte noch in byzantinischer Zeit im allgemeinen die Normen des Attischen festzuhalten und entfernte sich dadurch von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr von der Volkssprache, die aber doch in die Produkte ungebildeter Schriftsteller, oft gegen deren Willen, Eingang fand (s. Neugriechische Litteratur). Auch heute noch wird der Kampf um die Schriftsprache zwischen den Vertretern des Purismus, der sogen. *καθαρεύουσα*, und den einer mehr oder weniger volkstümlichen Schreibweise sehr lebhaft geführt. Das Neugriechische weicht in Lautbestand, Flexion und Syntax sehr erheblich vom Altgriechischen ab. Altes *ι, υ, η, ει, οι* sind in den einen Laut i zusammengefallen, ebenso *ε* und *αι* in e; die Medien *β, γ, δ* sind zu Spiranten geworden, *ζ* klingt wie weiches s (= franz. z) ꝛc. Die alte Quantität der Silben ist untergegangen, und nur der Wortaccent hat Geltung. Einige dieser lautlichen Veränderungen, denen man im allgemeinen den Namen Itazismus gibt, haben ein ziemlich erhebliches Alter; trotzdem haben diejenigen Unrecht, welche die neugriechische Aussprache durchaus schon für die Zeit der klassischen Litteratur gelten lassen wollen. In der Nominaldeklination ist der Dualis ganz und der Dativ so gut wie ganz verloren; letzterer wird, wie im Romanischen, durch präpositionale Umschreibung ersetzt. Beim Verbum werden Futur, Perfekt, Plusquamperfekt durch Umschreibungen mit Hilfsverben gebildet; auch Optativ und Infinitiv sind verloren; letzterer wird, wie im Bulgarischen und Albanischen, durch einen Satz mit *νά* »daß« (aus *ἵνα*) vertreten. Auch der Wortschatz ist gerade in den Bezeichnungen für die gewöhnlichsten Dinge ganz erheblich verändert. Die älteste vulgärgriechische Grammatik verfaßte Nikolaos Sophianos im 16. Jahrh., neu herausgegeben von Legrand in der »Collection des monuments«. Dann folgte Girol. Germano (Rom 1622) und Simon Portius (Par. 1632), letztere neu herausgegeben mit wertvollem Kommentar von W. Meyer-Lübke (Par. 1889). Ganz veraltet ist Mullachs »Grammatik der griechischen Vulgärsprache« (Berl. 1856). Deutsche Lehrbücher schrieben E. Schmidt (Leipz. 1808 u. 1824), Bojadschi (Wien 1823), Lüdemann (Leipz. 1826), Münnich (2. Aufl., das. 1850), Russiadis (Wien 1834), Possart (Leipz. 1834), Peucker (Bresl. 1863), Vlachos (Leipz. 1864, 4. Aufl. 1883), Jeannarakis (Hannov. 1877), Sanders (Leipz. 1881, 2. Aufl. 1890, nach dem englischen »Handbook to modern Greek« von Vincent u. Dickson), Wied (Leipz. 1881, 2. Aufl. 1889, und Wien 1890) und Mitsotakis (Berl. 1891). Besser als alle andern sind Legrand, Grammaire grecque moderne (Par. 1878) und Thumb, Handbuch der neugriechischen Volkssprache (Straßb. 1895). Von Wörterbüchern sind wichtig: Somavera, Tesoro della lingua Greca-volgare ed Italiana (Par. 1709), und Skarlatos Byzantios, *Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς Ἑλληνικῆς διαλέκτου* (3. Aufl., Athen 1874); sehr dürftig sind Weigel (Leipz. 1796), E. Schmidt (das. 1825—27) und Kind (das. 1841, neuer Abdruck 1870); reichhaltiger Legrand (Par. 1872, 2 Bde.) und das deutsch-neugriechische von Jeannarakis (Hannov. 1883). Einen »Neugriechischen Sprachführer« lieferte Mitsotakis (Leipz. 1892). Eine wissenschaftliche historische Grammatik des Neugriechischen fehlt noch; Vorarbeiten dazu sind besonders Mavrophrydis, *Δοκίμιον ἱστορίας τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης* (Smyrna 1871); Deffner, Neograeca (in Curtius' »Studien«, Bd. 4) und »Zakonische Grammatik« (Berl. 1881, unvollendet); Morosi, Studj sui dialetti greci della terra d'Otranto (Lecce 1870) und Dialetti romaici del mandamento di Bova (in Ascolis' »Archivio glottologico«, Bd. 4, 1878); Foy, Lautsystem der griechischen Vulgärsprache (Leipz. 1878); Hatzidakis, Einleitung in die neugriechische Grammatik (das. 1892) und zahlreiche zerstreute Aufsätze desselben Gelehrten; Krumbacher, Beiträge zu einer Geschichte der griechischen Sprache (in der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, Bd. 27); Derselbe, Ein irrationaler Spirant im Griechischen (Münch. 1886) u. a.; Psichari, Essais de grammaire historique néo-grecque (Par. 1886—1889, 2 Bde.) u. andre Arbeiten desselben; G. Meyer, Neugriechische Studien (Wien 1894—95, 4 Tle.), deren erster Teil eine Bibliographie der neugriechischen Dialektforschung enthält.

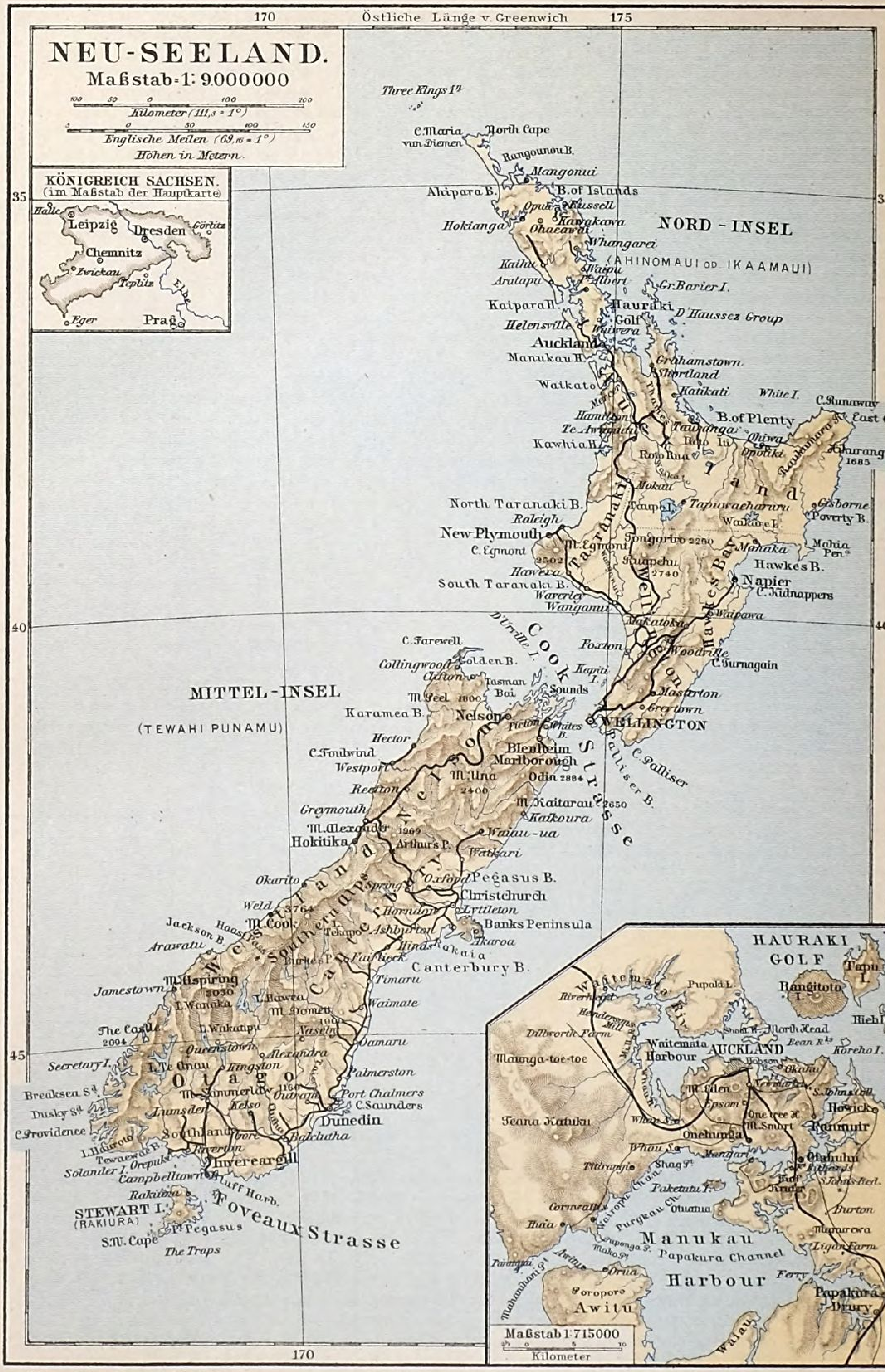
Neugroschen, sächs. Scheidemünze zu 10 Pf., seit 1840 im Gewichte von 2,126 g $3^2/_3$ lötig = 8,77 Pf. (Gold zu Silber = $15^1/_2$:1), entsprechend der halbe, während das Doppelstück 5 lötig ausgeprägt wurde. Seit 1857 wurde der N. = 8,69 Pf. und der halbe (bis 1861) 230, der doppelte 300 Tausendstel fein geprägt. Ebenso in Sachsen-Altenburg und -Gotha.

Neugrün, soviel wie Schweinfurter Grün und Malachitgrün.

Neuguinea (hierzu Karte »Neuguinea ꝛc.«), die größte Insel der Erde, zwischen 0° 19' (Kap der Guten Hoffnung) im Norden, 10° 43' (Südkap) im S., und 131° 12'—130° 45' (Kap Salu) im W. und 150° 48' (Ostkap) im O., an der Westgrenze des Stillen Ozeans, von dem es im Norden bespült wird, während es im S. durch das Korallenmeer, die Torresstraße und das Arafurameer von Australien, im W. durch die Dschilolostraße von Dschilolo, Ceram u. a. geschieden wird, 2400 km lang, bis 660 km breit und mit der 11,000 qkm (200 QM.) großen Frederik Hendrik-Insel 785,360 qkm (14,263 QM.), mit den geographisch wie politisch zu ihm gehörigen Inseln und Inselgruppen an der Nordwestküste und an der Südostspitze im Umfang von 22,596 qkm (410 QM.) aber 807,956 qkm (14,673 QM.) groß ist. Dies Areal ist verteilt unter die Niederlande, Deutschland und England (s. unten). Die Hauptinsel wird im Norden und O. vom Stillen Ozean bespült, schmale Meeresstraßen trennen sie von den südwestlichen Inseln des Bismarck-Archipels (Issumruda-, Vitiazstraße) und den Gruppen d'Entrecasteaux und Moresby (Ward Hunt-, Goschen-, Chinastraße), die schmale, aber tiefe Durgastraße (Prinzeß Mariannenstraße) scheidet die Frederik Hendrik-Insel vom Festland. N. besteht aus einem zentralen Körper und zwei Halbinseln, einer nordwestlichen, welche durch die von Norden her tief eindringende Geelvinkbai gebildet und wiederum durch den Mac Cluergolf (Telok Berau) in zwei kleinere Halbinseln (Tana Berau und Onin) geteilt wird, und einer südöstlichen, an ihrer breitesten Stelle nur 120 km breiten, die durch das Eindringen des Papuagolfs von S. her und des Huongolfs im O. entsteht. An ihrem Ende gabelt sich letztere in einen schmalen nördlichen Ausläufer, der im Ostkap endet, und einen breitern südlichern, zwischen denen die Milnebai eingeschlossen ist.

An der deutschen Nordostküste, dem Kaiser Wilhelms-Land, sind die nennenswertesten Einschnitte der weite Huongolf, der Finschhafen, der von zwei hintereinander liegenden Becken gebildet ist, die Astrolabebai mit dem Konstantin-, dem Prinz Heinrich- und dem


KAISER WILHELMS-LAND
UND
BISMARCK-ARCHIPEL
Maßstab 1: 12 000 000
Kilometer
Deutsches Schutzgebiet
LAGE-KÄRTCHEN.
MARSHALL-I.
1:24 000 000
Im halben Maßstab d. Hauptkarte.
Kilometer
NIEDERLÄND. BESITZ
NEU-GUINEA
KAISER WILHELMS LAND
BISMARCK-ARCHIPEL
Admiralitäts-I.
Neu-Hannover
NEU-MECKLENBURG
(NEU-IRLAND)
NEU-POMMERN
(NEU-BRITANNIEN)
SALOMONEN
Bougainville-I.
Choiseul-I.
S. Isabel
Malaita-I.
Guadalcanar-I.
San Cristobal
Huon-Golf
Papua-Golf
Torres-Str.
York Halbinsel
Queensland
D'Entrecasteaux-Arch.
Louisiaden-Arch.
Grenze zwischen den deutschen und engl. Besitzungen
Äquator
150 Ö. L. v. Greenwich 152


NEU-SEELAND.
Maßstab = 1: 9.000000
Kilometer (111,3 = 1°)
Englische Meilen (69,16 = 1°)
Höhen in Metern.
Östliche Länge v. Greenwich
170
175
35
40
45
KÖNIGREICH SACHSEN.
(im Maßstab der Hauptkarte)
Halle
Leipzig
Dresden
Görlitz
Chemnitz
Zwickau
Teplitz
Elbe
Eger
Prag
Three Kings I^s.
C. Maria van Diemen
North Cape
Rangounou B.
Mangonui
Ahipara B.
B. of Islands
Russell
Hokianga
Kawakawa
Ohaeawai
Whangarei
NORD-INSEL
(AHINOMAUI OD. IKAAMAUI)
Gr. Barier I.
Kaipara H.
Hauraki Golf
D'Haussez Group
Helensville
Waiwera
Auckland
Manukau H.
Grahamstown
Shortland
Waikato
Katikati
White I.
C. Runaway
East C.
Hamilton
Te Awamutu
B. of Plenty
Tauranga
Opotiki
Kawhia H.
Roto Rua
Hikurangi
1685
Mokau
North Taranaki B.
Raleigh
New Plymouth
Taupo L.
Gisborne
Poverty B.
Waikare L.
C. Egmont
M. Egmont
2502
Tongariro 2260
Mahia Pen.
Ruapehu
2740
Hawkes B.
Hawera
South Taranaki B.
Napier
C. Kidnappers
Waverley
Wanganui
Waipawa
Foxton
Woodville
C. Turnagain
C. Farewell
Collingwood
Golden B.
Kapiti I.
Tasman Bai
Masterton
MITTEL-INSEL
(TEWAHI PUNAMU)
Sounds
Greytown
WELLINGTON
Karamea B.
Nelson
Picton
Whites B.
Hector
C. Foulwind
Westport
Blenheim
Marlborough
C. Palliser
M. Una
2400
Odin 2884
Palliser B.
Reefton
Greymouth
M. Kaitarau 2650
Kaikoura
Cook Strasse
M. Alexander
1969
Arthurs P.
Hokitika
Waiau-ua
Waikari
Okarito
Oxford
Pegasus B.
Christchurch
Weld
3764
M. Cook
Lyttleton
Jackson B.
Haast P.
Banks Peninsula
Akaroa
Arawatu
Southern Alps
Tekapo
Ashburton
Rakaia
Burkes P.
Fairlieck
Canterbury B.
M. Aspiring
3030
Timaru
Jamestown
L. Hawea
L. Wanaka
Waimate
M. Domett
The Castle
2094
L. Wakatipu
Queenstown
Oamaru
Alexandra
Secretary I.
L. Te Anau
Kingston
Otago
Palmerston
Breaksea S^d.
M. Summerlaw
1160
Outram
Port Chalmers
Dusky S^d.
Kelso
C. Saunders
Lumsden
Dunedin
C. Providence
Southland
Balclutha
L. Hauroto
Riverton
Solander I.
Invercargill
Campbelltown
Bluff Harb.
Rakiura
STEWART I.
(RAKIURA)
Foveaux Strasse
P^t. Pegasus
S.W. Cape
The Traps
HAURAKI GOLF
Rangitoto I.
Tapu I.
Waitemata Riv.
Pupaki I.
Riverhead
North Head
Bean R^ks.
Koreho I.
Dilworth Farm
Waitemata Harbour
AUCKLAND
Maunga-toe-toe
M. Eden
Epsom
One tree H.
M. Smart
Howick
Teana Katiku
Onehunga
Otahuhu
Titirangi
Shag P^t.
Puketutu I.
Burton
Cornwallis
Manukau
Papakura Channel
Harbour
Huia
Awitu
Papakura
Drury
Waiau
Maßstab 1: 715000
Kilometer

Friedrich-Wilhelmshafen (letzterer der günstigste an der ganzen Nordküste von N.), und der durch zwei vorliegende Inseln gebildete Hatzfeldthafen mit trefflichem Ankergrund. Das Innere ist noch sehr wenig bekannt. Die Insel wird durchzogen von einer hohen Gebirgskette, die im W. auf niederländischem Gebiet, südlich von der Geelvinkbai mit dem westöstlich streichenden Charles Louis-Gebirge (2700–5100 m) beginnt, sich auf der Grenze zwischen Deutsch- und Britisch-N. im Viktor Emanuel-, Musgrave-, Albert Viktor-, Albert-Gebirge fortsetzt und in dem ganz auf britischem Gebiet gelegenen Owen Stanley-Gebirge bis zum Südostende der Insel reicht. In diesem letzten höchsten Abschnitt finden wir die bedeutendsten Erhebungen: Mount Yule (3062 m), Mount Victoria (4002 m), Obree (3123 m), Suckling (3727 m), Goodenough (3040 m). Auf deutschem Gebiet gipfelt das Bismarckgebirge im Ottoberg, das Krätkegebirge erreicht 3500, das Finisterregebirge im Schopenhauerberg 3475 m, im äußersten Nordwesten steigt das Arfakgebirge zu 2902 m auf. Die bedeutendsten Flüsse sind der Fly (s. d.), der in den Papuagolf mündet, in welche sich noch eine Anzahl andrer Flüsse (Bamu, Philip, Stanhope u. a.) ergießen, während der Maikassa und Morehead in die Torresstraße münden. Auf deutschem Gebiet fließen in den Huongolf der Markham, in die Astrolabebai der Kabenau. Unter 3° 52′ südl. Br. und 144° 32′ östl. L. v. Gr. mündet der bedeutende Kaiserin Augusta-Fluß, der gleich dem Fly mit Seeschiffen befahren werden kann und eine leicht zugängliche Fahrstraße bis weit ins Innere bildet. Ebenfalls zur Nordküste fließt der zum niederländischen N. gehörige Amberno oder Rochussen, der in zahlreichen Mündungsarmen sich in die Geelvinkbai ergießt, von denen aber nur einer, welcher bei Kap d'Urville mündet, befahrbar ist. Die Nordküste und die Westküste der Nordwesthalbinsel sind im allgemeinen hoch. Die Südküste ist niedrig und mit Mangrovesümpfen bedeckt. Östlich von der Redscarbai wird dieselbe von einem Korallenriff besäumt.

Die Naturprodukte Neuguineas erscheinen nicht unbedeutend. Von Metallen ist bisher nur Gold an der Südostküste (auf den Inseln Tagula u. Misima der Louisiadengruppe) und am Mamberonfluß der Nordküste gefunden worden. Die Gesteine sind wahrscheinlich großenteils ältere sedimentäre Felsarten, namentlich Schiefer aller Art, die von ältern eruptiven Gesteinen durchbrochen sind. An der Westküste und auf den ihr gegenüberliegenden Inseln, dann auch südwestlich von N. auf Koor und Groß-Kei und auf Soëk nördlich von N. treten früher für Jura angesprochene tertiäre Kalksteine (mit Nulliporen, Korallen etc.) auf. Vulkanische Gesteine kennt man von der Südseite der östlichen Halbinsel und eine Reihe thätiger Vulkane auf den Inseln der Nordküste. Das Klima ist heiß und feucht und während der nassen Jahreszeit an den niedrigen Küsten sehr ungesund. Im (südhemisphärischen) Innern herrscht der Nordwest- (Regen-) Monsun, im Winter der Südostpassat, welch letzterer den südlichen Gebietsteilen viel Regen bringt. An der Astrolabebai im Kaiser Wilhelms-Land ist die höchste Temperatur 31,8°, die niedrigste 22°, die mittlere 26,2°. Regentage gibt es 150, und die mittlere jährliche Regenhöhe beträgt 240,6 cm. Die Vegetation ist von außerordentlicher Mannigfaltigkeit. Von australischen Typen finden sich Myrtaceen (Melaleuca), Casuarinen und Proteaceen, von Koniferen Araucaria und Dammara. Im übrigen bestehen die Hauptformationen der Vegetation aus Mangroven, welche die Küsten umsäumen, aus Kokospalmen, Pandaneen, Barringtonia- und Hibiscus-Arten. In Höhen von 400–500 m treten Savannen mit Eukalypten auf; Palmen und Freycinetien steigen einzeln bis 1000 m hinan. Zahlreiche baumartige Farne sind überall verbreitet. Sehr reich ist N. an tropischen Kulturpflanzen, wie Caryophyllus aromaticus, Myristica moschata, Piper Betle und officinarum und Arekanuß. Von stärkeführenden Knollengewächsen sind einige Arten von Dioscorea (D. alata) einheimisch; angebaut wird auch Colocasia antiquorum. Ferner liefern Mehl die einheimische Sagopalme (Metroxylon) und der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa). Die Tierwelt enthält die Mehrzahl der auch in Australien vorkommenden Beuteltiere; die Baumkänguruhs (Dendrolagus) sind N. eigen, dagegen fehlt der Beutelwolf (Thylacinus) und das Schnabeltier, während der Ameisenigel Australiens durch die Gattung Proechidna vertreten ist. Außerdem finden sich eine Reihe Mäuse und Fledermäuse und eine eigne Art Schwein, vielleicht früher aus China eingeführt und dann verwildert. Die Vogelfauna ist scharf gekennzeichnet durch die fast völlig auf N. und die benachbarten kleinen Inseln beschränkten Paradiesvögel; sehr mannigfach sind Papageien und Tauben (Kronentaube); die Straußvögel repräsentieren die Kasuararten; die Nashornvögel weisen auf die Nachbarschaft der orientalischen Region hin. Von Reptilien findet sich ein Gemisch australischer und orientalischer Formen, die Amphibien sind australischer Herkunft; geschwänzte Amphibien fehlen ebenso wie karpfenartige Fische (Cypriniden). Die Insektenwelt zeichnet sich durch viele eigenartige Formen aus. — Die Bewohner (auf 698,000 geschätzt) sind Melanesier (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 9) und werden gewöhnlich als Papua (s. d.) bezeichnet. Sie sind im Westteil von Malaien, die dort den Islam zum Teil eingeführt haben, im SO. von Polynesiern beeinflußt worden.

Politisch ist N. verteilt unter die Niederlande, Deutschland und England, deren Besitzstand folgender ist:

	QKilom.	Bewohner	Auf 1 qkm
Niederländischer Besitz .	397 204	238 000	0,6
Deutscher Besitz	181 650	110 000	0,6
Englischer Besitz . . .	229 102	350 000	1,5
Zusammen:	807 956	698 000	0,9

1) Niederländisch-Neuguinea begreift die ganze westlich vom 141. Meridian gelegene Hälfte von N., 382,140 qkm (7213,6 QM.), wozu noch die der Nordwestküste vorgelagerten, 7788 qkm (141 QM.) großen Papuainseln (Waigëu, Salwati, Misol u. a.), die 347 qkm (6,3 QM.) großen Inseln an der Westküste (Sabuda, Adé u. a.) u. die 6927 qkm (126 QM.) messenden Inseln der Geelvinkbai (Joli, Misorigruppe, Miosuari, Amberpon u. a.) kommen. Von Weißen ständig bewohnt ist nur die Geelvinkbai und besonders Dore. Die Holländer haben für ihren Besitz fast gar nichts gethan; 1828 legten sie Fort Dubus an der Tritonbai an, gaben es aber schon 1836 wieder auf und entsenden jetzt nur gelegentlich ein Kriegsschiff an die Küste. Der eigentliche Herr des Landes ist der Sultan von Tidore, dessen Beamte einen in Paradiesvögeln, Reis u. a. bestehenden Tribut zu erheben und nach Tidore zu schicken haben.

2) Deutsch-Neuguinea oder Kaiser Wilhelms-Land erstreckt sich an der Nordostküste vom 141. Meridian ostwärts bis zu dem Punkte, wo der 8.° südl. Br. die Küste schneidet. Im W. wird es von

holländischem, im S. von englischem Gebiete, im übrigen vom Meere begrenzt. Das Gebiet wurde 1884 von der in Berlin gebildeten Neuguinea-Kompanie (s. d.) erworben. Es scheidet sich in einen nördlichen ebenen, vom Kaiserin Augusta-Fluß durchzogenen und in einen südlichen, von mehreren Gebirgszügen (Finisterre-, Krätke-, Bismarck-Gebirge) erfüllten Teil, von dem zahlreiche Gewässer, meist Gebirgsbäche, abfließen. Hier ist nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen von Kulturland vorhanden. Sitz der Verwaltung war anfangs Finschhafen, da dies sich aber als sehr ungesund erwies, verlegte man denselben nach Friedrich-Wilhelmshafen, eine zweite Station der Neuguinea-Kompanie besteht in Konstantinhafen. Die 27. Okt. 1890 gebildete Astrolabe-Kompanie hat die Stationen Stephansort, Jomba, Marago und Erima. Angebaut werden vornehmlich Tabak (1894: Ernte 180,000 Pfd.), dann Baumwolle, Kokospalmen, Bananen. Zu den Arbeiten hat man chinesische und japanische Kulis sowie Eingeborne des Bismarck-Archipels angeworben, dagegen erweisen sich die Eingebornen von N. als wenig verläßlich. In Kaiser Wilhelms-Land lebten 1894: 55 Fremde (50 Deutsche), und zwar 6 Regierungsbeamte, 3 Ärzte, 10 Missionare, 20 Pflanzer, 5 Kaufleute 2c., außerdem 10 Frauen und 2 Kinder. Das Arbeiterpersonal der beiden Gesellschaften beläuft sich auf 1000 Chinesen, 750 Javaner u. 1000 Melanesier. Zur Versorgung dieser Arbeiter und der Weißen mit frischem Fleisch wurde 1894 in Berlin die Kabenau-Viehzuchtgesellschaft mit einem Kapital von 150,000 Mk. gegründet. Lutherische Missionsstationen wurden durch die Rheinische Mission auf Bogadjim bei Stephansort, auf Siar im Prinz Heinrich-Hafen und auf der Dampierinsel, durch die Neuendettelsauer Gesellschaft in Simbang nahe dem Finschhafen und auf Wenam in der Tamigruppe errichtet, eine Gesundheitsstation ist hinter Simbang auf dem Sattelberg angelegt. Die Zahl der Missionare beträgt jetzt elf. Die Verwaltung führte zuerst ein von der Neuguinea-Kompanie angestellter Landeshauptmann; 23. Mai 1889 übernahm dieselbe ein kaiserlicher Beamter, aber schon 1. Sept. 1892 wieder ein Landeshauptmann, der sowohl die staatlichen als auch die wirtschaftlichen Geschäfte der genannten Gesellschaft besorgt. Weiteres s. Neuguinea-Kompanie.

3) Britisch-Neuguinea, das 6. Nov. 1884 unter britischen Schutz gestellt und 4. Sept. 1888 zur Kronkolonie erklärt wurde, umfaßt den ganzen südlich von der deutschen und östlich von der niederländischen Grenze gelegenen, von hohen Gebirgen (s. oben) durchzogenen Teil von N. (220,100 qkm oder 4161 QM.) und eine Anzahl von Inselgruppen an der Südostspitze: die Moresbyinseln (504 qkm), d'Entrecasteauxinseln (3140 qkm), Kiriwirai- oder Trobriandinseln (440 qkm), Mudschu- oder Woodlarkinseln (1247 qkm) und den Louisiadenarchipel (2200 qkm). Sitz der englischen Behörden ist Port Moresby unter 9° 20′ südl. Br. und 147° 30′ östl. L. v. Gr., wo der britische Administrator residiert, der dem Gouverneur von Queensland unterstellt ist, das mit Neusüdwales und Victoria sich verpflichtet hat, einen 15,000 Pfd. Sterl. nicht übersteigenden Jahresbeitrag zur Verwaltung der Kolonie zu zahlen. Während die Ausgaben diesen Betrag bereits erreicht haben, sind die Einnahmen unter 3000 Pfd. Sterl. zurückgeblieben. Dieselben stammen fast ganz aus den in Port Moresby und Samarai erhobenen Zöllen. Ausgeführt werden Trepang, Kopra und Perlmutter, früher auch Gold von den Inseln St. Aignan und Südest. Von Fremden lebten in Britisch-Neuguinea 1891: 272 (14 weiblich), wovon 115 Briten, 89 Polynesier, 20 Franzosen, 18 Malaien u. Javaner 2c. Die Kolonie ist eingeteilt in vier Bezirke: einen westlichen, zentralen und östlichen, den vierten bilden die Louisiaden. Die Londoner Missionsgesellschaft hat an der Küste und auf den benachbarten Inseln 50 Stationen errichtet, auf denen 10 Europäer, 67 Südseeinsulaner und 34 Papua leben. Auch die Anglikaner und Wesleyaner haben sich in jüngster Zeit hier eingestellt. Die französische katholische Mission besetzte 1885 die Yuleinsel, wo unter einem Bischof 12 Väter und 7 Schwestern arbeiten.

[Geschichte.] Die Insel N. wurde angeblich zuerst von den Portugiesen Ambreu und Serrano entdeckt, die 1511 von Malakka zu den Gewürzinseln segelten, aber über Amboina nicht hinauskamen. Wirklich entdeckt wurde sie 1526 von Don Jorge de Meneses und nach den Bewohnern Papua genannt; den jetzigen Namen empfing dieselbe von dem Spanier de Ortiz wegen ihrer vermeintlichen Ähnlichkeit mit der afrikanischen Guineaküste. Dann wurde N. von Torres (1606), Schouten (1616), Dampier (1699), Cook (1770) und Bampton (1793) besucht. Erst 1828 nahmen die Holländer von dem westlichen Teile bis 141° östl. L. Besitz. Sie errichteten das Fort de Bus an der Tritonbai, gaben diese höchst ungesunde Niederlassung aber schon 1836 wieder auf. Der Engländer Blackwood nahm 1835 die Südküste auf; Owen Stanley entdeckte 1848, daß die Louisiade ein besonderer Archipel ist, sowie den nach ihm benannten Berg. Wallace, der 1856—63 fünf verschiedene Reisen in N. und den Nebeninseln machte, brachte die ersten Paradiesvögel nach Europa, und 1863 entsandte die holländische Regierung zwei wissenschaftliche Expeditionen, die eine nach der Geelvinkbai, die andre nach der Südwestküste. Der Italiener Cerrutti besuchte 1860 die Westküste des Mac Cluergolfs; das Arfakgebirge bestieg d'Albertis mit Beccari sowie der Deutsche A. B. Meyer, der auch auf den Inseln Mafor, Jobi und Misori verweilte. Nach der Astrolabebai ging 1870 der Russe Micklucho-Maclay, ließ sich 1877 dort zum zweitenmal nieder und hielt sich 17 Monate auf. Moresby entdeckte 1870 die gabelförmige Gestalt des Südostendes und die eingeschlossene Milnebai. Mac Farlane befuhr 1875 den Maikassa, dann den Flyfluß; auf letzterm drang 1876 d'Albertis ca. 120 km weit aufwärts. In demselben Jahre erforschten Stone die Küsten des Papuagolfs, Raffray und Maindron die Inseln und Küsten der Geelvinkbai, der Missionar Brown die Inseln der Nordostküste. Von Australien aus zogen 1877 Goldgräber nach Port Moresby, nachdem Goldie dort ein wenig Gold gefunden hatte, und 1878 nach der Astrolabebai, beidemal ohne Erfolge zu haben. Powell besuchte 1875—79 wiederholt die Nordostküste. Von der Tritonbai machte Micklucho-Maclay 1879 eine Reise ins Innere und verweilte 1881 an der Südküste. Die Küste zwischen 141° östl. L. und der Prinz Frederik Hendrik-Insel wurde von den Holländern 1879—81 aufgenommen. Finsch machte 1882 von Port Moresby, der Keppelbai und dem Laloki aus fünf Monate lang höchst erfolgreiche Sammelreisen. Nachdem die Niederlande schon 1828 durch Anlegung des Forts Du-Bus unter 134° 15′ östl. L. in N. Fuß gefaßt und auch nach Wiederaufgebung der Niederlassung (1836) ihre Ansprüche auf die Westhälfte der Insel aufrecht hielten, proklamierte 6. Nov. 1884 das englische Kriegsschiff Nelson in der Orangebai die Herrschaft Englands

über den südöstlichen Teil von N., und kurz darauf, Ende 1884, wurde die deutsche Flagge auf der Nordküste geheißt und das Gebiet unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt (s. Neuguinea-Kompanie). Von weitern Entdeckungsreisen ist zunächst die des holländischen Residenten van Braam-Morris 1884 zu erwähnen, der den Amberno aufwärts fuhr. Finsch machte 1884—85 mit Kapitän Dallmann fünf Reisen, auf denen er den Friedrich-Wilhelms- und Prinz Heinrich-Hafen sowie den Adolf- und Finschhafen und den Kaiserin Augusta-Fluß entdeckte. Letzterer wurde vom Landeshauptmann v. Schleinitz 1886, von Schrader und Hollrung 1887 eine große Strecke aufwärts befahren. Auch von den Stationen der Neuguinea-Kompanie aus wurden Untersuchungen des Landes angestellt. An der Südküste entwickelten die Australier eine sehr rege Thätigkeit. Eine wissenschaftliche Expedition ging 1885 mit Haacke den Flyfluß aufwärts, hatte aber keine besondern Erfolge. Strachan befuhr 1886 den Maikassa, Levan entdeckte mehrere neue, in den Papuagolf mündende Flüsse, Harding und Cuthbertson erstiegen 1887 den Mount Obree (3120 m), einen Teil des Owen Stanley-Gebirges, Hall fand 1889, Mac Gregor 1890, daß der Maikassa kein Mündungsarm des Fly, vielmehr ein Meereseinschnitt ist. Letzterer befuhr auch den Fly und dessen Nebenfluß, den Palmer, bis zur deutschen Grenze und entdeckte den Fluß Moreland. Unter den Forschungsreisen in Kaiser Wilhelms-Land sind die Besteigung des Finisterregebirges durch Zöller 1889, das Vordringen Lauterbachs und Kärnbachs längs des Gogolflusses in die Astrolabe-Ebene 1890, die botanische Erforschung der Umgebung von Finschhafen und Konstantinhafen durch Hellwig 1893 und die Reise von Ehlers 1895, der N. von Norden nach S. durchqueren wollte, dabei aber mit fast allen Begleitern umkam, zu nennen. Vgl. Finsch, N. und seine Bewohner (Brem. 1865); H. v. Rosenberg, Reisetochten naar de Geelvinkbaai op Nieuw-Guinea (Haag 1875); Moresby, New Guinea and Polynesia (Lond. 1876); Robidé van der Aa, Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea (Haag 1879); d'Albertis, New Guinea (das. 1880, 2 Bde.; ital., Neapel 1881); Meyners d'Estrey, La Papouasie (Par. 1881); Haga, Nederlandsch Nieuw-Guinea en de Papoesche eilanden 1500—1883 (Haag 1885); Lyne, New Guinea (Lond. 1885); Hager, Kaiser Wilhelms-Land (Leipz. 1886); Chalmers und Gill, Neuguinea, Reisen und Missionsthätigkeit 1877—85 (deutsch, das. 1886); Strachan, Explorations and adventures in New Guinea (Lond. 1888); Finsch, Samoafahrten. Reisen im Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-N. (Leipz. 1888); Schumann u. Hollrung, Flora von Kaiser Wilhelms-Land (Berl. 1889); Zöller, Deutsch-Neuguinea (Stuttg. 1891); J. P. Thomson, British New Guinea (Lond. 1892); Clercq und Schmeltz, Ethnographische beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea (Leiden 1893).

Neuguinea-Kompanie, eine 1884 in Berlin durch den Bankier v. Hansemann u. a. gebildete Gesellschaft zur Erwerbung von Kolonialbesitz im westlichen Teil der Südsee. Sie entsandte 1884 O. Finsch, der im Dampfer Samoa von Mioko aus auf drei Reisen den größten Teil der Nordküste von Neuguinea befuhr und hier wie im Bismarck-Archipel die deutsche Flagge heißte. Dies schnelle Vorgehen verhinderte die Besitzergreifung des ganzen östlichen Neuguinea durch England, wozu Queensland bereits seit längerer Zeit gedrängt hatte. Ein kaiserlicher Schutzbrief vom 17. Mai 1885 übertrug der N. die Hoheitsrechte über Kaiser Wilhelms-Land an der Nordküste von Neuguinea (s. d. 2), 181,650 qkm (3299 QM.) mit 110,000 Einw., und den Bismarck-Archipel (s. d.), 47,100 qkm (855 QM.) mit 188,000 Einw., und 15. Dez. 1886 auch über die nördlichen Inseln der Salomongruppe (Bougainville, Choiseul, Isabel 2c.), 22,255 qkm (404 QM.) mit 89,000 Einw., so daß der gesamte Besitz der N. gegenwärtig 251,005 qkm (4558 QM.) mit 387,000 Einw. beträgt. Die Gesellschaft, der später auch die Deutsche Handels- u. Plantagengesellschaft der Südsee und das Handelshaus Hernsheim beitraten, erhielt durch den kaiserlichen Schutzbrief das Recht zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse unter kaiserlicher Oberhoheit mit dem ausschließlichen Recht, unter Oberaufsicht der Regierung herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen und Verträge mit den Eingebornen über Land- und Grundberechtigungen abzuschließen Die Ordnung der Rechtspflege auf Kosten der Gesellschaft sowie die Regelung der Beziehungen zu fremden Mächten bleiben der kaiserlichen Regierung vorbehalten. Die erste Station wurde 5. Nov. 1885 in Finschhafen angelegt, die bis 1891 Sitz der Verwaltung war, der aber dann an den gesündern Friedrich-Wilhelmshafen verlegt wurde. Weitere Stationen wurden in Konstantinhafen, Hatzfeldthafen, Stephansort, Erima und Herbertshöhe (Neupommern) angelegt. Hatzfeldthafen wurde in der Folge aufgegeben, und 1891 übernahm die im vorhergehenden Jahre gegründete Astrolabe-Kompanie die Stationen Stephansort und Erima und legte selbst zwei neue Stationen, Jomba und Marago, an. Da aus dem Handel mit den Eingebornen kein nennenswerter Gewinn zu ziehen ist und das Land außer Kokospalmen und allerdings recht wertvollen Möbelhölzern (Calophyllum, Cordia, Azelia) keine wertvollen Bodenerzeugnisse hervorbringt, Versuche, die man nach einiger Zeit machte, Ansiedler in das Land zu ziehen, keinen Erfolg hatten, so ist die N. wie die ihr beigesellte Astrolabe-Kompanie auf den Anbau tropischer Produkte angewiesen. Unter Leitung von 34 Beamten und andern Personen baut die N. auf ihren Stationen Konstantinhafen und Herbertshöhe außer Reis, Mais u. a. für den eignen Bedarf jetzt vornehmlich Tabak und Baumwolle mit 895 Eingebornen des Bismarck-Archipels, 530 Javanern und 420 Chinesen. Die Umgebung von Friedrich-Wilhelmshafen ist dagegen für Kulturunternehmungen nicht geeignet. Doch findet sich hier wertvolles Nutzholz. Auch mit der Rindviehzucht ist ein guter Anfang gemacht worden. Nennenswerte Einnahmen hat die N. indes noch nicht gehabt, während die Ausgaben bis 31. März 1891 bereits 7,446,875 Mk. erreicht hatten. Sehr bedeutende Kosten veranlaßt die Verbindung des Schutzgebietes mit der Außenwelt. Mit Singapur besteht alle 8 Wochen Verkehr durch einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd, den innern Dienst versehen drei der Kompanie gehörige Fahrzeuge, ein Dampfer und ein Segelschiff. In den Häfen des Schutzgebiets verkehrten 1894: 202 Schiffe (135 Dampfer) von 56,181 Ton. Seit 1894 werden unter dem Namen Neuguinea-Mark geprägt Gold-, Silber-, Bronze- und Kupfermünzen, den Reichsmünzen gleichwertig; die ersten im Betrage bis zu 100,000, die zweiten bis zu 400,000, die beiden letzten bis zu 50,000 Mk. Die Gold-, Silber- und Bronzemünzen tragen auf der einen Seite das Bild eines Paradiesvogels. Die Zahl der Postagenturen

beträgt vier. Die Schutztruppe zählt 84 Mann (25 in Neuguinea). Weiteres unter Neuguinea (Deutsch-Neuguinea). Die N. gibt seit 1885 »Nachrichten für und über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel« heraus. Vgl. die Karte des Schutzgebietes der N. von Langhans (Gotha 1893) und die von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebene »Wandkarte von Kaiser Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel« (Berl. 1893).

Neuhaldensleben, Kreisstadt im preuß. Regbez. Magdeburg, an der Ohre, Knotenpunkt der Linie Magdeburg-Öbisfelde der Preußischen Staatsbahn und der Eisenbahn N.-Eilsleben, hat eine evang. Kirche, ein Gymnasium, ein Amtsgericht, 3 Steingutfabriken (519 Arbeiter), Glacéehandschuh-, Zucker-, Hefe-, Stärke- u. Wagenfabrikation, Orgelbau, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, Säge- und Mahlmühlen etc., ein Elektrizitätswerk und (1895) 9615 Einw., davon 376 Katholiken und 51 Juden. Vgl. Behrends, Chronik der Stadt N. (2. Aufl., Neuhaldensl. 1882).

Neuhampshire, s. New Hampshire.

Neuhannover, die nördlichste größere Insel des Bismarck-Archipels, von Neumecklenburg durch die Byron- und Steffenstraße getrennt, von fast viereckiger Gestalt, von O. nach W. 70 km lang und 1476 qkm (26,8 QM.) groß. Die Nordspitze bildet Kap Salomon Sweert, die Südspitze Kap Königin Charlotte (2° 31′ südl. Br., 149° 50′ östl. L. v. Gr.). Die Küsten der Insel, die bisher allein gesehen worden sind, sind gut bewaldet, fruchtbar und anmutig. Die Insel wurde von Carteret entdeckt und benannt und vom Missionar Brown von Neulauenburg aus besucht.

Neuhaus, 1) Dorf im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Neustadt a. S., an der Saale und Neustadt gegenüber, hat eine kath. Kirche, ein Schloß, 4 Mineralquellen (stark bittersalzhaltige Kochsalzwässer), die wie die Kissinger u. Homburger Quellen gebraucht werden, und 150 Einw. Dazu die Burgruine Saal- oder Salzburg und die Bonifaciuskapelle, vom König Ludwig I. von Bayern 1841 errichtet. Vgl. Hegewald, Neustadt a. d. S., die Kaiserpfalz, Bad N. etc. (Meining. 1880). — 2) (N. an der Elbe) Flecken im preuß. Regbez. Lüneburg, Kreis Bleckede, Güternebenstelle von Brahlstorf an der Linie Nauen-Hamburg der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein altes Schloß, ein Amtsgericht, Tabaks- u. Zigarrenfabrikation und (1895) 1075 Einw. — 3) (N. an der Oste) Kreisstadt im preuß. Regbez. Stade, an der Oste und der Linie Harburg-Kuxhaven der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Zigarren-, Tabaks- und Papierfabrikation, Lohgerberei, Schiffahrt, Wein- und bedeutenden Getreidehandel und (1895) 1576 evang. Einwohner. — 4) (N. am Rennstieg) Dorf in der schwarzburg-rudolstädt. Oberherrschaft, Landratsamt Königsee, auf dem Thüringer Wald, 812 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Porzellan-, Fischperlen-, Glasspielwaren- und Thermometerfabrikation, eine Glashütte, Porzellanmalerei und (1895) 1956 evang. Einwohner. N. wird als Luftkurort u. Sommerfrische besucht. — 5) (N. in Westfalen) Flecken im preuß. Regbez. Minden, Kreis Paderborn, an der Mündung der Pader u. Alme in die Lippe, am Anfang des Boker Kanals (zwischen N. und Lippstadt), hat eine kath. Kirche, ein Schloß (jetzt Kaserne), eine Kunstwollfabrik, mehrere Mühlwerke und (1890) mit der Garnison (3 Eskadrons Husaren Nr. 8) 2556 Einw. Nördlich die Senner Heide mit Militärübungsplatz für das 7. Armeekorps. — 6) (tschech. Hradec Jindřichův, »Heinrichsburg«) Stadt in Böhmen, an der Nežárka (Zufluß der Lužnitz) und der Staatsbahnlinie Obercerekwe-Wesely, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Grafen Czernin aus dem 13. Jahrh. mit reichem Archiv und Gemäldegalerie, eine gotische Pfarrkirche aus dem 13. Jahrh., 4 andre Kirchen, ein Franziskanerkloster, ein Obergymnasium, ein Theater, elektrische Beleuchtung, Baumwoll- und Seidenweberei, Dampfmühle, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei, lebhaften Handel und (1890) 8502 meist tschech. Einwohner. — 7) Badeort in Steiermark, Bezirksh. Cilli, Gemeinde Doberna, 397 m ü. M., in anmutigem, bewaldetem Thal, mit kohlensäurehaltiger Mineralquelle (36°) und Eisenquelle, wird hauptsächlich als Frauenbad besucht (Frequenz 1893: 1156 Personen). Westlich die Ruine Schlangenburg (516 m). Vgl. Paltauf, Bad N. bei Cilli (3. Aufl., Wien 1895).

Neuhäusel (ungar. Érsekujvár, spr. érschek-újwār), Stadt im ungar. Komitat Neutra, an der Neutra und der Bahnlinie Wien-Budapest, mit 2 kath. Kirchen, Franziskaner- und Nonnenkloster, einer Kunstmühle, Bezirksgericht, Gymnasium, bedeutenden Pferde- und Getreidemärkten und (1890) 11,299 meist magyarischen, römisch-kath. Einwohnern. Im 16. Jahrh. war N. eine wichtige Festung, die während der Bethlenschen und Rákóczyschen Unruhen sowie in den Türkenkriegen mehrmals erobert und 1724 geschleift wurde.

Neuhausen, 1) Dorf im württemb. Neckarkreis, Oberamt Eßlingen, auf der Filderebene, hat eine schöne kath. Kirche, ein Schloß, starken Eier- und Geflügelhandel und (1895) 2514 kath. Einwohner. — 2) Gemeinde, s. Schaffhausen.

Neuhäuser, Gut im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Fischhausen, in malerischer Lage auf der Südspitze der Halbinsel Samland, an der Ostsee und der Linie Pillau-Prostken der Ostpreußischen Südbahn, hat ein besuchtes Seebad und 90 Einw.

Neuhebräische Sprache, s. Hebräische Sprache.

Neuheiduk, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Beuthen, hat Steinkohlenbergbau und (1895) 4862 Einw., davon 544 Evangelische und 28 Juden.

Neu-Herrnhut, Ort in Grönland, s. Godthaab.

Neuhochdeutsch, s. Deutsche Sprache, S. 873.

Neuhof, 1) Gemeinde im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Fulda, an der Fliede und der Linie Frankfurt a. M.-Bebra der Preußischen Staatsbahn, 273 m ü. M., besteht aus den Orten Ellers, Neustadt und Opperz, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei und (1890) 1600 Einw. — 2) Dorf im deutschen Bezirk Unterelsaß, Stadtkreis Straßburg, Kanton Straßburg-Süd, hat (1895) 2544 Einw.

Neuhof, Theodor, Baron von, König von Corsica, geb. um 1686, gest. 11. Dez. 1756, Sohn eines westfälischen Edelmanns, der in französischem Militärdienst stand, ward Page der Herzogin von Orléans, trat in französische, dann in schwedische Kriegsdienste und wurde vom Grafen Görz zu mehreren diplomatischen Sendungen verwendet, flüchtete nach dessen Sturz 1718 nach Spanien, wo er die Gunst Ripperdas gewann und sich mit einer Lady Sarsfield verheiratete, verlor durch seine Beteiligung an Laws Spekulationen sein ganzes Vermögen und irrte mehrere Jahre als Abenteurer in Europa umher, bis er 1732 Resident Kaiser Karls VI. in Florenz wurde. Hier lernte er mehrere Corsen kennen und hatte Gelegenheit, ihrer Insel in ihrem Kampf gegen Genua Dienste zu leisten. Diese machten ihm das Anerbieten, als

König an ihre Spitze zu treten und die Insel zu befreien. N. begab sich hierauf nach Konstantinopel und erwirkte sich die Unterstützung der Pforte, welche den Bei von Tunis veranlaßte, N. mit einem Schiff, Waffen, Munition, Vorräten und Geld auszurüsten. Mit diesen landete N. 13. März 1736 in Aleria auf Corsica und wurde 14. April als König Theodor I. ausgerufen. Da jedoch die von ihm angekündigte auswärtige Hilfe ausblieb und sich eine Partei gegen ihn bildete, verließ er im November d. J. die Insel, um in Amsterdam Unterstützung zu suchen, und ward hier von mehreren Handelshäusern mit vielen Kriegsbedürfnissen versehen, worauf er im September 1738 nach Corsica zurückkehrte. Die Franzosen jedoch, welche schon vorher in Corsica gelandet waren, um den Genuesen die Insel wiederzuerobern, waren zu übermächtig, und N. sah sich genötigt, im November abermals zu entfliehen. Er begab sich nach Neapel, später nach England und landete, als die Franzosen 1741 Corsica wieder verlassen hatten, 1743 mit zwei englischen Schiffen bei Isola Rossa auf Corsica, mußte sich aber unverrichteter Sache wieder einschiffen. Obgleich ihn seine Anhänger 1744 aufs neue als König anerkannten, konnte er sich doch gegen die Genuesen und seine Feinde unter den Corsen nicht behaupten. Nachdem er sich an mehreren Orten umhergetrieben, begab er sich 1749 nach England, wo er von seinen Lieferanten schuldenhalber in Haft gehalten wurde, bis dieselben 1756 durch eine vom Minister Walpole veranstaltete Subskription bezahlt wurden. N. starb jedoch bald darauf in London. Sein einziger Sohn, welcher den Namen Frederick und den Titel eines Obersten annahm, war eine Zeitlang Vertreter des Herzogs von Württemberg in London und endete 1797 durch Selbstmord. Er gab 1768 die »Mémoires pour servir à l'histoire de Corse« heraus, welche die Schicksale seines Vaters erzählen. Vgl. Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Bd. 1 (3. Aufl., Leipz. 1872).

Neuhofen, Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Ludwigshafen, hat eine evang. Kirche und (1895) 2042 Einw., darunter 281 Katholiken. Dazu der Weiler Friedensau mit Zucker- und Anilinfabrik.

Neuhoffnungshütte, s. Sinn (Dorf).

Neuholland, früherer Name des Kontinents Australien (s. d.), von Tasman 1644 eingeführt auf Grund der holländischen Entdeckungen daselbst seit 1604.

Neuholländer, strauchartige Zierpflanzen aus der subtropischen Zone, Epakrideen, Myrtaceen, Papilionaceen, Proteaceen u. a., welche über Winter im kalten Gewächshaus (s. d.) gehalten werden.

Neuhöwen, Berg, s. Jura, deutscher.

Neuhütte (Stromberger N.), s. Daxweiler.

Neuilly-sur-Marne (spr. nöji ßür márn'), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Pontoise, am rechten Ufer der Marne, hat eine Kirche aus dem 12. und 13. Jahrh., eine Irrenanstalt und (1891) 2691 (als Gemeinde 6374) Einw. Bei N. fanden 1870/71 wiederholt Vorpostengefechte statt.

Neuilly-sur-Seine (spr. nöji ßür ßän'), Stadt im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, westlich von Paris, zwischen der Ringmauer und der Seine, über welche hier eine 250 m lange Brücke nach Courbevoie führt, nördlich vom Boulogner Wäldchen an der Gürtelbahn gelegen, hat eine zum Andenken an den hier 13. Juli 1842 verunglückten Herzog Ferdinand von Orléans errichtete Kapelle, eine neue gotische Kirche, ein schönes Rathaus, zahlreiche Villen, ein Denkmal des Agronomen Parmentier, Blumenkultur, Fabriken für Chemikalien, Maschinen etc. und (1891) 29,444 Einw. Das Schloß von N., Sommerresidenz des Königs Ludwig Philipp, wurde 25. Febr. 1848 zerstört.

Neuindische Sprachen, s. Indische Sprachen.

Neuirland, früherer Name der Insel Neumecklenburg (s. d.).

Neu-Isenburg, Stadt (seit 1894) in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, mit Station Isenburg an der Linie Frankfurt a. M.-Heidelberg der Main-Neckarbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Möbel-, Wurst-, Filzschuh- und Filzsohlenfabrikation und (1895) 6396 Einw. Der Ort wurde 1699 von reformierten Franzosen angelegt.

Neujahr, der erste Tag eines Jahres, gegenwärtig fast in allen christlichen Ländern der 1. Januar, den wir als Anfang des bürgerlichen Jahres von den Römern überkommen haben. Neben demselben waren im Mittelalter noch andre Anfangstage gebräuchlich, namentlich der Geburtstag Christi, der 25. Dezember, dessen sich die deutschen Kaiser noch bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrh. in Urkunden bedienten. In Frankreich zählte man bis 1556 das Jahr häufig vom Osterfest an, in England war bis 1752 der 26. März als Jahresanfang üblich. Gegenwärtig fangen die Kopten das Jahr noch mit 1. August, die syrischen Christen mit 1. September, Nestorianer und Jakobiten mit 1. Oktober des julianischen Kalenders an. Der Neujahrstag hatte schon im Altertum festliche Bedeutung. Bei den Juden fiel er auf den 1. Tischri, welchen man nicht nur für Gottes Gerichtstag (daher Jom Hadin, Gerichtstag), sondern auch für Adams Erschaffungstag hielt. Da das Fest durch Trompeten- oder Posaunenschall verkündet wurde, hieß es Trompeten- oder Posaunenfest, auch Sabbat des Blasens. Die Perser feierten den Tag des Jahresanfangs (Neurûz) als Festtag, an welchem man sich mit Eiern beschenkte. Die Römer pflegten am Neujahrstag dem Janus zu opfern und hielten ihn für einen Tag von günstiger Vorbedeutung. Auch waren die Neujahrswünsche und Neujahrsgeschenke schon üblich, und man pflegte besonders den Magistratspersonen an diesem Tage Glückwünsche darzubringen. Anfangs beschenkte man sich gegenseitig mit Früchten, später mit reichern Gaben, und jeder Klient hatte seinem Patron am Neujahrstag ein Geschenk (strena) darzubringen. Die Kaiser forderten nachmals diesen Tribut von allen Bewohnern Roms. Nach Feststellung des Geburtstags Jesu auf den 25. Dezember wurde von der christlichen Kirche auf den 1. Januar das Fest der Beschneidung Jesu (circumcisio) verlegt. Von den alten Sitten haben sich die Neujahrsgratulationen, in Frankreich und Belgien, wo man dagegen die Weihnachtsgeschenke nicht kennt, auch die Neujahrsgeschenke (étrennes) erhalten. In Deutschland waren die letztern früher ganz allgemein. Das Epiphaniasfest (6. Januar) wird hier und da Hohes oder Großes N. genannt (vgl. Klopf an). In China fällt N. auf den Tag nach dem Neumond, während die Sonne im Sternbild des Wassermannes kulminiert, also zwischen 20. Jan. und 18. Febr., ebenso bis 1872 in Japan und bis 1892 in Korea, welch letztere Staaten seitdem den Neujahrstag des gregorianischen Kalenders angenommen haben.

Neujersey, Staat, s. New Jersey.

Neujersey-Thee, s. Ceanothus.

Neujerusalemsgemeinde, s. Rapp 1).

Neukaledonien (franz. Nouvelle Calédonie, früher Balabea), franz. Kolonie im westlichen Stillen Ozean (s. Karte »Ozeanien«), besteht aus der Insel N.,

der Fichteninsel und den Loyaltyinseln, den Chesterfieldinseln und den unter französischem Schutz stehenden Wallisinseln, Futuna und Alofi, zusammen 20,079 qkm (364,6 QM.) groß mit (1890) 67,752 Einw. Die **Hauptinsel** N., zwischen 20° 5'—22° 16' südl. Br. und 164° 4'—167° 29' östl. L. v. Gr., zieht sich bei geringer Breite 440 km von NW. nach SO. und hat mit den kleinen Nebeninseln ein Areal von 17,080 qkm (310,2 QM.). Sie ist von einem 700 km langen Gürtel von Korallenriffen umgeben, durch die indes mehrere schmale Pässe zu guten Häfen führen (der beste ist der von Numea), und innerhalb deren ein ruhiges tiefes Fahrwasser dem Verkehr sehr günstig ist; die Ostseite hat größere Lücken im Riff, die dahinter liegenden Häfen (Balad, Yengen, Kanala) sind daher zugänglicher. Das Innere ist ein 150—250 m hohes Kreideplateau, über das sich einzelne Ketten und Berge (Pic Humboldt 1642 m) erheben, und im NW. 1700 m erreichen. Die Gebirge zeigen Verwandtschaft mit denen der Südinsel von Neuseeland und sind sehr reich an verschiedenen Metallen (s. unten). Küstenebenen finden sich nur an der Westseite; sie sind gewöhnlich dürr und



Karte von Neukaledonien und den Loyaltyinseln.

felsig; an der Ostküste pflegen die Berge steil zum Meer herabzusinken. Von den Flüssen ist nur der 80 km lange Diahot, der auf 50 km schiffbar ist, nennenswert; er mündet 1200 m breit in die Harcourtbai. Die Hauptmasse der Insel besteht aus einem nordwestlich streichenden Kettengebirge. Dasselbe setzt sich aus einer ältern, westlich gelegenen Zone von Melaphyr und zugehörigen Tuffen, einem weiter nach O. hin gelegenen Komplex triadischer Gesteine, aus Kohlen führenden Liasablagerungen und einem mächtigen Zuge von Serpentin und grünen Schiefern unbekannten (vielleicht cretacischen) Alters zusammen. Der letztere nimmt, hier und da begleitet von Diorit u. Euphotid, oft die ganze Breite der Insel ein und streicht, nur in der Mitte auf einige Erstreckung durch Sedimente unterbrochen, vom Südostende bis zur Nordwestspitze. Im NO. treten unter den erwähnten Gesteinen nordöstlich streichende ältere Schiefer, Glimmerschiefer u. Dachschiefer, hervor. Jüngere vulkanische Gesteine sind von N. nicht bekannt. Der Serpentin ist besonders reich an Nickel-, Kobalt-, Chrom- und Eisenerzen, die den Hauptgegenstand des bedeutenden Bergbaues bilden (s. unten). Die **Bewohner**, deren Zahl mit denen der 2743 qkm großen Loyaltyinseln, die administrativ auf das engste mit N. verbunden sind, 1890: 62,752 Einw. (35,950 männlich, 26,802 weiblich) betrug, setzten sich zusammen aus 9061 freien Weißen (1714 Soldaten), 7477 Sträflingen (11 Frauen), 2515 Freigelassenen (177 Frauen), 42,579 Neukaledoniern, 991 Bewohnern der Neuen Hebriden, 109 Chinesen, 72 Indern &c. Die letzten sind als Arbeiter für die Pflanzungen eingeführt worden, da die Eingebornen zu dauernder Arbeit sich schwer und nur auf kurze Zeit gewinnen lassen. Diese zu den Melanesiern gehörenden Menschen (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 6, und Tafel »Ozeanisch-Australische Kultur II«, Fig. 9) zeichneten sich bei Ankunft der Europäer durch große Kriegslust und auch durch unverkennbare Talente vor andern Melanesiern aus, zeigten in ihrer Kulturentwickelung aber höchst auffallende Gegensätze und verbanden mit einer entschiedenen Roheit in allen äußerlichen Beziehungen und großer Vorliebe für die Anthropophagie doch im Landbau ein auffallendes Geschick und bewundernswerte Ausdauer. Diese Anlagen haben sich unter französischer Herrschaft nicht weiter entwickelt, die Neukaledonier sind vielmehr sichtlich verkommen. Die Sträflinge werden teils zu öffentlichen Arbeiten (Wegebauten &c.) verwendet, teils sind sie auf Ackerbaustationen beschäftigt; für letztere sind 110,000 Hektar reserviert, an freie Europäer sind 235,000 Hektar überlassen, wovon 2300 bereits unter Kultur stehen, die Reservationen der Eingebornen haben einen Umfang von 313,737 Hektar. Die Ostküste eignet sich zu tropischen Kulturen am besten. Man baut Mais, Kaffee, Reis, Maniok, Tabak, Zuckerrohr, Ananas, Kokospalmen, Gemüse. Auch Indigo, Baumwolle und Wein gedeihen gut, nur die Höhe der Arbeitslöhne verhindert jetzt die Inangriffnahme dieser und andrer Kulturen. Die ersten Pferde, Rinder und Schafe wurden 1859 aus Australien eingeführt; jetzt gibt es 1500 Pferde, 80,000 Rinder und 15,000 Schafe. Der **Bergbau** ist bei dem großen Reichtum des Landes an Mineralien schon recht bedeutend; Gold, Kupfer, Antimon und Blei finden sich im Norden, Eisen, Chrom, Nickel, Kobalt im mittlern und südlichen Teil, Kohle, Kalk, Thon und Gips an der Westküste. Gegenwärtig gewinnt man Nickel aus 427 Gruben, Kobalt aus 117, Chrom aus 89, Kupfer aus 44, Kohle aus 21, Gold aus 11, Antimon aus 16 Gruben, in kleinen Mengen auch Silber, Zinn, Eisen, Platina, Blei, Zink, Graphit; 1892 wurden für 4,971,042 Fr. Erze (vornehmlich Nickel) ausgeführt. Im ganzen betrug 1893 die Ausfuhr 8,6, die Einfuhr 11,4 Mill. Fr. Der **Handel** geht meist nach Australien, dessen Kapital in N. sehr beträchtlich beteiligt ist, nur ein Drittel des Handelsverkehrs entfällt auf Frankreich. Mit Sydney besteht monatliche Dampferverbindung, auch laufen die Dampfer der Messageries Maritimes Numea, auf das der auswärtige Verkehr fast ausschließlich geht, regelmäßig an; 1893 liefen hier 75 Schiffe von 133,158 Ton. ein. Das Budget der Kolonie für 1890 bezifferte sich in Einnahme und Ausgabe auf 2,746,799 Fr. Dem Gouverneur steht ein Geheimer Rat aus 8 und ein Generalrat aus 16 Mitgliedern zur Seite. Hauptstadt ist Numea (s. d.). Vgl. **Garnier**, La Nouvelle Calédonie (3. Aufl., Par. 1876); **Rivière**, Souvenirs de la Nouvelle Calédonie (Par. 1880); **Cordeil**, Origines et progrès de la Nouvelle Calédonie (Numea 1885); **Moncelon**, Le bagne et la colonisation pénale à la Nouvelle Calédonie (Par. 1886); **Legrand**, Au pays des Canaques (das. 1893); **Bernard**, L'archipel de la Nouvelle Calédonie (das. 1895); **Builloд**, La Nouvelle Calédonie et ses produits (St.-Claude, Depart. Jura, 1891).

Neukalen, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, Herzogtum Güstrow, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht und (1895) 2504 Einw. (darunter 15 Juden).

Neukantianismus. Nachdem zu Anfang dieses Jahrhunderts der eigentliche Kritizismus Kants durch die großen idealistischen Systeme von Fichte, Schelling, Hegel sowie durch das realistische Herbarts verdrängt worden war, machte sich seit der Mitte der 60er Jahre in Deutschland eine philosophische Bewegung geltend, die zu den Hauptgedanken der Kantischen Kritik zurückführte, zunächst die erkenntnistheoretischen Probleme in den Vordergrund stellte und dabei die spekulative Philosophie mit ihrer Metaphysik verwarf. Man pflegt diese ganze Richtung N. zu nennen, soweit auch ihre einzelnen Vertreter in der Auffassung Kants selbst sowie in der selbständigen Weiterentwickelung Kantischer Gedanken auseinander gehen. Es sind hier besonders zu nennen O. Liebmann (s. d.), der in seiner Schrift »Kant und die Epigonen« (Stuttg. 1865) energisch aufforderte, zu Kant zurückzukehren, Friedr. Alb. Lange (s. d.), der in seiner vielgelesenen »Geschichte des Materialismus« (Iserlohn 1866, 5. Aufl. 1895) alle Erkenntnis auf die Erfahrung beschränkt, aber den moralischen Wert der Ideen anerkennt, obgleich ihnen eine wissenschaftliche Wahrheit nicht zukommen soll, Fritz Schultze, der durch den Kritizismus Wissenschaft, Ethik und Religion versöhnen will, Hermann Cohen, der in seinen Schriften: »Kants Theorie der Erfahrung« (Berl. 1871, 2. Aufl. 1885), »Kants Begründung der Ethik« (das. 1877) u. a., die Einzelseele selbst als bloße Erscheinung ansieht, hinter ihr aber ein »reines Bewußtsein« annimmt, dessen Funktionen Raum, Zeit und die Kategorien sind; P. Natorp (s. d.), K. Laßwitz, A. Stadler, Albrecht Krause. In Beziehung zu dieser neuen Erweckung Kants stehen auch die deutschen Positivisten E. Laas (s. d.) und A. Riehl (s. d. 2) sowie der Theolog Albr. Ritschl (s. d. 2) mit seinen Anhängern, die jegliche Metaphysik aus der Religion verbannen und die Religion vornehmlich auf das Sittengesetz gründen wollen. Auch bedeutende Naturforscher neuerer Zeit, wie Helmholtz und Zöllner, stehen der Kantischen Erkenntnistheorie nahe. Wesentliche Förderung hat diese ganze neukantische Richtung durch die streng philologische Behandlung erhalten, die in Ausgaben und Erklärungen den Schriften Kants namentlich durch Benno Erdmann (s. d. 6), Vaihinger (s. d.) und K. Kehrbach zu teil geworden ist.

Neukarthago (Carthago nova), s. Cartagena.

Neukastilien, s. Kastilien.

Neukirch, s. Niederneukirch und Oberneukirch.

Neukirch, Benjamin, Dichter, geb. 27. März 1665 zu Reinke (Ronike) in der Nähe von Glogau, gest. 15. Aug. 1729 in Ansbach, studierte in Frankfurt a. O., Halle und Leipzig die Rechte, ging dann nach Berlin, wo ihn der Hofpoet Besser nicht aufkommen lassen wollte, und wo er lange in dürftigen Verhältnissen lebte, bis er 1703 eine Professur an der Ritterakademie erhielt. Nachdem seine Stelle 1718 von dem sparsamen Friedrich Wilhelm I. kassiert worden war, wurde N. in demselben Jahre Hofrat und Erzieher des Erbprinzen von Ansbach. In seiner Jugend ein Verehrer und Nachahmer des schwülstigen Hofmannswaldau, wandte er sich später einer mehr einfachen und schlichten, aber auch nüchternen Dichtungsmanier in der Art des Canitz zu, so namentlich in seinen »Satiren« (Frankf. u. Leipz. 1732 u. 1757), die von seinen Werken allenfalls auch jetzt noch Beachtung verdienen. Außerdem machte besonders seine versifizierte Übertragung von Fénelons »Télémaque« unter dem Titel: »Begebenheiten des Prinzen von Ithaka« (Ansb. 1727—39 u. ö.) seinen Namen bekannt. Seine »Gedichte« gab später Gottsched heraus (Regensb. 1744); eine Auswahl derselben enthält W. Müllers »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts«, Bd. 14 (Leipz. 1838), und Kürschners »Deutsche Nationallitteratur«, Bd. 39.

Neukirchen, 1) Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Ziegenhain, an der Grenf, 258 m ü. M., hat eine schöne alte evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Molkerei und (1895) 1465 Einw., davon 100 Juden. — 2) Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Solingen, hat eine evang. Kirche, Obstbau, Branntweinbrennerei, Knochenschalenschneiderei und (1895) 2203 Einw., davon (1890) 203 Katholiken und 5 Juden. N. besteht aus 18 Wohnplätzen. — 3) (N. beim heiligen Blut) Flecken im bayr. Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Kötzting, hat 3 kath. Kirchen (darunter die reiche Wallfahrtskirche »zum heiligen Blut«, welches nach der Sage 1450 aus einem hölzernen Marienbild quoll, das die Hussiten zerspalteten), ein Franziskanerkloster, ein Amtsgericht, bedeutende Rosenkranzfabrikation, ein Farbwerk und eine Holzwarenfabrik, vorzüglichen Flachsbau, Viehhandel und (1895) 1496 kath. Einwohner. — 4) (N. im Erzgebirge) Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, unweit der Würschnitz, im Erzgebirge, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, Strumpfwarenfabrikation u. (1895) 4475 Einw. — 5) Ort in Oberösterreich, s. Altmünster.

Neukloster, Dorf im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, an einem See und an der Linie Hornstorf-Karow der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, ein ehemaliges Benediktiner-Nonnenkloster, ein Schullehrerseminar, eine Blindenanstalt und (1895) 1994 Einw.

Neukomm, Siegmund, Ritter von, Komponist, geb. 10. Juli 1778 in Salzburg, gest. 3. April 1858 in Paris, erhielt den ersten Unterricht in der Komposition von Michael Haydn, wurde schon im 15. Jahre Universitätsorganist und im 18. Chorrepetitor der Hofoper. 1798 ging er nach Wien, wo er sich unter Joseph Haydn weiter ausbildete, von da 1804 als Kapellmeister und Operndirektor der Deutschen Oper nach St. Petersburg und 1809 nach Paris, wo er in engem Verkehr mit Talleyrand stand, den er auch 1814 auf den Kongreß nach Wien begleitete. 1816 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und von Ludwig XVIII. in den Adelstand erhoben, begleitete er bald darauf den Herzog von Luxemburg nach Rio de Janeiro, wo er Lehrer des Kronprinzen Dom Pedro wurde. Nach seiner Rückkehr (1821) lebte er abwechselnd in Paris und London, bereiste dazwischen (1826—36) Italien, Deutschland und Nordafrika und nahm schließlich seinen festen Wohnsitz in Paris. Unter Neukomms zahlreichen Kompositionen (er soll deren über tausend hinterlassen haben) sind hervorzuheben: ein Requiem, ein Stabat mater, die Kantate »Der Ostermorgen« (von Tiedge), die Chöre zu Schillers »Braut von Messina«, die Kantate »Circe« u. die Oper »Alexander am Indus«.

Neukreuzer (ungar. Kreitzar), von 1858—68 der 100. Teil des Guldens = 10 Tausendteile in Österreich-Ungarn; das Stück von 10 N. = 18 deutsche Pfennig (Gold zu Silber = 15½:1) mit halbem, das von 5 N. mit ⅜ Silbergehalt geprägt. Kupfermünzen zu 3 N. sind bald aus dem Verkehr gezogen worden.

Neukuhren, Dorf im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Fischhausen, auf der nördlichen Küste des Sam-

landes, hat ein besuchtes Seebad und 175 Einw. Nahebei die Dörfer Rauschen und Sassau mit Bernsteingräberei.

Neuland, soviel wie Neubruch (s. d.).

Neuland, Dorf und Steinbruch, s. Löwenberg.

Neulateinische Dichter, Bezeichnung für diejenigen Dichter, welche seit der Wiedererweckung des klassischen Altertums in Sprache und Form der lateinischen Klassiker gedichtet haben. Während das frühere Mittelalter noch eine ganze Reihe lateinischer Dichtungen hervorgebracht hat, die sich antiker Sprache und Form anzunähern suchten (s. Lateinische Litteratur des Mittelalters), entfernte man sich im weitern Verlauf desselben unter der Herrschaft der Scholastik, wie überhaupt im Gebrauch der lateinischen Sprache, so auch in der lateinischen Dichtung immer weiter von den Vorbildern. Zu den ersten, welche wieder nach dem Muster der Alten zu dichten versuchten, gehört Dante; jedoch als der Vater der neulateinischen Dichtung wie des ganzen sogen. Humanismus ist Francesco Petrarca zu betrachten, der sich mit seinen lateinischen Dichtungen (bukolischen Eklogen nach Vergil, Episteln nach Horaz und dem Epos »Africa« über den zweiten Punischen Krieg) 1341 die Dichterkrönung auf dem Kapitol erwarb. Sein Beispiel fand eifrigste Nachahmung in immer weitern Kreisen, zumal seit immer mehr klassische Schriftsteller aus der Verborgenheit hervorgezogen wurden. In allen den verschiedenen Stilgattungen suchte man es den Alten nachzuthun; »poetae« wurde überhaupt Bezeichnung für die Anhänger der humanistischen Bewegung. Wie Petrarca selbst seine »Rime« geringer schätzte als seine lateinischen Dichtungen, so galt in Italien fast bis zum Ende des 15. Jahrh. das Dichten in der Volkssprache mehr für spielende Beschäftigung, nicht als Leiter zum Ruhm. Auf alle die Länder, welche sich der humanistischen Richtung anschlossen, übertrug sich mit derselben auch der Eifer für lateinische Versifikation, die auch in den Schuleinrichtungen der Reformation und der Jesuiten als alumna eloquentiae eine hervorragende Stelle einnahm und sich bis zum Ausgang des 17. Jahrh., ja zum Teil noch darüber neben der nationalen Dichtung im Ansehen behauptete. Erstaunlich ist in diesen Zeiten die weite Verbreitung und die Fertigkeit, Sprache und Formen der antiken Dichter zu handhaben. Manche dieser Dichtungen der Renaissance haben lange für antik gegolten, wie umgekehrt antike Gedichte für Erzeugnisse dieser Zeit. Begreiflich ist äußere Gewandtheit bei der überwiegenden Masse der neulateinischen Dichtungen die Hauptsache; doch fehlt es unter der großen Zahl neulateinischer Dichter der verschiedenen Länder keineswegs an solchen, die auch in Bezug auf den Inhalt den Dichternamen mit Recht verdienen. Von den Italienern sind vornehmlich zu nennen: Cristoforo Landino (1424—1504), Angelo Poliziano (1454—94), Jacopo Sannazaro (1458—1530), Pietro Bembo (1470—1547), Jacopo Sadoleto (1477—1547), Girolamo Vida (1480—1566), Girolamo Fracastoro (1483—1553), Andrea Navagero (Naugerius, 1483—1529), Baldassare Castiglione (Castilioneus, 1478—1529), denen der in Italien gebildete Ungar Joannes v. Chezmicze, genannt Janus Pannonius (1434—72), anzureihen ist. — Unter den Deutschen zeigt gleich der erste deutsche (1487) gekrönte Dichter, Konrad Celtis (1459—1508), eine höhere poetische Begabung, ebenso Ulrich v. Hutten (1517 gekrönt), der ebenso fruchtbare wie elegante Eobanus Hessus (1488—1540), Euricius Cordus (1486—1535), der Graubündner Simon Lemnius (ca. 1510—50), Georg Sabinus (Schuler, 1508—60), Melanchthons Schwiegersohn; ferner Jakob Micyllus (Molsheym, 1503—58), sein Schüler Peter Lotichius Secundus (1528—60), der in allen Gattungen der lateinischen Poesie gleich gewandte Nikodemus Frischlin (1547—90), der Heidelberger Bibliothekar Paul Schede, genannt Melissus (1539—1602). Aus dem 17. Jahrh., in welchem trotz der Stürme des Dreißigjährigen Krieges die lateinische Dichtung eifrig gepflegt wurde, verdienen vor allen Erwähnung der gelehrte Kaspar v. Bardt (1587—1658) und der Jesuit Jakob Balde (1604—68) mit seinen ebenso formgewandten wie anmutigen Gedichten voll poetischer Empfindung. Selbst Männer wie Martin Opitz und Paul Fleming, welche der deutschen Dichtung neue Bahnen eröffneten, haben nicht bloß antike Dichtwerke als Vorbilder für ihr Schaffen in deutscher Poesie benutzt, sondern auch neben der deutschen sich der lateinischen Form bedient, namentlich der letztere. Noch Leibniz hat sich auf dem Felde der lateinischen Poesie den Lorbeer verdient. — In Frankreich überwiegt bei der sehr beträchtlichen Zahl lateinischer Dichter des 16. und 17. Jahrh. die formale Gewandtheit in der Nachahmung der verschiedenen Stilgattungen; als hervorragende Vertreter dieser Richtung sind zu nennen: Jean Dorat (Auratus, 1504—1588), Marc Antoine Muret (1526—85), Florent Chrestien (Florens Christianus, 1541—96), Julius Cäsar Scaliger (1484—1558) und sein Sohn Joseph Justus Scaliger (1540—1609), René Rapin (1621—1687), Pierre Daniel Huet (1630—1721). — Unter den Briten leisteten Bedeutendes der Schotte George Buchanan (1506—82), der berühmte Epigrammatist John Owen (1560—1622) und John Barclay (1582—1621). — Eine vereinzelte Erscheinung in seinem Vaterland ist der »polnische Horaz«, Matth. Kasimir Sarbiewski (Sarbievius, 1595—1640). — Während die Niederlande bis über die Mitte des 16. Jahrh. hinaus nur einen bedeutenden Dichter in dem Juristen Jan Everard (Johannes Secundus, 1511—36) aufzuweisen haben, entfaltete sich seit Begründung der Universität Leiden 1575, besonders unter der Einwirkung des 1593 dorthin berufenen J. J. Scaliger, in der lateinischen Poesie ein um so regerer Wetteifer, je weniger die nur gering entwickelte Landessprache dem durch die Beschäftigung mit den Alten geweckten und ausgebildeten dichterischen Trieb die Möglichkeit zur Bethätigung bot. Die Blütezeit bezeichnen die Namen Janus Dousa (van der Does) der jüngere (1571—97), Dominicus Baudius (1561—1613), Peter Scriverius (Schryver, 1576—1660), Hugo Grotius (1583—1645), Janus Rutgers (1589—1625), Daniel Heinsius (1580—1655) und sein Sohn Nikolaus Heinsius (1620—1681). Diesen reihen sich an Hadrian Roland (1676—1718), Janus Brukhusius (van Broekhuyzen, 1649—1707), David van Hoogstraten (1658—1724), Johannes Schrader (1722—83). Vgl. Aug. Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland, bis zum Anfang der Reformation (Magdeb. 1827—32, 3 Bde.); G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums (3. Aufl., Berl. 1893, 2 Bde.); Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland (Münch. 1883); Lucian Müller, Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden (Leipz. 1869); P. Hofmann-Peerlkamp, De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina latina com-

posuerunt (zuletzt Leid. 1842); Fröbel, Poetarum recentiorum selecta carmina (Rudolst. 1820—24, 4 Bde.); Friedemann, Bibliotheca poetarum latinorum aetatis recentioris (Leipz. 1840, 2 Bde.); »Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrhunderts« (Berl. 1891 ff., bis jetzt 11 Hefte, hrsg. von Herrmann u. Szamatólski).

Neu-Lattaku, Stadt, s. Kuruman.

Neulauenburg (bis 1885 Duke of York-Inseln), zum Bismarck-Archipel gehörige Gruppe, mitten im St. Georgskanal zwischen der Gazellehalbinsel von Neupommern und Neumecklenburg, 7 kleine Inseln: N., Makadá, Schweineinsel, Mioko, Kabakon, Kerawara und Utuan, 58 qkm groß. Sämtliche Inseln sind niedrige Koralleninseln, auf denen sich aber schon eine fruchtbare Erdschicht gebildet hat, die zum Teil mit dichtem Wald bedeckt ist. Die Insel N. bildet mit der ihr westwärts gegenüberliegenden 100 m hohen und waldreichen Felsinsel Makadá den vortrefflich kleinen Hafen von Makadá; Port Hunter liegt an der Nordspitze von N., bei dem sich der Hauptsitz der Mission der seit langem hier thätigen Wesleyaner befindet, welche auf N. acht Stationen besitzen. Die fremde Bevölkerung besteht aus 2 Deutschen, je einem Engländer und Schweden, 2 Chinesen. Die Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee hat eine Station auf der Insel Mioko. Auf Kerawara war 1888—90 die Verwaltung der Neuguinea-Kompanie stationiert, die seitdem sich in Herbertshöhe auf Neupommern befindet.

Neulengbach, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. Hietzing-Umgebung, am Tullnbach und der Staatsbahnlinie Wien-Salzburg, Sitz eines Bezirksgerichts, beliebte Sommerfrische, hat ein Schloß mit Park und (1890) 1084 Einw. Nordöstlich liegt der Buchberg (464 m) mit schöner Aussicht.

Neulerchenfeld, s. Lerchenfeld.

Neulot, zeitweise erlaubt gewesene Bezeichnung des Dekagramms, = 10 g.

Neumagen, Flecken im preuß. Regbez. Trier, Kreis Bernkastel, an der Mosel, 115 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Weinbau, Schiffahrt und (1895) 1555 Einw., darunter 22 Evangelische und 56 Juden. N. (Noviomagus) ist römischen Ursprungs; Ort u. Umgebung enthalten noch mancherlei römische Altertümer, 1877—86 wurden die Grundmauern der einst hier befindlichen Burg Konstantins ausgegraben. Die hierbei gefundenen römischen Grabdenkmäler kamen in das Provinzialmuseum zu Trier.

Neumann, 1) Johann Balthasar, Architekt, geb. 1687 in Eger, gest. 1753 in Würzburg, kam 1711 in würzburgische Artilleriedienste und bildete sich mit Unterstützung des Fürstbischofs Johann Philipp von Schönborn in Italien, Frankreich und den Niederlanden zu einem der ersten Architekten seiner Zeit aus. Seine Hauptwerke sind das großartige, nach dem Muster des Versailler Schlosses in italienisch-französischem Barockstil 1720—44 ausgeführte Schloß in Würzburg mit imposanter Treppenhausanlage und das Schloß in Bruchsal. Andre Bauten von N. sind: das Schloß in Werneck, die Abteikirchen von Neresheim, Schönthal an der Jagst und Schwarzach am Main, die Deutschordenskirche zu Mergentheim. Vgl. Keller, Balthasar N. (Würzb. 1896).

2) Karl Friedrich, Orientalist, geb. 28. Dez. 1793 in Reichmannsdorf bei Bamberg von jüdischen Eltern Namens Bamberger, gest. 17. März 1870 in Berlin, studierte in Heidelberg, München, wo er 1818 zur evangelischen Kirche übertrat, und Göttingen, war 1822—25 Lehrer am Gymnasium zu Speyer, machte darauf armenische Studien bei den Mechitaristen auf San Lazzaro bei Venedig, ging 1828 nach Paris und reiste 1829 nach China, wo er eine chinesische Bibliothek von 12,000 Bänden zusammenbrachte, die sich jetzt in München befindet. Auch für die königliche Bibliothek in Berlin kaufte er 2400 Bände. Bald nach seiner Rückkehr 1831 wurde er Professor in München. 1852 seiner politischen Richtung wegen in den Ruhestand versetzt, verblieb er bis 1863 in München und siedelte dann nach Berlin über. Er schrieb: »Versuch einer Geschichte der armenischen Litteratur« (Leipz. 1836); »Die Völker des südlichen Rußland« (vom Institut de France gekrönte Preisschrift, das. 1846; 2. Aufl., das. 1855); »Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs« (das. 1846, 2. Aufl. 1855); »Geschichte des englischen Reichs in Asien« (das. 1857, 2 Bde.); »Ostasiatische Geschichte 1840—60« (das. 1861) und »Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika« (Berl. 1863—66, 3 Bde.). Daneben gab er Gützlaffs »Geschichte des chinesischen Reichs« (Stuttg. 1847) heraus. Ein Verzeichnis seiner Arbeiten enthält das Journal der Royal Asiatic Society (Lond. 1871).

3) Franz Ernst, Physiker, geb. 11. Sept. 1798 in Joachimsthal bei Berlin, gest. 23. Mai 1895 in Königsberg i. Pr., studierte, nachdem er den Krieg von 1815 mitgemacht hatte, 1817—20 in Jena und Berlin, habilitierte sich 1826 als Privatdozent in Königsberg und wurde 1828 außerordentlicher, 1829 ordentlicher Professor daselbst. Unter seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten ragen besonders hervor: seine Theorie der Reflexion und Brechung des Lichts unter der Voraussetzung, daß die Schwingungen in der Polarisationsebene erfolgen; die Entwickelung der Gesetze der Doppelbrechung in komprimierten oder ungleichförmig erwärmten unkristallinischen Körpern, der Farben zweiachsiger Kristalle im polarisierten Lichte; das allgemeine Prinzip der mathematischen Theorie induzierter elektrischer Ströme und seine Methode zur Bestimmung der spezifischen Wärme der Körper. Im Druck erschienen seine »Vorlesungen über die Theorie des Magnetismus« (Leipz. 1881), »Einleitung in die theoretische Physik« (hrsg. von Pape, das. 1883), »Vorlesungen über elektrische Ströme« (hrsg. von Vondermühll, das. 1884), »Vorlesungen über theoretische Optik« (hrsg. von Dorn, das. 1885), »Vorlesungen über die Theorie der Elastizität« (hrsg. von O. E. Meyer, das. 1885), »Vorlesungen über die Theorie des Potentials« (hrsg. von seinem Sohn Karl N., das. 1887) und »Vorlesungen über Kapillarität« (hrsg. von Wangerin, das. 1894). Vgl. Volkmann, Franz N. (Leipz. 1895).

4) Rudolf von, preuß. Artilleriegeneral, geb. 22. Dez. 1805 zu Karlsruhe i. Schl., gest. 30. April 1881, trat 1821 in die 6. Artilleriebrigade, wurde 1840 Mitglied der Artillerie-Prüfungskommission, 1865 Präses derselben und in demselben Jahr »wegen seiner Verdienste um die Waffe« geadelt und zum Generalmajor befördert. Als Generalleutnant nahm er 1868 den Abschied. N. hat große Verdienste um die Entwickelung der gezogenen Geschütze, die wissenschaftliche Begründung ihrer Konstruktion und die innere Ballistik derselben. Er erfand 1859 die Perkussionszünder, schrieb »Über das Schießen und Werfen aus Geschützen« (Berl. 1856) und war 30 Jahre Redakteur des »Archivs für die Artillerie- und Ingenieuroffiziere des preußischen (nachher deutschen) Heeres«.

5) Karl, Historiker und Geograph, geb. 27. Dez. 1823 in Königsberg, gest. 29. Juni 1880 in Breslau,

studierte von 1842 an in Königsberg und redigierte 1856—60 die Berliner »Zeitschrift für allgemeine Erdkunde«. 1860 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Breslau ernannt, blieb aber noch in Berlin als Hilfsarbeiter im Staatsministerium und begann erst im Winter 1863—64 seine Vorlesungen, 1865 wurde er ordentlicher Professor. Von seinem Hauptwerk: »Die Hellenen im Skythenlande« erschien nur der erste Band (Berl. 1855). Nach seinem Tode wurden aus seinen Vorlesungen herausgegeben: »Geschichte Roms während des Verfalls der Republik« (Bresl. 1881—84, 2 Bde.); »Das Zeitalter der Punischen Kriege« (das. 1883); »Physikalische Geographie von Griechenland« (mit Partsch, das. 1885).

6) Karl Gottfried, Mathematiker, Sohn von N. 3), geb. 7. Mai 1832 in Königsberg, studierte daselbst seit 1850, habilitierte sich 1858 in Halle, wurde 1863 Universitätsprofessor in Basel, 1865 in Tübingen und 1869 in Leipzig. N. hat um die Theorie des Potenzials, besonders um die des logarithmischen Potenzials, deren eigentlicher Begründer er ist, hervorragende Verdienste. Er schrieb: »Vorlesungen über Riemanns Theorie der Abelschen Integrale« (Leipz. 1865, 2. Aufl. 1884); »Das Dirichletsche Prinzip« (das. 1865); »Die Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystems« (das. 1866, 2. Aufl. 1893); »Theorie der Besselschen Funktionen« (das. 1867); »Die Prinzipien der Elektrodynamik« (Tübing. 1868); »Über die Prinzipien der Galilei-Newtonschen Theorie« (Leipz. 1870); »Die elektrischen Kräfte« (das. 1873); »Vorlesungen über die mechanische Theorie der Wärme« (das. 1875); »Untersuchungen über das logarithmische und Newtonsche Potential« (das. 1877); »Über die nach Kreis-, Kugel- und Cylinderfunktionen fortschreitenden Entwickelungen« (das. 1881); »Hydrodynamische Untersuchungen« (das. 1883); »Über die Methode des arithmetischen Mittels« (das. 1887—88); »Beiträge zu einzelnen Teilen der mathematischen Physik« (das. 1893); »Untersuchungen über das Newtonsche Prinzip der Fernwirkungen« (das. 1896); außerdem hat er die Vorlesungen seines Vaters über die Theorie des Potenzials und der Kugelfunktionen herausgegeben. Mit Clebsch begründete er 1868 die »Mathematischen Annalen«, die er nach dessen Tode von 1873—76 redigierte.

7) Friedrich Julius, Nationalökonom, Bruder des vorigen, geb. 12. Oktober 1835 in Königsberg, studierte hier und in Leipzig Staats- und Rechtswissenschaft, wurde 1864 Regierungsassessor, habilitierte sich 1865 an der Universität Königsberg, wurde 1871 als Professor der Volkswirtschaftslehre nach Basel, 1873 nach Freiburg i. Br. und von da 1876 nach Tübingen berufen. Er schrieb neben zahlreichen Abhandlungen (so über Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre in Schönbergs »Handbuch der politischen Ökonomie«): »Die deutsche Fabrikgesetzgebung« (Jena 1873); »Die progressive Einkommensteuer im Staats- und Gemeindehaushalt« (Leipz. 1874); »Ertragssteuern oder persönliche Steuern vom Einkommen und Vermögen?« (Jena 1875); die umfangreiche Monographie »Die Steuer« (Leipz. 1887, Bd. 1); »Volk und Nation« (das. 1888); »Grundlagen der Volkswirtschaftslehre« (1. Abt., Tübing. 1889); »Zur Gemeindesteuerreform in Deutschland« (das. 1895). Seit 1883 gibt er »Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfang dieses Jahrhunderts« heraus.

8) Fritz, roman. Philolog, geb. 23. April 1854 in Warnemünde, wurde 1882 ordentlicher Professor zu Freiburg i. Br. und im Herbst 1890 zu Heidelberg. Er widmete sich vorwiegend der Sprachforschung und gab heraus: »Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranzösischen« (Heilbr. 1878), »Die romanische Philologie, ein Grundriß« (Leipz. 1886; auch in ital. Übersetzung), und redigiert seit 1880 mit Behaghel das »Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie«.

9) Christiane, Schauspielerin, von Goethe unter dem Namen Euphrosyne verherrlicht; s. Becker 22).

10) Luise und Adolfine, Schauspielerinnen, s. Haizinger 2).

Neumann-Spallart, Franz Xaver von, Volkswirt und Statistiker, geb. 11. Nov. 1837 in Wien, gest. daselbst 19. April 1888, studierte in Wien Rechts- und Staatswissenschaften, wurde 1864 Professor der Volkswirtschaft an der dortigen Handelsakademie, 1868 an der Kriegsschule, 1871 außerordentlicher Professor an der Universität und im folgenden Jahre ordentlicher Professor an der Hochschule für Bodenkultur. Zugleich war er seit 1871 Mitglied der k. k. statistischen Zentralkommission und seit 1884 Honorarprofessor der Statistik an der Universität. N. war einer der bedeutendsten Agitatoren für Handels- und Verkehrsfreiheit in Österreich, Mitbegründer des Vereins für volkswirtschaftlichen Fortschritt in Wien und Vizepräsident des Internationalen Statistischen Instituts. Er schrieb unter anderm: »Österreichs Handelspolitik« (Wien 1864); »Die Zivilisation und der wirtschaftliche Fortschritt« (als Einleitung zu dem von ihm redigierten Bericht über die Pariser Weltausstellung von 1867, das. 1869); »Volkswirtschaftslehre mit besonderer Anwendung auf Heerwesen u. Militärverwaltung« (das. 1873); »Österreichs maritime Entwickelung« (das. 1882); »Übersichten der Weltwirtschaft« (Stuttg. 1878—87, 5 Bde.; fortgesetzt von Juraschek).

Neumark, ein Teil der Mark Brandenburg, gegen W. durch die Oder von der Mittel- und Ukermark geschieden, gegen Norden an Pommern, gegen O. an Pommern und Polen, gegen S. an Schlesien und die Niederlausitz grenzend, bestand aus den sieben ursprünglichen Kreisen Soldin, Königsberg, Landsberg, Friedeberg, Arnswalde, Dramburg und Schievelbein (8440 qkm) und den vier einverleibten Kreisen Sternberg, Krossen, Züllichau und Kottbus, zusammen 13,750 qkm (249 QM.) mit etwa 330,000 Einw. Die Hauptstadt war Küstrin. Die N., ursprünglich nur rechts der Oder und nördlich von Warthe und Netze, gehörte anfangs zu Pommerellen, ward 1260 von den brandenburgischen Markgrafen Johann I. und Otto III. erworben und der deutschen Kultur eröffnet, jedoch 1402 von Siegmund für 140,000 Gulden an den Deutschen Orden verkauft. Die Benennung »Land jenseit der Oder« war schon 1385 dem Namen »N.« gewichen. Die umfangreichen Besitzungen der Templer waren 1308 an den Johanniterorden übergegangen. Friedrich II. von Brandenburg kaufte 1455 die N. zurück. Als Joachim I. 1535 seinem jüngern Sohn, Johann, die N. vererbte, vergrößerte er sie durch das Land Sternberg, das Fürstentum Krossen und die Herrschaften Kottbus und Peitz. Johann führte 1536 die Reformation ein. Nach seinem Tode (1571) fiel die N. an Brandenburg zurück und teilte fortan alle Schicksale dieses Landes. Seit der neuen administrativen Einteilung Preußens macht die N. den größten Teil des Regierungsbezirks Frankfurt a. O. aus, nur die Kreise Schievelbein und Dramburg sind dem Regbez. Köslin überwiesen. Vgl. Hoffmann, Topographie der N. (Züllich. 1815); Voigt, Die Erwerbung der N. (Berl. 1863); Melcher, Ge-

schichte der nordwestlichen N. (Königsb. i. d. Neum. 1894); »Schriften des Vereins für Geschichte der N.« (Landsberg).

Neumark, 1) Hauptstadt des Kreises Löbau im preuß. Regbez. Marienwerder, an der Drewenz, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Progymnasium, ein Amtsgericht, eine Dampfschneidemühle, Molkerei, Getreidehandel und (1895) 2825 Einw., davon 842 Evangelische u. 328 Juden. Nördlich davon das Kloster Maria-Lonk, berühmter Wallfahrtsort. — 2) Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, Verwaltungsbezirk Weimar, an der Vippach und der Eisenbahn Buttelstedt-Großrudestedt, hat eine evang. Kirche und (1895) 509 Einw. — 3) (N. in Sachsen) Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Plauen, Knotenpunkt der Linien Leipzig-Hof und Greiz-N. der Sächsischen Staatsbahn, 372 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Streichgarnspinnerei, Steinbrüche und (1895) 1401 Einw. (darunter 18 Katholiken).

Neumark, Georg, Dichter, geb. wahrscheinlich 16. März 1621 in Langensalza, gest. 8. Juli 1681 in Weimar, besuchte das Gymnasium zu Gotha und trieb nebenbei mit Eifer Musik (er war ein Meister auf der Gambe) und Dichtkunst. Als er von der Heimat aufbrach, um eine Universität zu besuchen, wurde er unterwegs räuberisch angefallen u. verlor seine ganze Habe. Er wanderte nun von einem Ort zum andern (Magdeburg, Lüneburg, Hamburg) und bemühte sich vergeblich, eine Stellung zu erlangen, bis er endlich durch eine Hauslehrerstelle in Kiel aus der bittersten Not befreit wurde. In seiner Freude dichtete er sein berühmtestes Lied: »Wer nur den lieben Gott läßt walten«; die weitverbreitete Erzählung, daß er dies Lied gedichtet habe, nachdem er die Gambe, die er in der Not versetzt hatte, wieder einlösen konnte, steht mit Neumarks eignem Bericht in Widerspruch. 1643 ging er zum Studium der Rechte nach Königsberg, 1652 finden wir ihn als herzoglichen Bibliothekar und Registrator in Weimar. Als »der Sprossende« Mitglied des Palmenordens, dessen Geschichte er im »Neusprossenden Teutschen Palmbaum« (Nürnb. 1668) schrieb, war er als Dichter gespreizt und dürr wie fast alle gelehrten Poeten des 17. Jahrh. Nur einzelne seiner im »Poetischen Lustwald« (Jena 1657) enthaltenen geistlichen Gedichte sind wärmer und einfacher. Eine Auswahl seiner Dichtungen enthält W. Müllers »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts« (11. Bd., Leipz. 1828). Vgl. Knauth, Georg N. nach Leben und Dichten (Langensalza 1881).

Neumarkt, 1) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, an der Sulz und am Ludwigskanal, Knotenpunkt der Linien Passau-Nürnberg-Würzburg und N.-Beilngries der Bayrischen Staatsbahn, 423 m ü. M., hat eine evangelische und 6 kath. Kirchen (darunter die von 1402—32 im gotischen Stil erbaute, jetzt restaurierte Pfarrkirche und die restaurierte Hofkirche), eine Realschule, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, ein Forstamt, ein Remontedepot, Fabrikation von Velocipeden, Kochherden, Teigwaren und Lebkuchen, Zement, Thonwaren, Goldleisten und Sprengstoff, eine Dampfsäge, eine Kunstmühle, Ziegeleien, Bierbrauereien und (1895) mit der Garnison (1 Eskadron Chevaulegers Nr. 6) 5865 Einw., davon (1890) 573 Evangelische und 162 Juden. Bei N. und dem Dorf Deining gewann der Erzherzog Karl 22. Aug. 1796 ein Treffen gegen Bernadotte. In der Nähe die prachtvolle Ruine Wolfstein, die schöne Klosterruine Gnadenberg und das Wildbad, eine Schwefel- und eine an Kohlensäure reiche Eisenquelle, die gegen Rheumatismus, Unterleibsleiden und Frauenkrankheiten empfohlen wird. Vgl. Giehl, N. in der Oberpfalz mit dem Mineralbad (Amberg 1873). — 2) Flecken im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Mühldorf, an der Rott, Knotenpunkt der Linien Landshut-N., Rosenheim-Eisenstein und N.-Pocking der Bayrischen Staatsbahn, 458 m ü. M., hat ein Amtsgericht u. (1895) 1537 meist kath. Einwohner. Hier 24. April 1809 siegreiches Gefecht der Österreicher unter Hiller über die Franzosen und Bayern unter Bessières und Wrede. — 3) Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, an der Linie Berlin-Sommerfeld der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, Tabaks- und Zigarrenfabrikation, Tabaks- und Kardenbau und (1895) 5658 Einw., davon 2135 Katholiken und 92 Juden. N. erhielt 1214 deutsches Stadtrecht. — 4) (poln. Nowytarg) Stadt in Galizien, 593 m ü. M., am Zusammenfluß des Schwarzen und Weißen Dunajec gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine 1219 erbaute hölzerne Kirche, Bierbrauerei, Handel und (1890) 5878 poln. Einwohner. — 5) (ital. Egna) Marktflecken in Tirol, Bezirksh. Bozen, am linken Ufer der Etsch und an der Südbahnlinie Kufstein-Ala gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat Seidenraupenzucht und (1890) 1879 Einw. (1279 Deutsche, 578 Italiener). — 6) Deutscher Name von Maros-Vásárhely (s. d.).

Neumarktl (slowen. Tržič), Marktflecken in Krain, Bezirksh. Krainburg, 513 m ü. M., am Südfuß der Karawanken, am Feistritzbach und an der zum Loiblpaß führenden Straße gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat 2 Schlösser, Eisenwerke, Sensenhämmer, Gerberei, Schuhwarenfabrikation, Baumwollspinnerei und -Weberei und (1890) 2099 slowen. Einwohner. In der Nähe zu St. Anna ein Quecksilberberg- und Hüttenwerk.

Neumayer, Georg, Geophysiker, Hydrograph und Meteorolog, geb. 21. Juni 1826 in Kirchheimbolanden, studierte in München Naturwissenschaften und Mathematik, in Hamburg unter Rümker Nautik und wurde Lehrer an der dortigen Navigationsschule. 1852—56 machte er Reisen als Seemann, besuchte dabei und wiederholt 1857 Australien, wo ihm die englische Kolonialregierung die Gründung und Leitung des Flagstaff Observatory zu Melbourne übertrug. Er machte weite Forschungsreisen in das Innere des Kontinents, kehrte 1864 nach Europa zurück, nahm regen Anteil an der Organisation der Nord- und Südpolarexpeditionen und gründete mit Adolf Bastian die Deutsche Afrikanische Gesellschaft zu Berlin. 1872 wurde er zum Hydrographen der kaiserlichen Admiralität und 1876 zum Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg ernannt, deren Arbeiten er in der Zeitschrift »Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte« veröffentlichte. Als Mitglied des internationalen meteorologischen Komités gab er den Bericht des internationalen Meteorologenkongresses von 1879 in deutscher Sprache heraus. Er schrieb noch: »Discussion of the meteorological and magnetical observations made at the Flagstaff Observatory« (Melbourne 1858—63, 2 Quartbde.; Mannh. 1867); »Results of the meteorological, magnetical and nautical observations made and collected at the Flagstaff Observatory« (1858—59, Melbourne 1860, Victoria 1859—62, Melbourne 1864); »Results of the magnetic survey of the colony of Victoria« (Mannh. 1869). Auch gab

er mit Fachgelehrten die »Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen« (Berl. 1875; 2. Aufl. 1888, 2 Bde.) und als Vorsitzender der deutschen Polarkommission »Die Beobachtungsergebnisse der deutschen Stationen« (mit Börgen, Berl. 1886, 2 Bde.) und »Die deutsche Expedition und ihre Ergebnisse« (das. 1890—91, 2 Bde.) heraus. Für die neue Auflage von Berghaus' »Physikalischem Atlas« bearbeitete er den Atlas des Erdmagnetismus (5 Karten, Gotha 1891).

Neumayr, Melchior, Geolog, geb. 24. Okt. 1845 in München, gest. 29. Jan. 1890 in Wien, studierte in München und Heidelberg, war 1868—72 Sektionsgeolog der geologischen Reichsanstalt in Wien, habilitierte sich darauf an der Universität Heidelberg und wurde 1873 außerordentlicher, 1880 ordentlicher Professor der Paläontologie an der Universität Wien. Wiederholte wissenschaftliche Reisen führten ihn in die Karpathen, die Alpen, nach Italien, Dalmatien, den Ländern der Balkanhalbinsel und nach Kleinasien. Er untersuchte besonders die Juraformation, bemühte sich, den Zusammenhang der Organismen auf Darwinscher Grundlage zu ermitteln und veröffentlichte zahlreiche hierauf bezügliche Arbeiten. Auch schrieb er: »Die Stämme des Tierreichs. Wirbellose Tiere« (Bd. 1, Wien 1890). Für weitere Kreise bestimmt ist seine reich illustrierte »Erdgeschichte« (Leipz. 1885—87, 2 Bde.; 2. Aufl. von V. Uhlig, 1895).

Neumecklenburg (früher Neuirland, das Tombara der Eingebornen), die zweitgrößte Insel des Bismarck-Archipels, von Neupommern durch den St. Georgskanal, von Neuhannover durch die Byronstraße getrennt, 12,950 qkm (235 QM.) groß, zieht sich in schmalem, langgestrecktem Bogen zuerst von S. nach Norden, dann vom Kap St. Martin (4° 2' südl. Br.) nach NW. bei geringer Breite in einer Länge von 330 km zwischen Kap St. Georg (4° 21' südl. Br.) und dem Nordkap (2° 36' südl. Br.) und ist durchweg hoch und bergig, namentlich im südlichen Teil, wo bis 2000 m hohe Berge vorkommen, den mittlern Teil erfüllt eine fruchtbare Ebene, den nördlichen die Schleinitzkette, an die sich überall nach der Küste zu fruchtbare Landschaften anschließen. Während hier Sandstein dem Korallenfels aufgelagert ist oder auch mit Kalkschichten abwechselt, baut sich der südliche Teil aus Granit, Porphyr, Basalt u. a. auf und scheint rein vulkanischen Ursprungs zu sein. Die Eingebornen sind höchst gefährliche Menschen, die wiederholt die an der äußersten Nordostküste auf den Stationen Nusa, Butbut und Kapsu thätigen Handelsagenten ermordet und ein Eingreifen von Kriegsschiffen nötig gemacht haben. Die fremde Bevölkerung besteht jetzt aus 9 Personen (6 Deutsche, je ein Däne, Amerikaner, Japaner). Die wesleyanische Mission besitzt an der Westküste acht Stationen. An der Südküste versuchte eine von einem Marquis de Rays gegründete französische Gesellschaft die Kolonie Port Breton zu gründen und brachte 1879—82 an 1000 Ansiedler dorthin. Da der Platz aber völlig ungeeignet, das Klima auch sehr verderblich war, so scheiterte das Unternehmen kläglich, viele starben, andre zerstreuten sich über Australien, gingen nach Manila ꝛc., 70 kehrten zurück.

Neumeister, 1) Erdmann, Vorkämpfer der lutherischen Orthodoxie und geistlicher Liederdichter, geb. 12. Mai 1671 zu Üchteritz bei Weißenfels, gest. 28. Aug. 1756 in Hamburg, studierte in Leipzig Theologie und wirkte zugleich als Lehrer der Poesie an der Universität. Aus dieser Thätigkeit entstand sein »Specimen dissertationis« über die deutschen Dichter des 17. Jahrh. (1695) und seine »Allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen« (1707 wider seinen Willen von Hunold herausgegeben), eine für die Zeit des tiefsten Verfalls der deutschen Dichtung sehr charakteristische Schrift. Dann bekleidete er verschiedene geistliche Ämter; 1706 wurde er nach Sorau berufen, wo er in heftige Streitigkeiten mit den Pietisten verwickelt wurde, 1713 wurde er pastor primarius in Hamburg. Seine geistlichen Lieder und Erbauungsschriften waren zu ihrer Zeit sehr beliebt, verdienstlich und erfolgreich waren seine Bemühungen, die kirchliche Musik auf eine höhere Stufe zu heben.

2) Max, Forstmann, geb. 15. Mai 1849 zu Kleindrebnitz in Sachsen, studierte auf der Forstakademie Tharandt, war bis 1880 mit Forsteinrichtungsarbeiten beschäftigt, leitete dann die Forstverwaltung des Fürsten Hatzfeldt auf Trachenberg in Schlesien, wurde 1882 Professor an der Forstakademie Tharandt und 1894 Direktor dieser Anstalt. Er schrieb: »Wie wird man ein Forstwirt?« (Leipz. 1887); »Forst- und Forstbetriebseinrichtung« (als 4. Auflage des Preßlerschen Hochwaldideals, Wien 1888); »Laub- und Kalkfütterung des Edel- und Rehwildes« (Tharandt 1891), auch besorgte er die 7. und 8. Auflage der Preßlerschen Kubierungstafeln (Wien 1890 u. 1893).

Neumen, 1) Bezeichnung der melismatischen Verzierungen des Gregorianischen Gesanges (s. d.). — 2) Eine Art stenographischer Notenschrift, in welcher das Gregorianische Antiphonar und überhaupt der gesamte kirchliche Ritualgesang bis in die neueste Zeit hinein notiert wurde. Der Ursprung der N. ist unbekannt, wird aber wohl italisch gewesen sein (nota romana). Die älteste bekannte Form der N. (aus dem 9. Jahrh.) zeigt zierliche Häkchen, Strichelchen, Punkte und allerlei kombinierte Gestalten, die einer sprachlichen Stenographie täuschend ähnlich sehen. Im Laufe der Jahrhunderte vergröberten u. verdickten sich die Züge zu nagel- u. hufeisenartigen Gestalten. Im 10. Jahrh. fing man an, die Tonhöhenbedeutung der N. durch eine Linie (*f*-Linie) zu fixieren. Nachdem Guido von Arezzo das Liniensystem vervollkommt und seine noch heute übliche Anwendung geregelt hatte, schwand der letzte Rest von Undeutlichkeit der Tonhöhenbedeutung. Neben den verdickten N. entwickelte sich bereits im 12. Jahrh. die sogen. Nota quadrata oder quadriquarta mit viereckigen Notenköpfen, aus welchen die Mensuralnoten hervorgingen. S. Tafel »Notenschrift«. Eine vollständige Entzifferung der N. ohne Linien ist wahrscheinlich nicht möglich, weil sie nach den Zeugnissen frühmittelalterlicher Schriftsteller mehr ein Hilfsmittel für das Gedächtnis als eine genaue Notierung waren (Steigen und Fallen anschaulich gemacht, doch ohne Angabe der Größe der Intervalle). Daher nannte man sie auch usus; man mußte die Gesänge kennen, die man aus einer Neumennotierung ablesen wollte. Die Elemente der Neumenschrift waren: 1) die Zeichen für eine einzelne Note: Virga (Virgula) und Punctum; 2) das Zeichen für ein steigendes Intervall: Pes (Podatus); 3) das Zeichen für ein fallendes Intervall: Clinis (Flexa); 4) einige Zeichen für besondere Vortragsmanieren: Tremula (Bebung), Quilisma (Triller), Plica (Doppelschlag) ꝛc. Die übrigen sind entweder Synonyme der hier genannten oder Kombinationen derselben, z. B. Gnomo, Epiphonus, Cephalicus, Oriscus, Ancus, Tramea, Sinuosa, Strophicus, Bivirgis, Trivirgis, Distropha, Semivocalis ꝛc. Vgl. folgende Übersicht der Neumen:

Punctum	Salicus
Bipunctum	Climacus
Tripunctum	Flexa (Clivis, Clinis, Plica descendens)
Apostropha	Pes (Podatus, Plica ascendens)
Distropha	Pes Flexus (Torculus)
Tristropha	Strophicus
Virga	Sinuosa
Bivirgis	Porrectus (Gutturalis)
Trivirgis	Quilisma.
Scandicus	

Über N. haben in neuerer Zeit gearbeitet: Lambillotte, Coussemaker, A. Schubiger und besonders Dom Pothier (»Les mélodies Grégoriennes«, Tournai 1880; deutsch von Kienle, Aachen 1881, und »Paléographie musicale«, Solesmes 1891 ff.) und O. Fleischer (»Neumenstudien«, 1. Teil, Leipz. 1895).

Neumessing, schmiedbares Messing.

Neumexiko, s. New Mexico.

Neumittelwalde (früher Medzibor), Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Groß-Wartenberg, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Strohflechterei und (1895) 1308 Einw., davon 177 Katholiken und 29 Juden. Die Herrschaft Medzibor gehörte früher zu Württemberg, später als Teil des Fürstentums Öls zu Braunschweig-Lüneburg und ist jetzt Eigentum der freiherrlichen Familie v. Buddenbrock.

Neumond (Interlunium), s. Mond.

Neumühlen, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Landkreis Kiel, in schöner Lage am Einfluß der Schwentine in den Kieler Busen, ein Vergnügungsort der Kieler, hat ein Nebenzollamt I, die größte Mahlmühle auf dem europäischen Kontinent (»Baltische Mühle«, mit 82 Mahlgängen, jährlich 300,000 metr. Ztr. Weizenmehl), Schiffbau, Schiffahrt und (1890) 874 Einw.

Neumünster, Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Landkreis Kiel, an der Schwale und unweit der Stör, Knotenpunkt der Linien Altona-Kiel, N.-Oldesloe, N.-Neustadt i. Holst., N.-Wamdrup und N.-Tönning der Preußischen Staatsbahn, 22 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Dreikaiserdenkmal, ein Progymnasium mit Realschule, eine Handelsschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Spezialkommission (zur Regelung der bäuerlichen Verhältnisse), eine Reichsbanknebenstelle, Telephonverbindung nach Hamburg, Altona, Kiel, Schleswig, Flensburg rc., ansehnliche Tuch- und Lederfabrikation, Herstellung von Buntpapier, Kartonagen rc., Eisengießerei und Maschinenfabrikation, eine Eisenbahnreparaturwerkstätte, Bierbrauerei, lebhaften Handel und (1895) mit der Garnison (1 Infanteriebataillon Nr. 85 und die reitende Abteilung vom Feldartillerieregiment Nr. 9) 22,492 Einw., davon (1890) 680 Katholiken u. 11 Juden. — Der Ort (ursprünglich Wipendorp im Gau Faldera) erhielt seinen Namen von einem Augustinerkloster, das hier von dem heil. Vicelin, dem Apostel Holsteins, 1130 gestiftet und 1326 nach Bordesholm verlegt ward. N. wurde erst 1870 zur Stadt erhoben. Vgl. Dittmann, Aus dem alten N. (Neumünster 1879).

Neun, die höchste einzifferige Zahl des dekadischen Systems. Sie hat die Eigenschaft, daß, weil 10 durch 9 geteilt den Rest 1 läßt, jede Zahl bei der Division mit 9 denselben Rest läßt wie ihre Quersumme, d. h. wie die Summe der Ziffern, mit denen sie geschrieben wird; ist diese Quersumme durch 9 ohne Rest teilbar, so ist es auch die Zahl selbst. Darauf beruht die sogen. Neunerprobe, welche man bei großen Additionen und besonders bei Multiplikationen anwendet. Für die Zahlen 4398 und 5175 sind z. B. die Quersummen $4+3+9+8=24$ und $5+1+7+5=18$; letztere ist daher durch 9 teilbar, erstere gibt bei der Division mit 9 den Rest 6. Die Neunerprobe hat den Fehler, daß man nicht merken kann, wenn 2 Ziffern vertauscht sind, oder wenn Nullen zu viel oder zu wenig sind; die Probe mit 11 ist daher vorzuziehen. Die Probe selbst besteht darin, daß das Produkt durch 9 geteilt denselben Rest läßt wie das Produkt der Reste der Faktoren.

Neunauge (Lamprete, Pricke, Bricke, Petromyzon *Art.*), Gattung aus der Ordnung der Rundmäuler und der Familie der Neunaugen (Petromyzontidae), aalähnliche, nackte fischähnliche Tiere mit von einem ringförmigen Lippenknorpel gestütztem Saugmaul (Fig. 1), hornigen Zähnen, sieben äußern Kiemenöffnungen (die vom Volk als Augen betrachtet und gezählt wurden), einem gemeinsamen innern Kiemengang und zwei Rückenflossen, von denen die hintere mit der Schwanzflosse zusammenfließt. Die Neunaugen durchlaufen eine Art Metamorphose. Das kleine Flußneunauge (Sandpricke, P. Planeri *Bl.*), 20—40 cm lang, mit zwei zusammenstoßenden Rückenflossen, am Umfang des Saugmundes mit einem mehrreihigen Kranz kurzer Fransen, zwischen denen kleine Zähne stehen, auf dem Rücken ölgrün, an den Seiten gelblich, auf dem Bauch weiß, findet sich in Flüssen und Bächen Europas und Nordamerikas, auch im Meer, laicht im April und geht dann mit völlig erschöpften Geschlechtswerkzeugen zu Grunde. Aus den Eiern geht das als Querder (Leinaal, Kieferwurm, Ulen, Ammocoetes branchialis *L.*) beschriebene junge N. hervor, welches einen sehr kleinen Kopf, kaum sichtbare Augen, Kiemenlöcher in einer Längsfurche und deutliche Hautringel besitzt, matt silberglänzend ist und auch in seiner innern Organisation abweicht. Es lebt im Schlamm und verwandelt sich oft

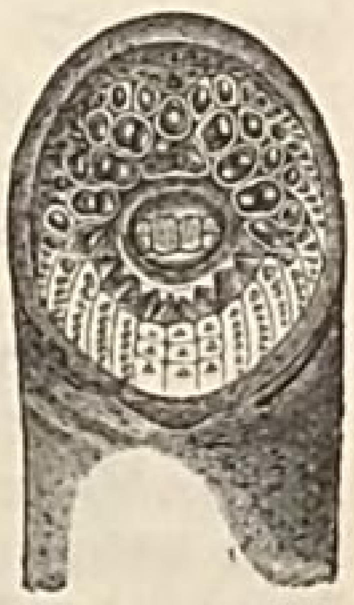


Fig. 1. Maul der Seelamprete.

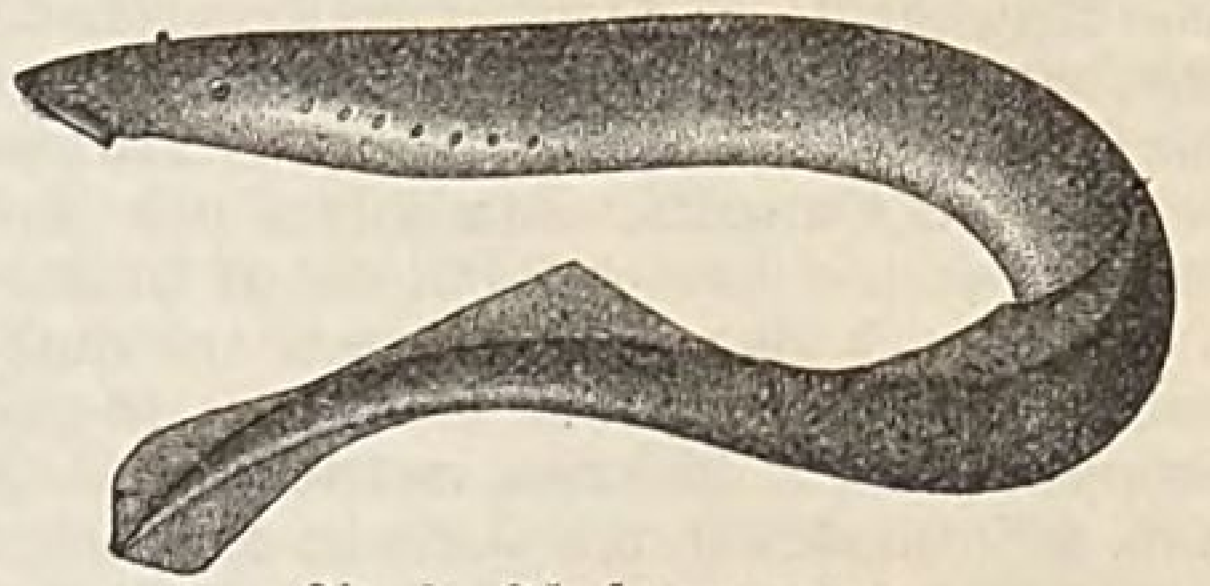


Fig. 2. Flußneunauge.

erst bei einer Länge von 20—30 cm in das geschlechtsreife N. Das große Flußneunauge (gemeine Flußpricke, P. fluviatilis *L.*, Fig. 2), bis 50 cm lang, mit getrennten Rückenflossen, ist auf der Oberseite grünlichblau, an den Seiten gelblich, auf dem Bauch silberweiß, an den Flossen veilchenfarben, bewohnt alle europäischen und die Küsten Nordamerikas und Japans bespülenden Meere, steigt im Frühjahr in den Flüssen bis zu den entferntesten Seitenflüssen auf, um zu laichen, und kehrt im Herbst ins Meer zurück, scheint aber auch in größern Flüssen und Seen beständig zu bleiben. Ihre Larve ist der der vorigen Art sehr ähnlich. Die Seelamprete (P. marinus *L.*), bis 1 m lang und 3 kg schwer, mit einem dichten Kranz zerfaserter Fransen am Innenrand der wulstigen Lippen und getrennten Rückenflossen, grünlichweiß, auf dem Rücken und an den Seiten schwarzbraun oder dunkel

olivengrün marmoriert, auf dem Bauch weiß, lebt in allen europäischen Meeren mit Ausnahme des Schwarzen Meeres, auch an den Küsten Westafrikas und Nordamerikas, laicht im Frühjahr im untern Laufe der Flüsse und stirbt nach dem Laichen. Die Neunaugen nähren sich von Würmern, Fischbrut und Kerbtieren, saugen sich aber auch an große Fische an und fressen diesen tiefe Löcher in den Leib. Dies geschieht namentlich auch den Lachsen und Maifischen, und so werden die Neunaugen von letztern in den Flüssen stromaufwärts getragen, während sie selbst zu schlecht schwimmen, um so weite Wege in so kurzer Zeit zurücklegen zu können. Um zu laichen, verschleppen sie Steine mit Hilfe ihres Saugmundes und bilden Höhlungen, in welchen je ein Paar verweilt. Das Fleisch der Neunaugen ist sehr geschätzt. Sie bilden, besonders mariniert, einen wichtigen Handelsartikel; das Fleisch ist aber schwerverdaulich. Frisch werden sie wie Aal zubereitet. Vgl. Goette, Entwickelungsgeschichte des Flußneunauges (Hamb. 1890).

Neunburg (N. vor dem Wald), Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, an der Schwarzach und der Linie Bodenwöhr-N. der Bayrischen Staatsbahn, 380 m ü. M., hat 5 kath. Kirchen, 2 Schlösser, ein Institut der Armen Schulschwestern, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Glasschleiferei und Polierwerke, Granitbrüche und (1895) 2305 kath. Einwohner. Im Bezirksamt N. befinden sich 79 Glasschleif- und Polierwerke. N. wurde 1264 zur Stadt erhoben.

Neundorf, Dorf im anhalt. Kreis Bernburg, hat eine evang. Kirche, bedeutenden Samenbau, elektrische Straßenbeleuchtung und (1895) 3286 Einw.

Neuneckzahl, s. Enneagonalzahl.

Neunkirchen, 1) Gemeinde im preuß. Regbez. Trier, Kreis Ottweiler, an der Blies, Knotenpunkt der Linien Wellesweiler-Saarbrücken, Saarbrücken-N. und Bingerbrück-N. der Preußischen Staatsbahn sowie verschiedener Industriebahnen, 224 m ü. M., hat 2 gotische evangelische und eine romanische kath. Pfarrkirche, ein Realgymnasium, eine Präparandenanstalt, eine Steigerschule, mehrere große Knappschaftslazarette, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Berginspektion, Telephonverbindung mit Ottweiler, Saarbrücken und Malstatt-Burbach, ein sehr bedeutendes Eisenwerk der Gebrüder v. Stumm mit über 3600 Arbeitern und einer Produktion (1893) von 108,454 Ton. Koks, 164,534 T. Roheisen, 5410 T. Gußeisen und 164,110 T. Fabrikaten, 2 Steinkohlengruben (darunter die Grube Heinitz-Dreher, die größte des Saarbeckens) mit über 7800 Mann Belegschaft u. einer Förderung (1894/95) von 1,8 Mill. T., Koksbrennerei, Maschinen-, Kessel-, Zement-, Schlackenmehl-, Seifen-, Lichte-, Hefen- und Essigfabrikation, 2 Dampfziegeleien, 2 Dampfsägewerke, eine große Bierbrauerei u. (1895) 22,677 Einw., davon (1890) 9654 Evangelische, 9303 Katholiken u. 133 Juden. — 2) Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Siegen, an der Heller und der Linie Köln-Gießen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Bergbau auf Eisen, Kupfer und Kobalt, Dampfkessel- und Lederfabrikation, eine Dampfsäge- und -Mahlmühle und (1895) 1566 Einw. — 3) (N. Regbez. Köln) Dorf im preuß. Regbez. Köln, Siegkreis, an der Linie Köln-Gießen der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, Seidenweberei und (1890) 2788 Einw. — 4) Marktflecken in Niederösterreich, im Steinfeld, an der Schwarza und der Südbahnlinie Wien-Triest gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Dechanteikirche, ein Minoritenkloster (seit 1631), eine protest. Kirche, Fabriken für Metallwaren und Schrauben, Papierhülsen, Ultramarin, 2 Baumwollspinnereien, eine große Baumwolldruckerei und (1890) 8795 Einw.

Neunkraftwurzel, s. Petasites.

Neunschwänzige Katze, s. Katze, S. 1040.

Neuntöter, s. Würger.

Neununddreißig Artikel, das Glaubensbekenntnis der anglikanischen Kirche (s. d.). Sie wurden 1552 unter Eduard VI. zusammengestellt (damals 42 Artikel), unter Elisabeth auf einer Versammlung des Klerus zu London 1562 revidiert und durch das Parlament 1571 für verbindlich erklärt. Sie wurden mit Erklärung herausgegeben von Forbes (5. Aufl., Lond. 1887) und von Gibson (das. 1896, 2 Bde.).

Neuorkney-Inseln (Südorkney-Inseln, Neusüdorkney-Inseln), antarktische Gruppe, südöstlich von Südamerika, nördlich von den Shetlandinseln, besteht aus den größern Inseln Coronation (1321 oder 1643 m hoch) unter 60° 46′ südl. Br. und 45° 53′ westl. L. v. Gr. und der etwas östlichern Laurie (941 m), den Eilanden Inaccessible und Despair Rock westlich von der ersten, Powell und Saddle zwischen den beiden großen Inseln. Die Gruppe wurde 1819 entdeckt von Smith, besucht 1822 von Weddell, 1838 von Dumont d'Urville.

Neuorleans, Stadt, s. New Orleans.

Neu-Orsova (spr. órschowa), s. Ada Kaleh.

Neu-Ostpreußen, ehemalige Provinz des preußischen Staates, das Gebiet zwischen Ostpreußen, der Weichsel, Bug und Niemen umfassend, 47,000 qkm mit 1 Mill. Einw., ward bei der dritten Teilung Polens 1795 erworben, aber 1807 an das Herzogtum Warschau abgetreten; 1814 kam es an Rußland.

Neuötting, Stadt im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Altötting, unweit des Inn und an der Linie Ulm-München-Simbach der Bayrischen Staatsbahn, 394 m ü. M., hat eine schöne gotische kath. Pfarrkirche, ein Kapuzinerhospiz mit Kirche, 2 Spitäler, ein Institut der Englischen Fräulein, ein Waisenhaus, elektrische Straßenbeleuchtung, Wollspinnerei, Tuchmanufaktur, Eisengießerei, Schiffahrt, Getreide- und Viehmärkte und (1895) 2715 Einw., davon 17 Evangelische. Auf dem nahen Mordfeld siegten 912 die Bayern über die Ungarn.

Neu-Paka, s. Paka.

Neuperstein, Schloß, s. Dauba.

Neu-Pest (ungar. Uj-P., spr. uj-pescht), Markt im ungar. Komitat Pest, am linken Donauufer, nördlich von Budapest, unweit der Bahnstation Rákos-Palota, mit vielen Fabriken (große Schiffswerften, Baumwollspinnerei und -Weberei, Ziegelfabrik, Kalkbrennerei, Spiritusfabrik rc.), Weinbau und (1890) 23,521 meist magyarischen und auch deutschen (meist römisch-katholischen) Einwohnern. N. dient als Sommerfrische der Hauptstadt, hat viele Villen und ist mit Budapest durch Dampfschiffe und eine Pferdebahn verbunden.

Neuphilolog, Erforscher der neuern Sprachen und Litteraturen, meist nur für Romanisten und Anglisten gebraucht. Vgl. Philologenversammlungen.

Neuplatonismus (Neoplatonismus, neuplatonische Philosophie), die letzte Form der griechischen Philosophie, welche eine Verschmelzung hellenischer und orientalischer Weltanschauung darstellt und ebensoviel Religion wie Philosophie ist. Der N. schloß sich zunächst der durch Aristoteles ergänzten Ideenlehre Platons an, mit welcher die orientalische

Emanationslehre (s. Emanation), laut welcher das Niedere durch Ausströmung aus dem Höhern hervorgegangen sein sollte, und der Enthusiasmus, der das Göttliche nicht sowohl mit der Vernunft zu erkennen, als mit dem Gefühl und mit einem übervernünftigen Organ gleichsam anzuschauen strebt, verbunden wurden. Höchster Urgrund ist die Gottheit, aus welcher als oberste Ausströmung der Logos, Sitz und Träger der Ideen, aus diesem, insofern er in Thätigkeit übergeht, die Weltseele und durch deren den Stoff nach den in den Ideen gegebenen Musterbildern gestaltende Wirksamkeit die Welt der sogen. Wirklichkeit oder der Sinnendinge hervorgeht. Die menschlichen Seelen sind, wie die Weltseele, aus dem göttlichen Logos geboren, gehören aber, weil sie durch irdische Lust aus ihrem ursprünglich göttlichen Leben zum zeitlichen Dasein herabgesunken sind, nicht mehr allein dem Geisterreich, sondern zugleich der Sinnenwelt an. Durch Losreißung von aller Sinnlichkeit sind sie im stande, das Göttliche schon hier in geistiger Anschauung sich anzueignen, und zwar geschieht dies mittels eines gottähnlichen, übervernünftigen Organs, mit welchem Gott zwar nicht erkannt, aber auf Augenblicke geschaut werden kann. Das Böse gilt dem N. nur als das vorübergehend Unvollkommene, als das vom Urwesen in den entferntesten Kreisen Erzeugte. Die Götter der polytheistischen Religionen wurden für die persönlichen Kräfte des göttlichen Weltlebens erklärt, und zwar teils für überweltliche, teils der Welt als Herrscher vorgesetzte oder als Diener mit ihr verbundene. Sie wurden gedacht als dem höchsten Urgrund untergeordnet, über jede Leidenschaft und jeden äußern Einfluß erhaben; die Mythen aber erhielten eine allegorische Auslegung. Der den N. charakterisierende Enthusiasmus war eine Frucht der in jener Zeit weitverbreiteten Sehnsucht, bis zu dem Punkt vorzudringen, wo nach pantheistischer Auffassungsweise das Selbstbewußtsein eins wird mit dem Gottesbewußtsein und das Zeitliche in dem Ewigen aufgeht. Dieser phantastischen Richtung entsprach die Gutheißung der Mantik und Magie, die man aus dem notwendigen Zusammenhang aller Erscheinungen kraft der Einheit des Weltprinzips herzuleiten suchte. Begründer des N., als dessen Vorläufer der Jude Philon (s. d.) und Numenios (s. d.) von Apameia anzusehen sind, war Ammonios Sakkas (175—250, s. d.), der im Anfang des 3. Jahrh. zu Alexandria lehrte, dessen Schüler Plotinos (s. d.), Erennius, Origenes (s. d.), Olympios und Longinos waren. Des Plotinos bedeutendste Schüler waren Amelios, Theodoros von Asine, vor allen aber Porphyrios (s. d.) von Tyros (233—305). Letzterer bildete den Übergang zu der zweiten Schule, der syrischen, des Jamblichos (s. d. 2), die das orientalische Element der Theurgie und Dämonenlehre zu einer das griechische überwuchernden Herrschaft gelangen ließ. Zahlreiche Schüler verbreiteten die Lehre des Jamblichos besonders über den Orient, so Sopatros von Apameia, Aedesios und Eustathios aus Kappadokien, Dexippos u. a. Eine neue Hoffnung ging dem N. auf unter dem Kaiser Julianus (s. d.), um den sich namhafte Philosophen scharten (der jüngere Jamblichos aus Apameia, Chrysanthios aus Sardes, Maximus aus Ephesos, Sallustius 2c.), mit dessen Tod aber die Hoffnungen des N. wieder, und zwar auf immer, schwanden. Die dritte und letzte Schule, die athenische, war von Plutarchos aus Athen und von Syrianos aus Alexandria gegründet und von diesem auf Proklos (412—485, s. d.) übergegangen, den größten Dialektiker der neuplatonischen Schule. Proklos' Nachfolger war sein Schüler Marinos von Neapolis in Palästina, welchem Zenodotos und Isidoros von Alexandria folgten. Das letzte Haupt des Platonismus in Athen war der scharfsinnige Damaskios von Damaskus. 529 wurde durch Kaiser Justinian dem Platonismus ein Ende gemacht; die Schule in Athen ward geschlossen, die Vorträge über Philosophie wurden verboten. Zu Alexandria scheint indes noch längere Zeit Platonische Philosophie gelehrt worden zu sein. Noch einmal erwachte der Platonismus in der Umbildung, die er durch die Neuplatoniker erhalten hatte, am Ende des 15. Jahrh. Der größte Geist in dieser neuen, von den Mediceern zu Florenz begünstigten italisch-platonischen Philosophie war Marsilius Ficinus (s. Ficinus). Vgl. Fichte, De philosophiae novae Platonicae origine (Berl. 1818); Simon, Histoire de l'école d'Alexandrie (Par. 1843—45, 2 Bde.); Vacherot, Histoire critique de l'école d'Alexandrie (das. 1846—51, 3 Bde.); Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte, Bd. 1 (3. Aufl., Freib. 1894).

Neupommern (bis 1885 Neubritannien, das Birara der Eingebornen), die größte Insel des Bismarck-Archipels (s. d.), erstreckt sich als flachgekrümmter Bogen zwischen 4° 8'—6° 30' südl. Br. und 148° 20'—152° 25' östl. L. v. Gr. in einer Länge von 440 km und einer größten Breite von 150 km und hat ein Areal von 24,900 qkm (452 QM.). Die im W. durch die Dampierstraße von der Rookinsel, im NO. durch den St. Georgskanal von Neumecklenburg getrennte Insel ist bisher kaum an den Küsten bekannt, deren Verlauf mit Sicherheit noch nicht festgestellt wurde, doch erschienen sie durchweg stark gegliedert. Man trifft hier vielfach Madreporenkalk; im Innern scheinen vulkanische Gesteine (Andesit, Bimsstein, Obsidian) zu herrschen; doch sind, nach den Flußgeschieben zu schließen, auch Kalksteine, Grauwacken, Thonschiefer und Sandsteine älterer Formationen vertreten. Am besten bekannt ist der nordöstliche Teil, in dem sich eine Reihe teils noch thätiger, teils erloschener Vulkane erhebt, so an der Nordküste der Vater (1220 m) mit dem Nördlichen Sohn (396 m) und dem Südlichen Sohn (914 m) und auf der nur durch eine schmale Landzunge mit dem Rumpf verbundenen Gazellehalbinsel die Mutter (774 m) mit der Nördlichen und Südlichen Tochter (598 und 536 m) an der Nordküste und dem Varzin (605 m) in der Mitte. Dämpfe steigen aus diesen Vulkanen noch immer auf, Erderschütterungen sind häufig, ein heftiger Ausbruch fand noch 1878 statt. Am Westende der Insel erheben sich die dicht nebeneinander liegenden Vulkane Below (670 m) und Hunstein (2000 m). Fruchtbare Ebenen verheißen dem Plantagenbau eine gute Zukunft. Die Pflanzenwelt ist äußerst üppig, mächtige Waldungen bedecken die Berge bis zu ihren Spitzen, begünstigt durch die reichen Niederschläge. Von den vielen Flüssen, die zum Meer abfließen, ist noch keiner genauer bekannt; mehrere sind schiffbar. Der Sitz der Verwaltung der Neuguinea-Kompanie befindet sich auf der Gazellehalbinsel in Herbertshöhe (seit 1890, vorher in Kerawara [s. Neulauenburg]). Auf dieser Halbinsel hat die wesleyanische Mission 33 mit Fidschi-, Samoa- u. Eingebornenlehrern besetzte Stationen, die seit 1882 hier thätige Société des Missionnaires du Sacré-Cœur Stationen in Malanguinan, Kininguinan und Vlavollo; die Firma Forsaith hat eine Handels- u. Plantagenstation in Ralum. Die fremde Bevölkerung besteht aus 67 Personen (23 Deutsche, 2 Österreicher, 9 Engländer, je 3 Franzosen

Schweden und Holländer, 15 Chinesen ꝛc.). Über die Geschichte von N. s. Bismarck-Archipel.

Neupräformismus, s. Neodarwinismus.

Neupythagoreïsmus wird diejenige späte Form griechischer Philosophie genannt, welche sich als unter orientalischem Einfluß vollzogene Wiedererneuerung der Pythagoreïschen, wie der Neuplatonismus (s. d.), dessen Vorläufer er war, als solche der Platonischen Lehre darstellt. Der N. entstand in Alexandria ungefähr in der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts und trieb einerseits metaphysische Spekulationen mittels der Zahlenlehre, anderseits betonte er die religiöse Gesinnung, die Heiligkeit des Lebens, Askese und Theurgie. Der letztern Richtung lebte mehr der als Gottweiser gepriesene Apollonios von Tyana (s. d.); als Vertreter der erstern können Moderatus von Gades, der unter Nero, Nikomachos von Gerasa in Arabien, der um die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte, der angebliche Archytas und der Verfasser der unter dem Namen des Lukaners Okellos erhaltenen kosmologischen Schrift, die jedoch auch Aristotelische Färbung zeigt, angesehen werden. In dem N. herrschen zwei verschiedene metaphysische Richtungen: die eine, dem Monismus zugewandte, läßt alles aus einem Punkte entstehen; dieser bringe in seiner Bewegung die Linie hervor, die Linie wiederum die Fläche und diese den Körper; die andre, mehr dem Dualismus geneigte, lehrt, aus der Einheit und aus der unbestimmten Zweiheit (Monas und Dyas) gingen die Zahlen hervor, aus diesen Punkte, Linien und Flächen, und so entstünde die Welt, indem zugleich diese beiden Prinzipien gleich der aktiven Vernunft und der passiven Materie wären. Namentlich dieser Dualismus war auch ethisch zu verwerten, indem man durch Überwindung des Gegensatzes mittels asketischer Reinigung und Abtötung der Sinnlichkeit sowie durch magische Wechsel- und theurgische Einwirkung zwischen Göttlichem und Menschlichem zur Einigung des letztern mit der Gottheit zu gelangen glaubte. Die Zahlen wurden dabei als Gedanken der Gottheit und Vorbilder der Dinge aufgefaßt, indem auch mystische und symbolische Spielerei mit ihnen getrieben wurde. Durch die Anklänge der Zahlenlehre an die Platonische Ideenlehre ist der N. zum Anknüpfungspunkt für die sogen. pythagoreïsierenden Platoniker, wie Plutarchos (s. d.) und Numenios (s. d.) von Apameia, geworden. Vgl. Vacherot, Histoire critique de l'école d'Alexandrie (Par. 1846—51, 3 Bde.); Zülg, Neupythagoreische Studien (Wien 1892); Schmekel, Die Philosophie der mittlern Stoa (Berl. 1892).

Neuquen (spr. ne-ufen), Fluß im argentin. Gouv. N. (s. unten), fließt unter 36° 38′ südl. Br. und 70° 46′ westl. L. v. Gr., 231 m ü. M., aus dem kleinen See Malbarco ab, nimmt zahlreiche, aus den Anden kommende Zuflüsse auf, wird für Boote bei Fuerte Cuarta Division schiffbar und mündet, nur 50 m breit, in den Rio Negro an der Grenze gegen das nach diesem Fluß benannte Gouvernement.

Neuquen (spr. ne-ufen, Gobernacion del N.), argentin. Gouvernement, an der Grenze gegen Chile, im übrigen begrenzt von der Provinz Mendoza und den Gouvernements Pampa und Rio Negro, von denen im NO. der Rio Barrancas, später Colorado genannt, im SO. der Lago Nahuel Huapi und der aus diesem abfließende Limay mit dem sonst das Land von NW. nach SO. durchziehenden Rio Neuquen das Gebiet scheiden, 109,080 qkm (1981 QM.) groß. Über die Anden, welche die Westgrenze begleiten, und in denen sich die Vulkane Quetrupillan (3680 m) und Trilope erheben, führen mehrere Pässe (Pichachen 1990 m, Palanquen, Saco), ihre Ausläufer erfüllen die ganze Osthälfte des Landes. Die Bevölkerung (die Indianer sind seit 1881 vertrieben) ist an den Ufern der Flüsse angesiedelt, um Forts, die man zu ihrem Schutz angelegt hat. Hauptort ist Fuerte Cuarta Division am obern Neuquen.

Neu-Ragoczi (spr. -gōzi), Bad im Saalkreis des preuß. Regbez. Merseburg, zur Gemeinde Salzmünde gehörig, an der Saale, 6 km nördlich von Halle u. mit diesem durch Dampfschiffahrt verbunden, hat zwei dem Ragoczi in Kissingen u. dem Elisabethbrunnen in Homburg ähnliche Kochsalzquellen mit etwas Eisen. Das aus dem Wasser der einen Quelle reichlich entweichende Gas enthält 98,8 Proz. Stickstoff. Außer der Trinkkur werden Bäder und Inhalationen angewendet.

Neuralgie (griech.), s. Nervenschmerz und Nervenkrankheiten.

Neurasthenie (griech.), s. Nervenschwäche.

Neu-Raußnitz (tschech. Rousínov Nový), Marktflecken in Mähren, Bezirksh. Wischau, an der Linie Brünn-Prerau der Nordbahn, hat eine Dampfmühle, Malzfabrik und (1890) mit der selbständigen Judengemeinde 1639 meist tschech. Einwohner. In der Nähe ein Denkmal an der Stelle, wo Joseph II. 1769 mit eigner Hand ackerte.

Neurektomie (griech.), s. Neurotomie.

Neureudnitz, Stadtteil von Leipzig (s. d.).

Neureuther, 1) Eugen Napoleon, Maler, Zeichner u. Radierer, geb. 13. Jan. 1806 in München, gest. daselbst 23. März 1882, Sohn des Malers Ludwig N. (1775—1830), besuchte die Münchener Akademie, hielt sich 1830 in Paris, 1838 in Rom auf und bildete sich vornehmlich unter dem Einfluß von Cornelius. 1848 wurde er Leiter des artistischen Teiles der königlichen Porzellanmanufaktur Nymphenburg, welche Stelle er bis zur Veräußerung der Anstalt 1856 innehatte, und 1868—77 war er als Professor an der königlichen Kunstgewerbeschule daselbst thätig. N. hat eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet, vornehmlich in Illustrationen und Arabesken zu Dichtungen. Seinen Ruf begründete er durch »Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen« (Münch. 1829—40). Es folgten unter anderm: »Souvenir du 27, 28, 29 juillet 1830« (Par. 1831); »Bayrische Gebirgslieder mit Bildern ꝛc.« (Münch. 1831—34). 1835 malte er im Königsbau Darstellungen aus Wielands »Oberon«. Für die Prachtausgabe von Herders »Cid« (Stuttg. 1838) lieferte er 70 Illustrationen. Ferner illustrierte er einzelne Goethesche Gedichte, Kobellsche Lieder in bayrischer Mundart, Zedlitz' »Waldfräulein«, das Beckersche Rheinlied ꝛc. und lieferte eine Folge trefflicher Radierungen nach Rottmanns Arkadenfresken. In der Galerie Schack zu München befinden sich von ihm an Ölbildern: Traum der Porcia, die sterbende Nonne, die Villa Mills, die Villa Malta und eine Szene aus »Hermann und Dorothea«. Er hat auch Entwürfe für das Kunstgewerbe geliefert und die Decke des Treppenhauses und die Kuppel des Polytechnikums in München mit Sgraffitomalereien dekoriert.

2) Gottfried von, Bruder des vorigen, Architekt, geb. 22. Jan. 1811 in Mannheim, gest. 13. April 1887 in München, bildete sich auf der Universität und Kunstakademie in München, wurde 1840 Baukondukteur in Nürnberg, 1856 Baurat bei der obersten Baubehörde im Staatsministerium des Handels und 1858 Professor an der polytechnischen Schule in München. 1868

wurde er an die neuorganisierte technische Hochschule daselbst als ordentlicher Professor berufen, an welcher er bis 1882 lehrte. N. hat sich nach der italienischen Hochrenaissance gebildet. Seine Bauten zeichnen sich ebensosehr durch Feinheit des Details als praktische Verwendbarkeit aus, lassen aber bisweilen eine kräftige monumentale Wirkung vermissen. Besonders hervorzuheben sind: das Administrationsgebäude für die Direktion der pfälzischen Eisenbahnen in Ludwigshafen, der Neubau für die polytechnische Schule in München (1865—68, sein Hauptwerk, s. Tafel »Münchener Bauten«), die Villa Wendlandt in Gries bei Bozen und die Kunstakademie zu München (1883—1886). Auch hat er den Entwurf für die neue Universitätsbibliothek in Würzburg geliefert.

Neuridin $C_5H_{14}N_2$ entsteht bei Fäulnis von Fischen, Fleisch, Leim, Käse, ist gelatinös, riecht widerlich, löst sich leicht in Wasser, nicht in Alkohol und Äther, ist nicht giftig.

Neuries, eine Lage von 1000 Bogen Papier.

Neurilemma (griech.), Nervenscheide, s. Nerven.

Neurin (Trimethylvinylammoniumhydrat) $C_5H_{13}NO$ oder $(CH_3)_3N(CH.CH_2).OH$ entsteht bei der Fäulnis von Fleisch, findet sich in Galle und in Zersetzungsprodukten des Lecithins und Protagons und kann aus diesen dargestellt werden. Es bildet einen farblosen Sirup, ist unlöslich in Wasser und Alkohol, reagiert stark alkalisch, bildet zerfließliche Salze, zerfällt beim Erhitzen der Lösung in Trimethylamin und Glykol und ist sehr giftig. N. ist dem Cholin sehr ähnlich, aber nicht mit ihm identisch.

Neuriten, s. Neuron.

Neuritis (griech.), s. Nervenentzündung.

Neuro... (vor Vokalen Neur..., v. griech. neuron, »Band, Sehne, Nerv«), in Zusammensetzungen soviel wie Nerven... ꝛc.; s. die folgenden Artikel.

Neurobat (griech.), Seiltänzer.

Neurode, Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, am Walditzbach und an der Linie Kohlfurt-Glatz der Preußischen Staatsbahn, 386 m ü. M., hat eine evangelische und 4 kath. Kirchen, unter letztern die neue, im gotischen Stile erbaute Pfarrkirche zu St. Nikolaus, ein altes Schloß, ein neues, schönes Rathaus, ein öffentliches Schlachthaus, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, eine große Kunstanstalt für Chromolithographie (über 300 Arbeiter), Spinnerei, Weberei, Färberei, Sandsteinbrüche, Thongruben, Steinkohlenbergbau, Bierbrauerei und (1895) 7079 Einw., davon 609 Evangelische und 20 Juden. In der Nähe das Bad Centnerbrunn (Kaltwasserheilanstalt) und der Kapellenberg (647 m) mit der kleinen Wallfahrtskirche St. Annakapelle und schöner Aussicht. — N. wird zuerst 1347 als Stadt genannt und besaß zu Ende des 18. Jahrh. bedeutende Tuchindustrie.

Neuroglia (griech., »Nervenkitt«), s. Gehirn, S. 212.

Neurologie (griech.), Nervenlehre, Teil der Anatomie (s. d.); Neurolog, Spezialist für Nervenkrankheiten.

Neurom (Neuroma, griech.), s. Nervengeschwulst.

Neuromuskelzellen, bei einigen Gruppen niederer Tiere eigentümliche, der Haut angehörige Zellen, die in ihrem äußern Teile reizbar, in dem innern dagegen kontraktil sein und so Nerv und Muskel in sich vereinigen sollen. Man glaubte sie bei solchen Tieren gefunden zu haben, denen ein eignes Nervensystem noch abginge (bei den Medusen ꝛc.). Indessen ist ein solches neuerdings entdeckt worden, so daß man die N. wohl nur als Hautzellen mit einem als Muskel wirkenden Fortsatz zu betrachten hat.

Neuron (griech.), nach Waldeyer Bezeichnung der unser Nervensystem bildenden Einheiten. Der N. besteht aus der Ganglienzelle, ihren Protoplasma-Ausläufern (Dendriten) und dem Achsencylinderfortsatz (Neuriten). Jeder Achsencylinder ist einem N. zugehörig. Die Neurone nähern sich einander nur bis zur innigen Berührung, nicht aber stehen sie untereinander in kontinuierlicher Verbindung; in ihrer Gesamtheit bilden sie das Nervensystem.

Neuroparalyse (griech.), Nervenlähmung.

Neuropathie (griech.), Nervenleiden.

Neuropathologie (griech.), Lehre von den Nervenkrankheiten.

Neuropteren (Neuroptera), s. Netzflügler.

Neuroretinitis (griech.), Entzündung des Sehnervs und der Netzhaut; s. Stauungspapille.

Neurosen (griech.), Funktionskrankheiten des Nervensystems, s. Nervenkrankheiten.

Neurot, s. Biebricher Scharlach.

Neurotomie (grch.), Durchschneidung eines Nervs bei hartnäckigen Neuralgien, heute kaum noch geübte Methode, da der durchschnittene Nerv schnell wieder zusammenheilt. An ihre Stelle tritt die Neurektomie, die völlige Ausschneidung eines Nervenstückes.

Neuruppin, Stadt, s. Ruppin.

Neurussische Kosaken, s. Kosaken, S. 582.

Neurußland (russ. Noworossijskij kraj), Bezeichnung des Teiles von Südrußland, welcher zwischen Kleinrußland und dem Schwarzen und Asowschen Meer liegt, im W. an den Dnjestr, im O. an das Donische Gebiet grenzt, somit die Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien umfaßt. Die offiziell jetzt nicht mehr bestehende Benennung N. entstand im vorigen Jahrhundert. Die Kaiserin Elisabeth, welche sich viel um die Kolonisation der ungeheuern Steppen bemühte, begünstigte die Einwanderung der österreichischen Serben, denen sich später auch Moldauer, Walachen, türkische Serben, Ungarn, Polen, Zigeuner, Armenier u. a. anreihten. Die den Kolonisten angewiesenen Ländereien wurden 1752 in zwei Distrikte geteilt: Neuserbien und Slawjänoserbien. Aus diesen Landstrichen, mit Zugabe eines Teiles der Ukraine, bildete Katharina II. 1764 das »neurussische Gouvernement«, das die jetzigen Gouvernements Jekaterinoslaw und Cherson umfaßte. Nach der Einverleibung der Krim und der Grenzumgestaltung der Gouvernements dehnte sich der Name N. allmählich auf den ganzen oben bezeichneten Landstrich aus.

Neusalz, Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Freistadt, an der Oder, Knotenpunkt der Linien Glogau-Stettin und N.-Sagan der Preußischen Staatsbahn, 69 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen (eine der Herrnhutergemeinde gehörig), 2 höhere Privatschulen, ein Amtsgericht, Flachsspinnerei und Zwirnfabrik, 2 Eisenhütten u. Emaillierwerke, Kartonagen-, Leim- und Maschinenfabrikation, Borstenzurichterei, Dampfmahl- und -Schneidemühlen, eine Holz- und Lohbereitungsanstalt, Bierbrauerei, Schiffbau, Schiffahrt und (1895) 10,581 Einw., davon 2305 Katholiken u. 84 Juden. Vgl. Bronisch, Geschichte von N. an der Oder (Neusalz 1893).

Neusalza, Stadt in der sächs. Kreish. Bautzen, Amtsh. Löbau, an der Spree und mit Station N.-Spremberg an der Linie Bischofswerda-Zittau der Sächsischen Staatsbahn, 333 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine große Buch- und Steindruckerei, Knopf- und Seifenfabrikation, Bleicherei, Syenitbrüche und -Schleiferei und (1895) 1265 Einw.,

davon 39 Katholiken. N. wird als Luftkurort besucht. Unmittelbar dabei liegt das Dorf **Spremberg** mit evang. Kirche, Schloß, einer Flachsbereitungsanstalt, Wäscheknopf- und Leinenfabrikation, Flachsbau und (1890) 2116 Einw.

Neu-Sandez, s. Sandez.

Neu-Santander, Stadt in Mexiko, s. Victoria 3).

Neusatz (ungar. Ujvidék, spr. újwidêk), königliche Freistadt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, Station der Bahnlinie Budapest-Semlin, an der Donau, über welche eine Schiffbrücke nach der gegenüberliegenden Festung Peterwardein u. eine Eisenbahnbrücke führen, und an der Mündung des Franz-Josephskanals in die Donau. Sie hat 14 Kirchen, zahlreiche schöne Gebäude (Sparkasse, Gymnasium, Spital, Schützenvereinshaus, neue Kasernen), Dampf- und Walzmühlen, eine Mühlsteinfabrik, Spiritusfabriken, eine Seidenfabrik (500 Arbeiter), vorzüglichen Obst-, Garten- und Weinbau, bedeutende Hausindustrie, lebhaften Handel und Schiffsverkehr und (1890) 24,717 serbische, magyarische und deutsche Einwohner. N. ist Zentralpunkt der Serben Ungarns, besitzt ein kath. Staats- und ein griechisch-orientalisches serb. Obergymnasium, eine Handels- u. eine Gewerbeschule, ein Theater, Promenadenanlagen und eine serbische litterarische Gesellschaft (Matica szrbszka), ist Sitz des Komitats und des Bácser griechisch-oriental. Bischofs und hat einen Gerichtshof, ein Tabaksmagazin und ein Tabakseinlösungsamt. — Am 11. Juni 1849 wurde N. von den kaiserlichen Truppen unter Jellachich mit Sturm genommen. In der Nähe Überreste einer Römerschanze.

Neuschlesien, ehemalige preuß. Provinz, bei der dritten Teilung Polens 1795 erworben, umfaßte das frühere Herzogtum Sewerien mit einem Teil von Krakau, 2230 qkm, ward im Tilsiter Frieden 1807 an das Herzogtum Warschau abgetreten und fiel 1814 an Rußland.

Neuschönefeld, Dorf bei Leipzig, wurde 1. Jan. 1890 mit der Stadtgemeinde Leipzig vereinigt.

Neuschottland (engl. Nova Scotia), Provinz der Dominion of Canada in Britisch-Nordamerika, zwischen 43—47° nördl. Br. und 59° 40′—66° 25′ westl. L. v. Gr., besteht aus der **Halbinsel N.**, welche durch den 20 km breiten Isthmus von Cobequid oder Chignecto mit Neubraunschweig zusammenhängt, und der **Insel Cape Breton** (s. d.), welche an der Ostseite durch die schmale Meerstraße Gut of Canso davon getrennt ist, und hat ein Areal von 53,220 qkm (966,5 QM.). Die steilen Küsten der Halbinsel werden von zahlreichen fjordähnlichen Baien tief eingeschnitten, und unter 27 größern Häfen ist derjenige von Halifax wohl der schönste und sicherste in ganz Nordamerika. Archäische Gesteine (Granit und Gneis) erscheinen im S. und an der Ostküste nur als der Kern nordöstlich streichender Falten, an deren Aufbau vorwiegend kambrische, silurische und devonische Ablagerungen beteiligt sind. Schichten des Karbons, zum Teil reich an Steinkohlen, liegen im Norden und auf der Insel Kap-Breton übergreifend über den ältern Gesteinen. Jüngere Eruptivgesteine (Basalt) kennt man längs der Fundybai. Sehr verbreitet sind diluviale Glazialbildungen (Geschiebewälle u. erratische Blöcke). Außer Kohlen beherbergt N. vorzügliche Eisenerze (Magnetit) in den Cobequidbergen und Gold. Das **Klima** ist feucht, mit kurzem Frühling, sehr heißem Sommer und vier Monate langem Winter (Halifax: mittlere Jahrestemperatur 6,0°, mittlere Jahresextreme 31,4 und —23,3°). Niederschlagsmenge 144 cm, am meisten regnet es von Oktober bis Januar, am wenigsten von April bis Juni. Die Pflanzen- und die Tierwelt sind wie in Kanada (s. d.). Die **Bevölkerung** bezifferte sich 1891 auf 450,396 Seelen (8 auf 1 qkm), wovon 227,093 männlich und 223,303 weiblich. Im Ausland geboren waren 26,505 Personen (233 Deutsche), 2151 waren Indianer (Mikmak u. Rischibuktu), 1700 Neger. Die französische Sprache wurde 1881 noch von 40,997 Personen gesprochen, 1891 nur noch von 29,838. Die 2281 öffentlichen Schulen wurden 1892 von 43,630 Knaben und 43,559 Mädchen besucht. Es bestehen sechs höhere Schulen, eine Gewerbeschule in Halifax, eine Taubstummen- und eine Blindenanstalt. Unter den Konfessionen ist die katholische mit 122,452 Bekennern die bedeutendste. Der Landbau, der 54 Proz. der Bevölkerung beschäftigt, erzeugt in erster Linie Heu, dann Hafer, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Äpfel. Der Viehstand bezifferte sich 1891 auf 62,419 Pferde, 309,776 Rinder, 318,855 Schafe und 45,760 Schweine, ein erheblicher Rückgang gegen 1881. In neuerer Zeit wendet man sich der Fabrikation von Butter und Käse für die Ausfuhr zu. Die Fischerei gibt in N. größere Erträge als in jeder andern Provinz Kanadas; 1891 machten 14,065 Schiffe und Boote mit 24,070 Mann Besatzung einen Fang von Stockfisch, Makrelen, Hummern ꝛc. im Werte von 7,011,300 Doll. Die Waldungen liefern bedeutende Mengen von Sägeholz für die Ausfuhr. Die Industrie hat ihre Leistungen in den letzten zehn Jahren nahezu verdoppelt; 1891 wurden in 10,373 gewerblichen Anstalten durch 34,265 Arbeiter Waren im Werte von 30,243,683 Doll. erzeugt; bedeutend ist namentlich der Schiffbau. Der Bergbau liefert besonders Steinkohle (1893: 1,884,638 Ton.), ferner Gold (395,070 Doll.), Eisen, Kupfer, Salz, Petroleum. Die Einfuhr (Mehl, Thee, Zucker ꝛc.) betrug 1893 zur See 9,374,537, die Ausfuhr (Kohle, Fische, Bauholz, Vieh, Butter) 10,634,863 Doll. Der bei weitem wichtigste der 27 Häfen ist die Hauptstadt Halifax, dessen Hafen wie der von Louisburg das ganze Jahr hindurch eisfrei ist. Unter den Eisenbahnen ist die 1885—86 erbaute Schiffseisenbahn über die Landenge von Chignecto (28 km) bemerkenswert. An der Spitze der Verwaltung steht ein Leutnant-Gouverneur mit 7 Ministern, das Oberhaus (Legislative Council) zählt 21, das Unterhaus (Legislative Assembly) 38 Mitglieder. Die Einkünfte der Provinzen betrugen 1893: 769,976, die Ausgaben 822,462, die Provinzialschuld 1,673,511 Doll. — Die Küsten Neuschottlands wurden, da die Entdeckung durch die Norweger (s. Vinland) wieder vergessen war, zuerst 1497 von dem Italiener Sebastian Cabot in englischem Dienste entdeckt. N. ist das frühere **Acadia** (s. d.) der nordamerikanischen Indianer. Die erste Niederlassung erfolgte durch die Franzosen 1604, eine zweite 1606 durch die Niederländer zu Annapolis; die letztere wurde 1613 von den Engländern zerstört. Letztere nahmen nun das Land in Besitz, traten es 1632 den von Kanada aus hier sich ausbreitenden Franzosen wieder ab, eroberten es jedoch 1654 unter Cromwell zurück. Nach mehreren Wechselfällen kam N. 1713 endlich für immer zu England.

Neuschwanstein, Schloß, s. Hohenschwangau.

Neuse (spr. njūs), Fluß im nordamerikan. Staate Nordcarolina, entspringt westlich von Roxborough und fällt nach einem Laufe von 500 km, wovon 250 km für Boote befahrbar sind (große Dampfer gehen während acht Monaten bis Kingston), unterhalb Newbern in den Pamplicosund des Atlantischen Ozeans.

Neuseeland (engl. New Zealand; vgl. die Karte bei »Neuguinea«), brit. Kolonie im südlichen Stillen Ozean, bestehend aus zwei großen, zwischen 34° 25′—47° 17′ südl. Br. und 166° 26′—178° 36′ östl. L. belegenen Inseln: Nordinsel (Te Ika a Maui) und Mittel- od. Südinsel (Te Wai Punamu), welche durch die Cookstraße getrennt werden, nebst der kleinen, von letzterer durch die Foveauxstraße geschiedenen Stewartinsel (Rakiura), 268,461 qkm (4875,6 QM.) groß, wozu noch eine Anzahl im Umkreis liegender Inseln kommt: Chatham-, Bounty-, Aucklandsinseln, Antipodeninsel, Campbell- und Kermadekinseln sowie die Herveyinseln (s. diese Artikel), so daß das ganze der neuseeländischen Regierung unterstellte Gebiet 270,935 qkm (4920,5 QM.) mißt.

[Bodengestaltung.] Die Nordinsel hat an der Ostküste eine Reihe tiefer, inselreicher Baien: Inselbai, Whangarei, der große Haurakigolf (Themse), vor dem die Gruppe der Barrierinseln liegt, die Plentybai und die Hawkesbai, an der Cookstraße die Pallisserbai und Port Nicholson. Die Südinsel hat an der Nordküste die Golden- oder Massacrebai, Tasmanbai, Cloudybai, an der Ostküste Pegasusbai, Molyneuxbai, Port Lyttelton, an der Südwestküste Chalky Inlet, Duskybai, Milfordsund. Die nennenswertesten Landspitzen sind auf der Nordinsel das Nordkap und Kap Maria van Diemen, Kap Egmont, Kap Pallisser und das Ostkap; auf der Südinsel die Kaps Farewell, Campbell, Saunders, das Westkap, Cascade Point und Kap Foulwind; auf der Stewartinsel das Südkap. Die Gebirge bestehen auf der Südinsel und im Südostteil der Nordinsel aus langgedehnten Ketten von geschichteten Gesteinen, die im W. steil abfallen, im O. sich in Stufen herabsenken. Kristallinische Schiefer und paläozoische (silurische und karbonische) Gesteine, angelehnt an Gneise und alte Granite, welche beide in ihrem Auftreten auf die Südinsel beschränkt sind, setzen die westlichen Ketten ausschließlich zusammen und bilden die höchsten, bis nahezu 4000 m aufragenden Gipfel der gletscherreichen neuseeländischen Alpen. Nach O. hin folgen vielfach gefaltete triadische, jurassische, cretaceische und tertiäre, am Fuß der Gebirge auch quartäre Ablagerungen. Während die Südinsel nur auf ihrer Ostseite einige nicht mehr thätige Vulkane, so den Akaroa und Otago, besitzt, besteht die Nordinsel in ihrem westlichen Teil überwiegend aus vulkanischen Gesteinen (trachytischen, andesitischen und basaltischen Laven und Tuffen) und jüngern Sedimenten von der Kreide aufwärts. Besonders sind trachytische und liparitische Gesteine nebst den zugehörigen Tuffen verbreitet in dem Hochland von Waikato, mit dem 626 qkm großen See Neuseelands, dem Taupo (380 m ü. M.). Südlich vom Taupo erheben sich zwei Riesenvulkankegel, der noch thätige Tongariro (1981 m) und der anscheinend erloschene, mit Schnee bedeckte Ruapehu (2803 m), der höchste Berg der Nordinsel. Der Teil des Hochlandes östlich vom obern Waikato, das sogen. Seenland (Lake-district), ist durch seine romantischen Seen (besonders den Rotorua und Tarawerasee), Geiser und Schlammvulkane ausgezeichnet; im SW. liegt an der Küste des Distrikts Taranaki, von tertiären und jüngern Sedimenten umgeben, der breite Kegel des längst erloschenen Taranaki (Mount Egmont, 2522 m). Erdbeben sind auf der Nordinsel häufig, ein vulkanischer Ausbruch war aber selbst den Traditionen der Maori unbekannt, bis 10. Juni 1886 der Tarawera eine furchtbare Thätigkeit entfaltete, wodurch die berühmten Sinterterrassen am Rotomahanasee in die Luft geschleudert, mehrere Dörfer der Eingebornen zerstört und der ehedem so schöne See in einen siedenden Schlammsumpf, die Terrassen in einen mächtigen Schlammgeiser verwandelt wurden. Auf der Südinsel steigen die Spencerberge im Mount Franklin zu 3050 m auf; im Norden von ihnen liegen die Eastern Ranges oder Pelorusberge (Ben Nevis 1220 m) sowie im W. die mit Hochebenen wechselnden Western Ranges und im O. das Bergland, in dessen Mitte sich die Berge der Kaikorakette (Mount Odin 2957 m) erheben. Am Harperpaß beginnen die 300 km langen neuseeländischen Alpen mit einer Kammhöhe von 2700—2800 m, deren höchste Teile mit ewigem Schnee und gewaltigen Gletschern bedeckt sind (Schneegrenze in 2300—2400 m Höhe). Die höchsten Spitzen dieses Hochgebirges sind der Mount Cook (Ahoarangi der Eingebornen, 3776 m), an dem der größte Gletscher des Gebirges, der Tasmangletscher (beschrieben von R. v. Lendenfeld, Ergänzungsheft 75 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1884), seinen Anfang nimmt, und Mount Tyndall (2336 m). Mehrere Pässe führen im nördlichen Teile desselben über das Gebirge, so der 919 m hohe Arthurs-Paß, den die Bahn von Christchurch nach Greymouth überschreitet, und der Haastpaß (523 m). Südlich von letzterm erreichen Castor und Pollux 2633, Aspiring 3029, Earnslaw 2795 m. Die bedeutendsten Flüsse sind auf der Nordinsel der Waikato, der den 775 qkm großen Tauposee durchfließt und in mehreren Fällen zur Westküste fließt, ferner der Thames und der Wanganui, auf der Südinsel Molyneux oder Clutha und Waitaki. Für den Verkehr sind sie ohne Bedeutung. Von den zahlreichen Seen sind auf der Nordinsel der genannte Tauposee, der schöne Rotorua (80 qkm) und der Tarawera, auf der Südinsel Wakatipo (295 qkm), Manipori (124 qkm) und Te Anau (340 qkm) die nennenswertesten.

[Klima, Pflanzen- und Tierwelt.] Wegen des nach S. abnehmenden Luftdruckes sind Westwinde vorherrschend, die nach S. hin sehr heftig werden. Die Temperaturschwankungen sind nicht erheblich. Auckland: Temperatur Jahr 15,4°, Januar und Februar 19,9°, Juli 11,2°; Regenmenge 111 cm; Dunedin: Temperatur Jahr 10,2°, Januar 14,2°, Juni 5,9°; Regenmenge 38 cm. Die Westküste ist regenreicher als die Ostküste. Schneelinie 2300 m. Untere Gletscherränder Ostabhang 835 m (7° Lufttemperatur), Westabhang 212 m (10°). In der Pflanzenwelt verbinden sich im wärmern Teil der Insel mit der Tropenflora Asiens Elemente des antarktischen Südamerika und Anklänge an Australien. Von den großen australischen Baumformen, den Akazien und Eukalypten, findet sich in N. keine Spur; von den Proteaceen sind nur zwei eigne Arten vorhanden, 23 Epakrideen und einige Gattungen von Myrtaceen, wie Metrosideros, sind als Zeichen räumlicher Analogien anzusehen. Überhaupt ist die Zahl der selbständigen Arten merkwürdig gering. Am artenreichsten sind die Farne, die, mit Gesträuchen wechselnd, unermeßliche Strecken offenen Landes bedecken. Der immergrüne Wald ist gemischt, wie unter den Tropen. Farnbäume (Cyathea, Dicksonia squarrosa) wachsen unter der einförmigen Laubmasse der dikotyledonischen Stämme. Palmen sind nur durch die nicht hohe Kentia sapida vertreten; auch bei den baumartigen Liliaceen (Cordyline) verkürzt sich der Stamm, der in der mächtigen Laubrosette des neuseeländischen Flachses (Phormium tenax) ganz verschwindet. Die Epiphyten auf den Baumstämmen wie das Dickicht des Unterholzes sind Farne. Die Koni-

feren tragen zum Teil flache Blätter, wie Phyllocladus und Dammara. Die Kaurifichte (D. australis), auf den nördlichen Teil der Nordinsel beschränkt, kommt in abgesonderten Beständen vor. Sonst wachsen die Nadelhölzer meist in zerstreuten Gruppen. Unter den mehr als 40 Nutzhölzern der Insel tritt die Saxifragee Weinmannia racemosa waldbildend auf. Auf den offenen Berggehängen herrschen neben Pteris esculenta die mannshohen Manukagebüsche (Leptospermum) und eine Rhamnaceengattung (Pomaderris). Hier sind auch die Standorte der Veronikasträucher, von der die neuseeländische Flora viele Arten zählt. Auf der Höhe der Gebirge der Südinsel finden sich den antarktischen verwandte Buchen und zwei Koniferen (Libocedrus Bidwillii u. Phyllocladus alpinus). Unter den alpinen Sträuchern sind die Erikaceen Gaultheria, Rubiaceen und holzige Kompositen hervortretende Typen.

Mit seiner Tierwelt bildet N. mit den kleinen benachbarten Inseln die neuseeländische Subregion der australischen Region u. unterscheidet sich so scharf durch seine eigenartige Fauna von Australien, wie Madagaskar von Afrika. Die Säugetiere sind nur durch eine Rattenart und einige Fledermäuse vertreten; Beutler und Kloakentiere fehlen. Die Vögel Neuseelands enthalten sehr charakteristische, N. eigne Formen, so den als Feind der Schafe gefürchteten Nestorpapagei (Nestor), den auf dem Boden lebenden Eulenpapagei (Stringops) und den Kiwi (Apteryx). Die schwache Reptilienfauna enthält die höchst merkwürdige Brückenechse (Hatteria). Die Schlangen sind durch eine Gattung, die Amphibien durch einen Frosch vertreten, ebenso die Fische durch eine Gattung (Salexias), die Beziehungen zur patagonischen Fischfauna hat. Auch die Insektenfauna Neuseelands ist sehr arm, sie enthält eigne Formen. Die Molluskenfauna setzt sich fast ausschließlich aus eignen Typen zusammen. Die Fauna Neuseelands, in ihren höhern Formen dem Aussterben und der Ausrottung entgegengehend, zeigt einen außerordentlich alten Zug. Unter den nutzbaren Mineralien nimmt das Gold die erste Stelle ein; es kommt sowohl in Alluvionen als auf Quarzgängen in den Provinzen Otago und Nelson zusammen mit Kupfer-, Silber- und Zinkerzen bei Auckland auf der Nordinsel vor. Außerdem finden sich auch Eisen-, Chrom-, Antimon-, Manganerze, Platin (im Tayakafluß) sowie Steinkohlen (in den jurassischen Schichten), Braunkohlen im Tertiär, Petroleum (auf der Nordinsel) und Graphit.

[Bevölkerung.] Die Ureinwohner (Maori) gehören zum polynesischen Volksstamm (s. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 24) und wanderten nach ihren Überlieferungen vor 400 Jahren von Hawaiki (Samoa) ein. Sie sind gut gebaut, von mittlerer Größe, die Haut hat eine hellbraune Farbe, das Haar ist schwarz. Wörterbücher ihrer Sprache (s. Polynesische Sprachen) lieferten Williams (4. Aufl., Lond. 1893) und Tregnar (sprachvergleichend, New Zealand 1891), ein Handbuch für Anfänger Williams (3. Aufl., Lond. 1882). Ihre geistigen Fähigkeiten stehen hoch. Nicht ohne eine gewisse Ritterlichkeit, sind sie im höchsten Grade rachsüchtig und grausam. Wenn sie jedoch nicht durch Leidenschaften erregt werden, ist ihr Benehmen ruhig und würdevoll. In Bildsamkeit überragen sie die übrigen Polynesier weit; als Menschenfresser standen sie aber auch den schlimmsten Volksstämmen nicht nach. Eine staatliche Ordnung existierte gar nicht; die zahlreichen Häuptlinge waren stets in Kriege untereinander verwickelt, und die Bevölkerung ist daher sehr gesunken. Auch die durch Europäer eingeführten Krankheiten, selbst ihre nur zum Teil angenommene Zivilisation tragen zum allmählichen Aussterben der Rasse bei. Sie sind jetzt sämtlich zum Christentum bekehrt. Die in großer Zahl errichteten Schulen sind gut besucht, und nicht wenige Maori unterscheiden sich kaum von Europäern. Die Gesamtzahl wurde 1857 auf 56,000 ermittelt, aber 1891 nur noch auf 41,993 (22,861 männlich, 19,132 weiblich), darunter 4865 Mischlinge. Davon lebten 39,535 auf der Nordinsel, 1883 auf der Süd-, 136 auf der Stewartinsel.

Die Zahl der Kolonisten betrug 31. Dez. 1894: 686,128, darunter 4044 Chinesen (17 weiblich). Die Zahl der in Deutschland Gebornen betrug 1891: 4665, die der Skandinavier 4755. Es wanderten 1894: 25,237 Personen ein und 22,984 Personen aus. N. enthält nicht, wie die übrigen Kolonien Australiens, eine alle übrigen Orte weit überragende Stadt, am bedeutendsten sind Auckland mit (1891) 51,287, Wellington mit 34,190, Christchurch mit 47,846 und Dunedin mit 45,869 Einw. Der Religion nach waren 1891 von 626,658 Bewohnern 87,272 Katholiken, 1463 Juden, 3928 Buddhisten, alle übrigen Protestanten. Für Volksbildung wird in neuerer Zeit mehr und mehr gesorgt, doch sind noch 18,31 Proz. der männlichen, 19,29 Proz. der weiblichen Bevölkerung Analphabeten. Anfang 1893 bestanden 1302 öffentliche Schulen, in denen der Unterricht unentgeltlich ist, mit 122,023 Schülern, 24 höhere Schulen (7 für Mädchen allein), 274 Privatschulen, darunter eine Blindenschule, 10 gewerbliche Schulen und Waisenhäuser, eine Taubstummenanstalt, die N.-Universität zu Christchurch (nur Prüfungsbehörde), die Auckland-Universität, das Canterbury College und die Otago-Universität. Es erscheinen 178 Zeitungen, davon 52 täglich. Von Wohlthätigkeitsanstalten bestehen außer den schon genannten 39 Hospitäler, 6 Waisenhäuser und 8 Irrenhäuser.

Für Ackerbau ist das Land vorzüglich geeignet, das doppelt so hohe Ernteerträge gibt als auf dem australischen Festland. Unter Kultur waren 1894: 4,025,220 Hektar, von denen geerntet wurden 4,891,695 Bushel Weizen, 12,153,068 Bushel Hafer, 754,653 Bushel Gerste, 86,198 Ton. Heu, 126,540 T. Kartoffeln ꝛc. Für Weidezwecke waren von der Krone gepachtet 49,879,960 Hektar, der Viehstand belief sich 1891 mit Einschluß desjenigen der Maori auf 211,040 Pferde, 831,831 Rinder, 18,128,186 Schafe und 308,812 Schweine. Die Ausfuhr von Fleisch in gefrornem Zustand ist erstaunlich gewachsen; 1893 betrug dieselbe 1,839,604 Schafkörper, die durch 36 besonders dazu eingerichtete Schiffe ausgeführt werden. Doch ist den Viehzüchtern in den eingeführten Kaninchen ein sehr gefährlicher Feind entstanden. Der Bergbau lieferte früher größere Erträge, ist aber noch immer sehr bedeutend. Seit 1853 bis Ende 1893 sind gefördert worden für 49,300,399 Pfd. Sterl. Gold, für 8,496,849 Pfd. Sterl. Kohle, für 6,860,196 Pfd. Sterl. Kauriharz, außerdem Silber, Kupfer, Chrom, Antimon, Mangan, Eisen, zusammen für 65,066,969, 1893 allein für 1,822,674 Pfd. Sterl., wovon Gold 913,138, Kohle 383,905, Kauriharz 510,775 Pfd. Sterl. Die Industrie ist durch hohe, seitens der Regierung ausgesetzte Prämien sehr gefördert worden; am wichtigsten sind die Fleischkonservenanstalten, Gerbereien und Wollwäschereien, Getreide- und Sägemühlen, Schuhzeugfabriken, Eisengießereien u. Maschinenbauanstalten, Brauereien, Wollfabriken ꝛc. Der Handel ist bedeutend; 1894 betrug die Einfuhr 6,788,000, die Ausfuhr 9,231,000 Pfd. Sterl. Eingeführt werden

namentlich Manufakturwaren, Kleider, Metalle, Maschinen, Werkzeuge, Thee und Zucker, Getränke, Papier, Bücher ꝛc. Hauptartikel der Ausfuhr sind Wolle, Gold, gefrornes Fleisch, Butter und Käse, Getreide und Mehl, Kaninchenfelle ꝛc. Den größten Anteil am Handel hat England in Händen, aus Deutschland betrug 1894 die Einfuhr 1,373,300 Mk. Die wichtigsten **Häfen** sind Lyttelton, Auckland, Dunedin, Wellington, Napier, Invercargill, Timaru, Oamaru, Plymouth, Wanganui, außerdem gibt es 10 andre. 1894 liefen 617 Schiffe von 615,604 Ton. ein und 635 Schiffe von 642,466 T. aus. Auckland wird von der großen Postdampferlinie Sydney-Honolulu-San Francisco berührt; alle wichtigern Häfen sind durch Dampferlinien verbunden, regelmäßiger Dampferverkehr besteht auch mit Hobart und Melbourne. Die Handelsflotte der Kolonie besteht (1894) aus 178 Dampfern von 65,416 T. und 300 Segelschiffen von 34,972 T. **Eisenbahnen** sind von allen bedeutendern Hafenplätzen in das Innere hinein gebaut; 1894 wurden auf 3117 km Regierungslinien 3,972,701 Reisende und 2,128,709 T. Güter befördert, außerdem gab es 262 km Privatbahnen. Tram- und Kabelbahnen bestehen in jeder ansehnlichern Stadt. Die Post beförderte 1893 durch 1305 Ämter 52,085,449 Briefe, 2,697,110 Postkarten, 14,160,068 Pakete und 19,556,030 Zeitungen. Die Länge der Telegraphenlinien betrug Anfang 1894: 8821, die der Drähte 21,624 km, befördert wurden 2,069,691 Telegramme. Telephone gibt es in jeder einigermaßen wichtigen Stadt. Ein Kabel geht nach Botanybai, ein andres verbindet die Nord- und Südinsel. Es bestehen 6 Banken, alle mit Zweiganstalten in den bedeutendern Ortschaften. Deutschland hat Konsuln zu Dunedin, Wanganui, Auckland und Christchurch, einen Vizekonsul in Wellington.

Verwaltung. Dem von der britischen Krone ernannten Gouverneur stehen 8 Minister zur Seite. Das Oberhaus (Legislative Council) besteht aus 46 (2 Maori), das Unterhaus (House of Representatives) aus 74 Mitgliedern, darunter 4 Maori. Die Kolonie bestand anfangs aus 9 selbständig nebeneinander stehenden Provinzen, die einen Bundesstaat bildeten, seit 1876 ist sie aber ein einheitlicher Staat, eingeteilt in 63 Grafschaften mit der Hauptstadt Wellington. Die Einnahmen der Kolonie (Zölle, Eisenbahnen, Post und Telegraphen) betrugen 1894: 4,368,538, die Ausgaben (Schuldzinsen, Eisenbahnen, öffentlicher Unterricht ꝛc.) 4,646,579, die öffentliche Schuld 39,826,415 Pfd. Sterl., die letzte ist indessen durch die gebauten Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc. und das noch verkäufliche Land mehr als gedeckt. Zur Verteidigung der Kolonie haben sich Freiwilligenkorps gebildet in Stärke von 7385 Mann, außerdem gibt es 198 Mann regulärer Truppen. Die Kolonie besitzt 4 Torpedoboote von 48 Ton. Das **Wappen** Neuseelands vgl. die Textbeilage zu den Tafeln »Wappen« (Australien).

[Geschichte.] Tasman entdeckte zuerst 1642 die Westküste der Südinsel von N. und nannte sie **Staatenland**; doch gaben die holländischen Geographen ihr schon im 17. Jahrh. den Namen Nova Zelandia. Cook nahm 1769 Besitz von N. im Namen Englands und umsegelte die Gruppe, die er wieder 1773–74 und 1777 besuchte. Eine Kolonisation Neuseelands begann 1814 mit der Gründung einer Mission durch Samuel Marsden an der Inselbai, 1822 folgten die Wesleyaner, 1838 die Katholiken. Das friedliche Missionswerk wurde gestört durch die blutigen Kriege unter Hongi 1820–28. Im J. 1840 wurde Auckland angelegt und mit den Maori der Vertrag von Waitangi abgeschlossen, worin die Häuptlinge die Oberhoheit Englands anerkannten. N., das bisher abhängig von Neusüdwales gewesen war, wurde nun eine selbständige Kolonie. Aber schon 1857 empörten sich auf der Nordinsel die Maori, die den Vertrag von 1840 nicht anerkennen wollten. Doch gelang es dem schon einmal als Gouverneur bewährten Sir George Grey, die Empörer, welche aus einer neuen fanatischen Religion, dem Hauhauglauben, Begeisterung und Mut zum Widerstand schöpften, mit Hilfe der treu gebliebenen Maori bis 1865 zu unterwerfen. Kleinere Unruhen kamen 1868, 1881, 1883 und 1886 vor. Wissenschaftlich erforscht wurde das Land namentlich von Dieffenbach 1843, Hochstetter 1857 und dem Geologen der Kolonie, Haast. Vgl. **Hochstetter**, Neuseeland (Hauptwerk, Stuttg. 1863); **Meinicke**, Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. 1 (Leipz. 1875); **Jung**, Der Weltteil Australien, Bd. 4 (das. 1883); **Green**, New Zealand high alps (Lond. 1883); Annie **Butler**, Glimpses of Maori Land (das. 1886); **Bradshaw**, New Zealand of today (das. 1888); **Wakefield**, New Zealand after fifty years (das. 1890); **Gisborne**, The colony of New Zealand (das. 1891); **Rusden**, History of New Zealand (2. Aufl., das. 1896, 3 Bde.); **Shortland**, Maori religion and mythology (das. 1882); **White**, Ancient history of the Maori (das. 1889, 4 Bde.); **Murray**, Handbook for New Zealand (das. 1893, Reisehandbuch); Stones »New Zealand Annual«; »New Zealand official Handbook«.

Neuseeländische Eiche, s. Metrosideros.

Neuseeländischer Flachs, s. Phormium.

Neuseeländischer Spinat, s. Tetragonia.

Neusellerhausen, früher selbständiger Ort, seit 1891 mit Leipzig vereinigt.

Neuses, Dorf bei Koburg (s. d.).

Neusibirische Inseln, Archipel am Nördlichen Eismeer, zum Bezirk Werchojansk des russisch-sibir. Gouv. Jakutsk gehörig, zwischen 73° 9'–77° 30' nördl. Br. und 136° 16'–159° 6' östl. L. v. Gr., 25,966 qkm (471,6 QM.) groß, besteht aus drei Gruppen: den Ljachowschen Inseln (5058 qkm), deren bedeutendste die Inseln Blischnij (3907 qkm) und Malyj (808 qkm) sind, der Gruppe Neusibirien oder Anjou (16,079 qkm), deren bedeutendste die Kotelnoi- (Kessel-) Inseln (10,814 qkm), die Fadejew- (Thaddäus-) Inseln (2573 qkm) und Neusibirien (2316 qkm) sind, und den Delonginseln (4829 qkm). Die noch wenig bekannte Gruppe ist felsig (baumlos), unbewohnt und bis auf die südlichsten fast das ganze Jahr hindurch von Eisschollen umgeben, aber ausgezeichnet durch einen unerschöpflichen Reichtum an fossilem Elfenbein (Mammut-, Rhinozeros-, Büffelknochen) u. wertvollen Pelztieren. — Die Ljachowschen Inseln wurden 1770–73 von dem russischen Kaufmann Ljachow entdeckt, der von dort »Ljachowsches Elfenbein« genannte Mammutzähne brachte, Sannikow untersuchte den Archipel 1805–11, Hedenström 1809–10, Anjou und Iljin 1822, A. Bunge (Sohn) und Baron Toll 1885–87, der Amerikaner Delong (s. d.) fand 1879 die Bennett-, Henrietta- und Jeannetteinsel.

Neusiedl am See, Markt im ungar. Komitat Wieselburg, an der Nordostspitze des Neusiedler Sees, mit Nonnenkloster, Kavalleriekaserne, Papierfabrik, Gemüse- und Weinbau, Gemüsehandel nach Wien, Seebad, Bezirksgericht und (1890) 2899 meist deutschen (römisch-kath.) Einwohnern.

Neusiedler See (ungar. Fertö), See in Ungarn, 36 km lang, 7,5—15 km breit und 1—7 m tief. Er liegt 116 m ü. M. in den Komitaten Ödenburg und Wieselburg und umfaßt 335 qkm mit einer Uferlänge von ca. 100 km. Sein Wasser ist von einem mineralischen Laugensalz geschwängert, von bitter-salzigem Geschmack und heilkräftig. Er gehört zum Wassergebiet der Raab und hat, obwohl die Rabnitz zu seiner Ableitung dient, seiner tiefen Lage wegen gleich dem benachbarten Hanság (s. d.) keinen eigentlichen Ablauf, nimmt die großen Bäche Vulka und Rákos auf und ist nur für Kähne fahrbar. — Plinius erwähnt ihn unter dem Namen Peïso. Im 4. Jahrh. soll er ganz ausgetrocknet sein, im 14. war er viel kleiner als jetzt, 1855 begann das Wasser zurückzutreten, und von 1866—69 war er bis auf die morastige Mitte ganz trocken, so daß man das Seebett als Acker- und Weideland benutzte und im südlichen Teil sogar Wirtschaftsgebäude aufführte. Von 1870—76 füllte sich der See wieder, in letzter Zeit verliert er jedoch abermals an Umfang. Aus Anlaß der Raabregulierung und der Trockenlegung des Hanság plant man eine gänzliche Ablassung des Neusiedler Sees. Das östliche Ufer ist flach, sumpfig und menschenarm, das westliche gebirgig, reich an Wein- und Obstbau und dicht bevölkert.

Neusilber (Argentan, Weißkupfer, Pakfong, German silver, Cuivre blanc, Maillechort), Legierungen aus Kupfer, Zink und Nickel, welche man als Messing mit einem Zusatz von 16—33 Proz. (gewöhnlich 25 Proz.) Nickel betrachten kann und durch Zusammenschmelzen der zerkleinerten Metalle in einem Tiegel darstellt. Für die Zusammensetzung des Neusilbers gelten im allgemeinen folgende Zahlen:

	Kupfer	Zink	Nickel
Ordinäres N., gelblich, leicht anlaufend	8	3,5	2
Leicht schmelzendes Gußneusilber	8	6,5	2
Weißes N., zwölflötigem Silber ähnlich	8	3,5	3
Bestes N., mit einem Stich ins Bläuliche, wenig anlaufend	8	3,5	4

Durch einen Gehalt von 2—3 Proz. Eisen wird N. bedeutend weißer, aber auch härter und spröder; Arsen vermindert die Geschmeidigkeit. Dem N. sehr ähnliche Legierungen erhält man aus Kupfer, Zink und Mangan. N. ist gelblichweiß bis fast silberweiß, von dichtkörnigem oder feinzackigem Bruch, spez. Gew. 8,4—8,7, fester und härter, aber fast ebenso dehnbar wie Messing, sehr politurfähig, beständig an der Luft, wird von saurer Flüssigkeit viel weniger als Kupfer und Messing angegriffen und schmilzt bei anfangender Weißglut. Das N. findet ausgedehnteste Verwendung zu Pferdegeschirr, Beschlag, Reflektoren, allerlei Kurzwaren, namentlich auch zu Tischgerät, und wird für diesen Zweck meist versilbert (Alfénide, Argyroide, Argyrophan, Semilargent, Alpaka, Perusilber, Chinasilber, Christoflemetall, Elektroplate); gut versilberte Ware enthält 2 Proz. Silber. Honduras und Chile prägen Scheidemünze aus N. Dasselbe kam zu Anfang des 18. Jahrh. als Pakfong oder Paktong aus China nach Europa und wurde 1776 von Engström analysiert. Eine ähnliche Legierung stellte man um jene Zeit aus Suhler Weißkupfer dar, die Neusilberfabrikation aber begann 1824 durch Henniger in Berlin und Geitner in Schneeberg; 1825 folgte Gersdorff in Wien, welcher die erste europäische Nickelfabrik in Reichenau in Unterösterreich errichtete. Jetzt blüht die Neusilberindustrie besonders in Berlin, im Kreise Altena, in Iserlohn und Hannover, in Frankreich und Birmingham. Mittelpunkt der Neusilberindustrie war stets Berlin und ist es auch nach der Reform des Kunstgewerbes seit 1873 geblieben. Während Paris (Christofle) fast ausschließlich schmuckloses Gebrauchsgerät fabriziert, erzeugt Berlin und neuerdings auch Württemberg (Eßlingen) künstlerisch ausgestattetes Luxusgerät nach Entwürfen hervorragender Künstler. Das N. wird galvanisch vergoldet, oxydiert, verkupfert, so daß farbige Wirkungen entstehen, welche durch Emailmalerei noch erhöht werden. Einen besondern Reiz erhalten die Erzeugnisse aus N. noch durch Verbindung mit Muscheln (Nautilus), Kristall, farbigem und gemustertem Glas, Majolikaplatten und -Körpern ꝛc.

Neusohl (ungar. Beszterczebánya, spr. béßterzebánja), Bergstadt, Sitz des ungar. Komitats Sohl, am Zusammenfluß der Gran und Bistritza und an der Bahnlinie Altsohl-Erdököz, liegt malerisch in einem von hohen Bergen umschlossenen fruchtbaren Thale und hat ein altes Kastell, eine bischöfliche Kathedrale, eine protest. Kirche, Kupfer- und Eisenerzbergwerke, mehrere Fabriken (für Papier, Tuch, Zündhölzer, Spiritus), eine Bierbrauerei, ein katholisches Obergymnasium, ein evangelisches Untergymnasium, eine bischöfliche Lehranstalt, eine katholische Lehrerpräparandie und (1890) 7485 slowakische, magyarische und deutsche (römisch-kath. und evang.) Einwohner. N. ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs und Domkapitels, eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion, einer Berghauptmannschaft, einer Forstdirektion und einer Handels- und Gewerbekammer. Vgl. Ipolyi, Geschichte der Stadt N. (deutsch, Wien 1875).

Neusolidgrün, soviel wie Malachitgrün.

Neuspanien (span. Nueva España), Name von Mexiko, solange es spanisches Vizekönigreich war.

Neuß, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, am Erftkanal, 3 km westlich vom Rhein, Knotenpunkt der Linien Köln-Zevenaar, N.-Viersen, Rheydt-N., N.-Oberkassel, Düren-N. und N.-Düsseldorf der Preußischen Staatsbahn, 39 m ü. M., hat eine evangelische und 5 kath. Kirchen (darunter die restaurierte prachtvolle Quirinskirche im spätromanischen Stil, 1209 begonnen), ein schönes Kriegerdenkmal auf dem Münsterplatz und (1895) 25,032 Einw., davon (1890) 1455 Evangelische u. 316 Juden. Die Industrie ist sehr lebhaft. N. hat 2 große Papierfabriken (mit 445 Arbeitern), eine Schrauben- u. Schraubenmutternfabrik (mit 570 Arbeitern), Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, mechanische Weberei, Kunstwoll-, Krawatten-, Sauerkraut-, Hut-, Seife-, Zichorien-, Leder-, Essig- u. Weißwarenfabrikation, eine chemische Fabrik, zahlreiche Wasser- und Dampfmühlen für Mehl und Öl, Säge- und Hobelwerke, Ziegelbrennerei ꝛc. Der Handel wird unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbanknebenstelle und ist besonders bedeutend in Vieh und Getreide. Den Verkehr in der Stadt u. mit Düsseldorf, Köln, M.-Gladbach, Krefeld ꝛc. vermittelt eine Telephonanlage. Der Verkehr auf dem Erftkanal betrug 1894: 37 Flöße, 196 Güterdampfschiffe und 1983 Segelschiffe. N. hat ein Gymnasium, ein erzbischöfliches Knabenkonvikt, 2 Krawattennähschulen, ein Waisenhaus, ein Invalidenhaus, zwei große, von Klosterleuten geleitete Irrenanstalten u. andre Wohlthätigkeitsanstalten und ist Sitz eines Amtsgerichts und



Wappen von Neuß.

eines Hauptsteueramts. Die städtischen Behörden zählen 5 Magistratsmitglieder und 18 Stadtverordnete. In der Nähe liegt das 1215 gegründete Cistercienserkloster Gnadenthal (jetzt Wirtschaftsgut). — N. ist eine Gründung der Römer, welche hier ein Standquartier hatten, und führte den Namen Novesium. 1474 wurde es elf Monate lang durch Karl den Kühnen von Burgund vergeblich belagert und 1586 von Alexander von Parma zerstört. Im Auftrage des Rheinischen Provinzialmuseums zu Bonn wurden bei N. seit 1887 umfangreiche Ausgrabungen veranstaltet, wobei die Fundamente eines ca. 25 Hektar großen römischen Lagers (angeblich des größten diesseit der Alpen) entdeckt und bedeutende Funde gemacht wurden. Vgl. »Chroniken der deutschen Städte«, Bd. 20: »Dortmund und N.« (Leipz. 1887); Tücking, Geschichte der Stadt N. (Düsseld. 1891). — 2) Stadt in der Schweiz, s. Nyon.

Neustadt. [Baden.] 1) (N. an der Wutach) Amtsstadt im bad. Kreise Freiburg, an der Wutach und der Linie Freiburg-N. (Höllenthalbahn) der Badischen Staatsbahn, 828 m ü. M., hat eine kath. Kirche, eine Gewerbeschule, ein Amtsgericht, eine Bezirksforstei, Uhrmacherei, Tuch-, Schrauben- und Cellulosefabrikation, Gerberei, Sägemühlen, Granitbrüche und (1895) 2699 Einw., davon 231 Evangelische. Nahebei der Hochfirst (1180 m) mit Aussichtsturm. N. gehörte bis 1806 den Grafen von Fürstenberg.

[Bayern.] 2) (N. am Kulm) Stadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Eschenbach, zwischen dem Rauhen und Kleinen Kulm, mit Station Kemnath-N. an der Linie Weiden-Neuenmarkt-Wirsberg der Bayrischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen und (1895) 900 Einw., davon 34 Katholiken. N. erhielt 1325 Stadtrecht. — 3) (N. an der Aisch) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Knotenpunkt der Linien Passau-Nürnberg-Würzburg und N.-Windsheim der Bayrischen Staatsbahn, 283 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, 2 Schlösser, ein Progymnasium, eine Handels- und eine Präparandenschule, eine an alten Drucken reiche Bibliothek, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Gerberei, Woll- und Baumwollwarenfabrikation, eine Borstenpräparieranstalt, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Obst-, Hopfen- und Getreidebau und (1895) 3755 Einw., davon 180 Katholiken und 182 Juden. N. war Residenz des Markgrafen Albrecht Alcibiades, ward 1525 durch die Bauern geplündert, 1553 von den Nürnbergern und 1632 von den Kaiserlichen niedergebrannt. — 4) (N. an der Donau) Stadt im bayr. Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Kelheim, an der Linie Regensburg-Augsburg der Bayrischen Staatsbahn, hat 4 kath. Kirchen, Hopfenbau und Hopfenhandel, bedeutende Getreide- und Viehmärkte und (1895) 1769 kath. Einwohner. Nordöstlich der Badeort Gögging, an der Abens, mit Schwefelquellen u. vortrefflichen Badeeinrichtungen. N. erhielt 1273 Stadtrecht. — 5) (N. an der Hardt) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Pfalz, Knotenpunkt der Linien Neunkirchen-Worms, N.-Weißenburg und N.-Monsheim der pfälzischen Eisenbahnen, 137 m ü. M., hat 3 Kirchen (darunter die schöne prot. Stiftskirche von 1356 und die kath. Ludwigskirche von 1862), einen prachtvollen Saalbau (für gesellschaftliche Zwecke), ein Gymnasium (in dem ehemaligen Universitätsgebäude Casimirianum; vgl. Leyser, Die Neustadter Hochschule, Neust. 1887), eine Realschule, eine Musikschule, ein reiches Spital, ein Amtsgericht, 2 Forstämter, Tuch-, Papier-, Trikot-, Mühlstein-, Teigwaren-, Möbel-, Stärke-, Seife- rc. Fabrikation, Strohflechterei, Siebweberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Kunstlohmühlen, Schaumweinfabrikation, bedeutenden Wein- und Obstbau, umfangreichen Weinhandel und (1895) 16,005 Einw., davon (1890) 5500 Katholiken u. 443 Juden. — 6) (N. an der Saale) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, an der Fränkischen Saale, Knotenpunkt der Linien Schweinfurt-Meiningen, N.-Königshofen i. G. und N.-Bischofsheim v. d. Rhön der Bayrischen Staatsbahn, 226 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein ehemaliges Karmeliterkloster, eine Latein- und eine Präparandenschule, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Färberei, Käse-, Sago- und Wattefabrikation, Obst- und Weinbau, bedeutende Vieh-, besonders Zuchtbullenmärkte und (1895) 2071 Einw., davon 124 Evangelische und 220 Juden. Auf der andern Seite der Saale liegt der Badeort Neuhaus (s. d. 1) mit Schloß. Vgl. Hegewald, N. a. d. S., die Kaiserpfalz, Bad Neuhaus rc. (Meining. 1880). — 7) (N. an der Waldnab) Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, an der Waldnab, Knotenpunkt der Linien München-Regensburg-Oberkotzau und N. a. W.-Vohenstrauß der Bayrischen Staatsbahn, 420 m ü. M., mit 3 kath. Kirchen, 2 Schlössern, Amtsgericht, Glasfabrik, Glasschleiferei und (1895) 1650 Einw., davon 14 Evangelische. In der Nähe die Ruine Sternstein.



Wappen von Neustadt an der Hardt.

[Braunschweig.] 8) N.-Harzburg, s. Harzburg.

[Hessen.] 9) (N. im Odenwald) Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Erbach, an der Mümling, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Burgruine (Breuberg), ein Waisenhaus, eine Oberförsterei, Holzschneiderei, eine Schwerspatmühle und (1895) 800 meist evang. Einwohner.

[Mecklenburg.] 10) (N. in Mecklenburg) Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, auf einer von der Elde gebildeten Insel, an der Linie Ludwigslust-Neubrandenburg der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, 2 großherzogliche Schlösser, ein Technikum (Baugewerk-, Maschinen- und Mühlenbauschule), ein Amtsgericht, eine landwirtschaftliche Maschinenhalle, eine große Mahl- und 2 Sägemühlen, eine Dampfbrauerei, eine Dextrinfabrik, Zementgießerei u. (1895) 2225 evang. Einwohner.

[Preußen: nach dem Alphabet der Provinzen.] 11) (N. an der Dosse) Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Ruppin, an der Dosse, Knotenpunkt der Linien Nauen-Hamburg und N.-Meyenburg der Preußischen Staatsbahn, 41 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, eine Dampfmühle und (1895) 1061 meist evang. Einwohner. Unfern das Friedrich Wilhelms-Gestüt und das Landgestüt Lindenau sowie das Dorf Hohenofen mit großer Papierfabrik. N. erhielt erst 1664 vom Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg Stadtrechte. — 12) (N. am Rübenberg) Kreisstadt im preuß. Regbez. Hannover, an der Leine und der Linie Wunstorf-Bremerhaven der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß (Landestrost), eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, eine Lochmaschinenfabrik, Sektkellerei, Fabrikation von Moospräparaten, Verbandstoffen, Torfstreu und Pappe, bedeutende Tischlerei, Torf-

gräberei und (1895) 2264 Einw., davon 82 Katholiken und 60 Juden. Westlich, am Steinhuder Meer, das Tote Moor. — 13) (N. unterm Hohnstein) Flecken im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Ilfeld, 260 m ü. M., früher Hauptort des stolbergischen Anteils der Grafschaft Hohnstein, ist Sitz eines Konsistoriums, hat eine evang. Kirche und (1895) 838 Einw. N. wird als Luftkurort viel besucht. Über dem Orte auf einem Porphyrfelsen, 350 m ü. M., die Ruine der im 12. Jahrh. erbauten und 1276 zerstörten Feste Hohnstein. — 14) Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Kirchhain, an der Linie Kassel-Lollar der Preußischen Staatsbahn, 239 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Branntwein-, Essig-, Selterwasser- und Wurstfabrikation, Plüschweberei, Ziegelbrennerei und (1895) 2028 Einw., davon (1890) 222 Evangelische u. 148 Juden. — 15) (N. bei Pinne) Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Neutomischel, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Eisengießerei, Kesselschmiederei, Lohgerberei, eine Sägemühle, besuchte Märkte und (1895) 2599 Einw., davon 564 Evangelische und 280 Juden. — 16) (N. an der Warthe, poln. Nowemiastow) Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Jarotschin, an der Warthe, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, Schiffahrt und (1895) 1138 Einw., davon 205 Evangelische und 123 Juden. N. erhielt 1525 deutsches Stadtrecht. — 17) N. bei Gummersbach, s. Bergneustadt. — 18) (N. bei Magdeburg) früher selbständige Stadt, seit 1. April 1887 in Magdeburg einverleibt, s. Magdeburg. — 19) (N. in Oberschlesien) Kreisstadt im preuß. Regbez. Oppeln, an der Prudnik und der Linie Kosel-Kandrzin-Deutsch-Wette der Preußischen Staatsbahn, 266 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, ein Gymnasium, eine Niederlassung des Franziskanerordens, ein Kloster der Barmherzigen Brüder nebst Krankenanstalt, eine Teppichknüpfschule zur Herstellung persischer Teppiche, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, eine Oberförsterei, eine bedeutende Damast- und Leinenwarenfabrik mit Bleicherei (3000 Arbeiter), Leder- und Schuhwarenfabrikation, Bierbrauerei, Molkerei, Getreidemärkte und (1895) mit der Garnison (eine Abteilung Feldartillerie Nr. 21) 19,244 Einw., davon 2400 Evangelische und 161 Juden. Hier 22. Mai 1745 und 18. Febr. 1779 Gefechte zwischen den Österreichern und Preußen; bei letzterm wurde die Stadt durch den österreichischen General Wallis in Brand geschossen. — 20) (N. in Holstein) Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Oldenburg, an einer Bucht des Lübecker Meerbusens, welche hier in Verbindung mit dem Neustädter Binnenwasser einen guten Hafen bildet, Knotenpunkt der Linien Neumünster-N. der Preußischen Staatsbahn und N.-Oldenburg in Holstein der Kreis Oldenburger Eisenbahn, hat eine schöne gotische evang. Kirche, eine Provinzial-Irrenpflegeanstalt, ein Amtsgericht, ein schwedisches Konsulat, ein Hauptzollamt, Eisengießerei, Fabrikation von Maschinen, Schmirgelpapier, Seife u. Soda, Stoffwäsche, Tabak, Zigarren, Mineralwasser und Zündhölzern, Schiffbau, eine Dampfsägemühle, Schiffahrt, Handel mit Holz und Steinkohlen, ein besuchtes Seebad (Julienbad und Marienbad) und (1895) 4189 Einw., davon 37 Katholiken und 10 Juden. N. wurde 1244 gegründet. Südöstlich die Landspitze Pelzerhaken mit Leuchtturm. — 21) (N. in Westpreußen) Kreisstadt im preuß. Regbez. Danzig, an der Rheda und der Linie Stolp-Danzig der Preußischen Staatsbahn, 30 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Irrenanstalt, ein ehemaliges Reformatenkloster, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Zement-, Zigarren-, Schnupf- und Kautabaksfabrikation, 5 Dampfsägemühlen, Bierbrauerei, Vieh-, Holz- u. Getreidehandel und (1895) 5925 Einw., davon (1890) 2336 Evangelische und 160 Juden. Dabei das Gut N. mit Schloß und schönen Waldungen, worin 26 Kapellen, zu welchen stark gewallfahrtet wird. N. ward 1643 vom Woiwoden Weyer angelegt. Vgl. Prutz, Geschichte des Kreises N. (Danz. 1872).

[Sachsen.] 22) (N. in Sachsen, früher N. bei Stolpen) Stadt in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Pirna, an der Polenz, Knotenpunkt der Linien Schandau-Bautzen und N.-Dürrröhrsdorf der Sächsischen Staatsbahn, 334 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, ein Nebenzollamt I, eine eisenhaltige Mineralquelle mit Bad, ein Emaillierwerk (197 Arbeiter), 2 Messer- und Stahlwarenfabriken (175 Arbeiter), Steinnußknopf- und Wagenfabrikation, Leinweberei, Töpferei, Drahtspinnerei, Verfertigung künstlicher Blumen und (1895) 4365 Einw., davon 239 Katholiken und 5 Juden. — 23) Sächs. Fabrikdorf, s. Reichenbrand. — 24) (N. im Herzogtum Koburg, früher N. an der Heide) Stadt im Herzogtum Sachsen-Koburg, an der Rötha und der Linie Koburg-Lauscha der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen, eine Zeichen- und Modellierschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, bedeutende Spielwarenfabrikation (besonders Puppen, Attrappen etc.), eine Porzellanfabrik, Bierbrauerei und (1895) 5451 Einw., davon 46 Katholiken. N., welches als Luftkurort besucht wird, ist der Geburtsort des Volksschriftstellers Heinrich Schaumberger (s. d.). — 25) (N. an der Orla) Hauptstadt des Verwaltungsbezirks V im Großherzogtum Sachsen-Weimar, an der Orla und der Linie Leipzig-Probstzella der Preußischen Staatsbahn, 299 m ü. M., hat 3 evang. Kirchen, ein historisch merkwürdiges Schloß aus dem 16. Jahrh., eine Realschule, ein Amtsgericht, Leder-, Tuch-, Möbel-, Karoussel-, Zement- u. Metallwarenfabrikation, Bierbrauerei und (1895) 6030 Einw., davon 49 Katholiken und 3 Juden. Südlich die Ruine des Schlosses Arnshaugk, nördlich die Sachsenburg mit prächtiger Aussicht über das Orlathal.

[Österreich-Ungarn.] 26) (N. an der Mettau) Stadt in Böhmen, an der Mettau u. der Linie Chotzen-Halbstadt der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, mit Mauern und Türmen umgeben, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Schloß, ein Kloster der Barmherzigen Brüder mit Krankenhaus, Obstbau, Baumwollweberei und (1890) 2629 tschech. Einwohner. Östlich das kleine Mineralbad Rezek. — 27) Stadt in Mähren, s. Mährisch-Neustadt. — 28) (Wiener-N.) Stadt in Niederösterreich, s. Wiener-Neustadt.

Neustadt-Eberswalde, s. Eberswalde.

Neustädtel, 1) Stadt im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Freistadt, am Weißfurt und an der Linie Freistadt i. N.-Reisicht der Preußischen Staatsbahn, hat eine schöne evangelische und eine kath. Kirche, eine große Dampfziegelei und (1895) 1400 Einwohner, davon 366 Katholiken und 9 Juden. — 2) (N. bei Schneeberg) Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Schwarzenberg, mit Station Schneeberg-N. an der Linie Niederschlema-Schneeberg-N. der Sächsischen Staatsbahn, 468 m ü. M., hat eine evang.

Kirche, eine Klöppelschule, ein Sanatorium für weibliche Mitglieder der Ortskrankenkasse zu Leipzig, Spitzenklöppelei, Maschinenstickerei (110 Maschinen), Kunsttischlerei und Fabrikation von Nähmaschinenplatten (160 Arbeiter), Kork- und Schmirgelfabrikation, Bergbau auf Silber, Kobalt, Wismut und Nickel und (1895) 4316 Einw., davon 12 Katholiken.

Neustädter Bucht, ein Teil der Lübecker Bucht, südlich bei Neustadt in Holstein.

Neustadtl, 1) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Friedland, am Lomnitzbach und am Fuß des Isergebirges, hat eine Pfarrkirche mit einem Altarbild von Führich, Fabrikation von Schafwollwaren und Porzellan, Holzhandel und (1890) 4499 deutsche Einwohner. Südöstlich die Tafelfichte (1123 m) mit Aussichtswarte. — 2) Stadt in Mähren, unweit der böhmischen Grenze, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß, 3 Kirchen (darunter eine evangelische), eine Oberrealschule, Flachsbau, Dampfsäge, Bierbrauerei und (1890) 2386 tschech. Einwohner. — 3) Stadt in Krain, s. Rudolfswert. — 4) N. an der Waag, s. Waagneustadtl.

Neustettin, Kreisstadt im preuß. Regbez. Köslin, zwischen dem Vilm- und Streitzigsee, Knotenpunkt der Linien Ruhnow-Jablonowo, N.-Belgard und N.-Stolp der Preußischen Staatsbahn, 135 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Korrektions- und Landarmenhaus, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Reichsbanknebenstelle, ein öffentliches Schlachthaus, Eisengießereien und Maschinenfabrikation, Färberei, 2 Dampfschneidemühlen, eine Holzbearbeitungsanstalt, Ziegeleien, Bierbrauerei, Handel mit Holz, Getreide und Spiritus und (1895) 9226 Einw., davon (1890) 188 Katholiken und 355 Juden. N. ward 1312 vom pommerschen Herzog Wratislaw IV. nach dem Muster von Stettin angelegt. Vgl. Wilcke, Chronik der Stadt N. (Neustettin 1862).

Neustift, 1) Dorf im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Freising, an der Isar, unmittelbar bei Freising, hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Prämonstratenserkloster und (1895) 2350 Einw. — 2) Dorf im Stubaithal, s. Stubai.

Neustiftsgüter, Bauerngüter, welche auf Lebenszeit des verleihenden Grundherrn dem Bauern verliehen sind.

Neustraschitz (tschech. Stražecí Nové), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Schlan, an der Linie Prag-Eger der Buschtěhrader Bahn, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dampfmühle, Stärkefabrik und (1890) 2466 (als Gemeinde 2953) tschech. Einwohner.

Neustrelitz, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, zwischen dem Zierker und Glambecker See, Knotenpunkt der Linien Berlin-Stralsund der Preußischen Staatsbahn und N.-Warnemünde der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn sowie N.-Buschhof der Mecklenburgischen Friedrich Wilhelms-Eisenbahn, 83 m ü. M., ist ganz regelmäßig in der Form eines achtstrahligen Sterns gebaut, dessen Mittelpunkt der stattliche Marktplatz mit dem 1866 errichteten Standbild des Großherzogs Georg bildet, hat 3 Kirchen (die neue Hof- und Schloßkirche mit zwei Türmen, die 1768—78 im italienischen Stil erbaute Stadtkirche und eine kath. Kirche), ein schönes in dorischem und römischem Stil erbautes großherzogliches Schloß (außerhalb der Stadt, mit Bibliothek, Münzkabinett, Sammlung obotritischer Altertümer und schönem Park), ein erbgroßherzogliches und das Marienpalais, einen prachtvollen Marstall in byzantinischem Stil, ein Schauspielhaus, ein schönes Rathaus, Telephonanlage und (1895) mit der Garnison (ein Grenadierbataillon Nr. 89 und eine Batterie Feldartillerie Nr. 24) 10,345 Einw., davon 150 Katholiken und 53 Juden. Außer mehreren großen Dampfmahl- und Schneidemühlen bestehen daselbst 2 Maschinenfabriken und Eisengießereien, eine Dampfmolkerei, Tuch-, Konserven-, Essig- und Ofenfabrikation, Bierbrauerei, Schiffahrt 2c. Der Handel ist nur in Landesprodukten, Mehl und Holz von einiger Bedeutung. N. ist Sitz des Staatsministeriums und der höchsten Landeskollegien, hat ein Landgericht, eine Oberförsterei, ein Gymnasium, eine Realschule, eine vorzügliche Hofkapelle und 2 Krankenhäuser. Durch den Zierker See steht N. mit der Havel und Elbe in schiffbarer Verbindung. Zum Landgerichtsbezirk N. gehören die zehn Amtsgerichte zu Feldberg, Friedland i. M., Fürstenberg i. M., Mirow, Neubrandenburg, N., Schönberg i. M., Stargard i. M., Strelitz und Woldegk. In unmittelbarer Nähe der Stadt liegen herrliche Laubwaldungen; 2 km südlich liegt Altstrelitz (s. Strelitz); 9 km nordwestlich das Lustschloß Hohenzieritz (s. d.). — N. steht an der Stelle der alten Feste Lunkin oder Lienke, die schon 930 zerstört wurde und nur als Hof Glienke fortbestand; die jetzige Stadt wurde erst 1726 angelegt und erhielt 1733 Stadtrecht.

Neustrien (Neustrasien, Westfrancien, Francia occidentalis), im frühen Mittelalter der westliche Teil des Frankenreiches (s. d.), der sich von den Mündungen der Schelde südlich bis zur Loire erstreckte und südlich an Aquitanien, östlich an Burgund und Austrasien (Francia orientalis) grenzte. Es bildete zur Zeit der Merowinger wiederholt ein selbständiges Reich. Im weitern Sinne verstand man unter N. Frankreich, unter Austrasien Deutschland.

Neusüdorkney-Inseln, s. Neuorkney-Inseln.

Neusüdshetland, s. Südpolarländer.

Neusüdwales (spr. -uēls, New South Wales), brit. Kolonie im östlichen Australien (s. Karte »Australien«), begrenzt im O. vom Stillen Ozean, im S. von der Kolonie Victoria (Murray), im W. von Südaustralien (139° östl. L.), im Norden von Queensland (29° südl. Br.), 799,139 qkm (14,513,2 QM.), mit seinen Dependenzen (Lord Howe-, Norfolk- und Pitcairninsel) aber 799,204 qkm (14,514,3 QM.) groß. Die Küste fällt meist stark ab, die bedeutendsten Baien sind: Twofoldbai, Jervisbai und Botanybai, Port Jackson, Brokenbai, Port Hunter u. Port Stephens. Die wichtigsten Vorgebirge sind: Point Danger, Kap Byron, Smoky Kap, Kap Hawke, Sugarloaf Point, Point Stephens, Kap Banks, Kap Solander, Point Perpendicular, Kap St. George, Green Kap und Kap Howe. Seiner Bodengestaltung nach zerfällt N. in drei Teile: den sehr fruchtbaren, 50—200 km breiten Küstenstreifen, das bis zum 151.° östl. L. reichende Tafelland und die großen Ebenen des Innern bis zur Grenze, den sogen. Riverinadistrikt. Das große Tafelland steigt zuweilen senkrecht aus dem Küstendistrikt auf und ist oft von steilen, tiefen Einschnitten durchfurcht. Meist am Rande desselben zieht das Küstengebirge (Coast Range) hin, westlich davon und zum Teil parallel damit die Große Scheidekette (Great Dividing Chain), welche aus sieben Hauptzweigen besteht: den Neuengland-, Liverpool-, Blauen, Cullarin-, Gourock-, Manerookette u. den Australischen Alpen mit der Kosciuszkogruppe und den höchsten Bergen Australiens (Mount Townsend 2241, Mount Clarke 2216, Müllers Peak 2196 m). An der Westgrenze der Kolonie erheben sich

die Grey- und die Barrierberge. Innerhalb der Bergregion befinden sich große Ebenen, so die Liverpool- und die Monaro- oder Maneroo-Ebene (660 m ü. M.). Geologisch besteht der Küstenstrich aus sekundären Formationen, die im S. ausgedehnte, bis ans Meer herantretende Kohlenlager enthalten, das Tafelland besteht aus Granit, der von Trapp durchbrochen oder von Glimmerschiefer überdeckt ist und ebenfalls Kohle, noch mehr aber Gold und Zinn enthält, die westlichen Ebenen bestehen aus tertiären und neuern Formationen, an deren Stelle häufig in großer Ausdehnung Trapp tritt. Vulkanische Spuren neuern Datums sind nirgends ersichtlich. Die bedeutendsten **Flüsse** finden wir im westlichen Teil, welchen der Murray (s. d.) mit seinen Nebenflüssen Darling, Murrumbidschi und Lachlan und deren zahlreichen Zuflüssen durchzieht. Die Flüsse des Ostabhanges (Hawkesbury, Hunter, Shoalhaven, Clarence, Macleay, Richmond, Manning) haben meist verschlammte Mündungen, sind zum Teil in ihrem Unterlauf mit kleinen Dampfern befahrbar, sehr schwankend in ihrem Wasserstand und richten durch Überschwemmungen oft große Verwüstungen auf ihren fruchtbaren Uferlandschaften an. Die größten Seen sind St. George und Bathurst im Gebirge, in der Ebene Benanee und Victoria, beide durch den Murray gespeist. Das **Klima** gleicht dem Südeuropas: im Küstenstrich beträgt die Durchschnittstemperatur 19,4°, in den gebirgigen Teilen fällt das Thermometer unter Null, und Schnee und Eis sind häufig, die Durchschnittstemperatur beträgt hier 12,5°, in den westlichen Ebenen dagegen 18° und erreicht zuweilen bis 50° im Schatten. Der Regenfall nimmt von der Küste nach dem Innern ab; in Sydney fallen 1202 mm, in Bathurst 534, am Darling 158 mm. In den westlichen Landschaften treten periodisch große Dürren, zuweilen aber auch gewaltige Überschwemmungen auf. Die Pflanzenwelt östlich von dem großen Tafelland zeigt an manchen Stellen neben der Eukalyptusform auch Palmen (Corypha und Seaforthia), Farnbäume und eine baumartige Liliacee (Doryanthes). In dem trocknen Westteil ist die Flora dürftig, aber artenreich in den weiten Gras- u. Buschsteppen. Die Tierwelt ist die allgemeine Australiens (s. d.).

Die **Bevölkerung** wurde 30. Juni 1894 auf 1,236,440 Seelen (665,000 männlich, 571,440 weiblich) berechnet. Unter 1,132,234 Einw. befanden sich 1891 nur 9565 in Deutschland Geborne und 14,156 Chinesen (867 Mischlinge), außerdem 8280 Ureinwohner (3183 Mischlinge). Der Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung betrug 1894: 8059 Seelen. Der Religion nach waren außer 286,895 Katholiken, 5484 Israeliten, 9356 Buddhisten, 528 Mohammedanern ꝛc. sämtliche Einwohner Protestanten. Die deutschen Protestanten haben Kirchen u. Pastoren. Das **Unterrichtswesen** hat in neuerer Zeit bedeutende Verbesserungen erfahren; 1893 zählte man 2520 Staatsschulen, 620 meist katholische Privatschulen, 5 Colleges und eine Universität, 2 Besserungs- und Gewerbeschulen und 6 Taubstummen-, Blinden- und Armenschulen. Der Staat unterstützt eine Universität (seit 1861) in Sydney mit (1894) 48 Dozenten und 586 Studierenden (108 weiblichen), der 4 Colleges (eins für Frauen) affiliiert sind. Sydney hat auch eine Kunstakademie, eine Kunstgalerie, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, Handwerkerinstitut. Es erscheinen über 200 Zeitungen, davon 6 täglich. Für **Ackerbau** sind namentlich die Küstenstriche, die Gebirgsthäler und der Westabhang der Scheidegebirge geeignet, während Wassermangel den Anbau im westlichen Teil verbietet. Hauptkulturen sind Weizen, Mais, Hafer, Gerste, Roggen, Hirse, Kartoffeln, Tabak, Zuckerrohr, Wein, Orangen. Indessen genügt die Produktion von Brotkorn dem Bedarf noch nicht. Hinsichtlich der **Viehzucht** steht N. allen andern australischen Kolonien voran. Anfang 1894 zählte man 493,231 Pferde, 2,269,852 Rinder, 56,980,688 Schafe, 27,266 Ziegen und 240,860 Schweine. Eine große Plage haben sich auch hier die Ansiedler durch die Einführung der Kaninchen geschaffen. Die Fischerei ist nicht bedeutend, der Waldbestand im östlichen Bergland aber ansehnlich und gestattet eine Ausfuhr von Bau- und Möbelhölzern, der westliche ebene Teil ist dagegen oft ganz baumlos. Der **Bergbau** ist von großer Bedeutung; er beschäftigte 1893: 30,122 Personen. Dieselben förderten für 2,953,589 Pfd. Sterl. Silberbleierze, für 1,171,722 Pfd. Sterl. Kohle, für 651,286 Pfd. Sterl. Gold, für 126,114 Pfd. Sterl. Zinn, für 101,220 Pfd. Sterl. Brandschiefer, außerdem Kupfer, Antimon, Eisenerz, Blei, Kobalt, Opale ꝛc., so daß 1893 die Produktion aller Gruben 5,224,718 Pfd. Sterl. betrug. Die Gesamtproduktion aller Metalle und Mineralien betrug bis Ende 1893: 96,734,955 Pfd. Sterl., wovon 39,853,952 auf Gold, 28,443,151 auf Kohle, 15,575,605 auf silberhaltige Bleierze, 5,954,771 auf Zinn, 3,669,769 auf Kupfer entfallen. Die Golderträge waren früher viel größer, der Silberertrag wurde erst seit der Entdeckung der reichen Lager an der Barrierkette bedeutend. Kupfererz von sehr hohem Prozentsatz ist an mehreren Orten gefunden worden, die sehr reichlichen und guten Eisenerze werden nicht mehr gefördert, dagegen liefern die Kohlenlager, die sich vom 29.—36.° südl. Br. zuweilen bis ans Meeresufer hinziehen, jährlich steigende Mengen. Die bedeutendsten Gruben befinden sich bei Newcastle. Bei Hartley Vale fördert man Brandschiefer.

Die **Industrie** ist noch nicht bedeutend. Am nennenswertesten sind die Talgsiedereien, Schuhwerkfabriken, Ziegeleien, Brauereien, Brennereien, Gaswerke, Mahl- u. Sägemühlen, Seifen- u. Lichtefabriken, Zuckermühlen und Zuckerraffinerien, Tabaks- u. Wollzeugfabriken, Schiffswerften. Der **Handel** nimmt zum großen Teil seinen Weg über Victoria u. Südaustralien; 1894 betrug die Einfuhr 15,802,000 (deutsch 373,233) Pfd. Sterl., die Ausfuhr 20,578,000 (deutsch 979,898) Pfd. Sterl. Haupteinfuhrartikel sind Zeuge, Kleidungsstücke, Zucker, Eisenwaren, Maschinen, Spirituosen, Bier, Thee, Weizen und Mehl, Drogen, musikalische Instrumente, Bücher, Möbel u. a. Ausgeführt werden namentlich Wolle, Gold, Silbererz, Zinn, Kohle, Vieh, Fleischkonserven, Häute, Talg, Leder, Holz, Wein. In Sydney bestehen eine Börse, eine Handelskammer u. 16 Banken mit Zweiganstalten in jedem bedeutendern Orte. Ein deutscher Generalkonsul u. ein Konsul residieren in Sydney, ein Vizekonsul in Newcastle. Es liefen 1893 in alle Häfen ein: 2345 Dampfer (33 deutsche) von 2,117,165 Ton. und 569 Segelschiffe (12 deutsche) von 473,206 T. Die bedeutendsten Häfen sind Sydney (Endstation des Norddeutschen Lloyd und der Deutsch-Australischen Dampfschiffahrtsgesellschaft) und Newcastle, dann Grafton, Richmond River, Tweed River, Eden. Die Kolonie besitzt eine Handelsflotte von 494 Segelschiffen von 55,683 T. und 475 Dampfern von 54,512 T. Die erste Eisenbahn wurde 1855 eröffnet; am 30. Juni 1894 standen im Betrieb 4002 km Staatsbahnen, die 19,265,732 Personen u. 3,493,919 T. Güter beförderten; auf den 94 km langen Trambahnen (von Sydney gehen solche nach allen Richtungen)

wurden 65,345,097 Personen befördert. Die Telegraphenlinien hatten 1893 eine Länge von 19,355 km mit 43,722 km Drähten und 724 Ämtern, auf denen 2,764,981 Telegramme befördert wurden. Ein Kabel verbindet Botanybai mit Neuseeland. Die Post beförderte 1893 durch 5615 Beamte in 1827 Ämtern 77,540,500 Briefe, 850,420 Postkarten, 44,927,900 Zeitungen und 72,124,302 Pakete. Der Gouverneur wird von der Königin auf fünf Jahre ernannt; ihm zur Seite steht ein aus neun Mitgliedern bestehendes Ministerium. Das Oberhaus (Legislative Council), dessen Mitglieder vom Gouverneur auf Lebenszeit ernannt werden, ist der Zahl nach unbeschränkt, das Unterhaus (Legislative Assembly) zählt 125 von allen Staatsbürgern auf drei Jahre gewählte Mitglieder. Die Staatseinnahmen betrugen 1893: 10,536,504, die Ausgaben 10,886,381, die Staatsschuld, für Eisenbahnbauten, Wasserwerke u. dgl. aufgenommen, 58,079,033 Pfd. Sterl. Das Militär der Kolonie besteht aus 534 Mann nebst 4174 Freiwilligen, die Seemacht außer der allgemeinen australischen Flotte aus 2 Torpedobooten, 19 regulären Mannschaften, 331 Reserven und 269 Freiwilligen. Die Häfen von Sydney, Newcastle und Wollongong sind durch Batterien geschützt. Sydney ist Station der englischen Kriegsschiffe der australischen Flotte. Über das Wappen der Kolonie vgl. Textbeilage zu den Tafeln »Wappen« (Australien). — Die Kolonie wurde 1788 als Verbrecherkolonie am Port Jackson begründet und umfaßte ursprünglich ganz Australien, obschon nur kleine Militärposten mit Sträflingen an der Stelle des heutigen Brisbane, in Port Essington in Nordaustralien und King Georgesund in Westaustralien angelegt wurden. Auch Tasmania sowie Neuseeland, letzteres nur nominell, waren ihr unterstellt. Allmählich lösten sich aber Victoria, Tasmania und Queensland los, und die Kolonie wurde auf ihre jetzigen Grenzen beschränkt. Vgl. Lang, Historical and statistical account of New South Wales (Lond. 1874, 2 Bde.); Liversidge, The minerals of New South Wales (das. 1888); Griffin, N. S. W., her commerce and resources (1888); Barton, History of New South Wales (das. 1890 ff.).

Neu-Syra, Stadt, s. Hermupolis.

Neuteich, Stadt im preuß. Regbez. Danzig, Kreis Marienburg, an der schiffbaren Schwente, im Marienburger Werder, an der Linie Simonsdorf-Tiegenhof der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Waisenhaus, eine Zucker- und eine Malzfabrik, Dampfmahl- und Schneidemühle, Dampfziegeleien, große Pferdemärkte, bedeutenden Getreidehandel und (1895) 2639 Einw., davon (1890) 1110 Katholiken und 76 Juden. N. erhielt 1329 Stadtrecht.

Neuthaler (Écu neuf), franz. Laubthaler à 6 Livres, welche gesetzmäßig einen Wert von 4,8656 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1) hatten, $^{11}/_{12}$ fein ausgeprägt wurden und sich als Stücke von 40 Batzen in die westliche Schweiz verbreiteten. Die helvetische Republik machte den N. (Écu) zur Grundlage ihrer Währung und prägte ihn 1798—1801 = 4 Schweizerfranken (s. d.) 899 Tausendstel fein = 4,7703 Mk., den halben = 2,38 Mk.

Neutirschtiegel, s. Tirschtiegel.

Neutitschein (tschech. Nový Jičín), Stadt in Mähren, im sogen. Kuhländchen, an der Titsch (Zufluß der Oder), an den Linien Hotzendorf-N. der Nordbahn und Zauchtl-N. der Neutitscheiner Lokalbahn gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Kreisgerichts, hat 3 Kirchen, darunter die bemerkenswerte Dekanatskirche und die spanische Kapelle (zum Andenken an 400 im Dreißigjährigen Kriege 1621 hier gefallene Spanier), ein Schloß der Theresianischen Akademie, eine Landesoberrealschule, eine landwirtschaftliche Mittelschule, eine Webschule, ein Krankenhaus, eine Zwangsarbeitsanstalt und (1890) 11,562 meist deutsche Einwohner. N. hat Fabriken für Schafwollwaren, Hüte, Wagen und Holzstifte, eine ärarische Tabaksfabrik, eine Dampfmühle, Bierbrauerei, Gasanstalt, bedeutenden Handel, eine Sparkasse und Telephoneinrichtung. — Die Stadt wurde im 13. Jahrh. gegründet und mit deutschen Kolonisten bevölkert, welche sich im 16. Jahrh. dem Protestantismus anschlossen. 1790 starb hier der Feldmarschall Laudon. Westlich von N. liegt der Marktflecken Alttitschein, mit Burgruine und 590 Einw.

Neutomischel (Neutomyschl), Kreisstadt im preuß. Regbez. Posen, an der Linie Frankfurt a. O.-Posen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, bedeutenden Hopfenbau und (1895) 1844 Einw., davon 309 Katholiken und 148 Juden. — N. wurde 1786 von deutschen Ansiedlern gegründet und 1788 zur Stadt erhoben.

Neutra (ungar. Nyitra, spr. njitra), Fluß in Ungarn, entspringt in der Nordspitze des Komitats N., am Berg Facskó in den Kleinen Fátra, durchfließt das genannte Komitat und mündet nach 175 km langem Laufe oberhalb Komorn in die Waag-Donau.

Neutra (ungar. Nyitra, spr. njitra), ungar. Komitat, am linken Donauufer, grenzt an Mähren sowie an die Komitate Trencsin, Turócz, Bars, Komorn und Preßburg, umfaßt 5742 qkm (104,3 QM.), ist mit Ausnahme der Südspitze und des breiten Waagthales gebirgig (Weißes Gebirge, Javorina, Neutraer Gebirge), wird am Westrand von der March, im Innern von den Flüssen Waag, Dudvág, Neutra und Zsitva bewässert, hat ein gesundes Klima, (1890) 396,559 slowakische, magyarische und deutsche (meist römisch-katholische) Einwohner und ist im S. fruchtbar, im W. jedoch sandig. Auf Ackerboden entfallen 50 Proz., auf Wälder 25 Proz. Hauptprodukte sind: Getreide, Linsen, Hirse, Mohn, Hanf, Wein, Obst, Rindvieh, Pferde, Gänse 2c. Die Industrie des Komitats, welches auch vorzügliche Mineralquellen (Pistyán, Bajmócz, Bielitz) hat und von mehreren Bahnlinien durchschnitten wird, ist sehr bedeutend; es gibt zahlreiche Fabriken für Zucker, Spiritus, Stärke, Glas, Papier, Leder, landwirtschaftliche Maschinen 2c. Im nördlichen Teil wird besonders viel Grobtuch erzeugt. Sitz des Komitats ist die Stadt N.

Neutra (ungar. Nyitra, spr. njitra), Stadt und Sitz des gleichnamigen ungar. Komitats (s. oben), an der Neutra und am Fuß des Zobor, an der Bahnlinie Tót-Megyer-N.-Zsámbokrét, mit altem bischöflichen Schloß, das samt der aus zwei Kirchen bestehenden Kathedrale und der bischöflichen Oberstadt auf einem mitten im Thal, teilweise ganz steil aufsteigenden Felsen erbaut und mit Wällen, Bastionen und Thoren versehen ist. Die Unterstadt enthält 3 Kirchen, 3 Klöster, mehrere öffentliche Gebäude (Komitatshaus, neues Rathaus und Theater) und hat (1890) 13,538 magyarische, slowakische und deutsche (meist römisch-katholische und 3757 israelitische) Einwohner, die Acker- und Weinbau, Fabrikation von Mehl, Malz, Spiritus, Essig, landwirtschaftlichen Maschinen 2c. und lebhaften Handel treiben. N. hat einen Gerichtshof, eine Finanzdirektion, ein Obergymnasium, ein bischöfliches Seminar, eine theologische Lehranstalt, eine bischöfliche Biblio-

thek (über 40,000 Bände), ein Bürgerasyl u. ein Honvédbarackenlager. Ausflugsorte sind die Insel am Fuße des Schloßberges und der gegenüberliegende, reich bewaldete Berg Zobor, dessen unterer Teil mit Weingärten und Villen bedeckt ist.

Neutraer Gebirge, südwestliche Gruppe der Großen Fátra (s. d.) in Ungarn, die, ebenso wie der Königsberger Bergzug vom Platsnikgebirge abzweigend, sich in südwestlicher Richtung zwischen den Flüssen Neutra und Zsitva ausbreitet und aus der nördlichen Bergkette Tribecs sowie aus dem südlichen Ausläufer Zobor (596 m) besteht.

Neutrāl (lat.), keinem von beiden angehörig; keiner Partei angehörig (vgl. Neutralität); den Charakter des Neutrums an sich tragend. In der Chemie heißt n. jede Substanz, welche weder basische noch saure Reaktion besitzt und die Farbe des roten und blauen Lackmuspapiers nicht verändert.

Neutrālblau $C_{24}H_{20}N_3Cl$, ein Safraninfarbstoff, wird aus Phenylnaphthylamin durch Behandlung mit salzsaurem Nitrosodimethylanilin dargestellt und bildet ein braunes, in Wasser mit violetter Farbe leicht lösliches Pulver.

Neutrale Achse, *neutrale Faserschicht*, s. Festigkeit.

Neutralisieren (neulat., *Abstumpfen, Sättigen*), chemische Operation, besteht darin, daß man eine Säure mit einer Base oder eine Base mit einer Säure so lange versetzt, bis die saure Reaktion der einen oder die alkalische der andern verschwunden, bis die Säure mit der Base oder die Base mit der Säure *gesättigt* ist (*Sättigungspunkt*). Das Resultat ist eine Verbindung der Säure mit der Base, ein *Salz*. Die neutrale Reaktion erkennt man mit Lackmuspapier; ist aber Kohlensäure im Spiel, so muß man vor der Probe erwärmen, weil die Kohlensäure teilweise in der Flüssigkeit im freien Zustand zurückbleibt und das Lackmuspapier rot färbt. Statt des Lackmus wendet man auch Kurkuma und andre Indikatoren an (s. Indikator, S. 209). In der Physik neutralisiert man positive Elektrizität durch negative Elektrizität, Nordmagnetismus durch Südmagnetismus.

Neutralität (neulat.), das Verhältnis desjenigen, welcher an dem Streite andrer nicht teilnimmt; insbesondere im Völkerrecht die Nichtbeteiligung an einem Kriege zwischen andern Staaten, Unterstützung keines der sich befehdenden Staaten. *Neutral* ist ein Staat, der für keinen der Kriegführenden Partei nimmt. Die N. kann darum stets nur eine *unbedingte, unbeschränkte, vollständige* sein; der zuweilen aufgestellte Begriff einer *bedingten, beschränkten, unvollständigen* N., bei welcher mit Rücksicht auf Verträge oder ähnliche Verhältnisse einem der Kriegführenden in irgend welcher Weise Hilfe gewährt werden dürfe, enthält ebenso wie jener einer *wohlwollenden* N., die naturgemäß eine Begünstigung des einen der Streitsteile mit sich bringen müßte, einen innern Widerspruch. Ihrem Ursprunge nach ist die N. entweder eine *freiwillige* oder eine *vertragsmäßige*. Zur letztern Art gehört auch die N. jener Staatsgebiete, denen ganz oder teilweise (daher *totale* oder *partielle* N.) in *dauernder* und allgemein verbindlicher Weise durch Staatsverträge die N. auferlegt oder zugesichert wird, um im Interesse der Gesamtheit der Staaten sie unversehrt zu erhalten oder ihre Benutzung als Angriffsbasis hintanzuhalten (*Neutralisierung, Neutralisation*). In diesem Sinne ist die Schweiz durch die Pariser Akte der Alliierten vom 20. Nov. 1815, ebenso Belgien (Londoner Vertrag vom 15. Nov. 1831, Art. 7), die Ionischen Inseln bei ihrer Vereinigung mit Griechenland (Vertrag vom 14. Nov. 1863), Luxemburg (Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867) und der Kongostaat (Berliner Akte vom 26. Febr. 1885, § 3) neutralisiert, ferner die savoyischen, zu Frankreich gehörigen Bezirke Chablais und Faucigny am Südufer des Genfer Sees auf Grund der Wiener Kongreßakte sowie der Suezkanal (Vertrag von Konstantinopel vom 29. Okt. 1888). *Bewaffnet* heißt die N., wenn der neutrale Staat zur Wahrung dieser seiner Stellung Truppen aufstellt oder sonst seine Absicht kundgibt, dieselbe nötigen Falls mit Waffengewalt zu schützen; geschichtlich bekannt und bedeutend ist besonders die »bewaffnete N.« von 1780, zu welcher sich Rußland, Preußen, Dänemark, Schweden und Portugal während des nordamerikanischen Krieges zur Verteidigung des friedlichen Handelsverkehrs gegen die Übergriffe der kriegführenden Seemächte, namentlich Englands, verbunden haben (vgl. Frei Schiff, frei Gut). Nicht sowohl eine N. im eigentlichen Sinne als vielmehr eine besondere Befriedung und Unverletzlichkeit ist, was die *Genfer Konvention* (s. d.) vom 22. Aug. 1864 nebst Zusatzartikeln vom 20. Okt. 1868 nicht nur den Ambulanzen und Militärspitälern, sondern auch dem Personal der Spitäler und Ambulanzen für die Aufsicht und für den Gesundheits-, Verwaltungs- und Krankentransportdienst sowie den Feldpredigern, solange sie ihren Verrichtungen obliegen und Verwundete aufzuheben oder zu verpflegen sind, gewährleistet. Auch Evakuationen und das sie leitende Personal werden hierdurch gedeckt; Landesbewohner, welche Verwundeten zu Hilfe kommen, sollen geschont werden, und den Ambulanzen soll ihr Material verbleiben. Dagegen sind die Anregungen, welche zur Neutralisation von submarinen Telegraphenkabeln gegeben wurden, bisher ohne Erfolg gewesen.

Pflichten der Neutralen: 1) Der Neutrale darf keinen Kriegführenden unterstützen und, was er dem einen erlaubt, dem andern nicht versagen. 2) Der neutrale Staat hat den Kriegführenden sein Gebiet zum Zweck der Kriegführung zu verschließen. Das in neutrales Gebiet durch Unwetter oder Haverei getriebene feindliche Kriegsschiff darf seine Havereien ausbessern sowie den ihm unumgänglich nötigen Proviant, nicht aber Kriegsmunition, einnehmen; treffen solchen Falls Schiffe beider Kriegsparteien in demselben neutralen Hafen zusammen, so muß zwischen deren Auslaufen ein Zwischenraum von wenigstens 24 Stunden beobachtet werden. Truppen der kriegführenden Mächte, welche auf neutrales Gebiet übertreten, sind zu entwaffnen. Die Ausrüstung von Kriegsschiffen darf in neutralen Häfen nicht gestattet werden. Truppen der Kriegführenden dürfen nicht durch neutrales Gebiet hindurchmarschieren, auch nicht kraft eines schon längst vor Beginn des Krieges begründeten Verhältnisses. Truppen dürfen für eine kriegführende Macht auf neutralem Gebiet nicht angeworben werden. 3) Der neutrale Staat darf nicht einem der Kriegführenden Gelddarlehen machen oder gar Geldunterstützungen (Subsidien) gewähren, noch auch unmittelbare Kriegsbedürfnisse zuführen (s. Konterbande). 4) Der neutrale Staat ist auch für das verantwortlich, was in dieser Richtung auf seinem Gebiete geschieht; doch sind bloße Äußerungen der Sympathie für eine Kriegspartei sowie Akte der Wohlthätigkeit erlaubt. 5) Er hat sich dem rechtmäßig geübten *Durchsuchungsrecht* (s. d.) zu unterwerfen und muß eine effektive *Blockade* (s. d.) respektieren. 6) Er darf den kriegführenden Mächten

auf neutralem Gebiet keine Ausübung des Prisenrechts gestatten (s. Prise).

Rechte der Neutralen: 1) Bei Beobachtung ihrer Pflichten können die Neutralen von den Kriegführenden beanspruchen, daß diese die N. der erstern und insbes. das Gebiet des neutralen Staates als solches achten. Sie dürfen daher keine Truppen auf demselben anwerben, in neutralen Gewässern keine Prise und auf neutralem Gebiet keine Beute machen; überhaupt dürfen sie das Gebiet des neutralen Staates in keiner Weise in die kriegerische Operation hineinziehen. 2) Störungen des Handels und des Verkehrs sind den Neutralen gegenüber möglichst zu vermeiden. 3) Die durch besondere Abmachungen einzelnen Personen und gewissen Kategorien von Personen gewährte N., insbes. nach Maßgabe der Genfer Konvention (s. oben), ist zu respektieren, auch wenn dieselben Angehörige der kriegführenden Macht sind, und selbst wenn sie zu der mobilen Armee gehören. 4) Das neutrale Staats- und Privateigentum bleibt unangetastet. Kriegsschiffe und Handelsschiffe, welche unter dem Geleit (Konvoi) von neutralen Kriegsschiffen segeln, sind dem Durchsuchungsrecht nicht unterworfen. Nach dem Grundsatz »Frei Schiff, frei Gut« (s. d.) deckt die neutrale Flagge auch feindliches Gut mit Ausnahme der Kriegskonterbande. Auf feindlichen Schiffen ist neutrales Gut gleichfalls zu respektieren (»Unfrei Schiff, frei Gut«).

Verletzungen der N. durch die Neutralen haben die fernere Nichtachtung ihrer N. durch die Kriegführenden zur Folge. Sie berechtigen dieselben zu Repressalien und können zur Kriegserklärung, jedenfalls aber zur Geltendmachung von Schadenersatzansprüchen führen, wie dies durch das Genfer Schiedsgericht in der Alabamafrage (s. d.) ausgesprochen worden ist. Insbesondere treten bei Verletzung der Blockade, Zuführung von Kriegskonterbande, Beförderung feindlicher Mannschaften oder bei sonstigem Transportdienst für die Kriegführenden Beschlagnahme u. Wegnahme von Schiff und Ladung ein (s. Prise). Auf der andern Seite sind die Neutralen bei Verletzung ihrer N. durch die Kriegführenden durch ihre N. nicht so weit gebunden, daß sie nicht auch ihrerseits zu Repressalien und nötigen Falls selbst zur kriegerischen Selbsthilfe schreiten könnten. Vgl. außer den Lehrbüchern des Völkerrechts (von Heffter, Holtzendorff, Bulmerincq, Martens, Rivier u. a.) Geßner, Das Recht des neutralen Seehandels (Brem. 1855); Derselbe, Droit des neutres sur mer (2. Aufl., Berl. 1876); Hautefeuille, Des droits et des devoirs des nations neutres (3. Aufl., Par. 1869, 3 Bde.); Schiattarella, Diritto della neutralità (2. Aufl., Flor. 1881); di Marco, La neutralità nelle guerre marittime (Palermo 1882); den Beer Poortugael, Oorlogsrecht te land en ter zee, rechten en plichten der neutralen (2. Aufl., Breda 1882); Bergbohm, Die bewaffnete N. 1780—83 (Berl. 1884); Schweizer, Geschichte der schweizerischen N. (Frauenfeld 1893—95, 3 Bde.).

Neutrāl-Moresnet, Dorf, s. Moresnet.

Neutrālrot, s. Eurhodine.

Neutrālsalze, s. Salze.

Neutrālviolett, s. Eurhodine.

Neutrum (lat., »keins von beiden«), Bezeichnung des grammatischen Geschlechts, welches weder Masculinum noch Femininum ist (s. Genus).

Neuulm, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, an der Donau, bei Ulm, mit welchem es durch die Ludwig Wilhelms-Brücke verbunden ist, Knotenpunkt der Linien Ulm-München-Simbach und Kempten-Ulm der Bayrischen Staatsbahn, hat eine evangelische u. eine kath. Pfarrkirche, ein schönes Rathaus, eine Realschule, ein Amtsgericht, Goldleistenfabrikation, Kunstgärtnerei und (1895) mit der Garnison (ein Infanteriereg. Nr. 12, ein Fußartilleriebat. Nr. 1 und eine Eskadron des Chevauleger-Reg. Nr. 4) 8684 Einw., davon 3581 Evangelische und 78 Juden. Der Ort ward erst 1821 gegründet und 1869 zur Stadt erhoben. Er gehört mit seinen Befestigungen in den Rayon der Festung Ulm.

Neuveville (spr. nöw'wīl'), s. Neuenstadt 2).

Neuville (spr. nöwīl'), Alphonse de, franz. Maler, geb. 31. Mai 1836 in St.-Omer, gest. 20. Mai 1885 in Paris, war kurze Zeit Schüler Picots, bildete sich aber hauptsächlich durch Selbststudium und im Atelier von Delacroix. Nachdem er 1859 mit einer Episode aus dem Krimkrieg debütiert, folgten die Gardejäger am Laufgraben des Mamelon Vert, der Straßenangriff von Magenta durch die Jäger und die Gardezuaven (Museum von St.-Omer), die Schlacht von San Lorenzo in Mexiko und die Jäger zu Fuß, die Tschernaja durchwatend (Museum zu Lille). In der Zwischenzeit entstanden zahlreiche Illustrationen für Zeitschriften und für Guizots »Histoire de France«. Nachdem er den deutsch-französischen Krieg als Ingenieuroffizier mitgemacht hatte, begann eine zweite Periode seiner künstlerischen Thätigkeit, während welcher er, unterstützt durch seine glänzenden koloristischen Fähigkeiten und die Energie seiner dramatischen Schilderungskraft, sich schnell zu dem populärsten Kriegsmaler des jungen Frankreich emporschwang, welcher dem Ruhmbedürfnis und der Eitelkeit seiner Landsleute zu schmeicheln wußte und durch seine tendenziösen Darstellungen, auf welchen die Gegner immer die Rolle brutaler Barbaren, die Franzosen die Rolle ruhmreich Besiegter spielen, dem französischen Chauvinismus immer neue Nahrung verschaffte. Seine Hauptwerke in dieser Richtung sind: Biwak vor dem Dorf Le Bourget (1872, Museum zu Dijon), die letzten Patronen zu Balan (1873, in Nachbildungen verbreitet), der Kampf auf den Eisenbahnschienen (1874), Angriff eines verbarrikadierten Hauses von Villersexel (1875), preußische Gefangene in der Kirche von Villersexel, Le Bourget (1878, ebenfalls weitverbreitet), das Panorama der Schlacht bei Champigny (mit Detaille), der Kirchhof von St.-Privat am 18. Aug. 1870 und der Depeschenträger (1881). Er hat auch zahlreiche Aquarelle u. Zeichnungen hinterlassen.

Neuville-sur-Saône (spr. nöwīl' ßür ßōn), Stadt im franz. Depart. Rhône, Arrond. Lyon, am linken Ufer der Saône und an der Eisenbahn Lyon-Trévoux, hat eine Eisenquelle, Fabrikation von Chemikalien, Webereien und Druckereien und (1891) 2673 (als Gemeinde [3239) Einw.

Neuwahl, s. Wahl.

Neuwaldegg, s. Dornbach.

Neuwarp, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Ückermünde, auf einer Halbinsel im Neuwarper See, einem Teile des Pommerschen Haffs, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Fischerei und Fischhandel, Schiffahrt, Schiffbau, eine Dampfschneide- u. Mahlmühle und (1895) 2205 evang. Einwohner. N. wird als Luftkurort besucht. Es erhielt im 14. Jahrh. Stadtrecht.

Neuwedell, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Arnswalde, am Einfluß der Drage in den Wedellsee und an der Linie Kallies-Arnswalde der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Thonwarenfabrikation und (1895) 2884

Einwohner, davon 3 Katholiken und 93 Juden; dabei die bedeutende Dragemühle.

Neuweiler, Stadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern, Kanton Lützelstein, an den Vogesen und der Eisenbahn Steinburg-Schweighausen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Oberförsterei, Rotwein- und Hopfenbau, große Waldungen u. (1895) 1401 Einw., davon 590 Evangelische und 113 Juden. Dabei die Ruine der ehemaligen Feste Herrenstein und des Schlosses Hüneburg. Vgl. Fischer, Geschichte der Abtei und Stadt N. (Zabern 1876).

Neuweiß, s. Barytweiß.

Neuwerk, 1) eine zum hamburg. Amt Ritzebüttel gehörige Insel vor der Elbemündung, hat 70 Einw., 2 Leuchttürme und eine Station der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. N., zum Teil eingedeicht, enthält 20 Hektar Marschland und ist zur Ebbezeit von Duhnen aus auf Wagen zu erreichen. Vgl. Obst, Die Insel N. (Kuxhav. 1888). — 2) Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Gladbach, unweit der Niers, mit Station Neersen-N. Knotenpunkt der Linien Krefeld-Rheydt und Neuß-Viersen der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche (alte Klosterkirche aus dem 12. Jahrh., im romanischen Stil), eine mechanische Spinnerei und Weberei (300 Arbeiter), Haargarn-Spinnerei und -Weberei, Sealskinfabrikation u. (1895) 7159 Einw., davon 164 Evangelische und 12 Juden.

Neuwied, Kreisstadt im preuß. Regbez. Koblenz und Hauptort der mediatisierten Grafschaft Wied (s. d.), rechts am Rhein, über welchen hier eine fliegende Brücke führt, und an der Linie Frankfurt a. M.-Troisdorf der Preußischen Staatsbahn, 54 m ü. M., hat 3 evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein prachtvolles Residenzschloß des Fürsten von Wied mit Sammlung römischer Altertümer u. schönem Park und (1895) 10,593 Einw., davon (1890) 4702 Katholiken und 406 Juden, welche Fabrikation von Seife und Lichten, Zichorien, Traubenzucker, Nudeln, Stärke, Tabak und Zigarren, Öfen und Fayence, Eisen- und Blechwaren, ferner Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Schwemmsteinfabrikation, Schiffahrt und lebhaften Handel betreiben. N. hat ein Gymnasium mit Realprogymnasium, ein Schullehrerseminar (im benachbarten Heddesdorf), eine Taubstummenanstalt, Erziehungsanstalten der Herrnhuter Gemeinde, ein Landgericht u. eine Reichsbanknebenstelle. Zum Bezirk des Landgerichts N. gehören die 14 Amtsgerichte zu Altenkirchen, Asbach, Daaden, Dierdorf, Ehrenbreitstein, Hachenburg, Höhr-Grenzhausen, Kirchen, Linz, Montabaur, N., Selters, Wallmerod und Wissen. Das Landratsamt des Kreises N. befindet sich in Heddesdorf (s. d.). In der Nähe das Lustschloß Monrepos mit herrlicher Aussicht; der Stadt gegenüber auf der linken Rheinseite an der Eisenbahn Kalscheuren-Bingerbrück die Station N. linkes Ufer. — Die Stadt wurde 1662 vom Grafen Friedrich III. von Wied angelegt zum Schutz jeglichen Glaubensbekenntnisses und ist noch jetzt Sitz vieler religiöser Sekten (Baptisten, Herrnhuter, Deutschkatholiken ꝛc.). Vom 12. Aug. bis 15. Sept. 1795 fanden hier Gefechte zwischen den Österreichern und Franzosen wegen des Überganges über den Rhein statt, bis endlich der Übergang den letztern gelang; auch gewannen daselbst die Franzosen unter Hoche 18. April 1797 eine Schlacht gegen die Österreicher unter Werneck. Vgl. Wirtgen, N. und Umgebung (1892).

Neuwieder Becken, Erweiterung des Rheinthals zwischen Koblenz und Andernach, wird als das Becken eines ehemaligen Binnensees angesehen.

Neuwieder Blau (Kalkblau), blaue Farbe, wird erhalten, indem man eine Lösung von Kupfervitriol und Salmiak in Kalkmilch gießt und den blauen Niederschlag auswäscht und trocknet. Es besitzt eine reinere Nüance als Bremer Blau, deckt ziemlich gut in Wasser, wenig in Öl, ist auch haltbarer als Bremer Blau und eignet sich gut zum Nüancieren grüner Kupferfarben. Durch Schwefelwasserstoff wird es geschwärzt. Man benutzt es besonders in der Tapetenfabrikation. Hierher gehört auch das künstliche Bergblau, welches man durch Fällen von Kupferchloridlösung mit Kalkmilch, Behandeln des abfiltrierten Niederschlags mit Kalkmilch und Pottasche und Macerieren des Präparats mit Kupfervitriol- und Salmiaklösung in verschlossenen Flaschen erhält.

Neuwieder Grün, soviel wie Schweinfurter Grün.

Neuwirth, Joseph, österreich. Publizist und Politiker, geb. 6. Mai 1839 zu Triesch in Mähren, gest. 20. Mai 1895 in Mariagrün bei Graz, studierte in Prag und Wien Philosophie und Chemie, wurde 1861 Mitarbeiter von Kurandas »Ostdeutscher Post«, 1862 der »Presse« und half 1864 die »Neue Freie Presse« mitbegründen. Seit 1873 gehörte er, von der Brünner Handelskammer entsendet, der deutschen Linken des Abgeordnetenhauses an. Er schrieb: »Bank u. Valuta in Österreich-Ungarn« (Leipz. 1873—74, 2 Bde.); »Zollpolitik und Handelsbilanz« (Wien 1875); »Der Kampf um die Währung« (Jena 1881) u. a.

Neuzelle, Stift und ehemaliges Cistercienserkloster (1268 gestiftet, 1817 säkularisiert), zum Dorf Schlaben im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Guben, gehörig, unweit der Oder und an der Linie Berlin-Sommerfeld der Preußischen Staatsbahn, hat eine schöne katholische u. eine evang. Pfarrkirche, ein evang. Schullehrerseminar (in den gut erhaltenen Klostergebäuden), ein Waisenhaus und (1890) 360 Einw.

Neuzen (spr. nösen, Terneuzen), befestigte Stadt in der niederländ. Provinz Zeeland, Bezirk Middelburg, an der Westerschelde, durch einen Kanal mit Gent, durch Eisenbahnen mit Gent und Mecheln verbunden, mit Arsenal und Kaserne, Kantonsgericht, Pulvermagazinen, Schiffbau, geräumigem Hafen, Handel (Einfuhr von Kohlen, Roheisen, Erzen, Wolle und Baumwolle, Ausfuhr von Kartoffeln, belgischem Eisen, Steinen ꝛc.), Schiffahrt (1894 liefen 469 Schiffe von 1,093,723 cbm ein und aus) und (1889) 5233 (als Gemeinde 6264) Einw.

Neuzoll, in Deutschland zeitweise erlaubter Ausdruck für Zentimeter.

Nev., Abkürzung für Nevada (Staat).

Nevāda (abgekürzt Nev.), ein Staat der nordamerikan. Union, zwischen 35—42° nördl. Br. und 114—120° westl. L. v. Gr. gelegen, grenzt nördlich an Oregon und Idaho, südwestlich und westlich an Kalifornien, östlich an Utah und Arizona und hat ein Areal von 286,700 qkm (5206 QM.). Der größte Teil des Staates liegt innerhalb des sogen. Großen Beckens und hat eine mittlere Höhe von 1860 m. Auf diesem Plateau erheben sich eine Reihe von Ausläufern der Sierra Nevada, deren Richtung im allgemeinen eine nordsüdliche ist, mit bis über 3000 m (Charleston Peak im S. 3315 m) aufsteigenden und mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln. Archäische, paläozoische, mesozoische und tertiäre Formationen herrschen vor, aber auch vulkanische Gesteine treten in großer Ausdehnung auf, namentlich im W. Der größte Teil der Oberfläche besteht aus Wüsten oder mit dürftigem Gras bedeckten Flächen, nur im W. ist das Land frucht-

barer. Hauptfluß ist der Humboldt River, der sich nach einem Laufe von 480 km in einen Binnensee ergießt; der Colorado bespült einen Teil der Ostgrenze. Viele der kleinern Flüsse ergießen sich in Binnenseen oder verlieren sich in Trichtern, den sogen. Sinks, um ihren Lauf unterirdisch fortzusetzen. Von den vielen Seen sind die bedeutendern der Pyramidsee, Tahoesee an der Grenze von Kalifornien, 2017 m ü. M., und Walkersee. Die Grenzen ausgetrockneter quaternärer Seen sind häufig noch deutlich wahrnehmbar. Zahlreiche heiße Quellen deuten auf frühere vulkanische Thätigkeit hin. Dichte Waldungen mit hochstämmigen Bäumen finden sich fast nur auf dem Ostabhange der Sierra Nevada im W. des Staates. Anderswo bestehen die in den Gebirgen vorkommenden Waldungen aus zwerghaften Fichten, Wacholder und Bergmahagoni. Von wilden Tieren sind namentlich Antilope, Bär, Wolf und Fuchs zu nennen. Der Boden birgt reiche Mineralschätze. Die **Bevölkerung**, die bis 1880 auf 62,266 Seelen gestiegen war, ist seitdem stark zurückgegangen; 1890 betrug dieselbe 45,761 (0,2 auf 1 qkm), wovon 29,214 männlich und 16,547 weiblich. Davon waren nur 242 Farbige; geboren waren 1563 in Deutschland, 2792 in China; die Zahl der zivilisierten Indianer betrug 3599; auf 2 Agenturen lebten 1627 Pah-Ute, Pi-Ute und Schoschonen, auf keiner Agentur 6815. Die öffentlichen Schulen mit 497 Lehrkräften wurden von 7569 Kindern besucht (10,000 waren schulpflichtig), eine Universität besteht zu Reno. Es erscheinen 26 Zeitungen. Ackerbau ist in der Regel nur durch künstliche Bewässerung möglich; 1890 wurden von 33 artesischen Brunnen 20 so verwendet; bestellt waren 289,221 Hektar mit Gerste, Hafer, Weizen, Kartoffeln. Der Viehstand betrug 1890: 56,788 Pferde, 210,900 Rinder, 273,469 Schafe, 7373 Schweine. Viel bedeutender ist der Bergbau. N. hat bis 30. Juni 1891 für 29,883,948 Doll. Gold und für 100,279,775 Doll. Silber produziert, so daß es hinsichtlich der Silberproduktion allen andern Staaten weit voran, hinsichtlich der Gesamtproduktion von Edelmetallen nur hinter Kalifornien zurücksteht. Doch ist der Ertrag in den letzten Jahren sehr gesunken. Die Seen liefern große Mengen von Borax; sehr bedeutend sind die Steinsalz- u. Schwefellager. Die Länge der Eisenbahnen war 1892: 1514 km, die Zentral-Pacificbahn durchschneidet den Staat von O. nach W. Von den Flüssen ist keiner schiffbar. Der Gouverneur, die Richter und die obersten Staatsbeamten werden vom Volke auf vier Jahre gewählt. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines Senats von 20 und eines Abgeordnetenhauses von 40 Mitgliedern. In den Senat der Union entsendet N. zwei Mitglieder, in das Repräsentantenhaus eins; bei der Präsidentenwahl hat es 3 Stimmen. Die Einkünfte des Staates betrugen 1890: 387,630, die Ausgaben 366,538, die Schulden des Staates 509,525, der Grafschaften 812,676, der Schuldistrikte 15,300 Doll. Hauptstadt ist Carson City. — N. wurde 1848 von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten. Die Mormonen ließen sich noch in demselben Jahre im W. nieder; 1861 wurde N. als Territorium organisiert und 1864 als 36. Staat in die Union aufgenommen. Vgl. Powell, N., the land of silver (San Francisco 1876); H. Bancroft, History of the pacific states of North America, Bd. 20 (das. 1890).

Nevāda, Sierra, s. Sierra Nevada.

Nevada City (spr. newäda ssitti), Hauptstadt der Grafschaft Vernon des nordamerikan. Staates Missouri, an der Missouri-Pacificbahn, mit mehreren Fabriken und (1890) 7262 Einw.

Nevada u. Motilones, ehemaliges Territorium von Kolumbien, seit 5. Aug. 1886 nebst dem Territorium Goajera dem Depart. Magdalena angeschlossen.

Nevadit, ein in Nevada zuerst aufgefundenes, durch granitähnliche Struktur ausgezeichnetes Gestein der Liparitreihe; s. Trachyte.

Nevers (spr. nöwär), Hauptstadt des franz. Depart. Nièvre, 201 m ü. M., malerisch am Abhange eines Hügels am rechten Ufer der Loire gelegen, welche hier die Nièvre aufnimmt, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, ist unregelmäßig gebaut, hat Reste alter Befestigungen und an hervorragenden Bauwerken die Kathedrale St.-Cyr (13.—16. Jahrh.), die roman. Kirche St.-Etienne (11. Jahrh.), ein ehemaliges herzogliches Schloß (aus dem 15. Jahrh., gegenwärtig Justizpalast) und eine Triumphpforte zum Andenken an die Schlacht von Fontenoy. Die Zahl der Bewohner beträgt (1891) 25,062 (im Gemeindegebiet 26,436). Die Industrie ist durch ein großes Eisenwerk, Fabriken für Ackergeräte, Porzellan und Fayence, Kabel, chemische Produkte, Seilerwaren und Öl vertreten. Auch hat N. lebhaften Handel mit Wein, Getreide, Holz, Eisen, Vieh und Manufakturen. Von Bildungsanstalten hat N. ein Lyceum, ein großes und ein kleines Seminar, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Kunst- und eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek (20,000 Bände), ein Museum (Altertümer, Münzen und keramische Produkte), eine Gemäldegalerie, eine mineralogische Sammlung, eine Gesellschaft für Wissenschaften und Künste. Es ist Sitz des Präfekten, eines Bischofs, eines Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Ackerbau- u. einer Gewerbekammer sowie einer Filiale der Bank von Frankreich. In der Nähe befinden sich mehrere metallurgische Etablissements. 12 km nordwestlich liegt der Badeort Pougues-les-Eaux mit kalten Mineralquellen (12°), deren Wasser Ähnlichkeit mit dem von Spaa u. von Selters hat, und 806 Einw. — N. war zur Römerzeit eine Stadt der Äduer und hieß Noviodunum und später Nevirnum. Unter Chlodwig wurde 506 hier ein Bistum errichtet. Grafen von N. oder Nivernais kommen zuerst im 9. Jahrh. vor; ein Graf Wilhelm von N. nahm an dem Kreuzzug von 1100 teil. Nachdem ihr Geschlecht 1184 im Mannesstamme erloschen, kam die Grafschaft Nivernais durch Heirat der Erbin Agnes an Peter von Courtenay, lateinischen Kaiser in Konstantinopel, und ging von den Courtenays immer durch Heirat an die Häuser Donzy, Châtillon, Bourbon und Flandern über. Margarete, Erbtochter von Flandern, brachte durch ihre zweite Vermählung mit Philipp dem Kühnen von Burgund diesem N. zu, welcher seinen zweiten Sohn, der bei Azincourt 1415 fiel, zum Grafen von N. ernannte. Von diesen burgundischen Grafen von N. ging die Grafschaft 1491 auf Engelbert von Kleve über, dessen Vater Johann I. 1455 eine Enkelin Philipps des Kühnen geheiratet hatte. König Franz I. erhob 1538 die bisherige Grafschaft N. zum Herzogtum. Der erste Herzog von N. war Franz I. von Kleve. Da seine Söhne Franz II. und Jakob keine Kinder hatten, erbte ihre Schwester Henriette, die Gemahlin Ludwigs von Gonzaga-Mantua, das Herzogtum. Ihr Enkel Karl III. verkaufte N. 1659 an den Kardinal Mazarin. Letzterer vererbte dasselbe auf seinen Neffen Philippe Julien Mancini-Mazarini (geb. 1641, gest. 1707), dessen Nachkommen in gerader Linie nun den Titel der Herzöge von N. oder Nivernais führten.

Nevers (spr. nöwär), Louis Jules Barbon Mancini-Mazarini, vierter und letzter Herzog von N. (Nivernais), franz. Staatsminister, geb. 16. Dez. 1716 in Paris, gest. 25. Febr. 1798, diente unter Villars in Italien, dann in Deutschland, widmete sich aber später wissenschaftlichen Studien und der Diplomatie. Vom französischen Hofe ward er 1748 als Gesandter nach Rom geschickt, wo er bis 1752 blieb. 1755 erhielt er eine Sendung nach Berlin, um das Bündnis Preußens mit England zu hintertreiben, was ihm aber nicht gelang. Dann unterhandelte er 1762 den Frieden mit England. Als ihm 1769 nach seines Vaters Tode die herzoglichen Besitzungen zufielen, verließ er den Hof. Im Streite der Regierung mit den Parlamenten (1771) erklärte er sich gegen erstere und protestierte auch mit Entschiedenheit gegen das von Maupeou eingesetzte Parlament. Sein Haus bildete den Mittelpunkt eines glänzenden Kreises von Politikern und Schriftstellern. Als Vergennes auf kurze Zeit an die Spitze der Geschäfte trat, ließ sich der Herzog ebenfalls bewegen, ins Ministerium einzutreten. Nach dem Ausbruch der Revolution gehörte er zu den wenigen Großen, welche sich um den König scharten. Diese treue Anhänglichkeit führte ihn 1793 in das Gefängnis, aus dem ihn erst der Sturz Robespierres rettete. Doch ging er seiner Titel und eines großen Teiles seines Vermögens verlustig. Seine Poesien, Übersetzungen und geschichtlichen Fragmente gab er gesammelt (Par. 1796, 8 Bde.) heraus; seine »Œuvres posthumes« erschienen 1807, 2 Bde. Vgl. Pérey, Le duc de Nivernais (Par. 1890—91, 2 Bde.).

Neveu (franz., spr. nöwö), Neffe.

Neviges, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Mettmann, an der Linie Vohwinkel-Kupferdreh der Preußischen Staatsbahn, 150 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Franziskanerkloster, 4 mechanische Webereien (1200 Arbeiter), eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, Gerberei, eine Papiermühle und (1895) 4658 Einw., davon (1890) 1796 Katholiken und 33 Juden. N. wird als Wallfahrtsort jährlich von ca. 80,000 Wallfahrern besucht. Nahebei das Schloß Hardenberg.

Neville (spr. néwwill), altes engl. Adelsgeschlecht, von angelsächsischer Herkunft, dessen Ahnherr, Robert, Herr von Raby, sich um 1200 mit Isabel de N., der Erbin eines mächtigen normännischen Barons, vermählte. Sein Sohn Geoffrey nahm den Namen N. an und wurde der erste Baron N. von Raby. Sein Urureukel Ralph N. war ein Kriegsgefährte Eduards III. und starb 1367. Dessen gleichnamiger Enkel, der sechste Baron N., ward 1397 zum Grafen von Westmoreland erhoben und starb 1425. Von seinen zwölf Töchtern wurde die jüngste, Cecily, die Gemahlin Richard Plantagenets, Herzogs von York, und die Mutter Eduards IV. und Richards III. Der dritte seiner elf Söhne (der älteste aus zweiter Ehe) Richard N., vermählte sich mit der Erbin des Thomas von Montacute, Grafen von Salisbury, dessen Titel er 1442 erhielt. In dem Kriege der beiden Rosen nahm er für das Haus York Partei, schlug die Lancastrier bei Blore-Heath 1459, geriet aber nach der Schlacht von Wakefield 30. Dez. 1460 in Gefangenschaft und ward enthauptet. Sein ältester Sohn war der heldenmütige Graf von Warwick (s. d.); der dritte, John N., ebenfalls Haupt der Yorkschen Partei, ward 1464 zum Grafen von Northumberland und 1470 zum Marquis von Montagu erhoben, trat aber mit seinem Bruder zur Partei Lancaster über, um Eduard IV. zu stürzen und Heinrich VI. wieder zur Krone zu verhelfen, und fiel 1471 bei Barnet. Charles N., sechster Graf von Westmoreland, ward als Teilnehmer an dem Aufstande Thom. Percys, Grafen von Northumberland, gegen Elisabeth 1570 geächtet und starb in Holland. Der Titel N. erlosch infolgedessen, eine Nebenlinie des Hauses aber, welche durch Heirat 1450 den Titel Baron und 1876 den Titel Marquis Abergavenny erlangte, besteht noch fort.

Neville's Croß (spr. néwwills), s. Durham 1 (Stadt).

Nevis (spr. néwwis), britisch-westind. Insel, zu den Leewardinseln gehörig, im SO. von St. Christoph, unter 17° 8′ nördl. Br. und 62° 38′ westl. L. v. Gr., 1096 m hoch, vulkanisch, umfaßt 113 qkm (2,13 QM.) und hat mit dem kleinen Eiland Redonda (5 qkm) (1893) 13,671 Einw. (meist Neger), ist fruchtbar, gut bewässert und bewaldet und hat drei Reeden. Hauptprodukt ist Zucker (nebst Rum); der Kaffeebau hat aufgehört. Hauptstadt ist der Hafen Charlestown an der Westküste, der Vieh, Melasse und Zucker ausführt. N., das 1498 von Columbus entdeckt, 1628 von England besiedelt wurde und lange Hauptmarkt für Sklaven war, bildet seit 1883 mit St. Christoph und dessen Dependenz Anguilla einen Bezirk unter einem Commissioner der britischen Kolonie Leeward Islands mit einem Umfange von 385 qkm (7 QM.) und (1893) 59,263 Einw.

Nevis, Berg, s. Ben Nevis.

Nevome, Sprache, s. Pima.

Nevrus, s. Norus.

Newa, der Abfluß des Ladogasees, resp. des Onega, des Ilmen und einer Menge kleinerer Seen des nördlichen Rußland, durchströmt in seinem nur 55,5 km langen Lauf das Gouv. St. Petersburg und ergießt sich unterhalb genannter Stadt in den Newabusen, d. h. den östlichsten, zwischen St. Petersburg und Kronstadt gelegenen Teil des Finnischen Meerbusens. Bei St. Petersburg (s. d.) bildet die N. ein Delta, dessen vier Hauptarme, die Große und Kleine N. und die Große und Kleine Newka, mit vielen Nebenarmen (wie die Fontanka, die Moika rc.) eine Menge von Inseln bilden, die teilweise von der Stadt selbst, teilweise von deren Datschen (Villen) bedeckt sind. Die N. ist in ihrer ganzen Länge schiffbar und bildet das erste Glied des komplizierten Wasserwegs, der St. Petersburg mit dem Weißen und dem Kaspischen Meer verbindet. Nach 171jähriger Beobachtung ist die N. 147 Tage lang zugefroren. Ihre Breite schwankt zwischen 260 und 1260 m, die Tiefe zwischen 2¾ und 6¾, im Gebiete der Hauptstadt zwischen 6 und 14 m. Da die Einfahrt in die Flußmündungen durch Barren erschwert ist und die Kronstädter Bucht nur eine Tiefe von 5—6 m, zuweilen nur 3 m hat, ist 4—5 km von der Südküste ein Seekanal von Kronstadt bis St. Petersburg gebaut, der bei einer Länge von 29 km und einer Breite von 38—69 m Schiffen von 5⅔ m Tiefgang die Einfahrt nach St. Petersburg gestattet (s. »Karte der Umgebung von St. Petersburg«). Nebenflüsse sind: Moika, Mga, Tosna, Ishora, Slowjanka links; Tschernaja und Ochta rechts. Der hohe Wasserstand der N. veranlaßte 1777, 1824 und 1879 große Überschwemmungen in St. Petersburg.

Newa-Expedition, 1803—1806, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

New Albany (spr. nju ōlbĕni), Hauptstadt der Grafschaft Floyd im nordamerikan. Staate Indiana, am Ohio, unterhalb der Fälle desselben, welche bedeutende Wasserkraft für zahlreiche Fabriken liefern, mit dem

gegenüberliegenden Louisville seit 1886 durch eine 750 m lange Brücke verbunden, hat ein schönes Gerichtsgebäude, Rathaus, Opernhaus, Methodistencollege für Damen, Bibliothek und (1890) 21,059 Einw., die Fabrikation von Baumwoll- u. Wollwaren, Glas, Maschinen, Eisen- und Messingwaren und sehr bedeutenden Handel auf dem Ohio betreiben.

New-Almaden (spr. nju almadēn), Bergwerksdistrikt in der Grafschaft Santa Clara des nordamerikan. Staates Kalifornien, mit berühmter Quecksilbergrube, der ältesten u. reichsten in Amerika, die bis Ende 1880 in 28 Jahren 60 Mill. Pfd. Quecksilber, 1889 noch 20,000 Flaschen, lieferten.

Newar, ein zu den Himalajavölkern gehörender Volksstamm in Nepal, die ursprünglichen Bewohner des Thales von Kathmandu, gute Ackerbauer, rührige Handelsleute und in den Gewerben weiter vorgeschritten als die übrigen Bergvölker, aber wegen ihres hartnäckigen Widerstandes gegen das herrschende Volk der Ghorka vom Kriegsdienst ausgeschlossen. Vgl. Conradi, Grammatische Skizze der dem Tibetischen verwandten Sprache Newari (in der »Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 45 u. 47, Leipz. 1891 und 1893).

Newark (spr. njū-ark), Orte in der nordamerikan. Union: 1) Hauptstadt der Grafschaft Essex in New Jersey, am Passaic, der 6 km unterhalb in die Newarkbai fällt, die ihrerseits durch die Meerenge Kill van Kull mit dem Hafen von New York in Verbindung steht, 14 km westlich von New York, hat ein schönes Zollhaus, Rathaus, zwei Bibliotheken, mehrere gelehrte Gesellschaften und höhere Schulen (ein Seminar der deutschen Presbyterianer etc.), ein Irrenhaus und (1890) 181,830 (1895 bereits 220,000) Einw., darunter 26,520 in Deutschland geborne. In 2490 gewerblichen Anstalten wurden 1890 von 46,848 Arbeitern Waren im Werte von 93,476,652 Doll. hergestellt, darunter 50 Gerbereien, 17 Brauereien, 68 Juweliere, 49 Hutmacher, 73 Gießereien und Maschinenbauwerkstätten, 17 Fabriken für Schuhzeug, 93 für Kleider, 53 für Eisenwaren, 4 für Celluloidwaren, 14 für Koffer und Taschen etc. Sehr bedeutend ist der Handel, für die Schiffe bestehen Docks von fast 2 km Länge. Edison hat hier seinen Wohnsitz und seine Werkstätte. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Licking in Ohio, am Lickingfluß, dem Ohio- u. Eriekanal, Bahnknotenpunkt, inmitten eines reichen Ackerbaudistrikts und in der Nähe ergiebiger Kohlenfelder, mit (1890) 14,270 Einw., die Fabrikation von Glas, Maschinen, Öfen und bedeutenden Handel mit Kohle, Getreide und Vieh betreiben. — 3) Stadt in New York, am Eriekanal, Bahnknotenpunkt, mit großer Unionsschule, mehreren Fabriken und (1890) 3698 Einw.

Newark upon Trent (spr. njū-ark), Stadt in Nottinghamshire (England), am Trent, mit Ruinen eines berühmten Schlosses aus dem 12. Jahrh. (König Johann starb hier 1216), der gotischen Maria Magdalena-Kirche, einem hübschen Rathaus, großartigen Malzdarren, Kornmühlen, Brauereien, Eisengießerei, Getreidehandel und (1891) 14,457 Einw. In der Nähe Gips- und Kalksteinbrüche.

Newäsha, Fluß, s. Newjesha.

Newbattle (spr. njūbättl), Gemeinde in Edinburghshire (Schottland), am Esk, 1,6 km von Dalkeith, mit (1891) 2843 Einw. Dabei N. Abbey, Sitz des Marquis von Lothian, ehemal. Cistercienserabtei, 1140 gegründet.

New Bedford (spr. nju béddförd), einer der beiden Hauptorte des nordamerikan. Staates Massachusetts, an der Mündung des Acushnet in die Buzzardbai des Atlantischen Ozeans, hat viele malerische alte Häuser, einen guten, durch ein Fort geschützten Hafen, der mit New York tägliche Dampferverbindung hat, besitzt 27 religiöse Gesellschaften, davon eine für innere Mission und (1890) 40,733 Einw. In 413 gewerblichen Anstalten wurden 1890 durch 11,422 Arbeiter Waren im Werte von 17,025,779 Doll. hergestellt, wovon auf Baumwollwaren 8,185,000 Doll. kamen. Seit 1755 ist N. Haupthafen des amerikanischen Walfischfangs, der indes in jüngerer Zeit sehr abgenommen hat. In der Nähe, auf Penikese-Insel, zoologische Station der Harvard-Universität.

New Berne (spr. njū bern, auch Newbern), Hauptstadt der Grafschaft Craven im nordamerikan. Staate Nordcarolina, am Ästuar der Neuse, die hier den Trent aufnimmt und in den Pamlicosund mündet, mit Korn- und Sägemühlen, Teersiedereien, lebhaftem Handel mit Baumwolle, Holz, Schiffsvorräten, Obst, Austern, Dungmitteln u. (1890) 7843 Einw., zur Hälfte Farbige.

Newbold and Dunston (spr. njubōld änd dónnst'n), Stadt in Derbyshire (England), 3 km nordwestlich von Chesterfield, mit Kohlengruben, Eisenwerken, Fabrikation von Töpfergeschirr und (1891) 5192 Einw.

Newbridge (spr. njūbriddsch), 1) Marktstadt in der irischen Grafschaft Kildare, nahe beim stehenden Lager auf dem Curragh (s. d.), mit Kaserne, Abteiruine und (1891) 3207 Einw. — 2) Stadt in Wales, s. Pontypridd.

New Brighton (spr. nju brait'n), 1) besuchtes Seebad in Cheshire (England), zur Gemeinde Liscard gehörig, an der Merseymündung, in reger Dampferverbindung mit Liverpool, mit hübschen Villen. — 2) Stadt in der Grafschaft Richmond des nordamerikan. Staates New York, auf der Nordostküste von Staten Island, mit vielen Villen, beliebtes Seebad und Sommerfrische, mit (1890) 16,423 Einw. — 3) Ort in der Grafschaft Beaver in Pennsylvanien, am Beaverfluß, der vortreffliche Wasserkraft für zahlreiche Fabriken liefert, mit (1890) 5616 Einw. — 4) S. Wallasey.

New Britain (spr. nju brittĕn), Stadt in der Grafschaft Hartford des nordamerikan. Staates Connecticut, 10 km von Hartford, mit Zeughaus, Lehrerseminar, Fabrikation von Kurz- und Strumpfwaren und (1890) 16,519 Einw. Die Stadt ist Geburtsort des Friedensapostels Elihu Burritt.

New Brunswick (spr. nju brönnswick), brit. Provinz, s. Neubraunschweig.

New Brunswick (spr. nju brönnswick), Hauptstadt der Grafschaft Middlesex des nordamerikan. Staates New Jersey, am schiffbaren Raritan, den ein 67 km langer Kanal mit dem Delaware verbindet, hat teilweise noch enge Straßen, ein Opernhaus, eine Freimaurerhalle, kath. Kathedrale, Rutger's College (landwirtschaftliche u. polytechnische Schule, 1770 gegründet), ein theologisches Seminar der Reformierten und (1890) 18,603 Einw., die Kautschuk-, Schuh- u. Strumpfwaren, Nähnadeln etc. fabrizieren u. Gärtnerei betreiben.

Newburgh, 1) (spr. njūbŏro), Flecken in der schott. Grafschaft Fife, am Firth of Tay, mit Ruinen der Lindores-Abtei und (1891) 1685 Einw. — 2) (spr. njūbörg) einer der beiden Hauptorte der Grafschaft Orange im nordamerikan. Staate New York, am Westufer des Hudson, 40—90 m über dem Fluß, 100 km oberhalb New York, Knotenpunkt eines Zweiges der Eriebahn und durch Fähre über den Hudson mit der New York- und New England-Bahn verbunden, hat Dampfschifffahrt nach New York und Albany, bedeutende Reederei und Schiffahrt, theologisches Seminar, mehrere

höhere Schulen, Bibliothek und (1892) 24,536 Einw., welche Baumwoll- und Wollmanufakturen, Lederfabrikation, Maschinenbau ꝛc. betreiben; 1890 erzeugten in 287 gewerblichen Anstalten 4516 Arbeiter Waren im Werte von 6,964,287 Doll. Das alte Steinhaus, in dem Washington sein Hauptquartier hatte, wird vom Staate erhalten. N. wurde 1709 von Pfälzern gegründet und während des Revolutionskrieges oft genannt. Nach Beendigung des Krieges wurde hier die amerikanische Armee 23. Juni 1783 entlassen.

Newbury (spr. njūbörĭ), Stadt in Berkshire (England), am Kennet, hat eine gotische Kirche aus der Zeit Heinrichs VII. (1868 restauriert), ein litterarisches Institut mit Museum, eine Lateinschule und (1891) 11,002 Einw. Hier 20. Sept. 1643 unentschiedene Schlacht zwischen den Parlamentstruppen unter dem Grafen Essex und den Truppen des Königs Karl I.; in einer zweiten, 27. Okt. 1644, zwischen denselben Parteien wurde der König geschlagen. Dabei Donnington Castle, in welchem Chaucer den Rest seiner Tage zubrachte, und Shaw House, das schönste Schloß der Grafschaft aus der Zeit Elisabeths.

Newburyport (spr. njūbörĭpōrt), eine der Hauptstädte der Grafschaft Essex im nordamerikan. Staate Massachusetts, in malerischer Lage an der Mündung des Merrimack in den Atlantischen Ozean, hat einen großen, aber durch eine Barre nicht leicht zugänglichen Hafen, eine Universität für neuere Sprachen und (1890) 13,947 Einw., welche Baumwollwaren, Schuhwerk ꝛc. fabrizieren, Schiffbau und Handel treiben.

Newcastle (spr. njukäßl), 1) Stadt in der britisch-nordamerikan. Provinz Neubraunschweig, am Miramichi, oberhalb Chatham, für große Schiffe zugänglich, an der Bahn Halifax-Quebec, mit Schiffbau, bedeutender Fischerei, starkem Holzhandel und (1891) 4500 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Lawrence des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, am Zusammenfluß des Neshannock und Shenango zum Beaver, Bahnknotenpunkt, im Gebiet der bituminösen Kohle und des natürlichen Gases, hat schöne, schattige Straßen, Eisengießereien, Hochöfen, Nägel- und Glasfabriken ꝛc. und (1890) 11,600 Einw. — 3) Stadt in der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Delaware, am Delawarefluß, 10 km unterhalb Wilmington, mit Fabriken für Baumwollwaren, Ackergeräten ꝛc. und (1890) 4010 Einw. — 4) Hafenstadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, an der Mündung des Hunter in den Stillen Ozean und Ausgangspunkt der Eisenbahnlinie N.-Tamworth, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls hat große Docks, Werften und (1893) 13,460 Einw. N. ist nach Sydney der wichtigste Hafen der Kolonie, von dem aus sämtliche Produkte des Hunterdistrikts, namentlich Steinkohle, ferner Wolle, gefrornes Fleisch, Pferde, Talg, Kupfer ꝛc. ausgeführt werden. Die Einfuhr betrug 1893: 461,253, die Ausfuhr 1,608,510 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr 678 Dampfer von 772,363 Ton. und 595 Segelschiffe von 594,844 T. Zum Hafen gehörten 52 Segelschiffe von 7521 T. und 53 Dampfer von 3160 T.

Newcastle (spr. njukäßl), 1) Thomas Pelham Holles, Herzog von, brit. Staatsmann, geb. 21. Juli 1694 aus einer alten Familie, gest. 17. Nov. 1768, ward nach dem Tode seines mütterlichen Oheims John Holles, der ihn adoptiert hatte, 1711 Erbe von dessen Besitzungen. Da er zur Whigpartei und zu den eifrigsten Anhängern des Hauses Hannover gehörte, ward er von Georg I. bei dessen Thronbesteigung 1714 zum Grafen von Clare, 1715 zum Marquis von Clare und Herzog von N. und, nachdem er den von den Anhängern der Stuarts gegen den König erregten Aufstand gedämpft hatte, 1717 zum Lord-Kämmerer des königlichen Hauses erhoben. 1731 ward er Staatssekretär. Auch bei Georg II. stand er in hoher Gunst. 1748 war er Kanzler der Universität Cambridge, 1750 begleitete er den König als erster Staatssekretär nach Hannover und ward 1754 Oberschatzmeister. Nach Georgs II. Tod zog er sich ins Privatleben zurück, trat zwar 1765 von neuem als Geheimsiegelbewahrer ins Ministerium, aber noch in demselben Jahre wieder zurück. Da er kinderlos war, so ging der Titel eines Herzogs von N. auf seinen Neffen Henry Fiennes-Clinton, neunten Grafen von Lincoln, geb. 1720, gest. 1794, über.

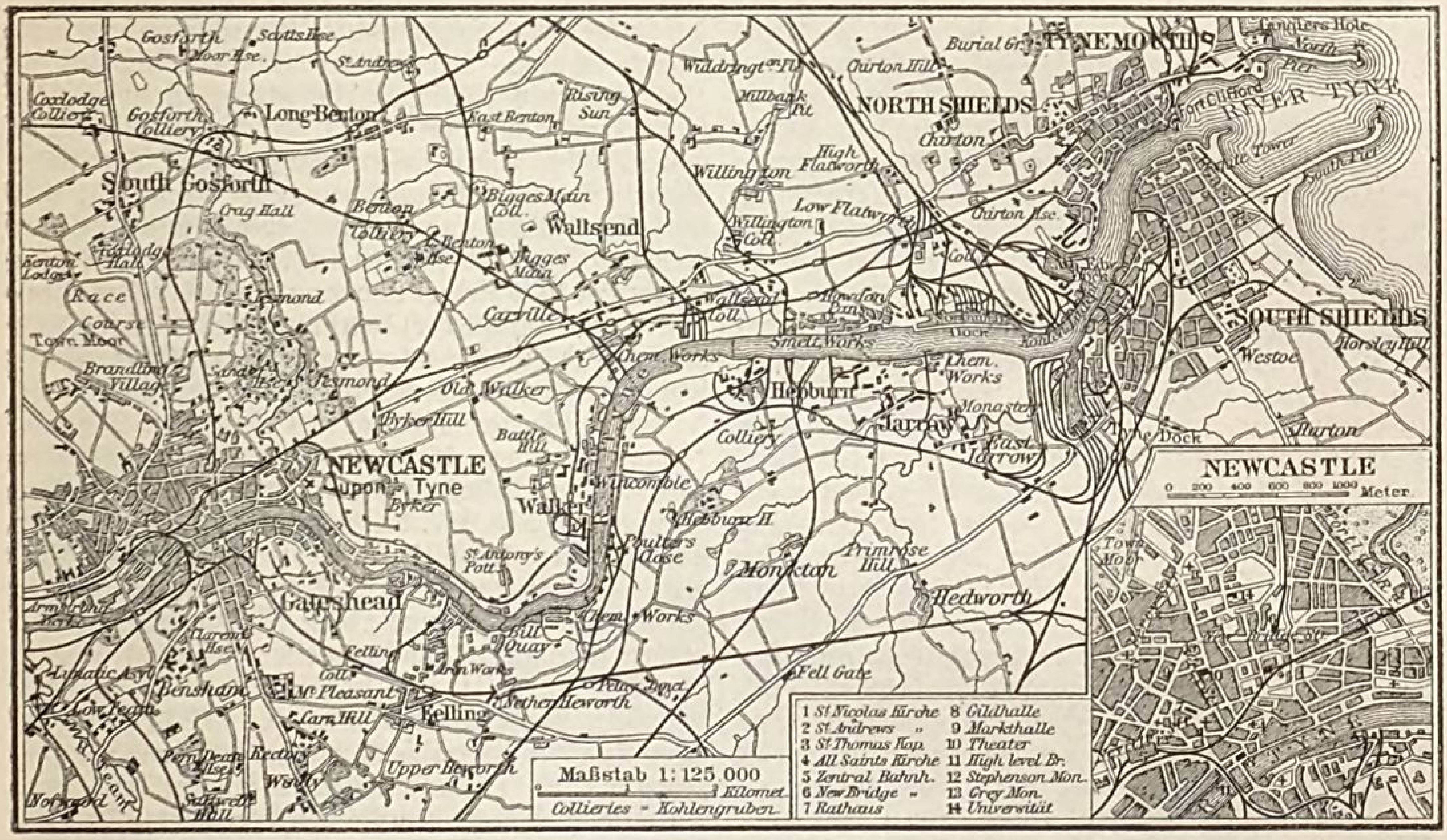
2) Henry Pelham Fiennes, vierter Herzog von, geb. 30. Jan. 1785, gest. 12. Jan. 1851, erzogen zu Eton, ging kurz nach dem Frieden von Amiens mit seiner Mutter nach Frankreich, wo er beim Wiederausbruch des Krieges von Napoleon I. zurückgehalten ward und erst 1807 seine Freiheit erhielt. Von streng konservativen Gesinnungen, trug er viel dazu bei, daß das Oberhaus 7. Okt. 1831 die erste Reformbill verwarf, weshalb einige Tage darauf bei einer Volksemeute sein Schloß zu Nottingham niedergebrannt und bald darauf auch sein Londoner Stadthaus vom Pöbel angegriffen wurde. Nachdem die Reformbill durchgegangen, zog er sich vom politischen Leben zurück und ward 1839 wegen eines beleidigenden Schreibens an den Lord-Kanzler seines Amtes als Lord-Lieutenant der Grafschaft Nottingham enthoben.

3) Henry Pelham Fiennes-Pelham-Clinton, fünfter Herzog von, Sohn des vorigen, geb. 22. Mai 1811, gest. 18. Okt. 1864, studierte zu Oxford und trat 1832 unter dem Namen Lord Lincoln als Abgeordneter für Süd-Nottinghamshire ins Unterhaus. Er schloß sich Peel an, unter dem er vom Dezember 1834 bis April 1835 Lord des Schatzes war und im September 1841 das Amt eines Oberkommissars der Wälder und Forsten erhielt, 1846 aber zum Obersekretär für Irland ernannt wurde. Da sein Vater seine Wirksamkeit für freihändlerische Reformen mißbilligte, verlor er seinen ersten Parlamentssitz, ward aber von dem schottischen Distrikt Falkirk wieder gewählt. Im Juli 1846 zog er sich mit Peel von der Regierung zurück, übernahm im Ministerium Aberdeen 1853 das Departement der Kolonien und 1854 das des Krieges, trat aber 1855, der mangelhaften Verpflegung der Krimarmee beschuldigt, zurück. Von 1859—64 war er wieder Kolonialminister und begleitete in dieser Eigenschaft den Prinzen von Wales auf seiner Reise nach Nordamerika. — Den Titel eines Herzogs von N. führt seit 22. Febr. 1879 sein Enkel Henry Pelham Archibald Douglas Pelham-Clinton, geb. 28. Sept. 1864.

Newcastle under Lyme (spr. njukäßl önnder laim), Stadt in Staffordshire (England), westlich von Stoke, mit Stiefel- und Hutfabriken, großem Eisenwerk (Silverdale), Papiermühlen und (1891) 18,452 Einw.

Newcastle upon Tyne (spr. njukäßl öponn tain), Stadt und Grafschaft im nordöstlichen England, am linken Ufer des Tyne, 12 km oberhalb seiner Mündung in die Nordsee, an und auf einem Hügel, ist mit dem am andern Flußufer liegenden Gateshead durch drei Brücken verbunden: eine steinerne, tief unten im Thal, eine Drehbrücke und die 34,1 m hohe, 419 m lange, von Robert Stephenson (dessen Denkmal beim Bahnhof) erbaute High Level Bridge, die sowohl dem

Eisenbahn- als dem Wagenverkehr dient. Der untere Teil der Stadt ist der älteste und Hauptsitz des Verkehrs; er hat enge, schmutzige Straßen, während die obere Stadt stattliche Straßen zieren, wie die mit der Denksäule des Grafen Grey geschmückte Grey Street. Von dem alten Schloß Wilhelms des Roten stehen noch das Burgverlies (keep) und zwei Thore, und auch von den alten Stadtmauern sind noch Reste vorhanden. Im NW. der Stadt liegt ein öffentlicher Park, der Town Moor. Unter den Bauwerken verdienen Beachtung: die St. Nicholaskirche aus dem 14. Jahrh., deren 59,3 m hohe Turmspitze von Strebepfeilern getragen wird; die neue katholische Kathedrale mit 69 m hohem Turm; die Gildhalle vom Jahre 1658 (jetzt Handelsbörse), das neue Rathaus, die Börse, Markthalle und das Theater. N. hat ein Areal von 21,7 qkm und (1891) 186,300 Einw.; es verdankt seine Bedeutung den ergiebigen Kohlengruben in seiner Umgegend, und »Kohlen nach Newcastle tragen« ist eine sprichwörtliche Wendung gleich dem griechischen »Eulen nach Athen tragen«. Außerdem aber hat die Stadt bedeutende Industrie u. zwar Maschinenwerkstätten (1891: 7272 Arbeiter), Eisen- und Stahlwerke (3245 Arb.), Schiffswerften (1915 Arb.), Glashütten, Töpfereien und chemische Fabriken. Weltbekannt sind Sir W. Armstrongs Stahl- u. Eisenwerke in der westlichen Vorstadt Elswick. Außerordentlich lebhaft sind Handel und Schiffahrt. Der Wert der Einfuhr vom Ausland belief sich 1894 auf 6,977,328 Pfd. Sterl., derjenige der Ausfuhr auf 3,919,433 (1890 noch 5,743,051) Pfd. Sterl. Zur Ausfuhr kommen namentlich Steinkohlen u. Koks (für 2,152,594 Pfd. Sterl.), Eisen, Kupfer, Blei, Alkali, Maschinen. Die Einfuhr erstreckt sich besonders auf Getreide, Früchte, Butter, Zucker, Metalle, Petroleum. Unter den Bildungsanstalten sind zu nennen: eine bedeutende Bibliothek und das Museum der Philosophischen Gesellschaft, die Altertümersammlung im Schloß, ein College für Naturwissenschaften (seit 1871) und eins für Medizin (seit 1893, beide zur Durham-Universität gehörig), das Rutherford College (seit 1878, für Naturwissenschaften), eine Bergbauschule, ein botanischer Garten und eine Sternwarte. Die Stadt ist Sitz eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs sowie eines deutschen Konsuls. — N. ist das Pons Oelii der Römer, das nach einer von Hadrian ums Jahr 120 erbauten Brücke benannt ward. 5 km östlich von N. bei Wallsend beginnt der Hadrianswall (s. d.). Unter den Angelsachsen hieß der Ort Monkchester, d. h. Mönchburg, und war ein beliebter Wallfahrtsort. Den jetzigen Namen erhielt es nach dem Schlosse in der Normannenzeit. N. gehörte bis 1888 zur Grafschaft Northumberland. Die Geschichte der Stadt schrieben Welford (1884—87, 3 Bde.), Charleton (1885) und Boyle (1890).



Lageplan von Newcastle upon Tyne.

Newcomb (spr. njūköm), Simon, Astronom, geb. 12. März 1835 zu Wallace in Neuschottland, wurde 1857 Rechner an der Nautical Almanac Office in Washington, 1861 Professor der Mathematik u. Astronom an der Marinesternwarte, 1877 Leiter der American Ephemeris and Nautical Almanac Office, 1884 unter Beibehaltung dieser Stellung Professor der Mathematik und Astronomie in Baltimore. Newcombs Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der theoretischen Astronomie, doch hat er sich auch bei der Konstruktion und Aufstellung des Washingtoner 26zölligen Riesenrefraktors (lange Zeit der größte der Erde) sehr verdient gemacht, und war thätiges Mitglied der Kommission zur Beobachtung der Venusdurchgänge. Seine bedeutenden theoretischen Arbeiten über die Bewegung des Mondes und der großen Planeten enthalten die von ihm herausgegebenen »Astronomical papers prepared for the use of the American Ephemeris« (Wash. 1882—92, 4 Bde.), »Researches of the motion of the moon« (das. 1878), »The elements of the four inner planets and the fundamental constants of astronomy« (das. 1895). Große Verbreitung fand seine vortreffliche »Popular astronomy« (deutsch von Engelmann, Leipz. 1881; 2. Aufl. von H. C. Vogel, das. 1892).

Newcomens Maschine, s. Dampfmaschine, S. 526.

Newel, Kreisstadt im russ. Gouv. Witebsk, am See N., mit 4 Kirchen und (1889) 8555 Einw. (meist Juden).

New England, s. Neuengland.

Newent (spr. njūĕnt), Marktstadt in Gloucestershire (England), am Hereford-Gloucester-Kanal, 13 km nordwestlich von Gloucester, hat Leinenindustrie, Nagelschmieden und (1891) 2605 Einw.

Newfoundland (spr. njūfaundländ), s. Neufundland.

Newgate (spr. njūgēt), ältestes Gefängnis in London.

New Germany (spr. nju dschörmēni), s. Neudeutschland.

New Hampshire (spr. nju hämmpschir, abgekürzt N. H.), einer der nordöstlichsten (der Neuengland-) Staaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 42° 40'—45° 18' nördl. Br. und 70° 40'—72° 35' westl. L. v. Gr., grenzt im Norden an Kanada, im O. an den Atlantischen Ozean und hat ein Areal von 24,100 qkm (437,2 QM.). Die Küste, vor der in 30 km Entfernung die zu N. gehörige, kleine Gruppe der Isles of Shoals liegt, ist kaum 28 km lang, wird von kleinen Buchten eingeschnitten, bietet nur für kleine Seeschiffe Hafenplätze und ist 30 km landeinwärts von der See eben, mit sandigem, wenig fruchtbarem Boden. Die Haupthöhenkette erhebt sich im Mount Monadnock zu 1131, im Moose Hillock zu 1460 m, weiter nördlich erreichen die *White Mountains* (s. d.) im Mount Washington 1900 m. Die Hauptgesteinsarten sind Granite und Gneise, am Connecticut auch Silur; Spuren der Eiszeit lassen sich an vielen Orten erkennen. Der größte Fluß ist der Connecticut, der die ganze westliche Grenze bildet. Der Merrimack fließt südlich durch die Mitte des Staates nach Massachusetts, und nur der Piscataqua mündet direkt in den Atlantischen Ozean; seine Mündung bildet den einzigen guten Hafen des Staates. Die Schiffahrt auf den Flüssen wird vielfach durch Wasserfälle und Stromschnellen unterbrochen, sie liefern indes wertvolle Betriebskraft für zahlreiche Fabriken. Unter den Seen sind der Winnipiseogee (158 m ü. M.) und der Sunapee die größten und schönsten. Das *Klima* ist streng; schon im November frieren die Flüsse zu, und der Schnee bleibt im Norden bis zum Mai liegen. Die Jahrestemperatur von Concord ist 7° (Extreme 37° und —24°); jährlich fallen 1170 mm Regen. Der Boden des Staates ist nicht besonders fruchtbar, am ergiebigsten ist das Land in den Flußthälern, insbes. im Thal des Connecticut. Die Berge geben gute Weiden und sind an ihren Abhängen mit dichten Waldungen von Eichen, Birken, Lärchen, Ahornen und Föhren bekleidet, die schöne Mastbäume und vorzügliches Bauholz liefern. Von wilden Tieren finden sich noch einige Vertreter, der Bär, Wolf, der Hirsch und andre jagdbare Tiere. Die Flüsse sind reich an Fischen, namentlich an Forellen. Die *Bevölkerung* betrug 1790: 141,899 Seelen und 1890: 376,530 (16 auf 1 qkm), davon 186,566 männlich, 189,964 weiblich, die Mehrzahl schottischen und protestantisch-irischen Ursprungs. Darunter waren 72,340 im Ausland (1631 in Deutschland) Geborne. Die öffentlichen Schulen mit 3134 Lehrkräften wurden 1890 von 60,195 Kindern besucht (84,600 waren schulpflichtig), das Dartmouth College zu Hannover hat 40 Dozenten und 449 Studierende. Es erscheinen 131 Zeitungen. Man zählte 1890: 39,920 Katholiken neben Protestanten verschiedener Sekten. Staatsanstalten sind: ein Irrenhaus und ein Staatsgefängnis in Concord, eine Blindenschule, eine Taubstummen- und eine Besserungsanstalt. Ackerbau u. Viehzucht sind weniger bedeutend als die Industrie; viel Land ist von Farmern verlassen worden, die sich teils in die Städte, teils nach Westen gewandt haben; 1890 besaßen 29,151 Farmer 1,383,607 Hektar Land, davon 690,955 Hektar unter Kultur (Mais, Hafer, dann Weizen, Kartoffeln, Hopfen, Tabak, Flachs). Der Viehstand betrug 1890: 52,458 Pferde, 222,888 Rinder, 131,611 Schafe, 58,585 Schweine. Erzeugt wurden 7,942,840 Pfd. Butter, 341,235 Pfd. Käse, 717,149 Pfd. Wolle. Fischerei und Bergbau (auf Gold, Silber, Kupfer, Bleiglanz, Graphit, Infusorienerde) sind unbedeutend. Dagegen steht die *Industrie*, welche 41 Proz. der Bevölkerung beschäftigt, in hoher Blüte. In 3229 gewerblichen Anstalten mit 63,361 Arbeitern wurden 1890 Waren im Werte von 85,770,549 Doll. erzeugt. Davon kommen auf 36 Baumwollfabriken mit 16,529 Arbeitern 17,953,403 Doll., auf 85 Wollfabriken mit 7352 Arbeitern 13,220,850 Doll., außerdem bestehen Stiefelfabriken, Sägemühlen, Strumpfwirkerei und Lederbereitung. Der Handel mit dem Ausland ist ohne Bedeutung, die Handelsflotte des Staates zählt nur 66 Seeschiffe von 1891 Ton. Dagegen wird er von 1760 km Eisenbahnen durchzogen. Die exekutive Gewalt ist einem Gouverneur und einem Rat von fünf Mitgliedern und die gesetzgebende Gewalt einem General Court übertragen, welch letzterer aus dem Senat (24 Mitglieder) und dem Haus der Repräsentanten (360 Mitglieder) besteht und alljährlich im Juni in Concord zusammenkommt. In den Kongreß der Union sendet N. 2 Senatoren und 2 Repräsentanten, bei der Präsidentenwahl hat es 4 Stimmen. Die Einnahmen betrugen 1890: 1,365,426, die Ausgaben 445,366, die Schulden des Staates 2,691,019, der Grafschaften 556,987, der Gemeinden 4,718,025, der Schuldistrikte 182,331 Doll. Hauptstadt ist Concord. — N. wurde zuerst bei Portsmouth 1623 unter Ferdinando Gorges und John Mason besiedelt und gehörte anfangs zu Massachusetts, bis es 1679 durch eine Akte Karls II. und von neuem 1741 zu einer besondern Provinz erhoben ward. 1775 erklärte die Provinzialkonvention die königliche Regierung für aufgehoben, und 1776 konstituierte sich der erste Provinzialkongreß unter dem Namen Repräsentantenhaus. Die gegenwärtige Verfassung datiert von 1792. Vgl. *Hitchcock*, Geology of N. (Concord 1875—77, 2 Bde.); *Mc. Clintock*, History of N. (Boston 1889). S. Karte »Vereinigte Staaten«.

New Harmony (spr. nju hármŏni), Ort im nordamerikan. Staat Indiana, am Wabash River, mit (1890) 1197 Einw., in dem sich 1815 die von Rapp geführten Harmonisten niederließen, und der 1824 von Robert Owen für eine von ihm gegründete Genossenschaft erworben wurde. Beide Unternehmungen schlugen fehl.

New Hartford (spr. nju hártförd), Stadt in der Grafschaft Litchfield des nordamerikan. Staates Connecticut, mit Baumwollfabriken und (1890) 3130 Einw.

Newhaven (spr. nju-hēw'n), 1) Stadt in der engl. Grafschaft Ost-Sussex, an der Mündung des Ouse, mit einer Kirche aus der Normannenzeit, kleinem Hafen, zu welchem 31 Seeschiffe von 5620 Ton. Gehalt gehören, und (1891) 4955 Einw. Dampfschiffe unterhalten fast tägliche Verbindung mit Dieppe und den Kanalinseln. Wert der Ausfuhr britischer Produkte (1894) 1,954,018, von ausländischen und Kolonialprodukten 607,665 Pfd. Sterl., der Einfuhr 7,656,981 Pfd. Sterl. Den Hafen verteidigt ein Fort. — 2) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft und größte Stadt des nordamerikan. Staates Connecticut, an der Newhaven-Bai des Long Island-Sundes,

6 km von letzterm, ist schön und regelmäßig gebaut, hat von Ulmen beschattete Hauptstraßen (daher »Ulmenstadt«), an dem Hauptplatz (Public Green) das ehemalige Staatenhaus (im dorischen Stil), das Rathaus und die berühmte Yale University, nach Harvard bei Cambridge die bedeutendste Hochschule der Union, mit Schulen der praktischen Wissenschaften, Theologie, Medizin, Rechtswissenschaft, schönen Künste und Philosophie und (1894) 187 Dozenten, 1930 Studierenden und einer Bibliothek von 200,000 Bänden. Sie wurde 1700 gegründet und umfaßt auch das Peabody Museum of Natural History, mit großen Sammlungen. N. zählte 1890: 81,298 Einw. (darunter 4427 in Deutschland Geborne), 1895 schon 94,500, die eine sehr lebhafte Industrie betreiben; 1890 wurden in 2490 gewerblichen Anstalten mit 17,864 Arbeitern Waren im Werte von 33,396,311 Doll. hergestellt, darunter waren 7 Fleischverpackungsanstalten, 12 Eisenwarenfabriken, 7 Korsettfabriken, ferner Gießereien, Maschinen- und Wagenbauanstalten, Eisen- u. Stahl- sowie Messingfabriken, Hobelmühlen etc. Weltbekannt sind die Winchester Feuerwaffenfabrik und die Metallwarenwerke von Sargent. Bedeutend ist auch der Handel, namentlich mit Westindien; zum Hafen gehörten 1889: 286 Fahrzeuge (52 Dampfer) von 50,445 Ton. Vorstädte sind Fairhaven mit Austerbeeten, Westhaven und Easthaven mit Kupferhütte.

Newington (spr. njūingt'n), südlicher Stadtteil von London, zwischen Lambeth und Bermondsey, mit (1891) 115,804 Einw. S. den Stadtplan von London.

Newja, Fluß, s. Neiwa.

Newjanskij Sawod, bedeutendes Eisenwerk mit Gießerei und Goldwäscherei im russ. Gouv. Perm, an der Neiwa, 1699 gegründet, beschäftigt 3—5000 Arbeiter. Das dabei entstandene Dorf an der Uralbahn (Perm-Jekaterinburg) hat eine griechisch-kath. Kirche, 4 Kirchen der Sektierer und Altgläubigen und 16,066 Einwohner.

Newjanskit, soviel wie Osmiumiridium, s. Osmium.

New Jersey (spr. nju dschörsi, abgekürzt N. J.), einer der mittlern der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 38° 56'—41° 21' nördl. Br. und 73° 54'—75° 33' östl. L. v. Gr., grenzt im Norden an den Staat New York, im O. an den Atlantischen Ozean, im S. an die Delawarebai und hat ein Areal von 20,240 qkm (367,6 QM.). N. bildet eine Art Halbinsel, die im Kap May endet, seine durch niedere Inseln und Nehrungen vom offenen Meer getrennte Küste hat eine Anzahl guter Ankerplätze für mittlere und kleine Schiffe. Hinter der Küste erstreckt sich eine ungeheure Sandfläche, großenteils mit Pechtannen- und Fichtenwaldungen bestanden, in welchen jährlich an 45,000 hl Himbeeren gepflückt werden. Gegen Norden hin, beim Sandy Hook, der Einfahrt zum Hafen von New York gegenüber, steigt das Land an und erreicht in den Nevisinkhügeln eine Höhe von 114 m. Der nördliche Teil ist ein rauhes, von drei parallel laufenden Ketten der Alleghanies oder Blauen Berge durchzogenes Hügelland. Am Hudson, New York gegenüber, stürzt dasselbe in den »Palissaden« steil ab. Die höchsten Punkte sind: Rutherford Hill (453 m) und High Point, an der Grenze New Yorks (550 m). Während an der Küste tertiäre und quaternäre Gebilde auftreten, besteht der vorwiegend hügelige mittlere Teil aus Jura, Trias und Kreide, der nördliche aber vorwiegend aus archäischen und silurischen Gesteinen. Außer den beiden Grenzflüssen Hudson und Delaware sind noch zu nennen: der Passaic und Hackensack, welche in die Newarkbai und durch dieselbe in die New York-Bai fließen, der Raritan und der Great Egg Harbor-Fluß. Staten Island (s. d.), unterhalb New York und Newark, gehört zu N. Das Klima ist zum großen Teil Seeklima, im Innern zeigt sich zwischen Norden und S. ein Unterschied von 2°. Das im mittlern Teil gelegene Trenton hat im Sommer 21,5°, im Winter 0,1°, im Jahr 10,5° Durchschnittstemperatur. Der Regenfall beträgt 1010—1035 mm. Die sumpfigen Küstenebenen sind nicht, die höhern Landschaften aber durchaus gesund; die schönen Seebäder werden im Sommer viel besucht. Die Bevölkerung, die 1702 nur 10,000, 1860 schon 672,035 Seelen zählte, stieg bis 1890 auf 1,444,933 (71 auf 1 qkm), davon 720,819 männlich und 724,114 weiblich. Von der Gesamtbevölkerung waren 47,638 Neger u. Mulatten und 328,975 im Ausland (106,181 in Deutschland) Geborne. Die öffentlichen Schulen mit 4465 Lehrkräften wurden 1890 von 234,072 Kindern besucht (376,238 waren schulpflichtig), die 5 höhern Lehranstalten mit 114 Dozenten von 1354 Studierenden, darunter ein theologisches Seminar und ein technisches Institut. Es erscheinen 360 Zeitungen. Der Boden ist im allgemeinen nur mittelmäßig, doch hat man selbst in den Sandstrichen bei Verwendung des unterliegenden Mergels gute Ernten erzielt. Unter Kultur waren 1890: 799,647 Hektar, geerntet wurden vornehmlich Heu, Mais, Hafer, Weizen, Kartoffeln. Sehr beträchtlich ist auch die Obst- (Äpfel, Pfirsiche) u. Gemüsezucht. Der Viehstand betrug 1890: 86,925 Pferde, 212,062 Rinder, 55,409 Schafe und 224,388 Schweine. Die Milchwirtschaft erzeugte 8,367,218 Pfund Butter und 23,613 Pfd. Käse. Der Bergbau beschränkt sich auf Eisen (1889: 415,510 Ton.) und Zinn, auch Töpfererde, Bausteine und Schiefer sind vorhanden. Die Fischerei beschäftigt 590 Schiffe und 4065 Boote und ergab einen Ertrag von 4,198,550 Doll., davon 3,126,067 für Austern. Die Industrie ist vielseitig und hochentwickelt; 1890 wurden in 9221 gewerblichen Anstalten mit 186,901 Arbeitern Waren im Werte von 353,897,688 Doll. hergestellt. Die Seidenfabrikation ist bedeutender als in irgend einem andern Unionsstaat; 1890 wurden in 132 Fabriken mit 378,730 Spindeln, 11,724 Stühlen und 17,917 Arbeitern Waren im Werte von 30,760,371 Doll. hergestellt. Die Baumwollindustrie erzeugte 1890 in 77 Fabriken mit 374,442 Spindeln, 3673 Webstühlen und 5683 Arbeitern Waren im Werte von 5,902,615 Doll. Die 55 Wollenfabriken mit 86,617 Spindeln, 1533 Webstühlen, 694 Strickmaschinen und 7248 Arbeitern fertigten Waren im Werte von 9,984,640 Doll.; in 41 Färbereien mit 3864 Arbeitern betrug der Produktionswert 6,183,397 Doll. Außerdem sind nennenswert die Gießereien und Maschinenbauanstalten, Eisen- und Stahlwerke, Tabaks- und Zigarrenfabriken etc. Die wichtigsten Industriezentren sind Newark, Paterson, Jersey City, Trenton, Orange. Der Handel geht fast ganz durch die Häfen von New York und Philadelphia. Kanäle verbinden Jersey City, die Haupthandelsstadt, mit dem Delaware. Eisenbahnen waren 1890: 3571 km in Betrieb, und zum Staat gehörten 1078 Schiffe von 89,412 Ton. Der Gouverneur wird vom Volk auf drei Jahre gewählt. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat von 21 und ein Repräsentantenhaus von 60 Mitgliedern aus. In den Kongreß der Union entsendet N. 2 Senatoren und 8 Repräsentanten; bei der Präsidentenwahl hat es 10 Stimmen. Die Einnahmen des Staates betrugen 1890: 3,933,708, die Ausgaben 1,564,264,

die Schulden des Staates 1,022,642, der Grafschaften 3,728,130, der Gemeinden 42,990,338, der Schuldistrikte 1,592,479 Doll. Hauptstadt ist Trenton. — Die ersten Ansiedelungen erfolgten durch die Holländer in der Nähe von Bergen zwischen 1617 und 1620, worauf 1637 im SW., am Delaware, auch Schweden und Finnen sich niederließen, die aber 1655 von den Holländern vertrieben wurden. Letztere mußten indessen bald selbst den Engländern weichen, die 1664 gewaltsam vom Land Besitz ergriffen, das nun infolge einer Schenkungsurkunde Karls II. von England nebst New York Eigentum des Herzogs von York wurde, der es seinerseits den Lords Berkeley und George Carteret abtrat. Später (1702) an die Krone des Mutterlandes zurückgegeben, bildete es seitdem unter dem Namen N. eine eigne Provinz, die von britischen Gouverneuren bis zur Revolution von 1776 regiert wurde. Am Unabhängigkeitskampf war N. sehr stark beteiligt; hier wurde im Dezember 1776 die Schlacht bei Princeton geschlagen, im Juni 1778 die Schlacht von Monmouth, beide unter persönlicher Führung Washingtons und für die amerikanische Sache günstig. In Morristown überwinterte die amerikanische Armee 1776—77. N. ist einer von den drei Staaten, welche die Verfassung der Vereinigten Staaten von 1787 einstimmig in der dazu angeordneten Konvention annahmen. Vgl. Raum, History of N. (Philad. 1880, 2 Bde.). S. Karte »Vereinigte Staaten«.

Newjesha (Newäsha), rechter Nebenfluß des Niemen im russ. Gouv. Kowno, 203 km lang, wurde zur Zeit des Hansabundes von großen Schiffen befahren und diente noch früher als Grenze zwischen Litauen und dem Fürstentum der Schmuden.

Newka, Große und Kleine, Mündungsarme der Newa (s. d.).

New Kilmainham (spr. nju), s. Kilmainham.

New London (spr. nju), Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, rechts am Thamesfluß, 5 km von dessen Mündung in den Long Island-Sund, mit vorzüglichem, selten durch Eis geschlossenem und durch die Forts Trumbull und Griswold verteidigtem Hafen, einer Werfte mit Arsenal der Union und (1890) 13,757 Einw., die vornehmlich Stockfisch-, Makrelen- und Walfischfang und Großhandel betreiben. N. wurde 1645 gegründet und 1781 von dem englischen General Arnold ganz niedergebrannt; zum Gedächtnis daran und an das Gemetzel von Fort Griswold wurde auf den Croton Heights am Themseufer ein Obelisk errichtet.

Newm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Edward Newman, Entomolog und Ornitholog.

New Malden (spr. nju maolden), Marktstadt in der engl. Grafschaft Surrey, 3 km östl. von Kingston on Thames, mit (1891) 3437 Einw.

Newman (spr. njumän), 1) John Henry, der bedeutendste Führer des Anglokatholizismus (s. Puseyismus), geb. 21. Febr. 1801 in London, gest. 11. Aug. 1890 in Edgabaston, studierte in Oxford und wurde 1828 Pfarrer an der St. Marienkirche daselbst. Von Froude, mit dem er 1832 nach Rom gereist war, gegen die Reformation eingenommen, gab er mit diesem und andern die »Tracts for the times«, namentlich 1841 den berüchtigten 90. Trakt, heraus. Hierfür von seinem Bischof getadelt, trat er 8. Okt. 1845 zur katholischen Kirche über. Auf einer Reise nach Rom zum Priester des Oratoriums, dessen Superior er für England war, geweiht, suchte er nach seiner Rückkehr durch die »Letters on certain difficulties felt by Anglicans in submitting to Rome« (Lond. 1850; 5. Aufl. 1875—1879, 2 Bde.) sowie durch zahlreiche Vorträge, die unter dem Titel: »Discourses addressed to mixed congregations« (das. 1850, 7. Aufl. 1891; deutsch, Mainz 1851) gesammelt wurden, für den Katholizismus Propaganda zu machen. Ein Angriff, den er in der »Dublin Review« gegen den zur anglikanischen Kirche übergetretenen italienischen Priester Achilli richtete, hatte 1852 einen skandalösen Prozeß zur Folge, welcher zwar zu Newmans ungunsten entschieden wurde, aber einen moralischen Triumph für ihn bedeutete. Dafür wurde er gleichzeitig zum Rektor der neugegründeten römisch-katholischen Universität ernannt. Doch legte er 1858 diese Stelle nieder, um die Leitung einer Erziehungsanstalt für den katholischen Adel bei Birmingham zu übernehmen. Im Mai 1879 wurde er vom Papst Leo XIII. zum Kardinal ernannt und verlegte seinen Wohnsitz nach Rom. Von seinen auch meist ins Deutsche übersetzten zahlreichen Schriften (darunter mehrere Romane, z. B. »Callista«; deutsch, 7. Aufl., Köln 1893) sind noch zu nennen: »Apologia pro vita sua. History of my religious opinions« (Lond. 1865, neue Ausg. 1891; deutsch, Köln 1865); »Critical and historical essays« (neue Ausg. 1890, 2 Bde.); »Discussions and arguments« (1872); »Historical sketches« (1891, 3 Bde.). Seine Werke erschienen gesammelt in 36 Bänden (Lond. 1870—79), darunter 8 Bände »Parochial and plain sermons«. Vgl. Jennings, J. H. N., story of his life (Lond. 1881 u. ö.); Hutton, Cardinal N. (das. 1890); Mozley, Letters and correspondence of J. H. N. during his life in the Anglican Church (das. 1891, 2 Bde.); F. W. Newman, Contributions chiefly to the early life of Cardinal N. (das. 1891); Abott, The Anglican career of Cardinal N. (das. 1892, 2 Bde.).

2) Francis William, engl. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. im Juni 1805, studierte in Oxford, ward Fellow des Balliol College und bereiste 1830—1833 den Orient. Bald darauf wurde er Lehrer am Bristol College, 1840 Professor bei der Akademie in Manchester und 1846 Professor der römischen Litteratur an der Universität zu London; 1863 trat er ins Privatleben zurück. In seinen Schriften: »The soul, her sorrows and her aspirations« (1849, 9. Aufl. 1882; deutsch, Leipz. 1851) und »Phases of faith« (1849, neue Ausg. 1881) fordert er im Gegensatz zu seinem Bruder einen durch Vernunft und Humanität begründeten Glauben. Als Geschichtschreiber erwarb er sich Ruf durch seine »History of the Hebrew monarchy« (1847, 3. Aufl. 1865) und »Regal Rome, an introduction to Roman history« (1852), worin er Niebuhrs Hypothesen über den Ursprung der Etrusker bekämpfte. Außerdem veröffentlichte er: »Essay on moral and constitutional right« (1849); »Lectures on political economy« (1851); »Theism, or didactic religious utterances« (1858); »Europe of the near future with three letters on the Franco-German war« (1871); »Hebrew theism« (1874); »A Christian commonwealth« (1883); »Life after Death? Palinodia« (1887), meist gesammelt in »Miscellanies« (1869—89, 3 Bde.) u. a.

Newmarket (spr. nju-), Stadt in der engl. Grafschaft West-Suffolk, 20 km östlich von Cambridge, mit (1891) 6213 Einw., Hauptquartier des Jockeyklubs, berühmt durch seine acht jährlichen Wettrennen, darunter das Craven-Meeting am Ostermontag und Houghton-Meeting im Oktober. Vgl. Hore, History of N. and the annals of the turf (Lond. 1886, 3 Bde.).

New Mexico (spr. nju), Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 31° 20'—37° nördl. Br. und 103—109° westl. L. v. Gr., begrenzt im Norden von Colorado, im O. vom Indianergebiet und Texas, im S. von Texas und Mexiko, im W. von Arizona und 317,470 qkm (5766 QM.) groß. N. ist ein Tafelland, dessen mittlere Erhebung auf 1850 m geschätzt wird. Das breite Thal des Rio Grande durchschneidet das ganze Gebirge von Norden nach S. und teilt dasselbe in zwei ungleiche Hälften. Im O. des Thales ziehen sich mehrere Ausläufer des Felsengebirges in meridionaler Richtung hin, welche im Baldy Point und Ocate Crater 3—4000 m erreichen und weiter südlich große unfruchtbare Becken mit Salzsümpfen (das Grand Quivira-Thal u. die Jornada del Muerto) sowohl als Tafelebenen (Mesas) zwischen sich einschließen und nach den Prärien am obern Canadian River und zu der Llano estacado oder Staked Plain genannten Sandwüste hin sich abdachen. Letztere durchfließt der Rio Pecos, ein Nebenfluß des Rio Grande. Westlich von letzterm zieht eine Reihe von Ketten (Sierra Blanca, Sierra Sacramento, Guadalupe Mountains) nach Texas hinein, durch große Salzsümpfe getrennt von der noch westlichern Sierra Soledad. Jenseit des Rio Grande bilden die Zuniberge, das Membresgebirge und das an der Grenze von Mexiko gelegene Sierra Madre-Plateau (1600 m ü. M.) die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean. Ausgedehnte Mesas kommen hier vor, und die Flüsse nehmen teilweise ihren Lauf durch 300 m tiefe Cañons (s. d.). Keiner der Flüsse (Rio Grande mit Rio Puerca, Pecos, Canadian, Gila, San Juan) ist schiffbar. Die Berge sind fast überall bewaldet mit Fichten, Tannen, Zedern, Sprossentannen, und auf den Vorhügeln und in den Flußthälern wachsen Eichen, Walnuß- und Ahornbäume. Große Strecken auf den Mesas und in den Gebirgen haben üppigen Graswuchs und eignen sich vortrefflich zur Viehzucht, da die Tiere den ganzen Winter durch im Freien verbleiben können. Immerhin aber besteht der größte Teil der Oberfläche aus unfruchtbarem Land. An Wild findet man Bären, Wölfe, Luchse, Biber, Hasen, Elentiere, Büffel rc. Das Klima von N. ist wesentlich trocken, im allgemeinen gemäßigt und gesund. Viel Regen fällt nur zwischen den Monaten Juli und Oktober. Die mittlere Jahrestemperatur von Santa Fé (2312 m ü. M.) ist 10,3°, und die Temperatur schwankt daselbst im Jahre zwischen 31,1° und —20,6°. Zwischen Oktober und Mai fällt sie häufig unter den Gefrierpunkt; Eis und Schnee sind etwas Gewöhnliches, und die höchsten Bergspitzen bleiben das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt. Die **Bevölkerung**, welche 1850 erst 61,547 Seelen zählte, war bis 1890 auf 153,593 (2,07 auf 1 qkm) gestiegen, wovon 83,055 männlich und 70,538 weiblich, darunter 1956 Neger und Mulatten, 361 Chinesen und 9903 Indianer (Pueblo, Apatschen), aber ohne 23,450 noch in Stämmen lebende Apatschen und Navajos. Merkwürdige Ruinen beweisen, daß die Zivilisation der Indianer einst eine höhere war (s. Pecos und Zuni). Die ansässige Bevölkerung ist meist aus einer Mischung von Indianern und Spaniern hervorgegangen. Das Spanische ist die Hauptsprache und auch in den meisten Schulen als Unterrichtssprache im Gebrauch. In der Bildung steht N. hinter allen andern Gebieten der Union weit zurück, und von den über zehn Jahre alten weißen Bewohnern können 62 Proz. nicht schreiben. Die Volksschulen mit 487 Lehrkräften wurden 1890 von 22,599 Kindern besucht (44,200 waren schulpflichtig), höhere Schulen gibt es nicht. Es erscheinen 55 Zeitungen. Landwirtschaft kann nur in den Flußthälern betrieben werden, da ohne künstliche Bewässerung der Felder ergiebige Ernten nicht zu erzielen sind. Mais und Weizen gedeihen vortrefflich, ebenso Obst. 1890 waren 105,242 Hektar unter Kultur (Mais, Weizen, Kartoffeln, Hafer). Südlich von Bernardino baut man Wein (1890 auf 474 Hektar), und Südfrüchte gedeihen im Freien. Für die Viehzucht eignet sich das Territorium vortrefflich, man zählte 1890: 38,130 Pferde, 8367 Maultiere und Esel, 577,511 Rinder, 1,248,970 Schafe und 10,471 Schweine. Der Bergbau ist neben der Viehzucht die Hauptbeschäftigung. An Edelmetallen wurden bis 30. Juni 1892 gewonnen für 4,595,032 Doll. Gold u. für 6,676,169 Doll. Silber, 1892 allein 45,956 Unzen Gold, 1,075,000 Unzen Feinsilber, 500,000 Ton. Kohle und 14,000 T. Koks. Der Ertrag sämtlicher Bergwerke auf Metalle betrug 1890: 1,612,885 Doll. Auch Kupfer, Blei und Eisen kommen vor, und die Salzseen liefern Salz in unerschöpflicher Menge. Der Handel hat seinen Hauptplatz in Santa Fé und wurde früher durch Ochsenfuhrwerke vermittelt, welche, zu großen Karawanen vereinigt, von O. her ins Land kamen. Seit 1883 aber durchschneidet die Southern Pacificbahn das Gebiet, und 1890 hatten die Eisenbahnen eine Länge von 2118 km. Der Gouverneur und die Oberrichter werden vom Präsidenten der Union ernannt, der Senat zählt 12, das Abgeordnetenhaus 26 Mitglieder. In den Kongreß der Union entsendet N. einen Delegierten. Die Einnahmen des Territoriums betrugen 1890: 305,000, die Ausgaben 143,750, die Schulden des Territoriums 870,000, der Grafschaften 1,815,083, der Gemeinden 127,085, der Schuldistrikte 19,370 Doll. Hauptstadt ist Santa Fé. — N. bildete ehemals die Provinz N. und einen Teil der Provinz Altkalifornien des Vizekönigreichs Neuspanien und wurde dann ein Teil der Republik Mexiko. 1846 ward Santa Fé, nachdem wegen Texas der Krieg mit Mexiko ausgebrochen war, von den Amerikanern erobert und 1848 im Frieden zu Guadalupe-Hidalgo das Land an die Vereinigten Staaten abgetreten, welche aus ihm und einem für 10 Mill. Doll. von Mexiko überlassenen Teil Kaliforniens 1850 das Territorium von N. bildeten. Von demselben ward 1863 Arizona (s. d.) abgetrennt. S. Karte »Vereinigte Staaten«. Vgl. Ladd, The story of N. (Bost. 1891); Bandelier, History of the southwestern portion of the United States (Cambridge, Mass. 1891).

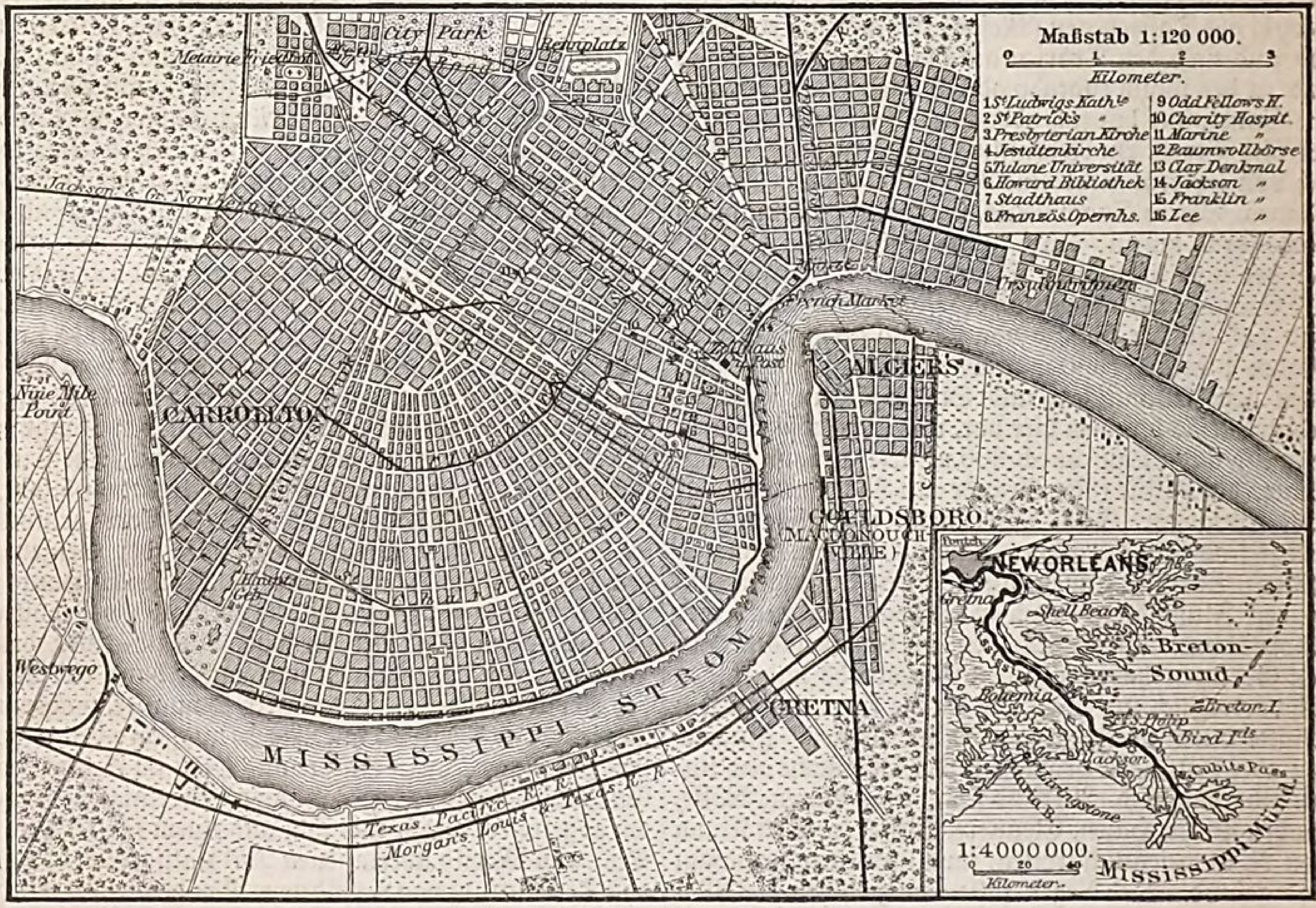
New Milford (spr. nju millförd), Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, am Housatonic River, mit großartigem Tabakshandel und (1890) 3917 Einw.

New Mills (spr. nju), Stadt in Derbyshire (England), am Goyt, 11 km südöstlich von Stockport, hat Kattundruckereien, Bandfabrikation, eine Eisengießerei und (1891) 6661 Einw.

Newminsterabtei (spr. nju-), s. Morpeth.

New Orleans (spr. nju orlins oder örrliäns), die bedeutendste Stadt im S. der Vereinigten Staaten und Hauptstadt von Louisiana, unter 29° 57' nördl. Br. und 90° 8' westl. L. v. Gr., auf einer niedrigen und sumpfigen Ebene, die bei Hochwasser zwischen 0,6 und 1,2 m unter der Oberfläche des Mississippi liegt, der hier 1 km breit und 35 m tief ist, 170 km von dessen Mündung in den Golf von Mexiko, zwischen dem Strom im S. und dem See Pontchartrain im Norden. Das Stadtgebiet umfaßt einen Flächenraum von 548 qkm, besteht aber zu drei Vierteln aus unbewohnbarem Sumpf. Das Klima ist heiß (Sommer 27,3,

Winter 13,3, Jahr 20,6°), feucht (es fallen 1269 mm Regen), das gelbe Fieber tritt häufig verderblich auf, sehr lästig sind im Sommer die Moskitos. In den letzten Jahren getroffene gesundheitliche Maßnahmen haben die früher sehr große Sterblichkeit erheblich herabgesetzt, so daß dieselbe jetzt für die Weißen 28,62, für die Farbigen 47,15 pro Tausend beträgt. Trinkwasser erhält man aus hölzernen Zisternen, in denen das Regenwasser aufgefangen wird, sowie aus einem 182 m tiefen artesischen Brunnen. Der Strom ist, um die Stadt gegen Überschwemmungen zu schützen, von einem 4,3 m hohen und 4,6 m breiten Damm (Levée) eingefaßt, der sich bis 190 km oberhalb der Stadt, bis Plaquemines, hinzieht und bei N. Square mit Reiterstandbild des Generals Jackson, an dem die alte Kathedrale von St. Louis in spanisch-katholischem Stil (1792—94 erbaut) und die Gerichtshöfe liegen; Lafayette Square mit Standbild Benj. Franklins, dem marmornen Rathaus, der größten Kirche der Presbyterianer und der Halle der Odd Fellows, und Circus Place, früher Congo Park genannt, der Tummelplatz der Neger, zu erwähnen. An der St. Charles Avenue steht auf hoher Säule die Statue Lees. Der City Park auf dem Metarie Ridge ist 60 Hektar groß; der Exposition Park, in dem die Ausstellung von 1884—85 stattfand, zieht sich als schmaler Streifen vom Fluß 4 km landeinwärts. Interessant sind auch die Marktplätze, namentlich der französische Markt am



Lageplan von New Orleans.

eine reizende Promenade bildet. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig angelegt u. wird von mehreren Kanälen durchzogen, die vom Bayou St. John ausgehen. Viele der bedeutendern Straßen sind breit und mit Bäumen beschattet. Hauptgeschäftsstraße ist Canal Street, die vom Flusse rechtwinkelig ausläuft und das französische Viertel (Vieux Carré) im NO. von der Neustadt, dem amerikanischen Viertel, im SW. scheidet. Ersteres wird fast ausschließlich von Kreolen (in Amerika geborne Abkommen französischer Kolonisten) bewohnt, und hier wird allgemein französisch gesprochen. Zu den charakteristischen Zügen dieses Stadtteils gehören die Adobémauern, die kalkbeworfenen Stuckfassaden, die Jalousien, Gitterthüren, kleinen Fensterscheiben, Arkaden und Balkone, Ziegeldächer und Innenhöfe, das Ganze eingebettet in prächtig blühende, halbtropische Bäume und Sträucher, und mit meist französischen und spanischen Straßennamen. Die Straßen laufen entweder dem Fluß parallel oder auf denselben zu. Die schönste ist die über 3 km lange und 58 m breite Canal Street mit schöner Anlage u. Standbild Clays. Unter den übrigen öffentlichen Plätzen sind Jackson Hafen, der am Morgen, wenn er von Käufern und Verkäufern aller Farben wimmelt, ein eigentümliches Bild bietet. Eigenartig sind auch die zwölf Friedhöfe der Stadt, in welchen die Leichen in überirdischen Gewölben beigesetzt werden. Am sehenswertesten sind Cypreß Grove Cemetery und die alten französischen Friedhöfe. Unter den kirchlichen Gebäuden sind die katholischen Kirchen und Klöster die hervorragendsten. Außer der bereits erwähnten Kathedrale von St. Louis sind zu nennen: die neue Kathedrale von St. Patrick (eine Miniaturausgabe des Münsters von York), mit 55 m hohem Turme, und die Jesuitenkirche von der unbefleckten Empfängnis, 1852—57 aufgeführt. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind: das riesige Zollhaus aus Granit mit Postamt, das 4950 qkm bedeckt, die alte Münze, das schöne Rathaus, die Howard Library und das Staatenhaus von Louisiana.

Die Bevölkerung, die 1810 erst 17,243 Seelen zählte, war bis 1890 auf 242,039 (1895: 255,000) gestiegen, davon 113,467 männlich und 128,572 weiblich, 177,376 Weiße und 64,663 Farbige. In Deutschland geboren waren 11,338. In Prozenten entfallen

auf die anglo-amerikanische Rasse 18, Franzosen 17, Deutsche 15, Irländer 14, Italiener 8, Spanier 2—3, Farbige 25 Proz. Sehr zahlreich sind die Katholiken. Die **Industrie** ist in außerordentlich schneller Zunahme begriffen; 1890 erzeugten in 1961 gewerblichen Anstalten 25,221 Arbeiter Waren im Werte von 48,295,449 Doll., darunter 14 Reisschälmühlen, 4 Zuckerraffinerien, 80 Tabaksfabriken, 8 Brauereien, 33 Eisengießereien und Maschinenfabriken, 23 Kleider- und 17 Schuhfabriken, 22 Sägemühlen ꝛc. Noch immer ist N. Hauptstapelplatz für Baumwolle, Zucker, Tabak u. Mehl, und nächst Liverpool ist es der größte Baumwollenmarkt der Welt (jährlich 2 Mill. Ballen) und führt Kaffee, Zucker, Früchte ein aus Zentral- und Südamerika, besonders ungeheure Mengen von Bananen, ferner Blei u. Bleiwaren, Flachs- u. Hanfwaren, Zement ꝛc. Der Wert der Einfuhr war 1892: 84,8 Mill. Mk., der Ausfuhr 426,4 Mill. Mk., davon Baumwolle 380,2, Weizen 64,2, Mais 15,6, Baumwollsamenkuchen 10,2 Mill. Mk., außerdem Roggen, Mehl, Baumwollsamenöl, Faßdauben, Baumstämme u. Balken ꝛc., davon gingen nach Deutschland für 102,3 Mill. Mk. Waren. Es liefen 1892 ein 1356 Schiffe (1040 Dampfer) von 1,656,135 Ton. Zum Hafen gehören 477 Schiffe von 63,377 Ton. Dampferlinien gehen nach New York, den Häfen von Florida, Texas, Zentral- und Südamerika und nach Europa. N. ist Sitz eines deutschen Konsuls. Die früher viel wichtigere Flußschiffahrt wird mehr und mehr zurückgedrängt durch die Eisenbahnen, von denen sieben in der Stadt und zwar meist in der Nähe des Flusses münden. Zwei Kanäle verbinden N. mit dem See Pontchartrain. Dampfstraßenbahnen und eine elektrische Bahn (8 km) vermitteln den Verkehr mit den Ausflugsorten Westend, Milneburg und Spanish Fort am See Pontchartrain. Es bestehen vier Banken und ein Clearinghouse. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt gebührt der vornehmste Rang dem Charity Hospital, einem 1812—14 erbauten Hospital mit 800 Betten. Im Maison-Dieu werden Kranke gegen billige Zahlung aufgenommen. Außerdem hat die Stadt ein großes Marinehospital, Irrenhaus, Rettungsanstalt für Knaben und Mädchen, Waisenhäuser ꝛc. Von Bildungsanstalten sind zu nennen: die Tulane-Universität (76 Dozenten, 1284 Studierende, 55,000 Bände), Straights-Universität für Farbige, eine medizinische Schule und der Arbeiterbildungsverein (Mechanic's Institute). Für Unterhaltung sorgen fünf größere Theater, unter denen ein französisches Opernhaus. Wettrennen werden auf dem Metarie Race Track, auf dem Wege zum Pontchartrainsee, abgehalten. Der Karneval wird jährlich durch einen Umzug unter Vorgang des »Bœuf gras« und des »Rex« (Prinz Karneval) gefeiert. Das steuerpflichtige Eigentum belief sich 1895 auf 136,977,107, die städtische Schuld auf 15,871,047 Doll. N. gegenüber liegt die Vorstadt **Algiers**; 8 km unterhalb der Stadt das Schlachtfeld, auf dem General Jackson 1815 die Engländer besiegte (s. unten), mit Denkmal. Der Weg dahin führt an einem großen Ursulinerinnenkloster vorbei. Noch weiter flußabwärts verteidigen die Forts St. Philip und Jackson den Zugang zur Stadt.

N. wurde 1718 von Bienville (dessen Haus, die Casa blanca, noch gezeigt wird) gegründet und nach dem Herzog von Orléans, dem damaligen Regenten von Frankreich, benannt. 1723 zählte es in 100 Hütten 200 Seelen. 1763 kam N. mit ganz Louisiana im W. des Mississippi an Spanien, 1800 aber an Frankreich zurück, und 1803 wurde es mit dem übrigen Louisiana an die Vereinigten Staaten verkauft. Damals zählte N. ungefähr 8000, 1810 aber bereits 17,242 Einw. Am 8. Jan. 1815 griffen die Engländer unter Pakenham die Stadt an, wurden aber von den Amerikanern unter Jackson geschlagen. Seitdem entwickelte sich N. rasch zum Haupthandelsplatz des Mississippibeckens. Im April 1862 erzwang sich der Unionsadmiral Farragut mit 44 Schiffen den Zugang zur Stadt, die sich 1. Mai ergeben mußte. Durch die Zuwanderung vieler Italiener in den letzten Jahren bürgerte sich das Unwesen der Mafia ein, die zu einer gefährlichen Mordbande heranwuchs. Der Polizeidirektor Hennessey, der die Thäter zur gerichtlichen Verantwortung ziehen wollte, ward 15. Okt. 1890 meuchlings erschossen. Als die Geschwornen die verhafteten Italiener freisprachen, wurden letztere vom Volke gelyncht. Die Unionsregierung zahlte dafür 1892 eine Entschädigung.

Newp., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für George **Newport** (spr. njūport), geb. 1803, gest. 1854; Zoolog.

New Philadelphia (spr. nju), Hauptstadt der Grafschaft Tuscarawas des nordamerikan. Staates Ohio, am Ostarm (Tuscarawas) des Muskingumflusses, inmitten des Tuscarawas Kohlen- und Eisenerzbezirks, mit verschiedenen Fabriken und (1890) 4456 Einw.

New Plymouth (spr. nju plimmĕth), Hauptstadt der Provinz Taranaki auf der Westküste der Nordinsel der britisch-austral. Kolonie Neuseeland, durch Eisenbahn mit Wellington verbunden, mit Kranken- und Irrenanstalt, Waisenhaus und (1891) 3350 Einw.

Newport (spr. njúpōrt), 1) Stadt und Grafschaft im südwestlichen England, an der Mündung des Usk, der ihren Hafen bildet, hat eine alte normännische Kirche, Schloßruine (11. Jahrh.), Docks für die größten Schiffe, Eisenwerke, Nagelschmieden, Drahtzieherei und (1891) 54,707 Einw. Zum Hafen gehörten 1894: 89 Seeschiffe von 25,296 Ton. Gehalt. Die Einfuhr belief sich auf 711,831 Pfd. Sterl., die Ausfuhr auf 1,752,612 Pfd. Sterl. ohne den sehr lebhaften Küstenhandel. N. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls; es gehörte bis 1888 zu Monmouthshire. — 2) Hauptstadt der engl. Insel Wight, am hier schiffbaren Medina, hat ein Stadthaus mit Markthalle und 1887 begonnenem Glockenturm, ein litterarisches Institut, ein Museum, eine lateinische Schule, große Zwiebackbäckereien und (1891) 10,216 Einw. Dabei das Dorf **Carisbrooke** mit großartigen Ruinen eines Schlosses, in welchem Karl I. 1648 gefangen saß. An der Straße nach Cowes eine Kaserne (Albany Barracks) und eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher (Parkhurst Reformatory). — 3) Stadt im östlichen Shropshire (England), mit lateinischer Schule, Vieh- und Kornmärkten, Kohlen- und Eisengruben und (1891) 2675 Einw. — 4) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Rhode-Island und eine der beiden Hauptstädte des Staates, auf der Westküste der Insel Rhode-Island in der Narragansetbai, das fashionabelste Seebad der Vereinigten Staaten, mit vielen prächtigen Villen, dem Touro Park und dem merkwürdigen Round Tower, der Sage nach im 11. Jahrh. von den Normannen, wahrscheinlich aber erst im 17. Jahrh. erbaut, Staatenhaus, Rathaus, Bibliothek von 40,000 Bänden, sicherm, durch zwei Forts verteidigtem Hafen und (1890) 19,457 Einw. — 5) Hauptstadt der Grafschaft Campbell in Kentucky, am Südufer des Ohio, Cincinnati gegenüber, von Covington durch den Licking (Hängebrücke) geschieden, hat mehrere Eisen- und Stahlwerke, Ofen-

fabrik und (1890) 24,918 Einw. — 6) Stadt in Vermont, am See Memphremagog, mit Schuh- und Stiefelfabriken und (1890) 3047 Einw.

Newport News (spr. njúpōrt njūs), Stadt im nordamerikan. Staat Virginia, mit großen Kornelevatoren, Kohlenspeichern, Schiffswerften (185 m langes Trockendock), Eisenwerken und (1890) 4449 Einw.

Newport-Pagnell (spr. njúpōrt-päggnel), Stadt in Buckinghamshire (England), am Ouse, 21 km östlich von Buckingham, mit Brauerei, Papiermühle, Spitzenklöppelei und (1891) 3788 Einw. N. ist nach der Familie Paganell benannt.

New Providence (spr. nju prówwidens), eine der brit. Bahamainseln, nur 218,5 qkm (3,97 QM.) groß mit (1881) 11,653 Einw. und nicht durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, aber infolge ihres vorzüglichen Hafens Nassau (s. d. 2, S. 777), dem Hauptort der ganzen Gruppe, die wichtigste derselben.

Newquay (spr. njukí), Stadt u. aufblühender Badeort in der engl. Grafschaft Cornwall, am Westende der Watergatebai, mit Fischerei und (1891) 1891 Einw.

New Quay (spr. nju kí), Städtchen und Badeort in Cardiganshire (Wales), an einer Bucht der Cardiganbai, mit (1891) 1286 Einw.

New Red Sandstone (engl., spr. nju redd ßändston), untere Abteilung der Triasformation (s. d.) in England.

Newrekop, Hauptstadt eines Kasa im türk. Wilajet Saloniki, 560 m hoch am rechten Ufer des Karasu oder Mesta (des alten Nestos), 62 km nordnordöstlich von Seres gelegen, mit etwa 10,000 meist slaw. Einwohnern, welche Handel mit Getreide, Baumwolle und Tabak treiben. N. ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, eines bulgarischen Bischofs und eines türkischen Kaimakams.

New Rochelle (spr. nju roschéll), Stadt im nordamerikan. Staat New York, auf Long Island, hat mehrere Fabriken u. (1890) 8217 Einw. Der Ort wurde 1671 von ausgewanderten Hugenotten gegründet.

New Roß (spr. njú), Stadt in den irischen Grafschaften Kilkenny und Wexford, am Barrow, 30 km oberhalb dessen Mündung in den Atlantischen Ozean, hat einen mit der Flut für Schiffe von 800 Ton. zugänglichen Hafen, Brennereien, Handel und (1891) 5847 Einw.

Newry (spr. njúri), Stadt in den irischen Grafschaften Armagh und Down, im malerischen Thal des Newry, der sich in die Carlingfordbai ergießt, und mittels eines Kanals mit dem Lough Neagh verbunden, ist Sitz des katholischen Bischofs von Dromore sowie eines deutschen Konsularagenten, hat eine Kathedrale (mit Seminar), bedeutende Industrie für Leinwand, landwirtschaftliche Geräte, Leder u. Eisenguß und (1891) 12,961 Einw. Größere Schiffe legen bei Warrenpoint (10 km unterhalb N.) an. Zum Hafengebiet gehören (1894) 33 Schiffe von 1952 Ton. Gehalt und 242 Fischerboote. Wert der Einfuhr vom Ausland 131,031 Pfd. Sterl., der Ausfuhr dorthin 2750 Pfd. Sterl. In der Nähe bedeutende Granitbrüche.

New Shoreham (spr. nju schórem), s. Shoreham, New.

Newskij-Prospekt, Hauptstraße von St. Petersburg.

Newstead Abbey (spr. njúštĕd äbbi), ehemal. Augustinerpropstei in Nottinghamshire (England), am Wald von Sherwood, 17 km nördlich von Nottingham, wurde 1170 begründet, 1540 aufgehoben und war bis vor kurzem Eigentum der Familie Byron. Jetzt gehört sie Herrn Webb, Schwiegersohn des Afrikareisenden Livingstone. Vgl. Irving, Abbotsford and N. (Lond. 1835).

Newton (Newton Heath, spr. njūt'n hīth), ehemalige Stadt in Lancashire (England), im NO. von Manchester, seit 1888 diesem einverleibt, mit Seiden- und Baumwollwarenfabriken, chemischen Fabriken, Kattundruckereien und (1891) 36,834 Einw.

Newton (spr. njūt'n), Name mehrerer Städte in der nordamerikan. Union, darunter: 1) Stadt in Massachusetts, am Charles River, 13 km westlich von Boston, als dessen Vorstadt N. angesehen wird, hat ein theologisches Institut, Lehrerinnenseminar und andre höhere Schulen, bedeutende gewerbliche Thätigkeit in Baumwolle, Kammgarn und Seide, Fabrikation von Papier, Maschinen, Wagen 2c. u. (1890) 24,379 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Harvey in Kansas, nördlich von Wichita, Bahnknotenpunkt, mit Ziegeleien, Brauerei, Kornmühlen, Handel mit Ackergeräten und Getreide und (1890) 5605 Einw. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Sussex in New Jersey, westlich von New York, Mittelpunkt eines reichen Acker- und Bergbaudistrikts, mit Schuhfabriken und (1890) 3003 Einw.

Newton (spr. njūt'n), 1) Isaak, der Begründer der neuern mathematischen Physik und der physischen Astronomie, geb. 5. Jan. 1643 zu Woolsthorpe in der Grafschaft Lincoln, gest. 31. März 1727 in Kensington. Seit 1660 studierte er in Cambridge Mathematik, und besonders zogen ihn die Werke Saundersons, Descartes', Keplers und Wallis' »Arithmetica infinitorum« an, welch letztere ihn 1665 zu der von ihm selbst als seine größte mathematische Entdeckung bezeichneten Erweiterung des binomischen Lehrsatzes und zur Entdeckung der Fluxionslehre hinleitete. Er fand nämlich, daß der binomische Satz nicht bloß für ganze positive Exponenten, sondern auch für gebrochene und negative anwendbar sei, und erhob sich mittels dieses wichtigen Satzes zu einem allgemeinen Prinzip der Methode der »Fluxionen«, welches darin besteht, aus der Art und Weise des allmählichen Anwachsens der Größen auf ihren Wert zu schließen. Achtzehn Jahre später machte Leibniz (s. d.) dieselbe Entdeckung unter einer andern Form, welche jetzt unter dem Namen der Differentialrechnung angewendet wird. Erst als Mercators »Logarithmotechnia« erschienen war und die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel außerordentliches Aufsehen erregte, fand sich N. bewogen, seine bei weitem mehr leistende Methode der Fluxionen seinem Lehrer Barrow mitzuteilen. Hinsichtlich des Streites, in den N. 1712 mit Leibniz über die Erfindung des Infinitesimalkalküls geriet, steht jetzt fest, daß jeder unabhängig von dem andern auf seine Methode gekommen ist. Die Briefe, worin jeder das frühere Dasein seiner Erfindung behauptet hat, sind in dem »Commercium epistolicum« (Lond. 1712) gesammelt. Die größte physikalische Entdeckung Newtons ist diejenige seines Gravitationsgesetzes; schon 1666 soll er durch einen vom Baum fallenden Apfel auf die Kraft, welche die Körper nach dem Mittelpunkt der Erde hinzieht, aufmerksam geworden sein; weiteres Nachdenken führte ihn auf die Vermutung, daß dieselbe Kraft auch auf den Mond wirke, und daß ebenso die Anziehungskraft der Sonne die Ursache der Planetenbewegung sei; jedoch führten ihn seine Forschungen wegen der damaligen mangelhaften Angaben für die Erddimensionen zu keinem Ziele, und er veröffentlichte dieselben deshalb nicht. Daneben beschäftigte ihn die Zerlegung des weißen Sonnenlichts in verschiedenfarbige Strahlen durch das Prisma. So hatte er sich um die mathematisch-physikalischen Wissenschaften bereits unsterbliche Verdienste erworben, als ihm

1669 Barrow seinen Lehrstuhl abtrat. Bald nachher erregte er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Spiegelteleskope die Aufmerksamkeit der Royal Society zu London, der er auch ein solches von ihm selbst verfertigtes, 30—40mal vergrößerndes Teleskop überreichte. 1672 wurde er als Mitglied derselben aufgenommen und legte ihr einen Teil der Analysis des Lichts vor. Der Streit, in welchen ihn diese Theorie mit Hooke und andern Physikern verwickelte, bewog ihn zu einer weitern Ausführung seiner Theorie des Lichts in einer zweiten Arbeit. Nachdem 1682 Picard die Resultate seiner Gradmessung bekannt gemacht hatte, und nun genauere Daten für die Erddimensionen vorlagen, nahm N. seine Gravitationsuntersuchungen wieder auf und fand bei Anwendung derselben, daß die Bewegung des Mondes in der That mit dem von ihm entdeckten Gravitationsgesetz übereinstimme. Von nun an war seine wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschließlich der Verfolgung dieses Naturgesetzes gewidmet. Als 1684 Halley ihn in Cambridge besuchte, konnte er demselben bereits den »Tractatus de motu« vorlegen, der dann das erste und zweite Buch seiner »Philosophiae naturalis principia mathematica« (Lond. 1687, 3. Aufl. 1726; mit Kommentar von Leseur und Jacquier, Genf 1739—42, 4 Bde.; neu hrsg. von Wright, Lond. 1854, 2 Bde.; von Thomson und Blackburne 1871; von Frost 1878; deutsch von Wolfers, Berl. 1872) bildete. Inzwischen hatte N. auch eine politische Wirksamkeit gewonnen. Er repräsentierte nämlich die Universität Cambridge in dem Parlament, welches 1689 die Thronerledigung aussprach, und erhielt 1695 die Stelle eines Münzwardeins und 1699 die eines Münzmeisters. 1703 siedelte er nach London über und wurde Präsident der Royal Society. Von seinen Werken besorgte er nur die »Optik« selbst zum Druck und zwar zuerst englisch unter dem Titel: »Opticks, or a treatise of the reflexions, inflexions and colours of light« (Lond. 1704), die von Clarke unter seiner Aufsicht ins Lateinische übersetzt wurde (das. 1706). Mit der ersten englischen Ausgabe des Werkes vereinigte N. auch die zwei geometrischen Abhandlungen »De quadratura curvarum« und »Enumeratio linearum tertii ordinis«; in der erstern teilt er die Erweiterung der Binomialreihe sowie die trigonometrische Reihe und die Logarithmen- und Exponentialreihe mit, in der andern behandelt er die Einteilung der Kurven in algebraische u. transcendentale und führt 72 Kurven dritten Grades auf. Seine »Arithmetica universalis«, welche die von ihm in Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen enthält, wurde von Whiston ohne und selbst gegen Newtons Willen herausgegeben (Cambr. 1707; neue Ausg., Amsterd. 1761, 2 Bde.; Lond. 1845). Seine »Methodus differentialis« und »Analysis per aequationes numero terminorum infinitas« wurden ebenfalls von fremder Hand, jedoch mit seiner Zustimmung, veröffentlicht (Lond. 1711). Auch über chronologische Gegenstände hat N. scharfsinnige Untersuchungen angestellt und ein eignes Werk verfaßt, welches unter dem Titel: »The chronology of ancient kingdoms amended« (Lond. 1728; deutsch, Hildburgh. 1745) erschien. Von geringerer Bedeutung sind seine metaphysischen Hypothesen. In seinen »Observations upon the Prophecies of Daniel and the Apocalypse of St. John« (Lond. 1733) verirrte sich sein klarer Geist in mystische Träumereien; überhaupt waren religiöse Betrachtungen in den spätern Lebensjahren eine von Newtons Hauptbeschäftigungen. Seit dem Verlust seines Laboratoriums und eines Teiles seiner Manuskripte durch eine Feuersbrunst (1693) scheint er den Wissenschaften entfremdet worden zu sein, und es finden sich aus dieser Zeit eigentlich nur drei neue Arbeiten von ihm, nämlich eine Abhandlung über Temperatur (1701), eine Entwickelung der Ideen, welche Hadley nachher durch seinen Spiegelsextanten realisiert hat, und endlich eine Auflösung des von Joh. Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachistochrone oder die Linie der kürzesten Fallzeit. Seine Grabstätte fand er in der Westminsterabtei, seine Familie ließ ihm 1731 ein prächtiges Denkmal errichten; im Trinity College zu Cambridge wurde 1755 seine Marmorstatue aufgestellt. Seine Werke wurden lateinisch von Horsley (Lond. 1779—85, 5 Bde.) herausgegeben. Sein Leben beschrieb Brewster (Lond. 1832, neue Ausg. 1893; deutsch, Leipz. 1833), der auch die »Memoirs of the life, writings and discoveries of Sir I. N.« (2. Aufl., Edinb. 1860) herausgab. Eddleston veröffentlichte seine »Correspondence« (Lond. 1850). Vgl. Rosenberger, Isaac N. und seine physikalischen Prinzipien (Leipz. 1895).

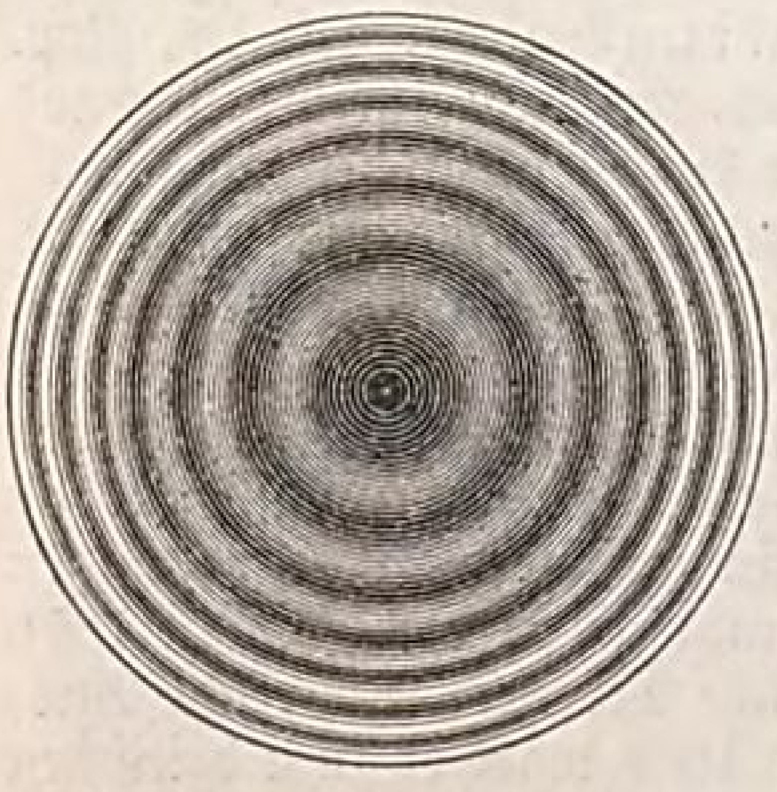
2) Charles Thomas, engl. Archäolog, geb. 13. Sept. 1816 in Bredwardine (Wales), gest. 28. Nov. 1894 in Westgate on Sea, ward in Shrewsbury und Oxford gebildet und war 1840—52 in der archäologischen Abteilung des Britischen Museums angestellt. In letzterm Jahr ließ er sich, um im Archipel und an den Küsten von Kleinasien Ausgrabungen zu machen, als Vizekonsul nach Mytilene versetzen. Nach einigen Jahren der Forschung entdeckte er bei Budrun das Mausoleum der Artemisia und machte Ausgrabungen auf Knidos und zu Branchidä in den Jahren 1856—59, die für das Britische Museum eine reiche Ausbeute ergaben. Im Mai 1860 ward er zum britischen Konsul in Rom, 1861 zum Inspektor der römischen und griechischen Altertümer am Britischen Museum ernannt. Er veröffentlichte: »Discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae« (Lond. 1862); »Travels and discoveries in the Levant« (1865, 2 Bde.); »The antiquities of Cyprus, discovered by L. Palma di Cesnola« (1873); »Description of the Castellani collection« (1874); »Essays on art and archaeology« (1880; daraus übersetzt von Imelmann: »Die griechischen Inschriften«, Hannov. 1881).

Newton Abbot (spr. njūt'n äbböt), Marktstadt in Devonshire (England), 20 km südlich von Exeter, besteht aus 2 Teilen, die zum Kirchspiel Wolborough, bez. Highweek gehören, hat Eisenbahnwerkstätten und (1891) 10,951 Einw.

Newton in Makerfield (spr. njūt'n in mēkerfīld), Fabrikstadt in Lancashire (England), 8 km nördlich von Warrington, hat Eisengießereien, Zuckersiedereien, Papiermühlen, große Werkstätten der Nordwestbahn und (1891) 12,861 Einw.

Newtonsche Farbenringe (Farben dünner Blättchen). Gießt man ein wenig Terpentinöl auf Wasser, so breitet es sich zu einem dünnen, in prachtvollen Farben spielenden Häutchen aus; ähnliche Farben beobachtet man an alten, durch Verwitterung blind gewordenen Fensterscheiben, besonders schön aber an Seifenblasen. Sie zeigen sich überhaupt an dünnen durchsichtigen Schichten jeder Art und werden daher Farben dünner Blättchen genannt. Fallen Lichtstrahlen auf eine dünne Schicht, so wird ein Teil derselben an der Oberfläche zurückgeworfen, ein großer Teil aber dringt in das Blättchen ein und wird an der untern Fläche reflektiert. Die an der Hinterfläche zurück-

geworfenen Strahlen folgen den an der Vorderfläche reflektierten nach und vereinigen sich mit ihnen in unserm Auge. Jene aber haben, indem sie die Dicke des Blättchens hin und zurück durchliefen, eine Verzögerung erlitten, und zwar eine um so größere, je dicker das Blättchen ist. Nun weiß man, daß das Licht in einer Wellenbewegung besteht; zwei zusammentreffende Lichtstrahlen werden sich daher gegenseitig aufheben oder verstärken, je nachdem ihr Gangunterschied eine ungerade oder gerade Anzahl von halben Wellenlängen ausmacht. Man weiß aber ferner, daß die Wellenlängen der im weißen Licht enthaltenen Farben verschieden sind. Ist nun die Dicke des Blättchens z. B. derart, daß der Gangunterschied anderthalb Wellenlängen des grünen Lichts beträgt, so werden die längern roten Wellen nur um eine, die kürzern violetten Wellen aber um zwei Wellenlängen verzögert. Die grünen Strahlen löschen sich daher gegenseitig aus, die roten und violetten aber nicht, und das Blättchen zeigt unserm Auge eine aus Rot und Violett gemischte Purpurfarbe. Je nach der Dicke des Blättchens werden immer andre Farben aus dem zurückgeworfenen Lichte getilgt und dadurch die mannigfaltigsten Farbenmischungen hervorgebracht. Ist daher die durchsichtige Schicht nicht überall gleich dick, so erscheint sie vielfarbig gestreift; bei einer Seifenblase z. B. sieht man ihre oberste dünnste Stelle von Ringen umgeben, die im lebhaftesten Farbenschimmer erglänzen. Man kann diese Newtonschen Farbenringe dauernd hervorrufen, wenn man eine flache Konvexlinse auf eine ebene Glasplatte legt und etwas anpreßt (Newtons Farbenglas); man erhält so zwischen den beiden Gläsern eine dünne Luftschicht, welche vom Berührungspunkt nach außen an Dicke allmählich zunimmt und um diesen Punkt herum die farbigen Ringe in regelmäßiger Anordnung zeigt (s. Figur). In der Mitte erscheint im reflektierten Licht ein schwarzer Fleck, welcher von konzentrischen farbigen Ringen umgeben ist, die nach außen hin immer schmäler und matter werden. Die zum ersten, zweiten, dritten etc. Ring gehörigen Farben bezeichnete Newton als Farben erster, zweiter, dritter etc. Ordnung. Diese Farben sind:



Newtons Farbenringe.

1. Ordnung:	schwarz, blaßblau, weiß, gelb, orange, rot.
2. "	violett, blau, gelblichgrün, gelbrot.
3. "	purpurn, indigoblau, grün, gelb, rosa, karmesin.
4. "	bläulichgrün, gelblichrot, schwach rot.
5. "	schwach grün, weiß, schwach rot.

Im durchfallenden Licht zeigt das Farbenglas ebenfalls ein Ringsystem, dessen Farben jedoch weniger gesättigt sind; seine Mitte ist weiß, und die Farben der Ringe sind der Reihe nach komplementär zu denjenigen der reflektierten Ringe. Letztere entstehen durch die Interferenz je zweier Strahlen, von denen der eine an der vordern, der andre an der hintern Grenzfläche der zwischen Linse und Glasplatte enthaltenen Luftschicht reflektiert worden ist.

Newtonsche Farbenscheibe (Farbenkreisel), eine kreisförmige Scheibe, welche in sieben Kreisausschnitte geteilt ist, die derartig mit den Farben des Spektrums bemalt sind, daß diese in derselben Reihenfolge erscheinen und dieselbe Fläche einnehmen wie im Spektrum. Wird diese Scheibe in sehr schnelle Rotation versetzt, so erscheint sie grauweiß, weil die von jedem Lichteindruck herrührende Lichtempfindung auf der Netzhaut des Auges einige Zeit nachdauert und mithin derselbe Effekt erzielt wird, als wenn die Farben des Spektrums vereint auf die Netzhaut fielen. Nach der Theorie sollte man reines Weiß erhalten, indes zeigen die anzuwendenden Farbstoffe niemals ganz reine Farben, und es ist auch nicht möglich, sie genau in dem Verhältnis wie im Spektrum aufzutragen. Bei abweichender Auswahl und Verteilung der Farbstoffe erhält man Mischfarben.

Newtons Metall, s. Wismutlegierungen.

Newton Stewart (spr. njūt'n stjū-ërt), Marktstadt in Wigtownshire (Schottland), an der Grenze von Kirkcudbrightshire, am Cree, mit (1891) 2738 Einw., einschließlich der Vorstadt Creebridge.

Newtown (spr. njūtaun), 1) Stadt in Montgomeryshire (Nordwales), ist Hauptsitz der Flanellmanufaktur in Wales und zählt mit dem benachbarten Orte Llanllwchaiarn (1891) 6610 Einw. — 2) Ort im nordamerikan. Staat Connecticut, 15 km östlich von Danbury, Zentrum eines Fabrikdistrikts mit (1890) 3539 Ew.

Newtownards (spr. njutaunárds), wichtige Fabrikstadt in der irischen Grafschaft Down, am obern Ende des Strangford Lough, mit Damastweberei, Musselinstickerei, Gartenbau und (1891) 9197 Einw.

Newtown Limavady, Stadt, s. Limavady.

New Ulm (spr. nju), Hauptstadt der Grafschaft Brown des nordamerikan. Staates Minnesota, hat ein Nonnenkloster, mehrere Brauereien, Kornmühlen, bedeutenden Handel und (1890) 3741 Einw.

New Westminster (spr. nju), frühere Hauptstadt von Britisch-Columbia, 24 km oberhalb der Mündung des Fraserflusses, an der kanadischen Pacificbahn, hat eine Hochschule, eine anglikan. Kathedrale, Sägemühlen, Fabrikation von Fenstern u. Thüren, Lachsfischerei, starken Holzhandel u. (1891) 6641 Einw., darunter 1100 Indianer und 200 Franzosen.

New York (spr. nju jórk, abgekürzt N. Y.), einer der mittlern der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zugleich der bevölkertste und einflußreichste, zwischen 40° 30′—45° nördl. Br. und 71° 51′—79° 46′ westl. L. v. Gr., begrenzt im Norden vom See Ontario, vom St. Lorenzfluß u. von Kanada, im O. von den Staaten Vermont, Connecticut und Massachusetts, im S. vom Atlantischen Ozean, von New Jersey und Pennsylvanien, im W. von Pennsylvanien, dem Eriesee und dem Fluß Niagara mit einem Areal von 127,350 qkm (2315 QM.). Das Land ist im O. hügelig und bergig, im W. meist eben. Die Seeküste von N. ist zwar nicht so ausgedehnt wie in den andern alten Staaten der Union, aber die wichtigste für den Verkehr und die Machtstellung des Landes. Die einzige Bai ist die von N., welche durch die sogen. Narrows (»Engen«) zwischen den zum Staate gehörigen Long und Staten Island mit der Lower- oder Außenbai in Verbindung steht, außerdem aber durch die hinter jenen Inseln herumführenden Sunde zugänglich ist. Zwischen beiden Inseln liegt Manhattan mit der Stadt N. Die Appalachen oder Alleghanies ziehen in zwei Zügen von New Jersey und Pennsylvanien nach dem südöstlichen Teil von N. Der Zug von New Jersey wird von dem Hudsonfluß in der Nähe von West Point durchbrochen und bildet die berühmten Highlands (Hochlande) des Hudson. Vom Hudson an verfolgt der Zug unter dem

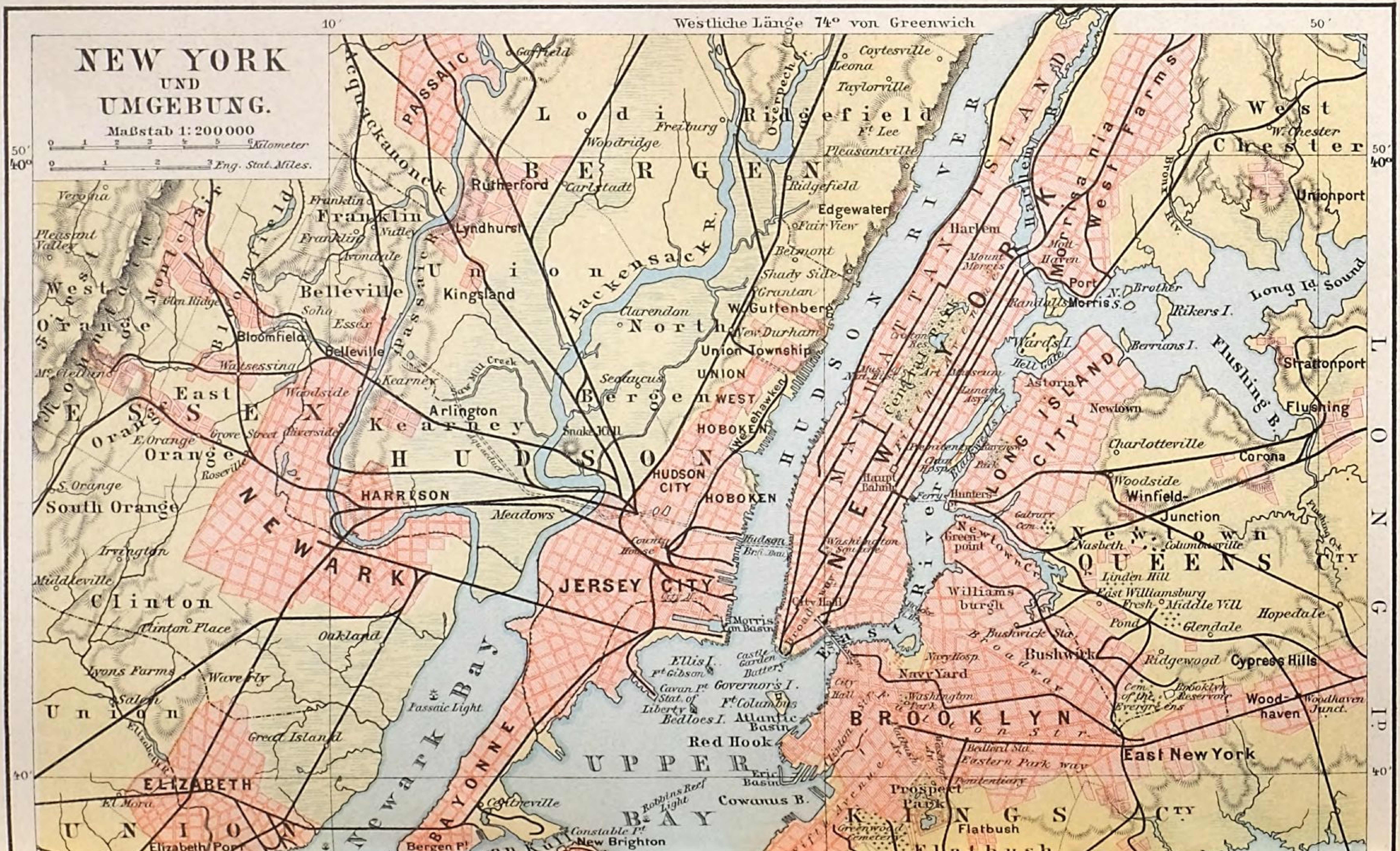
Namen Taconic- oder Taghkanicberge eine nördliche Richtung und schließt sich an die Green Mountains in Vermont an. Bei West Point ist dieses Hochland an 30 km breit, aber selten 450 m hoch, nur am Ostufer des Flusses, nahe bei Fishkill, erhebt es sich einmal bis zu 518 m. Nordwestlich, mit dem Hochland fast parallel laufend, liegen die Shawangunkberge und weiter die Catskillberge (1159 m), die mit dem Hudson 30 km in gleicher Richtung laufen, dann aber nach NW. gegen den Mohawkfluß abbrechen. Nördlicher und jenseit des Mohawk liegt das im Mount Marcy (1556 m) gipfelnde Adirondackgebirge, dicht bewaldet, mit zahlreichen kleinen Seen und rasch dahineilenden Bächen. Der ganze östliche Teil des Staates ist bergig oder hügelig, der Teil im W. dieser Gebirgszüge jedoch vorherrschend eben, ausgenommen im S. in der Nähe der pennsylvanischen Grenze. Paläozoische Schichten herrschen vor, den Norden und die Ostgrenze nimmt Silur, fast die ganze Südhälfte Devon ein, im SO., namentlich aber in dem Adirondackberg, treten archäische Granite, Gneise u. a. auf. Von den Flüssen ist der bedeutendste und wichtigste der Hudson mit dem Mohawk, längs dessen Ufer der Eriekanal hingeleitet ist. An der Nordostgrenze liegt der 200 km lange Champlainsee, und im W. und NW. erleichtern der Erie- und Ontariosee und der große St. Lorenzstrom den Verkehr. In der Mitte des Staates entspringen der Delaware und Susquehanna. Der Genesee, der Hauptfluß des westlichen N., ist wegen seiner zahlreichen Wasserfälle nur streckenweise schiffbar. Von den vielen kleinen und malerischen Seen liegen im O. der Georgesee, berühmt durch seine Naturschönheiten, in der Mitte die Seen Oneida, Owasco, Cayuga, Seneca, Crooked und Canandaigua, im SW. der Chautauquasee. Das Klima des Staates ist nach der Lage sehr verschieden, die Jahrestemperatur beträgt in der Stadt N. 10,6° (Sommer 24,2, Winter —1,7°), in Utica 7,5° (Sommer 19, Winter —4°). Dabei herrschen aber große Extreme; in Rochester hat man Sommertemperaturen von 39°, Wintertemperaturen von —22° gehabt. Die Winter sind im nördlichen Teil sehr streng und lang, im Innern hat das Klima mehr einen kontinentalen Charakter, im W. wird die Kälte durch den Einfluß der nahen großen Seen gemäßigt. Die Zeit des Wachstums der Pflanzenwelt dauert im zentralen Teile 174 Tage, in der Nähe des St. Lorenzstroms 152, auf Long Island 186 Tage. Der Hafen von Buffalo ist bisweilen bis zum 15. Mai durch Eis verstopft gewesen, der Hudson ist nie weniger als 42 Tage mit Eis bedeckt. Die Wälder bestehen vorwiegend aus Nadelholz (Weimutskiefer und Hemlockföhre), Eichen, Ahornen, Buchen, Lärchen und Birken. Von den verschiedenen Jagdtieren, mit denen in frühern Zeiten die Wälder New Yorks gefüllt waren, trifft man noch das amerikanische Elen, Rehe, schwarze Bären, Wildkatzen, Wölfe, Biber, Hermelinwiesel, Fischottern, Marder, Hasen ꝛc. Die Bevölkerung, die 1790 erst 340,120 Seelen betrug, erreichte 1890 die Ziffer 5,997,853 (47 auf 1 qkm), wovon 2,976,893 männlich und 3,020,960 weiblich. Darunter waren 70,092 Neger und Mulatten, 5236 Indianer (Seneka, Onondaga, Tuscarora) auf 6 Reservationen und 1,571,050 im Auslande (498,602 in Deutschland) Geborne. Die öffentlichen Schulen mit 31,982 Lehrkräften wurden 1890 von 1,054,044 Kindern besucht (1,496,600 waren schulpflichtig), 23 höhere Schulen (6 für Frauen) mit 831 Lehrkräften von 10,859 Lernenden. Die bedeutendsten der letzten sind College City (48 Dozenten, 1153 Hörer, 27,137 Bände), Columbia College (226 Dozenten, 1573 Hörer, 140,000 Bände), Pratt Institute (125 Dozenten, 4000 Hörer, 40,000 Bände) und die Universität von New York (98 Dozenten, 1288 Hörer, 11,000 Bände). Es erscheinen 1993 Zeitungen. Es bestehen 13 theologische und 14 medizinische Fachschulen, 5 Irrenhäuser, 3 Blindenanstalten, eine Taubstummenanstalt, ein Asyl für Trunkenbolde, eine Anstalt für Blödsinnige ꝛc. Die Zahl der Katholiken betrug 1890: 1,153,130. Die Beschäftigung der Bevölkerung ist vorwiegend eine gewerbliche, mit Landwirtschaft beschäftigen sich nur 20, mit Industrie 34 Proz. der Bewohner. Die westlichen Teile des Staates, wie die Geneseeflächen und die Thäler des Hudson und Mohawk, haben ausgezeichneten Boden, die wellenförmigen Landschaften im Norden und S. eignen sich trefflich für Viehzucht, wogegen ein großer Teil im NO. unfruchtbar ist. Unter Kultur waren 1890: 6,555,752 Hektar; geerntet wurden an Hafer 38,9, Mais 15,1, Gerste 8,2, Weizen 8,3, Buchweizen 4,7, Roggen 3,1, Bohnen 1,1 Mill. Bushel, an Tabak 9,3, Hopfen 20,1 Mill. Pfd. Der gesamte Wert aller Farmprodukte wurde auf 161,593,009 Doll. berechnet. Obst wird in großer Menge geerntet. In der Viehzucht zeichnet sich der Staat durch die große Zahl der Rasserinder aus. Der Viehstand betrug 1890: 664,430 Pferde, 2,131,392 Rinder, 1,528,979 Schafe, 843,342 Schweine. An Butter wurden 44,208,816, an Käse 1,945,813 (beides mehr als irgend ein andrer Staat), an Wolle 2,822,059 kg produziert. Dem Weinbau sind 17,340 Hektar gewidmet, und 25,500 Personen sind dabei thätig. In der Fischerei auf dem Eriesee waren 5 Dampfer mit 160 Mann, auf dem Ontariosee 128 Segelboote und 125 andre mit 287 Mann beschäftigt, die ersten hatten einen Ertrag von 53,214, die zweiten von 85,431 Doll. Der Walfang an der Küste beschäftigte nur 4 Boote, dagegen gab die Seefischerei einen Ertrag von 3,347,851 Doll., wovon 2,286,880 für Austern. Von Metallen wird nur Eisen ausgebeutet; 1889 aus 35 Gruben 1,247,537 Ton. im Werte von 3,100,216 Doll., doch kommen auch Kupfer, Blei und Zink vor. Salz liefern die Solen von Syracuse und Warsaw am Onondagasee in großer Menge, Kalk die Glen Falls, natürliches Gas der von Pennsylvanien herübergreifende Petroleumdistrikt. In der Industrie steht N. an der Spitze aller Staaten der Union; 1890 wurden in 65,840 gewerblichen Anstalten durch 850,084 Arbeiter Waren im Werte von 1,711,577,671 Doll. hergestellt. Am bedeutendsten sind die Kleiderfabriken, dann die von Zucker, Mehl, Gußwaren, Maschinen, die 42 Baumwollfabriken mit 8401 Arbeitern, 606,796 Spindeln, 13,466 Stühlen und einer Produktion von 9,777,295 Doll., die 378 Wollfabriken mit 38,596 Arbeitern und einer Produktion von 53,438,146 Doll., die 185 Seidenfabriken mit 13,151 Arbeitern und einer Produktion von 19,417,796 Doll., die Fabriken für Fleischwaren, Tabak und Zigarren, Leder, Eisen u. Stahl, Möbeln, Brauereien ꝛc. Dieser Industrie entsprechend, übertrifft der Handel von N. den sämtlicher andrer Unionsstaaten zusammengenommen. Seine Kanäle u. Eisenbahnen vermitteln einen großartigen Transithandel, und vom fernsten Westen wie vom Süden finden Mehl und Getreide, Vieh und Fleisch, Baumwolle u. Tabak ihren Weg nach N., um von dort aus verschifft zu werden. 1890 gehörten zum Staat an der Küste 1100 Dampfer von 375,626 Ton. und 2361 Segelschiffe von 430,000 T., auf den Seen 284 Dampfer von

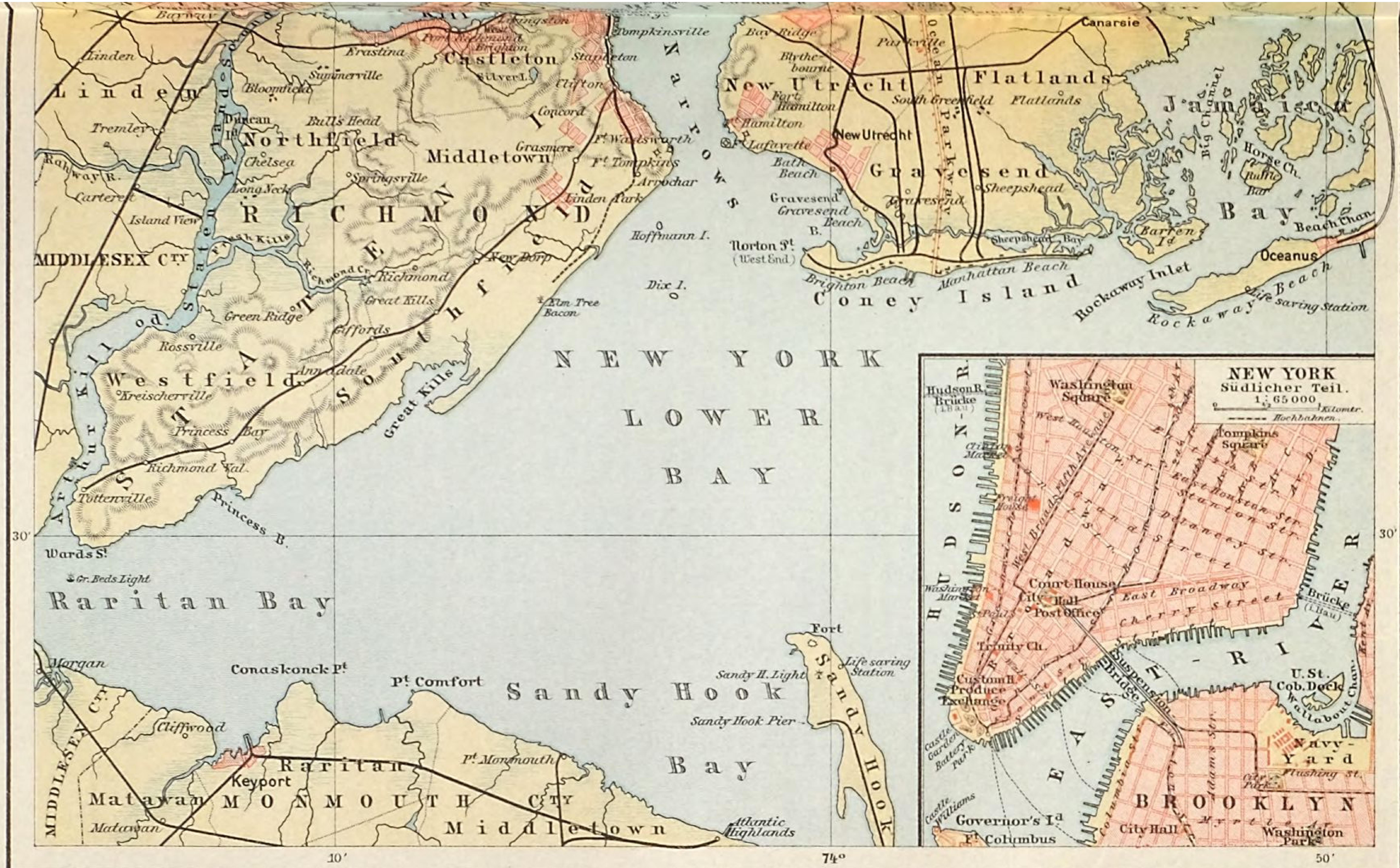
130,000 T. und 136 Segelschiffe von 33,000 T., auf dem Eriekanal und dem Delaware-Hudsonkanal 821 Boote von 84,405 T. sowie eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge. Die Eisenbahnen hatten 1892 eine Länge von 12,290 km, die Kanäle von 978 km, wovon 566 auf den Eriekanal (s. d.) kommen. Kanäle in einer Länge von 575 km sind als nicht länger konkurrenzfähig eingegangen. Die exekutive Gewalt ist einem Gouverneur und einem Vizegouverneur übertragen. Der Senat zählt 32, das Abgeordnetenhaus 128 Mitglieder. In den Kongreß der Union entsendet der Staat 2 Senatoren und 34 Repräsentanten, bei der Präsidentenwahl hat es 36 Stimmen. Politische Hauptstadt ist Albany.

Geschichte. Nachdem Henry Hudson 3. Sept. 1609 die Insel Manhattan (s. d.) entdeckt, gründeten die Holländer 1612 die erste Niederlassung an der Südspitze jener Insel unter dem Namen Neuamsterdam sowie das Fort Orange, bemächtigten sich dann des Landes und nannten es **Neuniederland** oder **Neubelgien**. Aber die Engländer nahmen im September 1664 die Kolonie in Besitz, indem sie sich auf ein Patent beriefen, durch welches König Karl II. seinem Bruder, dem Herzog von York, ganz Neuniederland zugesprochen habe. Die Provinz erhielt gleich der Stadt zu Ehren des neuen Besitzers den Namen N. Alles Eigentum der Holländisch-Ostindischen Kompanie ward eingezogen und ein Teil der Kolonie (das jetzige New Jersey) verkauft. Zur Zeit der Eroberung hatte Neuamsterdam ungefähr 1500 Einw., 1673 schon 2500. Im Frieden zu Westminster 1674 ward N. förmlich an England abgetreten. 1683 hielt die Kolonie ihre erste gesetzgebende Versammlung; 1689, nach der Vertreibung der Stuarts, ward das Land unmittelbare Provinz der britischen Krone. Aufstände der Neger 1712 u. 1741—42 wurden glücklich unterdrückt. Aber die unzweckmäßigen Maßregeln der englischen Regierung erregten eine sehr große Erbitterung. In der Stadt New York wurde 1765 die Stempelakte verbrannt, und Abgeordnete der Kolonien traten hier zu einem Kongreß zusammen. 1776 wurde New York von den Engländern erobert, die bis zum Frieden von 1783 im Besitz der Stadt blieben. Am 26. Juli 1788 nahm der Staat die Konstitution der Union an; 1821 ward seine Verfassung in liberalem, 1846 und 1874 in demokratischem Sinne revidiert. Vgl. Brodhead, History of the state of N. (New York 1853—71); »Documents relative to the colony of N.« (das. 1853—58, 10 Bde.); Kollock, History of the N. state (das. 1883); Roberts, N., the planting and the growth of the Empire State (Bost. 1887, 2 Bde.); Kapp, Die Deutschen im Staate N. während des 18. Jahrh. (New York 1884). S. Karte »Vereinigte Staaten«.

New York (spr. nju jórk; hierzu Karte »New York u. Umgebung«), die bevölkertste Stadt der Vereinigten Staaten und die größte Handelsstadt der Neuen Welt, im gleichnamigen Staat (s. oben), in ihrem Hauptteil auf der langen, schmalen, durch den Hudson, East River, Harlem River und Spuyten Duyvil Creek vom Festlande getrennten Insel Manhattan (s. d.) erbaut, doch umfaßt das Stadtgebiet jetzt schon einen Teil des Festlandes jenseit des Harlem River sowie mehrere kleine Inseln in der New York-Bai und im East River. Letzterer scheidet die Stadt von Long Island, der Hudson dagegen von New Jersey. Das Gesamtareal der Stadt beträgt 109 qkm, wovon 57 qkm auf die Insel Manhattan entfallen. Im Hafen liegen die Governors-, Ellis- und Bedloesinseln, sämtlich befestigt. Die 12 km breite Einfahrt in denselben, zwischen Long Island im Norden und Sandy Hook im S., 30 km unterhalb der Stadt, geht durch vier von Norden nach S. streichende Sandbänke, die von verschiedenen Kanälen durchbrochen sind (von denen der Gedney Channel für Schiffe von 9 m Tiefgang stets passierbar ist), verengert sich zwischen Staten und Long Island zu den Narrows, dem durch die Forts Wadsworth und Tompkins auf Staten Island, Fort Hamilton auf Long Island und Fort Lafayette auf einer kleinen Felseninsel verteidigten Eingang der eigentlichen New York-Bai. Schon von weitem wird dem Seefahrer die Annäherung an die Stadt durch das 1886 auf Bedloe's oder Liberty Island errichtete Standbild der Freiheit verkündet, deren Diadem und Fackel bei Nacht elektrisch beleuchtet sind. Diese aus Kupfer und Eisen nach einem Modell von Bartholdi in Paris hergestellte Bildsäule hat eine Höhe von 46 m, wiegt 225 Ton. und steht auf einem Granitsockel von 28 m und einem Fundament von 16 m Höhe. Der Kopf kann 40 Personen fassen. Dies größte Bildwerk alter und neuer Zeit, das 93,2 m über den Wasserspiegel reicht, ist ein Geschenk Frankreichs, der Granitunterbau wurde durch Beiträge amerikanischer Bürger errichtet. Auch im East River liegen mehrere Inseln. Die Felsen beim »Höllenthor« (Hellgate), welche früher der Schiffahrt gefährlich waren, sind 1876 durch Sprengung beseitigt worden. Die Südspitze der Insel Manhattan liegt unter 40° 41′ nördl. Br. und 74° westl. L. v. Gr. Das **Klima** zeigt große Extreme von Hitze und Kälte (mittlere Temperatur 10,6°, Januar —1,7°, Juli 24,2°) und wäre in den heißen Sommertagen fast unerträglich, wenn es nicht durch die Seewinde gemildert würde. Der jährliche Regenfall beträgt 1190 mm.

[Straßen, Plätze ꝛc.] Der ältere südliche Teil der Stadt ist unregelmäßig und winkelig gebaut, und in sehr vielen Straßen dieses Stadtteils befinden sich nur wenige neue Bauten. Doch ist dieser Stadtteil der Hauptsitz der gewaltigen kaufmännischen Unternehmungen und des Reichtums New Yorks. Der nördliche, neuere Teil ist regelmäßig angelegt, mit breiten Straßen und Alleen, welche fast die ganze Manhattaninsel bedecken, während jenseit des Harlem noch weite Strecken unbebaut sind. Mit freien Plätzen ist die Stadt im Verhältnis zu ihrer Größe etwas spärlich bedacht, doch besitzt es in dem 4 km langen und 0,8 km breiten, 335 Hektar großen **Central Park** mit vielen Bildsäulen, einem ägyptischen Obelisk (Cleopatra's Needle), 17 Hektar Teichen und den 67 Hektar großen Croton Reservoirs einen herrlichen Erholungsort. Unweit der Nordwestecke des Central Park liegt der neue schöne, aber schmale Morningside Park, an den Hügeln am Hudson der Riverside Drive oder Park mit dem herrlichen Grant-Monument und prächtigen Blicken auf den von Schiffen belebten Strom und nordöstlich vom Central Park Mount Morris Square mit 30 m hohem Hügel. Die Südspitze der Insel wird von der Battery eingenommen, einem 8 Hektar großen Garten mit dem umfangreichen Rundbau Castle Garden, früher Landeplatz der Einwanderer (in der Folge nach Ellis Island verlegt), jetzt Zeughaus der Marine. Daran stößt der kleine Platz Bowling Green, die Wiege von N., und nun folgt die große Geschäftsstraße der Stadt, der 8 km lange Broadway, der bis zum Central Park reicht und dabei an mehreren Plätzen vorüberführt. Zunächst am City-Hall Park, in dessen Nähe Printinghouse Square mit dem Standbilde Franklins liegt. Weiterhin liegen Union Square mit


NEW YORK
UND
UMGEBUNG.
Maßstab 1:200000
Kilometer
Eng. Stat. Miles.
Westliche Länge 74° von Greenwich
NEW YORK
BROOKLYN
JERSEY CITY
NEWARK
HOBOKEN
ELIZABETH
HUDSON RIVER
UPPER BAY
Newark Bay
BAYONNE
BERGEN
HUDSON
ESSEX
UNION
QUEENS
KINGS
LONG ISLAND CITY
Long Id. Sound
Flushing B.
East New York
Harlem
Central Park
West Chester
LONG ID.


NEW YORK
LOWER
BAY
Raritan Bay
Sandy Hook
Bay
Narrows
Jamaica
Bay
Coney Island
Rockaway Inlet
Rockaway Beach
Life saving Station
Oceanus
Beach Chan.
Barren Id
Canarsie
Flatlands
New Utrecht
Gravesend
Sheepshead
Sheepshead Bay
Manhattan Beach
Brighton Beach
Norton Pt.
(West End)
Gravesend B.
Bath Beach
Ocean Parkway
South Greenfield
Parkville
Bay Ridge
Fort Hamilton
New Utrecht
Big Channel
Horse Ch.
Hoffmann I.
Dix I.
Elm Tree Bacon
Great Kills
RICHMOND
Castleton
Middletown
Northfield
Westfield
Southfield
Staten Island
Tompkinsville
Stapleton
Clifton
Concord
Grasmere
Ft. Wadsworth
Ft. Tompkins
Arrochar
Linden Park
New Dorp
Richmond
Great Kills
Giffords
Annadale
Green Ridge
Rossville
Kreischerville
Princess Bay
Richmond Val.
Tottenville
Princess B.
Arthur Kill od.
Fresh Kills
Richmond Cr.
Springsville
Chelsea
Long Neck
Bulls Head
Summerville
Erastina
Bloomfield
Linden
Tremley
Rahway R.
Carteret
Island View
MIDDLESEX CTY
Wards St.
Gr. Beds Light
Morgan
Conaskonck Pt.
Pt. Comfort
Cliffwood
Keyport
Raritan
Matawan
MONMOUTH CTY
Middletown
Pt. Monmouth
Atlantic Highlands
Sandy Hook Pier
Sandy H. Light
Fort
Life saving Station
Sandy Hook
30'
10'
74°
50'
NEW YORK
Südlicher Teil.
1 : 65000
Kilometr.
Hochbahnen.
HUDSON R.
EAST - RIVER
BROOKLYN
Washington Square
Tompkins Square
Hudson R. Brücke (i. Bau)
Brücke (i. Bau)
West Houston Str.
East Houston Str.
Stanton Str.
Delancey Str.
Grand Str.
Canal Str.
East Broadway
Cherry Street
West Broadway
Fifth Avenue
Court House
City Hall
Post Office
Trinity Ch.
Custom H.
Produce Exchange
Battery Park
Castle Garden
Castle Williams
Governor's Id.
Ft. Columbus
Suspension Bridge
Washington Market
Columbia Str.
Adams Str.
Myrtle Av.
City Hall
Washington Park
City Park
Flushing St.
Navy-Yard
U. St. Cob. Dock
Wallabout Chan.

den Bildsäulen Washingtons und Lincolns und der von glänzenden Hotels und palastähnlichen Bauten umgebene Madison Square mit Denkmälern von General Worth, Admiral Farragut und W. Seward. Der Broadway ist die großartigste Geschäftsstraße der Welt, und die neuern Bauten ragen bis zu einer Höhe von 15—24 Stock empor. Westlich vom Broadway liegt der 3,6 Hektar große Washington Square mit dem Washington Arch, einem imposanten Marmorbogen, östlich Tompkins Square, Stuyvesant Square, Gramercy Park und Bryant Park. Zu beiden Seiten des südlichen Teils vom Broadway, vorzüglich auf der Ostseite, in dem engen u. unregelmäßigen Teile der Stadt, dem ursprünglichen Neuamsterdam der Holländer, befindet sich eine Anzahl von besonders wichtigen Geschäftsvierteln. Wall Street ist die Hauptgeldstraße von N., das große Nervenzentrum des ganzen amerikanischen Geschäfts und der finanzielle Barometer des Landes. Sitze der großen Importhäuser sind Churchstreet, West Broadway, Leonard-, Franklin-, Warrenstreet u. a. Die Bowery, so benannt nach den holländischen »Bauereien« oder Farmen, ist eine breite Straße im O. des Broadway, voll von Trinklokalen, Austernbuden, kleinen Theatern, Trödelläden u. a. Der neuere nördliche Teil der Stadt ist durchaus regelmäßig angelegt. Die südnördlichen breiten Straßen (Avenues), die westöstlichen schmälern und weit zahlreichern werden beide nach Nummern benannt. Hier sind Sitze der riesigen Detailgeschäfte Third Avenue, die längste Geschäftsstraße der Welt, Sixth Avenue, Fourteenth Street, Twentythird Street. Fifth Avenue ist namentlich in der Nähe des Central Park die vornehmste, von der Geldaristokratie bevorzugte Straße der Stadt und bietet ein unerreichtes Bild des Reichtums und Komforts. Von der Südwestecke des Central Park, wo sich ein von den Italienern in Amerika geschenktes Columbusdenkmal erhebt, setzt sich der Broadway als Boulevard fort. Die Wasserversorgung von N. wird vom Quellengebiete des Croton, 64 km von N., bewirkt. Der alte Croton Aquädukt, 1836—42 erbaut, hat eine Leitungsfähigkeit von 450,000 cbm Wasser, der neue Croton Aquädukt, 1883—90 mit einem Aufwand von 25 Mill. Doll. erbaut, hat ein Leitungsvermögen von 1½ Mill. cbm. Beide Leitungen entleeren ihr Wasser in das große, 4½ Mill. cbm umfassende Reservoir im Central Park.

[Öffentliche Gebäude.] Gleich am untern Ende des Broadway liegt die seit 1883 aufgeführte Produktenbörse mit einer Fassade von 93,5 m, einem 68,5 m hohen Turm und einer 67 m langen, 44,2 m breiten, 18 m hohen Halle. Über 20,000 Personen benutzen täglich die Aufzüge in diesem Gebäude. Architektonisch ausgezeichneter ist das Hauptzollamt in Wall Street, mit einer Fassade von 43,8 m in dunklem Granit, mit ionischem Säulenportikus. Das Innere bildet eine mächtige Rotunde, gekrönt von einer von acht gewaltigen Marmorsäulen getragenen Kuppel, die eine Höhe von 37,8 m erreicht. In derselben Straße steht das Schatzamt der Vereinigten Staaten (Sub-Treasury) mit Säulenfront aus weißem Marmor, auf der Treppe ein großes Bronzestandbild Washingtons. Am City-Hall Park steht das Postamt, ein gewaltiger Renaissancebau mit Granitsäulen und Kuppeln. Hinter ihm das Stadthaus (City Hall), in weißem Marmor aufgeführt, mit schönem Uhrturm. Nördlich davon erhebt sich das Gerichtsgebäude (Court House), aus Marmor mit säulengeschmückter Hauptfassade. Die Ostseite des City-Hall Park begrenzt Park Row mit den Palästen mehrerer großer Zeitungen, wie der »New York Times«, »New York Tribune«, »World«, »New Yorker Staatszeitung« rc. Der nicht weit davon nördlich gelegene, in ägyptischem Stil gehaltene Granitbau der Tombs, des Stadtgefängnisses von N., wird jetzt abgetragen. Weiter nordwärts in der Fifth Avenue und zu beiden Seiten derselben bis zum Central Park erheben sich eine Anzahl zum Teil sehr umfangreicher Bauwerke, wie die Astor Library, das Cooper Institute, das Bible House der Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel, die bereits über 55 Mill. Bibeln und Neue Testamente in mehr als 80 verschiedenen Sprachen verteilt hat, der Manhattan Club, die Lenox Library, die National Academy of Design, das gewaltige Grand Central Depot (Bahnhof), der Madison Square Garden, ein 130 m langer und 60 m breiter Bau, das malerische Tiffany House, das große American Museum of Natural History, welches am Central Park liegt. Jenseit des Central Park verdienen besondere Erwähnung der Neubau des St. Luke's Hospital und die neue Columbia Library, beide auf den Morningside Heights. Unter den 436 Kirchen zeichnen sich wenige durch architektonische Schönheit aus; 88 davon gehören den Episkopalen, 87 den Katholiken, 66 den methodistischen Episkopalen, 63 den Presbyterianern, 53 den Baptisten und 28 den Lutheranern. Die Trinitykirche am Broadway ist die reichste der Stadt (sie hat sehr bedeutenden Grundbesitz), ein stattlicher gotischer Bau aus Braunstein, 1839—46 errichtet, mit 86,5 m hohem Turm. Ebenfalls den Episkopalen gehören St. Paul, in der Nähe des City-Hall Park, die älteste Kirche der Stadt, 1756 erbaut, mit elegantem gotischen Turm, 61,5 m hoch, und Grace Church, 3 km weiter oberhalb am Broadway, aus weißem Sandstein, mit leichtem zierlichen Turm u. guten Glasgemälden. Die St. Georgskirche hat zwei je 74,6 m hohe Türme. Unter den deutschen Kirchen zeichnet sich die des Erlösers aus, mit 80,7 m hohem gotischen Turm. Sämtliche Kirchen aber werden durch die katholische Kathedrale St. Patrick, in der fünften Avenue, übertroffen. Dieselbe ist 122 m lang, 38 m breit und 34 m hoch und hat zwei gotische Türme von über 100 m Höhe. Sie ist ganz aus weißem Marmor erbaut, die größte und schönste Kirche der Neuen Welt und kostet 2½ Mill. Doll. Auf den Morningside Heights wird jetzt eine mächtige protestantische Kathedrale erbaut. Unter den 58 Synagogen ist der im maurischen Stil erbaute Tempel Emanu-El die schönste.

[Bevölkerung.] Die Bevölkerung von N. betrug 1700 nur 6000 Einw., 1776 gegen 22,000, 1790 bei der ersten Volkszählung 33,131, 1800: 60,515, 1840: 312,710, 1890: 1,515,301 und 1896: 1,906,438 Einw. Mit Brooklyn, Long Island City und einer Anzahl kleinerer Ortschaften wird die Stadt vom 1. Jan. 1898 ab ein einziges Groß-N. mit einer Bevölkerung von 3½ Mill. bilden. Nach der Zählung von 1890 lebten in N. 639,943 im Ausland (210,723 in Deutschland) Geborne. Die Deutschen, welche namentlich in der Gegend von Avenue A zahlreich sind (daher »Kleindeutschland« genannt), haben nicht nur ihre Kirchen, Schulen und Hospitäler, sondern auch ihre Klubs, Gesang- und Turnvereine. Die Italiener (39,951), die zwischen Bowery und Broadway wohnen, sind Obstverkäufer, Tagelöhner, Schuhputzer, Leierkastenmänner u. a., die Chinesen (2048) haben ebendort ihr Joßhaus (Tempel), ihre Opiumkneipen, Wäschereien rc. Sehr stark (190,418) sind die Irländer vertreten, die wie im öffentlichen Leben, so auch

in den Gefängnissen eine bedenklich hervorragende Rolle spielen. Die Volksschulen wurden 1890 von 196,333 weißen und 1612 farbigen Kindern besucht. An höhern Anstalten bestehen die 1754 gegründete Columbia University (1890 reorganisiert) mit (1896) 6 Fakultäten, 275 Dozenten, 1941 Studierenden und einer Bibliothek von 223,000 Bänden; die 1831 gegründete städtische »Universität«, vor kurzem von Washington Square nach dem Nordende der Stadt verlegt, mit drei Abteilungen, 147 Dozenten, 1275 Studierenden und 33,000 Bänden; das College of the City of N. mit 58 Dozenten und 1885 Studierenden; das mit der Columbia University verbundene Barnard College für Frauen, 2 theologische Seminare, die katholischen Manhattan und St. Francis Xavier Colleges, das Normal College für Lehrerinnen, das Teachers' College, 10 medizinische Schulen, eine Seemannsschule; von Kunstschulen die National Academy of Design (mit Ausstellungen) und die Art Students' League. Ferner gibt es 3 Konservatorien der Musik und eine Gewerbeschule (Cooper Union). Unter den 53 öffentlichen Bibliotheken sind die bedeutendsten die 1853 von einem Deutsch-Amerikaner gegründete Astor Library (280,000 Bände), Mercantile Library (220,000 Bde.), Lenox Library (65,000 Bde.), N. Historical Society (75,000 Bde.), Law Institute Library (35,000 Bde.), N. Society Library (70,000 Bde.), auch die Universität und mehrere Colleges (s. oben) sowie Klubs und Privatleute besitzen große und wertvolle Bibliotheken. Von den 18 Kunstsammlungen sind die bedeutendsten das Metropolitan Museum of Art mit den vom Konsul Di Cesnola auf Cypern gesammelten phönikischen und frühgriechischen Altertümern, einer historischen Glassammlung und einer sehr wertvollen Gemäldegalerie. Das American Museum of Natural History enthält sehr umfangreiche Sammlungen. Von gelehrten Gesellschaften sind zu nennen: die Historische Gesellschaft, der Geographische Verein, ein Naturwissenschaftlicher Verein u. a. Unter den musikalischen Vereinen sind besonders hervorzuheben die Philharmonic Society, Symphony Society, Oratorio Society und die Vereine Liederkranz und Arion. Für das Vergnügen sorgen 41 Theater, 9 Konzerthallen und zahlreiche sogen. Biergärten. Von den 68 Klubs sind auch 3 deutsche, im ganzen gibt es 9 deutsche Vereine. Unter diesen Klubs befinden sich zahlreiche Renn-, Ruder-, Kanoe-, Radfahrer-, Lawn Tennis-, Turnvereine ꝛc. In N. erscheinen 56 Tagesblätter, 270 wöchentliche und 350 monatliche Zeitschriften. Ein katholischer Erzbischof und zwei protestantische Bischöfe residieren in N. Von wohlthätigen Anstalten besitzt die Stadt außer den aus der Stadtkasse erhaltenen 36 Krankenhäusern 47 Anstalten, an welchen ärztlicher Rat erteilt wird, 7 Irrenanstalten (3211 Irre), 3 Blindenschulen, 3 Taubstummenanstalten, 104 Waisenhäuser, Versorgungshäuser und Asyle. Die drei Inseln im East River (Blackwell's, Ward's und Randall's) sind ausschließlich den öffentlichen Anstalten der Stadt gewidmet. Auf ihnen liegen 8 Krankenhäuser, 4 Arbeitshäuser, ein Versorgungshaus, 2 Irrenanstalten, ein Zuchthaus, ein Asyl für verwahrloste Kinder, eine Anstalt für Blödsinnige, ein Asyl für Trunkenbolde. Sämtliche Gebäude sind durch Sträflinge in Granit ausgeführt worden.

[Industrie, Handel, Verkehr.] Hinsichtlich seiner Gewerbthätigkeit und seines Handels nimmt die Stadt den ersten Rang unter allen Städten der Union ein; 1890 wurden in 25,403 gewerblichen Anstalten mit 354,291 Arbeitern Waren im Werte von 777,222,721 Doll. erzeugt. Davon waren den erzeugten Werten nach am wichtigsten 1554 Fabriken für Männerkleider mit 37,811 Arbeitern und einer Produktion von 68,630,780 Doll., 740 Fabriken für Frauenkleider (24,712 Arbeiter, 42,315,352 Doll.), 69 Fleischverpackungsanstalten (39,514,108 Doll.), 52 Brauereien (23,926,935 Doll.), 342 Gießereien und Maschinenfabriken (18,043,794 Doll.), 35 Kaffeebrennereien und -Mühlen (17,037,019 Doll.), 201 Möbelfabriken (13,491,590 Doll.), 74 Pianofortefabriken (12,064,179 Doll.), außerdem Fabriken für Seidenwaren, Zucker, Schuhzeug, Tabak und Zigarren. Der Hafen ist einer der schönsten der Welt (s. oben) und hat ausreichende Größe und Tiefe für die größten Schiffe. Die Upper-Bay oder der eigentliche Hafen, 14,8 km lang und 6—8 km breit, ist ganz vom Lande umschlossen und durch die Narrows mit der Lower New York-Bay verbunden. An der Battery teilt sich die Upper-Bay in zwei Arme, links den Hudson oder North River, rechts den East River, beide für Seeschiffe benutzbar. Der North River enthält die Docks der transatlantischen Dampfer, deren einige auch auf der New Jersey-Seite liegen. Der East River ist stets voll von Schiffen; ein großer Teil des in- und ausländischen Handels von N. wird hier erledigt. Beide Flüsse sind auch von Fährbooten belebt (s. unten). Die gesamte Ein- und Ausfuhr betrug 1891: 907 Mill. Doll. (60 Proz. des Außenhandels der Union), die bedeutendste Rolle spielen bei der Einfuhr: Zucker, Wein, Spirituosen, Bier, Häute aus den La Plata-Staaten, Seide, Wolle, Guttapercha, Kaffee, Thee, Drogen, Textilwaren, Eisen und Stahl, auch verarbeitet, Bücher, Spielwaren, Luxusartikel, bei der Ausfuhr Brotstoffe, besonders Weizen, Fleisch (frisch und konserviert), Vieh, Butter, Käse, Speck, Schmalz, Baumwolle, Petroleum, Tabak und Tabaksfabrikate, Baumwollwaren. Die Handelsflotte von N. (nebst den gegenüberliegenden Städten und Newark) zählt 3955 Schiffe (1030 Dampfer) von 918,688 Ton., die fast allein im Küstenverkehr thätig sind. Im Hafen verkehrten 1896: 4441 Schiffe (2948 Dampfer), davon 489 deutsche (446 Dampfer). Er ist Endstation der Dampferlinien des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft, der Cunard-, White Star-, Guion-, Pacific Mail- u. Allanlinien, der Compagnie Générale Transatlantique und der American Linie, die ihre Anlegeplätze (auch Docks) im Hudson haben, während die Küstenfahrer meist den East River benutzen. Ein reger Schiffsverkehr besteht mit dem Innern auf dem Hudson und auf Kanälen, namentlich dem Eriekanal. In dem Hafen von N. landet die größte Zahl aller Einwanderer in die Union (1896: 263,709 Personen von insgesamt 343,267). Die Dampffähren (ferries) beförderten 1891 nach allen benachbarten Plätzen 180 Mill. Menschen. Dem Landverkehr dienen zwei Eisenbahnlinien, die N.-Zentral u. die N.-New Haven-Hartfordbahn mit dem Grand Centralbahnhof, doch gehen die meisten Hauptlinien von Jersey City aus. 30 Pferde-, Kabel- und elektrische Bahnen durchkreuzen die Stadt in allen Richtungen und haben Omnibusse und Droschken fast vollständig verdrängt. Aber noch wichtiger ist die auf eisernen Säulen gebaute Hochbahn (Elevated Railway), die 1892—93: 220 Mill. Personen beförderte und die Battery mit den entferntesten Stadtteilen verbindet. Eine großartige Hängebrücke, von dem deutschen Ingenieur J. Röbling und seinem Sohn 1869—83 mit einem Kostenaufwande von 15 Mill.

Doll. erbaut, verbindet N. mit Brooklyn. Sie ist 1827 m lang, der Abstand zwischen den Pfeilern 487, die Breite 26, die Höhe über der Flut 41 m. Die gigantischen steinernen Pfeiler erheben sich bis 83 m über das Hochwasser und sind in Senkkasten fundamentiert, die an der Brooklyn-Seite 13,7, an der New York-Seite 24 m tief in das felsige Bett des Stromes verankert sind. Die Brückenbahn ist an die Turmpfeiler mittels vier 16zölliger Drahtseile (23,000 km Draht im Gewichte von 3600 Ton.) angehängt, die an jedem Ende mit 26,000 cbm solidem Mauerwerk verankert sind. Über 40 Mill. Personen kreuzen jährlich die Brücke. (Weiteres s. »Brücken«, S. 553, nebst Tafel I, Fig. 2.) Über den Harlem River führen 12 Brücken, darunter die 426 m lange High Bridge und die 730 m lange Washington Bridge, letztere 1890 mit einem Kostenaufwand von 2,7 Mill. Doll. vollendet. Dem gewaltigen Geldverkehr dienen 51 National-, 47 Staats- und 25 Sparbanken, die durch das Clearinghouse ausgeglichenen Geschäfte betrugen 1892: 36,662,469,201 Doll., weit über die Hälfte sämtlicher Bank-Clearings der Union. N. ist Sitz der Konsuln der meisten Staaten, auch eines deutschen Generalkonsuls, eines Konsuls und zweier Vizekonsuln. Die städtische Schuld betrug 1896: 113,277,686 Doll.

Die Umgebung der Stadt (s. die Karte) ist reizend, und namentlich sind die herrlichen Ufer des Hudson, längs deren sich freundliche Landsitze hinziehen, sehr malerisch. Beliebte Ausflugsorte sind die Seebäder auf Coney Island. Brooklyn (s. d.) enthält die schönsten der 46 städtischen Friedhöfe.

[Geschichte.] Manhattan Island und die Mündung des Hudson sollen 1524 von dem Florentiner Verrazzani besucht worden sein; sicher ist, daß 1609 der Brite Henry Hudson in holländischen Diensten den nach ihm benannten Fluß hinauffuhr. Die erste Niederlassung auf Manhattan Island wurde 1614 von der Holländisch-Westindischen Kompanie gegründet und Neuamsterdam genannt. 1623 kauften die Holländer den Indianern für Waren im Werte von 24 Doll. die ganze Insel Manhattan ab. 1642 baute man die erste Kirche, 1656 zählte die Stadt 1000 Einw., 1664 wurde sie den Engländern übergeben und kam in den Besitz des Herzogs von York, von dem sie den Namen erhielt. 1700 war die Bevölkerung auf 6000 Seelen gestiegen; 1711 wurde daselbst ein Sklavenmarkt in der Wall Street errichtet. Während des Revolutionskrieges fiel N. 1776 in die Gewalt der Briten, die es erst 25. Nov. (Evacuation day) 1783 räumten. Von 1785—90 war N. Sitz der Bundesregierung; 1789 wurde hier Washington als erster Präsident der Vereinigten Staaten unter der neuen Konstitution feierlich eingesetzt. 1807 wurde im Hafen von N. das erste Dampfboot zur Schiffahrt auf dem Hudson gebaut, und 1825 brachte die Eröffnung des Eriekanals dem Handel mächtige Förderung. 1835 verheerte eine Feuersbrunst einen 16 Hektar großen Teil des Geschäftsviertels. Obwohl nicht Hauptstadt der Union, erlangte N. durch seine Größe hervorragende Bedeutung für dieselbe und ihre Parteiverhältnisse und ist ein Hauptgegenstand des Wettstreites zwischen Republikanern und Demokraten. Die Stadtverwaltung ward lange von einer auf die zahlreiche irische Bevölkerung sich stützenden Parteiorganisation, dem Tammany Ring (s. d.), besonders unter Tweed (Tweed Ring), beherrscht und ausgebeutet. Vgl. Appleton, Dictionary of N. (zuletzt 1895); King, Handbook of N. (1893); Mines, A tour around N. (1892); über die Geschichte der Stadt von neuern Werken die von Lossing (1884, 2 Bde.), Todd (1888), Roosevelt (1891), Wilson (1891—94, 4 Bde.), Morris, Makers of N. (Philad. 1895). Die ältesten Urkunden von N. sind erschienen unter dem Titel: »Records of the City of N.« sowie in »New Netherlands« (hrsg. von Dawson, 1840).

New Yorker Staatszeitung, die größte deutsche Zeitung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Organ der demokratischen Partei. Sie erscheint täglich zweimal und hat außerdem eine besondere Sonntags- und eine Wochenausgabe. 1634 von C. Braeker gegründet, kam sie 1859 in den Besitz des Deutsch-Österreichers Oswald Ottendorfer (s. d.), der sie zu ihrer jetzigen Bedeutung erhob. Redakteur ist jetzt (1896) Paul Löser.

New York Herald (spr. njujórk herreld), die bedeutendste politische Tageszeitung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1835 von J. Gordon Bennet (s. d. 1) gegründet und seit dessen Tode (1872) von seinem gleichnamigen Sohn geleitet. Sie gehört keiner politischen Partei an. Mit ihr verbunden ist eine Abendausgabe: »Evening Telegram«, eine Wochenausgabe und seit 1878 eine in Paris erscheinende Ausgabe für Europa, die ihre Vertreter in allen Hauptstädten Europas hat.

New York Times, The (spr. njujórk taims), täglich und außerdem in einer Wochen- und Sonntagsausgabe in New York erscheinende politische Zeitung, ein Organ der demokratischen Partei. 1851 von J. H. Reymond gegründet, gehört sie seit 1893 einer Gesellschaft (Präsident C. R. Miller, Sekretär G. F. Spinney).

New York Tribune, The (spr. njujórk tribbjun), täglich und außerdem in einer halbwöchentlichen und in einer über alle Staaten der Union verbreiteten Wochenausgabe erscheinende politische Zeitung, Hauptorgan der republikanischen Partei und der Schutzzöllner. 1841 von Horace Greeley gegründet, wurde sie 1849 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Seit Greeleys Tode (1872) ist Whitelaw Reid Haupteigentümer und Leiter des Blattes.

New Zealand (engl., spr. nju ſīländ), Neuseeland.

Nexö, Stadt auf der Südostküste der dän. Insel Bornholm, mit Hafen und Reede, Schiffahrt, Handel und (1890) 2322 Einw.

Nexum (lat.), im altröm. Rechtsleben die feierliche Form der Abschließung eines Darlehnsgeschäfts. Ursprünglich, als es noch kein geprägtes Metallgeld gab, wurde das Erz von dem Darleiher dem Empfänger zugewogen, und hieraus erklärt sich der spätere symbolische Gebrauch von Erz und Wage beim Abschluß dieses Darlehnsvertrags (»per aes et libram«), eine Form, welche übrigens auch zum Zwecke der Begründung anderweiter Vertragsverhältnisse zur Anwendung kam, z. B. bei Übertragung des Eigentums, Adoption, Testamentserrichtung (vgl. Mancipation), so daß alle Geschäfte mit dieser Form N. im weitern Sinne genannt wurden. Später kam das N. ab.

Nexus (lat.), Band, Zusammenhang, Verbindung; rechtliche Verbindlichkeit; N. feudalis, Lehnsverbindung; N. parochialis, Pfarrverband.

Ney (spr. nä), 1) Michel, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall von Frankreich, Sohn eines aus Wachendorf im württembergischen Oberamt Horb stammenden Böttchers, geb. 10. Jan. 1769 in Saarlouis, gest. 7. Dez. 1815, ward Schreiber bei einem Notar, dann Aufseher in dem Eisenhammer zu Saleck, trat 1788 als Gemeiner in

das Husarenregiment Colonel-général, wohnte dem Feldzug von 1792 als Adjutant der Generale Lamarche und Collaud bei und kehrte 1794 als Kapitän zu seinem Regiment zurück. 1796 trat N. in die Maas- und Sambrearmee unter Jourdan und erwarb, indem er den Übergang über die Rednitz erzwang, den Grad eines Brigadegenerals. Im Frühjahr 1799 nahm er durch einen kühnen Handstreich Mannheim und wurde dafür zum Divisionsgeneral erhoben. Zur Verstärkung Massénas in die Schweiz beordert, erhielt er bei Winterthur eine schwere Verwundung. 1800 zeichnete er sich unter Moreau besonders bei Hohenlinden aus. Nach dem Frieden zu Lüneville bewirkte Bonaparte seine Vermählung mit Aglaé Louise Auguié de Lescans, einer Jugendfreundin der Hortense Beauharnais, und ernannte ihn zum Generalinspekteur der Kavallerie. 1802 ging N. als Gesandter nach der Schweiz, wo er den Frieden und die Mediationsakte vom 19. Febr. 1803 zu stande brachte. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserthrons den Marschallsstab erhalten, schlug er im Kriege gegen Österreich 1805 den Erzherzog Ferdinand 9. Okt. bei Günzburg und führte 14. Okt. durch einen Sturm auf die Schanzen von Elchingen die Kapitulation von Ulm herbei. Napoleon I. ernannte ihn dafür zum Herzog von Elchingen. 1806 verfolgte er nach der Schlacht bei Jena mit seiner Kavallerie den fliehenden Feind, zwang Erfurt und Magdeburg zur Übergabe und wendete sich hierauf nach Ostpreußen und Polen gegen die Russen. 1807 entschied er 14. Juni den Sieg bei Friedland. Damals erwarb er sich den Namen le brave des braves. Seit 1808 in Spanien befehligend, behauptete er durch eine Reihe der glänzendsten Waffenthaten seinen Ruhm. 1811 zerfiel er mit dem Oberfeldherrn Masséna wegen des Feldzugsplans und kehrte daher nach Frankreich zurück, bis er im russischen Feldzug den Befehl über das 3. Armeekorps erhielt, an dessen Spitze er in der Schlacht bei Smolensk, besonders aber an der Moßkwa tapfer kämpfte u. sich den Titel eines Fürsten von der Moßkwa erwarb. Auf dem Rückzuge befehligte N. die Nachhut des Heeres. Mit eiserner Strenge hielt er die Manneszucht aufrecht und rettete beim Übergang über die Beresina wenigstens die Trümmer des Heeres. 1813 erhielt er nach der Niederlage Oudinots bei Großbeeren den Oberbefehl über die zum Vordringen auf Berlin bestimmten Streitkräfte, wurde aber 6. Sept. von Bülow bei Dennewitz geschlagen. Im Feldzug von 1814 focht er bei Brienne, Montmirail, Craonne, Châlons-sur-Marne ꝛc., drängte aber nach der Einnahme von Paris den Kaiser zur Abdankung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Mitglied des Kriegskonseils und zum Pair und verlieh ihm den Befehl über die 6. Militärdivision. Indes wurde er von den übermütigen Royalisten mannigfach gekränkt; deshalb ging er 17. März bei Auxerre mit seinen Truppen zu dem wieder in Frankreich gelandeten Kaiser über und entschied damit den Sturz der Bourbonen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 übernahm er den Oberbefehl über das 1. und 2. Korps, kämpfte 16. Juni bei Quatrebras gegen den Herzog von Braunschweig und befehligte bei Waterloo mit großer Tapferkeit das Zentrum. Nach Paris zurückgekehrt, riet er in der Pairskammer im Interesse Frankreichs zur Rückberufung der Bourbonen. Auf der Flucht nach der Schweiz ward er entdeckt und 19. Aug. gefangen nach Paris zurückgebracht. Da sich das Kriegsgericht, vor welches man ihn stellte, für inkompetent erklärte, brachte der Minister Richelieu den Prozeß vor die Pairskammer. Mit großer Stimmenmehrheit ward er des Hochverrats für schuldig befunden und im Garten des Luxembourg erschossen. Auf dem Platz der Exekution wurde ihm 1853 ein Standbild errichtet. N. hinterließ drei Söhne (s. unten), die später seine »Mémoires« (Par. 1833, 2 Bde.) veröffentlichten. Vgl. Dumoulin, Histoire complète du procès du maréchal N. (Par. 1815, 2 Bde.); Rouval, Vie du maréchal N. (das. 1833); Verronais, Vie militaire de Michel N. (das. 1853); Welschinger, Le maréchal N. 1815 (das. 1893).

2) Joseph Napoléon, Fürst von der Moßkwa, ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Mai 1803, gest. 25. Juli 1857, erhielt 19. Nov. 1831 die Pairswürde. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 besuchte er die demokratischen Klubs, wirkte aber schon damals für den Bonapartismus. 1849 wurde er in mehreren Departements in die Nationalversammlung gewählt. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 war er als Mitglied der konsultativen Verfassungskommission thätig und erhielt eine Senatorstelle; bald darauf ward er Brigadegeneral. Ein Freund der altklassischen Musik, gab er mit großem Kostenaufwand eine Sammlung alter Musikstücke heraus. Sein jüngerer Bruder, Michel Aloys Félix, Herzog von Elchingen, geb. 24. Aug. 1804, starb 14. Juli 1854 während des Krimfeldzugs als Brigadegeneral in Gallipoli an der Cholera. Dessen Sohn Michel Aloys, Herzog von Elchingen, geb. 3. Mai 1835, General der Kavallerie, erschoß sich wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse 23. Febr. 1881; er hinterließ zwei Söhne. Der dritte Bruder, Graf Napoléon Henri Edgar, geb. 20. März 1812, gest. 13. Okt. 1882, ward 1852 Kavallerieoberst und Adjutant Napoleons III., 1856 Brigadegeneral, 1857 nach dem Ableben seines ältesten Bruders, der keine Söhne hinterließ, als Prinz von der Moßkwa anerkannt, 1859 Senator, 1863 Divisionsgeneral, Adjutant und Großjägermeister Napoleons III.

3) Jenny, Sängerin, s. Bürde-Ney.

Neyrac (spr. närä́ck), Badeort, s. Thueyts.

Nez percés (spr. nē perßé), Indianer, s. Sahaptin.

Nfr., bei Analysen von Nahrungsmitteln, Futterstoffen ꝛc. gebräuchliche Abkürzung für stickstofffrei, wie Nh für stickstoffhaltig.

Nfuma (Unfuma), s. Dixcove.

Ngaikampfer, s. Kampfer.

Ngamisee, See im britisch-südafrikan. Nyassaland, unter 20° 30′ südl. Br. und 22° 50′ östl. L. v. Gr., an der Nordgrenze der Wüste Kalahari, nach Chavanne 950 m ü. M., in der tiefsten Senkung des südafrikanischen Plateaus, mit einem Areal von 770 qkm (14 QM.), das sich nach der Jahreszeit verändert, dabei aber stetig abnimmt. Von NW. her führt ihm der Tonka, in seinem Oberlauf Kubango und Okavango genannt, in der Regenzeit bedeutende Wassermengen zu, nach O. fließt er durch den Botletle oder Suga ab. Das Norduser ist sandig mit einzelnen großen Bäumen, das Süduser morastig und dicht mit Schilf bedeckt. Das Wasser des Sees ist bei hohem Wasserstande süß, bei niedrigem Stande aber schwach salzig. Die Uferlandschaften sind wildreich, Ibis, Silberreiher und wohlschmeckende Fische sind reichlich vorhanden, die dürftige Pflanzenwelt besteht aus Vertretern des Herero- und des Ambolandes (Akazien, Palme, Baobab, Sterculia). Der N. wurde 1849 von Livingstone entdeckt, 1853 von Andersson, 1886 von Schinz erforscht, 1890 von Fleck befahren. 1894 ließen sich 30 Burenfamilien am N. nieder.

Ngangking (Nganking), Hauptstadt der chines. Provinz Nganhui, links am Jantsekiang, unter 30° 37' nördl. Br., wichtiger Handelsplatz, telegraphisch mit Nanking u. Hankeou verbunden, mit (1878) 40,000 Einw.

Nganhui (Nganhoei), chines. Provinz am untern Jantsekiang, von diesem und dem Hweiho bewässert, 142,000 qkm (2580 QM.) groß mit 21 Mill. Einw. (148 auf 1 qkm), vor der Taipingrebellion aber, welcher Epidemien und Hungersnot folgten, mit nahezu 37 Mill. Einw. Die Provinz, welche zwischen den beiden genannten Flüssen von niedrigen Bergen (Ho, Nieutscheu) durchzogen wird, ist sehr fruchtbar und erzeugt viel Baumwolle, Reis, Thee, Seide, im südlichsten Bezirk Hueitschou berühmte Tusche, außerdem lackierte Waren, Seiden- und Baumwollzeuge &c. Hauptstadt ist Ngangking.

Nganking, chines. Stadt, s. Ngangking.

Ngornu (Angornu), Stadt im afrikan. Reiche Bornu (Sudân), am westlichen Ufer des Tsadsees, der den Ort regelmäßig zur Zeit der Hochwasser überschwemmt, so daß die Einwohner (ca. 20,000) ihre Hütten immer weiter nach W. verlegen.

Nguru, Landschaft in Deutsch-Ostafrika, zwischen Useguha im O., Usagara im S., Gedja im SW., der Massaisteppe im W. und Usambara, von dem es durch den Pangani getrennt ist, im Norden. Es ist ein aus Hornblende- und Granitgneis aufgebautes Gebirgsland (Gundiaberge, 1170 m), von zahlreichen Flußläufen bewässert, unter denen der Lufija, später Mahonga genannt, der südwärts zum Wami zieht, der bedeutendste ist. Geschlossene Wälder bedecken den größten Teil der Höhenzüge, in den fruchtbaren Flußthälern gedeihen in üppiger Fülle Zuckerrohr, Bananen &c., bei der Missionsstation Mhonda (eine zweite, weiter westlich, ist bei Mamboja) auch Kaffee und Kakao. Die Bevölkerung, die besonders im Thale des Lufija dicht ist, besteht vornehmlich aus Wanguru, die durch ihren Verkehr mit den Handelsstädten der Küste einen höhern Grad von Kultur erlangt haben. Sie sind reine Bantu, schlagen in die Zähne des Oberkiefers eine dreieckige Lücke, die Beschneidung kennen sie nicht. Ihre kreisförmigen Hütten mit Kegeldach, umgeben von dichter Buschboma, erbauen sie inmitten der Waldungen; Ackerbau u. Viehzucht sind ihre Hauptbeschäftigungen. Einige Dörfer sind bewohnt von eingewanderten Wahumba und Wakuasi, auf den Gipfeln der Berge von Waschambala, vermutlich Ureinwohner des Landes und von den Wanguru hierher zurückgedrängt.

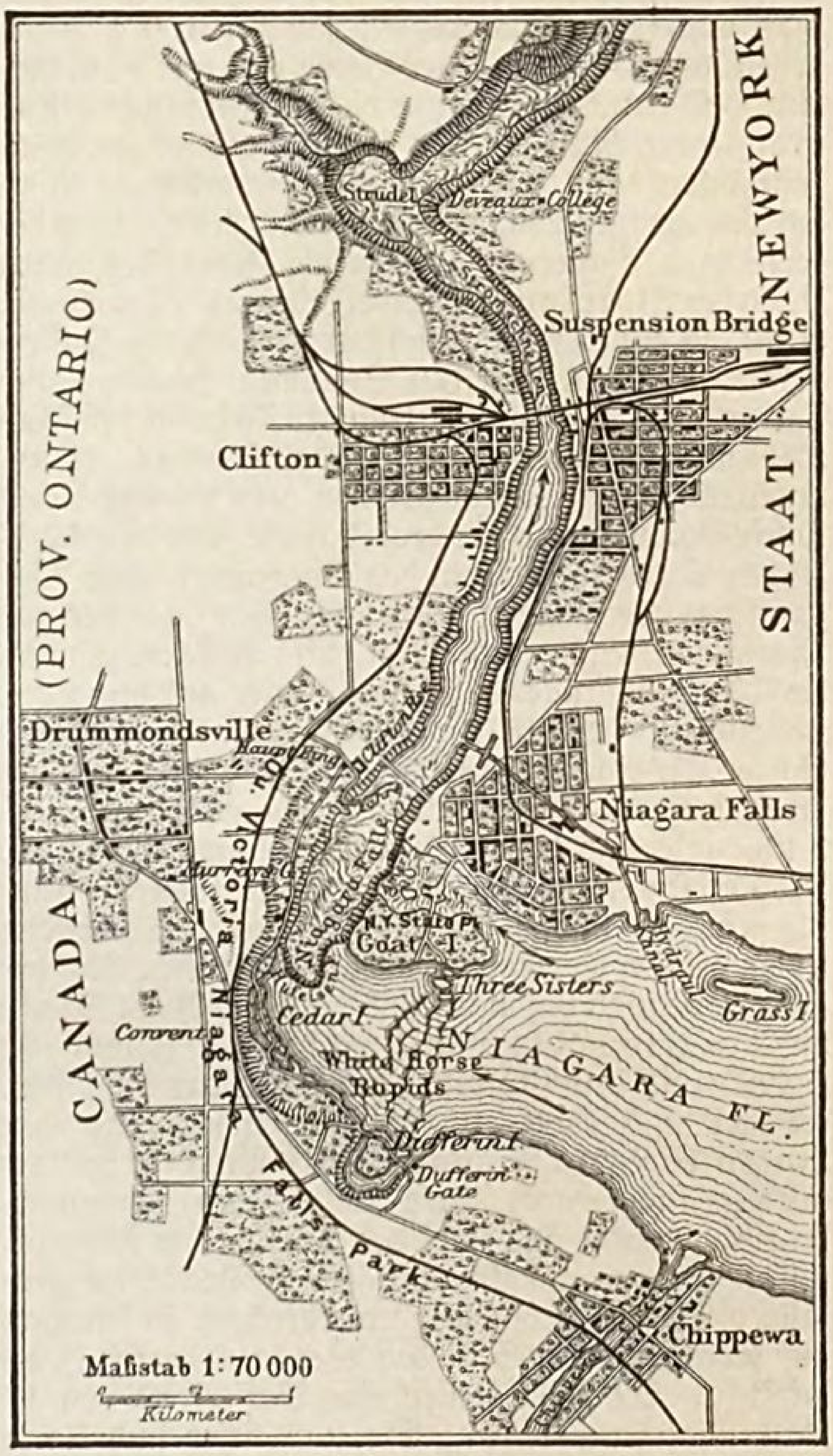
Nh, Abkürzung, s. Nfr.

Nhd., Abkürzung für Neuhochdeutsch.

Ni, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Nickel.

Niadi, Oberlauf des Kuilu (s. d.).

Niagara (indian. »Donner der Wasser«, engl. spr. nai-äggärä), der Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, der die Grenze zwischen dem britischen Kanada u. dem nordamerikanischen Staate New York bildet, durchläuft mit seinen Krümmungen eine Strecke von 58 km und fällt dabei 100 m. Bei dem Fort Erie, wo er zuerst den Charakter eines Flusses annimmt, ist er 1200 m breit, verringert aber bald (bei Black Rock) sein Bett bis auf 600 m, erweitert sich bald wieder zu seiner ursprünglichen Breite und teilt sich 10 km unterhalb Fort Erie in zwei Arme, welche die zum Staate New York gehörige bewaldete Insel Grand Island umfließen und nach 15 km sich wieder vereinigen; vor dem Ausfluß des westlichen Armes liegt das britische Inselchen Navy. Von hier an schießt der Strom mit wachsender Schnelligkeit dahin, um endlich 7 km unterhalb, zwischen der amerikanischen Stadt Niagara Falls und dem kanadischen Dorfe Clifton in dem weltberühmten Niagarafall (s. Kärtchen) in die Tiefe zu stürzen. Durch die Ziegeninsel (Goat Island) oder Irisinsel (so wegen des über ihr erscheinenden Regenbogens benannt), die etwa ein Viertel der ganzen Strombreite (1550 m) einnimmt, wird derselbe in zwei ungleiche Arme geschieden. Der östliche, der amerikanische oder Fort Schlosser Fall, ist 322 m breit und am Ufer 50 m hoch, der westliche, der Kanadische oder Hufeisen- (Horseshoe-) Fall,



Lageplan der Niagarafälle.

ist in seiner Kurve 915 m (längs der Diagonale 372 m) breit und 48 m hoch. Der erstere liegt ganz innerhalb des Unionsgebiets, der letztere nur zur Hälfte, da die Grenze durch die Mitte desselben gezogen gedacht wird. Die Großartigkeit des Niagarafalls besteht nicht sowohl in der Höhe seines Sturzes als vielmehr in der ungeheuern Masse des sich herabstürzenden Wassers, die 425,000 cbm in der Minute beträgt, wovon etwa neun Zentel über den kanadischen Fall gehen. Aus der Tiefe der von 70—85 m hohen Felsenwänden eingefaßten Kluft, in welche das Wasser stürzt, steigen weiße Schaum- und Wolkenmassen empor, die meilenweit gesehen werden. Von beiden Seiten kann man hinter die riesenhafte Wasserschicht der herabstürzenden Fluten vordringen, deren Wucht im Flußbett, am Fuße des Falles, eine 57 m tiefe Höhlung ausgewühlt hat. Das 26 m dicke, fast ganz horizontale Kalkstein-

lager, über welches die ungeheure Wassermasse herabstürzt, ruht auf einem noch mächtigern Schieferlager, das durch den feinen Staubregen ohne Unterlaß zersetzt wird, so daß der Kalkstein in großen Massen nachstürzt, wie dies namentlich 1828, 1853 und 1862 geschah, wo der sogen. Table Rock, auf der kanadischen Seite, in den Fluten verschwand. Dadurch geht der Niagarafall immer weiter zurück, nach genauen Messungen 1842—79 jährlich 0,82 m, so daß er in 40,000 Jahren den Eriesee erreichen dürfte. Bis zu den Fällen beträgt der Lauf des N. 32 km und das Gefälle 18,6 m. Bis zu diesen Stromschnellen ist er schiffbar. Unterhalb des Falles zwängt sich der N. zwischen 100 m hohen steilen Felswänden in einer Breite von nur 90 m hindurch, so daß der Strom in diesen Whirlpool Rapids in der Mitte 6—7 m höher ist als an den Rändern, bildet dann, auf 76 m zusammengedrängt, plötzlich einen rechten Winkel, so daß durch den Rückstoß der gewaltigen Wassermasse gegen die Felsen des linken Ufers der Whirlpool (Wirbel) entsteht. Nur einmal (1861) ist ein Schiff glücklich durch die tosende Wassermasse gekommen. Bei den Städtchen Lewiston und Queenstown, 10 km unterhalb der Fälle, ist der Fluß 2700 m breit und wird hier wieder schiffbar. 11 km unterhalb ergießt er sich zwischen dem amerikanischen Dorfe Youngstown (mit dem Fort N.) und dem kanadischen Städtchen N. in den Ontariosee. Den Niagarafluß überspannen jetzt, abgesehen von der zur Ziegeninsel hinüberführenden, vier Brücken, nämlich die Eisenbahnbrücke bei Buffalo, wo er aus dem Eriesee austritt (seit 1873); die Hängebrücke für Fußgänger, 180 m unterhalb der Fälle, 375 m lang, 78 m hoch; die von A. Röbling erbaute Kettenbrücke, 3 km unterhalb der Fälle (250 m lang, 74 m hoch, 1855 eröffnet) und eine 1883 eröffnete stählerne Cantileverbrücke (274 m lang, 74 m hoch). Die beiden letzten werden von Eisenbahnen überschritten. Auf der Seite der Union hat man 1885 die New York State Reservation (42 Hektar), welche Goat Island (32 Hektar) und den Prospekt Park (5 Hektar) einschließt, eröffnet und 1888 auf der kanadischen Seite den Queen Victoria Niagara Falls Park (61 Hektar) mit dem immer noch Table Rock (s. oben) genannten Aussichtspunkt. Die Zahl der Besucher der Niagarafälle schätzt man auf 400,000 jährlich. Da die Niagarafälle die Wasserverbindung unterbrechen, so hat man auf der kanadischen Seite den Wellandkanal (s. d.) angelegt. Die Fälle stellen eine Wasserkraft von 17 Mill. Pferdekräften dar. Ein 9 m tiefer und 5,5 m breiter Tunnel ist durch die Felsen unterhalb der Hängebrücke bis 2 km oberhalb der Fälle gebohrt, wo er immer noch 50 m unter dem Flußbett liegt. Er führt unter der Stadt Niagara Falls in einer Tiefe von 60 m hindurch und liefert durch eine 1894 in Betrieb gesetzte großartige Turbinenanlage eine Wasserkraft von 120,000 Pferdekräften, die mittels elektrischer Kraftübertragung auf größere Entfernungen (so bis zu dem 32 km entfernten Buffalo) ausgenutzt werden kann. Fabriken werden nur in größerer Entfernung von denselben angelegt. Eine 19 km lange elektrische Bahn, am kanadischen Ufer, zwischen Queenstown und Chippewa, führt seit Mitte 1893 täglich 17,000 Personen den Fällen zu. Vgl. Holley, N., its history and geology, etc. (Toronto 1872); Ferree, The falls of N. (New York 1876); Howells, Niagara book (mit Marc Twain u. a., Buffalo 1893).

Niagara Falls (spr. nai-äggärä fahls), Ort im nordamerikan. Staat New York, unmittelbar am Niagarafall (s. Kärtchen, S. 927), mit bedeutendem Fremdenverkehr (jährlich 300—400,000 Besucher der Niagarafälle) u. (1894) 15,000 Einw. Flußabwärts liegt der Ort Suspension Bridge (1890: 4405 Einw.), gegenüber die kanadische Station N. (3349 Einw.).

Niagarakalk, Stufe der obern Silurformation (s. d.) in Nordamerika.

Niagusta, Stadt in Makedonien, s. Niausta.

Niaiserie (franz., spr. näs'rī), Albernheit, Einfalt

Niam-Niam (»Fresser«, so, auf den Kannibalismus des Volkes anspielend, benannt von den Dinka, während sie sich selbst Sandeh nennen, bei den Bongo Mundo und Manganja, bei den Dschur O-Madschaka, bei den Mittu Makaraka oder Kakaraka, bei den Monbuttu Babungera), großer, zu den Nubavölkern gehöriger Volksstamm in Zentralafrika, unter 4—6° nördl. Br., im Gebiete der Quellen des Bahr el Gazal und der Wasserscheide zwischen diesem und den entweder zum Kongo oder zum Schari fließenden Gewässern. Die N., deren Zahl 2 Mill. betragen soll, haben sich vom Unterlauf des Mbomu und des Uëlle nach dem obern Nil zu ausgebreitet. An den Grenzen von Dar Fur gehören zu ihnen die Kredsch, im O. die durch fremde Zumischung ihnen entfremdeten Bongo. Die N. sind mittelgroß, untersetzt u. fleischig, der Kopf ist rund und breit, die Stirn gewölbt, die Nase eingedrückt, gerade oder auch semitisch gebogen, mit stumpfer Spitze u. breiten Flügeln. Die großen, weit auseinanderstehenden Augen sind mandelförmig u. etwas schräg gestellt, die Lippen sehr breit. Die Hautfarbe ist rotbraun, das wollig-krause Haar wird in phantastische Flechten und Knoten gelegt, auch zu einem Strahlenkranz geflochten, der den Kopf wie ein Heiligenschein umgibt. Starke Kinnbärte kommen häufig vor. Beschneidung kennen sie nicht, wohl aber Tättowierung. Die Schneidezähne feilen sie spitz. Als Kleidung dient ein Fellschurz, auf dem Kopf wird eine vierkantige, mit Federn ausgeputzte Strohmütze getragen. Zieraten werden wenig getragen. Ihre kegelförmigen, gut gebauten Hütten stehen in kleinen Weilern, inmitten der Ackerfelder, auf denen die Frauen arbeiten, während die Männer jagen. Einzige Haustiere sind Hunde, die man mästet, und Hühner. Menschenfresserei herrscht bei allen Stämmen. Ihre Waffen sind Lanzen, hübsch gearbeitete Dolche, Krummsäbel, zackige Wurfeisen, länglich-oval geflochtene Schilde; seltener Bogen und Pfeile. Es herrscht Vielweiberei, doch hängen die Männer mit großer Liebe an ihren Frauen. Die Kunstfertigkeit der N. in Holzschnitzerei, Töpferarbeiten u. Schmiedearbeiten ist nicht gering. Ihre professionellen Sänger begleiten ihre Gesänge mit Harfenspiel. Auch benutzen sie hölzerne Glocken und Pfeifen. Die Leichen werden mit Fellen und Federn geschmückt und in sitzender Stellung oder in hohlen Baumstämmen liegend beerdigt. Auf dem Grabhügel wird eine Hütte errichtet. Über die religiösen Anschauungen der N. wissen wir so gut wie nichts. Eine große Rolle spielen die Zauberer und die Augurien, die vor jeder Unternehmung angestellt werden. Auch Gottesurteile kommen vor. Die N. teilen sich in Freie und Sklaven. In politischer Beziehung herrscht große Zersplitterung; mehr als 100 erbliche Fürsten (Bjän) herrschen im Lande. Der erste Europäer, der das Land besuchte, war Petherik (1858), Schweinfurth (1870) berichtete sehr eingehend über das Volk, Junker forschte hier 1879—83. S. Tafel »Afrikanische Völker«, Fig. 17. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (Leipz. 1878); Junker, Reisen in Afrika (Wien 1889—91, 3 Bde.).

Niari, Oberlauf des Kuilu (s. d. 1).

Nias, Insel, s. Sumatra.

Niassa, See, s. Nyassa.

Niáusta (Niagusta, türk. Agustos), Stadt im europäisch-türkischen Wilajet Saloniki, 66 km westlich von Saloniki, hat berühmten Weinbau, Seidenfabrikation und Wollmanufaktur und ca. 5000 Einw. — N. wurde im Anfange des 15. Jahrh. an der Stelle des alten Kition gegründet mit dem Privilegium, außer den Verwaltungsbehörden Türken nicht aufnehmen zu müssen. Es kämpfte dreimal tapfer gegen Ali Pascha von Janina, geriet aber doch auf kurze Zeit in seine Gewalt. 1822 wurde es ein Zentralpunkt des makedonischen Aufstandes gegen die Türken, welcher nach dem Heldentode des Zafyrakis Logothetis mit Eroberung und Vernichtung der Stadt blutig beendet ward. Seit 1830 erholte sie sich wieder.

Nibelungen (Niflungen), in der deutschen Sage ein Zwerggeschlecht des Nordens, nach dem König Nibelung (»Sohn des Nebels«, d. h. der Unterwelt) benannt, war im Besitz großer Reichtümer, des Nibelungenhorts, den Siegfried (s. d.) gewann, nachdem er die Könige Schilbung und Nibelung getötet und den Zwerg Alberich überwunden hatte. Seitdem führen Siegfrieds Mannen den Namen N., und als nach dessen Ermordung der Hort in Besitz der Burgunden gelangt, geht derselbe auf diese über, die ihn fortan in den Heldengedichten behalten. Vgl. Nibelungenlied und Siegfried.

Nibelungenhort, s. Nibelungen.

Nibelungenlied (Der Nibelunge Not), deutsches Heldengedicht, die Krone der mittelalterlichen volksmäßigen Poesie und die einzige epische Dichtung der Welt, welche an Bedeutung den Homerischen Epen einigermaßen vergleichbar ist. Der stoffliche Inhalt des in 39 Abenteuer abgeteilten Gedichts ist, knapp zusammengefaßt, folgender: Siegfried, ein Königssohn aus den Niederlanden, kommt mit glänzendem Gefolge nach Worms an den Hof des Burgunderkönigs Gunther in der Absicht, um dessen Schwester Kriemhild zu freien. Bei seinem Eintritt erzählt Hagen, Gunthers Dienstmann, die frühern Thaten Siegfrieds: daß er das Zwerggeschlecht der Nibelungen (s. d.) überwunden, den unermeßlichen Schatz derselben (den verhängnisvollen Nibelungenhort) samt der unsichtbar machenden Tarnkappe erworben und einen Lindwurm getötet habe, durch dessen Blut die Haut des Helden unverwundbar geworden sei. Nachdem Siegfried darauf König Gunther im Sachsenkriege beigestanden und für denselben Brunhilde, die heldenhafte Königin von Isenland, erkämpft hat, erhält er endlich Kriemhild zur Gemahlin. Als Brunhilde nach Worms gekommen, erwacht noch einmal ihr unbändiger Sinn; sie wehrt sich in der Hochzeitsnacht mit dämonischer Kraft gegen Gunthers Minne und wird erst in der folgenden Nacht durch Siegfried mit Hilfe seiner Tarnkappe für Gunther überwunden. Siegfried nimmt ihr zugleich Gürtel und Ring ab und übergibt beides seiner Gemahlin Kriemhild. In einem Streite zwischen den beiden Fürstinnen über den Rang und die Würdigkeit ihrer Gatten zeigt Kriemhild der Gemahlin Gunthers jene Schmucksachen zum Beweis, daß sie von Siegfried überwunden worden sei. Die tödlich beleidigte Brunhilde sinnt Rache und beredet Hagen zum Morde Siegfrieds. Hagen läßt durch falsche Boten eine Kriegserklärung der Sachsen bringen, und Siegfried sagt seinen Beistand zu. Kriemhild, um ihren Gemahl besorgt, bittet Hagen, demselben im Kampfgetümmel beizustehen, und damit er ihn besser schützen könne, näht sie auf sein Gewand ein Kreuz auf die Stelle zwischen den Schultern, wo Siegfried beim Bade im Blute des Drachen durch ein darauf gefallenes Lindenblatt verwundbar geblieben war. Hagen läßt nun neue falsche Boten erscheinen, welche friedliche Nachrichten bringen, worauf eine große Jagd im Wasgenwald (oder Odenwald) veranstaltet wird. Am Schluß derselben schlägt Hagen einen Wettlauf nach der nahen Quelle vor. Siegfried siegt, wird aber, während er sich zum Trinken niederbeugt, von Hagen meuchlings an der verwundbaren Stelle mit dem Speer durchbohrt. Als Kriemhild beim Erscheinen Hagens während der Leichenfeierlichkeit aus der Wunde des toten Gatten aufs neue Blut fließen sieht, erkennt sie in ihm Siegfrieds Mörder. In tiefster Trauer lebt sie nun 13 Jahre in Worms. Ihre Brüder lassen, um die Schwester zu erfreuen, den Nibelungenhort nach Worms bringen; doch Hagen, fürchtend, sie möchte durch ihre Freigebigkeit zu viele für sich gewinnen, versenkt den Schatz heimlich in den Rhein. Endlich erscheint Markgraf Rüdiger von Bechelaren, um für König Etzel (Attila) von Ungarn, dessen Gattin Helche gestorben, Kriemhilds Hand zu erwerben, und letztere sagt nach längerm Bedenken zu in der Hoffnung, daß sie dann sich an Hagen rächen könne. Wiederum nach 13 Jahren ladet sie die Burgunden, ihre Brüder und Hagen nach Ungarn zu einem Fest an Etzels Hof, und sie folgen der Einladung. Kriemhild fragt Hagen, ob er ihr den Nibelungenhort mitgebracht, worauf er mit höhnender Rede antwortet. Da fordert Kriemhild ihre Mannen zur Rache auf, und in einem furchtbaren Kampfe fallen Gernot und Giselher nebst den burgundischen Helden, Rüdiger von Bechelaren und die Mannen Dietrichs von Bern, der bei Etzel weilt. Gunther und Hagen werden von Dietrich gefangen genommen und Kriemhild übergeben. Diese läßt Gunther das Haupt abschlagen und tötet mit eigner Hand Hagen, der das Geheimnis des Horts fest bewahrt, mit dem Balmung, Siegfrieds Schwert, und wird dafür von Hildebrand, Dietrichs Dienstmann, erschlagen. Die Trauer um die gefallenen Helden bildet den Inhalt der Klage (s. d., S. 191), eines Anhanges zum N. Eine ausführlichere sehr schöne Nacherzählung des Inhalts des Nibelungenliedes bietet Uhland (»Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage«, Bd. 1).

Der in vorstehendem im dürftigsten Umriß dargelegte Inhalt des Nibelungenliedes ist in dem Gedicht mit wundervoller Kraft, Anschaulichkeit und in hoher, oft freilich furchtbarer Schönheit verarbeitet. Der Geist, der in der Dichtung waltet, ist ein grunddeutscher; eine hochsittliche Idee, wenn auch eine im wesentlichen heidnisch-sittliche, beherrscht die Handlung, die in echt epischer Objektivität und großartiger Plastik sich entfaltet. Die Sagen, welche in dem N. vereinigt sind (denn daß hier verschiedene altdeutsche Sagenkreise ineinander verschmolzen sind, unterliegt längst keinem Zweifel), waren »Gemeingut des deutschen Volkes in weitester Bedeutung des Ausdrucks«. Die ältesten poetischen Niederschläge der Nibelungensage sind in den Liedern der ältern Edda, welche teilweise wohl bis in den Ausgang des 9. Jahrh. zurückreichen, aufbewahrt (s. Edda). Diese nordische Fassung wird wieder von Uhland schön wiedergegeben (a. a. O. S. 81); sie gewährt in sehr wesentlichen Punkten eine ursprünglichere Gestalt der Sage als das N. Unter anderm finden die Burgundenkönige hier nicht durch ihre Schwester den Tod (sie heißt hier Gudrun), sondern

durch Attila (Atli), der nach ihren Schätzen lüstern ist; Atli selbst stirbt dann wieder durch Gudrun, die nach altgermanischer Weise Blutrache für die Brüder nimmt. Daß jedoch die Sage nicht ursprüngliches Eigentum des Nordens war, sondern von Deutschland dahin getragen worden, hat W. Grimm (»Die deutsche Heldensage«, 3. Aufl., Gütersl. 1889) aus den zum Teil unnordischen Namensformen sehr wahrscheinlich gemacht. Die bis ins 12. Jahrh. in lebendigem Wachstum begriffene Sage besteht teils aus mythischen, teils aus historischen Elementen. Zu den erstern gehörten die Gestalten Siegfrieds und der Brunhilde; die historische Grundlage bildet die Zeit der Völkerwanderung, insbes. die vernichtende Niederlage, welche der Burgunderkönig Gundikar 437 durch die Hunnen erlitt, sodann der Umstand, daß Attila in der Brautnacht, die er mit der Ildico feierte, plötzlich am Blutsturz starb. Zur Geschichte der Nibelungensage vgl. besonders Lachmann, Zur Kritik der Sage von den Nibelungen (in seinen Anmerkungen zu der Ausgabe des Nibelungenliedes); Müllenhoff, Zur Geschichte der Nibelungensage (in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 10); Heinzel, Über die Nibelungensage (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 109); W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage (Heilbr. 1887); Symons in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2 (Straßb. 1893).

Das während der ersten Jahrhunderte nach seiner Abfassung vielgelesene N. besitzen wir in zahlreichen Handschriften, von denen drei Pergamenthandschriften des 13. Jahrh. sind und unter der Bezeichnung A (Hohenems-Münchener), B (St. Galler) und C (Hohenems-Laßbergsche, jetzt in Donaueschingen) als die wichtigsten betrachtet werden. Während des 16. u. 17. Jahrh. war das N. verschollen; nur ein einziger deutscher Gelehrter, der Österreicher Wolfgang Lazius (1514—65), hat es gekannt und daraus einige Strophen in seine »Geschichte der Völkerwanderung« aufgenommen. In den 50er Jahren des 18. Jahrh. entdeckte, angeregt durch Bodmer, der praktische Arzt Hermann Obereit auf dem Schlosse Hohenems im vorarlbergischen Rheinthal eine Handschrift des Nibelungenliedes (vgl. Crueger, Der Entdecker der Nibelungen, Frankf. 1883), und Bodmer ließ aus derselben (der oben C genannten) den zweiten Teil unter dem Titel: »Kriemhildens Rache« (Zürich 1757) abdrucken. Eine vollständige Ausgabe, deren erster Teil auf der andern Hohenemser Handschrift (A) beruht, erschien in des Schweizers Ch. H. Myller »Sammlung deutscher Gedichte aus dem 14.—16. Jahrhundert« (Berl. 1782). Indes wurde die Bedeutung des Gedichts damals nur von sehr wenigen, unter denen der Historiker Johannes v. Müller obenan steht, erkannt. Erst durch Fr. Heinr. v. d. Hagens verdienstvolle Bemühungen wurde das N. Gegenstand allgemeinern Interesses und wissenschaftlicher Forschung. Auf dem Gebiet der letztern waren besonders K. Lachmanns Untersuchungen epochemachend. Durch F. A. Wolfs Theorie von der Entstehung der Homerischen Gedichte angeregt, unterzog Lachmann auch das N. einer mit großem Scharfsinn angestellten Prüfung in Bezug auf seine Urheberschaft. Er kam zu dem Ergebnis, daß in den verschiedenen erhaltenen Handschriften eine dreifache Gestalt des Gedichts vorliege, eine verhältnismäßig älteste, um 1210 entstandene und in der einen der Hohenemser Handschriften (der Münchener, A) bewahrte Dichtung, eine erste erweiternde Bearbeitung derselben in der St. Galler Handschrift (B) und eine zweite vor 1225 verfaßte, wiederum erweiternde Bearbeitung in der andern Hohenemser (Laßbergschen) Handschrift (C). Lachmann suchte ferner zu erweisen, daß auch jene älteste Rezension der Handschrift A aus verschiedenen Stücken von ungleichem Alter bestehe. Einzelne Rhapsodien seien darin zu einem Ganzen zusammengeflossen und mit Unechtem gemischt worden. Bei der Auffindung dieses Unechten legte er ein bestimmtes Zahlensystem zu Grunde, da er erkannt haben wollte, daß kleinere Abschnitte von je 7 Strophen zu größern Ganzen zusammenträten. Solcher von verschiedenen Verfassern unabhängig gedichteten Lieder nahm er 20 an, sie nach sachlichen und sprachlichen Unterscheidungsmomenten ausscheidend und einzelne Strophen spätern Interpolatoren zuweisend. Jene 20 Lieder sollte dann ein andrer Poet (Bearbeiter und Anordner) zu Einem Gedicht, unserm »Lied von der Nibelunge Not«, zusammengefügt haben. Diese Theorie war zum unumstößlich erachteten Dogma der Lachmannschen Schule geworden. Da trat 1854 A. Holtzmann gegen dasselbe mit scharfen Waffen auf, behauptete die Einheit des Gedichts, widerlegte mit schlagenden Gründen Lachmanns Annahme, daß die Handschrift A die älteste Fassung des Nibelungenliedes überliefere, behauptete vielmehr, diese sei in C erhalten, stellte die Notwendigkeit der Annahme eines uralten, zusammenhängenden, aber verloren gegangenen Gedichts auf und nahm als den Verfasser dieses letztern einen gewissen Konrad, Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, an, auf welchen die »Klage« hinweist. Zu gleicher Beurteilung der Handschriften gelangten F. Zarnckes Nibelungenforschungen, und die neuen Ausgaben des Nibelungenliedes von dem eben genannten Gelehrten (1856) und von Holtzmann (1857) sind, jener Wertschätzung entsprechend, auf den Text C gegründet. In ein ganz neues Stadium trat die Nibelungenfrage, als Fr. Pfeiffer 1862 die von ihm geteilte Ansicht Holtzmanns von der einheitlichen Schöpfung des Gedichts dahin präzisierte, bez. abänderte, daß er eine ganz bestimmte Persönlichkeit als den Dichter des Nibelungenliedes bezeichnete. Die Grundlage dieser Annahme besteht in dem notorischen Verhältnis, daß in Bezug auf die strophischen Formen der Poesie in Deutschland bis gegen 1250 ein streng beobachtetes Gesetz galt: nämlich, daß der Erfinder einer Strophe zugleich ihr Eigentümer war und allein sich ihrer bedienen durfte. Das Versmaß des Nibelungenliedes aber, die Nibelungenstrophe (s. unten), entspricht in ihrem Bau genau der strophischen Form, welcher sich einer der ältesten deutschen Liederdichter, der unter dem Namen Kürenberg (s. d.) bekannte Minnesinger, in den von ihm überlieferten Liedern bedient hat. Demnach ist, so schließt Pfeiffer, die Nibelungenstrophe Eigentum des Kürenbergers, und dieser (dessen schöpferische Zeit etwa zwischen 1120 und 1140 falle) ist auch der Verfasser des Nibelungenliedes. Zwar kann letzteres die Gestalt, in welcher es heute vorliegt, aus formellen Gründen erst nach 1190 empfangen haben; allein dies widerlegt nicht die Identifizierung seines Urhebers mit dem fraglichen Minnesinger. Danach wäre, wie schon Holtzmann nachzuweisen versuchte, unser N. nicht das ursprüngliche Werk des Dichters, sondern die spätere, nach dem verfeinerten Geschmack der höfischen Welt vorgenommene Umarbeitung eines ältern Gedichts, und die älteste Gestalt dieser Umarbeitung läge in der Laßbergschen Handschrift (C) vor. Von spätern Forschern trat namentlich K. Bartsch der Ansicht Pfeiffers bei, während Rieger, Müllenhoff, v. Lilien-

cron, Zacher, Scherer, v. Muth, Henning u. a. Lachmanns Standpunkt festhielten. Bartsch stützt die Resultate seiner Studien vornehmlich auf Untersuchungen metrischer und sprachlicher Eigentümlichkeiten, insbes. des Reimes, wobei ihm die genaue mit andern mittelalterlichen Dichtungen angestellte Vergleichung das Ergebnis lieferte, daß die ursprüngliche Abfassung des Nibelungenliedes in die Jahre 1140—50 zu setzen sei, und daß wir weder in der von Lachmann bevorzugten Handschrift A noch in der von Holtzmann und Zarncke für die älteste erklärten Handschrift C den frühesten Text der spätern Bearbeitung zu suchen haben, sondern daß zwei Bearbeitungen des uns verlornen, in Assonanzen gedichteten Originals erhalten seien, deren eine durch C, die andre durch B (die St. Galler Handschrift) am besten vertreten sei, während A von letzterer nur einen gekürzten Text enthalte. Dieser Annahme von zwei verschiedenen Rezensionen eines ältern Textes hatte sich später, besonders nach den Untersuchungen von Paul (»Zur Nibelungenfrage«, Halle 1876), auch Zarncke angeschlossen. Die Ansicht dagegen, daß jenes Original in die Mitte des 12. Jahrh. hinaufreiche und von dem Kürenberger herrühre, wird nur noch von wenigen geteilt. So hat die Lehre von der Einheit des Gedichts, welche aus ästhetischen Gründen schon weit früher, unter andern durch L. Bauer und L. Uhland, vertreten wurde, auch vom Standpunkt der philologischen Untersuchung aus eine schwer zu erschütternde Befestigung erhalten, wenn auch der Name des Dichters sich niemals mit Sicherheit wird feststellen lassen. Daß dieser Dichter sich teilweise recht eng an die umlaufenden Volkslieder angeschlossen habe, soll damit nicht geleugnet werden; es ist aber völlig unmöglich, ältere und jüngere Bestandteile genau voneinander zu scheiden. — Die sogen. Nibelungenstrophe besteht aus vier paarweise gereimten Verszeilen, deren jede in zwei Hälften von ungleichartiger Beschaffenheit zerfällt: die erste Hälfte besitzt vier Hebungen, von denen die zwei letzten demselben Worte angehören und einen klingenden oder weiblichen Ausgang bilden, die zweite Hälfte zeigt drei Hebungen und stumpfen oder männlichen Ausgang; nur die zweite Hälfte der vierten Zeile hat vier Hebungen. Im Auftakt können zwei Kürzen stehen; die Senkungen können auch ganz fehlen, so daß zwei Hebungen nebeneinander zu stehen kommen. Vgl. Simrock, Die Nibelungenstrophe (Bonn 1858).

[Ausgaben, Übersetzungen 2c.] Unter den ältern Ausgaben des Nibelungenliedes sind die noch jetzt wichtigen: »Der Nibelungen Lied«, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift herausgegeben von v. d. Hagen (Berl. 1820); »Der Nibelunge Not und die Klage«, von K. Lachmann (das. 1826, 11. Abdruck des Textes 1892); »Zwanzig Lieder von den Nibelungen«, von Lachmann (das. 1840); weitere Ausgaben lieferten Vollmer (Leipz. 1843), Zarncke (das. 1856; 6. Aufl. 1887; Schulausg., 8. Aufl., 14. Abdruck 1894), Holtzmann (Stuttg. 1857), Bartsch (Leipz. 1867, 6. Aufl. 1886; größere Ausg., das. 1875—76, 2 Bde.), A. v. Keller (Stuttg. 1880). Wörterbücher zum N. von Lübben (3. Aufl., Oldenb. 1877) und Bartsch (Leipz. 1880; Schulausg., 3. Aufl. 1887). Ein phototypischer Abdruck der Hohenems-Münchener Handschrift (A) mit Einleitung von Laistner erschien 1886 in München. — Von den kritischen und historischen Schriften über das N. sind die bedeutendsten: Lachmann, Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Not (Berl. 1816); v. d. Hagen, Die Nibelungen (das. 1819); W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage (das. 1841); Holtzmann, Untersuchungen über das N. (Stuttg. 1854); Derselbe, Kampf um der Nibelungen Hort, gegen Lachmanns Nachtreter (das. 1855); Zarncke, Zur Nibelungenfrage (Leipz. 1854); Pfeiffer, Der Dichter des Nibelungenlieds (Wien 1862); Bartsch, Untersuchungen über das N. (das. 1865); Wilmanns, Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenlieds (Halle 1877); Henning, Nibelungenstudien (das. 1883); Kettner in der »Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 15—17, 19—20, 23, 26. Ein vollständiges Verzeichnis der Nibelungenlitteratur findet sich in Zarnckes Ausgabe des Gedichts. Vgl. Fischer, Die Forschungen über das N. seit Lachmann (Leipz. 1874); R. v. Muth, Einleitung in das N. (Paderb. 1877); Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen (Par. 1891).

Die gelungensten deutschen Übersetzungen des Nibelungenliedes sind die von Simrock (Berl. 1827; 52. Aufl., Stuttg. 1894), Bartsch (2. Aufl., Leipz. 1880) und L. Freytag (2. Aufl., Berl. 1886). Andre Übertragungen verfaßten Pfizer (Stuttg. 1842), Braunfels (Frankf. 1846), Marbach (4. Aufl., Leipz. 1872), Gerlach (3. Aufl., Dresd. 1874), Schröter (Jena 1882, im Versmaß der Stanze), W. Hahn (Stuttg. 1884), Emil Engelmann (2. Aufl., das. 1889), Legerlotz (Bielef. 1891) u. a. Auch wurde das N. ins Holländische, Französische, Englische (z. B. von Birch, 4. Aufl., Münch. 1895), Italienische, Ungarische und Russische übersetzt. Eine Bearbeitung in deutschen Romanzen verfaßte Fr. Naumann (Leipz. 1866). — Unter den selbständigen Dichtungen der Neuzeit sind Hebbels dramatische Trilogie »Die Nibelungen« (1862), welche den ganzen im N. enthaltenen Stoff zur Darstellung bringt, dann Jordans epische Dichtung »Die Nibelunge« (1869) und R. Wagners vierteiliges Musikdrama »Der Ring des Nibelungen« (1863), welche beide der nordischen Sage folgen, die bedeutendsten. Andre dramatische Behandlungen des gewaltigen Stoffes sind Fouqués Trilogie »Der Held des Nordens« (1809), Raupachs Tragödie »Der Nibelungen Hort« (1834), Dorns Oper »Die Nibelungen« (1855), die Dramen: »Brunhilde« von Geibel (1857), »Kriemhild« von Hosäus (1866), »Sigufried« von Ettmüller (1870), »Kriemhild« von Arnd-Kürenberg (1874), »Kriemhild« von Wilbrandt (1877) u. a. Vgl. v. Wolzogen, Der Nibelungenmythus in Sage und Litteratur (Berl. 1876); Rehorn, Die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie (Frankf. 1877); Stammhammer, Die Nibelungendramen seit 1850 (Leipz. 1878); Weitbrecht, Die Nibelungen im modernen Drama (Zür. 1893). — Unter den bildlichen Darstellungen nehmen die von Amsler, Lips, Barth 2c. gestochenen Zeichnungen von P. Cornelius und die Fresken Schnorrs v. Carolsfeld in der Residenz zu München den obersten Rang ein.

Nibelungenstrophe, s. Nibelungenlied, S. 931.

Ni-bu (»zwei Bu«), japan. Münzen vor 1871: a) ältere von 6,563 g mit (Schimbondschi-Nibuban) 563 oder nur (Sobondschi-Nibuban) 461 Tausendteil Gold = 10,82, bez. 9,088 Mark, halbe (Bu, s. Ichibu) je nach der Zeit ihrer Prägung 10,79 bis herab auf 3,782 Mk. Wert; b) von Gold und Silber der bis 1866 gesetzliche (Tokugawa-N.) 6,012 g schwer mit 219 und 775 Tausendteilen Feingehalt = 4,512 Mk., aber leichter (Ansei-Nibuban) = 4,066 Mk. und zuletzt rund 3 g schwer (Fuki-Nibuban) in zwei Formen = 2,30 Mk.

Nic. oder ***Nicol.***, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hercule Nicolet (spr. -lä), Zoolog.

Nicäa, Stadt, s. Nikäa; auch antiker Name von Nizza (s. d.).

Nicäisches Glaubensbekenntnis (Symbolum Nicaenum), das bedeutendste der drei sogen. ökumenischen Glaubensbekenntnisse, namentlich in der griechischen Kirche, wo es im Grunde allein Anerkennung genießt. Dasselbe wurde verfaßt auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nikäa (325) und der Majorität der dort versammelten Bischöfe eigentlich aufgedrungen von der Minorität, welche das Gewicht des kaiserlichen Ansehens für sich in die Wagschale zu werfen hatte. Erst nach einem halben Jahrhundert voll innerer Kämpfe konnte es in der Reichskirche durchgesetzt und von der zweiten allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel 381 bestätigt werden. Es stellt die Lehre von der Trinität in der Gestalt fest, wie sie seither das wesentliche Kennzeichen der Rechtgläubigkeit ausmacht. Vgl. Revillout, Le concile de Nicée (Par. 1880). S. Arianischer Streit und Trinität.

Nicäisch-konstantinopolitanisches Glaubensbekenntnis (Symbolum nicaeno-constantinopolitanum), das angeblich 381 auf der zweiten ökumenischen Synode erweiterte Symbol von Nikäa. Da aber bis 451 alle Zeugen lediglich von Bestätigung des Nicänums auf der konstantinopolitanischen Synode reden und keiner der bis dorthin schreibenden Väter von einer Erweiterung weiß, wird es neuerdings für ein erweitertes, mit nicäischen Formeln und eigentümlichen Zusätzen ausgestattetes jerusalemisches Taufsymbol gehalten, welches zuerst bei Epiphanios auftaucht. Jedenfalls hat es in dieser spätern Form seit Anfang des 6. Jahrh. das ältere nicäische Symbol verdrängt.

Nicander, griech. Dichter, s. Nikandros.

Nicander, Karl August, schwed. Dichter, geb. 20. März 1799 in Strengnäs, gest. 7. Febr. 1839 in Stockholm, wurde, nachdem er in Upsala promoviert, 1823 Kanzlist in der königlichen Kanzlei zu Stockholm, machte mit Unterstützung der schwedischen Akademie und des Kronprinzen 1827—29 eine Reise nach Italien, die einen starken Einfluß auf seine Dichtung übte. Unter seinen dichterischen Arbeiten verdienen Hervorhebung das den Kampf zwischen Heidentum und Christentum schildernde Trauerspiel »Runesvärdet« (Stockh. 1820, 2. Aufl. 1835), zwei Sammlungen von Gedichten (das. 1825—27), die Dichtungen: »Tassos död« (1826), das ihm einen akademischen Preis eintrug, und »Konung Enzio« (1828), seine Reiseerinnerungen: »Minnen från Södern« (Örebo 1831—39, 2 Bde.; 2. Aufl. 1862—63) und eine Sammlung von Gedichten und Novellen: »Hesperider« (das. 1835, 2. Aufl. 1860). Sein letztes Werk war der Romanzencyklus »Lejonet i öknen«, eine Verherrlichung Napoleons I. (Stockh. 1838). Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in 4 Bänden (5. Aufl., Stockh. 1883). Obgleich ohne tiefere Originalität, zeichnen sich Nicanders Dichtungen doch durch tiefes Gefühl und Formvollendung vorteilhaft aus.

Nicaenum, das Nicäische Glaubensbekenntnis [(s. d.).

Nicaragua, die größte der fünf Republiken Zentralamerikas (s. Karte »Westindien etc.«), zwischen 10° 45′—15° 6′ nördl. Br. und 83° 10′—87° 35′ westl. L. v. Gr., grenzt gegen Norden an Honduras, gegen O. an das Karibische Meer, gegen S. an Costarica, gegen W. an den Stillen Ozean und hat ein Areal von 123,950 qkm (2251 QM.). Den östlichen Teil am Karibischen Meer, vom Kap Gracias a Dios bis zum San Juan, bildet die Mosquitoküste (s. d.), der eine Menge von Klippen (Cays) sowie die große Mosquitobank vorgelagert sind, 550 km lang, hat aber sehr mittelmäßige Häfen, worunter Punta Mica (zwischen den Flüssen Bluefields und Rama) der beste ist, während der von Greytown an der Mündung des San Juan sehr schlecht ist. Dagegen hat die 350 km lange pazifische Küste vortreffliche Häfen, wie Salinas, San Juan del Sur, Nascolo, Corinto (der wichtigste) und die Fonsecabai, deren bester Teil indes zu Honduras gehört. Das Land steigt von der pazifischen Küste zu einem niedrigen Hügelland an, durch dessen niedrigsten südlichen Teil (nur 46 m) der Nicaraguakanal (s. d.) gehen soll, während weiter nördlich Vulkane zuerst aus den Inseln des Nicaraguasees (Madera 1257, Ometepec 1538 m), dann auf dem Lande in einer nach NW. gerichteten Reihe (Mombacho 1365, Momotombo 1850, Telica 1072 m, Viejo 1692, Coseguina s. d.) bis zur Fonsecabai hinziehen. Die drei letzten Vulkane sind noch thätig. Die nordöstlich davon in einer Ebene gelegenen Seen: Nicaraguasee (s. d.) und Managuasee (s. d.), dazwischen der kleine, rein vulkanische, mit warmem Wasser gefüllte Masaya, stehen durch den Rio Panaloya miteinander in Verbindung. Östlich von jener Vulkanreihe und parallel mit ihr zieht die Hauptkordillere, ebenfalls vulkanisch, die nach dem Karibischen Meere hin zu einem großen Flachlande abfällt, das von zahlreichen Flüssen durchzogen wird, darunter der nördliche Grenzfluß, der Rio Coco oder Wanx, auf 230 km für kleine Dampfer befahrbar, aber mit verstopfter Mündung, und der San Juan, der südliche Grenzfluß und Abfluß des Nicaraguasees, während die übrigen Flüsse: Sisin, Rio Grande (350 km, wovon 200 km für kleine Dampfer befahrbar), Bluefields u. a., in großen, miteinander zusammenhängenden Strandlagunen endigen. Der Stille Ozean empfängt (und zwar durch den Golf von Fonseca) den Estero Real und den Rio Negro, den Grenzfluß gegen Honduras.

Soweit die geognostischen Verhältnisse von N. bekannt sind (und dies ist nur für den westlichen Teil des Landes der Fall), herrschen vulkanische Gesteine, wie in dem nördlichen Teile von Costarica und in den benachbarten Gebieten von Honduras und San Salvador; nur der mittlere Teil der Hauptkordillere im O. des Nicaraguasees scheint aus ältern kristallinischen Gesteinen zu bestehen, an welche sich weiter östlich sedimentäre Gebilde anschließen. Längs der pazifischen Küste verläuft ein aus Laven (Andesiten, Basalten und Trachyten) und Tuffen aufgebautes, an Vulkanen (s. oben) reiches Gebirge. Näher an der Küste liegen jüngere, tertiäre und quartäre Bildungen. N. scheint reich an Metallen zu sein, doch werden nur Gold und Silber gewonnen; auch Kupfer-, Eisen-, Zinn- und Bleierze, Steinkohlen sind bekannt. Das Klima von N. ist in der Küstengegend am Atlantischen Ozean feucht, aber keineswegs ungesund, auf der Hochebene angenehm, in dem dem Stillen Ozean zugewandten Teil drückend heiß. Die Regenzeit dauert vom Juni bis Mitte November, die trockne Zeit vom Dezember bis Juni. Die Vegetation von N. zeigt eine Mischung mexikanischer Charaktergewächse mit der reichen Tropenflora Kolumbiens. An der Westküste erheben sich bis 1000 m tropische Wälder, in denen Acrocomia- und höher hinauf Quercus-Arten auftreten. Sie enden in Savannen, denen Pinus-Wälder und über 1300 m

Höhe Agaven folgen. Die Wälder des Westabhanges sind reich an Palmen aus den südamerikanischen Gattungen Bactris, Geonoma und Iriartea und durchsetzt von den Beständen des Mahagonibaumes (Swietenia Mahagoni), zwischen denen Pinus-Arten verstreut sind. Baumfarne, Scitamineen und die Rubiacee Warszewiczia pulcherrima sind Charakterformen der niedern Vegetation. Im Zentralplateau entwickeln sich unter dem Einfluß einer fünfmonatigen, sommerlichen Regenzeit lichte Waldungen aus Cedreleen, Bombax-, Cupania-, Inga- u. Bursera-Arten mit dornigen Mimosen zusammengesetzt. In seiner Tierwelt schließt sich N. an die von Guatemala und Mexiko an, doch gehen die in jenen Ländern sich findenden nearktischen Tiere, wie Spitzmaus, Fuchs, Flatterhörnchen u. a., nicht südwärts bis N.; von größern Raubtieren sind Jaguar und Puma zu nennen, zu den Vögeln zählen die prächtigen Colurus-Arten.

Die Bevölkerung wurde Ende 1888 auf 282,845 (136,249 männlich, 146,596 weiblich) ermittelt. Rechnet man hierzu noch gegen 30,000 unzivilisierte Indianer, so erhält man eine Gesamtbevölkerung von 312,845 (2,5 auf 1 qkm). Die zivilisierte Bevölkerung drängt sich vorwiegend auf der pazifischen Seite im Gebiet der großen Seen zusammen. Von der 1870 auf 350,000 Seelen geschätzten Bevölkerung waren 120,000 Indianer verschiedener Stämme, 30,000 Azteken, 90,000 Ladinos (Mischlinge von Europäern und Indianerinnen), 1000 Weiße, 25,000 zivilisierte Indianer, 25,000 Zambos (Mischlinge von Negern und Mulatinnen), 9000 Neger und 50,000 Mulatten. Die Ansiedelungen und Pflanzungen liegen überall zerstreut; die größern Orte gehören meist der heißen, ungesunden Region an. Die geistige Kultur des Staates steht noch auf tiefer Stufe. Die zwei Universitäten in Leon und Granada leisten nur wenig, und die Volksschulen (1887: 350 mit 11,914 Kindern) sind ganz ungenügend. Die römisch-katholische Kirche unter einem von dem Erzbischof von Guatemala abhängigen Bischof ist die herrschende, doch herrscht Religionsfreiheit. Die protestantische Brüdergemeinde hat an der Mosquitoküste 12 Stationen mit 9 Missionaren und 3300 Gemeindegliedern. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, namentlich auf Mais, die Hauptnahrung des Volkes, Kaffee (1892: 30,000 Hektar mit einem Ertrag von 130,000 Ztr.), um Managua und Leon, aber auch in den Hochthälern von Deutschen und Nordamerikanern angebaut, der Hauptausfuhrartikel des Landes, dann Indigo, vortrefflicher Kakao, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, etwas Weizen ꝛc. Ansehnlich ist auf den östlichen Graslandschaften die Zucht von Rindern (400,000), die aber ebenso wie die früher recht guten Pferde mangels frischer Zufuhren degenerieren. Die von amerikanischen Gesellschaften betriebenen Bergwerke (1891: 109 Gruben) von Chontales, Matagalpa und Nueva Segovia liefern etwas Gold und Silber für die Ausfuhr, reich sind besonders die Gruben von Djavali, einem Nebenfluß des Bluefields. Die noch sehr unbedeutende Industrie erzeugt namentlich Seife (auch für die Ausfuhr) und Bretter, zu denen die großen Wälder unerschöpfliches Material liefern. Die Indianer, besonders in und bei Masaya, flechten bunte Schilfmatten und Palmhüte, fertigen Hängematten sowie Trinkgefäße aus den Schalen des Kalebassenbaums, irdene Gefäße ꝛc. Der Handel ist noch unbedeutend. Die wichtigsten Häfen sind: Corinto und San Juan del Sur am Stillen Ozean und San Juan del Norte (Greytown) am Karibischen Meer; 1894 liefen unter deutscher Flagge ein: 25 Dampfer und 14 Segelschiffe. Die Handelsflotte der Republik bestand 1887 aus 24 Segelschiffen. Die Einfuhr betrug 1890: 2,780,000, die Ausfuhr 3,500,000 Doll. Die wichtigsten Verkehrsländer sind England, Deutschland (Einfuhr 495,000, Ausfuhr 863,000 Doll.), Frankreich, die Vereinigten Staaten. Ausfuhrartikel sind namentlich Kaffee (1890: 57,765 Ztr.), Rinderhäute, Rohfelle, Kautschuk, Gelb-, Zedern- und Mahagoniholz, Indigo, Goldstaub ꝛc. Eingeführt werden Glaswaren, Bier, Spirituosen, Weine, Lampen, Tauwerk, Zeuge, Möbel, Schuhwaren, Konserven, Eisen- und Stahlwaren, Stearinlichte. Deutsche Konsulate bestehen in San Juan del Norte und Managua mit Leon, eine Konsularagentur in Corinto. Seit 1887 besteht ein Kreditinstitut, Banco Agricola Mercantil. Maße und Gewichte sind altkastilisch, wobei das Meter = 1,165 Varas, das Kilogramm = 2,173 Libras und das Liter = 1,25 Flasche gerechnet wird. 1 Medio Kakao hält 7—8 Libras; für Branntwein wird das alte englische Weingallon von 3,785 Lit. benutzt. Thatsächlich herrscht Silberwährung und zwar, seitdem die leichte Moneda macuquina abgekommen ist, nach französischem System. In Nordamerika läßt der Staat nach Verordnung vom 16. Nov. 1878 Centavostücke aus 3/4 Kupfer und 1/4 Nickel prägen. Sonst laufen besonders amerikanische Silbermünzen und solche der Frankenwährung um. Eisenbahnen (1894: 143 km) verbinden Corinto mit Leon und Moabita, und Managua mit Granada; weitere 840 km sind projektiert. Straßenbahnen sind im Betrieb in Granada und von Rivas nach San Jorge am Nicaraguasee. Die Telegraphen hatten 1891 eine Länge von 2006 km und 59 Ämter; ein die Republik mit Nord- und Südamerika verbindendes Kabel ist in San Juan del Sur gelandet.

Nach der Verfassung vom 11. Juli 1894 werden der Präsident und Vizepräsident auf vier Jahre gewählt. Ebenso der Gesetzgebende Körper, der aus 24 von den 12 Provinzen (von jeder 2 Mitglieder und 2 Stellvertreter) gewählten Mitgliedern besteht und immer im Januar zusammentritt. Der in Guatemala residierende deutsche außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister ist auch für N. akkreditiert. Der Staat ist in 12 Provinzen: Managua, Leon, Granada, Rivas, Chinandega, Masaya, Carazo, Matagalpa, Jinotega, Esteli, Nueva Segovia und Chontales geteilt. Ein höchster Gerichtshof besteht zu Leon. Die Finanzen befanden sich früher in gutem Zustand; 1892 betrugen aber die Einnahmen (Zölle, Spirituosen- u. Tabakssteuer ꝛc.) nur 1,764,037, die Ausgaben dagegen 2,983,576 Doll., wovon allein 1,265,729 Doll. für die Staatsschuld. Letztere setzt sich zusammen aus einer innern Schuld (1. Aug. 1892: 2,742,565 Doll.) und aus einer äußern (seit 1887) von 1,2 Mill. Pesos. Das stehende Heer darf eine Stärke von 3500 Mann nicht übersteigen, doch ist jeder Eingeborne vom 18. bis 45. Jahre dienstpflichtig; thatsächlich zählt das stehende Kontingent 700, die Miliz 9600 Mann. Hauptstadt war früher Leon, jetzt ist es Managua (s. d.). Die Flagge Nicaraguas (s. Tafel »Flaggen I«) zeigt die Landesfarben Blau-Weiß-Blau horizontal gestreift, die Kriegsflagge trägt in der Mitte ein Waffenemblem. Das Wappen zeigt in Blau fünf aufsteigende Felsenberge hintereinander. Rechts oben eine goldne Sonne; in der Mitte hinter den Bergen ein Pfahl mit der roten Freiheitsmütze (s. Tafel »Wappen III«, Fig. 4).

[Geschichte.] N. gehörte früher zu Guatemala, riß sich 1821 mit diesem von Spanien los und wurde

1823 einer der fünf Vereinigten Staaten von Zentralamerika (s. d.). Erst 1848 kam in N. eine Verfassung und eine gesetzliche Regierung zu stande. Auf den Präsidenten Don Ramirez folgte im März 1851 Pineda, diesem 26. Febr. 1853 der General Don Fruto Chamorro. Während N. sich noch mit Costarica um den Besitz des Hafens San Juan del Norte stritt, erhob England im Namen des Königs der Mosquitoküste, seines Verbündeten, Ansprüche auf den Besitz dieses wichtigen Punktes, von welchem aus der Kanal von N. über den Isthmus geführt werden sollte, und besetzte 1. Jan. 1848 San Juan, das die Engländer Greytown nannten. 1851 trat ein Kongreß aus Abgeordneten von Honduras, Costarica und N. zusammen, um die Grundlagen einer neuen Bundesverfassung zwischen diesen drei Staaten zu entwerfen, ohne daß dieselbe jedoch zu stande kam. Dagegen ward 7. März 1854 mit Guatemala ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Bald darauf erhob sich die demokratische Partei unter dem ehemaligen Minister Francisco Castellon und dem General Maxime Jerez gegen Chamorro, nahm im Mai 1854 Leon und belagerte Granada, wo Chamorro sich eingeschlossen hatte. Als letzterer 12. März 1855 starb, trat José Maria Estrada an seine Stelle, um den Kampf gegen die Belagerer fortzusetzen, wogegen Castellon einen verwegenen Abenteurer, den nordamerikanischen Obersten William Walker, zu Hilfe rief. Dieser erschien mit einer kleinen Schar deutscher und amerikanischer Abenteurer, eroberte 14. Okt. Granada und ward von dem nordamerikanischen Gesandten in seiner Regierungsgewalt anerkannt. Gegen letzteres verwahrten sich aber im Dezember 1855 die Regierungen von Salvador, Honduras und Costarica, und 9. März 1856 erließ Costarica gegen Walker eine förmliche Kriegserklärung, welcher sich Guatemala, Salvador und Honduras und auch der von Walker erhobene provisorische Präsident Patricio Rivas anschlossen. Walker, der sich inzwischen zum Präsidenten von N. hatte wählen lassen und mit Willkür und Grausamkeit herrschte, ward 1857 gestürzt, worauf General Martinez die Präsidentenwürde erhielt. Walker versuchte seine Gewalt in N. wiederzuerlangen, indem er im Dezember 1857 eine Landung in San Juan, 1860 in Honduras versuchte, ward aber vom General Alvarez gefangen genommen und auf Befehl der Regierung von Honduras 12. Sept. erschossen. 1860 kam ein Vertrag mit England über die Abtretung des bisher unter dessen Protektorat befindlichen Mosquitolandes gegen jährliche Erlegung von 5000 Doll. an den bisherigen Mosquitokönig zu stande. Ein neuer Unionsversuch von Guatemala, Salvador, Honduras und N. 1861 scheiterte wiederum bei der Ausführung. Als sich N. 1877 weigerte, Genugthuung für dem deutschen Konsul Eisenstuck angethane thätliche Beleidigungen zu leisten, wurde es 31. März 1878 durch mehrere deutsche Kriegsschiffe dazu gezwungen. Die wichtigste Frage für N. ist die eines Kanals zwischen den beiden Ozeanen durch den Nicaraguasee. Um diesen ganz in seinem Besitz zu haben, bemüht sich N. fortwährend, Costarica das 1825 abgetretene Gebiet von Guanacasu wieder zu entreißen und die Mündung des San Juan allein zu besitzen. Längere Zeit zeichnete sich N. durch seine friedliche und stetige Regierung vor allen übrigen mittelamerikanischen Republiken vorteilhaft aus. Die beiden Parteien, die sich dort gegenüberstehen, sind die Progressisten und die Konservativen oder Klerikalen; jene haben ihr Hauptquartier in Granada, diese in Leon und in der Hauptstadt Managua. Als nun im Oktober 1888 Präsident Carazo plötzlich gestorben war, folgte ihm der Leonese Sacasa, während früher Granada die meisten Präsidenten geliefert hatte. Da Sacasa parteiisch und verschwenderisch regierte, wurde er 1893 gestürzt und Zelaya, der Führer der Liberalen, zum Präsidenten erhoben. Dieser begann Ende 1893 mit Honduras Krieg, um den ihm befreundeten General Bonilla dort zum Präsidenten zu erheben, was ihm auch gelang. 1894 wurde eine neue Verfassung beschlossen (s. oben). Vgl. Oviedo y Valdes, Histoire de N. (Par. 1840); Squier, Travels in N. (New York 1852, 2 Bde.); Scherzer, Wanderungen durch N. (Braunschw. 1857); Lévy, Notas geograficas y económicas sobre la república de N. (Par. 1873); Belly, Le N. et le canal interocéanique (das. 1867, 2 Bde.); Belt, The naturalist in N. (2. Aufl., Lond. 1888); Bovallius, Nicaraguan antiquities (Stockh. 1886); Child, The Spanish-American republics (New York 1891); Ortega, N. en los primeros años de sa emancipacion politica (Par. 1894); Pector, Étude économique sur la République de N. (Neuchatel 1893).

Nicaragua, Volk, s. Niquira.

Nicaraguaholz, s. Rotholz.

Nicaraguakanal (s. die Nebenkarte auf der Karte »Westindien und Zentralamerika«), der Schiffskanal, welcher bei Durchschneidung Zentralamerikas über den Nicaraguasee den Atlantischen mit dem Großen Ozean verbinden und so in Konkurrenz mit dem Panamakanal die lange Fahrt durch die Magalhãesstraße abkürzen soll. Der Gedanke einer Verbindung beider Ozeane auf diesem Wege ist schon sehr alt. Bereits unter Karl V. war der San Juan unter Überwindung seiner Stromschnellen bis zum Nicaraguasee hinauf befahren worden; unter den 1528 und 1550 auftauchenden Entwürfen zur Herstellung eines interozeanischen Kanals befand sich auch ein N. Dieses Projekt wurde 1799 von England ins Auge gefaßt, als es Nelson entsandte, um von dem Nicaraguasee Besitz zu ergreifen, aber erst 1830 wurden auf Anordnung Wilhelms I., Königs der Niederlande, wirkliche Untersuchungen an Ort und Stelle gemacht, denen 1837 die Aufnahmen der englischen Commodore Barnett u. Belcher folgten. Ein neues Projekt arbeitete 1838 Baily, ein andres Louis Napoleon zu Ham aus, denen noch andre folgten. Von diesen waren die auf Grund eingehender Untersuchungen durch Squier 1848, Belly 1858 und durch Thomé de Gamond mit einem großen Stab bearbeiteten die bedeutendsten. Als Ausgangspunkt am Karibischen Meer wählte man San Juan del Norte an der Mündung des San Juan, als Endpunkt Brito am Stillen Meer. Doch wurde keins dieser Projekte in Angriff genommen. Als aber der Bau der Panamabahn wirklich begonnen wurde, bildete sich in den Vereinigten Staaten die Atlantic and Pacific Ship Canal Company zur Beförderung von Personen über den Isthmus. Dampfer fuhren seit 1864 in zwei Tagen den San Juan hinauf und durchquerten den See bis La Virgen am Westufer, worauf der Landtransport bis San Juan del Sur erfolgte. Eine Trace für den Bau eines Kanals zwischen dem Nicaraguasee und dem Stillen Ozean wurde festgelegt. Weitere Untersuchungen machten 1872 Hatfield, Lull, Menocal, Leutze, Miller, 1875 Humphreys, Paterson, Ammen, Mac Farlane, 1878 Wyse und Blanchet. Keiner der gemachten Entwürfe wurde in Angriff genommen, und als 1880 der frühere Präsident Grant eine Gesellschaft zum Bau eines Kanals

ins Leben rief, mußte dieselbe sich bald wieder auflösen. Als aber die Arbeiten am Panamakanal begannen, bildete sich 4. Mai 1889 in New York die Nicaragua Canal Construction Company, die in Verträgen mit Nicaragua und Costarica reiche Schenkungen von Ländereien zu beiden Seiten der Kanallinie erhielt. Doch wurden die 1. Jan. 1890 begonnenen Arbeiten bereits 1891 wieder eingestellt, nachdem nur 18 km Arbeitsbahn, ein Teil der Hafenanlagen bei San Juan und eine Telegraphenleitung fertiggestellt worden waren; am 5. Juni 1894 wurde das Eigentum der Gesellschaft öffentlich für 297,625 Doll. versteigert.

Die beiden Ausmündungen des von dieser Gesellschaft projektierten Kanals sind San Juan an der atlantischen u. Brito an der pazifischen Küste. Die dazwischen liegende Strecke beträgt 274 km, wovon auf künstlich durch Ausgrabungen herzustellendes Kanalbett 26 km an der Ostseite und 18 km an der Westseite, auf die anzulegenden Schleusen 1,2 km kommen. Auf Wasserbecken, die in den Thälern der Flüsse Deseado, San Francisco u. Tola anzulegen sind, entfallen 34 km, auf freie Schiffahrt im San Juan 104, im Nicaraguasee 91 km. Letzterer liegt 40 m ü. M., die Ausgleichung des Höhenunterschiedes wird durch drei Schleusen auf jeder Meeresseite ermöglicht. Die ganze Kanalstraße zerfällt in vier Abteilungen. Die östliche vom Hafen von San Juan bis zum San Francisco-Becken ist 30,18 km lang. Davon müssen 14,87 km als künstliches Kanalbett angelegt werden, das sich im Thal des kleinen Flusses Deseado hinzieht, da die Mündungsarme des San Juan sämtlich unbrauchbar sind. Die kurz aufeinander folgenden Schleusen haben eine jede eine Hebungsfähigkeit von 9,15 m, eine Länge von 298,25 m und eine Breite von 21,35 m. Dieser Teil des Kanals liegt in dem untern Deseadobecken, das durch die Errichtung eines quer durch den Deseadofluß zu legenden, 11,59 m hohen und 396,5 m langen Dammes gewonnen wird. Dieses wie das folgende obere Deseadobecken, hergestellt durch einen 21,35 m hohen und 320 m langen Damm, soll den Schiffen als Wartplätze für das Passieren der Schleusen dienen. Die folgende 20,1 km lange San Francisco-Abteilung reicht bis zum Eintritt des Kanals in den San Juan. Der Kanal durchzieht das Becken des Rio San Francisco, durchschneidet eine Floridasee genannte Sumpfgegend und eine gebirgige Strecke und erreicht den San Juan bei Ochoa, wo ein gewaltiger Damm quer über den Fluß gezogen werden soll, um demselben eine stets genügende Wassertiefe zu geben und die Stromschnellen weiter oberhalb bei Mochuca zu beseitigen. Im Nicaraguasee bedarf das Fahrwasser stellenweise einer Ausbaggerung. Da, wo am Westufer des Sees der Kanal wieder seinen Anfang nimmt, sollen zwei Hafendämme, 549, bez. 732 m lang, errichtet werden. Die westliche Abteilung vom Seeufer bis Brito am Stillen Ozean ist 27,42 km, wovon 18,3 km auf das künstlich auszugrabende Kanalbett und 9,12 km auf ein in den Thälern der Flüsse Rio Grande und Rio Tola anzulegendes Wasserbecken kommen. In 7,5 km Entfernung vom See überschreitet die Kanaltrace den höchsten Punkt auf der Westseite, der 12,81 m über dem See und 46,4 m über dem Meer liegt. Darauf erreicht der Kanal das Tolabecken, in dem ein 549 m langer und 21,4 m hoher Damm das Wasser des Rio Grande aufstaut. In den drei folgenden Schleusen steigt der Kanal bis zu der letzten im Meeresniveau liegenden, 0,91 km langen Strecke hinab. Der Kanal soll tief genug werden, um die größten Seedampfer passieren zu lassen, und so breit, daß, abgesehen von zwei Felsdurchschnitten von 12,5 km Länge, in entgegengesetzter Richtung fahrende Dampfer aneinander vorüberfahren können. Die Gesamtdauer der Durchfahrt wird auf 48 Stunden berechnet. Passieren können den Kanal an einem Tage 32 Schiffe, was für das Jahr 11,680 Fahrzeuge ergibt. Eine neuerdings von der Regierung der Vereinigten Staaten abgesandte Kommission empfiehlt, den Eingangshafen nicht bei San Juan del Norte, sondern dicht bei der Coloradobarre anzulegen, glaubt den Bau in sechs Jahren mit einem Kostenaufwand von 110 Mill. Doll. vollenden zu können und schätzt die aus dem Schiffsverkehr bei einem Gesamttonnengehalt von 6—7 Mill. Ton. zu erwartenden Einnahmen auf jährlich 8 Mill. Doll. Vgl. Olinda, Der N. (in der »Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik«, Wien 1892); Keasbey, Der N. (Heft 11 der »Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar in Straßburg«, Straßb. 1893); Colquhoun, The key of the Pacific (Lond. 1895).

Nicaraguasee (der alte Cocibolca der Eingebornen), See in Nicaragua, größte Wasserfläche Zentralamerikas, nach den Jahreszeiten 39—41 m ü. M. und nach verschiedenen Schätzungen 6500—9500 qkm (118—172,5 QM.) groß, hat von NW. nach SO. eine größte Länge von 166 und eine größte Breite von 58 km, eine größte, bisher gemessene Tiefe von 80 und eine mittlere Tiefe von 16—40 m. Die Zahl seiner Inseln, Eilande und Klippen ist außerordentlich groß, bedeutender sind aber nur Alta Gracia mit den Vulkanen Ometepe (1538 m) und Madera (1257 m), fast nur von Indianern bewohnt, Ceiba mit dem Vulkan Zapatera und die Solentinameinsel, gleichfalls mit einem Vulkangipfel. Der See ist rings von vulkanischen Gebirgsketten umgeben, vom Stillen Meer wird er durch den nur 20 km breiten, bei 46 m hohen Isthmus von Rivas getrennt. Mit dem Managuasee (s. d.) im NW. hängt er durch den Panaloya zusammen, der jenen bei Tipitapa verläßt und nach Durchfließung des kleinen Sees Masaya bei Los Cocos am Nordende mündet. Sein Abfluß am Südostende bei Fort San Carlos ist der San Juan (s. d.), der jährlich 32 Milliarden Kubikmeter Wasser dem Karibischen Meer zuführt. Von den zahlreichen in den See einmündenden Flüssen ist der bedeutendste der Rio Frio, der nahe dem Austritt des San Juan mündet. Der N. ist sehr fischreich, enthält aber gar keine Weichtiere. Die Schiffahrt ist wegen der ganz plötzlich eintretenden heftigen Stürme sehr gefährlich; die besten Häfen sind Granada und La Virgen an der Westküste, San Carlos, San Miguelito, San Ubaldo an der Ostküste, Los Cocos an der Nordspitze.

Nicástro, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catanzaro, am westlichen Fuß des Kalabrischen Apennin, ist Bischofsitz, hat Burgruinen, warme Quellen, ein Gymnasium, Weinbau, Ölgewinnung, Handel und (1881) 10,254 (als Gemeinde 14,067) Einw. N. hat durch das Erdbeben von 1683 sehr gelitten.

Niccolini, Giovan Battista, ital. Dichter, geb. 29. Okt. 1782 in San Giuliano bei Pisa, gest. 20. Sept. 1861 in Florenz, erhielt seine erste Bildung in Florenz und studierte in Pisa hauptsächlich Philosophie und die Rechte, wandte sich aber später dem Studium der klassischen Litteratur zu. Die Bekanntschaft mit Ugo Foscolo übte auf die Entwickelung seines poetischen Talents bedeutenden Einfluß; sein erster Versuch war das Gedicht »La Pietà«, über die Pest in Livorno, in Terzinen (1804), welches Montis Einfluß zeigt.

1807 ernannte ihn die Königin von Etrurien zum Sekretär, Bibliothekar und Professor der Geschichte und Mythologie an der Akademie der Künste in Florenz. Kurze Zeit war er auch Bibliothekar der Palatina (1815). Bald wandte er sich der dramatischen Poesie zu. Seine erste Tragödie: »Polissena« (1810), ward von der Akademie der Crusca gekrönt. Von geringerm Wert sind die folgenden: »Medea«, »Ino e Temisto«, »Edipo«, »I Sette a Tebe«. Mit seinem »Nabucco« (1816), welcher nie aufgeführt und erst 1819 in London anonym gedruckt wurde, betrat N. das Gebiet des politischen Tendenzdramas; er geißelt den kirchlichen und königlichen Despotismus; Nabucco ist Napoleon, Mitrane Pius VII. ꝛc. Mit der »Matilde« (1815), einem dem »Douglas« Homes nachgeahmten Drama modernen Stoffes, näherte er sich der romantischen Schule, beeinflußt durch das Studium Shakespeares, Byrons und Schillers (vgl. Zardo, Giovanni Battista N. e Federigo Schiller, Padua 1883). Nach 1817 entsagte er eine Zeitlang der Dichtkunst, beteiligte sich aber um so eifriger an den Kämpfen um die litterarische Reform, welche damals ganz Italien bewegten. Erst 1827 trat er mit seinem populärsten Drama: »Antonio Foscarini«, auf, welches, je nach dem Parteistandpunkt, heftig angegriffen und warm verteidigt wurde. In »Giovanni da Procida« (1817 geschrieben, 1830 aufgeführt) gab er dem Haß des patriotischen Italieners gegen die Fremdherrschaft einen energischen Ausdruck. Seine nächste Tragödie: »Lodovico Sforza« (1834), ließ kalt; den höchsten Ruhm aber erwarb ihm sein »Arnaldo da Brescia« (1843), unstreitig sein bedeutendstes Werk, aber mehr ein dramatisches Gedicht als eigentliches Drama und daher niemals aufgeführt. Auch seiner »Rosmonda d'Inghilterra« (1838) fehlt es nicht an Schönheiten. Mit »Filippo Strozzi« (1847) beschloß N. seine dramatische Laufbahn, denn »Mario e i Cimbri« (gedruckt 1858) ist nur eine Skizze. Außerdem hat man von ihm Übersetzungen aus den alten Sprachen, vermischte, meist politische Gedichte und eine lange Reihe geschichtlicher, litterarhistorischer und kunsthistorischer Abhandlungen, die ihn als einen der vorzüglichsten neuern italienischen Prosaiker kennzeichnen. Er hinterließ handschriftlich den »Vespro Siciliano« (Flor. 1882), die »Storia della casa di Svevia in Italia« (Mail. 1873) und verschiedene größere und kleinere Dichtungen. Von einem Teil seiner frühern Werke veranstaltete er selbst eine Sammlung (Flor. 1844, 3 Bde.; 4. Aufl. 1858). Gedichtsammlungen: »Poesie nazionali« (Flor. 1859); »Pensieri poetici« (das. 1860); »Canzoniere nazionale e poesie varie« (Mail. 1863); »Canzoniere civile« (Flor. 1884). Eine Gesamtausgabe der Werke besorgte Gargiolli (Mail. 1863—80, 10 Bde.), eine Auswahl seiner Tragödien erschien in 2 Bänden (Flor. 1892). Vgl. Vannucci, Ricordi della vita e delle opere di Giov. Batt. N. (Flor. 1866, 2 Bde.); Brigidi, Vita di Giov. Batt. N. (das. 1879).

Niccolò de' Niccoli, Gelehrter, geb. 1363 in Florenz, gest. daselbst 4. Febr. 1437, ward Kaufmann, widmete sich aber nach seines Vaters Tode ganz den Wissenschaften, studierte unter Chrysoloras sogar Griechisch und lebte, eng befreundet mit Cosimo und den Gelehrten seines Hofes, in unabhängiger Muße. Mehr anregend als produktiv, erwarb er sich besonders um die klassische Litteratur ein hohes Verdienst durch fleißiges Sammeln u. Kopieren wertvoller Handschriften. Seine aus 800 Bänden bestehende Privatbibliothek ward testamentarisch zu öffentlichem Gebrauch bestimmt. Zahlreiche Kodices der Laurentiana (insbes. Lucretius und zwölf Komödien des Plautus) sind von seiner Hand.

Niccolò di Liberatōre, ital. Maler (von Vasari irrtümlich Alunno genannt), geb. um 1430 in Foligno, gest. 1502, war Schüler des Pietro Mazzaforte, bildete sich aber mehr nach B. Gozzoli, unter dessen Einfluß er Freskenmalereien in Santa Maria in Campo vor Foligno ausführte. Von seinen in Tempera ausgeführten Tafelgemälden (meist Altarwerke), die im schwärmerischen Gesichtsausdruck der Figuren und in der Naivität der Darstellung charakteristische Denkmäler der umbrischen Schule vor Perugino sind, sind die hervorragendsten: eine Madonna mit Engeln und Heiligen in der Brera zu Mailand (1465), eine Verkündigung Mariä (1466, in der Pinakothek zu Perugia), ein Altarwerk mit der Kreuzigung und der Auferstehung (im Vatikan zu Rom) und ein Altarwerk mit der Geburt Christi (1492, in San Niccolo in Foligno).

Nice (spr. nihß'), franz. Name von Nizza.

Nicer, röm. Name des Neckar.

Nicholson, Fluß in der britisch-austral. Kolonie Queensland, der nach 250 km langem Lauf in zwei Armen in den südlichen Teil des Golfs von Carpentaria mündet, westlich vom Albert, mit dem er durch einen Seitenarm, den Gregory, in Verbindung steht.

Nicholsons Blau, s. Anilinblau.

Nichte (franz. nièce), Bruders-, Schwestertochter.

Nichtigkeit (Nullität), in der Rechtssprache die totale Ungültigkeit einer Rechtshandlung, so daß dieselbe juristisch als nicht geschehen anzusehen ist. So sind z. B. Veräußerungen von Grundstücken eines Minderjährigen durch dessen Vormund nichtig, wenn dieser nicht durch ein Dekret der Obervormundschaft dazu ermächtigt ist. In manchen Fällen können jedoch nichtige Rechtsgeschäfte nachträglich noch rechtsgültig werden, wenn das ihrer Gültigkeit entgegenstehende rechtliche Hindernis beseitigt wird (sogen. Konvaleszenz eines ungültigen Rechtsgeschäfts); so z. B. wenn in dem erwähnten Fall der Minderjährige volljährig wird und nun jenes Geschäft genehmigt. Auch kann ein Rechtsgeschäft sehr wohl teilweise nichtig und teilweise gültig sein, denn die N. wirkt nur, soweit sie reicht, und dadurch, daß ein Teil des Geschäfts nichtig ist, wird keineswegs das ganze nichtig (»utile per inutile non vitiatur«). So ist z. B. gemeinrechtlich eine Schenkung von mehr als 500 Dukaten ungültig, wenn sie nicht gerichtlich geschieht. Schenkt also jemand einem andern 600 Dukaten ohne gerichtliche Insinuation, so ist diese Schenkung bis zum Betrag von 500 Dukaten gültig und nur in Ansehung des Mehr nichtig. Die Klage auf Nichtigerklärung eines Rechtsgeschäfts, einer Ehe ꝛc. heißt Nichtigkeitsklage (querela nullitatis). Verschieden von den Fällen der eigentlichen (absoluten) N. sind diejenigen der sogen. Anfechtbarkeit (relativen N.) eines Rechtsgeschäfts. Hier ist nämlich das Geschäft an und für sich vollkommen gültig; doch kann ein Kontrahent aus gewissen Gründen verlangen, daß es durch Richterspruch für ungültig erklärt (»reszindiert«) werde. Ist z. B. jemand durch Betrug zum Abschluß eines Vertrags bestimmt worden, so kann der Betrogene diesen Vertrag anfechten und auf Reszission desselben klagen (s. Anfechtung). Auch auf das Gebiet des Prozesses ist das Institut der Nichtigkeitsklage (Nullitätsquerel, Nichtigkeitsbeschwerde) übertragen worden. Doch hat man dieses Rechtsmittel, wenigstens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, in neuerer Zeit wesentlich eingeschränkt. Die deutsche Zivilprozeßordnung hat an dessen Stelle die

Revision (s. d.) gesetzt und gestattet (§ 542) nur eine Nichtigkeitsklage gegen ein rechtskräftiges Urteil dann, wenn ein sogen. unfähiger (judex inhabilis) oder mit Erfolg abgelehnter Richter mit entschieden hat, wenn das Gericht nicht vorschriftsmäßig besetzt oder wenn eine Partei in dem Verfahren nicht nach Vorschrift des Gesetzes vertreten war, sofern sie nicht die Prozeßführung ausdrücklich oder stillschweigend genehmigt hat. Die österreichische Zivilprozeßordnung von 1895 kennt von den angeführten Nichtigkeitsgründen »nur die, daß ein unfähiger Richter mit entschieden hat, und daß eine Partei in dem Verfahren nicht nach Vorschrift des Gesetzes vertreten war« (§ 529). Zweck der Nichtigkeitsklage ist die Wiederaufnahme des Verfahrens (s. d.). Außerdem ist wegen Verletzung eines Gesetzes das Rechtsmittel der Revision (s. d.) gegeben. — Im Strafprozeß ist das Rechtsmittel der Nichtigkeitsbeschwerde dann statthaft, wenn es sich um die Verletzung von Formvorschriften handelt, welche bei Strafe der N. beobachtet werden müssen, oder wenn das Urteil in materieller Beziehung auf einer Verletzung des Gesetzes beruht. Diese Nichtigkeitsbeschwerde geht regelmäßig an die höchste Instanz (Kassationshof), welche darüber zu entscheiden hat, ob das Urteil zu »kassieren« und das Verfahren zu wiederholen sei oder nicht. Die deutsche Strafprozeßordnung (§ 374 ff.) hat auch hier die Revision (s. d.). Für Österreich kommen hier die § 281—296, 344—351 u. 479 der Strafprozeßordnung in Betracht. Vgl. Stedl, Die Nichtigkeitsbeschwerde in ihrer geschichtlichen Entwickelung (Leipz. 1886).

Nichtigkeitsklage, s. Nichtigkeit, Ehe und Wiederaufnahme des Verfahrens.

Nichtkombattanten, s. Kombattanten.

Nichtleiter, s. Elektrizität und Wärmeleitung.

Nichtmetalle, s. Metalloïde.

Nichtregimentiert, s. Offizier.

Nichts (lat. nihil, nihilum), wörtlich das Gegenteil von »Ichts« (Etwas«), die Verneinung von etwas, ein rein negativer Begriff, der erst unter Voraussetzung eines positiven Bedeutung gewinnt. Wie die Negation, ist auch das N. entweder das Gegenteil eines einzelnen Dinges: relatives N., was also immer noch ein Positives ist, nur mit dem Mangel gerade dieser Position (daher auch privatives N.), oder die Verneinung aller Dinge und aller Existenz: absolutes N. Die griechische und indisch-brahmanische Metaphysik hatte den Grundsatz: aus N. wird N., weil sie es unbegreiflich fand, wie etwas aus seinem Gegenteil, dem N., entstehe oder in N. sich auflösen könnte. Sie ließ darum entweder ein Sein aus dem andern entstehen, oder sie erklärte das Sein für ewig, d. h. das Entstehen eines Seins aus anderm Sein (das relative N. ebenso wie das absolute) für bloßen Schein. Die jüdisch-christliche und die indisch-buddhistische Metaphysik haben den entgegengesetzten Grundsatz, und zwar lehrt die erstere, daß (durch die Schöpfung) aus N. Sein, die letztere, daß (durch den Eingang in Nirwâna) aus Sein N. werde. Leugnung des Seins überhaupt nennt man absoluten, eines vom Denken unterschiedenen Seins (wie es der Idealismus thut) relativen theoretischen (metaphysischen), die Leugnung allgemein gültiger Sitten- und Rechtsgesetze praktischen (moralischen) Nihilismus (s. d.).

Nichtstromkessel, s. Dampfkessel, S. 515.

Nichtzucker, s. Zucker.

Nickel (Bastardeisen) Ni, Metall, findet sich gewöhnlich als Eisennickel und Phosphoreisennickel im Meteoreisen, mit Schwefel verbunden als Nickel- oder Haarkies NiS mit 64,8 Proz. N., mit Arsen verbunden als Rotnickelkies (Kupfernickel) NiAs mit 43,6 Proz. N. und Weißnickelkies (Chloanthit) $NiAs_2$ mit 28,2 Proz. N., mit Arsen und Schwefel als Nickelarsenkies (Nickelglanz), mit Antimon als Antimonnickel NiSb mit 31,4 Proz. N., mit Antimon und Schwefel als Nickelantimonkies $NiS_2 . NiSb_2$ mit 27,6 Proz. N., mit Schwefel und Eisen als Eisennickelkies FeS.NiS mit 22 Proz. N., Kobaltnickelkies $(NiCo)S(Ni_2Co_2)S_3$ mit 58 Proz. N. und Kobalt, als Wismutnickelkies, als kieselsaures Nickeloxydul im Konarit, Pimelith, Röttisit, als kieselsaure Nickeloxydulmagnesia (Nickelgymnit, Garnierit oder Numeaït $NiMgSiO_5$) mit 11—16 Proz. N., als arsensaures Nickeloxydul in Nickelblüte, als kohlensaures Nickeloxydul (Nickelsmaragd, Emeraldnickel), als schwefelsaures Nickeloxydul (Nickelvitriol), außerdem im Speiskobalt (bis 35 Proz.) und überhaupt in den Kobalterzen, ebenso wie Kobalt in den Nickelerzen vorkommt. Häufig sind mit Nickelerzen imprägnierter Magnetkies und Schwefelkies sowie die Kobaltspeise der Blaufarbenwerke und gewisse bei manchen Kupferhüttenprozessen auftretende Produkte (die obersten Kupferscheiben beim Garen des Kupfers mit oft mehr als 13 Proz. N., Nickelvitriol) Gegenstand der Nickelgewinnung; auch Braunstein und Magneteisenstein sind bisweilen nickelhaltig, und man kann annehmen, daß 1 Ztr. Eisen durchschnittlich 7 g N. und Kobalt enthält. N. ist fast silberweiß mit einem geringen Stich ins Gelbliche, sehr glänzend, ziemlich hart und politurfähig, sehr dehnbar, schmilzt bei 1390—1420°, wird vom Magnet angezogen und selbst magnetisch (so daß Eisenmagnete in der Telegraphie durch Nickelmagnete ersetzt werden können), spez. Gew. 8,97, Atomgewicht 58,6; es bietet in chemischer Hinsicht manche Analogie mit dem Eisen, ist aber widerstandsfähiger und hält sich an der Luft und im Wasser besser; es läuft beim Erhitzen wie Stahl an, läßt sich ohne erhebliche Oxydation glühend schmieden, wird von Salzsäure und Schwefelsäure nur träge, von Salpetersäure lebhaft angegriffen. Die Lösungen sind grün und enthalten Nickeloxydulsalz oder Chlorür. Aus einer Lösung von schwefelsaurem Nickeloxydulammoniak wird das N. durch einen galvanischen Strom als silberweißes, glänzendes Blech abgeschieden. N. tritt meist zweiwertig, die Atomgruppe Ni_2 aber sechswertig auf. Von Sauerstoffverbindungen des Nickels kennt man ein Oxydul NiO und ein Oxyd Ni_2O_3. N. ist schmied- und schweißbar und läßt sich auch mit Eisen und Stahl zusammenschweißen. Auf beiden Seiten mit N. plattierte Bleche lassen sich gut auswalzen. Auch wird reines N. zu Guß-, Schmiede-, Blech- und Drahtwaren verarbeitet. Galvanisch vernickelte, noch mehr nickelplattierte Geräte haben weite Verbreitung in der Küche gefunden. Die schöne Farbe, die große Härte und Politurfähigkeit und die Widerstandsfähigkeit gegen lösende und oxydierende Einflüsse von Luft, Wasser und schwachen Säuren befähigen das N. für solche Verwendung in hohem Grade. Allerdings nehmen Säuren aus Nickelgeräten N. auf, selbst Milch wird bei längerm Stehen in solchem Geschirr nickelhaltig. Die Wiener Sanitätsbehörde hat daraufhin die Verwendung vernickelter Kochgeschirre für bedenklich erklärt. Jedenfalls wirken aber Nickelsalze viel weniger giftig als Kupfersalze, und längere Zeit fortgesetzte Aufnahme kleiner Nickelmengen erwies sich als unschädlich. 0,20 g Nickelsulfat und 0,18 g Nickelchlorür erzeugen bei vielen Individuen Übelkeit und

Erbrechen. Vernickelte Geschirre können demnach unbedenklich für die Küche empfohlen werden, sobald man sie nicht sorgloser als Kupfergeschirre benutzt. Nickelplatten braucht man beim Vernickeln des Eisens. Aus reinem N. werden auch Magnetnadeln, Instrumente, Laboratoriumsgeräte, Beschläge ꝛc. angefertigt. Außerdem dient das N. zur Darstellung von Legierungen (Neusilber, Münzmetall, Nickelstahl) und verschiedenen Nickelpräparaten. Seinen Namen hat das N. von Bergleuten erhalten, die das schöne Erz, welches jetzt Rotnickelkies heißt, auf Kupfer zu verarbeiten suchten und, als sie kein Kupfer daraus zu gewinnen vermochten, es scheltend Kupfernickel nannten. Das Metall wurde 1751 von Cronstedt zuerst dargestellt. In neuester Zeit hat es eine vor kurzem noch ungeahnte Bedeutung gewonnen, indem man es zur Darstellung von Neusilber und Scheidemünzen benutzte und die Vernickelung des Eisens sehr schnell populär wurde; es dient auch als Unterlage zu Gold- und Silberdraht. Das N. wird hauptsächlich in Norddeutschland, Österreich, Schweden, Frankreich (aus neukaledonischem Numeaït), in Nord- und Südamerika dargestellt. Die Produktion wurde 1889 auf 1899, dagegen 1892 auf 4692 metr. Ton. angegeben.

Die **Nickelerze**, Schwefel-, Arsen-, Antimonverbindungen des Nickels und Zersetzungsprodukte derselben, sind meist mit Erzen andrer Metalle auf Gängen des Ur- und Übergangsgebirges vergesellschaftet. Hauptsächlichste Fundorte sind das Erzgebirge, Siegerland, Nassau, Harz, Schweden, Norwegen, Österreich, Ungarn, Kaukasus, Kanada, endlich Neukaledonien, von wo der Garnierit kommt, das einzige Nickelerz, welches direkt auf N. verhüttet werden kann. Die Nickelerze sind meist so stark mit andern Erzen oder erdigen Substanzen gemengt, daß der eigentlichen Nickeldarstellung meist ein Konzentrationsschmelzen vorausgeht. Ist das N. als Schwefelmetall in Schwefel- oder Magnetkies (bis 5 Proz.) vorhanden, so wird es in einen Stein konzentriert, indem man das teilweise geröstete Erz mit Quarz oder kieselsäurereichen Substanzen schmelzt. Hierbei wird das beim Rösten gebildete Eisenoxyd verschlackt, das oxydierte N. aber wird reduziert und schmilzt mit unzersetztem Schwefeleisen zusammen. Der so gebildete Stein wird abermals geröstet und geschmolzen, um das Eisen möglichst zu entfernen, und zu demselben Zweck noch im Garherd einem oxydierenden Schmelzen bei Gebläseluft ausgesetzt. Enthalten die Erze Kupfer, so geht dies ebenfalls in den Stein über. Der Nickelstein wird auch im Bessemerkonverter konzentriert. Enthält der Stein überwiegend Kupfer, so kann ein Produkt erhalten werden, welches nur noch Spuren von Eisen und Schwefel enthält, während man sich bei vorwiegendem Nickelgehalt mit der Erzielung eines Konzentrationssteines (NiS) mit etwa 0,5 Proz. Eisen begnügen muß. Der Konzentrationsstein wird auf einem kleinen Garherd verblasen und der erhaltene Garstein mit Baryumsulfat und Quarzsand zusammengeschmolzen, wobei alles Eisen verschlackt wird, und dann gepulvert und auf Nickeloxydul, zuletzt unter Zusatz von Soda und Chilisalpeter, geröstet. Das entstandene Glaubersalz wird ausgewaschen. Ist das N. als Arsenmetall vorhanden, oder sollen arsen- u. antimonhaltige Speisen, welche zuweilen bei der Kupfer-, Silber- und Bleigewinnung fallen, verarbeitet werden, so konzentriert man das N. in Speise, indem man die Produkte, die wesentlich aus N., Arsen und Eisen bestehen, röstet, dann schmelzt, wobei das Eisenoxyd sich verschlackt und das wieder reduzierte N. mit Arsenmetall zusammenschmilzt. Etwaiges Kupfer wird von der Speise aufgenommen, die man nun behufs weiterer Konzentration wie den Stein behandelt. Bei nickelarmen Kupfererzen sammelt sich der Nickelgehalt beim Garen in den obersten Kupferscheiben in solcher Menge an, daß deren Verwertung auf N. vorteilhaft erscheint. Garnierit wird gepulvert, mit Kohle, Flußspat, Soda, Manganerz ꝛc. und Teer gemengt, zu Ziegeln gepreßt, gebrannt und mit Koks im Hochofen verschmolzen. Das erhaltene Rohnickel enthält 60—75 Nickel, 23—32 Eisen, außerdem Kohlenstoff, Silicium, Schwefel. Steine, Speisen und besonders oxydische Erze werden auch auf nassem Wege verarbeitet. Den Stein röstet man und erhält ein Gemisch von Schwefelsäuresalzen des Eisens, Kupfers, Kobalts und Nickels, welches mit Wasser oder Säuren ausgelaugt wird. Glüht man die geröstete Speise mit Natronsalpeter und Soda, zieht das gebildete arsensaure Natron mit Wasser aus und behandelt den Rückstand mit Schwefelsäure, so erhält man eine Lösung von Nickel- und Kupfervitriol. Die in diesen Lösungen enthaltenen Metalle kann man auf verschiedene Weise voneinander trennen. Durch etwas Chlorkalk verwandelt man das Eisenoxydulsalz in Oxydsalz, und dann fällt man mit Kalkmilch alles Eisen und Arsen. Aus der vom Niederschlag getrennten Flüssigkeit fällt man durch Schwefelwasserstoff Wismut, Blei und Kupfer, worauf man durch Kochen des Filtrats mit Chlorkalk das Kobalt abscheidet und das N. durch Kalkmilch fällt. Den ausgewaschenen und geglühten Niederschlag befreit man durch Salzsäure von Kalk. Garnierit wird in Säuren gelöst, worauf man Eisen und Thonerde und das N. fällt. Zur Reduktion des auf die eine oder die andre Weise gewonnenen Nickeloxyduls wird dasselbe mit Melasse oder Mehl als Bindemittel in würfelförmige Stücke gepreßt, die man durch Glühen mit Kohlenpulver in Muffeln oder vertikalen Thonröhren zu Metall reduziert. Das so erhaltene Metall enthält 94—99 Proz. N. nebst Kohlenstoff und kleinen Mengen Kobalt, Kupfer und Eisen. Häufig wird auch für die Neusilberindustrie eine Kupfernickellegierung dargestellt, die nach Art des Rosettenkupfers zu Scheiben gerissen werden kann. Das Rohnickel wird durch Puddeln oder durch einen Garungsprozeß im Herd oder im Bessemerkonverter raffiniert. Auch beseitigt man den Kohlenstoff, indem man die Nickelwürfel mit schwacher Lösung von übermangansaurem Kali tränkt und dann einschmelzt. Das kohlenstofffreie N. besitzt nicht die Dehnbarkeit des entkohlten Eisens (Schmiedeeisens), zerfällt vielmehr unter der Walze und dem Hammer zu Stücken. Dies Verhalten wird bedingt durch einen geringen Sauerstoffgehalt, der durch Schmelzen mit wenig Magnesium entfernt werden kann. Reduziert man das Nickeloxyd nach der Mischung mit 4—5 Proz. Zinkoxyd, so erhält man ein sehr gut walzbares Metall, welches durch Zusatz von 0,05 Proz. Magnesium außerordentlich dehnbar wird, ohne seine Schweißbarkeit einzubüßen.

Nickelantimonkies (Nickelantimonglanz, Antimonnickelglanz, Nickelspießglaserz, Ullmannit), Mineral aus der Klasse der einfachen Sulfuride, kristallisiert tesseral, findet sich meist derb in körnigen Aggregaten und eingesprengt, ist bleigrau bis stahlgrau, schwarz oder bunt anlaufend, Härte 5,5, spez. Gew. 6,2—6,5, besteht aus Schwefelnickel mit Antimonnickel NiS_2NiSb_2 und findet sich auf Erzgängen am Westerwald, bei Harzgerode und Lobenstein, in Kärnten und auf Sardinien.

Nickelarseniat, s. Nickeloxydulsalze.

Nickelarsenkies (Arsennickelglanz, Nickelglanz, Gersdorffit), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert tesseral, findet sich meist derb in körnigen Aggregaten, ist silberweiß in Stahlgrau geneigt, grauschwarz anlaufend, Härte 5,5, spez. Gew. 5,95—6,7, besteht aus Schwefelnickel mit Arsennickel $NiS_2,NiAs_2$, enthält aber auch Eisen, Kobalt, Antimon und findet sich auf Erzgängen bei Müsen im Siegenschen, bei Tanne und Harzgerode, bei Lobenstein, Schladmig in Steiermark, Loos in Helsingland und wird auf Nickel verarbeitet.

Nickelblech, Blech aus reinem Nickel, aus nickelplattiertem Eisenblech und aus galvanisch vernickeltem Zinkblech, wird zu Geschirren, allerlei Geräten, Beschlägen für Musikinstrumente angewendet.

Nickelblüte (Nickelocker, Annabergit), Mineral aus der Ordnung der Phosphate, findet sich nur mikrokristallinisch in kurzen, haarförmigen Kristallen, in flockigen Überzügen, auch derb und eingesprengt, erdig, ist apfelgrün bis grünlichweiß, schimmernd bis matt, ziemlich mild, Härte 2—2,5, spez. Gewicht 3—3,1, besteht aus arsensaurem Nickeloxydul $Ni_3As_2O_8+8H_2O$ und bildet meist Effloreszenzen auf Rotnickelkies und Chloanthit. Es findet sich bei Annaberg, Schneeberg, Riechelsdorf, Saalfeld etc.

Nickelbronze, s. Nickellegierungen.

Nickelchlorür (Chlornickel) $NiCl_2$ entsteht beim Erhitzen von Nickel in trocknem Chlor und bildet gelbe, metallisch glänzende Schuppen, welche sublimiert werden können, an der Luft Feuchtigkeit anziehen und grün werden. Aus einer konzentrierten Lösung von Nickel in Königswasser oder von kohlensaurem Nickeloxydul in Salzsäure erhält man kleine, grüne Kristalle mit 6 Molekülen Kristallwasser, welche beim Erhitzen wasserfrei und gelb werden und sich in Wasser und Alkohol leicht lösen.

Nickelcyanür (Cyannickel) $Ni(CN)_2$ wird als grünlichweißer Niederschlag aus Nickelsalzlösungen durch Cyankalium gefällt und löst sich im Überschuß des Fällungsmittels zu Kaliumnickelcyanür $Ni(CN)_2.2KCN+H_2O$. Dies bildet gelbe wasserhaltige Prismen, aus deren Lösung starke Säuren N. fällen. Eine dem Kobalticyankalium entsprechende Verbindung konnte bisher nicht erhalten werden.

Nickelgelb, s. Nickeloxydulsalze.

Nickelglanz, soviel wie Nickelarsenkies.

Nickelhydroxydul, s. Nickeloxydul.

Nickelin, soviel wie Rotnickelkies.

Nickelkarbonat, s. Nickeloxydulsalze.

Nickelkarbonyl, s. Nickelkohlenoxyd.

Nickelkies (Haarkies, Millerit), Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, kristallisiert rhomboedrisch in nadel- oder haarförmigen Kristallen, ist messinggelb, bisweilen bunt oder grau angelaufen, Härte 3,5, spez. Gew. 5,26—5,30, besteht aus Schwefelnickel NiS mit 64,45 Nickel und findet sich auf Erzgängen bei Johanngeorgenstadt, Joachimsthal, Přibram, Riechelsdorf, Kamsdorf, Oberlahr im Westerwald, Saarbrücken, Dortmund, in Nassau und besonders bei Klefva in Småland, in der Grafschaft Lancaster in Pennsylvanien und bei Antwerp im Staat New York. N. wird auf Nickel verarbeitet.

Nickelkohlenoxyd (Kohlenoxydnickel, Nickelkarbonyl) $Ni(CO)_4$ entsteht bei Einwirkung von Kohlenoxyd auf fein verteiltes Nickel bei 100° und bildet eine farblose, stark lichtbrechende Flüssigkeit, welche bei —25° zu nadelförmigen Kristallen erstarrt, bei etwas über 46° siedet, und deren Dampf, mit indifferenten Gasen gemischt, im glühenden Rohr in Nickel und Kohlenoxyd zerfällt. Bei schnellem Erhitzen über 60° erfolgt Explosion unter Bildung von Kohlenoxyd und Kohlensäure und Abscheidung von Kohlenstoff. Leitet man Stickstoffdioxyd in den Dampf von N., so entstehen prächtig blaue Dämpfe einer andern gasförmigen Nickelverbindung.

Nickellegierungen, Mischungen und Verbindungen des Nickels mit andern Metallen. Nickeleisen mit 4—20, sehr oft 10 Proz. Nickel findet sich im Meteoreisen. Nickelkupferlegierungen dienen vielfach als Münzmetall. Münzen der indisch-griechischen Könige Euthydemos (200 v. Chr.), Pantaleon (150) und Agathokles (150) bestehen aus 77,6 Kupfer, 20 Nickel und 1 Eisen, Zinn, Kobalt, Schwefel. In Deutschland dient eine Kupferlegierung mit 25 (Kunstsilber), in den Vereinigten Staaten auch eine solche mit 12 Proz. Nickel als Münzmetall. Dieselben oder ähnliche Legierungen benutzen Peru, Britisch-Westindien, Honduras, Chile, Brasilien, Venezuela, Serbien, Ecuador und Ägypten. In Deutschland waren Nickelmünzen bis Ende 1893 geprägt für 51,586,000 Mk. Die Schweiz hat folgende Legierungen:

für 20-Centstücke	150 Silber,	500 Kupfer,	250 Zink,	100 Nickel
" 10 "	100 "	550 "	250 "	100 "
" 5 "	50 "	600 "	250 "	100 "

Seit 1881 prägt man 20-Centimesstücke aus chemisch reinem Nickel. Die Nickelmünzen haben bei kleinem Gewicht ziemlich hohen Wert, nutzen sich wenig ab, erfordern sehr kräftige Prägmaschinen; die Legierungen sind auch schwierig herzustellen und gewähren somit die beste Garantie gegen Falschmünzerei. Über Drittelsilberlegierung s. Drittelsilber. Suhler Weißkupfer, aus 88 Kupfer, 8,75 Nickel und 1,75 Antimon bestehend, wurde in Suhl aus alten Schlackenhalden gewonnen und zu Sporen und Beschlägen verarbeitet. Es war die erste Nickellegierung, welche in Europa technische Verwendung fand. Kupferzinnnickellegierungen eignen sich zu Gußwaren; Arguzoid aus 56 Kupfer, 13,5 Nickel, 23 Zink, 4,7 Zinn und 3,5 Blei wird zu Kunstgußartikeln benutzt. Weiße Nickelbronze aus Kupfer, Zink, Zinn und mindestens 20 Proz. Nickel ist bedeutend fester als Kupfer und Messing, widerstandsfähig gegen atmosphärische Einflüsse und zu mathematischen, musikalischen und andern Instrumenten sehr geeignet. Eine Legierung aus 50 Kupfer, 25 Zinn, 25 Nickel ist stahlartig, mit einem Stich ins Rötliche, sehr hart und politurfähig, wenig dehnbar, von schönem Klang, widersteht der Luft und dem Schwefelwasserstoff und eignet sich vortrefflich als Lagermetall. Die Kupferzinknickellegierungen bilden das Neusilber (s. d.), welchem Kupfernickelmanganlegierungen sehr ähnlich sind; letztere dienen auch als Antifriktionsmetall. Auch hat man Legierungen aus 69,9 Kupfer, 5,6 Zink, 19,8 Nickel und 4,7 Kadmium zu Tischgeräten verarbeitet. Vgl. Nickelstahl.

Nickelmagnete, s. Nickel.

Nickelmünzen, s. Nickellegierungen.

Nickelnitrat, s. Nickeloxydulsalze.

Nickelocker, soviel wie Nickelblüte.

Nickeloxydul (Nickeloxyd) NiO findet sich in der Natur als Bunsenit und entsteht beim Glühen von Nickelhydroxydul, kohlensaurem und salpetersaurem N., ist grüngrau, in Säuren leicht löslich und beim Erhitzen mit Kohle und Wasserstoff leicht reduzierbar. Beim Verhütten nickelhaltiger Kupfererze tritt es in

mikroskopischen, grauschwarzen, metallglänzenden Oktaedern auf, und bei gelindem Erhitzen an der Luft geht es in schwarzes Nickeloxyd Ni_2O_3 über, welches in höherer Temperatur wieder in N. und Sauerstoff zerfällt und mit Säuren Nickeloxydulsalze und Sauerstoff liefert. Aus Nickeloxydulsalzen fällt Kalilauge apfelgrünes Nickelhydroxydul (Nickeloxydulhydrat) $Ni(OH)_2$, dessen blaue Lösung in Ammoniak Seide löst. Mit Säuren bildet es die Nickeloxydulsalze. Unterchlorigsaures Natron fällt aus Nickeloxydulsalzen schwarzes Nickelhydroxyd $Ni_2(OH)_6$. Man benutzt Nickeloxyde in der Glasfabrikation.

Nickeloxydulsalze finden sich zum Teil in der Natur in mehreren Mineralien und entstehen, indem man Nickeloxydul oder kohlensaures Nickeloxydul in Säuren löst, die unlöslichen durch Wechselzersetzung. Sie sind im wasserfreien Zustand meist gelb, im wasserhaltigen grün. Die löslichen schmecken süßlich herb, metallisch und wirken brechenerregend, sie reagieren sauer und zersetzen sich beim Glühen. Aus der Lösung fällt Kalilauge grünes Hydroxydul. Ammoniak trübt die Lösung und gibt im Überschuß eine blaue Flüssigkeit. Schwefelwasserstoff fällt saure Lösungen nicht, Schwefelammonium fällt Schwefelnickel (unvollständig). Oxalsäure fällt langsam grünes oxalsaures Nickeloxydul. Schwefelsaures Nickeloxydul (Nickelsulfat, Nickelvitriol) $NiSO_4$ findet sich als Nickelvitriol, entsteht beim Lösen von Nickeloxydul oder kohlensaurem Nickeloxydul in verdünnter Schwefelsäure oder von Nickel in Schwefelsäure. Es bildet dunkel smaragdgrüne Kristalle mit 7, bei höherer Temperatur beständigere, bläulichgrüne Kristalle mit 6 Molekülen Kristallwasser, wird bei 280° wasserfrei und gelb, erträgt hohe Temperaturen ohne Zersetzung, löst sich nicht in Alkohol, während 100 Teile Wasser bei

16°	20°	31°	42°	50°	60°	70°	
37,4	39,7	45,3	49,1	52	57,2	61,9	Teile

wasserfreies Salz lösen. Mit Ammoniumsulfat bildet es schwefelsaures Nickeloxydulammoniak $(NH_4)_2SO_4,NiSO_4+6H_2O$ in dunkelblauen, in Wasser, nicht in Alkohol löslichen Kristallen, welches zum Vernickeln und zum Schwarzfärben von Zink und Messing dient. Salpetersaures Nickeloxydul (Nickelnitrat) $Ni(NO_3)_2$ bildet zerfließliche, smaragdgrüne, auch in Alkohol lösliche Kristalle mit 6 Molekülen Kristallwasser, welche beim Erhitzen Oxydul hinterlassen. Basisch kohlensaures Nickeloxydul (Nickelkarbonat) findet sich als Nickelsmaragd $Ni_3CO_5+6H_2O$ und wird aus löslichen Nickeloxydulsalzen durch kohlensaure Alkalien als apfelgrünes Pulver gefällt. Phosphorsaures Nickeloxydul (Nickelphosphat), auf analoge Weise erhalten, ist hellgrün, wird beim Rotglühen gelb und eignet sich dann als sehr solide Farbe für Malerei und Tapetendruck (Nickelgelb). Kieselsaures Nickeloxydul (Nickelsilikat) findet sich im Rewdanskit und Garnierit; beide werden auf Nickel verarbeitet, arsensaures (Nickelarseniat) bildet die Nickelblüte.

Nickelphosphat, **Nickelsilikat**, s. Nickeloxydulsalze.

Nickelsmaragd (Emeraldnickel), Mineral aus der Ordnung der Karbonate, bildet dünne, sehr fein kristallinische, nierenförmige Überzüge auf Chromeisenerz von Texas in Pennsylvanien und von der Shetlandinsel Unst, ist amorph, smaragdgrün, schwach glänzend, durchscheinend, Härte 3, und besteht aus kohlensaurem Nickeloxydul.

Nickelspießglaserz, soviel wie Nickelantimonkies.

Nickelstahl (Meteorstahl), eine Legierung, die durch Zusatz von Nickel oder Ferronickel zu Stahl unmittelbar vor dem Guß in der Pfanne oder von Nickeloxydul zu der Charge im Martinofen erhalten wird, vereinigt die leichtere Bearbeitbarkeit und Dehnbarkeit des Flußeisens mit den Vorteilen des harten Stahls und bietet dem Konstrukteur ein Material, welches bei demselben Gewicht größere Festigkeit liefert als irgend ein andres. Man benutzt N. hauptsächlich zu Panzerplatten, Geschützen, Gewehrläufen. N. mit 3—4 Proz. Nickel besitzt große Festigkeit und eine entsprechende Elastizitätsgrenze. Der günstigste Einfluß des Nickels auf das Metall scheint bei 15 Proz. erreicht zu werden, ein höherer Nickelgehalt wirkt ungünstig. Durch Chromzusatz werden die Eigenschaften des Nickelstahls noch bedeutend erhöht. In geringerm Maße wird N. gegenwärtig auch beim Schiffbau, im Dampfmaschinen- und Dampfkesselbau verwendet, auch eignet er sich überall, wo große Härte, Zähigkeit u. Schmiedbarkeit erforderlich sind. N. mit 30 Proz. Nickel eignet sich wegen seiner chemischen Widerstandsfähigkeit auch zu Kabeltauen, N. mit 25 Proz. Nickel zu Werkzeugen und kleinen Maschinenteilen.

Nickelsulfat, s. Nickeloxydulsalze.

Nickelsulfür (Nickelsulfid, Schwefelnickel) NiS findet sich als Nickelkies und wird aus Nickeloxydulsalzen durch Schwefelammonium als schwarzer Niederschlag gefällt. Es ist unlöslich in Wasser, schwer löslich in verdünnter Salzsäure und nicht ganz unlöslich in Schwefelammonium. NiS_2 findet sich im Nickelantimonkies und im Nickelarsenkies.

Nickelvitriol, soviel wie schwefelsaures Nickeloxydul.

Nickfänger (Nicker), Genickfänger, ein starkes Messer zum Abfangen (s. d.).

Nickhaut (Blinzhaut, Hauk, Nagel, Membrana nictitans), das dritte Augenlid, welches sich bei Haifischen, Reptilien und Vögeln vorfindet und vom innern Augenwinkel her durch Muskeln quer über das Auge hin (und zwar nach innen vom obern und untern Augenlid) gezogen werden kann. Bei den Säugetieren wird die N. durch einen vom innern Augenwinkel her gegen sie vorspringenden Knorpel (Blinzknorpel) eingestülpt, und bei den Affen und dem Menschen besteht sie nur noch als eine kleine halbmondförmige Falte im innern Augenwinkel fort, hat aber wohl jegliche Bedeutung verloren.

Nickkrampf (Salaamkrampf, Spasmus s. Eclampsia nutans, Torticollis spastica, Caput obstipum spasticum, T. rheumatica), eine Form von Krampf (s. d.), welcher die vom Nervus accessorius Willisii versorgten Muskeln des Nackens und Halses befällt und entweder unter klonischen, krampfartigen Bewegungen verläuft, oder unter dem Bilde einer dauernden tonischen oder spastischen Zusammenziehung auftritt. Die beiden Muskeln, um welche es sich handelt, sind der Kopfnicker (Musculus sternocleidomastoideus, s. Tafel »Muskeln des Menschen«) und der Kappenmuskel, von denen der erstere das Ohr dem Schlüsselbein nähert, so daß z. B. bei linksseitigem Krampf das Gesicht nach rechts gedreht wird, während der letztere den Kopf rückwärts nach der kranken Seite zieht. Je nachdem nun der N. auf einer oder beiden Seiten auftritt, wird der Kopf anfallsweise unter heftigen schüttelnden oder nickenden Bewegungen in einer oder der andern angedeuteten Richtung hin und her geworfen (Salaamkrämpfe); beim tonischen Krampf wird der Kopf in einer schiefen Stellung fixiert (T.

spastica oder Caput obstipum spasticum, s. Schiefhals). Der N. wird einerseits bei Kindern beobachtet, welche an schweren zentralen Affektionen leiden, anderseits bei solchen, welche durch schwere Krankheiten (chronische Verdauungsstörung, Infektionskrankheiten, Rachitis) geschwächt sind, und bei denen wahrscheinlich Gehirnanämie besteht. Andremale soll der N. infolge von Wurmreiz und ebenso auch beim Zahnen als Reflexvorgang sich entwickeln. Zuweilen heilt der N. bald, gewöhnlich ist er äußerst hartnäckig, zuweilen unheilbar. Die Behandlung, deren erste Forderung die Beseitigung etwaiger Ursachen sein wird, ist, wie bei allen Krämpfen, vorwiegend erfolgreich bei Anwendung der Elektrizität; außerdem gebraucht man krampfstillende Mittel, Bromkalium, ferner warme Solbäder und bei Schiefhals zur Erleichterung gewisse Stützapparte, welche nach vorhergegangener Geraderichtung des Kopfes in der Chloroformnarkose, wenn nötig nach Sehnendurchschneidung des Kopfnickermuskels, den Kopf gerade halten.

Nicodé, Jean Louis, Komponist, geb. 12. Aug. 1853 in Jerczik bei Posen, trat 1869 zu Berlin in die Neue Akademie der Tonkunst als Schüler Kullaks (Klavier) und Wüersts (Theorie) und genoß zuletzt die Unterweisung Fr. Kiels, lebte darauf in Berlin einige Jahre als Lehrer und trat hier auch wiederholt als Pianist öffentlich auf. 1878 machte er eine Konzertreise mit Frau Artôt durch Galizien und Rumänien und wurde noch in demselben Jahre als Lehrer des Klavierspiels am Dresdener Konservatorium angestellt. 1885 schied er aus dieser Stellung wieder aus, leitete bis 1888 die Dresdener Philharmonischen Konzerte und lebt seitdem nur der Komposition. N. ist entschiedener Vertreter der Liszt-Wagner-Berliozschen Richtung, wie namentlich seine »Symphonischen Variationen« und insbesondere seine Symphonie-Ode »Das Meer« (1888) beweisen. Außerdem sind zu nennen: eine Klaviersonate, Cellosonate, Klavieretüden, Lieder, die Orchesterstücke »Faschingsbilder« und »Bilder aus dem Süden«, die symphonische Dichtung »Maria Stuart« sowie einige Stücke für Streichorchester mit Hörnern, Oboen und Englisch Horn.

Nicol., s. *Nic.*

Nicolai, 1) Philipp, geistlicher Liederdichter, geb. 10. Aug. 1556 in Mengeringhausen, starb als Pfarrer 26. Okt. 1608 in Hamburg. Von ihm rühren her die Lieder: »Wie schön leuchtet der Morgenstern«, »Wachet auf, ruft uns die Stimme« u. a. Er ist auch Verfasser zahlreicher polemischer Schriften gegen die Calvinisten. Vgl. Curtze, Ph. Nicolais Leben und Lieder (Halle 1859); Wendt, Dr. Ph. N. (Hamb. 1859).

2) Christoph Friedrich, Schriftsteller, geb. 18. März 1733 in Berlin, gest. daselbst 11. Jan. 1811, besuchte eine Zeitlang die Schule des Waisenhauses in Halle, dessen pietistische Richtung ihn zum Widerspruch herausforderte, lernte seit 1749 in Frankfurt a. O. als Buchhändler und suchte sich dabei durch ausgebreitete Lektüre, namentlich der englischen Schriftsteller, weiter fortzubilden. Nach seiner Rückkehr nach Berlin (1752) veröffentlichte er ohne Nennung seines Namens eine Schrift, in welcher er die thörichten Angriffe der Gottschedianer gegen Milton zurückwies (1753), dann trat er mit den gleichfalls anonym erschienenen »Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften« (Berl. 1755; Neudruck von Ellinger, das. 1894) hervor, welche sich sowohl gegen Gottsched als gegen die Schweizer Theoretiker wandten, für die Mustergültigkeit der englischen Litteratur eintraten und strengere Handhabung der Kritik forderten. Sein Streben führte ihn mit Lessing und Moses Mendelssohn zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammen, und bald schlossen sich andre an. Die Fortsetzung der mit Mendelssohn begonnenen »Bibliothek der schönen Wissenschaften« (Leipz. 1757—58, 4 Bde.) ihrem Freunde Chr. Felix Weiße in Leipzig überlassend, begründeten beide im Verein mit Lessing die »Briefe, die neueste Litteratur betreffend« (Berl. 1759—65, 24 Bde.). Hierauf brachte N. 1765 den Plan einer »Allgemeinen deutschen Bibliothek« zur Ausführung. Zensurschwierigkeiten, die unter dem Ministerium Wöllner entstanden, veranlaßten N., seine Zeitschrift 1792 mit dem 107. Bande eingehen zu lassen; doch erschien eine Fortsetzung unter dem Titel »Neue allgemeine deutsche Bibliothek« von 1793—1800 (55 Bde.) in Kiel; erst von Bd. 56 an (1800) wurde sie wieder von N. redigiert und schloß 1805. Die Zeitschrift hatte einen sehr ausgedehnten Mitarbeiterkreis (vgl. Parthey, Die Mitarbeiter von Fr. Nicolais allgemeiner deutscher Bibliothek, Berl. 1842). Im ersten Jahrzehnt waren Männer wie Herder und Merck für die Bibliothek thätig, dann vertrat sie immer mehr den Standpunkt der nüchternen Aufklärung und stritt mit Hartnäckigkeit nicht nur gegen Mystizismus und Jesuitismus, sondern auch gegen die Stürmer und Dränger wie gegen die Läuterung des Sturmes und Dranges in den klassischen Litteraturschöpfungen und gegen die Kantsche Philosophie. Von Nicolais eignen Schriften galt seine »Topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam« (Berl. 1769; 3. Aufl. 1786, 3 Bde.) für die damalige Zeit als ein Musterwerk; seine »Charakteristischen Anekdoten von Friedrich II.« (das. 1788—92, 6 Hefte) waren nicht völlig wertlos. Unter seinen Romanen waren »Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker« (Berl. 1773—76, 3 Bde.; 4. Aufl. 1799) als realistische Wiedergabe beengter Lebenszustände und als satirische Tendenzschrift gegen die Herrschaft der Orthodoxie der bedeutendste. In dem Roman »Freuden des jungen Werther« (1775) wendete er sich gegen Goethe, in dem »Kleinen feinen Almanach« (2 Jahrgänge 1777—78; Neudruck, Berl. 1888) gegen die wiedererwachende Neigung zur Volkspoesie. Seinen litterarischen Gegnern ist die »Geschichte eines dicken Mannes« (Berl. 1794, 2 Bde.), ein unsäglich seichtes, unerquickliches Buch, gewidmet. Heftigen Widerspruch zog ihm die breite und eitle »Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz« (Berl. 1781; 3. Aufl. 1788—96, 12 Bde.) zu. Sein borniertes Ankämpfen gegen alle neuern Richtungen in der Litteratur wurde der Anlaß zu zahlreichen Angriffen gegen ihn, wie sie namentlich von Herder, Goethe und Schiller in den »Xenien«, von Lavater, Fichte und den beiden Schlegel ausgingen. Die nüchterne Beschränktheit und polternde Rechthaberei des alternden Schriftstellers, der sich gern für den geistigen Erben Lessings ausgegeben hätte, führten schließlich dahin, daß man auch seine wirklichen Verdienste übersah und leugnete. Noch sind seine biographischen Schriften über E. v. Kleist (1760), Th. Abbt (1767), Justus Möser (1797) u. a. zu erwähnen. Seinen Briefwechsel mit Herder veröffentlichte O. Hoffmann (Berl. 1887), R. M. Werner den mit dem Wiener Staatsrat v. Gebler (das. 1888). Vgl. Göckingk, Nicolais Leben und litterarischer Nachlaß (Berl. 1820); Minor, Lessings Jugendfreunde (in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 72); Altenkrüger, F. Nicolais Jugendschriften (Berl. 1894).

3) Otto, Komponist, geb. 9. Juni 1810 in Königsberg, gest. 11. Mai 1849 in Berlin, erhielt seine musikalische Bildung unter B. Kleins Leitung in Berlin und trat hier mit einem Tedeum, das 1833 im Saal der Singakademie zur Aufführung kam, zum erstenmal in die Öffentlichkeit. Bald darauf zur Fortsetzung seiner Studien bei der preußischen Gesandtschaftskapelle in Rom angestellt, blieb er drei Jahre daselbst und widmete sich, angeregt durch steten Verkehr mit dem päpstlichen Kapellmeister Baini, eifrig dem Studium der altitalienischen Kirchenmusik. Von 1837—39 und nach längerm Aufenthalt in Italien wieder von 1842—48 wirkte er als Kapellmeister an der Hofoper in Wien, sodann als Hofkapellmeister zu Berlin. N. hinterließ außer zahlreichen kleinern Vokalwerken eine Reihe von Opern, darunter die noch jetzt beliebte: »Die lustigen Weiber von Windsor« (Text von S. Mosenthal), die neben einem feinen Sinn für das Komisch-Charakteristische einen unerschöpflichen Erfindungsreichtum und ungemeine tonsetzerische Gewandtheit erkennen läßt. Vgl. Mendel, Otto N. (2. Aufl., Berl. 1866); B. Schröder, Otto N., Tagebücher nebst biographischen Ergänzungen (Leipz. 1892).

Nicolaie (spr. -lä'), Bühnendichter, s. Clairville.

Nicolay, Ludwig Heinrich, Freiherr von, Dichter, geb. 27. Dez. 1737 in Straßburg, gest. 28. Nov. 1820 auf seinem Landgute Monrepos in Finnland, ward französischer Gesandtschaftssekretär, 1761 Privatsekretär des russischen Gesandten in Wien, Fürsten Galitzin, kehrte 1763 nach Straßburg zurück, folgte 1769 dem Ruf als Lehrer des Großfürsten Paul nach Petersburg, wurde 1770 Kabinettssekretär seines Zöglings, 1782 geadelt, 1798 Direktor der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und 1801 Geheimrat und Mitglied des Kabinetts. N. versuchte sich in lyrischen und didaktischen wie in dramatischen Dichtungen; am besten gelangen ihm in Anlehnung an Wielands Geist und Form poetische Erzählungen, wie: »Reinhold und Angelika«, in zwölf Gesängen (1781), »Zerbin und Bella«, »Alcinens Insel« u. a. Seine »Vermischten Gedichte und prosaischen Schriften« erschienen in 8 Bänden (Berl. 1792—1810), seine »Theatralischen Werke« in 2 Bänden (Königsb. 1811). Vgl. Gerschau, Aus dem Leben des Freiherrn v. N. (Hamb. 1834).

Nicolsches Prisma, ein von Nicol (Lehrer der Physik in Edinburg, geb. 1768, gest. 1851) 1828 angegebenes Prisma aus Kalkspat, das nur geradlinig polarisiertes Licht durchläßt und somit das durchgegangene Licht »polarisiert«. Vgl. Doppelbrechung.

Nicosia, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Catania (Sizilien), 867 m ü. M., in wilder Gebirgsgegend am Salso, Bischofsitz, hat eine gotische Kathedrale, 7 andre Kirchen, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Bibliothek, Schwefelquellen, Salzbergbau, Teigwarenfabrikation und (1881) 14,941 (als Gemeinde 15,460) Einw.

Nicot (spr. -ko), Jean, franz. Gesandter am portug. Hof, geb. 1530 in Nîmes, gest. 1600, verfaßte eins der ersten französischen Wörterbücher (Par. 1606) und soll 1560 die Tabakspflanze, die ihm zu Ehren Nicotiana genannt wurde, in Frankreich eingeführt haben.

Nicotĕra, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, Kreis Monteleone, am Tyrrhenischen Meer und an der Eisenbahnlinie Reggio-Sta. Eufemia, Sitz eines Bischofs, hat ein Gymnasium, einen Hafen, in welchen 1894: 145 Schiffe von 46,216 Ton. einliefen, Fischerei und (1881) 4941 (als Gemeinde 6978) Einw.

Nicotĕra, Giovanni, Baron, ital. Staatsmann, geb. 9. Sept. 1828 zu San Biase in Kalabrien, gest. 13. Juni 1894 in Vico Equense bei Neapel, studierte die Rechte, schloß sich früh dem Bunde des Jungen Italien an, beteiligte sich 1848 an dem Aufstand in Kalabrien u. trat dann als Offizier in die Armee der römischen Republik. 1849 verwundet, lebte er in Zurückgezogenheit in Turin, bis er sich 1857 einer von Mazzini angestifteten Expedition nach Sapri, welche die bourbonische Regierung in Neapel stürzen sollte, anschloß. Er wurde aber bei derselben schwerverwundet gefangen genommen und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, die er zuerst in Neapel, dann auf der Insel Favignana an der Westküste Siziliens verbüßte. Garibaldi befreite ihn 1860 und nahm ihn als Offizier in seine Freischar auf, in der N. 1860 und 1861 sowie 1866 und 1867 diente. Im Parlament gehörte er als Vertreter der Stadt Salerno zu den Führern der Linken. Als diese im März 1876 die Herrschaft der Consorteria gestürzt hatte, ward N. Minister des Innern im Kabinett Depretis. Er machte von den Befugnissen seines Amtes einen energischen Gebrauch zur Bekämpfung seiner Gegner sowie zur Belohnung seiner süditalienischen Freunde. Gegen die Mafia in Sizilien schritt er mit Strenge und Erfolg ein. Da er jedoch durch seinen maßlosen Ehrgeiz und seine Rücksichtslosigkeit den Bestand des Ministeriums selbst gefährdete, so ließen ihn seine Kollegen 16. Dez. 1877 im Stiche und zwangen ihn, seinen Abschied zu nehmen, worauf der rachsüchtige Süditaliener gegen alle folgenden Ministerien Ränke spann und mehrere zu Falle brachte. Erst im Februar 1891 erhielt er im Ministerium Rudini wiederum das Portefeuille des Innern, mußte aber schon im Mai 1892, als Giolitti ein neues Kabinett bildete, zurücktreten. Vgl. Giordano, La vita ed i discorsi di Giovanni N. (Salerno 1878); Mauro, J. Nicoteras Leben (deutsch, Leipz. 1887); Mario, In memoria di Giov. N. (Flor. 1894).

Nicotiāna, Pflanzengattung, s. Tabak.

Nicoya, Halbinsel an der Westküste der Republik Costarica, bildet mit dem Festland den schönen, durch viele reichbewaldete Inseln ausgezeichneten Golf von N. mit dem Hafen Punta Arenas.

Nictheróy (Nicteróhy), Hauptstadt des brasil. Staates Rio de Janeiro, der Reichshauptstadt gegenüber, an der Ostseite der Bai von Rio, Ausgangspunkt von zwei Bahnlinien, besteht aus der Villenstadt São Domingos, Praia Grande und dem eigentlichen N., mit breiten Straßen, Theater, Hospital, Taubstummenanstalt, vielen Vergnügungslokalen und 20,000 Einw. In der Nähe sind Kalköfen, Granitbrüche, Zuckerplantagen und Mineralquellen.

Nictitātio (Spasmus nictitans), krampfhaftes Blinzeln, ein klonischer (ruckweiser) Krampf des Schließmuskels der Augenlider, meist durch veraltete Bindehautentzündung veranlaßt.

Nicus (fälschlich für Negus), Glühwein (s. d.).

Nidda, rechtsseitiger Nebenfluß des Mains, entspringt in Oberhessen auf dem Vogelsberg, fließt durch ein freundliches Thal nach SW. und mündet nach einem Laufe von 98 km bei Höchst. Nebenflüsse sind links: die Nidder, rechts: die Horloff und Wetter.

Nidda, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Büdingen, an der Nidda, Knotenpunkt der Linien Gießen-Gelnhausen und N.-Schotten der Oberhessischen Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, ein Schloß, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Holzschnitzerei und (1895) 1822 Einw., davon 31 Katholiken und 82 Juden. Von der alten Johanniterkirche ist nur noch der

Treppen- und Turmbau vorhanden. Dabei das Solbad Salzhausen (s. d.).

Niddui (neuhebr., »Ausstoßung«), leichtere Form des Bannes (s. Bann).

Nidelbad, Bad und besuchter Aussichtspunkt im schweizer. Kanton Zürich, Bezirk Horgen, Gemeinde Rüschlikon, oberhalb des Zürichsees, 512 m ü. M. Das Wasser der erdig-salinischen Stahlquelle wird gegen chronische Hautkrankheiten, Nervenleiden, Verdauungsschwäche und Rheumatismus angewendet.

Nidelven, zwei Flüsse in Norwegen: der eine (auch Nisserelven genannt) durchfließt das Amt Nedenes und mündet (181 km lang) bei Arendal in eine Bucht des Skagerrak; der andre (öfters Nea genannt) geht durch das Amt Süddrontheim und mündet bei Drontheim (116 km lang). Beide bilden mehrere prachtvolle Wasserfälle.

Nidifikation (lat.), Nesterbau, s. Nest.

Nidsiggent (Monds-Absteigen), die Zeit der Abnahme der Kulminationshöhe des Mondes. Zeichen: ☋

Nidwalden, s. Unterwalden.

Niebuhr, 1) Karsten, Reisender, geb. 17. März 1733 zu Lüdingworth in Hannover, gest. 26. April 1815 in Meldorf (Holstein), studierte in Göttingen Mathematik, wurde 1760 dänischer Ingenieurleutnant und unternahm 1761—67 im Auftrag der dänischen Regierung eine Reise nach Arabien, Persien und den Nachbarländern, die er nach dem Tode aller seiner Gefährten allein fortsetzte. Seine »Beschreibung von Arabien« (Kopenh. 1772) und »Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern« (das. 1774—78, 2 Bde.; dazu Bd. 3: »Reisen durch Syrien und Palästina«, hrsg. von Olshausen, Hamb. 1837) sind noch heute klassisch. N. gab ferner heraus den Nachlaß seines Reisegefährten Forskål: »Descriptiones animalium etc.« (Kopenh. 1775); »Flora aegyptiaco-arabica« (das. 1776) und »Icones rerum memorabilium etc.« (das. 1776). Seit 1778 lebte er als königlicher Justizrat und seit 1808 als Etatsrat in Meldorf. Sein Leben beschrieb sein Sohn Barthold Georg N. (Kiel 1817).

2) Barthold Georg, Staatsmann u. Geschichtsforscher, Sohn des vorigen, geb. 27. Aug. 1776 in Kopenhagen, gest. 2. Jan. 1831 in Bonn, ward zu Meldorf in Süddithmarschen, wohin sein Vater 1778 als Landschreiber versetzt wurde, hauptsächlich durch Privatunterricht vorgebildet, studierte 1794—96 in Kiel, war dann bis 1798 Privatsekretär des Grafen Schimmelmann in Kopenhagen und setzte 1798—99 seine Studien in London und Edinburg fort. 1800 trat er in dänischen Staatsdienst und ward 1804 Bankdirektor, begab sich aber 1806 auf Einladung des Ministers vom Stein in preußischen Staatsdienst. In diesem wurde er während der nächstfolgenden, für den preußischen Staat bedrängnisvollen Jahre mit dem Titel Geheimer Staatsrat zu verschiedenen außerordentlichen Geschäften, hauptsächlich finanzieller Art, verwendet, hielt dann, wegen eines Zerwürfnisses mit Hardenberg auf einige Zeit von den öffentlichen Geschäften entbunden, 1810—12 Vorlesungen über die römische Geschichte an der neuerrichteten Berliner Universität, leistete seit 1813 wieder dem Staat seine praktischen Dienste und wurde 1816 als Gesandter zu Unterhandlungen mit der päpstlichen Kurie nach Rom geschickt. Nachdem er hier 1821 die Vereinbarung, deren Ergebnis die Bulle »De salute animarum« war, zu stande gebracht hatte, in der er, die hierarchischen Pläne der Kurie unterschätzend, dieser allzu große Zugeständnisse einräumte, bat er 1823 um seine Entlassung und lebte nun mit geringen Unterbrechungen in Bonn, wo er, der Universität »frei verbunden«, mit dem größten Beifall Vorlesungen hauptsächlich über die alte Geschichte, aber auch über die Geschichte der neuesten Zeit hielt. N. verband mit einer außerordentlichen Gelehrsamkeit (sein Vater hat einmal 20 Sprachen aufgezählt, die er verstand) einen tief eindringenden Scharfsinn und eine schöpferische Phantasie; er erwarb sich hierdurch und durch seine Gewissenhaftigkeit und unbestechliche Wahrheitsliebe in allen seinen amtlichen Stellungen große Anerkennung; ein bleibenderer Ruhm aber knüpft sich an seine schriftstellerischen Leistungen. Sein Hauptwerk ist die aus jenen in Berlin gehaltenen Vorlesungen hervorgegangene »Römische Geschichte« (Berl. 1811—32, 3 Bde.; Bd. 1, 4. Aufl. 1833; Ausg. in 1 Bd., 1853; neue Ausg. von Isler, das. 1873—74, 3 Bde.), die ältere Geschichte bis zum ersten Punischen Krieg einschließlich umfassend, worin er hauptsächlich durch die Kritik der Quellen und durch Kombination aus den Trümmern der Überlieferung ein deutliches Bild von der Entwickelung des römischen Volkes in dieser Zeit herzustellen sucht, ein Werk, dessen Resultate sich zwar im einzelnen vielfach als nicht haltbar erwiesen haben, welches aber viele wesentliche Grundwahrheiten der römischen Geschichte festgestellt hat und durch seine Methode für die Geschichtsforschung überhaupt bahnbrechend geworden ist. Außerdem hat er der Wissenschaft durch zahlreiche Abhandlungen historischen und philologischen Inhalts (Sammlung derselben, Bd. 1, Bonn 1828; Bd. 2, das. 1843), durch die Entdeckung und Entzifferung verloren gegangener Schriftwerke des Altertums (des Gajus, der Fragmente des Cicero und des Merobaudes), durch seine Beiträge zu Bunsen-Platners »Beschreibung Roms« (Stuttg. 1830—42, 3 Bde.), durch die Anregung zur Gründung des »Rheinischen Museums« u. zur Herausgabe der Byzantiner und durch seine Beteiligung bei beiden Unternehmungen wesentliche Dienste geleistet. Seine politischen u. staatswirtschaftlichen Schriften, in denen er sich überall als warmen Freund der Freiheit, aber als Gegner künstlicher, nicht aus einer geschichtlichen Entwickelung hervorgegangener Konstitutionen zeigt, sind großenteils in der Sammlung seiner »Nachgelassenen Schriften nichtphilologischen Inhalts« (Hamb. 1842) erschienen. Seine in Bonn gehaltenen Vorträge über römische Geschichte (Berl. 1846—48, 3 Bde.), über alte Geschichte mit Ausschluß der römischen (das. 1847—51, 3 Bde.), über alte Länder- und Völkerkunde (das. 1851), über römische Altertümer (das. 1858) und über das Zeitalter der französischen Revolution (Hamb. 1845) sind aus nachgeschriebenen Heften herausgegeben worden. Sehr bekannt wurden auch die »Griechischen Heroengeschichten, seinem Sohn erzählt« (Hamb. 1842; 9. Aufl., Gotha 1884; Prachtausg. mit Zeichnungen von L. Preller, das. 1880). Vgl. »Lebensnachrichten über B. G. N., aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde« (von Dorothea Hensler, Hamb. 1838—39, 3 Bde.); Classen, Barthold Georg N., eine Gedächtnisschrift (Gotha 1876); Eyssenhardt, Barthold Georg N. (das. 1886).

3) Markus Carsten Nikolaus von, Sohn des vorigen, geb. 1. April 1817 in Rom, gest. 1. Aug. 1860 in Oberweiler bei Badenweiler, studierte in Kiel, Bonn, Halle und Berlin die Rechte, redigierte 1848—49 den reaktionären »Magdeburger Korrespondenten«, ward 1850 Regierungsrat, 1851 Kabinettsrat Friedrich Wilhelms IV., den er mit Gerlach im Sinne

der Rückschrittspartei beeinflußte, und 1855 geadelt; da der berüchtigte Depeschendiebstahl (1855) hauptsächlich geheime Papiere betraf, die N. anvertraut gewesen, ward sein Gemüt so erschüttert, daß er 1857 in eine Geisteskrankheit verfiel. Er ist litterarisch besonders durch seine »Geschichte Assurs und Babels« (Berl. 1858) bekannt, in welcher er die Übereinstimmung der neuern Forschungen mit der Bibel nachzuweisen suchte.

Niebüll, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Tondern, Knotenpunkt der Linien Elmshorn-Hvidding und Nordschleswigsche Weiche-N. der Preußischen Staatsbahn, am Rande der Marsch, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, ein Strandamt, Viehzucht und (1890) 1653 Einw.

Nièce (franz., spr. njäß'), Nichte.

Nied, linksseitiger Nebenfluß der Saar, entsteht bei Contchen in Lothringen aus der Deutschen und Französischen N., von denen jene westlich von Farschweiler, diese westlich von Baronweiler entspringt. Der vereinigte Fluß ist 98 km lang und mündet unterhalb Rehlingen in Rheinpreußen.

Niedeck, Burgruine, s. Oberhaslach.

Niedenstein, Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Fritzlar, an der Wiehoff, hat eine evang. Kirche und (1895) 642 Einw.

Niederalpen (Basses-Alpes), Departement im südöstlichen Frankreich, aus dem nordöstlichen Teil der Oberprovence gebildet, grenzt im O. an Italien und das Depart. Seealpen, im S. an Var, im W. an Vaucluse, im NW. an Drôme, im Norden an das Depart. Oberalpen und umfaßt ein Areal von 6987 qkm (126,9 QM.). Das Departement ist sehr gebirgig, namentlich im östlichen Teil durch die Kottischen Alpen (Aiguille de Chambeyron 3400 m) und die Seealpen (Mont Pelat 3053 m), welche sich westlich in vielen Ketten gegen das Rhônethal verzweigen. Der Hauptfluß ist die Durance, welche das Departement von Norden nach S. durchfließt und hier die Ubaye, Sasse, Bléonne, Asse und den Verdon aufnimmt. Das Klima ist im allgemeinen rauh und veränderlich, übrigens nach der Höhenlage sehr verschieden, da in einzelnen tiefen Thälern provenzalisches Klima herrscht, während die Hochthäler nur vier warme Monate haben, die Berge endlich mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 124,285 Einw. und hat seit 1886 um 5209 Seelen abgenommen. Sie ist mit 18 auf 1 qkm die dünnste in ganz Frankreich. Nicht viel mehr als der vierte Teil der Bodenfläche ist kulturfähig. Vom Gesamtareal kommen auf Ackerland 1493, auf Wiesen 246, auf Weinberge 95, auf Wald 1177, auf Weiden 1317 qkm. Hauptprodukte der Landwirtschaft bilden Weizen (1894: 695,731 hl) und Kartoffeln; sonstiges Getreide gibt nur geringen Ertrag. In den Thälern werden auch Rüben gebaut; im S., wo bereits die Abdachung gegen das Mittelmeer beginnt, gedeihen Wein (44,194 hl), Oliven (17,800 metr. Ztr.) und Obst sowie auch Trüffeln. Hier wird auch die Seidenraupenzucht betrieben (1894: 159,094 kg Kokons). Von Bedeutung ist ferner die Viehzucht; in größern Mengen werden besonders Schafe (294,381 Stück), Schweine (27,974), Ziegen (23,591) und Maultiere (10,354) gehalten, wogegen der Pferde-, namentlich aber der Rindviehbestand ein geringer ist. Von Wild kommen Gemsen, Murmeltiere, Wölfe etc. vor. Das Mineralreich liefert Braunkohle (1894: 24,022 Ton.). Von Mineralquellen stehen die von Digne und Gréoulx in Benutzung. Die Industrie beschränkt sich auf die Verfertigung von groben Wollenstoffen, etwas Seidenwaren, Hüten, Papier, Töpfer- und Eisenwaren. Das Departement N. wird eingeteilt in die fünf *Arrondissements*: Barcelonnette, Castellane, Digne, Forcalquier und Sisteron; Hauptstadt ist Digne. Vgl. *Feraud*, Histoire et géographie des Basses-Alpes (3. Aufl., Digne 1890).

Niederaltaich, Benediktinerkloster, s. Hengersberg.

Niederaula, Flecken im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Hersfeld, am Einfluß der Aula in die Fulda, mit evang. Kirche, Amtsgericht, Oberförsterei u. (1895) 1026 Einw., davon 124 Juden.

Nieder-Barnim, preuß. Kreis, s. Barnim.

Niederbayern, Regierungsbezirk des Königreichs Bayern, grenzt im SW. an Oberbayern, im NW. an die Oberpfalz, im NO. an Böhmen, im SO. an Oberösterreich und zählt auf 10,756 qkm (195,35 QM.) (1895) 655,856 Einw. (1890: 664,798 Einw., darunter 5186 Evangelische und 182 Juden). Die Donau, welche N. von NW. nach SO. durchfließt, scheidet es in zwei ungleich große Teile. Der südliche umfaßt den nordöstlichen Teil der Bayrischen Hochebene und ist fast ganz eben, der nördliche enthält einen Teil des Böhmerwaldes mit dem Dreisesselberg (1314 m), Rachelberg (1454 m) und dem Großen Arber (1457 m) u. den Bayrischen Wald mit dem Predigtstuhl (1026 m), dem Hirschenstein (1092 m) und Dreitannenriegel (1216 m). Die wichtigsten Flüsse, sämtlich zur Donau gehend, sind: Isar, Vils und Inn im südlichen, Regen und Ilz im nördlichen Teil. Ackerbau, Viehzucht und Waldwirtschaft sind bedeutend, der Bergbau nur in Eisen, Graphit und Porzellanerde nennenswert. An Industriezweigen sind die Lein- und Tuchweberei, Glasfabrikation und Herstellung der bekannten Passauer Schmelztiegel hervorzuheben. N. wird eingeteilt in vier unmittelbare Städte (Deggendorf, Landshut, Passau und Straubing) und 21 *Bezirksämter*. Hauptstadt ist Landshut.

Bezirksämter	QKilometer	QMeil.	Einwohner	Einw. auf 1 QKil.
Bogen	514	9,34	31984	62
Deggendorf (Stadt u. Bez.)	572	10,39	44117	77
Dingolfing	414	7,52	22596	55
Eggenfelden	659	11,97	36019	55
Grafenau	381	6,92	18133	48
Griesbach	511	9,28	33620	66
Kelheim	646	11,73	33957	53
Kötzting	464	8,43	25302	55
Landau a. d. Isar	385	6,99	23007	60
Landshut (Stadt u. Bez.)	588	10,68	49556	84
Mallersdorf	405	7,36	22795	56
Passau (Stadt u. Bezirk)	571	10,37	58299	102
Pfarrkirchen	543	9,86	34641	64
Regen	570	10,35	25972	46
Rottenburg	664	12,06	34521	52
Straubing (Stadt u. Bez.)	472	8,57	37748	80
Viechtach	411	7,46	21805	53
Vilsbiburg	538	9,77	29937	56
Vilshofen	597	10,84	42809	72
Wegscheid	272	4,94	17046	63
Wolfstein	605	10,99	29038	48

Über die sechs Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks vgl. die Karte »Reichstagswahlen«.

Niederblatt (Cataphyllum), s. Blatt, S. 55.

Niederbobritzsch, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Freiberg, an der Bobritzsch und der Linie Dresden-Chemnitz der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Granitbrüche u. (1890) 2096 Einw.

Niederbringen (*absinken, abteufen*), ein Erd- oder Tiefbohrloch, einen Schacht kunstgerecht herstellen.

Niederbronn, Kantonstadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, am Falkensteiner Bach und an der Eisenbahn Hagenau-Beningen, 194 m ü. M., hat eine evangelische und eine neue katholische roman. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Kloster der Schwestern des göttlichen Erlösers mit Waisenhaus, eine Privatlateinschule, ein Amtsgericht, 2 Oberförstereien, eine bedeutende Eisengießerei (200 Arbeiter), Dampftischlerei, Ziegelbrennerei, Kalk- und Sandsteinbrüche, Eisensteingruben, 2 Kochsalzquellen (17,8°) mit Badeanstalt, die gegen Magen- und Darmleiden, Leberleiden, Fettsucht, Gicht ꝛc. benutzt werden (das bedeutendste der Vogesenbäder), und (1895) 3005 Einw., davon 1113 Katholiken u. 175 Juden. Nahebei die Ruine Wasenburg und zahlreiche andre Burgruinen. In der Umgegend wurden viele keltische und römische Altertümer gefunden. — N. kam 1570 an die Grafen von Hanau und 1764 an den Baron v. Dietrich, dessen Familie sich große Verdienste um den Ort erwarb. Hier 26. Juli 1870 erster Zusammenstoß der Deutschen (einer württembergisch-badischen Rekognoszierungspatrouille) mit den Franzosen. Vgl. Kuhn, N. et ses environs (2. Aufl., Par. 1866); Derselbe, Les eaux de N. (3. Aufl. [1860).

Niederburg, s. Rüdesheim.

Niedercharente (Charente-Inférieure), franz. Departement, s. Charente, S. 1011.

Niederdeutsche Sprache und Litteratur. Die Litteraturdenkmäler der niederdeutschen (plattdeutschen) Sprache (s. Deutsche Sprache, besonders S. 842) treten an Fülle und Bedeutsamkeit hinter denen der hochdeutschen außerordentlich zurück. Auch reichen sie kaum über die Zeit um 1600 herab, weil die hochdeutsche Schriftsprache das Niederdeutsche völlig verdrängte. Nur im Drama des 17. Jahrh. und in der Oper noch späterer Zeiten wurden gelegentlich Szenen in niederdeutscher Sprache eingeschaltet. Aus der Zeit des Altniederdeutschen ist überhaupt nur ein größeres Litteraturdenkmal auf uns gekommen, der »Heliand« (s. d.). In der mittelniederdeutschen Zeit spielte die Lyrik und die höfische Epik gar keine Rolle. Bedeutsamer tritt die Fabel hervor und die Satire. Wir nennen den fälschlich dem Gerhard v. Minden zugeschriebenen »Magdeburger Äsop« (1402 gedichtet). Beiden Gebieten zugleich gehört das bekannteste Denkmal der niederdeutschen Litteratur an, »Reynke de Vos«, 1498 in Lübeck erschienen, der jedoch nicht ein niederdeutsches Original, sondern aus dem Niederländischen übertragen ist (s. Reineke Fuchs). In das 17. Jahrh. herab reichen die satirischen Gedichte von Johann Lauremberg: »Veer Schertzgedichte« (1652). Bemerkenswertes hat die niederdeutsche Litteratur auf dem Gebiete des Dramas geleistet. Dem 14. Jahrh. gehören verschiedene Bearbeitungen der Theophiluslegende an, dem 15. und 16. Jahrh. das »Redentiner Osterspiel« (1464), verschiedene Fastnachtsspiele, der »Verlorene Sohn« von Burkard Waldis (1527), die »Gemeine Beichte« des Daniel v. Soest (1534), eine scharfe, wirkungsvolle Satire von katholischer Seite, »De Düdesche Slömer« von Johannes Stricker (Stricerius, 1584). In der Dialektdichtung des 19. Jahrh. nimmt Niederdeutschland namentlich durch Klaus Groth und Fritz Reuter eine hervorragende Stellung ein. Vgl. im übrigen den Artikel »Deutsche Litteratur«, S. 812.

Niederdeutschland, im allgemeinen die nördliche Hälfte von Deutschland, insbes. die nach den Küsten der Nord- und Ostsee zu gelegenen Länder.

Niederdruckcylinder, s. Tafel »Dampfmaschinen II«, S. I.

Niederdruckheizung, s. Heizung, S. 592.

Niederdruckmaschine, s. Dampfmaschine, S. 527.

Niedere Jagd, s. Jagd.

Niedere Tiere, unsichere Bezeichnung der wirbel- [losen Tiere.

Niederfränkisch, s. Deutsche Sprache, S. 842.

Niedergorbitz, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Altstadt, hat eine Diakonenbildungsanstalt mit Rettungshaus, Gärtnerei, Bierbrauerei und (1890) 2754 Einw.

Niedergrund, Fabrikdorf, s. Sankt Georgenthal.

Niederhaßlau, Dorf in der sächs. Kreis- u. Amtsh. Zwickau, an der Zwickauer Mulde, hat (1895) 4615 Einw. In der Umgegend Steinkohlengruben.

Niederhermsdorf, s. Hermsdorf 1).

Niederhessen, ehemals die nördlichste Provinz des Kurfürstentums Hessen, bildet jetzt den nördlichsten Teil des preußischen Regierungsbezirks Kassel.

Niederheßlich, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Altstadt, am sagenreichen Windberg, in einem Seitenthale des Plauenschen Grundes, hat elektrische Beleuchtung, Schokoladen- und Holzwarenfabrikation, ein Kalkwerk und (1895) 2860 Einw.

Niederingelheim, s. Ingelheim.

Niederkalifornien (Territorio de la Baja California), Territorium der Republik Mexiko, die große Halbinsel zwischen dem Golf von Kalifornien und dem Stillen Ozean, zwischen 22° 52′ (Kap San Lucas) und 32° 40′ nördl. Br. (Staat Kalifornien), im äußersten Nordosten an Arizona und den Staat Sonora stoßend, 143,692 qkm (2609,6 QM.) groß, aber mit nur (1894) 34,668 Einw. (0,2 auf 1 qkm). Der reichgegliederten Küste (die Baien de Todos Santos, San Sebastian, Viscaino, de Ballenas, de la Magdalena, de la Paz, Santa Ines, San Luis) liegen zahlreiche Inseln und Inselchen vor, so daß trotz der größern Anzahl von guten Häfen die Schiffahrt stellenweise nicht ohne Gefahr ist. Das Innere ist ein kahles Gebirgsland, welches im Calamahue 3090 m, in den vulkanischen, an Schwefel überreichen Tres Virgines 2153 m und in der den äußersten Süden durchziehenden granitischen Sierra de la Victoria 1920 m Höhe erreicht und an der breitesten Stelle der Halbinsel unter 27° 30′ nördl. Br. sich zu einer tafelförmigen Wüste ausbreitet. Wenige vulkanische Piks unterbrechen die Einförmigkeit der Höhenzüge; nördlicher bis 29° nördl. Br. finden sich ungeheure Lager von tertiärem, stark metamorphisiertem Sandstein, stellenweise bedeckt von vulkanischem Gestein. Fruchtbare Thäler, in denen auch unsre europäischen Getreide gebaut werden, kommen indes auch vor. Von den wenigen und gering entwickelten Flüssen ist kein einziger schiffbar, und die meisten sind während der trocknen Jahreszeit ohne Wasser. Das Klima ist heiß und trocken, aber gesund. An den Gebirgshängen ist der Regen nicht unbedeutend, namentlich im August und September. Weite Landstriche sind mit zahllosen Kaktusarten und der Yucca angustifolia bedeckt. Das wilde Schaf, dessen Wolle und Fleisch sehr brauchbar sind, bewohnt die Gebirge; das Meer ist reich an Fischen, auch an Walen; im Golf von Kalifornien werden Perlen, Korallen und Schwämme gefischt. Die Bewohner setzen sich zusammen aus Indianern, Mischlingen und einer kleinen Anzahl von Weißen. Die noch sehr unzivilisierten, aber gutmütigen und friedlichen Indianer führen ein Nomadenleben. Früher durch die Jesuiten zum großen Teil zum Christentum bekehrt, sind sie gegenwärtig fast vollständig auf ihren alten Mondkultus zurückgekommen; ihre wenigen Kleidungsstücke fertigen sie aus Aloefasern. Ackerbau und Viehzucht sind un-

bedeutend; wichtiger der Bergbau, da das Land Gold, Silber, Quecksilber, Steinsalz und Kohlen hat. Die uralte Quecksilbermine von Marques wird jetzt von Engländern in großartigem Maßstabe betrieben. Gold und Silber wird von Amerikanern bei Triunfo gewonnen. Alle diese Gruben liegen im südlichsten Teile der Halbinsel. Hauptstadt ist La Paz. — Die Halbinsel wurde 1533—40 von spanischen Seefahrern entdeckt; 1535 landete Cortez an der Bai von La Paz.

Niederkleid, s. Bruch, S. 547.

Niederkrüchten, Dorf im preuß. Regbez. Aachen, Kreis Erkelenz, hat eine kath. Kirche, Lein-, Samt- und Seidenweberei, Töpferei, Öl- und Mahlmühlen, eine Dampfschneidemühle mit Kistenfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und (1895) 3959 Einw. In der Nähe das Forsthaus (Luftkurort) Ritzrode.

Niederkunnersdorf, Dorf in der sächs. Kreish. Bautzen, Amtsh. Löbau, mit Station Oberkunnersdorf an der Linie Löbau-Zittau der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Pfarrkirche, bedeutende Lein-, Halblein- u. Baumwollweberei und (1895) 1896 Einw.

Niederlagen, s. Zollniederlagen.

Niederlagesystem, s. Bond.

Niederlagsrecht, soviel wie Jus emporii (s. d. und »Zollniederlagen«).

Niederlahnstein, Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis St. Goarshausen, am Einfluß der Lahn in den Rhein, Knotenpunkt der Linien Frankfurt a. M.-Troisdorf u. Koblenz-Lollar der Preußischen Staatsbahn, 74 m ü. M., hat eine kath. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Drahtflechterei u. -Weberei (100 Arbeiter), eine Schamottefabrik (150 Arbeiter), Fabriken für photographisches Papier, Hornglas, Apfelkraut und Gelee, Schiffbau, eine Dampfmühle und (1895) 3540 Einw., davon 480 Evangelische und 8 Juden. — N. gehörte 1255—1803 zum Erzstift Trier und erhielt 1332 Stadtrecht. Bei N. ging in der Neujahrsnacht 1814 ein Teil der russischen Armee über den Rhein. In der Nähe die alte romanische, 1857 wiederhergestellte Johanniskirche und die Wallfahrtskapelle zum Allerheiligenberg.

Niederlande, Königreich der (Koninkrijk der Nederlanden, auch bloß Nederland, hierzu Karte »Niederlande«), europäisches Königreich, zwischen 50° 45′ 49″—53° 32′ 21″ nördl. Br. und 3° 23′ 27″—7° 12′ 20″ östl. L. v. Gr. gelegen, grenzt im O. an die preußischen Provinzen Hannover, Westfalen und Rheinpreußen, im S. an Belgien, im Norden und W. an die Nordsee und hat nach der 1879—89 ausgeführten neuen Katastervermessung einen Flächeninhalt von 32,538,27 qkm (590,9 QM.), nach bisheriger Annahme von 32,999,91 qkm (599,3 QM.), wobei der Zuidersee, die Wadden (Watten) und der niederländische Teil des Dollart, welche zusammen etwa 5250 qkm repräsentieren, nicht gerechnet sind. Der Gewinn an Land durch Eindeichungen u. Trockenlegungen beträgt vom 16. Jahrh. an bis 1893 wenigstens 3735 qkm. Obgleich der verlorne Boden den gewonnenen an Größe weit übertrifft, ist doch der Wert des letztern viel größer als der des erstern (man schätzt um 30 Mill. Gulden); auch hat man weitere Eindeichungen und Trockenlegungen im Zuidersee, den Wadden und dem Dollart in Aussicht genommen.

Physische Beschaffenheit.

Bodengestaltung. Die N. gehören mit Ausnahme des südlichen Limburg dem großen norddeutschen Tieflande an. Wie in diesem läßt sich auch hier eine Gliederung in die aus Moor und Heideland bestehende Geest, in die einen bis 40 km breiten Gürtel bildenden Marschen und eine Dünenreihe an der See verfolgen. Die niederländischen Dünen bilden einen Teil der Dünenkette, welche bei Calais anfängt, sich mit einigen Unterbrechungen längs der ganzen Nordseeküste hinzieht und beim Skagerrak endet. An der niederländischen Küste fangen die Dünen bei Sluys auf dem Festland Zeelands an und laufen, bald als breiter, bald als schmaler Streifen, über die zeeländischen und südholländischen Inseln, längs der ganzen Küste von Süd- u. Nordholland, von der Ecke (Hoek) von Holland bis an den Helder und weiter über die Inseln Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog und Rottum. Nur auf der Insel Walcheren (Zeeland) und in Nordholland, zwischen Petten und Camperduin, wo sie durch Deiche ersetzt sind, welche das Land gegen den Andrang der Meeresfluten schützen, findet eine Unterbrechung derselben statt. Diese Dünen bilden entweder Hügelketten (duinheuvels) oder flache Strecken und Einsenkungen (duinpannen) und haben eine Breite von 200—2300 m. Die Hügel erheben sich selten auf 60 m ü. M., die meisten sind niedriger; die flachen Strecken liegen aber ebenfalls über dem mittlern Meeresspiegel und meistens höher als die höchste Fluthöhe. Einer der höchsten und breitesten Hügel, der Blinkert, liegt unweit Haarlem. Am Fuße der Hügel finden sich häufig Quellen. Die innern Dünen, südlich von Haarlem und in der Nähe vom Haag, sind meist bewaldet oder in Wiesland verwandelt; auch werden sie hier und da als Ackerland benutzt. Das hinter den Dünen liegende Marschland ist völlig eben; es bedeckt mehr als die Hälfte des Königreichs, und mehr als zwei Drittel davon (38 Proz. des Gesamtareals) erheben sich noch nicht 1 m ü. M., während manche Marschen 3—5 m unter das Meeresniveau hinabsinken. Das Marschland wird gegen die Meeresfluten durch die Dünen und, wo diese fehlen, durch Deiche geschützt. Ohne diesen Schutz würden die Provinz Zeeland, fast ganz Nord- u. Südholland, ein Teil von Nordbrabant, der Westen von Utrecht, kleinere Striche von Gelderland u. Overyssel und der größte Teil von Friesland und Groningen im Meere versinken. Insgesamt liegt etwa ein Viertel des Bodens der N. unter dem Meeresniveau. Durch die Anlage von Polders (s. Polder), viereckiger, von Dämmen eingeschlossener und von unzähligen Gräben durchzogener Bodenflächen, hat man die Marschen für den Ackerbau nutzbar gemacht. Das Wasser wird aus den vielfach unter dem Meeresspiegel liegenden Gräben durch Windmühlen oder Pumpwerke in die höhern Kanäle gehoben, und großartige Schleusen ermöglichen zur Zeit der Ebbe oder niedrigen Wasserstandes das Abfließen des Binnenwassers in die Flüsse oder in das Meer und schützen gegen eindringende Fluten. Die Anlage von Windmühlen als Hebewerke läßt sich seit der Mitte des 15. Jahrh. nachweisen; in neuerer Zeit verwendet man den Dampf dabei (gegenwärtig etwa 450 Pumpwerke mit 550 Maschinen und 20,000 Pferdekräften).

Die Geest erfüllt den ganzen Süden und Osten des Landes und tritt in drei großen Massen auf: im S. zieht sie sich von der Oosterschelde bis zur Waal bei Nimwegen hin und nimmt nach O. an Breite zu. Die zweite große, zusammenhängende Fläche bildet die Veluwe zwischen Rhein und Yssel; endlich tritt die Geest geschlossen auch in den Provinzen Gelderland, Overyssel und Drenthe auf und wird nur in ihrem nordöstlichen Teile durch Marschland unterbrochen. Das Land ist hier flachwellig, mit vielen Hügeln übersäet.


21 Oestl. L. v. Ferro.
½ Oestl. L. v. Greenw.
NIEDERLANDE.
Maßstab 1:1300000
0 5 10 20 30 40 50 60
Kilometer.
Die Provinz-Hauptstädte sind doppelt, Arrondissements-Hauptorte einfach unterstrichen.
Dampferlinien. Die Zahlen bedeuten die Fahrzeit in Stunden bez. Tagen (T.).
Eisenbahnen. Straßenbahnen.
Tiefenschichten:
bis 6 m
6-20 m
über 20 m
NORDSEE
ZUIDER ZEE
FRIESLAND
GRONINGEN
DRENTHE
NOORD HOLLAND
OVERIJSSEL
AMSTERDAM
LEEUWARDEN
GRONINGEN
Haarlem
Texel
Vlieland
Terschelling
Ameland
Schiermonnikoog
Rottumeroog (Bottum)
Borkum
Juist
Norderney
Emden
Harlingen
Helder
Alkmaar
Zwolle
Kampen
Assen
Deventer
Hamburg-Antwerpen-Rio-Montevideo-Valparaiso-Callao (D)
Amsterdam-Bremen
Kabel Gr. Yarmouth-Emden
Bremen-Antwerpen-Suezkanal etc. (D)
(vom Deutschen Reich subventioniert)
Kabel Valencia-Emden
New York-Amsterdam
Batavia-Marseille-Amsterdam 48 T.
Amsterdam-Westindien



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliographisches Institut in Leipzig. Zum Artikel »Niederlande«.

In einigen Teilen des Landes bilden die Hügel Gruppen, wie in Overyssel, auf der Veluwe und längs der Waal bei Nimwegen in Gelderland, im S. der Provinz Limburg; andre Hügel stehen mehr isoliert, wie in Groningen, Drenthe, Utrecht und Holland. Die höchsten Hügel und Dünen sind folgende: in Limburg der Krikkelenberg oder Ubagsberg (200 m), der Vaalser Berg bei Vaals (198 m); in Gelderland das Imbosch (110 m), der Philippsberg (107 m); in der Veluwe der Hettenheuvel bei Zevenaar (105 m), der Hoenderberg (Hühnerberg) bei Nimwegen (100 m); in Overyssel der Lemeler Berg bei Ommen (81 m), der Tankenberg bei Oldenzaal (80 m); in Utrecht die Austerlitzer Pyramide bei Zeist (65 m), der Soester Berg bei Soest (64 m); in Nordholland der Blinkert, eine Düne bei Haarlem (60 m).

Die beiden Hauptflüsse der N. sind der Rhein und die Maas, während von der Schelde nur die Mündungen den Niederlanden angehören. Der Rhein tritt unterhalb Emmerich bei Lobith auf niederländisches Gebiet, verliert bei Pannerden, wo das Rheindelta anfängt, ²/₃ von seinem Wasser an die Waal und teilt sich oberhalb Arnheim bei Westervoort, wo er wieder ¹/₃ seines Wassers abgibt, nochmals in zwei Arme, wovon der rechte den Namen Yssel oder Geldersche Yssel führt und in den Zuidersee mündet. Der linke Arm behält den alten Namen Rhein und fließt an Arnheim vorbei nach Wijk bij Duurstede, wo er sich scheinbar zum drittenmal in zwei Arme teilt. Der linke Arm führt den Namen Lek und vereinigt sich unterhalb Krimpen a. d. Lek mit dem Noord zur Nieuwe Maas (Neue Maas), Scheur und Nieuwe Waterweg. Der nördliche Zweig, früher der Hauptfluß, trägt den Namen Kromme Ryn. Jetzt ist derselbe nicht mehr als ein Arm zu betrachten, da er keine Verbindung mit dem Hauptfluß hat. Bei Utrecht kann also von keiner vierten Teilung des Rheins die Rede sein. Der Utrechter Vecht und der Oude Ryn sind jetzt vielmehr abgeschlossene Kanäle. Der erste fließt in nordwestlicher Richtung nach dem Zuidersee; der Oude Ryn (Alte Rhein) ist jetzt ein schmales Flüßchen geworden, fließt bei Leiden vorbei, verlor sich früher in den Dünen bei Katwijk, ist aber seit 1805 durch einen Kanal mit der Nordsee verbunden. Die Waal fließt in westlicher Richtung, bei Nimwegen, Tiel und Bommel vorbei, zwischen der Betuwe am rechten, dem Land von Maas und Waal (dem Masewaalschen) und dem Bommeler Waard am linken Ufer, nimmt an der westlichen Spitze des letztern, unterhalb des Forts Loevestein, die Maas auf und strömt dann unter dem Namen Merwede weiter. Die Maas tritt oberhalb Maastricht in die N. ein, bildet bis Steevensweert die Grenze gegen Belgien, fließt dann durch Niederländisch-Limburg und bildet weiter die Grenze zwischen dieser Provinz und Nordbrabant gegen Gelderland bis Loevestein. Die aus der Vereinigung mit der Waal entstandene Merwede fließt bis Dordrecht, sendet aber unweit Werkendam einen kanalisierten Arm südwestlich, zwischen dem Biesbosch (jetzt eine Gruppe Inseln) und der Insel von Dordrecht, unter dem Namen Neue Merwede; dieses Wasser nimmt nach seiner Vereinigung mit der Amer bei Moerdyk den Namen Hollandsch-Diep an, welchen es bis Willemstadt behält, wo es sich wieder verzweigt. Der nördliche Arm, Haringvliet genannt, fließt zwischen den Inseln Beierland, Voorne und Putten am rechten und Overflakkee am linken Ufer der Nordsee zu, während der südwestliche Arm zwischen der Insel Overflakkee und Nordbrabant, Volkerak, zwischen der nämlichen Insel und Tholen Krammer genannt wird und gleichfalls in die Nordsee mündet. Bei Dordrecht verzweigt sich die Merwede zum zweitenmal; der nördliche Arm, zwischen der Insel Ysselmonde und dem Alblasser Waard, vereinigt sich bei Krimpen mit der Lek (s. oben), und der aus dieser Vereinigung entstandene Strom fließt unter dem Namen Nieuwe Maas (Neue Maas) an Rotterdam, Delfshaven, Schiedam und Vlaardingen vorüber. Der südliche Arm der Merwede fließt von Dordrecht, zwischen den Inseln von Dordrecht und Beierland am linken Ufer und Ysselmonde am rechten Ufer, unter dem Namen Oude Maas (Alte Maas) bis an die westliche Spitze der letztgenannten Insel, wo er sich mit der Neuen Maas vereinigt und dann bei Brielle vorbei unter dem alten Namen Maas der Nordsee zufließt. Bei Maassluis beginnt der 10—13 m tiefe Kanal, welcher neuerdings gegraben ist und durch die »Ecke von Holland« (Hoek van Holland) unter dem Namen Neuer Wasserweg Rotterdam zu einer Seestadt macht. Die Schelde (s. d.) tritt unterhalb des belgischen Forts Lillo in die N., wo sie sich früher in zwei Arme teilte, von denen jedoch der nördliche jetzt durch einen Damm versperrt ist. Der südliche Arm fließt unter dem Namen Westerschelde zwischen dem zeeländischen Flandern links und den Inseln Südbeveland und Walcheren rechts der Nordsee zu und erhält an seiner Mündung, wo er durch Sandbänke geteilt wird, die Namen Wielingen, Spleet und Deurlo. Der jetzt abgedämmte Arm hat den alten Namen Oosterschelde behalten, ist durch den Südbevelandkanal mit der Westerschelde verbunden und fließt zwischen den Inseln Südbeveland, Nordbeveland und Walcheren links, Tholen, Duiveland und Schouwen rechts unter dem Namen Roompot (Romanorum Portus?) der Nordsee zu. Die N. sind überdies sehr reich an kleinern Flüssen, welche darum von Bedeutung sind, weil sie oft fruchtbares Marschland in der Mitte des dürren Landes ins Leben riefen, den Bau von Kanälen erleichterten und die Verstärkung der Festungen durch Inundation ermöglichten. Außer der Ems, deren Mündung in den Dollart die Grenze gegen Preußen (Hannover) bildet, sind zu nennen: die Westerwolder Aa, in den Dollart mündend, die Hunse in Drenthe und Groningen, das Schwarze Wasser in Oberyssel, die Eem in Utrecht, die Amstel in Nordholland, die Holländische Yssel in Südholland ꝛc.

In den nördlichen Provinzen finden sich trotz der Trockenlegungen noch bedeutende Seen (Süßwasserseen), so in Friesland: der Sloter, Sneeker, Tjeuke-, Bergumer, Heeger und Fluessensee; in Groningen: der Südlaarder und Schildsee; in Overyssel: der Giethoornsche See, das Belter, das Beulakker Wyde; in Nordholland: der Naarder und der Alkmarer oder Lange See. Auch findet man eine Menge seeartiger Torfpfuhle (veenplassen). Kein Land besitzt so zahlreiche Kanäle zur Beförderung der Schiffahrt und der Abfuhr zu Wasser wie die N. Die bedeutendsten sind: der große Nordholländische Kanal (s. d.); der neue (1876 eingeweihte) Nordseekanal, zur kürzern Verbindung Amsterdams mit der Nordsee; der Merwedekanal, welcher die Stelle der frühern »Keulsche Vaart« einnimmt: vom abgeschlossenen Y östlich von Amsterdam bis zur Lek westlich von Vreeswijk, und weiter von hier nach Gorkum; der Kanal von Voorne in Südholland (1827—29 angelegt), der bei Helvoetsluys in die Nordsee mündet, genügte nicht für die Schiffahrt von Rotterdam, weshalb man den Kanal durch die »Ecke von Holland« gegraben hat; der Süd-Wilhelmskanal (s. d.);

die Wilhelmsfahrt in Overyssel, nur ca. 3 km lang, zur Verbindung des Schwarzen Wassers bei Zwolle mit der Yssel; die Dedemsvaart (s. d.); das Damster-Diep (s. d.) und der Emskanal von Groningen nach Delfzyl; das Winschoter Diep von Groningen nach Winschoten, zum Teil das Schuitendiep genannt; der Stadtkanal, der Kommunikationsweg für die Torfkolonien in der Provinz Groningen; das Hoendiep von Groningen nach den friesischen Grenzen u. dessen Fortsetzung in Friesland; das Kolonels- oder Kaspar Robles-Diep, die Verbindung der friesischen Seen mit dem Zuidersee; der Nord-Wilhelmskanal (s. d.) und dessen Fortsetzung, die Drenther Haupt- oder Smildefahrt, von Assen nach Meppel mit ihren Zweigen, dem Oranjekanal und der Hoogeveenschen Fahrt; der Kanal von Terneuzen (in Zeeland), welcher letzteres mit der belgischen Stadt Gent verbindet; der Kanal durch die Insel Walcheren von Vlissingen über Middelburg nach Veere; der Südbevelandkanal (s. oben) ꝛc.

Zu den niederländischen **Inseln** gehören die in dem Scheldedelta: Walcheren, Nordbeveland, Südbeveland, Schouwen u. Duiveland, St. Philipsland und Tholen; die in dem Maasdelta: Ysselmonde, Voorne u. Putten, Rosenburg, Beierland, Goeree und Overflakkee, die Insel von Dordrecht, Tien-Gemeten und einige kleinere, durch Trockenlegung gewonnene; die vor dem Eingang des Zuidersees und nördlich von Friesland und Groningen liegenden: Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland (jetzt durch einen Damm mit dem Festland verbunden), Schiermonnikoog und Rottum oder Rottumer Oog; die im Zuidersee: Wieringen, Marken und Urk und die Overysseler Insel Schokland (seit 1859 verlassen); ferner das Ysseldelta in Overyssel: Kamper Insel, Mandjes- und Katjeswaard und die durch Rhein und Waal gebildete Betuwe; endlich die Inseln des Biesbosch.

Die **geologische Bodenbeschaffenheit** der N. weist verhältnismäßig nur geringe Abwechselung auf. Den Hauptanteil an derselben haben die alluvialen und die diluvialen Bildungen. Zu den erstern gehören die Dünen, oftmals bis gegen 2300 m breit und bis zu 60 m hoch, welche ein Glied in der großen Dünenkette bilden, die sich von Calais an längs der Nordsee bis zum Skagerrak in fast ununterbrochener Reihe hinzieht, ferner die Torfmoore, bei welchen der Niederländer niedrige (lage veenen), hohe (hooge veenen) und Morasttorfbildungen (mœras veenen) unterscheidet. Im allgemeinen unterscheiden sich die Diluvialbildungen der N. nur wenig oder auch gar nicht von denjenigen der benachbarten norddeutschen Tiefebene. Ihre Entstehung dürfte wohl nur der ersten großen, in nordsüdlicher Richtung besonders vorgerückten Inlandeisbedeckung zuzuschreiben sein. Gewisse Geschiebevorkommnisse machen es ziemlich wahrscheinlich, daß der zu Anbeginn dieser ersten Vereisung vorhanden gewesene ost-westliche Eisstrom sich bis nach den Niederlanden hinein erstreckt hat. Von besonderm Interesse sind auch die erst zerquetschten und dann wieder verkitteten silurischen Kalksteingeschiebe, die in der Nähe von Groningen, besonders am Hondruck, zu Tage treten und sich ihrem ganzen Charakter nach eng an die analogen Bildungen vom Schobüller Berg bei Husum in Schleswig-Holstein anschließen. Auch Tertiär und Kreide treten auf niederländischem Boden auf, wenn auch nur in untergeordneter Weise. Besondere Berühmtheit hat die **Tuffkreide** von Petersberg bei Maastricht erlangt, woher ihre so schön erhaltenen und zum Teil auch sehr seltenen Fossilien (Mosasaurus Camperi, Chelonia, Baculites anceps, Hemipneustes striatoradiatus ꝛc.). Die produktive Steinkohlenformation kommt bei Kerkrade und bei Bachholtz, wie Maastricht in Limburg gelegen, zu Tage. Die dortigen Flöze sind Ausläufer der belgisch-aachener Kohlenmulde, auch Wormmulde genannt.

Das **Klima** der N. steht unter dem Einfluß des nordatlantischen Ozeans, daher milde Winter, relativ kühle Sommer, große Feuchtigkeit, große Bewölkung und häufige Regen, namentlich Landregen. Durchschnittlich erhebt sich hier die Sommertemperatur auf höchstens 31°, während die Wintertemperatur durchschnittlich etwa —10° erreicht. Im Mittel fallen jährlich etwa 68 cm Regen, der Spätsommer ist die regenreichste Zeit. Südwestliche bis nordwestliche Winde sind entschieden vorherrschend und treten während der kältern Jahreszeit häufig stürmisch auf. In heißen, trocknen Sommern sind die Ausdünstungen der Kanäle und stehenden Gewässer der Gesundheit sehr nachteilig; aus diesem Grunde gelten einige sumpfige Strecken von Zeeland, Nordholland, Südholland und Friesland für ungesund. Ein besseres Klima haben die innern Provinzen. Deichbrüche und Überschwemmungen sind, insbes. im Frühjahr bei der Eisschmelze, nicht selten und dann oft von großen Verwüstungen begleitet. Gewittertage 18 jährlich durchschnittlich.

Ihrer **Pflanzenwelt** nach nehmen die N. eine vermittelnde Stellung zwischen der Flora Belgiens (s. d.) und Nordwestdeutschlands ein, indem sie weniger Elemente der westeuropäischen Bergwaldflora in sich aufnehmen als jenes, aber dafür eine stärkere Entwickelung der dünenbewohnenden und salzliebenden Litoralflora erkennen lassen. Ein Grundstock atlantischer Pflanzen, wie Ulex europaeus, Genista anglica, Myrica Gale u. a., ist allen Ländern der Nordseeküste gemeinsam. Von dem Meeresstrande derselben halten sich die Wälder fern; auf den holländischen Dünenstrecken und auch auf Texel kommen kleine Bestände von Eichen (Quercus pedunculata) und Birken, wie es scheint, in wildem Zustande vor, während Buchen nur angepflanzt sind. Von Nadelhölzern finden sich außer Juniperus (z. B. auf Texel) auch Kiefern, Fichten und Tannen; die Flora der Dünen ist durch Anpflanzungen so verändert, daß der ursprüngliche Zustand kaum noch erkannt werden kann. Reich ist die Flora der N. besonders an Moor-, Heide- und Wasserpflanzen, deren Entwickelung durch die Beschaffenheit des Landes begünstigt wird.

Areal und Bevölkerung.

Die N. hatten nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1889: 4,511,415 Einw. und zerfallen in elf Provinzen (s. Karte »Niederlande«), deren Größe und Einwohnerzahl (nach dem neuen Kataster und der jüngsten Volkszählung, beide von 1889) folgende sind:

Provinz	QKilometer	QMeilen	Einwohner 1889	Einw. auf 1 QKil.
Drenthe	2652,38	48,2	130704	49
Friesland . . .	3306,87	60,0	335558	101
Gelderland . .	4934,31	89,6	512202	104
Groningen . . .	2343,84	42,6	272786	116
Limburg . . .	2202,59	40,0	255721	116
Nordbrabant . .	4859,73	88,3	509628	104
Nordholland . .	2756,33	50,0	829489	301
Overyssel . . .	3319,38	60,3	295445	89
Südholland . .	3010,90	54,7	949641	315
Utrecht	1384,70	25,1	221007	160
Zeeland	1767,23	32,1	199234	113
Zusammen:	32538,27	590,9	4511415	137

Die Bevölkerung, welche 1829 erst 2,613,491 Seelen betrug, hat sich in 60 Jahren um 1,897,924 Einw. vermehrt und wurde (Dezember 1894) auf 4,795,646 Seelen berechnet. Die Zahl der Auswanderer, die sich meist nach Nordamerika wandten, ist 1882—86 von 34,321 auf 11,924 Personen gesunken. Von 1886—93 stieg diese wieder bis 38,973, wovon 4882 Niederländer. Am dichtesten sind die Provinzen Nord- u. Südholland bevölkert, indem hier die städtische Bevölkerung die ländliche überwiegt. Sie beträgt im ganzen Reiche 137 (neuerdings 145) Seelen auf das Quadratkilometer. Nach dem Geschlecht unterschied man 1889: 49,4 Proz. Männer und 50,6 Proz. Frauen. Auf 100 Personen entfielen unter den

	Männern	Frauen
Ledige	63,1	60,2
Verheiratete	33,0	32,4
Verwitwete	3,6	7,3

Im J. 1894 fanden 34,383 Eheschließungen statt; die Zahl der Gebornen belief sich auf 154,722 (darunter 7390 Totgeborne), der Gestorbenen auf 87,970, was einen Überschuß der Lebendgebornen von 66,752 (14,2 pro Mille) ergibt. Die Wohnungsverhältnisse sind sehr günstig, da 1889 auf 910,913 Familien 811,353 bewohnte Häuser und 9788 bewohnte Schiffe kamen. Die Verfassung erkennt keinen Unterschied zwischen Städten und Dörfern an; man spricht deshalb auch nur von Gemeinden, deren Anzahl 1889: 1123 betrug. Die ursprünglichen Bewohner waren Germanen, im südlichen und westlichen Teil des Landes haben sich verschiedene Volksstämme miteinander vermischt; die religiöse und politische Freiheit, der große Handelsverkehr und der Reichtum der Bevölkerung haben dazu beigetragen, daß französische Hugenotten, Deutsche, Belgier, Juden (auch aus Spanien und Portugal) sich in den Niederlanden angesiedelt haben. Am reinsten von fremder Beimischung haben sich die Friesen erhalten. An Ausländern waren (1889) 28,767 Deutsche, 13,697 Belgier, 1398 Franzosen, 1339 Engländer rc.

In konfessioneller Beziehung teilte sich die Bevölkerung nach der Volkszählung von 1889 in 2,728,820 Protestanten, 1,596,482 Römisch-Katholische, 7687 Altkatholiken, 37 Griechisch-Katholische, 92,254 Israeliten und 81,065 Personen unbekannter Konfession. Die reformierte Kirche steht unter einer allgemeinen Synode, welche aus einem Präsidenten, Vizepräsidenten, Sekretär, Quästor und 19 Mitgliedern besteht und jährlich am dritten Mittwoch des Juli im Haag zusammentritt. Sie zählte Ende 1891: 1347 anerkannte kirchliche Gemeinden. Die evangelisch-lutherische Kirche, deren Synode am Mittwoch nach Pfingsten zu Amsterdam abgehalten wird, zählte 49 anerkannte Gemeinden; die hergestellte evangelisch-lutherische Kirche (Altlutheraner) steht unter einer allgemeinen kirchlichen Kommission und zählt 8 anerkannte Gemeinden. Die Mennoniten haben keine Zentralverwaltung und bilden 117 anerkannte Gemeinden. Die Brüderschaft der Remonstranten, an deren Spitze eine Kommission steht, zählt 25 anerkannte Gemeinden. Die Herrnhuter haben 2 Gemeinden (Haarlem und Zeist). Die Deutsch-Evangelischen der evangelischen Kirche in Preußen bilden 2 Gemeinden (im Haag und zu Rotterdam). Die christlichen Separatisten, welche sich von der reformierten Kirche getrennt haben, zählen ca. 300 anerkannte Gemeinden. Die römisch-katholische Kirche, welche in den Niederlanden seit 1853 organisiert ist, besteht aus 5 Diözesen: dem Erzbistum Utrecht und den Bistümern Haarlem, Herzogenbusch, Breda und Roermonde, welche in 1024 Gemeinden zerfallen. Der katholische Klerus bestand 1891 aus 2380 Mitgliedern. Die Zahl der Klöster hat seit 1853 sehr zugenommen, besonders in Nordbrabant und Limburg, hauptsächlich durch Einwanderung der aus Deutschland vertriebenen Mönche und Nonnen. Die Güter im Besitz der Toten Hand repräsentieren einen Wert von etwa 125 Mill. Gulden. Die altbischöfliche Kirche hat 3 Diözesen: das Erzbistum Utrecht und die Bistümer Haarlem und Deventer, und zählt 25 anerkannte Gemeinden. Die niederländischen Israeliten stehen unter einer Zentralkommission und besitzen 180 Gemeinden und 6 Hauptrabbinate. Die portugiesischen Israeliten stehen ebenfalls unter einer Hauptkommission und besitzen nur 2 Gemeinden: in Amsterdam und Haag.

Bildung und Unterricht.

Was die geistige Kultur betrifft, so ist der Volksunterricht in den Niederlanden allgemein verbreitet. Öffentliche, von den Gemeinden unterhaltene (neutrale, d. h. konfessionslose) Elementarschulen zählte man 1892: 2993 mit 458,749 Schülern und 13,421 Lehrern, Privatschulen, d. h. meistens konfessionelle Schulen: 1295 mit 200,463 Schülern und 5403 Lehrern. Kinderbewahranstalten gab es 1892: 991 (133 öffentliche, 858 private) mit resp. 23,858 und 80,517 Kindern. In diesen Angaben sind nicht begriffen die 136 Bewahrschulen in Amsterdam. Bildungsanstalten für Lehrer bestehen zu Herzogenbusch, Groningen, Haarlem, Middelburg und Deventer, vom Staat unterhalten; außerdem besitzen verschiedene Gemeinden solche Anstalten, welche sie selbst in Verbindung mit öffentlichen Elementarschulen unterhalten. Die Oberaufsicht über das Schulwesen führen drei Inspektoren, unter diesen zahlreiche Distrikts- u. Arrondissementsschulaufseher; in den Gemeinden örtliche Schulkomités (plaatselijke schoolcommissies). Für den mittlern Unterricht waren Anfang 1892 in Wirksamkeit: 1 Bürgertagschule, 37 Bürgerabendschulen, 61 höhere Bürgerschulen und 12 höhere Bürgerschulen für Mädchen. Das Polytechnikum in Delft ist eine Anstalt zur Bildung von Ingenieuren, Technikern und Architekten. In Leiden und Delft sind Anstalten zur Ausbildung von Beamten für die ostindischen Kolonien. Die Armee hat eine Bildungsanstalt zu Breda, die Marine zu Willemsoord am Helder. Gewerbeschulen sind die Schule für Handel zu Amsterdam und verschiedene Handwerkerschulen. Für die Ausbildung von Künstlern bestehen Akademien der schönen Künste zu Amsterdam, Rotterdam und Groningen, Musikschulen im Haag, zu Amsterdam, Rotterdam, Leiden und Maastricht. Außerdem bestehen verschiedene Bau-, Zeichen- und Industrieschulen, eine landwirtschaftliche Schule zu Wageningen, Navigationsschulen zu Amsterdam, Rotterdam, Leiden, Helder, Harlingen, Groningen, Delfzyl, Veendam rc., eine Landesveterinärschule zu Utrecht. Für den höhern Unterricht (neugeregelt durch Gesetz von 1876) bestehen Gymnasien und Lateinschulen (1893/94: 29 mit 431 Lehrern und 2499 Schülern) und die drei Staatsuniversitäten zu Leiden, Utrecht und Groningen (1893 mit 123 Professoren); außerdem die Gemeindeuniversität zu Amsterdam, welche 1877 aus dem frühern Athenäum entstanden ist, ebenso wie die drei Staatsuniversitäten das Recht hat, wissenschaftliche Grade zu verleihen, und 46 Professoren zählt. Die Oberaufsicht über die Gymnasien führt ein Inspektor. Die Prediger der

reformierten Kirche erhalten ihre Ausbildung auf den Universitäten und einer freien (konfessionellen) Universität zu Amsterdam, die der übrigen Konfessionen auf besondern Seminaren. Die Römisch-Katholischen haben 9 Seminare (zu Driebergen, Warmond, St. Michielsgestel, Kuilenburg, Haaren, Hoeven, Roermonde, Ginneken, Kerkrade). Als Bildungsanstalten sind noch zu erwähnen: 3 Taubstummenanstalten zu Groningen, St. Michielsgestel u. Rotterdam, 2 Blindeninstitute zu Amsterdam und Grave, eine Idiotenschule im Haag und eine Ackerbaukolonie für verwahrloste Knaben, Mettray genannt, zu Rysselt bei Zutphen. Reich sind die N. an Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst, hinsichtlich deren wir auf den Artikel »Akademie« (S. 257) verweisen. Die vornehmsten **Museen und Sammlungen** sind: Het Rijksmuseum van Schilderijen (Gemälde) zu Amsterdam; Het Prentenkabinet, ebendaselbst; De Rijksverzameling van moderne Kunst zu Haarlem; Het Rijksmuseum van Oudheden und Het Rijks Ethnographisch Museum, beide zu Leiden, ꝛc. Im Buchhandel haben die N. in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine bedeutende Rolle gespielt. Die Preßfreiheit hat von jeher daselbst bestanden; die Tagespresse hat seit der Abschaffung der Zeitungsstempelsteuer (1869) nach Inhalt und Verbreitung eine höhere Stufe erreicht. Man zählt wenigstens 400 Buchdruckereien und 800 Buchhandlungen, wovon ein Drittel Verlagsgeschäfte sind. Hauptsitz des Buchhandels ist Amsterdam. Die Medizinalpolizei wird geübt von 13 Medizinalkommissionen, je 2 in den Provinzen Süd- und Nordholland und einer in jeder der übrigen 9 Provinzen. Von **Wohltätigkeitsanstalten** unterscheidet man vier Arten: Staats-, Provinzial- und Gemeindeanstalten; Anstalten der kirchlichen Vereine; Anstalten von Privatpersonen und besonderer nichtkirchlicher Vereine; Anstalten gemischten Charakters.

Hervorstechende Züge des niederländischen Volkscharakters sind: Liebe zur Freiheit, Beharrlichkeit, Gastfreundschaft, Mildtätigkeit, Ehrlichkeit, Treue und Ordnungsliebe in Geschäften, welch letztern Tugenden die Nation ihren guten Ruf in der Handelswelt verdankt; ferner Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Reinlichkeit u. Einfachheit. Das holländische Phlegma besteht eigentlich mehr in der Langsamkeit, womit der Niederländer einen Entschluß faßt und sich an eine Unternehmung wagt. Es wird in den Niederlanden nur eine Sprache gesprochen, die niederländische, ein Zweig der altgermanischen, in den einzelnen Provinzen jedoch in verschiedenen Dialekten; nur die Bauern in Friesland sprechen noch einen Dialekt des Altfriesischen, der zwischen dem Angelsächsischen und Niederländischen die Mitte hält. Wenige Nationen lernen so schnell fremde Sprachen wie die Niederländer; fast alle Gebildeten sprechen französisch, deutsch und englisch.

Ackerbau und Viehzucht.

Wiewohl in den Niederlanden die **Landwirtschaft** mit Fleiß und Sorgfalt betrieben wird, so reicht die Bodenproduktion doch nicht zur Ernährung der Bevölkerung hin, was seinen Grund besonders darin hat, daß (1889) 34,3 Proz. der Gesamtfläche zur Viehzucht verwendet werden, auch ein beträchtlicher Teil derselben mit Flachs, Hanf, Tabak, Blumen ꝛc. bebaut wird. Das Ackerland beträgt nur 25,8 Proz., die Obst- und Gemüsegärten 0,7 Proz., die Waldungen 6,8 Proz. des Areals. Weizen wird am meisten in Zeeland, Südholland, Limburg und im südlichen Teile des Gelderlandes, Roggen in Groningen, Drenthe, Nordbrabant, Gelderland, Overyssel und Limburg, Buchweizen in Drenthe, Gelderland, Utrecht und Nordbrabant gebaut. Die besten Kartoffeln liefern die zeeländischen und südholländischen Inseln, die Betuwe, die Veluwe und der Bommeler Waard in Gelderland, Friesland und sehr schmackhafte, aber sehr wenige und kleine der Dünenboden. 1889 waren mit Feldfrüchten und Handelsgewächsen 859,844 Hektar bebaut. Die Ernte lieferte 1893: 1,752,000 hl Weizen, 4,363,000 hl Roggen, 1,688,000 hl Gerste, 4,345,000 hl Hafer, 545,000 hl Buchweizen, 921,000 hl Bohnen, 622,000 hl Erbsen, 31½ Mill. hl Kartoffeln. Während die Hauptgattungen von Getreide und Hülsenfrüchten in allen Provinzen gebaut werden, beschränkt sich der Anbau von Krapp (1893: 1,061,000 kg), der jährlich stark abnimmt, auf Nordbrabant, Nord- und Südholland und Zeeland, der Zichorie (33,835,000 kg) auf Friesland, Groningen, Limburg und Nordbrabant, des Hanfs auf Nordbrabant, Südholland, Utrecht und Limburg, des Hopfens (101,000 kg) auf einige Gegenden in Gelderland und Nordbrabant, des Tabaks (1,2 Mill. kg) auf Gelderland und Utrecht (Valburg, Wageningen, Amersfoort und Rhenen), des Spelzes auf Nordbrabant, Südholland und Limburg, des Flachses hauptsächlich auf Nordbrabant, Süd- und Nordholland, Zeeland und Friesland, der Ölsamenpflanzen auf Groningen, Friesland, Nord- und Südholland, Nordbrabant und die Betuwe. Unter den Spezereisamen werden Feldkümmel, Koriander und Anis in Nordholland und Friesland, Kanariensamen in Nordbrabant und Friesland am meisten gebaut. Bohnen werden besonders in Groningen, Friesland, Südholland und Zeeland gezogen. Die Wiesen und Heuländereien nehmen (1893) 1,136,540 Hektar ein (am bedeutendsten sind sie in Friesland, Nord- und Südholland und Gelderland). Unter den Futterkräutern sind, außer Gras und Heu, hervorzuheben roter und weißer Klee und Rüben, die auch zur Zuckerfabrikation benutzt werden. Im allgemeinen hat die Landwirtschaft in den Niederlanden in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen, besonders infolge des vortrefflichen Kanal- und Trockenlegungssystems. Ein bisheriges Haupthindernis für den noch raschern Aufschwung der Landwirtschaft, der Zehnte, ist zufolge des Gesetzes von 1872 beinahe verschwunden; von 1872—78 wurden für 686,756, von 1872—93 für 8,571,864 Gulden abgelöst. Der **Gartenbau** blüht besonders in Süd- und Nordholland, Utrecht und einem Teil von Gelderland, neuerdings auch in Friesland und Nordbrabant. Obst, namentlich Kirschen, Äpfel und Birnen, gedeihen am besten in Gelderland, Utrecht, Südholland und Limburg, Erdbeeren in dem Westland und der Gegend von Boskoop (Südholland), bei Aalsmeer (Nordholland) und bei Breda (Nordbrabant). Die Blumenzucht in Nord- und Südholland, namentlich in der Gegend von Haarlem und Noordwijk, ist seit Jahrhunderten berühmt; neuerlich legt man sich mit gutem Erfolge auch in der Gegend von Utrecht, Arnheim und Breda auf dieselbe.

Eine der wichtigsten Quellen des Naturreichtums bildet die **Viehzucht**. Ende 1893 zählte man 265,400 Pferde, 1,485,800 Stück Rindvieh, 688,400 Schafe, 164,500 Ziegen, 571,000 Schweine. Von den Pferden stehen die gekreuzten Butjadinger und Gelderner Rassen am höchsten im Preis. Auch in Südholland und Overyssel hat die Pferdezucht in den letzten Jahren sehr zugenommen. Gute und starke Zugpferde liefert

Friesland, gute Ackerpferde Zeeland. Die Rindviehzucht hat in den letzten Jahren infolge der Ausfuhr nach England, Deutschland und Frankreich sehr zugenommen, sowohl an Zahl als, durch Rassenkreuzung, an Wert. Das Rindvieh wird viel mit englischen Rassen gekreuzt, in den übrigen Provinzen mit den Rassen Nord- und Südhollands, wo das fetteste und schwerste Vieh gezogen wird. Die Schafzucht wird am meisten betrieben auf der Insel Texel und auf dem Heideboden von Friesland, Drenthe und der Veluwe (Gelderland). Ziegen werden am meisten in den Provinzen Nordbrabant, Limburg und Gelderland gehalten; die Zahl derselben war 1853—93 von 99,500 auf 164,500 Stück gestiegen. Die Schweinezucht ist in Gelderland, Nordbrabant und Limburg am bedeutendsten. Hühner- und Taubenzucht ist allgemein verbreitet. Bienenzucht, auf dem Buchweizen- und Heideboden betrieben, bildet zwar nirgends einen Haupterwerbszweig, doch schätzt man den Wert der gesamten Bienenstöcke auf mehr als 1½ Mill. Gulden.

Fischerei und Forstwirtschaft.

Die Fischerei beschäftigte und ernährte früher ca. 100,000 Menschen. Wiewohl jetzt andre Nationen, namentlich die Schotten und Norweger, bedeutende Konkurrenz machen, so behauptet doch der holländische Hering noch seinen alten Ruhm. Die große oder Salzheringsfischerei wurde 1893 mit 224 Schiffen und 312 Booten betrieben, von denen die größere Hälfte von Vlaardingen aus bemannt wurde, und lieferte einen Ertrag von 511,083 Ton. Salzheringen und 46 Mill. geräucherten Heringen. Sie beginnt Ende Juni und endigt im November oder Dezember. Die kleine oder frische Heringsfischerei wird an der Küste der Nordsee von Scheveningen, Katwijk, Noordwijk und Egmond am See aus von August bis November oder Dezember betrieben. Der Wert der in der Nordsee gefangenen Heringe belief sich 1893 auf 5,048,606 Gulden. Die Fischerei mit Schleppnetzen, die besonders auf Schollen, Thunfische und Steinbutten gerichtet ist, brachte 1893: 273,464 Gulden ein. Die Ausfuhr der nicht gesalzenen Seefische betrug 1893: 4,442,600 kg, von gesalzenem Kabeljau und Stockfisch 55,000 und 1,726,000 kg. Die Zuiderseefischerei bringt vornehmlich Anschovis (1890: 190,000 Anker) und Garneelen (1,558,000 kg). Die binnenländische Süßwasserfischerei hat in den letzten drei Jahrzehnten infolge der vielen Austrocknungen zwar an Bedeutung verloren, liefert jedoch noch viele Lachse (auf den Markt zu Kralingen bei Rotterdam wurden 1893: 75,175 Stück Lachse gebracht), Aale, Hechte, Barsche, Plötzen etc. Die Ausfuhr von Fischen nach Deutschland u. Belgien hat infolge des Eisenbahnverkehrs bedeutend zugenommen. Für die N. selbst, Belgien, Deutschland und England wurden 1893: 15,794,130 Stück Austern geliefert.

Was die Forstwirtschaft betrifft, so ist Gelderland diejenige Provinz, welche am meisten Bau- und Brennholz liefert, und wo sich auch einige Waldungen finden. Das meiste Schiffbauholz kommt teils von den Ostseeländern, teils auf großen Flößen den Rhein herab. 1893 betrug die Einfuhr an Schiffbau-, Zimmer- u. Möbelholz 24,031,000, die Ausfuhr 12,783,000 Gulden. Der Holzbestand nimmt in denjenigen Provinzen, wo, wie in Nord- und Südholland, infolge des steigenden Wertes der Produkte des Landbaues und der Viehzucht der Wald mehr und mehr in Ackerland und Wiesen verwandelt wird, mit jedem Jahre ab, während in andern Provinzen, wo, wie in Nordbrabant, Gelderland, Drenthe und Limburg, viel Heideboden kultiviert wird, die Holzanpflanzungen zunehmen. Die Jagd ist wegen den geringen Waldungen unbedeutend und beschränkt sich auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Schnepfen, Haselhühner, Enten, Gänse etc. Rehe und Hirsche finden sich noch in Gelderland und Overyssel, Fasanen ebendaselbst und in der Provinz Utrecht, Kaninchen hauptsächlich in den Dünen.

Bergbau und Industrie.

Wegen des Mangels an Holz sind die N. vornehmlich auf Steinkohlen und Torf als Brennmaterial angewiesen. Eigne Steinkohlen verbraucht nur Limburg, doch reicht die Produktion (in Kerkrade) für den Bedarf dieser Provinz bis jetzt bei weitem nicht aus. Die übrigen Provinzen beziehen ihren Bedarf an Steinkohlen meistens aus England (Newcastle), Preußen (von der Ruhr) und Belgien. Deshalb steht einer Einfuhr 1893 von 44 Mill. Gulden eine Ausfuhr von 3¾ Mill. Gulden gegenüber. Der Torfboden wird in regelmäßigen und unregelmäßigen eingeteilt, welch letzterer den Torf in geringerer Qualität und in kleinern Partien liefert. Es gehören hierzu die Torfmoore in Nordbrabant, Gelderland, Zeeland, in der Gegend von Amersfoort in der Provinz Utrecht, in einem Teile von Overyssel, in den Bezirken Alkmar und Hoorn in Nordholland und in einigen Teilen von Südholland. Der gesamte Torfboden lieferte 1864: 42 Mill. Ton. Seit dieser Zeit fehlen statistische Angaben, weil bald darauf die Steuer auf den Torf abgeschafft wurde. Die Produktion hat sich indessen stark vermehrt; fünf Sechstel der ganzen Torfproduktion kommen auf die vier nördlichen Provinzen des Landes, wo sich der hohe Torfboden befindet. An Metallen sind die N. sehr arm; es gibt nur vier Schmelzöfen, zu Ulft, Kappel, Wisch (Terborg) in Gelderland und zu Deventer in Overyssel, die aus der Nachbarschaft bezogenes Eisenerz verarbeiten und jährlich ungefähr 3 Mill. kg Eisen zu einem Werte von 200,000 Gulden produzieren. Das aus der Nachbarschaft von Hellendoorn (Overyssel) bezogene Eisenerz wird nach den Öfen in Westfalen versandt.

Hinsichtlich der industriellen Thätigkeit sind die statistischen Angaben unvollständig. Daß die Industrie im Steigen begriffen ist, beweist die zunehmende Anwendung von Dampfmaschinen. Man zählte Ende 1853: 507 Dampfkessel, Ende 1894 aber 5212, wobei die Lokomotiven nicht mitgerechnet sind. Die Niederländische Gesellschaft zur Beförderung der Industrie macht sich durch Ausstellungen, Versendung von Proben, Prämienverleihungen etc. sehr verdient. Es besteht volle Gewerbefreiheit. Hauptfabrikorte sind: Amsterdam, Haarlem, Rotterdam, Schiedam, Leiden, Dordrecht, Haag, die Zaandörfer (Zaandam, Zaandijk, Wormerveer etc.), Hilversum im Gooiland (Nordholland), Utrecht, Amersfoort, die Städte und Dörfer in Twenthe (östlicher Teil von Overyssel), Tilburg, Herzogenbusch, Eindhoven und die Dörfer in der Langstraat (Nordbrabant), Maastricht, Roermonde. Von 600—700 Schiffswerften beschäftigen sich ungefähr 150 mit dem Bau von Seeschiffen; die vorzüglichsten findet man in Feyenoord (Rotterdam), am Kinderdijk (Alblasserdam), Amsterdam, Helder, Vlissingen, Harlingen, Veendam. Die große Zunahme der Anwendung von Dampfmaschinen in Fabriken und auf Schiffen hatte die Errichtung von Eisengießereien und Maschinenfabriken zur Folge, wovon die größten die in Amsterdam, Haag, Leiden, Delfshaven und die der Niederländischen Dampfschiffahrtsgesellschaft sind.

Auch die Ziegelbrennerei, Papier- und Ölfabrikation, Reisschälerei, Zigarren-, Tabaks- u. Krappfabrikation, Branntweinbrennerei (1889: 411 Brennereien, meist in Südholland), Likörfabrikation, Bierbrauerei (533 Etablissements, meist in Nordbrabant), Zuckerraffinerie (11) und Rübenzuckerfabrikation (30, meist in Nordbrabant), Produktion von Salz, Seife, Essig, ferner Lein- und Baumwollweberei, Tapeten- und Kutschenfabrikation, Gerberei und Schuhwarenfabrikation, Seidenmanufaktur, Gold- und Silberwarenfabrikation sind von großer Bedeutung. Besondern Ruf genießen die Niederländer auch als Mühlenbauer und Stellmacher, ja ihre hydraulischen Werkzeuge und Bauten sind die vollendetsten der Welt.

Handel und Schiffahrt.

In betreff des Handels wurde seit 1850 eine liberale Politik befolgt. Nach dem am 1. Nov. 1862 in Kraft getretenen Gesetz betrugen die Eingangszölle höchstens 5 Proz., einige Artikel, welche höher verzollt werden, ausgenommen; zugleich wurden alle Ausgangszölle abgeschafft, mit Ausnahme derjenigen auf Lumpen. Der Gesamtwert des auswärtigen Handels betrug 1894: 2576 Mill. Gulden (gegen 1179,7 Mill. in 1874), wovon auf die Einfuhr zum Verbrauch 1461 Mill. Gulden (1874: 671,5 Mill.), auf die Ausfuhr aus dem freien Verkehr 1115 Mill. (1874: 508,2 Mill.) entfielen. Die wichtigsten Verkehrsländer sind Deutschland, welches 1894 bei der Einfuhr mit 287,4 Mill., bei der Ausfuhr mit 556,8 Mill. Gulden beteiligt war, Großbritannien und Belgien. Der Wert der allgemeinen Ein-, Aus- und Durchfuhr wird seit 1872 nicht mehr veröffentlicht; seitdem gibt man die Quantitäten zum Teil nur in Bruttogewicht an. Aus seinen Kolonien bezieht das Land hauptsächlich Kaffee, Zucker, Reis, Spezereien, Tabak, Indigo und Zimt. Außerdem beziehen die N. Manufakturwaren und Steinkohlen hauptsächlich aus England, Preußen und Belgien, Getreide aus den Ostseeländern, Archangel und den Häfen am Schwarzen Meer, Erbsen und Linsen aus Preußen, Bauholz aus Norwegen und den Rheinländern, Garn aus England, Wein aus Frankreich, Hopfen aus Bayern und Elsaß, während sie selbst mit Produkten des Landbaues, besonders mit Gemüse, Vieh, Butter, zum Teil den Londoner Markt versehen, Fische meist nach Belgien und Deutschland und Käse nach England, Frankreich, Belgien und Hamburg verschicken. Der Handel mit dem Ausland geschieht ungefähr zu 46 Proz. zur See, zu 21 Proz. an den Küsten und zu 14 Proz. auf dem Landwege. Beladen und leer wurden 1894 einklariert 1451 Segel- und 8302 Dampfschiffe mit einem Gehalt von 1,109,000 und 18,456,000 cbm, ausklariert 1597 Segel- und 8144 Dampfschiffe. Auf den Flüssen und Kanälen liefen 1893 ein: 25,005 beladene Schiffe von 4,971,000 cbm, aus: 21,282 beladene Schiffe von 5,819,000 cbm. Der Bestand der niederländischen Handelsflotte betrug Anfang 1893: 596 Schiffe mit 834,000 Ton. Gehalt, davon 154 Dampfer mit 499,000 T. Daß der Unternehmungsgeist trotz der stetigen Abnahme der Handelsflotte wieder im Wachsen ist, beweisen die in den letzten Jahrzehnten ins Leben gerufenen direkten Dampferverbindungen zwischen Holland und Ost- und Westindien, Rotterdam-New York und Amsterdam-New York. Der Verkehr zu Lande wird durch gut unterhaltene Landstraßen und Eisenbahnlinien vermittelt. Seit der Verstaatlichung der Rheinbahn (1890) steht der größte Teil des niederländischen Eisenbahnnetzes unter der Verwaltung der Staatsbahn- u. der Holländischen Eisenbahngesellschaft, die teils getrennt, teils gemeinschaftlich den Betrieb führen; außerdem sind noch die Niederländische Zentralbahn und die Nordbrabant-Deutsche Eisenbahn zu erwähnen, die ihre Strecken (Utrecht-Kampen, resp. Boxtel-Wesel) selbst verwalten. Der Verkehr mit dem Auslande findet auf folgenden Routen statt: mit Norddeutschland (über Salzbergen), mit Köln etc. (über Emmerich und Venloo), mit Brüssel und Paris (über Breda-Rosendaal), mit Lüttich und Aachen (über Eindhoven-Hasselt), mit London (über Breda-Vlissingen). Die Gesamtlänge der Eisenbahnen betrug Ende 1894: 2683 km. Hierzu kommt ein sehr ausgebildetes Telegraphennetz (Länge der Staatslinien in 1894: 5580,1 km, der Drähte 19,962,2 km). Unter den Kreditanstalten nimmt die Niederländische Bank (1. April 1814 zu Amsterdam gegründet) den ersten Platz ein (s. Banken, S. 435). Handels- und Industriekammern finden sich in großer Menge. Hauptgeldmarkt ist Amsterdam. Börsen befinden sich in verschiedenen Städten, die bekanntesten sind die von Amsterdam und Rotterdam. Man zählte 1892: 246 Sparkassen mit 15,5 Mill. Gulden Einlagen; außerdem waren in der Reichspostsparkasse 15,3 Mill. Gulden niedergelegt.

Für die Maße und Gewichte führte das Gesetz vom 21. Aug. 1816 das metrische System ein, beginnend zu Anfang 1821 und seit Anfang 1870 rein hergestellt und etwas erweitert. Aus der vlämischen Münzwährung von 1 Pfund = 20 Schellingen oder 6 Florins zu 40 Grot gingen die N. zum Gulden = 20 Stuivers zu 16 Penningen und durch Gesetz vom 28. Sept. 1816 zum Gulden von 100 Cents = 1,68965 Mark in Gold und 1,7303 Mk. in Silber (Gold zu Silber = 15½:1) über. Weil das Gold wegen seines zu niedrig bemessenen Wertes verschwand, prägte man gemäß dem Gesetz vom 22. März 1839 den jetzigen Silbergulden = 1,701 Mk. aus und führte 26. Nov. 1847 reine Silberwährung ein, indem die Wilhelmd'or als bloße Handelsmünzen galten, was die Dukaten von 9,5825 Mk. Goldwert immer waren. Das Gesetz vom 6. Juni 1875 machte jedoch ein neues Zehnguldenstück neben der silbernen Reichsmünze, deren fernere Prägung der Regierung anheimgestellt wurde, zum Standard = 6,72 g schwer und 9/10 fein = 16,8739 Mk. S. Tafel »Münzen III«, Fig. 14, und Tafel »IV«, Fig. 1. Die ehemaligen Kupfermünzen zu 1 u. ½ Cent wurden seit 1877 durch bronzene zu 2½, 1 und ½ Cent ersetzt. Von den Silbermünzen sind außer dem Gulden von 10 g mit 945 Tausendteilen Feinheit die Rijksdaalder zu 2½ Gulden und halbe Gulden Kurant (Rijksmunt), die Stücke zu 25, 10 und 5 Cents von 3,575, bez. 1,4 und 0,685 g Gewicht bei 640 Tausendteilen Feinheit Scheidemünze (Pasmunt). Als Geldscheine laufen Muntbiljeten des Staates zu 100, 50 und 10 Gulden mit Zwangskurs und Einlösung durch die Niederländische Bank um, sowie Noten der letztern zu 1000—25 Gulden, welche von den öffentlichen Kassen in Zahlung genommen werden.

Staatsverfassung und Verwaltung.

Die Staatsverfassung ist konstitutionell-monarchisch. Die sehr freisinnige Verfassung datiert vom 3. Nov. 1848, ihre Revision vom 30. Nov. 1887 (s. unten: S. 962). Die gesetzgebende Gewalt ist zwischen dem König und den Repräsentanten der Nation, den Generalstaaten (Staten Generaal), geteilt; die vollziehende Gewalt steht allein dem König zu. Die Generalstaaten zerfallen in eine Erste und eine Zweite

Kammer. Die Mitglieder der Ersten Kammer, 50 an der Zahl, werden durch die Provinzialräte (Provinciale Staten) gewählt und zwar aus den in Bezug auf die direkten Steuern Höchstbesteuerten, von denen in jeder Provinz nur 1 auf 1500 Einw. kommen darf, oder aus denjenigen, welche ein oder mehrere hohe und wichtige Ämter bekleiden oder bekleidet haben. Die Mitglieder der Zweiten Kammer, 100 an der Zahl, werden durch die eingesessenen Niederländer gewählt, welche das 23. Jahr zurückgelegt haben, im vollen Genuß ihrer bürgerlichen und politischen Rechte stehen und hinsichtlich ihrer Befähigung und sozialen Stellung den Bedingungen entsprechen, welche das noch zu erlassende Wahlgesetz festsetzt. Die Dauer einer Legislaturperiode ist für die Mitglieder der Zweiten Kammer vier Jahre. Die Mitglieder der Ersten Kammer erhalten ihr Mandat auf neun Jahre, und es scheidet alle drei Jahre ein Drittel aus; doch können die Abtretenden wieder gewählt werden. Grundzüge der Verfassung sind ferner: Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit des Königs, Verantwortlichkeit der Minister, jährliche Feststellung des Budgets, Rechtfertigung der Einnahmen und Ausgaben nach jeder Budgetperiode vor der gesetzgebenden Gewalt, Garantie der persönlichen Freiheit, Freiheit des religiösen Kultus, gleicher Schutz und gleiche Rechte für alle Konfessionen. Die Regierung geht auf den ältesten Sohn des Königs oder dessen männliche Nachkommen, in Ermangelung der letztern auf die Brüder des Königs und deren Deszendenten nach dem Rechte der Erstgeburt und in Ermangelung dieser auf die Töchter des letzten Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Gegenwärtig ist Königin **Wilhelmine** (geb. 31. Aug. 1880), die 23. Nov. 1890 ihrem Vater Wilhelm III. folgte und unter der Vormundschaft ihrer Mutter, der Königin Emma, steht. Zur Thronfolge berechtigt ist sodann die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar (geb. 8. April 1824), Schwester des verstorbenen Königs, resp. deren Deszendenz. Das Einkommen der Königin fließt teils aus Domanialgütern, teils besteht es aus einer festen, jedesmal bei der Thronbesteigung fixierten Zivilliste; außerdem werden jährlich 50,000 Gulden für Unterhaltung der königlichen Schlösser bewilligt. Der König hat die Oberleitung der auswärtigen Angelegenheiten, das Recht der Kriegserklärung, schließt und bestätigt Verträge mit andern Mächten. Er hat den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die oberste Verwaltung der Kolonien und der Finanzen, verleiht Adelstitel, übt das Recht der Begnadigung, legt den Kammern Gesetzentwürfe vor, sanktioniert oder verwirft die Anträge der Kammern, hat den Vorsitz im Staatsrat, dessen Mitglieder er ernennt und wählt, und entläßt seine Minister nach Belieben. Alle königlichen Beschlüsse und Bescheide müssen durch einen Minister kontrasigniert sein. Königliche Residenz ist Haag. Im April pflegt der Hof eine Woche lang in Amsterdam auf Kosten dieser Stadt zu residieren.

In **administrativer** Beziehung besteht das europäische Gebiet des Königreichs aus den oben aufgeführten 11 Provinzen. An der Spitze der Staatsverwaltung steht ein Ministerrat, der aus den Chefs der 8 Ministerien: des Auswärtigen, der Justiz, des Innern, der Marine, der Finanzen, des Krieges, der Kolonien, endlich des Handels und der Industrie (Departement van Waterstaat) besteht. Das Präsidium wechselt unter den Ministern nach der Reihenfolge ihrer Ernennung alle drei Monate. An der Spitze der Verwaltung einer jeden Provinz steht ein königlicher Kommissar (früher Gouverneur genannt). Jede Provinz wird durch Provinzialstände vertreten, deren Mitglieder auf sechs Jahre gewählt werden. Die Obrigkeit jeder Gemeinde besteht aus einem Rat von 7—39 Mitgliedern, einem Bürgermeister und Schöffen (Wethouders). Der Bürgermeister wird vom König auf sechs Jahre ernannt, die Schöffen werden vom Rat aus seiner Mitte auf dieselbe Zeit gewählt. Die Wahl der Ratsherren geschieht durch die Bürgerschaft. Eine eigentümliche Behörde sind die Waterschappen, welche die Aufsicht über Dämme, Deiche, Polder, Flüsse 2c. führen. Die N. sind in zwei Inspektionen (zusammen elf Wasserdistrikte) eingeteilt, mit je einem Inspektor an der Spitze. Der oberste **Gerichtshof** ist der Hohe Rat (Hooge Raad) im Haag, zugleich allgemeiner Kassationshof. Unter ihm stehen die fünf Provinzialgerichte; von diesen ressortieren die Bezirksgerichtshöfe (Arrondissementsregtbanken), 23 an der Zahl, von diesen endlich die 106 Einzelrichter (Kantonregters). Es besteht Mündlichkeit u. Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, eine Staatsanwaltschaft, Beweistheorie, aber ohne Schwurgerichte. Die »allgemeine Rechenkammer« im Haag kontrolliert die Ausgaben u. Einnahmen des Staates und ist als selbständige Behörde keinem Ministerium untergeordnet.

Das Budget für 1895 beläuft sich in den **Einnahmen** auf 128,311,870 Gulden, in den **Ausgaben** auf 135,742,280 Gulden. Unter den Einnahmen waren die Hauptposten: direkte Steuern (Grund-, Personal-, Vermögens- u. Erwerbssteuer) 35,015,000, Accise 42,395,000 und Stempel, Enregistrement und Erbsteuer 19,815,000 Gulden; unter den Ausgaben figurierten das königliche Haus mit 821,000, die Verzinsung der Staatsschuld mit 35,188,309, das Kriegsministerium mit 21,402,187, das Marineministerium mit 15,412,305, Handelsministerium mit 22,125,728, Finanzministerium mit 19,158,535, Ministerium des Innern mit 13,446,889 Gulden. Die Verwaltung der Provinzen kostete 1893: 5,786,600 Gulden, wozu die Provinzen selbst 5,065,800 Gulden beisteuerten. Die Einnahmen der Gemeinden beliefen sich 1892 auf 77 Mill., die Ausgaben auf $72^{1}/_{2}$ Mill. Gulden. Die **Staatsschuld** hat eine eigentümliche Entwickelung gehabt. Bei der Invasion der Franzosen 1795 betrug die Schuld der Republik 787 Mill. Gulden und stieg bis Ende 1803 infolge von Erpressungen und Zwangsanleihen bis auf 1126 Mill. Bei der Einverleibung der N. in das französische Kaiserreich wurde diese noch um 90 Mill. vermehrte Schuld von Napoleon auf ein Drittel reduziert und belief sich infolgedessen beim Abzug der Franzosen 1814 auf 575 Mill. Gulden. Unter Wilhelm I. wurden zwar die gewaltsam beseitigten zwei Drittel wieder anerkannt, jedoch bis zur Abtragung des ersten Drittels und der neuen Schuld als unverzinslich erklärt. 1836 sah man sich genötigt, die Kolonien als Hypothek für die Staatsschuld zu erklären. Endlich erlangten die N. eine wesentliche Erleichterung, indem Belgien zufolge des Vertrags vom 19. April 1839 eine jährliche Rente von 5 Mill. Guld. übernehmen mußte, und 1850 begann eine energische Schuldentilgung. Anfang 1846 betrug das Schuldkapital 1231,12 Mill., 1864: 1015,29 Mill., 1876: 924,3 Mill., 1895 dagegen wieder 1076 Mill. Gulden, wozu noch 15 Mill. Gulden Papiergeld kommen.

Heerwesen und Marine.

Das europäische Heer ergänzt sich zu einem Viertel bis einem Drittel durch Werbung aus **Freiwilligen**, im übrigen durch Aushebung mit Losung und

daneben gestatteter Stellvertretung aus **Milizen**. 1894 wurden 11,000 Rekruten eingestellt. Die Wehrpflicht beginnt mit dem 20. Lebensjahre; die Freiwilligen sind zu einer Dienstzeit von 6—8, die Milizen von 7 Jahren verpflichtet. Letztere verbleiben nur 1 Jahr bei der Fahne. Eine Bürgerwehr (Schutterij) nimmt bis 2 Proz. der Wehrfähigen, im Lebensalter vom 25.—35. Jahre, durch Losung auf, wird die ersten 5 Jahre (aktiv) in Orten von über 2500 Einw. zu Übungen von zusammen 75 Tagen herangezogen und ruht die letzten 5 Jahre (inaktiv). Alle Wehrpflichtigen, welche weder zum stehenden Heere noch zur Schutterij gehören, bilden vom Beginn des 19. bis zu dem des 50. Lebensjahres den **Landsturm**. An der Spitze des Heeres stehen der Kriegsminister, der Chef des Generalstabes und Waffeninspekteure. Nur die Infanterie ist in größere Truppenkörper eingeteilt und 3 Divisionskommandeuren (im Haag, in Arnheim und Breda) unterstellt. Seit 1891 haben größere Truppenübungen, besonders im Übungslager von Zeist, stattgefunden. — **Infanterie**: 9 Regimenter zu 5 Bataillonen und ein Lehrbataillon, zusammen 46 Bataillone, jedes zu 840 Mann. **Kavallerie**: 3 Husarenregimenter zu 5 Eskadrons, und eine Eskadron Ordonnanzen, zusammen 16 Eskadrons, jede 190 Mann stark, außerdem 5 Depots. **Artillerie**: 3 Feldartillerieregimenter zu 2 Abteilungen von je 3 Batterien, ein reitendes Artilleriekorps von 2 Batterien und eine Lehrbatterie, zusammen 21 Batterien von je 136 (die reitenden von je 156) Mann und je 6 Geschützen; außerdem 2 Trainkompanien. 4 Festungsartillerieregimenter zu 10 Kompanien, ein Panzerfort-Artilleriekorps von 4 Kompanien, eine Lehrkompanie, zusammen 45 Kompanien von je 180 Mann ungefähr. Ein Pontonierkorps von 2 Kompanien zu je 230 Mann und ein Torpedokorps von 2 Kompanien in der Stärke von etwa je 260 Mann. **Genie**: ein Genietruppenkorps, bestehend aus 3 Feld-, 4 Festungs-, 1 Eisenbahn- u. Telegraphen- und 1 Schul- und Depotkompanie, zusammen 9 Kompanien, jede etwa 170 Mann stark. **Besondere Korps**: königliche Landreiter (Maréchaussée oder Gendarmen) in 3 Divisionen, zusammen 15 Offiziere und 641 Mann; das Kolonial-Werbedepot von 2 Kompanien, zusammen 13 Offiziere und 62 Mann, und die Kolonialreserve von 2 Kompanien, zusammen 20 Offiziere und 726 Mann. Außerdem 75 Radfahrer, welche sich aus Freiwilligen des niederländischen Radfahrerbundes ergänzen. **Friedensstärke**: das stehende Heer zählt 1583 Offiziere, 16,979 Freiwillige und 44,396 Milizen, dazu 120 Geschütze. Um die Mobilmachung der Schutterij zu erleichtern und ihre Kriegstüchtigkeit zu erhöhen, ist die Bildung von Reservestämmen an Unteroffizieren angeordnet. Die **Kriegsstärke** setzt sich aus dem stehenden Heere, der diensthuenden (aktiven) Schutterij (213 Kompanien mit 851 Offizieren und 50,540 Mann) und der ruhenden (inaktiven, von 89 Bataillonen mit 1329 Offizieren und 77,530 Mann) zusammen und beträgt im ganzen 3763 Offiziere, 189,445 Mann nebst 120 Geschützen. **Bewaffnung**: an Stelle des Beaumont- soll das Mannlichergewehr als neue Infanteriewaffe eingeführt werden, welch letztere sich schon in Niederländisch-Indien bewährt hat. Die Kavallerie führt Säbel und Karabiner, die Feldartillerie 8 cm-Geschütze. **Militäranstalten**: Höhere Kriegsschule zu s'Gravenhage (Haag), Militärakademie zu Breda und Kadettenschule zu Alkmaar (seit 1893); Remontedepot zu Milligen. **Festungen**: die Verteidigung auf der Landseite beruht auf den Wasserlinien und ihrer Befestigung. Die drei strategischen Hauptstellungen: von Amsterdam, die neue holländische Wasserlinie mit Utrecht und das Holländische Tief und Volkerak mit Breda sind schon im Frieden drei Kommandanten unterstellt. Die Stärke der gegen O. und SO. vorgeschobenen ersten Verteidigungslinie beruht hauptsächlich auf künstlichen Überschwemmungen. Sollten diese unwirksam werden, dann tritt Amsterdam als Hauptfestung des Landes in Kraft. Mit seinen weit ausgedehnten Befestigungsanlagen soll es dem ganzen Heere sichere Aufnahme gewähren. Auf der Seeseite sind die N. nur an der Maas- u. Scheldemündung sowie an einigen wenigen andern Punkten der Küste zugänglich, werden an den Mündungen aber durch Befestigungen und Kriegsfahrzeuge geschützt. Erstere bestehen in Panzerforts, und zwar von rechts beginnend: Fort op de Laessens, Ihnuriden, die Nieuwe Maasmond-Befestigung u. a. m.

Die **ostindische Armee** bestand 1894 aus 35,000 Mann (zur größern Hälfte Eingebornen) und gegen 9000 Mann Kolonialreserve, Schutterij ꝛc. Sie wird durch Werbung ergänzt. Vgl. v. Löbells »Jahresberichte« bis 1. Jan. 1894.

Mit dem politischen Verfall und dem Herabsinken des Handels der N. seit dem Ende des 17. Jahrh. verfiel auch die einst so mächtige und gefürchtete **Kriegsflotte**, die in der langen Friedenszeit des 18. Jahrh. zu einem Schattenbild ihrer einstigen Größe zusammenschmolz. Beim Ausbruch des englischen Krieges 1780 war die Flotte, auch in den Kolonien, ganz vernachlässigt, trotzdem zählte sie 1790 noch 44 Linienschiffe, 43 Fregatten und 100 kleinere Fahrzeuge. Bei Einführung der Dampfschiffe 1846 war der Bestand 4 Linienschiffe, 14 Fregatten, 9 Korvetten, 15 Schoner, 10 Dampfer, 95 Kanonenschaluppen, im ganzen 196 Schiffe, davon 22 im Bau. 1860 war die Zahl der Dampfer auf 42 angewachsen. Ein Aufschwung durch den Bau moderner Panzer- und Panzerdeckschiffe ist seit Anfang der 90er Jahre eingetreten. Anfang 1896 zählt die Flotte 9 Panzerschiffe (davon 3 im Bau, 3 sind veraltet), 4 Panzerdeckschiffe (davon 3 im Bau), 13 Monitors, 5 Flußkanonenboote, 11 Kreuzer von 9—14 Knoten Geschwindigkeit, 21 Kanonenboote, 37 Torpedoboote, 14 Kanonenboote und Avisos von 22 Knoten, 8 von 14 Knoten für die Küstenverteidigung sind im Bau. Auch die indische Flotte mit 23 Fahrzeugen von 600—1400 Ton. soll um 4 neue Panzerschiffe vermehrt werden. Das Personal der Kriegsflotte besteht aus 201 Offizieren und Kadetten, davon 1 Admiral, 6 Kapitäne, 8 Kapitänleutnants, 131 Leutnants, 55 Kadetten; 492 Beamte, darunter 341 Maschinisten, 30 Ärzte, 5939 Unteroffiziere und Matrosen; außerdem 2921 Seemilizen und 1204 eingeborne Matrosen in Indien; Marineinfanterie 52 Offiziere, 3 Kadetten, 2106 Mann.

Kolonien, Wappen und Orden.

Die niederländischen **Kolonien** teilen sich in die ostindischen und die westindischen (mit Surinam). Die **ostindischen Kolonien**: die Großen Sundainseln (Java und Madura, Sumatra, Borneo und Celebes), die Kleinen Sundainseln (Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Timor, Sumba oder Sandelhout) und die Molukken, umfassen mit den dazu gehörigen kleinern Inseln und dem westlichen Neuguinea 1,978,762 qkm (35,936,4 QM.) mit einer Bevölkerung von ca. (1893) 33 Mill. Einw. (Genaueres s. Niederländisch-Indien); die **westindischen**: Curassao, Aruba, St. Martin,

Bonaire, St. Eustach und Saba, 1130 qkm (20,46 QM.) mit 47,239 Einw.; Surinam (Niederländisch-Guayana) 129,100 qkm (2344,6 QM.) mit 70,900 Einw. Die ostindischen Besitzungen ergaben nach dem Budget von 1895 eine Einnahme von 128 Mill. Guld. gegenüber einer Ausgabe von 138,4 Mill. Guld. Von den westindischen war die Einnahme für Surinam in 1895 geschätzt auf 1,736,822 Gulden, die Ausgabe auf 2,099,502 Gulden; für die Inseln die Einnahme und Ausgabe auf 691,088 Gulden. Mithin erforderten die Kolonien vom Mutterland einen Zuschuß von 10,7 Mill. Gulden. S. Karte »Kolonien«.

Das **Wappen** zeigt im blauen mit goldenen Schindeln bestreuten Felde den königlich gekrönten, goldenen Löwen des Hauses Nassau mit Schwert und Pfeilen in den Pranken (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 4). Schildhalter sind zwei gekrönte Löwen, stehend auf einem blauen Bande mit dem Wahlspruch: »Je maintiendrai«. Die Staats**flagge** besteht aus drei horizontal laufenden Streifen: rot, weiß, blau (s. Tafel »Flaggen I«). Die Nationalfarbe und die Kokarde sind Orange. **Orden** sind der militärische Wilhelmsorden (30. April 1815 gegründet) mit vier Klassen, der Orden des niederländischen Löwen (29. Sept. 1815 gegr.) mit drei Klassen und der am 4. April 1892 gestiftete Orden von Oranien-Nassau (letztere beide s. Tafel »Orden II«, Fig. 13 u. 14). Außerdem werden verschiedene Kreuze und Medaillen an Militär- und Zivilpersonen verliehen. Die 1811 aufgehobene Deutschordensballei wurde durch Dekret vom 8. Aug. 1815 wiederhergestellt.

[Geographisch-statistische Litteratur.] van **Heusden**, Handboek der aardrijkskunde, staatsinrigting etc. van het Koningrijk der Nederlanden (Haarl. 1866); **Staring**, De bodem van Nederland (das. 1856—60, 2 Bde.); Derselbe, Voormaals en thans (hrsg. von van Pesch, Zwolle 1878); **Witkamp**, Aardrijkskundig woordenboek van Nederland (2. Ausg. 1894—95); **Beekman**, De strijd om het bestaan (Zutphen 1887); **Blink**, Nederland en zijne bewoners (Amsterd. 1892, 3 Teile); **Schuiling**, Aardrijkskunde van Nederland (Zwolle 1884); **Bädeker**, Reisehandbuch für Belgien und Holland (20. Aufl., Leipz. 1894); de **Hartog**, Staatsrecht des Königreichs der N. (Freiburg 1886); **Bürger**, Les musées de la Hollande (Par. 1858—60, 2 Bde.); **Steyn-Parvé**, Organisation de l'instruction dans le royaume des Pays-Bas (Leiden 1878); **Lauer**, Entwickelung des niederländ. Volksschulwesens (Berl. 1885); »Statistische jaarboeken voor het koninkrijk der Nederlanden« (Haag 1851 ff.); »Algemeene statistiek van Nederland« (Leid. 1870—73, 2 Bde.); »Jaarcijfers, uitgegeven door de Centrale Commissie voor de statistiek«. Kartenwerke: »Topographische en militaire kaart« (1 : 50,000, 62 Blatt, 2. Aufl. 1871 ff.); »Waterstaatskaart van Nederland« (1:50,000, seit 1865, 184 Blätter); »Topographischer Atlas der N.« (1 : 200,000, 1868—71); **Staring**, Geologischer Atlas (1 : 200,000, 24 Bl., 1859—69); **Kuyper**, Atlas van de Nederlanden en de overzee'sche bezittingen (Leeuw. 1865—68); »Handelskaart van het koningrijk der Nederlanden« (Amsterd. 1894).

Geschichte.

Das Gebiet der Niederungen zwischen den weitverzweigten Mündungen des Rheins, der Maas und Schelde wurde in historischer Zeit von keltischen und germanischen Stämmen bewohnt, unter denen die Nervier (zwischen Maas und Schelde), die **Bataver** und **Friesen** (nördlich vom Rhein) zu nennen sind. Die Römer unterwarfen diese Gegenden und behaupteten sich trotz des Aufstandes der Bataver unter Claudius Civilis (70 n. Chr.) bis um 400, wo die **Franken** den Rhein überschritten und der südlichen Gebiete sich bemächtigten, während die Friesen, welche bis zur Ems wohnten, ihre Unabhängigkeit bewahrten. Nachdem auch sie von Karl Martell, Pippin und Karl d. Gr. im 8. Jahrh. zum Christentum bekehrt und zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit gezwungen worden, gehörte diese Gegend zum fränkischen Reich, wurde im Vertrag von Verdun 843 dem mittlern Reiche Lothars I. zugeteilt und bildete nach dessen Tode (855) einen Teil des Reiches seines Sohnes Lothar II., **Lotharingiens**. Doch wurde dieses nach Lothars II. Tode schon 870 zwischen Ost- und Westfranken so geteilt, daß jenes den größten Teil, dieses bloß das Gebiet links der Schelde, Artois und Flandern, empfing. Die spätern N. (der Name kommt zuerst im 11. Jahrh. vor) gehörten seitdem als ein Teil des Herzogtums Lothringen, speziell Niederlothringen, zum Deutschen Reiche.

Als die Herzogsgewalt im 11. Jahrh. oft ihre Inhaber wechselte und ihre Macht verlor, entstanden auch in den Niederlanden wie im übrigen Deutschland zahlreiche kleinere Gemeinwesen, Bistümer und Abteien, Grafschaften und Herzogtümer, seit dem 12. und 13. Jahrh. mit mächtigen Städten, welche, durch Industrie und Handel blühend, sich von den Grafen und Herzögen Freibriefe und Privilegien kauften oder ertrotzten und dadurch eine Art von Selbstregierung erhielten, namentlich im 13. u. 14. Jahrh. Nur mit Mühe behaupteten die Herzöge und Grafen ihre Oberherrlichkeit. Sie mußten zulassen, daß die Prälaten, der Adel und die Städte ihres Landes (die Stände oder Staaten) zu großem Einfluß gelangten. Die Staaten bewilligten Geldbeihilfen (beden) und gaben bisweilen ihren Rat in allen Landesnöten, vermehrten aber dafür ihre Rechte und Privilegien und hatten dadurch einigen Einfluß auf die Regierung.

Herrschaft der Häuser Burgund und Habsburg.

Im 14. Jahrh. begann das Haus der **burgundischen** Valois die niederländischen Provinzen durch Heirat u. Verträge unter seinem Zepter zu vereinigen: zuerst 1384 durch die Heirat mit der Erbin des Grafen von Flandern diese große Grafschaft nebst Artois und Mecheln, 1406 Brabant und Limburg, 1429 Namur, 1433 Holland, (West-) Friesland, Zeeland und Hennegau, 1451 Luxemburg. Im Besitz dieser Provinzen suchten die Burgunder Herzöge denselben eine einheitliche Verfassung zu geben. 1465 berief Philipp der Gute (1419—67) die ersten eigentlichen **Generalstaaten**, eine Versammlung von Abgeordneten der Provinzialstaaten; dieselben, allmählich immer häufiger berufen und meist in Brüssel oder Mecheln tagend, bewilligten die Beden (Geldbeihilfen) für die gesamten N. Die Südprovinzen, vor allen Brabant, hatten das Übergewicht. In Brüssel hielten die Herzöge ihren glänzenden Hof; Brabant regierten sie selbst, die übrigen Provinzen Statthalter. Doch führten sie als Beherrscher der N. noch keinen besondern Titel, und dieselben waren noch so wenig zu einem Einheitsstaat verschmolzen, daß jede Provinz die andre als Ausland betrachtete und keinen Beamten aus derselben duldete. Nach der stürmischen Regierung Karls des Kühnen (1467—77), der Gelderland und Zutphen erwarb, fielen die N. durch die Vermählung seiner Erbin

Maria mit Maximilian von Österreich an das Haus Habsburg. Die Verlegenheit der Herzogin nach dem jähen Tode ihres Vaters benutzten die Provinzen zur Vermehrung ihrer Rechte. Maria mußte sich ihre Hilfe wider Frankreich durch große Zugeständnisse erkaufen, z. B. durch das »große Privilegium« an die Staaten von Holland. Nach ihrem Tode (1482) brachen gegen die vormundschaftliche Regierung Maximilians für seinen Sohn Philipp den Schönen Unruhen aus: in Holland erhob sich die Partei der Hoekschen (s. d.) wieder, die Bürger von Brügge nahmen 1488 Maximilian sogar gefangen und preßten ihm den Verzicht auf die Vormundschaft zu gunsten der Staaten von Flandern ab. Indes mit Hilfe des Herzogs Albrecht von Sachsen gelang es Maximilian, der Empörungen Herr zu werden und auch Artois zu behaupten, das der französische König Ludwig XI. als erledigtes Lehen einzuziehen versucht hatte. 1494 übernahm Philipp selbst die Regierung der N.; unter ihm riß sich das früher schon unbotmäßige Gelderland unter seinem Herzog Karl wieder los (1499).

Nach Philipps frühem Tode (1506) führte seine Schwester Margarete hier die Regierung für den sechsjährigen Karl, den spätern Kaiser Karl V., und blieb auch, nachdem derselbe 1515 mündig und Herrscher geworden, seine Statthalterin in den Niederlanden bis zu ihrem Tode (1530), worauf Karls Schwester, die verwitwete Königin Maria von Ungarn, ihr in der Statthalterschaft folgte. Karls Herrschaft war die Blütezeit der N. Er erwarb die Utrechter Stiftslande (1528), kaufte Albrechts Sohn Georg von Sachsen seine Rechte auf Friesland ab (1524), erlangte 1538 auch Groningen und 1543 Gelderland, so daß er die 17 Provinzen: Brabant, Limburg, Luxemburg, Gelderland, Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Friesland, Ryssel mit Französisch-Flandern, Doornick, Mecheln, Utrecht, Overyssel mit Drenthe, Groningen unter seinem Zepter vereinigte. Karl, in Gent geboren, galt den Niederländern als ihr Landsmann und ließ sich auch gern so nennen. In seinem Weltreich konnten die Niederländer ungehindert Handel treiben und rissen einen großen Teil des Weltverkehrs, als dessen Mittelpunkt damals Antwerpen gelten konnte, an sich. Neben Handel und Gewerbe blühten auch Ackerbau, Viehzucht und Fischerei, Künste und Wissenschaften. Auch die politische Verschmelzung machte Fortschritte: in Mecheln war schon in der Mitte des 15. Jahrh. ein oberstes Tribunal für die N. errichtet; nachdem Artois und Flandern von der französischen Oberlehnshoheit befreit und die nordöstlichen Provinzen vom westfälischen Kreis losgelöst worden, erhob Karl durch den Augsburger Vertrag (1548) die 17 Provinzen zu einer staatsrechtlichen Einheit, dem nur lose mit dem Deutschen Reich verbundenen burgundischen Kreis, der nach der Pragmatischen Sanktion von 1549 immer vereinigt und von einem Fürsten beherrscht sein sollte. Dabei wahrte Karl seine fürstlichen Rechte mit Entschiedenheit und schritt gegen Widerstand mit Strenge ein; 1540 unterwarf er seine Geburtsstadt Gent mit blutiger Energie. Die kirchliche Reformbewegung suchte er durch grausame Verfolgung und Hinrichtung von Hunderten ihrer Anhänger von den Niederlanden abzuhalten. Ungeheure Summen zog er aus den Bewilligungen der Generalstaaten.

Der Aufstand gegen Spanien.

Bei der Teilung des habsburgischen Weltreichs nach der Abdankung Karls V. (25. Okt. 1555) fielen die N. an Philipp II. Der neue Herrscher stieß durch seinen Hochmut, sein steifes Wesen die Niederländer von sich ab, behandelte die Generalstaaten in herrischer Weise, verletzte die Privilegien der einzelnen Provinzen und erbitterte das Volk durch die rücksichtslose Härte, mit der er die Ketzeredikte ausführen ließ. Als er 1559 sich nach Spanien begab, ernannte er seine Halbschwester Margarete von Parma zur Statthalterin und gab ihr einen Burgunder, den Kardinal Granvelle, als einflußreichsten Ratgeber bei. Dadurch verletzte er den hohen Adel. Gegen Granvelle richtete sich daher die allgemeine Opposition, als die Verzögerung des Abmarsches der spanischen Truppen, die neue Einteilung der niederländischen Kirche in drei Erzbistümer und 14 Bistümer, die Einführung einer strengen Inquisition und besonders der Beschlüsse des Trienter Konzils die herrschende Unzufriedenheit immer mehr steigerten. Durch das Eindringen des glaubenseifrigen streitbaren Calvinismus in den Niederlanden erhielt die religiöse Bewegung eine größere Kraft. Granvelles Entlassung 1564 beschwichtigte die Gemüter nicht, und die schroffe Ablehnung jeder Milderung der religiösen Strafedikte durch Philipp hatte die Vereinigung zahlreicher Edelleute zum Kompromiß vom November 1565 zur Folge, in welchem sie sich zur Treue gegen den König und zur Verteidigung der Rechte u. Freiheiten der N. verbanden; 5. April 1566 überreichten sie der Regentin eine Bittschrift, in der sie Milderung der Religionsedikte und Abschaffung der Inquisitionsgerichte verlangten. Margarete suchte durch Nachgiebigkeit und Mäßigung zu beschwichtigen, aber schon war es zu spät. Aus dem Kompromiß entstand der Geusenbund, und im August 1566 kam es im Bildersturm zu einem gewaltsamen Ausbruch der lange gärenden Bewegung.

Hierauf sandte Philipp den Herzog von Alba mit 10,000 Soldaten nach den Niederlanden, der im August 1567 seinen Einzug in Brüssel hielt. Niemand wagte Widerstand; der Geusenbund löste sich auf, einer der Führer des hohen Adels, Wilhelm von Oranien, begab sich nach Deutschland, zwei andre, Egmont und Hoorne, wurden 9. Sept. verhaftet. Nachdem Margarete im Dezember ihre Würde niedergelegt hatte, ward die gesamte öffentliche Gewalt in den Niederlanden Alba übertragen, der nun zur Ausführung der von Madrid befohlenen Schreckensregierung schritt. Er setzte einen »Rat der Unruhen« ein, den das Volk den »Blutrat« nannte, und der Hunderte dem Schafott überlieferte; Egmont und Hoorne wurden 5. Juni 1568 in Brüssel hingerichtet. Ein Versuch Wilhelms von Oranien und seines Bruders Ludwig von Nassau, durch Einfälle in Brabant und Friesland einen Aufstand in den Niederlanden hervorzurufen, scheiterte an der Überlegenheit der spanischen Truppen. Zahlreiche Einwohner flüchteten ins Ausland. Alba schlug dem Handel und Gewerbefleiß weitere Wunden, indem er eine drückende Steuer (unter andern den zehnten Pfennig, 10 Proz., von jedem Warenumsatz) einführte. Endlich glückte es den Meergeusen, kühnen Freibeutern, sich 1. April 1572 der Stadt Brielle an der Mündung der Maas zu bemächtigen, welchem Handstreich der Abfall der festen Stadt Vlissingen und des größten Teiles von Zeeland sowie kurze Zeit darauf der meisten Städte Hollands und etlicher in den andern Provinzen folgte.

Am 18. Juli 1572 traten die Abgeordneten von 12 holländischen Städten in Dordrecht zusammen, erkannten Wilhelm von Oranien, der kurz nachher wieder in Brabant einfiel, als Statthalter von Hol-

land, Zeeland und Utrecht an und schlossen einen Bund zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Freiheit unter seiner Führung. Die Spanier rächten sich durch blutige Züchtigung der Städte Mecheln, Zutphen, Naarden und Haarlem, wogegen Alkmaar einen Anfall abwehrte und die spanische Flotte auf dem Zuidersee 12. Okt. 1573 von der holländischen vernichtet wurde. Alba wurde zwar 1573 abberufen, der neue Statthalter, Requesens, setzte indes nach einigen vergeblichen Versöhnungsversuchen die gewaltsame Unterwerfung der Aufständischen energisch fort. In der unglücklichen Schlacht bei Mook (14. April 1574) fielen Oraniens Brüder Ludwig und Heinrich von Nassau. Dagegen wurden die Spanier durch die Eroberung von Middelburg (21. Febr.) aus Zeeland und durch den Entsatz von Leiden (3. Okt.) aus Südholland vertrieben. Die zügellosen Ausschreitungen der spanischen Truppen nach Requesens' Tod (4. März 1576) bewogen auch die südlichen Provinzen, sich gegen Spanien zu erklären und sich auf Andringen Oraniens mit Holland und Zeeland durch die Pazifikation von Gent (8. Nov. 1576) zur Vertreibung der Spanier und Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und Privilegien zu verbinden. Der neue Statthalter, Don Juan d'Austria, mußte die Genter Pazifikation durch das Ewige Edikt (12. Febr. 1577) bestätigen und die spanischen Truppen entlassen, ehe er 1. Mai in Brüssel einziehen durfte. Doch war er weder geeignet zu einer versöhnlichen Politik, noch gewann er das Vertrauen des Volkes, das Oranien als seinen Retter und Herrn begrüßte. Dieser wurde zum Ruwaard (Gouverneur) von Brabant erkoren. Nur war ein Teil des brabantischen Adels auf ihn eifersüchtig und rief den Erzherzog Matthias von Österreich, Kaiser Rudolfs II. Bruder, zum Landvogt aus, während es in Hennegau, Artois und Südflandern zu heftigem Zwist zwischen den Calvinisten und den katholischen Truppen (Malkontenten) kam und die Lalaings im Hennegau im August 1578 den französischen Prinzen Franz von Anjou ins Land riefen.

Gründung der Republik der Vereinigten Niederlande.

Während dieses Wirrwarrs starb Juan d'Austria 1. Okt. 1578. Sein Nachfolger Alexander Farnese, Prinz von Parma, ein ebenso ausgezeichneter Feldherr wie kluger Politiker, benutzte geschickt die Zwistigkeiten unter den Niederländern und die Eifersucht des Adels, sprengte die Genter Pazifikation und machte die Vereinigung sämtlicher Provinzen zu einem Bundesstaat mit nationaler und religiöser Freiheit unmöglich. Dem Atrechter Bunde der wallonischen Provinzen (6 Jan. 1579) gegenüber schlossen sich die nördlichen Provinzen: Holland, Zeeland, Utrecht, Gelderland, Groningen, Overyssel mit Drenthe und Friesland allmählich der Union von Utrecht (23. Jan. 1579) an und sagten nach der Ächtung Oraniens im Haager Manifest vom 26. Juli 1581 dem König von Spanien den Gehorsam auf. Flandern und Brabant schwankten und schlossen sich eine Zeitlang teilweise der Utrechter Union an. Die Provinzen außer Holland und Zeeland wählten endlich den Herzog von Anjou zum Oberhaupt, der sich aber durch seine Ränke und vornehmlich durch seinen Angriff auf Antwerpen so verhaßt machte, daß er im Juni 1583 zum zweitenmal die N. verlassen mußte. Wilhelm von Oranien wurde 10. Juli 1584 in Delft ermordet, noch ehe die neue Verfassung Hollands und Zeelands, welche dem Oranier als erblichen Grafen die freilich beschränkten landesherrlichen Rechte übertrug, beschworen worden war. Parma unterwarf sich jetzt Flandern und Brabant und eroberte im August 1585 Antwerpen, so daß die Union sich um Schutz an Elisabeth von England wendete, die den Grafen von Leicester mit 6000 Mann Hilfstruppen sandte. Dieser verfolgte aber selbstsüchtige Herrschaftspläne und führte den Krieg mit Spanien so lau und unglücklich, daß die Spanier Herren des ganzen Laufes der Maas bis zur holländischen Grenze wurden. Endlich wich er dem allgemeinen Unwillen und verließ im Dezember 1587 die N. Der Landesadvokat von Holland, Johan van Oldenbarneveldt, bewirkte nun, daß Wilhelms ältester Sohn, der zum Statthalter von Holland und Zeeland ernannte junge Graf Moritz von Nassau, mit der Führung des Krieges beauftragt ward. Derselbe nahm infolge des Feldherrntalents des jungen Prinzen eine immer günstigere Wendung, zumal sich Philipp gleichzeitig in einen Krieg mit England und Frankreich einließ. Moritz befreite den Norden und errang 2. Juli 1600 bei Nieuwpoort einen glänzenden Sieg. Gleichzeitig schlugen die niederländischen Flotten die Spanier auf den Meeren und eroberten die portugiesischen Kolonien in Ostindien. Unter diesen Umständen schlossen Erzherzog Albrecht und seine Frau Isabella, Tochter Philipps II., denen dieser 1598 die N. überlassen hatte, 9. April 1609 mit den Niederlanden einen zwölfjährigen Waffenstillstand ab.

Die Verfassung der Republik der Vereinigten N. ging aus der Utrechter Union, einem Kriegsbündnis, hervor und litt daher an mancherlei Mängeln. Träger der Souveränität waren die Provinzen, deren Staaten aus dem in den nördlichen und östlichen Provinzen zahlreichen Adel und den Vertretern des städtischen Patriziats, einer Oligarchie von ca. 2000 Mitgliedern, gebildet waren. Die Deputierten der Provinzialstaaten, die hochmögenden Herren, bildeten die Generalität oder die Generalstaaten, welche seit 1584 sich im Haag versammelten. Die vollziehende Gewalt wurde unter staatlicher Autorität von den Statthaltern der Provinzen (Friesland hatte immer einen eignen aus dem Hause Johanns von Nassau) ausgeübt. Neben diesen stand der einflußreiche Landesadvokat oder Ratspensionär (Raadpensionaris, d. h. besoldeter Rat) von Holland. Ein ebenfalls aus provinzialständischen Abgeordneten zusammengesetzter Staatsrat leitete die finanziellen und militärischen Angelegenheiten, während die Admiralitäten in Holland, Zeeland und Friesland dem Marinewesen vorstanden. Wie in den Provinzial-, so war auch in den Generalstaaten Einstimmigkeit bei wichtigen Beschlüssen erforderlich. Die Abgeordneten waren an die Lastbriefe (Instruktionen) ihrer Auftraggeber gebunden. Vermöge ihres Reichtums und ihrer großen Bevölkerung übte die Provinz Holland und in dieser wieder Amsterdam ein natürliches Übergewicht aus. Doch wahrten die Provinzen eifersüchtig ihre Souveränitätsrechte. Auf jede Erweiterung der Union verzichtete man; ja, die später den Spaniern entrissenen Teile Gelderlands, Brabants und Flanderns wurden nicht in sie aufgenommen, sondern im Namen der Generalität (daher Generalitätslande) regiert. Auch die kleine Provinz Drenthe war nicht in den Generalstaaten vertreten. Trotzdem errang dies unfertige Staatswesen große Erfolge durch die Weisheit seiner Staatsmänner und durch die kriegerische Tüchtigkeit der Oranier, welchen zwar die erbliche Grafenwürde nicht wieder übertragen wurde, die aber als Statthalter der meisten Provinzen und als Oberbefehlshaber der Armee einen großen moralischen

Einfluß im Sinne einheitlicher Politik ausübten. Dies war um so notwendiger, als es an Parteistreitigkeiten nicht fehlte. Die Regentenpartei, um 1600 schon in Holland mächtig und geleitet von Oldenbarneveldt und aus der städtischen Aristokratie bestehend, erstrebte einen lockern Bund ohne monarchische Spitze und Aufrechthaltung der Partikularrechte der Provinzen, um Hollands Übergewicht zu behaupten; die statthalterliche Partei, zu welcher das von den politischen Rechten ausgeschlossene niedere Volk, der Adel und das Heer gehörten, wollte dem Haus Oranien eine erbliche mehr oder weniger monarchische Gewalt übertragen. Da es dem Prinzen Moritz an politischer Einsicht fehlte, so wäre es nicht so bald zu einem Konflikt gekommen, wenn sich nicht die holländischen Regenten in dem kirchlichen Streit zwischen den freisinnigen Arminianern und den orthodoxen Gomaristen (s. d.) für die erstern erklärt und zur Verteidigung ihres partikularistischen Standpunktes Truppen aufgeboten hätten. Wegen des eifrig calvinistischen Volkes, das im Arminianismus Kryptokatholizismus witterte, schritt Moritz ein und ließ die Häupter der holländischen Regenten, Oldenbarneveldt, Hugo De Groot und Hoogerbeets, verhaften; ersterer wurde wegen Hochverrats 13. Mai 1619 hingerichtet, letztere zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt.

Nicht lange nach dem Wiederausbruch des Krieges mit Spanien (1621) starb Moritz von Oranien 23. April 1625. Ihm folgte als Statthalter der fünf Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht, Gelderland und Overyssel sein Bruder Friedrich Heinrich, während die Provinz Groningen schon früher den Grafen Ernst Kasimir von Nassau, Statthalter von Friesland, zum Statthalter gewählt hatte. 1640 erhielt der Oranier auch in Groningen die Würde. Prinz Friedrich Heinrich stellte den innern Frieden her, indem er den Religionsverfolgungen Einhalt that, die Verbannten zurückrief und die Eingekerkerten in Freiheit setzte. Der Krieg gegen Spanien wurde mit Glück fortgeführt und durch den gleichzeitigen Kampf gegen das Haus Habsburg in Deutschland sowie durch ein Bündnis mit Frankreich (1635) erleichtert. Herzogenbusch, Wesel, Maastricht und Breda wurden erobert, der spanischen Flotte mehrere Niederlagen (Duins 1639) beigebracht und durch Wegnahme der Silberflotte (1628) ansehnliche Beute gemacht. Das völlig erschöpfte Spanien zeigte sich endlich zum Frieden geneigt, der nach 80jährigem Kriege 1648 in Münster zu stande kam. Die Republik wurde als unabhängiger Staat anerkannt, behielt ihre Eroberungen im Süden und den beiden Indien und erlangte vollkommene Handelsfreiheit in allen spanischen Häfen; auch die Verbindung mit dem Deutschen Reich wurde formell für immer gelöst.

Höchste Macht und Blüte der Niederlande.

Während ihres Freiheitskampfes waren die nördlichen N. das reichste Land Europas geworden, ihr Handel und ihre Industrie beherrschten die Welt; auch ihre bewaffnete Macht war bedeutend, und Künste und Wissenschaften standen in der höchsten Entwickelung. Der Kolonialbesitz der Handelskompanien hatte eine überraschende Ausdehnung gewonnen und wurde von den Niederländern mit rücksichtslosem Handelssinn ausgebeutet. Die Sundainseln, Ceylon, die Kapkolonie waren im Besitz der Ostindischen Kompanie; die Westindische eroberte sogar 1636 Brasilien, das sie indes nicht lange behauptete. Die Handelsflotte der N. zählte 1634: 35,000 Schiffe mit 2 Mill. Lasten. Hand in Hand mit dem Welthandel ging die Großindustrie, deren Fabrikate sich über die ganze Erde ausbreiteten. 300 Mill. Gulden in Metall lagen 1648 in den Kellern der Amsterdamer Bank. Der Geldreichtum war so groß, daß der Zinsfuß auf 2—3 Proz. stand und selbst der berüchtigte Tulpenschwindel dem Nationalwohlstand nur wenig schadete. Die ungeheuern Kriegskosten wurden durch zahlreiche hohe Steuern leicht und ohne Beschwerde aufgebracht. Der unbedingten Freiheit des Handels und Verkehrs entsprach die Freiheit des Glaubens, der Wissenschaft und der Presse, welche die N. zum Zufluchtsort aller Verfolgten und des anderswo unterdrückten freien Wortes machte.

Prinz Wilhelm II. von Oranien, der 1647 seinem Vater Friedrich Heinrich als Statthalter gefolgt war, verweigerte nach dem Westfälischen Frieden die von den Staaten von Holland geforderte Verminderung des stehenden Heeres und der Abgaben und ließ sechs Mitglieder der aristokratischen Partei verhaften. Als er aber 1650 starb (erst nach seinem Tode wurde ihm ein Sohn, Wilhelm III., geboren), nahm die aristokratische oder Loevensteinsche Partei (so genannt nach der Festung, wohin der Oranier seine Gegner in Haft geschickt hatte) die Gelegenheit wahr, auf der Großen Versammlung (Groote Vergadering), einer außerordentlichen Zusammenkunft der Deputierten der Provinzen, 1651 den Beschluß, die Statthalterwürde (außer in Friesland und Groningen) nicht wieder zu besetzen, zur Annahme zu bringen. Ja, die aristokratische Partei, an deren Spitze seit 1653 der Ratspensionär von Holland, Jan de Witt, stand, ließ sich dazu herbei, bei dem Frieden mit England, das 1652 einen Seekrieg gegen die N. begonnen hatte, 1654 durch eine geheime Akte (acte van seclusie) zu versprechen, daß das Haus Oranien von jedem Staatsamt ausgeschlossen bleiben würde; das ewige Edikt (1667) der Staaten von Holland und die Harmonieakte der Generalstaaten (1670) trennten »für immer« die Statthalterwürde vom Amte des Oberbefehlshabers.

Der erste Seekrieg mit England (1652—54) war durch die von Cromwell erlassene Navigationsakte herbeigeführt worden, welche der Schiffahrt der N. nach England einen tödlichen Streich versetzte; er wurde mit größter Erbitterung geführt, fügte den Niederlanden ungeheuern Schaden zu und endete nach mehreren Niederlagen der niederländischen Flotte mit der Anerkennung der Navigationsakte. De Witt richtete die Hauptkraft der N. auf die Wahrung der Schiffahrts- und Handelsinteressen gegen die gefährliche Nebenbuhlerschaft Englands und begann 1664 zur Abwehr englischer Übergriffe einen zweiten Seekrieg, der, von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kräfte und mit wechselndem Erfolg geführt, im Frieden von Breda (31. Juli 1667) ohne Entscheidung über die Seeherrschaft endete. Die Landmacht vernachlässigte die republikanische Regierung; diese sah sich aber doch genötigt, als Ludwig XIV. 1667 die spanischen N. besetzte, mit England und Schweden im Januar 1668 die Tripelallianz zu schließen, welche Ludwig im Aachener Frieden zum Verzicht auf den größten Teil seiner Eroberungen zwang. Hierfür beschloß der französische König sich an den Niederlanden zu rächen, bewog in tiefstem Geheimnis England und Schweden zum Bündnis und fiel im Frühjahr 1672 mit 100,000 Mann vom Niederrhein aus in die fast wehrlose Republik ein, während Karl II. von England den Krieg zur See erklärte. In wenigen Wochen hatten die Franzosen vier Provinzen erobert; 83 feste Plätze öffneten

ihre Thore. Holland wurde noch im letzten Augenblick durch die Inundationslinie gerettet und der schimpfliche Friede, den die Regentenpartei abschließen wollte, nur durch den Übermut Ludwigs XIV. vereitelt. Gegen die holländische Aristokratie richtete sich nun der ganze Haß des bestürzten und zur Verzweiflung getriebenen Volkes. Jan de Witt wurde nebst seinem Bruder Cornelis als Urheber des Unglücks 20. Aug. 1672 auf gräßliche Weise im Haag ermordet, das Ewige Edikt abgeschafft und der junge Prinz Wilhelm III. von Oranien zum Statthalter, 1674 zum Erbstatthalter von bald fünf Provinzen erhoben.

Durch die Anspannung aller Kräfte unter der sichern, mutigen Leitung des jungen Prinzen und durch fremde Hilfe, erst des Kurfürsten von Brandenburg, dann des Kaisers und Spaniens, gelang es, die Franzosen aus den Niederlanden wieder zu vertreiben (1674). Wenn die Verbündeten auch im fernern Verlauf des Landkrieges von Mißgeschick verfolgt wurden und sich in der Hoffnung, Frankreichs Macht brechen zu können, täuschten, so wußten die N. doch im Frieden zu Nimwegen (1678), den sie einseitig abschlossen, nicht bloß ihr Gebiet zu behaupten, sondern auch Maastricht wieder zu erwerben und von Frankreich einen günstigen Handelsvertrag zu erlangen. Die aristokratische Partei, welche diesen Frieden gegen den Willen des Statthalters durchgesetzt hatte, wünschte Frieden und Bündnis mit Frankreich. Aber Ludwigs XIV. unersättliche Eroberungssucht und seine Unduldsamkeit gegen die Protestanten verhalfen der Politik des Oraniers zum Sieg. Die Staaten unterstützten die Unternehmung des Prinzen gegen England 1688, welche den Sturz der Stuarts und Wilhelms III. Thronbesteigung in England zur Folge hatte, schlossen sich 1689 der neuen Koalition gegen Frankreich an und nahmen mit Aufbietung aller Kräfte am Kampfe teil. Die N. blieben dem von Wilhelm III. gestifteten Bunde der Seemächte auch nach dessen Tode (1702) getreu und halfen unter der Leitung des Ratspensionärs Heinsius im Spanischen Erbfolgekrieg Frankreichs Übermacht brechen. Aber sie opferten hierbei ihre Sonderinteressen denen Europas auf. Sie erschöpften ihre Kräfte in den kostspieligen Kriegen, ohne für sich selbst einen andern Gewinn zu erreichen als den Barrieretraktat von 1714, welcher ihnen das Recht einräumte, die Festungen an der französischen Grenze zu besetzen. Den Hauptvorteil trug England davon, das, größer und von der Natur mehr begünstigt, seinen Handel und seine Schiffahrt, auch auf Kosten der niederländischen, entwickelte und den Bundesgenossen bald überflügelte.

Der Verfall der Republik.

Nach dem Erlöschen der ältern oranischen Linie mit Wilhelms III. Tode (1702) war die Statthalterwürde in den meisten Provinzen zum zweitenmal abgeschafft worden und die Leitung der Republik wieder in die Hände der aristokratischen Partei übergegangen, die nach dem Utrechter Frieden (1713) eine unbedingte Friedenspolitik befolgte. Die Land- und Seemacht wurde aufs äußerste beschränkt, was ihren völligen Verfall zur Folge hatte; der kriegerische Geist, damit aber auch Energie und Thätigkeitstrieb erloschen im Volk, und dies wirkte auch auf die gewerblichen Verhältnisse lähmend ein. Das niedere Volk darbte infolge des Verfalls der Industrie, die Regenten erstickten in Reichtum und Wohlleben und behielten alle öffentlichen Ämter sich und ihren Verwandten vor. Der Österreichische Erfolgekrieg (1741—48) rüttelte die N. aus ihrer trägen Ruhe auf. Sie mußten die Barriere gegen Frankreich schützen; der Krieg wurde jedoch schlaff und ungeschickt betrieben, sämtliche Festungen gingen verloren, und 1747 fielen die Franzosen in Staats-Flandern ein, dessen feste Plätze sie eroberten. Da empörte sich das Volk in Zeeland und Holland und rief 2. Mai 1747 den Prinzen Wilhelm von Oranien aus der Linie Nassau-Dietz, der bisher Erbstatthalter von Friesland, seit 1718 auch von Groningen und seit 1722 von Gelderland gewesen war, zum Statthalter aus. Diesem Beispiel folgten die übrigen Provinzen, so daß Wilhelm IV. erster erblicher Statthalter und Generalkapitän der sämtlichen sieben Provinzen, Kapitän und Generaladmiral der Union, wurde; auch erhielt er die Verwaltung der Generalitätslande und die Generaldirektorschaft der Ost- und Westindischen Kompanien.

Wilhelm IV. starb bereits 22. Okt. 1751 und hinterließ einen erst dreijährigen Sohn, Wilhelm V., für den seine Mutter, die englische Prinzessin Anna, die Vormundschaft führte, während der von Wilhelm IV. ins Land gerufene Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig den Oberbefehl über die Armee erhielt. Nach Annas Tode (1759) nahmen die Staaten der Provinzen die Rechte der Statthalterschaft, Herzog Ludwig die Vormundschaft wahr und befolgten wieder das System unbedingter Neutralität, als der Siebenjährige Krieg ausbrach; nur in Ostindien wurde die Eroberung Ceylons vollendet. 1766 übernahm Wilhelm V. selbst die Regierung, blieb aber unter der Leitung des Herzogs Ludwig. Als 1776 die Engländer die abgefallenen amerikanischen Kolonien bekriegten, verlangten sie auf Grund alter Verträge von den Niederlanden Hilfstruppen gegen die Rebellen und erklärten, als die N. dies ablehnten und über ihren Anschluß an die von Rußland errichtete Neutralität verhandelten, 1780 den Krieg. Obwohl die N. gänzlich ungerüstet waren, so war wegen des seit langem angesammelten Hasses gegen den eigennützigen, anmaßenden englischen Verbündeten der Krieg sehr populär, trotz der großen Verluste für Handel u. Schiffahrt. Wiewohl die Schlacht an der Doggersbank (5. Aug. 1781) unentschieden blieb, wurden die absonderlichen Friedensanträge Englands abgelehnt und mit den amerikanischen Freistaaten ein Allianz- und Handelsvertrag abgeschlossen. Aber schließlich ließ Frankreich die N. im Stiche, und diese mußten im Frieden vom 30. Mai 1784 England Negapatam in Vorderindien abtreten und demselben freie Schiffahrt in Ostindien zugestehen. Die Bedrängnis der N. benutzend, hob Kaiser Joseph II. 1784 den Barrieretraktat auf, ließ die Grenzfestungen schleifen und verlangte die Freigebung der Schelde und die Abtretung von Maastricht. Die Landmacht der N. war in einem solchen Zustand, daß sie einen Krieg gegen Österreich nicht wagen konnten, und sie mußten sich im Vertrag von Paris (20. Sept. 1785) zur Abtretung von Lillo und Liefkenshoek und zu einer Zahlung von 10 Mill. Gulden verstehen, wogegen sie das Recht behielten, die Schelde zu schließen.

Die Entrüstung über diese Verluste wurde von der aus aristokratischen und demokratischen Bestandteilen gebildeten Patriotenpartei sehr geschickt gegen den Erbstatthalter gelenkt, dem nun die Staaten von Holland mehrere Rechte, 1786 sogar seine Würden entzogen. Herzog Ludwig hatte schon 1784 das Land verlassen müssen. Wilhelm V. verließ den Haag; es kam sogar zu Gewaltthätigkeiten, indem die Geldrischen Staaten die aufrührerischen Städte Hattem und Elburg in ihrem Gebiet einnehmen ließen. Ein kleines Heer wurde

in Gelderland und Utrecht wider Holland gesammelt. Als die Erbstatthalterin, die Prinzessin Wilhelmine von Preußen, nach dem Haag reisen wollte, wurde sie von den Patrioten angehalten und zur Rückkehr gezwungen. Dafür verlangte ihr Bruder, der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Genugthuung, und als dieselbe im Vertrauen auf die nachher ausbleibende französische Hilfe von Holland in stolzem Ton verweigert wurde, rückten im September 1787 25,000 Preußen in die N. ein, eroberten in kurzer Zeit Holland und setzten unter dem Jubel des Volkes den Statthalter wieder ein. Die Rechte des Hauses Oranien und die Verfassung der Republik wurden von England und Preußen im April 1788 garantiert, auch schloß Wilhelm V. eine ewige Allianz mit diesen Mächten.

Die Niederlande während der Revolutionszeit.

Der Ausbruch der französischen Revolution verlieh der niedergeworfenen Patriotenpartei neue Kraft. Zwar nahmen die N. 1793 eine englische Armee in das Land auf und schlossen sich der Koalition gegen Frankreich an; aber durch die Niederlagen bei Hondschoote (7. u. 8. Sept. 1793) und bei Fleurus (26. Juni 1794), den Frost des Winters 1794—95, welcher die Wasserverteidigung unmöglich machte, und durch eine allgemeine Erhebung der Patrioten ward Pichegru die Eroberung der N. erleichtert. Die statthalterliche Familie flüchtete nach England, und die Generalstaaten erklärten nun die Erbstatthalterwürde für abgeschafft und konstituierten die N. 26. Jan. 1795 als Batavische Republik. Mit Frankreich, dessen revolutionäre Institutionen bis ins kleinste nachgeahmt wurden, schloß die Republik (16. Mai) ein beständiges Bündnis ab, welches ihr aber große Opfer auferlegte: Maastricht, Venloo, Staats-Limburg, Staats-Flandern mußten abgetreten, 100 Mill. Gulden bezahlt und 30,000 Mann französischer Truppen unterhalten werden; das nun feindliche England lähmte den niederländischen Handel und bemächtigte sich der Kolonien, von denen Ceylon 1802 förmlich abgetreten wurde. Eine neue Verfassung wurde 1798 eingeführt: die Batavische Republik wurde ein Einheitsstaat unter einem Direktorium, 1801 unter einem Aufsichtsrat (staatsbewind). 1805 wurde eine neue Verfassungsänderung vorgenommen und ein Ratspensionär, Schimmelpenninck, an die Spitze des Staates gestellt. Jedoch schon 26. Mai 1806 wurden die N. auf Napoleons I. Befehl in ein Königreich Holland verwandelt, dessen Krone Ludwig Bonaparte (s. Bonaparte 3) erhielt. Die französischen Gesetze wurden eingeführt, und die holländischen Truppen mußten an allen Kriegen Frankreichs teilnehmen. Durch die Kontinentalsperre wurde der Handel auf den Schmuggel mit England beschränkt, und als der König Ludwig 1810 abdankte, weil er sein Königreich nicht den französischen Interessen preisgeben wollte, erklärte ein kaiserliches Dekret vom 9. Juli 1810 die Vereinigung Hollands als »einer Anschwemmung französischer Flüsse« mit Frankreich und Amsterdam zur dritten Stadt des Kaiserreichs.

Wenn die französische Herrschaft auch manche Mißbräuche mit scharfem Besen wegfegte und die nationale Verschmelzung beförderte, so empfand man in den Niederlanden, besonders in Holland, den Verlust politischer, geistiger und kommerzieller Freiheit bitter genug. Daher ward 1813 die Nachricht von dem Siege der Verbündeten bei Leipzig freudig begrüßt. Ein Anhänger der altoranischen Partei, Hogendorp, bildete mit seinen beiden Freunden van der Duyn van Maasdam und van Limburg-Stirum eine provisorische Regierung, und 1. Dez. 1813 ward zu Amsterdam die Freiheit der N. und der Sohn des verstorbenen Erbstatthalters Wilhelm V., Wilhelm I., der 30. Nov. in Scheveningen gelandet war, als deren souveräner Fürst proklamiert. Der preußische Heerführer Bülow jagte mit seinem Heere die französischen Truppen vor sich her und eroberte mit Hilfe der neu entstandenen niederländischen Armee, die auch selbständig auftrat, mehrere Festungen. Eine Kommission von 14 Mitgliedern arbeitete eine Verfassung aus, die 29. März 1814 von einer Notabelnversammlung genehmigt wurde und 30. März in Kraft trat; die Macht des Fürsten wurde durch eine von den Provinzialstaaten gewählte Versammlung, die »Generalstaaten«, beschränkt.

Die Niederlande mit Belgien vereinigt.

Auf Englands Betreiben, das auf dem Festland einen Frankreich gegenüber widerstandsfähigen Staat wünschte, wurde durch die Londoner Artikel vom 20. Juli 1814 bestimmt, daß Belgien und Holland unter dem Namen Königreich der N. zu einem Ganzen vereinigt werden sollten; die Grenzen desselben wurden durch die Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815 festgesetzt und Wilhelm I. als König der N. von allen Mächten anerkannt. Außer Luxemburg, das der König als Ersatz für seine deutschen Besitzungen als Großherzogtum erhielt, das aber zum Deutschen Bund gehören sollte, umfaßte das neue Königreich 17 Provinzen (Nord- und Südbrabant, Limburg, Gelderland, Lüttich, Ost- und Westflandern, Hennegau, Holland, Zeeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Overyssel, Groningen und Drenthe) mit zusammen 60,000 qkm und 5,5 Mill. Einw.; dazu kam im zweiten Pariser Frieden 1815, nachdem die Truppen des jungen Königreichs unter dem jungen Prinzen von Oranien an den Kämpfen von Quatrebras und Waterloo rühmlichen Anteil genommen hatten, noch ein bisher französischer Landstrich mit den Festungen Marienburg und Philippeville. Von ihren Kolonien erlangten die N. bloß die ostindischen Inseln, einen Teil von Guayana und einige kleinere Besitzungen in Amerika und Afrika zurück; Ceylon, das Kapland und Demerara behielt England.

Den in doppelter Zahl einberufenen Generalstaaten und den belgischen Notabeln wurde eine neue Verfassung vorgelegt und, obwohl die Mehrheit der Belgier sich dagegen aussprach, 24. Aug. 1815 für angenommen erklärt; die Generalstaaten wurden in zwei Kammern eingeteilt, in welche Belgien und Holland eine gleiche Anzahl Deputierte schickten. Der König widmete sich mit Erfolg vor allem der Regelung der Finanzen und der Hebung des Handels, wozu der Bau vieler Kanäle, die Wiederherstellung des Kolonialsystems in Indien und die Gründung der Niederländischen Handelsgesellschaft (1824) wesentlich beitrugen. Indes die Schwierigkeit, das neuerworbene Belgien mit den nördlichen Niederlanden zu verschmelzen, vermochte er nicht zu überwinden. Die beiden Teile der N. waren zu lange voneinander getrennt gewesen und hatten sich zu verschieden entwickelt. Die nördlichen Provinzen wollten die Einkünfte aus hohen Grundsteuern und Luxusabgaben ziehen, die südlichen, vorzugsweise Ackerbau und Industrie treibend, die Zölle erhöhen. Die große Schuldenlast der N. wurde von Belgien nur mit Unwillen getragen. Der Vorteil der Kolonien kam den südlichen Handelsstädten nur langsam zu gute, und das wurde von den nördlichen mit Eifersucht beobachtet und möglichst verkümmert. Obwohl die Regierung ein Konkordat mit dem Papst schloß (18. Juni 1827)

und drei neue Bistümer in Amsterdam, Brügge und Herzogenbusch errichtete, vermochte sie doch das Mißtrauen des katholischen Klerus nicht zu beseitigen, während die belgischen Liberalen, überwiegend Wallonen, durch das Streben der Regierung, bei den öffentlichen Geschäften die holländische oder vlämische Sprache zur Herrschaft zu bringen, und durch die autoritäre Regierungsweise des Königs abgestoßen wurden und zu Frankreich neigten. Durch die Vereinigung der Klerikalen und der Liberalen kam es infolge der Julirevolution 1830 zum Ausbruch der belgischen Revolution (s. Belgien, S. 727).

Wilhelm I. versuchte zuerst durch Waffengewalt die südlichen Provinzen wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dies mißlang im September 1830; im August 1831 aber besiegte der Prinz von Oranien die Belgier bei Hasselt (8. Aug.) und bei Löwen (12. Aug.) und drohte Belgien zu unterwerfen. Doch hatten die Mächte sich schon im Londoner Protokoll vom 26. Juni 1831 für die Trennung Belgiens von den Niederlanden ausgesprochen, und mit ihrer Genehmigung intervenierte Frankreich, drängte die dem Krieg mit den Mächten ausweichenden Holländer zurück, nahm 24. Dez. 1832 die Citadelle von Antwerpen u. blockierte in Verbindung mit England die niederländischen Küsten. Dem Kriegszustand wurde durch die Londoner Übereinkunft vom 21. Mai 1833 ein Ende gemacht. Aber Wilhelm weigerte sich lange, die Unabhängigkeit Belgiens anzuerkennen, obwohl die 24 Artikel vom 15. Okt. 1831 den Niederlanden Luxemburg, einen Teil von Limburg und eine von Belgien zu zahlende jährliche Rente von 8,400,000 Gulden als Beitrag zu den Zinsen der Staatsschuld zusprachen. Erst 1838 erklärte sich der König zu deren Annahme bereit, und 19. April 1839 kam der Friede zwischen den Niederlanden und Belgien zu stande, durch welchen die belgische Rente auf 5 Mill. verringert wurde. Das östliche Luxemburg und Limburg (ohne Maastricht und Venloo) sollten zum Deutschen Bund gehören; Luxemburg wurde daher in Personalunion mit den Niederlanden vereinigt, Limburg jedoch mit dem neuen Königreich verschmolzen, das nur noch 10, aber durch Sprache und Geschichte innig verbundene Provinzen zählte.

Neueste Zeit.

Das Gefühl der Demütigung, welches Wilhelm I. über dieses Ende des von ihm gegründeten Reiches empfand, die Unzufriedenheit des Volkes mit den erhöhten Geldforderungen der Regierung und das allgemeine Verlangen nach einer durchgreifenden Verfassungsreform bewogen den König, 7. Okt. 1840 zu gunsten seines Sohnes abzudanken und sich mit einem ungeheuern Vermögen, das er durch Handelsspekulationen erworben, nach Berlin zurückzuziehen, wo er 12. Dez. 1843 starb. Wilhelm II. (1840—49) bewilligte sofort die Verantwortlichkeit der Minister und verringerte den Stand des Heeres um ein Bedeutendes. Auch erlangte er die Zustimmung der Generalstaaten zu einer vom Finanzminister van Hall beantragten freiwilligen Anleihe von 127 Mill., wodurch die Finanzen in Ordnung gebracht wurden. Zu der Verfassungsreform entschloß er sich aber erst nach der Februarrevolution 1848. Eine verdoppelte Zweite Kammer trat 18. Sept. 1848 zusammen und bewilligte einen durch einen Ausschuß unter Thorbeckes Vorsitz ausgearbeiteten liberalen Verfassungsentwurf, der die Einteilung der Provinzialstaaten in Stände abschaffte und für die Zweite Kammer direkte Wahlen, allerdings mit einem hohen Zensus, vorschrieb. Das neue Grundgesetz wurde 3. Nov. 1848 verkündet. Nicht lange darauf, 17. März 1849, starb Wilhelm II.

Sein Sohn Wilhelm III. (1849—90) berief den Urheber der neuen Verfassung, Thorbecke, 30. Okt. 1849 an die Spitze eines durchaus freisinnigen Ministeriums, das durch wichtige organische Gesetze (Versammlungsrecht, eine Provinzial- und Gemeindeordnung und eine Gerichtsorganisation) die Grundsätze der Verfassung verwirklichte. In Ausführung des Verfassungsartikels über die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirchen vom Staat schloß aber Thorbecke 1852 einen Vertrag mit der römischen Kurie, in dem er alle Aufsichtsrechte des Staates über die katholische Kirche preisgab und die Errichtung von fünf neuen Bistümern in den Niederlanden gestattete. Die päpstliche Allokution vom 7. März 1853, welche dies verkündete, erregte einen Sturm der Entrüstung in der protestantischen Bevölkerung, den der König, des schroffen Ministers überdrüssig, in seiner Antwort auf die Adresse von Amsterdam billigte. Thorbecke forderte und erhielt darauf seine Entlassung, und ihm folgten nun einige konservative Ministerien unter van Hall, van der Brugghen u. a., die sich aber nur dadurch im Amt zu halten vermochten, daß sie auf alle reaktionären Wünsche einer Verfassungsrevision verzichteten und 1857 sogar ein Unterrichtsgesetz, welches den Religionsunterricht aus allen staatlichen Elementarschulen ausschloß, in den Kammern zur Annahme brachten. Die Liberalen hatten die Mehrheit in den Generalstaaten, waren aber sehr zerfahren. Dies zeigte sich, als im Januar 1862 Thorbecke zum zweitenmal an die Spitze der Regierung trat. Dieser reformierte das Steuersystem, indem er die Accise gänzlich abschaffte, erlangte die Zustimmung zu wichtigen öffentlichen Anlagen, drang mit einem Gesetz für den Unterricht in Realschulen durch, scheiterte aber an dem Versuch, die Verwaltung der Kolonien umzugestalten und den 1830 auf Java eingeführten Kulturzwang, ein hartes, aber für den Staat einträgliches Fronsystem, abzuschaffen; nur der Bau der ersten Eisenbahn auf Java wurde genehmigt und die Sklaverei in Westindien aufgehoben.

Das neue konservative Kabinett van Zuylen van Nyevelt (1866) hatte die luxemburgische Frage zu lösen. Während des Krieges zwischen Preußen und Österreich 1866 hatten sich die N. neutral verhalten, obwohl die Sympathien der höhern Kreise und des Hofs auf seiten Österreichs gewesen waren. Bei der Neuordnung der deutschen Angelegenheiten kam es der niederländischen Regierung hauptsächlich darauf an, Limburg von der Verbindung mit Deutschland loszulösen. An Luxemburg zeigte sie gar kein Interesse, auch nicht, als der König sich 1867 veranlaßt sah, Luxemburg an Frankreich zu verkaufen. Nur wollte man den Verkauf nicht ohne Zustimmung Preußens genehmigen. Daß Zuylen durch seine Mitteilung an Preußen den Verkauf Luxemburgs zum Scheitern brachte und dann den Londoner Garantievertrag über die Neutralität Luxemburgs unterzeichnete, wurde aber von der Kammer, namentlich von Thorbecke, heftig getadelt und das Kabinett Zuylen, obwohl es die Loslösung Limburgs von Deutschland erreichte, durch Verwerfung seines Budgets 1868 gestürzt, nachdem es sich vergeblich durch Auflösung und Neuwahlen der Generalstaaten zu halten gesucht hatte.

Erst Fock, dann Thorbecke (Anfang 1871) bildeten neue liberale Ministerien, welche den drückenden Zeitungsstempel und die Todesstrafe abschafften. Wider Willen sahen sie sich auch genötigt, die Frage der

Heeresreform in die Hand zu nehmen. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 erregte die Gemüter in den Niederlanden um so mehr, als er deren Interessen nahe berührte. Die leitenden Kreise hatten das Emporkommen Preußens mit Besorgnis für die Unabhängigkeit des Königreichs beobachtet. Die gewaltigen und raschen Erfolge der Deutschen erregten wiederum Furcht vor deutschen Annexionsabsichten auf die N. selbst oder wenigstens ihre Kolonien. Unter diesen Umständen hielt selbst Thorbecke, der bisher sowohl als Abgeordneter wie als Minister stets für die größtmögliche Beschränkung des Militärbudgets eingetreten war, eine Verstärkung der Verteidigungsmittel durch Vermehrung der Streitkräfte für unvermeidlich. Aber keinem Ministerium gelang es, die Kammern zu einem entscheidenden Beschluß über die Heeresreform, namentlich die Frage der allgemeinen Dienstpflicht, zu bewegen. Nur ein Festungsgesetz wurde nach dem Tode Thorbeckes (4. Juni 1872) von dem Ministerium Fransen van de Putte durchgebracht. Durch die Uneinigkeit zwischen den Liberalen wurde auch ein Einkommensteuer- und ein neues Wahlgesetz mit niedrigem Zensus abgelehnt.

Das liberale Ministerium Fransen van de Putte scheiterte an der Kolonialpolitik. Im Dezember 1871 hatten die N. ihre Besitzungen in Guinea an England verkauft und dafür die freie Hand auf Sumatra erlangt. Die Regierung hatte darauf vom Sultan von Atschin (s. d.) Unterwerfung unter gewisse Bedingungen gefordert und, als er das ablehnte, 1873 Krieg gegen ihn begonnen. Der erste Feldzug scheiterte aber gänzlich, und auch als General van Swieten im Januar 1874 den Kraton, die Hauptfestung der Atschinesen, erobert hatte, war damit wenig gewonnen, während das mörderische Klima ungeheure Opfer an Menschenleben forderte und die Rüstungen große Ausgaben verursachten. Das Ministerium machte daher im Juli 1874 einem konservativen Ministerium Heemskerk Platz, welches sich durch geschicktes Lavieren bis zum September 1877 behauptete. Die liberale Mehrheit in den Kammern war inzwischen so angewachsen, daß ihr Führer Kappeyne die Bildung eines liberalen Ministeriums zur Durchführung wichtiger Reformen wagte (November 1877). Aber nur ein neues Schulgesetz, welches das von 1857 durch Erhöhung des Staatszuschusses und Verstärkung der staatlichen Aufsicht bei den Volksschulen ergänzte, setzte er durch. Dagegen lehnten die Kammern das Wehrgesetz, die Rentensteuer und ein Kanalgesetz ab, und das Defizit erreichte eine bedenkliche Höhe (40 Mill.), weil der Krieg in Atschin alle Überschüsse des Kolonialbudgets verschlang. Kappeyne trat 1879 zurück, weil die liberale Partei ihm nicht mehr folgte. Das mittelparteiliche Kabinett van Lynden führte nur die Regierung weiter, ohne außer einem neuen Strafgesetzbuch (1881) gesetzgeberische Thaten zu versuchen; unter ihm wurde 1879 der Krieg in Atschin durch General van der Heyden siegreich geführt, wenn auch die völlige Unterwerfung des Landes damit keineswegs erreicht wurde.

Das Verlangen nach einer Verfassungsreform wurde inzwischen immer dringender laut, und Heemskerk, der wegen der Uneinigkeit der Liberalen 1883 ein »außerparlamentarisches« Ministerium bildete, nahm nun die Verfassungsrevision energisch in die Hand. Dieselbe war um so nötiger, als mit dem Tode des Kronprinzen Alexander (21. Juni 1884) die männliche Deszendenz des Königs erlosch, auch außer dem hochbetagten König kein andrer männlicher Sproß des Königshauses vorhanden war und daher die Thronfolge gesetzlich geregelt werden mußte. Heemskerk beantragte, den Wahlzensus herabzusetzen, die Mitgliederzahl der Ersten Kammer auf 50, die der Zweiten auf 100 zu bestimmen und die Thronfolge in der Weise zu ordnen, daß zuerst die Tochter des Königs, Prinzessin Wilhelmine, dann seine Schwester, die Großherzogin von Weimar und ihre Kinder, dann die Nachkommen der Geschwister seines Vaters erbberechtigt sein sollten; die allgemeine Wehrpflicht ward nicht berührt. Aber bei den Neuwahlen, Anfang 1885, wurden gerade so viel Liberale als Antiliberale (43) gewählt, und die letztern machten die Aufhebung der Schulgesetze zur Bedingung der Verfassungsrevision; als die Regierung hierauf nicht einging, vereitelten sie jeden Beschluß der Kammer. Dieselbe wurde daher zum zweitenmal 1886 aufgelöst, und diesmal erlangten die Liberalen eine kleine Mehrheit. Die öffentlichen Zustände, namentlich das Anwachsen der Sozialdemokratie in den Niederlanden, welche im Sommer 1886 in Amsterdam und an andern Orten erhebliche Unruhen erregten, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten, mahnten endlich die Antiliberalen, Orthodoxe und Katholiken, dem parlamentarischen Stillstand ein Ende zu machen. 1887 ward daher die Verfassungsrevision von den Generalstaaten endgültig angenommen und 30. Nov. die neue Verfassung verkündet, welche die Zahl der Wähler um 200,000 vermehrte. Bei der Wahl der Kammern nach dem neuen Gesetz im März 1888 erlangten die Liberalen bloß in der Ersten Kammer die Mehrheit. Heemskerk nahm daher seine Entlassung, und Baron Mackay bildete im April ein antirevolutionär-katholisches Ministerium. Dasselbe betonte die Ansprüche und Rechte des freien, d. h. konfessionellen, Unterrichts gegenüber der Staatsschule ohne Religionsunterricht und versprach, die Erledigung der Landesverteidigungsfrage einer königlichen Kommission zu übertragen. Erreicht wurde das Ziel, die Schulgesetzgebung zu ändern, während in der Frage der allgemeinen Dienstpflicht die Antirevolutionären und die Katholiken entgegengesetzter Ansicht waren; namentlich bekämpften die Katholiken auf das entschiedenste die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Überdies hatte das Ministerium nur in der Zweiten, nicht aber in der Ersten Kammer die Mehrheit. Ein Vormundschaftsgesetz regelte für den Fall des Todes des Königs Wilhelm III. die Vormundschaft für die Kronprinzessin Wilhelmine, welche der Königin und einem Vormundschaftsrat von 9 Mitgliedern, von denen der König 4 zu ernennen hatte, übertragen werden sollte (12. Sept.). Die Lage in Ostindien war noch immer nicht günstig: Atschin ward nicht unterworfen, vielmehr wütete unter den Truppen auf Sumatra die Beriberi-Krankheit.

König Wilhelm kränkelte fortwährend und war meist fern vom Haag auf dem Schloß Loo. Anfang 1889 verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, so daß die Regierungsmaschine fast gänzlich stockte. Nach längern Beratungen mit der Königin Emma berief das Ministerium Anfang April 1889 die Generalstaaten und beantragte, daß die Einsetzung einer Regentschaft notwendig sei. Unmittelbar darauf trat aber eine ganz unerwartete Besserung im Befinden des Königs ein, so daß er 3. Mai die Regierung wieder übernehmen konnte. Die Kommission, welche die Heeresreform zu beraten hatte, veröffentlichte 17. Mai ihren Bericht, welcher die Einführung der allgemeinen

Wehrpflicht vom 20.—40. Jahre vorschlug. Mit Unterstützung einiger Liberalen wurde das Schulgesetz des Ministeriums in beiden Kammern angenommen, welches auch den konfessionellen Schulen eine Staatsunterstützung zusichert. Der Kolonialminister Keuchenius wurde durch die Erste Kammer 1890 durch Verwerfung des Kolonialbudgets zum Rücktritt gezwungen. Während der bisherige Minister des Innern und Vorsitzende im Ministerium Mackay die Kolonien übernahm, wurde für das Innere de Savornin Lohman, einer der entschiedensten Antirevolutionäre, berufen, dessen Hauptaufgabe die Ausführung des neuen Schulgesetzes war. In Surinam lag die niederländische Regierung in Streit mit Frankreich über einen bisher von ihr beanspruchten Landstrich, in welchem sich Gold gefunden und den darauf die Franzosen besetzt hatten; zwar vereinigte man sich, die schiedsrichterliche Entscheidung dem Zaren zu übertragen, einstweilen aber breiteten sich die Franzosen aus. Der Zar entschied 1891 für die niederländischen Ansprüche.

Im Juni 1890 legte die Regierung den Kammern den Gesetzentwurf über die Heeresreform vor. Die Mehrheit der Katholiken sprach sich aufs heftigste gegen den Gesetzentwurf aus, obwohl der Kriegsminister Bergansius zu ihrer Partei gehörte; die Antirevolutionären traten ebenso entschieden für sie ein. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde durch den Zustand des Königs beeinflußt, der Ende September wieder eine bedenkliche Wendung genommen hatte. Die Minister schlugen den Generalstaaten 28. Okt. vor, den Staatsrat mit der Ausübung der königlichen Gewalt zu beauftragen. Die Gesetzvorlage des Staatsrats, welche die Königin Emma zur Regentin ernannte, wurde von den Generalstaaten angenommen, und die Königin leistete 20. Nov. vor den Kammern im Haag den Eid. Jedoch schon 23. Nov. starb Wilhelm III. im Schlosse Loo. Mit ihm erlosch das Haus Oranien im Mannesstamm, und dem Thronfolgegesetz gemäß folgte ihm seine Tochter **Wilhelmine** auf dem Thron, während deren Minderjährigkeit die **Königin Emma Regentin** blieb. Der lange erwartete Thronwechsel, welcher Luxemburg (s. d.) gänzlich von den Niederlanden trennte, vollzog sich ohne jeden Zwischenfall in vollster Ruhe. Er rettete auch vorläufig das Ministerium Mackay. Im April 1891 begann die Beratung des Kriegsdienstgesetzes des Ministers Bergansius, von diesem in kräftigster Weise verteidigt wider die Angriffe der Katholiken und etlicher Mitglieder der andern Parteien. Die Wahlen vom Juni 1891 unterbrachen diese Beratung. Die liberale Partei erhielt jetzt auch in der Zweiten Kammer wieder eine kleine Mehrheit, der einzige Sozialdemokrat wurde ausgestoßen und dafür die linke Seite der liberalen Partei bedeutend verstärkt, während die Antirevolutionären etliche Sitze verloren durch den Abfall der Katholiken des Kriegsdienstgesetzes wegen. Das Koalitionsministerium hatte jetzt seine Stütze verloren u. wurde deshalb im August durch ein entschieden liberales ersetzt. Das neue Ministerium van Tienhoven-Tak van Poortvliet bekam in Seyffardt einen Kriegsminister, der dem System der Volksbewaffnung zugethan war, und zog den Entwurf Bergansius zurück. Es erweckte durch die Thronrede am 16. Sept. die Erwartung, daß eine neue Periode reformatorischer Wirksamkeit für die liberale Partei begonnen habe: allgemeines Wahlrecht, Reform der Finanzen, Heeresreform wurden von diesem Ministerium erwartet. Es kam aber nicht dazu. Der radikale Wahlrechtsentwurf dieses Ministeriums wurde unter heftigem Widerstand eines Teils der liberalen Partei, von den konservativen und katholischen Elementen unterstützt, zurückgewiesen, und im Sommer 1894 trat ein neues liberales Ministerium, Roëll-van Houten, auf, das in erster Stelle die Frage der Wahlrechtsreform, sodann die schon lange der Lösung harrenden sozialen und finanziellen Fragen zu Ende zu bringen hatte. Im Spätjahr 1895 wurde ein neues Wahlgesetz vom Minister van Houten den Generalstaaten vorgelegt, während auch finanzielle und soziale Gesetze in Beratung genommen wurden. Der Krieg in Atschin war wohl nicht gänzlich beendigt, wurde jedoch vom General Deykerhoff von einer starken Stellung aus mit großem Geschick unter Mithilfe eines Teiles der atschinesischen Bevölkerung selbst weitergeführt gegen den immer noch im Binnenland sich haltenden Nachfolger der alten Fürsten und seine Parteigänger. Zwar erlitten die Niederländer noch 1895 eine schwere Niederlage durch Verrat; doch wurde diese Scharte bald durch einen siegreich geführten Feldzug auf der Insel Lombok ausgewetzt, und der Widerstand in Atschin regte sich nicht wieder.

[Geschichtslitteratur.] Wagenaar, De vaderlandsche historie vervattende de geschiedenissen der vereenigde Nederlanden (Amsterd. 1749—60, 21 Bde.; Supplement bis 1790, das. 1789—90, 3 Bde.; Fortsetzung von 1776 bis 1802, das. 1788—1810, 48 Bde.); Bilderdijk, Geschiedenis des vaderlands (Leid. 1832—53, 13 Bde.); Leo, Zwölf Bücher niederländischer Geschichten (Halle 1832—35, 2 Bde.); Wenzelburger, Geschichte der N. (Gotha 1878—86, Bd. 1 u. 2); Blok, Geschiedenis van het nederlandsche volk (Groning. 1891 ff.); Nyhoff, Staatkundige geschiedenis van Nederland (Zutphen 1890—93, 2 Bde.); Wynne, Geschiedenis van het vaderland (10. Aufl., Groning. 1890); Motley: Rise of the Dutch republic (Lond. 1856, 3 Bde.; deutsch, Dresd. 1857—60, 3 Bde.), History of the United Netherlands (Lond. 1860—64, 4 Bde.) und John of Barnevelt (das. 1874, 2 Bde.); Nuyens, Algemeene geschiedenis des Nederlandschen volks (Amsterd. 1872—82, 20 Bde.); Derselbe, Geschiedenis der nederlandsche beroerten in de XVI. eeuw (das. 1865—70, 4 Tle., katholisch); Groen van Prinsterer, Handboek der geschiedenis van het vaderland (4. Aufl., das. 1874 [antirevolutionär]); Arend, Algemeene geschiedenis des vaderlands (mit Fortsetzungen von van Rees, Brill und van Vloten, das. 1840—83, Bd. 1—5); van Welderen Rengers, Schets eener parlementaire geschiedenis van Nederland (Haag 1889—94, 2 Bde.). Litteratur über Niederländisch-Indien s. d.

Niederländische Bank (Bank der Niederlande), s. Banken, S. 435.

Niederländische Kunst, die Kunst in den Niederlanden, welche das gegenwärtige Belgien und Holland umfassen. Die Kunst in den nördlichen Provinzen hatte schon frühzeitig einen eigenartigen Charakter angenommen, der sich seit der Trennung der Provinzen noch schärfer entwickelte. Seit dem Ende des 16. Jahrh. gab es eine besondere holländische Kunst, welche bald, namentlich in der religiösen Malerei, zu der der südlichen Provinzen in Gegensatz trat. Die Kunst der letztern nannte man seitdem die vlämische oder nach ihrem Hauptsitz die brabanter Kunst. Seit 1830 hat sich wieder eine besondere belgische Kunst herausgebildet. Näheres s. Architektur, Bildhauerkunst, Malerei, Musik ꝛc.

Niederländische Litteratur. Die schöne Litteratur der Niederländer fängt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. an mit Heinrich von Veldeke (s. d.), einem Edelmann aus dem Südlimburgischen. Seine erste Dichtung war die »Legende van St. Servaes« aus dem Lateinischen übersetzt. Später (um 1184) lieferte er eine freie Übersetzung der französischen »Eneide«, welche dem Benoit de Saint-More zugeschrieben wird und ca. 30 Liebeslieder, welche jedoch, wie auch die »Eneide«, nur in hochdeutsch gefärbten Handschriften erhalten und fast nur in Deutschland bekannt geworden sind. Nach 1200 fangen auch die Brabanter und Flämen an, Gedichte in der Volkssprache zu verfassen, und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts darf man die n. L. als begründet betrachten.

1) Vom 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts.

Die ältesten Denkmäler der niederländischen Litteratur sind fast nur Übersetzungen von französischen Ritterromanen. Die deutsche Heldensage ist in den Niederlanden augenscheinlich nur wenig bekannt geblieben. Nur dürftige Spuren davon können mühsam gesammelt werden. Die Fragmente des halb epischen, halb komischen Gedichts »Van den bere Wisselauwe« weisen auf Einfluß der deutschen Spielmannsdichtung hin, und die Bruchstücke einer Übersetzung des Nibelungenliedes beweisen, daß die deutsche Litteratur nicht ganz unbeachtet geblieben ist; sonst aber folgte die n. L. im ganzen der Entwickelung der französischen. Die vorzüglichste Leistung der mittelniederländischen Poesie ist der ergötzliche Tierroman »Van den Vos Reinaerde«, der über seine französischen Vorbilder hervorragt und als das weithin gelungenste Werk seiner Gattung zu betrachten ist. Der erste Teil wurde um 1260 von einem gewissen Willem verfaßt, der zweite Teil ist am Ende des 14. Jahrh. hinzugefügt worden. Das niederländische Original ist erst im 19. Jahrh. wieder aufgefunden worden; vorher war das Werk schon international geworden in einer nur in plattdeutscher Sprache erhaltenen Umarbeitung des 15. Jahrh. von Hendrik van Alkmaar. Viele Ritterromane sind im 13. und 14. Jahrh. aus dem Französischen übersetzt worden, z. B. aus dem fränkischen Sagencyklus »Roelandslied«, »Karel ende Elegast« (hrsg. von Kuiper, 1891), »Lorreinen«, »Renout van Montalbaen«, »Ogier«, »Lohier ende Malart« und »Willem van Oringen« (übersetzt von Clays van Haerlem). Aus dem britischen Sagenkreise haben wir unter anderm »Roman van Torec« (übersetzt um 1263 von Maerlant, hrsg. von J. te Winkel, 1875), de Borrons »Historie van den Grale« u. »Merlins Boeck« (übersetzt um 1261 von Maerlant), »Coninc Arturs Boeck« (übersetzt 1326 von Velthem, und mit dem vorigen hrsg. von van Vloten, in »Merlijn« 1882), Guillaume li Clercs »Ferguut« (hrsg. von Verwijs, 1882), »Roman van Walewein« (von Penninc u. Vostaert, hrsg. von Jonckbloet, 1846), »Roman van Lancelot« (hrsg. von Jonckbloet 1849 mit der Übersetzung von Christians von Troyes' »Perchevael« u. Raouls »Wrake van Ragisel«, welche darin eingeschoben sind). Originaldichtungen sind wahrscheinlich der »Roman van Moriaen« (hrsg. von J. te Winkel, 1879) und »Van den Ridder metter Mouwen« (hrsg. von Jonckbloet, 1849). In verschiedenen aus dem Französischen übersetzten Romanen sind orientalisch-byzantinische Erzählungen bearbeitet, z. B. in »Partenopeus« (hrsg. von Bormans, 1871), »Floris ende Blancefloer« von Diederic van Assenede, um 1260 (hrsg. von Moltzer, 1879), »Seghelyn van Jerusalem« von Loy Latewaert (hrsg. von Verdam, 1878), »Borchgrave van Couchi« (hrsg. von de Vries, 1887) und »Die Seven Vroeden van binnen Rome« (hrsg. von Stallaert, 1889). Die Kreuzzüge bilden den Inhalt des nur fragmentarisch erhaltenen »Godefroit van Bouljoen« und zum Teil auch der Originaldichtung »Roman van Limborch« (hrsg. von van den Bergh, 1847) von Hein van Aken aus Brüssel, der auch den »Roman van de Rose« (hrsg. von Verwijs, 1868) übersetzte. Sagen des klassischen Altertums bilden den Inhalt der »Historie van Troyen« (hrsg. von de Pauw und Gaillard, 1891), aus dem Französischen des Benoit de Saint-More übersetzt von Jacob van Maerlant (s. d.), der auch nach dem Lateinischen von Gauthier de Chastillon »Alexanders Geesten« (hrsg. von Franck, 1882) bearbeitete, später aber die Romandichtung als unmoralische Lügenerzählung bekämpfte und selbst mit einer großen Menge von ausführlichen nützlichen Lehrgedichten (»Der Naturen Bloeme«, »Rijmbijbel«, »Spiegel historiael« &c.) auftrat, indem er in vorzüglichen strophischen Gedichten die wichtigsten religiösen und sozialen Fragen seiner Zeit dialogisch behandelte oder die Sittenverderbnis beklagte und die Mutter Gottes verherrlichte. So wurde er der Stifter einer didaktischen Schule, deren Hauptvertreter im 14. Jahrh. Jan van Boendale (s. d.) war, der Verfasser von zwei gereimten Geschichtswerken und zwei großen Lehrgedichten. Andre Geschichtschreiber sind: Jan van Heelu mit seiner epischen Beschreibung der Schlacht von Wöringen, 1288 (hrsg. von Willems, 1836); Melis Stoke mit seiner »Chronik von Holland«, 1305 (hrsg. von Huydecoper, 1772, und Brill, 1885); Philipp Utenbroeke (zwischen 1300 und 1315) mit seiner Übersetzung eines von Maerlant nicht übertragenen Teils des »Speculum historiale« von Vincentius; Lodewijk van Velthem (1316) mit seiner Fortsetzung des »Spiegel historiael« (hrsg. von Lelong, 1727) und die ungenannten Dichter einer Reimchronik von Flandern (hrsg. von Kausler, 1840) und einer Geschichte des »Grimbergschen Oorlog« (hrsg. von Blommaert, 1854). Die bekanntesten Lehrdichter sind: Jan Praet, »Leeringhe der Zalicheide« (hrsg. von Bormans, 1872), Gielijs van Molhem, »Rinclus«, eine Übersetzung des »Miserere« vom Renclus de Moiliens (hrsg. von P. Leendertz, 1893), Jan de Weert aus Yperen: »Nieuwe Doctrinael«, 1351 (hrsg. von Blommaert, 1851), und »Wapene Rogier«, ein strophisches Zwiegespräch (hrsg. von Kausler, 1866). Weiter verdienen noch genannt zu werden die Übersetzungen des »Lucidarius« von Honorius Augustodunensis (hrsg. von Blommaert, 1851), des »Disticha Catonis« (hrsg. von A. Beets, 1885), der Fabelsammlung des Romulus »Esopet« (hrs. von J. te Winkel, 1881) und von Spruchgedichten aus Freidanks »Bescheidenheit« und vielen andern Spruchsammlungen. Unter den gereimten Legenden sind die bedeutendsten »Van Sente Brandane« (hrsg. von Bonebakker, 1894) aus dem Hochdeutschen »Van St. Amand«, 1367 verfaßt von Gillis de Wevel (hrsg. von Blommaert, 1843), »Van St. Kerstinen« und »Van St. Lutgardis«, beides übersetzt vom Klosterbruder Gheraert (hrsg. von Bormans, 1850, 1858); unter den religiösen »Sproken« die »Sproke van Theophilus« (hrsg. von Verdam, 1882) und »Van Beatrijs« (hrsg. von Jonckbloet, 1859; deutsche Übersetzung von Wilhelm Berg, Haag 1870). Weltliche »Sproken« sind in großer Menge

überliefert. Diese oft allegorische oder satirische, meistens praktische oder moralisierende Erzählungsgattung wurde gepflegt von fahrenden Dichtern, welche »Sprekers« oder »Segghers« hießen. Die berühmtesten unter ihnen sind Bouden van der Lore (um 1381), Augustynken van Dordt (1355—68) und vorzüglich Willem van Hildegaersberch (s. d., gest. 1409). Der bedeutendste seiner Zeitgenossen war Dirk Potter (s. d., gest. 1428), Schreiber der gräflichen Kanzlei und Dichter eines Lehrgedichtes über die Liebe »Der Minnen loep«, 1412. Um 1400 sind auch die ersten dramatischen Dichtungen auf die Bühne gebracht, augenscheinlich von fahrenden Spruchdichtern. Vier größere Stücke (»Abele spelen«) und einige Possen (»Sottermiën« oder »Sotte cluyten«) sind uns erhalten. Die niederländische Prosa fing im 14. Jahrh. an, sich auszubilden. Als die frühesten Prosaschriften nennen wir nur eine Bibelübersetzung, ein »Leven van Jesus« und die zwölf mystischen Werke des Jan van Ruysbroeck (1294—1381).

2) Vom Beginn des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

Daß die Kluft zwischen den adligen und bürgerlichen Kreisen sich mehr und mehr auszugleichen begann, beweisen vornehmlich die zu Anfang des 15. Jahrh. entstandenen Kammern der Rederijker (s. d.), in denen sich beide Stände zu gemeinsamer Verfolgung litterarischer Zwecke die Hand reichten. Es waren dies poetische Vereine mit zünftiger Verfassung, deren Mitglieder sich zu bestimmten Zeiten zur Aufführung von Schauspielen, anfangs nur geistlichen Spielen (Mysterien u. Mirakelspielen), vereinigten. Wenn auch die hier erzielten Produkte von sehr geringem poetischen Wert sind, so sind jene Vereine doch insofern von Wichtigkeit, als sie sich mit Eifer an den damaligen politischen Händeln beteiligten und durch ihre dramatischen Arbeiten unmittelbar auf das Volk zu wirken suchten. Einer der angesehensten Rederijker war Matthijs de Castelein (s. d.), welcher 1550 eine »Konst der Rhetoriken« schrieb. In ihrer Gattung (das »Referein«) zeichnete sich auch besonders die Dichterin Anna Bijns (s. d.) aus. Sie bekämpfte die liberalen Bestrebungen zur Zeit der reformatorischen Bewegungen, welche in den südlichen Provinzen die Unterdrückung der Kammern durch die spanische Regierung herbeiführten, während sie in den nördlichen noch bis ins 18. Jahrh., wiewohl zuletzt hinter der Zeit zurückbleibend, fortbestanden. Die berühmteste und einflußreichste dieser Kammern war die Amsterdamer Gesellschaft In liefd bloeyende (»In Liebe blühend«), welche gegen Ende des 16. Jahrh. zum Ausgangspunkt patriotischer Bestrebungen für die Pflege der Muttersprache und für Schöpfung einer Kunstpoesie wurde, deren Charakter keineswegs unvolkstümlich war. Unter denen, welche sich durch Läuterung der unter der burgundischen Herrschaft durch welsche Elemente sehr verunreinigten Sprache, durch grammatische Regelung derselben und den Versuch, poetische und prosaische Mustererzeugnisse aufzustellen, hohes Verdienst um die n. L. erwarben, stehen Filips van Marnix (gest. 1598), Dirk Coornhert (gest. 1590) und die Kaufleute Roemer Visscher (gest. 1620) u. Hendrik Laurenszoon Spiegel (gest. 1612) obenan. Doch waren sie nur die Vorläufer der vier originellsten niederländischen Dichter, Hoofts, Vondels, Huygens' und Cats, durch welche die n. L. rasch fast zu ihrer höchsten Blüte gelangte. Pieter Corneliszoon Hooft (1581—1647) wußte italienische Formenschönheit mit gedankenvollem Inhalt aufs glücklichste zu vereinigen und hob Poesie und Prosa zu gleicher Vollendung, so daß er in der niederländischen Litteratur Epoche macht. Joost van Vondel (1587—1679), an poetischer Begabung Hooft noch übertreffend, leistete in der Lyrik und Satire wie auch in den übrigen Gattungen, mit Ausnahme des Epos, Vorzügliches, namentlich war er Schauspieldichter. Constantin Huygens (1596—1686), der Vater des berühmten Mathematikers, zeichnete sich durch die umfassendsten Sprach- und Litteraturkenntnisse aus, verfiel aber in seinen lyrischen, beschreibend-lehrhaften, satirischen Gedichten und Epigrammen im Streben nach gehaltvoller Gedrungenheit nicht selten ins Gesuchte, Dunkle und Schwerfällige. Im Gegensatz zu diesen trat Jakob Cats (1577—1660) zu Dordrecht mit seinen klaren, oft überdeutlichen emblematischen und lehrhaft erzählenden Gedichten auf, womit er den Beifall des großen Publikums gewann, so daß das Buch des »Vader Cats« über ein Jahrhundert lang neben der Bibel als zweites Hausbuch gegolten hat. Außer diesen vier Hauptdichtern verdienen besonders Erwähnung: Daniel Heinsius, der bekannte Philolog (1580—1655); die Töchter des oben genannten Roemer Visscher, Anna (1583—1651) und Maria Tesselschade (1594—1649), beide besonders in kleinern Poesien ausgezeichnet; G. A. Bredero; D. R. Camphuisen (1586—1627), dessen geistliche Lieder lange populär geblieben sind; Johan van Heemskerk (1597—1656); J. J. Starter, als Erotiker ausgezeichnet; Jeremias de Decker (1609—66), bekannt durch gefühlvolle kleine Gedichte; Jakob Westerbaen (1599—1670) und Joachim Oudaen (1628—92), deren politische Gedichte viel gelesen wurden; endlich der beste Schüler Vondels, Joannes Antonides van der Goes (1647—84), dessen Gedicht »De Y stroom«, eine Verherrlichung Amsterdams, sowie seine kleinern Poesien viele Schönheiten enthalten, aber nicht selten an Überschwenglichkeit leiden. Als Epigrammatiker verdient neben Huygens besonders G. Brandt (1626—85), der Historiker, genannt zu werden. — Beachtenswerte Fortschritte machte in dieser Periode das Drama. Die klassische Tragödie vertraten, unter dem Einfluß von Seneca und den lateinischen Schuldramen, mit gutem Erfolg Hooft (mit »Geraert van Velsen« und »Baeto«), Samuel Coster (»Iphigenia« ꝛc.) und J. v. Vondel (mit »Palamedes«, »Josef in Dothan« und »Josef in Egypten«, »Lucifer«, »Jephtha«, »Adam in ballingschap«, Noë« ꝛc.). Vondels »Gijsbreght van Aemstel«, womit 1638 die erste niederländische Schaubühne in Amsterdam eingeweiht wurde, wird noch immer am Neujahrstag aufgeführt. Die übrigen Tragödiendichter folgten fremden Mustern (vorzüglich spanischen). Italienischer Einfluß zeigt sich in der Pastorale, z. B. Hoofts »Granida«, Vondels »Leeuwendalers« und Kruls Pastoralen und Musikdramen. Originell dagegen ist das holländische Lustspiel, und selbst, wo das Motiv aus der Fremde entlehnt ist, sind die Zustände ganz auf holländischen Boden verpflanzt. Als Hauptdichter gilt hier unbestritten G. A. Bredero (1585—1618), dessen »Spaansche Brabander«, »Moortje« und drei Possen (»Kluchten«) großes komisches Talent verraten. Auch Hooft (»Warenar«), Coster (»Teeuwis de boer« und »Tijsken van den Schilden«), Starter (»Jan Soetekauw«) u. Huygens (»Trijntje Cornelis«) haben in diesem Genre Gutes geleistet. — Die niederländische Prosa ward besonders durch Marnix und Coornhert (s. oben) ausgebildet. Hooft

schrieb einen kernhaften Stil, ahmte aber zu einseitig Tacitus nach. Die bessern von den übrigen sind G. Brandt, W. Swinnas, J. van Heemskerk (»Batavische Arcadia«, 1637) und Nic. Heinsius jun. (»Vermakelijke avonturier«, 1695).

3) Vom Ende des 17. bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts.

Gegen das letzte Viertel des 17. Jahrh. geriet die n. L. allmählich in Verfall. Die Litteratur stellte sich in den Dienst der Politik. Die frühere gewissenhafte Kunstübung wich der Pseudogenialität; die Dichter suchten mehr dem niedrigen Publikum als den Gebildeten zu gefallen, die Reinheit und Korrektheit der Sprache wurde vernachlässigt. Dagegen erhob sich 1669 die Gesellschaft »Nil Volentibus Arduum«, deren Leiter Lodewijk Meyer, Andries Pels und anfangs auch Antonides waren. Nur der letztere, der sich schon bald zurückzog, besaß Talent. Die übrigen waren nur sehr mittelmäßige Dichter und vorwiegend Ästhetiker. Ihr doktrinäres Verfahren, ihre übertriebenen Forderungen an Sprachkorrektheit und Glätte der Versifikation erstickten die dichterische Begeisterung. Statt die großen nationalen Dichter sich zum Vorbild zu nehmen, folgten sie zu sklavisch den französischen Klassikern: Corneille, Racine, Boileau. Diese nachzuahmen, war ihr höchstes Bestreben. Dazu kam, daß durch den langen Frieden von 1713—80 die Thatkraft der Nation erlahmte; übermäßiger Reichtum erzeugte Üppigkeit und wiegte das so energische Volk gleichsam in einen Halbschlummer. Und hierauf folgte eine Zeit ebenso nachteiliger Unruhen. Fortwährendes Unglück infolge von Krieg u. Wassersnot schadete seit 1780 dem Wohlstand der Nation; fremde Heere tummelten sich in dem durch Parteiungen zerrissenen Land und schienen den Mut der Bevölkerung völlig erdrücken zu wollen. Doch unter dem stets härter werdenden Druck regte sich die Vaterlandsliebe von neuem. Die Erinnerung an die großen Zeiten der Väter feuerte die Dichter an, den Nationalgeist zu wecken. Die Wirkungen dieses Bestrebens zeigten sich erst recht deutlich nach dem Frieden von 1814, und Künste und Wissenschaften sind seitdem in erfreulichem Fortschreiten begriffen. Wir haben also im ganzen 18. Jahrh. nur wenig ausgezeichnete Namen zu nennen. Eigentlich noch ins 17. durch seine erotischen Gedichte gehören der treffliche Kupferstecher Jan Luyken (1649—1712), welcher später als religiöser Dichter sehr beliebt ward, und der Lyriker Jan van Broekhuizen (1649—1707). Auch der Landmann Hubert Corneliszoon Poot (1689—1733) erinnert, besonders in seinen erotischen und ländlichen Gedichten, durch treffliche Diktion und poetischen Schwung noch an Vondel und Hooft. Die besten Vertreter des Lustspiels waren Thomas Asselijn (1620—1701), Pieter Bernagie (gest. 1699) und Pieter Langendijk (1683—1756), deren Leistungen sich durch Laune und lebendige Charakterzeichnung, aber nicht immer durch Feinheit empfehlen. An Tragödien und an epischen Gedichten ist während dieser Periode kein Mangel. Der Hauptvertreter der tragischen und epischen Muse war der Kritiker Sijbrand Feitama (1694—1758), doch hat er in beiden Gattungen nichts Ursprüngliches geleistet. Einzelne originale Tragödien haben wir dagegen von B. Huydecoper, Jan de Marre u. Onno Zwier van Haren, dessen episch-lyrisches Gedicht »De Geuzen« wohlverdienten Ruhm erwarb, während die einst berühmten Epopöen von Lucas Rotgans (1654—1710; »Wilhelm III«), Arnold Hoogvliet (1687—1763; »Abraham de aartsvader«) und Lucretia Wilhelmina van Merken (1721—89) heute der Vergessenheit verfallen sind. Durch seine Prosa zeichnete sich im Anfang des 18. Jahrh. Justus van Effen (1684—1735) aus. Den holländischen Roman haben am Ende des Jahrhunderts die zwei Frauen Elisabeth Wolff, geb. Bekker (1738—1804), und Agatha Deken (1741—1804) geschaffen, deren »Sara Burgerhart« u. »Willem Leevend«, voll Geist und Menschenkenntnis, die lebendigste Schilderung des Bürgerlebens ihrer Zeit enthalten.

4) Vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Einen neuen Aufschwung erlebte die n. L. am Ende des 18. Jahrh. unter dem Einfluß der jüngern deutschen Dichtung und Ästhetik durch Hieronymus van Alphen (1746—1803) und Rhijnvis Feith (1753—1824), doch weit über alle empor ragte der klassisch gebildete und romantisch geneigte Willem Bilderdijk (1756—1831). Als patriotische Dichter wurden am Ende des 18. Jahrh. Jacobus Bellamy (1757—86), am Anfang des 19. Jahrh. Jan Frederik Helmers (1767—1813) beliebt und etwas später H. Tollens (1780—1856), besonders durch seine häuslichen Gedichte. Ein echter Naturdichter und einer der wenigen humoristischen Dichter, welche die n. L. aufzuweisen hat, ist A. C. W. Staring (1767—1840). Als Lyriker dieser Periode sind ferner Corn. Loots (1765—1834) und Johannes Kinker (1764—1845), als Dramatiker Samuel Ipz. Wiselius (1769—1845) und Hendrik Harmen Klijn (1773—1856) hervorzuheben. Der Hauptvertreter der niederländischen Prosa dieser Periode war der Orientalist Jan Hendrik van der Palm (1763—1840), das Haupt einer ganzen Rednerschule. Er erstrebte gekünstelte Einfachheit und rhythmischen Wohllaut. Ungezwungener, doch oft zu populär schrieb Arend Fokke Simons (1755—1812). Eine völlige Änderung trat um 1840 ein. Vorläufer dieser Bewegung waren Jakob Geel (»Onderzoek en phantasie«, 1830), Jacob Vosmaer (»Het leven en de Wandelingen van Meester Maarten Vroeg«) u. Petrus van Limburg-Brouwer (1795—1847), der neben Romanen aus dem altgriechischen Leben (»Charicles en Euphorion« und »Diophanes«) das satirisch-humoristische Werk »Het leesgezelschap te Diepenbeek« schrieb. Dann folgten Beets mit seiner witzigen »Camera obscura«, Hasebroek mit seinem »Waarheid en Droomen«, van Lennep mit seinen Romanen, Oltmans mit den Erzählungen: Het slot Loevestein« und »De schaapherder«, Kneppelhout mit seinen »Studententypen«, van Koetsveld mit seinen »Schetsen uit de Pastorij te Mastland«, Potgieter mit seinen Erzählungen, Frau Bosboom-Toussaint mit ihren trefflichen historischen und Familienromanen, H. J. Schimmel mit seinen historischen Romanen, J. A. Alberdingk-Thym mit seinen »Portretten van Vondel«, J. J. Cremer mit seinen Dorfgeschichten, E. Douwes Dekker (Multatuli) mit seiner glühenden Schilderung sozialer Mißbräuche, namentlich auf Java (»Max Havelaar«), M. P. Lindo (der »alte Herr Smits«) mit seinen humoristischen Skizzen, Lodewijk Mulder und Gerard Keller mit Romanen und Lustspielen, Hendrik de Veer, vorzüglich mit seinem »Trouringh voor het jonge Holland«, Christine Muller mit ihrem Roman »Lief en Leed uit eene kleine Wereld« (1869), Jan ten Brink als Novellist u. Litterarhistoriker, Potgieter und C. Busken Huet mit ihren kritisch-litterarischen Schriften, ein Feld, auf dem sich auch Beets und

später Polak, P. F. Th. van Hoogstraten und G. Jonckbloet ausgezeichnet haben. Auch in der Poesie brachen sich um 1840 neue Anschauungen Bahn. Die Reste des französischen Klassizismus mußten dem Romantismus das Feld überlassen. Die antirevolutionären Schüler Bilderdijks, wie Isaäc da Costa und Alberdingk-Thym, und die jüngern freisinnigern Schüler von Tollens, wie Adriaan Bogaers und Bernard ter Haar, waren schon von Haus aus dem Romantismus nicht abgeneigt. Größern Einfluß übten aber Scott, Byron und Victor Hugo auf Jakob van Lennep, der auch in seinen »Nederlandsche Legenden« vaterländische Stoffe bearbeitete, auf Nicolaas Beets (»José«, »Guy de Vlaming«, »Ada van Holland« u. a.), auf Hendrik Arnold Meijer (1810—54: »De Boekanier«) und auf W. J. Hofdyk. Die Zeitschrift »De Gids«, 1837 von E. J. Potgieter gegründet, gewann damals die größte Autorität und wußte den Romantismus zu nationalisieren und auch neue politische und ästhetische Thatkraft zu erregen. Der Volksdichter J. P. Heije that dazu das seinige, auch durch seine Kinderlieder, mit welchen er sowie auch Jan Goeverneur die frühern Kinderlieder von van Alphen verdrängte.

5) Die neueste Zeit.

Die bedeutendsten neuern Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans sind die beiden historischen Romane von A. S. C. Wallis (Opzoomer): »In dagen van strijd« (1879) und »Vorstengunst« (1883). Neben dem historischen Roman, der mannigfache Pflege fand, hat der Künstlerroman, der musikgeschichtliche, der soziale Roman ꝛc. wie in den andern europäischen Litteraturen, so auch in den Niederlanden reiche Ausbildung erfahren. Gern gelesene Romanschriftsteller sind z. B. W. H. de Beaufort, Carel Vosmaer, Frau van Westhreenen, van Sorgen, Terburch (Pseudonym für Isaäc Esser Jr.), C. van Nievelt, Melati van Java (Pseudonym für Maria Sloot), Piet Vluchtig (Pseudonym für Frits Smit Kleine), Aart Admiraal und insbes. Johanna van Woude (Frau van Wermeskerken-Junius) mit ihren Romanen: »Hare Roeping getrouw«, »Tom en ik«, »Oudhollandsch Binnenhuisje« und »Zijn Ideaal«, der Marineoffizier Werumeus Buning, dessen »Marineschetsen« als Meisterwerke gelten, und Louis Couperus mit seinen im neuern gekünstelten Stile doch mit Talent geschriebenen psychologischen Romanen: »Eline Vere«, »Extaze«, »Majesteit« (1893). Der beliebteste aller Novellisten ist Justus van Maurik, der seine Stoffe meist dem Amsterdamer Leben der untern Klassen entnimmt. Daneben erschienen Dorfnovellen, satirische, symbolische Erzählungen und auch hier viele, die dem rohesten Naturalismus der neuesten Zeit huldigen.

Das Prosadrama wurde fast gänzlich vernachlässigt, bevor die Stiftung des »To oneel verbond« (1870) ein neues Interesse für die Bühne erregte. Seitdem hatte Glanor (Pseudonym für Hugo Beijerman) mit dem ernsthaften Lustspiel »Uitgaan« (1873) großen Erfolg, mit »Zijn geheim« einen geringern. Später folgten die Lustspiele von Gerard Keller, Lodewijk Mulder, Johan Gram, Justus van Maurik, Rosier Faassen, welch letztere besonders bühnenfähig und darum populär sind, jedoch dem feinern Geschmack nicht genügen, u. a. P. Brooshooft gab 1883 in »Zijn meisje komt uit!« ein gelungenes Gemälde des Lebens in Niederländisch-Indien, großen Erfolg hatten »Lotos« von Frau Snijder van Wissekerke und »Eerloos« und »Goudvischje« von W. G. Nouhuys.

Die beliebtesten Dichter der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts waren J. J. L. ten Kate, der nicht nur die großen internationalen Meisterwerke übersetzte, sondern auch in selbständigen Gedichten (unter andern »De Schepping«, 1867) Vorzügliches leistete, und P. A. de Genestet, der gefühlvolle Lyriker des dichterisch gestimmten häuslichen Kreises. Auch François Haver-Schmidt hat sich mit seiner Studentenpoesie »Snikken en grimlachjes van Piet Paaltjens« (1867) überaus populär gemacht. Nicht weniger beliebt wurden W. J. van Zeggelen mit seinen komischen Erzählungen und Gerrit van der Linde mit seinen höchst ergötzlichen »Gedichten van den Schoolmeester« (1859). Carel Vosmaer suchte in der Form und dem Geist der griechischen Poesie eine Anregung zur Neubelebung der modernen Dichtung. Er schrieb in vollendeter Form ein griechisches Idyll: »Nanno« (1883), und übersetzte auch die Ilias und Odyssee (1878—88). Von den andern jetzt noch lebenden Dichtern sind als die bedeutendsten hervorzuheben: der Redner und Staatsmann H. J. A. M. Schaepman (geb. 1844), Louis Couperus (geb. 1863) und Helene Lapidoth-Swart (geb. 1859). Zu früh (1881) starb Jacques Perk (geb. 1859), der mit den nach seinem Tode veröffentlichten Sonetten eine große (freilich zu einseitige) Begeisterung für das Sonett erweckte und das Vorbild vieler Anhänger der modernsten Richtung wurde. Die Hauptvertreter dieser neuesten »modernen« Dichterschule sind F. W. van Eeden, Willem Kloos, Albert Verwey und Dirk Gorter.

Das Drama in Versen ist nur von wenigen gepflegt worden. Für das höhere Lustspiel gab Helvetius van den Bergh das Muster mit seinem »De Neven« (1837), doch hat er bis jetzt keine Nachfolger gefunden. Die besten romantischen Schauspiele und Tragödien schrieb zuerst Hendrik Jan Schimmel. Ihm folgten J. W. Hofdyk, H. Th. Boelen (»Maria van Utrecht«, 1873), D. F. van Heyst (»George de Lalaing«, 1872), E. de Chateleux (»Chandosse«, 1877), D. M. Maaldrink (»Herodes«, 1885), Marc. Emants (»Adolf van Gelder«, 1887). Endlich ist das durch seine Tendenz besonders beliebt gewordene Schauspiel »Vorstenschool« von Multatuli (Pseudonym für E. D. Dekker) zu erwähnen. Über die n. L. Belgiens s. Vlämische Sprache und Litteratur.

Wissenschaftliche Litteratur.

Erfolgreicher als auf dem Felde der poetischen Litteratur erscheint die Thätigkeit der Niederländer auf wissenschaftlichem Gebiet: hier sind ihre Leistungen in verschiedenen Fächern groß u. umfassend und haben einen bedeutenden Einfluß auf die allgemeine litterarische Kultur ausgeübt. Schon im frühen Mittelalter war das Land durch seine vorzüglichen Schulen ein berühmter Sitz wissenschaftlicher Studien und die Bildungsstätte, aus welcher zahlreiche ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner Deutschlands wie Frankreichs hervorgingen. Obenan standen unter denselben die Klosterschulen zu Utrecht und zu St.-Amand in Flandern, wo Hucbald (s. d.) lehrte, die Schulen zu Lüttich, St. Truyen und Stavelot unfern Lüttich, zu Gembloux in Brabant u. a., die bis ins 12. Jahrh. blühten. Als die meist dem Benediktinerorden zugehörigen Klosterschulen mit diesem selbst allmählich in Verfall gerieten, traten die Domschulen an ihre Stelle, die auch den Laien zugänglich waren und

namentlich zur Ausbildung des jungen Adels dienten (am berühmtesten die zu Mecheln und zu Doornik) sowie später (seit dem 14. Jahrh.) die aus bürgerlichen Kreisen hervorgegangene Korporation der »Brüder des gemeinsamen Lebens« (s. d.), die neben der Erweckung echt christlicher Gesinnung sich besonders die Erziehung und Bildung der Jugend zur Aufgabe stellte, und aus deren bald über das ganze Land verbreiteten Schulen eine große Anzahl der hervorragendsten Gelehrten (darunter z. B. Rudolf Agricola und Erasmus von Rotterdam) hervorgingen. Durch diese Gelehrten, die meist ihre Bildung in Italien vollendeten, wurde das eben neuerwachte Studium der klassischen Litteratur nach dem Norden verpflanzt und dadurch vorzugsweise der Reformation der Weg gebahnt, durch deren Einführung in den Niederlanden das wissenschaftliche Leben daselbst einen neuen Impuls erhielt, wie sie anderseits zum Befreiungskampf gegen die spanische Gewaltherrschaft und schließlich zur nationalen Selbständigkeit des Landes führte. Von jetzt an knüpft sich die Weiterentwickelung der Wissenschaften in den Niederlanden an die Universitäten, deren im 16. und 17. Jahrh. in den nördlichen Provinzen fünf neue (die erste zu Leiden 1575, dann zu Franeker, Utrecht, Groningen und Harderwijk) gegründet wurden, die nicht nur als Hauptsitze der Gelehrsamkeit, sondern auch als Hochburgen der Denk- und Gewissensfreiheit, im Gegensatz zu den ältern, an den Satzungen der katholischen Kirche streng festhaltenden Hochschulen (namentlich der zu Löwen), bald zu großem Ansehen gelangten und von wißbegierigen Jünglingen aus ganz Europa besucht wurden.

Unter den einzelnen Disziplinen, welche daselbst mit besonderm Fleiß und Erfolg kultiviert wurden, nimmt die **Philologie** die erste Stelle ein. Während das Studium des klassischen Altertums mit dem Anfang des 17. Jahrh. in Italien zu sinken begann, fand es gerade auf den niederländischen Universitäten die sorgsamste Pflege und hat sich dieser Teilnahme bis in die Neuzeit fast ununterbrochen zu erfreuen gehabt. Noch im 16. Jahrh. zeichneten sich durch philologische Gelehrsamkeit besonders die Professoren zu Löwen, Peter **Nannius** (gest. 1557) und W. **Canter** (gest. 1573), aus; als scharfsinnige Kritiker sind Lucas **Fruytier** (Fruterius) in Brüssel und Justus **Lipsius** (gest. 1606) zu nennen. Lebendiger noch entwickelte sich der Eifer für die humanistischen Studien in dem freien Norden besonders an der Universität zu Leiden, deren erster Kurator, der Staatsmann Jan **Douza** (gest. 1606), zugleich zu den bedeutendsten Gelehrten jener Zeit gehörte. Es bildete sich daselbst eine neue Art von Wissen, die sogen. **Polyhistorie**, aus, die man als Nachfolgerin des italienischen Humanismus betrachten kann. Die Leidener Gelehrten gingen nämlich bei ihren Bemühungen um die alten Schriftsteller wohl auch auf die Verbesserung der Texte und auf das Sprachliche aus; aber sie suchten insbes. die Realien, die sogen. Altertümer, zu erklären und sammelten zu diesem Zweck eine Unmasse von Kenntnissen auf. Es wurde nicht nur das Staatswesen, die Chronologie, die Münzkunde behandelt, sondern auch die Trachten der Griechen und Römer, ihr Gottesdienst, ihr Hauswesen, ihre Schiffahrt, ihre Kriegswaffen, ihre Belagerungskunst &c. in Betracht gezogen, um so das Altertum in seiner Totalität wiederzugewinnen. Als Begründer dieser Richtung galt Joseph Justus **Scaliger**, der seit 1592 in Leiden lehrte und 1609 daselbst starb. Unter den Nachfolgern auf der von ihm gebrochenen Bahn sind hervorzuheben: der vielseitige Gelehrte u. Staatsmann Hugo **Grotius** (gest. 1645), die ausgezeichneten Gelehrten Gerhard Joh. **Vossius** (gest. 1649) und Daniel **Heinsius** (gest. 1655) und die aus Deutschland eingewanderten Joh. Friedr. **Gronovius** (gest. 1671), der eigentliche Stifter der holländischen Latinistenschule, und der gleichberühmte, aber schon ziemlich oberflächliche Joh. G. **Grävius** (gest. 1703), mit dem der Verfall des philologischen Studiums beginnt, das dann in P. **Burman** (gest. 1741) u. a. zur Kompilation herabsinkt. Um die historische Kenntnis des Altertums insbes. machten sich Joh. **Meursius** (gest. 1639) und Claudius **Salmasis** (gest. 1653) verdient, letzterer ein Riese an Gelehrsamkeit, der aber sein ungeheures Material nicht geistig zu sichten und zu verknüpfen verstand. Eine zweite Glanzperiode der holländischen Philologie begann um die Mitte des 18. Jahrh., hervorgerufen durch den Leidener Professor Tiberius **Hemsterhuis** (gest. 1766), den Stifter der holländischen Hellenistenschule, zu welcher als Hauptvertreter derselben David **Ruhnkenius**, einer der größten Philologen des Jahrhunderts (gest. 1798), L. K. **Valckenaer** (gest. 1785) und Dan. **Wyttenbach** (gest. 1820) gehörten. Von jüngern verdienen Hervorhebung: die Gräzisten P. van Limburg Brouwer (gest. 1847), Ph. W. van Heusde (gest. 1859), C. W. Cobet (gest. 1889), H. van Herwerden, S. A. Naber, J. van Leeuwen u. a.; die Latinisten Hofman-Peerlkamp (gest. 1825), J. Bake (gest. 1864), Boot u. a. Auch in der lateinischen Poesie haben sich von alters her die Niederländer zahlreich und mit Vorliebe versucht. Vgl. Neulateinische Dichter. Das Studium der orientalischen Sprachen wurde ebenfalls bereits im 17. Jahrh. gefördert und zwar vorzugsweise durch Th. **Erpenius** und J. **Golius**, der ein arabisches und persisches Wörterbuch herausgab, im 18. Jahrh. durch **Reland** (gest. 1718) und namentlich Albr. **Schultens** (gest. 1750), der den Nachweis der Verwandtschaft der semitischen Sprachen führte und darauf zuerst ein methodisches Studium derselben begründete. Aus seiner Schule gingen zahlreiche verdienstliche Orientalisten hervor, wie sein Sohn Joh. Jakob und sein Enkel Heinr. Albert Schultens, N. W. Schröder, E. Scheidius, Greeve, van der Palm und besonders Hamaker, denen sich später Roorda, Weyers, Juynboll, Uylenbroek und in jüngster Zeit Dozy, Land, de Goeje, Houtsma u. a. anreihten. Auch die Sprachen des Indischen Archipels fanden seit den letzten Jahrzehnten eifrige Pflege, vorzüglich bei P. J. Veth (gest. 1895) und namentlich das Javanische (Winter, Gericke, Cohen Stuart), das Malaiische (Pijnappel, de Hollander, van der Tuuk), das Makassarische und Bugi (Matthes, Niedermann), das Sundanesische (Oosting, Coolsma), das Kawi (van der Tuuk, C. Stuart, Kern), das Dajak (Hardeland); ebenso das Sanskrit (Kern, Speyer, Warren, Uhlenbeck, Caland), das Chinesische (Hoffmann, G. Schlegel, de Groot), das Japanische (Siebold, Hoffmann). Die Brüder Halbertsma förderten außerdem das Studium des Friesischen, P. J. Cosijn, W. L. van Helten, J. H. Gallee, B. Symons, R. C. Boer das Studium der altgermanischen Sprachen, während im 18. Jahrh. Lambert ten Kate (gest. 1731) und B. Huydecoper (gest. 1778), im 19. Jahrh. M. de Vries (gest. 1892), L. A. te Winkel (gest. 1868), E. Verwijs (gest. 1880), H. E. Moltzer (gest. 1895), J. Verdam, W. L. van Helten, J. te Winkel ihre Aufmerksamkeit der heimischen niederländischen Sprache zuwandten (vgl. Niederländische Sprache).

Das Feld der Geschichtschreibung wurde in den Niederlanden mit vielem Fleiß angebaut, doch kam dieselbe erst in den Befreiungskriegen über die chronikartige Berichterstattung früherer Jahrhunderte hinaus. Hauptgegenstand der historischen Darstellung war von Anfang an und blieb die vaterländische Geschichte, welche nach van Meteren und Bor der Dichter P. C. Hooft (gest. 1647) in seiner noch heute für klassisch geltenden Darstellung des Befreiungskampfes (»Nederlandsche Historien«, 1642—54) in der Landessprache behandelte. Ihm zunächst stehen des Hugo Grotius »Annales et historiae de rebus belgicis« (1657) und die geschichtlichen, ebenfalls lateinisch geschriebenen Werke des friesischen Geschichtsforschers Ubbo Emmius (gest. 1626). Weiter folgten Gerard Brandt (gest. 1685) mit seiner gefällig, aber sehr breit erzählten Geschichte der niederländischen Reformation (»Historie der reformatie«, 1671, 4 Bde.) und seiner trefflichen Biographie des Admirals de Ruyter (1680); Pieter Valckenier, der in seinem bekannten Werk »Verwerd Europa« ein Gemälde Europas zur Zeit Ludwigs XIV. in ermüdender Ausführlichkeit entwarf, und der Friese Lieuwe van Aitzema (gest. 1669), dessen Beschreibung der Ereignisse der Jahre 1621—1668 (»Zaken van staat en oorlog«) gar 16 Quartbände füllte. Bloße Kompilationen sind die Geschichtsdarstellungen von G. van Loon (»Aloude hollandsche historie«, 1734), van der Vynckt u. a. Dagegen gab Jan Wagenaar (gest. 1773) in seiner 21 Bände umfassenden »Vaderlandsche historie« eine erste Probe kritischer Geschichtsforschung und fand in Simon Stijl (gest. 1804), dem Verfasser von »Opkomst en bloei der vereenigde Nederlanden« (1774), worin zuerst eine philosophische Behandlung der Geschichte versucht wird, in Elias Luzac (gest. 1796), der eine erste ökonomische Geschichte der Niederlande (»Hollands Rijkdom«, 1780—83, 4 Bde.) schrieb, in J. W. te Water und Adriaan Kluit (gest. 1807), der in seiner »Historie der hollandsche staatsregering« vielleicht am tiefsten in den Geist und das Wesen der niederländischen Geschichte eindrang, würdige Nachfolger. Später schrieb der Dichter Bilderdijk (gest. 1831) eine umfangreiche »Geschiedenis des vaderlands«, die in absolutistischem Geist gehalten ist. Van Kampens Darstellung desselben Gegenstandes fand wegen ihrer gefälligen Form vielen Beifall. Inzwischen war durch die Arbeiten des Reichsarchivars H. van Wijn (gest. 1831) ein sehr nachhaltiger Anstoß zu eingehenderer Geschichtsforschung gegeben worden, welcher die Herausgabe mehrfacher Urkunden- und Quellensammlungen und zahlreicher darauf gestützter Monographien zur Folge hatte. Hervorzuheben sind davon vornehmlich Groen van Prinsterers »Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau« (1835—65, 15 Bde.), das Resultat unermüdlicher und gewissenhaftester Forschung, sowie die Arbeiten von Bakhuyzen van den Brink (gest. 1865), J. C. de Jonge (gest. 1853), J. Bosscha (gest. 1874), J. ter Gouw (gest. 1894), Th. Jorissen (gest. 1889) und unter den noch lebenden besonders von R. Fruin, S. Muller, P. L. Muller und P. J. Blok, dessen noch unvollendete »Geschiedenis van het nederlandsche volk« (seit 1892 erschienen) ein Meisterwerk historischer Forschung und Darstellung genannt werden darf. Andre Abschnitte der Weltgeschichte behandelten der französische Emigrant Basnage in seiner »Histoire des juifs depuis Jésus-Christ« (1716, 15 Bde.), M. Stuart in seiner »Romeinsche geschiedenis« (1792 ff., 30 Bde.); Dozy (gest. 1883) in der »Histoire des musulmans d'Espagne« (1861, 4 Bde.), während sich Ysbrand van Hamelsveld (gest. 1812, »Allgemeene geschiedenis der christelijke kerk«, 1799 ff., 26 Bde.), Willem Moll (»Kerkgeschiedenis van Nederland voor de hervorming«, 1864—71), C. J. Diest Lorgion (gest. 1876), J. G. de Hoop Scheffer (gest. 1894), Ae. W. Wybrands (gest. 1886) und J. G. R. Acquoy als Kirchenhistoriker einen Namen machten.

Auch die Litteraturgeschichte wurde fleißig behandelt, zunächst durch eine Reihe biographisch-kritischer Lexika, wie das noch heute wertvolle »Onomasticon literarium« von Saxe (Utr. 1775—1803, 8 Bde.), das »Biographisch en critisch woordenboek der nederlandsche dichters« von Witsen Geysbeek (Amsterd. 1821—27, 6 Bde.), das »Nieuw biographisch en critisch woordenboek van nederlandsche dichters« von van der Aa (das. 1844, 3 Bde.), das treffliche »Biographisch woordenboek der Nederlanden« (Haarl. 1852—77), »Vermomde en naamlooze schrijvers« (Leid. 1883—85) von van Doorninck u. a.; sodann in zusammenhängender Darstellung durch H. van Wijn (»Historische en lett. avondstonden«, 1800), Jeronimo de Vries (»Proeve eener geschiedenis der nederlandsche dichtkunde«, 1810, 2 Bde.), Willems (»Verhandeling over de nederduitsche taal en letterkunde«, 1819—24, 2 Bde.), van Kampen (»Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden«, Haag 1821—26, 3 Bde.), Siegenbeek (»Beknopte geschiedenis der nederlandsche letterkunde«, Haarl. 1826), in neuester Zeit besonders durch die Arbeiten von Jonckbloet (»Geschiedenis der midden nederlandsche dichtkunst«, Amsterd. 1851—54, 3 Bde.; »Geschiedenis der nederlandsche letterkunde«, 3. Aufl., Groning. 1881—86, 6 Bde.; deutsch, Leipz. 1870—1872, 2 Bde.), J. ten Brink (»Geschiedenis der noord-nederlandsche letteren in de XIX. eeuw«, Amsterd. 1888—89, 3 Bde.; »Geschiedenis der nederlandsche letterkunde«, das. 1895), J. te Winkel (»Geschiedenis der nederlandsche letterkunde«, Haarl. 1887 ff., 3 Bde.; »De ontwikkelingsgang der nederlandsche letterkunde«, das. 1896), G. Kalff (»Geschiedenis der nederlandsche letterkunde in de XVI. eeuw«, Amsterd. 1889, 2 Bde.). Litterarhistorische Monographien schrieben unter andern J. Scheltema (gest. 1835), Bakhuyzen van den Brink (gest. 1865), G. D. J. Schotel (gest. 1892), J. van Vloten (gest. 1883), Th. Jorissen (gest. 1889), A. Pierson, J. ten Brink, H. E. Moltzer (gest. 1895), Haverkorn van Rijsewijk, J. te Winkel, E. R. Wybrands, J. A. Worp, G. Kalff, R. A. Kollewijn.

In der Philosophie haben sich die Niederländer vorzüglich dadurch einen hohen Ruhm bei der Nachwelt erworben, daß ihr Land mehreren der originellsten und kühnsten Denker des Auslandes eine Freistatt bot: namentlich Descartes, der hier sein epochemachendes System ausbildete, und Bayle, der von Holland aus durch seinen in allgemein verständlicher Sprache dargelegten Skeptizismus zu vorurteilsfreier Forschung anregte. Die Philosophie des Descartes fand in den Niederlanden zahlreiche Anhänger, die, wie A. Heereboord, A. Geulings, Balth. Bekker, der Verfasser von »De betoverde wereld« (gest. 1698), seine Ideen verbreiteten und weiter zu entwickeln suchten. Der berühmteste der niederländischen Philosophen aber ist unstreitig Baruch Spinoza (s. d.). Die An-

griffe der Gegner auf Spinoza und den englischen Philosophen Hobbes, unter denen 's Gravesande (gest. 1742) den meisten Scharfsinn aufbot, gaben oft zu anregenden Diskussionen Anlaß; allein die Philosophie selbst fand dabei nur geringe Förderung. Später bemühten sich van Hemert und Kinker, die Kantsche Philosophie in Holland einzuführen; aber auch sie wurde weder in ihrer ganzen Tiefe erfaßt noch selbständig weitergeführt. Eingehendere Pflege fand die griechische Philosophie und zwar ebensowohl durch vortreffliche philologische Behandlung der Originalwerke wie durch selbständige Erzeugnisse im griechisch-philosophischen Geist, unter denen sich besonders die von Franz Hemsterhuis (gest. 1790) und van Heusde (gest. 1859) auszeichnen. Eine zusammenhängende Darstellung der Ästhetik versuchte H. van Alphen (gest. 1803). Als die bedeutendsten Philosophen der neuern Zeit sind Opzoomer (gest. 1892), van der Wijck und Spruyt zu nennen.

Die Theologie, jahrhundertelang in schwere Bande geschlagen, suchte diese im 16. Jahrh. allmählich zu lösen, nachdem die Reformation Anlaß zu freierer Schrifterklärung und zu fruchtbringender Polemik gegeben hatte. Der Bahnbrecher in dieser Richtung war wiederum Hugo Grotius, der »Annotationes in Vetus et Novum Testamentum«, 1644—50, veröffentlichte u. in seinem berühmten Buch »De veritate religionis christianae« zugleich eine vorzügliche Apologie des Christentums gab. Allein der unselige Streit der Gomaristen und Remonstranten oder Arminianer (s. d.) über die Prädestinationslehre, in welchem erstere, die Verteidiger des strengen calvinistischen Lehrbegriffs, die Oberhand behielten, sowie kurz darauf der Streit der Jansenisten in den südlichen Niederlanden traten bald jedem unbefangenen wissenschaftlichen Fortschritt hindernd entgegen. Verdienstlicher war die stille Thätigkeit der Bollandisten (s. d.), welche die »Acta Sanctorum« herausgaben. Eine freiere und wissenschaftlichere Auffassung der Theologie begann erst gegen Ende des 18. Jahrh. sich Bahn zu brechen, vorzugsweise durch die Thätigkeit von H. A. Schultens, Bosveld und dem Dogmatiker van Voorst, denen sich im 19. Jahrh. Borger, van Hengel, Holwerda, van der Palm, Muntinghe, Heringa ꝛc. anschlossen. Seit den letzten Jahrzehnten haben sich in der reformierten Kirche drei Parteien gebildet: die orthodoxe oder altcalvinistische, welche, von Abr. Kuyper gegründet, in der Freien Universität ihren Stützpunkt hat; die Vermittelungspartei, welche in den Utrechter Professoren Doedes und van Oosterzee (gest. 1882), und die sogen. moderne oder kritische Schule, welche in den Leidener Professoren Scholten (gest. 1885) und Kuenen (gest. 1891) ihre besten Wortführer fand; die sogen. Groninger Schule, mit Pareau (gest. 1866) und Hofstede de Groot (gest. 1886) an der Spitze, hat ihren frühern Einfluß eingebüßt. Die vergleichende Religionsgeschichte fand in Tiele und La Saussaye Bearbeiter.

Die Pflege der Rechtswissenschaft blühte in Holland namentlich nach der Mitte des 17. Jahrh. und trug nicht wenig zu der Anziehungskraft bei, welche die niederländischen Universitäten für die studierende Jugend des In- und Auslandes hatten. Gegenstand des Studiums war fast ausschließlich das römische Recht. Als die bedeutendsten Juristen jener Zeit sind Johann Voet (gest. 1714), Gerard Noodt (gest. 1725) nebst seinem Gegner Corn. van Bynkershoek (gest. 1743) und besonders Ant. Schulting (gest. 1754) zu nennen, von deren Schülern van de Keessel und der einer freiern, philosophischern Auffassung huldigende H. Const. Cras (gest. 1820) wieder Führer besonderer Schulen wurden. Das erste Handbuch des einheimischen Landrechts, das bis zum 19. Jahrh. als Leitfaden benutzt wurde, gab H. Grotius in seiner »Inleiding tot de hollandsche regtsgeleerdheid« (1631); auch ward derselbe durch seine berühmten Werke: »De jure belli et pacis« und »Mare liberum« Begründer des Staats- und Völkerrechts. Als Lehrer des kanonischen Rechts erwarb sich van Espen (gest. 1728) europäischen Ruf. Als bedeutende Staatsrechtslehrer der neuern Zeit sind Thorbecke (gest. 1872), nächst ihm J. de Bosch Kemper (gest. 1876), G. W. Vreede (gest. 1880) und J. Th. Buys (gest. 1893), als Nationalökonomen besonders de Bruin Kops (gest. 1887) und Vissering (gest. 1888) zu nennen. Für die Pflege der ältern niederländischen Rechte hat sich ein Verein gebildet unter Fruin, Pols, S. Muller, Fockema Andreae u. a., welchem viele schätzbare Arbeiten zu verdanken sind.

Von den überaus glänzenden Leistungen, deren sich die Niederländer endlich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Mathematik nebst den verwandten Disziplinen zu rühmen haben, seien nur einige der bedeutendsten Erscheinungen erwähnt. So erinnern wir an Vesalius, den Begründer der neuern Anatomie (gest. 1567), und die lange Reihe niederländischer Anatomen, die sich durch wichtige Entdeckungen (wie z. B. Swammerdam und Leeuwenhoek durch ihre mikroskopischen Beobachtungen) verdient gemacht haben; an den Reformator der Medizin, H. Boerhaave (gest. 1738), zu dessen berühmtesten Schülern van Swieten und der Schweizer Haller gehörten; an die zahlreichen und schätzenswerten Arbeiten der Niederländer auf dem Felde der Naturgeschichte (Botanik und Zoologie) namentlich im 18. Jahrh.; an die Mathematiker Ludolf van Ceulen (gest. 1610), der die sogen. Ludolfsche Zahl bestimmte, und Snell (gest. 1626), der die trigonometrische Methode der Meridianmessung erfand und das Gesetz der Strahlenbrechung entdeckte; an Christian Huygens (gest. 1695), gleich groß als Mathematiker, Astronom und Physiker, und van Swinden (gest. 1823), den Mitbegründer des metrischen Maßsystems; an G. Mercator (gest. 1594), der die nach ihm benannte geographische Projektion entwarf; an Jansen (um 1590), den Erfinder des Fernrohrs, und Cunäus (1746), den Erfinder der Leidener Flasche, ꝛc.

Die besten Werke über die Geschichte der niederländischen Litteratur sind oben (S. 969) erwähnt; außerdem seien genannt: L. Schneider, Geschichte der niederländischen Litteratur (Leipz. 1887); Mone, Übersicht der niederländischen Volkslitteratur älterer Zeit (Tübing. 1838); Hoffmann von Fallersleben, Übersicht der mittelniederländischen Dichtung (2. Aufl., Hannov. 1857); v. Hellwald, Geschichte des holländischen Theaters (Rotterd. 1874); Luc. Müller, Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden (Leipz. 1869).

Niederländischer Löwe, Orden, s. Löwenorden 6).

Niederländische Sprache, die in den heutigen Niederlanden und Belgien (dort aber neben dem Französischen) geltende Schriftsprache, ist in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. hervorgegangen aus den niederfränkischen Dialekten (s. Deutsche Sprache, S. 842). Man versteht darunter aber auch wohl die Gesamtheit der in den Niederlanden und den germanischen Teilen von

Belgien gesprochenen niederfränkischen, sächsischen und friso-fränkischen oder friso-sächsischen Mundarten. Das erste niederfränkische Sprachdenkmal ist ein Bruchstück einer Psalmenübersetzung aus dem 10. Jahrh. (die Altniederländischen, Karolingischen oder Wachtendonkschen Psalmen). Am Ende des 12. Jahrh. schrieb Heinrich van Veldeke in der südlimburgischen Mundart (s. Niederländische Litteratur, S. 964). Erst im 13. Jahrh. entwickelt sich eine reiche Litteratur, das sogen. Mittelniederländische oder Dietsche. Charakteristisch für die Sprache ist die Dehnung aller ursprünglich kurzen Stammvokale in offenen Silben, die schon mittelniederländisch vollzogen ist, während im gleichzeitigen Oberdeutschen die Kürze noch erhalten ist. In Bezug auf die Aussprache ist als das Wesentlichste zu bemerken: aa (mittelniederländisch ae) lautet stets wie a, oe wie u, au wie ou, eu (mittelniederländisch auch ue) wie ö, ij wie ei (mittelniederländisch noch wie î), u und uu wie ü, ui (am Ende des Mittelalters aus ü hervorgegangen) wie öu oder öi, ieu wie iew. Außerdem wird der Konsonant s immer scharf, z dagegen weich (wie norddeutsches s im Anlaut), sch wie s mit scharfer gutturaler Spirans (ch) gesprochen und v immer weich (wie norddeutsches w). Im Mittelniederländischen sind die dialektischen Unterschiede in der Schriftsprache noch deutlich zu bemerken: daher ein limburgisches, brabantisches, flandrisches und holländisches Dietsch. Seit dem Ausgang des 16. Jahrh. gewinnt die Sprache von Holland das Übergewicht und wird die Grundlage der heutigen Schriftsprache. Dies Ergebnis ist zum Teil der Amsterdamer Kammer der Rederijkers (s. Niederländische Litteratur, S. 965) zu verdanken und besonders den Bemühungen von Dirk Coornhert und Hendrik Spieghel. Von diesen Männern veranlaßt, erschien 1584 die erste Grammatik des Holländischen, die in der Folge großen Einfluß übte. Von wichtigen Schriften vor dieser Grammatik sind zu erwähnen: Plantins »Thesaurus theutonicae linguae Schat der nederduytschen sprake« (Antwerp. 1573) und Kiliaens »Etymologicum teutonicae linguae« (1599, beste Ausgabe 1777). In späterer Zeit erwarben sich Lambert ten Kate (s. d., 1674—1731) durch seine »Aenleiding tot de kennisse van het verhevene deel der nederduitsche sprake« (Amsterd. 1723, 2 Bde.) und Balthasar Huydecoper (s. d.) durch sein »Proeve van taal- en dichtkunde« (1730; beste Ausg. von Lelyveld und Hinlopen, 1786) und die neue Ausgabe von Melis Stokes »Rijmkronijk« (1772) ein bleibendes Verdienst sowie nach ihnen Clignett, Steenwinkel, Jan van Lilijveld, N. Hinlopen und A. Kluit. Im Sprachunterricht wirkte besonders van der Palm als Unterrichtsminister (1799—1806) ermunternd und fördernd, indem er unter anderm wesentlich zur Feststellung einer allgemein gültigen Rechtschreibung nach dem von Siegenbeek entworfenen System (»Verhandeling over de nederduitsche spelling«, Amsterd. 1804 u. ö.; »Woordenboek voor de nederduitsche spelling«, das. 1805) beitrug. An ihn schloß sich an Pieter Weiland, der außer einer ebenfalls offiziellen Grammatik (»Nederduitsche spraakkunst«, Amsterd. 1805) ein Wörterbuch: »Nederduitsch taalkundig woordenboek« (das. 1799—1812, 12 Bde.), herausgab, welches den gesamten niederländischen Sprachschatz umfaßt. Diese puristischen Bestrebungen fanden zwar manchen Widerspruch, namentlich von seiten Bilderdijks; doch waren die dadurch angeregten Erörterungen der weitern Ausbildung der Sprache nur förderlich. Später wurden den Sprachgelehrten Matthias de Vries (s. d.) und L. A. te Winkel (s. d.) von den Mitgliedern der »Taal- en letterkundige congressen«, welche seit 1849 jedes zweite oder dritte Jahr in einer der ersten Städte Belgiens oder der Niederlande abgehalten werden, eine neue Regelung der Orthographie und die Bearbeitung eines großen Wörterbuches der niederländischen Sprache aufgetragen. Sie veröffentlichten: »De grondbeginselen der nederlandsche spelling« (Leid. 1865), »Leerboek der nederlandsche spelling« (das. 1866) und »Woordenlijst voor de spelling der nederlandsche taal« (das. 1866). Die erste Lieferung des Wörterbuchs erschien 1866. Spätere Mitarbeiter waren E. Verwijs und P. J. Cosijn. Nach dem Tode von de Vries, L. A. te Winkel und Verwijs wird das Riesenwerk fortgeführt von A. Kluyver, J. W. Muller, A. Beets und W. L. de Vreese. Ein »Middelnederlandsch woordenboek« wird seit 1882 bearbeitet von J. Verdam, ein »Etymologisch woordenboek« vollendete J. Franck 1892. Der Sprachschatz des 17. Jahrh. ist (aber nicht vollständig) gesammelt worden von A. C. Oudemans (Wörterbücher zu Bredero, Leid. 1857, zu Hooft, das. 1868, und »Bijdrage tot een middel- en oudnederlandsch woordenboek«, Arnheim 1869—80, 7 Bde.). Deutsch-holländische Wörterbücher hat man von Kramer (5. Aufl., Gouda 1894), Mieg (4. Aufl., Bielef. 1887), Sicherer und Alkveld (Amsterd. 1886, 2 Bde.) und von Robolsky und van Huygen (Berl. 1896).

Die mittelniederländische Laut- und Formenlehre ist vorzüglich behandelt von J. Franck (»Mittelniederländische Grammatik«, Leipz. 1883) und W. L. van Helten (»Middelnederlandsche spraakkunst«, Groningen 1886). Eine »Proeve eener beknopte middelnederlandsche Syntaxis« schrieb F. A. Stoet (Haag 1889). Die Grammatik des 16. und 17. Jahrh. ist bearbeitet von W. L. van Helten (»Vondels taal«, Rotterd. 1881, 2 Bde.) und teilweise von A. C. Lubach, G. A. Nauta, J. B. Kolthof u. a. Neuniederländische Grammatiken schrieben unter andern: W. G. Brill (»Neerlandsche spraakleer, 4. Aufl. 1871; »Syntaxis«, 3. Aufl. 1871; »Stijlleer«, 2. Aufl. 1866), H. Kern (»Handleiding«, 7. Aufl., Amsterd. 1884), W. L. van Helten (»Kleine nederlandsche spraakkunst«, 6. Aufl., Groning. 1893), C. H. den Hertog (»Nederlandsche spraakleer«, Syntax, Amsterd. 1892), P. J. Cosijn und J. te Winkel (»Nederlandsche spraakkunst«, Etymologie, 8. Aufl., Haarl. 1893; Syntax, 6. Aufl., das. 1888). Zur Lautlehre: J. te Winkel »Grammatische figuren in het nederlandsch« (2. Aufl., Keulenb. 1884). Von holländischen Grammatiken für Deutsche nennen wir die von Gambs (4. Aufl., Frankf. 1880), Ahn (»Handbuch der holländischen Sprache«, Leipz. 1883; »Holländische Sprachlehre«, 19. Aufl., das. 1886), Reinhardstöttner (2. Aufl., Heidelb. 1871), Traut und van der Jagt (Leipz. 1888). Eine Geschichte der niederländischen Sprache schrieb zuerst A. Ypey (»Beknopte geschiedenis der nederlandsche taal«, Utr. 1812; 2. Bd., Groning. 1832); später J. Verdam (»De geschiedenis der nederlandsche taal in hoofdtrekken«, Leeuw. 1890) und J. te Winkel in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 1, S. 634 (Straßb. 1891). Das Hauptwerk für die niederländischen Mundarten ist Johan Winklers »Algemeen nederduitsch en friesch dialecticon« (Haag 1872, 2 Bde.). Molema verfaßte ein »Woordenboek der Groningsche volkstaal« (Winsum 1887), J. H. Gallee ein »Woor-

denboek van het Geldersch-Overijselsch Dialect« (Leid. 1895) und J. J. Boekenoogen »De Zaansche Volkstaal« (das. 1896). Taco H. de Beer redigierte von 1882—90 eine Zeitschrift: »Onze volkstaal« (3 Bde.), und gegenwärtig wird im Auftrag des »Aardrijkskundig genootschap« eine Sprachkarte der niederländischen Mundarten bearbeitet von J. te Winkel.

Niederländisch-Guayana, s. Guayana.

Niederländisch-Guinea, s. Guinea.

Niederländisch-Indien (Insulinde), die Besitzungen des Königreichs der Niederlande im Indischen Archipel (s. Karte »Hinterindien«), umfaßt mit Ausnahme einiger Teile sämtliche Inseln zwischen 6—11° 15′ südl. Br. und 95—141° östl. L. v. Gr., nämlich Sumatra mit Simalu, Nias und den Mentaweiinseln, den Rio Linga-Archipel, Bangka, Billiton, Java und Madura, Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Sumba, die Südwesthälfte von Timor, die Großen und Kleinen Molukken, Celebes, den Südteil von Borneo und die Westhälfte von Neuguinea (bis 141° östl. L.) mit allen Kütsteninseln, und zerfällt administrativ in folgende Abteilungen:

	QKilometer	QMeilen	Bevölkerung 1893
1) Java und Madura	131 523	2 388,6	24 642 985
2) Außenbesitzungen:			
Sumatras Westküste	82 330	1 495,2	1 274 900
Benkulen	24 437	443,8	199 400
Lampongsche Distrikte	29 365	533,3	130 700
Palembang	173 371	3 148,6	664 300
Ostküste von Sumatra	91 894	1 668,9	306 400
Atschin	53 218	966,5	440 700
Riau	42 420	770,4	97 900
Banka	11 585	210,4	83 400
Billiton	4 840	87,9	40 400
Westborneo	145 190	2 636,7	419 400
Süd- und Ostborneo	408 143	7 412,3	870 000
Celebes	128 473	2 333,2	608 500
Menado	57 541	1 045,0	588 400
Amboina	51 462	934,6	255 900
Ternate	89 189	1 619,8	108 500
Westliches Neuguinea	397 204	7 213,6	238 000
Timor	46 055	836,4	760 000
Bali und Lombok	10 522	191,1	1 348 200
Zusammen:	1 978 762	35 936,3	33 239 400

Unter dieser Zahl befanden sich nur 54,140 Europäer (davon 1183 Deutsche, 246 Franzosen, je 236 Belgier und Engländer, 187 Schweizer), 450,353 Chinesen und 21,442 Araber sowie 27,190 nicht eingeborne Orientalen. Die 518 öffentlichen Schulen wurden 1891 von 72,767 Kindern, die 258 Privat- und 250 Missionsschulen von 31,713, die 22,531 mohammedanischen Schulen von 340,276 Schülern besucht. Höhere Bürgerschulen gibt es in Batavia, Samarang und Surabaja, ein Gymnasium in Batavia. Es erscheinen gegen 20 Zeitungen, darunter »Het Bataviasche Nieuwsblad«, »Het Bataviasche Handelsblad«, »De Javabode« in Batavia und »De Locomotief« in Samarang. Herrschende Religion ist der Islam. Es arbeiteten hier 1891 nicht weniger als 96 Missionsgesellschaften (11 niederländische) mit 272,500 Heidenchristen. Hauptprodukte, die zur Ausfuhr kommen, sind in Millionen Gulden: Zucker 71, Kaffee 37,6, Tabak 30,2, Zinn 12, Pfeffer 3,2, Reis 3,1, Rotang 2,6, Kopra 2,4, Häute 2,3, Indigo 2,2, Muskatnüsse 1,96. Der Handel wird gefördert durch schiffbare Flüsse und zahlreiche Häfen; 1893 betrug die Einfuhr 177,36, die Ausfuhr 192,43 Mill. Gulden, der Schiffsverkehr im Eingang 4347 Fahrzeuge von 3,870,000 cbm, davon 2946 Dampfer von 3,340,000 cbm. Die ostindische Handelsflotte zählte 1893: 1890 Schiffe von 233,809 cbm Gehalt. Die Eisenbahnen hatten 1895 auf Java eine Länge von 1476 km (im Bau 296 km), auf Sumatra von 280 km (im Bau 33 km). Die Post beförderte durch 1297 Ämter im innern Verkehr 8,671,842, im äußern Verkehr 7,925,823 Sendungen; die 278 Telegraphenämter bei 6882 km Staatslinien mit 10,542 km Drahtlänge und 1447 km Kabel 564,334 Depeschen. Früher lieferte N. große Überschüsse in die holländische Staatskasse, seit einer Reihe von Jahren haben die Budgets aber regelmäßig mit Defizits abgeschlossen; 1895 betrugen die Einnahmen 128,041,045, die Ausgaben 138,431,354 Gulden; es ergab sich somit ein Defizit von 10,390,309 Gulden. Die Einnahmen fließen vornehmlich aus dem Verkauf von Kaffee, Zinn, Chinarinde, aus der Verpachtung des Opiumertrags, Zöllen, Grundsteuer, Salzsteuer, Eisenbahnen ɩc.

Münzwesen. Es herrscht Silberwährung: 1 Dollar von 100 Cent = 2½ Gulden oder 4,25 Mk. enthält 23,625 g reines Silber (Gesetz vom 26. Nov. 1847). Amtlich wird nur nach Gulden (Roepije oder engl. Guilder) = 100 Deut (Duiten) gerechnet. Geprägt werden Silbermünzen im Werte von 2½, 1 und ½ Gulden, Scheidemünzen seit 1855 zu 25, 10 und 5, Kupfermünzen zu 2½, 1 und ½ Deut. Im Kleinhandel sind chinesische Käsch, hier Pitje genannt, auf Sumatra der altspanische Piaster = 16 Bos oder Schnüren von 500 Kipping (Pitjes) gebräuchlich. Maße und Gewichte sind amtlich die niederländischen, doch mißt man Zeug teilweise mit der Brabanter Elle zu ¾ engl. Yard = 68,58 cm, der Covid von Amboina = 46,058 cm. Wegemaß ist der Paal von 1506,94 m, Feldmaß das Jonke von 4 Bau = 2,839 Hektar, Gold- und Silbergewicht die altholländische Mark von 9 Reals = 246,084 g. Als Handelsgewicht dient hauptsächlich der Pikul von 100 Katjes = 61,521 kg, in Amboina = 59,06 kg, für große Mengen das Kojang mit örtlich ungleicher Anzahl von Pikuls; das Katje oder Kätti setzt man häufig = 1⅓ engl. Pfund oder 604,79 g.

Der über ganz N. stehende Generalgouverneur wird von dem König der Niederlande auf fünf Jahre ernannt; ebenso wird der Rat von Indien vom König ernannt. Der Generalgouverneur residiert in Batavia und Buitenzorg. An der Spitze der einzelnen Gouvernements, Residentschaften und Assistent-Residentschaften stehen niederländische Beamte, welche auch die Aufsicht über die ihnen nächstliegenden Vasallenländer und Bundesstaaten ausüben. Die ostindische Armee wird ausschließlich durch Anwerbung ergänzt; sie bestand 1894 aus 1377 Offizieren u. 33,403 Mann; unter den letztern waren 13,593 Europäer, 57 Afrikaner und 19,753 Eingeborne. Außerdem bestehen Kolonialreserven, indische Korps ɩc. in Stärke von 8775 Mann, darunter 4780 Eingeborne. Die Flotte besteht aus 19 Fahrzeugen von 13,882 Ton. mit 14,433 Pferdekräften u. 114 Geschützen, nebst 2 Wachtschiffen und 3 Schiffen für den hydrographischen Dienst. Vgl. van der Lith, Nederlandsch Oostindie (2. Aufl., Leid. 1892); »Jaarcijfers Kolonien 1891 en vorige jaren« (Haag 1893); Pleyte, Nederlandsch Kolonial Centraalblad (seit 1894); »Encyclopaedie van Nederlandsch-Indië« (hrsg. von van der Lith und Spaan, Haag 1895 ff.); Dornseiffen, Atlas van Nederlandsch Oost- en West-Indië (4. Aufl., Amsterdam 1894 ff.).

[Geschichte.] Die Sperrung ihres Handels mit Spanien durch Philipp II. nötigte die Niederländer seit dem

Ende des 16. Jahrh. selbst nach Ostindien zu fahren. Die Fahrt Houtmans (s. d.) 1596 gab den Anlaß zur Errichtung mehrerer Handelsgesellschaften, welche sich 29. März 1602 zur Ostindischen Kompanie vereinigten (s. Handelskompanien). 1609 ernannte diese den ersten Generalgouverneur Both für ihre damals hauptsächlich auf den Molukken gelegenen Niederlassungen; unter seinen Nachfolgern war Coen (s. d.) der berühmteste. Den Spaniern und Portugiesen entriß die Kompanie fast alle ihre Besitzungen im Archipel, 1641 unter van Diemen auch Malakka; die Engländer behaupteten sich nur in Sumatra. Auch aus Vorderindien wurden die Portugiesen beinahe gänzlich vertrieben und Ceylon größtenteils erobert. Hauptstadt der niederländischen Besitzungen im Osten (de Oost) wurde das 1619 gegründete Batavia. Auf Java erforderte namentlich die Unterwerfung der Reiche Bantam und Mataram unter niederländischen Einfluß langwierige Kämpfe. Schon im 18. Jahrh. aber geriet die Ostindische Kompanie in Verfall infolge der überhandnehmenden Konkurrenz Englands und Frankreichs und der Erschlaffung der niederländischen Thatkraft. Grobe Mißbräuche in der Verwaltung, Untauglichkeit der Beamten, die rücksichtslose Ausbeutung der Eingebornen und die rasch zunehmende Einwanderung von Chinesen bedrohten sehr ernstlich den Bestand der holländischen Macht in Indien. Vergeblich suchte sich der Generalgouverneur Valckenier 1740 durch einen großen Chinesenmord dieser unbequemen Eindringlinge zu entledigen. Die Erhebung des Erbstatthalters zum Generaldirektor der Kompanie (1748) nützte nichts. Im Frieden mit England 1784 mußte sie Negapatam, den Hauptsitz des vorderindischen Handels, abtreten. Als 1795 die Niederlande von den Franzosen erobert und in eine mit Frankreich verbündete batavische Republik verwandelt wurden, eroberten die Engländer fast ganz N.; nur Java verblieb der Kompanie, die 1800 aufgehoben wurde. Ihre Besitzungen wurden vom Staat übernommen und ein Rat der asiatischen Besitzungen eingesetzt. Im Frieden von Amiens 1802 mußte Ceylon an England abgetreten werden. Als der Krieg von neuem ausbrach, rissen die Engländer ein Land nach dem andern, 1811 auch Java, an sich, gaben aber gemäß der Konvention von London (13. Aug. 1814) die eroberten Lande außer Ceylon zurück. Im Juni 1816 übernahmen die niederländischen Regierungskommissare die Kolonien von den englischen Beamten. Ein neuer Vertrag mit England vom 17. März 1824 öffnete den Archipel dem englischen Handel und überließ Malakka den Engländern, wofür Sumatra den Niederländern verblieb. Gleichzeitig wurde für den Transport der indischen Produkte die Niederländische Handelsgesellschaft (Handelsmaatschappij) gegründet. 1825 brach in Java ein großer Aufstand gegen die niederländische Herrschaft, die sich unter dem Generalgouverneur van der Capellen verhaßt gemacht hatte, aus und konnte erst 1830 vom General de Kock unterdrückt werden. Der Generalgouverneur van den Bosch führte darauf das sogen. Kultursystem (Kultuurstelsel) in N. ein, das seit 1840 der Staatskasse reiche Erträge zuführte, aber wegen seiner eigennützigen Härte von den Liberalen seit 1848 bekämpft und von Thorbecke 1865 wieder abgeschafft wurde. Inzwischen wurde das unmittelbar unter der niederländischen Regierung stehende Gebiet auf Sumatra, Borneo und Celebes immer weiter ausgebreitet, 1846—49 wurde die Insel Bali, 1895 Lombok unterworfen. Vgl. Valentyn, Oudt en Nieuw Oostindie (Amsterd. 1726, 5 Bde.); de Jonge, Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indie (Haag u. Amsterd. 1862—88, 13 Bde.); Meinsma, Geschiedenis van de Nederl. Oost-Indische bezittingen (Haag 1872—75, 2 Bde.); Tiele, Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indie (das. 1887 ff.); Pierson, Het Kultuurstelsel (Amsterd. 1868); Hooijer, De krijgsgeschiedenis van Nederl.-Indië van 1811 tot 1894 (Batavia 1896).

Niederländisch-ostindische Kompanie, s. Handelskompanien.

Niederlangenau, Badeort, s. Langenau 3).

Niederlassungsfreiheit, der Grundsatz, wonach sich jedermann an jedem Orte vorübergehend oder dauernd aufhalten kann, wo er eine eigne Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im stande ist. Die N. besteht innerhalb des Deutschen Reiches für alle Reichsangehörigen; ebenso in Österreich. S. Freizügigkeit.

Niederlausitz, s. Lausitz.

Niederloire (Loire-Inférieure), franz. Departement, s. Loire, S. 459.

Niederlößnitz, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Neustadt, in der sogen. Lößnitz, unmittelbar bei Kötzschenbroda, hat eine Kur- u. Naturheilanstalt, ein Elektrizitätswerk, Schaumweinfabrikation, Weinbau, Gärtnerei und (1895) 3711 Einw.

Niederlothringen, s. Lothringen, S. 512.

Niederlungwitz, s. Oberlungwitz.

Niedermarsberg, s. Marsberg 2).

Niedermendig, Dorf im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Mayen, an der Linie Andernach-Mayen der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, bedeutende Mühl- und Werksteinbrüche im bis 23 m mächtigen Lager von Basaltlava, viele Bierbrauereien, deren Keller sich in den 20—30 m tiefen, nur etwa 3° warmen Gängen der Steinbrüche befinden, 3 Mineralbrunnen, Fabrikation flüssiger Kohlensäure, mechanische Werkstätten und (1895) 3102 meist kath. Einwohner.

Niedernau, Badeort im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg, am Neckar und an der Linie Plochingen-Villingen der Württembergischen Staatsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, bittersalzhaltige Mineralquellen, die gegen Verschleimungen, Unterleibsleiden, Rheumatismus und Krankheiten der Atmungs- und Geschlechtsorgane empfohlen werden, und (1895) 403 Einw. Nahebei eine Burgruine.

Niederndodeleben, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Wolmirstedt, an der Schrote u. der Linie Magdeburg-Börssum der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Zuckerfabrik, 2 Zichoriendarren, 2 Dampfziegeleien u. (1890) 2255 Einw.

Niederneuendorfer Kanal, Schiffahrtskanal im Havelgebiet im preuß. Kreise Osthavelland, verläßt den Havelsee bei Niederneuendorf, hat eine Länge von 15,2 km, eine mittlere Tiefe von 1 m u. schließt sich bei Brieselang an den Havelländischen Großen Hauptkanal.

Niederneukirch, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Bautzen, an der Wesenitz, Knotenpunkt der Linien Bischofswerda-Zittau und Schandau-Bautzen der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Eisengießerei u. Maschinenfabrikation, Weberei, Druckerei, Färberei, Garnbleicherei, ein Dampfsägewerk, Mahl- u. Schneidemühlen und (1895) 2356 Einw. N. wird als Sommerfrische besucht. In der Nähe liegt Oberneukirch (s. d.). Nordwestlich der Hohe Hahn (445 m), nordöstlich der Picho oder Belzberg (499 m) und südlich der Falkenberg (Valtenberg, 606 m) mit Turm und Wirtshaus, alle mit schöner Aussicht.

Niedernhall, Stadt im württemberg. Jagstkreis, Oberamt Künzelsau, am Kocher, hat eine evang. Kirche, Jacquardweberei, eine Salzquelle und (1895) 1295 evang. Einwohner. Dazu der Weiler Hermersberg mit fürstlich Hohenloheschem Jagdschloß und 40 Einw.

Niedernhausen, Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Untertaunuskreis, im Taunus, Knotenpunkt der Linien Frankfurt a. M.-Limburg und Wiesbaden-N. der Hessischen Ludwigsbahn, 276 m ü. M., hat einen Eisenhammer, Pulver- und Papiermühlen und (1895) 663 Einw.

Niederoderwitz, Dorf in der sächs. Kreish. Bautzen, Amtsh. Zittau, mit Station Oberoderwitz Knotenpunkt der Linien Löbau-Zittau und Eibau-Oberoderwitz der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Leinweberei, Bleicherei und (1895) 2513 Einw.

Niederolm, Dorf in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, an der Selz und an der Linie Mainz-Wahlheim der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, Weinbau und (1895) 1763 Einwohner.

Niederorschel, Flecken im preuß. Regbez. Erfurt, Kreis Worbis, an der Ohne und der Linie Nordhausen-Münden der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, mechanische Buntweberei, Hausweberei in Shoddywaren und (1895) 2290 Einw.

Niederösterreich, s. Österreich unter der Enns.

Niederösterreichische Alpen, nordöstlichster Teil der Ostalpen, zu der nördlichen Kalkalpenzone gehörig, wird im W. durch die Enns, im S. durch die Salza, Mürz, Fröschnitz und den Semmeringpaß, im O. durch das Wiener Becken begrenzt, geht im Norden in das niederösterreichische Hügelland über und gehört zum größten Teil zu Niederösterreich. Das Gebirge hat im SO. seine höchsten Erhebungen, erreicht aber nirgends die Schneegrenze. Es umfaßt eine Reihe meist plateauartiger Bergstöcke, und zwar von W. nach O.: die Voralpe bei Altenmarkt an der Enns (1769 m), die Gößlinger Alpen mit dem Hochkar (1809 m), die Kräuterin mit dem Hochstadel (1920 m), den Dürrenstein (1877 m), den Ötscher (1892 m), die Tonionalpe bei Mariazell (1700 m), die Schneealpe (1904 m), die Raxalpe (2009 m), den Göller (1761 m), den Gippel (1667 m), den Schneeberg (s. d.), die höchste Erhebung der ganzen Gruppe, 2075 m, das Traisengebirge mit der Reisalpe (1398 m), den Unterberg (1341 m), endlich den Wiener Wald (s. d.) mit dem Schöpfel (893 m) und dem Kahlengebirge (s. d., 542 m), als dem äußersten nordöstlichen Ausläufer gegen die Donau. S. Karte »Österreich unter der Enns«.

Niederplanitz, Dorf in der sächs. Kreis- u. Amtsh. Zwickau, hat 2 evang. Kirchen, eine davon mit Gemälden von Lukas Cranach, Steinkohlenbergbau und (1895) 9893 Einw. Die früher hier auf einem seit 1641 brennenden Steinkohlenflöz betriebene schwunghafte Treibhausgärtnerei hat infolge Rückganges des Brandes aufgehört.

Niederpyrenäen (Basses-Pyrénées), Departement im südwestlichen Frankreich, aus den Landschaften Béarn, Niedernavarra, Soule und Labourd gebildet, grenzt im Norden an das Depart. Landes, im O. an Gers und Oberpyrenäen, im S. an Spanien und im W. an den Atlantischen Ozean und umfaßt 7712 qkm (140,1 QM.). An der spanischen Grenze erheben sich die Pyrenäen, welche im SO. im Pic du Midi d'Ossau (2885 m) die größte Höhe erreichen, gegen W. rasch an Höhe abnehmen und in das Innere des Landes nur niedrige Vorberge entsenden. Das Departement gehört fast ganz zum Flußgebiet des Adour, welchem von hier aus der Luy, der Gave de Pau mit dem Gave d'Oloron, die Bidouze und die Nive zufließen. Sonst sind die Küstenflüsse Nivelle und Bidassoa (Grenzfluß gegen Spanien) zu nennen. Im Gebirge gibt es mehrere kleine Seen. Das Klima ist nach der Höhenlage verschieden, im allgemeinen aber mild und reich an Niederschlägen (84—145 cm jährlich). Die Bevölkerung betrug 1891: 425,027 Seelen (55 auf 1 qkm), darunter etwa 116,000 Basken; sie vermindert sich durch Auswanderung (gegen 1886 um 7972 Bewohner). Von der gesamten Oberfläche kommen 1614 qkm auf Äcker und Gärten, 1083 auf Wiesen, 222 auf Weinberge, 1614 auf Wälder, 2246 auf Heide- und Weideland. Bodenprodukte sind: Getreide, hauptsächlich Mais (1893: 1,017,900 hl) und Weizen (1894: 609,840 hl), ferner Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Flachs, Kastanien, Obst und Südfrüchte, Wein (1894: 276,000 hl), Futterrüben ꝛc. und Bauholz. Das ausgedehnte Weideland begünstigt die Viehzucht, insbes. die Zucht von Rindern (151,422 Stück), Schafen (467,770 Stück) und Schweinen (85,730), welch letztere die berühmten Bayonner Schinken liefern. Die Pferde (24,870) sind wegen ihrer Lebhaftigkeit und Ausdauer geschätzt; auch die Bienen- und Geflügelzucht ist sehr verbreitet. Das Mineralreich liefert Steinsalz, Granit, Kalkstein und Marmor, Torf, Eisen- und Kupfererz. Unter den zahlreichen warmen und kalten Mineral- und Salzquellen nehmen Eaux-Bonnes und Eaux-Chaudes die erste Stelle ein. Die Industrie ist von geringer Bedeutung und erstreckt sich nur auf Papier, Leder, Wirkwaren, Schokolade u. a. Lebhaft ist dagegen der Handel. Das Departement zerfällt in fünf Arrondissements: Bayonne, Mauléon, Oloron, Orthez, Pau. Hauptstadt ist Pau. Vgl. Raymond, Dictionnaire topographique du département des Basses-Pyrenées (Par. 1863).

Niederrabenstein, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, hat eine evang. Kirche, Fabrikation von wollenen und baumwollenen Handschuhen u. Strumpfwaren, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei, Ziegelbrennerei, Kalkbrüche u. (1895) 2433 Einw.

Niederrad, Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Landkreis Frankfurt a. M., Knotenpunkt der Linien Mainz-Frankfurt a. M., N.-Griesheim und Frankfurt a. M.-N. der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Oberförsterei (für den Frankfurter Stadtwald), Seidenhut- u. Wachstuchfabrikation u. (1895) 6305 Einw., davon 2013 Katholiken.

Nieder-Ramstadt, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Darmstadt, an der Modau, im Odenwald und mit Station N.-Traisa an der Linie Darmstadt-Heubach der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine evang. Kirche, eine Erziehungsanstalt für Mädchen, eine Oberförsterei, einen Basaltsteinbruch (130 Arbeiter), Papierfabrikation, viele Mühlen und (1895) 1389 Einwohner.

Niederrhein (Bas-Rhin), früheres franz. Departement, umfaßte den nördlichen Teil des Elsaß und einige Stücke von Lothringen, im ganzen 4550 qkm (82,7 QM.) mit (1866) 588,970 Einw., und hatte Straßburg zur Hauptstadt. Es fiel durch den Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 vollständig an Deutschland (s. Elsaß-Lothringen).

Niederrheinischer Kreis (Kurrheinischer Kreis), ehemaliger Kreis des Deutschen Reiches, auf beiden Seiten des Rheins, umfaßte die Kurpfalz, die Erzstifte Mainz, Trier und Köln, das Fürstentum

Arenberg, die Deutschordensballei Koblenz, die Herrschaft Beilstein, die dem Fürsten von Nassau-Dietz gehörte, die Grafschaft Nieder-Isenburg und das Burggrafentum Rheineck im Besitz der Grafen von Sinzendorf. Das Direktorium führte Kurmainz. Da im Frieden von Lüneville 1801 der linksrheinische Teil an Frankreich fiel, wurde der Rest mit dem oberrheinischen Kreis vereinigt.

Niedersächsisch-dänischer Krieg (1625—29), s. Dreißigjähriger Krieg. [S. 842.

Niedersächsische Mundart, s. Deutsche Sprache,

Niedersächsischer Kreis (Niedersachsen), der nach der Nordsee zu liegende Teil des Landes der alten Sachsen, war der sechste der zehn Kreise des alten Deutschen Reiches und schon 1500 eingerichtet. Er umfaßte folgende Lande: die Erzstifter Magdeburg und Bremen, die Stifter Halberstadt, Hildesheim u. Lübeck, die Fürstentümer Lüneburg oder Celle, Grubenhagen, Kalenberg und Wolfenbüttel, die Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Güstrow, Holstein nebst der Landdrostei Pinneberg und der Stadt Altona sowie Sachsen-Lauenburg, die Fürstentümer Schwerin, Ratzeburg und Blankenburg, die Grafschaft Ranzau, die Städte Lübeck, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg und Bremen. Auf den Kreistagen führten abwechselnd Magdeburg u. Bremen das Direktorium.

Niederschlag (Präzipitat), s. Fällung.

Niederschlag, atmosphärischer, jede Form der Ausscheidung von Wasser aus der Atmosphäre: Tau, Reif, Rauhfrost, Glatteis, Nebel, Regen, Schnee, Graupeln, Hagel.

Niederschlagende Mittel, Mittel zur Beschwichtigung von Aufregung des Gefäß- und Nervensystems, wie solche nach Erhitzung, Schreck, Ärger ꝛc. zu entstehen pflegt. Dazu gehören Zuckerwasser, verdünnte Pflanzensäuren sowie Brausepulver. Das niederschlagende Pulver (Pulvis temperans sive refrigerans), aus 1 Teil Salpeter, 3 Teilen Weinstein, 6 Teilen Zucker (½—1 Theelöffel in Wasser gelöst), sollte nur auf ärztliche Anordnung gebraucht werden.

Niederschlagsarbeit, die Zerlegung von Schwefelmetallen (Schwefelblei, Schwefelantimon, Schwefelwismut, Schwefelsilber ꝛc.) durch Eisen in Schmelzhitze, wobei die Metalle (Blei, Antimon, Wismut, Silber ꝛc.) unter Bildung von Schwefeleisen (Stein) abgeschieden werden. Auch die beim Verschmelzen von Fahlerzen absichtlich bewirkte Speisebildung.

Niederschlagung, soviel wie Abolition (s. d.); im Rechnungswesen die Verfügung, wodurch ein Posten als uneinbringlich in Wegfall gebracht (kaduziert) wird.

Niederschlesisches Steinkohlengebirge, s. Waldenburger Gebirge.

Niederschönenfeld, Dorf im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Neuburg a. D., am Einfluß des Lech in die Donau, hat ein ehemaliges, 1244 gestiftetes Cistercienserkloster (1849 aufgehoben, seit 1862 Gefängnis für jugendliche Verbrecher), eine schön restaurierte Klosterkirche und (1895) 402 Einw.

Niederschönhausen, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Niederbarnim, Vorort und beliebte Sommerfrische bei Berlin, hat ein königliches Schloß mit Park, einst Wohnsitz der Gemahlin Friedrichs II., Landwirtschaft und Gärtnerei und (1895) 3087 Einw.

Niedersee, langgestreckter, halbkreisförmig gewundener See in der Johannisburger Heide, im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Johannisburg, 116 m ü. M., steht beim Bahnhof Rudczanny mit dem Beldahn- und durch diesen mit dem Spirdingsee in Verbindung.

Niederseine (Seine-Inférieure), franz. Departement, s. Seine.

Nieder-Selters, Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis Limburg, an der Ems und der Linie Frankfurt a. M.–Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, Thongruben und (1895) 1386 Einw. Hier entspringt der weltbekannte alkalisch-muriatische Säuerling von 15°, der das berühmte Selterserwasser liefert. Das Wasser enthält in 1000 Teilen: 1,237 doppeltkohlensaures Natron, 0,444 doppeltkohlensauren Kalk, 0,308 doppeltkohlensaure Magnesia, 0,004 doppeltkohlensaures Eisen, 0,004 doppeltkohlensaures Mangan, 0,018 Chlorkalium, 2,335 Chlornatrium, 0,046 schwefelsaures Kali, 2,235 freie Kohlensäure ꝛc. Es wird zur Trinkkur bei chronischem Katarrh der Luftwege, des Magens und Darmkanals, der Gallenwege und der Blase, daneben auch als erfrischendes Getränk angewendet. Die Quelle zu N. wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. entdeckt, im Dreißigjährigen Kriege wieder verschüttet und blieb nach ihrer Wiederauffindung noch lange wenig geachtet, bis sie im 19. Jahrh. ihren Weltruf erlangte. Von 1803—66 war sie nassauisches Kammergut, gegenwärtig gehört sie dem preußischen Fiskus. Der jährliche Versand beträgt ca. 4 Mill. Flaschen und Krüge. Vgl. Jacobus Theodorus, Der neue Wasserschatz (1882); Großmann, Die Heilquellen des Taunus (Wiesb. 1887).

Niedersprockhövel, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Schwelm, an der Ruhr und der Linie Barmen–Hattingen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Steinkohlen- u. Eisensteinbergbau und (1890) 2025 Einw.

Niedersteigende Zeichen (absteigende Zeichen), in der Astronomie die sechs Zeichen des Tierkreises: Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, welche die Sonne im Sommer und Herbst durchläuft; vgl. Ekliptik.

Niederstetten, Stadt im württemberg. Jagstkreis, Oberamt Gerabronn, an der Linie Crailsheim–Mergentheim der Württembergischen Staatsbahn, 314 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Friedhofskapelle aus dem 13. Jahrh. (jetzt restauriert), ein Schloß, eine Realschule, Weinbau, Vieh- u. Pferdemärkte und (1895) 2014 Einw., davon (1890) 288 Katholiken und 188 Juden.

Niederstotzingen, Stadt im württemberg. Donaukreis, Oberamt Ulm, an der Linie Aalen–Ulm der Württembergischen Staatsbahn, 474 m ü. M., hat eine Simultankirche, ein Schloß mit schönem Park und (1895) 1109 Einw., davon (1890) 482 Katholiken.

Niederung, Kreis im preuß. Regbez. Gumbinnen; Kreisort ist Heinrichswalde.

Niederungen (Tiefländer), die meist direkt an das Meer sich anschließenden, landeinwärts sich allmählich als schiefe Ebene, wohl auch in einzelnen Terrassen bis zu einer ungefähren Meereshöhe von 300 m erhebenden Länderstrecken, mitunter von einzelnen Landrücken durchzogen oder von isolierten Bergen besetzt. Sehr häufig tragen die N. (namentlich infolge einer besondern Flora) einen einförmigen Charakter, so die Heiden, die ungarischen Pußten, die russischen Steppen, die sibirischen Tundren ꝛc. Vgl. Ebene, Steppe und Wüste.

Niederwald und **Niederwaldbetrieb,** s. Ausschlagwald und Forstbetriebsarten.

Niederwald, das westliche Ende des Taunus, ein mit prächtigen Buchen u. Eichen gekrönter Bergrücken im preuß. Regbez. Wiesbaden, zwischen Wisper und

Rhein, Bingen gegenüber, in der Rossel 343 m hoch, mit schöner Aussicht über den Rheingau. An seinem Abhang liegen längs des Rheins die Weinberge von Rüdesheim und Aßmannshausen. Auf dem N., Bingen gegenüber, wurde 28. Sept. 1883 das Nationaldenkmal für den Krieg von 1870/71 enthüllt. Dasselbe, ein Werk des Dresdener Bildhauers Schilling, trägt auf einem durch Reliefs und allegorische Figuren geschmückten Sockel von 25 m Höhe die 10,6 m hohe Gestalt der Germania aus Bronze (s. Abbildung bei »Germania«). Zum Denkmal führt von Rüdesheim eine Zahnradbahn, eine zweite von Aßmannshausen bis zu dem in der Nähe befindlichen Jagdschloß. Die für den Tag der Enthüllung von den Anarchisten geplante Dynamitexplosion mißlang wegen des feuchten Wetters; die beiden Hauptschuldigen, Reinsdorf und Küchler, wurden im Februar 1885 in Halle hingerichtet. Vgl. Schrattenholz, Der N. mit dem Nationaldenkmal (Zürich 1885).

Niederwald-Deputierten-Konvent (N. D. C.), die Vereinigung der an den technischen Hochschulen Deutschlands bestehenden Burschenschaften, hält alljährlich Zusammenkunft auf dem Niederwald.

Niederwall (Fausseбraie), s. Festung, S. 348, und Faussebraie.

Niederwat, Kleidungsstück, s. Bruch, S. 547.

Niederwildungen (Wildungen), Stadt und besuchter Badeort im Fürstentum Waldeck, Kreis der Eder, an der Linie Wabern-N. der Preußischen Staatsbahn, 228 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, die erstere mit schönen Denkmälern der Grafen Samuel, Josias und des Fürsten Karl, ein Schloß (Wohnsitz des Prinzen Heinrich zu Waldeck und Pyrmont), eine Realschule, eine Präparandenanstalt, ein Waisenhaus, ein Kreisamt, ein Amtsgericht, eine Forstinspektion, eine Spezialkommission, Versand von Mineralwasser (1894: 800,000 Flaschen) und (1895) 2997 Einw., davon (1890) 44 Katholiken und 103 Juden. Die Mineralquellen, acht an der Zahl, sind alkalisch-erdige Säuerlinge von 10—11,5° Temperatur und werden vorzugsweise bei Blasenkatarrh, Nierenleiden u. Steinbildung gebraucht, gegen ersteres Leiden wird vorzugsweise die Viktorquelle, gegen die letztere die Helenenquelle verwandt. Eine der Helenenquelle an Wirkung ähnliche ist die in Privatbesitz befindliche Königsquelle. Das Bad liegt 20 Minuten vom Städtchen entfernt; es war bereits im 15. Jahrh. besucht, geriet in Vergessenheit und hob sich erst wieder seit 1856. Die Zahl der Kurgäste betrug 1895: 5143. Vgl. Stöcker, Bad Wildungen (11. Aufl. von Marc, Arolsen 1891); »Führer für das Bad Wildungen« (15. Aufl., Wildungen 1893); Severin, Führer in die Umgegend von Bad Wildungen (3. Aufl. 1894).

Niederwürschnitz, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, an der Würschnitz, hat Maschinenfabrikation (für Landwirtschaft und Bergbau), Strumpfnäherei, Steinkohlenbergbau und (1895) 3467 Einw.

Nieder-Wüstegiersdorf, Dorf im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Waldenburg, im obern Weistritzthal, am Eulengebirge, mit Station Wüstegiersdorf an der Linie Kohlfurt-Glatz der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, Kammgarnspinnerei, mechan. Wollweberei, Leinweberei, Färberei, Druckerei, Appreturanstalt u. (1895) 3555 Einw., davon 889 Katholiken.

Niederzwehren, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Kassel, in schöner Gegend unweit der Fulda und an der Linie Kassel-Waldkappel der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Elektrizitäts- und Wasserwerke der Stadt Kassel und (1895) 2416 Einw.

Niederzwönitz, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, an der Zwönitz, mit Station Zwönitz Knotenpunkt der Linien Chemnitz-Aue-Adorf und Stollberg-Zwönitz der Sächsischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Strickerei, Weberei, Strumpfwirkerei, Spitzenklöppelei, Holzschleiferei, ein Sägewerk, Pappenfabrikation und (1895) 2597 evang. Einwohner.

Niedlich ist das wohlgefällige Kleine, leicht und vorübergehend Ansprechende und Beschäftigende im Gegensatz zu allem, was durch Größe, Mannigfaltigkeit, Bedeutsamkeit des Inhalts packt, imponiert, tief und dauernd erregt oder beschäftigt.

Niednagel (Neidnagel), ein zuweilen in der Umgebung eines Fingernagels sich ablösendes schmales Hautstreifchen; Niednägel werden bisweilen schmerzhaft und können Entzündungen veranlassen; man beseitigt sie durch scharfes Abschneiden hart an der Haut.

Niedner, Christian Wilhelm, namhafter Kirchenhistoriker, geb. 9. Aug. 1797 in Oberwinkel bei Waldenburg, gest. 12. Aug. 1865 in Berlin, widmete sich zu Leipzig dem Studium der Theologie, ward hier 1829 Professor derselben, privatisierte von 1850—59 in Wittenberg und folgte dann einem Ruf als Professor der historischen Theologie u. Konsistorialrat nach Berlin. Sein Hauptwerk ist die »Geschichte der christlichen Kirche« (Leipz. 1846; 2. Aufl., Berl. 1866). Seit 1845 war er Vorsteher der Leipziger Historisch-theologischen Gesellschaft und Herausgeber der »Zeitschrift für historische Theologie«.

Niedrige Inseln, s. Tuamotuinseln.

Nieheim, Stadt im preuß. Regbez. Minden, Kreis Höxter, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, 2 Dampfziegeleien, Dampfmolkerei, Käsebereitung (Nieheimer Käse) und (1895) 1725 Einw., davon 59 Evangelische und 104 Juden.

Nieheim (Niem), Dietrich von (Theodericus de Nyem), Geschichtschreiber, geb. um 1340 im Stift Paderborn, gest. 1418 in Maastricht, studierte in Italien die Rechtswissenschaft, empfing die niedern Priesterweihen und trat 1370 in den Dienst der Kurie zu Avignon, seit 1376 zu Rom, wo er zum Abbreviator und Scriptor aufstieg und reiche Pfründen erlangte. Besonders Papst Urban VI. schenkte ihm sein Vertrauen, doch verlieh ihm kein Papst die Kardinalswürde, was seinen Ehrgeiz kränkte. Nur war er 1395—99 Bischof von Verden. Auf dem Konstanzer Konzil spielte er keine hervorragende Rolle, er war wohl für die Herstellung der kirchlichen Einheit und drängte Siegmund zum entschiedenen Eingreifen, aber nicht für eine gründliche Reform. N. schrieb: »Liber cancellariae apostolicae« u. »Stilus palatii abbreviatus« (hrsg. von Erler, Leipz. 1888); »De Schismate libri III«, die Geschichte der großen Kirchenspaltung 1378—1410 (Nürnb. 1532, 1592 u. ö.; hrsg. von Erler, Leipz. 1890), die auf Grund seiner persönlichen Erlebnisse von der päpstlichen Mißwirtschaft ein lebhaftes Bild entwirft und daher von Sixtus V. auf den Index gesetzt wurde; den »Nemus unionis«, einen an wichtigen Aktenstücken reichen Traktat (mit dem vorigen Werke in der Ausgabe von Schard, Basel 1566, vereinigt); »Historia de vita Joannis XXIII.« (zuerst Frankf. 1628, dann in »Rer. germ. hist.«, Bd. 1, und von Hardt, »Concilium Constantiense«, Bd. 2, das. 1700, hrsg.) u. a. m., während seine Autorschaft bei andern Schriften, wie: »De necessitate

reformationis ecclesiae in capite et in membris«, »De difficultate reformationis in capite et in membris«, zweifelhaft und die ihm zugeschriebenen »Vitae pontificum romanorum a Nicolao IV. usque ad Urbanum V. et inde ab anonymo usque ad annum 1418 continuatae additis imperatorum gestis« (als »Continuatio chronici Martini Poloni« hrsg. von Eccardus in »Corp. hist. med. aev.«, Bd. 1) vermutlich ältern Ursprungs sind. Vgl. Sauerland, Das Leben des Dietrich von N. (Götting. 1875); Erler, Dietrich von N. (Leipz. 1887).

Niehl, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Köln, links am Rhein, hat eine kath. Kirche und (1895) 2984 Einw. In der Nähe ein Außenfort der Festungswerke von Köln.

Niel, Gemeinde in der belg. Provinz u. im Arrond. Antwerpen, an der Rupel und der Staatsbahnlinie Antwerpen-Boom, mit Fabrikation von Ziegeln, Zement, Thongefäßen, mit Sägewerken, Schiffbau und (1893) 6144 Einw.

Niel (spr. ni-ell), Adolphe, franz. Marschall und Kriegsminister, geb. 4. Okt. 1802 in Muret (Obergaronne), gest. 14. Aug. 1869, trat 1827 in das Heer, ging 1836 nach Afrika und erwarb sich bei dem Sturm auf Konstantine den Rang eines Bataillonschefs. Seit 1846 Oberst, leitete er bei der römischen Expedition 1849 die Belagerungsarbeiten, infolgedessen er zum Brigadegeneral ernannt wurde. Darauf übernahm er im Kriegsministerium die Genieabteilung, ward 1853 zum Divisionsgeneral ernannt und leitete in dem Kriege gegen Rußland als Kommandant des Geniekorps der Ostsee-Expedition den Angriff auf die Festung Bomarsund (11.—16. Aug. 1854). Im April 1855 zum Oberbefehlshaber des gesamten Geniewesens der französischen Belagerungsarmee vor Sebastopol ernannt, hatte er wesentlichen Anteil an dessen endlichem Fall (vgl. seine Schrift »Siége de Sébastopol«, Par. 1858). 1857 ward er zum Senator ernannt. Während des italienischen Feldzugs 1859 zeichnete er sich als Kommandant des 4. französischen Armeekorps bei Magenta, besonders aber bei Solferino, wo er den rechten Flügel befehligte, so aus, daß er noch im Juni d. J. zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Als Napoleon III. nach 1866 zu einer Reorganisation der Armee schreiten mußte, wurde N. 20. Jan. 1867 zum Kriegsminister ernannt und brachte trotz der starken Opposition, welche die Erhöhung der Opfer an Geld und Menschen beim Gesetzgebenden Körper fand, das neue Armeegesetz, allerdings nicht ohne bedenkliche Änderungen, durch. Auch führte er in der Ausrüstung, im Exerzitium rc. durchgreifende Neuerungen ein, beschaffte das Chassepotgewehr in kürzester Frist, ergänzte die Vorräte und erweiterte die Befestigungen von Metz. Ehe er aber noch die Reorganisation des Heeres vollendet hatte, starb er an den Folgen einer Operation.

Niëllo (ital., v. lat. nigellus, schwärzlich), Verzierung auf Silber, seltener auf Gold, in neuerer Zeit auch auf Kupfer, Bronze, Zinn oder Mischung aus weißem Metall, welche in eingravierten oder durch Stahlplatten eingepreßten, mit einer schwarzen Metallmischung aus Kupfer, Blei und Schwefel oder mit Lackmasse ausgefüllten Zeichnungen besteht. Nach Plinius sollen die Ägypter diese Metallmischung aus Silber und Schwefel zu gleichen Teilen und 1/3 Kupfer dargestellt haben. Diese Bestandteile sind wiederholt zusammenzuschmelzen, bis die beim Erkalten in Kügelchen zerfallende schwarze Masse gleichmäßiges Gefüge zeigt. Dann wird sie zerstoßen und das zu niëllierende Metall, welches durch Wasser mit ein wenig Borax angefeuchtet wurde, gänzlich damit bedeckt. Über glühenden Kohlen wird nun das N. aufgeschmolzen, nach dem Erkalten aber weggeschabt, so daß bloß die vertieften Stellen der Platte noch davon erfüllt bleiben. Endlich wird das Ganze abgeschliffen und poliert. Galvanoplastisches N. erzeugt man dadurch, daß man die Metallgegenstände mit Ätzgrund überzieht, in letztern Zeichnungen graviert und diese durch Ätzen vertieft. Man bringt dann den Gegenstand in den galvanoplastischen Apparat, bis durch das niedergeschlagene Kupfer die Züge ausgefüllt sind, wäscht den Ätzgrund ab und schleift und poliert die Oberfläche. Das N. war besonders im Mittelalter beliebt, ein hervorragender Meister war Finiguerra (s. d.) in Florenz um 1450. Da die Goldschmiede von solchen Gravierungen Abdrücke auf Schwefel oder Papier nahmen, um den Fortschritt des Ätzens zu kontrollieren, sollen die in verschiedenen Kupferstichsammlungen aufbewahrten Niëllen, welche man fälschlich mit der Vorgeschichte der Kupferstecherkunst (s. d.) in Verbindung gebracht hat, auf diese Weise entstanden sein; doch sind diese Niëllen meist verdächtig, und es handelt sich wohl nur um spätere Abdrücke von Kupferplatten, deren Gravierungen sich von schwarzem Grund abheben. Ein wirkliches N., eine Gravierung in Gold, war der sogen. Degenknopf Kaiser Maximilians von A. Dürer. Die Niëllen sind dadurch kenntlich, daß sie Abdrücke von der Gegenseite sind. Vgl. Duchesne, Essai sur les nielles, gravures des orfèvres florentins du XV. siècle (Par. 1826). Gegenwärtig hat die Niëlloarbeit ihren Hauptsitz im Innern von Rußland und in Indien. Am bekanntesten sind die in Tula in Rußland verfertigten silbernen Tabaksdosen, vorzüglicher aber sind die Fabrikate von Wologda und Ustjug Weliki. Eine besondere Anwendung findet das N. zur schwarzen Ausfüllung der Ziffern und Teilstriche des Minutenkreises auf metallenen Uhrzifferblättern sowie zur Emaillierung goldener Uhrgehäuse. S. auch Tafel »Ornamente IV«, Fig. 10. — Niëlleur (spr. -lör), Niëllierer, Verfertiger von Niëlloarbeiten.

Nielsen, 1) Rasmus, dän. Philosoph, geb. 1809 als Sohn eines Kätners auf Fünen, gest. 30. Sept. 1884 in Kopenhagen, studierte zuerst Theologie unter Martensen und wurde 1840 Lizentiat, übernahm aber 1841 die Professur der Philosophie als eifriger Hegelianer, schloß sich indessen beim Auftreten Kierkegaards diesem an, gleichzeitig ein gründliches Studium der exakten Wissenschaften beginnend. 1864—66 erschien sein Hauptwerk: »Grundideernes Logik« (2 Bde.), das im dänischen Geistesleben einen bedeutenden Streit hervorrief zwischen den Monisten (Martensen einerseits, Bröchner und G. Brandes anderseits) und Dualisten (N. und dessen Anhängern), welche letztern sowohl das Recht der Wissenschaft als die absolute Gültigkeit des Glaubens behaupteten. Auf Grundlage dieses Hauptgedankens veröffentlichte N. später noch seine beiden großen Werke: »Religionsphilosophie« (1869) und »Natur og Aand« (»Natur und Geist«, 1873).

2) Yngvar, norweg. Geschichtschreiber und Geograph, geb. 29. Juli 1843 in Arendal, studierte Philologie auf der Universität zu Christiania, ward 1869 Assistent am Reichsarchiv und 1878 Direktor des ethnographischen Museums sowie 1890 Professor an der Universität zu Christiania. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Geschichte Norwegens seit 1814« (Christiania 1885—91, 3 Bde.); »Der Friede

von Kiel« (Christiania 1886); »Das Leben und die Zeit des Grafen Wedel Jarlsberg« (das. 1888—92, 2 Bde.); »Der Vertrag von Moß 1814 und die schwedisch-norwegische Union« (deutsch, Kiel 1895); auch über die Geschichte der Hansa in Bergen veröffentlichte er mehrere Arbeiten. Ferner gab er ein illustriertes Werk: »Durch Norwegen«, und mehrere Reisehandbücher für Norwegen, darunter ein solches in deutscher Sprache (in »Meyers Reisebüchern«, 6. Aufl., Leipz. 1893), heraus.

3) Frederik, dän. Kirchenhistoriker, geb. 1846 in Aalborg, studierte, angeregt durch Kierkegaard, Theologie, bereiste darauf Deutschland und die Schweiz, wo insbes. Tischendorf u. der Züricher Heinr. Lang Einfluß auf ihn gewannen, und wurde 1873 Prediger an der Erlöserkirche in Kopenhagen. Sein kirchengeschichtliches Werk: »Romerkirken i det XIX. Hundredaar« (1876—81, 2 Bde.; deutsch von Michelsen: »Das innere Leben der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert«, Karlsr. 1882), verschaffte ihm 1877 einen Lehrstuhl an der Universität Kopenhagen. Außerdem veröffentlichte er: »Tertullians Ethik« (1879); »Freimaurerei und Christentum« (auch deutsch, 3. Aufl., Leipz. 1884); »Handbuch der Kirchengeschichte« (1884—88, 2 Bde.; 2. Aufl. 1897); »Leitfaden der Kirchengeschichte« (1893—94, 2 Bde.); »Grundtvigs religiöse Entwickelung« (1889); »Luther und Grundtvig« (1890); »J. Wesley und die englische Staatskirche« (1890) u. a.

Niem, Dietrich von, s. Nieheim.

Niemand, der heilige (»Legende vom heiligen N.«, Historia Neminis, Lied von »John Nobody« rc.), eine seit dem 12. Jahrh. in vielen lateinischen, deutschen, französischen u. englischen Fassungen umlaufende scholastische Prosaerzählung, gereimte Predigt, Heiligenparodie und dramatisierte Spottschrift, in welcher bald der heil. N. auftritt, der nach dem Worte Catos »ohne Sünde« ist und all das Große und Gute vollbringt, was nach vielen Bibelstellen niemand zu thun möglich ist. So haben den alten schon in der Odyssee und in vielen Volkssagen aller Länder vorkommenden Stoff noch Ulrich von Hutten, Hans Sachs u. a. behandelt, deren Dichtungen Dornavius in seinem »Amphitheater der scherzhaften Sokratischen Weisheit« (1619) gesammelt und neu bearbeitet hat, wobei N. auch oft als der Hauskobold geschildert wird. Vgl. Zingerle in den »Sitzungsberichten der Wiener Akademie« (1866); Bolte in Birlingers »Alemannia«, Bd. 16.

Niemann, 1) Albert, Opernsänger (Tenor), geb. 15. Jan. 1831 in Erxleben bei Magdeburg, war zuerst Maschinenbauer, ging aber nach kurzer Zeit 1849 in Dessau zur Bühne über, fand 1852 eine Anstellung in Halle, machte darauf noch Studien in Berlin und wurde 1860 Mitglied der Hofbühne in Hannover. 1866—88 gehörte er der königlichen Bühne in Berlin an. Niemanns Spezialität sind die Heldengestalten der Wagnerschen Opern. Andre Hauptrollen von ihm sind: Florestan, Prophet, Raoul, Fra Diavolo, F. Cortez. Wie sein Gesang, so zeugt auch sein Spiel von einem außerordentlichen dramatischen Talent. Zahlreiche Gastspiele an den bedeutendsten Bühnen Deutschlands verschafften N. die allgemeinste Anerkennung, namentlich aber hat er sich durch seine Mitwirkung bei den Pariser Tannhäuser-Aufführungen 1861, in denen er die Titelrolle sang, sowie bei den Bayreuther Festspielen 1876 einen Ehrenplatz in der Künstlerwelt gesichert. 1859 vermählte er sich mit der Schauspielerin Marie Seebach (s. d.), von welcher er 1868 wieder geschieden wurde; 1871 ging er eine zweite Ehe mit der Schauspielerin Hedwig Raabe (s. d.) ein.

2) August, Militär- und Romanschriftsteller, geb. 27 Juni 1839 in Hannover, trat 1856 in die hannöversche Armee ein und nahm 1866 seinen Abschied. 1868—88 war er Mitredakteur des »Genealogischen Hofkalenders« in Gotha; gegenwärtig lebt er in Leipzig. Als Militärschriftsteller veröffentlichte er ein »Militär-Handlexikon« (Stuttg. 1878, 2. Ausg. 1881); »Der deutsch-französische Krieg« (Hildburgh. 1871); »Das 6. thüringische Infanterieregiment Nr. 95 im Feldzug gegen Frankreich« (Gotha 1875). Seit 1879 trat er als Romanschriftsteller hervor mit den Romanen: »Katharina« (2. Aufl., Stuttg. 1884), »Eine Emanzipierte« (das. 1880), »Bakchen und Thyrsosträger« (Leipz. 1882, 2 Bde.), »Die Grafen von Altenschwerdt« (das. 1883, 3 Bde.), »Eulen und Krebse« (Gotha 1888), »Des rechten Auges Ärgernis« (Stuttg. 1889), »Amors Bekenntnisse« (Dresd. 1889), »Bei Hofe« (das. 1889), »Der arme Dichter« (Stuttg. 1890), »Der Günstling des Fürsten« (Berl. 1891), »Voll Dampf voraus« (Stuttg. 1892), »Hochgebirge und Ozean« (Dresd. 1893), »Maskenspiel des Lebens« (das. 1894), »Der Junggesell« (Berl. 1894) u. a., in denen ernste Weltanschauung und Lebenskenntnis mit lebendiger Schilderungsgabe zusammenwirkten. Außerdem schrieb er das philosophische Werk »Die Erziehung des Menschengeschlechts« (Dresd. 1889), »Manas, Gedanken über das Seelenleben unsrer Zeit« (Berl. 1893) und mehrere Jugendschriften (»Pieter Maritz«, »Das Flibustierbuch«, »Das Geheimnis der Mumie«).

3) George, Architekt, Bruder des vorigen, geb. 12. Juli 1841, seit 1872 Professor der Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien, nahm 1873 im Auftrag der Regierung mit A. Conze und Hauser teil an der österreichischen Expedition nach Samothrake (vgl. »Archäologische Untersuchungen auf Samothrake«, Wien 1875), unternahm 1881 und 1882 mit O. Benndorf Reisen in Kleinasien, deren wissenschaftliche Ergebnisse unter seiner Mitwirkung erschienen (»Reisen in Lykien und Karien«, das. 1884; »Das Heroon von Gjölbaschi-Trysa«, das. 1889). Über seine im Auftrag des Grafen Lanckoronski 1884 und 1885 mit dem Archäologen Petersen ausgeführten weitern Forschungsreisen in Kleinasien berichtet das Werk »Städte Pamphyliens und Pisidiens« (Wien 1890—1892). Er veröffentlichte außerdem: »Handbuch der Linearperspektive« (Stuttg. 1884), »Palastbauten des Barockstils in Wien« (Wien 1883) und »Theophilos Hansen und seine Werke« (mit Feldegg, das. 1893).

Niembsch von Strehlenau, Nikolaus, gewöhnlich nur mit seinem Dichternamen Nikolaus Lenau genannt, ausgezeichneter Dichter, geb. 15. Aug. 1802 zu Csatád in Ungarn, gest. 22. Aug. 1850 in Oberdöbling bei Wien, studierte zu Wien die Rechte und wendete sich dann der Medizin zu, ohne jedoch praktischer Arzt zu werden. Von früh auf eine zu gleicher Zeit feurige und melancholisch gestimmte Natur, deren poetische Ideale mit der Wirklichkeit in Konflikt gerieten, der Bewegung und Gärung der Zeit mit hoffendem Blick zugewandt und doch zu elegischer Trauer über den verlornen Frieden harmloser Tage gestimmt, leidenschaftlich und wiederum von krankhafter Weichheit der Empfindung, sprach Lenau die wechselnden Stimmungen seines Innern in lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen aus. Die Herausgabe seiner »Gedichte« (Stuttg. 1831) führte ihn nach Stuttgart, wo er im Kreise der schwäbischen Dichter große Sympathien gewann und sich besonders eng an Justinus Kerner, Schwab und K. Mayer anschloß. Doch konn-

ten zunächst weder die neuen Freunde noch die Aussichten auf litterarischen Ruhm Lenau bewegen, von der Reise nach Amerika abzustehen; er hoffte in den Urwäldern die Befriedigung zu finden, die er daheim selbst in der Einsamkeit der Alpen nicht fand. 1832 kaufte er sich in den Vereinigten Staaten etwas Land, das er an einen seiner Reisegefährten verpachtete, und bereiste zu Pferde den Westen der Union. Der Eindruck der amerikanischen Zustände konnte aber auf die tieflyrische Natur Lenaus nur abstoßend sein; amerikamüde kehrte er nach einigen Monaten nach Europa zurück, wo inzwischen seine Gedichte ihre erste Verbreitung gewonnen hatten. Die Dichtererscheinung Lenaus mußte in einer gärenden Übergangsepoche, wie die 30er Jahre waren, das höchste Interesse wachrufen. Neben der tiefen Innigkeit des Gefühls, dem melodischen Reiz seines lyrischen Ausdrucks wirkte auch die Eigentümlichkeit des Kolorits in seinen Gedichten. Die Bilder aus seiner ungarischen Heimat verliehen namentlich den kleinern epischen Dichtungen ihren unwiderstehlichen Reiz, und die Mischung kräftiger Züge der Wirklichkeit und elegischer Grundstimmung kam auch den erzählenden Dichtungen ohne ungarischen Hintergrund zu gute, welche neben zahlreichen lyrischen Gedichten in der ersten Zeit nach der Rückkehr aus Amerika entstanden. Das Jahrzehnt zwischen 1833—43 verbrachte Lenau abwechselnd in Wien und in Schwaben. Seine erste größere Dichtung: »Faust« (Stuttg. 1836; für die Bühne eingerichtet von Gramming, Münch. 1869), weder eine eigentlich epische noch eine dramatische Dichtung, sondern eine Reihe zum Teil farbenprächtiger Lebensbilder, durch welche eine skeptische, unselig mit Gott und Welt zerfallene Natur hindurchgeht, vermehrte den Ruf, dessen er sich bereits erfreute. In Lenau selbst aber nagte, trotz allen poetischen Gelingens, eine schmerzliche Unbefriedigung, die auch in der wachsenden Schwermut seiner Dichtungen zu Tage trat. Vielfache Herzenserlebnisse, Erschütterungen und Enttäuschungen, die Rastlosigkeit eines beständigen Reiselebens und der nie ruhende Widerspruch seiner persönlichen Neigungen und seiner Geistesziele steigerten die nervöse Reizbarkeit des Dichters Schritt für Schritt. Außer den »Neuern Gedichten« (Stuttg. 1838, 2. vermehrte Auflage 1840) erschienen die größern Dichtungen: »Savonarola« (das. 1837, 5. Aufl. 1866) und »Die Albigenser« (das. 1842, 4. Aufl. 1873), welche beide alle Vorzüge des Lenauschen Talents: die Tiefe der Empfindung, die Glut und Farbenpracht der Schilderung, den Schwung echter Begeisterung, in einer Reihe glänzender Situationen und Bilder aufweisen, aber beide mehr geniale Fragmente als geschlossene Kunstwerke sind. Im »Savonarola« hielt Lenau wenigstens noch die einheitliche Form fest, in den »freien Gesängen« der »Albigenser« verzichtete er auch auf diese und erzielte darum nur fragmentarische Eindrücke. Sein letztbegonnenes Gedicht: »Don Juan« (im »Nachlaß« erschienen), schloß sich in der Kompositionsweise völlig dem »Faust« an. Seine Vollendung war Lenau leider nicht beschieden. Im Sommer 1844 überraschte der Dichter seine Freunde durch die Nachricht von seiner glücklichen Verlobung; wenige Monate später aber ward er im Hause seines Freundes, des Hofrats Reinbeck in Stuttgart, vom Wahnsinn ergriffen. Seine Geisteskrankheit erwies sich als völlig unheilbar; Lenau ward daher nach der Irrenanstalt Oberdöbling bei Wien gebracht, wo ihn erst der Tod von seinen Leiden erlöste. Seine »Gedichte« (Vereinigung der beiden obigen Sammlungen) sind seitdem in zahlreichen Auflagen erschienen; sonst ist von seinen Publikationen noch der »Frühlingsalmanach« (Stuttg. 1835—36, 2 Jahrg.) zu erwähnen. Seinen dichterischen »Nachlaß« (Stuttg. 1851) und seine »Sämtlichen Werke« (das. 1855, 4 Bde.; illustrierte Ausg. 1881, 2 Bde.) gab Anastasius Grün, dem Dichter im Leben eng befreundet, heraus. Von den neuern Ausgaben sind die vom Bibliographischen Institut in Leipzig veranstaltete (mit Biographie, Anmerkungen &c., 1882, 2 Bde.) und die Hempelsche (Berl. 1883, 2 Bde.) zu nennen. Vgl. Schurz, Lenaus Leben, großenteils aus des Dichters eignen Briefen (Stuttg. 1855, 2 Bde.); E. Niendorf, Lenau in Schwaben (Leipz. 1853); »Lenaus Briefe an einen Freund« (hrsg. von K. Mayer, Stuttg. 1853); Frankl, Zu Lenaus Biographie (2. Aufl., Wien 1885); »Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters &c.« (hrsg. von Frankl, Stuttg. 1892).

Niemcewicz (spr. njemzséwitsch), Julian Ursyn, poln. Gelehrter, Dichter und Staatsmann, geb. 1758 auf dem Landgut Skoki in Litauen, gest. 21. April 1841 in Paris, erhielt seine Bildung in der Kadettenanstalt zu Warschau, ward 1777 Adjutant des Fürsten Czartoryski und verbrachte später mehrere Jahre in Frankreich, England und Italien. Bei dem Aufstand 1794 trat er von neuem in die Armee und geriet bei Maciejowice mit Kosciuszko, dessen Adjutant er war, in Gefangenschaft. Aus dieser vom Kaiser Paul I. entlassen (1796), begab er sich, seinen Weg über Schweden und England nehmend, nach Amerika, wo er zehn Jahre verweilte. Nach dem Wiener Kongreß wurde er in dem neuen Königreich Polen als Staatssekretär und Präsident des Konstitutionskomités angestellt und 1828 zum Präsidenten der »Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften« ernannt. Doch die Ereignisse der Jahre 1830 und 1831 trieben ihn von neuem ins Ausland. Er ging zunächst nach London und lebte dann bis zu seinem Tode in Paris. Von seinen Schriften (Leipz. 1838—40, 12 Bde.) sind hervorzuheben: »Historische Gesänge der Polen« (Warsch. 1816 u. ö.; deutsch von Gaudy, Leipz. 1833); »Die Heimkehr des Landboten«, Lustspiel (Warsch. 1790); »Geschichte der Regierung König Siegmunds III. von Polen« (das. 1819, 3 Bde.; neue Aufl., Bresl. 1836); »Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte« (Warsch. 1822—33, 6 Bde.; neue Aufl., Leipz. 1840); der Roman »Levi und Sara«, eine Schilderung der Zustände der polnischen Juden (1821; deutsch, Berl. 1825); »Johann von Tenczyn«, historischer Roman (Warsch. 1825, 3 Bde.; deutsch, Berl. 1828; 2. Aufl. 1834) u. a. Aus seinem litterarischen Nachlaß wurden seine Memoiren (Par. 1848, Pos. 1871) und Tagebücher (Lemb. 1873, Pos. 1876—77) veröffentlicht. Sein Leben beschrieb Fürst Adam Czartoryski (poln., Berl. 1860).

Niemeck (Niemegk), Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Zauch-Belzig, hat eine evang. Kirche, Leinweberei und (1895) 2246 evang. Einwohner. N., schon 1161 als Burgwarte erwähnt, ist seit 1298 Stadt u. gehörte bis 1815 zu Kursachsen. In der Nähe Fundort vorhistorischer Altertümer und römischer Münzen.

Niemen (spr. njämen), einer der bedeutendern Flüsse des westlichen Rußland und der bedeutendste Ostpreußens, entspringt im Wald von Kopislow, südlich von Minsk, und wird bei Bielica für kleinere, bei Grodno für größere Fahrzeuge schiffbar. Von Grodno an bildet er die Grenze zwischen Rußland und Polen, tritt als Memel mit einer Breite von 300 m bei Schmalleningken in das preußische Gebiet und teilt sich 8 km un-

terhalb Tilsit bei Kallwen in zwei Arme, die Ruß (s. d.) und die Gilge, die sich beide vor der Mündung in das Kurische Haff wieder in je vier Arme spalten, von denen der Hauptarm der Ruß den Namen Atmat annimmt. Die Ufer des N. sind flach, oft sumpfig, namentlich in Rußland; in Preußen durchströmt der Fluß oberhalb Ragnit bei Eißeln eine schöne Hügellandschaft, unterhalb Tilsit aber mit seinen Armen die fruchtbare Tilsiter Niederung, die durch großartige Deiche gegen die Überschwemmungen des Flusses geschützt ist. Die Länge des N. beträgt 788 km (davon in Preußen 112 km), sein Stromgebiet 90,548 qkm (1644,5 QM.). Unter seinen Nebenflüssen sind die schiffbare Wilia in Rußland sowie die Jura und Szeszuppe (Scheschuppe) in Preußen zu nennen. Für die Schiffahrt ist der N. von Wichtigkeit, indem auf ihm namentlich große Holzmassen aus Rußland herunterkommen, die in Memel zur Ausfuhr zubereitet werden; aber auch Getreide und andre Früchte werden auf ihm verschifft. Da jedoch das Kurische Haff für die Schiffahrt äußerst ungünstig ist, so hat man eine Kanalverbindung von der in die Atmat mündenden Minge bis nahe an Memel (König Wilhelms-Kanal, s. d.) ausgeführt, während schon seit längerer Zeit von der Gilge aus mit dem Pregelarm Deime eine Verbindung durch den Seckenburger Kanal und den Friedrichsgraben (s. d.) besteht. 1893 berührten Schmalleningken auf der Thalfahrt 1044 Schiffe mit 85,991 Ton. Ladung und 609,587 T. Floßholz, auf der Bergfahrt 928 Schiffe mit 5033 T. Ladung. Übrigens sei bemerkt, daß die deutschen Anwohner den Strom nur Memel nennen. Auf demselben, bei Tilsit, fand 25. Juni 1807 die denkwürdige Unterredung zwischen Alexander I. von Rußland und Napoleon I. statt.

Niemes, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Böhmisch-Leipa, am Polzen und an der Staatsbahnlinie Böhmisch-Leipa-N., Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Grafen Hartig, ein Denkmal Josephs II., Fabrikation von Möbeln und Baumwollwaren, eine Dampfsäge, Eisengießerei und (1890) 5598 deutsche Einwohner. Nordöstlich der aussichtsreiche Rollberg (696 m) mit der Burgruine Ralsko.

Niemeyer, 1) August Hermann, rationalistischer Theolog, Pädagog und Dichter geistlicher Lieder, geb. 1. Sept. 1754 in Halle, gest. 7. Juli 1828, ward 1777 in Halle Privatdozent, 1779 außerordentlicher Professor der Theologie, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des Pädagogiums, 1785 Mitdirektor des Pädagogiums und des Waisenhauses, 1787 Direktor des theologischen Seminars, 1792 Konsistorialrat, 1804 Oberkonsistorialrat und Mitglied des Berliner Oberschulkollegiums. 1807 wurde er als Geisel nach Frankreich gebracht, nach seiner Rückkehr aber 1808 zum Mitglied der Reichsstände des Königreichs Westfalen, auch zum Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle ernannt. Die Kanzlerstelle behielt er auch unter der preußischen Regierung (1814), welche ihn 1816 zum Mitglied des Konsistoriums zu Magdeburg ernannte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts« (Halle 1796, 3 Tle.; 9. Aufl. von H. A. Niemeyer, das. 1834—39; neue Ausg. von Rein, Langensalza 1878—79, 3 Bde.); dann »Charakteristik der Bibel« (Halle 1795, 5 Bde.; 2. Aufl. 1830—31); »Handbuch für christliche Religionslehrer« (das. 1805—1807, 2 Bde.; 7. Aufl. 1829); »Leitfaden der Pädagogik und Didaktik« (das. 1802, 2. Aufl. 1814); das unter dem Ministerium Eichhorn in Preußen verbotene »Lehrbuch für die obern Religionsklassen in Gelehrtenschulen« (18. Aufl., das. 1843); »Religiöse Gedichte« (Magdeb. u. Berl. 1814). »Ausgewählte pädagogische Schriften« Niemeyers gab Joh. Meyer heraus (2. Aufl., Langensalza 1895, 2 Bde.). Vgl. Jacobs und Gruber, A. H. N. (Halle 1831); Dicescu, A. H. Niemeyers Verdienste um das Schulwesen (Leipz. 1892).

2) Hermann Agathon, protest. Theolog, jüngster Sohn des vorigen, geb. 5. Jan. 1802 in Halle, gest. 6. Dez. 1851, habilitierte sich 1825 in Halle und ward 1826 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Jena berufen, kehrte aber bereits 1829 als Professor u. Direktor der Franckeschen Stiftungen nach Halle zurück, in welch letzterer Stellung er sich durch Gründung einer Realschule und einer höhern Töchterschule, durch Reorganisation des Pädagogiums ꝛc. verdient machte. 1848 gehörte er der Berliner Nationalversammlung an. Unter seinen größern wissenschaftlichen Leistungen sind zu erwähnen: »Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum« (Leipz. 1840) und die von ihm begonnene »Kritische Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung« (Halle 1840 ff.).

3) Felix von, Mediziner, geb. 31. Dez. 1820 in Magdeburg, gest. 14. März 1871 in Tübingen, studierte in Halle, Prag und Wien, ließ sich 1844 in Magdeburg als Arzt nieder und erhielt 1853 die Oberleitung der medizinischen Abteilung des städtischen Krankenhauses. 1855 wurde er Professor der Pathologie und Therapie sowie Direktor der medizinischen Klinik und der Irrenanstalt in Greifswald und 1860 folgte er einem Rufe nach Tübingen. 1858 erschien der 1. Band seines »Lehrbuchs der speziellen Pathologie und Therapie« (11. Aufl., bearb. von Seitz, Berl. 1884, 2 Bde.). Kaum ein andres medizinisches Buch hat jemals ähnlichen Erfolg gehabt, es verdankte denselben der Verknüpfung der pathologischen Anatomie, Physiologie und physiologischen Chemie mit der klinischen Beobachtung und therapeutischen Methode sowie der Großartigkeit der allgemeinen Gesichtspunkte, der Klärung des Verständnisses der Krankheitserscheinungen durch die Beleuchtung der denselben zu Grunde liegenden pathologischen Veränderungen und der Zusammenfassung der Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen.

4) Paul, Mediziner, Halbbruder des vorigen, geb. 9. März 1832 in Magdeburg, habilitierte sich 1875 in Leipzig und siedelte 1878 als Arzt des Hygienischen Vereins nach Berlin über, wo er 25. Febr. 1890 starb. Er schrieb: »Handbuch der theoretischen und klinischen Perkussion und Auskultation« (Erlang. 1868—71, 2 Bde.); »Grundriß der Perkussion und Auskultation« (Stuttg. 1871, 3. Aufl. 1880); »Physikalische Diagnostik« (das. 1874); »Gesundheitslehre des menschlichen Körpers« (Münch. 1876); »Die Lunge« (8. Aufl., Leipz. 1895); »Ärztlicher Ratgeber für Mütter« (2. Aufl., Stuttg. 1885); »Die Sonntagsruhe vom Standpunkt der Gesundheitslehre« (2. Aufl., Berl. 1883).

Niemirow, Stadt, s. Nemirow.

Nienburg, 1) (Mönchen- oder Kloster-N.) Stadt im anhalt. Kreis Bernburg, am Einfluß der Bode in die Saale und an der Linie Kalbe a. S.-Könnern der Preußischen Staatsbahn, 55 m ü. M., hat eine schöne gotische evang. Kirche (Schloßkirche), ein Schloß (sonst Mönchskloster, jetzt Fabrik), eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, eine Kupfer-, Metall- und Eisenwarenfabrik (Maschinen und Apparate für Zucker-, Spiritus- und chemische Fabriken ꝛc., mit 300 Arbeitern), eine Malzfabrik (im Schloß), Zementfabrikation,

Herstellung von Benediktinerlikör, Kalkbrennerei, Ziegeleien, Schiffahrt und (1895) 5387 Einw., davon (1890) 136 Katholiken und 15 Juden. Der Ort wird schon 996 erwähnt; das Kloster wurde 975 gegründet und 1546 aufgehoben. — 2) Kreisstadt im preuß. Regbez. Hannover, in der ehemaligen Grafschaft Hoya, an der Weser u. der Linie Wunstorf-Bremerhaven der Preußischen Staatsbahn, 25 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Progymnasium mit Realprogymnasium, eine Baugewerk- und eine Ackerbauschule, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Spezialkommission, Telephonverbindung mit Bremen und Hannover, 2 Glasfabriken mit 640 und 200 Arbeitern und einer jährlichen Produktion von ca. 20 Mill. Flaschen, 2 Kunstdüngerfabriken (240 Arbeiter), eine chemische Fabrik (180 Arbeiter), Leim- und Dextrinfabrikation, Eisengießerei, Brennerei, berühmte Biskuitbäckerei, Brotfabrik, 2 Dampfzimmereien u. -Sägewerke, Bierbrauerei und (1895) 9111 Einw., davon 442 Katholiken und 137 Juden. — N. wird schon 1025 erwähnt und gehörte seit dem 12. Jahrh. den Grafen von Hoya. Der befestigte Ort, der erst 1569 Stadtrechte erhielt, fiel 1582 bei dem Aussterben des Grafengeschlechts an das Haus Lüneburg. Im Dreißigjährigen Krieg wurde N. 1627 von den Kaiserlichen unter dem Grafen von Anhalt erobert, jedoch 1634 an den Herzog Georg von Braunschweig übergeben. Im Siebenjährigen Krieg wurde es 1757 von den Franzosen besetzt, aber Februar 1758 vom Herzog Ferdinand von Braunschweig eingenommen. Nach dem Fall von Hameln ergab sich 25. Nov. 1806 die preußische Besatzung hier den Franzosen; die Wälle der Stadt ließ 1807 Napoleon I. schleifen. Vgl. Gade, Geschichte der Stadt N. a. d. Weser (1862).



Wappen von Nienburg an der Weser.

Nienburger Präzipitat, s. Thomasschlackenmehl.

Niendorf, Dorf im oldenburg. Fürstentum Lübeck, an der Ostsee, hat ein Seebad und (1890) 379 Einw.

Niepce (spr. ni-eppß'), 1) Joseph Nicéphore, Erfinder der Photographie, geb. 7. März 1765 in Châlon-sur-Saône, gest. 5. Juli 1833 in Gras bei Châlon, diente seit 1789 in der französischen Armee, verwaltete 1795—1801 den Distrikt Nizza, widmete sich dann mit seinem Bruder in seiner Vaterstadt mechanischen und chemischen Arbeiten und seit 1811 der Lithographie. Seine photographischen Bemühungen begannen 1813, und 1824 gelang es ihm, die Bilder der Camera obscura zu fixieren. Zur weitern Verfolgung dieser Erfindung verband er sich 1826 mit Daguerre. Vgl. Isidore Niepce, Post tenebras lux. Historique de la découverte improprement nommée Daguerréotypie, etc. (Par. 1841); Fouque, La vérité sur l'invention de la photographie: Nic. N. (das. 1867).

2) Claude Marie François N. de Saint-Victor, Neffe des vorigen, geb. 26. Juli 1805 in St.-Cyr bei Châlon-sur-Saône, gest. 7. April 1870, besuchte die Militärschule in Saumur, trat als Offizier in ein Dragonerregiment, diente 1845—48 in der Pariser Munizipalgarde und wurde 1854 zweiter Kommandant des Louvre. Er war einer der ersten, welche die Photographie auf Glas versuchten, und bereitete den Weg zur Anwendung des Kollodiums vor. Er benutzte auch Eiweiß zum Überziehen photographischer Papiere und brachte zuerst gewisse Farben bei der Photographie hervor, denen er einige Beständigkeit zu geben vermochte. Er schrieb: »Traité pratique de gravure héliographique« (Par. 1856); »Recherches photographiques« (das. 1855).

Niepolomice (spr. njepolomitze), Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Bochnia, an der Weichsel, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein ehemals königliches Jagdschloß und (1890) 4207 poln. Einwohner.

Nieren (Harndrüsen, Renes), die drüsigen Organe zur Absonderung des Harns oder zur Abscheidung gewisser für den tierischen Körper unbrauchbaren Stoffe aus dem Blut in flüssiger oder fester Form. Ursprünglich wohl als Hautdrüsen nahe der Oberfläche der äußern Haut gelegen, kommen sie doch bei den meisten Tieren tief im Innern des Körpers, in der Leibeshöhle, vor. Außer ihrer eigentlichen Funktion übernehmen sie häufig auch noch die Fortleitung der Geschlechtsstoffe (Samen, Eier). In den einzelnen Abteilungen des Tierreichs sind sie von sehr verschiedener Form: meist röhrig und oft von ungemeiner Länge, daher in viele Schleifen aufgewunden (sogen. Schleifenkanäle) bei Würmern; ebenfalls röhrig und lang bei den Insekten (sogen. Malpighische Gefäße); meist sehr unansehnlich bei den Krebsen; wiederum stark entwickelt, aber in Form eines Sackes, bei den Mollusken ꝛc. Bei den Wirbeltieren stellen die N. in ihrer einfachsten Form (sogen. Urniere der Cyklostomen) einen langen, geraden Kanal (Urnierengang) dar, welcher vorn durch mehrere trichterförmige Öffnungen mit der Leibeshöhle in Verbindung steht, hinten in der Nähe des Afters durch eine besondere Öffnung, den sogen. Bauchporus, nach außen mündet und von Strecke zu Strecke seitliche Harnkanälchen abgibt, von denen jedes ein einzelnes Nierenbläschen (s. unten) bildet. Bei den Fischen erstreckt sich die Niere oft durch den ganzen Rumpf hindurch, manchmal bis zum Kopf hin, liegt dicht unter der Wirbelsäule und läßt hinten zwei Gänge, die Harnleiter, aus sich hervorgehen, welche, gewöhnlich vereint und häufig zu einer Art von Harnblase erweitert, hinter dem After ausmünden. Auch ist an diesem Gange bei vielen Fischen ein besonderer seitlicher Zweig mit einer weiten Öffnung nach der Leibeshöhle zu versehen und nimmt aus ihr die reifen Geschlechtsstoffe auf, so daß also die Harnleiter wenigstens teilweise zugleich Samen-, resp. Eileiter sind. Diese Verbindung von Harn- und Geschlechtsorganen in ihren Ausführungsgängen ist in ähnlicher Weise bei allen übrigen Wirbeltieren vorhanden (näheres s. bei »Geschlechtsorgane«). Der absondernde, vordere Teil der N. ist übrigens bei den Fischen ein kompaktes Organ. Bei den Amphibien hingegen bleibt nur der hintere Abschnitt der Urniere als Drüse thätig; für ihn bilden sich alsdann besondere Harnleiter aus, während der Urnierengang samt dem vordern Teil der Urniere in nähere Beziehung zu den Geschlechtswerkzeugen tritt. Bei den höhern Wirbeltieren ist es ähnlich, doch liegt die Niere in der Leibeshöhle stets sehr weit nach hinten, ist bei den Reptilien und Vögeln lang und schmal, bei den Säugetieren meist rundlich, öfters aber auch in einzelne Lappen geteilt, von denen jeder eine Niere im kleinen darstellt. Diese Nierenlappen enthalten jeder eine Anzahl Nierenbläschen nebst den aus ihnen hervorgehenden Harnkanälchen, welche auf besondern Papillen (Nierenwärzchen) ausmünden; um letztere zieht sich zur Aufsammlung des hervorquellenden Harns eine trichterförmige Wand, der Nierenkelch. Solcher Lappen

sind z. B. bei den Walen gegen 200 vorhanden, sonst jedoch viel weniger; verbinden sie sich unvollständig miteinander, so bleibt die Oberfläche der nun einheitlichen Niere höckerig, verschmelzen sie mehr, so wird (wie beim Menschen) die Oberfläche glatt, doch kann alsdann die Trennung im Innern noch bestehen und in der Anzahl der Nierenkelche ausgedrückt bleiben. Letztere treten aber dann wieder zu einem größern trichterförmigen Rohr, dem Nierenbecken, zusammen, welches den Anfang des Harnleiters bildet. Dieser mündet in die Harnblase (s. d.) ein. (Die Urniere, hier auch als Wolffscher Körper, und der Urnierengang, auch als Müllerscher Gang bezeichnet, haben nichts mehr mit der Harnbereitung zu thun.)

Die N. des Menschen (s. die Tafeln »Eingeweide des Menschen II u. IV« und »Blutgefäße«) sind zwei bohnenförmige, rotgraue Drüsen von je etwa 10 cm Länge, 5—7 cm Breite, 3½—4½ cm Dicke und 120—170 g Gewicht. Sie liegen (und zwar die rechte etwas tiefer als die linke) in der Lendengegend, dicht an der Wirbelsäule, und werden vom Bauchfell nicht überzogen, dagegen von fettreichem Bindegewebe (Nierenfett) eingehüllt, jedoch nicht so fest, daß sie nicht durch mechanische Einwirkungen (z. B. Druck benachbarter Geschwülste, starkes Schnüren bei Frauen) ihre Lage verändern könnten (sogen. Wandernieren, s. d.). Darunter folgt dann eine weißliche, dünne, aber feste Haut, welche der Niere selbst angehört. Schneidet man eine Niere der Länge nach durch, so sieht man (Tafel II, Fig. 2) unter einer etwa 1 cm dicken, gelb- oder grauroten Rinde 8—18, gewöhnlich 12—14 blässere Pyramiden, welche durch die dunklere Rindensubstanz voneinander getrennt sind und selbst aus sogen. Marksubstanz bestehen. Jede mit dem zugehörigen Teil der Rindensubstanz entspricht einem der oben genannten Nierenlappen, besitzt also an ihrer Spitze ihr Nierenwärzchen und um dasselbe meist auch einen eignen Nierenkelch. Rindensubstanz u. Pyramiden (sogen. Malpighische Pyramiden) bestehen aus großen Mengen Harnkanälchen und Blutgefäßen nebst dem dieselben stützenden spärlichen Bindegewebe, mit dem Unterschied jedoch, daß in ersterer die Kanälchen meist geschlängelt, in letztern meist gerade verlaufen, sowie daß in ersterer mehr Gefäße vorhanden sind. Die Absonderung des Harns aus dem Blut geschieht nun in folgender Weise. Die Nierenarterie (s. Tafel »Blutgefäße«, Fig. 5) tritt an der innern Seite der Niere durch den sogen. Nierennabel (wo zugleich die Vene austritt) in sie ein und teilt sich sofort in mehrere Äste, deren Verzweigungen zwischen den Pyramiden hindurch zur Rinde gelangen und hier in einer enormen Anzahl feinster Zweige endigen. Von diesen windet sich jeder zu einem sogen. Gefäßknäuel (s. Wundernetz) zusammen, das mit bloßem Auge eben noch als rotes Pünktchen sichtbar sein kann, streckt sich darauf wieder glatt und löst sich dann erst in Kapillaren auf, aus denen sich die feinen Zweige der Vene zusammensetzen (vgl. Tafel »Eingeweide IV«, Fig. 5, mit Text). Die Gefäßknäuel (glomeruli Malpighii, Malpighische Körperchen) sind jedes in ein geschlossenes Bläschen, das Nierenbläschen, hineingestülpt, welches sie dicht umschließt und nichts als der erweiterte Anfang eines Harnkanälchens ist. Durch die dünnen Wandungen des Gefäßknäuels und des Bläschens hindurch filtriert gewissermaßen aus dem Blut zunächst nur Wasser, welches so in das Harnkanälchen gelangt. Dieses selbst verläuft anfangs in der Rinde vielmals gewunden und nimmt während dieser Zeit aus den umspinnenden Kapillaren etwas von den Stoffen auf, welche aus dem Blut entfernt werden sollen; darauf zieht es in gerader Richtung zum Mark hin, kehrt in einer Schleife zur Rinde zurück und mündet in ein weiteres Kanälchen, das noch eine Reihe gleicher aufnimmt und in der Pyramide geradlinig nach ihrer Spitze hin verläuft (Fig. 5 C). Durch solche Vereinigung mehrerer Kanälchen verringert sich ihre Zahl nahe ihrer Mündung auf der Spitze der Pyramiden bis auf ungefähr 200. Sie sind von den Kapillaren umsponnen und lassen den Harn tropfenweise in die Nierenkelche (von denen zuweilen einer für mehrere Pyramiden zugleich bestimmt ist) fallen, worauf er dann in das gemeinschaftliche Nierenbecken und aus diesem durch den Harnleiter in die Harnblase (s. d.) läuft. Die Harnleiter (Ureteres, Ureteren), gleich dem Nierenbecken mit einer Muskelschicht in der Wandung, sind etwa 5 mm weit, 32—34 cm lang und münden in die Harnblase so ein, daß sie nach Durchbohrung der Muskelhaut derselben noch 1—1½ cm weit zwischen dieser und der Schleimhaut verlaufen, ehe sie sich in die Blase öffnen (s. Tafel »Eingeweide II«, Fig. 2). Die Nerven der N. stammen vom Sympathikus (s. d.) ab, begleiten die Arterien und haben kleine Ganglien. — Zuweilen ist die eine Niere sehr verkleinert oder fehlt ganz, alsdann ist aber die andre um so größer; auch gibt es Fälle von Verschmelzung beider N. oder von ihrer Auflösung in mehrere Lappen. Über die Erkrankungen der N. s. Nierenkrankheiten.

In der Kochkunst werden N. vom Hammel, Kalb und Schwein vielfach verwendet und gelten als Leckerbissen, während Rindsnieren zu fest sind und meist nur zur Verbesserung des Geschmacks der Fleischbrühe dienen. Hammel-, Kalbs- und Schweinsnieren werden gebraten, gebacken, mit feinen Kräutern (aux fines herbes) gedämpft (sauté), mit Wein und Champagner zubereitet; man verwendet sie zu Suppen, Pasteten, als Füllung von Omeletten und zu Ragouts. In Süddeutschland sind saure N. allgemein beliebt.

Nieren (Butzen, Putzen), unregelmäßige Erzanhäufungen, s. Erzlagerstätten.

Nierenbaum, s. Anacardium.

Nierenbeckenfistel, s. Nierenfistel.

Nierencirrhose | s. Nierenkrankheiten.
Nierenentzündung |

Nierenfistel (Nierenbeckenfistel), ein von der Niere, bez. dem Nierenbecken, nach außen in die Lenden- oder Leistengegend, oder nach innen in den Magen, einen Bronchus, in den Dünndarm oder Grimmdarm führender, durch Durchbruch eines Eiterherdes, oder eines Echinococcussackes, einer Cyste ꝛc. entstandener Gang. Eine in eines der genannten Organe führende N. gibt sich dadurch zu erkennen, daß sich eine vorhandene Nierengeschwulst plötzlich verkleinert, und daß sich in den Ausleerungen (Erbrochenes, Ausgehustetes, mit dem Stuhle Entleertes) Harnbestandteile (Harnstoff, wohl auch Harngries ꝛc.) finden.

Nierenkalk, soviel wie Kramenzelkalk.

Nierenkolik, s. Harnsteine und Nierenkrankheiten.

Nierenkrankheiten. Erkrankungen der Niere sind zwar leicht festzustellen, allein es ist oft nicht möglich, die Art ihrer Entwickelung von andern Krankheitsformen zu unterscheiden, da jede der vielen anatomischen Veränderungen vorübergehend oder dauernd einen Teil des Drüsengewebes außer Thätigkeit setzt. Sobald dies geschieht, wird der Harn bald auffallend spärlich, bald sehr reichlich, bald außerordentlich reich an Salzen, bald arm daran und enthält meist Sub-

stanzen, welche, wie Eiweiß, im normalen Harne nicht vorkommen. Die Absonderung von gelöstem Eiweiß (s. Eiweißharnen) ist oft das einzige Merkmal einer Nierenkrankheit und bleibt meist so lange Zeit verborgen, bis andre spätere Folgen des Leidens die Aufmerksamkeit des Arztes auf die Harnuntersuchung hinleiten. Ist Eiweiß dann im Urin vorhanden, so ist, falls ersteres nicht etwa von in der Blase (bei Blasenkatarrh) vorhandenem Eiter herrührt, eine Nierenerkrankung nachgewiesen, aber noch nicht steht es fest, welcher Art dieselbe ist. Etwas bestimmter wird die Vorstellung, wenn sich außerdem mikroskopisch erkennbare Teilchen von Nierenkanälen, sogen. Fibrin- oder Harncylinder, in dem Harne vorfinden, da diese darauf deuten, daß Abschnitte des Nierengewebes zu Grunde gegangen sind; blutige Beimischungen, die nachweislich nicht aus den größern Harnwegen oder der Blase herrühren, sprechen für einen akuten, lebhaft fortschreitenden Vorgang; aber die Befunde im Harn decken sich nicht mit den ihnen zu Grunde liegenden anatomischen Veränderungen, die in ihrem Wesen, in ihrer Entstehung und ihrem schließlichen Ablauf verschieden sind. Ist ein größerer Abschnitt von harnabsonderndem Nierengewebe zu Grunde gegangen, so genügt der Rest nicht mehr, die im Blute angehäuften Verbrauchsprodukte der Gewebe auszuscheiden, und diese entfalten nun, je nachdem der Nierenschwund plötzlich oder langsam entstanden war, mehr oder weniger stürmische und gefahrbringende Wirkungen auf das Nervensystem, die unter dem Namen der Urämie zusammengefaßt werden. Zuerst sind es Reizerscheinungen, wie Erbrechen, Angstgefühl, dann Krämpfe und Muskelzuckungen, welchen sich Verlust des Bewußtseins und Lähmungen anschließen (urämisches Koma, urämische Schlafsucht). Der Zustand ist höchst bedenklich; wenn die Stoffe nicht binnen 1—2 Tagen ausgeschieden sind, woran sich Darm und Haut beteiligen, so ist der Tod unvermeidlich. Bei geringen Anlässen, welche eine Mehranforderung an die Nierenthätigkeit stellen, kann sich der urämische Anfall mit all seinen Schrecken wiederholen. Kommt die Störung der Nierenthätigkeit langsam zu stande, oder sind die Umsetzungsstoffe im Blute minder reichlich, so kann dann dadurch, daß die gesammte Ernährung leidet, daß also in den Geweben weniger Stoffe verbraucht werden und dem Zerfall anheimfallen, eine Art von knappem Haushalt eintreten, bei welchem nicht mehr Anforderungen an die Harnausscheidung gestellt werden, als die kranken Nieren leisten können. Dieser Ausgleich ist namentlich bei alten Leuten häufig. Der Gehalt des Blutes an Harnstoff 2c. kann auch einen Reiz auf die Herzthätigkeit ausüben und eine Vergrößerung der linken Herzkammer herbeiführen. Dann wird durch das stärker arbeitende Herz in gleicher Zeitdauer eine größere Menge Blut durch die Nieren getrieben, und es können derart die verkleinerten Drüsen ebensoviel leisten wie normale Nieren bei der Blutgeschwindigkeit eines normalen Herzens. Diese Kompensation besteht, solange die Vergrößerung des Herzens gleichen Schritt mit der Verkleinerung des gesunden Nierengewebes hält; sobald aber irgend eine Schädlichkeit das Herz stört oder lähmt, so kann Urämie und Tod eintreten. Die Behandlung sucht durch zweckmäßige kräftige Diät, durch Bäder und klimatische Einwirkungen einen Kräftezustand herbeizuführen, der die gewünschte Mehrarbeit und Hypertrophie des Herzens möglich macht. Bei herabgekommenen Personen ist hierzu keine Aussicht. Bei langer Dauer der durch die Nierenerkrankung herbeigeführten schlechten Blutbeschaffenheit entstehen chronische Entzündungen der größern Arterien, die kleinen Gefäße, Venen und Kapillaren verlieren ihre normale Dichtigkeit, sie lassen Blutwasser in die Gewebe austreten, es entstehen Ödeme an den Augenlidern, den Füßen, später im ganzen Gesicht, an den Händen und am Ende allgemeine Wassersucht (s. d.). Auch in dem Stadium der Ödembildung kann noch Besserung eintreten, sobald sich die Herzthätigkeit hebt, ja sogar Kompensation, wenn das Herz durch dauernde Mehrarbeit die Krankheitsursachen stets rechtzeitig aus dem Blute fortschafft. Aber auch in diesem Stadium kann durch plötzliche Steigerung der Schädlichkeiten ein akuter urämischer Anfall mit Ödem der Hirnhäute dem Leben ein Ende machen. Die ärztliche Thätigkeit richtet sich also in jedem Falle auf die Entfernung der schädlichen chemischen Substanzen aus dem Blute und zwar direkt durch Abführmittel (Karlsbader Kur), heiße Bäder, Einwickelung in warme wollene Decken, Pilokarpindarreichung, Überführung in warme, trockne Landstriche, indirekt durch Regelung der Diät, Verordnung kräftiger Nahrung, guter Luft, etwas Wein, Chinapräparate, die geeignet sind, die Herzthätigkeit zu heben.

Die Nierenentzündung (Nephritis) tritt in zwei Hauptformen auf: der parenchymatösen und der interstitiellen Nephritis. Die erstere betrifft das eigentliche Drüsengewebe der Niere, die Harnkanälchen, während die andre in dem Gerüstwerk von Gefäßen, in deren Maschen die Harnkanälchen angeordnet sind, ihren Sitz hat. Nicht selten kommen beide Formen nebeneinander vor. 1) Die akute Nierenentzündung kommt bei Scharlachfieber und Choleratyphoid, zuweilen bei Masern u. ähnlichen Ansteckungskrankheiten vor. Auch als Folge von Erkältungen und durch den Gebrauch starker harntreibender Mittel hat man die akute Nierenentzündung eintreten sehen. Die anatomischen Veränderungen, welche stets in beiden Nieren in gleichem Grade auftreten, bestehen in einer Schwellung der gewundenen Harnkanälchen, welche sich mit feinster körniger Eiweißtrübung füllen; zuweilen bersten einzelne der Gefäßknäuel u. ergießen ihr Blut in die Harnkanälchen. In diesem Stadium ist völlige Rückbildung möglich. Bleibt diese aber aus, verschwinden die Eiweißkörnchen nicht, so geht die Krankheit in 2) das chronische Stadium über, bei welchem die Trübung stärker wird, die Eiweißsubstanz sich in Fetttröpfchen umwandelt und die befallenen Harnkanälchen zu Grunde gehen. Dieses chronische Stadium tritt oft ohne akute Vorläufer ein, es kommt im Kindesalter selten, im Mannesalter dagegen sehr häufig vor und zwar mehr beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht. Ursache derselben sind in erster Linie Erkältungen, namentlich dauernde Einwirkung der Kälte und Nässe auf die Haut, dann auch der reichliche Genuß spirituöser Getränke. Oft gesellt sich ferner diese Krankheit zu langwierigen Eiterungen, namentlich der Knochen, oder erscheint neben gewissen Herzleiden. Sind die Harnkanälchen der Rinde zum Teil verfettet, so sind zwei Ausgänge möglich. Entweder sie bleiben an Ort und Stelle liegen, die Nieren erscheinen dann groß, dick, die Oberflächen sind glatt, hellgelblich, mit zahllosen opaken gelben Flecken übersäet, die Marksubstanz ist stärker bluthaltig, das Bild entspricht den Beschreibungen, die John Bright 1827 von der nach ihm benannten Krankheit (Brightsche Nierenkrankheit) entworfen hat. Im zweiten Falle werden die verfetteten Gewebsteile durch den

Harn entleert, sie erscheinen dann als Cylinder, welche mit Fetttröpfchen dicht besetzt sind, zum Teil werden sie auch wohl von den Lymphgefäßen aufgesogen; dann verkleinern sich die Nieren, schrumpfen und bieten dann das Bild der Granularatrophie (granulierte Niere, Schrumpfniere, Nierencirrhose) dar. Der Harn ist dabei reichlich, klar, hellgelb, von geringem spezifischen Gewicht, was damit zusammenhängt, daß gerade diese Fälle mit starker Arbeitsbeteiligung des Herzens einhergehen. Eine sehr üble Komplikation im spätern Stadium der chronischen parenchymatösen Nierenentzündung bildet (in etwa 7—9 Proz. der Fälle) das glücklicherweise selten ganz vollständige Erblinden der Kranken, welches auf einer Verfettung gewisser Teile der Netzhaut (Retinitis albuminurica) beruht, ebenso treten Entzündungen des Brustfelles u. Herzbeutels als Komplikationen auf. — Die interstitielle Nierenentzündung kommt vor als akutes Leiden a) nach Verletzungen und Wunden der Nieren und ist dann nur einseitig; b) als eiterige (Nephritis apostematosa) bei bösartigen, durch Bakterien bedingten Klappenentzündungen des linken Herzens (Endocarditis ulcerosa), ferner bei puerperaler Sepsis, bei andern Wundinfektionen wie überhaupt im Gefolge septicopyämischer Abscesse. Diese metastatische und embolische eiterige Nierenentzündung befällt beide Organe und tritt in Form zahlloser, kaum sichtbarer bis linsengroßer sogen. metastatischer Eiterherde auf, welche um kleine »embolisch«, d. h. durch den Blutstrom eingeschleppte Bakterienhaufen, entstanden sind; c) als eiterige Entzündung im Gewebe des Nierenbeckens (Pyelitis), dann der Mark- und erst später der Rindensubstanz (Pyelonephritis), welche als direkte Fortsetzung einer Entzündung der großen Harnwege anzusehen ist. Sie kann von der Harnröhre (z. B. bei Tripper) oder von der Blase ihren Ausgang nehmen, wenn der Harn der ammoniakalischen Zersetzung durch Bakterien anheimfällt und diese ihren Weg durch die angestauten Harnleiter nach aufwärts finden. Es kann hierbei zur Bildung großer Eiterhöhlen in den Nieren kommen (Pyonephrose). Diese Form bildet meistens den Abschluß für ältere Leute, welche an chronischer Prostatavergrößerung u. Blasenerweiterung, an Blasen- oder Nierensteinen (Nierenkolik) oder an Erweiterung des Nierenbeckens (Hydronephrosis) gelitten haben. Die unter b) und c) genannten Entzündungen sind immer tödlich, die erste in wenig Tagen, die zweite jedenfalls nach einigen Wochen oder Monaten, falls nicht operativ eingegriffen wird (s. Nierenoperationen). — Die chronische interstitielle Nierenentzündung ist in ihren Ursachen und Erscheinungen der chronischen parenchymatösen Nierenentzündung durchaus ähnlich, sie kommen häufig beide zusammen vor. Anatomisch beginnt sie mit einer Neubildung von Rundzellen im interstitiellen Gerüstwerk der Nieren, später gehen die erstern dann in Bildung von Bindegewebe und schließlich in eine narbenähnliche Schrumpfung über, welche bei gleichzeitiger Verfettung der Harnkanälchen entweder zu einer gleichmäßigen Verkleinerung bei großer Derbheit und Dicke der Organe (Atrophia laevis) oder zur Granularatrophie führt. Die letztere ist also Endstadium sowohl der reinen parenchymatösen als auch der mit interstitieller Entzündung kombinierten parenchymatösen Nephritis. Eine ganz schleichende, zur Vergrößerung und Verhärtung der Nieren führende interstitielle Erkrankung ist die bei Herzleiden vorkommende cyanotische Stauungsniere (Induratio renum).

Als Hydronephrose bezeichnet man die krankhafte Erweiterung des Nierenbeckens mit Schwund der Nierensubstanz. Wird nämlich der Abfluß des Harns aus dem Nierenbecken in die Blase auf irgend eine Weise dauernd gehemmt, so übt der stauende Harn einen Druck auf die Nierenpapillen aus, und es bilden sich allmählich aus den letztern bauchige Ausbuchtungen; schließlich wird die Niere in einen mehr oder weniger dickwandigen, mit wässeriger, schleimiger oder eiteriger Flüssigkeit ausgefüllten Sack umgewandelt. Der Harn kann sich im Nierenbecken stauen, wenn sich in dem Harnleiter für die Dauer Steine eingeklemmt haben, oder wenn der Harnleiter durch Geschwülste der Nachbargegend zusammengedrückt wird. In andern Fällen sind die Harnleiter durch Entzündungen, welche zu Wulstungen ihrer Schleimhaut oder zu Verwachsung ihrer Wände miteinander geführt haben, oder durch Neubildungen verschlossen, was z. B. beim Krebs der Gebärmutter fast zur Regel wird. Der Wassersack, in welchen nach langer Zeit und ganz allmählich die Niere in solchen Fällen umgewandelt wird, kann die Größe eines Kindskopfes, ja selbst eines Mannskopfes erreichen. Nur solche hohe Grade, wobei sich auch äußerlich eine Geschwulst bemerkbar macht, können erkannt werden. Schmerzen fehlen gewöhnlich. Die Menge des ausgeschiedenen Harns ist nicht vermindert, da die andre Niere für die unthätig gewordene vikarierend eintritt. Breitet sich das Hindernis, welches den Abfluß des Harns aus einem Harnleiter hemmte, auch auf den andern aus, so daß aus beiden Nieren kein Harn in die Blase gelangen kann, so hört die Harnsekretion ganz auf, und der Kranke geht schnell unter den Zeichen der Urämie (s. oben: Harnstoffvergiftung des Blutes) und Anurie (d. h. der absoluten Harnverhaltung) zu Grunde. Da die Ursache der Harnstauung im Nierenbecken fast nie gehoben werden kann, so gibt es auch gegen die Hydronephrose keine Hilfe. Erst neuerdings hat man versucht, die Ureteren zu katheterisieren.

Die Amyloidentartung (s. d.) der Nieren kommt unter denselben schweren Ernährungsstörungen vor wie diese Degeneration überhaupt, namentlich bei Syphilis, Lungenschwindsucht, lang dauernden Eiterungen, besonders wenn sie vom Knochen ausgehen, beim Krebs ꝛc. Die Krankheit besteht darin, daß die Wandung der feinsten Gefäße, besonders der Malpighischen Gefäßknäuel, in eine eigentümliche glasige Substanz umgewandelt wird, wobei das Lumen der Gefäße sich beträchtlich verengert, die Wandung derselben sich aber stark verdickt. Diese Veränderung geht stets mit fettiger Entartung der Drüsenzellen einher. Die Niere ist dabei vergrößert, blutarm, blaß, mehr oder weniger fest. Der Blutumlauf und die Harnausscheidung sind in einer solchen Niere schwer gestört. Der Harn ist eiweißhaltig, enthält sogen. granulierte Cylinder, ist blaß, spärlich. Die Speckentartung der Nieren ist meist mit der gleichen Affektion des Darmes, der Leber und Milz verbunden; sie ist eine chronische Krankheit, welche zur Blutverarmung und Wassersucht führt und niemals heilbar ist. Sie kommt übrigens in jedem Alter vor. Aufgabe der Behandlung ist es, die Kräfte der Patienten durch kräftige Kost so lange wie möglich aufrecht zu erhalten.

Die Tuberkulose der Nieren kommt in zwei verschiedenen Formen vor. Einmal nämlich begleitet sie die allgemeine Miliartuberkulose und ist dann klinisch von keiner besondern Wichtigkeit; das andre Mal tritt sie primär auf und ist dann fast stets mit Tuberkulose

der Hoden, der Prostata, der Samenbläschen oder des Uterus und der Tuben oder der Harnwege verbunden. Die Tuberkelbildung erfolgt bei dieser zweiten Form sehr massenhaft, und die einzelnen Knötchen fließen bald zu großen Herden zusammen. Die Niere hat an Größe zugenommen, hat eine grobhöckerige Oberfläche, und man findet in derselben teils umfangreiche käsige Herde, teils mit eiterähnlicher Masse erfüllte Höhlen, dabei in den erstern wie in der letztern zahlreiche Tuberkelbacillen. Eine Heilung wurde nie beobachtet.

Nierenkolik nennt man eine höchst schmerzhafte Affektion, welche darauf beruht, daß sich im Nierenbecken steinige Konkremente bilden, die Schleimhaut desselben heftig reizen und, wenn sie in den Harnleiter gelangen, während des bald längere oder kürzere Zeit dauernden Durchganges durch denselben die heftigsten Schmerzen verursachen. Man verabreicht Opiate, läßt warme Bäder nehmen, reichlich kohlensaure Wasser trinken, macht auch eventuell Morphininjektionen. Mit dem Eintritt des Steines in die Blase hören die heftigen Schmerzen plötzlich auf. Sie dauern fort, wenn der Stein sich einklemmt, und es bleibt dann nur der blutige Eingriff, die Nephrolithotomie, zur Entfernung des Steines übrig (s. Nierenoperationen).

Hämorrhagischer Niereninfarkt, s. Infarkt. Kalkinfarkt der Niere, s. d. — Eine Kalkniere, d. h. eine unter Umständen völlige Inkrustation der gewundenen Harnkanälchen mit Kalksalzen, beobachtet man bei schwerer Quecksilbervergiftung, indem das Quecksilber die Salze der Knochen in Lösung übergehen macht; diese werden alsdann in der Niere niedergeschlagen. — Wanderniere (bewegliche Niere), s. d.

Die Geschwülste der Nieren sind verhältnismäßig selten, sie kommen meist im jugendlichen Alter, zuweilen sogar angeboren vor, wie die Cystennieren, gewisse seltene Sarkome mit Muskelfasern u. a. Krebs der Nieren geht zuweilen aus langen Reizungen des Beckens durch scharfe Steinbildungen hervor, entsteht aber in andern Fällen ohne nachweisbare Ursache. Bei dünnen Bauchdecken und bei Lage der krebsigen Neubildung an der Nierenoberfläche gelingt zuweilen die frühzeitige Diagnose der Krebsgeschwulst. Als Mißbildung sei erwähnt, daß zuweilen nur eine einfache, zuweilen zwei in der Mitte verwachsene Nieren vorkommen, welche als Hufeisennieren bekannt sind, aber nur anatomisches Interesse darbieten, da das Leben durch sie nicht gefährdet wird. Nur unter 4000 Fällen kommt einmal wirkliches angebornes Fehlen einer Niere vor. Vgl. Wagner, Der Morbus Brightii (in Ziemssens »Handbuch«, 3. Aufl., Leipz. 1882); Bamberger, Über Morbus Brightii (das. 1879); Saundby, Vorlesungen über die Brightsche Krankheit (deutsch von Lewin, Berl. 1890); Senator, Die Erkrankungen der Nieren (in Nothnagels »Pathologie und Therapie«, Wien 1895 ff.).

Nierenoperationen, seit Einführung der Antiseptik und Aseptik ausführbar gewordene chirurgische Behandlung erkrankter Nieren. 1) Die Punktion der Niere wird ausgeführt zur Entleerung des infolge von Hydronephrose im Nierenbecken angestauten und letzteres übermäßig ausdehnenden Harns, ferner zur Entleerung des Inhalts von Eiterhöhlen (Pyonephrose), von Cysten oder Blasengeschwülsten, endlich auch zu diagnostischen Zwecken. In seltenen Fällen heilten auf diese Weise entleerte Cysten oder Echinococcussäcke dauernd. Man macht die Operation mittels eines feinen Trokars mit Aspirationsvorrichtung und stößt die Nadel so ein, daß Bauchfell, Grimmdarm und Nierenparenchym unverletzt bleiben. — 2) Die Nephrotomie, Einschnitt in Niere oder Nierenbecken, wird ausgeführt zur Erweiterung und schließlicher Heilung der Nieren- oder Nierenbeckenfisteln, welche infolge spontanen Durchbruchs eines durch Steinbildung erzeugten Eiterherdes oder eines Echinococcussackes nach außen entstanden sind, zuweilen aber auch zur Erweiterung solcher nach Nierenverletzung zurückgebliebener Fisteln, um die Heilung verzögernde, in der Tiefe zurückgehaltene Fremdkörper (Kleiderfetzen, Geschoßteile ꝛc.) zu entfernen. Ferner wird die Nephrotomie zur Entleerung der in den Nieren vorkommenden, Flüssigkeit enthaltenden Krankheitsherde in den Fällen angewendet, in denen durch Punktion Heilung nicht erzielt wurde, also bei Hydronephrose, Pyonephrose ꝛc. Man läßt dann der Nephrotomie sorgfältige Drainage folgen. Endlich kann die Nephrotomie mit dauernder Offenhaltung des geschaffenen Weges zur Erleichterung des Kranken und Verlängerung des Lebens in Fällen ausgeführt werden, in denen die Nephrektomie (s. d. unten 3) zwar indiziert ist, aber wegen Fehlens oder wegen relativer oder gänzlicher Funktionsunfähigkeit der andern Niere infolge gleichzeitiger Erkrankung derselben nicht ausgeführt werden kann (s. auch unten 4, Nephrolithotomie). Die Nephrotomie kann entweder von hinten her mittels Lumbalschnittes ausgeführt werden, oder von vorn, wobei das Bauchfell durchschnitten werden muß. — 3) Die Nephrektomie, Ausschneidung einer Niere, Nierenexstirpation, kann für den Körperhaushalt gefahrlos geschehen, weil die zweite Niere nach Exstirpation der andern, deren Funktion auf sich nimmt und sich dementsprechend vergrößert. Dazu ist freilich unumgänglich, daß eine zweite, normal funktionierende Niere vorhanden ist, weil andernfalls die mit der Exstirpation der einen Niere sofort aufhörende oder doch nur ungenügend stattfindende Harnausscheidung schnellstens zum Tode durch Urämie führen müßte. Es ist deshalb vor der Operation durch Cystoskopie oder auf andre Weise die Beschaffenheit der andern Niere zu untersuchen. Die Nephrektomie wird wie die Nephrotomie durch Bauchschnitt oder von der Lendengegend her ausgeführt und zwar bei Nierenfisteln, welche durch Nephrotomie nicht zu heilen sind und dem Kranken wesentliche Qualen bereiten; bei durch Nierensteine erzeugter Pyo- oder Hydronephrose sowie bei Nierenechinococcusgeschwülsten, welche man durch die Nephrotomie vergeblich zu heilen versucht hat; bei Verletzung des Harnleiters bei Operationen in der Bauchhöhle; in Fällen, in denen Harnleiterscheiden- oder Harnleiter-Gebärmutterfisteln, meist nach schweren Entbindungen entstanden, durch plastische Operation nicht zu heilen sind, durch ihre Beschwerden aber die betreffenden Kranken arbeitsunfähig machen und ihnen das Leben verbittern; ferner aus letzterm Grunde ebenfalls in den schwersten Fällen von Wanderniere, welche durch die Nephrorraphie (s. 5) nicht zu heilen sind; bei lebensgefährlichen Blutungen aus der Niere nach Verletzungen, bei Pyonephrose, Hydronephrose, Echinokokken, Cysten und malignen Geschwülsten der Niere; bei Nierensteinen, wenn der Stein nicht durch Nephrolithotomie entfernt werden kann und die Beschwerden des Kranken unerträglich sind. — 4) Die Nephrolithotomie, der Nierensteinschnitt (s. Harnsteine). Nachdem die Diagnose sichergestellt durch quälenden Schmerz, Störung der Blasenfunktion und charakteristische Beimengungen im Urin, legt man die Niere nach voraufgegangenem Lumbal-

schnitt frei wie bei der Nephrektomie und sucht den Sitz des Steines zu erforschen. Ist derselbe gefunden, so schneidet man ein, entweder in die Kapsel des Nierenbeckens oder in das Nierengewebe selbst und hebelt den Stein heraus, der, falls er, wie dies im Nierenbecken vorkommt, sehr groß ist oder einen Ausguß desselben darstellt, also viele Ausläufer hat, mit einer Zange zerbrochen werden muß, um entfernt werden zu können. Gelingt die Extraktion des Steines nicht, und dauern die Beschwerden des Kranken fort, so ist die Nephrektomie zu machen. — 5) Die **Nephrorraphie** (**Nierennaht**) wird in schweren Fällen von Wanderniere angewendet: man legt die Niere von der Lendengegend aus frei und legt einige Nähte ein, welche durch die Fettkapsel der Niere und einen Teil der Nierensubstanz hindurchgreifen und die Niere an dieser Stelle so lange fixieren, bis sich Verwachsungen gebildet haben, die sie dort dauernd festhalten. Über die Behandlung in Fällen des Nichtgelingens s. oben 3).

Nierenstein, soviel wie Nephrit.

Nierensteine, s. Harnsteine und Nierenkrankheiten.

Nieritz, **Karl Gustav**, beliebter Volks- und Jugendschriftsteller, geb. 2. Juli 1795 in Dresden, gest. daselbst 16. Febr. 1876, besuchte die Kreuzschule und das Friedrichstädter Seminar daselbst, war seit 1814 Hilfslehrer seines Vaters und wurde 1831 zum Oberlehrer u. 1841 zum Direktor der Bezirksschule Antonstadt-Dresden befördert. Letztere Stelle legte er 1864 nieder und lebte seitdem ganz der Schriftstellerei. Seit 1834 machte er sich als Schriftsteller durch zahlreiche Erzählungen für das Volk und die Jugend bekannt, welche, vom Hauch einer warmen und weitherzigen Frömmigkeit durchweht, sich einer verdienten Beliebtheit erfreuten und zu dem Besten gehören, was die neuere Zeit auf diesem Gebiet hervorgebracht hat. Sie erschienen teilweise gesammelt als »Jugendbibliothek«, »Jugendschriften« ꝛc. Eine Auswahl seiner Erzählungen für die Jugend erschien in Leipzig 1890—92 in 28 Bändchen. Großen Beifall fand auch der von ihm seit 1850 herausgegebene »Deutsche Volkskalender«. Vgl. seine »Selbstbiographie« (Leipz. 1872).

Niers (**Neers**), Fluß in Rheinpreußen, entspringt bei Wanlo auf der Grenze der Regierungsbezirke Aachen und Düsseldorf, südwestlich von Odenkirchen, fließt durch ein sumpfiges Wiesenthal, an Geldern vorüber, und mündet in den Niederlanden unweit Gennep nach 120 km langem Laufe rechts in die Maas.

Nierstein, Dorf in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Oppenheim, am Rhein und an der Linie Mainz-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Schwefelquelle, ein altes römisches Bad (Sironabad), vorzüglichen Weinbau, Malz-, Maisstärke- und Käsefabrikation, Ziegelbrennerei, Molkerei, Kalksteinbrüche, Schiffahrt, Wein-, Holz- und Kohlenhandel und (1895) 3738 Einw.

Niersteiner, s. Rheinhessische Weine.

Niese, 1) **Benediktus**, klassischer Philolog, geb. 24. Nov. 1849 in Burg auf Fehmarn, studierte in Kiel und Bonn, wurde 1876 Privatdozent in Göttingen, 1877 außerordentlicher Professor in Marburg, 1879 Ordinarius daselbst, ging 1881 als solcher nach Breslau und kehrte 1885 nach Marburg zurück. Seine Hauptwerke sind: »Der Homerische Schiffskatalog als historische Quelle« (Kiel 1873); »Die Entwickelung der homerischen Poesie« (Berl. 1882); »Grundzüge der römischen Geschichte« (im 3. Band von Müllers »Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft«, Münch. 1888); »Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäronea (Bd. 1, Gotha 1893) und eine kritische sowie eine Textausgabe des Josephus (beide Berl. 1885—95, 7 Bde.).

2) **Charlotte**, Schriftstellerin, Schwester des vorigen, geb. 7. Juni 1854 in Burg auf Fehmarn, wirkte mehrere Jahre als Lehrerin, nahm hierauf wiederholt einen längern Aufenthalt in New York und lebt seitdem in Altona. Unter dem Namen **Lucian Bürger** veröffentlichte sie den historischen Roman »Cajus Rungholt« (Bresl. 1886), die Novelle »Auf halbverwischten Spuren« (Dresd. 1888) und »Bilder und Skizzen aus Amerika« (Bresl. 1891); unter ihrem eignen Namen: »Erzählungen für das Volk« (Hamb. 1890) und die (zuerst in den »Grenzboten« erschienenen) humor- und stimmungsreichen Bilder »Aus dänischer Zeit« (Leipz. 1892—94, 2 Bdchn.; Gesamtausgabe 1894). Besonders mit den letztern hat sie sich einen guten Namen in der Litteratur gemacht.

Nieseblumen, s. Convallaria.

Niesemittel, s. Niesen.

Niesen (Sternutatio), eine krampfhafte Reflexbewegung der Atmungsmuskeln, die meist dadurch zu stande kommt, daß sich ein die Gefühlsnerven der Nasenschleimhaut treffender Reiz auf das Gehirn fortpflanzt und von dort auf die Bewegungsnerven der Atmungsmuskeln übertragen (reflektiert) wird. Auch plötzlicher starker Lichtreiz bewirkt bei vielen Leuten N. Beim N. folgt auf eine tiefe Inspiration eine kurze, sehr kräftige Exspiration, wobei der durch die Nase gestoßene Luftstrom Schleimpartikelchen mit sich fortreißt, während zugleich durch einen Zweigstrom der Mundverschluß unter Erzeugung eines kurzen zischenden Lautes gesprengt wird. — Als sogen. **Nieskrampf** bezeichnet man ein fast krampfhaftes, länger andauerndes N. ohne wahrnehmbare Ursache, welches zuweilen bei hysterischen Frauen beobachtet wird. Man benutzt das N. zuweilen als Hausmittel, z. B. bei Kopfschmerz, Eingenommenheit des Gehirns, oder um die Schleimhaut der Nase oder andrer naheliegender Organe in erhöhte Thätigkeit zu versetzen, und läßt die Betreffenden deshalb Schnupfmittel gebrauchen, oder auch um eine heftige Erschütterung der Atmungsorgane, z. B. bei Scheintod, zu erzielen und wendet zu diesem Zwecke unmittelbar mechanische Reizung der Nasenschleimhaut (z. B. mittels Federposen) an. — Das **Gesundheitwünschen beim N.** soll bei Gelegenheit einer Pest aufgekommen sein, weil man in demselben ein Zeichen der beginnenden Genesung erkannt habe. Indes findet sich die Sitte bereits in den ältesten Zeiten (z. B. in der Odyssee) und in vielfach wechselnder Gestalt fast bei allen Völkern der Welt, jedenfalls hervorgerufen durch die Überraschung und Unwiderstehlichkeit des Reflexaktes, der den einen als ein gutes Omen, eine Bestätigung ausgesprochener Ansichten und Wünsche (»etwas beniesen«) oder eine Geistereinwirkung galt, der man durch einen zugefügten Wunsch eine günstige Wendung geben müsse, den andern als ein Akt, den man in Bezug auf das wohlthätige Gefühl des Niesens als ein Zeichen der Gesundheit ansehen und aus Höflichkeit nicht unbeachtet lassen dürfe. Erst die neuere Zeit hat mit der früher streng beobachteten Sitte gebrochen. Tylor (»Anfänge der Kultur«, deutsch, Leipz. 1873) hat die Verbreitung der Wünsche, Zeremonien und abergläubischen Vorstellungen, die sich an das N. knüpfen, über alle Erdteile nachgewiesen.

Niesen, Berg im schweizer. Kanton Bern, südlich von Thun, das letzte Glied einer zwischen dem Simmen- und Kanderthal hinziehenden Bergkette, 2366 m hoch,

mit schöner Aussicht. Er ist von Wimmis oder von Heustrichbad leicht zu ersteigen.

Niesky, Herrnhuterkolonie im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Rothenburg, an der Linie Kohlfurt-Falkenberg der Preußischen Staatsbahn, 182 m ü. M., hat ein Pädagogium, eine Knabenerziehungsanstalt (Unitätsanstalt), ein Lehrerseminar der Brüdergemeinde, eine Missionsschule zur Ausbildung von Missionaren, eine Mädchenschule, ein naturwissenschaftliches Museum, ein Amtsgericht, eine Maschinenbauanstalt, Kunsttischlerei und (1895) 1605 meist evang. Einwohner. N. wurde 1742 durch böhmische Flüchtlinge gegründet.

Nießbrauch (Nutznießung, lat. Ususfructus), das dingliche Recht nicht allein auf die unmittelbare Benutzung einer fremden Sache, sondern auch auf den Bezug aller Erzeugnisse und Nutzungen derselben. Das Recht selbst ist als persönliche Dienstbarkeit zwar unzertrennlich von der Person des Nutznießers (Usufruktuar), endigt also mit seinem Tode, doch kann er die Ausübung desselben für seine Lebenszeit andern überlassen. Der Usufruktuar trägt die Lasten der Sache und hat dieselbe in gehörigem Stande zu erhalten, kann sich aber von dieser Verbindlichkeit durch Aufgabe des Nießbrauchs befreien. An und für sich liegt das Recht der Nutznießung einer Sache in dem Eigentumsrecht. Bei dem N. ist dasselbe zeitweise von dem Eigentum losgelöst, und so charakterisiert sich der N. als ein Recht an einer fremden Sache, welches durch Vertrag, letztwillige Verfügung, Richterspruch, aber auch durch gesetzliche Bestimmung begründet sein kann. So kommt insbes. dem Hausvater an demjenigen, was das Hauskind als Adventizgut (s. Pekulium) erwirbt, der N. zu. Im Güterrecht (s. d.) der Ehegatten ist das System des ehemännlichen Nießbrauchs (usus fructus maritalis) weitverbreitet. Nach Beendigung des Nießbrauchs ist die Sache möglichst unverändert zurückzugeben. Hieraus folgt, daß eigentlich an Sachen, deren Gebrauchen im Aufbrauchen besteht, ein N. nicht möglich ist. Gleichwohl wird in solchen Fällen ein quasi-ususfructus angenommen, z. B. bei dem N. von Geldkapitalien, Warenvorräten u. dgl. Hier wird aber der Nutznießer Eigentümer und hat nur seiner Zeit Gegenstände derselben Art und von gleichem Werte zurückzugeben. Hierfür muß er dem Besteller des quasi-ususfructus Kaution leisten (cautio quasi-ususfructuaria) nach Analogie der cautio ususfructuaria, d. h. der Sicherheit, welche der Eigentümer einer Nießbrauchsache vom Usufruktuar dafür verlangen kann, daß dieser seine Verpflichtungen, insbes. die des schonsamen Gebrauchs und der seinerzeitigen Rückgabe erfüllen werde. Solange diese Kaution nicht geleistet wird, braucht der Eigentümer die Ausübung des Nießbrauchs nicht zu gestatten. Auch juristische Personen können den N. haben; in Ermangelung besonderer Bestimmung durch Vertrag oder Testament dauert ihr N. 100 Jahre. Der N. ist wohl zu unterscheiden von dem Fruchtbezugsrecht des Pachters. Denn dieses gewährt nur die Befugnis, von dem Verpachter die Gebrauchs- und Fruchtbezugsüberlassung zu begehren. Der N. aber ist ein dingliches Recht, d. h. der Usufruktuar hat gegen jedermann ein Klagerecht, der ihm den Gebrauch- und Fruchtbezug stört oder vorenthält (actio confessoria). Außer durch den Tod des Usufruktuars, bez. durch Ablauf von 100 Jahren beim N. juristischer Personen, erlischt der N. durch Verzicht und durch 10, bez. 20jährige Nichtausübung, je nachdem Eigentümer und Nießbraucher in demselben Oberlandesgerichtsbezirk ihren Wohnsitz haben oder nicht, ferner durch Untergang der Sache, welchem ihre völlige Veränderung gleich geachtet wird, so daß der an einem Hause bestehende N. erlöschen würde, wenn das Haus durch Brand zerstört würde, obwohl der Baugrund und die Ruine noch vorhanden sind.

Niester (Nister), Fluß im Westerwald, entspringt am Fuchskauten, fließt in nordwestlicher Richtung, nimmt rechts die Kleine N. auf und mündet bei Wissen links in die Sieg. Im Flußbett der N. hat man neuerdings Perlmuscheln entdeckt.

Nieswiez, s. Neßwisch.

Nieswurz, Name zweier Pflanzengattungen: schwarze N., s. Helleborus; weiße N., s. Veratrum.

Nieszawa, s. Neschawa.

Niet, Nietbolzen, s. Nieten.

Niete (v. holländ. niet, »nichts«), bei der Lotterie (s. d.) ein Los, auf welches kein Gewinn gefallen ist (Fehllos); allgemein »eine N. ziehen«, soviel wie leer ausgehen, seine Hoffnungen nicht erfüllt sehen.

Nieten, Vereinigen zweier Metallstücke mittels Niete, und zwar teils fest u. unbeweglich, teils so, daß, wie bei Scheren, Zangen, Ketten ɔc., die Stücke eine Beweglichkeit um das Niet behalten. Die Vernietung erfolgt mitunter dadurch, daß man das eine Metallstück mit einem Loch, das andre mit einem Zapfen versieht, letztern durch jenes Loch steckt und an einem kurz heraustretenden Ende mit einem Hammer platt schlägt. In den meisten Fällen verwendet man Niete oder Nietnägel (bei beträchtlicher Länge auch Nietbolzen genannt), macht durch beide zu vereinigende Metallstücke (z. B. zwei Bleche) Löcher, steckt das Niet, welches die Form eines stumpfen, cylindrischen Nagels besitzt, hindurch und breitet es an einem Ende zu einem zweiten Kopf (Schließkopf) aus. Die Niete werden aus gewalzten Rundstäben oder Draht der betreffenden Metalle (Schmiedeeisen, Kupfer, Messing, Neusilber ɔc.) fabrikmäßig auf besondern Nietmaschinen (selten durch Handarbeit) hergestellt, indem kurze cylindrische Stäbe mittels einer Presse (Nietkopfpresse) an einem Ende flachrund angestaucht (Kopf) werden. Das N. selbst geschieht, indem man das Niet durch die beiden Löcher steckt, den Kopf durch einen sogen. Gegenstempel unterstützt und nun mit einem Hammer das hervorragende Ende mit Hilfe eines sogen. Kopfstempels zu einem Kopf (Schließkopf) ausbildet. Große Niete verarbeitet man glühend. Gegenstände, die sich nicht wenden lassen, wie z. B. Dampfkessel, müssen in der Weise vernietet werden, daß ein Arbeiter auf der einen Seite den Gegenstempel fest entgegenhält und ein andrer von der andern Seite den Schließkopf herstellt. Es sind indes auch Maschinen (Nietmaschinen, Nietpressen) konstruiert worden, welche mittels zweier Stempel schnell und geräuschlos wirken. Der eine dieser Stempel steht fest, der andre wird gewöhnlich durch Wasserdruck (hydraulische Nietmaschine), durch Dampf oder Druckluft gegen das auszubreitende Ende getrieben. Bei andern Nietmaschinen empfängt der bewegliche Stempel seine Bewegung durch Hebel oder Exzenter. Ein starker Durchschnitt, dessen man sich zum Ausstoßen der Nietlöcher bedient, kann zugleich als Nietmaschine gebraucht werden, wenn man Drücker und Unterlage gegen die beiden Nietstempel vertauscht.

Nietleben, Dorf im preuß. Regbez. Merseburg, Saalkreis, westlich bei Halle a. S., an der Dölauer Heide, hat eine Provinzial-Irrenanstalt, starken Braunkohlenbergbau, Zementfabrikation, Ziegelbrennerei, große Kalkstein- und Thonlager u. (1890) 2945 Einw.

Nietmaschine, s. Nieten.

Nietnagel, s. Nieten. N. am Finger, s. Niednagel.

Nietnaht, eine durch Nieten entstandene Verbindungsstelle.

Nietpresse, s. Nieten.

Niet- und nagelfest, s. Pertinenz.

Nietzsche, Friedrich Wilhelm, philosophischer Schriftsteller, geb. 15. Okt. 1844 in Röcken bei Lützen, Sohn des dortigen Pfarrers, der zeitig starb, wurde dann von seiner Mutter in Naumburg a. S. erzogen, besuchte die Landesschule Pforta und studierte von 1864—67 in Bonn und Leipzig klassische Philologie. Frühreif, ein bevorzugter Schüler Ritschls, erhielt er noch vor seiner Promotion (1869) einen Ruf als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie an die Universität Basel, wurde 1870 schon ordentlicher Professor daselbst, welche Stellung er bis 1879 bekleidete. In diesem Jahre nötigte ihn ein schweres Augenleiden, verbunden mit Überreizung des Gehirns, sein Amt aufzugeben, nachdem er schon den Winter 1876/77 in Sorrent zugebracht hatte. Von da ab führte er, beständig schriftstellerisch äußerst thätig, ein Wanderleben, hielt sich mit Vorliebe in Venedig, in der Schweiz, in Turin, Genua, Nizza, bisweilen auch in Leipzig und Naumburg auf, bis er im Frühjahr 1889 in Turin nach übermäßiger geistiger Anstrengung und zu starkem Gebrauch von Schlafmitteln geisteskrank wurde. Kürzere Zeit brachte er in der Heilanstalt in Jena zu, wo ihm keine Genesung wurde; seit Jahren lebt er wieder bei seiner Mutter in Naumburg. Mit Rich. Wagner war er längere Jahre eng befreundet, brach aber den Verkehr später mit ihm ab. Im persönlichen Umgange sehr gewinnend, aber doch die Einsamkeit liebend, ging er in seinen Schriften schonungslos gegen alles ihm nicht Gefallende vor. Als Stilist ist er in der Gegenwart unübertroffen, seine Sprache hat oft einen geradezu bestrickenden Zauber, u. ihr ist zum Teil die große Wirkung seiner Werke zuzuschreiben. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit kürzern philologischen Arbeiten über Theognis und Diogenes Laërtius, aber schon in seiner ersten größern Schrift: »Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik« (Leipz. 1872), wandte er sich von der rein philologischen Methode ab, indem er sich von allgemeinen philosophischen und künstlerischen Anschauungen, namentlich solchen Schopenhauers und Wagners, leiten ließ. Derselben Richtung folgt er auch, zugleich ein deutsches Kulturideal anstrebend, in den »Unzeitgemäßen Betrachtungen« (4 Stücke, Leipz. 1873—76), verläßt sie aber in seinen weitern aphoristischen Werken: »Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister« (Chemn. 1878—80, 3 Tle.); »Morgenröte. Gedanken über moralische Vorurteile« (das. 1881); »Die fröhliche Wissenschaft« (das. 1882), wo der Glaube an Ideale preisgegeben, der Mensch als reines Naturprodukt betrachtet wird, auch die Sittlichkeit sich mit ihren Gesetzen nicht von höhern Mächten oder der allgemeinen Vernunft, sondern aus den natürlichen Trieben der Menschen herleiten soll. So hatte N. mit aller sittlichen und religiösen Tradition gebrochen, war nicht mehr an Vorurteile, nicht mehr an die sogen. ewigen Gesetze der Vernunft gebunden, namentlich nicht an die christliche Welt- und Lebensanschauung, von der diese unsre Welt im Gegensatz zu einer erdichteten jenseitigen mißachtet werde, bei der die natürlichen Triebe des Menschen nicht zu ihrem Rechte kämen, aber die Schwäche der Unterwerfung für das Höhere gelte. Der Mensch muß nach N. seine Instinkte möglichst befriedigen, sich selbst zum Zweck seines Daseins setzen, diesen nicht außer sich, nicht in selbstlosen Handlungen suchen, er muß sich selbst leben, den Willen zur Macht, den er hat, möglichst zur Erfüllung bringen, die Tugenden nicht über sich stellen, nicht ihnen dienen, sie vielmehr als sein Machwerk betrachten. So zeichnet N. die Gestalt des »Übermenschen«, der nur sich selbst will und sich seine Welt gewinnt, für den nur gut ist, was er will, der weltfreudig und stark ist in seinem Wollen und alles, was sich ihm entgegenstellt, niederwirft, nichts von Ergebung weiß, nichts von Mitleid, die nur die Tugend des Schwachen ist. Nicht alle können gleiche Macht und gleichen Genuß haben, nur gemäß ihrer verschiedenen Stärke können die einzelnen das Ziel des Menschen erreichen; deshalb gibt es auch nicht gleiche Rechte für alle Menschen: der Starke hat das Recht, der Schwache muß ihm zur Erreichung seiner Ziele dienen. Diese Gedanken sind ausgeführt in: »Also sprach Zarathustra« (1.—3. Teil, Chemn. 1883—84; 4. Teil, Leipz. 1891); »Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel zu einer Philosophie der Zukunft« (Leipz. 1886); »Zur Genealogie der Moral« (das. 1887); »Der Fall Wagner« (das. 1888); »Die Götzendämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert« (das. 1889). Eine Gesamtausgabe: »Nietzsches Werke«, hat angefangen zu erscheinen; die erste Abteilung davon, enthaltend das bisher Veröffentlichte und außerdem: »N. contra Wagner«, »Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christentums« und »Gedichte« ist vollendet (Leipz. 1895, 8 Bde.). Eine 1893 schon begonnene (von Peter Gast) mußte nach Ausgabe von 5 Bänden abgebrochen werden. Der »Antichrist« ist das erste Buch des nicht vollendeten philosophischen Hauptwerkes Nietzsches: »Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte«, dessen unvollendete weitere drei Bücher den Titel haben: »Der freie Geist. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung«, »Der Immoralist. Kritik der verhängnisvollsten Art von Unwissenheit der Moral«, »Dionysos, Philosophie der ewigen Wiederkunft«. Die zweite Abteilung der Gesamtausgabe soll aus den ungedruckten Papieren Nietzsches die unvollendeten Schriften u. Fragmente, Entwürfe, Nachträge u. Aphorismen enthalten. Bisher sind 2 Bände derselben, Schriften u. Entwürfe aus den Jahren 1869—76 umfassend, erschienen (Leipz. 1896). Der 1. Band eines »Lebens Fr. Nietzsches«, veröffentlicht von seiner Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche (Leipz. 1895), enthält auch viele Briefe und kürzere Aufzeichnungen Nietzsches. Die Nietzscheschen Ansichten haben viele Gegner gefunden, wie dies bei dem vielen Paradoxen und Umstürzenden in ihnen natürlich, anderseits auch viele Freunde besonders in der jüngern Generation, in dieser zum Teil wegen der Zersetzung des Traditionellen. Infolge dieser verschiedenen Stellung zu N. ist eine große Reihe von Schriften und Abhandlungen über ihn, gegen ihn und für ihn erschienen, von denen genannt sein mögen: O. Hansson, Friedrich N. (Leipz. 1889); Kaatz, Die Weltanschauung Fr. Nietzsches (Dresd. 1891—92, 2 Tle.); L. Stein, Fr. Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren (Berl. 1893); Andreas-Salomé, Friedr. N. in seinen Werken (Wien 1894); Steiner, Friedr. N., ein Kämpfer gegen seine Zeit (Weim. 1895); Schellwien, Max Stirner und Friedr. N., Erscheinungen des modernen Geistes und das Wesen des Menschen (Leipz. 1892).

Nieukerk, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Geldern, an der Linie Neuß-Zevenaar der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, in deren

Turm sich ein römischer Votivaltar aus der Zeit des Commodus eingemauert findet, Seidenweberei, Ackerbau u. Viehzucht u. (1895) 3208 Einw. Durch den Ort führt eine alte römische Straße, in der Umgegend befinden sich mehrere vorrömische Erdwälle (Landwehren).

Nieuport (Nieuwpoort, spr. nīwpōrt), Stadt in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Furnes, an der Yser, der Staatsbahnlinie Dixmuyden-N. und der Vizinalbahn Ostende-Furnes, 3,5 km vom Meere entfernt, hat eine schöne Kirche, eine stattliche Tuchhalle (15. Jahrh.) mit Belfried, einen Hafen, Fabrikation von Segeln und Tauwerk, Salzsiederei, Schiffahrt (1892 liefen 61 Schiffe von 18,496 Ton. ein), eine Staats-Knabenmittelschule, bischöfliches Collège, niedere Schiffahrtsschule (cours élémentaire), Fischfang, Leuchtturm, ein Seebad (seit 1869) und (1893) 3339 Einw. — Hier 2. Juli 1600 Sieg der Niederländer unter Moritz von Oranien über die Spanier unter Erzherzog Albrecht von Österreich. 1745 ward N. von den Franzosen belagert und zur Kapitulation gezwungen; dasselbe geschah infolge der französischen Invasion 1794.

Nieuwe-Diep (spr. nīwe-dīp), Hafen von Helder [(s. d.).

Nieuwe Waterweg (spr. nīwe-, »Neuer Wasserweg«), kanalisierter Mündungsarm der Neuen Maas unterhalb Rotterdam. Die Versandung der Mündung der Neuen Maas hatte schon 1827 den Bau des Kanals von Voorne nötig gemacht; da dieser aber bei seiner Tiefe von 5,60 m für große Schiffe nicht benutzbar war, so mußten diese einen Umweg über das Hollandsch Diep und Dordrecht machen. Deshalb ist seit 1866 oberhalb Maassluis der Lauf des Scheur, eines Maasarms, verbreitert und vertieft (auf 10—13 m) und eine Fahrrinne bis zur Nordsee beim Hoek van Holland hergestellt worden. Die Einfahrt aus der Nordsee wird durch zwei Molen von 2000, bez. 1850 m Länge geschützt.

Nievo (spr. njēwo), Ippolito, ital. Dichter, geb. 30. Nov. 1832 in Padua, gest. 4. März 1861, studierte in seiner Vaterstadt die Rechte, war dabei ununterbrochen in die nationalen Verschwörungen und Kämpfe verwickelt und begleitete als höherer Offizier die Expedition Garibaldis nach Marsala in Sizilien. Auf der Rückkehr von dort kam er beim Schiffbruch des Dampfers Ercole in der Nähe Neapels ums Leben. Mit dem 29jährigen Freiheitshelden ging seinem Vaterland ein vielversprechendes poetisches Talent verloren. Bei Lebzeiten hatte er außer Gedichten (»Le Lucciole«, Mail. 1858; »Amori garibaldini«, das. 1859) Novellen und Romane erscheinen lassen. Unter letztern ragen hervor: »Il conte pecorajo« und »Angelo di bontà« (deutsch von Borchers: »Ein Engelherz«, in Heyses »Italienischen Novellisten«, Leipz. 1877). Sein bedeutendstes Werk aber sind die nachgelassenen »Confessioni di un ottuagenario« (Flor. 1867, 2 Bde.; deutsch von J. Kurz, ebenfalls bei Heyse, Leipz. 1877, 2 Bde.), eine Art historischen Romans, der die Geschichte Italiens von 1775—1858 mit künstlerischer Hand zur Darstellung bringt, wobei drei denkwürdige Episoden: der Sturz der venezianischen Oligarchie, die Belagerung von Genua und die neapolitanische Revolution von 1820, besonders hervortreten. Auch in seinen Gedichten (eine Auswahl u. d. T.: »Poesie di Ippolito N.«, Flor. 1883) bethätigte sich das eigentümliche und bedeutende Talent des Dichters. Vgl. Fontanelli, Ippolito N. (in der »Rivista universale«, Juni 1875); Heyse, Italienische Dichter, Bd. 4 (Berl. 1889).

Nièvre (spr. njäwr'), rechter Nebenfluß der Loire im mittlern Frankreich, mündet, 48 km lang, bei Nevers.

Das **Departement Nièvre**, im Innern Frankreichs, ist aus der Provinz Nivernais nebst einem Teil von Gâtinais gebildet, grenzt im Norden an die Departements Loiret und Yonne, im O. an Côte-d'Or und Saône-et-Loire, im S. an Allier und im W. an Cher u. hat einen Flächenraum von 6887 qkm (125,1 QM.). Das Land ist bergig und erreicht im O. im Morvangebirge (s. d.) die höchste Erhebung. Die im S. und W. fließende Loire nimmt hier rechts den Aron, die N. und den Nohain, links den Allier auf. Zum Flußgebiet der Seine gehört die Yonne, welche hier ihren Ursprung hat. Das Klima ist in den Thälern gemäßigt und gesund, dagegen auf dem östlichen Hochplateau kalt und feucht (im Morvangebirge jährlich bis 187 cm Niederschläge). Die Bevölkerung beläuft sich auf (1891) 343,581 Seelen (50 auf 1 qkm) und hat gegen 1886 um 4064 abgenommen. Der Boden ist ziemlich ergiebig. Von der Gesamtfläche kommen auf Äcker 3326, Wiesen 1020, Weinberge 113, Wälder 2004, Heide- und Weideland 51 qkm. Hauptprodukte sind: Getreide, hauptsächlich Weizen (1894: 1,801,428 hl) und Hafer (1,345,248 hl), sodann Gerste und Roggen, ferner Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Rüben, Hanf, Raps, Äpfel und Wein (1884—93 durchschnittlich 178,400 hl). Die ausgedehnten Forsten liefern viel Bau- und Brennholz, das nach Paris geflößt wird. Die Viehzucht ist bedeutend; eines besondern Rufes erfreuen sich die Rinder der Nivernaisrasse (1893: 174,637 Stück), dann die Schafe (137,314), welche schmackhaftes Fleisch und feine Wolle liefern. Das Mineralreich ergibt Steinkohle (1894 im Becken von Décize 188,039 Ton.), Eisenerz, Marmor, Mühlsteine &c. Besuchte Mineralquellen sind die von Pougues-les-Eaux und St.-Honoré. Die Industrie ist durch mehrere große Eisen- und Stahlwerke (zu Fourchambauld, La Chaussade, Imphy und Nevers), ferner durch Fabriken für Porzellan, Fayence, Glas &c. vertreten. Der lebhafte Handel hat Eisen, Holz, Kohle, Wein und Vieh zu Hauptgegenständen und wird durch ein reiches Netz von Verkehrswegen gefördert. Außer den schiffbaren Flüssen Loire u. Allier und dem Seitenkanal der erstern geht der 178 km lange Kanal von Nivernais, welcher die Loire durch den Aron mit der Yonne verbindet, mitten durch das Departement. Das Departement zerfällt in vier Arrondissements: Château-Chinon, Clamecy, Cosne und Nevers; Hauptstadt ist Nevers. Vgl. Soultrait, Dictionnaire topographique du départ. de la N. (Par. 1865); Jullien, La N. à travers le passé (das. 1883).

Ni fallor (lat.), wenn ich mich nicht irre.

Nifen (Neifen), s. Gottfried von Neifen.

Niflheim, s. Nordische Mythologie.

Niftelgerade, s. Gerade.

Nigde, Hauptstadt eines Liwa im türk. Wilajet Konia in Kleinasien, reizend zwischen Gärten etwa 1000 m hoch gelegen, mit geräumigen Bazaren, schöner Moschee, vielen mittelalterlichen Architekturresten und ca. 6000 Einw. In der Umgegend viel Weinbau.

Nigella *Tourn.* (Schwarzkümmel), Gattung aus der Familie der Ranunkulaceen, einjährige Kräuter mit fiederig fein zerteilten, schmalzipfeligen Blättern, von denen die obersten bisweilen zu einer dicht unter der terminalen Blüte stehenden laubigen Hülle zusammengedrängt sind. Die Frucht ist eine langgeschnäbelte, vielsamige Balgkapsel. Sechzehn Arten in den Mittelmeerländern, einzeln auch in Mitteleuropa. N.

damascena *L.* (Gretchen im Busch, Braut oder Jungfer in Haaren oder im Grünen, Kapuzinerkraut), 30 cm hoch, kahl, mit hellblauer, von fein geteilter, grüner Hülle umgebenen Blüten und kahlen, blasig aufgetriebenen Balgkapseln, unter den Saaten im Mittelmeergebiet wachsend, wird bei uns in Gärten in mehreren Varietäten als Ziergewächs kultiviert. Die Samen riechen beim Reiben deutlich erdbeerartig und werden zur Darstellung von Fruchtäthern benutzt. N. sativa *L.* (schwarzer oder römischer Koriander, Nardensame, Nonnennägelein), mit behaartem Stengel, blauen Blüten ohne Hülle, drüsig rauhen Balgkapseln und eiförmigen, dreikantigen, netzaderigen Samen, in Kleinasien und Südeuropa, bei uns kultiviert und verwildert. Die besonders beim Zerreiben kajeputartig riechenden und ebenso schmeckenden Samen wurden früher arzneilich und werden jetzt noch in Ägypten und im Orient als Gewürz angewendet, in Südeuropa dem Brot beigemengt. Eine dritte Art, N. arvensis *L.*, wächst bei uns häufig auf Äckern.

Niger (richtiger Nigir, »Fluß«), der dritte Strom Afrikas (nach Nil und Kongo) hinsichtlich der Länge, der zweite (nach Kongo) hinsichtlich der Wassermasse, entsteht aus zwei Quellflüssen, dem 1000 m ü. M. und nur 250 km von der Pfefferküste unter 8° 36′ nördl. Br. und 10° 33′ westl. L. v. Gr. entspringenden Tembi und dem nicht weit von dessen Quelle unter 8° 45′ nördl. Br. und 10° 35′ westl. L. entspringenden Faliko, die sich 140 km von ihrem Ursprung vereinigen und nun den Namen Dscholiba annehmen, worauf der Fluß bald die bisherige nördliche Richtung mit einer nordöstlichen vertauscht. Rechts nimmt er den Milo, links bei Sigiri den Tankisso auf, wird bei Bammako für Dampfer schiffbar und tritt nun in die weiten Ebenen von Segu u. Massina ein und teilt sich bei Diafarabe in zwei Arme, welche die 200 km lange Insel Burgu umschließen und deren rechter den Mahel Balewel mit dem Bachoi aufnimmt, der, wie er selbst, aus der Landschaft Worodugu kommt. Nachdem in dem großen Deboesee die beiden Arme sich wieder vereinigt haben, teilen sie sich abermals in den Dioko und den Majo Balleo und den letztern Namen (neben Issa und Eghirrhen) führt der Fluß, bis er die unterhalb Kabara, dem Hafen von Timbuktu, eingeschlagene östliche Richtung mit einer südöstlichen vertauscht. Auf dieser ganzen Strecke ist das Gefälle des Stromes äußerst gering, so daß derselbe zur Zeit der Winterregen nicht nur weit über seine Ufer tritt, sondern sogar vom Deboesee aufwärts nach S. strömt. Von Bamba ab, unterhalb dessen die Schiffbarkeit durch Stromschnellen unterbrochen wird, strömt der Fluß zwischen hohen Ufern hin; bei Tosaje, wo er ein 100 m hohes Felsplateau durchbricht, wird er bis zu 90 m Breite eingeengt. Von dem »Knie von Burrum« bis 8° nördl. Br. fließt der Strom nach SO. Ober- und unterhalb des Knies ist das Flußbett reich an Inseln und an einzelnen Stellen wohl 11 km breit. Wo der Fluß sich über abschüssige Felsriffe stürzen oder zwischen Steinmassen hindurchdrängen muß, wie bei der Insel Ansongo und bei Harara und weiter abwärts zwischen Gomba und Rabba, strömt er mit einer Geschwindigkeit, welche die Schiffahrt gefährdet. Von Gao (Gagho, Gogo) ab macht der Sand der Sahara mehr und mehr fruchtbarem Land Platz. Den ersten beständigen rechten Zufluß, den Gülbi-n-Sokoto, empfängt der N. bei Gomba. Bei Garu und Sinder (14° 30′ nördl. Br.) wird er abermals schiffbar, bei letzterm ist er und bis Say durchschnittlich 1600—2000 m, bei Say aber, wo der Fluß um eine 200 m hohe Hochebene herum nach S. fließt, nur 650 m breit, von felsigen Ufern (7—9 m hoch) eingeschlossen und hat eine Geschwindigkeit von etwa 5,5 km in der Stunde. In diesem Teil führt der Strom den Namen Kowara (Kuara, Kwora). Unter 10½° nördl. Br. wendet er sich scharf nach S. bis 9½°, wo er eine ostsüdöstliche Richtung einschlägt und in breitem Bett fortfließt. Bei Eggan wendet er sich um die bis 900 m hohen Rennellberge nach S., welche Richtung er bis zur Mündung beibehält. Von O. her strömt ihm Lokodscha gegenüber der mächtige Binuë (s. d.) zu. Unter 5½° nördl. Br. beginnt bei Ebo am rechten und Ndoni am linken Ufer das 25,000 qkm (454 QM.) große, an seiner Basis fast 600 km breite Mündungsdelta, ein weites Sumpfland, das sich kaum über den Meeresspiegel erhebt. Von den 22 Mündungen, durch welche die Wasser des N. in den Golf von Guinea sich ergießen, sind Sombrero, Braß, Nun und Forcados die bedeutendsten. Die äußerste Spitze des Delta bildet das Kap Formoso (s. d.). In diesem Nigerdelta wurde ehemals ein schwungvoller Sklavenhandel betrieben, an dessen Stelle jetzt der Ölhandel getreten ist, daher diese Nigermündungen jetzt Ölflüsse (Oil Rivers) genannt werden. Die Länge des N. beträgt 4160 km, der direkte Abstand von den Quellen bis zur Mündung aber nur 1810 km, das Stromgebiet hat einen Umfang von 2½ Mill. qkm. Die Schiffbarkeit des Flusses hängt vom Wasserstande ab; derselbe steigt im Oberlauf von Juli bis Anfang Januar, dann wird der N. von Bammako bis Timbuktu befahren. Der Mittellauf ist schiffbar von Rabba bis Lokodscha von Juni bis Oktober, der Unterlauf von Lokodscha bis Akassa steigt durch die vom Binuë herbeigeführten Wassermassen von Juni bis Ende September, in geringerm Maße von Januar bis Anfang April durch das vom Oberlauf herkommende Wasser. Dampfer von geringem Tiefgang können den Fluß von Akassa bis Lokodscha allezeit befahren. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Bonny, Okrika, Neucalabar, Braß, Akassa und Wari. Das ganze Uferland des N. von seiner Mündung bis Say aufwärts sowie das des Binuë bis in die Nähe von Wukari befindet sich jetzt in englischen Händen. — Der N. der Alten ist nicht der heute von uns so benannte Strom; Plinius und Ptolemäos verstanden darunter den Ued Gir im O. der Oase Tuat. In den spätern Jahrhunderten gewann die Kenntnis des N. durch Handelsverbindungen der Araber nur wenig an Klarheit; das Mittelalter mischte neue Irrtümer zu. Die arabischen Geographen jener Zeit glaubten an eine Verbindung zwischen N. und Nil, ein Irrtum, den zuerst Browne (»Travels in Africa«) 1799 ernstlich bekämpfte. Der erste Europäer, der den N. wirklich sah, war Mungo Park, der 1796 Segu Sikoro am Oberlauf erreichte und 1801 nach Bammako gelangte, von wo aus er den Fluß bis Bussang abwärts befuhr, wo er ertrank. Die schon damals gehegte Vermutung, daß der N. in den Golf von Guinea münde, wurde durch die Reisen Clappertons und Denhams 1825, noch mehr aber durch Clappertons zweite Reise 1827 mit Lander bestätigt. Letzterer wurde 1830 von der englischen Regierung mit der Untersuchung des N. beauftragt und stellte fest, daß der Unterlauf dieses Flusses in mehreren Armen in die Bai von Benin mündet. Von dieser fuhr Lander 1832 mit zwei Dampfern den Fluß aufwärts, mit ihm gleichzeitig auch Laird und Oldfield, der bis Rabba vordrang. Bis hier wurde der Fluß 1857—64 genauer durch Baikie und Offiziere von der englischen Marine

untersucht. Den mittlern Lauf des N. von Timbuktu bis Say bereiste 1854 Barth, die Strecke zwischen Rabba und der Binuëmündung 1867 Rohlfs, die Quelle des N. aber, über die Mungo Park und Laing nur Berichte hatten sammeln können, wurde erst 1879 durch Moustier und Zweifel entdeckt. Den N. zwischen Bammako und Timbuktu nahm 1887 Caron auf. S. Karte bei »Guinea«. Vgl. neben den Reisewerken von Mungo Park, Lander, Laird und Oldfield, Crowther, Baikie, Barth besonders de Lanoye, Le N. (Par. 1858); »Reports by Dr. Baikie on the geographical position of the countries in the neighbourhood of the N.« (Lond. 1863); Rohlfs, Quer durch Afrika (Leipz. 1874); Viard, Au bas N. (Par. 1885); Richardson, Story of the N. (Lond. 1887).

Nigerdistrikte, soviel wie Nigerküsten-Protektorat (s. d.).

Nigerkompanie (Royal Niger Company), eine in London 1886 gebildete Gesellschaft, die durch einen königlichen Freibrief 10. Juli 1886 das Recht erhielt, am untern Niger von Akassa bis Say und am Binuë von Lokodscha bis über Jola hinaus durch Verträge mit den einheimischen Herrschern Hoheitsrechte zu erwerben, Zölle zu erheben und Handel zu treiben. Derartige Verträge hat die N. seit 1884 etwa 300 abgeschlossen, darunter solche mit Sokoto (1885 und 1890), mit Gando und Nupe und mit dem Sultan von Jola (1893), so daß die Kompanie jetzt über ein Gebiet von 200,000 qkm (3630 QM.) verfügt, freilich nur nominell, während sie thatsächlich allein über den Unterlauf des Niger und Binuë und über das Land wenige Kilometer von den Ufern verfügt, wo sie 40—50 Faktoreien errichtete, die meisten mit 2—3 Nebenstationen. Die bedeutendsten darunter sind Ebo, Abutschi, Idda, Lokodscha, Eggan, Jola. Einer jeden steht ein Agent der Gesellschaft vor mit dem nötigen Stab von kaufmännischen und Verwaltungsbeamten, wozu noch meist eingeborne Böttcher, Maschinisten und Arbeiter kommen. Sitz der Verwaltung ist Assaba am rechten Nigerufer, das auch Hauptquartier der 600 Mann starken Schutztruppe aus Haussanegern ist und ein Zollamt und Hospital hat. Das Hauptzollamt befindet sich in Akassa an der Nigermündung, wo alle Schiffe anzulaufen haben, die auf dem Niger und Binuë Handel treiben wollen. Die N. besitzt eine Flottille von 30 Schiffen. Die Einfuhr besteht in Baumwollzeugen, irdenen und Eisenwaren, Salz, Tabak und Spirituosen, doch ist die Einfuhr der letztgenannten nur in die Gegenden des untern Niger und auch da nur unter hohen Zöllen, nach dem mittlern und obern Niger und nach dem Binuë aber gar nicht gestattet, ebenso ist die Einfuhr von gezogenen Gewehren, Munition rc. verboten. Ausgeführt werden vornehmlich Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, Kopal, Elfenbein. Die N. erzielte 1893 einen Reingewinn von 43,465 Pfd. Sterl., wobei der größte Teil der Dampfer und der Anlagen auf dem Lande bereits abgeschrieben war. Die Einnahmen betrugen 110,756 (1887 erst 42,396), die Einfuhr 159,989, die Ausfuhr 405,935 Pfd. Sterl. Die Gesellschaft wurde 1879 als United African Company gegründet; 1882 änderte sie ihren Namen in den der National African Company um, wobei zugleich eine Erweiterung des Geschäftsbetriebes stattfand. 1884 wurden eine andre hier domizilierte englische Gesellschaft und zwei französische durch Gewährung von Entschädigungen zur Aufgabe ihres Geschäfts bewogen. Bisher hatte sich die Thätigkeit der Gesellschaft auf den Niger beschränkt; als aber der Deutsche Flegel das Binuëgebiet für Deutschland zu sichern suchte, schloß die Kompanie sogleich Verträge mit den Sultanen von Sokoto und Gando, wodurch sie sich diese Gebiete für ihre Handelsunternehmungen sicherte, 1886 erlangte sie von der englischen Regierung einen Freibrief (s. oben). Sie suchte nun, obschon durch internationale Abmachungen Freiheit der Schiffahrt und des Handels allen Nationen auf dem Niger und Binuë zugesichert war (ein Vertrag, der von Deutschland 1893 erneuert wurde), die Angehörigen andrer Nationen überall aus ihrem Gebiet zu verdrängen und deren Bewegungen zu hindern und setzte es auch durch, daß, als Mizon 1892 den von Sokoto abhängigen Herrscher der Landschaft Muri veranlaßte, sich unter das französische Protektorat zu stellen, Mizon abberufen und die französische Fahne in Muri entfernt wurde.

Nigerküsten-Protektorat (Niger Coast Protectorate, früher Protectorate of the Oil Rivers), engl. Kronkolonie in Westafrika, so benannt seit 16. Mai 1893, zwischen den Besitzungen der Nigerkompanie im W. und Kamerun im O., umfaßt sämtliche Handelsniederlassungen der 1889 gegründeten African Association in Liverpool, welche dieselbe an der Mündung des Benin, Forcado, Braß, Bonny, Opobo, am Alt-Calabar- u. Croßfluß gründete, und erstreckt sich nach einem mit der Nigerkompanie Oktober 1891 getroffenen Übereinkommen landeinwärts zwischen der Nun- und Braßmündung bis Idu (130 km landeinwärts). Die Küste und das zunächst dahinter liegende Gebiet ist flach und morastig, landeinwärts bedecken ausgedehnte Waldungen von Ölpalmen das Land, dann steigt dasselbe zu von Grassavannen bedeckten Hochebenen an. Das Klima ist heiß und feucht und schwankt zwischen 32 und 15°, meist aber zwischen 30 und 23,5°. Die Bewohner sind Idgo, Jakri, Sobo, Akpa, eine ziemlich tief stehende, noch dem Kannibalismus ergebene Rasse; höher stehen die Ibo (s. d.) am Opobo sowie die Efik am Croßfluß. Hauptort ist Duketown (Altkalabar), Sitz des Kommissars und Generalkonsuls, des Generaldirektors der Zölle und Garnison der 250 Mann starken Schutztruppe; Agenten der Regierung sind in Bonny (5000 Einw.), seit Februar 1893 durch Kabel mit Kamerun verbunden, Braß, Benin, Opobo, Quo Ibo und Warri stationiert. Der Handel ruht in den Händen der genannten Gesellschaft; 1895 betrug die Einfuhr 691,000, die Ausfuhr (Palmöl, Palmkerne u. a.) 800,000 Pfd. Sterl. S. Karte bei »Guinea«.

Nigermission, ein 1857 gegründeter Missionsverein, welcher in den Flußgebieten des Niger und des Binuë wirkt und nur schwarze Arbeiter unter einem schwarzen Bischof besitzt.

Nigersamen, s. Guizotia.

Nigersprachen. Die Negersprachen des Nigergebiets zerfallen in die drei nahe verwandten Gruppen: 1) Ibo, 2) Joruba, Odschi, Ewe, Nupe, Akra, 3) Efik. Diese Sprachen sind arm an Verbalformen, aber wohllautend, indem jedes Wort auf einen Vokal oder Nasal ausgeht. Vgl. Fr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, 4. Bd. (Wien 1888).

Nigger (engl. für negro), in Amerika verächtliche Bezeichnung eines Negers.

Niggeröl, s. Baumwollsamenöl.

Nightingale (spr. naitingēl), Miß Florence, durch ihre menschenfreundlichen Bestrebungen bekannt geworden, geb. im Mai 1820 in Florenz als Tochter eines englischen Gutsbesitzers, erhielt von ihrer Mutter, einer Tochter Will-Smiths, des eifrigen Beförderers der Sklavenemanzipation, früh eine philanthro-

pische Richtung, besuchte viele Schulen, Hospitäler und Rettungshäuser Englands und des Festlandes und verweilte seit 1849 einige Zeit in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein, worüber sie in einer Schrift berichtete. Nach England zurückgekehrt, verwendete sie einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens auf die Reorganisation des Hospitals für Gouvernanten in London und zeichnete sich dann besonders im orientalischen Kriege als Vorsteherin der englischen Hospitäler in Skutari und Balaklawa aus. Ein in England für sie zusammengebrachtes Kapital von 50,000 Pfd. Sterl. wurde auf ihren Wunsch zur Erweiterung des Londoner St. Thomas-Hospitals, namentlich zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen, verwendet. Sie schrieb: »Hints on hospitals« (Lond. 1859, 3. Aufl. 1863); »Notes on nursing« (das. 1858 u. ö.; deutsch von Niemeyer: »Ratgeber für Gesundheits- und Krankenpflege«, Leipz. 1878); »Observations on the sanitary state of the army in India« (1863); »Life or death in India« (1873); »Health teaching in towns and villages« (1894) u. a. Vgl. Pollard, Florence N., the soldiers' friend (Lond. 1891).

Nigidaier (Nigidalzen), Volksstamm, s. Negda.

Nigidius Figulus, Publius, röm. Gelehrter, geb. um 98 v. Chr., gest. 45, war ein Freund Ciceros und nächst Varro der gelehrteste Römer seiner Zeit. Ein Anhänger des Pompejus, ging er nach dessen Besiegung ins Exil. Er hatte einen mystischen Hang, der ihn zur pythagoreischen Philosophie, Astrologie und Magie hinzog, die er auch praktisch ausübte. Seine zum Teil umfänglichen theologischen, naturwissenschaftlichen, astronomischen und grammatischen Schriften fanden trotz ihrer Gelehrsamkeit wegen ihrer Dunkelheit und Spitzfindigkeit weniger Beachtung als die Varros; die erhaltenen Fragmente wurden herausgegeben von Swoboda (Prag u. Leipz. 1889). Vgl. Hertz, De Nigidii studiis atque operibus (Berl. 1875).

Nigra, Costantino, Graf, ital. Staatsmann, geb. 12. Juni 1827 bei Ivrea, trat 1848 als Student in die Armee, focht mit Auszeichnung bei Pastrengo, Santa Lucia, Calmosino und Rivoli, erhielt infolge einer Preisarbeit unter Azeglio eine Anstellung im Ministerium des Äußern und folgte Cavour bei den Besuchen des Königs in Paris und London 1855 als Sekretär und 1856 als Chef der Gesandtschaftskanzlei zu den Friedenskonferenzen nach Paris. 1859 nahm er an den Verhandlungen des Züricher Friedens teil. Von Zürich aus ging er erst als Geschäftsträger, sodann als bevollmächtigter Minister nach Paris und bewies in dem damals zwischen Napoleon III. und Cavour sich entspinnenden Kampf um die Oberherrschaft Italiens große Klugheit und Mäßigung. Durch die Ernennung Nigras zum italienischen Gesandten am Tuilerienhof 1. Aug. 1861 erfüllte Viktor Emanuel einen der letzten Wünsche des sterbenden Cavour. N. gehörte in Paris zu den Vertrauten des kaiserlichen Hofes und galt namentlich für einen Günstling der Kaiserin. Auch nach dem Sturz des Kaiserreichs blieb er in Paris und wurde erst nach dem Fall des Ministeriums Minghetti 1876 als Botschafter nach Petersburg, 1882 nach London und 1885 nach Wien versetzt. Seit 1882 ist er Graf, seit 1890 Mitglied des Senats. Auch litterarisch machte sich N. durch Schriften über italienische Dialekte und Volkspoesie (»Canti popolari piemontesi«, neue Ausg. 1895) sowie seine Ausgabe der »Glossae hibernicae veteres« der Turiner Handschrift (Par. 1869) bekannt.

Nigreszieren (lat.), schwarz werden.

Nigrin, s. Rutil.

Nigritien, s. Sudân.

Nigritier, soviel wie Neger.

Nigrosin, s. Induline.

Nigua, soviel wie Sandfloh, s. Flöhe.

Nihil (nil, lat.), nichts. N. ad rem, das gehört nicht hierher, thut nichts zur Sache. N. habenti nihil deest, wer nichts hat, dem fehlt nichts. N. humani a me alienum puto, s. Homo sum etc. N. in intellectu, quod non ante in sensu, nichts ist im Verstand, was nicht vorher im Sinn, d. h. durch sinnliche Wahrnehmung, angeeignet war; Grundsatz des Empirismus und Sensualismus. N. novi sub sole, nichts Neues unter der Sonne. N. probat, qui nimium probat, nichts beweist der, welcher zu viel beweist. N. sciri potest, ne id ipsum quidem, nichts kann man wissen, nicht einmal dieses selbst, nämlich, daß man nichts weiß; Grundsatz der Skeptiker.

Nihilismus (v. lat. nihil, nichts), im philosophischen Sinn s. Nichts. — In der Theologie nannte man N. die dem Petrus Lombardus (s. d.) beigelegte, aber sofort von der Kirche verworfene Ansicht, daß Christus, sofern seine menschliche Natur keine Selbständigkeit besitzt, kein Individuum, also nichts sei. Über politischen N. s. Nihilisten.

Nihilisten, Bezeichnung für die Anhänger einer unter der Jugend beider Geschlechter, auch der höchsten Stände, in Rußland hervorgetretenen und weitverbreiteten Anschauungsweise (Nihilismus), welche nach der Zertrümmerung der geschichtlichen Grundlagen der Gesellschaft und des Staates strebt und rein materialistische oder sozialdemokratische oder auch ganz utopistische Ziele verfolgt, teilweise aber durchaus pessimistisch an der Welt verzweifelt, nichts als gut oder verbesserungsfähig gelten läßt und daher das eigne sowie andrer Leben für wert- und zwecklos hält. Der Name kommt zuerst in Turgenjews Roman »Väter und Söhne« (1861) vor. Seinen Ursprung hat der Nihilismus einerseits in der Ansammlung eines gebildeten Proletariats in der Zeit nach dem Tode des Zaren Nikolaus, als zahlreiche Gymnasien entstanden und die Universitäten massenhaft besucht wurden, anderseits in den zerrütteten Zuständen des despotisch regierten Reiches mit seinem brutalen, bestechlichen Beamtentum, der Willkür der Polizei und der Unterdrückung jeder offenen Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten. Bei der politischen Unreife des russischen Volkes sind zum großen Teil Studenten und Mädchen Anhänger des Nihilismus, und sie erstreben nicht eine Reform, sondern zunächst die völlige Vertilgung des jetzigen Staates mit allen seinen Einrichtungen, so daß nichts (nihil) übrigbleibt, den Wiederaufbau der Welt nach Grundsätzen der Vernunft und Gerechtigkeit künftigen Geschlechtern überlassend; zur Erreichung ihres Zieles gilt ihnen jedes Mittel, auch das verwerflichste, als erlaubt. Herzen und besonders Bakunin waren eifrig bemüht, den Haß des Volkes und der Jugend gegen das herrschende System anzufachen, und das Karakasowsche Attentat (1866) gegen Alexander II. war schon eine Wirkung der nihilistischen Aufreizung. Doch beschränkte sich die Thätigkeit der N. lange auf die Verbreitung revolutionärer Ideen in der studentischen Jugend und dem Volk, über welche der große Prozeß von 1874 gegen 193 Angeklagte, von denen aber bloß 19 verurteilt wurden, Klarheit gab; selbst Lehrer, Beamte, Richter, Mitglieder des Adels begünstigten die auf den Umsturz des Staates gerichtete Bewegung. Die eigentlichen Leiter derselben

waren aber halbgebildete, arbeitsscheue junge Leute beiderlei Geschlechts, welche in verschiedenen Städten des Reiches »Kommunen« bildeten. Nachdem verschiedene Verurteilungen und Verschickungen stattgefunden hatten, beschlossen die N. durch Mord und Brandstiftungen einen allgemeinen Schrecken in der Gesellschaft hervorzurufen und die Werkzeuge der Regierung einzuschüchtern. Der erste Schritt auf dieser terroristischen Bahn war das Attentat der Vera Sassulitsch gegen den Petersburger Stadthauptmann Trepow (5. Febr. 1878), und die unter dem Beifall des Publikums erfolgte Freisprechung der Verbrecherin durch das Geschwornengericht konnte die N. nur zu weitern Thaten und zu einer festen Organisation ermutigen. Es wurde ein Kongreß in Zgierz abgehalten, ein Bund, die Narodnaja Wolja (»Partei des Volkswillens«), gestiftet und ein Exekutivkomité eingesetzt, welches seine Netze über ganz Rußland ausbreitete, Todesurteile gegen mißliebige Beamte fällte und deren Vollstreckung vorbereitete, jeden Verrat mit dem Tode bestrafte und in geheimen Druckereien Flugschriften drucken ließ, welche das Programm der Verschwörer verkündeten und Haß gegen die Regierung und den Kaiser predigten. Der in Genf erscheinende »Messager de la Volonté du peuple« war das Organ des Ausschusses. Am 16. Aug. 1878 wurde der Chef der dritten Abteilung der kaiserlichen Kanzlei, General Mesenzew, in Petersburg, 21. Febr. 1879 der Gouverneur Fürst Krapotkin in Charkow ermordet, 25. April auf Mesenzews Nachfolger Drentelen und 14. April 1879 von Solowjew auf den Kaiser selbst ein Attentat gemacht. Nachdem 1. Dez. 1879 versucht worden war, den kaiserlichen Zug bei Moskau durch Dynamit in die Luft zu sprengen, erfolgten 17. Febr. 1880 die Dynamitexplosion im Winterpalast und 13. März 1881 die Ermordung Alexanders II. Die Mörder wurden ergriffen und gehenkt und eine energische Verfolgung der N. ins Werk gesetzt. Dennoch wurde 25. Nov. 1882 in Odessa der Prokurator des Militärgerichts, Strelnikow, und 28. Dez. 1883 der Polizeioberst Sudeikin erschossen. Der Thäter war ein Mitglied des Ausschusses, Degejew, der sich von Sudeikin als Spion hatte gebrauchen lassen, dann ein Geständnis abgelegt hatte und zur Sühne den Mord hatte ausführen müssen. Die Erkenntnis, daß noch andre Spione Mitglieder der Narodnaja Wolja seien, führte zur Auflösung derselben in mehrere Gruppen. Die Wühlerei hörte aber deshalb nicht auf und hatte besonders bei Offizieren, dann bei den Polen Erfolg. Am 13. März 1887 ward wieder ein Anschlag auf das Leben des Kaisers und 29. Okt. 1888 bei Borki der Versuch gemacht, den Eisenbahnzug, mit dem die kaiserliche Familie aus Kaukasien zurückkehrte, in die Luft zu sprengen, nachdem längere Zeit die energische Thätigkeit der Polizei die N. teils zur Flucht ins Ausland genötigt, teils im Zaum gehalten hatte. Eine völlige Unterdrückung der Verschwörungen ist aber um so weniger wahrscheinlich, als die eigentlichen Ursachen derselben, die unerträglichen öffentlichen Zustände in Rußland, nicht wesentlich gebessert sind. Vgl. Karlowitsch (Gerbel-Embach), Die Entwickelung des Nihilismus (3. Aufl., Berl. 1880); Thun, Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland (Leipz. 1883); Oldenberg, Der russische Nihilismus (das. 1888).

Nihilum album, s. Zinkoxyd.

Nihon, s. Nippon.

Niigata (»Neuhaff«), Hauptstadt der japan. Provinz Echigo auf der Insel Nippon, am Ausfluß des Shinanogawa in das Japanische Meer, von dem sie durch Sanddünen getrennt ist, hat sehr heiße Sommer und sehr kalte Winter mit starkem Schneefall, sehr bedeutende Lackwarenindustrie, Reisausfuhr und (1892) 49,000 Einw. N. wurde 1860 dem fremden Handel geöffnet, doch ist die Reede seicht, offen und während der heftigen Nordwinde im Winter unbrauchbar, der Nothafen Jebisumatshi auf der gegenüberliegenden Insel Sado ist aber dem fremden Handel nicht geöffnet; es haben sich daher hier nur wenige fremde Kaufleute niedergelassen. In der Nähe Petroleumquellen.

Niihau, eine der Inseln des Hawaï-Archipels, südwestlich von Kauaï, 32 km lang, 11 km breit und 248 qkm (4,5 QM.) groß, ist im NO., wo sie mit einer 240 m hohen Felswand steil gegen das Meer abfällt, gebirgig, zu zwei Drittel aber eben. Der fruchtbare Boden erzeugt Ananas, Bananen ꝛc. Die Weiden gehören einem Engländer, der hier 30,000 Schafe hält. Die Eingebornen fertigen Halsketten aus Muscheln, Matten und Fächer.

Nijár (spr. nich-), Stadt in der span. Provinz Almeria, am Küstenfluß Artal und am Südfuß der Sierra Alhamilla, hat Bleibergbau, Kaolingruben und (1887) 14,221 Einw.

Nijkerk (spr. nei-), Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, 3 km vom Zuidersee, durch einen Kanal mit diesem verbunden, und an der Eisenbahn Utrecht-Kampen, hat eine reformierte, eine römisch-katholische u. eine Separatistenkirche, eine Handelskammer, Flachsspinnerei u. Mattenflechterei, Schiffahrt, Tabaks-, Getreide-, Holz- und Viehhandel und (1889) 7760 Einw.

Nijmegen (spr. nei-), Stadt, s. Nimwegen.

Nikäa (Nicäa), im Altertum bedeutende Stadt in Bithynien, am Ostufer des Askaniasees, wurde 316 v. Chr. an der Stelle des von den Mysiern zerstörten Ankore von Antigonos unter dem Namen Antigoneia erbaut und erst später von Lysimachos zu Ehren seiner Gemahlin N. benannt. Die Stadt war zweite Residenz der Könige Bithyniens und blieb wichtig durch ihren Handel. Der jüngere Plinius machte sich als Gouverneur von Bithynien um sie durch Wiederherstellung ihrer Monumente verdient. Sie war Geburtsort des Astronomen Hipparch und des Geschichtschreibers Dio Cassius und war frühzeitig der Sitz eines christlichen Bischofs. Eine wichtige Grenzfestung des oströmischen Reiches, erlag sie 1078 dem Andrang der Seldschuken, denen sie im ersten Kreuzzug 1097 vorübergehend wieder entrissen wurde. Im Anfang des 13. Jahrh. machte Theodor Laskaris N. zur Hauptstadt seines vorderasiatischen Reiches, welches von Urchan seit 1326 dauernd für die osmanische Herrschaft gewonnen wurde. An derselben Stelle liegt heute Isnik (s. d.) mit den wohlerhaltenen Mauern und andern Ruinen der alten Stadt. In der Kirchengeschichte ist N. berühmt durch zwei daselbst abgehaltene Kirchenversammlungen (das erste und siebente ökumenische Konzil). Auf der ersten (325) wurde die Arianische Lehre (s. Arianischer Streit) verdammt und auf Grund des alten apostolischen Symbolums das Nicäische Glaubensbekenntnis (s. d.) und der Tag des Osterfestes festgestellt. Die zweite Kirchenversammlung zu N. ward von der Kaiserin Irene 787 berufen, um die Verehrung der Bilder in der Kirche durchzusetzen (s. Bilderdienst und Bilderverehrung).

Nikaaufstand, die große Empörung in Konstantinopel, 13.—19. Jan. 532 gegen Kaiser Justinian I., veranlaßt durch die beiden Zirkusparteien der Grünen und der Blauen, welche, gereizt durch die Strenge,

mit welcher der Kaiser gegen einige Unruhestifter aus ihrer Mitte einschritt, und ihren Hader vergessend, unter dem Ruf: »Nika!« (»Siege!«) sich erhoben, durch Zugeständnisse des Hofes nicht beschwichtigt, Justinian stürzen wollten, Hypatius, den Neffen des frühern Kaisers Anastasius, zum Kaiser ausriefen und das Schloß bestürmten. Nachdem 17. Jan. ein Angriff der Söldnerscharen Belisars vergeblich gewesen, gelang es endlich, die Blauen zu gewinnen und 19. Jan. die Grünen in der Rennbahn zu überfallen, wo 30,000 Menschen niedergemetzelt wurden, womit der Aufstand niedergeschlagen war. Vgl. W. A. Schmidt, Der Aufstand in Konstantinopel unter Justinian (in »Epochen und Katastrophen«, Berl. 1874).

Nikandros (Nicander), griech. Grammatiker und Dichter, aus Kolophon, um 150 v. Chr. Von seinen zahlreichen prosaischen und poetischen Schriften lehrhaften Inhalts sind noch zwei schwülstige und schwerfällige Gedichte übrig: »Theriaca«, Mittel gegen den Biß giftiger Tiere, und »Alexipharmaca«, Gegengifte bei Vergiftungen durch Speise und Trank (beste Ausgabe von O. Schneider, Leipz. 1856). Ihr Inhalt reizte das Studium der Grammatiker, wovon noch eine gelehrte Scholiensammlung zeugt.

Nikaria (im Altertum Ikaria, türk. Kariot), Insel südwestlich von Samos, bis 1041 m hoch, zum Sandschak Chios des türk. Inselwilajets gehörig, 267 qkm groß, reich an Quellen, auch warmen, mit 3 Klöstern, 12 Schulen, 4 Krankenhäusern, einem Gerichtshof und 12,800 griech. Einwohnern, meist Köhlern und Bauern. Ausgeführt werden Rosinen, Holzkohlen, Schmirgel. Hauptort ist Agios Kirikos im O.

Nikátor (griech., »Sieger«), Beiname der syrischen Könige Seleukos I. und Demetrios II.

Nike, in der griech. Mythologie die Göttin des Sieges, weiterhin im Leben der Griechen Symbol jedes glücklichen Vollbringens, war nach Hesiod Tochter des Giganten Pallas und der Styx, von welcher sie dem Zeus zum Beistand im Titanenkampf zugeführt wurde, und verweilte seitdem stets bei Zeus im Olymp. Die Künstler brachten sie häufig in Verbindung mit siegverleihenden Gottheiten, wie z. B. der Zeus von Olympia und die Athene Parthenos des Pheidias auf der einen Hand eine N. trugen. In späterer Zeit wurde sie stets geflügelt dargestellt, mit Kranz und Palmenzweig und meist als aus der Höhe sich herablassend. Diese Darstellung übernahmen auch die Römer für die Bilder ihrer hochangesehenen Siegesgöttin Victoria, welche durch besondere Spiele (ludi) im Zirkus gefeiert und namentlich auf dem Kapitol verehrt wurde, wo siegreiche Feldherren Bilder der Göttin zum Andenken an ihre Kriegsthaten aufzustellen pflegten. Die berühmteste Statue dieser Art war die auf der Weltkugel schwebende, von Augustus zum Andenken an den Sieg bei Actium in die Julische Kurie geweihte, die später als Schutzgöttin des Senats in dem von Domitian errichteten Senatsgebäude bis zum Ausgang des Heidentums stand, zuletzt ein Gegenstand des Kampfes zwischen der altrömischen und der christlichen Partei (vgl. Gerhard, Der Streit um den Altar der Victoria, Sieg. 1860). Eine schöne Marmorstatue von Päonios aus Mende in Thrakien wurde 1877 in Olympia ausgegraben (s. Tafel »Bildhauerkunst III«, Fig. 3); andre vorzügliche Darstellungen sind die große N. von Samothrake (jetzt im Louvre), wahrscheinlich ein Werk der früh-alexandrinischen Periode, auf dem Vorderteil eines Schiffes stehend und blasend (vgl. Benndorf in den »Neuen archäologischen Untersuchungen auf Samothrake«, Wien 1880, Tafel 60 ff., S. 52 ff.; Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik, Bd. 2; 4. Aufl., Leipz. 1893, S. 314), u. die N. von Brescia, aus der Römerzeit. Häufiger tritt die Göttin auf Vasen und Münzen sowie in kleinen Bronzen auf; von letztern bewahrt das Kasseler Museum ein schönes Werk (s. die Abbildung). Vgl. Kieseritzky, N. in der Vasenmalerei (Dorp. 1876), und Knapp, N. in der Vasenmalerei (Tübingen 1876). Von besonderm Reiz sind auch die Darstellungen opfernder und sich schmückender Siegesgöttinnen auf dem Balustradenrelief des Niketempels zu Athen (vgl. Kekulé, Die Balustrade des Tempels der Athene N., Leipz. 1869; Overbeck, a. a. O., Bd. 1, S. 486 ff.). Von Schöpfungen neuerer Bildner haben besonders die N. von Schadow auf dem Brandenburger Thor zu Berlin und die Viktorien von Rauch in der Walhalla Berühmtheit erlangt.


Nike (Bronze im Museum zu Kassel).

Nikephorion, s. Rakka.

Nikephŏros (griech., »Siegbringer«), Name mehrerer oströmischer Kaiser: 1) N. I., aus Seleukia, war Großschatzmeister unter der Kaiserin Irene und stürzte diese durch eine Verschwörung (31. Okt. 802). Er ließ den Feldherrn Bardanes, der gegen ihn zum Kaiser ausgerufen wurde, blenden, erbitterte das Volk durch harten Steuerdruck und die Geistlichkeit durch Besteuerung der Kirchengüter und eigenmächtige Besetzung des Patriarchenstuhles. Den Abt Theodor von Studion, das Haupt der kirchlichen Opposition, schickte er in die Verbannung. Er unterdrückte eine Erhebung der im Peloponnes angesiedelten slawischen Stämme und begann die Christianisierung und Gräzisierung derselben, dagegen führte er seit 802 unglückliche Kriege gegen den arabischen Chalifen Harun al Raschid, welcher ihn 804 in einer großen Schlacht in Phrygien besiegte und 807 zu einem schimpflichen Frieden zwang, und fiel im Juli 811 in einer unglücklichen Schlacht gegen die Bulgaren. Sein von ihm 803 zum Mitkaiser gekrönter, in jener Schlacht verwundeter Sohn Staurakios wurde nicht als Kaiser anerkannt, sondern in ein Kloster gebracht, wo er bald starb; an seiner Stelle wurde N.' Schwiegersohn Michael I. zum Kaiser erhoben.

2) N. II., Phokas, aus Kappadokien, geb. 913, führte als Feldherr der Kaiser Konstantin VII. und Romanos II. glückliche Kriege gegen die Sarazenen, eroberte Kreta (961) und einen Teil Syriens, wurde nach dem Tode Romanos' II. 963 vom Heer zum Kaiser ausgerufen, beseitigte den bisher allmächtigen Ober-

kämmerer, den Eunuchen Joseph Bringas, und bewog die Witwe des Romanos, Theophano, sich mit ihm zu vermählen. Er war klein und häßlich, aber kräftig und energisch, einfach und sparsam. Er hob die Wehrkraft des Reiches, entriß den Sarazenen Kilikien und Syrien (auch Antiochia wurde 966 erobert), kämpfte glücklich gegen die Bulgaren und wahrte auch dem deutschen Kaiser Otto I. gegenüber die Ehre des Reiches. Aber er bedrückte das Volk mit hohen Steuern und zog sich trotz seiner strengen Frömmigkeit den Haß der Geistlichkeit zu, weil er dieser gegenüber die staatlichen Rechte energisch wahrte und der Häufung der Güter in Toter Hand durch Beschränkung der Vermächtnisse an die Kirche entgegentrat. Er wurde auf Anstiften der Theophano 11. Dez. 969 von dem ehrgeizigen zurückgesetzten Feldherrn Johannes Tzimisces ermordet. Vgl. G. Schlumberger, Un empereur byzantin au X. siècle. Nicéphore Phocas (Par. 1890).

3) N. III., Botaneiates, unter Michael VII. Feldherr der Armee im Osten, wurde von dieser 1078 gegen denselben gleichzeitig mit N. Bryennios (Vater von N. 2, s. oben), welchen die europäischen Truppen in Adrianopel zum Kaiser ausriefen, in Nikäa zum Kaiser erhoben, darauf auch in der Hauptstadt anerkannt und bestieg, nachdem sich Michael in ein Kloster zurückgezogen, den Thron, beseitigte N. Bryennios mit Hilfe des Alexios Komnenos, wurde aber von diesem 1081 gestürzt und endete in einem Kloster.

Nikephŏros, griech. Geschichtschreiber: 1) N. Constantinopolitanus, geb. 758, ward Geheimschreiber der Kaiserin Irene, dann Mönch und 806 Patriarch in Konstantinopel, aber, als er sich dem bilderstürmenden Kaiser Leo V. widersetzte, 815 in ein Kloster verwiesen, wo er 829 starb. Er schrieb eine »Chronologia compendiaria« (hrsg. von Scaliger, Leiden 1606; Credner, Gieß. 1832) und ein »Breviarium historicum«, von 602—769 reichend (hrsg. von Bekker, Bonn 1837; von de Boor zusammen mit der »Chronologia«, Leipz. 1890).

2) N. Bryennios, geb. ca. 1062 in Adrianopel, ward vom griechischen Kaiser Alexios Komnenos, dessen Tochter Anna er heiratete, zum Cäsar ernannt und starb 1137 in Konstantinopel. Er schrieb »Historische Materialien«, eine Geschichte des Komnenischen Hauses in vier Büchern, die Zeit von 1057—79 umfassend, welche später von seiner Gemahlin in ihrer »Alexias« fortgesetzt und ergänzt wurde. Herausgegeben wurde sie zuerst von Possinus (Par. 1661), dann von Meineke (Bonn 1836). Vgl. Seger, N. Bryennios (Münch. 1888).

3) N. Gregoras, s. Gregoras.

Nikētas, 1) Akominatos, auch Choniates von seinem Geburtsort Chonä (Kolossä) in Phrygien genannt, byzantin. Geschichtschreiber, Bruder des Metropoliten Akominatas (s. d.), bekleidete Ende des 12. Jahrh. am griechischen Kaiserhof zu Konstantinopel die höchsten Ämter und floh nach der Eroberung der Stadt durch die Lateiner 1204 nach Nikäa in Bithynien, wo er um 1215 starb. Sein Hauptwerk ist eine wertvolle, nur in etwas gekünsteltem Stil geschriebene und von Haß gegen die Lateiner erfüllte »Geschichte der griechischen Kaiser« in 21 Büchern, die als Fortsetzung der des Zonaras den Zeitraum von 1118—1206 umfaßt und zuerst von Wolf (Basel 1557), dann von Bekker (Bonn 1835) herausgegeben worden ist. Außerdem besitzen wir von ihm eine Beschreibung der von den Franken bei der Einnahme von Konstantinopel zerstörten Statuen (hrsg. von Wilken, Leipz. 1830; deutsch in dessen »Geschichte der Kreuzzüge«, Bd. 5, das. 1829) und einige panegyrische Reden (hrsg. von Sathas, Par. 1872).

2) N. Eugenianos, griech. Dichter des 12. Jahrh., schrieb einen geschmacklosen Roman von der Liebe des Charikles und der Drosilla in 3641 iambischen Trimetern (hrsg. von Boissonade, Leid. 1819, 2 Bde., sowie in den »Scriptores erotici« von Didot, Par. 1856, und von Hercher, Bd. 2, Leipz. 1859).

Niketerien (griech.), Siegesfeste, Siegespreise.

Niki, Reich im westlichen Sudân, s. Borgugung.

Nikias, Sohn des Nikeratos, athen. Staatsmann und Feldherr, der reichste Mann Athens, war, nachdem er schon unter Perikles Feldherr und namentlich geschickter Flottenführer gewesen, nach dessen Tod 429 v. Chr. fünf Jahre lang Strateg und erwarb sich durch seine Freigebigkeit eine einflußreiche Stellung als das Haupt der konservativen Partei. Er war Gegner des Kleon sowohl in der innern als in der äußern Politik, in der er Anhänger des Friedens war, aber, obwohl verfassungstreu und redlich, nicht entschlossen und energisch genug. 426 unternahm er einen Einfall in Melos, sodann in das Gebiet von Oropos, wo er die Tanagräer schlug, und machte darauf einen Streifzug längs der lokrischen Küste; 424 eroberte er Kythera. Nach dem Tode Kleons und der für Athen unglücklichen Schlacht bei Amphipolis brachte er 421 den 50jährigen Frieden mit Sparta zu stande, welcher nach ihm der Friede des N. benannt wird, konnte ihn jedoch gegen die Ränke des Alkibiades nicht aufrecht erhalten. Der sizilischen Expedition widersetzte er sich mit allen Kräften, wurde aber dennoch nebst Lamachos und Alkibiades an ihre Spitze gestellt. Nach Alkibiades' Abberufung 415 mit der obersten Leitung der Expedition betraut, erfocht er, obwohl in seinen Maßnahmen schwankend und unentschlossen, einen Sieg unter den Mauern von Syrakus und war nahe daran, Syrakus zur Übergabe zu zwingen, als die inzwischen aus Korinth und Sparta erbetene Hilfe unter Gylippos' Führung ankam, wodurch sich das Waffenglück auf die Seite der Syrakusier neigte. Die durch Demosthenes verstärkte athenische Flotte erlitt wiederholte Niederlagen, und der Rest des athenischen Heeres ward im September 413 am Fluß Asinaros vernichtet. N. ergab sich an Gylippos und ward nebst Demosthenes von den Syrakusiern hingerichtet. Die Athener brandmarkten das Andenken des N. durch Weglassung seines Namens auf dem Denkstein zu Ehren der in Sizilien Gebliebenen. Sein Sohn Nikeratos wurde unter den dreißig Tyrannen hingerichtet.

Nikita, Vorgebirge auf der Südostseite der Krim, mit bemerkenswerten Ruinen alter griechischer Ansiedelungen und einem kaiserlichen botanischen Garten nebst Schulen für Gärtner und Weinbauer.

Nikita, Fürst von Montenegro, s. Nikolaus 8).

Nikitin, Iwán Sáwwitsch, russ. Volksdichter, geb. 3. Okt. (21. Sept.) 1824 in Woronesh, gest. daselbst 28. (16.) Okt. 1861, machte sich durch zahlreiche Dichtungen bekannt, unter denen die »Kulak« betitelte (1858) am namhaftesten ist. N., ein Autodidakt, der die Lücken seiner Bildung nicht auszufüllen vermochte, war anfangs Inhaber einer Fuhrmannsherberge, dann einer Buchhandlung (sein Vater war ein aus dem Volk hervorgegangener, durch den Trunk heruntergekommener Kaufmann). Seine meist im russischen Volksliedton gehaltenen Gedichte zeichnen sich durch Gefühlstiefe und Einfachheit aus. Sie erschienen gesammelt, mit Biographie, in 6. Auflage in Moskau 1892

Nikko, Stadt in der japan. Provinz Shimotzuke, im zentralen Teile der Insel Nippon, nördlich von Tokio, mit 3500 Einw., vielbesuchter Wallfahrtsort mit herrlichen Tempeln, in reizender, von Reisenden vielbesuchter Umgebung.

Nikobaren (sanskrit. Nakkawāram, malaiisch Púlo Sembilang, »Neuninseln«), britisch-ind. Inselgruppe an der Südostseite des Bengalischen Meerbusens, südlich von den Andamanen und nordwestlich von Sumatra, zwischen 6° 45'—9° 16' nördl. Br. und 92° 41'—93° 47' östl. L. v. Gr., 1772 qkm (32 QM.) groß, mit (1891) 6915 Einw. Der Archipel besteht aus 19 Inseln (10 größern, 9 kleinern), die in drei Gruppen zerfallen: eine nördliche mit zwei Inseln, von denen Kar Nikobar (147 qkm mit 3800 Einw.) die bedeutendste, eine mittlere mit 7 größern und 2 kleinern, darunter Kamorta (208 qkm mit 800 Einw.), Katscha und Nangkauri und durch die Sombrerostraße von dieser getrennt, aus einer südlichen mit 2 großen und 6 kleinen Inseln, darunter Groß-Nikobar (874 qkm) u. Klein-Nikobar (168 qkm) mit zusammen 1300 Einw. Die beiden letzten sind hoch (bis 720 m) und mit dichtem tropischen Urwald bedeckt, in dem eine besondere Palmenart (Orania) auftritt. Die nördlichen Inseln sind flach, von Kokospalmen bestanden, aber weit weniger fruchtbar. In geologischer Beziehung bilden die von Korallenriffen umgebenen Inseln eine Fortsetzung der Gebirgskette der Andamanen und des westlichen Birma und bestehen wie diese aus gefalteter Trias von alpinem Charakter, aus flyschähnlichen Sandsteinen und Schieferthonen mit Serpentineinlagerungen und aus jüngerm Tertiär. Sie besitzen keine Vulkane, wohl aber dem Tertiär entspringende Petroleumquellen (vgl. Asien, S. 993). Das Klima ist heiß, in den Wäldern und sumpfigen Gegenden ungesund, der Regenfall bedeutend (2,5 m jährlich), heftige Stürme herrschen im Mai bis Juli. Das Hauptprodukt der N. sind Kokosnüsse, von denen jährlich 4½ Mill. ausgeführt werden, außerdem eßbare Vogelnester, Schildpatt, Trepang. Von Haustieren hält man nur Hunde, Schweine, Hühner. Fischfang bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Ob diese den Papua oder den Malaien zuzurechnen sind, ist noch nicht entschieden. Sie sind plump, aber kräftig gebaut, haben eine braune, ins Kupferrote fallende Hautfarbe, breites Gesicht, flache Nase und großen Mund mit dicken Lippen, große Ohren, eigenartig geformte Augen, spärlichen Bartwuchs. Das schwarze Haar tragen die Männer lang, die Frauen scheren es kurz. Ihre Wohnungen erbauen sie auf Pfählen. Ihre Sprache ist voll von Kehl- und Nasenlauten und auf den einzelnen Inseln so verschieden, daß eine Verständigung schwer ist. Eine Schriftsprache haben sie nicht. Die verschiedenen Dialekte der N. sind mit dem Malaiischen und andern hinterindischen Sprachen verwandt. Viele Sprachveränderungen bewirkt die Sitte des Tabu, indem zwar jedermann sich ein beliebiges Wort als seinen Namen wählen kann, dieses Wort aber nach seinem Tode aus Gespensterfurcht mit einem Bann belegt und durch ein andres ersetzt wird. Vgl. Man, Dictionary of the central Nicobarese language (Lond. 1889). — Früher gehörte die Gruppe Dänemark, das bereits 1756 von ihr Besitz ergriff, sie Friedrichsinseln taufte und auf der nördlichsten, Kar Nikobar, die Niederlassung Neudänemark gründete. Indessen raffte das Klima die ersten Ansiedler schnell dahin. Zum zweitenmal wurde die dänische Flagge 1846 auf Kamorta geheißt, 1856 aber die Inselgruppe endgültig aufgegeben. England nahm 1869 Besitz von ihr, und die N. bildeten fortan mit den Andamanen einen Verwaltungsbezirk. Eine englische Sträflingskolonie an dem Hafen Nankauri auf Kamorta wurde 1890 wieder aufgegeben. Die Gruppe wurde wissenschaftlich erforscht von den Gelehrten des dänischen Schiffes Galathea 1847 und des österreichischen Schiffes Novara 1858. Vgl. Rink, Die nikobarischen Inseln (Kopenh. 1847); Maurer, Die N. (Berl. 1867).

Nikodēmos I., Patriarch von Jerusalem, aus einer hervorragenden Familie von Kyzikos stammend, geb. 1827 in Konstantinopel, studierte daselbst und in Jerusalem Theologie, trat dann in den Dienst des Patriarchen des Heiligen Grabes, Athanasius, erhielt 1847 die Weihe zum Diakonus und wirkte von da an bis 1851 auch als Professor an der theologischen Schule zu Jerusalem. 1860 zum Priester und Prälaten geweiht, wirkte er als Patriarchatsvertreter in Bessarabien, wurde 1873 zum Großen Dragoman des Patriarchenstuhls befördert, 1877 als Vertreter nach Moskau gesandt und im Auftrag des Patriarchen Hierotheos 3. Jan. 1881 von der Heiligen Synode Rußlands in der Kathedrale zu Petersburg als Erzbischof von Tabor geweiht. 1883 wurde er zum Patriarchen gewählt.

Nikodēmus, eine lediglich dem Johanneïschen Evangelium angehörige, ungefähr dem synoptischen Joseph von Arimathia (s. Joseph 3 [S. 620]) entsprechende Persönlichkeit, welchem auch eine apokryphische Schrift (»Evangelium Nicodemi«) zugeschrieben wird, die aber unter diesem Titel erst etwa 1000 Jahre alt ist und in zwei ältere Elemente zerfällt: die »Acta Pilati« (s. d.) und den »Descensus ad inferos« (s. d.).

Nikolai, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Pleß, an der Linie Nendza-Kattowitz der Preußischen Staatsbahn, 308 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Amtsgericht, eine Maschinen- und Dampfkesselfabrik, Eisengießereien, eine Papierfabrik, chemische Fabrik, Dampfmahl- und -Sägemühlen und (1895) 6115 Einw., davon (1890) 440 Evangelische und 278 Juden. In der Nähe Steinkohlengruben, Kalk- und Sandsteinbrüche und Kalköfen.

Nikolaiken, Stadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Sensburg, am Talter Wasser, einem Arm des Spirdingsees, 120 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Fischerei und Fischhandel (Maränen), bedeutende Holzausfuhr und (1895) 2359 Einw., davon 17 Katholiken und 81 Juden.

Nikolaistad (Wasa), Hauptstadt des finnländ. Gouv. Wasa, am Bottnischen Meerbusen und an der Eisenbahn Tammerfors-N., hat eine orthodoxe Kirche, eine luther. Kirche in gotischem Stile (seit 1862), mehrere stattliche Neubauten (Hofgericht, Stadthaus 2c.), einen Hafen, Schiffswerfte (auf der Insel Brändö), Eisengießerei, Glasfabrikation, Handel u. (1893) 11,372 Einw. N. ist Sitz eines deutsches Konsuls. — Die Stadt wurde an der Stelle der 1611 vom König Karl IX. von Schweden gegründeten und 1852 niedergebrannten Stadt Wasa erbaut und erhielt zu Ehren des Kaisers Nikolaus I. den Namen N.

Nikolaīten, in der Offenbarung Johannis (Kap. 2, 6 u. 15) Name der Heidenchristen in Pergamon, welche nicht bloß die für sie verbindlichen Speisegesetze, sondern auch das Verbot der Unzucht (Apostelgesch. 15) mißachteten; in der alten Kirche eine Partei des antinomistischen Gnostizismus; im Mittelalter Priester, welche nach Einführung des Cölibatgesetzes durch Gregor VII. sich nicht von ihren Weibern trennen mochten

oder überhaupt in Fleischessünden verfielen. Auch die Sekte der Familisten (s. d.) führte den Namen N.

Nikolaithal, s. Visp.

Nikolājew, Kriegshafen u. Handelsplatz im russ. Gouv. Cherson, liegt auf einer von den Flüssen Bug und Ingul, die sich hier vereinigen, gebildeten Halbinsel, 40 km nördlich von der Mündung des erstern in das Schwarze Meer, an der Eisenbahn Charkow-N. und besteht aus vier Bezirken, die mit sechs mehrere Kilometer von der eigentlichen Stadt entfernten Vororten zu einem kreisunmittelbaren Militärgouvernement vereinigt sind. Der Odessaer und Moskauer Bezirk enthalten die öffentlichen Gebäude, Läden, Niederlagen und Kontore und bilden so die eigentliche Stadt, während die andern Teile, der erste und zweite Admiralitätsbezirk sowie die Vororte vollkommen Dörfern gleichen und deshalb auch »Slobodki« heißen. Die Stadt hat breite, rechtwinkelig sich kreuzende Straßen, die stellenweise mit Baumreihen versehen, jedoch ohne jede Pflasterung sind. Die schönste Straße und zugleich Promenade ist der Boulevard am Ufer des Ingul. Sehenswert ist das Denkmal des Admirals Greigh, welches auf originelle Weise mit Kanonen u. Mörsern, Ankern u. dgl. geschmückt ist. Dem Gottesdienst sind gewidmet: 11 orthodoxe, eine katholische, eine luther. Kirche, eine jüdische und eine karaitische Synagoge nebst mehreren jüdischen Betsälen und eine tatarische Moschee. Von öffentlichen Gebäuden sind erwähnenswert: die Amtsgebäude der Flotten- und der Stadtverwaltung, das Kommandanturgebäude, das Haus der Flottenkapitäne, das Artilleriearsenal, die ausgedehnte Feuerwerkerei. Auch mehrere Kranken- u. Waisenhäuser sowie eine Invalidenkolonie sind vorhanden. Die Einwohnerzahl von N. beträgt (1892) 77,211 (darunter viele Deutsche, Juden, Karaiten und Tataren). Seit Gründung Nikolajews befinden sich hier ausgedehnte Werften für den Bau von Kriegs- und Handelsschiffen (mit sehenswertem schwimmenden Dock); infolgedessen richtete sich auch die gewerbliche Thätigkeit vorzugsweise auf die Herstellung von Schiffsbedarf; daneben sind noch Bierbrauerei und Mehlproduktion zu erwähnen. N. besitzt vier Häfen: den Kriegshafen am Ingul nördlich der Stadt, den Hafen der Russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft am Bug, seit 1863 den Handelshafen südlich der Stadt an der sogen. Popowaja Balka und seit 1893 den neuen Hafen für die Küstenschiffahrt. Hauptausfuhrartikel ist Getreide (98 Proz. der Ausfuhr) aus den südlichen Gouvernements, vornehmlich Weizen, Gerste u. Roggen. Die Getreideausfuhr ist durchschnittlich (1890—94) 7,9 Mill. metr. Ztr. N. steht in regelmäßiger Dampferverbindung mit Odessa, Cherson, den Häfen des Bug sowie mehreren englischen, holländischen u. belgischen Seeplätzen. Auch eine Telephonverbindung besteht zwischen N. u. Odessa. Die Einfuhr ist unbedeutend (1894: 28,455 Ton., meist Gußeisen, Maschinen, Korinthen, Schwefel), da Odessa seinen Rang als Stapelplatz für ganz Südrußland behauptet. 1894 liefen vom Auslande 602 Dampfer von 837,427 Ton. und 19 Segelschiffe ein. Von kommerziellen Anstalten sind die Städtische Bank, die Filiale der Staatsbank, die Kommerzbank und mehrere andre Kredit-, Versicherungs- u. Transportanstalten zu nennen. An Bildungsanstalten bestehen: 2 Gymnasien (eins für Mädchen), ein Realgymnasium, eine Navigationsschule, 2 Schulen für Kinder niederer Seebeamten, eine Hafenhandwerkerschule rc.; ferner eine Sternwarte (seit 1821), eine Naturaliensammlung, 2 Theater u. a. N. ist Sitz des Hauptkommandierenden der Schwarzenmeerflotte, welcher zugleich Militärgouverneur ist, sämtlicher Flottenverwaltungs-, Hafen- u. Werftbehörden, eines Hafenzollamtes, eines Seemilitärgerichts, der Direktion der Leuchttürme am Schwarzen und Asowschen Meere, mehrerer Gerichtsbehörden sowie der Konsuln vieler fremder Staaten (darunter auch eines deutschen Vizekonsuls). N. wurde 1788 von dem Fürsten Potemkin als Admiralitätsstadt für die Schwarzemeerflotte gegründet und in der Folge stark befestigt. Die jetzigen Befestigungen bestehen aus einer 7 km unterhalb der Mündung des Ingul mitten in dem hier über 2½ km breiten Bug erbauten Batterie und einer Reihe von Batterien und Redouten an beiden Flußufern.

Nikolājewsk, 1) Kreisstadt im russ. Gouv. Samara, am Irgis, mit 4 Kirchen (darunter 2 der Altgläubigen) u. 2 Moscheen, Talgfabriken, Gerberei, Tabaksbau, Handel mit Korn u. Vieh und (1889) 13,795 Einw. Der südwestliche Teil des Kreises ist von deutschen Kolonisten bewohnt. — 2) Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (132,415 qkm, davon 2004 qkm Seen) in der russisch-sibir. Küstenprovinz, unter 53° 8′ nördl. Br., am linken Ufer des Amur, dessen Mündung fünf Monate durch Eis verschlossen ist, 32 km vom Meere, hat ein Fort mit Leuchtturm, zwei Batterien, Telegraphenstation und (1886) 2043 Einw., meist russische Soldaten und Verbannte. Der Ort wurde 1851 von den Russen gegründet und war früher Hauptstadt der Küstenprovinz, geht jetzt aber immer mehr zurück.

Nikolajewskaja Sloboda, rasch aufgeblühter Ort im russ. Gouv. Astrachan, Kreis Zarew, unweit der Wolga, Kamyschin gegenüber, hat 4 Kirchen, Viehzucht, bedeutenden Handel mit Salz und Weizen und 14,429 Einw. — N. wurde Ende des 18. Jahrh. mit Kleinrussen bevölkert, welche das Salz aus dem See Elton zur Wolga führen sollten.

Nikolāos, 1) von Damaskos, in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr., peripatetischer Philosoph, Vertrauter des jüdischen Königs Herodes und Erzieher der Kinder des Antonius und der Kleopatra, verfaßte auf Anregung des Herodes eine mit den Assyrern und Babyloniern beginnende und bis auf seine Zeit reichende Weltgeschichte in 144 Büchern, aus deren 7 ersten Büchern umfänglichere Bruchstücke wie auch von seiner panegyristischen Lebensbeschreibung des Augustus der größte Teil erhalten ist (hrsg. in Müllers »Fragmenta histor. graec.«, Bd. 3, und in Dindorfs »Historici Graeci minores«, Bd. 1, Leipz. 1870).

2) Griech. Rhetor, aus Myra in Lykien, um 480 n. Chr., ist Verfasser von »Progymnasmata«, einer Anleitung zu stilistischen Übungen für Anfänger in der Rhetorik (abgedruckt in den »Rhetores graeci« von Walz, Bd. 1, Stuttg. 1833).

Nikolasfeuer, s. Elmsfeuer.

Nikolaus (Nikolaos, griech., »Volkssieger«), der Wunderthäter, einer der Hauptheiligen der griech. Kirche, geb. zu Patara in Lykien, wurde als Bischof von Myra unter Kaiser Diokletianus eingekerkert und erst unter Konstantin befreit. Nachdem er schon lange im Orient als Heiliger verehrt worden, brachten Kaufleute aus Bari seinen Leichnam 1087 in ihre Vaterstadt, wo der Tag seiner Ankunft, 9. Mai, alljährlich noch festlicher begangen wird als sein Todestag, 6. Dez., welcher in Deutschland, in der Schweiz u. in den Niederlanden Anlaß zu dem bekannten Nikolausfest gegeben hat. Über letzteres vgl. Schnell, Sankt N. rc. (Ravensb. 1883—86, 5 Hefte); Praxmarer, Der heilige N. und seine Verehrung (Münster 1894).

Nikolaus, Name von fünf Päpsten: 1) N. I., der Heilige, geb. in Rom, ward von Leo IV. zum Diakon geweiht und 24. April 858 zum Papst erhoben. Er machte zuerst von den pseudoisidorischen Dekretalen amtlichen Gebrauch. Die von ihm ausgesprochene Exkommunikation des Patriarchen Photius von Konstantinopel (863) gab eine Hauptveranlassung zur Trennung der morgenländischen Kirche von der abendländischen. Den König Lothar II. zwang er, die von demselben verstoßene Teutberga wieder als Gemahlin anzunehmen, und brach in diesem Ehestreit die Selbständigkeit der fränkischen Kirche, welche Lothars Verbindung mit Waldrada gebilligt hatte. Er starb 13. Nov. 867 und wurde später kanonisiert. Man hat von ihm gegen 100 Briefe, herausgegeben im 15. Bande der Sammlung von Mansi. Vgl. Lämmer, N. I. und die byzantinische Staatskirche seiner Zeit (Berl. 1857).

2) N. II., geb. in Burgund, hieß ursprünglich Gerhard und war seit 1046 Bischof von Florenz, als er im Dezember 1058 auf Betrieb des Legaten Hildebrand und unter dem Schutze des Herzogs Gottfried von Lothringen in Siena zum Papst erwählt ward. Er setzte den Gegenpapst Benedikt X. ab und erließ 1059 eine neue, den Einfluß des römischen Adels ausschließende und den des Kaisers einschränkende Ordnung über die Papstwahl. Der Herzog der Normannen in Unteritalien, Robert Guiscard, wurde sein Lehnsmann. In N.' Regierungszeit fällt der Abendmahlsstreit des Berengar (s. Abendmahl). Er starb 27. Juli 1061.

3) N. III., aus dem röm. Geschlecht der Orsini, seit 1244 Kardinal, bestieg 25. Nov. 1277 den päpstlichen Stuhl, befleckte denselben aber namentlich durch Nepotismus. Karl von Anjou, mit dem er sich entzweit hatte, entzog er die Würde eines Senators von Rom und das Amt des Reichsvikars in Tuskien. Er starb 22. Aug. 1280 in Soriano bei Viterbo.

4) N. IV., früher Hieronymus von Ascoli, war Kardinalbischof von Palestrina und General des Franziskanerordens, als er 22. Febr. 1288 zum Papst gewählt wurde. Er krönte den König Karl I. von Sizilien, sandte Franziskanermönche als Missionare nach China und zu den Tataren u. bemühte sich vergebens, einen neuen Kreuzzug zu stande zu bringen; starb 4. April 1292. N. war ein sehr gelehrter Papst und eifriger Gönner seines Ordens. Vgl. Rossi, Vita Nicolai papae IV. (Pisa 1761); Langlois, Les Registres de Nicolas IV (Par. 1886—93, 9 Hefte).

5) N. (V.), vorher Pietro Rainalducci, geb. zu Corvara in den Abruzzen, Minorit, ward 12. Mai 1328 vom Kaiser Ludwig dem Bayern als Gegenpapst Johanns XXII. aufgestellt, unterwarf sich aber dann demselben 1330 und starb in der Gefangenschaft.

6) N. V., früher Thomas Parentucelli, Sohn eines Arztes, geb. 15. Nov. 1397 in Sarzana, gest. 24. März 1455, studierte in Bologna, lebte dann im Dienste des Nikolaus Albergati in Florenz, wo er mit Humanisten verkehrte, machte als Legat Reisen nach Frankreich und Deutschland, wurde 1444 Bischof von Bologna, 1446 Kardinal und 6. März 1447 zum Papst erwählt. Sein Hauptverdienst besteht in der Beförderung der wissenschaftlichen Studien; die Bibliothek des Vatikans verdankt ihm reiche Schätze besonders an griechischen und lateinischen Manuskripten; auch die Künste pflegte er eifrig. Er bewirkte die Auflösung des Baseler Konzils und schloß 1448 unter Vermittelung des Äneas Sylvius mit Kaiser Friedrich III. das Wiener Konkordat ab. Auch am Kampfe gegen die Türken beteiligte er sich, suchte aber vergeblich einen Kreuzzug zu stande zu bringen. Er feierte 1450 das Jubeljahr und krönte 1452 den deutschen Kaiser Friedrich III. Vgl. Sforza, Papst N. V. Heimat, Familie und Jugend (deutsch, Innsbr. 1888).

Nikolaus, weltliche Fürsten: 1) N. I. (Nikita) Petrowitsch Njegusch, Fürst von Montenegro, geb. 7. Okt. 1841, Sohn des Mirkov Petrowitsch, Bruders des Fürsten Danilo, welchem er 14. Aug. 1860 in der Regierung folgte, begann bereits 1862 einen Krieg mit den Türken, mußte zwar nach der Einnahme von Cetinje durch diese 13. Sept. einen demütigenden Frieden eingehen, wußte sich aber mit Hilfe der Großmächte der lästigsten Bedingungen zu entledigen und erlangte bald fast völlige Unabhängigkeit. Er schloß sich namentlich eng an Rußland an, von dem er eine ansehnliche Rente bezog, und nach dessen Befehlen er sich streng richtete. Auch mit Serbien und Rumänien knüpfte er freundschaftliche Verbindungen an und begann 1876 gleichzeitig mit ersterm, von Rußland mit Geld, Munition u. Lebensmitteln unterstützt, einen neuen Krieg gegen die Türkei, in dem er mit Glück kämpfte. Er eroberte 1877 Nikschitz und 1878 Antivar und erhielt im Berliner Vertrag nicht bloß die Anerkennung seiner Souveränität, sondern auch eine erhebliche Vergrößerung seines Gebietes. 1879 gab er seinem Staate eine Art Verfassung. Auch als Dichter machte er sich einen Namen durch einige Dramen (»Die Zarin des Balkans«, die Tragödie »Wukaschin«, »Fürst Arbanit«) und die episch-lyrische Dichtung »Der Dichter und die Vila« Vermählt ist er seit 8. Nov. 1860 mit Milena Petrowna Wukotitschowa, der Tochter des Senators und Chefs der Leibgarde, Peter Wukotitsch, die ihm 30. Juni 1871 auch einen Erbprinzen, Danilo Alexander, und noch zwei Söhne gebar; von seinen Töchtern ist die Prinzessin Militza (geb. 26. Juli 1866) seit 1889 mit dem Großfürsten Peter von Rußland, Stana (geb. 4. Jan. 1868) seit 1889 mit dem Herzog Georg von Leuchtenberg vermählt.

2) N. I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland, der dritte Sohn des Kaisers Paul I. von dessen zweiter Gemahlin, Maria Feodorowna (Sophia Dorothea von Württemberg), geb. 6. Juli (25. Juni) 1796 im Schloß Gatschina bei Petersburg, gest. 2. März (18. Febr.) 1855, wurde mit seinem jüngern Bruder, Michael (geb. 1798), von seiner vortrefflichen Mutter sorgfältig und streng erzogen und genoß einen guten Unterricht. Während der Regierung des ältern Bruders, Alexander, blieb er gänzlich von den Geschäften des Staatslebens entfernt. 1814—15 bereiste er mehrere Länder Europas. Nachdem er sich 13. Juli 1817 mit Charlotte (Alexandra), ältester Tochter König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, vermählt hatte, lebte er zurückgezogen im Anitschkowschen Palast in Petersburg. Sein Geschäftskreis beschränkte sich auf bloßen Garnisondienst, wobei er den Rang eines Oberinspektors beim Geniewesen bekleidete. Nach Alexanders I. Tode (1. Dez. 1825) fiel ihm infolge des geheimen und ihm selbst unbekannten Verzichtes des ältern Bruders, des Großfürsten Konstantin, die Krone von Rußland zu. Aber erst als Konstantin seine Entsagung bestätigt hatte, übernahm N. 24. Dez. formell die Regierung und wurde 3. Sept. 1826 in Moskau gekrönt. Eine seit Jahren vorbereitete Militärverschwörung (der Dekabristen), welche 26. Dez. 1825 zum Ausbruch kam, unterdrückte er mit großem persönlichen Mute Dies Ereignis sowie die Wahrnehmung einer gewissen innern Zerrüttung, welche das milde, schwankende Regiment Alexanders I. zurück-

gelassen, übten sicherlich bedeutenden Einfluß auf die Regierungspolitik des neuen Herrschers, der, wenn er auch anfangs die Minister seines Bruders beibehielt, allmählich ein autokratisches Regiment errichtete, das sich auf eine zahlreiche, unbedingt ergebene Büreaukratie, vor allem aber auf ein zahlreiches Heer stützte und die Erhaltung der Ordnung im Reiche zum höchsten Ziel setzte. Unbedingte Unterwürfigkeit gegen seine Befehle war die Pflicht aller Russen, für deren materielle und geistige Hebung wenig geschah. Die Bevorzugung des Militärs zeigte sich schon in der massenhaften Vermehrung der militärischen Umgebung seiner Person; die Berechtigung der Generaladjutanten, bei allen Behörden Einsicht in die Akten, Rechenschaft über die Verwaltung, Vorlegung der Rechnungen ꝛc. fordern zu können, stellte alle Zivilverwaltung unter militärische Aufsicht. Zwar befahl ein Ukas den verschiedenen Lokalbehörden, darüber zu wachen, daß die Leibherren »nichts Übermäßiges« von ihren Bauern fordern sollten; aber bei der Bestechlichkeit der Behörden blieb der Ukas wirkungslos, und selbst die Gesetze, welche später zur Erleichterung der Leibeigenschaft gegeben wurden, verbesserten die Lage der Leibeignen nur wenig. Die äußere Politik des Kaisers war in den ersten Jahren seiner Regierung vorzugsweise auf Asien und die Eroberung der Türkei gerichtet. Der persische Krieg brachte in dem Frieden von Turkmantschai (28. Febr. 1828) Rußland einen bedeutenden Zuwachs an Ländergebiet. 1828 begann er den Krieg gegen die Türkei, an dem er, obwohl er nicht den Oberbefehl führte, selbst teilnahm, und der Rußland 1829 im Frieden von Adrianopel die Ostküste des Schwarzen Meeres und als weitere Folge die Gründung des griechischen Königreichs einbrachte. Die polnische Erhebung, die 1831 erst nach neunmonatigem verheerenden Kampf unterdrückt werden konnte, weckte die leidenschaftlichste Rache des Zaren, der sich fortan als den Hort der Legitimität und des Rechts gegen die Revolution betrachtete. Rußland selbst ward mehr und mehr von der westlichen Welt abgeschlossen, und ein verderbliches Polizei- und Spionennetz verbreitete sich namentlich über die westlichen Provinzen. Mit der Russifizierung der verschiedenen Nationalitäten gingen Versuche systematischer Bekehrung der Protestanten und Katholiken zur orthodoxen Kirche Hand in Hand; selbst die griechisch-unierte Kirche mußte 1840 ihre Vereinigung mit der orthodoxen geschehen lassen. Der wachsende Einfluß Rußlands im Orient zeigte sich besonders, als sich Sultan Mahmud II. im Vertrag von Hunkjar-Skelessi 1833 N. in die Arme warf und von ihm Hilfe gegen den rebellischen Pascha von Ägypten erflehte. In den politischen Stürmen von 1848 und 1849 bewahrte N. eine zuwartende Haltung, bis sich die günstige Gelegenheit fand, seinen Einfluß nach allen Seiten hin wieder zu sichern. So knüpfte seine Intervention in Ungarn die österreichische Politik an sein Interesse, und das Scheitern der deutschen Sache befestigte seinen Einfluß in Dänemark, während er sich in dem österreichisch-preußischen Zerwürfnis 1850 zum Schiedsrichter aufwarf. Sein Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV., dem seine schroffe Energie und sein entschlossenes Auftreten gegen alles, was er Revolution nannte, imponierten, war sehr groß, und die reaktionär-pietistische Partei in Preußen verehrte ihn als ihren Vater. Die Herstellung des Napoleonischen Kaisertums in Frankreich förderte das festere Anschließen der nördlichen Mächte an den Zaren und gewährte die Aussicht auf die Isolierung oder gar Bundesgenossenschaft Englands. Dennoch erwiesen sich die gewonnenen Beziehungen als unzureichend, als N. 1853 durch sein schroffes Auftreten die Türkei zum Kriege herausforderte. England und Frankreich traten gegen ihn in den Kampf, und Österreich nahm eine mehr feindliche als freundliche Stellung ein. N. stand allein den vereinigten Feinden gegenüber; die Heeresorganisation Rußlands zeigte sich ungenügend, der Einfall in die Türkei mißlang, die Krim wurde von den Verbündeten angegriffen und die russische Armee an der Alma und bei Inkerman geschlagen. N. wurde aufs höchste davon erschüttert, und noch war der Kampf nicht beendet, als er starb. N. war unzweifelhaft ein Charakter von schärfster Prägung und die hervorragendste Herrscherpersönlichkeit seiner Zeit. Er war eine stattliche, schöne Erscheinung; in dem Ausdruck des Antlitzes herrschten Strenge und Majestätsbewußtsein vor, die nur selten und nur für Augenblicke einem mildern Ausdruck wichen. Aus seiner sehr glücklichen Ehe gingen hervor: Alexander II. (s. Alexander 18), sein Nachfolger; Großfürstin Maria, geb. 18. (6.) Aug. 1819, vermählt mit dem Herzog von Leuchtenberg, gest. 21. Febr. 1876; Großfürstin Olga, geb. 11. Sept. (30. Aug.) 1822, vermählt mit dem Kronprinzen, spätern König Karl von Württemberg, gest. 30. Okt. 1892; Großfürstin Alexandra Nikolajewna, geb. 24. (12.) Juni 1825, gest. 29. Juli (10. Aug.) 1844 als Gemahlin des Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel; Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, geb. 21. (9.) Sept. 1827 (s. Konstantin 13); Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, geb. 8. Aug. (27. Juli) 1831, gest. 25. April 1891; Großfürst Michael Nikolajewitsch, geb. 25. (13.) Okt. 1832 (s. Michael 2, S. 260). Vgl. Lacroix, Histoire de la vie et du règne de Nicolas I (Par. 1864—75, 8 Bde.; unvollendet); Korff, Die Thronbesteigung des Kaisers N. I. (Berl. 1857); Thouvenel, Nicolas I et Napoléon III (Par. 1891).

3) N. II. Alexandrowitsch, Kaiser von Rußland, geb. 18. Mai 1868, ältester Sohn des Kaisers Alexander III. und der dänischen Prinzessin Dagmar (Maria Feodorowna), wurde unter Leitung des Generals Danilowitsch erzogen und in den modernen Sprachen u. den realen Wissenschaften vortrefflich unterrichtet, darauf, seit 1886 Leutnant in einem Gardeinfanterieregiment, in militärischen Dingen systematisch ausgebildet. 1891 unternahm er eine Reise nach Indien u. Ostasien, wurde in Japan 23. April von einem Fanatiker angefallen und am Kopf, jedoch nicht schwer, verwundet und kehrte durch Sibirien nach Rußland zurück (vgl. das darüber veröffentlichte Prachtwerk des Fürsten Uchtomskij, deutsche Ausg., Leipz. 1893). Nachdem er sich mit der Prinzessin Alix von Hessen (geb. 6. Juli 1872) verlobt hatte, wurde er durch den frühen Tod seines Vaters 1. Nov. 1894 Zar und vermählte sich 26. Nov. mit der Prinzessin Alix, die nach ihrem Übertritt zur orthodoxen Kirche den Namen Alexandra Feodorowna erhielt; sie gebar 15. Nov. 1895 eine Tochter, Olga. Im Mai 1896 wurde N. in Moskau gekrönt. N. hält in Regierungsangelegenheiten im wesentlichen an den Grundsätzen seines Vaters fest.

4) N. Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland, dritter Sohn von N. 2), geb. 8. Aug. 1831, gest. 25. April 1891, erwählte sich die mathematischen Disziplinen als Fachstudium, trat in das Geniekorps und widmete sich ganz seinen militärischen Pflichten. 1856 ward er bereits Generalinspektor des Geniekorps, 1860 Ingenieurgeneral und 1865 Generalinspektor der Kavallerie, Oberkommandeur sämtlicher Garden

und des Petersburger Militärbezirks sowie Präsident des obersten Komitees für Organisation und Ausbildung der Truppen. Er galt als das Muster eines berufsmäßigen Befehlshabers, obwohl ihm jede Kriegserfahrung mangelte. Außerdem bildeten seine galanten Abenteuer öfters das Stadtgespräch der Residenz. 1877 zum Oberbefehlshaber der Donauarmee ernannt, führte er den Krieg nach Überschreitung der Donau anfangs mit Glück, zersplitterte aber seine Streitkräfte so, daß er nach Vertreibung der Russen aus Rumelien und nach den vergeblichen Angriffen auf Plewna im Juli und August in große Bedrängnis geriet. Es wurde ihm daher, wenn auch nicht dem Namen nach, doch thatsächlich der Oberbefehl entzogen. Die Siege seiner Unterfeldherren verschafften ihm den Triumph des Waffenstillstandes von Adrianopel und des Friedens von St. Stefano. Hierauf ward er zwar zum Generalfeldmarschall ernannt, sein Ansehen war aber schwer geschädigt, und da er außerdem durch einen Prozeß gegen betrügerische Militärlieferanten bloßgestellt wurde und 1880 in einer Rechtfertigung seiner Kriegführung in der Pariser »Nouvelle Revue« russische Staatsmänner und Feldherren in indiskreter Weise angriff, wurde er seiner militärischen Ämter enthoben, ja 1882 seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse halber unter Kuratel gestellt. 1890 wieder in seine Ämter und Rechte eingesetzt, verfiel er bald in Geisteskrankheit. Vermählt war er seit 6. Febr. 1856 mit der Prinzessin Alexandra von Oldenburg, welche ihm zwei Söhne: Nikolaus (geb. 18. Nov. 1856), seit 1895 Generalinspektor der Kavallerie, und Peter (geb. 22. Jan. 1864), gebar.

Nikolaus von Clemanges, s. Clemanges.

Nikolaus von Cusa, s. Cusa.

Nikolaus von Damaskus (N. Damascenus), griech. Historiker und peripatetischer Philosoph, geb. wahrscheinlich 64 v. Chr., stammte aus einer angesehenen Familie in Damaskus, war Freund und Ratgeber des Königs Herodes d. Gr. u. stand auch später in Rom bei dem Kaiser Augustus in hoher Gunst. Er schrieb erläuternd über die Aristotelische Philosophie und verfaßte (nach einigen) die sonst dem Aristoteles beigelegte Schrift über die Pflanzen (hrsg. von Meyer, Leipz. 1841). Auch Tragödien von N. werden genannt. Am bekanntesten aber wurde er durch seine Weltgeschichte in 144 Büchern, von der bedeutende Bruchstücke erhalten sind, und seine fast vollständig vorhandene panegyrische Biographie des Augustus. Die historischen Fragmente gaben Orelli (Leipz. 1804) und Dindorf (in den »Historici graeci minores«, Bd. 1, Leipz. 1870) heraus, Fragmente andrer Schriften Feder (Darmst. 1850). Vgl. Navet, N. von Damaskus (Simmern 1853); Trieber, De Nicolai Damasceni Laconicis (Berl. 1867).

Nikolaus von Lyra (Doctor planus et utilis), ausgezeichneter biblischer Theolog des Mittelalters, geb. zu Lyra in der Normandie, wurde 1291 Franziskaner und später Lehrer der Theologie zu Paris, wo er als Ordensprovinzial 23. Okt. 1340 starb. Seine hebräischen und rabbinischen Kenntnisse riefen die Sage von seinem jüdischen Ursprung hervor. Der von ihm herrührende fortlaufende Kommentar zur Bibel: »Postillae perpetuae« (Rom 1471—72, 5 Bde., u. ö.), hat es, mehr als dies sonst im Mittelalter der Fall ist, auf Erhebung des Wortsinnes abgesehen und ist auch von Luther benutzt worden (»Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset«: »Hätte Lyra nicht auf der Leier gespielt, hätt' Luther nicht die Lust zum Tanzen gespürt«).

Nikolausberg, s. Würzburg.

Nikolsburg (tschech. Mikulov), Stadt in Mähren, am Fuß der Polauer Berge, an der Linie Lundenburg-Zellerndorf der Nordbahn gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft u. eines Bezirksgerichts, hat ein großes fürstlich Dietrichsteinsches Schloß mit Bibliothek und Naturalienkabinett, eine Kollegiatkirche, 2 Synagogen, ein Denkmal Josephs II., ein Obergymnasium, ein Piaristenkollegium, Weinbau, Kalkbrennerei, ansehnlichen Handel und (1890) mit der selbständigen Judengemeinde 8210 Einw. (darunter 1061 Juden). N. ist Geburtsort des Schriftstellers Sonnenfels. — In N. wurde 1622 der Friede zwischen Ferdinand II. und Bethlen Gábor abgeschlossen. 1866 verlegte König Wilhelm von Preußen 17. Juli sein Hauptquartier nach dem Schloß von N., wo Verhandlungen stattfanden, welche 21. Juli zur vorläufigen Waffenruhe zwischen Österreich und Preußen und am 26. zu dem Präliminarfriedensvertrag von N. führten, in welchem Österreich auf Venetien und seine Anrechte an die Elbherzogtümer verzichtete, aus dem Deutschen Bund ausschied und seine Zustimmung zu den preußischen Annexionen in Norddeutschland gab. Derselbe wurde im wesentlichen durch den Frieden von Prag (s. d.) 23. Aug. 1866 bestätigt.

Nikolsk, 1) Kreisstadt im russ. Gouv. Wologda, am Jug, mit 2 Kirchen und (1889) 1957 Einw. — 2) Dorf im russ. Gouv. Woronesh, Kreis Bogutschar, mit 2 Kirchen und gegen 10,000 Einw.

Nikomachos von Gerasa (in Arabien), Neupythagoreer u. Mathematiker, wahrscheinlich im 1. Jahrh. n. Chr., verfaßte ein »Handbuch der Harmonik«, von welchem noch das erste Buch erhalten ist (das sogen. zweite Buch besteht aus zwei ihm nicht gehörigen Fragmenten; hrsg. in v. Jans »Musici graeci«, Leipz. 1895), und eine wertvolle »Einführung in die Arithmetik« in 2 Büchern (hrsg. von Hoche, Leipz. 1866), in welcher er besonders die Lehre von den figurierten Zahlen sehr vollständig abhandelt. Das Werk wurde im Altertum vielfach kommentiert, so von Jamblichos, Philoponos, Soterichos u. a., auch von Apulejus ins Lateinische übersetzt.

Nikomedeia, die Hauptstadt Bithyniens, ward von Nikomedes I. am nordöstlichen Winkel des Meerbusens von Astakos (Golf von Ismid) 264 v. Chr. erbaut und schwang sich bald zu einer der blühendsten Städte des Altertums empor. Von den spätern römischen Kaisern, wie Diokletian und Konstantin d. Gr., der daselbst starb, wurde sie öfters während der Kämpfe mit den Parthern zur Residenz gewählt. Wiederholt durch Erdbeben zerstört, wurde sie immer wieder aufgebaut. N. ist Vaterstadt des Schriftstellers Arrianos. Heute Isnikmid oder Ismid (s. d.).

Nikomedes, Name von drei bithynischen Königen: 1) N. I., Sohn des bithynischen Fürsten Zipoetes, machte sich nach dem Tode des Lysimachos 281 v. Chr. unabhängig, vereinigte die thrakischen Stämme zum Königreich Bithynien mit der von ihm erweiterten Hauptstadt Nikomedeia (früher Astakos), führte glückliche Kriege mit Syrien und eroberte 275 mit Hilfe der aus Europa herbeigerufenen keltischen Söldner, denen er dann Galatien einräumte, einen bedeutenden Teil Phrygiens. Er starb 246. — 2) N. II., Epiphanes, Sohn des Prusias II., ermordete diesen 148 v. Chr., folgte in der Herrschaft über Bithynien und starb wahrscheinlich 91. — 3) N. III., Philopator, Sohn des vorigen, wurde, nachdem er schon vorher einmal von Mithridates vertrieben, aber von

den Römern wieder eingesetzt worden war, 88 v. Chr. beim Beginn des ersten Mithridatischen Krieges von Mithridates von neuem vertrieben und erst 84 nach Beendigung des Krieges wieder in dem Besitz seines Reiches bestätigt. Er starb 74 und vermachte sein Reich den Römern, was Mithridates zum Wiederbeginn des Krieges (des dritten Mithridatischen) veranlaßte.

Nikomēdes, griech. Mathematiker, um 200 v. Chr., der Erfinder der sogen. Konchoide (s. d.).

Nikon, russ. Patriarch, geb. 1605 unweit Nowgorod, lebte eine Zeitlang als Mönch in einem Kloster am Weißen Meer, wurde 1647 Metropolit von Nowgorod und 1652 Patriarch von Rußland. Wegen seines unbeugsamen Charakters beim Zaren in Ungnade gefallen, wurde er 1666 durch Konzilsbeschluß seiner Würde entsetzt und starb 17. Aug. 1681 in Jaroslaw. N. ließ die slawischen Kirchenbücher nach den griechischen Originalen berichtigen, wodurch er den Abfall der sogen. Altgläubigen (Raskolniken, s. d.) von der russischen Kirche veranlaßte. Mit Unrecht wird ihm die von der Petersburger Akademie herausgegebene sogen. »Nikonsche Chronik« (Petersb. 1767—92, 8 Bde.) zugeschrieben, welche nur deshalb seinen Namen führt, weil er sie der Bibliothek des Woßkressenskischen Klosters schenkte. Vgl. Makarios, Der Patriarch N. (russ., Mosk. 1881).

Nikonion, Stadt, s. Owidiopol.

Nikópol (Nikopoli), Stadt im bulgar. Kreis Swischtow, an der Donau, wenig unterhalb der Mündungen des Osem und der Aluta, hat ein jetzt verfallenes Schloß, eine interessante byzantinische Kirche und (1888) 4811 meist türk. Einwohner. Schon 1810 waren seine Befestigungen von den Russen gesprengt und seitdem nie ordentlich wiederhergestellt worden; dagegen ist die natürliche Lage der Stadt überaus fest und von der Wasserseite fast unangreifbar. Auf der Höhe westlich liegen die Citadelle und das Fort Tuna-Kalé (»Donauschloß«), 1877 durch rasch aufgeworfene Werke bedeutend verstärkt. — Bei N., das erst im 7. Jahrh. n. Chr. von Kaiser Heraklios gegründet ist, schlug Bajesid 28. Sept. 1396 ein Heer von 100,000 Christen unter Siegmund von Ungarn (vgl. G. Köhler, Die Schlachten von N. und Warna, Bresl. 1882). Hier auch 1598 Sieg des Walachenfürsten Michael über die Türken. Am 27. Sept. 1810 ward N. von den Russen genommen und 18. Febr. 1829 hier von denselben eine türkische Flotte vernichtet. Am 25. Juli 1829 ward das befestigte Lager der Türken bei N. durch die Russen unter Gowarow erstürmt. Ebendieselben eroberten es 16. Juli 1877. Seit 1878 gehört N. zum Fürstentum Bulgarien.

Nikopol (spr. -polj), Flecken im russ. Gouv. Jekaterinoslaw, auf einer Anhöhe rechts am Dnjepr gelegen, hat 2 Kirchen, eine Schiffswerfte, Handel mit Getreide und Hanf und (1885) 8144 Einw. In der Umgegend Überreste alter tatarischer Befestigungen.

Nikopŏlis, 1) (Aktia-N.) im Altertum Stadt auf der Südwestspitze von Epirus, 6 km nördlich vom heutigen Preveza, von Augustus, dessen Lager dort gestanden, zum Andenken an seinen Sieg über Antonius gegründet. Er erbaute an der Stelle seines Zeltes, auf dem jetzt Michalitzi genannten Hügel einen Tempel des Neptun und stiftete zu Ehren des Apollon Kampfspiele. N. wurde Hauptstadt von Epirus, mit autonomer Verfassung nach griechischer Weise, war jedoch schon zu Julians Zeiten teilweise verfallen. Von den Goten geplündert, wurde sie von Justinian wiederhergestellt, verschwindet aber im Mittelalter aus der Geschichte. Ansehnliche Ruinen (2 Theater, Wasserleitung, Stadium ꝛc.). — 2) Stadt in Palästina, s. Emmaus 2).

Nikosia, abendländ. Name von Levkosia (s. d.).

Nikotianīn (Tabakkampfer) $C_{23}H_{32}N_2O_3$, Bestandteil getrockneter (nicht frischer) Tabaksblätter, scheidet sich aus dem über Tabaksblättern destillierten Wasser in farblosen Kristallblättchen ab, riecht tabakartig, schmeckt bitterlich gewürzhaft, löst sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, ist sehr flüchtig, gibt mit Kalilauge Nikotin, reizt die Zunge, den Schlund und die Nase und soll innerlich Kopfweh und Übelkeit erzeugen.

Nikotianismus, Vergiftung durch Tabak.

Nikotīn $C_{10}H_{14}N_2$, Alkaloid, findet sich in Blättern und Samen des Tabaks an Zitronen- und Äpfelsäure gebunden. Ordinärer Tabak enthält 7—8, Havanatabak gegen 2 Proz.; doch steht der Gehalt in keinem erkennbaren Verhältnis zur Güte des Tabaks. Es wird erhalten, wenn man mit Wasser bereitetes Tabaksextrakt mit Alkohol auszieht, den Auszug mit Wasser bis zur Verdampfung des Alkohols destilliert, dann mit Kalilauge versetzt, mit Äther schüttelt, den abgehobenen Äther verdunsten läßt und den Rückstand über gebranntem Kalk im Wasserstoffstrom destilliert. Es bildet ein farbloses Öl vom spez. Gew. 1,011, riecht stark nach Tabak, in verdünntem Zustand ätherartig, schmeckt scharf und brennend, mischt sich mit Wasser, Alkohol und Äther, erstarrt nicht bei —10°, siedet bei 247° unter teilweiser Zersetzung, verflüchtigt sich aber leicht bei gewöhnlicher Temperatur und ist im Wasserstoffstrom bei 150—200° unzersetzt destillierbar. Es reagiert alkalisch und bildet mit Säuren leicht lösliche, sehr scharf schmeckende, schwer kristallisierbare Salze. N. ist höchst giftig und wirkt etwa 16mal stärker als das ähnliche Coniin. Wegen seiner Flüchtigkeit geht es auch in den Tabaksrauch und in den Tabakssaft der Pfeifen über.

Niksar, Stadt im türk. Wilajet Siwas in Kleinasien, 55 km nordöstlich von Tokâd unweit des Kelkid (Lykos), mit 4000 Einw. (davon 3/8 Christen), 6 Schulen und einer byzantinischen Burg. N. ist das alte Neocäsarea (s. Kabira).

Nikschitj (Nikšić), fast im Mittelpunkt des jetzigen Montenegro 650 m hoch gelegene Stadt, im obern, 48 qkm großen Thalbecken der (unterirdisch abfließenden) Zeta, mit Militärlazarett, fürstlicher Villa und Kloster und 2000 Einw., früher wichtige Festung und Hauptstützpunkt der Türken in ihren Kämpfen gegen Montenegro, wurde 8. Sept. 1877 von den Montenegrinern erobert und 1878 an sie abgetreten.

Niktitation, s. Nictitatio.

Nil (Anil), Pflanze, s. Indigofera.

Nil, der zweite Strom der Erde hinsichtlich der Länge (nach Mississippi-Missouri), der bedeutendste Strom Afrikas (s. Karte »Ägypten«) hinsichtlich der Länge sowohl als nach der geschichtlichen Bedeutung, an Wasserfülle jedoch dem Kongo u. Niger nachstehend, entspringt nach den Forschungen Baumanns als Kagera (s. d.) oder Alexandra-Nil, der in den Victoria Nyanza an dessen Westufer unter 0° 55′ südl. Br. mündet. Aus dem Victoria Nyanza fließt am Nordrand der Kivira ab, der zuerst die Riponfälle, dann den See Gita Nzige und gleich darauf den großen Sumpf Kioga oder Kodscha bildet und nun unter dem Namen Kjambo oder Somerset-Nil in zahlreichen Fällen (darunter die mächtigen Murchisonfälle), so daß er auf 150 km nicht weniger als 695 m fällt, zuerst

nach Norden, dann in scharfer Biegung bei Fauvera westwärts fließt und bei Masungo am Nordostende des Albertsees in diesen See sich ergießt, der durch den Semliki den Abfluß des südlichern Albert Edward-Sees empfängt. Nach dem Austritt aus dem Nordende des Albertsees wird der Strom Bahr el Dschebel (»Fluß der Berge«) genannt; er fließt nun in einer Breite von 500—2000 m, 5—12 m tief, ruhig dahin, selbst größere Fahrzeuge können hier verkehren; aber bei Dufilé (3½° nördl. Br.) hindern Katarakte abermals die Schiffahrt. Dieselbe wird erst wieder bei dem jetzt verlassenen Gondokoro (465 m ü. M.) frei, wohin Dampfer von Chartum gelangen können. Darauf durchfließt der Strom eine sumpfige, zur Regenzeit von unzähligen Flußbetten durchzogene Waldlandschaft, teilt sich unter 7½° nördl. Br. in zwei Hauptadern, von denen die kleinere, östlichere, der Bahr es Seraf, einen direktern Weg nach Norden einschlägt, wo unter 9½° nördl. Br. eine lange westöstliche Senke alle südlichen Flußadern aufnimmt. Nördlich vom 7.°, oberhalb der ehemaligen Missionsstation Heiligenkreuz, beginnt auf der linken Seite ein weithin sich erstreckendes Sumpfgebiet, durch das zahlreiche Wasserströme in den N. treten. Hier wie auf den von W. her kommenden Zuflüssen wurden schon die von Nero ausgesandten Forschungsreisenden durch die kolossalen Ansammlungen von schwimmenden Grasmassen aufgehalten, welche die Flußläufe oft auf Jahre verstopfen und sie zwingen, sich ein andres Bett zu suchen.

In der genannten Senke strömt dem Bahr el Dschebel von W. her der Bahr el Gazal zu, eine Fortsetzung des aus zahllosen Flußläufen in Dar Fur und Dar Fertit entstandenen Bahr el Arab. Während Zuflüsse von Norden her ganz fehlen oder zur Klasse der periodisch fließenden Wadis gehören, sind die von der Wasserscheide zwischen N. und Kongo herabströmenden außerordentlich zahlreich. Die bedeutendsten sind der Rol, welcher in den Bahr el Gazal mündet, der Dschau, welcher sich mit dem Tondj zum Apabu vereinigt, der Dschur, der wasserreichste von allen, mit dem Wau, der Dembo, im Oberlauf Pango genannt, Kuru, Sabu u. a.; dem Bahr el Arab geht von S. her der Bahr el Fertit zu. Nach der Vereinigung des Bahr el Gazal und Bahr el Dschebel behält der Strom die östliche Richtung, bis ihm aus SO. (5° nördl. Br.) der sehr bedeutende Sobat zugeht. Nun wendet er sich in scharfem Knie nach Norden und nimmt den Namen Bahr el Abiad oder Weißer N. an. Von der Mündung des Sobat bis Chartum fließen dem N. nur die periodisch gefüllten Rinnsale mehrerer »Chor« zu. Bis zu dieser Stadt (15° 36′ nördl. Br., 388 m ü. M.) beträgt das Gefälle vom Albertsee ab 312 m. Hier mündet fast rechtwinkelig gegen den Bahr el Abiad rechts der Bahr el Azrak (Asrak) oder Blaue Fluß, dessen Wassermenge bei Hochwasser 6014, bei Niedrigwasser 159 m in der Sekunde beträgt, während bei dem Bahr el Abiad die Zahlen 5005 und 297 m sind. Der Bahr el Abiad ist hier doppelt so breit wie der Bahr el Azrak, ihre Wasser fließen auf 15 km unvermischt nebeneinander. Der Weiße N. unterhält den Wasserlauf bis zum Meere, der Blaue N. bringt die befruchtende Überschwemmung. Der Bahr el Azrak entspringt als Abai in Abessinien unter 10° 15′ nördl. Br., 2800 m ü. M., durchfließt den Tanasee, verläßt diesen 200 m breit, 3 m tief an der Südseite, tritt, zahlreiche Fälle und Stromschnellen bildend, in spiralförmig gewundenem Laufe aus dem Gebirge und unterhalb Fazogl in die Steppenflächen von Senaar, die er in nordwestlich gewandtem Laufe bis Chartum durchströmt. Rechts gehen ihm Beschilo, Dschamma, Jabus und Tumat zu, links die zwar langen, aber wasserarmen Dinder und Rahad. Der Fall des Flusses vom Tanasee (1755 m) bis Chartum beträgt 1370 m. Unterhalb Chartum, fast in 18° nördl. Br., nimmt der N. von rechts bei el Damêr den Atbara (s. d.), seinen letzten Zufluß, auf. Nördlich von Chartum beginnt der Durchbruch durch die vorliegende, durchschnittlich 330 m hohe Wüstentafel. Der Fluß wird nun, je nachdem die einzelnen Höhenzüge von W. oder O. gegen ihn vordringen, zum Ausweichen nach der einen oder der andern Seite genötigt, wodurch die S-förmige Krümmung des Flusses entsteht, welche die Bajudasteppe auf drei Seiten umschließt. Unterhalb Chartum beginnt die Reihe von sechs Katarakten, deren jeder aus einer Anzahl von aufeinander folgenden Stromschnellen und Strudeln besteht. Nur der sechste, der südlichste oberhalb Schendi, kann selbst bei niedrigem Wasserstand ohne sonderliche Beschwerde überwunden werden. Bei dem fünften Katarakt, unter 18° 20′ nördl. Br., unterhalb der Atbaramündung, bricht sich der Fluß durch Granitmassen Bahn und umfließt am nördlichsten Punkte der Ausbiegung die nicht unbedeutende Insel Mogrāt. In südwestlicher Richtung durchbraust er in 264 m Höhe dann zwischen steilen, an seine Ufer tretenden granitischen Felswänden die fast 74 km langen vierten Katarakte. Darauf umschließt der N., sich wieder nach Norden wendend, die Insel Argo und bildet nun die dritten, zwischen der Insel Dal und Wadi Halfa die zweiten Katarakte, die sich in dem langen Felsenthal Batn el Hadschar über 15 km erstrecken, worauf er von 23° 15′—25° nördl. Br. fast gerade nach Norden fließt. Unter 24° beginnt der erste Katarakt mit drei Inseln, deren kleinste Philä ist, und endigt bei Assuân (104 m ü. M.), wo der N. die Insel Elephantine einschließt. Oberhalb der Atbaramündung hat der N. eine Breite von 320, unterhalb des fünften Katarakts von 460, an den Katarakten selbst von 80—150 m. Bei Esneh tritt er aus dem Kreidesandstein in das eocäne Land und verbreitert sich nun bis Kairo von 550 auf 2200 m. Die größte Tiefe beträgt zur Trockenzeit 5, die geringste an den Stromschnellen 1 m, zur Hochsommerzeit bei Esneh 14, bei Kairo 10—12 m. Die westlichen Ufer sind 60—100 m hoch, die Thalbreite steigt von Abu Hammed bis Kairo von 600 m bis 28 km, namentlich von Edfu an, wo sie plötzlich auf 3 km wächst. Die Wüste tritt oft nahe an den Fluß heran. Die östliche Hochebene fällt senkrecht ab und wird Dschebel Mokattam (»steile Felswand«) genannt, die westliche, libysche, senkt sich dagegen in schräger Böschung in das Nilthal. Bei Keneh (26° nördl. Br.) entsendet der N. einen Arm, den Josephskanal, in die Depression des Fayûm, den See Birket el Kerûn, und schließt zwischen diesen beiden Armen reiches Kulturland ein. Ehemals wurde durch diesen Arm der Möris (s. d.) gespeist. Etwa 20 km unterhalb Kairo teilt sich der nun 3 km breite Strom in zwei Hauptarme, von denen der eine bei Damiette, der andre bei Rosette mündet. Beide Arme schließen das am Meere 270 km breite und 170,6 km lange Delta ein, das einen Flächeninhalt von 2,219,400 Hektar hat (s. das Spezialkärtchen auf der Karte »Ägypten«). Der Nilarm von Damiette ist jetzt der einzige stets schiffbare Arm des Stromes, der aber auch mehr und mehr versandet. Beide Arme waren im Altertum weniger bedeutend als die pelusische Mündung im O. und die kanobische im W., zwischen denen in der Ordnung von O. her noch die tanitische, mendesische, phat-

nische (oder bukolische), sebennytische und bolbinitische Mündung genannt werden. Von den das Delta in einer Länge von 13,440 km durchziehenden Kanälen ist am bedeutendsten der unterhalb Rahmanijeh vom Rosettearm ausgehende und bei Alexandria (s. d.) ausmündende, 77,7 km lange und 30 m breite **Mahmudiehkanal**. Der kurze Menufkanal verbindet im südlichen Teile des Deltas den Rosette- und Damiettearm. Der tanitische Arm ist in den Muis, der pelusische in den Abu el Meneggekanal umgewandelt worden. Der vereinigte N. von Chartum bis zum Mittelmeer hat eine Länge von etwa 1900 km. Das Gefälle auf dieser langen Strecke ist nicht bedeutend; es liegt Berber in 350, El Kab (zwischen dem vierten und fünften Katarakt) in 294, Wadi Halfa am zweiten Katarakt in 128, Siut in 70 m Meereshöhe. Die gesamte Stromentwickelung des Nils von der Quelle des Kagera bis zur Mündung wird auf 5920 km, das ganze Stromgebiet auf 4,200,000 qkm (76,000 QM.) berechnet.

An der Stelle des jetzigen Nilthals bis weit ins Land hinein befand sich in postpliocäner Zeit ein schmaler Meeresgolf, dessen ehemaliges Niveau man noch heute an beiden Rändern der das Nilthal begrenzenden Felsabstürze durch Bohrmuschellöcher und Konchylienlager bezeichnet findet. Auf dem alten Meeressand ist der vom N. herbeigeführte Nilschlamm abgelagert, der jetzt eine Mächtigkeit von 10—12, an der Spitze des Deltas von 13—16 m erreicht hat. Doch ist Ägypten zur Zeit der Nilschwelle nicht mehr, wie ehemals, ein großer See, vielmehr wird das Wasser unter Leitung besonders dazu angestellter Ingenieure in Kanäle abgezweigt und nach Bedarf in das durch Dämme in ungeheure Becken eingeteilte Kulturland verteilt und so lange darin gehalten, bis der nötige Nilschlamm abgesetzt ist. Dieser Nilschlamm enthält auf 100 Teile an Wasser und Sand 63, kohlensaurem Kalk 18, Quarz, Kiesel, Feldspat, Hornblende, Epidot 9, Eisenoxyd 6 und kohlensaurer Bittererde 4 Proz. Während dieser Überflutungen hängen viele der Dörfer nur durch Dämme miteinander zusammen, das Land bietet dann einen besonders charakteristischen Anblick. Der Verlauf der Überschwemmungen richtet sich durchaus nach dem Regenfall in den abessinischen Gebirgsgegenden. Das für die Kultur günstigste Mittel des höchsten Wasserstandes betrug zu Herodots Zeiten 16 Ellen (daher der Nilgott im Vatikan von 16 Kindern umgeben, vgl. den folgenden Artikel), gegenwärtig beträgt es 23 Ellen 2 Zoll (= 15,4 m) des **Nilometers** (Mikyâs) auf der Insel Roda bei Kairo, der schon 847 aufgestellt wurde und unter einem besondern Aufseher steht, dessen Beobachtungen der Wasserhöhe vom 1. Juli ab alltäglich in Kairo ausgerufen werden. Der Unterschied des höchsten und niedrigsten Wasserstandes beträgt bei Kairo 7,5—7,8 m, bei Theben 8,5, bei Assuân 15 m.

Bei den alten Ägyptern hieß der N. in der heiligen Sprache Jeter-'o (»Großer Fluß«), koptisch Jero, Jaro, danach hebräisch Je'or, bei den Griechen Neilos, wahrscheinlich eine Umgestaltung des semitischen Namens Nahal, den sie vermutlich von den Phönikern hörten. Bei den Nubiern heißt der Fluß Tossi oder Nil-tossi, bei den Arabern el-Nil oder auch Bahr, wie jeder andre größere Fluß. Der N. genoß sowohl bei den alten Ägyptern als auch später bei den Griechen und Römern göttliche Verehrung, und das Steigen des Nils, das nach der Lehre der alten Ägypter durch das Fallen einer Thräne der Isis in den Fluß veranlaßt wurde, begeht man noch heute, wie zur Zeit der Pharaonen, mit großen Festlichkeiten. Der N., der einen Tempel zu Nilopolis hatte, wurde mannweiblich mit Bart und weiblichen Brüsten und von blauer Hautfarbe dargestellt, in der griechisch-römischen Kunst als liegender Flußgott (s. S. 1004).

Die Frage nach dem Ursprung des Nils beschäftigte bereits die alten Griechen und Römer, und »caput Nili quaerere« (»die Quelle des Nils suchen«) war zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden. Bis 1863 aber hatte man zur Orientierung nur die Ptolemäischen Karten. Schon Eratosthenes beschreibt uns vortrefflich den Strom mit seinen Krümmungen von Meroe, vom 17.° nördl. Br. bis zur Mündung, und auf den Karten des Agathodämon zu den Tafeln des Ptolemäos erhalten wir ein getreues Bild von der S-förmigen Wendung des Stromes in Nubien. Ptolemäos wußte, daß der rechte Hauptarm des Flusses, der Blaue N., aus dem abessinischen Tanasee stammt; Strabon kannte den Sobat (Asta-Sobas), den rechten Nebenfluß des Weißen Nils, unter 9° nördl. Br. Dem Äquator noch näher rückten die Kenntnisse der Alten durch die Expedition, welche Nero ausrüstete, und die auf dem Weißen N. bis etwa in die Region des heutigen Sees No gelangte, wo der Gazellenfluß mit dem N. sich vereinigt. Ptolemäos (125 n. Chr.) wußte endlich, daß der Weiße N. auf der südlichen Erdhälfte aus Seen entspringe (s. Nilseen). Über das Quellgebiet des Blauen Nils war man bereits in den ersten Jahrhunderten unsrer Ära durch Kosmas Indikopleustes unterrichtet. Die Kunde vom Ursprung dieses Bahr el Azrak im Tanasee wurde aufgefrischt durch die portugiesischen Missionare, welche im 17. Jahrh. in Abessinien weilten, geriet aber so in Vergessenheit, daß der Schotte Bruce gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Entdecker der Quelle des Blauen Nils gefeiert wurde. Erst 1839 begann man ernstlich an die Entdeckung der Quellen des Weißen Nils zu denken; Mehemed Ali rüstete eine Expedition aus, welche bis 6° 33′ nördl. Br. gelangte, während eine zweite, bei welcher die Franzosen Arnaud, Sabatier und Thibaut sowie der Deutsche Ferdinand Werne sich befanden, 1841 bis 5° nördl. Br. vordrang. Zahlreiche Reisende suchten seitdem vergeblich das alte Rätsel zu lösen, bis es 1863 den Engländern Speke und Grant gelang, die großen Nilseen zu entdecken, welche als die Ursprungsstätte des Stromes angesehen wurden, bis Stanley 1876 die Flüsse fand, welche dem umfangreichsten dieser Seen, dem Victoria Nyanza (s. d.), zuströmen. Den größten derselben, den auf der Westseite einmündenden Kagera (s. d.), verfolgte Baumann 1893 bis zu seinen Quellen, so daß damit der Ursprung des Nils endlich festgestellt war.

Vgl. außer den Reisewerken von Speke, v. Heuglin, Baker, Marno, Beltrame u. a.: v. **Klöden**, Das Stromsystem des obern Nils (Berl. 1857); **Dittmer**, Kemi und das Nilsystem (das. 1874); v. **Prokesch-Osten**, Nilfahrt bis zu den zweiten Katarakten (Leipz. 1874); **Hartmann**, Die Nilländer (das. 1884); **Baumann**, Durch Massailand zur Nilquelle (Berl. 1894); **Janko**, Das Delta des Nils (Budapest 1891), und die Reisehandbücher für Ägypten von Meyer (»Ägypten«, 3. Aufl., Leipz. 1895) und Bädeker.

Nil (Nilus), berühmte antike Marmorgruppe, den Flußgott Nil darstellend, gefunden zur Zeit Leos X. in der Nähe der Kirche Santa Maria sopra Minerva zu Rom, einer Gegend, wo einst ein Isisheiligtum war. Das Werk, jetzt im vatikanischen Museum befindlich, ist eine der bedeutendsten Schöpfungen der

alexandrinischen Kunst. Der hingelagerte Flußgott (s. Abbildung), an eine Sphinx, das Symbol Ägyptens, gelehnt, hält in der Linken ein mit Blumen und Früchten gefülltes Füllhorn, in der Rechten Ähren als Segenspende seines befruchtenden Wassers. 16 kleine Knaben umgeben ihn spielend, eine Andeutung der 16 Ellen, welche der Nil im Altertum anschwellen mußte, um die Ufer überfluten zu können, daher die Kinderfiguren auch in verschiedener Höhe an dem Körper des Nilgottes herumklettern. Vgl. Flußgötter.

Nilaal, s. Schnabelfisch.

Nil admirāri (lat., »nichts bewundern«), die angebliche Antwort des Pythagoras, als ihn jemand fragte, was er durch sein Nachdenken erringe. In das Nichtsbewundern (Athaumasie) setzte auch Demokritos das höchste Gut, und Horatius hat in einem seiner Briefe (I, 6), der mit obigen Worten anfängt, dasselbe Thema behandelt.

Nilblau, ein Teerfarbstoff, entsteht aus salzsaurem Nitrosodimethylamidophenol bei Einwirkung von Naphthylamin u. kommt als Sulfat in den Handel. Es bildet ein grünes, bronzeschimmerndes Kristallpulver, löst sich leicht in Alkohol, schwer in Wasser und färbt Seide und Wolle direkt, Baumwolle nach dem Beizen mit Tannin und Brechweinstein.

Nilbraut, s. Flußopfer.

Nileidechse, s. Varan.

Niles (spr. nails), 1) Stadt im nordamerikan. Staate Michigan, am St. Josephsfluß, der gute Triebkraft für Papierfabriken, Gießereien und Maschinenwerkstätten liefert, hat regen Handel und (1890) 4197 Einw. — 2) Stadt im nordamerikan. Staate Ohio, am Zusammenfluß des Mahoning und des Musquito Creek, Bahnknotenpunkt, mit Eisen- u. Kohlengruben, Hochöfen und Walzwerken, Kessel- und Nagelschmieden und (1890) 4289 Einw.

Nilgau (Nylgau, Portax pictus), s. Antilopen.

Nilgiri (»blaue Berge«), Gebirgsmassiv im südlichen Vorderindien, zwischen 11° 10′ und 11° 35′ nördl. Br., das im W. (wo das Gebirge Kunda genannt wird) mit den Westghats, im O. mit den Ostghats in Verbindung steht und fast ganz unvermittelt im Norden über 1000 (Nadawaram 1390 m), im S. über 2000 m (Camels Hump 2134, Dodabetta 2670 m) emporsteigt. Den Aufstieg ermöglichen sechs Pässe, von denen drei fahrbar sind. Oben breitet sich ein Hochland aus, dessen zahlreiche Quellen und Bäche von den Flüssen Moyar und Bavani aufgenommen werden, zuweilen aber in Torfmoore versumpfen. Der einzige See ist der von Utakamand, gebildet durch die Abdämmung des Dodabettaflusses. Die Landschaft hat durch Anpflanzungen australischer Eukalypten und europäischer Bäume einen völlig veränderten Charakter angenommen. Von der früher reichen einheimischen Tierwelt sind nur noch Leoparden, Hyänen, wilde Schweine und Schafe vorhanden. Fische fand man gar nicht vor; die eingeführten Karpfen, Forellen, Schleien gedeihen aber so vorzüglich wie die europäischen Vögel. Das Klima ist außerordentlich mild und europäischen Naturen sehr zusagend; in Utakamand beträgt die mittlere Temperatur im Juli 16°, im Januar 10,8°. Seit 1821 sind Gesundheitsstationen für Europäer in Utakamand, Kunur, Wellington, Kotergheri angelegt worden. Die Bevölkerung besteht zum größten Teil aus den Drawidastämmen der Toda (s. d.), Kota, Badaga, Kurumba und Irola. Das ganze Bergland bildet seit 1868 mit dem anstoßenden Wainad den Distrikt Nilgiris der Präsidentschaft Madras, 2478 qkm (45 QM.) groß, mit (1891) 99,797 Einw., darunter 590 Europäer, und hat in den letzten Jahren durch seine Anpflanzungen von Kaffee (1844), Thee (1851) und Cinchona (1860) große Bedeutung gewonnen. Andre Kulturen sind: Weizen, Reis, Kartoffeln, Zwiebeln, Senf. Hauptort ist Utakamand (s. d.).



Marmorgruppe des Nils (Rom, Vatikan).

Nilhecht, s. Gymnarchus.

Nilhitze (Nilkrätze, roter Hund), s. Lichen.

Nilkiesel, s. Jaspis.

Nillilie, soviel wie Nelumbium speciosum.

Nil mortalibus ardŭi est (lat.), »Nichts ist Sterblichen allzu schwer«, Citat aus Horaz' Od. I, 3, 37.

Nilométer (Nilmesser), s. Nil, S. 1003.

Nilpferd, s. Flußpferd.

Nils., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Sven Nilsson (s. d.).

Nilseen, die auf beiden Seiten des Äquators und unter demselben liegende Gruppe von Gewässern, welche als die Quellbecken des Stromes angesehen wurden, ehe man die diese Seen speisenden Flüsse entdeckte. Zu ihnen gehören der Victoria Nyanza, der Albertsee und der Albert Edward-See. Bereits auf dem Kartenbild des alexandrinischen Geographen Ptolemäos finden wir dargestellt, wie der Nil aus zwei großen unter dem Äquator gelegenen Seen ab-

fließt, von denen der eine »See der Wasserfälle«, der andre »Krokodilsee« genannt wurde. S. Karte »Äquatorialafrika«.

Nilsprachen, zusammenfassende Bezeichnung der am obern Laufe des Nils gesprochenen Negersprachen: Dinka, Bari, Schilluk, Bongo, Oigob, Barea, von denen namentlich die beiden ersten (grammatisch dargestellt von Mitterrutzner, Brixen 1866 u. 1867) deutlich miteinander verwandt sind.

Nilsson, 1) Sven, schwed. Zoolog und Altertumsforscher, geb. 8. März 1787 unweit Landskrona, gest. 30. Nov. 1883 in Lund, wurde 1812 Lehrer der Naturgeschichte, 1819 Intendant des zoologischen Museums zu Lund, 1828 Vorsteher des zoologischen Museums in Stockholm, kehrte aber 1832 als Professor der Zoologie und Direktor des Museums nach Lund zurück. 1838 ward er zugleich zum Pastor in Röbbelöf ernannt, und seit 1856 lebte er als Emeritus in Stockholm. N. schrieb: »Ornithologia suecica« (Kopenhagen 1817—21, 2 Bde.); »Prodromus ichthyologiae scandinavicae« (das. 1832); »Observationes ichthyologicae« (das. 1835) und »Skandinavisk fauna« (Lund 1820—53, 5 Tle.; teilweise neu aufgelegt). Daran schließen sich seine »Historia molluscorum Sueciae« (Kopenh. 1823) und »Petrificata suecana formationis cretaceae« (das. 1827); »Illuminerade figurer till skandinavisk fauna« (Stockh. 1832—40, 20 Hefte); »Prodromus ichthyologiae« (das. 1832). Von Wichtigkeit für die nordische Altertumskunde ist sein Werk »Skandinaviska Nordens ur-invånare« (1838—43; neue Ausg. 1866—72, 2 Bde.; deutsch von J. Mestorf: »Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens«, Hamb. 1863—68).

2) Christine, schwed. Sängerin, geb. 3. Aug. 1843 im Kirchspiel Wederslöf bei Wexiö, wurde in Stockholm unter Leitung Fr. Berwalds, dann in Paris unter Massé und Wartel für die Bühne ausgebildet und schon nach ihrem ersten Auftreten 27. Okt. 1864 im Théâtre-Lyrique für dieses als Violetta in Verdis »Traviata« auf drei Jahre engagiert. Nach Ablauf dieses Engagements ging sie zur Großen Oper über, wo sie namentlich als Ophelia in Thomas' »Hamlet« und als Marguerite in Gounods »Faust« Enthusiasmus erregte. Mittlerweile war sie auch in London mit gleichem Erfolg aufgetreten, noch größere Huldigungen erntete sie 1870 auf einer Kunstreise durch Nordamerika. Seit 1872 mit dem Pariser Bankier Rouzaud vermählt, trat sie nach dessen Tod (1882) wiederholt in Gastspielen in Petersburg, Wien, Berlin ꝛc. auf. 1887 vermählte sie sich mit dem spanischen Kammerherrn Grafen Miranda. Ihre Stimme ist ein ungewöhnlich hoher und voller Sopran.

Nilus, antike Marmorgruppe, s. Nil, S. 1003.

Nimbschen, Klostergut bei Grimma (s. d.).

Nimburg, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Poděbrad, am rechten Ufer der Elbe und an den Linien Wien-Tetschen u. N.-Jungbunzlau der Österreichischen Nordwestbahn, Pořičan-N. der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn und N.-Jičin der böhmischen Kommerzialbahnen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine gotische Dechanteikirche, alte Mauern und Thore, ein Rathaus und Theater, Eisenbahnwerkstätten, eine Zuckerfabrik, Bierbrauerei, Kunstmühlen, Getreide- und Viehhandel und (1890) mit Militär (155 Mann) 6659 meist tschech. Einwohner. Dabei die Schützeninsel mit Anlagen.

Nimbus (lat.), eigentlich Regen, Regenwolke, auch Wolke überhaupt; in der griechischen Kunst als eine hinter dem Haupte sichtbare Lichtscheibe zuerst als gleichbedeutend mit dem Strahlenkranz (s. d.) verwendet und den Lichtgottheiten beigelegt, dann verallgemeinert gebraucht. Die Römer übertrugen diese Auszeichnung auch auf die vergötterten Imperatoren (s. Apotheose), und von ihnen nahm die christliche Kunst schon in der ältesten Zeit die sogen. Glorie oder den Heiligenschein (s. d.) für das Haupt Christi und der Heiligen an. Vgl. Stephani, N. und Strahlenkranz (Petersb. 1859).

Nimbus (lat.), in der von Howard aufgestellten Einteilung der verschiedenen Wolkenformen die Regenwolke; s. Wolken.

Nimègue (spr. -mägh'), franz. Name für Nimwegen.

Nîmes (spr. nīm'), Hauptstadt des franz. Depart. Gard, 45 m ü. M., am Südabhang einer Hügelkette in einer fruchtbaren Ebene gelegen, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, hat hübsche Boulevards, welche die alten Stadtmauern ersetzen, einen schönen Hauptplatz (Esplanade) mit monumentaler Fontäne (Statuen von Pradier), eine öffentliche Anlage (Jardin de la Fontaine), Denkmäler des von N. stammenden Kaisers Antoninus Pius und des Dichters Reboul, ferner an hervorragenden Gebäuden eine Kathedrale St.-Castor, eine Kirche St.-Paul (1840—50 im romanischen Stil erbaut) mit Fresken von Flandrin, die gotischen Kirchen Ste.-Perpétue (1864) und St.-Baudile (1870—1875), eine große reformierte Kirche, einen Justizpalast mit korinthischer Säulenhalle, ein Zentralgefängnis (1687 als Citadelle erbaut), ein Theater und ein allgemeines Krankenhaus. Die Stadt zählt (1891) 68,735 (als Gemeinde 71,623) Einw. (darunter etwa 16,000 Protestanten). Die Industrie umfaßt insbes. die Fabrikation von Teppichen und Tischdecken, Shawls und Möbelstoffen, Seidenhüten u. Seidenhandschuhen, Foulards, Schnüren und Borten, Nähseide und Wirkwaren, Konfektion von Herrenkleidern, Gerberei, Schuhfabrikation und die metallurgische Industrie, welch letztere namentlich Eisenbahnmaterial liefert. Die Hauptgegenstände des regen Handels sind: Wein und Branntwein, Seide und Kolonialwaren. Von Unterrichts- und Bildungsanstalten besitzt N. ein Lyceum, ein katholisches Priesterseminar, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine städtische Bibliothek (55,000 Bände und 200 Manuskripte), ein Museum für Kunst und Antiquitäten, ein Naturalienkabinett, eine Akademie und mehrere andre wissenschaftliche Gesellschaften. N. ist Sitz des Präfekten, eines Bischofs und eines reformierten Konsistoriums, eines Appellhofs, eines Tribunals, eines Handelsgerichts, einer Ackerbau- und einer Handelskammer, einer Börse und einer Filiale der Bank von Frankreich. Für den Lokalverkehr besteht eine Pferdebahn. Stadt und Umgegend sind reich an Denkmälern aus dem römischen Altertum, darunter das berühmte wohlerhaltene Amphitheater (les Arènes), welches eine Längenachse von 133 m und eine Höhe von 21 m hat, 24,000 Zuschauer faßte und gegenwärtig zu verschiedenen Aufführungen, auch zu Stiergefechten, benutzt wird (s. Tafel »Architektur V«, Fig. 1 u. 2), wahrscheinlich unter Antoninus Pius erbaut; ferner die sogen. Maison carrée, ein trefflich erhaltener Tempel im korinthischen Stil aus der Zeit des Augustus, in welchem sich jetzt das Antiquitätenmuseum befindet; der Dianatempel, ein Nymphäum aus der Zeit des Augustus, die Tour Magne, ein 28 m hoher, achteckiger Turm, das Augustusthor und die Porte de France; Reste antiker Stadtmauern; das Wasserbassin, dem

früher durch den Aquädukt Pont du Gard (s. Gard) das Wasser zugeführt wurde (gegenwärtig wird die Stadt durch einen Kanal aus der Rhone mit Wasser versorgt); Skulpturwerke, Inschriften u. a. N. ist Geburtsort von J. Nicot, welcher die Tabakspflanze in Frankreich einführte, des Volksdichters Reboul, der Staatsmänner Guizot und Crémieux und der Schriftsteller Ernest und Alphonse Daudet. — N. hieß bei den Kelten Nemausus (»Heiligtum, Tempel«) und war Hauptstadt der Volcae Arecomici in der Provincia Narbonensis. 465 n. Chr. ward sie von den Westgoten, 507 von den Franken, 725 von den Sarazenen erobert und bis zu Pippins Zeiten behauptet. Nachdem N. zum fränkischen Reiche gekommen, regierten daselbst »vicecomites« (Vicomtes), die unter den Herzögen von Septimanien standen. Im 10. Jahrh. machten sich dieselben unabhängig und führten seitdem den Titel Grafen. Nachdem der König von Aragonien als Lehnsherr N. an sich gezogen, eroberte es 1226 König Ludwig VIII. von Frankreich, und 1259 trat es Jakob von Aragonien an Ludwig IX. förmlich ab. Im 16. Jahrh. war N. eine der Hauptstädte der Hugenotten, welche sich trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen in ziemlicher Anzahl daselbst behaupteten; trotz aller Friedensversuche herrschte seitdem ein schroffer Gegensatz zwischen den katholischen und protestantischen Einwohnern, der oft zu blutigen Kämpfen und in den Zeiten der Reaktion zu Verfolgungen der Protestanten führte, so 1791, 1815, wo die royalistischen Bandes Verdets in N. grausame Gewaltthaten verübten, und 1830. Vgl. Ménard, Histoire de la ville de N. (Nîmes 1875, 7 Bde.); Germer-Durand, Découvertes archéologiques faites à N. 1869—72 (das. 1870—76, 5 Hefte); Derselbe, Inscriptions antiques de N. (Toulouse 1895); Pieyre, Histoire de la ville de N. depuis 1830 (Nîmes 1888, 3 Bde.); Bazin, N. gallo-romain (das. 1892).

Nimmersatt (Tantalus *L.*), Gattung aus der Familie der Störche (Ciconiidae), kräftig gebaute Vögel mit mittellangem Hals, ziemlich großem Kopf, langem Schnabel mit etwas gebogener Spitze, hohen, kräftigen Läufen, nacktem Kopf, langen, breiten Flügeln und kurzem Schwanz. Der N. (T. Ibis *L.*), 90—104 cm lang, weiß, auf den Flügeldecken und Schulterfedern mit rotem Fleck, grünschwarzen Schwung- und Steuerfedern und zinnoberrotem Gesicht, bewohnt Mittelafrika, lebt an Gewässern, nährt sich von allerlei kleinen Tieren, auch Säugetieren, ohne gefräßig zu sein, und nistet gesellig auf hohen Bäumen. Eine etwas größere Art, T. leucophaeus *Gm.*, lebt in Indien.

Nimmersatt, das nördlichste Dorf des Deutschen Reiches (55° 54′ nördl. Br.), im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Memel, mit 298 Einw. Dazu die Poststation Immersatt.

Nimptsch, Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, an der Lohe und der Linie Strehlen-Gnadenfrei der Preußischen Staatsbahn, 242 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß, ein Amtsgericht und (1895) 2168 Einwohner, davon 563 Katholiken. Unfern der Stadt der Spitzberg mit Aussichtsturm und der romantische Höllengrund mit der Teufelskanzel.

Nimrod, nach der mosaischen Urkunde (1. Mos. 10, 8—10) Sohn des Kusch und Gründer des babylonischen Reiches, ein gewaltiger Herrscher und Jäger, nach Josephus identisch mit dem Erbauer des babylonischen Turmes, dessen Ruine (Birs-Nimrud) auf der westlichen Seite des Euphrat liegt, und um dieses Unternehmens willen als Frevler gegen Gott dargestellt, nach Ktesias identisch mit Ninos. Das Sternbild des rohen Jägers und Riesen (Orion bei den Griechen) ist ursprünglich nach N. benannt.

Nimrud, Dorf, s. Ninive.

Nimwegen (holländ. Nijmegen, franz. Nimègue), Stadt und bisherige Festung in der niederländ. Provinz Gelderland, am linken Ufer der Waal, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien N.-Arnheim, N.-Venloo, N.-Tilburg u. der Eisenbahn N.-Kleve, auf sieben Hügeln gelegen, hat eine fliegende Brücke über die Waal (nach dem Dorfe Lent), eine eiserne (seit 1886) und eine Eisenbahnbrücke, 24 öffentliche Plätze und Märkte (darunter den schönen Valkhof), 8 Kirchen (darunter die reformierte gotische Stephanskirche, vom 13.—15. Jahrh. erbaut, mit dem Grabmal der Anna Katharina von Bourbon) und ein prächtiges Rathaus (von 1554), bekannt durch den in demselben geschlossenen Frieden (s. unten), mit Bildnissen römischer Kaiser und Könige im Vordergiebel, künstlichem Uhrwerk, Altertumsmuseum etc. Die Festungswerke sind 1877—84 in eine breite Ringstraße umgewandelt. N. zählt (Ende 1889) 32,194 (1894: 35,795), davon 22,102 römisch-kath. Einwohner. Hauptgegenstände der Fabrikation sind: Tabak und Zigarren, Ziegel, Kölnisches Wasser, Kupfer-, Silber- und andre Metallwaren, Schmiede- und Tischlerwaren, Leim, Leder. Auch sind hier Bierbrauereien, die ein beliebtes Weißbier (Moll) liefern. Die Stadt besitzt einen innern und einen großen Zufluchtshafen, Getreide- u. Speditionshandel und ist Sitz eines deutschen Konsuls. Es bestehen daselbst ein Kantonsgericht, eine Handelskammer, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule und ein Lehrerseminar. Unweit der Stadt, in den Anlagen des Valkhofs, liegen die Trümmer eines alten Schlosses, das von Karl d. Gr. erbaut worden sein soll und das Hoflager der fränkischen Könige und später die Residenz der Burggrafen von N. war; erhalten ist besonders die sechzehneckige Schloßkapelle. Nicht weit davon erhebt sich das Belvedere, das eine herrliche Aussicht über die Stadt darbietet. Unter dem Reich von N. versteht man den von der Gegend von Kleve bis in die Nähe von Batenburg zwischen der Waal und der Maas sich hinziehenden Landstrich. — Die Stadt N., das römische Noviomagus, war im 10.—13. Jahrh., als sie dem Grafen von Gelre verpfändet wurde (1248), eine Reichsstadt und wurde 1585 von den Spaniern belagert und erobert, kam aber 1591 wieder in die Hände des Prinzen Moritz von Oranien. Nachdem die Franzosen sich ihrer 1672 ohne Gegenwehr bemächtigt, sie aber 1674 wieder geräumt hatten, wurde hier 1678 und 1679 der Friedenskongreß gehalten, der zu den Friedensschlüssen von N. (12. Aug. 1678 zwischen Frankreich und den Niederlanden, 13. Dez. zwischen Frankreich und Spanien, 5. Febr. 1679 zwischen Österreich und Frankreich) führte, in denen die Niederlande alle eroberten Besitzungen zurückerhielten, Frankreich die Franche-Comté und mehrere Plätze in den spanischen Niederlanden sowie Freiburg i. Br. bekam.

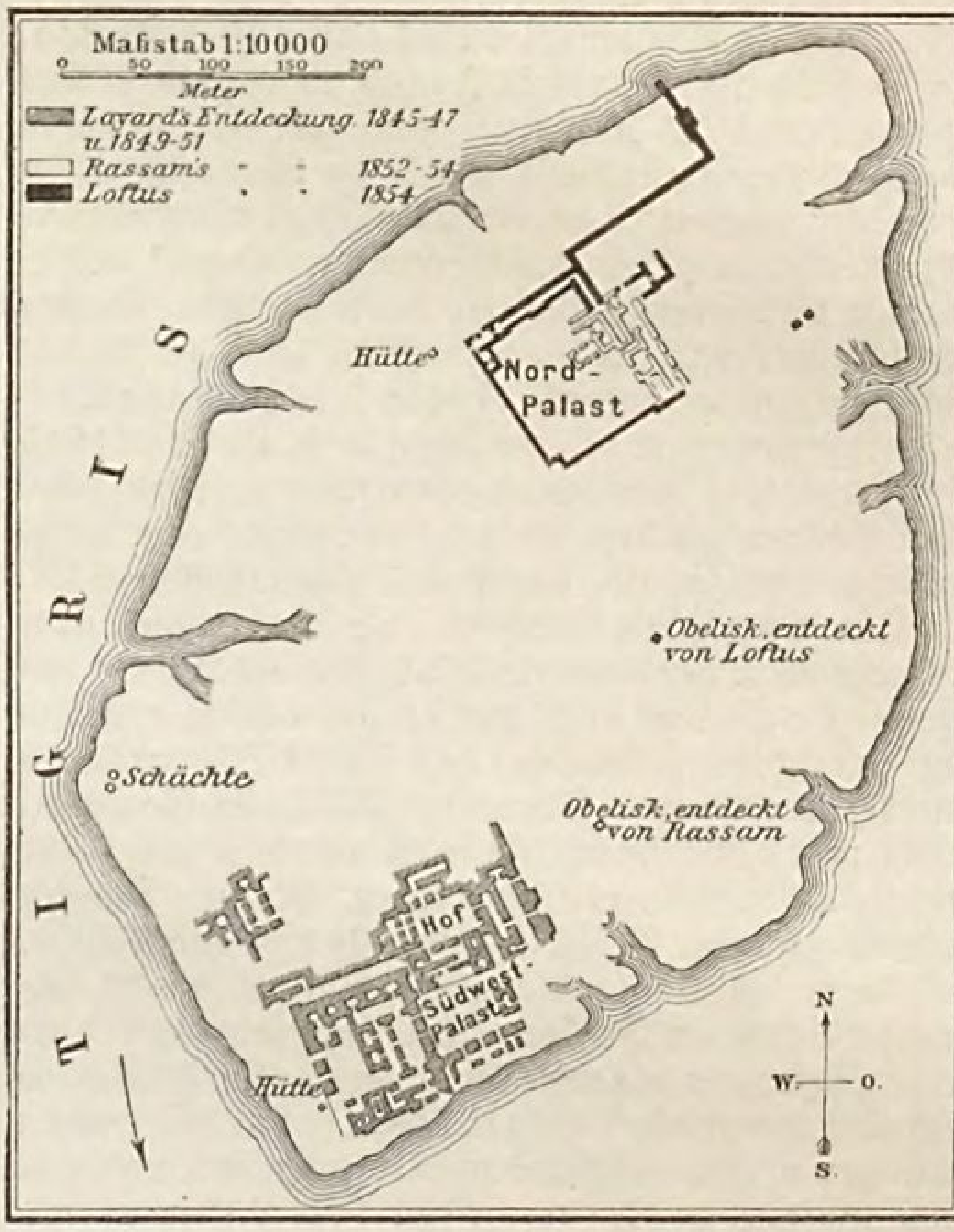
Nina, die Sizilianerin, früher für die älteste Dichterin in italienischer Sprache gehalten, blühte, sagte man, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. und war wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer Poesien zu ihrer Zeit hochberühmt. Dante da Majano (s. d.) verliebte sich in sie, ohne sie je gesehen zu haben, und bat sie in einem Sonett um Gegenliebe, die sie ihm aus der Ferne in gleicher Weise gewährte. Das

einzige unter ihrem Namen erhaltene Sonett ist aber sicher nicht von einer Frau, wie überhaupt die dichtende Frau erst eine Erscheinung der Renaissance ist. Vgl. A. Borgognoni, La condanna capitale d'una bella Signora (in »Pagine sparse«, Oktober 1877); Derselbe, Rimatrici italiane ne' primi secoli (in der »Nuova Antologia«, 16. Juli 1886).

Nina, Lorenzo, Kardinal-Staatssekretär, geb. 12. Mai 1812 zu Recanati in den Marken, gest. 27. Juli 1885, Sohn eines Notars, studierte in Rom Theologie und Jura, erhielt 1845 die Priesterweihe, praktizierte mehrere Jahre als Rechtsanwalt in Rom und ward Untersekretär der Kongregation Concilii Tridentini, Dekan von Santa Maria Maggiore u. Kanonikus an St. Peter. Pius IX. erhob ihn zum Assessor inquisitionis u. Praefectus studii am Lyceum des heil. Apollinaris. 1869 gehörte er zur Vorbereitungskommission des vatikanischen Konzils für die Kirchendisziplin. Am 12. März 1877 ward er zum Kardinaldiakon, Praefectus oeconomiae der Propaganda und Verwalter des Peterspfennigs erhoben. Nach Franchis Tode (1. Aug. 1878) ward er 9. Aug. von Leo XIII. zum Kardinal-Staatssekretär ernannt; gemäßigt u. friedliebend, trat er in die Fußstapfen seines Vorgängers bei den Verhandlungen mit den Mächten, namentlich Deutschland, zur Herstellung eines modus vivendi, ohne jedoch Erfolge zu erzielen. In Belgien bewirkte er durch seine Zweideutigkeit sogar den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan. 1880 ward er als Staatssekretär durch Jacobini ersetzt und blieb bloß Präfekt der apostolischen Paläste.

Ningpo, dem fremden Handel geöffneter Hafen in der chinesischen Provinz Tschekiang, unter 29° 55' nördl. Br. und 121° 26' östl. L. v. Gr., 19 km vom Meer, am Zusammenfluß des Jujao und Tenghoa zum schiffbaren Jungkiang, an dessen Mündung das befestigte Tsinhai den Außenhafen der Stadt bildet, in einer außerordentlich schönen und fruchtbaren Ebene, hat hohe Mauern, breite, reinliche Straßen mit großen Warenlagern, viele Tempel, einen verfallenen 50 m hohen sechseckigen Turm (Thienföngta) mit 7 Stockwerken, mehrere buddhistische Mönchs- und Nonnenklöster, ist mit dem Europäerviertel auf der andern Seite des Flusses Sitz mehrerer Missionsgesellschaften, durch eine Schiffbrücke verbunden und hat 250,000 Einw., welche eine lebhafte Industrie in berühmten Holzschnitzereien, Lackwaren, Goldschmiedearbeiten, Seidenstickereien, Teppichen, Strohhüten und Binsenmatten betreiben. Die Stadt ist der Hauptmarkt Chinas für Fische und die Ebene ringsum mit Eiskellern bedeckt. Der überseeische Handel, vornehmlich mit grünem Thee u. Strohhüten, ist durch das nahe Schanghai beeinträchtigt worden; die Einfuhr (Baumwollwaren, Garn, Blei, Petrolum, Opium) betrug 1892: 7,860,682, die Ausfuhr (Thee mit 66 Proz., dann Zucker, Tabak, Papier, Seide) 5,955,060 Tael. Im Hafen verkehrten 849 Dampfer (8 deutsche) von 945,787 Ton. und 312 Segelschiffe von 43,072 T. — Schon 1522 kamen die Portugiesen hierher, ihre Niederlassung bei Tsinhai wurde aber 1542 vollkommen zerstört und 800 Portugiesen ermordet. Die Engländer nahmen die Stadt 1841 während des Opiumkriegs ein; 1842 wurde sie dem fremden Handel geöffnet.

Ninive (assyr. Ninua, Ninâ), berühmte Hauptstadt des assyr. Reiches, lag am linken, östlichen Ufer des Tigris und wird jetzt durch zwei etwa 20 m hohe künstliche Erdhügel gegenüber dem heutigen Mosul repräsentiert (s. den Plan). Der nördliche (800 m lang, 400 m breit) heißt Kujundschik, der südliche führt im Volksmund den Namen Nebi Junus nach einer auf ihm errichteten, dem Propheten Jonas geweihten Moschee. Auch beträchtliche Reste der alten Stadtmauer sind noch erhalten. Diodor (nach Ktesias) beschreibt N. als ein längliches Viereck von 150 Stadien Länge, 90 Stadien Breite und 480 Stadien (104 km) Umfang. Ihre Mauern sollen 33 m hoch, für drei Wagen breit genug und mit 1500 über 60 m hohen Türmen versehen gewesen sein. Indes sind diese Angaben alle übertrieben; die Griechen wurden erst in der Diadochenzeit, als die Stadt längst in Trümmern lag, mit ihr bekannt. 30 km südlich von N. lag eine zweite berühmte Residenzstadt der assyrischen Könige, Kelach, jetzt Nimrud, und 25 km nordwestlich die von



Plan des Ruinenhügels Kujundschik-Ninive.

Sargon gegründete »Sargonstadt« Dur-Sarrukin (jetzt Chorsabad). Zwischen diesen Orten fand sicher der regste Verkehr statt, und sie machten wohl auch äußerlich, durch Gärten und Felder, Häuser und Gehöfte miteinander verbunden, den Eindruck eines großen Ganzen. Es mag dies den Anlaß zu jenen griechischen Fabeln gegeben haben, aber ein »Großninive«, etwa von einer gemeinsamen Mauer umschlossen, wie es auch 1. Mos. 10, 12 vorgestellt wird, hat nicht existiert. Ninives Mauern sind höchstens 13,500 m lang und lassen (nach Kiepert) auf eine Bevölkerung von höchstens 200—250,000 schließen. — Obwohl nicht die älteste Residenzstadt der assyrischen Könige (es war dies Assur, s. d.), geht doch auch N., die der Sage nach von Ninos (s. d.) gegründete Stadt, in die älteste assyrische Zeit zurück. Schon Samsi-Ramman I. (um 1820 v. Chr.) »erneuerte« den Istartempel zu N. (s. Assyrien, Geschichte). Salmanassar I. (ca. 1330) machte es zeitweilig zum Sitz der Regierung. Asurnazirpal und sein Sohn Salmanassar II. bauten Tempel und Palast mit besonderer Pracht. Seinen höchsten Glanz aber verdankte N. erst Sargons Sohn Sanherib (705—681), welcher die Stadt neu

baute, erweiterte, verschönerte und befestigte und zur Hauptstadt des assyrischen Reiches erhob. Gleich ihm, schmückten auch sein Sohn Asarhaddon und sein Enkel Asurbanipal die Stadt mit großartigen Palastbauten, auf riesigen Terrassen aufgeführt, und mit prachtvollen Parkanlagen. 606 wurde N. von Kyaxares von Medien im Bunde mit Nabopolassar von Babylonien erobert und von Grund aus zerstört. Xenophon sah nur noch die Ruinen der Stadt, und im Laufe der spätern Jahrhunderte entschwanden auch diese so gänzlich dem Gedächtnis, daß man in Ungewißheit war, welche von den Trümmerhaufen am Tigris die Überbleibsel Ninives seien. Der Engländer J. Rich war der erste, der die beiden Hügel gegenüber von Mosul genauer untersuchte und mit Bestimmtheit für Ninives Ruinen erklärte; ihm folgte W. F. Ainsworth. Das erste wirkliche assyrische Monument entdeckte aber P. E. Botta. Dieser hatte zuerst in Nebi Junus sowohl als in Kujundschik fruchtlos gearbeitet, dann aber in Chorsabad Nachgrabungen angestellt, welche die überraschendsten Resultate ergaben. Der erwähnte Hügel bedeckte nämlich einen großen Palast mit zusammenhängenden Sälen und Gemächern, Basreliefs, Bildsäulen, Geräte verschiedener Art, Vasen 2c. Botta hatte den Palast Sargons wieder entdeckt (1843). Durch seine Entdeckungen angeregt, begann dann A. H. Layard 1845 Ausgrabungen in Nimrud und fand daselbst 1846 nicht weniger als drei Paläste, den sogen. Nordwestpalast Asurnazirpals, den Palast Tiglathpilesers III. und den Palast Asarhaddons. In Kujundschik aber entdeckte er in der südwestlichen Hälfte des Hügels den großen Palast Sanheribs mit 71 Gemächern, während auf der Nordseite Rassam den Palast Asurbanipals mit der berühmten »Thontafel-Bibliothek Sardanapals« fand. In Kelach wie in N. belohnte eine Fülle von Keilinschriften und Skulpturen, Statuen, Löwen- und Stierkolosse, Vasen, Waffen, Geräte aus Kupfer, Elfenbein, Marmor, Alabaster, Glas 2c. die unendlichen Mühen der Forscher. Die Ausgrabungen wurden an beiden Orten von George Smith (1873—76) und von Hormuzd Rassam (1877—82) mit großen Erfolgen wieder aufgenommen und werden auch jetzt noch von Zeit zu Zeit fortgesetzt. Zur Litteratur vgl. den Art. »Assyrien«.

Ninon de Lenclos (spr. ninong dö langklo), s. Lenclos.

Ninos, Sohn des Bel, nach Ktesias der Gründer des assyrischen Reiches und angeblich Erbauer der Stadt Ninive (s. d.). Er verband sich der Sage nach mit einem arabischen Herrscher, Ariäos, eroberte zuerst Babylonien, machte sich den König von Armenien unterwürfig, besiegte dann die Meder und unterwarf in 17 Jahren alle übrigen Völker Asiens außer den Indern und Baktrern. Mit 2 Mill. Soldaten zog er darauf gegen Baktrien, schlug den König dieses Reiches, Oxyartes, und eroberte das platte Land und mehrere Städte, belagerte aber die Hauptstadt Baktra lange vergebens, bis er sich durch den klugen Rat der Semiramis, der Gemahlin eines seiner Statthalter, Onnes, dieselbe unterwarf. Semiramis, die darauf seine Gemahlin ward, gebar ihm den Ninyas und wurde von dem sterbenden N. zur Regentin bestellt. Ktesias setzt des N. 52jährige Regierungszeit zwischen 2200 und 2100 v. Chr., doch hat nie ein N. über Assyrien geherrscht. Der Bericht des Ktesias ist eine spätere medisch-persische Sage und der Name N. dem der Hauptstadt Assyriens, Ninua oder Ninive, entnommen. Vgl. Assyrien.

Ninove, Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, Arrond. Aalst, an der Dender und der Staatsbahnlinie Denderleeuw-Ath, hat Zwirn-, Spitzen-, Leinwand-, Kattun-, Handschuh- und Seifenfabrikation, eine Staatsknabenmittelschule und (1890) 6870 Einw. Von der ehemaligen Prämonstratenserabtei ist nur noch die Kirche erhalten.

Ninua, s. Ninive.

Nio, Insel, s. Jos, S. 317.

Niob, s. Niobium.

Niobe, im griech. Mythus die Tochter des Tantalos oder Pelops und der Dione, war die Gemahlin des thebanischen Königs Amphion, dem sie viele Söhne und Töchter gebar. Stolz auf ihre zahlreiche Nachkommenschaft, vermaß sie sich, der Leto (Latona) sich gleichzustellen, welche nur zwei Kinder, Apollon und Artemis, geboren hatte, und hinderte das Volk an der Verehrung dieser Gottheiten. Zur Strafe dieser Überhebung streckten Apollon und Artemis an Einem Tage die sämtlichen Kinder der N. nieder. Die Eltern vermochten den Jammer nicht zu überleben; Amphion tötete sich selbst, und N., welche der ungeheure Schmerz erstarren gemacht hatte, wurde von den Göttern in Stein verwandelt und nach ihrer alten phrygischen Heimat am Berg Sipylos zurückversetzt; aber auch der Stein hörte nicht auf, Thränen zu vergießen (Schilderung des Niobefelsens, des sogen. Tasch Suret, bei K. B. Stark: »Nach dem Orient«, Heidelb. 1874). Später ward die Sage mannigfach verändert u. erweitert. Ursprünglich war N. wohl eine Göttin der Erde, deren Sprößlinge von den versengenden Pfeilen des Sonnengottes hingestreckt werden. Der hochtragische Stoff ward von den Meistern der dramatischen wie der bildenden Kunst vielfach behandelt. Von den Tragödien des Äschylos und Sophokles sind nur noch Fragmente übrig; dagegen besitzen wir an der größtenteils auf dem Esquilin 1583 ausgegrabenen, jetzt in den Uffizien zu Florenz stehenden Gruppe der N. und ihrer Kinder eins der herrlichsten Werke der alten Plastik, wenn auch nur in geringer Nachbildung aus römischer Zeit (s. Tafel »Bildhauerkunst II«, Fig. 7). Von dem griechischen Original, das Plinius im Tempel des Apollo Sosianus zu Rom aufgestellt sah, stritt man schon damals, wie heute, ob Praxiteles oder Skopas der Urheber sei. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete die erhabene und edle Gestalt der N. selbst mit der ihr Haupt im Schoß der Mutter bergenden Tochter. Ihre Kinder fliehen von beiden Seiten her, teils schon getroffen, teils sich entsetzt umschauend nach den schwirrenden Todesgeschossen, der Mutter zu. Die vorzügliche Einzelkopie einer Tochter aus der Gruppe, jetzt im Museo Chiaramonti des Vatikans befindlich (»der Torso des Vatikans«), gibt von der Schönheit des Originals die beste Anschauung. Einzelne Reliefs und Wandbilder wiederholen denselben Gegenstand. Vgl. Welcker, Über die Gruppierung der N. und ihrer Kinder (Bonn 1836); Stark, N. und die Niobiden (Leipz. 1863); Friederichs, Praxiteles und die Niobegruppe (das. 1865); Gensichen, De Niobidarum compositione (Berl. 1869); Mayerhöfer, Die Florentiner Niobegruppe (Bamb. 1881); Ohlrich, Die Florentiner Niobegruppe (Berl. 1888); Heydemann, N. und Niobiden auf griechischen Vasenbildern (1875); Derselbe, Analekten zu den Kunstdarstellungen der N. (Leipz. 1883).

Niobe-Essenz, Parfüm, besteht aus rohem Benzoesäuremethyläther; s. Benzoesäure.

Niobe-Expedition, 1887, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

Niobit, s. Columbit.

Niobium (Niob) Nb, Metall, findet sich häufig in Begleitung von Tantal im Columbit, Pyrochlor

und gehört zu den seltensten Elementen. Es ist noch nicht rein dargestellt worden, Atomgewicht 114,2; die wichtigste Sauerstoffverbindung ist das farblose Niobsäureanhydrid Nb_2O_5.

Niobrara, rechter Nebenfluß des Missouri in Nordamerika, entspringt in Wyoming, tritt dann nach Nebraska über, bricht sich durch einen von 180 m hohen Felswänden eingeschlossenen Cañon eine Bahn, kreuzt das kahle Plateau der Great Sand Hills, durchzieht zuletzt ein fruchtbares Waldland und mündet nach einem Laufe von 650 km beim Ort N.

Niort (spr. -ör), Hauptstadt des franz. Depart. Deux-Sèvres, an der hier schiffbaren Sèvre Niortaise, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Chartres–Bordeaux, hat eine gotische Kirche Notre-Dame (1491—1534), mit 75 m hohem Glockenturm, eine 1858—66 restaurierte Kirche St.-André, einen Belfried (Rest des alten, ehemals festen Schlosses), ein Stadthaus (1520—30 erbaut), ein Präfekturgebäude, einen schönen öffentlichen Garten und (1891) 23,225 Einw. Berühmt ist der Garten- u. Gemüsebau von N. Die Industrie umfaßt bedeutende Gerbereien, Fabrikation von Handschuhen, Schuhwaren, Bürsten, Öl etc. sowie Baumwollspinnerei. Die hauptsächlichsten Gegenstände des Handels sind: Häute, Leder und Lederwaren, Wolle, Wein, Branntwein, Getreide, Gemüse und Faßholz. N. ist Sitz des Präfekten, eines Gerichts- und Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Gewerbekammer, einer Filiale der Bank von Frankreich sowie eines reformierten Konsistoriums. Von Unterrichts- und Bildungsanstalten besitzt N. ein Lyceum, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Zeichenschule, eine Bibliothek (30,000 Bände), ein Museum (enthaltend Gemälde und Antiquitäten) und eine wissenschaftliche Gesellschaft. N. gehörte zum Gebiet der Grafen von Poitiers, ward aber schon 1224 von Ludwig VIII. von Frankreich in Besitz genommen. Es ist Geburtsort des Dichters Fontanes u. der Maintenon. Vgl. Favre, Histoire de la ville de N. (Niort 1880).

Nipa *Thunb.* (Nipapalme), Gattung aus der Familie der Palmen, mit der einzigen Art N. fruticans *Wurmb.*, auf den Philippinen, dem Malaiischen Archipel, Malakka und in Hinterindien, an den salzigen Gestaden weite Flächen bedeckend, an Flußufern auch im Innern des Landes, ist stammlos oder treibt einen niedern, dicken Stamm mit über 6 m langen, gefiederten Blättern, monözischen Blüten und einsamigen Früchten in kopfgroßen Häuptern zusammenstehend. Aus den starken Blättern macht man Schirme, Hüte, Matten, auch Dächer. Aus ihrer Asche bereitet man Salz, aus den Kolben wird Toddy gewonnen. Das Innere der Frucht ist genießbar.

Nipigon, See in der kanad. Provinz Ontario, 286 m ü. M., 100 km lang, 70—80 km breit, 7500 qkm (136 QM.) groß, mit über 1000 Inseln, 48 km nördlich von und 95 m über dem Obern See, in den er durch den Nipigonfluß abfließt.

Nipissing, See in der kanad. Provinz Ontario, 195 m ü. M., 70—80 km lang, 25—30 km breit, 12,173 qkm (221 QM.) groß, hat viele tiefe Fjorde und fließt durch den French River in die Georgian-Bai des Huronensees, durch den Mattawa River zum Ottawa ab.

Nipperdey, Karl, Philolog, geb. 13. Sept. 1821 in Schwerin, gest. 2. Jan. 1875 in Jena, studierte 1840—46 in Leipzig und Berlin (unter Lachmann und Haupt) und wurde 1850 Privatdozent in Leipzig, 1852 außerordentlicher Professor in Jena, 1855 Ordinarius daselbst. N. war einer der feinsten Kenner der lateinischen Prosa. Wir verdanken ihm von Cäsar eine kritische Bearbeitung (Leipz. 1847) und eine Textausgabe (das. 1847, 4. Aufl. 1881), von Nepos eine größere Ausgabe (das. 1849; 2. Aufl. von Lupus, Berl. 1879), eine kleine Ausgabe (Leipz. 1850; 10. Aufl. von Lupus, Berl. 1896) und eine Textausgabe (das. 1867), von Tacitus eine Ausgabe der »Annalen« mit Anmerkungen (Leipz. 1851; 1. Bd., 9. Aufl., Berl. 1892; 2. Bd., 5. Aufl., das. 1892) und eine Textausgabe (das. 1871—76, 4 Bde.; 4. Bd. von R. Schöll), außerdem »Die leges annales der römischen Republik« (Leipz. 1870). Seine übrigen Arbeiten sind gesammelt von Schöll als »C. Nipperdeii opuscula« (Berl. 1877). Vgl. Schöll, Karl N. (Jena 1875).

Nippes (franz., spr. nipp'), s. Nippsachen.

Nippes, früher selbständige Gemeinde, seit 1887 mit Köln vereinigt.

Nippflut, s. Ebbe und Flut.

Nippold, Friedrich Wilhelm Franz, protest. Theolog, geb. 15. Sept. 1838 in Emmerich, machte 1860 eine Reise in den Orient. Seit 1865 in Heidelberg habilitiert, wurde er 1867 daselbst zum außerordentlichen, 1871 zum ordentlichen Professor der Theologie in Bern ernannt, von wo er 1883 in gleicher Eigenschaft nach Jena übersiedelte. Die bedeutendsten unter seinen zahlreichen Werken sind: das »Handbuch der neuesten Kirchengeschichte« (Elberf. 1867; 3. Aufl., Berl. 1880—92, 4 Bde.); »Welche Wege führen nach Rom?« (Heidelb. 1869); »Die altkatholische Kirche des Erzbistums Utrecht« (das. 1872); »Richard Rothe« (Biographie, Wittenb. 1872—73, 2 Bde.); »Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande« (Leipz. 1877); »Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat« (Bern 1881); »Katholisch oder jesuitisch?« (Leipz. 1888); »Die theologische Einzelschule im Verhältnis zur evangelischen Kirche« (Braunschw. 1893, 4 Tle.); »Der Entwickelungsgang des Lebens Jesu im Wortlaut der drei ersten Evangelien« (Hamb. 1895); »Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland« (Leipz. 1895). Vorträge, Predigten und Abhandlungen gab er gesammelt heraus unter dem Titel: »Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu« (Bern 1884—94, 10 Hefte).

Nippon (Nipon, Nihon), einheimischer Name für Japan, soviel wie Orient, Sonnenaufgang, früher irrtümlich in Europa auf die größte Insel, Hondo oder Honschiu, angewandt. S. Japan.

Nippsachen (franz. nippes), allerlei kleine, zierliche Gegenstände, besonders als Zimmerschmuck zum Aufstellen auf sogen. Nipptischchen etc.

Nippur (Nipur), uralte babylonische Stadt, jetzt bezeichnet durch die umfangreiche Ruinenstätte Niffer am östlichen Ufer des Nilkanals etwa halbwegs zwischen Babylon und Erech. Stadtgott von N. war Bel. Eine zum erstenmal 1888 ausgesandte nordamerikanische Expedition unter John P. Peters und V. H. Hilprecht zur Erforschung des Trümmerfeldes von Niffer und zur Ausgrabung des Beltempels hat reiche Ausbeute, auch an Inschriften, zu Tage gefördert.

Niquira (Nicaragua), aztekischer Volksstamm, den die ersten Entdecker des nach ihrem Häuptling benannten Landes Nicaragua im südlichen Teil desselben vorfanden, und der noch jetzt den Isthmus von Rivas zwischen dem Stillen Ozean und dem Nicaraguasee und die Inseln in diesem bewohnt. Wie die Azteken Mexikos waren sie fleißige Ackerbauer, betrieben verschiedene Gewerbe und formten Steinbilder, wie man solche auf den Inseln Ometepe und Zapatera gefunden hat, die aber in weit gröberem Stil gehalten sind als

die der nördlicher wohnenden Azteken; an jene erinnert nur der als Helmmaske getragene Tierkopf. Auf Ometepe hat man auch zahlreiche merkwürdige Thongefäße in Schuhform gefunden. Die Sprache der N. war die der mexikanischen Azteken, nur etwas weicher in der Aussprache. Die Namen ihrer Götter, ihr Kalender wie ihre Bekleidung und Sitten stimmen mit denen der mexikanischen Azteken überein. Vgl. Squier, Nicaragua (New York 1852); Bovallius, Nicaraguan antiquities (Stockh. 1886).

Nireus, Sohn des Charopos und der Aglaïa, nächst Achill der schönste Kämpfer vor Troja, daher sprichwörtlich ein schöner Held.

Nirgüa de Collādo, Departementshauptstadt des Staates Carabobo in Venezuela, 770 m ü. M., in fruchtbarer Gegend, bereits 1553 gegründet, mit (1873) 8394 Einw.

Niris-See, s. Bachtegân.

Nirwâna (»das Erlöschen«), bei den Buddhisten (und überhaupt in allen auf philosophische Spekulation gegründeten Religionssystemen der Inder, s. auch Dschaina) das höchste Ziel des menschlichen Strebens, das nur durch Erlangung der höchsten Erkenntnis und die Ausübung aller Tugenden erreicht werden kann. Worin N. bestehe, wird vom Stifter des Buddhismus (s. d.) selbst ganz unbestimmt gelassen; »es genüge zu wissen, daß N. vor Gefahren bewahrt, Sicherheit ohne Furcht gewährt und Glückseligkeit verleiht«. Neben dem ursprünglichen Begriff der vollständigen Erlösung von der Existenz und allen ihren Formen als höchste Belohnung wurden später noch zwei niedrigere Stufen der Belohnung aufgestellt und diese je niedriger, desto menschlicher geschildert. Diese Neuerung wurde von indischen Buddhisten philosophisch begründet und bildete das Mittel, in China, Hinterindien und Zentralasien dem aus Indien verdrängten Buddhismus neue Anhänger zu werben. Bei Übertragungen in die Sprachen der Neubekehrten wird N. verständlicher gemacht durch die Erklärung als »Befreiung vom Schmerz der Existenz«. Sodann sind auf Grundlage des N. als Belohnungen niederer Ordnung aufgestellt: die Aufnahme in die »Region der Freude«, deren Bewohner nicht mehr der Wiedergeburt unterworfen sind, und als unterste Stufe: Wiedergeburt als Mensch oder Gott unter Befreiung von den »schlechten Wegen« (Geburt als böser Geist, als Tier, als hungerndes Ungeheuer, in der Hölle). Jede Stufe wird erreicht infolge des eignen Verhaltens und der Vollendung, zu welcher es das Individuum in Überwindung der Unwissenheit gebracht hat. In dieser neuen Lehre führt N. in allen drei Stufen zu einem bestimmten Grad von Wohlbefinden, von Glückseligkeit, denen gemeinsam ist: Wegfall des Gefühls der Existenz. Vgl. M. Müller, Die Bedeutung von N. (in den »Essays«, Bd. 1, S. 242 ff., Leipz. 1869); Obry, Du Nirvana bouddhique (Par. 1863) und die Litteratur im Art. »Buddhismus«.

Nisäa, im Altertum Landschaft ungewisser Lage in der pers. Landschaft Margiana; auch Name des Hafens von Megara (s. d. 1). Die Nisäischen Felder, berühmt durch ihre Rosse, lagen in Medien zwischen dem heutigen Hamadan und Teheran.

Nisâm (Nizam, arab., »Gesetz, Ordnung«), in der Türkei die reguläre Armee zum Unterschied von den irregulären Truppen (Baschibosuk, Hamidije u. a.).

Nisam (Nizam), Reich des, s. Haidarabad.

Nisam (Nizam ul Mulk, »Ordner des Staates«), Titel, welcher 1717 vom Mogulkaiser Farukschir dem Herrscher von Haidarabad (s. d.) im Dekhan verliehen ward und von diesem seitdem geführt wird.

Nisâmi (Nizâmî), einer der sieben großen Dichter Persiens (eigentlich Abu Mohammed Iljâs ben Jusuf Nisâm uddîn), geb. um 1140 zu Tefrisch in der Provinz Kum, lebte fast ohne Unterbrechung in Gendsche (dem heutigen Elisabethpol), war ein Günstling der damals in Persien herrschenden Seldschukenfürsten und starb 1202. Er ist der Begründer des romantischen Epos bei den Persern. Außer einem Diwan, welcher 28,000 Distichen enthalten soll, verfaßte N. fünf größere Dichtungen (gewöhnlich Pendsch-Gendsch, »die fünf Schätze«, oder Chamse, »Fünfer«, genannt), die in Persien als bis jetzt unerreichte Meisterwerke ihrer Art gelten: »Machsen ul esrâr« (»Magazin der Geheimnisse«), ein religiös-ethisches Gedicht (pers. hrsg. von Bland, Lond. 1844; in Lakhnau 1869, 1872 und 1881; teilweise schon von Hain, Leipz. 1802, mit lat. Übersetzung); »Chosrau u Schirin«, romantisches Epos, das die Liebe des persischen Königs Chosrau zur Schirin zum Gegenstand hat (pers. hrsg. Lahor 1871 u. ö.; in deutscher Nachbildung von Hammer, Leipz. 1809, 2 Bde.); »Leila u Medschnun«, die Liebe des Medschnun zur schönen Leila besingend (pers., Lakhnau 1870 u. 1888; engl. von Atkinson, Lond. 1836); »Heft peiker« (»Die sieben Schönheiten«), eine Sammlung von sieben Novellen in poetischer Form (pers. Bombay 1849 u. Lakhnau 1290 d. H.; eine der sieben Erzählungen, »Behramgur und die russische Fürstentochter«, pers. u. deutsch von Erdmann, Kasan 1844), darunter die durch Gozzi und Schiller bekannte Erzählung von Turandot; »Iskender nâme«, eine sagenhaft ausgeschmückte Geschichte Alexanders d. Gr., in zwei Teilen, einem mehr epischen (mit Kommentar, Kalk. 1812, 2. Ausg. 1825, auch Lahor 1888—89; der Text allein das. 1269 d. H.; Lakhnau 1266, 1282 u. 1888, Bombay 1277 u. 1292, zur Hälfte auch in Lumsdens »Selections«, Kalk. 1811, Bd. 4, das. 1828, Bd. 2; zum Teil von Rückert deutsch nachgebildet im »Frauentaschenbuch«, 1824) und einem didaktischen (hrsg. von Sprenger, Kalk. 1852—69). Gesamtausgaben der fünf Gedichte sind erschienen Bombay, 1834 u. 1838, und Teheran, 1261 d. H. Vgl. Bacher, Nizâmîs Leben und Werke (Leipz. 1871); Pertsch, Persische Handschriften, S. 751 ff. (Berl. 1888).

Nisâmije (türk.), in der Türkei die seit Einführung der Reform eingesetzten ordentlichen (weltlichen) Gerichte, zum Unterschiede von den sogen. Scher'i-Tribunalen oder geistlichen Gerichtshöfen. Während diese nach dem auf den Koran gegründeten kanonischen mohammedanischen Rechte entscheiden und dem Scheich-ul-Islam, dem geistlichen Oberhaupte der Ulemas, unterstehen, richten sich jene bei ihren Entscheidungen mehr nach den in Europa geltenden Rechtsnormen und stehen unter dem Justizministerium.

Nisan (hebr.), der siebente Monat des bürgerlichen, der erste des Festjahres der Juden, hat stets 30 Tage, fällt in unsern März und April. Am 15. N. beginnt das achttägige Passahfest.

Nisard (spr. -ßār), Désiré, franz. Litterarhistoriker, geb. 20. März 1806 in Châtillon-sur-Seine, gest. 25. März 1888 in San Remo, wurde 1836 Vorsteher des Sekretariats im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, 1843 Professor der Beredsamkeit am Collège de France zu Paris, 1850 Mitglied der Akademie und war seit 1857 zugleich Direktor der höhern Normalschule, bis er 1867 zum Senator ernannt wurde. Als Litterarhistoriker führte er sich ein mit den anziehend geschriebenen »Études de mœurs et de critique sur les poètes latins de la décadence« (1834.

2 Bde.; 4. Aufl. 1878). Seine spätern Hauptwerke sind: »Mélanges« (1838, 2 Bde.); die vortreffliche »Histoire de la littérature française« (1844—49, 4 Bde.; 8. Aufl. 1881); »Renaissance et réforme: Érasme, Thomas Morus, Mélanchthon« (1855, 3. Aufl. 1877); »Études de critique littéraire« (1858); »Études d'histoire et de littérature« (1859, neue Folge 1864); »Mélanges d'histoire et de littérature« (1868); »Les quatre grands historiens latins« (1874), ein durch feine Kritik und geschmackvolle Darstellung gleich ausgezeichnetes Werk; »Portraits et études d'histoire littéraire« (1874); »Précis de l'histoire de la littérature française« (2. Aufl. 1878) und »Nouveaux mélanges« (1886). N. war seit 1850 Mitglied der Akademie. Nach seinem Tode erschienen »Souvenirs et notes biographiques« (1888, 2 Bde.). — Sein Bruder Charles, geb. 10. Jan. 1808, gest. 16. Juli 1889 in Paris, war bis 1848 der Familie Ludwig Philipps attachiert und hat sich ebenfalls durch litterarhistorische Arbeiten, z. B. »Le triumvirat littéraire au XVI. siècle« (Studien über Lipsius, Scaliger und Casaubon, 1852), »Histoire des livres populaires« (1854, 2 Bde.; 2. Aufl. 1864), »Les gladiateurs de la république des lettres au XV., XVI. et XVII. siècles« (1860, 2 Bde.), »Des chansons populaires chez les anciens et chez les Français« (1866, 2 Bde.), »Étude sur le langage populaire ou patois de Paris« (1873), »Le comte de Caylus« (1877), »Considérations sur la Révolution française et sur Napoléon I« (1887) u. a., bekannt gemacht.

Niscemi (spr. -schēmi), Stadt in der ital. Provinz Caltanissetta (Sizilien), Kreis Terranova, mit Resten eines Kastells und (1881) 11,962 Einw.

Nisch, Stadt im Königreich Serbien, an der Nischawa, die 12 km westlich von hier in die südliche Morawa mündet, 207 m ü. M., Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Belgrad-N., N.-Ristovac (Saloniki) und N.-Zaribrod (Sofia), bildet einen selbständigen Verwaltungsbezirk und hat ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, viele Gärten und Brunnen, eine ziemlich starke Festung, die zum Teil ihre Existenz der österreichischen Besetzung von 1737 verdankt, und (1890) 19,877 Einw. N. ist ein wichtiger Handelsplatz, Sitz eines griechischen Bischofs, einer katholischen Mission und eines deutschen Konsularagenten. In der Nähe warme Quellen. Beim Dorf Brzibrod, östlich von N., Reste des alten Nisus (s. Naissus). — Im 7. Jahrh. kam N. an Bulgarien u. ward am Ende des 12. Jahrh. von den Serben eingenommen. 1375 wurde die Stadt von den Türken, 1443 von den Ungarn unter Johann Hunyades erobert. Am 23. Sept. 1689 hier Sieg der Österreicher unter Markgraf Ludwig von Baden über die Türken. 1690 wurde N. von den Türken wieder genommen, 1737 von den Österreichern unter Seckendorf zwar von neuem erobert, aber in demselben Jahre vom General Dochat den Türken übergeben. Unweit davon die Redouten, welche die Serben 1809 errichteten, und in denen sich Stephan Sindjelitsch mit den stürmenden Türken in die Luft sprengte. Aus den Schädeln der dort gefallenen Serben wurde an der Straße nach Konstantinopel eine (noch ziemlich erhaltene) Siegestrophäe (Ćele Kula, »Schädelturm«) errichtet. Im Juni 1876 wurde N. von den Serben vergebens angegriffen und erst im Januar 1878 von ihnen besetzt. — Der Kreis N. zählt (1886) 139,638 Einw. auf 2375 qkm (43 QM.).

Nischan (pers.), »Zeichen«; Nischandschi, der türk. Hofbeamte, welcher das kaiserliche Handzeichen, die sogen. Tughra (Sultansschiffre, d. h. das Monogramm des Sultans, welches in den Firmanen etc. die Unterschrift des Souveräns vertritt) zeichnet. Im Türkischen auch soviel wie Orden.

Nischan, 1) N. el Amân (»Vertragsorden«), tunes. Orden, von Mohammed es Sadock 1859 zur Erinnerung an die Errichtung der Konstitution gestiftet, hat nur eine Klasse, gleicht dem Wappen der Regierung und wird meist nur an tunesische hohe Würdenträger verliehen. — 2) N. el Iftikhar, tunes. Zivil- und Militärverdienstorden, von Ahmed Bey gestiftet, von Mohammed Bey (1855—59) geändert, hat fünf Klassen, wie die Ehrenlegion, der er nachgebildet ist. Die Dekoration hat die Form eines Sterns mit Strahlen, in dessen Mitte sich der Namenszug des Bey befindet und wird an smaragdgrünem Bande mit zwei roten Streifen getragen. — 3) N. Iftikhar, türk. Orden, von Sultan Selim III. für um die Türkei verdiente Ausländer gestiftet und 1827 erneuert, eine goldene, reichverzierte Medaille, auf der der Namenszug des Sultans steht, an Halbmond und Stern hängend. — 4) N.-i-Imtias (»Auszeichnungsorden«), türk. Verdienstorden, gestiftet von Sultan Abd ul Hamid 1879. Die Dekoration besteht in einer goldenen, blau emaillierten Platte, welche die vier Worte: Hamiet, Gairet, Schidschaat, Sadakat (»Vaterlandsliebe, Eifer, Tapferkeit, Treue«) enthält. Der Orden wird an Zivil- und Militärbeamte verliehen, welche wenigstens drei von diesen Eigenschaften bewiesen haben. — 5) N.-i-Schefkat, türk. Frauenorden, gestiftet von Abd ul Hamid 28. Ramasan 1295 (1878) für Verdienste im Krieg, bei Landplagen u. dgl.; hat drei Klassen. Dekoration: Sonne mit Lorbeerkranz und Stern, an einem Halbmond mit Stern hängend, weißseidenes Band, grünrot gerändert.

Nischapur, Stadt der pers. Provinz Chorasan, in schöner, fruchtbarer Gegend, 1250 m hoch, 75 km westlich von Meschhed, hat eine verfallene Citadelle, Handel mit Türkisen, die in der Nähe (bei Ma'aden) gefunden werden, und 11,000 Einw. N. war ehedem eine der reichsten Städte Persiens, ist aber sehr heruntergekommen.

Nischawa (Nišawa), serb. Fluß, entspringt am Kom im Balkan auf bulgarischem Gebiete und mündet nach ca. 140 km langem Laufe 12 km unterhalb Nisch in Serbien in die Morawa.

Nische (franz. niche), halbrunde oder eckige Vertiefung in einer Mauer. An Häuserfassaden dienen die Nischen häufig zur Aufnahme von Büsten und Statuen; oft sollen sie auch nur Abwechselung in die Fassade bringen. Sie werden oben gewöhnlich halbrund abgeschlossen, auch rings durch Rundstäbe, Gesimse, Pilaster, Halbsäulen u. dgl. eingefaßt oder durch Giebel ausgezeichnet. Im Innern der Häuser dienen Nischen zur Aufstellung von Möbeln (Schränken u. dgl.) oder von Madonnenfiguren etc., die Fensternischen zur Einrichtung von Sitzen. Vgl. Blende.

Nischenblätter, s. Epiphyten, S. 848.

Ni-schu (»zwei Schu«), japan. Münzen vor 1871, = ½ Bu: ältere (Dschenrok-Nischukin) 2,239 g schwer mit 564 Tausendstel Gold = 3,69 Mk., aus 1868 (Nischi, Nischubstschin) bei 0,746 g Gewicht mit 229 Tausendstel Gold und 770 Tausendstel Silber = 0,58 Mk., aus 1858 (Nischubstschin) 13,623 g schwer mit 844 Tausendstel Silber = 2,09 Mk. wert.

Nishegorod, s. Nishnij Nowgorod.

Nishnedewizk, Kreisstadt im russ. Gouv. Woronesh, an der Smerdjätschaja Dewiza (Nebenfluß des

Don) und an der Eisenbahn Kursk-Woronesh, mit (1889) 2694 Einw.

Nishne Tagilsk, Dorf im russ. Gouv. Perm, an der Eisenbahn Perm-Jekaterinburg, mit Platin-, Kupfer- und Eisenwerken sowie Goldwäschereien, 1725 von Nikita Demidow gegründet, ein wichtiger Bergwerksort, hat 6 Kirchen und mit den zugehörigen Orten 30,000 Einw.

Nishnij Lomow, Kreisstadt im russ. Gouv. Pensa, am Lomow, mit 6 Kirchen, 2 Klöstern, einer Kreditbank, Tuchfabrikation, Getreidehandel, nicht unbedeutender Messe und (1889) 9482 Einw.; wurde 1636 als Grenzfestung angelegt.

Nishnij Nowgorod (Nishegorod), Gouvernement in Rußland, grenzt im S. an die Gouvernements Tambow und Pensa, im O. und NO. an Simbirsk, Kasan und Wjatka, im Norden an Kostroma, im W. an Wladimir und umfaßt 51,273,6 qkm (931,18 QM.). Bewässert wird N. durch die Wolga, welche hier neben einer Menge kleinerer die schiff- und flößbaren Nebenflüsse Wetluga, Kershenez (links), Oka, Tschugunka und Sura (rechts) aufnimmt, und von ca. 350 unbedeutenden Seen. Die Wolga teilt das Gouvernement in zwei ungleiche Teile, von denen der kleinere (1/3), am linken Ufer, eine weite Niederung bildet und mit großen Sümpfen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist, während der südlich am rechten Ufer gelegene Teil aus einer von vielen Schluchten unterbrochenen Hochebene besteht, welche in der Richtung zur Wolga wellenförmig wird und dort zum Fluß 60—90 m steil abfällt. In geognostischer Hinsicht gehört N. drei Formationen an. Durch das ganze Gouvernement zieht sich in der Richtung von W. nach O. über die Städte Arsamas und Sergatsch ein breiter Streifen der permischen Formation; nördlich davon tritt nur die Trias-, südlich die Juraformation zu Tage. Kreidebildungen finden sich im äußersten Südosten. Das Klima ist in den nördlichen Kreisen bedeutend rauher und feuchter als in den südlichen. Die mittlere Jahrestemperatur für N. beträgt 3,9°. Die Bevölkerung beläuft sich (1893) auf 1,586,764 Einw. (31 auf 1 qkm). Sie setzt sich zusammen aus 140,000 Mordwinen, 7500 Tscheremissen und 49,000 Tataren, im übrigen Russen (88 Proz.) und gehört mit Ausnahme von 49,000 Mohammedanern zur griechisch-orthodoxen Kirche, von der sich übrigens etwa 5 Proz. als Sektierer (Raskolniken) abgesondert haben. Das Gesamtareal setzt sich zusammen aus 42,8 Proz. Ackerland, 38,2 Proz. Wald, 10,6 Proz. Wiesen und Weide, 8,4 Proz. Unland. Der Großgrundbesitz ist sehr bedeutend vertreten, ihm gehören über 32 Proz. des Areals an, 19 Proz. sind Staatsländereien. Der Ackerbau deckt nur in den südlichen Kreisen (mit Schwarzerde) den innern Bedarf. Die Ernte lieferte im Durchschnitt der Jahre 1883—92 in Mill. hl: Roggen 4,9, Weizen 0,4, Hafer 3,5, Gerste 0,2, Buchweizen 0,5, Hirse 0,1, Erbsen 0,1, Kartoffeln 1,4. Der Viehstand belief sich 1890 auf 291,000 Stück Rindvieh, 288,000 Pferde, 451,000 Schafe und 80,000 Schweine. Doch ist der Viehstand bei den Bauern nach dem Hungerjahr 1891—92 bedeutend heruntergekommen; nach dem Ergebnis für 7 Kreise hatten sich 1891—92 die Pferde um 15,5 Proz., die Rinder um 21,2, die Schafe um 43,7 und die Schweine um 49 Proz. vermindert. Der früher bedeutende Wald ist in letzter Zeit durch unrationelle Forstwirtschaft sowie durch Waldbrände sehr zusammengeschmolzen. Nördlich von der Wolga kommt nur Nadelwald vor, südlich ist er hier und da mit Birken und Linden gemischt. An Mineralien werden gewonnen: Salz (bei Balachna), Kupfer, Gips, Kalk, Torf, Sumpfeisen und Lehm. Sehr stark entwickelt ist die Hausindustrie, welche allerdings in gewissen Zweigen einen harten Kampf mit dem Kapital zu bestehen hat. So beschäftigen sich allein mit den verschiedensten Holzarbeiten, vom Bastmattenflechten bis zum Schiffbau, über 60,000 Einw. Einen besondern Ruf hat sich der Kreis Semenow durch seine Holzlöffel, der Kreis Balachna durch seine Spindeln, Makarjew durch seine eisenbeschlagenen Kisten erworben, welche Produkte bis nach Bochara und Persien versandt werden. Mit Schmiede- und Schlosserarbeiten beschäftigen sich mehr als 70,000 Einw. Hervorragendes leisten besonders die Dörfer Pawlowo und Worsma (Kreis Garbatow) durch ihre Messer, Scheren und Schlösser. Die Woll- und Lederindustrie ist besonders stark in den Kreisen Sergatsch, Arsamas und Knjaginin verbreitet. Von sonstigen Beschäftigungen sind nennenswert: die Lein- und Handschuhweberei, Netzflechterei, das Fuhrmannshandwerk, an der Oka und Wolga der Äpfel- und Gemüsebau, die Bienenzucht bei den Mordwinen u. Tscheremissen und endlich die Jagd im nördlichen Teil. Die Großindustrie beschäftigte 1893: 323 Fabriken mit 17,283 Arbeitern, die für 18,9 Mill. Rub. Waren produzierten. Die hauptsächlichsten Industrien sind: Getreidemüllerei (6,1 Mill. Rub.), Branntweinbrennerei (0,5 Mill. Rub.), Eisenindustrie u. Maschinenbau (6,8 Mill. Rub., die bedeutendste ist die Sormowsche Fabrik), Lederindustrie (710,000 Rub.), Petroleumindustrie (in Balachna). Schulen waren 1888: 707 vorhanden, nämlich 690 Volksschulen mit 29,163 Lernenden, 13 Mittelschulen mit 3379 Lernenden, ein Priesterseminar mit 396 Schülern, ein Militärgymnasium mit 335 Schülern und 2 technische Schulen mit 99 Schülern. Das Gouvernement wird eingeteilt in elf Kreise: Ardatow, Arsamas, Balachna, Gorbatow, Knjaginin, Lukojanow, Makarjew, N., Semenow, Sergatsch und Wasil Sursk. S. Karte »Polen und Westrußland«.

Nishnij Nowgorod (Nishegorod), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), liegt malerisch am Einfluß der Oka in die Wolga, an deren rechtem hohen Ufer sie amphitheatralisch sich ausbreitet, 150 m ü. M., an der Eisenbahn Moskau-N. Sie besteht aus drei Teilen, der auf drei Bergen gelegenen Oberstadt mit dem Kreml, von wo man eine prachtvolle Aussicht weithin über das linke flache Ufer der Wolga genießt, der Unterstadt am Flußufer und der mit dieser durch eine Pontonbrücke verbundenen Slobode Kunawino, zwischen dem linken Oka- und dem rechten Wolgaufer, wo auf der durch die beiden Flüsse gebildeten Landzunge auch die berühmte Messe stattfindet. Die Stadt hat 50 griech. Kirchen (darunter 2 der Altgläubigen), eine römisch-katholische, eine armenische und eine luther. Kirche, 3 Klöster, eine Synagoge und 2 Moscheen. Bemerkenswert darunter sind: die 1221 erbaute Preobrashenskij-Kathedrale, die Kathedrale der Verkündigung Mariä (14. Jahrh.), die Archangelskij-Kathedrale (1222 errichtet, 1620 neugebaut, mit Grabmälern der Großfürsten von N.), die Alexejewskajakirche (aus dem 17. Jahrh., 1823 neugebaut) und das Petscherskij-Kloster (14. Jahrh., mit der Himmelfahrtskirche, wunderthätigem Marienbild und reicher Bibliothek). Ferner besitzt N. ein geistliches Seminar mit tatarischer Abteilung, das Alexandrowsche Knaben- und das Mriensche Fräuleininstitut, das aus Nowgorod hierher übergeführte Araktschejewsche Militärgymnasium, 2 Theater, Salzmagazine, 14

Bankanstalten (darunter die 1870 gegründete Kaufmannsbank), gegen 250 Ambaren (Warenlager) und 6500 Buden für den Meßhandel sowie für die verschiedenen Waren 7 Landungsplätze an den Flüssen, mit einer Gesamtlänge von über 15 km. Die Zahl der Einwohner beträgt (1892) 70,412 (während des Jahrmarkts aber bis 200,000). Die Industrie Nishnij Nowgorods beschränkt sich auf dieselben Zweige wie die im Gouvernement (s. oben). Der Handel, namentlich mit Salz, Getreide, Metall und Fischen, ist blühend. Wasserverbindung besteht durch die Wolga, deren Nebenflüsse und Kanalsysteme mit dem Schwarzen, Baltischen und Kaspischen Meer. Berühmt und eine der wichtigsten Städte Rußlands ist N. durch seinen vom 15. Juli (a. St.) bis zum September dauernden (sogen. Makarjewschen) Jahrmarkt, der den Mittelpunkt des Handels zwischen Europa und Asien bildet. Die Messe, welche ursprünglich im alten Bolgar, unterhalb der Mündung der Kama, dann in der Gegend von Arsk im Gouv. Kasan stattfand, wurde um 1550 nach Makarjew und 1817 nach dem Brande dieser Stadt nach N. verlegt. Doch verliert der Jahrmarkt seit 1881 immer mehr an Bedeutung unter dem Einfluß der sich ausdehnenden Verkehrsmittel. Der Wert der dort aufgespeicherten Waren betrug 1857: 86 Mill., 1865: 111,5 Mill., 1881: 246,2 Mill. (Maximum), 1887: 193 Mill., 1890: 181,5 Mill., 1891: 168 Mill., 1892 (Hungerjahr): 144,3 Mill., 1893: 166,6 Mill., 1894: 175 Mill., 1895: 174,4 Mill. Rub. Dem Wert nach die erste Stelle nahmen 1889—91 die russischen Waren mit 147 Mill. Rub. ein. Thee wurde für 16,3 Mill., ausländische, europäische und Kolonialwaren für 7,5 Mill., bucharische etc. Waren für 6,1 Mill., persische für 2,6 Mill., kaukasische und transkaukasische für 0,6 Mill. Rub. angeführt. Unter den russischen Waren sind die hauptsächlichsten: Baumwollfabrikate, Eisen, Stahl, Metallwaren, Wollwaren, Lederwaren, Leinen- und Hanferzeugnisse, Seiden- u. Halbseidenfabrikate, Pelzwerk, Glas-, Porzellan- und Fayenceerzeugnisse, Getreide, Fische und Getränke; unter den ausländischen Waren (d. h. aus Europa mit den Kolonien), die von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung erlangen, sind namentlich zu nennen: Maschinen, Drogen und Apothekerwaren, Kaffee u. Olivenöl. Von allen angeführten Waren wurden 1890 für 174 Mill. und 1895 nur für 155,5 Mill. Rub. verkauft. Im Sommer 1896 wird in N. eine große nationale Ausstellung stattfinden. — N. wurde vom Großfürsten Juri Wsewolodowitsch 1221 als Grenzfestung gegen die Mordwinen angelegt. Seit 1350 die glänzende Residenz der Großfürsten von Susdal, wurde es 1390 Moskau einverleibt. N. hat viel von den Überfällen der Mordwinen, Mongolen und besonders der Tataren zu leiden gehabt und wurde wiederholt ein Raub der Flammen.

Nisi (lat.), wenn nicht; ein N., soviel wie ein »Wenn oder Aber«, eine Bedingung, Beschränkung.

Nisi, vulgärer Name des amtlich Messini (Messene) genannten Dorfes und Hauptort einer Eparchie im griechischen Nomos Messenien, am rechten Ufer des untern Pirnatza (Pamisos), durch Zweigbahn mit der Linie Argos-Kalamata verbunden, mit (1889) 6325 Einwohnern.

Nisib, Ort im türk. Wilajet Aleppo in Syrien, 15 km westlich von Biredschik, mit einer Kirche im altbyzantinischen Stil und 3000 Einw., berühmt wegen seines Öles und Weines. Durch die Schlacht bei N. 24. Juni 1839 vernichteten die Ägypter unter Ibrahim Pascha das türkische Heer unter Hafiz Pascha.

Nisibis, im Altertum Hauptstadt der Landschaft Mygdonia in Mesopotamien. Schon unter den Assyrern von Bedeutung, von den Römern zuerst unter Lucullus erobert, wurde sie später abwechselnd von Römern und Persern eingenommen, bis sie, von Severus befestigt, Vormauer des römischen Reiches im O. wurde und es bis 363 blieb. Der Perserkönig Sapor belagerte N. 338—350 dreimal vergeblich (Nisibinischer Krieg). 541 schlug hier Belisar, 573 Marcian die Perser. Ruinen der alten Stadt beim heutigen Nisibin (mit 1000 Einw.).

Nisida (im Altertum Nesis), kleine Insel im Golf von Neapel, 1 km vom Kap Coroglio (dem Ausläufer des Posilipo) entfernt, ein ehemaliger Krater, ist 31 Hektar groß, hat ein ehemaliges Kastell (jetzt Gefängnis), einen Hafen, eine Quarantäneanstalt, ein Seelazarett (auf einem mit der Insel durch einen Damm verbundenen Felsen), Oliven-, Wein-, Obst- und Gemüsebau und (1881) 1202 Einw.

Nisi prius-Court (engl., spr. naißai praiös-kōrt), Schwurgericht für Zivilklagen in England, so genannt von dem früher üblichen Befehl an den Sheriff, die ernannten Geschwornen auf einen bestimmten Tag vor den obersten Gerichtshof in London zu laden, wenn nicht die Assisenrichter vorher in die Grafschaft kommen und Termin halten sollten (*nisi* justiciarii *prius* ad illos venerint). S. England, S. 784.

Nisiro, türk. Insel, s. Nisyros.

Nisos, 1) in der griech. Sage Sohn des Königs Pandion von Athen, war König von Megara und Erbauer von dessen Hafenstadt Nisäa. Als Minos von Kreta auf seinem Zuge gegen Athen auch Megara belagerte, schnitt des N. Tochter Skylla, die sich in Minos verliebt hatte, ihrem Vater das purpurne Haar, an dem nach einem Orakelspruch sein Leben und das Schicksal des Reiches hing, ab, worauf er starb und die Stadt in die Gewalt des Minos fiel. Die Verräterin ward von den Göttern in den Vogel Keiris (Ciris), mit einem purpurnen Busch auf dem Haupte, verwandelt. Den Gegenstand behandelt ein kleines lateinisches, dem Vergil zugeschriebenes Epos (s. Ciris). Vgl. Siecke, De Niso et Scylla (Berl. 1884).

2) Begleiter des Äneas, Freund des Euryalos (s. d. 2), dem er auch im Tode folgte.

Nisse, s. Läuse.

Nissel, 1) Karl, Dichter, geb. 25. Nov. 1817 zu Neumarkt in Schlesien, lebt in Liegnitz und machte sich besonders durch eine Anzahl Trauerspiele bekannt, von denen wir nennen: »Die Söhne des Kaisers« (1859), »Ulrich von Hutten« (1861; wiederholt aufgeführt, dann wegen seiner Tendenz beanstandet, aber 1883 zur Lutherfeier in Liegnitz neu gegeben), »Riego« (1874), »Die Florentiner« (1878), »Um die deutsche Krone« (1889) u. a. Auch verfaßte N. mehrere Lustspiele: »Hohenzoller und Piast« (1873), »Dame Luzifer« (1875), »Schöner Wahn« (1876) und Gedichte: »Aus Zeit und Leben« (1880) u. »Vom Wegesrande« (1894).

2) Franz, dramat. Dichter, geb. 14. März 1831 in Wien, gest. 20. Juli 1893 in Gleichenberg, Sohn eines Schauspielers, absolvierte das Gymnasium zu den Schotten in Wien, sah sich dann aber infolge von Kränklichkeit fast ganz auf Selbstbildung angewiesen und widmete sich der dramatischen Produktion, die frühzeitig durch Jugendeindrücke bei ihm wachgerufen worden war. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt zu St. Georgen bei Wilden in Steiermark lebte er, immer körperlich leidend, in Wien. Mit dem Schauspiel »Ein Wohlthäter« (1854) errang er am Hofburgtheater den

ersten Erfolg; auch die durch energische dramatische Diktion ausgezeichneten Stücke: »Heinrich der Löwe« (1858) und »Perseus von Makedonien« fanden gute Aufnahme. Außerdem sind zu nennen die Trauerspiele: »Die Jakobiten« (1860) und »Dido« (1863), in welchem der Hauptcharakter groß angelegt und lebendig ausgeführt ist; das Volksdrama »Die Zauberin am Stein« (Wien 1863, 2. Aufl. 1887), welches sich von allen seinen Dramen allein auf der Bühne erhalten hat, die Tragödie »Agnes von Meran« (das. 1877), die ihm 1878 den Schillerpreis eintrug, und das Lustspiel »Ein Nachtlager Corvins« (1889), das nach Nissels Tode zur Aufführung kam. Seine Stücke erschienen als »Ausgewählte dramatische Werke« in zwei Teilen (Stuttg. 1892—94). Bei viel eigentlich theatralischer Begabung fehlte es N. doch an ausreichender Gestaltungskraft, um mit den historischen Tragödien hohen Stils, die er schrieb, dauernd die Bühne zu behaupten. Nach seinem Tode erschien, herausgegeben von seiner Schwester: »Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe« (Stuttg. 1894).

Nissen, 1) Heinrich, Archäolog, geb. 3. April 1839 in Hadersleben, studierte in Kiel und Berlin Philologie und Geschichte, bereiste 1863—66 Italien und habilitierte sich 1867 in Bonn, wurde 1869 außerordentlicher, 1870 ordentlicher Professor in Marburg, 1877 Professor in Göttingen und 1878 in Straßburg. Er schrieb: »Kritische Untersuchungen über die Quellen der 4. und 5. Dekade des Livius« (Berl. 1863); »Das Templum« (das. 1869); »Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums« (Leipz. 1877); »Italische Landeskunde« (Berl. 1883, Bd. 1); »Griechische und römische Metrologie« (Nördling. 1887).

2) Hermann, Schauspieler, geb. 17. Juli 1855 im Mecklenburgischen, studierte in Jena, Leipzig und Rostock die Rechte und widmete sich dann der Bühne, die er zuerst im Nationaltheater in Berlin betrat. Nachdem er sodann in Metz und Würzburg thätig gewesen, wurde er an das Hoftheater in Meiningen engagiert, an dessen Gastspielreisen er drei Jahre lang als Darsteller von Helden und jugendlichen Liebhabern (Karl Moor, Leontes, Brutus, Jaromir, Tell) teilnahm. Dann ging er an das Thaliatheater in Hamburg, wo er seine Begabung für Bonvivants und Konversationsrollen ausbildete, in denen er später den Schwerpunkt seiner Thätigkeit fand. Nach Engagements in Petersburg und Prag ging er 1888 an das Deutsche Theater in Berlin, dem er noch jetzt angehört. Er ist zweiter Präsident der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.

Nisserelven, Fluß, s. Nidelven.

Nissers Pulver, ein Sprengpulver mit überchlorsaurem Kali.

Nissum-Bredning, s. Limfjord.

Nissumfjord, flacher Meerbusen an der Westküste Jütlands, im Amt Ringkjöbing, nur durch eine schmale Landzunge von der Nordsee getrennt, steht mit dieser durch den Kanal von Thorsminde in Verbindung. Ihm fließt im SO. die Storaa zu.

Nister, Fluß, s. Niester.

Nistkästen, s. Vogelschutz.

Nisus, der Sperber.

Nisus formatīvus, s. Bildungstrieb.

Nisyros, eine der südlichen Sporaden, zwischen Tilos und Kos, besteht aus einem in sich zusammengebrochenen Zentralkrater (722 m), der noch jetzt durch Fumarolen, kochenden Schwefel ꝛc. seine Thätigkeit erweist, und war im Altertum wegen ihrer warmen Quellen, ihres Weines und ihrer Mühlsteine bekannt. Die Bewohner stammten von Epidauros. Von der Akropolis der an der Nordwestseite gelegenen Hauptstadt gleichen Namens finden sich noch Reste. Die Insel, 34,6 qkm groß, zählt jetzt etwa 3000 griech. Einwohner, welche Wein, Mandeln u. Schwefel ausführen.

Nitela, der Gartenschläfer, s. Siebenschläfer.

Nithard, fränk. Geschichtschreiber, Enkel Karls d. Gr., Sohn von dessen Tochter Bertha und deren Geliebten Angilbert, war ein Staatsmann und Feldherr Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen, in dessen Interesse er sich bei den Streitigkeiten zwischen Ludwigs des Frommen Söhnen beteiligte und in der Schlacht bei Fontenoy 841 mitkämpfte. Er fiel in einem Gefecht gegen die Normannen 15. Mai 843. Während der Kämpfe schrieb er auf Befehl Karls des Kahlen in vier Büchern sein wertvolles, durch einsichtiges Urteil ausgezeichnetes Geschichtswerk »De dissensionibus filiorum Ludovici Pii ad annum usque 843«, herausgegeben von Pertz in den »Monumenta Germaniae historica«, 2. Bd. (Einzeldruck, 2. Aufl., Hannov. 1870) und von Holder (Freib. 1882); deutsch von Jasmund (3. Aufl., Leipz. 1889). Vgl. Chr. Pätz, De vita et fide N. (Halle 1865); Meyer v. Knonau, Über Nithards vier Bücher Geschichten (Leipz. 1866).

Nitidulidae, s. Glanzkäfer.

Nitimur in vetitum (lat.), »Wir trachten (gern) nach dem Verbotenen«, Citat aus Ovid (»Amores«, III, 4, 17).

Nitraria *L.*, Gattung aus der Familie der Zygophyllaceen, Sträucher des salzigen Wüstenbodens mit oft dornigen Zweigen, fleischigen, spatelförmigen, ganzrandigen oder kerbig gezähnten, behaarten Blättern und gelblichgrünen, gestielten Blüten in lockern Blütenständen. Von den drei Arten wächst N. Schoberi *L.* (Charmykstrauch) in Salzwüsten Südrußlands, Sibiriens, der Mongolei und Vorderasiens, auch in Neusüdwales und Victoria. Der Strauch wird 60—90, bisweilen 200 cm hoch, hat sehr zahlreiche dünne Zweige, kleine, längliche Blätter und kleine, weiße Blütenrispen, welche die Zweige gänzlich bedecken. Die Früchte sind ähnlich den schwarzen Johannisbeeren, fallen erst mit dem neuen Blütenansatz ab, werden von den Mongolen frisch und getrocknet, auch als Brühe genossen und dienen vielen Tieren als Nahrung. Aus der Asche der Blätter und jungen Zweige gewinnt man Soda. N. tridentata *Desf.* (Damuch), bis 2 m hoher, dichter Busch mit breit-spatelförmigen Blättern, in den Salzwüsten Palästinas, Arabiens und Nordafrikas, hat wohlschmeckende, fast berauschend wirkende Beeren und wurde deshalb von Murby für den wahren Lotusbaum der Alten gehalten.

Nitrāte, soviel wie Salpetersäuresalze, z. B. Kaliumnitrat, salpetersaures Kali.

Nitrieren, s. Nitrokörper.

Nitrifikation, die Bildung von Salpetersäure in der Natur.

Nitrīle (Nitrilbasen), s. Basen.

Nitrile (Säurenitrile), chemische Verbindungen, welche als Alkoholcyanide betrachtet werden können, da sie die Cyangruppe CN an ein Alkyl gebunden enthalten, wie z. B. Acetonitril oder Methylcyanid $CH_3.CN$. Die N. entstehen durch Destillation der Alkalisalze der Ätherschwefelsäuren mit Cyankalium: äthylschwefelsaures Kali gibt Äthylcyanid: $KSO_4.C_2H_5 + KCN = K_2SO_4 + C_2H_5.CN$; ferner durch Erhitzen der Halogenalkyle mit Cyankalium: $C_2H_5J + KCN = KJ + C_2H_5.CN$; durch Destillation der Ammoniaksalze

oder Amide der Fettsäuren mit Phosphorsäureanhydrid: essigsaures Ammoniak $CH_3COONH_4 = CH_3.CN + 2H_2O$. Infolge dieser Bildungsweise werden die N. nach den Säuren benannt, aus denen sie entstehen: Acetonitril das Nitril der Essigsäure, Benzonitril das Nitril der Benzoesäure. N. sind flüssig, von nicht unangenehmem Geruch, in Wasser meist unlöslich und werden durch Kochen mit Alkalien oder Säuren verseift, d. h. unter Aufnahme von Wasser in das Alkalisalz der entsprechenden Säure und Ammoniak zersetzt. Indem man einen Alkohol in das Alkyljodid und dies in Nitril verwandelt, gelangt man leicht von dem Alkohol zu einer Karbonsäure, die im Molekül ein Atom Kohlenstoff mehr enthält. Mit Natriumamalgam geben die N. Aminbasen; Acetonitril gibt Äthylamin: $CH_3.CN + 4H = CH_3.CH_2.NH_2$.

Nitrīte, soviel wie Salpetrigsäuresalze, z. B. Kaliumnitrit, salpetrigsaures Kali.

Nitroacetonitrīl, s. Knallsäure.

Nitrobakterien, die im natürlichen, d. h. nicht sterilisierten Erdboden verbreiteten Spaltpilze, welche die Umwandlung von Ammoniakverbindungen in Nitrate herbeiführen und somit die Salpeterbildung des Bodens veranlassen. Auf ihrer Lebensthätigkeit soll auch die Verwitterung der Felsen und deren Umwandlung in Ackererde sowie das Reinigungsvermögen des Erdbodens bei Filtration von jauchehaltigen Wässern beruhen.

Nitrobenzōl (Nitrobenzin) $C_6H_5.NO_2$ entsteht bei Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf Benzol. N. bildet ein farbloses (gewöhnlich gelbes) Öl vom spez. Gew. 1,208, riecht täuschend nach Bittermandelöl, schmeckt brennend, ist giftig, erstarrt bei +3°, siedet bei 205°, verflüchtigt sich leicht mit Wasserdämpfen, ist löslich in Alkohol, Äther und fetten Ölen, kaum in Wasser, gibt mit reduzierend wirkenden Substanzen Anilin $C_6H_5.NH_2$ und beim Erhitzen mit Anilinöl Rosanilin. In der Industrie kommen Nitrobenzole von verschiedenem spezifischen Gewicht vor, welche aus entsprechenden Benzolen gewonnen werden und schwankende Gemische von N. mit Nitrotoluol ꝛc. darstellen. Sie dienen zur Darstellung der Anilinfarben, das leichteste dieser Nitrobenzole als Mirbanöl (Essence de Mirbane, künstliches Bittermandelöl) zum Parfümieren der Seife.

Nitrocellulōse entsteht bei Einwirkung eines Gemisches von konzentrierter Salpetersäure und Schwefelsäure auf Cellulose (Baumwolle, Holzcellulose ꝛc.) und zwar bilden sich je nach der Temperatur, der Konzentration der Säuren und der Dauer der Einwirkung

Cellulosedinitrat, Dinitrocellulose . . .	$C_{12}H_{18}(NO_3)_2O_8$
Cellulosetrinitrat, Trinitrocellulose . .	$C_{12}H_{17}(NO_3)_3O_7$
Cellulosetetranitrat, Tetranitrocellulose .	$C_{12}H_{16}(NO_3)_4O_6$
Cellulosepentanitrat, Pentanitrocellulose.	$C_{12}H_{15}(NO_3)_5O_5$
Cellulosehexanitrat, Hexanitrocellulose .	$C_{12}H_{14}(NO_3)_6O_4$

Man unterscheidet in der Technik Kollodiumwolle zur Darstellung von Kollodium, Schießbaumwolle, Nitrolignose aus Holzcellulose, Pyropapier aus Papier ꝛc. Auch ist N. Bestandteil mancher Sprengpulver, wie Schultzes Pulver, Johnson- und Barlandpulver ꝛc.

Nitrogelatine, Sprenggelatine, s. Nitroglycerin.

Nitrogenium, soviel wie Stickstoff.

Nitroglycerīn (Salpetersäure-Triglycerid, Glycerylnitrat, Trinitrin, Glonoïn, Globoïn, Knallglycerin, Nitroleum, Nobelsches Sprengöl) $C_3H_5(NO_3)_3$ entsteht bei Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf Glycerin und wird dargestellt, indem man Glycerin in ein erkaltetes Gemisch von konzentrierter Salpetersäure und Schwefelsäure einfließen läßt und dabei einen Apparat benutzt, welcher eine energische Kühlung und die innige Mischung der Bestandteile durch Einblasen von Luft gestattet, so daß die Temperatur nicht über 30° steigt. Das durch viel Wasser ausgeschiedene N. wird gut ausgewaschen, zuletzt mit Sodalösung völlig entsäuert und durch Filz filtriert (aus 10 Glycerin erhält man mit 30 Salpetersäure und 60 Schwefelsäure 20 N.). N. bildet ein farbloses, gewöhnlich gelbes Öl vom spez. Gew. 1,6, ist geruchlos, schmeckt brennend süß, wirkt schon in kleinen Dosen und selbst bei Einwirkung auf die äußere Haut giftig; das Einatmen des Dampfes erzeugt Kopfweh. Es löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, erstarrt bei +8° kristallinisch, schmilzt bei 11°, ist schwer entzündlich, brennt selbst in größern Quantitäten ruhig ab, ist bei vorsichtiger Erwärmung über 100° flüchtig und siedet bei 185° unter Zersetzung. Durch Kalilauge wird es in Glycerin und salpetersaures Kali zersetzt. Über 250° detoniert N. mit großer Heftigkeit, aber auf einer rotglühenden Platte verbrennt ein Tropfen ohne Geräusch. Ein Gefäß mit N. kann an einem Stein zerschellt werden ohne Explosion, aber durch kräftigen Stoß und Schlag explodiert es besonders in dünner Schicht mit furchtbarer Gewalt. Größere Massen kommen zu heftigster Explosion, wenn man in denselben eine geringe Menge Knallquecksilber (in einem Kupferhütchen) zur Detonation bringt. Besonders gefährlich zu handhaben ist das gefrorne N. Reines N. hält sich lange unverändert; unreines, namentlich saures, N. zersetzt sich aber beim Aufbewahren und explodiert dann sehr leicht. Bei der Explosion zerfällt es in Kohlensäure, Wasser, Stickstoff und Stickstoffoxydul. 1 kg N. gibt 710 Lit. Gas (3,5 mal mehr als schwarzes Schießpulver), 1 Lit. N. gibt 1135 L. Gas (6 mal mehr als Schießpulver). 1 kg N. entwickelt bei der Verbrennung 1,282,000 Wärmeeinheiten (Berthelot), seine Wirkung kann auf 628,000 Kilogrammmeter geschätzt werden. N. übertrifft an explosiver Kraft das Schießpulver bei weitem, weil seine Zersetzung in weit kürzerer Zeit verläuft. Das Verhältnis der größten Pressungen bei Explosionen im geschlossenen Raum verhält sich etwa wie 100:8, und diesem Verhältnis ist etwa die Sprengwirkung gegen sehr feste Substanzen proportional, während sich in weichen Substanzen (Erde) das Kraftverhältnis zu gunsten des Schießpulvers ändert. Am auffälligsten aber ist das Übergewicht des Nitroglycerins bei Sprengungen mit offen liegenden Ladungen. Reines N. fand seit 1862 in der Technik als Sprengmittel bald weite Verbreitung, wurde aber vollständig aufgegeben, als Nobel 1864 entdeckte, daß es, mit porösen Körpern gemischt, Explosivstoffe liefert, welche alle Vorzüge des Nitroglycerins besitzen, aber handlicher und viel weniger gefährlich sind. Diese neuen Explosivstoffe sind die Dynamite. Man benutzt zur Herstellung des Dynamits gewöhnlich Kieselgur, welche 3 Teile N. aufnimmt. Kieselgurdynamit, aus 75 N., 25 Kieselgur und 0,5 Soda bestehend, bildet eine graubraune, geruchlose, fette, teigartige Masse vom spez. Gew. 1,6, explodiert nicht durch Stoß, verbrennt im offenen Raume oder in der üblichen Verpackung ohne Explosion und zeichnet sich vor Schießpulver durch große Arbeitsersparnis, große Beschleunigung der Arbeit und Ersparnis von Sprengmaterialkosten aus. Dynamit leistet achtmal mehr als Schießpulver. Man benutzt es in geleimten Papierpatronen und entzündet es mittels Zündschnur und eines auf diese aufgescho-

denen und festgekniffenen Zündhütchens. Dies versenkt man 3 cm tief in das Dynamit, drückt dann letzteres fest an und schließt die Patrone mit einem Papierstöpsel. Der Besatz wird aus losem Sande hergestellt. Gefrorne Dynamitpatronen sind in der Handhabung sehr gefährlich und explodieren oft beim Herabfallen. Indem man die Kieselgur durch andre poröse Körper ersetzte, hat man mehrere Sorten von Dynamit hergestellt und unter Zusatz andrer Substanzen zahlreiche Sprengmaterialien erhalten. Namentlich auch hat man als porösen Körper eine selbst explosive Substanz zu benutzen gesucht, in der Hoffnung, hierdurch die Wirkung des Dynamits noch zu steigern. So enthält Dualin Holzstoff, welcher mit Salpeter getränkt oder durch Behandeln mit konzentrierter Salpeter- und Schwefelsäure nitriert worden war; Coloniapulver besteht aus N. und gewöhnlichem Sprengpulver. Eine eigentümlich zubereitete Kollodiumwolle (in Äther lösliche Schießbaumwolle) löst sich in N., und 0,5 Proz. derselben verwandelt N. in eine dicke, sulzige Masse, während 8 Proz. eine gummiartige Masse liefert, welche mit dem Messer geschnitten werden kann, gegen Wasser und mechanische Impulse sehr unempfindlich ist und eine Sprengkraft besitzt, welche die des besten Dynamits und der komprimierten Schießbaumwolle sehr bedeutend übertrifft. Dies Präparat kommt als Sprenggelatine (Nitrogelatine) zur Anwendung. Gibt man einen Zusatz von Kampfer, so wird die Sprenggelatine unempfindlich gegen einschlagende Gewehrkugeln und bedarf besonderer Zündpatronen. Gelatinedynamit für Sprengzwecke (Gelignit) besteht in Deutschland aus 62,5 N., 2,5 Kollodiumwolle, 26,25 Natronsalpeter, 8,4 Holzmehl und 0,35 Soda. Man macht aber auch schwächere Dynamite und anderseits stärkere durch Zusatz von Ammoniaksalpeter. N. dient auch als Arzneimittel gegen Migräne, hysterische Krämpfe, Schwindel, manche Herzkrankheiten, Nierenleiden 2c. Es wurde 1847 von Sobrero entdeckt und 1862 von Alfred Nobel als Sprengmittel in die Praxis eingeführt. Vgl. Sprengstoffe und die dort angegebene Litteratur.

Nitrogruppe, s. Nitrokörper.

Nitrokörper, organische Verbindungen, in welchen ein oder mehrere Atome Wasserstoff durch die Nitrogruppe NO_2 vertreten sind. Solche Körper entstehen bei der Einwirkung von konzentrierter Salpetersäure auf die sogen. aromatischen Körper (Benzol, Naphthalin 2c.) unter Ausscheidung von Wasser: Benzol C_6H_6 gibt mit Salpetersäure HNO_3 Nitrobenzol $C_6H_5.NO_2$ und Wasser H_2O. Man setzt deshalb der Salpetersäure bei dieser Operation (Nitrieren) häufig konzentrierte Schwefelsäure zu, um das gebildete Wasser zu binden, eine Verdünnung der Salpetersäure durch dasselbe zu verhindern. Die Glieder der Fettreihe geben bei ähnlicher Behandlung häufig zusammengesetzte Äther, während N. durch Einwirkung von salpetrigsaurem Silber auf die Halogenderivate der Alkoholradikale gebildet werden. Jodäthyl C_2H_5J gibt mit Silbernitrit $AgNO_2$ Jodsilber AgJ und Nitroäthan $C_2H_5.NO_2$. Je nachdem in den zu nitrierenden Körpern 1, 2 oder 3 Wasserstoffatome durch 1, 2 oder 3 Nitrogruppen ersetzt werden, unterscheidet man Mono-, Di-, Trinitrokörper. Bei Behandlung von Nitrokörpern mit reduzierenden Substanzen wird die Gruppe NO_2 durch NH_2 ersetzt, und so entsteht z. B. aus Nitrobenzol $C_6H_5.NO_2$ das Anilin $C_6N_5.NH_2$, aus Nitroäthan Äthylamin $C_2H_5.NH_2$. Bei unvollständiger Reduktion der aromatischen N. entstehen Azokörper. Aus Nitrobenzol wird Azoxybenzol $C_6H_5N.O.NC_6H_5$, Azobenzol $C_6H_5.NN.C_6H_5$, Hydrazobenzol $C_6H_5NH.NHC_6H_5$. Viele N. sind ausgezeichnet durch die Heftigkeit, mit welcher sie explodieren (Nitrocellulose oder Schießbaumwolle, Nitroglycerin, Nitromannit 2c.), andre, wie Nitrobenzol, Nitronaphthalin 2c., haben große Bedeutung für die Farbenindustrie gewonnen.

Nitrokresole, s. Kresol.

Nitroleum, soviel wie Nitroglycerin.

Nitrolignose, aus fein zerteilter Holzfaser hergestellte Nitrocellulose, die mit Nitraten gemischt zu Patronen gepreßt wird.

Nitrolith, Sprengmittel aus Nitroglycerin mit Nitrocellulose, Nitrobenzol und Salpeter.

Nitromannit, s. Mannit.

Nitronaphthalin, s. Naphthalin.

Nitronaphthol, s. Naphthole.

Nitrophosphat (Stickstoffphosphat), Düngerarten, welche phosphorsauren Kalk und Stickstoff enthalten, z. B. Gemenge von Superphosphat mit Chilisalpeter.

Nitroprusside, Verbindungen, welche auf verschiedene Weise aus Cyanverbindungen entstehen. Aus der Lösung von gelbem Blutlaugensalz (Ferrocyankalium), die mit rauchender Salpetersäure behandelt, dann mit Soda neutralisiert und durch Kristallisation von dem gebildeten salpetersauren Kali befreit wurde, kristallisiert Natriumnitroprussid $Na_2Fe(CN)_5NO + H_2O$ in rubinroten, luftbeständigen Kristallen, deren Lösung durch Spuren von Schwefelwasserstoff oder löslichen Schwefelmetallen tief purpurrot, dann blau und zuletzt mißfarbig wird. Auch die aus dem Salz zu gewinnende Nitroprussidwasserstoffsäure $H_2Fe(CN)_5NO$ bildet dunkelrote Kristalle. Kupfernitroprussid, aus dem Natronsalz durch Kupfervitriol gefällt, ist blaßgrün, unlöslich in Wasser und Alkohol und dient zur Prüfung der ätherischen Öle.

Nitrorohrzucker, Nitrosaccharose, s. Zucker.

Nitrosamine entstehen durch Einwirkung von salpetriger Säure auf sekundäre Amine und bilden meist ölige, gelbliche Flüssigkeiten von gewürzigem Geruch, unlöslich in Wasser und unzersetzt destillierbar. Sie liefern mit Zinkstaub und Essigsäure sekundäre Hydrazine, bei stärkerer Reduktion, z. B. durch Zinnchlorür, wieder sekundäre Amine.

Nitrose, s. Schwefelsäure.

Nitrosodimethylanilin $NO.C_6H_4.N(CH_3)_2$ entsteht aus Dimethylanilin bei Einwirkung von salpetriger Säure und bildet große, grüne Kristallblätter, die mit Wasserdampf etwas flüchtig sind und bei 85° schmelzen. Es bildet mit Säuren gelbe, kristallisierbare Salze, ist sehr reaktionsfähig und wird zur Darstellung vieler Farbstoffe, wie Methylenblau, Naphthylenblau, Neutralviolett, Indophenol, Gallocyanin 2c. benutzt.

Nitrosofarbstoffe, die Eisensalze der Nitrosoverbindungen der Phenole und deren Sulfosäuren, wie das Solidgrün (Dinitrosoresorcin) und das Naphtholgrün (Nitroso-βNaphtholsulfosäure).

Nitrosokörper, organische Verbindungen, welche die Atomgruppe NO an den Stickstoff sekundärer aromatischer Amine gebunden (Nitrosamine) oder im Benzol- (Naphthalin- 2c.) Kern enthalten. Letztere geben mit Zinn und Salzsäure sekundäre Amine. Die N. (besonders die aromatischen), in überschüssigem Phenol gelöst und mit wenig konzentrierter Schwefelsäure versetzt, geben beim Verdünnen mit Wasser auf Zusatz von Kalilauge eine intensiv blaue Färbung (Liebermannsche Nitrosoreaktion).

Nitrostärke, s. Stärke.

Nitrosulfosäure, s. Schwefelsäure.

Nitrosyl, die Atomgruppe NO als Radikal der salpetrigen Säure NO.OH und Bestandteil der Nitrosoverbindungen.

Nitrosylsalze, Salze der Untersalpetrigen Säure.

Nitrosylschwefelsäure, s. Schwefelsäure.

Nitrotoluole, s. Toluol.

Nitroverbindungen, s. Nitrokörper.

Nitroxylin (Kollodin), Sprengstoff, der im wesentlichen dem Schultzeschen Pulver gleicht, aber durch Zusatz von Kollodium widerstandsfähig gegen Wasser gemacht ist.

Nitroxylole, s. Xylole.

Nitrum, soviel wie Salpeter, bei den Alten natürliche Soda; N. cubicum, soviel wie Chilisalpeter oder salpetersaures Natron; N. prismaticum, Kalisalpeter; N. tabulatum, geschmolzener und in Kügelchen oder Plätzchen ausgegossener Salpeter; N. flammans, salpetersaures Ammoniak.

Nitryl, die Atomgruppe NO_2 als Radikal der Salpetersäure $NO_2.OH$ und Bestandteil der Nitrokörper.

Nittenau, Flecken im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Roding, am Regen, 350 m ü. M., mit kath. Kirche, Amtsgericht, Forstamt, Steinbrüchen (ca. 800 Arbeiter), Glasschleiferei, Eisenwerk und (1895) 1320 Einw. Gegenüber das Dorf Bergham.

Nittis, Giuseppe de, ital. Maler, geb. 1846 in Barletta (Provinz Neapel), gest. 22. Aug. 1884 in Paris, bildete sich auf der Kunstschule in Neapel und besonders durch Studien nach der Natur. 1868 ging er nach Paris, wo er bei Gérôme und Meissonier sein Talent zur Entwickelung brachte. 1869 stellte er einen Besuch beim Antiquar und einen Übergang über die Eisenbahn im Salon aus, 1870 den intimen Empfang und die Frau mit dem Papagei, 1872 den Weg von Neapel nach Brindisi, 1873 den Abstieg vom Vesuv, 1875 eine Ansicht der Place de la Concorde in Paris und 1876 eine solche des Pyramidenplatzes. Damit hatte er das Gebiet gefunden, auf welchem sich seine eigentümliche Begabung, die Schärfe und Feinheit seiner Beobachtung, die Eleganz seiner Zeichnung und außerordentliche Flüssigkeit und Durchsichtigkeit seiner Färbung voll entfalten konnten. 1878 erhielt er für die Ansicht einer Boulevardecke, ein Aquarell (Triumphbogen) und eine Pastellmalerei (im Bois de Boulogne) eine Medaille erster Klasse. Er hatte sich bei seinen Studien im Freien allmählich daran gewöhnt, die Menschen und ihre Umgebung als eine koloristische Einheit anzusehen und aufzufassen, und begegnete sich darin mit den Impressionisten. In der Absicht, der Lichtfülle und der Helligkeit des Tons, welche die wirkliche Natur charakterisieren, möglichst nahezukommen, kultivierte er seit 1879 mit besonderm Eifer die Pastellmalerei auf Leinwand. Im großen Maßstab schilderte er das Leben der eleganten Welt auf Spazierfahrten und Spazierritten, auf den Promenaden und Wettrennen, im Seebad und auf dem Land.

Nitz., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Christian Ludwig Nitzsch, geb. 1782 zu Beucha bei Grimma, starb 1837 als Professor der Naturgeschichte in Halle. Zoolog. Er schrieb: »System der Pterylographie« (Halle 1840).

Nitza, Fluß im östlichen Rußland, entsteht aus dem Zusammenfluß der Neiwa und des Rjesh im Gouv. Perm und ergießt sich nach 210 km langem Lauf im sibir. Gouv. Tobolsk in die Tura (Nebenfluß des Tobol). Von der Mündung ihres größten Nebenflusses, des Irbit, an wird sie auf eine Strecke von 133 km schiffbar und dient als Hauptstraße für alle zum großen Irbitschen Jahrmarkt kommenden Waren.

Nitzsch, 1) Karl Ludwig, protest. Theolog, geb. 6. Aug. 1751 in Wittenberg, gest. daselbst 5. Dez. 1831, wurde 1781 Prediger in Beucha, 1785 Superintendent zu Borna, 1787 Stiftssuperintendent und Professor zu Wittenberg, seit 1813 Direktor des Predigerseminars daselbst. Er schrieb: »De revelatione religionis externa eademque publica« (Leipz. 1808); »De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae« (Wittenb. 1830, 2 Tle.). Vgl. Hoppe, Denkmal des verewigten N. (Halle 1832).

2) Karl Immanuel, protest. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 21. Sept. 1787 in Borna, gest. 21. Aug. 1868 in Berlin, habilitierte sich 1810 in Wittenberg, ward 1811 Diakonus an der Schloßkirche und wirkte seit 1817 auch an dem von seinem Vater geleiteten Predigerseminar. 1820 ward er Propst in Kemberg, und 1822 folgte er einem Ruf als Professor und Universitätsprediger nach Bonn. 1843 zum Oberkonsistorialrat ernannt, wirkte er auf der preußischen Generalsynode von 1846, ging 1847 als Professor, Universitätsprediger und Mitglied des Oberkirchenrats nach Berlin, wo er 1855 auch Propst an St. Nikolai wurde. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »System der christlichen Lehre« (Bonn 1829, 6. Aufl. 1851), worin er zuerst wieder die Dogmatik in Verbindung mit der Moral behandelt; »Praktische Theologie« (das. 1847—67, 3 Bde.; 2. Aufl. 1859—68; Register 1872); »Akademische Vorträge über christliche Glaubenslehre« (Berl. 1858); »Predigten aus der Amtsführung in Bonn und Berlin« (Bonn 1867); »Gesammelte Abhandlungen« (Gotha 1870, 2 Bde.). N. war der persönlich bedeutendste Vertreter der sogen. positiven evangelischen Union und hat auch ein »Urkundenbuch« (Bonn 1853) derselben herausgegeben. Vgl. Beyschlag, Karl Immanuel N. Eine Lichtgestalt der neuern deutsch-evangelischen Kirchengeschichte (2. Ausg., Halle 1882); Hermens, Karl Imm. N. (Barm. 1886).

3) Gregor Wilhelm, Philolog, Bruder des vorigen, geb. 22. Nov. 1790 in Wittenberg, gest. 22. Juli 1861 in Leipzig, studierte seit 1810 in Wittenberg, wurde 1814 Lehrer am Lyceum daselbst, 1817 Konrektor in Zerbst, kehrte 1820 nach Wittenberg als Konrektor zurück, wurde 1827 Professor der alten Litteratur in Kiel, 1834 daneben mit der wissenschaftlichen Beaufsichtigung der schleswig-holsteinschen Gelehrtenschulen beauftragt und ging 1852, seines Amtes entsetzt, als Professor der Altertumswissenschaft nach Leipzig. Seine Studien erstreckten sich fast ausschließlich auf die Homerischen Gedichte, deren Kern er als das einheitliche Erzeugnis Eines Sängers verteidigte. Dahin gehören: »Erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee« (Hannov. 1826—40, 3 Bde., auf die ersten 12 Bücher sich erstreckend); »Meletemata de historia Homeri etc.« (das. 1830—37, 2 Bde.); »Die Sagenpoesie der Griechen« (Braunschw. 1852); »Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen« (Leipz. 1862). Vgl. Lübker, G. W. N. in seinem Leben und Wirken (Jena 1864); Rieck, Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an G. W. N. (Bielef. 1867).

4) Karl Wilhelm, Historiker, Sohn des vorigen, geb. 22. Dez. 1818 in Zerbst, gest. 20. Juni 1880 in Berlin, studierte in Kiel und Berlin, wurde 1844 außerordentlicher, 1858 ordentlicher Professor der Geschichte zu Kiel, 1862 in Königsberg und 1872 in Berlin. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Polybius,

zur Geschichte antiker Politik und Historiographie (Kiel 1842); »Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger« (Berl. 1847); »Ministerialität und Bürgertum«, als erster Band der »Vorarbeiten zur Geschichte der staufischen Periode« (Leipz. 1859); »Die römische Annalistik« (Berl. 1873); »Deutsche Studien«, gesammelte Aufsätze und Vorträge (das. 1879). Nach seinem Tode erschienen aus seinem Nachlaß: »Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden« (hrsg. von Matthäi, Leipz. 1883—85, 3 Bde.; 2. Aufl. 1892) und »Geschichte der römischen Republik« (hrsg. von Thouret, das. 1884—85, 2 Bde.).

5) Friedrich August Berthold, protest. Theolog, Sohn von N. 2), geb. 19. Febr. 1832 in Bonn, ward 1857 Kollaborator am Grauen Kloster in Berlin, 1859 Privatdozent daselbst, 1868 ordentlicher Professor der Theologie in Gießen, 1872 in Kiel; er schrieb: »Das System des Boethius« (Berl. 1860); »Grundriß der christlichen Dogmengeschichte« (das. 1870, Bd. 1); »Luther und Aristoteles« (Kiel 1883); »Lehrbuch der evangelischen Dogmatik« (Freiburg 1892).

6) Ludwig, Zoolog, s. *Nitz.*

Niu (Niuh, Nid), Längenmaß in Siam zu 4 Kabijed, = 1/12 Kyb (Kup), = 20,63 mm.

Niua, zu Tonga gehörige Inselgruppe im Stillen Ozean, zwischen Tonga und Samoa, 31 qkm groß, besteht aus den Inseln Tafahi (Boscawen), 17 qkm, und Niuatabutabu (Kappel), 14 qkm, beide vulkanischen Ursprungs, ohne gute Ankerplätze. Die 1000 christlichen Einwohner, von denen drei Viertel auf Niuatabutabu kommen, stehen unter einem im Dorf Hihipu wohnenden Häuptling.

Niue (Savage Island), Insel im Stillen Ozean, östlich der Tongainsel, südöstlich von Samoa, unter 19° 10′ südl. Br. und 169° 50′ westl. L. v. Gr., 94 qkm (1,7 QM.) groß, besteht aus einem fast 100 m hohen Korallenplateau mit guter Vegetation und hat 5000 polynesische, seit 1864 christliche Bewohner.

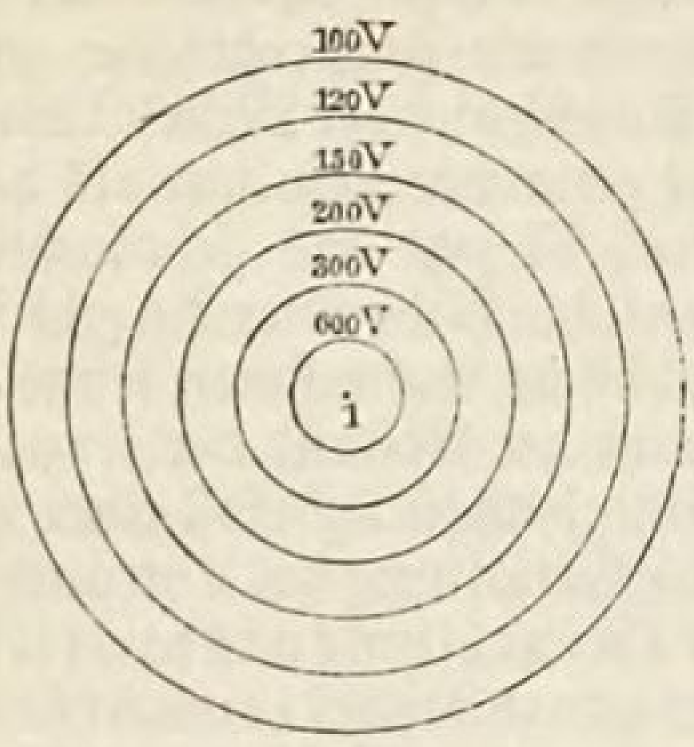
Niutschuang, dem fremden Handel geöffneter Hafen in der chines. Provinz Schinking, unter 40° 43′ nördl. Br. und 122° 23′ östl. L. v. Gr., an der Mündung des Liaho in den Golf von Liatong, der aber 4—5 Monate durch Eis geschlossen ist, so daß während dieser Zeit der Frachtverkehr durch Karren (täglich 3000) vermittelt wird. Die Stadt, die eigentlich Jingtse heißt, da das wirkliche N., das früher am Meer lag, infolge der Anschwemmungen des Flusses jetzt 40 km oberhalb der Mündung an einem Nebenfluß des Liaho liegt, ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls, einer englischen evangelischen Mission und hat bedeutenden Handel mit Japan und Rußland (durch die Mandschurei und über Wladiwostok); 1892 betrug die Einfuhr (Baumwollwaren, Nadeln, Petroleum) 7,280,614, die Ausfuhr (Bohnen und Bohnenkuchen, an 67 Proz., dann Seide, Ginseng, Hirschhörner, Bohnen- und Kastoröl, Felle und Pelze) 9,082,309 Taels. Im Hafen verkehrten 1893: 353 Dampfer (104 deutsche) von 273,730 Ton. und 38 Segelschiffe (12 deutsche) von 16,483 T.

Niveau (franz., spr. -wō, v. lat. libella, [Wasser-] Wage, vgl. Libelle), völlig horizontale Ebene, wie sie die Oberfläche einer stillstehenden Flüssigkeit bildet. Denkt man sich die Oberfläche des Meeres in vollkommener Ruhe, so wird sie vermöge der völligen Ausgleichung der Lage aller ihrer Punkte durch die Anziehungskraft der Erde eine sphäroidische Gestalt annehmen (Niveausphäroid), welche der mathematisch gedachten Erdgestalt gleichkommt; diese in ihrer Entfernung vom Erdmittelpunkt (Höhe) unveränderliche, im großen gekrümmte, in kleinern Stücken scheinbar völlig ebene Fläche heißt das N. des Meeres (vgl. Meer). Die Oberfläche jeder Flüssigkeit stellt sich in Ruhe stets parallel dem N. des Meeres. In der Meßkunst braucht man für N. auch die Bezeichnung Horizont. Der wahre Meereshorizont ist die eben beschriebene sphäroidische Fläche, der geodätische Horizont oder das N. eines Punktes ist die durch denselben dem Meeresniveau parallel gedachte Fläche. Der im gewöhnlichen Leben für kurze Entfernungen angenommene Horizont, Horizontalebene, z. B. Bauhorizont eines Gebäudes (dessen Basis), ist nur scheinbar eben und wird in der Geodäsie daher scheinbarer Horizont genannt. Die Bezeichnung: ein Punkt A liegt im N. eines andern Punktes B heißt: wenn man durch B eine Niveaufläche legte, würde dieselbe auch A aufnehmen; oder anders: beide Punkte liegen gleich hoch über der Niveaufläche des Meeres, welche für alle absoluten Höhenermittelungen als Nullfläche, Ausgangsfläche angenommen wird. (Näheres s. »Präzisionsnivellement« bei Nivellieren u. Lotablenkung.) Künstlich stellt man sich für die Arbeiten der Meßkunst Niveauflächen oder Horizonte mittels Libellen (s. d.), die auch Niveaus heißen, dar oder durch Schalen mit Flüssigkeiten (Quecksilberhorizont). Eine Fläche oder Linie ist horizontal gestellt, wenn sie dem Horizont parallel steht (wobei hier nun wieder die scheinbar ebene Fläche gemeint ist).

Niveaufläche (Gleichgewichtsfläche), jede Fläche, auf welcher der Arbeitswert, d. h. das Potenzial (s. d.) eines Systems wirkender Massen oder allgemein eines Systems von Punkten, von denen Wirkungen ausgehend gedacht werden (Agenzien), denselben Wert hat. Potenzial kann dabei sowohl im ursprünglichen Sinne als in der Bedeutung: »Kräftefunktion« genommen werden, vorausgesetzt, daß letztere einwertige Funktion des Ortes, d. h. der Koordinaten jedes von den Kräften beanspruchten (im Kräftefeld liegenden) Punktes ist, da man in diesem Fall die Kräftefunktion stets durch ein Potenzial im engern Sinne ersetzen kann. Bezeichnet man, wie üblich, das Potenzial mit V, so hat V als einwertige Funktion ($f[x, y, z]$) der Koordinaten x, y, z des Punktes P in P einen ganz bestimmten Wert c, und die N., auf der P liegt, ist die Zusammenfassung, der geometrische Ort, aller Punkte, für die V ebenfalls den Wert c hat, also ist $V = f(x, y, z) = c$ die Gleichung für die N.; c selbst heißt dann das Potenzialniveau oder kurz das Niveau der bestimmten durch P gehenden Fläche. Denkt man sich für c andre und andre Werte gesetzt, so erhält man ein Niveauflächensystem; aus der Einwertigkeit des Potenzials folgt, daß zwei Flächen des Systems sich nie schneiden, und aus der Stetigkeit des Potenzials folgt, daß dieselben den Raum stetig erfüllen. Die N. gibt zunächst für jeden auf ihr liegenden Punkt P die Richtung der auf ihn wirkenden Kraft an, denn da auf ihr das Potenzial oder der Arbeitswert sich nicht ändert, so ist eine Bewegung des Punktes auf seiner N. mit keiner Arbeit verknüpft, erfordert also keine Kraft, die gesamte Kraft in P ist also normal (senkrecht) auf die N. von P gerichtet, die N. spielt dieselbe Rolle wie die Oberfläche (das Niveau) einer ruhenden Flüssigkeit in Bezug auf die Schwerkraft, und daher rührt ihr Name, den zuerst Clairaut in der »Figure de la terre« gebraucht hat. Ob die Kraft im Sinne der zunehmenden c oder entgegengesetzt gerichtet ist, hängt von dem willkürlichen und schwankenden

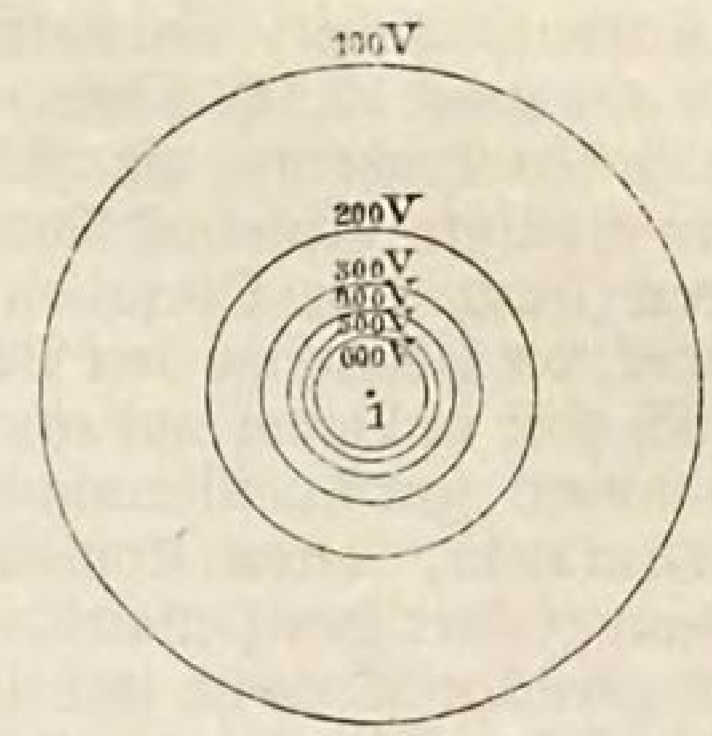
Vorzeichen ab, welches man dem Potenzial gibt, doch ist jetzt üblich, das Gravitationspotenzial mit dem +-Zeichen und das elektrische mit dem —-Zeichen zu versehen, so daß also die Erdanziehung, welche nach dem Erdschwerpunkt gerichtet ist, im Sinne der zunehmenden c erfolgt. Die N. gibt zugleich die Größe der Kraft; bewegt man nämlich P in der Richtung der Kraft, also auf der Normale in P um die unendlich kleine Strecke dn weiter, bis man an eine benachbarte N. gelangt, auf der V um dV gewachsen ist, so ist die geleistete Arbeit (Produkt aus Kraft und Weg) F dn = dV, d. h. die Kraft ist die Ableitung (s. Differential) des Potenzials nach der Normale. Geht man von Fläche zu Fläche in der Richtung der Kraft, so erhält man eine doppelt unendliche Schar von Kurven, welche das Niveausystem überall senkrecht durchschneiden und die Eigenschaft haben, daß die Tangente in jedem Punkte derselben die Richtung der Kraft in diesem Punkte angibt. Diese Schar orthogonaler Trajektorien heißt *Kraftlinien* (*Stromlinien*, *Strömungslinien*). Da für jede N. der Erde die Richtung der (Schwer-) Kraft durch die des Lotes gegeben wird, so heißen hier die Kraftlinien *Lotlinien*. Wäre die Erde eine genaue Kugel, und sieht man von der verhältnismäßig geringen Schwungkraft ab, so ist jede N. der Erde eine Kugel, und dann sind die Lotlinien Radien; in Wirklichkeit sind sie schwach gekrümmt. Wegen des Zusammenhanges mit der Geschwindigkeit der permanent, d. h. in von der Zeit unabhängigen Weise strömenden Flüssigkeit, heißt das Verhältnis der unendlich kleinen Änderung des Potenzials zu der unendlich kleinen Strecke, auf der sie erfolgt: *Potenzialgefälle*; je größer das Gefälle, um so schneller ändert sich das Niveau. Ein frei bewegliches Massenteilchen würde sich von den Punkten niedern Potenzialniveaus zu den höhern bewegen oder umgekehrt, je nach dem Zeichen des Potenzials. — *Niveauschicht* nennt man den Raum zwischen einer N. und einer ihr in unendlich kleinem Abstand parallelen Fläche.

Niveaulinien, die Linien, welche auf Niveauflächen verlaufen; meist versteht man unter N. ebene Schnitte jener; in der allgemeinen Flächentheorie nennt man N. die Schnitte der Fläche mit Ebenen, welche einer der Koordinatenebenen, die als horizontal angesehen wird, parallel sind. Auf unsern Karten sind N. die Projektionen auf die topographische Fläche der Schnitte der Niveauflächen der Erde mit dem aufzunehmenden Gelände. Man bedient sich der N. zur graphischen Darstellung der Kraft im Wirkungsbereich des Kraftfeldes. Die folgenden Beispiele beziehen sich auf Elektrizität und Magnetismus. Sei M ein mit einer elektrischen Einheit geladener Massenpunkt, d. h. also mit 300 Volt, dann hat ein Punkt P in der Entfernung von r cm das Potenzial 300/r Volt. Beschreibt man nun M Kreise mit den Radien 1 cm, 2 cm ꝛc., so erhält man die N., welche zu den Werten des Potenzials (Niveaus) 300 Volt, 150 ꝛc. gehören (Fig. 1). In der Regel zeichnet man die N. so, daß die Differenz der zugehörigen Niveaus für je zwei Linien gleich ist. Soll dieselbe z. B. 100 Volt betragen, so bestimmt man die zugehörigen r aus den Gleichungen $\frac{1}{r_1} . 300 = 100; \frac{1}{r_2} 300 = 200$ ꝛc., also $r_1 = 3$ cm; $r_2 = 1{,}5$ ꝛc. (Fig. 2). Sind zwei elektrische Massenpunkte vorhanden, beide mit den Ladungen +1, so ist das Potenzial eines Punktes P, der von den beiden



V	r
600	0,5 cm
300	1,0 -
200	1,5 -
150	2,0 -
120	2,5 -
100	3,0 -

Fig. 1.



V	r
0	∞
100	3,0 cm
200	1,5 -
300	1,0 -
400	0,75 -
500	0,6 -
600	0,5 -

Fig. 2.

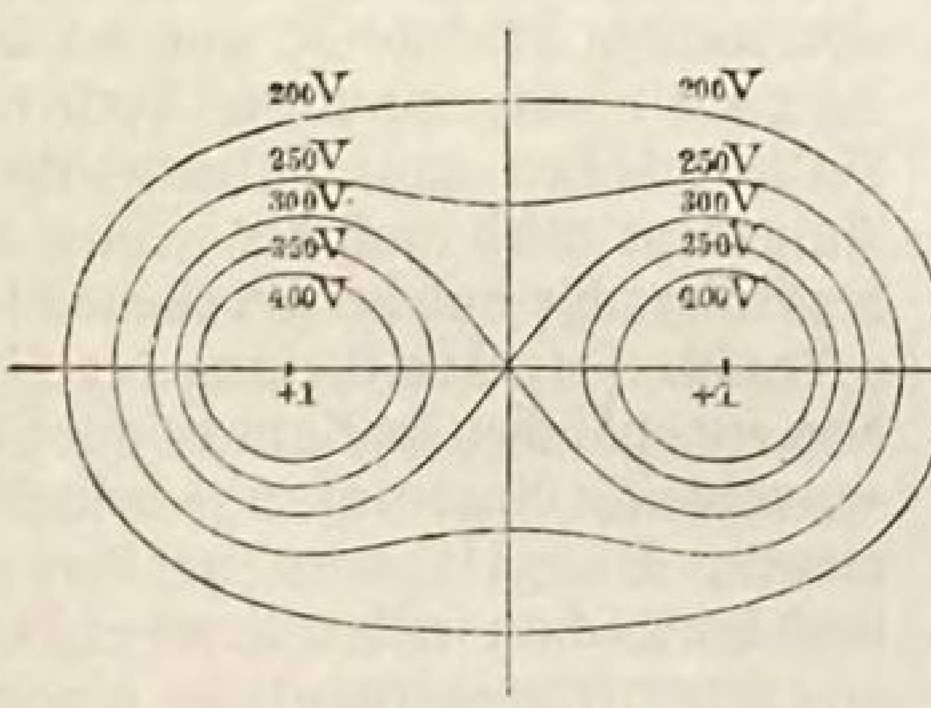


Fig. 3.

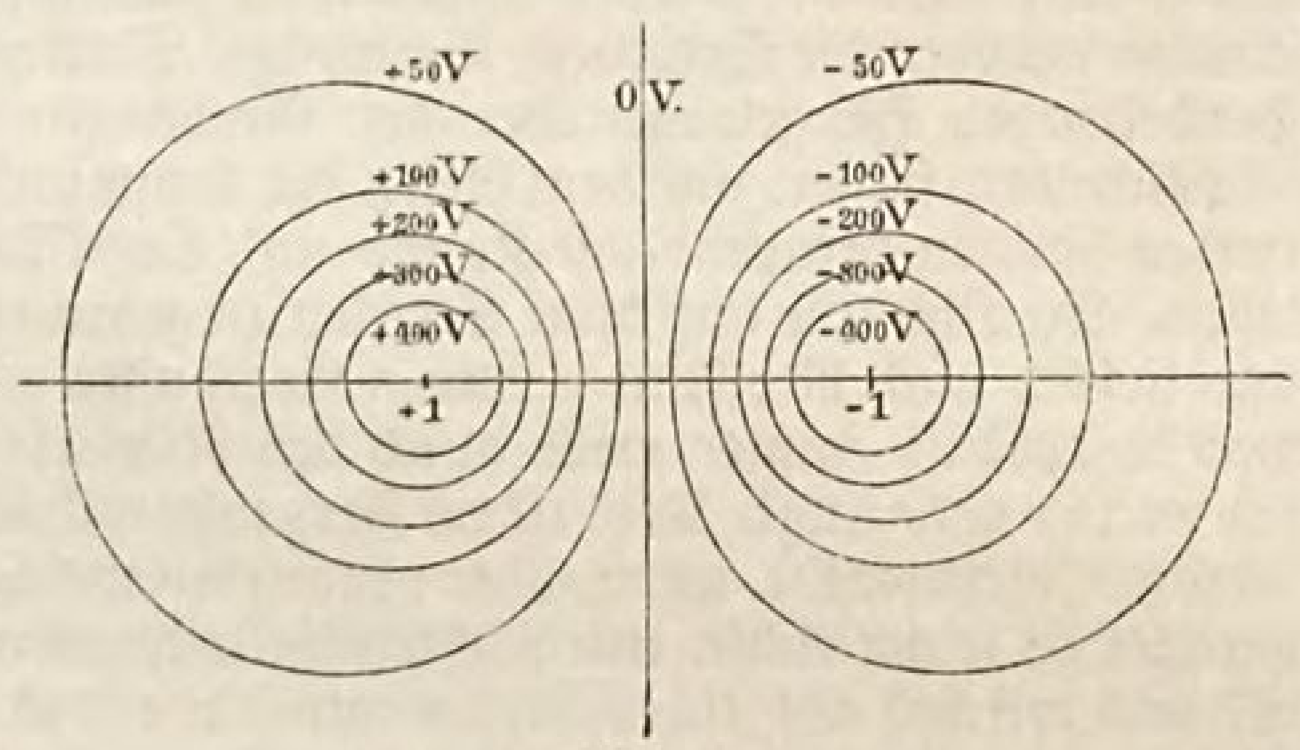


Fig. 4.

Zentren die Entfernungen r u. ϱ hat, $= \left(\frac{1}{r}+\frac{1}{\varrho}\right) 300$ Volt. Danach hat die Niveaulinie, welche zu einem gegebenen konstanten Niveau r Volt gehört, die Gleichung $\frac{1}{r}+\frac{1}{\varrho}=\frac{v}{300}$, mit Hilfe deren man beliebig viele zusammengehörige Paare r und ϱ berechnen und damit den Verlauf der Niveaulinie ermitteln kann. Figur 3 zeigt die N. einiger Potenzialwerte (oder Niveaus), wenn die Entfernung der beiden elektrisch geladenen Punkte 4 cm beträgt. Figur 4 bezieht sich auf den Fall, daß die beiden Zentren entgegengesetzte Ladungen +1 und —1 haben. Diese Zeichnungen können auch bezogen werden auf den Fall punktförmig gedachter Magnetpole. Es können auch die Zentren durch elektrische Leiter von der Form einer der Niveauflächen ersetzt werden, dadurch bleibt das Feld ungeändert, wenn der Leiter zugleich eine solche Ladung erhält, daß ein Punkt seiner Oberfläche das dieser Niveaufläche zukommende Niveau erhält, weil die Oberfläche jedes elektrischen Leiters zugleich eine Niveaufläche ist. Die Zeichnung der elektrischen ꝛc. Niveau- (und Kraft-) Linien wurde besonders durch Maxwell eingeführt. Vgl. *Maxwell*, Lehrbuch der Elektrizität und des Magnetismus, Bd. 1 (deutsch von

Weinstein, Berl. 1883); Hovestadt, Lehrbuch der angewandten Potenzialtheorie (Stuttg. 1890).

Niveauschicht, s. Niveaufläche.

Niveauschwankungen, s. Bodenschwankungen und Erdbeben.

Niveausphäroid, s. Niveau und Erde.

Niveauübergang der Eisenbahnen, s. Wegkreuzungen.

Nivelle de La Chaussée, franz. Schauspieldichter, s. La Chaussée.

Nivellement (spr. -wäl'mäng), s. Nivellieren.

Nivelles (spr. -wäl', Nyvel), Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Brabant, an der Thines, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Manage-Wavre, Brüssel-Luttre und N.-Fleurus, mit der romanischen Gertrudenkirche, Kommunalcollège, Industrieschule, einem Lehrer- u. einem Lehrerinnenseminar, Tribunal, Fabrikation von Spitzen, Woll- und Baumwollwaren, Farben, Tabak, Salzraffinerie, Eisenbahnwerkstätte und (1890) 10,642 Einw. — In N. war bis zur französischen Eroberung eine Abtei für adlige Damen, deren Äbtissin fürstlichen Rang behauptete.

Nivellieren (franz.), eine Operation der Feldmeßkunst zum Zweck, die Höhenlage von Punkten im Gelände unter sich oder in Bezug auf einen bestimmten Punkt zu bestimmen. Zur Ausführung dienen die Nivellierinstrumente, deren Konstruktionsprinzip auf die Anzeigung einer Horizontalen in jedem Aufstellungspunkt zurückzuführen ist, wobei noch senkrecht aufgestellte Maßstäbe, Nivellierlatten, als Hilfsinstrumente dienen. Zu den einfachern Nivellierinstrumenten gehören die Setzwage, Bergwage, Wallwage, Pendelwage, Hängewage oder der Gradbogen der Markscheider, ferner, auf dem Gesetz der kommunizierenden Röhren beruhend, die Kanal- und Quecksilberwage. Sie sind nur auf kurze Strecken zu gebrauchen und liefern auch hier keine genauen Ergebnisse. Sie werden deshalb immer mehr durch das Nivellierfernrohr verdrängt. Dies ist ein Fernrohr mit 25—40 mm Objektivweite, unter, über oder neben welchem, parallel zu seiner Achse, eine Röhrenlibelle angebracht ist, und welches auf einem Tellerstativ, wie das der Meßtische, aufgestellt wird. Um dem Fernrohr eine feine Horizontaldrehung geben zu können, wird es mittels einer Hülse auf den Zapfen eines Dreifußes gesteckt, welcher mit drei senkrechten Schrauben in konischen Lagern auf dem Teller des Stativs steht. Um den in der Hülse steckenden Zapfen ist das Fernrohr horizontal drehbar. Die Nivellierlatten sind 3—5 m lange, 10 cm breite, 2—3 cm dicke hölzerne Latten, welche auf der einen Seite eine schwarz und weiße oder rot und weiße Zentimetereinteilung, auf der andern Seite für genaue Messungen zum Senkrechtstellen ein Dosenniveau haben. Diese Skalenlatten können nur dann in Anwendung kommen, wenn der Nivellierende noch die Maßeinteilung vom Beobachtungspunkt aus ablesen kann. Ist dies nicht möglich, so wird eine Tableaulatte verwendet, auf welcher eine quadratische Platte verschiebbar ist, deren Vorderseite in vier gleiche quadratische Felder von mehrfarbigem Anstrich geteilt ist, und nach deren durch den gemeinsamen Eckpunkt der vier kleinen Quadrate bezeichnetem Mittelpunkt visiert wird. Die Höhe des Tableaus vom Fußpunkt der Latte wird von dem Lattenhalter an der Maßeinteilung abgelesen. Das N. selbst wird nach zwei Methoden ausgeführt: aus den Endpunkten (Perimetermethode) oder aus der Mitte (Zentralmethode). Beim N. aus dem Endpunkt wird das Instrument im Endpunkt der Nivellementslinie stationiert und die Höhe der wagerecht gestellten Fernrohrachse über dem Boden gemessen, dann nach der vorwärts aufgestellten Latte visiert. Bei Steigungen des Terrains erhält man die wirkliche Höhe der Latten über dem Stationspunkt, wenn von der gemessenen Instrumenthöhe das an der Latte abgelesene Maß subtrahiert, beim Terrainfall, wenn von der Lattenablesung die Instrumenthöhe abgezogen wird. Bei dem N. aus der Mitte wird das Nivellierfernrohr vorwärts der im Endpunkt der Nivellementslinie aufgestellten Latte stationiert. Nachdem durch den Rückblick die Latte anvisiert ist, wird dieselbe vorwärts vom Instrument aufgestellt, das Fernrohr herumgedreht und die Latte durch den Vorblick anvisiert. Man erhält die Höhendifferenz der Lattenpunkte, indem man die an der Latte in den beiden Stellungen abgelesenen Maße voneinander subtrahiert, wobei selbstredend die Fernrohrhöhe ganz außer Betracht bleibt. Das N. aus der Mitte ist einfacher, geht schneller und gibt genauere Resultate als das N. aus dem Endpunkt und ist jetzt das gebräuchlichere. Hat das N. den Zweck, die Höhe einer Anzahl Punkte, welche durch topographische Aufnahmen festgelegt sind, zu bestimmen, so ist der Abstand der einzelnen Stationspunkte unter sich gleichgültig; soll aber aus dem Nivellement die Gestaltung des Terrains in einem senkrechten Schnitt (Nivellementsprofil) ersichtlich sein, so muß die ganze Nivellementslinie durch Längenmeßinstrumente (Meßkette, Meßband &c.) gemessen werden. Die Einflüsse der Erdkrümmung und Refraktion werden bei dem N. aus der Mitte dann vollständig paralysiert, wenn das Instrument genau in der Mitte zwischen zwei Lattenpunkten aufgestellt wird. Außerdem wird auch der Fehler der Nichtparallelität der Visierachse und der Libellenachse zur Kompensation gebracht. Zur Ermittelung der Niveauverhältnisse in dem europäischen Festland beschloß bei ihrer Bildung die »europäische Gradmessung« besonders genaue Nivellements, Präzisionsnivellements; für Deutschland hatte schon früher General Baeyer gefordert, daß alle Gemarkungsgrenzsteine nivellitische Marken sein sollten, um auf diese Weise eine breiteste Grundlage für alle Höhenmessungen im Lande zu besitzen und auch dadurch viele sonst nötige lokale Nivellierarbeiten ersparen zu können. Die ersten Präzisionsnivellements durch Beschluß der Gradmessung wurden 1867 begonnen, nachdem die Schweiz 1864 und Sachsen 1865 vorangegangen waren. Auch die trigonometrische Abteilung der preußischen Landesaufnahme (s. d.) begann 1868 unter Benutzung der Landstraßenzüge ein großartiges Nivellement, während das geodätische Institut längs der Eisenbahnen nivellierte. Die Höhen wurden gewöhnlich auf den Pegel zu Amsterdam bezogen. Seit 1879 ist nunmehr ein einheitlicher Normalnullpunkt für Preußen, in Zukunft wohl für ganz Deutschland, geodätisch berechnet und amtlich bestimmt (s. Normalnull). Die permanenten Marken für die Nivellementspunkte der Landesaufnahme sind Quadersteine, die etwa 0,3 m hoch über der Erde erscheinen und einen metallenen Nivellementsbolzen mit Nummer an der Vorderfläche zeigen. Aus einem Verzeichnis der Höhenpunkte ist unter der entsprechenden Nummer die Höhe zu ersehen. Zur Festlegung von besonders wichtigen Nivellementspunkten verwendet die Landesaufnahme Höhenmarken. Sie bestehen aus einem gußeisernen Kopfe mit der Inschrift »Königl. Preuß. Landesaufnahme«, einer in Bronze gegossenen Platte mit Höhenzahl und einem schmiedeeisernen Stiel. Letzterer

wird 0,5—1 m über dem Erdboden in die Gebäudewand von Kirchen und andern festen Gebäuden einzementiert oder eingemauert. Eiserne Bolzen in kleinern Abmessungen werden von den Eisenbahnbehörden, städtischen Vermessungsämtern, Strombaubehörden etc. für den gleichen Zweck verwendet. Der oberste Punkt des runden Bolzenkopfes ist der genaue Höhenpunkt. Vgl. Bauernfeind, Elemente der Vermessungskunde (7. Aufl., Stuttg. 1890, 2 Bde.); »Nivellements der trigonometrischen Abteilung der Landesaufnahme« (Berl. 1873—94, 8 Bde.); Pietsch, Katechismus der Nivellierkunst (4. Aufl., Leipz. 1895); Wüst, Leichtfaßliche Anleitung zum Feldmessen und N. (4. Aufl., Berl. 1896); Vogler, Anleitung zum N. (Braunschw. 1894); Fuhrmann, Die Nivellierinstrumente (Leipz. 1895).

Nivelliermaschine, s. Planierungsmaschine.

Nivernais (spr. -wernä), ehemalige franz. Provinz, bildet jetzt das Depart. Nièvre und kleinere Teile der Departements Loiret u. Cher. Hauptstadt war Nevers (s. d., auch Geschichte). — Kanal von N., s. Nièvre.

Nivernaise (franz., spr. -wernäs'), Mohrrübenragout, meist zum Garnieren großer Fleischstücke.

Nivôse (franz., spr. -wōs'), Schneemonat, der vierte Monat im franz. republikanischen Kalender (s. Kalender).

Nix alba, s. Zinkoxyd.

Nixblume, s. Nuphar und Nymphaea.

Nixdorf, Dorf in Böhmen, Bezirksh. Schluckenau, nahe der sächsischen Grenze, an der Linie Rumburg-N. der Böhmischen Nordbahn, hat eine Fachschule für Metallindustrie, ein Denkmal Josephs II., Fabrikation von Stahl-, Wirk- und Posamentierwaren, Knöpfen, Bändern und Kunstblumen und (1890) 6201 (als Gemeinde 6704) deutsche Einwohner.

Nixen (althochd. nihhus, altnord. nykr, dän. nøk, schwed. näck), in der german. Mythologie männliche und weibliche Wassergeister der Bäche und Flüsse, Teiche und Seen. Der Nix (Neck) oder Wassermann wird meist ältlich und langbärtig, zuweilen jedoch auch als rauhhaariger oder gelblockiger Knabe dargestellt und als grausam, blutdürstig und die Einsamkeit liebend geschildert. Die weiblichen N. dagegen erscheinen in der Sonne sitzend, ihre langen Haare kämmend oder mit dem Oberteil des Leibes, der von wunderbarer Schönheit ist, aus den Wellen tauchend, sind gesellig und, wenn sie ans Land unter Menschen gehen, nur an dem nassen Kleidersaum oder Zipfel der Schürze kenntlich. Alle N. lieben Spiel, Gesang und Tanz, und der schwedische Strömkarl (in Norwegen Fossegrim genannt) lehrt sogar Menschen sein Spiel, durch das er lockt und bezaubert. Wie die Nixe sich gern einen schönen Jüngling zum Geliebten wählt, den sie in die Flut hinabzieht, holt sich auch der Nix nicht selten ein Mädchen zur Frau in seine Behausung. Wenn aber von Flüssen und Seen gesagt wird, sie verlangen ihr jährliches Opfer, so erinnert dies an die Opfer, die einst den N. gebracht wurden.

Nixenbälle, kugelförmige Ballungen aus Tangen, Fichtennadeln etc., welche die hin und her gehenden Wasserwellen an den Ufern von Landseen und des Meeres erzeugen.

Nixenkräuter, s. Hydrocharitaceen.

Nizam, s. Nisam.

Nizâmi, pers. Dichter, s. Nisâmi.

Nizolius (Nizzoli), Marius, ital. Philosoph der Renaissancezeit, geb. 1498 in Boreto (Modena), lehrte als Professor an der Universität zu Parma, starb 1566 in Brescello; bekannt als eifriger Vertreter des Nominalismus (s. d.) und der empirischen Naturforschung. Sein »Antibarbarus, seu De veris principiis et vera ratione philosophandi« wurde von Leibniz (Frankf. 1674) herausgegeben.

Nizvoro (Siderokafsa), Hauptort des Bezirks Mademochoria im O. der Halbinsel Chalkidike, 450 m ü. M. und 8 km vom Meer gelegen, mit guten Schulen u. 2000 griech. Einwohnern. Der griechische Vorsteher des Bezirks und der türkische Mudir haben in N. ihren Sitz.

Nizza (franz. Nice), Hauptstadt des franz. Depart. Seealpen und berühmter klimatischer Kurort, liegt in herrlicher Gegend am Fuß der südlichen Ausläufer der Seealpen, an einer Bucht des Mittelländischen Meeres, welche östlich vom Kap Montboron und westlich von der Mündung des Var begrenzt wird, und in welche hier der Paillon (Paglione) mündet, an der Eisenbahn Marseille-Genua und der Südbahn (N.-Meyrargues und N.-Puget-Théniers). Das Klima ist infolge der gegen Norden durch terrassenartig ansteigende Bergketten geschützten Lage sehr mild und dabei heiter. Die durchschnittliche Temperatur beträgt für das Jahr 15,6°, für den Winter 8,5°, der mittlere Luftdruck 761 mm (Maximum 779, Minimum 735), die Luftfeuchtigkeit 61,4 Proz., die Regenmenge 822 mm. Die Wintersaison (November bis April) zählt 103 sonnige, 42 bedeckte und 36 Regentage. N. wird durch den Paillon in die alte Stadt, welche sich am Fuß des senkrecht von der Meeresküste aufsteigenden Schloßberges mit engen, winkeligen Straßen ausbreitet, und in die westlich gelegene Neustadt, welche sich mit breiter Meeresfronte nordwärts bis zu den Bergterrassen hinzieht, geteilt. Auch an die alte Stadt haben sich im Norden, O. und S. neue Quartiere angeschlossen. Der 97 m hohe, mit Anlagen geschmückte Schloßberg bietet eine prächtige Aussicht. Östlich von demselben liegt der Hafen Limpia, 1751 angelegt, neuerdings vergrößert. Das Standbild seines Erbauers, des Königs Karl Felix, steht über dem Hafen auf der Place Bellevue. Bemerkenswerte Plätze und Straßen in der alten Stadt sind der mit Anlagen und Springbrunnen sowie dem Denkmal Garibaldis (1891) geschmückte Square Garibaldi, der Corso (Promenade du Cours), an der Südseite der Stadt, welcher mit dem Hafen durch eine in den Felsen des Schloßberges gesprengte Straße (Chemin des Ponchettes) um den Vorsprung Rauba-Capeu verbunden ist, der parallel mit dieser Straße südlich am Meere bis zur Mündung des Paillon laufende Quai du Midi etc. Der Fluß, an dessen Ufern Boulevards aufwärts führen, ist in seinem untersten Laufe ganz überbaut. Hier befindet sich das 1883 vollendete Casino Municipal mit Wintergarten und schönen Gesellschaftsräumen. Östlich wird dieses Gebäude vom Square Masséna (mit dem Standbild des in der Nähe von N. gebornen Marschalls Masséna) begrenzt; westlich führt der Quai des Palmiers zu dem schönen Jardin public (mit dem 1896 vollendeten Denkmal der Vereinigung Nizzas mit Frankreich), welcher in der Promenade des Anglais, einem herrlichen, 1½ km langen, mit Anlagen, schönen Villen und Hotels, ferner mit der in das Meer hinausgebauten Jetée-Promenade (eine Art Kasino) und mit Seebädern versehenen Spaziergang am Meere, seine Fortsetzung findet. Zu erwähnen sind ferner in der Neustadt die von Arkaden eingefaßte Place Masséna, der Mittelpunkt des Fremdenverkehrs, die von derselben westlich ausgehende Rue Masséna und Rue de France, die nördlich zum Hauptbahnhof führende

Avenue de la Gare, dann, die letztere quer durchschneidend, die Boulevards Victor Hugo und Dubouchage, von denen der letztere zu dem an das Plateau von Cimiez sich anlehnenden Boulevard Carabacel leitet, endlich der von der Promenade des Anglais nördlich abzweigende Boulevard Gambetta. Die öffentlichen Gebäude von N. bieten wenig Bemerkenswertes. Es befinden sich darunter die Kathedrale Ste.-Réparate (1531—1660) in der Altstadt, die moderne gotische Kirche Notre-Dame und 8 andre katholische, je eine deutsch-lutherische, französisch-reformierte, anglikanische, presbyterianische u. russische Kirche und 2 Synagogen; außerdem sind das Stadthaus, die Präfektur, der Justizpalast und die beiden Theater zu nennen.



Karte von Nizza und Umgebung.

Die Stadt zählt (1891) 74,250 (als Gemeinde 88,273) Einw. Den hauptsächlichsten Erwerb bietet denselben der Fremdenverkehr. Alljährlich kommen 10—15,000 Personen zu längerm Aufenthalt, insbes. für die Wintersaison, nach N. Außerdem sind als Erwerbszweige Weinbau, Kultur von Blumen u. Südfrüchten, die Bereitung von Essenzen, Parfümerien und eingemachten Früchten, die Kunsttischlerei und Drechslerei, Seidengewinnung, Färberei, Gerberei, Fabrikation von Tabak, Teigwaren, Olivenöl, Seife, Strohhüten ꝛc., dann der Handel mit Olivenöl, Parfümerien, Blumen, Südfrüchten, Fischen ꝛc. von Bedeutung. Im Hafen sind 1894: 941 beladene Schiffe von 220,560 Ton. eingelaufen und 592 beladene Schiffe von 123,131 T. ausgelaufen. Der Warenverkehr belief sich im internationalen Handel auf 103,910 T. (im Werte von 16,4 Mill. Frank), im Küstenschiffahrtsverkehr auf 78,744 T. An Bildungsanstalten besitzt N. ein Lyceum, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Priesterseminar, ein Mädchenlyceum, eine städtische Bibliothek (90,000 Bände), ein Kunst- und ein naturhistorisches Museum, eine Sternwarte und einen botanischen Garten. Die Stadt hat ferner mehrere wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften, 2 Spitäler, eine Trinkwasserleitung, elektrische Beleuchtung und Pferdebahn. N. ist Sitz des Präfekten, eines Bischofs, eines Gerichts- und Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Filiale der Bank von Frankreich und mehrerer Konsuln. Die Ebene, die Thäler und die Hügel rings um N. sind mit Villen und Gartenanlagen übersäet. Schöne Punkte der Umgebung sind: im Osten der Höhenzug des Montboron (183 m) und Montalban (212 m, mit Fort), weiter die mit N. durch die Eisenbahn, eine alte und eine neue Straße verbundene Stadt Villefranche (s. d.), der Winterkurort Beaulieu (551 Einw.) und die kleine Halbinsel St.-Jean; im Norden (mit N. durch eine elektrische Straßenbahn verbunden) das Plateau von Cimiez mit zahlreichen Villen, einem Kapuzinerkloster (von 1540), einem römischen Amphitheater und andern Resten des alten Cemenelum, die Abtei St.-Pons (775 gegründet), der Mont Gros (372 m) mit der neuen Sternwarte und der aussichtsreiche Mont Chauve (848 m) mit neuem Fort; im W. an der Varmündung das Hippodrom und der Jardin d'Acclimatation. N. ist der Geburtsort Garibaldis und Adolf Blanquis. — Im Altertum hieß die Stadt Nicaea und war die Grenzstadt Italiens und befestigte Kolonie der Massilier, welche sie 300 v. Chr. zu Ehren eines Sieges über die Ligurer anlegten. Von den Römern wurde sie um 100 v. Chr. besetzt und zwar zur Sicherung des Handels als Vormauer gegen die wilden Ligurer, verlor aber seit der Gründung von Forum Julii (Fréjus) unter Augustus alle Bedeutung. Im Mittelalter gehörte N. den Grafen von der Provence, seit 1388 den Grafen von Savoyen. 1538 wurde hier ein Waffenstillstand zwischen Spanien und Frankreich geschlossen. 1543 von den Franzosen zu Land und von den Türken unter Dschereddin Barbarossa zu

Wasser belagert, wurde N. mit Ausnahme der Citadelle erobert und von den letztern ausgeplündert. 1691 eroberte es der Marschall Catinat, 1706 nahmen es die Franzosen abermals und zum drittenmal 28. Sept. 1792. Am 31. Jan. 1793 wurde es als Departement der Seealpen mit Frankreich vereinigt, bis 1814, wo es wieder mit Savoyen vereinigt wurde und bis 1860 eine Provinz des Königreichs Sardinien blieb. Vgl. Tisserand, Histoire civile et religieuse de la cité de Nice (Nizza 1862, 2 Bde.); Toselli, Précis historique de Nice (das. 1867—70, 4 Bde.); André, Nizza, 1792—1814 (das. 1894); Moris, Nice à la France (Par. 1896); Lippert, Das Klima von N., seine hygienische Wirkung ꝛc. (2. Aufl., Berl. 1877); Brünecke, Der klimatische Winterkurort N. (Wiesb. 1880); Lacoste, Nice pittoresque et pratique (2. Aufl., Nizza 1888); Gsell Fels, Südfrankreich (in »Meyers Reisebüchern«, 4. Aufl., Leipz. 1896).

Nizza Monferrāto, Stadt in der ital. Provinz Alessandria, Kreis Acqui, am Belbo und an den Eisenbahnlinien Genua-Asti und Alessandria-Cavallermaggiore gelegen, mit technischer Schule, Weinbau, Seidenraupen- und Viehzucht und (1881) 3262 (als Gemeinde 6663) Einw.

Nizzoli, Philosoph, s. Nizolius.

Njangwe, Ort am obern Kongo, s. Nyangwe.

Njansa, s. Nyanza.

Njassa, See, s. Nyassa.

Njegosch (Nieguſch, Njegos), nach dem in der Katunska Nahia bei Cetinje gelegenen Ort gleiches Namens benanntes Geschlecht in Montenegro, von dem eine Familie, die Herakovići, sich 1711 zur erblichen Herrscherwürde von Montenegro emporschwang. Der Ahnherr der Familie ist Danilo Petrowitsch N., der 1711 das erbliche Recht der Ernennung des Wladika erhielt. Dem in den Volksgesängen vielgefeierten, nachmals heilig gesprochenen Wladika Peter I. (seit 1785) folgte 1830 sein Neffe Peter II. N., geb. 1813, gest. 31. Okt. 1851 in Cetinje, der sich zugleich durch das Gedicht »Luča mikrokosma« (»Strahl des Mikrokosmus«, 1845), die große nationale Dichtung »Gorski vijenac« (»Der Bergkranz«, 1847; deutsch von Kirste, Wien 1886), worin er die Vertreibung der Türken aus Montenegro besang, und das Drama »Lažni car Štjepan Mali« (»Der falsche Zar Stephan der Kleine«) den Ruhm eines großen Dichters erwarb. Auch gab er eine vorzügliche Sammlung serbischer Volkslieder (von 1510—1844) unter dem Titel: »Ogledalo srpsko« (»Serbischer Spiegel«) heraus. Er hatte seinen Neffen Danilo (s. d.) zum Nachfolger. Seine Biographie schrieb Lawrow (russ., Mosk. 1887). Vgl. Montenegro.

Njemetz (Němcy, die »Stummen«), bei den Slawen Bezeichnung der Deutschen, weil sie die Sprache jener nicht zu sprechen verstanden.

Njeshāwa, Stadt in Polen, s. Nieschawa.

Njéshin (Neshin), Kreisstadt im russ. Gouv. Tschernigow, am Oster und an der Eisenbahn Kursk-Kiew, hat 13 Kirchen (darunter eine Kathedrale), 2 Klöster, ein Lyceum, Gymnasium, Lehrerbildungsinstitut, regen Handel mit eingesalzenen Gemüsen und Früchten (Gurken, Kirschen, Pflaumen, Pilzen ꝛc.) sowie mit Tabak, welcher in der Umgegend in Masse gebaut wird, und (1889) 44,582 Einw.

Njord (Njordhr), in der nord. Mythologie der Gott des sommerlichen, den Verkehr begünstigenden Meeres, zugleich Verleiher von Fruchtbarkeit u. Reichtum. Er war aus dem Geschlecht der Wanen, ward aber später unter die Asen aufgenommen und wohnte zu Noatun (d. h. »Schiffsstätte«). Mit seiner gleichnamigen Schwester (s. Nerthus) zeugte er den Freyr und die Freyja; später vermählte er sich mit Skadi, der Tochter des Riesen Thiazi.

Nkole, afrikan. Land, s. Ankori.

N. N., Abkürzung, welche für irgend einen Namen gesetzt wird; vgl. »N« (Abkürzungen).

No (No Amōn), alttestamentlicher Name für das ägyptische Theben.

No., Abkürzung für Numero (ital., »Nummer«); zuweilen auch für netto.

Nōah (eigentlich Noach), der Sohn Lamechs, ward nach der hebräischen Volkssage, in welcher er den chaldäischen Xisuthros, den indischen Prithu, den griechischen Deukalion vertritt, nach der allgemeinen Sintflut (s. d.) der Stammvater eines neuen Menschengeschlechts, Vater Sems, Hams und Japhets, der erste, der den Weinstock pflanzte. Noachidische Gebote heißen auf Grund von 1. Mos. 9, 1—17 sieben Gebote, die nach der jüdischen Lehre für alle Menschen, besonders für die in Israel Wohnrecht begehrenden Fremden, verbindlich waren.

Noailles (spr. noáj'), altes franz. Adelsgeschlecht, welches aus der Provinz Limousin stammt und seinen Namen von einer 1663 zum Herzogtum erhobenen Herrschaft bei Brives im Depart. Corrèze erhielt, in deren Besitz es schon im 11. Jahrh. war. Die namhaftesten Sprößlinge desselben sind:

1) Antoine de, geb. 4. Sept. 1504, gest. 11. März 1562, bekleidete die Würde eines Admirals von Frankreich, schloß mit England den Waffenstillstand von Vaucelles 1556 ab und wurde Gouverneur von Bordeaux. — Seine Brüder François (1519—85) und Gilles (1524—1600) waren Bischöfe von Dax, daneben aber auch ausgezeichnete Diplomaten und Gesandte in Venedig, London, Rom und Konstantinopel. Vgl. Bertot, Négociations des frères N. en Angleterre (Par. 1763); »Lettres inédites de François de N.« (das. 1866).

2) Anne Jules, Herzog von, Marschall von Frankreich, geb. 5. Febr. 1650, gest. 2. Okt. 1708, befehligte 1680 in Flandern, 1689 in Roussillon gegen die Hugenotten, gegen die er große Milde und Versöhnlichkeit bewies, und 1690—94 in Katalonien, wo er 27. Mai 1694 die Schlacht am Ter gewann; später fiel er um seines Bruders (s. Noailles 3) willen in Ungnade beim König.

3) Louis Antoine de, Kardinal und seit 1695 Erzbischof von Paris, Bruder des vorigen, geb. 27. Mai 1651, gest. 4. Mai 1729, zeichnete sich durch seinen freien kirchlichen Standpunkt aus. Als er dem Jansenisten Quesnel (s. d.) seinen Schutz zuwandte und sich an der neuen Ausgabe des Neuen Testaments beteiligte, ward er von den Jesuiten verfolgt, verstand sich aber erst 1728 zur Unterzeichnung der gegen ihn erwirkten Bulle »Unigenitus«. Sein Appellationsinstrument gab Heineccius mit Anmerkungen heraus (Halle 1718). Vgl. E. de Barthélemy, Le cardinal de N. (Par. 1887).

4) Adrien Maurice, Herzog von, Marschall von Frankreich, ältester Sohn von N. 2.), geb. 29. Sept. 1678, gest. 24. Juni 1766, befehligte im Spanischen Erbfolgekrieg ein französisches Armeekorps in Spanien, eroberte 1710 Gerona und wurde 1711 von Philipp V. zum spanischen Granden erhoben. Während der Regentschaft des Herzogs von Orléans an die Spitze des zerrütteten Finanzwesens gestellt, griff

er zu den gewaltsamen Maßregeln der alten Finanzmänner, mußte endlich als Gegner des Schotten Law 1718 seine Stelle an d'Aguesseau abtreten und zog sich, durch Dubois vom Hofe verdrängt, ins Privatleben zurück. Erst 1733 im Polnischen Erbfolgekrieg erhielt er wieder ein Kommando am Rhein nebst dem Marschallsstab. 1735 vertrieb er an der Spitze der sardinischen Truppen die Kaiserlichen aus Italien. Im Österreichischen Erbfolgekrieg erlitt er bei Dettingen 27. Juni 1743 von der pragmatischen Armee eine Niederlage, vertauschte darauf sein Kommando mit einer Anstellung im Staatsrat und brachte die Leitung aller auswärtigen Verhältnisse in seine Hand. 1746 übernahm er eine Sendung an den spanischen Hof, den er wieder mit Frankreich aussöhnte. Seit 1755 lebte er in der Zurückgezogenheit. Einen Auszug aus seinen »Mémoires« gab Millot (Maastricht 1777) heraus; die »Correspondance de Louis XV et du maréchal de N.« veröffentlichte Rousset (Par. 1865, 2 Bde.). — Sein ältester Sohn, Louis, Herzog von N., geb. 21. April 1713, gest. 22. Aug. 1793, erhielt für die in mehreren Feldzügen in Flandern und Deutschland geleisteten Dienste 1775 den Marschallsstab und wurde Gouverneur von St.-Germain. Seine Gattin, geborne Cossé-Brissac, endete 70jährig mit vielen Gliedern ihrer Familie 22. Juli 1794 auf dem Schafott.

5) Paul, Herzog von, geb. 4. Jan. 1802, gest. 30. Mai 1885, erbte 1824 die Titel und Pairie seines Großoheims Louis François Paul, Herzogs von N. (1739—1824), trat 1827 in die Pairskammer und zählte zu den Legitimisten. Auch als Geschichtschreiber machte er sich bekannt u. wurde 1849 zum Mitglied der Akademie erwählt. Er schrieb eine »Histoire de Madame de Maintenon« (Par. 1848—58, 4 Bde.) und »Histoire de la maison de St-Cyr« (2. Aufl. 1856). — Sein ältester Sohn, Herzog Jules Charles Victurnien, geb. 12. Okt. 1826, gest. 7. März 1895, war als ökonomischer Schriftsteller thätig und hinterließ zwei Söhne und drei Töchter. — Der zweite Sohn von N. 5), Emanuel Victorien Henri, Marquis de N., geb. 1830, ward 1872 französischer Gesandter in Washington, 1873 Botschafter in Rom, 1882 in Konstantinopel und nahm 1886 seinen Abschied. Er machte sich durch Werke über Polen bekannt (»La Pologne et ses frontières«, 1863; »La poésie polonaise«, 1866, und »Henri de Valois et la Pologne en 1572«, 1867, 3 Bde.).

6) Philippe de N., Herzog von Mouchy, Stifter der jüngern Linie N.-Mouchy, Sohn von N. 4), geb. 27. Nov. 1715, gest. 27. Juli 1794, erhielt, nachdem er in der Schlacht von Fontenoy und in mehreren Feldzügen in Deutschland mitgekämpft, 30. März 1775 den Marschallsstab und starb zugleich mit seiner Gemahlin, der Erbin des Hauses Arpajon, unter der Guillotine. — Sein zweiter Sohn, Louis Marie, Vicomte de N., geb. 1756, gest. 1804 in Havanna, nahm an Lafayettes Expedition nach Amerika teil, schloß sich mit Begeisterung der Sache der Revolution an, war eins der ersten Mitglieder des Adels, die zur Nationalversammlung übertraten, beantragte 4. Aug. 1789 die Abschaffung der Feudalrechte, befehligte dann in Sedan und Valenciennes, verließ aber nach Errichtung der Republik Frankreich und kehrte erst unter dem Konsulat dahin zurück. Er ging darauf als Brigadegeneral nach Haiti, verteidigte es tapfer gegen die Engländer und starb an seinen Wunden.

7) Antoine Justus Leo von N., Herzog von Mouchy, Fürst und Herzog von Poix, gegenwärtiges Haupt dieses Familienzweigs, geb. 1841, seit 1865 vermählt mit der Prinzessin Anna Murat, ist einer der offensten und eifrigsten Bonapartisten und gehörte zu deren Partei sowohl in der Nationalversammlung als seit 1876 in der Deputiertenkammer.

Noatun, s. Asgard.

Nob., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für nobis, soviel wie »nach uns«, eigne Autorität des Verfassers des betreffenden Werkes.

Nobbe, Friedrich, Agrikulturchemiker, geb. 20. Juni 1830 in Bremen, studierte 1854—59 in Jena und Berlin Naturwissenschaft, wurde 1861 Professor an der Gewerbeschule zu Chemnitz, übernahm gleichzeitig die Redaktion der »Landwirtschaftlichen Versuchsstation« und wurde 1868 Professor an der Akademie für Forst- und Landwirtschaft zu Tharandt. Mit Unterstützung des Landwirtschaftlichen Kreisvereins zu Dresden richtete er hier eine pflanzenphysiologische Versuchsstation ein und gründete 1869 die erste Samenkontrollstation. Er schrieb: »Handbuch der Samenkunde« (Berl. 1876); »Über die organische Leistung des Kalium in der Pflanze« (mit Schröder und Erdmann, Chemn. 1870); »Wider den Handel mit Waldgrassamen für die Wiesenkultur« (Berl. 1876). Auch bearbeitete er die 4. Auflage von Döbners »Botanik für Forstmänner« (Berl. 1882).

Nobel (franz. noble), edel, adlig, hochsinnig; in der Tierfabel Beiname des Löwen. Noble Passionen, Liebhabereien der vornehmen Welt: Jagd, Hunde, Pferde 2c.

Nobel (engl. noble), engl. Goldmünze, dem Dukaten entsprechend, wurde 1343—1550 geprägt (doppelte, einfache und halbe) und nach den regierenden Fürsten benannt. Die Schiffsnobel zeigten auf der Vorderseite ein Schiff im Gepräge, die Rosenobel neben dem Schiff eine Rose. In Burgund und andern Staaten wurden die N. nachgeahmt.

Nobel, Ludwig, Industrieller, geb. 1831 in Stockholm als Sohn des Ingenieurs Emanuel N., des Erfinders des Sprengöls (Nitroglycerin), gest. 12. April 1888 in Cannes, kam als Knabe nach Petersburg, wohin sein Vater berufen war, um den Hafen von Kronstadt durch Seeminen gegen feindliche Angriffe zu sichern. Auf Veranlassung des russischen Großadmirals, Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, legte der ältere N. in Petersburg auf eigne Rechnung eine große Schiffswerfte für den Bau von Kriegsschiffen an, mußte aber, da er ohne genügende Aufträge seitens der Krone blieb, zur Liquidation schreiten. Mit dieser wurde der Sohn beauftragt, der 1862 eine Eisengießerei begründete, die sich schnell zu einer bedeutenden Maschinenbauanstalt entwickelte und mit einer Gewehrfabrik verbunden wurde. In Gemeinschaft mit seinen Brüdern begann er um 1875 die Ausbeutung der Naphthaquellen von Baku und erhob das Unternehmen in zehn Jahren zur höchsten Vollendung. Da es an Holz zu Fässern fehlte, konstruierte er für den Wassertransport des Erdöls eiserne Dampfboote und Flußkähne, für den Eisenbahntransport Zisternenwaggons, welche das Erdöl direkt aufnehmen, und bedeckte Rußland mit einem Netze großer Reservoirs, aus denen erst das Öl in den Handel übergeht. Dem Transport dienten über 20 Dampfboote, eine ganze Flotte kleinerer Schiffe und mehr als 2000 Waggons, sein Öllager war die größte Raffinerie der Welt.

Nobelgarden, fürstliche Leibgarden, ehemals aus den Söhnen des Adels eines Landes ergänzt. Ihre

Mitglieder bekleideten einen viel höhern Rang in der Armee, als ihre Charge in der Nobelgarde angibt; vgl. Arciere.

Nobelite, die Dynamite, welche nicht Nitrocellulose als Basis haben.

Nobels rauchschwaches Pulver, s. Schießpulver.

Nobels Sprengöl, s. Nitroglycerin.

Nobels Sprengpulver, ein Dynamit aus 20 Nitroglycerin, 7 Kohle, 7 Paraffin oder Naphthalin und 60 Natronsalpeter.

Nobĭles (lat.), s. Nobilität.

Nobiling, Karl Eduard, bekannt durch sein Attentat auf den Kaiser Wilhelm I., geb. 10. April 1848 als Sohn eines Domänenpachters im Posenschen, studierte die Landwirtschaft, trat in Dresden in Beziehungen zu sozialistischen Agitatoren und versuchte 2. Juni 1878 von einem Hause Unter den Linden (Nr. 18) in Berlin den auf einer Spazierfahrt im offenen Wagen begriffenen Kaiser mit zwei Schüssen aus einer mit grobem Schrot geladenen Flinte zu erschießen, traf ihn auch zweimal und verwundete ihn schwer. Als er sich entdeckt sah, schoß er sich mit einem Revolver in den Hinterkopf und starb 10. Sept. 1878, ohne auf längere Zeit zur Besinnung gekommen zu sein.

Nobilis Farbenringe, verschiedenfarbige Gürtel, welche man nach Nobili (1826) erhält, wenn man eine horizontal auf den Boden eines Gefäßes gelegte, mit dem positiven Pol einer galvanischen Batterie verbundene silberplattierte Kupferplatte mit einer Lösung von essigsaurem Blei übergießt und in die Lösung einen mit dem negativen Pol verbundenen vertikalen Platindraht eintaucht; der Sauerstoff, welcher sich durch Elektrolyse an der positiven Platte abscheiden sollte, oxydiert das Blei der Lösung zu Bleisuperoxyd, welches sich auf der Platte als dünner, durchsichtiger Überzug absetzt, der unmittelbar unter dem negativen Platindraht am dicksten ist und von da, ringsum nach außen hin dünner werdend, in immer weitern Kreisen sich ausbreitet. Diese dünne Schicht zeigt nun Interferenzfarben (Farben dünner Blättchen, Newtons Farbenringe), welche, weil jedem andern Dicke ein andrer Farbenton entspricht, als bunte, kreisförmige Ringe den durch den Platindraht bezeichneten Mittelpunkt konzentrisch umgeben. Guébhard erhielt komplizierte derartige Ringsysteme, indem er der verschiedenartig begrenzten Metallplatte Pole in verschiedener Anzahl und Gruppierung gegenüberstellte. Die farbigen Kurven, die man jedesmal erhält, sind die Linien gleicher Dichte der aus der Flüssigkeit in die Metallplatte eintretenden Strömung; sie sind in ihrem Aussehen ähnlich den Linien gleicher Spannung (gleichen Potenzials), welche sich in der Metallplatte ergeben würden, wenn die Poldrähte unmittelbar auf dieselbe aufgesetzt würden. Die Metallfärbung (s. d.) macht von den Nobilischen Farbenringen praktischen Gebrauch.

Nobilissĭmus (lat.), unter den römischen Kaisern Titel der Mitglieder der kaiserlichen Familie, namentlich seit Diokletian des Mitregenten und Thronfolgers; daher Nobilissimatus, soviel wie Inhaberschaft dieses Titels.

Nobilitas (lat.), Adel (s. Nobilität); N. codicillaris, Briefadel; N. realis, Inbegriff der vormals mit dem Besitz adliger Güter verbundenen Rechte ꝛc.

Nobilität (lat. nobilitas), in Rom die Gemeinschaft derjenigen Familien, auf welche sich seit dem zweiten Punischen Kriege die höhern Ehrenstellen allmählich fast ausschließlich beschränkt hatten, also ein erblicher, die Staatsämter und den Senat für sich in Anspruch nehmender Amtsadel, der sich gegen die Außenstehenden ebenso abzuschließen suchte, wie es ehedem die Patrizier gegen die Plebejer gethan hatten, so daß nur ausnahmsweise und selten ein nicht zu ihm Gehöriger zu den höchsten Ehrenstellen, namentlich zum Konsulat, gelangen konnte. Allmählich riß aber in der N., da sie sich in dem Besitze der Macht zu sicher fühlte, sittliche Entartung ein, so daß die Volkspartei unter ehrgeizigen Führern sich gegen sie auflehnte. Die Versuche des Tiberius u. des C. Gracchus, die einen glücklichen Anfang genommen hatten, schlug sie nieder und behauptete sich nach manchen Schwankungen unter Sulla auch gegen Marius und Cinna; endlich aber wurde ihre Herrschaft durch Cäsar gebrochen und endete, nachdem Oktavian und Antonius ihre letzten Verteidiger, Brutus und Cassius, besiegt hatten, mit der Alleinherrschaft des Oktavian. Die Mitglieder der Familien der N., die auch Senatspartei genannt wurde, hießen Nobiles, auch Optimates oder Boni viri, diejenigen, welche diesem geschlossenen Kreise nicht zugehörten (Ignobiles) und dennoch die höchsten Ehrenstellen erreichten, Homines novi.

Nobilitieren (neulat.), den Adel verleihen.

Nobility (engl.), der englische und schottische hohe Adel, d. h. Dukes (Herzöge), Marquesses (Marquis), Earls (Grafen), Viscounts (Vikomten) und Lords im engern Sinne (Barone). Der N. (den Noblemen) schließt sich die Gentry an, welche die Baronets und titellose Söhne des hohen Adels, die großen, aus alter Familie stammenden Grundbesitzer (die sogen. County-Families) umfaßt. Gentry entspricht somit im wesentlichen unserm niedern Adel. Die Stufen der N. werden in der Regel durch königliches Patent verliehen, welches auch die Weise der Vererbung (gewöhnlich auf den ältesten Sohn) bestimmt. Dieser Adel ist nicht an Besitz gebunden und gilt nur für das Haupt der Familie. Der Titel, den die Söhne im gesellschaftlichen Leben führen, wird in gerichtlichen Urkunden nicht gebraucht. Vgl. Gneist, Adel und Ritterschaft in England (Berl. 1851).

Nobiskrug (älter und richtiger Obiskrug, zu althochd. opasa, »Vorhalle«), nach deutschem Volksglauben (der jedoch an kirchliche Vorstellungen anknüpfte) eine Herberge, in der die Seelen der Gestorbenen auf ihrem Wege ins Jenseits einkehren; dann auch, namentlich in Niederdeutschland, auf irdische Schenken (besonders an Grenzscheiden liegende) übertragen. Vgl. L. Laistner in der »Germania«, Bd. 26, S. 65 ff. und 176 ff.

Nobla leczon (oder leyçon, »edle Lehre«), religiöses Gedicht in waldensischer Mundart vom J. 1400, dem man früher ein viel höheres Alter zuschrieb. Ausgabe mit Übersetzung zuletzt von Montel (Par. 1888).

Noble, engl. Münze, s. Nobel.

Noblemen (engl., spr. nōblmĕn), »Edelleute«, d. h. Mitglieder der Nobility (s. d.).

Noblesse (franz.), soviel wie Adel; Gesamtheit der Vornehmern an einem Ort; auch der äußere Ausdruck edler Denkungsart. N. oblige, »Adel legt Pflicht auf« (sich standesgemäß zu benehmen, edel zu handeln).

Noblesville (spr. nōblswill), Hauptstadt der Grafschaft Hamilton des nordamerikan. Staates Indiana, am White River, Bahnknotenpunkt, mit bedeutendem Handel und (1890) 3054 Einw.

Noce (spr. nōtsche), rechter Nebenfluß der Etsch in Südtirol, entspringt am Corno dei tre Signori der Ortler Alpen, durchfließt bis Pejo in nordöstlicher Richtung das Val del Monte, wendet sich dann nach SO.,

nimmt bei Ossana neuerdings nordöstliche Richtung an und fließt nun in schluchtartigem Bette durch das Sulzbergthal (Val di Sole). Oberhalb Cles wendet sich der Fluß nach S. und mündet, nachdem er den Engpaß Rocchetta durchbrochen hat, bei San Michele. Das Thal des untern N. heißt Nonsberg (Val di Non) und ist hier eigentlich eine vom N. und seinen Zuflüssen tief durchfurchte Hochebene, dicht bevölkert und wohl bebaut, mit Seidenraupenzucht und Weinbau. Die Bevölkerung ist italienisch; doch enthält der Nonsberg in seinen nördlichsten Thalverzweigungen mehrere deutsche Sprachinseln, wie: Unsere Liebe Frau im Walde (310 Einw.), St. Felix (337 Einw.), Laurein (516 Einw.) u. Proveis (516 Einw.). Hauptort des Nonsbergs ist Cles (s. d.), des Sulzbergs Malé (737 m ü. M., mit Korbflechtschule und 1106 Einw.).

Nocera (spr. notschēra), 1) (N.-Inferiore, das alte Nuceria Alfaterna) Stadt in der ital. Provinz Salerno, an den Bahnlinien Neapel-Metapont und N.-Codola, ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale, Kastellruinen, ein Gymnasium, Teigwarenfabrikation, Baumwollspinnerei und -Weberei und (1881) 12,522 (als Gemeinde 15,858) Einw. Östlich in der Gemeinde N.-Superiore (6891 Einw.) befindet sich die interessante altchristliche Taufkirche Santa Maria Maggiore (aus dem 5. Jahrh.). Vgl. Orlando, Storia di N. (Neap. 1884). — 2) (N.-Umbra, das alte Nuceria Camellaria) Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Foligno, am Westabhange des Römischen Apennin, an der Eisenbahn Rom-Ancona, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale mit schönem Altarbild von Alunno, ein Lyceum und Gymnasium, eine Mineralquelle (20°) mit Badeanstalt und (1881) 1308 (als Gemeinde 6567) Einw.

Nochgeschäft (Nachgeschäft), Geschäft »auf noch«, »mit noch«, ein Prämiengeschäft, bei welchem der Prämienzahler die Wahl hat, ob er die ursprünglich vereinbarte Menge oder mehr als diese liefern, bez. fordern will. Vgl. Prämiengeschäft.

Noch ist Polen nicht verloren (poln. Jeszcze Polska nie zginęła), die Anfangsworte des sogen. Dombrowski-Marsches, welcher von der polnischen Legion gesungen wurde, die General Dowbrowski 1796 in Italien unter Bonaparte gebildet hatte.

Noci (spr. nötschi), Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Altamura, hat Steinbrüche, Ölgewinnung und (1881) 8343 (als Gemeinde 9985) Einw.

Nock, aus dem Niederländischen stammende Bezeichnung der äußersten über das Segel ragenden Enden einer Raa, auch der beiden obern Ecken eines vierkantigen Segels.

Nöck, soviel wie Neck, s. Nixen.

Nockbändsel, dünne Taue zum Festbinden der Segelnocken an den Raa- und Gaffelnocken.

Nocken, kleine Klöße aus Mehl, Grieß ꝛc.

Nockgordinge, Taue am Seitenliek der Raasegel.

Nockpferde, die an Nocken unter Raaen befestigten Lauftaue, auf denen die dort beschäftigten Matrosen stehen.

Nocktakel, an Raaen befestigtes Windezeug für das Lade- und Löschgeschäft und für das Aussetzen und Einholen der Boote.

Noctambūlus (neulat.), Nachtwandler; daher Noctambulismus, das Nachtwandeln.

Noctilūca, s. Meerleuchten.

Noctuīdae (Eulen), Familie aus der Ordnung der Schmetterlinge (s. d.).

Nocturne (franz., spr. noktürn'), s. Notturno.

Nodfyr, s. Notfeuer.

Nodier (spr. nodjē), Charles, franz. Schriftsteller, geb. 29. April 1780 in Besançon, gest. 27. Sept. 1844 in Paris, ging 1790 nach Straßburg, um bei dem Hellenisten Schneider Griechisch zu lernen, wurde 1797 Bibliothekar in Besançon und gab hier zwei Werke über Entomologie heraus. Der Verlust seiner Stelle führte ihn nach Paris; er studierte nun eifrig die fremden Litteraturen, ahmte Goethes »Werther« nach in den sentimentalen Romanen: »Les proscrits« (1802), »Le peintre de Saltzbourg« (1803) und wurde eins der Häupter der litterarischen Umwälzung, ohne jedoch ein Romantiker strenger Observanz zu sein. Zugleich trat er in scharfe Opposition zu Napoleon. Die satirische Ode »La Napoléone« (1802) zog ihm Gefängnisstrafe zu; er mußte Paris meiden und hat bis 1814 ein unstetes Leben geführt; zuletzt war er Bibliothekar in Laibach und redigierte den »Télégraphe illyrien«. Unter der Restauration wurde er eifriger Royalist, erhielt den Orden der Ehrenlegion und das Adelsdiplom und wurde im Dezember 1823 Oberbibliothekar am Arsenal. 1833 war er, der erste Nichtklassiker, Mitglied der Akademie geworden. N. hat sich als Naturforscher, Grammatiker, Dichter, als historischer, politischer und Romanschriftsteller durch seine umfassende Gelehrsamkeit, besonders aber durch seinen eleganten Stil einen Namen gemacht. Zudem entwickelte er eine beispiellose litterarische Thätigkeit; die Menge seiner Werke war so groß, daß er selbst die Titel nicht im Gedächtnis behalten konnte. Seine Gedichte sind gesammelt von Delangle (Par. 1827). Als Sprachforscher war er von philologischer Gewissenhaftigkeit; er schrieb das »Dictionnaire raisonné des onomatopées françaises« (1808), »Dictionnaire universel de la langue française« (1823, 2 Bde.), »Examen critique des dictionnaires de la langue française« (1828) ꝛc. und gab viele Klassiker neu heraus (Clotilde de Surville, Lafontaine, Molière, Voltaire, Lamartine u. a.) mit Vorreden, Einleitungen und Anmerkungen. Durch die »Mélanges tirés d'une petite bibliothèque« (1829) und »Nouveaux mélanges« (1844) lenkte er die Aufmerksamkeit wieder der Litteratur des 16. Jahrh. zu. Großen Beifall fanden seine Romane wegen ihrer überaus anmutigen und fesselnden Erzählung und ihres harmonischen und farbenreichen Stils, hauptsächlich: »Jean Sbogar«, »Thérèse Aubert«, »Smarra, ou les démons de la nuit«, ein romantischer Traum, »Le roi de Bohême et ses sept châteaux«, ein Märchen voll prächtigen Humors, »La fée aux miettes«, »Mademoiselle de Marsan« ꝛc. Sie finden sich meist in den »Œuvres de N.« (1832—34, 12 Bde.). Seine Dramen haben weniger Bedeutung; am wichtigsten ist eine Nachahmung des »Faust«. Von seinen historischen Werken ist neben den »Souvenirs, épisodes et portraits etc.« (1831) das interessanteste »Le dernier banquet des Girondins« (1833). Vgl. Mad. Mennessier-Nodier, Ch. N., épisodes et souvenirs de sa vie (Par. 1867); »Correspondance inédite de Charles N.« (hrsg. von Estignard, 1876).

Nodosenkalk, Schichtengruppe mit Ceratites nodosus im obern Muschelkalk; s. Triasformation.

Nodōtus, altröm. Gottheit, s. Ackerkulte.

Nodus (lat.), Knoten, s. Stengel.

Noé, 1) Heinrich August, Schriftsteller, geb. 16. Juli 1835 in München, studierte seit 1853 in Erlangen Naturwissenschaften und vergleichende Sprachwissenschaft, war 1857—63 an der Hof- und Staatsbibliothek zu München angestellt und widmete sich

später ganz der Schriftstellerei. Seit 1884 hat er seinen Wohnsitz in Görz. N. hat sich besonders durch seine Naturschilderungen aus den deutschen und österreichischen Alpen beliebt gemacht. Hierher gehören: »Bayrisches Seebuch« (Münch. 1865), »Österreichisches Seebuch« (das. 1867), »Neue Studien aus den Alpen« (das. 1868), »Brennerbuch« (das. 1869), »Bilder aus Südtirol« (das. 1871), »In den Voralpen« (das. 1871), »Winter und Sommer in Tirol« (Wien 1876), »Deutsches Alpenbuch in Wort und Bild« (Glogau 1875—88, 4 Bde.) u. a., denen sich »Dalmatien und seine Inselwelt« (Wien 1870), »Italienisches Seebuch« (Stuttg. 1874), »Elsaß-Lothringen« (Glogau 1872), »Tagebuch aus Abbazia« (Teschen 1884), »Die Jahreszeiten« (Görz 1888), »Sinnbildliches aus der Alpenwelt« (Klagenf. 1890), »Bergfahrten und Raststätten« (Münch. 1892), »Geleitbuch nach Süden« (das. 1893), »Deutsches Waldbuch« (das. 1894), »Edelweiß und Lorbeer« (das. 1895) u. a. anschließen. Außerdem veröffentlichte er, abgesehen von zahlreichen Reisehandbüchern, auch Belletristisches: »Erzählungen und Bilder« (Münch. 1873); »Die Brüder«, Roman (Berl. 1873, 3 Bde.); »Gasteiner Novellen« (Wien 1875); »Robinson in den Hohen Tauern« (Jena 1875, 3 Bde.; 2. Aufl. 1879); »Geschichten aus der Unterwelt« (Wien 1892) u. a.

2) Amédée de, Karikaturenzeichner, s. Cham.

Noël (frz., spr. noäl), Weihnachten; Weihnachtslied.

Noëma (Noëm, griech.), Gedanke, besonders ein witziger; Noësis, die Vernunfterkenntnis.

Noësche Säule, s. Thermoelektrizität.

Noëtik (griech.), Erkenntnislehre.

Noeud (spr. nö, »Knoten«), franz. nautisches Maß, 120 im mille marin, entsprechend dem Ablauf einer halben Minute Seefahrt für die Geschwindigkeit von einer Seemeile in der Stunde: früher 9½ brasses marines zu 5 pieds = 15,4299 m und jetzt 15,4334 m Länge.

Nogaier (Nogai-Tataren, Kara-Tataren), ein Konglomerat türkischer Volkstrümmer, Reste der Bevölkerung des einst mächtigen Reiches Kiptschak (s. d.), die seit der Zeit Peters d. Gr. im Tiefland zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere und in der Krim wohnen. Sie waren früher weit zahlreicher, Anfang dieses Jahrhunderts rechnete man noch 30,000 erwachsene Männer, nach der Eroberung des Kaukasus wanderten aber 20,000 Familien (auch aus der Krim) nach Kleinasien aus, wo die meisten zu Grunde gingen, so daß heute in Transkaukasien nur noch 54,000, in Ciskaukasien (Daghestan) 2556, in der Krim nur noch wenige Familien in zwei Dörfern südlich von Perekop leben. Sprachlich stehen die N. den Steppendialekten der Kirgisen und Karakalpaken sehr nahe. Reste der einst mächtigen Petschenegen und Chasaren sind in den Nogaiern aufgegangen. S. Tataren.

Nogaiische Steppe, s. Dnjeprsteppe.

Nogaisk, Stadt im russ. Gouv. Taurien, Kreis Berdjansk, am Flüßchen Obitotschnoje, nahe dem Asowschen Meere, mit einer armenischen Kirche, einer russischen Kapelle und (1889) 3676 Einw.

Nogat, die, östlicher Mündungsarm der Weichsel (s. d.).

Nogeika, die aus Lederstreifen geflochtene Peitsche der Kosaken, dient statt der Sporen und wird an einer Schnur über der linken Schulter getragen. In Deutschland ist sie unter dem Namen Kantschu bekannt.

Nogent (spr. -schäng), Name mehrerer franz. Städte, darunter: 1) (N.-en-Bassigny) Stadt im Depart. Obermarne, Arrond. Chaumont, mit bedeutender Stahlwaren- und Messerfabrikation und (1891) 3185 Einw. — 2) (N.-le-Rotrou) Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Eure-et-Loir, an der Huisne, Knotenpunkt der Westbahn und der Staatsbahnen, hat 2 Kirchen, Notre-Dame und St.-Hilaire aus dem 13.—16. Jahrh., ein Schloß mit einem alten Belfried (11. Jahrh.), ehemals Besitztum des Ministers Sully, dessen Grabmal (von 1642) sich im Hospital befindet, ferner eine Statue des vor Sebastopol gefallenen Generals Saint-Pol und (1891) 7566 (als Gemeinde 8668) Einw., welche Wollspinnerei und Weberei, Hutfabrikation, Gewinnung von Mühlsteinen und Handel betreiben. N. hat ein Collège, eine Bibliothek, ein Taubstummeninstitut und eine Ackerbaukammer. Bei N. fanden 21. Nov. 1870 und 6. Jan. 1871 siegreiche Gefechte der Deutschen gegen Teile der französischen Loirearmee statt. — 3) (N.-sur-Marne) Ort im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, am rechten Ufer der Marne, an der großen Gürtelbahn und der Ostbahn (mit 827 m langem Viadukt über das Marnethal), hat ein Fort der mittlern Befestigungslinie von Paris, ein Stadthaus, Villen, Fabrikation von chemischen Produkten und Spielwaren und (1891) 8399 Einw. — 4) (N.-sur-Seine) Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Aube, an der Seine und der Ostbahn, hat eine Kirche St.-Laurent aus dem 15. Jahrh., mit schönem Turm, Fabrikation von Wirkwaren, Zucker, Ackerbaugeräten, Produktenhandel, eine Ackerbaukammer und (1891) 3626 Einw. 6 km östlich von N. am Ardusson das von Abälard gestiftete Kloster Le Paraclet.

Nöggerath, Johann Jakob, Geognost, geb. 10. Okt. 1788 in Bonn, gest. daselbst 13. Sept. 1877, ward 1814 Commissaire des mines des Ourth-Departements, 1815 Bergkommissar des Roer-, Rhein- und Mosel-Departements, 1816 Mitglied des Oberbergamtes in Bonn und 1818 Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaft daselbst. 1864 trat er aus dem Bergdepartement, behielt aber seine Professur und blieb Direktor des naturhistorischen Museums der Universität. N. begründete die reichen mineralogischen Sammlungen der Universität Bonn und erwarb sich wesentliche Verdienste um die Blüte des rheinischen Bergbaues. Er schrieb: »Das Gebirge im Rheinland-Westfalen« (Bonn 1821—26, 4 Bde.); »Der Bau der Erdrinde« (mit Burkart, das. 1838); »Die Entstehung der Erde« (das. 1843); »Die Entstehung und Ausbildung der Erde« (Stuttg. 1847). Vgl. v. Dechen, Zum Andenken an J. J. N. (Bonn 1877).

Nógrád (spr. nógrād), Stadt, s. Neograd.

Nohant (spr. nō-āng), Schloß bei La Châtre im franz. Depart. Indre, ehemals im Besitz der George Sand.

Nohfelden, Dorf im oldenburg. Fürstentum Birkenfeld, an der Nahe und an der Linie Bingerbrück-Neunkirchen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Feldspatgruben, Achatschleiferei und (1890) 675 Einw.

Nohl, Ludwig, Musikschriftsteller, geb. 5. Dez. 1831 in Iserlohn, gest. 16. Dez. 1885 in Heidelberg, studierte in Bonn und Heidelberg Rechtswissenschaft und widmete sich nach mehreren Jahren juristischer Thätigkeit ausschließlich der Musik. Von 1861—71 lebte er in München; 1872 ließ er sich als Privatdozent an der Universität zu Heidelberg nieder, wurde hier 1880 zum Professor ernannt und wirkte seit 1875 zugleich am Polytechnikum in Karlsruhe als Dozent für Geschichte und Ästhetik der Tonkunst. N. vertrat in der

Musik hauptsächlich den Standpunkt der neudeutschen Schule. Er schrieb: »Mozarts Leben« (Stuttg. 1863; 2. Aufl., Leipz. 1877); »Beethovens Leben« (das. 1864—77, 3 Bde.); »Gluck und Wagner« (Münch. 1870); »Beethoven, Liszt, Wagner« (Wien 1874); »Mosaik« (Leipz. 1882, 2. Aufl. 1887); »Das moderne Musikdrama« (Teschen 1884); »Die geschichtliche Entwickelung der Kammermusik« (Braunschw. 1885) u. a. Ferner gab er heraus: »Mozarts Briefe« (2. Aufl., Leipz. 1877), »Beethovens Briefe« (Stuttg. 1865; »neue Briefe«, das. 1868), »Musiker-Briefe« (Leipz. 1867), »Beethoven, nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen« (Stuttg. 1877) und »Mozart, nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen« (das. 1880).

Noicattāro, Stadt in der ital. Provinz Bari, 6 km vom Adriatischen Meere, an der Eisenbahn Foggia-Brindisi, mit Ölgewinnung und (1881) 7306 Einw.

Noir (franz., spr. nŭār), schwarz.

Noiré (spr. nŭaré), Ludwig, Philosoph. Schriftsteller, geb. 26. März 1829 zu Alzey in Hessen, studierte 1846—48 in Gießen und war seitdem als Gymnasiallehrer in Mainz thätig, wo er 27. März 1889 starb. Angeregt durch das Studium der Werke Spinozas, Schopenhauers u. Lazarus Geigers, veröffentlichte N. eine Reihe philosophischer Schriften, als deren Gegenstand er die Begründung und Entwickelung eines dem heutigen wissenschaftlichen Denken entsprechenden Monismus bezeichnet. Die wichtigsten sind: »Die Welt als Entwickelung des Geistes« (Leipz. 1874); »Der monistische Gedanke. Eine Konkordanz der Philosophie Schopenhauers, Darwins, Robert Mayers und L. Geigers« (das. 1875); »Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnistheorie« (das. 1877); »Der Ursprung der Sprache« (Mainz 1877); »Max Müller und die Sprachphilosophie« (das. 1879; engl., Lond. 1879); »Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit« (Mainz 1880); »Die Lehre Kants und der Ursprung der Vernunft« (das. 1882); »Logos. Ursprung und Wesen der Begriffe« (Leipz. 1885); »Die Entwickelung der abendländischen Philosophie bis zur Kritik der reinen Vernunft« (Mainz 1883).

Noirmont (spr. nŭărmóng), Dorf, s. Freibergen.

Noirmoutier (spr. nŭărmutjē), Insel an der franz. Westküste, zum Depart. Vendée (Arrond. Les Sables-d'Olonne) gehörig, 18 km lang, 2—6 km breit und 55 qkm groß, schließt die Bai von Bourgneuf gegen SW. ab und wird vom Festland durch die 2 km breite Meerenge Goulet de Fromentine getrennt, die während der Ebbe trocken liegt. Gegen Überschwemmung des Meeres ist die Insel durch Dämme geschützt. Die Einwohner (1891: 7837 Seelen) beschäftigen sich mit der Ausbeutung von Granitbrüchen, mit der Gewinnung von Seesalz, Soda und Seegras, mit Fischerei, Austernfang und Handel. Die Stadt N., an der Ostküste der Insel, hat eine ehemalige Abteikirche (14. Jahrh.), ein Kastell, einen Hafen, von welchem 1894: 546 beladene Schiffe von 9947 Ton. ausliefen, Seebäder und (1891) 2015 (als Gemeinde 6123) Einw.

Noisseville (spr. nŭass'wil'), Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Landkreis Metz, Kanton Vigy, hat eine kath. Kirche, 189 Einw. und ist bekannt durch die Schlacht 31. Aug. und 1. Sept. 1870 zwischen der französischen Rheinarmee unter Bazaine und der deutschen Zernierungsarmee. Bazaine, 29. Aug. von Diedenhofen aus von dem Marsche Mac Mahons zum Entsatz von Metz unterrichtet, beabsichtigte, auf dem rechten Ufer der Mosel mit seiner ganzen Armee die feindliche Einschließung zu durchbrechen und über Diedenhofen Mac Mahon die Hand zu reichen. Zu diesem Zwecke beschloß er, am Nachmittag des 31. Aug. die Höhe von Ste.-Barbe den Deutschen zu entreißen und dann mit 120,000 Mann und 600 Geschützen nach Nordosten abzumarschieren. Es gelang den Franzosen bis zum Abend, die Dörfer N., Flanville, Coincy und Aubigny den Deutschen zu entreißen; die Höhe von Ste.-Barbe wurde dagegen vom General v. Manteuffel, der in der Nacht das 1. Korps durch das 9. verstärkt hatte, behauptet und durch das Eingreifen des 7. Korps der rechte Flügel der Franzosen so bedroht, daß Marschall Leboeuf 1. Sept. vormittags den Befehl zum Rückzug gab, dem sich nun auch die übrigen Korps anschließen mußten. Um 11 Uhr besetzten die Preußen ohne Widerstand N. wieder, und in der Mittagsstunde befand sich die gesamte französische Armee im völlig geordneten Rückzug unter die Kanonen von Metz. So endete der erste und letzte Durchbruchsversuch der Rheinarmee. Die Verluste der zuletzt auf 70,000 Mann und 300 Geschütze verstärkten deutschen Armee in den zweitägigen Kämpfen betrugen an Toten und Verwundeten 128 Offiziere, 2850 Mann, die der französischen Armee 146 Offiziere u. 3401 Mann. Vgl. »Die Einzelkämpfe um Failly, Servigny und N. am 31. Aug. 1870« (hrsg. vom preuß. Generalstab, Berl. 1887); Kunz, Die Schlacht bei N. (das. 1892).

Noisy-le-Sec (spr. nŭasi-lö-ßeck), Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. St.-Denis, am Kanal von Ourcq, an der Ost- und der großen Gürtelbahn, hat ein Fort der Pariser Befestigung, Obst- und Gemüsebau, Gipsbrennerei und (1891) 5772 Einw.

Nojōs (ital. nojoso), langweilig.

Noker (Nöker, mong.), in Persien Diener höherer Beamten; in Mittelasien militärische Söldlinge.

Nokk, Wilhelm, bad. Minister, geb. 30. Nov. 1832 in Bruchsal, studierte die Rechtswissenschaft in Freiburg, Bonn und Heidelberg, trat sodann in den badischen Staatsdienst und wurde 1862 zum Sekretär beim neuerrichteten badischen Schulrat, 1864 zum Oberschulratsassessor ernannt. 1865 von Lamey in das Ministerium des Innern berufen, ward er 1867 Ministerialrat, gleichzeitig auch zum Mitglied der Zweiten Kammer gewählt, der er bis 1871 angehörte, und 1874 Direktor des Oberschulrats. Seit 1881 Präsident des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts, ward er 1893 Nachfolger Turbans als Staatsminister und Präsident des Staatsministeriums.

Nokki (Noki, bei den Eingebornen Lukango), Hafenplatz der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, unter 5° 44' südl. Br., am untern Kongo, besteht aus einer französischen, zwei portugiesischen und einer spanischen Faktoreianlage. Seeschiffe von 1500 Ton. können bis hierher gelangen, doch hat der 1873 gegründete Platz seit der Gründung der nahebei liegenden Station Matadi des Kongostaates sehr verloren.

Noktúrn (Officium nocturnum, Horae nocturnae, lat.), ein Teil des Breviers (s. d.), umfaßt das Kompletorium vor Schlafengehen und die Mette (s. Matutinum), zwischen welche zuweilen auch noch ein Mitternachtsgebet (nocturnum meridianum) eingeschoben wird. Daher Name der dabei vorgeschriebenen Gesänge (s. Horae canonicae) und überhaupt mehrstimmiger Vokalsätze (Duette) gleicher Bestimmung; auch soviel wie Notturno (s. d.).

Nokturnāl, aus dem 15. Jahrh. stammendes, von Apian und Münster ausführlich beschriebenes astronomisches Instrument zur Zeitbestimmung.

Nola, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Caserta, an der Eisenbahn Cancello-Codola und der Sekundärbahn Neapel-Bajano, Bischofsitz, hat eine Kathedrale aus dem 15. Jahrh., ein Lyceum und Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar mit einer Sammlung antiker Inschriften, Reste eines Kastells (am Monte Cicala), Fabrikation von Spiritus, Stärke, Holzwaren und (1881) 7496 (als Gemeinde 11,931) Einw. Am 22. Juni wird alljährlich hier das Fest des heil. Paulinus, welcher im 4. Jahrh. die Kirchenglocken zuerst in den christlichen Kultus eingeführt haben soll, als Volksfest begangen. — N., eine der ältesten Städte Kampaniens, wurde von den Römern im zweiten Samnitischen Kriege (313 v. Chr.) erobert. Im zweiten Punischen Kriege blieb es den Römern treu und erhielt dafür einen Teil des konfiszierten capuanischen Stadtgebiets, wodurch es bis in die Kaiserzeit hinein die größte Stadt des innern Kampanien wurde; in der Nähe lieferte Marcellus dem Hannibal mehrere glückliche Gefechte. In N. starb 14 n. Chr. der Kaiser Augustus. Unter Vespasianus ward die Stadt mit einer römischen Kolonie besetzt. N. ist Geburtsort Giordano Brunos, dem hier ein Denkmal errichtet wurde.

Nolanaceen, dikotyle Familie aus der Ordnung der Tubifloren, etwa 40 in Chile und Peru einheimische Arten umfassend, Kräuter oder kleine Sträucher mit spiraligen Blättern u. einzeln oder traubig stehenden, fünfzähligen Blüten, deren Fruchtblätter durch Längs- oder Quereinschnürungen in eine größere Anzahl (5—30) einreihiger oder mehrreihiger Klausen zerfallen. Die Familie ist eng mit den Solanaceen verwandt.

Nolay (spr. -lä), Stadt im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrond. Beaune, an der Lyoner Bahn, hat Reste eines Schlosses, ein Denkmal des hier gebornen Lazare Carnot, Weinhandel und (1891) 2304 Einw.

Nöldeke, Theodor, hervorragender Orientalist, geb. 2. März 1836 in Harburg, machte theologische und philologische Studien in Göttingen, Wien, Leiden, Berlin, habilitierte sich 1861 zu Göttingen, wurde 1864 außerordentlicher, 1868 ordentlicher Professor der Theologie in Kiel und wirkt seit 1872 als Professor der semitischen Philologie in Straßburg. Seine Hauptwerke sind: »Geschichte des Korans« (Götting. 1860); »Über die Mundart der Mandäer« (das. 1862); »Über einige samaritanisch-arabische Schriften« (das. 1862); »Die Gedichte des Urwa ibn Alward, herausgegeben und übersetzt« (das. 1863); »Das Leben Muhammeds« (Hannov. 1863); »Beiträge zur Kenntnis der Poesie der alten Araber« (das. 1864); »Über die Amalekiter« (Götting. 1864); »Die alttestamentliche Litteratur« (Leipz. 1868); »Grammatik der neusyrischen Sprache« (das. 1868); »Untersuchungen zur Kritik des Alten Testamentes« (Kiel 1869); »Die Inschrift des Königs Mesa« (das. 1870); »Mandäische Grammatik« (Halle 1874); »Geschichte des Artachschir i Papakan, aus dem Pehlewi übersetzt« (im 4. Bd. von Bezzenbergers »Beiträgen«, Götting. 1878); ein Teil von Tabaris (s. d.) »Annales« (Leiden 1881—82) und dessen »Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden«, übersetzt (das. 1879); »Die Erzählung vom Mäusekönig und seinen Ministern« (Götting. 1879); »Kurzgefaßte syrische Grammatik« (Leipz. 1880); »Die semitischen Sprachen« (das. 1887); »Aufsätze zur persischen Geschichte« (das. 1887); »Delectus veterum carminum arabicorum« (mit A. Müller, Berl. 1890); »Orientalische Skizzen« (das. 1892) u. a. Von großem Belang sind auch seine zahlreichen Beiträge zu der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, der »Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes«, der »Encyclopaedia Britannica«, dem »Hermes«, den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften etc.

Nolens volens (lat.), »nicht wollend (oder) wollend«, d. h. gleichviel ob gutwillig oder nicht.

Nolet de Brauwere van Steeland (spr. nolät de brauere), Johannes Karel Hubert, vlämischer Dichter, geb. 23. Jan. 1815 in Rotterdam, gest. 21. Juni 1888 in Vilvorde (Brabant), studierte auf der Universität zu Löwen, war seit 1849 Mitglied der Brüsseler Akademie und wurde bei den Versammlungen des Sprachkongresses und Sprachverbandes wiederholt zum Präsidenten gewählt. Seine erste größere Dichtung war »Noami« (Löwen 1840); ihr folgten: »Ambiorix« (das. 1841; 2. Aufl., Brüss. 1846), »Dichtluimen« (Löwen 1842), »Ernst en boert« (Brüssel 1847), »Zwart op wit« (Amsterd. 1853), »Het groote dietsche vaderland« (Brüss. 1857) u. a. Mit etwas derbem Humor ist sein Prosawerk »Een reisje in het Noorden« (Löwen 1843) geschrieben. Früher ein eifriger Verehrer und Förderer alles Deutschen, schlug er nach 1866 zum erbittertsten Gegner Preußens und Deutschlands um, wie seine in der Akademie gehaltene Rede: »Du pan-germanisme et de ses influences sur la littérature flamande« (1868) bewies. Gesammelt erschienen seine »Volledige Werken« (Amsterdam 1859—77, 6 Bde.) und dazu als 7. Band: »Poezij en Lettercritiek« (Roeselare 1884).

Noli, Stadt in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, am Golf von Genua und der Eisenbahn Genua-Nizza, welche das felsige Ufer mit mehreren Tunnels und Galerien durchbricht, mit Schloßruinen, einem Fischerhafen und (1881) 1316 (als Gemeinde 1865) Einw.

Noli me tangĕre (lat., »rühre mich nicht an«), Name der Sinnpflanze oder Sensitive (s. Mimosa); auch soviel wie Impatiens noli tangere (s. Impatiens). In der Malerei (nach Joh. 20, 17) die Darstellung der Szene, wo Christus nach der Auferstehung der Magdalena erscheint (z. B. Fiesole, Correggio, Tizian etc.).

Nolinsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Wjatka, an der schiffbaren Woja (Nebenfluß der Wjatka), mit 4 Kirchen und (1889) 5967 Einw.

Noli turbāre circŭlos meos (lat., »störe meine Kreise nicht«), Ausspruch des Archimedes, mit dem er den auf ihn eindringenden Feind, der ihn in seinen mathematischen Betrachtungen störte, zurückwies.

Nolla, Zufluß des Hinterrheins (s. d.).

Nollen, Berg, s. Titlis.

Nollendorf, Dorf in Böhmen, Bezirksh. Aussig, mit (1890) 400 deutschen Einwohnern. Bei N. entschied 30. Aug. 1813 General von Kleist die Niederlage Vandammes in der Schlacht von Kulm (s. d. 1) und wurde dafür zum Grafen von N. erhoben.

Nollich, Burgruine, s. Lorch 1).

Noma (griech. nomē), s. Wasserkrebs.

Nomāden (griech., Hirtenvölker), Völkerschaften, welche hauptsächlich Viehzucht treiben und der Ernährung ihrer Herden wegen von einem Ort zum andern ziehen. In der Kultur stehen die N. bedeutend höher als die ältern Jäger- und Fischervölker, ob aber die Viehzucht älter ist als der Ackerbau, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Auch gibt es ackerbauende N. In die an ihren Grenzen liegenden Kulturländer sind N. wiederholt hereingebrochen und haben sich dieselben unterworfen, so die Mongolen, jetzt die Mandschu in

China, türkische Stämme in Persien, mongolische Horden herrschten zeitweilig über ganz Asien und brachen in Europa ein, die Hyksos jahrhundertelang über Ägypten, die viehzüchtenden Fulbe herrschen noch heute über die gewerbfleißigen Haussa. Die meisten N. gibt es noch in Zentralasien; in Nordsibirien, Südafrika, Süd- und Nordamerika finden sich die Gewohnheiten der N. vereinigt mit denen der Jägervölker. Vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1877); Grigorjew, Die N. als Nachbarn und Eroberer zivilisierter Staaten (Petersb. 1875).

Nomansland (engl., spr. nomännsländ, »Niemandsland«), früherer Name des Distrikts Ostgriqualand (s. Griqualand) der britisch-südafrikanischen Kapkolonie.

Nomarch (Nomarchie), s. Nomos.

Nombre de Dios (Villa de N.), Distriktshauptort im mexikan. Staate Durango, hat Baumwollfabriken, Mescalbrennerei und (1877) mit Gebiet 5722 Einw. 20 km davon die von Amerikanern bebauten Silbergruben Vaca San Marcus und Bismarck.

Nombres (franz., spr nongbr'), Zahlen, speziell in der kaufmännischen Buchführung soviel wie Zinszahlen (s. Kontokorrent); daher Nombrerechnung, das besondere kaufmännische Verfahren der Zinsberechnung.

Nom de guerre (franz., spr. nong dö ghär', »Kriegsname«), ehemals Name, den jemand beim Eintritt in die Armee annahm oder erhielt, jetzt bei Schauspielern und Schriftstellern (»nom de plume«) gebräuchlich, die dem Publikum gegenüber ihren Namen ändern; auch soviel wie Spitzname.

Nomen, Mehrzahl von Nomos (s. d.).

Nomen (lat., Mehrzahl nomina), das Nennwort, s. Substantivum.

Nomenclātor (lat., »Namennenner«), zu den Zeiten der römischen Republik ein Sklave, der den Herrn auf seinen Ausgängen zu begleiten hatte, um ihm Namen und Verhältnisse derjenigen anzugeben, die er, vielleicht um ihre Stimme für eine Amtsbewerbung zu erbitten, ansprechen wollte. In der Kaiserzeit hatte der N. die ankommenden Besuche bei der Herrschaft anzumelden. Jetzt ist N. Titel von Büchern, welche die in einer Kunst oder Wissenschaft vorkommenden Personen- oder Sachnamen aufzählen.

Nomen et omen (lat.), »Name und (zugleich) Vorbedeutung«, Citat aus Plautus' »Persa«, IV, 4, 74.

Nomenklatūr (lat.), Namensverzeichnis gewisser Gegenstände ohne Erklärung, besonders ein auf gewissen Prinzipien und Einteilungsgründen beruhendes für eine Wissenschaft oder Kunst.

Noméntum, alte Stadt in Latium, später zum Sabinergebiet gerechnet, nordöstlich von Rom, war durch ihren Wein berühmt. Seneca und Martial, Ovid und Cornelius Nepos hatten Landhäuser daselbst. Hier schlug Quintus Servilius 435 v. Chr. die Fidenaten und Vejenter. Jetzt Mentana.

Nomīna (lat., Mehrzahl von nomen), im Rechnungswesen soviel wie Geld-, Schuldposten; N. activa, Außenstände Forderungen; N. passiva, zu zahlende Posten, Schulden.

Nominā̆l... (lat.), den Namen betreffend, dem Namen nach, im Gegensatz zu Real...

Nominaldefinition, s. Definition.

Nominalelénchus (lat.-griech.), früher die vom Geistlichen vor versammelter Gemeinde über eine mit Namen bezeichnete Person ausgesprochene Rüge oder Ermahnungsrede (Abkanzelung).

Nominalismus (neulat.), diejenige philosophische Ansicht vom Wesen und von der Bedeutung der allgemeinen Begriffe, wonach diese bloß Produkte der Abstraktion sind. Der Sache nach ging er bis auf die Kyniker und Stoiker zurück, der Name entstand erst zur Zeit der Scholastiker, als Johann Roscellinus mit der Behauptung hervortrat, daß die allgemeinen Begriffe (Universalien) nicht wirkliche Dinge, sondern lediglich Worte u. Namen (nomina rerum oder flatus vocis) seien und nur das Einzelne wirklich existiere. Die Formel des N., der sich fälschlich auf Aristoteles berufen zu können glaubte, während der sogen. Realismus sich an Platon anlehnte, lautete: universalia post rem, die des Realismus, welcher die Lehre verfocht, die allgemeinen Begriffe seien selbst vor oder in den Dingen wirklich: universalia ante rem oder in re. Erstere ward, weil sie im Trinitätsdogma zum Tritheismus führte, samt ihrem Urheber 1092 zu Soissons verdammt. Doch erneuerte sich im 14. Jahrh. der Kampf zwischen Nominalisten u. Realisten wieder, indem der Fanziskaner Wilhelm von Occam, ein Schüler des Duns Scotus, den allgemeinen Begriffen nur eine subjektive Existenz beigelegt wissen wollte. Unter den spätern Vertretern des N. sind zu nennen: Johann Buridan (gest. nach 1358), Robert Holcot (gest. 1349) und Gabriel Biel (gest. 1495). Wie die Nominalisten von ihren Gegnern heftige Verfolgungen zu erdulden hatten, namentlich zu Paris, so setzten auch sie im Streit öfters die Toleranz außer Augen, wie die Verdammung des Huß beweist. Indes gewann der N. nach und nach in Frankreich wie in Deutschland die Oberhand, und er war es, von dem jener freiere, von der kirchlichen Theologie unabhängigere Geist ausging, welcher der Philosophie der folgenden Jahrhunderte den Weg bahnte. Vgl. Exner, Über N. und Realismus (Prag 1841); Köhler, Realismus und N. in ihrem Einfluß auf die dogmatischen Systeme des Mittelalters (Gotha 1858); Löwe, Der Kampf zwischen dem Realismus und N. (Prag 1876).

Nominalisten, die Anhänger des Nominalismus (s. d.).

Nominalwert, soviel wie Nennwert (s. d.).

Nominalzinsfuß, bei Wertpapieren, insbes. bei Obligationen, das Verhältnis des Zinses zum Nennwert (s. d.). Von demselben weicht der wirkliche Zinsfuß, welchen der Inhaber des Papiers für die von ihm aufgewandte Summe bezieht, dann ab, wenn das Papier zu einem Kurs über oder unter pari erworben wurde. S. Kurs und Staatsschulden.

Nomina sunt odiosa (lat.), »Namen erregen Ärgernis«, d. h. man will (bei einer ausgesprochenen Vermahnung oder Rüge) keine Namen nennen.

Nominātim (lat.), namentlich.

Nominatio auctōris (lat.), soviel wie Auctoris nominatio.

Nomination (lat.), Nennung, Namhaftmachung; auch die Ernennung zu einem Amt, z. B. Nominatio regia, das dem Landesherrn zustehende Recht der Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe.

Nominativ (lat.), s. Kasus.

Nominativpapier, soviel wie Namenpapier (s. d.), im Gegensatz zum Inhaberpapier.

Nomīne (lat.), im Namen oder in der Eigenschaft (eines andern), z. B. curatorio n., als Vormund, n. mandatario, nach erhaltener Vollmacht, n. proprio, in eignem Namen.

Nominell, soviel wie Nominal.

Nominieren (lat.), nennen, namhaft machen, ernennen.

Nomisch, s. Nomos.

Nomokanon (griech.), in der griech. Kirche eine systematische Zusammenstellung der kirchlichen Gesetze (Kanones) und derjenigen weltlichen, besonders kaiserlichen Gesetze, welche kirchliche Verhältnisse betrafen. Besonderes Ansehen genießt der N. des Photius von 883 (Par. 1615), von neuem herausgegeben im »Spicilegium romanum« (Rom 1842) sowie zu Athen 1852.

Nomokratie (griech.), im Gegensatz zu Autokratie (s. d.) die Gesetzesherrschaft.

Nomophylaken (griech., »Gesetzeswächter«), Behörden in verschiedenen griech. Städten, welche über die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen hatten; namentlich in Athen ein Kollegium von sieben Männern, welches seit der Beseitigung des Areopags als politische Behörde durch das Gesetz des Ephialtes 460 v. Chr. aus der Bürgerschaft ausgelost wurde und in den Volksversammlungen gegen alle staatsgefährlichen oder verfassungswidrigen Beschlüsse Einspruch zu erheben hatte.

Nomophyllum, Laubblatt, s. Blatt, S. 55.

Nomos (griech.), Name der Distrikte, in welche jede der drei Hauptabteilungen Ägyptens, Ober-, Mittel- und Unterägypten, eingeteilt war, und über die je ein Nomarch als Statthalter gesetzt war. Im heutigen Königreich Griechenland ist N. (Nomarchie) Bezeichnung der 16 Verwaltungsbezirke. — Ferner bedeutet N. Herkommen, Gesetz, daher auch ein aus alten Zeiten stammendes, nach bestimmten Normen gegliedertes Musikstück, das bei Götterfesten, besonders des Apollon, vorgetragen wurde, ursprünglich allein auf der Flöte oder Kithara (auletischer und kitharistischer N.), dann auch unter Gesangbegleitung (aulodischer und kitharodischer N.). Den auletischen N. führte man auf den Phrygier Olympos zurück (Ende des 8. Jahrh. v. Chr.); der kitharodische erhielt seine künstlerische Ausbildung durch Terpandros in Sparta (um 675), und aus ihm entwickelte sich die dorische Lyrik. Seit dem 5. Jahrh. erweiterte und verweltlichte sich der N. immer mehr, namentlich in Athen, und wurde die Hauptstätte für Musikvirtuosen. Nomisch, dem Stil des N. entsprechend.

Nomoteletik (griech.), Lehre von der Erhaltung der Gesetze, besonders in betreff der Kirchenzucht.

Nomothesie (griech.), Gesetzgebung, Gebot, Gesetz; daher Nomothetik, Gesetzgebungskunst.

Nomotheten (griech., »Gesetzgeber«), zu Athen seit Solon eine aus den Heliasten (s. Heliäa) gewählte Kommission von 501, 1001 oder 1501 Männern, die in einem förmlichen Prozeßverfahren zwischen Vertretern des alten und des neuen Gesetzes den Wert oder Unwert neuer Gesetzvorschläge zu prüfen hatten; bemerkenswert ist namentlich die 403 v. Chr. gewählte Kommission von 501 N., welche bei der großen Revision der alten Gesetzgebung mitzuwirken hatte.

Noms (franz., spr. nong, »Namen«), die von Börsenagenten in Paris ausgestellten Anweisungen beim Verkauf von Rente im monatlichen Liquidationsgeschäft.

Non (franz., spr. nong), nein.

Non, Vorgebirge, s. Nun.

Nona (lat.), die neunte Stunde des Tages, in der römisch-katholischen Kirche die Zeit von 2 oder 3 Uhr nachmittags bis zur Vesper (s. Horae canonicae).

Nonae, bei den Römern im März, Mai, Juli und Oktober der siebente, in den übrigen Monaten der fünfte Tag nach den Kalenden, gehörten zu den Dies nefasti (s. Dies).
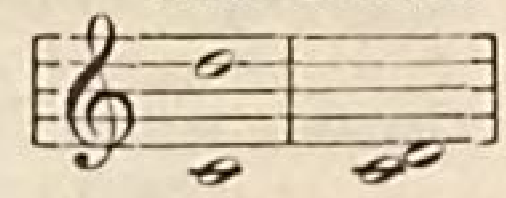
Nonagesimus (lat., der »Neunzigste«), derjenige Punkt der Ekliptik, welcher für einen gegebenen Moment von ihren beiden, eben im Horizont befindlichen Punkten 90° weit absteht. Seine Höhe ist das Maß für die Neigung der Ekliptik gegen den Horizont.

Nonagium (lat.), ein Neuntel von den beweglichen Gütern eines Verstorbenen, welches im Mittelalter die Geistlichkeit für milde Stiftungen in Anspruch zu nehmen pflegte.

Nonagōn (griech.), Neuneck.

Nonchalance (franz., spr. nongschalāngß'), das Sichgehenlassen, Nachlässigkeit im Betragen etc., nonchalant (spr. nongschaláng), nachlässig, unbekümmert.

None (lat.), die neunte (diatonische) Stufe, welche ebenso heißt wie die zweite (Sekunde), z. B.:



Doch unterscheidet die Harmonielehre N. und Sekunde, da die N. als wesentlicher Bestandteil von Akkorden auftritt; als N. erscheint sie dann, wenn der Grundton trotz des Vorhalts vor der Oktave vertreten, als Sekunde, wenn der Grundton ausgefallen ist.

Non-ens (lat.), ein »Nichtseiendes«, ein Unding; etwas, dessen Sein unmöglich ist.

Nonett (ital.), Musikstück für neun Instrumente.

Non fit poëta, nascĭtur, lat. Sprichwort: Man wird nicht Dichter (durch Übung etc.), sondern wird als solcher geboren.

Nonidi (franz.-lat.), der neunte Tag einer Dekade im französischen Revolutionskalender.

Nonintrusionisten (engl. Non-instrusionists), s. Schottische Kirche.

Nonius (Vernier), ein kleiner Maßstab, der sich an einem größern verschieben läßt und die Messung von Teilen ermöglicht, die kleiner sind als die direkt angegebenen. Teilt man 11 (allgemein $n+1$) Teile des Maßstabes A in 10 (allgemein in n) Teile und trägt sie auf dem N. B auf, so ist ein Noniusteil um $^1/_{10}$ (allgemein um $\frac{1}{n}$) größer als ein Teil des Maßstabes, und wenn ein bestimmter Teilstrich des N. auf einen Teilstrich des Maßstabes trifft, so sind die folgenden Teilstriche um $^1/_{10}$, $^2/_{10}$, $^3/_{10}$ etc. (allgemein um $\frac{1}{n}$, $\frac{2}{n}$, $\frac{3}{n}$ etc.) den entsprechenden Teilstrichen des Maßstabes voraus. Die Noniusteile werden hier vom Nullpunkt an rückwärts gezählt, weshalb man den N. einen nachtragenden nennt (Fig. 1). Da nun

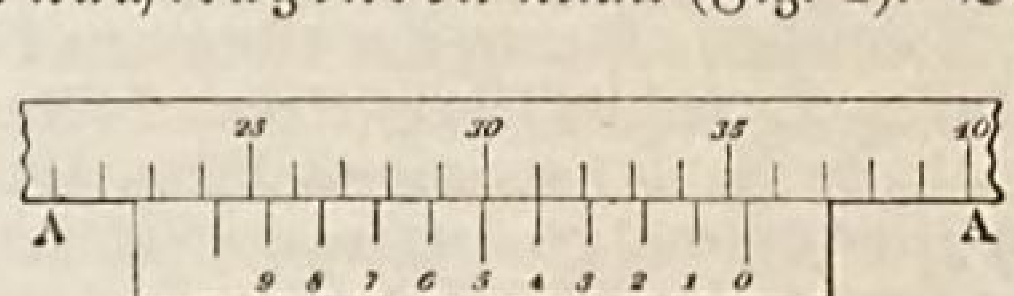


Fig. 1. Nachtragender Nonius.

in der Figur der Teilstrich 4 des N. mit einem Teilstrich des Maßstabes zusammenfällt, so steht der Nullpunkt des N. um $^4/_{10}$ eines Maßstabteiles vor dem ihm entsprechenden Strich des Maßstabes, und eine Linie, deren Endpunkte der (in der Figur nicht angegebene) Nullpunkt des Maßstabes und derjenige des N. sind, enthält also $35^4/_{10}$ Maßstabteile. Teilt man aber nicht 11, sondern 9 (allgemein $n-1$) Maßstabteile auf dem N. in 10 (allgemein in n) Teile, so ist ein Noniusteil um $^1/_{10}$ (allgemein um $\frac{1}{n}$) kleiner als ein Teil des Maßstabes, und wenn ein Strich des N. auf einen Strich des Maßstabes fällt, so liegen die folgenden Noniusstriche um $^1/_{10}$, $^2/_{10}$ etc. hinter den entsprechenden Maßstabstrichen. Die Noniusteile werden hier vom Nullpunkt an vorwärts gezählt, und

da der Strich 4 des N. auf einen Strich des Maßstabes fällt, so liegt der Nullpunkt des N. um 4/10 über dem Teilstrich 27 des Maßstabes. Eine von den Nullpunkten des Maßstabes und des N. begrenzte Länge hat also 27 4/10 Maßstabteile. Der N. heißt ein **vortragender** (Fig. 2). Mit Rücksicht auf die Lage der Teilstriche des N. vor oder hinter denen des Maßstabes werden die Benennungen »vortragend« und »nachtragend« auch bisweilen in entgegengesetztem

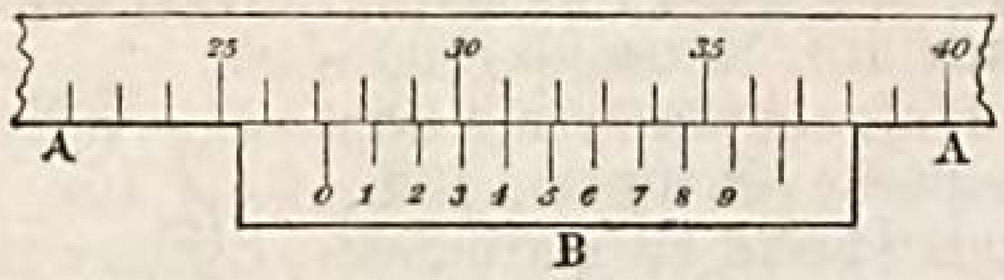


Fig. 2. **Vortragender Nonius.**

Sinne gebraucht. Übrigens ist der nachtragende N. im obigen Sinne (Fig. 1) nur selten im Gebrauch. Die Größe 1/10 oder allgemein $\frac{1}{n}$, welche den Unterschied zwischen einem Teil des Maßstabes und des N. bildet, heißt die **Angabe** des N. Allgemein ist nun bei jedem N. die Entfernung des Nullpunktes des N. vom nächst vorhergehenden Teilstrich des Maßstabes gleich der Angabe multipliziert mit der Zahl des ersten Noniusteilstrichs, der auf einen Strich des Maßstabes fällt. In gleicher Weise wie bei geradlinigen Maßstäben wird der N. auch bei geteilten Kreisbogen angewendet. Der Name N. rührt von dem Portugiesen Petrus Nonius (s. Nuñez 1) her, in dessen Schrift »Olysipone« (1542) eine Vorrichtung zur Messung kleiner Bogen beschrieben wird, die aber von unserm N. verschieden ist. Derselbe findet sich zuerst beschrieben in »La construction, l'usage et les propriétés du quadrant de mathématique« (Brüssel 1631) des Niederländers Pierre Vernier (Peter Werner, 1580—1637); daher der Name »Vernier«, bisweilen auch »Werner«, statt N.

Nonius Marcellus, lat. Grammatiker aus Tubursicum in Numidien, stellte zu Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. eine lexikalische Sammlung seltener Wörter (»De compendiosa doctrina per litteras«) in 13 Abschnitten aus den Schriften Früherer (namentlich des Gellius) zusammen; eine höchst geist- und kritiklose Arbeit, aber wegen der zahlreichen Belegstellen aus verlornen, besonders archaischen, Schriftstellern von großer Wichtigkeit. Neuere Ausgaben von Quicherat (Par. 1871), L. Müller (Leipz. 1888, 2 Bde.). Vgl. **Schmidt**, De Nonii auctoribus (Leipz. 1868).

Non-jurors (engl., spr. -dschūrers, »Nichtschwörer«), Bezeichnung der Jakobiten (s. d. 2) in England, welche den nach Vertreibung Jakobs II. zur Herrschaft gelangten Königen den Unterthaneneid verweigerten.

Nonkonformisten (engl. Non-conformists), s. Dissenters.

Non liquet (lat.), es ist nicht klar.

Non multa, sed multum, s. Multum, non multa.

Nonne (spätlat. nonna), eine weibliche Person, welche die Klostergelübde gethan hat; wegen Verpflichtung zum Chordienst (s. d.) auch **Chorschwester** genannt.

Nonne, Vogel, s. Amadinen.

Nonne, weibliches Schwein, s. Schwein.

Nonne (**Fichtenspinner**, **Fichtenbär**, **Rotbauch**, Ocneria [Liparis] monacha *L.*, s. Tafel »Waldverderber II«), Schmetterling aus der Familie der Spinner (Bombycidae), 4—6 cm breit, am Kopf und Thorax weiß und schwarz, am Hinterleib, der beim Männchen in einen Afterbüschel endet und beim Weibchen in eine Legeröhre ausläuft, schwarz und rosenrot, auf den weißen Vorderflügeln mit schwarzen Zackenbinden und auf den grauen Hinterflügeln am Saum bindenartig dunkler. Er findet sich in ganz Europa und fliegt bei uns in der letzten Hälfte des Juli und im August; das Weibchen sitzt am Tage träge an Baumstämmen, während das Männchen leichter aufgescheucht wird und dann taumelnd umherfliegt. Nach der Paarung legt das erstere die Eier nesterweise zu je 20—50, im ganzen etwa 150, zwischen Rindenschuppen, Moos, Flechten ꝛc. ohne schützende Umhüllung. Ende April oder Anfang Mai kriechen die Räupchen aus, bleiben einige Tage in Familien (**Spiegel**) zusammen und sind im Juni oder Juli erwachsen (55 mm). Sie sind ziemlich stark behaart, meist rötlich, seltener grünlichgrau, mit dunkler, einen länglichen, hellen Fleck einschließender Rückenbinde, auf dem zweiten Ring mit samtschwarzem, fast herzförmigem Fleck beginnend. Die Puppe ist anfangs grünlich, später dunkelbraun, bronzeschillernd, mit weißlichen oder rötlichen Haarbüscheln, und ruht etwa 15—20 Tage hinter einigen Fäden an Baumstämmen, auch zwischen den Laubblättern oder Nadeln der Futterpflanze, zu Ende Juni oder Anfang Juli. Die N. ist eins der schädlichsten Insekten, ihre Raupe frißt Kiefern- und Fichtennadeln, aber auch Eichen-, Buchen- und Birkenblätter, geht auch auf Apfel- und Pflaumenbäume und in der Not auf Lärchen und Wacholder, hat aber bisher den Fichten und Kiefern am meisten geschadet. Sie beißt die Nadeln in der Mitte oder noch tiefer an und verzehrt nur das untere Ende, während die obere Hälfte herabfällt; ebenso frißt sie an Laubhölzern nur den untern Teil der Blätter. Zur Bekämpfung der N. sammelt man die Eier, tötet die jungen Raupen, solange sie in Spiegeln zusammensitzen (**Spiegeln**), und sammelt die Raupen, Puppen und weiblichen Schmetterlinge. Zum Anlocken der letztern benutzt man elektrisches Licht und die von Gautsch erfundenen Zinkfackeln. Mit dem elektrischen Licht hat man einen Exhaustor verbunden, welcher alle anfliegenden Schmetterlinge in eine Grube schleuderte (in einer Nacht 200,000 Stück). Auch Leimringe an den Stämmen werden mit Erfolg angewendet, weil die Raupen in lichtern Beständen vom Baum herabsteigen, um auf einen andern überzugehen. Die wirksamste Hilfe ist immer von den Vögeln und den parasitisch in den Raupen hausenden Fliegenlarven (Schlupfwespen, Tachinen) und Schmarotzerpilzen zu erwarten. Der **Schwammspinner** (**Dickkopf**, **Großkopf**, **Rosenspinner**, O. [L.] dispar *L.*, s. Tafel »Waldverderber II«) erscheint in beiden Geschlechtern ungemein verschieden. Das Weibchen ist 8 cm breit, plump gebaut, schmutzig weiß, am dicken Ende seines Hinterleibes mit braungrauer Wolle bekleidet, auf den weißen Flügeln mit schwarzen Zackenbinden gezeichnet. Das 4,5 cm breite Männchen ist graubraun, am Hinterleib hellgrau, einreihig schwarz gefleckt, an der Spitze zottig bebuscht; die Vorderflügel sind graubraun, mit verwaschenen, dunkeln Zackenlinien, die Hinterflügel braungelb; er findet sich in ganz Europa und Algerien, fehlt in einigen nordwestlichen Distrikten Deutschlands, fliegt bei uns im Juli und August; das äußerst träge Weibchen legt 300—500 Eier in Kuchen, eingebettet in die braunen Haare seiner Hinterleibsspitze, so daß die Häufchen einem Stück Feuerschwamm gleichen (**große Schwämme**, daher der Name), an Baumstämme und Mauern. Im Frühjahr schlüpfen die Raupen aus und fressen die Knospen und Blätter der Obstbäume, besonders der Zwetschen, auch der Ro-

sen und vieler Laubhölzer. Die Raupe hat eine gelbliche Längslinie auf dem schwarzgrauen, heller gesprenkelten Rücken, zwei blaue Warzen auf den fünf ersten, je zwei rote auf den sechs folgenden Körperringen und außerdem noch zwei Reihen Warzen, welche wie die übrigen lange, vorherrschend weißliche Haarbüschel tragen. Nach der letzten Häutung besitzt die Raupe einen sehr dicken, gelblichgrauen, braun gefleckten Kopf (daher der Name Dickkopf). Die lebhafte, vorn gerundete, hinten kolbig gespitzte, matt schwarze und mit einzelnen gelben Haarbüscheln bewachsene Puppe hängt hinter wenigen Fäden in einer Rindenspalte oder zwischen einigen Blättern. Zur Vertilgung des Schwammspinners sammelt man die Eier, die sehr hart und daher schwer zerstörbar sind, und die Weibchen. Die Haare der Raupen können auf der Haut empfindlicher Leute Entzündung hervorrufen. Vgl. Pauly, Die N. in den bayrischen Waldungen (Frankf. 1891); Wachtl, Die N. (2. Aufl., Wien 1892); Wachtl u. Kornrauth, Beiträge zur Kenntnis der Morphologie, Biologie und Pathologie der N. (das. 1893); Nitsche, Die N. (das. 1892); A. Schmidt, Die N. (Ratibor 1893); Metzger u. Müller, Die Nonnenraupe und ihre Bakterien (Berl. 1895).

Nonnen, leichtes Buttergebäck aus zusammengelegten Semmelscheiben, von denen die eine Scheibe in Rotwein, die andre in versüßter Milch eingeweicht ist; Nonnenbiskuit, aus Mandeln, Orangeblütenwasser, Eidotter, Zitronat und Eischnee bereitetes Biskuit in Form kleiner Törtchen.

Nonnenente, s. Enten.

Nonnengeräusch (Nonnensausen, franz. Bruit de diable, wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Geräusch eines Brummkreisels, einer »Nonne« [franz. diable], so genannt), das Geräusch, welches bei manchen Personen beim Anlegen des Stethoskops an die Drosselvenen gehört wird und durch das Ausströmen des Blutes aus den Jugularvenen in den weiten Bulbus jugularis entsteht. Es ist häufig von sehr großer Intensität, von rauschendem, sausendem oder zischendem Charakter, meist rechts stärker hörbar als links. Man hört das N. am häufigsten bei blutarmen Menschen, am stärksten in der Drosselvene, doch auch in der Arm- und Schenkelvene. Durch die Anwesenheit des Nonnengeräusches wird die Diagnose der Blutarmut bestätigt; doch ist es ein weniger bedeutungsvolles Symptom, da es auch durch Seitwärtsbeugung des Kopfes und die damit zusammenhängende Kompression der Vene beim Gesunden hervorgebracht werden kann.

Nonnennägelein, s. Nigella.

Nonnenstromberg, Gipfel des Siebengebirges (340 m).

Nonnenvögel, s. Amadinen.

Nonnenwerth, s. Rolandswerth.

Nonnos, griech. Dichter aus Panopolis in Ägypten, lebte im 5. Jahrh. n. Chr. und schrieb als Heide mit poetischem Talent und in lebhafter, rhetorischer Sprache ein für unsre Kenntnis des Dionysischen Sagenkreises unschätzbares Epos in 48 Büchern: »Dionysiaca« (hrsg. von Gräfe, Leipz. 1819—26, 2 Bde.; von Köchly, das. 1858, 2 Bde.). Als Christ verfaßte er eine versifizierte Metaphrase des Johannesevangeliums (hrsg. von Passow, Leipz. 1834; von Scheindler, das. 1881; übersetzt von Winckler, Gießen 1838). Vgl. Ludwich, Beiträge zur Kritik des N. (Königsb. 1873).

Nonobstänz (neulat.), Wiedereinsetzungs-, Wiederherstellungsurkunde.

Non olet (lat.), »Es (nämlich das Geld) stinkt nicht«, ein auf den röm. Kaiser Vespasian (69—79) zurückgeführter Ausspruch, den jener gethan haben soll, als ihn sein Sohn Titus wegen einer auf die Latrinen gelegten Steuer getadelt hatte.

Non omnĭa possŭmus omnes, lat. Sprichwort: »Wir können nicht alle alles«, d. h. der eine leistet dies, der andre jenes.

Non omnibus dormĭo (lat.), »Ich schlafe nicht bei allem« (werde nicht zu allem schweigen).

Non omnis morĭar (lat.), »Nicht ganz werde ich sterben«, Citat aus Horaz' Oden (III, 30, 6).

Nonpareille (franz., spr. nongparélje, Nompareil), in der Buchdruckerkunst Schriftgattung von 6 typographischen Punkten Kegelstärke.

Non plus ultra (lat.), »nicht darüber hinaus«, substantivisch das Höchste, Unübertreffliche.

Non possŭmus (lat., »Wir können nicht«), mit Anwendung der Stelle aus Apostelgesch. 4, 20, Antwort des Papstes Clemens VII. auf die drohende Aufforderung des Königs Heinrich VIII. von England, ihn von seiner Gemahlin Katharina zu scheiden; seitdem allgemeine Formel für jede Weigerung des päpstlichen Stuhles, der Forderung einer weltlichen Macht nachzugeben.

Non-resident (engl.), in der englischen Kirche ein Geistlicher, der nicht am Orte, wo er seine Pfründe hat, wohnt, sondern sich zur Verrichtung seines Amtes einen Vikar bestellt.

Non-restraint-System (engl., spr. -ristrēnt-), s. Geisteskrankheiten, S. 247.

Nonsberg (Val di Non), s. Noce.

Nonsberger Alpen, Gruppe der südlichen Zone der Mittelalpen in Tirol, nordwestlich vom Ultenthal, östlich vom Etschthal und südwestlich vom Nonsbergthal begrenzt, ist zum größten Teil Kalkgebirge, erreicht nicht die Schneeregion und besteht aus zwei Hauptzügen, wovon der eine, das Ultenthal begleitend, nordöstlich zur Etsch streicht u. in der Karspitze, 2746 m, seine höchste Erhebung findet. Ein bekannter Aussichtspunkt ist die Große Laugenspitze, 2433 m. Der andre Gebirgszug, welcher am Gampenpasse mit der erstern Kette zusammenhängt, ist das Mendelgebirge (s. d.).

Non scholae, sed vitae discĭmus (lat.), »Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir«, Sprichwort, das auf den 106. Brief des jüngern Seneca zurückgeht, wo im Tone des Vorwurfs gesagt ist: »Non vitae, sed scholae discimus« (»Leider lernen wir nicht für das Leben, sondern für die Schule«).

Nonsens (neulat., engl.), Unsinn, Widersinn.

Nontron (spr. nongtróng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Dordogne, am Bandiat und an der Orléansbahn, hat Mühlen, Messerwarenfabrikation, Pastetenbäckerei und (1891) 2366 (als Gemeinde 3585) Einwohner.

Nonum premātur in annum (lat.), »Bis ins neunte Jahr werde es (ein Werk) zurückgehalten«, aus Horaz (Ars poetica, 388) als Sprichwort aufgenommener Grundsatz, welcher das unablässige Feilen eines litterarischen Produkts empfiehlt.

Nonusus (neulat.), Nichtgebrauch eines Rechts.

Nonvalénz (lat.), Zahlungsunfähigkeit.

Non-valeur (franz., spr. nong-walör), Unwert, Wertlosigkeit, besonders in der Mehrzahl: nicht einzutreibende Ausstände, unverkäufliche Waren ꝛc.

Noologie (griech.), Lehre von den Vernunftbegriffen; Noologist, Anhänger derselben.

Noorden, Karl von, deutscher Geschichtschreiber, geb. 11 Sept. 1833 in Bonn, gest. 25. Dez. 1883 in

Leipzig, studierte in Bonn, Marburg und Berlin Sprachwissenschaft und Litteratur, dann Geschichte, habilitierte sich 1863 als Privatdozent der Geschichte in Bonn, wurde 1868 ordentlicher Professor der Geschichte in Greifswald, 1870 in Marburg, 1873 in Tübingen, 1876 in Bonn und 1877 in Leipzig. Er schrieb: »Die Sage von Helgi« (Bonn 1857); »Hinkmar, Erzbischof von Reims« (das. 1863); »Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert«, 1. Abteilg.: Der Spanische Erbfolgekrieg (Bd. 1—3, Düsseld. u. Leipz. 1870—82), eine auf ausgedehnten archivalischen Studien beruhende, von umfassenden Gesichtspunkten in lebendiger Sprache geschriebene Geschichte dieses bisher vernachlässigten Zeitraums. Seine »Historischen Vorträge« gab Maurenbrecher heraus (Leipz. 1884).

Noordwijk aan Zee (spr. nōrdweik ān sē), Dorf und Seebad in der niederländ. Provinz Südholland, nördlich von Katwijk, durch eine Dampfstraßenbahn mit Leiden verbunden, hat Schiffahrt und mit dem Dorfe Noordwijk-binnen (1889) 4450 Einw.

Nootkasund, s. Nutkasund.

Nopālgewächse, Sukkulenten mit fleischigen, anscheinend blattlosen Stengeln.

Nopālpflanze, soviel wie Opuntia coccinellifera.

Nopālschildlaus, soviel wie Kochenille.

Noph, biblischer Ort, s. Memphis.

No popery! (engl.) »Keine Papisterei!« (Losungswort der Feinde des römischen Katholizismus in England).

Noppen, s. Appretur und Tuch.

Noer (spr. nör), Fürsten von, erloschener Seitenzweig des Hauses Augustenburg (s. d.).

Nora, Stadt im schwed. Län Örebro, am Norasee und den Eisenbahnen N.-Ervalla und N.-Karlskoga-Otterbäcken, mit neuem Rathaus, Eisenbergbau, Handel und (1890) 1373 Einw.

Norbert, der Heilige, Stifter des Prämonstratenserordens, aus dem Hause der Grafen von Gennep, geb. um 1085, trat in den geistlichen Stand, verbrachte aber seine Jugend in Üppigkeit als Kanonikus in Xanten und Kaplan des Kaisers Heinrich V. Erst die Rettung aus Todesgefahr machte 1115 einen solchen Eindruck auf ihn, daß er seit 1118 als Bußprediger Frankreich und die Niederlande durchzog und 1119 den Orden der Prämonstratenser (s. d.) gründete. 1126 wurde er Erzbischof von Magdeburg, wo er seinem Domkapitel gegenüber einen schweren Stand hatte. Er gewann auf die allgemeinen Verhältnisse der Kirche großen Einfluß, indem er den deutschen König Lothar zur Anerkennung Innocenz' II. (s. d.) und zur Verwerfung Anaklets II. bewog. N. starb 6. Juni 1134. Sein Tag ist der 6. Juni. Vgl. Rosenmund, Die ältesten Biographien des heil. N. (Berl. 1874); Madelaine, Histoire de saint N. (Lille 1886); »Leben des heil. N., Erzbischofs von Magdeburg 2c.« (in den »Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit«, Bd. 64, Leipz. 1895).

Norbertiner, s. Prämonstratenser.

Norburg (dän. Nordborg), Flecken im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Sonderburg, auf der Nordseite der Insel Alsen, an einem See, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, ein Strandamt und (1890) 1047 Einw. — N. hieß ursprünglich Kjöping (»Handelsplatz«) und verdankt seinen Ursprung dem alten Schloß N., das nach der Teilung der Herzogtümer Sitz der nach ihm benannten Linie des dänischen Königshauses war u. 1665 niederbrannte. Herzog August ließ 1679 ein neues Schloß aufführen, wovon aber nur noch einzelne Gebäude vorhanden sind.

Norcia (spr. nórtscha, im Altertum Nursia), Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Spoleto, im Römischen Apennin gelegen, ist Bischofsitz, hat ein Lyceum und Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar und (1881) 3726 (als Gemeinde 8733) Einw., welche namentlich Schweinezucht betreiben. N. ist die Vaterstadt des römischen Feldherrn Sertorius und des heil. Benedikt.

Nord (spr. nōr), das nördlichste Departement Frankreichs, aus Teilen von Flandern, Hennegau und Cambrésis gebildet, grenzt im NW. an die Nordsee, im Norden und O. an Belgien, im S. an das Depart. Aisne, im SW. an Somme, im W. an Pas-de-Calais u. hat einen Flächenraum von 5773 qkm (104,8 QM.). Die Küste hat eine Ausdehnung von 35 km, ist flach und von einer Reihe niedriger Dünen eingefaßt; sie enthält zwei Häfen, Dünkirchen und Gravelines. Auch das innere Land ist fast ganz eben, nur im SO. erheben sich Ausläufer der Ardennen bis 266 m Höhe. Das Departement liegt größtenteils im Stromgebiet der Schelde, welche mit ihren Nebenflüssen Sensée, Scarpe und Lys das Mittelland durchströmt; im O. fließt die Sambre zur Maas und im Norden die Aa und Yser direkt der Nordsee zu. Außer den auf einer Strecke von 253 km schiffbaren Flüssen besitzt das Departement zahlreiche Schiffahrtskanäle (240 km). Das Klima ist gemäßigt und ziemlich feucht. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, vorzüglich bewässert und trefflich angebaut; auch die früher moorigen Landesteile sind meist ausgetrocknet und urbar gemacht, so das »Watteringhe-Land« im Arrond. Dünkirchen, das jetzt zu den ergiebigsten Landstrichen gehört. Von der Gesamtfläche sind 383,925 Hektar Ackerland, 95,106 Wiesen, nur 42,781 Wälder und 2550 Heide- u. Weideland. Hauptprodukte des Landes sind: Getreide, insbes. Weizen (1894: 3,259,305 hl) und Hafer (1894: 3,546,032 hl), ferner Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Zuckerrüben (1893: 18,2 Mill. metr. Ztr.), Hopfen (12,068 metr. Ztr.), Flachs (28,400 metr. Ztr.), Hanf, Raps (6755 metr. Ztr.), Tabak (13,536 metr. Ztr.), Zichorie, Gemüse. Der Viehstand ist ein sehr bedeutender, namentlich an Pferden (1893: 80,989 Stück), Rindvieh (235,120), Schafen (82,227), Schweinen (78,112) und Geflügel. Die Fluß- und Küstenfischerei ist sehr ergiebig; auch wird der Stockfisch- und Heringsfang in großem Umfang betrieben, und 1894 sind von diesem Fischfang in den beiden Häfen Dünkirchen und Gravelines 189 Schiffe von 10,805 Ton. mit einer Ausbeute von 5,15 Mill. kg Stockfisch und 0,13 Mill. kg Hering eingelaufen. Das Departement ist außerordentlich reich an Steinkohlen; doch genügt die Produktion (1894: 4,930,020 T.) noch nicht dem großen Bedarf des Departements (jährlich 6,100,000 T.). Andre mineralische Produkte sind: Marmor, Kalk, Kreide, Sand, Thon, Bausteine 2c. Unter den Mineralquellen sind die Thermen von St.-Amand die bekanntesten. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 1,736,341 Bewohner und hat seit 1886 um 66,157 zugenommen. Sie ist mit 301 Einw. pro QKilometer nächst dem Depart. Seine die dichteste in Frankreich. Die Bewohner sind dem Stamme nach im Norden Vlämen, im S. Wallonen, doch sind beide Stämme größtenteils französiert; nur 10 Proz. sprechen noch vlämisch. Der Staatsangehörigkeit nach zählt das Departement 295,987 Fremde, meist Belgier. In Bezug auf die gewerbliche Industrie nimmt das Departement in Frankreich den ersten Rang ein. Die wichtigsten Industriezweige sind: die Eisenindustrie, welche 1894: 224,116 T.

Roheisen, 293,918 T. Stabeisen u. Blech und 114,068 T. Stahl produzierte; der Maschinen- und Brückenbau; die Fabrikation von Porzellan, Glas und Spiegeln (19 Mill. Frank Produktionswert), Papier, Kerzen, Seifen, chemischen Produkten, Zucker (1894: 91 Fabriken, 136,388 T. Produktion), dann die Textilindustrie. Die letztere umfaßt die Spinnerei und Weberei in Baumwolle (1,389,280 Spindeln, 1800 mechanische und 1200 Handstühle), in Schafwolle (1,717,729 Spindeln, 20,000 mechanische und 14,000 Handstühle), in Flachs, Hanf und Jute (455,191 Spindeln, 9930 mechanische und 6250 Handstühle), in Seide (3500 Spindeln, 650 mechanische und 170 Handstühle), endlich die Weberei in gemischten Stoffen (9974 mechanische und 10,417 Handstühle). Zur Textilindustrie gehören außerdem zahlreiche Färbereien und Bleichereien sowie eine ausgebreitete Hausindustrie, namentlich für Erzeugung von Spitzen und Leinwand. Außerdem verdienen noch Erwähnung: die Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Gerberei, Ölfabrikation und das Mühlengewerbe. Insgesamt verfügte das Departement 1893 über 5687 Dampfmaschinen mit 141,235 Pferdekräften. Entsprechend der hohen Entwickelung der Industrie, ist auch der Handel sehr rege. Er konzentriert sich zur See hauptsächlich in dem Hafen von Dünkirchen (s. d.) und steht hier mit Schiffbau und ausgebreiteter Schiffahrt in Verbindung. Die Handelsmarine des Departements belief sich Anfang 1895 auf 405 Schiffe von 56,612 T. Im Innern des Landes findet der Handel an einem reichverzweigten Netz von Verkehrswegen ein mächtiges Förderungsmittel. In administrativer Beziehung zerfällt das Departement in die sieben Arrondissements: Avesnes, Cambrai, Douai, Dünkirchen, Hazebrouck, Lille und Valenciennes; Hauptstadt ist Lille. Vgl. Brunel u. a., Géographie générale du département du Nord (Lille 1889).

Nordafrikanischer Südstrom, s. Atlantischer Ozean, S. 83.

Nordalbingia, ursprünglich das ganze im NO. der Elbe gelegene und anfangs wohl von den Cimbern, später von den Sachsen bewohnte Land, auch Saxonia transalbina genannt, wurde von Karl d. Gr. 804 bis zur Eider dem fränkischen Reich unterworfen. In diesem Umfang zerfiel es in die Landschaften: Holstein im Norden, Stormarn im S., Dithmarschen im W. Wagrien verblieb noch den Slawen. Die von den Dänen entrissenen überelbischen Gebiete eroberte Heinrich I. 934 wieder und gründete die schleswigsche Mark bis zur Schlei und die sächsische (gegen Wagrien) bis zur Trave. Otto I. erwarb nicht allein Wagrien, sondern eroberte 936 ganz N. (d. h. Jütland) bis zum Ottensund. Doch war letztere Erwerbung nicht von Dauer, und auch die Mark Schleswig ward 1035 von Konrad II. an Dänemark abgetreten. Weiteres s. Holstein. Über die Ansiedelungen Nordalbingiens vgl. Jansen, Poleographie der Cimbrischen Halbinsel (Stuttg. 1886).

Nordamerika, s. Amerika.

Nordamerikanische Freistaaten, s. Vereinigte Staaten.

Nordamerikanische Litteratur (in englischer Sprache). Die litterarischen Bestrebungen der Nordamerikaner datieren wesentlich erst von der Zeit der Revolution und sind noch mit denen des Mutterlandes eng verknüpft. Was zunächst die poetische Litteratur betrifft, so ist aus der Kolonialperiode als bedeutendste Erscheinung eine Dichterin, Frau Anna Bradstreet (gest. 1672), namhaft zu machen. Später erweckte der Unabhängigkeitskrieg Dichter, wie Philip Freneau (1752—1832), dessen patriotische Lieder und Balladen mit Begeisterung gesungen wurden, und John Trumbull (1750—1831), dessen satirisches Heldengedicht »Mac Fingal« (1775 ff.) ungeheure Verbreitung fand. Im ernsten Heldengedicht versuchte sich Joel Barlow (gest. 1812) in seiner »Vision of Columbus« (1787), die er später zur »Colombiad« (1808) erweiterte. Ihm folgten Timothy Dwight (gest. 1817) mit seiner trotz einzelner Schönheiten im ganzen verfehlten »Conquest of Canaan«, Fairfield mit »The last night of Pompeji« (1832), woraus Bulwer die Idee zu seinem Roman geschöpft haben soll, E. Oakes Smith mit »The sinless child«, einem lyrisch-epischen Gedicht (1842), J. Greenleaf Whittier mit »Mogg Megone« (1836), in welchem die Geschichte eines indianischen Häuptlings behandelt ist, und Longfellow mit »Hiawatha«. Im romantischen Heldengedicht hat Mary Brooks (gest. 1845), bekannter unter dem Namen Maria del Occidente, sich ausgezeichnet durch »Zophiel, or the bride of seven« (1833), in der Ballade Richard H. Dana (gest. 1879) durch »The buccaneer« u. a. Das komische und satirische Epos fand Pfleger an dem erwähnten Barlow und an Fitz Greene Halleck (gest. 1867) sowie an dem originellen Oliver Wendell Holmes und an James Russel Lowell. Die didaktische Dichtung ist vielfach angebaut, namentlich von Dwight, W. Allston (gest. 1843) und Charles Sprague (»On curiosity«, 1829). Die Zahl der Lyriker ist ungemein groß. Obenan unter ihnen stehen William Cullen Bryant (1794—1878), der durch die Litteratur der germanischen Völker gebildete Longfellow (1807—82) und Edgar Allan Poe (1809—49), die auch im Ausland Anerkennung gefunden haben; ferner Henry David Thoreau (gest. 1862), der sinnige Naturschilderer; die schon genannten Dichter Richard H. Dana, Fitz Greene Halleck und der Quäkerpoet J. G. Whittier; J. G. Percival, ein Dichter des Weltschmerzes (gest. 1856), Geo. P. Morris und der derb komische J. G. Saxe. Unter den Dichtern zweiten Ranges sind namhaft zu machen: Lydia H. Sigourney, John G. C. Brainard, Charles Fenno Hoffmann, Alfred B. Street, Henry Th. Tuckerman, Frances Sargent Osgood und H. Fiske Jackson, John Pierpont (gest. 1866; »Airs of Palestine«), Bayard Taylor (gest. 1878, Übersetzer von Goethes »Faust«), Boker, W. Whitman, Henry Stoddard, die durch ihre Kriegspoesien bekannten Dichter E. C. Stedman und Charles G. Halpine (O'Reilly, gest. 1868), Will. Winter und Joaquin Miller (»Songs of the Sierras«). Das Idyll ist durch Longfellows »Evangeline« würdig vertreten. Das Drama ist noch wenig angebaut, das erste Theater wurde erst 1752 errichtet, und noch immer beherrscht das englische Drama fast ausschließlich die amerikanische Bühne. Jedoch sind bereits manche mehr oder weniger gelungene Versuche gemacht worden, namentlich von Brackenridge (gest. 1816), N. P. Willis, J. H. Payne (»Brutus«), Epes Sargent, Geo. Boker (»Calaynos«), Laughton Osborn, Dean Howells u. a. Vgl. Dunlap, History of the American theatre (New York 1832).

Kein Feld der Dichtung aber ist mit solchem Erfolg angebaut worden wie der Roman. Ch. Brockden Brown (gest. 1810) eröffnete mit Glück den Reigen mit seinem »Wieland« und »Edgar Huntley«. Am bedeutendsten sind Washington Irving (gest. 1859) und J. Fenimore Cooper (gest. 1851), von seinen Landsleuten der amerikanische Walter Scott genannt. Nächst ihnen sind zu nennen: Rob. Montgomery Bird (gest. 1854), der mit grobem Pinsel, aber treu nach der

Natur amerikanisches Leben malt, und dessen »Nick of the woods« (1837) sich der größten Beliebtheit erfreute; Edg. Poe, dessen düster-phantastische Erzählungen (»Tales of the grotesque and the arabesque«) eine wahre Fülle von genialen Ideen enthalten; James Kirke Paulding (gest. 1860), der Verfasser von »Westward ho!« und »Dutchman's fireside«; Timothy Flint (gest. 1840), J. Pendleton Kennedy (gest. 1870; »Swallow Barn«, »Horse-shoe Robinson«); William Gilmore Simms, der mit Vorliebe die südlichen Staaten zum Schauplatz seiner Erzählungen wählt; Catherine Sedgwick (gest. 1867), Carolina W. Kirkland, in Schilderungen des Ansiedlerlebens ausgezeichnet, u. a. Nathaniel Hawthorne (gest. 1864) schrieb ebenso originelle wie künstlerisch vollendete Novellen (»Twice-told tales«); Azel S. Roe gab gelungene Genrebilder aus dem neuenglischen Leben, während Mrs. Beecher-Stowe mit dem Roman »Uncle Tom's cabin« einen beispiellosen Erfolg erzielte und Elizabeth Wetherell (Miß Warner) durch ihr »Wide, wide world« und »Queechy« (1852) namentlich das religiöse Publikum in Amerika und England anzog. In neuerer Zeit hat Bret Harte mit seinen originellen Schilderungen aus dem Ansiedlerleben in Kalifornien verdienten Ruhm erworben. Das Pionierleben im unzivilisierten Westen hat in Eggleston (»The end of the world«, »The circuit rider« ꝛc.) seinen Romandichter gefunden. Ein Bild des sozialen Zukunftsstaates lieferte Edward Bellamy in seinem Roman »Looking backward«, der allgemeines Aufsehen erregte und in die meisten Sprachen übersetzt wurde. Ferner sind zu erwähnen: die ethnographischen Romane von Hermann Melville und William Starbuck Mayo; die der alten Geschichte entnommenen Romane von William Ware, die trefflichen Novellen des 1861 in der Schlacht bei Great Bethel gefallenen Majors Theod. Winthrop; die kurzen Erzählungen von Elizabeth Stuart Phelps (»Men, women and ghosts«, 1869) sowie die glänzend geschriebenen, phantasievollen Romane von Harriet Prescott Spofford (»Sir Rohan's ghost«, »The amber gods«, »Azarian« ꝛc.). Im psychologischen Roman sind William Dean Howells (»The undiscovered country«) u. der fruchtbare Henry James jun. (»The American«, »The portrait of a lady«, »Roderick Hudson« ꝛc.) die beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart. Andre angesehene Novellisten sind noch: George W. Cable, der die kreolische Bevölkerung von New Orleans schildert; Albion W. Tourgee (»The invisible empire«), der Norweger Boyesen, Frances Hodgson u. a. Als spezifische Humoristen haben sich ausgezeichnet: Charles Leland (»Hans Breitman«), Seba Smith (»Major Jack Downing«), der allzu früh verstorbene Charles Browne (Artemus Ward), Samuel Clemens (Marc Twain), Charles D. Warner, B. Aldrich, Henry Shaw (Josh Billings), P. V. Nasby (Dav. Roß Locke), Albion W. Tourgee, Frank Stockton und Adeler.

Wissenschaftliche Litteratur.

Auf dem Felde der **Geschichte** hat sich bereits eine stattliche Anzahl Schriftsteller hervorgethan, von denen man mehrere den ersten Historikern der Alten Welt an die Seite stellen kann. Zu letztern gehören vor allen: William H. Prescott (gest. 1859) mit seiner »History of Ferdinand and Isabella«, »Conquest of Mexico« ꝛc.; George Bancroft mit seiner »History of the United States« und John L. Motley (gest. 1877) mit seiner »History of the rise of the Dutch republic« sowie Francis Parkman, die sich alle sowohl durch gründliches Quellenstudium als durch lebhafte Darstellung und psychologischen Scharfsinn auszeichnen. Auch W. Irvings Werke über die Entdeckung Amerikas und über spanische Geschichte, Allens »History of the American revolution« (1821), Wheatons »History of the Northmen« (1831), Drapers »History of the intellectual development of Europe« (1863), Hildreths »History of the United States« (1852), Ticknor Curtis' »History of the constitution of the United States« (1855) und Bac Masters »History of the United States«, eine volkstümliche kulturhistorische Behandlung des Gegenstandes, an welche sich die neuern Werke über die Geschichte der Vereinigten Staaten von James Schouler, Henry Adams und die umfangreiche »History of America« von Justin Winsor (1884—89) anschließen, sind verdienstliche Leistungen. Die Geschichte der Urbewohner Nordamerikas haben S. G. Drake, George Catlin, W. L. Stone, Henry Rowe Schoolcraft (gest. 1864), H. Bancroft bearbeitet; die einzelner Staaten oder Landesteile wurde unter andern von John G. Palfrey, Timothy Flint, Horace E. Scudder, Theodore Roosevelt, S. A. Drake, Theodore Hittels und namentlich von Henry C. Lodge behandelt. Unter den Werken über den Bürgerkrieg verdienen die von Horace Greeley, Alex. H. Stephens, John W. Draper und Henry Wilson sowie die Memoiren der Generale Sherman, Scott und Grant Hervorhebung. Auf dem Gebiete der **Litteraturgeschichte** ist G. Ticknors »History of the Spanish literature« (1849) ein hochgeschätztes Werk. Die einheimische Litteratur behandelten R. W. Griswold, J. S. Hart, Duyckinck, S. A. Allibone, Welsh, F. Richardson, Tuckerman, Underwood, Tyler u. a. Über Shakespeare schrieben unter andern: P. N. Hudson, Verplancke und neuerdings, als Vertreter der sogen. Bacontheorie, Nathan. Holmes. Treffliche **Lebensbeschreibungen** haben geliefert: Sparks (Washington u. Morris), Randall (Jefferson), Well (Samuel Adams), Parton (Franklin, Aaron Burr und A. Jackson), W. Irving (Goldsmith u. Washington), Rives (Madison), Colton (Henry Clay), Josiah Quincy (John Quincy Adams), Geo. W. Greene (General Greene), G. Ticknor Curtis (Webster), Ticknor (W. Prescott), Holland (Lincoln), Lodge u. a. Sparks gab auch eine »Library of American biography« in 25 Bänden heraus. Wichtig für die Geschichte der Revolution sind auch die auf Staatskosten veröffentlichten Korrespondenzen u. Tagebücher des Präsidenten John Adams.

Die **geographische und Reiselitteratur** ist in den Vereinigten Staaten sehr reich vertreten. Wichtig sind namentlich die auf Staatskosten veröffentlichten Berichte über Erforschungsexpeditionen, die auf Anlaß der Regierung unternommen wurden, wovon wir als besonders erfolgreich nur erwähnen: Wilkes' Reise nach den antarktischen Regionen (1838), Fremonts Forschungen in den Rocky Mountains (1842), Marcys Erforschung des Red River-Gebiets (1853), Perrys Expedition nach Japan (1853), Herndons Erforschung der Quellen des Amazonenstroms, die Berichte von Kane, Hayes, Hall und Peary über ihre Nordpolfahrten ꝛc. Wertvoll sind namentlich auch die Berichte über die Vermessung der Territorien und das Werk »Cruise of the U. S. steamship Corwin in Alaska an the Northwest Arctic Ocean« (1881) von J. Muir, E. Nelson und Irving Rosse. Außerdem erinnern wir an E. Robinsons Werk »Palestine«, an W. F. Lynchs Bericht über die Erforschung des Toten Meeres, an Dalls und Allens Werke über Alaska, an

George Kennans Arbeiten über Sibirien, an die das wirtschaftliche und politische Leben nach geographischen Gesichtspunkten behandelnden, zum Teil recht umfangreichen Werke von Whitney, Mc. Coun, Patton, Bryce, Bolles, Hare, Day, Schaler, Appleton ꝛc. Mehr belletristisch als wissenschaftlich sind die Reisewerke von Irving, Longfellow, Cooper, Bryant, Tuckerman, Sanderson, Willis, Miß Sedgwick, Hawthorne (»Notebooks«), Curtis (»Howadji«), Bayard Taylor, S. Williams, Harriet Becher-Stowe, J. L. Stephens, E. G. Squier, E. Schuyler, Denton J. Snider, W. H. Bishop, H. Lansdell u. a.

Die Philosophie ist erst in neuerer Zeit mehr angebaut worden. Als ein bedeutender konsequenter Denker des vorigen Jahrhunderts wird allerdings Jonathan Edwards genannt (1703—58, beste Gesamtausgabe seiner Werke von S. E. Dwight, New York 1844, 10 Bde.), der einen strengen Determinismus lehrte. Nachdem man sich lange an Locke und Dugald Stewart gehalten, verbreitete sich durch Brownson und Marsh der Eklektizismus Victor Cousins; zugleich machte Emerson (gest. 1882) seine Landsleute mit seiner Transcendentalphilosophie bekannt, die zumeist auf dem Studium der deutschen Philosophie beruhte, sich aber auch vielfach an die Lehre Channings, der die Freiheit der Vernunft und des Gewissens betonte, anschloß und das Leben vergeistigen wollte. Als populärer Philosoph ist Franklin noch jetzt unübertroffen, als Moralphilosoph Channing (1780—1842). Die philosophischen Richtungen des Auslandes haben allmählich in Nordamerika modifizierende Vertreter gefunden, namentlich hat sich auch der deutsche Idealismus Eingang verschafft. Von neuern philosophischen Schriftstellern sind zu nennen: L. P. Hickok, der mancherlei Kantische Gedanken bringt, John Fiske, Noah Porter (»The elements of moral sciences«, 1885), der auch viel Kantisches hat, James Mc. Cosh, der sich gegen allen Materialismus und Positivismus wendet, Mark Hopkins, Francis Bowen, Charles C. Everett, John Bascom, Edw. J. Hamilton, S. Harris, Mackintire Salter, der an die Stelle von Religion die Moral setzen will, u. a. Ein »Journal of speculative philosophy«, das die deutsche Philosophie stark berücksichtigt, wurde seit 1867 von W. T. Harris in New York herausgegeben. In der Zeitschrift »The Platonist«, die seit 1881 in St. Louis erscheint, soll die platonische und neuplatonische Philosophie wieder aufleben. Die Vierteljahrsschrift »The Monist«, seit 1890 in Chicago, will eine einheitliche Weltanschauung begründen, und das »International Journal of Ethics« (Philad., seit 1890, hrsg. von Bruns Weston) behandelt ethische Fragen. Die Psychologie, die namentlich als experimentelle in letzter Zeit stark getrieben wird, ist in »The American Journal of psychology« (Baltim., seit 1887) vertreten. Als Schriftsteller auf diesem Gebiete haben sich hervorgethan der Herausgeber dieser Zeitschrift, G. Stanley Hall, und William James (»Principles of psychology«, 1890).

Auch die theologische Forschung ist in Nordamerika verhältnismäßig nur wenig gefördert worden, obschon die Zahl der theologischen Schriften infolge des reich entwickelten Sektenwesens sehr groß ist. Bei weitem die Mehrzahl der Werke steht unter dem Einfluß der deutschen theologischen Litteratur. Unter den selbständigen Schriften zeichnet sich Dwights Dogmatik (»System of divinity«), vom calvinistischen Standpunkt aus geschrieben, aus; als Bibelforscher haben sich besonders Edw. Robinson, T. C. Murray, Noyes, Moses Stuart, Barnes (»Notes on the gospels«), Ezra Abbot, J. W. Alexander, B. Warfield (Textkritik) u. a. verdient gemacht. Kirchengeschichtliche Werke veröffentlichten: Ph. Schaff, Shedd, Hurst, Henry Smith ꝛc., ein Leben Jesu Ware. Erst in neuerer Zeit hat die sogen. höhere Kritik die amerikanische Theologie zu beschäftigen angefangen und einzelne bedeutende Vertreter, wie Orello Cone, gewonnen. Seit 1892 besitzt die freie wissenschaftliche Theologie ein ausgezeichnetes Organ in der zu Boston erscheinenden Zeitschrift »The New World«. Im übrigen werden die wichtigsten Fragen der biblischen Exegese, Kritik und Geschichte bezeichnenderweise noch immer hauptsächlich in Blättern verhandelt, welche dem praktischen Zweck der Sonntagsschulen dienen. Unter den Kanzelrednern steht Channing voran; neben ihm sind zu nennen: Andrew Gunton Fuller, Ebenezer Porter, Theodor Parker, Henry Beecher, Ph. Brooks u. a.

Die juristische Litteratur beschränkt sich meist auf amerikanisches Recht, das seit der Revolution eine ziemliche Selbständigkeit erlangt hat. Eine treffliche Sammlung der Gesetze der Vereinigten Staaten hat Joseph Story in Cambridge geliefert; unter den Kommentaren dazu gelten die von James Kent (»Commentaries on American law«) als Hauptautorität. Als Autor auf dem Gebiete des Völkerrechts ist namentlich Henry Wheaton anzuführen, der auch in England großes Ansehen genießt; nächstdem H. W. Halleck, Polson, Woolsey. Um das Strafrecht machten sich neuerdings Edward Livingston und Francis Wharton verdient. Auf dem Gebiete der Nationalökonomie behauptet Henry Charles Carey (gest. 1879) mit seinen »Principles of political economy« (1837—40) und den »Principles of social science« (1858—59) den obersten Rang; ferner sind Amasa Walker (»Science of wealth«) und dessen Sohn Francis A. Walker (»Political economy«, 1883), letzterer zugleich als Statistiker, sodann Lester F. Ward (»Dynamic sociology«, 1882) und der Sozialpolitiker Henry George (»Social problems«) hervorzuheben. Über Staatsrecht schrieben Thom. M. Cooley, W. A. Duer, J. J. C. Hare, J. N. Pomeroy. Als politische Redner haben sich ausgezeichnet: Fisher Ames, Patrick Henry, Morris, Otis, Rufus King, J. Q. Adams und Will. Wirt; unter den neuern: Henry Clay, Dan. Webster, Calhoun, Thom. Hart Benton, Edward Everett, W. H. Seward, R. C. Winthrop, W. Phillips, W. L. Garrison, Charles Sumner, Conklin, G. W. Curtis u. a.

Die Naturwissenschaften erfreuen sich allgemeiner Teilnahme und reicher Pflege. Große Stiftungen, wie die der Smithsonian Institution (s. Smithson), das Yale-College in New Haven, das New Cambridge-Museum, die Lick-Sternwarte, bereiteten der Forschung günstige Heimstätten. Schon Franklin erwarb sich als Physiker einen Namen, besonders durch die Erfindung des Blitzableiters. Seitdem haben sich als Chemiker namentlich ausgezeichnet: der ältere und jüngere Silliman, Eben Norton Horsford und Edw. L. Youmans; als Physiker: Mathew F. Maury (gest. 1873), J. Henry (gest. 1878), Benj. Peirce, Emory M'Clintock, S. P. Langley, A. G. Bell, der Erfinder des Telephons, Edison, der Urheber so vieler Fortschritte der Technik, Muybridge, als Verbesserer und Anwender der Augenblicksphotographie ꝛc.; als Geologen: Edw. Eaton, Hitchcock, David Dale Owen, James D. Dana, Ferd. V. Hayden, G. K. Gilbert, R. D. Irving u. a.; als Paläontologen: James Hall, Dawson, B. L. Cope, Othniel C. Marsh, W. P.

Scott, H. F. Osborne, J. Leidy. Die allgemeine Naturgeschichte ist gründlich bearbeitet von Godman (»American natural history« und die prachtvolle »Natural history of the state of New York«); die Botanik von Barton, H. H. Harvey, John Torrey, Asa Gray, G. Goodall, C. E. Bessey, G. Vasey, J. B. Ellis, W. G. Farlow, de Salmon, H. Baldwin, Ch. S. Sargent u. a.; die Ornithologie meisterhaft von dem ausgewanderten schottischen Hausierer Wilson (gest. 1813) in der »American ornithology«, wozu Karl Bonaparte eine Fortsetzung lieferte, und von Audubon, S. F. Baird und D. G. Elliot; die Säugetiere von James Richardson, de Gay, Audubon, Spencer F. Baird, Elliott Coues und Lea; die Reptilien und Fische von Ch. Girard, Th. Gill, Baird und L. Agassiz; die Insekten und Gliedertiere von Le Conte, J. G. Morris, Ridley, S. Scudder, Thom. Say u. James Dana, wobei ausländische Forscher, wie H. Loew und R. v. Osten-Sacken, bedeutende Teile übernahmen; die Mollusken wurden von Charles B. Adams, W. G. Binney, A. Hyatt, J. Tryon, die Radiaten und Stachelhäuter von H. J. Clark und A. Agassiz bearbeitet. Als Anthropologen sind besonders Morton, E. G. Squier, Pickering, George R. Gliddon, O. T. Mason, L. H. Morgan, D. G. Brinton anzuführen. In der Astronomie haben sich ausgezeichnet: J. G. Barnard, Asaph Hall, S. W. Burnham, Benj. A. Gould, Edw. S. Holden, El. Loomis, S. Newcomb, G. E. Watsom, W. E. Winlock, Ch. A. Young, W. Farrel ꝛc.

Die Sprachwissenschaft findet ebenfalls allmählich mehr Berücksichtigung; auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung und des Sanskrit erwarb sich W. D. Whitney Verdienste, an den sich eine ganze Schule von jüngern Forschern anschloß, wie Hopkins, Lanman, Jackson u. a.; am meisten geschah für die Sprachen der Indianer, um die sich John Pickering, P. E. Duponceau, H. R. Schoolcraft, E. G. Squier, besonders aber A. Gallatin, ferner W. W. Turner, Frau M. H. Eastman und J. H. Trumbull verdient machten. Für die englische Sprache haben Lindley Murray durch seine Grammatik sowie Noah Webster und Worcester durch ihre Wörterbücher Beachtenswertes geleistet; Bartlett gab ein geschätztes »Dictionary of Americanisms« heraus. Gute Jugendschriften hat Peter Parley (Goodrich), Schriften über Erziehung Horace Mann, H. Barnard und Catherine Beecher veröffentlicht. Als archäologische Forscher sind Schoolcraft, Bradford, Squier und Davis, die Begründer der amerikanischen Altertumswissenschaft, J. W. Foster, H. Bancroft, Baudelier ꝛc. anzuführen. Unter den periodischen Zeitschriften behauptet die »North American Review« (seit 1815) den obersten Rang; daneben sind als litterarische Monatsschriften besonders »The Atlantic Monthly« (Boston), »The Century« und »Harper's New Monthly Magazine« (beide in New York) hervorzuheben. Endlich ist der großen Encyklopädien zu gedenken, deren mehrere erschienen, so die »Encyclopaedia Americana« von Fr. Lieber; die »New American Cyclopaedia« von Ripley und Ch. Dana; Appletons »Annual Cyclopaedia« und Johnsons »Cyclopaedia«.

Vgl. Brunnemann, Geschichte der nordamerikanischen Litteratur (Leipz. 1868); Engel, Geschichte der Litteratur Nordamerikas (das. 1883); Knortz, Geschichte der nordamerikanischen Litteratur (Berl. 1891, 2 Bde.); Tuckerman, Sketch of American literature (Philad. 1852); Duyckink, Cyclopaedia of American literature (neue Ausg., New York 1888, 2 Bde.); Royse, Manual of American literature (das. 1872); Griswold, The poets and poetry of America (neue Ausg., das. 1873); Tyler, History of American literature 1607—1765 (2. Aufl., das. 1881); Nichol, The American literature 1620—1880 (Edinb. 1882); Richardson, American literature (2. Aufl., New York 1891, 2 Bde.); Underwood, Builders of American literature (Boston 1893 ff.); Whitcomb, Chronological outlines of American literature (1894); die bibliographischen Werke von Trübner (Lond. 1861), Allibone (s. d.), Leypoldt und Jones (New York 1878 ff.).

Nordau, Max, Schriftsteller, geb. 29. Juli 1849 in Pest als Sohn eines jüdischen Gelehrten, studierte daselbst Medizin, unternahm dann eine sechsjährige Studienreise mit längern Stationen in Wien, Berlin, Rußland, dem skandinavischen Norden, England, Frankreich, Spanien und Italien und ließ sich 1878 als Arzt in Pest nieder, von wo er 1880 zu dauerndem Aufenthalt nach Paris übersiedelte. Er veröffentlichte: »Aus dem wahren Milliardenlande«, Pariser Studien und Bilder (Leipz. 1878, 2 Bde.; 2. Aufl. 1881); »Vom Kreml zur Alhambra«, Kulturstudien (das. 1879, 2 Bde.; 3. Aufl. 1888); »Seifenblasen«, Federzeichnungen und Geschichten (das. 1879); »Paris unter der dritten Republik«, neue Bilder (das. 1880, 4. Aufl. 1890); »Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit« (das. 1883, 15. Aufl. 1893); »Paradoxe« (5. Aufl., das. 1891); »Ausgewählte Pariser Briefe« (2. Aufl., das. 1887) u. »Die Krankheit des Jahrhunderts« (das. 1887, 2 Bde.; 5. Aufl. 1889); »Gefühlskomödie«, Roman (Bresl. 1891); »Seelenanalysen«, Novellen (Berl. 1892); »Entartung« (das. 1892, 2 Bde.); ferner das Lustspiel »Die neuen Journalisten« (mit Ferd. Groß, Brem. 1880) und die Schauspiele »Der Krieg der Millionen« (das. 1881), »Das Recht zu lieben« (Berl. 1892) u. »Die Kugel« (das. 1895). Die litterarischen Erfolge Nordaus beruhen auf seiner ungewöhnlichen dialektischen Begabung und Kraft der Schilderung, ferner auf seiner sogen. naturwissenschaftlichen Philosophie, welche der Mode der Zeit entsprach, und auf dem Freimut, womit er in den »Konventionellen Lügen« Dinge berührte, welche meist unbesprochen blieben; aber seine Dialektik wurde bald gar zu breit und ermüdend, seine Philosophie flach und sophistisch; sein Freimut ließ in der »Entartung« gar nichts mehr gelten und verstand die Zeit nicht mehr. Als Dichter konnte sich N. nicht bewähren.

Nordaustralien, soviel wie Nordterritorium (s. d.).

Nordbeveland, Insel, s. Beveland.

Nordborg, s. Norburg.

Nordbrabant, niederländ. Provinz, s. Brabant.

Nordby, 1) Hauptort der dän. Insel Samsö (s. d.). — 2) Badeort auf der dän. Insel Fanö (s. d.).

Nordcarolina (North Carolina, abgekürzt N. C.), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 33°53'—36°33' nördl. Br. und 75°25'—84°30' westl. L. v. Gr. gelegen, wird begrenzt im Norden von Virginia, im O. und SO. vom Atlantischen Meer, im S. von Südcarolina und Georgia, im W. von Tennessee, von dem es durch die Blauen Berge getrennt ist, und hat ein Areal von 135,320 qkm (2457,68 QM.). Die Küste ist flach und sumpfig. Haffe, unter welchen der Albemarle- und Pamplicosund die bedeutendsten sind, dringen tief in das Land ein und werden vom offenen Meer durch aus Dünen gebildete Nehrungen getrennt. Von den Vorgebirgen springt Kap Hatteras am weitesten gegen O. vor. Die Sumpf-

länder, wie das in seinem südlichen Teile zu N. gehörige Dismal Swamp (s. d.), sind großenteils mit Pechtannen bedeckt. An sie schließt sich eine allmählich ansteigende Sandebene an, die Pine Barrens, so benannt wegen ihrer großen Nadelholzbestände, dann folgt bis zum Fuß der Blauen Berge ein 180 km breites und bis 360 m hohes Hügelland. Den Westen des Staates durchziehen mehrere Parallelketten der Alleghanies (Black Dome oder Clingmans Berg, 2044 m). Von den zahlreichen Flüssen sind die bedeutendsten der Tar River, die Neuse, Cape Fear River, Chowan, Roanoke, Yadkin (obere Great Pedee), Catawba und im äußersten Westen der French Broad River. Alle Flüsse bilden beim Übertritt ins Tiefland Fälle, haben trägen Lauf in der Küstenregion, sind an ihrer Mündung durch Sandbänke und Barren mehr oder weniger verstopft und daher für den Verkehr wenig geeignet. Das **Klima** ist in den Niederungen heiß und im Sommer ungesund, in den mittlern Teilen gemäßigt und gesund, im Bergland ziemlich rauh, und Fröste halten dort monatelang an. Die mittlere Temperatur von Smithville, bei Kap Fear, ist 18,7°, die von Asheville, im Gebirge, 12,7°. Den jährlichen Regenfall schlägt man auf 1160 mm an. Die Wälder sind ausgedehnt und liefern außer Bauholz namentlich Pech, Teer und Terpentin, in Bezug worauf N. alle andern Staaten der Union weit überragt. Die ehemals sehr zahlreichen Hirsche findet man nur noch in den Bergen neben Bär, Wolf, Klapperschlange rc., das Krokodil in den Sümpfen und Flußmündungen. Die **Bevölkerung**, die 1790 erst 393,751 Seelen betrug, zählte 1890: 1,617,947 (12 auf 1 qkm), wovon 799,149 männlich und 818,798 weiblich. Davon waren 531,277 Neger und Mulatten, 2885 Indianer, wovon 1514 zivilisierte, und 3702 im Ausland (1077 in Deutschland) Geborne. Die Schulbildung steht auf sehr niedriger Stufe, 31 Proz. der Weißen und 77 Proz. der Farbigen, für welche besondere Schulen bestehen, können nicht lesen. Die öffentlichen Schulen mit 6535 Lehrern wurden 1890 von 330,719 Kindern besucht (579,000 waren schulpflichtig), außerdem bestehen 11 höhere Schulen, darunter die Universität von N. zu Chapel Hill. Es erscheinen 219 Zeitungen. Der Staat besitzt eine Irrenanstalt, ein Institut für Taubstumme und Blinde und ein Zuchthaus. Der Boden ist in manchen Gegenden fast erschöpft, doch können die Sumpfländereien leicht dem Ackerbau gewonnen werden, und die Berglandschaften eignen sich vortrefflich für die Viehzucht. 1890 waren 3,131,428 Hektar unter Kultur, und zwar 458,854 mit Baumwolle, 944,251 Hektar mit Mais, im übrigen mit Weizen, Gerste, Hafer, Reis, Tabak (36,375,258 Pfund), Erbsen, Bataten. Mit Wein sind 1600 Hektar bepflanzt. Der Viehstand betrug 1890: 131,451 Pferde, 100,011 Maulesel und Esel, 630,903 Rinder, 402,247 Schafe und 1,251,006 Schweine. An Gold hat N. bis 1892 geliefert für 11,604,868, an Silber für 57,874 Doll.; 1893 betrug die Förderung: Gold 53,000, Silber 17,000 Doll., Kohle 17,000 Ton., außerdem geringe Mengen von Eisenerz, Kupfer, Zinn und Glimmerschiefer. Die gewerbliche Thätigkeit ist noch nicht hervorragend, doch in schnellem Wachsen; 1890 erzeugten in 3667 gewerblichen Anstalten 36,214 Arbeiter Waren im Werte von 40,375,450 Doll., darunter 91 Baumwollfabriken (Produktion 9,563,443 Doll.), ferner Säge- und Kornmühlen, Tabaks- und Zigarrenfabriken, Teer- u. Terpentindestillerien, Wollfabriken. Die Gesamtlänge der Eisenbahnen betrug 1890: 4246 km, die Handelsflotte zählt nur 398 Fahrzeuge (78 Dampfer) von 12,951 Ton. Der Verkehr mit dem Ausland ist gering. Der Gouverneur und andre hohe Beamte werden vom Volk auf 4 Jahre gewählt, die Richter des Obergerichts auf 3 Jahre, die Legislative, bestehend aus 50 Senatoren und 120 Repräsentanten, auf 2 Jahre. In den Kongreß der Union entsendet N. 2 Senatoren und 9 Repräsentanten, bei der Präsidentenwahl hat es 11 Stimmen. Die Einnahmen des Staates betrugen 1890: 1,203,092, die Ausgaben 1,052,945, die Schulden des Staates 7,703,100, der Grafschaften 1,514,600, der Gemeinden 1,899,745 Doll. Dazu kommen noch Carpetbagschulden im Betrage von 34,887,464 Doll. Hauptstadt ist Raleigh, der bedeutendste Ort aber Wilmington.

Schon 1585 versuchte Sir Walter Raleigh, auf der Roanokeinsel eine Ansiedelung zu gründen. Um 1660 gründeten Neuengländer eine kleine Kolonie bei Cape Fear River, bald darauf aber wurde das ganze Gebiet dem Lord Clarendon und sieben andern Edelleuten verliehen (s. Carolina). 1729 trennten sich Nord- und Südcarolina, und die Eigentümer verkauften ihre Rechte für 17,500 Pfd. Sterl. an die englische Regierung. Im Befreiungskrieg erklärte sich N. schon im Mai 1775 für unabhängig, in der Konvention vom 27. Nov. 1789 nahm es die Verfassung der Vereinigten Staaten an. Im Bürgerkrieg gehörte N. zur südstaatlichen Partei und war lange Zeit Kriegsschauplatz. Wilmington wurde von den Unionstruppen 22. Febr. 1865 eingenommen. Vgl. Moore, History of North Carolina (Raleigh 1880, 2 Bde.).

Norddakóta (North Dakota, abgekürzt N. D.), Staat der nordamerikan. Union, zwischen 45° 55'—49° nördl. Br. und 96° 40'—106° westl. L. v. Gr., begrenzt im Norden von Kanada (Manitoba und Assiniboia), im W. von Montana, im S. von Süddakota, im O. von Minnesota, 183,350 qkm (3330 QM.) groß. Das zum größern Teil wüsten- und steppenhafte Hochpräriegebiet wird von NW. nach SO. durchzogen von dem Plateau du Coteau du Missouri (Missouri Coteau), der Wasserscheide zwischen dem in seiner ganzen Länge schiffbaren Missouri, dem an der Grenze der Yellowstone, später der Little Missouri zugehen, dem Souris River, James, Cheyenne und Red River, der die Ostgrenze bildet. Nur die Gegend an dem letzten (das ehemalige Bett des Lake Agassiz) ist für Ackerbau geeignet. Die **Bevölkerung** betrug 1890: 182,719 Seelen (1 auf 1 qkm), wovon 101,590 männlich, 81,129 weiblich, darunter 8943 in Deutschland, 34,216 in Skandinavien Geborne und 7865 Indianer (Sioux, Tschippewäer) auf drei (15,840 qkm großen) Reservationen. Die Volksschulen wurden 1890 von 35,543 Kindern besucht (49,881 waren schulpflichtig), außerdem bestehen drei höhere Schulen und eine Staatsuniversität in Grand Forks. Es erscheinen 126 Zeitungen. Der Ackerbau liefert nächst Minnesota, Kansas und Indiana den höchsten Betrag an vortrefflichem Weizen (8,5 Proz. der Gesamternte). Unter Kultur waren 1,863,206 Hektar, davon 1,083,760 mit Weizen. Der Viehbestand betrug 1890: 130,931 Pferde, 281,874 Rinder, 136,413 Schafe, 92,213 Schweine. Die noch unbedeutende Industrie erzeugte 1890 in 382 Anstalten mit 1847 Arbeitern Waren im Werte von 5,028,107 Doll.; sie hat aber bei der ungeheuern verfügbaren Wasserkraft eine große Zukunft. Die Great Northern- und die Northern Pacific-Eisenbahn durchziehen den Staat von O. nach W., andre Linien in nordsüdlicher Richtung; die Gesamtlänge aller Linien betrug 1892: 3360 km. Der Gouver-

neur wird vom Volk auf 2 Jahre gewählt; der Senat (30—50) auf 4, die Repräsentanten (60—140) auf 2 Jahre. Frauen haben bei Schulwahlen Stimmrecht. In den Senat der Union entsendet N. 2, in das Haus der Repräsentanten 1 Mitglied; bei der Präsidentenwahl hat es 3 Stimmen. Die Schulden des Staates betrugen 1890: 703,769, der Grafschaften 1,372,261, der Gemeinden 711,665, der Schuldistrikte 1,055,095 Doll. Hauptstadt ist Bismarck. — N. bildete bis 1889 einen Teil des Territoriums Dakota, das damals in N. und Süddakota geteilt wurde, die beide als Staaten Aufnahme in die Union fanden.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, eine zweimal täglich in Berlin erscheinende politische Zeitung, die die Richtung der konservativen Partei vertritt, deren Bedeutung aber in ihren Beziehungen zur Regierung beruht. 1861 gegründet, um die österreichischen Interessen in Deutschland zu vertreten, stellte sie sich bald der preußischen Regierung, insbes. Bismarck zur Verfügung, der sie bis zu seinem Rücktritt als Hauptorgan für seine offiziösen Mitteilungen benutzte (»Kanzlerblatt«). Dann stellte sie sich in den Dienst Caprivis und nach dessen Rücktritt ebenfalls in den des Reichskanzleramts und der Ministerien. Zu den Redakteuren in ihrer ersten Zeit gehörte der Sozialist Liebknecht. Bis 1894 war Geh. Kommissionsrat Pindter ihr Leiter, an dessen Stelle M. Griesemann trat.

Norddeutsche Mission, eine 1836 gegründete Gesellschaft, deren Sitz später von Hamburg nach Bremen verlegt wurde; sie missioniert im Anschluß an die Baseler Gesellschaft meist in Westafrika.

Norddeutscher Bund, Bundesstaat, zu welchem nach Auflösung des Deutschen Bundes infolge des Krieges von 1866 sich durch den Vertrag vom 18. Aug. d. J. folgende Staaten vereinigten: Preußen, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, die beiden Schwarzburg, Reuß jüngere Linie, Waldeck, Schaumburg-Lippe und Lippe sowie die Freien Städte Lübeck, Hamburg und Bremen. Am 21. Aug. folgten die beiden Mecklenburg, 3. Sept. der Großherzog von Hessen für seine nördlich vom Main gelegene Provinz Oberhessen, 26. Sept. Reuß ältere Linie, 8. Okt. Sachsen-Meiningen und 21. Okt. endlich das Königreich Sachsen. Somit umfaßte der Norddeutsche Bund 22 Staaten und ein Gebiet von 415,150 qkm (7540 QM.) mit fast 30 Mill. Einw. Am 15. Dez. 1866 traten die Vertreter jener Staaten zusammen, um die Verfassung dieses Bundesstaates zu beraten; 12. Febr. 1867 fanden die Reichstagswahlen statt, 24. Febr. wurde der konstituierende Reichstag vom König von Preußen eröffnet. Am 16. April nahm der Reichstag die vorgeschlagene Verfassung an, die 24. Juni 1867 verkündet wurde und 1. Juli in Kraft trat. Am 26. Juli übernahm König Wilhelm die ihm als Präsidenten des Bundes übertragenen Rechte und Pflichten, 15. Aug. trat der Bundesrat zusammen, 31. Aug. fanden die Reichstagswahlen statt, und 10. Sept. wurde der erste und einzige Reichstag des Bundes eröffnet. Nachdem im November 1870 Baden, Hessen, Bayern und Württemberg sich dem Norddeutschen Bund angeschlossen hatten und die betreffenden Verträge 9. Dez. auch von dem am 24. Nov. wieder zusammengetretenen Reichstag genehmigt waren, beantragte 9. Dez. der Bundesrat die Bezeichnung des erweiterten Bundes mit dem Namen: »Deutsches Reich«, die 10. Dez. vom Reichstag genehmigt wurde. Am 31. Dez. 1870 wurde die neue Verfassung des Reiches verkündet, womit der Norddeutsche Bund sein Ende nahm. Die Gesetze des Norddeutschen Bundes gingen meist auf das Deutsche Reich über, die Anleihen wurden aus der französischen Kriegsentschädigung getilgt. Genaueres über die Geschichte desselben s. Deutschland, S. 937 f. Vgl. Binding, Die Gründung des Norddeutschen Bundes (Leipz. 1889); Hiersemenzel, Die Verfassung des Norddeutschen Bundes (Berl. 1867—70, 3 Bde.); Hirth, Annalen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Zollvereins für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik (das. 1868—70; fortgesetzt als »Annalen des Deutschen Reiches«).

Norddeutscher Lloyd, s. Lloyd.

Nord-Devon, Polarinsel, s. Parry-Archipel.

Norden, Himmelsgegend, s. Mitternacht.

Norden, Kreisstadt im preuß. Regbez. Aurich, auf einer Anhöhe in der Marsch, am Berumer Kanal, der zum Leybusen führt, Knotenpunkt der Linien Emden-Wittmund und N.-Norddeich der Preußischen Staatsbahn, hat 4 Kirchen (darunter die alte Liudgerikirche), ein Gymnasium, eine Ackerbauschule, ein Amtsgericht, eine seichte Reede, eine Eisenhütte, Schokoladen- und Zuckerwarenfabrikation, bedeutende Geneverbrennerei (»Doornkaat«, jährlich 2 Mill. Lit.), Torfgräberei, Tabaks- und Zigarren-, Zichorien-, Senf-, Essig- und Preßhefefabrikation, Bierbrauerei, Schiffbau, Dampfmühlen, Getreide-, Holz- und Viehhandel und (1895) 6794 Einw., davon 203 Katholiken und 253 Juden. 4 km nordwestl. am Wattenmeer das Fährhaus Norddeich mit Leuchtturm, Rettungsstation für Schiffbrüchige und Dampfschiffahrt nach Juist und Norderney. — N., im Gau Nordwidi oder Nordi gelegen, wird schon 842 erwähnt. 1463 erhob es Kaiser Friedrich III. zu einer Reichsgrafschaft.

Nordenberg, Bengt, schwed. Maler, geb. 22. April 1822 in Kompinkulla (Blekinge), arbeitete sieben Jahre lang bei einem Zimmermaler, setzte dann sein Handwerk in Stockholm fort, besuchte dort die Akademie und wanderte 1851 nach Düsseldorf, wo er sich unter Th. Hildebrandt weiter ausbildete und nach einigen Reisen 1860 seinen Aufenthalt nahm. Seine fast ganz auf das schwedische Volksleben beschränkten Genrebilder zeugen von feiner Beobachtung und großer Gemütstiefe. Die bedeutendsten darunter sind: die Abendmahlsfeier in einer Dorfkirche (1854, Nationalgalerie in Christiania), Volksversammlung und Szene aus Lappland (Nationalmuseum in Stockholm), Sennhütte in Dalekarlien (1860), der Organist in einer schwedischen Dorfkirche (Museum in Leipzig), die Trauung zu Blekinge, die Abendmahlskinder (1865), die goldene Hochzeit (1872), auf der Flucht vor dem Waldbrand (1874), Mittsommerfest in Schweden (1880), Rettung Schiffbrüchiger (1883). Er ist schwedischer Hofmaler. — Sein Sohn Henrik N. ist als Genremaler in gleicher Richtung in Düsseldorf thätig.

Nordenburg, Stadt im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Gerdauen, am Flüßchen Aschwöne, das dem Nordenburger See entströmt, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht und (1895) 2207 meist evang. Einwohner.

Nordenflycht, Hedwig Charlotta, schwed. Dichterin, geb. 28. Nov. 1718 in Stockholm, gest. 29. Juni 1763 in Lugnet (Uppland), verheiratete sich 1741 mit einem Geistlichen, Fabricius, der aber schon acht Monate darauf starb. Sie ließ sich hierauf unter dem Namen ihres Vaters in Stockholm nieder, begründete mit der Elegiensammlung »Den sörjande turturdufvan« (»Die trauernde Turteltaube«, Stockh. 1743)

ihren dichterischen Ruf und stiftete eine litterarische Gesellschaft (»Utile dulci«), deren Arbeiten unter dem Titel: »Vitterhetsarbeten« (1759, 1762) erschienen. Inzwischen gab sie selbst eine poetische Jahresschrift: »Qvinligt tankespel« (»Weibliches Gedankenspiel«, 1744—50), heraus. Von ihren Schriften sind noch »Tankar om Skaldekonstens nytta« (»Gedanken über den Nutzen der Dichtkunst«, 1744) und das epische Gedicht »Det frälsta Svea« (»Das gerettete Schweden«, 1746) hervorzuheben. Frau N. war eine leidenschaftliche Natur, aber gleichwohl eine der ersten, die den französischen Klassizismus in Schweden heimisch machten. Eine unvollständige Ausgabe ihrer Werke besorgte Hanselli (1852). Ihre Biographie schrieb J. Kruse (1895.)

Nordenskjöld (spr. nürdenschöld), Nils Adolf Erik, Polarforscher, geb. 18. Nov. 1832 in Helsingfors, widmete sich geologischen Studien, begleitete 1858 und 1861 Torell nach Spitzbergen und leitete 1864 und 1868 zwei weitere Expeditionen dorthin. 1870 besuchte er die Westküste Grönlands und drang 45 km weit in das Binneneis vor. 1872 führte N. eine neue Expedition nach Spitzbergen, welche in der Musselbai überwinterte. 1875 durchfuhr er mit der Segeljacht Pröven das als »Eiskeller« berüchtigte Karische Meer bis zur Jenisseimündung, von wo er mit einem Teil der Expedition über Petersburg nach Schweden gelangte, während Kjellmann den Pröven nach Hammerfest zurückführte. Ende Juli 1876 unternahm N., unmittelbar nach einem Besuch der Weltausstellung in Philadelphia, mit dem Dampfer Ymer eine neue Fahrt zum Jenissei, befuhr denselben aufwärts bis 71° nördl. Br. und langte 16. Sept. wieder am Kap Nordkyn an. Nunmehr entschloß er sich, eine Fahrt durch das Sibirische Meer nach der Beringstraße zu wagen. Mit zwei Schiffen, Vega und Lena, fuhr er 4. Juli 1878 von Gotenburg ab und gelangte durch das Karische Meer und um die Nordspitze Asiens herum 27. Aug. vor das Lenadelta, von wo die Lena stromaufwärts nach Jakutsk dampfte, während N. mit der Vega die Fahrt längs der sibirischen Küste fortsetzte, aber kurz vor Erreichung der Beringstraße in der Nähe der Koliutschinbai einfror. Erst im folgenden Jahre löste er durch Umsegelung von Asien das alte Problem der sogen. nordöstlichen Durchfahrt. Durch den Suezkanal nach Europa zurückgekehrt, wurde N. überall mit Auszeichnung empfangen und vom König von Schweden in den Freiherrenstand erhoben. Auf Kosten von Oskar Dickson (s. d.), der auch die frühern Fahrten Nordenskjölds freigebigst unterstützt hatte, unternahm N. 1883 eine zweite Reise nach Grönland, auf welcher er mit Schlitten 130 km, die ihn begleitenden Lappen auf Schneeschuhen sogar 230 km in das Innere vordrangen, ohne aber das vermutete eisfreie Land zu finden. In den letzten Jahren beschäftigte sich N. besonders mit historisch-kartographischen Studien. Außer zahlreichen Abhandlungen und Mitteilungen in akademischen und andern Zeitschriften veröffentlichte N. »Vega's färd kring Asien och Europa« (Stockh. 1881, 2 Bde; deutsch u. d. T.: »Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega«, Leipz. 1882, 2 Bde.; für weitere Kreise bearbeitet von Erman, 2. Aufl., das. 1890); »Vega expeditionens vetenskapliga jaktagelser« (Stockh. 1872—87, 5 Bde.; Bd. 1 auch deutsch u. d. T.: »Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition«, Leipz. 1883); »Studier och forskningar af mina resor i höga norden« (Stockh. 1883; deutsch, Leipz. 1885); »Den andra Dicksonska expeditionen till Grönland« (Stockh. 1885; deutsch u. d. T.: »Grönland, seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste«, Leipz. 1886); »Facsimile Atlas till Kartografiens äldsta historia« (Stockh. 1889, zugleich englisch), mit Reproduktionen der wichtigsten vor 1600 veröffentlichten Karten. Vgl. auch Leslie, Arctic voyages of A. E. N., 1858—79 (mit Autobiographie; deutsch, Leipz. 1880). — Sein Sohn Gustav N., geb. 1868 in Stockholm, gest. 6. Juni 1895 in Mörsill, unternahm 1890 eine Reise nach Spitzbergen und untersuchte 1891 gelegentlich einer Weltreise die großartigen Höhlenwohnungen am Rio Mancos in Colorado. Er veröffentlichte: »Från fjärran västern. Minnen från America« (Stockh. 1892); »Redogörelsen för den svenska expeditionen till Spetsbergen 1890« (das. 1892) und »Ruiner af klippboningar i Mesa Verde's canons« (das. 1893; engl. von Morgan: »The cliff dwellers of the Mesa Verde«, 1893).

Nordenskjöldsee, Teil des Nördlichen Eismeeres an der Nordküste Sibiriens, zwischen der Taimyrhalbinsel und der Neusibirischen Inselgruppe, in den die Flüsse Chatanga, Lena, Jana u. a. münden, so benannt nach Nordenskjöld, der diesen Meeresteil im August 1878 durchschiffte.

Norderdithmarschen, s. Dithmarschen.

Norderfehnkanal, Zweig der nördlichen Gruppe der ostfriesischen Moorkanäle, hat eine Länge von 3,4 km und eine mittlere Tiefe von 1,1 m.

Norderney, Insel an der ostfries. Küste, im preuß. Regbez. Aurich, Kreis Norden, ist 15 qkm (0,3 QM.) groß, erstreckt sich wie die benachbarten Inseln von W. nach O. und ist durch das zur Ebbezeit abfließende Wattenmeer vom Festland getrennt. Das gleichnamige freundliche Dorf liegt am äußersten Westende, ist durch ein großartiges Schutzwerk gegen Sturmfluten gesichert, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, 2 heilgymnastische Institute, eine Rettungsstation, Fischerei u. (1895) 3988 fast nur evang. Einwohner. Die Insel ist berühmt als Seebad; die Badeanstalten, bereits seit 1800 bestehend, befinden sich auf der Nord- und Nordwestseite. Das Seewasser zeichnet sich hier durch reichen Salzgehalt, kräftigen Wellenschlag und die die Nordsee charakterisierende Ebbe und Flut aus. Das Klima ist mild und gleichmäßig, im Sommer kühler (mittlere Sommertemperatur 16—17°), im Winter wärmer als im Binnenland. Den Mittelpunkt des Badelebens bilden das in freundlichen Gartenanlagen befindliche Konversationshaus (mit Museum ausgestopfter Seevögel) und das 1871 errichtete Strandetablissement. Außer den Badeanstalten am Strande, in deren Nähe 1895 der sogen. Seesteg als Wandelbahn errichtet wurde, befindet sich noch ein Warmbadehaus auf der Insel, welches durch Wasserleitungen mit der Nordsee verbunden ist, endlich seit 1886 ein Seehospiz für kränkliche Kinder (auch Winterstation). Die Kurzeit dauert von Anfang Juli bis Mitte September. Die Zahl der Badegäste beträgt jährlich ca. 14,000. N. steht in Dampferverbindung mit Geestemünde, Leer, Emden und Norddeich (Norden), auch kann man zur Ebbezeit mit Wagen (von Hilgenriedersiel) dorthin gelangen. Im östlichen Teil sind 18—25 m hohe Dünen. Eine prächtige Aussicht genießt man vom Leuchtturm. Vgl. Berenberg, Das Nordseebad N. (3. Aufl., Norden 1895); Beneke, Die sanitäre Bedeutung des verlängerten Aufenthalts auf den deutschen Nordseeinseln, insonderheit auf N. (das. 1884).

Nordesk, Fluß, s. Esk 2).

Nordfjord, der nördlichste der an der Küste des norweg. Amtes Nord-Bergenhus befindlichen Meerbusen, dann auch Gesamtbezeichnung der umliegenden Gegenden, die sich durch ihre herrliche Natur auszeichnen. Besonders gehören die an der Südseite abgehenden Thäler zu den großartigsten des ganzen Landes, indem sie von den zum Teil umfangreichen Gletschern des großen Jostedalsbrä (s. d.) erfüllt sind. Die Gegend hat ein sehr feuchtes, aber mildes Klima. Die Gebirge, welche den Fjord umgeben, haben eine Höhe von 1500—2000 m und steigen an zahlreichen Stellen fast senkrecht von der See empor. Unter den vielen Gipfeln derselben sind zu nennen: Lodalskaupen (2071 m), Cecilienkrone (1775 m), Synsnipa (1480 m) u. a.

Nordfriesland, Landstrich auf der Westküste von Schleswig, zwischen Husum und Tondern, mit Einschluß der Inseln und Halligen im Wattenmeer.

Nordgeorgsfehnkanal, Zweig der südlichen Gruppe der ostfries. Moorkanäle, beginnt im Moor bei Neudorf und mündet in den Stickhauserfehnkanal. Seine Länge beträgt 13,9 km, der mittlere Wasserstand hat eine Tiefe von 1,4 m.

Nordhalben, Flecken im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Teuschnitz, an der Rodach, hat eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, ein Forstamt, Schiefertafel- und Zigarrenfabrikation u. (1895) 1658 Einw.

Nordhausen, Stadt (Stadtkreis) im preuß. Reg.-Bez. Erfurt, an der Zorge, Knotenpunkt der Linien N.-Erfurt, Halle-N., N.-Münden und Wehrden a. W.-N. der Preußischen Staatsbahn, 182 m ü. M., liegt teils in der Ebene (Unterstadt), teils am Abhang eines Berges (Oberstadt), hat 7 evang. Kirchen (darunter die Blasiuskirche mit Gemälden von Lukas Cranach), einen kath. Dom, eine Synagoge, ein altertümliches Rathaus mit einem hölzernen Rolandstandbild, einen Lutherbrunnen mit dem Erzstandbilde Luthers (von Schuler) auf dem Markt, einen schönen Brunnen (von Rietschel) auf dem Kornmarkt und (1895) 27,535 Einw., davon (1890) 1224 Katholiken u. 493 Juden. N. hat berühmte Branntweinbrennerei (74 Etablissements mit einer jährlichen Produktion von ca. 500,000 hl), 12 Bierbrauereien, große Tabaks- u. Zigarrenfabriken (17 Fabriken, jährliche Produktion ca. 942,000 kg Kau-, 290,000 kg Rauch- u. 5600 kg Schnupftabak und 15,700 Mille Zigarren), eine große Tapetenfabrik (jährliche Produktion 2 Mill. Stück Tapeten), mechanische Weberei, eine chemische Fabrik, Fabrikation von Zichorien, Fleischwaren, Maschinen, Malz, Parkettfußböden, Spiritus, Schwefelsäure, Leder, Marmorwaren, Mostrich ꝛc. und Ziegelbrennerei. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1894: 200,1 Mill. Mk.) und andre Geldinstitute, Telephonanlage (auch Verbindung mit Berlin) ꝛc., ist besonders bedeutend in Getreide, Kolonialwaren und Landesprodukten, baumwollenen Waren, leinenem Garn ꝛc. N. hat ein Gymnasium, ein Realgymnasium, ein Waisenhaus, einen wissenschaftlichen u. einen Kunstverein, ein städtisches Museum und ist Sitz eines Landgerichts, eines Landratsamts (für den Kreis Grafschaft Hohnstein), einer Spezialkommission (zur Regelung der bäuerlichen Verhältnisse) und eines Hauptsteueramts. Die städtischen Behörden zählen 10 Magistratsmitglieder u. 36 Stadtverordnete. In der Nähe liegt das hübsche Lustwäldchen »Gehege«. Zum Landgerichtsbezirk N. gehören die 14 Amtsgerichte zu Artern, Bleicherode, Dingelstedt, Ellrich, Großbodungen, Heiligenstadt, Heringen, Ilfeld, Kelbra, N., Roßla, Sangerhausen, Stolberg a. H. und Worbis. Der früher »N. Land« genannte Kreis führt jetzt den Namen »Grafschaft Hohnstein«. — Schon in frühester Zeit besaß N., das zuerst 874 erwähnt wird, ein kaiserliches Palatium. Mathilde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs I., stiftete 962 daselbst ein Nonnenkloster, welches von Friedrich II. 1220 in ein weltliches Mannsstift umgewandelt wurde. Die Stadt ward 1180 während der Kämpfe Heinrichs des Löwen erobert und zerstört, aber bald wiederhergestellt. 1220 kam sie ans Reich und erhielt 1253 die Freiheiten einer Reichsstadt. Die Reichsvogtei gehörte ursprünglich den Grafen von Hohenstein und kam nach deren Aussterben an Kursachsen. Brandenburg erwarb sie 1703 nebst dem Schultheißenamt durch Kauf, überließ beide jedoch 1715 an die Stadt. 1522 nahm diese die Reformation an und trat zum Schmalkaldischen Bund. 1803 verlor sie ihre Selbständigkeit und fiel an Preußen, 1807 an das Königreich Westfalen, 1815 wieder an Preußen. Historisch merkwürdig ist N. durch die Kirchenversammlung von 1105, auf der man sich in Gegenwart Heinrichs V. gegen die Priesterehe erklärte, und durch die Reichstage, welche Philipp von Schwaben 1207 und König Heinrich VII. 1223 daselbst abhielten. Vgl. Förstemann, Urkundliche Geschichte der Stadt N. bis 1250 (Nordhaus. 1828—40, 2 Hefte); Derselbe, Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt N. (das. 1855); Lesser, Historische Nachrichten von N. (umgearbeitet von Förstemann, das. 1860); Eckart, Gedenkblätter aus der Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt N. (Leipz. 1895); Girschner, N. und Umgegend (3. Aufl., das. 1891); Schmidt, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt N. (Halle 1887).



Wappen von Nordhausen.

Nordhäuser Korn, ein in Nordhausen aus Getreide durch zweimalige Destillation (s. Spiritus) gewonnener Branntwein, der bei langem Lagern auf dem Fasse milden Geschmack annimmt. Der N. K. des Handels ist meist Kartoffelspiritus, dem durch Kornfuselöl und andre Substanzen Geruch und Geschmack der echten Ware zu geben versucht wird.

Nordhäuser Vitriolöl, s. Schwefelsäure.

Nordhelle, Berg, s. Ebbe.

Nordholland, niederländ. Provinz, s. Holland.

Nordholländischer Kanal, Kanal in der niederländ. Provinz Nordholland, erstreckt sich vom Nieuwe Diep, an der Nordspitze von Holland, bis zum Y, gegenüber von Amsterdam, ist 78 km lang, 30—40 m breit, 6—7 m tief und kann selbst von größern Seeschiffen befahren werden. Er wurde 1819—25 mit einem Kostenaufwand von fast 23 Mill. Mk. gebaut. Der Schiffsverkehr belief sich 1891 auf 24,740 Fahrzeuge von 1,145,937 cbm.

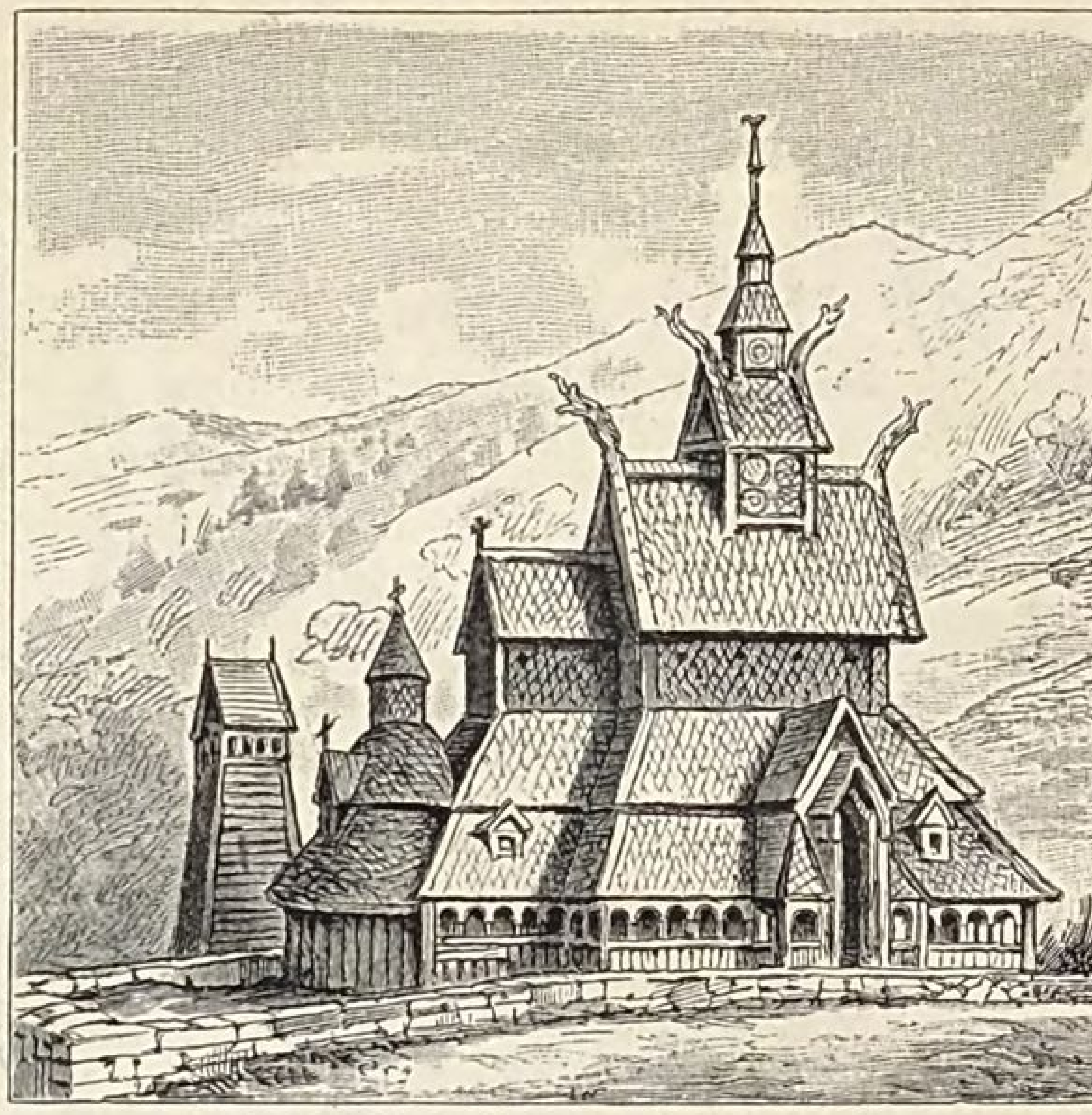
Nordhorn, Stadt im preuß. Regbez. Osnabrück, Kreis Grafschaft Bentheim, an der Vechte und dem Ems-Vechtekanal, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, einen reformierten Oberkirchenrat für die Grafschaft Bentheim, ein Hauptzollamt, 3 mechanische Baumwollwebereien (600 Arbeiter), Baumwollspinnerei, Pappschachtelfabrikation, Säge- und Mahlmühlen, Schiffahrt und (1895) 2034 Einw., davon 497 Katholiken und 39 Juden.

Nordische Geschiebe, soviel wie erratische Blöcke, s. Diluvium, S. 1028.

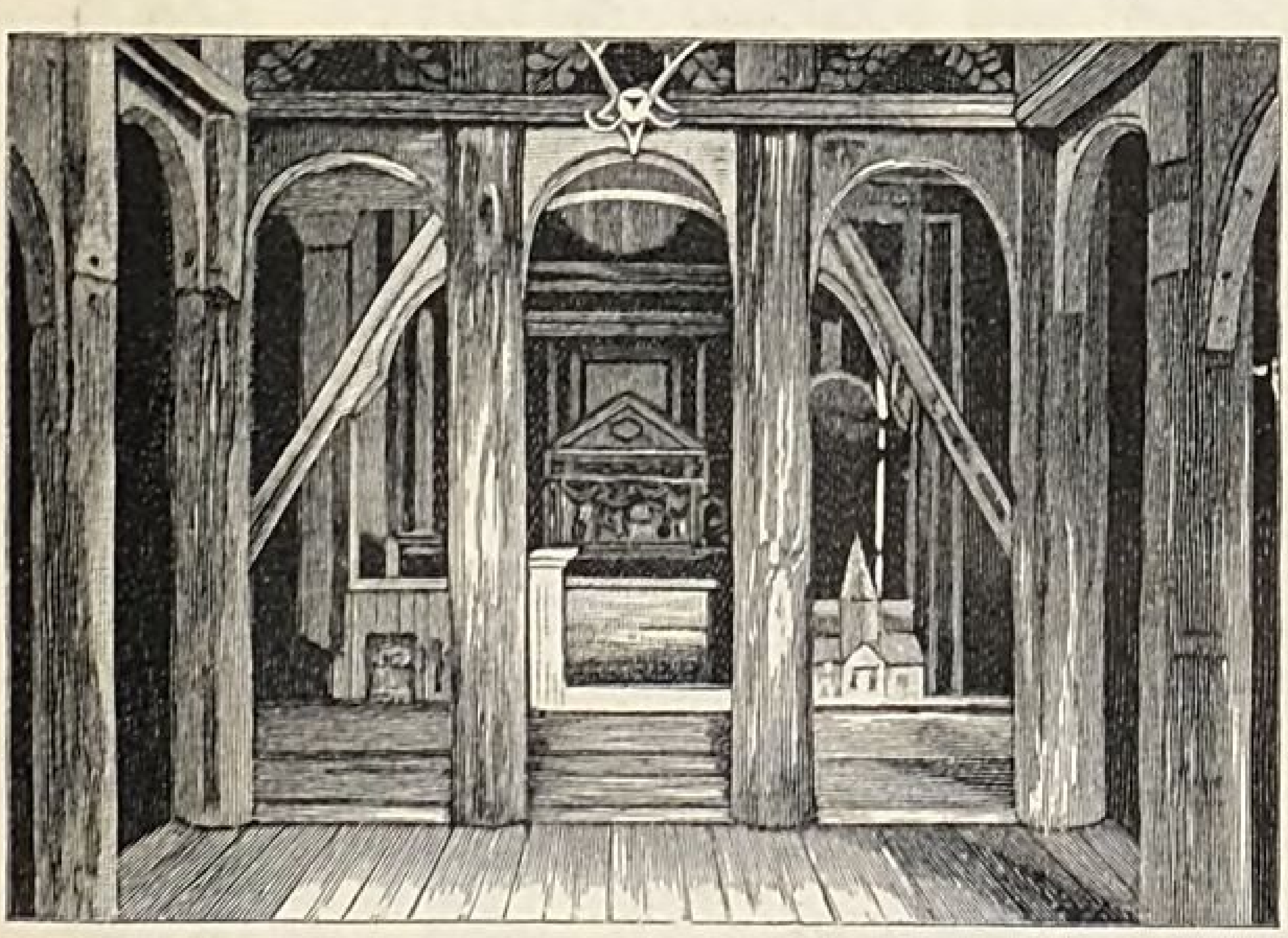
Nordische Kultur I.



1. Alter Mann und Brautpaar (Norwegen).



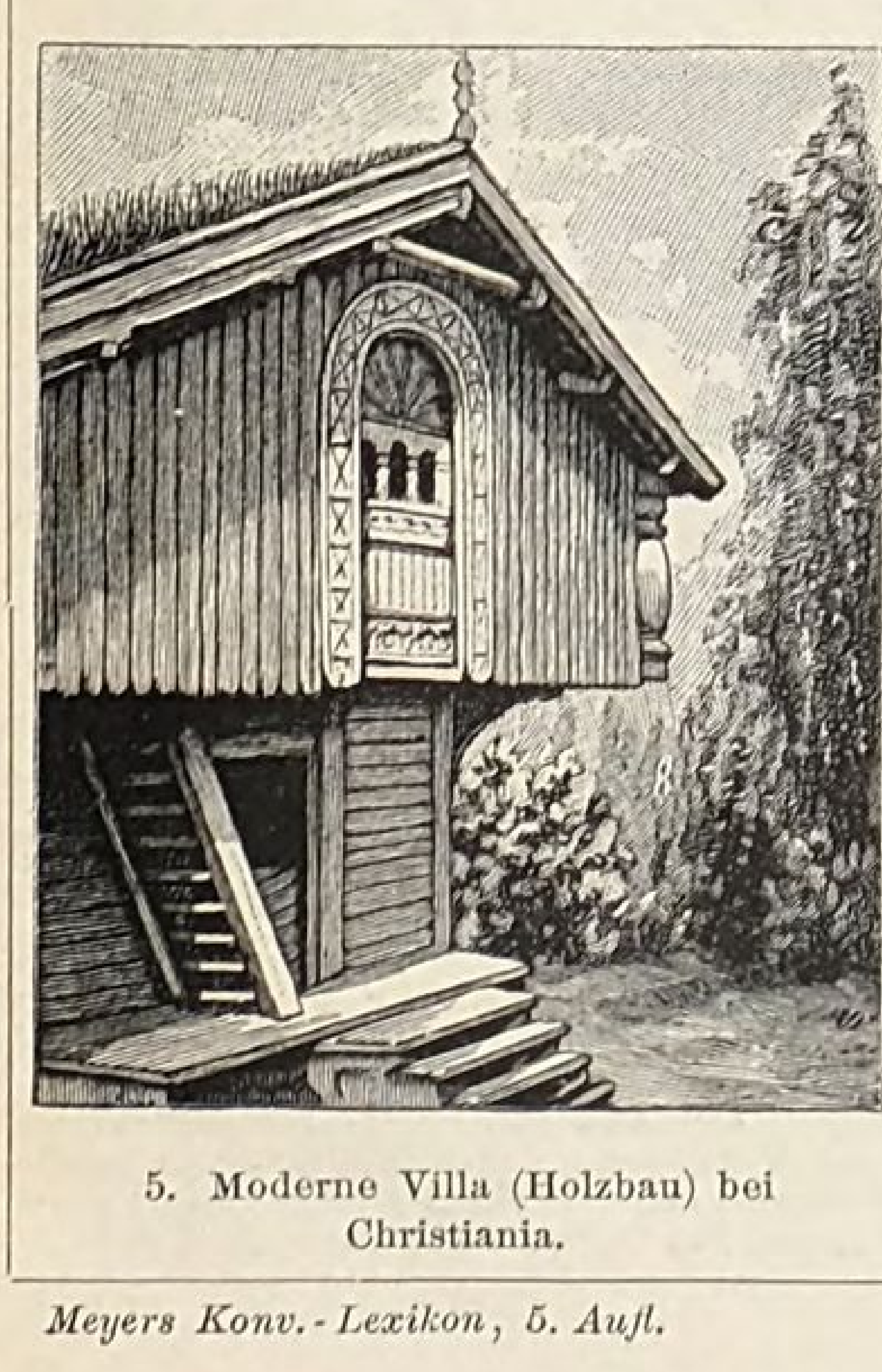
2. Holzkirche in Borgund (Norwegen).



3. Inneres der Holzkirche zu Borgund.



4. Norwegisches Gebirgsdorf.



5. Moderne Villa (Holzbau) bei Christiania.



6. Brautpaar aus Schonen und Bauernfamilie aus Dalarne (Schweden).

Nordische Kultur II.



Fig. 1. Gestell des lappländ. Zeltes Kata. — 2. Oberteil eines lappländ. Hirtenstabes. — 3. Lappländ. Tabakspfeife. — 4. Frauensattel von Island. — 5. Geschnitzter Messergriff. — 6. Lappländischer Schlitten. — 7. Geschnitzter und bemalter Leiernapf. — 8. Norwegische Brautkrone. — 9. Miederagraffen von Dalarne. — 10. Geschnitzter Bierkrug, bemalt. — 11 u. 12. Löffel, Norwegen. — 13. Brustkreuz (Brautschmuck) von Schonen. — 14. Doppel-Hemdkragenknopf. — 15. Schöpflöffel. — 16. Geschnitzte Kaffeekanne (bemalt) von Norwegen. — 17. Geschnitzter Messergriff, Lappland. — 18 u. 19. Norwegische Butterbüchsen. — 20. Lederner Tabaksbeutel mit Metallbeschlag, Island. — 21 u. 22. Löffel aus Renntierhorn. — 23. Lappin, 24. Lappe. — 25. Geschnitztes Portal der Kirche zu Tino.

Nordische Kultur (hierzu die Tafeln »Nordische Kultur I und II«), im allgemeinen ein Sammelname für alle Erzeugnisse der Kunstübung und der Handfertigkeiten, die sich aus der Urzeit der skandinavischen Halbinsel und Dänemarks erhalten und ihren Einfluß bis jetzt in der dortigen Kunst und Industrie und im häuslichen Gewerbfleiß behauptet haben. Im engern Sinne versteht man darunter die Kultur in Schweden und Norwegen, die sich in diesen Ländern reiner und ursprünglicher erhalten hat als in dem mit dem Festlande enger zusammenhängenden Dänemark. Die n. K. hat sich in erster Linie nach dem von der Natur gebotenen Material gestaltet, nach dem Holz, das die Wälder in ungemessener Fülle bieten, und nach den aus dem Innern der Berge zu Tage geförderten Erzen. So entwickelte sich einerseits der Holzbau, anderseits eine lebhafte Metallindustrie, die auch die Werkzeuge zur Bearbeitung des Holzes lieferte. Aus Holz baute sich die seefahrende Bevölkerung ihre Blockhäuser und ihre Schiffe, und als ihnen durch irische und angelsächsische Mönche im 10. Jahrh. das Christentum gebracht wurde, ihre Kirchen, deren in langgestreckten Drachenhälsen auslaufende Giebelbalken an die Schiffe der Wikinger erinnern (Tafel I, Fig. 2), während der freistehende Glockenturm wohl auf die Überlieferungen zurückzuführen ist, die die christlichen Glaubensboten aus Italien mitgebracht hatten. Solcher Holzkirchen, die auch im Innern eine reine Holzkonstruktion zeigen (Tafel I, Fig. 3), haben sich in Schweden und Norwegen noch etwa 80 erhalten. Im Wohnhausbau beschränkte man sich auf Balken zur Konstruktion und Bretter zur Verkleidung (Tafel I, Fig. 4). Farbiger Anstrich, seltener ornamentales Schnitzwerk bildeten den Schmuck. Nur bei Kirchen war der Schmuck an Schnitzwerk reicher. Hier entwickelte sich allmählich ein eigenartiger ornamentaler Stil (Band- u. Rankenverschlingungen mit phantastischen Tierfiguren), der in seinen Anfängen wohl auf die Bilderhandschriften der irischen Mönche zurückzuführen ist (Tafel II, Fig. 25). In neuester Zeit ist der altnordische Holzbaustil wieder aufgenommen worden (Tafel I, Fig. 5), namentlich für ländliche Wohnhäuser, und hat auch auf dem Kontinent, besonders in Deutschland durch Kaiser Wilhelm II., Nachahmung gefunden. Auch für transportable Bauwerke, für Hausgeräte jeglicher Art, für Eß- u. Trinkgefäße, für Tabakspfeifen 2c. war das Holz das wohlfeilste und bequemste Material, an dem sich die Handfertigkeit der Skandinavier bis zur höchsten Virtuosität entwickelte, wobei der Ornamentik meist noch durch Bemalung nachgeholfen wurde (Tafel II, Fig. 1—3, 5—7, 10, 15—19). Der Metallreichtum des Landes rief daneben eine nicht minder lebhafte Industrie in Schmucksachen und Eßgeräten hervor, in deren Ornamentik ebenfalls eine selbständige Technik (besonders im Filigran) und Formensprache zur Geltung kam (Tafel II, Fig. 8, 9, 11—14; s. Tafel »Schmucksachen«, Fig. 20 u. 25, und Tafel »Kultur der Metallzeit II« bei Artikel »Metallzeit«). Noch mehr als in den Holzbauten und Holzschnitzereien machte sich die Farbenlust der Skandinavier in der Tracht geltend, in den Stickereien auf Wolle, Leinwand, Leder 2c., die sich meist in linearen Mustern, in Wellenlinien u. Rankenwindungen nach Art der Holzornamentik bewegten (Tafel I, Fig. 1 u. 6, und Tafel II, Fig. 4). Wie die Isländer waren auch die Lappländer zu ihrer Kleidung und zur Anfertigung ihrer Hausgeräte auf ihre Haustiere und ihre Jagdbeute angewiesen. Insbesondere lieferte ihnen das Renntier nicht nur die Felle zu ihrer Kleidung, sondern mit seinen Knochen auch das Material, aus dem Eßgeräte u. dgl. geschnitzt wurden (Tafel II, Fig. 20—24). Nordischer Gold- und Silberschmuck wird in neuerer Zeit auch fabrikmäßig in Christiania, Stockholm, Kopenhagen u. a. O. nach alten Mustern hergestellt. Vgl. Dietrichson u. Munthe, Die norwegische Holzbaukunst (Berl. 1893); ferner Art. »Holzbau«, S. 967, »Lappland«, S. 22, und Tafel »Volkstrachten I«, Fig. 1—5.

Nordische Mythologie, die Lehre von dem Glauben und Kultus der germanischen Bewohner Skandinaviens, der ursprünglich dem der südgermanischen Völker gleich war, im Norden aber, der erst mehrere Jahrhunderte später christianisiert wurde, reicher ausgestaltet und systematisiert ist. An der Spitze des nordischen Götterstaates der Asen (s. d.) steht Odin (Wodan), dessen Kultus jedoch erst verhältnismäßig spät aus dem Süden eindrang, nebst seinen Brüdern Wili und We, während der altgermanische Himmelsgott Tyr (Ziu) nur noch als Kriegsgott verehrt ward und der Gewittergott Thor (Donar), der ehemals (wenigstens in Norwegen) die höchste Stelle einnahm, ebenfalls an Ansehen einbüßte; beide sind in dem ausgebildeten System der nordischen Mythologie zu Söhnen Odins geworden. Von den übrigen südgermanischen Göttern finden wir im Norden wieder: Balder, der hier ebenfalls als Odins Sohn erscheint und, mit ethischen Zügen ausgestattet, zu dem Gotte der Reinheit und Unschuld gemacht worden ist; Frigg (die südgermanische Frija), auch im Norden Odins Gemahlin; Fulla (im Süden aus dem Merseburger Spruche bekannt), hier Friggs Kammermädchen; Forseti, der Gott der Gerechtigkeit (dessen Kultus auch auf Helgoland bezeugt ist); Hlodyn, die dea Hudana römischer Inschriften; endlich zwar nicht eine weibliche Nerthus, wohl aber einen männlichen Njord, den Gott des sommerlichen Meeres und Spender des Reichtums und der Fruchtbarkeit, nebst seinem Sohne Freyr (Fro), dem man im Norden noch eine Schwester (Freyja) an die Seite stellte; diese letzten drei gehören jedoch nach der nordischen Überlieferung nicht zum Asengeschlecht, sondern werden als Wanen bezeichnet, deren Kultus wahrscheinlich von ingwäischen Stämmen im südlichen Skandinavien ausging und dann nach dem Norden sich verbreitete: die Schwierigkeiten, die der Einführung dieser jüngern Götter begegneten, leben in dem Mythus vom Wanenkriege fort. — Durch südgermanische Quellen nicht bezeugt und zum Teil wohl nordische Neuschöpfungen sind: Heimdall, der Wächter der Himmelsbrücke; der schweigsame starke Widar; der blinde Kriegsgott Hod; Bragi, der Gott der Dichtkunst; Hönir, der sich mit Odin an der Erschaffung der ersten Menschen beteiligte; Thors Söhne, Modi und Magni, und sein Stiefsohn, der winterliche Ull; Idun, Bragis Gemahlin, die Göttin der Unsterblichkeit; Nanna, die Gattin Balders; Sif, die Gattin Thors; Saga, Gefion u. a.

Der Glaube an dämonische und seelische Geister war im Norden ebenfalls weit verbreitet. Zu den Dämonen gehören die Riesen (jotnar, thursar) und die Zwerge (dvergar); zu den seelischen Geistern die Elbe (álfar), die Fylgien (fylgjur, hamingjur; die Schutzgeister der Menschen, die sich besonders gern in Tiergestalt zeigen), die Einherier u. Walküren (Schwanjungfrauen) u. a. Die Grenze zwischen Göttern und Dämonen ist übrigens eine schwankende, da selbst der höchste Gott, Odin, riesischen Ursprungs ist. Dämo-

nischen Charakter haben auch **Loki**, der Gott des Feuers und der Vernichtung, nebst seinen drei furchtbaren Kindern, dem Wolf **Fenrir**, der **Midgardsschlange** und der Todesgöttin **Hel**, zu der nach dem ursprünglichen Glauben alle Menschen (und auch die als sterblich gedachten Götter, wie Balder) gelangten, bis die Phantasie der Wikingerzeit die Vorstellung von dem Kriegerparadiese Walhall schuf, das den im Kampfe gefallenen Helden (den Einheriern) vorbehalten war, während die dem Alter oder der Krankheit erliegenden zu Hel hinab mußten; ferner auch der Meergott **Ägir** und seine Gattin **Ran**, der weise Wassergeist **Mimir**, der Beherrscher der Feuerwelt **Surt** u. a.

Die n. M. kennt auch eine ausgebildete **Kosmogonie** und **Eschatologie**. Im Anfange der Zeit war weder Himmel noch Erde, sondern nur öder, unerfüllter Raum, eine Art Chaos (Ginnungagap). Am Nordende desselben bildete sich dann **Niflheim**, das Reich des Nebels und der Kälte, am Südende **Muspelheim**, die Welt des Feuers und des Lichts. In Niflheim war ein Brunnen (Hwergelmir), aus dem sich zwölf Ströme ergossen. Je mehr sich dieselben von ihrer Quelle entfernten, um so mehr erstarrte ihr Wasser, und es entstanden Reif und Eis, welche die Nordhälfte Ginnungagaps erfüllten. Angeweht aber von der warmen Luft des Südens, begann das Eis zu schmelzen und es entstand durch Zusammenwirken von Hitze und Kälte ein Menschengebilde, der urweltliche Riese Ymir, von dem das Geschlecht der Hrimthursen oder Reifriesen ausging. Ebenso entstand aus dem Eise die Kuh Audhumbla, von deren Milch Ymir sich nährte. Diese Kuh beleckte die Eisblöcke, die salzig waren; da kamen am Abend des ersten Tages Menschenhaare hervor, den andern Tag eines Mannes Haupt, den dritten Tag ward es ein ganzer Mann, der hieß **Buri**. Dessen Sohn **Bur** gewann von der Tochter des Riesen Bolthorn drei Söhne: **Odin**, **Wili** und **We**. Dies sind die Götter, die Asen, welche dann Himmel und Erde beherrschen. Sie erschlugen den Riesen Ymir und schufen aus ihm die Welt: aus dem Blute die See, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen die Steine, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Haar die Bäume, aus dem Gehirn die Wolken. Von Muspelheim herübergeflogene Feuerfunken aber setzen die Asen als Himmelslichter (Sonne, Mond und Sterne) an das Firmament. Rund war die Erde und von einem tiefen Meer umgeben, dessen Strand (**Jotunheim**) die Riesen bewohnen sollten, und um sie gegen dieselben zu schützen, wurde aus den Augenbrauen Ymirs die Burg **Midgard** (»Mittelfeste«) erbaut. Am Strande fand Odin mit seinen Brüdern zwei Bäume, aus denen sie die zwei ersten Menschen erschufen, **Ask** (Esche) und **Embla** (Ulme?); als Wohnsitz ward ihnen Midgard angewiesen. Die Götterbrüder ordneten weiter die Welt und setzten an den Himmel die Lenker von Sonne und Mond, welche auf Wagen fahren, von riesenhaften Wölfen verfolgt, die sie zu verschlingen drohen (Sonnen- und Mondfinsternisse). Ebenso werden Nacht (Nott) und Tag (Dag) als göttliche Wesen an den Himmel versetzt, um auf schnellen Rossen täglich die Erde zu umreiten. Zu ihrer eignen Wohnung erbauten die Asen im Himmel **Asgard** (s. d.), mit der Erde durch die Brücke Bifrost (s. d.) verbunden. Über den **Untergang der Welt** (die die alten Skandinavier sich auch unter dem Bilde eines Riesenbaumes, der Esche Yggdrasill [s. d.], vorstellten) und der Götter vgl. Götterdämmerung.

Die wichtigsten Quellen der nordischen Mythologie sind die beiden Edden (s. Edda); außerdem finden sich zahlreiche Aufschlüsse in den isländischen Sagas, bei Saxo Grammaticus, in Rimberts »Vita Anscarii« ꝛc. Vgl. **Mone**, Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa (Leipz. u. Darmst. 1822—23, 2 Bde.); Finn **Magnusen**, Eddalæren og dens oprindelse (Kopenhagen 1824—26, 4 Bde.); Derselbe, Priscae veterum borealium mythologiae lexicon (das. 1828); **Köppen**, Litterarische Einleitung in die n. M. (Berl. 1837); P. A. **Munch**, Normændenes gudelære i hedenold (Christiania 1847); R. **Keyser**, Normændenes religionsforfatning i hedendommen (das. 1847); N. M. **Petersen**, Nordisk mythologi (Kopenhagen 1842, 2. Aufl. 1863); K. **Maurer**, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum (Münch. 1855—56, 2 Bde.); H. **Petersen**, Om Nordboernes gudedyrkelse og gudetro i hedenold (Kopenhagen 1876); **Rydberg**, Undersökningar i germanisk mythologi (Stockh. 1886—90, 2 Bde.); S. **Bugge**, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen (deutsch von O. Brenner, Münch. 1889), sowie den Artikel »Deutsche Mythologie«.

Nordischer Elefant, soviel wie Mammut (s. d.).

Nordischer Krieg, der im Norden und Osten Europas von 1700—1721 geführte Krieg zwischen Schweden auf der einen und Polen, Sachsen, Rußland und Dänemark, zuletzt auch Preußen und Hannover auf der andern Seite, welcher Schwedens im Dreißigjährigen Kriege erworbene Großmachtstellung vernichtete und auf die politischen Verhältnisse Europas eine nachhaltige Wirkung ausgeübt hat. Als 1697 der erst 15jährige Karl XII. (s. Karl 63) zur Regierung gelangte, vereinigten sich die Nachbarfürsten, Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Peter d. Gr. von Rußland, zu einem Bündnis gegen Schweden, das unter einem so jungen und unerfahrenen König hilflos schien. Friedrich IV. gedachte sich wieder in Besitz der im Frieden von Kopenhagen (1660) verlornen Gebiete und des im Vergleich von Altona (1689) an das Haus Holstein-Gottorp abgetretenen Schleswig zu setzen; August von Polen hoffte Livland und Esthland zu erobern, und Peter wünschte die am Finnischen Meerbusen gelegenen schwedischen Lande in seine Gewalt zu bringen. Die Verbündeten begannen den Krieg, indem 1700 August mit einem sächsischen Heere in Livland, die Russen in Ingermanland, die Dänen in Schleswig einfielen. Karl XII., gedeckt durch ein Bündnis mit England und den Niederlanden, warf sich aber ganz unerwartet auf Dänemark, landete auf Seeland und zwang Friedrich durch die Bedrohung Kopenhagens dazu, unter Vermittelung der Seemächte 18. Aug. 1700 den Travendaler Frieden zu schließen und sich von seinen Verbündeten loszusagen. Darauf landete Karl mit 18,000 Mann im Oktober bei Pernau in Livland, rückte mit 8000 Mann den Russen entgegen und schlug den sechsmal stärkern Gegner bei Narwa (30. Nov.). Statt aber Peter zu verfolgen und zur Unterwerfung zu zwingen, wandte er sich 1701 gegen die Sachsen, schlug sie im Juli bei Riga und fiel in Polen ein, obgleich dieses neutral bleiben wollte. Durch die Siege bei Klissow (19. Juli 1702) und Pultusk (1. Mai 1703) vertrieb er die Sachsen aus Polen, zwang 1704 den Reichstag, August abzusetzen und seinen Schützling Stanislaus Leszczynski zum König zu wählen, und fiel dann in Sachsen ein, wo er August im Frieden zu Altranstädt (24. Sept. 1706) zwang, der polnischen Krone zu entsagen. Jetzt erst wandte er sich wieder gegen Peter, der inzwischen

die Ostseeprovinzen größtenteils erobert, 1703 Petersburg gegründet und Litauen besetzt hatte. Karl vertrieb ihn hieraus, drang selbst in Rußland bis Smolensk ein und unternahm dann auf Mazeppas Rat den abenteuerlichen Zug nach der Ukraine, der mit dem Untergang seines Heeres vor Poltawa (8. Juli 1709) und der Vernichtung aller bisher errungenen Erfolge endete. Während Karl XII. nach der Türkei floh und dort in verblendeter Hartnäckigkeit den Sultan immer wieder zum Kriege gegen Rußland zu bewegen suchte, nahm August den polnischen Thron wieder ein, eroberte Dänemark, Schleswig, Bremen und Verden, Peter die baltischen Provinzen und Finnland. Die Truppen der drei Mächte fielen nun auch in Deutschland ein, um Pommern zu erobern, dessen Besetzung durch Preußen der schwedische Reichsrat, um es dadurch vielleicht zu retten, zuließ. Nur Stralsund blieb von allen auswärtigen Besitzungen in Schwedens Gewalt. Da, im November 1714, kehrte Karl aus der Türkei nach Stralsund zurück und forderte durch seine schroffe Haltung auch noch England, Hannover und Preußen zum Kriege heraus. Letzteres vertrieb ihn 1715 aus Stralsund und Rügen, und Karl, nach Schweden zurückgekehrt, ließ den Freiherrn von Görtz (s. d. 1) Friedensverhandlungen mit England und Rußland beginnen, um mit ungeteilten Kräften die Eroberung Norwegens ausführen zu können. Beim zweiten Einfall in Norwegen war er nahe daran, die Festung Frederikshald zu erobern, als er 11. Dez. 1718 im Laufgraben vor der Festung erschossen wurde. Görtz wurde nun gestürzt, und die neuen Machthaber, die eine englische Allianz zur Wiedereroberung der Ostseeprovinzen erstrebten, brachen die russischen Unterhandlungen ab. Dagegen schlossen sie unter französisch-englischer Vermittelung mit Preußen, Dänemark und Hannover Frieden. Hannover erhielt im Frieden zu Stockholm (20. Nov. 1719) Bremen und Verden gegen Zahlung von einer Million Thaler. Preußen behielt im Vertrage von Stockholm (1. Febr. 1720) Vorpommern bis an die Peene und zahlte an Schweden 2 Mill. Thlr. Dänemark erhielt im Frieden von Frederiksborg (14. Juli 1720) 600,000 Thlr. und den holstein-gottorpschen Anteil an Schleswig. Inzwischen hatte der Krieg zwischen Schweden und Rußland fortgedauert. Ein schwedisches Geschwader wurde 7. Aug. 1720 geschlagen und die schwedische Küste von den Russen verheert. Obgleich England sich zur Unterstützung vertragsmäßig verpflichtete, entzog es sich doch jeder wirksamen Hilfe. So sah sich die Regierung zum Abschluß des Friedens von Nystadt (10. Sept. 1721) genötigt, in welchem sie Livland, Esthland, Ingermanland, die Bezirke von Kexholm und Wiborg abtrat und nur das übrige Finnland nebst 2 Mill. Thlr. zurückerhielt. So verlor Schweden die von Gustav Adolf erworbene Macht und sank zu einem Staat untergeordneten Ranges herab. An seine Stelle trat Rußland. Vgl. v. Noorden, Geschichte Europas im 18. Jahrhundert, Bd. 2 (Düsseldorf 1873).

Nordischer siebenjähriger Krieg (Dreikronenkrieg), der von 1563—70 zwischen Dänemark und Schweden geführte Krieg, wurde durch die dänischen Bestrebungen, die Kalmarische Union zu erneuern, sowie durch die schwedische Politik in Esthland, welche die dänischen Pläne durchkreuzte, veranlaßt. Einer der äußern Anlässe zum Ausbruch der Feindseligkeiten war, daß der dänische König die drei Kronen, das Denkzeichen der Kalmarischen Union, nicht aus seinem Wappen entfernen wollte. Die Polen, deren baltische Interessen von den Schweden bedroht waren, vereinigten sich mit den Dänen, so auch die Stadt Lübeck. Zu Wasser wurden die Alliierten (Dänen und Lübecker) von dem schwedischen Seehelden K. Horn (s. d. 1) wiederholt besiegt, zu Lande siegten die Dänen unter D. Rantzau (s. d.) bei Svarterå. Der zu Stettin 1570 geschlossene Friede brachte keine Änderungen der nordischen Verhältnisse. Dänemark behielt die drei Kronen, die jedoch zu keinen Ansprüchen auf die Erneuerung der Union berechtigen sollten. Vgl. Fr. Westling, Det nordiska sjuårskrigets historia (Stockh. 1879—80, 2 Bde.); Baupell, Den nordiske Syvaarskrig 1563—1570 (Kopenh. 1891).

Nordische Sprache und Litteratur. Die nordische Sprache ist ein Zweig der germanischen Sprachfamilie (s. Germanische Sprachen) und steht innerhalb derselben dem Gotischen am nächsten. Gotisch und Nordisch werden als ostgermanische Sprachen den andern, westgermanischen, gegenübergestellt. Die älteste nordische Sprache, Urnordisch oder Gemeinnordisch, ist nur in einer spärlichen Anzahl von Runeninschriften erhalten, die nur eben zahlreich genug sind, um diese Sprache als eine der gotischen gegenüber zum Teil noch altertümlichere erscheinen zu lassen, aber durchaus nicht hinreichen, um eine urnordische Formenlehre aufzustellen. Die ältesten und wichtigsten dieser Denkmäler finden sich auf dem »goldenen Horn«, den Steinen von Tune u. Istaby u. a. (s. Runen). In diese Periode gehören auch zum Teil die germanischen Lehnwörter des Finnischen und Lappischen (vgl. Thomsen, Über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen, deutsch von Sievers, Halle 1870). Die Hauptmerkmale des Nordischen sind: Erhaltung eines ursprünglich auslautenden Flexions-s als r; Brechung eines stammhaften e zu ea, später ia (a-Brechung) und zu eo, später io (u-Brechung); Ausbildung eines u-Umlauts (in weitester Ausdehnung erst im Westnordischen und besonders regelmäßig auf Island); Abfall des j im Anlaut und später auch des v vor u, o, y; Bildung eines Mediopassivs durch Anhängung von sk (ursprünglich sik = sich); Entwickelung eines angehängten Artikels. Diese Gesamtsprache der Nordländer begann (etwa seit dem 9. Jahrh.) sich in zwei Sprachzweige zu spalten, das Norwegische oder Westnordische und das Schwedisch-Dänische oder Ostnordische (vgl. Ad. Noreen, De nordiska språken, Upsala 1887, u. die Art. »Schwedische Sprache« und »Dänische Sprache«). Das Westnordische herrschte, nachdem seit 874 von Norwegen aus Island besiedelt worden war, auch auf dieser Insel, wo sich nun eine eigne Sprache entwickelte. Zwischen dieser Sprache der Kolonie Island und den Dialekten des norwegischen Mutterlandes bildeten sich nämlich allmählich Unterschiede heraus, die zwar im ganzen gering, aber doch recht beachtenswert sind. Meist ist hier das Altnorwegische altertümlicher. Unter der Fremdherrschaft verkümmerte in Norwegen die einheimische Sprache und wich vor der dänischen, die nunmehr (mit einigen Norwagismen) Schriftsprache u. Sprache der Gebildeten ist, in die abgelegenen Gebirgsthäler zurück, wo sie noch heute lebt und Gegenstand sorgfältiger Studien geworden ist, besonders von J. Aasen (»Norsk Grammatik«, Christ. 1864; »Norsk Ordbog«, 2. Aufl., das. 1873). Auf dem entlegenen Island erhielt sich die Sprache in besonderer Altertümlichkeit bis auf den heutigen Tag. Die Laute sind zum Teil andre geworden, die Formen aber im wesentlichen

geblieben. Ein interessanter Dialekt ist die Volksmundart der Färöer (vgl. Hammershaimb, Färöisk Sproglære, in »Annaler«, 1854), während auf den andern nordischen Inselgruppen die nordische Sprache seit Jahrhunderten erloschen ist. Das Westnordische nun, und besonders das Isländische, pflegt man speziell als Nordisch oder Altnordisch zu bezeichnen, indem die reiche altnordische Litteratur zum weitaus größten Teil in altisländischen Handschriften erhalten ist. Die besten Grammatiken sind die ältere von Rask (»Vejledning til det islandske eller gamle nordiske Sprog«, Kopenh. 1811; deutsch von A. Wienbarg, Hamb. 1839) und die neuern von Wimmer (»Oldnordisk Formlære«, 4. Aufl., Kopenh. 1889; deutsch von Sievers, Halle 1871; schwed., Lund 1874) und Noreen (2. Aufl., Halle 1892). Außerdem sind zu nennen: Gislason, Oldnordisk Formlære (unvoll., Kopenh. 1858), J. Aars, Oldnorsk Formlære (Christ. 1862), und F. Holthausen, Altisländisches Elementarbuch (Weim. 1895); ferner die entsprechenden Abschnitte in Grimms »Deutscher Grammatik« u. Holtzmanns »Altdeutscher Grammatik«. Wörterbücher lieferten Cleasby und Vigfusson (»Icelandic-English dictionary«, Oxf. 1874), Sveinbjörn Egilsson (»Lexicon poeticum etc.«, Kopenh. 1860, für Poesie), J. Fritzner (Christ. 1867; 2. Aufl., das. 1883 ff., noch unvollendet) und Möbius (»Altnordisches Glossar ꝛc.«, Leipz. 1866, für ausgewählte Prosatexte). Vgl. Möbius, Über die altnordische Sprache (Halle 1872).

Nordische Litteratur.

Die abgeschiedene Lage gewährte Island, während im eigentlichen Skandinavien fortwährende Kämpfe tobten, im allgemeinen eine friedliche Entwickelung und veranlaßte so die reiche Entfaltung der altnordischen Litteratur gerade auf Island. Auch besaß Island einen einheimischen Priesterstand, der die alten Überlieferungen seines Volkes nicht etwa auszurotten bemüht war, sondern dieselben nach Kräften pflegte und so der Begründer einer eigentlichen Litteratur ward. Diese begann, nachdem an Stelle der für längere Aufzeichnungen ungeeigneten Runenschrift (s. Runen) die lateinische eingeführt war (um 1150 wurde das lateinische Alphabet noch durch einige neue Zeichen vermehrt), im Anfang des 12. Jahrh.; jedenfalls ist aber vieles in gebundener und ungebundener Rede schon lange vorher in mündlicher Überlieferung fortgepflanzt worden. Die altnordische Litteratur zerfällt natürlich in Dichtung und Prosa, nur spielt letztere hier eine weit bedeutendere Rolle als bei den andern germanischen Völkern. Die Dichtung teilt sich wieder in Volksdichtung und Kunstdichtung. Die wertvollsten Erzeugnisse der erstern sind die allitterierenden Lieder, die man unter dem Gesamtnamen Edda zusammenzufassen pflegt, obwohl der Name eigentlich nur der jüngern oder prosaischen Edda zukommt (s. Edda); zu der letztern gehören die Dichtungen der Skalden, die sich den alten einfachen Eddaliedern gegenüber durch künstliche Versmaße und Anwendung des Reimes sowie durch den übermäßigen Gebrauch von Umschreibungen (kenningar) auszeichnen.

Die Eddalieder zerfallen in Götterlieder (z. B. »Volu-spá«, »Thrymskvidha«, auch didaktischen Inhalts, wie »Hávamál«) und Heldenlieder (hauptsächlich die Helgesage und die ursprünglich deutsche Siegfrieds- und Nibelungensage behandelnd). Außerdem gehören hierher alte Volkslieder mythischen oder heroischen Inhalts, wie sie in der Hervararsaga und Hálfssaga (Walkürenlied in der Njálssaga) enthalten sind. Eine Art Übergang zur Skaldendichtung bilden: Eiriksmál, Bjarkamál, Krákumál oder Lodhbrókarkvidha (am besten hrsg. von Th. Wisén in seinen »Carmina norroena«, Lund 1886—89). Zweifellos sind die Eddalieder im allgemeinen älter als die Skaldenlieder, über eine positive Altersbestimmung sind indessen die Ansichten geteilt. Daß oft verschiedene Schichten der Überlieferung nebeneinander in demselben Liede vorliegen, macht die Entscheidung so schwierig. Doch sind die meisten Lieder in ihrer überlieferten Gestalt mit einiger Wahrscheinlichkeit ins 10. Jahrh., einige vielleicht ins 9. und 11. Jahrh. zu setzen. Der Kern der meisten Lieder ist aber gewiß älter (weiteres s. Edda). Die Skaldendichtung beginnt schon im 9. Jahrh., doch fällt die Blütezeit derselben erst ins 10. Jahrh. und reicht bis ans Ende des 13. Jahrh. (s. Skalden). Die Lieder sind meist Loblieder auf Lebende oder Tote, besonders Fürsten; diese Lieder heißen Drâpa (s. d.) oder Flokkr. Später folgte eine geistliche Dichtung in skaldischen Versmaßen, deren berühmtestes Erzeugnis Eysteins »Lilja« (um 1350), ein Loblied auf Christus und Maria, ist. Außerdem gab es auf Island eine Art von Gelegenheitsdichtung, bestehend in einzelnen Strophen (lausavisur genannt), in deren Improvisation viele Isländer eine große Fertigkeit besessen haben müssen, und von denen die Sagas eine große Menge aufbewahrt haben. (Eine leider unkritische Gesamtausgabe der altnordischen poetischen Denkmäler ist Gudbr. Vigfussons »Corpus poeticum boreale«, Oxford 1883, 2 Bde.) Nach dem Verfall der skaldischen Dichtung erwuchs auf Island, den Übergang zur neuisländischen Litteratur (s. unten) vermittelnd, eine neue, die sogen. Rimurpoesie, seit Ende des 14. Jahrh., mit Endreimen, eine Dichtung, die mit den Kämpeviser in Zusammenhang steht und unter südgermanischen Einflüssen entstanden ist. Inhaltlich sind diese Rimur teils selbständig, wie Skídharima (Ende des 14. Jahrh., hrsg. von K. Maurer, Münch. 1869) und Óláfsrima (vor 1395), teils haben sie den Inhalt romantischer Sagas ziemlich getreu wiedergegeben, wobei oft eine verlorne ältere Handschrift benutzt ist (vgl. Kölbing, Beiträge zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters, Bresl. 1876). Hier ist auch der von Kölbing herausgegebene »Skaufhalabálkr« zu nennen, ein stabreimendes Fuchslied, die älteste Bearbeitung der Fuchssage im Norden. Die letzte Fortsetzung der ältern nordischen Dichtung sind die Volkslieder, von denen die norwegischen durch Landstad (»Norske Folkeviser«, Christ. 1853), die isländischen von Sv. Grundtvig und Jón Sigurdsson (Kopenh. 1854—85), die färöischen am besten von Hammershaimb (das. 1851—55) herausgegeben sind; ferner in Prosa: »Isländische Volkssagen der Gegenwart« (hrsg. von Maurer, Leipz. 1860), isländisch: »Islenzkar thjódhsögur og æfintyri« (gesammelt von Arnason, das. 1862—64; in Auswahl deutsch von M. Lehmann-Filhés, Berl. 1889—91, 2 Bde.).

Die Prosa ist besonders vertreten durch die reiche Sagalitteratur (s. Saga). Während ein Teil derselben heroische Mythen behandelt und zum Teil nachweislich auf alte Volkslieder zurückgeht, haben andre historische Ereignisse und Personen mit mythischen verknüpft; noch andre, die zahlreichsten und wichtigsten, behandeln geschichtliche Ereignisse in den Hauptzügen durchaus historisch. Die Entstehung der geschichtlichen Saga auf Island erklärt sich aus dem aristokratischen Charakter der Bevölkerung: auf dem winterlich ver-

einsamen Hofe suchten die vornehmen Isländer an langen Winterabenden Kurzweil in der Erzählung der Thaten ihres Geschlechts oder einzelner hervorragender Ahnen. Die Geschlechtsregister und die eingestreuten Verse wurden sozusagen das Knochengerüst der Saga, an welches sich ausschmückende Einzelzüge als Fleisch und Blut ansetzten. Zuerst ist die älteste Geschichte Islands in knapper Form, aber vortrefflich behandelt von Ari dem Weisen (gest. 1148) in seiner »Islendingabók« (hrsg. von Möbius, Leipz. 1869; F. Jónsson, Kopenh. 1887, und W. Golther, Halle 1892), sodann ausführlicher in der »Landnámabók«, Bericht über die Landnahme, d. h. Besiedelung (hrsg. am besten in »Islendingasögur«, Bd. 1, 1843). Die andern Sagas knüpfen sich an einzelne Persönlichkeiten oder Geschlechter, sie zerfallen in Íslendingasogur weltlichen und kirchlichen Inhalts (biskupasogur, auch Legenden: heilagra manna sogur) und norwegische Königsgeschichten. Unter letztern ist die sogen. Heimskringla des Snorri Sturluson (s. d.) von höchster Bedeutung (geschrieben um 1230). Gegen Ende des 13. Jahrh. dringen auch fremde (romantische) Stoffe südlicher Völker nach dem Norden und werden in den Riddara-sogur bearbeitet (vgl. Kölbing, Riddara-sögur, Straßb. 1872, und Cederschiöld, Fornsögur Sudhrlanda, Lund 1884), und ebendiese Stoffe werden in den Rimur in Verse gebracht. Eine Sammlung der besten Sagas mit erläuterndem Kommentar enthält die von G. Cederschiöld, H. Gering und E. Mogk begründete »Altnordische Sagabibliothek« (Halle 1892 ff.). Auch die Novellen- und Märchenlitteratur der südlichen Völker wurde um diese Zeit nach Island verpflanzt; eine Sammlung dieser Erzählungen gab Gering heraus (»Islenzk æventyri«, Halle 1882—83, 2 Bde.). — Eine Art didaktischer Prosa repräsentiert einerseits die sogen. jüngere oder Snorra Edda, das berühmte Lehrbuch der altnordischen Kunstpoesie, auch in ihrem grammatischen Anhang, anderseits der Königsspiegel (»Konungs-skuggsjá«, hrsg. von Keyser, Munch u. Unger, Christ. 1848, und O. Brenner, Münch. 1881; »Lucidarius«, hrsg. Kopenh. 1849), Regeln für das Verhalten am Königshof enthaltend. Hierher gehören auch die zahlreichen Homilien, z. B. die nach einer Handschrift des 12. Jahrh. von Wisén herausgegebenen (»Homiliubók«, Lund 1872) und die altnorwegischen, herausgegeben von Unger (»Gammel norsk Homiliebog«, Christ. 1862—64). Eine Paraphrase eines großen Teiles des Alten Testaments ist unter dem Titel: »Stjórn« erhalten (hrsg. von Unger, Christ. 1853—62). Schließlich sind hier die Gesetzaufzeichnungen zu erwähnen (s. Nordisches Recht). — Die wichtigsten Hilfsmittel sind: Köppen, Litterarische Einleitung in die nordische Mythologie (Berl. 1837); Rosselet, Isländische Litteratur (in Ersch und Grubers Encyklopädie, II, Bd. 31); Petersen, Bidrag til den oldnordiske Literaturs Historie (Kopenh. 1866); Keyser, Nordmændenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen (Christ. 1866); Grundtvig, Udsigt over den nordiske Oldtids heroiske Digtning (Kopenh. 1867); Gudbr. Vigfusson, Prolegomena zur Sturlunga-Saga (Oxf. 1878); Finnur Jónsson, Den oldnorske og oldislandske literaturs historie (Kopenh. 1894 ff.); ferner Ettmüller, Handbuch der deutschen Litteraturgeschichte (Leipz. 1847); die Lesebücher von Dietrich (2. Aufl., das. 1864), Fr. Pfeiffer (das. 1860), Ettmüller (Zür. 1861), Wimmer (4. Aufl., Kopenh. 1889), H. Falk (Christ. 1889), Poestion (Hagen 1887); Möbius, Analecta norrœna (2. Aufl., Leipz. 1877); K. Gislason, Fire og fyrretyve pröver af oldnordisk sprog og literatur (Kopenh. 1860); Möbius, Catalogus librorum islandicorum et norvegicorum etc. (Leipz. 1856); Derselbe, Verzeichnis der auf dem Gebiet der altnordischen Sprache rc. erschienenen Schriften (das. 1881).

Die **neuisländische Litteratur** beginnt nach einer langen Periode der Unfruchtbarkeit, aus der neben den »rimur« etwa noch der »Háttalykill« des Loptr Guttormsson (gest. 1432) zu erwähnen ist, mit der Übersetzung des Neuen Testaments durch Odd Gottskalksson (gedruckt 1540) und der ganzen Bibel durch den Bischof Gudbr. Thorlaksson (gedruckt 1584), doch überwog in der gelehrten »isländischen Renaissance« die gelehrte Thätigkeit (Arngr. Jonsson, Björn von Skardsa, Torfäus, Arni Magnusson) weitaus die poetische. Erst das 17. Jahrh. brachte einen bedeutendern Dichter hervor, den Pfarrer Hallgrimr Pjetursson (1614—74), besonders berühmt durch seine Passionspsalmen, die noch bis auf den heutigen Tag immer von neuem aufgelegt werden; neben ihm ist der Satiriker Stefan Olafsson (gest. 1688) zu nennen. Die bedeutendste Erscheinung des 18. Jahrh. war Eggert Olafsson (1726—68), der jedoch mehr durch seine wissenschaftlichen Werke (besonders durch die ausführliche Beschreibung Islands, Kopenh. 1772) als durch seine Gedichte (das. 1832) bekannt geworden ist. In der Folgezeit beginnt der Einfluß der ausländischen Litteratur sichtbar zu werden: Bened. Gröndal der ältere (1762—1825) übersetzte Popes »Temple of fame«, Jon Thorlaksson (1744—1819) Miltons »Paradise lost« u. Klopstocks »Messias«, und Magnus Stephensen (1722—1833) schrieb im Geiste Voltaires und der englischen Essayisten. Selbständige und ideenreiche Lyriker waren Bjarni Vigfusson Thorarensen (1786—1841) und Jonas Hallgrimsson (1807—45) sowie der Philolog Sveinbj. Egilsson (s. d.), der seinem Vaterlande eine vollständige Übersetzung des Homer schenkte. In der neuern Zeit sind auch der Roman und die Novelle mit Erfolg gepflegt worden; hervorzuheben sind hier Jon Thoroddsens »Piltur og stúlka« (deutsch von J. C. Poestion: »Jüngling und Mädchen«, in Reclams Universalbibliothek), Pall Sigurdssons »Adhalsteinn« (Reykj. 1877) und die Erzählungen von Gestr Palsson; weniger ist auf dem dramatischen Gebiete geleistet: neben den trefflichen Übersetzungen Shakespearescher Stücke durch Mattias Jokkumsson und Steingr. Thorsteinsson ist nur des erstgenannten Schauspiel »Útilegumennirnir« und Indridi Einarssons »Nýársnóttin« beachtenswert. Vgl. Poestion, Island, das Land und seine Bewohner (Wien 1885); Ph. Schweitzer, Island, Land und Leute, Geschichte, Litteratur und Sprache (Leipz. 1885); Küchler, Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit (das. 1896); Jón Borgfirdingur, Rithöfundatal 1400—1882 (Reykj. 1884); Jonas Jonasson, Yfirlit yfir bókmentir Íslendinga á 19. öld (in den »Tímarit hins íslenzka bókmentafélags«, 1881); Jon Thorkelsson, Om digtningen på Island i det 15. og 16. århundrede (Kopenh. 1888); Finnur Jónsson, Ágrip af bókmentasögu Íslands (Reykj. 1891). Eine Anthologie aus der modernen isländischen Litteratur ist die »Sýnisbók íslenzkra bókmennta« von Bogi Th. Melsted (Kopenh. 1891).

Nordisches Recht. Die Rechtsaufzeichnungen der Nordgermanen oder Skandinaven beginnen nicht vor dem 12. Jahrh., erst nach Einführung des Christen-

tums im Norden. Sie sind vorwiegend in der Volkssprache und in volkstümlichem Stile abgefaßt und bestehen zum größern Teile aus Privatarbeiten, dem schriftlichen Niederschlag einer uralten, amtlich gepflegten mündlichen Überlieferung, welche periodisch vor der Landesversammlung der einzelnen Rechtsverbände vorgetragen wurde (lagsaga). Das älteste Rechtsbuch Dänemarks, Skaanelagen, entstanden zwischen 1203 u. 1212, behandelt das Recht der Landschaft Schonen; ebenso eine spätere lateinische Ausgabe, Liber legis Scaniae (beide hrsg. von Schlyter im »Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui IX«, Stockh. 1859). Das Recht von Seeland behandeln zwei Rechtsbücher, beide dänisch geschrieben, vor 1241, aber nach den Rechtsbüchern von Schonen entstanden, das ältere in der Litteratur »Valdemars Själlandske Lov«, das jüngere »Eriks S. L.« genannt. Die ältesten erhaltenen Gesetze enthalten Partikularrecht; das bedeutsamste Werk der Landschaftsgesetzgebung ist das Gesetzbuch für Jütland (Jydske Lov) von 1241. Unter den Reichsgesetzen bilden eine besondere Gruppe die Handfesten (Wahlkapitulationen) der Könige seit 1320. Sehr fruchtbar ist die dänische Gesetzgebung auf dem Gebiete des Stadtrechts (Statuten von Schleswig, Hadersleben, Kopenhagen, Roeskilde u. a.); dazu kommen noch Marktfriedensordnungen u. Gildestatuten. Vgl. Kolderup-Rosenvinge, Samling af gamle danske Love (Kopenh. 1821—46, 5 Bde., unvollendet); Thorsen, Danmarks gamle Provindslove (1852 ff., 4 Bde.). — Die Rechts- und Gesetzbücher Schwedens bis Mitte des 14. Jahrh. enthalten wesentlich Provinzialrecht, so Westgötalagen (in zwei Redaktionen vom Anfang und Schluß des 13. Jahrh.), Östgötalagen (spätestens 1303 entstanden, das größte und durchgebildetste schwedische Rechtsbuch), Smaalandslagen (um 1300 verfaßt) und Uplandslagen, eine Kodifikation des oberschwedischen Rechts, 1296 von König Birger Magnusson bestätigt; nach deren Vorbild verfaßt sind: das Gesetzbuch für Södermanland, in umgearbeiteter Gestalt als Södermannalagen erhalten, dann Westmannalagen und Helsingelagen. (Sämtliche obige Landschaftsrechte hrsg. von Schlyter im »Corpus juris Sueo-Gotorum«, Bd. 1—6, 1827—34.) An die Landschaftsgesetze schließen sich Einzelgesetze an, deren Aufzeichnung mit dem 13. Jahrh. beginnt. Das Stadt- und Marktrecht ist arm an Denkmälern. Eine Verarbeitung aller Provinzialrechte zu einem Landrecht für ganz Schweden veranlaßte König Magnus Eriksson 1347; dieselbe wurde aber infolge Widerspruchs der Geistlichkeit nicht als Landrecht bestätigt, aber im 14. Jahrh. in den einzelnen Landschaften rezipiert. Derselbe König führte (vor 1365) ein gemeines Stadtrecht ein. Das Landrecht König Christophs von Bayern (1442) ist eine Revision des ältern von König Magnus. Eigentümlich hat sich die Denkmälergeschichte der Insel Gotland entwickelt, deren älteste Rechtsaufzeichnung, Gutalagen vom Schlusse des 13. Jahrh., den dänischen Landschaftsrechten gleicht. — Die ältesten Rechtsdenkmäler Norwegens sind die aus dem 12. Jahrh. stammenden Privataufzeichnungen der vier großen Thingverbände, nach den Hauptversammlungen, auf denen alljährlich das Recht vorgetragen wurde, genannt: das Rechtsbuch des Borgarthing u. des Eidsifjathing, des Gulathingslög und des Frostuthingslög. An letzteres schließt sich das demselben Zeitalter angehörende Marktrecht (bjarkeyjar réttr) an. König Magnus (1263—80) unterwarf die erwähnten Rechtsbücher einer Revision. Die so revidierten Rechtsbücher wurden unter dem Namen: »Neueres oder gemeines Landrecht von König Magnus dem Gesetzverbesserer« zusammengefaßt. Das sogen. »neuere oder gemeine Stadtrecht« ist eine Bearbeitung des gemeinen Landrechts für die Städte. Einzelgesetze der Könige finden sich schon in der 2. Hälfte des 12., häufiger von der 2. Hälfte des 13. Jahrh. an; seit dem gemeinen Land- und Stadtrecht beruht die Fortbildung des geschriebenen Rechts fast nur auf diesen Verordnungen. Vgl. »Norges gamle Love« (begonnen von R. Keyser und P. A. Munch, vollendet von G. Storm und E. Hertzberg, Christ. 1846—95, 5 Bde.). — Das älteste Landrecht Islands ist das um 930 von dem eingewanderten Norweger Ulfljótr verfaßte; ein zweites, verbessertes, von 1117—18, wurde nach den Angaben des Gesetzsprechers und andrer kundiger Männer hergestellt und zum Gesetz erhoben. Verschiedene kompilatorische Rechtsaufzeichnungen aus dem 13. Jahrh. werden als »Grágás« bezeichnet; am vollständigsten sind von diesen die im »Codex regius« (1258—60; hrsg. von Finsen, Kopenh. 1852 ff., 2 Bde.) und die in der Arnamagnäanischen Stadarhólsbók (1262—71; hrsg. von Finsen, das. 1879). Nach Unterwerfung Islands unter die norwegische Herrschaft (1262) kam 1271—73 stückweise die Járnsida und 1281 die sogen. Jónsbók zur Einführung (Gesamtausgabe: »Lovsamling for Island« von Stephensen u. Sigurdsson, Kopenh. 1853 ff.). Vgl. K. Maurer in Holtzendorffs »Encyklopädie der Rechtswissenschaft« (5. Aufl., Leipz. 1890); v. Amira in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie« (Straßb. 1889 ff.).

Nordische Verskunst. Allen Erzeugnissen der altisländischen (und altnorwegischen) Dichtung sind strophische Gliederung u. Stabreim gemeinsam. Zeitlich lassen sich zwei Kunstformen unterscheiden, die allerdings nicht ganz unvermittelt aufeinander folgen: eine ältere, volksmäßige, welche die Verse lediglich durch die Alliteration band, und eine jüngere, die den Reim (Binnenreim oder Endreim) einführte. Zu den ältern Metren, die in der alten Volksdichtung, der die Lieder der Edda (s. d.) angehören, ausschließlich angewandt, aber auch von den Kunstdichtern (den Skalden) hin und wieder noch gebraucht wurden, gehören das Fornyrdislag (metrum antiquum), der Ljódaháttr und der Málaháttr. Das erste entspricht (abgesehen von dem nie übertretenen Gesetz der Einteilung in Strophen) im allgemeinen dem Versmaß, dessen sich die Westgermanen (Deutsche und Angelsachsen) in ihren allitterierenden Dichtungen bedienten. Die Strophe (Visa) enthält nach der Angabe der altisländischen Metriker acht Zeilen (richtiger wohl vier Langzeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei Halbzeilen geteilt wird), von diesen Zeilen bilden je zwei das Strophenviertel (Visufjórdungr), je vier die Strophenhälfte (Visuhelmingr). Jede Zeile hat zwei, gewöhnlich zweisilbige, Füße, deren jeder eine Hebung enthält; doch ist es auch gestattet, daß ein Fuß aus drei Silben besteht (von denen dann die zweite oder dritte einen Nebeniktus tragen muß): in diesem Falle muß jedoch der andre Fuß einsilbig sein. Die Hebungen erfordern gewöhnlich eine lange Silbe (an deren Stelle jedoch auch ein iambischer oder pyrrhichischer Zweisilber treten darf); nur unter gewissen Einschränkungen kann auch eine einzelne kurze Silbe die Hebung tragen. Auftakte und mehrsilbige Senkungen sind nur in beschränktem Maße und in bestimmten Fällen gestattet. Von den vier Hebungen des Visufjórdungr sind 2—3 durch den Stabreim gebunden. Im ersten

Vers des Verspaares stehen der Regel nach zwei Reimstäbe (Stollen), oft auch nur einer; im zweiten Vers steht einer, der Hauptstab. Eine Abart des Fornyrdislag ist der Kviduháttr, in welchem drei- und viersilbige Zeilen wechseln. — Im Ljódaháttr, der höchst wahrscheinlich erst aus dem Fornyrdislag sich entwickelt hat, hat die Strophe der Regel nach sechs Zeilen; die Zeilen 1 und 2, 4 und 5 sind in derselben Weise wie im Fornyrdislag durch den Stabreim gebunden; dagegen allitterieren Zeile 3 und 6 jede für sich, indem jede 2—3 Reimstäbe enthält. Der Bau des Ljódaháttr scheint weniger an feste Regeln gebunden, doch fehlt es noch an eingehendern Untersuchungen. Eine Erweiterung des Ljodaháttr (durch Wiederholung und Variierung der 3. oder 6. Zeile) ist das Galdralag. — Der Málaháttr ist eigentlich nur eine Abart des Fornyrdislag, indem jede der acht Zeilen um eine Silbe vermehrt ist. Fornyrdislag und Málaháttr fanden mehr in erzählenden, der Ljódaháttr mehr in didaktischen Gedichten Anwendung. Der Kunstdichtung der Skalden gehören an das Dróttkvætt (Dróttkvædr háttr) und die Runhenda (Runhendr háttr). Das seit dem 9. Jahrh. bezeugte Dróttkvætt (der »Hofton«) hat diesen Namen erhalten, weil es vorzugsweise in Lobliedern auf Fürsten Verwendung fand (vgl. Drápa). Auch in ihm ist die Strophe achtzeilig und hat den Stabreim wie das Fornyrdislag, nur daß hier stets alle drei Reimstäbe vorhanden sein müssen. Der wesentliche Unterschied dieses Versmaßes vom Fornyrdislag besteht in einem außer dem Stabreim angewandten Binnenreim, der entweder Vokal u. folgende Konsonanz betrifft (Adalhending) oder nur die Konsonanz (Skothending). In jeder Viertelstrophe hat je der erste Vers Skothending, der zweite Adalhending. Jede Verszeile des regelmäßigen Dróttkvætt besteht aus sechs Silben (wobei jedoch zu beachten ist, daß zwei grammatische Silben metrisch öfter als eine gerechnet werden müssen), die sich in drei Füße gliedern. Fuß 1 und 2 entsprechen genau einer Fornyrdislag-Zeile; der dritte Fuß dagegen muß ausnahmslos ein Trochäus sein. Eine spätere Abart des Dróttkvætt ist die Hrynhenda, auch Liljulag genannt, weil in der Lilja (s. Drápa) gebraucht; sie hat acht Silben in der Zeile. Eine weitere Abart mit kurzen Versen (vier Silben) ist das Toglag. — Die Runhenda (Runhendr háttr) unterscheidet sich vom Fornyrdislag durch Hinzukommen des Endreims, dagegen fehlt ihr der Binnenreim. Die Strophe ist ebenfalls achtzeilig. In der eigentlichen Runhenda geht der Reim durch alle acht Verse hindurch; in der kleinern Runhenda hat jede Halbstrophe, in der kleinsten jede Viertelstrophe ihren eignen Reim. Regelmäßig stehen außerdem alle drei Reimstäbe des Stabreims. Die Zahl der Silben schwankt zwischen 3 und 7, ist aber in derselben Strophe die gleiche. Aus der Runhenda entwickelten sich später (seit dem 14. Jahrh.) die Rimur, entsprechend unsern gereimten Gedichten. Sie bestehen gewöhnlich aus vierzeiligen Strophen mit gekreuzten Endreimen, neben welchen sie regelmäßig auch noch den Schmuck der Allitteration bewahrt haben. — Die älteste Darstellung der isländischen Verskunst findet sich in der sogen. jüngern Edda. Vgl. J. Olaffen, Om Nordens gamle Digtekonst etc. (Kopenh. 1786). Von neuern Arbeiten sind besonders zu nennen: die Arbeiten von Ed. Sievers: Beiträge zur Skaldenmetrik (in Paul und Braunes »Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur«, Bd. 5, 6 u. 8, Halle 1878—82), Zur Rhythmik des germanischen Allitterationsverses (ebenda, Bd. 10, das. 1885), Proben einer metrischen Herstellung der Eddalieder (das. 1885), Altgermanische Metrik (das. 1893); A. Edzardi, Die skaldischen Versmaße und ihr Verhältnis zur keltischen Verskunst (in Paul und Braunes »Beiträgen«, Bd. 5, das. 1878); und die ausführlichen Erörterungen von Th. Möbius in seiner Ausgabe von Snorris »Háttatal« (das. 1879—81). Kurze Darstellungen der altnordischen Metrik sind: Erik Brate, Fornnordisk metrik (Upsala 1884) u. Finnur Jónsson, Stutt islenzk bragfrædi (Kopenh. 1892).

Nordkanal (North Channel), Meerenge zwischen der Südwestküste Schottlands und der Nordostküste Irlands, erstreckt sich vom Mull of Galloway bis zur Insel Islay 160 km weit, ist 23—40 km breit, meist 100, an einzelnen Stellen über 200 m tief und verbindet die Irische See mit dem Atlantischen Ozean.

Nordkap, 1) Vorgebirge auf der norweg. Insel Magerö, unter 71° 11′ nördl. Br., 307 m hoch, mit einem kleinen Denkmal auf dem Gipfel, gilt gewöhnlich als der nördlichste Punkt Europas. Doch erreicht etwas westlicher auf Magerö die niedrige Landzunge Knivskjälodden 71° 11′ 42″. N. ist im Juni und Juli ein beliebtes Touristenziel und von vielen Dampfern besucht. Die nördlichste Spitze des Festlands ist Nordkyn (oder Kinnerodden), zwischen dem Laxe- und Tanafjord, östlich vom N., unter 71° 7′ nördl. Br. — 2) S. Irkaipij.

Nordküsten, franz. Departement, s. Côtes-du-Nord.

Nordkyn, s. Nordkap.

Nördl., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für H. Nördlinger (s. d.).

Nordland, Amt in Norwegen, 37,599 qkm (682,8 QM.) groß, mit (1891) 132,447 Einw., nimmt den nördlichen schmalen Küstensaum der skandinavischen Halbinsel ein und ist ein durchaus vom Meer durchschnittenes Gebirgsland von 800—1000 m mittlerer Höhe, über das sich mehrere Bergrücken (Store Börgefjeld, Svartisen, Oxtinder, Sulitjelma) zu fast 2000 m Höhe erheben. Dazu gehören auch die wilden Inselgruppen von Lofoten und Vesteraalen, die an der nördlichen Seite den großen Westfjord begrenzen. Die Bewohner sind, obwohl Getreidebau stattfindet, doch vorzugsweise auf die See hingewiesen; namentlich wird die Kabeljaufischerei (in den Monaten Januar bis April) in großem Maßstab betrieben (s. Lofoten). Die gefangenen Fische werden späterhin in gedörrtem Zustand nach Bergen und den Städten im Amt von Romsdal geführt und dort verkauft. In neuerer Zeit sind große mineralische Bodenschätze entdeckt (Kupferwerke von Sulitjelma, Marmorbrüche, Eisengruben). Die Küsten sind fast überall durch die außerhalb liegenden größern und kleinern Inseln geschützt. Die größten Fjorde sind: Veffen, Ranen, Salten, Folden und der Westfjord mit dem tief ins Land einschneidenden Ofotenfjord. N. ist in vier Vogteien geteilt. Hauptort ist Bodö. S. Karte »Schweden und Norwegen«.

Nordlicht, s. Polarlicht.

Nord-Lincoln, Polarland im Arktischen Meer, am Nordwestende der Baffinbai, nördlich von Nord-Devon, von dem es durch den Jonessund getrennt ist, bildet wahrscheinlich mit dem nördlichern Ellesmere- und Grantland einen Teil von Grahamsland.

Nördlingen, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, im sogen. Ries, an der Eger, Knotenpunkt der Linien Pleinfeld-Buchloe, N.-Dombühl und N.-Pflaumloch (Richtung auf Kannstatt) der Bayrischen

Staatsbahn, 433 m ü. M., hat 4 Kirchen (darunter die protestantische spätgotische Georgskirche, 1427—1505 erbaut, 1880 restauriert, und eine kath. Kirche), eine neue Synagoge, ein ansehnliches Rathaus (mit ausgezeichneter Altertümer- und Gemäldesammlung), wohlerhaltene Stadtthore und -Mauern, eine Realschule, ein Progymnasium, eine Präparandenschule, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, ein Bezirksamt, eine weibliche klösterliche Anstalt, ein Forstamt, Lein-, Teppich- und Wollweberei, Fabrikation von Leder, Möbeln, Leim, Kassenschränken, Malz, Lebkuchen, Instrumenten und landwirtschaftlichen Maschinen, Handelsgärtnereien, Handel mit Bettfedern, Getreide und Vieh und (1895) 8236 Einw., davon 1578 Katholiken und 489 Juden. Dabei das St. Johannisbad, eine erdig-salinische Eisenquelle. — Die Stadt gehörte von 898, zu welcher Zeit sie zuerst genannt wird, bis 1215 zum Hochstift Regensburg, ward dann vom Kaiser Friedrich II. für das Reich erworben und blieb reichsunmittelbar, obgleich sie von 1250 bis ins 14. Jahrh. an die Grafen von Öttingen verpfändet war. 1347 trat sie dem Schwäbischen Städtebund bei und wußte, 1373 von Karl IV. an den Herzog Otto von Bayern verpfändet, ihre Reichsfreiheit durch Teilnahme am Städtekrieg (1377) zu wahren. Obwohl N. 1529 den Protest der Evangelischen zu Speyer mit unterzeichnete, hielt es sich doch von dem Schmalkaldischen Bund fern, und wenn es auch 1546 dem Kaiser seine Thore verschloß, so vermied es doch jeden ernstlichen Widerstand. 1634 ward die Stadt von den Kaiserlichen belagert, und der Versuch der Schweden, sie zu entsetzen, führte zu der **Schlacht bei N.** Die Kaiserlichen, 30,000 Mann stark, standen unter dem Oberbefehl des Königs von Ungarn und des Grafen Gallas. Die Schweden, 24,000 Mann, wurden von Herzog Bernhard von Weimar und Horn befehligt. Letzterer wollte erst die Ankunft von Verstärkungen abwarten. Bernhard aber riß ihn schon 5. Sept. 1634 zu einem Angriff auf die Kaiserlichen fort. Zwei Tage, 5. und 6. Sept., dauerte der erbitterte, mörderische Kampf, bis endlich die Schweden nach furchtbaren Verlusten (12,000 Tote und Verwundete, 6000 Gefangene und alles Geschütz) zurückgeschlagen wurden. Horn wurde gefangen, Bernhard verwundet. Das Übergewicht der Schweden war gebrochen, ganz Süddeutschland in der Hand der Kaiserlichen. Die weitern Folgen der Schlacht waren der Anschluß der Schweden an Frankreich und der Prager Friede Sachsens und andrer Reichsstände mit dem Kaiser. (Vgl. Fuchs, Die Schlacht bei N., Weim. 1868; Fraas, Die Nördlinger Schlacht, Nördling. 1869; Weinitz, Des Diego de Aedo Schilderung der Schlacht bei N., übersetzt, Straßb. 1884; »Gedruckte Relationen über die Schlacht von N. 1634«, Halle 1885; Struck, Die Schlacht bei N., Stralf. 1893.) Auch die Schlacht bei Alerheim (3. Aug. 1645), welches östlich von N. liegt, wird zuweilen nach N. benannt. 1647 ward die Stadt wieder von den Bayern beschossen und zum Teil in Asche gelegt. 1803 verlor N. seine Reichsfreiheit und kam mit seinem Gebiet an Bayern. N. ist Geburtsort zahlreicher Künstler (z. B. Schäufelein, Albrecht Adam, Friedr. Voltz). Vgl. Beyschlag, Geschichte der Stadt N. (Nördling. 1851); Mayer, Die Stadt N., ihr Leben und ihre Kunst im Lichte der Vorzeit (das. 1876); L. Müller, Die Reichsstadt N. im Schmalkaldischen Krieg (das. 1876).



Wappen von Nördlingen.

Nördlinger, Hermann, Forstmann, geb. 13. Aug. 1818 in Stuttgart, studierte seit 1837—40 in Tübingen, Hohenheim und Nancy, ward 1842 Professor der Forstwissenschaften zu Grand-Jouan in der Bretagne, 1845 in Hohenheim und 1881 in Tübingen, 1891 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Die technischen Eigenschaften der Hölzer« (Stuttg. 1860); »Die kleinen Feinde der Landwirtschaft« (das. 1855, 2. Aufl. 1869) und die kleinere Schrift »Die Kenntnis der wichtigsten kleinen Feinde der Landwirtschaft« (2. Aufl., das. 1884); »Der Holzring als Grundlage des Baumkörpers« (das. 1872); »Querschnitte von 500 Holzarten« (das. 1852—88, 11 Bde.); »Deutsche Forstbotanik« (das. 1874—75, 2 Bde.); »Anatomische Merkmale deutscher Wald- und Gartenholzarten« (das. 1881); »Lehrbuch des Forstschutzes« (Berl. 1884); »Lebensweise von Forstkerfen« (2. Aufl., das. 1880); »Die gewerblichen Eigenschaften der Hölzer« (Stuttg. 1890). Von 1860—70 gab er die von Pfeil begründeten »Kritischen Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft« heraus.

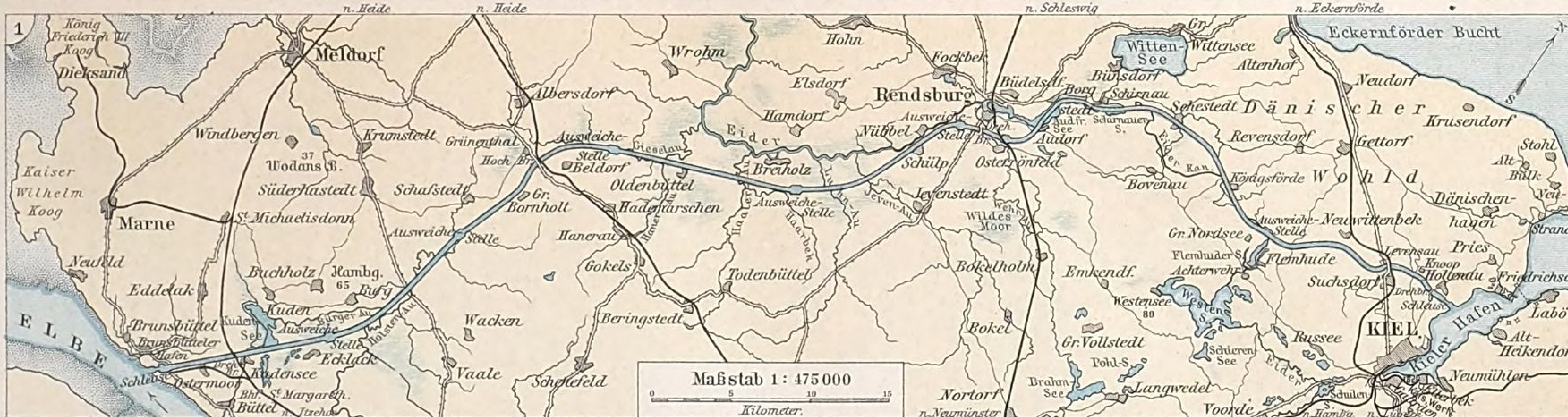
Nordm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Alex. v. Nordmann, geb. 1803, gest. 1866 als Professor der Zoologie in Helsingfors.

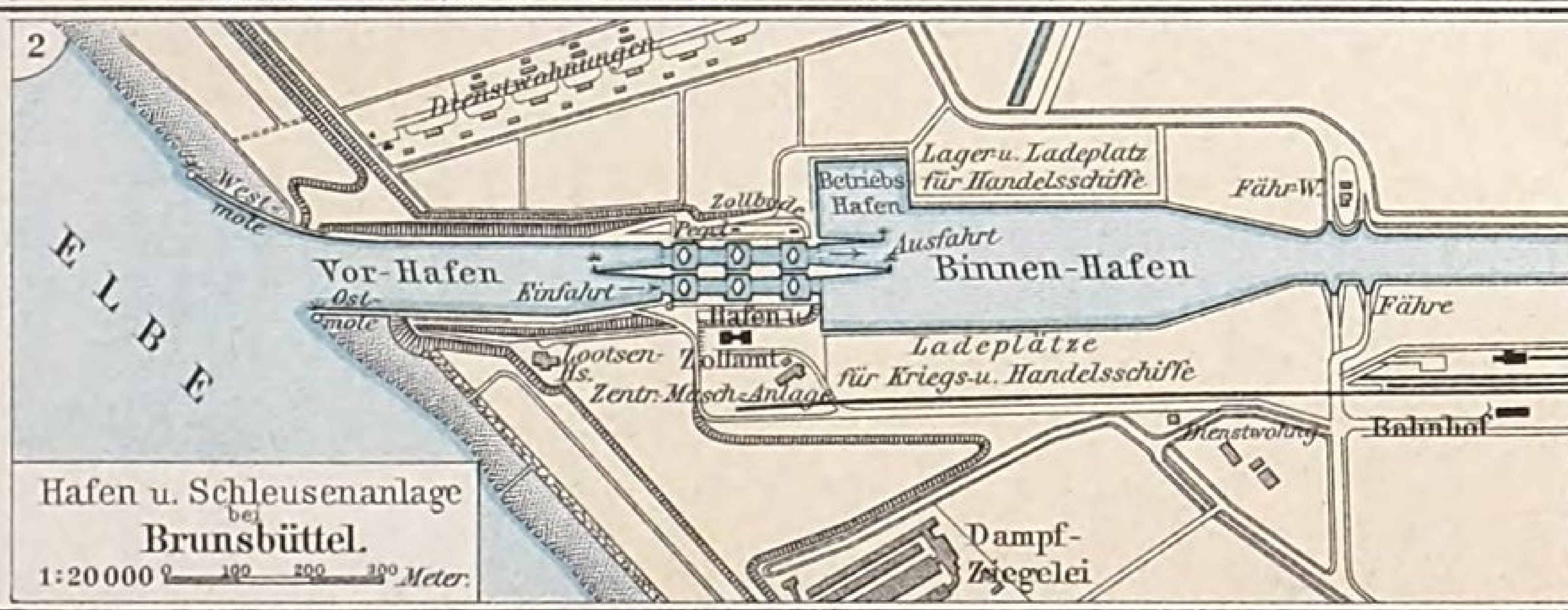
Nordmann, Johannes (mit seinem Familiennamen ursprünglich Rumpelmaier), Schriftsteller, geb. 13. März 1820 zu Landersdorf bei Krems in Niederösterreich, gest. 20. Aug. 1887 in Wien, studierte in Wien und verweilte dann längere Zeit in Dresden und in Leipzig, wo er »Gedichte« (Leipz. 1847) und den Roman »Aurelie« (das. 1847, 2 Bde.) herausgab, nachdem ein Novellenbuch« (Wien 1846, 2 Bde.; neue Ausg. 1866) schon zuvor von ihm erschienen war. Nach Ausbruch der Revolution schon 1848 nach Wien zurückgekehrt, ward er hier Mitglied der akademischen Legion, veröffentlichte auf Grund der Papiere eines aufgehobenen Klosters das Werk »Die Liguorianer, ihre Konstitution und Korrespondenz« (Wien 1849) und war dann meist als Redakteur und Journalist, besonders am »Wanderer«, seit 1869 an der »Neuen Freien Presse« und (1873—79) zugleich als Herausgeber der »Neuen Illustrierten Zeitung« thätig. Von ihm erschienen noch: »Zwei Frauen«, Roman (Wien 1850); »Carrara«, historischer Roman (anonym, Leipz. 1851, 2 Bde.); »Ein Marschall von Frankreich«, Tragödie (Wien 1857); die Romane: »Frühlingsnächte in Salamanca« (Leipz. 1857, 3. Aufl. 1880) und »Ein Wiener Bürger« (Wien 1860, 2. Aufl. 1882). Später folgten: »Meine Sonntage«, Wanderbuch (Wien 1868, 2. Aufl. 1880); »Wiener Stadtgeschichten« (das. 1869); »Der zerbrochene Spiegel«, Weihnachtsgeschichte (das. 1870); die epische Dichtung »Eine Römerfahrt« (das. 1875—77, 2 Tle.) und das Wanderbuch »Unterwegs« (das. 1884). Aus seinem Nachlaß erschienen »Gedichte« (Wien 1889). Der vollen Entwickelung seiner poetischen Natur war die Ungunst der Zeit und Verhältnisse hinderlich. Daher kommt es, daß in seinen besten Schöpfungen das Schöne neben dem Schroffen hergeht und nur das Ganze der Werke die Harmonie zum Ausklang bringt.

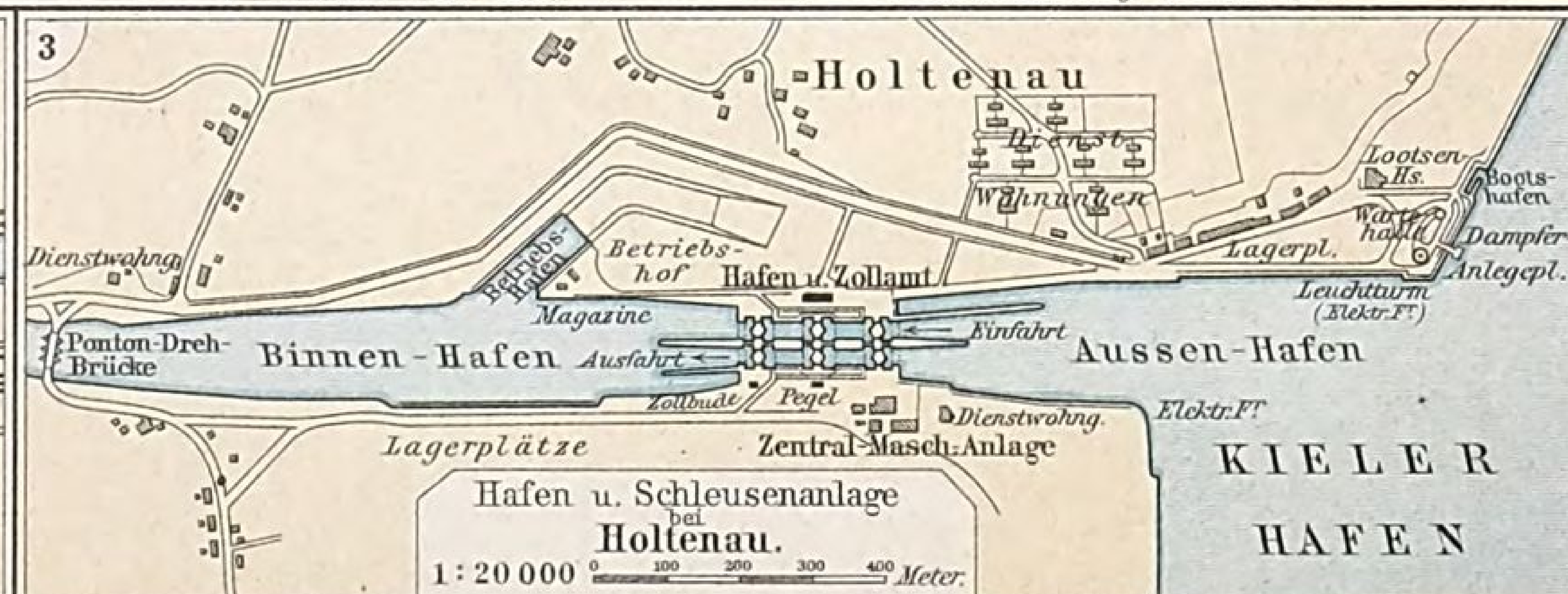
Nordmark, ehemaliges deutsches Grenzland, 965—1134 zum Herzogtum Sachsen gehörig, 1134 an Albrecht den Bären verliehen, seitdem Altmark (s. d.) genannt.

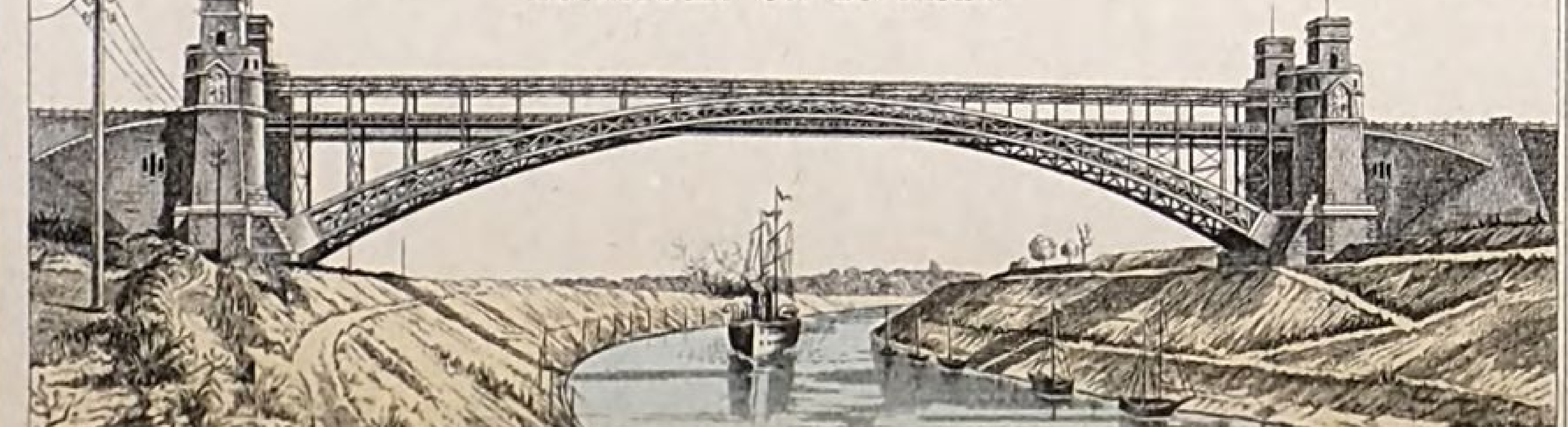
Nordmarsch, eine der Halligen im schleswigschen Wattenmeer, zum Kreis Husum gehörig, durch einen schmalen Meeresteil von der nördlich davon gelegenen

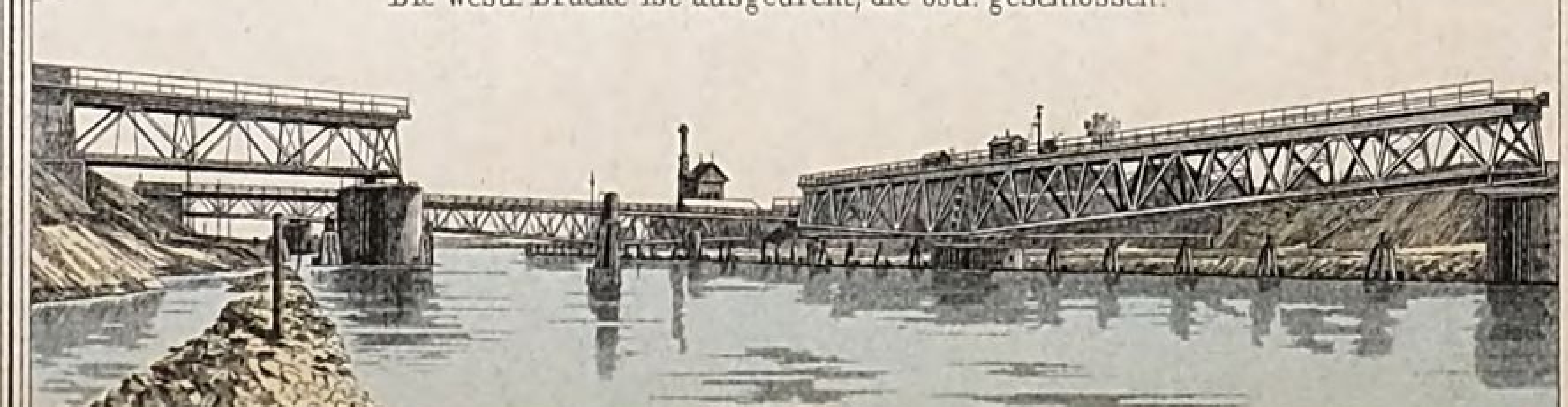
KAISER WILHELM=(NORDOSTSEE=) KANAL.








4
Hochbrücke bei Levensau.


5
Eisenbahndrehbrücken bei Rendsburg.
Die westl. Brücke ist ausgedreht, die östl. geschlossen.

Insel Föhr getrennt, hängt nach O. hin mit der Hallig Langeneß zusammen und hat 86 Einw.

Nordöstliche Durchfahrt, der Seeweg längs der nördlichen Küsten von Europa und Asien und durch die Beringstraße nach China und Indien; s. Nordpolarexpeditionen.

Nordostseekanal (amtlich Kaiser Wilhelms-Kanal, hierzu die Tafel »Kaiser Wilhelms-Kanal«), Schiffahrtskanal in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, der mit Umgehung der Halbinsel Jütland Nord- und Ostsee in direkte Verbindung miteinander bringt (Fig. 1), beginnt oberhalb Brunsbüttel im Mündungsgebiet der Elbe, zieht sich in drei etwa gleichen Teilen zuerst bis Grünenthal nach NO., dann bis Borgstedt nach O. und zuletzt nach SO., folgt auf letzterer Strecke meist dem alten Eiderkanal (s. Eider), jedoch mit Vermeidung der Krümmungen desselben, und mündet 4 km nordöstlich von Kiel unterhalb Holtenau in den Kieler Busen. Die Länge beträgt 98,65 km, die Tiefe 9, die Sohlenbreite 22, die Spiegelbreite 60 m. Großartige Schleusenanlagen befinden sich an beiden Endpunkten, bei Brunsbüttel und Holtenau (Fig. 2 u. 3). Entsprechend der Bedeutung des Kanals sind sie als Doppelschleusen angelegt, d. h. sie haben zwei nebeneinander liegende Kammern, die gleichzeitig zum Durchschleusen von Schiffen in Benutzung genommen werden können. Die nutzbare Länge zwischen den Schleusenthoren beträgt 150, die lichte Breite 25, die Tiefe 9,8 m. Die Schleusen ermöglichen also das Passieren von Seeschiffen bis zu 150 m Länge. Die Bewegung der Schleusenthore erfolgt mit hydraulischer Kraft. Die Brunsbütteler Schleuse bleibt während der Flut geschlossen und wird erst geöffnet, wenn der äußere Wasserstand mit dem in der Schleuse, bez. dem Kanal befindlichen gleich ist. Die Holtenauer Schleuse ist stets geöffnet, ausgenommen bei Sturm. Zum Schutze des Kanals sind außerhalb der Brunsbütteler Schleuse noch zwei gewaltige Molen in den Elbstrom gebaut, die an der Krone 5 m stark sind, und deren Köpfe durch zwei Leuchttürme gesichert werden. An den Innenseiten der Schleusen befindet sich je ein Binnenhafen von 500 m Länge und 200 m Breite. Auf der ganzen Strecke des Kanals sind in gemessenen Abständen sieben Ausweichestellen angebracht, die indessen nur für die Kreuzung besonders großer Kriegsschiffe notwendig sind. Den Kanal kreuzen vier Eisenbahnlinien, zwei davon auf Hochbrücken mit einer lichten Höhe von 42 m, von denen die eine im Zuge der Linie Neumünster-Tönning bei Grünenthal (s. Tafel »Eisenbau I«, Fig. 8), mit einer Spannweite von 156 m, die andre, mit 165 m Spannweite, im Zuge der Linie Kiel-Flensburg bei Levensau liegt. Der Übergang der beiden andern Eisenbahnlinien Elmshorn-Hvidding u. Neumünster-Wamdrup erfolgt durch Drehbrücken bei Taterfahl, bez. bei Rendsburg (Fig. 4 u. 5), während 17 Fähren dem übrigen Verkehr dienen. Nachts wird der Kanal durch elektrische Lampen erhellt, welche in einer Entfernung von 250 m angebracht sind; bei den Krümmungen ist diese Distanz noch verringert. Ein großer Betriebs- und Reparaturhafen befindet sich in Rendsburg. Von Brunsbüttel bis Rendsburg durchzieht der Kanal fast ausschließlich eine einförmige, nur selten von Gebüsch unterbrochene Moorgegend. Hinter Rendsburg nimmt das Landschaftsbild einen heitern, anmutigen Charakter an, da Wiesen, Thäler, gut bestandene Buchenwälder und zahlreiche Binnenseen miteinander wechseln. Die Fahrt durch den Kanal unter Lotsenkontrolle, welche auch die Zollaufsicht bewirkt, darf nicht 5,3 Knoten Geschwindigkeit überschreiten, so daß mit geringem Aufenthalt bei Schleusen und Brücken eine Durchgangszeit von 13 Stunden zu rechnen ist. Dampfer können mit eigner Kraft gehen, Segelschiffe müssen geschleppt werden. Zwölf Schleppdampfer sollen diesen Dienst vermitteln. Der Kanal ist zweischiffig; ohne Gefahr des Zusammenstoßens können nicht nur zwei der größten Handelsdampfer, sondern auch ein großes Kriegsschiff und ein Handelsdampfer aneinander vorüberpassieren.

Der Bau wurde durch Gesetz vom 16. März 1886 beschlossen, die Kosten waren auf 156 Mill. Mk. veranschlagt, wozu der preußische Staat eine Summe von 50 Mill. Mk. unter Verzicht auf jede Verzinsung im voraus übernahm. Die Oberleitung des Baues hatte der Geheime Oberbaurat Bänsch. Am 3. Juli 1887 wurde durch Kaiser Wilhelm I. der Grundstein in Holtenau gelegt, 18. Juni 1895 erfolgte unter großartigen Festlichkeiten, an welchen sich Vertreter fast aller seefahrenden Nationen der Erde beteiligten, die Schlußsteinlegung durch Kaiser Wilhelm II. und die Eröffnung für den allgemeinen Verkehr. Der Vorteil, welchen dieser Kanal für die Schiffahrt bietet, ist ganz bedeutend. Abgesehen davon, daß der Weg durch den Kanal ein weit sicherer ist als durch das unruhige, wegen seiner vielen Schiffbrüche berüchtigte Skagerrak, ist er von der Ostsee vor allen Dingen nach allen südlich von Newcastle an der englischen Ostküste liegenden Häfen ein kürzerer und beträgt z. B. von der Insel Bornholm nach der Themsemündung 200 Seemeilen weniger, von den deutschen Nordseehäfen nach der Ostsee nahezu das Doppelte; die Abkürzung für Lübeck beträgt 570, für Wismar 530 und für Rostock 510 Seemeilen. Auch seine militärische Bedeutung ist nicht gering. Ungesehen vom Feinde gestattet der Kanal die gesamte Flotte in kurzer Zeit je nach Bedürfnis aus der Nordsee in die Ostsee oder aus der Ostsee in die Nordsee zu verlegen, und in der That kann die deutsche Kriegsflotte in 16 Stunden aus Kiel durch den Kanal nach der Helgoländer Bucht gelangen und sich dort mit dem von Wilhelmshaven hier ansegelnden Geschwader vereinigen. Die Kanalgebühren werden vorläufig nach einem Differentialtarif erhoben, nämlich für beladene Schiffe unter 600 Reg.-Tons 60 Pf. pro Tonne, für die überschießenden Reg.-Tons 40 Pf. pro Tonne, für leere oder in Ballast laufende Schiffe 40 Pf. pro Tonne. Im Winter tritt ein Zuschlag von 25 Proz. ein. Da die Verzinsung des Anlagekapitals und die auf 1,5 Mill. Mk. veranschlagten Unterhaltungskosten jährlich die Summe von 7⅓ Mill. Mk. erfordern, müßte, selbst wenn die Hälfte der zwischen Ost- u. Nordsee verkehrenden Schiffe den Kanal benutzen sollte, das Reich einen jährlichen Zuschuß von ca. 3 Mill. Mk. zahlen. — Das Streben, Nord- u. Ostsee durch eine der Seeschiffahrt dienende Wasserstraße zu verbinden, ist uralt. Bis in das 14. Jahrh. gehen die ältesten Angaben zurück, welche von den Versuchen einer solchen Verbindung Zeugnis geben. Nicht weniger als 16 solcher Pläne sind seit dem 16. Jahrh. zu verzeichnen, von denen 9 in die Zeit von 1863—81 fallen. Auch Wallenstein faßte 1626 den Plan einer solchen Verbindung. 1784 ließ König Christian VII. von Dänemark den Eiderkanal erbauen. Seine Wassertiefe betrug nur 3,5 m, seine obere Breite nur 31 m, so daß ihn nur die kleinsten Kanonen- und Torpedoboote benutzen konnten. Gegen Ende der 70er Jahre ließ die preußische Regierung Untersuchungen darüber anstellen, ob dieser Kanal sich in einen den Bedürfnissen des Handelsverkehrs und der Kriegsflotte entsprechenden

Stand werde setzen lassen. Die Untersuchungen ergaben, daß dieser Plan unausführbar war. 1878 verfocht der Hamburger Schiffsreeder Dahlström das Projekt eines Kanals von Brunsbüttel über Rendsburg nach Kiel. Die Regierung erteilte ihm die Erlaubnis zu den Vorarbeiten. Dieselben wurden von Dahlström und dem Wasserbauinspektor Boden bis 1881 vollendet und dann der Regierung eingereicht, sie haben die Grundlage zu dem jetzt zur Ausführung gelangten Reichsprojekt des Nordostseekanals gebildet. Vgl. Beseke, Der N., seine Entstehungsgeschichte, sein Bau etc. (Kiel 1893); Sartory, Der N. und die deutschen Seehäfen (Berl. 1894); »Der N.« (Festschrift, das. 1895).

Nordpol, s. Pol und Magnetismus, S. 745.

Nordpolarexpeditionen, Fahrten zur Erreichung des Nordpols und der um denselben gelagerten Länder und Meere. Die früheste Nordfahrt unternahm um 325 v. Chr. Pytheas von Marseille, der die Insel Thule, wahrscheinlich die Shetlandinseln, erreichte. Irische Mönche gelangten um 725 auf die Färöer und von dort um 795 nach Island, das seit 874 von den Normannen besiedelt wurde. Bald darauf gelangten diese nach Grönland, und 986 führte Erik der Rote dorthin 25 Schiffe mit vielen Ansiedlern. Sein Sohn Leifr entdeckte um 1000 Helluland (Labrador), Markland (Neufundland oder Neuschottland) und Vinland (wahrscheinlich Massachusetts). Doch ging die Kunde von diesen Entdeckungen verloren, als im 14. und 15. Jahrh. die Normannenansiedelungen in Grönland durch Seuchen und Kriege mit den Eskimo vernichtet wurden. In das Ende des 14. Jahrh. fallen die Reisen der venezianischen Brüder Nicolo und Antonio Zeno, welche von den Färöer aus Island, Grönland und vielleicht auch das amerikanische Festland besuchten. Der Genuese John Cabot gelangte 1497 nach Labrador, und 1500 besuchte der Portugiese Cortereal Grönland und im folgenden Jahre Labrador und die Fischbänke von Neufundland. Den ersten Versuch zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, d. h. eines nordwestlichen Seeweges nach China, machte 1517 Sebastian Cabot, der dabei die Hudsonstraße entdeckte. Auf seine Anregung wurden 1553 zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt von einigen englischen Kaufleuten drei Schiffe unter den Kapitänen Willoughby, Durforth und Chancellor ausgesandt, von denen die beiden erstern mit der gesamten Mannschaft den Beschwerden einer Überwinterung an der Halbinsel Kola erlagen, während Chancellor die Mündung der Dwina erreichte und über Moskau, wo er günstige Handelsbedingungen vom Großfürsten erlangte, heimkehrte. Jene Kaufleute bildeten nun die Muscovy Company und entsandten 1556 Burrough zum Ob, der indes die Karische Pforte durch Eis verschlossen fand. Erst Pet und Jackmann segelten durch dieselbe 1580 in das Karische Meer, dessen Eismasse ihr weiteres Vordringen verhinderte. Nun wandten sich die Engländer wieder der Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt zu. Frobisher drang 1576 in die nach ihm benannte Bai. Da man in einem Stück mitgebrachten Gesteins Gold zu sehen glaubte, wurde Frobisher 1577 abermals mit drei Schiffen nach dem vermeintlichen, »Meta incognita« genannten Goldlande gesandt und wieder im nächsten Jahre mit 15 Fahrzeugen und vielen Handwerkern, doch erwies sich das Erz als wertlos. Davis gelangte 1585, nachdem er die Ostküste Grönlands, von ihm »Desolationland« genannt, gesichtet hatte, in die Davisstraße, landete an der Westküste Grönlands im Gilbertsund, bei dem heutigen Godthaab, kreuzte hinüber zum Baffinland und befuhr den Cumberlandsund. Ebendahin begab er sich in den beiden folgenden Jahren, wobei er 1587 durch die eisfreie Davisstraße bis 73° nördl. Br. vordrang. Zur Aufsuchung einer nordöstlichen Durchfahrt entsandten 1594 die Holländer vier Schiffe unter Nay, Tetgales und Barents, von denen der erstere die Westküste von Nowaja Semlja bis in die Nähe ihrer Nordspitze verfolgte, während Nay und Tetgales durch die Jugorstraße in das Karische Meer eindrangen. Denselben Weg nahm im folgenden Jahre eine holländische Flotte von sieben Schiffen. Eine dritte holländische Expedition unter Heemskerk, Rijp und Barents entdeckte 1596 die Bäreninsel und Spitzbergen. Barents segelte hierauf nach Nowaja Semlja, umschiffte die Nordspitze, fror aber im Eishafen ein und starb nach der Überwinterung auf der Rückkehr. Zur Aufsuchung der verschollenen Kolonien in Grönland sandten die Dänen 1605—1607 drei ergebnislose Expeditionen nach Grönland. Im Auftrag der Muscovy Company verfolgte Hudson 1607 den kühnen Plan, zwischen Spitzbergen und Grönland über den Pol hinweg nach China zu segeln. Ebenso vergeblich versuchte er 1608 eine Durchfahrt zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja. In holländischen Diensten entdeckte er 1609 den Hudsonfluß und 1610 die Hudsonbai, wurde aber nach der Überwinterung in der Jamesbucht von den meuterischen Matrosen ausgesetzt. Sein Schicksal aufzuklären, gingen 1612 Button und Ingram nach der Hudsonbai und umsegelten dieselbe fast völlig. Die Inseln in der Hudsonstraße wurden 1615 von Bylot und Baffin besucht. Dieselben segelten 1616 durch die Davisstraße und die Baffinbai bis zum Smithsund und erblickten den Jonessund und den Lancastersund. Da Baffin nach dieser Reise das Vorhandensein einer nordwestlichen Durchfahrt bestritt, auch Fox und James 1631 vergeblich nach einer Ausfahrt aus der Hudsonbai suchten, unterblieben weitere Versuche in dieser Richtung fast zwei Jahrhunderte lang, obwohl das englische Parlament 1743 einen Preis von 20,000 Pfd. Sterl. für die Auffindung der Nordwestpassage setzte. Dagegen nahm der Walfischfang in den arktischen Gewässern einen großen Aufschwung, Hans Egede gründete 1721 die heutigen dänischen Kolonien in Grönland, Beamte der 1670 gegründeten Hudsonbai-Kompanie erschlossen auf Landreisen große Strecken des amerikanischen Kontinents, und russische Kosaken durchstreiften das nördliche Sibirien bis zu seinen äußersten Grenzen, um den Jassak, den Tribut in Zobelfellen, von den Eingebornen einzufordern. Schon 1648 umschiffte Deschnew auf der Fahrt von der Kolyma zum Anadyr die Nordostspitze Asiens und bewies dadurch die Trennung der Alten von der Neuen Welt. Besonders wurde aber die Kenntnis dieser Gebiete gefördert durch die von Peter d. Gr. geplante, aber erst nach seinem Tode ausgeführte große arktische Expedition, 1725—42. Während derselben durchfuhr der Däne Vitus Bering 1728 die nach ihm benannte Straße, Gwosdow besuchte 1730 die amerikanische Seite derselben, Prontschitschew, Laptew und Tscheljuskin nahmen 1735—42 die Nordküste Sibiriens auf, u. letzterer umwanderte 1742 das nach ihm benannte nördlichste Kap; endlich erreichten Bering und Tschirikow 1741 von Kamtschatka aus das gegenüberliegende amerikanische Festland. Bei der Rückkehr erlitt Bering an der Beringinsel Schiffbruch und starb bald darauf, die überlebende Mannschaft aber, darunter der Deutsche Steller, gelangten

im folgenden Jahre nach Kamtschatka. Diese Reise veranlaßte die Fahrten der russischen Pelzjäger, »Promyschlenniks«, nach den Aleuten und der Nordwestküste Amerikas und die Gründung der Russisch-Amerikanischen Kompanie. Im Nördlichen Eismeer wurde 1760—61 Nowaja Semlja von Loschkin umschifft, die Matoschkinschar von Rosmuilow 1768 durchfahren und durch Ljachow 1770 und 1773 die neusibirischen Inseln besucht. Zur Aufsuchung einer nordöstlichen Durchfahrt drang 1778 der Weltumsegler Cook durch die Beringstraße bis 70° 44′ nördl. Br. vor und folgte dann der asiatischen Küste bis Kap Irkaipij. Sein Nachfolger Clerke wiederholte 1779 den Versuch ohne bessern Erfolg; auf demselben Wege gelangte 1817 Kotzebue bis in den nach ihm benannten Sund. Durch Schlittenfahrten erforschten Wrangell und Anjou 1821—23 die Eismeerküsten des nordöstlichen Sibirien; Luetke untersuchte auf viermaliger Fahrt 1821—24 die Westküste von Nowaja Semlja, um dessen weitere Erforschung sich 1832—39 Pachtusow, Ziwolka, von Baer und Moissejew bemühten. Keilhau besuchte 1827 die Bäreninsel und Spitzbergen, welch letzteres auch durch Sven Loven 1837 und die französische Korvette La Recherche 1838—40 erforscht wurde; endlich bereiste Middendorff 1843 die Taimyrhalbinsel.

Inzwischen war in England durch John Barrow das Interesse für die Polarforschung und für die Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt wieder belebt worden. Anlaß dazu gaben besonders die Fahrten der beiden Walfischfänger Scoresby, Vater und Sohn, von denen der erstere 1806 im O. von Grönland eine Breite von 81° 30′ erreichte, der letztere 1816 u. 1817 die Grönlandssee fast eisfrei angetroffen hatte. Der Preis von 20,000 Pfd. Sterl. für die Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt wurde erneuert, 5000 Pfd. Sterl. wurden für die Erreichung des 110. Längengrades westl. v. Gr. ausgesetzt und zwei Schiffe unter John Roß und Parry 1818 nach der Baffinbai gesandt. Roß drang von dort in den Lancastersund ein, kehrte jedoch um, da er ihn, durch Nebel getäuscht, geschlossen wähnte. Im nächsten Jahre wurde Parry mit zwei Schiffen ausgeschickt. Dieser durchsegelte den Lancastersund, entdeckte Prince Regents Inlet, die Barrowstraße und den Wellingtonkanal, überwinterte an der Melvilleinsel und gelangte 1820 bis 113° 46′ westl. L., von wo man im S. Banksland erblickte. Nach England zurückgekehrt, erhielt Parry die für die Erreichung des 110. Längengrades ausgesetzte Belohnung und mit Lyon den Auftrag, mit den Schiffen Fury und Hecla von der Hudsonstraße aus der Nordküste des amerikanischen Festlandes zu folgen. Nach einer Überwinterung an der Melvillehalbinsel fand Parry 1822 die Fury- undHeclastraße, vermochte aber des Eises wegen nicht weiter vorzudringen. Mit denselben Schiffen unternahm dann Parry 1824 vom Lancastersund aus die Erforschung des Prince Regent Inlets, mußte aber nach einer Überwinterung in Port Bowen die Fury als Wrack zurücklassen.

Gleichzeitig wurde die Erforschung der amerikanischen Eismeerküste vom Binnenlande aus in Angriff genommen. Nachdem schon Hearne 1770—71 die Mündung des Kupferminenflusses, Mackenzie 1780 die Mündung des Mackenziestromes erreicht hatten, untersuchte Franklin, begleitet von Richardson, Back und Hood auf seiner ersten Landexpedition, 1819—22, die Küste von der Mündung des Kupferminenflusses ostwärts bis Cap Turnagain. Auf der zweiten Landexpedition 1825—27 gingen von der Mackenziemündung Franklin und Back nach W. bis Return Reef, Richardson nach O. bis zum Kupferminenfluß, doch wurde der Anschluß an die gleichzeitigen Expeditionen von Parry nach dem Prince Regents Inlet und von Beechey, der durch die Beringstraße bis Point Barrow vordrang, nicht erreicht.

Obwohl 1826 die englische Regierung den für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzten Preis zurückzog, unternahm Parry 1827 eine neue Nordfahrt auf dem Wege über Spitzbergen, bei welcher er unter Benutzung von Schlitten bis 82° 45′ nördl. Br. vordrang. Ergebnisreicher war die durch Sir Felix Booth ausgerüstete Expedition von John Roß mit der Victory nach dem Lancastersund und Prince Regents Inlet, 1829—33, bei welcher durch James Roß die Küsten von Boothia Felix und von König Wilhelm-Land aufgenommen und der damalige magnetische Nordpol unter 70° 5′ nördl. Br. und 96° 46′ westl. L. entdeckt wurde. Nach viermaliger Überwinterung und nach Aufgabe des Schiffes gelangte die Mannschaft in Booten nach dem Lancastersund, wo eine Hilfsexpedition sie aufnahm. Eine zweite Hilfsexpedition unter Back erreichte auf dem Landwege 1834 die Mündung des Großen Fischflusses oder Back River. Die noch unbekannte Strecken der amerikanischen Eismeerküste zwischen Point Barrow und Return Reef und zwischen Kap Turnagain und dem Großen Fischfluß wurden im Auftrag der Hudsonbaikompanie 1837—39 durch Dease und Simpson erforscht.

Eine neue Ära der Polarfahrten begann mit der unglücklichen Expedition Franklins. Auf Betreiben von Barrow entsandte die englische Regierung 1845 Franklin und Crozier mit den Schiffen Erebus und Terror nach der Barrowstraße; im Juli desselben Jahres wurden dieselben zum letztenmal in der Melvillebai gesehen. Als Ende 1847 noch keine Kunde von der Expedition einging, rüstete die Regierung drei Hilfsexpeditionen aus, Moore und Kellett gingen 1848 nach der Beringstraße, Roß und Bird nach der Barrowstraße, Richardson und Rae über Land an die Küsten des Eismeers; aber keine Spur von Franklin wurde gefunden. Nun wurden großartige Anstrengungen gemacht. Die englische Regierung setzte eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterl. für die Rettung Franklins und seiner Gefährten aus und die Hälfte dieser Summe für die Erlangung sicherer Nachrichten über ihr Schicksal; weitere 3000 Pfd. Sterl. fügte Lady Franklin hinzu. Nicht weniger als 14 Fahrzeuge zogen 1850 aus. Collinson und Mac Clure segelten nach der Beringstraße, Penny und Stewart nach dem Wellingtonkanal, Austin, Ommaney, Osborn und Cator nach der Barrowstraße. Dorthin gingen auch zwei von dem Amerikaner Grinnell ausgerüstete Schiffe unter De Haven u. Griffin, ferner mit Unterstützung der Hudsonbaigesellschaft John Roß und Phillips. Endlich sandte noch Lady Franklin Forsyth nach dem Prince Regents Inlet. Umfassende Vorkehrungen waren getroffen, um den Verschollenen Kunde zu geben. Kupfercylinder und Flaschen mit Depeschen wurden ausgeworfen, Felswände beschrieben, Signalstangen aufgerichtet, kleine Luftballons zur Verbreitung von Nachrichten benutzt, gefangenen Füchsen metallene Halsbänder, welche Botschaften enthielten, umgelegt und die Tiere dann freigelassen: alles vergeblich, nur das Winterquartier Franklins aus den Jahren 1845—46 wurde durch Ommaney und Penny auf der kleinen Beecheyinsel am

Eingang des Wellingtonkanals entdeckt. Die meisten Schiffe kehrten 1851 nach England zurück; in demselben Jahre segelte Kennedy im Auftrag von Lady Franklin nach dem Prince Regents Inlet, und Rae ging über Land nach Wollaston- und Victorialand. Nun suchte man Franklin in höhern Breiten. Unter dem Oberbefehl von Belcher gingen 1852 fünf Schiffe von England ab, Belcher und Osborn nach dem Wellingtonkanal, Kellett und Mac Clintock nach der Melvilleinsel und Pullen zur Beecheyinsel. Gleichzeitig sandte Lady Franklin Inglefield nach dem Smithsund. Die Suche nach Franklin war wiederum vergeblich, dagegen fand Kellett an der Melvilleinsel ein Dokument von Mac Clure über die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt. Mac Clure war von der Beringstraße bis Banksland vorgedrungen, hatte 1850—51 in der Prince of Wales-Straße überwintert und war dann, da dieselbe durch Eis verschlossen blieb, um Banksland herum in die Banksstraße eingelaufen, wo er in der Bay of Mercy eingefroren war. Durch eine Botschaft Kelletts benachrichtigt, ging Mac Clure im April 1853 mit seiner Mannschaft über das Eis zum Winterquartier Kelletts an der Dealyinsel, kam jedoch erst 1854 nach England zurück, wo er als der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt gefeiert wurde und 10,000 Pfd. Sterl. als Belohnung erhielt. Zugleich mit Mac Clure kehrten auch Belcher und Kellett, welche gleichfalls ihre Schiffe im Eise hatten stecken lassen müssen, mit ihren Mannschaften auf zwei zur Unterstützung ausgesandten Schiffen zurück. In demselben Jahre kehrte auch Collinson, der Gefährte Mac Clures, zurück. Wie dieser, hatte er Banksland erreicht und die Prince of Walesstraße durch Eis geschlossen gefunden; darauf war er im S. von Wollaston- und Victorialand bis zur Cambridgebai und zu Schlitten bis zur Victoriastraße vorgedrungen. Auf der Rückkehr zur Beringstraße hatte er noch eine dritte Überwinterung im Eismeer, in der Cambdenbai, zu bestehen. Nunmehr erklärte die Regierung 31. März 1854 Franklin und die Mitglieder seiner Expedition für tot, doch gingen noch verschiedene Expeditionen zur Aufklärung ihres Schicksals aus. Den Smithsund und das Kanebassin untersuchte die zweite Grinnellexpedition unter Kane, 1853—55. Die erste Kunde aber von dem Schicksal der Franklinschen Expedition ermittelte durch Eskimo 1853 Rae, der im Dienste der Hudsonbaigesellschaft die Westküste von Boothia Felix aufnahm. Anderson und Stewart, die darauf zur Mündung des Großen Fischflusses gesandt wurden, bestätigten, daß ein Teil von Franklins Leuten daselbst dem Hunger und der Kälte erlegen sei. Nun entsandte Lady Franklin 1857 Mac Clintock mit dem kleinen Dampfer Fox. Schon in der Baffinbai vom Eise besetzt, gelangte Mac Clintock erst 1858 in den Prince Regents Inlet u. zur Bellotstraße, von wo er im Frühjahr 1859 eine Schlittenreise nach König Wilhelm-Land unternahm, die durch Auffindung zahlreicher Reste und eines kurzen schriftlichen Berichts das Schicksal Franklins entschleierte. Danach war Franklin nach der Überwinterung an der Beecheyinsel südwärts nach König Wilhelm-Land gesegelt, wo er im September 1846 vom Eise besetzt wurde und 11. Juni 1847 starb. Die Überlebenden hatten unter Führung von Crozier und Fitzjames 22. April 1848 die Schiffe verlassen, um nach dem Großen Fischfluß aufzubrechen. Einige nähere Umstände erkundete der Amerikaner Hall, der 1860—62 20 Monate unter den Eskimo des Frobishersundes verlebte und 1864—69 von der Repulsebai aus Reisen nach der Melvillehalbinsel und König Wilhelm-Land unternahm. Später noch (1879) untersuchte der Amerikaner Schwatka, der, begleitet von Klutschak und Gilder, mit zwölf Eskimo von der Westküste der Hudsonbai ausgezogen war, König Wilhelm-Land und das Mündungsgebiet des Großen Fischflusses nach Resten der Franklinexpedition, ohne weitere Schriftstücke zu finden.

Durch die Franklinsucher war die Inselwelt des arktischen Amerika entschleiert und die nordwestliche Durchfahrt gefunden, aber als unbrauchbar erkannt worden. Die spätern Expeditionen erstrebten eine wissenschaftliche Erforschung der Polarregionen und als Endziel die Erreichung des Nordpols. Die besonders durch Kane verfochtene Theorie von einem offenen Polarmeer veranlaßte eine Reihe von Expeditionen nach dem Smithsund. Eine amerikanische unter Hayes 1860—61 überwinterte an der Ostseite des Smithsundes in Port Foulke, von wo aus Hayes zu Schlitten die gegenüberliegenden Küsten von Ellesmereland und Grinnellland bis Kap Lieber unter 81° 35′ nördl. Br. untersuchte. Eine zweite amerikanische Expedition unter Hall gelangte 1871 in dem Dampfer Polaris durch den Smithsund, den Kennedy- und Robesonkanal bis 82° 26′ nördl. Br. Hall starb in Thank God Harbour 8. Nov. 1871. Auf dem Rückwege im nächsten Jahre wurde das Schiff vom Eise besetzt, 19 Mann trieben auf einer Eisscholle bis in die Nähe von Neufundland, wo sie nach achtmonatiger Fahrt von dem Dampfer Tigreß aufgenommen wurden; die übrigen, unter ihnen der Naturforscher Bessels, gelangten nach abermaliger Überwinterung im Smithsund, zu Boot bis zur Melvillebai und gingen hier auf einen Walfischfänger über. Eine dritte englische Expedition durch den Smithsund zum Robesonkanal unter Nares und Stephenson 1875—76 erforschte auf Schlittenreisen den Verlauf der nördlichen Küsten von Grönland und Grantland und erreichte die Polhöhe von 83° 20′.

Inzwischen war es den rastlosen Bemühungen Petermanns gelungen, auch in Deutschland das Interesse für die Polarforschung wachzurufen und die Mittel zu einer Expedition durch Sammlungen zu erhalten. Als geeignetsten Weg empfahl Petermann die Ostküste von Grönland. Eine Vorexpedition unter Koldewey mit der Germania 1868 vermochte indes die grönländische Ostküste nicht zu erreichen und mußte sich mit der Untersuchung des Meeres zwischen Grönland und Spitzbergen und der Ostküste des letztern begnügen. Die Hauptexpedition unter Koldewey und Hegemann im Dampfer Germania und Segelschiff Hansa ging 1869 nach der Ostküste Grönlands. Hier wurde die Hansa vom Eise zerdrückt, ihre Mannschaft trieb 200 Tage auf einer Scholle von 71—61° nördl. Br. und rettete sich schließlich in Booten nach den grönländischen Kolonien. Die Germania erreichte Grönland unter 75° 31′ nördl. Br., überwinterte an der Sabineinsel, untersuchte die Küste von König Wilhelm-Land bis 77°, erforschte den Franz Joseph-Fjord mit alpiner Umgebung und kehrte 1870 glücklich zurück.

Zur Aufsuchung des sagenhaften Gillislandes nördlich von Spitzbergen entsandte 1869 der Reeder Rosenthal aus Bremerhaven zwei Schiffe, den Bienenkorb mit dem Astronomen Dorst und den Albert mit dem Zoologen Bessels, doch erlaubten die Eisverhältnisse nur die Untersuchung des Meeres zwischen Grönland und Spitzbergen. Die Erforschung von Spitzbergen wurde besonders durch schwedische Expeditionen gefördert, unter Torell 1857 und 1861—62, unter

Nordenskjöld 1864, 1868 und 1871—72. Den Osten von Spitzbergen besuchten 1870 v. Heuglin und Graf Waldburg-Zeil. Ersterer versuchte 1871 vergeblich auf der von Rosenthal gecharterten Germania in das Karische Meer einzudringen. Jetzt wendeten sich auch die Österreicher der arktischen Forschung zu. Mit Unterstützung des Grafen Wilczek unternahmen Payer und Weyprecht auf dem Segelschiff Isbjörn 1871 zunächst eine Rekognoszierungsfahrt in das ostspitzbergische Meer bis 79° nördl. Br. Die Hauptexpedition unter denselben Führern ging 1872 auf dem Dampfer Tegetthoff nach Nowaja Semlja, wo sie mit Graf Wilczek auf dem Isbjörn zusammentraf. Bald darauf wurde der Tegetthoff vom Eise eingeschlossen und trieb nach Norden an die Küsten eines unbekannten Landes, das Kaiser Franz Joseph-Land getauft und auf Schlittenreisen bis 83° nördl. Br. erforscht wurde. Im Mai 1874 verließ die Mannschaft das Schiff und gelangte auf Schlitten und Booten nach Nowaja Semlja, wo ein russisches Fangschiff dieselbe aufnahm. Dem Beispiel der Österreicher folgend, entsandten die Holländer den Willem Barents unter Bruijne 1878 in die Grönlandssee und 1879 nach Nowaja Semlja, auf welcher Fahrt das Franz Joseph-Land gesichtet wurde. Daselbst überwinterte 1881/82 der Engländer Leigh Smith und rettete sich dann mit seiner Mannschaft nach Nowaja Semlja. Wichtige geographische Entdeckungen im europäischen Eismeer machten auch norwegische Fangmänner, namentlich Tobiesen und Johannesen, welch letzterer 1870 ganz Nowaja Semlja umsegelte. Die Schiffbarkeit des Karischen Meeres zeigte 1874 der Engländer Wiggins, welcher durch dasselbe bis über die Jenisseimündung hinaussegelte. Darauf eröffnete Nordenskjöld durch seine Fahrten zum Jenissei 1875 und 1876 das sibirische Stromnetz der europäischen Schiffahrt und löste endlich durch die Umsegelung Asiens in der Vega 1878—79 das Problem der nordöstlichen Durchfahrt. Weniger glücklich war die Fahrt der vom »New York Herald« ausgesandten Jeanette, welche unter Führung von Delong 1879 durch die Beringstraße nach Norden vordrang, aber vom Eise eingeschlossen 1881 unter 77° 15′ nördl. Br. versank. Die Mannschaft suchte in drei Booten die sibirische Küste zu erreichen, was nur zweien gelang; von diesen erlagen noch die meisten Insassen des einen im Lenadelta dem Hungertode. Der zur Aufsuchung der Jeanette ausgesandte Rodgers unter Berry umfuhr 1881 Wrangelland, das in demselben Jahre zuerst von Hooper besucht worden war. Als dann der Rodgers in der Beringstraße verbrannte, zog Gilders, der Korrespondent des »New York Herald«, über Land nach der Lena, wo er das Schicksal Delongs aufklärte.

Jetzt wurde von verschiedenen Seiten, zuerst von Weyprecht auf der Naturforscherversammlung in Graz, die Wichtigkeit von Polarstationen für gleichzeitige meteorologische und magnetische Beobachtungen betont. Nachdem auch der zweite internationale Meteorologenkongreß in Rom 1879 sich dafür ausgesprochen hatte und eine internationale Polarkommission 1879 in Hamburg unter Vorsitz von Neumayer, 1880 in Bern und 1881 in Petersburg den Plan ausgearbeitet hatte (s. Polarforschung), wurden von fast allen europäischen Regierungen und den Vereinigten Staaten im ganzen 14 Stationen für 1882—83 besetzt, nämlich Cumberlandsund und Südgeorgien durch Deutschland, Jan Mayen durch Österreich, Godthaab durch Dänemark, Spitzbergen durch Schweden, Altenfjord durch Norwegen, Lenadelta u. Nowaja Semlja durch Rußland, Sodankyla und Kultala durch Finnland, Fort Rae am Großen Sklavensee durch England u. Kanada, Point Barrow und Lady Franklin-Bai durch die Vereinigten Staaten, Kap Horn in der Antarktis durch Frankreich. Nur die holländische Expedition erreichte nicht ihren Bestimmungsort, Dicksonhafen, und mußte im Karischen Meere überwintern. Von der amerikanischen Station in der Lady Franklin-Bai aus erforschte Lockwood auf einer Schlittenfahrt die Nordküste Grönlands und erreichte mit 83° 24′ die höchste bis jetzt erlangte Polhöhe. Als dann der ungünstigen Eisverhältnisse wegen in den nächsten Jahren der erwartete Entsatz nicht stattfand, verließ die Mannschaft unter Greely 1883 die Station und gelangte in Schlitten und Booten bis Kap Sabine am Smithsund, wo die meisten dem Hungertode verfielen und nur noch sieben von einer Hilfsexpedition lebend angetroffen wurden.

In der Folge trat die wissenschaftliche Erforschung einzelner arktischer Gebiete in den Vordergrund. Die Geographische Gesellschaft in Bremen, hervorgegangen aus dem Verein für die deutsche Nordpolfahrt, entsandte 1876 Brehm, Finsch und Graf Waldburg-Zeil nach Westsibirien, 1881—82 die Gebrüder Krause nach der Beringstraße und Alaska und 1889 Kükenthal nach Spitzbergen. Zu Studien über die zentralen Eskimo bereiste Boas 1883—84 den Cumberlandgolf und die Küsten des Baffinlandes. Island wurde zum Zwecke der geologischen Erforschung seit 1886 wiederholt durch Thoroddsen bereist. In Britisch-Nordamerika wurde der Oberlauf des Yukon 1883 durch Schwatka befahren, in Alaska der Lauf des Kupferflusses, des Tanana und des Kojukuk 1885 durch Allen erforscht, Bunge und Baron v. Toll besuchten 1886 die neusibirischen Inseln, Nossilow brachte drei Winter (1887 ff.) auf Nowaja Semlja zu; besonders aber war Grönland das Ziel zahlreicher Forschungsreisen. Die dänische Regierung veranlaßte eine genaue Aufnahme der Küsten durch Steenstrup, Helland, Jensen, Kornerup, Hammer, Holm, Groth, Ryder u. a.; Versuche, in das Innere einzudringen, wurden gemacht von Whymper 1867, von Nordenskjöld 1870, von Jensen, Kornerup und Groth 1878 und wiederum von Nordenskjöld 1883 und von Peary 1886. Eine Durchquerung von der Ostseite her vollführte 1888 der Norweger Nansen; der Amerikaner Peary erreichte 1892 von der Mac Cormickbai am Eingang des Smithsundes zu Schlitten den äußersten Norden Grönlands und die Independencebai an der Nordostküste. Dagegen scheiterten 1894 und 1895 seine Bemühungen, den Verlauf der Nordküste festzustellen. Die Natur des Gletschereises untersuchte 1892 und 1893 eine von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin ausgesandte Expedition unter Drygalski. Die Schweden Björling und Kallstenius erforschten die Westküste Grönlands von Upernivik bis zum Smithsund, verloren aber ihr Schiff und sind seitdem verschollen. Eine wesentlich zu Kunststudien bestimmte Fahrt nach dem Franz Joseph-Fjord plant der Österreicher Payer. Aber auch Bestrebungen zur Erreichung des Nordpols oder möglichst hoher Breiten sind aus den letzten Jahren zu verzeichnen. In erster Linie ist die Expedition von Nansen zu nennen, welcher 1893 in der Fram nach dem sibirischen Eismeer aufgebrochen ist, um dort in das Packeis einzudringen und sich durch die Strömung nach Norden treiben zu lassen. Er hofft über den Pol hinweg oder nahe an demselben vorüber in das

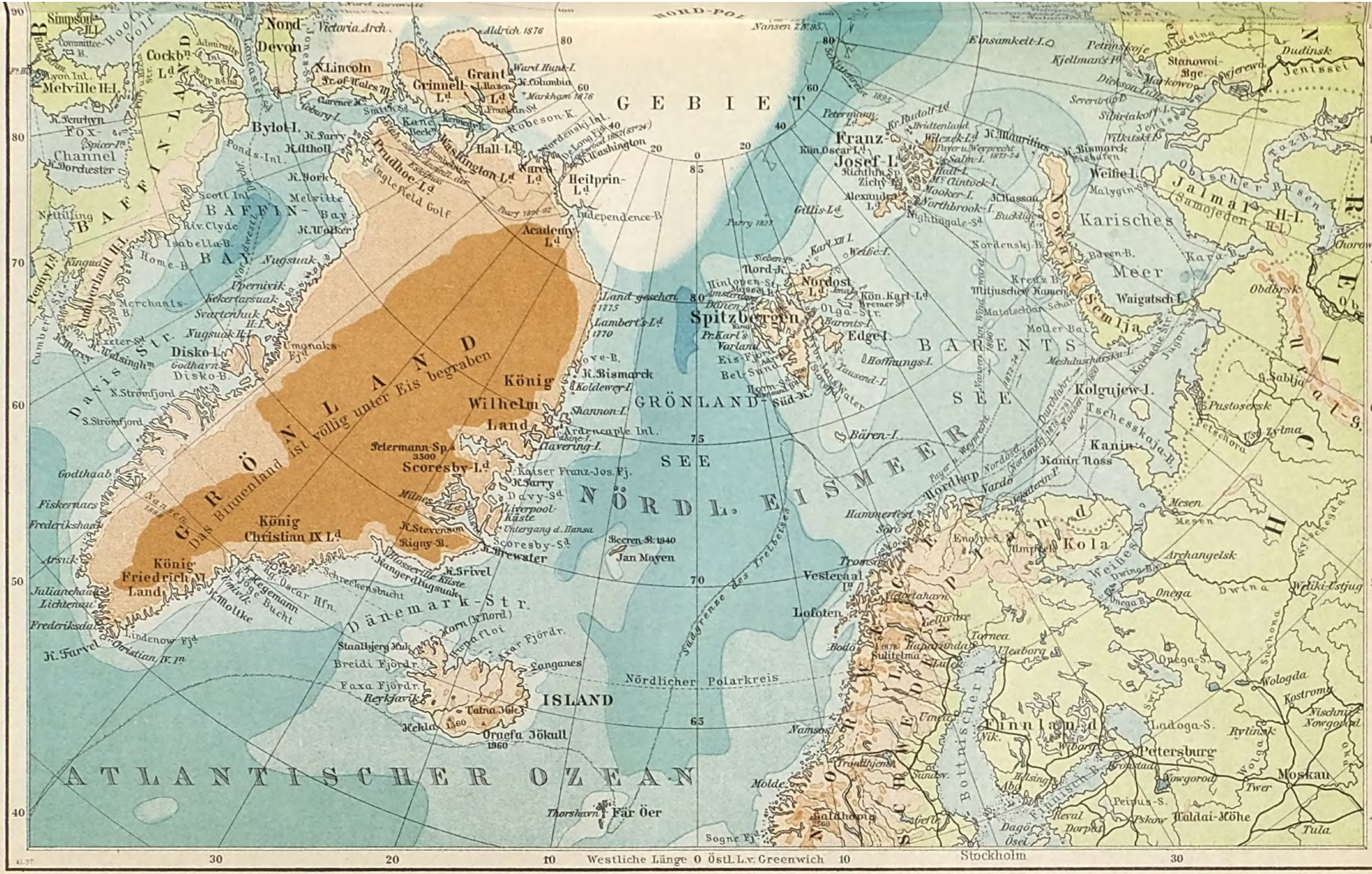
Ostgrönländische Meer zu gelangen. Auf mehrere Jahre berechnet ist auch der Plan des Engländers Jackson, der 1894 Franz Joseph-Land zu erreichen suchte, um von dort in Etappen nach Norden vorzudringen. Die Expedition des Amerikaners Wellmann, der in demselben Jahre von Spitzbergen mit Schlitten zum Nordpol vordringen wollte, scheiterte, da das Expeditionsschiff vom Eise zerdrückt wurde. Von andern mehr oder weniger aussichtsvollen Plänen ist besonders der des Schweden Andrée zu nennen, welcher im Sommer 1896 von den im Norden Spitzbergens gelegenen norwegischen Inseln aus im Luftballon den Nordpol zu erreichen hofft. Von vielen Seiten, namentlich von Neumayer, wird jetzt mehr auf die Erforschung der Südpolarländer hinzuwirken gesucht. Vgl. von neuern Reisewerken: »Die zweite deutsche Nordpolarfahrt 1869 u. 1870« (Leipz. 1873—74, 2 Bde. in 4 Abt.; Volksausg. 1882); Payer, Die Österreichisch-Ungarische Nordpolexpedition (Wien 1876); »Narrative of the second Arctic Expedition« (Washingt. 1850); Heilprin, Arctic problems and narrative of the Peary Relief Expedition (Philad. 1893); die Werke von Nordenskjöld, Nansen u. a. Zur Geschichte der N.: Sir J. Barrow, Chronological history of voyages into the arctic regions (2. Aufl., Lond. 1846); Richardson, The Polar regions (das. 1861); Shillinglaw, Narrative of arctic discovery (neue Ausg., das. 1851); Peschel, Geschichte der Erdkunde (2. Aufl., Münch. 1877); Markham, The threshold of the unknown region (4. Aufl., Lond. 1876); D. Murray Smith, Arctic expeditions from British and foreign shores (das. 1875—77, 3 Bde.); Hellwald, Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten (Stuttg. 1880); R. Andree, Der Kampf um den Nordpol (5. Aufl., Bielef. 1889); Löwenberg, Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen (Leipz. 1886); Greely, Handbook of arctic discoveries (New York 1896); Chavanne, Karpf und Le Monnier, Die Litteratur über die Polarregionen der Erde (Wien 1878).

Nordpolarländer (hierzu Karte »Nordpolarländer«), die innerhalb des nördlichen Polarkreises gelegenen Länder, sowohl die den Festlandsmassen angehörigen als die von ihnen abgetrennten Inseln. Vom europäischen Festland gehören dazu: das norwegische, schwedische und russische Lappland, das nördlichste europäische Rußland mit der Halbinsel Kola, Nowaja Semlja, von denen nördlich Spitzbergen und Franz Joseph-Land bis 83° nördl. Br. hinaufreichen; von Asien das nördlichste Sibirien, das in der Taimyr-Halbinsel bis 77° 34' nördl. Br. sich erstreckt, mit den vorliegenden Neusibirischen- und den Longinseln und der Wrangelinsel; von Amerika der nördlichste Teil von Britisch-Nordamerika mit den Halbinseln Adelaide, Boothia Felix und Melville und den großen vorgelagerten Landmassen (Banks-, Prinz Albert-, Wollaston-, Victorialand, Prinz Patrick-, Melville- u. Bathurstinsel, King William- und Prinz Wales-Land, Cornwallis- u. Grinnellinsel, Nord-Somerset, Nord-Devon, Nord-Lincoln-, Grinnell- u. Grantland), der größere nördliche Teil von Baffinland u. Grönland und die kleine Insel Jan Mayen. Rechnet man noch das südliche Grönland und das gleichartige Island hinzu und schließt den Nordrand Europas, Asiens und Amerikas aus, so erhält man für die N. ein Areal von 3,825,620 qkm (69,477 QM.) mit 82,443 Einw., wovon auf das arktische Amerika (an der Baffinbai und anderswo bis nahezu 82° nördl. Br.) 1000 Eskimo, auf Island 70,927, auf Grönland 10,516 kommen. Die übrigen Inseln sind unbewohnt, doch hat man in jüngster Zeit einige Samojeden auf Nowaja Semlja angesiedelt. N. im engern Sinne (Arktis) nennt man die innerhalb des Polarkreises liegenden Inseln und Inselgruppen. Banksland (Baringinsel), Prinz Albert-, Wollaston- und Victorialand, welche eine einzige Insel bilden, und König Wilhelm-Land haben steile Küsten, stellenweise von tiefen Fjorden eingeschnitten. Silurische Kalksteine und Thonschiefer sind die herrschenden Felsarten; doch finden sich im nördlichen Teil von Banksland auch karbonische Sandsteine mit eingelagerten Kohlenflözen, im nordwestlichen Banksland Kohlenkalk und im äußersten Westen derselben Insel auch noch tertiäre (miocäne) Bildungen, welche Kohlenflöze und viele fossile Baumstämme einschließen. Auch die Küsten der Inseln des Baffin-Archipels steigen schroff an; das Innere bildet eine Hochebene von 200—250 m Meereshöhe, auf welcher sich Berge bis 670 m erheben. Fast das ganze Jahr hindurch bedecken Schnee und Eis das Land, und namentlich am Lancastersund reichen mächtige Gletscher bis ins Meer. Neben alten kristallinischen Gesteinen, welche sich von der Halbinsel Boothia bis zu den Küsten des Peelsundes erstrecken und besonders auf der Melvillehalbinsel und im östlichen Teil von Baffinland sehr verbreitet sind, herrschen silurische Ablagerungen. Die kristallinischen Schiefer schließen auf der Cumberlandhalbinsel Magneteisen und Kupferkies ein. Während im Parry-Archipel auf Norddevon und Cornwallis silurische Bildungen vorherrschen und untergeordnet alte kristallinische Gesteine (Gneise und Granit) auftreten, sind auf den übrigen Inseln karbone Sandsteine mit eingelagerten Steinkohlenflözen, auf Prinz Patrick (sowie im nordwestlichen Norddevon und im nördlichen Cornwallis) auch Kohlenkalk, an einzelnen Stellen von Juraablagerungen mit Ammoniten- und Saurierresten bedeckt, verbreitet; auf Grinnellland sind auch miocäne Schichten mit Pflanzenresten und einem Kohlenflöz aufgefunden worden. Ob wir es bei der westlich vom Smithsund gelegenen Ländermasse (Nordlincoln, Ellesmere-, Grinnell- und Grantland) mit einer einzigen großen Insel oder mit einem von engen Meeresstraßen durchschnittenen Inselkomplex zu thun haben, ist noch festzustellen. Im Innern dieses Landes erheben sich hohe Gebirge, und ungeheure Gletscher ergießen sich von ihnen aus ins Meer; an der Nordküste aber sind keine Gletscher entdeckt worden, und der Schneefall ist dort so gering, daß im Winter oft weite Strecken schneefrei sind. Einige der Berge steigen bis 600 m an.

Charakteristisch für das Polarklima sind strenge Winterkälte, kurze kalte Sommer, Verspätung des Kältemaximums in das Frühjahr hinaus, geringe Niederschläge und verhältnismäßig geringe Häufigkeit der Stürme. Während in der Winternacht die dichte Schneedecke ununterbrochen Wärme bei meist heiterm Himmel ausstrahlt, wird im Sommer der größte Teil der Sonnenstrahlung zur Schmelzung der Schnee- u. Eisdecke verwendet. Nebel ist im Winter seltener, doch verdüstert das Treiben des feinen trocknen Schnees die Luft oft wie dichter Nebel, dagegen sind im Sommer Nebel sehr häufig. Die Dauer der Winternacht wird beeinträchtigt durch das Mond-, Sternen- u. Polarlicht und durch verlängerte Dämmerung. Die tiefsten Temperaturen werden von denen in Nordostsibirien übertroffen, indessen sind die mittlern Jahrestemperaturen in den Polargegenden am niedrigsten.



NORD-POLARLÄNDER.
Breiten-Maßstab 1 : 25 000 000.
Kilometer.
Tiefenschichten:
0-200 m unter d. Meer
200-2000
2000-4000
über 4000
Höhenschichten:
0-300 m über d. Meer
300-1000
1000-2000
über 2000
Südgrenze d. Treibeises.
Nordgrenze d. Waldes.
Westlich -180 Östl. v. Greenw.
GROSSER OZEAN
BERING-MEER
ALASKA Terr. d. Verein. Staaten
Rocky Mountains
NÖRDL. EISMEER
UNERFORSCHTES
NORD-POL
NORDENSKJÖLD-MEER
Neu-Sibirische In.
Wrangell-I.
Tschuktschen H-I.
Stanowoi Gebirge
Kamtschatka
Werchojanskisches Geb.
Taimyr-H-I.
BRIT. NORDAMERIKA



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Nordpolarländer«.

Temperaturverhältnisse:

Ort	Breite	Jahr	kältester Monat		wärmster Monat		Min.	Max.
Toistoj Nosse	70°10′	—13,3°	—33,8°	I	8,8°	VIII	—	—
Fort Barrow	71 30	—13,7	—30,4	II	7,2	VIII	—	—
Felsenbai. .	70 37	—9,5	—23,7	III	3,0	VIII	—	—
Viktoriahafen	70 8	—16,1	—36,2	III	3,3		—49,2°	12,2°
Port Leopold	73 50	—16,6	—35,8	XII	2,3		—46,7	7,2
L. Frankl.-Bai	81 41	—20,1	—40,4	I	2,9		—57,1	7,9
Floeberg . .	82 27	—19,8	—39,9	III	3,5		—58,8	10,0

Die Pflanzenwelt gleicht derjenigen der nivalen Alpenregion. In Grönland überziehen den Boden alpine Arten von Saxifraga, Pedicularis, Polygonum, Draba, Cochlearia, Potentilla, Papaver, Ranunculus, Stellaria, Dryas, Eriophorum 2c., und Weiden, Gräser, Simsen 2c. bilden, sobald der Schnee geschmolzen, die Hauptrepräsentanten der Frühlingsflora. Monotypisch für das Polarland sind die Erikacee Cassiope tetragona, ein Gras Phippsia monandra und die Krucifere Parrya arctica. Das westamerikanische Polarland ist ärmer an Pflanzen; doch zeitigt der kurze Sommer einzelne Blumen zu ansehnlicher Größe, so das gelbe Geum glaciale, die rote Claytonia sarmentosa und das blaue Myosotis alpestris, die in dem Einerlei von zwergartigen Weiden und Nadelhölzern eine wohlthuende Abwechselung bringen. Im übrigen findet man in den polaren Regionen der Festländer meilenweite Tundren, bedeckt mit der Renntierflechte, wozu im polaren Europa und Asien gewaltige Moosflächen auftreten (Polytrichum). Für den Anbau der Getreide ist die Vegetationszeit zu kurz; Kartoffeln bleiben klein, dagegen werden mit Erfolg Rübengewächse, Kohl, Spinat, Salat und Kerbel angepflanzt. Von wild wachsenden Pflanzen liefern Nahrungsmittel die Früchte der Heidelbeersträucher, der Rausch- und Sumpfbeere (Vaccinium uliginosum) und der Preißelbeere. Sedum radiola liefert in seinen Wurzeln und Blättern, Pedicularis hirsuta in den Kelchblättern ein Gemüse. Sauerampfer dient als Heilmittel gegen den Skorbut, und endlich erzeugt noch das Meer in Alaria esculenta, Laminaria saccharina und Iridaea edulis eßbare Tangarten. Die Tierwelt ist identisch mit der der »arktischen Zirkumpolarregion« (s. d.), die, ohne Scheidung in Unterregionen den Nordpol umgebend, sich in Europa, Asien und Amerika südwärts bis zur nördlichen Grenze des Baumwuchses erstreckt. Für Handel und Ackerbau sind diese arktischen Länder ohne alle Bedeutung; wohl aber bieten ihre Küsten den Walfischfängern und Robbenjägern eine reiche Beute, und bei fortgesetztem Studium ihrer Eisverhältnisse dürfte es gelingen, immer tiefer in dieselben einzudringen. Schon jetzt wagen sich die Walfischfänger jährlich in Gegenden, die noch vor wenigen Jahren für geradezu unzugänglich galten. Vgl. K. Müller, Die Polarwelt (Sondersh. 1858); Sir J. Richardson, The Polar regions (Edinb. 1861); Blake, Arctic experiences (Lond. 1874); Hayes, Das offene Polarmeer (a. d. Engl., Jena 1868). Weiteres s. Nordpolarexpeditionen und Polarforschung.

Nordpunkt (Mitternachtspunkt), derjenige der beiden Schnittpunkte des Meridians mit dem Horizont, welcher dem Nordpol näher liegt. Magnetischer N. ist derselbe Punkt bei Zugrundelegung des magnetischen Meridians; oft dient letzterer zur Bestimmung auch des geographischen Nordpunktes unter Berücksichtigung der bekannten magnetischen Deklination.

Nordre-Bergenhus, Amt, s. Bergen (Stift).

Nordre-Trondhjem, Amt, s. Drontheim (Stift).

Nordsachsen, soviel wie Nordmark.

Nordschwaben (Nordosquavi oder Warnen), Schwaben, welche vom fränkischen König Siegbert 569 im Suevongau (Schwabengau) zwischen Saale, Bode und Unterharz angesiedelt wurden und sich gegen die Sachsen in blutigen Kämpfen behaupteten; sie behielten ihr eignes Recht, das im Sachsenspiegel wiederholt erwähnt wird.

Nordsee (Deutsches Meer), der nordöstliche Teil des Atlantischen Ozeans, wird von diesem durch die Britischen Inseln u. durch die Skandinavische Halbinsel, Dänemark und Schleswig-Holstein von der Ostsee getrennt, nach S. durch die Küsten von Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Deutschland begrenzt. Sie erstreckt sich durch 10 Breiten- u. 11 Längengrade; ihre größte Längenausdehnung kann man zu 4500 km, ihre größte Breite zu 2600 km, ihren Flächeninhalt zu 547,600 qkm (9945 QM.) annehmen, wovon 6450 qkm auf Inseln entfallen. Man unterscheidet in der N.: das Norwegische Meer, mit zahlreichen tief eingreifenden Buchten (Fjorden) an der Küste Norwegens; das Skagerrak, zwischen Norwegen und Jütland; das Kattegat, zwischen Jütland u. Schweden. Aus diesem führen der Sund, der Große und der Kleine Belt nach der Ostsee. Eine direkte Verbindung zwischen dem südlichen Teil der N. und der Ostsee wird durch den Nordostseekanal (s. d.) hergestellt. Als Buchten u. Meerbusen sind noch zu erwähnen: die Hamburger Bucht, vor der Elbe- u. Wesermündung, der Jadebusen, der Dollart, der Zuidersee; auf der Westseite an der schottischen Küste der Moray Firth und der Firth of Forth; an der Küste von England der Washbusen und die Themsemündung. Die N. ist ein flaches Bassin, dessen Meeresboden von Norden nach S. allmählich ansteigt; nur längs der norwegischen Küste befindet sich eine tiefere Rinne, »die Norwegische Rinne«, in welcher Tiefen bis zu 687 m gelotet worden sind. Über die Mitte der N. breitet sich ein ausgedehntes submarines Plateau aus, die Doggerbank, mit von W. nach O. zunehmenden Tiefen von 15—30 m. Während die Tiefen nördlich dieser Bank bis zu 200 m reichen, kommen in dem südlichen Teile der N. nirgends Tiefen über 60 m vor. Vor den Südküsten lagert sich ein breiter Saum von Bänken (Watten), die, meist in der Richtung NS. verlaufend, die Annäherung an die Küste erschweren und die Schiffahrt gefährden. Die die N. umgebenden Küsten sind außer den hohen, felsigen, zerklüfteten Ufern von Norwegen und denjenigen von Schottland niedrig und eben, werden aber fast auf der ganzen niederländisch-deutschen Strecke durch Deiche vor dem Eindringen des Wassers geschützt. Die N. hat Ebbe und Flut, am stärksten an den Küsten der Niederlande und Englands. Eine atlantische Gezeitenwelle dringt von NW. nördlich von Schottland in die N. Der größere Teil dieser Flutwelle passiert die Shetlandinseln im Norden und läuft auf die Küste von Norwegen zu, wird hier nach SW. reflektiert und passiert die direkt von NW. kommende, südlich von den Shetlandinseln eintretende Welle und schreitet mit dieser gemeinsam nach S. fort, während ein schwacher Teil der Flutwelle in das Skagerrak eindringt und an der schwedischen Küste beobachtet wird. Die Flutwelle folgt dem tiefen Wasser, schwenkt zum Teil um die Doggerbank herum nach O. ab, pflanzt sich im S. auf flacherm Wasser in der Richung der Sunde fort und breitet sich in der Richtung auf die niederländische Küste zu bogenförmig aus. An der Küste des Kontinents werden hier Flutwellen von Norden her nicht bemerkt infolge einer

zweiten aus dem Englischen Kanal in die N. eintretenden Welle, welche sich namentlich über den südlichen Teil der N. ausbreitet, mit ihrem westlichen Teil in die Themse tritt und mit ihrem östlichen der Küste des Festlandes folgt. Interferenzerscheinungen zwischen beiden Flutwellen, verbunden mit der Bodenfiguration, machen die Gezeitenerscheinungen in der N. etwas verwickelt. Durchschnittlich beträgt der Unterschied zwischen Ebbe und Flut 3,3 m; an der englischen Küste erreicht sie bei Springzeit eine Höhe bis zu 7 m, bei Hull, an der holländischen und belgischen Küste 2—5,8 m (Ostende), an der deutschen Küste 2—3,5 m (bei den westfriesischen Inseln 2,5 m, Helgoland 2,8 m, Wilhelmshaven 2,5 m, Bremerhaven 3,3 m, Brunsbüttel 3 m, Hamburg 2 m), an der dänischen und norwegischen Küste 1—1,5 m. Bei Nordweststurm steigt die Flut an der Festlandsküste oft 7 m über die gewöhnliche Höhe und ist dann nicht selten von verheerendster Wirkung. Dergleichen sogen. **Sturmfluten** haben Tausenden von Menschen das Leben gekostet und an den flachen Küsten bedeutende Veränderungen hervorgerufen, indem das Meer an einer Stelle Strecken festen Landes nach und nach verschlang (vgl. Dollart), an andern Stellen dagegen gewaltige Massen erdiger Stoffe über lange Küstenstriche ausbreitete. Insgesamt berechnet man den Verlust an Marschland an der Süd- und Ostküste der N. seit dem Mittelalter auf 5055 qkm, wovon nur 2588 qkm durch Entwässerungsarbeiten wiedergewonnen sind. Seit dem 11. Jahrh. sind durch Sturmfluten und Flugsand 144 Ortschaften an der N. untergegangen. Den Flutwellen entsprechend laufen auch die **Gezeitenströmungen** in der N.; im nördlichen Teile, d. h. nördlich der Linie Texel-Spurn Point, gehen sie im allgemeinen in nördlicher und südlicher Richtung parallel den Küsten, im südlichen Teil in der Richtung NO. und SW. An der Grenze, wo die von Norden und S. eintretenden Flutwellen zusammentreffen, werden kreisende Strömungen erzeugt. Die Geschwindigkeit der Gezeitenströmungen überschreitet selten 2 Seemeilen. Selbständige, d. h. nicht durch das Fallen und Steigen des Wassers veranlaßte Strömungen sind nur in den Gebieten bemerkbar, wo die Gezeitenerscheinungen nahezu verschwinden. So setzt ein aus dem Kattegat fließender Ostseestrom an der schwedischen Küste entlang bis zu den Kosterinseln, wendet sich hier gegen Westen nach der Inselgruppe Svenör und folgt dann der norwegischen Küste nach Kap Lindesnäs; dieser Strom ist im Skagerrak am stärksten, wo er 2—3 Seemeilen von der norwegischen Küste eine Geschwindigkeit bis zu 4 Knoten erreicht. An der Nordküste von Jütland ist ein östlich setzender Strom vorhanden. Der **Salzgehalt** der N. ist beträchtlicher als der der Ostsee, im Norden bedeutender als im S., im W. größer als im O.; er beträgt im Mittel 3,3 Proz. In dem tiefen nördlichen Teil der N. beträgt der Salzgehalt 3,56—3,52 Proz., an der dänischen Küste wird er durch Aufnahme des salzärmern Ostseewassers, in der deutschen Bucht durch die zahlreichen dort einmündenden Flüsse erheblich herabgesetzt. Das Maximum der Dichtigkeit fällt in den Sommer und Herbst, das Minimum in den Winter und das Frühjahr; entsprechend den schwankenden Wassermengen, welche von den Flüssen abgeführt werden. Die jährliche Schwankung im Salzgehalt ist an der schleswigschen Küste am bedeutendsten, nach W. hin geringer; bei Borkum und Horns Riff beträgt der Salzgehalt im Jahresmittel 3,28 und 3,27 Proz., bei List auf Sylt 3,08 Proz., vor der Wesermündung 3,35 Proz., bei Helgoland 3,34 Proz. Auffallend ist in manchen Jahren das Auftreten salzreichern Wassers bei Helgoland gerade in den Monaten, in welchen der Wasserreichtum der Flüsse groß ist. Es erklärt sich dies aus der durch das Ausströmen des Flußwassers hervorgebrachten Aspiration, d. h. das an der Oberfläche abfließende und die umgebende Wassermasse mitreißende süße Flußwasser erzeugt einen lebhaftern Zufluß von salzreichem Wasser in der Tiefe und an den Seiten. Ähnliche Verhältnisse finden sich im Skagerrak und der Norwegischen Rinne, wo der aus der Ostsee fließende Strom salzärmern Wassers die Zufuhr salzreichern Wassers in der Tiefe begünstigt. Während das Skagerrak in der Tiefe einen Salzgehalt von 3,55 und 3,56 Proz. aufweist, ist ein großer Teil der Oberfläche mit aus der Ostsee stammendem Wasser überdeckt, welches 3 Proz. Salzgehalt nicht erreicht. Die N. gefriert nie wie die Ostsee, nur an den Küsten setzt sich Eis an. Die flachen Küsten mit felsigem Grund, wie die Ostküste Englands, die Südwestküste Norwegens und die Küste Helgolands, sind sehr reich an Algen, während die holländischen und deutschen Küsten sehr arm an festsitzenden Algen sind. Ähnlich verteilt sich die **Tierwelt**, deren niedere Formen in ungeheurer Zahl die Tiefe bevölkern und zahlreichen Fischen (Kabeljau, Schollen, Heringe, Seezungen, Steinbutten) zur Nahrung dienen. Von größern Fischen kommen Haifische, von Seesäugetieren kleinere Wale und mehrere Arten von Seehunden vor; größere Wale verirren sich nur gelegentlich in die N. Helgoland liefert Hummern, die Südostküste Englands, Seeland und die Westküste Schleswigs Austern. Meerleuchten beobachtet man besonders in den westlichen u. südlichen Teilen der N. — Die **Schiffahrt** auf der N. ist besonders wegen der vielen Sandbänke längs der Süd- und Ostküste gefährlich, was namentlich von der Fahrt um die Nordspitze Jütlands herum gilt, die sich als Sandriff weit in das Meer hinein fortsetzt. Zur Erleichterung der Schiffahrt sind längs der Küsten zahlreiche Leuchttürme errichtet und Baken oder Seemerkmale angebracht (s. Karte »Leuchtfeuer an den deutschen Küsten«, im 10. Bd.). Übrigens ist die Handelsschiffahrt auf der N. von großem Umfang. Die wichtigsten **Häfen** der N. sind, in England: London, Yarmouth, Hull, Middlesbrough, Hartlepool, Sunderland, die Tynehäfen; in Schottland: Leith, Aberdeen, Dundee; in Frankreich: Dünkirchen; in Belgien: Ostende; in den Niederlanden: Vlissingen, Bergen op Zoom, Rotterdam, Amsterdam und Harlingen; in Deutschland: Emden, Bremerhaven, Hamburg, Altona, Tönning und Husum; in Norwegen: Bergen (s. die Karte bei Art. »Dampfschiffahrt«). Die **Zuflüsse** der N. sind von S. her die Elbe, Weser, Ems, die Rheinmündungen und die Schelde, von W. die Themse, der Humber und Tay, von O. die Eider und die vielen kleinen Flüsse Schleswigs, Westjütlands und Norwegens. Die bekanntesten **Seebäder** der N. sind zu Boulogne, Ostende, Scheveningen, auf Borkum, Norderney, Wangeroog, Helgoland, Föhr und Sylt. Vgl. »Jahresberichte der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere in Kiel«; »Segelhandbuch für die N.« (hrsg. vom hydrographischen Amt der Admiralität, Berl. 1883); »Die Ergebnisse der Untersuchungsfahrten S. M. Kanonenboot Drache in der N.« (das. 1886).

Verzeichnis der Abbildungen im XII. Band.

Beilagen.

Abbildungen im Text.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Auszug aus dem Verlags-Verzeichnis

des

Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Dezember 1899.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Illustrationstafeln (darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen) und 120 Textbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 34 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in 17 Halblederbänden . . . . je	10	—
Ergänzungs- und Registerband (Band XVIII) dazu. Mit 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 56 Illustrationstafeln (darunter 10 Farbendrucktafeln und 7 Kartenbeilagen) und 4 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 2 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in Halblederband	10	—
Erstes Jahressupplement (Band XIX) dazu. Mit über 600 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 45 Illustrationstafeln (darunter 4 Farbendrucktafeln und 9 Kartenbeilagen).		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 2 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in Halblederband	10	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 292 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie, von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Kunstformen der Natur, von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** 50 Illustrationstafeln mit beschreibendem Text. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 5 Lieferungen . . . . je	3	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Afrika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	12	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. ***E. Deckert*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal*** herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Europa, von Dr. ***A. Philippson*** und Prof. Dr. ***L. Neumann.*** Herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

	M.	Pf.
Australien und Ozeanien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Meyers Hand-Atlas. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten befindlichen Namen. Geheftet, in 38 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in Halbleder	13	50
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 35 Karten und Plänen und 276 Wappenbildern. Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75

Geschichts- und litterargeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 30 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Von Dr. ***Hans Blum.*** Mit einem Porträt. Gebunden	5	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans Helmolt.*** Mit 24 Karten und 171 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 16 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 8 Halblederbänden . . . . je	10	—
Geschichte der antiken Litteratur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Litteratur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der englischen Litteratur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Litteratur, von Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. ***E. Pèrcopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 39 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der französischen Litteratur, von Prof. Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und Faksimile-Beilagen. (Erscheint Anfang 1900.) Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Band, herausg. von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Band, herausg. von *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Band, herausg. von *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bände, herausg. von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, herausg. von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Band, herausg. von *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bände, herausg. von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bände, herausg. von *M. Mendheim*	6	—
Hebbel, 4 Bände, herausg. von *K. Zeiß*	8	—
Heine, 7 Bände, herausg. von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bände, herausg. von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., herausgeg. von *V. Schweizer*	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., herausg. von *H. Kurz*	4	—
Körner, 2 Bände, herausg. von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bände, herausg. von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., herausg. von *F. Bornmüller*	12	—
O. Ludwig, 3 Bände, herausg. v. *V. Schweizer*	6	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., herausg. v. *J. Dohmke*	2	—
Platen, 2 Bände, herausg. von *G. A. Wolff* u. *V. Schweizer*	4	—
Rückert, 2 Bände, herausg. von *G. Ellinger*	4	—
Schiller, herausg. v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden	28	—
Tieck, 3 Bände, herausg. von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bände, herausg. von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bände, herausg. von *H. Kurz*	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde.	20	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische und portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische und russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Äschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben*	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff*	2	50

Wörterbücher.

	M.	Pf.
***Dudens* Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache**, *fünfte Auflage.* Gebunden, in Leinwand	1	50

Meyers Sprachführer.

	M.	Pf.
Deutsch-Englisch oder **Französisch** oder **Italienisch** . geb. je	2	50
- **Spanisch** oder **Russisch** od. **Dänisch** u. **Norwegisch** - je	3	—
- **Schwedisch** -	3	50
- **Neugriechisch** -	4	—
- **Arabisch** oder **Türkisch** oder **Portugiesisch** - je	5	—

Meyers Volksbücher

Erschienen sind 1250 Nummern. Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Geheftet. Preis jeder Nummer 10 Pfennig. Gebunden in eleganten Liebhaber-Leinenbänden. Preis je nach Umfang. Verzeichnisse sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Meyers Konversations-Lexikon ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens

Bd.: 12

1897